This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

114 g. 4

TAYLOR INSTITUTION

DOMI MINA
NUS TIO
ILLU MEA

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1857.

Erſter Band.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1857.

Erſter Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1857.

Die Blätter für literariſche Unterhaltung erſcheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preiſe von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an.

Inhalt: Herder's Briefnachlaß. Von **Hermann Marggraff.** Erſter Artikel. Herder und Karoline Flachsland. — Umſchau auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften. Von **Heinrich Birnbaum.** — Sittenromane und Erzählungen von Frauen. — **Des Generals Ledebur Aufzeichnungen aus den Jahren 1806 und 1807.** — Eine Reliquie von Marat. — Von unſerm Büchertiſch. — **Demogeot's** „Histoire de la littérature française" und die deutſchen Arbeiten über franzöſiſche Literaturgeſchichte. — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Herder's Briefnachlaß.

Aus Herder's Nachlaß. Ungedruckte Briefe von Herder und deſſen Gattin, Goethe, Schiller, Klopſtock, Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, Jacobi und andern bedeutenden Zeitgenoſſen. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. Drei Bände. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1857. 8. 6 Thlr.

Erſter Artikel.

Herder und Karoline Flachsland.

Seit dem Goethe-Schiller'ſchen Briefwechſel ſind wol wenige eigentlich literariſche Briefwechſel von ſo großem und eigenthümlichem Intereſſe erſchienen wie dieſer Herder'ſche. Herder behauptete ſeiner Zeit in der deutſchen Literatur in ſeiner Art eine ebenſo hervorragende Centralſtellung als Goethe und Schiller, die ja ſelbſt von dem befruchtenden Hauche ſeines Geiſtes nicht unberührt blieben, namentlich Goethe, welcher in ſeinen jüngern Jahren auf Herder faſt wie auf ein Orakel hörte und mit ihm eine zeitlang in einem perſönlichen Verkehr ſtand, den man genau beſehen als einen noch innigern und gemüthvollern bezeichnen kann, als ſeine ſpätere Freundſchaft mit Schiller, welche ſich auf den Trümmern ſeiner durch mehrfache Trübungen geſtörten Freundſchaft mit Herder aufbaute. Zwiſchen Herder und Goethe beſtand längere Jahre ein Verhältniß, welches man, indem ihm Beide und namentlich Goethe ihre reinſte Jugendglut zubrachten, als eine wirkliche Freundſchaft betrachten darf, während das ſpätere Verhältniß zwiſchen Goethe und Schiller vielleicht mehr eine bloße Vernunftallianz zu literariſchen Zwecken war, die Cooperation und Coalition zweier über ihr Streben und Wollen vollkommen klarer, gereifter Männer, die ſich dabei keinen gemüthlichen Aufwallungen hingaben, ſondern genau das Reſultat ſo vereinigter Kräfte berechnet hatten, kurz, ein gewiſſermaßen politiſches Bündniß zweier Großmächte. Man vergleiche nur Goethe's Briefe an Herder, die voll der menſchlichſten und zuweilen wunderlichſten Vertraulichkeiten ſind, mit ſeinen Briefen an Schiller, in denen faſt immer die reinliterariſche Tendenz überwiegend iſt. Herder's inniges perſönliches wie briefliches Verhältniß zu ſeinem Vorläufer Hamann iſt bekannt; aber auch mit einem andern Koryphäen, mit Klopſtock, ſtand Herder zu verſchiedenen Zeiten in genauerer, bei einem Beſuche Herder's in Hamburg auch perſönlicher Berührung, obſchon dies Verhältniß zu einer innigern literariſchen Freundſchaft nicht gediehen iſt; ebenſo mit Leſſing, deſſen Briefe an Herder wie die Herder's an Leſſing ſchon früher gedruckt wurden, letztere in Guhrauer's Werk über Leſſing. Viel mehr aber als Goethe (wenigſtens in ſpäterer Zeit) und als Schiller ließ Herder, wenn man will, geringere, aber in ihrer Art ſehr eigenthümliche Geiſter, die eine bedeutſame Sonderſtellung in der deutſchen Literatur einnahmen und deren Einfluß in dieſer oder jener Richtung ein unleugbar großer war, an ſich herankommen, wie die in dem vorliegenden Werke enthaltenen ſehr reichhaltigen Briefwechſel mit Jean Paul, ſeinem ſpätern Liebling, Lavater, Matthias Claudius, F. H. Jacobi, Lenz, Mendelsſohn, J. G. Zimmermann und G. Forſter beweiſen. Wir blicken hier in ein ſo eigenthümliches und reiches geiſtiges Leben, wie es die nach den verſchiedenſten Richtungen auseinandergehende decentraliſirte Gegenwart nicht bietet und auch die nahe Zukunft ſchwerlich bieten wird. Geringere Geiſter mögen jene Genannten inſofern geweſen ſein, als ihr Talent entweder kein ſehr umfangreiches und vielſeitiges war oder der Durchbildung in formeller Hinſicht widerſtrebte, aber ſie bieten oft Ge-

ſichtspunkte, denen die Koryphäen verſchloſſen blieben und die doch oft ſo bedeutſam waren, daß man in Deutſchland an ſie wieder anzuknüpfen in letzter Zeit ſich gedrängt ſah. Der gemüthvolle Humor, die Innigkeit und die unendliche Liebe zur Menſchheit in Jean Paul, das volksthümliche Element in Matthias Claudius, das politiſch-ſociale, weltbürgerlich-praktiſche in Georg Forſter — das ſind gewiß Seiten und Richtungen, die darum nicht an Werth und Bedeutung verlieren, weil Andere auf dem Gebiete der Poeſie Größeres ſchufen. Wir werden unter Andern auch Lavater nach den hier vorliegenden Briefen die Anerkennung nicht verweigern dürfen, daß er bei allen Irrthümern und Excentricitäten doch ein Mann von ganz eigenthümlichem, äußerſt intereſſantem Gepräge geweſen, von lebhaftem Geiſt und hochentflammtem Gemüth, voll Gottesbewußtſein und mächtiger Menſchenliebe.

Wir fühlen uns daher den Herausgebern für die uns hier gebotene werthvolle literariſche Gabe zu vielem Danke verpflichtet, obſchon auch dieſe Briefſammlung wie faſt alle Sammlungen ſolcher Art manchen Ballaſt enthält, der beſſer über Bord geworfen worden wäre. Die Herausgeber beſchränkten ſich nicht immer auf Mittheilung des blos literariſch Bedeutſamen und Charakteriſtiſchen, ſondern ließen ziemlich Alles ohne Unterſchied abdrucken, was ſie vorfanden. Es iſt dies an ſolchen Sammlungen ſchon oft gerügt worden, aber immer vergebens. Findet ſich ein Verleger dazu, ſo wird ſich auch immer ein Herausgeber finden, der ſoviel Material als möglich in das Buch hineinpackt. Eine ſolche Briefſammlung durchzuleſen, wird daher immer Arbeit, ſogar Anſtrengung koſten. Hierzu kommt, daß die Briefe deutſcher Gelehrten, Schriftſteller und Dichter nur ſelten eine ſtiliſtiſche Form haben, die ſie zu einer anſprechenden Lectüre machte. Die deutſche Art Briefe zu ſchreiben iſt meiſt ſo ſchwerfällig wie die deutſche Art ſich zu unterhalten. Der Stoff, das literariſche und biographiſche Intereſſe, hier und da Züge von Genialität oder Geiſtestiefe müſſen für den Mangel an anmuthiger Form entſchädigen. Auch Goethe's und Schiller's ſonſt ſo überaus reichhaltige Briefe ſtehen der Form nach, ſo ſehr ſie auch an Inhalt ihnen überlegen ſein mögen, hinter den Briefen der Marquiſe von Sévigné, Racine's, Boileau's, Boſſuet's, Fénélon's, de Maiſtre's, welche letztere erſt jüngſt in Nr. 50 d. Bl. f. 1856 von einem unſerer Mitarbeiter charakteriſirt wurden, jedenfalls weit zurück. Eigentliche Form haben ſie faſt immer nur da, wo ſie ſich in die Breite einer äſthetiſchen Abhandlung verlieren; dann ſind ſie aber auch nicht Briefe mehr, ſondern eben Diſſertationen, freilich mit Meiſterhand ausgeführt. Es iſt etwas Formloſes, zum Theil ſogar Rohes in dieſer deutſchen Briefſchreiberei überhaupt. Einige der Aeltern, wie Gellert, Garve, Rabener u. A., näherten ſich wirklich viel mehr einem guten Briefſtil als manche ſpätere, weit größere Autoren, nur daß der Inhalt ihrer Briefe meiſt viel zu unbedeutend iſt, um uns auf unſerm jetzigen geiſtigen Standpunkt lebhaft intereſſiren zu können. Eigenthümlichen Werth haben die gedrängten kernigen Briefe Leſſing's. Wirklich vortreffliche Briefe, auch in der Form, ſchrieben Georg Forſter und W. F. Meyern, der Verfaſſer von „Dya-na-Sore". Die letztern namentlich ſind von ſo beſonderer Phyſiognomie, von ſo ſcharfer, geiſtreicher Auffaſſung und glühendem, oft düſterm Colorit, daß ihr Inhalt freilich wieder mit der Briefform im Widerſpruch zu ſtehen ſchiene, wenn dies Misverhältniß nicht durch vollendeten Stil ausgeglichen würde. Wie geſchickt es Wilhelm von Humboldt in ſeinen Briefen verſtanden hat, Lehrſtoff in populäre Form zu faſſen, iſt allgemein anerkannt. Auch müſſen wir hier mit vollſter Ueberzeugung auf die Schönheit der Ernſt Schulze'ſchen Briefe hinweiſen, die oft ganz meiſterhafte Schilderungen enthalten und dabei in ſehr leichtem, graziöſem Stil geſchrieben ſind, der den Zögling Wieland's und der ältern Franzoſen verräth. In vorliegendem Herder'ſchen Briefnachlaß finden wir dagegen in der That nur ſehr wenige, die in einer Briefmuſterſammlung eine glänzende Rolle ſpielen würden, dagegen freilich eine um ſo größere Zahl ſolcher, welche bei aller Formloſigkeit für die Männer, die ſie ſchrieben, als Menſchen wie als Schriftſteller, und für die Zeit, in der ſie geſchrieben wurden, höchſt charakteriſtiſch ſind. Die Verfaſſer dachten ja nicht daran, daß dieſe vergilbten Papiere jemals in die Oeffentlichkeit treten ſollten. Einer der Herausgeber, Düntzer, hat ſich die gewiß dankenswerthe Mühe genommen, den Briefen jedes der Männer eine gedrängte Charakteriſtik ſeines Verhältniſſes zu Herder vorauszuſchicken, und es liegt nun gewiß die Frage nahe, ob er nicht ein gutes Werk gethan haben würde, wenn er ſich die weitere Mühe genommen hätte, ausführliche Charakteriſtiken, aber auch nur ſolche zu geben und darin das wirklich Bedeutende und Charakteriſtiſche aus den Briefen zu verflechten. Doch wir wollen nicht weiter mäkeln, ſondern die Gabe mit Dank entgegennehmen, da wir an ihrer Einkleidung ja doch nichts ändern können und Düntzer, wie es ſcheint, durch alle Gegenbemerkungen der Kritik nicht zu bewegen iſt, von ſeinem Princip abzugehen, für das ſich ja übrigens auch manche annehmbare Gründe geltend machen laſſen.

Der in dieſen drei Bänden enthaltene literariſche Stoff iſt ſo reichhaltig, daß wir wol darauf verzichten müſſen, mit ihm in Einem Artikel fertig zu werden. Wir wollen daher für heute nur den dritten Band vornehmen, der Herder's Correſpondenz mit Karoline Flachsland, ſeiner ſpätern Gattin, enthält und im Grunde als Introduction den erſten Band des ganzen Werks, ſtatt ſeinen Schluß, hätte bilden ſollen. Wir gedenken dann in einem zweiten Artikel, auf Grundlage des erſten und zweiten Bandes und mit Herbeiziehung der Goethe-Schiller'ſchen Correſpondenz, wie vielleicht noch einiger andern jene merkwürdige Literaturperiode berührenden Schriften, die literariſchen Freundſchaften Herder's wie überhaupt der Heroen von Weimar zu behandeln. Wir ſehen uns umſomehr veranlaßt, dieſe Scheidung vorzunehmen, als das Intereſſe, welches der Briefwechſel zwiſchen Herder und ſeiner Braut in uns hervorruft, auf ganz andern Elementen

als auf literariſchen beruht. Vielmehr entwickelt ſich in dieſem Briefwechſel vor unſern Blicken ein Liebesroman ganz eigenthümlicher Art: wir ſehen auf der einen Seite den damals noch feurigen, mächtig vorwärtsſtrebenden Herder, der eine echte Poetenliebe, der die Liebe um der Liebe oder höchſtens der gegenſeitigen Vervollkommnung willen begehrt, der dem Gedanken an den Vollzug der Ehe ſoweit als möglich aus dem Wege zu gehen ſtrebt, in ſeinen Briefen lange Zeit kaum den ernſtlichen Wunſch nach Vereinigung blicken läßt und das Verhältniß vor der Welt möglichſt zu verheimlichen ſucht; auf der andern Seite ein kluges, reizbares, ſchwunghaftes, energiſch fühlendes Mädchen, das niemals zudringlich wird, aber jede Gelegenheit aufs geſchickteſte benutzt, um den Geliebten in ſeinen Anſpielungen und Wendungen fühlen zu laſſen, was ſie an ihn zu fodern ein Recht hat, und das mit aller Entſchiedenheit jenen dem weiblichen Geſchlecht wie ein Naturgeſetz anhaftenden Egoismus der Liebe geltend macht, womit die Liebende, koſte es was es wolle, den geliebten Gegenſtand zu beſitzen trachtet, ſelbſt auf die Gefahr hin, das geliebte Individuum um die Lebensbedingungen zu bringen, die ihm nothwendig ſind, um ſich in voller Freiheit und ſomit zu vollkommenem innern Glück entwickeln und der Welt zugleich alles Das werden zu können, was es ihr zu ſein ſich berufen fühlt. Ohne Zweifel war die Ehe Herder's innerlich eine ſehr glückliche, wie er es ja ſelbſt in ſeinen Briefen aus Italien mehrfach geſtand, und namentlich durch geiſtvolle Kinder von tüchtiger Durchbildung geſegnet; ohne Zweifel wurde ſie für Herder die Quelle eines neuen, vielleicht ſo von ihm nicht vermutheten Glücks. Denn erſt in ſeinen Kindern breitet ſich der Menſch nach allen Seiten aus; in jedem Kinde gewinnt er eine neue Richtung, die er nun in Freude und Schmerz mit durchlebt. Aber die Frage können wir uns doch wol ſtellen, ob Herder's durchaus geniale Natur nicht doch eine Hemmung erlitten habe, indem er ſich, früher als er gewünſcht, genöthigt ſah, auf ein ſicherſtellendes Amt Bedacht zu nehmen und eine Laufbahn zu verfolgen, die er unter andern Umſtänden vielleicht nicht auf die Dauer zu der ſeinigen gemacht, die er wenigſtens häufiger, als es nun geſchehen konnte, durch Intervallen amtsfreier, nur der literariſchen Production gewidmeter Thätigkeit unterbrochen haben würde. Herder brachte, wie ſich aus ſeinen Briefen erkennen läßt, dem geiſtlichen Amt in Bückeburg nur ein halbes Herz zu, indem ſich ſein immer nach Expanſion ſtrebender Geiſt durch die Kanzelwürde, freilich noch mehr durch die engen bückeburgiſchen Verhältniſſe gedrückt fühlte; ſpäter, in ſeiner geiſtlichen Stellung zu Weimar, laſteten die vielen mit ſeinem Amt verbundenen, oft ſehr ärgerlichen Geſchäfte ſchwer auf ſeinem Geiſte, der auch zu univerſal war, um ſich im engen Bann der Theologie vollkommen genügen zu können. Herder war berufen, der Prieſter der Menſchheit, nicht der Geiſtliche einer kleinen ſtädtiſchen Gemeinde, nicht der Generalſuperintendent eines kleinen Staats zu ſein. Gewohnt, als freier genialer Menſch ſich zu geben, mochte es ihm Mühe und Opfer genug koſten, den äußern Schein einer für ſein Amt nöthigen gravitätiſchen und feierlichen Würde aufrecht zu erhalten. Hierzu war ihm, dem alles Theaterweſen ziemlich widerſtrebend war, nicht genug ſchauſpieleriſches Talent eigen, und doch erſcheint es wieder ſehr natürlich, wenn er darauf hielt und foderte, daß man ihn in ſeiner amtlichen Würde reſpectire und nichts Unbilliges von ihm verlange, was ihn mit der Würde ſeines Amts in Conflict bringen könne. Hierin lag wol auch der Hauptgrund ſo mancher Verſtimmungen, wie ſeines ſpäteren Zerwürfniſſes mit Goethe und Schiller, die freilich auf das ihnen von aller Welt zugeſtandene Privilegium des poetiſchen Heidenthums losſündigen konnten, ohne ihrer Würde und Stellung etwas zu vergeben; und daß ihn einiger Neid anwandelte, wenn er auf dieſe vor ihm ſo ſehr Bevorzugten blickte, iſt wol möglich und zu entſchuldigen. Indeß er fand in ſeiner Familie und in einem engern Kreiſe treuer Verehrer Befriedigung, und ſo ward ihm ja ein Glück zutheil, welches er durch die Opfer, die er ihm gebracht hatte, vielleicht doch nicht zu theuer erkauft hatte. Es iſt jetzt auch müßig, Betrachtungen darüber anzuſtellen, was Herder ſich und der Welt geworden ſein würde, wenn Dies oder Jenes nicht geweſen wäre. Seine geniale, aber dabei an gewiſſe Schranken gebundene Natur bedurfte vielleicht eines ſichern Halts in beſchränkterm Kreiſe, da in ihr doch eigentlich nichts oder wenig lag, um auf die Maſſen zu wirken; und wenn wir uns an Das halten, was er trotz Amts- und Familienſorgen geleiſtet hat, ſo iſt dies bedeutend genug, um ihm auf immer den Dank der Nation, ja der Menſchheit zu ſichern. In der Geſchichte der Fortbewegung des menſchlichen Geiſtes wird Herder immer eine hervorragende Stellung einnehmen, und wenn uns manche ſeiner Unterſuchungen jetzt faſt als gewöhnlich erſcheinen, ſo liegt dies daran, daß ihre Reſultate Gemeingut geworden ſind, während ſie zur Zeit ihres Entdeckers noch vollkommen neu und original waren.

Herder lernte ſeine Karoline zuerſt 1770 kennen, als er, damals 26 Jahre alt, als Lehrer und Reiſeprediger des Prinzen Peter Friedrich Wilhelm von Holſtein zu Eutin nach Darmſtadt kam, wo der Prinz, deſſen Mutter eine darmſtädtiſche Prinzeſſin war, 14 Tage an dem ſo nahe verwandten Hofe verweilte. Die damals einundzwanzigjährige Marie Karoline Flachsland befand ſich mit ihrem Bruder ſeit zwei Jahren im Hauſe ihres Schwagers, des Geheimraths Heſſe, und zwar in keineswegs ſehr angenehmen Verhältniſſen, da Heſſe es die Geſchwiſter oft nicht undeutlich empfinden ließ, daß ſie bei ihm das Gnadenbrot aßen, auch gegen ſeine Gattin, Karolinens Schweſter, oft ein abſtoßendes Betragen zeigte. Ob und inwiefern hierzu die Veranlaſſung immer auf Heſſe's Seite war, können wir natürlich nicht entſcheiden. Andererſeits ſcheint aber ſein Haus der literariſche Mittelpunkt Darmſtadts geweſen zu ſein, vermuthlich infolge ſeines Umgangs mit dem Kriegsrath Merck, der häufig im Heſſe'ſchen Hauſe verkehrte und auch Herder dort einführte. Täglich fand ſich der kleine Kreis zuſammen,

bald in Merck's, bald in Heſſe's Wohnung, bald im Schloſſe bei dem Fräulein Ravanell, der Hofmeiſterin der Prinzeſſinnen, oder man vergnügte ſich auf Spaziergängen in den bei Darmſtadt gelegenen Büſchen und Wäldern. Herder, der dabei aus Klopſtock, Kleiſt und den Minneſängern die ſchönſten und bedeutendſten Stellen mit tiefbewegter Stimme und Seele vorzutragen liebte, machte ohne Zweifel ſehr bald einen lebhaften Eindruck auf Karoline, während er das Mädchen, das infolge ihres Verhältniſſes im ſchwägerlichen Hauſe damals etwas Gedrücktes und Scheues hatte, anfangs nur wenig beachtete. Aber bei genauerer Bekanntſchaft brach ihr lebendiges, energiſches Weſen hervor, und Herder fühlte ſich um ſo mächtiger davon ergriffen, da er zugleich von ihren wenig beneidenswerthen Verhältniſſen Kunde erhielt. Kurz, das Herzensbündniß war bald geſchloſſen, namentlich nachdem Herder am 19. Auguſt in der Schloßkirche gepredigt hatte. Herder machte auf Karoline, wie ſie geſtand, den Eindruck eines „Himmliſchen in Menſchengeſtalt". Düntzer erzählt:

Ganz unverhofft trafen ſie noch gerade in der letzten Viertelſtunde am ſpäten Abend in Merck's Zimmerchen auf das traulichſte zuſammen. Voll Inbrunſt drückte Herder die Geliebte an ſich, deren vorerſt weggewandtes, von Thränen überſtrömtes Geſicht ſich auf einmal zu wehmüthiger Liebeswonne erheiterte; er zog ſie auf ſeinen Schoos nieder und verſicherte ſie ſeiner innigſten Anhänglichkeit; ſie aber umſchlang ihn mit leidenſchaftlichſter Neigung und bat ihn, ihr doch zu ſchreiben, doch wiederzukommen, ſie doch nicht zu vergeſſen. Aber wie liebefeſt er auch ſein Glück in ſeinen Armen hielt u. ſ. w.

Wir führen dieſe Stelle an, weil ſie uns durch ihren ganzen Ton mehr in einen ſentimentalen Liebesroman und zwar einen ziemlich gewöhnlichen zu gehören ſcheint, als in eine literarhiſtoriſche Skizze. Herder nahm vom Prinzen ſeine Entlaſſung und trat ſeine Stelle in Bückeburg an, ohne ſofort ſeine Braut mit heimzuführen, was ihm Düntzer nicht ungerügt hingehen läßt; ja er tadelt ihn ſelbſt deshalb, daß er erſt ſeine Augen operiren ließ, während wir es ganz erklärlich finden, daß ein richtiger Bräutigam, der an den Augen leidet, zuvörderſt daran denkt, dieſe curiren zu laſſen, um ſeiner jungen Frau doch auch geſunde Augen mitzubringen, die ja auch in einer Ehe oft ſehr nöthig ſein mögen. Für die übrigen Verzögerungen, ſoweit ſie von Herder ausgingen, wollen wir dieſen nicht gerade entſchuldigen, aber ihn auch nicht anklagen. Düntzer ſelbſt ſagt ja, Herder ſei von Schulden gedrückt geweſen und habe ſich in Bückeburg unbehaglich gefühlt. Warum ſollte er ſeine Geliebte in dieſe ihm ſelbſt unbehaglichen Verhältniſſe verſetzen? Eher werden wir als Grund der Verſchleppung eine möglicherweiſe zu weit getriebene Gewiſſenhaftigkeit von Seiten Herder's annehmen dürfen. Es hat Liebſchaften gegeben, die noch etwas länger gedauert haben, ehe ſie zu ehelichem Abſchluß kamen, als die Herder's mit Karoline. Erſt im April 1771 ſah Herder Darmſtadt wieder, wo er, da ſeine enge Beziehung zur Geliebten noch ein Geheimniß bleiben ſollte und der Geheimrath Heſſe gegen Herder eingenommen war, zunächſt im Wirthshauſe einkehrte. Hier ſuchte nun Leuchſenring, eine jener deutſchen Naturen, die mit ihrer zudringlichen Empfindſamkeit und affectirten ſchleichenden Gemüthlichkeit oft ärgeres Uebel anrichten, als wirklich böswillige Menſchen, Zerwürfniſſe zwiſchen beiden Liebenden anzuſtiften, indem er gegen Karoline ſich dahin äußerte, daß Herder der wahren Liebeswärme entbehre und daß man die Redlichkeit ſeiner Abſichten bezweifeln müſſe. Ob vielleicht in Leuchſenring's Herzen ſelbſt eine Neigung zu Karoline aufgekeimt ſei, iſt ein Punkt, den wir nur in fragender Weiſe berühren wollen. Jedenfalls zeigte ſich Leuchſenring hier, wie Goethe ihn im Pater Brey darſtellte, als Empfindler von Profeſſion, der ſich beſonders bei den Weibern einzuniſten ſuchte. Doch wir wenden uns nun von den Vorbemerkungen Düntzer's zu dem Briefwechſel ſelbſt, der die Zeit vom 20. April 1771 bis zum 20. April 1773, alſo genau auf das Datum zwei Jahre umfaßt und wenige Tage vor der Vermählung aufhört, die am 2. Mai 1773 erfolgte. Eine ziemliche Menge minder wichtiger Briefe, an Zahl mehr als 30, haben die Herausgeber weggelaſſen, auch aus den mitgetheilten ſelbſt größere oder kleinere Stellen, und zwar, mit ſeltenen Ausnahmen, diejenigen, welche bereits in den „Erinnerungen" (I, 202—235) veröffentlicht worden ſind.

Die Briefe Karolinens ſind für die Stimmung jener Zeit ſehr charakteriſtiſch. Es iſt derſelbe Ton, in welchem Goethe den Werther ſeine Briefe ſchreiben läßt, in welchem Sterne, von dem — in Verbindung mit dem Macpherſon'ſchen Oſſian — dieſer Ton wol zumeiſt ausging und deſſen Einfluß auf ſeine Zeit wol noch nicht gehörig und im Zuſammenhange literarhiſtoriſch gewürdigt worden iſt, an ſeine Eliza oder die ſchöne Gräfin Branconi an Lavater ſchrieb, in deren Briefen wir unter Anderm einmal dem Ausruf begegnen: „Ton mouchoir, tes cheveux sont pour moi ce que mes jarretières sont pour toi."*) Dieſe überſpannte Empfindſamkeit, womit hauptſächlich der sentimental traveller die Welt angeſteckt hatte, war damals bekanntlich in eine förmliche Epidemie ausgeartet, wozu J. W. Appell's Buch „Werther und ſeine Zeit" manche höchſt charakteriſtiſche Belege enthält. So ſtiftete Johann Georg Jacobi 1769 eine Art Bund, deſſen Mitglieder hornene Schnupftabacksdoſen, ſogenannte Lorenzodoſen (nach dem Pater Lorenzo, der in Yorik's Reiſen auftritt) beſitzen mußten. Jacobi ſelbſt ſchrieb darüber:

Sollte in unſerer Geſellſchaft ſich einer durch Hitze überwältigen laſſen, ſo hält ihm ſein Freund die Doſe war, und wir haben zu viel Gefühl, um dieſer Erinnerung, auch in der größten Heftigkeit, zu widerſtehen. Unſere Damen, die keinen Tobak brauchen, müſſen wenigſtens auf ihrem Nachttiſche eine ſolche Doſe ſtehen haben.

Bald wurde dieſer empfindſame Einfall von der Jn-

*) Auch James Hackman, der 1779 ſeine Geliebte, die Maitreſſe des Lords Sandwich, ermordete, ſchrieb ſeine Briefe an Margaret in demſelben leidenſchaftlichen und ſentimentalen Stil. Vgl. unſern Bericht über den letzten Band des „Neuen Pitaval" in Nr. 51 d. Bl. f. 1856.

duſtrie ausgebeutet, indem man namentlich in Hamburg und Frankfurt Lorenzodoſen fabricirte, die öffentlich verkauft und ein förmlicher Modeartikel wurden. Auch ließ ein Graf von Solms auf ſeinen Gütern ähnliche Doſen, aber von Blech verfertigen, auf deren innerm Theile auch der Name Jacobi eingegraben war. So entdeckte man unter dem Nachlaſſe des 1792 verſtorbenen Geheimraths und Conſiſtorialpräſidenten J. C. Hofmann zu Koburg eine Lorenzodoſe, bezeichnet mit Nr. XXVIII, nebſt einem Patent mit den Regeln des „Ordens der Sanftmuth und Verſöhnung“. Damals ging auch der oben genannte Leuchſenring mit dem Gedanken um, einen geheimen Orden der Empfindſamkeit zu ſtiften.

Man muß ſich an der Hand ſolcher Beiſpiele ganz in die Stimmung jener Zeit zurückverſetzen, um den namentlich in den erſten Briefen Karolinens herrſchenden ſentimental-exaltirten Ton begreiflich, ja, da er ein Ergebniß des Zeitgeſchmacks war, bis zu einem gewiſſen Grade ſelbſt natürlich zu finden. Wie man in den dreißiger Jahren unſers Jahrhunderts pikant, geiſtreich und witzelnd ſchreiben mußte, um den Gebildeten beigezählt zu werden, ſo mußte man in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ſentimental und ſchwärmeriſch ſchreiben. Daß dies auch von Herder's Braut geſchah, bleibt trotzdem unter allen Umſtänden intereſſant. Wir führen einige Proben an, in denen auch der oft raſche, ſich in Sterne's Briefen an Eliza ebenfalls findende Wechſel zwiſchen dem Du und Sie charakteriſtiſch iſt. Herder hatte Darmſtadt im Laufe des Monats April 1771 wieder verlaſſen, um ſich nach Bückeburg zu begeben. In Erwiderung auf zwei Briefe Herder's aus Frankfurt und Kaſſel ſchreibt Karoline gegen Ende April:

> Laſſen Sie mich auf die bittere Abſchiedsſtunde zurückgehen; dort an Ihrem Bette, wo Sie vielleicht zuweilen an mich gedacht und geträumt haben, haben Sie mich verlaſſen. Dachten Sie nicht, daß ich mich dahin legen werde, wo Sie gelegen? Ja, ich that's, und wie alle Thränen verweint waren, dann fühlte ich (o laſſen Sie mir hier ein wenig Sinnlichkeit!), wie ſüße der Ort, wo Sie geſchlafen. Ich wünſche mir es jetzt tauſend mal in mein Kämmerchen oder mich in jenes Kämmerchen. Doch gut; ich durfte nicht länger als eine Stunde daliegen, Ihnen nachweinen, Sie umarmen und ſegnen; ich wurde nach Hauſe gerufen und fand meine Schweſter um Sie weinen; ich hätte ihr beinahe in dieſem Augenblicke meine ganze Glückſeligkeit erzählt, ſo gut war ich ihr, aber ich war ſtumm und blieb's am Abend und Morgen darauf, bis Leuchſenring kam und mir ſanft verwies, daß es thöricht und faſt laſterhaft wäre, traurig zu ſein. Mein Gott, dachte ich, welche niedere kleine Idee wird mein beſter, ewiggeliebteſter Freund noch in der letzten Stunde von mir mitgenommen haben! wie ſinnlich und körperlich ſchwach wird er mich denken! Aber Sie thun mir Unrecht, gute liebſte Seele! u. ſ. w.

Man muß freilich geſtehen, daß es in dieſer Stelle etwas ungenirt hergeht; aber die Abweſenheit aller Prüderie, die Aufrichtigkeit, womit Karoline ihre feurigen Gefühle eingeſteht, die geſunde Sinnlichkeit, welche dieſer Exaltation zugrunde liegt, verleihen dieſem Erguß einen gewiß nicht gewöhnlichen Reiz. Ende October 1771 ſchreibt ſie:

> Sollte ich nicht böſe werden, ſüßer Jüngling, daß Sie mich beſchuldigen, ich lebe zuverläſſiger in Ruhe und Gleichgültigkeit, und mich bitten, nur Ihre geneigte Freundin zu ſein? O wenn ich nicht dein Herz kennte, edelſter Jüngling, und die Quelle nicht kennte, woraus alles Dies quillt, ich müßte dir faſt böſe werden. Aber wie kann ich das? O mache aus mir, was du willt, dein Mädchen, deine Freundin — Alles, Alles will ich ſein, was du willt; denn um dich ſein darf ich doch und muß ich, wenn zehn mal weiterer Weg uns noch mehr trennte. O kennteſt du mich ganz, ſüßer Mann, du würdeſt nicht von Ruhe und Gleichgültigkeit (ach was für hartes Wort!) und geneigter Freundin ſprechen. Aber nein, ich bin doch dein Mädchen, edler Jüngling, dein Mädchen bin ich.

Ferner am 25. October:

> O was machen Sie, holder ſüßer Jüngling? Denken Sie noch an mich? Lieben Sie mich noch? O verzeihen Sie, daß ich das frage! In Ihrem letzten göttlichen Briefe bin ich ja dein Mädchen, und doch muß ich fragen. Ich habe einige Zeit ſoviel im Traum mit Ihnen zu thun, und das iſt ſchuld daran; aber es iſt nur Traum, und du biſt mein, mein, ach! in meinem Herzen ewig mein! Hören Sie nichts um Sie herum wandern, du ſüßer Mann, und jetzt beim Mondenſchein, wo ich ſtundenlang allein und bei Ihnen bin — hören Sie nichts, nichts von meinen Gedanken? Rauſcht unſer Engel nicht um Sie, der Ihnen ſagt, ich ſei bei Ihnen?... O ich fliehe in deine Arme! Wenn es bei dir, du Engel Gottes, keine Glückſeligkeit gibt, ach, ſo gibt's in der ganzen Welt keine.

Mit dieſer Exaltation verbindet ſich dann immer wieder jener Drang nach dem Reinmenſchlichen und Ungebunden-Natürlichen, wie er zu jener Zeit ebenfalls hervortrat, und es kommt Karoline gar nicht darauf an, gelegentlich von den „Bübchen und Mädchen“ zu ſprechen, die ſie künftig zu erwarten hätten und die ſie ſämmtlich „à la Rouſſeau“ erziehen wolle.

Stellenweiſe macht ſich auch in Herder's Briefen derſelbe ſentimentaliſirende Ton bemerkbar, z. B. wenn er ſchreibt:

> Ich laſſe zwei Lauben machen und Raſenbänke in meinem Garten machen und den Wall abſtechen! Ach — Mädchen, wenn je dieſe Stellen dein heiliger Fuß berührte!

Ein andermal:

> O ich möchte auf Knien vor Ihnen liegen, und wie oft bin ich's!

Dann wieder:

> Adieu, liebſtes Mädchen. Wie ſüß iſt mir dieſe Zeit geweſen, obgleich ich nicht weiß, was ich geſchrieben habe. Ich küſſe Ihren Brief und Ihre Briefe, und die rothe heilige (!) Brieftaſche, von Ihren Händen gemacht, in Ihrem Kämmerchen geſchenkt, und Ihre Karoline Flachsland, nebſt Dem, was Sie im Klopſtock unterſtrichen, und Ihr rothes Bändchen, was in Ihrem Oſſian liegt — Alles küſſe ich ſo oft, oft!

Der wirkliche Poet ſpricht aus folgender Stelle:

> Die Nachtigal iſt ein ſchönes Wundergeſchöpf Gottes; ich habe ſie noch nie ſo gehöret wie dieſes Jahr. Sie ſchlägt mir vor dem Fenſter bis ins Bett — und ſo tief aus der Bruſt, und ſo tief in die Bruſt hinein! Meine liebe Karoline Flachsland iſt alsdann immer bei mir, oder vielmehr nicht bei mir, und das letzte fühle ich alsdann ſo tief.

Dieſe oft bis zum Reißen aller Saiten angeſpannte exaltirte Sprache und Empfindung war übrigens das Material, aus dem die erſten epochemachenden, die deutſche Literatur umwälzenden Dichtungen jener Periode gearbeitet wurden. Man wird auch ſchwerlich ſagen kön-

nen, dieſe Empfindungsweiſe ſei in ſich unwahr geweſen, ſie war höchſtens übertrieben. Man kann ſo nicht ſchreiben, wenn man nicht auch ſo fühlt. Die äußere Schale war vielleicht monſtrös, wenigſtens nach unſerm heutigen Geſchmack; aber der Kern war ſüß und geſund. Aus in ſich unwahren Empfindungen kann ja auch keine ſo reiche, friſche und kräftige Literatur hervorgehen, wie diejenige war, welche ſich aus dieſer Gefühlsweiſe geſtaltete. Daß Einzelne, ohne etwas dabei zu fühlen, ſich gewaltſam und künſtlich in dieſe Affecte verſetzten, iſt richtig; ſie ſchufen aber auch keine bleibenden Dichterwerke, ſondern nur Caricaturen. Im Ganzen aber war es für die Dichter der damaligen Zeit ein unſchätzbarer Vortheil, daß ſie eine gemeinſame, dem Ausdruck leidenſchaftlicher Erregungen günſtige Gefühls- und Sprechweiſe vorfanden, die bei aller Anſpannung auch wieder naiv und natürlich war und ſich an das rein Menſchliche im Menſchen wendete. Ein Dichter, der ſich ihrer mit künſtleriſchem Bewußtſein und mit genialem Geſchick bediente, konnte mit Gewißheit darauf rechnen, daß er allgemein verſtanden und unter allen Ständen ein empfängliches Publicum finden würde.

Dieſe Exaltation trug ſich auch auf das deutſche Vaterland über, für das die Edlern ihres Volks, Männer wie Frauen, damals mit einer Glut ſchwärmten, wie ſich dies ſpäter wol nur zur Zeit der Franzoſenherrſchaft und der Befreiungskriege wiederholt hat. So ſind wir auch in dieſem Punkte jener Zeit aufs tiefſte verpflichtet, und zwar vor allem dem Dichter des „Meſſias", der, wenn er auch nichts gethan hätte, als das deutſche Nationalgefühl nach langem wüſten Schlafe wieder wachzurufen, damit eine Arbeit vollbracht hätte, durch die er unſterblich zu ſein verdient. Wir können überhaupt in der deutſchen Literatur zwei Hauptſtrömungen genau verfolgen, die bald nebeneinander herlaufen, bald ſich einander kreuzen oder gegeneinander aufſtauen: eine nationale und patriotiſche und eine allgemein menſchliche oder univerſale und kosmopolitiſche. Die ganze Klopſtock'ſche Schule zeichnet ſich durch glühendes Vaterlandsgefühl aus; ſelbſt Fritz Stolberg blieb in dieſem Punkte conſequent und beharrlich, und wie er ſchon in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die deutſche Freiheit, Selbſtändigkeit und Würde im Odenton gefeiert hatte, ſo foderte er noch 1814 in ſeiner Ode „Die Grenze", daß auch das linke Rheinufer wieder zu Deutſchland geſchlagen werden ſolle. Man kann nur bedauern, daß andere Dichter größern Namens und mächtigern Einfluſſes ſich in dieſer Hinſicht mehr als lau gezeigt haben. Was Herder betrifft, ſo muß man ihm die Ehre laſſen, daß er mit ſeiner auf das Univerſale gerichteten Tendenz auch die nationale ſehr wohl zu verbinden wußte. Es liegen von ihm viele echt patriotiſche Oden vor, ſo die bemerkenswerthe „An den Kaiſer" vom Jahre 1778 mit dem Anfange:

> O Kaiſer! Du von neunundneunzig Fürſten
> Und Ständen, wie des Meeres Sand,
> Das Oberhaupt, gib uns, wonach wir dürſten,
> Ein deutſches Vaterland!

Auch unter den lyriſchen Reliquien Herder's, welche der vorliegende Briefnachlaß enthält, befindet ſich eine mit höchſt energiſchen politiſchen Anſpielungen, worunter folgende die kräftigſte iſt:

> Ach, unſer freies Vaterland,
> Was Sklaven nur gebiert,
> Wo unter Knechtetitel Tand
> Sich Muth und Geiſt verliert,
> Wo Viehesdummheit, Stolz und Neid
> Und Affenaberglauben
> Und Pöbelniederträchtigkeit
> Ach, welch ein Herz mir rauben!
>
> Wegrauben edles Selbſtgefühl
> Und That und Lebensmuth u. ſ. w.

Kaum möchten die „Manheimer Abendzeitung" und ähnliche Blätter 1848 einen kräftigern Ausfall gebracht haben als dieſen, und doch war Herder, als er dieſe derben und ein wenig rohen Verſe ſchrieb, fürſtlich angeſtellter Hofprediger in Bückeburg! Es läßt ſich denken, daß Karoline Flachsland als Verehrerin der Klopſtock'ſchen Muſe und als Geliebte Herder's in ähnlichem Sinne dachte, wie auch folgende Briefſtelle vom November 1771 deutlich genug beweiſt:

Sie wiſſen, wie ſehr ich mein armes deutſches Vaterland liebe. Das Lied von Klopſtock für Fräulein Windheim ſing' ich oft in Gedanken:

> Ich bin ein deutſches Mädchen;
> Mein Aug' iſt blau und ſanft mein Blick,
> Ich hab' ein Herz, das edel iſt,
> Und ſtolz und gut.

Ach leider, daß unſer Vaterland nur Phantom und Schatten unſerer Väter iſt! zumal für Männer und für einen Mann, wie du, o Herder, biſt. Ach da muß man ſich verborgenes Vaterland ſchaffen — es ſei nur ſüßer Traum, wenn's ſonſt nichts iſt! Nicht wahr, mein Lieber? Wir ſchlummern und träumen ihn ſicher und zufrieden, den Weg, den unſer Gott gebot. Weine nicht, Eidli!

Ein andermal erwähnt ſie, daß die Frauenzimmer täglich mit dem Geheimrath Heſſe ſpazierengingen und dabei meiſt über Politik geſprochen würde „und von dem Elend im Lande hier, das jämmerlich ſteigt".

Wir haben ſchon oben ein mal angedeutet, wie wenig Herder, namentlich anfangs, ſich in ſeinen bückeburger Verhältniſſen behagte. Ein junger, eben erſt introducirter Geiſtlicher kann ſich wol nicht ſchärfer und galliger ausſprechen, als Herder dies in einem Briefe vom 1. Mai 1771 in folgender Weiſe thut:

O liebe Freundin, wenn ich hier allein leben ſollte, nur drei Jahre allein, ſo bin ich todt, oder lieber gleich zum Thore heraus. Stellen Sie ſich vor, was ich für eine Figur ſpielte, als mich mein ehrwürdiger College mitten durch die Kirche führte, mich und meinen Mantel in der Taſche, als Conſiſtorialrath und hochwürdiger Oberprediger. Wäre ein Elefant durchgeführt worden, ſo wäre nicht mehr Aufhebens geweſen, und ſo iſt's, wenn ich einen Tritt auf die Gaſſe thue. Der Ort iſt ſo klein, die Erwartungen ſo lange und ſonderbar und meine Figur zu meinen Aemtern nach dem hieſigen Ton ſo ſchnakiſch, daß, wenn mir der Kopf nicht ſo weh thäte, ich hundert Materie zu lachen hätte.... Der Himmel ſetzt mich in Umſtände, wo es das äußerſte Elend iſt, allein, und vielleicht eine paradieſiſche Welt ſein kann, nicht allein zu leben: ſei Gott meiner armen Seele gnädig!

Und in einer Nachſchrift vom Nachmittage ſagt er von ſich ſelbſt:

> O Gott, ich bin Ihrer Güte nicht werth; ich bin, das weiß Herr Leuchſenring, ein verſtudirter Menſch, ein gelehrtes Unthier, Ihrer edeln Seele nicht würdig.

Er mit ſeiner großen weiten Seele ſtieß auch nach allen Seiten auf Engherzigkeit, Kleinlichkeit und Unduldſamkeit; er eifert gegen jene „unleidliche, intolerante Denkart, die jetzt Jeden, der nicht mit Jacobi ſchnäbelt, verachtet und ebenſo viel Menſchenhaß haben kann als der erbärmlichſte Verfolgungsgeiſt", gegen jenen „empfindſamen Jacobi'ſchen Menſchenhaß", der ihm die „ſüßeſte romantiſche Zeit" geraubt. Dagegen fodert er: „Jeder handle nur ganz aus ſich, nach ſeinem innerſten Charakter — das iſt die ganze Moral." Mitte December 1772 ſchreibt er:

> Rang und Lumpenpracht haben mich ſeit langem nicht gereizet. Unſterblichkeit iſt eine leere ſtachlichte Schale, wo allein Tugend und Menſchheit der Kern iſt. Tag und Nacht ſind jetzt meine Gedanken dahin gerichtet, alle Lappen wegzuwerfen und bloß ein Menſch zum Zweck auf der Welt zu werden. Mein Genius flüſtert es mir täglich und augenblicklich, ſanft und laut zu, daß ich's mit dir und du mit mir wirken kannſt.

Trotzdem ſchaudert er noch immer vor dem Gedanken, ſeine Braut nach Bückeburg heimzuführen; doch hat er dafür auch ſeine guten Gründe. Er ſchreibt am 27. Juni 1772:

> Wenn ich nichts in der Welt beſitze, ſo iſt mir die Ehrlichkeit Alles, ein Weib, die ich ſchätze und liebe, nicht unglücklich zu machen. Erſte Unehrlichkeit alſo, ſie in ein Bett einzuführen, das noch nicht gebettet, das von allen Seiten noch dürres Stroh iſt.

Aber Karoline war ein reſolutes Mädchen und entſchloſſen, ihren Geliebten zu einem entſcheidenden Schritt zu drängen. Nach einem abermaligen Auftritte mit dem Geheimrath Heſſe geſtand ſie dieſem, zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung, daß ſie Herder's Braut ſei. Sie ſchreibt darüber an Herder, als ob dies in einer Art unzurechnungsfähiger Aufwallung geſchehen; es iſt aber wol anzunehmen, daß ſie ſchon längſt den Entſchluß gefaßt oder doch über ihm gebrütet hatte, bei erſter paſſender Gelegenheit ihr Verhältniß zu Herder aufzudecken. Herder nahm die Kunde mit ziemlicher Gemüthsruhe auf, denn was geſchehen war, ließ ſich nun doch nicht mehr ändern; aber er kann doch nicht unterlaſſen, in etwas bitterſüßer, faſt ein wenig frivoler Weiſe darüber zu ſcherzen. Ende Auguſt 1772 antwortet er:

> Alſo fahre wohl, Vögelchen! Was iſt, iſt gut! Aber verſprochen ſind wir ja nicht, böſes Mädchen, wenigſtens wie der Geheimerath und die ganze honette bürgerliche Welt das feierliche Wort nimmt; das hätte ja auch ohne den Geheimerath nicht füglich ſein können. Sehen Sie alſo, zorniges, armes Kind, daß Sie freilich eine Unwahrheit geſagt haben, die ſich für mich, als würdigen Conſiſtorialrath, der ſelbſt über Verlobungen u. ſ. w. urtheilt, gar nicht ſchickt und ſchicken würde. Zu Ihrer ſchrecklichen Nachricht alſo, mein liebes Mädchen, wiſſen Sie's alſo, daß wir nicht verlobt ſind, daß nach allen göttlichen und menſchlichen Rechten, Geſetzen und Herkommen ich dich verleugnen kann, wie Petrus am Kohlfeuer ſich die Hände rieb: Ma foi, ich kenne den Herrn nicht u. ſ. w.

Die ſolange verſchleppte Heirathsangelegenheit ging nun mit raſchen Schritten ihrem fröhlichen Ende entgegen. Bereits nach etwa einem halben Jahre war Herder in der Lage, ſeine Braut daran zu mahnen, daß ſie zur Trauung auch allerlei Papiere nöthig habe, und er thut dies in einer faſt jovialen Laune, wie er überhaupt alles Gravitätiſche und Pedantiſche, welches ſonſt wol Oberconſiſtorialräthe auch in ſolchen Angelegenheiten beobachten zu müſſen glauben, als freidenkender genialer Mann möglichſt vermeidet. Nachdem er alle Papiere und Formalitäten, die zur Trauung nöthig ſeien, namhaft gemacht, fügt er halb ſcherzend hinzu: „Du wirſt lachen und fragen: wozu das? Man muß aber nicht immer fragen, liebſte Lina, ſondern auch manchmal lachen und thun. Aber ja bald, was nämlich ſein kann." Die hier geſperrten Worte ſind von Herder ſelbſt unterſtrichen — ein Beweis, wie leicht er dieſe Angelegenheit nahm. Ueberhaupt ſchwächt ſich der hyperſentimentale Ton des Briefwechſels im Fortgange und beſonders gegen das Ende hin immer mehr ab. Der letzte Brief Karolinens, vom 20. April 1773, alſo nicht ganz 14 Tage vor der Trauung geſchrieben, iſt natürlich eine Jubelode:

> Ach, du kannſt nicht ſo glücklich ſein als ich, kannſt nicht in einer ſo ſeligen Hoffnung und Ahnung ſein. O möchte ich doch durch deinen Namen, deine Umarmung deine ganze Seele empfangen und dich glücklich machen können u. ſ. w.

Es liegt in dieſen Worten faſt etwas Myſtiſch-Sinnliches. Wir ſchließen hiermit unſern Bericht ab, ſoweit er das Verhältniß zwiſchen Herder und Karoline betrifft; aber der Briefwechſel enthält noch zerſtreut allerlei nicht unintereſſante Mittheilungen über damals ſchon berühmte oder ſpäter berühmt gewordene Perſonen, die wir nicht ganz übergehen wollen. Beſonders ſind die Mittheilungen Karolinens über Goethe von einiger Bedeutung, da man über ſein Leben und Treiben in Darmſtadt, das er wiederholt auf kurze Friſten beſuchte, bisher nicht viel in Erfahrung gebracht hat.

Die erſte Kunde über ihn bringt uns in dieſem Briefwechſel ein Schreiben Karolinens vom 9. März 1772, worin ſie ſagt:

> Ich habe vor einigen Tagen Ihren Freund Goethe und Herrn Schloſſer, von dem ich Ihnen ſchon geſchrieben, kennengelernt. Goethe iſt ſo ein gutherziger, munterer Menſch, ohne gelehrte Zierrath, und hat ſich mit Merck's Kindern ſoviel zu ſchaffen gemacht und eine gewiſſe Aehnlichkeit im Ton oder Sprache oder irgendetwas mit Ihnen, daß ich ihm überall nachgegangen. Der erſte Nachmittag wurde uns verdorben durch ein Triſettſpiel und zwei Leute aus der Stadt. Nur einen Augenblick ſaßen Goethe, meine Schweſter und ich der Abendſonne, die ſehr ſchön war, gegenüber und ſprachen von Ihnen. Er hat ſechs Monate in Straßburg mit Ihnen gelebt und ſpricht recht mit Begeiſterung von Ihnen. Ich habe ihn von dieſem Augenblick an recht liebgewonnen. Den zweiten Nachmittag haben wir auf einem hübſchen Spaziergang und in unſerm Hauſe bei einer Schale Punſch zugebracht. Wir waren nicht empfindſam, aber ſehr munter, und Goethe und ich tanzten nach dem Klavier Menuetten, und dann ſagte er uns eine vortreffliche Ballade von Ihnen her, die ich noch nie gehört:

Dein Schwert, wie iſt's von Blut ſo roth?
Edward! Edward! *)

Er hat ſie mir auf meine öftere Bitte den andern Tag nach ſeiner Rückkunft in Franfurt, aber ohne Brief geſchickt. Herr Schloſſer iſt ein guter, ſehr guter Mann, nur ein wenig zu viel Weltfirniß. Er hat mich ſehr lieb, und mehr, dünkt mich's, als Goethe, das mir doch leid iſt. . . . Sie wollen im Sommer wiederkommen. Ach, was iſt aber aller Freundecirkel ohne dich, mein Einziger, mein Beſter!

Anfang April ſchreibt Karoline, daß Freund Goethe wieder zu Fuß von Frankfurt herübergekommen ſei, um Merck zu beſuchen, und daß ſie alle Tage zuſammen geweſen und in den Wald gegangen, auch zuſammen beregnet worden ſeien. Sie erzählt:

Wir liefen Alle unter einen Baum und Goethe ſang uns ein Liedchen, das Sie aus dem Shakſpeare überſetzt: „Wohl unter grünen Laubes Dach", und wir Alle ſangen den letzten Vers mit: „Nur eins, das heißt auch Wetter." Das zuſammen ausgeſtandene Leiden hat uns recht vertraut gemacht. Er hat uns einige der beſten Scenen aus ſeinem „Gottfried von Berlichingen", das Sie vielleicht von ihm haben, vorgeleſen. Meinen Liebling, den Geiſt unſerer alten Deutſchen, habe ich da wieder geſehen, und der kleine Georg, wie er um einen weißen Schimmel und Harniſch bittet, iſt mein Georg. Goethe ſteckt voller Lieder. Eins von einer Hütte, die in Ruinen alter Tempel gebaut, iſt vortrefflich. **)

Sie erzählt dann noch, wie Goethe ihr und ihrer Schweſter mitgetheilt, daß er ſchon ein mal geliebt, daß ihn aber das Mädchen (Katharina Schönkopf?) ein ganzes Jahr getäuſcht und dann um eines Andern willen verlaſſen habe. „Ich kann Ihnen nicht ſagen", fügt Karoline gefühlvoll hinzu, „wie ſehr mir das ans Herz ging, und wie ſtill und traurig wir den Abend voneinander gingen." In einem Briefe vom 25. Mai ſchreibt ſie von einigen „Empfindungsſtücken von unſerm großen Freunde Goethe", die derſelbe an Lila zum Austheilen geſchickt habe. Es ſind die Gedichte „Elyſium" und „Morgenlied", die, wie ſie bemerkt, ſich auf die Zeit bezögen, wo er Uranie und Lila in Homburg zum erſten mal geſehen. „Jetzt", fügt ſie hinzu, „ſitzt er in Wetzlar einſam, öde und leer." Auf die hier genannte Lila bezieht ſich auch folgende Stelle in einem frühern Briefe:

O wenn Sie das Mädchen kennten, ſie iſt ein Engel von Empfindung und tauſend mal beſſer als ich! Sie gab mir Blümchen aus ihrem Garten, und ich legte ſie in Yorik's „Empfindſame Reiſen". Wenn Goethe von Adel wäre, ſo wollte ich, daß er ſie vom Hofe wegnähme, wo ſie auf die unverantwortlichſte Weiſe verkannt wird — aber ſo geht's nicht. Goethe iſt ein äußerſt guter Menſch, und ſie wären ſich einander werth.

Im Spätherbſt 1772 war Goethe wiederum in Darmſtadt. Am 27. November ſchreibt ſie:

Unſer guter Goethe iſt hier, lebt und zeichnet und wir ſitzen beim Wintertiſch um ihn herum und ſehen und hören. Es iſt bei Merck eine Akademie; ſie zeichnen und ſtechen in Kupfer zuſammen. Mir hat er ein Landſchäftchen gezeichnet mit einem Bergſchloß und unten am Berg ein Dorf. Wärſt du doch darin Landprieſter und ich dein Weib.

Und am 5. December:

Goethe iſt noch hier und lehrt Merck zeichnen. Mich dünkt, er iſt überhaupt etwas ſtiller und geläuterter geworden. Er will dich das Frühjahr zu mir führen, wenn Sie in Frankfurt bei ihm einkehren, und hofft viel Gutes von Ihrem Wiederſehen. Er ſagt, du wärſt ihm nicht ſo ganz gut, und er iſt Ihnen doch gut, das ſehe und höre ich mit Ohren und Herz. Das Wiederſehen knüpft vielleicht den Knoten auf, wie billig! Er denkt noch ein Maler zu werden, und wir riethen ihm ſehr dazu. Da ihm doch alle Tugenden fehlten, ſagte er, ſo wolle er ſich auf Talente legen. Aus dem Kopfe könnte da was werden. Uns Mädchen und Weibern iſt er auch beſſer als ſonſt und iſt uns herzlich gut; aber überhaupt lieben — dazu liegt noch zu viel Aſche von ſeiner erſten Liebe in ſeinem Herzen.

Herder's Lobſprüche über Goethe ſind weniger feurig. Eine Briefſtelle, worin er Goethe einen wirklich guten, nur äußerſt leichten und viel zu ſpatzenmäßigen Menſchen nennt, iſt, ſoviel wir wiſſen, aus den „Erinnerungen" ſchon bekannt. Indeß ſpricht er ſich in einem ſpätern Briefe vom Juli 1772 mit ziemlicher Wärme über Goethe aus:

Goethe iſt ein guter, edler Junge mit vielem Gefühl und Uebergefühl, wovon, wie es im lieben menſchlichen Leben ordentlich und billig iſt, die Hälfte auch ihm wol Traum der Morgenröthe bleiben wird. Seine Liebe und Freundſchaft iſt mir alſo ſo ein ſchönes Bild der Seele, daß ich's um keinen Schattenzug möchte geſchwärzt haben.

Und in demſelben Briefe ſagt er in Betreff des „Götz von Berlichingen", daß ungemein viel deutſche Stärke, Tiefe und Wahrheit darin, das Stück jedoch hin und wieder auch nur gedacht ſei, was er kurz zuvor auch von Leſſing's „Emilia Galotti" behauptet hatte, mit Bezug auf ein früheres Urtheil Karolinens, welche gefunden haben wollte, daß Leſſing nie geliebt, wenigſtens nie tief in die Seele geliebt haben könne, was übrigens ſeine Richtigkeit haben mag.

Auch von Merck iſt in Karolinens Briefen häufig die Rede, nur gehen ihre Urtheile über dieſen räthſelhaften Mann merkwürdig auseinander. Bald nennt ſie ihn den trefflichſten Mann, den beſten Freund („er iſt zur Freundſchaft gemacht", ſchreibt ſie einmal) und ſpricht mit Rührung davon, daß Merck mit ihr darüber „geweint", weil Herder keinen Menſchen in Bückeburg habe; bald ſchildert ſie ihn von einer ſehr unvortheilhaften Seite: ſtets ſei er in übler Laune, ſchütze Kopf- oder Zahnweh oder Geſchäfte oder tauſend andere Sachen vor, um nur bald wieder fortgehen zu können, und wiſſe in jedes Vergnügen etwas Saueres zu miſchen u. ſ. w. Am wenigſten kann ſie ihm ſein Benehmen gegen ſeine Frau vergeben und findet es mit Recht höchſt undelicat, daß er zu einem Dritten, dem Geheimrath geäußert, er wünſche ſie nicht geheirathet zu haben. Karoline bemerkt dabei: „Ich danke für den brillanteſten Verſtand, wenn er das Herz nicht beſſert." In einem ſpätern Briefe wirft ſie ihm vor, daß er indiscret, falſch, geizig und keines Menſchen Freund ohne Intereſſe ſein könne. Freilich ſcheint auch hier wieder der geſchäftige Leuchſenring,

*) In Herder's „Volksliedern", III, 16.

**) Düntzer vermuthet, daß hier wahrſcheinlich von einer ältern, ſchon in Straßburg entſtandenen Geſtalt des Gedichts „Der Wanderer" die Rede ſei.

der zu der Zeit mit Merck zerfallen war und ihm ſeine Freundſchaft in einem fulminanten Briefe aufgekündigt hatte, die Hand mit im Spiel gehabt zu haben. Es ſind dies zum Theil recht garſtige Geſchichten, wie man ſie in deutſchen Briefſammlungen nur zu häufig antrifft. Was Merck anlangt, ſo dürfen wir in ſeiner ganzen Art zu ſein bereits jenen ironiſch-Mephiſtopheliſchen Rückſchlag erkennen, der auf die zu weit getriebene Empfindſamkeit jener Periode allerdings naturgemäß erfolgen mußte.

Von jener ſüßlichen Sentimentalität und Ueberempfindſamkeit enthalten die Briefe Karolinens ein recht charakteriſtiſches Beiſpiel bei der Schilderung eines Beſuchs, welchen Gleim und Wieland im Sommer 1771 in Darmſtadt machten. Sie ſchreibt:

Merck, Leuchſenring und ich ſchlangen uns in einer Ecke des Fenſters um den alten, guten, ſanften, muntern, ehrlichen Vater Gleim und überließen uns unſerer vollen Empfindung der zärtlichſten Freundſchaft. Hätten Sie doch dies ſanftheitere Geſicht des guten Alten geſehen! Er weinte eine Freudenthräne, und ich, ich lag mit meinem Kopfe auf Merck's Buſen; er war außerordentlich gerührt, weinte mit, und — ich weiß nicht Alles, was wir gethan.

Man ſollte eine ſolche Scene, die durch ihr Uebermaß von Empfindſamkeit faſt lächerlich wird, unter einigemaßen verſtändigen Menſchen kaum für möglich halten; man weiß gar nicht, wo die Leute damals bei jeder kleinſten Gelegenheit ihre Thränen alle hergenommen haben. Von Wieland ſchreibt ſie:

Er iſt im erſten Augenblick nicht einnehmend: mager, blatternarbicht, kein Geiſt und Leben im Geſicht, kurz, die Natur hat an ſeinem Körper nichts für ihn gethan; tritt kalt in die Geſellſchaft, ſpricht ziemlich viel, inſonderheit wenn er Laune hat. Man muß ihn lange ſehen, ehe man ihn kennt; erſt eine Stunde vor dem Abſchied habe ich geſehen, daß er warm und empfindſam ſein kann; und ich liebe ihn, da ich ihn als Freund habe kennengelernt. Nur ſeinen Autorſtolz und Eitelkeit, die er in ziemlicher Doſis beſitzt, möchte ich von ihm wegwiſchen. Ich kann die Eitelkeit an keinem Menſchen, er mag ſein wer er will, ausſtehen, nehme er ſich dafür Würde der Menſchheit, ſoviel er kann, die Eitelkeit laſſe er den Narren. Ich bin aber ſonſt, dieſen Punkt ausgenommen, völlig mit ihm zufrieden; er hat ſich als ein guter Vater, Ehemann und Freund gezeigt.

Herder erwidert darauf:

Sie haben Gleim und Wieland kennengelernt! Geredt wird von mir dabei nicht viel Gutes ſein, inſonderheit von Wieland, der mich auf den ſchiefſten Seiten kennt, und auch dem „alten, guten, ſanften, ehrlichen" Gleim bin ich ſeit zwei Jahren Antwort ſchuldig.

Er bittet ſeine Geliebte weiterhin, über Wieland zu urtheilen, aber nicht ihn zu verurtheilen, und erklärt, daß er Wieland ſelbſt ſein „bischen Papiereitelkeit" verzeihe.

Auch Sophie Laroche, durch ihr früheres Verhältniß zu Wieland bekannt, lernte Karoline perſönlich kennen. Für ihren von Wieland herausgegebenen Roman „Geſchichte der Fräulein von Sternheim" hatte Karoline geſchwärmt, aber wie wurde ſie enttäuſcht, als ſie die Verfaſſerin kennenlernte. Sophie repräſentirte keine der idealen Gefühlseigenſchaften, welche unſerer Karoline den Roman ſo lieb und werth gemacht hatten; ſie erſchien vielmehr als eine complete Hofdame, „als Frau nach der Welt mit tauſend kleinen Zierrathen", voll Witz und ſehr feinem Verſtand. Karoline fährt dann fort:

Sie tritt ſehr leicht auf, wirft Jedem, wem ſie will, einen Kuß mit der Hand zu; ihre ſchönen ſchwarzen Augen ſprechen rechts und links und überall, und ihr Buſen wallt noch ſo hoch, ſo jugendlich, daß — kurz ſie hat uns mit ihrer allzu vielen Koketterie und Repräſentation nicht gefallen.... Mir hat ſie etlichemal mit einem recht ſilbernen Ton, den ich den Ton ihres Herzens nannte, geſagt, daß ſie mich liebte, daß ich ihr gefiele, und ich ſollte ſo bleiben: aber mich dünkt, es war Almoſen, und ich hörte ihren Silberton, der mich ſo rührte, bei jeder andern Gelegenheit. Ich kann auch nicht ſtolz auf ihr Lob ſein; denn in öffentlicher Geſellſchaft ſagte ſie zu Doctor Leuchſenring: „Vous êtes un aimable homme", und gleich darauf, als ſie nach Hauſe ging, zu Madame Merck: „C'est un homme sur une tapisserie."

Alſo wieder eins der vielen Beiſpiele, wo der perſönliche Charakter dem ſchriftſtelleriſchen ſehr wenig entſprach.

Herder's Briefwechſel mit ſeiner Braut bildet ein intereſſantes Seitenſtück zu dem Briefwechſel zwiſchen Schiller und ſeiner Braut, Charlotte von Lengefeld. Ohne Zweifel war Letztere der Erſtern an gediegenen Kenntniſſen und feiner ariſtokratiſcher Bildung weit überlegen; daher trägt der Briefwechſel zwiſchen ihr und Schiller auch einen edlern, man möchte ſagen idealern Charakter. Man muß aber nicht vergeſſen, daß Karoline Flachsland, deren Vater früh geſtorben war und acht unerzogene Kinder hinterlaſſen hatte, in meiſt drückenden Verhältniſſen aufgewachſen war, wie ſie es denn auch ſelbſt beklagte, daß in ihrer Familie die äußern Ausdrücke der Empfindung zu ſehr vernachläſſigt worden ſeien. Man muß ferner nicht vergeſſen, daß die Briefe des Fräulein von Lengefeld und Schiller's ſelbſt nahe 20 Jahre ſpäter geſchrieben wurden, wo die Sturm- und Drangperiode ſchon faſt ganz überſtanden war und der ſtiliſtiſche Ausdruck eine feinere Form und die Anſchauungen mehr Ruhe und Halt gewonnen hatten. Außerdem war Karoline eine echt ſüddeutſche Natur und an Temperament, an Naivetät, an Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des Charakters der Braut Schiller's ohne Zweifel überlegen. Dieſes Durchſchlagen eines energiſchen Temperaments in all ſeiner Naivetät verleiht ihren Briefen wieder einen beſondern Reiz. Drückt ſich doch auch in Herder's Briefen ſehr deutlich die innere Unruhe und geiſtige Gährung jener merkwürdigen Jahre aus. Aber gerade in dieſer Eigenthümlichkeit, wie in der Vorführung Herder's und Goethe's in den Jahren ihrer ſtürmiſchen Jugend beruht das Intereſſe dieſes Briefwechſels, der die Genialitätsperiode unſerer Literatur in oft höchſt charakteriſtiſchen Zügen wiederſpiegelt und Dichtungen wie Goethe's „Werther" und verwandte Erſcheinungen als aus den Stimmungen der Zeit hervorgegangene Producte miterklären hilft.

Hermann Marggraff.

Umſchau auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften.

Es erheben ſich jetzt ſehr viele laute Stimmen, welche mit den neuern Fortſchritten der Naturwiſſenſchaften gar nicht zufrieden ſind. Sie ſehen hier nichts als den platteſten Materialismus, der den Menſchen von Allem, was ihm heilig iſt, abführt. Wer indeß einen unbefangenen Blick in den allgemeinen Gang der Naturwiſſenſchaften thut, findet durchaus keine Urſache, damit ſo unzufrieden zu ſein, wie jene Klageſtimmen glauben machen möchten. Im Gegentheil muß es ihm ſo recht klar zum Bewußtſein kommen, daß das Ganze voll geſunder Lebensfriſche, voll ſtarkem und ernſtem Willen zu edlen Thaten iſt, und daß überhaupt in Allem eine wunderbar große geiſtige Kraftentwickelung an den Tag gelegt wird. Wahr iſt es allerdings, daß in den Naturwiſſenſchaften ſelbſt, ſowie in den Beziehungen zu den meiſten andern Wiſſenſchaften vielerlei Aergerniß vorkommt: wer kann aber darin etwas Unerhörtes finden wollen, da die Geſchichte von Jahrtauſenden uns nie ein anderes Erfahrungsgeſetz gelehrt hat. Die Neigung, die Begabung und die Anſichten der Menſchen werden ewig verſchieden bleiben, beſonders da, wo es ſich um den Auf- und Ausbau der Wiſſenſchaft und Kunſt handelt. Soll es uns denn in Sorge und Angſt bringen, wenn wir ſehen, daß jetzt einige ſehr begabte Naturforſcher von ihrem beſchränkten menſchlichen Standpunkte aus zu Inductionen verleitet worden ſind, welche Alles entweihen und in Frage ſtellen, was uns das Heiligſte, das Edelſte im Leben iſt, welche in dem Erforſchen der Geſchöpfe nicht blos den Schöpfer vergeſſen, ſondern ihn ſogar leugnen können? Nein. Kein wahrhaft ſtarker Geiſt darf vor ſolchem Geiſtesübermuthe erſchrecken. Und Gott ſei Dank, es fehlt unſerer Zeit noch nicht an dieſen ſtarken Geiſtern, welche ſich in dem ruhigen Erforſchen der Natur nicht beirren laſſen, weder durch die fanatiſchen Schreier, welche alle Reſultate der Freiheit der Wiſſenſchaft für ſündhaft halten, weil dieſelben vielleicht anders ausgefallen ſind, als ſie es um ihrer und der Welt Ruhe willen wünſchen konnten, noch durch die boshaften Freidenker, welche voll teufliſcher Schadenfreude ſo recht abſichtlich ſcharf und ſtechend die Wunden der Wiſſenſchaft aufwühlen und unheilbar zu machen ſuchen. Erheben wir uns an jenen ſtarken Geiſtern, welche die unerſchütterlichen Grundpfeiler des verſtändigen Fortſchritts der Wiſſenſchaft ſind. Auch kann ihnen wahrlich nicht der Vorwurf gemacht werden, daß ſie bei dem ſtillen Erforſchen der Natur nicht auf das Unkraut achteten, welches dem guten Gedeihen ihrer edlen Samenkörner nachtheilig werden könnte. Sie legen die Hände nicht in den Schoos, wo auszuräuten und zu tilgen iſt. Nur darf man nicht erwarten wollen, daß ſie verantwortlich ſind für jede Möglichkeit zum Miswachs. Die vernünftige Welt erwartet von ihnen nicht mehr, als was ſie bisher ehrlich erſtrebt und wirklich erreicht haben. Sie müſſen von ihrem vernunftgetreuen Standpunkte aus der Freiheit in dem Erforſchen der Natur ganz unbedingt das Wort reden. Eine Wiſſenſchaft ohne dieſes Grundrecht der Freiheit iſt ein Unding. Es fehlt uns auch nicht an Erfahrung hierzu. Das finſtere ſcholaſtiſche Mittelalter ſteckt ganz voll warnender Beiſpiele. Wir haben nun ſchon ſeit Jahrhunderten alle Urſache, uns über die guten Früchte der Naturwiſſenſchaften zu freuen, wir können uns glücklich preiſen über ihren ſegensreichen Einfluß auf die humane Geiſtesbildung und auf das praktiſche Leben der Menſchen. Vergeſſen wir aber in dieſer Freude ja nicht, daß all der Segen dieſer neuerwachten Wiſſenſchaftlichkeit aus dem Glücke ihrer Freiheit entſprungen iſt. Auf dieſe einleitenden Worte laſſen wir unſer Referat über eine Reihe in das Fach der Naturwiſſenſchaften einſchlagender und meiſt in allgemein verſtändlichem Tone gehaltener Schriften folgen.

1. Zur Erdgeſchichte. Geologiſche Studien von Eugen Schneider. Bamberg, Buchner. 1856. Gr. 4. 24 Ngr.

Dies Buch verdient eine ganz ausgezeichnete Beachtung. Kein Leſer wird es zur Hand nehmen, der nicht auf jeder Seite eine Fülle von belehrender Anregung anträfe. Ueberall zeigt es geſunde reife Früchte eines ſehr umfangreichen gründlichen Studiums der beſten Quellen der Geologie und bleibt dabei leichtfaßlich, klar und durchweg intereſſant. Es nimmt Partei, wie jeder wahre Vertreter der Wiſſenſchaft dazu das Recht und die Verpflichtung hat, aber es würdigt auch die abweichenden Anſichten der Gegner und verſäumt es nie, das wirklich Gute derſelben mit Nachdruck und Unparteilichkeit zur Geltung zu bringen. Man ſieht, der Verfaſſer gehört zu den ſtarken Geiſtern, welche den Naturwiſſenſchaften der Gegenwart zur achtungsvollen Stütze dienen. Seine Entſtehungsgeſchichte unſerer Erde ſollte Niemand ungeleſen, Niemand unbeherzigt laſſen, mag auch der Grad der Bildung ſein, welcher er will; ſie paßt für jeden gebildeten Denker, Mann und Frau, und wird auch ſelbſt von dem Fachgelehrten mit anerkennendem Beifall aufgenommen werden. Was Cotta, Quenſtedt, Burmeiſter, Roßmäßler u. A. auf dieſem Gebiete geleiſtet haben, hat ſeine gebührende Anerkennung gefunden, und Eugen Schneider kann ſich mit ſeinem Werke ihnen ebenbürtig zur Seite ſtellen und darf auf eine ebenſo günſtige Aufnahme ſowol bei ihnen wie bei dem gebildeten großen Publicum rechnen.

Das Werk will, wie ſein Titel ſchon ganz genau andeutet, zu den vielen Schöpfungstheorien der Erde keine neue hinzufügen, ſondern vielmehr einen hiſtoriſchen Blick in das bereits vorhandene Gute thun laſſen, es will über das reiche Material eine klare Ueberſicht verſchaffen und iſt weit davon entfernt, dem berechtigten Glauben der Völker den Boden zu entziehen oder gar die Heilige Schrift unheilig anzutaſten. Die Hauptfrage, welche das ganze Buch zu beantworten trachtet, iſt, ob das Waſſer oder das Feuer allein, oder in gegenſeitiger Unterſtützung beide zugleich die Urſachen der Geſchichte unſers Erdballs geweſen ſind. Die Beantwortung fällt ſehr verſtändig aus. Der Verfaſſer huldigt dem ehrwürdig gewordenen Ausſpruche, daß da, wo es an Menſchen gefehlt hat zu reden, den Steinen das Wort zu geben iſt. „Ja“, ſagt er, „ſie reden zu uns, die Steine und Felſen, die Berge und Thäler, aber Jedes hat ſeine eigene Sprache, die der Forſcher ihnen mühſam entlauſchen muß. Die Geologie, welche der Geſchichtsforſchung die Fackel abnimmt, wie ein großer Geognoſt ſich ausdrückt, um da noch vorzudringen, wo dieſe allmälig in Mythen entſchlummert, und begierig nach Befriedigung mit dem Hammer in das Innere der Erde hinabſteigt und Das, was ſie hier oben nicht findet, beim düſtern Schein des Grubenlichts aus dem hartnäckigen Geſteine klopft, ſie kann uns zur Löſung unſerer Aufgabe verhelfen.“

Nach der Einleitung läßt ſich der Verfaſſer zunächſt angelegen ſein, ſeine Leſer auf den Standpunkt zu verſetzen, von dem es möglich iſt, die Theorie der Plutoniſten und Vulkaniſten klar zu überſchauen, und verweilt dann bei den beiden Stiftern und Repräſentanten dieſer Theorien, bei Werner und Hutton. Die Theorien des vorigen Jahrhunderts, welche durch Lichtenberg's Satire ſo geiſtreich beſpöttelt wurden, übergeht er ganz, auch würdigt er mehre Hypotheſen der Neuern kaum der Erwähnung, weil ſie wiſſenſchaftlich gar keinen Werth haben. Gruithuiſen's Aggregationstheorie, ſowie Agaſſiz' Eistheorie und die übrigen Syſteme der Geologie unſerer Tage werden ſchon ausführlicher in den Kreis der Kritik gezogen, vor allen wird aber auf Fuchs' Theorie der Erde als eine epochemachende Schrift von hoher Bedeutung hingewieſen. Die Sprache iſt ernſt und ruhig erwägend, freimüthig opponirend und ehrlich lobend, nur da, wo Karl Vogt zurechtzuweiſen iſt, ſcheint er ſich viel Zwang anthun zu müſſen, um den kritiſchen Gleichmuth nur einigermaßen bewahren zu können. Sollte er hier vielleicht etwas zu weit gegangen ſein, ſo iſt das durch die bekannten malitiöſen Stachelworte nothwendig geworden und verdient, wenn es deſſen noch bedürfte, am allererſten Entſchuldigung. Wir wollen hiervon eine kleine Probe geben. Der Verfaſſer redet an einer Stelle von dem geologiſch nach-

weisbaren Fortſchreiten vom unvollkommenſten Gebilde bis zum vollkommenſten einer Claſſe, wobei er ſich aber dagegen verwahrt, zu behaupten, daß die ganze ungeheuere Kette der Weſen durch Entſtehung jeder nächſthöhern Weſenclaſſe aus der nächſtniedern geworden ſei. „Als der köſtliche Humbug von den Niams-Niams — Neger, die den Uebergang vom Affen zum Menſchen repräſentiren ſollten — die Blätter durchlief, dachte wahrlich kein Vernünftiger daran, daß es je mehr einem Naturforſcher beifallen würde, den ekelhaften Unſinn einer Abſtammung der Menſchen vom Affen wiederzukäuen. Herr Karl Vogt, der Erfinder der «verthierten Söldlinge», welcher, nebenbei bemerkt, laut eigenem Geſtändniſſe ein Feind der «Gelehrten von Profeſſion» und auch, wie ihm Wagner ſchlagend nachweiſt, kein Freund vom Studium und von echter Wiſſenſchaft iſt, hat in ſeinem «Köhlerglauben» den alten Kohl aufgewärmt und ſucht den Beweis zu liefern, daß der Menſch wirklich vom Affen ſtammt und daß wir uns in Adam, der ein «Schiefzähner», ſomit ein dem Affentypus näherſtehender Menſch geweſen, eine Art Orang-Utang oder Buſchmenſchen und in Eva eine «hottentottiſche Venus» zu denken hätten. Mit dem Bibelglauben ſucht er dem lieben deutſchen Volke mit «grundverdorbenem» Magen auch alle Pietät aus dem Herzen zu reißen. Bei der Schilderung der ihm ſo lieben Affen macht er nämlich bemerklich, daß dieſes Thier mit jedem Tage dümmer, ſtupider und boshafter werde, und fügt die hämiſche, ſelbſtſchänderiſche Aeußerung bei, daß ein unbefangener Beobachter des Menſchengeſchlechts durchaus dieſelben Reſultate liefern und zeigen würde, daß der Menſch von einem gewiſſen Alter an demſelben Geſetze der Rückbildung und Verdummung unterliege, wie ſein nächſter Nachbar im Thierreiche, worauf Wagner ſich entſchuldigt, wenn er auf Grund der vorliegenden Elobarata vermuthen müſſe, daß Vogt dieſes Stadium der Rückbildung bereits im raſchen Laufe erreicht habe.“

Den verſchiedenen Theorien über die großartigen Revolutionen, welche unſere Erde in Hinſicht des Klimas und der Gebirge durchgemacht hat, widmet der Verfaſſer eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit, und er thut recht daran, denn gerade hier müſſen die Steine reden. Klügel's Hypotheſe in Bezug auf eine mit Wahrſcheinlichkeit ſtattgehabte plötzliche Achſenänderung der Erde, welcher viele bedeutende Aſtronomen und Geologen zugethan geweſen ſind, wird ſorgfältig geprüft und als unhaltbar nachgewieſen. „Der große Bode hat namentlich die Gründe ausführlich entwickelt, welche gegen eine ſolche Annahme ſtreiten; auch Laplace, welcher dieſer Hypotheſe anfänglich nicht abgeneigt war, bemühte ſich, dieſelbe mit aſtronomiſchen Thatſachen zu vereinigen; allein ſein Unternehmen ſcheiterte an der Unmöglichkeit ſolcher Nachweiſungen und er erklärte die Richtigkeit ſolcher Annahmen. Gern wendet man ſich deshalb der von Leopold von Buch und Elie de Beaumont erläuterten und vertretenen Hypotheſe von einer Hebung der Gebirge durch vulkaniſche Kräfte und von einer in frühern Zeiten überall höhern Temperatur des Erdballs zu, woraus ſich alle Erſcheinungen und namentlich die durch die Verſteinerungen begründeten Veränderungen der Erdoberfläche ſehr natürlich, überhaupt den bekannten Naturgeſetzen ſehr angemeſſen erklären ließen, wie dies beſonders A. von Humboldt ſo trefflich gethan hat. Allein dieſe Annahme erklärt, nebſt andern Mängeln, woran ſie leidet, ein bedeutendes Phänomen nicht, welches leider trotz vielem Bemühen noch als ungelöſtes Räthſel daſteht. Es iſt dies die Erklärung der Urſachen eines Wechſels von Lagern mit Ueberreſten von Producten des Seewaſſers und der ſüßen Gewäſſer, wie ſie beſonders bei Paris nach Cuvier und Brongniart, ſüdlich von London nach Webſter und auch noch ſonſt gefunden werden; denn Breislack's Erklärung dieſes Phänomens aus einem wechſelnden Abfluſſe größerer Binnenmeere oder einem wechſelnden Stande des Meeres iſt allzu hypothetiſch und entbehrt noch zu ſehr ſyſtematiſcher Gründe und Beweiſe.“ Recht viel Gewicht legt der Verfaſſer bei allen dieſen Unterſuchungen auf den von Perty, von Fuchs und mehren neuern Geologen mit in die vermittelnde Theorie der Erde hineingezogenen Chemismus.

Das Werk wird hoffentlich bald eine neue Auflage erleben und in dieſem Falle könnte der Verfaſſer wol etwas mehr Rückſicht nehmen auf ſeine Leſer. Das ganze Buch von 107 großen Quartſeiten bildet nur ein einziges Capitel. Ohne die geringſte äußere Unterbrechung wird das Ganze in einem Zuge vorgetragen. Das iſt doch ein bischen zu viel. Der Menſch, ſelbſt wenn er auch nur lieſt, will Ruhepunkte haben. Auch iſt vielleicht hier und da eine erläuternde Figur einzuſchalten, wodurch Manches dem Leſer noch klarer und anſchaulicher gemacht werden könnte. Ein Buch, welches einen ſo großen innern Werth wie dieſes beſitzt, verdient es, daß man auch auf ſeine äußere Ausſtattung gehöriges Gewicht legt. Sein jetziges Auftreten erinnert viel mehr an ein möglichſt billig gedrucktes Programm, denn an eine Schrift, welche ein Recht hat, die Bibliothek aller Gebildeten zu zieren.

---

2. Die Schöpfung. Vom Standpunkte der ſpeculativen Naturforſchung und der Heiligen Schrift aus dargeſtellt von Hugo Reinſch. Erlangen, Palm. 1856. 8. 24 Ngr.

Wir haben es hier mit einer feinen, phantaſiereichen kosmiſchen Unterhaltungslectüre zu thun, welche ſich vortrefflich lieſt und als ſolche beſtens zu empfehlen iſt. Der Verfaſſer verwahrt ſich in einer Verſtändigung mit dem Leſer zunächſt gegen die durch den Titel vielleicht erweckte Anſicht, daß er Geolog und Theolog in einer Perſon ſei, und bekennt dann offen, daß er weder das Eine noch das Andere ſei. Er hat die Abſicht, von dem allgemeinen Standpunkte eines gebildeten Denkers dem ſchon ſehr viel beſprochenen Gegenſtande eine ganz neue Seite abzugewinnen; er will dies nicht durch gelehrte Sprachforſchungen, nicht durch Reſultate der neuen Geologie, nicht durch die glanzvollen Entdeckungen der Humboldt und Buch zu erreichen ſuchen, um die Ausſprüche des erſten Capitels der Bibel mit jenen in Einklang zu bringen, oder zu zeigen, wo ſie auseinander gehen, ſondern er beabſichtigt vielmehr, „die Schöpfung, wie ſie in der Bibel ſich dargeſtellt findet, mit Dem, was jeder ſchlichte, aber geiſtig geſunde Menſch in der Natur ſelbſt ſehen kann, zu vergleichen und dafür keinen andern Prüfſtein anzuwenden, als den, welchen Jeder ſelbſt beſitzt, welchen alſo auch Jeder zur eigenen Prüfung ſelbſt beſitzt, nämlich die ſchlichte Vernunft, und die Fragen durch den Gebrauch dieſes allgemein zugänglichen Prüfſteins zu erörtern: «Iſt die Schöpfung vollendet, iſt ſie mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Erde zum Abſchluß gekommen, wird unſer Geſchlecht bis in alle Ewigkeit fort in dem gegenwärtigen Proceſſe des Erzeugens, Gebärens und Sterbens, des Aufleuchtens und Auslöſchens beharren?» oder ...“ Viel Worte! Man ſieht, der Verfaſſer verſteht ſchwunghaft und wortreich zu reden. Er meint es aber in der That mit der guten Sache ehrlich und gut und iſt voll ſtarker Entrüſtung gegen alle die platten Materialiſten, welche in neueſter Zeit ſich breit machen mit einem Wiſſen, das ſie für originell und neu halten, das aber genau erwogen nur von Epikur erborgt iſt. „Er (Epikur) ließ die Welt aus ſich drängenden und ſtoßenden Atomen unter der Mitwirkung des Zufalls entſtehen, das ſagen jene (die heutigen Materialiſten) auch. Er behauptete, es gebe keine Götter, dies ſei die Einbildung der ſich im Gehirn der Menſchen ſtoßenden Bluttheilchen; es gebe keine andere Welt als die Erde, kein höheres Weſen als den Menſchen, und das Beſte, was der Menſch thun könne, ſei der ſinnliche Genuß, denn nach dem Tode zerfalle der Menſch in Atome und die Seele zerflattere in Luft. Unſere neuen Philoſophen ſagen dieſes Alles auch, nur mit ihren neuen chemiſchen Ausdrücken; Aſche der Menſchen nennen ſie phosphorſauern Kalk, die in Luft zerflatterte Seele Kohlenſäure und Ammoniak. Was bildet ihr euch alſo ein auf eure neuen Entdeckungen, ihr ſcharfſinnigen Naturforſcher und Phyſiologen?

Meint ihr denn wirklich die Wahrheit gefunden zu haben, daß ihr Dasjenige, was die Alten längſt kannten, mit neuen Namen benennt?! Aber etwas könntet ihr von den Alten doch lernen, nämlich das Denken. Seitdem ihr aber eure Gedanken ſelbſt für den Urin eures Gehirns haltet, werdet ihr es uns nicht misdeuten, wenn wir eure Gedanken ſelbſt für ſehr wäſſerig halten." Ob die angeredeten Herren dies ſtark beherzigen werden, möchte ſehr in Zweifel zu ziehen ſein, umſomehr, da nicht geleugnet werden kann, daß Hugo Reinſch in ſeiner „Schöpfung" auch ſeine Schwächen hat, und das nicht blos in ſeiner lodernden Entrüſtung über die Gottes- und Seelenleugner, ſondern hauptſächlich in ſeiner philoſophiſchen Schreibweiſe. Wir wollen hiervon einen kleinen Beleg geben. „Das erſte Element war alſo nicht in dem Sinne, wie wir uns jetzt die Materie vorſtellen, eine Materie, es war weder räumlich, noch gewichtig, noch beweglich; es war alſo das Nichts. Da aber Alles aus ihm entſtehen konnte und wirklich entſtanden iſt, ſo war es auch das Alles; in ihm war Alles enthalten. Aber es würde ewig das ewige Nichts geblieben ſein, wenn in ihm nicht die Möglichkeit des Räumlich-, Gewichtig- und Beweglichwerdens gelegen hätte." Solche Worte laſſen vielleicht nur den Verfaſſer in einer ernſten Stimmung. Aber dennoch lieſt ſich das Buch gut. Man überſieht die hier und da hervortretende wortreiche Ueberſchwänglichkeit gern, weil in dem Ganzen ein nobler Geiſt herrſcht und in der That dem ganzen Gegenſtande viele intereſſante neue Seiten abgewonnen ſind. Es kann ſich dieſe „Schöpfung" mit manchen Schöpfungstagen recht gut meſſen.

---

3. Der Erdkörper, ein kosmiſches Ganzes. Für Gebildete in allgemeinfaßlichen Umriſſen geſchildert von Guido Sandberger. Mit 29 naturgetreuen Holzſchnitten von F. Querbach und fünf angehängten lithographirten Täfelchen. Hannover, Hahn. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.

Dieſe Schrift iſt dem hochgefeierten Geographen Karl Ritter, dem Lehrer des Verfaſſers, gewidmet. Sie enthält zunächſt eine Anſprache an den Leſer, welche ein wahres Meiſterwerk iſt, ſowol in Hinſicht ihres gediegenen Inhalts als ihrer ſchönen Form wegen. Mit würdevoller Ruhe wird zunächſt der bildenden Kraft der Naturwiſſenſchaft das Wort geredet, dann ernſt und eindringlich auf den Misbrauch dieſer Kraft hingewieſen. Das Uebrige des Buchs iſt wol auch gut und deutet überall auf ein fleißiges und gründliches Studium des Verfaſſers, aber es enthält nicht viel Selbſtändiges. Auch will es nicht viel mehr als eine kosmiſche Grundlage der Erdkunde im Geiſte Ritter's ſein und empfiehlt zur weitern Belehrung der angeregten Gegenſtände Bronn's „Geſchichte der Natur", Naumann's „Lehrbuch der Geognoſie", Hausmann's „Handbuch der Mineralogie", Schubert's „Lehrbuch der Botanik", Leunis' „Synopſis der drei Naturreiche". Damit wollen auch wir das Werk ſeinen Leſern überlaſſen.

4. Die Dreieinigkeit der Kraft. Ein Beitrag zur nähern Erkenntniß Gottes in ſeiner materiellen Schöpfung. Für die Gebildeten aller Stände, beſonders auch des ſchönen Geſchlechts. Von M. Ohm. Nürnberg, Korn. 1856. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verfaſſer iſt bisher nur auf dem Felde der methodologiſchen Mathematik ein beachteter Schriftſteller geweſen, jetzt verſucht er es auch, auf dem Felde der populären kosmiſchen Naturkunde zu glänzen. Das vorliegende Werk enthält Vorleſungen, von denen der „größte Theil mehre male, jedesmal in einer ſehr gemiſchten Verſammlung und mit immer geſteigertem Beifall wirklich gehalten worden iſt". Durch die ſorgfältige Bearbeitung für den Druck ſollen ſie hoffentlich mehr gewonnen als verloren haben, und der Verfaſſer ſchmeichelt ſich, daß ſie nun auch in weitern Kreiſen für den Leſer Unterhaltung, Belehrung und vielleicht Anregung gewähren dürften. Zugleich rechnet der Verfaſſer darauf, daß die Leſer oder Leſerinnen das Werk nicht ein oder zwei mal durchſtudiren, ſondern drei mal, weil ihnen dann erſt klar werden würde, wie das Einzelne in einem nothwendigen Zuſammenhange ſtehe, der ſie zu Gott führe, weil ſie erſt dann einen Genuß finden dürften, „den wenige andere an Größe und Dauer übertreffen" würden. Man ſieht, der Verfaſſer ſchätzt ſeine Arbeit nicht gering und läßt dieſelbe mit großer Zuverſicht in die Welt treten. Ob er dabei ſich aber nicht irre, iſt ſehr die Frage. Zunächſt enthält ſie ſehr Vieles, was das gebildete große Publicum ſchon von andern Seiten in einer viel anſprechendern, ſchönern Form zur Genüge bekommen hat. Und dann bringt es auch Manches, wofür ein lebhaftes Intereſſe nicht vorhanden iſt. In Betreff des letzten Punktes lebt aber der Verfaſſer der ſüßen Hoffnung, daß etwas Langeweile zum feinen Ton gehöre, nur müſſe es nicht zu viel werden. „Mit dieſer Hoffnung", ſagt er, „daß der Langeweile nicht zu viel werden möge, ſchließe ich die heutige Vorleſung." Referent iſt nun weit entfernt, von ſich auf Andere ſchließen zu wollen, indeß hält er es doch für ſeine Pflicht, hier zu erklären, daß das Buch ihn etwas ſtark gelangweilt habe und daß es ihm unmöglich geweſen iſt, des Verfaſſers Rath zu befolgen und, zur zweiten oder gar dritten Leſung ſich zu entſchließen. Die Erfahrung fällt aber gewiß für andere Leſer günſtiger aus. Darum theilen wir vor allem das Inhaltsverzeichniß mit. Die ſechs erſten Vorleſungen beſprechen die Anziehung der Materie. Die ſiebente, achte, neunte Vorleſung ſuchen die Eigenſchaft der Wärme ins Licht zu ſtellen. Die zehnte, elfte, zwölfte und dreizehnte Vorleſung faſſen noch ein mal ſpeciell die Anziehung und die Wärme der Materie ins Auge. Die folgenden ſechs Vorleſungen ſind der Polarkraft gewidmet, welche als Magnetismus, Elektricität und Galvanismus gekannt iſt. Die zwanzigſte Vorleſung zeigt das innige Ineinandergreifen der Anziehung, Wärme und Polarkraft der Materie, woraus der Titel des Buchs: „Die Dreieinigkeit der Kraft", geſchaffen worden iſt. Die einundzwanzigſte Vorleſung enthält den „Verſuch eines Gemäldes der Erdbildung und der Entſtehung des Planetenſyſtems, wie ſolche den drei wirkenden Kräften gemäß ſtattfinden konnten und mußten".

Uebrigens müſſen wir der Beſprechung dieſes Werks doch die Schlußbemerkung hinzufügen, daß daſſelbe ſich ganz freigehalten hat von allem unedlen Materialismus, daß es nichts enthält, was auf ſcheinheilige Frömmelei hindeutete. Der Verfaſſer haſcht nicht nach ſtarken Eindrücken auf ſeine Leſer, auch iſt er frei von allen überſpannten Anſichten und legt überall ein ebenſo gründliches als vernünftiges Studium der Naturwiſſenſchaften an den Tag.

---

5. Das Normalverhältniß der chemiſchen und morphologiſchen Proportionen. Von Adolf Zeiſing. Leipzig, Weigel. 1856. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfaſſer dieſer vielfach intereſſanten Schrift hat ſeine neue Entdeckung ſchon ſeit einigen Jahren in Zeitſchriften und umfangreichen ſelbſtändigen Werken mehrfach zu veröffentlichen gewußt. Hier zeigt er nun auch den Einfluß ſeiner Entdeckung auf die chemiſchen Miſchungsverhältniſſe und hofft auf beſondere Beachtung der betreffenden Fachmänner. Er hat es wahrlich nicht an Fleiß und Ausdauer fehlen laſſen und verdient recht viel gehört und unparteiiſch gewürdigt zu werden. Es iſt aber ſehr ſchwer, gegen alte Gewohnheiten anzukämpfen, beſonders da, wo es ſich wie hier mehr auf Zahl und Form als auf das eigentliche Weſen der Sache bezieht, wo das von dem Geſchmack gebildete unbeſtimmte Urtheil nun beſtimmt auf Maß und Zahl zurückgeführt werden ſoll. Das hat der Verfaſſer auch erfahren, aber dennoch verfolgt er mit ungeſchwächtem Vertrauen ſein vorgeſtecktes Ziel. Wir halten es nicht für überflüſſig, hier in gedrängter Kürze zu wiederholen, was über des Verfaſſers Proportionslehre in d. Bl. früher ſchon ausführlicher mitgetheilt worden iſt.

In der Geometrie wird gelehrt, eine gerade Linie ſo in zwei ungleiche Theile zu theilen, daß ſich die ganze Linie zum größern Theile verhält, wie dieſer zum kleinern. Man nennt dieſes Theilen den goldenen Schnitt, weil von ihm eine ganze Reihe der wichtigſten Conſtructionen im Kreiſe abhängig iſt. Die Algebra löſt dieſelbe Aufgabe noch allgemeiner, wo jede in Zahl ausgedrückte Größe ſo zu theilen iſt, daß ſich das Ganze zum größern Theile verhält, wie dieſer zum kleinern. Denken wir uns die Zahl 1 nach dieſem Verhältniß des goldenen Schnitts getheilt, ſo wäre 0,6180339 ... der größere Theil, der Major, und 0,3819660 ... der kleinere Theil, der Minor; nehmen wir den Major zu 1 an, ſo iſt der Minor 0,618 und das Ganze 1,618, ſodaß 1,618 : 1 = 1 : 0,618; oder wird der Minor 1 geſetzt, ſo iſt der Major 1,618 und das Ganze 2,618, ſodaß 2,618 : 1,618 = 1,618 : 1. Zeiſing hat nun nachgewieſen, daß dies Verhältniß des goldenen Schnitts gerade dasjenige iſt, welches der ganzen Gliederung der Menſchengeſtalt, dem Bau der edlern Thiere, der Conſtruction der Pflanzen, namentlich in Betreff der Blattſtellung, den Formen verſchiedener Kryſtalle, der Anordnung des Planetenſyſtems, den Proportionen der anerkannt ſchönſten architektoniſchen und plaſtiſchen Kunſtwerke, den befriedigendſten Accorden der muſikaliſchen Harmonie zugrunde liege. Das vorliegende Schriftchen zeigt in überſichtlicher Kürze zunächſt das Verhältniß des goldenen Schnitts in ſeiner univerſellen Bedeutung für die Naturwiſſenſchaften und darauf in ſeiner ſpeciellen Bedeutung für die Chemie. Ein tieferes Eingehen in dieſe Sache möchte hier nicht am Orte ſein, wir überlaſſen dies dem Privatfleiße der geehrten Leſer, unterlaſſen aber nicht, ſchließlich nochmals darauf hinzuweiſen, daß das Ganze eine ſehr hohe Bedeutung hat für alle Wiſſenſchaften und Künſte.

---

6. Die Wunder des Mikroſkops oder die Welt im kleinſten Raum. Für Freunde der Natur und mit Berückſichtigung der Jugend bearbeitet von **Moritz Willkomm**. Mit über 1000 in den Text gedruckten Darſtellungen auf 145 Illuſtrationen, einem Titelbilde, Frontiſpice ꝛc. Leipzig, Spamer. 1856. Br. 8. 1 Thlr.

Dieſes Werk bildet den dritten Band der zweiten Serie der mit vielem Beifall aufgenommenen „Maleriſchen Feierſtunden. Illuſtrirte Volks- und Familien-Bibliothek zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe". Der Verfaſſer beherrſcht ſeinen Gegenſtand als Sachverſtändiger, ſchreibt klar und ausführlich, ermüdet aber nie durch zu tiefes Eingehen in das Einzelne, gibt überall nur das Weſentliche und vergißt den Standpunkt und den Kreis ſeines Publicums nie. Mit einem Worte, das Buch iſt wirklich praktiſch bildend für das denkende Volk. Es wird ihm daher ſicher nicht an einer guten Aufnahme fehlen. Das Bedürfniß zur Belehrung in den Naturwiſſenſchaften iſt ſchon lange überaus rege geworden, und die Männer von Fach laſſen es ihrerſeits auch nicht daran fehlen, daſſelbe zu befriedigen und immer neu zu beleben. Das vorliegende Werk liefert einen recht überzeugenden Beweis dafür.

In der Einleitung wird das Mikroſkop in allen ſeinen Beſtandtheilen und Anwendungen beſprochen, ferner werden bei dieſer Gelegenheit noch einige andere Werke über das Mikroſkop namhaft gemacht, welche zur Selbſtbelehrung zu empfehlen ſind, auch geſchieht des mikroſkopiſchen Inſtituts von Engell und Comp. in Zürich, ſowie des Handlungshauſes Schäffer und Budenberg in Magdeburg, welches in Deutſchland den Debit der Präparate jenes Inſtituts beſitzt, gebührende Erwähnung. Die hierauf folgenden ſechs Abſchnitte beziehen ſich auf die mikroſkopiſche Wunderwelt des Waſſers, des Erdbodens, der Luft, des Pflanzenreichs, des Thierreichs und des Menſchen.

Um nun zur beſſern Würdigung das Buch ſich durch ſich ſelbſt empfehlen zu laſſen, geben wir ihm da das Wort, wo es ſeine Leſer über die Haut der Thiere und Menſchen zu belehren ſucht. „Die Haut beſteht immer aus mehren übereinanderliegenden Schichten verſchiedenartigen Gewebes, am häufigſten aus dreien, nämlich aus der Oberhaut, einer dünnen Lage hornartiger Subſtanz, die von vielen kleinen runden Oeffnungen, den ſogenannten Poren, durchbrochen iſt, einer darunter befindlichen dicken Schicht von Faſergewebe, der ſogenannten Lederhaut, und der Schleim- oder Gefäßhaut, in welcher die für die Ernährung der Haut und ihrer Drüſen beſtimmten Blutgefäße und die Nervenzweige verlaufen, welche die Haut zu einem Werkzeuge des Fühlens (zu einem Taſtorgane) machen. Dieſe Aufgabe erfüllt die Haut beſonders an den Fingerſpitzen, wo in die genannten Schichten außerordentlich zahlreiche Nervenzweige verlaufen. Außerdem aber hat die Haut eine dreifache Beſtimmung. Sie dient nämlich ein mal als ſchützende Hülle für den geſammten Körper, dann als Ernährungsorgan für die Haare, Federn, Schuppen u. ſ. w., mit denen ihre Außenfläche bedeckt iſt, und endlich zur Ausſcheidung des im Blute im Uebermaße enthaltenen Waſſers. Letzteres geſchieht durch den Schweiß, welcher in beſondern Drüſen, die ſich innerhalb der Schleim- oder Gefäßſchicht der Haut befinden, abgeſondert wird. Eine jede Schweißdrüſe iſt ein kleiner, von einem äußerſt feinen Blutgefäßgeflecht durchzogener und von zahlreichen kugeligen Fettzellen umgebener Knoten, von dem aus ſich eine enge zartwandige Röhre nach außen zu erſtreckt. Jede ſolche Schweißröhre beſchreibt, ſowie ſie in die Faſerhaut eintritt, eine Menge ſchraubenförmiger Windungen, worauf ſie in einer Schlangenlinie durch die Faſerhaut hindurch bis in die Oberhaut ſich erſtreckt, wo ſie mit einer Pore ſich nach außen öffnet." Hier wird auf eine ſehr ſorgfältig und ſchön gearbeitete Abbildung hingewieſen, welche ein Stückchen Menſchenhaut ſenkrecht durchſchnitten in 250facher Linearvergrößerung darſtellt. „Dieſe Schweißdrüſen und Poren ſind am zahlreichſten an der Innenfläche der Hand, wo ſie ſehr regelmäßig in Reihen geordnet ſtehen. Man hat hier in einem Quadratzolle der Oberhaut nicht weniger als 3528 Poren gezählt. Da nun jeder Schweißkanal ungefähr einen Viertelzoll lang iſt, ſo würden alle zuſammen, wenn man ſie aneinanderreihen könnte, eine Röhre von 882 Zoll oder 73½ Fuß Länge bilden! Um die Haut fortwährend geſchmeidig zu erhalten und ſie zugleich undurchdringlich für das Waſſer zu machen, iſt dieſelbe mit einer ungeheuern Menge von kleinen Drüſen, den ſogenannten Talgdrüſen, verſehen. Dieſe liegen ebenfalls in der Gefäßhaut und ſind kleine Kugeln, die nicht ſelten zu weintraubenartigen Gruppen in den Umgebungen der flaſchenförmigen Räume, in denen ſich die Haare und Federn bilden, oder der ſogenannten Haarbälge vereinigt ſind. Sie bereiten ein dickflüſſiges Fett, welches durch einen engen, häufig ebenfalls ſpiralig gewundenen Kanal auf die Oberfläche der Haut geleitet wird und ſich über dieſe ausbreitet." Dann nimmt der Verfaſſer hier Gelegenheit, auch etwas über die Erzeugung und Ernährung der Haare, Federn und Schuppen zur Mittheilung zu bringen. Man ſieht, das Buch iſt ebenſo gründlich, als es glücklich iſt bei der Auswahl ſeines Stoffs. Vielleicht wäre eine etwas munterer und eleganter fließende Darſtellungsweiſe an manchen Stellen wol zu wünſchen geweſen

---

7. Erinnerungen aus dem Leben eines alten Geognoſten und Ethnographen mit Nachrichten über die Familie Keferſtein; Skizze der literariſchen Wirkſamkeit von **Ch. Keferſtein**. Halle, Anton. 1855. Gr. 8. 18 Ngr.

Dieſe kleine Schrift hat eigentlich nur ſoweit ein allgemeines Intereſſe, als Hofrath Ch. Keferſtein einen Ruf als geologiſcher Naturforſcher und Schriftſteller ſich erworben hat. Man weiß wol, daß er mit großem Fleiße geſammelt und bald über den einen, bald über den andern Gegenſtand der Mineralogie geſchrieben hat, indeß war dies doch nicht von ſolcher Bedeutung, daß es für die Nachwelt durch

eine beſondere Schrift aufbewahrt werden müßte. Die Univerſität Halle hat ſchon ein ſpecielleres Intereſſe, da ihr die Sammlungen Keferſtein's als Erbtheil zufallen werden. Und was die Familie Keferſtein betrifft, ſo iſt dieſelbe zwar aus lauter höchſt ehrenwerthen Mitgliedern zuſammengeſetzt, indeß hat dieſelbe doch kein allgemeineres Intereſſe, da in ihr ein ganz einfaches Stillleben zu Hauſe iſt und ſie vielleicht nur dadurch merkwürdig wird, daß faſt alle Familienglieder Papiermacher geweſen ſind.

Heinrich Birnbaum.

Sittenromane und Erzählungen von Frauen.

1. Nach Jahren. Roman in zwei Abtheilungen von Amalie von Clausberg. Zwei Theile. Weimar, Kühn. 1855. 8. 2 Thlr.
2. Die Grafen von Harten. Roman in zwei Bänden von Marie Luiſe Vogt. Manheim, Löffler. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.
3. Aus dem Frauenleben. Von Ottilie Wildermuth. Stuttgart, Krabbe. 1855. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
4. Lebensbilder von Iſabella Braun. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1856. Gr. 8. 21 Ngr.

Man kann heutzutage den Titel Sittenroman gebrauchen, ohne von vornherein damit abzuſtoßen und in dem Leſer das Vorgefühl einer langweiligen und poeſieloſen Lectüre zu erwecken. Der Sittenroman hat eine ſchöne und hohe Aufgabe zu erfüllen. Die Moral mag allerdings ſehr langweilig werden, wenn ſie ſich vom Markte des Lebens vornehm zurückzieht oder zu Welt und Leben in einen ſchroffen, pedantiſchen und unfruchtbaren Gegenſatz tritt: ſie wird aber mehr als alles Andere intereſſant und anziehend, wenn ſie an der Hand des Dichters mitten in das Wogen und Drängen des friſcheſten Lebens hineingeführt, wenn ſie dort in ergreifende Conflicte verſetzt und zur Entfaltung ihrer vollen Kraft gebracht, wenn die Ethik äſthetiſch verklärt wird. Bei ſämmtlichen vier obengenannten Werken liegt, theils direct ausgeſprochen, theils unausgeſprochen, die Abſicht zugrunde, ſittliche Wahrheiten durch epiſche Lebensgemälde zu veranſchaulichen. In den beiden erſten iſt hierzu der wirkliche Roman gewählt, in den beiden letzten ſind einzelne Erzählungen und kleinere Skizzen benutzt, um ſittliche Momente im Herzen des Leſers Geſtalt und Halt gewinnen zu laſſen. Inwieweit nun das Streben der Verfaſſerinnen von günſtigem Erfolge begleitet geweſen, haben wir gegenwärtig zu unterſuchen.

Was den Roman „Nach Jahren" von Amalie von Clausberg betrifft, ſo iſt der Gang der Erzählung darin einfach, die Galerie der vorgeführten Charaktere nicht übermäßig zahlreich; aber die Erfindung iſt bei aller Einfachheit ſinnig, die Knoten ſind ebenſo anziehend und ſpannend geſchürzt, als leicht und naturgemäß entwickelt, und die Charaktere ſind trefflich gezeichnet und zum ſchönen Abſchluſſe gebracht. Die Verfaſſerin ſteht auf einem echtſittlichen Standpunkte, hat tiefe Blicke in das Menſchenherz gethan, macht die geſammelten Erfahrungen auf eine gediegene und ſchlagende Weiſe fruchtbar und fußt auf einer Religioſität, die warm, belebend, von aller Einſeitigkeit fern und wahrhaft Geiſt und Herz erquickend iſt. Der Roman iſt für Alt und Jung zur Lectüre anzuempfehlen. Anſtatt eine Skizze deſſelben zu geben, laſſen wir eine kurze Stelle vollſtändig folgen, die wir, nicht als ob ſie zu den glänzendſten Partien des Werks gehörte, ſondern deshalb, weil ſie ohne weitläufige Erläuterungen verſtändlich iſt, gewählt haben, die aber zugleich eine Probe von der Darſtellungsweiſe der Verfaſſerin abzugeben geeignet iſt. Wir befinden uns im Krankenzimmer des Landesälteſten Baron von Heinau. Die Familie hat ſich auf ſeinen Wunſch zurückgezogen. Nur der älteſte Sohn Robert iſt beim Vater geblieben. Ihm hatte dieſer ſeine letzten Anordnungen ans Herz gelegt.

„«Nun gönne dir Ruhe, lieber Vater!» bat er dringend. «Morgen iſt dir vielleicht beſſer, und das Sprechen erſchöpft dich nicht wie dieſe Nacht.»

«Morgen!» ſagte der Baron und ſchüttelte den Kopf. «Wer weiß, ob der Morgen noch ein mal für mich anbricht. Nein, Robert, laß mich auch die letzte Sorge vom Herzen thun, die um dein eigenes Glück!»

«O Vater, nicht in einem ſolchen Augenblicke!» entgegnete der Sohn. «Wie ſoll ich daran denken, mich des Lebens zu freuen, wenn du vom Sterben ſprichſt!»

«Dennoch iſt es ſo», ſagte der Baron. «Das Alte muß weichen, um dem Neuen die Stelle zu überlaſſen, du wirſt die Ordnung der Welt nicht ändern. Gib mir den Troſt, dich beim Abſchied glücklich zu wiſſen, und verſprich es, daß du nicht länger mehr zögern willſt, dir den eigenen Haushalt zu gründen. Vielleicht haſt du ſchon gewählt, vertraue dich mir an und gönne mir die letzte Freude auf Erden, — deine Wahl zu ſegnen!»

Die väterlichen Worte drangen gleich Meſſern in Robert's Herz. Neben dem Gefühl des Kindes, das den Vater ſcheiden ſieht, quälte ihn der Drang, auch in dieſem Augenblicke der Wahrheit treuzubleiben, dem Sterbenden zu geſtehen, daß nicht Zeit noch Trennung die tiefe Liebe hatten ausrotten können, die ſich doch nimmer der Billigung ſeines Vaters erfreuen würde. Was ſollte er thun? War Schweigen oder Reden die nächſte Pflicht?

«Ich kann es nicht, Vater!» rief er endlich, in Thränen ausbrechend. «Erlaß es mir, jetzt von mir und meinem Herzen zu ſprechen, wo ich keinem Gedanken Raum geben möchte, als dem an dich!»

Der Vater wandte ſich nach ihm, legte ſeine Hand ihm auf die Stirn und ſagte: «Du biſt ein guter Sohn, mein Robert. Nun ſo ſegne ich deine Wahl, auch ohne ſie zu kennen, Gott laſſe dich glücklich werden in deiner Gattin, deinen Kindern, wie ich es geweſen bin!»

Robert kämpfte einen kurzen Augenblick, ſeine Bruſt arbeitete und kalte Tropfen traten auf ſeine Stirn. Er konnte ſich das Glück ſeines Lebens erringen, nicht einmal durch eine Täuſchung, nur durch Schweigen, das zugleich den Sterbenden ſchonte. Dennoch war es ein Betrug: ſollte er, wie einſt Jakob, den Vaterſegen ſtehlen?

«Nein», rief er plötzlich, «halt ein, Vater, und vergib, wenn ich dich betrübe! Den Segen würdeſt du zurücknehmen, wüßteſt du, daß ich der Neigung meiner Jugend treugeblieben bin und daß ich niemals eine andere Gattin in dein Haus einführen kann als Marie!» (Marie war ein gebildetes Mädchen aus dem Bauernſtande. Der Baron und ſeine Gemahlin hatten ihr eine treffliche Erziehung geben laſſen.)

Er ſchwieg und legte ſein brennendes Geſicht auf den Rand des Bettes, neben dem er kniete. Der ſtarke Mann zitterte vom Scheitel bis zur Sohle. Da Alles ſtill blieb, richtete er ſich nach einiger Zeit empor und blickte nach ſeinem Vater. Der Landesälteſte lag blaß mit geſchloſſenen Augen, nichts an ihm verrieth die heftige Bewegung, in die ihn Robert's Worte verſetzt haben mußten.

«Vater! Um Gottes willen, habe ich dich umgebracht durch mein wahnſinniges Geſtändniß?» ſchrie der Sohn außer ſich und bedeckte die Hand, welche auf der Decke lag, mit Küſſen. Der Baron öffnete die Augen und richtete den matten Blick auf Robert, aber es lag kein Zorn oder Unwillen darin, nur tiefer Ernſt und etwas wie Rührung.

«Du haſt mich überraſcht», ſagte er darauf, «das hatte ich nicht erwartet. Dennoch danke ich dir für deine männliche Offenheit, mein Sohn. Die Wahrheit iſt in allen Fällen das Höchſte, darum will ich dir nicht verhehlen, daß ich deine Treue wol ehre, aber daß darüber mich zu freuen über meine Kräfte geht. Ich bin in den alten Vorurtheilen grau geworden, ſie ſind mit meinen Weſen ſo verwachſen, daß ich am Rande des Grabes ſie nicht von mir werfen kann, wie ein verbrauchtes

Gewand. Bald wird es mir klar werden, ob mein Halten an den ererbten Grundſätzen nur ein Irrthum geweſen iſt. Doch du gehörſt der Gegenwart an, und ich will die ſchwere Verantwortung, Deinem Schickſal eigenſinnig Grenzen geſetzt zu haben, nicht mit mir in die Ewigkeit hinübernehmen. Darum ziehe ich den Segen nicht zurück, Robert, auch wenn du ihn mit Marie theilen willſt! Sie iſt ein edles Mädchen und wird den Namen deiner Väter würdig tragen!»

Robert ſtand wie verſteinert. Erſt nach und nach faßte er es, daß wirklich aus dem Grabe des theuern Vaters die Blume ſeines Glücks erwachſen ſollte, und die Seligkeit, die ſein Herz erfüllte, machte er ſich zum bittern Vorwurf.

«O mein Vater, habe Dank!» — mehr konnte er nicht ſagen, aber der feuchte Glanz ſeines Auges drückte mehr als Worte aus, was ſein Inneres erfüllte. Er wollte der Freude jetzt nicht Einlaß gewähren, kein Gedanke ſollte dem geliebten Vater entzogen werden, welcher mit einem ſchweren Opfer ihm die Zukunft lichtete."

Wie hier, ſo weiß die Verfaſſerin in allen Conflicten, die ſie vorführt, den Sieg der Wahrheit über das Unwahre in einer nach keiner Seite hin verletzenden und dabei doch eindringlichen Weiſe zu veranſchaulichen, ſie weiß die falſchen Werthe des Lebens zwar ſchonend, aber unerbittlich in ihrer Blöße und Nichtigkeit darzuſtellen, ſie weiß endlich ihre Tendenz, daß des Lebens Glück nicht mühelos zu erhaſchen, ſondern nur durch Löſung der Aufgaben des Lebens unter ernſter Anſtrengung zu erringen ſei, an ihren Hauptcharakteren lebensvoll zu bewahrheiten.

Nicht ſo befriedigend ſind „Die Grafen von Harten".

Die Verfaſſerin wollte, wie ſie in der Vorrede erklärt, mit ihrem Werke „dem herrſchenden Geiſte der Frivolität und Unſittlichkeit entgegentreten und dem Gefühl und Gedanken mancher Leſer ernſtere Bilder vorführen". Sie bemerkt dann weiter: „Zu dem unbewußten Unrecht, das vielleicht oft beſſere Menſchen an einem andern Leben begehen, gehört es gewiß, Kinder ihrer Sphäre und Lebensſtellung zu entreißen und ſie durch Erziehung und Umgang zu Hoffnungen und Anſprüchen zu berechtigen, die man ihrem ſpätern Leben nicht gewähren will oder kann." Dieſem Satze, in welchem man die Tendenz des Romans zu ſuchen hat, läßt ſich nicht unbedingt beipflichten. Wenn die Erziehung Das iſt, was ſie ſein ſoll, iſt ſie unter allen Verhältniſſen eine unſchätzbare Wohlthat; nur die falſche Erziehung, gleichviel, nach welcher Seite hin gefehlt wird, iſt vom Uebel und ein Unglück. Sehen wir nun, wie die Verfaſſerin die ſich geſtellte Aufgabe gelöſt hat.

Franz, der uneheliche Sohn des Grafen Harten, der aber allgemein für den Sohn des gräflichen Beamten Brenner gilt, wird mit dem einzigen legitimen Sohne des Grafen, Wilhelm, und der Nichte deſſelben, Laura, erzogen. Letztere iſt eine älternloſe Waiſe, beſitzt aber ein unabhängiges großes Vermögen. Franz, talentvoll, mit allen nur möglichen innern und äußern Vorzügen ausgeſtattet, kenntnißreich, hochgebildet, ſelbſt in den äußern Formen des Salonlebens ſo erfahren, daß er ſich in der glänzendſten Geſellſchaft mit dem feinſten Anſtand zu benehmen und Aller Herzen zu erobern weiß, wird gräflicher Beamter und erſcheint als ſolcher im gräflichen Hauſe und in den gräflichen Cirkeln. Der Stolz des Grafen, dem Franz ſelbſt wieder den ungezügeltſten Stolz entgegenſtellt, und manche gräfliche Launen Wilhelm's und Laura's verbittern ihm das Leben. Nichtsdeſtoweniger faßt er zu Laura eine heftige Liebe und findet Gegenliebe. Das Verhältniß bleibt aber aus Scheu vor dem Grafen, der Wilhelm und Laura miteinander zu vermählen beabſichtigt und deſſen Stolz auch ſonſt nicht in eine Verbindung zwiſchen Laura und Franz willigen würde, verborgen, und es kommt bei dem äußern Zwange, den ſich die Liebenden anthun müſſen, zu manchen Trübungen ihres Herzensglücks. Endlich überraſcht ſie der Graf, als Franz Laura in den Armen hält. Er erklärt, Laura könne thun was ſie wolle, für ihn aber ſei ſie geſtorben, wenn ſie eine ſo wahnſinnige Verbindung abſchließe. Die Gräfin ſchwankt eine zeitlang. Franz zieht ſich zurück. Laura ſucht ihn ſelbſt wieder auf. Er überwindet ſein durch ihr zweifelhaftes Benehmen tiefgekränktes Ehrgefühl und ſinkt ihr mit aller Innigkeit neuerwachter Liebe zu Füßen. „«Das Alles» — ſpricht Franz, und wir fahren nun wörtlich mit der Verfaſſerin fort — «das Alles iſt nun vorüber, vergeſſen, ja vergeſſen und begraben auf ewig; du vergibſt mir meine Zweifel, ſie ſollen nie, nie wiederkehren. Ich weiß es ja jetzt, ich habe es geſehen, vernommen, daß du mich liebſt, daß du mich nicht laſſen kannſt und willſt, daß du mein biſt, mir angehören willſt auf ewig, und daß du das bald ſollſt und kannſt, meine ſüße, meine geliebte Laura, ja bald auf ewig mein theures Weib!»

«Dein Weib! O mein Gott!» rief Laura und bedeckte glühendroth ihr Geſicht mit beiden Händen. Franz ſprang empor. Einen Augenblick herrſchte regungsloſe Stille, dann trat er dicht vor Laura und ſagte ſanft, aber mit zitternder Stimme: «Das war kein Freudenruf, Laura! Macht dich der Gedanke erbeben, dein Loos unauflöslich, heilig, ewig an das meinige zu binden? Glaubſt du nicht Erſatz für tauſend elende Aeußerlichkeiten finden zu können in meiner Liebe? Nein, noch mehr, Erſatz für Alles, Alles, was dich hier umgibt, denn hier kann, hier will ich nicht bleiben! Ich habe dir überhaupt nichts zu bieten als dieſe meine Liebe; kann ſich die deine nicht mit ihr meſſen, ſo biſt du frei!» Und ſtolz ſich aufrichtend, fuhr er mit feſter Stimme fort: «Ich kann dir überhaupt, noch ein mal ſei es geſagt, nichts geben, ich kann und muß leider nur verlangen, nicht allein, daß du dich mir zueigen gibſt, ganz und ungetheilt, mit all deinem Denken und Fühlen, auch deinen Namen, deine Stellung, deinen Luxus mußt du aufgeben, einem ſchlichten, ernſten, treuen Manne eine treue, einfache Gattin werden. Iſt dies Opfer deiner Liebe zu groß, ja fühlſt du nur, daß es dich ein Opfer koſtet, ſo ſprich es aus, und die nächſte Minute ſchon hat uns getrennt für immer.»

Laura hatte ſich, während er ſprach, ſoweit gefaßt, daß ſie antworten konnte. «Franz, ſei nicht hart, nicht ungerecht; wie kannſt du nur zweifeln an meiner Liebe? Gott weiß, ich kann es nicht denken, dich zu verlieren, viel weniger ertragen, ſonſt wäre ich wahrlich nicht hier; aber ich glaube, daß es verzeihlich und natürlich iſt, wenn ich zage, einen Schritt zu thun, der mich mit meinem Oheim entzweit, der mich Allem, was mir bisjetzt noch außer dir lieb und theuer war, entführt, der gegen Herkommen und Sitte verſtößt und meine Ehre» —

«Halt ein, Laura!» rief Franz entrüſtet, «es iſt genug, zu viel.»" Er ſagt ihr nun, was in ſolcher Lage zu ſagen war, und ſchließt mit den Worten: „Wir ſehen uns nie wieder!"

Laura äußert ſich ſpäter über die Stimmung ihres Innern in einem Briefe an eine Freundin noch in folgender Weiſe: „Kann ich, darf ich ſo ſchwach, ſo erbärmlich mich zeigen, den Schmerz meiner Seele um den Verluſt eines Mannes einzugeſtehen, den zu beſitzen mir nur äußere Rückſichten verboten? Würden ſie, gerade ſie, dieſe einfachen Menſchen (der Pfarrer und ſeine Tochter), die Wichtigkeit verſtehen, die ich auf Das lege, was mir nun einmal durch Gewohnheit zur zweiten Natur geworden? Ich fühle es tief, wie ſchwach ich bin, fühle es oft mit bitterer Verachtung meiner ſelbſt, wie erbärmlich es von mir iſt, daß weder meine Liebe noch mein Stolz vollkommen ſiegen kann in dieſem Kampfe."

Hat die Verfaſſerin mit der geſcheiterten Liebe und dem geſcheiterten Leben ihres Helden den in der Vorrede aufgeſtellten Satz beweiſen wollen, ſo iſt der Verſuch mislungen. Die Leiden Franzens im gräflichen Hauſe ſind die Reſultate nicht ſeiner Bildung, ſondern ſeiner zum Theil fehlerhaften Erziehung und ſeines Charakters; und die Auflöſung des Liebesbundes lag wieder nicht in wahrhaft trennenden Verhältniſſen, ſondern ebenfalls im Charakter des Mädchens. Die Rückſichten gegen den Onkel waren nicht maßgebend; dieſer iſt ſo geſchildert, daß er derſelben nicht werth erſcheint, auch trennte ſich Laura ſpä-

terhin doch von ihm. Das Fortleben in ihren gewohnten Cirkeln galt ihr höher als die Liebe eines Mannes, der ſo dargeſtellt iſt, daß er ein Weib von feinſter Bildung und tiefſtem Gefühle glücklich zu machen im Stande war. Zwiſchen dieſen beiden Charakteren mußte es zum Bruche kommen, auch wenn ein Standesunterſchied nicht ſtattgefunden hätte. Ueberhaupt ſcheint die Verfaſſerin über dieſen Punkt wie über manchen andern mit ſich ſelbſt noch nicht vollſtändig im Klaren zu ſein. Denn ein mal ſtellt ſie am alten Grafen und ſelbſt an Laura ergreifende Beiſpiele dafür auf, wie nichtig und verderblich jener hohle Ahnenſtolz und die falſche Schätzung äußerer Verhältniſſe ſei, und das andere mal erklärt ſie es für vernünftig und billigenswerth, wenn Verbindungen wieder aufgelöſt werden, denen eben nur der Standesunterſchied oder, wie ſie ſich ausdrückt, „Herkommen und Sitte", nicht eine Verſchiedenheit der Geiſtes- und Herzensbildung im Wege ſteht. Dieſe ſich ziemlich bemerkbar aufdringenden Widerſprüche thun dem Roman, der mit Wärme und Gefühl geſchrieben iſt und in ſteter Spannung erhält, weſentlichen Eintrag.

Die Verfaſſerin der Erzählungen „Aus dem Frauenleben", die der Leſewelt durch ihre „Bilder und Geſchichten aus dem ſchwäbiſchen Leben" und ihre „Neuen Bilder und Geſchichten aus Schwaben" bekannt iſt, hat ſchon früher in d. Bl. eine ehrende Anerkennung gefunden. Auch das vorliegende Werk können wir auf das wärmſte empfehlen. Die Verfaſſerin hat es ſich diesmal zur Aufgabe geſtellt, als Miſſionarin der Zufriedenheit zu wirken und „den vom Geſchick Verkürzten die lichten Seiten ihrer Lage zu zeigen"; und ſie hat dieſe Aufgabe trefflich gelöſt. Sie ſelbſt bezeichnet den Inhalt ihrer Schrift als „Darſtellungen höchſt einfacher Erlebniſſe", als „farbloſe Bilder, zumeiſt aus ſtillen und unbeachteten Lebenslagen entnommen": aber ſie hält den Leſer durch die gewandte Entwickelung ihrer feſſelnden Charaktere und durch eine höchſt anziehende Schilderung des Seelenlebens derſelben von Anfang bis zu Ende in ſteter Spannung; ſie verſteht es, in den trübſten Lebensgemälden Lichtpunkte hervorzuheben, die das gewöhnliche Auge nimmer darin geſucht hätte und die dem Leidenden und Theilnehmenden gleiche Befriedigung zu gewähren geeignet ſind.

„Arme und Unglückliche ſehen ſo gern Mangel oder Leid ſchlechtweg für einen Hauptſchlüſſel zur Himmelsthür an; ſie bedenken nicht, daß ihr Unglück ſie noch gar nicht geläutert hat, wenn ſie nicht gelernt haben, die kleinſten Sonnenblicke des Lebens zu finden und zu fühlen; wer ſich hier nicht freuen kann, der bringt wol kaum ein Herz hinüber, das der ewigen Freude fähig iſt." In dieſem Satze und in dem weitern: „Das Talent zur Freude muß, wie jedes Talent, gepflegt werden, ſonſt ſtirbt es ab", iſt der Grundton enthalten, der ſich durch alle fünf Erzählungen des Werks hindurchzieht und der in den mannichfachſten Nebenſchwingungen friſch und lebendig, originell und natürlich allenthalben wiederklingt. Nur eine einzige Ausnahme in letzterer Beziehung iſt uns aufgeſtoßen, in Nr. 2 bei Charakteriſirung des Fürſt'ſchen Ehepaars (die jedoch nicht die Hauptperſonen der Erzählung bilden) und namentlich bei der carikirten, faſt abſurden Empfangs- und Bewirthungsſcene im Hauſe dieſer Frau Oberregierungsräthin Fürſt; auch ſcheint uns in Nr. 3 die Einladung, die Lehner an ſeine einſtige, von ihm treulos verſtoßene Braut ergehen läßt, eine moraliſche Unmöglichkeit. Das Buch bietet aber eine ſo überwiegende Menge von Vorzügen dar, daß wir über dieſe Mängel gern hinwegſehen. Ganz allerliebſt iſt die der erſten Erzählung eingeſchaltete Geſchichte von der alten Waſchfrau oder „Geſchichte von Einer, der es geht, wie ſie's braucht", und die Briefe Lottchen's in der vierten Erzählung ſprudeln förmlich über von der freudigſten, friſcheſten Kraft, mit der ein ſittlich kerngeſundes, naturwüchſiges Mädchen die Härten des Lebens erträgt, dem Ernſte des Lebens gerecht wird und der Wohlthaten des Lebens ſich verſichert, unter Verhältniſſen, wo Andere vielleicht nur Grund zu Mismuth, nimmer Freude geſucht hätten. Die ſchönſten Stellen ſind zu lang und zu innig mit dem Ganzen verwebt, als daß wir zum Belege unſerer Behauptung Proben anführen könnten. Auch für eine Skizzirung der in ihrer Erfindung ganz einfachen Erzählungen würden uns weder die Verfaſſerin noch die Leſer Dank wiſſen. Wir verweiſen vielmehr die letztern getroſt auf das Buch ſelbſt, denn es verdient geleſen zu werden.

Von beſtem Willen, aber nicht von ſo hervorragendem Talent wie die vorigen zeugen die „Lebensbilder" von Iſabelle Braun. Das nicht allzu ſtarke Büchlein enthält 17 Erzählungen oder Skizzen und ſechs poetiſche Ergüſſe. Die letztern ſind meiſtens ohne poetiſchen Werth und hätten füglich wegbleiben können. Zum Beleg dafür ein paar Verſe aus „Frühling und Liebe":

Mein ſüßes Herz, wird unſ're Liebe
Ohn' Ende ſein? Wird nicht die Glut
Der jetzt ſo ſeelenvollen Triebe
Hinſterben in der Lebensflut?
— — — — — — —
Ich bebe nicht! Zum erſten male,
Als mich dein Auge angeſchaut,
Iſt mir das Herz im Glaubensſtrahle
An Menſchenwürde aufgethaut.
Und als zum erſten mal mit Güte
Du mir die kalte Hand gedrückt,
Da fühlte tief ich im Gemüthe
Vom Segen Gottes mich beglückt u. ſ. w.

Die „Lebensbilder" ſind zum größten Theil einfache Charakterſkizzen und können auch da, wo ſie auf das Gebiet der Erzählung hinüberſchweifen, weder auf Originalität noch auf große Erfindungsgabe in Anlage und Ausführung Anſpruch machen. Sie zeugen aber von warmem, echtſittlichem Gefühl, ſind reich an guten Gedanken, anſprechenden Naturſchilderungen und intereſſanten Beſchreibungen, wie z. B. der Hochzeit im Gebirgsdorfe, und bieten im Ganzen eine geſunde und kräftige Koſt. Der Stil iſt meiſtens ſchlicht, kurz, gedrungen und eindringlich; nur dann und wann ſtößt man auf zu große Bilderhäufung und eine eigenthümliche Art von Pathos, wogegen es an Abrundung, namentlich in den oft ſchroffen und unbeholfenen Verbindungen und Uebergängen, fehlt. Die Verfaſſerin ſcheint eine ſehr fruchtbare Schriftſtellerin zu ſein und wird es in der Ordnung finden, wenn wir ihr ebendeshalb eine um ſo ſtrengere Selbſtkritik anempfehlen. 30.

Des Generals Ledebur Aufzeichnungen aus den Jahren 1806 und 1807.

Erlebniſſe aus den Kriegsjahren 1806 und 1807. Ein Zeit- und Lebensbild, zuſammengeſtellt aus den hinterlaſſenen Papieren des Generals der Cavalerie a. D. August Ludwig Freiherrn von Ledebur. Nebſt einigen kurzen Notizen über das Leben des Verewigten. Herausgegeben zum Beſten der allgemeinen Landesſtiftung Nationaldank. Berlin, A. Duncker. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.

Im Jahre 1852 ſtarb der General von Ledebur, während ſeiner Dienſtzeit zuletzt Commandant von Kolberg, in der Armee bekannt als einer der beſten Cavalerieoffiziere und langjähriger Commandeur des zehnten Huſarenregiments, das er von ſeiner Errichtung 1814 bis zum Jahr 1830 geführt hat. Referent erinnert ſich ſeiner noch ſehr genau von frühern Zeiten her: groß und kräftig, von echtmilitäriſchem Weſen, an der Spitze ſeiner grünen Huſaren, auf die er ſtolz ſein konnte, einherſprengend, gefürchtet und geliebt von ſeinen Untergebenen, allgemein geachtet als ritterlicher Charakter, vortrefflicher Soldat, Patriot in jeder Ader ſeines Blutes. Seine Erlebniſſe aus den Kriegsjahren 1806 und 1807 werden uns jetzt nach ſeinem

Tode in dem vorliegenden Werke übergeben, wie ſie von ihm ſelbſt in Briefen an einen vertrauten Freund und frühern Regimentskameraden, den Grafen zur Lippe-Weißenfeld auf Baruth in der Oberlauſitz, geſchildert ſind. Wenn dies Werk nächſt dem allgemeinen, auf dem Titel angedeuteten den beſondern Zweck hat, welchen das Vorwort ausſpricht: den Zeitgenoſſen eine ernſte, verhängnißvolle Epoche der Geſchichte des Vaterlandes neu zu vergegenwärtigen, den jüngern Kameraden aber das Bild eines echten, rechten Soldaten vorzuführen, der in freudigſter Selbſtverleugnung ſtets bereit geweſen, Kräfte, Blut und Leben einzuſetzen, wann und wo es galt, ſeinem Könige und dem theuern Vaterlande zu dienen, ſo nennen wir dieſen Zweck vollkommen erreicht.

Eine kurze Lebensſkizze eröffnet das Buch; wir wenden uns aber gleich zu den „Erlebniſſen", welche ſeinen Inhalt ausmachen. Die Schilderung derſelben hat auch als Zeitbild einen um ſo größern Werth, als ſie nicht erſt nach langen Jahren, aus Tagebüchern, die oft nur allzu aphoriſtiſch geführt werden, und abgeblaßten Erinnerungen, ſondern unter dem friſchen Eindrucke des kaum überwundenen Schickſals niedergeſchrieben ſind. Der erſte Brief, mit welchem die Reihe beginnt, iſt vom 28. November 1807, der letzte vom 31. März 1812. Nur der Schluß der Erzählung iſt als beſonderer Aufſatz, wie der Herausgeber ſagt, nach einem langen Zwiſchenraume abgefaßt worden. Die Darſtellung macht in ihrer ſchlichten, einfachen Soldatenſprache den Eindruck der Wahrhaftigkeit, überall fühlt man ſich auf feſtem Grund und Boden; wo es der Gegenſtand mit ſich bringt, erhebt ſie ſich bis zur lebhaften Schilderung und läßt den Leſer mit durchleben, was ihm ſo anſchaulich vorgeführt wird. Sie leidet allerdings, wo es ſich nicht um Kriegsſcenen, ſondern um andere Erlebniſſe handelt, an einer übermäßigen Breite, welche zuweilen recht ermüdend wird, aber wir dürfen nicht überſehen, daß es Briefe ſind, oder vielmehr Aufzeichnungen, in welchen der Verfaſſer Alles, bis auf das Geringfügigſte, was ihm in der für ihn ſo verhängnißvollen Zeit begegnet iſt oder was ihn bewegte, niedergelegt hat, und daß er, als er ſie ſchrieb, weit entfernt davon war, ihre einſtige Veröffentlichung zu ahnen. Der Herausgeber hat dann aus Pietät nichts daran ändern wollen, und wir müſſen ihm zugeſtehen, daß auch aus den gedehnteſten Stellen immer wieder das Bild des echten, rechten Soldaten und Patrioten hervorleuchtet.

Jene Wahrhaftigkeit, die wir an ihm rühmten, bekundet ſich zuerſt darin, daß er die moraliſche Schmach von 1806, welche die Armee überkam, in keiner Weiſe beſchönigt, ſondern mit tiefem Schmerze in das klarſte Licht ſtellt. Er beginnt ſeine Erzählung mit dem 12. October, wo er, zur Feldwacht commandirt, zum letzten male Gelegenheit gehabt, ſich von dem guten Geiſte, der die Leute ſeines Regiments, die treuen Altmärker beſeelt, zu überzeugen. Dann berichtet er, wie am 13. October ſeine Meldung, daß er gehört, Naumburg ſei ſchon vom Feinde beſetzt, ungläubig zurückgewieſen, daß er ſogar von ſeinem General angefahren worden, wie er ſolchen Unſinn glauben, geſchweige denn melden könne; er ſchildert den Marſch nach Auerſtädt, den König und die Königin an der Spitze, letztere in der Uniform ihres Regiments, ehemals Baireuth-Dragoner, ruhmvollen Andenkens von Hohenfriedberg her. Dann geht er zur Schlacht am 14. October über. Er ſelbſt war beim Vorrücken mit 50 Pferden zur Seitenpatrouille commandirt und deckte die Bewegungen des Regiments, das eine glückliche Attake auf feindliche Chaſſeurs machte, dann aber in das Kartätſchfeuer einer Batterie gerieth und nun in ſchimpflichſter Flucht zurückging. Damit war es auch ſchon moraliſch vernichtet. Es ordnete ſich zwar wieder, blieb aber unthätig. Ledebur, der ſeine Flanqueurs vor der Fronte verſammelt hatte, ritt zurück, um etwas zu erfahren, da ihm ein Angriff auf die gegenüber haltende feindliche Cavalerie unerläßlich ſchien, er fand es aber „gar jämmerlich beſtellt. Der General (Reitzenſtein) war bleſſirt zurückgeritten, der Commandeur Oberſt Kl. aber nicht zu finden; Oberſt K. in der peinlichſten Verlegenheit und Unentſchloſſenheit über Das, was zu thun ſei, ritt hin und her, fragte Dieſen und Jenen und faßte auf Zureden wol einmal ein Herz, um: Vorwärts Marſch! zu commandiren, aber mit einer ſolchen Unſicherheit, daß man gleich merkte, wie es ihm kein rechter Ernſt war und Niemand ſich berufen fühlte, Folge zu leiſten!" Das war denn allerdings jämmerlich für ein Cavalerieregiment, und als der Feind endlich neuen Muth faßte, derſelbe Feind, der vorher von dieſen Reitern geworfen worden, warteten Reitzenſtein-Küraſſiere den Angriff nicht ab, ſondern kehrten ſchimpflicherweiſe geradezu um und gingen raſch zurück, obgleich der Stabstrompeter — auf eigene Hand! — immer wieder Halt! und Fronte! blies.

Ledebur folgte dem Regimente nicht und hat es nie wiedergeſehen. Er ſammelte, was er konnte, um ſich einer andern Reitertruppe anzuſchließen, wurde aber dabei, wie er derb und deutſch ſich ausdrückt, auf die „hundsföttiſchſte Art" gefangen. Er war abgeſprungen, um einem tödtlich verwundeten Kameraden beizuſtehen, und als er ſich, nach vergeblichem Verſuch, dieſen zu retten, nach ſeinem Pferde umſah, war der Reiter, dem er es zu halten gegeben, damit fortgejagt. So ſtand er zu Fuß auf dem Schlachtfelde, wehrte ſich gegen die auf ihn eindringenden Feinde, bis ſeine Klinge zerbrach, und mußte ſich dann zu ſeinem eigenen Verdruſſe ganz unverwundet ergeben, worüber er ſich ſelbſt in ſeinem überſcharfen Ehrgefühl ſtete Vorwürfe gemacht. Es folgt nun die Geſchichte ſeiner Gefangenſchaft, während welcher er die edelmüthige und ſchonende Behandlung, die ihm mit wenigen Ausnahmen zutheil geworden, hervorhebt, aber auch den ebenfalls mit Ausnahmen im umgekehrten Sinne herrſchenden Geiſt unter ſeinen zahlreichen Mitgefangenen. Um ſo größere Achtung zollen wir Denen, welche bei dem allgemeinen Bankrott Pflicht- und Ehrgefühl wie Ledebur bewahrten. Wir leſen mit Antheil, wie es ihm während ſeiner Gefangenſchaft ergangen iſt, und freuen uns, ihn auf dem Transporte in einem Dorfe bei Gotha mit raſchem Entſchluß ſich retten und in einem Schweineſtalle verborgen glücklich befreit zu ſehen. Die Erzählung ſeiner Irrfahrten, wie er mit Mangel und Noth kämpfend, von Allem entblößt, durch Verlegenheiten und Demüthigungen aller Art bedrängt, ſtets der Gefahr ausgeſetzt, erkannt und als Deſerteur behandelt zu werden, endlich bei Travemünde die See erreichte und mit einem Schiffe nach Windau in Kurland abreiſte; der Aufenthalt in Kurland, wo ihm von vielen Familien der thatkräftigſte Beiſtand zutheil wurde; die Schwierigkeiten, welche ihm die ruſſiſchen Behörden in den Weg legten, als er nach Preußen heimkehren wollte; dieſe Heimkehr ſelbſt, die Aufnahme, die er als Ueberbringer von Briefen an den König fand, welche ihm früher, ehe er Deutſchland verließ, anvertraut worden; endlich die Erfüllung ſeines ſehnlichſten Wunſches, bald wieder dem Feinde mit den Waffen in der Hand gegenüberzuſtehen — bilden das eigentliche Hauptſtück des Buchs, deſſen Genuß dem Leſer nur durch die ſchon erwähnte Weitſchweifigkeit beſonders der Reflexionen erſchwert wird, das aber auf jeden Fall für die Anſchauung damaliger Zuſtände und Stimmungen von großem Werthe iſt.

Ohne noch eine definitive Anſtellung zu erhalten, ſchloß ſich nun Ledebur mit Bewilligung des Königs einem Detachement der Garde-du-Corps an, mit welchem Major von Borſtell (ſpäter commandirender General des achten Armeecorps am Rhein) auf Vorpoſten rückte. In Kurland war er ſchon heimlich von Edelleuten, welche früher in preußiſchen Dienſten geſtanden, mit Uniformſtücken ausgeſtattet worden, Kameraden verſorgten ihn jetzt mit Waffen und Armatur, Borſtell lieh ihm ein Pferd. So begann er am 2. Januar 1807 ſeine unterbrochene militäriſche Laufbahn von neuem und zeichnete ſich bald im Vorpoſtenkriege rühmlichſt aus. Der von ihm unternommene Ueberfall von Bialokowo iſt ebenſo merkwürdig wegen der Kühnheit, mit welcher er durchgeführt wurde,

als wegen ſeiner für die großen Kriegsoperationen wichtigen Folgen. Mit 22 Mann wagte Ledebur den genannten Ort, wo ſich das Hauptquartier der Heſſen-Darmſtädter befand, zu überfallen, er nahm perſönlich auf dem Schloſſe drei Offiziere, worunter ein Prinz von Wittgenſtein, gefangen, der General Rouyer rettete ſich in Schlafrock und Pantoffeln mit Hinterlaſſung ſeiner ganzen Feldequipage durch einen Sprung aus dem Fenſter; im Dorfe wurden viele Feinde niedergemacht und eine nicht unbedeutende Zahl von Gefangenen und Pferden fortgeführt. Die Beute war ſo reich, daß auf jeden Mann, obgleich ſie beim Verkauf, wie nicht anders möglich, verſchleudert wurde, 50 Thaler kamen. Aber das Wichtigſte: der Ueberfall hatte den Feind ſo unſicher gemacht, daß er die Blockade der Feſtung Graudenz gänzlich aufhob! Das hatten 22 Mann bewirkt! In der Schilderung der Kriegsbegebenheiten von 1807 iſt noch leſenswerth, was der Verfaſſer in gerechter Entrüſtung von den Gräueln ſchreibt, welche ſich Preußens Verbündete, die Ruſſen, in Preußen zu Schulden kommen ließen. Es war Ledebur nicht beſchieden, den Feldzug bis zu Ende mitzumachen: in einem unglücklichen Gefechte fiel er zum zweiten male, jetzt aber von vielen Wunden bedeckt, in Gefangenſchaft, und wenn ihn auch die Franzoſen, da er zum Tode darnieder lag, nicht fortſchleppten, mußte er doch auf dem Siechbette, zum Glück in der beſten Pflege, ausharren, bis der Friede längſt geſchloſſen war. Im Laufe des Winters, nachdem er geneſen, erhielt er dann endlich die neue Anſtellung und zwar die ehrenvollſte: bei den Garde-du-Corps; der Orden pour le mérite war ihm für den Ueberfall von Bialokowo ſchon früher zutheil geworden. Damit ſchließen die „Erlebniſſe“, welche wir nochmals unſern Leſern in der doppelten Beziehung als Zeit- und Lebensbild angelegentlich empfehlen. 54.

Eine Reliquie von Marat.

Der bekannte Jean Paul Marat, derſelbe, welcher die 500,000 Köpfe foderte, um den Altar des Vaterlandes damit zu ſchmücken, derſelbe Marat, der den oftgenannten „Volksfreund“ herausgab und größtentheils ſchrieb, hat ſich, was nicht allgemein bekannt ſein dürfte, auch auf andern Gebieten der Literatur als dem pelitiſchen verſucht. Im Jahre 1775 erſchien in Amſterdam bei Marc Michel Rey, dem Verleger Rouſſeau's, ſein Werk „Vom Menſchen“. Voltaire wurde ein unverſöhnlicher Gegner dieſes Werks, aus Eitelkeit natürlicherweiſe, weil Marat ihn nicht unter den großen Naturphiloſophen genannt hatte. Voltaire's Gegnerſchaft war verhängnißvoll; Marat ſolle ſich lieber um Kranke als um Philoſophie bekümmern: dieſes Wort Voltaire's wurde das allgemeine Urtheil über das genannte Buch. Abſichtlich erſt nach Voltaire's Tode veröffentlichte Marat ſeine Abhandlungen vom Licht, von der Optik, vom Feuer, von der Elektricität. Indeß Marat fand in den Mitgliedern der Akademie die unermüdlichſten Gegner; ſo eifrig er ſich um einen Sitz unter den Akademikern bemühte, ſo blieb ihm ein ſolcher durchaus verſagt. Er wußte nun nichts Befriedigenderes zu thun, als die Akademie lebhaft zu bekämpfen, und that es von 1779—85 ohne Unterlaß; ja noch im Jahre 1791 ſchrieb er ein Pamphlet, betitelt: „Moderne Charlatane, oder Briefe über akademiſchen Charlatanismus.“ Jetzt ganz neuerdings erſcheint ein Roman des berühmten Marat, betitelt:

Abenteuer des jungen Grafen Potowski. Herzensroman von Jean Paul Marat. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Ferdinand Heine. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1856. Gr. 16. 20 Ngr.

Es wird manche Leſer d. Bl. intereſſiren, über dieſen Roman — einen Herzensroman des Conventsdeputirten Marat — etwas Näheres zu erfahren. Die Schweſter Marat's, Albertine Marat, lebte bis vor etwa ſieben Jahren in Paris. Als dieſe Dame dem Hungertode nahe war, da erſt entſchloß ſie ſich, eine Arbeit ihres Bruders zu verkaufen. Dieſe Arbeit waren nicht die nachgelaſſenen politiſchen Werke Marat's, denn als Mademoiſelle Fleury, die Witwe Marat's, zur Subſcription auf dieſelben einlud, ließ Robespierre das Manuſcript mit Beſchlag belegen und vernichten. Ob etwas davon gerettet iſt, wiſſen wir nicht Die Arbeit ihres Bruders aber, welche Albertine Marat verkaufte, war der obengenannte Roman und der Käufer der reiche Bibliophile Aimé Martin, welcher das von Marat's eigener Hand ſehr ſchön geſchriebene, in rothen Maroquin gebundene Buch erwählten Günſtlingen wol zeigte, es aber Niemand leſen, viel weniger noch es drucken ließ. Nach dem Tode Aimé Martin's, welcher erſt durch Lamartine's „Todtenkranz“ in weitern Kreiſen bekannt geworden iſt, hat, wo wir nicht irren, der Bibliophile Jacob die Veröffentlichung des Werks vermittelt. Dieſen Roman hat Marat geſchrieben in der Zeit, als er noch Wundarzt im Dienſt des Grafen von Artois war. Fabre d'Eglantine ſagt in ſeinem Porträt Marat's, daß Marat's Jugend in ländlicher Stille und Einfachheit hinfloß; er war nämlich in dem Dorfe Baudry im Canton Neuenburg geboren; dort, ſagt Fabre, hatte ſich in jenen einfachen Verhältniſſen ſein urſprünglich gutartiges Weſen entwickelt und durch die Umgebung der Natur ſowie durch den Umgang mit Menſchen von ſchlichten friedlichen Sitten gut herausgebildet. Wenn man ſich nun an den damals herrſchenden Zeitgeſchmack erinnert, welcher auf das Sentimentale ſich richtete, ſo dürfte die Entſtehung eines ſentimentalen Werks, und wenn es das Werk eines Marat wäre, nicht unerklärlich ſein; wie viele Züge, ich möchte ſagen, welch ein Ton von Sentimentalität zieht ſich nicht durch Robespierre's Privatleben! Was nun den obengenannten Herzensroman „Abenteuer des jungen Grafen Potowski“ betrifft, ſo concentriren wir unſer Urtheil in dem Ausſpruch, daß wir in demſelben nicht Spuren jener Glut, jener Intenſität des Gefühls gefunden haben, wie in „La nouvelle Héloise“ von Rouſſeau und in „Lettres à Sophie“ von Mirabeau, und wir glaubten etwas Derartiges von Marat erwarten zu dürfen. 77.

Von unſerm Büchertiſch.

Wir haben es heute mit einer ziemlich gemiſchten Büchergeſellſchaft zu thun. Da iſt zuvörderſt ein Büchlein: „Goldkörner aus dem literariſchen Nachlaſſe eines chriſtlichen Naturforſchers. Geſammelt von Wilhelm Büchner“ (Erlangen, Palm und Enke, 1856). Der „chriſtliche Naturforſcher“, von dem der Buchtitel ſpricht, iſt der berühmte Sir Humphry Davy, aus deſſen „Tröſtenden Betrachtungen auf Reiſen“, nach der Ueberſetzung von Martius, und aus den von Humphry Davy's Bruder herausgegebenen „Denkwürdigkeiten“, nach der deutſchen Ausgabe von Neubert und Rudolf Wagner, hier eine Anzahl philoſophiſch-religiöſer Betrachtungen, naturwiſſenſchaftlicher Anſichten und allgemeiner Marimen und Sentenzen zuſammengeſtellt ſind. Davy erklärt an einer Stelle, in ſeiner Jugend ebenfalls Skeptiker geweſen, aber durch die Unterſuchung der Natur inſtinctartiger Kräfte und der intellectuellen Fähigkeiten der Thiere im Vergleiche mit denen des Menſchen gläubig geworden und zu der Anſicht gelangt zu ſein, daß die Offenbarung dem Menſchen ſtatt des Inſtincts verliehen worden ſei. Hierzu kam ein merkwürdiger viſionartiger Traum, den er einſt in Paläſtina hatte. Davy nimmt unter Anderm im Gehirn und in den Nerven eine Materie an, welche bei weitem zarter und feinet ſei als irgendetwas, was durch Beobachtung und Experiment entdeckt worden, und daß der unmittelbare Zuſammenhang zwiſchen dem empfindenden Princip und dem Körper durch eine Art ätheriſchen Stoffs hergeſtellt werde, der niemals in die Sinne fallen könne.

Eine durch ihren Titel auf die Enthüllung wichtiger Geheimniſſe vorbereitende Schrift iſt folgende: „Baltiſche Geheimniſſe. Zur Sittengeſchichte Lieflands von C. F. Schultz“ (Zürich, Meyer und Zeller, 1857). Der Verfaſſer, der aus Berlin zur Uebernahme des Inſpectorats am Alexander-Wai-

ſenhauſe zu Pernau berufen wurde, ſtellt darin das kleine Pernau als ein wahres Sodom von heuchleriſcher Frömmelei und Sittenloſigkeit dar, erzählt mehre allerdings oft ſehr empörende Fälle von widerwärtiger Unſittlichkeit, beſchäftigt ſich aber zumeiſt mit der Beiſeiteſchaffung der Stiftungsurkunde des Jakob-Jacke'ſchen Fideicommiſſes aus dem pernauer Stadtarchiv. Das ſind alſo die ungeheuern „baltiſchen Geheimniſſe", auf die der Verfaſſer ſeine Leſer geſpannt macht! Im Vorwort bittet er, daß der Leſer aus dem Inhalt ſeines Buchs, welches nur auf einen kleinen Theil des ruſſiſchen Reichs Bezug habe, nicht einen Schluß auf den ſittlichen Zuſtand Rußlands überhaupt ziehen wolle; vielmehr, ſoweit ſeine Kenntniß von den ruſſiſchen Zuſtänden reiche, finde ſich in dem größern Theile des weiten Landes, beſonders in den untern Volksſchichten, eine Sittenreinheit vor, „wie ſie im weſtlichen Europa leider nicht mehr in erheblicher Ausdehnung zu finden ſein möchte".

Unverhältnißmäßig bedeutſamer und intereſſanter ſind die Schilderungen der ſocialen Zuſtände Irlands, welche ſich in folgendem Buche finden: „Ethnea, oder die Sklaven der Engländer. Von Cordelia" (Münſter, Theiſſing, 1856). Beſonders intereſſant iſt das Capitel des Buchs, welches „Ethnea's Tagebuch" überſchrieben iſt und neben Sittenſchilderungen auch ſehr anziehende Beſchreibungen merkwürdiger iriſcher Localitäten enthält. Das Verfahren Englands gegen die Irländer war zwar von jeher hart und ungerecht genug, aber die Verfaſſerin rupft den verhaßten Engländern auch noch das letzte gute Haar aus, während ſie doch, wenn ſie gerecht ſein wollte, nicht würde leugnen können, daß auch die Irländer ſehr Vieles verſchuldet haben, und daß die engliſche Regierung in den letzten Decennien Manches gethan hat, um die ſociale Lage Irlands zu verbeſſern und den früher nur zu begründeten Klagen der Katholiken (denn für dieſe ergreift die Verfaſſerin Partei, wie ſich auch aus dem Verlagsort der, wie es ſcheint, aus dem Engliſchen überſetzten Schrift von vornherein vermuthen läßt) Abhülfe zu bringen. Selbſt die Calamität von 1846 war doch gegen frühere Landplagen verhältnißmäßig nur gering, z. B. gegen die von 1740, wo 400,000 Menſchen in Irland am Hunger, Hungertyphus und deſſen begleitenden Folgen zugrunde gegangen ſein ſollen.

Für die Sittengeſchichte vergangener Tage iſt folgende Schrift nicht ohne Intereſſe: „Gaſt's Tagebuch. In Auszügen behandelt von Tryphius. Ueberſetzt und erläutert von Burtorf-Falkeiſen" (Baſel, Schweighäuſer, 1856). Johann Gaſt von Breiſach war Oekolampad's eifrigſter Schüler und bis 1552 Pfarrer zu St.-Martin. Er hielt ein ſehr ausführliches Tagebuch, woraus der als Polyhiſtor bekannte Pfarrer Tryphius zu St.-Leonhard (1551—1617) unter dem Titel „Diarium historicum etc." Auszüge herausgab. In kirchengeſchichtlicher Hinſicht ſind dieſe Blätter eine Hauptquelle für das Leben Oekolampad's (von Herzog) und beſonders für die Streitigkeiten mit den Wiedertäufern, in politiſcher Hinſicht für den Galgenſtreit u. ſ. w. Das Tagebuch enthält ſehr viel Unbedeutendes, aber auch manchen recht intereſſanten Beitrag zur Sittengeſchichte der damaligen Zeit. So erregte im Jahre 1551 ein Herzog von Liegnitz durch ſein wüſtes, ausſchweifendes Treiben, Schwelgen und Schimpfen ein großes Aergerniß in Baſel und Bern. Es war der Herzog Friedrich III., welcher vom Kaiſer — denn damals hatten die mishandelten Unterthanen böſer Landesfürſten noch bei dieſem eine Zuflucht — für abgeſetzt erklärt worden war. Auf ſeinen Reiſen ſchlief er oft Nachts in Wäldern; er ſchimpfte und fluchte in der Trunkenheit aufs gottesläſterlichſte und in Bern ſtellte er mit verheiratheten Frauen ſchmuzige Orgien an, die ſich hier nicht wiedererzählen laſſen. Auf eine tiefe Sittenverderbniß der Zeit deutet es, daß die Frauen ſich dazu hergaben, und die Männer ſelbſt den ſchamloſen Spaß mitmachten. „Einen Strick verdiente ein ſolcher Regent, und nicht, daß der Erdboden ihn trägt", fügt Gaſt hinzu. Von dem bekannten lateiniſchen Dichter Naogeorgus, der in Baſel Gaſtrecht genoß, erzählt Gaſt, daß der Rath ihn vor ſich laden ließ, damit er ſich über die ſchändliche Art, wie er ſeine Frau behandelte, verantworte, und daß er kaum der Verweiſung entging. Gaſt ſetzt ſehr naiv hinzu: „Doch Dichter belieben poetiſch zu handeln (poetis solenne est poetice agere), d. h. von einem Schwindelgeiſte getrieben zu werden." Sehr viel Gemüth ſcheint Gaſt übrigens auch nicht gehabt zu haben; die Strafen ſind ihm immer zu gering, und als ein junger Menſch von 16 Jahren wegen eines Diebſtahls öffentlich mit Ruthen gepeitſcht wurde, ruft er: „Ein ſolcher Dieb verdiente den Galgen!"

Zwei literarhiſtoriſche Parallelen enthalten folgende Schriften: „Ueber Corneille und Racine als Nachahmer der alten Tragödie, von F. Strehlke" (Danzig, Saunier, 1856), und: „Voltaire und Rouſſeau in ihrer ſocialen Bedeutung dargeſtellt von Jürgen Bona Meyer" (Berlin, G. Reimer, 1856). Strehlke hält es für möglich, daß, wenn man ſich deutſche und engliſche Bildungselemente mit der franzöſiſchen Formenbeherrſchung vereinigt denke, von Frankreich dereinſt noch die vorzüglichſten dramatiſchen Leiſtungen ausgehen könnten. Es iſt möglich, daß die franzöſiſchen Tragödiendichter eine zeitlang bei uns unterſchätzt worden ſind, aber in der jetzt hier und da hervortretenden Hinneigung zu Racine und ſelbſt Corneille können wir keine irgend geſunde Reaction gegen die deutſche und engliſche Weiſe der dramatiſchen Poeſie erblicken.*) Meyer in ſeiner Schrift über Voltaire und Rouſſeau deckt die Mängel und Gebrechen der beiden Geiſtesheroen ohne Rückhalt auf, aber er vertheidigt ſie auch gegen den Vorwurf, als ob ſie die eigentlichen Urheber der Franzöſiſchen Revolution geweſen; ſie ſeien nur mitwirkende Factoren geweſen und hätten nur vorausgeſagt, was nothwendig kommen mußte, und wovon auch jeder andere Scharfſichtige hätte einſehen können, daß es ſo kommen müſſe. Voltaire habe ſich überdies um Hebung des Gerichtsverfahrens hochverdient gemacht, und Beide hätten wenigſtens das erreicht, die allzu hohen Standesunterſchiede zu vernichten, der Aufhebung unberechtigter Privilegien vorzuarbeiten und die Schattenſeiten der damaligen Geſellſchaft, die Jämmerlichkeit der Menſchenwelt ihrer Tage zu enthüllen. Der Verfaſſer ſchließt mit dem beherzigenswerthen Ausſpruch: „Die großen Wirkungen ſind immer kleiner in ihrem Urſprung, als man denken möchte, und die Menſchen ſind immer kleiner als die Ideen, die ſie bewegen. Wer weniger getäuſcht ſein will, begeiſtere ſich ſchwer für die Menſchen und lebhaft für wahr erkannte Ideen."

Zwei Erſcheinungen ſind uns abermals ein Beweis, wie der Gaupatriotismus in Süddeutſchland viel mehr in Blüte ſteht als im deutſchen Norden; es ſind dies „Die Sterne Schwabens. Eine Feſtgabe für Jung und Alt in Schwaben"

*) Der bekannte Theaterdichter Ponſard hatte bei ſeiner Aufnahme in die Akademie nach altem Herkommen eine Rede zu halten, und zwar eine Lobrede auf den guten Baour-Lormian, den Ueberſetzer des Oſſian. Das londoner „Athenaeum" macht ſich über Ponſard's Rede höchlichſt luſtig. Ponſard behauptete darin, Racine ſei einfach, ſehr einfach, natürlicher als Goethe, der ſehr affectirt ſei (!), und ebenſo natürlich wie Shakſpeare, wenn dieſer natürlich ſei. Was Shakſpeare betreffe, ſo gebühre ihm wol ein Platz neben Homer, Dante, Corneille und Molière (welche Zuſammenſtellung!), aber er ſei ſo voll von Obſcönitäten, Uebertreibungen und bombaſtiſchen Aufſchwellungen, daß er ſich vor einem franzöſiſchen Publicum gar nicht blicken laſſen dürfe u. ſ. w. Niſard, der Erfinder jener Lehre, wonach es zweierlei Sittengeſetz gibt, eins für die großen Geiſter und eins für den gewöhnlichen Menſchenſchlag, konnte doch nicht unterlaſſen, in ſeiner Antwortsrede dem Neophyten wegen dieſes arrogant bornirten Urtheils einen kleinen Seitenhieb zu verſetzen. Wir verweiſen hierbei auf die ebenfalls ganz anders lautenden Anſichten von Guizot und Chasles über Shakſpeare, welche P. H. Sillig in ſeiner Schrift: „William Shakſpeare, ſein Leben, ſeine Werke und ſeine Zeit. Erläuterungen zu des Dichters ſämmtlichen Werken" (Leipzig, Dyck, 1855), zuſammengeſtellt und, wie es ſcheint, mit theils eigenen, theils aus deutſchen Shakſpeare-Interpreten geſchöpften Zuthaten verſehen hat.

(Stuttgart, Schweizerbart, 1856), und: „Album öſterreichiſcher Dichter. Neue Folge. Erſte und zweite Lieferung: J. Ch. von Zedlitz, J. L. Deinhardſtein“ (Wien, Pfautſch und Voß, 1856). Die erſtere Schrift enthält 201 im Ganzen recht fließend gereimte und wohlgedachte Sonette eines Anonymus auf ebenſo viel verdiente oder berühmte Männer, welche dem ſchwäbiſchen Gau, der jetzt das Königreich Würtemberg bildet, durch Geburt oder langen Aufenthalt angehörten. Beſonders dankenswerth ſind die beigefügten biographiſchen Notizen, inſofern dadurch in nicht ſeltenen Fällen die Verdienſte ſonſt weniger bekannter Männer ans Licht geſtellt werden. Indeß ſcheint der Dichter durch Parteiſucht oder Coterierückſichten ſich haben verleiten zu laſſen, manche „Sterne“ auszuſchließen, und während er ſo manche ſehr unbedeutende Lichter beſingt, vermiſſen wir zu unſerer Verwunderung Dichter wie Uhland, die beiden Pfizer, Herwegh, Wilhelm Zimmermann, auch Juſtinus Kerner, E. Mörike, J. G. Fiſcher, den harmloſen Karl Mayer u. A. In Norddeutſchland würde, außer vielleicht in Schleſien und Thüringen, eine Erſcheinung wie dieſes Buch kaum möglich ſein; und ein Buch mit dem Titel „Die Sterne der Mark“, „Die Sterne Pommerns“, „Die Sterne der Lauſitz“ u. ſ. w., mit Sonetten auf märkiſche, pommerſche oder lauſitziſche Dichter, Philoſophen und Gelehrte angefüllt, würde bei uns Norddeutſchen ſelbſt wahrſcheinlich dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen. Eine faſt noch getreuere, noch weniger durch politiſche Meinungsverſchiedenheiten beirrte Kumpanſchaft als die Schwaben bilden die öſtreichiſchen Dichter, und ein Ausfluß dieſer kameradſchaftlichen Geſinnung iſt das genannte „Album“, das in der erſten und zweiten Lieferung ſeiner neuen Folge die Biographien von Zedlitz und Deinhardſtein ſammt Porträts und eine Auswahl ihrer Gedichte enthält. Die Biographie des Freiherrn von Zedlitz iſt von Konſtantin von Wurzbach, die Deinhardſtein's von Seidl verfaßt. Intereſſant war es uns, daraus zu erfahren, daß Zedlitz' Canzonencyklus „Todtenkränze“, von C. Bolza, und zwar in reimloſen Jamben, ins Italieniſche und in Genf ins Franzöſiſche, die „Nächtliche Heerſchau“ nicht blos öfter ins Franzöſiſche, ſondern auch fünf mal ins Engliſche und daß ſelbſt Deinhardſtein's „Hans Sachs“ in die engliſche, franzöſiſche, ungariſche, böhmiſche, ſchwediſche und däniſche Sprache, in letztere von Adam Oehlenſchläger überſetzt worden.

Eine in trockene Paragraphenform gekleidete Broſchüre: „Verſtändigung über das Weſen der Kunſt. Vorgetragen im Künſtlerverein zu Bremen am 17. Sept. und 1. Oct. von *Wilhelm Nagel*“ (Bremen, Geisler, 1856), gibt uns nur Anlaß, den Wunſch auszuſprechen, daß man in Deutſchland über der Sucht, ſich begriffsmäßig über das Weſen der Kunſt und Schönheit aufzuklären, nicht die unmittelbare Empfindung für das Kunſtſchöne, ſoweit ſie überhaupt vorhanden iſt, verlieren möge.

Nachſtehende Schrift: „Das Recht der hiſtoriſchen Wahrheit und das Recht der Phantaſie des Künſtlers. Aeſthetiſche Monographie von *Franz Weber*“ (Deſſau, Neubürger, 1856), behandelt einen ſpeciellen Punkt, zu deſſen Erörterung allerdings in der modernen Poeſie, die mit der geſchichtlichen Wahrheit aufs allerwillkürlichſte und leichtfertigſte umzuſpringen pflegt, Anlaß genug gegeben iſt. Selbſt Goethe und Schiller haben ſich zuweilen an geſchichtlichen Perſonen in einer Weiſe vergangen, die man bei allem Reſpect vor ihrer Dichtergröße wol nicht gutheißen kann, da ſie damit ein gefährliches Beiſpiel gaben, auf welches die Spätern ungenirt losſündigten. Welch einen Begriff müßte eine künftige Generation von der Königin Eliſabeth und ihren Rathgebern haben, wenn zufällig kein anderes literariſches Actenſtück in Betreff ihrer Herrſchaft auf die Nachwelt kommen ſollte, als die Schiller'ſche Tragödie! Franz Weber, ein Anhänger der äſthetiſchen Doctrin Viſcher's, dringt mit Recht darauf, daß der Dichter ſich nicht an der geſchichtlichen Wahrheit vergreife und ſie verfälſche. Doch geht er in ſeinen Anfoderungen zu weit. So tadelt er, daß Schiller ſeine Jungfrau nicht den geſchichtlichen Verbrennungstod ſterben läßt, den er ja hinter die Scene hätte verlegen können. *Daß* die Heldin leiblich untergeht, nicht *wie* ſie untergeht, iſt ja die Hauptſache. Bei ſo ſtrengen Foderungen könnte zuletzt jede hiſtoriſche Tragödie unmöglich werden. Nur in den Motiven, welche den Handlungen einer geſchichtlichen Perſon zugrunde lagen, und in der ganzen Darſtellung und Entwickelung ihres perſönlichen Charakters ſoll ſich der Dichter ſo genau als möglich an die geſchichtliche Wahrheit und an conſtatirte hiſtoriſche Thatſachen halten. Dies gebietet ihm nicht nur ſein ſittliches, dies gebietet ihm auch ſein poetiſches Gewiſſen. Wenigſtens kann ich nicht finden, daß eine abſichtliche und bewußte Verfälſchung der geſchichtlichen Wahrheit jemals etwas Poetiſches haben könne.

H. M.

Demogeot's „Histoire de la littérature française“ und die deutſchen Arbeiten über franzöſiſche Literaturgeſchichte.

Von einem hochangeſehenen deutſchen Gelehrten, der zugleich auch die Entwickelung der franzöſiſchen Literatur zu einem Hauptgegenſtande ſeiner Studien gemacht hat, ging uns ein Schreiben zu, das wir hier wegen mancher intereſſanten Bemerkungen über franzöſiſche und deutſche Literaturgeſchichtſchreibung mittheilen wollen. Der Briefſchreiber knüpft an unſere in Nr. 44 d. Bl. f. 1856 enthaltene Notiz über Demogeot an, worin wir die Frage aufgeworfen hätten, ob ſich nicht eine deutſche Ueberſetzung von Demogeot's „Histoire de la littérature française“ verlohnen würde *), da das Buch ſich in Frankreich eines ungemeinen Rufs erfreue. „Dieſe Thatſache iſt richtig“, fährt der Briefſchreiber fort, „und die pomphaften Erwähnungen, die ich in franzöſiſchen Schriften und Journalen davon gefunden, bewogen mich, es mir kommen zu laſſen. Ich beſitze es in der zweiten Auflage, die 1855 in Paris erſchien. Für Frankreich iſt es nun gewiß auch ein ganz gutes Schulbuch, ein Buch, das ein großes Bedürfniß ausfüllt, da es merkwürdigerweiſe in der franzöſiſchen Literatur zwar ſehr viel Specialſtudien, allein faſt gar keine allgemeinen, die Totalität des literariſchen Proceſſes darſtellenden Ueberſichten gibt. Demogeot hat die Poeſie, Philoſophie und Geſchichtſchreibung zuſammengefaßt. Hierin liegt ſein Verdienſt für Frankreich, deſſen Nützlichkeit dort nicht gering anzuſchlagen iſt. Allein eine deutſche Ueberſetzung wäre für uns ein Ueberfluß, denn was Demogeot uns geben kann, beſitzen wir längſt. Es iſt ſchlechterdings unbegreiflich, wie wenig den Franzoſen von Dem bekannt iſt, was wir Deutſchen für die Geſchichtſchreibung ihrer Literatur gethan haben. Schon 1806 erſchien Bouterwek's «Geſchichte der franzöſiſchen Poeſie und Beredtſamkeit» in zwei Bänden, ein bei allen ſeinen damals ſehr entſchuldbaren Mängeln (namentlich für die ältere Zeit) noch immer, auch in Deutſchland, unübertroffenes Buch, welches zuerſt den ganzen ungeheuern Stoff in einer verſtändigen und gefälligen Form gewältigte. Es iſt mir nicht bekannt, daß die Franzoſen dies Buch, das für ſie unſchätzbar hätte ſein müſſen und das ich ſeiner Vollſtändigkeit und Gründlichkeit halber dem von Demogeot weit vorziehe, überſetzt hätten. Thäten ſie es noch, wäre es ihnen kein Schade. Ich finde bei Demogeot, daß er Ideler's vortreffliches «Handbuch der altfranzöſiſchen Literaturgeſchichte» (Berlin 1842) gar nicht kennen muß, ſonſt hätte er ſeine Darſtellung derſelben auf eine ganz andere Höhe bringen können. Ebenſo wenig kennt er Mager's «Geſchichte der franzöſiſchen Nationalliteratur neuerer und neueſter Zeit (1789—1837)» (3 Bde., Berlin 1837). Dieſe neueſte Zeit iſt unendlich mangelhaft dargeſtellt und die Artikel, welche das «Converſations-Lexikon» und die «Gegenwart»

*) Unſer Vorſchlag betraf übrigens nicht dieſes Werk, ſondern Demogeot's neueſte, mit dem ſogenannten Véron'ſchen Preiſe ausgezeichnete Schrift „Les lettres et l'homme de lettre au 19me siècle“.

darüber gebracht haben, ſind tauſendfach gründlicher und intereſſanter. Genug, Demogeot ſteht nicht höher als die literargeſchichtlichen Einleitungen, die unſere Anthologien zu haben pflegen, z. B. Genthe's «Handbuch der Geſchichte der franzöſiſchen Literatur, erläutert durch eine Sammlung überſetzter Muſterſtücke» (Magdeburg 1834), oder Hermann's «Handbuch» u. a. Wenn Demogeot bei den Schriftſtellern ſeit Franz I. nur die Artikel überſetzt hätte, die in dem Ideler-Nolte'ſchen «Handbuch der franzöſiſchen Poeſie und Proſa» ſtehen, ja wenn er ſie nur benutzt hätte, ſo hätte er ein viel beſſeres Buch ſchreiben können. Doch wohin verliere ich mich! Aber ich weiß, wie gern wir Deutſchen aus dem Franzöſiſchen auch das für uns längſt Entbehrliche überſetzen, während die Franzoſen unſere Arbeiten ignoriren oder mitunter höchſt lächerlich aus reinem Zufall Bücher von uns ſich aneignen, die wir längſt ſelbſt durch beſſere erſetzt haben."

Schließlich rügt der Verfaſſer die „beſchränkte und unwahre" Behandlung, welche in Eduard Arnd's jüngſt erſchienener „Geſchichte der franzöſiſchen Nationalliteratur von der Renaiſſance bis zur Revolution" Diderot, dieſer „bête noire", widerfahren ſei.

H. M.

Notizen.

Neue Journale.

Die Concurrenz auf dem Gebiete der populären illuſtrirten und nichtilluſtrirten Journaliſtik iſt gegenwärtig erſtaunlich groß. Es geht aber damit wie mit einer californiſchen Geldgrube: wenn Drei oder Vier ſie ausbeuteten, ſo könnten ſie ſämmtlich Capitaliſten werden; wenn aber Hunderte davon ihren Profit haben wollen, ſo hat zuletzt Keiner was Rechtes, und Mancher kommt ſchließlich in die Lage, zu bedauern, daß er kein ſolideres Geſchäft angefangen. Wir können hier unmöglich alle neuern Unternehmungen dieſer Art aufzählen, aber eine möchten wir wirklich dem größern Publicum empfehlen; es ſind dies die in Altona bei Adolf Lange erſcheinenden „Hausblätter. Neue illuſtrirte Zeitung." Ueber die Illuſtrationen wollen wir uns gern kein Kunſturtheil erlauben; was aber die im literariſchen Texte behandelten Gegenſtände betrifft, ſo müſſen wir dieſen das Lob ertheilen, daß ſie meiſt ſehr zweckmäßig gewählt ſind. Nichts kann z. B. zeitgemäßer und inſtructiver ſein, als der auch in culturgeſchichtlicher Hinſicht ſehr intereſſante Aufſatz über John Law und das ſchwindelhafte Miſſiſſippiproject! Sehr hübſch leſen ſich ferner die friſchen Reiſeſkizzen Heinrich Zeiſe's, in denen uns auch mehre hervorragende Mitglieder der öſtreichiſchen Schriftſtellerwelt perſönlich vorgeführt werden. Intereſſant waren uns namentlich die biographiſchen Skizzen über Thomas Moore und Oliver Goldſmith. Von Jenem heißt es darin: „Der wehmüthige Sänger des grünen Eilandes, mit deſſen Geſängen O'Connell ſeine Repealer aufſtachelte, der ingrimmige Patriot, der im Hauptmann Rock zähneknirſchend in die Ketten biß, wandelte Arm in Arm mit den «ſächſiſchen» Staatsmännern, denen ſein Lied fluchte, nahm von ihnen Aemter und verzehrte die Penſion (jährlich 300 Pf. St.), die er ihrer Hochachtung ſeiner Dichtergaben verdankte." Dergleichen kann eben nur in England vorkommen. Ueber Goldſmith's liebenswürdige und echtpoetiſche, nur zu ſeinem Schaden mit leichtem Sinn gepaarte Generoſität wird uns erzählt, daß er beſtändig von dem Ertrage ſeiner literariſchen Arbeiten zwei oder drei Schriftſteller, außerdem mehre Witwen unterſtützte und daß er, wenn er gerade ſelbſt nicht bei Kaſſe war, ſie wenigſtens mit Hemden und alten Kleidungsſtücken, zuweilen mit dem ganzen Inhalt ſeines Frühſtückstiſches heimſchickte. Er pflegte dann zu ſagen: „Jetzt brauche ich mir nur einzubilden, daß ich ein bedeutend reichlicheres Mahl eingenommen habe als gewöhnlich, und ſo koſtet es mich nichts", und er lächelte dabei ungemein vergnügt und zufrieden. Goldſmith hinterließ freilich auch 2000 Pf. St. Schulden. Auffallend erſcheint es, daß dem Leben dieſes Dichters die Arabeske auch nur einer einzigen wirklichen Liebesgeſchichte gänzlich fehlt. — Zu den auf Popularität berechneten Zeitſchriften iſt auch „Das Jahrhundert. Zeitſchrift für Politik und Literatur" zu zählen, welche im Verlage von Meißner in Hamburg heftweiſe erſcheint und meiſt längere Aufſätze politiſchen, ſocial-politiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Inhalts, auch Correſpondenzen aus London, Paris, Berlin u. ſ. w. bringt. Die Namen der Beitragenden, wie L. Büchner, Roßmäßler, G. F. Kolb, Oppenheim, Kolatſchek u. A. bezeichnen allein ſchon den Geſinnungskreis, auf welchen die Zeitſchrift es abgeſehen hat. Oppenheim macht einen Ausfall auf Philarète Chasles, der von einer „preußiſchen Civiliſation" ſpreche, den Schiller'ſchen Vers „Ich ſtehe wieder auf dem Meinigen" mit den Worten „De nouveau voici debout sur le Meinigen" (vielleicht dachte der Franzoſe hierbei an das Herzogthum „Meiningen", das er mit irgendeinem ſchweizer Berg- oder Erdfleck verwechſelte) überſetzt habe und von Heine, den er über Byron ſtelle, verſichere, daß er ihn in ſeinem Bette betend, ja vor Andacht weinend angetroffen. — Ein neues Blatt, und zwar ein Sonntagsblatt, „Der Compaß", ſoll ebenfalls in Hamburg (als ob dies nicht ſchon hinlänglich mit Blättern geſegnet wäre) erſcheinen und wird von dem als witzigen Satiriker bekannten Ludwig Walesrode, einem geborenen Altonaer und daher des Terrains kundigen Manne, und Volkshauſen gemeinſam redigirt werden, und in Manheim hat Arnold Schloenbach „Süddeutſche Blätter für Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft" begründet, worin er gegen falſchen und ausgearteten Geſchmack und für die höhern und reinern Principien aller Kunſt und Poeſie zu kämpfen verheißt. An warmem Enthuſiasmus für ſeine gute Sache wird es Schloenbach nicht fehlen laſſen. Möge nur dieſen und andern neuen Blättern, welche einem wirklichen Bedürfniſſe entgegenzukommen hoffen, auch ſeinerſeits dieſes Bedürfniß mit gleicher Höflichkeit entgegenkommen!

Deutſcher Humor.

Von Ignaz Hub's umfangreichem und fleißig gearbeitetem Werke „Die deutſche komiſche und humoriſtiſche Dichtung ſeit dem Beginne des 16. Jahrhunderts" erſchien vor kurzem des dritten Bandes erſte Hälfte (Nürnberg, v. Ebner, 1857), die uns mitten in die neueſte Zeit einführt. Wenn wir die hier vereinigten Autoren in Folgendem ſämmtlich anführen, ſo geſchieht dies darum, damit das deutſche Volk zu ſeiner Ueberraſchung erfahre, wie groß die Zahl ſeiner noch lebenden oder erſt in unſern Tagen verſtorbenen Humoriſten und Satiriker iſt, wobei wir bemerken, daß die zweite Hälfte des dritten Bandes gewiß eine gleiche oder eine noch größere Zahl vorführen wird. Dieſe erſte Hälfte enthält komiſche Stücke von Uhland, Eichendorff, Rückert, Prätzel, Theodor Körner, Schwab, Friedrich Förſter, Deinhardſtein, Saphir, Wilhelm Müller, Fröhlich, Immermann, Platen, Hoffmann von Fallersleben, Kopiſch, Heine, Gaudy, Pfarrius, Hagenbach, Grabbe *), Scherenberg,

---

*) Mit Bezug auf Grabbe erhielten wir, gleich nachdem wir (in Nr. 22 f. 1855) Ziegler's „Leben Grabbe's" beſprochen hatten, eine Zuſendung von Ignaz Hub, worin er gegen die animoſen Enthüllungen Ziegler's und die literariſche Mishandlung, die ſich Ziegler gegen Grabbe's Witwe erlaubt hat, entſchiedenen Proteſt einlegte. Er nannte Ziegler's Buch eine „geiſtarme, herzloſe Darſtellung", ein Machwerk voll „lalenbürgerlich-kleinſtädtiſcher Aperçus" und theilte aus Grabbe's Leben Verſchiedenes mit, was, wenn es ſich ſo verhält, allerdings beweiſen würde, daß er wie ein „zerrütteter Teufel" (wie ſich Grabbe ſelbſt einmal ſeiner Braut gegenüber in einem Briefe nannte) und nicht wie ein Dichter an ſeiner Frau gehandelt hat. Schade um dieſen Grabbe, deſſen Luſtſpiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" neben Heine's Spottgedichten, wenn auch keineswegs das Gemüthvollſte, doch jedenfalls mit das Genialſte ſein möchte, was Hub's Sammlung

Bechſtein, Bauernfeld, Nikolaus Lenau, Vogl, Adolf Bube, Herloßſohn, Simrock, Storch, Moſen, Gruppe, Seidl, Mörike, Waiblinger, Reinick, Anaſtaſius Grün, Friedrich Halm, Wackernagel, Friedrich Beck, Heinrich Hoffmann, dem Verfaſſer des „Struwelpeter“, Schnezler, Duller, den Gebrüdern Stöber, den Dialektdichtern Holtei, Kobell, Pangkofer, Kaltenbrunner, Stelzhamer und Nadler, dem Herausgeber und dem Schreiber dieſer Zeilen. Freilich gehören von dieſer Legion von Dichtern ſo manche, trotz vereinzelter Verſuche im Komiſchen, nicht eigentlich zu den Humoriſten, und nicht alle von ihnen mitgetheilten Proben ſind eigentlich komiſcher, ſondern oft nur deſcriptiver Art, wenn auch mit humoriſtiſchem Anfluge. Aber auch ſelbſt dieſes Halb- oder Pſeudohumoriſtiſche in Abzug gebracht, bleibt doch jedenfalls noch echt Komiſches und Humoriſtiſches genug übrig, und ſelbſt der Umſtand, daß ſo viele oft höchſt ernſthafte Männer doch den deutſchen Schelm und Schalk nicht immer verleugnen konnten und von Zeit zu Zeit die Pritſche in die Hand nahmen, um Schläge nach rechts und links auszutheilen, iſt beachtenswerth und beweiſt, daß der Humor zu den unverwüſtlichſten Grundſtoffen des deutſchen Weſens und Charakters gehört und ſich ſelbſt in einer dem Humor äußerſt ungünſtigen Zeit nicht vollkommen ausrotten läßt. Von beſonderm Werth, auch für den Literaturhiſtoriker, ſind die beigegebenen fleißig zuſammengeſtellten biographiſchen und bibliographiſchen Notizen, die in Betreff mancher Autoren als bisher einzige Quelle gelten können. Von deſſelben Verfaſſers Werke: „Die komiſche und humoriſtiſche Literatur der deutſchen Proſaiſten des 16. Jahrhunderts“, erſchien faſt gleichzeitig in demſelben Verlag das zweite Buch, auch unter dem Titel: „Die deutſchen Volksbücher und Schwänke des 16. Jahrhunderts.“ Da der Verfaſſer immer auf die Quellen zurückgeht, ſo hat man auch hier keine Compilation der gewöhnlichen Art vor ſich, wie auch die ſtets werthvollen literarhiſtoriſchen Einleitungen beweiſen. Künftige Literaturhiſtoriker und alle Freunde des deutſchen Humors werden dem gewiſſenhaften Verfaſſer für ſeine Sammelwerke gewiß dankbar ſein, zumal da die wenigſten jetzt noch ſoviel Zeit und Ruhe gewinnen können, die Quellenſchriften ſelbſt ſämmtlich durchzuleſen.

Die „Correspondance littéraire“, Nachfolgerin des „Athenaeum français“.

Bekanntlich hat das „Athenaeum français“ zu erſcheinen aufhören müſſen, weil die Zahl der Abonnenten nicht mit dem Beifall, den es mehr und mehr in literariſchen Kreiſen fand, in richtigem Verhältniß wachſen wollte. Später wurde ſeine Verſchmelzung mit der „Revue contemporaine“ angekündigt, welche letztere ſich demgemäß fortan „Revue contemporaine et Athenaeum français“ nannte. Indeß zeigte ſich bald, daß die frühern Elemente des „Athenaeum français“ in dieſer Monatsſchrift, wiewol ſie allerdings dadurch an Friſche und Mannichfaltigkeit der Mittheilungen gewann, im Ganzen doch nur eine untergeordnete Rolle ſpielten; auch ſoll, wie man verſichert, die „Revue contemporaine“ ſich ſchon ſeit geraumer Zeit in einer Lage befinden, die es ihr nicht erlaubt, der Regierung gegenüber ihre volle Unabhängigkeit zu behaupten, während das „Athenaum français“, ohne ſich direct in politiſche Discuſſionen einzulaſſen, ſtets jene mindeſtens neutrale Selbſtändigkeit zu bewahren wußte, die für ein kritiſches Journal Lebensbedingung iſt. Dieſe Misſtände hat wol der frühere Redacteur des „Athenaeum français“, Ludovic Lalanne, ſich mehr und mehr zu vollem Bewußtſein gebracht und ein neues Blatt begründet, die „Correspondance littéraire“, von der uns die erſte Nummer (vom 5. Nov.) vorliegt. Lalanne's neue Zeitſchrift iſt faſt ganz ſo eingerichtet wie das alte „Athenaeum français“, nur in verkleinertem Maßſtabe und in anſtändigem Octavformat erſcheinend. Mit Vergnügen erblicken wir in der Mitarbeiterliſte auch den Namen unſers alten Bekannten E. Goepp, der früher (auch unter dem Namen Karl Stachel) das deutſche Departement im „Athenaeum français“ verwaltete, ferner die Namen Ampère, Ambroiſe Firmin Didot, Eckſtein, Geffroy, A. Grün, A. Maury, Marc Monnier, E. Saglio, F. de Saulcy, Adolf Stahr in Berlin, A. Taillandier, Rath am Caſſationshof, E. Thierry, L. de Bailly, Ubicini u. ſ. w. In dieſer erſten Nummer begegnen wir freilich nicht vielen Mittheilungen, die für uns Deutſche von uns näher angehendem Intereſſe wären, unter Anderm jedoch einer Anzeige von C. A. F. Mahn's „Gedichte der Troubadours“ und von des Fürſten Emil von Wittgenſtein Dichtung „Aßlan Aga“, von der es heißt: „Dies Gedicht macht in Deutſchland, wo die morgenländiſche Literatur Mode geworden und der Erfolg der Ueberſetzung des Hafis eine Menge mehr oder minder gelungener Nachahmungen hervorgerufen hat, gegenwärtig großes Aufſehen“; und der kurze Bericht, der eigentlich nur in einer gedrängten Inhaltsangabe beſteht, ſchließt mit den Worten: „Jenſeit des Rhein hat dieſes bemerkenswerthe Werk bei Mehren einen ſo lebhaften Enthuſiasmus hervorgerufen, daß man ſogar ſoweit gegangen iſt, den Verfaſſer auf dieſelbe Linie mit Lord Byron zu ſtellen. Das iſt nun freilich eine Uebertreibung, von der man bald zurückkommen wird.“ Wir unſererſeits wiſſen weder, daß dieſe Dichtung bisher bei uns einen „grand bruit“ gemacht habe, noch kennen wir Diejenigen, welche den Einfall gehabt, den Verfaſſer ohne weiteres Lord Byron gleichzuſtellen. Außerdem bringt dieſe erſte Nummer Berichte über Couſin's zwei Bände „Madame de Cheuvreuse“ und „Madame de Hautefort“, die von Lalanne ſelbſt mit großer Schärfe beſprochen werden („malgré l'éclat et la séduction de la forme, qui ne manquent jamais à M. Cousin, malgré quelques beaux passages sur Richelieu et sur Mazarin cette biographie est d'une lecture peu attachante“, heißt es von der Schrift über die Frau von Hautefort), über Racine's „Oeuvres choisies“ (édition épurée), Lamartine's „Oeuvres posthumes“ u. ſ. w.; ferner Mittheilungen über den Chanſonnier de Maurepas und den verſtorbenen Paul Delaroche, woraus wir als einigermaßen auffallend hervorheben, daß gerade Delaroche's berühmteſte Napoleonbilder in Frankreich keine Käufer gefunden haben, denn ſein „Napoleon zu Fontainebleau“ befindet ſich bekanntlich im leipziger Muſeum und eine Wiederholung deſſelben in Liverpool, „Napoleon in ſeinem Cabinet“ im Beſitz der Lady Sandwich, „Bonaparte den St.-Bernhard überſteigend“ im Beſitz des Lords Onslow und eine Wiederholung davon in Liverpool. Jedenfalls begrüßen wir das neue Journalunternehmen des wackern Lalanne mit dem Vergnügen, das wir immer empfinden, wenn wir einem alten uns liebgewordenen Freund begegnen, den wiederzuſehen wir kaum noch gehofft hatten.

H. M.

Bibliographie.

Achard, A., Fräulein du Roſier. Stettin, Graßmann. 1856. Gr. 8. 12 Ngr.

Album öſterreichiſcher Dichter. 1ſte und 2te Lieferung. Wien, Pfautſch u. Voß. 1856. Gr. 8. à 6 Ngr.

Bötticher, C., Der Baumkultus der Hellenen, nach den gottesdienstlichen Gebräuchen und den überlieferten Bildwerken dargestellt. Mit 22 Bildtafeln. Berlin, Weidmann. 1856. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Bunſen, C. C. J., Gott in der Geſchichte oder der Fortſchritt des Glaubens an eine ſittliche Weltordnung. 1ſter Theil. 1ſtes und 2tes Buch. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

---

in dieſer erſten Hälfte des dritten Bandes bietet. Grabbe ſowol als Heine hatten in Berlin im Verein mit gleichgeſinnten Genoſſen die Schule der genialen Humoriſtik praktiſch durchgemacht. Sie kannten daher nicht die Aengſtlichkeit und Bedenklichkeit, welche Denjenigen anzuhaften pflegt, die ſich den Humor gewiſſermaßen nur auf theoretiſchem Wege aneignen.

Carus, C. G., Ueber Lebensmagnetismus und über die magiſchen Wirkungen überhaupt. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Cotta, C., Aurelie. Theater-Novelle. Hamburg, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr.

Dunker, W., Der Prinz von Tarent. Dramatiſches Gedicht. Stettin, Nagel. 16. 18 Ngr.

Düntzer, H., Goethe's Fauſt. 1ſter und 2ter Theil. Zum erſtenmal vollſtändig erläutert. 2te vermehrte und verbeſſerte Auflage. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Eginhard, Singen und Ringen. Wien, Hügel. 1856. 16. 1 Thlr.

Eichendorff, J. Freih. v., Geſchichte der poetiſchen Literatur Deutſchlands. Zwei Theile. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 2 Thlr.

Gaudy, F. v., Aus dem Oberland. Miniaturen. 2te Auflage. Berlin, Allgemeine Deutſche Verlags-Anſtalt. 1856. 16. 27 Ngr.

Geibel, E., Neue Gedichte. Stuttgart, Cotta. 1856. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Hahn, A., Lehrbuch des christlichen Glaubens. 2te durchaus verbesserte Auflage. 1ster Theil. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hammer, J., Feſter Grund. Dichtungen. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Heinſius, J., Die Roſe vom Kuban. Gedicht. Berlin, Hoevel. 16. 20 Ngr.

— — Der Thurm von Babel. Gedicht. Ebendaſelbſt. 16. 1 Thlr.

Horn, M., Die Köhler von Burg. Bairiſche Sage in Verſen. Leipzig, Matthes. 16. 12 Ngr.

Der Humor in Kraft und Stoff oder die exacten Ungereimtheiten der modernen Realphiloſophie in unexacten Reimen der Geiſteskraft und dem geſunden Menſchenverſtande des deutſchen Volks gewidmet von einem Freunde der Naturwiſſenſchaften und Wahrheit. Darmſtadt, Lange. 1856. Gr. 8. 10 Ngr.

Jacob, A., Ueber die Entſtehung der Ilias und der Odyſſee. Berlin, G. Reimer. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Kahlen, M., Öcher Schnorre, Palzeſtrech en Avischere. Aachen, Henſen u. Comp. 1856. 12. 10 Ngr.

Kahlert, Emilie, Die Schweſtern oder das enthüllte Geheimniß. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Klein, T., Gedichte. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 16. 24 Ngr.

Klöden, G. A. v., Das Stromsystem des oberen Nil nach den neueren Kenntnissen mit Bezug auf die älteren Nachrichten. Mit 5 Karten. Berlin, Weidmann. 1856. Gr. 8. 4 Thlr.

Köhler, A., Die Niederländiſche Reformirte Kirche. Characteriſirende Mittheilungen über ihren dermaligen Zuſtand. Erlangen, Deichert. 1856. Gr. 8. 15 Ngr.

Koßarski, L., Hier und Dort. Lieder eines Erdenpilgers. 2te Auflage. Berlin, Adolf u. Comp. 16. 22½ Ngr.

Kraemer, R. v., Zwei Dichtungen. Aus dem Schwediſchen von Ida Meves, geb. Lappe. Berlin, Allgemeine Deutſche Verlags-Anſtalt. 1856. 16. 1 Thlr.

Kreyßig, F., Juſtus Möſer. Mit einer Abbildung von Möſer's Denkmal in Osnabrück. Berlin, Nicolai. 8. 25 Ngr.

Kurz, H., Schiller's Heimathjahre. 2te durchgeſehene Auflage. Zwei Bände. Stuttgart, Franckh. Gr. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Lange II., E., Geſchichte der Preußiſchen Landwehr ſeit Entſtehung derſelben bis zum Jahre 1856. Hiſtoriſch dargeſtellt. 1ſte Lieferung. Berlin, Allgemeine Deutſche Verlags-Anſtalt. 1856. Gr. 8. 8 Ngr.

Langenſtein und Boblingen. Eine Erzählung von der Verfaſſerin des „Tagebuchs eines armen Fräuleins". 2te Auflage. Halle, Mühlmann. 8. 27 Ngr.

Lingg, H., Gedichte. 3te vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Löhn, Anna, Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Matthes. 16. 20 Ngr.

Longfellow, H. W., Der Sang von Hiawatha. Ueberſetzt von F. Freiligrath. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Löwenthal, J., Geſchichte der Stadt Trieſt. 1ſter Theil: Trieſt von der älteſten Zeit bis zum Jahre 1780. Trieſt, Direction des öſterreichiſchen Lloyd. Gr. 8. 1 Thlr.

Marées, A. v., Der Frevel und die Frevelſtrafe. Neuwied, van der Beeck. 1856. Gr. 8. 4 Ngr.

Marggraff, H., Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Merz, J., und Weiss, C., Dir. Ein Liedercyclus. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Michalowska, Angelika v., Was den Frauen gefällt. Gedichte. 2te Auflage. Berlin, Allgemeine Deutſche Verlags-Anſtalt. 16. 1 Thlr.

Mickiewicz, A., Eine biografische Skizze. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 6 Ngr.

Moleſchott, J., Georg Forſter, der Naturforſcher des Volks. Volksausgabe. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 1 Thlr.

Roſenthal, S. H., Der Sonnwendhof. Volksſchauſpiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Weber. 16. 1 Thlr.

Mügge, T., Nordiſches Bilderbuch. Reiſebilder. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 2 Thlr.

Müller, H. D., Mythologie der griechischen Stämme. 1ster Theil: Die griechische Heldensage in ihrem Verhältniss zur Geschichte und Religion. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Müller von Königswinter, W., Lorelei. Rheiniſches Sagenbuch. 2te ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage. Köln, DuMont-Schauberg. Gr. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

— — Der Rattenfänger von Sankt Goar. Rheiniſche Kleinſtädtergeſchichte. Ebendaſelbſt. Gr. 16. 16 Ngr.

Munk, E., Die natürliche Ordnung der Platonischen Schriften. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 3 Thlr.

Noorden, C. v., Die Sage von Helgi. Liederkreis nach der Edda. Bonn, Henry u. Cohen. 16. 25 Ngr.

Oberländer, M., Die Feuerverſicherungsanſtalten vor der Ständeverſammlung des Königreichs Sachſen. Ein Beitrag zur Feuerverſicherungsgeſetzgebung in ihrer volkswirthſchaftlichen Bedeutung. Leipzig, Weber. Gr. 8. 20 Ngr.

Oſtertag, A., Züge aus dem Werk der Bibelverbreitung. 1ſtes Bändchen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 10 Ngr.

Oswalt, Curt, Harald Sängerkönig. Das iſt das Lied von der Liebe Macht. Dichtung. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Paulus, E., Die Römerſtraßen mit beſonderer Rückſicht auf das römiſche Zehentland, nebſt einer Anleitung zur Erforſchung der alten Römerwege. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Lex.-8. 8 Ngr.

Prutz, R., Gedichte. 4te verbeſſerte und vermehrte Auflage. Leipzig, Weber. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rank, J., Achtſpännig. Volksroman. Zwei Theile. Leipzig, Mendelsſohn. 8. 2 Thlr.

Thalia. Taſchenbuch für 1857. Herausgegeben von J. N. Vogl. 44ſter Jahrgang. Mit 6 Stahlſtichen. Wien, Dirnböck. 1856. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Thielen, M. F., Der Feldzug der verbündeten Heere Europa's 1814 in Frankreich unter dem Oberbefehle des k. k. Feldmarſchalls Fürſten Carl zu Schwarzenberg. Nach authentiſchen öſterreichiſchen Quellen dargeſtellt. Mit 2 Ueberſichts-Karten. Wien. 1856. Gr. 8. 2 Thlr.

Weſtward Ho! Britiſche und amerikaniſche Gedichte überſetzt von K. Elze. Leipzig, Haynel. 16. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Deutsche Allgemeine Zeitung.

«Wahrheit und Recht, Freiheit und Geſetz!»

Die **Deutſche Allgemeine Zeitung** hat ihren Leſerkreis in den letzten Jahren bedeutend ſteigen ſehen, nicht nur in Sachſen und den angrenzenden Ländern, ſondern ebenſo in andern Theilen Deutſchlands, Oeſterreichs und des Auslandes, und glaubt ſich zu den **erſten deutſchen Zeitungen** rechnen zu dürfen. Sie wird auch in Zukunft den Anfoderungen, welche an ſie geſtellt werden, in jeder Weiſe zu entſprechen ſuchen: durch **unabhängige freiſinnige Haltung**, gediegene **Leitartikel**, zahlreiche und zuverläſſige **Originalcorreſpondenzen**, regelmäßige **telegraphiſche Depeſchen**, unterhaltendes **Feuilleton** und endlich durch ſorgfältigſte Beachtung und Vertretung des **Handels** und der **Induſtrie**. **In letzterer Hinſicht hat die Deutſche Allgemeine Zeitung für das Jahr 1857 beſondere Veranſtaltungen getroffen, um dieſe in neueſter Zeit zu immer größerer Wichtigkeit gelangten Factoren des öffentlichen Lebens in möglichſt vollſtändiger und in gewiſſenhafteſter Weiſe zu berückſichtigen und dadurch der Handelswelt ſowie dem zahlreichen Theile des großen Publicums, das ſich dafür näher intereſſirt, fortwährend eine Ueberſicht darüber zu gewähren.** Als ſächſiſches Blatt ſucht endlich die Deutſche Allgemeine Zeitung in Betreff der **ſächſiſchen Angelegenheiten** die Anſprüche ihrer ſächſiſchen wie ihrer auswärtigen Leſer gleichmäßig zu befriedigen.]

Das **Abonnement** auf die Deutſche Allgemeine Zeitung beträgt **vierteljährlich nur 1⅓ Thlr. Inſerate** (die Zeile 2 Ngr.) finden durch ſie die weiteſte und zweckmäßigſte Verbreitung.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

F. von Raumer's „Geſchichte der Hohenſtaufen" in dritter wohlfeiler Auflage.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erſchien ſoeben und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geſchichte der Hohenſtaufen und ihrer Zeit.

Von **Friedrich von Raumer.**

Dritte, verbeſſerte und vermehrte Auflage.

In zwölf Halbbänden zu 15 Ngr.

Erſter Halbband. 8. Geh.

Die Verlagshandlung hat bei dieſer **dritten Auflage** von Friedrich von Raumer's „Geſchichte der Hohenſtaufen" den **Preis um ein Bedeutendes gegen früher ermäßigt** — nämlich von 12 Thlr. auf 6 Thlr. —, in der **Abſicht**, das berühmte, der allgemeinſten Verbreitung würdige **Werk** dadurch immer weitern Kreiſen des deutſchen Volks zugänglich zu machen und in dieſer **wohlfeilen Volksausgabe** möglichſt viel in den Privatbeſitz gelangen zu laſſen. Um die Anſchaffung des **Werks** noch mehr zu erleichtern, erſcheint dieſe dritte Auflage in 12 Halbbänden zu 15 Ngr., die in kurzen Zwiſchenräumen ausgegeben werden.

Der **erſte Halbband** iſt in allen Buchhandlungen zu erhalten, woſelbſt Unterzeichnungen angenommen werden.

Von dem Verfaſſer erſchienen in demſelben Verlage:

Vorleſungen über die alte Geſchichte. Zweite umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

Geſchichte Europas ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Erſter bis achter Band. 8. 1832—50. 24 Thlr. 13 Ngr.

Vermiſchte Schriften. Drei Bände. 8. 1852—54. 8 Thlr. 10 Ngr.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.

Das Geld-, Maass- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte.

Von

Christian Noback und **Friedrich Noback.**

Achtes Heft. Stockholm — Wien.

8. Geh. 12 Ngr.

Das hiervon Erschienene ist in allen Buchhandlungen zu erhalten; ein Prospect befindet sich auf den Umschlägen der beiden ersten Hefte. Mit dem binnen kurzem erscheinenden neunten Hefte wird das Werk geschlossen.

Leipzig, im November 1856.

F. A. Brockhaus.

Soeben erſchien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Religion im gemeinen Leben.

Eine Predigt gehalten in Crathie Church am 14. October 1855 vor Ihrer Majeſtät der Königin von England und Prinz Albert von **John Caird**, Pfarrer in Errol.

Mit einem Vorwort von C. C. J. Bunſen.

8. Geh. 8 Ngr.

Dieſe von **Bunſen** bei dem deutſchen Publicum eingeführte Predigt iſt in England in Tauſenden von Exemplaren verbreitet worden und verdient, nach Bunſen's Zeugniß, auch in Deutſchland die allgemeinſte Beachtung.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. —— **Nr. 2.** —— 8. Januar 1857.

Inhalt: Franz Baco in unſerer Zeit. — Neue Eſſer-Dramen. — Tendenznovelliſtik. Von **Rudolf Gottſchall.** — Zehn Monate franzöſiſcher Volksherrſchaft. — Prinz Wilhelm von Preußen. — Die Familie von Meyern. — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Franz Baco in unſerer Zeit.

Franz Baco von Verulam. Die Realphiloſophie und ihr Zeitalter. Von Kuno Fiſcher. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Eine ausführliche und eindringende Darſtellung Baco's, des Begründers der Realphiloſophie, konnte in keine gelegenere Zeit fallen als in die Gegenwart. Von wie mannichfaltigen Intereſſen dieſe auch erfüllt ſein mag, immer bleibt das Streben nach gemeinnütziger Cultur und Thätigkeit, die praktiſche Betriebſamkeit ein Hauptfactor des ganzen Lebens. In dieſem Sinne werden die exacten Wiſſenſchaften ausgebildet und täglich mit neuen Reſultaten bereichert; von der Richtung auf dieſes Ziel empfängt das öffentliche wie bürgerliche Leben ſeine neue eigenthümliche Geſtalt. Die Philoſophie ſelbſt hat aufgehört, auf dem abgelegenen Gebiete der Speculation neue Theorien zu bilden; die wenigen Verſuche, welche hier und da auftauchen, neue Syſteme zu ſpinnen oder veraltete aufzufriſchen, friſten ihr kurzes Daſein nur durch den Beifall einiger Gleichgeſinnten und ſinken in dem raſchen Strome des gegenwärtigen Lebens ſehr bald unter. Die große Bedeutung der Gegenwart beruht vorzugsweiſe auf der genauen Erforſchung der Dinge und Naturkräfte und auf ihrer gemeinnützigen Verwerthung, indem der Menſch die Reſultate der Naturwiſſenſchaften, frühere und neu gemachte Entdeckungen, endlich die Erfahrung der geſammten Vergangenheit ſich zunutze macht und durch die Fortſchritte der Induſtrie und Technik die Bedürfniſſe des Lebens immer raſcher und vollkommener befriedigt. Nichts iſt ſo geeignet, eine lebendige und klare Anſchauung von dieſem Charakter unſerer Zeit zu geben, als eine Darſtellung Baco's, welche mit congenialem Verſtande in deſſen Eigenthümlichkeit eindringt und mit treffenden, erſchöpfenden Zügen ein Geſammtbild dieſes umfaſſenden, ingenioſen, auf das Praktiſche im großen Sinne gerichteten Geiſtes aufführt. Eine ſolche Darſtellung, welche den geiſtigen Charakter Baco's trifft und ſeinem Verhältniſſe zur Gegenwart Rechnung trägt, erweckt nothwendig für ihr Object ein allgemeines und lebendiges Intereſſe. Ein allgemeines: denn es handelt ſich darum, einen Geiſt kennenzulernen, der Jahrhunderte im voraus zu dem Ziele, an dem die Geſchichte jetzt anlangt, den Weg wies und der den Weltzuſtand, den wir jetzt realiter erleben, idealiter vorbildete. Ein lebendiges: denn nichts erhöht mehr das Gefühl des Lebens, als den Urſprung gegenwärtiger Zuſtände in dem tiefſinnigen Verſtande eines großen Menſchen der Vergangenheit zu entdecken und ſo über den innern Zuſammenhang beider Zeitalter aufgeklärt zu werden.

Es iſt der Fiſcher'ſchen Darſtellung Baco's vollkommen gelungen, die Beziehung Baco's zur Gegenwart in ihr volles und richtiges Licht zu ſetzen. Der Verfaſſer hat uns den eſoteriſchen Geiſt der Baconiſchen Philoſophie erſchloſſen und von dieſem geſchichtlichen Standpunkte aus die Beſtrebungen unſers Zeitalters in ihrer wahren Bedeutung gewürdigt. Dieſe Doppelſeitigkeit des Inhalts, welche ſich aus dem tiefern Verſtändniß Baco's zwanglos ergibt und an den Hauptpunkten vor- und rückwärts ein helles Licht verbreitet, iſt es, welche den Leſer an die Darſtellung wahrhaft feſſelt. Wir fühlen es dem Verfaſſer nach, daß ihm die Beſchäftigung mit Baco wie „ein neues Leben" erſchienen; ſo aber konnte ſie ihm nur erſcheinen, wenn er die Baconiſche Philoſophie in ihrem wahren Verſtande und in ihrer reichen Beziehung zu unſerer Zeit aufgefaßt, wenn er in ihr den „lebensvollſten und ganz ungekünſtelten Ausdruck des Realismus" erkannt hatte. Dieſe ſo durchdrungene und ſo verſtandene Philoſophie macht in jeder Beziehung den Eindruck, den der Verfaſſer in der Vorrede treffend alſo bezeichnet:

> In ihrer geordneten und kräftigen Lebensfülle, die alle künſtliche Regelmäßigkeit ausſchließt, hat dieſe Philoſophie gar nichts Beſchnittenes, wie ein engliſcher Park, oder um die Sache bedeutungsvoller und treffender zu ſagen: ſie hat gar nichts Binnenländiſches, wie die mächtige Inſel, die ſie erzeugt hat.

Dieſer Ausdruck trifft genau das Bild, das uns von Baco's wiſſenſchaftlichem Charakter entworfen wird, und zugleich ſeine Verwandtſchaft mit der Eigenthümlichkeit unſers Zeitalters. Der Verfaſſer hebt gleich anfangs

hervor, daß Baco „den alleinigen und höchſten Zweck der Wiſſenſchaft in die Herrſchaft des Menſchen über die Dinge" ſetzte, und begreift ihn aus dieſem Geſichtspunkte als einen „epochemachenden Denker, der kein fertiges Syſtem ſchaffen wollte, ſondern ein lebendiges Werk, das ſich nach den Zeiten fortbilden ſollte". In der hierhergehörigen Stelle, welche aus Baco's „Novum organon" angeführt wird, manifeſtirt ſich klar und ausdrucksvoll die ganze Größe ſeines geiſtigen Charakters. Baco unterſcheidet drei Stufen des menſchlichen Ehrgeizes; nachdem er die erſte als den Ehrgeiz der eigenen Macht, die zweite als den der Macht des Vaterlandes beſtimmt hat, fährt er fort:

Wenn es nun Jemand unternimmt, die Macht und Herrſchaft der Menſchheit ſelbſt über das Univerſum der Dinge herzuſtellen und zu erweitern, ſo iſt ein ſolcher Ehrgeiz, wenn anders der Name noch paßt, unter allen der vernünftigſte und erhabenſte. Aber die Macht des Menſchen über die Dinge beruht allein auf Kunſt und Wiſſenſchaft, denn die Natur wird beherrſcht nur durch Gehorſam.

Indem Fiſcher die große Geſichtsweite und die eigentliche Verfaſſung der Baconiſchen Philoſophie aufdeckt, präciſirt er genau, was Baco unter der Herrſchaft des Menſchen verſteht. Die neuen Entdeckungen der Naturforſchung, die Fortſchritte der exacten Wiſſenſchaften, die praktiſchen Reſultate auf dem Gebiete der Induſtrie und Technik ſind ſchon im Baconiſchen Verſtande ebenſo viele Siege über die blinden Naturkräfte, welche dem Menſchen nützen müſſen, indem er ſie erfährt und erkennt. Aber die Verwandtſchaft Baco's mit der Gegenwart beſteht nicht blos in dieſer Uebereinſtimmung der Zwecke. Indem der Verfaſſer die Aufgabe der Baconiſchen Philoſophie, die Mittel zu ihrer Löſung und deren Methode mit der eindringendſten Klarheit und Einfachheit darſtellt, leuchtet es vollkommen ein, daß die Wiſſenſchaft und Induſtrie unſerer Zeit genau auf dem Wege zu ihren Reſultaten gekommen ſind, den Baco entdeckt und vorgeſchrieben hat. So gewinnt die Darſtellung auch für die Methode und das Détail der Baconiſchen Philoſophie unſer ganzes Intereſſe.

Ueberhaupt müſſen wir hervorheben, daß Fiſcher's Werk durchgängig eine Wirkung auf den Leſer ausübt, die wir nicht oft Gelegenheit haben zu erfahren. Wir meinen den tiefen und ſpannenden Eindruck, den ſchon die frühern Schriften Fiſcher's, beſonders aber ſein „Baco" von Anfang bis zu Ende auf den Leſer machen. Die eigenthümliche Art und Weiſe des Verfaſſers, ein geſchichtliches Object darzuſtellen, iſt der eine Grund jenes Eindrucks. Der Leſer fühlt ſich gleichſam in den Mittelpunkt des Objects verſetzt; er ſieht es in ſeiner Eigenthümlichkeit werden, leben, ſich fortbilden und ſo fortbilden, daß es endlich wie ein Kunſtwerk und zugleich in ſeiner ganzen Naturtreue als ein klares, vollendetes Bild vor ihm ſteht, dem abſichtlich nur die Nüancen fehlen, welche es verwirren könnten. Nirgends wird dieſes Entſtehen unterbrochen oder geſtört. Der Verfaſſer zeigt ſich frei von jeder Schule und allen vorgefaßten oder traditionellen Meinungen; er denkt ſich mit der ganzen Congenialität und Schärfe ſeines Verſtandes in ſein Object hinein, und ſo iſt kein Zug in deſſen Abbilde, der falſch oder verkehrt wäre. Er vermeidet es auf der einen Seite, die Darſtellung durch eigene bloße Einfälle oder eine unzeitige Kritik zu verwirren, auf der andern, ſie durch aprioriſche Conſtruction der Tortur des Prokruſtesbettes zu unterwerfen. Er ordnet, gruppirt, beleuchtet und ergänzt ſeine Materie, wo ſich in ihrer eigenen Natur dem ſchärfern Blick eine Lücke kundgibt und ihr Verſtändniß als eines Ganzen es erfodert, und das Alles auf die ſachgemäßeſte Weiſe, ohne ihrer Eigenthümlichkeit den geringſten Abbruch zu thun, wie wenn ſie ſelbſt vor einem Spiegel ſich die Geſtalt zu geben, welche ihr als die wahre und rechte vorſchwebt, und deshalb die zufällige Unordnung ihres Aeußern von ſich abzuſtreifen ſuchte. Dabei weiß Fiſcher derſelben ihr volles Leben und ihren Charakter ſammt ihren tiefern Mängeln und Widerſprüchen zu bewahren; er bemäntelt dieſe keineswegs, ſondern iſt im Gegentheil bemüht, ſie als ein integrirendes Merkmal ihres Weſens aufzudecken und ihrer Wurzel wie ihren Conſequenzen nach zu erklären. So rundet und vollendet ſich das Bild von allen Seiten. Zugleich werden wir über das Verhältniß des Objects zu analogen oder entgegengeſetzten Erſcheinungen der Geſchichte aufgeklärt: das Licht, welches ſo auf die Hauptgeſtalt fällt, erhellt zugleich jene, und ſo unterrichten wir uns doppelt auf das leichteſte.

Dieſe Darſtellungsweiſe, welche für ihr Object mit dem wiſſenſchaftlichen zugleich ein gemüthliches Intereſſe zu erwecken weiß, wird durch die Form vortrefflich unterſtützt. Hierin liegt der andere Grund der durchgreifenden Wirkung dieſes „Baco". Die Diction iſt leicht, präcis, ſpannend; der Ausdruck, einfach und edel zugleich, gibt den Gedanken immer ſo klar und vollſtändig wieder, als er gedacht iſt. Es iſt wahrlich ein Großes darum, ſo Viele auch meinen mögen, es ſei ein Geringes: ſo zu ſchreiben, daß jeder Satz nur ein mal geleſen zu werden braucht und doch kein Wort umſonſt iſt, daß weder Sinn noch Ausdruck der kleinſten Zeile entbehrlich werden. Unterſuchen wir einmal unſere wiſſenſchaftliche Literatur und ſehen wir zu, wie viel geſtrichen werden muß, um dieſer ſcheinbar leichten Bedingung gerecht zu werden! Und wo ſich dieſelbe bemüht, verſtändlich und correct zu ſein, da nimmt ſie nur zu bald den Ton und die Miene des belehrenden Schulmeiſters an und macht ſo von vornherein ein Intereſſe an der Sache unmöglich. Es iſt ſchon oft geſagt worden, daß der Verfaſſer die Gabe der ſchönen Darſtellung beſitze. Wir fügen hinzu: nicht nur dieſe Kunſt, ſondern vor allem das Vermögen, Alles verſtändlich, correct, treffend, wo es nothwendig iſt, ſchlagend und mit wenigen Worten ſo darzuſtellen, daß ſelbſt dem Laien die abſtracteſten Materien klar und anziehend werden. Der aufmerkſamſte Leſer findet keinen Satz den er anders geſagt haben möchte, keinen den er anders placiren würde, keinen den er vermiſſen könnte; d. h. Alles, was geſagt iſt, iſt gedacht und umgekehrt, und nichts iſt umſonſt gedacht. Das

halte man nicht für ein Leichtes. Die Beweiſe ſind nicht ſchwer zu finden, daß in vielen neuen und hiſtoriſchen Schriften manche Sätze ſind, bei denen der Verfaſſer nichts gedacht hat, und manche Gedanken ſein ſollen, die der Verfaſſer nicht hat ausdrücken können. Die Fiſcher'ſche Darſtellungsweiſe unterſcheidet ſich ebenſo wol von der populären als der blos gelehrten; denn jene liebt es, ſich über ihre Materien breit auszulaſſen und ſie dem gewöhnlichen Bewußtſein mundgerecht zu machen, ohne ihr tieferes Verſtändniß eröffnen zu können. Auch in der Gliederung des Ganzen in ſeine Theile bewährt ſich das geſtaltende Vermögen des Verfaſſers; er läßt nichts in ſeinem Objecte zurück, was nicht in der ordnenden Gruppirung ſeinen beſtimmten, ihm gebührenden Platz hätte.

In einer ſolchen Darſtellung allein kann die große Denkweiſe Baco's in ihrer lebendigen Wirkſamkeit überall, auch in ihren kleinſten Zügen hervortreten. Daher der tiefe und mächtige Eindruck, den der Leſer von Baco empfängt und durch den er ſich gleichſam in große und freie Verhältniſſe verſetzt und über die engen und kleinen Intereſſen erhoben fühlt, in welche uns zwei gleich übelberathene und gleich lebensunfähige Geiſtesrichtungen der Neuzeit hinabziehen möchten. Hier kommen wir zugleich auf den Punkt, wo die Gegenwart zu der Baconiſchen Philoſophie den diametralen Gegenſatz bildet und die kahlen und unfruchtbaren Spuren des „Binnenländiſchen" im höchſten Grade an ſich trägt. Ohne Zweifel ſollte mit dieſem Worte ebenſo wol auf das Verhältniß dieſer affectirten und ohnmächtigen Richtungen unſerer Zeit zu Baco hingedeutet, als der Charakter ſeiner Philoſophie bezeichnet werden. Wir meinen die grillenhaften Bemühungen um neue Principien auf dem Gebiete der Speculation und die frivolen Aeußerungen eines künſtlich wiederbelebten Materialismus. Ganz treffend und fein nennt Fiſcher dieſe letztere Erſcheinung unſerer Zeit „die weitläufige Arrièregarde" des franzöſiſchen Materialismus, nachdem er gezeigt hat, welche abhängige und beſchränkte Stellung derſelbe zu Baco einnimmt.

Gewiß iſt die kühle und ganz objective Betrachtungsweiſe des Verfaſſers die rechte Art, um mit den forcirten und krankhaften Verſuchen der Gegenwart, etwas Apartes und Neues zu liefern, aufzuräumen. Denn ſie iſt keine ſubjective Anſicht, ſondern das Reſultat einer Denkweiſe, welche allein im Stande iſt, ein hiſtoriſches Object zu erklären und Allen begreiflich zu machen, indem ſie ein tiefes und wahrhaftes Intereſſe dafür erweckt. Dieſe Denkweiſe, bisher nur von Wenigen ausgeübt, iſt die geſchichtliche, welche frei von jedem Vorurtheil und jedem Meinungsintereſſe die Erſcheinungen in ihrem geſchichtlichen Zuſammenhang, aus ihren geſchichtlichen Bedingungen erklärt. Vor ihr beſteht nichts Unechtes, nichts Ungeſundes, nichts Verkehrtes und geht jedes eitle Scheinweſen zugrunde. Fiſcher's Schriften legen ein glänzendes Zeugniß ab für die fruchtbare Wirkſamkeit dieſer Denkweiſe auf dem Gebiete der Geſchichte der Philoſophie; auch iſt es ſein Verdienſt, dieſelbe zuerſt als den Höhe- und Zielpunkt der neuern Philoſophie thatſächlich bewieſen zu haben (vergl. „G. W. Leibniz und ſeine Schule" in ſeiner „Geſchichte der neuern Philoſophie": „Die congeniale Verſtandesaufklärung"). Daß er überall bemüht iſt, ſie mit der ſtrengſten Conſequenz durchzuführen, daher ſchreibt ſich die Prägnanz, Correctheit und eindringliche Klarheit ſeiner Darſtellungsweiſe, daher die feſſelnde und nachhaltige Wirkung auf den Leſer. Nur einem ſo denkenden Verſtande kann es gelingen, eine Erſcheinung in ihrem eigenen Lichtkreiſe, ihrer eigenen Atmoſphäre zu beobachten, ſich gleichſam in den engen oder weiten Horizont zu verſetzen, den ſie hat. Und nur wenn dieſe Bedingung erfüllt iſt, nimmt das dargeſtellte Object ſeine richtige Stelle ein in dem Zuſammenhang der Geſchichte und läßt in ſein wahres Verhältniß zur verfloſſenen, ſeiner eigenen und gegenwärtigen Zeit eine tiefere Einſicht gewinnen. Es leuchtet ein, daß ein ſolcher Verſtand, der die fremde Vorſtellungs- und Empfindungsweiſe durchdringt, vor allem Eines erfodert: vollkommene Offenheit des Geiſtes, Freiheit von jedem perſönlichen, jedem Parteiintereſſe und von allen Vorurtheilen, welche es auch ſeien, die immer auf die Dinge einen größern oder kleinern Schatten werfen. Und was genau damit zuſammenhängt: lebendige und tiefe Empfindung für jede bedeutende Eigenthümlichkeit, einen nicht blos empfänglichen, ſondern zugleich penetrirenden Verſtand.

Dieſe Bedingungen ſind es, welche Fiſcher in Stand geſetzt haben, eine ſchwebende Angelegenheit aller Philoſophie, ſoweit es ſeine Materie insbeſondere verlangt, aufzuklären und den ernſthaften Verſuch zu machen, ſie endgültig zu entſcheiden. Wir meinen das Verhältniß von Philoſophie und Religion, das der Verfaſſer ins Reine bringt, indem er die unausbleiblichen Conſequenzen des religiöſen Standpunkts Baco's beleuchtet, ohne die eine noch die andere zu beeinträchtigen, ohne das Gebiet der einen zu ſchmälern und ohne die andere zu verletzen. In dieſem Punkte hat ſich vollkommen Fiſcher's vorurtheilsloſe und objective Denkweiſe bewährt, die von allen perſönlichen Erfahrungen abſtrahirend und ohne ſich durch irgendeine Anfeindung zu einem Gegenangriff verleiten zu laſſen, die Wahrheit der Sache anerkennend zu begreifen ſucht, obgleich ihm die Gefahr nahe lag, dieſelbe nach dem Maßſtabe zu beurtheilen, den ihm eben jene Erfahrungen an die Hand gaben. Gerade ſo verfuhr er bei der Darſtellung des religiöſen Standpunkts von Leibniz, und in einer Recenſion deſſelben in der „Allgemeinen Zeitung" vom 23. Auguſt 1855, welche, wenn wir nicht irren, von dem erſten Gelehrten des Fachs herrührt, iſt dieſe Auffaſſungsweiſe rühmend anerkannt. Wir führen die Stelle an, weil es uns von Gewicht ſcheint, dieſen Punkt von einer Autorität des Fachs nachdrücklich hervorgehoben zu ſehen:

> Es iſt bekannt, daß es Mitglieder der heidelberger theologiſchen Facultät und des badiſchen Oberkirchenraths geweſen ſind, die (vor jetzt drei Jahren) die Maßregeln hervorriefen, wodurch er (Fiſcher) einer mit ungewöhnlichem Erfolg begon-

nenen akademiſchen Thätigkeit entriſſen wurde, daß dem Philoſophen aus einer für die Kenner ſeines Standpunkts und ſeiner Schriften ganz unbegreiflichen theologiſchen Aengſtlichkeit der Hörſaal geſchloſſen wurde. Es könnte Niemand überraſchen, wenn eine ſolche Erfahrung den ernſtſtrebenden, ſeines wiſſenſchaftlichen Rechts ſich bewußten Mann gegen die Theologie und Kirche verbittert, wenn er auch als Hiſtoriker ihre Blößen mit Vorliebe aufgezeigt, wenn er die conciliatoriſchen, auf philoſophiſche Rechtfertigung ausgehenden Beſtrebungen eines Leibniz ſchroff und einſeitig beurtheilt, wenn er gegen ihn die Partei eines Bayle und Wiſſowatius ergriffen hätte. Daß er dies nichtsdeſtoweniger unterlaſſen, daß er ſich mit vollkommener Selbſtentäußerung in die Denkweiſe ſeines Helden zu verſetzen und von hier aus die vielgetadelte theologiſche Richtung deſſelben zu erklären, ſelbſt ſeine Inconſequenzen aus der tiefern Conſequenz ſeines Standpunkts begreiflich zu machen gewußt hat, iſt der beſte Beweis für die Treue ſeiner Darſtellung und für ſeinen Beruf zum Geſchichtſchreiber; und wenn wir unſererſeits der Anſicht ſind, daß er des Guten hierin eher zu viel als zu wenig gethan hat, daß er die Schwächen der Leibniz'ſchen Theologie der geſchichtlichen Objectivität unbeſchadet noch etwas ſchärfer hätte hervorheben und ihren Grund noch eingehender aufzeigen dürfen, ſo möchten wir doch gerade darauf umſoweniger Gewicht legen, je ſchätzbarer es im Uebrigen iſt, wenn der Geſchichtſchreiber ſich ganz in die Anſicht, die er darſtellt, zu vertiefen und auch bedenkliche Beſtimmungen derſelben ſo zurechtzulegen weiß, wie ihr Urheber ſelbſt ſie zurechtgelegt haben würde.

Indem Fiſcher die ungewiſſe Poſition Baco's zur Religion beleuchtet, kommt er zu der Erklärung: wenn die Philoſophie die Religion im richtigen Verſtande, d. h. geleitet von der geſchichtlichen Denkweiſe begreift, ſo muß ſie dieſelbe immer zugleich rechtfertigen, denn die Religion beruht auf einer wahren Gemüthsverfaſſung und hat jedesmal eine große geſchichtliche Bedeutung. Da nun Baco die Religion nicht erklären kann, da „ſeiner Philoſophie alle Organe fehlen, um der Religion beizukommen", ſo zeigt der Verfaſſer weiter, daß ihm nur das Dilemma übrigbleibt der unbedingten Verneinung oder unbedingten Anerkennung, und führt die Geſichtspunkte aus, aus welchen nothwendig Baco ſeinem wiſſenſchaftlichen Charakter gemäß ſich für die letztere entſcheiden muß. Auf dieſe Geſichtspunkte machen wir beſonders aufmerkſam, weil ſie ſchlagend den Unverſtand der gewöhnlichen Anſicht, Baco's Stellung zur Religion ſei eine nur hypokritiſche geweſen, an den Tag legen. Und wenn auch Baco's eigene religiöſe Geſinnung in „einer kühlen Mitte, welche wenigſtens ſehr nahe an Gleichgültigkeit oder Glaubensindifferenz grenzte", ſchwebte, ſo wußte er doch wohl, wie die wahre religiöſe Geſinnung ſein und wie ſie nicht ſein ſoll. Es ſind Worte von bleibender Geltung, die wir hier hervorgehoben finden und mit denen Baco die Fanatiker und Heuchler trifft:

Diejenigen, welche zum Gewiſſenszwang rathen, ſoll man anſehen als Leute, die unter dieſer Lehre nur ihre eigenen Leidenſchaften verbergen und ihr eigenes Intereſſe damit zu verbinden ſuchen.... Die wahren Atheiſten, deren Anzahl groß iſt, ſind die Heuchler, die das Heilige beſtändig im Munde führen und die Gebräuche mitmachen, ohne daß Herz und Sinn etwas davon weiß, ſodaß ſie zuletzt mit dem Brandmal auf der Stirn daſtehen.

Es iſt ein Leichtes, wenn man beide Stellen combinirt, ſie auf Perſonen unſerer Tage anzuwenden, welche jedes ernſte und große Streben zu unterdrücken ſuchen, weil es ihrem „eigenen Intereſſe" hinderlich iſt. Dem Verfaſſer iſt es nicht hoch genug anzurechnen, ſein Werk ſo ſtreng in den engſten Grenzen der wiſſenſchaftlichen Betrachtung gehalten zu haben, daß er nicht dieſe günſtige Gelegenheit ergreift, auch nur mit einem Worte Jener zu gedenken, die er Anlaß genug gehabt hat kennenzulernen.

Fiſcher's Unterſuchung thut unzweifelhaft dar, daß es Baco mit ſeiner unbedingten Anerkennung Ernſt war, wenn dieſelbe auch mit dem eſoteriſchen Verſtande ſeiner Philoſophie nicht übereinſtimmte. Aber die Fortbildung des Baconiſchen Glaubensprincips, der ein eigenes Capitel gewidmet iſt, beweiſt, daß dieſe abſolute Anerkennung der Religion von Seiten einer Philoſophie, welche dieſelbe nicht begreifen kann, mit nothwendiger Conſequenz in ihr Gegentheil, d. h. die abſolute Verneinung umſchlägt. Den Uebergang von der erſtern zur letztern bildet hier die Skepſis der Vernunft an ſich ſelbſt, welche den Glauben als blinden rehabilitirt, nachdem ſie ihn als vernünftigen aufgelöſt hat. So begreift der Verfaſſer den Standpunkt Pierre Bayle's und gibt ihm aus dieſem Geſichtspunkte eine beſtimmte und charakteriſtiſche Stellung im Wendepunkt des 17. und 18. Jahrhunderts. Es wird ausdrücklich hervorgehoben, daß, wenn einmal die Trennung von Vernunft und Religion vollzogen iſt, von dem Glauben Bayle's zum abſoluten Unglauben nur noch ein Schritt iſt und zugleich mit dieſem Scheinglauben der wahre contraſtirt. Dieſen letzten Schritt endlich zur unbedingten Verwerfung des Glaubens thut die engliſch-franzöſiſche Aufklärung, welche wie jeder Materialismus die geſchichtliche Religion für ein Gebilde des menſchlichen Wahns erklärt. Somit liegt das Reſultat klar am Tage: die Philoſophie, welche die Religion nicht erklären kann, muß ſchließlich dazu kommen, alle Religion zu verneinen. Da aber die Religion „der vorzüglichſte Träger des geſchichtlichen Lebens" iſt, ſo ergibt ſich noch ein weiterer Mangel einer ſolchen Philoſophie: ſie iſt unfähig gleichfalls zur Geſchichtserklärung. Von hier aus beleuchtet der Verfaſſer die Schranke des Baconiſchen Geiſtes, ſeine ungeſchichtliche Denkweiſe.

Wie ſich die Philoſophie zur Religion verhält, ſo verhält ſie ſich zur Geſchichte.... Die Religion, dieſer Mittelpunkt des geſchichtlichen Lebens, lag für die Baconiſche Denkweiſe jenſeit der Vernunft. So ſtand dieſe Vernunft ſelbſt jenſeits der Geſchichte. Sie war in ihren Begriffen ebenſo ungeſchichtlich, als ihr die Religion in ihren Offenbarungen unvernünftig erſchien... Die Grenze, welche Baco und Bayle zwiſchen Religion und Philoſophie aufgerichtet hatten, bildet in Wahrheit die Grenze ihrer Philoſophie und ihrer Vernunft gegenüber der Geſchichte.

Den Gegenſatz zu dieſer Denkweiſe bildet, wie weiter dargethan wird, die deutſche Aufklärung, weil ſie die Anlage hatte, geſchichtlich zu denken, und demgemäß den Zuſammenhang zwiſchen der natürlichen und geſchichtlichen Religion zu entdecken ſuchte. So folgt aus der objectiven und eindringenden Betrachtung hiſtoriſcher Thatſachen, in denen ſich das Verhältniß von Philoſophie

und Religion ausgeprägt hat, die unausbleibliche Conſequenz: wie nur die Philoſophie, welche die Religion erklärt, die Geſchichte erklären kann, ſo vermag umgekehrt nur der geſchichtliche Verſtand die Religion zu erklären, d. h. wahrhaft anzuerkennen.

Aber auch der Philoſophie ſelbſt auf ihren verſchiedenen Bildungsſtufen, einer jeden ihrer Richtungen, mag ſie realiſtiſch oder idealiſtiſch ſein, kann allein der geſchichtliche Verſtand durchaus gerecht werden. Nur dieſer Verſtand kann die eigenthümliche Verfaſſung und Bedeutung einer Philoſophie begreifen, denn jene wie dieſe ſtehen in einer genau beſtimmten Proportion zu dem jedesmaligen Zeitalter. Der Verſtand dagegen, der aus dem Geſichtspunkte ſeiner Zeit oder gar von einer vorgefaßten Meinung eingenommen eine Philoſophie beurtheilen will, wird immer irren, er wird troß allen Scharfſinns, den er aufwenden, troß aller Combinationen, die er anſtellen mag, neben das Ziel treffen. Fiſcher weiſt dieſes unvermeidliche Reſultat des ungeſchichtlichen Denkens an Macaulay, dem engliſchen Geſchichtſchreiber, nach, indem er deſſen philoſophiſchen Verſuch über Baco eingehend beleuchtet. Die gerechte Beurtheilung Macaulay's, welche an dem Verſtändniß der Baconiſchen Philoſophie einen ſichern Prüfſtein hat, wird zu einer ſcharfen Kritik, die ſehr zu Ungunſten des vielgerühmten Geſchichtsforſchers ausfällt. Wie das Capitel über „Baco und Macaulay" darthut, liegt nicht blos des Letztern philoſophiſche Denkweiſe ſehr im Argen, ſondern hat — was ſchlimmer iſt — ſogar ſein geſchichtlicher Verſtand ein ſtarkes Deficit. Wir wollen nur einen von den Punkten hervorheben, welche angeführt werden, um die falſche Auffaſſungsweiſe Macaulay's und die Armuth ſeiner philoſophiſchen Behauptungen, die ſich unter der glänzenden Hülle einer pikanten Diction verbirgt, zu beweiſen. Macaulay will die große praktiſche Richtung der Baconiſchen Philoſophie, welche zu ihrer Bedingung ein reiches und tiefes Wiſſen hat, auf die gewöhnlichen Bedürfniſſe des Lebens einſchränken. Er begreift nicht, daß die theoretiſche Ausbildung des Geiſtes ein ebenſo wirkliches und größeres Bedürfniß befriedigt, und verwirft deshalb die theoretiſche Philoſophie, d. h. jede, die der alten wie der neuen Zeit. So theilt er erſtens „den Mangel Baco's, die ungeſchichtliche Denkweiſe". Der Verfaſſer fährt fort:

Aber die Theorie überhaupt, nicht blos die der Vergangenheit, ſondern das ganze Geſchlecht des contemplativen Geiſtes verwerfen, weil derſelbe nicht unmittelbar auf das praktiſche Leben einwirkt, das iſt nicht blos eine Verblendung gegen die Geſchichte, ſondern gegen den Menſchen und die Bedürfniſſe der Humanität, das heißt einen Trieb im Menſchen überſehen, der zu den Elementen unſerer Natur gehört. Dieſe naturwidrige Denkweiſe iſt der Mangel Macaulay's, den Baco nicht theilt. Baco dachte zu groß von dem praktiſchen Menſchengeiſte, um den theoretiſchen zu verkleinern oder zu verengern. Er wollte jenen zur Weltherrſchaft führen, darum mußte er dieſen zur Welterkenntniß aufklären.

Hier iſt der Ort für eine weitere Stelle, welche den Baconiſchen Geiſt in ſeiner ganzen Größe und Lebensfülle im Gegenſatz zu den engeu Vorſtellungen Macaulay's ſchildert und zugleich veranſchaulicht, wie der Verfaſſer Baco als Reformator der neuern Philoſophie aufgefaßt hat:

Neben der männlichen Kraft, die ſich zu großen Thaten berufen und tüchtig weiß, athmen Baco's Schriften den unwiderſtehlichen Geiſt der Jugend und des Genies, in dem Neues erwacht iſt, das ſich in ſeiner Kraft fühlt und dieſes Selbſtgefühl überall offen und ungeſchminkt ausſpricht. Der nüchterne Gedanke redet hier nicht ſelten durch die Sprache der Phantaſie, und die gemeinnützige, praktiſche Aufgabe, die Baco verfolgt, erſcheint in ſeiner Darſtellung oft wie ein jugendliches Ideal, begleitet von bedeutenden Bildern und großen Beiſpielen. Was uns insbeſondere hier ſo mächtig und eigenthümlich anzieht, daß wir nicht blos mit Baco denken, ſondern ganz und gar mit ihm fühlen können, das iſt neben dem Gewichte ſeiner neuen Ideen der erwachte leidenſchaftliche Wiſſensdurſt, der ihn fortreißt und alle ſeine Entwürfe durchdringt, dem Baco zwar immer mit beſonnenem Verſtande vorhält, daß er ſich zähmen, zurückhalten, nicht überſtürzen ſolle, dem er aber niemals befiehlt, zu erlöſchen oder mit Wenigem ſatt zu ſein. Nein! Der Trank, den Baco haben will, iſt aus zahlloſen Trauben gepreßt, freilich nur aus ſolchen, die reif und gezeitigt, gekeltert, gereinigt und geklärt ſind.

Es iſt vollkommen gerechtfertigt, wenn Macaulay und de Maiſtre als Beurtheiler Baco's wie Pendants behandelt werden. Der aufgeklärte Utiliſt, der Baco über Alles preiſt, und der reactionäre Romantiker, der ihn unter Alles herabſetzen möchte, haben das miteinander gemein, daß ſie beide ihr Object verzerren und unkenntlich machen, nur daß dem letztern auch der Verſtand und Witz abgeht, über den Macaulay noch zu gebieten hat. Die Kritik geht hier oft in eine feine Ironie über, welche den Leſer in das Behagen verſetzt, ſeiner Sache ganz ſicher zu ſein.

Einen fernern Beweis dafür, wie wenig Macaulay in die eigenthümliche Verfaſſung des Baconiſchen Geiſtes eingedrungen iſt und wie anders ein congenialer Verſtand urtheilt, liefert die Betrachtung Baco's als moraliſchen und wiſſenſchaftlichen Charakters. Macaulay findet zwiſchen beiden einen unauflöslichen Widerſpruch, der Verfaſſer hingegen ſetzt ſie auf das natürlichſte in Uebereinſtimmung. Damit erklärt er zugleich den moraliſchen Charakter Baco's, erklärt ihn vollkommen, aber kühl, objectiv, ohne ihn im geringſten zu rechtfertigen. Ein offenbarer Beweis, daß nicht jede Erklärung eine Rechtfertigung iſt. Schlimm genug, daß man oft aus jener dieſe machen möchte; der Verfaſſer hat erfahren müſſen, daß man ihm aus einer bloßen objectiven Erklärung ein Verbrechen machte, weil man ſie für eine Rechtfertigung ausgab.

Es wird kein Zug verſäumt, der in einem Geſammtbilde der Baconiſchen Philoſophie beachtet werden muß. So liefern die Betrachtungen ihres Verhältniſſes zu den Mythen und der Philoſophie des Alterthums und zur Poeſie die intereſſanteſten Aufſchlüſſe über das ſpecifiſche Weſen der Baconiſchen Denkweiſe. Die feine und ſcharfſinnige kritiſche Vergleichung zwiſchen der Encyklopädie und dem „Organon" Bacos ſucht die Widerſprüche zu löſen, die man in Baco zu finden und als ſtarre Gegenſätze

behaupten zu müſſen geglaubt hat. Wenn wir unſererſeits auch bezweifeln möchten, daß ſich alle Differenzen auf eine natürliche und einfache Weiſe ausgleichen laſſen, ſo iſt es doch dem Verfaſſer gelungen, im Ganzen den lebendigen Zuſammenhang der einzelnen auf den erſten Blick heterogenen Theile mit Rückſicht auf den Charakter der Baconiſchen Philoſophie überzeugend nachzuweiſen. Aus demſelben Geſichtspunkte wird die Vereinigung der Wiſſenſchaften, welche Baco verſucht hat, dargeſtellt. Hier entrollt ſich das reiche und vielumfaſſende Gemälde der Baconiſchen Philoſophie in ſeinem ganzen Umfange, indem ſich die Baconiſche Encyklopädie der Wiſſenſchaften in ihre mannichfaltigen Theile auf eine klare und natürliche Weiſe gliedert. Wenn irgendwo, ſo fand ſich hier ein Stein des Anſtoßes für die durchweg deutliche und lebendige Darſtellungsweiſe, welche dem Verfaſſer eigen iſt; aber auch hier iſt die Form des Stoffs Meiſter geworden. Zugleich finden wir weitgreifende, für alle Zeit gültige Geſichtspunkte, welche Baco überall verſchwenderiſch auszuſtreuen weiß, hervorgehoben und in ihr volles Licht geſetzt, Geſichtspunkte, von denen aus Baco, ein echter Prophet, Deſiderata ausſpricht, welche die Gegenwart zu erfüllen ſucht, oder verkehrte Beſtrebungen mit vernichtender Kritik trifft. Ein ſolches Deſiderium Baco's iſt z. B. eine Univerſalgeſchichte der Literatur im Sinne der Culturgeſchichte, als das Reſultat gründlicher Specialhiſtorien und genau in der Weiſe dargeſtellt, welche oben als die einzig richtige bezeichnet worden, um einem geſchichtlichen Objecte gerecht zu werden. Die Literarhiſtoriker unſerer Tage mögen ſich Baco's Worte geſagt ſein laſſen. Hier findet ſich ferner die erſte Idee der Phyſiognomik, welche Lavater im vorigen Jahrhundert unabhängig von Baco ausgeführt hat. Ueberall tritt die praktiſche Tendenz in großem Maßſtabe, der kühne Trieb eines raſtloſen, auf neue Entdeckungen und Erfindungen gerichteten Geiſtes in voller Kraft hervor. Ein beſonderes Intereſſe hat außerdem die Baconiſche Eintheilung der Wiſſenſchaften, weil die franzöſiſchen Encyklopädiſten genau nach derſelben Methode in ihrem „Dictionnaire" verfuhren. Auch wird die franzöſiſche Encyklopädie ihrer Verfaſſung und ihrem Inhalte nach von Fiſcher auf Baco zurückgeführt.

So completirt ſich das Bild der Baconiſchen Philoſophie von allen Seiten. Alle charakteriſtiſchen Züge, welche es aufnimmt, gruppiren ſich klar hervortretend und harmoniſch zu dem einen Ganzen; mit dieſem prägt ſich daher zugleich das Détail ein. Und deſſen bedarf es hier vorzugsweiſe. Die Baconiſche Philoſophie vertritt und begründet eine Hauptrichtung der Philoſophie überhaupt und hat auf die Zeit von ihrem Auftreten an bis zur Gegenwart herab theoretiſch und praktiſch einen großen Einfluß geübt. Deshalb muß ſie bis ins Détail verſtanden und in ihrer Eigenthümlichkeit begriffen ſein, wenn ihre Wirkſamkeit und der Bildungsproceß des wiſſenſchaftlichen Lebens in den letzten Jahrhunderten vollſtändig klar ſein ſoll. Unſers Wiſſens iſt der Verfaſſer der Erſte, der die Aufgabe begriffen und gelöſt hat, die Baconiſche Philoſophie aus dieſem Geſichtspunkte darzuſtellen. So betrachtet iſt jeder Zug von Bedeutung und erklärt, richtig placirt, eine ganze Reihe geſchichtlicher Thatſachen. Deshalb macht uns Fiſcher durch die eingehende und erſchöpfende Darſtellung nicht blos mit Baco vertraut, ſondern deckt zugleich die Gründe und Bedingungen auf, welche das theoretiſche Leben der folgenden Jahrhunderte nach der einen Seite hin beſtimmen und ausprägen. Es kommt alſo Alles auf ein genaues und präciſes Verſtändniß der Baconiſchen Philoſophie an, ihr ſpecifiſcher Charakter muß auf das klarſte und deutlichſte hervortreten. Die letzte dazu erfoderliche Bedingung erfüllt der Verfaſſer, indem er ſie nach allen Seiten hin ſcharf und beſtimmt abgrenzt, ſie in Einem mit jeder bedeutenden Philoſophie vergleicht und davon unterſcheidet. Hierbei kommt ihm ſein philoſophiſches Wiſſen und congenialer Verſtand, der überall Bezüge entdeckt, die zugleich Unterſchiede ſind, trefflich zuſtatten. Es handelt ſich darum, die Eigenthümlichkeit der Baconiſchen Philoſophie neben andern auf das genaueſte zu treffen, indem ſie wie die Hauptgeſtalt auf einem hiſtoriſchen Gemälde durch die andern Figuren, unter denen ſie ſich befindet, ihre Bedeutung erhält, ſich weder mit ihnen vermengt, noch durch ſie verwirrt wird, vielmehr als dieſer beſtimmte Charakter aus ihrer Mitte hervortritt. Dieſe Vergleichung Baco's mit andern Philoſophen, die jedesmal und nur da ſich findet, wo ſie für den Leſer ein Bedürfniß wird und die Bezüge von Wichtigkeit ſind, iſt ein meiſterhafter Zug in der Fiſcher'ſchen Darſtellung. Solche Vergleichungen ſind immer der Prüfſtein eines philoſophiſchen Verſtandes; ſie erfodern ein Wiſſen, das ſich in wenigen Sätzen präcis mittheilen kann und mit der ſpeciellſten Kenntniß die ſichere Einſicht in den Charakter des Ganzen verbindet. Eben deshalb ſind ſie auch von wahrem Werth und nicht bloße geiſtreiche Parallelen, die ſelten ein Reſultat für das Verſtändniß haben. Haupt- und Nebenglied werden vollkommen klar in Dem, worin ſie übereinſtimmen und ſich unterſcheiden, dieſes bezieht ſich immer auf jenes und nur ſoweit als es der Vergleichungspunkt erfodert. Solche Vergleichungen — die zugleich nicht ſelten ganze Richtungen beleuchten — macht der Verfaſſer zwiſchen Baco und Spinoza (das Wiſſen als menſchliche Macht; der menſchliche Sinn iſt nicht das Maß der Dinge), Baco und Carteſius (der Zweifel als Ausgangspunkt der Philoſophie), Baco und Herder (Analogien der Naturphiloſophie), Baco und Leibniz (Stufenreich der Dinge; Harmonie des Univerſums; Princip der Perception), Baco und Kant (Verhältniß Beider zu frühern philoſophiſchen Syſtemen und zur Erkenntnißfrage; Beide entdecken neue Hauptrichtungen der Philoſophie), dem Verhältniß Baco's zu Plato und Ariſtoteles und dem Verhältniß der Gegenwart zu Schelling und Hegel, zwiſchen Baco und Plato (Methode), Baco und Demokrit (Verhältniß zur Formalphiloſophie), Baco und der italieniſchen Naturphiloſophie (Analogie der Körper mit Lebenserſcheinungen). Dieſen ſchließt ſich der Vergleich Baco's mit Shak-

ſpeare an, der auf deſſen Verhältniß zum Alterthum ein neues Licht wirft.

Nachdem die Baconiſche Philoſophie in ihrem Ganzen wie in ihren Theilen dargeſtellt iſt, ſchließt der Verfaſſer mit deren Fortbildung in den folgenden Jahrhunderten die Sphäre, welche der Realismus beſchreibt. Er legt von neuem den Nachdruck darauf, daß ſie kein Syſtem ſein wollte und keines ſein konnte, weil ſie einen allezeit gültigen Charakter hat.

Die Tragweite dieſer Philoſophie greift weit hinaus über die Grenzen des gelehrten Geſichtskreiſes; ſie beherrſcht eine Geiſtesrichtung, welche einmal ergriffen nicht wieder aufgegeben werden kann. Syſteme leben ſich aus, denn die Formen ſind wandelbar, aber eine nothwendige, in der menſchlichen Natur begründete Geiſtesrichtung iſt ewig. Je näher eine Philoſophie dem Leben ſteht, je mehr ihre Begriffe Bedürfniſſen entſprechen, um ſo weniger ſyſtematiſch wird wahrſcheinlich eine ſolche lebensvolle Philoſophie ſein, aber um ſo unzerſtörbarer iſt ihre Geltung, um ſo dauernder ihre Vitalität.

Aber indem die Baconiſche Philoſophie andererſeits „alle menſchliche Erkenntniß ohne Reſt der Erfahrung gleichſetzt, hat ſie eine Schranke und macht ſich als eine beſondere Philoſophie geltend“. Hier tritt der Unterſchied von Empirie und Empirismus hervor und der einfache Nachweis, wie viel wir mit jener gewinnen, wie viel wir mit dieſem verlieren. Den Empirismus bilden die realiſtiſchen Philoſophen Hobbes, Locke, Berkeley aus; endlich geht er nothwendig über in den Skepticismus David Hume's. Der Verfaſſer weiſt genau nach, daß und wie alle dieſe Fortbildungen des Empirismus in Baco wurzeln; er entdeckt in deſſen Philoſophie ihren Ausgangspunkt, ſei es von einer Lücke, die auszufüllen, ſei es von einem Grundſatz, der weiter auszuführen iſt. Dadurch wird die Locke'ſche Philoſophie auf ihren wahren Werth reducirt; ebendadurch erhält die Philoſophie Berkeley's, die bisher zum mindeſten eine Zwitterſtellung zwiſchen der engliſchen und deutſchen Philoſophie, wenn *nicht einen* Platz blos innerhalb dieſer eingenommen hat, ihren rechten Namen, ihre rechte Stelle, ihre rechte Erklärung. Was von der Darſtellung der Baconiſchen Philoſophie als ſolcher galt, Daſſelbe gilt von der Darſtellung dieſer engliſchen Philoſophen, nur daß ſie in eine gedrängte Kürze ſich zuſammenfaſſen mußte, um das Hauptobject nicht in Schatten zu ſtellen. Von jeder Philoſophie empfangen wir ein Geſammtbild, in dem kein Zug von Bedeutung fehlt und das durch ſeinen genau getroffenen Charakter ein ebenſo großes Intereſſe erregt, als durch die eigenthümliche Rolle, die es in der Ausbildung des Baconiſchen Realismus übernimmt. Es leuchtet ein, daß allein die Verbindung dieſer beiden Geſichtspunkte der philoſophiſchen und geſchichtlichen Bedeutung jener Empiriſten gerecht werden kann, daß der eine oder der andere iſolirt, aus der zuſammenhängenden Reihe herausgeriſſen, in ſich ſelbſt wie im Verhältniſſe zu Baco und deſſen andern Nachfolgern unverſtändlich wird. Auch hier läßt es der Verfaſſer nicht an feinſinnigen Vergleichungen fehlen, welche auf beide Glieder ein helles Licht verbreiten. Der Art iſt die Betrachtung der Staatstheorie von Hobbes in ihrem Gegenſatz zu der Rouſſeau's, in ihrer Analogie mit der Politik Spinoza's und des Verhältniſſes Hume's zur deutſchen Aufklärung. Die Darſtellung Hume's erklärt aus ſeinem philoſophiſchen Standpunkt zugleich ſeinen Charakter als Politiker und Geſchichtſchreiber. In Hume endlich erreicht der Realismus die Spitze des Widerſpruchs, der ihn bewegt. Dieſen Widerſpruch formulirt der Verfaſſer und deutet deſſen Löſung durch Immanuel Kant an. Er ſchließt ſeine Darſtellung der Realphiloſophie mit der Betrachtung der analogen reformatoriſchen Thätigkeit Baco's und Kant's.

So hat die engliſche Philoſophie einen deutſchen Darſteller gefunden und dieſer vermochte es, ihr gerecht zu werden im Verſtändniß, in der Erklärung, Anerkennung und Kritik. Aber was mindeſtens ebenſo wichtig iſt: die Realphiloſophie im Einzelnen wie im Ganzen iſt in ihrer wahren Bedeutung gewürdigt, in ihrer Beziehung zur Gegenwart aufgeklärt, in ihrer wiſſenſchaftlichen Eigenthümlichkeit anerkannt, in ihrem ſpeculativen Werth berichtigt. Unbeſtreitbar hat Fiſcher's Darſtellung der Baconiſchen Philoſophie dieſe Verdienſte, wie die frühern Werke des Verfaſſers dieſelben Verdienſte in Betracht des vorkantiſchen Idealismus haben. Aber wir legen auf die Darſtellung Baco's darum noch einen beſondern Werth, weil der Verfaſſer entgegengeſetzte Syſteme mit congenialem Verſtande begriffen hat. Denn wir halten für ausgemacht: die wahrhafte Verſöhnung der beiden entgegengeſetzten Richtungen aller Philoſophie, des Realismus und Idealismus, wird nur möglich ſein, wenn beide in ihrer hiſtoriſchen Realität, in ihrem Irrthum wie in ihrer Wahrheit vollſtändig begriffen und aufgeklärt ſind. Jene Aufgabe der Philoſophie der Gegenwart iſt dem Verfaſſer vollkommen klar, aber er weiß ebenſo gut, daß ihre Löſung nur möglich iſt, wenn die Philoſophien der Vergangenheit geſchichtlich durchdacht und begriffen ſind. 96.

Neue Eſſex-Dramen.

1. Eſſex. Trauerſpiel in fünf Acten von Peter Lohmann. Leipzig, Franz Wagner. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Dramatiſche Dichtungen von Karl Ludwig Werther. 1: Suſanna und Daniel. 2. Liebe und Staatskunſt. Berlin, Werther. 1855. 16. 1 Thlr.
3. Heinrich Laube's dramatiſche Werke. Achter Band. — A. u. d. T.: Graf Eſſex. Trauerſpiel in fünf Acten. Leipzig, Weber. 1856. 8. 1 Thlr.

Wie es Stoffe gibt, welche den Fluch des Mislingens mit ſich herumſchleppen und ſelbſt bei geiſtvoller Behandlung kein dramatiſches Leben gewinnen — wir erinnern hier an den vielbeweinten Konradin und ſo manche chriſtlich-bibliſche Perſönlichkeit —, ſo tragen andere Begebenheiten einen ſo reichen dramatiſchen Segen in ſich, daß ſie ſogar unter ſchwachen Händen nicht eben misrathen und kraft des ihnen innewohnenden dramatiſchen Zaubers ſich wie von ſelbſt auf die Breter ſpielen. Es

iſt die angeborene innere Geſundheit und Naturwüchſigkeit ſolcher Stoffe, welche ihnen dieſe dramatiſche Unverwüſtlichkeit verleiht, es iſt das gänzliche Fernſein alles Weinerlichen und Schwachherzigen, wodurch ſie imponiren und der dichteriſchen Behandlung von vornherein den aufrechten, ſtrammen, männlichen Gang aufnöthigen. Solch ein glänzender dramatiſcher Stoff von Gottes Gnaden iſt die Geſchichte des Grafen Eſſex. Da entwickelt ſich auf breiter und granitener hiſtoriſcher Grundlage ein großartiges nationales Leben, da ſtoßen aus Ueberfülle der gährenden Kraft gewaltige Gegenſätze kämpfend aufeinander, und aus dieſem Rieſenſtreite erhebt ſich ein geſchichtlicher und nationaler Bau, der ſchon in ſeinen Anfängen Bewunderung abnöthigt; da iſt nichts Allzufertiges und doch auch nichts Allzuunfertiges: Perſönlichkeit und Begebenheit liegen uns äußerlich fern; aber innerlich ragen alle dieſe Kämpfe, dies koloſſale Arbeiten und Ringen tief in unſere ſpeciellen und allgemeinen Zuſtände hinein, ſodaß wir uns jederzeit im vollſten unmittelbarſten Verſtändniſſe fühlen und doch nicht aus gegenwärtigſter, ſozuſagen körperlicher Nähe des Vorgeführten gleichſam gedrängt und geängſtigt werden. Die Spanier, die Franzoſen, Engländer und Deutſchen haben ſich daher in dramatiſcher Beziehung zu aller Zeit der Eſſex-Geſchichte mit beſonderer Vorliebe zugewandt und ſich dieſes Begebniß je nach dem Grade des betreffenden Talents, je nach dem Geſchmacke der Zeit und je nach dem nationalen Belieben zurechtgelegt. Heinrich Laube gibt in der Vorrede zum achten Bande ſeiner dramatiſchen Werke, dem ſchätzbaren Abriſſe Richard Kißling's folgend, eine dankenswerthe Ueberſicht der dramatiſchen Eſſex-Literatur, und ſeine wie die uns vorliegende Lohmann'ſche und Werther'ſche Eſſex-Dichtung liefern den Beweis, daß auch heute noch jener intereſſante Stoff in dramatiſcher Beziehung ſeine Anziehungskraft nicht verloren hat.

Das hiſtoriſche Begebniß ſelbſt nöthigte den drei in Rede ſtehenden Eſſex-Dramen eine allgemeine Grundfärbung ein: es iſt in allen dreien ein Kampf des Geſetzes und des Staatsprincips mit der gegen dieſes allgemeine Geſetz ſich auflehnenden Subjectivität, erſteres durch Eliſabeth, letztere durch Eſſex vertreten. Indem Eliſabeth im Siege über den Grafen zugleich ihr eigenes Herz beſiegt, ſühnt ſie auch ihrerſeits die ſubjectiven Gelüſte ihres eigenen Herzens durch eine That der Ueberwindung und Entſagung zu Gunſten ihrer Krone und ihres Volks, und Eſſex büßt, das Opfer dieſer That werdend, ſeine Schuld durch den Tod, der in der Art, wie er ihn leidet, zum Heldentode wird. Dieſe politiſche Seite der Eſſex-Fabel hat von den drei vorliegenden Trauerſpielen Werther in ſeiner Tragödie „Liebe und Staatskunſt" offenbar am ſchärfſten herausgekehrt: ſein Eſſex iſt der Rebell, iſt der abſolute Repräſentant und Abgott der revolutionären Elemente im britiſchen Volke, welche er zur Realiſirung ſeiner hochverrätheriſchen Tendenzen benutzt, und nur durch die Ritterlichkeit und Eleganz dieſer ſeiner Rebellion beſticht er unſer Gemüth und regt zum Mitleid an; dennoch überragt bei Werther — und es iſt dies die ausgeſprochene Abſicht des Autors — die Perſönlichkeit der Eliſabeth bei weitem die des Eſſex. Sie iſt in dieſem Drama die eigentliche tragiſche Heldin, welcher Eſſex nur zur Folie dient, und ſie geht aus dem Kampfe zwiſchen Herz und Politik als Heldin der Politik hervor: England beſiegt in ihr und durch ſie den Feind, der in ſeinen eigenen Eingeweiden wühlte, und ſo iſt es der Triumph der Politik, welchen dieſes Drama mit prononcirter Tendenziöſität verherrlicht. Dieſe ſtrenge Intention hat ihm viel Vorzüge verſchafft, indem es ihm eine höchſt ſchätzbare Feſtigkeit und Objectivität gab; allein es will doch ſcheinen, als hätte es dadurch an wirklicher innerer Wärme Einbuße erlitten: das Weib in Eliſabeth iſt eben, wie ſie im Drama ſelbſt ſagt, zur Erde beſtattet worden; was aber bleibt da übrig als ein Geſpenſt, und darin, in dieſer bis zur Vernichtung des Subjectiven, das doch nur in ſeiner Ueberwucherung ſträflich iſt, getriebenen Conſequenz liegt es, daß einem am Schluſſe dieſes Dramas recht unerquicklich kühl und öde zumuthe wird. Die Menſchheit vernichten, und das geſchieht durch das Werther'ſche Trauerſpiel, heißt die Poeſie ſelbſt und jeden menſchlichen Antheil vernichten. Dennoch iſt auch hier der glückliche Stoff der Retter geweſen, und wie ſehr Werther's Muſe durch denſelben gehoben und unterſtützt worden iſt, das beweiſt des Autors Drama „Suſanna und Daniel", welches die erſte Abtheilung der vorliegenden „Dramatiſchen Dichtungen" von Werther ausmacht, und in welchem das Talent unſers Autors ſich ſelbſt überlaſſen war, darum aber auch nicht eben glücklich in der Ausführung geweſen iſt. „Suſanna und Daniel" hat einen gewiſſen Succeß auf der berliner Hofbühne errungen, indeß mag dieſer Succeß wol andern platzgreifenden Umſtänden als der Dichtung ſelbſt zugeſchrieben werden. Denn außer den beiden alten Gecken, in welchen eher ein moderner Judentypus als ein antiker abgeſchildert iſt, bietet dieſes Drama ſo wenig Charakteriſtiſches, ſeine Handlung entwickelt ſo wenig wahrhaft Spannendes, geſund Menſchliches und Poetiſches, daß man nicht recht ſieht, wo in ihr das Anziehende ſteckt, es ſei denn der Reiz eines gewiſſen frivolen Tons, der durch die ganze Arbeit bald lauter, bald verſteckter ſich erkennen läßt und der die bekannte Badebelauſchungsſcene ſo widerlich und ekelhaft geſtaltet, daß die Grazie erröthend ſich verhüllt.

Die Furcht vor der Herbigkeit des Stoffs mag Lohmann abgehalten haben, den auch in ſeinem „Eſſex" zu Anfang ſtark anklingenden politiſchen Ton ebenſo ſtreng und, wir möchten faſt ſagen, ſo eigenſinnig wie Werther feſtzuhalten und zu ſteigern; er mildert, um ein Gutzkow'ſches Wort zu brauchen, dieſen ſpecifiſch politiſchen Ton ſehr bald zuſehends ab und ſtellt, während der Werther'ſche Eſſex nur den Rebellen verlebendigt, in ſeinem Eſſex den Schwärmer hin, der an ſeinen in den Wirkungen gleichfalls zur ſtaatsgefährlichen Empörung heranwachſenden Schwärmereien zugrunde geht. Dadurch iſt im Gegenſatze zur Werther'ſchen Dichtung eine große Weichlichkeit und Sentimentalität in das Lohmann'ſche Drama gekommen,

die, dem Grundſtoffe an ſich fremd, ebenſo den Gang der Handlung wie die Perſönlichkeiten abſchwächt. Es iſt das Verdienſt dieſes unverwüſtlichen Stoffs, daß die Weichlichkeit des Autors nicht noch mehr zur Herrſchaft gelangt iſt und nicht noch mehr das Ganze des Werks verwiſcht, wie dies mit den an einer andern Stelle d. Bl. zu beurtheilenden übrigen Dramen dieſes Verfaſſers geſchehen iſt.

Da ſtellt ſich denn freilich zwiſchen dieſe beiden Eſſex-Bearbeitungen, von welchen die Werther'ſche die bei weitem beſte iſt, der Laube'ſche „Eſſex" als eine ganz entſchieden hervorragende Erſcheinung hin, die nicht blos die beiden vorliegenden Dichtungen, ſondern überhaupt alle frühern und ſpätern Eſſex-Dramen in Schatten ſtellt, ja vielleicht die beſte und reifſte Arbeit Laube's genannt werden muß. Möge daher dieſe Dichtung länger, als im Allgemeinen der beſchränkte Raum d. Bl. geſtattet, unſere Aufmerkſamkeit beſchäftigen.

Gleich der erſte Act iſt ein Muſter trefflicher Expoſition. Wie kräftig wird man ſofort in die allgemein hiſtoriſche und ſpeciell geſellſchaftliche Zuſtändlichkeit verſetzt; wie klar blickt man gleichſam in die Seele des Ganzen und fühlt doch eine geiſtige Spannung, welche bis zum Schluſſe des vierten Acts nie ermattet, ſondern in geſunder Steigerung ſich entwickelt. Aus der Unterredung zwiſchen Lady Nottingham, die ihren Gatten nur zur Befriedigung ihrer Rache an dem ihre Liebe verſchmäht habenden Eſſex geheirathet hat, und dem Staatsſecretär Cecil, aus dem Zwiegeſpräch Southampton's, des Freundes Eſſex', und der Lady Anna Rutland, der heimlich angetrauten Gattin unſers Helden, bricht verhängnißvoll die aufgehende Blutſonne dieſer Tragödie und ein Schauer gleitet über das Gemüth, die poetiſche Vorahnung der tragiſchen Geſchicke, die in dieſem Drama ſich entrollen. Nun wird in der bedeutſamen Scene zwiſchen der Königin und ihren Miniſtern der erſte Schlag, den die Anfangsſcenen künſtleriſch trefflich vorbereiten, gethan: die Räthe der Krone wagen es, den erklärten Liebling der Königin der ſaumſeligen Kriegführung gegen die iriſchen Rebellen, der Abſchließung eines für England ſchimpflichen Vertrags, kurz, des hochverrätheriſchen Einverſtändniſſes mit den Aufrührern von Amts wegen zu beſchuldigen; hat doch Eſſex' eigener Geheimſchreiber die Beweiſe zu dieſer Anklage geliefert. Und Eliſabeth? „Fort aus meinen Augen!" herrſcht ſie die Kläger an. Gewiß, es iſt keineswegs nur die Liebe für den angeklagten Günſtling, welche ſie dieſe Sprache ſo ganz und gar nicht völlig aus der Luft gegriffenen Gründen gegenüber finden läßt, es iſt weſentlich auch das edle Gefühl des Vertrauens für einen Mann, der, wie Eſſex, bereits ſo Vieles für das engliſche Vaterland gethan hat. Aber der Zweifel hat doch nun einmal ein Würzelchen in ihrem Buſen geſchlagen: „Iſt Eſſex ein Verräther?" Die Rutland ſoll dieſe Frage beantworten, ein menſchlich und poetiſch gleich ſchöner Zug: nur an ein reines und treues Gemüth, nur an ein edles Weib vermag Eliſabeth's Herz dieſe Frage zu richten und ſie thut das ſo ohne alle und jede Hintergedanken, daß die ſehr warmen Worte der Lady Anna für Eſſex ihr nicht den Hauch eines Verdachts erregen, ſondern daß ſie ihr vielmehr tiefinnerlichſt erquickt geſteht: „Ich danke dir, du thuſt mir wohl!" Und damit wäre denn Eſſex gerettet; aber da berichtet der treueſte von Eliſabeth's Getreuen: „Graf Eſſex iſt in London!" Wie? Eſſex, gegen den Befehl der Königin, verläßt ſein Amt und ſeine Pflicht und tritt ſomit in offener Empörung vor das Auge der Gebieterin? Eliſabeth fühlt die ganze Schwere dieſer verwegenen That und zu der gekränkten Königin geſellt ſich das nicht minder gekränkte Weib. Sie ſinkt wie vernichtet in einen Seſſel, und Lady Nottingham triumphirt: „Jetzt iſt er verloren!"

Nur Eſſex hält ſich nicht für verloren. Durch die Ränke der ihm feindlichen Miniſter ohne Mittel zur wirkſamen Kriegführung gelaſſen, hat er unter ſolchen Umſtänden gethan, was irgend in ſeinen Kräften ſtand, und ſo, im Bewußtſein ſeiner Unſchuld, iſt er gekommen, ſich vor ſeiner Königin perſönlich zu rechtfertigen. Und noch mehr: er hat den trügeriſchen Schein des Weltgepränges und des Ehrgeizes gründlich verachten gelernt und nur ein Glück hat er als rein und unverfälſcht erkannt, das Glück der Liebe am Herzen ſeines Weibes. Es iſt eine der lieblichſten Scenen, wie er, entſchloſſen, ſich mit der Geliebten auf ſein Landſchloß zurückzuziehen, mit dieſer Plane einer idylliſchen Zukunft entwirft. Und doch liegt etwas wie der Schatten einer Schuld auf ſeiner Seele: hat nicht auf ſein Geheiß ſein Geheimſchreiber Cuff ein falſches Spiel mit den Räthen der Krone getrieben, damit ſie zu einem offenen Acte ihrer Feindſchaft gegen Eſſex getrieben würden? Trotzdem darf er der Königin gegenüber ſich rein fühlen, denn der Jubel des Volks, der ihn umtoſt, iſt zugleich ein Hochruf für die Königin. So tritt er denn vor Eliſabeth hin. Aber die Königin erkennt ihn nicht, ihr Wort geht nur an die Räthe ihrer Krone, von Eſſex ſelbſt nimmt ſie keine Notiz. Das alſo war der Dank für ſeine Thaten zu ihrem Ruhme? Er, der ſein Leben für ſie in die Schanze geſchlagen hat, wird gedemüthigt vor Menſchen, die er verachten zu müſſen glaubt. Die Secretäre erſcheinen und erklären ihm namens der Königin des iriſchen Vicekönigthums, aller ſeiner Würden und Beſitzungen und des Feldherrnſtabs für verluſtig, verkündigen ihm ſeine Verbannung vom Hofe, ſowie daß die Königin den Hochverrathsproceß niedergeſchlagen habe. „Begnadigt zur Verurtheilung, eh' noch das Urtheil ward gefällt!", ruft Eſſex. „Den Stab bring' ich der Königin, nur ihr! ſie hat ihn mir gegeben." Das demüthigende Verfahren der Königin hat in Eſſex den Grundton ſeines ganzen Weſens mächtig wachgerufen, den Stolz, nicht den übermüthigen Stolz des Günſtlings, ſondern den Stolz des Mannes. In dieſem Mannesſtolze concentrirt ſich der Charakter unſers Helden mit äußerſter Gewalt, aus dieſem Grundton quellen all ſeine Vorzüge und all ſeine Schattenſeiten, endlich ſeine eigentliche tragiſche Schuld, die ſich im dritten Acte in ihrer vollen Schwere zuſammenballt.

Nicht erſt der treue Ralph braucht es Eliſabeth zu ſagen, daß ſie gegen Eſſex zu weit gegangen ſei, ſie fühlt es ſelbſt und klagt:

Ohne Maß iſt es geſcheh'n,
Beleidigend, vernichtend; weil man ſtets
Da übertreibt, wo man der kalten Pflicht
Genügen möchte gegen unſer Herz.

So wird Eſſex zum Empfange, zur Verſöhnung beſtellt. Allein je weicher in dieſem Augenblicke das Herz der Königin fühlt, um ſo empfänglicher iſt es, jeden Eindruck hundertfach zu empfinden; und gerade jetzt erfährt die Königin die heimliche Verbindung ihres Lieblings mit Lady Rutland. Da erſcheint Eſſex in aller Pracht und Herrlichkeit unter dem Jauchzen des Volks und rechtfertigt ſich glänzend vor den Stufen des Throns. Nur Eliſabeth weiß von der Rechtfertigung nichts; ein entſetzliches Rachegefühl beherrſcht ihre Seele; das Weib in ihr, welches durch Eſſex um ſeine Liebe betrogen iſt, greift in furchtbarem Grimme nach dem Feldherrnſtabe, den Eſſex ſoeben in ihre Hand gelegt hat, und ein unſeliger Schlag trifft ſein Haupt. Schuld aber gebiert Schuld. Und ſo ſchwillt denn jener Mannesſtolz des Eſſex, den bereits die Schlußſcene des zweiten Acts mächtig angefacht hatte, zur wildeſten Leidenſchaft auf: Eſſex erklärt jegliches Band zwiſchen ſich und der Königin zerriſſen, denn ſie hat den Mann in ihm geſchändet; ſo gilt es denn den Kampf auf Leben und Tod. Die tragiſche Schuld unſers Helden hat zugleich mit der der Eliſabeth ihren eigentlichen Anfang genommen. Bald erwacht die Königin aus ihrer Ekſtaſe, und die ganze Größe des nun gegen ihren Thron losbrechenden Aufſtandes erkennend, befiehlt ſie, jetzt wieder ganz Königin, einen Anſchlag an die Straßen zu heften, der da ausſage, Eſſex wolle England zum Papismus zurückführen. Das iſt ein höchſt bedeutender Zug, ebenſo charakteriſtiſch rückſichtlich der Volksſtimmung des damaligen Albion als treffend für Eliſabeth, deren königliche Größe vor allem in ihrem praktiſchen Weſen lag.

Ihre Staatsklugheit hat ſich denn auch nicht geirrt, der Anſchlag thut ſeine Wirkung und der infolge deſſelben vom Volke verlaſſene Eſſex wird gefangen vor Eliſabeth geführt, welche ſein und der Rutland Anblick wieder in die alte Leidenſchaft zurückwirft, zumal ſie in dieſem Augenblick erſt erfährt, daß Lady Anna ſeit einem Jahre die Gattin des geſtürzten Günſtlings ſei. „Ich will dich an ihm rächen!" herrſcht Eliſabeth die arme Rutland an, der ſie vorher zugeflüſtert hatte, daß juſt am Tage der Trauung Anna's mit Eſſex dieſer ihr, der Königin, Liebe zugeſchworen habe. „Es iſt ja deine Rache, wenn ich's unterſchreibe." So unterſchreibt ſie denn Eſſex' Todesurtheil, Anna aber ſtürzt mit einem gellenden Schrei zuſammen, vor welchem ſelbſt das Herz der grauſamen Nottingham ſich verſöhnt erweicht, während Eſſex den Act mit dem gewichtigen Ausruf ſchließt: „Weh Dem, der das vertreten muß vor Gott!"

Und damit ſchließt denn auch die ganze Tragödie kräftig und wohlvollendet ab; darüber kann ja nur noch die Hinrichtung von Eſſex liegen, und um derentwillen die Handlung noch weiter ſpinnen, hieße das Princip der alten Haupt- und Staatsactionen befolgen. Dies nun iſt es auch nicht geweſen, was Laube zur Weiterführung des Dramas bewogen hat; es war ihm vielmehr vor allem darum zu thun, auf die Charaktere der Eliſabeth und des Eſſex noch einige ſtrahlende Lichter zu ſetzen und durch die ausführlicher behandelte Umkehr der Lady Nottingham vom Haß zur Liebe einen ſanftern Schimmer über den Schluß ſeines Dramas auszugießen. Allein wenn auch eingeräumt werden muß, daß die Scene, in welcher Lady Nottingham in das verzweifelnde Auge Eliſabeth's blickt, an ſich ſehr ſchön und höchſt ergreifend iſt und mit dem Charakter der Eliſabeth durch lebhafte Anregung des tragiſchen Mitleids menſchlich verſöhnt, ſo iſt doch kein Grund, um einer einzigen Scene zuliebe, eine in ſich vollkommen fertige Handlung noch um einen ganzen Act weiter zu dehnen. Auch hätte ſich die Veredlung der Eliſabeth und der Nottingham überdies ohne viel Mühe in den vierten Act legen laſſen, wenn es nicht vorzuziehen geweſen wäre, Eliſabeth ohne Milderung in voller Schärfe ihres Weſens vom Schauplatze abtreten zu laſſen; denn ſelbſt aus dieſer ihrer furchtbaren Rache klingt ein ſo tiefes Weh heraus, daß das Mitleid ſchon zur Genüge angeregt wird. Ebenſo ſcheint uns in den vier Acten dieſer Tragödie für die Motivirung und Illuſtrirung des Mannesſtolzes in Eſſex genug geſchehen zu ſein, ſodaß ſelbſt die Kriegsgeſchichte ſehr wohl entbehrt werden konnte. Mit allem Ernſte aber müſſen wir uns gegen den Wahnſinn der Lady Rutland erklären; denn wie auch Laube in ſeiner dicken Vorrede — ohne Vorrede kein Laube'ſches Drama! — dieſen Punkt zu rechtfertigen beſtrebt iſt, es gibt einmal gewiſſe Motive, gewiſſe Erſcheinungen, vor welchen als verbrauchten ein Autor ſich zu hüten hat; Laube iſt es zudem wahrlich nicht gelungen, ſeine Wahnſinnsſcenen vor Reminiscenzen zu bewahren, vielmehr iſt ſeine Rutland halb Shakſpeare'ſche Ophelia, halb Holtei'ſche Lenore. Man kann hierbei Laube von einer gewiſſen Bühneneffecthaſcherei durchaus nicht freiſprechen und muß das um ſo mehr beklagen, als im Uebrigen dieſes Trauerſpiel einen ſo durchaus edeln und würdevollen Gang wandelt, in welchem die mannichfachen Effecte von größter tragiſcher und bühnlicher Wirkung vollkommen ungezwungen und geſund zur Erſcheinung gelangen. Es iſt offenbar eine Doppeltragödie, dieſer Laube'ſche „Eſſex": die Doppeltragödie des Mannesſtolzes und der Frauenliebe. Mit hoher Kunſt ſind die beiden Vertreter dieſer ſeliſchen Gewalten, Eſſex und Eliſabeth, als durchaus ebenbürtige Geſtalten von gleichem Vollgewichte durch alle Acte nebeneinandergeſtellt und keine derſelben raubt oder verkleinert das Intereſſe, welches die andere erregt, ſondern erhöht vielmehr daſſelbe noch. Dies erachten wir als einen weſentlichen und eigenthümlichen Vorzug dieſes Dramas, dem ſich außer der ſchönen Sprache, der feinen und geiſtvollen Charakteriſtik und dem lebendigen, farbenfriſchen Colorit noch die Tugend zugeſellt,

nirgends in den doch ſehr nahe liegenden und, um an die vorhin erwähnten Eſſex-Stücke zu erinnern, von dieſen in keiner Art vermiedenen Ton des Intriguenſtücks zu verfallen; endlich iſt nirgends eine Verzerrung oder Entmenſchlichung des menſchlichen Weſens erſichtbar, wie z. B. weder Werther noch Lohmann ſie haben vermeiden können. Somit darf ſich die deutſche Bühne in Wahrheit Glück wünſchen zu dieſer neueſten Frucht der Laube'ſchen Muſe und wir hoffen von Herzen, daß Laube auf dieſem ernſten und würdevollen Wege rüſtig weiter wandeln werde. 19.

Tendenznovelliſtik.

Erzählungen. Geſammeltes und Neues. Von Victor von Strauß. Drei Bände. — Erſter Band: Lebensbilder in Erzählungen und Geſprächen. Zweiter und dritter Band: Lebensfragen in Erzählungen und Geſprächen. Heidelberg, K. Winter. 1854—55. 8. 3 Thlr.

Wir begegnen hier dem Dichter von „Robert der Teufel" auf novelliſtiſchem Gebiete, nicht ohne Neugier, wie ſich dieſe extremen dogmatiſchen Tendenzen auf dem Boden der Gegenwart ausnehmen. Was will dieſe Partei, die ſich chriſtlich nennt? In welcher Weiſe will ſie die Gegenwart reformiren? Wie iſt ihre Lebensauffaſſung? Welche Kreiſe der Bildung nimmt ſie auf oder verleugnet ſie? Wie verhält ſie ſich zum Staate und zur Geſellſchaft? Daß wir die Antwort auf alle dieſe Fragen bei Victor von Strauß ſuchen können, das ſpricht für die außerordentlich bewußte Art und Weiſe, mit welcher dieſer Autor die Fahne der Partei voranträgt, und für den verſtandesmäßigen, oft ſophiſtiſchen Kern ſeiner Darſtellung. Denn Strauß iſt ſo fern von jeder Ueberſchwänglichkeit des Gemüths, daß ihm gerade die ergreifenden Momente der Gemüthswelt am wenigſten gelingen, während er ſich in platoniſirenden Unterſuchungen, die freilich von Plato nur einen dialektiſchen Schimmer formeller Einkleidung geborgt haben, am meiſten heimiſch fühlt. Gerade die Erzählung verlangt ebenſo viel Wärme wie Naivetät, Eigenſchaften, die Victor von Strauß ſchon deshalb fehlen, weil ſeine Geſtalten alle von der Bläſſe einer Tendenz angekränkelt ſind, die wenig geeignet iſt, friſches Lebensblut in ihnen pulſiren zu laſſen. Wenn wir daher das novelliſtiſche Talent dieſes Autors nur gering anſchlagen können, ſo bieten ſeine Erzählungen doch einen geiſtigen Inhalt, der ganz geeignet iſt, uns über die Beſtrebungen einer Partei zu orientiren, welche in jüngſter Zeit auch auf die Geſtaltung des Staatslebens einen durchgreifenden Einfluß gewonnen. Wir wollen von dem Ernſte und der Aufrichtigkeit dieſer Beſtrebungen vollkommen überzeugt ſein, können ſie aber nur für verderblich halten, indem ſie ſchwache Gemüther misleiten und das Palladium der geiſtigen Freiheit, das ſtolze Erbe jahrhundertelanger Gedankenkämpfe, in den Staub zu treten ſuchen. Was ſie uns dafür bieten, iſt nicht ein einfaches Empfinden, eine keuſche Frömmigkeit, ein ſchlicht treuherziger Ton des Gemüths, es iſt eine Sophiſtik, welche gerade von jener Gedankenarbeit die geiſtigen Waffen hernimmt, welche durch alle zerſetzenden Elemente der Zeit hindurchgegangen iſt, und ſie jetzt gegen die Herren und Meiſter ihrer eigenen Bildung kehrt. Dieſe Erzählungen und Geſpräche mögen ſelbſt für unſere Behauptung zeugen!

Die Erfindung der erſten Erzählung „Die Verlorenen" iſt dürftig genug und benutzt die verbrauchteſten Motive. Ein verwahrloſter Verbrecher, der ſich zuletzt als Bruder einer Gräfin durch das berühmte „Entdeckungskreuz", das hier zufälligerweiſe von Zinn iſt, ausweiſt, Spitzbubenbanden, Harfeniſtinnen mit unehelichen Kindern und gegenüber dieſen verlorenen Seelen die Frauen und Männer der Innern Miſſion, die zu beſſern und zu retten ſuchen — das ſind die Helden und Heldinnen dieſer Erzählung, die ſich ebenſo durch die criminalrechtliche Nüchternheit und Langweiligkeit der Darſtellung auszeichnet, wie durch die Fülle der frommen Betrachtungen, welche bei jeder Veranlaſſung und auch ohne alle Veranlaſſung wie die Körner aus einer Säemaſchine hervorſpringen. Was dieſe Menſchen thun, iſt rühmenswerth; aber wie ſie es thun, das ſetzt den Preis herab. Thätige Liebe und Sorge für das Wohl der Nächſten, der Bau von Krankenhäuſern, Beſſerungsanſtalten aller Art u. dgl. m. iſt gewiß ebenſo menſchlich wie vernünftig; aber wozu ſich bei jeder Gelegenheit den Spiegel einer bibliſchen Gottſeligkeit vorhalten, ein geiſtliches Pfauenrad ſchlagen, dogmatiſche Vorleſungen halten, über die Verderbtheit und Verkehrtheit der Welt jammern, wobei die phariſäiſchen Anklänge nicht fehlen? Alle Perſonen dieſer Erzählung leiden an einer theologiſchen Monomanie; ſie können den Mund nicht aufthun, ohne ins Phraſenhafte und Predigerhafte zu verfallen. Da treffen wir eine alte Frau in einem Gebirgsdorfe — ſiehe da, ſie predigt mit feurigen Zungen: „Das Schwerſte iſt der Glaube. Darin muß man alle Tage von vorn wieder anfangen, ſo alt man auch wird, denn was nicht aus dem Glauben kommt, das iſt Sünde.... Die nach dem Herrn nicht fragen und bauen auf das Fleiſch und lieben die Welt, denen dienen alle Dinge zur Verdammniß, Reichthum und Armuth." Die junge Gräfin iſt von dieſer „beſonders erweckten Chriſtin" ſehr erbaut, während ſie auf die Leſer gewiß einſchläfernd wirkt; denn dieſe Gemeinplätze der Orthodoxie machen im Munde einer alten Bäuerin durchaus keinen anmuthenden Eindruck. In dieſem Tone aber geht es immer fort. Alte Gedanken in alter Form; wozu die Mühe, ſie wieder auf- oder abzuſchreiben? Dieſe Menſchen ſind blos Spieluhren, die daſſelbe Lied herunterſchnurren, wenn ſie der Dichter aufgezogen hat. Wie es dabei mit der Charakteriſtik ausſieht, iſt einleuchtend; denn vor lauter homiletiſchen Studien, vor lauter Proben einer unberufenen Kanzelberedtſamkeit kommt man gar nicht dazu, ſich ein klares Bild der handelnden Perſonen zu entwerfen. Da die ganze Novelle auf dem Gebiete der Innern Miſſion ſpielt, ſo iſt es nicht ohne Intereſſe zu ſehen, wie dieſer Ausdruck von dem Verfaſſer durch den Mund eines Paſtors als ungeeignet abgelehnt wird. „Ich bedauere, daß man auf dieſen Namen gekommen iſt. Namen ſind nicht gleichgültig. Sie ſollen die Sache bezeichnen, und thun ſie das auf eine ſchiefe Weiſe, ſo verwirren ſie die Begriffe über die Sache und die Sache ſelbſt, wenn dieſe von menſchlichen Begriffen abhängig iſt. Eine Miſſion macht man ſich nicht, ſondern ſie wird einem übertragen. Sie kann ihrem Weſen nach nichts Allgemeines, ſondern nur etwas Beſonderes ſein. Dazu kommt, daß dieſer Ausdruck bereits für die Heidenbekehrung beſtimmt geprägt iſt und in entſprechender Weiſe auf innere Zuſtände der Chriſtenheit entweder nicht anwendbar iſt oder in die Thätigkeit, die da zu entwickeln iſt, ganz falſche Begriffe hineinträgt." Darauf erklärt er die ganze Innere Miſſion für eine Nothbrücke, „indem nur die chriſtliche Kirche und ihre Diener die wahrhaften und ſtändigen Miſſionare" ſind. „Freie Vereine ſind Menſchenwerk und die Kirche bleibt Gotteswerk." Eine feine inquiſitoriſche Spürnaſe iſt dieſem Paſtor nicht abzuſprechen, der ſelbſt in den pietiſtiſchen Vereinen den Mephiſtopheliſchen Hauch in Geſtalt des verderblichen „Aſſociationsprincips" herauswittert.

Die zweite Novelle „Aus der Vergangenheit" hat mehr Farbe und Geſtaltung, indem ſie an beſtimmte hiſtoriſche Perſönlichkeiten anknüpft. Der bekannte Graf Lippe, der Conſiſtorialrath Herder und der jugendliche Scharnhorſt ſind die Helden dieſer Erzählung. Wir haben nur zu bemerken, daß Herder über die religiöſe Denkweiſe des Hrn. Victor von Strauß und ſeiner Geſinnungsgenoſſen die Achſeln zucken würde, und daß Scharnhorſt als Denunciant unchriſtlichen Lebens und Denkens bei ſeinen Kameraden eine keineswegs würdige Rolle ſpielt. Er hätte damit mehr ſeinen Beruf zum Feldprediger

unter dem Miniſterium Wöllner als zum Regenerator Preußens bewieſen.

Ganz in die moderne Welt führt uns die Erzählung „Der Schulmeiſter und der Herr Lehrer“. Wie jene Partei ihr Auge auf die Regeneration des Schulweſens gerichtet, dafür gibt uns die Zeitgeſchichte zahlreiche Beweiſe. In welchem Sinne und Geiſte dies geſchieht, das ſpricht ſich auch in dieſer genrebildlichen Skizze aus. Der alte Schulmeiſter iſt der Mann wie er ſein ſoll, ſchlichtweg, zufrieden mit ſeinem kleinen Gehalte, außerordentlich fromm, praktiſcher Bauernfreund, ehemaliger Corporal, alſo Meiſter im kurzangebundenen Disciplinarverfahren, Beſitzer einer kleinen Bibliothek, welche aus trefflichen Bibelerklärungen und guten religiöſen Lehrbüchern, Katechismuserklärungen, etlichen naturhiſtoriſchen und geſchichtlichen Büchern, einer populären Paſtoralmedicin, ein paar landwirthſchaftlichen und technologiſchen Schriften, aus Luther's „Hauspoſtille“ und einigen alten Predigtſammlungen und Geſangbüchern beſteht. Nach der Anſicht dieſes Mannes iſt „ein bloßer Lehrer keinen Pfifferling werth“. Glauben und Zucht ſind die Hauptſache. Das Gegenbild zu dieſem „Schulmeiſter“ iſt der „Herr Lehrer“ im nächſten Dorfe, „ein junger blonder Mann von etwa 25 Jahren mit zurückgeworfenem Kopfe und etwas unzufriedener Miene“. Als Kind der neuen Zeit fängt er ſogleich auf die geringen Einkünfte der Volkslehrer zu räſonniren an, ja er will ſogar von der Unterordnung unter die Prediger emancipirt ſein; er ſpricht ſich über ſeinen Beruf zum Entſetzen des ehemaligen Corporals folgendermaßen aus: Der Volkslehrer „ſoll Menſchen bilden; er ſoll das Volk zur Menſchheit und geiſtigen Freiheit erheben und heranziehen. Allerdings gehört dazu auch Religion und Moral, aber nur im Bunde mit den übrigen Bildungsmitteln, die den Menſchen erſt zum Menſchen machen. Unſere Aufgabe iſt es, das Volk mündig zu machen, ſeinen Blick zu erweitern, daß es ſeine Stellung begreife, ſowol unter den übrigen Völkern als in der geſchichtlichen Folge, daß es im Staate ſeine Rechte kenne, daß es endlich ſich ſelbſt regieren lerne.“ Der alte Schulmeiſter, der den Kindern „Zucht und Glauben“ einprügeln will, iſt beſonders über die Behauptung des „Herrn Lehrers“ entrüſtet, daß die Kinder ſelbſt denken lernen müßten, und ſucht dieſem zu beweiſen, daß es in den meiſten Fällen unmöglich ſei. Durch eigenes Denken die Wahrheit zu finden, ohne daß ſie überliefert iſt, ſei Sache der Philoſophen; das Ueberlieferte aber durch eigenes Urtheilen und Schließen für Wahrheit zu erkennen, das gehe mit den meiſten Dingen gar nicht, z. B. mit dem Glauben, mit der Zucht, mit Leſen, Schreiben, Rechnen, Singen, Geſchichte, Erdkunde u. ſ. w. Der komiſche Alte! Als Curioſität führen wir noch an, woraus die Bibliothek des „Herrn Lehrers“ beſteht: nämlich aus allerlei belletriſtiſchen, politiſchen, populärphiloſophiſchen Schriften, darunter Hoffmann's „Unpolitiſche Lieder“, Heine's und Herwegh's Gedichte, dann — horribile dictu — aus einem prächtig eingebundenen Schiller, Rotteck's und Welcker's „Staats-Lexikon“, einer Volksdenklehre, Rotteck's „Weltgeſchichte“, Dinter's „Schullehrerbibel“, dem „Converſations-Lexikon“ und vielen politiſchen Broſchüren u. ſ. w. Der Autor hat Recht! Sage mir, mit wem du umgehſt, und ich ſage dir, wer du biſt — gilt auch von der Bibliothek und Lectüre der Menſchen; aber die Tendenz, die Welt ſo zurückzuſchrauben, daß ihr die Ruthe des alten Schulmeiſters genehm iſt und ſeine alten Scharteken lieber ſind als Schiller's Werke, wird trotz aller geſetzgeberiſchen Verſuche erfolglos bleiben.

An dieſe Lebensſkizzen reihen ſich zwei philoſophiſche Geſpräche, in denen die Aeußerlichkeit der Platoniſchen Form und beſonders die Art und Weiſe der Sokratiſchen Dialektik, durch Suggeſtivfragen den Gegner zu verwirren und ihn in ein Netz zu verſtricken, aus dem er ſich im Augenblicke nicht loswinden kann, nicht ohne Geſchick nachgeahmt iſt. „Laokoon und Nehuſtan“ behandelt den Schmerz, „Eros und Agape“ die Liebe; Beides im ausgeſprochenen Gegenſatze gegen die heidniſche Weltanſchauung, die indeß durch Folgerungen widerlegt wird, mit denen man nur einverſtanden ſein kann, wenn man die Principien zugegeben, aus denen ſie hervorgegangen. Wenn man ſich neben die Laokoonsgruppe Nehuſtan, die erhöhte Schlange, hinzudenkt, ſei dies nun im altbibliſchen Sinne oder als chriſtliches Symbol, ſo verdirbt man ſich offenbar ihren plaſtiſchen Ausdruck und Eindruck durch dieſe beiherſpielende Symbolik. Dieſe Verbeſſerung erinnert an den berühmten Ballhorn, welcher dem Fibelhahn die Sporen angemalt. Was aber die chriſtliche Agape betrifft, welche den irdiſchen und himmliſchen Eros läutern und verklären ſoll, indem weder die ſinnliche Leidenſchaft noch die Leidenſchaft des Herzens an und für ſich nach der Anſicht unſers Autors berechtigt iſt, ſo fehlt uns das geiſtige Organ, um dieſen übergreifenden myſtiſchen Begriff zu faſſen; denn wenn wir ihn in die reine intereſſeloſe Menſchenliebe auflöſen wollten, ſo würde uns Strauß bald belehren, daß ſeine Agape etwas weſentlich Anderes iſt. Meint er aber das Myſterium der kirchlichen Einſegnung, durch welche eine Transſubſtantiation des innern Menſchen vorſichgeht und der Segen der göttlichen Liebe über den weltlichen Eros ausſtrömt, ſo müſſen wir gewiß mit ihm bedauern, daß die befruchtende Einwirkung dieſer Agape in der heutigen Welt kaum merklich iſt, indem ſchon der Eros Ouranios in den meiſten Lebenskreiſen ein Fremdling geworden.

Die „Lebensfragen“ beginnen mit einer frommen Dorfgeſchichte: „Die Bauern“, in welcher der neuerdings ſo übelberufene Bauernſtolz durch innere Erleuchtung und Bekehrung gebrochen wird. Ob dieſe Bekehrung nicht durch die Schickſalsſchläge ſelbſt, ohne ein theologiſches Licht von Damaskus möglich geweſen, ob der ganze Heilsapparat nicht zu äußerlich angeſetzt iſt, das muß wol dahingeſtellt bleiben. Menſchlich und poetiſch wäre die Wirkung eine tiefere geweſen, wenn dieſe Umwandlung und innere Gebrochenheit des Bauers Walpert ohne ſolche von außen kommende Einflüſſe motivirt worden wäre; denn der alte Einlieger Dulsmann iſt doch nur wieder ein Organ unſers Autors, der es liebt, der ungläubigen Welt ſeine Offenbarungen durch die Niedriggeborenen und Einfältigen verkünden zu laſſen. Die ſtereotype Wiederkehr des bibliſchen Ausdrucks in dem Munde der meiſten Strauß'ſchen Helden gibt ihnen etwas Verwaſchenes und Phyſiognomieloſes, ein typiſches Conventikelgeſicht.

In novelliſtiſcher Hinſicht am beſten entworfen und vom meiſten Zuſammenhalt erſcheint uns die Erzählung „Des Lebens Nachtſeite“, in welcher der Autor uns in die Myſterien des Somnambulismus, in die Welt der Ahnungen, in das Reich der Geiſter einführt, ohne ſich indeß zu einer unbedingten Verherrlichung dieſer Erſcheinungen verleiten zu laſſen. Ein junger Majoratsherr, Alfred, führt ſeine ihm eben angetraute Gattin Emilie in das väterliche Schloß, wo ſein jüngerer Bruder Fritz, früher ein eifriger Gegner dieſer Ehe, ihm eine frohe Empfangsfeierlichkeit bereitet hat. Alfred, der ſich für die Phänomene des thieriſchen Magnetismus intereſſirt, findet in ſeinem Arbeitszimmer einen Brief von einem Arzte, den er früher ſchon einmal aufgefodert, ihm gelegentlich ſeine magnetiſchen Experimente und ſeine ſomnambulen Prophetinnen vorzuführen. Der Arzt theilt ihm mit, daß gerade heute ſeine begabteſte Somnambule ihren letzten Anfall haben werde. Alfred und Emilie beſuchen den Magnetiſeur, fragen die Somnambule nach ihrem Geſchicke und erfahren das Entſetzliche, daß Alfred's Vater die Mutter Emiliens leidenſchaftlich geliebt, daß Beide Geſchwiſter ſind. Der Beweis findet ſich in gewiſſen Briefen, die an einem von der Somnambule beſtimmt angegebenen Orte in einem Käſtchen liegen. Alfred, anfangs ungläubig, eilt dieſe Briefe aufzuſuchen; er findet ſie wirklich und erkennt die Hand ſeines Vaters. Große Verzweiflung und Zerknirſchung über die unfreiwillige Blutſchande! Hier ſtoßen wir auf einige Stellen, welche uns den Zuſammenhang dieſer ſogenannten chriſtlichen Weltanſchauung mit der heidniſchen, welche von ihr bis in den Abgrund der Hölle verdammt wird,

aufs unzweifelhafteſte darlegen. Alfred und Emilie jammern fortwährend über ihre Schuld! Hier ſpukt offenbar die Erbſünde und Robert der Teufel! Doch würde uns der Verfaſſer ſehr verbinden, wenn er uns nachweiſen wollte, wo in aller Welt der Unterſchied zwiſchen dieſer Schuld und der Schuld des heidniſchen Fatalismus, der alten Oedipusſtücke, zu finden ſei. Nach geläuterten chriſtlichen Begriffen kann die Schuld nur eine Zurechnung der freien That des Menſchen ſein, nicht der Ausfluß einer blindwaltenden Macht. Doch iſt es unſern modernen hyperchriſtlichen Heiden nicht Ernſt mit ſeiner tragiſchen Schickſalsverkettung. Alfred und Emilie trennen ſich. Alfred trifft indeß auf ſeinen Reiſen bei einem würtembergiſchen Paſtor eine andere Somnambule, aus deren Enthüllungen hervorgeht, daß er von der erſten betrogen worden, daß die Handſchrift jener Briefe nachgeahmt ſei und das Waſſerzeichen im Papier die ſpätere Jahreszahl verrathe. Auch wird der jüngere Bruder, Baron Fritz, deutlich als der Anſtifter der Intrigue bezeichnet. Dies beſtätigt ſich auch. Der Majoratsſchleicher Fritz, der, wie ein zweiter Franz Moor im letzten Acte, an ſchrecklichen Gewiſſensbiſſen und Geiſtererſcheinungen leidet, bekennt ſelbſt dem heimkehrenden Bruder, daß er die Handſchrift des Vaters nachgeahmt und den Arzt beſtochen habe. Alfred hat nicht übel Luſt, den jüngern Bruder zum Fenſter hinauszuwerfen, wird aber in dieſem wenig brüderlichen Beginnen durch den Anblick des goldenen Kirchthurmkreuzes gehindert, das einen magiſchen Eindruck auf ſeine Seele macht. So endet Alles friedlich! Auch im Geiſterreiche herrſcht Irrthum und abſichtliche Täuſchung neben der Wahrheit und wir ſollen uns ſeinen verſchloſſenen Pforten nicht nahen: das iſt die ungefähre Moral dieſer Erzählung, welche durch geſchickte Erfindung eine unleugbare Spannung hervorruft.

„Die Ehepaare“ ſind eine novelliſtiſche Kritik der Goethe'ſchen „Wahlverwandtſchaften“ vom chriſtlichen Standpunkte aus und außerdem eine praktiſche Studie zur neueſten preußiſchen Eheſcheidungsgeſetzgebung. Der wahlverwandte Zug der Herzen kommt nicht zur Geltung; die Ehe als ſtaatlich-kirchliche Inſtitution, als göttliche Einſetzung, als ein Werk der Agape ſiegt durch die Selbſtüberwindung und Beredtſamkeit eines frommen Gemüths über alle weltlichen Löſungsverſuche, welche zwei Ehepaare, die innerlich getrennt ſcheinen, auch äußerlich trennen wollten. Wenigſtens bleibt es bei der übereilten Trennung der einen Ehe, und das irdiſchgeſinnte Weltkind, welches ſein Lebensglück darin ſuchte, dem freien Zuge der Neigung zu folgen, tröſtet ſich mit Werken der Innern Miſſion. Die Tendenz iſt die Bändigung des irdiſchen und himmliſchen Eros, der Sinnlichkeit und der Leidenſchaft des Herzens durch den Glauben. Auf die Neigung des Mannes zur Frau und der Frau zum Manne kommt es nach dieſer Anſicht weniger an; dieſe läßt ſich allenfalls durch inbrünſtige Gebete erzwingen.

„Die Communiſten“ führen uns in das Gebiet der Eigenthumsfragen. Der Verfaſſer läßt in einer Verhandlung dieſer Weltverbeſſerer ſowol die Apoſtel der neufranzöſiſchen Theorien als auch die Anhänger eines auf Ausſprüche der Bibel geſtützten Communismus ihre Anſchauungen entwickeln. Ihr Reſultat iſt in unſerer Novelle der Sturm auf eine Maſchinenfabrik und ihre Zerſtörung. Da Strauß die bekannte Antipathie ſeiner Partei gegen die Fabrikherren, die modernen Raubritter, zu theilen ſcheint, ſo fällt die Widerlegung der communiſtiſchen Anſichten etwas ſchwächlich aus und beſteht mehr in einer Misbilligung des gewaltſamen Auftretens und des verbrecheriſchen Skandals, als in einem Proteſte gegen die Principien der Verbrüderung und Gütergemeinſchaft. Die Frage wird auf das Gebiet des Herzens hinübergeſpielt, ſodaß ihre Löſung in der Freundſchaft des jungen Grafen zum jungen Schneider ohne Geltung für das Allgemeine bleibt.

Die letzte Erzählung „Mammon“ iſt eine Ergänzung der „Communiſten“ und ſtellt die innere Heiterkeit und Selbſtzufriedenheit des Armen dar, dem gierigen, vor keinem Mittel ſich ſcheuenden Streben nach dem Mammon gegenüber, in deſſen modernen Tempeln ſo viele Molochsopfer bluten. Der Verfaſſer entlarvt hier die Scheinheiligkeit, das Kokettiren mit der Frömmigkeit, um niedrige Zwecke zu erreichen. Wollte er das Heilige, das ihm vorſchwebt, rein hinſtellen, ſo durfte ſeinen Bildern auch dies Bild ſeiner tiefſten Profanirung umſoweniger fehlen, je verbreiteter gerade „die Frömmigkeit aus Rückſichten“ heutzutage iſt.

Wir verkennen nicht, daß in dieſen „Lebensbildern“ eine Polemik gegen viel Verderbliches, ein gewiſſer idealiſtiſcher Schwung der Reform zutage kommt, aber er iſt eben angekränkelt von der unbedingten Hingabe an die Tradition und befangen in ſtarren Dogmen, die der Einſicht der Zeit widerſtreben. Was wir wollen als freie Blüten der Humanität, das wollen jene als ſtarre Conſequenzen alter Gebote. Die Lehre von der nothwendigen Aufopferung des irdiſchen Glücks, die moderne Asceſe, die Vergötterung der abſtracten „Zucht“ in Staat, Kirche und Geſellſchaft liegt ihnen zugrunde. Das iſt der ſchroffſte Gegenſatz gegen das Streben des Jahrhunderts, den Menſchen zu ſtellen auf ſeine eigenen Füße, ſeine Freiheit, ſein Glück zu ſichern. Wo jene ſich gegen die ſtarre Sonderung der Stände, gegen den Bauerndünkel und den ariſtokratiſchen Stolz, gegen das ſinnloſe Jagen nach äußerm Beſitz erklären, da ſind wir mit ihnen einverſtanden; denn der Kern der Humanität ſchimmert auch durch die alten Traditionen durch. Wo ſie aber das erniedrigende Schuldbewußtſein den Menſchen predigen und alle Inſtitutionen in Zwangsanſtalten des Seelenheils verwandeln wollen, wo ſie die Wiſſenſchaft verdammen und die Kunſt durch Lehre und Beiſpiel zur Magd der Theologie erniedrigen, da ſtoßen ſie auf den unüberwindlichen Widerſtand, den das geläuterte Bewußtſein der Zeit dieſen Reactionsverſuchen entgegenſtellt.

Rudolf Gottſchall.

Zehn Monate franzöſiſcher Volksherrſchaft.

Ein kleines und zum Theil wunderliches, aber intereſſantes Büchlein von dem Verfaſſer der „Elſaſſer Dorfgeſchichten“, welches unter dem Titel erſchien:

Zehn Monate Volksherrſchaft vom 24. Februar bis zum 10. December 1848. Aus dem noch nicht erſchienenen Franzöſiſchen von Alexandre Weill. Frankfurt a. M., Hermann. 1857. 8. 18 Ngr.

verdient ſchon Beachtung als der Bericht eines Augenzeugen und kecken Beobachters, der vollkommen die Dreiſtigkeit beſitzt, welche dazu gehört, um mit den Führern politiſcher Parteien ſich perſönlich bekannt zu machen und ſie im Négligé zu belauern, ohne dazu andere Qualificationen aufweiſen zu können, als eben jene Keckheit, ein friſches Auffaſſungstalent, eine ungenirte Aufrichtigkeit und ein ziemliches Quantum geſunden Menſchenverſtandes. Die gelehrten Politiker und die zungenfertigen Helden der Tribüne werden freilich über dieſes im literariſchen Naturburſchenſtile geſchriebene Büchlein wahrſcheinlich mitleidig die Achſeln zucken, ſo ſehr ſie auch Grund hätten, beſcheiden zu ſein und die Wahrheit zu beachten, von welcher Seite ſie auch komme. Allerdings iſt Weill, wie auch manche ſeiner jüngſten im altteſtamentlichem Prophetenſtil verfaßten franzöſiſchen Schriften beweiſen, ein etwas wunderlicher Heiliger. Wir ſelbſt lernten ihn im Anfange der vierziger Jahre in Leipzig, wo er einen Beſuch machte, perſönlich kennen. Damals war er radical (was er freilich in gewiſſem Sinne auch heute noch iſt), ſchwärmte für die Ehre, pariſer Nationalgardiſt zu ſein, und behauptete, daß in einem wohlorganiſirten Staate jeder Bürger, ſobald er das vierzigſte Jahr erreicht, geköpft werden müſſe, eine Anſicht, von welcher er mit ſeinem vierzigſten Lebensjahre ſelbſt zurückgekommen zu ſein ſcheint, denn in ſeiner vorliegenden Schrift finden wir dieſen ſtaatsmänniſchen Grundſatz nirgends ausgeſprochen.

Seitdem hat er freilich in Paris ſelbſt Auftritte erlebt,

die ſeinen frühern Blutdurſt vollkommen geſtillt zu haben ſcheinen. Während der pariſer Juniſchlacht traf er in der Rue Rambuteau einen Karren mit Todten und Verwundeten, „deren Köpfe, wie die der geſchlachteten Kälber, gegen den Boden hingen“. Der theoretiſche Kopfabſchläger geſteht, daß ihm bei dieſem Anblick unwohl wurde. Es iſt freilich etwas Anderes, dergleichen Scheußlichkeiten in Wirklichkeit mitanzuſehen, und etwas Anderes, im Kreiſe literariſcher Collegen in einer gemüthlichen leipziger Tabagie ſich ſeinen Blutgedanken hinzugeben. Wenn man erſt in die Lage kommt, ſich an den eigenen Kopf zu faſſen, ob er auch noch auf den Schultern ſtehe, ſo wird die Empfindung eine ganz andere, ſobald man eben noch etwas Anderes in ſich hat als die bloße Beſtie. Und dieſe ſah Weill in den Junitagen tauſendköpfig durch die Straßen von Paris raſen. Er erzählt: „Die Sieger wurden lärmend, ein Theil der Beſiegten geſellte ſich zu ihnen, verleugnete ſeine Farbe und wurde wüthend gegen die Kameraden von geſtern. O welch gräuliche Infamien ſah ich! Nichts demoraliſirender als ein Bürgerkrieg! So feig der Menſch iſt, er zeigt ſich ſelten ſo verächtlich als in Zeiten des Bürgerkriegs. Nationalgardiſten, die ſich während des Kampfs verkrochen, ſchoſſen jetzt rechts und links auf die unglücklichen Beſiegten. Sie arretirten Alles, Menſchen, Thiere und Sachen. Angeberei, Prahlerei, Verleugnung ſeiner Meinung, Ueberlieferung des eigenen Bruders, Meuchelmord, Schandthaten, Feigheit und Grauſamkeit, das ſind die Hauptzüge des Menſchen, civiliſirt oder nicht, ſchwarz oder weiß, roth oder gelb.... Man war fröhlich und luſtig, als wären die Beſiegten Hottentotten geweſen. So iſt der Menſch. Gott bewahre euch vor ihm!“ Und dieſes wahnſinnige brudermörderiſche Gemetzel ging unter dem Volke vor, welches kurz vorher den Grundſatz der Fraternité für alle Menſchen und Völker aufgeſtellt hatte!

Seltſam! es beſtehen ſchon ſo zahlreiche Werke über den Wahnſinn und ſeine verſchiedenen Arten aus der Feder mediciniſcher Schriftſteller und Pſychologen, aber noch hat kein Geſchichtſchreiber ſich an die gewiß intereſſante Aufgabe gemacht, den Wahnſinn, welcher ſich durch die Weltgeſchichte wie ein fortgeſetzter dämoniſcher Proceß hindurchzieht, im Zuſammenhange einer hiſtoriſchen und culturhiſtoriſchen Beleuchtung und Behandlung zu unterwerfen. Dieſer Wahnſinn, dieſe Geiſtesſtörungen, dieſe Idioſynkraſien, dieſe Anfälle von Wuth und Tobſucht kehren, je nach den verſchiedenen Zeiten in verſchiedener Form, bei den Völkern ſicherlich nach einem Geſetze wieder, das ebenſo beſtimmt iſt wie das Geſetz, wonach bei den Individuen dieſe oder jene Urſachen nothwendig Geiſtesſtörungen und wahnſinnige Ausbrüche zur Folge haben. Dieſe Krankheitsgeſchichte des menſchlichen Geiſtes zu ſchreiben wäre allerdings eine ſchwierige Aufgabe, die ein Hiſtoriker der jetzigen Schule unmöglich löſen könnte; aber ſie würde, ſollte ich meinen, zugleich eine dankbare und nützliche ſein. Auch die revolutionären Convulſionen Frankreichs im Jahre 1848 würden hierzu ein reichliches Material liefern. Leſen wir nur, was Alexandre Weill im fünften Capitel ſeines Buchs erzählt:

„Sonderbar! Bei ſolchen Gelegenheiten ſind immer die Frauen, d. h. die luſtigen Mädchen von St.-Lazare voran. Sie feuern die Jugend zu allerhand Unfug an und ſie endlich geben immer dem Unfug eine unſittliche und keinesfalls politiſche Rolle.

Um ſich den Anſchein einer ſocialen Farbe zu geben, bildeten ſich dieſe Weibsperſonen in ein militäriſches Corps um und gaben ſich den Namen «Véſuviennes». Sie ſollten Waffen tragen und die ausgebildeten Heldinnen der Gaſſenliebe ſollten Offiziersſtelle in dieſem Corps einnehmen. Es war dies aber blos ein politiſcher Jux für die Laffen des Abendblatts. Sie ſelbſt lachten darüber. Man mußte eine Ausrede ſuchen für die Befreiung von 600 ſolcher Mädchen. Und das Wort «Véſuvienne» ſollte, wenn auch nicht die Sache ſelbſt, doch den Namen beſchönigen.

In Neuilly folgte die Strafe auf der That. In dieſem
Schloß, das von einigen Hundert ſolcher Paare gepl
wurde, befand ſich der Keller Ludwig Philipp's, d. l
beſter Wein. Die Sieger waren bereits alle betrunke
wälzten ſich in den Sälen auf dem Parquet herum. A
einem male heißt es: Feuer! Ein Siegestrunkener hat
Branntwein aus einem Faſſe auslaufen laſſen. Ein Sc
hölzchen ſteckte ihn in Brand. Vergebens ſuchten die
ſich zu retten. Die Stichflamme kroch längs der Keller
von Saal zu Saal und erreichte alle die Liebespaare, i
zu retten ſuchten, aber immer trunken, erſtickt oder ver
zu Boden fielen. Es war ein entſetzlich teufliſches Scha

Luſtiger und zugleich trauriger war der Volksb
den Tuilerien.

Den 26. Februar las man in feurig illuminirten
Buchſtaben auf dem Triumphbogen in den Champs (
folgende Inſchrift: « Heute Abend großer Volksball i
Tuilerien.» Im erſten Augenblick konnte man dieſe In
für eine Satire nehmen. Es war aber eine wirkliche
dung zu dem Balle, den einige Helden der ſiegreichen
rection mit den «Véſuviennes» in den Tuilerien gaben.
tanzte den Cancan in allen Salons des Palaſtes. Die
doirs der Königin und der Herzogin von Orléans wur
Cabinets particuliers umgewandelt. Es war dies ein
wie man ſie ſonſt nur in Mabille ſah. Er endigte jedc
Schlägerei und der Anführer dieſer bacchantiſchen Cohort
ſelbſt das Opfer ſeiner ungezügelten emancipirten Pri
die ihn, wie Brunhilde, ans Fenſter hing.

Man hat Cauſſidière einige Abendſchmäuſe in ſeine
tel der Präfectur vorgeworfen. Es war dies aber bl
Kinderſpiel gegen den Ball der Tuilerien. Die Provi
Regierung, als ſie dies erfuhr, denn man fragte ſie ni
die Erlaubniß, wüthete. Cauſſidière ſelbſt fluchte und
über die Seinigen, die ſolchen Unfug duldeten. Und da
Uebel, auf die Spitze getrieben, ſelbſt das Gute in ſich
ſo ward dieſer Ball die Veranlaſſung und die Urſache d
action in dem Herzen der Revolution ſelbſt. Cauſſidiè
ſchloß, ſich dieſes Geſindels zu entledigen, und zwei Tag
ter jagte er es aus den Tuilerien fort, unter dem Beif
ler Einwohner von Paris, die großentheils eigentlich ga
wußten, was vorgefallen war. Die Blätter ſelbſt ent
ſich aller und jeder Beſchreibung. Wer auch konnte oder
eine Schilderung von dem Treiben liefern, das währen
Tagen und acht Nächten in den Tuilerien und beſond
den keuſchen Gemächern der Königin und der Herzogi
Orléans thronte. Solche Dinge erzählt man ſich unte
Augen. Beſchreiben kann man ſie nicht. Mit den «Vé
nes» jedoch war es aus!“ *)

Gegen dieſes culturgeſchichtliche Element des Wei
Buchs würde für uns das reinpolitiſche ſehr in den
grund treten, wenn es nicht doch auch eine weſentlich cu
ſtoriſche Bedeutung hätte. Indeß können wir hier auf
im Ganzen traurige und zum Theil alberne Intrigu
nicht ausführlicher eingehen, ſondern müſſen den Leſer a
Buch ſelbſt verweiſen, deſſen Verfaſſer mit mehren Par
rern Unterredungen hatte, die zum Theil charakteriſtiſch
ſind, und dem Lamartine ſogar, wie Weill verſichert, eine
matiſche Miſſion in Deutſchland antrug. Ja, Weill nim
gar den Ruhm und das Verdienſt für ſich in Anſpruch
er durch einen Aufſatz in der „Presse“ zuerſt das fran
Volk über die Nichtsnutzigkeit ſeiner republikaniſchen Reg
aufgeklärt und dadurch den erſten Grund zu der nun
den Reaction gelegt, ſomit eigentlich dem jetzigen He
Frankreichs die Wege geebnet habe. Der Verfaſſer ver

*) Das weibliche Geſchlecht nahm überhaupt lebhaft an den
gungen theil. Auf dem Boulevard Poiſſonnière tagte ein Fra
der eine Adreſſe „contre les patriarchaux, les sauvages et l
bares, qui n'admettent pas l'égalité de la femme et de l'h
an die Proviſoriſche Regierung abſchickte.

daß ſein Brief in Paris in mehr als 100,000 Exemplaren in Umlauf geſetzt worden ſei, daß er daſelbſt 18,000 Stimmen als Volksrepräſentant erhalten und ihm ein Herr aus der Faubourg St.-Germain für die Erlaubniß, den Brief in allen Dörfern anſchlagen zu dürfen, eine Summe von 10,000 Frs. angeboten habe. Der Verfaſſer meldet nicht, ob er dieſes verlockende Anerbieten mit der Uneigennützigkeit eines modernen Ariſtides von ſich gewieſen oder die Gabe auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt habe. Als Weill zwei Tage ſpäter Girardin einen zweiten Brief brachte, ſoll dieſer zu ihm geſagt haben: „Ihr erſter Brief hat zu vielen Erfolg gehabt. Mein Blatt, das bin ich. Von heute an werden Sie keinen politiſchen Artikel mehr in der «Presse» zeichnen. Entweder ich erſticke Sie, oder Sie erſticken mich. Gründen Sie ein Blatt, ich gebe Ihnen 25 Frs. täglich dazu.“ Man wird dieſe Worte Girardin's, die möglicherweiſe in einer ganz andern Bedeutung als in der von Weill ihnen untergelegten geſprochen waren, ſchwerlich ohne Lächeln leſen können. Indeß gingen im Jahre 1848 viele wunderliche Dinge vor. Die Intelligenz hatte in ihren bisherigen höchſten Vertretern Bankrott gemacht und ſich ſchachmatt erklärt, ohne noch einen Zug zu wagen, der das Matt vielleicht abwenden konnte; und wenn man bedenkt, welche Leute es waren, die in Berlin, Wien, Karlsruhe u. ſ. w. die Bourgeoiſie in Schrecken ſetzten, die Ariſtokratie in den Schmollwinkel ſcheuchten, die Organe der Regierung lähmten, die Maſſen regierten und wochenlang das Heft in Händen hatten, ſo wird man es auch nicht geradezu in Abrede ſtellen dürfen, daß Weill, dem es an Geiſt, Selbſtvertrauen und einem natürlichen Inſtinct für das Richtige nicht fehlt, in Paris jenen entſcheidenden Zug that, welcher das Schachmatt der republikaniſchen Souveraine vorbereitete. Möge man aus ſolchen Zuſtänden nur die eigentlich praktiſche, vielleicht ſelbſt, ich gebe es zu, für die hohe Intelligenz demüthigende Lection, nicht aber blos ſolche Schlüſſe ziehen, die wieder nur dem doctrinären Stolz und Eigendünkel der Einzelnen zugute kommen würden, um bei Gelegenheit wieder eine ähnliche demüthigende Lection zu erhalten. Die geſchichtliche Vorſehung hat ſich von jeher oft ſehr unſcheinbarer Werkzeuge bedient, um den Hochmuth zu ſtrafen und zu Falle zu bringen.

Welche traurige Rolle ſpielten im Jahre 1848 die Paladine des liberaliſtiſchen Orleanismus, wie ſeine legitimiſtiſchen, ultramontanen und radicalen Opponenten — Guizot, Salvandy, Odilon Barrot, Garnier-Pagès, der Bruder des „Guten“, Molé, Crémieux, der ſich mit erſtaunlicher Frechheit anmaßte, Frankreich ungefragt die Proviſoriſche Regierung zu octroyiren, der kleine Thiers, welcher, natürlich für ſich, die Freiheit der Tribüne im engliſchen Sinne heiſchte, dabei aber in ſeinen Geſchichtsbüchern Napoleon I., den Hauptförderer des Militärdespotismus und des mit jeder Freiheit unverträglichen polizeilich-adminiſtrativen Centraliſationsſyſtems feierte und dadurch eigentlich der ſchlimmſte Feind und Verräther der Orléans wurde, indem er fortdauernd das franzöſiſche Volk an den Abſtand zwiſchen ihnen und Napoleon mahnte! Was ſind jetzt Montalembert und Lamartine — Lamartine, der mit Supſcriptionsliſten für ſein Blatt beim franzöſiſchen Volke betteln geht! Was Eugen Sue, der die Armuth in Contribution ſetzte, um wie ein indiſcher Nabob vom Ertrage ſeiner literariſchen Producte leben zu können! Was Victor Hugo, deſſen Stimme, ſo ſehr er ſie auch anſtrengt, ungehört verhallt! Was der unbedeutende Ledru-Rollin, was Blanqui, Louis Blanc, Barbès, Raspail, Proudhon und alle jene hochfahrenden Verkünder des Communismus und Socialismus! Welche Umwälzungen möglicherweiſe auch noch bevorſtehen mögen, ſo wird doch für ſie niemals der Tag der Rehabilitation kommen, denn Frankreich hat erfahren, was es an ihnen beſaß.

Daß bei einzelnen und namentlich den weniger hervortretenden Häuptern der Bewegung Einſicht in die vielen ſocialen und politiſchen Uebel und beſter Wille, ihnen abzuhelfen, die Motive ihres Handelns waren, wird man wol nicht leugnen wollen; bei den meiſten wird man aber allerdings politiſchen Ehrgeiz, perſönliche Rivalität und Erbitterung, Gelüſt nach pikanter Unterbrechung, Club- und Parteifanatismus und das Verlangen, Frankreich wieder vor aller Welt in eine heroiſche Attitude zu verſetzen, als die Haupttriebfedern anzuſehen haben. Den Leidenſchaften fehlte es im Allgemeinen an Tiefe, dem Wollen an Klarheit, den Handlungen an Conſequenz, den Charakteren an Talent und den Talenten an Charakter. Ein Zug der Frivolität geht durch dies ganze Chaos und äußert ſich ſelbſt in der Leichtfertigkeit, womit eigenſinniger politiſcher und ſocialpolitiſcher Doctrinärismus keinen Anſtand nahm, um eines bloßen Experiments willen die ganze Welt der Gefahr eines allgemeinen, alle ſittlichen Grundlagen zertrümmernden Umſturzes auszuſetzen. Das Bonmot war eine Macht geworden; durch ein Bonmot ſtürzte man ſeine Gegner und durch ein Bonmot wurde man geſtürzt, durch ein Bonmot brachte man Tauſende zu einer Emeute zuſammen und durch ein Bonmot ſprengte man ſie auseinander. Weill erkennt in dem ganzen haltloſen Zuſtande einen Abfall von Gott. Nach ihm gibt es nur zwei große Parteien: „Die eine glaubt an Gott. In der andern glaubt ſich Jeder ein Gott. In der That (fährt er fort) leugnet der Menſch nur Gott, um ſich an ſeine Stelle zu ſetzen. Jeder Menſch, der das göttliche Princip leugnet, erfindet einen Coder, deſſen Offenbarer und Gott er ſelbſt iſt.“ Man muß nun abwarten, ob die Landbevölkerung, die nach Weill Frankreich aus dieſem Wirrſal gerettet hat, dem auf Selbſtverleugnung beruhenden göttlichen Princip inniger anhängt als die induſtrielle und intelligente Bevölkerung von Paris. Gemeinhin nimmt man an, daß auch das Landvolk ſehr gut ſeinen weltlichen Vortheil in Acht zu nehmen wiſſe.

H. M.

Prinz Wilhelm von Preußen.

Prinz Wilhelm von Preußen in den Kriegen ſeiner Zeit. Auch ein Lebensbild aus den Befreiungskriegen. Von Franz Joſeph Rudolf Schneidawind. Mit einem Facſimile des Prinzen. Berlin, Decker. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine Biographie des ritterlichen Prinzen, deſſen Name in der preußiſchen Kriegsgeſchichte glänzt, der im Leben die höchſte Verehrung Aller, die ihm je genaht waren, genoß und im Tode aufrichtig betrauert wurde, iſt gewiß eine willkommene Erſcheinung in der Literatur. Auch wird das edle, ſchöne Antlitz mit ſeinem gewinnenden Ausdruck, welches dem Leſer beim Aufſchlagen des Buchs entgegenſieht, ihn ohne Zweifel feſſeln, und ſo nahmen auch wir mit geſpannter Erwartung das Werk in die Hand, aber wir müſſen leider geſtehen, daß unſere Erwartungen nicht erfüllt worden ſind. Die Vorrede ſchon ſtimmt dieſe herab. „Leider“, ſagt der Verfaſſer, „begegneten der Liebe, mit welcher ich die kriegeriſchen und Lebensumſtände des tapfern Prinzen verfolgte, nur ſehr allgemeine und dürftige Nachrichten.“ War das der Fall — und das Werk gibt den ſchlagenden Beweis davon — wie konnte ein „Lebensbild“ gelingen? Es mag immerhin ein Verdienſt ſein, ſich der „unſcheinbaren, aber gewiß mühſamen“ Arbeit zu unterziehen, die einzeln und ſparſam in vielen Kriegsſchriften und Memoiren zerſtreuten Nachrichten über den Prinzen zu ſammeln, nur war dies Material für den Zweck nicht ausreichend. Denn wollte man das vorliegende Werk von Allem, was nicht zu einer eigentlichen Lebensgeſchichte gehört, entkleiden, ſo würde es, fürchten wir, zu einem mäßigen Artikel für ein Converſations-Lexikon einſchrumpfen. Den Zeitverhältniſſen ihr Recht! Aus ihnen, durch ſie entwickeln ſich Charaktere; auch der Zeitgeſchichte ſoll ihr wohlbegründeter Anſpruch nicht verkümmert werden, aber hier ſind die Zeitverhältniſſe nicht um des Lebensbildes willen, ſondern rein für ſich in einer Ausführlichkeit abgehandelt, welche ſich nirgends rechtfertigt. Ein Geſchichtswerk ſollte ja doch nicht gegeben werden, warum

alſo allbekannte Dinge bogenlang vortragen, bei denen des Prinzen kaum oder nur gewaltſam Erwähnung geſchehen konnte? Die Schilderung der preußiſchen Armee von 1806 nach Wachholz, Henckel von Donnersmarck, Roſtitz und Müffling füllt zwei Bogen, als humoriſtiſches Genrebild ganz ergötzlich für Den, welchen die ernſte Seite deſſelben nicht berührt; was aber ſoll ſie hier! Dagegen wäre von den Miſſionen, welche dem Prinzen übertragen worden, viel mehr zu berichten geweſen. Im zweiten Capitel, das die Zeit vom Tilſiter Frieden bis Ende 1813 behandelt, finden wir vom Prinzen nur hier und da geſagt, daß er „an der Umgeſtaltung Preußens und der Armee den lebhafteſten Antheil genommen, die Schmach Deutſchlands gefühlt“, „daß er ſich beim Heere befunden“, „daß ihn die heiligſte Vaterlandsliebe beſeelt“ u. ſ. w., Dinge, die ſich von ſelbſt verſtehen. Thatſächlich wird nur berichtet, daß er bei Groß-Görſchen eine gute Attake gemacht und Blücher zu der Unterredung mit dem Kronprinzen am 7. Oct. 1813 begleitet habe. Wie gewaltſam oft des Prinzen, nur um ihn wieder einmal zu nennen, gedacht wird, beweiſt S. 87: „Von dieſem ritterlichen und entſchloſſenen Sinne waren auch Prinz Wilhelm, die übrigen Generale und das ganze Heer beſeelt.“ Erſt im dritten Capitel, dem Feldzuge von 1814, als der Prinz eine Brigade erhielt, kann mehr von ihm erzählt werden, aber auch nicht mehr, als man z. B. in Damitz' Geſchichte dieſes Feldzugs oder in Graf Henckel's Nachlaß, welchen der Verfaſſer vorzüglich im Auge behalten hat, lieſt. Ob gelegentliches Beiwerk von Schilderung, wie: „Seinen Leuten voran leuchtete der Prinz Wilhelm auf einem ſtattlichen Roſſe, das aus allen (!) Nüſtern ſchnaubte“ u. ſ. w., dem Werke zur beſondern Zier gereiche, laſſen wir dahingeſtellt; Détailſchilderungen von Gefechtsacten ſind überhaupt für Schriftſteller, welche nicht vom Fache ſind, eine Barre von Sandbänken, in welche ſie nicht ſteuern ſollten. Mit großer Lebendigkeit vorgetragen ſind die Geſchichten vom Wiener Congreß, mit welchen das vierte Capitel beginnt; die Schilderung der Feſte und Jagden, Augenzeugen nacherzählt, iſt an ſich ſehr intereſſant zu leſen; aber wir finden ſie in dieſer wenn noch ſo glänzenden Malerei hier nicht am Platze, ebenſo wenig die 20 Damen, die uns als Schönheiten erſten Rangs vorgeführt werden. Der Prinz war zwar „der Mignon der Frauen und ſeine jungfräuliche Zurückhaltung intriguirte das Geſchlecht“; aber da nicht mehr von ihm zu berichten iſt, ſo fragt man wiederum nach dem Plane des Werks.

Der Feldzug von 1815, nach Damitz, Müffling, Sibourne, wird ganz ausführlich vorgetragen; Prinz Wilhelm befehligte die Reſervecavalerie des vierten Armeecorps. Daſſelbe war bekanntlich nicht bei Ligny, nahm dagegen auf dem Marſche nach Waterloo die Spitze und griff hier von preußiſcher Seite zuerſt in die Schlacht ein. Daß die Cavalerie in dem Kampfe bei Planchenoit nur als Hülfswaffe, nicht als Waffe der Entſcheidung auftreten konnte, lag in der Natur der Dinge. Von der Mitwirkung des Prinzen zum Siege ſind nur einzelne Thatſachen angeführt, um ſo genauer wird dagegen die ganze Schlacht mit ihren bekannten Wechſelfällen nochmals geſchildert, ſogar die innere Einrichtung von Napoleon's Wagen und die gemachte Beute. Wenn doch, ſo hätte noch angeführt werden können, woher dieſe unermeßlichen Schätze an Brillanten und Edelſteinen, die bei einer ſelbſt kaiſerlichen Feldequipage Wunder nehmen müſſen. Napoleon hatte ſie kurz vorher von ſeiner Schweſter Pauline erhalten, die ihn ſchwärmeriſch liebte und ihm jetzt zur Erreichung ſeines Ziels ihre ganzen Kleinodien geopfert hatte. Napoleon's letzte Schickſale werden auch noch ein mal vorgetragen, das unglückliche Gefecht von Verſailles — wie in den vorigen Feldzügen mehre, bei denen der Prinz gar nicht zugegen geweſen — ausführlich erzählt, und ſo bis zum Schluſſe, dem Einzuge der Monarchen, der Zurücknahme der geraubten Kunſtſchätze und dem zweiten Pariſer Frieden, ohne daß weiter des Prinzen gedacht würde, als mit einer letzten Schilderung ſeiner äußern Erſcheinung bei der
großen Fahnenweihe am 2. Sept. 1815 und der kurz
tiz ſeiner Heimkehr. Der Verfaſſer ſagt dann, daß
Wilhelm noch ferner und im verſchiedenſten Dienſte
Vaterlande und dem Könige Großes geleiſtet habe;
beſchreiben, ſei nicht ſeine Aufgabe. Damit iſt er voll
im Recht, denn der Titel ſagt ausdrücklich: „in den
ſeiner Zeit.“ Aber wir rechten nicht mit dem Werke
nicht mit ſeinem reichen Inhalt, den der Verfaſſer a
Fülle ſeiner eigenen Forſchungen und vieler wohlb
Quellen geboten hat, wir haben uns erfreut an den
lebendigen Schilderungen und intereſſanten Notizen,
enthält; nur eben mit der Conception des Werks, den
Wilhelm in den Vordergrund deſſelben zu ſtellen, könn
nicht einverſtanden ſein, weil dazu die nöthigſten Mat
fehlten. Unter jedem andern Titel würde es volle A
nung finden. Wollte aber der Verfaſſer den Prinzen W
in den Kriegen ſeiner Zeit ſchildern, ſo hätte er andern
len als gedruckten nachſpüren müſſen; noch leben Viele,
dem Prinzen im Leben nahegeſtanden haben, mit dieſe
eine Verbindung geſucht, aus ihren gewiß bereitwillig
nen Mittheilungen geſchöpft werden können. Es iſt ni
denkbar, daß ein ſo geiſtreicher, hochbegabter Herr ſelb
zeichnungen gemacht habe, von denen ſein Sohn, der
admiral Prinz Adalbert, in welchem der Geiſt ſeines
lebt, gewiß Manches, das ſich zur Veröffentlichung eign
Benutzung ſtellen würde, wenn der geeignete Weg zu i
funden wäre. Dann aber müßte die Aufgabe auch ein
kommene Biographie ſein. Prinz Wilhelm war ein
tapferſten und entſchloſſenſten Reiterführer; bei allen Gele
ten hat er den Scharfblick für Erkennen des Momen
währt, welcher ſo raſch aufblitzt bei der Cavalerie und
blicklich benutzt werden muß, wenn er nicht unwiederb
verloren gehen ſoll. Wäre der Prinz trotz ſeiner Jug
die Spitze der ganzen preußiſchen Cavalerie geſtellt word
würde eine Geſchichte der Befreiungskriege haben, die
glorreichſten wetteifern könnte. Weil das aber nicht ge
iſt, ſo bietet das Leben des Prinzen nur in ſeinem
Verlauf den echten und dankbaren Stoff. Möchte er ba
geſchickte Hand zur Bearbeitung finden, dann würde au
Bild ſeiner hochſinnigen Gemahlin, der unvergeßlichen
zeſſin Marianne, einer der edelſten deutſchen Fürſtinne
je gelebt haben, dem Vaterlande in ihrem ſegensreiche
ken wieder näher gebracht werden.

Die Familie von Meyern.

Die Familie von Meyern in Hannover und am markgr
Hofe zu Baireuth. Von Kurd von Schlözer.
Hertz. 1855. Gr. 8. 20 Ngr.

Schriften wie die vorliegende bewähren ſich nach
Seiten hin als werthvoll. Von den zur Zeit ihres Erſc
lebenden Gliedern der Familie werden ſie nicht allein a
tät willkommengeheißen, ſondern nicht ſelten ſtellen ſi
die gegenſeitigen Verhältniſſe und Beziehungen in das
Licht, führen Weitgetrennte zuſammen und wecken, förde
befeſtigen jenen edeln Familiengeiſt, der immer die Gru
tüchtigen Wirkens bleiben wird. Dann auch ſind ſolche
ten für irgendeinen oder mehre Zweige der Geſchicht
Nutzen, indem ſie nicht ſelten ungenaue Daten berichtige
gezweifeltes feſtſtellen, Beſtrittenes vertheidigen, Verl
Vergeſſenes wieder herbeiſchaffen und überhaupt den
Bau des Menſchenlebens weiterfördern. Endlich habe
dergleichen Familiengeſchichten für das Publicum im A
nen ein beſonderes Intereſſe. Es iſt nämlich eine ſcho
alte Wahrnehmung, daß einzelne oder mehre Glieder ein
milie ſich in ehrenhafter Weiſe bethätigen, ohne daß ihr
ihr Wirken außer einem oft nur beſchränkten Kreiſe irg
weiter bekannt würde, und ſo geſchieht es, daß ſolche

gar bald ganz in Vergeſſenheit gerathen. Das ereignet ſich vielleicht in unſerm zerklüfteten Deutſchland am häufigſten, und darum ſchon ſind Familiengeſchichten als willkommen zu begrüßen, da ſie dem Mangel an Gemeingeiſt entgegenzuwirken geeignet ſind. So wird auch durch die oben angezogene Schrift eine Familie in das größere Publicum eingeführt, die freilich einen durch alle deutſchen Gaue reichverbreiteten Namen trägt, deren Glieder jedoch dem großen Publicum fremdgeblieben ſind.

Die Familie von Meyern kann ihre Vorfahren aus Böhmen und bis in das 16. Jahrhundert nachweiſen. Schon der Sohn des Stammhalters tritt in die Dienſte des Markgrafen Chriſtian von Baireuth als Berggeſchworener, und unter deſſen Nachkommen treten der Geheime Kammerrath Johann Simon und deſſen Vetter, der Reichspoſtmeiſter Johann Anton, vorzugsweiſe heraus. Der zweite Sohn des Letztern, Johann Gottfried, machte den in der Heimat ſchon geachteten Namen ſeiner Familie auch weiterhin bekannt. Ein geheimes Bündniß zwiſchen Oeſtreich und Spanien vom 30. April 1725, welches den Zweck hatte, Frankreich auszuplündern, Preußen und den Proteſtantismus zu zertreten, Holland einzuſchnüren und die hannoveriſche „Race“ aus England zu verjagen, ſetzte die gewandteſten politiſchen Schriftſteller und Staatsmänner in Bewegung. Johann Gottfried von Meyern unternahm es, in den „Remarques sur l'analyse du traité d'Hanovre“ den König Georg I. von England gegen die Ausfälle des franzöſiſchen Pamphletiſten Dumont zu vertheidigen, und die in der Schrift entwickelten gründlichen Kenntniſſe des deutſchen Staatsrechts, verbunden mit feinem politiſchen Takte, waren der Weg in den hannoveriſchen Staatsdienſt, den er 1727 als Hof- und Kanzleirath antrat. Durch den Geheimen Rath von Münchhauſen, den Begründer der Univerſität zu Göttingen, ward er dem Archiv als Director vorgeſetzt und damit war der Impuls zu einem Werke gegeben, welchem Meyern Jahre lang mit unermüdetem Eifer Zeit und Geld opferte, welches aber auch bis jetzt unübertrefflich daſteht. Es ſind die „Acta pacis Westfalicae publica“ in ſechs Foliobänden. In der dritten Abtheilung vorliegender Schrift erzählt Schlözer die Geſchichte des Congreſſes zu Osnabrück und Münſter, womit ein Bild der Perückenzeit gegeben iſt, wie es ſich in diplomatiſchen Kreiſen, wenn auch in anderm Coſtüm, wol ſtets wiederholen wird. Sogar eine Schlägerei durfte nicht fehlen, bis denn endlich nach vier Jahren ein Friedenswerk zuſtande kam, deſſen Einfluß nach zwei Jahrhunderten noch nicht erloſchen iſt. Meyern ſtarb 1745 als Geheimer Juſtizrath ohne männliche Deſcendenz.

Ein anderer Sohn des Reichspoſtmeiſters, Johann Gottlob, gründet der Familie ein glänzendes Haus in Baireuth. Unter der Regierung des Markgrafen Friedrich entwickelte ſich ſeit 1735 aus dem ſonſt ſo ärmlich ſtillen Baireuth ein Miniatur-Verſailles, denn an den deutſchen Höfen galt nun einmal der franzöſiſche Hof in allen Dingen, gut oder ſchlecht, als Kanon der Nachäffung. Wenn aber auch manches Schöne und Lobwürdige durch den ſo lebensheitern als edeln und einſichtigen Markgrafen Friedrich geſchaffen wurde, ſo ſollte es Stadt und Land doch nicht zugute kommen. Theils zerſtörte eine Feuersbrunſt das Schloß, theils und hauptſächlich brachte der ſchwachſinnige Nachfolger, der letzte Markgraf, Friedrich Chriſtian, der beſſer gethan hätte, Wandsbeck im Leben und Tode nicht zu verlaſſen, das Land ſoweit herunter, wie das gewöhnlich der Fall iſt, wenn, wie hier, ein Quackſalber — Schröder hieß er — zum allmächtigen Miniſter emporſteigt. Das Nähere über die unheilvolle ſchmähliche Periode mag im Buche ſelbſt, aber auch in der trefflichen Darſtellung Halle's im „Archiv für Geſchichte von Oberfranken“ (V, 2) nachgeleſen werden. Eine Wiederholung dieſes Bildes haben zum Theil die Braunſchweiger unter ihrem vorigen Herzog erleben ſollen.

Wie während der heilloſen Wirthſchaft in Baireuth Beamte und andere ehrenwerthe Männer, da ſie doch nichts zu ändern vermochten, Stadt und Land verließen, ſo ſiedelte auch Johann Gottlob von Meyern nach Braunſchweig über, und mit ihm verſchwand für lange Jahre der Name Meyern aus Baireuth, vorzüglich da auch die übrigen Familienglieder nach und nach alle Bande löſten, wodurch ſie mit Stadt und Land Baireuth verknüpft waren. Johann Gottlob ward vom Herzog Karl von Braunſchweig zum Landdroſten in dem freundlichen Holzminden ernannt, und aus den nähern Umgebungen tritt nun vorzüglich die gefürſtete Reichsabtei Korvei, 1794 zum Bisthum erhoben, hervor, wo die geiſtlichen Herren ſich ihr irdiſches Daſein möglichſt angenehm zu machen verſtanden, wie das ja ſolchen Herren überhaupt eigen ſein ſoll. Es ward ein förmlicher Hofſtaat unterhalten, der dann freilich mit allen ſeinen Herrlichkeiten im Jahre 1803, wo das Duodezbisthum ſäculariſirt wurde, ſein Ende fand. Von des Landdroſten zehn Söhnen widmeten ſich acht dem Waffendienſt und Wilhelm, einer der jüngern, war 1806 Premierlieutnant im preußiſchen Regiment von Ratzmer. Er gerieth während des Kampfes am 17. Oct. in den Straßen von Halle in franzöſiſche Gefangenſchaft, und ſein Brief an die Brüder, welcher S. 80 fg. mitgetheilt wird, gibt auch ein kleines Bild aus jenen für Preußen ſo verhängnißvollen Tagen.

Referent hat aus dem Büchlein nur einige Einzelheiten hervorgehoben, um auch die Aufmerkſamkeit des größern Publicums darauf hinzulenken. Daſſelbe mag wol Motive zu einem dreibändigen hiſtoriſchen Roman bieten, dennoch wiegt es ohne Frage einen ſolchen Roman vollkommen auf. Die angehängten Anmerkungen und Zuſätze, die auch eine reiche Literatur nachweiſen, ſind ebenfalls höchſt dankenswerth. 50.

Notizen.

Lila und Uranie.

Zu dem Aufſatz „Herder und Karoline Flachsland“ in Nr. 1 d. Bl. wollen wir noch in gegenwärtiger Notiz einen kleinen Nachtrag bringen. Es ergibt ſich nämlich aus dieſem Briefwechſel, daß die Goethe'ſchen Gedichte „Elyſium“ und „Morgenlied“ ſich nicht, wie früher angenommen worden, auf Werther's Lotte (Lotte Buff) beziehen. Karoline ſchreibt, wie übrigens ſchon gelegentlich in unſerm Aufſatz in Nr. 1 erwähnt worden, am 25. Dec. 1772 an Herder: „«Elyſium» und «Morgenlied» beziehen ſich ganz auf die Zeit, wo er (Goethe) Uranien und Lila in Homburg zuſammen zum erſten mal ſah.“ Auf dieſe Entdeckung hat man in mehren Blättern einen großen Werth gelegt, wiewol wie Düntzer ſelbſt bemerkt, die Annahme, daß ſich beide Gedichte auf die wetzlarer Verhältniſſe bezögen, ſchon durch Goethe's Briefwechſel mit Keſtner und Lotte unhaltbar geworden ſei. Wer ſind nun Uranie und Lila? Auch hierüber geben uns Karolinens Briefe Aufſchluß. Lila war ein Fräulein von Ziegler und Hofdame bei der Landgräfin von Homburg und Uranie ein Fräulein von Rouſſillon, Hofdame bei der verwitweten Herzogin von Zweibrücken. Wir für unſern Theil legen ſolchen perſönlichen Enthüllungen nicht ganz die Bedeutung bei, die ihnen wol von andern Seiten beigelegt wird. Man hätte eben viel zu thun, wenn man allen weiblichen Individuen, welche aus Gelegenheitsurſachen von Dichtern angeſungen worden ſind, nachſpüren wollte. Der poetiſche Werth der betreffenden Gedichte ſelbſt wird dadurch weder erhöht noch verringert, ja dieſes jetzt herrſchende Perſönlichkeitsfieber, um es ſo zu nennen, wirkt ſogar inſofern nachtheilig, als es häufig die Theilnahme von den Gedichten ſelbſt auf ihren perſönlichen Gegenſtand ablenkt, ſodaß ſie dann von Vielen nicht mehr in ihrer allgemeinern Bedeutung empfunden werden. Etwas Anderes iſt es, wenn bei einem ſolchen Verhältniß eine tiefere, in das ganze Schaffen des Dichters eingreifende Leidenſchaft im Spiele war, nicht eine blos vorübergehende Bekanntſchaft und flüchtige Anregung. Auch werden wir dann für ſolche Enthüllungen dankbar ſein, wenn irgendein weibliches Individuum mit dem aus der Luft ge-

griffenen Anſpruch hervorgetreten ſein ſollte, der angeſungene Gegenſtand zu ſein, weil es ſich dann um factiſche Berichtigung einer vielleicht zu ſchiefen Schlüſſen Anlaß gebenden, verwirrenden Myſtification und um Abweiſung einer unſtatthaften Anmaßung handelt. Die Entdeckung in Betreff Lila's und Uraniens iſt jedenfalls mehr harmlos als bedeutſam. Aber wohl war uns die Schilderung intereſſant, welche Karoline Flachsland von Lila oder dem Fräulein von Ziegler entwirft. Sie beſchreibt die Scene, die zwiſchen ihr und Lila vorging, als dieſe auf die kurze Strecke von Darmſtadt nach Homburg von ihr Abſchied nahm: „Sie (Lila) war zum Erſticken bewegt, da ich unterdeſſen weinen konnte, und ihre Augen ſchienen wie einer Sterbenden (!) in den Himmel zu wollen. O die ſchöne Seele! Merck ſagt, mit dem äußerſten Zittern hätte er ſie die Treppe hinuntergeführt. Sie iſt ein ſüßes ſchwärmeriſches Mädchen, hat ihr Grab in ihrem Garten gebaut, einen Thron in ihrem Garten, ihre Lauben und Roſen, wenn's Sommer iſt, und ihr Schäfchen, das mit ihr ißt und trinkt" u. ſ. w. Wir haben hier wieder ein lebhaft gefärbtes Beiſpiel von jener bis zur krankhaften Schwärmerei geſteigerten Empfindſamkeit einer Periode, die eigentlich nach Lorenz Sterne den Namen tragen ſollte.

Vehſe's Hofgeſchichten und die Engländer.

In letzter Zeit ſcheinen in England wenig deutſche Bücher ſo großes Glück gemacht zu haben, als Vehſe's „Geſchichte der deutſchen Höfe". Die Engländer haben ſich das Leben an den meiſten kleinern deutſchen Höfen in frühern Tagen doch nicht ſo gedacht, als es ihnen in dieſem Werke entgegentritt, und ſo leſen ſie es mit demſelben Intereſſe, womit wir etwa Enthüllungen über das Leben an den Höfen zu Stambul, Teheran oder Peking leſen würden, ja ohne Zweifel mit noch bei weitem größerm, da wir ihre doch einigermaßen civiliſirten Vettern ſind. Vehſe's Bücher werden ins Engliſche überſetzt*) und die Journale bringen unabläſſig lange Auszüge daraus. Das „Edinburgh review" vergleicht Vehſe mit Denner. Vehſe ſei weder ein Künſtler noch ein Denker; er habe weder das Talent glänzend zu ſchildern, noch ſei er fähig tief zu ſpeculiren; aber wie Denner laſſe er in ſeinen Porträts keine Falte, keine Runzel aus. Der Reviewer ſpricht jedoch zum Schluß ſein Bedauern aus, daß Vehſe, „während er in der That einen großen Vorrath von curioſen Anekdoten aufgeſtapelt hat, die allenfalls für Geſchichte paſſiren können, er doch nicht den guten Takt gehabt, aus ſeinen Büchern eine Menge ſchmuzigen und unzüchtigen Zeugs wegzulaſſen..... Eine ernſtere Seite ſeiner Bücher iſt die (fährt der Reviewer fort), daß ſie wunderbar geeignet ſind, die deutſchen Höfe und jene pedantiſche Ariſtokratie, welche ſich anderthalb Jahrhunderte lang zu Dienern ihrer ſchwachen Regierungen und ausſchweifenden Höfe herabwürdigten, der Verachtung preiszugeben. In einiger Zeit wird es als das größte Wunder angeſehen werden, wie es möglich war, daß die große deutſche Nation von ſolchen Creaturen regiert werden konnte. Glücklicherweiſe ſind die ſchreiendſten Misbräuche, welche Vehſe dem Gedächtniß zu überliefern für werth hält, bereits durch den Fortſchritt des Zeitalters beſeitigt." Vom deutſch-nationalen Standpunkt dürfte es allerdings erlaubt ſein, die Veröffentlichnng ſolcher Bücher, die wie die Vehſe'ſchen faſt nur die ſkandalöſen Seiten des deutſchen Hoflebens hervorheben, inſofern zu beklagen, da ſie dem Wiederaufleben der früher im Auslande verbreiteten Anſicht, daß die Deutſchen doch im Grunde eine barbariſche, tölpelhafte, lächerlich-pedantiſche und ſlaviſche Nation ſeien, leider zu ſehr Vorſchub leiſten. Man ſpürt etwas davon, wenn man in „Bentley's Miscellany" jüngſt einem Aufſatz von Dudley Caſtello mit der Ueberſchrift „Professor Dummkopf's adventure at the bal Mabille" begegnete. Sollten wir Deutſche wirklich wieder dazu auserſehen ſein, wie Tagen Swift's oder Sterne's in den erzählenden und ſchen Schriften der Engländer die ſtehende Figur d ſchrötigen Dummköpfe und albernen Gecken zu ſpielen? muß man geſtehen, daß wir Deutſche leider nicht gerade Lage ſind, zu Wade's jüngſt erſchienener Schrift „En greatness, its rise and progress" ein Seitenſtück zu ben, worin von der Größe und dem Wachsthum Deut die Rede wäre. H.

*) Erſt jüngſt erſchienen „Vehse's memoirs of the Austrian court".

Der Buchhandel in Griechenland.

Der Buchhandel in Griechenland liegt, namentli abendländiſchen Begriffen, und wenn man zufolge d hältniſſe des deutſchen Buchhandels den Maßſtab an tigen Zuſtände und Verhältniſſe anlegt, noch ſehr im und in gewiſſer Hinſicht geradezu darnieder. Zwar er in Griechenland, vorzugsweiſe in Athen, genug Büche die Buchhändler, bei denen ſie erſcheinen und welch Namen auf dem Titel hergeben, vielleicht auch den D ſorgen, ſind nicht in dem Sinne Verleger und Hera wie bei uns, und die buchhändleriſchen Unternehmun Griechenland ſind ſeltener das Werk der Speculation derswo. Im Allgemeinen wird dort ein Buch nur au ſcription herausgegeben; die Freunde des Autors unt ſich der Mühe, den Proſpect davon, d. h. die Ankün des Buchs zu verbreiten und laſſen ihn dann nun a ihren Freunden daheim und im Auslande unterzeichner dieſe Weiſe ſucht man ſich wegen der Auslagen ſicherz und durch dieſen Umſtand wird es zugleich erklärlich, den in Griechenland erſchienenen und erſcheinenden Bü gar häufig Verzeichniſſe der Subſcribenten vorgedruckt gehängt ſind, die übrigens, je nachdem nun die Büc deren Gegenſtände beſchaffen ſind oder der Verfaſſ Art Ruf hat, in allen bedeutendern Orten Griechenlan anderer Länder, wo Griechen ſich aufhalten, die Thei an der Subſcription aufweiſen. Es zeigt ſich auch gar häufig eine auffallende und ſtets erfreuliche national nahme, die einen Stolz darin ſucht, dergleichen lit Unternehmungen zu unterſtützen. Indeß muß man ſ wundern, daß namentlich deutſche Buchhändler, deren in Griechenland, nicht ohne perſönlichen Gewinn, G gemacht, es nicht unternommen oder es nicht vermocht die dortigen Verhältniſſe des Buchhandels im Intereſſ ſelbſt und zum Vortheile für die neugriechiſche Litera zugeſtalten. Vielleicht trägt zu einer ſolchen Umgeſtalt unmittelbare Verbindung bei, in welche die Buchh F. A. Brockhaus in Leipzig zum Behuf des Vertriebs ne ſcher Bücher mit Griechenland ſelbſt ſeit einiger Zeit iſt und wovon die in dieſer Buchhandlung ſeit Anfan erſcheinende „Allgemeine Bibliographie" Zeugniß gibt. Verbindung kann namentlich auch für ein lebendigere eſſe des Auslandes an der neugriechiſchen Literatur, d her noch ein gar zu geringes geweſen, höchſt erſprießlich

---

Bibliographie.

Ahlwardt, W., Ueber Poesie und Poetik der Gotha, F. A. Perthes. Gr. 4. 1856. 1 Thlr. 6

Münchener Album. Herausgegeben von F. Pocci. chen, Kaiſer. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Beſſer, W. F., Der heilige Columban. Ein Le aus der alten Kirche. Leipzig, Dörffling u. Fran 9 Ngr.

Bodenſtedt, F., Gedichte. 1ſter Band. — T.: Aus der Heimat und Fremde. Neue Gedichte. Decker. 1856. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Buſch, G. F., Der letzte Rothenſteiner, oder: Der Spukgeiſt des vom Fluch ſeiner Hausfrau zum ewigen Kriegsverſtändiger verdammten Ritters. Ritter- und Geiſtergeſchichte aus der Zeit der heiligen Vehme. Nach einer alten Sage. Leipzig, Colditz. 1856. 8. 20 Ngr.

Choulant, L., Die Anfänge wissenschaftlicher Naturgeschichte und naturhistorischer Abbildung im christlichen Abendlande. Dresden. 1856. Gr. 4. 1 Thlr.

Davidis, Henriette, Die Jungfrau. Worte des Raths zur Vorbereitung für ihren Beruf. Bielefeld, Velhagen u. Klaſing. Gr. 16. 20 Ngr.

Denzinger, H., Vier Bücher von der religiösen Erkenntniss. Zwei Bände. Würzburg, Stahel. 1856. Lex.-8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Dethleffs, Sophie, Gedichte. 3te vermehrte Auflage. Hamburg, Kittler. 16. 1 Thlr. 4 Ngr.

Dieterici, K., Volkmar und Roſa oder das Landleben. Langermünde, Doeger. 1857. Gr. 16. 20 Ngr.

Doerr, A., Album aus Italien. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

L. Donin, L., Gott und die katholiſche Kirche dargeſtellt mittelſt der Apoſtelgeſchichte vom heiligen Lucas und der Zeugniſſe der gelehrteſten Männer aus allen Jahrhunderten. 2te vermehrte und durchaus verbeſſerte Auflage. Wien, Prandel u. Meyer. 8. 18 Ngr.

Dudumi, D., Athenienſiſche Nächte. Gedichte. München, Palm. 1856. 16. 1 Thlr.

Eichrodt, L., Leben und Liebe. Gedichte. Frankfurt a. M., Keller. 1856. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Elfried von Taura, Friedrich der Freudige. Ein Heldenbild in freien Liedern. Freiberg, Wolf. 1856. 16. 15 Ngr.

Feuchtersleben, E. Freih. v., Zur Diätetik der Seele. 18te Auflage. Wien, Gerold's Sohn. 12. 20 Ngr.

Fickler, C. B. A., Berhtold der Bärtige erster Herzog von Zäringen. Mannheim, Bensheimer. 1856. Lex.-8. 22½ Ngr.

Fircks, Freih. C. v., Zwei Dramen. Leipzig, Matthes. 1856. 8. 1 Thlr.

Gautier, T., Paul d'Aspremont. Deutſch von R. Menger. Stettin, Graßmann. 1856. Gr. 8. 15 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 42ſte Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Hanſen, W., Ritter Hugo von Scharfenſtein, der unſchuldig Geächtete, oder: Die wunderbare Fügung des Himmels in der friedlichen Klauſe. Rittergeſchichte aus der Vorzeit. Leipzig, Colditz. 8. 15 Ngr.

Hanſen, W., Konrad von Wieſenthal und Agnes von Weißenborn oder: Die Wege des Verhängniſſes. Rittergeſchichte aus dem 13. Jahrhundert. Ebendaſelbſt. 8. 15 Ngr.

Harfe und Kreuz. Geiſtliches Lieder-Schatzkäſtlein. Herausgegeben von J. L. Paſig. 2te Auflage. Leipzig, Teubner. 1856. 16. 27 Ngr.

Hermann's, K. F., Culturgeschichte der Griechen und Römer. Aus dem Nachlasse des Verstorbenen herausgegeben von K. G. Schmidt. 1ster Theil. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Herre, B., Ein Strauß aus Norwegens Wäldern. Aus dem Norwegiſchen überſetzt von B. Th. Leipzig, H. Schultze. 1856. 32. 15 Ngr.

Hirſch, R., Irrgarten der Liebe. 6te Auflage. Mit dem Bildniß des Verfaſſers. Wien, Hügel. 1856. 16. 1 Thlr. 7 Ngr.

Meyer, L., Camellien. Novelletten-Kranz. 1ſter Band. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reichenbach, Gräfin Mathilde v., Wechſelwirkungen. Novelle. Zwei Bände. Leipzig, Matthes. 1856. 8. 2 Thlr.

Roskoff, G. G., Die hebräischen Alterthümer in Briefen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr.

Roessler, C., System der Staatslehre. A. Allgemeine Staatslehre. Leipzig, Falcke u. Rössler. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Ruprecht, L., Die deutſche Rechtſchreibung vom Standpunkte der hiſtoriſchen Grammatik beleuchtet. 2te umgearbeitete Auflage. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 20 Ngr.

Sagen und Bilder aus Weſtfalen. Geſammelt und herausgegeben von Gisbert Freih. Vincke. 2te vermehrte Auflage. Hamm, Grote. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sallmayer, H., Drei Gedichte. 2te Auflage. Wien, Hügel. 32. 7½ Ngr.

— — Spiegelbilder. Gedichte. Neue Folge. 2te durchgeſehene und vermehrte Auflage. Ebendaſelbſt. 32. 20 Ngr.

Saphir, M. G., Wilde Roſen. Neue Auswahl. 2te Auflage. Wien, Expedition von Saphir's Kalender. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schebeſt, Agneſe, Aus dem Leben einer Künſtlerin. mit dem Bildniß der Verfaſſerin. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schefer's, L., ausgewählte Werke. 1ſte Lieferung. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 16. 4 Ngr.

Scherenberg, C. F., Waterloo. 5te Auflage. Berlin, Hayn. 1856. Gr. 8. 25 Ngr.

Schlichtkrull, Aline v., Chapelle Gaugain. Roman in zwei Abtheilungen. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Cordelia. Hiſtoriſcher Roman. Drei Bände. Görlitz, Heyn. Gr. 8. 3 Thlr.

Schmidt-Weißenfels, Ueber Heinrich Heine. Nebſt einem Anhang: Aeltere, bisher nicht wieder abgedruckte Dichtungen von Heinrich Heine. Berlin, C. Heymann. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Baumgarten, M., Meine Entlaſſung aus der theologiſchen Prüfungscommiſſion. Ein urkundlicher Beitrag zur Charakteriſtik der kirchlichen Gegenwart. Braunſchweig, Schwetſchke u. Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

— — Proteſtantiſche Warnung und Lehre wider die Gefahr einer Erneuerung alter Irrthümer in unſerer mecklenburgiſchen Landeskirche. 1. Der Anlaß und die perſönliche Verhandlung. Ebendaſelbſt. Gr. 8. 12 Ngr.

Fliegende Blätter aus Bayern. 1. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 5 Ngr.

Brandes, K., Ueber den Werth der Arbeit für den Studirenden. Vortrag an die Zöglinge der Lehranſtalt von Einſiedeln bei Anlaß der geiſtlichen Uebungen. Einſiedeln, Gebr. Benziger. Gr. 8. 3 Ngr.

Caird, J., Die Religion im gemeinen Leben. Eine Predigt gehalten in Crathie Church am 14. Octbr. 1855. Mit einem Vorwort von C. C. J. Bunſen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 8 Ngr.

Deutſch, C. H., Aufruf an alle proteſtantiſchen Gemeinden des deutſchen Vaterlandes zum Beſten des Guſtav-Adolph-Vereins. Leipzig, Kollmann. 1856. Gr. 8. 3 Ngr.

Ebrard, A., Die Freuden des ewigen Lebens. Eine Predigt über Offenbarung Joh. 22, 1—5, gehalten am 25. Sonntage n. Trin. zu Speyer. Landau, Kaußler. Gr. 8. 3 Ngr.

Erinnerungs-Blätter an Wolfgang Amadeus Mozart's Säcularfest im September 1856 zu Salzburg. Mit dem Facsimile einer musikalischen und brieflichen Handschrift W. A. Mozarts. Salzburg, Glonner. 1856. 16. 16 Ngr.

Koch, G. F., Der Materialismus unſerer Zeit. Vom naturhiſtoriſchen Standpunkte aus allgemein verſtändlich beleuchtet. Kaiſerslautern, Meuth. 1856. Gr. 8. 5 Ngr.

Nagel, W., Verſtändigung über das Weſen der Kunſt. Vorgetragen im Künſtlerverein zu Bremen am 17. Sept. und 1. Oct. Bremen, Geisler. 1856. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Heinrich Koenig.

Soeben erſchien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hedwig, die Waldenſerin.

Eine Novelle von Heinrich Koenig.

Zwei Theile. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenſer“.

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das vorherrſchende Intereſſe und die Conflicte der Gegenwart haben den Verfaſſer bewogen, in „Hedwig, die Waldenſerin“ mehr ein neues Buch als eine neue Auflage ſeines ältern, vergriffenen Romans zu geben. Ohne abſichtliche Tendenz geſchrieben, bietet es in verengtem Rahmen nicht weniger einen Spiegel für die Zeitbeſtrebungen, als ein treues Gemälde früherer Zeitverirrung dar, und die Leſer werden in ſpannender, lebhaft bewegter Erzählung einen Gedankengehalt von augenblicklicher Bezüglichkeit, wie von bleibender Anregung mit in den Kauf nehmen. Dieſe Novelle bildet den 5. und 6. Band ſeiner „Geſammelten Schriften“.

Heinrich Koenig, einer unſerer ausgezeichnetſten und beliebteſten Romanſchriftſteller, hat die Ausgabe ſeiner „Geſammelten Schriften“, die gewiß auf lebendige Theilnahme bei dem ihm ſo gewogenen deutſchen Publicum rechnen darf, mit der zweiten verbeſſerten Auflage der Novelle „Regina“ (1854, 1 Thlr.) beginnen laſſen, einer durch künſtleriſche Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifende Darſtellung ausgezeichneten Herzensgeſchichte, die u. A. Varnhagen von Enſe (wie im „Vorwort“ mitgetheilt) zur wärmſten Anerkennung veranlaßte.

Dieſer folgte zunächſt ein neuer Roman: „König Jerôme's Carneval“ (3 Theile, 1855, 5 Thlr.), der im Rahmen der ſchmachvollſten Zeit Deutſchlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Reſidenzlebens unter König Jerôme in Kaſſel bietet: geſchichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetiſcher als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffs liegt.

Den 7. bis 9. Band von Koenig's „Geſammelten Schriften“ bildet der in zweiter Auflage erſcheinende Roman „Die Clubiſten in Mainz“ (3 Theile, 1857, 3 Thlr.), wol Koenig's bedeutendſtes Werk und wegen ſeines poetiſchen Reichthums und tiefen Gehalts einer der beſten deutſchen Romane: ein modernes geſchichtliches Epos, das die ganze Gährung und Bewegung einer der Gegenwart näheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt.

Die übrigen Romane Heinrich Koenig's erſchienen früher in demſelben Verlage. „Veronika. Eine Zeitgeſchichte“ (2 Theile, 1844, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenſtück zu „Regina“ Ebenſo die Novelle „Spiel und Liebe“ (1849, 1 Thlr. 18 Ngr.). Koenig's erſter Roman „Die hohe Braut“ (2. Auflage, 3 Theile, 1844, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der franzöſiſchen Revolution in die Kreiſe des ſavoyer Lebens zum geſchichtlichen Hintergrunde. Der Roman „William Shakſpeare“ (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 3 Thlr.) hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wiſſenſchaftliche Werk zur richtigen Auffaſſung Shakſpeare's, ſeiner Dichtungen und ſeines ganzen Zeitalters beigetragen. Koenig's Werk endlich, „Auch eine Jugend“ (1852, 1 Thlr. 22 Ngr.), enthält in anziehendſter Weiſe die Schilderung ſeiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

Berliner Musikzeitung Echo,

7ter Jahrgang, redigirt von einem Verein theoretischer und praktischer Musiker, unter denen die Corypheen Deutschlands, erscheint für 1857 wöchentlich 1 Bogen kl. 4., auch mit Musikbeilagen. Preis jährlich 2 Thlr., vieteljährlich 20 Sgr. Bestellungen nehmen alle Postämter, alle Buch- und Musikhandlungen an.

Berlin, **Schlesinger**'sche Buch- u. Musikhandl.

Soeben erſchien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Religion Jeſu

und ihre erſte Entwickelung

nach dem gegenwärtigen Stande der Wiſſenſchaft.

Von Dr. Guſtav Volkmar,

Capitelsdiakon und Docent der theologiſchen Facultät an der Univerſität zu Zürich.

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das vorliegende Werk iſt gewiſſermaßen als eine Ergänzung zu der bekannten, raſch in zwei Auflagen erſchienenen Schrift von **Karl Schwarz**: „Zur Geſchichte der neueſten Theologie“, zu betrachten. Denn während letztere den innern Gang, welchen die Theologie in der neueſten Zeit genommen, anſchaulich zu machen ſtrebt, erſcheint hier eine populäre poſitive Darſtellung des geſchichtlichen Chriſtenthums ſelbſt nach den Ergebniſſen der neuern Kritik, und wird als ein durch gründliche, aber poſitive Aufklärung verſöhnendes Werk nicht nur den Theologen eine erwünſchte Erſcheinung ſein, ſondern auch nach vielen andern Seiten hin eine reiche Belehrung gewähren. Es enthält eine einfache Erzählung der ganzen urchriſtlichen Geſchichte, welche zugleich eine vollſtändige geſchichtliche Erklärung aller evangeliſchen wie der Apoſtelgeſchichten, der Apokalypſen, im Beſondern auch volle Aufklärung über die Offenbarung-Johannis darbietet, aber auch ſämmtliche andere Schriften Neuen Teſtaments, die ſonſtige älteſte chriſtliche Literatur und die Hauptſymbole aller Kirchenepochen, ſowie den Gang der neuern Weltanſchauung und Kritik verſtehen, durch Alles die proteſtantiſche Kirche in ihrer geſchichtlichen Wahrheit und Bedeutung würdigen lehrt. Dieſe Schrift iſt ſomit ganz geeignet, ein wahres Erbauungsbuch für jede gebildete Familie zu werden. Daß ſie für ein größeres Publicum beſtimmt und geeignet iſt, erhellt ſchon daraus, daß ſie aus öffentlichen Vorträgen des Verfaſſers hervorging, die mit großem Beifall vor einem gemiſchten Publicum in Zürich ſtattfanden.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. —— Nr. 3. —— 15. Januar 1857.

Inhalt: Neueſte deutſche Lyrik und Epik. Von August Henneberger. Zweiter Artikel. — Culturgeſchichtliches. — Die Gräfin Dora d'Iſtria über die Schweiz. — Touriſtennovelliſtik. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Neueſte deutſche Lyrik und Epik.

Zweiter Artikel.*)

Ehe wir zur zweiten Tagfahrt übergehen, geſtatten Sie mir wiederum eine allgemeinere Betrachtung.

Es gab eine Zeit, wo ein neues Gedicht ganz Deutſchland erregte und im Guten und Böſen Stoff zu Erörterungen, Streit und geiſtvollen Geſprächen gab. Einen Abglanz dieſer allgemeinen Theilnahme an den Angelegenheiten der Literatur und Poeſie weiſen noch Tieck's Novellen in den Schilderungen jener äſthetiſchen Kreiſe auf, in denen ſich jene für die Culturgeſchichte höchſt wichtigen Erzählungen mit Vorliebe bewegen. Daß von dieſer Theilnahme des größern Publicums ſchon lange nicht mehr die Rede, iſt ſo allgemein anerkannt, daß man die Thatſache in den kurzen apophthegmatiſchen Satz zuſammengepreßt hat, die ſchöne Literatur werde gegenwärtig von Literaten für Literaten geſchrieben. Aber der Grund der Thatſache? Wenn wir unſere Poeten hören wollen, ſo werden ſie ſchnell mit Klagen über den Materialismus der Zeit und die Abgeneigtheit des Publicums, ſich mit rein Geiſtigem zu beſchäftigen, bei der Hand ſein. Daß das deutſche Volk nicht mehr ausſchließlich in Literatur aufgeht, weil es angefangen hat ſich mit den öffentlichen Dingen zu beſchäftigen, und die erſten Schritte prüft, um aus einem Schreibervolk, wie man es wol geſcholten hat, ein praktiſches zu werden, iſt eine Thatſache, und noch dazu eine im weſentlichen erfreuliche. Aber zwiſchen dem Aufgehen in literariſchen Tendenzen und zwiſchen der Abgeneigtheit gegen alle Poeſie, wie ſie gegenwärtig bei der Mehrzahl unbeſtritten hervortritt, gibt es viele Mittelſtufen, und daß wir auf keiner von dieſen ſtehengeblieben ſind, ſondern uns von einem Extrem dem andern in den Arm geworfen haben, daran iſt nicht Politik, nicht Materialismus, daran ſind zumeiſt die Herren Poeten ſelbſt ſchuld. Wie viele ſind denn noch unter ihnen, die weder am Boden kriechen, noch den Boden unter den Füßen verloren haben? Das heißt: die Popularität in jenem edlern Sinne, wie ſie die Dichter zur Zeit des Aufblühens unſerer Literatur, wie ſie noch Schiller und Goethe kannten und übten, iſt großentheils verlorengegangen. Auf der einen Seite ſteht die Flachheit und Trivialität, die Verſemachen und Dichten nicht zu unterſcheiden vermag. Und ſehen wir von dieſen Nichtpoeten ab und wenden uns zu den begabtern Dichtern: wo findet ſich noch ein einfach ergreifendes lyriſches Lied, eine nackte Ballade, ohne daß der Dichter durch eine pikante Spitze oder philoſophiſche Dialektik, vielleicht auch blos philoſophiſch klingende und klingelnde Phraſeologie dem Ganzen die Würze geben zu müſſen geglaubt hätte? Man ſage nicht, die Bürger, Goethe, Schiller hätten eben das Einfache, das allgemein Anſprechende und doch oder eben dadurch Poetiſche ſchon erſchöpft: „greift nur hinein ins volle Leben" der Natur und der Menſchen — gilt auch dieſer Entſchuldigung gegenüber. Und iſt denn ſeit der claſſiſchen Zeit unſerer Literatur durch die Entwickelung des ſtaatlichen Sinns und des Nationalgefühls der Poeſie nicht ein neues Feld eröffnet worden, ein Feld, für das ſich Alle intereſſiren, weil ſie Alle es in der einen oder der andern Art bebauen? Mit vollem Rechte werden wir dem deutſchen Dichter, der da Wunderdinge verſpricht, wenn Dieſes ſo und Jenes anders wäre, zurufen dürfen, was die Leute in der Aeſopiſchen Fabel dem Prahler zu Gemüthe führen: Ἰδοὺ Ῥόδος καὶ ἀποπήδησον.

*) Vgl. den erſten Artikel in Nr. 44 d. Bl. f. 1856. D. Red.

1. Das Erdbeben zu Baſel. Eine Dichtung von J. Maehly. Baſel, Schweighauſer. 1856. 8. 10 Ngr.

Wernher von Birſeck, ein edler Rittersmann, liebt und wird geliebt von Adelheid, der Tochter des basler Patriciers Ramſtein. Dieſer aber hat ſich in hochverrätheriſche Unternehmungen gegen die Freiheit der Stadt eingelaſſen, und der bösartige Raubritter Cunzmann, der davon Kenntniß erhalten, zwingt ihn durch die Drohung einer Denunciation, die holde Adelheid ihm zu verloben. Bei dem Hochzeitsmahl erſcheint Birſeck, den Cunzmann unterdeſſen hat meuchelmorden wollen, und erklärt Cunz-

mann für einen Mörder und Räuber; ſelbiger hat nämlich auch einige Kaufleute überfallen und geplündert. Ob Birſeck durch dieſe ſeinem Gegner angethane moraliſche Blame geſiegt haben würde, iſt mehr als zweifelhaft: glücklicherweiſe kommt ihm da das „Erdbeben zu Baſel" zu Hülfe. Cunzmann wird von einem einſtürzenden Kamin erſchlagen, auch der Vater büßt ſeine Schuld mit dem Tode und die Stadt wird zerſtört, das liebende Pärchen aber glücklich. Ich kann nicht finden, daß dieſer Inhalt ſich in irgendeinem Punkte weſentlich von andern Rittergeſchichten unterſchiede, außer durch den Deus ex machina des basler Erdbebens, der mir aufrichtig geſtanden nicht einmal ſehr behagt. Ein ſolches grauenvolles Naturereigniß als Schlußpointe für eine gewöhnliche Liebesaffaire zu gebrauchen, dürfte äſthetiſch ſchwerlich zu rechtfertigen ſein. Das Gedicht iſt „den Bürgern Baſels zur fünfhundertjährigen Gedächtnißfeier" gewidmet: wäre zu dieſem Zweck ein Stehenbleiben bei der geſchichtlichen Thatſache nicht zweckmäßiger geweſen, als ein Hinzudichten romanhafter Beſtandtheile oder vielmehr Unterordnen der Geſchichte unter eine Erfindung von zweifelhaftem Werth? Zu einem epiſchen Gedicht freilich würden die Schreckniſſe der Mitte des 14. Jahrhunderts, hiſtoriſch gehalten, nicht ausgereicht habeu; aber ergreifend hätten dieſe Drangſale immerhin dargeſtellt werden können, wenn auch vielleicht am zweckmäßigſten in ungebundener Rede.

2. Glaube, Hoffnung, Liebe. Ein Glaubensbekenntniß in drei Sonettenkränzen von Friedrich Albrecht. Ulm. 1856. 16. 10 Ngr.

Drei Sonettenkränze! Ein Sonett iſt bekanntlich ein kleines metriſches Kunſtſtück, aber ein Sonettenkranz ſogar ein großes. Ein Sonettenkranz beſteht aus 14 Sonetten, welche ſo eingerichtet ſind, daß die Schlußzeile des einen allemal zugleich die Anfangszeile des folgenden bildet, das vierzehnte Sonett aber aus ſämmtlichen Anfangszeilen der 13 vorhergehenden und der Schlußzeile des dreizehnten zuſammengeſetzt wird. Und nun gar drei Sonettenkränze auf einmal! Wenn in einem ſolchen Gedicht die Gedanken noch etwas bedeuten und der Zuſammenhang nicht blos durch die metriſche Nothwendigkeit bedingt wird, ſo darf man dem Dichter gratuliren. Und ſo darf dem Dichter der vorliegenden Sonettenkränze die Anerkennung nicht verſagt werden, daß er die Form den Inhalt nicht hat überwuchern laſſen. Es fehlt den Sonetten bei allem Fluß der Verſe nicht an Gedanken, die eigenthümlich und mit Folgerichtigkeit durchgeführt ſind. Uebrigens ſind dieſe Gedanken ſtellenweiſe allerdings etwas heterodox; indeſſen iſt bei der geſunden ſittlichen Anſchauung, die der Dichter an den Tag legt, zu hoffen, daß die pantheiſtiſchen Träumereien, wie ſie jetzt Mode ſind, bei ihm bald einer haltbarern philoſophiſchen Anſicht Platz machen werden. Zur Probe das Schlußſonett des erſten Kranzes:

Drei Güter ſchätze: Liebe, Hoffnung, Glaube!
Nicht mein' ich jenes ſchwanke Dämmergrauen,
Nicht jenes Blendwerk für beſchränkte Frauen,
Solch einen Glauben geb' ich gern zum Raube.

Selbſt ſuch' ich meinen Gott, ich Menſch im Staube,
Nicht über mir da droben nur im Blauen.
Allüberall kann meinen Gott ich ſchauen,
Gleichgültig, ob ein Prieſter mir's erlaube.

Der Traum der Meinungsgleichheit blende Keinen!
Solang die Welt ſteht, wirſt du nie ſie finden.
Frei ſei die Ueberzeugung, frei das Meinen.

Rechthaberei muß vor der Duldung ſchwinden!
Der Glaube muß als Gottvertrau'n erſcheinen,
Der Glaube muß mit Hoffnung ſich verbinden!

3. Froh und in Frieden. Gedichte von C. Kannengieſ Neubrandenburg, Brünslow. 1856. 16. 20 Ngr.

Die vorliegende Sammlung theilt ſich in „Gedi religiöſen Inhalts" und in „Gedichte vermiſchten halts". Was die letztern anbelangt, ſo ſind dieſel außerordentlich unbedeutend in Bezug auf den In und rococoartig hinſichtlich der Form: Phöbus, Aur Morpheus, Zephyre und ähnliche mythologiſche Fa weſen, die in dieſen Gedichten hier und da ihr W treiben, hat, denke ich, die neuere deutſche Lyrik grü lichſt überwunden. Dagegen finden ſich unter den giöſen Gedichten manche tiefempfundene und man die an die Innigkeit oder den Schwung der alten chenliederdichter auf eine wohlthuende Weiſe erinn Es fehlt weder an Kraft des Gefühls noch an Pat der Sprache. Der Verfaſſer ſteht auf ſtrengdog tiſchem Standpunkt: wie kommt es daher nur, daſ hier und da in ſo geſuchte, wenn auch nicht ohne entwickelte Auslegungen von Schriftſtellen ſich veri konnte? Wie weit abliegend iſt z. B. die auf S. verſuchte allegoriſche Deutung der Worte Chriſti „ dürſtet" auf das Verlangen des Erlöſers, die Seelen Menſchen zu gewinnen! Hier und da laufen neben Gelungenem freilich auch hier recht proſaiſche Ste mitunter, ſodaß nicht nur die beiden Abtheilungen voneinander abſtechen, ſondern auch in der erſten theilung die einzelnen Lieder von mannichfach verſchi nem Werth erſcheinen. Im Allgemeinen würde Dichter Beſchränkung auf das religiöſe Lied und in ſem Gebiet ſelbſt wieder eine recht ſtrenge Selbſtkritik empfehlen ſein.

4. Lieder der Reaction. Erſtes Heft. Berlin, Rauh. 18 8. 5 Ngr.

Wer läſe nicht hier und da bei einer Cigarre kreuzzeitunglichen Rundſchauer mit ſeinen immerhin kanten Hanswurſtiaden, um ſich eine kleine melancholi Erheiterung zu verſchaffen? Aber den politiſchen Konſ in Bücher gebracht zu ſehen, die ſich ſogar als er Heft bezeichnen und alſo Nachkommenſchaft erwar laſſen — das kann wol Niemand erfreuen, als wer e ſelbſt in jene reactionäre Viſionen ſich verloren Es muß Jedermann unbenommen bleiben, den Kaiſer Rußland auf ſeinen Spazierfahrten verzückten Au zu begleiten:

Und tauſend Herzen ziehen ihm nach,
Das ſind ſeine Dienerſcharen,
Die Augen des Volkes bei Tag und Nacht,
Das ſind die Wachen des Zaren.

Aber es iſt immer ein unerfreulicher Anblick, einen ſonſt gebildeten Mann, der noch dazu ganz hübſche Verſe macht, ſo phantaſiren zu hören. Wenn der Dichter Ludwig den Heiligen und Richard Löwenherz den Franzoſen und Engländern von heute entſetzliche Gröbungen anthun läßt, weil ſie für die Türken und gegen die Ruſſen zu kämpfen ausziehen, ſo wollen wir es den Manen dieſer Monarchen überlaſſen, ſich mit dem deutſchen Poeten auseinanderzuſetzen. Wenn es aber in einem Liede an den König heißt:

Die Jugend ehrt das Bündniß ihrer Väter,
Die Ruſſen liebt des Preußen echter Sohn,
Sie wären nie an unſerm Volk Verräther,
Und unſ're Fürſtin theilt des Zaren Thron —

ſo wird uns der verehrte Verfaſſer geſtatten, gegen ſolche Umkehrung aller Wahrheit und ſich ſelbſt widerſprechende Logik im Namen der Geſchichte und des geſunden Menſchenverſtandes, wie hiermit geſchieht, zu proteſtiren.

5. Cameen. Erzählende Dichtungen von W. Conſtant. Düſſeldorf, Arnz u. Comp. 1856. 16. 1 Thlr.

Hier haben wir es entſchieden mit einem wahrhaft dichteriſchen Talente zu thun. Der Dichter, welcher in Wien lebt und ſeine Gedichte dem ehrwürdigen Freiherrn von Hammer-Purgſtall widmete, hat weder das Spielende und an der Oberfläche Haftende der gewöhnlichen wiener Lyrik, noch die verba sesquipedalia und den oft ſo ſtörenden Stelzengang von Anaſtaſius Grün. Die „Cameen“ enthalten bedeutende Gedanken in ſehr gewandter Form, und ſelbſt unbedeutende Anekdoten, wie die ſchon von Langbein, denke ich, behandelte Geſchichte von dem mishandelten Roß, welches die Rügeglocke zieht, gewinnen durch die Behandlung des Dichters, der auch dem Bekannten neue Seiten abzugewinnen weiß, und durch ſeine Gabe, anſprechend und ſpannend zu erzählen, ein beſonderes Intereſſe. Als die Perle der Sammlung möchte ich „Die Brautſchau des Gyges“ bezeichnen. Bekanntlich hat Hebbel dieſen Stoff neuerdings dramatiſch behandelt und damit von neuem den Beweis geliefert, daß er auch nach „Michel Angelo“ und „Agnes Bernauerin“, die eine Wendung zu bezeichnen ſchienen, der Alte geblieben. Wenn es aber im höchſten Grade bedenklich erſcheinen mußte, die Angelpunkte einer Tragödie darein zu ſetzen, daß A dem B ſeine Gattin ohne Hülle zeigt, ſo treten dieſe Bedenken bei epiſcher Behandlung der Sache gänzlich zurück. Daß Conſtant die Geſchichte mit dem unſichtbar machenden Ring hat fallen laſſen, kann man nur billigen, da dieſelbe zu dem Verlauf der Haupthandlung, wie ſie Herodot erzählt, in einen zweckmäßigen Zuſammenhang nicht zu bringen iſt; auch gewinnen wir dabei, daß nun Alles reinmenſchlich und obgleich poetiſch, doch natürlich verläuft. Für das unſinnige Unternehmen des Königs, dem Diener die von ihm ſelbſt vergötterte Frau zu zeigen, hat Conſtant ein Motiv betont, welches wir nicht ganz zu billigen vermögen. Er will an der Glut, welche die Schönheit ſeiner Gattin in des Dieners Herzen und Sinnen entzünden muß, „die eigene Glut ſteigern“ oder neu entfachen. Wie viel einfacher und wahrer iſt doch der Beweggrund des Kandaules bei Herodot: „Du ſollſt mein Weib ſehen“, ſagt er; „denn ſonſt glaubſt du mir nicht: ὦτα γὰρ τυγχάνει ἀνθρώποισι ἐόντα ἀπιστότερα ὀφθαλμῶν.“ So wenig wir dieſes moderne Raffinement der Herodoteiſchen Einfalt gegenüber vorziehen würden, ebenſo wenig gerechtfertigt finden wir die Aenderung des Dichters, wonach nicht die Frau den Späher bemerkt, ſondern Kandaules ſelbſt ihr das Geſchehene entdeckt. Das iſt ſo unglaublich, daß wirklich nur ein „Zauberbann“, wie der Dichter ſagt, ſolche Tollköpfigkeit entſchuldigen könnte. Trotz dieſer Ausſtellungen aber bleibt die „Brautſchau des Gyges“ ein vortreffliches Gedicht, welches uns von ſeinem Dichter noch recht Bedeutendes erwarten läßt.

6. Weltliches in Gedichten und Liedern von Victor von Strauß. Heidelberg, K. Winter. 1856. 32. 16 Ngr.

Des Hrn. Victor von Strauß politiſche Richtung iſt ſo bekannt, daß es uns überraſcht haben würde, wenn wir nicht auch hier einer Apotheoſe des Kaiſers Nikolaus begegnet wären.

In ſeiner Kraft iſt er dahingegangen,
Der Thron' und der Altäre mächt'ger Hort,
Der Held, deß ehr'ner Fuß des Aufruhrs Schlangen
Drei mal zermalmt, daß ihr Gebein verdorrt, (!)
Der Fürſt voll Ehr' und Adel, deſſen Wangen
Nie Furcht gebleicht, der Mann von Treu und Wort:
In dieſer Hand den Krieg, in der den Frieden —
Im Wurf des Looſes — iſt er hingeſchieden

u. ſ. w., wenn auch nicht in infinitum, doch durch 15 Strophen, in welchen unter Anderm ſchon wieder der unglückliche Schatten des Löwenherz behelligt und das Ende der Revolution in folgende inhaltsſchwere Zeilen zuſammengepreßt wird:

Hell wieder leuchteten die alten Kronen;
Nur eine fiel, die ſchlimm erworben war,
Und ward auch kluge Kraft bald ihr Erringer,
Sie nahm ſie doch von der Empörung Finger.

Niemand wird Hrn. von Strauß dieſe Weltanſchauung misgönnen; auch daß er das frankfurter Parlament ſchimpft, wird man in der Ordnung finden. Daß er bei einer etwaigen neuen Revolution auf keine Schonung rechnet, drückt er ſehr muthig aus: „Ehrlich wird der Galgen ſein.“ Dazwiſchen wird auch einmal „den Herrn“ (ich weiß freilich nicht und der Dichter ſagt es nicht, welchen) derb der Text geleſen. Wenn aber die Geiſter der alten Kreuzfahrer unſer armes Deutſchland anfahren:

Und nun, o Vaterland, was iſt dein Loos?
Die Heidenſchaft ward in dir ſelber groß.
Baſtarde ſind's, nicht Kinder! Unſer Fluch
Entmanne ſie! Unfruchtbar ſei ihr Schoos!

ſo machen wir die verehrlichen Kreuzfahrerſeelen darauf aufmerkſam, daß dieſe Worte ſehr bösartige Verbalinjurien und noch bösartigere Drohungen enthalten, gegen welche am Ende die reſpectiven Staatsanwaltſchaften einzuſchreiten ſich veranlaßt ſehen könnten. Es iſt bedauernswerth, wenn eine liebenswürdige Natur und poetiſcher Sinn, wie er ſich in den nichtpolitiſchen Gedichten ausſpricht, ſich nach irgendeiner Seite hin verrennt.

7. Wilde Roſen aus Krieg und Frieden. Stuttgart, Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg. 1856. 8. 22½ Ngr.

Ich bekenne von vornherein, daß ich in der Lectüre dieſer Gedichte nicht ganz bis zur Hälfte vorgedrungen bin. Der Verfaſſer iſt ſo unklar und nebelhaft, daß einzelne hübſche Liederchen den Leſer unmöglich dafür entſchädigen können, ſeinen Kopf über den lyriſchen und epiſchen Räthſeln zerbrechen zu müſſen. Zur Probe nur ein Blatt aus dem Tagebuch des Generals York:

Der Sonnenuntergang der Blüte:
Die rothen Roſen leuchten noch,
Ob manche Liebende verglühte, —
Viel ſüße Schweſtern leben doch!

Nur bläſſer ſind ſie jetzt geworden,
Das Purpurhaupt iſt tief geſenkt!
Sie duften an des Todes Pforten:
Da geht man ſtill in ſich und — denkt.

Sie locket nicht mehr heißes Sehnen
In ſeelenvoller Mondennacht —
Sie legen nieder ſich mit Thränen
Und ſind mit Thränen aufgewacht!

Sie ſind voll tiefem, ſchweren Sinnen —
Die Kälte reifte den Verſtand!
Sie ſcheiden nicht in Luſt von hinnen,
Gebrochen von der Liebe Hand.

Sie ſinken welk im Staube nieder
Und wenden ernſt zum Schöpfer ſich:
„O Gott! erſchaffe nie uns wieder!“
Und wie ſie flehen, bet' auch ich!

Für mich hört da wirklich ſo ziemlich alles Verſtändniß auf, was ich umſomehr bedauere, als die deutſch patriotiſche Geſinnung des Verfaſſers einen ſonſt angenehmen Eindruck macht.

8. Vom Meeresſtrande. Gedichte von R. Graf Rehbinder. Berlin, Schroeder. 1856. 16. 15 Ngr.

Die vorliegenden Gedichte ſind wahrhaft erfreulich. In gebildeter Form treten uns ſehr beſtimmte Empfindungen und Geſtalten entgegen ſtatt der ſaloppen Darſtellung und verſchwimmenden, über ihr eigenes Ziel hinausſchießenden Gedanken, die wir jetzt ſo oft uns für Poeſie verkaufen laſſen müſſen. Auch das Humoriſtiſche gelingt dem Verfaſſer, wie denn „Des Hofnarren Frühlingsfahrt“ ein durchweg heiterer und wohlthuender Schwank voll geſunder hausbackener Moral zu nennen iſt. Recht gelungen ſind auch die Lieder aus dem Abſchnitt „Das Meer“, von denen das erſte, „Meerkönig“ überſchriebene Zeugniß von unſerm Poeten ablegen mag.

Wer je das große Meer geſehen
In Sonnenglut, in finſt'rer Nacht,
Bei Stille oder Sturmes Wehen,
Der ſehnt ſich ſtets nach ſeiner Pracht.
Es iſt wie Heimweh, ungebändet,
Des Schweizers nach der Alpen Höh' —
Und ſolche heiße Sehnſucht ſendet
Meerkönig aus dem Grund der See.
Meerkönig thront im tiefſten Grunde
Im prachtvoll ſeltſamen Palaſt;
Noch wächſt der Bau von Stund' zu Stunde,
Koralle ſtrecket Aſt an Aſt.
Der König mit der Perlenkrone,
Er ruht auf ſeinem Muſchelthron,
Seltſame Weſen rings am Throne,
Wie ſie ein Traum gebiert in Hohn.
Gebeine rings im Kreiſe bleichen,
Von kalter Woge rein geſpült:
Das ſind die Opfer, ſind die Leichen,
Die Sturm und Well' herabgewühlt.
Der Schiffer ſchaut vom Bord hernieder:
Wie blitzt's im Grunde wunderbar!
Es leuchtet auf, es flimmert nieder,
Doch wird es nicht dem Auge klar.
Er ſah das Schloß im fernen Schimmer, —
Da hat die Sehnſucht ihn erfaßt,
Sie hält ihn feſt, ſie läßt ihn nimmer,
Bis drunten er, ein todter Gaſt.
Ob er auch zu der Heimat kehre
Noch manchesmal, geführt vom Glück,
Er bleibt nicht dort, er muß zum Meere,
Zum Meer und ſeiner Pracht zurück.
Es treibt ihn fort vom feſten Lande,
Vom Weltlärm, vom Gewühl der Stadt,
Vom Frühlingsgrün, vom ſichern Strande,
Von Allem, was er Liebes hat.
So muß er kämpfen, muß er ringen
Mit Sturm und Nacht, mit Noth und Graus,
Muß Sturm und Graus und Noth bezwingen
In ſeinem ſchwachen Breterhaus,
Bis endlich in gewalt'gem Wettern
Des Oceans in ſeiner Wuth
Am Riff des Schiffleins Seiten ſchmettern, —
Hinab, hinab dann in die Flut!
Dann ſinkt der Schiffer in die Welle,
Dann ſtillet ſich der Sehnſucht Haſt, —
Und an des Wunderſchloſſes Schwelle
Empfängt Meerkönig ſeinen Gaſt.

9. Harald und Theano. Gedicht von Felix Dahn.
lin, F. A. Herbig. 1855. 16. 20 Ngr.

Auch dieſes Gedicht hat viel recht Gutes. Auf e
jener urgermaniſchen Beutezüge kommt der Sachſenh
Harald mit ſeiner Schar nach Cyprus, wo Phalan
Namen des Kaiſers in aller Ueppigkeit des unterg
den Römerreichs Hof hält. Er hat den annahe
Barbaren den Feldherrn Volero entgegengeſandt,
aber iſt geſchlagen und bis nach Paphos ſelbſt ver
worden. Bei einem Gelage im Tempel der Aphr
hat Phalant für den Schlüſſel, welcher ihm und ſ
trunkenen Gäſten die Cella, den Aufenthalt von v
hundert jugendlichen Dienerinnen des Tempels, erſch
der Prieſterin der Liebesgöttin den Tod der Chr
verſprochen, welche auf der Inſel allein dem alten
tus ſich entziehen. Auch Phalant's Schweſter Th
ſelbſt neigt zu der neuen Lehre und befindet ſich in
Verſammlung, als die von Phalant abgeſandten S
gen erſcheinen. Harald befreit die junge Gem
und entbrennt in Liebe zu Theano, wie dieſe
ihm. Dies benutzt Phalant, um den Sieger ins
derben zu locken. Er verſpricht ihm die Hand
Schweſter und ladet ihn unbewaffnet und allein zur
lobung in die Akropolis. Hier fällt er dem Ve
zum Opfer, nachdem er ſein Leben an Vielen, auc
Phalant gerächt; die Sachſen kehren nach Norden
rück, um ganz Germanien nach dem ſchönen ungetr
Süden aufzuſtacheln, und Theano begleitet eine S

frommer Chriſten, welche das Evangelium nach Deutſchland tragen wollen.

Dieſer Inhalt, den ich nur in den allgemeinſten Umriſſen habe andeuten können, gibt dem Dichter zu manchen charakteriſtiſchen Bildern und bedeutenden Schilderungen Veranlaſſung. Die Ueppigkeit des untergehenden Roms, die heitere Sinnlichkeit der Inſel der Liebe, die geſunde Kraft und geiſtige Friſche der nordiſchen Barbaren, das neu auftauchende Chriſtenthum mit ſeiner Hinwegweiſung von der Welt auf das Jenſeits: dieſe Gegenſätze ſind in ſehr beſtimmten und ergreifenden Geſtaltungen vorgeführt. Nur ein Bedenken kann ich nicht zurückhalten: wird Harald, der nordiſche Barbar, voller Kraft und Fähigkeit, aber wie ſeine Genoſſen noch nie von der Cultur beleckt, wird er von der Liebe zu der ſchönen Griechin nicht allzu ſchnell ſelbſt zahm gemacht? Würde ein wirklicher, nicht blos poetiſcher „Sohn der Wildniß" nicht kürzern Proceß machen, ſich der Geliebten zu bemächtigen?

10. Liebfrauen-Büchlein. Dichtungen von Guſtav Plettner. Berlin, Gebauer. 1856. 16. 15 Ngr.

Dem Verfaſſer gelingt hier und da ein einfaches Liedchen; an größeres wagt er ſich zu ſeinem Schaden. Insbeſondere aber warnen wir ihn vor Hexametern und Diſtichen.

Charlotte Corday.

Corday, ſei mir gegrüßet, gegrüßt du muthige Heldin,
Durch deren ſchuldloſe Hand floß einſt des Ruchloſen Blut.
Haltet Erinnyen ein, den Tod des Entmenſchten zu ſühnen,
Gebet die Heldin nicht preis thieriſchem, grauſamem Volk!
Unaufhaltſam jedoch iſt des Schickſals rollender Wagen,
Denn vier Tage darauf blitzet das mörd'riſche Beil,
Blitzt und durchſchneidet den Hals der keuſchen heroiſchen Jungfrau:
In dem Strahlengewand flieget die Seele hinan.
Aus der Hand der Jeanne d'Arc empfängt ſie den Lorber des Sieges,
Während den Leichnam ſogar ſchändet des Henkerknechts Hand.

Abgeſehen von der Inhaltsloſigkeit dieſer Zeilen, die für ein antikes Maß doch etwas allzu fühlbar iſt, ſind ſolche Verſe (und es finden ſich deren noch mehre in dem Büchlein) in metriſcher Beziehung geradezu ſtrafwürdig. Iſt es ja doch keine Staatsbürger- und Chriſtenpflicht, Diſtichen und in specie Hexameter zu machen! Denn freilich:

Hexameter zu machen,
Die weder hinken noch krachen,
Das ſind nicht Jedermanns Sachen —

hat ſchon A. W. Schlegel, der das Handwerk verſtand, ebenſo wahr als boshaft angemerkt.

11. Jungfrau Viola. Ein Frühlingstraum am Oſtſeeſtrande. Von Franziska Gräfin Schwerin. Breslau, Kern. 1855. 16. 22½ Ngr.

Die „See" liebt den „Sonnengott", dieſer aber zieht undankbarerweiſe die Reize der „Erde" vor. So ergibt ſich denn die See den ungeſtümen Werbungen des „Sturms", um als vermählte Ehegattin die rauhen Angriffe, welche derſelbe gegen die Erde zu richten pflegt, zu mildern oder gar aufhören zu machen und ſo, dem immer noch geliebten Sonnengott entſagend, die Geliebte zu ſchirmen. Aus der Ehe Sturm und See entſpringt als ſüße Liebesfrucht das Töchterlein Welle und erfreut durch ihren kindlichen Muthwillen Mutter Sturm, geborene See. Aber wehe! Ein Bernſteinjüngling (nicht etwa ein ſchwarzgelockter Bankcommis israelitiſchen Glaubens, ſondern ein wirklicher Bernſtein) weckt ihre Liebe und ſie folgt ihm weit in die Ferne. Aber der Schmetterling von einem Bernſtein! Kaum ſieht er ein ſchönes Mädchen in ſeiner Braut, d. h. der Welle, die jugendlichen Reize baden, ſo verläßt er die arme Welle und folgt dem ſtärkern Magnet. Der Sonnengott, von mütterlicher Seite ihr befreundet, verwandelt ſie (die Welle) in eine ſchöne Jungfrau, in der ſich Veilchen, Roſe, Sonne und Welle einen, mit der Beſtimmung, „Licht, Demuth, Schönheit" in ſich zu verkörpern und zu beleben unter den Menſchen, und nennt ſie Jungfrau Viola. Freund Bernſtein, von ſeiner neuen Geliebten beiſeite gelegt, fragt ſeiner lieben Welle wieder nach, und da er deren Metamorphoſe erfährt, ſo bittet er den alten Sturm, auch ihn zu vermenſchlichen. Es geſchieht, aber ſein Weſen wird aus Erde gebildet und paßt demnach wenig zu den himmliſchen Ingredienzien, aus welchen Jungfrau Viola zuſammengeſetzt iſt. Auch beſteht er eine Probe, wie ſeeliſch ſeine Liebe ſei, ſo ſchlecht, daß Jungfrau Viola ſich Verwandlung in ein Veilchen ausbittet: der Sonnengott verwandelt ſie in das Kloſter Oliva.

Ich weiß nicht, ob man an der Oſtſee bei dicken Nebeln ſo confuſe Träume hat: Frühlingsträume ſollten lichter ſein. Ueberhaupt muß man immer von neuem gegen dieſen Unfug proteſtiren, den unſere modernen Poeten mit Perſonificationen der Natur treiben. Zu welchem Unſinn dieſes Nebeln, Schwebeln und Blüteleben ausarten kann, habe ich vor einiger Zeit an Putlitz' „Luana" aufgezeigt. Vielleicht dürfte man noch am erſten einer Dame dieſe Mondſchein- oder Sonnenpoeſie nachſehen; aber das Gedicht der Gräfin Schwerin enthält, abgeſehen von der unglücklichen Erfindung, ſoviel gut, geſund und kräftig Gedachtes, daß ich einer ſolchen Verfaſſerin gegenüber einen ehrlichen Tadel für angemeſſener hielt als höfliches Stillſchweigen, wie man es Damen gegenüber ſonſt wol als artiger Kritiker übt. Vielleicht gibt uns dieſelbe einmal Gelegenheit, ihre unverkennbare poetiſche Begabung an ernſten, wenn auch noch ſo einfachen Vorwürfen bethätigt zu ſehen. Wenigſtens iſt uns dies Talent zu erfreulich erſchienen, um es in dieſer Nipptiſchpoeſie gern aufgehen zu ſehen.

12. Aßlann Aga. Vom Prinzen Emil von Wittgenſtein. Frankfurt a. M., Literariſche Anſtalt. 1856. 8. 1 Thlr.

Abenteuer des Kurdenhelden Aßlann Aga, Kämpfe um ſein edles Roß und ſein theueres Lieb — ein lebendiger, friſcher Stoff außerordentlich gewandt behandelt. Nur können wir auch hier unſer Bedenken nicht zurückhalten, warum wol unſere Poeten ſo gern in die Fremde flüchten: 72 Anmerkungen, die ſich zur Erklärung des

Gedichts nothwendig gezeigt haben, unterbrechen immer wieder unſer lebendiges Intereſſe. Iſt denn in Deutſchland aller poetiſche Stoff verflüchtigt? Oder wenn der Dichter einmal den orientaliſchen Vorwurf behandeln wollte, wie er denn allerdings ſehr lockend iſt, konnte er bei ſeiner Kenntniß aller Einzelheiten und ſeiner Herrſchaft über die Sprache jene commentirenden Anmerkungen nicht umgehen? Von der nicht gewöhnlichen Art und Weiſe des Dichters zeuge die Einleitung, welche uns in die Situation des Gedichts einführt.

Hinaufgethürmt in blaue Luft,
Umſchleiert leicht vom Wolkenduft,
Die ſchroffen Felſenrippen wild
Hinunterdrohend ins Gefild,
Und um die hohen runden Kuppen
Des ew'gen Eiſes Panzerſchuppen,
Bekruſtet mit verſteintem Schnee:
So leuchtet über Berg und See
Und Stepp' und Klüfte, Burg und Stadt
Hinüber weit der Ararat.

Geankert aus der Sündenflut
Als wie des Glaubens Arche, ruht
Der Sagen erſte, heil'ge Sage
Auf ſeinem Gipfel: Tag' um Tage,
Seit tauſenden und tauſend Jahren,
In Blut geharniſcht und Gefahren,
Sie haben nicht verwiſcht die Kunde,
Die auf der Erde weitem Runde
Ein jedes gläubig Herze ehrt,
Dem Kinde fromm die Mutter lehrt,
Die Kunde, tief wie Meereswogen
Und leuchtend wie der Regenbogen,
Die leben wird in fernſten Tagen,
Solang' den Himmel Berge tragen!

Ein rauh zerriſſ'nes Felſenland
Umſchlingt in ungeheurem Band
Auf hundert unwirthbare Meilen
Des Berges Fuß. Wie Mauern ſteilen
Die Wände ſich des Ala-Dagh,
Dem Himmel drohend, ſchwärzlich jach
Empor aus dem verbrannten Grund,
Und ihre Hügel wölben, rund,
In mächtigen verſchränkten Knoten
Sich aus dem Rieſenberg, dem todten,
Und krallen ſich ins Land hinein
Als wie ein Wurzelwerk von Stein;
Die Ströme brauſen ſchäumend dort
In tiefer'n Klüften wilder fort,
Als je in einem andern Lande;
Im Sturm entkocht dem Bergesrande
Die dampfumwölkte Schwefelquelle,
Und ihres Sturzes jähe Schnelle
Läßt an der Felswand, Stück um Stück,
Das bunte Tropfgeſtein zurück.
Bewegungslos, als ob er ſchliefe,
So lächelt in kryſtall'ner Ruh'
Aus längſt erloſch'nen Kraters Tiefe
Der Bergesſee dem Himmel zu;
Doch ſeines Ufers morſche Schlacken,
Hinaufgethürmt in ſchroffen Zacken,
Bedrohen eiferſüchtig wild
Das aufwärtsſtrebende Gefild.
Kein Baum, der ſeine grüne Pracht
Dem müden Wand'rer überdacht,
Kein Strauch belebt der öden Wände
Vulkaniſch düſtere Gelände:
Das hohe Kraut der Steppe nur
Durchwuchert die verdorrte Flur
Und birgt in ſeinen hohen Wellen
Die klugen flüchtigen Gazellen,
Dieweil aus rollendem Geſtein
— In ſtummem, friedlichem Verein
Mit Skorpionen und Phalangen —
Der Diſtel rothe Kronen prangen.

Nur kurz erweckt die Gegenwart
Des Menſchen tröſtend die Gefilde:
Des Menſchen fühlend Herze ward
Gewöhnt an weichere Gebilde!
Der Kurde nur, der Speer und Zelt
Auf einen Tag ans Ufer ſtellt,
Die Karavane, reichbeladen,
Die müde von des Berges Pfaden
Der kargen Ruhe dort genoß,
Des Tſcherwadaren dürftig Roß,
Am Hange weidend: ſie allein
Beleben manchmal Trift und Stein.
Wenn in der Herbſtesnacht, der dunkeln,
Vom Thale drüben Feuer funkeln
Und freundlich leuchten in die Ferne,
Wie erdenwärts verirrte Sterne: —
Am Morgen ſind ſie ſchon verflogen!
Vorüber iſt der Menſch gezogen,
Der ſie geſchürt; die Aſche blind
Verflüchtigt ſchnelle in dem Wind.
Vorſichtig ſtöbernd ſchleichet nur
Um des verlaſſ'nen Lagers Spur
Nach Knochen ſuchend die Hyäne,
Und drohend wehren ihre Zähne
Dem Schakal, der ſie ſchlau umkreiſt
Und um des Mahles Reſte gleißt.

13. Aus voller Seele. Gedichte von Curt Oswalt. Dresden, Adler und Dietze. 1856. Gr. 16. 20 Ngr.

Der weſentliche Charakter dieſer Sammlung iſt ein muſikaliſcher, d. h. dieſelben ſind leicht gereimt und empfehlen ſich durch den Fluß der Strophen für die Compoſition, ohne durch Tiefe des Gedankens oder bedeutendern Inhalt den Muſiker zurückzuſchrecken oder zu hemmen. Bei der Lectüre empfindet man dieſen letztern Umſtand freilich manchmal ſchmerzlich, denn ohne den ſinnlichen Reiz der Muſik nehmen ſich manche von dieſen Liedern gar zu leer und inhaltslos aus.

14. Gedichte von Guſtav Reichart. Leipzig, O. Wigand. 1856. 8. 20 Ngr.

Ich geſtehe aufrichtig, daß mich dieſe Gedichte lebhaft angeſprochen haben. Es iſt ein friſcher Hauch, der durch ſie hindurchgeht und neben den vielen Süßlichkeiten und Lieblichkeiten unſerer heutigen Poeſie einen angenehmen Eindruck macht, wenn man auch die Anſchauungen und Maximen des Dichters nicht zu theilen vermag, ja wenn man ſelbſt hier und da als Aeſthetiker das Haupt bedenklich zu ſchütteln hat. Denn Das, was dieſe Gedichte vorzugsweiſe charakteriſirt, iſt kurz geſagt eine zeitgemäße neue Ausgabe Herwegh'ſcher Poeſie mit ihren Vorzügen und ihren Fehlern, d. h. alſo: Liebe zum Volk, Schwung der Sprache, donnernde Verſe, aber freilich auch viel einſeitiger Fanatismus und vor allem viel Rhetorik. Herwegh ſelbſt iſt durch ſeine unglücklichen Verſuche als Kriegsheld mit Unrecht auch

als Dichter in Vergeſſenheit gerathen, und wenn man auch allerdings in Erinnerung an die komiſchen Fata des Dichters manche ſeiner Gedichte nicht ohne Lächeln leſen kann, ſo bleibt ihm doch unbeſtritten das Verdienſt, der Poeſie auch die politiſche Bewegung unſers Volks und unſerer Zeit erobert zu haben. Guſtav Reichart, ſchon fortgeſchrittener, faßt die Sache mehr vom ſocialen Standpunkt; es handelt ſich weniger mehr um politiſche Rechte für das Volk, als um Theilnahme an den Gütern des Lebens. Und wenn man nun auch natürlich dem Poeten, der gegen die Bourgeois eifert, „die Krämerſeelen, elende Wichte, die nach Maß und Ellen Jedwedes meſſen, die ſich heuchelnd putzen in der Tugend Staat", ſo ohne weiteres beizuſtimmen billig Bedenken trägt; wenn auch ſeine naive Begeiſterung für das Dieſſeits und ſeine Abneigung gegen den Himmel weniger philoſophiſch begründend als erheiternd wirkt; wenn auch die poetiſche Verherrlichung des gefallenen Weibes, eine ſpecielle Liebhaberei unſerer modernen Dichter, im Ganzen ſchon etwas rococo geworden iſt: es iſt immerhin eine urſprüngliche kräftige Natur, die ſich in dieſen Liedern ausſpricht, und eine ſolche macht immer einen guten Eindruck in einer Zeit, in welcher ſchon Muth dazu gehört, etwas Beſtimmtes zu wollen.

15. Alexander der Große von Macedonien. Ein Lebensbild in epiſchen Gedichten von Moritz Döring. Freiberg, Craz und Gerlach. 1856. 8. 12 Ngr.

Der Verfaſſer zerlegt das große Gemälde von Alexander's Leben, Thaten und Ende in lauter kleine Bilder, die, ohne in unmittelbarem und ununterbrochenen Zuſammenhang zu ſtehen, doch im Ganzen an dem Faden der Geſchichte aufgereiht ſind. Er thut dies, indem er der Erzählung des Plutarch, deſſen betreffende Capitel über den einzelnen Abſchnitten angegeben ſind, genau folgt und dieſelbe nur äußerlich in poetiſches Gewand kleidet. Daß auf dieſe Weiſe das Ganze etwas Moſaikartiges bekommt, welches ſich dem ſo allgemein bekannten Ganzen dieſes Lebens gegenüber immer als unvollſtändig und willkürlich ausnehmen muß, iſt wol natürlich. Bei der Beſchaffenheit der Quelle, aus welcher der Verfaſſer ſchöpft, erhält ſchon an ſich die Erzählung des Einzelnen den Charakter des Anekdotenhaften; iſt es ja doch bekannt genug, wie ſehr Plutarch dicta classica und probantia liebt, wie gern er pikante Situationen abſchildert und Charakterzüge mit einer epigrammatiſchen Pointe ausſtattet. So bekommen wir denn auch in vorliegenden epiſchen Gedichten die bekannten Erzählungen von Klitos, Parmenion, Statira, Taxiles, Porus u. ſ. w., ja das Ganze beginnt ſogar mit der berühmten Bändigung des Bucephalus und den claſſiſchen Worten Philipp's. Dagegen findet ſich von den großen Gedanken, welche Alexander's Zuge theils zugrunde lagen, theils von ihm angeregt wurden, kaum eine Spur, und wenn wir gerecht ſein wollen, ſo konnte nach der Anlage des Ganzen, wie ſie nun einmal vom Dichter beliebt worden, dieſen weltgeſchichtlichen Ideen, dem Eroberungszug helleniſcher Cultur in das Land des träumeriſchen, hinbrütenden Oſtens, in der That kaum ein Platz angewieſen werden. Nehmen wir aber die Gedichte, wie ſie uns geboten werden, ſo finden wir eine größtentheils leichte Verſification und gewandte Darſtellung. Nur in dem einen Abſchnitt „Edelmuth im Wohlthun" treten ſelbſt innerhalb eines und deſſelben Gedichts die einzelnen Züge, welche die in der Ueberſchrift genannte Eigenſchaft beweiſen ſollen, etwas gar zu äußerlich und unverbunden nebeneinander.

16. Maienblüten. Gedichte von Adalbert Manlehn. Leipzig, C. L. Fritzſche. 1856. 16. 20 Ngr.

Nach einer Anzeige auf dem Titel iſt das Büchlein zum Beſten der Armen im Erzgebirge beſtimmt.

In Anbetracht dieſes lobenswerthen Zwecks transeat cum ceteris. Dem Verfaſſer aber, der wahrſcheinlich noch ſehr jung, wie es ſcheint, Student iſt, empfehlen wir doch einige kleine Studien, damit er in „Philemon und Baucis" das Ovidiſche locique inciperent casus nicht mehr von dem Zuſammenſturz des Tempels verſtehe; ein haarſträubendes Quidproquo, welches er in folgendem haarſträubenden Hexameter verewigt hat: „Und es begann der ſteinerne Tempel zuſammenzuſtürzen!" Wenn das des Dichters alter Rector in Meißen oder Grimma erfährt, wird er mit Recht ſagen: „Das kommt davon, wenn man Allotria treibt."

17. Andreas Hofer. Balladencyklus von Emil von Boxberger. Fulda, Maier. 1856. Gr. 16. 15 Ngr.

Es iſt einfach abgeſchmackt, wenn man, wie es zu Zeiten des jungdeutſchen Liberalismus ja wol Mode war, es den Tirolern verdenken will, daß ſie ihre Thäler und Herzen nicht freudig der tricoloren franzöſiſchen Glückſeligkeit öffneten, vielmehr ſich dieſelbe möglichſt vom Halſe zu halten ſuchten. Sie hatten darin gewiß vollkommen Recht und verdienen alle Achtung für ihren heldenmüthigen Kampf. Dagegen kann man freilich mit ihrer faſt zu ausſchließlich dynaſtiſch-provinziellen Schwärmerei nicht ſo unbedingt Schritt halten; und auch das ſtört die reine Freude an ihren tapfern Kämpfen, daß auch hier wieder einmal Deutſche gegen Deutſche ſtritten, wie der Dichter dieſer Hofer-Balladen ſeinem Helden die Worte in den Mund legt:

„O kämpften wir doch einſt verbündet
Für deutſches Recht und deutſche Ehr',
Daß ſtolz man einer Welt es kündet,
Von nun an keine Trennung mehr!"
So ſprach der Held Tirols und Schmerz
Ergriff ſo manches deutſche Herz.

Natürlich wußten die Tiroler oder glaubten wenigſtens zu wiſſen, warum ſie für Oeſtreich ſich begeiſterten, und hatten auch Recht, die Baiern aus dem Lande zu jagen; aber der poetiſche Eindruck gewinnt weder durch jene naive Anhänglichkeit, die man nicht ganz theilen kann, noch durch den Umſtand, daß Söhne Eines Volks gegeneinander kämpfen. Und welch einen Endpunkt bietet der verlaſſene Tod Hofer's auf den Schanzen von Mantua! Wie troſtlos! Die Behandlung des Dichters läßt die Geſtalt Hofer's nicht beſtimmt genug hervortre-

ten; die formelle Darſtellung iſt reich, aber mit epithetis ornantibus zu ſehr geblümt und überladen.

18. Neuer Frühling. Brautlieder von Guſtav Jahn. Magdeburg, Heinrichshofen. 1856. 8. 22½ Ngr.

Die vorliegenden Lieder enthalten weder Unverſtändiges noch Geſchmackloſes, freilich aber ebenſo wenig Neues, Bedeutendes und Hervorragendes. Dergleichen Gedichte machen in Familienkreiſen erfreuliche Wirkung, aber die Verfaſſer ſollten bedenken, daß die weite Welt unmöglich ihren Producten das individuelle Intereſſe, die perſönliche Theilnahme entgegenbringen kann, wie eine liebende Braut, und ſollten daher, zufrieden mit den vergnügten Stunden, die ſie ſich und den Ihrigen mit ihren Gedichten bereitet haben, dieſelben ungedruckt laſſen. Statt deſſen treten ſie mit dieſen Familienpoeſien, wie ich ſie nennen möchte, in die Oeffentlichkeit und ſind höchlich erſtaunt und entrüſtet, wenn das große Publicum ſie nicht mit derſelben Freude oder Begeiſterung begrüßt, wie das wohlwollende verwandtſchaftliche. Und doch kann ſelbſt eine gewiſſe Leichtigkeit der Form und Darſtellung, wie ſie ſich z. B. in den „Brautliedern" findet, heutzutage auf beſondere Anerkennung nicht mehr rechnen, wenn ſie nicht das Gewand für einen nach irgendeiner Seite hin bedeutenden Inhalt bildet. Denn wie es ſchon ſo oft ausgeſprochen worden iſt, durch die Ausdehnung literariſcher Genüſſe und die Verbreitung einer äſthetiſch-poetiſchen Bildung iſt eine gewiſſe Formgewandtheit dergeſtalt allgemein geworden, daß ſie zwar als nothwendige Vorausſetzung noch poſtulirt, aber nicht mehr als etwas Beſonderes hervorgehoben wird. In den

19. Märzenveilchen von Johann Nepomuk Ritter von Alpenburg. Innsbruck, Wagner. 1855. 16. 18 Ngr.

fehlt freilich ſogar dieſe conditio sine qua non: Fehler gegen den Reim, das Metrum und eine Menge Härten und öſtreichiſche Provinzialismen fallen im höchſten Grade unangenehm auf. Was den Inhalt anbetrifft, ſo will ich, in Anbetracht daß der Ertrag des Büchleins für einen wohlthätigen Zweck beſtimmt iſt, nur ſoviel erwähnen, daß die Geſinnung, welche ſich durch die Lieder hindurchzieht, eine ſehr loyale und jedenfalls viel correctere iſt, als die Sprache, in der ſie ſich ausſpricht. Verſe wie

Vom Habicht die Feder
Ein Dornroſentrum
Die ſteckt' auf den Hut ich
Voll Stacheln ringsum.
Dann lud ich die Stutzen
Und zog an die Grenz'
Und pulvert ſie nieder
Die ſakara Schw...

Ich war alter Racker
Wol glücklich im Kauf,
Gab Manchem ein' Pracker —
Der ſteht nimmer auf.
Nun bring' ich vom Feinde
Die Fahn' als Trophä,
Die nehmt nun Herr Kaiſer —
Die hab'n ihr'n Thee!

klingen vielleicht als eine Art Schnadahüpfln im Munde des Volks recht neckiſch, abſichtlich aber producirt und gedruckt nehmen ſie ſich doch gar abſonderlich aus.

Für diesmal genug, denn auch das Schöne will mit Maß genoſſen ſein. Alſo: claudite iam pueri rivos, sat prata biberunt.

August Henneberger.

Culturgeſchichtliches.

1. Andeutungen über die künftigen Fortſchritte und die Grenzen der Civiliſation. Von M. von Prittwitz. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Berlin, A. Duncker. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
2. Menſch, Volksleben und Staat, im natürlichen Zuſammenhange. Von Leopold von Morgenſtern. Zwei Bände. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1855. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Es iſt erfreulich, wenn Männer des praktiſchen Lebens ſich mit der Wiſſenſchaft in einer ſo engen Verbindung halten, daß ſie den Gewinn ihrer Erfahrungen und Anſchauungen derſelben zum unmittelbaren Nutzen zuwenden. Es iſt beſonders erfreulich, wenn die im Getriebe des Lebens der Gegenwart geſchöpften Anſichten deſſelben eine ſo heitere Färbung tragen, als dies hier vorzugsweiſe der Fall iſt. Denn wenn auch das Hoffnungsvolle ſolcher Auffaſſungen einem Theile nach immer Sache des Temperaments und der perſönlichen Stimmung iſt, ſo könnten doch in Zeiten eines Tacitus, eines Zuſtandes alternder und ermüdeter Geiſtesbildung, ſtagnirenden Lebens und bedrohter Cultur, womit man unſere Zeit verglichen hat, ſich ſolche Lebensanſchauungen nur in der Zurückgezogenheit des von den Einflüſſen der Welt unberührten Studirzimmers, ſchwerlich aber im Getriebe des Lebens ſelbſt ausbilden und nähren.

Das Werk des Hrn. von Prittwitz läßt ſich am beſten charakteriſiren als eine anmuthige und intereſſante Blumenleſe von umfangreichen Notizen aus dem politiſchen, ökonomiſchen und induſtriellen Völkerleben der Gegenwart, welche aber nicht vereinzelt und abgeriſſen daſtehen, ſondern auf eine geſchmackvolle, ſogar künſtleriſche Art durch ein eingewebtes fortlaufendes Raiſonnement in eine ſolche Perſpective geordnet ſind, daß überall der Endzweck der Ueberzeugung von einem Fortſchreiten des Menſchengeſchlechts zu einem Leben im Lichte der Vernunft und Aufklärung entweder deutlicher oder ahnungsvoller hervorſchimmert. Vieles des Vorkommenden iſt dabei zugleich geeignet, ermunternd auf die Gegenwart zu wirken. So wird namentlich überall auf den großen Vorſprung hingewieſen, welchen England in Betreff ſeines Aſſociationsgeiſtes vor dem Continent hat. Es gibt faſt keinen gemeinnützigen oder lehrreichen Zweck, wofür der Engländer nicht Vereine geſtiftet hätte. „Wer möchte verkennen", ruft der Verfaſſer aus, „daß der in dieſen Vereinen ſich ausſprechende Aſſociationsgeiſt (ſonſt auch wol in politiſcher Beziehung Föderalismus genannt und als ſolcher in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten am vollſtändigſten ausgebildet) in ſeiner weiteſten Ausdehnung allein geeignet iſt, den Menſchen auf die höchſte Stufe der Civiliſation, d. h. des moraliſchen und materiellen Fortſchritts, zu bringen, daß er in ſeinen Wirkungen bei weitem Das überflügelt, was eine centraliſirte Staatsbehörde durch zwingende und ordnende Geſetze von oben herab zur Verbeſſerung und Ausbildung des geſelligen Zuſtandes zu thun vermag, und daß zuletzt auf dieſem Wege durch die Wirkung ſowol der freiwillig zuſammengetretenen als der geſetzlich conſtituirten Vereine mehr oder weniger die Thätigkeit der obern Staatsbehörde großentheils entbehrlich gemacht werden kann." Alle Spitäler und Wohlthätigkeitsanſtalten in England ſind durch Stiftungen und Subſcriptionen von Privaten entſtanden; ferner die wiſſenſchaftlichen Anſtalten, die Royal Society, die Society for the encouragement of arts, die Human Society, die Botanical

Society, Astronomical Society, Wernerian Society, die Royal Institution, Mechanics' Institution, Architectural Society, die londoner Univerſität ſind Privatunternehmungen; die Oſtindiſche Compagnie, die größte, welche Europa beſitzt, mit 140 Millionen Unterthanen, war anfangs Privatſache; die Eiſenbahnen ſind Privatſache, das Waſſer ſogar und die Gasbeleuchtung dankt der Engländer Privatanſtalten.

Der Werth und die Kraft ſolcher Vereine wächſt in England freilich dadurch, daß dem Einzelnen mehr Mittel zugebote ſtehen. An allgemeinem Comfort, z. B. in Beziehung auf den Verbrauch von Fleiſch, Thee, ganz vorzüglich aber Zucker, übertrifft England alle andern Völker weit. Dabei iſt eine bequeme Lebensweiſe in Wohnung, Ameublement u. ſ. w. in England ſowol die einförmigſte, als auch über die weiteſten Kreiſe des Lebens verbreitet, wogegen z. B. in Frankreich Luxus und Pracht des Lebens höher ſteigen, aber auf kleine Kreiſe concentrirt bleiben. Von beſonderm Intereſſe iſt in dieſer Beziehung auch das Verhältniß der ackerbauenden Bevölkerung zur übrigen. Je geringer nämlich die ackerbauende Bevölkerung eines Landes verhältnißmäßig iſt, deſto mehr Menſchenhände bleiben für andere Zwecke disponibel, deſto bedeutender wird folglich die Maſſe der anderweitigen Producte, welche außer der Nahrung auf jeden Einzelnen kommt. Nun aber beträgt in England die landbauende Bevölkerung in Procenten der Geſammtzahl 34 Procent, in Frankreich 51, Preußen 58, Oeſtreich 73, Rußland 70, Belgien 76, Schweden 74, Hannover 85. Folglich wird in England jedes Individuum durchſchnittlich in reicherm Maße mit den Lebensbequemlichkeiten, welche über das bloße Nahrungsbedürfniß hinausgehen, ſich verſehen können.

Da es der vom Einzelnen ins Ganze wirkende Aſſociationsgeiſt iſt, in welchem Hr. von Prittwitz den allmächtigen Hebel der Zukunft erblickt, ſo kann er der Staatsmaſchine nicht ihren Zweck in ſich ſelbſt anweiſen, ſondern denſelben nur darein ſetzen, alle die Hinderniſſe hinwegzuräumen, welche dem Menſchen bei Erreichung ſeines Lebenszwecks im Wege ſtehen, und zwar mit der geringſtmöglichen Beſchränkung ſeiner Freiheit. Es gibt kein größeres Lob für eine Staatsverwaltung als die Schmeichelei, welche Voltaire an den Cardinal Fleury richtete: „Gnädiger Herr, Sie beſtreben ſich, ſich überflüſſig zu machen." „Wehe dem Miniſter", fügt der Verfaſſer hinzu, „der Alles ſelbſt thun zu müſſen glaubt und zu ſpät einſehen lernt, daß der Wille und die Kraft eines Einzelnen viel zu ohnmächtig ſind, um auch nur im entfernteſten Das zu leiſten, was bei freier Entwickelung die Kraft aller Bürger vereint zu ſchaffen vermag. Sein Werk wird immer nur, im Vergleich der induſtriellen Geſammtthätigkeit eines Landes, ein einzelner mühſam fortgewälzter Felsblock des Giganten ſein, im Vergleich des Wunderbaus geſchäftiger Gnomenheere."

Wie ſich ſchon oft Romandichter das Vergnügen gemacht haben, uns den Zuſtand der Erde und ihrer Bewohner nach hundert und tauſend Jahren zu ſchildern, ſo hält es der Verfaſſer für nicht unmöglich, unter Zugrundelegung der durch die Erfahrung gelieferten Materialien einiges Licht auf die möglichen Fortſchritte des Menſchengeſchlechts und ſeine Zukunft zu werfen. Zu den erfreulichen Ausſichten gehören unter andern die folgenden: daß die Erde eine unvergleichlich größere Menſchenmenge zu ernähren vermag als jetzt auf ihr wohnt; daß bei zunehmenden Communicationsmitteln Hungersnoth und Uebervölkerung immer weniger zu beſorgen ſein dürften; daß der Menſch ſeine Kräfte und die Schätze der Natur immer mehr zur Befriedigung höherer und edlerer Bedürfniſſe werde verwenden können; daß die Verminderung des Zinsfußes zwar den Zuſtand des Rentiers verſchlechtern, dagegen die Benutzung der geſammelten Capitalien einer größern Zahl von Unternehmern und Arbeitern möglich machen werde; daß der niedern arbeitenden Claſſe immer mehr werde Gelegenheit gegeben werden, ſich eine größere Zahl geiſtigerer Annehmlichkeiten des Lebens zu verſchaffen; daß die allgemeine Einführung der Eiſenbahnen das ganze Treiben des Menſchengeſchlechts auf beiden Hemiſphären gleichſam in zwei großſtädtiſche Centralpunkte vereinigen wird, um die verſchiedenen Stämme immer mehr zu nähern und zuletzt aus dem Menſchengeſchlechte eine einzige große Familie zu bilden. Dann auch dürften überall geſellſchaftliche Vereine entſtehen, um den Kreis der menſchlichen Familie in allen Richtungen zu durchdringen und jedes Individuum mit ſtärkern Banden zu umſchlingen, die zwingende Gewalt des Staats aber durch ihre Wirkſamkeit immer mehr als überflüſſig zu erſetzen; es dürfte an die Stelle der Beſteuerung zunehmend die freiwillige Beiſteuer der Wohlhabenden zu den geſelligen Zwecken treten, die Nothwendigkeit des Kriegs aber immer ſeltener werden.

Die Ausſicht, daß die übergroßen Unterſchiede zwiſchen Armuth und Reichthum, Bildung und Unbildung ſich mit der Zeit mehr ausgleichen dürften, lehnt ſich an den Erfahrungsſatz, daß bei einem Volke die Bodenerzeugniſſe gegen die induſtriellen Producte beſtändig im Werthe ſteigen, während ſich bei zunehmender Cultur der Zinsfuß der Capitalien in einem ſteten Sinken begriffen zeigt. Da der gewöhnliche Tagelohn der niedrigſten Claſſe von Arbeitern immer in einem angemeſſenen Verhältniſſe zu den Bodenerzeugniſſen ſtehen muß, ſo wird derſelbe mit der Bodenproduction fortwährend im Preiſe ſteigen. Dagegen wird durch den ſinkenden Zinsfuß das bloße Capital zum Vortheil der thätigen Arbeitskräfte eine fortſchreitende Entwerthung erfahren. Und da nun ferner in demſelben Grade, worin die Bodenerzeugniſſe gegen die induſtriellen Producte im Preiſe ſteigen, dieſe gegen jene im Werthe ſinken, ſo folgt, daß es in Zukunft im Allgemeinen leichter und in immer größern Kreiſen möglich werden muß, ſich außer dem unmittelbaren Lebensbedarf ſowol mit den feinern Genüſſen des Luxus, als auch beſonders mit den Mitteln der geiſtigen Ausbildung und wiſſenſchaftlichen Belehrung aufs leichteſte zu verſehen.

In unſerm gegenwärtigen Zuſtande beträgt die Nahrung, verglichen mit den übrigen Conſumtionsartikeln, für die höhern Claſſen durchſchnittlich noch nicht den vierten Theil (vielleicht 21 Procent), für die niedrigſten noch nicht die Hälfte (vielleicht 48 Procent) der Geſammtausgaben. Verhält ſich dabei in den höhern Claſſen die ganze Conſumtion pro Kopf faſt fünf mal höher als in der niedrigſten, ſo ſtellt ſich dabei das Verhältniß der Nahrung dennoch nur wie 2 : 1. Faſt ebenſo wie mit der Nahrung verhält es ſich mit der Kleidung. Es bilden demnach in den wohlhabenden Claſſen die übrigen höhern und feinern, der niedern Claſſe unbekannten oder doch unzugänglichen Bedürfniſſe die Hauptausgabe. Dieſe letztere hat nun die Ausſicht, beſtändig zu ſinken zugleich mit dem ſinkenden Werthe des Capitals, während bei ſteigendem Werthe der rohen Arbeit der Arbeiter immer mehr in den Stand geſetzt wird, ſeine Ausgaben auch in dieſe ihm bisher unzugänglich geweſene und beſtändig im Werthe ſinkende Sphäre hinein zu erſtrecken.

Ferner iſt die Bemerkung erfreulich, daß ein hoher Aufſchwung in der Induſtrie nur da möglich wird, wo durch hohe Rechtlichkeit ein feſter Credit begründet iſt, und umgekehrt, daß dieſe im Credit ſich ausſprechende Rechtlichkeit immer da ſich von ſelbſt einfindet, wo lebhafter Verkehr und Induſtrie herrſchen. Die engliſchen Wechſel werden auf allen Handelsplätzen der Welt am liebſten angenommen. Quäker und Herrnhuter ſind im Allgemeinen wohlhabend. Die reichſten Kaufleute finden ſich immer da, wo am wenigſten vorgeſchlagen oder wo nach feſten Preiſen verkauft wird. Ferner läßt ſich nachweiſen, daß die zunehmende Civiliſation auch den Uebertreibungen und Ueberreizungen im Genuß keineswegs günſtig iſt, vielmehr die Gebildeten in der Länge der Zeit immer mehr auf größere Einfachheit hinleitet.

Der Haupt- und Grundſatz, auf welchen der Verfaſſer wiederholt zurückkommt, iſt der, daß der Zuſtand des Arbei-

ters in ſeiner eigenen Gewalt liegt, daß derſelbe nur elend iſt, wo er durch lange Gewohnheit und Erniedrigung an Faulheit und Unordnung ſich gewöhnt hat und für eine erbärmliche Vergütigung ſich zu den anſtrengendſten Arbeiten hergibt. Ein Volk hingegen, in dem die einzelnen Individuen zum Sparen und ſelbſt zum Geize geneigt ſind, den dauernden Genuß ſtets dem flüchtigen, einen guten Rock einem guten Trunk oder einem guten Braten und wiederum eine geſunde freundliche Wohnung einem Sonntagsrock vorziehen; wo Denkmünzen und Sparbüchſen noch in jeder Familie zu finden ſind; wo der Sonntag nicht zu Gelagen und Spiel, ſondern zur Andacht und Erholung benutzt wird; wo die Zahl der Handwerker, die beim Bau der Häuſer, Straßen, Kanäle, Eiſenbahnen, Maſchinen u. ſ. w. beſchäftigt ſind, ferner die Buch- und Kunſthandlungen, Buchdrucker und Künſtler in einem ſchnellern Verhältniß zunehmen, als die Branntweinbrenner, Kuchenbäcker, Putzhandlungen, Tanzſäle u. ſ. w.; wo in allen Städten reichlich benutzte Sparkaſſen zu finden ſind; wo die Verwaltung mehr auf Straßen, Kanäle, Eiſenbahnen, Brücken, öffentliche Schulen und Inſtitute, Sternwarten und Leuchtthürme hält, als auf Luſtlager, große Paraden und Hof- und Krönungsfeſte: bei einem ſolchen Volke wird ſich das Capital des Staats im Großen und in jedem Hausweſen im Kleinen an tauſend verſchiedenen Punkten pfennigweiſe unmerklich wie das Salzkryſtall anſetzen und in überraſchend kurzer Zeit zu einem vielverzweigten glänzenden Kryſtallbaum ſich ausbilden.

Dies ſind die Ideen des Hrn. von Prittwitz. Es weht wahrhaft Morgenluft in ihnen. Obgleich das Werk des Hrn. von Morgenſtern befliſſen iſt, uns einen ebenſo hohen Grad der Zufriedenheit mit den gegenwärtigen Zuſtänden der Menſchheit mitzutheilen, ſo beruht dieſes Beſtreben doch auf einer ſehr verſchiedenen und der vorigen in vielen Beziehungen ſogar entgegengeſetzten Grundlage. Hr. von Morgenſtern iſt weitſchichtiger Syſtematiker. Sein Blick ſchweift nicht mit Streiflichtern in die ferne Zukunft des Menſchengeſchlechts, ſondern ruht feſt in dem wohlgezimmerten Fachwerk ſeines Syſtems, aprioriſchen Conſtructionen, tiefgründenden Beweiſen, Demonſtrationen ab ovo. Aber je tiefer wir den Blick in dieſe verſenken, deſto mehr winken uns mit heimatlichen Mienen wohlvertraute Geſtalten zu, die wir auch ſonſt wohl kannten, aber freilich nur in der ſchlechten und unmittelbaren Weiſe der Erfahrung. Mit Ueberraſchung erblicken wir plötzlich die abſolute Vernünftigkeit des Wirklichen.

Der Philoſoph, der tritt herein
Und beweiſet uns, es müſſe ſo ſein.

Ehemals war es mit dem politiſchen oder ſogenannten naturrechtlichen Philoſophiren ein ganz anderes Ding als heutigen Tags. Wenn Locke, Montesquieu, Kant philoſophirten, ſo geſchah es, um von dem Boden der Gegenwart hinweg auf einen andern zu kommen, den man für feſter hielt. Seit Hegel philoſophirt man, um auf den Boden der Gegenwart zurückzugelangen. Man kann dieſes die zweckmäßige Methode nennen, und ſie hat den Vortheil vor der alten wilden und gefahrvollen voraus, daß man ſich ſchlechterdings nicht bei ihr verirren kann.

Das Werk des Hrn. von Morgenſtern macht den Anfang wirklich beim Anfange. Denn zuerſt wird hier dem Menſchen ſein eigenes Daſein bewieſen. Wer daran zweifelt, leſe nach I, 4. Dann wird eine Pſychologie in nuce vorgetragen bis auf S. 64 und von da zur Ethik übergegangen, zuerſt die Grundmaximen aufgeſtellt, dann der Menſch betrachtet in ſeinem Verhältniß zu vernünftigen Weſen, unter denen zunächſt Gott, die Engel, die verſtorbenen und die lebenden Menſchen bemerkbar gemacht werden. Dann wird von der Familie durch die Gemeinde und das Volk zum Staate geſchritten als der vom Begriffe des Volks unzertrennlichen organiſchen Gewalt, die Willensbeſtimmungen des Volks zu fixiren. Weil nämlich das Volksleben unfehlbar zu einer großen Maſſe

von Colliſionen Veranlaſſung gibt, welche durch den W
der einzelnen Menſchen, welche es umfaßt, nicht gelöſt w
können, ſo muß der die Colliſionen ausgleichende Wille ein
dieſen verſchiedener anderer menſchlicher Wille ſein, als
Organ, durch deſſen Willen die Colliſionen ausgeglichen
den. Daraus, daß dieſes Organ der Staat iſt, wird
ſchloſſen, daß der Staat ein organiſches Weſen iſt. Ein
ches iſt mit einem ihm innewohnenden Bildungstrieb verſ
durch welchen es ſich von innen herausbildet, fortentwickelt
in ſeiner Art erhält. Da ein jedes organiſche Weſen
einen Mittelpunkt haben kann, ſo folgt, daß es in j
Volke auch nur ein Staatsoberhaupt geben könne, und
gleich, daß das Staatsoberhaupt die Befugniß hat, ſich
Selbſtzweck zu betrachten.

Das Forſchen nach einem allgemeinen Rechtsgrund
Staats erſcheint nach dieſer Theorie als eine philoſop
Speculation ohne allen praktiſchen Werth. Denn da
Staat von dieſer Theorie als zum Weſen des Volks ge
dargeſtellt wird, ſo iſt damit für die philoſophiſche Unterſu
eine Grundlage für die Thätigkeit des Staatsorganismus
größerer Allgemeinheit bereits gewonnen, als ein R
grund für den Staat jemals ſein könnte, indem ſogar
Staat noch Raum auf dieſer Grundlage hat, der thatſä
nicht auf einem Rechte, ſondern auf einem Unrechte be
Wer fragt überhaupt mit dem Beifall der Vernunft
nach, mit welchem Rechte ein Ding ſein eigenthüm
Weſen hat, mit welchem Rechte der Menſch den zu ſ
Weſen gehörenden Kopf, der Baum ſeinen Stamm,
Waſſer ſeine Flüſſigkeit, die Sonne ihren Schein hat?
cher Volksangehörige würde auch von ſeiner Vernunft ge
drängt, nach dem Rechtsgrunde des Staats zu fragen
welchem er lebt?

So ſetzt uns Hr. von Morgenſtern in zwei dicklei
Bänden mit tiefſter philoſophiſcher Gründlichkeit einen S
auseinander, bei welchem es indifferent iſt, ob er auf e
Rechte oder einem Unrechte beruhe, und hierin beſteht da
kante dieſer Methode. Es iſt der weiland Schlegel'ſche S
punkt eines beglückenden weltironiſchen Bewußtſeins, w
uns hier, nachdem er eine zeitlang verſchollen war, als
elegantes Rococomöbel aus der romantiſchen Schule mi
neuertem Firniß und Politur geboten wird. Man muß
ſolchen Theorie zugeben, daß ſie eigentlich niemals ganz
alten kann und in jeder Zeit bedingungsweiſe zeitgemäß bl
muß. Denn es wird zu allen Zeiten nicht an ſolchen he
Gemüthern fehlen, welche, ohne ſich um Recht oder Un
viel zu grämen, harmlos ſingen:

Ich hab' meine Sach' anf nichts geſtellt,
Drum geht's ſo wohl mir in der Welt —

oder:

Ich danke meinem Herrn Gott alle Morgen,
Daß ich nicht brauch' fürs Römiſche Reich zu ſorgen —

und ſo wird es auch gewiß in unſern Tagen nicht an ma
Solchen fehlen, denen ein über Recht und Unrecht in hö
Allgemeinheit ſchwebender Staatsorganismus eine vortref
Erfindung deucht. Nur das Eine erſcheint dabei anfangs
dunkel, warum man nicht lieber die ganze Speculation
das Weſen des Staats auch noch mit dazu als unnütz
läßt. Bei genauerer Erwägung findet man jedoch, daß
unpraktiſch wäre, weil es in einer andern Hemiſphäre St
gibt, welche nicht nach dem Staatsideale, ſondern nach
bloßen Empirie conſtruirt ſind. Daraus folgt denn mit N
wendigkeit und den Geſetzen der menſchlichen Natur ge
daß das Staatsideal conſtruirt werden muß, nicht blos
ſondern auch ideal und folglich mit den Mitteln der zu
ſem Endzweck dem Menſchen durch eine allgütige Vorſe
verliehenen ſpeculativen Vernunft.

Da wir hiermit dem Leſer das eigentliche Weſen
ſpeculativen Methode hinlänglich enthüllt haben, ſo würd

weiteres Eindringen um ſo unſtatthafter ſein, als das weitſchichtige Werk in ſeinem weitern Verlauf völlig in die Form eines räſonnirenden Handbuchs des poſitiven Staatsrechts übergeht. Es wird aus den mitgetheilten Proben der Unterſchied zwiſchen der Methode des Hrn. von Prittwitz und des Hrn. von Morgenſtern, ſich ein Ideal der politiſch organiſirten Menſchheit zu entwerfen, zur Genüge eingeleuchtet haben. Beide kommen darin überein, daß ſie ihr Ideal nicht auf abſtracte Rechtsprincipien, ſondern auf wirklich vorhandene Zuſtände gründen, Beide auch darin, daß ſie die Triebfedern zur Gründung eines vollkommenen Staatslebens auf Erden als in der Gegenwart bereits in voller Wirkſamkeit begriffen annehmen, Beide endlich auch darin, daß ſie rüſtigen Muth und thätige Freude an den Zuſtänden der Gegenwart zu wecken ſuchen, nur alles Dieſes auf eine etwas verſchiedene Weiſe. 23.

Die Gräfin Dora d'Iſtria über die Schweiz.

Einige Wochen nach Abſchluß unſers letzten Berichts über Schriften die Schweiz betreffend, in Nr. 36 d. Bl. f. 1856 iſt ein Buch erſchienen, welches in der beinahe zahlloſen Reihe der die Schweiz betreffenden Schriften ganz einzig daſteht und in vielfacher Beziehung äußerſt merkwürdig iſt, weshalb wir uns auch beeilen, unſere Leſer mit demſelben bekannt zu machen.*) Alles an dieſem Werke iſt eigenthümlich und charakteriſtiſch, Darſtellung, Auffaſſung, Entwickelung, und ſo weiß uns auch der Verfaſſer oder vielmehr die Verfaſſerin (denn es iſt von einer Dame geſchrieben) lebhaft für ſich zu intereſſiren, obgleich ſie nur ſelten die Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt lenkt, weil ſie ausſchließlich mit ihrem Gegenſtande beſchäftigt iſt. Wir haben ſchon mehrmals Gelegenheit gehabt, Frauen als Verfaſſerinnen von Schriften über die Schweiz kennenzulernen; aber freilich weder Ida von Düringsfeld (vgl. Nr. 107 d. Bl. f. 1851), noch die Verfaſſerin der Reiſe „Vom Rhein zum Montblanc" (vgl. Nr. 32 d. Bl. f. 1855) halten einen Vergleich mit der Gräfin Dora d'Iſtria aus, die jene nicht nur an gediegener Gelehrſamkeit, an Tiefe des Gemüths, an Talent der Darſtellung, ſondern auch an Klarheit des Geiſtes, Sicherheit und Wahrheit des Urtheils und vor allem an Größe der Geſinnung weit überragt. Ueberhaupt laſſen ſich wol keine ſchneidendern Gegenſätze denken, als dieſe Damen. Ida von Düringsfeld iſt eine Ariſtokratin von ganz gewöhnlichem Schlage, die von der Tüchtigkeit des Volks keinen Begriff hat und auf daſſelbe daher mit junkermäßigem Hochmuth herabſchaut, die Gräfin d'Iſtria (welche übrigens aus einem der edelſten Fürſtengeſchlechter der Walachei ſtammt) iſt von der wahren Liebe zum Volk und zur Freiheit durchdrungen. Die Verfaſſerin des Buchs „Vom Rhein zum Montblanc" verbindet mit einer übermäßigen ariſtokratiſchen Geſinnung den beſchränkteſten Ultramontanismus, bei welchem alle wahre Religioſität von den äußerlichen kirchlichen Formen vernichtet wird. Die Verfaſſerin von „La Suisse allemande" iſt bei der tiefſten Frömmigkeit und wahrhaft patriarchaliſcher Geſinnung von dem glühendſten Haß gegen das Papſtthum erfüllt, in welchem ſie den gefährlichſten Feind des wahren Chriſtenthums erblickt. Noch gewaltiger erſcheint aber der Gegenſatz dadurch, daß die Anſichten jener beiden Damen nur auf dunkelm, durch Erziehung und Stand genährtem Gefühl beruhen, während die Geſinnung der Gräfin d'Iſtria das Ergebniß tiefer und umfaſſender Studien iſt, welche ihren Blick geſchärft, ihren Geſichtskreis erweitert, ihr das Verſtändniß der Vergangenheit wie der Gegenwart eröffnet haben.

Ihr Werk gewinnt noch dadurch an Bedeutung, daß ſie in demſelben einen großen, wir möchten ſagen, heiligen Zweck unabläſſig verfolgt. Eine Rumänin von Geburt, iſt ſie von der glühendſten Liebe für ihr Vaterland erfüllt, von dem ſie zwar das Schickſal ſeit ihrer Kindheit getrennt hat, das aber ſtets der Gegenſtand ihres Nachdenkens war. Sie iſt ſtolz, von den Römern abzuſtammen, welche einſt die Welt beherrſchten, und iſt von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Nachkommen jenes Volks ſich einſt aus der Erniedrigung erheben werden, in der ſie gegenwärtig ſchmachten.

„Die Rumänen", ſagt ſie, „ſind nicht zu Sklaven geboren. Ihre Vorfahren ſind unter den Adlern Trajan's die Herren der Welt geweſen. Wenn ſie ſpäter ſchwach geworden ſind, ſo waren ihre Kräfte durch furchtbare Kämpfe erſchöpft. Aber hatten ſie der Welt nicht tauſend Beweiſe ihrer Tapferkeit gegeben? Der Heldenmuth war ein heiliges Erbtheil ihrer Väter, deren edles Blut das Land der ſtolzen Dacier ſo oft in unſterblichen Schlachten bedeckt hatte. Von ihrem ganzem Stamm vergeſſen, haben ſie dem von Bewunderung hingeriſſenen Morgenlande bewieſen, daß die Rumänen ihre Feinde nicht zählten, und ſie haben unter den Fahnen Stephan's des Großen und Michael's des Tapfern die ſiegreiche Barbarei zurückgeworfen. Sollen ſie nach Jahrhunderten bitterer Prüfungen nicht auch beſſere Zeiten erleben? Alles ſagt uns, daß wir nicht dem Untergange geweiht ſind. Doch die männlichen Beiſpiele kräftigen unſere Lieben mehr als Worte. Da ich mich nicht fähig fühle, meine Brüder zu belehren, habe ich ihnen wenigſtens ein Muſter zeigen wollen, das mehr Eindruck zu machen geeignet iſt, als alle Theorien. Ich habe in den Alpen ein glückliches und freies Volk geſehen. Seine Kinder ſind weit weniger zahlreich als die Söhne Rumaniens ſie ſind wie dieſe von mächtigen Feinden umgeben, die es von jeher nach dem herrlichen Lande der Eidgenoſſen gelüſtet hat."

Es ergibt ſich daraus, daß die Verfaſſerin weniger beabſichtigt, das Land zu ſchildern, als uns mit dem Volke bekannt zu machen, das von den meiſten Reiſenden über der wunderbar ſchönen Natur vergeſſen und verkannt wird. Und dennoch, welches Volk verdient unſere Aufmerkſamkeit mehr als das ſchweizeriſche? Es hat ſeit Jahrhunderten ſeine Unabhängigkeit gegen die mächtigſten Nachbarn, gegen Oeſtreich, Burgund und Frankreich vertheidigt; es hat ſich zuerſt von dem Joche der Barone befreit, ohne ſich dem der Fürſten unterzuordnen. In der Schweiz begann die Emancipation der untern Stände, welche die nothwendige Folge der Anwendung der chriſtlichen Grundſätze auf die politiſche und ſociale Ordnung iſt. Die Schweiz hat ſelbſt vor Luther den Ruf nach der kirchlichen Reform erhoben und zu ihrer Verbreitung mächtig beigetragen; ſie hat auch in den letzten Jahrhunderten einen weſentlichen Antheil an der theologiſchen und philoſophiſchen Bewegung genommen und die exacten Wiſſenſchaften nicht weniger gepflegt als die ſpeculativen. Es genügt, die Namen Bonnet, Zimmermann Rouſſeau, Lavater, Frau von Staël, Haller, Bernoulli, Euler, Konrad Geßner, Scheuchzer, Tiſſot, Peſtalozzi, Girard, Bodmer, Breitinger, Salomon Geßner, J. von Müller, Sulzer u. ſ. w. zu nennen, um den großen Umfang der geiſtigen Bewegung in der Schweiz anzudeuten. Selbſt die Kunſt wurde mit Liebe und Erfolg gepflegt; Maler wie Füßli, Leopold Robert, Calame, die zwei Girardet, Bildhauer wie Pradier, Vella, Tſcharner, Architekten wie die beiden Fontaine und F. G. Müller, Muſiker wie Nägeli dürfen den beſten der neuern Zeit zur Seite geſtellt werden. Der raſcheſte Blick auf die wiſſenſchaftliche Geſchichte von Baſel allein beweiſt, wie falſch die Meinung Derer iſt, welche da behaupten, es ſei der Schutz der abſoluten Gewalt dem Fortſchritt der Wiſſenſchaft unentbehrlich, und daß dieſe, ſich ſelbſt überlaſſen, nothwendig in einer ewigen Kindheit verbleiben müſſe. „Die Meiſter der Wiſſenſchaft im Alterthume ſind nicht am Hofe des Königs, der Könige, ſondern im freien Athen geboren worden. Die Schweiz, dieſe kleine Republik von Bürgern und Bauern, hat allein mehr Gelehrte hervorgebracht, als die unermeßlichen Staaten, welche dem eiſernen Scepter Sr. kaiſerlichen und königlichen apoſtoliſchen Majeſtät unterworfen ſind, und als Spanien und die beiden

*) La Suisse allemande et l'ascension du Moench par la comtesse *Dora d'Istria*. Vier Bände. Paris 1856.

Indien unter der abſoluten Regierung ihrer katholiſchen Könige.“ (IV, 329.)

Unter den Schriftſtellern, welche die Schweiz zum Gegenſtande ihrer Darſtellung gemacht haben, gibt es nur ſehr wenige, welche das Volk und deſſen Verhältniſſe richtig zu beurtheilen verſtanden haben; unter dieſen wenigen nimmt die Gräfin Dora d'Iſtria einen ſehr ehrenvollen Rang ein, ja wir behaupten geradezu, daß wir kein anderes Werk kennen, welches ſo gründlich mit der Schweiz bekannt machte. Aber freilich haben ſich auch nur wenige die Mühe gegeben, Land und Volk, Geſchichte, Verfaſſungen und Literatur ſo eindringlich und mit ſolcher Hingebung zu ſtudiren wie ſie.

Das vorliegende Werk iſt, wie ſich ſchon aus dem Bisherigen ergibt, keine Reiſebeſchreibung im gewöhnlichen Sinne des Worts. Wenn auch die Reiſe der Faden iſt, an welchem ſich das Buch entwickelt, und obgleich es an vortrefflichen, wahrhaft poetiſchen Schilderungen einzelner Gegenden und Landſchaften reich iſt, ſo tritt die Beſchreibung des Landes vor dem übrigen Inhalte doch ganz zurück. Die Verfaſſerin verſenkt ſich nämlich, um mich ſo auszudrücken, in das geiſtige Leben der Oertlichkeiten, welche ſie beſucht, und macht uns mit denſelben in umfaſſender Weiſe bekannt. Neben dem Bodenſee iſt es in Konſtanz der Märtyrer Huß, dem ſie ihre Aufmerkſamkeit zuwendet, von deſſen Leben, Wirken und Tod ſie eine meiſterhafte, von der edelſten Begeiſterung durchglühte Schilderung gibt. Bei dem Eintritt in die Schweiz und dem Anblick des mächtigen Rheinfalls drängt ſich ihr die Frage auf, woher es komme, daß dieſes kleine Land ſolange oft einen Einfluß gehabt habe, welchen die Mächte erſten Rangs ausſchließlich beſitzen, eine Frage, deren Löſung ſie darin findet, daß die Eidgenoſſenſchaft jenen Einfluß der Verbindung der demokratiſchen Kraft mit der Idee des Chriſtenthums verdanke; denn ihrer Anſicht nach iſt die Demokratie eine weſentlich evangeliſche Form der bürgerlichen Geſellſchaft. Um dies zu beweiſen, gibt ſie eine kurze Charakteriſtik der Staaten des Alterthums, ſowie der erſten chriſtlichen Kirche und verbreitet ſich dann über die Heldenzeiten der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft von der Schlacht bei Morgarten bis zum Schwabenkriege, wobei ſie ein merkwürdiges Talent der Darſtellung entwickelt. Schaffhauſen, der Geburtsort des großen Johannes von Müller, erinnert ſie an die Geſchichtſchreiber der Schweiz, von denen ſie zunächſt dieſen und ſpäter Zſchokke beſpricht, wobei ſie neben einer wirklich überraſchenden Kenntniß der Literatur auch eine große Klarheit und Selbſtändigkeit des Urtheils an den Tag legt. Noch unendlich reicher an Erinnerungen iſt Zürich, die Vaterſtadt der religiöſen Reform durch Zwingli, der literariſchen Reform durch Bodmer, die Vaterſtadt des merkwürdigen Lavater, des genialen Peſtalozzi und des edlen Eſcher von der Linth, die ſie Alle unter Benutzung zahlreicher Quellen und namentlich der eigenen Schriften dieſer Männer mit ebenſo viel Liebe als Einſicht nach ihrem Leben, ihrer Wirkſamkeit und ihrem Einfluß ſchildert. Wir bedauern, daß der Raum uns nicht erlaubt, Einzelnes hervorzuheben, doch können wir nicht umhin, wenigſtens Einiges anzudeuten. So iſt namentlich die Erzählung des Religionsgeſprächs in Marburg zwiſchen Luther und Zwingli ganz vortrefflich, noch mehr hat aber die ebenſo klare als ſcharfe Charakteriſtik der beiden großen Reformatoren unſere ungetheilte Bewunderung erregt, ſowie die tiefe Auffaſſung des Proteſtantismus und ſeiner welthiſtoriſchen Bedeutung, die um ſo größern Werth erhält, als ſich die Verfaſſerin zur griechiſchen Kirche bekennt und ihr mit frommer Begeiſterung zugethan iſt.

Wie wir ſchon angedeutet haben, iſt die Verfaſſerin von dem glühendſten Haß gegen Rom und das Papſtthum erfüllt; der Abſchnitt, in welchem ſie die katholiſche Kirche beſpricht, gehört nicht nur zu den beſten ihres Buchs, es iſt dieſelbe überhaupt nicht leicht beredter und überzeugender bekämpft worden, als es hier geſchieht. Wir glauben nicht, daß die Verfaſſerin jene Bilderreihe des trefflichen Lucas Cranach kennt, in welchem derſelbe ebenſo geiſtreich als künſtleriſch ſchön den Gegenſatz zwiſchen Chriſtus und ſeinem Statthalter darſtellt, wo z. B. Chriſtus als das Muſter der reinſten, hingebenden Demuth erſcheint, der Papſt als die Perſonification des geiſtlichen und weltlichen Hochmuths; Chriſtus, das Kreuz tragend, mit dem Dornenkranz auf dem Haupte, die Verhöhnung des geiſtlichen und weltlichen Pöbels mit wahrhaft göttlicher Milde ertragend, und daneben der Papſt, mit der dreifachen Krone auf dem ſtolz gehobenen Kopfe, die Anbetung der Gläubigen entgegennimmt; aber wir können den erwähnten Abſchnitt ihres Buchs nicht beſſer bezeichnen, als wenn wir ihn einen geiſtreichen Commentar jener trefflichen Darſtellungen nennen. Die Gemälde, die ſie nach und nach vor unſern Augen entrollt, ſind mit den kräftigſten, lebhafteſten Farben gemalt, aber wer möchte behaupten, daß die Verfaſſerin übertreibt, wenn ſie uns das Papſtthum als den menſchgewordenen geiſtlichen Despotismus darſtellt, deſſen Werkzeuge die Nuntien und die Mönche ſind? wenn ſie uns zeigt, in welcher ſklaviſchen Abhängigkeit die Biſchöfe, in welcher Erniedrigung die untere Geiſtlichkeit ſchmachtet? wenn ſie uns erzählt, wie Rom darauf ausgeht, das reinreligiöſe Gefühl, die Liebe zum Vaterlande oder für die Freiheit, mit einem Worte, die menſchlichſten Empfindungen zu vernichten? wie der ganze katholiſche Cultus darauf berechnet iſt, die Herrſchaft des Papſtthums zu begründen und zu verſichern. Wenn ſie geſchildert hat, wie jeder Schritt deſſelben mit Blut bezeichnet iſt, wie es die Welt mit Scheiterhaufen bedeckt, die Gefängniſſe mit Tauſenden von Opfern angefüllt hat, dann iſt es begreiflich, daß ſie mit Freude und Stolz auf die griechiſche Kirche hinweiſt, die niemals das Scepter der Könige und das Schwert der Henker in die Hände genommen hat, die weder die Inquiſition noch den Index kennt, die weder die Duldung noch die Fortſchritte verdammt, deren Prieſter nicht, wie die Jeſuiten, nach der Herrſchaft über die Familie und über die bürgerliche Geſellſchaft ſtreben, die ihre Meinungen nicht für heilige Glaubensartikel erklären.

Die Verfaſſerin iſt jedoch zu tief von der Wahrheit des Evangeliums durchdrungen, als daß ſie die Mängel und Gebrechen der griechiſchen Kirche verkennen ſollte, und insbeſondere warnt ſie davor, dieſelbe nach der Geſtaltung zu beurtheilen, die ſie in Rußland durch Peter den Großen erhalten hat, und ſie verbirgt ſich nicht, daß das Mönchsweſen, wie überall, ſo auch im Orient, die wahre Religion vernichtet, wenn auch die morgenländiſchen Klöſter für die Civiliſation keineswegs die Gefahren der Klöſter des Abendlandes darbieten, da ſie keinen Mittelpunkt haben, von dem aus ſie beſtändige Verſchwörungen gegen die Freunde der Freiheit und des Fortſchritts anſpinnen können. Die Verfaſſerin hat ein eigenes Werk über das morgenländiſche Mönchsweſen geſchrieben, welches dieſen bei uns ſo unbekannten Gegenſtand mit dem ihr eigenthümlichen Talent behandelt. *)

Nach dieſer trefflichen Epiſode kehrt die Verfaſſerin zur Schweiz zurück. Die folgenden Abſchnitte, in denen ſie uns mit Bitzius, Fellenberg, Haller, Zimmermann und Rudolf von Erlach, mit den ſchweizeriſchen Volksliedern, mit Kuhn und Uſteri bekannt macht, geben wiederholt Zeugniß eines gründlichen Studiums, wie ihres klaren, unbeſtochenen Urtheils, ſowie die Schilderung der Beſteigung des Mönchs, deſſen Gipfel ſie zuerſt betreten, ihr großes Talent der Darſtellung beurkundet. Von nicht geringerm Intereſſe ſind ihre Mittheilungen über den Abendberg, dieſes ſchöne Vorbild ärztlicher Hingebung, und ihre Schilderung des Hasli, an welche ſie eine treffliche Darſtellung der Alpenmythologie knüpft, ſowie ſie an die Schilderung der Beatushöhle eine ebenſo treffliche Schilderung der Religionen im alten Helvetien und die Erzählung von der Einführung des Chriſtenthums in die Schweiz ge-

*) Le monachisme oriental par la comtesse *Dora d'Istria* (Genf 1855).

knüpft hatte. Eine Predigt in Grindelwald gibt ihr Gelegenheit, die geiſtige Beredtſamkeit in der Schweiz zu charakteriſiren und ſich über die der römiſchen und der griechiſchen Kirche zu verbreiten, ſowie ſie in Baſel an die dortige Kirchenverſammlung, an Erasmus, Holbein, Euler u. ſ. w. erinnert wird; und ſie ſchließt ihr Werk mit einer Betrachtung der reformirten Miſſionen, die ſie mit der römiſchen Propaganda vergleicht.

Aus dieſer flüchtigen Ueberſicht mögen unſere Leſer beurtheilen, wie inhaltreich das Werk der Gräfin d'Iſtria iſt, das wie kaum ein anderes geeignet iſt, in das richtige Verſtändniß der Schweiz und des ſchweizer Volks einzuführen, welches ſie nach ſeiner politiſchen, religiöſen und wiſſenſchaftlichen Entwickelung in einer Reihe von trefflichen, durch die Anſchauung des Landes hervorgerufenen Gemälden darſtellt, ſowie dieſe ihr ſelbſt wieder Gelegenheit geben, ſich über die wichtigſten Verhältniſſe zu verbreiten, welche die Geſchicke der geſammten Menſchheit beſtimmen. Und ſie zeigt dabei eine umfaſſende und tiefe Kenntniß der Literaturgeſchichte, ſowie der politiſchen, moraliſchen und geiſtigen Zuſtände der europäiſchen Völker, welche wirklich überraſcht. Um unſere Leſer davon durch eigene Anſchauung zu überzeugen, ſchließen wir unſere Mittheilung mit der Ueberſetzung der Stelle, in welcher die Verfaſſerin von den künftigen Geſchicken des germaniſchen Volksſtamms ſpricht, eine Stelle, die wir gern für eine Prophezeiung anſehen möchten. „Von den beſcheidenen Dächern von Klein-Baſel verirrt ſich mein Blick auf die grauen Abhänge des Großherzogthums Baden und in die düſtern Gebirge des Schwarzwaldes. Unter dem Schutze dieſer Kaſtanienbäume, welche den Schatten ihrer gefiederten Blätter verbreiten, bewundere ich träumend das unermeßliche Gebiet jenes ſtolzen germaniſchen Volksſtamms, das ſich von Polen bis in das Herz Helvetiens und von den Ufern der Nord- und der Oſtſee bis in die grenzenloſen Ebenen ausdehnt, in denen ſich die ſlawiſchen Reiter verlieren. Welche bewunderungswürdige Welt von Krieg, Wiſſenſchaft und Poeſie! Ich ſehe im Geiſte den Helden Hermann unter den alten Eichen ſeine Streitaxt über dem Haupte der Soldaten des Varus ſchwingen, ich ſehe jenen Wittekind, der das Glück des Frankenreichs eine zeitlang zweifelhaft machte, Karl den Großen, der die wilden Hunnen bis in die entfernteſten Schlupfwinkel verfolgte, und jene Reihe von Cäſaren, welchen das Heilige römiſche Reich Ehre und Glanz verdankt: Otto den Großen, der den Thron des großen Karl wiederherſtellte, Konrad III., Friedrich Rothbart, die furchtbaren Hohenſtaufen, deren Name jetzt noch der Schrecken des Papſtthums iſt, Rudolf von Habsburg, dieſen Wohlthäter der Völker, Karl V., in deſſen Staaten die Sonne nicht unterging, Maria Thereſia, welche die Ungarn «den König» nannten, Joſeph II., der mit den Päpſten einen ruhmvollen Kampf begann. Am nebligen Horizont erheben ſich jene Städte, welche mehr als das Schwert Hermann's und Karl's zum Ruhm des deutſchen Volks beigetragen haben: Heidelberg, Freiburg, Leipzig, Tübingen, Königsberg, Jena, Berlin, Halle, Göttingen, Bonn, jene mit Recht berühmten Hochſchulen, aus denen ſo viele Philoſophen, Gelehrte, Dichter, ſo viele in allen Zweigen des menſchlichen Wiſſens ausgezeichnete Männer hervorgingen. Luther, Melanchthon, Leibniz, Klopſtock, Kant, Leſſing, Wieland, Schiller, Goethe, Hegel, H. Heine — ich ſehe ſie, die Stirne mit dem Lorber des Genius bekränzt, aus jenen Schulen hervorgehen.

„Aber mein Blick wird ſchärfer. Nachdem er die Vergangenheit überſchaut hat, ergründet er die Tiefen der Zukunft. Er ſieht das Deutſchland Luther's und Fichte's, von geiſtigen Siegen geſättigt, die politiſche Freiheit zurückfodernd, deren Vorrecht die Tochter Hermann's ihren Schweſtern England, Holland und Skandinavien nicht überlaſſen darf. Der Degen Wittekind's glänzt in ihren Händen wie das Schwert des Erzengels. Bei ihrem Anblick kriechen, im Staube niedergeworfen, die Tyrannen, welche ihre edle Stirn ſo oft mit Ketten belaſtet haben. Sie wiederholt mit donnernder Stimme die beredten Worte Luther's und Hutten's gegen das päpſtliche Babylon, und die entzückten Völker glauben den wittenberger Apoſtel zu hören. Sie zerbrechen die Ketten noch ein mal, welche von den Nachfolgern Leo's X. bis an die Ufer der Donau gebracht wurden. Das Feuer, mit welchem der große Reformator die römiſchen Decretalien verbrannte, verzehrt die ſchnöden Verträge, durch welche die unwürdigen Nachfolger der Hohenſtaufen die heiligen Freiheiten des deutſchen Vaterlandes dem Fremden überliefert haben. Stolz darauf, ſeine Söhne als Herren an den Ufern des Miſſiſſippi und des Ganges, wie an dem Strande Neuſeelands und Auſtraliens zu ſehen, begnügt ſich das einige und wiedergeborene Deutſchland nicht mehr mit dem Ruhm des Gedankens. Es will auch zur That ſich erheben, wie das freie England, wie das geſchäftige Holland, wie das unerſchrockene Schweden; es will den romaniſchen Völkern die Bruderhand reichen und mit Rieſenſchritten auf dem Wege des Fortſchritts und der Freiheit vorwärts gehen.

„Aber der Nordwind, der durch die einſamen Gänge des Münſters pfeift, deſſen aus röthlichem Granit erbaute Thurmſpitzen die Rheinnebel zerreißen, verſcheucht meine Träume. Doch verſchwanden jene Eindrücke nicht ganz. Unter dieſen geräumigen Hallen, ſagte ich mir, betrachtete einſt Erasmus die ſchönen, von demjenigen Volke beherrſchten Gegenden, deſſen Blut in ſeinen Adern rollte. Wie Erasmus wird Deutſchland wegen ſeines tiefen Geiſtes bewundert. Aber hat es nicht auch mehr als ein mal ſeine hohe Aufgabe unerfüllt gelaſſen, weil es die Nothwendigkeit einer kräftigen und ſchnellen That nicht begriff? Möge es, wie der rotterdamer Weiſe, die Thorheit und den Aberglauben der Menſchen aufdecken, aber es denke auch daran, die mächtige Thatkraft Luther's nachzuahmen, und nicht die beſtändige Unentſchloſſenheit des Verfaſſers der «Geſpräche». Möge Deutſchland nie vergeſſen, daß die erſte Stelle in der Geſchichte der Menſchheit nicht den Verehrern der erhabenen Ideen jener Männer gebührt, ſondern Denen, welche zu handeln und zu kämpfen verſtehen." 83.

Touriſtennovelliſtik.

Licht- und Schattenbilder aus Aſien, Afrika und Europa. Von Sigismund Wallace. Drei Bände. Leipzig, Coſtenoble. 1857. 8. 4 Thlr.

Die vorliegenden drei Bände aus der Feder eines modernen Odyſſeus gehören ihrem größten Theile nach in das Genre der Reiſenovelliſtik, die namentlich zur Zeit des Jungen Deutſchland bei uns im Schwunge war, ſeitdem aber ziemlich in Abnahme gekommen iſt. Lehrte doch ſchon der weiſe Salomo, daß Alles in der Welt ſeine Zeit habe, und wenn er dabei nicht der Reiſenovelliſtik gedachte, ſo lag dies zunächſt daran, daß die Literaten der damaligen Zeit noch keine Reiſenovellen ſchrieben. Wir für unſern Theil haben nichts dagegen, wenn ein vielgereiſter Mann auch jetzt noch ſeine reichen Erfahrungen und Beobachtungen in novelliſtiſche Form kleidet, weil ſie eben diejenige iſt, welcher ſich ſein Talent am beſten accommodirt. Jedenfalls hat Sigismund Wallace viel zu erzählen, denn er hat mehr geſehen als ich und gewiß die meiſten unſerer Leſer. Er ſchiffte ſich, von Wanderluſt getrieben, im Januar 1839 an Bord einer engliſchen Barke in Bordeaux ein, ohne, wie es ſcheint, viel danach zu fragen, wohin ſie ginge. Sie ging zufällig nach Mauritius, der Inſel im Indiſchen Ocean, die auch unter dem Namen Isle de France bekannt iſt. Hier wurde er, der des Engliſchen und Franzöſiſchen mächtig war, Erzieher und Geſellſchafter in einer wohlhabenden Pflanzerfamilie. Was er uns über den in den Indiſchen Ocean hingeſchleuderden Erdfleck Mauritius mittheilt, iſt intereſſant genug, und wir ſind ihm dankbar dafür, daß er in dieſer Partie ſeines Buchs den novelliſtiſchen Theil hinter den einfach beſchreibenden und referirenden zurücktreten läßt. Er ſchildert uns zuvörderſt ſeine Seereiſe, behandelt dann die politiſchen und ſo-

cialen Schickſale der Inſel, entwirft ein Bild von Port-Louis, der Hauptſtadt, bringt uns das wunderliche Völkergemiſch zur Anſchauung, welches ſich auf dem Eilande zuſammendrängt, führt uns in das Familienleben eines Pflanzers ein und läßt uns in die ſittlichen Zuſtände der höhern Societät dabei nicht allzu erfreuliche Blicke werfen. Er führt uns auch zu den angeblichen Grabmälern Paul's und Virginiens, die aber ſo wenig echt ſind, als der ſteinerne Waſchtrog, den man im Orfenotrofio zu Verona glaubensſtarken Touriſten als den Sarg der Julia Capuleti zeigt. Die Stätte iſt leer. Der Schoos der Erde birgt weder Sarg noch Gebein. Paul und Virginie als ſolche lebten und ſtarben nie in der Wirklichkeit. Indeß liegt der Dichtung allerdings ein wirklicher Vorgang zugrunde, welchen Bernardin de Saint-Pierre mit novelliſtiſchen Arabesken ausgeſchmückt hat. Von Mauritius machte der Verfaſſer mit einem Schiffe, welches beſtimmt war, im Kanal von Mozambique zu kreuzen und mit der Bevölkerung der Oſtküſte Madagaskars Handel zu treiben, nach Madagaskar einen Ausflug, den er ebenfalls im erſten Bande beſchreibt. Wir müſſen ihm für dieſe Mittheilungen um ſo dankbarer ſein, je dürftiger die Nachrichten ſind, die uns von dorther zukommen, übergeben ſie jedoch, weil ſie bereits durch das „Ausland“, worin ſie zuerſt abgedruckt waren, einem weitern Kreiſe von Leſern bekannt ſind. Den Welttheil Aſien beſucht der Verfaſſer nur auf den Flügeln des Pegaſus, indem er uns ſeine Reiſe nach Oſtindien in mancherlei Reimverſchlingungen ſchildert.

Mit den häuslichen Zuſtänden der Engländer zeigt ſich der Verfaſſer beſonders vertraut. Er ſchildert ſie im zweiten Bande in den novelliſtiſchen Skizzen: „Der deutſche Flüchtling“, „Ein Winter in London“, „Der Student von Cambridge“, „Herr Smith“ und „Jane Macfarlane“. Hier ſind die Mittheilungen des Verfaſſers beſonders inſtructiv, trotz der novelliſtiſchen Faſſung. Wir verweiſen nur auf die Nachrichten über das Leben der deutſchen Flüchtlinge in London, die ſich bekanntlich oft auf die wunderlichſte Art durchſchlagen müſſen, über das Schul- und Erziehungsweſen, über die Einrichtungen der Univerſitäten zu Cambridge, Orford, London und Durham, über die körperlichen Uebungen, durch welche die jungen Engländer ihre Körper kräftigen, und ohne Zweifel mit beſſerm Erfolg, als dies durch unſer Turnen geſchehen kann, da ſie naturgemäßer ſind. Der Verfaſſer gehört nicht zu jener Gattung von Deutſchen, welche England für den ihnen gewährten Genuß des Aſylrechts durch Verkleinerungen, Verleumdungen und Ausfälle aller Art vergelten. Er ſpricht ſeine hohe Achtung für den männlichen Charakter und den gemeinnützigen Sinn der Briten aus. „Der Engländer“, ſagt er an einer Stelle, „iſt nicht ſo leicht erregbar wie andere Völker. Seine Nerven ſind ſtark, ſodaß es großer Mittel bedarf, um ihn aus ſeiner Starrheit zu reißen und in Vibration zu verſetzen. Iſt dieſe Wirkung jedoch einmal hervorgebracht, dann iſt ſie auch um ſo größer und anhaltender. Der Engländer kennt keine Halbheit: was er iſt, das iſt er ganz. Was er erfaßt, erfaßt er mit allen Kräften ſeiner Seele. In ſeiner Sympathie iſt er der größten Opfer fähig. Ebenſo gern und leicht bringt er ſie ſeinem Haſſe. Tugendhaft oder laſterhaft, wird er von keinem andern Volke übertroffen. Der engliſche Verbrecher iſt der abſcheulichſten Thaten fähig und begeht Miſſethaten, welche die raffinirteſte Bosheit nicht ſchrecklicher erdenken kann. In keinem andern Volke der Erde ſind aber Schicklichkeitsgefühl und Sinn für Sittſamkeit ſo mächtig als in dem jenſeit des Kanals wohnenden. Nirgends werden ſo reiche und bereitwillige Spenden bewilligt, um der Armuth ihr Elend zu erleichtern, die unterſten Schichten der Bevölkerung moraliſch ſowie religiös zu erziehen und ſie nicht allein zu gläubigen, ſondern auch zu nützlichen Mitgliedern der menſchlichen Geſellſchaft heranzubilden.“ Der Verfaſſer erweiſt hierbei auf die zahlreichen Abendſchulen, auf die Sonntagsſchulen und die ſogenannten ragged schools hin, denen beſonders die Frauen der Geiſtlichen einen großen Theil des Sonntags zu widmen pflegen, und er verſichert, daß, was wir an Wohlthätigkeitsanſtalten, Armenſchulen, Mäßigkeits- und andern Vereinen beſitzen, nur eine ſchwache Nachahmung des in England zur Vollkommenheit Gebrachten ſei. Der Verfaſſer bemerkt ein andermal: „Keine Sprache iſt ſo reich an herzlichen Ausdrücken wie die engliſche, und unter keinem andern Volke werden ſie mehr angewendet als unter dem engliſchen. Bedient ſich der Engländer eines ſolchen Ausdrucks, ſo iſt es ihm Ernſt damit und es iſt keine bloße Höflichkeitsphraſe. Unvergeßlich bleibt dem Erzähler ein bejahrter Freund, ein Herr Young, früher Profeſſor an der londoner Univerſität, der leider vor einigen Jahren geſtorben iſt. Dieſer trennte ſich nie von ihm, ohne ihm herzlich die Hand zu drücken und als Abſchiedsworte zuzurufen: «God bless you, my young friend!» Der Verfaſſer weiß wol aus Erfahrung, daß es ſeine engliſchen Freunde nicht blos bei ihrem herzlichen „God bless you“ bewenden ließen.

Der dritte Band der Sigismund Wallace'ſchen „Licht- und Schattenbilder“ iſt ausſchließlich novelliſtiſcher Art und enthält die Erzählungen: „Der alte Soldat“, „Die ſtille Tante“ (in welcher die beiden Mädchen Clára und Elfrida und die ſtille Tante ſelbſt beſonders gut geſchildert ſind), „Die Zwillinge“ und „Mirjam Lewi“. Letztere Novelle mit ihren Darſtellungen aus dem jüdiſchen, mercantilen und literariſchen Leben Hamburgs und mit dem ſehr lebhaft geſchilderten großen Brande von 1842 zum feurigen Hintergrunde iſt darunter von beſonderm Intereſſe, namentlich für Hamburger ſelbſt, denen hier manche bekannte Perſönlichkeit vorgeführt wird. Letzteres iſt jedoch ein Punkt, über den wir mit dem Verfaſſer zu rechten hätten. Dieſe Schilderungen aus dem vulgären Treiben der Theateragenten, der Schauſpieler und Literaten und Schauſpieler- und Literatengenoſſen ſind ein Anachronismus. In den dreißiger und vierziger Jahren waren ſie allerdings an der Tagesordnung; aber auch ſie haben, wie Alles, ihre Zeit gehabt, und glücklicherweiſe will jetzt das gebildete Publicum von ſolchen ſteckbriefartigen Signalements nichts mehr wiſſen. Im Ganzen aber können wir dieſe gewandt und lebendig geſchriebenen und dabei ſittlich gehaltenen Skizzen, denen ein engliſcher Berichterſtatter das matter-of-fact-Zeugniß ausſtellen würde, zum Zweck einer leichten und dabei in vielfacher Hinſicht inſtructiven Lectüre wohl empfehlen.

H. M.

Notizen.

Karl Weller's „Dichterſtimmen der Gegenwart“.

Unter dem Titel „Dichterſtimmen der Gegenwart. Eine Sammlung vom Felde der deutſchen Lyrik ſeit 1850“ erſchien, von Karl Weller herausgegeben, bei Heinrich Hübner in Leipzig eine Anthologie, die theils wegen ihres löblichen Zwecks (ihr Ertrag iſt bekanntlich zum Beſten der Schiller-Stiftung beſtimmt), theils wegen ihres in vielfacher Hinſicht intereſſanten Inhalts darauf Anſpruch macht, recht zahlreiche Käufer zu finden. Der Herausgeber, der das Ganze mit einem ſchönen Gedichte: „Deutſche Dichterſtätte“, aus eigener Feder einleitet, hat mit unermüdlichem Sammlerfleiß aus den ſeit 1850 erſchienenen Gedichtſammlungen, aus ihm eingeſandten Manuſcripten und aus Zeitſchriften lyriſche Proben von mehr als 200 mitlebenden Dichtern zuſammengeſtellt. Sein Streben war, wie er ſelbſt bemerkt, „alles Kränkliche, Abgeblaßte, Verſchwommene, alle modiſche Tändelei, Blumenpoeſie und aufgeputzte Romantik fernzuhalten und nur dem Ungekünſtelten, Wahren, Einfachen, Geſunden, dem Lebenskräftigen und Menſchlichen Raum zu geben“. Er erklärt es außerdem als eine würdigere Aufgabe, „aus der unbekannten und überſehenen Maſſe das Beſſere der Vergeſſenheit zu entreißen und Lebende zur Anerkennung zu bringen, als ein Verdienſt darin zu ſuchen, von Autoritäten alle Papierſchnitzel aufzuleſen und, was dieſe ſelbſt weggeworfen haben, der Nachwelt als Meiſterwerke und heilige Reliquien

zu überliefern“. Von beſonderm Werth und Intereſſe ſind auch die dem Verzeichniß der Dichter beigegebenen biographiſchen und bibliographiſchen Notizen. Wir treffen hier auf eine Nachricht über Otto von Skepsgardh (geb. 1818 zu Werlack bei Königsberg), der durch ſeinen 1844 herausgegebenen Roman „Drei Vorreden, Roſen und Golem-Tieck. Eine tragikomiſche Geſchichte mit einer Kritik von Friedrich Rückert“ einige Aufmerkſamkeit erregte. Otto von Skepsgardh war ſchon früh zur Schwermuth geneigt und mußte die begonnene militäriſche Laufbahn wegen Kränklichkeit aufgeben. Seine Reizbarkeit ſteigerte ſich bald nach dem Erſcheinen ſeines Romans durch trübe Erfahrungen und Gemüthsbewegungen mancherlei Art zur völligen Geiſtesſtörung, ſodaß er in eine Heilanſtalt gebracht werden mußte, in welcher er bereits 1845 ſein Leben endete. Weller theilt aus einer nachgelaſſenen ungedruckten lyriſchen Sammlung „Herbarium“ einige Gedichte von ihm mit, welchen zum Theil das unheimliche Gepräge eines geſtörten und zerrütteten Geiſtes unverkennbar aufgedrückt iſt und die daher pathologiſches Intereſſe haben. Ueber Johann Georg Fiſcher (geb. 1816 zu Groß-Süßen in Würtemberg), der ſich durch ſeine 1854 erſchienene Gedichtſammlung ſchnell beliebt gemacht hat, erfahren wir, daß er bis zu ſeiner Confirmation die Dorfſchule beſuchte und bis zu ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre als Volksſchullehrer an verſchiedenen Orten wirkte. Erſt jetzt bezog er, durch ſeine Neigung zu den Naturwiſſenſchaften und ſeine Liebe zur ſchönen Literatur dazu getrieben, die Univerſität Tübingen zum Studium der genannten Fächer. Gegenwärtig iſt er Lehrer der deutſchen Sprache und Literatur an der kaufmänniſchen Fortbildungsſchule zu Stuttgart. Einen eigenthümlichen Bildungsgang zeigen noch Fercher aus Oberkärnten, der von ſeinem ſechsten Jahre an bis gegen ſein zwölftes bei einem Bauer die Heerden hütete; die talentvolle Dichterin Anna Löhn, die von ihrem Vater, einem Pfarrer, eine claſſiſche Bildung erhielt, ſich ſpäter der Theaterlaufbahn widmete und gegenwärtig Schauſpielerin in Dresden iſt; endlich Andreas Chriſtoph Weiß (geb. 1813 zu Ermreuth bei Nürnberg), der ſeine Bildung nur auf Dorf- und Volksſchulen erhielt und durch Schiller's Gedichte, die ihm in ſeinem vierundzwanzigſten Jahre zur Hand kamen, zu eigenen poetiſchen Verſuchen begeiſtert wurde. Er gab 1845 eine Sammlung „Gedichte“ (zweite Auflage, 1848) und 1853 ein lyriſch-epiſches Gedicht „Blüten und Dornen“ (zweite Auflage, 1854) heraus und iſt Kunſtdrechsler in Nürnberg. **H. M.**

Literariſche Miscellen.

Bekanntlich ſind die Ausleger zu der Stelle im „Fauſt“:

Froſch.

Ihr ſeid wol ſpät von Rippach aufgebrochen?
Habt ihr mit Herren Hans noch erſt zu Nacht geſpeiſt?

Mephiſtopheles.

Heut' ſind wir ihm vorbeigereiſt!
Wir haben ihn das letzte mal geſprochen.
Von ſeinen Vettern wußt' er viel zu ſagen,
Viel Grüße hat er uns an jeden aufgetragen —

ſehr verſchiedener Anſicht über die Perſon des beſagten Hans von Rippach. Ich weiß nicht, ob ſie zur Erklärung ſchon eine Erwähnung dieſer Perſönlichkeit im „Siegfried von Lindenberg“ benutzt haben. Als Siegfried ſeinem Factotum, dem Schulmeiſter, ankündigt, daß er beabſichtige, entweder eine Univerſität zu beziehen oder wieder Militärdienſte zu nehmen, und hiermit des Schulmeiſters ganze Stellung in Frage geſtellt iſt, erſchrickt derſelbe natürlich aufs äußerſte. Da heißt es von ihm: „Er ſtand da — natürlich wie der bekannte Mann von Rippach, und war von dem ihm drohenden Unſtern betäubt, daß er ſchlechterdings nicht im Stande war, den mindeſten Einfall zu haſchen.“ Nach dem ganzen Zuſammenhang fühlt man ſich verſucht, den Namen Hans durch jenes einſilbige Wort zu ergänzen, welches an Hans angehängt — die Kataſtrophe in Ludwig Tieck's „Vogelſcheuche“ herbeiführt.

Wie kommt es wol, daß Ferdinand Stolle's komiſche Romane „Die deutſchen Pickwickier“ und beſonders „Die Erbſchaft in Kabul“ im Ganzen ſo wenig bekannt geworden ſind? Es iſt wahr, die darin herrſchende Komik iſt eine ſehr derbe und die Charakteriſtik ſtreift an die Caricatur, aber dieſe derbe Komik und carikirende Schilderung iſt vortrefflich gehandhabt und erinnert häufig an die alten humoriſtiſchen Romane der Engländer. Sollte wirklich unſere Zeit zu ſchwachnervig geworden ſein, um noch einen herzhaften Scherz vertragen zu können? Jedenfalls ſollte ſich Stolle nicht abſchrecken laſſen; den „Dorfbarbier“ kann vielleicht Mancher redigiren, aber eine „Erbſchaft in Kabul“ ſchreiben nicht Viele.

„Le centre du beau et de l'horrible, du sublime et du ridicule, de l'élégant, du gracieux, du pittoresque, du bizarre, du grotesque, de l'impossible et de l'absurde —: *l'oeil de l'intelligence, le cerveau du monde, l'abrégé de l'univers, le commentaire de l'homme, l'humanité faite ville*—: la capitale du monde, la merveille des merveilles, l'alpha et l'oméga de la civilisation, l'humanité entière“ — das ſind die Epitheta, welche Edmund Texier in ſeinem ſonſt recht anziehenden „Tableau de Paris“ (2 Bde., mit 1500 Illuſtrationen, Paris 1852—53) der Stadt Paris ertheilt. Werden denn die Franzoſen dieſe unausſtehliche Selbſtbeſpiegelung und dieſe Renommagen, die in den mitgetheilten Phraſen an das Verrückte ſtreifen, nicht endlich einmal ſatt bekommen? Nur die rührendſte Unwiſſenheit wird durch dergleichen franzöſiſche Windbeuteleien bewieſen; ein Blick über Paris hinaus könnte Texier belehren, daß Paris weder l'abrégé de l'univers noch l'humanité faite ville iſt, daß vielmehr auch hinter den Bergen Leute wohnen. „A chacun le sien n'est pas trop“ iſt ein ſchönes Sprichwort und bei weitem höflicher als unſer deutſches über Eigenlob. 42.

Bibliographie.

Holzinger, C., Beiträge zur Erklärung des Demosthenes. I. Prag, Mercy. 1856. Lex.-8. 16 Ngr.

Platen, A. v., Der Sieg der Gläubigen. Ein geiſtliches Nachſpiel. Herausgegeben von C. Vogt. Genf, Lauffer u. Comp. 8. 8 Ngr.

Rochholz, E. L., Alemanniſches Kinderlied und Kinderſpiel aus der Schweiz. Geſammelt und ſitten- und ſprachgeſchichtlich erklärt. Leipzig, Weber. Gr. 8. 2 Thlr.

Schaefer, A., Demosthenes und seine Zeit. 1ster Band. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schliephake, F. W. Th., Einleitung in das System der Philosophie. Wiesbaden, Kreidel u. Niedner. 1856. Gr. 8. 15 Ngr.

Schöppner, A., Hausſchatz der Länder- und Völkerkunde. Geographiſche Bilder aus der geſammten neueren Reiſeliteratur. Mit Illuſtrationen von F. Baumgarten und A. Zoller. 1ſte Lieferung. Leipzig, Weber. 1856. Lex.-8. 10 Ngr.

Schults, A., Gedichte. 3te vermehrte Auflage. Iſerlohn, Bädeker. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schütze, C., Aſſad der Hirt. Romantiſches Gedicht. Berlin, Allgemeine Deutſche Verlags-Anſtalt. 16. 1 Thlr.

Seiler, J., Litaniae Lauretanae. Dichtungen. Paderborn, Schöningh. 1856. Gr. 8. 8 Ngr.

— — Johannes Püllenberg. Eine Skizze. Ebendaſelbſt. 1856. Gr. 8. 2½ Ngr.

Studach, J. L., Die Urreligion oder das entdeckte Uralphabet. I. Stockholm, Bonnier. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **Charles de Martens** et le baron **Ferdinand de Cussy**. Vol. VI. In-8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ein siebenter Band hierzu, das Werk bis 1856 vervollständigend, erscheint demnächst. Vol. I — V erschienen 1846—49 und kosten 14 Thlr.

In demselben Verlage erschienen folgende
wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

——, **Réglements consulaires des principaux états maritimes** de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

——, **Phâses et Causes célèbres du droit maritime** des nations. 2 vol. In-8. Geh. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de *F. de Wegmann*. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

——, **Causes célèbres du droit des gens.** 2 vol. In-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

——, **Nouvelles causes célèbres du droit des gens.** 2 vol. In-8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours. Par **Léopold Neumann**, docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne. Tomes I et II. In-8. Geh. 6 Thlr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

——, **Eléments du droit international.** Seconde édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

In der Unterzeichneten iſt ſoeben erſchienen:

Celtiſche Forſchungen
zur
Geſchichte Mitteleuropas.

Von F. J. Mone,
Director des Archivs zu Karlsruhe.

8. 1857. Preis 1 Thlr. 20 Ngr., oder 2 Fl. 48 Kr.

Der Zweck dieſes Buchs iſt, nachzuweiſen, daß die teutſche Urgeſchichte eine dreifache Grundlage hat, nämlich neben der römiſchen die celtiſche und unſere eigene. Die römiſche wird ihrer Denkmale und Literatur wegen nicht beſtritten, die celtiſche bedarf aber einer ausführlichen Nachweiſung, die der Herr Verfaſſer ſo bündig und klar als möglich zu liefern ſich beſtrebte.

Freiburg.

Herder'ſche Verlagshandlung.

Eine neue Schrift von Bunſen.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erſchien ſoeben und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gott in der Geschichte
oder
der Fortſchritt des Glaubens an eine ſittliche Weltordnung.

Von
Chriſtian Carl Joſias Bunſen.

In ſechs Büchern.

Erſter Theil. Erſtes und zweites Buch.

8. Geh. 3 Thlr.

Ein neues höchſt wichtiges Werk des berühmten Verfaſſers der „Zeichen der Zeit", wie die meiſten Schriften deſſelben nicht für abgeſchloſſene Gelehrtenkreiſe, ſondern für die weiteſten Kreiſe, die „Gemeinde" beſtimmt.

Von dem Verfaſſer erſchienen ebendaſelbſt:

Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewiſſensfreiheit und das Recht der chriſtlichen Gemeinde. Erſtes Zehend. Briefe an Ernſt Moritz Arndt über den chriſtlichen Vereinsgeiſt und die kirchliche Richtung der Gegenwart. Dritte unveränderte Auflage. Erſtes und zweites Bändchen. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Allgemein iſt dieſe raſch in **drei Auflagen** erſchienene Schrift Bunſen's als **ein Ereigniß** betrachtet worden.

Hippolytus und seine Zeit. Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit. Zwei Bände. (Erster Band. Die Kritik. Zweiter Band. Die Herstellung.) 8. 7 Thlr.

Dieſes Werk Bunſen's iſt eine der bedeutendſten Erſcheinungen auf dem Gebiete der neuern theologiſchen Literatur. Der nicht blos für das gelehrte theologiſche und hiſtoriſche, ſondern für das ganze gebildete Publicum intereſſante Inhalt und die anziehende Behandlungsweiſe haben dem Werke in England wie im Vaterlande des Verfaſſers die allgemeinſte Aufmerkſamkeit zugewandt.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. —— Nr. 4. —— 22. Januar 1857.

Inhalt: Aus der Natur und dem Volksleben. — Spaniſche Romanzenpoeſie. Von **Ludwig Lemcke.** — Die Legende vom heiligen Johann von Nepomuck. Von **Karl Zimmer.** — Sentenzen- und Aphorismenliteratur. — Eine genießbare Schriftſtellerin. Von **Eduard Schmidt-Weißenfels.** — Appert, Voyage en Grèce. — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Aus der Natur und dem Volksleben.

Seitdem die Dorfgeſchichte als beſondere Gattung der erzählenden Poeſie ſich ausgebildet hat, ſind immer deutlicher zwei beſondere Arten derſelben hervorgetreten. Die eine Art der Dorfgeſchichte iſt in der That nichts als die frühere Novellenpoeſie in einem neuen Gewande, während die zweite, eine weit höhere Bedeutung in Anſpruch nehmende Art den Zweck verfolgt, uns einen Einblick in die charakteriſtiſchen Verſchiedenheiten der deutſchen Stämme, ihre Sitten, ihre Sprache, ihre Denk- und Anſchauungsweiſe, die Natur ihres Landes zu gewähren. Würdig vertreten iſt letztere Gattung durch nachſtehende Sammlung von Dorfgeſchichten, mit der wir unſere Ueberſicht über eine Anzahl in dieſes Gebiet einſchlagender neuerer Publicationen eröffnen wollen:

1. Erzählungen aus dem Ries von Melchior Meyr. Berlin, Springer. 1856. 8. 2 Thlr.

Das Ries iſt ein Gau in Schwaben, einige Stunden nordwärts von der Donau; der größte Theil gehört zu Baiern, der nordweſtliche Strich zu Würtemberg; die Bewohner ſind theils Katholiken, theils Proteſtanten, auch Juden fehlen nicht; der Dialekt iſt eine Abart des ſchwäbiſchen, und im Ries ſelbſt ändert ſich nach den Orten Mundart und Betonung; an der nordöſtlichen Grenze herrſcht der fränkiſche Dialekt. Die Rieſer ſind arbeitſam, gewerbthätig, von gemüthlichem, vergnügtem Weſen, ſehr geneigt zu Scherz und Neckerei; die Mädchen ſind ſchön, die Landestracht kleidſam. Dies die Hauptpunkte der Schilderung, die Melchior Meyr von ſeinem Heimatgau gibt, den wir ſelbſt an des Verfaſſers Hand recht liebgewonnen haben. Aber auch dem Dichter können wir unſere ungetheilte Anerkennung nicht verſagen, denn er hat Goethe's Wort:

> Greift nur hinein ins volle Menſchenleben,
> Denn wo ihr's packt, da iſt's intereſſant —

in hohem Grade wahr gemacht. Er ſpannt in der Einleitung unſere Erwartung von ſeinen Dorfgeſchichten ziemlich hoch, aber er hat das Ideal, das er ſich vorhält, nicht zuſchanden gemacht.

Melchior Meyr beſitzt eine reiche Fülle von Lebenserfahrung, tüchtige Kenntniß des Menſchengemüths und des Menſchenlebens, eine feine und ſcharfe Beobachtungsgabe, ein warmes Gemüth für ſeine Heimat und ihre Bewohner und iſt in ſeinem Stoffe ganz und mit liebevoller Hingebung zu Hauſe; deshalb ſprechen ſeine Erzählungen ebenſo warm und wahr zum Herzen, wie ſie dem Freunde der Ethnographie ein — davon ſind wir überzeugt — treues und lebensvolles Bild des rieſer Menſchenſchlags, ſeiner Sprache und Sitten geben. In der Anwendung des Dialekts hat der Verfaſſer mit rechtem Takte das rechte Maß gehalten; er läßt ſeine Rieſer immer im Dialekt ſprechen, wo er zur Charakteriſtik gehört, wo ohne ihn der Geſammteindruck verwäſſert werden würde; „denn", ſagt der Verfaſſer im Vorwort, „bei gewiſſen Gegenſtänden iſt die Mundart für den geiſtigen Menſchen, was die Landestracht für den leiblichen; und wenn die ſchönwiſſenſchaftlichen Arbeiten nebenbei die Kenntniß der deutſchen Dialekte fördern, ſo wird das wol eine löbliche und nicht unzeitgemäße Eigenheit ſein". Der Dialekt iſt leicht zu verſtehen und ſchwierigere Ausdrücke ſind in Parentheſe erklärt. Auch gibt das Vorwort über die Eigenthümlichkeiten des rieſer Dialekts und ſeiner Ausſprache hinreichende Nachweiſungen, die ſelbſt ſchon trotz ihrer Kürze den wiſſenſchaftlichen Geiſt zeigen.

Von den drei Erzählungen des 408 Seiten ſtarken Bandes waren die beiden erſten früher im „Morgenblatt" abgedruckt, die dritte erſcheint hier zum erſten mal. Sie ſind einfach dem äußerlichen Stoffe nach, reich, ſehr reich in ihrem innern Kern. Die erſte, „Ludwig und Annemarie", erzählt von einem Bauerſohne, der ein Mädchen aus weniger angeſehenem Hauſe liebt, mit dem Vater ſich deshalb überwirft, in einem andern Dorfe als Knecht dient, bis durch wechſelſeitiges Entgegenkommen und durch die ſittliche Tüchtigkeit des Mädchens, die ſich Anerkennung erzwingt, Alles ſich verſöhnt und vereinigt. Das iſt freilich ein Stoff der oft dageweſen, aber wir können verſichern, er iſt hier ſo wahr und eigenthümlich behandelt, daß er den Eindruck des Neuen

macht; denn es iſt eben nur der Rahmen des Bildes, der ſo vielen andern Rahmen gleichſieht, aber es iſt eine Fülle neuer, wahrer, kräftiger, charakter- und lebensvoller Geſtalten darin, daß man nicht davon loskommt. Vorzüglich anſprechend iſt das Bild des alten, ebenſo lebensklugen als menſchenfreundlichen Pfarrers, der niemals ſich in häusliche Angelegenheiten mengt und doch zu rechter Zeit mit Klugheit eingreift und die Begebenheiten zu einem guten Ende leitet, ohne daß man ſein Eingreifen merkt. Wir möchten dieſen Pfarrer vielen ſeiner Herren Amtsbrüder als Vorbild empfehlen.

„Die Lehrersbraut“ erinnert zum Theil an Auerbach's „Frau Profeſſorin“; ſie erinnert aber auch nur daran, denn ſie iſt wieder ganz neu und eigenthümlich. Der Vetter Hans führt ſeit Jahren ſeiner Muhme die Wirthſchaft mit Liebe und Treue, aber mit noch größerer Liebe und Treue hängt er an der ſchönen Chriſtine, der Tochter der Muhme Glauning, die noch nicht ganz 15 Jahre alt war, als der Vetter ins Haus kam und ſie im geheimen liebenswürdig fand. Leider war an Hans nichts ſchön als ſein braves, treues, liebesſtarkes, edles Herz und ſeine braunen Augen, und der Gute mußte, als Chriſtinchen 18 Jahre alt und das ſchönſte Mädchen weit und breit geworden war, erleben, daß ſeine treue, aber ſtumme Liebe dem ſtattlichen Sohne eines reichen Bauers aufgeopfert wurde, der aber vor dem Zorne ſeines Vaters zu Kreuze kriecht und Chriſtinchen ſitzen läßt. Nach und nach wird Vetter Hans doch wieder von ihren Reizen umſtrickt, er iſt glücklich, nichts ſteht im Wege, aber noch zaudert er, da — kommt ein neuer Lehrer ins Dorf, ein Phönix unter den Lehrern, und Chriſtinchen geht dem guten Vetter nochmals verloren. Der Lehrer aber, ehrgeizig wie alle jungen Schulmeiſter und noch etwas mehr, wird noch vor der Hochzeit in die Stadt verſetzt. Da muß Chriſtinchen nachkommen, ſich in ſtädtiſche Kleider ſtecken, ſie ſoll gebildet werden, ehe ſie Frau Lehrerin werden kann. Nun geht ihre Noth an, in der ſtädtiſchen Tracht erſcheint ſie plump und unbeholfen, ihr Kopf begreift gar zu ſchwer, und Dinge zumal, für die ſie gar keinen Sinn hat, der eitle Bräutigam findet ſie ſeiner immer unwürdiger, es kommt zu heftigen Auftritten und endlich zum Bruche, — Chriſtinchen kommt zum Spott der Leute wieder auf ihr Dorf. Doch bald darauf verdingt ſie ſich in ein entferntes Dorf zum ſchlimmſten Bauer weit und breit, bei dem es noch kein Dienſtbote lange ausgehalten hat, und dort gewinnt ſie ſich durch Tüchtigkeit und Ausdauer die allgemeine Anerkennung, ſodaß ſogar ein reicher Bauer für ſeinen Sohn, der ſich mit dem Heirathen etwas verſpätet hat, durch eine dritte Perſon um Chriſtine wirbt. Doch dieſe hat längſt mit Reu und Leid das Unrecht bedacht, das ſie an Vetter Hans geübt, und liebt ihn jetzt ebenſo tief, aber nur hoffnungsloſer, als er ſie einſt. Sie ſchlägt den ehrenden Antrag aus. Durch die Mittelsperſon erfährt Hans den Vorgang und — nun natürlich, Hans und Chriſtine werden noch ein Paar, das nun erſt, durch Erfahrung gereift, recht weiß, was es aneinander hat; „denn“, ſagt Hans ſelbſt, „in der Welt iſt's nicht jedesmal gut, wenn man ohne weiteres bekommt, was man gern möchte; man muß zum wahren Glück erſt fertig gemacht werden“. Es thut uns leid, daß wir die Grundzüge dieſer Erzählung ſo nackt ohne alle Motivirung hinſtellen müſſen; wer an die poetiſche Gerechtigkeit unſerer Gott ſei Dank ſelig entſchlafenen Novellenliteratur gewöhnt iſt, wird dieſe Art der Entwickelung unpoetiſch und trivial finden; wer ſich aber in die Erzählung des Verfaſſers vertieft und das Leben kennt, der findet die Entwickelung nicht nur natürlich, ſondern nothwendig, und der Dichter hat, mit tieferm Blick das Leben erfaſſend, ein wahres Lebensbild geſchaffen.

Am wohligſten hat uns die dritte Erzählung angeheimelt: „Ende gut, Alles gut“, in der der Verfaſſer „den ungedämpften Realismus des Rieſers in die Sphäre des Humors zu erheben trachtete“. Aber dieſer Humor hat nicht eine Spur von Künſtelei, von Caricatur oder Uebertreibung, es iſt der Humor des Lebens und des Schickſals ſelbſt, es iſt Humor der Begebenheiten, nicht Humor der Darſtellung, es iſt ein Humor, der heiter ſtimmt, aber nicht zum Lachen reizt, ſogar viel Tiefrührendes hat, wie das Lebenswahre immer das Gemüth rührt. Der Held der Erzählung iſt ein rieſenhafter Bauerburſche, Michel, ein tüchtiger Arbeiter, gefürchtet und geehrt wegen ſeiner Stärke, dabei ehrlich und gutmüthig und von großem Selbſtgefühl, aber unzugänglich für Lebensart und gefällige Manieren, wortkarg und derb, ungeſchickt und unluſtig zum Tanzen und ohne Neigung für das ſchöne Geſchlecht, — zum großen Kummer der Mutter. Und doch, ſeine Stunde kommt, als er die Gret erblickt, die ihn ihrerſeits allen Burſchen bei weitem vorzieht und ihm immer Gelegenheit zur Annäherung gibt; dennoch kann er infolge ſeines Mangels an Menſchenkenntniß, an Geſchick und Redegabe nicht zum Ziele kommen, bis nach langen Verdrießlichkeiten und Zerwürfniſſen er die Geliebte auf einer Kirmesprügelei ſich als Siegstrophäe erringt. Dieſe Erzählung zeigt ſo recht den Rieſer in ſeinem Element, in den Geſprächen iſt durchgängig der Dialekt gebraucht, die Schilderungen der Hochzeiten und Kirmſen, wie ſie vor Zeiten gefeiert wurden, ſind dem Freunde des Volks und ſeiner Sitten gewiß anziehend.

Dem Freunde volksthümlicher Sitte und Sprache, ſowie Allen, denen das Studium des Menſchengemüths anziehend iſt, ſeien dieſe ſo realen und doch ſo poetiſchen Erzählungen eines nicht gewöhnlichen Talents freundlich empfohlen.

Novellen im Gewande der Dorfgeſchichten, aber mit eigenthümlichen Vorzügen, bieten

2. Rheiniſche Dorfgeſchichten von W. O. von Horn. Wohlfeile Auswahl in vier Bänden aus den geſammelten Erzählungen. Mit Illuſtrationen von L. Richter. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1854. Gr. 16. 1 Thlr. 21 Ngr.

Betrachten wir, ehe wir an das Buch ſelbſt gehen, das ſauber in Stahlſtich ausgeführte Bild des Verfaſſers. Da ſehen wir einen behäbigen, nicht mehr

jungen Mann, der wol dem geiſtlichen Stande, aber gewiß nicht der frömmelnden oder buchſtabengläubigen Richtung angehört, deſſen Aeußeres Gewöhnung an Bequemlichkeit und eine gewiſſe Eleganz verräth. Das Geſicht mit dem nicht großen, tiefliegenden Auge, der feingeſchnittenen Naſe und dem ſchönen Munde kündigt uns tiefe Gemüthlichkeit, viel Wohlwollen, heitern, aber dem Ernſten und Wehmüthigen nicht abgewendeten Sinn und lebhafte Empfindung an; die von den Augen an allmälig zurücktretende Stirn zeigt mehr Sinn für Betrachtung als tiefes Denken; der kurze Hals, der weiter auf einen ziemlich ſtark, aber durchaus nicht übermäßig ausgebildeten Hinterkopf ſchließen läßt, verräth eine ſehr gute, aber nicht ſehr energiſche Productionskraft, mit der immer ein ebenmäßiger Sinn für die Reize des ſchönen Geſchlechts verbunden iſt; die ſtarke Ausbildung des Kopfs nach der Scheitelgegend hin zeugt, wenn nicht die Bedeckung des Oberkopfs — man ſieht nicht recht, ob Käppchen oder Perücke — täuſcht, von ſtarkem Selbſtgefühl; die Form des Kinns verräth Sinn für die Freuden der Tafel, aber gewiß nicht für Schwelgerei, die ganze Perſönlichkeit hat etwas ſehr Liebenswürdiges, durchaus Harmoniſches und Zutrauenerweckendes. Und mit dieſem Zutrauen gehen wir nun an das Buch ſelbſt.

Die vier vorliegenden Bände enthalten 18 Erzählungen, welche ohne Ausnahme feſſelnd und ſehr lieb und ſchön und rührend ſind und eine außerordentlich reiche Mannichfaltigkeit von heitern und trüben Bildern, die alle aus dem ewig unerſchöpflichen Thema des liebenden Herzens hervorgehen, darbieten, bald ſeltſam verwickelte, aus dem Heitern in das Trübe, aus dem Traurigen in das Fröhliche übergehende Begebenheiten, bald ſchmerzliche Enttäuſchungen und Vereitelungen heißer Wünſche, bald überraſchende Wendungen zum Glück und Frieden, bald heiter vom Anfang bis zum Ende, bald unheimlich beginnend und tragiſch endend, bald einfache und ergreifende Erlebniſſe eines Menſchenherzens, bald romantiſche Begebenheiten mit welthiſtoriſchem Hintergrund. Bei ſo vielen Vorzügen fehlt den Erzählungen zur Vollkommenheit Eines — pſychologiſche Tiefe. Die Guten ſind nur gut und weiter nichts, die Schelme ſind nur Schelme, die Mädchen, die in den 18 Erzähungen geliebt werden, und deren ſind viele, ſind alle ſo ſchön, daß keine ihres Gleichen findet, und ohne alle Fehler; ſelbſt Koketterie, die doch ſonſt vom weiblichen Weſen faſt unzertrennlich ſcheint, kommt gar nicht vor, kurz, alle Menſchen haben nur eine Seite, die gute oder die ſchlimme, und nur Nebenperſonen halten eine Mitte zwiſchen Vollkommenheit und Schlechtigkeit. Die meiſten Leſer und namentlich die gefühlvollen Leſerinnen werden freilich dieſen Tadel gar nicht begreifen, weil ihnen das Idealiſirte allein ſchön ſcheint; aber ihnen werden auch ſchöncolorirte Modenkupfer ſchöner erſcheinen als die wundervollen Holzſchnitte eines Ludwig Richter, ſie werden die brillanten Madonnen Correggio's der Holbein'ſchen, einen Adrian van der Werfft einem Rubens vorziehen. Wir ſind auch überzeugt, daß der Leſerkreis W. O. von Horn's immer größer bleiben wird, als der Melchior Meyr's, der doch den hier vermißten Vorzug in hohem Grade beſitzt, und finden das begreiflich, denn anſprechend ſind die Erzählungen W. O. von Horn's zum größten Theil, während die Melchior Meyr's nur ſchön und wahr ſind. Es ſoll auch nicht geſagt ſein, daß Charakteriſtik in W. O. von Horn's Dorfgeſchichten fehlt; nur Tiefe der Seelenkenntniß finden wir nicht. Da iſt im vierten Bande „Ammi, eine Geſchichte aus dem hundsrücker Hochlande", wo ein rheiniſches Landmädchen groß und charaktervoll wie eine Antigone vor uns ſteht und durch Entſchiedenheit und Feſtigkeit des Wollens in furchtbaren Kriſen ihr und der Freundin Lebensglück rettet. So im zweiten Bande „Der Freiersmann", wo die Kraft ausdauernder Liebe den Haß eines harten Vaters bis zu reumüthiger Zerknirſchung beſiegt. So iſt auch der „Zunderbuchs" (Bd. 4), der aus Hochmuth ſein ſchönes Kind der Herzensliebe zu entſagen und zum Ehebunde mit einem Verworfenen gezwungen und ihr das Herz gebrochen hat und nun ſelbſt in Armuth als Geiger ruhelos umherirrt, ein Charakterbild ohne Tadel. Von den übrigen Geſchichten ſind als die ſchönſten zu bezeichnen im erſten Bande „Aus der Schmiede", die Geſchichte einer ſchönen Liebe, die nach den ſchwerſten Prüfungen mit dem frühen Tode des Mädchens endet, der der Geliebte bis zum Tode im Alter die Treue wahrt, und „Die Elſer, eine Geſchichte aus dem naſſauer Lande", welche erzählt, wie die Bewohner des Dorfes Els dazu gekommen ſind, ſich ganz auf die ausübende Tonkunſt zu legen, um als Muſikanten durch die Welt zu ziehen, und die durch drei Generationen hindurch ſpielt, natürlich auch drei Liebesgeſchichten enthält, die durch Prüfungen zum Glücke führen; im zweiten Bande „Das Mailehen", die Geſchichte der herzlichen Liebe eines armen Burſchen zu einem reichen Mädchen, das ebenſo gut und liebevoll als ſchön iſt, voll ſchmerzlicher Entſagung und Trennung, bis Treue, Ausdauer und eine ſchöne Fügung des Schickſals, die eben das Unglücklichſte in Glück verkehrt, Alles zum guten Ende bringt; ferner „Aus dem Leben eines Vogelsbergers in Krieg und Frieden", wo die Untreue eines Mädchens einen braven und in allen Verſuchungen treuen Menſchen um das Glück ſeines Lebens bringt; im dritten Bande „Die Geſchichte von den zwei Müllerskindern", wo ein Fehltritt und ein alter Haß ein Paradies zerſtören, am Ende aber der vereinſamte, in Reu und Leid gebeugte Mann eine Tochter, das Ebenbild ihrer Mutter, findet und wieder glücklich wird im Glücke Derer, die ſeinem Herzen am nächſten ſtehen; im vierten Bande „Der geſpenſtige Stollen", eine Geſchichte aus der Kriegszeit voll Haß und Liebe und Entſetzen mit verſöhnendem Schluſſe, und die heitere Geſchichte „So ging mir's", die Lebensgeſchichte eines reichgewordenen Schneiders voll Abenteuer und Gefahren und Glück und Liebe, ergötzlich und rührend zugleich.

Außer in der zuletzt genannten Erzählung iſt das humoriſtiſche Element nur noch vertreten im zweiten Bande durch „Die Zweite“, wo ein Apotheker in Verzweiflung iſt über die Gründung einer zweiten Apotheke in ſeinem Städtchen, bis ſich herausſtellt, daß der Concurrent der künftige Schwiegerſohn iſt; dann im dritten Bande durch „Das Original, ein Stücklein“, wo ein alter ehefeindlicher Paſtor wider Wiſſen und Willen ſeine Nichte traut, und „Ein Stücklein von der Moſel“, wo ein alter verliebter, großſprecheriſcher Hauptmann entlarvt und um ein hübſches Mädchen geprellt wird.

Viel häufiger klingen die Mollaccorde des Schmerzes durch W. O. von Horn's Geſchichten, und manche von ihnen ſtimmen durchaus nur traurig, wie im erſten Bande „Meine erſte Braut, eine Jugenderinnerung“, im dritten Bande die „Heirathsgeſchichten, Erzählungen im Abendkreiſe meines Oheims“, im vierten Bande „Eine rheiniſche Schmugglergeſchichte“, wo Marie, die Tochter eines Douanier, ihren Geliebten, einen jungen Schmuggler, indem ſie ihn durch ein heldenmüthiges Wagniß retten will, in den Tod ſtürzt.

Die Zeit der Franzoſenherrſchaft und ihres Sturzes bildet außer in der zuletzt genannten und einigen früher erwähnten Geſchichten auch den Hintergrund in der hundsrücker Dorfgeſchichte „Die Deſerteure“ im erſten Band, welche ſehr lebensvoll und in ſpannender Erzählung die Zuſtände in der ehemaligen Kurpfalz zur Zeit der Franzoſenherrſchaft darſtellt und in der ſich wie überall ein ſchöner deutſcher Patriotismus ausſpricht. Die einzige bisher noch nicht erwähnte Geſchichte, die „Fragmente aus dem Leben zweier armen Teufel“ im zweiten Bande, iſt wenigſtens anſpruchslos und wohlthuend.

Dies eine kurze Andeutung des mannichfaltigen Inhalts. Auf den Namen Dorfgeſchichten haben nicht alle Erzählungen Anſpruch, und „Rheiniſche Dorfgeſchichten“ heißen ſie mit Recht nur in Rückſicht auf die Orte, wo ſie ſpielen, und die meiſt recht anziehend und mit Liebe geſchildert ſind; das rheiniſche Volksleben ſelbſt in ſeiner charakteriſtiſchen Verſchiedenheit von dem Weſen anderer Volksſtämme finden wir nirgends ſcharf ausgeſprochen, das Volk ſpricht in der Sprache der Gebildeten, nur die eigenthümlichen Trachten und was ſonſt von dem Volksthümlichen nicht übergangen werden konnte, iſt bisweilen dargeſtellt.

Die Illuſtrationen von Ludwig Richter laſſen nur bedauern, daß ihre Zahl ſo gering iſt.

Zu derſelben Art gehört:

3. Der Weihnachtsfund. Ein Seelenbild aus dem ſchwäbiſchen Volksleben von Hermann Kurz. — A. u. d. T.: Unter dem Tannenbaum. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1856. 16. 1 Thlr.

„Ein Seelenbild aus dem ſchwäbiſchen Volksleben“ nennt der Verfaſſer, der ſich ſchon früher durch „Schiller's Heimatsjahre“ und den „Sonnenwirth“ bekannt gemacht hat, dieſe Geſchichte. Sie zeichnet ſich durch einen klaren, gebildeten Stil, durch eine reiche Fülle von innern Erfahrungen, durch vorurtheilsfreie Lebensauffaſſung, durch wohlthuendes Durchleuchten eines ungekünſtelten religiöſen Gefühls, durch anſprechende Vorführung der Gebräuche des Weihnachtsabends in den ſchwäbiſchen Dörfern aus, iſt aber leider nur in der erſten Hälfte anziehend, während von der Mitte an der Stoff ziemlich arm, die Darſtellung deſto weitſchweifiger wird. Auch haben wir uns nicht des Gefühls erwehren können, als ob der Verfaſſer dem eigentlichen Volksleben geiſtig doch zu fern ſtände, als daß er wirklich ein Seelenbild aus dem Volksleben geben könnte. In den naiven Ton der Volksſprache ſcheint er ſich nicht recht finden und noch weniger in die beſchränkte Gefühlswelt des Dörflers genugſam hineinleben zu können, ſodaß das Ganze doch kein rechtes Leben hat.

Der Schauplatz der Erzählung iſt ein einſam gelegenes Gaſthaus in der Nähe einer kleinen Stadt, in welchem wir der Chriſtbeſcherung am Weihnachtsabende beiwohnen. Die Gebräuche, welche da unter den Knechten und Mägden geübt werden, ſind anziehend, namentlich können wir uns nicht verſagen, das Spiel mitzutheilen, welches ſich an eine bekannte ſeltſame Eigenthümlichkeit der Hühner knüpft.

„Wir wollen das Spiel mit der ſchwarzen Henne machen, damit wir ſehen, wer von uns zuerſt heirathet.“ „Nun, das weiß man ja, der Alex.“ „Ei, da kann noch viel dazwiſchen kommen, iſt ja noch nicht aller Tag' Abend und lauft noch manch's Wäſſerle den Bach 'nunter, trüb oder hell.“ Der Vorſchlag fand allgemeinen Beifall, und die kleine Wuſelige wurde beauftragt, die zu dem Schwanke taugliche Henne zu holen. Sie weigerte ſich aber, nach ſo grauslichen Geſchichten, die ſelbſt die ruhige Juſtine in Angſt geſetzt, vor dem Läuten allein hinauszugehen, worauf beſchloſſen wurde, ihr zween Knechte zur Begleitung mitzugeben. Bald kamen die Abgeſandten mit dem ſchwarzen Vogel zurück, den die Kleine ſorgfältig mit beiden Händen hielt und zärtlich an die Bruſt drückte. Aber ein ſchallendes Gelächter entſtand, als man gewahr wurde, daß ihre Begleiter, ſchwerlich ohne Abſicht, ſtatt der Henne ihr den Gockelhahn unterſchöben hatten, der zufällig auch von ſchwarzer Farbe war. Sie wurde nicht aufs feinſte geneckt, und man wollte ſie noch ein mal fortſchicken, um ihr Verſehen gut zu machen. „Ach was“, ſagte ſie, „der Gockeler iſt ſo gut wie eine Henne, machet nur voran. Wer kann ihn einſchläfern?“ Der alte Philipp zeigte ſich bereit, er ließ ſich ein Stück Kreide bringen, und es wurde ſogleich zur Ausführung geſchritten. Man legte den Hahn auf den Boden, wobei er ſo gehalten wurde, daß Kopf und Schnabel feſt am Boden anlagen, und nun zog der alte Zaubermeiſter dicht vom Schnabel aus, gleichſam denſelben verlängernd, einen ſtarken langen Kreideſtrich über den Boden hin, worauf ſie langſam und leiſe die Hände von dem Hahn zurückzogen, ſodaß er jetzt frei am Boden lag. Wunderſam war es da zu ſehen, wie ſich das grillenhafte Thier in dieſer Lage benahm. Zuerſt hatte es ſich heftig geſträubt, dann das Verfahren mit einer ängſtlich ungewiſſen Verlegenheit, die von Fluchtgedanken zeugte, über ſich ergehen laſſen; jetzt aber, obgleich von Zwang und Haft befreit, lag es völlig ruhig da, wie wenn es mit dem Kopf am Boden befeſtigt wäre und ſich nicht von der Stelle rühren könnte. Es ſchien, falls man einem Hahn ſoviel Nachdenken zutrauen darf, als ob er den Kreideſtrich für einen wunderbar aus ihm herausgetretenen Theil ſeines Selbſt oder wenigſtens für einen Faden hielt, woran ſein Schnabel angebunden ſei; genug, er befand ſich wie in einem verzauberten Zuſtande, den man übrigens keinen Schlaf nennen konnte,

denn er hatte die Augen offen, ſie ſahen jedoch unverwandt und unbeweglich den Strich entlang. Nachdem man dieſe Art der Verzauberung eine geraume Weile hatte fortdauern laſſen, bildeten Alle geräuſchlos einen Kreis um den daliegenden Hahn. Juſtine, die ſich entziehen wollte, wurde mit Gewalt, aber ohne einen Laut in den Kreis gezogen. Ganz leiſe und behutſam, denn der Zauber ſchien bei alle Dem nicht ſo ſtark, um jede Probe zu beſtehen, wurde nun der Kreideſtrich allmälig ausgelöſcht. Kaum war dies geſchehen, ſo erhob der Hahn den Kopf und ſah ſich gleichſam verwundert um; dann ſtand er auf und ging zuerſt etwas taumelnd, nach und nach aber ſchneller und mit unruhigem Gurren in dem Kreis umher, immer entſchiedener auf das Entkommen aus der verdrießlichen Gefangenſchaft bedacht. Damit wuchs auch die Spannung der Spielenden immer mehr, denn die Perſon, bei welcher er den Kreis verließ, war die bezeichnete, und brach er gar zwiſchen einem Paare durch, ſo war nicht der geringſte Zweifel, daß dieſe Beiden einander im nächſten Jahre heirathen würden. Hierauf hatte man auch bei der Bildung des Kreiſes nach Möglichkeit Bedacht genommen, und dem armen Erhard war ein letztes Glück zutheil geworden, indem er ſich, ohne eigenes Zuthun, aber vielleicht auf Veranlaſſung des Mädchens, das die Widerwillige in den Kreis gezogen hatte, neben Juſtinen befand. Alex dagegen war ungepaart, denn die Mädchen hatten unter beſtändigem Hin- und Herſchieben, in nicht ſehr ſchmeichelhafter Weiſe, ſeine Genoſſenſchaft von ſich abzuwenden gewußt, ſodaß ihm endlich zur Rechten der alte Philipp und zur Linken ein anderer Knecht zu ſtehen gekommen war. Aber gerade deshalb war man um ſo begieriger darauf, ob der Hahn etwa ihn als den erſten Hochzeiter in dem Kreiſe bezeichnen würde, weil insgeheim noch über die Dauerhaftigkeit ſeines Verlöbniſſes geſtritten wurde und Manche glaubten, er werde ſich durch die unaufhörlichen ſchwach verblümten Anſpielungen und Spottreden noch bewegen laſſen, die ſchmähliche Heirath wieder aufzugeben. Der Zaubergockel ſchien es jedoch auf Jemand ganz Anderes abgeſehen zu haben, denn er ging plötzlich mit einem entſchloſſenen Anlaufe gerade auf Juſtinen los. Aha! rief es von allen Seiten. Juſtine aber ſtreckte abwehrend die Hände aus und rief mit gepreßter Stimme: „Nicht zu mir, nicht zu mir! ich will nicht heirathen!“ Das verſchüchterte Thier, wenn es auch die Worte nicht verſtand, ließ ſich durch die Geberde abſchrecken, kehrte ſich wie ein Kreiſel um und rannte, mit dem Nächſten Beſten zufrieden, zu dem alten Philipp hinüber. Dieſe übel angebrachte Ehre that ſolche Wirkung, daß die Mädchen ſich vor Lachen ſchüttelten und kaum mehr im Kreiſe auszuhalten vermochten. Philipp aber, der, gleichfalls zur Abwehr, den Fuß vorgeſchoben hatte, hob unvermerkt die Spitze ſeines ſchweren Stiefels und trat dem aufs äußerſte gebrachten Thiere, das eine Oeffnung ſuchend vor ihm trippelte, ein wenig auf den Fuß. Der Hahn ſtieß einen Laut des Schmerzes aus, das Spiel war ihm jetzt offenbar ganz und völlig verleidet, und er ſchwang die Flügel zu einem verzweifelten, aber gelungenen Fluchtverſuch; da er unten bisjetzt vergebens einen Ausweg geſucht hatte, ſo wirbelte er ſich, wie er ging und ſtand, auf einmal mit einem Ruck und mit zwei, drei ſchmetternden Trompetentönen vom Boden in die Höhe und fuhr in kühnem Schwunge dem Alex gerade über den Kopf hinaus, von lautem Geſchrei begleitet, das er im Herunterſchweben durch lang nachhallendes Krähen noch übertäubte. In dem Gemiſche von Angſt und Kühnheit aber, womit er ſeine Flucht aus dem lachenden Kreiſe bewerkſtelligt hatte, war ihm, wenn man ſo ſagen darf, etwas Menſchliches begegnet und zum guten Theil über Alex ergangen, ein Fall, der bei dieſem Spiele nicht zu den ſeltenſten gehört und eben darum auch in der Auslegung des Orakels vorgeſehen iſt, die ihn für eine Vorbedeutung der höchſten Unehre nimmt. Es läßt ſich denken, welchen Eindruck dieſes alle Berechnung übertreffende Ereigniß unter den obſchwebenden Verhältniſſen und Geſinnungen bei den handgreiflichen Gemüthern, die hier verſammelt waren, machte; allein ſchwer wäre es, das unbändige Gelächter, das bei dem Anblick ausbrach, zu beſchreiben. Der Kreis löſte ſich alsbald, indem ſich das Eine dahin, das Andere dorthin warf, um ganz den krampfhaften Erſchütterungen des Zwerchfells zu gehorchen. Selbſt Erhard, dem es doch nicht beſonders heiter zumuthe war, ließ ſich von dem allgemeinen Sturme mit fortreißen, und nicht einmal Juſtine war im Stande, ihren Ernſt ganz beizubehalten. Vergebens ſchrie Alex mit einem wüthenden Blick auf Juſtinen, von welcher der Hahn auf ſeine Seite herübergekommen war: „Es gilt nichts, man hat ihn auf mich gehetzt!“ er konnte nicht zu Worte kommen vor dem Gelächter, welches die Fenſter zittern machte und aus welchem man nur die ſtärkſten Poſaunenſtöße des Gockels hier und da vernahm, der, noch immer vergebens ſeine Freiheit ſuchend und durch den Lärm vollends ganz unſinnig gemacht, toll und blind gegen die Wände und Fenſter flog.

Der Kern der Erzählung iſt nun kurz folgender. Die beiden Knechte Erhard und Alex wollen den folgenden Tag abziehen, der Eine, weil ihn eine, wie es ſcheint, unerwiderte Liebe zu der Magd Juſtine fortreibt, der Andere, welcher als der Sohn einer vermöglichen Witwe im Städtchen als Freiwilliger ſeinen Dienſt verſehen hat, um eine reiche häßliche Perſon von ſchlechtem Rufe zu heirathen. Erhard iſt allgemein geliebt, Alex allgemein verhaßt. Der Wirth will Erhard Gelegenheit geben, ſelbſtändig zu werden, damit er Juſtine heirathen kann, Juſtine aber weiſt ihn ab, obgleich ihre Liebe zu ihm Allen ſichtbar iſt. Das Räthſel erräth der Leſer bald, wenn er auch im Buche erſt ſpät aufgeklärt wird. Juſtine gebiert in derſelben Nacht, während die Andern alle in der Weihnachtsmetten ſind, einen Knaben vom Alex, der ſie durch Vorſpiegelungen ſchmählich betrogen hat, und trägt das Kind noch in derſelben Nacht, während Alle ſchlafen, in die Stadt, wo ſie es vor der Thür einer braven Schuhmachersfamilie ausſetzt, die ſelbſt reich mit Kindern geſegnet iſt. Erhard geht, ohne davon etwas zu ahnen, in die Fremde und kommt erſt nach ſieben Jahren, nachdem er in Kriegszeiten ſein Glück gemacht, in den Rothen Löwen zurück, der unterdeſſen heruntergekommen iſt und wo er von dem damaligen Geſinde nur noch Juſtinen trifft. Was ſie damals gethan, iſt Allen verborgen geblieben, und Erhard, der es vergebens verſucht hat, eine Andere liebzugewinnen, und ſich ſelbſt die Schuld von Juſtinens Fehltritt beimißt, heirathet ſie und nimmt auch ihren Knaben zu ſich, nachdem er Alex, der an der Seite ſeiner Frau wie in der Hölle lebt, in die weite Welt getrieben hat.

In dieſem kleinen Rahmen iſt manch ſchönes Bild, wenn auch Manches pſychologiſch unwahr und unglaublich ſcheint, und wem es nicht auf eine reiche Fülle von Begebenheiten ankommt, der wird ſelbſt die zweite Hälfte des Buchs, die wir oben als ſtoffarm und weitſchweifig bezeichnet haben, vieler ſchöner Einzelheiten und anziehender Schilderungen wegen mit Vergnügen leſen.

Mehr der eigentlichen Idee der Dorfgeſchichte entſprechend, aber beinahe zu ſehr des poetiſchen Schmucks entbehrend iſt das kleine Schriftchen:

4. Joachim Wernemann. Eine altmärkiſche Dorfgeſchichte von Fritz Schwerin. Magdeburg, Heinrichshofen. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.

In dieſem Büchlein, das zum Beſten einer armen Schullehrerwitwe und ihrer drei Waiſen, welche bei der Oderüberſchwemmung am 24. Auguſt 1854 Alles verloren hat, herausgegeben worden iſt, wird uns das Bild eines echten alten Dorfpatriarchen vorgeführt, und zwar in ſo ſchlichter, wahrheitsvoller, umſtändlicher Zeichnung, daß wir nicht zweifeln ein Porträt vor uns zu haben. Nachdem uns der alte Mann mit ſeinem Großmütterchen in ſeinem Walten und Wirken in der Familie und in der Gemeinde, namentlich unter ſeinen Enkeln, vorgeführt iſt, ſodaß wir ihn recht herzlich liebgewonnen haben, erfahren wir die Geſchichte ſeiner Kindheit, ſeiner ſchon in der früheſten Zeit unbewußt keimenden Liebe zum Großmütterchen, ſeiner Lehr- und Geſellenjahre als Schneider, der Prüfungen, die ihm und der Geliebten durch den Widerſtand des reichen Vaters aufgelegt worden, bis endlich Alles durch Trübſal zum ſchönſten Glück ſich wendet.

Das Büchlein iſt ebenſo wohlthuend als anſpruchslos. Der Ton iſt ein echt religiöſer, fromm ohne Frömmelei und gläubig ohne Oſtentation. Die Schilderungen des Weihnachtsfeſtes, der Kinderſpiele, die eingeflochtenen plattdeutſchen Kinderlieder und Räthſel laſſen einen Blick in das altmärkiſche Volksleben thun, wenn auch im Uebrigen der Verfaſſer das ethnographiſche Moment nicht eben mit Bewußtſein aufgefaßt hat. Daß der Verfaſſer Lehrer iſt, merkt man ſeiner Schreib- und Darſtellungsweiſe an, die kernhaft, deutlich, epiſch-umſtändlich iſt und ſorgfältige Feile mehr als urſprüngliche Glätte und ſchriftſtelleriſche Routine zeigt.

Folgendes Büchlein:

5. Aus dem Oberlande. Miniaturen von Friedrich von Gaudy. Berlin, Allgemeine deutſche Verlagsanſtalt. 1856. 16. 15 Ngr.

gehört ſchon nicht mehr eigentlich in das Gebiet der Dorfgeſchichte, wird aber Denen, die im Salzkammergute, in Steiermark, im Pinzgau gereiſt ſind oder in Gaſtein gebadet haben, manche liebe Erinnerung bringen. Es enthält theils Geſchichten, theils Touriſtenabenteuer aus der Alpenwelt. Die Erzählung „Gold-Kathi" knüpft ſich an den Achenſee, der am Tage des Erdbebens von Liſſabon hoch aufwogte und deſſen Flut damals plötzlich um mehre Fuß fiel — als Strafgericht Gottes, wie die Sage nun berichtet, für den Frevel eines jungen Schifferweibes, die ein welſcher Maler zur Untreue verlockt und zur Flucht von ihrem Manne beredet, und die von dem tobenden See verſchlungen wird, während den Verführer der Blitz erſchlägt. Ebenſo traurig iſt die Geſchichte der Sennerin auf der rettenbacher Alm, Nöckel Mirl, die, nachdem ſie fünf Jahre lang den Geliebten aus dem Kriege zurückerwartet hat, am Jahrestage der Loosziehung, die das Paar trennte, ſich in den Abgrund ſtürzt. Heiter ſind die Schilderungen des gaſteiner Badelebens. In der Skizze „Beim Straubinger" ſtoßen wir auf die Erſcheinung einer ſchönen L
rin, die bei der Männerwelt allgemeines Entzücken, b
ſeitherigen Löwinnen der Saiſon Eiferſucht erregt,
nur für einen Abend, denn es wird auf allen Zim
ihre Karte abgegeben: „Hygiäa Faßkeſſel empfiehlt ſi
Hühneraugenoperateurin." Eine vom Regen überraſch
ſellſchaft ſchildert die Skizze „Auf dem Gamskahrkogl",
noch romantiſcher iſt die abenteuerliche „Nacht auf
Schafberge", wo eine große bunte Geſellſchaft weder
noch Nachtlager findet und im tollen Treiben die
verbringt. Rührend iſt, was „Der Pfarrer von
mont" erzählt, wie unglückliche Liebe ihn in den
und aus dem Kriege zum geiſtlichen Berufe führt.
ter iſt der Aufenthalt des Verfaſſers und eines F
des in der „Dürrenboden-Hütte" und „Am Kriml
geſchildert, und ein bedenkliches Abenteuer des Verf
der mit loſem Gerölle eine Bergwand herabkollert
fern von aller menſchlichen Hülfe eine Nacht und
Tag zubringt, während er die Feier des St.-Anne
in dem untenliegenden Botzen beobachtet, ſchließt
leicht und gefällig geſchriebene Büchlein.

Hiſtoriſches und ethnographiſches Intereſſe zu
ſcheint das Werkchen

6. Altes und Neues von Franz Pocci und Reding
Biberegg. Erſtes Bändchen. Stuttgart, Gebr. Sch
1855. 8. 15 Ngr.

befriedigen zu wollen, und doch iſt es nur eine un
liche Nachahmung der von Franz Trautmann mi
viel Geiſt und poetiſcher Kraft im Tone des
alters erzählten Geſchichten. Das Motto des Büch

Manch fromme Mähr aus früher Zeit,
Manch alter Sang in neuem Kleid,
Ein Klang, wie er aus Wäldern zieht,
Und aus dem Herzen ein friſches Lied,
Kurz: Alt und Neu in Eins gereiht
Sei'n euch in dieſem Buch geweiht.

iſt das Hübſcheſte in ihm. Die erſte Erzählung, „
bald der Sackpfeifer, eine ſchöne alte Hiſtorie, w
erzählt von Franz Pocci", berichtet, wie der Sohn
alten Ritters als Taugenichts in die Welt gelaufen
von Friedbert, den ſein Vater an Kindesſtatt noch
Wilibald's Geburt angenommen, und ſeinem ehem
Lehrer Felix, die unterdeß Beide zu großen Ehren
Hofe des Hochmeiſters von Preußen gekommen ſind
Sackpfeifer wiedergefunden und ein braver Mann
der ebenfalls noch zu großen Ehren gelangt, Alles
ſo trivial und langweilig als möglich. Die zweit
zählung: „Johannes Schildberger's, des Münch
Heimkehr und Aventüren a. d. 1427 von Hyacinth
land" iſt ſo confus und intereſſelos bei aller maſſe
ten Erwähnung mittelalterlicher Namen, Begebenh
und Fabeln, daß man weder einen Inhalt angeben
noch dies der Mühe verlohnen würde. Von den
„Handwerks- und Geſellenliedern" endlich iſt nu
erſte: „Der Glockengießer", hübſch und allenfalls
fünfte: „Der Hammerknecht", leidlich. Das Bü
das zum Glück nur 123 Seiten zählt, iſt im Reich

was das Nachteulenlied im Reiche der Harmonie.
ierſuch, eine unſerm ganzen Bewußtſein ſo fern-
: Zeit poetiſch wiederzubeleben, iſt ſchwer und kann
iglich enden, wenn er mit ſo geringer poetiſcher
nd ſo wenig geiſtigem Gehalt unternommen wird.

---

gendes Werk, das den Namen eines ſchöpferiſchen
an der Spitze trägt, der zumeiſt der Dorfge-
mit ſo glänzendem Erfolge Bahn gebrochen, ge-
r theilweiſe dem Gebiete der Dorfgeſchichte an.

ſtkäſtlein des Gevattersmannes von Berthold Auer-
). Stuttgart, Cotta. 1856. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

den Jahren 1845—48 gab Berthold Auerbach
Kalender, den „Gevattersmann" heraus. Eine
hl der in dieſen vier Jahrgängen enthaltenen Ge-
t und Betrachtungen bildet den zweiten Theil des
nden Buchs, während der erſte Theil Dasjenige
, was wol der Kalender enthalten haben würde,
er ſeitdem noch erſchienen wäre. Der Inhalt iſt
ır mannichfaltiger: kleine ſinnreiche Erzählungen,
rungen, Briefe, Lebensbetrachtungen, tiefe Gedan-
oft aus den unſcheinbarſten Veranlaſſungen; die
ng iſt angedeutet in der Vorrede:

ie Geſchichten, die du in dieſem Buche findeſt, ſind aus
lei Betrachtungen entſtanden. Es iſt nicht nur Ernſtes
tiges, ſondern auch Heiliges und Weltliches, wie man's
neben- und durcheinandergeſtellt; aber das Heilige und
he darf im Leben nicht getrennt ſein; es iſt gerade die
e des vielverſchrienen neuen Geiſtes, die echte Frömmig-
allem Thun und Denken zu erwecken und zu befeſtigen.

s iſt nicht ſowol ein Buch zur Unterhaltung, das
ſchnell hintereinander wegleſen kann, um müßige
en zu vertreiben, ohne den Geiſt anzuſtrengen, als
uch voll Anregungen zu Gedanken über tauſen-
Verhältniſſe des Lebens, „über alles Mögliche
noch etwas mehr", würde Berthold Auerbach ſelbſt
. Was dem Buche ſeinen Werth gibt, iſt nicht
poetiſche Geſtaltungskraft, die etwas Fertiges vor
inſtellt, das einen überwältigenden Eindruck auf
macht; die Erzählungen ſind an ſich meiſt unſchein-
ihre Bedeutung bekommen ſie erſt durch die ſich
knüpfenden Gedanken; das Sinnige iſt es, was
uch werthvoll macht, die oft tiefen und bedeuten-
weilen auch ſonderbaren Gedanken, die häufig an
ſonſt unbeachtete Dinge geknüpft ſind, ungefähr
e in Scriver's „Zufälligen Andachten" religiöſe Ge-
durch unſcheinbare, zufällig beobachtete Ereigniſſe
: werden. Wer hat jemals bei dem Aufklinken der
thür Das empfunden, was der Verfaſſer im „Letz-
matstag eines Auswanderers" Wolfgang empfin-
ſt?

: öffnete die Thür und ging hinaus. Vor der Thür
nd er ſeltſamerweiſe ſtill. Dieſes eigenthümliche Schät-
r Stubenſchnalle, wie ſie jetzt in den Riegel fiel, das
r Ton, der ihm auf einmal ſeine ganze Kindheit vor-
e. Wie oft hatte er dieſen Ton gehört und unter wie
ſenderlei Verhältniſſen, wenn Vater und Mutter aus-
ngen und Befreundete kamen und er ſelbſt. Plötz-
b die Zeit vor ihm, da er zum erſten Male die Stuben-
ſchnalle aufmachen konnte, als er ſich ſtreckte und mit dem kleinen Händchen hinaufreichte, aber er konnte nur mit der linken Hand die Klinke herabdrücken, lange nicht mit der rechten, und ſeltſamerweiſe war ſein Lebenlang die linke die gewandtere Hand geblieben.

Ja, das Klinken der älterlichen Stubenthür hat etwas gar Seltſames, es iſt wie ein ſtill verborgener Glockenton im Gemüthe, den Niemand anders kennt und verſteht, und tauſend vergeſſene Geſchichten wachen davon auf. Und hier die Schwelle! Wie oft war Wolfgang darüber geſtolpert als Kind und beſonders über eine Aſtwurzel, die jetzt noch nicht ausgetreten war.

Oder wer hat je an einen Vogel, der nicht gleich auffliegt, wenn ihm Jemand naht, ſolche Betrachtungen geknüpft wie Berthold Auerbach?

In einem tiefen Fahrgeleiſe am Wege trippelte eine Lerche lange Zeit vor ihm her, als fürchte ſie ihn gar nicht, als ſcheue ſie nicht vor ihm; denn es gibt Augenblicke, wo die Natur das andächtige Herz des in ihr Wandelnden zu fühlen ſcheint, und der Menſch iſt nicht mehr der gefürchtete Feind der Thiere, ſondern ihr vertrauter Genoſſe, der mit ihnen theilt die Herrlichkeit der Erde. Das iſt die Zeit der Verheißung, die die Propheten in heiligen Stunden geſchaut und die noch immer über Menſchen kommt in ungeahnten heiligen Augenblicken. *)

Zu derartigen ſinnigen Naturbetrachtungen bietet namentlich „Die begrabene Flinte" reichen Stoff, die Erzählung von einem Wilddiebe, der von einem Hirſch über den Felſen in eine Schlucht geworfen wird, wo er hülflos mit gebrochenem Bein mehre Tage und Nächte in Erwartung des Todes daliegt in Sonnenſchein und Gewitter, bis er endlich gerettet wird. Es wäre ein ſchweres Werk, einen klaren Ueberblick über alles in dem 546 Seiten ſtarken Buche in buntem Durcheinander Enthaltene geben zu wollen. Es ſind nach Aus-

---

*) Der gegenwärtige Herausgeber d. Bl. gehörte zu Denen, welche Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeſchichten" bald nach ihrem Erſcheinen aufs wärmſte begrüßt haben, und zwar geſchah dies in d. Bl. ſelbſt (Nr. 236—237 f. 1844); er darf daher hoffen, daß, wenn er ſich hier eine Bemerkung erlaubt, dieſe von Auerbach ſelbſt im richtigen Sinne aufgenommen werden wird, gewiſſermaßen im Sinne einer thatſächlichen Berichtigung. Auerbach läßt ſeinen Zimmermann Wolfgang vor ſeiner Abreiſe nach Amerika auf ſeinen Acker hinausgehen und legt ihm dabei folgende Gefühle unter: „Dank dir, o Erde, du gabſt mir meines Leibes Nahrung. Sei geſegnet und gib Andern, die dich jetzt eigen nennen, die treue Frucht, daß ſie ſich ihres Daſeins freuen" u. ſ. w. Soweit ich die Menſchenclaſſe, welcher der Zimmermann Wolfgang angehört, kenne, halte ich ſie ſolcher ſublimen, feinfühligen Empfindungen im Geſchmack der düſſeldorfer Maler nicht fähig; dieſer Menſchenſchlag iſt dafür viel zu derb; und ſelbſt feiner organiſirte Menſchen werden unter der Unruhe, die ein ſolcher Lebenswechſel verurſacht, unter den ſich überſtürzenden Vorbereitungen zu einer Auswanderung über Meer ſchwerlich die Stimmung gewinnen, ſich ſolchen Reflexionen hinzugeben. Die Wehmuth in ſolchen Augenblicken iſt niemals rein, bei den Meiſten vielleicht eher mit einem gewiſſen Groll gegen die Glücklichen vermiſcht, die in den zurückgelaſſenen Beſitzſtand als ihre Nachfolger eintreten. Der ſchöne Gebrauch dieſer Leute, eine Scholle aus dem Heimatsacker auszugraben und ſie in einem Tuche in die ferne Welt mitzunehmen, hängt wol mehr mit einem gewiſſen Aberglauben zuſammen — ſonſt würde dieſer Gebrauch auch nicht ſo vulgär ſein — als mit einer Anwandlung ſentimental-romantiſcher Empfindung. Es iſt eben ein blos traditioneller Gebrauch voll ſchöner Symbolik für Die, welche ſeinen Sinn verſtehen, bei dem aber die Leute, die ihn mitmachen, ſich jetzt ſchwerlich noch etwas Beſtimmtes denken. D. Red.

weiß des Regiſters gerade 100 Aufſätze, deren Umfang von 75 Seiten — „Der Viereckig oder die amerikaniſche Kiſte", eine unliebe und wenig anziehende Geſchichte aus dem Elend des menſchlichen Lebens — bis auf eine halbe Seite wechſelt. Von den kleinern Erzählungen ſind namentlich unter den „Denkmalen Kaiſer Joſeph's" zwei, „Die Kaiſerfurche" und „Der Kuß des Kaiſers", anziehend und die Pietät rührend, mit der das Andenken dieſes edelwollenden, leider ſeine Kraft überſchätzenden und im Bewußtſein edeln Wollens despotiſchen Kaiſers gefeiert wird. Als Probe von der Art der meiſten dieſer Geſchichten ſtehe hier die kleine luſtige Erzählung: „Warm muß ich werden."

Kommt einmal gegen Abend in einer Stadt in Deutſchland ein Fremder mit Extrapoſt an und verlangt Pferde, um weiter zu fahren. Ein baumſtarker Poſtillon ſpannt an und fährt mit dem fremden Herrn ab. Als ſie in den zwei Stunden langen Wald kommen, fängt es an Nacht zu werden. Es iſt, als ob die Pferde ſelbſt eine beſondere Unruhe verſpürten; ſie laufen, daß man glaubt, die Räder fliegen davon. Plötzlich werden ſie aber angehalten, drei Räuber überfallen den Wagen und verlangen von dem Reiſenden, er ſolle ihnen Alles, was er habe, freiwillig geben, oder ſie wollten ihn zwingen, daß er keine Einſprache mehr machen könne. Der Bedrängte ruft nun den Poſtillon zu Hülfe. Dieſer aber ſitzt ruhig auf dem Bock und ſchmaucht behaglich ſeine Pfeife, als ob ihn die ganze Geſchichte nichts anginge. Was wollte alſo der Fremde thun? Er ſteigt aus und muß zuſehen, wie ihm die Räuber Alles, was er an Geld und Geldeswerth hat, wegnehmen. Als nun endlich die Platte rein geputzt iſt, ſagt der Fremde: „Mit Verlaub, ihr Männer, ich hätte noch eine Bitte, daß ihr mir einen Dienſt erweiſet; ich will's nicht umſonſt. In meiner Kutſche iſt noch eine verborgene Kiſte mit 500 Thalern, die ſollt ihr haben, wenn ihr mir den Schwager da oben, den Poſtillon, herunternehmt und tüchtig durchwalkt."

Zu einem ſo ehrlichen Verdienſt laſſen ſich die Räuber nicht zwei mal auffodern. Sie reißen den Poſtillon herunter und trommeln tüchtig auf ihn los. Eine Weile läßt er Alles mit ſich machen. Endlich hebt er die Achſeln und ſagt: „Jetzt iſt's genug!" eben gerade als ſeine Peiniger daran ſind, ihn ganz niederzuwerfen. Nun kehrt er den Stil um, packt den Einen hüben und den Andern drüben und ſchlägt ſie ſo aufeinander, daß ihnen das Herz im Leibe zittert und ſie umfallen wie die Mücken im Herbſt. Jetzt kniet mein Poſtillon auf ſie hin und gibt ihnen das Draufgeld ſammt Zinſen wieder zurück. Als das der Fremde merkt, gewinnt er Muth und macht es mit ſeiner Leibwache ebenſo. Mit Hülfe herzugekommener Leute gelingt es dann, die Räuber zu binden und nach der Stadt hineinzubringen. Unterwegs ſagt der Fremde zu dem Poſtillon: „Aber hör' einmal, du biſt ein ſonderbarer Heiliger. Warum biſt du denn ſo ruhig geweſen und haſt mir nicht geholfen und haſt dich zuerſt prügeln laſſen?"

„Warm muß ich werden!" antwortete der Poſtillon. „Wenn ich meine tüchtige Tracht Prügel habe, dann weiß ich erſt, was ich bin, dann kann ich erſt recht tapfer um mich hauen."

Daraus iſt zu lernen: wie gar viele Menſchen ruhig bleiben, ſolange ihr Nachbar in der Klemme ſteckt, bis es endlich ihnen ſelbſt an den Kragen geht. Es iſt aber auch noch etwas Anderes daraus zu lernen für das deutſche Volk.

Es ließe ſich nun aus dem Buche ſehr, ſehr viel Anziehendes und Schönes und Wahres mittheilen, was der Verfaſſer über Staats- und Gemeindeleben, Polizei, Verkehr mit Menſchen, Eheſtand, Kindererziehung, das Armenweſen, über Gewerbeverhältniſſe, über das Leben in der Heimat und die Auswanderung, über freie Preſſe, die Aſſociation, den Communismus und unzählige andere Dinge denkt, wir begnügen uns aber, nur noch einige ſeiner ſchönſten und meiſt wahren Gedanken auszuwählen, um zu zeigen, wie viel Stoff zu denkender Betrachtung in dieſem „Schatzkäſtlein" geboten iſt. Wir rechnen dazu folgende:

Es iſt ein alter Glaube, daß man ſein Gedächtniß verliere, wenn man viele Grabſchriften leſe, und dieſer Glaube hat allerdings eine wahre, wenn auch nicht wunderbare Bedeutung. Wer ſich zu viel mit Abgeſchiedenem und Vergangenem beſchäftigt und es ſich einprägt, dem ſchwindet Das, was er im täglichen Leben zur Erinnerung braucht.

Wer wirklich etwas gelernt hat, braucht ſich nicht zu fürchten, die Grenzen ſeines Wiſſens einzugeſtehen, und je mehr man wirklich verſteht, umſomehr ſieht man ein, was man nicht verſteht; wer aber nichts Rechtes inne hat, der gibt ſich gern bei jeder Gelegenheit den Anſchein, als ob ihm gar nichts verborgen wäre.

An einer Kindesſeele verſchwinden alsbald die Spuren der tiefſten Eindrücke; es hat ſein Gutes weit mehr als ſein Schlimmes, daß die jugendliche Spannkraft in ihrem freien Wachsthum beharrt. Wer aber weiß, was in der ſchlummernden Kindesſeele fortwaltet? Wenn von brauſender Locomotive ein brennender Funke in den offenen Kelch einer Blume fällt, vom Winde alsbald verweht und verlöſcht wird, ihr ſeht keine Spur an dem offenen Kelche, aber an dem Boden, darin die Wurzel haftet, ruht die verlöſchte Aſche, fördernd oder verderbend.

Die Klage und Wehmuth über Das, was man untergegangene oder erſtickte Größe nennt, iſt eitel. Ein Jedes wird in der Welt Das, was es zu werden die wirkliche Macht hatte; läßt es ſich durch Hinderniſſe und Störungen beeinträchtigen oder gar zerſtören, ſo hat es eben nicht die volle Kraft gehabt zu Dem, was es ſich ſelbſt einredete oder was Andere ihm zumutheten. Es gibt keine erſtickte Macht in der Welt; läßt ſie ſich erſticken, ſo iſt ſie eben keine. Wäre das anders, ſo wäre die Welt, das Schickſal der Völker und der einzelnen Menſchen ein bloßes Gaukelſpiel. Der auf Erkenntniß gegründete Glaube an die Weisheit und Gerechtigkeit der Weltordnung iſt eins mit dem Glauben an die unzerſtörbare Kraft des menſchlichen Willens und ſeiner im letzten Grunde feſtgeſtellten Unabhängigkeit von äußern Bedingungen. Die redliche Arbeit, ſich zu vervollkommnen, fehlt in keiner Lebenslage.

Beſinn' dich: ob nicht gar viele erwachſene Menſchen, wie die kleinen Kinder nach Vater und Mutter, ſo bei jedem Unfall nach der Polizei rufen. Polizei hilf! Das iſt die Schwäche und Unmännlichkeit, die, ſtatt ſich ſelbſt zu helfen und auf Mittel und Wege zu ſinnen, gleich bei der Hand iſt, die Staatsgewalt anzuflehen. Das iſt die kindiſche Unſelbſtändigkeit, die leider oft auch durch Gewohnheit gegeben und erhalten wird.

Es gibt nur einen Menſchen auf der Welt, der mich und die Meinigen glücklich machen kann. Und weißt du, wer das iſt? Ich ſelbſt. Was man ſich nicht erſchafft hat, gehört einem nicht eigen.

Setz' mir einmal meinen Hut auf, daß er mir ganz bequem paßt. Nicht wahr, du kannſt es nicht? Er preßt mich

da und dort, er ſizt nicht recht, ich muß ihn ſelbſt zurechtrücken, und ich brauch' nur ein bischen daran zu ſtoßen, ſo iſt es recht. Es gibt auch manche Aeltern, die ihren Kindern immer befehlen und angeben, was ſie thun ſollen, ſtatt daß ſie ſie ein bischen ſelbſt machen laſſen. Die Aeltern meinen's auch gut und brav, aber ſie thun nicht brav. Man muß, ſoviel man kann, Jeden daran gewöhnen, für ſich ſelbſt da zu ſtehen.

Nur derjenige Menſch iſt frei, der ſich ſeiner Würde als Menſch genau bewußt iſt, der es fühlt, daß er in ſich einen Adel trägt, der der höchſte iſt, und der daher ſtets darauf achtet, ſich in ſeiner Würde zu erhalten, vor ſich und Andern ſich nichts zu vergeben. Nur der Menſch iſt frei, der ſich ſeine eigenen Gedanken im Kopfe ausbildet, Niemand etwas nachſpricht, was er nicht verſteht und ſelbſt einſieht, der die Geſetze kennt, die Gott in ſeine Bruſt geſchrieben hat, und ohne Menſchenfurcht ihnen gerecht zu werden ſtrebt. Nur der Bürger iſt frei, der ſeine Bedeutung in der menſchlichen Geſellſchaft und im Staate genau erkennt, der ſeine Rechte und Pflichten genau weiß, unabläſſig mitwirkt als ein lebendiges Glied der Staatsgeſellſchaft, damit er mithelfe, Recht und Gerechtigkeit aufzurichten und zu ſtützen.

Ja, wenn ſich die Menſchen nur öfters ein ſtilles Plätzchen ausſuchten, fernab von Geräuſch und Unruhe des Alltagslebens, wo ſie ganz allein mit ſich hinhorchen auf Das, was ſich in ihrem Innerſten regt; wenn Kampf und Noth beſchwichtigt, finden ſie dort einen ewigen Quell der Freude und des Glücks. Da braucht man keine großen Gaſtereien, keine koſtſpieligen Feſte, um Freude und Genuß aufzuerwecken; hier hat der ewig gute Gott das Feſt bereitet und ladet die Seele ein, ſich's wohl ſein zu laſſen. Wie viel tauſend Menſchen jagen immer nach Genuß und Luſt draußen in der Welt und vergeſſen, was ſie bei ſich haben.

Siehe, das wahrhaft Gute iſt auch das Kluge. Betrachte die Verdroſſenen und Hartherzigen, die lauernd und gewaffnet in der Welt umhergehen wie in Feindes Lager, oder ſich ſcheu verbergen; wie arm und öde iſt ihr Daſein! Du aber, der du liebend aufſchauſt und hundert mal betrübt den Blick abwendeteſt, überrechne, wie reich geſegnet auch dein Leben war, wie du unverhofft erhoben und erfreut wurdeſt, wie das Schickſal Anderer das deinige wurde und du das Leben Aller mitlebteſt, wie du mehr wurdeſt als dieſer einzelne vergängliche Menſch — überrechne das und halte den ewigen Menſchen in dir feſt und du findeſt ihn immer wieder außer dir.

Während ſinnige Naturbetrachtung eine Haupteigenthümlichkeit des eben beſprochenen Werks iſt, huldigt das folgende faſt ausſchließlich einer unklaren und oft ungeſtümen Naturſchwärmerei.

8. Waldleben von Auguſt Corrodi. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1856. 32. 24 Ngr.

Es iſt das Buch eines poetiſch und lebhaft empfindenden jungen Mannes, der vielleicht Talent hat, es aber müßig zu verträumen ſcheint, wenigſtens zu keiner ernſten Anſtrengung zuſammenfaſſen kann oder mag. Das Büchlein lieſt ſich recht angenehm, aber wenn man es weglegt, muß man ſich ſagen, daß man eigentlich nichts geleſen hat. Unendlicher Waldſchwelg, Phantaſie vom Waldfräulein, grenzenloſer Haß der Cultur, wenig oder nichts Klares und Beſtimmtes, mit dem Geiſte oder Gemüthe Faßbares. Es iſt eine poetiſche Arbeit, die ſoviel Anſtrengung erfodert, wie das Schafhüten an einem ſchönen Sommertage. Das Büchlein zerfällt in drei Theile: eine Art Erzählung, ein ſogenanntes „Waldmärchen" in Verſen und ſechs „Waldbriefe". Der erſte erzählt von dem Sommeraufenthalte eines Malers, eines zukünftigen Dichters und eines Muſikers in einem alten Thurm bei der Hütte eines Förſters, der ein vierzehnjähriges Töchterlein hat, die mit den Eichkätzchen um die Wette in den Baumäſten klettert, ein rechter Naturwuchs, übrigens doch ein Wunderkind, aus dem der Dichter eine Schriftſtellerin, der Muſiker eine Sängerin, der Maler in Zukunft ſeine Frau machen will. Da ſie deshalb in Streit gerathen, verlaſſen ſie den Wald und geloben ſich, an demſelben Tage nach drei Jahren ſich wieder hier zu treffen. Es kommt aber nur der Maler wieder, zu rechter Zeit, um die Elſi, in der ſich ſeitdem die unbefangene Neigung zur heißen Liebe entwickelt hat, dem Förſterburſchen Konrad zu entreißen, dem ſie der Vater geben will.

Das „Waldmärchen" iſt in dieſe Erzählung als ein von einem Freunde, der ſie im Walde getroffen, vorgeleſenes Product eingeſchaltet. Wohlklingende Verſe, aber der Klang iſt die Hauptſache. Was als Inhalt ſich faſſen läßt, iſt etwa Folgendes: Der Dichter iſt mit ſeiner Geliebten im Walde (erſtes Gedicht) und erzählt ihr vom Waldfräulein viel überſchwänglich Poetiſches (zweites Gedicht), bis das eigentliche Märchen kommt. Ein poetiſcher Holzhauerknecht geht in den Wald und will Bäume fällen. Waldfräulein hält ihn davon ab und er ſinkt ſelig an ihre Bruſt (drittes Gedicht). Im Dorfe iſt Kirmſe, der waldesſelige Holzer nimmt keinen Theil am Jubel und wird verſpottet. Ihm aber iſt, als müßte er ein goldenes, wonniges Lied ſingen, und als endlich eine kleine Runde junger Geſellen ſich zuſammenfindet und jeder ſein beſtes Lied ſingt, und als ein fahrender Schüler einen Goldgülden auf den Tiſch wirft und ihn Dem bietet, der ihn im Singen beſiegt, da tritt der Holzer zum Wettkampf hervor. Der Schüler ſingt nun eine Ballade von 19 achtzeiligen Strophen von der Fiſcherstochter Leonore, der der Pfalzgraf vom Rhein die Treue bricht, die ihn dafür verflucht, als er mit ſeiner jungen Gemahlin auf dem Rheine vorüberfahrt, und die nun zu jener bekannten männerverderbenden Lorelei wird. Darauf antwortet der Waldesſelige mit einem zwölf achtzeilige Strophen langen, aber wirklich hübſchen Wonnelied, das das Waldfräulein mit ſeiner Herrlichkeit preiſt, und als er geſungen, ſtürzt er in den Wald. Da zieht die Schar ihm nach, um das Waldfräulein zu ſuchen; ſie gerathen in einen Sumpf, irren bis zum Tage herum und ſagen endlich: „'s iſt Alles gelogen." Viertes Gedicht mit fünf eingeſchalteten Liedern. Ein altes ſpukhaftes Weiblein vertraute dem Dichter, als er noch Knabe war, dieſe Sage, deren Fortſetzung nun folgt. Der Mann lebte nun ſelig im Walde in „ungetrübter, lichter Tröſteinſamkeit", ohne zu ſterben. Da kommt ein Ritter, um ſich im Walde ein Schloß zu bauen. Der Held des Märchens fleht, Wald-

fräuleins Frieden nicht zu ſtören, und wird verhöhnt. Da ruft er die Elfen zu Hülfe, die den Platz zur Stätte des Todes weihen. Der Ritter baut die Burg, der waldſelige Mann verſchwindet, das Schloß wird vom Berge verſchlungen, ſteigt aber in jeder Johannisnacht wieder mit all ſeinem lärmenden Leben aus dem Boden, bis es beim Hahnenſchrei wieder verſinkt. Fünftes Gedicht. Obgleich die alte Herrlichkeit des Waldes ſeitdem verſunken und auch Waldfräulein todt iſt, ſo iſt es doch noch immer ſchön im Walde, wie der Dichter mit ſeinem Liebchen durchgeht, und die Blumen und Büſche, der Bach und die Steine rufen dem Dichterliebchen zu: „O ſei du unſer Waldfräulein!“ — Schluß.

Die „Waldbriefe“ ſind von dem Dichter des Märchens an eben die im Märchen auftretende Geliebte gerichtet. Bleiſtiftaufzeichnungen, die der im Walde müßig herumſchlendernde Verfaſſer im Stehen oder Sitzen macht, abgeriſſene Sätze ohne eigentlichen Inhalt, die vielleicht — denn möglich iſt Alles — für die ferne Geliebte, der ſie geſendet wurden, Intereſſe haben, ſonſt aber für Niemand. Als Probe nur ein Stück:

So, meine Schuhe haben auch ihren Theil! Sag's ja immer, dem Buchenlaub iſt nicht zu trauen! Ja! — Ich ſuche eine Partie zum Zeichnen und bin eigentlich deswegen gekommen heute. Aber das Buch mußte doch mit, denn man kann nicht wiſſen. — So, jetzt hab' ich ein ſchönes Wurzelwerk gezeichnet und ſaß ſo recht ſtill gemüthlich dran. Der Bach plauderte unaufhörlich und erzählte mir das tollſte Zeug — ganz närriſche Sachen, ſag' dir's gar nicht wieder. Um mich im Mooſe regt ſich's bisweilen heimlich und 's iſt ein Leben, ſo heimelig, ſo ſtillſelig, daß ich's ſpür' bis ins tiefſte Herz hinein. Jetzt geh' ich ganz dem Bach nach hinauf und ſuche Partien. — Den Erdmännchen leg' ich mein weiches Brot aufs Moos, als Tribut. — Oben am Bach. So, jetzt hab' ich noch ein mächtig Stück braunen und gelben Schwamm. Die ſind zu ſchön.

Uns ſcheint das aber nicht zu ſchön. Vielleicht nimmt ſich der Verfaſſer einmal einen wirklichen, tüchtigen Stoff vor, an dem er erproben kann, ob er Kraft hat. Aus dieſer Leiſtung läßt ſich das nicht beſtimmen. Die auf dem Umſchlag als frühere Werke A. Corrodi's genannten Bücher „Dur und Moll“ und „Ein Buch ohne Titel“ kennen wir nicht. Das beigedruckte Lob wollen wir vorläufig noch nicht unterſchreiben, denn es iſt wol nicht gut möglich, daß ein Dichter, der ſchon etwas Tüchtiges geſchaffen, an ſo kernloſen Leiſtungen noch Gefallen finden kann. Uns ſcheint A. Corrodi noch mit ſich ſelbſt im Unklaren zu ſein und ſelbſt noch nicht zu wiſſen, ob er zum Dichter oder Maler mehr Talent hat. Zum Schluß noch eine Frage: Iſt es nicht ein Zeichen von böſem Gewiſſen, wenn ein Schriftſteller ſo großen Abſcheu vor den Recenſenten hat, daß er jede Gelegenheit zu Seitenhieben auf ſie benutzt? 66.

Spaniſche Romanzenpoeſie.

Primavera y flor de romances, ó coleccion de los m
jos y mas populares romances castellanos, publica
una introduccion y notas por *Fernando José Wolf*
rado Hofmann. Zwei Bände. Berlin, Aſher und
1856. Gr. 8. 5 Thlr.

Wenn die Herausgeber dieſer von den Freunden
niſchen Dichtkunſt lange mit Spannung erwarteten
lung in ihrem Vorworte die Befürchtung ausſprechen,
könne nach ſo vielen Arbeiten auf dieſem Felde, na
nach der großen Sammlung A. Duran's, dem eine
andern Leſer eine Ilias post Homerum erſcheinen, ſo
ſie wol die Urtheilsfähigkeit ihres Publicums zu ger
Für Denjenigen wenigſtens, der ſich mit nur einige
merkſamkeit auf dieſem Gebiete umgeſehen hat, bedarf
eines Blicks, um zu erkennen, daß dieſe „Primavera
etwa blos neben den zahlreichen bisherigen Romanze
lungen ſehr wohl beſtehen kann, ſondern daß ſie in de
derſelben einen Platz ausfüllt, welchen der Kenner und
der Sache ſchon lange mit großem Bedauern leer geſeh
Als im Jahre 1849 A. Duran ſeinen großen „R
cero general“ herausgab, konnte es auf den erſten
ſcheinen, als ſei mit demſelben auch den unbeſcheidenſten
rungen Genüge geleiſtet. Denn Duran hatte einen groß
ſeines Lebens auf das Studium der Romanzendichtun
Vaterlandes verwandt, es war ihm nach unſaglicher M
lungen, ein Material zuſammenzubringen, deſſen Re
alle Freunde der ſpaniſchen Dichtkunſt in das freudig
ſtaunen ſetzte, und in dieſe Fülle von Stoff hatte ſein
kritiſcher Geiſt und ſeine umfaſſende literarhiſtoriſche
ſamkeit zum erſten male Ordnung und Ueberſichtlich
bracht, indem er die Romanzen chronologiſch und, wa
zuſammenfällt, nach ihrem mehr oder weniger volksthü
Urſprunge und Charakter ordnete, eine von jenen H
arbeiten, zu welchen ſich in keiner Wiſſenſchaft häufi
legenheit findet als in der Literaturgeſchichte, für wel
der Arbeiter ſeinen Lohn, außer in ſich ſelbſt, nur in
erkennung der Wenigen zu ſuchen hat, welche ſie ganz
digen verſtehen.

War nun Duran's Sammlung in der That eine
Arbeiten, zu deren Vollendung nur in äußerſt wenigen
die Kraft eines Einzelnen hinreicht, ſo kann es nicht
nehmen, daß dieſelbe, bei aller Vollkommenheit im
im Einzelnen noch Manches vermiſſen ließ. Ein mal
war die Claſſe der alten, echten, ſogenannten primitiv
manzen von Duran noch nicht vollſtändig rein geſicht
den, und zweitens war er nicht in der Lage geweſen, di
manzen immer nach den authentiſchen Texten mitzutheil
fehlte ſomit an dem intereſſanten Bauwerke der Geſchi
ſpaniſchen Romanzendichtung noch die Spitze oder,
ſpaniſchen Ausdruck zu gebrauchen, el remate, und d
ben Wolf und Hofmann in der vorliegenden „Prima
romances“ dem Gebäude aufgeſetzt. Wir erhalten in
ben nämlich eine Zuſammenſtellung der wirklich echte
allen heterogenen Elementen ſtreng geſchiedenen Erzeugn
ſpaniſchen Volksdichtung, und zwar zum erſten male n
älteſten vorhandenen Texten und mit ſteter Angabe d
rianten der verſchiedenen Drucke. Inſoweit es ſich um
ſtigen Kräfte handelt, welche eine derartige Arbeit e
wird es die Spanier, die ſchon lange gelernt haben,
Forſchungen auf dem Felde ihrer Literatur als Autorit
betrachten, wol nicht in Erſtaunen ſetzen, daß die Sa
von Deutſchland ausgeht. Beinahe fabelhaft aber klingt
die deutſchen Herausgeber auch zuerſt die reinſten Quel
echten Romanzendichtung, nämlich die älteſten Ausgab
„Cancionero de romances“ und der „Silva de vari
mances“ haben benutzen können. Von jeder dieſer Au
ſind bisjetzt nur zwei Exemplare bekannt, und zum G

findet ſich je eins derſelben in Deutſchland, nämlich das des „Cancionero“ in Wolfenbüttel und das der „Silva“ in München, während Spanien ſelbſt keins beſitzt. Außerdem ſtand die wiener Hofbibliothek und deren reiche Sammlung von Romanzen auf fliegenden Blättern, unter welchen ſich viele Unica befinden, den Herausgebern zur Verfügung und gab ihnen die Mittel an die Hand, zu dem Texte der genannten Originaldrucke noch zahlreiche und intereſſante Varianten zu liefern. Die wiſſenſchaftliche Bibliographie, die von Halbgelehrten oft ſo vornehm über die Achſel angeſehen wird, hat hier wieder einmal einen ſchönen Triumph gefeiert. Um nämlich einen authentiſchen Text geben zu können, haben die Herausgeber zunächſt das Verhältniß der genannten älteſten Romanzenſammlungen zueinander feſtſtellen und zu dieſem Zwecke nochmals eine bis ins Einzelne gehende Prüfung derſelben vornehmen müſſen und ſind dabei zu dem von frühern ganz abweichenden Reſultate gelangt, daß die Ausgabe des „Cancionero“ ohne Jahr die älteſte und muthmaßlich ſchon vor 1550 erſchienen iſt, daß die Ausgabe des erſten Theils der „Silva“ von 1550 und der „Cancionero“ von demſelben Jahre zwar theilweiſe Nachdrücke jener Ohnejahrausgabe, jedoch voneinander unabhängig ſind und jede ihre eigenen Zuſätze oder Auslaſſungen haben, und endlich, daß alle ſpätern Ausgaben des „Cancionero“ nur Abdrücke mit unbedeutenden Veränderungen von der von 1550 ſind und nichts mit der „Silva“ zu thun haben. Es iſt hier nicht der Ort, dem äußerſt ſcharfſinnigen und überzeugenden Raiſonnement, durch welches die Herausgeber zu jenem Reſultate gelangt ſind, zu folgen. Von welcher Wichtigkeit es aber für die Ausleſe der wahrhaft volksthümlichen Romanzen war, das Verhältniß der alten Sammlungen zueinander klar zu machen, erhellt am beſten aus einer Vergleichung der vorliegenden Auswahl mit der einzigen ihr ähnlichen, welche Jakob Grimm im Jahre 1817 unter dem Titel „Silva de romances viejos“ veranſtaltete. Auch Grimm ſchöpfte faſt ausſchließlich aus dem „Cancionero de romances“ (irren wir nicht, der Ausgabe von 1555) und ließ ſich bei der Auswahl meiſtens von ſeinem angeborenen, allerdings ſehr lebendigen Gefühle für das Echte und Volksthümliche in der Dichtkunſt leiten, welches ihn auf wunderbare Weiſe in den meiſten Fällen das Rechte treffen ließ, und ſeine Sammlung hat daher bis auf die neueſte Zeit in wohlverdientem Anſehen geſtanden. Wenn indeſſen auch die Herausgeber der „Primavera“ mit der dem wahren Verdienſte eigenen Beſcheidenheit in ihrer Vorrede den Wunſch ausſprechen, daß ihre Sammlung als eine zweite „nicht verſchlechterte“ Ausgabe der Grimm'ſchen betrachtet werden möge, ſo werden doch ſelbſt dem oberflächlichen Kenner die gewaltigen Unterſchiede nicht entgehen, welche zwiſchen der ältern und der vorliegenden Sammlung beſtehen und ausſchießlich auf Rechnung der von den Herausgebern angewandten ſcharfen wiſſenſchaftlichen Kritik in Verbindung mit ihrer bekannten und umfaſſenden Kenntniß der geſammten romaniſchen Literatur des Mittelalters zu ſetzen ſind.

Nach einer trefflichen Einleitung, welche die Ergebniſſe aller bisherigen Forſchungen über die ſpaniſche Romanzendichtung in nuce enthält, folgen nun die einzelnen Romanzen ſelbſt unter den drei Hauptrubriken der hiſtoriſchen und hiſtoriſch-ſagenhaften, der novellenartigen und derjenigen Ritterromanzen, welche keinem beſtimmten Sagenkreiſe angehören, und endlich der Romanzen aus dem karolingiſchen Sagenkreiſe. Die erſte Claſſe zerfällt wieder in die Unterabtheilungen der Romanzen aus der innern Geſchichte Spaniens, derer aus den Grenzkämpfen mit den Mauren (romances fronterizos), derer aus der Geſchichte der Königreiche Navarra, Aragon und Neapel und endlich derer aus der Geſchichte Portugals.

Den wichtigſten und intereſſanteſten Theil der Sammlung wie überhaupt der ganzen ſpaniſchen Romanzendichtung bildet natürlich die erſte Claſſe, die hiſtoriſchen Romanzen und unter dieſen wieder die vom Cid. Letztere, ſind überdies ein ebenſo frappantes wie belehrendes Beiſpiel von dem allmäligen Läuterungsproceſſe, welchen das Romanzenmaterial in dem Schmelztiegel der literarhiſtoriſchen Kritik durchgemacht hat, und zwar iſt dieſes Beiſpiel für uns Deutſche um ſo ſchlagender, da wir an den Cid-Romanzen noch eine Stufe der Verpuppung mehr kennen als die Spanier, nämlich die Bearbeitung durch Herder. Als der unvergeßliche Altvater unſerer Dichtkunſt das deutſche Publicum zuerſt mit dem Cid-Cyklus bekannt machte, hatte er dabei, wie bei ſeinen zahlreichen ähnlichen Arbeiten, die Abſicht, auf die Volksdichtung als den ewig lebendigen Quell aller Poeſie hinzuweiſen. Indeſſen konnte dies nicht ſo ohne weiteres geſchehen. Sein Publicum war durchaus nicht vorbereitet, Erzeugniſſe, welche ſo unverfälſchte Abdrücke des Geiſtes einer frühen Zeit und einer damals von uns ſo abgelegenen Nation waren, ohne Veränderung aus ſeinen Händen zu empfangen. Herder würde ſeinen ganzen Zweck verfehlt haben, wenn er den äſthetiſchen Anſichten ſeiner Zeit und den moraliſchen ſeines Jahrhunderts gar keine Rechnung hätte tragen wollen. Er war daher genöthigt, zu bearbeiten, zu verbinden, zu verkürzen, Derbheiten des Ausdrucks zu mildern, Ecken und Schroffheiten zu runden und zu glätten und manchen charakteriſtiſchen Zug aus Rückſicht auf das Gefühl ſeiner Leſer zu verwiſchen. Daß er dabei überall das Rechte traf, beweiſt der Umſtand, daß das deutſche Publicum, ſelbſt das wiſſenſchaftliche, Herder's „Cid“ ſchon durch dieſen Namen zu einem Nationalwerke geſtempelt hat. Aber auch die Geſtalt, in welcher Herder den Cid-Cyklus empfing, war ſchon lange nicht mehr die urſprüngliche. Zu ſeiner Zeit hatte die Kritik noch nichts für die Scheidung der verſchiedenen Romanzengattungen thun können und die ſpaniſchen Ausgaben des Cid waren daher nichts als Sammlungen aller zu demſelben Sagenkreiſe gehörigen Romanzen, lediglich nach dem Inhalte und ohne Rückſicht auf Zeit und Art ihrer Entſtehung aneinandergereiht; echte alte Volksgeſänge neben trockenen, aus der Erzählung der Chroniken fabricirten, bis hinab zu den Gaſſenhauern, die auf den Straßen von Madrid geſungen wurden, und deshalb von einer Verſchiedenheit des Charakters wie des äſthetiſchen Werths, welche einen reinen Geſammteindruck unmöglich machte. In Herder's einheitlicher Bearbeitung verſchmolz dieſes buntſcheckige Gewebe zu einem ſchönen Ganzen, während dagegen jeder Verſuch, die Cid-Romanzen treu nach den frühern ſpaniſchen Ausgaben zu überſetzen, ſelbſtverſtändlich durchaus mislingen mußte. Nachdem zuerſt A. Duran die Cid-Romanzen nach Zeit und Entſtehungsweiſe voneinander geſchieden und in die acht von ihm aufgeſtellten Romanzenclaſſen eingereiht hatte, haben jetzt die Herausgeber der „Primavera“ nach nochmaliger ſorgſamer Sichtung nur 39 dieſem Cyklus angehörige Gedichte, einſchließlich der ſieben von F. Wolf in der bekannten prager Sammlung zuerſt wieder aufgefundenen, als wirklich volksthümlich zuſammenſtellen können. Aber ſelbſt dieſe wenigen, wenngleich ſie alle den gemeinſchaftlichen Charakter der Volksthümlichkeit tragen, ſind nach Zeit und Entſtehungsweiſe verſchieden und gehören allen von den Herausgebern aufgeſtellten drei Claſſen an, inſofern ſie nämlich entweder durchaus traditionell, oder Umarbeitungen traditioneller durch ſpätere Kunſtdichter, oder endlich Bearbeitungen traditioneller Stoffe durch die Juglares des 13. und 14. Jahrhunderts ſind, wobei indeſſen bemerkt werden muß, daß der bei weitem größere Theil zur erſten Claſſe gehört.

Bei weitem weniger zahlreich, aber kaum weniger wichtig als die Cid-Romanzen ſind die aus den übrigen ſpaniſchen Sagenkreiſen, welche uns in dieſer Abtheilung geboten werden und den ganzen Zeitraum von der Eroberung Numantias durch Scipio an bis auf König Peter den Grauſamen umfaſſen, ſo die von Bernardo del Carpio, dem „Cid des 9. Jahrhunderts“, welchen wir mit mehr Zuverſicht, als die Herausgeber gethan haben, als eine hiſtoriſche Perſönlichkeit hinſtellen möchten, alsdann die vom Grafen Gonzalez von Caſtilien, den ſieben Infanten von Lara u. ſ. w.

Die neun Romanzen aus der Geſchichte Peter's des Grau-

ſamen, mit welchen der Abſchnitt ſchließt, geben zu einer Betrachtung Anlaß, über welche die Herausgeber ſich nicht ausgeſprochen haben. Was nämlich auch für dieſe Romanzen, wie für alle andern das innere Kriterium ihrer Primitivität bildet, nämlich daß ſie durchaus objectiv ſind und ihren Helden genau im Coſtüm ſeiner Zeit darſtellen, macht ſie zugleich, verglichen mit ſpätern, zu einem intereſſanten Beiſpiele von der allmäligen Veränderung des Zeitgeiſtes, und zwar im umgekehrten Sinne als andere. In dieſen Romanzen erſcheint nämlich König Peter faſt durchgängig als der blutdürſtige Tyrann, als welchen ihn das beleidigte Ritterthum zu verſchreien für gut fand, und nur zwiſchen den Zeilen lieſt man, daß die Nation im Großen und Ganzen ſchon damals anders über ihn dachte. Eine einzige von den uns erhaltenen traditionellen Romanzen drückt dieſe Geſinnungen klar aus, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß es deren viele gegeben hat. Erſt mehre Jahrhunderte ſpäter, als das abſolute Königthum zum unbeſtrittenen Beſitze der Macht gelangt war und ſich die alte ricahombria ebenſo dienſtbar gemacht hatte, wie die comuneros, durfte oder wollte die Kunſtdichtung die alte Volksauffaſſung zu der ihrigen machen und bemächtigte ſich daher mit Vorliebe der Stoffe, welche die Volkstradition aus jener an poetiſchen Ereigniſſen ſo reichen Zeit aufbewahrt hatte. Wenn wir daher in den Kunſtromanzen des 16. und 17. Jahrhunderts und noch mehr im Drama den König Peter als den ſtrengen, aber gerechten Richter, als den „valiente justiciero" erſcheinen ſehen, dürfte hier wol nicht, wie es z. B. bei den Cid-Romanzen aus den ſpätern Perioden der Fall iſt, eine unbewußte Verkleidung des Helden in das Coſtüm der Zeit des Dichters, ſondern umgekehrt ein Beſtreben vorliegen, ihm ſeine wahre oder doch wenigſtens wahrhaft volksthümliche Geſtalt zurückzugeben.

Indem die traditionellen Romanzen aus der Geſchichte Peter's des Grauſamen eine doppelte Auffaſſung der Nationalgeſchichte, ein mal die des misvergnügten Adels und zweitens die des Volks zeigen, gibt ſich in ihnen bereits die Spaltung der Nation in zwei ihren Intereſſen nach weſentlich verſchiedene Theile kund. Ein ganzes Volk von Hidalgos und Caballeros, gleich dem, deſſen Gemeingut die alten Heldengeſänge des 12. und 13. Jahrhunderts geweſen waren, war offenbar ſchon nicht mehr vorhanden; es gab eine Ricahombria und einen Vulgus, und jede dieſer beiden Schichten hatte ihre eigene Epik von König Peter. Es gab daher keine eigenen Volksromanzen mehr, ſondern nur ariſtokratiſche und vulgäre Romanzen. Offenbar war zur Zeit des ſtrengen Königs Peter die Nation bereits in dasjenige Stadium der Entwickelung getreten, in welcher nur unter ganz beſonders günſtigen Umſtänden eine echte epiſche Volksdichtung noch möglich iſt. Derartige Umſtände waren aber allerdings vorhanden. Zwar die innere Geſchichte Caſtiliens war kein Boden mehr für die wahre Volksepik, ein deſto fruchtbarerer aber der fortdauernde Grenzkampf gegen die nunmehr auf einen Theil des ſüdlichen Spanien beſchränkten Mauren. Von den auf dieſen Kampf bezüglichen Romanzen (romances fronterizos), welche einen geſonderten, ebenſo intereſſanten als wichtigen Theil der hiſtoriſchen bilden, haben die Herausgeber im Ganzen 40 in ihre Sammlung aufgenommen. Es rühren dieſe größtentheils von Augenzeugen, ja von Theilnehmern an den Begebenheiten her und tragen daher ein ganz volksthümliches, echt nationales Gepräge. Außerdem haben ſie noch den Vorzug, daß ſie, als Producte einer jüngern Periode, meiſtens in ihrer urſprünglichen Geſtalt auf uns gekommen ſind. An Lebendigkeit, Friſche und poetiſchem Gehalt ſtehen ſie den beſten der frühern Perioden zur Seite und weit über denjenigen aus der Geſchichte der Königreiche Navarra, Aragon, Neapel und Portugal, denen es zwar nicht an hiſtoriſchem und literarhiſtoriſchem Intereſſe, doch aber ſchon an der Friſche und Spontaneität der echten Volksdichtung fehlt.

Der zweite Band der Sammlung enthält die novellenartigen Romanzen und die aus dem karolingiſchen Sagenkreiſe. Das Verhältniß der erſtern zu den hiſtoriſchen bezeichnen die Herausgeber ſehr treffend, indem ſie dieſe die „Ilias", jene die „Odyſſee" der Spanier nennen. Der Sittengeſchichte eröffnet ſich in ihnen eine Fundgrube von beiſpielloſer Reichhaltigkeit, und um ſo größern Dank verdienen die Herausgeber für die Sorgfalt, womit ſie gerade dieſen Theil des Materials von unechtem Erz gereinigt haben. Vem culturhiſtoriſchen Standpunkte allein betrachtet ſind ſie eigentlich noch wichtiger als die hiſtoriſchen, indem ſie mit weit ſtärker hervortretenden Strichen das innere Leben der Nation ſchildern, „die Zuſtände der Geſellſchaft, der Familie, der Sitten, die Stellung der Frauen, die Rechte des Hausvaters, das Verhältniß der verſchiedenen Claſſen der Bevölkerung zueinander, vom mächtigſten Ricohombre an bis zum ärmſten Feldarbeiter, vom ſtolzeſten Caſtilianer bis zum verachteten Juden und Zigeuner". Die Herausgeber haben, durchaus angemeſſen, dieſer Rubrik die kleine Zahl traditioneller Romanzen einverleibt, welche mauriſche Stoffe behandeln, und ſie haben dieſe Gelegenheit benutzt, um in der Einleitung nochmals auf den großen Unterſchied aufmerkſam zu machen zwiſchen dieſen traditionellen Maurenromanzen und den unechten, in welchen es zu Ende des 16. Jahrhunderts Mode wurde, Helden und Heldinnen einer Liebesaventüre unter mauriſcher Maske, wie etwas früher unter dem Gewande von Schäfern und Schäferinnen, zu verſtecken, ein Unterſchied, von welchem ſich viele ſpaniſche Kritiker bis auf den heutigen Tag noch nicht haben überzeugen wollen. Daß dieſe traditionellen Maurenromanzen hier pêle-mêle mit den übrigen novellenartigen ſtehen, gibt übrigens eine vortreffliche Gelegenheit, ſich ſehr ſchnell noch von einer andern Wahrheit zu überzeugen, welche gleichfalls manchen Kritikern noch nicht vollſtändig eingeleuchtet hat, nämlich daß dieſe Romanzen zwar einen etwas friſchern Ton, eine etwas üppigere und phantaſtiſchere Färbung, den Grundcharakter aber mit allen übrigen gemein haben und folglich für die ſo oft wiederholte Behauptung, daß die älteſte ſpaniſche Dichtkunſt im Weſentlichen eine Nachahmung der arabiſchen ſei, geradezu gar nichts beweiſen.

Zu den novellenartigen Romanzen rechnen die Herausgeber ferner noch diejenigen, in welchen das ariſtokratiſch-ideale Ritterthum des Mittelalters überhaupt im Gegenſatze zu dem mehr demokratiſchen Caſtiliens hervortritt. Dieſe Romanzen verrathen allerdings durch ihren Charakter ſelbſt, wie die Herausgeber ſagen, „eimen fremden Urſprung", wie wir lieber ſagen möchten, einen Einfluß des Auslandes; aber ſie ſind doch auf ſpaniſchem Boden entſtanden, enthalten viele nationale Elemente und gehören deshalb zu den traditionellen. Inſofern aber keine derſelben einem beſtimmten nationalen Sagenkreiſe angehört, haben ſie am ſchicklichſten in dieſer Rubrik ihren Platz gefunden. Nicht minder gehören in dieſelbe die drei Romanzen, welche Stoffe aus der Mythologie und aus der Geſchichte des Alterthums behandeln, aber nicht, wie alle andern gleichen Inhalts, unmittelbar aus den claſſiſchen Schriften entnommen, ſondern durch die Tradition erhalten und in ein nationales Coſtüm gekleidet worden ſind, eins der intereſſanteſten Beiſpiele, welche die Literaturgeſchichte von der Erhaltung antiker Stoffe im Volksmunde aufzuweiſen hat.

Daß die Ritterromanzen aus dem ganz fictiven Sagenkreiſe der Amadis, ſowie die aus den italieniſchen Epopöen entnommenen und ſämmtlich der Kunſtdichtung des 16. und 17. Jahrhunderts angehörigen Romanzen gänzlich ausgeſchloſſen ſind, verſteht ſich nach dem Plane der Sammlung von ſelbſt.

Dagegen ſcheint die ganze dritte und letzte Hauptabtheilung des Werks, welche die Romanzen aus dem karolingiſchen Sagenkreiſe enthält, auf den erſten Anblick mit jenem Plane im Widerſpruche zu ſtehen, und die Herausgeber haben daher in ihrer Einleitung ausführlich die Gründe entwickelt, welche dieſen Romanzen ein unbeſtreitbares Recht geben, einen bedeutenden und zwar geſonderten Platz in der Sammlung einzunehmen. Für den genauern Kenner der Literatur des Mittel-

alters bedarf es natürlich kaum einer ſolchen Erklärung. Der karolingiſche Sagenkreis gehört, wie die hiſtoriſche Baſis, auf welcher er ruht, es mit ſich bringt, keineswegs Frankreich allein an, ſondern iſt ein Gemeingut aller romaniſchen Nationen. Für jede einzelne derſelben wär Karl der Große in gewiſſem Sinne ein Nationalheld und die karolingiſche Tradition in volksthümlich modificirter Geſtalt ein Theil der Nationalſage. Wie es daher keineswegs eine Wirkung bloßer Mode oder dichteriſcher Laune, ſondern vielmehr eine Rückſicht auf die in der Nation fortlebende Ueberlieferung war, was die großen italieniſchen Epiker des 15. Jahrhunderts bewog, ihre Stoffe vorzugsweiſe dem karolingiſchen Sagenkreiſe zu entnehmen, ſo ſind auch die älteſten ſpaniſchen Romanzen aus demſelben keine von jenſeit der Pyrenäen eingeführten Producte, ſondern durchaus traditionell. Zu den von den Herausgebern beigebrachten ſpeciellen Beweiſen dafür gehört ganz beſonders der Umſtand, daß alle auf uns gekommenen hierhergehörigen Romanzen ihren Stoff auf eine Weiſe behandeln, zu welcher ſich durchaus keine Vorbilder nachweiſen laſſen, weder in den Chroniken, noch in den franzöſiſchen chansons de geste, während hinwiederum kein einziger der letztern, ungeachtet manche derſelben und zwar die intereſſanteſten erweislich ſchon früh ins Spaniſche überſetzt wurden, den Stoff zu einer einzigen alten Romanze hergegeben hat.

So liegt denn in dieſen beiden, auch im Aeußern höchſt elegant ausgeſtatteten Bänden wiederum ein Werk vor, welches deutſchem Fleiße und deutſcher Gelehrſamkeit zur höchſten Ehre gereicht, eine gleich werthvolle Gabe für den bloßen Liebhaber, wie für den Mann der Wiſſenſchaft. Jenem wird es neben einer Fülle äſthetiſchen Genuſſes zum erſten male ein vollkommen getreues Bild der älteſten ſpaniſchen Dichtkunſt gewähren und ſein Urtheil über dieſelbe auf den richtigen Standpunkt ſtellen, gleich fern von der Idolatrie, welche einige Jahrzehnde hindurch, und nicht blos in Deutſchland, Mode war, wie von der ebenſo ungerechtfertigten Nichtachtung, in welche dieſelbe ſpäter umſchlug. Dem Literar- und Culturhiſtoriker aber wird die Sammlung nicht blos durch ihren eigentlichen Text, ſondern auch durch den reichen gelehrten Apparat der Herausgeber ſtets eine der unentbehrlichſten Quellen der Erkenntniß für dieſes Gebiet der Wiſſenſchaft bleiben.

Ludwig Lemcke.

Die Legende vom heiligen Johann von Nepomuck.

Die Legende vom heiligen Johann von Nepomuck. Eine geſchichtliche Abhandlung aus dem Nachlaß von Otto Abel. Berlin, Hertz. Gr. 8. 15 Ngr.

Dieſe kleine Schrift iſt eine recht koſtbare Reliquie aus den hinterlaſſenen Papieren Abel's; ſie läßt es um ſo ſchmerzlicher bedauern, daß der Verfaſſer von „König Philipp der Hohenſtaufe“ ſo frühzeitig dem Kreiſe deutſcher Geſchichtſchreiber durch den Tod entriſſen wurde, derſelbe junge Mann, der ſich anſchickte, der Biograph Friedrich's II. aus dem Hauſe der Hohenſtaufen zu werden. *)

Abel erhielt die erſte Anregung, die Legende vom heiligen Nepomuck zu ſchreiben, im Jahre 1850 durch einen böhmiſchen Freund, mit dem er in Berlin verkehrte; die Hauptſache ward in Bonn ausgeführt, die eigentliche Vollendung aber erfolgte in Stuttgart unter ſchweren körperlichen Leiden, wie der ungenannte Herausgeber des kleinen Werks in einer kurzen Vorrede erklärt. Nehmen wir daſſelbe mit derjenigen Dankbarkeit auf, die Demjenigen unbedingt gebührt, der gewiſſermaßen noch die letzten Athemzüge ſeines Lebens der Wiſſenſchaft weihte und ſich Verdienſte um dieſelbe zu erwerben bemüht war. Und in Wahrheit, ſo klein die Schrift auch iſt, ſo verdienſtlich iſt ſie. Die Unterſuchung verräth einen Fleiß und eine Gediegenheit der Kenntniſſe und bricht ſich mit einer ſolchen Sicherheit bis zu ihrem Endziele Bahn, daß ein Reſultat gewonnen worden iſt, was von der Geſchichtswiſſenſchaft als ein ſehr bedeutendes bezeichnet werden muß: Abel's Unterſuchung hat erſt das wahre Licht über die Sage von dem böhmiſchen Nationalheiligen verbreitet, und dieſes Licht begleitet den Leſer bis an den Ausgang der Darſtellung. Und ſollen wir den Kern der geführten Unterſuchung mit wenigen Worten bezeichnen, ſo dürfte es in folgender Weiſe zu thun ſein: Der Cultus des heiligen Nepomuck iſt nichts weiter als ein ſchneidendes Reactionsmittel gegen den der böhmiſchen Nation tief eingeprägten Huſſitismus, und der hiſtoriſche Nepomuck hat mit dem durch kirchliche Staffage hoch emporgehobenen Heiligen ſo gut wie nichts gemein. Die Sache ließ ſich aber um ſo leichter machen, je größer auf der einen Seite die hiſtoriſche Unwiſſenheit war und auf der andern Seite der Haß gegen König Wenzeslaus, dem die Macht und der Reichthum der Geiſtlichkeit umſomehr ein wahrer Dorn im Auge ſein mußte, je eiferſüchtiger und willkürlicher ſein ganzes Regiment war.

Erſt nachdem mit Ferdinand II. und den Jeſuiten die unbeſchränkte Herrſchaft des Katholicismus in Böhmen eingezogen war, verſtand ſich der heilige Nepomuck Wunder zu thun; denn was von ſeiner frühern Wirkſamkeit erzählt wird, beſchränkt ſich auf die Beſtrafung muthwilliger Betreter ſeines Grabes. Von jetzt an werden die Wunder zahlreicher, mannichfaltiger, in jeder Hinſicht wunderbarer, und der Heilige verdient ſich vollkommen den Ehrentitel des großen böhmiſchen Thaumaturgen. Und ſucht man aus all den vielen Erzählungen ein Bild von ſeinem wunderthätigen Charakter zu gewinnen, ſo möchte man ihn am liebſten mit ſeinem Nachbar in Schleſien, dem mächtigen Berggeiſt Rübezahl vergleichen. Wie der, iſt er vorwiegend gutmüthiger Natur und hilft gern Denen, die ſich in ihrer Noth vertrauensvoll an ihn wenden. Wo man ihm aber die gebührende Ehre nicht erweiſt, wo man ihn gar abſichtlich misachtet und verſpottet, da erinnert er, wie es der Fall nun gerade mitſichbringt, durch väterlich ernſte Warnung an ſeine Macht, oder er rächt ſich durch empfindliche Neckereien oder fürchterliche Strafen. Mehr als 200 Jahre lang hatte er ſich geduldig gefallen laſſen, daß ſein Geburtshaus zu Nepomuck zum gemeinen Gebrauch einer Menſchenwohnung diene. Nun aber war ſeine Langmuth zu Ende. Es ſpukte in der Behauſung, als triebe da ein böſer Kobold ſein Weſen, und den Bewohnern, die auf dieſen Wink des Heiligen nicht achteten, erging es gar ſchlecht; dem letzten, dem armen Töpfer Gelinek, koſtete ſolch ſtörriſcher Sinn das Leben. Da ward endlich im Jahre 1643 das Haus in eine Kirche verwandelt, und nun erſt trat Ruhe ein.

Es war nun nicht mehr als billig, daß mit der Wunderthätigkeit des Heiligen auch die Verehrung für denſelben ſich ſteigerte und allmälig zu einem kirchlichen Cultus ausbildete. Am Ausgange des 17. Jahrhunderts hatten endlich die Bemühungen der Geiſtlichkeit feſte Wurzel geſchlagen, und nun nahm die Verehrung auch einen faſt wunderbar raſchen Aufſchwung. Schon 1691 war es ſoweit gekommen, daß dem Heiligen von einem prager Bürger eine beſondere Kapelle geſtiftet wurde, ſeine erſte. Bald gab es kaum mehr eine Kirche in ganz Böhmen, wo er nicht ſeinen Altar gehabt hätte. Im Jahre 1706 bildete ſich unter dem Patronat der allerſeligſten Jungfrau Maria eine eigene Brüderſchaft „zur Verbreitung der Ehre des heiligen Johannes von Nepomuck“; ihre Mitglieder trugen ſein Bild auf der Bruſt. Im Jahre 1716 wurden zu ſeiner Ehre allein im prager Dom 7034 Meſſen geleſen, 1721 aber, im Jahre ſeiner Seligſprechung, gar 50,672. Als der Erzbiſchof am 20. Mai 1719 eine amtliche Beſichtigung von dem Grabe des Heiligen vornahm, da fand ſich als Zeugniß der Verehrung, die er genoß, ein ganzer Schatz der koſtbarſten

---

*) Eine nachgelaſſene Schrift Abel's: „Kaiſer Otto IV. und König Friderich II. (1208—1212)“, erſchien gegen Ende vorigen Jahres.
D. Red.

Weihgeſchenke daſelbſt, an ſilbernen Lampen allein 93 Stück. Das Alles aber ward weit in Schatten geſtellt durch die Gaben, die in den nächſten Jahren eingingen. Ein urkundliches Verzeichniß aller von 1722—37 dargebrachten Weihgeſchenke macht ſilberne und goldene Hände, Füße, Köpfe, Augen, Ohren, Stirnen, Zungen, Zähne, Brüſte, Herzen, Magen, vor allem aber Wickel- und andere Kinder in großer Menge namhaft, von einer Fürſtin Schwarzenberg ein 14 Pfund ſchweres Kind.

Die Joſephiniſche Geſetzgebung und die ganze Richtung des berühmten Kaiſers waren dem Nepomuck-Cultus ebenſo wenig günſtig, als des gelehrten Hiſtorikers und Sprachforſchers Dobrowsky's Beurtheilungen einſchlagender Schriften. Und des böhmiſchen Prieſters Zimmermann Schrift, welche den Nepomuck als Heiligen zu retten bemüht war, zeigte doch zu viel Wahrheitsliebe und hiſtoriſche Kritik, als daß der Zweck nicht hätte verfehlt werden ſollen, weshalb ſie auch unterdrückt ward. Das Jahr 1848 iſt natürlich der Verehrung des Heiligen auch nicht günſtig geweſen, aber nichtsdeſtoweniger ſteht der heilige Nepomuck immer noch als Schutzpatron des böhmiſchen Landes da. Wie lange noch? Und wird er vielleicht dereinſt wiederum Johann Huß Platz machen müſſen; der ihm infolge des Siegs auf dem Weißen Berge (1620) zu weichen gezwungen ward?

Zum Schluſſe noch folgende Bemerkung: die proteſtantiſche Geſchichtſchreibung darf künftighin mit Sicherheit ſich auf des Verfaſſers Reſultate ſtützen; ſie hat ſozuſagen jetzt Waffen in den Händen, die ihr die katholiſche Hiſtoriographie ſchwerlich aus den Händen zu ſchlagen im Stande ſein wird.

94.

Sentenzen- und Aphorismenliteratur.

In Folgendem ſtellen wir ein Viergeſpann von Schriften zuſammen, welche bei aller Verſchiedenheit in Tendenz, Geiſt und Ton doch einander dadurch verwandt ſind, daß der darin enthaltene Stoff an Gedanken und Betrachtungen ſentenzenartig und in fragmentariſchen Aphorismen ſtatt in fortlaufender methodiſcher Behandlung verarbeitet iſt. Man kann gegen dieſe Gattung Literatur wol Manches einwenden, aber ſie bietet auch nicht wenig erhebliche Vortheile. Wie oft iſt man genöthigt, ſich durch ganze dicke Bände hindurchzuſchlagen, während, wenn man ſchließlich das Reſultat der mühſamen Lectüre überſchlägt, vielleicht nur ein paar Dutzend Gedanken als wirklicher Gewinn übrigbleiben, die jedoch zu der aufgewandten Mühe in keinem ſehr lohnenden Verhältniß ſtehen; oder wie dies German Mäurer in dem weiter unten anzuzeigenden Buche ausdrückt: „Bei dem Leſen unſerer meiſten Schriftſteller übernimmt man ſozuſagen das Geſchäft eines Hundes, der um ein paar Biſſen Fleiſch oder Knorpel mühſam große Knochen benagen muß.“ In Büchern der vorliegenden Art hat man dagegen das Beſte, was der Verfaſſer zu geben hatte, gleich als Extract und ſublimirten Geiſt beiſammen; man kann Dies und Jenes überſchlagen, die Lectüre unterbrechen, wenn man will, und das Buch nur in geeigneter Stimmung in die Hand nehmen; kurz, man iſt nicht genöthigt, einen meilenlangen Weg zurückzulegen, um etwas Frucht zu erhaſchen, man braucht nur hinauszulangen, um von dem ins Fenſter hängenden Zweige eine Frucht oder Blüte zu pflücken. Finden ſich zu Schriften dieſer Art Drucker oder Verleger, ſo hat die Kritik leichte Arbeit und im Grunde nichts weiter zu thun, als ihnen Glück auf den Weg zu wünſchen.

Von Emil Althaus, genannt Emile d'Eſtrées liegen uns zwei Schriftchen in neuer Ausgabe vor: „Tröſt-Einſamkeit. Ein Buch für Liebende“ und „Nacht und Sterne“, die eine bei Hallberger in Stuttgart, die andere bei Thomas in Leipzig erſchienen. In beiden offenbart der Verfaſſer eine ganz eigene Reflexionsweiſe, die man als eine weſentlich
lyriſche bezeichnen möchte, weil ſich der Gedanke bei
mit ſeinem Gegenſtande durch das Medium des Ge
und der Empfindung vermittelt. Seine Betrachtungen
Liebe, Ehe, Glück, Frieden, Schmerz u. ſ. w. ſind i
That in Proſa aufgelöſte lyriſche Gedichte; auch iſt
Proſa ſoviel rhythmiſche Bewegung und zum Theil
Parallelismus eigen, daß nicht viel dazu gehören würde
in Versglieder abzutheilen. In „Tröſt-Einſamkeit“
noch ein gewiſſes Element des Witzes und Scharfſinns
plaſtiſchere Grundlage, wogegen in „Nacht und Sterne
die Reflexion in den feinſten lyriſchen Aether auflöſt.
und da lernt man aus dem erſtern Schriftchen auch
Hiſtoriſches oder Anekdotenähnliches kennen. So erzähl
Verfaſſer einmal: „Als ich im Jahre 1817 in Pyrmont
da erſchien an jedem Morgen in der großen Allee unt
bunten beweglichen Menge Fürſt Blücher von Wahlſtadt.
mal gewahrte ich zwei Mädchen, ſchwarz von Aug' und
es waren zwei deutſche Mädchen, die folgten dem Schri
Helden, als wären ſie an ſeine Sohlen gefeſſelt. Als am
des hohen ſchattigen Lindengangs, wo die kleine Fo
ſpringt, der greiſe Krieger ſich umwandte, da war da
Mädchen gerade nahe genug an ſeiner Seite, daß ſie das
épée ſeines Schwerts ergreifen konnte; ſie nahm es un
rührte es mit ihren Lippen. Der Fürſt war nicht ſo gl
zu bemerken, was geſchah; die Mädchen verſchwanden i
dichten Menſchenwoge.“ Der Verfaſſer erzählt dies, um
den Satz zu knüpfen, daß in jedem Menſchen eine tief
waltige Sehnſucht nach einem großen Menſchen liege.
er hier von einem Factum zu einem allgemeinen Satz n
ſchreitet, ſo geht er zuweilen von einem allgemeinen S
einem Factum über, um jenen durch dieſes zu unterſtützen
behauptet er einmal, daß es gar kein häßliches Weib
was übrigens eine ziemlich gewagte Behauptung iſt, u
merkt dann: „Von den welthiſtoriſch ſchönſten Weibern
man, daß ſie große Mängel hatten, zum Beiſpiel zahnlos w
namentlich meine eigene Ururältermutter, die ſchöne Ga
d'Eſtrées, ferner Marion de Lorme und Bonaparte's Joſe
waren es.“ Da wir gerade im Erſtlingsmonate eines J
ſtehen, ſo geſtatten wir uns noch, aus „Tröſt-Einſamkeit“
Neujahrswünſche des Verfaſſers hier zu citiren: „Allen,
das Korn nicht gedeiht, wünſche ich, daß der Wein gerathe;
denen Kinder nicht gerathen, wünſche ich, daß die Freund
bleiben; Allen, denen die Freunde deſertiren, wünſche ich,
den Glauben gewinnen, an einem Deſerteur ſei nicht vie
loren. ... Allen Stockphiliſtern wünſche ich einen S
worin ſie ihre Gräuelgeſtalt erkennen, damit ſie ſich erſ
um doch wenigſtens nicht als Philiſter aus der Welt z
hen. ... Allen hungerigen Schriftſtellern wünſche ich Ve
allen Poeten aber Herzen, oder ein Herz, das ſie verſte
Allen Denen, die im verlaufenen Jahre keinen Palaſt b
men haben, wünſche ich ein Haus; Denen, die kein Ha
kommen haben, eine Hütte; Denen, die keine Hütte beko
haben, wünſche ich das Pfahlwerk dazu. Uns Allen aber
ſche ich — und das iſt die Hauptſache — daß wir den
ben nicht verlieren an das arme und doch ſo liebe Le
Wir aber wünſchen den beiden gemüthvollen Schriftche
wir troſtbedürftigen Gemüthern hiermit wieder in Erinn
bringen möchten, für das eben angetretene Jahr recht
Freunde und beſonders Freundinnen; denn ſie ſind in der
durch ihr ätheriſches Weſen zumeiſt geeignet, ſich mit weib
Gemüthern in Rapport zu ſetzen.

Etwas anderer und doch verwandter Art iſt folgend
vorigen Jahre in dritter Ausgabe bei Orell, Füßli u. Co
Zürich erſchienene und mit einer neuen Vorrede verſehene S
von German Mäurer: „Ein Buch für Leute, die de
welche man wol für Deutſchland noch ziemlich als ganz n
trachten darf. Mäurer's Reflexionen umfaſſen einen bei n
ausgedehntern Kreis von Gegenſtänden und ſind nicht ſo

Proſa aufgelöſte lyriſche Gedichte als ſcharf pointirte Epigramme von größerm oder geringerm Umfang. Emil Althaus iſt der mehr weibliche, Mäurer der mehr männliche Geiſt, und wie jener mehr allerdings ſehr wohlſchmeckendes Zuckerbrot herumreicht, ſo ſpendet dieſer mehr nahrhaftes Weizenbrot. In der That enthält Mäurer's vorliegende Schrift, wie ſeine im Jahre 1849 erſchienene „Anthropoſophie", einen reichen Vorrath an treffenden, von reichem Wiſſen und feiner Beobachtung zeugenden Gedanken, in denen ſich der reinſte Sinn für Humanität, Gerechtigkeit, freie Lebensgeſtaltung und die höhere Idee der Menſchheit ausſpricht. Der Verfaſſer ſagt im Vorwort zu dieſer dritten Ausgabe: „Nicht ſowol was ſolche Gedankenſammlungen an ſich bieten, ſondern vielmehr was ſie im Geiſt und Herzen des Leſers anregen und zum klaren Bewußtſein bringen, hat als Selbſterworbenes einen Werth für das Leben." Wir können einer dritten Ausgabe leider die Aufmerkſamkeit nicht ſchenken, welche dieſe Schrift in Anſpruch zu machen hätte, wenn ſie zum erſten male vor das Publicum träte, aber wir wollen doch nicht unterlaſſen, einige Sentenzen als Proben hier anzuführen, die vielleicht beſſer als eine eingehende Kritik geeignet ſein möchten, die Schrift „Leuten die denken" zu empfehlen:

„Eine Thräne, die man trocknet, wiegt in der Wagſchale der Menſchheit mehr, als eine, die man weint."

„Umſonſt wechſeln die Paläſte ihre Bewohner. Der aufmerkſame Beobachter entdeckt in den Vorzimmern und Sälen immer daſſelbe Publicum. Die Hofleute gleichen den Katzen, die mehr an das Haus als an den Beſitzer ſich ſchließen."

„Die Eingänge zu den Paläſten ſcheinen uns von weitem ſehr hoch, nähern wir uns ihnen jedoch, ſo ſehen wir, wie tief man ſich bücken muß, um hineinzukommen."

„Der Werth eines Gedankens beſteht nicht ſowol in ſeiner Neuheit als vielmehr in der Verbindung, in welcher er zum erſten mal mit andern gedacht wird."

„Der Weg zur abſoluten Wahrheit iſt, wie Raum und Zeit, unendlich; aber wer auch nur einen Theil deſſelben zurücklegt, hat gerechten Anſpruch auf die Achtung ſeiner Zeitgenoſſen."

„In einem Principienkampfe ſtehen ſich nur die Geiſter gegenüber. Sobald die Polemik bis zu Perſönlichkeiten herabſinkt, nimmt ſie den Charakter der Gemeinheit an. Die Wahrheit kennt keinen andern Feind als den Irrthum."

„Was die Scham der Schönheit, iſt die Beſcheidenheit dem Verdienſte."

„Die Aufgabe des Geſchichtſchreibers iſt keineswegs die, unſere Neugier zu befriedigen, indem er uns in das Labyrinth der Begebenheiten ſtürzt; ſondern er ſoll uns zur Bereicherung unſerer Erkenntniß und Erweiterung unſers Urtheils blos an denſelben vorüber auf das Gebiet des praktiſchen Lebens oder — was einerlei — zum höhern Bewußtſein unſerer ſelbſt und der Welt führen. ... Daß wir zur Zeit ſchon Geſchichtſchreiber oder gar eine Weltgeſchichte haben, muß ich durchaus in Abrede ſtellen. Ich kann höchſtens nur zugeben, daß wir Materialien für Beides haben."

„In den größten Köpfen behauptet der Irrthum mit kecker Stirne ſeinen Platz, und in den kleinſten hat noch immer eine Wahrheit ihre Freiſtätte."

„Bei der Beurtheilung des Menſchen dürfen wir keine Rückſicht auf Das nehmen, was er einſt war, ſondern auf Das, was er eben jetzt iſt."

„Je mehr Urtheil Jemand hat, je langſamer und bedächtiger geht er ans Verurtheilen."

Vorangeſtellt iſt der Schrift als Motto der Ausſpruch Diderot's: „Si ces pensées ne plaisent à personne, elles pourront n'être que mauvaises; mais je les tiens pour détestables, si elles plaisent à tout le monde."

Folgende Schrift „Politiſche Anmerkungen eines Siebzigjährigen. Beitrag zu einem nicht pedantiſchen politiſchen Wörterbuche. Erſtes Hundert" (Bremen, Schünemann, 1856) geht faſt ganz auf das Gebiet der politiſchen und ſocialpolitiſchen Verſtändigkeit über, wogegen die allgemein menſchlichen Tendenzen und die Angelegenheiten des Herzens und Gemüths mehr zurücktreten. Der Verfaſſer iſt in nationalökonomiſcher Hinſicht ein Anhänger von Malthus, in politiſcher ein Anhänger des engliſchen Repräſentativſyſtems mit allen ſeinen Conſequenzen. Er behandelt in ſeiner Schrift nicht weniger als 112 verſchiedene Themata, und er ſagt ſehr viel Richtiges und Treffendes. Die Meiſten werden z. B. unterſchreiben, was er in Betreff unſers jetzigen Unterrichtsſyſtems weniger neu als vielleicht doch wahr bemerkt: „Die Talente ſind verſchieden ausgetheilt. Wenn Derjenige, der kein Talent hat zur Mathematik, zu Sprachen, gezwungen ſein ſoll, Mathematik und griechiſche Grammatik zu lernen, ſo iſt das nicht beſſer, als wenn der Taube Muſik lernen ſoll, der Schiefbeinige tanzen. Gleichzeitig ſind mehre Directoren, die ein exceptionelles Gedächtniß haben; danach den Maßſtab zu ſchneiden für Das, was in den Gymnaſien gelehrt, in den Prüfungen gefodert werden ſoll, iſt Misgriff, iſt oft grauſam. Tauſende von Jünglingen werden durch zu große Anſtrengung in den Schulen geiſtig und körperlich verkrüppelt." Goethe's politiſcher Indifferentismus und verfeinerter Epikuräismus wird getadelt und dabei bemerkt, Goethe's Widerwille gegen Preußen und Berlin ſei für Deutſchland ein großes Unglück geweſen. Die freilich nur fein angedeutete Erhebung Schiller's auf Goethe's Koſten in dieſer Hinſicht hätten wir jedoch dem Verfaſſer gern erlaſſen; denn auch Schiller hat direct für Deutſchland ebenſo wenig das Wort geführt als Goethe; Beide waren, wie dies auch aus ihrem Briefwechſel ſo deutlich als möglich hervorgeht, in dieſer politiſchen Indifferenz, wenn man dies Wort einmal brauchen will, vollkommen eins. Als Anhänger von Malthus zeigt der Verfaſſer nicht ſelten eine Art von Härte. Alles ſociale Uebel unſerer Zeit rührt nach Malthus von der Vielkinderei und der Uebervölkerung her, folglich muß die Erlaubniß, ſich zu verheirathen, beſchränkt werden. Indeß ſind unſere Regierungen und Geſetzgebungen im Prohibiren ja gar nicht ſo blöde; wenn ſie deſſenungeachtet die Ehen nicht in dem Grade, wie der Verfaſſer verlangt, prohibiren, ſo liegt dies daran, daß ſie die noch größern Gefahren recht gut kennen, die eine zu weit getriebene Beſchränkung der Ehelicenz nachſichziehen würde, Gefahren, die wir hier nicht weiter zu nennen brauchen. Lehrt doch außerdem die Erfahrung an unzähligen Beiſpielen, daß der tüchtige, umſichtige, ſparſame und kluge Familienvater, der mit nichts oder wenig anfing, es in derſelben Zeit zu etwas brachte, in welcher der träge, ungeſchickte und unordentliche Menſch, dem es bei Begründung ſeines Hausſtandes an Mitteln nicht fehlte, mit ſeiner Familie verarmte. Für jenen haben 50 Thaler vielleicht einen gleichen Werth, wie für den Verſchwender oder unvorſichtigen Speculanten das Zwanzigfache. Wo iſt hier eine beſtimmte Grenze zu ziehen? Als Anhänger der Malthus'ſchen Theorie iſt der Verfaſſer auch ein Befürworter der Todesſtrafe. Natürlich, je mehr Menſchen aus der Welt geſchafft werden, deſto beſſer! Nur gegen Kindesmörderinnen ſoll man nachſichtig ſein — ſehr wahrſcheinlich weil dieſe ſich das Verdienſt erwerben, unnütze Menſchen, welche ſie ſelbſt in die Welt geſetzt, ſobald als möglich wieder aus der Welt hinauszuſchaffen!

H. M.

Eine genießbare Schriftſtellerin.

Betrachtet man den reichen Segen unſerer Frauenliteratur, ſo kommt man zu dem leidigen Schluß, daß die meiſten Schriftſtellerinnen durchaus zu den ungenießbaren zu rechnen ſind. Die Emancipation der Frauen hat ſich in der modernen Literatur ſo breit gemacht, daß ſich eine blühende Saat von Unſinn und Unheil neben einigen Garben guten Weizens findet. Die ſchreibſelige Wuth unſerer Frauen und Jungfrauen iſt in

Deutſchland ſo groß geworden, daß ein hierher gereiſter Chineſe mehr lyriſche und romantiſche Sansculottes als gute Hausfrauen vermuthen muß. Es wäre am Ende an der Zeit, daß die Kritik dieſen zarten Fingern nicht ein wenig, ſondern recht ordentlich die Finger klopfte; denn im Allgemeinen kann der Einfluß der weiblichen Literatur nicht als ein ſehr heilſamer angeſehen werden. Wol fühlt man für einige unſerer Schriftſtellerinnen Intereſſe und Achtung; aber die große Mehrzahl producirt denn doch nur ſehr Mittelmäßiges. Ueberhaupt halte ich die Frau gar nicht für berufen, eine profeſſionirte Schriftſtellerin zu ſein; ſie kommt zu leicht in Verſuchung, ſich mit Dingen zu beſchäftigen, welche ausſchließlich der Beurtheilung des Mannes unterliegen ſollen und mit deren Beſchäftigung die meiſten Frauen den Schmelz ihrer Weiblichkeit abſtreifen, um bleiche Geſchichte oder triviale Zerrbilder in die Welt zu ſetzen. Selbſt ein ſo eminentes Talent wie das der George Sand hat nur deſtructiv gewirkt und die franzöſiſche Literatur hauptſächlich zu einem ſo hohen Grade ihrer Verirrung und Ueberſpanntheit gebracht; unſere deutſchen Amazonen haben ſie, bei geringerm Talent, in Trivialitäten und Caricaturen zu überbieten geſucht, und all jenes wäſſerige oder unſinnige Geſchreibſel unſerer ſüßen und ſauern Baroneſſen, Gräfinnen und bürgerlichen Damen hat unſere Nationalliteratur zu jenem Zuſtande der Markloſigkeit und Seichtigkeit gebracht, durch welche die Worte deutſcher Männer kaum noch durchzudringen vermögen.

Eine zu große und unheilvolle Galanterie der meiſten Kritiker, ja ſelbſt keuſcher und herablaſſender „grüner Dioskuren", hat in letzter Zeit die Frauen in ihrer verbiſſenen Schreibwuth noch beſtärkt. Ich bin indeſſen überzeugt, daß, wenn Männer ſolches Zeug wie ſo manche ſchriftſtellernde Frauen fabricirten, jedes zweite Werk von ihnen ein todtgeborenes Kind ſein würde. Derartige Romane, Gedichte und Reiſewerke überſchwemmen unſern Büchermarkt vornehmlich; denn die meiſten Baroneſſendichterinnen ſind ſchon entzückt, ſich mit Verzicht des Honorars gedruckt zu ſehen. Aber was ſind denn die Verdienſte jener Leihbibliothekenromane? Eine Erfindung kann wol ziemlich ein jeder Gebildete mit Leichtigkeit machen; nun, mein Gott, ſchreiben lernte man ſchon bei den deutſchen Stilaufſätzen von Quarta. Oft kommt noch dazu, daß die Schriftſtellerinnen, um geiſtreich zu erſcheinen, Ueberſpanntheiten, ja ſelbſt Schamloſes hervorbringen — aus dem Munde einer Frau etwas Widerliches, was den Männern die ganze Illuſion von den Engeln dieſer Welt vernichtet. Wir haben, Gott ſei Dank, Männer genug, welche dies Geſchäft auch für die Frauen beſorgen, und finden denn doch in ihren Werken meiſt noch geſündere Koſt als in denen der Frauen, welche eine krankhafte Wuth an den Tag legen, die Kochkelle mit der Feder zu vertauſchen.*)

Zu dieſen ungenießbaren Schriftſtellerinnen iſt Au
Kurs keineswegs zu zählen. Ich habe ſie deshalb eine
nießbare Schriftſtellerin" genannt. Die zu Allem ſich herge
Réclame unſerer tagespolitiſchen Blätter hat, ich entſinne
im vorigen Jahre mit üblichem Phraſenwuſt die neue S
ſtellerin begrüßt. Von dieſen Blättern, welche den Stolz h
das Intereſſe einer deutſchen Nationalliteratur obenan
len, wird die Frau Kurs nicht in Verlegenheit geſetzt we
ſich über allzu große Galanterie zu beſchweren; aber ho
lich wird ein redliches Wort ihr achtungswerther ſein als
ſchmeichelhaften Phraſen.

Die beiden vorliegenden Werke ſind folgende:

1. Gemüth und Leben. Gedichte von Auguſte Kurs.
lin, Hayn. 1855. 16. 15 Ngr.
2. Aus dem Sommer. Reiſebilder von Auguſte K
Berlin, Sacco. 1856. 8. 5 Ngr.

Den Charakter einer „genießbaren Schriftſtellerin"
weiſen ſchon die lyriſchen Gedichte; ſie ſind nicht außeror
lich gut, aber auch nicht ſchlecht — wie die Mehrzahl u
neuern Gedichtſammlungen, recht hübſch, recht ſinnig, wenn
ohne beſondere Hoheit der Phantaſie und Feinheit der Geda
Sonderbar iſt es überhaupt, daß in unſerer hausbackenen,
teriellen und proſaiſchen Zeit ſo viele Leute Gedichte ma
wollen ſie vielleicht damit einen Troſt ſuchen, den ihnen
Welt nicht in der Wirklichkeit bietet? Auguſte Kurs ha
müth und weder ein zu ſentimental-empfindliches, noc
von Weltverbeſſerungsplanen überſpanntes. Ihre einfa
glatten, beſcheidenen Verſe haben mich deshalb gelehrt,
Frau Kurs genießbar ſei, wenn ſie ſich auch einen außeror
lichen Dienſt erwieſe, die Lyrik und Poeſie nach dieſem e
ſoweit ganz artigen Product zwiſchen die Kragen und
ſchetten in ihrer Commode hinzulegen. Die Verfaſſerin
eingeſtehen, daß noch mehr ſolcher einfachen Gedanken in
moniſche Verſe gebracht am Ende langweilig werden, un
glaube nicht, daß Auguſte Kurs mit ihrem harmloſen Ge
ſpäter eine größere Phantaſie und Gedankenſpannkraft entw
wird. So iſt es denn beſſer, daß die Verfaſſerin ſich beg
ihr poetiſches Gemüth und ihr artiges Talent gewürdigt zu
als ſpäter in andern Worten nur wieder Daſſelbe zu be
ben. Irgendeins dieſer Gedichtchen beweiſt, daß die Poeſi
Verfaſſerin eine angenehme, aber doch nur allgewöhnlich
z. B. S. 72:

Ja, nun iſt Alles gut und ſchön,
Nun iſt der Lenz gekommen,
In Wald und Thal, auf Flur und Höh'n
Iſt ſchon ſein Ruf vernommen.

Die Luft mit ſchmeichelnd mildem Hauch
Hält Alles rings umfangen,
Sie löſt das braune Blatt vom Strauch,
Das noch vom Herbſt gehangen u. ſ. w.

In den angehängten „Bildern", wo ſich die Verfaſſerin
verſucht, iſt es in die Augen ſpringender, daß ihr die Pha
und Logik zu dergleichen Dichtungen fehlt. Mit einem
guten Anlauf verliert ſich die Dichtung plötzlich in äußerſt
ſaiſche Dürftigkeit. Das Bild „Vaterliebe" führt uns
alten General vor, welcher auf einem Hügel den Kugel
Feinde ſich ausſetzt und den Bitten ſeines Sohnes, ſich
dort fortzubegeben, nicht folgt. Das iſt Alles, das
gar nichts, am wenigſten eine Ausführung des Motivs
Vaterliebe. Monoton und dabei ungehörig lang iſt die „
aus dem Engaddin-Thale". Viel ſeltſamer erſcheinen gar

*) Wir haben dieſe Stelle, um unſerm Mitarbeiter ſeine Freude an ſeiner Phillipika gegen die ſchriftſtellernden Frauen nicht zu verderben, mit wenigen Auslaſſungen faſt ganz ſo ſtehen laſſen, wie ſie geſchrieben war. Indeß hat er dabei jedenfalls nur eine Abart ſchriftſtellernder Frauen vor Augen gehabt. Man wird wol nicht leugnen wollen, daß es auch ſeeliſche Gebiete gibt, die das Weib mit innigerm Verſtändniß und unverbildeterm Naturinſtinct beherrſcht als der Mann, vorausgeſetzt, daß es dabei ſich nicht zu Fragen und Gegenſtänden verirrt, die ausſchließlich in die Begriffsſphäre des Mannes fallen, obſchon die Grenze hier nicht leicht zu ziehen iſt. Wenn ferner das Literaturintereſſe als ſolches auch dem Weibe gemeinhin nicht ſehr am Herzen liegt, ſo haben doch auch einzelne Frauen der Literatur in ſpeciellen Fällen ſehr weſentliche Dienſte geleiſtet: ſo die Frau von Staël durch ihr berühmtes Werk „De l'Allemagne"; die Britinnen Jameſon, Auſtin, Burt, Winckworth, de Crespigny, Howitt u. ſ. w. durch ihre Ueberſetzungen aus dem Deutſchen, wie überhaupt durch ihre Bemühungen, die Kenntniß deutſcher Literatur und deutſchen Geiſtes in England zu verbreiten; Frederike Bremer durch ihre Mittheilungen aus den literariſchen Kreiſen Nordamerikas; die pſeudonyme Talvj durch ihre Verdienſte um die Ausbeutung ſerbiſcher Volkslyrik u. ſ. w. Auch
ten wir hier an die noch immer zu wenig beachtete Dichterin A
von Droſte-Hülshoff erinnern, aus deren Gedichten ein männl
Geiſt weht, als aus den lyriſchen Seufzern ſo mancher Dichter n
Zeit, die dem ſogenannten ſtarken Geſchlecht angehören. D. R

die ruſſenfreundlichen Bilder „Vor Sewaſtopol“ und „Aus dem Orient, 1854“; beide ſind ohne Logik, ohne Sinn und jegliche Poeſie. Im erſten ſchildert Auguſte Kurs das Lager vor Sewaſtopol höchſt kläglich; ein mitternächtlicher Reiter durchreitet furchtlos daſſelbe, und ſchließlich iſt die Pointe davon, daß jener Reiter ein ruſſiſcher General ſei und daß „das Heer des weißen Zaren zählt viel Tauſend ſolcher Streiter“! Ebenſo trivial iſt das letzte Bild, welches das freche Eindringen eines Giaur in eine Moſchee ſchildert, ohne daß dies Aufſuchen der Todesgefahr irgendwie erklärt wird, ebenſo wenig wie die Rettung des Schuldigen vom Tode. Dieſe epiſchen Verſuche der Verfaſſerin verdienen denn auch ſehr wenig Aufmunterung; geſtaltende Kraft und Logik gehören nicht zu den Talenten dieſer Dame.

Anerkennenswerther ſind ihre „Reiſebilder“. Iſt es freilich auch nicht erquicklich, von jeder reiſenden Frau ein gedrucktes Angebinde in der Literatur zu finden, und drängt ſich dabei ganz unwillkürlich der Gedanke auf, dergleichen Bücher ſeien nur geſchrieben worden, um einen Theil der Reiſekoſten wiederzuerhalten, ſo lieſt man trotzdem angenehme, einfache und oft zarte Schilderungen davon ſehr gern, beſonders wenn man Vieles ſelbſt geſehen hat, was die Verfaſſerin beſchreibt. Die Reiſebeſchreibung verfolgt die Tour von Nürnberg nach Iſchl, Salzburg, Tirol, Mailand, Venedig, Trieſt, Wien und Prag und bietet, mit Ausſchluß der oft eingeſtreuten Gedichte, eine an manchen Stellen poetiſche, durchweg aber prätenſionsloſe und liebenswürdige Schilderung dar. Nur hat es mich gewundert, daß die Verfaſſerin von manchen Localitäten gerade das weniger Intereſſante erzählt, z. B. von Mailand, von Venedig, von Tirol. Gerade von Meran hätte Auguſte Kurs mehr als alles Andere die Verdüſterung des Volkscharakters mittheilen müſſen, welche dort, in dem einſt ſprichwörtlich luſtigen Lande Tirol, im „Ländl“, das „den heitern Tanz erfunden“, nach Unterſagung der Tanzmuſik aus Vorſicht für das ewige Heil gegenwärtig anzutreffen iſt. Die Menſchen ſind trübſinnig, ja faſt unfreundlich geworden, nachdem man, wie ſich Tieck in der geiſtreichen Novelle „Der junge Tiſchlermeiſter“ ausdrückt, „der Menſchheit die Menſchheit abgewöhnt“ und ſchmerzlich in die alten luſtigen Volksſitten eingegriffen hat. Unbedingt verdient aber die harmloſe, liebenswürdige Manier der Reiſeerzählerin alle Anerkennung, um ſo mehr, als wir Gewicht darauf legen, wenn eine Schriftſtellerin ſich ſtets mit Gedanken und Gemüth in der Sphäre ſtrenger Weiblichkeit bewegt. Aus dieſem Grunde iſt Auguſte Kurs eine von denjenigen Schriftſtellerinnen, die man ſich gern gefallen laſſen kann und welche man zum Unterſchiede überſpannter oder zuckerſüßer Blauſtrümpfe zu den „genießbaren“ zählen darf, ein Verdienſt, welches die Verfaſſerin keineswegs für ein geringes halten möge.

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Voyage en Grèce dédié au roi. Par le chevalier *Appert*. Athen 1856.

Man mag aus mehr als einem Grunde dieſe Reiſe durch Griechenland mit Intereſſe zur Hand nehmen und mit Intereſſe leſen; aber jedenfalls verdient ſie inſofern beſondere Beachtung, als ſie vielfache Gelegenheit gibt, über die Zuſtände in Griechenland und über das griechiſche Volk anders und beſſer urtheilen zu lernen, als es ſeit einigen Jahren in Europa Mode geweſen iſt. Dabei iſt der Verfaſſer offenherzig genug, auch was die Schattenſeiten betrifft, die gerade ihm dort nicht haben entgehen können, und er ſpricht den Tadel, ſo oft er dazu Veranlaſſung findet, unumwunden aus; allein er erkennt unparteiiſch auch die guten Eigenſchaften des Volks an, und er verzweifelt nicht an der Zukunft Griechenlands, vorausgeſetzt freilich, nach unſerer Meinung, daß die Politik der Schutzmächte gegen Griechenland nicht nur keine feindſelige iſt und bleibt, ſondern vielmehr deſſen wahres Gedeihen in politiſcher, mercantiler und in allen Beziehungen ſeines öffentlichen Lebens aufrichtig will und befördert. An die guten und ſogar an die beſten Abſichten Frankreichs in Betreff Griechenlands glaubt der Franzoſe Appert in einem ſolchen Grade, daß er der Meinung iſt, welche er ſogar in der voranſtehenden Widmung gegen den König von Griechenland ausſpricht, daß „Frankreich der beſte Freund Griechenlands in der Gegenwart und für die Zukunft ſei“. Daß er auch die Anſicht hat, „das griechiſche Volk werde von ſeinen Leiden würdig ſich erholen, dafern es fortfahre, mit Frankreich und wie Frankreich die Wiſſenſchaften zu pflegen und jeden Fortſchritt in Ackerbau und Induſtrie u. ſ. w. zu begünſtigen“, das mag man dem Franzoſen verzeihen. Beſonders war es übrigens dem letztern auch in Griechenland um das Gefängnißweſen, um deſſen Kenntnißnahme und um die Verbeſſerung deſſelben zu thun, und er fand dabei von Seiten des Königs das lebhafteſte Intereſſe an ſeinen Abſichten und Beſtrebungen, namentlich auch inſofern, als Appert die Gründung einer Colonie aller Verbrecher in Griechenland bezweckte, wo dieſe letztern zur Arbeit und zur Beſſerung angehalten werden ſollten. Die von ihm dort eingezogenen Erkundigungen und gemachten Erfahrungen über den Zuſtand der Gefangenen, über ihre Verhältniſſe in den Gefängniſſen, über die Beſchaffenheit dieſer letztern ſelbſt u. ſ. w. beſtätigen die Nothwendigkeit der Maßregel. Appert hatte bei den Beſuchen der ihm bereitwilligſt geöffneten Gefängniſſe, Spitäler, Kaſernen u. ſ. w. vielfache Veranlaſſung, die mannichfaltigſten und verſchiedenartigſten Beobachtungen in jener Sphäre zu machen, und er unterläßt es nun auch nicht, in dieſer Hinſicht manchen wohlgemeinten Wink und Rathſchlag in Betreff geſundheitspolizeilicher und ähnlicher, das öffentliche Wohl des Volks und Landes angehender Gegenſtände zu geben. Erkannte er dabei unter Anderm vornehmlich auch die Nothwendigkeit einer größern Sorge für Reinlichkeit bei den Griechen, ſo hatte er doch auch wieder Gelegenheit zu der Bemerkung, „daß der übertriebene Genuß des Branntweins und Weins dort eben ſo ſelten ſei als die Ausſchweifung im Allgemeinen“. Auch andere öffentliche Anſtalten des Königreichs Griechenland, außer den bereits erwähnten, zog der Franzoſe Appert in den Bereich ſeiner Beobachtungen, Unterſuchungen und ſeines Intereſſes, und beſonders gilt dies von den Schulen und ähnlichen einflußreichen und nützlichen Anſtalten, namentlich in Athen, von denen er die Univerſität, die Armee mit der Gendarmerie, die Kriegsſchule, welche vor der Occupation der Schutzmächte in der Hafenſtadt Piräos ſich befand, nachmals aber nach Athen verlegt ward, den Garten der Königin, das Mädcheninſtitut in Athen (eine Stiftung des reichen Griechen Arſakis) und das unter dem unmittelbaren Schutze der Königin ſtehende und nach ihr ('Αμαλεῖον 'ορφανοτροφεῖον) genannte Waiſenhaus für Mädchen weiterer Mittheilungen würdigt. Von der erwähnten Kriegsſchule, über deren innere Einrichtung und Zuſtand er ſich ausführlicher verbreitet, ſagt er geradezu, daß ſie „mit den Kriegsſchulen Preußens und Oeſtreichs wetteifern könne“.

5.

Notizen.

Zur deutſchen Culturgeſchichte.

Den ſchönen Eifer, den man gegenwärtig entwickelt, culturhiſtoriſches Material anzuſammeln, müſſen wir unſerer Zeit als einen beſondern Vorzug nachrühmen. Man wird, auf dieſen Materialien fußend, in einigen Decennien ganz andere Geſchichtswerke, Literatur- und Kunſtgeſchichten haben, als man ſie jetzt hat, wo das culturgeſchichtliche Element in Werken dieſer Art, wenn es überhaupt in Betracht gezogen wird, meiſt mit einem ganz beſcheidenen Winkel vorlieb nehmen muß, ſtatt ihren nach allen Seiten ausſtrahlenden Mittelpunkt zu bilden.

Wir machen daher auf die ſeit 1856 von Johannes Müller, Conſervator der Alterthumsſammlung am Germaniſchen Muſeum, und Johannes Falke, erſtem Secretär am Germaniſchen Muſeum in Nürnberg, herausgegebene und in Monatsheften erſcheinende „Zeitſchrift für deutſche Culturgeſchichte“ (Nürnberg, Bauer und Raspe) mit Vergnügen aufmerkſam. Das Januarheft für 1857 enthält unter Anderm einen Aufſatz von dem leipziger Geſchichtsprofeſſor Wilhelm Wachsmuth über die Zuſtände in Hildesheim gegen Ende ſeiner Selbſtändigkeit, der ſo manche anſcheinend kleine, aber in culturhiſtoriſcher Hinſicht ſehr charakteriſtiſche Züge mittheilt. Es macht Freude zu ſehen, daß ein ſtrenger Geſchichtsforſcher wie Wachsmuth ſoviel Sinn für das bürgerliche Kleinleben offenbart und ſelbſt jenen achtzigjährigen Stadtſoldaten nicht unbemerkt läßt, der, durch doppelten Bruchſchaden am Gehen verhindert, das Gewehr im Arm auf den Mauerſteinen neben der Zugbrücke ſaß und auf freundliche Anſprache, wie es ihm gehe, in ſeinem Plattdeutſch zu erwidern pflegte: „Sau lange et gahen will, Dag vor Dag ſitte eck hier und ſtähe vor de Andern Schildwache.“ Auch iſt dieſes Stadtbild reich an Zügen, die charakteriſtiſch ſind für den alten deutſchen Humor, indem die Luſt „zu necken und zu gecken“ und das Wohlgefallen an ſtadtkundigen Schalksnarren, derben Schwänken und heitern Volksfeſten noch Anfang dieſes Jahrhunderts, wenigſtens in Reſten, auch in Hildesheim kenntlich waren. „Es iſt, als ſei ſolch Talent ſich zu freuen nicht mehr vorhanden“, bemerkt der Verfaſſer, ſelbſt hildesheimiſches Stadtkind. Die entſetzlichen Folgen des Dreißigjährigen Kriegs, welcher über Deutſchland Leiden verhängte, wie ſie wol kaum je ein Volk ſo lange Jahre hindurch erlitten hat, hatten dieſer Volksluſt freilich ſchon erheblichen Abbruch gethan, und wenn man den Bericht über die Geſellſchaft Limburg zu Frankfurt im 15. Jahrhundert mit dem Aufſatze von G. Brückner: „Die Bettler zu Effelder des Jahres 1667“, in derſelben Zeitſchrift vergleicht, ſo hat man ein Licht- und ein Schattenbild der grellſten Art. Effelder iſt nur ein Dorf, am Südoſtfuße des Thüringer Waldes im Herzogthum Meiningen gelegen, und doch hatten ſich hier Scharen von Studenten, Schülern, Singmädchen, entlaſſenen Lehrern und Scribenten, um der Ketzerei willen vertriebenen katholiſchen Adelsfamilien, Witwen und Waiſen und Gebrechlichen aller Art zuſammengefunden, die auf Gemeindekoſten ernährt wurden. Von Ort zu Ort wogten dieſe „Trümmer einer gewaltigen Sturmzeit, eines zerſetzten und verarmten Lebens“. Die Felder waren ſo verödet, daß man oft für ein Pfund Brot einen Acker vergeblich ausbot; die Domäne Henneberg lag 1649 wüſte, die zu Beßra trug ſtatt nahe 2600 Fl., wie früher, jetzt nur 5 Fl. 6 Gr. Revenüen. Zur Kriegsfurie hatten ſich ja Hunger und Peſt geſellt. In der Nähe von Meiningen waren drei Prediger den Hungertod geſtorben, auf dem Felde und im Walde traf man Todte mit Gras im Schlunde, in den dichteſten Winkeln der Wälder und in feuchten Höhlen hauſten monatelang vom Hunger gepeitſchte Familien. Die Gemüther waren verwildert, die Entſittlichung namentlich unter dem weiblichen Geſchlecht furchtbar, die Selbſtſucht bis zur Härte geſteigert, das Gemeindeleben verſunken, die Bevölkerung mancher Ortſchaften im Meiningenſchen um fünf Sechstel verringert, angeſehene Geſchlechter in wenigen Jahren gänzlich ausgeſtorben. In jener trüben Zeit kam auch wegen des raubenden Geſindels zuerſt der Paß in Deutſchland auf, der im effelder Armenregiſter „cum certis testimoniis“ bezeichnet wurde. „In die Tiefe ſolchen Elends“, bemerkt Brückner, „ſteigen die Lehrbücher der Geſchichte faſt niemals nieder, nicht weil dies unbelohnend, ſondern weil es unbequem, erſt nach langem ernſten Suchen möglich iſt; aber auch blos fürſtlich beſonnte Hiſtoriker dürfen und wollen es nicht, weil ihre Geſchichte Illumination zur Aufgabe hat.“

Anregungen.

Die ſeit Anfang dieſes Jahres von Franz Brendel und Richard Pohl gemeinſam redigirten „Anregungen für Kunſt, Leben und Wiſſenſchaft“ entſprechen ihrem Titel „Anregungen“ vollkommen, und wennſchon man dieſer Zeitſchrift den Vorwurf machen möchte, daß ſie einem gewiſſen Geiſte der Einſeitigkeit huldige, ſo liegt es ja wol in der Natur bloßer Anregungen, daß ſie immer nur nach einer Seite anregen. Indeß iſt das Streben dieſer Zeitſchrift nicht zu verkennen, ihren Horizont immer weiter auszudehnen, der Muſikwiſſenſchaft ihr früheres Uebergewicht immer mehr zu entziehen und neben der Literatur ſelbſt der Naturwiſſenſchaft und ſogar der theologiſchen Literatur, inſofern ſie eine allgemeinere Bedeutung hat, die Arena zu öffnen. So wird im erſten Heft des neuen Jahrgangs das epochemachende Werk von Karl Schwarz: „Zur Geſchichte der neueſten Theologie“, beſprochen und dabei bemerkt, „daß ein Werk der Art und ähnliche, wie z. B. die Bunſen’ſchen in derſelben Richtung, nicht länger von allen Denen ignorirt werden können, für welche der Anſpruch auf Bildung mehr als eitle Prätenſion gelten ſoll“. Auch ſociale Fragen werden „angeregt“ und dabei ein ſehr weitherziger Standpunkt eingenommen. Es wird zugegeben, daß man mit Recht Klage führe über den geringen Grad von Reſpect, den die Jugend jetzt vor dem Alter zeige; aber das Alter habe die Jugend bisher zu ſehr bevormundet und despotiſirt, und es ſei natürlich und vortheilhaft, daß nun auch das andere Extrem an die Reihe komme; es wird zugegeben, daß die alte Pietät immer mehr verſchwinde, daß Genuß- und Vergnügungsſucht immer mehr die frühere Genügſamkeit, Lascivität die alte Sitte und damit die Sittlichkeit verdränge, daß das Intereſſe für das Ideale immer mehr ſchwinde; aber die Genußſucht unſerer Zeit habe keinen andern Zweck „als den ganz begründeten, einem hohlen Idealismus gegenüber ſich im Dieſſeit heimiſch zu machen, die Erde und die Güter derſelben zu gewinnen“, wogegen nur zu bemerken iſt, daß die verſchwenderiſche Genußſucht wol am wenigſten geeignet iſt, den Menſchen zu einem wahrhaften Genuß und Beſitz der Güter dieſer Erde gelangen zu laſſen; es wird ferner behauptet, daß die Lascivität nothwendig ſei, „um aus der Hausbackenheit und Spießbürgerlichkeit herauszukommen und freiern Anſichten über Sittlichkeit Geltung zu verſchaffen“ u. ſ. w. Gleich darauf wird aber Klage geführt über die Eingriffe, welche ſich heutzutage die Meiſten in die Rechte Anderer erlauben, über die Beläſtigung der Nachbarn durch Muſikmachen bei offenen Fenſtern, über die Sucht, ſich auf Koſten Anderer zu beluſtigen, über die Ueberhebung des Stärkern über den Schwächern, über ſtudentiſche „Beſtialität“, über den Mangel an Selbſtbeſchränkung, welcher erkennen laſſe, daß die Deutſchen für die Freiheit noch lange nicht reif ſeien u. ſ. w. Nach der kurz vorher in den „Anregungen“ ausgeſprochenen Anſicht müßte man aber dies Alles ganz in der Ordnung finden, da dieſe Auswüchſe ja gerade in roher Genuß- und Vergnügungsſucht, Lascivität und Frivolität und in der die Rechte keines Andern ſchonenden Pietätloſigkeit ihre Wurzeln haben. Wer einmal etwas im Princip als richtig und nothwendig anerkennt, der muß auch die Conſequenzen davon alle ohne Ausnahme ſich gefallen laſſen.

H. M.

Bibliographie.

Anderſen, H. C., Geſammelte Hiſtorien. Mit 75 Illuſtrationen nach Originalzeichnungen von V. Pederſen. In Holz geſchnitten von E. Kretzſchmar. Leipzig, Wiedemann. Br. 8. 2 Thlr.

Barthel, K., Die claſſiſche Periode der deutſchen Nationalliteratur im Mittelalter, in einer Reihe von Vorleſungen dargeſtellt. Bearbeitet und herausgegeben von J. G. Finde. Mit dem Porträt des Verfaſſers. Braunſchweig, Schwetſchke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Baumann, A., Aus der Heimath. Lieder und Gedichte in der öſterreichiſchen Volksmundart. Berlin, Hofmann u. Comp. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Betrachtungen über das Leiden unſeres Herrn Jeſu Chriſti. Nach dem Blämiſchen bearbeitet von H. Rütjes. Emmerich, Rohmen. 1856. Gr. 12. 12 Ngr.

Binnewerck, F., Narren-Album. Roman in ſechs Büchern. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die vier Bücher der Könige. In niedersächsischer Bearbeitung aus einer Handschrift der Oldenburger öffentlichen Bibliothek herausgegeben von Merzdorf. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 2 Thlr.

Czilsky, C. J. S., Haus und Herz. Einfache Dichtungen verſchiedenen Inhalts. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 8. 16 Ngr.

Dumas, A., Der Graf von Monte-Chriſto. Aus dem Franzöſiſchen. 1ſtes und 2tes Heft. Berlin, Sacco. Gr. 8. à 4 Ngr.

Ehrenfeuchter, F., Zur Geſchichte des Katechismus mit beſonderer Berückſichtigung der Hannoverſchen Landeskirche. Nebſt einem Anhang, ältere katechetiſche Denkmale der evangeliſchen Kirche, namentlich Mich. Walthers Katechismus enthaltend. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 25 Ngr.

Endrulat, B., Gedichte. Hamburg, Würger. 16. 2 Thlr.

Freeſe, A., Karl der Fünfte. Drama in fünf Akten. Berlin, Stage. 8. 1 Thlr.

Friedrich, F., Die Orthodoxen. Ein Roman aus der Gegenwart. Zwei Bände. Leipzig, Wiedemann. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Fröhner, C. W., Karlsruher Namenbuch. Die Einwohnernamen der Reſidenzſtadt Karlsruhe nach ihrer Bedeutung geordnet und erklärt. Karlsruhe, Müller. 1856. 8. 9 Ngr.

Gneiſenau. 1ſte Abtheilung: Die Jugend- und die Zeit der militairiſchen Entwickelung. Von 1760 bis 1806. Berlin, Mittler u. Sohn. 1856. Gr. 8. 15 Ngr.

Grillparzer, F., Sappho. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 4te Auflage. Wien, Wallishauſſer. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.

Herbſt, W., Matthias Claudius der Wandsbecker Bote. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 12. 1 Thlr.

Hoffmann, H., Witterung und Wachsthum oder Grundzüge der Pflanzenklimatologie. Mit 1 lithographirten Tafel in Farbendruck. Leipzig, Förstner. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Kruſe, C. A. W., Die Napoleoniden und ihre Inſtitutionen. Eine genealogiſch-ſtatiſtiſche Skizze nebſt Tabelle. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 10 Ngr.

Lewes, G. H., Goethe's Leben und Schriften. Ueberſetzt von J. Freſe. 1ſter Band. Berlin, Beſſer. Gr. 8. 2 Thlr.

Liederbuch für deutſche Buchhändler. Berlin, Wedel. 16. 7½ Ngr.

Mehring, G., Die philoſophiſch-kritiſchen Grundſätze der Selbſterkenntniß oder die Seelenlehre. 1ſter Theil. Stuttgart, Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg. Gr. 8. 18 Ngr.

Melville, G. J. W., Digby Grand. Eine Selbſtbiographie. Aus dem Engliſchen von F. Gottſchall. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Mone, F. J., Celtiſche Forſchungen zur Geſchichte Mitteleuropas. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Müller, F. H., Döntjes und Vertellſels in Brookmerlander Taal, de verbreedſte Oſtfreeske Mundart. Berlin, Springer. 8. 20 Ngr.

Deutſcher Muſenalmanach. Herausgegeben von C. Schad. Mit dem Bildniß E. Mörike's und einer Muſikbeilage von R. Schumann. 7ter Jahrgang. Würzburg, Stahel. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Nordmann, J., Frühlingsnächte in Salamanca. Leipzig, Engelmann. 16. 26 Ngr.

Opel, W., Gedichte. Darmſtadt, Leske. 8. 18 Ngr.

Scherl, P., Lyriſche Blätter. Würzburg, Goldſtein. Br. 8. 9 Ngr.

Schneider, F., Wahrheit in Bildern. Aeſopiſche und andere belehrende Dichtungen. 2te verbeſſerte und vermehrte Auflage. Wien, Seidel. Gr. 8. 16 Ngr.

Schneider, L., Fröhlich. Muſikaliſches Quodlibet in zwei Aufzügen. 2te Auflage. Berlin, Hayn. 1856. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Der Kapellmeiſter von Venedig. Muſikaliſches Quodlibet in einem Aufzuge. 2te Auflage. Berlin, Hayn. 1856. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Der reiſende Student oder das Donnerwetter. Muſikaliſches Quodlibet in zwei Aufzügen. 2te Auflage. Berlin, Hayn. 1856. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Wohlgemuth. Muſikaliſcher Scherz in einem Aufzuge. 2te Auflage. Berlin, Hayn. 1856. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Schwanenteich. Ein Märchen. Zwickau, Richter. 1856. 16. 10 Ngr.

Simrock, K., Rheinſagen aus dem Munde des Volks und deutſcher Dichter. Für Schule, Haus und Wanderſchaft. 5te verbeſſerte und vermehrte Auflage. Bonn, Weber. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Solitaire, M., Trauter Herd und fremde Woge. Seenovellen. Leipzig, Matthes. 1856. 8. 1 Thlr.

Stammbuch der Herzogin Anna von Mecklenburg, geb. Herzogin von Pommern. Berlin, Decker. 1856. Qu. 8. 7½ Ngr.

Thienemann, G. A. W., Leben und Wirken des unvergleichlichen Thiermalers und Kupferstechers Johann Elias Ridinger, mit dem ausführlichen Verzeichniss seiner Kupferstiche, Schwarzkunstblätter und der von ihm hinterlassenen grossen Sammlung von Handzeichnungen. Nebst Ridinger's Porträt in Stahlstich und 12 aus seinen Zeichnungen entlehnten Kupferstichen. Leipzig, R. Weigel. 1856. Imp.-4. 5 Thlr. 10 Ngr.

Thierſch, H. W. J., Ueber chriſtliches Familienleben. 3te Auflage. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 20 Ngr.

Türheim, U. v., Rennewart, deütſches Gedicht des 13. Jahrhunderts; zum erſten male herausgegeben von K. Roth. Nabburger Bruchſtücke. Regensburg. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Waleſrode, L., Der Storch von Nordenthal. Ein wahrhaftiges Mährchen erlebt und erzählt. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 24 Ngr.

Winterfeld, A. v., Garniſon-Geſchichten. Ein Bilderbuch. Berlin, Janke. 16. 10 Ngr.

Wulff, F. W., Im Frühling. Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Altona, Verlagsbureau. 16. 24 Ngr.

Ziehl, J. C., Erinnerungen an Chriſtoph Jacob Trew und ſeine Zeit. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Kolbenheyer, M., Zwei Predigten, am 5. und am 12. October 1856, in der deutſch-lutheriſchen Kirche in der Savoy zu London gehalten. Leipzig, Hinrichs. 1856. Gr. 8. 8 Ngr.

Schulze, H. J. F., Neuenburg. Eine geſchichtlich-ſtaatsrechtliche Skizze nebſt einer Beleuchtung der neueſten ſchweizeriſchen Denkſchrift vom 7. Decbr. 1856. Berlin, Heinicke. Gr. 8. 10 Ngr.

Sybel, H. v., Ueber den Stand der neueren deutſchen Geſchichtſchreibung. Rede gehalten zur academiſchen Feier des Geburtstages Sr. Königl. Hoheit des Kurfürſten am 20. Aug. 1856. Marburg, Elwert. 1856. Gr. 8. 2½ Ngr.

Freimüthiges Wort über das Volksſchulweſen des Kantons Zürich. Baſel, Schabelitz. 1856. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Clubiſten in Mainz.

Ein Roman

von

Heinrich Koenig.

Zweite Auflage. Drei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

„Die Clubiſten in Mainz“, wol Koenig's bedeutendſtes Werk und wegen ſeines poetiſchen Reichthums und tiefen Gehalts einer der beſten deutſchen Romane, ſind ein modernes geſchichtliches Epos, das die ganze Gährung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt. Dieſer Roman bildet den 7. bis 9. Band ſeiner „Geſammelten Schriften.“

Heinrich Koenig, einer unſerer ausgezeichnetſten und beliebteſten Romanſchriftſteller, hat die Ausgabe ſeiner „Geſammelten Schriften“, die gewiß auf lebendige Theilnahme bei dem ihm ſo gewogenen deutſchen Publicum rechnen darf, mit der zweiten verbeſſerten Auflage der Novelle „Regina“ (1854, 1 Thlr.) beginnen laſſen, einer durch künſtleriſche Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifende Darſtellung ausgezeichneten Herzensgeſchichte, die u. A. Varnhagen von Enſe (wie im „Vorwort“ mitgetheilt) zur wärmſten Anerkennung veranlaßte.

Dieſer folgte zunächſt ein neuer Roman: „König Jérôme's Carneval“ (3 Theile, 1855, 5 Thlr.), der im Rahmen der ſchmachvollſten Zeit Deutſchlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Reſidenzlebens unter König Jérôme in Kaſſel bietet: geſchichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetiſcher als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffs liegt.

Hierauf erſchien die Novelle „Hedwig, die Waldenſerin“, als zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenſer“ (2 Theile, 1856, 2 Thlr. 15 Ngr.). Das vorherrſchende Intereſſe und die Conflicte der Gegenwart haben den Verfaſſer bewogen, in „Hedwig, die Waldenſerin“ mehr ein neues Buch als eine neue Auflage ſeines ältern, vergriffenen Romans zu geben. Ohne abſichtliche Tendenz geſchrieben, bietet es in verengtem Rahmen nicht weniger einen Spiegel für die Zeitbeſtrebungen, als ein treues Gemälde früherer Zeitverirrung dar, und die Leſer werden in ſpannender, lebhaft bewegter Erzählung einen Gedankengehalt von augenblicklicher Bezüglichkeit, wie von bleibender Anregung mit in den Kauf nehmen.

Die übrigen Romane Heinrich Koenig's erſchienen früher in demſelben Verlage. „Veronika. Eine Zeitgeſchichte“ (2 Theile, 1844, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenſtück zu „Regina“. Ebenſo die Novelle „Spiel und Liebe“ (1849, 1 Thlr. 18 Ngr.). Koenig's erſter Roman „Die hohe Braut“ (2. Auflage, 3 Theile, 1844, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der Franzöſiſchen Revolution in die Kreiſe des ſavoyer Lebens zum geſchichtlichen Hintergrunde. Der Roman „William Shakſpeare“ (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 3 Thl
anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wiſſen
liche Werk zur richtigen Auffaſſung Shakſpeare's, ſeiner
tungen und ſeines ganzen Zeitalters beigetragen. Koenig's
endlich, „Auch eine Jugend“ (1852, 1 Thlr. 22
enthält in anziehendſter Weiſe die Schilderung ſeiner e
Jugend und der damaligen Zeit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte von Hermann Marggr

8. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 25

Hermann Marggraff, beſonders und nicht bl
Deutſchland als Kritiker, ſonſt aber auch durch ſeine
ſchen Leiſtungen auf verſchiedenen Gebieten des Humor
der Poeſie ehrenvoll bekannt, tritt hier mit einer Sam
Gedichte vor das Publicum, die ihn als geſchmackvollen,
kenden und vielſeitigen lyriſchen Dichter zeigt. In den
den, von denen mehre bereits ins Engliſche überſetzt u
und in Anthologien übergegangen ſind, ſind die an f
tereſſanteſten Stoffe in echtepiſcher Weiſe behandelt, w
die Erzählungen humoriſtiſcher Gattung von einem fein
niſchen Elemente erfüllt ſind. Seine reinlyriſchen Gedich
zeichnet der Verfaſſer im Vorwort ſelbſt als eine Art
ſches Curriculum vitae, abſchließend mit Lebens- und
ſprüchen und Klängen des Friedens und der Verſöhnung
Gedichte zeitgeſchichtlichen Inhalts laſſen ihn als po
ſchen Dichter, wie die „zum Cultus des Genius“ als
künder reinſter Humanität erſcheinen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Herausgegeben **Dr. J. E.**
und **Dr. W. Häring (W. Alexis).** Vierundzw
ſter Theil. Neue Folge. Zwölfter Theil. 12. Geh. 2

Inhalt: 1. Der Erbe der Anneslen (1743). 2. James
man und Margaret Reay (1775—79). 3. Die Ermo
des Hofmarſchalls von Minutoli (1848). 4. Die Förſte
ter im Floßteich (1841—48). Der Gutspächter Haſſe
—52). 5. Der Kammeraſſeſſor von Zahn (1830). 6.
rine Eſtinés (1785—87). 7. Jakob Brennwald im
Zürich (1855). 8. Der Goldſchmied Jancovius (1850—

Dieſe bekannte Sammlung der intereſſanteſten
minalgeſchichten aller Länder aus älterer und neu
Zeit erfreut ſich unausgeſetzt in ſeltenem Maße der Theil
des deutſchen Publicums und rechtfertigt ihren Ruf durch
währende Vorführung des Intereſſanteſten aus der Cri
geſchichte der Vergangenheit wie der Gegenwart. Um di
ſchaffung des Werks zu erleichtern, iſt der Preis der
Folge (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.)
12 Thlr. ermäßigt worden.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 5. — 29. Januar 1857.

Inhalt: Ein poetiſches curriculum vitae. Von Hermann Marggraff. — Dramatiſche Bücherſchau. — Zur Frauenliteratur. Von Adolf Zeiſing. — Militärliteratur. — Notizen. — Bibliographie. - Anzeigen.

Ein poetiſches curriculum vitae.

Da der Herausgeber eines Blattes, wie wol anzunehmen iſt, mit ſeinen Leſern allmälig in ein freundſchaftliches Verhältniß tritt, ſodaß ſie ſich zuletzt ſelbſt an ſeine Schwächen und Eigenheiten gewöhnen und von ihm vielleicht Manches hinnehmen, was ſie bei Andern zu lebhaftem Widerſpruch reizen würde, ſo glaube ich auch, daß es einem Redacteur, der ein ſolches freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen ſich und ſeinem Publicum vorausſetzt, nicht nur geſtattet, ſondern ſelbſt Pflicht ſein ſollte, ſeine Leſer auch von ſeinen anderweitigen neuern literariſchen Leiſtungen wenigſtens in Kenntniß zu ſetzen. Freilich befinde ich mich diesmal in einiger Verlegenheit; denn es handelt ſich um einen Tropfen, den ich mir in den Ocean deutſcher Lyrik zu gießen erlaubt habe, um eine Sammlung lyriſcher Producte, die unter dem Titel:

Gedichte von Hermann Marggraff. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

gleichſam als Neujahrsangebinde für meine Leſer wie für alle edelherzigen Freunde der Lyrik ins Leben getreten iſt. Die Leſer werden ſich gewiß erinnern, wie oft, und ſchwerlich mit Unrecht, in d. Bl. über das ſündflutartige Anſchwellen des lyriſchen Oceans, worin Vieh und Menſch zu erſäufen drohen, Klage geführt worden iſt, und nun mache ich mich ſelbſt des Verbrechens mitſchuldig, dieſe Sündflut zu vermehren, und komme wol gar noch in die Armeſünderverlegenheit, mich öffentlich in d. Bl. zu dieſem Vergehen zu bekennen — ein Richter, der nicht unſchuldiger iſt als die Angeklagten auf dem kritiſchen Sünderbänkchen. Indeß der Dammbruch hat auch ohne mein Zuthun ſtattgefunden, alle Wehren der Kritik konnten ihn nicht ſtopfen, die Ueberſchwemmung iſt einmal da, und ſo möge auch dieſer neue lyriſche Tropfen dahinfließen, um entweder, was mir freilich keineswegs ſehr lieb ſein würde, in der Geſammtflut zu verſchwinden oder von dieſem oder jenem Freunde der Lyrik aufgefangen und zu den Lippen geführt zu werden.

Begreiflicherweiſe werde ich mich auf den immer verfänglichen Verſuch, eine Selbſtkritik zu ſchreiben, hier nicht einlaſſen. Es kommt mir nur darauf an, meinen Leſern die Exiſtenz des Buchs anzuzeigen, einige Proben mitzutheilen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ſie dadurch auf die Lectüre und den Beſitz des Buchs nicht weiter begierig gemacht werden ſollten, und dieſe Proben mit einigen Worten über die Motive, welche mich zu dieſer Zuſammenſtellung lyriſcher Producte veranlaßten, einzuleiten. Dieſe Worte finden ſich bereits in der Vorrede meines Buchs und ſind folgende:

Ich darf annehmen, daß ich dem größern Theile des Publicums zumeiſt als kritiſcher Autor bekannt bin, und ich muß mich darauf gefaßt machen, der Frage zu begegnen, wie ein kritiſcher Stechapfel dazu komme, unter den Veilchen, Roſen und Tulpen der Lyrik einen Platz einnehmen zu wollen.

Aber meine Anſprüche als Lyriker wie als Dramatiker ſind von älterm Datum, wie diejenigen als Kritiker. Schon im Jahre 1830 erſchien in Zerbſt eine Gedichtſammlung von mir in Gemeinſchaft mit meinem Bruder Rudolf, gegenwärtig Profeſſor in München. Obgleich von der Kritik im Ganzen freundlich und wohlwollend aufgenommen, konnte dieſe durch keine andern literariſchen Anſprüche irgendwelcher Art unterſtützte Sammlung nur Wenigen bekannt werden. Unter den Eindrücken der politiſchen Ereigniſſe des Jahres 1830 mußten wol die lyriſchen Erſtlingserzeugniſſe zweier in gänzlicher Verborgenheit lebender ſehr junger Dichter ziemlich ſpurlos vorübergehen, zumal da, wie dies wol nicht anders ſein konnte, die Mehrzahl derſelben alle Kennzeichen jugendlicher Unreife trug. Erſt die harte und rauhe Schule des Lebens, gründlichere äſthetiſche Studien und fortgeſetzte Uebung in den techniſchen Hülfsmitteln zeitigen den Dichter. Jene Veröffentlichung war, was wenigſtens mich betrifft, etwas vorſchnell, obſchon ich ſie aus verſchiedenen Gründen nicht bereue. Dennoch iſt ſie in manchen Literaturgeſchichten wenigſtens als exiſtirend angeführt, ein und das andere Gedicht auch in Anthologien übergegangen. Da nun einmal wenigſtens die Exiſtenz jener Gedichtſammlung den Leſern von Literaturgeſchichten und den Kennern der Literatur überhaupt bekannt iſt, ſo wird man es nur natürlich finden, wenn in mir der Wunſch entſtand, ihnen eine im Ganzen reifere Sammlung meiner Gedichte in die Hände zu geben, damit ſie, zu dieſem oder jenem Zwecke nach der ältern von 1830 greifend, nicht einen gar zu unvortheilhaften oder mangelhaften Begriff von meinen poetiſchen Fähigkeiten bekommen möchten.

Indeß geſellte ſich, ich will es nicht in Abrede ſtellen, dieſem Wunſche auch die Hoffnung, daß ich den Freunden lyri-

ſcher Poeſie keine unwillkommene Gabe mit dieſer Sammlung darbringen möchte. Obſchon ich niemals Dichter von Profeſſion geweſen (was ſich ſchon aus dem Umſtande ergeben dürfte, daß ich, um es nicht zu werden, der unter nicht ganz ungünſtigen Zeichen begonnenen dramatiſchen Production vollkommen entſagte und überhaupt von 1841—56 keine Dichtung in Form eines Buchs erſcheinen ließ), ſo war doch in den 26 Jahren ſeit dem Erſcheinen meiner erſten Sammlung unter Anregungen von mancherlei Art eine Reihe lyriſchen Ergüſſe entſtanden, die zuſammen einen ziemlich ſtarken Vorrath von Manuſcript darſtellten. Hieraus das Beſſere in zum Theil gefeilterer Form auszuwählen und mit dem Beſſern der frühern Sammlung vereinigt herauszugeben, fühlte ich mich umſomehr ermuntert, da eine nicht geringe Anzahl der neuern, in Zeitſchriften und Almanachen zerſtreut abgedruckten Gedichte gerade in den drei letzten Jahren von Gedichtſammlern in ihre Anthologien aufgenommen und zum Theil auch ins Engliſche überſetzt worden ſind.

Eine Gedichtſammlung wie dieſe will und kann ihrer Natur und ihrem Weſen nach keinen Anſpruch darauf machen, eine eigentliche Muſterſammlung zu ſein. Im Ganzen aber glaube ich bei der Auswahl ziemlich ſtreng zuwerke gegangen zu ſein. Aus den 140 Gedichten z. B., welche die Sammlung von 1830 von mir enthielt, habe ich in die gegenwärtig vorliegende nur 43 — die Balladen darunter zum Theil ſehr geändert — als Proben meiner lyriſchen Werdeperiode hinübergenommen. Manche dieſer wie der ſpätern Gedichte werden ſich zwar dem Standpunkt der höhern Kritik gegenüber nicht wohl behaupten können, indeß gehört es ja wol zu den Vorrechten ſolcher Sammlungen, zugleich auch ein individuelles Bild des Dichters, gewiſſermaßen ſein poetiſches curriculum vitae zu geben.

Dieſes poetiſche curriculum vitae, wie ich es in der Vorrede des Buchs und in der Ueberſchrift gegenwärtigen Aufſatzes nannte, beſteht aus ſechs Gruppen: 1) „Balladen, Sagen, Phantaſiebilder“; 2) „Erzählendes humoriſtiſcher Gattung“; 3) „Jugendleid und Jugendluſt“; 4) „Durch Kampf zum Frieden“; 5) „Zeitgeſchichtliches“, ein Cyklus von Gedichten, in denen ſich die Stimmungen der Zeit von 1842 — 56 brechen und ſpiegeln, und 6) „Zum Cultus des Genius“. Letztere Abtheilung enthält unter Anderm das Gedicht, welches Herr Schenk, damaliges Mitglied des leipziger Theaters, ſpäter Hofſchauſpieler in München, bei der am 13. Mai 1838 in Leipzig veranſtalteten Mozartfeier vortrug, ein bei der leipziger Schillerfeier am 11. November 1841 geſungenes Tafellied, ein Gedicht, welches ich beim münchner Herderfeſt am 25. Auguſt 1844 ſprach, und ein Gedicht zur Erinnerung an die Säcularfeier Goethe's am 28. Auguſt 1849 in Frankfurt a. M. In den Gedichten der dritten Gruppe, welche ihrem größten Theile nach der Sammlung von 1830 entlehnt ſind, wird man wol auch auf manche ſtereotype Gegenſtände der Jugendlyrik, als Frühling, Blumen, Natur, Phantaſieliebe u. ſ. w., treffen, indeß bilden die Gedichte dieſer Gattung etwa nur den fünften oder ſechsten Theil der ganzen Sammlung. Auch mögen feinhörige Kritiker es entſchuldigen, wenn ſie in dieſer Partie einzelnen nicht ganz echten Reimen begegnen ſollten. In der Jugend, wo man meiſt nur ſeine Claſſiker und einige Romantiker geleſen hat, die es, wie alle Dichter vor Platen und Freiligrath, damit nicht ſehr genau nahmen und lieber den Reimzügel etwas locker ließen, als das Roß ihrer Gedanken in ſeiner freien Ben
behinderten, betrachtet man den Reim eigentlich n
Gratisbeilage. Indeß glaube ich auch in dieſem
mit der Zeit fortgeſchritten zu ſein und in den
ten ſpäterer Periode ſolche zweifelhafte Reime mi
vermieden zu haben. Ich geſtatte mir nun nach
wenigen Vorbemerkungen ein paar Proben meinen
lichen Leſern mitzutheilen, zuvörderſt einige kleiner
ſche, eben zunächſt ihrer Kürze wegen.

Gib Antwort!

Schickſal, mächtiger Gliederung,
Rieſe, gib mir Erwiederung!
Trotziger, beuge dich, neige dich,
Steh' vor Gericht und zeige dich!
Gib Antwort! —

All' die Kraft, die vergoſſen iſt,
All' das Blut, das gefloſſen iſt,
Stromweis abgeſchäumtes Blut,
Nutzlos um ein erträumtes Gut,
All' die Herzen, die du gebrochen haſt,
All' die Seelen, die du durchſtochen haſt,
All' die Gemüther, die du zerſchmetterteſt,
Die du zerdrückteſt, die du durchwetterteſt,
All' die Körper, die du gepeinigt haſt,
All' die Leiber, die du geſteinigt haſt,
Die du auf glühenden Roſt gelegt,
Drunter die feurige Koſt gepflegt,
All' die Unſchuldigen, welche du richteteſt,
All' die Geduldigen, die du vernichteteſt,
All' die Ketten, die du gewunden haſt,
All' die Geiſter, die du gebunden haſt,
All' die Dörfer, die du im Land verheert,
All' die Städte, die du mit Brand verzehrt,
Weinen zu dir und verklagen dich,
Schuld'gen dich an und fragen dich,
Fragen dich laut: Warum? Warum? —
Gib Antwort!

Früher Tod.

Klage Dem, der früh geſchieden,
Nicht in bangen Seufzern nach,
Ihm, dem noch im tiefſten Frieden
Mehr ſein Herz zerging als brach,
Ihm, mit dem des Glaubens Fahne
Unzerriſſen, ungekränkt
Von des Zweifels ſcharfem Zahne
Ward ins ſtille Grab geſenkt!

Nicht des Lebens Schreckgeſtalten
Hat der Glückliche gekannt,
Nicht die nächtlichen Gewalten,
Nicht des Herzens heißen Brand,
Nicht die Triebe, die verzehren,
Nicht die Hoffnung, die betrügt,
Nicht nach Wiſſen das Begehren,
Das den Menſchengeiſt belügt.

Nicht den Druck der Jahre fühlt' er,
Noch des Undanks Bitterkeit,
Nicht in eig'nen Schmerzen wühlt' er,
Noch in And'rer Pein und Leid.
Ferne ſtand er der Gemeinheit,
Unter der er noch nicht litt;
Seinen Glauben an die Reinheit
Aller Menſchen nahm er mit.

Klage Dem, der früh geſchieden,
Nicht in bangen Seufzern nach,
Ihm, dem noch im tiefſten Frieden
Mehr das Herz zerging als brach!
Frage nicht, was er erſtrebte,
Nicht, was Großes er gebar;
Frage nicht, wie lang' er lebte,
Nur, wie lang' er glücklich war!

Frieden mit der Welt.

Was klagſt du, mein Gemüthe?
Es iſt ja Alles dein:
Der Baum mit ſeiner Blüte,
Der Stern mit ſeinem Schein,
Der Strauch mit ſeiner Roſe,
Die Roſe ſammt dem Duft,
Der Stein mit ſeinem Mooſe,
Der Lenz mit ſeiner Luft.

Was ſich als heit'res Leuchten
Auf And'rer Wangen malt,
Und was aus wonnefeuchten
Geliebten Augen ſtrahlt,
Und jede Luſt und jede
Geſtillte Noth und Pein,
Und jede ſüße Rede —
Es iſt ja Alles dein!

Das ſind doch reiche Gaben
Für dich und Jedermann,
Daran ein Herz ſich laben
Und ſich erfriſchen kann.
Soviel iſt dir beſchieden,
Soviel zur Luſt beſtellt!
Drum ſchließ' mit dir den Frieden,
Und ſchließ' ihn mit der Welt!

Folgendes humoriſtiſche Gedicht, das aber wol nicht blos ſpaßhaft iſt, erſchien faſt gleichzeitig in Schad's „Deutſchem Muſenalmanach" für 1857 und in meiner Gedichtſammlung:

Der Deutſche an der Himmelsthür.

Sanct-Peter ſtand am Himmelsthor
Mit dem klappernden Schlüſſelbunde.
Da ſtieg ein Abgeſchied'ner empor
Vom dunſtigen Erdenrunde.
„Wer biſt du?" — „Ein Mann aus dem Frankenreich!" —
„Alle Achtung!" rief Sanct-Peter ſogleich,
„Tritt nur hinein in die Pforte!
Ein Franzos braucht keine Escorte!"

Und wieder kam eine Seel' heran
Mit ſtelzem, mächtigem Schritte.
„Euch ſieht man's an den Augen an",
Sprach Sanct-Peter, „Ihr ſeid ein Brite!
Nur herein, Freund Brite! Denn ſicherlich,
Wehrt' einem Briten den Eintritt ich,
So kämen alle Theerjacken,
Um mich an der Hüfte zu packen."

Drauf kam mit einem mächtigen Satz
Zur Thür ein ſtolzer Hispanier.
„Zu oberſt im Himmel gebührt der Platz",
Rief er, „einem Caſtilianer!" —
„Nicht übel!" ſtottert Sanct-Peter hervor;
„Tragt drinnen ſelbſt Eure Sache vor!
Ich menge mich nicht in dergleichen —
Doch dem Spanier muß Alles weichen!"

Geſagt, geſcheh'n! Da kamen herbei,
Als wie mit einem Schuſſe,
Der abgeſchied'nen Seelen zwei,
Ein Yankee und ein Ruſſe.
„Wir ſind die künftigen Herrn der Welt —
Drum aufgemacht das Himmelszelt!" —
„Gemach!" brummt Sanct-Peter, „nur ruhig!
Was ich thun kann, nun, das thu' ich."

Sie waren drin. Nun kam allein
Mit Wanderbuch und mit Paſſe,
Mit Tauf-, Trau-, Verhaltungs- und Impfungsſchein
Eine Seele beſonderer Race.
Sanct-Peter rümpft die Naſe und ſpricht:
„Was kommt denn da für ein närriſcher Wicht
Mit gar ſo vielen Papieren —
Und keins davon zu verlieren!"

Die Seele fragt: „Iſt nicht für mich
Ein Platz noch im Paradieſe?
Wenn auch ganz hinten, beſcheidentlich,
Für mich und meine Luiſe,
Die, wenn mein Geiſt ſich nicht gänzlich irrt,
Aus Sehnſucht mir baldigſt folgen wird;
Denn ich liebte ſie wie Werther
Die Lotte, und ſie war nicht härter." —

„Woher des Lands?" — „Das weiß ich nicht,
Das ſteht ja im Wanderbuche;
Auch trag' ich, ſeid Ihr darauf erpicht,
Noch mehr Papiere im Tuche." —
„Das kommt mir ſehr verdächtig vor!"
Ruft Sanct-Peter, der die Geduld verlor.
„Eure Sache ſcheint mir nicht richtig
Und Euer Ich faſt als Nicht-Ich."

Nun prüfte Sanct-Peter das viele Papier,
Documente, wol an die hundert,
Eine ganze Sammlung von Acten ſchier,
Daß Petrus darob ſich verwundert.
„In Borna geboren, geimpft, gelernt,
Darauf ſich heimlich von dort entfernt,
Gekommen alsdann nach Rieſa —
Gott ſei Dank! Hier fehlt nicht das Viſa.

Dann Leipzig, Kottbus und Schievelbein,
Dann Zeiz, Schleiz, Greiz und auch Spremberg,
Dann Gera, Halle, Giebichenſtein,
Dann Grünberg, Bamberg und Lemberg,
Wien, München, Stuttgart, Kaſſel und Köln,
Hannover, Braunſchweig, Hamburg und Mölln,
Dann Querfurt, Ochſenfurt, Steinfurt,
Zwei Frankfurts, endlich noch Schweinfurt —"

Nachdem er das Alles herausbuchſtabirt,
Spricht Sanct-Peter: „Ah, nun begreif' ich!
Ihr ſeid aus Deutſchland! Sagt's ungenirt!
Auf der Landkarte ſah ich häufig
Die Namen der Städte wie verhext
In ſchwarzen Lettern angekleckſt.
Doch wo ſeid Ihr angeſeſſen?
Den Todtenſchein nicht zu vergeſſen!" —

„Ach, lieber Herr! Wie Ihr doch ſchnaubt!
Ich bin nur hindurchgeſegelt,
Und wenn ich wo feſtzuſitzen geglaubt,
Hat man mich hinausgemaßregelt,
Und mittels des Schubs! So bin ich meiſt
Durch Stadt und Land recht wohlfeil gereiſt.
Ich muß es dankbar erkennen —
Es war ein Kirchthurmrennen.

Die Feldjägerſchaft und die Gendarmerie —
Man trifft ſie auf allen Wegen —
Sind in ſolchen verwickelten Fällen nie
Um ein Wie und Warum verlegen.
Sie ſorgen dafür, daß Jedermann
Genügend ſich unterrichten kann
Ueber Deutſchlands verworr'ne Statiſtik
Und Populationiſtik.

Daß mir ein Todtenſchein gebricht,
Das liegt ja auf den Händen,
Man pflegt doch ein Todtenzeugniß nicht
Den Todten ſelbſt zu ſpenden.
Man denkt in Deutſchland: Sind wir ihn los,
Mag er ſelber ſeh'n, wie in Himmelsſchoos
Und unter die Heil'gen, Frommen
Er ohne Schein mag kommen."

Kopfſchüttelnd ſprach Sanct-Peter nun:
„Ihr dauert mich, armer Geſelle!
Doch muß ich, um meine Pflicht zu thun,
Anfragen an höchſter Stelle.
Eure Sache, Freund, ſteht zwar nicht gut,
Verliert indeß darob nicht den Muth!" —
„Ach", ſprach die Seele, „verzeihen
Muß man ſolche Scherereien!"

In den Himmel eilte Sanct-Peter alsbald
Mit dem ganzen Stoß von Papieren.
Da mußt' er, gerad' in der Thüre Spalt,
Ein Stück davon verlieren.
Gewandt und pfiffig ſprang im Nu,
Das Papier ihm reichend, die Seele hinzu,
Um ſo mit flüchtigem Hüpfen
In den Himmel hineinzuſchlüpfen.

„Bleibt draußen", ſagt Sanct-Peter im Geh'n,
„Bis Eure Sache im Reinen!"
Die Seele ſpricht: „Ich muß doch ſeh'n,
Wohin Ihr wollt mit den Scheinen!"
Und wie ſie ſo zanken an der Thür,
Tönt mächtig eine Stimme herfür
Durch die ganze Himmelshalle
Mit klarem Poſaunenſchalle:

„Laß, lieber Petrus, mir nur herein,
Den Mann, den ſoviel gehetzten!
Die Letzten ſollen die Erſten ſein,
Die Erſten aber die Letzten.
Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Auf Erden hat er es nicht gekannt;
Doch Platz iſt im Paradieſe
Für ihn und ſeine Luiſe!"

Eine andere Ballade „Von einem Könige, der eine Gans lieb hatte", geſtatte ich mir in einer bisher noch ungedruckten mir freundlichſt im Manuſcript zugeſandten engliſchen Ueberſetzung von Miß Burt mitzutheilen:

The king who loved a goose.

An Irish legend.

A king once reigned in Ireland,
  A monarch of illustrious race;
His castle was built on a rocky strand,
  A lonesome, wild, bleak dwelling place.
That noble king grew old, indeed,
  Each day more aged still he grew,
He mounted, no longer his favourite steed,
  As, years ago, he used to do.

Yet, what availed gold, piled on gold,
  In subterranean caverns lone? —
One treasure possessed not that monarch old,
  A friend's kind, sympathetic tone.

Two marriages bestowed no heir,
  To propagate the royal line —
No child upon whom the diadem fair,
  For Ireland's weal, or woe, t'assign.

One object formed his sole delight,
  How guileless was that being dear!
With tapering neck, and a breast so white,
  Her cackle — music to his ear: —
A goose was this — what goose was she!
  She noddled with a grace, unmatched,
And waggled her tail with unbounded glee,
  Whene'er her crop the monarch scratched.

Alas! the goose grew old, and more
  Morose and peevish, day by day;
Her wing had lost all its elastic power,
  Her eye how heavy, dull and grey!
Whene'er the king his goose caressed,
  Around, in clouds, her feathers flew;
Like plucked was the bird, and her neck and br
  Appeared as leather to the view.

This playmate of the king, of course
  Became more gray, progressively;
Her voice, late, melodious and clear, was boarse
  And shrill; how querulous was she!
The force to peck had her bill forsaken,
  The dainty and luxuriant meat,
On platter of gold, by the monarch, taken,
  The goose, with difficulty, eat.

The king invoked St. Kevin's aid,
  Of pious fathers chief was he;
In miracles wondrous the saint displayed
  His heavenly power, aud sanctity.
The king thus speaks: „I thee entreat,
  My goose's youthful charms restore;
Bestow, on her wing, velocity fleet,
  In short — make her as heretofore!"

His head St. Kevin gravely shakes,
  The goose, in every member, feels,
Inspection on neck, and crop, he makes,
  And thus his judgment he reveals:
„The goose is old, this stands confessed;
  Youth to create, deep art requires,
Yet all I'll employ, and perform my best
  Since thus your majesty desires."

„Yet, if the church's son, my sire,
  Works that the church, alone, may win,
Since every workman deserves his hire,
  This promise make ere I begin: —
That land, o'er which she takes her flight,
  When first thy favourite's pinions rest,
The church shall inherit, by legal right,
  Eternally to be possessed!"

He laughs and claps his hands; how great
  The joy that chafes the monarch good!
„The church to sufficiently compensate,
  How can I show my gratitude?
The goose, to youth restore, I pray,
  And half my realm I'll sacrifice!"
St. Kevin's true masterpiece all survey,
  The goose, like swift wing'd swallow, flie.

  She flies over land, and o'er rushing stream,
She flies o'er vale, mountain and flood;
  How silvery bright 'neath the sun's pure beam
Her pinion, with feathers renewed!

Grey mists, deep below her, in ether lie,
  Enshrouding each oak's verdant head;
She steers through Heaven's azure, unclouded sky,
  Like swan o'er the lake's crystal bed.

„How admirable!" cries the king,
  „More white and brilliant is she now!
Enough, dear St. Kevin, arrest her wing,
  Or, to the deuce, my realm will go!"
She vanishes, yet speedily
  Saint Kevin calls — she hears the sound:
Behold! re-appearing, she greets the eye,
  From the horizon's depths profound.

She flies over land, and o'er rushing stream,
  She flies o'er vale, mountain and flood;
How silvery bright, 'neath the sun's pure beam,
  Her pinion, with feathers renewed!
Grey mists, deep below her, in ether lie,
  Enshrouding each oak's verdant head;
She steers through Heaven's azure, unclouded sky,
  Like swan, o'er the lake's crystal bed; —

Now toward the palace window flies,
  And nestles on the sovereign's breast;
Like silk is her plumage of glossy dyes.
  In silvery tone her joy's expressed.
The monarch's favourite resides
  In golden cage, with golden door,
And nourishment, daily the king provides,
  In golden dish, as heretofore.

He speaks: „No subject have I in all
  My realm, so charming, spruce, and tame;
Thou art beauteous, well fed, and round as a ball,
  I speak it to my people's shame! —
By this exchange I'm truly blest,
  A goose, fine, youthful, plump, I've gained;
The church wins a kingdom, by woes oppressed:
  Who, by th' exchange, has most obtained?" *)

Doch nicht immer mache ich in meinen Balladen den Leſern ein ſo heiteres Geſicht, wie unter vielen andern Stücken auch folgendes bereits im Jahre 1836 verfaßte Gedicht beweiſen mag, das ich mehr des nach der einen Seite hin mahnenden, nach der andern Seite hin warnenden Inhalts als der poetiſchen Behandlung wegen hier mittheile:

Chatterton.

Als, von Briſtol ausgegangen,
Chatterton vor London ſtand,
Glühten höher ſeine Wangen,
Hob er ſegnend ſeine Hand.

Und er jubelt: „Wack're Kenner,
Speiſt mich nun mit eurer Gunſt!
Deckt die Tiſche, meine Gönner!
Tränkt und ſättigt nun die Kunſt!

Obenauf im Ränzel liegen
Manuſcripte jetzt noch brach,
Und den alten, hoff' ich, fliegen
Bald die neu'ſten Lieder nach.

Drucker, Käufer, will'ge Kunden
Stürmen meine Wohnung faſt,
Legen ſchon zurecht in Pfunden
Reichen Lohn dem fremden Gaſt.

Bei des Handwerks ältern Meiſtern
Poch' ich auch ein wenig an;
Jüngern und verwandten Geiſtern
Sind ſie herzlich zugethan."

So hat er für ſich geſprochen,
Schritt ins Thor der Hauptſtadt ein;
Ach, es hat ihn nur beſtochen
Londons Glanz und leerer Schein.

Trotze, trotze, gläub'ger Dichter!
Trotze nur auf dein Genie!
Laß ſie ſpielen, deine Lichter,
Geiſt und Witz und Phantaſie!

Brauſe, brauſe warm und edel!
Sprich es aus, was dich entzückt,
Daß des Lords gewicht'ger Schädel
Stolz und vornehm Beifall nickt.

Speiſe die beſeelten Leichen,
Sätt'ge ſie mit deinem Geiſt!
Bettelbrot wird man dir reichen
Und du ſelbſt wirſt nicht geſpeiſt.

Da ergrimmt des Unmuths Eifer,
An dem Käfig rüttelt er,
Und des Zornes wilden Geifer
Wirft der Arme um ſich her.

Die Geſetze will er kürzen,
Sich erobern Hof und Herd,
Ketten brechen, Schranken ſtürzen,
Und die Feder wird zum Schwert.

Herzen ſchließen ſich und Thüren
Dem Befeinder ihrer Ruh'.
Enge, enge wie die ihren,
Schließt ſein eig'nes Herz ſich zu.

Müßig zählt er, wie die Kette
Der Gefang'ne gliederweis,
Auf der harten Lagerſtätte
Bang durchträumter Nächte Kreis.

Wahnſinn ſendet heiße Dämpfe,
Hülflos iſt er wie ein Kind,
Deſſen Lebenszeichen — Krämpfe,
Deſſen Worte — Thränen ſind.

---

*) Dieſe Schlußſtrophe lautet im Original:

Er ſprach: „So artig und ſchmuck wie du
Iſt kein Unterthan im Lande,
So kugelrund und genährt dazu —
Ich ſag's dem Volke zur Schande.
Beim Tauſche, den ich der Kirche bot,
Erhielt ich ja dich, du Feiſte.
Die Kirche ein Land voll Jammer und Noth —
Wer gewann dabei wol das Meiſte?"

Miß Mary Anne Burt aus Briſtol, gegenwärtig in Zürich, hat bereits mehre meiner zerſtreut erſchienenen Balladen wie „Das Todtenfeſt von Thirleſtane", „Die Königin von Ganore", „Claus Störtebeker", „Das Lied vom Palmerſton", „Ein dummer Teufel" u. ſ. w. in ihre Mutterſprache übertragen, die in dieſen Bearbeitungen theils in ihren „Specimens", theils im „Bremer Sonntagsblatt" abgedruckt worden ſind. Was ihre ſchon früher in d. Bl. angezeigten „Specimens" (zweite Auflage, Leipzig und London 1855) betrifft, ſo liegt uns in Betreff derſelben ein neuer Proſpect der Verfaſſerin vor, worin dieſe Ueberſetzungen deutſcher Gedichte auch ſolchen jüngern und ältern deutſchen Perſonen, welche ſich im Engliſchen vervollkommnen wollen, als ein „new year's gift" empfohlen werden. Es wird ferner darin erwähnt, daß die Anthologie in England bereits in mehren „of the most respectable establishments for young ladies" eingeführt ſei, und aus einer beigedruckten Kritik der „Bristol Times" erfahren wir, daß Prinz Albert, dem das Manuſcript vorgelegen, ſich höchſt günſtig darüber ausgeſprochen habe und daß die Verfaſſerin hierdurch beſonders zur Veröffentlichung ihrer Ueberſetzungen ermuthigt worden ſei.

Plötzlich laufen ſie zuſammen,
Die ſonſt nie nach ihm gefragt.
„Wer hieß ihn die Thür verrammen?“
Hat das Nachbarvolk geſagt.

„Schon ſeit Tagen eingeſchloſſen?
Niemand ſah ihn? Räthſelhaft!
Aufgeſprengt! Heran, Genoſſen!
Aufgeſprengt mit aller Kraft!“

Aus den Angeln ſpringt die Thüre —
Welch ein trauriges Gemach!
Voll zerriſſener Papiere,
Angehäuft in Schub und Fach!

Rings zerſtreut! Man kann es merken,
Was ſein leidend Herz gefühlt,
Wie er unter ſeinen Werken
Halb verzweiflungsvoll gewühlt.

„Hier ein Pulver? Gift — ich wette!“ —
„Gift?“ — „Gewiß, man ſpürt es gleich! —
Seht dorthin! Gekrümmt im Bette
Liegt der Dichter, todt und bleich!“

Möge der Leſer übrigens aus dieſem Gedicht nicht den Schluß ziehen, als ob ich auf meinem jetzigen Standpunkt die Schuld an dem tragiſchen Geſchick Chatterton's und anderer „Märtyrer ihres Genius“ ausſchließlich der unverſtändigen Welt zur Laſt legen wolle. Was der tüchtig handelnde, echte Menſch im Gegenſatz zu einem blos rhetoriſchen Poeten auch mir werth iſt, glaube ich in dem Gedichte „Wort und That“ zur Genüge ausgeſprochen zu haben. **Hermann Marggraff.**

Dramatiſche Bücherſchau.

1. Drei Dramen von Eliſe Schmidt. Berlin, Allgemeine deutſche Verlags-Anſtalt. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unter den drei vorliegenden Dramen der geiſtreichen Verfaſſerin, deren originelle Dichtung „Judas Iſchariot“ wir vor mehren Jahren in d. Bl. gebührend anerkannten, beanſprucht „Macchiavelli“ eine politiſche, „Peter der Große und ſein Sohn“ eine geſchichtliche Tragödie zu ſein, und wir müſſen bekennen, daß keines dieſer beiden Trauerſpiele ſeinen Namen rechtfertigt. Denn ſo zugeſpitzt, ſo pointirt und ſo berechnet das erſtere Drama iſt, ſo wenig erhebt es ſich doch auf einer wahrhaft umfaſſenden und bedeutenden ſtaatsmänniſchen Idee, die ſich mit ergreifender Tragik ins Werk ſetzt; vielmehr erſcheint Macchiavelli, der Held des Stücks, viel zu oberflächlich, rhetoriſch, ſchülerhaft, abenteuernd, als daß ſich in ihm ein bedeutſamer Träger einer großartigen Politik bewundern ließe, und gegen das Ende des Dramas vernichtet er ſich noch obendrein ſo gründlich, ſo ganz unverbeſſerlich in ſittlicher und charakterieller Beziehung, daß man jenes hohe tragiſche Mitleid mit ihm unmöglich haben kann, ſondern höchſtens jenes wohlfeile Bettelmitleid, welches nicht weiter reicht als von einer Straßenecke bis zur andern. In gleicher Art verdient das Trauerſpiel „Peter der Große und ſein Sohn“ trotz vielfacher einzelner Schönheiten und ergreifender Momente deshalb den Namen einer geſchichtlichen Tragödie nicht, weil es viel zu ſehr Familienſtück geworden iſt und weil die ganze eigentliche Intrigue ſo vollkommen das Ganze beherrſcht, daß die breite hiſtoriſche Fernſicht in der bloßen Palaſtcabale verſchrumpft. Kekin, der Dämon des Stücks, iſt denn doch eine zu outrirte, abgebrauchte Sorte von Schurken und der Zar Peter ſelbſt ſcheint der Dichterin nicht ganz klar vor der ſchaffenden Seele geſchwebt zu haben, denn er kommt eben nicht recht deutlich und in ſich gefeſtigt zur Erſcheinung; auch iſt zu wenig geſchehen, um den Prinzen Alexei doch etwas intereſſant zu
machen; derſelbe iſt zu ſehr Creatur und Werkzeug,
ſich ein tragiſcher Antheil an ihn knüpfen ließe.

Weit bedeutender als in dieſen Dramen erſcheint die S
rin in dem Trauerſpiele „Der Genius und die Geſell
in welchem ſich wieder dieſelbe Feuerſeele wie im
Iſchariot“ erkennen läßt. Wir ſehen Lord Byron un
Drucke einer unglücklichen Ehe mit ſich und ſeinem Herz
ſchweren Kampf ausringen; er, der himmelſtürmende
genius mit dem Flammenbanner der Begeiſterung, u
feine, abgemeſſene, modiſche, faſt herzloſe Lady Arabella
und Byron ſehnt ſich fieberhaft nach einem Herzen. I
er in einem Augenblicke ſchmerzlichſter Seelenentbehr
ſchöne und geiſtvolle Schauſpielerin Miß Clara kennen.
Aehnlichkeit mit ſeiner einſt ſo heißgeliebten Mary. I
Liebe erwacht von neuem in anderer Geſtalt und a
Clara liebt den Dichter mit der ganzen Kraft ihrer
unverdorbenen Seele. Aber getragen durch ihre
kämpft ſie die Leidenſchaft kräftig in ſich nieder, und auch
welcher ſie vor der frechen Zudringlichkeit des die l
Modenwelt beherrſchenden Gecken Brummel zu ſchütze
genheit fand, hätte noch zurück ſich retten können in d
den ſeiner Ehe; denn noch war auch er ohne Schuld.
ſeine Gattin, von dem Geziſchel der Welt und einiger
ligkeiten in Eiferſucht geſetzt, iſt aus Modethorheit z
ihrem Gemahle ein offenes Wort zu gönnen, und verbi
lieber mit dem elenden Brummel zur Rache gegen d
meintlich treuloſen Gatten; Clara ſoll das erſte Opfe
Rache ſein. Brummel weiß das Gerede, welches über
hältniß zu Byron entſtanden iſt, zur lauten Verdamm
zufachen, und im Einverſtändniſſe mit Arabella gelingt
das arme unſchuldige, unbeſchützte Mädchen im Thea
vor ihrer Wohnung auspfeifen zu laſſen. Byron in r
Schmerze führt die Unglückliche, um ſie vor der Ro
vornehmen und gemeinen Pöbels zu ſchützen, in ſein
arme Clara, der Wahnſinn erfaßt mit Geierkralle
ſchöne Seele! In dieſem ſchauerlichen Momente tritt i
bella entgegen und, bezwungen von der Reinheit des
und der eigenen Schuld, demüthigt ſie ſich vor ihr u
Gatten und entflieht. Den Lord rettet vom Sturze in
grund die einfache Moral eines alten Lootſen: „Bete und a
und um das Leben ſich durch Thaten erträglich zu
ſtürmt Byron hinüber nach Griechenland, der Freih
Gaſſe zu hauen, er, der dem Kerker der Geſellſchaft en
Genius; dort ereilt ihn der Tod, und unter der Botſch
Clara's Seele geſundet ſei, haucht Byron ſein Lebe
„Der Tod — das iſt die einzige Conſequenz!“

Es iſt ſomit der uralte Kampf des Genius mit
ſellſchaft, das ewige Ringen des freien Menſchengei
der conventionellen Formel und der Mode des Tages
dieſer Tragödie. Nicht gegen Sittlichkeit und Moral
ſich dieſer Byron, der freilich weſentlich ein anderer iſt
wirkliche, ſondern gegen die ſogenannte Sitte, gegen
Vorurtheil, Laune, Gewohnheit, Eitelkeit, Hochmuth,
und Läſterung zuſammengeleimte Tyrannei des „bon
Das warme, volle, dichteriſche, begeiſterte Herz ringt r
kalten hohnlachenden Teufel des Egoismus auf Leben u
und ach! zwei Genien — ein ſüßes unſchuldiges W
ein ſtolzer gewaltiger Mann — fallen ihm zum Opfe
daß — und dies iſt das Hauptgebrechen dieſer Tragödie
wahrhaftige Verklärung und Verſöhnung aus dieſer D
emporſteigt; vielmehr ſchließt das Ganze, welches d
Verſchlagung Byron's nach Griechenland ſo ſchon ſta
einanderfällt, in einer ſchneidenden Diſſonanz: ein B
triumphirt über einen Byron, eine Clara. Es liegt d
lich im Stoffe, den hier ganz umzumodeln der Dichter
wohl möglich war; allein der Autor bleibt immer auch
Stoff mit verantwortlich. Im Uebrigen entſchädigt f
Sünden eine ſchwungvolle Sprache, eine tiefe Innig
Empfindung und eine geiſtvolle Gedankenentwickelung,

wenig ſich zu allen Wendungen der Verfaſſerin ein kritiſches zu ſagen läßt, ſo hat doch das Feuer, welches dieſe Dichtung durchſtrömt, eine hinreißende Kraft; eine Moral dieſes Dramas zum mindeſten möchte ſich mit Flammenzügen in die Gemüther unſerer Frauen einbrennen: „Bildet eure Herzen aus!“

2. Rafael Sanzio. Romantiſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen von **Wollheim**. Nebſt einem Vorworte: über das romantiſche Drama. Leipzig, F. Fleiſcher. 1856. 8. 1 Thlr.

Man iſt zu ſehr gewohnt, Wollheim ſtets da zu finden, wo Capricen geritten und Paradoxen gejagt werden, als daß man ſich über ſeine Behauptungen in den ſeiner Tragödie vorgedruckten Einleitungen verwundern dürfte, daß es nämlich in unſerer europäiſchen chriſtlichen Cultur keine andere Poeſie gebe als die katholiſche, daß Schiller, Goethe, Shakſpeare in ihren trefflichſten Werken ihr gehuldigt hätten, daß das romantiſche Drama die Blüte der Bühnendichtung und zugleich das einzig wahre deutſche Drama ſei und daß der zweite Theil des „Fauſt“ das erhabenſte Meiſterwerk der deutſchen Literatur genannt werden müſſe. Dieſe Phraſen, die vor den Thatſachen ſich übrigens von ſelbſt richten, zu widerlegen, verbietet der gemeſſene Raum d. Bl. und wir wollen dem romantiſchen Ritter Wollheim hier nur die einfache Frage vorlegen: woher kommt es, daß gerade innerhalb der europäiſch-chriſtlichen Cultur der neuern Zeiten das katholiſche Element ſo faſt gar keine Genies von Bedeutung erweckt hat? Woher kommt es, daß Shakſpeare, Goethe, Schiller, Wieland, Leſſing, Byron u. ſ. w., um bei den Poeten zu bleiben, Proteſtanten und ihres Proteſtantismus ſich ſehr entſchieden bewußte Proteſtanten waren? Wir ſind weit davon entfernt, die großen Culturverdienſte des Katholicismus zu verkennen; allein in der Welt der Erſcheinungen iſt Alles eben nur Culturmoment und gibt ſein Amt mit der weiterrollenden Zeit an andere Mächte ab. So mußte der Katholicismus dem Proteſtantismus weichen, welcher, ſtatt auf ein Syſtem von Symbolen, auf den freien und geſunden Menſchengeiſt, auf das abſolut Sittliche und Gedankliche alles geiſtige Streben gründete und deshalb das Ideale aus der Lampenkammer der Symbole, aus einer nächtlichen, von bunten Ampeln magiſch erleuchteten Welt unmittelbar in den hellen warmen urgeſunden Strahl der fröhlichen Gottesſonne errettete. Wollheim ſucht ſeiner Theorie nach das Ideal freilich nicht in den funkelnden Sternen der großen Gotteswelt, ſondern in den geweihten Kerzen vor den Heiligenbildern der katholiſchen Kirche; ihm ſcheint, dafern wir ſeiner Kunſtphiloſophie folgen, die Poeſie in dem narkotiſchen Weihrauche zu beſtehen, welcher die Altäre des Papſtthums umnebelt, nicht in dem heiligen Gewebe aus „Morgenduft und Sonnenklarheit“, welches Gott und Menſch, Himmel und Erde umleuchtet und eint. Auch wir glauben mit Wollheim, daß die Bühne ein Tempel ſein müſſe, daß die deutſche Nation ſehr wohl bereit iſt, edle und reine Poeſie zu ehren und zu verſtehen, und daß die deutſchen Dramendichter keineswegs ſo unproductiv ſind, als eine verbiſſene Kritik es ausposaunt; allein wir meinen, das deutſchpoetiſche Weſen ſitze nicht im Hocuspocus des Römlings, ſondern in der ſittlichen Begeiſterung des Gemüths, bengaliſche Flammen ſeien hübſche Spiele des äußerlichſten Sinnes, nicht aber das göttliche Ideal, welches in der Freiheit ruht, wie die Sonne im All, und die ſogenannte romantiſche Tragödie erweiſe ſich lediglich als eine Abſchwächung, als eine ins Sentimental-Kränkliche verkrüppelte ideale Tragödie, welche letztere in ihrer kräftigen und unverzwickten Geſtalt allein die Blüte der dramatiſchen Poeſie ſich nennen darf. Die ideale Tragödie bedarf nicht wie das ſogenannte romantiſche Drama der Wunderlichkeiten, der Viſionen, Ekſtaſen u. dgl., ſie iſt vielmehr ſelbſt ein großes heiliges Wunder des ſchöpferiſchen Gottesgeiſtes im Menſchen.

Doch Wollheim's dramatiſche Praxis iſt entſchieden beſſer als ſeine Theorie, das zeigt ſein „Rafael Sanzio“; denn aus aller Schnörkelei und allem Kinderputz, mit welchem ſein wunderlicher Romanticismus dieſes Drama behangen hat, hebt ſich eine ſchöne poetiſche Dichtung heraus, die, abgeſehen von den katholiſirenden Zuthaten, auf welche übrigens der Autor, wie er ſelbſt ſagt, ſtolz iſt, auch vor den Geſetzen der idealen Tragödie nicht zu verſchwinden braucht. Die Liebe dieſer Maria Belſoni, der eigentlichen Heldengeſtalt des vorliegenden Dramas, hat ſich ſo losgekettet von jeglicher ſelbſtiſchen Empfindung, daß einzig die Größe und das Glück des Geliebten ihr Ziel iſt, und daß ſie bereitſteht, dieſem Ziele ſich ſelbſt zum Opfer zu bringen. Maria hat erkannt, wie ihres geliebten Rafael leicht bewegliches Gemüth den Lockungen der Eitelkeit, der Sinnlichkeit in einer Weiſe ſich hingibt, daß dadurch ſein Künſtlerberuf, die erhabene Miſſion, welche ſie ihm zutraut, beeinträchtigt und gefährdet wird; ihn aus dieſen Verſuchungen und Schlacken zu retten für ſeine Kunſt, hält ſie ihrerſeits für ihre Aufgabe, für ihren Beruf, und ebenſo wie ſie begeiſterungsvoll an ſein Amt erhabenſter Künſtlerglorie glaubt, glaubt ſie an ſich als an ſeinen Schutzgeiſt, ſeinen Genius. Und ſie übt dies ihr zugefallene Läuterungswerk keineswegs mit der kalten Ruhe und der blaſſen Trauer einer ſogenannten Heiligen; o nein, ſie kämpft vielmehr den innern Kampf des Herzens, welches noch immer den irdiſchen Beſitz des Geliebten verlangt und über ſeine Verſtrickung in die Netze der ſchönen Donna Barbara voll heißen Kummers iſt, mit heroiſcher Kraft nieder und bezwingt die eigene Leidenſchaft, die egoiſtiſche Liebe mit der heiligen Macht der entſagenden Liebe. In dieſem ihrem Beſtreben, Rafael ganz allein ſeiner Kunſt zu bewahren, verkennt ſie die Bedeutung der Ehe und ſieht in derſelben nur eine Beeinträchtigung der erhabenen Kunſtthätigkeit des Geliebten; darin und in der Verſündigung, die ſie durch die Verweigerung der Ehe an dem Menſchen Rafael begeht, beruht ihre Verſchuldung; ſie büßt dieſelbe in ihrem Tode, den ſie als letzte und äußerſte Bürgſchaft für die endliche unauflösliche Hingabe Rafael's an ſeine Kunſt auf ſich ladet, indem als Verſöhnung und Verklärung über ihrer Leiche die Sonne des Rafael'ſchen Künſtlerruhms aufſteigt. Das Alles iſt in der That viel mehr ideal als romantiſch und läßt ſich vor dem ſtrengſten Kunſtprincipe vertreten. Eine ſchwungvolle Sprache und ſchöne Bilder und Gedanken ſind ein großer Reiz dieſes Dramas, das auch an charakteriſtiſchen Figuren nicht Mangel leidet und die wirkſamſten Scenen bietet. Wollheim hat ganz entſchiedene poetiſche und dramatiſche Begabung; warum nun die Gottesgabe verleugnen durch grillenhafte Theorien? warum ſich die Erfolge mit eigener Hand abſchwächen und unmöglich machen?

3. Konrad Widerhold. Dramatiſches Charakterbild in fünf Acten von **Hinrich Ruſtige**. Stuttgart, Bach. 1856. Br. 8. 15 Ngr.

Wir begrüßen mit Freuden dieſe Dichtung, welche uns ein ſo kräftiges Stück deutſchen Lebens, ſo eine ſchöne That deutſcher Treue und Tapferkeit vorführt, die das Herz öffnet und den Stolz des deutſchen Namens weckt. Ruſtige, der Maler und Dichter, hat mit Begeiſterung die heldenmüthige Vertheidigung der Veſte Hohentwiel durch Konrad Widerhold dramatiſch verſinnlicht, und auch hier iſt es vor allem die kernige deutſche Geſinnung und die ſchöne Wärme für alles Große und Edle, welche der Dichtung einen eigenthümlichen und höchſt liebenswürdigen Werth verleiht. Der Humor beleuchtet heiter und fröhlich das ernſte Bild, und die kräftige Sprache, die voll aus voller Bruſt quillt, bleibt ſich treu durch alle Acte. In ſeinen Perſönlichkeiten hat der Dichter Licht und Schatten klug vertheilt und jede Eintönigkeit vermieden; die rauhe derbe Kriegernatur verbindet ſich mit den zarteſten Empfindungen des Herzens und holde Weiblichkeit ſchlingt um die blitzenden Schwerter den heitern Blumenkranz, bei aller Schüchternheit im entſcheidenden Momente an Heroismus den Männern nichts nachgebend. Faſt möchten wir ſagen, der Dichter habe zu viel gegeben, man wird von den verſchiedenen Charakteren und

von der Fülle kleiner und großer Begebniſſe faſt erdrückt; in dieſen Rahmen drängt ſich eine zu gehäufte Maſſe und dadurch ſchwächt ſich der ſonſt ſo einheitliche Eindruck ab. So anmuthig, ſo charakteriſtiſch und humoriſtiſch an und für ſich die vielen kleinen eingeflochtenen Epiſoden ſind, ſo zerſplittern ſie doch den Kern der Handlung zu ſehr und es entdeckt ſich darin eine gewiſſe Sucht, durch das multa zu ergötzen, die Langeweile um jeden Preis fernzuhalten; man merkt die Abſicht und wird verſtimmt. Doch über dieſe Schwächen ſiegt der edle Geiſt, der über dem Ganzen waltet und deſſen erhebendem Einfluſſe kein geſundes und deutſches Gemüth ſich wird entziehen können. Wir ſprachen früher den Wunſch aus, daß es einer volksthümlichen Komödie gelingen möchte, den trivialiſirenden Poſſentaumel zu bezwingen — wollte dem deutſchen nationalen Drama doch die Kraft innewohnen, die franzöſiſche Patchouly- und Bordellmiſère von unſern Bretern zu verbannen und eine Gattung von Machwerken heimiſcher Autoren zu verdrängen, die, nach dieſen pariſer Muſtern zugeſchnitten, mit pſychologiſchem Raffinement ſich in die Herzen einlügen. Das nationale Drama wird dieſe Aufgabe nur durch die Reinheit und Großheit ſeiner Geſinnung erzielen können; denn, Gott ſei Dank, in unſerm Vaterlande iſt das ſittlich Tüchtige und Bedeutende noch allemal im Kampfe Sieger geblieben; das Volk der Denker iſt zugleich auch das Volk des Herzens und der Zucht.

4. Heviala. Trauerſpiel in fünf Acten von Ludwig Paul. Deſſau, Gebrüder Katz. 1856. 16. 16 Ngr.

Eleaſar, der ſiegreiche Judenfeldherr, wird des Chriſtenthums angeklagt und, da er ſich als deſſen Bekenner erklärt, zur Hinrichtung in den Kerker geworfen; Heviala, die Tochter des jüdiſchen Hohenprieſters, ſeine Braut, dringt zu ihm ins Verließ, denn ſie glaubt nicht, daß er abtrünnig geworden ſei. Wie erſchrickt ſie zunächſt vor ſeinem eigenen Geſtändniſſe; allein die Liebe ſiegt und an ſeiner Leiche bekennt ſie ſich dem entſetzten Vater, der ſich ermordet, als Chriſtin. Man ſieht, die Fabel bietet Gelegenheit zu reicher innerer und äußerer Handlung und der Dichter hat dieſen Umſtand auch wohl zu nutzen gewußt; nur iſt die Bekehrung der Heviala nicht tief genug motivirt und überhaupt nicht immer die nöthige Klarheit vorhanden. Die Sprache kann correct und nicht ſelten ſchön genannt werden, an poetiſcher Anmuth iſt die Dichtung nicht arm und ſonderlich iſt die Heviala mit Kraft und Glut ausgeſtattet; aber der Stoff, der Stoff! Was ſoll uns dies alte Judenthum? Es hat nun einmal kein Verhältniß mehr zu uns — es intereſſirt uns nicht mehr. Das iſt den Herren Poeten ſchon ſo oft wohlmeinend gepredigt worden und doch hören ſie nicht auf den beſonnenen Rath, wodurch ſie ſich denn allemal den Erfolg der Arbeit ſelbſt verderben und keine Früchte ernten.

5. Jephthah und ſeine Tochter. Dramatiſches Gemälde aus der heiligen Vorzeit von Hutterus. Trier, Lintz. 1856. 16. 15 Ngr.

Obſchon dieſes Drama umfaſſende und tiefe Studien, eine kräftige und lebensvolle Schilderung jener altehrwürdigen Zuſtände, ſchöne Sprache und neben aller objectiven Derbheit viel Anmuthiges und Liebliches bietet, geht es trotzdem kalt am Leſer vorüber, weil es Begebenheiten und Menſchen vorführt, die der gegenwärtigen Welt eben nicht einmal mehr durch das Allgemeinmenſchliche verwandt ſind. Was iſt uns Jephthah mehr als ein Wort? Das Lebendige, nicht das Todte erfaſſe der Künſtler, wenn er auf ſeine Zeit wirken will, und wer das nicht will, nun der dichte für ſich und ſeine Freunde, laſſe aber ſeine Arbeit nicht drucken, denn damit erklärt er, in Beziehung zu ſeiner Zeit treten zu wollen.

6. Bühnenſpiele für das deutſche Theater, bearbeitet und herausgegeben von A. Bahn. Dritter Band. — A. u. d. T.: Der dramatiſche Neuigkeitsbote. Erſter Band. Berlin, Faudel. 1855. 8. 1 Thlr.

Theils Originalarbeit, theils Umformungen nach dem Franzöſiſchen, nur berechnet, den flüchtigen Augenblick hei[…] zu beleuchten und auf der äußerſten Oberfläche des Gemüt[…] wie ein ſpielender Leuchtkäfer hinzugleiten, erfüllen dieſe Bü[…]nenſpiele vollkommen ihren anſpruchsloſen Zweck und werd[…] ſo auf den Bretern wie im gemüthlichen Leſerkreiſe verdient[…] Beifall ernten. Hinterlaſſen ſie auch eben keinen ethiſch[…] und keinen künſtleriſchen Eindruck, nun ſo erregen ſie doch a[…] nicht das Gegentheil, und wenn ihnen der feine Schliff feh[…] ſo bieten ſie eine gewiſſe Friſche der Situation, eine gew[…] belebte Munterkeit der Handlung, die dafür ziemlich au[…]chende Entſchädigung bietet.

7. Catilina. Drama in fünf Aufzügen von Ferdinan[…] Kürnberger. Hamburg, Hoffmann und Campe. 185[…] 8. 1 Thlr.

Nichts trauriger, als Geiſt und Begabung an einen u[…]dankbaren Stoff vergeudet zu ſehen, und ein ſolcher iſt dieſ[…] „Catilina“, dem ſich ein nicht gewöhnliches Talent zum Opf[…] gebracht hat. In dieſem Drama ſteckt eine Fülle originell[…] Anſchauungen, geiſtreicher Ausſprüche, tiefer Gedanken, da i[…] charakteriſtiſches Leben, derbe geſunde Geſtaltung, gründlich[…] Wiſſen, ernſtes weitgreifendes Streben, und doch — was ſ[…] uns zunächſt dieſer Catilina? Dieſer entlegene, fremde, maſſi[…] begebenheitliche Stoff, der kein lebendiges Verhältniß mehr […] uns hat, der eine todte ſtaubige Sprache redet? Warum do[…] immer und immer wieder dieſer gelehrte Raritätenkram, dieſ[…] antiquariſche Weſen, aus welchem die lebendige Dichtung d[…] Bühne kein Leben gewinnt, kein Leben in die Gemüther d[…] Gegenwart ſtrömt? Die Welt von heute verſteht nun einm[…] die Welt von damals nicht mehr, wenn ſie ihr in unmitte[…]barer Geſtaltung vorgeführt wird; ein Genie (wir wiederhole[…] was wir in d. Bl. bereits ſagten, mit gutem Grunde) iſt w[…] im Stande, dieſes Verſtändniß durch ſeine gewaltige Darſtellun[…] zu wecken, und über den ungeheuern Abgrund, der zwiſche[…] jenen Römertagen und der neuern Zeit gähnt, die heilige R[…]genbogenbrücke genialer Kunſt zu bauen, das Talent abe[…] bleibt ewig beim Verſuche ſtehen und geht in dieſem ſelbſ[…] mörderiſch unter. Und dann befremdet es bei dem umfaſſende[…] und tiefen hiſtoriſchen Wiſſen Kürnberger's umſomehr, daß […] die Geſchichte rückſichtlich ſeines Helden und deſſen Genoſſe[…]ſchaft völlig auf den Kopf ſtellt und ihr Motive unterlegt, […] ihr wie der ganzen Zeit ſehr fremd waren. Es ſcheint, als […] der Autor ſich bewußt oder unbewußt des Gefühls nicht hät[…] erwehren können, in dieſe uns trotz Cicero und Salluſt d[…] praktiſchen Lebensanſchauung nach ſo fremde Zeit ein anhe[…]melndes Moment zu bringen, und ſo wurde denn Catilina u[…] ſeine Partei zum Träger moderner Freiheitsideen erhoben, wä[…]rend Ehren Cicero und Genoſſen die Gehäſſigkeit reactionär[…] Beſtrebungen auf ſich nehmen müſſen. Mit einem kühnen Grif[…] formt Kürnberger den Kampf des alten geſetzlichen Römer[…]thums mit der liederlichen und verbrecheriſchen Frechheit i[…] einen Kampf des modernen Humanitätsprincips mit der alt[…] verrotteten Despotie um, und ſo geiſtreich, ſo tief und dich[…]teriſch an und für ſich dies Experiment geſchieht, ſo bleibt […] doch eben eine bloße poetiſche Caprice, deren Reſultat oh[…] ſicheres Fundament in der Schwebe hängt und weder das künſt[…]leriſche, noch das hiſtoriſche, noch das allgemeinmenſchlic[…] Urtheil befriedigt. Und doch bietet das Drama im Einzeln[…] ſoviel Schönes und Treffliches, doch ſchaut aus dem Ganz[…] ein ſo echter unzweideutiger Dichterberuf heraus, daß man d[…] Stunde verwünſchen möchte, die dieſem edeln Geiſte dieſen ve[…]hängnißvollen Stoff gab. Hoffentlich hat Kürnberger ſich m[…] dieſem Drama den Ballaſt des Ueberreichthums von der Bru[…] gewälzt und haushälteriſcher mit ſeinen glücklichen Mitteln u[…]zugehen gelernt. Bei ſeinem „Catilina“ hat ihm, ſo läßt d[…] ganze Veranlagung und Ausdehnung dieſes Dramas verm[…]then, die Bühne als Ziel nicht vorgeſchwebt und deshalb h[…] er ſeine Scenen und Acte keinem Zeitmaß unterwerfen zu dü[…]fen geglaubt; aber das iſt ſchon von Anbeginn ein ſchiefe[…] weil bequemlicher und der lebendigen Gegenwart abgewandt

Standpunkt, welchen das Publicum durch die einfache Thatſache richtet, daß es Dramen nicht lieſt, nur anhören, anſchauen will. Das mag im Einzelnen oft bedauerlich und ſchmerzlich ſein, im Allgemeinen aber äußert ſich darin ein geſunder und richtiger Sinn; das Drama iſt eben diejenige Form der Dichtung, welche die Poeſie unmittelbar ins Leben, unmittelbar vor das gegenwärtige Urtheil des Volks führt. Das vergeſſe Kürnberger nicht; er entſchlage ſich ſelbſt nicht des erhebenden Rechts, vor Aller Augen und Ohren in ſeinen Schalten als Lehrer und Prophet ſeiner Zeit und ſeines Volks aufzutreten; ihm wird dann das deutſche Wort noch viel mächtiger und eindringlicher aus der Seele blühen als diesmal, und daß er kräftig zu ſprechen verſteht, mögen nachſtehende Verſe Catilina's beweiſen:

Und das iſt die Parteiung unſ'rer Zeit:
Hier die Gemeinde Rom und dort der Erdkreis,
Hier Räuber, alles Uebrige der Raub.
Der Römer geht in die Provinz und raubt,
Nach Rom geht der Beraubte, kriecht empor
Und raubet ſelbſt; ſo wirbt die Gier des Räubers
Und die Verzweiflung des Beraubten wechſelnd
Im ſchauderhaften Wettkampf um den Preis
Der Beute, Hundert reißen Tauſend fort
Und Tauſend Millionen; ſtündlich wächſt
Der Kreis des Wirbels, der die Welt verſchlingt.
Es lagert ſich kein Großer Roms zur Tafel,
Daß hungernd nicht ein Volk der Erde weinte!

8. Die Verſchwörung des Catilina. Drama von Karl Schröder. Berlin, Barthol. 1855. 16. 1 Thlr.

9. Iphigenia in Delphi. Dramatiſches Gedicht von Karl Schröder. Berlin, Barthol. 1854. 16. 10 Ngr.

Auch hier wieder ein „Catilina"! Es ſcheint jetzt unter unſern Dramatikern eine eigene magnetiſche Ideenaſſociation ſtattzufinden, daß ſo oft ihrer mehre auf dieſelben Stoffe gerathen. Agnes Bernauer, Bernhard von Weimar, Heinrich IV., Demetrius, Eſſer, Catilina ſind unter mehren andern derartige magnetiſche Stoffe. Obſchon dieſer „Catilina" vor dem Kürnberger'ſchen den Vorzug hat, die Geſchichte nicht geradezu Lügen zu ſtrafen, ſondern hiſtoriſch treu darzuſtellen, ſo bleibt doch der Stoff ein unglücklicher, weil dem allgemeinen Intereſſe viel zu entrückter Vorwurf und quillt auch unter Schröder's Behandlung ſo undramatiſch auf, daß er ſchon äußerlich als bloßes Bücherdrama auftritt. Dieſe Dichtung iſt reich an ganz trefflichen Stellen und ſichert dem Autor den Namen eines Dichters ebenſo wie den eines denkenden Forſchers; aber all dieſe Trefflichkeiten füttern ein undankbares Product und liegen viel zu weit auseinander, um recht kräftig zueinander in Beziehung zu treten.

Uebrigens gewährt es einen überaus erquicklichen und erhebenden Eindruck, in ein reines, jungfräuliches, unverbogenes und ungeſchraubtes Dichtergemüth zu ſchauen, das nach lautern und edeln Intentionen arbeitet und mit einer gewiſſen gläubigen Andacht, mit einem vollen kindlichen Vertrauen ohne alle Nebengedanken ſeinem Berufe ſich hingibt. Eine ſolche Natur enthüllt namentlich „Iphigenia in Delphi".*) Wir ſind weit davon entfernt, zu behaupten, dieſe Arbeit erfülle alle Foderungen des Dramas, vielmehr bewegt ſich faſt die Hälfte der Dichtung viel zu ſehr im bloßen erzählenden Dialoge, es fehlt den einzelnen Charakteren an einer gewiſſen realen Derbheit, die Expoſition reicht faſt bis in die Mitte des Stücks, und ſo ſind noch mancherlei Mängel und Schwächen: aber den Beruf zum Dichter hat er durch dieſe Arbeit unleugbar bewieſen; denn es iſt nicht blos die ſchöne Form, nicht blos der Kraft des Schaffens, nicht blos die Poeſie der Empfindung, die daran zu loben iſt; die geſtaltende Kraft bewährt ſich, wenn ihr auch noch gleichſam die praktiſche Fertigkeit fehlt, in ſämmtlichen Perſönlichkeiten; Iphigenia iſt ein Muſter edler heiliger Jungfräulichkeit, Elektra ganz das thatkräftige Weib mit der Feuerſeele und in Strophios iſt das Greiſenthum mit edeln und charakteriſtiſchen Linien verlebendigt; weniger kräftig iſt das Freundespaar individualiſirt. An zarten, tiefen und menſchlich hohen Zügen iſt die Dichtung reich und der Geiſt antiker Würde und idealer Klarheit darf als die Seele der ſchönen und ſchwungvollen Verſe gerühmt werden. Wohl dem Dichter, daß er an jene ewigen Muſter reiner und erhabener Kunſt ſich gehalten und an ihnen einen geläuterten Geſchmack und ein edles Maß ſich angeeignet hat. Nur von ſolchen unverbogenen keuſchen Naturen kann für unſere Dramatik, die wieder anfängt alle möglichen Equilibriſtenſtückchen zum beſten zu geben, Heil und Segen erſprießen; ſie bilden die entſchiedenſte Phalanx gegen die ſchmuzige Rotte aller möglichen Trivialität und Frivolität, die in hellen Haufen von der Seine her dem deutſchen Drama zuſtrömt; uns thun prieſterliche Dichter noth und ein ſolcher iſt Karl Schröder.

*) Bekanntlich iſt ſeitdem eine dramatiſche Dichtung deſſelben Titels von Friedrich Halm auf dem Hofburgtheater zu Wien aufgeführt worden. D. Red.

10. Graf Rudolf von Werdenberg und die Helden am Stoß. Ein vaterländiſches Schauſpiel in vier Acten von H. Krüſi. Heriſau, Meiſel. 1854. 8. 12 Ngr.

Dieſes aus einer ſchweizeriſchen Feder gefloſſene eidgenöſſiſche Drama enthält manche ſchöne Stelle und manche charakteriſtiſche Scene, wie die Volksverſammlung zu Appenzell u. a., allein es fehlt der ſtramme dramatiſche Schritt der Handlung, es fehlt die Klarheit der Anordnung und die gehörige Ausprägung der Charaktere, welche viel zu ſehr nach gewiſſen Vorbildern gearbeitet ſind und nicht ohne große Unbeholfenheit ſich darſtellen. Die Dichtung iſt eben eine Jugendarbeit, die im Ganzen Erfreuliches verſpricht, der man aber anfühlt, daß ihr Autor an ſeiner Ausbildung noch ſehr viel zu thun hat, wenn er in ſeinen Productionen künſtleriſchen Anfoderungen genügen will. Ueberhaupt macht ſich an den meiſten Dramen von ſchweizeriſcher Autorſchaft ein offenbarer Mangel gründlicher Geiſtesbildung bemerklich, der nicht eben allzu günſtige Schlüſſe auf das höhere Bildungsweſen der in ſo vielen andern Beziehungen das deutſche Mutterland überflügelnden Republik machen läßt.

11. Timoleon. Tragödie von Karl Arthur Müller. Breslau, Trewendt und Granier. 1854. Gr. 8. 22½ Ngr.

Daß ein junger Korinther in glühender Liebe für ſein Hellas und ſein Korinth die Zwingherrſchaft bricht, dann, als er in ſeinem eigenen Bruder den Verräther an der korinthiſchen Freiheit entdeckt und nur durch deſſen Tod die geliebte Vaterſtadt von der ſcheußlichſten Tyrannei errettet werden kann, ſelbſt den Bruder ermordet, obgleich er ihn liebt, und endlich, verflucht von der Mutter und von ſeinem Schmerze bewältigt, unterliegt, das iſt an und für ſich gewiß ein tragiſcher Vorgang, deſſen dramatiſche Berechtigung Niemand leugnen wird. Aber Müller hat dieſen an ſich tüchtigen Stoff ſo erſchrecklich mit Phraſen, Sentenzen und Träumereien ausgeweitet, hat ſoviel ſchwächliches, larmoyantes Weſen, ſoviel der Zeit und dem Geſichtskreiſe der vorgeführten Zuſtände völlig Fremdes hineingebracht, daß er damit ſeinen männlichen Vorwurf gleichſam entmannt und in zehnfache Baumwollenhüllen unförmlich eingepackt hat. Aus dieſem „Timoleon" läßt ſich bequem die Hälfte wegſtreichen und es bleibt noch Fleiſch genug; wie ſoll dieſe liebeſieche und dann auch wieder faſt mannstolle Clytia, die ein Ausbund von weiblicher Tugend ſein ſoll und doch durch ihre faſt widerlich andringliche Liebeswerbung die weibliche Zartheit aufs empfindlichſte verletzt, ernſten Antheil erwecken? Wie ſoll Timoleon, der ſich ſo lächerlich von ſeinem Bruder dupiren läßt und ſo voll Worte ſteckt wie das Meer voll Tropfen, den Glauben an ſeinen Heldenberuf erregen und erhalten, deſſen erſte That eigentlich nichts iſt als eine Albernheit? Poetiſche Begabung hat Müller trotz alle Dem in dieſem

verfehlten Drama verwerthet und ein edles Streben dargelegt; nur trachte er danach, ſich von der Herrſchaft der Phraſe zu befreien und ſeine Menſchen geſund aus ſich ſelbſt, aus ihrer Zeit und ihren Zuſtänden heraus reden und handeln zu laſſen. Er hat ſie in der vorliegenden Tragödie ſo ſehr an ſich und ſeine Subjectivität feſtgebunden, daß ſie nun nicht davon loskönnen und ſomit für ſich ſelbſt nichts ſind. Dergleichen fühlt das dichteriſche Gemüth zwar nicht gleich, aber ohne dies Gefühl kein Dichterberuf und kein Fartſchritt.

12\. Philippine Welſer. Originalſchauſpiel in fünf Acten von Hermann Sallmeyer. Augsburg, v. Jeniſch und Stage. 1854. 8. 16 Ngr.

Sallmeyer hat die Geſchichte von der ſchönen Welſerin mit poetiſcher Innigkeit und dramatiſcher Kraft verlebendigt und ein Stück geliefert, von welchem wir, dafern es einer weſentlichen Kürzung unterworfen wurde, gern glauben, daß es, ſonderlich in ſeiner Heimat, Beifall auf der Bühne fand. Ein deutſchpatriotiſcher Ton, eine tüchtige Moral und Wärme und Reinheit zeichnen dieſe Dichtung aus; nur will ſie uns vielfach allzu gedehnt erſcheinen und die Sprache wie die Verſe leiden an einer unleugbaren Schwerfälligkeit, die wol von dem Beſtreben, eine gewiſſe hiſtoriſche Färbung der Rede zu gewinnen, herrühren mag; auch hat ſich Sallmeyer vor ſentimentalen Anfällen zu hüten, die, wie in der Sterbeſcene Konrad's, dem ſonſt ſo geſunden Weſen dieſes Schauſpiels Eintrag thun. Wozu endlich ſoll doch die geradehin alberne Komödie, die Ferdinand am Schluſſe des Dramas mit Sohn und Schwiegertochter treibt? Liegt eine derartige Affectation wol irgendwie in dem Charakter dieſes Fürſten, den unſer Poet ſonſt recht treu und ſicher getroffen hat, begründet? Das ſchwächt den Eindruck des Stücks recht unerquicklich ab und ließ ſich doch ſo leicht vermeiden. Ueberhaupt geht dem Dichter gegen das Ende ſeines Dramas die Kraft etwas aus; das iſt nicht mehr der fröhliche, lebendige, beſchwingte Ton, wie ihn gleich zu Anfang die prächtige Volksfeſtſcene vor dem augsburger Schießhauſe athmet. Hier könnte der Dichter mit wenig Mühe noch viel zur Rundung und Hebung ſeines Werks thun, und es will uns dünken, als ob das ſonſt ſo anſprechende und zum Herzen dringende Drama ſolcher nachträglichen Pflege wohl werth ſei. Es iſt der Triumph der reinen und keuſchen Liebe über Vorurtheil, Politik und alle materiellen Vortheile, welcher hier ergreifend und erhebend ſich vorführt und das Reinmenſchliche mit funkelndem Strahle verklärt. Unſere vaterländiſche Geſchichte und das Leben unſers Volks ſind wahrlich nicht arm an lohnenden Stoffen für die dramatiſche Bearbeitung; es kommt eben nur auf dieſe an, und was kann die deutſche Geſchichte dafür, daß ſchlechte Poeten die eigenen Sünden ihr aufbürden?

13\. Jacobäa. Trauerſpiel in fünf Acten von Berndt von Guſeck. Berlin, Trowitzſch und Sohn. 8. 12 Ngr.

In Nr. 4 d. Bl. f. 1853 beſprachen wir Franz Kugler's ſchöne, den gleichen Stoff behandelnde Dichtung, und es iſt uns nun doppelt intereſſant, dieſelbe Fabel noch einmal, von einem andern Kopfe gedacht, vor uns zu ſehen. Die Begründung der Schuld Jacobäa's durch das Auflodern ihrer Leidenſchaft zu ihrem ehemaligen Geliebten Manderſcheidt und die Intrigue des Marſchalls Waldenburg und der Prinzeſſin Sibylla gegen die Herzogin, die dieſen Machinationen erliegt, haben beide Dichtungen gemein, auch die Art der Behandlung bietet ſehr viel Aehnliches dar; allein in der Geſtaltung des Ausgangspunktes der Tragödie weichen ſie entſchieden voneinander ab, und uns will ſcheinen, als ob hier Kugler's Dichtung den Vorrang verdiente; ſie läßt Jacobäa durch die vom Wahnſinn geleitete Hand ihres geiſtesirren Gatten, der in dem Berndt von Guſeck'ſchen Stücke gar nicht auftritt, ſterben, ſodaß dieſelbe als Opfer des Dämons ſinkt, der eben des ganzen Dramas und ihr eigener Dämon war, während die vorliegende Dichtung die Heldin durch den Dolch eines von Waldenburg und

Sibylla gedungenen gemeinen Mörders fallen läßt; poe
greifender, tragiſcher iſt offenbar der Kugler'ſche Gedank
möchten ſeiner „Jacobäa", der Berndt von Guſeck'ſchen g
den Vorrang höherer Poeſie und tieferer pſychologiſ
arbeitung entſchieden zuerkennen, während die vorliege
tung wieder in reintheatraliſcher Beziehung weſentli
züge bietet und dadurch, daß ſie die Liebe Sibylla's
derſcheidt mit großer dramatiſcher Energie als Haup
ihrem Verfahren gegen dieſen und Jacobäa in den
grund rückt, dieſe wichtige Perſönlichkeit des Dra
menſchlicht, verweiblicht und auch für ſie unſer Mitle
regung bringt. Was die tragiſche Schuld der Heldi
ſo iſt dieſe in beiden Dichtungen eine nur mittelbar
ſtens dramatiſch indirecte; Kugler hat ſie indeß durc
Eingehen in die innern Seelenzuſtände Jacobäa's lebl
Erkenntniß gebracht, indem er ſie, ſoweit ſie im D
äußere Manifeſtation auftritt, lediglich aus der inne
mung, nicht wie Berndt von Guſeck aus der bloßen äuß
ligkeit hervorgehen läßt. Berndt von Guſeck's Verſific
Sprache ſind, wenn ſie auch den Schwung der Kugler'ſ
erreichen, doch correct, kräftig, wo es die Situation fo
und anmuthig und ſeine Charaktere voll Leben und G
Man findet an dieſer Dichtung, was ſie ſchon vo
andern auszeichnet, nichts Verzwicktes, Geſuchtes,
ſie geht einen feſten kräftigen Gang und folgt einer rei
leriſchen Intention, der ſie ohne jede Abſichtlichkeit
Scene bis zum Schluſſe treubleibt. Iſt jene Kugler'ſche „
eine ideale Dichtung im beſten Sinne zu nennen, ſo
Berndt von Guſeck'ſche ſich eine reale in des Wortes edl
tung rühmen, und wir zweifeln keinen Augenblick, d
den Bretern der Bühne ſich ſehr wohl zu behaupten im
Dieſelbe Sicherheit der Behandlung, das Fertige un
in den Charakteren, dieſelbe Friſche und wir möch
Andringlichkeit der mit Leichtigkeit geſchilderten Zuſtä
all die Vorzüge, die Berndt von Guſeck als Erzähler ke
und mit Recht beliebt gemacht haben, bringen ſich auch
Drama zur Geltung, das, wie des Autors Romane
vellen, zwar nicht originell und ſonderlich eigenartig,
bendig und geſund, indeß doch auch mit einer gewi
chalance und Bequemlichkeit auftritt.

14\. Gevatter Tod. Von F. Pocci. München, B
Schneider. 1855. 16. 20 Ngr.

Meiſter Tod hat bei eines blutarmen Mann
Gevatter geſtanden und läßt nun dieſes Albertus getau
zu einem Wunderdoctor heranbilden. Albertus leh
ſeinem wiſſenſchaftlichen Uebermuthe gegen den Wohlt
und erklärt ihm, daß er ihm noch manches Opfer d
Kunſt zu entziehen hoffe. Da begibt ſich's, daß der
zu des Herzogs kranker Tochter als letzter Retter ge
und er heilt denn auch ſofort die ſchöne Kranke;
Liebe zu ihm ſiechte ſie, und ſeine Gegenliebe macht ſ
Nun will Albertus die ſchöne Roſamunde entführen
bittet ſich dazu von der Zauberin Belladonna, ſeine
Prinzeſſin willen treulos verlaſſenen Geliebten, eine
trunk. Von letzterm befangen, ſoll dann Roſamunde
entführt werden. Aber der vom Herzog ſeiner To
Gatten beſtimmte Prinz Andrea iſt hinter den Lie
gekommen und läßt an Belladonna, ſie zur Rache a
die Sache verrathen. Dieſe ſchickt ihm ein Fläſch
deſſen Inhalt er Albertus vergiften ſoll, und Alb
det ſie eine andere Phiole, in welcher dieſer den
Schlaftrunk für Roſamunde zu empfangen vermein
beide Empfänger täuſchen ſich; denn der Herzog e
Schlaftrunk, Albertus das Gift, ſodaß Letzterer auf
der Mörder der Geliebten wird. So hat Gevatter
übermüthigen Heilkünſtler überwunden, ja ihn ſelbſt
gewonnen. Albertus ſtirbt freilich mit der Verſich
gehe in ein beſſeres Leben; allein die Moral der gan

iſt doch eben nur: „Wir müſſen halt Alle ſterben." So was hört ſich nun in der einfach kindlichen Rede des beſcheidenen Märchens ganz ernſtlich und ganz bedeutſam an; aber die anſpruchsvolle Form des Dramas will ſich damit durchaus nicht vertragen, und was dort ein ſinniges Wort, wird hier eine triviale Redensart. Darum legt man dieſes Pocci'ſche Werkchen trotz vielfacher Schönheiten, die ihm eigen ſind, mit entſchiedenem Misbehagen aus der Hand, ein Misbehagen, das ſelbſt nicht gehoben wird, wenn man das Ganze als einen Scherz, einen Schwank anſieht; denn wenn letzteres in der Abſicht des Verfaſſers gelegen, ſo hat er dann wiederum den rechten Ton verfehlt. Märchen dramatiſch zu geſtalten, iſt darum ſo ſchwer, weil es ſtets einen widerwärtigen Eindruck macht, einen ernſten Mann wie ein ſpielendes Kind reden zu hören, und die Kunſt des Dichters dieſen Eindruck eben nicht aufkommen laſſen darf.

15. Originalluſtſpiele von L. Feldmann. Siebenter Band. Neue Folge. Erſter Band. Berlin, Stage. 1855. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Aeltere und neuere Schwänke des beliebten Autors füllen dieſen Band, darunter die oft und gern geſehene Poſſe „Ein Filz als Praſſer", und auch diesmal hat Feldmann ſein Buch mit einer Fülle heiterer Laune und munterer Witze ausgeſtattet; nur hat dieſer ganze Zweig der Dramatik unſers Dafürhaltens eigentlich nur auf den Bretern und für die Breter einen Werth, während die Literatur nicht eben zu klagen braucht, wenn ſie ganz damit verſchont bliebe.

16. Winterkönig. Trauerſpiel in fünf Acten von Albert Türcke. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1856. Gr. 16. 24 Ngr.

Die Fabel dieſes Trauerſpiels iſt die unglückliche Geſchichte Friedrich's V. von der Pfalz, des Winterkönigs, und die leitende Idee ſcheint zu ſein, daß ein an ſich ſchwankender und unfertiger Charakter dennoch unter dem Drucke des Verhängniſſes eine Kraft und Stärke gewinnen könne, die ihn hoch über ſich, ja ſelbſt über Diejenigen erhebt, welche vordem in charakterieller Beziehung weit über dem alſo Geläuterten ſich zu denken allen Grund hatten. So ethiſch wahr und bedeutend auch dieſer Satz iſt und ſo entſchieden er gerade für die dramatiſche Bearbeitung ſich eignet, ſo hat ihn doch der Dichter durchaus nicht zu kräftiger und überzeugender Geltung gebracht; denn in dem Maße als der ſchwächliche, unſelbſtändige, wetterfahnenartig ſchwankende und gänzlich unter der Botmäßigkeit ſeiner Gattin ſtehende Friedrich mit großer Gewandtheit, Feinheit und Conſequenz gezeichnet iſt, ſodaß ſeine Perſönlichkeit nach dieſer Seite hin vollkommen klar und anſchaulich hervortritt, in demſelben Maße fehlt dem aus ſeiner Schwäche und Abhängigkeit ſich herausarbeitenden Friedrich, vor welchem — an ſich gewiß ein ſchöner Zug des Poeten — zuletzt ſeine eigene, ihm vordem ſtets mit Verachtung begegnende Gattin in Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe kniet, die kräftige thatſächliche, packende, zum vollſten Glauben hinreißende Realität der Schilderung, und deshalb ſcheiden wir von dem ſterbenden Dulder nicht mit derjenigen Rührung und Erhebung, die wir ihm gegenüber unſtreitig empfinden würden, wenn er die zweite Hälfte ſeiner dramatiſchen Bethätigung ebenſo conſequent durchlebte wie die erſte. So fällt für Friedrich in unſerer Dichtung die Eigenſchaft als Held derſelben zuſammen und wir müſſen ſeine Gattin, die ſtolze Eliſabeth von England, als Heldin der Tragödie betrachten. Dies herriſche Gemüth, von den goldenen Träumen der Königsglorie erfüllt, bürdet, den Gatten als Mittel benutzend, auf dieſen ſchwachen Charakter eine Laſt und eine Aufgabe, welcher er nicht gewachſen iſt. Hierin beruht Eliſabeth's Doppelſchuld, und wie ſie auch mit herriſcher Kraft den Gatten gleichſam zu erſetzen und für ihn zu regieren verſteht, die Nemeſis ereilt ſie bald, und flüchtig und verfolgt muß ſich ihr ſtolzer Geiſt vor Demjenigen noch beugen, den ſie ſo tief unter ſich wähnte, vor ihrem Gatten; hierin aber liegt zugleich neben dem verwirkten Gerichte der ſtrafenden Vorſehung für Eliſabeth ihre Verſöhnung: ihrem gebeugten Stolze, ihrer Demüthigung entkeimt die Liebe zu Friedrich, den ſie vordem weder geachtet noch geliebt hatte. Da aber ihre Schuld den Segen dieſer Liebe verwirkt hat, ſo entreißt ihr der Tod, als letzter tragiſcher Richter, den Gegenſtand dieſer Liebe. Demnach erfüllt die Geſtalt der Eliſabeth an ſich alle Anfoderungen einer tragiſchen Heldin und iſt ganz trefflich mit echt künſtleriſcher Conſequenz bis zum Ende durchgeführt. Ein Gleiches muß mit Ausnahme Friedrich's von allen andern Perſönlichkeiten dieſes Trauerſpiels gerühmt werden, und die Volks- und Kriegsrathsſcenen deſſelben ſind von jener Friſche, Unmittelbarkeit und hiſtoriſchen Wärme, die wir ſchon an einer frühern Arbeit dieſes talentvollen Poeten freudig anerkannt haben. Die edle deutſche hochſittliche Geſinnung, welche die vorliegende Dichtung beſeelt, wollen wir nicht unterlaſſen mit gebührendem Lobe hervorzuheben; in unſerer Zeit der Geſinnungsloſigkeit iſt eine ſolche friſche, fröhliche, fromme Ueberzeugung gar zu erquicklich, umſomehr, wenn ſie vom Fittige einer reinen und geſunden Poeſie getragen wird. Wir mußten in einer unſerer letzten Beſprechungen unſern Dichter tadeln und warnen; es wäre uns lieb, wenn unſere wohlgemeinte Warnung dem „Winterkönig" zugute gekommen wäre, der uns als ein unleugbarer Fortſchritt Türcke's erſcheint, wenn auch noch viel zu thun bleibt, ehe dieſes erfreuliche Talent ſein Ziel erreicht hat.

17. Charlotte Corday. Eine hiſtoriſche Tragödie in fünf Acten von Ernſt Rommel. Hannover, Lohſe. 1856. 16. 25 Ngr.

So wenig ſich Rommel poetiſche Stimmung, Schwung der Rede und Gabe zu charakteriſiren, wie ſie ſein Marat und ſeine Revolutionsſcenen verrathen, abſprechen laſſen, ſo wenig iſt doch dieſe „Charlotte Corday" ein Drama. Denn das darf man doch zum mindeſten von einer tragiſchen Heldin verlangen, daß ſie menſchliche Wärme inſichträgt; dieſe Charlotte Corday hat davon nichts; ein dumpfes ſomnambules Brüten, ein ekſtatiſches Declamiren und Peroriren, Dinge, in welchen ſich unſere Heroine gefällt, ſchaffen weder eine Perſönlichkeit noch einen perſönlichen Antheil. Die bloße „fixe Idee", die ſich nicht zum klaren Gedanken oder zur erhabenen Empfindung erweitert, wird zur mediciniſchen Abhandlung, zur reinen Krankheitsgeſchichte, und wenn auch geniale Behandlung eine Tragödie der „fixen Idee" ſchaffen könnte, ſo möchte dem Talente Derartiges niemals gelingen; auch ſcheint es, als ob Rommel eine ſolche Aufgabe ſich nicht geſtellt hätte. Sodann iſt ſeine Heldin viel zu allgemein gehalten, ſchwimmt viel zu nußſchalenartig auf der großen Waſſerfläche der ſogenannten Philanthropie, und ſelbſt ihr Patriotismus, den der Autor als wirkſamſtes Motiv hätte recht ſcharf beleuchten ſollen, verliert in dieſer Verdunſtung ſeine Bedeutung. So geſchieht es, daß ihre heroiſche That weder rührt noch erſchüttert, ja daß man mit einem gewiſſen Mitleid ihr Opfer fallen ſieht und nicht umhin kann, mit den jammernden Weibern an der Leiche Marat's einigen Antheil zu haben. Nun verkühlt ſich die Heldin immer mehr, dehnt ſich immer abſichtlicher zur weſenloſen Abſtraction aus, welcher auch nicht der mindeſte menſchliche Antheil aufs Blutgerüſt folgt. Dies Weib iſt eben kein Weib, ſondern eine Maſchine, ein Begriff; ſie iſt in ihrer Unſelbſtändigkeit zugleich ohne Schuld, ſie ragt nicht wie eine erhabenere Perſönlichkeit, ſondern wie ein rieſiges Geſpenſt über ihre Umgebungen empor, die allerdings außer Marat von unſerm Autor auch ſehr unbedeutend gehalten ſind. Deshalb gewinnt Marat ihr gegenüber ſo entſchieden das Feld; denn das iſt doch ein Menſch, ein teufliſcher, entſetzlicher zwar, aber ein Menſch, deſſen Haß reale, menſchliche, dramatiſche Motive hat. Möge ſich Rommel, der durchaus nicht ohne Begabung iſt, vor jener

aufblähenden und auflöſenden Methode hüten, die aus Hang nach Originalität mit geſuchter Geiſtreichigkeit und aufgeſchwollener Rhetorik Dunſtgebilde erzeugt, die vor dem beſonnenen und feſten Blicke in leeres Nichts zerplatzen. Dieſe Phraſenfütterung iſt doch wol höchſtens nur überſpannten Secundanern zuzumuthen. 19.

Zur Frauenliteratur.

1. Die Frauen und ihr Beruf. Ein Buch der weiblichen Erziehung. In zuſammenhängenden Aufſätzen niedergeſchrieben von Frauenhand. Zweite vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1856. 16. 24 Ngr.
2. Arbeitende Frauen aus dem letzten halben Jahrhundert. Mittheilungen aus ihrem Leben von Clara Lucas Balfour. Aus dem Engliſchen. Berlin, Schlawitz. 1855. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
3. Bibliothek für die deutſche Frauenwelt. Herausgegeben von Claire von Glümer. Erſter Band: Mythologie der Deutſchen. Leipzig, O. Wigand. 1856. 8. 1 Thlr.
4. Die Freimaurerei der Frauen. Roman von Charles Monſelet. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Ferdinand Heine. Vier Bändchen. Leipzig, Kollmann. 1856. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn ſich, was von der Frau im Einzelnen gilt, daß nämlich diejenige die beſte ſei, von der am wenigſten geſprochen werde, auch auf ganze Generationen anwenden läßt, ſo muß es um die Frauen unſerer Zeit ſehr ſchlecht beſtellt ſein; denn es iſt wol kaum zu irgendeiner Zeit über das weibliche Geſchlecht überhaupt und namentlich über die Mittel, durch die es zu beſſern, zu veredeln und zu heben iſt, ſoviel geſprochen und geſchrieben worden als gerade jetzt. Da dieſe Schriften zum großen Theil von Frauen ſelbſt herrühren und auch in dieſen die Frauen unſerer Tage nicht im beſten Lichte geſchildert werden, ſo muß wol etwas Wahres daran ſein; aber trotzdem will es mir ſcheinen, als ob denn doch die Sache nicht ganz ſo ſchlimm wäre, als ſie gemacht wird, und als ob ſich hierbei die Geſchichte vom „kranken Manne" wiederholte, den man nur darum für ſo krank ausgab, um an ihm nach Belieben curiren, experimentiren und lucriren zu können. Gewiß gibt es unter den Frauen ſolcher Individuen, die ihren Beruf nicht erfüllen, eine größere Anzahl als wünſchenswerth iſt; ob ihrer aber gerade mehr ſind, als es gleiche Individuen unter den Männern gibt, iſt gar ſehr die Frage, und doch hört man über die Männer und über die Art und Weiſe, wie ſie ihrem Lebensberuf entſprechen, weit weniger Klage führen, als über die Frauen, und von Schriften, die ſich eigens die Beſſerung und Veredlung des männlichen Geſchlechts zur Aufgabe ſtellten, iſt wenig oder nichts zu ſpüren. Man wirft den Frauen beſonders Leichtſinn, Vergnügungsſucht, Unluſt zur Arbeit, Mangel an Intereſſe für den Ernſt und die höhern Richtungen des Lebens, Vorliebe für das Oberflächliche, nur für den Augenblick Glänzende vor. Belege und Beiſpiele hierfür braucht man leider nicht zu ſuchen; aber iſt es unter den Männern anders und beſſer? Finden ſich unter den Frauen vielleicht mehr Putzſüchtige, ſo iſt dagegen unter den Männern die Zahl der Gourmands deſto größer; vergeuden jene mehr Zeit und Geld am Kaffee- und Theetiſch, auf Bällen, in Concerten, im Theater u. ſ. w., ſo ſind dieſe gewiß nicht ſparſamer am Spieltiſch, in Wein- und Bierhäuſern, kurz allen den Tummelplätzen der noblen und ignoblen Paſſionen; zeigen ſich jene nicht ſelten in Küche, Keller und Kinderſtube ſäumig, ſo fehlt es unter dieſen auch nicht an ſolchen, die ihre Werkſtätte, ihr Contor, ihr Bureau vernachläſſigen; kurz, wollte man beide gegeneinander abwägen, es dürfte das Zünglein der Wage ſchwerlich zu Gunſten der Männer ausſchlagen, in manchem Betracht jetzt ſogar umgekehrt. Sieht man es z. B. als eine höhere Aufgabe des Menſchen an, nicht blos dem Erwerb, nicht blos der Sorge fü die materiellen Bedürfniſſe, nicht blos den engen Grenzen de Berufsgeſchäfts anzugehören, ſondern auch Sinn und Intereſſ für das Allgemeine und Höhere, für den Geſammtfortſchritt i Kunſt, Wiſſenſchaft und Sitte zu hegen, ſo iſt unverkennba daß in dieſer Beziehung die Frauen jetzt weit achtungswerthe daſtehen als die Männer; denn die Zahl der Männer, die ſich außer für ihr Fach, noch für etwas Anderes intereſſiren, i außerordentlich gering, während ſich unter den Frauen wirklich ein anerkennungswerther Trieb über das Einſeitige, Beſchränkte und Gemeine hinaus regt und geltend macht, de es denn auch iſt, welcher die Maſſe der Schriften, die von für oder über Frauen geſchrieben werden, hervorgerufen hat Nach unſern Beobachtungen haben die meiſten der Uebel, a denen unſere Geſellſchaft jetzt krankt und die man mehr ode minder geneigt iſt, den Frauen zum Vorwurf zu machen, i jener Gleichgültigkeit der Männer gegen die Grundbedingungen einer allgemeinen Bildung, namentlich gegen die Intereſſe der Kunſt, der Poeſie und der Geſammtwiſſenſchaft ihren Grund Solange die Männer in dieſer Hinſicht anders waren, fehlt es auch bei den Frauen nie an Sinn für das Höhere. Seitdem aber die Männer, zum Theil aus dem guten Grunde einer blos oberflächlichen, encyklopädiſchen Bildung zu entfliehen, zum Theil aber auch aus Bequemlichkeit und Bornirtheit immer mehr in irgendein einzelnes Fachſtudium oder Geſchäf ſich vergruben und verſäumten, im Hauſe und in der Geſellſchaft anregend und bildend auf die Frauen einzuwirken, mußt ſich natürlich der Sinn und Geſchmack der Frauen auf etwa Anderes, auf Putz, Luxus, Stadtneuigkeiten u. ſ. w. richten oder, wenn er den frühern Objecten, Kunſt, Poeſie, Theate u. ſ. w., treublieb, ohne die leitende Hand der Männer au allerhand Abwege in dieſen Gebieten verirren. Wenn es alſ in dieſem Betracht um den Frauengeſchmack längere Zeit hindurch recht ſchlecht beſtellt war, trifft die Schuld weniger ſi als die Männer; und wenn ſie jetzt, weil ſie ſich der niedern Stufe und Verflachung, zu der ſie herabgeſunken, bewußt ge worden, neu emporzuraffen und durch ſich ſelbſt einen höhern Standpunkt wieder zu erringen ſuchen, ſo gehen ſie den Männern eher voran, als daß ſie hinter ihnen zurückblieben, un es ſcheint mir daher nicht ganz gerecht zu ſein, wenn man was an unſern ſocialen Verhältniſſen faul iſt, vorzugsweiſ den Frauen aufbürdet und ſie dafür verantwortlich macht. Doch wie dem auch immer ſein möge, jedenfalls kann es nich ſchaden, daß von irgendeiner Seite der Anfang zur Umkeh gemacht wird. Erreichen die Frauen wirklich Das, was ſi erſtreben, ſo müſſen auch die Männer ihnen nachfolgen; ja ſi folgen ihnen, wenn auch vor der Hand mehr aus Speculatio als aus innerm Drange, ſchon jetzt, indem ſie, was inzwiſchen die einzelnen Wiſſenſchaften jede für ſich errungen haben, i populärer Form auch den Frauen zuzuführen und dadurch z einem Gemeingut aller Gebildeten zu machen ſuchen. Heißen wir daher immer die Frauenliteratur willkommen; auch ſi wird ihre guten Früchte tragen, wenn auch nicht immer i der von den Autoren beabſichtigten Weiſe.

Unter den hier zur Anzeige kommenden Schriften dieſe Literaturzweigs hat ſich die erſte, deren Verfaſſerin Luiſe Büchner iſt, durch die ihr zutheil gewordene günſtige Aufnahme, die in kurzer Zeit eine zweite Auflage nöthig machte, bereits bewährt. Das Büchlein verdient in der That dieſ weitere Verbreitung, denn es beruht im Ganzen auf geſunden Grundanſichten und enthält der richtigen Beobachtungen un beherzigenswerthen Anregungen gar viele. Die höchſte un ſchönſte Aufgabe der Frau findet die Verfaſſerin darin, da dieſelbe das Nothwendige mit dem Schönen, das Geiſtige mi dem Materiellen zu einem harmoniſchen Ganzen verbinde, den nur innerhalb eines ſolchen Wirkens könne jede ihrer natürlichen Kräfte zu ihrer völligen Entwickelung gelangen. Si will die Frau nicht zum Manne machen, verlangt vielmehr,

daß die Frau ſtets den von der Natur ihr beſtimmten Wirkungskreis im Auge behalte, jedoch hierbei von dem Bewußtſein getragen werde, daß derſelbe nicht minder wichtig ſei als der männliche und mit demſelben Ernſt, derſelben Kraft und Ausdauer auszufüllen erſtrebt werden müſſe. Was der Staat und die Geſellſchaft vom Manne fodere, das Nämliche fodere das Haus und die Geſellſchaft von der Frau. „Wie aber“, fragt ſie, „kann dieſer Foderung genügt werden bei Grundſätzen, welche zu dem Manne ſprechen: Du mußt arbeiten, ringen, ſtreben, des Lebens Ernſt erfaſſen! und zu der Frau: Du zartes Weſen biſt geboren, poetiſch zu ſein, zu tändeln, Toilette zu machen, Klavier zu ſpielen, franzöſiſch zu plaudern, und wie die ganze Ammenweisheit unſerer vornehmen Mütter und Gouvernanten heißt.“ Gegen dieſe moderne Verzärtelung und Verpimpelung der jungen Mädchen in der Familie wie im Inſtitut kämpft daher die Verfaſſerin am eifrigſten. Mit Nachdruck betont ſie die Foderung, daß man das Weib von früheſter Kindheit an mit dem Ernſt des Lebensberufs bekannt machen müſſe. „Man ſage“, verlangt ſie, „dem Mädchen wie dem Knaben von früheſter Jugend an: Du darfſt nicht blos Blume ſein, welche gedankenlos ihren ſüßen Duft ausſtrömt, ſondern du ſollſt zur Frucht werden, daran die Welt Theil und Gewinn hat. Die Geſammtheit hat ein Anrecht an dich, ſo gut wie an dem Manne, erfülle es auf deinem Gebiete und du biſt ein ebenſo nützliches Glied der Geſellſchaft als er. Wo kann nun dieſes Gebiet anders liegen, als in der Erfüllung der häuslichen Pflichten in ihrer vollſten Ausdehnung, als in dem Berufe der Frau als Mutter und Erzieherin?“ Damit dieſes erreicht werde, dringt ſie beſonders auf eine längere Ausdehnung der Erziehungszeit und rügt mit Recht, daß die Erziehung der Frauen gerade in dem Alter aufzuhören pflege, in welchem das Lernen erſt einen höhern Reiz gewinne und der mächtigſte Hebel zur Vervollkommnung werde. „Was können ſie uns nützen, jene jungen Kinder“, ſagt ſie, „die aus der Schule heraus nicht eilig genug ins Leben treten können, ohne Ahnung eines höhern Berufs, eines ernſtern Strebens? Aus ihren Reihen wird nur ſelten die tüchtige Mutter, das echte Weib hervorgehen. Trunken vom Glanze der Ball- und Geſellſchaftsſäle ſchweben ſie dahin, Roſen im Haare, im weißen flatternden Gewande; aber wol ſelten birgt ſich darunter das ſtarke Herz, die hochbeſchwingte Seele, deren die Frau doch ſo ſehr, ſo nothwendig bedarf. Wie lieblich rauſchen einige Jahre dahin, leicht beſchuht und voll Glanz, aber die Scene muß ſich ändern, das wirkliche Leben klopft an die Pforten. Wie Viele dann wird es zum Kampfe mit ſich bereit finden?“ Frühzeitige Gewöhnung zur Arbeit und Thätigkeit und insbeſondere Erziehung fürs Haus und die häuslichen Geſchäfte gelten ihr daher als Grundbedingung für die Erreichung des ihr vorſchwebenden Ziels. Die Sorge für das Solide muß in dieſer Beziehung früher ausgebildet werden als der Sinn für das Schimmernde und Glänzende, der Ordnung und Reinlichkeit iſt ein höherer Werth beizulegen als der Eleganz und dem Luxus, das Näh- und Strickzeug muß für wichtiger gelten als das Blendwerk zeitraubender Stickereien. Neben dieſer praktiſchen Ausbildung darf aber auch die geiſtige nicht verſäumt werden, und zwar muß auch hier das Gründliche und Gediegene vor Dem, was blos für den Schein und Effect berechnet iſt, den Vorzug erhalten. Eine ganz gründliche Kenntniß der Weltgeſchichte und der Mutterſprache, der Geographie, der allgemeinen Naturgeſetze und der claſſiſchen Literatur des Vaterlandes — dies bezeichnet die Verfaſſerin als das Erſte und Nothwendigſte und polemiſirt entſchieden gegen die jetzt beliebte Erziehungsmethode, die fremde Sprachen, Muſik, Geſang u. ſ. w. in den Vordergrund ſtellt. „Ein bischen franzöſiſch plaudern und einen ſchlecht ſtiliſirten, unorthographiſchen Brief ſchreiben, Liſzt und Thalberg ſpielen und Schiller und Goethe kaum dem Namen nach kennen, das iſt die ſtrafwürdigſte Zerſplitterung, die grenzenloſeſte Verwirrung, welcher der weibliche Bildungsgang anheimfallen kann.“ Mit Nachdruck eifert ſie gegen alles halbe Wiſſen und Können. Nur wenn Talent und Umſtände eine gründliche Ausbildung in den Künſten und fremden Sprachen geſtatten, iſt ſie für die Hereinziehung derſelben in den Kreis des Unterrichts. Sie fodert überhaupt von der Frau, nicht daß ſie viel wiſſe, ſondern daß ſie Das, was ſie weiß, klar und ordentlich wiſſe. Ganz dieſelben Grundſätze entwickelt nun die Verfaſſerin auch über die Stellung und Aufgabe der Frauen im geſelligen Leben, in der Ehe, als Mutter und Gattin, als Unverheirathete u. ſ. w. Man kann hier im Einzelnen zuweilen von ihren Anſichten abweichen, manche ihrer Schilderungen der wirklichen Zuſtände übertrieben finden, im Ganzen wird man ſtets ein redliches Kämpfen für das Echte und Stichhaltige gegenüber dem Beſtechenden und Blendenden anerkennen und ein Durchdringen ihrer Beſtrebungen wünſchen müſſen.

Die zweite der uns hier vorliegenden Schriften befindet ſich mit der eben beſprochenen inſofern auf gleichem Standpunkte, als ſie gleichfalls die Arbeit für die Geſammtheit als den höhern Beruf der Frauen anſieht. „Mag es ſonſt auch Müßiggänger geben“, heißt es in der Vorrede, „das Weib, ſofern es ſeiner Pflicht getreu iſt, muß arbeiten. Die erhabene Bedeutung der Arbeit muß vollſtändig von ihr begriffen werden, denn von dem richtigen Gebrauch ihrer Fähigkeiten wird der geſunde Fortſchritt der menſchlichen Geſellſchaft abhängen.“ Daß die Frau nicht minder als der Mann zum Handeln und Arbeiten befähigt, überhaupt zu allen guten Werken, welche die Erde dem Himmel näher bringen, geſchickt und namentlich auch zur Reformation der ſocialen Verhältniſſe mitberufen ſei, dies zu beweiſen iſt der eigentliche Zweck dieſes Buchs; jedoch ſucht die Verfaſſerin denſelben nicht auf theoretiſchem Wege zu erreichen, ſondern dadurch, daß ſie uns eine Reihe von Frauen vorführt, die ſich eben durch ihre unermüdliche Thätigkeit und Arbeit um die Erziehung des Menſchengeſchlechts und die Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe innerhalb ihres Vaterlandes unvergeßliche Verdienſte erworben haben. Die Frauen, mit deren Biographien und Charakteriſtiken wir hier bekannt gemacht werden, ſind Mrs. Trimmer, Mrs. Hanna More und ihre Schweſtern, Mrs. Barbauld, Eliſabeth Smith, Charlotte Eliſabeth, Mrs. Sherman, Mrs. Mary Lundie Duncan, Sara Martin, Mrs. Anna H. Judſon und Hanna Kilham, ſämmtlich ſolche, die vorzugsweiſe als „weibliche Philanthropen, Lehrer, Reformatoren und Miſſionare“ gewirkt haben und in dieſer Beziehung als „Repräſentativfrauen“ gelten können. Alle dieſe Lebensbilder ſind mit eingehender Liebe gezeichnet und charakteriſiren den Standpunkt der Verfaſſerin als den einer chriſtlich-religiöſen Humanität. Sie enthalten der erhebenden und zur Nacheiferung anregenden Züge gar viele und verdienen von den Frauen geleſen und beherzigt zu werden, obſchon ſie Denen, die in der Lectüre blos Unterhaltung ſuchen, nicht gerade durch eine Fülle intereſſanter Thatſachen entgegenkommen.

Die dritte der hier zur Anzeige kommenden Schriften iſt der erſte Band einer ausdrücklich der deutſchen Frauenwelt gewidmeten Bibliothek.*) Was ſie beabſichtigt, entwickelt ein „An die Leſerinnen“ gerichtetes Vorwort. Die Bildungsmittel der Frauen, heißt es darin, ſeien im Allgemeinen ſparſam gemeſſen; die beſte Erziehung, die der Familie und der Geſelligkeit, ſei in den meiſten Kreiſen verkümmert; die modiſchen Vorleſungen ſowie gute Schauſpiele, Kunſtvorſtellungen u. ſ. w. immer nur Einzelnen, Bevorzugten zugänglich, und ſo bleibe faſt nur die Lectüre. Aber auch hier ſtelle ſich der Wißbegierde und der Liebe zur Poeſie manche Schwierigkeit entgegen. Es ſei

---

*) Inzwiſchen ſind von dieſer Bibliothek fünf weitere Bändchen erſchienen unter den Titeln: „Johnſton's chemiſche Bilder aus dem täglichen Leben. Für Frauen bearbeitet von S. Auguſtin“ (zwei Bändchen); „Album einer deutſchen Fürſtin“; „Briefe über weibliche Bildung und Erziehung“, von Eliſe von Gleichen und „Berühmte Frauen“, von Claire von Glümer. D. Red.

ſchwer, aus der Ueberfülle der Bücher das Paſſende herauszufinden und zu erlangen; größtentheils müſſe man ſich auf die Unterhaltungslectüre der Leihbibliotheken beſchränken. Das könne aber nicht genügen, ja oft gefährlich werden. Um nun den Frauen mehr zu bieten und in der Wahl ihrer Lectüre behülflich zu ſein, ſei dieſe Bibliothek gegründet. Als die Gegenſtände, die vorzugsweiſe in ihren Kreis gezogen werden ſollen, werden genannt: Biographien berühmter Männer und Frauen, Reiſeberichte aus fernen Ländern, Sittenſchilderungen, Literatur- und Kunſtgeſchichte, Sage und Weltgeſchichte, Poeſie und Naturwiſſenſchaft; auch die ausländiſche Literatur und der gute Roman ſollen nicht ausgeſchloſſen ſein, und nie ſoll etwas aufgenommen werden, was nicht auch jungen Damen unbedenklich in die Hände gegeben werden könne. Die Mitwirkung namhafter Schriftſteller wird verſprochen. Dies der Plan. Die Ausführung beginnt mit einer populären Darſtellung der „Mythologie der Deutſchen“. Man kann fragen, warum gerade hiermit der Anfang gemacht wird und ob es nicht in der Reihe der den Frauen wiſſenswürdigen Dinge gar manche gibt, die den Vorzug verdient hätten; ſieht man aber hiervon ab, ſo empfiehlt ſich die Bibliothek durch dieſen erſten Band als zweckentſprechend. Die Darſtellung iſt leicht und natürlich und führt mit Geſchick in das nicht gerade leicht überſchauliche Gebiet ein. In ſtofflicher Beziehung bilden hauptſächlich die Grimm'ſchen Arbeiten die Unterlage; die Auswahl iſt paſſend getroffen.

Die vierte der oben verzeichneten Schriften iſt ein Roman, der die Idee durchzuführen ſucht, eine wie große Macht die Frauen auszuüben im Stande ſein würden, wenn ſie ſich in ähnlicher Weiſe, wie unter den Männern die Freimaurer, zur Erreichung höherer Zwecke verbinden wollten. Dies wird nun dadurch gezeigt, daß einem jungen Wüſtling, der die Weiber nur als Werkzeuge für die Genußſucht der Männer anſieht und ſie im Uebrigen gründlich verachtet, ja ſich ſoweit an ihnen verſündigt, daß er ſeine bisherige Geliebte zum Gegenſtande eines öffentlichen Hazardſpiels macht, durch einen derartigen Geheimbund der Krieg gemacht wird. Der Roman iſt nicht ohne Talent geſchrieben, gehört aber in die Claſſe jener Erfindungen, die beſonders durch raffinirte Combinationen Effect zu erreichen ſuchen. **Adolf Zeiſing.**

Militärliteratur.

Einfall der Franzoſen in Tirol bei Martinsbruck und Nauders im Jahre 1799. Aus verlaßlichen Quellen geſchöpft und nach Urkunden bearbeitet von Alois Moriggl. Mit einer Karte des Kriegsſchauplatzes. Innsbruck, Wagner. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

Eine kleine, vom reinſten Patriotismus getragene anſpruchsloſe Schrift, deren Reinertrag von dem frommen Verfaſſer der Kirche zu Zirl, der Inhalt den braven Schützen Tirols und allen Freunden des Vaterlandes gewidmet iſt. Wir zweifeln nicht, daß ſie dort mit ihren, das ſpeciellſte Intereſſe einzelner Familien berührenden Einzelheiten großen Anklang finden und ſelbſt in mancher abgelegenen Alpenhütte mit Freuden geleſen werden wird. Das tiroler Volk hat eine Geſchichte, auf die es ſtolz ſein kann, und dieſe datirt ſich nicht erſt von der Erhebung im Jahre 1809. Ueberall, wo es galt, für das Erzhaus Oeſtreich die treue Felſenburg um Inn und Etſch zu vertheidigen, hat der tiroler „Schütz“ und „Stürmer“ freudig zu den Waffen gegriffen, und daß er auch im Feldheere als Kaiſerjäger ein trefflicher Soldat iſt, weiß die Kriegsgeſchichte zu rühmen. So finden wir es gerechtfertigt, daß er gern von den Waffenthaten ſeiner Väter erzählen hört, und eine ſolche Erzählung wird ihm hier geboten. Aber auch im weitern Deutſchland intereſſirt man ſich für das treuherzige, liebenswürdige Volk und wird die kleine, in den echteſten Localfarben gehaltene Skizze

des „Frühmeſſers von Zirl“ nicht ohne Antheil leſ
ſonders die Wehrverfaſſung von Tirol anſchaulich
Soldat iſt der Autor nicht, ſondern geiſtlicher
hat einen Beitrag zur Kriegsgeſchichte nicht ſchrei
doch bringt er manchen trefflich dahin einſchlagende
einen Blick in diejenigen Regionen thun läßt, wel
Kriegshiſtorikern nur zu ſehr außer Acht gelaſſen
die Regionen der moraliſchen Triebfedern und der
keiten. Solche ergeben ſich aber nicht aus officielle
und Tagebüchern, welche gewöhnlich die Hauptque
Kriegsgeſchichtſchreibung ſind, ſondern aus Privat
gen und mündlichen Mittheilungen. Es war ein
Idee, welche ein früherer Landgraf von Heſſen in ſe
zur Ausführung brachte, nämlich in jeder Ortſcha
ranen ihre Erlebniſſe aus den Kriegsjahren ihre
gewiſſermaßen zu Protokoll geben zu laſſen, ſchä
terial, das jedoch einer ſtrengen Sichtung und Kri
Aus ähnlichen Mittheilungen iſt großentheils das
liegende Werk entſtanden.

Als ſich die zweite Coalition gegen die fran
publik 1798 vorbereitete, traten die „hohen Stä
zu Innsbruck zuſammen und entwarfen ein Proviſion
verfaſſungsmäßigen Vertheidigungsplane, unter d
des Gouverneurs und k. k. Hofcommiſſars in Def
legenheiten des Landes, Grafen von Biſſingen, und
hauptmanns Grafen Paris von Wolkenſtein. D
die Mannſchaft zu der zu organiſirenden Landesm
ſten, zweiten, dritten und vierten Zuzugs von den
mit Beiziehung der Gerichtsausſchüſſe gewählt, in
bracht und in Compagnien von Landesſchützen u
vertheidigern eingetheilt werden. Die Landesſchütze
auch nur innerhalb der Grenzen Tirols zum Krieg
pflichtet und es hängt von ihrem freien Willen ab,
ſeit derſelben dem Linienheere folgen wollen: um ſo
daß 1799 an 1500 Mann von den mobilgemach
ſchützencompagnien zum Angriff auf die franzöſiſch
gen im Engadin, nachdem Tirol bereits von den
freit war, mitgewirkt haben. Der Landſturm oder d
maſſe“, deſſen Mannſchaften Landesvertheidiger, v
mer“ genannt ſind, wird nur bei unmittelbarer
Grenzgerichte aufgeboten und, ſobald es irgend
wieder entlaſſen. Gewöhnlich werden zuerſt zur
Schützencompagnien Freiwillige aufgerufen, denen
richtskaſſe eine Zulage, welche für den Dienſt au
Gerichts noch zu erhöhen iſt, bewilligt wird. Ihre
zum Hauptmann erwählen die Compagnien ſelbſt, S
zur Führung mehrer vereinten Compagnien werd
Landſchaft ernannt.

Welchen rühmlichen Antheil die braven Einwo
von Mitte März 1799, wo die erſten Schützencom
dem Angriffe Lecourbe's auf die Stellung bei N
ins Gefecht kamen, bis Mitte Mai, wo die Tirol
ſtürmung des Lucienſteigs durch Hotze in ihre
rückkehrten, namentlich die des Grenzgerichts N
welches der Verfaſſer vorzugsweiſe im Auge hat,
haben, ſchildert er mit den genaueſten Einzelheiten
dabei viele Namen von Männern, die ſich vorzüglich
net oder beſondere Schickſale erfahren haben, und
Gräuel, deren ſich die Franzoſen damals in Tirol
macht, mit brennenden Farben. Ueber die Heer
Tirol, welche 1799 bekanntlich ſehr ſchwachen Hä
traut war, äußert er ſich, geſtützt auf die gewichtig
des Erzherzogs Karl, mit Freimuth und fügt in
den General de Briey, welcher, von den Tirolern
genannt, noch jetzt in übelm Andenken ſteht, dem
chen charakteriſtiſchen Strich bei. So wollte der Ge
Bauer, der ihn auf einen unbeſetzten Paß im G
krumme Thal, welches die Feinde benutzen konnte
ſam machte und dringend bat, Mannſchaft dorthin

durch die Wache „einige hinaufmeſſen laſſen“, und als Loiſon wirklich jene Umgehung gemacht und Lecourbe den Poſten von Kneſevich bei Martinsbruck überwältigt hatte, fragte derſelbe General in völliger Rathloſigkeit den an ſeinen Truppen vorübereilenden Landrichter: „Herr Pfleger, was ſoll ich machen?“ Er erhielt die barſche Antwort: „Das muß der General wiſſen und nicht der Pfleger!“ und trat den Rückzug an. Ob die Einwohner, die ein ſolcher Befehlshaber ſchützen, oder die braven Truppen, die er führen ſoll, mehr zu beklagen ſind, iſt die Frage.

Die beiden letzten Abſchnitte des Buchs ſind bezeichnet: „Balſam auf brennende Wunden“ und „Edle Thaten“. Im erſten werden die Spenden bezeichnet, die nach dem Beiſpiele des Kaiſers, welcher 20,000 Fl. anwies, von vielen Seiten den hart mitgenommenen Gerichtsbezirken, deren Schaden amtlich auf 619,829 Fl. ermittelt war, zugefloſſen ſind. Der Titel des letzten Abſchnitts bezeichnet den Inhalt. Daß der Verfaſſer zuweilen, wenn es die Gelegenheit gibt, mit einem gewiſſen Humor erzählt, gereicht ihm gewiß bei ſeinen ebenſo luſtigen als tapfern Landsleuten zur Empfehlung. Dem Norddeutſchen iſt er wegen mancher unverſtändlichen Provinzialismen nicht immer zuſagend. 54.

Notizen.

Achim von Arnim's Novellen in Frankreich.

Achim von Arnim's Novellen, von dem jüngern Gautier unter dem Titel „Contes bizarres“ überſetzt, ſcheinen trotz Henri Blaze's und Heinrich Heine's Empfehlungen in Frankreich kein beſonderes Glück machen zu wollen; wenigſtens werden ſie den Novellen Hoffmann's keine gefährlichen Rivalen ſein. Victor Fournel beurtheilt ſie in der „Revue contemporaine“, kommt auch auf „Die Majoratserben“ zu ſprechen und ſagt dann: „Der Titel dieſer letztern Erzählung erinnert an Hoffmann's Novelle «Das Majorat» und fodert dadurch zu einem gefährlichen Vergleiche auf, der, man muß es geſtehen, nicht zum Vortheil Arnim's ausfällt; man findet bei ihm weder die menſchlichen Seiten, noch die anziehenden Charaktere, noch die innerliche Bewegung, noch die Originalität und den Humor, noch die erſchütternden Effecte, wie ſie dem Meiſter dieſes Genre eigen ſind. Alles in Allem genommen glauben wir, Achim von Arnim dürfte wenig dadurch gewonnen haben, daß er bekannter geworden iſt; wir glauben, daß ſein Ruf in dem Halbdunkel, das ihn verhüllte, ſich viel beſſer befunden haben würde. Wir ſind, was uns betrifft, trotz einiger Blätter in der «Isabelle d'Égypte», durchaus nicht geneigt, dem Panegyricus und den Lobſprüchen, die ihm Th. Gautier in ſeiner kurzen und pittoresken Einleitung zollt, beizuſtimmen. «Contes bizarres», dies iſt allerdings der richtige Titel für dieſe Erzählungen; beſſer konnte man das Genre nicht charakteriſiren und zugleich den Grundfehler nicht beſſer verurtheilen. Dieſe Erzählungen ſind bizarr und nichts als bizarr; ſie ſind es à froid, ſie ſind es quand même, gleich chineſiſchen Malereien gegen die Natur und die Wahrheit ſyſtematiſch verſtoßend. Unglücklicherweiſe reicht die Bizarrerie nicht hin, um Theilnahme zu erwecken, und wir fürchten, daß der Leſer dieſes Buchs zuweilen Langeweile empfinden und öfter noch in dieſem Gewühl der finſterſten und grimaſſirendſten Phantaſien ſich in ſeiner Ruhe und ſeinem Gleichmuth beeinträchtigt finden wird. Dieſe Geſchichten können höchſtens auf einen succès d'estime bei den Literaten Anſpruch, ſich aber nicht Hoffnung darauf machen, eine Popularität zu erlangen, deren ſie ſich ja ſelbſt in Deutſchland nicht erfreuen.“

Contraſte zwiſchen Literatur und Leben.

Fallmerayer warf jüngſt in der „Allgemeinen Zeitung“ die Frage auf: „Wie kommt es, daß die Despoten des Orients und der Alten Welt überhaupt ſo gern Verſe machten? Der Tyrann von Syrakus hat für ſich allein eine größere Anzahl Diſtichen und Bühnenſtücke concipirt, als die ganze Cohorte ſeiner Schmeichler und Hofpoeten insgeſammt. Tiberius war feuriger Lyriker, Nero ſchrieb Tragödien und Selim, der Padiſchah, der Grauſame, der Opiumeſſer und Vatermörder, war hinreißend im perſiſchen Ghaſelenſchwung. Nur von Nebukadnezar und Xerxes, von Dſchingis-Khan und Napoleon kennt man noch keine Poeſie.“ Indeß, ſoviel wir wiſſen, hat Napoleon in ſeiner Jugend allerdings wenigſtens Novellen ſentimentalen Inhalts und in etwas übertriebener Sprache geſchrieben, und ſoviel wir uns erinnern, ſind einige dieſer Verſuche auch in ſpäterer Zeit als Curioſitäten gedruckt worden. Goethe's „Werther“ war bekanntlich ein Lieblingsbuch des jungen Bonaparte, der ſelbſt eine zeitlang an Schwermuth und Selbſtmordgedanken litt; er hatte ihn nach eigenem Geſtändniß ſieben mal in einer der zahlreichen franzöſiſchen Ueberſetzungen durchgeleſen und kannte ihn faſt auswendig, wovon auch ſeine gegen Goethe in Erfurt perſönlich gemachten Bemerkungen zeigen. Die menſchliche Natur iſt überhaupt aus Räthſeln und Widerſprüchen zuſammengewürfelt. An dem üppigen, in den raffinirteſten Genüſſen ſchwelgenden Hofe des Ptolemäus Philadelphus ſchrieb Theokrit ſeine Schäfergedichte; auch an den ſchwelgeriſchen Höfen des vorigen Jahrhunderts liebte man vorzugsweiſe Mummereien im idylliſchen Geſchmack, und während der blutigſten Tage der Franzöſiſchen Revolution waren auf den pariſer Bühnen Stücke zärtlichen, ſchmachtenden und gefühlvollen Charakters an der Tagesordnung. Und ſteht nicht die gegenwärtig herrſchende Liebhaberei an Dorf- und Volksgeſchichten mit dem ganzen Charakter unſerer Zeit auch in einigem Widerſpruch? Nicht das Volk lieſt ſie, ſondern die Gebildeten und Vornehmen, welche dieſe derben Dorfmenſchen in einem Buche ſehr appetitlich finden, ihnen im Leben aber meiſt ſehr vorſichtig aus dem Wege gehen. H. M.

Bibliographie.

Beyſchlag, F., Haideröschen. Nachgelaſſene Gedichte. Berlin, Rauh. 16. 1 Thlr.

Dornfeld, F. Ritter v., Der Erbſchleicher. Original-Roman aus dem Jahre 1848. Linz, Huemer's Wwe. u. Danner. 1856. Gr. 8. 20 Ngr.

Kaltenbrunner, K. A., Oeſterreichiſche Feldlerchen. Lieder und Geſänge in obderennſiſcher Mundart. Nürnberg, v. Ebner. Gr. 16. 1 Thlr.

Neumeiſter, T., Die Falſchmünzer oder Schuld und Unſchuld. Eine Erzählung nach Thatſachen aus der neueren Zeit. 1ſte bis 3te Lieferung. Mit colorirten Abbildungen. Neuſalza. 8. à 2 Ngr.

Relfföl, C., Der Räuberhauptmann Joſeph Bojanowsky, des reichen Goldſchmieds Sohn, genannt: der Fuchs, oder: Der Fürſt der Todtengruft. Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus dem 18. Jahrhundert. 1ſte Lieferung. Dresden, Breyer. 8. 2½ Ngr.

Schönhuth, O. F. H., Die Sage vom Nünny Glöckly oder das Deutſchordens-Gelübde. Leipzig, Stoll. 16. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Neuenburger Frage. Bemerkungen eines bejahrten Deutſchen zunächſt für ſeine unbefangenen Landsleute. Baſel, Schabelitz. 8. 6 Ngr.

Freimund, Ernſt, Ein Preußen-Gruß an Alt-England. Berlin, Behr. Gr. 8. 5 Ngr.

Eine Stimme aus Württemberg in der Neuenburger Frage. Stuttgart, Schweizerbart. 1856. Gr. 8. 3 Ngr.

Zur Neuenburger Frage. Hiſtoriſche und rechtliche Andeutungen. Das ſchweizeriſche Memorial. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das

Staats-Recht der Preußiſchen Monarchie.

Von Dr. Ludwig von Rönne, Kammergerichtsrath.

Zweite Lieferung (Schluß des erſten Bandes).

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Erſcheinen einer noch nie verſuchten und doch dringend nöthigen **ſyſtematiſchen Bearbeitung des Preußiſchen Staats-Rechts** bedarf keiner Rechtfertigung und iſt von den competenteſten Seiten mit Freuden begrüßt worden, namentlich auch von dem berühmten Staatsrechtslehrer **Robert v. Mohl** (in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", 1856, Nr. 177). Der Verfaſſer, als juriſtiſcher und publiciſtiſcher Schriftſteller längſt rühmlichſt bekannt, zugleich mehrjähriges Mitglied der preußiſchen Erſten Kammer und Kammergerichtsrath in Berlin, war, wie auch vielfach anerkannt worden iſt, zur Abfaſſung dieſes wichtigen und ſchwierigen Werks gewiß in jeder Weiſe vorzugsweiſe geeignet und berufen. Daſſelbe erſcheint in **zwei Bänden** zu je zwei Lieferungen und wird binnen Jahresfriſt beendigt ſein; der Preis wird 5—6 Thlr. nicht überſchreiten. Ein ausführlicher **Proſpect** über das Werk und die **beiden erſten Lieferungen**, die den **erſten Band** bilden, ſowie der **erſte Band** ſelbſt in beſonderer Ausgabe ſind in allen Buchhandlungen vorräthig. Auf dem Umſchlag des erſten Bandes befindet ſich ein Auszug aus den bisher erfolgten durchgängig ſehr günſtigen **Beſprechungen** über das Werk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Eine neue illuſtrirte Jugendſchrift.

Das Märchen vom geſtiefelten Kater.

Illuſtrirt und der Jugend erzählt von Otto Speckter.

8. Cart. 20 Ngr.

Die bekannten humoriſtiſchen Zeichnungen Otto Speckter's zu dem Märchen vom geſtiefelten Kater erſcheinen hier in einer ſpeciell für die Jugend beſtimmten Ausgabe, mit dazu paſſendem Texte, und eignen ſich beſonders zu einem **trefflichen Geſchenk** für kleine und große Kinder. In England iſt eine ähnliche nach dem deutſchen Original veranſtaltete Ausgabe bereits in Tauſenden von Exemplaren verbreitet.

In demſelben Verlage erſchien:

Kinderleben. In einer Reihe von Liedern und Reimen aus alter und neuer Zeit. Geordnet und herausgegeben von **M. J. C. Volbeding.** Mit Illuſtrationen von **Ludwig Richter.** Zweite Auflage. 8. 20 Ngr.

Eine bereits in **zweiter Auflage** erſcheinende Sammlung trefflicher Kinderlieder, mit anmuthigen Zeichnungen des beliebten Künſtlers **Ludwig Richter** geſchmückt: eine Jugendſchrift, die allen Aeltern und Erziehern aufrichtig empfohlen werden kann. Der **Preis** der zweiten Auflage hat trotz der noch elegantern Ausſtattung (in feſtem Einband mit verziertem Umſchlag und Goldſchnitt) **billiger** geſtellt werden können, nämlich ſtatt 1 Thlr. auf **20 Ngr.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobſiade.

Ein groteſk-komiſches Heldengedicht in drei Theile

Dr. C. A. Kortum.

Achte Auflage. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden

Die „Jobſiade" tritt, mit den alten bekannten Holzſc
geziert, in **achter** Auflage vor das Publicum. Seit
erſt im Jahre 1784, damals anonym, erſchien, hat der Ge
in andern Regionen die weſentlichſten Aenderungen e
große Umwälzungen auf literariſchem, ſocialem, poli
und wiſſenſchaftlichem Gebiete haben ſtattgefunden: da
tum'ſche Epos aber hat ſie alle überdauert und dieſer U
allein ſchon beweiſt, daß die Farbe ſeines Humors eine ec
probehaltige iſt. Claſſiſch in ihrer Art und echtdeutſch in
Gepräge, iſt die „Jobſiade" das einzige komiſche Helder
neuerer Zeit in Deutſchland, welches dieſen Namen verdi
auf die Dauer populär geworden iſt. Immer wieder keh
Liebhaber einer naiv-humoriſtiſchen Lectüre aus den Wir
Tages zu ihr zurück, und nicht gering iſt die Zahl der t
humoriſtiſchen Schriftſteller, die aus ihr Anregung ur
ſchöpften, ſowie der Künſtler, die dadurch zu ergi
Bildern angeregt wurden, unter denen vor allen Haſen
weltberühmte, in Kupferſtich und Lithographie weitver
Genrebilder zu nennen ſind. Auch in culturgeſchichtlich
ſicht und als Spiegel ihrer Zeit behauptet die „Jobſiad
eigenthümliche Bedeutung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Brückenbaukunde in ihrem ganzen Um

Ein Handbuch für Ingenieure und Baumeiſt
H. Müller, Baucommiſſair in Bremen.
Bände. Mit einem Atlas von 98 Tafeln. (
Octav, Atlas in Folio.) 14 Thlr.

Die vier Bände auch einzeln unter folgenden Titeln

I. Die Hülfswiſſenſchaften enthaltend. Mit einem At
23 Tafeln. 4 Thlr.

II. Die Erbauung der hölzernen Brücken enthaltend
einem Atlas von 29 Tafeln. 4 Thlr.

III. Die Erbauung der ſteinernen Brücken enthaltend
einem Atlas von 20 Tafeln. 3 Thlr.

IV. Die Erbauung der eiſernen Brücken enthaltend. M
Atlas von 26 Tafeln. 3 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Harald Sängerkönig.

Das iſt das Lied von der Liebe M
Dichtung von Curt Oswalt.

8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Ein aus Balladendichtungen beſtehendes nordiſche
das allen Freunden nordiſcher Heldenſage und My
zu empfehlen iſt.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 6. — 5. Februar 1857.

Die Blätter für literariſche Unterhaltung erſcheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preiſe von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an.

Inhalt: Geſchichte der Religion und Geſchichte der neueſten Zeit. Von Schulz-Bodmer. — Max Waldau und Adolf Böttger. Von Emanuel Raulf. — Moderne ſpaniſche Romantik. — Ernſt Koſſak und die literariſche Porzellanmalerei. Von Eduard Schmidt-Weißenfels. — Dichterlooſe. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Geſchichte der Religion und Geſchichte der neueſten Zeit.

1. Geſchichte der Religion. Sechs Bücher von Johannes Scherr. Erſtes bis viertes Buch. Leipzig, O. Wigand. 1855—56. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Geſchichte der neueſten Zeit. 1815—55. Von Johannes Bumüller. Freiburg im Br., Herder. 1855. Gr. 8. 20 Ngr.
3. Bilder aus der Gegenwart. Des Marſchalls von Saint-Arnaud Leben und Charakter nach ſeinen Briefen und: Die religiöſe Bewegung in dem Geiſte des franzöſiſchen Heeres. Von K. Zell. Freiburg im Br., Herder. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Deutſche Geſchichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des Deutſchen Bundes. Von L. Häuſſer. Zweiter und dritter Theil. Berlin, Weidmann. 1855—56. Gr. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.
5. Geſchichte des 19. Jahrhunderts ſeit den wiener Verträgen. Von G. G. Gervinus. Zweiter Band. Leipzig, Engelmann. 1856. Gr. 8. 3 Thlr.
6. 1830—51. Geſchichte meiner Zeit. Von E. de Beaumont-Vaſſy. Erſter und zweiter Theil. Leipzig, O. Wigand. 1855—56. Gr. 8. 2 Thlr.

Nach den maſſenhaften Kämpfen großer Parteien, nach ihren vergeblichen Anſtrengungen für eine neue Geſtaltung von Staat, Kirche und Geſellſchaft tritt mit der Erſchlaffung des Parteigeiſtes ſtets wieder Egoismus in grellerer Weiſe und zum Theil in moraliſch widerlichen Erſcheinungen hervor. Die Menſchen zerſtreuen ſich nun nach mannichfach ſich durchkreuzenden Richtungen, um vereinzelt oder in bunt zuſammengewürfelten Gruppen und Geſellſchaften ihre Sonderzwecke zu verfolgen. Mit größerm Eifer als zuvor gehen wieder die Leute ihrem eigenſten und ſpeciellen Berufe nach, beſtehe es in der Production materieller Güter von dieſem oder jenem beſtimmten Marktpreiſe, oder in der Erzeugung und Verbreitung geiſtiger Güter vom zweifelloſeſten oder zweifelhafteſten Werthe. In Allem, was der Thätigkeit der Einzelnen oder Privatvereine überlaſſen iſt, wird fortan Großes geleiſtet. Aber da nun Jeder, auch wenn er mit Andern thätig iſt, doch nur für ſich thätig iſt, ſo tritt allzu häufig eine kalte und ſelbſtſüchtige Rückſichtsloſigkeit an die Stelle jener kameradſchaftlichen Gemeinſamkeit der Liebe und des Haſſes, wie ſie aus dem frühern Parteikampfe für umfaſſende und gemeinſchaftliche Zwecke entſprungen war. Damit entſteht zugleich das Haſchen nach materiellem Erwerbe und Genuſſe, die raſtloſe, ſich ſelbſt und Andere aufreibende Haſt einer neidiſchen Concurrenz und das noch ſchlimmere Gelüſte, ohne Arbeit reich werden zu wollen, das in Betrügereien, Schwindeleien und Spielſucht zutage tritt. Das iſt nun jener Mammonsdienſt, der nach den großen Kriegen der Revolution und des erſten franzöſiſchen Kaiſerthums ſchon während der Reſtauration ſeine Orgien zu feiern begann, der ſich jetzt unter dem Kaiſerreiche des Friedens noch rückſichtsloſer geberdet und ſich nicht ſcheut, an ſeine zumeiſt Proſtituirten goldene Siegeskränze auszutheilen. „Proſa und Selbſtſucht", ſo ſagt mit Recht der Verfaſſer von Nr. 1 (S. IX), „tragen unter den hochtönenden Namen Induſtrialismus und Mercantilismus ihre nackteſte Gemeinheit prunkend zur Schau und in allen Kirchen wird um das goldene Kalb her der Ringelreigen getanzt."

Allein dieſelbe Proſa und Selbſtſucht läßt ſich auch im Gebiete der geiſtigen Schöpfungen gewahren, wenngleich die Arbeiter auf dieſem Felde nicht immer mit bewußter Abſicht dahin ſtreben, die Wiſſenſchaft zur milchenden Kuh zu machen, oder die Kunſt zum Handwerke mit goldenem Boden herabzuſetzen. Auch an die Stelle der maſſenhaften Parteimeinungen drängen ſich nun wieder die zeitweiſe zum Schweigen gebrachten Sondermeinungen der Einzelnen, der Männer dieſes oder jenes Fachs, dieſer oder jener Confeſſion, um ſich — eine jede auf Koſten der andern — in möglichſter Ausſchließlichkeit hören

zu laſſen und geltend zu machen. In der Anarchie zwieſpältiger Anſichten, von denen ſich eine jede für den Embryo einer neuen Weltwiſſenſchaft und für allein berufen erklärt, die Menſchen, wenn nicht zu beſſern, doch zu belehren, tauchen nun, während eines faulen Friedens zwiſchen den Staaten und im Staate, an der Stelle der Welthändel jene theologiſchen, philoſophiſchen und ſonſtigen literariſchen Zänkereien auf, womit ſich die blaſirte gebildete Welt, ſei es als Mitſpieler oder als Zuſchauer, „die Leere der Stunden und die lange unendliche Zeit“ auszufüllen ſucht, die ihr der praktiſche Betrieb des Mammonsdienſtes noch übriggelaſſen hat. Beſonders ſind es die confeſſionellen Händel und die ſtreitenden Kirchen ſtatt der ſtreitenden Staaten, die, in den Vordergrund tretend, die Aufmerkſamkeit eines geneigten Publicums in Anſpruch zu nehmen ſuchen. So geſchah es in der Zeit der Reſtauration nach 1815, wie es jetzt wieder zur Zeit der Reaction ſeit 1849 geſchieht, in den endloſen Zänkereien der Poſitiven und Negativen aller Formen und Farben. Und wenn dem Allem nur ein ehrlicher Glaube, nur ein aufrichtiger, wenn auch noch ſo übertriebener Eifer zugrunde läge! Aber man kann nicht einmal an die Echtheit dieſes Eifers und jenes Glaubens glauben, ob nun hier die Ultramontanen irgendein Mirakel als ſeligmachendes Dogma feierlich verkünden, oder ob dort der Starrſinn einiger Altlutheraner durch die kirchliche Berührung mit Reformirten ſein hermelinweißes Lutherthum als „verunreinigt“ erklärt. Man kann ſich des Gedankens ſchwer erwehren, daß das Alles doch nur mechaniſch nachgemachter Fanatismus und Zelotismus iſt, daß damit auf den Bretern, welche die Welt nicht mehr ſind, aber mit Gewalt noch bedeuten ſollen, doch nur einige auswendiggelernte theologiſche Heldenrollen geſpielt werden, wofür die Claqeurs ſchon im voraus beſtellt ſind. So gewahren wir denn auch hier jenes „grauenhaft mechaniſche“ Gebahren, das der Verfaſſer der „Geſchichte der Religion“ in unſern Tagen in Allem und Jedem zu finden meint, „von den diplomatiſchen Spiegelfechtereien der ſogenannten hohen Politik an bis hinab zu dem allwärts graſſirenden ſeelenloſen Klaviergeklimper“, und jenes „Maſchinenweſen, das ſich immer inſolenter das Anſehen gibt, als könnte es den Geiſt nicht nur unterjochen, ſondern auch überflüſſig machen“. Nur ein wahrer Eifer läßt ſich aus dem Allem herausfinden: der aus doctrinärer Eitelkeit entſprungene Eifer, für jede einmal ausgeſprochene vorgefaßte Meinung Recht zu behalten, trotz einer ſehr geringen Sorge dafür, um zuvor auch Recht zu haben. Nicht blos unter den „hochtönenden Namen Induſtrialismus und Mercantilismus“ tragen alſo „Proſa und Selbſtſucht“ ihre Gemeinheit zur Schau, ſondern auch im Namen der Religion und dieſer oder jener Fachwiſſenſchaft, und der blinde Eifer für die ausſchließliche Geltendmachung der eigenen perſönlichen wie für die Verketzerung jeder andern Meinung tödtet jene höhere poetiſche Gerechtigkeit, die gerade in der freien Mannichfaltigkeit der Meinungen und der Formen ihres Ausdrucks zu-

gleich die wahre Wirklichkeit und wahre Poeſi
Menſchenlebens erkennt.

Handelt es ſich um die Löſung großer prak
Fragen, ſo iſt es für das Ganze das Beſte, fü
Einzelnen das Ehrenvollſte, ſich nach dem immer
ren Soloniſchen Grundſatze entſchieden auf die Sei
einen Partei zu ſtellen, nach der durch vorgängig
liche Prüfung gewonnenen Erkenntniß, daß ſich t
wählte Partei der andern gegenüber mehr im Rech
im Unrechte befinde. Und ſo wenig der Soldat im
danach zu fragen hat, ob und wie ihm ſein Neben
zur Rechten und Linken gefalle oder misfalle,
wenig iſt in der Zeit der Kriſis und nach getr
Wahl der Parteigenoſſe noch befugt, vor dem En
gemeinſchaftlich übernommenen Mühen und Ge
aus Reihe und Glied willkürlich herauszutreten.
in ſolchen Momenten iſt es das Schlimmſte, wa
überhaupt ereignen kann, daß der Kampf uner
den bleibt, daß zum ſpätern heftigern Ausbruch
Krankheit und ihre entſcheidende Kriſis nur
ſchleppt und verzögert werden. Iſt aber einma
Kampf um ſolche praktiſche Fragen des öffen
Lebens — gleichviel ob für immer oder nur fü
ungewiſſe Dauer eines nothgedrungenen Waff
ſtands — zu Ende, ſo iſt die mit ſtrenger Unpar
keit und Gerechtigkeit ſehr wohl vereinbare hu
Billigkeit in der Beurtheilung der Meinungen und
zeugungen von Freund und Feind für jede Part
gleich das Nützlichſte und Ehrenvollſte. Eine ſolch
parteilichkeit ſucht nun Scherr in ſeiner „Geſchich
Religion“ an den Tag zu legen, alſo, auf einen
biete, worin durch vieltauſendjährigen Hader die V
rung beſonders groß geworden iſt, worin ſich die
ſchen Knoten am allerwenigſten mit dem Schwerte
dern nur mit beſonnener Geduld und ausharrender
zur Sache löſen laſſen. Neben großer Unbefang
in der Anerkennung und Würdigung alles Große
Guten, alles ſittlich und äſthetiſch Erhebenden un
baulichen im religiöſen Leben aller Zeiten und
ſehen wir ihn in beſtimmt durchgeführter Oppoſiti
gen jedes ausſchließliche, dogmatiſch einſeitige un
ſchränkte confeſſionelle Gebahren, ſowie gegen jeden
retiſchen und mehr noch gegen jenen praktiſchen
rialismus, der alle Religioſität und jede Religion
immer in Worten, wol aber ſtets in Thaten und
dann verleugnet, wenn er ſich äußerlich in die
der Frömmelei und dieſer oder jener Strenggläu
zu verlarven ſucht. Dieſe Oppoſition iſt am beſt
ſchichtlich durchzuführen, durch die Schilderung der
ſchiedenheit aller zeitlich und örtlich bedingten reli
Meinungen, durch die Darſtellung der von der G
des religiöſen Bedürfniſſes getragenen Mannichfa
in den Erſcheinungsformen des fort und fort ſch
ſchen religiöſen Gedankens. Wer ſich freilich ſcho
Leben und Sterben in ein alleinſeligmachendes D
oder in eine alleinweiſemachende Doctrin verrann
wird ſich durch die vollſtändigſte und getreueſte Ge

der Religion aus ſeinem Vorurtheile und Meinungsdünkel nicht heraustreiben laſſen. Aber ſolche Wundercuren darf man ja überhaupt nicht von irgendwelcher Literatur erwarten; und ſo laſſen ſich auch die Lehren der Geſchichte nicht als Recepte zur Heilung der ſchon vorhandenen Krankheiten verſchreiben, ſondern höchſtens als Impfſtoff, um die noch Geſunden und Unbefangenen gegen die Anſteckung durch Irrthümer und Vorurtheile etwas minder empfänglich zu machen.

Wie in ſeinen frühern Schriften literarhiſtoriſchen oder culturgeſchichtlichen Inhalts, ſo gibt Scherr auch in dieſer „Geſchichte der Religion" in gedrängteſter Faſſung eine reiche Fülle von wohlgeſichtetem, von organiſch und zweckmäßig gegliedertem, von überall geiſtig durchdrungenem und belebtem Stoffe. Bei dieſem Reichthume des Materials — wie darauf ſchon anderswo und von Andern hingewieſen wurde — kann es freilich nicht fehlen, daß der Verfaſſer noch Manches für zweifelhaft erklärt, was Andere für ſchon ausgemacht halten, oder umgekehrt. Auf einem noch kaum bearbeiteten, von dem wilden Geſtrüppe noch ungelöſter und zum Theil wol auch unlösbarer Streitfragen allerwärts überwachſenen Felde iſt dies nicht anders möglich. Dabei handelt es ſich aber ſtets nur um ſolche hiſtoriſche Einzelheiten, die für die Wahrheit und Bedeutung des ganzen Werks, für die Erkenntniß des der Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen zugrundeliegenden Geſetzes der Bewegung nur von untergeordnetem Einfluſſe ſind. Auch hat es in ſolchen ſtreitigen Fällen von einiger Erheblichkeit der Verfaſſer niemals verſäumt, durch die Anführung der Quellen, woraus die widerſtreitenden Anſichten geſchöpft ſind, dem Leſer die Bildung einer eigenen und ſelbſtändigen Anſicht zu erleichtern. Nachdem der Verfaſſer dagegen gewarnt hat, ein allgemeines Entwickelungsgeſetz in die Religionsgeſchichte willkürlich hineinconſtruiren zu wollen, um es dann wieder aus ihr herausconſtruiren zu können, da die Geſchichte der Religion wol ein Entwickelungsproceß ſei, der ſich aber nicht in der Form methodiſch-chronologiſcher Aufeinanderfolge vollziehe, bezeichnet er S. 13 und 14 der „Einleitung" ſowol den Gang ſeiner Arbeit, als auch die Hauptſpitzen der religiöſen Entwickelung, die im Verlaufe der Weltgeſchichte von den verſchiedenen Nationen und Völkergruppen erreicht worden ſind. So heißt es a. a. O.:

Mit alle Dem iſt nicht angekündigt, daß unſere Betrachtung ein planloſes Nebeneinander, eine willkürliche Aneinanderreihung religionsgeſchichtlicher Bilder ſein werde. Der Gliederung des Stoffs, welche von dieſem ſelbſt vorgezeichnet iſt, ſoll ihr Recht widerfahren. Wir beginnen daher mit dem religiöſen Vorſtellen, Glauben und Thun der Naturvölker, als deren unterſte Stufe die Auſtralier und die ſüdamerikaniſchen Waldindianer, als deren oberſte die Tſcherkeſſen bezeichnet werden mögen. Hier begegnet uns die Religion in ihrem Keimen, das Gottbewußtſein iſt in den Vorſtellungen von den Naturmächten befangen und äußert ſich entweder in der ideellern Form des Schamanismus und der Zauberei oder in der rohern des Fetiſchismus.... Von den wilden und halbwilden Naturvölkern, unter welchen die religiöſe Idee nur in halbbewußter, dämmernder Form zur Erſcheinung kommt, gehen wir fort zu den alten Culturvölkern der Neuen Welt, zu den Inkas in Peru und den Azteken in Mexico, deren Glaubenskreiſe wir als Uebergangsſtufen zur religiöſen Syſtematik betrachten. Die religiöſe Idee erſcheint hier noch nicht zu einem allſeitig ausgebauten, feſtbegrenzten Syſtem entfaltet, mehr jedoch nur aus einem äußerlichen als einem innern Grunde. Wären wir nämlich über die dogmatiſche Seite der peruaniſchen und mexicaniſchen Religion ſo genau und zuſammenhängend unterrichtet, wie wir es über den Cultus derſelben ſind, ſo dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß wir beide Glaubenskreiſe als ſyſtematiſche Religionen anzuerkennen hätten. Der Fortſchritt derſelben über den vagen Naturalismus der Wilden hinaus iſt unverkennbar. Wir begegnen hier ſchon der Vermenſchlichung der religiöſen Idee und dem Culturmythus, deſſen Helden in den älteſten religiöſen Vorſtellungen der gebildeten Völker überall entweder mit den Göttern zuſammenfallen oder wenigſtens dieſen im Andenken und in der Verehrung der Menſchen gleichkommen. Das zweite Buch führt uns die großen Religionsſyſteme von Oſtaſien vor, die Glaubenskreiſe der Arier (Brahmanenthum und Zoroaſterthum), die Staatsreligion Chinas, den wenig belangreichen einheimiſchen Kamidienſt Japans, endlich den Buddhismus, die letzte großartige Erſcheinungsform des religiöſen Gedankens im öſtlichen Aſien. Chinas Religion iſt weſentlich Moral, auf praktiſche Zwecke gerichtet, im Dieſſeits aufgehend. Das Brahmanenthum tritt aus dem Bereich der Vergötterung der Naturmächte in die Region der Erfaſſung des Gottesbewußtſeins durch die philoſophiſche Speculation hinüber und breitet ſich dann zu einer Mythologie auseinander, in deren wimmelnder Buntheit die Idee immer tiefer ſinkt. Der Buddhismus nimmt, aus dem Brahmaglauben hervorgehend, die unterbrochene Conſequenz deſſelben wieder auf und führt ſie zur kühnſten Weltverneinung fort, deren Stoicismus ſich aber doch ſpätere Modificationen gefallen laſſen muß. Im Zoroaſterthume tritt der religiöſe Gedanke zuerſt als fertiger Spiritualismus hervor und ſteht das Göttliche als Reich des Geiſtes der Natur freithätig gegenüber.... Das dritte Buch iſt der Betrachtung des religiöſen Lebens der Aegypter und der (ſogenannten) ſemitiſchen Völker gewidmet. Im alten Aegypten ... ſehen wir die Religion, aus kosmiſchen Götterbegriffen hervorgegangen, zum Inhalt prieſterlicher Wiſſenſchaft werden, zum Gegenſtand einer ſpeculativen Thätigkeit.... Einerſeits dann entwickelt ſich aus dem ägyptiſchen Dualismus der Monotheismus der Hebräer, andererſeits die menſchlich-ſchöne Göttervielheit der Griechen und Römer (drittes Buch). Von der Betrachtung des griechiſch-römiſchen Olymps, der ſich als eine Erhebung der Naturreligion in die Sphäre der Kunſt darſtellt, wenden wir uns (viertes Buch) zu den religiöſen Alterthümern der Celten und Slawen und ſchließen die Entfaltungsgeſchichte der religiöſen Idee in vorchriſtlicher Zeit mit der Darſtellung der Religion der Germanen ab. Das kosmiſche Gottesbewußtſein der germaniſchen Völker war ſo ſehr von ſpiritualiſtiſchen Elementen durchzogen, daß jene befähigt waren, die eigentlichen weltgeſchichtlichen Träger des im Chriſtenthum wiedergeborenen und feſtgeſtalteten Spiritualismus des alten Orients zu werden. Das fünfte und ſechste Buch ſollen die Erſcheinungsform der religiöſen Idee als Chriſtenthum veranſchaulichen und deſſen Entfaltung in Lehre und Geſchichte; ebenſo die letzte weltbewegende That des religiöſen Gedankens, das Mohammedanerthum in ſeinem Werden, Wachſen und Wirken. Damit wäre der Abſchluß des großen Cyklus gewonnen.

Der Verfaſſer hat ſeine Religionsgeſchichte, wie er ſelbſt hervorhebt, „als Culturhiſtoriker, nicht als Theolog" geſchrieben; er hat überall „das religiöſe mit dem ſittlichen, wiſſenſchaftlichen, künſtleriſchen und ſocialen Leben in Beziehung geſetzt". Obgleich hiernach das Buch auf einen kleinern Kreis von Fachmännern keineswegs beſchränkt iſt, wird es doch ſchwerlich ſolchen Leſern zu-

ſagen, die ſich durch gar zu flüchtige Tagesliteratur ſchon allzu ſehr verwöhnt und geiſtig verweichlicht haben; umſomehr dagegen Denen, welchen es gewidmet iſt, den Mitgliedern der „unbekannten Gemeinde, für die es noch andere Götter gibt als das goldene Kalb, welche wiſſen, daß nur der Geiſt, nicht die Mechanik, die Zukunft bauen kann, und welche das induſtrielle Rädergeraſſel und mercantile Phraſengeſchwirr noch nicht taub gemacht hat für die Erörterung von Fragen ewigen und höchſten Intereſſes“.

Die „Geſchichte der Religion“ iſt auch zur rechten Stunde erſchienen. Leben wir ja wieder in einer Zeit der religiöſen Gährung, der es am treibenden Sauerteige des abſoluteſten Materialismus ſo wenig gebricht, daß es Vielen noch zweifelhaft ſcheinen kann, ob daraus Eſſig werde oder ein Wein, der das jüngere und heranwachſende Geſchlecht zu freien und friſchen Thaten zu begeiſtern vermag. Der wichtigſte und ſchwierigſte Theil des Werks, die Geſchichte der Entſtehung, Verbreitung und Entwickelung des Chriſtenthums, ſteht indeſſen noch zurück, und erſt nach deſſen Erſcheinen wird ſich ein vollgültiges Urtheil darüber fällen laſſen, wie weit dem Verfaſſer ſein mühevolles Unternehmen gelungen iſt. Vorläufig hat er jedoch ſelbſt ſchon, am Schluſſe des vierten Buchs, ſowol ſeine Hoffnungen auf die Zukunft ausgeſprochen, als auch die Stellung bezeichnet, die er einerſeits gegen den Materialismus, die er andererſeits gegen den ſtarren und tödtenden Buchſtabenglauben einnimmt:

Blos die Unkenntniß glaubt die Bedeutung des Chriſtenthums dadurch erhöhen zu können, daß ſie daſſelbe für eine plötzlich vom Himmel gefallene Offenbarung nimmt und ausgibt. Vielmehr liegt des Chriſtenthums welthiſtoriſche Macht darin, daß es alle frühern Ausſtrahlungen der religiöſen Idee zu einer Einheit zuſammenfaßte, vor welcher die nationalen Unterſchiede verſchwanden, zur Einheit einer Weltreligion. Das Chriſtenthum entnationaliſirte und demokratiſirte zugleich den religiöſen Gedanken; es verkündigte nicht nur allen Völkern, ſondern auch allen Menſchen, Königen und Knechten zumal, ja den Armen und Unterdrückten vorzugsweiſe, das Heil: das iſt ſeine erlöſende That. Paſſend ließen wir in vorliegender Schrift ſeiner Erſcheinung die Betrachtung der Religion unſerer Stammväter vorausgehen. Denn das germaniſche Volk war vermöge ſeiner Friſche, ſeines idealiſtiſchen Sinnes, ſeiner Gemüthsvertiefung vornehmlich geeignet, des neuen Glaubens welthiſtoriſcher Träger zu werden.

Indem ich, bei einem Ruhepunkt meiner Arbeit angelangt, dieſes ſchreibe, ſehe ich inmitten der gierigen Saturnalien des Materialismus und des Mammonsdienſtes die leiſen Symptome eines ſich vorbereitenden Umſchwungs in der Stimmung der Geſellſchaft erſcheinen. Alle Denkenden und Beſſern ſchicken ſich an, dem Vorſchreiten der geiſt- und herzloſen materialiſtiſchen Verſumpfung zu wehren. Wir glauben und hoffen, es werde gelingen, und es müſſe in nicht zu ferner Zeit der Tag erſcheinen, wo die gefrorene Apathie unſerer Zeitgenoſſen in Betreff der heiligſten Intereſſen, der ewigen Güter der Menſchen vor den Sonnenſtrahlen eines edeln Enthuſiasmus wieder zergehen werde. Dann, wir erwarten es zuverſichtlich, wird ein wahrhaft verjüngender, nicht rückwärts, ſondern vorwärts zeigender Geiſt auch die religiöſen Anſchauungen und Zuſtände durchdringen, und dann wird die Religion Das ſein, was ſie ſein kann und ſoll, die höchſte Führerin, Richterin und Tröſterin der Menſchheit.

In der zum Erſchrecken anſchwellenden Menge der Geſchichten der neueſten Zeit iſt diejenige von J. Bumüller von 1815—55 ohne Zweifel eine der allerüberflüſſigſten, und es iſt ſchwer, nur irgendeine Antwort auf die Frage zu finden, warum denn eigentlich dieſes Buch erſchienen iſt? Darin iſt von Anfang bis zu Ende nicht die kleinſte Spur jenes redlichen Fleißes und Forſchungseifers zu entdecken, dem es darum gilt, im Verlaufe der Ereigniſſe und im vielverſchlungenen Spiele der in das öffentliche Leben hineinwirkenden Triebfedern irgendeine noch minder bekannte oder minder beachtete Seite aufzuhellen, und dem es eben darum ein Gräuel iſt, ſich nur auf die Wiederholung Deſſen zu beſchränken, was Andere ſchon hundert mal und beſſer geſagt haben. Dieſe ganze Arbeit iſt nichts weiter als ein geiſtig völlig unvermitteltes Aneinanderreihen eines Haufens von Zeitungsnotizen, die — nach Ländern und Jahreszahl nothdürftig geordnet — aus ihren verſchiedenen Schubfächern wieder zeitig genug herausgenommen wurden, um gerade noch vor Ende des Jahres 1855 raſch hintereinander abgeſchrieben und zum Druck gegeben werden zu können, als die angebliche Geſchichte eines gerade noch vor Ende des Jahres 1855 abgelaufenen halben Jahrhunderts. Der Verfaſſer hatte auch Antheil an einem ſchon in dritter Auflage erſchienenen „Leſebuch für Volksſchulen“. Hätte er nun ſeine „Geſchichte der neueſten Zeit“ gleichfalls für Volksſchulen geſchrieben, ſo könnte etwa die gewiß ſehr niederſchlagende Zwangslectüre ſeines Buchs als paſſende Schulſtrafe für allzu muthwillige Schüler verordnet werden. Aber für diesmal ſcheint es Bumüller nicht auf das kleine und jüngere, ſondern geradewegs auf das große und ältere Publicum abgeſehen zu haben. Vielleicht zählte er darauf, daß ſein Buch, wenn nicht unter die Schulſtrafen, doch unter die Kirchenbußen aufgenommen werden könne. Denn ſehen wir genauer zu, ſo läßt ſich doch ein dunkelvioletter Faden entdecken, der ſich durch die übrigens ſehr loſen Blätter hindurchzieht und ſie wenigſtens äußerlich zu einem ſcheinbaren Ganzen verbindet. Die „Geſchichte der neueſten Zeit“ iſt nämlich eine confeſſionell, eine römiſch-katholiſch gefärbte Geſchichte. Der Verfaſſer verſäumt darum keine paſſende und unpaſſende Gelegenheit, um dem Papſte den Pantoffel zu küſſen, ſowie um nebenbei dem politiſchen Abſolutismus — falls ſich dieſer zum willfährigen Werkzeuge der geiſtlichen Herrſchaft gebrauchen läßt — einige nicht ganz ſo tiefe, aber doch immer noch überflüſſig ehrerbietige Bücklinge zu machen. Was alle neueſten Geſchichtſchreiber dieſer Richtung hauptſächlich kennzeichnet, läßt ſich auch hier bemerken: ein ungeberdiger Aerger über das große England, das ſich zugleich proteſtantiſch und mächtig zu ſein erkühnt; ein nicht geringerer Aerger gegen die kleine Schweiz, die über das freiburger Jeſuitencollegium hinaus den geraden und richtigen Weg zu einem alle Confeſſionen weſentlich befriedigenden Bundesſtaate gefunden hat. Trotz ihrer confeſſionellen Einſeitigkeit ſind indeſſen die Schriften dieſer Art viel zu langweilig, um im min-

deſten gefährlich zu ſein; und ob der Stil, in dem ſie geſchrieben, noch ſo hölzern und trocken ſei, ſo läßt ſich doch damit glücklicherweiſe das Feuer des religiöſen Fanatismus nur umſoweniger anſchüren.

Nr. 3 iſt gleichfalls eine römiſch-katholiſche Tendenzſchrift, aber nicht blos von ungleich größerer Bedeutung als die vorſtehend berührte, ſondern auch von weit gefährlicherer Art, da ſie auf eine wichtige und noch viel zu wenig beachtete Erſcheinung in der Geſchichte der Neuzeit zwar aufmerkſam macht, aber die beſprochenen Thatſachen zugleich in ein ſchiefes Licht rückt, da ſie alſo die volle und unbefangene Würdigung dieſer Thatſachen mehr erſchwert als erleichtert. Solche Schriften ſind jedoch — dies läßt ſich nicht leugnen — recht klug erſonnene und ganz taugliche Mittel zur Förderung der ultramontanen und hierarchiſchen Zwecke; wie ſich denn überhaupt gewahren läßt, daß gegenwärtig die ſpecifiſch katholiſche Preſſe auf eine viel handlichere und die Volksmaſſen gewinnendere Weiſe zuwerke geht, als die geſammte akatholiſche Literatur vom glänzendſten Schwarz der Orthodoxie an bis herab zur farbloſeſten Indifferenz, oder zur vollſtändigen Verneinung aller Religion und alles religiöſen Glaubens. Während man ſich auf dieſem letztern Gebiete über alte, neue und neueſte ſogenannte „Weltanſchauungen“ in Bauſch und Bogen herumſtreitet, ſowie über die Vertheilung der Herrſchaft in der Zukunftswelt des Spiritualismus oder Materialismus in partibus fidelium oder infidelium, hält ſich der ſchlauere Ultramontanismus an die naheliegenden Dinge und ſchöpft ſich aus dem Strome der Gegenwart einen Eimer nach dem andern heraus, um mit unerſchütterlicher Geduld das Waſſer katholiſch zu färben und es wieder mit dem Strome zu vermengen, in der gläubigen Hoffnung, daß derſelbe in alle Zukunft hinein die gewünſchte Färbung erhalten und behalten werde. Ueber dieſes vergebliche Beginnen mag dann immerhin die akatholiſche Preſſe aus abſtracter Bücherwelt heraus ein höhniſches Lachen vernehmen laſſen, einſtweilen wird doch das Waſſer trübe gemacht und im Trüben iſt gut fiſchen.

Der großherzoglich badiſche Geheime Hofrath, Ritter des Zähringer Löwenordens, K. Zell, hat auf dem Titel ſeiner Schrift nicht blos ſeinen eigenen Titel, ſondern auch den Inhalt des Buchs genau angegeben. Nachdem Saint-Arnaud durch Napoleon III. an die Spitze der franzöſiſchen Krimarmee berufen worden, wird er nun von Zell an die Spitze der „religiöſen Bewegung im Geiſte des franzöſiſchen Heers“ berufen. Der Verfaſſer ſcheint es bei der höchſten kirchlichen Behörde darauf abgeſehen zu haben, den todten Marſchall in der Invalidenkirche, der zu ſeinen Lebzeiten nur ſehr dem Namen nach ein Heiliger geweſen, für die Ernennung zum wirklichen Heiligen und Wirklichen Geheimen Rathe für alle an ſeine Heiligkeit Glaubenden beſtens empfehlen zu wollen. „Zu dem zweiten Aufſatze aber“, ſo ſagt er, „hatte ich noch eine beſondere Veranlaſſung und Ermunterung dadurch, daß ich durch theure verwandtſchaftliche Bande mit würdigen Mitgliedern des franzöſiſchen Prieſter- und Kriegerſtandes in innigen Beziehungen ſtehend, mich um ſo lebhafter für Dasjenige intereſſire, was dieſe beiden Stände gemeinſchaftlich berührt.“ Uebrigens konnte er es ſich bei ſeiner Arbeit recht bequem machen. Außer dem Wenigen, was er etwa von franzöſiſchen Vettern und Baſen, Schwägern und Schwägerinnen vernommen, durfte er ſich auf Auszüge aus den bekannten Briefen Saint-Arnaud's und aus einigen ebenſo bekannten franzöſiſchen Journalen, beſonders aus dem ultramontanen „Univers“ beſchränken, ohne daß er aus eigenen Mitteln viel hinzuzuthun brauchte. Das Verdienſt, das er ſich damit bei den Häuptern ſeiner Partei erworben, wird deshalb kein geringeres ſein, weil er es doch immerhin verſtanden hat, ein ihnen gefälliges Thema zu wählen und mit bemerkbarer Klugheit das Alles hervorzuheben, was zu hierarchiſchen Zwecken dienlich ſein mag, alles Andere aber, was zu dieſem Behufe beſſer im Dunkel oder im Zwielichte bleibt, entweder ganz zu verſchweigen oder nur leiſe zu berühren.

In ſeinen hinterlaſſenen Briefen ſchildert Saint-Arnaud in ſich ſelbſt eine allerdings hinlänglich intereſſante Perſönlichkeit, aber er nimmt doch auch ein viel zu lebhaftes Intereſſe an ſich ſelbſt und an ſeinen blos perſönlichen Zwecken und Gelüſten, als daß man ſeine Briefe anders als mit großer Vorſicht benutzen dürfte, wenn man ſich eine richtige Vorſtellung von ſeinem wirklichen Leben, ſeinem wahren und ganzen Charakter machen will. Das Jugendleben des ſpätern Helden der Reaction und des Hauptconſorten geſellſchaftrettender Thaten ſcheint von unſagbarer Beſchaffenheit geweſen zu ſein und die ſogenannten verzeihlichen Jugendſünden ſogar nach ihrem allerweiteſten Begriffe in einer höchſt bedenklichen Fülle ausgebrütet zu haben. Wenigſtens ſehen wir alle nachträglichen Verehrer des ſpätern Marſchalls oder ſeiner Marſchallswürde über dieſen Lebensabſchnitt leicht weghüpfen und ihn aus chriſtlicher Liebe mit einem Schleier bedecken, der mehr ahnen als durchblicken läßt. So macht es auch Zell und dies ſehr begreiflicherweiſe, da es ihm weit mehr darum zu thun iſt, den ſchon wieder in den mütterlichen Schoos der Kirche zurückgekehrten Sohn der Kirche zu ſchildern, als den verlorenen Sohn, da er noch unter den Schweinen lebte. Aber dieſe Biographie läßt es ſo gut, wie alles Andere, was ſchon über Saint-Arnaud und ſein Treiben veröffentlicht worden, völlig unbeſtimmt, wann denn endlich das „ſündige Jugendleben“ aufgehört und ob es nicht gar fortgedauert hat bis zu dem mehr als funfzigſten Lebensjahre des Marſchalls, bis zu ſeiner religiöſen Bekehrung, oder ſogar noch darüber hinaus. Zwar theilt Zell aus Saint-Arnaud's bekannt gemachten Briefen — welche Bekanntmachung gerade „mit der Zeit beginnt, als er nach wilden Stürmen gleichſam in den Hafen zurückgekehrt war und als Ehemann und Familienvater dem Ernſt und der Ordnung des Lebens ſich zuwendete“ — möglichſt viele Stellen mit, aus denen ſich ergeben ſoll, daß ſein Held auch mit den Tugenden des häuslichen

Lebens genugſam ausgeſtattet geweſen. Und warum ſollte er nicht gerade diejenigen Tugenden in beſonders hohem Grade beſeſſen haben, von denen er in ſeinem Leben am wenigſten Gebrauch zu machen Gelegenheit hatte? Möglich iſt dies immer! Nur wird durch ſolche abgeriſſene Briefſtellen, durch ſolche momentane Ausbrüche der Sehnſucht nach dem Glücke eines ſtillen Familienlebens aus einem wüſten, ſtürmiſchen und aufreibenden Soldatenleben heraus nichts weiter bewieſen, als etwa die bekannte Wahrheit, daß der lange vom Sturm Gepeitſchte, der vom Regen bis auf die Haut Durchnäßte zeitweiſe ſchwärmeriſch empfinden kann für das Behagen eines trockenen Obdachs und eines warmen Kaminfeuers.

Der Verfaſſer rühmt die Theilnahme und Liebe des „Offiziers und Anführers" für die ihm untergebenen Soldaten. Warum ſollte er Diejenigen nicht lieben, die ſich ihm ſo brauchbar für Erreichung ſeiner Zwecke bewieſen, die ihm die mit kindiſchem Eifer begehrten „Generalsſterne" gewannen, die ſo willig ihr Blut und Leben hingaben, um den Kitzel ſeines ſoldatiſchen Ehrgeizes zu befriedigen? Ueber dieſe Stellung des Offiziers zum Soldaten, über dieſe beſondere Species der Ausbeutung des Menſchen durch den Menſchen, der blind Gehorchenden durch die Befehlenden ſagt Saint-Arnaud ſelbſt ſehr treffend:

Arme Soldaten! Welche Hingebung, welchen Muth zeigen ſie! Wir Offiziere haben einen mächtigen Antrieb: den Ruhm, den Ehrgeiz. Ueberdies ſind wir wohlgekleidet, wohlgenährt. Sie haben nichts von alle Dem, und doch ſingen ſie bei dem kleinſten Sonnenſtrahl. Man möchte weinen darüber. Ich liebe ſie wie meine Kinder, obgleich ich ſie immer dorthin führe, wo die Kugeln um ſie pfeifen.

Ja wohl ſollte man noch etwas Beſſeres thun als nur darüber weinen, daß der in Soldaten verwandelte Theil des Volks für ſolche Zwecke, die nicht ſeine eigenen Zwecke ſind, in ſolchem Maße gebraucht wird und ſich gebrauchen läßt, als es bis zur Stunde meiſt noch geſchieht! Ein andermal ſchreibt er:

Wenn ich einmal ein Regiment bekomme, wie will ich es pflegen, beſorgen, lieben, es in Arbeit nehmen. Ich will, daß es wie aus einer Baumwollſchachtel herauskomme, wenn es in das Feuer geht, propre und nobel.

In der That ſcheint Saint-Arnaud ſeine Untergebenen in ganz ähnlicher Weiſe geliebt zu haben, wie die Kinder ihre bleiernen Soldaten lieben; ihr Spielzeug gefällt ihnen am beſten, wenn ſie es zerbrechen, und es gefällt ihnen gerade darum, weil es ſich zerbrechen läßt. Vielleicht war es auch nur dieſe kindliche Leidenſchaft des Marſchalls für „propre" aufgeputzte Schlachtopfer, als er eine ſeiner Diviſionen zur Hetzjagd auf etliche Koſacken in die Dobrudſcha und dem Tode durch Fieber und Cholera entgegenſchickte, als er dies zu keinem irgend erkennbaren militäriſchen Zwecke, ſondern in einem Falle that, wo „Ruhm und Ehre" nicht einmal für ihn ſelbſt oder für die „Offiziere" zu erwerben waren; als er aber möglicherweiſe in der freundlichen Abſicht handelte, ſeinem kaiſerlichen Herrn zum Namenstage mit zerbrochenem Spielzeuge, wie er vielleicht wähnte, eine kleine Freude zu machen.

Hatte nun der militäriſche Heilige Zell's ſog
Soldaten, die er wie „ſeine Kinder" liebte, a
mitunter ſehr überflüſſig rückſichtsloſe Weiſe „in
genommen", ſo iſt es begreiflich genug, daß e
weniger in der Tugend der chriſtlichen Feindeslie
beſonders hohe Stufe erklommen hat. Sein Pa
ker hat es zwar nicht verſäumt, ihn auch mit die
gend auszuſtatten, weil er es ſich bei dem Sturm
Konſtantine einige Worte koſten ließ, einer verw
Frau und einem Greiſe, die ihrem Tode entgege
das Leben zu retten, weil er es ſogar „mitten in
Drange des Kampfs nicht vergeſſen hat, ihne
Schutzwache zurückzulaſſen". Indeſſen wird e
gerathen ſein, deshalb dem Marſchall leichtwe
Monthyon'ſchen Tugendpreis zuzuerkennen. Hör
zuvor, in welcher cavalièren Weiſe ſich Saint-
über den damaligen Oberſt Péliſſier, den jetzigen
von Malakow, äußerte, als dieſer den Stamm der
Riah, Männer und Frauen, Greiſe und Kinder,
angezündete Feuer in ihren Höhlen erſtickt hatte.

Ein ſchrecklicher, aber — ſo meint Saint-Arnaud
nem Briefe vom 27. Juni 1845 — ein unerlaßlicher En
Péliſſier hat alle Mittel, alle Vernunftgründe, alle
derungen erſchöpft. Er mußte mit Strenge handeln.
ich an ſeiner Stelle geweſen, ich hätte ebenſo gehandel
es iſt mir lieber, daß dies Loos ihn, nicht mich getroff
Die philanthropiſchen Journale werden nicht ermangel
dieſes Vorfalls zu bemächtigen, um die afrikaniſche Arm
neue anzugreifen. Wenn man von mir ſagt, daß ich
ziehe, das Schwert, das Henkerbeil und den Feuerbr
der Hand, was wird man von Péliſſier ſagen, einem
und vortrefflichen Offizier, der aber eine rauhe Schale h

In dieſen Aeußerungen ſpiegelt ſich wieder
genug die ganze ſittlich monſtröſe Widernatürlichkei
Verhältniſſes ab, worin ſo häufig in unſerm jetzi
henden Heerweſen die armen zuſammengelooſten S
zu ihren um Auszeichnung und Belohnung freiwill
nenden Offizieren ſtehen. Handelt es ſich nach größer
täriſchen Erfolgen um die Ernte dieſer Auszeichnung
Belohnungen, ſo bleibt die große Maſſe der Ge
und Unteroffiziere, die nicht zuvor ins Gras g
auf die Weide in den Stoppeln angewieſen.
es ſich dagegen um den Tadel ſolcher Gräuel,
von Péliſſier anbefohlene war, und wofür die zu
bedingten Gehorſam gezwungene Maſſe des Heer
verantwortlich gemacht werden kann, ſo wird ſofo
ſer Tadel zu einem „Angriffe auf die Armee" geſt
und die ganze Armee zum Sündenbocke gemach
den die Befehlshaber ihre eigene Schuld abladen.
nigſtens in den vorliegenden Fällen ſcheint jedo
öffentliche Meinung Frankreichs und Europas,
in ſittlicher Entrüſtung über jene Gräuel äußerte,
richtig unterſchieden zu haben. Wir wüßten doch
daß unter den als „Afrikaner" bekannten franzö
Generalen auch nur einem einzigen von denen
jetzt in der Verbannung oder in kaiſerlicher U
leben, nachgeſagt worden wäre, daß ſie umherg
ſeien, das Schwert, das Henkerbeil und den Feue
„in der Hand". Wurde dies alſo von Saint-A

ſo mag wol in deſſen eigenſtem Benehmen
und für ſolche Nachrede gelegen haben.
wird man umſoweniger zweifeln, wenn man
einem Monate aus einem Briefe Saint-
erſieht, wie ſehr er ſich beeilte, um ja nicht
ſſier zurückzubleiben. Dazu benutzte er den
franzöſiſchen Beglückungsverſuche gerichteten
es etwa 12,000 Köpfe ſtarken Stamms der
r ſchreibt:

(Auguſt 1845) richtete ich eine Recognoſcirung
rghöhlen, welche eine Ausdehnung von 200 Mètres
fünf Ausgängen. Sogleich werden wir daraus
hüſſen empfangen. Ich wurde dadurch ſo über-
ich wider meine ſonſtige Gewohnheit mich vor den
eigte. An demſelben Abend noch Umſtellung der
h das dreiundfunfzigſte Regiment unter dem feind-
nur ein Mann wurde verwundet. Den 9. Anfang der
arbeiten; Einſchließung, Minen, Petarden, Auf-
rmahnungen, Bitten an die Belagerten, herauszu-
ich zu ergeben. Antwort darauf: Injurien, Ver-
, Flintenſchüſſe. . . . Darauf wurde Feuer ange-
n 10. und 11. alles Daſſelbe wiederholt. Den 11.
aber aus der Höhle und ſucht ſeine Landsleute
gehen zu bewegen; ſie weiſen dies von ſich. Den
f Araber heraus, die andern fahren fort heraus-
Da laſſe ich alle Ausgänge feſt verſchließen und
er Höhle einen großen Kirchhof. Die Erde wird
die Leichen dieſer Fanatiker (!) in ſich bergen.
in die Höhlen hinabgeſtiegen, Niemand als ich
daß dort unten 500 Räuber (!) liegen, welche jetzt
oſen mehr morden werden. Ein vertraulicher Be-
n Marſchall (Bugeaud) Alles geſagt, in einfachen
e Poeſie des Schreckens, ohne Bilder.

er dieſe grauenhafte Schreckensthat weiß der
des Thäters — gleichfalls ohne alle „Poeſie
ens" — in ſeiner entſetzlichen deutſch-hofräth-
enheit nichts weiter zu ſagen als: „Die
rden ſo unterworfen." Dann ſagt er noch
äter:

aber eine höhere militäriſche Nothwendigkeit Strenge
ngsloſigkeit verlangt, dann wird dies gefühlvolle
t-Arnaud's!) durch die Feſtigkeit des Willens
em dreifachen Erze umgeben. Als Beiſpiel kann
furchtbare oben ſchon angeführte Execution gegen
in den Höhlen bei Aïn-Meran.

höhere militäriſche Nothwendigkeit"! Allerdings
rieg in ſich ſelbſt ſein eigenes grauſames Ge-
eine vollſtändige Umkehrung des chriſtlichen
es iſt. Denn das erſte und höchſte Gebot
geriſchen Handlungen lautet geradezu: „Thue
n (dem Gegner), was du willſt, daß er dir
" Soll aber die Anwendung des jeſuitiſchen
einer Heiligung der Mittel, ſogar der ſittlich
ngswürdigſten, durch den Zweck des Kriegs
einigermaßen entſchuldigt werden, ſo muß doch
k ſelbſt ein ſittlich hoher ſein. Für den afri-
krieg läßt ſich aber im ſtrengern Sinne von
n militäriſchen Nothwendigkeit gar nicht reden.
eg, in dem Umfange und in der Weiſe, wie
zehnden fortgeſetzt wird, iſt das gerade Ge-
der politiſchen und moraliſchen, darum auch
äriſchen Nothwendigkeit geworden. Er iſt ein
blos um perſönlichſter Zwecke willen geführter Krieg; jeder neue Herrſcher in Frankreich glaubt, die einmal angefangene Blutarbeit fortſetzen zu müſſen, aus Furcht, daß man ihn der Furcht beſchuldige. Frankreich aber muß zu ſolchem kleinlichen Zwecke den Erwerb ſeiner arbeitenden Bevölkerung zu Milliarden in den unfruchtbaren Boden von Nordafrika verſchleudern und es geſchehen laſſen, daß ſeine Saint-Arnaud u. A. die Araber tauſendweiſe zu Tode hetzen, um denſelben Boden als „großen Kirchhof" für Hunderttauſende von tapfern franzöſiſchen Soldaten benutzen zu können. An die Lüge aber, daß dies Alles im Intereſſe der Civiliſation geſchehe, glauben die eifrigſten Verbreiter der Lüge am wenigſten und haben von Anfang nicht daran geglaubt.

Aber nicht blos keine höhere, auch keine niedere militäriſche Nothwendigkeit läßt ſich entdecken, die den Helden des badiſchen Geheimen Hofraths zur Begehung der mit ſo unbefangenem Cynismus geſchilderten Gräuel hätte beſtimmen dürfen. Da Saint-Arnaud bei ſeiner Mordbrennerei auf keinen höhern Befehl, ſondern auf eigene Verantwortlichkeit handelte, ſo hätte dieſe militäriſche Nothwendigkeit nur im Drang der Umſtände liegen können. Sehen wir uns aber Saint-Arnaud's eigenen Bericht etwas genauer an! Bei der erſten Umſtellung der Höhlen wird durch alles „überraſchende" Gewehrfeuer der Franzoſen doch nur ein Mann verwundet. Schon dies und die Ausdehnung der Berghöhlen von blos 200 Mètres weiſt darauf hin, daß es den Franzoſen nur geringe Mühe und kaum ein Opfer gekoſtet haben würde, die Cernirung ſolange fortzuſetzen, bis nach Aufzehrung des zweifellos nicht ſehr reichlichen Proviants der Hunger zur Uebergabe gezwungen hätte. Saint-Arnaud verſucht dies auch bis zum fünften Tage, ein Beweis, daß ihm die Zeit zur Vollendung ſeiner militäriſchen Operation nicht allzu karg zugemeſſen war. Wirklich verlaſſen am fünften Tage elf Araber die Höhle, während dies am Tage zuvor nur einer gethan hatte. Darin lag doch ein deutliches Zeichen, daß die zur Räumung der Höhle drängende Noth in ſehr ſchneller Zunahme war, daß es dem franzöſiſchen Würger kaum mehr Zeit gekoſtet hätte, dieſe Räumung abzuwarten, als die Höhle zu einem „großen Kirchhofe" zu machen und ſeine Opfer hundertweiſe lebendig zu begraben. Und ein ſolcher Frevel wurde in der vollen Muße der ruhigſten Ueberlegung begangen, nachdem der Thäter fünf Tage lang Zeit gehabt, ſich ſchon im voraus an der „Poeſie des Schreckens" zu weiden und ſich zu überzeugen, daß ſeine von keiner politiſchen und militäriſchen Nothwendigkeit gebotene Barbarei nicht blos durchaus überflüſſig, ſondern auch den Franzoſen ſelbſt verderblich ſein werde. Denn kurz darauf — wie dies der naive Panegyriker in einem Zuge mit der Schreckensgeſchichte ſelbſt berichtet und wie ſich nach ſolchem Gebahren nicht anders erwarten läßt — bricht in der nächſten Nachbarſchaft des „großen Kirchhofs", in Moſtaganem, der Kampf von neuem aus, und ſchnell breitet ſich die gerechteſte Em-

pörung der arabiſchen Stämme im weiteſten Umkreiſe aus. Das Alles hindert aber Zell nicht, zur Beſchönigung ſolcher Barbareien eine ſogenannte „militäriſche Nothwendigkeit" aus den Fingern zu ſaugen, und er ſcheint es der militäriſchen Glorie der Franzoſen ganz entſprechend zu finden, daß ſie auf dem Boden, worauf ſich die Glorie der römiſchen Kirche erheben ſoll, vor allen Dingen erſt für den Kirchhof ſorgen.

Der Verfaſſer wird nicht müde, für ſeinen Helden den Midas zu machen und wenigſtens nachträglich das Alles in lauteres Gold zu verwandeln, was derſelbe noch ſo flüchtig und vielleicht nicht immer mit ganz ſaubern Händen berührt hatte. Wegen einiger gelungenen Anſtalten in Orléansville iſt ihm Saint-Arnaud ſofort ein organiſatoriſches Genie, eine ſchöpferiſche Natur. Aber dann hätte der Verfaſſer doch auch einige Thatſachen zur Widerlegung der oft wiederholten und ſchwerlich ganz aus der Luft gegriffenen Behauptung anführen dürfen, daß ſich das ſpätere Kriegsminiſterium Saint-Arnaud's, wo ihm zu erſprießlicher organiſatoriſcher Thätigkeit beſondere Gelegenheit gegeben ſchien, weſentlich nur durch mäßige Leiſtung und übermäßige Verſchwendung ausgezeichnet habe. Für Zell iſt der ſpätere Marſchall kurzweg auch ein großer Feldherr, nicht blos ein leidenſchaftlicher Todtſchläger und gelegentlicher Todtengräber, nicht blos ein kecker Haudegen, der ſchonungslos gegen Freund und Feind und allerdings auch ſich ſelbſt die Leiter der militäriſchen Stufen haſtig hinanſtürmt, ſeinem Sterne, dem „Generalsſterne" folgend. Was jedoch Saint-Arnaud von dem gerade zum General ernannten Lamoricière geſagt, gilt wol noch in größerm Maße von ihm ſelbſt: „Der General Lamoricière iſt tapfer, fähig, aber man ſpringt nicht ſo leicht von dem Commando eines Regiments zu dem Commando einer Armee." Saint-Arnaud war ein viel zu unruhiger Geiſt, von Leidenſchaften viel zu ſehr hin- und hergeworfen, als daß er jemals zu jener kaltblütigen und unſtörbaren Beſonnenheit hätte gelangen können, welche die wichtigſte Eigenſchaft des wirklich großen Feldherrn iſt. Schon nach ſeiner körperlichen Natur war er dazu nicht angelegt. Seit Jahren, ehe die Cholera der nächſte Anlaß ſeines Todes wurde, litt er an einer Herzkrankheit, an einer Verknöcherung der Aorta und Verwachſung der das Herz umgebenden Häute. Dieſe Krankheit, die ſtoßweiſe den gleichmäßig bemeſſenen Pulsſchlag des Lebens ſtört, iſt vielleicht gerade am allerwenigſten mit der Thätigkeit des Feldherrn verträglich. Daß Saint-Arnaud gegen ſeine Krankheit und ihre Schmerzen männlich und beharrlich ankämpfte, daß er hiernach that, was Hunderte und Tauſende namenloſer Menſchen gleichfalls gethan, ohne deshalb unter die Heiligen verſetzt zu werden, dies mag gleichwol unſer Urtheil über ihn etwas milder ſtimmen. Aber auf die Dauer konnte er unmöglich zugleich ſeinem kranken Herzen und der franzöſiſchen Krimarmee gebieten, ohne dieſe letztere in immer tieferes Verderben zu ſtürzen. Es war alſo ein höchſt gewagtes Spiel, das mit dieſer heldenmüthigen Armee getrieben wurde, als man ihr den notoriſch ſchon ſchwere ten Marſchall zum Befehlshaber ſetzte; und wi vor Sebaſtopol die Verluſte und Opfer waren, Erlangung geringer Erfolge auch noch unter den folgern Saint-Arnaud's gebracht werden mußten, man vielleicht doch dem franzöſiſchen Krimheere zum gen Tode ſeines Marſchalls Glück wünſchen, wenn au in dem Sinne, wie man etwa einem armen Teufel wünſcht, der blos Arme und Beine gebrochen ha er leicht den Hals hätte brechen können.

Die eigentliche Triebfeder für die ganze Hand weiſe Saint-Arnaud's läßt ſich in jenem kran Ehrgeize kleinlichſter Sorte entdecken, der nach de ßern Wirkungskreiſe nicht um der größern Dienſte ſtrebt, die er nach deſſen Erreichung ſeinen Mitb zu leiſten vermöchte, ſondern der nach der höhern nur um ihrer ſelbſt und um der damit verbundene ter willen begehrt. Dies geht aus den von Zell flüſſig zahlreich mitgetheilten Briefſtellen deutlich hervor, wie etwa aus folgenden: „Dein Brude zugrunde gehen oder über den großen Haufen ſich ben." Ehe er Oberſt war, „beſchränkt ſich ſein G darauf, einmal ein Regiment zu haben". Als leuchten ihm die Generalſterne vor: „Das iſt mei ziger Ehrgeiz, darauf werde ich noch ein Jahr in bleiben, um meinen Grad zu bezahlen; dann aber in Fülle, eine Brigade zu Paris, einen Platz am und das Whiſt." Er wird Diviſionsgeneral un ſchreibt er: „Ich habe den höchſten Grad in der erreicht, denn ich denke nicht an die Marſchallswü ausgenommen, wenn man in Europa den großen anfängt...." Einen beſonders poſſirlichen Ei macht aber das Pathos ſeines ſoldatiſchen Ehrgeize er das Kreuz erhalten und einem Briefe an ſeinen der ein Stückchen ſeines rothen Ordensbandes be hatte: „Es iſt das erſte Band, das mein Obe meinem Knopfloch befeſtigte und das mein Herz ſchlagen machte. Gib es meinem Sohne, damit erinnere, daß ſeinem Großvater, ſeinem Vater und Oheim dieſelben Bänder zutheil wurden und daß e wegen Alles aufzubieten verpflichtet iſt, welchen L weg er auch einſchlagen mag, um daſſelbe Band ein erhalten." Auf den Lebensweg ſelbſt, ob krumn gerade, kommt es nicht an, wenn er nur endlich es gleich über Brandſtätten und Grabesſtätten le Begrabener — zur Erreichung des höchſten Lebe führt. Und dieſes höchſte Ziel eines Franzoſen vo ter Familie, der ſich über den „großen Haufen" e will, iſt ein — rothes Bändchen. Schon Napol ſagte auf St.-Helena: „Je mehr Orden ich ver deſto mehr ſtiegen ſie im Werthe. Der Wunſch zu erhalten, nahm beſtändig zu; er war zu eine Wuth geworden." Es iſt leider nur allzu wahr dieſe Wuth von Geſchlecht zu Geſchlecht eine wei ßere Fortpflanzungsfähigkeit an den Tag gelegt die republikaniſche Tugend eines Latour d'Auvergne, Carnot und einiger andern ſeltenen Käuze.

Der kränkliche und kleinliche Ehrgeiz Saint-Arnaud's, der ſich nur höchſt perſönliche Ziele geſteckt, ließ eben deshalb keine feſte politiſche Ueberzeugung in ihm aufkommen. Bei dem noch ſo ehrgeizigen, aber entſchiedenen Parteimanne hat doch ſchon eine Verſchmelzung der ſelbſtiſchen Zwecke mit den Zwecken der Genoſſenſchaft ſtattgefunden. Für eine ſolche Verſchmelzung und Hingebung an Andere war aber der Egoismus Saint-Arnaud's viel zu hart geſotten. Da er ſich ſpäter als gefügiges Werkzeug gegen die Republik gebrauchen ließ, ſo ſucht ihn ſein Panegyriker als einen Gegner der republikaniſchen Parteien ſeit lange her darzuſtellen. Allein bei genauerm Zuſehen läßt ſich in politiſchen Dingen nur der vollſtändigſte Indifferentismus bei ihm gewahren. Er iſt nicht einmal der ernſtliche Anhänger einer ſogenannten Partei der Ordnung: jede Regierung iſt ihm recht, wenn ſie ihm nur durch kleinen oder gar durch „großen Krieg" Gelegenheit gibt, wieder um einen Grad höher zu ſteigen. Darum blieb ihm auch die „Conſtitution" eine höchſt werthloſe Sache, die für ihn dadurch, daß er ſie ſelbſt beſchworen hatte, um keinen Centime im Preiſe ſtieg. Auf ſeiner Wagſchale wog ein Endchen rothes Band, ein zollanges Stückchen Marſchallsſtab bei weitem mehr; und ſo ſpottet er denn auch nur über den General Bedeau, als dieſer mit ſo rühmlichem Eifer ſeine Pflicht in der Nationalverſammlung, wie früher auf den Schlachtfeldern von Afrika, zu erfüllen ſuchte: „Was denkt doch Bedeau? Er ſteigt nicht anders auf die Rednerbühne, als gerührt und weinend. Was bedeutet ſein Klaglied über den Verſuch, der Conſtitution Gewalt anzuthun? Will er denn die Conſtitution heirathen? Wie ſind doch zuweilen die mit vielem Geiſt verſehenen Leute dabei ſo ungeſchickt!" Saint-Arnaud ſcheint freilich die Conſtitution nicht geheirathet, ſondern ihr nur die Ehe verſprochen zu haben, um ihr deſto leichter Gewalt anthun zu können. Wie hätte alſo ein ſolcher Ritter ohne Furcht, ſogar ohne Furcht vor ſeinem eigenen Gewiſſen, ein ſolcher sabreur auf dem Felde der Moral, dem es wenig verſchlug, ob er mit Mirabeau wie die „kleine Moral durch die große tödtete", oder auch die große durch die kleine, wie hätte er ſich nicht für die Zwecke des 2. December 1851 als beſonders brauchbar erweiſen und ſchon vor dem erſehnten Ausbruche des „großen Kriegs" den Marſchallsſtab auf dem Pariſer Straßenpflaſter finden ſollen!

Wer nach der reichen Blütezeit ſeiner Jugendſünden in der vollen Reife des männlichen Alters ſolche „militäriſche Nothwendigkeiten" wie vor den Höhlen bei Aïn-Meran mitgemacht hat; wer dann in der unangenehmen Lage war, das Blut ſeiner Mitbürger, dieſer Opfer ihrer unglücklichen Marotte für eine „Conſtitution", vergießen zu müſſen, um über das Blutbad hinaus zu höhern Ehrenſtellen zu gelangen; wer endlich durch eine ſchwere Krankheit auf das Lager geworfen wurde und ſomit unfreiwillige Muße genug erhielt, um über eine ſolche Vergangenheit nachdenken zu müſſen — der konnte endlich doch mürbe genug geworden ſein, um nachträglich einiges Gefühl verſpäteter Frömmigkeit in ſich zu verſpüren. Dies iſt ſo begreiflich und ſo oft ſchon vorgekommen, daß wir die Aufrichtigkeit der flüchtigen religiöſen Stimmungen während der letzten Jahre des Marſchalls keineswegs anzweifeln und etwa vermuthen dürfen, daß er mit der auch in Frankreich umgekehrten Frömmigkeit für ſein bald zu erwartendes Paradebett nur Toilette gemacht habe, nach ernſtlicher Vergleichung, ob etwa ſeinen Leichnam der Heiligenſchein oder der Marſchallshut oder Beides zuſammen am beſten kleiden werde. Ueber dieſe ſogenannte Bekehrung, von der Zell ſoviel zu ſagen weiß, läßt ſich alſo im Grunde ſehr wenig ſagen. Er berichtet uns, daß dieſe Bekehrung doch keine eigentliche Bekehrung, daß ſie keine plötzlich eingetretene moraliſche Umwälzung von revolutionärem Charakter geweſen ſei, ſondern eine Verbeſſerung der ſittlichen Conſtitution des Marſchalls auf dem Wege der allmäligen Reform und vermittels des langſamen Fortſchritts in den innerſten Schoos der alleinſeligmachenden Kirche hinein. Denn die kurze Frömmigkeit des Marſchalls in ſeinen letzten Tagen habe ſchon ſeit Jahren ihre nachträglich leicht zu bemerkenden Vorzeichen gehabt. Dieſe Vorzeichen theilt der mit Gründlichkeit zuwerke gehende Verfaſſer in drei Rubriken ein, nämlich: 1) „Verkehr mit Prieſtern"; 2) „Einzelne Gedanken an Gott und Religion"; 3) „Einzelne Handlungen der Theilnahme für den Cultus und an demſelben." In der erſten dieſer Rubriken, die er dem geduldigen Leſer der Reihe nach vorführt, erzählt er, daß ſich Saint-Arnaud dann und wann im Umgange mit Geiſtlichen recht erträglich unterhalten habe, und in ſeiner Demuth rechnet er es dem franzöſiſchen Haudegen ſchon als hohes Verdienſt um die Kirche an, daß er nicht jeden Pfarrer, der ſich bei ihm anmeldete, durch ſeine Ordonnanzen aus dem Hauſe werfen ließ. Sub 2 der rubricirten Frömmigkeit werden Briefſtellen von ſo ſchlagender Beweiskraft für das unleugbare Daſein einer heimlichen Religioſität angeführt, wie S. 234: „Ich bitte den Himmel um Fortſetzung meiner Geduld, welche mir auszugehen anfängt" u. dgl. Sehr Unrecht hat aber der Verfaſſer, daß er nicht unter der gleichen Rubrik auch die folgende Stelle von hervorragender Wichtigkeit aus Saint-Arnaud's voroberſtlicher Zeit angeführt: „Wenn ich einmal ein Regiment bekomme (und Gott gebe, daß es bald geſchehe)..." Damit wäre in ſeinen himmelſtürmenden Gebeten die militäriſche Richtung derſelben doch wol am deutlichſten bezeichnet worden. Als endlich Saint-Arnaud im Winter 1850 vom Papſte den Chriſtusorden erhalten hatte, den er wol als Aufmunterung zu ſeinen Thaten vom 2. December 1851 anſah, weil ja auch Napoleon I. zuweilen ſeine Orden ſchon vor der Schlacht vertheilte, trat er endlich in das letzte Stadium ſeiner fortſchreitenden Bekehrung; aber doch nicht eher, als bis er — nach bereits an den Tag gelegter „kirchlicher Geſinnung und Richtung" — auch noch ſeiner weltlichen Geſinnung und Richtung eine geräumige Friſt gegönnt hatte. So blieben ihm denn bis zu ſeinem Tode zur wirklichen und wahren Reue, Buße und Beſſerung

— die zu Hières im März 1853 während einer ſchmerzlichen Neuralgie unter dem begünſtigenden Einfluſſe von Schwefelbädern und Schröpfköpfen eingetreten war — nur 18 Monate, eine viel zu kurze Friſt, um danach mit einiger Sicherheit ermeſſen zu können, ob und auf wie lange der Retter der Geſellſchaft ſich ſelbſt in die Arme der Tugend gerettet hatte. Er hatte ſich jedoch mit dem Pfarrer von Hières unterhalten, in ſeinem Salon eine Meſſe für ſich leſen laſſen, communicirt und gebetet. Dies war für die Kirche oder doch für den kirchlich geſinnten Zell mehr als genug, um mit frommem Eifer den Verſuch zu machen, die Blutflecken im Leben ſeines Helden durch den Heiligenſchein der Verklärung zu übergolden. Auf dieſe Weiſe wurde allerdings dem Marſchall das Avancement zum Heiligen bequem genug gemacht! Warum auch nicht? Sind doch in neueſter Zeit die Fortſchritte im moraliſchen Nivellement ſo groß, daß der „Tugendpfad“ ſchon lange aufgehört hat, „ſteil“ zu ſein, und daß die eine oder andere Kirche bereits damit anfangen konnte, auch die Speditionen in das Himmelreich per Dampf beſorgen zu laſſen, wenn auch nur für Paſſagiere erſter Claſſe.

In dem zur größern Hälfte dem Leben und den Thaten des heiligen Saint-Arnaud gewidmeten Buche verfolgt der Verfaſſer nicht blos den Zweck der Verherrlichung ſeiner Kirche, er behauptet zugleich eine patriotiſche Nebenabſicht dabei zu haben. Er will nämlich einen wenn auch kleinen Beitrag dazu liefern, daß ſich „die franzöſiſche und deutſche Nation näher kennenlernen, beſſer verſtehen und dadurch umſomehr gegenſeitig achten“. In dieſer Abſicht hatte er wol den Deutſchen das gnädige Urtheil nicht vorenthalten wollen, das Saint-Arnaud über ſie fällte, als er auf Befehl des Kaiſers zur Begrüßung des Prinzen von Preußen bei einer Militärinſpection „von Metz aus nach Deutſchland“, d. h. bis mitten in die Grenzſtadt Saarbrücken hinein gekommen war. Auf dieſer Reiſe, die, im Vorbeigehen geſagt, nach ſeiner „Bekehrung“ ſtatthatte, durch welche alſo der angehende Heilige keineswegs gehindert wurde, ſich noch mit ſolchen weltlichen Gegenſtänden wie mit „guten Pferden und Frauen“ zu befaſſen, ſchreibt er:

So bin ich alſo jetzt in Preußen, lieber Bruder. Schönes Land, gute Pferde, Frauen — nun, bei uns ſind ſie beſſer. Ich habe die Kaſernen beſucht, die Ställe, die Magazine des achten Huſarenregiments. Ich war ſtolz, Franzoſe zu ſein. Wir haben unſere Nachbarn um nichts zu beneiden. Wir werden morgen das Ganze zuſammen bei der Revue ſehen.... Heute Abend bewirthe ich die Civil- und Militärautoritäten von Saarbrück, brave Leute, ſehr ſteif und können nicht 20 Worte franzöſiſch ſprechen. Wir in meiner Smalah haben Mühe, 30 Worte deutſch zuſammenzubringen. Das wird eine intereſſante Unterhaltung geben.

Alſo abermals ein ganz artiges Muſter von jener unverwüſtlichen Nationaleitelkeit, die keinen noch ſo flüchtigen Saute-pas über die Grenze und wieder zurückmacht, ohne ſich alle Taſchen gefüllt zu haben mit dem Bonbon des ſüßen Vorurtheils franzöſiſcher Unübertrefflichkeit, die ihre Naſe nur ein mal in die „Ställe“ des

Auslands hineingeſteckt zu haben braucht, um ſie
wieder mit Selbſtgefühl zurückzuziehen und mit de
zen Bewußtſein, „Franzoſe zu ſein“. Koſtet e
einem Saint-Arnaud ſo wenig, darauf ſtolz zu ſei
er Franzoſe iſt, ſo haben die Deutſchen vielleicht
guten Grund, darauf ſtolz zu ſein, daß er kein
ſcher iſt.

Gegen jeden Verſuch, gerade einen Saint-
und ſeines Gleichen zum Bindemittel für die
Freundſchaft und Solidarität der Völker machen z
len, werden übrigens nicht blos die Deutſchen und
Verwahrung einlegen, ſondern gewiß und vor allen
Franzoſen ſelbſt. Sie werden dies wenigſtens im
thun, da ihnen — nachdem doch einmal das
geſchehen, daß ein Saint-Arnaud neben einem
und Napoleon I. in den Tempel des franzöſiſchen
und der Invaliden hineingerathen iſt — die Re
und der Anſtand wol verbieten dürften, dies au
und öffentlich zu thun. Zell hätte ſich alſo doch
beſſer beſinnen ſollen, ehe er — zur Glorie der
katholiſchen Kirche und ſeinen Confeſſionsverwand
Erbauung — ſeinen neuen Tugend- und Ehre
drucken ließ. Auf welche Zeugniſſe konnte er den
Lobrednerei ſtützen? Auf die Briefe Saint-Arnaud
ſeine Zeugniſſe in eigener Sache. Dieſe Briefe
läßt ſich nicht leugnen — ſind geiſtreich und an
lebendig und anſchaulich. Sie ſind für ihren S
das unverwerfliche Zeugniß einer nicht allzu gewöh
geiſtigen Friſche und Spannkraft, zuweilen ſoga
körperlicher Schmerzen und Leiden. Sie tragen au
Gepräge der Wahrheit für die Stimmungen des
blicks, die darin ausgedrückt ſind; ſie geben eben
den Beweis, daß ein Saint-Arnaud, wenn nich
gute Seite, doch ſeine liebenswürdigen Momente
kann. Allein dies Alles iſt viel zu wenig, als d
darauf mit nur einigermaßen befriedigender Vollſ
keit die wahrhafte und treue Schilderung eines
und Charakters gründen ließe. Umſoweniger iſt d
Fall, als doch aus den Briefen Saint-Arnaud
egoiſtiſche Ruhmſucht, der Sonne, Mond und
nur geſchaffen ſcheinen, um zu Putzſachen für d
cielle Ich verarbeitet zu werden, in ſolcher Fülle
leuchtet, daß es ohne einige, wenngleich halb abſi
Schönfärberei in dieſen Briefen ſicher nicht herge
iſt. Man braucht dann nicht einmal vorauszuſetze
es außerdem die Angehörigen des Marſchalls f
verwandtſchaftliche Pflicht gehalten haben, den Le
noch moraliſch zu friſiren und mit allen Tugend
geſchminkt zur Parade auszuſtellen. Aber beden
es doch, daß Zell zum Ruhme ſeines Helden n
einziges Zeugniß aufzuführen weiß, gegen deſſen
fangenheit ſich nicht gegründeter Einwand erheben
und bedenklich iſt es auch, daß er mit keiner Si
noch aus den letzten Lebensjahren des Marſchall
verbreiteten Gerüchte erwähnt, die, wenn ſie Beſt
fänden, die ſogenannte Bekehrung deſſelben in ein
ſeltſames Licht ſtellen würden. Dagegen wird

Zeit bemerken, daß dieſe verleumderiſchen Erfindungen des franzöſiſchen Parteigeiſtes keine Beachtung und Widerlegung verdienen. Ganz wohl. Aber warum ſollten die leichtgläubigen Deutſchen lieber an das Gute glauben, das irgendeinem Helden des jetzigen officiellen Frankreich nachgeſagt wird, oder das er ſich ſelbſt nachſagt? In jedem Polizei- und Gendarmenſtaate, wo die Wahrheit Stubenarreſt hat und es keine andere Oeffentlichkeit mehr gibt als für die maßloſeſte Schmeichelei, in einem ſolchen Staate darf man das Schlimmſte muthmaßen und iſt berechtigt, ſelbſt das Beſte für ein Schlimmſtes zu halten. Ein ſehr natürliches patriotiſches Gefühl, ſowie die Erinnerung an Rheinbund und erſtes franzöſiſches Kaiſerthum, an dieſe gerade jetzt wieder von ſeinem jüngern Landsmanne in Nr. 4 geſchilderte „Zeit der höchſten Erniedrigung Deutſchlands“, hätte alſo den deutſchen Geheimen Hofrath wol abhalten ſollen, einem franzöſiſchen, wenn auch glücklicherweiſe ſchon todten Marſchall des zweiten Kaiſerthums literariſch den Hof zu machen. Aber vielleicht hat er nicht als Patriot geſchrieben, ſondern nur im höhern Intereſſe der römiſch-katholiſchen Kirche, für die ihm — als für eine ecclesia militans — eine neue Zwangsaushebung von militäriſch gebildeten Heiligen dringend nothwendig ſchien. Selbſt in dieſem Falle ſcheint er jedoch einen argen Misgriff begangen und mit ſeinem Buche nur dem advocatus diaboli die unwiderleglichſten Einreden an die Hand gegeben zu haben.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Lieferung.)

Wilhelm Schulz-Bodmer.

Max Waldau und Adolf Böttger.

Bei der allgemeinen Theilnahme, welche das frühe Dahinſcheiden Max Waldau's erregte, bei dem förmlichen Wetteifer aller Journale, Nekrologe oder wenigſtens biographiſche Skizzen über den verſtorbenen talentvollen Dichter zu bringen, können wir wol hoffen, die Ueberſchrift unſers heutigen Artikels werde auch noch nachträglich einigen Reiz auf das Publicum ausüben. Wir dürfen hoffen, daß die Mehrzahl der Leſer d. Bl. den Aufſatz: „Max Waldau und ſein Schwanengeſang“ (Nr. 7 f. 1855), auf den wir uns einige male bezogen, nicht ganz aus dem Gedächtniß verloren haben. Es heißt unter Anderm darin S. 117: „Er war zu warm in ſeinem Innern, als daß er ſich in Geſchäftsbriefen mit dem Nothwendigen hätte begnügen können; ein rein geſchäftsmäßiger Stil lag ihm gänzlich fern, der Autor, der Dichter, der Menſch führte ſeine Feder.“ Wir hatten Gelegenheit, uns von der vollſten Wahrheit dieſes Ausſpruchs mehr als ein mal zu überzeugen. Ein Brief eines Dichters an einen Dichter iſt ein Stück Seele, ſo gut wie ein Gedicht; der Menſchenkenner blickt gern in die Tiefe einer Seele, ſucht in dem Fluß der Proſa den Commentar zum rhythmiſchen Wellenſchlag des Verſes. Es iſt oft in ſcheinbar ganz unbedeutenden Zügen die innerſte Seite eines individuell gemodelten Charakters zu leſen; bei wichtigen Stellen überwacht ſich der Schreiber des Briefs ſelbſt, dagegen bei Cauſerien, wie es die Franzoſen nennen, läßt ſich Jeder ungenirt gehen. Wenn Dichter zuſammen plaudern, ſpitzt die Welt die Ohren, denn — ſie ſchwatzen aus der Schule. Bei ſolchen Naturen, zu deren Claſſe Max Waldau gehörte, d. h. bei raſtlos thätigen, unermüdlich ihren Wirkungskreis überſchauenden, beinahe fieberhaft aufgeregten Naturen, die gewöhnlich ahnen, daß ihnen ein kürzerer Lebenslauf von der Parze beſchieden ſei, darf man die hervorſprudelnden größern und kleinern Schöpfungen nicht auf die Goldwage legen; ob Brief, ob Lied, ob Epos, das gilt ihnen gleich; es wird Alles ungefeilt, wie mit Extrapoſt in die Welt hinausbefördert. Wir ſind durch Adolf Böttger's Güte in die angenehme Lage verſetzt, unſern Leſern einen in Beziehung auf Max Waldau's Denkweiſe und die Streiflichter, die er darin auf ſeine „Rahab“ und ſich ſelbſt fallen läßt, ſehr intereſſanten Brief mittheilen zu können. Bruchſtücke aus andern Zuſchriften laſſen wir darauf folgen. Die Veranlaſſung zu dieſer Correſpondenz gab das „Buch der Lyrik“, deſſen Herausgabe im Jahre 1852 Böttger unter der Mitwirkung der bedeutendſten Dichter Deutſchlands beabſichtigte. Er foderte daher auch Max Waldau brieflich auf, ſich mit einem lyriſchen Beitrage von höchſtens vier Druckſeiten zu betheiligen, worauf Waldau in der Antwort anfragte, ob er ihm Raum für 300 Verſe geſtatten wolle. Zu Böttger's Erſtaunen ſandte Max Waldau bald darauf die erſte Abfaſſung der „Rahab“, ſchon damals über 1000 Verſe ſtark, zur Aufnahme in das „Buch der Lyrik“ ein, welche allerdings ſonderbare Zumuthung (für eine lyriſche Sammlung!) Böttger natürlich, ſich höflichſt bedankend, zurückweiſen mußte. Dieſer Brief, der die „Rahab“ überbrachte, iſt datirt 18. Oct. 1852 und lautet:

„Vor einem Jahre noch war meine Pünktlichkeit im Kreiſe meiner Bekannten ſprichwörtlich, jetzt aber bin ich zu krank, zu ſehr und zu verſchiedenartig belaſtet, als daß ich Stunde halten könnte. Kartoffelbau und Branntweinbrennen, Familiengeſchichten ordnen, Romane leſen und ſchreiben, Geſchichte ſtudiren u. ſ. w. und nebenbei phyſiſch leiden, das bringt eine Maſchine, nicht blos einen Menſchen out of going. Ich komme demnach ſo raſch, als ich es vermochte, aber möglicherweiſe nicht blos zu dick, ſondern überhaupt zu ſpät. Ich ſchrieb Ihnen von 300 Verſen und meinte, unter dieſer Firma könnten wol 600 paſſiren; nun brauche ich aber, wie Sie ſehen, Raum für 1000! Machen Sie, was Ihnen recht ſcheint, ich wollte Ihnen nur für alle Fälle zeigen, daß ich Ihnen zu Willen bin, obgleich ich ſonſt in der Regel die Theilnahme an Sammelwerken abſchlage, weil man zu üble Geſellſchaft bekommt. Das iſt bei Ihnen natürlich nicht zu fürchten — da bin ich alſo. Sie werden viel Jamben haben, wenn auch ſchwerlich ſo edle wie die Ihrer Sonette, und ſehr viel Reime; da dürften denn meine kollernden Anapäſte zur Abwechſelung gut ſein; auch an Honigmalerei kann es unmöglich fehlen, ich biete auch hierin ein anderes, gröberes, wenn Sie wollen, klotzigeres Colorit. Der Stoff in Jamben behandelt büßte vollſtändig jenes Element ein, das ihn allein hält und dem Ganzen eine bibliſch-Homeriſch-Oſſianiſche Färbung erzeugt; Hexameter bringen des mangelnden Vorſchlags wegen zu viel Ruhe hinein, wie denn im Deutſchen der claſſiſche Vers unwillkürlich ſententiös wird; die fünffüßigen Anapäſte ſind meine Erfindung und, wie ich meine, eine glückliche. Wenigſtens haben ſie dem Verfaſſer des «Hafis in Hellas», der ſie auf meine Veranlaſſung für ſein wunderlich ſchönes «Mädchen von Sunam» wählte, gut angeſchlagen, und ich glaube, bei mir thaten ſie auch das Rechte. Nur iſt zu empfehlen, nicht mit ◡ ◡ anzufangen, wenn der vorhergehende Vers ohne große Interpunction mit — ◡ ſchließt. Ich habe es nicht immer vermieden, wie ich jetzt beim Durchleſen ſah, und finde, daß ſich die ◡ ◡ ◡ laut übelmachen. Können Sie das Gedicht nicht mehr brauchen, ſo haben Sie wol die Güte, es mir recht bald rückzuſenden, da ich's dann mit einer «Judith» zuſammen drucken laſſe, ſodaß es zu Weihnacht noch kommt. Ich leide nichts Druckfertiges im Pulte und thue auch nicht eher Neues, bis das Alte fort iſt. Drucken Sie es, ſo haben Sie auch die Gefälligkeit, den beigeſchloſſenen Zettel Ihrem Verleger zugehen zu laſſen. Die «Feuilletonlyrik» *) anlangend, ſo that ich Unrecht, um Verzeihung zu bitten, ohne

*) Vgl. „Neue Oder-Zeitung“ vom 22. Dec. 1852: „Literaturberichte von Max Waldau.“

gleichzeitig nachzuweiſen, daß ehrliche Anerkennung mir das Wort dictirt. Ich ſchrieb in Nr. 31 der «Blätter für literariſche Unterhaltung» f. 1852 einen Brief über Lyrik und Lyriker und machte Ihnen den Vorwurf, daß Sie, das graziöſeſte Talent der Gegenwart, der Zeitrichtung ſoviel nachgeben, daß Sie wol geleſen und beliebt, aber nirgends gelten, was Sie werth ſind; denn ***, der im ganzen Leibe nicht ſoviel ſchaffende Kraft, alſo wahres dichteriſches Element hat, als Sie im kleinen Finger, iſt neben Ihnen ein berühmter, ſehr berühmter Mann. Daran ſind Sie ſchuld, nur Sie. Ich wollte *** für einen «Dichter» gelten laſſen, wenn er Ihr «Frühlingsmärchen» geſchrieben, für Adolf Böttger iſt das Genre aber ein wenig gar zu niedlich. Ich ſagte denn alſo, daß Sie nur darum nicht vor allen jenen kleinen Geiſtern genannt werden, weil Sie ſich dazu — leider — herablaſſen, Feuilletonlyrik zu treiben. Ich bin ehrlich, geehrter Herr, aber ich darf's wol ſein, denn Sie finden ſchwerlich viel ſo jugendlich empfängliche Naturen in der Autorenwelt als ich, Naturen, die aus ganzer Seele jubeln, wenn Echtes, wahrhaft Schönes kommt, es komme woher es wolle. Aber die Candiszuckermenſchen, die poetiſchen Leimſieder haſſe ich bodenlos. Eine Romanze konnte ich Ihnen nicht ſchicken, weil Sie ja wol nicht ein Namenverzeichniß, ſondern typiſche Elemente zur Repräſentation der Poeten von heute haben wollten. Die Romanzen, die von mir gedruckt ſind, gehören alle in die Kategorie «Schund», wie Sie ſich überzeugend in meinen «Blättern im Winde» finden können. Und warum ſollt' ich mich mit Bewußtſein an den Pranger ſtellen. Meinen Namen und meine Adreſſe unterzeichne ich. Daß Sie die letzte haben, iſt mir lieb, und wem Sie dieſelbe geben, den will ich mir gefallen laſſen; aber ich ſehe ſie ungern veröffentlicht, weil ich ohnehin mit Manuſcripten, namentlich von Weibern, überflutet werde. Im Augenblick liegt ein dreibändiger elender Roman, zwei Novellen und vier verſificirte Folianten hier! Ihr" u. ſ. w.

Die kritiſchen Bekenntniſſe, die Max Waldau in dieſem Briefe niederlegte, ſind von einer Art, daß wir nicht der Verſuchung widerſtehen können, einige Bemerkungen daran zu knüpfen. Jedem Leſer iſt gewiß das rieſige dreiblätterige Epitheton „bibliſch-Homeriſch-Oſſianiſch" wie uns in die Augen geſprungen. Man mag es noch ſo gelinde deuten, man mag ſogar darüber hinwegſehen, daß der Autor dieſen Dreiklang auf ſein eigenes Werk bezog, es bleibt dennoch ein Reſtchen von Anmaßung in dieſem Ausſpruch. Wie wenig an der „Rahab" bibliſch iſt, das iſt in dem oben genannten Aufſatze erſchöpfend nachgewieſen, ja es heißt dort mit Recht am Schluſſe geradezu: „Dies iſt die Geſchichte nicht der bibliſchen, ſondern der Max Waldau'ſchen Rahab." Was an dieſer Dichtung „Homeriſch" ſein ſoll, das — wir geſtehen es offen — haben wir nicht herausfinden können, und um etwas auch nur entfernt „Oſſianiſches" zu entdecken, dazu dürfte mehr als eine Laterne nothwendig ſein. Wir wollen alſo annehmen, um nicht von Max Waldau's Manen in die Schranken gefodert zu werden, die drei Worte ſeien ihm in der Eile des Briefſchreibens mehr abſichtslos als mit voller Ueberzeugung aus der Feder geſchlüpft. Was die „glückliche Erfindung der Anwendung von fünffüßigen Anapäſten" in größern epiſchen Gedichten betrifft, ſo glauben wir, hat ſich Max Waldau auch einem Irrthum gefangen gegeben. Das raſtlos Sprunghafte dieſes Vermaßes ermüdet auf die Länge hin das Ohr des Leſers, unterdrückt die Entfaltung des ruhigen plaſtiſchen Elements, das juſt in einem epiſchen Gedichte mit zu den Grundbedingungen gehört. Wir gehen zwar in dieſem Punkte nicht ſoweit als der Herausgeber d. Bl., der in dem oben angeführten Aufſatze äußerte, „daß ſelbſt ein mittelmäßig gebauter Hexameter auf die Dauer angenehmer für ſein Ohr" klinge; im Gegentheile, wir ſtellen uns hier ganz auf Max Waldau's Seite, der dem deutſchen Hexameter den unſerer Meinung nach richtigen Vorwurf macht, daß er „klappere"; wir halten aber nach reiflicher Ueberlegung dafür, mit dem Ausſpruch des folgenden Satzes keinen Fehlſchuß zu thun: der zukünftige Erfinder eines Versmaßes, das mit Glück in einem längern deutſchen epiſchen Poem anzuwenden wäre, muß den ruhigen Schritt des Metrums vor allem Andern im Auge haben; denn wie die Lyrik ein muſikaliſches Moment inſichträgt, ſo enthält ihr Gegenſatz, die Epik, ein architektoniſches, ein ſteinernes — die „Iliade" iſt wie aus Marmor gehauen. Der Satzbau darin iſt ein Aneinanderſchießen von helleniſchen Wortſteinen, ein wahrer Kryſtalliſationsproceß. Der deutſche Hexameter iſt nur der Schatten eines griechiſchen; wir fühlen uns verſucht, den Max Waldau'ſchen Ausdruck zu potenziren und die ältern deutſchen Epopöen in dieſem Versmaß „Klappermühlen" zu nennen. Der Genius der Sprache beugt ſeinen göttlichen Nacken ſelbſt nicht vor der Pietät. Ihren hiſtoriſchen Werth behalten natürlich dieſe Dichtungen, vor dem deutſchnationalen Forum der Neuzeit jedoch werden ſie nicht Stand halten können. Wir werden uns nach und nach bewußt, Germanen zu ſein, und dürfen daher auch in unſern Gedichten nur ein germaniſches, kein griechiſches Versmaß dulden. Schon deshalb allein iſt Max Waldau's Verſuch, ein Metrum zu finden, das ſich nicht an dem Geiſte der deutſchen Sprache verſündigt, ein höchſt lobenswürdiger, aller Nachahmung zu empfehlender geweſen. Daß der erſte Verſuch bei ſeiner Jugend nicht glückte, benimmt dem echtkünſtleriſchen Streben dieſes vaterländiſchen Talents nicht die ſchöne Seite. Hätte ihm bei Lebzeiten einer ſeiner Freunde in dieſer Angelegenheit nur ein bischen opponirt, er hätte gewiß einen neuen Weg eingeſchlagen.*) Denn daß Max Waldau auch beſcheiden ſein konnte, dazu liefert jene Stelle in dem citirten Briefe, wo er mit unerbittlicher Strenge über ſeine eigenen Romanzen aburtheilt, den ſchönſten Beweis.

Mit dem Ausdruck „Feuilletonlyrik", unter welche niedere Kategorie er Böttger's „Frühlingsmärchen" ſtellt, iſt Max Waldau dem Dichter etwas nahegetreten. Der geſunde Humor, die verſteckte und dennoch deutlich genug ausgeſprochene Satire auf die damaligen deutſchen Zuſtände laſſen ſich gerechterweiſe mit dem Gemeinplatz „Feuilletonlyrik" nicht ſo kurzweg abſpeiſen. Ohne die Beimiſchung dieſer Elemente wollten wir Max Waldau's Urtheilsſpruch gern gelten laſſen, obwol vielleicht dennoch das leichte tändelnde Weſen, was beinahe das ganze Werkchen hindurch ſeinen Spuk treibt, ſich durch den Umſtand entſchuldigen ließe, daß ſich der Dichter von Haus aus mit dem Leſer auf das duftige Gebiet des Märchens begibt. Wenn wir daran mäkeln wollten, ſo würden wir die Aehnlichkeit einiger ſeiner Geſtalten mit Figuren im Shakſpeare'ſchen „Sommernachtstraum" tadeln, jedoch hat uns der ſprudelnde Humor und die feine artiſtiſche Abrundung des Ganzen ſchnell mit dieſer Anmahnung verſöhnt. Ueberhäupt ſcheint Max Waldau in dieſem Briefe gegen Böttger nicht ganz aufrichtig geweſen zu ſein, denn er ſagt von ihm in jener Nummer der „Neuen Oder-Zeitung", die wir bereits früher in der Anmerkung citir-

*) Wir haben dem Verfaſſer vergönnt, ſeine Anſicht gründlich durchzuführen, ſind aber für unſer Theil der Meinung, daß der deutſche Hexameter nicht gerade nothwendig zu „klappern" brauche, wenn er eben nicht „klapperig" gebaut wird. Daß Max Waldau's Anapäſten deutſcher ſeien als der Hexameter, können wir ebenfalls nicht finden. Daß wir uns jetzt erſt allmälig bewußt würden, Germanen zu ſein, möchten wir gleichfalls in Zweifel ziehen, indem wir uns erinnern, daß leicht kein anderer Mann, trotz ſeiner griechiſchen Versmaße, ſich ſeines Germanenthums ſo bewußt geweſen als Klopſtock, der das ſchlafen gegangene Nationalgefühl der Deutſchen recht eigentlich erſt wieder ins Leben gerufen hat. Dies eine Verdienſt, wenn ihm auch ſonſt kein anderes bliebe, wird ihm immer einen der höchſten Ehrenplätze in unſerer Literatur ſichern, wenn wir uns nicht der Undankbarkeit ſchuldig machen wollen. Im Ganzen, kann man ſagen, müſſe das poeſieliebende Publicum in Deutſchland zu Klopſtock's Zeit auf einer höhern Stufe geſtanden haben, da es ſich an reimloſen Rhythmen genügen ließ und den Inhalt der Klopſtock'ſchen Oden genoß, obſchon ihnen der mehr ſinnliche Reiz des jetzt zu ſo großer äußerer Virtuoſität ausgebildeten Reimklangs fehlte. D. Red.

ten: „Es ſind zu viel leichte Spielwaaren, zu viel zerfließende Baiſers (?) unter ſeinen Schöpfungen; es fehlt der rechte markige Kern; er nimmt es leicht, weil ihm das Schaffen leichter wird als irgendeinem Dritten, und daß es um die heitere Kunſt nun doch ein ernſtes Ding ſei, wurden wir bei ihm nie gewahr. (?!) Uns iſt das «Frühlingsmärchen» mit ſeiner Blütenwelt und ſeinem bunten Spuk ein duftiger Grabhügel (?) auf den leichten flatterhaften Schmetterlingen der erſten Epoche des Dichters" u. ſ. w. Wir haben durch Beifügung einiger Fragezeichen unſere Zweifel leiſe angedeutet; um aber alles Andere dahingeſtellt ſein zu laſſen, ſo halten wir dafür, daß ein Dichter, deſſen vortreffliche Ueberſetzung von Byron's ſämmtlichen Werken ſelbſt in England warme Anerkennung gefunden hat, ein Dichter, dem wegen ſeiner Uebertragung von Racine's „Phädra" ebenſo die vollſte Anerkennung der beſten franzöſiſchen Journale zutheil wurde, ein Dichter, der mit ſeinem „Pauſanias", um ſeine übrigen ſchönen Leiſtungen mit Stillſchweigen zu übergehen, ſich einen ehrenvollen Platz in der deutſchen Literatur geſichert, daß ſolch ein Dichter nicht den bitterherben Vorwurf verdient, der in Max Waldau's Worten liegt: „und daß es um die Kunſt nun doch ein ernſtes Ding ſei, wurden wir bei ihm nie gewahr." Von Max Waldau klingt dieſe Rüge doppelt überraſchend, denn vielleicht kein Zweiter in Deutſchland producirte haſtiger, flüchtiger als er; nennt er doch ſelbſt dieſe ſeine ewige Unruhe „Productionsfieber" u. ſ. w. Hinſichtlich dieſes „Productionsfiebers" dürfte kaum unter allen ſeinen hinterlaſſenen Briefſchaften eine bezeichnendere Stelle gefunden werden als die Schlußworte ſeiner Zuſchrift vom 23. Dec. 1852 an Adolf Böttger. Dieſes Selbſtbekenntniß iſt in der That merkwürdig; der Leſer höre:

„Ich habe leider nur mein Brouillon und keine ganze Abſchrift behalten, ſodaß ich von den 100 oder 200 Verſen, die ich als Impromptu dazwiſchen dictirte, kein Wort weiß, oder doch nur eine matte Ahnung habe. Nun iſt es eine Schwäche von mir, daß mir jedes Gedicht nur ſolange etwas iſt, bis es fertig gedruckt vorliegt. Eher werd' ich's nicht los und plage mich damit herum, ſodaß ich zu nichts Anderm komme. Ihr Verleger erlöſt alſo den gequälten Dichter leicht von dem Geſpenſt der «Rahab», wenn er ihm ſofort nach dem Drucke auf meine Koſten unter Kreuzband die betreffenden Aushängebogen ſchickt. Ich werde ſonſt mit meinen Troubadourliedern nicht fertig. Lachen Sie mich aus, ſoviel Sie wollen; ich verdiene es, aber ich bin einmal ſo. Vierzehn Tage ſpäter geht mich die ganze «Rahab» nichts mehr an." Klingt dieſer Schlußſatz in dem Munde eines Dichters nicht unglaublich? Für uns wenigſtens iſt er ein Räthſel; erſt mit fieberheißem Blute ſchaffen und dann das Geſchaffene ſo vonſichſtoßen? Wahrlich, Max Waltau mußte nicht Grillparzer's wundervolles Gedicht „Der Abſchied von Gaſtein" kennen, wo in der den ganzen Inhalt meiſterhaft wiederſpiegelnden Schlußſtrophe von den Liedern und Schöpfungen des Dichters vergleichsweiſe dem Publicum zugerufen wird:

Und Flammen, Perlen, Schmuck, die euch umſchweben,
Gelöſte Theile ſind's von ſeinem Leben!

Ja wohl, gelöſte Theile! Der geiſtige Rapport, der zwiſchen dem Dichter und ſeinen Werken beſteht, jenes unbeſchreibliche Etwas, das ihm von der Großmacht des Weltalls nur interimsweiſe für das kurze Daſein als ſein heiligſtes Gut anvertraut wird, kann auch nur mit dem letzten Athemzug des Schöpfers, des Künſtlers enden. Sehr bezeichnend iſt der Vergleich: „das Geſpenſt der Rahab." Dieſer Brief iſt eine Fundgrube für Alle, die Pſychologie ſtudiren. Noch ſteht uns ein Schreiben des Verblichenen zugebote, was den glänzendſten Beleg zu jenen Worten des Herausgebers d. Bl. abgeben könnte: „Max Waldau ſchrieb gern lange und gründliche Briefe; er lieferte, wenn ihm das Herz voll war, förmliche Charakteriſtiken von Autoren, die er liebte, die ihm befreundet waren." Ein ſolcher Brief, den er wirklich mit vollem Herzen ſchrieb, iſt der vom 20. Oct. 1852. Leider geſtatten die Verhältniſſe nicht, ihn ganz der Oeffentlichkeit zu übergeben, theils weil man bei mehr als Einem erſt anfragen müßte, ob er dies erlaube, theils weil einige höhergeſtellte Perſönlichkeiten, die diplomatiſchen Kreiſen angehören, darin mit Namen genannt werden. Da jedoch jener Dichter, über den Max Waldau in dieſen Zeilen ſein Urtheil abgibt, ſich von Jahr zu Jahr einen größern Ruf erwarb, ſo dürften es die Leſer d. Bl., deren mehrjähriger Mitarbeiter Max Waldau war, gewiß gern ſehen, daß wir ihnen wenigſtens einige Bruchſtücke dieſes Briefs vor Augen legen. Jener Dichter iſt Conſtant Wurzbach. Max Waldau eröffnet das Schreiben folgendermaßen:

„Es bedarf nur weniger Worte, um Sie für den Dichter der «Parallelen» zu intereſſiren, ein Intereſſe, das Ihnen vielleicht die «Parallelen» trotz zweiter illuſtrirter Auflage nicht eingeflößt haben werden. Wurzbach's wiſſenſchaftliche Arbeiten über die Volkslieder und Sprichwörter der Polen, ſowie ein in Kürze erſcheinendes Werk, eine polniſche Literaturgeſchichte, haben ganz entſchiedenen Werth; anerkannt werden muß für die «Verſchollene Königſtadt», daß ſich darin ein Poet kundgibt, ſo ſehr er auch manchmal in unpaſſende Didaktik verſandet ſteckt. Und was ſeine neuern Arbeiten anbetrifft, ſo iſt das beifolgende für Sie abgeſchriebene Gedicht «Gyges» ſicherlich nicht das ſchlechteſte, was Sie Ihrer Sammlung einverleiben werden. Es iſt mehr als eine Stelle darin, die meine Behauptung rechtfertigt: Wurzbach ſei kein gewöhnliches Talent." Max Waldau ſandte es für das „Buch der Lyrik" ein, da er carta bianca von Wurzbach hatte; der Herausgeber bedauerte jedoch, dieſen „Gyges" in fünf Geſängen, ſo eigenthümlich das Gedicht auch war, ſeiner Länge wegen nicht aufnehmen zu können. Es freut uns, daß im Allgemeinen unſer gelegentlich bei Beſprechung der Almanache für 1855 (Nr. 6) über Wurzbach gefälltes Urtheil mit Max Waldau's Anſicht zuſammentrifft. Es iſt überhaupt ein liebenswürdiger Zug in Max Waldau's Charakter, daß er keine Mühe, kein Zeitopfer ſcheute, um einem jüngern oder doch noch unbekannten Dichter, deſſen Talent er einmal ſeine Anerkennung zollte, für ein oft ſchon jahrelang liegengebliebenes Manuſcript einen Verleger zu verſchaffen. Er hatte in dieſer Beziehung ein gewiſſes Renommé; leider machten Verſeſchmiede von ſeiner Güte häufig Misbrauch, was die Schlußworte des erſten Briefs ſattſam beweiſen. Dagegen ſchenkten ihm viele Verlagshandlungen ein unbedingtes Vertrauen; ein Manuſcript, das Max Waldau empfahl, war faſt ſo gut wie gedruckt; denn ſie wußten, daß er in dieſem Punkte die perſonificirte Gewiſſenhaftigkeit ſei. Er war der Schutzpatron der beſtäubten Manuſcripte, der Taufpathe vieler lyriſchen Muſenkinder.

Emanuel Raulf.

Moderne ſpaniſche Romantik.

Ein ſchon vor einigen Jahren in Spanien herausgekommener Roman, der dann auch ſpäter bei Theiſſing in Münſter unter dem Titel: „Die Ruinen meines Kloſters. Eine hiſtoriſche Novelle der Neuzeit. Aus dem Spaniſchen des Fray Manuel de Clauſans, überſetzt von Loning" (2 Theile), in deutſcher Uebertragung erſchienen iſt, erregte unſere Aufmerkſamkeit umſomehr, da uns zugleich berichtet wurde, daß das Original dieſer hiſtoriſchen Novelle in Spanien mit ungemeſſenem Beifall aufgenommen worden ſei und in der Leſewelt einen wahren Enthuſiasmus erregt habe. Nichts iſt geeigneter als eine ſolche Nachricht, uns auf den unermeßlichen Unterſchied des geiſtigen Standpunkts und des künſtleriſchen Bedürfniſſes aufmerkſam zu machen, welcher dermalen zwiſchen uns ſelbſt und unſern alten Stammverwandten hinter den Pyrenäen obwaltet, und die Frage bei uns anzuregen, wann und wie dieſer Unterſchied zwiſchen zwei Volksſtämmen denn entſtanden iſt, die zur Zeit der Cervantes, Calderon und Lope de Vega in Kunſt und

Poeſie ſo unverkennbare Verwandtſchaft miteinander darboten? Denn was bietet der vorliegende Roman — von dem Sprachlichen natürlich abgeſehen — dem deutſchen Leſer Anderes dar, als eine vollſtändige Formloſigkeit, die trockenſte, phantaſieloſeſte Erfindung und eine unglaubliche Armuth der Ideen und der Geſtaltungen gegenüber der flutenden Gedankenwelt und der ſtrotzenden Charakteriſtik des deutſchen Romans? Wir wollen die „Ritter vom Geiſte", die „Clubiſten", die „Hohe Braut" u. ſ. w. nicht gerade als den Roman κατ᾽ ἐξοχην hinſtellen, allein verglichen mit der Kunſt in ihrer Kindheit, dem ideenloſen Inhalt und der ſchattenhaften Charakter- und Naturzeichnung in dieſen „Ruinen", ſind ſie wahrlich Werke von rieſenhafter Dimenſion!

Wir ſtellen uns nun die Frage: Wie kann ein Buch von ſo roher Kunſtform, ſo entkleidet von allem lebendigen Ideeninhalt aus Leben, Kunſt oder Wiſſenſchaft, ſo farblos und ohnmächtig, ſo verzerrt in Gefühlszeichnung und Geſtalt, den Beifall eines Volks gewinnen, das in Cervantes einen Heros der Charakteriſtik und den ideenreichſten Erzähler, in Calderon und Lope die wärmſten Gefühlsmaler der Welt, ja die kühnſten Schwärmer und die reinſten Enthuſiaſten aufzuweiſen hat? Es ziemt uns wohl zu verſuchen, eine ſo unglaubliche Ernüchterung hiſtoriſch zu begreifen, zu erklären. Das Wort des Räthſels heißt: Katholicismus in ſeiner dogmatiſchen Vollendung! Der Weg, den die einſt ſo herrliche ſpaniſche Literatur zu dieſem Ziele der Verdorrung und Abtödtung ging, liegt klar vor uns. Bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts Muſter und Lehrmeiſterin in faſt allen Gebieten der ſchönen Kunſt für unſern Welttheil, belebte der ſpaniſche Geiſt zunächſt die Franzoſen. Das formale Geſchick, mit dem dies Volk den geiſtigen Antrieb auffing und ihn in ſeiner conventionellen Weiſe umbildete, formte und modulirte, zu derſelben Zeit, wo ihm das politiſche Uebergewicht zufiel, imponirte und wirkte in ſolcher Art auf Spanien zurück, daß der Meiſter von dem Schüler lernen zu müſſen glaubte und, indem er ſein Eigenthum — den Geiſt — fahren ließ, durch Nachahmung der Form ſeinen Schüler zu überbieten ſuchte, um vor ihm zu glänzen. Es war die Zeit der Gongora, Argenſola, Montiano, die Zeit der Culteraniſten und Galliciſten, welche die ſpaniſche Poeſie für immer entnervte und verdarb. Dieſem Verderben entging nur die Volkspoeſie, das Lied und allenfalls der geiſtliche Hymnus. Dieſe gingen ihren urſprünglichen Weg und gehen ihn noch heute. Der franzöſiſche Geiſt aber iſt das Gegentheil der Romantik, er iſt der Geiſt des Aeußerlichen, der Befriedigung, des Beſchloſſenſeins, das Gegentheil des deutſchen Geiſtes der Innerlichkeit, des Unbefriedigten, des Schrankenloſen, der Romantik mit einem Wort. Indem die Spanier nun dieſen Weg des franzöſiſchen Geiſtes verfolgten, kritiklos und nachahmend obendrein, gingen ſie in entgegengeſetzter Richtung ſo raſch mit uns auseinander, daß Deutſche und Spanier, jüngſt noch Brüder im Geiſte, ſich ſchnell aus den Augen verloren. Ja das theologiſche Gebiet, das hier die Prüfung der höchſten Ideen verbot, dort aber gebot, trat bald als eine nicht zu durchbrechende Schranke zwiſchen beide. Was die deutſche Kunſt gewann, ſie hat es durch die Reformation gewonnen, was die ſpaniſche Poeſie verlor, ſie hat es durch das Dogma verloren! Denken wir uns einen Augenblick, daß die ſpaniſche Urſprünglichkeit in Glut und Empfindung ſich zu gatten vermocht hätte mit Shakſpeare's zerſetzender Lebenserkenntniß und Ideenfreiheit, oder mit Goethe'ſcher Klarheit und Kunſtreinheit, mit deutſcher Kritik — welch ein Ideal der Kunſtſchöpfung hätte dies darſtellen können! Es hat nicht ſein ſollen, vielleicht nicht ſein können; denn, wie der Dichter ſagt: „Es iſt geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen." Aber in den Himmel gewachſen wäre die Poeſie in der That!

Doch es ſoll ja kein Einzelner die ganze Menſchheit darſtellen und auch kein einzelnes Volk ſoll es! Das iſt das ethiſche Geſetz, dem wir uns, Jung und Alt, zu fügen haben. Was aber aus der ſpaniſchen Literatur ſeit jener Umkehr ge-
worden ſei, zeigt uns dies Buch, oder vielmehr — der
Buch beweiſt nichts — der unermeßliche Beifall, den
funden hat. Jene Arias, Cervantes, Calderon, Lope —
eigenen Dreigeſtirn Leſſing, Goethe, Schiller nicht unähn
iſt darin bis auf den letzten Lichtſtreifen verſchwunde
nichts iſt übriggeblieben als ein verwäſſerter Chateau
ein combabiſirter Lamennais. Das Schlimmſte aber iſ
man von dieſem Buche nicht wie von einer vereinzelten
nung ſprechen kann; vielmehr iſt es ein vollberechtigter
ſentant der modernen ſpaniſchen Literatur überhaupt un
reich als ſolcher. Wie Alles, was wir an moderner ſchön
ratur aus Spanien empfangen, ſchwankt auch dieſer Roma
ſchen den Polen kritikloſer Effecthaſcherei im Geiſte Victor
und Eugen Sue's und vollſtändiger Ohnmacht und Entn
hin und her. Nicht die Anſtrengungen begabter Geiſter, n
barrus, Moralez, Urquijo, Marchena, Andujar und M
Valdez, nicht der Aufſchwung der ſtrengen Wiſſenſch
letzten Decennium, nicht der ſchnell wachſende materielle
ſtand, die Ausdehnung des Volksunterrichts, die Rein
welche in Kirche und Staat ſich ſeit 1840 ſichtbar in S
vollzieht, ſind vermögend geweſen, dieſem tiefen Verderb
ſchönen Literatur zu begegnen, oder auch nur es aufzu
Alle Emanationen derſelben unterliegen nach wie vor dem
der franzöſiſchen Verirrung. Wir verweiſen hierüber n
Zorilla's bekannten „Don Juan Tenorio" (Leipzig, Bro
1850). Der lange politiſche Ringkampf hat, wie es ſchei
Idee des Schönen in der Kunſt aus dem verwilderten Ge
Nation für lange Zeit verdrängt; der Begriff individueller
licher Schönheit, wie er ſich durch Gemüth und Charakte
ſpricht, iſt ihr verlorengegangen; es iſt nichts übriggeblie
die hohle ascetiſche Phraſe, die von dem Menſchenherzen
weiß und nichts wiſſen will, einerſeits, und andererſei
wildeſte Haſchen und Ergreifen grauſiger und haarſträu
Effecte, misverſtandener Chateaubriand und misverſta
Victor Hugo! Das iſt der Charakter der heutigen
Literatur Spaniens, für die nur Heil in dem Wieder
aus der eigenen unverdorbenen Volkspoeſie gegeben
ſcheint.

Doch kehren wir nach dieſer Abſchweifung zu unſern
nen" zurück; es lohnt der Mühe zu ſehen, was ſie ent
Der erſte Theil der deutſchen Ueberſetzung gibt uns die
biographie eines jungen Menſchen, Manuel, Sohn eines
eigners, und erzählt, wie er Mönch wurde. Es iſt unm
etwas Schattenhafteres zu ſehen als dieſe Lebensgeſchichte,
Held ſich als ein Weſen ohne jede Spur geiſtiger Selbſt
mung, Thatkraft oder Lebensenergie gibt. Jedes fallende
erregt ihm Nervenzucken, jedes Wort des Tadels Verzwe
Sich äußern, ſprechen kann er ſo gut wie gar nicht, hö
kann er eine Blume malen, die ſeine Gedanken aus
ſoll. Er iſt kaum ein Körper, geſchweige denn eine
lichkeit; er iſt ein Schemen, eine bloße Eſſenz, bei der
lich von Charakter gar nicht die Rede ſein kann.
Adela, aber er kann es nicht ſagen und hält ſich für d
glücklichſten der Menſchen, weil man ſeine unausgeſpr
Gefühle und Wünſche weder erräth noch erfüllt. Ande
ſollen wir von dieſem Jammerbilde wider alle Natur gl
daß er auf dem Meere unter Stürmen und Gefahren
ſen, daß er, um einen Andern zu retten, ſich in eine
grund ſtürzt u. ſ. w. Jener Verſuch zur Rettung eine
dern wird nun vollends ſein Unglück. Man hält ihm die
vor, ſo frevelhaft und gegen Gottes Gebot ſein Leben
zu haben, und da er hierauf nichts zu erwidern weiß,
melancholiſch, will eine Univerſität beziehen (?), geräth
verpeſtete Stadt, wird als Leiche faſt begraben — unen
Schauereffect — und fällt nun in die Hände des Pat
ſeph, der ein Urbild chriſtlicher Demuth und Bruderli
und der ihn zum Kloſterbruder macht. Der Widerſinn
Geſchichte iſt ſolcher Art, daß unſere Spieß'ſchen und Crame
Erfindungen dagegen Muſter der Conception und Helden

des Geiſtes ſind; die Kunſt kann keine tiefere Stufe einnehmen, als hier dargeſtellt wird. Manuel, ſagt uns der Verfaſſer, hat nun gelernt, an Gott zu glauben. Es iſt Unſinn, von irgendeinem Menſchen zu ſagen, daß er nicht an Gott glaube; hier aber heißt an Gott glauben nichts Anderes, als an die Satzungen der katholiſchen Kirchentheologie glauben. Im zweiten Theile werden uns nun die Schickſale Manuel's und Pater Joſeph's in ihrem Kloſter unter den Kämpfen der Bürgerkriege, ihre Verfolgungen im Jahre 1822, ihre Vertreibung, die Zerſtörung des Kloſters, Flucht, Verbannung, Wiederherſtellung und neue Verfolgung erzählt, in Scenen, die von Brand, Blut, Mord, einſtürzenden Grabgewölben, lebendigen Verſchüttungen, Geſpenſtern, welche Menſchen freſſen ſollen — wörtlich wahr — Gräueln und Rettungen aller Art ſtrotzen. Zuerſt wird Pater Joſeph erſchlagen und der Held zieht mit der Leiche von Gewölbe zu Gewölbe flüchtend umher; dann kommen ſeine alten Gegner und bringen die ſterbende Adela, welche auch Nonne geworden iſt, herbei und er drückt ihr die Augen zu; endlich ſchließt der Roman mit einer Viſion der Zukunft, die ſo lautet: „Meine Feder zittert bei dem Gedanken, Das zu beſchreiben, was um mich her geſchah. Ich war in den Feldlagern. Ich ſah zwei Heere von Brüdern, die ſich wechſelsweiſe zu zerfleiſchen ſtrebten; ich ſah aus dem Staube gewaltige Geſtalten auftauchen, herrſchen und unterliegen; ich ſah ungeheuere Strömungen zum Entſetzen der Völker dahinbrauſen; ich ſah den Tod in allen Geſtalten und Formen: politiſchen Mord, Juſtizmord, Selbſtmord, gottergebenes Sterben, Tod voll Wuth, ruhmreichen Tod, Tod vor Elend. Ich ſah das Nichtige und Geringe hundert mal gedruckt und Das, was eine Beſchreibung verdiente, fand ich in keinem Buche. (!) Deshalb ſchrieb ich Tag für Tag meine Erlebniſſe nieder" u. ſ. w. Wäre dies im Geiſte der Wahrhaftigkeit und ohne Prätenſion, einen Roman, alſo ein dichteriſches Kunſtwerk zu liefern, geſchehen, ſo könnte Niemand den Verfaſſer tadeln. Allein ſein Beginnen iſt ein ganz anderes; er hat einen Roman, ein poetiſches Werk ſchreiben wollen und zu dieſer Aufgabe fehlte ihm nicht mehr wie Alles. Der Himmel helfe Denen, die ſein Werk mit Enthuſiasmus begrüßt haben, aus ihrer tiefen Verirrung! Man braucht wahrlich dieſen theologiſchen Roman nicht erſt mit „Albrecht Holm" von F. von Uechtritz etwa zu vergleichen, um den tiefen Standpunkt einer Literatur zu beklagen, in der ſolche Erſcheinungen Epoche machen können, und die einſt den Geiſt der Freiheit und der Schönheit in ſich aufgenommen hatte. Vielleicht iſt es überhaupt zu kühn, theologiſche Streitfragen in dem Rahmen eines Romans zu behandeln. Die Werkſtatt, in der ſolche Fragen zu behandeln ſind, iſt zu fein, das Material iſt zu individuell, die Werkzeuge ſind zu zart, um einen gemeingültigen Ertrag, einen Lehrſatz für Viele, ein Kunſtgemälde, das Allen zuſagt und genügt, darſtellen zu können. Es liegt etwas in Fragen des Glaubens und des Bekenntniſſes, was ſich jeder allgemeingültigen Ausprägung entzieht, jeden Kunſtrahmen zerſprengt und nur der Selbſtprüfung und Selbſterforſchung zugänglich iſt. In einem Buche aber, wo nur die vollendete Mönchsdogmatik den ganzen Gedankeninhalt verſchlingt, dergeſtalt, daß weder Leben noch Wiſſenſchaft gegen dieſelbe aufkommt, kann natürlich von einem fördernden Gedankenaustauſch gar nicht die Rede ſein, ebenſo wenig wie von einem Gebilde der Kunſt. Hier heißt es nur: Wer ſind die Brüder des Miſſionars? Alle Menſchen. — Hat das Gold Reiz für dich? Von Kind an habe ich es verachtet. — Findeſt du Luſt am Fleiſch? Ich verzichte darauf und auf die Schmerzen, die es bringt. — Bewahrſt du eigenen Willen? Mein Wille iſt der Gottes und der Eure. — Wann wünſcheſt du dich unſern Bruder zu nennen? Wo möglich morgen. — Morgen alſo. — Und nun ſchmückt das Opfer ſelbſt den Altar mit Blumen, an dem es der Welt entſagt, legt Sandalen an und ſchneidet ſein Haar ab! Ein „Albrecht Holm" kann freilich unter romaniſchen Völkern gar nicht entſtehen, ſelbſt die freigeiſtige franzöſiſche und ſelbſt die ſonſt ſo treffliche engliſche Romantik, und wäre ſie ſo gelehrt wie Bacon oder Bulwer, halten wir dazu für unfähig; es gehört eben die deutſche Macht des Gemüths, die deutſche Kritik dazu; aber eine ſolche Beſchloſſenheit der religiöſen Anſicht, eine ſolche Roheit der Form, in der ſich dieſelbe äußert, ſcheint uns ſelbſt für Spanien für einen Rückſchritt und der Beifall, den das Buch dort gefunden hat, für eine entſchiedene Geſchmacksverirrung gelten zu müſſen. Denn wenn auch dies Gebiet dem Volke verſchloſſen bleiben mußte, welchen Reichthum gewährte dagegen das hiſtoriſche Element, das in dieſem Buche ſo roh, ſo völlig unbenutzt geblieben iſt! Und wie erklärt es ſich, daß nicht einmal zu einem Salvandy'ſchen „Alonſo" ein Verſuch auf der Halbinſel gemacht worden iſt, die ſeit 10—12 Jahren in allen andern Bezügen des Lebens und der Kunſt ſo große Anſtrengungen macht, den Völkern, die von ihr lernten, wieder gleichzukommen? Auf dieſe Frage gibt es nur eine Antwort: die Schuld trägt die leidige Beſchäftigung mit der Politik, die Vermiſchung dieſer mit der Literatur! Hier aber wäre der Stoff für einen ſpaniſchen Walter Scott, und es iſt ſehr die Frage, ob Donoſo Cortes ſich nicht ein größeres Verdienſt um ſein Vaterland erworben haben würde, wenn er ſeine begabte Feder, anſtatt ſie pietiſtiſchen Staatsſchriften und Portefeuillearbeiten zu widmen, in die Weihe eines echten hiſtoriſchen Romans verſenkt hätte.

L.

Ernſt Koſſak und die literariſche Porzellanmalerei.

Heutzutage wiſſen auch wir Deutſchen, was ein Feuilleton iſt. Seit etwa zehn Jahren hat es ſich nach franzöſiſcher Schablone bei uns eingebürgert und wohnt wie ein Portier im Erdgeſchoß unſerer politiſchen Zeitungen. Das Feuilleton iſt eine Seifenblaſe, eine Luxusliteratur, eine literariſche Porzellanmalerei; ſeine Aeſthetik iſt die Kurzweiligkeit, ſeine Macht der Witz; ſeine Beliebtheit entſteht aus dem Potpourri. Eine kleine Idee, etwa ein Ball, Bäder, Sitten, Eiſenbahnfahrten u. ſ. w., platt wie ein Atom Gold zu ſchlagen und es vor den Augen der Leſer blitzen und funkeln zu laſſen, das iſt das Feuilleton.

Berlin hatte ſeinen Stimmführer in dieſem Genre lange Zeit — faſt ein Vierteljahrhundert — in Ludwig Rellſtab, deſſen Kunſt freilich gegen den Fortſchritt der Zeit zurückblieb. Ernſt Koſſak, obgleich eben nicht mehr jung, erlaubte ſich dieſe Monarchie des immerhin braven Rellſtab anzugreifen, ſchmähte tüchtig, machte treffende Witze und galt ſeit 1848 für den erſten Kritiker und Feuilletoniſten Berlins. Man hatte viel von Jules Janin gehört, wenn auch weniger geleſen; man war deshalb ſehr ſchnell bei der Hand, Ernſt Koſſak als den deutſchen Jules Janin zu proclamiren; aber man hatte kein Recht dazu. Die Liebenswürdigkeit, die Bonhommie, die graziöſe Plauderkunſt des franzöſiſchen Feuilletonſchöpfers ſind bei Koſſak in die zweifelhaften Eigenſchaften des blanken Geiſtes, des Sarkasmus, der kalten Plaſtik umgewandelt. Seine Seifenblaſen ſind nicht bunt wie die Janin's. Der Humor des berliner Kritikers iſt ein Geſchöpf ſeiner Galle; ſein Witz iſt darauf berechnet, zu verwunden; er iſt Peſſimiſt oder Hypochonder, wie derb er auch auf die Hypochonder ſchmähen möge. Wenn ich meinestheils aus dieſen Gründen Koſſak jede Aehnlichkeit mit Janin beſtreite, ſo beeile ich mich doch auch, ſeinem glänzenden Feuilletontalent Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Er iſt allerdings der vornehmſte aller berliner literariſchen Porzellanmaler.

Hat ein Kritiker Gelegenheit, einen andern Kritiker mit ſeinem literariſchen Product unter die Lupe zu nehmen, ſo gewährt ihm dies eine Art Genuß. Es liegt, wenigſtens für mich, etwas Dämoniſches in der Freude, auch einmal mit der kritiſchen Scheere einen Geiſt zu zerſchneiden, welcher in jeder

Woche ſo viele andere Geiſter beſpöttelt, bewitzelt oder gar beleidigt. Ich bin aufrichtig genug, dieſes Hochgefühl nicht zu verbergen, noch anonym einem Kritiker die Wahrheit von der Leber weg zu ſagen, welcher die Macht beſaß, in ſeiner eigenen Zeitung über ſo viele Andere ſeine Meinung abzugeben, ohne daß die meiſten derſelben irgendwie dagegen remonſtriren konnten. Meine perſönliche Hochachtung verleugnet ſich dabei keineswegs.

Koſſak hatte früher in weiten Kreiſen Beliebtheit und ihn verehrende Freunde, als der angehende Schriftſteller mit ſeiner ganzen dialektiſchen Kraft gegen den alten Rumpelkram und gegen alte Narren zu Felde zog. Leider verlor er viele ſeiner Freunde durch die rückſichtsloſe Schonungsloſigkeit, welche aus Gott weiß welchem Grunde endlich in ausgebildeten Peſſimismus ausartete. Man hat den berliner Kritiker aus dieſem Grunde vielfach für eine kleine Seele gehalten, welche weder Raum für hochherzige Gefühle noch Liebe für anſtrebende junge Talente hege, welche keine Rückſicht auf machtloſe Autoren oder Künſtler nehme, wol aber klugerweiſe ein Schweigen oder ein Lob für allgemein geſchätzte Geiſter hege, welche ſich bereits Freunde erworben haben. Der geſchätzte Kritiker wird für dies Echo mancher Stimmen ohne Zweifel nicht mir die Verantwortung aufbürden.

Die folgende ſpeciellere Kritik der Koſſak'ſchen Schriftſtellerei baſirt auf eine neue Sammlung von Feuilletonartikeln, welche den bereits früher beſprochenen „Pariſer Stereoſkopen" kurz nacheinander gefolgt ſind:

1. Hiſtorietten. Von E. Koſſak. Berlin, Stage. 1856. Gr. 16. 1 Thlr.
2. Aus dem Wanderbuche eines literariſchen Handwerksburſchen. Von E. Koſſak. Berlin, Stage. 1856. Gr. 16. 22½ Ngr.

Da ſind nun zwei Bücher dieſes Kritikers, welche wir im Sinne der vom Verfaſſer gekränkten Geiſter rächend mit dem ätzenden Laugenwaſſer unſerer Kritik begießen könnten! Leider aber, ſelbſt wären wir ein ſo gekränkter Geiſt, können wir nicht dieſem Rachegefühle einer Legion gemishandelter Dichter und Künſtler Genüge thun; der berliner Feuilletoniſt hat ſoviel Geiſt, uns nur literariſche Nippſachen, Porzellanmalereien zu übergeben, welche uns im Ganzen ein ähnliches Wohlgefallen erwecken, wie wir es beim Empfang kleiner, allerliebſter, zierlicher Miniaturbilder empfinden. Man kann mit ſolchen Nippſachen nicht gut Krieg anfangen, und das iſt traurig. Koſſak hat hierin von Jules Janin gelernt; als dieſer gute Herr ſeinen Roman „Der todte Eſel" in die Welt ſetzte, mußte er ſich ſagen laſſen, daß er keine guten Romane zu ſchreiben verſtehe; das war bitter. Koſſak entſagte daher von vornherein dieſem gefährlichen Ehrgeiz.

Der Inhalt beider angeführten Bücher beſteht aus echtem ſchillerndem Blattgold, aus kleinen, höchſt ſaubern, eleganten Nippes, den Producten literariſcher Porzellanmalerei. Jedermann liebt die Nippſachen und beſitzt wol in dieſer Art irgendetwas, an deſſen Sauberkeit und Zierlichkeit er ſich ergötzt. Daſſelbe Behagen rufen auch die literariſchen Porzellanmalereien aus der Fabrik Koſſak hervor; ſie haben nicht allein von vornherein einen guten Namen, ſondern machen auch demſelben durch ihre feine Zeichnung und elegante Form Ehre.

Die „Hiſtorietten", ebenſo wie die Skizzen „Aus dem Wanderbuche", ſämmtlich ſchon durch das Blatt veröffentlicht, deſſen Herausgeber der Verfaſſer war, bilden jede ein abgeſchloſſenes Bild. Die erſtern nehmen Berlin zum Gegenſtande ihrer Darſtellung, die letztern ſimple Reiſeabenteuer in Italien. Koſſak hat ſicherlich auch eine gute Schule durchgemacht und die Leiden der Armuth gekannt; für Alles ein feiner, ſtiller Beobachter, hat er das Volksleben mehr denn das Weltleben belauſcht. Deshalb finden wir in allen beiden Werken, ja in allen literariſchen Arbeiten des berliner Feuilletoniſten die gewöhnlichſten menſchlichen und localen Situationen oder Sitten in einer drolligen und geiſtreichen Manier vorgeführt. Wir lernen von neuem Gebräuche und Zuſtände kennen, die wir ſchon lange gekannt haben, oder welche wir gar nicht der Beachtung werth gehalten haben. Die ſubjectiven Reflexionen laſſen den Gegenſtand in dem wunderlichſten und anziehendſten Licht erſcheinen; aus dem Harmloſeſten und Geringfügigſten ſehen wir zu unſerm Erſtaunen den Witz herauslachen und wir amüſiren uns an den beſcheidenſten Bildern, welche der Pinſel Koſſak's malt, weil die Auffaſſung des Gegenſtandes nur witzig iſt.

Was die „Hiſtorietten" betrifft, ſo würden wir ohne Umſtände die treue Wahrheit des Porträts anerkennen, wenn wir nicht in einem jeden dieſer Gemälde jenen Geiſt herausfänden, den wir bekämpfen zu müſſen glauben. Durch den oft mit Gewalt herbeigezogenen Humor haben die „Hiſtorietten" faſt alle einzelne Züge von Caricaturen erhalten. Es mag dieſer krampfhafte Humor die natürliche Logik der gewiſſenhaften Darſtellung kleiner menſchlichen Leiden ſein, die Koſſak mit beſonderer Vorliebe in ſeine Darſtellungen einwebt; aber dieſe Wiederholung einer und derſelben Beobachtung macht auch die Outrirtheit für den Leſer in die Augen fallend. Koſſak's Manier iſt es immer, alle lächerlichen Seiten ſeines behandelten Gegenſtandes hervorzuheben. Die armen Muſikanten, das Männerquartett, die Familienbälle, Faſtelabende und ſonſtigen Geſellſchaften, von denen ſeine „Hiſtorietten" handeln, erſcheinen nie anders als im Zuſtande unnatürlicher Lächerlichkeit, welche ſich wol zuweilen in einzelnen Perſönlichkeiten repräſentiren mag, aber in der Wirklichkeit nie ſoviel von Lächerlichkeiten vereinigt, als der Verfaſſer vorführt. Die Gegenſtände nur von einer lächerlichen Seite zu ſehen, wird ſehr leicht zur Manie und verdrängt am Ende jeden Ernſt der Anſchauungsweiſe. Koſſak verfehlt in keiner dieſer allerliebſten Porzellanmalereien ein Lächeln über ſeinen Humor abzulocken; das iſt unſtreitig, gehoben durch eine ſchöne elegante Darſtellung, ſehr unterhaltend, indeſſen ruft es keine Behaglichkeit hervor, weil wir nirgends dem Herzen des Verfaſſers begegnen, nirgends eine freie Wallung von Gefühl uns beſchleicht, nichts als der kalte Spott oder trockene Sarkasmen uns entgegentreten. Wir geſtehen, daß uns ſolche Art zu ſchildern trotz alles Geiſtreichthums derſelben Function gleichkommt, welche die Tänzer in der dramatiſchen Kunſt verſehen. Sowol die Charaktere, welche uns die „Hiſtorietten" vorführen, als auch die Scenen aus Italien, welche in dem „Wanderbuche eines literariſchen Handwerksburſchen" enthalten ſind, beſchäftigen ſich mit allen Lächerlichkeiten des menſchlichen Lebens. Die Wahrheit ihrer Darſtellung iſt unbeſtritten; denn ſowol die Kellner, die Stillvergnügten bei den Kränzchen, die Cigarrenläden und die „alten Knaben" der „Hiſtorietten", als auch die Schilderung der italieniſchen harmloſen Erlebniſſe bieten in Wirklichkeit Das, was der Verfaſſer mit Witz über ſie ſchreibt. Die Wanderbuchblätter leſen ſich freilich viel weniger angenehm als die „Hiſtorietten", weil der Verfaſſer ewig bei den kleinen Miſèren des Lebens bleibt; er erzählt uns von einem Mittagsmahl, einer Nacht unter Flöhen, von dem Ausgießen der Nachtgeſchirre in die Lagunen Venedigs und den Lächerlichkeiten jeder auftretenden Perſönlichkeit, ohne jemals irgendwelcher Poeſie Rechnung zu tragen. Es entſteht ein unbehagliches Gefühl, ſogar Widerwillen, wenn man ewig von den Nachtſeiten der Dinge lieſt und ſelbſt an und für ſich poetiſche Gegenſtände, wie ſie doch Italien ſo vielfach hat, jeder Poeſie entkleidet ſieht. Keine Schilderung der Sitten, der Natur, der Kunſtſchönheiten — nichts Neues enthält das Wanderbuch; es iſt kahl und glatt wie ſein Umſchlag; der alte Witz über Dinge, welche jede Landpartie aufweiſt, glänzt obendrein noch in matterm Colorit wie ſonſt.

Dieſe permanente, wir geſtehen es ganz offen, nicht ſehr gemüthliche Auffaſſung des Feuilletoniſten muß uns glauben laſſen, daß er gar nichts mehr mit unbefangenem Ernſt noch mit herzlicher Theilnahme zu betrachten vermag.

Das Harmloſeſte muß in ſeinen Augen ein Gegenſtand ſein, deſſen lächerliche Seiten einzig und allein aufzufinden er ſich die peinlichſte Mühe gibt; Alles, was nun gar dieſes harmloſen Charakters entbehrt, muß ſeiner Theilnahme fremd ſein: er findet weder Befriedigung in der Kleinlichkeit der einen, noch Genuß an der größern Vollkommenheit der andern Sache. Was nützt aller blanke Geiſt, wenn nicht jenes Gefühl darunter ſchimmert, ohne welches kein Genuß zu bieten iſt? Die „heilige Empfindſamkeit", welche Jean Paul ſo warm vertheidigt hat, darf ſelbſt einem Genremaler nicht fehlen; es müſſen, will er mehr als bloßer Fabrikarbeiter ſein, in ſeinen Bilderchen auch ſanftere Gefühle ſich zeigen, damit man gewiß iſt, die Seiltänzerſprünge des Witzes ſeien nicht blos eine ſtehende, profeſſionelle Beſchäftigung. Koſſak könnte mit ſeinem Talent Edleres leiſten, als blos mit ſo ſichtbarer Vorliebe die Caricaturen und Lächerlichkeiten unſers Daſeins zu zeichnen. Jules Janin, der doch noch viel gemüthlicher als Koſſak ſchreibt, geſteht in ſeiner Biographie ſelbſt, daß er ſich ſchäme, ſo anhaltend nur geiſtreiche Pas-de-deux zu machen. Er wußte es recht wohl, daß, wenn man ein urſprünglich ſchönes Talent misbraucht, eine Entnervung deſſelben nach einiger Zeit ſich einſtellen muß. Die menſchliche Intelligenz wird allmälig ſehr ledern, wenn das Herz ſie nicht mit ſeiner Liebe näßt und befruchtet. Wir haben wahrlich Gegenſtände genug, die des Mitleids, der Liebe oder des Stolzes bedürftig ſind; die Hinweiſung auf unſere Gebrechen iſt uns zwar ſehr nöthig, ſie muß aber dann mit jenen Empfindungen gepaart ſein, welche Boz ſo hoch in der Literatur geſtellt haben. Was nützt es, nur ein halb bitteres, halb nichtsſagendes Lächeln durch ſeinen Humor zu erzwingen, wie es Koſſak liebt? Unſerer Generation iſt es wahrlich zu verzeihen, daß ſie ſich darin gefällt, über alles Heilige und Pietätvolle ihre Witze zu machen, wenn ſelbſt ihre Schriftſteller keinen andern Ehrgeiz haben, als Tonangeber dieſer Unſitte zu ſein.

Einen andern Charakter der literariſchen Porzellanmalerei finden wir bei einem zweiten berliner Schriftſteller:

1. Aus dem Tagebuche eines berliner Arztes. Von Max Ring. Berlin, Hofmann und Comp. 1856. 8. 15 Ngr.

Dr. Ring hat ſeit einigen Jahren neben der Praxis ſeiner Arzneiwiſſenſchaft auch die Literatur adoptirt und theils durch ſeine Genrebilder, theils durch den Roman „Verirrt und Erlöſt" ſich eine gute Kundſchaft erworben. Er iſt außerdem auch Kritiker und Recenſent; die „Voß'ſche Zeitung" ſteht ſeiner Feder zugebote und macht den ſeit einigen Jahren Mode gewordenen Ton der bloßen Phraſenkritik mit, welche einmal den politiſchen Zeitungen ſchwer abzugewöhnen iſt. Max Ring hat mit dieſem undankbaren Geſchäft mindeſtens immer die Liebenswürdigkeit zu verbinden gewußt, welche ihm als Menſch und Schriftſteller zugebote ſteht.

Koſſak iſt gewiſſermaßen auch liebenswürdig, Max Ring beſitzt aber die lieblichere Art und Weiſe, es mit dem Gemüth zu ſein. Seine literariſchen Porzellanmalereien ſind von Hauſe aus ſchon durch den gewählten Stoff von Intereſſe, während die Koſſak'ſchen Malereien ein ſolches nur durch die Anſchauung und Darſtellung erhalten. Bei dem Letztern brillirt nur der kalte blankgewichſte Geiſt, er intereſſirt, ohne daß man ihn lieben kann; Max Ring dagegen hat eine geſtaltende Phantaſie, ein empfindendes Herz, eine einfache, aber liebenswürdige Darſtellung. Bei ihm feſſelt das Object an und für ſich, bei Koſſak der Funkenregen des Witzes, in dem er ſeinen Gegenſtand ſpiegeln und blitzen läßt. Ein Genre iſt ſo vortrefflich cultivirt wie das andere, aber den Vorzug möchten wir dem gemüthvollern von Max Ring geben.

Die Tagebuchgeſchichten deſſelben handeln über einzelne höchſt intereſſante Epiſoden aus ſeinen ärztlichen Erfahrungen. Von dem Beginn ſeiner Carrière an führt uns der Verfaſſer bis zu einem gewiſſen Abſchnitt ſeines Lebens, nämlich der Ehe, wiewol die erzählte Verheirathung mit der Gouvernante, wie die Wirklichkeit zeigt, nur in ſeiner dichteriſchen Phantaſie vollzogen wurde. Die intereſſanten und ſpannenden Situationen entbehren dabei nicht des Reizes der feinen Beobachtung; beſonders entfaltet der Verfaſſer ſein Darſtellungstalent in den Bildern „Die blutige Nacht" und „Die Wahnſinnserklärung", ſeine feine Beobachtung vornehmlich in dem auch pſychologiſch intereſſanten Bilde „Die Heilung eines Säufers durch Liebe", überhaupt eine der beſten Ausführungen in dem Cyklus der aufgeſtellten Bilder.

Dieſe literariſchen Porzellanmalereien halten wir keineswegs für untergeordnet in dem Genre der Belletriſtik, im Gegentheil glauben wir, daß dieſelben der Ermunterung und der Pflege bedürfen. Sie ſind immer Schöpfungen einer lieblichen und auch lohnenden Kunſt, welche im Publicum ſtets ihre Freunde finden wird. Ihr äſthetiſches Geſetz formulirt ſich dahin, daß tout genre est bon hors l'ennuyeux; aber den Vertretern dieſer Kunſt mag es nie entgehen, daß ein bloßes Amuſement des müßigen Publicums weniger adelt, als es gleichſam ſpielend in ſeinem Geſchmack auch durch die Idee der Sittlichkeit zu beſſern. **Eduard Schmidt-Weißenfels.**

Dichterlooſe.

Wenn denkende Leſer d. Bl. uns über dieſe oder jene von uns ausgeſprochene Anſicht ihre Mittheilungen machen, ſo iſt uns dies immer von Werth; ja wir glauben, daß es in mancher Hinſicht von Nutzen und Intereſſe wäre, wenn der Herausgeber eines Blattes mit den Leſern deſſelben eine möglichſt regelmäßige offene Correſpondenz über literariſche Fragen unterhalten und dadurch zwiſchen beiden ein innigeres Wechſelverhältniß, eine gegenſeitige Verſtändigung ins Werk geſetzt werden könnte. Hierzu wird es jedoch aus rein äußerlichen Gründen ſchwerlich jemals kommen. Für heute möchten wir eine Gegenbemerkung, welche eine geiſtreiche deutſche Freundin gegen eine in unſerm Aufſatz über Nikolaus Lenau (Nr. 47 d. Bl. f. 1856) enthaltene Anſicht in einer Zuſchrift an uns erhoben hat, mit wenigen Worten beleuchten. Sie bekennt zwar, daß ſie in unſerm Aufſatz, ſoweit er Nikolaus Lenau ſelbſt betrifft, nichts zu mildern wüßte und daß ſie ihn nur „unerbittlich wahr" nennen könnte, aber „fürchterlich" ſei ihr in den Eingangsworten der Ausſpruch geweſen, daß bei Dichtern die Beiſpiele innern Elends und düſterer Verzweiflung viel häufiger angetroffen würden, als die Beiſpiele wirklichen Glücks und harmoniſcher Seelenſtimmung; dies widerſpräche all ihrem Denken, Fühlen und Erleben. Wir haben in unſerer Betrachtung über Nikolaus Lenau eine ganze Galerie ſolcher deutſcher Dichter aufgeſtellt, bei denen disharmoniſche und verzweifelnde Stimmungen überwiegend waren und denen wir noch manche andere, z. B. den wilden Eulogius Schneider, den im Irrenhauſe geſtorbenen Otto von Skepsgardh u. ſ. w., hätten beigeſellen können; und wir haben in dieſer Verbindung ſelbſt den verehrten Namen Schiller's genannt, der den Gegenſatz gegen die Wirklichkeit, die nach ſeiner Anſicht den Dichter nur „beſchmuzen" würde, blos dadurch zu überwinden wußte, daß er ſich aus ihr zurückzog und ſeine eigene ideale Welt formirte. Wir haben ſpäter bei Gelegenheit der Tuckerman'ſchen „Thoughts on poets" auch eine ganze Reihe engliſcher Dichter, darunter ſelbſt Byron und Shelley, aufgeführt, die an ähnlichen düſtern und zerriſſenen Gemüthszuſtänden litten.*) Als wir dieſe Namensliſten ſolcher Dichter, die mehr

---

*) Manche Verzweiflungsrufe zerriſſener Poeten haben etwas wahrhaft Entſetzliches. So, wenn Lenz noch in den Tagen, wo man ihn für vernünftig hielt, er es aber ſchwerlich mehr war, an Herder ſchreibt: „Ein Dichter iſt das unglücklichſte Weſen unter der Sonne." Ganz ähnliche Wehrufe findet man bei Nikolaus Lenau bereits zehn Jahre vor dem Ausbruche ſeines Irrſinns. Nannte doch ſelbſt der kräftige Mann Freiligrath die Poeſie einen „Kainsſtempel"!

oder weniger mit ſich oder der Welt oder mit beiden zerfallen waren, verfertigten, verbanden wir damit keinen andern Zweck, als vielleicht dieſes oder jenes jüngere in ſich unklare Talent vor den zu übertriebenen Vorſtellungen von Dichterglück zu warnen, es wenigſtens zu warnen, daß es nicht auf dieſe eine Karte ſein ganzes Lebensglück ſetze. Sänge Jeder, wie der Vogel ſingt, „der in den Zweigen wohnet", ohne darauf übertriebene Anſprüche an Ruhm und Ehre zu begründen, ſo wäre dagegen nichts zu ſagen; aber in den meiſten Fällen verbindet ſich damit ein Ehrgeiz, der nur höchſt ſelten in erwartetem Maße befriedigt werden kann, und damit ſehr häufig ein aufreibendes Ueberbieten der productiven Kraft. Wir wiſſen ſehr wohl das Glück und die innere Beſeligung zu würdigen, welche das poetiſche Schaffen während des Zeugungsacts ſelbſt gewährt, aber das ſind doch meiſt nur blitzähnliche Momente, welche nur dazu dienen, die umgebende Proſa der Wirklichkeit, die immer wieder ihr Recht geltend macht, um ſo greller zu beleuchten. Und auf jene Momente und Stunden ſeligen Schaffens folgen bei jedem Dichter, wie faſt bei jedem Künſtler und Tonkünſtler (man vergleiche z. B. was George Sand über Chopin's ſelbſtquäleriſches Arbeiten mittheilt), Tage und ganze Wochen, wo der Trieb zu ſchaffen mit dem dem Dichter ſelbſt unerklärlichen vollkommenen Unvermögen dazu vergebens ringt und der Productionsquell wie verſiegt erſcheint, oder nur trübe und lauwarme Flut zutage fördert. Robert Prutz, deſſen „Gedichte" ſoeben in vierter, vermehrter Auflage (Leipzig, Weber, 1857) erſchienen ſind, ſpricht ſich über ſolche Zeiten der „ſchweren Noth" mehr wahr und richtig als mit poetiſchem Pathos in den Worten aus:

Der Dichter iſt ein Menſchenkind,
Nicht anders als wie Menſchen ſind;
Hat auch mitunter ſeine Zeit,
Wo nichts geräth und nichts gedeiht;
Wo ſchwer der Himmel auf ihm liegt,
Ihn nichts erfreut und nichts vergnügt,
Ja, wo in ſeinem Unverſtand
Die Flieg' ihn ärgert an der Wand.
Das iſt die Zeit der ſchweren Noth u. ſ. w.

Wir wiſſen auch nicht, ob nicht der mit ſinnigem Gemüth begabte Gärtner, der, was er ſäete und pflanzte, Alles unter ſeinen Händen ſo fröhlich aufſprießen, wachſen, blühen und Frucht tragen ſieht, hiervon einen noch reinern und befriedigernden Genuß habe, als der Dichter von ſeinem Schaffen; wenigſtens fühlt er das Herz der Natur an dem ſeinen viel näher ſchlagen. Die Dichter der neuern Zeit, mögen ſie auch die Wunder der Natur oft recht reizend beſingen, ſcheinen einen merkwürdigen Zug dazu zu haben, ſich ſobald als möglich und ſoweit als möglich von ihr und allen natürlichen Verhältniſſen zurückzuziehen, entweder ausſchließlich in der papierenen Welt der Bücher zu leben oder, den Genüſſen einer raffinirten Cultur fröhnend, in Vergnügungsanſtalten aller Art oder in Salon- und Geſellſchaftscirkeln umherzutaumeln und ihre beſſere Natur an den hier geſponnenen Intriguen allmälig zugrunde zu richten. Namentlich war es für uns ſtets ein peinliches Schauſpiel, den Dichter der „Reiſebilder", der in ſeinen jüngern Tagen die Myſterien des Naturlebens ſo reizend und ſinnig auszuplaudern wußte, ſich den ſchönſten Theil ſeines Lebens hindurch in den üppigen Genüſſen der franzöſiſchen Hauptſtadt abſchwelgen und im Klatſch und in den gewöhnlichſten Kniffen der Journalintrigue ſein Hauptvergnügen finden zu ſehen. So kam es, daß der geweihte Name Dichter jetzt kaum noch ein Ehrentitel iſt, daß die Dichter ihren Credit beim Volke, das jetzt ohnehin für poetiſches und künſtleriſches Schaffen gerade keinen ſehr großen Reſpect bekundet, zum größten Theil verloren haben und ſelbſt an ihrer eigenen Miſſion irregeworden ſind. Es habe eine Zeit gegeben, ſagt der Nordamerikaner Emerſon, wo der Dichter eine geheiligte Perſon, ein Geſetzgeber und jedes ſeiner Worte, aus dem Innern unmittelbar hervorgegangen, eine Wahrheit war; indeß dieſe längſt vorüber. Doch wir hoffen, nicht für im kommt nur darauf an, daß die Dichter ſich wieder Gedanken einer höhern Miſſion erheben und über ihre ten nicht verlernen, zugleich auch echte Menſchen zu ſe der ich ja das Glück oder Unglück habe, ſelbſt ein Stück zu ſein, mich aber deshalb keineswegs für ein excep über die Irrthümer, Schwächen und Gebrechen unſe erhabenes Weſen halte, erlaube mir aus einem mei dichte, „Wort und That", die Anfangsſtrophe zu citir

Wer einen Baum in der Erde Grund
Gepflanzt, daß dem Sohn er noch ſchatte,
That öfters mehr, als wer im Mund
Die blühendſten Worte hatte.
Nicht Reden helfen uns, wohlgeſetzt
Und zierlich gebracht in Reime,
Enthalten ſie nicht, für immer wie jetzt,
Ins Leben ſchießende Keime.

Und weiter noch die Schlußzeilen:

Der echte Menſch iſt echter Poet,
Der den niederen Stoff bezwungen;
Ihm iſt, wenn er von hinnen geht,
Des Lebens Hymnus gelungen.

Schwerlich brauche ich hinzuzufügen, daß hiermit n Philiſter, der alle Poeſie verachtet und aus ſeinem Leb ſchließt und Wunder weiß was gethan zu haben glaub er niemals etwas gethan, was ihn in directe Colliſion Geſetzen und der bloßen Anſtandsmoral brachte, da geredet ſein ſoll.

Vor allen Dingen ſorge der junge Dichter zuvörd eine tüchtige Durchbildung ſeines Charakters, und er b was uns unſere anonyme Freundin ſchreibt: „Rech die meiſt reizbaren Organiſationen ab, ſo beruht viel dichteriſche Verſtimmung auf einem kindiſchen Gebahre wie oft fühlt man ſich dann verſucht zu fragen: «Are man, Sir?»"

H.

Notizen.

Die money-worship.

Die moraliſchen Zuſtände Englands ſind auch de lustrated London News", die ſich als illuſtrirtes Bl mehr mit den Lichtſeiten der Zeit beſchäftigen, der Ge ernſter Betrachtung geworden. „Wenn irgendein einſich Fremder", heißt es in dem betreffenden Artikel, „ſich ein über die Bevölkerung unſers Landes bilden und zu Zwecke die Zeitungen in die Hand nehmen wollte, Verdict würde er wol über uns ausſprechen? Wenn nur die Zeitungsblätter der letzten Monate oder, weiter gehend, die eines ganzen Jahres ſeiner Beobachtung un würde er geneigt ſein, von unſerer öffentlichen Mora hohen oder geringen Begriff zu haben? Würde er au Widerſpruch ſtoßen, wenn er, ſeine Unterſuchungen Reſultat zuſammenfaſſend, erklärte, daß eine tiefgreifen ruption ſich über das Land ausbreite, daß die niedern irreligiös und brutal ſeien, die mittlern und gewerbtre Claſſen von der Sucht beſeſſen, zu verfälſchen und un Preiſe zu verkaufen, die handeltreibenden Claſſen Gau Schwindler und die höhern Claſſen Anbeter des Mamm Schacherer in der Politik, meiſt unfähig, die Aemter auszufüllen, zu denen ſie ſich drängen, und wenn ni fähig, doch unehrlich? Indeß der Nationalcharakte dem wir glauben, daß er im Allgemeinen rechtlich u ſei, ſteht auf einer Höhe, wie nur der irgendeines andern die britiſche Handelsehre behauptet den erſten Rang Welt, und die Betrügereien und Spitzbübereien, von d letzter Zeit die hauptſtädtiſchen Journale angefüllt ware

den ihres Gleichen, wenn ſie davon nicht übertroffen werden, in den Betrügereien und Spitzbübereien der pariſer Speculanten. Das einzige Laſter iſt die «money-worship» und die Folge davon die ſich überſtürzende Haſt, reich zu werden. Wenn die britiſche Ehre nicht vor aller Welt gefährdet ſein ſoll, ſo muß eine Reformation unter den handeltreibenden und induſtriellen Klaſſen eintreten. Eine Nation, deren obere und mittlere Klaſſen gewohnt ſind, über ihr Einkommen hinaus zu leben, eine Nation, unter welcher die Schauſtellung des Reichthums als Wahrzeichen der Solidität gilt, unter welcher man keine Kniffe und Pfiffe, ehrliche oder unehrliche, für unerlaubt hält, um den äußern Schein aufrechtzuerhalten, unter welcher man allgemein danach trachtet, per saltum oder durch einen Würfelwurf reich zu werden, eine ſolche Nation kann nur Corruption in ihrem Buſen großziehen. Eine Corruption dieſer Art iſt unvermeidlich die Vorgängerin der Verarmung und Verliederung der Maſſen, und dieſe Verarmung und Verliederung ihrerſeits ſchlagen in Volkskrämpfe und Revolutionen um." Wir citiren dieſe Stelle, weil die darin enthaltenen Warnungen nicht blos auf England anwendbar ſind, und um eine Probe jenes kurzen bündigen Stils zu geben, womit die Briten ſolche Fragen zu behandeln pflegen. Sie wiſſen in wenige wie Facte ſchlagende Sätze zuſammenzudrängen, wozu die Franzoſen eine Verſchwendung von Esprit und antithetiſchen Effecten und wir Deutſchen lange motivirte, ab ovo anfangende und kaum zu einem Ende gelangende Abhandlungen nöthig haben würden. Glücklicherweiſe verfehlen auch ſolche öffentliche Appellationen an das Nationalgefühl bei den Briten ſelten ihre Wirkung.

Franzöſiſche Berichte über deutſche Literaturerſcheinungen.

Die „Revue contemporaine et Athenaeum français" unterzieht in ihrer Nummer vom 15. Dec. 1856 die von uns in Nr. 43 d. Bl. f. 1856 beurtheilte Schrift „Höllenfahrt von Heinrich Heine" einer Beſprechung, die gerade nicht ſehr ſchmeichelhaft lautet, und bemerkt dabei, daß Robert Prutz, „l'un des meilleurs écrivains de l'Allemagne", von dieſem Poem geſagt habe, es ſei eher eine gereimte Kritik als ein wirkliches Gedicht. Wir unſererſeits bemerken bei dieſer Gelegenheit, nicht begreifen zu können, wie es möglich geweſen, daß eine Zeitlang Robert Prutz als Urheber dieſer Satire oder beſſer gereimten Ueberſicht der modernen deutſchen Literatur genannt werden konnte. Wir ſind übrigens gar nicht abgeneigt, den Verfaſſer für einen im Grunde ehrenwerthen und in ſeiner Art ſelbſt wohlgeſinnten Mann zu halten; in ſeinem in Rede ſtehenden Werke können wir aber nur einen lapsus calami in größerm Maßſtabe erblicken, und wir glauben, daß er trotz des Erfolgs einer zweiten Auflage alle Urſache hat, ſich ſo tief als möglich in die Bettdecke ſeiner Anonymität zu hüllen. Der Berichterſtatter in der franzöſiſchen Revue, E. Goepp, bemerkt weiter mit Bezug auf die von dem Verfaſſer umgeworfene Heine'ſche Löwenhaut: „Zum Schluß können wir dem Anonymus, deſſen Buch wir ſoeben beſprachen, nur den Rath ertheilen, ſich die in einer bekannten Fabel von Lafontaine enthaltene Lehre zunutze machen zu wollen: «De la peau du lion l'âne s'étant vêtu u. ſ. w.»" Dieſelbe Lieferung der franzöſiſchen Revue enthält einen längern Bericht von W. Reymond über Jakob Grimm's „Deutſche Rechtsalterthümer" und nimmt in einer Beſprechung eines Werks von Boiſſier: „Des comédies de Plaute et des tragédies d'Attius, à Rome", Bezug auf Ribbeck, indem ſie jedoch die Bemerkung beifügt: „Die Deutſchen lieben das Dunkle, wie wir das Lichte, und ſelbſt wenn ſie ſich der lateiniſchen Sprache bedienen, um von Allen beſſer verſtanden zu werden, finden ſie doch Mittel, das Verſtändniß ſchwer zu machen." Der dies ſagt, trägt aber wenigſtens einen deutſchen Namen, und zwar einen ſehr bekannten; er heißt Meyer. **H. M.**

Bibliographie.

Balzac, H. v., Die Familie Beauviſage. Vier Theile. Wien, Ludwig u. Zang. 1856. 8. 20 Ngr.

— — Der Graf von Sallenauve. Wien, Ludwig u. Zang. 1856. 8. 20 Ngr.

Baumblatt, L., Judith oder die Franzoſen in Worms. Eine hiſtoriſche Novelle. Worms, Schmidt. 8. 15 Ngr.

Brunner, S., Büchlein gegen die Todesfurcht. Wien, Wendelin. 1856. 16. 4 Ngr.

Burow, Julie, Der Armuth Leid und Glück. Roman. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr.

Carion, Franz, Maria Thereſia und ihre Zeit. Hiſtoriſcher Roman. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.

Carriere, M., Wilhelm v. Kaulbach's Shakspere-Gallerie erläutert. 2tes Heft: Shakspere's Seelenleben und Geistesgeschichte. Der Sturm. Berlin, Nicolai. Gr. 4. 10 Ngr.

Elterlein, E. v., Beethovens Clavier-Sonaten. Für Freunde der Tonkunſt erläutert. 2te Auflage. Leipzig, Matthes. 8. 20 Ngr.

Erinnerungen. Auszüge aus einem Tagebuch von S. v. D. Wien, Helf. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Friedländer, M., Der einheimiſche und ausländiſche Rechtsſchutz gegen Nachdruck und Nachbildung. Rechtswiſſenſchaftliche und für den praktiſchen Gebrauch beſtimmte Darſtellung der heutigen Geſetzgebung und des internationalen Rechts zum Schutz ſchriftſtelleriſcher und künſtleriſcher Erzeugniſſe. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gagern, H. v., Das Leben des Generals Friedrich von Gagern. 3ter Band: Literariſcher Nachlaß. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Garay, J., Dichtungen. Aus dem Ungriſchen überſetzt durch Kertbeny. 2te Auflage. Wien, Helf. 1856. 16. 16 Ngr.

Hentſchel, C., Flora. Legenden, Sagen und Schilderungen aus der Pflanzenwelt. Eine poetiſche Gabe. Langenſalza. Gr. 8. 12½ Ngr.

Deutſche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Mayer, C. Ritter v., Heraldiſches A.B.C.Buch. Das iſt: Weſen und Begriff der wiſſenſchaftlichen Heraldik, ihre Geſchichte, Literatur, Theorie und Praxis. Mit 66 zumeiſt in Farbendruck ausgeführten Tafeln und 100 in den Text gedruckten Holzſchnitten. München, Finſterlin. Lex.-8. 10 Thlr.

Polak, M. S., Die Unsterblichkeitsfrage, vermittelst einer neuen philosophischen Grundlehre und nach vorhergegangener Widerlegung der Gründe aller materialistischen Schulen beantwortet. Mit einem Vorwort von Leutbecher. Amsterdam. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ranke, W., Verirrungen der chriſtlichen Welt. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 10 Ngr.

Reybaud, C., Brasilien. Aus dem Französischen, mit Anmerkungen und Zusätzen. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 24 Ngr.

Rio, Die vier Märtyrer. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von P. Plattner. Innsbruck, Aufſchlager. Gr. 16. 15 Ngr.

Runge, H., Der Berchtolds-Tag in der Schweiz. Eine mythologiſche Skizze. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 6 Ngr.

Sachs, C., Beiträge zur Kunde alt-französischer, englischer und provenzalischer Literatur aus französischen und englischen Bibliotheken. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 15 Ngr.

Schumacher, A., Der Prinz von Lothringen. Ein Gemälde des Hof-, Kriegs- und Volkslebens aus den Tagen Leopolds I. Drei Theile. Wien, Ludwig u. Zang. 1856. 8. 20 Ngr.

Wachenhuſen, H., Skizzenbuch aus Neuknburg und der Schweiz. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Koenig (H.), Geſammelte Schriften.

Erſter bis neunter Band. 8. Geh. 11 Thlr. 15 Ngr.

Heinrich Koenig, einer unſerer ausgezeichnetſten und beliebteſten Romanſchriftſteller, hat die Ausgabe ſeiner „Geſammelten Schriften“, die gewiß auf lebendige Theilnahme bei dem ihm ſo gewogenen deutſchen Publicum rechnen darf, mit der zweiten verbeſſerten Auflage der Novelle „Regina“ (1854, 1 Thlr.) beginnen laſſen, einer durch künſtleriſche Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifende Darſtellung ausgezeichneten Herzensgeſchichte, die u. A. Varnhagen von Enſe (wie im „Vorwort“ mitgetheilt) zur wärmſten Anerkennung veranlaßte.

Dieſer folgte zunächſt ein neuer Roman: „König Jerôme's Carneval“ (3 Theile, 1855, 5 Thlr.), der im Rahmen der ſchmachvollſten Zeit Deutſchlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Reſidenzlebens unter König Jerôme in Kaſſel bietet: geſchichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetiſcher als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffs liegt.

Hierauf erſchien die Novelle „Hedwig, die Waldenſerin“, als zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenſer“ (2 Theile, 1856, 2 Thlr. 15 Ngr.). Das vorherrſchende Intereſſe und die Conflicte der Gegenwart haben den Verfaſſer bewogen, in „Hedwig, die Waldenſerin“ mehr ein neues Buch als eine neue Auflage ſeines ältern, vergriffenen Romans zu geben. Ohne abſichtliche Tendenz geſchrieben, bietet es in verengtem Rahmen nicht weniger einen Spiegel für die Zeitbeſtrebungen, als ein treues Gemälde früherer Zeitverirrung dar, und die Leſer werden in ſpannender, lebhaft bewegter Erzählung einen Gedankengehalt von augenblicklicher Bezüglichkeit, wie von bleibender Anregung mit in den Kauf nehmen.

Den 7. bis 9. Band von Koenig's „Geſammelten Schriften“ bildet der in zweiter Auflage erſcheinende Roman „Die Clubiſten in Mainz“ (3 Theile, 1857, 3 Thlr.), wol Koenig's bedeutendſtes Werk und wegen ſeines poetiſchen Reichthums und tiefen Gehalts einer der beſten deutſchen Romane: ein modernes geſchichtliches Epos, das die ganze Gährung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt.

Die **übrigen Romane Heinrich Koenig's** erſchienen früher in demſelben Verlage. „Veronika. Eine Zeitgeſchichte“ (2 Theile, 1844, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenſtück zu „Regina“. Ebenſo die Novelle „Spiel und Liebe“ (1849, 1 Thlr. 18 Ngr.). Koenig's erſter Roman „Die hohe Braut“ (2. Auflage, 3 Theile, 1844, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der Franzöſiſchen Revolution in die Kreiſe des ſavoyer Lebens zum geſchichtlichen Hintergrunde. Der Roman „William Shakſpeare“ (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 3 Thlr.) hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wiſſenſchaftliche Werk zur richtigen Auffaſſung Shakſpeare's, ſeiner Dichtungen und ſeines ganzen Zeitalters beigetragen. Koenig's Werk endlich, „Auch eine Jugend“ (1852, 1 Thlr. 22 Ngr.), enthält in anziehendſter Weiſe die Schilderung ſeiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine Encyklopädi
der Wiſſenſchaften und K

in alphabetiſcher Folge von genannten Schri
bearbeitet und herausgegeben von
J. S. Erſch und **J. G. Gruber.**

4. Cart. Pränumerationspreis für jeden T
Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier

Hiervon ſind 1856 neu erſchienen:

Erſte Section (A—G). Herausgegeben von H
Brockhaus. Zweiundſechzigſter und dreiundſechzigſter

Dieſe zwei Theile enthalten unter Andern nachſtehende wichtig

Jean Charlier Gerson, Geselle von *Hasemann;*
von *Garcke* und *Löbe;* Geruch, Geruchssinn, Gesc
charakter, Geschmack von *Scheidler;* Geruchsorga
schlechtsapparat, Geschwür, Geschwulst von *Theil*
rundium von *Eckstein*; Geryon von *Wieseler;* Ge
Gerytades von *Ernst von Leutsch;* Gesammteig
Gesandte und Gesandtschaftsrecht, Geschäft, Gesch
Schenkung, Geschlechtsvormundschaft, Geschwor
richte, Gesellschaftsvertrag von *Heimbach;* Gesa
Reissmann; Gesangbuch von *Daniel;* Geschich
Hertzberg; Geschlecht (grammatiſches) von *Pott;* G
Geschütz, Geschützfabrikation von *Baer;* Geschwi
Geschwindigkeitsmesser von *Jahn;* Gesellschaftsin
Hössler; Gesellschaftsrechnung von *Gartz.*

Frühern Subſcribenten auf die Allge
Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von
fehlt, ſowie Solchen, die als Abonnenten neu e
wollen, werden die günſtigſten Bedingungen zug

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Conſtitutionen Kurfürſt Auguſt's von

vom Jahre 1572. Geſchichte, Quellenkunde u
mengeſchichtliche Charakteriſtik derſelben. Nach
theils noch unbenutzten Quellen von Dr. H
Schletter. Mit einem Nachtrage von Dr.
Biener. 8. Geh. 2 Thlr.

Dieſe Schrift, welche aus neu aufgefundenen Qu
Entſtehungsgeſchichte dieſes wichtigſten deutſchen Te
geſetzes des 16. Jahrhunderts darſtellt und nächſtdem e
mengeſchichtliche Charakteriſtik dieſes Geſetzes enthält,
erſte größere Monographie auf dem Gebiete der ſä
Rechtsgeſchichte und damit zugleich ein höchſt wichtiger B
den jetzt ſo lebhaft gepflegten germaniſtiſchen Rechtsſtu

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. —— Nr. 7. —— 12. Februar 1857.

Inhalt: Geſchichte der Religion und Geſchichte der neueſten Zeit. Von **Wilhelm Schulz-Bodmer.** (Beſchluß.) — Neuere Werke zur Länder- und Völkerkunde. — Theodor Mundt's „Geſchichte der Geſellſchaft". — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Geſchichte der Religion und Geſchichte der neueſten Zeit.

(Beſchluß aus Nr. 6.)

Vom Daſein einer „religiöſen Bewegung im Geiſte des franzöſiſchen Heers", über die ſich der zweite Theil der „Bilder aus der Gegenwart" verbreitet, hatte vielleicht mancher gebildete Leſer umſoweniger eine Ahnung, je feſter er von ſeiner eigenſten Bildung und Aufklärung überzeugt war. Dieſe Bewegung iſt dennoch und nicht blos im franzöſiſchen Heere vorhanden; ſie iſt eine höchſt beachtenswerthe Erſcheinung, und es iſt ſeltſam genug, daß gerade Diejenigen, die mit einem neuerdings beliebten Modeworte ſoviel von der Signatur unſerer Zeit zu reden wiſſen, davon noch ſo wenig Notiz genommen haben. Eine conſcribirte Armee iſt der dem Volke ausgepreßte Fünftelſaft. Der in den Tiefen des Volkslebens begonnene Proceß einer geiſtigen Gährung und Umſetzung ſetzt ſich im Heere fort, er tritt wol auch im engern Rahmen der Armee in beſonders deutlichen Merkmalen hervor, wobei man ſich freilich durch das Alles nicht täuſchen laſſen darf, was blos von oben her anbefohlene und gemachte Dreſſur und Abrichtung, was alſo in religiöſen Dingen nichts weiter als Kamaſchenknöpferei für kirchlichen Paradedienſt iſt. Eben darum iſt aber auch der Verfaſſer klug genug, die Freiwilligkeit der von ihm geſchilderten religiöſen und römiſch-katholiſchen Bewegung wiederholt und ausdrücklich zu betonen, ſowie die ihr innewohnende Toleranz zu rühmen, im Gegenſatze zu proteſtantiſcher Intoleranz. Zum Beleg für dieſe letztere wird namentlich erzählt, wie die auf ihre Toleranz ſo ſtolze Regierung der nordamerikaniſchen Union ihre katholiſchen Matroſen und „ſelbſt Offiziere" unter Strafandrohung zwinge, dem proteſtantiſchen Schiffsgottesdienſte beizuwohnen. Dieſer Eingriff in das innerſte Heiligthum der Perſönlichkeit iſt freilich plump genug; er erinnert auf katholiſcher Seite an die noch nicht ſehr lange abgeſtellten gezwungenen Kniebeugungen der Proteſtanten in Baiern. Indeſſen iſt doch auch bei einem Theile jener römiſch-katholiſchen Prieſter und ehrwürdigen Väter Jeſuiten, aus deren Mittheilungen Zell geſchöpft, die Toleranz nicht ſo groß, um nicht über proteſtantiſche Mitarbeiter zur Förderung der religiöſen Bewegung einige Eiferſucht an den Tag zu legen. So heißt es in einem Briefe des erſten Aumonier des erſten Armeecorps der orientaliſchen Armee:

> Gute Bücher werden gerade jetzt um ſo willkommener ſein und wie durch die Vorſehung geſchickt, weil ſeit einiger Zeit proteſtantiſche Geiſtliche aus Frankreich in die Krim gekommen ſind mit Ladungen von verdächtigen und ſelbſt mehr als verdächtigen Büchern, welche ſie zuweilen an unſere katholiſchen Soldaten austheilen. Aber dieſer Kunſtgriff hat bei unſern Tapfern keine Wirkung.

Sollte etwa unter dieſen „mehr als verdächtigen Büchern" hauptſächlich die Bibel verſtanden ſein? Auch in den Berichten über die wirkſame und aufopfernde Thätigkeit der Barmherzigen Schweſtern, neben den Leiſtungen einer Miß Nightingale und ihrer proteſtantiſchen Mitſchweſtern, leuchtet einige confeſſionelle Eiferſucht trotz allen Verſuchen ihrer Verſchleierung durch. Dieſe Leiſtungen ſind doch, im Vergleiche zu den ſpecifiſch katholiſchen, mit gar zu ſichtbarer Abſichtlichkeit möglichſt beiſeite geſchoben. Ein beſonders wichtiger Unterſchied iſt völlig außer Acht gelaſſen: die Barmherzigen Schweſtern, die ſich zur Erfüllung ihres Gelübdes und ihres ſchon gewohnten Berufs der Pflege der Wunden und Kranken im Oriente gewidmet, hatten doch nicht jetzt erſt ein außerordentliches Opfer gebracht. Sie hatten ſchon im voraus auf manche Lebensgenüſſe verzichtet, meiſt in einer Lage, die ihnen ſelbſt für die Zukunft keine beſonders reichen Genüſſe verſprach, und oft in einem Alter, wo ſie noch nicht das volle Bewußtſein Deſſen hatten, worauf ſie verzichteten. Bei jenen proteſtantiſchen Krankenpflegerinnen dagegen war die Hingebung an ein Werk der chriſtlichen Liebe eine freiwillige im höhern Grade. Sie verzichteten meiſt auf die Genüſſe eines comfortabeln Lebens, die ſie nicht blos kannten, die ſie ſich auch mit leichter Mühe fort und fort hätten verſchaffen können. Nicht einmal der gute Ruf ihrer chriſtlichen und engliſchen respectability wäre gefährdet geweſen, hätten ſie ſich etwa ſtatt der

Pflege von Cholerakranken darauf beſchränkt, in faſhionabeln Theegeſellſchaften Charpie zu zupfen. Sie hätten ja damit immer noch etwas Beſſeres gethan als jene politiſchen Notabilitäten, deren Strapazen während des Kriegs, nachdem ſie die Flamme deſſelben angeblaſen hatten, hauptſächlich darin beſtanden, daß ſie bei dampfenden Schüſſeln auf den Sieg ihrer mishandelten, hungernden, kranken und ſterbenden Krimſoldaten öfter anſtoßen mußten, als vielleicht ihrer eigenen Geſundheit zuträglich war. Dieſe größere Freiwilligkeit im Gebiete der aus religiöſen Beweggründen entſpringenden Thätigkeiten iſt es denn auch weſentlich, was überhaupt den Proteſtantismus vor dem Katholicismus auszeichnet, was ihn in der Reihe der religiöſen Entwickelungen als eine wirklich höhere Stufe erſcheinen läßt. Aus dem Heere ihrer Gläubigen heraus hat ſich dagegen die katholiſche Kirche ihre klerikaliſche Leibgarde gebildet und ſucht ſich ihrer Prätorianer durch unauflösliche Gelübde zu lebenslänglichem Dienſte zu verſichern. Wo ſich der Proteſtantismus bemühen muß, zu überzeugen oder doch zu überreden, wie zu den Werken der thätigen Liebe, da commandirt der Katholicismus die ihm beſonders Verpflichteten, da beſtraft er ihren Ungehorſam als Auflehnung gegen die Disciplin. Im Gegenſatze zu dem in der katholiſchen Kirche vorherrſchenden Zwangsſyſtem iſt alſo im Proteſtantismus das Princip der freien Aſſociation zwar noch lange nicht zur vollen, aber doch ſchon zur höhern Geltung gekommen. Und dieſem Princip gehört die Zukunft in Staat, Kirche und Geſellſchaft.

Eben dies leugnet jedoch der Ultramontanismus. Es entſpricht vielmehr der jeſuitiſchen Taktik, in der auch Zell ſeine Exercitien gemacht, die künftige Alleinherrſchaft der katholiſchen Kirche, ja ſogar einen baldigen Hauptſieg derſelben unermüdlich immer von neuem vorherzuſagen, wenn auch noch ſolange und noch ſo wenig ſolche Vorherſagungen in Erfüllung gehen. Jetzt iſt beſonders das verbündete England an der Reihe, das ſich ſeine baldige Bekehrung zum bonapartiſtiſch gefärbten Katholicismus des heutigen Frankreich prophezeien laſſen muß. Und weil ſich ſchon der erſte Bonaparte in den müßigen Stunden ſeines Exils auf St.-Helena mit mehrfachen Weiſſagungen abgegeben, ſo ſtellt ihm nun Zell das Zeugniß, daß er „Sympathie und Verſtändniß für den Inhalt des poſitiven Chriſtenthums und für den Geiſt der katholiſchen Kirche gehabt“, beſonders auch darum aus, weil er am 30. Auguſt 1817 geweiſſagt: „Eh bien! L’Angleterre est revenue à la royauté, la France aussi; et nos enfants verront de même l’Angleterre redevenir catholique et la France redevenir religieuse.“ Von dem gleichen prophetiſchen Geiſte iſt ein guter Theil der bei dem Ausbruche des Kriegs gegen Rußland erlaſſenen Hirtenbriefe durchdrungen, worin die Biſchöfe Frankreichs ihr Möglichſtes gethan, um gleichfalls die Finger in der großen Politik zu haben und zum Ruhme ihrer Kirche die Karten miſchen zu helfen. Die kläglichen Erfolge dieſes Kriegs nach ſo unermeßlichen Opfern ſind zwar hinter den Wünſchen und Hoffnungen der geiſtlichen wie der weltlichen Würdenträger weit zurück[...]ben, aber immer lohnt es doch der Mühe, auch die [...]men Wünſche jener Zeit im Gedächtniß zu behalten [...] wird in einem dieſer Mandements, in dem des B[...] von Poitiers, vor allem hervorgehoben: „wie in [...] großen politiſchen Epochen der größte Einfluß dem [...]lichen Stuhle gebühre, der einzigen Autorität, [...] hoch genug geſtellt ſei, um die irdiſchen Dinge i[...] Licht des Göttlichen zu ſchauen.“ Was die Erfol[...] langen Kämpfe anlangt, denen der Biſchof entge[...] ſo hoffte er, daß ſie ſich noch vor dem Schluſ[...] Jahrhunderts in dieſen wenigen Worten würden [...]menfaſſen laſſen: „Aſien zu dem chriſtlichen G[...] bekehrt durch die Zuſammenwirkung aller europ[...] Mächte, und dieſe ſelbſt in den Schoos der kath[...] Kirche zurückgekehrt unter der geiſtlichen Leitun[...] Nachfolger Petri!“ In ſehr ausführlicher Rede [...] ſchwerlich mit ſehr wirkſamem Erfolge, wendet ſ[...]ſonders der Biſchof von Amiens an die ketzeriſchen [...]länder; er geht zu dieſem Zwecke bis auf die Z[...] Kreuzfahrer und die entente cordiale von Philip[...]guſt und Richard Löwenherz zurück. „Die V[...] ſagt er, „können ſich auf innige Weiſe nur in de[...]heit der Religion vereinigen.“ Dann richtet er [...] „geraden und geſunden Verſtand des engliſchen [...] die Frage, wie die jetzige Verbindung zwiſchen Fra[...] und England eine wahre und feſte werden könne? [...] er antwortet auf dieſe Frage ſogleich mit ſeinem [...] geraden und geſunden Verſtande, indem er rund[...]klärt, daß ſie, die Franzoſen, zu dem engliſchen [...] unmöglich übergehen könnten, daß mithin den E[...]dern nichts übrigbleibe als wieder katholiſch zu [...] „Denn England“, ſagt er, „vermag uns die [...] nicht zu geben, welche es ſelbſt nicht beſitzt. Was [...] England uns bieten? Das Schisma Heinrich’s [...] einen durch Hunderte von Sekten unterwühlten [...]der zuſammenzuſtürzen droht.“ Dieſe biſchöfliche [...]nung gegen Gefahr von dem bekanntlich ſo beſ[...] feſten Boden des katholiſchen Frankreich aus muß[...] im unterwühlten England einen tiefen Eindruck m[...] Und darauf gründet ſich auch die Hoffnung des Bi[...] daß ſich dort hinten im Oriente „vor den Blicken [...]lands die Heldengeſtalten ſeiner kreuzfahrenden [...] wieder erheben werden; daß es wieder die Erbſcha[...] Glaubens ſeiner Ahnen antreten, daß es durch [...] Rückkehr zu ſich ſelbſt zugleich zur religiöſen V[...]gung mit Frankreich kommen werde, zu einer [...]nigung, welche die Zukunft der Welt ſichern und vi[...] auf den Gräbern der Kreuzfahrer beſiegelt würde“. [...] Schluß des Hirtenbriefs iſt ein Gebet für Frankrei[...] der Bitte an Gott: „Als Vergeltung für das [...] welches Frankreich dir jetzt wie zu den Zeiten der [...]züge darbringt, gib ihm wieder zurück den Glaub[...] Kreuzfahrer.“ Dieſer Rückzug des 19. Jahrhu[...] in das 13. möchte jedoch nicht ohne einige Schwie[...] auszuführen ſein.

In ſeiner Schilderung der „religiöſen Bewegun[...]

Geiſte des franzöſiſchen Heers“ ſpricht der Verfaſſer — ſogar im Vergleiche mit der erſten Kaiſerzeit — von einer Abnahme des kirchlichen Sinns während der Periode der Reſtauration, alſo gerade unter der Herrſchaft des kirchlichen Zwangs und einer officiellen Religioſität von ſchreiend ultramontaner Farbe. Er ſchreibt der Julirevolution einen kirchenfeindlichen Charakter zu, während in der republikaniſchen Erhebung von 1848 ein religiöſer Umſchwung in der Stimmung des Volks ſowol in Frankreich als anderwärts unverkennbar hervorgetreten ſei. Dieſe in der Hauptſache ganz richtige Auffaſſung iſt zugleich ein neuer Beleg für die alte Wahrheit, daß die Religioſität nur auf dem Boden der Freiheit gedeihen kann, daß ihr jede Maßregelei von oben her, jeder direct oder indirect geübte Glaubenszwang ſchlechthin tödtlich iſt. Auf die religiöſe Bewegung im Heere übergehend, erzählt Zell von jenen katholiſchen Vereinen, die es ſpeciell auf die Soldaten abgeſehen haben, von dem in allen größern Garniſonsſtädten wirkenden ſogenannten „Oeuvre des soldats“. Bei dieſer Gelegenheit wird der allfällige Leſer des Buchs, der nicht ſchon ſeit längerer Zeit mit dem allerkatholiſchſten Theile der deutſchen Literatur vertraut iſt, durch den Auszug aus einem Berichte überraſcht, den der Freiherr Max von Gagern über die katholiſchen Vereine in Metz, namentlich über das dortige „Oeuvre“, ſchon 1851 in der zu Mainz erſchienenen Zeitſchrift „Der Katholik“ erſtattet hatte. Dann hören wir von dem gedeihlichen Erfolge der Miſſion im Lager von Sathonay, ſowie von der glücklichen „Wiederherſtellung der erſchütterten päpſtlichen Macht durch franzöſiſche Waffen im Sommer des Jahres 1849“, als eine Republik die andere todtſchlug, um ſich darauf zu der bald auch an ihr ſelbſt vollzogenen Todesſtrafe zu qualificiren. Einen beſonders reichen Stoff zu erbaulichen Mittheilungen über das Gebahren der Geiſtlichkeit bei der Armee, ſowie andererſeits über die religiöſe Empfänglichkeit von Offizieren und Soldaten liefert jedoch der orientaliſche Krieg. In den Berichten darüber geht es nicht ohne jeſuitiſchen und ultramontanen Humbug ab, und in der breiten Brühe ſalbungsvoller Redensarten ſchwimmen zuweilen die Thatſachen als ſo magere Bröcklein umher, daß überall die Abſicht durchſcheint, ſich den Beifall des Publicums weniger durch die Fülle der ihm vorgeſetzten geiſtlichen Speiſen zu erwerben, als durch die geſchickte Art, ihm dieſe Speiſen zu ſerviren. Was als der Ausdruck des in der Armee herrſchenden kirchlichen Sinns gegeben wird, iſt oft nicht mehr als ein gegenſeitiger Austauſch franzöſiſcher Artigkeiten und ſprachgebräuchlicher Höflichkeitsformeln zwiſchen geiſtlichen und weltlichen Combattanten. Auch läßt ſich an manchen Stellen bemerken, daß der Militärklerus der franzöſiſchen Armee ſeine ſo trefflich lautenden Zeugniſſe über ihre Frömmigkeit weniger als Anerkennung Deſſen ausſtellt, was ſie ſchon iſt, als zur Aufmunterung für Das, was ſie nach ſeinen eigenen frommen Wünſchen noch werden ſoll, wie z. B. da, wo der Jeſuitenpater Gloriot am 27. März 1855 aus Konſtantinopel ſchreibt:

Die religiöſe Stimmung des Heers iſt vortrefflich. Ich wollte, ich könnte es recht laut und öffentlich verkündigen, was Frankreich vielleicht nicht einmal weiß, nämlich daß die Armee viel beſſer als alle andern Claſſen der Geſellſchaft die religiöſen Traditionen bewahrt hat.

Bei alledem wird nur jene äußerſte Befangenheit, die ſich aus den Blättern der Weltgeſchichte, was auch darauf geſchrieben ſtehe, ſtets nur die Beſtätigung ihrer Vorurtheile herauszuleſen weiß, das Daſein der hier geſchilderten religiöſen Bewegung leugnen wollen, oder ihre ſittliche und ſociale Bedeutung geringſchätzen. Von den bei der franzöſiſchen Armee ſeit dem 31. März 1852 wieder eingeführten Feldgeiſtlichen (aumôniers) werden uns aus dem orientaliſchen Kriege zweifelloſe Beiſpiele erzählt von einer Hingebung, einer Kraft der Aufopferung, einer Kühnheit und Todesverachtung, die uns zur Bewunderung ſogar dann noch zwingen, wenn wir uns zugleich geſtehen müſſen, daß nicht immer ohne einige vorgängige Effectſtudien mag gehandelt worden ſein. In ſeiner ganzen großartigen Wirkſamkeit zeigte ſich jenes Inſtitut der Barmherzigen Schweſtern, das urſprünglich Frankreich angehört und in dieſem Lande hauptſächlich ſeine Ausbildung erhielt. Kann man ſich gleich nie und nimmer mit jenem Werbſyſteme der katholiſchen Kirche befreunden, das die einmal Geworbenen, nach ihrer vielleicht nur ſcheinbar freien Wahl, lebenslänglich an die Kette eines geiſtlichen Berufs ſchmiedet, beſtehe er gleich hauptſächlich in der Ausübung der Krankenpflege und in den Werken einer thätigen Liebe; leugnet man nicht, daß auch dieſer wie jeder andere geiſtliche Orden weſentlich nur durch eine blos herkömmliche Dreſſur und durch den Druck eines blos mechaniſchen Triebwerks in geordneter Thätigkeit erhalten wird: ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß gerade unter den im Orient vorgekommenen Verhältniſſen die Thätigkeit dieſer Barmherzigen Schweſtern eine beſonders erſprießliche war. Auch wird man es ſehr begreiflich finden, daß dieſe Pflegerinnen, Helferinnen und Tröſterinnen beſonders hochgeachtet wurden von jenen verwundeten und kranken Soldaten, mit denen ſie gemeinſchaftlich die todbringende Luft der Lazarethe athmeten. Und wenn endlich nicht Alles gleich erheblich oder nur gleich wahr iſt, was die geiſtlichen Berichterſtatter über die religiöſe Stimmung im franzöſiſchen Heere zu ſagen wiſſen, ſo müſſen wir doch in hundert Fällen, bei Soldaten aller Waffen und Abſtufungen, eine ſo innige Verbindung von ungeheuchelter und oft rührend kindlicher Frömmigkeit mit dem verwegenſten Schlachtenmuthe und einem in allen Gefahren probehaltigen Heroismus anerkennen, wie ſie vielleicht zum letzten male bei den Independenten Cromwell's vorgekommen iſt. Doch unterſcheidet ſich dieſe freie und oft heitere Ergießung religiöſer Gefühle, wie ſie ſich im franzöſiſchen Heere bemerken ließ, ſehr weſentlich von der düſtern puritaniſchen Frömmigkeit des 17. Jahrhunderts und hat ebenſo wenig gemein mit jenem trübſeligen und ſtumpfſinnigen officiellen Fanatismus, auf den die cäſareopapiſtiſche Politik der Zaren die ruſſiſchen Truppen einzuüben ſucht.

Dieſe ſittlich-religiöſe Bewegung inmitten der Gräuel des orientaliſchen Kriegs und in den Reihen jenes tapfern franzöſiſchen Heers, zu dem die ärmern Claſſen der arbeitenden Bevölkerung zu Land und Stadt den Hauptſtoff geliefert haben, ſteht nicht blos im beſonders erfreulichen Gegenſatze zu der Corruption, der Feilheit, der widerlichen Kriecherei und ſchamloſen Selbſtſucht eines nur allzu beträchtlichen Theils der höhern und mittlern Claſſen der franzöſiſchen Geſellſchaft, ſie iſt zugleich ein Symptom jener allgemeinern ſittlichen Empörung gegen den anſteckenden Wahnſinn eines tollgewordenen Mammonsdienſtes, die ſich allmälig, aber ſchon deutlich genug in allen Tiefen des Völkerlebens vorbereitet. Aber eben dieſe Bewegung, wenn ihre Leitung mehr und mehr einer herrſchſüchtigen Hierarchie in die Hand fiele, könnte auch zum Verderben führen, und trotz aller doctrinären Träumereien vom zweiſelloſen Siege der Freiheit und des fortſchreitenden Geiſtes der Aufklärung in Europa iſt die Gefahr ſchon nahe genug gerückt, daß die Verbindung des geiſtlichen und weltlichen Despotismus mit immer ſchwerer zerreißbaren Netzen die Völker unſers Welttheils umſchlinge. Auf dieſe Gefahr und auf das den Ultramontanismus ſchon durchdringende ſtolze Siegesbewußtſein, das keineswegs ſo grundlos iſt, als es der aufgeklärten Stubengelehrſamkeit hinter den ſonnebeſchienenen Wolken eines die Welt ihr verhüllenden glänzenden Bücherſtaubs dünken mag, hat einer der geiſtlichen Berichterſtatter aus dem Oriente, der ſchon genannte Jeſuit Gloriot, ſelbſt hingewieſen in den folgenden und einer flüchtigen Betrachtung allerdings nur ſehr unſchuldig ſcheinenden Worten: „Der Voltairianismus mag ſich noch ſo viele Mühe geben, er wird mit ſeinem ſpöttiſchen Lächeln die Vereinigung zwiſchen Prieſter und Soldat, die ſich hier durch die Gemeinſchaft der Leiden gebildet hat, dennoch nicht mehr zerreißen können."

Und darauf iſt es abgeſehen, auf dieſe „Vereinigung von Prieſter und Soldat", oder — in deutlichern Worten — auf die Verkuppelung des prieſterlichen und militäriſchen Despotismus. Darauf iſt es abgeſehen, trotz aller auch im vorliegenden Buche ſehr zahlreichen Declamationen gegen die freiheitsfeindliche und ganz Europa gefährdende Verbindung des kirchlichen mit dem weltlichen Abſolutismus im Reiche der ruſſiſchen Zaren. Von derſelben Seite würde dieſelbe Verbindung der Gewalten, die in der Hand der Zaren mit Grund als eine weltverderbliche getadelt wird, ohne Grund als eine weltbeglückende geprieſen werden, ſobald erſt die Fäden der geiſtlichen und weltlichen Herrſchaft in der Hand der Geſellſchaft Jeſu zuſammenliefen. Daß aber dieſe Partei unter dem Schilde der Religion ihre weltlichen Zwecke nicht blos mit ihrer bekannten Schlangenklugheit und ausdauernden Zähigkeit verfolgt, ſondern auch mit opferkräftiger Thatkraft, mit dem einer beſſern Sache würdigen Muthe, iſt wahrlich nicht in Abrede zu ſtellen. Während der doctrinäre Materialismus nur noch ſeine mitleidsvollen Blicke auf das Rococo der Religionen wirft und ſein Katheder nur noch mit der ſelbſtzufriedenen

Zuverſicht beſteigt, daß er bereits die mehren Con
nen in ſeinem Spiritus glücklich erſäuft und zum
der Wiſſenſchaft zu anatomiſchen Präparaten verw
habe, nimmt die ultramontane Partei von allen
wiſſenſchaftlich-philoſophiſch-theologiſchen Zänkerei
wenig Notiz, als ob es ſie mit Haut und Haar
anginge, was etwa die meinungsſtolze Ariſtokrati
Männer der Wiſſenſchaft über die vernünftige
tigung des Volksglaubens ausmachen oder unausge
laſſen werde. Sie freut ſich vielmehr aller Renom
reien des Unglaubens und jeder kecken Verleugnun
religiöſen Bedürfniſſe; denn ſie weiß und erlebt es
ſich die Volksmaſſen nach jeder rückſichtsloſen Verl
ihrer unvertilgbaren religiöſen Gefühle als blinde
zeuge für die Zwecke des Prieſterthums nur um ſ
liger gebrauchen laſſen. Während ſich der pra
Materialismus unter dem Namen des Induſtriali
des Speculationsgeiſtes oder der Handelsklughei
Dingen der Wirklichkeit zuwendet, um die Frücht
mühevollen Volksarbeit mühelos für ſich ſelbſt z
menzuraffen, um ſeine ſpielend gewonnenen Siege
den redlichen und nützlichen Fleiß in Orgien zu
womit er dem armen und arbeitenden Theile de
völkerung den erbitterndſten Hohn ins Geſicht ſchle
haben dieſe Geiſtlichen der katholiſchen Kirche S
überwindung genug, um tröſtend und helfend de
lichen und ſittlichen Noth der Armen nahezutreten
dem Soldaten in das Lager, um ihm mitten i
Kugelregen zu folgen, um mit ihm ſeine Gefahren
Elend, ſeine Entbehrungen, ſeine maßloſen Leide
ſeine mäßigen Freuden zu theilen, um ſich für ſich
und die Kirche, in deren Namen ſie handeln, die
tung und Anerkennung der Armeen zu erzwingen.
während jetzt ſo ziemlich alle Parteien der Gege
politiſche, ſociale und kirchliche, entweder in that
Hoffnung auf künftige glückliche Ereigniſſe ſich e
gen, oder ihre Thätigkeit auf tauſenderlei untergeo
Punkte zerſplittern, ſodaß alle dieſe vielfach ſich
kreuzenden Beſtrebungen in ihren Erfolgen ſich
ſeitig vernichten, hat einzig und allein die ultramo
Partei ihr feſtes Augenmerk auf den einen Pun
richtet, durch deſſen Beſitz die Herrſchaft der We
dingt iſt. Nur dieſe Ultramontanen haben es
deutlich genug erkannt, wie gegenüber den anorg
durcheinanderwogenden Elementen in Staat und
ſchaft die Bedeutung der organiſirten bewaffneten
in ſolchem Maße geſtiegen iſt, daß nur diejenige
welche die Armee dauernd für ſich gewonnen,
gewonnen hat, daß dagegen jede andere Partei, wi
jenige der franzöſiſchen Republikaner im Jahre 184
gar dann noch ohnmächtig bleibt, wenn nach einem
mentanen Siege ihre Herrſchaft von der Armee
zeitlang ertragen und geduldet worden iſt. Eben d
iſt ſo ziemlich in der ganzen katholiſchen Welt, h
ſächlich, aber nicht ausſchließlich in Frankreich, das
läſſige Beſtreben der klugen Führer der Hierarchie
ſeit Jahren darauf gerichtet, den zeitweiſe verlorenen

den zunächſt in den Armeen wieder zu gewinnen und der Kirche — unter dem Titel des freiwillig geleiſteten geiſtlichen Gehorſams — auch den eventuell beſonders ſchätzbaren militäriſchen Gehorſam zu verſchaffen.

Im Streben nach dieſem Ziele kommt für die hierarchiſche Partei die Form der Regierung oder in der abſoluten Monarchie die Perſönlichkeit des Monarchen nur ſoweit in Betracht, als ihr die weltliche Gewalt entweder hindernd entgegentritt, oder ſich abſichtlich oder unwillkürlich als Mittel dafür hergibt, um dem römiſchen Prieſterthum jene Weltherrſchaft zurückerobern zu helfen, die es im Mittelalter ſchon in ſicherer Hand zu haben geglaubt und auf die es noch zu keiner Zeit verzichtet hat. Darum ſind die Führer dieſer Partei zwar ſtets bereit, ſich nicht blos jeder factiſch beſtehenden weltlichen Gewalt ſcheinbar unbedingt zu unterwerfen, ſondern ihr auch zu ſchmeicheln, damit ſie ſich um ſo williger von ihnen benutzen laſſe. Allein ſogar ihre maßlos geſpendeten Lobſprüche und Schmeicheleien ſind ſehr bedingter Natur; ſie gelten dem weltlichen Regenten nur in ihrer Eigenſchaft als gehorſame Söhne der Kirche. Dies war unter Napoleon I. und iſt jetzt wieder unter Napoleon III. deutlich zu gewahren. Sobald ſich aber der weltliche Gewalthaber einfallen ließe, dem Ultramontanismus auf den Wegen, welche dieſen zum Gipfel der Macht führen ſollen, in die Quere zu kommen, würde er ſehr bald den Einfluß, den er dem Klerus auf die Armee eingeräumt hat, gegen ſich gewendet ſehen. Iſt es doch ſchon oft genug geſchehen, daß — bald in der einen, bald in der andern Richtung — vom Beichtſtuhle aus auf die Untergrabung des militäriſchen Gehorſams hingearbeitet worden iſt.

Ihren Zweck, ſich eines wachſenden Einfluſſes in der Armee zu verſichern, verfolgt die hierarchiſche Partei mit klug gewählten Mitteln, mit ſtrenger Conſequenz, mit voller Abſichtlichkeit und dem klaren Bewußtſein Deſſen, was ſie will. Daß es an dem ſei, davon kann ſich jeder achtſame Beobachter aus unzweideutig vorliegenden Thatſachen leicht überzeugen. Auch die von Zell auszüglich mitgetheilten Hirtenbriefe der franzöſiſchen Biſchöfe und andere Erlaſſe des höhern Klerus geben dafür neue Belege; ihr hauptſächlichſtes und immer wiederkehrendes Thema iſt ja gerade die gemeinſchaftliche Verherrlichung des Prieſter- und Soldatenſtandes. Da werden dem Soldaten fort und fort die angeblichen Beziehungen und Aehnlichkeiten zwiſchen dem militäriſchen und prieſterlichen Leben vor Augen gehalten Da heißt es, wie der „Cultus des Glaubens und der Ehre ein und daſſelbe Zeichen habe an dem Kreuze, das als Ehrenſchmuck für den Soldaten das Ziel ſeines gerechten Ehrgeizes während ſeiner kurzen irdiſchen Laufbahn ſei“. „Neben dem Prieſter“, ruft der Biſchof von Amiens aus, „gibt es nichts Höheres als den Soldat, welcher ſein Blut für das Vaterland hingibt. Daher auch die Gemeinſchaft zwiſchen Prieſter und Soldat.“ Aber nicht erſt ſeit dem orientaliſchen Kriege iſt dieſe „Gemeinſchaft“ der Text, worüber die katholiſche Kirche nicht müde wird zu predigen, theils durch den Mund ihrer Prieſter, theils durch den Mund ſolcher Militärs, die bereits für die erwünſchte Gemeinſchaft gewonnen ſind. Sogar in reinmilitäriſchen Zeitſchriften, wie im „Spectateur militaire“, wurde dieſer Gedanke jahrelang in möglichſt vielen Variationen wiederholt. Zur Propaganda derſelben Anſicht kam in Frankreich eine eigenthümliche novelliſtiſche Literatur auf, in der ſich Prieſter und Soldat ſtets nur Hand in Hand dem Publicum vorſtellen. Schon im römiſchen Feldzuge und nach dem Einzuge der Franzoſen in Rom hatte ſich der General Oudinot die Redensarten in den Mund legen laſſen, daß der Soldat, wie der katholiſche Prieſter, die erhabene Pflicht der Entbehrungen und des Gehorſams gegen eine höhere Autorität auf ſeine Schultern genommen; daß in gleicher Weiſe die Armee, wie der Klerus, dazu berufen ſei, die aus den Fugen gegangene Welt nach der alten Ordnung wieder einzurichten. Im gleichen Stile ging es dann weiter in den Schriften eines Romieu und Capefigue, in den phraſenreichen Reden des Spaniers Donoſo Cortes, aber auch in einem guten Theile der katholiſchen Preſſe Deutſchlands, wie in den „Geſtändniſſen eines (öſtreichiſchen) Militärs“, bis in die Schriften der Gräfin Ida Hahn-Hahn hinein und einer ganzen Schar literariſcher Nachbeter in Proſa und Verſen.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß die modernen Wortführer des Ultramontanismus, die ſo eifrig um die Gunſt der Armeen buhlen, einen Ton anzuſchlagen wiſſen, der etwas Gewinnendes und Verlockendes für die arglos ihnen lauſchenden Soldaten hat. Und doch iſt dieſe in der neueſten Zeit hundert mal in allen Sprachen und Tonarten wiederholte Parallele zwiſchen der Stellung des Prieſters und Militärs nichts weiter als eine glänzende Unwahrheit, einzig darauf berechnet, um den armen conſcribirten Soldaten über das in Krieg und Frieden ihm beſchiedene harte Loos zu täuſchen und zu blenden. Der nach franzöſiſchem Syſtem conſcribirte Soldat hat nicht entfernt daran gedacht, ſich durch ein freiwilliges Gelübde, wie etwa der Mönch, zu Armuth, Kaſteiung und Entbehrung zu verpflichten. Wenn er nicht ſchwört, wird er als Widerſpenſtiger beſtraft; wenn er nicht gehorcht, wird viel kürzerer Proceß mit ihm gemacht, als etwa mit dem Mönche, der gegen ſein Gelübde verſtößt.

Zur weitern Verbreitung dieſer Unwahrheit trägt auch das hier beſprochene Buch bei; und wenn deſſen Verfaſſer, wie wir gern vorausſetzen, gleichwol in gutem Glauben handelte, ſo iſt dies nur ein Beweis, in wie hohem Grade es ſchon gelungen, der Unwahrheit das täuſchende Gepräge der Wahrheit zu geben. Um ſo näher liegt denn auch die Verpflichtung, daß Jeder das Seinige thue, damit der Jeſuitismus, der ſich ſo eifrig damit beſchäftigt, den geiſtlichen auf den militäriſchen Despotismus zu pfropfen, noch zeitig genug in der Vollendung dieſes neueſten ſeiner ſchlauen Werke gehindert werde. Es iſt nicht blos die Aufgabe des Proteſtanten, der Geiſtlichen wie der Laien, der Völker wie der Regierungen, daß ſie ihr Augenmerk auf dieſe modernſten Verſuche richten,

die Bayonnete nicht intelligent, ſondern papiſtiſch zu machen. Auch alle ehrlichen und aufrichtigen Bekenner der katholiſchen Kirche, beſonders die dem Jeſuitismus noch nicht verfallenen Mitglieder des niedern Klerus, die jenem ärmern Theile des Volks naheſtehen, der ſeine Söhne vom militäriſchen Zwangsdienſte nicht loszukaufen vermag, ſie alle ſollten endlich im Namen jeder echten Religioſität ihre laute Stimme gegen jene Täuſchung und Lüge erheben, welche im gemisbrauchten Namen der Religion das Joch des Militärzwangs dem Kreuze zu vergleichen wagt, an dem Chriſtus zur Erlöſung und Befreiung der Menſchen den frei gewählten Opfertod erlitten hatte. Dahin ſind wir endlich im Fortſchritte der Geſchichte gelangt, daß nicht mehr die geiſtliche Zwingherrſchaft für ſich allein, daß ſie nur dann noch zu fürchten iſt, wenn ſie an der ſoldatiſchen Zwingherrſchaft eine Stütze hat.

Obgleich die im Vorhergehenden beſprochene Monographie nicht mehr als eine bequeme Compilation aus den Briefen Saint-Arnaud's und aus einigen ultramontanen Zeitſchriften iſt, mußte doch darauf ausführlicher eingegangen werden, theils um der praktiſchen Bedeutung der Sache willen, theils um die Geſchichtſchreiber der neueſten Zeit auf jenen Wechſel der Operationslinie aufmerkſam zu machen, wie ihn der oft beſiegte, aber nie überwundene Jeſuitismus in unſern Tagen vorzunehmen für klug erachtet hat. Indem er zunächſt in den katholiſchen Staaten durch ſeinen Einfluß auf die bewaffnete Macht auch die weltliche Macht für ſich zu gewinnen ſtrebt, hat er wenigſtens das richtige Object gewählt; er geht auf den Kern der Sache los, um den andern Parteien nur die Schale übrigzulaſſen, falls dieſe nicht zeitig genug ſeine Plane zu erkennen und zu vereiteln wiſſen. Und zur Verbreitung einer ſolchen richtigern Erkenntniß würden namentlich auch Gervinus und Häuſſer beitragen können.

Uebrigens iſt hier über die vorliegenden Bände der Geſchichtswerke von Häuſſer und Gervinus umſoweniger zu ſagen, als dieſe Werke bereits ihr zahlreiches Publicum haben und auch in d. Bl. ſchon als willkommen begrüßt worden ſind. Häuſſer darf ſich wol Glück wünſchen, daß er mit dem bis zur Schlacht von Jena reichenden zweiten Theile die zwar belehrende, aber nicht ſehr erquickliche Geſchichte von der Verweſung des Deutſchen Reichs beendigt hat. In dem im dritten Theile behandelten Zeitraume von 1806—12 ſehen wir doch ſchon dem verwitternden Moder nicht blos jenes ekelhafte Gewürm entſpringen, das die neugeſchaffenen Souveränetäten und den Thron ihres mächtigen Schöpfers umkriecht, ſondern gegenüber einer nichtswürdigen Verzweiflung an der Zukunft Deutſchlands und Europas, oder gegenüber jener Selbſtſucht, die in der Fäulniß ſchwelgt, brechen bereits in Thaten und Worten, beſonders aus den mittlern und untern Volksſchichten, die mannichfachen Zeichen einer baldigen allgemeinen Erhebung hervor. Wie in allen Geſchichtswerken iſt es aber
nicht das ſchon völlig Abgethane, wofür wir eine l
tere Theilnahme empfinden, ſondern bei weitem
Dasjenige, was als noch ungelöſtes Problem mitt
die Gegenwart hereinragt, was uns auf allen W
die wir zu wandeln haben, entweder fördernd oder
mend begegnet. Unter jenen zahlreichen Erzeug
der politiſchen Literatur, worin über die Hinterlaſſer
des in ſeinen letzten Zügen liegenden Deutſchen
und über die Vertheilung dieſes Erbes verhandelt
intereſſiren alſo beſonders diejenigen Vorſchläge un
ſichten, die noch vor kurzem, in den letzten Jahre
deutſchen Verſuchspolitik, eine Wiedergeburt erlebten
ſchlug man im Beginne des erſten Jahrzehnds de
Jahrhunderts

auf der einen Seite die Umwandlung des Kaiſerthums i
erbliche Monarchie vor, die den Staat nach demokra
Grundſätzen regiere; von der andern Seite wurde die
lung einer dritten, zwiſchen Oeſtreich und Preußen ne
Staatengruppe, alſo die deutſche Trias verlangt. (II, 3

Auch ſchon einige Jahre früher hatte der pſeud
Graf Strengſchwerd in ſeiner über den Baſeler F
im öſtreichiſchen Intereſſe geſchriebenen Broſchür
Reichsverſammlung zu Regensburg einen „gefüh
Rath“ titulirt, der „die Nation entehre“ und dem
zugerufen:

Auf, Deutſche, zu unſerm Kaiſer! Laßt uns ihn
ihn beſchwören, daß er uns ein Unterhaus gibt, wo d
genthümer und Stadtbürger ſich ſelbſt repräſentiren kan
dann wollen wir ſehen, wo Deutſchlands Ehre und A
beſſer verfochten werden, im Unterhauſe deutſcher Bürge
im Oberhauſe deutſcher Reichsfürſten. (II, 24.)

Vor dem Luneviller Frieden, ſowie auch ſpäter

ein deutſcher Dualismus oder die Theilung Deutſchland
ſchen Oeſtreich und Preußen vorgeſchlagen, alſo neben de
culariſation der geiſtlichen zugleich die Mediatiſirung alle
lichen Kleinſtaaten. (II, 461, 499.)

Zahlreiche Beiſpiele von der alle höhern und ge
ſamen nationalen Intereſſen weit überwuchernden
ſucht zwiſchen Oeſtreich und Preußen oder für die
Großmacht unwürdige und gefährliche Neutralitä
dern zu weitern Vergleichungen mit den Vorgänge
neueſten Zeit auf, bis zur Neutralität Preußens im
beendigten Kriege gegen Rußland.

Bei der Schilderung der Vorbereitungen zur
ſung Deutſchlands vom franzöſiſchen Joche konn
Verfaſſer manche bisher noch unbekannte Actenſtüc
nutzen, und dabei iſt beſonders zu loben, daß er d
Zeit der Noth für das deutſche Heerweſen begonnenen,
leider unvollendet gebliebenen Reformen einläßlich
behandelt, daß er nicht mit herkömmlicher Oberflä
keit jenen ſoldatiſchen Zwangsdienſt nur leiſe berühr
der zwar für die glücklich ſituirte Minderheit der R
und Vornehmen in Stadt und Land, im Bureau
auf dem Katheder eine leichte oder leicht vermeidlich
iſt, die aber um ſo ſchwerer auf die Maſſe des
drückt. Gerade darum iſt dieſer Theil ſeines
ebenſo anziehend als belehrend; denn er weiſt de
darauf hin, weshalb wol eine Befreiung vom fre
nicht aber vom einheimiſchen Militärjoche möglich

neiſenau — als Mitglied der am 25. Juli 1807
n „Militärreorganiſationscommiſſion“ und, wie es
mit Billigung dieſer Commiſſion — hatte vor-
n,

len im Lande militäriſch zu organiſiren. Es ſollte in
hr Mathematik als bisher gelehrt, zugleich eine völlig
e Disciplin eingeführt, die Schüler in Compagnien
und in den Erholungsſtunden durch Exercirmeiſter in
en geübt, auch Leibesübungen, wie Fechten, Schwim-
. w., in den Kreis des Unterrichts hereingezogen wer-
I, 198.)

: dieſer ebenſo einfache als ſchöpferiſche Gedanke
its vergeſſen und verſchollen, als deſſen Ausfüh-
großen Maßſtabe nach dem Sturze Napoleon's
Herſtellung des Friedens erſt recht möglich ge-
war. Während alſo durch Beſeitigung aller
und frohnartigen Leiſtungen überall ſonſt die
beit an die Stelle der Zwangsarbeit trat, wäh-
entlich auch der dem Militärzwang ſo analoge
wang verſchwand, wovon III, 150 die Rede
te man doch gerade dieſen Militärzwang beibe-
nd fort und fort einen beträchtlichen Theil der
ftigſten Bevölkerung ſeinem bürgerlichen Berufe
zu müſſen, um ihn zum Schaden der nützlichen
on mit enormer Zeitverſchwendung gerade Das
n, was er bei militäriſcher Jugenderziehung bei
leichter und beſſer gelernt hätte. Von allen Er-
n der Revolution wurde alſo gerade das aller-
, die durch Ausnahmsgeſetze nur für die revolu-
Sturm- und Kriegsperiode geſchaffene Conſcrip-
die Periode des Friedens mit hinübergeſchleppt.
hiernach begreiflich genug, daß auch der neue
Friede keine Zeit der Befriedigung für die
wurde.

---

zweiten Bande ſeiner „Geſchichte des 19. Jahr-
s“ führt Gervinus fort mit der Schilderung der von
derlage noch unterbrochenen traurigen Triumphe
ction ſeit 1815 in Italien, Spanien und Frank-
im vielgeſtaltigen Deutſchland, wo dieſe Re-
ntweder in ſo zierlichem Aufputze und mit ſo
Schminke auftritt, daß ſie der deutſche Philiſter
g als die beſte der Republiken begrüßt, oder wo
wärts mit ſo plumpem Elefantenfuße und zu-
t ſo lächerlichen Bocksſprüngen auf dem Boden
ſchichte umherſtampft, daß das Volk in ſeiner
mor gemäßigten Verzweiflung dieſem Treiben
ſtummem Erſtaunen und thatenloſer Ruhe
Und wie von den deutſchen Höfen alle Wege
litik nach Petersburg führen, ſo ſchließt auch
s die Geſchichte des erſten Abſchnitts der euro-
Reaction ſehr paſſend mit der Geſchichte Ruß-
Dieſe hat wieder ihrerſeits einen Mittelpunkt in
rſönlichkeit und den Wandlungen des wankel-
n Kaiſers Alexander, der endlich ſogar ſeinen
ig-ſchwachen Willen, für das Beſte der Welt
nd wirken zu wollen, an der dämoniſchen Gewalt
uſſenthums aufreibt, von welcher der abſolute
Selbſtherrſcher auch da, wo er es am wenigſten ahnt, fort und fort unterjocht bleibt. So kommt der Verfaſſer bis zum Jahre 1820 und bis zu jenen Militärrevolutionen in Spanien und Italien, wo ſich Heer und Volk die Hand bieten, aber noch zur Zeit mit ſo flüchtiger und kurzlebiger Erkenntniß der Gemeinſchaftlichkeit ihrer Intereſſen, daß bald wieder der reactionäre Despotismus in die von neuem klaffende Spaltung zwiſchen Bürger und Soldat ſeine Keile künſtlich hineintreiben konnte. Doch ſelbſt dieſe kurze Unterbrechung der Reaction in den Jahren 1820—22 war ſchon eine Erfriſchung des europäiſchen Völkerlebens, die nicht ohne nachhaltig-gute Folgen blieb. Mit Recht ſchließt alſo Gervinus den zweiten Band in folgenden Worten:

Mit dem Uebergang zu dieſen neuen Gegenſtänden treten wir aus der peinlichen Stickluft der Cabinets- und Bureaugeſchichten, in der wir in dieſem erſten Zeitraume der Reſtauration faſt ausſchließlich auszuharren hatten, heraus in die freiere Atmoſphäre der Bewegungen großer Volksmaſſen, wo die Geſchichte größere Verhältniſſe annimmt und ihre Darſtellung friſchere und lebensvollere Züge gewinnt.

Im Vorworte zur zweiten Hälfte des zweiten Bandes bemerkt der Geſchichtſchreiber, daß infolge des gegen den Vorläufer des ganzen Werks geführten leidigen Proceſſes von ſeiner Seite ſogar der Verſuch unterblieben ſei, zu authentiſchen Aufſchlüſſen aus erſter und unmittelbarer Quelle an die Archive anzupochen. Der reiche Inhalt des aus mittelbaren Quellen geſchöpften Geſchichtswerks läßt aber „den Mangel an ſtrenger pragmatiſcher Begründung gerade in den das Vaterland betreffenden Abſchnitten“ umſoweniger bemerken, als gerade hier an deſſen vorliegenden Thatſachen und Triebfedern der mitwirkenden Zeitgenoſſen eine ſolche trefflich combinirte Fülle von Einzelheiten geboten iſt, daß ſich das Eine und das Andere, das Einzelne und das Ganze in ihrer weſentlichen Wahrheit gegenſeitig verbürgen. Es mag alſo wenig Wiſſenswürdiges geben, was noch aus dem Staub der Archive hätte zutage gefördert werden können und was nicht ohnehin ſchon zum Lichte durchgedrungen wäre. In ſeinem „Mangel an ſtrenger pragmatiſcher Begründung“ iſt vielmehr das Buch ſelbſt ein neuer und ſtrenger pragmatiſcher Beweis, daß es bis zur Ungereimtheit vergeblich geworden iſt, die Geſchichte als Staatsgefangenen unter Schloß und Riegel halten zu wollen.

Gervinus, der einen ſtaunenswerthen Reichthum hiſtoriſcher Stoffe nicht blos in ſich geſammelt, ſondern auch verarbeitet hat und dieſe Stoffe mit freiem geiſtigen Blicke in ihrem Zuſammenhange beherrſcht, verſteht es wie kaum ein Anderer, die Wurzeln der Zuſtände und Begebenheiten, worüber er gerade berichtet, bis auf Jahrhunderte hinauf mit wenigen Worten offenzulegen. Vortrefflich iſt die Schilderung der Politik der römiſchen Curie, die — indem ſie mit jüdiſcher Schlauheit und Zähigkeit ihrem Vortheile nachgeht — in der Sorge für die großen weltlichen Angelegenheiten des römiſch-katholiſchen Kirchenthums ebenſo reſpectabel iſt, als ſie miſerabel iſt in ihrer Sorge für die Bevölkerung des Kirchenſtaats; die mit ihren großartigen und weltumſpannenden Spe-

culationen in der einen Richtung, mit ihrer in jeder Beziehung ſo armſeligen Wirthſchaft in der andern Richtung zugleich das Doppelbild abgibt eines Rothſchild oder Pereire und dasjenige eines mehr noch betrogenen als betrügenden Schacherjuden, der ſich von Tag zu Tag ſein kläglich gefriſtetes Daſein erbettelt. Bei Erwähnung der Herſtellung des Jeſuitenordens (7. Auguſt 1814) und zur nähern Bezeichnung der nach außen gewendeten und begliſſenen Seite der päpſtlichen Politik ſagt einmal Gervinus S. 20 und 21:

Wie die Benedictiner neben der ritterlichen Ariſtokratie, wie die Franciscaner als das geiſtliche Seitenſtück zu den demokratiſchen Erſcheinungen des Mittelalters, ſo waren nach beiden die Jeſuiten im Geleite des neuern Abſolutismus in die Geſchichte eingetreten; es war daher entſprechend, daß ſie in dieſer Zeit der monarchiſchen Legitimität eine Art Auferſtehung feierten.

Mit dieſen wenigen und nur wie gelegentlich hingeworfenen Zeilen wird ein gutes Stück Weltgeſchichte veranſchaulicht. Wir ſehen die römiſche Kirche in ihrer jeweiligen Abhängigkeit vom Bildungsinhalte dieſer und jener beſondern Periode, wir ſehen aber auch, wie ſie dieſen Inhalt ſtets für ſich ſelbſt zu ergreifen und ſich daraus ein neues Werkzeug für die Fortſetzung und Erweiterung ihrer Herrſchaft zu machen weiß. So hat dieſe Kirche, die im Papſtthume ihre monarchiſche Spitze hervorkehrt, auch ein ariſtokratiſches und demokratiſches Element in ſich aufgenommen, um den Angriffen des Zeitgeiſtes bald das eine, bald das andere, je nach Umſtänden, als deckenden Schild entgegenzuhalten. Und als im Gebiete des weltlichen Staats beſonders ſeit dem 17. Jahrhunderte die ſtändiſche Feudalmonarchie verſchwindet, um dem monarchiſchen Beamtenſtaate Platz zu machen, ſchafft ſich ſogleich auch das Papſtthum in der Geſellſchaft Jeſu ſeine geiſtliche Bureaukratie, um mittels derſelben zu herrſchen. Endlich ſchienen die demokratiſchen Stürme ſeit Ende des 18. Jahrhunderts die Macht und den Trotz der weltlichen wie der geiſtlichen Bureaukratie gebrochen zu haben; aber kaum war die Franzöſiſche Revolution auch in ihrem kaiſerlichen Sohne, Mörder und Erben überwunden, als mit der politiſchen Reſtauration ſogleich die kirchliche der Geſellſchaft Jeſu und damit die Herſtellung des geiſtlichen Polizei- und Beamtenſtaats erfolgte.

Die Reſtauration in Deutſchland bis zum Jahre 1820 war von keiner ſo folgerichtigen Strenge und Allgemeinheit, um nicht — als man im krähwinkeligen Staatengebäude alle Mauslöcher verſtopft zu haben meinte — doch noch den hoffnungathmenden Deutſchen das eine oder andere Luftloch zum zeitweiligen Nießbrauche übrigzulaſſen. Da ſich die Unzufriedenen in der Hauptſache noch mehr über Das zu ärgern hatten, was nicht geſchah, als was von ungefähr wirklich gethan wurde, ſo war die Geſchichte jener Periode an ſich langweilig genug. Gleichwol hat ihr Gervinus ein lebendiges Intereſſe zu geben gewußt durch die getreue und marquante Zeichnung einer Reihe von Perſönlichkeiten, die ſich damals im Vordergrunde befanden, wo ſie

theils ruhig daſtanden oder gemächlich hin- und herſ
ten, theils auch in jugendlicher Haſt auf und a
athemlos rannten, ohne doch über den hochobrig
ihnen geſtatteten knappen Spielraum hinaus un
weiter als die Andern zu kommen. Er zeichne
Alten, die mit beſonnenem Eifer und rühmlicher
dauer die Wege zur Erlöſung vom „welſchen"
bereitet hatten. Er zeichnet auch die damals noch
gen, welche, da ſie eben noch mitthaten, auch mit
wollten, obgleich ſie mit der Sehnſucht nach einer
mirenden praktiſchen Thätigkeit noch keineswegs d
higkeit dafür erworben hatten, ſodaß ſie ſich einſt
damit begnügen mußten, ihren Haß gegen die
Theorie blos theoretiſch auszudrücken, in dem auf
Hochſchulen der deutſchen Wiſſenſchaft verkündeten G
ſatze: „Eine Wiſſenſchaft ohne Leben iſt wenig
ein Leben ohne Wiſſenſchaft." Gervinus läßt e
bemerken, wie ſich kaum ſchon nach der Befreiu
Befreier der ältern und jüngern Generation nicht
zu verſtehen ſchienen. Ein Zeugniß für dieſes V
ſtehen ſind die zum Theil maßloſen und bis zur
rechtigkeit harten Urtheile, wie ſie von Seiten
ſelbſtgenügſamen Berühmtheiten über die patrio
Studentenſtreiche einer überſchwänglich deutſchthür
Jugend gefällt wurden. Im Gegenſatze zu einer f
Geſchichtſchreibung iſt es bei Gervinus beſonders
lich, daß ſeine Menſchen keine bloßen Eigennamen
ſie auch keine bloßen Abſtractionen und fleiſchgewo
Grundſätze ſind, die ſich aus irgendeinem naturrech
Compendium heraus in die Welt der Wirklichkeite
irrt haben. Die tüchtigſten und verdienſtvollſten
ner ihrer Zeit, ein Freiherr vom Stein, ein Gne
ein Niebuhr, Arndt, Jahn u. A., erſcheinen hier
ohne die Zugabe einiger Einſeitigkeit und Schn
welche darum nicht weniger vorhanden waren, n
von den Gläubigen an das patriotiſche Dogma ein
Wiedergeburt Deutſchlands vorangegangenen unbe
Empfängniß beharrlich in Abrede geſtellt wurden.
Männer bleiben dennoch geſchichtliche und politiſch
ler in der Reihe namenloſer Nullen, und ihr
wird dadurch nicht herabgeſetzt, daß ſie über die
Stellung, die ſie wirklich eingenommen, nicht ung
lich hinausgehoben werden. Den Leſern der „Ge
des 19. Jahrhunderts" wird aber damit von neu
alte Wahrheit nahegerückt, wie das von allen V
und Generationen ſolidariſch unternommene We
Weltgeſchichte in ſolchem Maße auf einer Theilun
Arbeit beruht, daß dem noch ſo begabten Einzel
eng begrenztem Raume und in knapp bemeſſene
nur ein ſehr beſcheidenes Theil von hiſtoriſcher Wi
keit zufallen kann.

Beſonders ausgezeichnet iſt die Charakteriſti
Kaiſers Alexander, die zugleich ein gutes Stück d
ſiſchen Geſchichte enthält. Wir ſehen hier den ru
Selbſtherrſcher in ſeinen verſchiedenen moraliſchen
tungen, die er durchmachte, ohne daß er ſich — in
ten oder im Schlimmen — von innen heraus zu

...nnescharakter auszuprägen vermochte. Erſt ..., während er noch dann und wann die von ...m aufgegebenen Lectionen auswendig herſagt, ...endlichen Farbenpracht eines artig aufgeputzten ...us, dem es ein gleich großes Vergnügen macht, ... Völkern neue Conſtitutionen, bald ſeinen Gar... ...renadieren neue Uniformſchnitte zu octroyiren, ...och unter der Vorausſetzung, daß ſich bei Völ... Soldaten das Gefühl der Dankbarkeit für jede ...g in deſto unbedingterm Gehorſam gegen den Geber kundthue. In ſeiner zweiten Periode ... Flitterwochen der Heiligen Allianz ſalbt ihn ...romm gewordene Frau von Krüdener, als ſie ...en Mund voll hatte von den Süßigkeiten und Ei... ...ſer Welt, zum „Erwählten des Herrn", der im ...s froſtige „neue Jeruſalem" gründen ſoll. Da... ...elgte der Zar im behaglichen Gefühl ſeines ...ls „weißer Friedensengel", als „Engel der ...der als meſſianiſcher Dictator. Als er bald ... himmliſchen Caviars ſatt geworden, fällt er ... angemeſſenſte Rolle des ungenirten Autokraten, ...es Gervinus etwas euphemiſtiſch ausdrückt — ...jertes Selbſtgefühl" an den Tag legt und ſich ...Selbſtgefühl „heiter, froh und befriedigt" zeigt. ...nt er auch in dieſe Periode der „weltlichen ...leberhebung" noch etwas „geiſtliche Anmaßung" ...r. Im Kampfe mit dem Drachen der Re... ...htet er ſich als den frömmſten und tapferſten ...r, obgleich er, um den Drachen zu tödten, ... zu Pferde ſteigt, ſondern nur die Hunde an ...und ohne zur Erlöſung der Welt das Kreuz ...zu nehmen, ſchmeichelt er ſich doch mit der ... auf die weichen Polſter einer Ottomane hin... ...sel auch in horizontaler Lage ein gemächlich ...Heiland werden zu können, der die Menſchheit ...Verſtrickung in den Banden der Sünde da... ...erlöſen ſucht, daß er ſich ſelbſt zuweilen von ...Seite auf die andere legt. Gerade bei ſolchen ...en und Schwankungen der kaiſerlichen Politik, ...n gefährlichen Spiele mit den Ideen der Neu... ...Volke doch nur täuſchend gemalte Früchte vor... ...en aber in der Nation Begehren und Gelüſte ...rden, die dem ruſſiſchen Abſolutismus gefähr... ... könnten und dies vielleicht bei weitem früher, ... auf alle überlieferten Handwerksvortheile einer ...niſch betriebenen Politik eingelernten Staats... ...nen mögen. Gab es doch ſchon unter Alexan... ...blos geheime revolutionäre Verbindungen und ... Emeuten, ſondern beſonders auch, nach... ...den Bauern die lockende Ausſicht auf Auf... ...r Leibeigenſchaft eröffnet hatte, jene ſtets ... und Brand begleiteten Aufſtände gegen die ...Grundherren, deren Wiederkehr von Jahr zu ...h keine Anſtrengungen des ruſſiſchen Polizei... ...itenſtaats verhindert werden kann. Auch Ger... — wie dies ſchon Andere vor ihm gethan — ...ſmerkſam gemacht, wie „die Bauernbewaffnung bei dem Einfall der Franzoſen im Jahre 1812 die ruſſiſchen Leibeigenen erregt habe, ihre Freiheit zu verlangen und eigenmächtig zu ergreifen". Die ſpätern Bauernaufſtände ſind zum Theil eine Nachwirkung jenes ruſſiſchen Volks- und Befreiungskriegs; und da auch im letzten Kriege zur Bewältigung einer ähnlichen Noth und bei einer ganz ähnlichen Volksſtimmung eine ſolche Bauernbewaffnung angeordnet werden mußte, ſo dürfte bald auch die Foderung einer Aufhebung der Leibgenſchaft dringender und maſſenhafter erhoben werden. Damit könnte wol für das ruſſiſche Reich jene Kriſis beſchleunigt werden, die Gervinus in der „Einleitung zur Geſchichte des 19. Jahrhunderts" nach ſeiner geiſtvollen Hypotheſe von einem Rhythmus in der Weltgeſchichte für das Ende unſers Jahrhunderts vermuthet hat.

Neben dem gediegenen und gründlichen, aber darum nur langſam fortſchreitenden Werke von Gervinus war eine Ueberſetzung von E. de Beaumont-Vaſſy's „1830—51" keineswegs überflüſſig. Auch Beaumont-Vaſſy, der manches Selbſterlebte als wirklich unbefangener Augenzeuge erzählt, iſt ein treuer, unparteiiſcher und gewiſſenhafter Beobachter. Seine Gabe iſt um ſo willkommener, als er ſchnell gibt, als er einen reichen Stoff in glatte und durchſichtige, in gedrängte und doch nicht allzu knappe und beengende Form zu faſſen weiß. Er ſelbſt hat eine leichte Färbung von jener übergeiſtreichen Blaſirtheit, die in denſelben Zeilen, in denen ſie Geſchichte ſchreibt, zugleich das Bekenntniß ablegt, daß alle ſogenannten Lehren und Warnungen der Geſchichte für die Zukunft des Völkerlebens doch nur verloren ſind. Er ſcheint alſo den retroſpectiven Beſchauer mehr nur zu ſeiner eigenen Unterhaltung und darum zu machen, weil ihm zum Bſchauen „das Schickſal oder die Vorſehung" ein paar wirklich geſunde Augen in den Kopf geſetzt hat. Und wenn er ſich als Anhänger der ſogenannten legitimiſtiſchen Partei zu erkennen gibt, ſo brüſtet er ſich doch damit ſo wenig in junkerlicher Manier, daß ihm vielmehr dieſer ſein perſönlicher Standpunkt, auf den ihn das Leben zufällig hingewürfelt, an ſich völlig gleichgültig und ſo gut oder ſchlecht wie jeder andere Standpunkt ſcheint, von dem man ſich frei nach allen Richtungen umſehen kann.

Seine Erzählung weckt dadurch eine beſondere Theilnahme, daß er von ſeiner Vogelperſpective herab ſogleich die ganze Laufbahn der von ihm geſchilderten geſchichtlichen Perſönlichkeiten ins Auge faßt, daß er, wo er von ihrem frühern Leben und Thun ſpricht, doch zugleich auf die Wege hinweiſt, die ſie gegenwärtig wandeln, falls ſie überhaupt noch unter den Lebenden wandeln. Mit einer verhältnißmäßig größern Ausführlichkeit und mit deutlichen Fingerzeigen auf die Gegenwart wird darum namentlich das erſte Auftreten des jetzigen Kaiſers der Franzoſen beſprochen, beſonders das ſtrasburger Attentat mit ſeinem ganzen demokratiſch-revolutionären Zubehör von Proclamationen und Anſprachen an Volk und Soldaten. Sein eigenes Urtheil über denjenigen

Theil der neuern Geſchichte, der mit dem Namen Bonaparte geſtempelt iſt, äußert der Verfaſſer (II, 237) mit folgenden Worten: „Die Beſtimmung der Familie Bonaparte iſt nur, die Anarchie zu entthronen; gewiß eine erhabene Beſtimmung!“ So kommt nun doch wieder, am Schluſſe des zweiten Bandes, der Legitimiſt noch ein mal zum Vorſchein! Er ſcheint der Napoleoniſchen Dynaſtie nur die weltgeſchichtliche Miſſion des Beſens zuzuſchreiben, mit dem von Zeit zu Zeit das Kehricht der Anarchie aus den Tuilerien hinausgefegt und der wieder in die Ecke geſtellt wird, ſobald die nur zeitweiſe verreiſten Bourbonen in die alte, aber neu geſäuberte und geſcheuerte Wohnung heimzukehren belieben. Man kann indeſſen mit dem Glauben des Verfaſſers an ein bloßes dynaſtiſches Proviſorium im jetzigen Frankreich ganz gut übereinſtimmen, ohne zugleich ſeine weitern Erwartungen und legitimiſtiſchen Hoffnungen zu theilen.

Wilhelm Schulz-Bodmer.

Neuere Werke zur Länder- und Völkerkunde.

1. Nach Amerika! Ein Volksbuch von Friedrich Gerſtäcker. Sechs Bände. Illuſtrirt von Th. Hoſemann und K. Reinhardt. Leipzig, Coſtenoble. 1855. 8. 6 Thlr. 12 Ngr.
2. Land und Leute in der Alten und Neuen Welt. Reiſeſkizzen von Franz Löher. Zwei Bände. Göttingen, Wigand. 1854—55. 8. 3 Thlr.
3. Eine Reiſe um die Welt. Von A. Lilienfeld. Marburg, Koch. 1854. Gr. 8. 12 Ngr.
4. Reiſeblätter, geſammelt zwiſchen Venedig und Amſterdam. Von Alois Meßmer. Zwei Bändchen. Innsbruck, Wagner. 1855. Gr. 12. 2 Thlr. 10 Ngr.
5. Die Canariſchen Inſeln, ihre Vergangenheit und Zukunft. Von Julius Freiherr von Minutoli. Berlin, Allgemeine deutſche Verlagsanſtalt. 1854. Lex.-8. 2 Thlr.
6. Der centralamerikaniſche Staat Nicaragua in Bezug auf ſein Volk, ſeine Natur und ſeine Denkmäler. Nebſt einer ausführlichen Abhandlung über den projectirten interoceaniſchen Kanal. Von E. G. Squier. Ins Deutſche übertragen von Eduard Höpfner und mit einem Vorworte begleitet von Karl Ritter. Mit zahlreichen Illuſtrationen und mehren Karten. Leipzig, Dyk. 1854. Gr. 8. 6 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Gerſtäcker's „Nach Amerika!“ iſt in der That ein Volksbuch im wahren Sinne des Worts, ein Buch, das allen Schichten des deutſchen Volks verſtändlich und anziehend iſt. Obgleich es die Form eines Romans trägt, ſo muß es doch unbedenklich den gründlichſten und lehrreichſten Schilderungen Nordamerikas angereiht werden. Auf die Compoſition des Romans mit dem Mangel eines Mittelpunkts und der Unwahrſcheinlichkeit des beſtändigen Zuſammentreffens ſo vieler über einen ſolchen Raum zerſtreuter Perſonen wird wol der Verfaſſer ſelbſt nicht viel Gewicht legen; wir können ſie nur für ein Mittel erklären, dem Ganzen mehr Lebendigkeit und Anſchaulichkeit zu geben, indem jede Spielart von Einwanderern und Anſiedlern durch eine eigene Perſon vertreten iſt und die eingeſtreuten Belehrungen und Warnungen größern Eindruck machen, wenn ſie an Thatſachen und Handlungen angeknüpft werden. Das ganze amerikaniſche Leben iſt mit breitem, ſaftigem Pinſel ausgemalt und das Buch trägt den Stempel der bekannten Friſche und Lebendigkeit, welche Gerſtäcker's Schriften ſo raſch das deutſche Leſepublicum gewannen, deſſen Beifall auch dieſem Werke nicht fehlen wird.

Im erſten Bande werden die künftigen Auswande
ihren verſchiedenen Wohnſtätten aufgeſucht, die Motive
dargelegt, welche ſie zur Auswanderung beſtimmen, d
ſichten entwickelt, welche ſie von dem Leben drüben
die nach dem Leben gezeichnete Geſtalt des Auswande
agent-provocateur darf nicht fehlen. Ergreifend ſi
verſchiedenen Arten des Abſchieds geſchildert, den die A
derer von der Heimat nehmen, und ganz geeignet, Solche,
mit dieſem Entſchluß umgehen, zu reiflicher Ueberlegu
beſtimmen. Im zweiten Bande finden wir die aus dem
bekannte Geſellſchaft nebſt einigen neuen Ankömmlin
einem Auswandererhauſe zu Bremen vereinigt, wir beglei
aus dem Weſerkahn den Fluß hinunter nach Bremerhav
dann auf dem Schiff „Heideſchnucke“ nach Neuorleans
Weſerfahrt iſt abermals geeignet, wenn auch jetzt für
Bord des „bedeckten Flußſchiffs“ Befindlichen zu ſpät, d
danken anzuregen: war es denn wirklich nöthig, ausz
dern? Die Abfahrt aus der Weſermündung wird dadur
zögert, weil eine — nicht genannte — deutſche Regieru
freundnachbarlicher Geſinnung für Amerika drei Sträflin
nen im Boot erſt ihre Ketten abgenommen worden, dem
als ehrliche Paſſagiere mitgibt. Aber außer ihnen fü
noch einen ſchwerern Verbrecher, der freilich nicht im Zw
deck, ſondern in der Kajüte fährt und deſſen Schickſa
erſten bis zum letzten Hefte eigentlich das ſpannende
des Romans bildet, den Deutſch-Amerikaner Henkel,
Soldegg, alias Holwich, der hier von ſeiner jungen Fr
Verbrecher entlarvt wird, während ſeine Verfolgung un
derholte Flucht bis zum Schluß des Werks reicht. Da
ſchendeck iſt dann die dritte Prüfung amerikaniſcher
träume, bis im dritten Bande die neue Arche ihre Ladun
Land wirft, um ſich dort zu zerſtreuen und wiederzu
alle Phaſen des amerikaniſchen Lebens durchzumachen
Stände durchzukoſten und ſchließlich zu erproben, wer fü
rika paßt, wer nicht. Bei der breiten Anlage des Gan
nügen hierzu kaum vier Bände (der vierte bis ſechste Ban
durch findet aber der Verfaſſer auch Gelegenheit, ein ſo vol
ges Bild von Amerika ohne Tendenz, sine ira et studi
gleicher Abwägung der Licht- und Schattenſeiten aufzuroll
es nur ſeiner Landeskunde und Darſtellungsgabe möglich i
ſinkt der Freiheitskämpfer, der polniſche Graf Olnitzki, d
reiches deutſches Mädchen in der Begeiſterung von 183
Amerika gefolgt, zum gemeinen Säufer und Spieler
der ſeine Frau mishandelt, bis die Hinterwäldler, ſeine
barn, einſchreiten und das Recht gegen das Geſetz ver
dagegen entpuppt der thieriſch häßliche, cyniſche Scheer
fer Maulbeere, welcher an manche Figuren von Callo
mann und Boz erinnert, über deſſen gemeine Predigt
am Bord der „Heideſchnucke“ großes Aergerniß entſtand
in Amerika zum ehrwürdigen Methodiſtenprediger, der Tra
um ſich ſtreut. Grafen und Doctoren werden Dampfſchi
ein deutſcher Literat erregt erſtauntes Lächeln, wenn er fü
triſtiſche Beiträge von einer deutſchen Zeitung in Neu
Honorar beanſprucht. Doch wir würden nicht enden,
wir die Situationen alle anführen wollten, welche de
faſſer herbeiführt, um jede Seite des Lebens beſond
Miſſiſſippithal zu ſchildern; nur eine beſonders ergreifen
len wir zum Schluſſe noch anführen. Die „Heideſch
und noch ein deutſches (hamburger) Schiff werden von
Dampfer aus der Miſſiſſippimündung nach Neuorlea
ſchleppt in mondheller Nacht. Die Paſſagiere beider
ſingen abwechſelnd deutſche Lieder, denen die engliſche
ſchaft des Dampfers athemlos lauſcht. Als aber „Des
zers Heimweh“ angeſtimmt wird, ſingt der volle Chor
Schiffe, und als der Schlußvers geſungen:

'S iſt ja ſchön im fremden Lande,
Doch zur Heimat wird es nie!

da lagert ſich lautloſe Stille über Deck und Keiner ha

ein anderes Lied mehr anzuſtimmen, und doch waren
icht und froh von der alten Heimat geſchieden!

---

ch in „Land und Leute“ hat der wackere Weſtfale
Löher, welcher ſeit ſeinen Aufſätzen in der „Köl-
Zeitung“: „Unſere Grenznachbarn“, vor länger als
Decennium ſo manchen Beweis ſeiner warmen Vater-
ie gegeben und deſſen „Geſchichte der Deutſchen in
“ wahrhaft eine nationale That genannt werden
theilweiſe Amerika geſchildert, doch bewegt er ſich
Oſten und Norden. Nicht weniger aber hat er den
in der alten Heimat und auch den Celten einen Be-
eſtattet. Seine Reiſe geht von London durch das In-
n England nach Cheſter und Nordwales, dann fährt
Liverpool nach Neuyork über, beſucht den Niagara, be-
nada und dann den Oſten der Union: Baltimore,
ton, Philadelphia, Pennſylvanien. Kein Vorwort be-
s über die Zeit der Reiſe, es ſcheint uns jene vom
847 zu ſein, welcher wir das obenerwähnte Werk ver-
Der Verfaſſer hat ſchon früher einzelne Züge daraus
sland“ mitgetheilt, das Ganze aber jetzt ſorgfältig
itet. Bei dem ſcharfen Blick des Verfaſſers für die
ümlichkeiten der Nationalitäten waren uns die Abſchnitte
und Canada am intereſſanteſten; in beiden iſt die eng-
ationalität mit einer erliegenden im Kampfe begriffen.
dwaliſer — denn Südwales iſt faſt engliſirt — haben
tiſche Charakterzüge mit den Irländern gemein, und doch
Proteſtantismus wieder vielfache Verſchiedenheiten dieſen
er begründet. Sie ſind geſprächig, gutmüthig, munter,
wie dieſe, aber ſparſamer, fleißiger, reinlicher, mäßiger.
gemeine Charakterzug unſerer Zeit tritt auch hier zu-
uf der einen Seite Zuſammenraffen der provinzialen
lität, Pflege der ihrer Natur nach auf geringen Raum
off beſchränkten Literatur, bewußte Anhänglichkeit an
e Volksthum, und auf der andern Seite dennoch ſieg-
Vordringen der feindlichen Weltſprache durch die fort-
ide Centraliſation der Bildung und das Bedürfniß, ohne
formales Kämpfen mit verſchiedenen Idiomen zu dem
er realen Kenntniſſe raſch zu gelangen. Auf ganz ähnliche
iſt die vielberühmte vlämiſche Bewegung geſcheitert, wel-
h durch das Mistrauen der katholiſchen Geiſtlichkeit in
n gegen die (proteſtantiſche) deutſche Literatur den Boden
ſtückte, auf dem ſie Leben hätte gewinnen können.
ada iſt von einem activen Widerſtand des franzöſiſchen
ts gegen das engliſche kaum die Rede; das fran-
Weſen erhält ſich eben durch die Religionsverſchie-
und durch die mittelalterliche Abſtufung der Seig-
und Habitants; aber trotz ihres Kinderreichthums
die Franzoſen räumlich nicht vorwärts, im Gegentheil,
dolenz geſtattet den amerikaniſch-engliſchen Einwande-
mer weiteres Umſichgreifen im Grund- und Geldbeſitz.
ſcheinung, welche wir bei den deutſchen Zeitungen in
finden, daß nämlich das deutſche literariſche Element
einer großartigen Auffriſchung aus dem Mutterlande
um nicht in gänzlich unverſtändliche Sprachmengerei zu
a, wiederholt ſich hier: die franzöſiſchen Zeitungen
s werden meiſt von eingewanderten Franzoſen geſchrie-
die Canadier zu viel engliſche Redensarten und Worte ein-
würden. Unter der Ueberſchrift: „Loſes Volk in Amerika
derswo“, geht der Verfaſſer einer Erſcheinung zu Leibe,
en den neueſten Schriftſtellern über Amerika immer über-
worden iſt, von manchen gewiß nicht ohne Abſicht, und
doch von der größten Wichtigkeit für die Zukunft der Re-
zu ſein ſcheint. In dem bezeichneten Capitel geht näm-
er alle Völker durch und weiſt nach, wie bedeutend die
ima und Regierungsform, Volksmiſchung und Bildungs-
echſelnde Menge des nicht immer den niedrigſten Stän-
ein angehörigen, müßigen und turbulenten, mehr oder
organiſirten Volks iſt. Er kommt zu dem Ergebniß,
daß die Vereinigten Staaten die meiſte und beſtorganiſirte Bevölkerung der Art beſitzen, mehr noch als Neapel. Löher charakteriſirt ſie als Rowdies und Loafers, die erſten davon jene rohen Banden, deren Name auch dem flüchtigſten Leſer über Amerika geläufig iſt, welche bei allen Gewaltthätigkeiten gegen Irländer und Deutſche figuriren und deren Treiben der Nativismus und Knownothingismus recht in die Blüte gebracht hat. Löher fährt dann folgendermaßen fort: „Es fragt nun ein Europäer: Aber gibt es denn keine Hülfe gegen ſolche Banden? Kann man nicht wenigſtens den Rowdies den Handel legen? Nein, ohne ſtehende Heere iſt das niemals vollſtändig möglich, und eher verträgt der Amerikaner, daß Abends ſeine Straßen unſicher ſind, als daß er die Koſten und die Gefahr übernähme, welche mit ſtehenden Heeren verbunden ſind. Zu Zeiten nehmen nun die Rowdies und mit ihnen das Häuſerſtürmen, die Brände und die Unſicherheit auf den Straßen ſo überhand, daß die Polizei dagegen ſo gut wie machtlos iſt; man erträgt das Uebel, bis es ſich von ſelbſt wieder ändert, oder die freiwillige Miliz, worunter namentlich die Deutſchen zählen, auf den Platz tritt. Auch zu einer ſchärfern und zahlreichern Polizei will der Amerikaner ſich nicht verſtehen; er meint, der Rowdies könne ſich jeder Mann erwehren oder ihnen wenigſtens aus dem Wege gehen. Ueberhaupt ſucht der Amerikaner das Rowdyübel eher zu vertuſchen und mit Jugendſtreichen und Ueberfülle von Muth und Kraft zu entſchuldigen, als daß er es in ſeiner ganzen Schwere eingeſtände. Eine Hauptſache iſt aber, daß die politiſchen Parteien dieſer Leute bedürfen, um die Gegenpartei zurückzuſchrecken, Wahlkaſten zu zertrümmern, kurz, das Volk hier und da zu terroriſiren. Es iſt nicht ſo ſelten, daß die Rowdies für ihre Hülfe bei den Wahlen mit großen und kleinen Aemtern belohnt werden; gerade in der niedern Polizei finden ſie ihre Stellen und ſind dann geneigt, ihren alten Kameraden durch die Finger zu ſehen.“ Dieſe Darſtellung ſpricht für ſich ſelbſt und wir wollen nur wenige Bemerkungen hinzufügen. Wir ſind ganz der vielbeſprochenen Anſicht Kühlwetter's, daß ein Staat, je freier er iſt, einer um ſo kräftigern Sicherheitspolizei bedarf. Zwiſchen dem amerikaniſchen Satze des Heers von $^1/_{10}$ Procent und dem europäiſchen von $1^1/_2$ Procent der Bevölkerung liegen viele Zwiſchenſtufen; man braucht gerade nicht von dem einen zum andern zu ſpringen. Die letzten Jahre haben in der Union eine ſo ſteigende Menge von Straßenſchlachten geſehen, worin mitunter, wie in Pittsburg, ſogar Geſchütz zur Anwendung kam (in Kanſas war ja bekanntlich zwiſchen den Anhängern der Sklaverei und ihren Gegnern der Bürgerkrieg im Kleinen ſchon entbrannt), daß es gefährlich iſt, thatlos zuzuſehen oder auf die Hülfe der freiwilligen Miliz ſich zu verlaſſen. Es iſt unbillig zu verlangen, daß ein Mann für Das, was er als Soldat im Glied gethan, als Einzelner nachher ſchutzlos mit ſeiner Familie und ſeinem Eigenthum einſtehen ſoll. Wie raſch die Bürgerwehr in angeſtrengtem Dienſt erlahmt, haben überall die Jahre 1848 und 1849 abermals erwieſen, und ein ſolcher Dienſt iſt nicht ausgeſchloſſen, wenn es jenen wilden, in ſich organiſirten Banden nun einmal einfiele, ein höheres Ziel als bisher, wir ſagen nicht auf politiſchem Felde, ſondern auf dem der Plünderung, zu verfolgen. Ein größeres Heer würde auch in gedienten Soldaten der Polizei ehrenhaftere Elemente zuführen, als ſie bisjetzt vielfach beſitzt. Unſinnig iſt die Foderung, ein Einzelner ſolle ſich der immer geſellſchaftlich vorkommenden Rowdies erwehren, und die Foderung, manche Straßen ihretwegen zu meiden oder ſich ihre Schmähungen gefallen zu laſſen, ſtimmt ſchlecht zur Freiheit des Lebens. Wir glauben, daß bei dem Anwachſen der großen Städte in nicht ferner Zeit dieſe Frage in den Vordergrund treten wird.

A. Lilienfeld, der 1845 in holländiſche Dienſte trat und 1846—50 die Reiſe um die Welt machte, hat ſich in ſeiner „Reiſe um die Welt“ ein geringeres Ziel als ſeine beiden Vorgänger geſetzt. Er will einfach und wahrheitsgetreu erzählen, was er geſehen

und erlebt. Dies hat er denn auch in ſchlichter, anziehender Weiſe gethan. Sein Stoff iſt reich. Die Reiſe ging über Rio de Janeiro nach Batavia, von hieraus wurde Java, Madura, Sumatra, Borneo, Banca zum Theil wiederholt beſucht und bereiſt und auf der Rückreiſe China, Californien, Chile berührt und das Cap Hoorn umfahren. Man ſieht, welchen reichen Stoff der Verfaſſer auf wenigen Bogen behandelt und wird ſich von der Fülle der Thatſachen und Bemerkungen angezogen finden.

Der Verfaſſer der „Reiſeblätter“, **Alois Meßmer**, verbittet ſich „krittelnde Verſtändigkeit“ und bezeichnet ſeine Reiſe als den erſten größern Ausflug in die Welt. Wir wollen ſeinem Wunſche zufolge mit der Kritik kurz ſein und dieſes Buch als einen Ausfluß der tendenziöſen ultramontanen Literatur bezeichnen, wie davon die Reiſeſkizzen in Beda Weber's „Charakterbildern“ eine Probe geben. Der Verfaſſer reiſt auf katholiſche Erinnerungen und ſammelt ſorgfältig, was er an Bedrückungen des katholiſchen Volks und der katholiſchen Kirche (in ſeinem Sinne genommen) auffinden kann, als da ſind: Verbot der Wallfahrten, Verlegung der Feiertage auf einen Sonntag u. ſ. w. Den Kölnern macht er bittere Vorwürfe, daß ihre unzähligen Kirchen nicht alle im beſten baulichen Zuſtande ſind. An Sympathien der Rheinländer für Preußen glaubt er nicht und fürchtet (?) den Verluſt (sic) dieſer Provinz für Preußen, wenn die preußiſche Geſinnung auf eine ernſte Probe geſtellt würde. Man kennt Das, was dieſe Herren Furcht nennen! Seine Nachrichten über Frankfurt ſcheint er von einem Landsmanne erhalten zu haben, der ihm auch unter Anderm aufgebunden, daß ſeit der Miſſion die Sachſenhäuſer für die Jeſuiten ſchwärmen! Wohler fühlt er ſich in Belgien, das ihn tiroliſch anheimelt. Die Reiſe ging im Sommer 1852 über Bregenz, St.-Gallen, Zürich, Luzern, Baſel, Freiburg, Strasburg, Karlsruhe, Manheim, Speier, Mainz, Frankfurt, Köln, Aachen, dann von Köln rheinaufwärts bis Mainz, über Frankfurt, Marburg, Heidelberg, Heilbronn, durch Schwaben und Baiern nach Brixen zurück; im Mai 1853 beſuchte er Venedig und im Sommer 1853 bereiſte er durch Baiern den Rhein zum zweiten mal mit Belgien und Holland und die Moſel bis Trier. Auf dieſem bekannten Boden ſetzt er nichts, gar nichts an Kenntniſſen bei dem Leſer voraus, wahrſcheinlich ſo wenig, als er ſelbſt bei ſeiner Abreiſe beſaß. Notizen des Reiſebuchs, Erzählungen des Lohnbedienten, eigene Wahrnehmungen und Betrachtungen und kleine Reiſeabenteuer, Alles geht bunt durcheinander. Seine Statiſtik ſcheint er auch vom Lohnbedienten zu haben. Von Frankfurt heißt es wörtlich: „Die katholiſche Gemeinde bildet etwa 13,000 Seelen, ungefähr ſo groß iſt die Zahl der Juden; etwas (!) geringer ſind die Reformirten.“ Die wahren Zahlen aber ſind nach dem Stande von 1852: 11,000 Katholiken, 4,600 Juden, 2,200 Reformirte, 55,200 Lutheraner.

Sehr ergötzlich iſt, wenn ein recht wohlgezielter ſcharfer Hieb des Verfaſſers ins eigene Fleiſch geht. Er will der proteſtantiſchen Stadt einen Vorwurf daraus machen, daß ſie das Deutſchordenshaus, wo Veit und gleichgeſinnte Künſtler ihre Ateliers hatten, in eine Kaſerne verwandelt. Nun iſt aber das Deutſchordenshaus öſtreichiſches Eigenthum und die öſtreichiſche Regierung hat es den bairiſchen Truppen eingeräumt. Hiermit ſei genug zur Charakteriſtik dieſer „Reiſeblätter“ geſagt; die Leſer d. Bl. würden es uns ſchlecht Dank wiſſen, wenn wir mehr Raum mit Widerlegung der Entſtellungen und Unrichtigkeiten verſchwenden wollten, von denen jede Seite wimmelt.

Die Schrift von **Minutoli** über die Canariſchen Inſeln iſt der Königin von Spanien zugeeignet, dieſer Umſtand hat aber der Freimüthigkeit des Verfaſſers keinen Eintrag gethan. Zum Beweiſe dafür führen wir folgende Stelle aus der Vorrede an: „Wenn die Regierung der Veranlaſſung
zur Entvölkerung der Inſeln nachforſcht, ſo können
eigentlichen Gründe der Verarmung und deren Folg
entgehen. Die Lage der beſitzloſen Claſſe auf den C
iſt unbillig, unhaltbar und wird auf die Dauer uner
So traurig eine Abnahme der Bevölkerung durch Au
rung immerhin iſt, eine ſolche Selbſtverbannung bleibt
ſtens ein friedliches Mittel zur Löſung der Frage. W
die Regierung, daß es nicht zu einem Verſuche der g
men Löſung komme, denn ein ſolcher muß nothgedrung
gewaltſame Mittel unterdrückt werden. Trotz ihrer E
keit und Einfachheit ſind die Bewohner doch ſchon z
wußtſein ihrer Lage und Zukunft gelangt.“ Der Verf
den Generalcapitän Lavinia auf ſeiner Inſpectionsreiſe
und aus Archiven und Gedrucktem ſeine eigenen Anſch
ergänzt. Den Stoff hat er folgendermaßen vertheilt
Größe und Höhe der Inſeln; Geſchichte ihrer Ero
Sitten, Gebräuche und Abſtammung der Urbewohner;
cultur und Bevölkerungsverhältniſſe; politiſche Eint
Gemeindeanſtalten, Gewerbfleiß und Handel; ſittlic
ſtand; Regierungsmaßregeln zur Förderung des Woh
Wir heben aus dem reichen Stoffe einige Punkte hervor
nicht nur die Inſeln, ſondern auch die ſpaniſche Ver
charakteriſiren. Seit zehn Jahren hat die Bevölkerun
Auswanderung nach Venezuela und den Antillen um ei
tel ſich vermindert und beträgt jetzt 235,367 Köpfe in
meinden. Auf dieſe Zahl kommen 94 Kirchen und 21
auf 1652 Köpfe kommt ein Geiſtlicher. Das Einkom
Geiſtlichkeit betrug vor dem Concordat von 1851: 1,
Realen (90,000 Thlr.) und iſt ſeitdem ſogar auf 1,
(116,400 Thlr.) erhöht worden, ſodaß auf den Kopf
völkerung $5^{58}/_{100}$ Realen oder 11 Ngr. treffen. Dage
es nur 190 Schulen mit 3909 Schulkindern, während
der Schulpflichtigen mindeſtens zehn mal ſo groß iſ
Beamten und Geiſtlichen wurde von je der Abhub n
Inſeln verſetzt. Das Seminar iſt in den Händen der
Aber in den Bewohnern ſelbſt liegt ein weiterer Gr
den niedern Zuſtand der Bevölkerung in Wohlſtand,
und Sittlichkeit. Die unehelichen Geburten übertreffen
lichen beinahe ums Doppelte! Jede Inſel möchte die w
und reichſte ſein und auf jedem Eiland wiederholt ſi
Eiferſucht zwiſchen den einzelnen Orten; ſie führt ab
zu einem edlen Wettſtreit im Fortſchritt, ſondern äuſ
in kleinlichem Neid, der jedes gemeinſame Wirken un
macht. Die Proceßſucht überſteigt allen Glauben. V
Eiferſucht erzählt der Verfaſſer folgendes Beiſpiel: Auf
Canaria kam er in Unterhaltung mit einem Grundbeſi
die Erzeugniſſe der Inſel überhaupt und den Weizen i
dere als ohne Gleichen rühmte. Als Minutoli einwend
der Weizen von Orotava ihm ebenſo wohl zu ſtehen
erhielt er die kategoriſche, jede weitere Discuſſion a
dende Antwort: „Ich kenne zwar den Weizen von
nicht, will ihn auch gar nicht kennenlernen, aber ic
er kann nicht ſo gut als der unſerige ſein, denn der
naria iſt der beſte, und ich bin auf Canaria geboren.“
dieſem Mangel an Gemeinſinn ſucht Jeder den unbe
Ehrenämtern ſich zu entziehen, an vielen Orten fehlen
ſpritzen und Waſſerleitungen, für Hafenbauten geſchieht
ſelbſt ein kleines Dampfſchiff, welches den Verkehr zwiſ
Inſeln vermitteln ſollte, kam nicht zuſtande; es gibt wede
bauſchulen noch Thierärzte und Apotheken, keine Irrena
und keinen Blindenunterricht, keine Spar- und Witwe

Sämmtliche Hoſpitäler und Wohlthätigkeitsanſtalten
etwa ein Viertel ſoviel als die Geiſtlichkeit; ſie ſind
nigen Ausnahmen verwahrloſt, beſonders die Findelhäu
ter denen ſich das zu La Laguna durch ſeine außerord
Sterblichkeit auszeichnet. Ebenſo elend ſind die Gefä
Die Induſtriezweige der von der Natur ſo reich bedach
ſeln, welche Wein, Seide, Südfrüchte, Getreide, Zu
u. ſ. w. erzeugen, ſind mit Ausnahme der Cochenillezu

rück- als vorwärts gegangen, und ſo bieten die Eilande im Kleinen ein Bild des Mutterlandes dar.

Wenn ein Mann, wie Karl Ritter, einem von Squier verfaßten Buche wie dem vorliegenden über Nicaragua eine Beurtheilung vorſetzt, ſo wäre jede andere Recenſion eine Unbeſcheidenheit, umſomehr als Ritter auch die Ueberſetzung als eine „vollſtändige und gewiſſenhaft gearbeitete“ bezeichnet und die Illuſtrationen als getreue Nachbildungen des engliſchen Orginals von Squier lobt, welches 1853 in zwei Bänden in Neuyork erſchien. Wir glauben daher unſern Leſern das Buch nicht beſſer empfehlen zu können, als mit den einleitenden Worten Ritter's: „Der Verfaſſer konnte durch ſeinen längern Aufenthalt auf jenem Gebiete fruchtbarere Reſultate für die umfaſſendere Kenntniß jener Landſchaften und ihrer Bevölkerung gewinnen, als dies nur flüchtigen Reiſenden möglich war. Man findet daher bei ihm in jeder Hinſicht befriedigende Nachrichten über die Natur des Landes, das ſo merkwürdig durch ſeine vulkaniſchen Erſcheinungen iſt, wie durch ſeine Seebecken, durch ſeine ungemeine Fruchtbarkeit, wie ſeine theilweiſe Zerſtörung durch plutoniſche Gewalten, die vielleicht nicht ohne Einfluß auf die düſtere Mythologie ihrer Unterwelt und die grauſenerregenden Geſtalten ihrer Idole geweſen ſein mögen. Die Volkszählung vom Jahre 1846 gibt nebſt den daran geknüpften Nachrichten über die Verſchiedenheiten der Bevölkerung nach Abſtammung, Civiliſation, Lebensart und Völkerſtämmen einheimiſcher Racen, nach ihren Sprachen, Geſtaltungen und Gebräuchen, wie der eingewanderten Fremdlinge ſehr lehrreiche und wichtige Originalberichte. Der vernichtende und entmarkende Einfluß der Prieſterſchaft und ihr ſelbſt durch Lug und Betrug verſchuldeter Verfall tritt daraus deutlich hervor, und um ſo feſter wurzelte der alte verfolgte heidniſche Glaube, der ſich in ſeinen alten Ceremonien und Feſtgeprängen durch Gewalt der Herrſcher höchſtens nur in eine chriſtlich-ſcheinende Maskerade umwandeln ließ, deren Hintergrund immer der Schrecken vor den alten Götzen und der Glaube an Montezuma geblieben, der ihnen noch nicht geſtorben iſt, ſondern geheimnißvoll fortlebt. Ihre ſehr eigenthümlichen koloſſalen, in harten Baſalt gearbeiteten Idole führen auf das anſchaulichſte in das ſchauerliche innere Leben jener dort einheimiſchen Völkerſtämme zurück, wie es ihnen aus den Zeiten der Tolteken und Azteken überkommen. Zu einer Vorgeſchichte Amerikas, zumal ſeiner Civiliſation auf dem Iſthmus, welcher der Norden und Süden des Erdtheils durch ſeine Bevölkerungen erſt in Zuſammenhang bringt, iſt das Werk ein unentbehrlicher reichhaltiger Beitrag, der Jedem, dem die Geſchichte der Menſchheit am Herzen liegt, zu wichtigen Betrachtungen Anregung und Veranlaſſung geben kann.“ Soweit Ritter's Charakteriſtik, welcher wir noch die Eintheilung des Stoffs beizufügen haben. Die Einleitung (I.) handelt über Geographie, Topographie, Klima, Producte, Bevölkerung u. ſ. w. von Centralamerika im Allgemeinen und Nicaragua im Beſondern. II. Reiſe nach Nicaragua, im Mai 1849 in Neuyork angetreten, war im Juni 1850, wo der Verfaſſer San-Juan de Nicaragua verließ, beendigt; ihre Beſchreibung bildet den eigentlichen Kern des Buchs. III. Der interoceaniſche Kanal topographiſch, commerciell und politiſch betrachtet, nebſt einer Skizze der darüber gepflogenen Verhandlungen. IV. Die Urbewohner Nicaraguas, nach ihrer geographiſchen Verbreitung, ihren Sprachen und Denkmalen, ihren bürgerlichen und ſittlichen Zuſtänden, ihren Gebräuchen und Religionsanſichten betrachtet, nebſt ſprachlichen Beiträgen von Julius Fröbel. V. Die politiſche Geſchichte Centralamerikas ſeit ſeiner Abreißung von Spanien. Die Illuſtrationen ſind deutlich, leiden aber an zahlreichen Schreibfehlern in der Unterſchrift, welche in der Kupfererklärung nicht alle verbeſſert ſind. So ſteht mehrmals Stuktur ſtatt Sculptur. 12.

Theodor Mundt's „Geſchichte der Geſellſchaft“.

Bei der Durchleſung des Mundt'ſchen Buchs:

Die Geſchichte der Geſellſchaft in ihren neuern Entwickelungen und Problemen. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage. Leipzig, Voigt und Günther. 1856. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

drängte ſich uns wieder einmal die Ueberzeugung auf, wie thöricht und unbegründet die von gewiſſen Seiten in Umlauf geſetzte Anſicht iſt, daß ausſchließlich das franzöſiſche Volk das der revolutionären Bewegung, das deutſche dagegen das der Duldwilligkeit, der Indifferenz und Stabilität ſei. So paradox es klingen mag, glauben wir vielmehr behaupten zu dürfen, daß das deutſche Volk in chriſtlichen Zeiten unter allen Völkern das revolutionärſte oder doch reformatoriſchſte ſei und zu allen die Welt umgeſtaltenden Bewegungen den erſten Anſtoß gegeben habe. Der Umſturz der antikrömiſchen Welt durch die Germanen, die abermals gegen römiſchen Despotismus gerichtete religiöſe Reform durch Luther mit Hülfe der deutſchen Erfindung des Buchdrucks, die Conſolidirung jener urſprünglich germaniſchen Rechte und Freiheiten in England, die von dort aus ſtrahlenförmig ſich über den ganzen Erdball fortdauernd weiter verbreiten und gerade im gegenwärtigen Augenblick als Civiliſationsſamen bis in die entfernteſten Enden der Welt getragen werden, das allein ſchon ſind drei gewaltige Thatſachen, welche die Miſſion des Germanenthums, die Welt zu erneuern und zu befreien, außer Zweifel ſtellen, ganz ungerechnet, daß alle einflußreichſten Erfindungen neuerer Zeit germaniſchen Urſprungs ſind. Aber auch zu jenen im Princip ſchwerlich unberechtigten, indeß an maßloſer Selbſtſucht, Abenteuerlichkeit, Phantaſtik und Wüſtheit bisher geſcheiterten Tendenzen und Bewegungen, zu denen Frankreich nur die Stichnamen „Socialismus“ und „Communismus“ erfunden hat, gab Deutſchland den Anſtoß. Wenn man dies nicht auch ſonſt ſchon wiſſen könnte, würde man es aus Mundt's immer die charakteriſtiſchſten Züge gebenden, mit Geſchmack und philoſophiſchem Geiſt combinirten und vom Geiſte wahrer Humanität befruchteten Buche erfahren. Die Deutſchen haben ſich auf dieſem Gebiete nicht blos, wie man ihnen ſo häufig vorwirft, theoretiſch, ſondern früher als andere Völker praktiſch verſucht. Das tolle, auf Gütergemeinſchaft und Polygamie baſirte Reich der Wiedertäufer in Münſter, welches gegenwärtig im Mormonenſtaate eine neue, in moraliſcher Hinſicht kaum verbeſſerte und nur mit praktiſchem nordamerikaniſchen Verſtande volitiſch zweckmäßiger arrangirte Auflage erlebt hat, beweiſt dies. Die Bewegungen unter Karlſtadt, unter Thomas Münzer, der ganze ſchreckensvolle Bauernkrieg gingen in derſelben Richtung, und wennſchon ſie einen ganz andern Ausgang nahmen als den beabſichtigten, ſo dienten ſie doch dazu, die Stände zu nivelliren, die Hoffart des Adels zu brechen und ihn der Controle der Fürſten zu unterwerfen, worauf das „Undſoweiter“ folgt, mit dem Nikolaus Lenau ſo geheimnißvoll ſeine „Albingenſer“ ſchließt. Was alſo haben die Franzoſen in dieſer Hinſicht vor den Deutſchen voraus? Nicht einmal die ſchlechten Erfahrungen, die wir ſo gut wie ſie bei dieſen Experimenten gemacht haben. Ja die erſten ſocialen Bewegungen auch des Handwerkerſtandes gingen von Deutſchland aus, und zwar von Zwickau, wo 1521 Nikolaus Storch den Bund der „himmliſchen Propheten“ ſtiftete, der die Ehe in ihrer beſtehenden Geſtalt verwarf, das Princip der Vielweiberei einführte, den Begriff des Eigenthums aufhob und als Grundgeſetz aufſtellte, daß Alles „gemein“ ſein ſolle. Die betreffenden Artikel ſind in einer alten, 1596 erſchienenen ſeltenen Flugſchrift: „Einfältiger Bericht“ u. ſ. w., zuſammengeſtellt, welche Mundt zuerſt benutzt zu haben ſcheint. Endlich erblicken wir in Karlſtadt, dem Mundt ein „franzöſiſches Naturell“ zuſchreibt, „das ſich des Gedankens der deutſchen Reformation zu bemächtigen geſucht“, noch eine Richtung ausgebildet, die ſich ſpäter dem franzöſiſchen Communismus geſellte, die feindſelige Richtung

gegen die „Ariſtokratie des Talents und Geiſtes“, gegen Bildung und Wiſſen, welche ſich allerdings gegen das eigentliche Volksintereſſe nicht ſelten zu gleichgültig oder hochmüthig verhalten haben. Auch die ſogenannte Emancipation des Fleiſches und die Emancipation der Frauen ſind ſchon lange vor den Saint-Simoniſten in Deutſchland, jene von Heinſe, dieſe namentlich von Hippel angeregt und in Vorſchlag gebracht worden. Kurz, es gibt in der ganzen Welt kaum einen vernünftigen oder unvernünftigen Gedanken, den nicht bereits ein Deutſcher gehabt und den andern Völkern vorgedacht und vorweggenommen hätte. Die himmelſtürmenden Syſteme der deutſchen Philoſophie, jener unabläſſige, Alles aufreibende dialektiſche Proceß, die unerbittliche Kritik der Bibel, wie überhaupt aller theologiſchen Traditionen, der in den Naturwiſſenſchaften jetzt ſich geltend machende Materialismus, welcher in Deutſchland gleich eine ganz andere Geſtalt und Bedeutung annimmt als bei andern Völkern, die ſcharfe Analyſe auf allen wiſſenſchaftlichen Gebieten, die Skepſis, die ſich nach und nach in alle politiſchen Syſteme und ſocialen Zuſtände einbohrt, ſind ſämmtlich nur Momente der in Deutſchland in Permanenz erklärten revolutionären Bewegung des Gedankens, die nichts ſtehen, nichts unangefochten läßt.

Noch möchten wir auf ein bemerkenswerthes Capitel im Mundt'ſchen Buche aufmerkſam machen, welches „Die wiſſenſchaftliche Reform der untern Volksclaſſen in Deutſchland“ überſchrieben iſt. Mundt, der die Armuth als nicht im Weltplan liegend erklärt, erblickt in den baulichen und ſocialen Einrichtungen der modernen Wohnhäuſer, in dieſem Verdrängen der kleinen Leute in Kellerwohnungen und Dachſtuben, in dem Hinausſchieben derſelben in beſtimmte Armenviertel, wo ſich dann das Proletariat nach Herzensluſt unter ſich vermehrt und in gemeinſam genährtem Groll gegen die wohlhabenden Menſchenclaſſen aufwächſt, einen heimlichen permanenten Bürgerkrieg, der zu nichts Gutem führen könne. Nach ihm befindet ſich vorzugsweiſe die Baukunſt durch ihre eigenthümliche Stellung zur Wirklichkeit in der Lage, „auf eine poſitive und ſchaffende Weiſe die häusliche Reform der untern Volksclaſſen, welche mit ihrer wirthſchaftlichen, ſittlichen und geiſtigen auf das genaueſte zuſammenhängen wird, zu beginnen“. Wir wollen die Zuſtände früherer Jahrhunderte im Ganzen und Großen keineswegs zurückwünſchen, aber das ſollte uns doch nicht hindern, einzelne Einrichtungen älterer Zeit, in denen ſich praktiſcher und humaner Sinn bekundet, preiswürdig zu finden. Der „gemeine Mann“ fand ſich früher in den Städten in ſorgſamere Obhut genommen als jetzt, wenn ſich auch der Wohlthätigkeitsſinn in oft höchſt naiver, faſt kindlicher Weiſe zeigte. So erzählt Havemann in ſeiner „Geſchichte der Lande Braunſchweig und Lüneburg“, daß in Braunſchweig für ſchwache, kranke und unvermögſame Leute das Hoſpital zur Lieben Frau aufgeführt wurde, bei deſſen Kirchthür eine hölzerne Kanne ſtand, die täglich drei mal mit zwei Stübchen Bier für vorübergehende Arme gefüllt wurde. Das war allerdings gewiſſermaßen nur das Stammeln eines noch nicht zum rechten Bewußtſein gekommenen oder noch nicht über ſehr entwickelte Hülfsquellen gebietenden Wohlthätigkeitsſinns, aber doch immer eine freundliche, wenn auch etwas unbehülfliche öffentliche Anſprache der Begüterten an die Aermern, die gewiß auch von dieſen in gleich kindlichem Sinne aufgenommen wurde. Das Volk iſt — oder war — gerade für kleine Aufmerkſamkeiten oft am dankbarſten, und an ſolchen Aufmerkſamkeiten fehlt es jetzt; auch möchte das Volk immer gern die Hand ſehen und drücken können, die ihm ſpendet. Gegenwärtig hat aber die Wohlthätigkeitspflege kaum noch etwas Perſönliches.

Um jedoch auf Mundt's Buch ſchließlich zurückzukommen, ſo glauben wir verſichern zu dürfen, daß aus dieſer geiſtreichen Analyſe der geſellſchaftlichen Entwickelungen, Experimente und Syſteme ſehr Vieles für die ſociale Heilkunde der Gegenwart zu lernen iſt. Wir verweiſen namentlich auf den ſehr klar durchgeführten Nachweis, wie das Chriſtenthum, welches die Gleichheit aller Menſchen vor Gott proclamirte, einen Gegenſatz von Staat und Geſellſchaft hervorrief und dadurch einen Dualismus entſtehen ließ, der bei weitem noch nicht überwunden iſt und an deſſen Verſöhnung die Geſellſchaft lange noch, leider vielleicht für immer vergebens arbeiten wird. Die Capitel über die Emancipation der Frauen, über den Saint-Simonismus und überhaupt über die franzöſiſchen ſocialiſtiſchen und communiſtiſchen Syſteme, welche Mundt vorzugsweiſe zum Gegenſtande ſeiner Studien gemacht hat, beweiſen zugleich, mit welcher ehrenwerthen Entſchiedenheit ſich der Verfaſſer von ſeinem frühern, ihm zum Theil vielleicht nur aus Misverſtändniß untergeſchobenen Standpunkt auf den der praktiſchen Möglichkeit und Erfahrung zu verſetzen gewußt hat. Von dieſer Kritik der phantaſtiſchen franzöſiſchen Geſellſchaftsſyſteme war nur noch ein Schritt zu den poſitiven praktiſchen Rathſchlägen zur Verbeſſerung der Lage der arbeitenden und geringern Claſſen, die namentlich das letzte Capitel aller Beachtung würdig erſcheinen laſſen.

H. M.

Notizen.

Kritik und künſtleriſches Schaffen.

Es iſt in der That eine merkwürdige Erſcheinung, daß unſere größten und epochemachenden Kritiker zugleich auch Dichter waren: Leſſing, Herder, Goethe, Schiller, Auguſt Wilhelm von Schlegel, Tieck, ſelbſt den vielverſpotteten Gottſched nicht zu vergeſſen.*) Es ſcheint demnach ſo, als ob man die Geſetze der Poeſie nur dadurch recht kennenlerne, wenn man die Poeſie auch praktiſch übt. Die Poeſie wird ſo mehr und mehr zu einer reinhäuslichen Angelegenheit, und wie Niemand über das Hausweſen eines Andern ein genügendes Urtheil abzugeben vermag, weil ihm die rechte Einſicht in die vielfachen Verſchlingungen und in die ökonomiſchen Bedürfniſſe und Hülfsmittel des betreffenden Hausſtandes fehlt, ſo, ſcheint es, kann auch der Nichtpoet über poetiſche Werke, deren eigenthümliche Structur und innern Geſetze meiſt nur ein ſchiefes oder unſicheres Urtheil abgeben. Er wird als Gefühlsmenſch zu einſeitig mitzuempfinden oder als Verſtandesmenſch zu einſeitig abzuſprechen geneigt ſein. Freilich von Poeten, welche die Dichtkunſt nur als ein bloßes Handwerk treiben, von dem ſie blos gewiſſe techniſche Handgriffe innehaben, oder welche ohne alles principielle Bewußtſein kunſt- und regellos in die Welt hinauszwitſchern — von ſolchen Halb- und Viertelspoeten wird man häufig noch weniger ſtichhaltige Urtheile über Poeſie und poetiſche Werke zu gewärtigen haben, als von einem Laien, der Verſtand oder Gefühl beſitzt. Aehnlich verhält es ſich mit der muſikaliſchen Kritik; ja noch weniger als der Nichtpoet über poetiſche Werke wird der Nichtmuſiker über muſikaliſche Werke ein wirklich gediegenes und zuverläſſiges Urtheil abzugeben im Stande ſein, aus Gründen, welche Diejenigen am beſten kennen, die in die complicirten und doch ſo mathematiſch beſtimmten Geſetze der Componirkunſt Einſicht gewonnen haben. Merkwürdig dagegen iſt die Erſcheinung, daß die tüchtigſten und epochemachenden Kunſtkritiker von Winckelmann an bis zur Gegenwart nicht ausübende Künſtler geweſen ſind. Es läßt ſich hierzu wol ein Grund darin finden, daß ſich die Wiedererweckung der Kunſt in neuern Zeiten hauptſächlich an kunſthiſtoriſche Studien geknüpft hat und mit der Neubelebung der Poeſie und allgemeinen Aeſthetik Hand in Hand gegangen iſt. Der Hauptgrund lag aber wol in dem ſogenannten Künſtlerſtolz, womit die bedeutendern Künſtler unſerer Zeit (ältere Meiſter wie Leonardo da Vinci und Albrecht Dürer waren anderer Anſicht) ſich einzureden pflegen, es ſei ihrer unwürdig, der Welt über die Principien ihres Schaffens und des künſtleriſchen Schaffens überhaupt Auf-

*) Der Engländer Lewes behauptet in ſeinem Werke über Goethe daß in Deutſchland der Dichter eigentlich nur ein entwickelter Kritiker ſei.

zu geben. In der Regel betrachten ſie die Kritik als dtenwurm im Getäfel der Kunſt. Und doch iſt es die faſt ausſchließlich, welcher man es verdankt, daß im um ſich wieder einiger Sinn für Kunſt und einige heidungsgabe für das Echte und Beſſere feſtgeſetzt hat. itik kann keine Kunſtwerke hervorbringen, aber indem ſie Vorbilder echter Kunſt hinweiſt und vor Verirrungen iſt ſie wenigſtens ein Sporn und Impuls, Beſſeres zu Man ſchaffe ſie gänzlich ab, und der anmaßende Di- mus, die Flachheit, das äußerliche Handwerk, die Fri- die bloße Effecthaſcherei und die bizarre Verſchrobenheit ſehr bald wieder die Oberhand gewonnen haben.

Poetiſche Erbſünden.

e weit darf wol in Beurtheilung derjenigen Dichter, wir unſere „claſſiſchen" nennen, unſere Pietät gehen? nicht ſoweit, daß wir auch ihre Fehler in Schutz neh- d preis- und nachahmungswürdig finden müßten; im eil, je verführeriſcher es für Manchen iſt, ſie gerade Fehlern nachzuahmen, umſoweniger ſollte ſich die Kri- hüchtern laſſen, die auch von ihnen häufig begangenen gegen Wahrheit, Möglichkeit und Schicklichkeit auf- , weil ſie ſich ſonſt wie eine „ewige Krankheit" fort- drohen. Wir wiſſen ja, daß dieſe großen Dichter nach habenen Ziele gerungen, weil ſie aber danach rangen, itunter geirrt haben. Wir werden die „Räuber" und die Producte eines claſſiſchen Dichters, aber nicht claſſi- htungen nennen können; wir werden Leſſing's früheſte k, obſchon er ihnen „Minna von Barnhelm" folgen ließ, t Recht und Fug als nur mittelmäßig bezeichnen dürfen; ten Klopſtock's Dramen, außer in der Geſinnung, und 's frivol-laſcive kleinere Epen, außer in der Form, nicht und nachahmungswürdig finden wollen. Schiller verſtieß ch in den Producten ſeiner reifern Periode nicht ſelten ge- conventionelle Möglichkeit. Ein Auftritt, wie der zwiſchen und Eliſabeth von ihm geſchilderte, wäre wol noch zur r Brunhilde und Chriemhield möglich geweſen, aber ſe der Königin Eliſabeth war er nicht möglich, noch der darauf folgende, gegen alles Schicklichkeitsgefühl nde zwiſchen Mortimer und Maria. Auf ſolche Bei- ndigen dann die Spätern los. Ich ſelbſt bekenne mich ig dazu, dies gethan zu haben, und habe daher gewiß ht, vor ſolchen verführeriſchen Beiſpielen zu warnen. ch in meinem Trauerſpiele aus den dreißiger Jahren: Käthchen von Amſterdam", zwiſchen der Dyveke und der n und zwiſchen der Königin und Faaburg Unmögliches vor- ß, hätte ich ohne dieſes Schiller'ſche Beiſpiel ſicherlich nicht . Aber auch noch in Dramen von weit ſpäterm Da- ſt ſolcher Dichter, denen man wegen der größern Uebung Technik und wegen der Stellung, die ſie ſelbſt in amt- und ſocialer Hinſicht einnehmen, wol etwas Beſſeres n könnte, finden ſich ſolche Verſtöße und Ungehörigkei- hin rechne ich in Laube's „Eſſex" die Zuſammenkunft der Königin und dem Haushofmeiſter des Grafen. ganz undenkbar, daß eine Königin wie Eliſabeth, möge Eiferſucht auch noch ſo verblendet ſein, ſich auf eine rdinäre Hintertreppenintrigue einlaſſen ſollte, ja es iſt nz unmöglich, daß ein engliſcher Lord einen ſo durch- ernen und lächerlich tölpelhaften Haushofmeiſter in ſei- enſten haben ſollte, da im Gegentheil die Haushof- in allen Ländern und zu allen Zeiten ſich durch ihre theit und Schlauheit ausgezeichnet haben. Derglei- gehörigkeiten und Unmöglichkeiten begegnen wir aber elmäßig, wo deutſche Dichter ſich unterfangen, Scenen m modernen Hof- und dem ariſtokratiſchen Leben zu s; man kann ſie aber nicht ſtreng genug rügen. Außer- ingen ſie mit der tadelnswerthen Gewohnheit der Mo- zuſammen, zur Herbeiführung einer pikanten Intrigue oder draſtiſchen Scene auch die widernatürlichſten und in ſich unwahrſten Motive für erlaubt zu halten. Welche Rieſenarbeit hat daher auch fortdauernd die Geſchichtsforſchung, die Vorurtheile, die ſich infolge der Geſchichtsverfälſchungen unſerer Poeten über gewiſſe hiſtoriſche Perſonen ſelbſt bei Gebildeten feſtgeſetzt haben, nur einigermaßen zu zerſtreuen, und in wie geringem Grade gelingt es ihr damit! **H. M.**

Bibliographie.

Bilder und Klänge aus Rudolſtadt. In Volksmundart. 1ſtes Heft. 2te vermehrte Auflage. Mit einer Muſikbeilage. Rudolſtadt, Renovanz u. Scheitz. 16. 10 Ngr.

Brandes, H. B. C., Das ethnographische Verhältniss der Kelten und Germanen nach den Ansichten der Alten und den sprachlichen Ueberresten. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 8. 2 Thlr.

Brockmann, H., Der königlichen Kunſt. Maurer-Reden und Gedichte. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr.

Dittmann, A. F., Die Erde ein Himmelskörper. Ein kritiſcher Hinblick auf die Geſchichte und Wiſſenſchaft der Aſtronomie. Kiel, Akademiſche Buchhandlung. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.

Geibel, E., Neue Gedichte. 2ter unveränderter Abdruck. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Gerhard, E., Winckelmann und die Gegenwart. Nebst einem etruskischen Spiegel. Nebst einer Abbildung. Berlin, Hertz. 1856. Gr. 4. 15 Ngr.

Horn, W. O. v., Auch ein Menſchenleben. Erzählung. 2te Ausgabe. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 7½ Ngr.

Kulmann, Eliſabeth, Sämmtliche Dichtungen. Herausgegeben von K. F. v. Großheinrich. Mit dem Leben, Bildniß und Denkmal der Dichterin und einer Abbildung ihrer Wohnung. 8te vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Brönner. Lex.-8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Luther, M., Ueber die Ehe. Aus (ſeinen) Schriften zuſammengetragen, geordnet und mit Bemerkungen verſehen von H. L. v. Strampff. Berlin, Decker. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Maercker, F. A., Alexandrea. Tragiſche Trilogie. Berlin, Decker. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Mooſer, L., Gottfried Silbermann der Orgelbauer. Ein hiſtoriſches Lebensbild. Langenſalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrer-Vereins. 9 Ngr.

Palleske, E., Oliver Cromwell. Ein Drama. Berlin, Beſſer. 16. 25 Ngr.

Ranke, W., Verirrungen der chriſtlichen Welt. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 10 Ngr.

Schneider, H., Badereiſe-Erinnerungen aus dem Sommer 1856. Bremen, Kaiſer. Gr. 8. 20 Ngr.

Unſere Zeit. Jahrbuch zum Converſations-Lexikon. 1ſtes Heft. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Beleuchtung der schweizerischen Denkschrift über die Neuenburgische Frage vom 7. December 1856. Berlin, Decker. Gr. 4. 10 Ngr.

Saucken, O. v., Die Handelsintereſſen im Orient und ein Ruſſiſch-Franzöſiſcher Bund. Geſchrieben Mitte Dezember 1856. Berlin, Beſſer. 8. 10 Ngr.

Ein Wort über die Entſcheidung des Oberappellationsgerichts in Sachen des Präſidenten der Holſteiniſchen Ständeverſammlung wider den Miniſter ad interim für die Herzogthümer Holſtein und Lauenburg. Kiel, Akademiſche Buchhandlung. 1856. 8. 6 Ngr.

Zimmermann, K., Alte und neue Zeugen für die Reformation. Drei Predigten am 26. Octbr., am 2. und 6. Novbr. gehalten. Darmſtadt, Leske. 1856. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Claſſiſche Dramen in neuen Ueberſetzungen von Edmund Lobedanz.

Hamlet, Prinz von Dänemark. Tragödie des Shakſpeare. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Iphigenia in Tauris. Schauſpiel des Euripides. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 18 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Edmund Lobedanz iſt dem deutſchen Publicum durch ſeine anerkannt trefflichen Ueberſetzungen von Kalidaſa's „Sakuntala", Shakſpeare's „Romeo und Julia" und Sophokles' „Antigone" (in gleicher Ausſtattung wie Obiges in demſelben Verlag erſchienen, jede geheftet 24 Ngr., gebunden 1 Thlr.) bereits ſo vortheilhaft bekannt, daß auch dieſe neuen Ueberſetzungen zweier Meiſterwerke der dramatiſchen Literatur gewiß Vielen willkommen ſein werden.

Die Ueberſetzung von Shakſpeare's „**Hamlet**" darf auch nach und neben der Schlegel-Tieck'ſchen Anſpruch auf Beachtung machen und hat vor derſelben manche Vorzüge, beſonders auch für die Lectüre.

Goethe's „Iphigenia" iſt Tauſenden bekannt, nicht ſo das erhabene Vorbild derſelben: **Euripides'** „Iphigenia", die der Goethe'ſchen ebenbürtig zur Seite ſteht und hier zuerſt in einer den Anſprüchen des großen Publicums genügenden deutſchen Ueberſetzung erſcheint.

Von demſelben Verfaſſer erſchien ebendaſelbſt:

Narren des Glücks. Hiſtoriſcher Roman. Drei Theile. 8. 5 Thlr.

Ein in Norwegen und Dänemark ſpielender hiſtoriſcher Roman, der dem Leſer namentlich das noch mehrfach in Dunkel gehüllte Leben Struenſee's nach theilweiſe bisher nicht veröffentlichten Quellen in höchſt ſpannender Weiſe vorführt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Religion im gemeinen Leben.

Eine Predigt gehalten in Crathie Church am 14. October 1855 vor Ihrer Majeſtät der Königin von England und Prinz Albert von **John Caird**, Pfarrer in Errol.

Mit einem Vorwort von C. C. J. Bunſen.

Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. 8. Geh. 8 Ngr.

Dieſe von **Bunſen** bei dem deutſchen Publicum eingeführte Predigt iſt in England in Tauſenden von Exemplaren verbreitet und verdient ebenſo in Deutſchland die allgemeinſte Beachtung. Dieſe iſt ihr denn auch bereits in hohem Maße zutheilgeworden, ſodaß ſchon wenige Wochen nach dem erſten Erſcheinen dieſe **zweite Auflage** nöthig wurde, die Bunſen mit einer zweiten intereſſanten Vorrede verſehen hat. Die Predigt wurde in Deutſchland allgemein freudig begrüßt und z. B. von der herzoglich ſächſiſchen Regierung officiell allen Vorſtänden von Volksbibliotheken ſowie von dem herzoglichen Oberconſiſtorium zu Gotha der Geiſtlichkeit empfohlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unſere Zeit.
Jahrbuch zum Converſations-Lexik

Das erſte Heft dieſes neuen populär-encyklopäd Werks iſt ſoeben erſchienen und nebſt einem ausfüh Proſpect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Beſitzer der z Auflage des Converſations-Lexikon

ſowie für die der „Gegenwart" und der verſchiedene verſations-Lexika. Daneben hat daſſelbe jedoch einen d **ſelbſtändigen Werth**, indem es beſtimmt iſt, **das Zei in Staat, Geſellſchaft, Wiſſenſchaft, Kunſt und Lit** zu ſchildern, und alle neuen Ereigniſſe, Perſönlichkeiten die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikel alphabetiſche Reihenfolge friſch und anſchaulich darzuſtelle

Monatlich erſcheint ein Heft von 4—5 Bogen zu ſodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werd zuſammen einen Band bilden.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen a

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Oulibicheff (A.), Beethov

ses critiques et ses glossateurs. 8. Geh. 3 T

Das Werk des Russen Oulibicheff über **Mozart** bekannt und geschätzt, dass seine jetzige Schrift **Beethoven** nicht nur bei den Musikern, sondern in de testen Kreisen Aufsehen erregen wird. Voraussichtlich w ebenso viel Beistimmung als Widerspruch finden, um als darin vielfach auf Deutschland und selbst auf die ne musikalischen Fragen Bezug genommen wird. Die ist vom Verfasser selbst französisch geschrieben und Ausgabe ist die einzige **Originalausgabe.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Album aus Italien. Von Adolf Do

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10

Dieſe Gedichtſammlung, König Ludwig von Baie dem „dankbaren Verfaſſer" gewidmet, wird dem jungen ter gewiß zahlreiche Freunde erwerben. Sie iſt gleichſ **poetiſcher Führer durch Italien**, der namentlich alle Italien Reiſenden oder dort Geweſenen hohen Genuß ten wird.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lex

werden unter Zuzahlung von 12 Thlrn. gegen die n zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetaus **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. —— Nr. 8. —— 19. Februar 1857.

Inhalt: Herder's Briefnachlaß. Von **Hermann Marggraff.** Zweiter Artikel. Herder's literariſche Freundſchaften. — Taſchenbücher für Geſchichtskunde. — Romane vom Verfaſſer der „Neuen deutſchen Zeitbilder". — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Herder's Briefnachlaß.

Zweiter Artikel.

Herder's literariſche Freundſchaften.

Der dritte Band des Werks „Aus Herder's Nachlaß" lieferte mir den Stoff zu meinem erſten Artikel in Nr. 1 d. Bl., in welchem ich vorzugsweiſe die Entwickelung des Liebesverhältniſſes zwiſchen Herder und Karoline Flachsland und die freilich durch einige dramatiſche Windſtöße unterbrochene Idylle ihres Brautſtandes in knappem Umriß darzuſtellen verſuchte. Ich wende mich nun zu den beiden erſten Bänden, welche den Herder'ſchen Briefwechſel mit Goethe, Schiller, Klopſtock, Jean Paul, Lavater, Mendelsſohn, Lenz, Claudius, F. H. Jacobi, Zimmermann, G. Forſter und Herder's Sohne Auguſt enthalten. Leſſing's Briefe an Herder waren ſchon vor Herder's Tode gedruckt; Herder ſelbſt hatte ſie dem Buchhändler Voß zur Veröffentlichung überlaſſen. Herder's Briefe an Leſſing ſind von Guhrauer in den Beilagen zu „Leſſing, ſein Leben und ſeine Werke" mitgetheilt worden. Andere Briefe Herder's befinden ſich in den von ſeiner Gattin verfaßten „Erinnerungen". Herder's Briefwechſel mit Gleim, Heyne, Eichhorn u. A. und die noch ungedruckten Briefe an und von Hamann, Knebel, dem Herzog Karl Auguſt u. A. mußten, wie Düntzer in ſeinem Vorworte zu der vorliegenden Publication bemerkt, für diesmal zurückgelegt werden, was gewiß nur zu bedauern iſt. Schon aus den hier angeführten Namen von Herder's Correſpondenten erkennt man, welche Centralſtellung dieſer Mann innerhalb der deutſchen literariſchen Welt einnahm. Schwerlich hat irgendein anderer unſerer großen und größten Autoren den Mittelpunkt ſo zahlreicher literariſcher Verbindungen gebildet. Es beweiſt dies ebenſo ſehr für die Bedeutung Herder's und für die merkwürdige Anziehungskraft, die er ausübte, als für ſein Bedürfniß, nach allen Seiten hin anregend zu wirken und von allen Seiten her auf ſich wirken zu laſſen. Es entlaſtet ihn aber auch von dem in jüngſter Zeit häufig gegen ihn erhobenen Vorwurfe, ein eigenſinniger Charakter geweſen zu ſein. Dieſer rührige Verkehr war nicht wohl möglich ohne eine beſondere Gabe von Anſchmiegſamkeit, Hingebung und Duldſamkeit. Wenn Herder deſſenungeachtet mit manchen Freunden ſpäter zerfiel, ſo wird man den Anlaß dazu ſchwerlich allein auf Herder's Seite zu ſuchen haben, und wenn ihn alle blos ſyſtematiſchen Köpfe abſtießen, namentlich alle ſyſtematiſchen Philoſophen, ſo lag dies nicht an einem ſelbſtiſchen Eigenſinn, ſondern an ſeiner innerſten Natur, der alles eigentliche Syſtematiſiren und Schematiſiren von Hauſe aus widerſtrebend war. Alles war bei ihm, wenn auch in einer gewiſſen engen Grenze, im Fluß, und alles Starre, wenn es ſich auch in die Breite ausdehnte, machte ihm den Eindruck von Eiskälte, den er nicht zu überwinden im Stande war. Einem Geiſte wie Herder mußten Hamann, Jean Paul, F. H. Jacobi und ſogar Matthias Claudius mehr gewähren, als ihm ſelbſt Schiller gewähren konnte, weil ihr inneres Leben dem ſeinigen verwandter war. Doch werden wir hierauf im Verlaufe unſerer Betrachtung zurückzukommen noch mehrfach Anlaß haben.

Den werthvollſten unter den im vorliegenden Werke enthaltenen literariſchen Schätzen bilden ohne Zweifel die 100 Briefe Goethe's an Herder, welche den langen Zeitraum von 1771 — 1803 umfaſſen, freilich zuletzt aus einem förmlichen Briefregen in ein bloßes Tröpfeln ſpärlicher und kurzgefaßter Billete übergehen, was zum Theil wol der allmäligen Entfremdung beider Männer, aber noch mehr einfach dem Umſtande zuzuſchreiben iſt, daß ſie ſeit 1776 an einem und demſelben Orte wohnten. Es iſt klar, daß der Briefwechſel in den Jahren 1771—76, in welchem letztern Jahre Herder ſeine Stelle in Weimar antrat, und dann während der italieniſchen Reiſen des Einen oder des Andern reichlicher fließt, als während der Zeit ihres Zuſammenlebens in Weimar. Auch der Briefwechſel zwiſchen Goethe und Schiller verlor von dem Zeitpunkt an, wo Schiller ſeinen dauernden Aufenthalt in Weimar nahm, bedeutend an Lebhaftigkeit, da man ſich über die Straße begreiflicherweiſe nur Billete, nicht Briefe ſendet. Hierzu kam nun freilich das unleugbare Factum der Erkaltung zwiſchen Goe-

the und Herder, die in demſelben Grade wuchs, wie die Annäherung zwiſchen Goethe und Schiller zunahm. Goethe hatte bei Herder ausgelernt, und als ihm dieſer nichts mehr gewähren konnte, ſuchte er bei Schiller zu profitiren, freilich nach den Grundſätzen des wechſelſeitigen Unterrichts, die Goethe bei ſolchen Verhältniſſen niemals aus den Augen verlor. Goethe's Freundſchaftsverhältniß zu Herder hat länger gedauert als dasjenige, welches ſich ſpäter an deſſen zerriſſenen Enden zwiſchen Goethe und Schiller anknüpfte, und bei dem Unbeſtand menſchlicher Dinge kann man auch durchaus nicht wiſſen, ob, wenn Schiller ein längeres Leben beſchieden geweſen wäre, nicht im Laufe der Jahre auch zwiſchen Goethe und Schiller eine ähnliche Entfremdung oder Erkaltung bei ſonſt fortbeſtehender Hochſchätzung eingetreten ſein würde. Die größten Geiſter verwinden oft die kleinſten Misverſtändniſſe am ſchwerſten, und wie leicht ſchleicht ſich zwiſchen Großmächten, politiſchen wie literariſchen, ein Misverſtändniß ein! Abweichende Anſichten, die in einem unbewachten Augenblicke zu einer Spaltung führen konnten, gab es ſo gut zwiſchen Goethe und Schiller wie zwiſchen Goethe und Herder, und vielleicht verdankt man es nur der Nachgiebigkeit Goethe's gegen Schiller, daß ihr freundſchaftliches Verhältniß bis zu des Letztern Tode ſich ſo rein erhielt, indem er in richtiger Erkenntniß der Natur Schiller's ſofort einen ſtreitigen Punkt fallen ließ, wenn Schiller, namentlich in ſpäterer Zeit, ſeine Anſicht mit jener Lebhaftigkeit zu verfechten begann, welche ſchon mehr das Feuer des Angreifers als die Ruhe des Vertheidigers verräth. Es würde zu weit führen, dies an einzelnen Beweiſen erörtern zu wollen. Nur erinnere ich daran, daß Schiller einmal die von Goethe ausgeſprochene unbedingte Verehrung für die Tragödien des Sophokles ſehr übel und gewiſſermaßen als gegen ſeine eigene dramatiſche Compoſitionsweiſe gerichtet empfand und mit deutlicher Gereiztheit nicht blos dieſe, wenn auch nur indirect, vertheidigte, ſondern zugleich dabei der Schönheit, die nur für ein glückliches Geſchlecht ſei, den Krieg erklärte. Goethe konnte hierin wol einen Angriff auf ſeine eigenen leitenden Grundſätze erblicken, die in Bezug auf Schönheit und Wahrheit von denjenigen Schiller's, welcher vorzugsweiſe auf das leidenſchaftliche Pathos als Erregungsmittel hinarbeitete, in der That außerordentlich abwichen. Aber er brach lieber vorſichtig von dieſem Streite ab, ſtatt ihn bis zu dem Punkte fortzuſetzen, wo dieſe Verſchiedenortigkeit ihrer Natur und ihrer Grundſätze offen zutage treten mußten und damit vielleicht zu einem tiefergreifenden Conflict der Grund gelegt werden konnte. Ebenſo klug und vorſichtig benahm ſich Goethe, als Schiller ſeinen „Elpenor", ohne zu wiſſen, daß er von Goethe herrühre, ein „dilettantiſches", wahrſcheinlich von weiblicher Hand herrührendes Product voll „Longueurs und geſuchter Redensarten" genannt hatte. Entſchloſſen, wenigſtens mit Schiller von nun an gute Freundſchaft zu halten, verſchluckte Goethe dieſes ſchlimme Urtheil mit möglichſt gutem Anſtande.

Das Verhältniß zwiſchen Goethe und Herder war eine lange Reihe von Jahren hindurch, menſchlich nicht blos literariſch genommen, ein viel innigeres vertraulicheres als das zwiſchen ihm und ſeinem ſp Freunde Schiller, und wer Goethe's Briefe an Herde den ſiebziger und achtziger Jahren, die jetzt gedruckt vo liegen, damals hätte leſen können, würde ſich ſchw als möglich gedacht haben, daß es mit dieſer Fr ſchaft je zu Ende gehen könne. Wir wiſſen aus Go eigenen Bekenntniſſen, wie groß der Einfluß He auf ihn zur Zeit ihres Zuſammenlebens in Stra geweſen, ja wir wiſſen es doch vielleicht nicht ſo denn Goethe's Bekenntniſſe hierüber ſtammen aus Zeit, wo ſein Andenken an Herder nicht mehr ganz und ungetrübt war. Des Letztern Einfluß auf G war ſo bedeutend, daß dieſer ſelbſt äußerlich, in und Geberde, ſich ihn in jüngern Jahren zum M genommen zu haben ſcheint. Wenigſtens ſchreibt line Flachsland nach ihrer erſten Begegnung mit G an Herder: „Goethe hat ſich mit Merck's Kinder viel zu ſchaffen gemacht und eine gewiſſe Aehnli im Ton oder Sprache oder irgendetwas mit Ihnen ich ihm überall nachgelaufen bin." Dieſe Aehnl muß hiernach damals ziemlich hervortretend geweſen und da ſie nicht in der Geſichtsbildung und der L geſtalt beider Männer beruhte, ſo iſt nur anzune daß Goethe gewiſſe Manieren von Herder ſich ange habe, ohne dies vielleicht ſelbſt zu wiſſen oder beabſi zu haben. Recitirte er doch in den darmſtädter K am liebſten die von Herder überſetzten engliſchen A balladen und Lieder aus Shakſpeare, in deren Vo er ohne Zweifel die Vortragsweiſe Herder's copir ben wird.

Eine bedeutende Partie der Goethe'ſchen Briefe g noch ganz in die Sturm- und Drangperiode unſerer L tur und zeigt Goethe im ſtrahlendſten Lichte jener lie würdigen Genialität, die ihn, man möchte ſagen allen berühmten Menſchen neuerer Zeit, wenigſten ſeinen frühern Jahren auszeichnet. Dabei war er im Widerſpruch mit dem Egoismus, welchen ſonſt wol dem Genie ſchuldgibt, für ſeine Fr in zärtlichſter und, wie man mit Recht geſagt wahrhaft „rührender" Weiſe beſorgt. Nachdem e Berufung Herder's nach Weimar durchgeſetzt, der „Sch . . . kerle", die gegen Herder's Berufung die er aber mit „trefflichen Hetzpeitſchen" zuſamm trieben, ſchreibt er am 5. Juli 1776:

> Lieber Bruder, heute war ich in der Superintend wo Herr Conſiſtorialrath Seidler mit einem Schwanz von Kindern nach und nach ausniſtet. Ich habe gleich veranſ daß wenigſtens der obere Stock reparirt werde, und ſo richtet, daß ihr einziehen und deine Frau Wochen könne. Auf die Woche wird angefangen. Ihr müßt eu deß gefallen laſſen, wie ich euch die Zimmer anlege. müſſen noch Ofen geſetzt werden, Fenſter gemacht, angeſtr geweißt und ſo weiter. Berechne nur, was die Reiſ Transport koſtet; es wird dir Alles erſetzt u. ſ. w.

Eingefügt iſt dieſem Briefe von Goethe's Hand ein Grundriß der künftigen Wohnung Herder's,

ſchiedenen Piècen folgendermaßen bezeichnet ſind:
l; deine Stube; Schlafzimmer für dich; Beſuch-
:; Wochenſtube; Für die Wärterin; Für was ihr
Eine wahre Herzensfreude über das Gelingen
lans leuchtet aus dieſen Briefen hervor und be-
Goethe ſelbſt zu einem Gedicht in Knittelverſen,
er Herder's Berufung in Hans Sachs'ſchem Stile
Es koſtete auch nicht wenig Mühe, Herder's An-
durchzuſetzen, da gegen ihn eine Menge Chicanen
ntriguen ins Werk gerichtet wurden. Ohne den
wäre es freilich nicht gegangen; der aber war
's getreueſter Helfershelfer, wollte „abſolut keine
ntracaſſerien über Orthodoxie und den Teufel“,
wurde Herder's Berufung durchgeſetzt. Goethe
ßt auch nicht, ihm einige Rathſchläge zu ertheilen.
Juli ſchreibt er:

i findeſt viel Volk hier, das dein offen wartet. Du
: nur zu ſein, wie du biſt, das iſt jetzt hier die Po-
. Das gemeine Volk fürchtet ſich vor dir, es werde dich
erſtehen; darum ſei einfach in deiner erſten Predigt.
hnen das Gemeinſte mit deiner Art, ſo haſt du auch
ie Geiſtlichen ſind alle verſchrobene Kerls. Sind aber
en dir nicht ganz gram.

m hat Goethe ſo häufig des harten Egoismus
higt; urtheile man nun, ob ein Mann, der ſich
er Weiſe um ſeine Freunde, damals um Herder,
äter um Schiller, bemühte und verdient machte,
edingt unter das Gewicht einer ſo harten Anklage
len ſei! Sein Egoismus war wenigſtens anderer
als daß man ihn mit vulgärem Maßſtabe meſſen
. Ueberhaupt hatten die Schriftſteller der dama-
eit meiſt noch nicht verlernt, auch Menſchen zu ſein;
gen noch nicht in den Berechnungen literariſchen
s auf, ſie ſpeculirten noch nicht auf die Ausnutzung
der jener Modeliebhaberei: im Gegentheil, ſie ga-
n ihren Producten ohne alle Reſerve und ohne Be-
ng ihren ganzen innern Menſchen dem Publicum
ſorgten aber zugleich auch meiſt dafür, daß ihre
ungen als Menſchen mit ihren Schriften in keinem
t Gegenſatze ſtänden, und zeigten ſich namentlich
undſchaft und für die Opfer, die ſie verlangt, aufs
t empfänglich. Wir wollen die Schriftſteller der
gen Zeit keineswegs von einem gewiſſen Egoismus
ſchen, aber es war mehr der natürliche Egoismus
ſtincts als der künſtliche der Berechnung, welcher
rieb, ſich mit Gleichartigen und Gleichgeſinnten zu
ſamer Vertheidigung ihrer Intereſſen zuſammenzu-
. Es waren Bündniſſe wie unter Naturvölkern,
iplomatiſch berechnete Coalitionen. Dieſer Natur-
unſerer Literatur hat freilich nicht lange gedauert,
t kaum länger als zwei Decennien, aber die
'ſchen Briefe, von denen hier die Rede iſt, fielen
in dieſe eigenthümliche Zeit und ſind als charak-
he Proben des damals herrſchenden Geiſtes von
rdentlichem Intereſſe, während freilich in ſeinen
n eigentliches literariſches Material nicht in ſolcher
vorhanden iſt, als man von einem Briefwechſel
's mit Herder erwarten ſollte. Aber gerade dieſer
Umſtand dient zur Beſtätigung unſerer Anſicht, daß die Autoren der damaligen Zeit noch nicht ſehr tief im Schlamme des Egoismus und der literariſchen Intrigue ſtaken, daß bei ihnen der Menſch noch in erſter, der Schriftſteller erſt in der zweiten Poſition ſtand. Böſe Miasmen kündigten ſich zwar ſchon damals an, aber ſie krochen noch am Boden. Erſt allmälig hoben ſie ſich, bis ſie in unſern Tagen die ganze literariſche und geiſtige Atmoſphäre nicht wenig inficiren ſollten.

Der Stil, in welchem die Briefe jener ſiebziger Jahre geſchrieben ſind, trägt ebenfalls den entſchiedenen Ausdruck des Reinmenſchlichen. Es iſt eine echtgeniale Wirthſchaft und von Sauberkeit und Zierlichkeit darin gar nicht die Rede. Nur das Nothwendigſte theilt man einander mit, und auch dies nur in abgeriſſenen, liederlich hingeworfenen Sätzen, ohne Schliff, ohne alles Arangement. Man begreift, wie die Schriftſteller der Genialitätsperiode eine ſo ausgebreitete Correſpondenz führen und ſo entſetzlich viele Briefe ſchreiben konnten; denn es ſind oft nur Zettel, die man recht gut mit der Rechten ſchreiben kann, während man mit der Linken den Hoſenträger befeſtigt. Sie ſind natürlich und ungenirt bis zur Derbheit, ſelbſt Roheit, und verſtoßen öfters gegen alle Schicklichkeit in einer Weiſe, die wir umſoweniger zur Nachahmung empfehlen möchten, da der Deutſche allerdings hierzu inclinirt. Ein beliebter Ausdruck ſowol bei Goethe als Herder und ihrem ganzen Anhange war in jenen Tagen der Ehrentitel „Sch...kerl“. Der ehrbare Herder nennt Friedrich Schlegel einmal in einem Briefe an den zarten Jacobi einen „Sch...knecht“, für Goethe iſt laut einem Briefe vom April 1775 die Welt voll „Sch...kerle“ und die Venetianer führen nach ihm ein „Sauleben“, wie er am 3. April 1790 aus Venedig an Herder ſchreibt. Ein Brief Herder's an Hartknoch vom Jahre 1774, aus dem Dünzer gelegentlich einige Stellen mittheilt, leiſtet in dieſem Genre des Briefſtils das Aeußerſte. Kurz, jene urmenſchlichen Ausdrücke, womit der „flotte Burſch“ bei Commerſchen zu renommiren pflegt und die doch im Grunde nur das Echo der Fuhrmannskneipe ſind, kommen dem Dichter der „Iphigenia“ und des „Taſſo“ und dem Verfaſſer der „Ideen“ wiederholt in die Feder. Edler werden dieſe auf dem fruchtbaren Urboden deutſcher Grobheit gewachſenen Ausdrücke dadurch freilich nicht. Auf der andern Seite läßt ſich neben der genialen Natur dieſer Männer ihre Fähigkeit, vortrefflich zu ſchreiben, auch aus dieſen flüchtig hingeworfenen Abſchnitzeln ihres Geiſtes nicht verkennen. Man merkt ſehr bald, daß man es hier mit ungewöhnlichen Männern zu thun hat, denen man wol einige Unarten verzeihen muß, die einmal zu dem Umgangston dieſer „Kraftmenſchen“ gehörten. Auch verlieren ſich dieſe Kernausdrücke im Verlaufe der Jahre immer mehr, um zuletzt gänzlich zu verſchwinden.

Ein vertraulicheres Verhältniß als dasjenige zwiſchen Herder und Goethe kann man ſich nicht denken. Selbſt über die delicateſten Punkte, die ſonſt ſogar unter Freunden nicht gern brieflich berührt werden, ſpricht ſich Goe-

the gegen den weimariſchen Generalſuperintendenten ohne allen Rückhalt aus. Am 11. September ſchreibt er aus Breslau:

Es iſt all und überall Lumperei und Lauſerei, und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit euch zu Nacht gegeſſen und bei meinem Mädchen geſchlafen habe. Wenn ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu iſt, mein Kind lebt und mein großer Ofen gut heizt, ſo habe ich vorerſt nichts weiter zu wünſchen.

Herder zeigte ſich auch ſo liberal und tolerant gegen ſeinen Freund, daß er trotz ſeines geiſtlichen Amts, welches ihm im Grunde ganz andere Pflichten auferlegte, es nicht verſchmähte, für Goethe's „Mädchen", die damals noch mit Goethe in natürlicher Ehe lebende Chriſtiane Vulpius, und ſein Kind während ſeiner Abweſenheit Sorge zu tragen. Noch niemals hat ſich wol ein Mann in ſolcher Stellung mit gleicher, dem Urtheile der Welt trotzender Liberalität gegen einen Freund benommen, als Herder in dieſem Falle, und doch hat man ihn der Engherzigkeit und Intoleranz zu zeihen gewagt! Einen neuen Beweis dieſer Toleranz gab Herder noch im Jahre 1802, wie aus folgendem Briefe Goethe's vom 26. April 1802 hervorgeht:

Du willſt, verehrter, alter Freund, die Gefälligkeit haben, meinen Sohn in die chriſtliche Verſammlung einzuführen, auf eine liberalere Weiſe, als das Herkommen vorſchreibt. Ich danke dir herzlich dafür und freue mich, daß er den für Kinder immer apprehenſiven Schritt an deiner Hand auf eine Weiſe macht, die mit ſeiner gegenwärtigen Bildung zuſammentrifft.

Nach vollzogener Confirmation ſchreibt Goethe am 14. Juni 1802:

Mit herzlichem Danke empfinde ich die Neigung, mit der du das geſtrige Geſchäft vollbracht haſt, empfehle dir den Knaben auch für die Zukunft und lege die Note bei.

Bezeichnend iſt in dieſem Billetchen auch der von Goethe gewählte Ausdruck „Geſchäft". Ueberhaupt enthalten Goethe's Briefe über Chriſtenthum und chriſtliche Religion Geſtändniſſe, die ſich als an einen Generalſuperintendenten gerichtet nur um ſo verwunderlicher ausnehmen; ſo wenn Goethe einmal bemerkt: „Es bleibt wahr: das Märchen von Chriſtus iſt Urſache, daß die Welt noch 10,000 Jahre ſtehen kann und Niemand recht zu Verſtande kommt" u. ſ. w. Ein Berichterſtatter in der „Allgemeinen Zeitung" machte aus Anlaß dieſer Stelle wol mit Recht die Bemerkung, daß Herausgeber nachgelaſſener Briefſchaften wohl daran thun würden, die Frage: würde der Autor, falls er noch lebte, der Veröffentlichung nicht ein Veto entgegenſtellen? ſtets im Auge zu behalten. Goethe hat zu andern Zeiten das Hohe, Tiefe und Wahre, welches in dieſem chriſtlichen „Märchen" liegt, ſehr gut zu würdigen gewußt *), und es iſt zu fürchten, daß man durch die Veröffentlichung ſol-

*) So ſchreibt Goethe einmal in Bezug auf Herder's „Zwo Predigten bei Gelegenheit der Geburt des Erbprinzen Karl Friedrich von Sachſen-Weimar-Eiſenach 1783" an Herder: „Daß du in beiden Predigten keinen Gebrauch von den Motivs, die uns die chriſtliche Religion anbietet, gemacht haſt, hat mich gewundert." Dieſer Vorwurf, von dem Weltkinde Goethe an den Gottesgelehrten Herder gerichtet, iſt merkwürdig genug.

cher Impromptus nur Denen Waſſer auf die
ſchüttet, welche nach einem ſehr bewußten
dahin arbeiten, unſere claſſiſche Literatur als pure
denwerk an öffentlicher Stelle zu denunciren, da
nicht in usum delphini komme. Zu den intereſſ
Geſtändniſſen Goethe's gehört noch folgendes vom 1
guſt 1789:

Wie ſehr freut es mich, daß du den „Taſſo" mag
zwei letzten Acte, hoffe ich, ſollen zu den erſten gehören
Beifall iſt mir reiche Belohnung für die unerlaubte S
mit der ich das Stück gearbeitet habe. Nun ſind wir
aller Leidenſchaft, ſolch eine conſequente Compoſition
ternehmen. Die Fragmentenart erotiſcher Späße beh
beſſer.

Ferner folgendes über Lavater und Kant:

Ich habe meinen Genius verehrt, daß er mich un
ſowol als in Weimar den Propheten (Lavater) nicht a
ließ. Die Welt iſt groß; laßt ihn liegen drin! Wo ſich
Geſchlecht hinwendet, kann man immer vorauswiſſen
Gewalt, Rang, Gold, Einfluß, Talent u. ſ. w. iſt ih
wie eine Wünſchelruthe gerichtet. Er hofirt der herrſ
Philoſophie ſchon lange. Dagegen hat aber auch Kan
philoſophiſchen Mantel, nachdem er ein langes Menſch
gebraucht hat, ihn von mancherlei ſudelhaften Vorurth
reinigen, freventlich mit dem Schandfleck des radicalen
beſchlabbert, damit doch auch Chriſten herbeigelockt wer
Saum zu küſſen.

Auch über Dalberg und Tiſchbein finden
dieſen Goethe'ſchen Briefen einige merkwürdige B
niſſe, die wir jedoch im Buche ſelbſt nachzuleſen

Den Goethe'ſchen Briefen folgen die Schiller
Zahl acht und im Ganzen gerade nicht ſehr inhal
vielleicht mit Ausnahme einer höchſt bedeutſam
einem Schreiben vom 4. November 1795 enth
Stelle, worin ſich Schiller in energiſchſter Weiſe
ausſpricht, daß der neuere Dichter, wenn er ni
der Proſa unſers Zeitalters zugrunde gehen wol
nöthigt ſei, ſeine eigene Welt zu formiren und du
griechiſchen Mythen der Verwandte eines fernen,
den und idealiſchen Zeitalters zu bleiben, „da i
Wirklichkeit nur beſchmuzen würde". Wir hab
Stelle, in der Schiller's vorahnender Geiſt die f
Verurtheilung der realiſtiſchen Poeſie unſerer Tag
geſprochen zu haben ſcheint, ſchon bei Gelegenheit
Artikels über Nikolaus Lenau in Nr. 47 d. B. f
vollſtändig mitgetheilt. Freilich, der Verſuch, an
des weggdecretirten chriſtlichen Gottes die Götter G
lands in ihre alten Rechte wieder einzuſetzen,
mislingen, wie faſt alle Reſtitutionsverſuche; den
es in einem bekannt gewordenen officiellen Arti
„Revue contemporaine" kürzlich hieß: die Nat
Dinge iſt ſtärker als alle Rechte, was übrigen
Licht beſehen, ein ziemlich revolutionärer Grundſ
über deſſen Tragweite ſich das franzöſiſche Gouver
wol ſelbſt nicht recht klar gemacht hat. Wir
müſſen nun ſehen, wie wir uns auch ohne die
ſchen Götter forthelfen. Schiller's Briefe an
die ſich faſt alle, mit Ausnahme eines einzigen, a
dactionsangelegenheiten der „Horen" beziehen, liefe

abermals Beweiſe von der Klugheit Schiller's, zur Erreichung ſeiner Zwecke die rechten Mittel zu ergreifen und die Männer, die ihm hierzu dienen konnten, für ſich zu gewinnen. Sein erſter Beſuch (Goethe war abweſend) hatte Wieland gegolten, ſein zweiter galt Herder. Aber er fiel ihm nicht, trotz ſeines ſchon erworbenen großen Dichterrufs, unvorbereitet ins Haus, ſondern bearbeitete ihn zuvörderſt durch ein kurzes, ſehr zweckdienlich abgefaßtes Schreiben, in welchem es unter Andern heißt:

Von Ihrer gütigen Antwort wird es abhängen, ob ich den heutigen Tag zu den merkwürdigſten meines Lebens zählen darf. Ich würde den Muth nicht gehabt haben, dieſe Bitte an Sie zu thun, indem ich ſehr wohl fühle, wie wenig meine wärmſte Achtung Ihnen bedeuten kann; aber Sie werden den Augenblick nicht für verloren halten, den ſie dem Vergnügen eines Menſchen ſchenken, der Sie mit der aufrichtigſten Empfindung ehrt und Ihrem Geiſt, Ihrem Herzen viele der ſchönſten Stunden ſeines Lebens dankt.

Es iſt bekannt, daß Herder bei der Herzogin, auf welche Schiller anfangs keinen ſehr günſtigen Eindruck gemacht hatte, lebhaft Schiller's Partei ergriff, wie dieſer ſelbſt mit erſichtlicher Freude gegen Körner geſteht, und dadurch viel dazu beitrug, ihm in Weimar einen feſten Boden zu bereiten. Und doch kannte Herder den Dichter, der ſich ſpäter zwiſchen ihn und Goethe und noch manche andere Verhältniſſe ſtörend ſchieben ſollte, damals aus ſeinen Schriften noch nicht.

Ueber das Verhältniß dieſer drei Männer könnte man ein ganzes Buch ſchreiben, und man würde damit ein wichtiges Stück deutſcher Literatur abgehandelt haben. An dieſer Stelle kann ich mich nur auf wenige Andeutungen und Bemerkungen beſchränken, und wenn ich mich dabei gewiſſermaßen als Anwalt auf Seite Herder's ſtelle, ſo wird man mir wol keinen Vorwurf daraus machen, daß ich mich Deſſen annehme, den man jetzt ohne weiteres von allen Seiten als den allein Schuldigen verurtheilt. Das ſcheint mir nicht menſchlich gedacht und das Streben, die beiden großen Männer Goethe und Schiller ſo darzuſtellen, als ob ſie allein vorwurfslos und jeder menſchlichen Schwäche unzugänglich geweſen, dabei zu ſehr in den Vordergrund tretend und zu abſichtlich. Wir wollen den Cultus des Genius, der ſich bei den Deutſchen immer mehr auf Goethe und Schiller zu beſchränken anfängt, gelten laſſen, inſofern dadurch nicht andern großen Geiſtern Abbruch geſchieht und ſich dieſer Cultus von den Ideen, welche Goethe und Schiller verkündet, nicht ausſchließlich auf ihre Perſon abwendet, womit ſie ſelbſt, wenn ſie noch lebten, ſehr wenig einverſtanden ſein würden. Wir begehren und wünſchen, daß man neben ihnen in Klopſtock die hohe vaterländiſche Geſinnung, die doch auch wol ein köſtliches Ding iſt, in Leſſing den ungeſtümen lautern Drang nach Wahrheit, in Herder das Walten des reinen Humanitätsprincips erkenne und verehre. Freilich ſteht Herder bei dem jetzigen ſtimmführenden Geſchlecht ſchon dadurch im Nachtheil, daß er den Prieſterrock trug, und es iſt auch möglich, daß Goethe und Schiller ſpäterhin hieran nicht wenig Anſtoß genommen haben. Denn in wie liberalem Sinne auch Herder und, wie wir geſehen haben, gerade Goethe ſelbſt gegenüber ſeine amtliche Stellung auffaſſen mochte, ſo konnte es doch nicht fehlen, daß er eine gewiſſe Grenze reſpectirt wiſſen wollte. So überaus duldſam er ſich Goethe gegenüber im Leben zeigte, ſo wenig konnte er es von ſeinem Standpunkt billigen, daß Goethe von dieſer Libertinage auch in der Literatur zuweilen einen etwas ſtarken Gebrauch machte. „Ich kann weder in der Kunſt noch im Leben ertragen", ſchrieb Herder 1795 an die Gräfin Baudiſſin, „daß Dem, was man Talent nennt, wirkliche, inſonderheit moraliſche Exiſtenz aufgeopfert werde und jenes allein gelten ſoll"; und er fügt hinzu, Goethe habe ſich ganz von ſeinem Urtheil weggewandt, weil ſie hierin ſo verſchieden dächten. Es waren eben verſchiedene Anſichten, und es iſt zu beklagen, daß darüber eine Freundſchaft zerfiel, wie ſie wol ſelten in ſo inniger Weiſe zwiſchen zwei großen Autoren beſtand. Noch im October 1788 ſchrieb Goethe an Herder nach Rom: „Sei mir herzlich in Rom gegrüßt und an jeder Stelle, die du betreten wirſt. Keine merkwürdige wirſt du betreten, in der ich nicht deiner gedacht hätte." Gewiß kann es für die frühere Liebe Goethe's zu Herder keinen beredtern Beweis geben als dieſes Geſtändniß, obſchon bereits um jene Zeit oder wenig ſpäter ſich zwiſchen Herder und Goethe Meinungsdifferenzen eingeſchlichen hatten. Denn als ſich Goethe 1790 abermals in Italien befand, macht er ſich in einem Briefe an Herder's Gattin ein wenig darüber luſtig, daß ſie die „hohen Trümmer und Künſte" herunterſetzen und dafür „Fleiß, Mühe und Noth" anpreiſen wolle, und bezeichnet dies als eine „Hausfrauenlaune", die man verzeihen müſſe. Gewiß war aber Herder's Frau hier nur das Echo ihres Mannes geweſen, der einen bedenklichen Abweg darin erkannte, daß, wie er ſich ausdrückt, das Talent „allein gelten ſoll"; und wenn man die Conſequenzen erwägt, zu welchen ſpäter dieſer Grundſatz die Talente fortgeriſſen hat, ſo wird man Herder auch nicht ſo unbedingt Unrecht geben dürfen. Es ſind dies Conſequenzen, die Goethe, wenn er ſie noch in ihrer vollſten Blüte hätte mitanſehen können, gewiß mit größerm Abſcheu abgewieſen haben würde, als Herder das Goethe'ſche Kunſtprincip. Denn bei Goethe verſöhnt die mit Naivetät gepaarte holde Anmuth, welche über Allem als oberſtes Geſetz ſchwebt, auch mit den bedenklichſten Situationen, während Spätere die Selbſtherrlichkeit des Talents in diaboliſch berechnete Pietätloſigkeit, Ungebundenheit und Liederlichkeit ſetzten. Goethe ſpricht ſich ſpäter einmal mit Bezug auf Herder dahin aus, es ſei eine alte halbwahre Philiſterleier, „daß die Künſte das Sittengeſetz anerkennen und ſich ihm unterordnen ſollten". Gewiß ſollen ſie ſich ihm nicht unterordnen, denn das hieße ſie zu einem drückenden Dienſtverhältniß erniedrigen, aber doch ſollen ſie es wol anerkennen und reſpectiren, es ebenſo wenig mit Füßen treten, als ſich von ihm niedertreten laſſen. Es wäre ſchlimm, wenn beide ſo feindlich einander gegenüberſtänden, daß ſie ſich

nicht als gleichberechtigte Mächte miteinander ſollten vertragen können.

Im Grunde ſtand Schiller mit ſeiner ſtrengſittlichen Richtung der ſpätern Anſchauungsweiſe Herder's viel näher, aber ihre grundverſchiedene Anſicht über Kant riß namentlich die Kluft, über die ſie nicht zueinander gelangen konnten. Dazu nahm Herder ſehr wenig Intereſſe am Theater und an der Theaterpoeſie, die ihm als bloßer Luxus galten, während Schiller und Goethe ſich immer mehr und immer ausſchließlicher dem Schauſpielweſen zuwandten. Vielleicht kamen hierzu noch gewiſſe Rivalitätsfragen zwiſchen der Hofräthin Schiller und der Generalſuperintendentin Herder, die außerdem, wie Goethe von ihr bemerkte, eine Elektranatur hatte und alle Differenzen in ſehr ſchroffem Sinne aufgefaßt zu haben ſcheint. Hat ein ſolcher Rangſtreit ſtattgefunden, ſo iſt die Schuld davon ſchwerlich auf der Seite von Schiller's Gattin zu ſuchen, die in ihrem Briefwechſel mit Knebel mehrfach ihre unbegrenzte Verehrung für Herder und ſeine Schriften ausſpricht. Jedenfalls mochte es Herder ſchwer und ſchmerzlich empfinden, daß Schiller es vorzugsweiſe war, der ihm die Freundſchaft Goethe's raubte, obſchon Beide äußerlich doch immer in einem anſtändigen Verhältniß blieben und Goethe auch noch in ſpäterer Zeit ſehr viel auf das Lob Herder's gab. Noch am 17. Mai 1797 ſchrieb Goethe an dieſen: „Der Beifall, den du meinem Gedicht («Hermann und Dorothea», wovon Goethe die erſten Geſänge Herder vorgeleſen zu haben ſcheint) geſchenkt, iſt mir unſchätzbar. Ich wünſche, daß du es deſſelben bis zu Ende und auch künftig werth finden mögeſt." Aber der eigentliche Duft war der Blume ihrer Freundſchaft einmal und für immer ausgegangen. Uns Nachgeborenen iſt es erlaubt, das innige Verhältniß zwiſchen Goethe und Schiller in ſeiner vollen Größe zu empfinden und aufzufaſſen, aber die Naheſtehenden und Mitlebenden mögen davon nicht gerade in gleicher Weiſe erbaut geweſen ſein. Sie empfanden den Druck unmittelbar, den dieſes Schutz- und Trutzbündniß auf ſie ausübte. Es war dies, bei der unermeßlichen Autorität beider Männer, eine Allianz, wie die zweier Großmächte zur Unterdrückung kleinerer, und man wird auch nicht leugnen wollen, daß ſie ſich ihrer Autorität in vollſtem Maße bedienten und wie zwei Könige die öffentliche Meinung zu beherrſchen anfingen. Den Romantikern war dieſes Bündniß zwiſchen Goethe, den ſie vergötterten, und Schiller, der ihnen zuwider war, höchſt unwillkommen und paßte gar nicht in ihre Plane, die ja ohne Zweifel auch auf Alleinherrſchaft hinausliefen. Tieck behauptete (man vergleiche Köpke's Werk über ihn), daß Goethe wie Schiller ſich jeder viel mehr ſeiner innerſten Natur gemäß und großartiger entwickelt haben würde, wenn jeder ſeines Weges abgeſondert gegangen wäre, und A. W. Schlegel verfaßte ſogar auf ihr Verhältniß ein Spottgedicht, welches, bisher wenig bekannt, jüngſt von dem „Frankfurter Muſeum" mitgetheilt wurde. *)

Wie viel ſchmerzlicher mag Herder durch dieſes ſ
ſchaftsbündniß betroffen worden ſein, und gewi
aus blos perſönlichen Rückſichten. Ganz beſond
pörten ihn die „Xenien", obſchon er darin perſönli
angegriffen war, des unleugbar böſen Beiſpie
gen, das durch ſie gegeben wurde. Nannte Schill
ſelbſt dieſe Lazzi „Odioſa" und eine „literariſche
wiewol er ſich höchlichſt verwundert zeigte, als t
gegriffenen, ſo gut ſie konnten, ſich zu wehren be
und es auf die Xenienverfaſſer von allen Seiten
regnete, die freilich meiſt aus ſehr grobem Holze g
waren. Ja, als die Dyk'ſche Gegenſchrift erſchien,
Schiller: „Es iſt doch blos in Deutſchland mögli
höſer Wille und Roheit darauf rechnen dürfen,
eine ſolche Behandlung geachteter Namen nicht al
zu verſcherzen. Man ſollte doch da, wo keine
iſt, auf eine Furcht rechnen können, die dieſe Sü
Zaum hielte; aber die Polizei iſt ſo ſchlecht beſt
der Geſchmack." Der Wurm, den man trat, ſol
nicht einmal ſeinen kleinen Stachel brauchen, un
ihn brauchte, wurde der ſchlechte Zuſtand der Pol
dauert, indem ſie dem Wurme nicht verbot zu
Bei allen jenen unleugbar großen Eigenſchaften,
Schiller-Goethe'ſche Briefwechſel vor uns entfal
die in um ſo glänzenderm Lichte ſtrahlen, wenn
z. B. mit den jüngſt in den „Hausblättern" ve
lichten Briefen Heine's vergleicht, kann man doc
ſagen, daß gerade Liebe, Humanität und Dul
gegen ſchriftſtelleriſche Genoſſen zu dieſen Eigen
gehörten. In ſeinen eigenthümlichen Vorzüge
darin kaum Jemand anerkannt, über Wieland g
„der ſich auf die Verfaſſungen ſo trefflich verſta
es noch keine gab", Fichte von Schiller in ſeinen „
heiten incorrigibel", Friedrich Schlegel ein „Laff
berliner Recenſent, der Schiller's „Wallenſtein" n
erſten Aufführung höchlichſt geprieſen, ein „berliner
rer" genannt u. ſ. w. Was Herder betrifft, ſo
Schiller in ſchneidendem Widerſpruch zu den Com
ten, die er ihm in ſeinem oben citirten Briefe dar
daß Herder „immer mehr zerſtörend als ordnen
ihn einwirke, daß ihn an ſeinen Confeſſionen ü
deutſche Literatur außer der Kälte für das Gut
noch die ſonderbare Toleranz für das Elende v
u. ſ. w. Ebenſo tadelt Goethe, daß Herder in
Urtheilen über die neueſte deutſche Literatur ſo vo
ſo zurückhaltend ſei, und in einem Briefe an
rügt er an Herder „eine unglaubliche Duldung
das Mittelmäßige" u. ſ. w. Nun iſt aber gera
ein Vorwurf, den man Goethe in ſeinen ſpätern

*) Nachdem A. W. Schlegel darin geſchildert, wie Goethe an dem „Abſtracten und Vertrackten", was Schiller, und wie Schiller wieder an dem „Materiell-Concreten", was Goethe ihm beigebracht, „
und „Grimaſſen geſchnitten" hätten, heißt es zum Schluß, frei
ſehr witzig:

So lebten ſie in ſolchem Handel
Friedlich beiſammen ohne Wandel.
Nie ſah man zu der Welt Gedeihen
Sich große Geiſter ſo kaſteien.
Laß, Publicum, dich's nicht verdrießen,
Du mußt die Qual nun mitgenießen.

)r mit Recht gemacht hat, und weder Schiller
the haben in ihren Briefen für das Bedeuten-
s etwa noch außer von ihnen geſchaffen wurde,
oder nur Achſelzucken und Naſerümpfen. Höch-
Goethe ſich für einen Dialektdichter wie Grü-
ſſirt und einmal beabſichtigt, eine Recenſion
an Cotta für deſſen neue politiſche Zeitung zu
ogegen Schiller von ſeinem ſouveränen Standpunkt
aß es eine „Unſchicklichkeit" ſei, auf Grübel an
ffentlichen Stelle die Aufmerkſamkeit zu ziehen.
ſie waren Beide in ihren Productionen große,
ervorragende, epochemachende Geiſter, aber das
nicht hindern zu bekennen, daß wir ſie zuweilen
ich kleinlichen literariſchen Manoeuvres betreffen,
auch oft nur bei bloßen Vorſchlägen blieb; ſo
hiller einmal räth, Gegenſchriften gegen die
en" zu veranlaſſen, um ihren Abſatz zu heben,
n den Menſchen an der Schadenfreude noch
ſten faſſe". Goethe und Schiller athmeten da-
der Theateratmoſphäre, und ſich in dieſer voll-
rein zu erhalten iſt auch für große Geiſter nicht
erhaupt kaum möglich. Außerdem lehrt leider
rung nur zu oft, daß ſelbſt die edelſten und
ndſten Männer es doch nicht über ſich vermö-
Humanitätsgrundſätze, die ſie verkünden und auch
üben, auch auf den weitern Kreis ihrer Colle-
rſtrecken. Geiſtliche, alſo officielle Verkünder
ſten Menſchenliebe, ſind z. B. nur zu häufig
Liebe rein zu Ende, wenn ſie auf ihre Amts-
zu ſprechen kommen. Herder war noch an
: und lautere literariſche Zuſtände gewöhnt; ihm
dieſes Cooperiren ſeiner beiden großen Rivalen
ig; er war nicht der Anſicht, daß durch ſolche
nes die Menſchheit einem Zuſtande wirklicher
tät, Veredlung und Vervollkommnung entgegen-
werden könne. In ſeiner Einleitung zu Schil-
fen an Herder theilt Düntzer nach einem Briefe
der's Gattin mit, wie Herder einmal Goethe
„leider" aber auch den Herzog und Schiller da
ben habe. „Ein ſolcher Dreiklang", fährt Ka-
n Herder fort, „war ſeiner Natur fremd, un-
er kam verſtimmt nach Hauſe, bis die Nacht
Schlaf die Saiten wieder ſtimmte." Düntzer
dazu: „So ſehr hatten die Feindſchaft gegen
d die Geſpenſterfurcht vor der ſich überſtürzen-
ialität den Vorkämpfer der Humanität herunter-
daß er vor dem großſinnigen Verkünder menſch-
eiheit zurückbebte und ſeine Nähe wie die eines
örenden, fluchwürdigen Ketzers floh." Wir glau-
n, daß es zu billigen ſei, wenn in dieſer Weiſe
er als einem „Heruntergebrachten", der Schiller
„ſeelenbethörenden, fluchwürdigen Ketzer" floh,
n wird. Herder — der älteſte unter den Dreien,
iller der jüngſte — hatte zu ſeinen Verſtimmun-
ſeinen letzten Lebensjahren manche ſehr natürliche
vielleicht mehr, als wir jetzt wiſſen können.
nn überhaupt nicht ſagen, daß Düntzer, obſchon
der Name eines Enkels von Herder als Mitherausgebers auf dem Titel genannt iſt, ſich auch nur als unparteiiſcher Friedensrichter zwiſchen Herder und ſeinen Antagoniſten zeige, und dies war vielleicht der Grund, daß wir uns Herder's lebhafter annahmen, als dies wol ſonſt geſchehen wäre. Wo viele Ankläger ſind, wird es doch auch einen und den andern Vertheidiger geben dürfen. *)

Den Schiller'ſchen Briefen laſſen die Herausgeber die Briefe Klopſtock's folgen, an Zahl ſechs, der erſte vom Jahre 1773, der zweite vom Jahre 1797, die übrigen aus dem Jahre 1799, im Ganzen nicht ſehr bedeutend. Der Patriarch von Hamburg, der bekanntlich kein ſehr eifriger Briefſchreiber war, ſpricht ſich darin mit gewohnter Würde aus, ohne ſich etwas zu vergeben. Der blendende Glanz, welchen Goethe's zu Ende des vorigen Jahrhunderts in völliger Pracht ſtrahlendes Geſtirn um ſich warf, während das ſeinige ſich zu verdunkeln begann, war dem alten Herrn freilich nicht ſehr angenehm, und ſo kann er auch nicht unterlaſſen, ſeinem Groll in einigen Worten Luft zu machen, indem er Goethe, mit Bezug auf deſſen „Beiträge zur Optik" und auf „Götz von Berlichingen", beſchuldigt: „Er iſt (vielleicht nur zu Zeiten) ein gewaltiger Nehmer." Man kann es Klopſtock nicht ſo ſehr verdenken, wenn er, der früher von Deutſchland gefeiert worden war wie kein Dichter vor ihm,

*) In Bezug auf die Herausgabe des Werks hat ſich leider ein recht beklagenswerther öffentlicher Streit entſponnen. Herder's Enkel hatte ſich von Petersburg aus in der „Allgemeinen Zeitung" in einer „Nothgedrungenen Erklärung" darüber beſchwert, daß der Verleger „ſeine geſammte Thätigkeit bei der Herausgabe auf die Genehmigung des von Hrn. Dr. Düntzer aufgeſtellten Plans beſchränkt habe". Hiergegen ſind ſelbſtverſtändlich ſowol der Verleger als der eigentliche literariſche Anordner des Briefnachlaſſes mit einer Gegenerklärung aufgetreten. Düntzer erklärte, daß von einem Verdienſte F. G. von Herder's bei der Herausgabe nur inſofern die Rede ſein könne, als er die meiſt noch von dem verſtorbenen Regierungsrath Emil von Herder zuſammengebrachten und zum großen Theil auch treu abgeſchriebenen Briefe an die Meidinger'ſche Verlagshandlung verkauft habe. Düntzer ſchließt: „Die eigentliche geiſtige Arbeit des Herausgebers, ſowie die Beſorgung des Drucks habe ich allein getragen, und der Enkel des großen Mannes konnte ſich wol damit zufriedengeben, daß er als Mitherausgeber, was er im Grunde gar nicht iſt, mit auf dem Titel erwähnt ward, da er dies einmal als eine Ehrenſache betrachtete. Uebrigens richtet ſich die ſo unnöthige als poſſirliche «nothgedrungene» Erklärung von ſelbſt und trägt ihren Urſprung deutlich genug an der Stirn. Das iſt nicht der Weg zu Ehren zu kommen!" Wir hätten freilich gewünſcht, daß ſich Düntzer, ſchon aus Pietät gegen Herder's Namen, in ſeiner Gegenerklärung einer andern Sprache gegen Herder's Enkel befleißigt hätte; ſonſt aber müſſen wir ſagen, daß, wenn F. G. von Herder von vornherein, wie es ſcheint, ſeinem Mitherausgeber und Verleger freie Hand ließ und alle ihm geſtellten Bedingungen zugeſtand, er wol beſſer gethan hätte, ſeinen nachträglichen Proteſt zu unterlaſſen oder wenigſtens nicht öffentlich zu machen. Uebrigens hat J. G. von Herder in Nr. 47 der „Allgemeinen Zeitung" ein „Letztes Wort" veröffentlicht, worin er auf ſeiner Behauptung beharrt, daß der Hauptſache nach die Anordnung und Ausarbeitung dieſer Briefſammlung das Werk ſeines ſeligen Vaters, E. G. von Herder, ſei, endlich noch mittheilt, daß er ſelbſt es geweſen, welcher Düntzer dem Verleger als die geeignetſte Perſönlichkeit zur kritiſchen Sichtung des ungeheuern Materials vorgeſchlagen habe, und daß es ihm, Herder, zum Theil Rückſichten auf Familien, zum Theil auf das Publicum ſelbſt „zu gebieten ſchienen, gewiſſe «Ungenauigkeiten» und «Lücken» bei der Mittheilung der Briefe eintreten zu laſſen".

jetzt mit einiger Beſorgniß und einigem Neide nach Weimar blickte, der Wiege einer neuen Poeſie und einer neuen Ideenwelt, die mit der ſeinigen nur in wenigen Punkten zuſammenfiel, häufiger aber mit ihr als feindlicher Gegenſatz collidirte und einen ſo großen Abfall in den Reihen ſeiner Anhänger zur Folge hatte. Auch enthält der letzte Brief zwei bisher ungedruckte Epigramme, die gegen einige äſthetiſche Abhandlungen von Schiller gerichtet zu ſein ſcheinen, übrigens ſehr harmlos und in der Form ziemlich hölzern ſind. Im Ganzen aber kann man doch ſagen, daß der Dichter des „Meſſias" dem neuen gegen ſeine Richtung heranbrauſenden Geiſte gegenüber ſich öffentlich mit geziemender Ruhe und Würde benommen hat. Intereſſant iſt noch folgendes Geſtändniß: „Ich habe nie Andere in irgendeiner Sache beherrſchen wollen, aber Andere (Dank dir noch ein mal, mein Genius!) haben mich auch nie beherrſcht." Er fügt jedoch ſogleich hinzu: „Aber ach, lieber Herder, ein mal habe ich denn doch das ſchreckliche Joch getragen. Ich ließ mich durch die Franzoſen verleiten, zu glauben, ſie würden durch eine ſo heilige Freiheit, daß zu ihren Grundgeſetzen ſogar das der Nichteroberung gehörte, beſſere Menſchen werden, als ich ſie in der Geſchichte kannte. Welch ein Joch! Denn es iſt ja unwiderleglich ausgemacht, daß ſie Teufel geworden ſind. So oft ich dies wieder denke, und ich kann es nie anders als ſehr lebhaft denken, habe ich Erholung nöthig." In einem Briefe vom Juli 1799 gedenkt er des verſtorbenen Königs von Preußen mit den Worten: „Dieſer gerechte Regent iſt, wie ich nicht ohne ſehr gute Urſachen glaube, einer der ehrlichſten Männer in Deutſchland. Er ſoll aus Beſcheidenheit bei Unterredungen beinahe furchtſam ſein." In demſelben Briefe empfiehlt er an Herder den Herrn von Aranjo, ehemaligen portugieſiſchen Geſandten in Paris, „eben der, welchen die franzöſiſchen Fünfleute (ich mag nicht Männer ſagen) in den Tempel gefangen ſetzten und ſich dadurch eben keinen Ehrentempel erbauten. Ich ſage Ihnen weiter nichts von Aranjo; denn Sie werden bald ſelbſt ſehen, daß er verdient, von Ihnen gekannt zu werden. Er liebt unſere Sprache, die er zu lernen anfängt. Machen Sie ihn mit Dem bekannt, was Sie von meinen Oden geurtheilt haben, und ſagen ihm dabei, daß ich ſtolz auf Ihr geiſtvolles und begeiſtertes Urtheil bin."

Die Briefe von Lenz ſind für uns eigentlich nur in pathologiſcher Hinſicht als auffällige Symptome eines warmglühenden, aber excentriſchen, ſeinem Verfall entgegenſtürmenden Geiſtes merkwürdig. Hier nur einige, zum Theil ſelbſt gegen das grammatiſche Geſetz grob verſtoßende Proben. Am 28. Auguſt 1775 ſchreibt Lenz aus Strasburg:

Laßt mich an euern Buſen ſinken, Erſte der Menſchen, laßt mich von euerm Ambroſia ſchlürfen — ach ſehen, ſehen eine Scene der Liebe, wie ſie mein Geiſt nicht ahnen konnte — denn er hatte noch kein Vorbild geſehen. Jetzt ahn' ich ſie beſſer, aber ſchweige — ſchweige bis zur großen, ehrenvollen Zeit, da ich reden werde zum Volk von den Edeln, die unter ihm wandeln, die ſein todtes Auge nicht ſehen kann, da ich in ein himmliſches Band ſie ziehen und ihm darſtellen — ſtille!

Und am 30. September:

Es iſt mein Namenstag. Und heute, heute erhielt ich deinen zweiten Brief. Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren! Vor dem Hafen lag mein Schiff — ein Sturm erhub ſich — auf immer ſchiffbrüchig — und nun lauf' ich ein. Ach, wenn du meine „Soldaten" haſt, wenn deine Frau ihn dir vorlieſt — genug. Und auch dich ehren die Könige? — Alles. Aber quaken ſollen ſie doch, die dich antaſteten, wenn ich meinen Fuß ihnen auf den Nacken ſetze.

Am 18. November 1775 wirft er unter vieles verworrenes Zeug den ſchon bei anderer Gelegenheit von uns erwähnten ſchmerzlichen Ausſpruch mit ein: „Ein Poet iſt das unglücklichſte Weſen unter der Sonnen" *), und wie Nikolaus Lenau lange Jahre vor dem Ausbruche der Kataſtrophe etwas wie von einem finſtern Dämon in ſich fühlte, der ihm zu ſchaffen mache, ſo ging es auch dem unglücklichen Lenz. „Doch hab' ich einen großen alten Drachen in mir (ſchreibt er einmal), mit dem ich noch viel zu ringen haben werde." Auch die folgenden Briefe aus Strasburg und Darmſtadt vom Jahre 1776 ſind mit unheimlichen Spuren eines irren Geiſtes behaftet. Die letzten Briefe ſind in Weimar ſelbſt geſchrieben, wohin ſich Lenz 1776 begeben hatte und wo er ſich beſonders an Goethe, Wieland und Frau von Stein anſchloß. Bekanntlich beluſtigte man ſich hier anfangs an ſeinen tollen Einfällen und Wunderlichkeiten und trug ſo wahrſcheinlich nicht wenig bei, die Zerſtörung ſeines Geiſtes zu beſchleunigen. Herder hat an dieſen eigenthümlichen Beluſtigungen wol ſchwerlich nur den geringſten Antheil genommen, und Herder war es auch, der, als Lenz wegen eines tollen, gegen die Herzogin-Mutter, Goethe und Frau von Stein gerichteten Pasquills ausgewieſen wurde, ihm noch einen kurzen Aufſchub auswirkte. Auf dieſe Angelegenheit bezieht ſich ein Schreiben des unglücklichen Mannes vom 30. November 1776 mit dem Anfange:

Es freut mich, beſter Herder! daß ich eine Gelegenheit finde, Abſchied von dir zu nehmen. Freilich traurig genug, kaum geſehen und geſprochen, ausgeſtoßen aus dem Himmel als ein Landläufer, Rebell, Pasquillant. Und doch waren gar Stellen in dieſem Pasquill, die Goethe ſehr gefallen haben würden; darum ſchickt' ich's dir. Wie lange werd't ihr noch an Form und Namen hangen. Ich gehe, ſobald man mich fortwinkt, in den Tod aber nicht, ſobald man mich herausdrücken will.

Lenz trieb den Goethe'ſchen Grundſatz, daß dem Genie Alles erlaubt ſei, auf die Spitze, aber es fehlte ihm die Geſundheit des Leibes und der Seele dazu, um dies mit der Anmuth, dem Geſchick und der Selbſtbeherrſchung Goethe's thun zu können, und er wurde nun ein Gegenſtand des Spottes und der Beluſtigung, dann aber auch des Abſcheus für Diejenigen, die ihn in dieſe Abſicht hineingeriſſen hatten und denen ſich aus ſeinem Treiben ihr eigenes wie eine ironiſche widerliche Fratze

*) Nikolaus Lenau klagte in merkwürdiger Uebereinſtimmung mit dieſem trübſeligen Lenz'ſchen Ausſpruch, von dem er natürlich keine Kenntniß haben konnte, in einem Schreiben vom Jahre 1834, daß ein Dichter heutzutage nicht glücklich ſein könne.

ſchien. Auch ſein Vater that nichts für ihn,
bogenlange Predigten“ ſchreiben. Deutſch-
.thlich“ wie immer, verſtieß ihn. Lenz ſtarb
und Geiſtesjammer 1792 zu Moskau. Die
utſchen wandten keinen Groſchen daran, ih-
ichen Landsmann, mit dem ein ſehr bedeu-
nt zugrunde ging, eine Stätte in ruſſiſcher
reiten; ein ruſſiſcher Edelmann erwarb ſich
ſt, ihn auf ſeine Koſten beerdigen zu laſſen.
t folgendes von Lenz beſchriebene Blatt,
in Herder's Nachlaß vorfand und als Um-
nem Manuſcripte diente: „Meinem ehrwür-
nde Herder dieſes einzige Manuſcript zu ſei-
chen Disposition. Von einem armen Reiſen-
hts mehr zu geben hat.“
n Kreis gemüthlicherer Empfindungen und
en verſetzen uns die Briefe von Jean Paul,
er eine beſonders intereſſante Einleitung vor-
it, und die von Matthias Claudius. Beide
cht Männer nach dem Herzen Herder's, und
die Vermuthung nicht ſo ganz fernliegt,
Jean Paul's Richtung einen Succurs gegen
Schiller'ſchen Kunſtcultus zu finden gemeint
n eine Art Gegenallianz gegen die „beiden
ilen Jachin und Boas“ zu ſchließen für paſ-
n habe, ſo wird man doch das Verhältniß
ein weſentlich aus reinmenſchlichen Motiven
genes betrachten dürfen. Offenbar hatte Her-
in Paul einen viel ſtärkern und befruchten-
ß geübt als Goethe oder Schiller. Beiden,
Jean Paul, war die Entwickelung des Hu-
ncips das Höchſte; Beide neigten zur Sym-
Bilderſprache; und obſchon Herder in der
g metriſcher Formen nicht ungeübt war und
es treffliche Gedicht hinterlaſſen hat, ſo war
ythmiſche poetiſirende Proſa, bei Herder klarer,
Paul tiefer geſtaltet, diejenige Form, die ihrem
Geiſte am beſten paßte, weil ſie ihn am we-
hränkte. Die ſyſtematiſirende, Alles in Ka-
ſende Philoſophie war Beiden gleich zuwider,
heaterintereſſe lag Jean Paul ziemlich ebenſo
erder, nur daß, während Herder auf dem
Dichtkunſt ſich vielſeitiger zeigte, Jean Paul,
ne „Vorſchule der Aeſthetik“ beweiſt, weniger
Urtheilen und poetiſchen Empfinden war.
erder die Gabe des Humors verſagt war,
der Jean Paul'ſche Humor, weil er ſich mehr
emüths- als der Verſtandesſeite manifeſtirte,
es Widerſtrebendes. Das ſympathetiſche Ver-
ſchen Beiden war daher auch ein ganz natür-
dauerte auch bis zu Herder's Tode ungetrübt
ein leichter Schatten flog darüber hin, als
das von den Herder'ſchen Eheleuten zwiſchen
Caroline von Feuchtersleben halb ſchon ange-
nd löſte. Es iſt in der Düntzer'ſchen Ein-
Jean Paul's Briefen von dieſem Verhältniß
de; wir wollen es jedoch hier auf ſich beru-
hen laſſen, da ohnehin, wie uns dünkt, in der Literatur von ſolchen interſexuellen Verhältniſſen jetzt viel zu viel Aufhebens gemacht wird.

Wie ſehr auch Herder Jean Paul ſchätzte, dafür beweiſen ſo manche Ausſprüche, wie der in der „Adraſtea“ enthaltene, worin Herder der Ironie die Worte in den Mund legt: „Meinen Jean Paul vergeſſe ich nicht, in dem, nebſt ſeinem eigenen, Swift's, Fielding's und Sterne's Geiſt miteinander Wirthſchaft treiben.“ Mündlich äußerte Herder nach der Angabe ſeiner Gattin in den „Erinnerungen“ über Richter: „Richter ſteht gegen dieſe Dichter (Goethe und Schiller) auf einer hohen Stufe; ich gebe alle künſtlich metriſche Form hin gegen ſeine Tugend, ſeine lebendige Welt, ſein fühlendes Herz, ſeinen immer ſchaffenden Genius; er bringt wieder neues friſches Leben, Tugend, Wirklichkeit in die verlebte, misbrauchte Welt.“ Die begeiſterten Worte Jean Paul's über Herder in der „Vorſchule der Aeſthetik“ ſind bekannt. An Jacobi ſchreibt Jean Paul einmal über Herder: „Er iſt eine zweite Welt, hat aber keine zweite, worauf er ſtehen könnte, wenn er jene regen will.“ Auch die in vorliegendem Werke mitgetheilten Briefe Jean Paul's enthalten Stellen genug, die von ſeiner hohen Verehrung Herder's Zeugniß ablegen, z. B. folgende in einem Briefe vom 12. Mai 1799: „Sie ſind ein durch und durch heiliger Autor, wie vielleicht keiner, und der niedrigſte Lüſtling vergiſſet in Ihrer Atmoſphäre den Doppelſinn“; oder folgende in einem Schreiben an Herder's Gattin vom 9. Januar 1802: „Mein ewiger großer Herder empfange hier ſeinen Gruß und Dank! Sein lebendiges Seelenwort hat mich mehr, als er weiß, auf den rechten Fußpfad am Muſenberge emporgeleitet.“ Dagegen ſchreibt einmal Herder an Richter, er wolle ihm um ſein zwar nicht weißes, aber weiſes Haupt drei Kränze winden, zuerſt den Eichenkranz, „weil Ihr Euch der deutſchen Mängel und Gebrechen ſo herzlich und bürgerlich und freundlich und ernſt annehmt“ u. ſ. w., und in einer Nachſchrift fügt Herder's Gattin hinzu: „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, mit welch inniger Zuſtimmung und Freude mein Mann den zweiten Theil Ihres «Titan» geleſen hat. Er war recht glücklich dabei und konnte ihn nicht aus der Hand legen, bis er durch war. Lange war ihm ein ſolcher Genuß nicht geworden. Ich wollte, Sie hätten ſeine Geiſtes- und Herzensfreude darüber lebendig ſehen können. Der Buchſtabe ſagt's doch immer nur halb.“

Nicht unintereſſant ſind einige Bemerkungen Jean Paul's aus und über Berlin. So ſchreibt er am 6. November 1800:

> Vom Erbprinzen von Mecklenburg, mit dem ich einmal aß, hab' ich den wärmſten Gruß zu überliefern. Er ſagte mir, daß die Königin nicht die kleinſte Reiſe mache, ohne einen Herder — wie die Buchhändler ſagen — mit in den Wagen zu nehmen. Der Hof will bemerkt haben, daß ſie roth wurde, als ſie Sie in Weimar anredete. Hier wiegt der Geſchäftsgeiſt über die Kunſt vor, und in den Gelehrten ſteckt — wenn ich ſo hart von ihnen reden darf bei ſo weniger Kenntniß derſelben — zu viel Merkel'ſches. Man ſehnt ſich faſt wieder in die genialiſche Spitzbüberei in Jena und Weimar zurück.

Am 12. Januar 1801 ſchreibt er aus Berlin:

Der Ton hier übertrifft an Unbefangenheit weit den weimariſchen. Der Adel vermengt ſich hier mit dem Bürger, nicht wie Fett mit Waſſer, auf welchem dieſes immer oben ſchwimmt und äugelt, ſondern ſind innig vereint, wie dieſe durch Laugenſalz, wodurch Seife entſteht. Gelehrte, Juden, Offiziere, Geheimräthe, Edelleute, kurz Alles, was ſich an andern Orten (Weimar ausgenommen) die Hälſe bricht, fället einander um dieſe und lebt wenigſtens freundlich an Thee und Eßtiſchen.

In einem Zuſatz vom 23. Januar bemerkt er jedoch, daß in Berlin blos die Muſik rechte Hände und Ohren, Philoſophie, Dichtkunſt und Malerei aber nur Sand für ihre Wurzeln fänden. Auch von Jean Paul's bekannter Vorliebe für gutes Bier findet ſich eine Andeutung, indem er einmal aus Meiningen ganz naiv an Herder ſchreibt: „Wär' in Weimar geſundes Bier, ich zög' ihm nach.". Ebenfalls aus Meiningen iſt ein Brief vom 22. April 1802, worin es unter Anderm heißt:

In der neueſten Schule friſſet, weil ſie geiſtig und leiblich nichts zu leben haben, Jeder den Andern, wie jetzt Schelling Fichten, der Neueſte den Neuen, jedes Geſchöpf ſeinen Schöpfer, wodurch die ſchmuzige, leere Seite dieſer Schule bald einfallen wird, indeß die mit der Frescoarbeit bleibt, das iſt, daß alle insgeſammt nur eine Seite haben, die ekelhafteſte Nachbeterei durch die kleinſten Beſtimmungen und Urtheile hindurch; wie Sie am markloſeſten Nach-Schlegel Dr. Majer bemerken können, an dem nichts groß iſt als das j.

Sonſt ſind dieſe Briefe Jean Paul's gerade nicht ſehr reich an bedeutſamem literariſchen Inhalt, ſelbſt kaum an ſprudelnden originellen Gedanken, wie man ſie ſonſt doch wol von Jean Paul erwarten ſollte; jedenfalls aber ſind ſie ſchätzbar als Erinnerungsblätter aus ſeinem Leben und als Beiträge zur Kenntniß ſeines gemüthvoll-kindlichen, anſpruchsloſen Geiſtes.

Noch mehr als in den Briefen Jean Paul's tritt in denen von Matthias Claudius, die ſchon als Raritäten Beachtung verdienen, der Schriftſteller hinter den Menſchen zurück. Auch hat es, ſolange von deutſcher Literatur die Rede iſt, vielleicht keinen zweiten Autor gegeben, der bei ſeinem Schreiben ſo wenig von Autoreitelkeit und literariſchen Tendenzen geleitet worden wäre, als dieſer harmloſe Wandsbecker Bote. Keiner hat wie er ſo populär, ſo bäuerlich, d. h. ſo deutſch, nicht provinziell bäuerlich, zu ſchreiben und in ſo kindlichem Sinne zu dichten gewußt, und doch verſtand er die alten Sprachen gründlich und von den neuen Franzöſiſch, Engliſch, Holländiſch, Däniſch, Schwediſch und ſelbſt Spaniſch. Von all dieſen gelehrten Kenntniſſen merkt man in ſeinen Briefen ſo wenig als möglich. „Habt Ihr nicht ſelbſt geſagt", ſchreibt er am 5. December 1775, „ich ſollte in meiner Manier ſchreiben? Ich mag auch von keiner Diſtinction zwiſchen Schriftſteller und Menſchen Proben ablegen, und meine Schriftſtellerei iſt Realität bei mir, oder ſollt' es wenigſtens ſein, ſonſt hol's der Teufel." Er ſchreibt auch im höchſten Grade menſchlich und reell. So am 6. Mai 1775 aus Wandsbeck: „Mein Bauermädchen (Claudius' Frau Rebekka), das Gott geſegne, iſt erträglich wohl und kriegt von vorne wieder ſo ein formidables Anſehen", und am 1. September: „Mein
Bauermädchen befindet ſich diesmal außerordentlich w
und es iſt ſo recht eine Luſt, ſie ſchwanger zu ſehe
Dieſe für feine moderne Gemüther oder Nichtgemüther o
Zweifel etwas anſtößige Naivetät war bei ihm nicht
macht, ſie gehörte zu ſeinem ganzen Weſen, das im p
ſönlichen Umgange einfach und echtpatriarchaliſch, a
keineswegs plump oder roh erſchien. Er wurde da
auch von Allen geliebt, denen er perſönlich näher t
Als er 1776 nach Darmſtadt reiſte, um hier ſeine St
als Oberlandcommiſſar anzutreten, verlebte er mit ſei
Familie ſieben frohe Tage in Herder's Hauſe. Di
ſchrieb über Claudius an Gleim: „Es iſt ein herrli
Junge, wie jede Zeile ſeiner Schrift mit ſanftem, ein
tigem Herzen"; und an Lavater: „Freudentag' hab'
mit Claudius gehabt, dem reinſten Menſchen, den
faſt gekannt hab'; und ſo iſt ſein Weib. Noch nie h
ich gewünſcht, mit einem Menſchen zuſammenzuleb
wie ich's mit Claudius wünſche." So ſchreibt a
Zimmermann am 5. April 1776 an Herder's Gatt
„Liebe Seele! den 2. April um Mitternacht kam
trunken von Freude aus Claudius' Geſellſchaft n
Hauſe. Ach beſtreuen Sie doch den Weg nach Dar
ſtadt für die freie, offene, ſtarke und naive Herzenſ
Claudius und ſein ehrwürdiges edles Weiblein mit
ſen." Nach Darmſtadt nahm Claudius, wie er ſelbſt
Herder ſchreibt, nichts weiter mit als zwölf Hemden u
neun Bücher; denn, wie er hinzufügt: „Ich denke,
thue beſſer und wohlfeiler, wenn ich Bett und Alles
meiner Ankunft in Darmſtadt kaufe, als wenn ich m
alten Lumpen durch die Fracht noch ein mal bezah
Die darmſtädter Verhältniſſe waren ihm auch viel
complicirt und vornehm, und er begab ſich bald w
nach ſeinem beſcheidenen Wandsbeck zurück, wo er,
er 1782 an Herder ſchreibt, ein Haus kaufte, das gr
„als es uns nöthig iſt, aber es iſt faſt das einzige
Ort, wo eine Kuh Statt haben kann, die uns ſehr n
iſt". Glücklicher Dichter, dem eine Kuh das Höch
war, was ihm noththat! In ſeinen Urtheilen über H
der's Schriften geht er gegen dieſen oft ſehr offen u
ehrlich heraus. Er ſchreibt am 2. Januar 1782:

Die „Jüdiſchen Fabeln" haben mir ſehr gefallen, a
Euer „Leſſing" und „Winckelmann", doch habt Ihr der Ge
faſt zu viel gethan. In den theologiſchen Briefen iſt das Ma
für meinen Schnabel geweſen, nur hättet Ihr mir die Myſtiker u
Schwärmer nicht ſo heruntermachen ſollen. Ob Narren un
ihnen ſind, davon iſt die Frage nicht, ſondern nur über
Sache u. ſ. w.

Und am 13. December 1784:

Ich habe dieſer Tage Eure „Geſpräche über die Seel
wanderung" geleſen. Es iſt, wenn nicht lautere Wahrh
doch viel Geiſt darin. Es iſt mir vorgekommen, als wenn
Euch im Charikles mich wol könntet gedacht haben.
Ihr habt mich gar zu dumm gemacht und laßt mich nur
gen das Ende zu einiger Beſinnung kommen.

Intereſſant iſt noch eine Charakteriſtik von J. H. V
in der es unter Anderm heißt:

Er iſt keine weiche gefällige Haut, die für andere Leu
noch für Kinder ſanft und luſtig anzufühlen iſt, und dar
glaub' ich, kann zwiſchen ihm und Kindern ſo ein recht he

» nicht ſtatthaben. Er hat vielmehr ſeine eigene ich nicht anſchmiegt, ſondern bleibt wie ſie iſt, ſo- veilen kalt ſcheint und gewiß nicht ſo bedachtſam ſollte iſt; dabei hat er wenig Weltkenntniß, oder darauf, und keine feine Lebensart, d. i. er macht ling ſehr ſchnell und tief herunter und ſo hulter- w. Aber Voß iſt auf der andern Seite ein ehr- der etwas von Edelſinn in ſeinem Charakter hat, mige treu thut, der ein ſcharfes Gefühl von Recht venn er es gegen ſich oder Andere beleidigt glaubt, und muthig iſt; übrigens ein langer, wohlgewach- her Geſelle.

gemüthvolle innerliche Menſchen wie Jean Paul, iche ſchlichte Naturen wie Matthias Claudius, de aufrichtige Charaktere wie Voß ſcheinen jetzt ſelten geworden, wenn nicht ziemlich ganz aus- u ſein. Heutzutage trachten die Schriftſteller andern Beſitzthümern als nach einer Kuh, ius *); ſie haben ſogar äußerlich oft einen en Weltſchliff: aber der deutſche Bär bleibt Bär, trotz der feinen Manſchetten und Hand- ter denen er ſeine Tatzen verſteckt. Verletzt nur Gerechtigkeitsliebe ihre perſönliche Eitelkeit und eit — und ihr fühlt die Tatze; ſie ſtreichelt mehr, ſie krallt ſich euch ins Fleiſch.

den Lavater-Herder'ſchen Briefwechſel, obſchon e ganze Hälfte des zweiten Bandes einnimmt Briefe von Lavater (einige darunter mit Nach- von Pfenniger und Kaufmann) und 24 von thält, wollen wir uns kurz faſſen, da die Ei- chkeiten des, wir glauben annehmen zu dürfen, ch mit reinſter Begeiſterung für alles Hohe liche erfüllten, aber überſchwänglichen und ex- Lavater bekannt genug ſind und literariſche wol in Herder's als Lavater's Briefen nur in- Betracht kommen, als ſie mit Chriſtenthum gion in Beziehung ſtehen. Auf die erſte ſehr chrift des überall nach Verbindungen ſuchenden twortet Lavater mit einem Briefe, worin wir derm folgender Stelle begegnen:

Woche meines einunddreißigſten Jahres, 10. Novem- — unvergeßlich ſollſt du mir ſein — Geburtstag gen Freundſchaft mit dem Liebſten unter Allen, die nie ſah — Freundſchaft mit Herder (deinen ganzen s nächſtemal!) — mit Dem, den ich nie ohne Ehr- ohne ſtumme Thräne nennen hörte. Fürchterlich deine überwiegende Gelehrſamkeit, dein mich ver- r Genius — wenn du nicht Menſch, nicht Fleiſch m Fleiſch und Gebein von meinem Gebein wäreſt, nicht fühlteſt — daß ich nichts bin — vor Gott — du nichts biſt vor Gott — und du und ich Alles werden können durch Gott.

Am 24. April 1774 ſchreibt er: „Ach! ach! ach! Herder! Höre mich, daß dich Gott auch höre! Gott in dir, wie im Waſſertropfen die Sonne möcht' ich ſehen. Kann's ſein — kann's nicht ſein — des Vaters Wille geſchehe!" In ähnlicher Weiſe ſchreibt er über Goethe: „Ich freue mich mit Zittern: unter allen Schriftſtellern kenn' ich kein größeres Genie — und vielleicht iſt er auch der feinſte, naivſte Sentimentaliſt"; und ein ander- mal: „Goethe — nennt mich Bruder — und wie ſoll ich ihn nennen, den Einzigen!" Pfenniger ſchreibt in einer Nachſchrift zu einem Lavater'ſchen Briefe: „Lavater ſah ich vergangenen Pfingſttag Nachts im nachläſſigen Freundesgeſpräche in einer Größe — wie, Gott weiß! in meinem Leben noch nie! O Herder! Herder! Wenn Gott ihn hinnähme, ohne auszuführen das angefangene, mehr als zur Hälfte in ihm vollendete Werk! .... Er nimmt ihn nicht hin! O was wird uns durch ihn wer- den!" Kein Wunder, wenn dem beſonnenen Herder der Kopf davon wirbelig wurde, wenn er Lavater, milde ge- nug, einen „lieben Gottesſchwätzer" nennt und zuletzt Differenzpunkte ſich in ihren Anſichten ergaben, über die mit einem bloßen Compromiß nicht hinauszukommen war. Indeß bewahrte Lavater ſeinem verehrten Freunde immer ein liebevolles Andenken, wie eine hier mitgetheilte „Denk- zeile nach meinem Tode an Herder in Weimar" beweiſt, welche der Schwerleidende noch wenige Monate vor ſei- nem Tode verfaßte. Mit ſeinem Tode ſtand ein Herz ſtill, welches Gott und die Menſchen gleich liebend um- faßte, wie ja die menſchenfreundliche Handlung beweiſt, die Lavater's Tod zur Folge hatte. Wenn auch das richtige Maß überſchreitend, drückt ſich doch das Streben nach ſittlicher Vervollkommnung in dieſen Briefen fort- dauernd aus. Und wer wollte poetiſchen Schwung in folgender Stelle aus einem Briefe vom 23. October 1780 verkennen:

Worüber in aller Welt ſoll denn poetiſirt werden? Was im Himmel und auf Erden, im Meer und in allen Tiefen trifft dieſe Manier zu guignoniſiren nicht? Nicht den Menſchen? nicht das Donnerwetter? nicht den Frühling? nicht die Liebe? nicht jeden Blick und Händedruck? Was iſt alle Poeſie gegen Das, was da wirklich iſt? Die herrlichſte Ode oder Epopöe auf ein Sandkorn — was gegen das Sandkorn? Iſt nicht Alles, was iſt, ſo gut Gottes Werk wie das Evangelium? Was iſt beſingbar? Welche Poeſie iſt etwas gegen den wirk- lichen Blick eines liebenden, treuen, reinen, göttlichen Menſchen? Wenn deswegen nicht poetiſirt werden ſoll, weil nichts in der Welt beſingbar iſt — weil das einfache Factum Alles hinter ſich läßt — ſo muß die ewige Dichtkunſt, dieſe Mitgeborene der Menſchheit, ewig von Allen verbannt ſein. Entweder überall keine Poeſie, oder auch Poeſie über Chriſtus und ſeine Thaten, entweder keine Hymnen, oder Hymnen auf Gott.

Wärmer und eindringlicher kann man wol die reli- giöſe Poeſie gegen Diejenigen, die ſie verwerfen, nicht in Schutz nehmen.

Je mehr ſich Herder nothgedrungen von Lavater ent- fernte, umſomehr ſuchte er, dem es Bedürfniß war, ſich im wechſelſeitigen Gedankenaustauſch mit andern bedeu-

———

mehr oder minder productiven Geiſter von heutzutage wie- i einiger Routine, in den beſten Situationen und lei- is an einer Unerſättlichkeit der Knopflöcher", ſagte jüngſt er Correſpondent in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", kurz vorher das kummervolle Wanderleben des anſpruchs- g beklagt hatte. Man glaubt auch bemerkt zu haben, daß als in gleichem Grade wie jetzt Künſtler, Componiſten, ſelbſt Sänger (z. B. „Dr. Härtinger") mit ihren erwor- ihnen geſchenkten Titeln vor der Welt kokettirt und Parade ben. Hat doch ſelbſt ein Volksdichter wie Klaus Groth es aſſen können, ſeinem Namen auf dem Titelblatte zur neue- e des „Quickborn" das bekannte „Dr. ph." anzuhängen!

tenden Geiſtern über religiöſe und philoſophiſche Fragen zu unterrichten, anderswo anzuknüpfen, beſonders bei Mendelsſohn, mit dem es jedoch zu keiner dauernden Verbindung und nur zu einem ſpärlichen Briefwechſel kam. Hierzu wirkten verſchiedene Urſachen mit, darunter Herder's entſchiedener Bruch mit Nicolai und Mendelsſohn's ſpätere feindſelige Stellung gegen Jacobi, auf deſſen chriſtliche Richtung er, wie Düntzer bemerkt, mit einem gewiſſen „erbitterten Judenſtolz" herabſah. Schon 1769 hatten ſie einige Briefe gewechſelt, 1774 ſich in Pyrmont perſönlich kennengelernt, und 1779 ſuchte Herder, indem er Mendelsſohn eine Schrift in Begleitung eines Briefs überſandte, die Verbindung brieflich zu erneuern. Aus dieſem und den folgenden Jahren theilt das vorliegende Werk ſechs Briefe, drei von Herder und drei von Mendelsſohn mit. Wie Herder zu Jedem, mit dem er correſpondirt, möglichſt in deſſen eigener Sprache redet, ſo auch zu Mendelsſohn. Es zeigt ſich hierin ein ganz merkwürdiges Talent, ſich den Eigenthümlichkeiten Anderer zu accommodiren. Mehrmals iſt in dieſen Briefen von Leſſing die Rede. Herder beklagt aufs innigſte ſeinen Tod. „Ihnen", ſchreibt er an Mendelsſohn, „brauche ich's gewiß nicht zu ſagen, was Deutſchland, was die Wiſſenſchaften, was die edeln männlichen Beſtrebungen in den Wiſſenſchaften an ihm verloren und lange nicht widerfinden werden. Mir iſt's noch immer, ſo entfernt wir voneinander arbeiteten und dachten, ſo leer zu Muth, als ob Wüſte, weite Wüſte um mich wäre." Mendelsſohn ſchreibt von Leſſing: „Nur ſeine vertrauteſten Freunde kennen ihn als einen von den ſeltenen Menſchen, die beſſer ſind, als ſie ſcheinen wollen. Die Gleißnerei der Modeſitten und der ſogenannten guten Lebensart iſt ihnen ſo zum Ekel, daß ſie in ihrem Aeußerlichen lieber das Gegentheil davon annehmen und eine Art von Ungeſelligkeit zur Schau tragen, daran ihr Herz nicht den mindeſten Antheil hat."

Dieſem Herder-Mendelsſohn'ſchen Briefwechſel folgen 26 Briefe der beiden Ehegatten Herder an Jacobi aus den Jahren 1783—1802. Von Intereſſe waren uns darin namentlich mehre gelegentliche Aeußerungen Herder's über Goethe, die nicht achtungsvoller und anerkennender ſein können. Er ſchreibt z. B. im November 1794: „Goethe lebt, wie er gelebt hat. Er hat uns neulich einen neuen, ſehr ſchönen Band von ſeinem «Wilhelm Meiſter» und ein andermal den Anfang einer neuen, ſehr vortrefflichen Arbeit vorgeleſen. Die Arbeiten und die Stunden ſind wol die einzigen, die den trefflichen Mann ihm ſelbſt zurückgeben, wiewol er auch in der kleinſten und ſogar gehäſſigſten anderweiten Beſchäftigung mit einer Ruhe wohnet, als ob ſie die einzige und eigenſte für ihn wäre." Und in einem Briefe vom December deſſelben Jahres bemerkt er: „Goethe beſucht mich fleißig, und ſeine Geſellſchaft erquickt mich wie Balſam." Dieſer Balſam ſollte ſeinem ſpätern Leben fehlen. Dazu erhielt er 1786 Kunde von einem Hamann zugeſtoßenen Unfall, worüber er bemerkt: „Wenn mir der alte und früheſte Freund, der Freund meiner
Freunde, ſtirbt, iſt das letzte Blatt meiner K
außen dahin, und die innern Blätter derſelb
es traurig fühlen." In dieſer zunehmende
ſamung waren ihm Jacobi's Briefe eine E
aber leider fehlte es auch hier an Zwiſchentr
Klatſchern nicht, welche das einen ſo ſchönen
nehmende innige Verhältniß zwiſchen Jacobi u
zu ſtören ſuchten. Darauf deutet die in einem
vom 7. Mai 1787 enthaltene Stelle: „Wer h
ſagt, daß ich mit dir nichts zu thun haben wol
es Reichardt geweſen iſt, wie ich vermuthe, ſo
elende Klatſcherei, die zwar ſeiner würdig ſein
ſich allenthalben gern einmengt, aber nicht d
du ſie glaubſt." Dies und vieles Andere,
aber die mit ſeinem geiſtlichen Amte verbund
drießlichkeiten verbitterten ihm das Leben und
ten ihm das Gefühl der Vereinſamung und de
dens noch vor der Zeit. „Wir rüſten uns zur
Reiſe", ſchreibt er am 6. Juni 1785; „ich
Hände voll zu thun, und da mein Kopf ſ
mein Herz iſt, ſo ſind das freudenloſe, üble T
glücklich und geſund mit den Deinen. Wenn
Geſundheit gibt, Beſter, ſo kannſt du und
glücklich leben: du, den kein Amt oder zeh
ſcheren, du, der kein todtes ächzendes Rad ſei
der ſich immer rollenden, nie von der Stelle k
geiſtloſen Staatsmaſchine." Am 16. Septem
bemerkt er ſeufzend: „Ich fühl's von Tag zu
ich ein alternder Gott bin"; und am 5. Ap
„Lieber Fritz, ich bin ſehr alt und werde es vo
zu Stunde. Goethe wird dagegen jung, rund
pulent von Stunde." In demſelben Briefe ne
Humanität die „vortreffliche zehnte Muſe", n
derswo einmal die Noth die zehnte Muſe gena
Mehre Briefe, die ſich in förmliche Abhandl
lieren, betreffen den Spinozismus und den Go
über welchen Herder und Jacobi differirten; d
terhielt man ſich auch noch in Briefen von ſolc
Gegenſtänden. Wir haben Anderes zu thun –
Beſſeres? Herder drückt einmal ſein Bedauern
ſeit Spinoza Niemand, auch Mendelsſohn in
ſprächen über Spinoza nicht, dem Syſtem des E
Gerechtigkeit verſchafft habe, und bemerkt dann:
Leſſing nicht gethan hat! Furchtſamkeit war es g
von ihm, daß er damit nicht herausrückte, da er ke
einer für wahr gehaltenen Meinung ſcheute und
der Einkleidung ihm zugebot ſtanden. Der
hat ihn übereilet!" Aus einem Herder'ſchen B
25. Februar 1785 erfährt man auch, wie es
Herder's Auftreten gegen Kant zuletzt ein ſo
wurde. „Willſt du wiſſen", ſchreibt er an Jac
du von den «Ideen» zu halten haſt, ſo lies di
ſche Literaturzeitung», Stück 4—5 dieſes Ja
denke dir, dieſe Recenſion hat der große Criticu
nen Vernunft, Kant, gemacht. Lies ſodann ſe
zu einer Philoſophie der Geſchichte» in der
Monatsſchrift», October und November vorig

und ſiehe, wie ich hätte ſchreiben ſollen und worauf Alles hinausgehen muß, wenn die reine Vernunft zufrieden ſein ſoll. Die Sch ..." Herder's Grimm war, wie man ſieht, ſo ſtark, daß er ihn verführte, aus dem Schimpflexikon der Genialitäts- und Flegeljahre einen jener beliebten Kraftausdrücke hervorzuholen, die man nur mit ihren Initialen in die Oeffentlichkeit bringen kann.

Hieran ſchließt ſich eine Partie Briefe von dem Leibarzte J. G. Zimmermann, dem Verfaſſer der ehemals berühmten, erſt jüngſt wieder ins Franzöſiſche überſetzten Schrift „Ueber die Einſamkeit". Den erſten Brief, vom 17. Juni 1773, überbrachte an Herder, der ſich damals noch in Bückeburg befand, der Franzoſe Cacault, „der Deutſche ſucht, ein philoſophiſcher Reiſender, der den Menſchen in ſeinem Vaterlande ſtudirt hat, der zwei Jahre zum nämlichen Zweck in Italien geweſen iſt, der nun ſchon ſeit 1½ Jahren auf die nämlichen Erfahrungen in Deutſchland ausgeht und eben das mit der Schweiz, mit Holland und England noch thun wird". Cacault komme jetzt aus Wolfenbüttel, wo er in drei Monaten Niemanden geſehen habe als Leſſing, bemerkt Zimmermann, und er fügt hinzu: „Ich habe ihm geſagt, wenn er deutſchen Originalgeiſt in ſeiner Fülle ſehen wolle, wenn er ſehen wolle, was in Deutſchland am merkwürdigſten iſt, ſo müſſe er nach Bückeburg gehen." Zimmermann nennt Herder in demſelben Briefe einen Geiſt, „in den hundert andere Geiſter gefahren ſind", und den er ſonſt eigentlich nur durchs Schlüſſelloch betrachten möchte, ein Brief von Herder habe jedoch nähere Wünſche in ihm erregt. In dem folgenden Briefe verſichert er, daß er in Herder's Antlitz (er hatte mit Herder in Pyrmont einige freundliche Tage verlebt) gleich „Antlitz der feinſten und zärtlichſten Empfindung, Menſchenliebe in Engelsgeſtalt erkannt" u. ſ. w. Damals beſtand ein „Cultus des Genius", denn er wurzelte in den Herzen, wenigſtens bei den Meiſten, und ſteigerte ſich zuweilen faſt bis zum Fanatismus; heutzutage möchten wir von ihm nicht viel mehr als die Redensart beſitzen. Merkwürdig iſt auch in dieſer Beziehung ein Brief Wieland's an Zimmermann vom 10. Januar 1776, welchen dieſer in Abſchrift Herder mittheilt und wie es über Goethe heißt:

Er iſt in allen Betrachtungen und von allen Seiten das größte, beſte, herrlichſte menſchliche Weſen, das Gott erſchaffen hat... Möcht' ich's der ganzen Welt ſagen dürfen! Möcht' alle Welt den liebenswürdigſten der Menſchen ſo kennen, ſo durchſchauen, ſo lieben, wie ich. Heute war eine Stunde, wo ich ihn erſt in ſeiner ganzen Herrlichkeit, der ganzen ſchönen, gefühlvollen, reinen Menſchheit ſah. Außer mir, kniet' ich neben ihm, drückte meine Seele an ſeine Bruſt, betete Gott an!

Ob nun freilich dieſer Gefühlsausbruch bei Wieland ganz echt geweſen, ließe ſich doch wol bezweifeln, er wird uns wenigſtens verdächtig durch Wieland's Verſicherung ſeiner „Seelenvereinigung" mit Goethe, an die wir nicht zu glauben vermögen, die jedenfalls, wenn ſie überhaupt beſtanden, nur eine Seelenvereinigung auf Zeit geweſen und bald vorübergegangen iſt. Es waren dies Scenen im damaligen Genre, bei denen freilich oft auch Koketterie der Empfindſamkeit, Selbſttäuſchung und einige Schauſpielerei mit untergelaufen ſein mag. Auch Zimmermann ſchreibt im damaligen excentriſchen Stile, ſo über „Werther" und über Lavater's „Phyſiognomik", von der er ſagt, ſie werde allen Gelehrten zum Trotz eins der ſchönſten Denkmäler des Jahrhunders ſein, und wer dabei nicht glühe, ſei ein „gefühlloſer Hund". Bald zogen am weimariſchen Horizont allerlei Dünſte auf, die ſchlechtes Wetter ankündigten. Am 19. Juni 1776 theilt Zimmermann aus einem Briefe „von der größten Freundin, die Goethe in Weimar hat" (Frau von Stein?), eine „ganz äußerſt zuverläſſige Nachricht" mit, die ſo lautet:

Goethe cause içi un grand bouleversement; s'il sait y remettre ordre, tant mieux pour son génie. Il est sûr, qu'il y va de bonne intention; cependant trop de jeunesse et de peu d'experience — mais attendons la fin. Tout notre bonheur a disparu içi: notre cœur n'est plus ce qu'elle était. Un seigneur, mécontent de soi et de tout le monde, hazardant tous les jours sa vie avec peu de santé pour la soutenir, son frère encore plus fluet, une mère chagrine, une épouse mécontente, tous ensemble de bonnes gens, et rien, qui s'accorde dans cette malheureuse famille.

Da haben wir die Rückſeite des glänzenden Bildes! Zimmermann verſichert, daß er aus Briefen der erſten Perſonen des Hofs und namentlich der jungen Herzogin, „die äußerſt unglücklich ſein muß", an ihre Schweſter in Karlsruhe Nachrichten habe, die nicht ſo ſanft klängen. In dem nächſtfolgenden Briefe theilt er mit, daß Frau von Berlepſch bei einem Beſuche in Hannover von Weimar Dinge erzählt habe, bei denen ſich ihm „alle Haare ſenkelrecht in die Höhe huben", was gewiß ein erſchreckliches Schauſpiel für Frau von Berlepſch geweſen ſein muß, da es wol keine Kleinigkeit, jedenfalls aber eine Naturmerkwürdigkeit iſt, ſich auf dem Haupte eines Menſchen die Haare „ſenkelrecht" emporheben zu ſehen. Wenn man nun freilich nicht außer Acht laſſen darf, daß es Frauen, ariſtokratiſche Frauen waren, welche dieſe haarſträubenden Geſchichten erzählten, ſo gibt es doch ohne Zweifel noch eine Geheimgeſchichte des weimariſchen Hofs und ſeiner Umgebungen, von der wir nicht viel wiſſen, auch wol bei den in der Geſchichtſchreibung der weimariſchen „Glanzzeit" einmal vorwaltenden Illuminationszwecken ſchwerlich jemals viel erfahren werden. Mehre der Zimmermann'ſchen Briefe beziehen ſich auf den von Hannover aus eifrig betriebenen Plan, Herder von Bückeburg nach Göttingen zu ziehen. Gegen Düntzer's Verſicherung in der Einleitung, daß die Schweiz, „das Land männlicher Freiheit und ungebeugten Gradſinns", Zimmermann nur als „entarteten" Sohn beweinen konnte, möchten wir uns die Bemerkung erlauben, daß dieſer Ausdruck etwas ſtark und daß außerdem Zimmermann keineswegs der einzige „freie" Schweizer iſt, der im Dienſte fremder Höfe „entartete".

Briefe von dem jüngern Forſter leſen wir bei dem beſonders wohlthuenden Eindruck, den auf uns die männliche, klare, einfache Weiſe des Mannes macht, ſtets mit

vorzüglichem Intereſſe, wennſchon die hier mitgetheilten im Ganzen zu Dem, was wir aus den früher bereits veröffentlichten Forſter'ſchen Briefen über ihn wiſſen, nicht gerade viel Neues hinzufügen. Ein Theil dieſer Briefe bezieht ſich auf den Bergrath von Einſiedel, den Herder ſeinem Freunde Forſter als wiſſenſchaftlichen Begleiter auf der von der ruſſiſchen Regierung beabſichtigten, aber nicht zuſtande gekommenen neuen Entdeckungsfahrt vorſchlug, andere auf die von Forſter zuerſt überſetzte „Sakuntala", welche Herder mit ſo unausſprechlicher Freude und Ueberraſchung begrüßte. Dünzer bemerkt in der Einleitung:

Der Hohn verfolgte Forſter noch ins Grab, ja er traf ihn von Deutſchlands größtem Dramatiker, der ſelbſt die Fahne der Freiheit begeiſtert ſchwang. Dagegen war Herder zu mächtig von der Tiefe und dem Edelmuth Forſter's ergriffen, als daß er des ſo kerntüchtigen, geiſtesſtarken, gemüthvollen Mannes zu ſpotten vermocht hätte, den jeder wahre Deutſche zu den bravſten Söhnen ſeines gleich ihm ſo edeln als unglücklichen Vaterlandes in liebevollſter Anerkennung zählen muß.

Es thut weh, leſen zu müſſen, was Forſter am 10. December 1791 an Herder aus Mainz ſchreibt:

Ich ſelbſt trage die Strafe des übertriebenen Fleißes und der allzu lange fortgeſetzten Anſtrengung; ich war Anfang October ſehr krank und fange jetzt erſt an wieder zu Kräften zu kommen. Es iſt hart, daß ungeachtet dieſer harten Arbeit, der ich mich unterzogen habe, mir nicht ſoviel bleibt, daß ich ein halbes oder ganzes Jahr brach liegen kann.

Der Vorwurf des „deutſchen Barbarenſtolzes", den Forſter einmal den Deutſchen macht, trifft ſie ſchwerlich ganz unverdient. Georg Forſter wenigſtens hat ihn in vollem Maße kennengelernt.

Den Schluß des zweiten Bandes bildet eine Anzahl Briefe, welche Herder an ſeinen ſpäter um die Geſchichte des ſächſiſchen Bergbaus und ſeine Wiſſenſchaft ſo verdient gewordenen Sohn Auguſt von Herder während der Studienjahre deſſelben ſchrieb. Sie zeigen Herder als Vater und väterlichen Freund und Rathgeber ſeines Sohnes im ſchönſten Lichte und beweiſen zugleich, welch einen außerordentlichen Umfang von Kenntniſſen, ſelbſt im Gebiete der Naturwiſſenſchaften, dieſer allumfaſſende Mann beſaß und wie ihm nichts fremd war. „Moralität geht über alle Talente", und: „Wir lernen dem Leben und nicht der Schule; dem öffentlichen Leben, ſo ſehr es uns auch beenget oder beengt wird, nicht dem bloßen Lernen", das ſind die Hauptgrundſätze, von denen Herder bei den ſeinem Sohne ertheilten Rathſchlägen ausgeht. Vor aller weichlichen Lectüre, ſelbſt vor Oſſian, warnt er ſeinen Sohn. „Nur ſtarke, ſtarke Speiſe!" ſchreibt er. Wir führen noch einige Stellen an, die uns von Bedeutung ſchienen.

Ueber mich ſei ganz ruhig. Mögen ſie ſchimpfen und ſchmähen, deſto beſſer! d. i. deſto ſchlimmer für ſie. Bona causa triumphat! Schon erfahre ich hier und dorther ſoviel Zuſtimmungen (obwol ſchüchtern) auch zur „Kalligone", daß ich gutes Muths darüber bin — denn ich habe nicht mir, ſondern dem Nutzen der Jugend, der Wahrheit geſchrieben. Gehe mein Buch und mein Name unter! was kümmert's mich? wenn nur die Wirkung geſchieht. Und die geſchieht!

Auch Käſtner iſt alſo entſchlummert. Sein Tod iſt mir ſo nahe gegangen, als ob er zu mir gehörte. Und doch war er längſt erwartet. Solche Männer ſollten ewig jun
und da ſie dies nicht ſein können, iſt's gut, daß
wandern. Ihr Hingang iſt der Unſterblichkeit Bür
tenberg's hinterlaſſene Schriften mußt du leſen,
pensées, das ſind ſie; nicht für die Welt, ſondern fü
ſchrieben. Alſo nicht viel auf einmal; zur Gemüth
zur Erholung. Es iſt eine gute Seele, es iſt Gemüt
geweſen.

Nimm deine Seelenkräfte zuſammen und denke,
neue Zeit erwacht, in der viel Beſtrebſamkeit un
erfodert werden. Wir alten Bäume blühen und gr
ihr jungen Sproſſen wachſt einer ganz andern Verfa
Dinge entgegen.

Mit dieſer bedeutungsvollen Stelle ſchließen
ſere Betrachtungen und Auszüge, mit denen
auf den reichen literariſchen Inhalt des Werks
ſam gemacht zu haben glauben, ihn aber bei
nicht erſchöpft haben. Namentlich haben wir
reichlichen Quelle, die zur Kenntniß der geniale
Goethe's in deſſen 100 hier mitgetheilten Brief
unſere Leſer nur nippen laſſen können. Der Wu
es dem eigentlichen Herausgeber, Dünzer, hätte
mögen, eine noch ſtrengere Auswahl zu treffen
bedeutendſten Briefe in ſeine literariſchen Charak
zu verarbeiten, wodurch auch manche Wieder
erſpart worden ſein würden, iſt von uns ſchon
Artikel ausgeſprochen worden. Das Werk iſt
zu maſſig gerathen, um auch in weitere Kreiſ
dringen und hier Licht und literariſche Belehrung
breiten. Im Ganzen aber werden wir für d
und die Umſicht, welche Dünzer auf die An
auf die erklärenden Noten und namentlich auf
bedeutungsvolle literarhiſtoriſche Beiträge zu be
den Einleitungen verwandt hat, nur unſern D
unſere Anerkennung ausſprechen können, wiewol
manchen Punkten, die wir zum Theil auch
machten, für unſere Perſon mit ihm nicht ganz
Meinung ſind. Uns ſchließlich zu Herder zurück
müſſen wir bewundernd geſtehen, daß allein d
lichen Verbindungen, die er unterhielt, eine Rie
von ſolchem Umfange und ſolcher Vielſeitigkeit
machten, daß es ſchwer zu begreifen iſt, wie
ſeinen umfaſſenden Studien, ſeinen zahlreichen p
gelehrten und philoſophiſchen Arbeiten und oft ſe
gen Amtspflichten die dazu nöthige Muße un
mung zu gewinnen vermochte.

Hermann Marg

Taſchenbücher für Geſchichtskunde.

1. Hiſtoriſches Taſchenbuch. Herausgegeben von F
von Raumer. Dritte Folge. Achter Jahrgang.
Brockhaus. 1857. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte. G
und herausgegeben von Joſeph Freih. von H
und nach deſſen Tode fortgeſetzt von Georg
Rudhart. Zweiundvierzigſter Jahrgang der ge
vierundzwanzigſter der neuen, vierter der neueſt
1856, 1857. München, Franz. 1856 8. 1 Thlr.

Der Lebenslauf und der Charakter dieſer beide
ſchen Taſchenbücher iſt in der wiſſenſchaftlich gebilde

h bekannt; und mag immerhin die Richtung beider
verſchiedene geweſen ſein, im Allgemeinen muß zu-
werden, daß jedes derſelben ſeine beſondern Ver-
it. Dieſes Urtheil darf auch über die neueſten uns
en Jahrgänge ausgeſprochen werden.

Reihe der fünf Monographien, welche den Jahr-
57 des Raumer'ſchen „Hiſtoriſchen Taſchenbuch“
röffnet „Der Fürſtenbund gegen Kaiſer Karl V.“,
annes Voigt. Der Name des Verfaſſers bürgt
für den Werth der Arbeit. Insbeſondere hat die
Geſchichtſchreibung Urſache, für dieſe hiſtoriſche Mo-
dankbar zu ſein; namentlich hat das königsber-
berliner Staatsarchiv ſo Manches dargeboten, was
Bereicherung unſerer Kenntniſſe von Moritz' Stellung
er und von ſeinem Verhalten während der Zeit, wo
llung ſich änderte, betrachtet werden darf; ſeine Be-
t, die man für Zweideutigkeit zu halten geneigt war,
richtige Würdigung Deſſen, was man dem Kaiſer
r zu thun beabſichtigte, tritt auch in Voigt's Dar-
m ſehr vielen Stellen recht deutlich hervor. Die zweite
ng: „Zur neuern Geſchichte Spaniens (1806—40)“,
rich von Raumer, lieſt man deshalb, wir dürfen
it einer gewiſſen Pietät, weil der ehrwürdige Ver-
tz ſeiner hohen Jahre, im Intereſſe des „Hiſtoriſchen
ch“ und deſſen zahlreicher und langjähriger Ver-
ne geübte Feder nicht aus der Hand gelegt, wie er
lang willens war, ſondern vielmehr eine Arbeit
hat, wofür wir ihm um ſo dankbarer ſein können,
enutzten wiſſenſchaftlichen Hülfsmittel in Deutſchland
den bekannteſten und verbreitetſten Werken gehören.
neueſten Bände von Thiers' „Histoire du Con-
de l'Empire“ geleſen hat, wird Raumer's Mono-
mit um ſo größerer Aufmerkſamkeit leſen. Zu be-
t in der That, daß Soult's „Memoiren“ noch nicht
en ſpaniſchen Geſchichten vorgerückt ſind; denn unter
rſchällen Napoleon's I. hat der Herzog von Dalmatien
Pyrenäiſchen Halbinſel die Hauptrolle geſpielt. Wäh-
die dritte Abhandlung: „Guſtav III. und die politi-
rteien Schwedens im 18. Jahrhundert. Zweite Ab-
*): Die politiſchen Kataſtrophen unter Guſtav III.“,
t Herrmann, dadurch, daß wir ſie als einen recht
en Beitrag zur Geſchichte des Königthums in Schwe-
en, mit wenigen Worten charakteriſirt zu haben
— der Verfaſſer iſt ja in der nordiſchen Geſchichte zu
— müſſen wir bei der letzten Abhandlung: „Der preußi-
tag im Februar 1813“, von Auguſt Witt, etwas län-
eilen. Es iſt dieſelbe nach den in den Archiven der
andſchaftsdirection von Oſtpreußen aufbewahrten Acten
tags von 1813 und nach mündlichen Mittheilungen des
iſters von Schön bearbeitet. Man erhält durch dieſe
phie nicht nur einen recht intereſſanten Beitrag zur Ge-
er Erhebung Preußens gegen Napoleon's Zwingherr-
ondern auch eine Vervollſtändigung des Bildes von
nd der Männer, die in der Pertz'ſchen Biographie
um ihn theils näher theils ferner gruppirt erſcheinen.

Und was die ganze äußere Haltung des Aufſatzes betrifft, ſo hat der Verfaſſer Wort gehalten, nicht provinzieller Eitelkeit oder anmaßungsvoller Ueberhebung ſich überlaſſen zu wollen, ſondern durch die Thaten der Väter dem lebenden Geſchlechte darzuthun, daß nur dasjenige Volk die Freiheit erlangt, welches ihrer werth und zu den ſchwerſten Opfern für ſie bereit iſt. Und die Opfer, welche die Provinz Oſtpreußen gebracht hat, ſind ſo groß geweſen, daß ſie von keinem andern Volke der neuern Zeit, von deſſen aufopfernder Vaterlandsliebe die Geſchichte berichtet, übertroffen ſind. Die nur dünnbevölkerte Provinz ſtellte im Jahre 1813 zum Befreiungskampfe 71,445 Mann, ſodaß von je 100 männlichen Einwohnern 16 und von je 100 Männern zwiſchen 18 und 45 Jahren 45 die Waffen ergriffen haben; und obgleich damals große Noth und Armuth im Lande herrſchte — Schlachten, Gefechte, Plünderungen, Contributionen, Krankheiten hatten die Provinzen um die Wette heimgeſucht — wurden allein zur Errichtung der Landwehr 1,025,859 Thlr. aufgebracht. Mögen die kommenden Geſchlechter das Beiſpiel der Ahnen nicht vergeſſen!

Was nun das jetzt von Rudhart herausgegebene „Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte“ betrifft, ſo iſt es auch in dieſem Jahrgange ſeinem urſprünglichen Charakter treugeblieben, daß es höchſt Mannichfaltiges aus dem geſchichtlichen Gebiete enthält. Das Ganze iſt in vier Hauptabſchnitte getheilt. Für die proteſtantiſche Geſchichtſchreibung des Dreißigjährigen Kriegs iſt nicht ohne Werth und Beachtungswürdigkeit: „König Guſtav Adolf und Friedrich V. von der Pfalz in München 1632.“ Beider Fürſten Hände blieben nicht ſo rein von Entführungen aus Baierns Hauptſtadt, als man in der Regel behauptet. Die Beiträge zur Sittengeſchichte, unter 18 Rubriken vertheilt, ſind von ſehr ungleichem Werthe; für den gelehrten Hiſtoriker haben nur einige beſonderes Intereſſe, die überwiegende Mehrzahl wird dem Laien zu recht guter Unterhaltung dienen. Beſonders heben wir hervor: „Die deutſchen Gaſthäuſer im zweiten Decennium des 16. Jahrhunderts“ und „Straßburgs Fall den 30. Sept. 1681“. Mag die erſte Abhandlung immerhin nach des Erasmus „Colloquia“ verabfaßt ſein, wer lieſt ſie aber jetzt, trotzdem daß ſie eine ebenſo anziehende als belehrende Kurzweil gewähren? Die zweite Abhandlung iſt nicht ganz überflüſſig, trotz Coſte's 1841 in Weiſſenburg erſchienener Schrift und Scherer's Monographie in Raumer's „Hiſtoriſchem Taſchenbuch“ für 1843; das erſtere Buch ſcheint Rudhart nicht zu kennen. Möge übrigens auch ſein Taſchenbuch fortfahren, der Geſchichte in dem großen Kreiſe der Laien neue Jünger und Verehrer zu erwerben! 94.

Romane vom Verfaſſer der „Neuen deutſchen Zeitbilder“.

1. Schloß Wolkenſtein. Vom Verfaſſer der „Neuen deutſchen Zeitbilder“ und der „Schwarzen Mare“. Zwei Bändchen. Leipzig, H. Schultze. 1854. 8. 2 Thlr.
2. Die Verbrecher. Vom Verfaſſer der „Neuen deutſchen Zeitbilder“ u. ſ. w. Fünf Bändchen. Leipzig, H. Schultze. 1855. Br. 8. 5 Thlr.

Verfaſſer vorſtehender Bücher iſt Juſtizrath Temme, der durch die berliner Bewegungen vom Jahre 1848 bekannt wurde und infolge ſeiner Betheiligung ſein Vaterland verlaſſen mußte. Wir halten ſchon der gereizten Stimmung und dem bittern Gefühle, welches die Verbannung einflößt, Manches zugute, wenn aber Vorwürfe lautwerden, wie ſie Temme der literariſchen Kritik ſeiner Werke gegenüber auszuſprechen ſich veranlaßt findet, wenn er glaubt, daß literariſche Coterien beſtänden, die auf Herunterziehung oder Unterſchätzung ſeiner Werke gefliſſentlich ausgingen, ſo iſt dies entweder eine großartige Ueberſchätzung ſeines Talents und ſeiner Anlagen zu belletriſtiſchen Productionen oder jener eigenthümliche Hang, die Betrachtung und Beurtheilung einer Sache ſtets auf perſönliche Motive und ſubjective Geſichtspunkte zurückzuführen. Referent,

---

erſte Abtheilung ſteht Jahrgang 1856. Bei dieſer Gelegenheit
r nicht umhin, unſere Leſer auf den Inhalt des genannten Jahr-
hträglich aufmerkſam zu machen: „Die Gründung des engliſchen
Indien“, von Karl Friedrich Neumann (vortrefflich); „Peter
ens im Wirkungskreiſe des Staatsmannes“, von Karl Lud-
(recht leſenswerth); „Kurze Ueberſicht über die Geſchichte der
en Philoſophie“, von Heinrich Ritter (man erkennt ſofort den
uf dieſem Gebiete); „Hiſtoriſch-politiſche Geſpräche, wie
hört und führt“, von Friedrich von Raumer (enthält viel
; „Die orientaliſche Frage im zweiten Stadium ihrer
ung. Eine weitere geſchichtliche Studie zur vergleichenden
von Johann Wilhelm Zinkeiſen (eine tüchtige Arbeit, wie wir
55 über die erſte Hälfte in d. Bl. ausgeſprochen haben).

der auch bereits früher die „Schwarze Mare“ deſſelben Verfaſſers in d. Bl. beſprochen hat, kann übrigens Temme auch darüber beruhigen, daß er auf keine literariſche Perſönlichkeit mehr oder weniger Rückſicht nimmt, als es ſeiner Ueberzeugung nach die Sache, die in Betracht kommt, erfodert. Von dieſem Standpunkte aus müſſen wir auch umſomehr das Verfahren Temme's zurückweiſen, das er in dem Romane „Die Verbrecher“ einzuſchlagen ſich bewogen gefunden hat, wo er in die Converſation ſeiner Romanfiguren Ausfälle gegen literariſche Perſönlichkeiten und Zeitſchriften verwebt. So werden I, 72 Gutzkow, IV, 73 die „Grenzboten“ in einer unwürdigen, gehäſſigen Weiſe erwähnt und dann in ziemlich allgemeiner Weiſe von den Literaturblättern der Gegenwart behauptet, daß ſie „Aſſecuranzanſtalten für die Vergötterung“ ſeien, und daß ſie dazu dienten, „recht gründlich die Gemeinheit der Menſchen kennenzulernen“. Ferner wird geſagt, daß „jene neuern deutſchen Roman- und Novellenſchreiber das Monopol für ſich in Anſpruch nehmen und daß man keine Götter neben ihnen haben ſolle“. Es kann natürlich nicht unſere Abſicht ſein, die Schrullen und Flirren Temme's berichtigen zu wollen, da ein unparteiiſcher Blick in die literariſchen Zeitſchriften der Gegenwart uns weit eher das Gegentheil einer gegenſeitigen Vergötterung, zeigt und daß einzelne Uebertreibungen, wie ſie wol hier und da vorkommen mögen, keineswegs ein ſo wegwerfendes Urtheil entſchuldigen laſſen; wir unſererſeits weiſen mit Entrüſtung und Entſchiedenheit dergleichen Vorwürfe als thatſächliche Unwahrheiten in ihre Schranken zurück. Unbegreiflich bleibt uns bei der ganzen Sache übrigens nur das Eine, daß Temme trotz ſeiner Anſicht von der gräßlichen Gemeinheit, wie ſie ſich in den Literaturblättern der Gegenwart ſeiner Meinung nach offenbart, dennoch ſo großes Gewicht auf das Urtheil derſelben legt, daß er ſich ſo ſehr durch daſſelbe in Harniſch jagen und aus ſeiner ruhigen Faſſung bringen läßt. Wir wollen zwar einen großen Theil der Verantwortung ſolcher biſſiger, gereizter Anſichten auf die eigenthümlichen perſönlichen Verhältniſſe des Verfaſſers wälzen, der, aus ſeiner Stellung herausgetrieben, auf anderm Gebiete ſeine Exiſtenz zu gründen ſucht; aber darum wollen wir ihm auch mit der einfachen Wahrheit entgegentreten, damit ſeine Illuſionen zu Ende gehen und er ſich lieber nach einem andern Felde ſeiner Thätigkeit umſehen möge, mit der Ueberzeugung, wie ſie aus den Romanen Temme's ſich uns gebildet hat, daß er für dieſes Feld kein eigentliches Talent beſitzt.*)

Der Roman „Schloß Wolkenſtein“ zeichnet ſich vor der „Schwarzen Mare“ dadurch vortheilhaft aus, daß die Geſellſchaft, in welche uns der Verfaſſer führt, nicht ſo bodenlos ſchlecht, die Charaktere nicht ſo verworfen, die Situationen nicht ſo trivial ſind; er zeichnet ſich ferner vor jenem Buche aus, daß er nicht ſo unſterblich breit durch drei lange Bände auseinandergerenkt iſt. Es fehlen auch dem vorliegenden

*) Der Herausgeber d. Bl. hatte ſchon früher, in Nr. 33 d. Bl. f. 1856, Gelegenheit genommen, die Ausfälle Temme's gegen ſeine Beurtheiler in einer Notiz „Die deutſche Kritik und der Verfaſſer der «Neuen deutſchen Zeitbilder»“ zu beleuchten, und zwar auf Grundlage eines gegen die Temme'ſchen Ungebührlichkeiten gerichteten Aufſatzes im „Deutſchen Muſeum“, deſſen Redacteur Temme neuerdings in ſeinem ſpätern Roman „Anna Jogszis“, über den ſich eine andere Feder in d. Bl. ausſprechen wird, in wenig paſſender Weiſe angegriffen hatte. Der Verfaſſer der „Neuen deutſchen Zeitbilder“ wird aus gegenwärtiger Kritik erkennen, wie wenig ſeine Manoeuvres geeignet waren, die Kritik einzuſchüchtern. Möglicherweiſe (nehmen wir an) hätte unſer Referent ohne dieſe Herausfoderungen ſich eher geneigtgefühlt, wenigſtens das criminaliſtiſche Material, welches, wie man uns ſagt, mehren der Temme'ſchen Romane ein wenigſtens ſtoffliches Intereſſe verleihen ſoll, in ſeinem Bericht hervorzuheben. Da aber der Verfaſſer, wie es ſcheint, ſeine Romane abſolut auch als Kunſtwerke anerkannt wiſſen will, ſo trifft ihn gegenwärtige Abfertigung ſchwerlich unverdient.

D. Red.

Buche nicht ſeine breiten, langweilig-behaglich ausgeſpon
nen Scenen, die namentlich in der Schilderung der B
gänge innerhalb des Schloſſes Wolkenſtein hervortreten;
Ganzen jedoch iſt die Handlung einheitlicher geſtaltet, obgl
die Compoſition noch gar Manches, was namentlich Einf
heit der Handlung, Friſche und Wärme der Darſtellu
Schärfe der Charakteriſtik anlangt, zu wünſchen übrigl
Wir wollen gern dieſen Fortſchritt des Verfaſſers anerkenn
aber uns nicht verhehlen, daß auch bei dieſem Buche
Uebertriebene, Geſuchte, geradezu die Caricatur ſich imm
wieder in den Vordergrund drängt und dem Leſer den eige
lichen Genuß verkümmert. Am deutlichſten treten jedoch w
der alle die Fehler und Mängel, die wir bereits früher an
Conſtruction der Romane Temme's tadeln mußten, in d
ſpäter erſchienenen Romane „Die Verbrecher“ an den T
Wir haben da eine Handlung, die zwiſchen einer langweil
breiten Darſtellung, von faden Schwätzereien unterbroch
durch fünf Bände unnatürlich ausgerenkt iſt. Wir haben
Betrachtungen, Abhandlungen, z. B. über das Strafrecht,
ſich im erſten Bande von S. 77—92 ausdehnen; wir hab
weitſchichtige landſchaftliche Schilderungen, wie im erſten Ban
die Beſchreibung der Haide, im fünften Bande S. 43 ein
wahren Handelsdialog von Gemüſemarkt oder von Gewü
laden. Wir haben da eine Auswahl von ganz gemeinen lied
lichen Menſchen, deren ganzes Treiben jedem geſunden ſi
lichen Gefühl ins Angeſicht ſchlägt; bodenlos ſchlecht ſind ſ
alle Charaktere und was davon eine Ausnahme macht, das
ſo fade und trivial, daß nirgends das Intereſſe des Leſers ſ
feſtgehalten fühlen kann. Raub, Mord, Proſtitution, Verr
und Betrug ſind die Hauptmotive der handelnden Perſon
daneben her laufen noch Frömmelei, Hochmuth, Intrigue u
Heuchelei. Die Folge ſolcher Motive iſt natürlich, daß die wid
wärtigſten Scenen vor unſern Augen vorübergeführt w
den. Wie häßlich iſt die Scene in der Wohnung des Gefange
wärters (II, 179), wie häßlich die Darſtellung (II, 147),
die Tochter, die leibliche Tochter von ihrer Mutter ſagt: „
ſie da liegt, einem Viehe gleich. Meine Mutter! Konnte
anders werden!“ Der Vater begrüßt mit folgenden Com
menten ſeine Tochter: „Du ſchamloſes, liederliches Geſchö
das mit allen Lieutnants und Referendarien umherläuft!“
Graf von Hochburg lernt eine ſehr reiche Witwe kennen;
weiß, daß ſie früher von der Proſtitution gelebt hat, er w
ſie aber dennoch heirathen und glaubt ſie zur Heirath zwing
zu können dadurch, daß er ſie an ihre Proſtitution erinn
Wo iſt in ſolcher ſchmuzigen Geſellſchaft das grüne Zweigle
zu finden, auf dem ſich die heilige, reine und keuſche Taube d
Poeſie niederlaſſen könnte! Wir wiſſen es nicht; wehklage
hat ſie ihr trauriges Auge weggewandt und flattert wei
weiter. Als Probe des durchweg ganz zerhackten St
möge folgende Stelle (V, 43) dienen, deren ſich noch e
große Anzahl im Buche finden. Eine Dame iſt in ein
Laden und will kaufen: „Der Preis? Drei Gulden
Elle. — Sie ſcherzen wol? Bitte unterthänig, ſehr billig. —
Wie theuer kommt dieſer Stoff? Drei Gulden dreißig, unt
thänig aufzuwarten. — Das iſt ja unverſchämt! Halt
zu Gnaden, durchaus preiswürdig. — Zwei Gulden wä
zu viel. Euer Gnaden belieben zu ſcherzen. — Wie hoch die
Vier Gulden. — Das ſollte mir fehlen“, und ſo weiter i
Unendliche, aber ohne Grazie! Im Buche ſind die einzeln
Zwergſätzchen alle ſplendid untereinander gedruckt, ſodaß dieſ
Dialog faſt zwei Seiten einnimmt! Um die Leſer d. Bl.
den Stand zu ſetzen, auch den Inhalt der Erzählung kenne
zulernen, wollen wir denſelben hier kurz angeben und dan
von dieſer Lectüre, die uns im hohen Grade unerquicklich wa
Abſchied nehmen.

Der Inhalt des Romans „Schloß Wolkenſtein“ iſt f
gender: Am 3. April 1833 hatte das frankfurter Atten
ſtattgefunden, ein Theil der Betheiligten war gefangengen
men worden, andere waren entflohen und wurden verfolg

leztern gehören denn auch zwei handelnde Perſonen in
dem Romane, Franz Müller und Graf Waldemar
:nberg; Beide ſind auf ihrer Flucht in die Nähe der
hen Grenze gelangt, ohne dieſelbe jedoch erreichen zu
Während ſie ſo in einem Waldverſtecke verborgen eine
Gelegenheit abwarten wollen, kommen zwei Damen,
n von Wolkenſtein, in Begleitung eines Vetters, des
utenants Alexis von Wolkenſtein. Hinter ihnen erhebt
icher Lärm, indem ein toller Hund, von den Bauern
:genden Orte verfolgt, die Straße daherrennt, gerade
beiden Damen zu. Der Gardelieutenant rettet ſich über
aben in den Wald, während die jüngere der Damen,
bei einem gleichen Verſuche ſtürzt und ſo ein Opfer
ſie zuſtürzenden tollen Hundes geworden wäre. In
ugenblicke ſpringt Franz Müller aus ſeinem Verſtecke
Straße und feuert ein Piſtol auf den Hund ab, ohne ihn
; der Hund wendet ſich nun gegen ihn, da rettet ihn
er Schuß, mit welchem er den Hund tödtet; in die-
enblicke ſpringt auch der Lieutenant hinzu und haut
nde noch den Kopf ab. Die beiden Flüchtlinge be-
ie allgemeine Verwirrung und ſuchen zu entkommen,
ntlich durch die beiden Schüſſe die ſtreifenden Gen-
auf ſie aufmerkſam gemacht worden ſind. Mittlerweile
Wagen der Gräfinnen die Straße herangekommen, in
jenblicke, wo auch die Gendarmen den Flüchtigen auf
e waren. Als die Damen eingeſtiegen waren und der
at eben ihnen nachfolgen wollte, faßte ihn der über die
geſprungene Müller rückwärts, ſchob ſeinen Begleiter
Wagen, machte den Schlag zu, ſchleuderte den Lieute-
: Kraft auf die Seite, ſprang zum Kutſcher auf den Bock
ihn, mit der Piſtole drohend, weiterfahren. Der Wagen
rt, ſo ſehr auch der Lieutenant und anfänglich die Da-
rien. Es kam nun zu Erklärungen. Franz Müller
als Retter Leontinens anerkannt, er zeigte den Paß des
Sternberg, in welchem die Damen einen theuern Ver-
i erkennen. Leontine entſchloß ſich aus Dankbarkeit,
htlinge zu ihrer Rettung mit in das Schloß Wolkenſtein
men. Die Grafſchaft Wolkenſtein war früher reichs-
bar geweſen. Der noch lebende Beſitzer war der letzte
ne Herr. Unter ſeiner Regierung wurde das Ländchen
ſirt. Das Schloß iſt wie eine Feſtung gebaut und wie
lege von aller Welt abgeſchnitten. Der Graf iſt ſelbſt
ndant und führt als ſolcher die Schlüſſel. Ohne ſeine
niß darf Niemand aus noch ein. Das Feſtungsthor
i jeder Woche nur an einem einzigen Tage geöffnet,
Alles, was dann im Schloſſe iſt, acht Tage darin ge-
bleibt. Leontine wußte die Hinderniſſe, welche die
benden Soldaten, die alle feſtungsmäßig klingende Na-
e Mauerbrecher, Kanonendonner, Widderbaum, Ritter-
elmſchwert u. ſ. w., führten, erhoben, klug zu beſeitigen,
waren die Flüchtlinge im Schloſſe Wolkenſtein ein-
n. Der Verfaſſer führt uns nun das Treiben im
vor; Manches darunter iſt ſpaßhafter Natur, aber
em doch zu farceartig, um unſer Intereſſe ſonderlich zu
Die Gendarmerie hat bald Kunde von der Ver-
ung der Flüchtlinge erhalten, ſie verlangt aber vergeb-
laß; da wird endlich eine Compagnie Soldaten mit
e ausgeſandt, um den Eingang zu erzwingen, aber
beharrt auf ſeinem Entſchluſſe, er will lieber das
bombardiren laſſen als öffnen. Während man in jedem
icke den Ausbruch der Feindſeligkeiten erwartet, wäh-
Schloſſe Alles in Angſt und Beſtürzung durcheinander-
nd der alte Herr feſt auf ſeiner Weigerung beſteht,
Franz Müller gegen den ſtrengſten Befehl zu ihm
ienzzimmer und bittet, fodert, daß man ihn ausliefere,
ch dagegen ſträubt ſich das Gefühl des alten Pedanten.
mt zur rechten Zeit ein Brief aus der Hauptſtadt.
Sternberg iſt begnadigt und wird zur Strafe als At-
r Geſandtſchaft nach Petersburg geſchickt. Der Unter-
offizier Mauerbrecher, der ſehr bei Einbringung der Flüchtlinge behülflich geweſen war, wird als Caſtellan auf Roſenſtein verbannt und Leontine nach Petersburg. „Die Gräfin erröthete." „Alſo", ſchloß lachend der Graf, „würde ſich ja dieſe unheildrohende Belagerung in eine recht anmuthige Komödiengeſchichte auflöſen!" Damit nun aber in Zukunft dergleichen Belagerungsgeſchichten nicht wieder vorkommen, ſo wird die Schloßwache und Thorſperre für immer aufgehoben. Franz Müller zog in die Fremde. Im Jahre 1849 hatte er aus Deutſchland wieder flüchten müſſen infolge der politiſchen Bewegungen des Jahres 1848, in die er ſich hineingeworfen hatte. Er begab ſich nach Paris. Zu derſelben Zeit war Graf Waldemar von Sternberg Geſandter ſeines Hofs in Paris. Gegen einzelne Flüchtlinge wurde zum Zweck ihrer Auslieferung ein Ueberfall vorbereitet. Mit der Ausführung dieſes Plans war Graf Sternberg betraut. Eines Tags erhielt Franz Müller ein Billet, worin er von dem Plane, der auch ihn betraf, warnend benachrichtigt wurde. Das Billet war von der Gräfin Sternberg, geborenen Leontine von Wolkenſtein; er flüchtete nach London und von da weiter nach Amerika.

Verwickelter iſt der Gang in dem Romane „Die Verbrecher"; wir begnügen uns daher, nur die allgemeinen Umriſſe der Erzählung zu geben. Irgendein vornehmer Herr, der bald Taddäus, bald Sir Arthur Brown heißt, hatte ſeine Gattin verlaſſen und war nach Californien gegangen; dort hatte er in Verbindung mit einem andern Auswanderer, Stephan Markowitz, ſich ein großes Vermögen erworben. Beide hatten dieſes Vermögen zur Verwaltung einem Baron Olten oder, wie er eigentlich hieß, Baron Waldhauſen anvertraut; der Baron hatte Beide betrogen und war mit dem Gelde und einer liederlichen Dirne durchgegangen. Die beiden Betrogenen waren ihm nachgereiſt, hatten ſeinen Aufenthalt endlich entdeckt, ihn daſelbſt Nachts überfallen, beraubt und mit ſeiner Begleiterin ermordet. Es begann nun die gerichtliche Verfolgung; Taddäus ſuchte ſeinen Freund dem Gerichte auszuliefern, während er unter fremdem Namen ſich der Verfolgung zu entziehen ſuchte. Stephan war wiederholt dem Gefängniß entflohen und trieb ſich mit ſeiner Concubine im Lande umher, den Verräther Taddäus ſuchend; dieſer war gerade im Begriffe, ſich wiederum zu verloben, obgleich ſeine noch lebende Frau in eine Eheſcheidung nicht einwilligen wollte, als Stephan von neuem eingezogen wurde und den wahren Hergang des Verbrechens enthüllte. Taddäus leugnete anfangs, ſpäter geſtand er Alles; er wurde zum Tode verurtheilt und im Gefängniß ſpielte noch eine ſentimentale Scene zwiſchen der Frau des Mörders und der Neuverlobten. Doch jam satis! 25.

Notizen.

Zur hamburger Journaliſtik.

Von der in Hamburg durch C. Volckhauſen und L. Walesrode begründeten neuen Wochenſchrift „Der Compaß" iſt uns bisher nur die erſte Nummer zu Geſicht gekommen; nach einer erſten Nummer läßt ſich aber einem neuen Blatte niemals ein ſicheres Prognoſtikon ſtellen, ebenſo wenig wie einem Menſchen am Tage ſeiner Geburt. Blätter, die mit großen Anſprüchen, einem langen Schweife renommirter Mitarbeiter und lautem Halloh in die Welt traten, ſind oft über Nacht verſchwunden und nicht wiedergeſehen worden, und wieder Blätter, die ſo beſcheiden und ſchlicht als möglich auftraten, haben ſich friſch und kräftig entwickelt und im Laufe der Jahre und für einen gewiſſen Zeitraum einen großen Leſerkreis erworben. Der „Compaß" tritt wenigſtens nicht mit Anſprüchen auf, denen er nicht genügen könnte, und auch dies iſt ſchon viel werth. Walesrode mahnt in einem Aufſatz „Hamburg und ſeine Localpreſſe" an die Ehrenpflichten, welche Hamburg zu erfüllen habe, um ſich ſo „gewiſſermaßen wegen ſeines Glücks gegen Millionen Bürger anderer Staaten zu rechtfertigen, die

mindeſtens ebenſo ſtrebſam, ebenſo intelligent, ebenſo ſittlich berechtigt ſind, wie die Bewohner des kleinen Hamburg, aber bei weitem nicht ſo glücklich“. Er kommt dann auf die Localpreſſe Hamburgs zu ſprechen, die „ganz vorzüglich den Beruf habe, die öffentlichen Angelegenheiten des freien hamburgiſchen Gemeinweſens nach der bedeutungsvollen Stellung zu bemeſſen, die Hamburg als Weltſtadt einnimmt, und die öffentliche Meinung nicht blos in den würdigſten Eindruck zu faſſen, ſondern durch würdige Haltung veredelnd auf dieſelbe einzuwirken“. Seiner Anſicht nach entſpricht die hamburger Localpreſſe dieſer Foderung nun keineswegs, thut vielmehr gerade das Gegentheil. Die hamburger „Jahreszeiten“ erklären hierzu ihre Zuſtimmung und bemerken: „Die Localpreſſe Hamburgs iſt in der That eine vielfach arge und ſo tief in kleinſtädtiſchem Klatſch verſunken, daß ſie verengend und depravirend auf den größern Geſichtskreis der Bewohner einwirkt und dieſe Weltſtadt faſt ganz um jeden freien Blick in die Welt betrügt, ein Betrug, der um ſo betrübender iſt, als er ehedem, zur Zeit, da A. W. von Archenholz ſeine «Minerva», A. von Hennings ſeinen «Genius der Zeit», Joachim Eſchenburg ſeine «Unterhaltungen» von Hamburg aus in noch heute muſtergültiger Weiſe redigirte, nicht geübt wurde.“ Leider liegt die Localpreſſe in Deutſchland faſt überall mehr oder weniger im Argen, und der Ausländer, der nach ihr den gerühmten Bildungszuſtand Deutſchlands beurtheilen wollte, dürfte zu einem Reſultat gelangen, das uns keineswegs ſehr angenehm und für uns ehrenvoll bedünken würde.

Inzwiſchen ſucht man einem Blatte, das nicht zur hamburger Localpreſſe gehört, dem humoriſtiſchen „Ernſt Heiter“ von Glaßbrenner das Leben ſauer zu machen. Ein großer deutſcher Staat hat ihn von ſeinen Grenzen ausgeſchloſſen, und jetzt leſen wir von einer in Hamburg beabſichtigten Maßregel, die, wenn ſie ſich, wie es ſcheint, auf den Herausgeber des „Ernſt Heiter“ beziehen ſollte, allerdings geeignet ſein würde, jedes fernere ſpecielle Verbot des Blattes in irgendeinem deutſchen Staate vollkommen überflüſſig zu machen. Wenn wir uns einfach an Das halten, was „Ernſt Heiter“, der übrigens immer eine gewiſſe Vorliebe für Preußen und Berlin durchſchimmern ließ, bisher gebracht hat, ſo finden wir beim beſten oder ſchlechteſten Willen nichts darin, was „Kladderadatſch“ und andere ſatiriſche Blätter nicht ſchon in beißenderer oder mindeſtens ebenſo beißender Weiſe auszuſprechen das Privilegium gehabt oder ſich genommen hätten. Vielmehr ſcheint uns gerade das rein Schalkhafte die Seele des Glaßbrenner'ſchen Witzes zu ſein, wie man auch aus folgenden Ernſt-Heiter'ſchen Variationen deutſcher Sprichwörter erkennen mag: „Jugend hat keine Chriſtine“; „Chriſtine muß austoben“; „Wenn dem Hunderttauſendthalerbeſitzer zu wohl iſt, geht er auf die Börſe“; „Was dem Bankier recht iſt, iſt dem kleinen Bürger theuer“; „Schlägſt du meinen Ruſſen, ſchlage ich deinen Kreuzritter“; „Wo die Noth am größten, iſt der Hauswirth am bös'ſten“; „Es führen viele Hengſtenberge nach Rom“; „Wer Bückeburg nicht ehrt, iſt Frankfurt a. M. nicht werth“; „Eine Cenſur hackt der jetzigen Preßfreiheit die Augen nicht aus“; „Weſſen Brot ich eſſe, deſſen Geld ich ſtehle“; „Reden iſt Silber, Schweigen drei Thaler Diäten“; „Wer nicht hören will, muß die Kammern beſuchen“; „Wen's juckt, der kratze Neapel“; „Jedem Ehemann gefällt des andern Pantoffel“; „Alter ſchützt vor Thorſperre nicht“ u. ſ. w. Oder aus folgenden telegraphiſchen Depeſchen: „Berlin, 22. November, Abends 7 Uhr. Nach einem Ausſpruche Hanſemann's ſoll die Gemüthlichkeit in Geldangelegenheiten nächſtens gänzlich aufhören“; „Bruchſal, 23. November. Ein politiſcher Verbrecher, der zur Lectüre des «Thomas Morus» von Oskar Redwitz begnadigt wurde, machte ſchon nach dem erſten Acte einen Verſuch, ſich aufzuhängen, wurde aber grauſamerweiſe abgeſchnitten.“ Deutſchland müßte ſchon ſehr wackelig ſein, wenn es von dieſen und ähnlichen harmloſen Scherzen umfallen ſollte. Indeß iſt vielleicht nur ein Schritt von der
hamburger Thorſperre, bei der ja ohnehin aller Spaß
zur vollkommenen Witzſperre, mit der man übrigens in
burger Journaliſtik wol eine Lücke reißen, ihren üb
brechen aber nicht abhelfen kann.*)

Hans von Rippach.

Von einem Mitarbeiter d. Bl. brachten wir in N
Notiz, worin in Betreff der bekannten auf „Hans von
anſpielenden Stelle in Goethe's „Fauſt“ die Ausle
Dichtung daran erinnert wurden, daß auch in „Sie
Lindenberg“ von dem „Mann von Rippach“ die
In einer Zuſendung aus Leipzig wird uns nun erz
der Name Rippach, wie dies wol den Leipzigern älte
ration erinnerlich ſein dürfte, noch vor 30 Jahren
Landleuten der Umgegend nie ohne einen derben Z
geſprochen wurde, den wir hier, obſchon wir wiſſen,
ſtaben nicht erröthen, abzudrucken Anſtand nehmen,
mit der Muthmaßung des frühern Einſenders in Be
gewiſſen Compoſitums mit Hans, welches die Kataſ
Tieck's „Vogelſcheuche“ herbeiführt, vollkommen über
men ſcheint. Unſer leipziger Gewährsmann berich
weiter, daß bei Tanz und Zechgelagen die an irgend
Anweſenden gerichtete Frage: „Der Mann iſt wol
pach?“ ſowol den Anlaß als die Auffoderung zu T
ten und Raufereien gegeben habe. Woher es aber g
daß auf den Rippachern ſolcher Schimpf gelaſtet, und
eigentliche Grund dieſer Fopperei geweſen, das herausz
erklärt unſer leipziger Gewährsmann, ſei ihm trotz all
hung nicht möglich geweſen. Wahrſcheinlich ſei die
(und zu ſolchen nicht immer ſehr witzigen Foppere
Bevölkerung von Leipzig und der Umgegend, wie m
ſehr aufgelegt) auch dann noch geblieben, als längſt
mehr von der eigentlichen Urſache derſelben etwas gewuß
gens glauben wir nicht, daß den neueſten Fauſtin
dieſes Sachverhältniß ein Geheimniß geblieben; den
wir gerade zu der uns zunächſt zugebote ſtehenden Erl
des „Fauſt“ von J. A. Hartung: „Ungelehrte Erklä
Fauſt“ (Leipzig, Engelmann, 1855), greifen, bege
bei Erläuterung der Scene im Auerbach'ſchen Keller
merkung: „Rippach iſt die letzte Poſtſtation zwiſchen W
und Leipzig. Hans von Rippach galt zu Goethe's Ze
zeichnung eines Tölpels.“

Verſchwiegene Ueberſetzungen aus dem De ins Engliſche.

Die von Max Moltke herausgegebene Zeitſchrift
ſcher Sprachwart“ hält ſich in Lieferung 9 darüber
jüngſt Charles Dickens' „Household-words“ das
Uhland'ſche Gedicht „Einkehr“ in einer engliſchen Be
mit der Ueberſchrift „Mine host“ mitgetheilt hätten,
der Name des deutſchen Dichters dabei genannt oder ü
auf den deutſchen Urſprung des Gedichts hingewieſen
wäre. Oder, um zugleich eine Probe von der in der
den Notiz des „Sprachwart“ angewandten Orthogr
geben: „Keine anmerkung fon ſeiten des überſez
herausgebers deutete auf des gedichtes deutshen
hin, vi denn überhaupt angabe der kvelle oder
shaft in jenen blättern eine grose ſeltenheit ist. Der
shriftsteller, ob nun leiter oder mitarbeiter einer z
ist darin fil genauer und gevissenhafter; ja nich

*) Einer Klage, die wir über „Ernſt Heiter“ vernommen
die mehr ſeine äußere Ausſtattung als ſeinen Inhalt betriff
wir im Intereſſe des Blattes ſelbſt hier noch gedenken. D
das Format für ein Scherzblatt zu groß. Man will den
auf Folioblättern, ſondern in kleinerm Format, wie ja ſel
Bonmots im ganzen Leuten von großem körperlichen Volu
ſo natürlich ſtehen als Leuten von kleiner Leibesgeſtalt.

er ſo weit, ſich auf eine mangelhafte überſezung aus feder mer einzubilden als auf ein meisteshaftes eigen- gnis ſeines geistes; denn es ist nun einmal di leidige der Deutshen männiglich, mit dem blosen radbrechen aulhaben fremder zungen förmlich zu prunken. In- venn auch di englishen mitarbeiter und mitarbei- en des herrn Dickens ſamt und ſonders ſich mit der eheiden (oder filleicht besheiden lassen), ire beiträge amensuntershrift eben nur abgedrukkt zu ſehen; ſo doch di aus fremden shrifttümern entlenten aufſäze edichte als ſolche venigstens nach irer sprachkvelle hnet verden. Oder kennt herr Dickens unſern Uhland ! — Oder erkante er das im eingeſante gedicht über- nicht als eine überſezung? — In diſem falle gibt utshe sprachvart im di ferſicherung und vill — auf glish — ſolche durch eine vette fon tauſend gegen härten, dass ein englisher dichter — fon dem range ds in Deutshland — bei keinem deutshen shriftsteller itshriftleiter — fon dem range des herrn Dickens in nd — jemals der gefar oder unbill ausgeſezt väre, utshe überſezung eines ſeiner gedichte den deutshen als das erzeugnis einer deutshheimishen muſe dar- en zu ſehen; denn der shlichteste deutshe leſer fon iger bildung und beleſenheit vürde di untergesho- it merken.“ Was die engliſche Bearbeitung betrifft, eint ſie uns ſehr wohl gerathen zu ſein, wie man gleich en beiden erſten Strophen erkennen wird:

Once with a landlord wondrous fine
A weary guest I tarried;
A golden pippin was his sign
Upon a green branch carried.

He was a goodly Apple-tree,
With whom I took my leisure;
Fine fruit, and mellowed juicily,
He gave me of his treasure.

Nur die Schlußſtrophe ſcheint uns an ſchalkhafter Naive- dem deutſchen Original nicht ganz gleichzukommen. Wir hierbei, daß eine Dame, Lady Marwell Wallace, das ſche Märchen von der Prinzeſſin Ilſe überſetzt und mit herausgegeben hat, ebenfalls ohne den Namen Dichters zu nennen, doch wenigſtens mit der Bemerkung: om the German.“ H. M.

Bibliographie.

Bechſtein, L., Villa Carlotta. Poetiſche Reiſebilder Comerſee und aus den Lombardiſch-Venetianiſchen Landen. mar, Voigt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bittkow, T., Harmloſe Lieder. Berlin, Bittkow. 16. Ngr.

Cassel, P., Eddische Studien. I. Fiölvinnsmál. Wei- , Böhlau. 1856. Lex.-8. 1 Thlr.

Caſſel, P., Erfurt und die Zaunemannin. Eine literar- iſche Skizze. Hannover, Rümpler. 8. 10 Ngr.

Das Daſein einer freien Macht eines Geiſtes vom Stand- r der Naturwiſſenſchaften. Querfurth, Schmid. Gr. 8. Ngr.

Demuth, K. J., Geschichte der Landtafel im Mark- thume Mähren. Mit 3 Tabellen und 1 Kunstbeilage. n, Nitsch u. Grosse. 4. 3 Thlr. 18 Ngr.

Dumas, A., Die Genoſſen Jehu's. Hiſtoriſcher Roman der Zeit der royaliſtiſchen Verſchwörungen unter dem ulate. Aus dem franzöſiſchen Manuſcripte überſetzt von L. G. Rödiger. 1ſter bis 3ter Theil. Wien, Hartleben. 8. hlr. 6 Ngr.

Gindely, A., Böhmen und Mähren im Zeitalter der rmation. I. — A. u. d. T.: Geſchichte der böhmiſchen Brüder. 1ſter Band. [1450—1564.] Prag, Bellmann. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Haeſer, H., Geſchichte chriſtlicher Kranken-Pflege und Pflegerſchaften. Berlin, Hertz. Gr. 8. 22½ Ngr.

Heine, H., Tragödien nebſt einem lyriſchen Intermezzo. 3te Auflage. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Hotzel, J. C., Ueber die literariſche und ſtaatsmänniſche Wirkſamkeit Dr. Chriſtian Wilh. Schweitzer's weil. Weimar. wirkl. Geheimenraths und Staatsminiſters. Eine biographiſche Skizze. Jena, Frommann. Gr. 8. 10 Ngr.

Kortum, C. A., Die Jobſiade. Ein groteſk-komiſches Heldengedicht in drei Theilen. 8te Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 16. 24 Ngr.

Kottmeier, D., Die Darſtellung des Heiligen durch die Kunſt, vornehmlich in ihrer Anwendung auf den evangeliſchen Cultus. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Langer, A., Die Carbonari in Wien oder der Mann mit der weißen Leber. Charakterbild aus dem Wiener Leben. Zwei Bände. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Lechler, G. V., Das apostolische und das nachapostolische Zeitalter. Mit Rücksicht auf Unterschied und Einheit in Lehre und Leben. 2te durchaus umgearbeitete Auflage der von der Teyler'schen theologischen Gesellschaft gekrönten Preisschrift. Stuttgart, Besser. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Luther, G. A., Geſchichten aus dem jetzigen Volksleben. 1ſter und 2ter Band. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Paſſavant, J. K., Das Gewiſſen. Eine Betrachtung. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 10 Ngr.

Piper, G. D., Die ſogenannte Vernunftreligion in ihrem Verhältniſſe zu Vernunft und Religion. Bernburg, Groening. Gr. 8. 3 Ngr.

Sartorius von Waltershausen, W., Ein Vortrag über den Aetna und seine Ausbrüche gehalten in der ersten allgemeinen Sitzung der XXXII. Versammlung der deutschen Naturforscher zu Wien am 16. Sept. 1856. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 10 Ngr.

Schütt, A., Balder's Tod. Epiſches Gedicht in drei Geſängen. Karlsruhe, Braun. 8. 12 Ngr.

Seifart, K., Luſt, Leiden, Lieben und Leben aus Vorzeit und Gegenwart. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 1 Thlr.

Silbernagl, J., Albrecht IV., der Weiſe, Herzog von Bayern, und ſeine Regierung. Nach geſchichtlichen Quellen verfaßt. München, Lindauer. Gr. 8. 10 Ngr.

Uhlemann, M., Grundzüge der Astronomie und Astrologie der Alten besonders der Aegypter. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Vial, A., Johann Balthasar Schuppius, ein Vorläufer Speners, für unsere Zeit dargestellt. Mainz, Kunze. Gr. 8. 11 Ngr.

Vogel, A., Natur-Studien. Mit einem Vorwort von G. H. v. Schubert. Erfurt, Weingart. Gr. 8. 10 Ngr.

Weſſenberg, J. H. v., Gott und die Welt oder das Verhältniß aller Dinge zu einander und zu Gott. Zwei Theile. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 3 Thlr.

Zarncke, F., Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig in den ersten 150 Jahren ihres Bestehens. Leipzig, Hirzel. Hoch 4. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Binder, W., Der Krieg gegen Rußland in den Jahren 1853—1856. Heilbronn. 1856. 8. 10 Ngr.

Gräff, H., Ueber die Berechtigung und Verpflichtung der Inhaber der gutsherrlichen Polizei zur Uebernahme der Polizei-Anwaltſchaft. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Feſter Grund. Dichtungen von Julius Hammer.

Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine neue Gedichtſammlung **Julius Hammer's**, die ſich an ſeine frühern Dichtungen eng anſchließt und namentlich als ein **zweiter Theil** von „Schau um dich und Schau in dich" bezeichnet werden kann, ſodaß ſie den zahlreichen Freunden dieſer ſoeben bereits in **ſechster Auflage** erſchienenen Dichtungen, die mit vollem Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier" und Rückert's „Weisheit des Brahmanen" an die Seite geſtellt werden, gewiß willkommen ſein wird.

„Feſter Grund" heißen die neuen Dichtungen und ihn ſollen ſie gewinnen helfen durch Selbſterkenntniß und durch Erkenntniß der ſtufenweiſen Entwickelung des Ewigen und Höchſten im Menſchen; in die Vergangenheit zurückſchauend und an die Gegenwart ſich wendend, möchten ſie beitragen zur Feſtigung und Kräftigung, zur Verſöhnung und Läuterung, zur Erhebung und Erbauung, zur wahren Frömmigkeit und Humanität.

Von dem Verfaſſer erſchien in demſelben Verlage:

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Sechste Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Einkehr und Umkehr. Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Praktiſches Handbuch der Roh- und Stabeiſen-Fabrikation

in leichtfaßlichem Vortrage. Zugleich als ſyſtematiſcher Text zu: „Die Fabrikation des Eiſens. Von **E. Flachat, A. Barrault** und **J. Petiet.** Mit 92 Tafeln und Karten. Lüttich und Leipzig. 1851."

Von Dr. Karl Hartmann.

Zweite, ergänzte und vermehrte Auflage.

Mit neun Tafeln (in einem beſondern Hefte). 8. Geh. 4 Thlr. 20 Ngr.

Ein gedrängtes, praktiſches Lehrbuch für Alle, die ein näheres oder entfernteres Intereſſe an dem Eiſenhüttengewerbe nehmen, in der raſch nöthig gewordenen zweiten Auflage anſehnlich erweitert und bis auf die neueſte Zeit ergänzt.

Das für die zweite Auflage Neuhinzugekommene erſchien für die Beſitzer der erſten Auflage einzeln unter dem Titel: **Die neueſten Fortſchritte der Roh- und Stabeiſen-Fabrikation.** Ein Supplement zu: „Praktiſches Handbuch der Roh- und Stabeiſen-Fabrikation in leichtfaßlichem Vortrage." Von Dr. **Karl Hartmann.** Mit einer Tafel. 8. Geh. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Martin (Dr. Chriſtoph), Vorleſ über die Theorie des deutſchen gen bürgerlichen Proceſſes,

gehalten auf d verſitäten Göttingen, Heidelberg und Jena. . gegeben unter deſſen Mitwirkung von ſeinem Dr. **Theodor Martin.** Zwei Bände. 8. Geh.

Zum erſten mal ſind in dieſem Werke die Vorleſu berühmten Juriſten als ein authentiſcher Commentar z bereits in zwölfter Auflage erſchienenen „Lehrb deutſchen gemeinen bürgerlichen Proceſſes" veröffentlicht Gewiß ſind dieſelben nicht blos der großen Zahl ſei maligen Zuhörer während ſeiner faſt funfzigjährigen Tl ſondern dem geſammten juriſtiſchen Publicum willkomm ſind unter ſeiner fortwährenden Mitwirkung von ſeiner herausgegeben. Zwei Vorreden, von ihm und von Sohne, geben nähern Aufſchluß über das Unternehme

---

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Byron (Lord), Tales and Po

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10

Eine neue geschmackvolle Ausgabe der kleiner schen Erzählungen Byron's, die den vielen Vereh grossen britischen Dichters eine willkommene Gabe se

---

Ein Supplement zu Brockhaus' Conversations-Lexiko

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leip **erste Heft** eines neuen populär-encyklopädische unter dem Titel:

UNSERE ZEIT.

Jahrbuch zum Conversations-Lex

Das Werk bildet zunächst ein **unentbehrliches ment für die Besitzer der zehnten Auflage des sations-Lexikon** sowie für die der „Gegenwar der verschiedenen Conversations-Lexika. Danel dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen We** dem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesel Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern neuen Ereignisse, Persönlichkeiten etc. und die des Tags in längern oder kürzern Artikeln ohne tische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustell

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bo 5 Ngr., sodass im Laufe eines Jahres 12 Hefte aus werden, die zusammen einen Band bilden.

Das erste Heft ist nebst Prospect in allen Buchhand erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
erariſche Unterhaltung.

int wöchentlich. —— Nr. 9. —— 26. Februar 1857.

Eine neue Dorfgeſchichte. Von Rudolf Gottſchall. — Dramatiſche Bücherſchau. — Reliquien von Heinrich Heine.
iſtoriſche Novellen. — Rameau's Neffe. Von Hermann Hettner. — Notiz. — Bibliographie. - Anzeigen.

Eine neue Dorfgeſchichte.

Von Berthold Auerbach. Stuttgart, Cotta.
. 28 Ngr.

aben den Werth der Dorfgeſchichten als rea-
5tudien immer anerkannt. Hin und wieder
aus ſolcher Studienmappe iſt nicht ohne
doch wenn uns die ganze Mappe ausge-
rd, ſo iſt das Reſultat eine Ermüdung, die
nehr hinter einer ſcharfen Kritik verſchanzt,
ie Studien mit dem Anſpruche ſelbſtändiger
and künſtleriſchen Werths auftreten. Wenn
:ſchichte, beſonders ſolange ſie den Kreis des
Genrebildes nicht überſchritt, eine geſunde Re-
m die krankhafte und haltloſe Innerlichkeit des
ans war, ſo iſt ſie jetzt ſelbſt eine krankhafte
d Verirrung der Literatur geworden. Die hö-
gen Sphären des Lebens, die einmal in den
Ständen der Geſellſchaft ihren Ausdruck fin-
ährend zu ignoriren, Pferdejungen und Gänſe-
u Helden und Heldinnen umfangreicher Er-
zu wählen, das Leben in den Ställen und
mit Vorliebe zu ſchildern, das iſt doch minde-
bedenkliche Einſeitigkeit, die ſich raſch dadurch
aß dieſen naturwüchſigen Schäferinnen bald
m arkadiſchen Schönpfläſterchen aufgelegt wer-
ie ſalonfähig zu machen; denn nur der Salon
Dorfgeſchichten, das Volk kümmert ſich nicht
Der Salon aber läßt ſich dieſe barfuß gehenden
mer vom Dorfe nur dann gefallen, wenn der
mittels eines künſtlichen Röhrenwerks ſoviel
welgerei und Weinerlichkeit in ſie hineinpumpt,
ſie allenfalls für verkleidete Salondamen hal-
. Darunter leidet aber gerade wieder die Na-
t, in welcher das eigentliche Verdienſt der
chten beſtehen ſoll.
: nur eine nichtsſagende Phraſe, der Dichter
Allgemeinmenſchliche, das ſich überall gleich-
Man würde Jeden auslachen, der hinter den
n der Peſcherähs eine tiefe pſychologiſche Weis-
t oder, um eine naturwahre Empfindung zu

ſchildern, die Liebe des Feuerländers zur feuerländiſchen Jungfrau malen wollte, ſelbſt wenn er, um einen realiſtiſchen zeitgemäßen Anſtrich zu gewinnen, ſeinen Roman auf die Falklandsinſeln hinüberſpielte und die Erbeutung des Guano als landwirthſchaftliche Epiſode mit weiter Culturperſpective mithineinverwebte. Nun, iſt es denn etwas Anderes, wenn ein Autor eine Dorfmagd mit allem möglichen Flittergolde der Empfindung ausſtaffirt? Iſt dies Natur und Wahrheit? Oder iſt es nicht eine neue Pegnitzſchäferei und Geßnerei, ein dick aufgemaltes Roth der Geſundheit, unter dem alle möglichen hyſteriſchen Zufälle lauern?

Die Idylle malt, ihrem Grundcharakter nach, behagliche Zuſtände; ſie verträgt keinen langgezogenen pſychologiſchen Faden, noch weniger grauſame Pitavals-Conflicte. Das hebt ihr Weſen auf; wir erhalten dann einen Roman, der zufällig auf dem Lande ſpielt. Das iſt aber ein ſehr ungünſtiges Terrain! Denn ein Herz unter der Jacke kann gewiß recht geſund und richtig fühlen und auf dem rechten Flecke ſitzen, aber die Feinheit der Empfindung iſt ein Product der Bildung, und zarte pſychologiſche Nüancen bei einer Bauerndirne ſind eine ſich ſelbſt aufhebende Illuſion. Gibt der Dichter aber nur die brüske Natur, da kann er wahr ſein, jedoch auf Koſten der Schönheit — wir erhalten dann proſaiſche Sittenbilder, die bei allzu genauer Ausführung den Geſchmack anekeln.

Daher kommt es, daß auch talentvolle Autoren, wie Berthold Auerbach, in eine ſolche Unſicherheit des Stils und Tons verfallen, daß ihre Dorfgeſchichten jeder künſtleriſchen Haltung entbehren und man neben dem naiven Dorfgeſchwätz der Helden und Heldinnen auf Reflexionen und Empfindungen ſtößt, welche aus dem ſiebenten Himmel der Philoſophie ſich zu den armen Dorfkindern herablaſſen. Auch in Auerbach's neueſter Erzählung „Barfüßele" gehen dieſe dorflichen Schilderungen und dieſe pſychologiſchen Betrachtungen ſo unvermittelt nebeneinander, wie die Gewäſſer zweier Ströme, die ſich nicht vermiſchen. Will man ſich einmal auf dem idylliſchen Bauerngaul feſtſetzen, ſo erhält man einen philoſophiſchen Rippenſtoß, daß man aus dem Sattel taumelt! Will

man ſich dem pſychologiſchen Gedanken hingeben, ſo wird man durch das gemüthliche Gackern irgendeiner Dorfhenne aus ſeinen beſchaulichen Betrachtungen aufgeſtört. Wir werden dies thatſächlich nachweiſen, um ſchon an dieſem Schwanken des Stils die innere Haltloſigkeit des ganzen Genre darzuthun.

Barfüßele iſt ein armes Dorfmädchen, anfangs Gänſehirtin, ſpäter Hausmagd bei einem Bauer, und ſie heirathet am Schluſſe einen reichen Bauersſohn, der um die Tochter ihrer Herrſchaft freit. Der Conflict beruht nicht auf irgendwelchen Eigenthümlichkeiten des ländlichen Lebens, ſondern auf dem Unterſchied der Stände, der ganz einfach auf die niedrigſten Stufen der ſocialen Leiter verlegt iſt. Wir ſind darüber gerührt, daß der reiche Bauersſohn zur armen Magd herabſteigt, wie uns die Liebe des jungen Baiernherzogs zur ſchönen Agnes Bernauerin rührt. Das ſind ganz dieſelben Thränen, die wir weinen! Aber Auerbach hat von ſeiner dramatiſchen Feindin, der Frau Birch-Pfeifer, das Wohlthuende verſöhnlicher Ausgänge gelernt, und ſo erobert der kühne Freier, der über die Kluft der Stände wegvoltigirt, am Schluſſe den älterlichen Conſens und Segen. Nach einigen dorfgeſchichtlichen Trauerſpielen gibt uns Auerbach hier wieder ein bäuerliches Rührſtück, das an Erfindung nicht ſonderlich reich, wol aber im Einzelnen durch manches treffliche Natur- und Genrebild, manche richtige Beobachtung, manches ergreifende Gefühlselement ausgezeichnet iſt. Von einem ſo talentvollen Autor wie Auerbach läßt ſich dies nicht anders erwarten. Uns kommt es hier aber darauf an zu zeigen, wie ſein Talent die Schranken des von ihm angebauten Genre nicht überwinden und keine künſtleriſche Einheit ſchaffen kann, und wie er und ſeine Gleichſtrebenden beſſer daran thäten, den Acker der Dorfgeſchichten einige Zeit brachliegen zu laſſen und ſpäter nur kleine Genrebilder und nicht große Erzählungen darauf auszuſäen.

Der Stil iſt der Menſch, ſagt Buffon. Im Stil prägt ſich der Charakter jedes Werks am ſchärfſten aus. Unklarheit des Stils iſt Unklarheit des Denkens. Schlagender läßt ſich der innere Widerſpruch im Weſen der Dorfgeſchichte nicht darthun als durch die hinundherſchwankende Unſicherheit des Stils, der bald wie das Gekratze einer Dorfgeige klingt und bald wie die manierirteſte Leiſtung eines pretiöſen Kammervirtuoſenthums. Der gemüthliche Stil der „Lorle", der in die Situation hineinpaßt und den der Autor beſonders im Dialog richtig anſchlägt, iſt bekannt genug. Wir bewegen uns einmal auf dem Dorfe und wollen aus dieſem Kreiſe durch keine in Ton und Inhalt ſtörenden Betrachtungen herausgeriſſen werden. Wie paßt aber zu dieſem Stil und in die Biographie des Gänſemädchens beifolgende Anthologie von Schilderungen und Reflexionen, die in Wendungen abgefaßt ſind, welche ſelbſt in einem Salonroman ſchwerfällig und geſucht erſcheinen würden (S. 11):

Raſche Thränen rannen bei dieſen letzten Worten der Bäuerin von den Wangen. Die ſchmerzliche Rührung in ihrer Seele, die noch einen ganz andern Grund hatte, brach jetzt
bei dieſen Gedanken und Worten unaufhaltſam h
Eigenes und Fremdes floſſen ineinander. Sie legte
auf das Haupt des Mädchens, das im Anblicke der
Frau auch heftig zu weinen begann; es mochte fü
ſich eine gute Seele ihm zuwendete, und eine dämm
nung, daß es wirklich ſeine Aeltern verloren, begann
zu werden.

Wir machen bei dieſer Stelle die ſchüchterne
kung, daß ſich die „realiſtiſche" Proſa doch
durch bedenklichen Schwulſt auszeichnet, und d
dungen wie: „eine dämmernde Ahnung begann
zu werden", ſich weder durch Schönheit noch
Klarheit hervorthun. Dieſe Bemerkung paßt a
auf die folgende Stelle (S. 12):

Es gibt einen Schauder, in dem Fieber und
ſtreiten, Freude an der That und Furcht vor ihr.
die fremde Frau in ſich zuſammengeſchauert und je
mit einer Art von Erleichterung auf das Kind.
wallender Empfindung, vom reinſten Zuge des Woh
faßt, hatte ſie eine That und Verpflichtung auf
wollen, deren Schwere und Bedeutung ſie nicht ſatt
legt hatte und namentlich wie ihr Mann, ohne vorh
zu ſein, das aufnehmen werde. Als jetzt das K
ſich weigerte, trat eine Ernüchterung ein, und ihr w
raſch klar; darum ging ſie mit einer gewiſſen Erl
ſchnell auf die Abwehr ihres Unternehmens ein!

Welch ein ſchwerfälliger Gallimathias! W
ja undeutſch iſt die letzte Phraſe! Wie affectirt
denn Fieber und Froſt ſind keine Gegenſätze. We
von abſtracten Ausdrücken: Verpflichtung, B
Ernüchterung, hinter denen ſich ein ſehr be
Gedanke verbirgt. Und nun nehme man dazu
fache Situation, eine Frau, die ein armes Kind
men will, ohne ihren Mann gefragt zu haben,
erſt ſpäter aufs Herz fällt, als das Kind ſelbſt
gert — und jeder geſunde Geſchmack wird das U
dieſer Darſtellungsweiſe herausempfinden. S. 20

In dieſer Mittheilung lag eine gewiſſe kindiſch
ein Kinderſtolz, der ſich damit brüſtet, etwas zu w
doch war in der Seele dieſes Kindes etwas aufget
Bewußtſein jenes auf ewig abgeſchnittenen Zuſammen
dem Leben, das ſich aufthut im Gedanken der Aelternlo

Welche Gloſſen aus einem collegium logic
metaphysicum zum Geſpräch zweier Dorfwaiſen
glaubt Stellen aus einer Vorrede zu Spinoza
zu hören, und auch dann würde man dieſen S
loben können.

Seite 38 ſagt die kleine Amrei: „Warum
nur die Bäume ſtehen, daß man ſie allzeit ſieht?
wird nicht auch ein Wort ſo etwas wie ein B
ſteht feſt und kann ſich dran halten?" Das
ein Dorfmädchen zu viel und für das gebild
publicum zu wenig. Dies paßt auf viele R
der Amrei und der ſchwarzen Marane. Dieſ
philoſophie ergeht ſich überhaupt in mancherlei
tungen, die weit über den Horizont des Dorfes
liegen, und oft in geſuchten und abgeſchmackten
z. B. S. 68:

Wer weiß, wenn man in ſpätern Jahren D
bekäme, was Einen in der Kindheit ganz glücklich

hat, ich glaube, es hätte auch nur den halben Schlag wie deine Kukuksuhr. Wenn ich dir's nur lehren könnte, Kind! Es hat mir viel gekoſtet, bis ich's gelernt habe: Wünſch' dir nie etwas von geſtern! Aber freilich, ſo etwas kann man nicht ſchenken; das kriegt man nur für einen halben Schoppen Schweiß und einen halben Schoppen Thränen gut durcheinandergeſchüttelt!

Jedenfalls iſt dies Recept ein Vomitiv für den guten Geſchmack. S. 69: „Es lag eine beſondere Gewecktheit in der Harrenden." S. 87: „Sie ging in jedem Ereigniß und jeder Empfindung vollauf, kam aber auch nicht darüber hinweg und ins Gleichgewicht." S. 101: „Das iſt die rechte Großmännigkeit", eiferte Barfüßele, „das iſt die echte Herzensliederlichkeit, einen Rachegedanken hinter ſich zu laſſen!" Welche raffinirten Ausdrücke im Munde einer Dorfmagd! Und als Barfüßele ſich in den fremden Bauerburſchen verliebt hat, nach Hauſe gekehrt iſt und in Liebesträumen zum Fenſter hinausſieht, da heißt es (S. 142): „Das war ein Schauen und Sinnen, ſo ſchrankenlos, ſo wortlos, ſo nichtswollend und doch Alles faſſend, eine Minute Geſtorbenſein und Leben im All, in der Ewigkeit!" Es iſt möglich, daß Viele das ſehr ſchön und geiſtreich finden, wir finden es geſpreizt, ſchwülſtig, unwahr, ja lächerlich, wenn damit die Gefühle einer Dorfmagd geſchildert werden ſollen! Und wenn der Autor ſelbſt im Talar der philoſophiſchen Facultät vor uns hintritt und zur bevorſtehenden Bauernhochzeit mit folgenden vollen Accorden einer privatdocentlichen Lyra präludirt (S. 248):

> Nicht die Sittlichkeit regiert die Welt, ſondern eine verhärtete Form derſelben: die Sitte. Wie die Welt nun einmal geworden iſt, verzeiht ſie eher eine Verletzung der Sittlichkeit als eine Verletzung der Sitte. Wohl den Zeiten und Völkern, in denen Sitte und Sittlichkeit noch eins iſt. Aller Kampf, der ſich im Großen wie im Kleinen, im Allgemeinen wie im Einzelnen abſpielt, dreht ſich darum, den Widerſpruch dieſer beiden wieder aufzuheben und die erſtarrte Form der Sitte wiederum für die innere Sittlichkeit flüſſig zu machen, das Gepräge nach ſeinem innern Werthgehalte neu zu beſtimmen ...

da muß man ſich in der That die Augen reiben, denn man ſtaunt das improviſirte Katheder an und hat die Kanzlei total vergeſſen.

Wir könnten dieſe Anthologie mit Grazie in infinitum fortſetzen; aber die mitgetheilten Proben werden genügen, um zu beweiſen: 1) daß unſere modernen Dorfgeſchichten keine Kunſtwerke ſind, da ihnen die künſtleriſche Einheit in Form und Inhalt fehlt; 2) daß ſie der Naturwahrheit ermangeln, da den Geſtalten des Volks Empfindungen und Gedanken untergeſchoben ſind, die ſie nur zu an Drähten tanzenden Puppen des Autors machen; 3) daß daher von einer objectiven Darſtellung keine Rede ſein kann, wo der Autor nicht nur ſeine Figuren durch ungehörige Inſpirationen verfälſcht, ſondern auch ſelbſt mit pretiös ausgedrückten und oft weit hergeholten Betrachtungen die Handlung unterbricht; 4) daß die dorfgeſchichtliche Proſa in ſtiliſtiſcher Beziehung viel zu wünſchen übrigläßt.

Die realiſtiſche Richtung iſt einer unglücklichen Manier verfallen. Eine Verjüngung der Literatur iſt von ihr nicht zu erwarten. Ihre Naivetät iſt ſüßlich und unwahr. Naiv iſt nur der Genius, der ungezwungen ſeiner eigenen Offenbarung folgt. Der findet aber von ſelbſt die ſchöne Einheit von Idee und Bild. Wer den Idealismus todtſchlägt, ſchlägt die Kunſt todt. Die Manie, wahr zu ſein, verführt die Realiſten gerade zur Unwahrheit. Es gehört zu den Anfangsgründen der Aeſthetik, daß die Kunſt nicht Nachahmung der Natur iſt. Das iſt der theoretiſche Standpunkt der Realiſten. In der Praxis aber ſchlagen ſie ihr ins Geſicht. Möchten dieſe altklugen Bauernkinder endlich einmal zu Grabe gehen!

Rudolf Gottſchall.

Dramatiſche Bücherſchau.

1. Der Oberrichter. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von J. Virgil Grohmann. Prag, Mercy. 1856. 8. 16 Ngr.

Große Freude herrſcht im Hauſe des Oberrichters von Königshain, denn Johannes der Sohn kehrt heim als Alumnus der katholiſchen Kirche und ſoll zum Oſterfeſte ſeine erſte Predigt in der Pfarrkirche ſeines heimatlichen Dorfes halten. Wenn nur Johannes nicht unter dem Prieſterkleide den Prieſterſinn eingebüßt hätte! Nun ſieht er ſeine geliebte Marie, die Tochter des Schloßwächters, wieder; nein, er kann nicht Prieſter werden, denn er will und muß vor allem ein Menſch ſein. Vergeblich die ſanfte Mahnung des greiſen Pfarrers, ſeines Lehrers, vergeblich die Thränen der Mutter, die Wuthausbrüche des ſtrengen Vaters! Entſetzlich iſt der Zorn des Oberrichters; er hat einſt in ſeiner Angſt, kinderlos zu bleiben, gelobt, daß ſein Erſtgeborener Prieſter werden ſolle, und nun muß — ſo lautet ſeine Moral — dem Herrgott das Gelöbniß gehalten werden, ob auch Alles darüber zugrunde gehe. So treibt er Marie in den Tod, die ſich vergiftet, ſo den Sohn in Verzweiflung, Wahnſinn und in den Abgrund, in welchen ſich der Unſelige ſtürzt. „Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen, der Name des Herrn ſei geprieſen!" Nein, Herr Oberrichter, gegeben hat ihn der Herr freilich, aber genommen und verdorben haſt du ihn, nicht aus großartiger Verirrung einer an ſich erhabenen Idee, ſondern aus dummer, bornirter, verrückter Marotte. Der Eingang dieſes Drama erweckt die geſpannteſten Erwartungen; man iſt von vornherein verſichert, einen großen tragiſchen Conflict zu erleben, und findet dieſen auch an ſich ſelbſt wol, nur ſind die Motive nach der einen Seite der kämpfenden Parteien hin ſo ſeicht, ſo oberflächlich und ſo abſcheulich widerlich, daß dadurch alles eigentliche Intereſſe an dem fernern Verlaufe der Entwickelungen ertödtet wird. Der vernichtende, alles und jedes ſittliche und religiöſe Gefühl zerſchmetternde gräßliche Schluß quillt ganz natürlich aus dieſer pſychiſchen Gebrechlichkeit der Motive; wo iſt da die mindeſte Erhebung und Verſöhnung! Vernichtung, Wahnſinn, Mord und Jammer ringsum und zwar um eines halbverrückten Idioten willen. Was hätte ſich aus der an und für ſich ſo ſehr günſtigen Begebenheit von einem ſo unbeſtreitbaren Talente wie Grohmann ſchaffen laſſen, wenn dieſe oberrichterliche Marotte nicht alle geſunde Tragik hinausheizte! Sollte dieſes Drama die Tragödie der fixen Idee und des Vorurtheils ſein, dann mußte dieſe fixe Idee, dieſes Vorurtheil eben tiefer fundirt, mußte als eine zwar verkehrte, aber doch entſchieden geiſtige Macht, als etwas Dämoniſches ſich zur Geltung bringen, nicht als bloße nackte Schrulle eines bornirten Alltagsmenſchen. Das nur iſt ein wahrhaft dramatiſcher und künſtleriſcher Schluß zu nennen, welcher die Ueberzeugung erweckt, ſo mußte es als moraliſche und organiſche Nothwendigkeit ſich entwickeln; im vorliegenden Trauerſpiele ließen

ſich zehn andere Ausgangsmomente denken und ſo verletzt der gräßliche Schluß nur noch mehr. Wahrlich, es iſt in dieſer Dichtung im Uebrigen ſoviel Schönes und Lobwürdiges, ſoviel tüchtige Charakteriſtik, ſpannende Situation und poetiſche Kraft, daß man einem ſo begabten Geiſte, wie der Autor, nicht ernſt genug ſeine Sünden ans Herz legen kann. Eine Umdichtung in der von uns angedeuteten Richtung wäre eben kein ſchweres Werk und das vorliegende Drama iſt es nach ſeinen ſonſtigen Vorzügen wol werth, daß ſein Autor ihm dieſen Liebesdienſt erweiſt.

2. König Erich von Schweden. Trauerſpiel in fünf Acten von Otto Jacobi. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1856. 16. 15 Ngr.

Dieſes ſehr hübſch angelegte, in ſeinen Volksſcenen äußerſt charakteriſtiſche und lebendige Drama bleibt ſeine wahrhaft dramatiſche und tragiſche Wirkung deshalb ſchuldig, weil es für die Hauptfiguren zu wenig menſchliches Intereſſe erweckt. Dieſer Erich ſchwankt zu marionettenartig hin und her; dieſe Sture und Brahe u. ſ. w. ſind ſo kühl, ſo ſehr ſchwediſch blond; dieſe Barina ſelbſt, in welcher ſich doch alle weibliche Huld und Innigkeit verkörpern ſoll — es ſind eben keine rechten vollblütigen Perſönlichkeiten und ſomit iſt unſer Antheil an ihrem Geſchicke von vornherein abgeſchwächt, und das Begebenheitliche, die Situationen gewinnen die Herrſchaft, womit denn das Geſetz des Dramas ein Ende hat. Auch erſcheint die der Dichtung zugrunde liegende Idee zu locker, eben nur eingewebt, zu oberflächlich behandelt, als daß man ſich ihr dahingeben und von ihr hinreißen laſſen könnte; damit fehlt aber die künſtleriſche Geſtaltung des Ganzen und man wird zu der Anſicht gebracht, daß es dem Autor mehr um Darſtellung der Zuſtände, wie ſie juſt waren, um ein bloßes Hinmalen der Situation zu thun geweſen ſei, als um ein ſtrenges einheitliches und künſtleriſches Drama. Allein trotz dieſer großen Gebrechen läßt ſich in dieſem Jacobi'ſchen „Erich" immer ein ſchönes und achtbares Talent erkennen, dem nur mehr künſtleriſche Strenge gegen ſich ſelbſt zu wünſchen iſt. Dieſes Dichten nach Laune — und es macht das vorliegende Werk den Eindruck, als ſei es ſo entſtanden — muß der Abgrund des Talents genannt werden, und beim gegenwärtigen Stande der dramatiſchen wie aller dichteriſchen Production kann nur da etwas Tüchtiges geleiſtet werden, wo der Autor nach einem ganz feſten künſtleriſchen Plane arbeitet.

3. Eliſabeth von Baiern. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Leonhard Wohlmuth. Nürnberg, v. Ebner. 1856. 8. 16 Ngr.

Ein neues Konradin-Drama ominöſer Gattung! Es ſcheint, als wenn ein Hauch der Entkräftung von dieſem unglücklichen Staufenſprößling über die Lauten Derer ginge, die ſich ſeinem Schickſale widmen, und in der That, uns wenigſtens iſt kein einziger dramatiſch gelungener Konradin bekannt. Auch der vorliegende hat ſeinem Schickſale nicht entgehen können. Denn eine ſo wohlthuende patriotiſche Wärme dieſe Dichtung beſeelt, ſo poetiſch ſchön Alles iſt, was darin geſprochen wird, ſo laſtet doch der weinerliche, larmoyante Ton, welchen die Konradinſänger anſchlagen zu müſſen glauben, auch auf dieſem Drama und läßt eben nur einen lyriſchen, aber keinen dramatiſchen Eindruck aufkommen. Wohlmuth hat offenbar vor dem Titel „Konradin" eine gewiſſe Scheu gehabt; allein indem er Konradin's Mutter zur eigentlichen Heldin ſeines Drama macht, ſchwächt er vollends die Bedeutung Konradin's ab, und es gelingt ihm doch auch nicht, der Eliſabeth ein wirkliches tragiſches Heldenthum zu erringen. Wo liegt eigentlich die tragiſche Schuld dieſer Frau? Daß ſie den Grafen von Tirol um Konradin's willen ohne eigentliche Liebe zum Ehegemahl nahm? Wir leugnen durchaus nicht, daß ſich aus dieſer Herabwürdigung der Ehe zum bloßen Mittel, aus dieſer Lüge aus Mutterliebe ſehr wohl eine kräftige Schuld hätte entwickeln laſſen; allein das geſchieht nicht und ſo wandelt Eliſabeth wie ein Engel durch die Dichtung, wo wir ei
Menſchlichkeit zu fodern das Recht haben. Wohlm
ſicher an ſein Talent glauben und ihm vertrauen;
muß ſtrenger werden in Handhabung des künſtleriſc
ſetzes und ſich von einer gewiſſen Weichheit, um nich
gen Weichlichkeit, freimachen, die ſeine Dichtungen b
und ſchwächt.

4. Der Fall Konſtantinopels. Dramatiſches Gedicht v
Reinek. Berlin, F. Schulze. 1856. Lex.-8.

Wir hofften eine den großartigen Sturz Konſta
unter den blinkenden Türkenſäbeln wenigſtens in irg
bedeutenden Zuge dramatiſch verſinnlichende Dichtung
grüßen und fanden nichts als langweilige Berathunge
ſenhafte Declamationen und kindiſche Liebesgeſchichte
dieſen holzſchnittartigen Figuren quillt kein kräftige
und vergeblich ſchaut man ſich nach einem rechten g
naturwüchſigen Menſchenweſen um. Daß doch unſer
das Schwatzen ſo leicht und das Handeln ſo ſchwer w
fehlt eben der ſchöpferiſche, beſeelende Geiſt, und man
nen Mangel den Dichtern kaum anrechnen, da er unſe
ſoweit ſie rein geiſtig auftritt, im großen Ganzen fehlt
bekunden einzelne Scenen des vorliegenden Drama,
Soldatenſcene des dritten Acts, daß der Autor nicht g
Charakteriſirungstalent iſt; möge er das Fünkchen
Lebens um Gottes willen ſorgfältig ausbilden, an kl
recht beſchränkte Aufgaben ſich machen und ſtets vo
haben, daß nur das Beſondere und Individuelle Anſp
künſtleriſche Geſtaltung hat.

5. Ein Mord, oder der falſche Müller. Luſtſpiel in d
von Karl Löffler. Berlin, Gebauer. 1856. 8.

Eine Kladderadatſch-Komödie voll Unſinn und Abge
heit. Wird denn dieſe Sorte geiſtloſeſter und trivial
ſenſchmiererei nicht endlich abgebraucht ſein? Ein Public
ſolche Miſère goutirt, erniedrigt ſich ja doch vor ſich ſe
macht ſich unfähig für edlere Genüſſe.

6. Der Mutter Geiſt. Ein Drama in einem Aufz
W. Koch. Dresden, Adler und Dietze. 1856. 12.

Edgar's verlaſſene Geliebte läßt ſich von dem B
Robert bereden, als ihres treuloſen einſtigen Anbeters
bene Mutter dieſem zu erſcheinen und auf dieſe Wei
Verheirathung mit einer von ihm geliebten und vo
beſtimmten Braut zu hintertreiben. Ein Dr. Beer erſch
lich als helfender Geiſt, entdeckt den Schwindel, die
lerin, die bis zur Ermordung ihres falſchen Seladon
ſen war, vergiftet ſich und das glücklich gerettete B
„kriegt ſich". Was ſoll das eigentlich ſein: tragiſch
miſch? Ach, es iſt tragikomiſch, am meiſten für de
Recenſenten, der es leſen mußte von pflicht- und amtsw

7. Dramatiſche Schriften von P. Lohmann. Er
zweiter Theil: Offa, König der Angelſachſen. Tr
in fünf Acten. — Tommaſo Aniello. Hiſtoriſches
ſpiel in fünf Acten. Hannover, Helwing. 1856.
1 Thlr. 10 Ngr.

8. Dramatiſche Schriften von P. Lohmann. Dri
vierter Theil: Eſſex. Trauerſpiel in fünf Acten. -
lanta Baglioni. Trauerſpiel in fünf Acten.
Wagner. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wenn guter Wille allein Kunſtwerke ſchaffen kön
dienten die ſämmtlichen vier Tragödien Lohmann's ſo z
aber es fehlt leider an der Hauptſache: am dramatiſc
lente. Wir würden dieſes beſtimmte Urtheil nicht fälle
unſer Autor nur eine Dichtung zur Prüfung vorgeleg
vier Arbeiten berechtigen ſchon zu einem ſichern Schl
die Begabung ihres Verfaſſers, und dieſe ſcheint zum mind
das Drama nicht vorhanden zu ſein. Eigentlich charakte
Leben findet ſich in keiner dieſer Tragödien, vielmehr

mit einziger Ausnahme des „Eſſer", welcher überhaupt das am wenigſten verfehlte Werk der vorliegenden vier Bändchen und bereits in Nr. 2 von uns beſprochen worden iſt, blutige Mord- und Gräuelſpectakel, denen weder eine berechtigte künſtleriſche Abſicht, noch eine irgendwie bedeutſame Tragik zugrunde liegt. Im „Offa", „Aniello" und der „Atalanta Baglioni", dem allerſchwächſten Producte dieſes vierblätterigen dramatiſchen Kleeblattes, erdrückt das Gräßliche, welches im erſten und letzten Stücke bis zum Widrigſcheußlichen herabſinkt, jede geſunde Empfindung und jede menſchliche Regung, ſodaß weder in künſtleriſcher noch in ethiſcher Beziehung mit all dieſer blutigen Wirthſchaft irgendwelches Reſultat erreicht iſt. Auch verfällt der Autor nicht ſelten in Reminiſcenzen, die in der ſiebenten Scene des erſten Acts von „Atalanta Baglioni" ſo auffallend an Meiſter William's grandioſen Simon Richard erinnern, daß man den Autor von einer gewiſſen abſichtlichen Affectation nicht freiſprechen kann. Und welche ſchwülſtige Sprache! welche Unwahrſcheinlichkeiten! welche Confuſion in Handlung und Dialog! Die Schauſpieler für die Lohmann'ſchen Tragödien müſſen erſt aus beſondern Stoffen geformt werden, denn der Autor fodert vom Darſteller ſeines Aniello wörtlich: „Eine große, kühne Geſtalt, ein Auge wie der feurige Blitzſtrabl. Das einfach weiße Linnen ſcheint ſich bei ſeinen Worten in Purpur umzuwandeln." Das mache Einer!

9. Fürſt und Dichter. Lyriſch-dramatiſches Gedicht in fünf Acten von Karoline Luiſe. Berlin, Schneider u. Comp. 1855. Br. 8. 20 Ngr.

10. Baruch von Spinoza. Drama in fünf Aufzügen von Karoline Luiſe. Berlin, Schneider u. Comp. 1855. 8. 20 Ngr.

Im erſtern Drama iſt die Taſſo'ſche Liebesgeſchichte, im letztern eine Verherrlichung des Judenthums Gegenſtand der Dichtung, und ſo wenig als ſich der Verfaſſerin allgemein poetiſche Begabung und tüchtige Bildung abſprechen laſſen, ebenſo wenig dürfen doch beide Werke Dramen genannt werden. Während in „Fürſt und Dichter" ein wüſtes Durcheinander wilder Leidenſchaftlichkeit ſich in trauriger Selbſtvernichtung umherwälzt und ganz geeignet iſt, uns ſowol vor dem Fürſten als vor dem Dichter Grauen einzuflößen, wenn es wirklich zum Fürſtenberufe und zum Dichterweſen nothwendig wäre, ſo zu ſein, wie Karoline Luiſe es anzuordnen beliebt, während ſo in „Fürſt und Dichter" künſtleriſche Kämpfe durchgerungen werden, hat in „Baruch von Spinoza" der Gedanke ſeinen Rieſenſtrauß zu beſtehen und ſich aus allerlei Verſtrickungen in das ihm nach der Meinung der Verfaſſerin eigenthümliche Gebiet gleichſam zurückzurücken. Allein in beiden Dichtungen vermochte die Verfaſſerin die Klippen ſolcher Vorwürfe, die Goethe in ſeinem „Taſſo" ſo meiſterhaft zu umſegeln wußte, nicht zu umſchiffen, ſondern geht in beiden an den innerlichen Proceſſen zugrunde, ohne alle anziehende und lebensvolle äußere Geſtaltung, ſodaß beſonders „Baruch von Spinoza" kaum etwas Anderes genannt werden kann als ein dialogiſirtes Lehrgedicht. Dennoch möchte man beinahe verſucht ſein anzunehmen, daß das letztere Werk nach „Fürſt und Dichter" geſchaffen worden iſt, weil es, abgeſehen von ſeiner dramatiſchen Verfehltheit, eine entſchieden reifere Gedanklichkeit und eine gewiſſe Ruhe der Conception vor letzterm voraus hat. Iſt es ſchon an und für ſich ein ſelten gelingender Verſuch, derartige rein innere Vorgänge zu dramatiſiren, ſo erſcheint eine Frau am allerwenigſten befähigt, den abſoluten philoſophiſchen Gedanken in kräftiges, farbenreiches Leben umzuwandeln; es iſt das eben eine durchaus männliche That, welche dem lyriſchen Weſen der Frau (Genies ausgenommen) nie gelingen wird. Die Natur hat auch hier eine gewiſſe Grenzlinie der Geſchlechter gezogen, und dieſe zu beobachten iſt keine Schwäche, ſondern eine große Weisheit, die vor verfehlten Exiſtenzen behütet und auf geradem Wege zu ſchönen Reſultaten führt. Nichts ſei ſchädlicher als das Pfuſchen, ließ ſich ſchon Altmeiſter Goethe vernehmen, und das Verpfuſchen der Geſchlechtsſphären iſt jetzt im Leben wie in Kunſt und Literatur nur zu ſehr Mode, ſodaß ein energiſcher Proteſt dagegen nicht oft und entſchieden genug auch an dieſer Stelle ausgeſprochen werden kann.

11. Die letzten Meſſenier. Trauerſpiel in fünf Acten von Guido Conrad. Wien, Gerold's Sohn. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Auf feſter wiſſenſchaftlicher Grundlage, welche die tiefen und umfaſſenden Studien des Autors bekundet, erhebt ſich hier eine geiſtvolle, lebendige, charakteriſtiſche und hochpoetiſche Dichtung, welche zu großen Erwartungen für die Zukunft des Verfaſſers berechtigt und ein bedeutendes Talent erkennen läßt. Die merkwürdige Zeit der ſpartaniſchen Helotenzüge entrollt der Dichter vor uns in großen gewaltigen Zügen, in maſſenhaften Gruppen und in Geſtalten, die, mit ſicherer Hand gezeichnet, eine plaſtiſche Beſtimmtheit anſichtragen. Zwar iſt es ihm nicht gelungen, dieſe Maſſen in eine wahrhaft künſtleriſche Einheit zu verſchmelzen, dramatiſch zuzuſpitzen und unter die Botmäßigkeit eines Heldencharakters zu bringen, zwar ſind es eben nur rieſige Bilder, die der Autor vor uns aufſtellt, allein dieſe Bilder an und für ſich ſind von entſchiedener Originalität und halten ſich durchweg im Farbentone ihrer Zeit, die ſie aufs kräftigſte vergegenwärtigen. Der Dichter iſt, das darf nicht geleugnet werden, unter der epiſchen Maſſenhaftigkeit und Breite ſeines Stoffs erlegen; allein wir betrachten ſeine Arbeit überhaupt eben nicht als fertiges Kunſtwerk, ſondern als Probe eines ausgezeichneten Geiſtes, der es verdient, mit einem freudigen Vorwärts begrüßt zu werden. Wer ſo lebendig ſchildern, ſo eiſenfeſt charakteriſiren, ſo lieblich dichten kann, in welcher letztern Beziehung die Epiſode mit Kreon und der Myrte vorzugsweiſe zu nennen iſt, wer großartige Momente der Geſchichte mit ſo gewaltiger Kraft und ſo anſchaulicher Plaſtik poetiſch zu geſtalten weiß, dem hat der Genius gelächelt und der darf an die Weihe ſeines Berufs glauben. Guido Conrad wolle ſein Talent an einfachern Stoffen gleichſam beruhigen und in der Beſchränkung praktiſch lernen, daß man nicht auf den Ocean zu ſchiffen braucht, um Perlen zu finden.

12. Vollprecht. Trauerſpiel in fünf Acten von E. Köller. Berlin, Huber. 1855. Br. 8. 1 Thlr.

Daß derartige Schandgeſchichten nicht blos zur Reformationszeit ſeitens der Pfäfferei vielfach begangen worden ſind, iſt freilich eine unleugbare Thatſache, nur mag der Poet ſie erſt hundert mal umwenden und betrachten, ehe er ſie zum Verwurfe künſtleriſcher Arbeiten wählt. Im vorliegenden Falle hat ein Talent, welches durchaus nicht ohne Zukunft erſcheint, ſich an einen derartigen undankbaren Stoff verloren und Scenen zutage gefördert, die ebenſo unbühnlich als unſchön und widerlich ſind. Die Löſung der ganzen Gräuelgeſchichte und Zufallskomödie bleibt weg, und ein craſſer, unbarmherziger Schluß ſchlägt vollends allen Antheil an dieſer verunglückten Dichtung todt. Verzerrung und Verrenkung der Natur iſt ſelbſt unter der genialen Behandlung eines Hebbel ein unerträgliches Ding, geſchweige in der Hand eines kleinen Talents.

13. Dante Alighieri. Dramatiſches Gedicht in drei Abtheilungen von Albert Lindner. Jena, Mauke. 1855. 16. 12 Ngr.

Dieſes Drama, welches ſeine drei Acte dem Inhalte analog „Hölle", „Fegefeuer" und „Paradies" nennt, ſchildert die Geſchicke Dante's mit großer Lebendigkeit der Handlung und Wärme des Ausdrucks, und es iſt um ſo bedauerlicher, daß ſich dieſe großen Vorzüge in einem künſtleriſch und dramatiſch nicht gerechtfertigten Schluſſe abſchwächen. Außerordentlich friſch bewegt und charakteriſtiſch iſt der erſte, unſtreitig beſte Act mit ſeinen Volksſcenen, Kämpfen und Händeln und der in

den glühendſten Farben eingeflochtenen Liebesepiſode Beatrice's und Aleſſandro's. Aber warum, wenn nicht aus bloßer Laune des Dichters, muß Beatrice an der Leiche ihres verklärten Vaters im Nonnenſchleier dem Aleſſandro entſagen? warum dieſer die Geliebte verlieren? Zur Buße dafür, daß ſie den Jüngling einſt vom Kampfe zurückhielt in ihren weichen Liebesarmen, und daß er ihr an der Leiche ſeines durch Dante, Beatrice's Vater, erſchlagenen Erzeugers entſagt, um ſeiner Pflicht zu genügen? Darin offenbart ſich nirgends eine wirkliche tragiſche Verſchuldung, und doch nur einer ſolchen gegenüber rechtfertigt ſich der Schluß des vorliegenden Trauerſpiels, der ſelbſt, wenn er ſtrenghiſtoriſch, künſtleriſch nicht zu vertreten wäre.

14. Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen und Heſſen, oder das Trauerſpiel der Heiligen. Dramatiſches Gedicht von Charles Kingsley. Nach der zweiten Originalausgabe aus dem Engliſchen überſetzt. Marburg, Koch. 1855. Gr. 16. 20 Ngr.

Nach den Romanen des engliſchen Autors dieſer Tragödie hätte man mehr von ſeiner dramatiſchen Heiligenbiographie erwarten mögen, wenigſtens eine ſpannende Fabel und tüchtige Gedanken. Allein davon weiß dies langweilige, höchſt unerquickliche Machwerk nichts, das auch nicht einmal in ſeinen reinpſychiſchen Entwickelungen intereſſiren kann, weil man auch in dieſen nichts Bedeutendes, ja nur einigermaßen Geſcheites zu entdecken vermag. Soll ſich in dieſem Stücke die religiöſe Ueberſpanntheit der Heldin tragiſch richten, ſo geſchieht das ſo matt, ſo pointelos, ſo unpoetiſch als möglich, und ſoll andererſeits das Ganze eine reine Apotheoſe der Eliſabeth von Thüringen ſein, ſo muß man geſtehen, daß dieſelbe über eine gewöhnliche Leichenpredigt nicht hinauskommt. Da iſt nichts Erſchütterndes und nichts Erhebendes geboten und man klappt das Buch zu mit dem unerquicklichen Bewußtſein, eine Stunde vergähnt zu haben.

15. Die Wunderblume. Dramatiſches Mährchen. Leipzig, O. Wigand. 1855. 16. 6 Ngr.

In der Vorausſetzung, daß dieſe harmloſe Kleinigkeit für Kinder gedichtet iſt, kann man ſie wol loben. Die beiden kleinen Mädchen, die da ausziehen, um die Wunderblume ſich zu gewinnen, und ſodann, durch Rübezahl belehrt, die Wunderblume in der Aeltern Liebe finden, reden zart und innig; auch weht ein poetiſcher Hauch durch dieſe unſchuldigen Verſe, der ſeine anmuthige Wirkung auf kindliche Gemüther nicht verfehlen wird.

16. Titus, oder die Zerſtörung Jeruſalems. Hiſtoriſch-dramatiſches Gedicht in vier Acten von Julius Koſſarsky. Leipzig, Schnauß. 1855. 8.

Eine opernartige phantaſtiſche Dichtung, die zuweilen ſchöne Einzelheiten bietet, aber kein packendes dramatiſches Leben inſichträgt. Lange Reden und Dialoge, gegenſeitige Liebes- und Haſſesverſicherungen, lyriſche Wechſelgeſänge u. dgl. erzeugen an ſich ſelbſt kein Drama, ſonſt wären die altdeutſchen Myſterienſtücke großartige Tragödien. Das aus aller Unterdrückung heraus ſich dennoch in der Idee der Gotteseinheit triumphirend erhebende Judenthum hätte ſich wol noch überzeugender, mächtiger, geiſtiger aus der Begebenheit dieſes Stücks hervorarbeiten müſſen, wenn es als Grundgedanke und zugleich als verſöhnender Schluß des vorliegenden Dramas Wirkung thun ſoll. Selbſt in Berenike, der Heldin dieſes „Titus", will es, wie uns bedünkt, nicht recht zu geſunder und kräftiger Geſtaltung kommen.

17. Friederich mit der leeren Taſche. Tiroliſches Nationalſchauſpiel in fünf Acten von Iſidor Müller. Innsbruck, Wagner. 1855. 8. 12 Ngr.

Das iſt kaiſerlich königliche Poeſie, recht gut gemeint, recht fleißig zuſammengebaſtelt; aber die Muſe iſt unſchuldig an dieſem vergoſſenen Blute und ſo wollen wir auch n nicht weiter ins Gericht gehen über dieſe Fehlgeburt. gerant alii, tu, felix Austria, nube!

18. Dramatiſche Gedichte von J. E. Kopp. Erſtes Bä Luzern, J. und A. Stocker. 1855. 8. 24 Ngr.

Dieſe Ergebniſſe eines an ſich höchſt achtbaren S fleißes erſticken in dem trockenen, hausbackenen, poe Tone, welcher ſie beherrſcht und eine gähnende Langw über dieſe Machwerke, mit „hölzernen Eingeweiden" a tet. Das ſind weder Gedichte noch Dramen, und der g Autor hätte dieſe „Geiſtesſpiele" eben auf ſein Studir beſchränken ſollen, oder findet dergleichen in der Schwei lich Beifall? Allzu befremdlich wäre das freilich nicht, Das, was von poetiſcher, ſonderlich dramatiſcher Pro aus dem Lande Helvetien zu uns dringt, meiſt eine Kindheit und Schülerhaftigkeit anſichträgt, die auf ebe ſehr angeregte geiſtige Zuſtände ſchließen läßt.

19. Hildebrand. Ein hiſtoriſches Drama. Frankfurt Sauerländer. 1855. 8. 26 Ngr.

Zum eigentlichen wiſſenſchaftlichen Abſchluſſe iſt di rakteriſtik Gregor's VII. wie Heinrich's IV. noch immer ni diehen und ſo bieten beide im höchſten Grade dramatiſc tragiſche Perſönlichkeiten dem Dichter eine große Frei den pſychologiſchen Motiven; dennoch darf dieſe Freihe zu abſoluter Parteilichkeit ausgebeutet, nicht zu ſubj Gelüſten und Spielereien entwürdigt werden. Immerh gegeben, daß jener gewaltige Prieſter in mancher Be über ſeiner Zeit ſtand, im offenbarſten Widerſpruche ſei nerlichſten Tendenzen mit den Ideen ſeines Jahrhunder er nicht, wie hätte er ſonſt ſeine hierarchiſchen Plane ſo lich durchführen können. Ihn die innerhalb des kath Princips höchſtmögliche ideale Anſchauung der päp Würde vertreten zu laſſen, dazu war der Dichter des ſpiels „Hildebrand" wohlberechtigt; allein aus Gregor modernen Demokraten in politiſcher wie religiöſer Be zu machen, welchem die Hierarchie und die katholiſche Kir Maske iſt, darunter ſeine kosmopolitiſchen, die geſammte heit beglücken wollenden Tendenzen um ſo ſicherer anzub das hebt die Geſetze eines hiſtoriſchen Drama völlig a heißt eben mit den Wahrheiten der Geſchichte, welche de Dichter ins reine Licht künſtleriſcher Geſtaltung erhebe ohne ſie zu verdrehen, nach Laune und Willkür ein Spiel treiben. Es klingt geradezu lächerlich, einen wie einen modernen Gothaner den „Standartenträger d telligenz" ſich nennen, ſich den Tod eines „Philoſophen terthums" wünſchen, von der „Bahn des Fortſchritts" zu hören.

Den Geiſt des Menſchen, dieſe einz'ge Probe
Des göttlichen Gehalts in ihm, dies Siegel,
Das ſeinen Stammbrief, der als Gottes Abbild
Ihn aufführt in der Welt, allein als echt
Beglaubigt, — dieſen gottgebor'nen Geiſt
Aus der brutalen Erdenmachtgewalt
Nicht nur befreien, ſondern ihm auch noch
Das angeſtammte Recht der Oberherrſchaft,
Den unumſchränkten Thron der Welt erſtreiten:
Das war die Miſſion des Hildebrand!
In unſ'rer Zeit, da Alles, was an Kraft
Des Wiſſens, Denkens, was an Geiſtesbildung
Die Chriſtenheit beſitzt, ſich auf den Kreis
Des kirchlichen Gebiets beſchränket; jetzt,
Da geiſtig gleichbedeutend iſt mit geiſtlich:
Jetzt freilich war mein Streben hierarchiſch;
Denn Geiſtesherrſchaft iſt mit Kirchenherrſchaft
In einem einzigen Begriff verſchmolzen.
Allein es werden and're Zeiten kommen.

lſel'g're Zeiten, da der heil'ge Strom
Wiſſenſchaft und Geiſtesbildung über
engen Dämme unſrer Kirche tritt,
wie der Nil das weite Land umher,
Volkes unermeßliches Gebiet
ſegenſchwang'rem Naß befeuchtend düngt:
n wird der harte Kampf, den wir gekämpft,
ieſ'ger Größe noch ein mal entbrennen,
Schwert, ob Geiſt die Welt regieren ſoll!?
wird man auch des Hildebrand gedenken,
ieſes heil'gen Kampfes Saat geſät;
hn, den Undank blinder Mitwelt ſchmähte,
Dank der aufgeklärten Nachwelt ehren!

e ſchneidend contraſtiren mit dieſen modern-philo-
lekenntniſſen Gregor's wieder andere ſeiner Aeu-
n welchen er das heilige Wunder der Aelternliebe
s Frucht gemeiner Triebe, in welchen er die Geſetze
nd dieſe ſelbſt perhorrescirt u. ſ. w.; wie widerlich
h zu jenen kosmopolitiſchen Träumen die fürchter-
:, die Hildebrand ausſtößt, ja die ganze Art ſei-
Gebahrens, wie die diaboliſche Schlauheit, mit
ſeine eigenen, wie er wußte, ihm ganz ergebenen
: ſich zu Gericht ſitzen läßt! Man iſt zunächſt ver-
Momente als die tragiſche Verſchuldung Gregor's
i; allein der Dichter läßt nicht lange in Zweifel
: auch dieſer ſchreiende Widerſpruch des hiſtoriſchen
ſeinem Hildebrand nur dazu dienen ſoll, die Hel-
s Letztern zu verklären. Nur ein einziger Zug die-
: vom Verfaſſer ſelbſt als eine tragiſche Schuld
dacht ſein könnte, daß er nämlich ſeinem Sohne —
vor ſeiner Prieſterweihe gezeugt — ſeine Vater-
lt und dadurch unmittelbar den Sohn zum Vater-
gt, weil dieſer, ſeine Abkunft kennend, nimmer-
ater vergiftet hätte, eine That, zu welcher ſeine
Heinrich's Geliebte, Giſela, ihn verführt. Aber
Zug tragiſcher Verſchuldung betont der Dichter ſo
ihn ſo oberflächlich und beiher geſchehen, daß man
nen darf, er habe damit eine tiefere künſtleriſche
unden. So aber iſt aus der an ſich höchſt dra-
rſönlichkeit des ſtolzen Römerbiſchofs, die der Dich-
ſittlichem Gehalte auszufüllen und dieſen mit den
Zweckerſtrebung in Conflict zu bringen brauchte,
ſche, unwahre, ſich Zug für Zug widerſprechende,
n lächerliche, immer aber durchaus undramatiſche
rden, die weder erſchüttert und erhebt, noch irgend-
ch und poetiſch zu feſſeln im Stande iſt. Völlig
ſte wird aber dieſer kosmopolitiſche Papſt gegen-
brigen Perſönlichkeiten dieſes Drama welche bis
weilig phlegmatiſche Kaiſerin Bertha, die verrückte
atter Agnes und die nicht minder verrückte Gräfin
nit frappirender dramatiſcher Energie gezeichnet ſind.
ter tritt zwar dem hiſtoriſchen Charakter Hein-
der keineswegs ſo verſunken war, als er hier ge-
auf eine Weiſe zu nahe, die das deutſch-patrio-
l empfindlich verletzt; allein ſein falſcher Heinrich
erſt lebendige, charakteriſtiſche, in ſich conſequent
e Geſtalt, von welcher ſich die dämoniſche, mit blen-
irfe hingeworfene Perſönlichkeit der Giſela, welche
von Weiblichkeit dem glühenden Bernardo gegen-
ſchlicht, kräftig abhebt. Trefflich ſind die deutſchen
efflich der heißblütige Bernardo charakteriſirt, wel-
nliche Liebe mit furchtbarer, unentrinnbarer Gewalt
nd ihn ſchauerlich fortreißt zum gräßlichſten Ver-
uch die Volksſcenen ſind voll Kraft, Friſche und
h ſchmückt ſich unſer Poet hier etwas zu auffallend
, Shakſpeare'ſchen Federn, und dieſe nur äußer-
peare-Ausſtaffirung ſtört auch weſentlich die an ſich
nelle Figur des Egeno, dieſer eigenthümlichen Sorte
erei, der im Herzen ein ſeltener Muth und eine

ethiſche Nöthigung ſitzt, ſich vor allem Großen und Bedeutenden zu beugen, mit allem Uebrigen aber wie die Katze mit der Maus zu ſpielen. Der unbekannte Autor des „Hildebrand“ ſteht ſehr in Gefahr, mit ſeiner Komik manierirt zu werden und ſie, ſtatt im Weſen, in ſehr wohlfeilen Wortwitzen und ungeheuerlichen Wortmonſtroſitäten zu ſuchen. Trivialitäten wie „Himmel-Heiliges-Kreuz-Schock-Schwerenoth-Höllen-Satans-Tauſend-Millionen-Pfaffen-Elend-Donnerwetter“ läßt man ſich doch höchſtens im Munde eines Reibehand'ſchen Pickelhering gefallen, nicht als Stoßſeufzer eines Mannes von Geiſt, wie Egeno. Es iſt in der That in dem Dichter dieſes „Hildebrand“ eine ſo reiche dichteriſche und dramatiſche Kraft beiſammen, eine ſolche friſche und ſchöpferiſche Auffaſſungs- und Geſtaltungsgabe, daß es vielleicht nur auf ſeinen ernſten Willen ankommt, mit aller leidigen Principienreiterei, mit aller ſubjectiven Caprice und Laune unweigerlich zu brechen und unmittelbar aus dem vollen und warmen Menſchenthume heraus zu arbeiten und zu ſchaffen; dann öffnet ſich ihm eine freie und heitere Bahn wahrhaft künſtleriſcher und dramatiſcher Production. Dieſes Talent muß die Schale gewiſſer Angewöhnungen und Traditionen kräftig abwerfen; es hat Fülle genug, um davon nicht ſchwach zu werden, und ſo möge es denn nicht zaudern, das Livréemäntelchen abzuthun und ohne farbige Brille an ſeine Vorwürfe zu gehen.

20. Nauſikaa. Schauſpiel in vier Acten mit Muſik und Tanz von Adolf Widmann. Berlin, Beſſer. 1855. 16. 20 Ngr.

Der Verfaſſer nennt ſeine Dichtung ein Schauſpiel, während ſie doch eine ganz wirkliche Tragödie iſt; geht doch die Heldin im Kampfe mit dem Verhängniſſe unter, in ihrem Sturze den Fluch ihrer Vaterſtadt löſend und durch ihren Tod Verſöhnung ſtiftend, wo ſie Kummer und Rache geſäet hat. Wir haben es hier mit einem echtpoetiſchen Geiſte zu thun, der die ganze Fülle ſeiner angeborenen dichteriſchen Anmuth und Friſche in ſeine ſchöne Dichtung hineingezaubert hat, und welcher ebenſo mächtig die gewaltige Heldengröße des Mannes als lieblich die holde Unſchuld des Weibes im Drama zu geſtalten verſteht. Gleich im Beginne der Dichtung wird das Gemüth unwiderſtehlich in die Zuſtändlichkeit jener goldigen Hellenenzeit hineingezogen und von demſelben vollen und tiefpoetiſchen Tone gefeſſelt bis zum Schluſſe des Drama, in welchem man den Roſenduft dichteriſcher Begeiſterung trinkt und übergoſſen iſt von dem Strahle einer reinen und geſunden Phantaſie. Da iſt nichts Krankes und Gezwungenes, kein ſentimentaler Katzenjammer und kein gelehrter Phraſenprunk, eine einfache und anziehende Handlung mit kräftigen und menſchlich-warmen Perſönlichkeiten wallt in ſchönem glänzendem Fluſſe vorüber; und wie treu auch der Dichter dem Weſen und den Farben der Sage, die er uns vergegenwärtigt, geblieben iſt, dennoch hat ſeine Poeſie verſtanden, jene Zeiten unſern Gefühlen und Anſchauungen ſo nahe zu rücken, daß wir uns im innigſten Verſtändniſſe und Genuſſe der Dichtung befinden. Aber Eins hat Widmann in der liebevollen Begeiſterung für ſeinen Stoff doch vergeſſen und damit als Künſtler und Dramatiker, dem in keinem Augenblicke die freie Beſonnenheit mangeln ſoll, verſtoßen: worin äußert ſich denn die tragiſche Schuld der Nauſikaa? Etwa darin, daß ſie dem bittenden Fremdling aus der Noth hilft und ihn liebt? So ſcheint es, denn eine anderweitige Verſchuldung iſt nicht zu entdecken. Aber ſie weiß ja nicht, daß es Odyſſeus, weiß ja überhaupt nicht, welche unſeligen Folgen die Heimſchaffung des Vielliſtigen für die üppige Phäakenſtadt haben wird? Somit iſt ſie ohne jede Schuld und wir haben wieder, wie es ſonſt bei unſern modernen Dramatikern geſchieht, ein reines Opfer vor uns, das dem Verhängniſſe zuliebe zugrunde geht. Hier mußte der Dichter über den Verhältniſſen ſtehen, hier mußte er dem höhern ſittlichen und menſchlichen Geſetze genügen und die Nauſikaa eine wirkliche menſchliche Schuld begehen laſſen, welche

ſie dann ſpäter mit ihrem Tode büßt und ſo die Dichtung wahrhaft tragiſch erhebt und verſöhnt. Unſers Bedünkens könnte der Dichter bei einer ihm anzuempfehlenden Umarbeitung ſeines Drama dieſem Gebrechen leichtlich abhelfen und dadurch ſeine Tragödie zu einem wirklichen und harmoniſchen Kunſtwerke erheben. Wahrlich, Alkinoos, dieſe imponirende Königsgeſtalt, ſo voll erhabener Majeſtät und hoher Menſchenwürde, und Nauſikaa, dieſe eben aufblühende Roſe, dieſes ſüße liebliche Geheimniß, ſo duftig und poetiſch zart und doch ſo wahr und warm menſchlich: dieſe trefflichen Perſönlichkeiten und die vielfachen andern Schönheiten der Dichtung verdienen, daß ihre Wirkung durch nichts beeinträchtigt werde, und ſo wünſchen wir Widmann recht baldige Gelegenheit, ſeine Dichtung in vollendeter Form dem Publicum von neuem vorlegen zu dürfen. Als Sprachprobe möge ſchließlich noch angeführt ſein, was Nauſikaa beim Anblicke des Meeres ihrer Freundin Theano vorahnend ſagt:

Ich ſeh's und kann
Nicht froh wie du die blauen Fernen ſchauen,
Wo Meer und Himmel ineinanderfließen,
Entzückt mich auch der reichen Farben Pracht.
Ich muß hin wie auf einen Vorhang blicken,
Und was ich fühle, kann ich doch nicht ſagen.
Nicht iſt es blaſſe Furcht, was mich beſchleicht,
Auch Grauen nicht, noch Sehnſucht, auch nicht Schmerz;
Ein ahnendes Erwarten, Stilleſtehen,
Bang Athemholen — denn von dorther kommt
Das Fremde und das Schickſal und die Wetter!

21. Fortunat. Trauerſpiel in fünf Acten von Wilhelm Schnitter. Stralſund, Löffler. 1855. Gr. 8. 20 Ngr.

Fortunat, eine neue Sorte Don Juan, verführt ein Fräulein, Mercedes, und indem er ſie wie eine abgewelkte Blume nach dem Genuſſe wegwirft, ihr das auch mit wahrhaft ſcheußlicher Roheit auf offener Straße gerade ins Geſicht ſagt, zieht er ſich die Rache der Dame zu, deren Bruder ſich mit dem Verführer ſchlägt und in dem Augenblicke, da letzterer, um ſeine Wunde zu waſchen, abtritt, von einem Räuber rücklings ermordet wird. Die Umſtände liegen nun ſo, daß Fortunat's Freunde, ja ſogar ſein Vater ihn vor Gericht für ſchuldig erklären, und da nun Mercedes den falſchen Eid leiſtet, daß er der Mörder ſei, ſo wird er zum Tode verurtheilt. Aber nachdem ein Mönchlein, welches die Mordgeſchichte mitangeſchaut hat und nur ſolange ſchweigen wollte, bis Fortunat demüthig geworden, den Hergang der Sache berichtet und Mercedes ihren Meineid bekannt hat, kommt Alles hübſch an den Tag, nur ſchade, daß Fortunat's Vater inzwiſchen ermordet worden iſt und der gebeſſerte Don Juan gleichfalls mit Tode abgeht. Wer menſchlich erſchüttert und erhoben werden will, wer vom Drama einen poetiſchen Eindruck erwartet, der gehe an dieſem „Fortunat“ ſtill vorüber und bekreuze ſich; aber den Mordliederfabrikanten für umherziehende Leiermänner iſt die Geſchichte ſehr zu empfehlen.

22. Erich der Vierzehnte. Tragödie in fünf Acten nach dem Schwediſchen des Börjeſſon von A. von Winterfeld. Berlin, Behr. 1855. 8. 20 Ngr.

Muß man im Allgemeinen den Schweden für jede andere Dichtungsform mehr Begabung zugeſtehen als gerade für das Drama, ſo beginnt doch in neuerer Zeit auch in dieſer Richtung unſer nordiſcher Nachbar ein regeres Leben zu entfalten, und deshalb iſt es um ſo erſprießlicher, daß kundige Männer durch gelungene Ueberſetzungen oder Bearbeitungen uns theilnehmen laſſen an der dramatiſchen Fortentwickelung dieſes ſtammverwandten Volks. Winterfeld hat ſich ſomit durch Bearbeitung des Börjeſſon'ſchen „Erich“ ein entſchiedenes literariſches Verdienſt erworben, und wir pflichten ihm vollkommen bei, wenn er in ſeiner Vorrede ſagt, daß die ſchwediſchen, däniſchen, norwegiſchen, holländiſchen, ſpaniſchen Dichtungen unſerer Zeit „die neuern Erzeugniſſe der Engländer und Fra zoſen an Schönheit, Wahrheit und Natürlichkeit weit übe treffen“. Sehen wir von dem Schluſſe des Börjeſſon'ſch „Erich“ ab, ſo iſt dieſe Dichtung voll dramatiſcher Kraft u Lebendigkeit und ſteigert ſich bis gegen das Ende, wo ihr d Spitze vom Dichter ſelbſt abgebrochen wird, zu echttragiſch Erſchütterung. Wir ſehen den unglückſeligen König trotz ſein guten Herzens und ſeiner edeln Tendenzen ein Opfer ſein Mistrauens, ſeiner Leidenſchaftlichkeit, ſeiner Creaturen werde und ſchließlich, von Mord zu Mord geriſſen, im Wahnſin gräßlich untergehen, während zwiſchen dieſen wildbewegte Strudeln des Schreckens und des Fluchs die Liebe ihre ſü Kränze flicht und gleichſam die Ehre der Menſchheit rette aus all der Unthat und Frevelwirthſchaft. Mit wenigen Str chen und Aenderungen hätte übrigens das ungenügende E ſich in einen kräftigen Schluß zuſammendrängen laſſen, da Winterfeld ſeine Ueberſetzung eine Bearbeitung nennt, können wir ihm kaum verzeihen, daß er ſeine Bearbeitung n bis zur Umbildung dieſes ganz ſchwachen Ausgangs er hat, wodurch unſerer Bühne, die ja nun einmal des Fr den durchaus nicht entrathen mag, ein gutes Stück zugewa ſen wäre.

23. Napoleon auf Helena. Hiſtoriſch-romantiſches Drama i fünf Acten von C. G. Kahlbau. Tangermünde, Dög 1855. 8. 1 Thlr.

Bis auf Hudſon Lowe iſt alle Welt auf Helena derma in Napoleon verliebt, daß ſogar der engliſche Intendant ein engliſcher Schiffscapitän einen Verſuch machen, denſe zu befreien, und zwar iſt dieſer Schiffscapitän ein ſo a derlicher Kauz, daß er den großen Kaiſer blos deshalb in heit ſetzen will, weil England durch die Art der Haft ign handle; im übrigen haßt er den gelben Corſen aufs tie Nun ja, der Verfaſſer kann ſagen: Haben nicht die Engländer Spleen und darf ich nicht auch den Spleen als Poet benu Unglücklicherweiſe kommt ein preußiſcher Lieutenant aus gegen Napoleon nach Helena, ſpielt mit des engliſchen In danten Tochter einen Mondſcheinliebesroman, verhindert den ſerlichen Fluchtverſuch, wird dabei von dem engliſchen Sch capitän getödtet und am Schluſſe all des Jammers ſtirbt guterletzt auch noch der große Kaiſer, Hudſon Lowe aber „ beſtürzt, ſprachlos“. Das muß ein wunderlicher Chriſt dieſer Kahlbau, wie ihm das Alles ſo durcheinanderbraut Kopfe! Freue dich Preußen, du haſt ein zweites Water vielleicht ein umgekehrtes, unmöglich gemacht. Wahrlich, N poleon I. iſt gewiß ein tragiſcher Held; aber es müßte ihn Shakſpeare dichteriſch umſchaffen, wie etwa einen Richard. D Liliputaner mögen doch die Fingerchen von einem ſolchen ſendämon fernhalten!

24. Eldorado, oder das Goldland. Schauſpiel in vier A von F. Normann. Manuſcript. Hamburg, O. Mei 1855. 8. 28 Ngr.

Der Fluch des Geldes, der ſittliche Verderb der Ge ſucht und des Genuſſes ſoll ſich in dieſer Dichtung dram entrollen und die glückliche Rückflucht zweier edler Menſchen dieſem wüſten Treiben, das ſie ſchon völlig beſtrickt hatte, die ſtille und friedliche Beſchränktheit ländlicher Arbeit häuslichen Waltens das erregte Gemüth verſöhnen. Der faſſer hat gut gethan, ſeine Handlung in jenen öſtlichen der Neuen Welt zu verlegen, auf welchem in unſern ein neuer Weltverkehr ſeine Millionen Arme regt und neue Weltſtadt ihre Rieſenglieder zu recken beginnt; dad wird die Situation für uns in eine angemeſſene Ferne g und dringt nicht zu unmittelbar, zu gegenwärtig packend uns ein, während doch alles Geſchehende in unſern bleibt, unſere Intereſſen berührt, unſern Anſchauungen gänglich und lebendig iſt. Das Bild, welches der Autor brennenden, aber wahren Farben vor uns entworfen hat, voll Leben und Bewegung; allein dieſer charakteriſtiſche

quillt nur aus der Situation und aus den Zuſtänden, nicht aus den Perſönlichkeiten ſelbſt; dieſe ſind vielmehr bis auf den alten Woods, ſeine Tochter Harriet und einige Nebenfiguren entweder trivial und abgebraucht, oder ſie friſten eine erkünſtelte Exiſtenz; in allen liegt zu viel Abſichtliches, um kräftig zu wirken und zu rühren. Indeß trotz alledem arbeitet ſich aus dem Einzelnen wie aus dem Ganzen dieſer Dichtung ein nicht unbedeutendes Talent hervor, welches noch zu ſehr in ſich gebunden erſcheint, um, was es aus ſich heraus ſchafft, recht frei und recht ſelbſtändig zu geſtalten. Wir rathen ihm, einige Zeit mit der dramatiſchen Production zu pauſiren und dann ja recht einfache, recht natürlich beſondere Stoffe ſich zu wählen; Charaktere wie Woods, der alte Goldgräber, der Schwarze und Harriet beweiſen, daß Normann geſunde Menſchen recht wohl zu ſchaffen und conſequent durchzuarbeiten verſteht, und ſeine Harriet iſt eine ſo wohlgelungene Frauengeſtalt, empfiehlt ſich ſo rührend unſerm Herzen, bringt einen ſo warmen und menſchlich-innigen Ton in die ganze Dichtung, daß man über ſie gern den ſchwächlichen Helden des Dramas und alle ſonſtigen Fehler des letztern vergißt.

25. Berthold von Zähringen. Trauerſpiel in fünf Acten. Manuſcript. Manheim, Löffler. 1855. 8. 28 Ngr.

Das iſt ein entſetzlich dummer Kerl, dieſer Berthold; Alles glaubt er, jeden Humbug läßt er ſich aufreden, bricht dann ganz gemüthlich, was er vorher verſprochen, und iſt doch, wie uns ſchließlich der Poet durch ein Mönchlein verſichern läßt, eine „große Seele“. Ach, und dies ewige Geträtſch und Gezänk untereinander, dies ununterbrochene Lügen und Trügen, Heucheln und Schmeicheln, ohne je einmal kräftig über die Miſère gehoben zu werden (denn der alte Hanno verpufft gar bald), wie mag ein Autor glauben, daß dergleichen auf den Bretern Fuß faſſen, daß dergleichen überhaupt auf den Titel eines Drama nur im entfernteſten Anſpruch machen kann. Wie freudig wir jede Dichtung begrüßen, die einen deutſchen Stoff bearbeitet, wie gern bereit wir dann ſind, einzelne Fehler zu überſehen und uns an der edeln dichteriſchen und patriotiſchen Wärme des Autors dafür zu entſchädigen, können uns die Leſer d. Bl. bezeugen; wo man aber nur Spreu aus der deutſchen Geſchichte herauszuklopfen verſteht und das als Drama auf den Markt bringt, da muß denn doch die kritiſche Ruthe unnachſichtlich geſchwungen werden, was hiermit pflichtmäßig geſchehen ſein möge.

26. Herzog Ernſt. Originaltrauerſpiel in drei Acten. Frankfurt a. d. O., Trowitzſch und Sohn. 1855. 8. 15 Ngr.

Ein Gleiches gilt auch von dieſem Originaltrauerſpiele. Wir rathen die Lectüre deſſelben allen Denen, die um jeden Preis ſchwitzen müſſen; dieſe entſetzliche, gähnende, erbarmungsloſe Proſa bringt Todte in Schweiß, wie viel mehr Lebende. Da ſucht man oft ſeitenlang vergebens und mit einem Dankſeufzer der Erlöſung vom Uebel klappt der unglückliche Kritiker das närriſche Buch zu, das er durchzuleſen verpflichtet war. Und ſomit ad acta mit „Herzog Ernſt“, dieſer Originalverſündigung gegen die geſunde Vernunft und das deutſche Gefühl!

27. Arion. Schauſpiel in vier Acten von C. B. Krutzſch. Leipzig, C. L. Fritzſche. 1855. 16. 20 Ngr.

Wenn im Flügelkleide der Natur
Frei des Geiſtes Aetherblicke wallen,
Schwingen ſie ſo gern ſich in die Hallen
Des Olymps und ſuchen Phöbus' Spur.

Wir rathen Krutzſch, ſeines „Geiſtes Aetherblicke“ „im Flügelkleide der Natur“ nicht wieder in die „Hallen des Olymps“ ſich „ſchwingen“ zu laſſen; denn die vorliegende Frucht dieſer olympiſchen Schwingungen iſt ſo ätheriſch gerathen, daß ſie eben nichts als Dunſt geworden. Nur dadurch erinnert ſie an eine Dichtung, daß ſie alle möglichen Fehler einer ſolchen aufweiſt, aber keine einzige dichteriſche Tugend. Schwülſtige, incorrecte, ungrammatiſche, triviale Sprache, erbärmliche Verſe, gänzlicher Mangel aller und jeder charakteriſtiſchen, menſchlichen und poetiſchen Wahrheit, langweilige Figuren, langweilige Handlung u. ſ. w. „Der Sänger darf nicht einen Menſchen lieben!“ declamirt Arion; ei, ins Pfefferland mit einem ſolchen Sänger oder ins Lazareth, um ihn zum Bewußtſein ſeiner von kindiſchen Anſchauungen vom Poetenthum verdunkelten beſſern Natur zu bringen.

28. Sultan Selim III. Hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Acten von J. F. Neppes. Augsburg, Wirth. 1854.

Janitſcharenmuſik! Tolle, wüſte Wirthſchaft, nicht ohne Spuren von Talent; ein Lärm, wie der Spektakel eines Marionettenleierkaſtens; ein wahrer Mummenſchanz! Das „Es ginge wol, aber es geht nicht!“ des Berliners iſt die Moral dieſes Puppenſpiels. Sultan Selim reformirt in Stambul immer darauf los, läßt ſich dabei von einem italieniſchen Renegaten recht abgeſchmackt am Narrenſeile führen und ſtirbt ſchließlich an Gift. „Ein edler Fürſt iſt weniger auf Erden!“ ſagt Kara Ali —

Was wird aus uns, aus dieſem Reiche werden?
Wer wird — was er begonnen — nun vollenden?

Dieſe Frage würde ſelbſt Hans Bendix, der kluge Schäfer des dummen Abtes, nicht zu beantworten wiſſen; wir haben ja geſehen, wie Oſt und Weſt ſich abmühten, eine ſchlagende Antwort auf dieſe Frage zu finden, und ſie nicht fanden. Ueberlaſſe Neppes dieſes Sphinxräthſel der Diplomatie, die damit in ſpätern Tagen noch vollauf zu thun haben wird, und verſuche er es künftig mit einem weniger orientaliſchen Stoffe. Er hat Talent; aber es muß ſich weislich beſchränken, ſonſt verſinkt es in Phantaſterei. Auch haben ſolche dramatiſche Trommelwirbel, wie dieſer „Selim“, ihre Zeit gehabt und unſerer will der Tamtam nicht mehr zuſagen.

29. Der Tod Ahasver's des Ewigen Juden von J. G. Rönnefahrt. Tangermünde, Doeger. 1855. 8. 1 Thlr.

Nachdem uns der Autor durch einen Cyklus erzählender Gedichte die Antecedentien ſeines Ahasverus in nicht eben allzu geiſtvoller und poetiſcher Weiſe weitläufig beſchrieben hat, beginnt erſt die eigentliche Haupt- und Staatsaction, in welcher der Ewige Jude mitten in eine allermodernſte Revolutionsgeſchichte hineinſchneit, bald als Dämon, bald als Schutzgeiſt der diverſen, ſehr nach der Schablone gearbeiteten Puppen — denn Menſchen zu dichten hat ſich Rönnefahrt nicht erſt die Mühe gegeben — auftritt und ſchließlich im Kampfe mit dem kohlrabenſchwarzen Diabolus des Stücks, dem Kirchwardein, untergeht. Nun erſcheinen Moſes, Pythagoras, Sokrates, Jeſus, Gregor VII., Luther und Calvin und endlich Schiller, Letzterer im Tone eines wehmüthig reſignirten preußiſchen Predigtamtscandidaten. Wir rathen Rönnefahrt, vor allen Dingen ſeiner kranken und fieberhaften Phantaſie das Purgatorium einer gründlichen Kaltwaſſercur zu gönnen und nicht jeden wüſten Traum für Poeſie zu halten. Auffallend iſt übrigens, daß ein Theil unſerer Poeten jetzt wieder in der Form jener ungeheuerlichen, alle möglichen Dichtungsarten willkürlich durcheinanderwerfenden Manier ſich zu äußern beginnt, die jede charakteriſtiſche künſtleriſche Geſtaltung auflöſt. Dieſe unglückſelige, genial ſein ſollende Bequemlichkeit und Läſſigkeit, welche leichtſinnig den Ernſt der ſchönen harmoniſchen Form misachtet, iſt ſo recht geeignet, ein Talent gleich von Anbeginn zu entkräften und zu verliederlichen, und wie ſie im einzelnen Falle das Zeichen einer überſprudelnden Kraft ſein kann, ſo iſt ſie im Allgemeinen gewiß ein Document der Schwäche und der Verkrüppelung, welche ſich fürchtet, im durchſcheinenden einfachen Gewande ihre Gebrechen bloßzuſtellen. 19.

Reliquien von Heinrich Heine.

„Das Opfer liegt, die Raben ſteigen nieder!“ könnte man ausrufen angeſichts der Schwärme von Federvieh (wie man ja auch wol die Schriftſteller nennen könnte), die mit ihren Krummſchnäbeln und Krallen jeden perſönlichen oder literariſchen Knochenreſt Heine's herauszuhacken und ans Licht zu ziehen bemüht ſind. Heine hat ſo Manchem im Tode und ſelbſt bei lebendigem Leibe keine Ruhe gegönnt, ſo möge er es denn als eine gerechte Nemeſis hinnehmen, wenn man auch ihm keine Ruhe läßt und ſeinen Grabesfrieden ſtört. *) Die neueſte Schrift, die ſich mit ihm beſchäftigt, rührt von einem unſerer Mitarbeiter her und trägt den Titel:

Ueber Heinrich Heine. Von Eduard Schmidt-Weißenfels. Nebſt einem Anhange: Aeltere, bisher nicht wieder abgedruckte Dichtungen von Heinrich Heine. Berlin, Heymann. 1857. 8. 20 Ngr.

Der Verfaſſer gibt zuerſt die Schilderung eines perſönlichen Beſuchs bei Heine, die durch mehrfachen Abdruck in Journalen bereits bekannt iſt, ſchaltet einige Mittheilungen des unglücklichen Gérard de Nerval über Heine ein und ergeht ſich dann als kritiſcher Spaziergänger in langen Betrachtungen über Heine's poetiſchen und perſönlichen Charakter, deckt ſeine mancherlei Blößen auf, enthüllt aber auch ſeine mancherlei Schönheiten und ſucht ſeinen Werth und Unwerth mit unparteiiſcher kritiſcher Wage gegeneinander abzuwägen. Es läßt ſich über Heine kaum noch etwas Neues ſagen; auch iſt, was Schmidt über ihn ſagt, mehr dem Ausdruck und der Verbindung der einzelnen Theile als dem Inhalt nach neu, aber es zeugt von guter Geſinnung, preiswürdiger Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit und einer lebendigen, faſt unruhigen Friſche und Elektricität des Geiſtes. Dabei geſchieht es ihm freilich, daß er Heine nach der einen Seite zu hoch ſtellt, wenn er ihm z. B. „die großartigſte, gewaltigſte Phantaſie, welche je in der Bruſt eines Menſchen geſchlummert“, und ſogar „göttliche Wallungen“ zuerkennt, auf der andern Seite dagegen ſeinen Charakter vielleicht zu ſehr ins Schwarze malt und ſein Urtheil, namentlich in politiſchen Angelegenheiten, zu gering anſchlägt. Er nennt ihn z. B. einen „ſehr unglücklichen Politiker“ und „höchſt kläglichen Richter der menſchlichen Dinge“ und meint, Heine habe den wahren Zuſtand Frankreichs ganz verkehrt aufgefaßt. Wir glauben aber in Heine's politiſchen Excurſen viele aus einem ſehr richtigen politiſchen Inſtinct hervorgegangene Urtheile gefunden zu haben, und wenn er darin auch ſehr häufig die poſſirlichen Sprünge eines Harlekins macht, ſo geſchah dies ja in der richtigen Vorausſetzung, daß auf einem politiſchen Faſchingsball auch die luſtige Perſon in ihrer bunten Tracht nicht fehlen dürfe. Das deutſche Publicum hatte ihn für dieſe Rolle gewiſſermaßen engagirt, und er führte ſie mit großer Virtuoſität durch, nicht ohne ſehr oft als echter Narr die treffendſten Wahrheiten zu ſagen. Nur daß er um eines pikanten Witzes willen wol auch die Wahrheit opferte, daß das Gelüſt, Andern perſönlich zu ſchaden und wehezuthun, ihn zu den giftigſten und cyniſchſten Ausfällen verleitete, daß es für ihn, wie Schmidt-Weißenfels bemerkt, „weder Nationen noch Fremde, weder Feinde noch Freunde gab“, wenn es ſich um einen Witz handelte, das war wider die Verabredung und um ſo jämmerlicher, da er ſelbſt den kleinſten Gegenhieb nicht ve… konnte und ſich in einem ſolchen Falle einem Grimme i… der faſt komiſch wirkte. Der Verfaſſer hat auch ſehr erkannt, daß Heine vielleicht mehr noch das Product … Zeit als ſein eigenes geweſen, wenn er ſagt: „Es w… gerecht, auf Heinrich Heine die ganze Schwere der … wortung zu wälzen, wiewol er einer der einflußreichſt… ſter war, welche ſich an dem Zerſtörungsproceß der … theiligten. Man könnte viel eher ſeine Zeit als ihn … wortlich machen. Er hat gewiſſermaßen eine Miſſion … welche ſeine Zeit von ihm verlangte; es mag die Aufgab… Genies geweſen ſein, ſeinen Mitmenſchen die ganze … ihrer Zeit auf dem Präſentirteller mit pikanter Zube… zu ſerviren, damit ſie nach dem Genuß den Widerwi… vor bekommen.“ Dieſe Heine'ſche Genußſucht und Fr… dieſe ſchadenfrohe Witzelei, dieſe pikante Klatſchha… dieſe gewiſſenloſe Indiscretion, dieſe kokette Gefühlsn… und Eleganz, gepaart mit Cynismus und Mephiſtoph… Hohn, trugen neben ſeiner unleugbar hohen poetiſch… gabung ſehr viel dazu bei, Heine eine zeitlang zum e… Liebling des Publicums zu machen, und es iſt außeror… bezeichnend, daß Heine gerade der Favorit berühmter d… tiſcher Perſonen wurde, mit denen er auch den G… „Après nous le déluge!“ theilte.

Angehängt iſt der Schrift eine Reihe älterer, h… erſten mal wieder abgedruckter Dichtungen Heine's, … wir dankbar ſind, obſchon wir gewünſcht hätten, d… Herausgeber auch die Quellen genannt haben möchte, … er ſie verdankt. Sie gehören ganz Heine's romantiſch-… voller Jugendperiode an und ſind der deutliche Bewei… Heine's Herz von Hauſe aus nicht von dem Gifte erfül… welches er ſpäter verſpritzte, daß er es erſt allmälig a… Boden der Zeit in ſich ſaugte. Hat doch auch dieſes … urſprüngliche Gutartigkeit und Weichheit ſeines Gemü… mals ſo ganz zerſtören können, daß dieſe beſſere Seit… poetiſchen Fühlens und Empfindens nicht auch in ſpäte… ihre ſchönen Feſtſtunden gehabt hätte, in denen ſie ſich … Form der reizendſten Fictionen offenbarte. Wenn ſein … gefühl ſpäter zu einer unbegrenzten Eitelkeit aufſchw… ſind Diejenigen daran ſchuld, die ihm einredeten, daß … Homer ſeines Gleichen nicht gegeben habe. Unter die … dichten ſtoßen wir auf ein Sonett an Auguſt Wilhe… Schlegel, worin Heine geſteht, ein Reis ohne Stütze … zu ſein, und dann fortfährt:

Da mochteſt du das arme Reis beklagen,
An deinem güt'gen Wort läßt du es ranken,
Und dir, mein hoher Meiſter, ſoll ich's danken,
Wird einſt das ſchwache Reislein Früchte tragen.

Dieſes bei Heine überraſchend beſcheidene Geſtändniß, … „hohen Meiſter“ Schlegel Alles zu verdanken, läßt ſeine … widrigen Klatſchereien über Schlegel nur um ſo abſch… erſcheinen. Die Probe einer Ueberſetzung aus Byron's … fred“ beweiſt, mit welcher Meiſterſchaft Heine ſchon in … 1820, trotz einzelner Härten, Form und Sprache zu ha… verſtand. Wir theilen folgende Stelle mit:

In dem bläulichen Meergrund,
Wo der Wellenkampf ſchweigt,
Wo ein Fremdling der Wind iſt
Und die Meerſchlange kreucht,
Wo die Nixe ihr Grünhaar
Mit Muſcheln durchſchlingt —
Wie wenn Sturm auf der Meerfläch',
Scholl dein Spruch, der mich zwingt.
In mein ſtilles Korallhaus
Erdröhnte er ſchwer;
Denn der Waſſergeiſt bin ich,
Sprich aus dein Begehr!

---

*) Heine und kein Ende! möchte man ausrufen, wenn man ſoeben aus der „Prager Zeitung“ erfährt, daß demnächſt in Prag bei Kober eine Schrift erſcheinen wird: „Heinrich Heine; Denkwürdigkeiten und Erlebniſſe aus meinem Zuſammenleben mit ihm, von Friedrich Steinmann.“ Nach der Verſicherung der „Prager Zeitung“ ſoll Steinmann einer der älteſten Freunde des verſtorbenen Dichters geweſen ſein und mit ihm ſeit der Gymnaſial- und Univerſitätszeit perſönlichen Umgang gepflogen haben. Vorläufig gedenken wir hier noch der ſehr intereſſanten lyriſchen Reliquien von H. Heine, welche Schad's „Deutſcher Muſenalmanach“ für 1857 enthält.

t war Heine in einem Punkte die Gewiſſenhaftigkeit
:er ſaubern Glättung und Ausfeilung des ſtiliſtiſchen
wozu gerade er freilich Zeit vollauf beſaß. Er ver-
ſich ſchwerlich beſtreiten läßt, der deutſchen Sprache
lanz und größere Gefügigkeit im Lyriſchen und für
uck witzig ſpielender Gedanken. Für dieſes Verdienſt
ihm unter allen Umſtänden dankbar ſein müſſen.

---

thümliche Documente zur Beurtheilung des Heine'-
es und Charakters brachten ſoeben die „Hausblätter"
Anzahl von Briefen, welche Heine in den Jahren
an einen Freund in Deutſchland richtete und deren
chung in einer Indiscretion beruht, für die wir die
tung dem Veröffentlicher überlaſſen müſſen. Wenn man
Dinge, mit denen ſich Leſſing und Herder, Goethe
er, trotz einzelner mitunterlaufenden Menſchlichkeiten,
Briefen beſchäftigten, mit den kleinlichen und ſelbſt-
zwecken vergleicht, womit ſich Heine, den Manche den
ter unſerer Zeit genannt haben, in dieſen Briefen
hat man auch zugleich einen Maßſtab, um den Ab-
hen dem Geſammtcharakter beider Literaturperioden ab-
d ermeſſen zu können. In Heine's Briefen, die hier
en hübſchen witzigen Einfall enthalten, handelt es
m entfernteſten um hohe literariſche Zwecke, philoſo-
d äſthetiſche Tendenzen, ſondern ausſchließlich um
Klatſchereien und pecuniäre Speculationen. Der Stil
liederlich, ſelbſt die, wie ausdrücklich bemerkt wird,
haltene Orthographie (Heine ſchreibt z. B. „Leibzig"
odaß man faſt auf die Vermuthung gerathen möchte,
ets irgendeinen Famulus oder Freund zur Seite ge-
dieſe groben Verſtöße aus ſeinen Schriften vor deren
usmerzte. In einem Briefe vom 11. April 1835
: das Geſtändniß, daß er in einer Liebesgeſchichte
r welcher für ihn nichts mehr Wichtigkeit habe. Im
6 klagt er über den trüben Zuſtand ſeiner Finanzen
nt, daß er nichts Deutſches mehr leſe, nicht einmal
meine Zeitung" und das „Morgenblatt", man könne
utſchland „todtſchlagen", ohne daß er etwas davon
ürde. Man hatte ſeine M. verleumdet; er knüpft
Bemerkung: „Ich habe nie an meinem Volke gezwei-
ſind ein großes Volk; wir beſpritzen nicht unſere
t ätzenden Epigrammen, ſondern begießen ſie mit
Unflath." Im Januar 1837 drückt er ſein Vergnü-
er aus, daß ſein Verhältniß zu den deutſchen Re-
ſich täglich verſöhnender geſtalte; in Preußen hätten
öchſten und einflußreichſten Perſonen für ihn aus-
, und in Oeſtreich ſei Metternich ihm ungemein hold.
ſich dabei auf ſein antidemagogiſches Weſen und auf
tes Verhältniß zu den Jakobinern; ſein Streben ſei
olitiſch-revolutionäres, ſondern mehr ein philoſophi-
" nicht die Form der Geſellſchaft, ſondern ihre Ten-
chtet werde. „Ihrem Stil", heißt es in einem an-
ſe, „muß ich die höchſten Lobſprüche zollen. Ich bin
in der Beurtheilung des Stils. Nur bei Leibe ver-
n Sie ſich nicht und ſtudiren Sie immerfort die
dungen und Wortbildungen von Leſſing, Luther,
Varnhagen und H. Heine; Gott erhalte dieſe letztern
' Ein andermal: „Dieſen Morgen höre ich mit
, daß der Herr Wiehl einen Muſenalmanach mit mir
en will; widerſprechen Sie doch dergleichen überall,
aß jener Monſieur nichts merkt, daß ich ſelbſt dieſen
ch provocirt; denn ich möchte mich nicht mit der-
euten verderben." Am 4. December ſpricht er ſich
bach's „Spinoza" dahin aus, daß der Verfaſſer viel
viel Darſtellungstalent, aber nicht viel Poeſie beſitze;
darauf fragt er: „Wiſſen Sie mir kein literariſches
en, wodurch ich mit leichter Mühe einige Groſchen
ich möchte gern das Fett meines Bauches anſtändig
n." Im Januar 1838 ſpricht er von einem pracht-

vollen „keepsake", das er herauszugeben beabſichtige. Preußen werde es wol nicht verbieten; ſchlimmſten Falls ſei auch an einem Verbote nicht viel gelegen, da Preußen nicht viel theure Bücher kaufe; „Oeſtreich, mein theures Oeſtreich aber (fährt er fort) deſto mehr. Seit ich in England und Frankreich, Rußland und Amerika zu ſo großer Popularität gelangt und in dieſen Ländern ſo viele deutſche Bücher Abſatz finden, wird mir Preußen gleichgültiger; übrigens koſtete es mir nur ein Wort, um die Sache zu ändern" u. ſ. w. Im März deſſelben Jahres projectirt er die Herausgabe einer deutſchen Zeitung in Paris, mit der er theils „viel Geld" gewinnen, theils ſeine Kriege führen wolle. Mit den Regierungen habe er Frieden gemacht („die Hand, die man nicht abhauen kann, muß man küſſen", bemerkt er) und Preußen werde, wenn es in der jetzigen Stellung fortfahre, einen Alliirten an ihm finden. „Was den Werth der Zeitung betrifft", heißt es weiter, „ſo darf ich mir ſchmeicheln, eine Combination ausgeſonnen zu haben, wodurch ſie alle Blätter übertrifft und ſich aufs großartigſte geltend machen kann. Seit zehn Jahren ſtudire ich den Organismus der Preſſe in allen Ländern, und ich darf behaupten, Niemand iſt ihren Geheimniſſen tiefer auf die Spur gekommen als ich. Ich kenne das Perſonal und die Reſſourcen der Tagespreſſe ſo genau, daß ich durch die Einrichtungen, die ich treffen kann, das Außerordentlichſte zu leiſten vermag! Sie haben keinen Begriff davon, was ich in dieſer Beziehung gelernt habe." Beſonders hatte er dabei das „Annoncengeſchäft" im Auge: „Der deutſche Journalismus, der zwar die großen Gewinne der Annoncen bei alten Journalen gut kennt, iſt dennoch ganz unwiſſend in den Raffinements, die im Annoncengeſchäft ſeit einigen Jahren ſtattfinden." In den folgenden Briefen häufen ſich abſcheuliche Klatſchereien über einen Herrn v. B., den „verworfenſten und gefährlichſten Menſchen", einen andern „Lumpian" und einen Dritten, der ein „gelber Neidwurm" genannt wird; er fürchte ſie, aber „wie ein Centner Arſenik ein Loth Grünſpan". G... beſchuldigt er, „das ganze Arſenal ſeiner Hinterliſt" aufgeboten zu haben, um ihm in der öffentlichen Meinung zu ſchaden, und er fügt dann hinzu: „Doch Sie kennen die hamburgiſchen und überhaupt die literariſchen Cloaken Deutſchlands zu gut, um nicht das Meiſte zu errathen." Einen für ihn ſehr wohlwollenden Artikel der „Breslauer Zeitung" bittet er den Freund doch in einigen Blättern, am liebſten im „Nürnberger Correſpondenten" nochmals abzudrucken zu laſſen, auch wenn es etwas „koſten" ſollte; er wolle ihm das gern vergüten, nur müſſe nicht erwähnt werden, „daß es Inſerat". Der letzte Brief vom 17. Oct. 1842 ſchließt mit folgender zarten Mittheilung über ſeine Frau: „Meine Frau läßt grüßen. In dieſem Augenblick zankt ſie mit der Magd. Sie iſt durchaus keine ſtille Seele, wird aber täglich corpulenter." In einer Nachſchrift erzählt der Einſender unter Anderm, welche Angſt Heine von jeher vor der Polizei gehabt; ſo habe er ſich, wenn Börne die Arbeiter haranguirte, heimlich unter dieſe gemiſcht, um über Börne ſeine Witze zu machen, aber ſich ſchleunigſt aus dem Staube gemacht, ſobald es ruchbar geworden, daß man die gefürchteten Sergents de ville in der Verſammlung erwarte. Als theilweiſen Zweck der Veröffentlichung dieſer Heine'ſchen Briefe bezeichnet der Einſender: „der überſchwänglichen und begeiſterten Bewunderung, wie ſie ſich in Meißner's Buche finden läßt, eine unverrückbare Grenze zu ziehen, innerhalb welcher ſich keine Selbſttäuſchung, ſondern nur Wahrheit zeigt."

So wenig indeß dieſe Heine'ſchen Briefe geeignet ſind, unſere Achtung vor dem perſönlichen Charakter und dem faſt an einen gewiſſen Schachergeiſt erinnernden ſpeculativen Treiben Heine's zu erhöhen, ſo wollen wir uns doch dadurch die Freude an den graziöſen Geſchenken der Heine'ſchen Muſe, wie ſie vorzugsweiſe das „Buch der Lieder" enthält, nicht verkümmern laſſen, uns vielmehr darüber freuen, daß ſie auch im Auslande immer größere Anerkennung und Geltung gewinnen. So ſagte jüngſt die „Literary Gazette" auf Anlaß der von

J. E. Wallis verfaßten und unter dem Titel „Heinrich Heine's book of songs" (wol nur in einer Auswahl) erſchienenen Ueberſetzung derſelben: „Der Verfaſſer des Originals war von allen Menſchen der keckſte, excentriſchſte, flüchtigſte, und ſeine Gedichte haben die ganze ungenirte Grazie ſeines Charakters. Ihre bezaubernde Melodie ſtimmt auch die unmuſikaliſchſte Kehle und ihr grotesk-phantaſtiſches Gepräge entrückt den Leſer oft in eine Region, die nicht von dieſer Welt iſt. Doch bei all ſeinem bizarren Eigenſinn und ſeinem luftigen Glanz überſchreitet Heine niemals die Grenze, welche das Bizarre vom Abſurden ſcheidet. Seine Erzeugniſſe gleichen nicht Bildwerken, welche von einer äußern Menſchenhand zu einer vorherbedachten Form modellirt ſind, ſondern vielmehr natürlichen Kryſtallen, die in ihrer ſchönen Regelmäßigkeit aus einem innern Naturgeſetz hervorgegangen ſind."*) Jetzt hat auch P. Beignault verſucht, das „Buch der Lieder" im Versmaß des Originals franzöſiſch wiederzugeben. Nach dem „Magazin für die Literatur des Auslandes" zeugen die Ueberſetzungen von Geſchmack und Verſtändniß, obſchon ſie freilich auch beweiſen, daß die deutſche Sprache das ſchönſte Gewand für die Heine'ſche Muſe ſei. Indeß hat auch ein franzöſiſcher Ueberſetzer Heine'ſcher Lieder ganz andere Schwierigkeiten zu überwinden als ein engliſcher.

H. M.

Hiſtoriſche Novellen.

1. Chapelle Gaugain. Roman in zwei Abtheilungen. Erſte Abtheilung. — A. u. d. T.: Der Cardinal von Richelieu. Roman von Aline von Schlichtkrull. Vier Bände. Görlitz, Heym. 1855. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Dieſe vier Bände bilden nach Ausweis eines beſondern Titels die erſte Abtheilung eines Romans: „Chapelle Gaugain." Die Verfaſſerin ſagt im Vorwort: „Ich habe verſucht, die ſeltſamen Contraſte dieſes großen Daſeins (Richelieu), dieſer ungleichartigen Rieſenkette von edeln und zweideutigen, von erhabenen und kleinlichen Handlungen aus dem Kampfe heftiger und tragiſcher Leidenſchaften mit einer unbeugſamen Vernunft zu erklären, welche auf faſt dämoniſche Weiſe das unverkennbare Gepräge natürlicher Sanftheit und Güte vernichtet hat und deren Opfer Richelieu als Menſch, im vollſten Sinne des Worts, mit einer nie gewürdigten Selbſtverleugnung geworden iſt." Für dieſen Zweck dient der Verfaſſerin als eine der bedeutendſten Quellen die vom Miniſterium des Unterrichts zu Paris herausgegebene Privatcorreſpondenz des Cardinals. Die einfache Anzeige eines Romans kann ſich nicht auf umfaſſende Erörterung der Frage einlaſſen: ob heftige tragiſche Leidenſchaften, eine unbeugſame Vernunft und natürliche Sanftheit und Güte überhaupt in einem einzigen Menſchen Raum haben? Und wenn, ob die Vernunft, trotz ihrer Unbeugſamkeit, nicht dennoch von den Leidenſchaften beſiegt wird? In der menſchlichen Natur gibt es ſo viele, ſo ſchroffe
Widerſprüche, daß wir, um eine nur einigermaßen anſchaulic
Bezeichnung für das Verſtändniß derſelben zu gewinnen, o
genug zufrieden ſein müſſen mit dem ſchlichteſten Ausdru
So auch hier. Der Roman entwickelt die innern und äuße
Kämpfe der menſchlichen Natur in dem Bilde jenes Cardinal
der, wenn er ein ſtarkes Frankreich und mit dem Königsthr
eine nach innen und außen möglichſt unbeſchränkte Mach
zunächſt die ſeinige, wollte, ein Verbrechen nicht ſcheue
durfte, wol aber das Schlimmere, nämlich einen Fehler. A
Richelieu's Sanftheit und Güte kann man nach Allem, wa
von ſeinen Handlungen hiſtoriſch feſtſteht, allenfalls nur b
dingungsweiſe glauben. Seine vermuthlich im Dienſte de
Zeitfarbe veröffentlichte Privatcorreſpondenz beweiſt nicht vi
mehr, als daß Richelieu ſehr gut wußte, welche Mittel eine
Cardinal zugebote ſtehen, um die Zwecke des Staatslenke
im beſten Lichte leuchten zu laſſen. Stets auf den Kni
vor dem ſchwachen Ludwig XIII., war er um Thränen, wo ſ
nothwendig ſchienen, bekanntlich nie verlegen. Uebrigens wir
ein Roman doch wol ſtets in dem guten Glauben geſchrieben
daß er die weiteſte Verbreitung finde. Soll er das, ſo darf de
Verfaſſer unter Anderm auch die verſchiedenartigen Aggrega
nicht aus den Augen verlieren, welche ein Publicum bilden
Schriftſtellernde Damen ſind dabei nicht ſelten in einer Selbſ
täuſchung befangen; das Publicum reducirt ſich, ihnen ſelb
meiſtens unbewußt, auf die weibliche Hälfte der Geſellſchaf
Darum ſollten ſie, wenn ſie überhaupt nun einmal Roman
ſchreiben wollen, ſorglich erwägen, was ihren Schweſtern vo
zugsweiſe zuſagend ſein mag. Ein Mann, und noch dazu ei
Recenſent, kann in dieſer Beziehung nur ſehr ſchwankend
Fingerzeige geben; daher ſei die Andeutung genug, daß e
um den oben ſchon bezeichneten Zweck anſchaulich und für Da
men unterrichtend oder doch wenigſtens intereſſant durchzufüh
ren, nicht des in ſteten Intriguen umhergezerrten ganzen Le
bens eines geiſtig und körperlich ſich abnutzenden geiſtliche
Würdenträgers und Miniſters bedurfte. Das konnte mit eine
einzigen Moment ſeines Lebens und Wirkens ausgeführt wer
den. Wir hätten dann freilich wol nicht die erſte Hälfte eine
hiſtoriſchen Romans in vier Bänden vor uns; allein dari
möchte man gegenwärtig doch wol ſo ziemlich einig ſein
daß ein hiſtoriſcher Roman, mit gewiß höchſt ſeltenen Ausnahmen
immer nur ein Zwitter bleibt, der bisjetzt nichts als das Unhe
dilettantiſcher Halbwiſſerei ins liebe Publicum eingeführt ha

Das bisher Geſagte mag ſich ziemlich abſprechend au
nehmen; es mag ſogar die Berechtigung ſchriftſtellernder Da
men für den hiſtoriſchen Roman, der meiſtens auch eine Ar
Freiſchärler im Felde der Politik iſt, anzweifeln, und was di
Politik anbetrifft, ſo iſt Referent allerdings der Meinung, da
es freilich wol ſchwer ſein mag, Damen von Einmiſchung i
Staatsaffairen fernzuhalten, und ebenſo ſchwer iſt es ge
wiß, der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit eine einmal eingeſchlagen
Richtung als verfehlt zur Ueberzeugung zu bringen. Dennoch
muß es geſagt werden, daß die Verfaſſerin die ihr zugebo
ſtehenden reichen Mittel fruchtbarer verwerthen könnte, als hi
in problematiſchen Experimenten geſchehen iſt. Und nun wol
len wir, da es doch einmal nicht anders geht, getroſt der Ze
ihr Recht laſſen, ſich auszuſprechen, wie ſie angefangen ha
Eine andere kommt gewiß, und erleben wir ſie nicht, ſo müſſ
die Epigonen ſehen, wie ſie mit ihr zurecht kommen; wir m
chen es ja ebenſo.

2. Aus dem vorigen Jahrhundert. Zwei Novellen von Guſta vom See. Breslau, W. G. Korn. 1854. 8. 1 Thl 15 Ngr.

Von dieſen beiden nach Originalpapieren bearbeitete
Novellen geben wir der erſten, „Eine Auerhahn-Balz", inſo
fern den Vorzug, als ſie einfach eine Geſchichte gibt, in we
cher alles Vorgeführte als eine Nothwendigkeit ſich kundgib
Es iſt eigentlich nur eine Anekdote, der wir jedoch mit Anthe
uns hingeben, da das Material, welches ihre beſchränkte

*) Begreiflicherweiſe lauten die Urtheile über Heine nicht in allen engliſchen Blättern ſo günſtig wie dieſes. Manche Blätter laſſen namentlich über Heine's Freigeiſterei und Religionsſpötterei ein ſtrenges Gericht ergehen und finden ſelbſt manche luſtige und halb kindiſche Einfälle „shocking", an denen in Deutſchland kaum ein ſogenannter „Frommer" Anſtoß nehmen würde. Dergleichen darf freilich in einem Lande nicht wundern, wo trotz Carlyle's und Lewes' hoher Auffaſſung Goethe's, ſelbſt dieſer noch häufig als ein „Heide wie Tacitus und Sophokles, aber ohne deren Tugenden", als ein „mehr bewunderns- als liebens- und nachahmungswerther Mann" betrachtet wird, deſſen „Ideal der bloße Lebensgenuß" geweſen ſei, wie dies jüngſt in Tytler's „Elements of modern history" geſchehen. Ja, wir Deutſche ſelbſt haben am wenigſten Recht, uns über dieſe Anſicht, die vielleicht ſogar ihren Weg aus Deutſchland über den Kanal genommen, zu beſchweren und zu wundern, da es ihr auch unter uns keineswegs an Vertretern fehlt.

Grenzen ausweitet, zugleich ihr wohlgeordneter Schmuck iſt. Die zweite Novelle, „Die Belagerung Breslaus im Jahre 1741“, nöthigt uns, alle Anſprüche, welche wir an den Begriff einer Novelle zu machen gewohnt und befugt ſind, zu vergeſſen. Auch darüber müſſen wir hinwegſehen, daß der Club „Die Zwölfer“ füglich ganz entbehrt werden kann. Schon nach dem Titel handelt es ſich einfach um Darſtellung jenes eigenthümlichen Beginns des erſten ſchleſiſchen Feldzugs Friedrich's II., und für dieſen Zweck iſt mit ſorgſamer Wahl Alles zuſammengeſtellt, was gleichzeitige Scripturen dem Verfaſſer darboten. Wir haben es alſo mit einem Stück wirklicher Geſchichte zu thun, für welche ſo reichliches Material vorlag, daß ein Walter Scott gewiß einen Roman von drei Bänden daraus geformt haben würde, und es wäre kein einziges Capitel deſſelben mager ausgefallen. Der Verfaſſer wollte ſich jedoch wahrſcheinlich mit der Idee begnügen, den Stoff in derſelben Weiſe wiederzugeben, wie er ihn empfangen hat. Darum mußte der über ein Jahrhundert alte Club „Die Zwölfer“ als eine Art Prolog auftreten, ein Mitglied deſſelben als eifriger Sammler im Beſitz eines ſtarken Convoluts alter Scripturen ſein, welche dann der Verfaſſer mit der Bedingung anſichnimmt, daraus innerhalb vier Wochen die Belagerung darzuſtellen, deren Vorleſung ſodann den Clubmitgliedern hier und da Anlaß zu einem kritiſirenden Intermezzo gibt. Das Alles lieſt ſich denn auch recht gut, ohne jedoch eigentlich zu befriedigen, denn der enge Raum, in welchem ſo ſehr Vieles gegeben werden ſollte, zwingt den Verfaſſer, ſich bei manchen Partien nur auf Andeutungen zu beſchränken, ſodaß eigentlich das Ganze aus einer Garnitur Epiſoden beſteht. Aber wie geſagt, es lieſt ſich recht gut, und gewiß haben die wackern Breslauer namentlich noch ihre ganz beſondere Freude daran, z. B. der Verleger ſelbſt, der es ſich mit gutem Recht zur Ehre anrechnen kann, daß ſeine Firma ſchon über ein Jahrhundert lang in Breslau fortblüht, wie das nun auch jeder Leſer des Buchs erfährt.

50.

Rameau's Neffe.

Durch Brachvogel's „Narziß“ iſt erneut die Aufmerkſamkeit auf jenen merkwürdigen Menſchen gelenkt worden, welcher Diderot's berühmter Charakterſtudie als Modell ſaß. Schon Varnhagen von Enſe hat ſich das Verdienſt erworben, im dritten Theil ſeiner „Vermiſchten Schriften“ (Leipzig 1843), S. 14 fg., die biographiſchen Schilderungen mitzutheilen, welche zwei Zeitgenoſſen, Cazotte und Mercier, von dieſer eigenthümlichen Perſönlichkeit gegeben haben. Ich erlaube mir, hier noch einen andern kleinen Beitrag einzuſchalten. Nicht nur, daß es anziehend iſt, einen ſo bedeutenden Mann wie Diderot in ſeinem dichteriſchen Schaffen zu belauſchen; der jüngere Rameau, der Neffe des bekannten franzöſiſchen Muſikers, iſt beſonders auch darum geſchichtlich wichtig, weil er, wie Hegel in der „Phänomenologie“ (Ausgabe von 1841, S. 356 fg.) und Roſenkranz in ſeinem Buch über Goethe (zweite Auflage, S. 307) mit Recht hervorgehoben haben, eine ſo ſchreckhaft treue Spiegelung jener innern Bildungszerriſſenheit iſt, welche unmittelbar dem Ausbruch der Franzöſiſchen Revolution voranging. Grimm ſagt in der „Correspondance littéraire, philosophique et critique“ im Juni 1766 (erſte Abtheilung, V, 249): „Le musicien Rameau a laissé, outre ses propres enfants, un neveu qui a toujours passé pour une espèce de fou. Il est une sorte d'imagination bête et dépourvue d'esprit, mais qui, combinée avec la chaleur, produit quelquefois des idées neuves et singulières. Le mal est, que le possesseur de cette espèce d'imagination rencontre plus souvent mal que bien et qu'il ne sait pas quand il a bien rencontré. Rameau le neveu est un homme de génie de cette classe, c'est à dire un fou quelquefois amusant, mais la plupart du temps fatigant et insupportable. Ce qu'il y a de pis, c'est que Rameau le fou meurt de faim comme il conste par une production de sa muse, qui vient de paraître. C'est un poème en cinq chants, intitulé la Raméide. Heuresement ces cinq chants ne tiennent pas trente pages in-12. C'est le plus étrange et le plus ridicule galimatias qu'on puisse lire.“ Es iſt mir unbekannt, ob noch irgendeine Bücherſammlung ſich des Beſitzes dieſer kleinen Flugſchrift rühmen kann. Aber es iſt gewiß, daß ſie nur eine Bitte um Almoſen war. Auch ließ es der Verfaſſer nicht bei dieſem erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuch bewenden. Grimm kommt am 15. September deſſelben Jahres wiederholt auf Rameau zurück. Dieſe Stelle iſt in die gedruckte Correſpondenz nicht aufgenommen; ſie findet ſich aber in den auf der herzoglichen Bibliothek zu Gotha aufbewahrten Originalbriefen (Cod. chart., 1138 f., S. 511). Sie lautet: „Les platitudes de ce fou de Rameau le neveu me font rire. Il vient de publier une nouvelle Raméide. C'est la seconde qui n'a rien de commun avec la première que le but de l'ouvrage, qui est de procurer du pain à l'auteur. Pour cela il avait demandé un bénefice dans la première Raméide, comme chose, qui ne couterait rien à personne, et tout disposé à prendre le petit collet. Dans la seconde il insiste encore un peu sur le bénefice, ou bien il propose pour alternative de rétablir en sa faveur la charge de bouffon de cour. Il montre très-philosophiquement dans son poème, combien on a eu tort d'abolir ces places ou de les faire exercer par des gens qui n'en prennent pas le titre et n'en portent pas la livrée. Aussi tout va de mal en pis, depuis qu'il n'y a plus de bouffons en titre auprès des rois. Ce Rameau fou a, comme vous voyez, quelquefois des saillies plaisantes et singulières. On lui trouva un jour un Molière dans sa poche et on lui demanda, ce qu'il en faisait. J'y apprends, répondit-il, ce qu'il ne faut pas dire, mais ce qu'il faut faire. Je lui observerai ici qu'il fallait appeller son poème Ramoide, et non Raméide; la posterité croira qu'il s'appellait la Ramée.“

Goethe („Werke“, XXIX, 361) hat die Vermuthung aufgeſtellt, daß die Abfaſſung des berühmten Dialogs von Diderot wahrſcheinlich in das Jahr 1760 falle, weil von dem Luſtſpiel Paliſſot's „Die Philoſophen“, welches zum erſten male am 2. Mai 1760 in Paris aufgeführt wurde, als von einem erſt erſchienenen oder erſcheinenden Werk, und weil von dem ältern Rameau, welcher 1764 geſtorben iſt, als von einem noch Lebenden und Wirkenden geſprochen wird. Der Umſtand, daß Grimm, der ſelten eine Gelegenheit verſäumt, die Schriften des ihm eng befreundeten Diderot anzuführen und zu empfehlen, in keiner dieſer Stellen auf den Diderot'ſchen Dialog hinweiſt, ſcheint gegen die Richtigkeit dieſer Vermuthung ein ſehr beachtenswerther Einwand.

Hermann Hettner.

Notiz.

Wilhelm Ranke.

Wilhelm Ranke, Regierungsrath zu Breslau, der bereits früher eine Schrift: „Verirrungen der chriſtlichen Kunſt“, welche mehre Auflagen erlebte, herausgegeben hat, ließ neuerdings „Verirrungen der chriſtlichen Welt“ (Leipzig, T. O. Weigel, 1857) erſcheinen. Auch dieſe Schrift iſt bereits in zweiter Auflage ausgegeben. Nun zeigen zwar ſelbſt wiederholte Auflagen nicht immer von dem innern oder dauernden Werth eines Buchs — wie viele Bücher müßte man nicht ſonſt zu den werthvollſten rechnen —, aber ſie beweiſen wenigſtens ſtets, daß das betreffende Buch irgendeinem im Publicum oder einem gewiſſen Ausſchnitt deſſelben ſich ausſprechenden Bedürfniß entgegenkommt, oder eine Stimmung trifft, welche in dieſen oder jenen Kreiſen die herrſchende iſt. Den Grund des Erfolgs, welchen die kleinen Schriften Wilhelm Ranke's haben, glauben wir beſonders in einer gewiſſen Originalität, Unmittelbarkeit

und Urkräftigkeit des nicht wenig humoriſtiſch gefärbten und nicht ſelten ziemlich derben, aber ſtets ſchlagfertigen Ausdrucks zu finden. Hier eine Stelle aus der Vorrede: „Jetzt ſcheint es faſt, als ob in vielen Menſchen der Odem Gottes im Abnehmen und der Erdenkloß im Zunehmen ſei. Als ein heiterer Lump ſchreitet der Erdenkloß frech und ſicher einher; kein Aufblick nach oben, kein Traum der Seligkeit; nur Eigenthumsgefühl, nur Kampf um äußere Ehre und irdiſches Gut. Er lebt nicht ſich ſelbſt, ſondern den aufs höchſte geſchraubten Pflichten der Geſelligkeit und Oeffentlichkeit, dem wüſten politiſchen Treiben, dem Quark der Mode und andern Götzen des Tags. Damit hat ſich auch ſchon die Sphäre der Muſik, Kunſt, Poeſie und Religion geändert; überhaupt iſt unſer ganzes inneres Leben an Wärme, Tiefe und Innigkeit ärmer geworden." Den Auswüchſen auf kirchlichem Gebiete, namentlich des Katholicismus, iſt dabei der Verfaſſer ebenſo abgeneigt als den Predigten der Lichtfreunde, die er für „geiſtreiche Mühlenbeſitzer, Krämer, Weinreiſende, Kattunjünglinge, Dorfſchulzen, Dorfſchulmeiſter und das ganze vorſtädtiſche Publicum" berechnet nennt. Er geißelt in ſeiner Schrift das öſtreichiſche Concordat, die Wallfahrten, das Ueberfütterungsſyſtem des Gymnaſialunterrichts, die ſchlechten Seelenhirten, die Vergeudung öffentlicher Gelder, das Lotterieſpiel, wobei der Staat den allein gewinnenden Bankhalter macht, u. ſ. w. Die kleinrichterliche Geſinnung in Sachen der Kunſt und Religion wie des Lebens charakteriſirt er glücklich und treffend durch folgendes in unendlich vielen Fällen anwendbares Beiſpiel: „Kam eines Tages der Herr ſo und ſo, um meine Bilderſammlung zu ſehen. Gleich bei dem erſten Bilde ſtutzte er; er bemerkte, daß der Knöchel am linken Fuße der Eva zu groß ſei; ich ſuchte ſeine Aufmerkſamkeit auf andere Dinge zu lenken; aber er war nicht davon abzubringen, kam immer wieder auf dieſen Knöchel zurück und hat in ſeiner Erinnerung nichts als den Knöchel mit nach Hauſe genommen." Für unſere Zeit fodert Ranke, „daß der alte ſchändliche Parteienhaß aufhöre und die Liebe, Verſöhnung und Vergeiſtigung, welche dem Menſchen die letzte Weihe gibt, wieder Fuß faſſe. Es gibt etwas Höheres als Das, was die politiſchen Parteien zur Schau tragen." Mitunter laufen dem Verfaſſer wol Wunderlichkeiten in die Feder, im Ganzen aber kann man an ihm rühmen, daß er gar nicht regierungsräthlich, ſondern echtvolksthümlich ſchreibt, wie ſeit Matthias Claudius vielleicht nicht gerade oft geſchrieben worden iſt.

H. M.

Bibliographie.

Bähr, C. G., Die Schopenhauer'sche Philosophie in ihren Grundzügen dargestellt und kritisch beleuchtet. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 1 Thlr.

Bäuerle, A., Das eingemauerte Mädchen. Wiener Criminalgeſchichte aus der neueſten Zeit. Zwei Bände. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Beck, F. A., Arnold, Tragödie in fünf Aufzügen. Ein Phantaſieſtück. Als Manuſcript gedruckt. Mannheim, Bensheimer. 1856. 8. 24 Ngr.

Blumröder, A. v., Meine Erlebniſſe im Krieg und Frieden, in der großen Welt und in der kleinen Welt meines Gemüths. Sondershauſen, Eupel. Gr. 8. 24 Ngr.

Brandes, H. K., Ausflug durch das Salzkammergut und die Gaſtein nach Venedig im Sommer 1856. Mit einer Karte. Lemgo, Meyer. 8. 15 Ngr.

Corvin, Die Einzelhaft und das Zellengefängniß in Bruchſal. Ein Kapitel aus den demnächſt erſcheinenden „Erinnerungen aus meinem Leben". Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 10 Ngr.

Diepenbrock, C. J., Ein deutſcher Gil Blas oder das abenteuerliche Leben Friedrichs von Horſt. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Euripides, Iphigenia in Tauris. Schauſpiel. Deutſch von E. **Lobedanz**. Leipzig, Brockhaus. 16. 18 Ngr.

Förſter, Marie, Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 10 Ngr.

Franck, E., Ueber die Bildung der Beschlüsse des engeren Raths und des Plenums der deutschen Bundesversammlung durch Stimmenmehrheit und Stimmeneinheit. Ein bundesrechtlicher Versuch. Mainz, Wirth u. Comp. Lex.-8. 1 Thlr.

Gagarin, P. J., Wird Rußland katholiſch werden? Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 15 Ngr.

Gegenſätze und Kämpfe der deutſchen und der däniſchen Sprache im Herzogthum Schleswig. Hiſtoriſch dargeſtellt von einem Nordſchleswiger. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 15 Ngr.

Hermann, C., Grundriß einer allgemeinen Aeſthetik. Leipzig, F. Fleiſcher. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herzens-Klänge von A. v. R. Mainz, Wirth u. Comp. Gr. 16. 18 Ngr.

Jolowicz, H., Ueber das Leben und die Schriften Muſa ben Maimun's. Vorleſung. Königsberg, Koch. 8. 4 Ngr.

Der Mädchenſohn. Eine Volksgeſchichte vom Verfaſſer des „Schulzen von Ettingrode". Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 25 Ngr.

Majer, G., Die Geschichte des Fürstenthums Neuenburg, mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Vorgänge und Verhandlungen chronologisch dargestellt und genealogisch erläutert. Tübingen, Laupp. Gr. 4. 15 Ngr.

Neumann's, H., geſammelte Dichtungen. Neiſſe, Graveur. 1856. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Noack, L., Der Urſprung des Chriſtenthums. Seine vorbereitenden Grundlegungen und ſein Eintritt in die Welt. Zwei Bände. Leipzig, F. Fleiſcher. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Pehling, G. H. P., Gedichte. Auswahl. Hamburg. 1856. 12. 24 Ngr.

Raimund, G., Novellen. 1ſter und 2ter Band. Hannover, Rümpler. 8. 2 Thlr.

Sophokles, Antigone, deutſch in den Versmaßen der Urſchrift von J. J. C. **Donner**. 4te verbeſſerte Auflage. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 10 Ngr.

Weber, R., Gedichte. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Caird, J., Die Religion im gemeinen Leben. Eine Predigt gehalten in Crathie Church am 14. October 1855. Mit einem Vorwort von C. C. J. Bunſen. 2te verbeſſerte und vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 8 Ngr.

Deutſche Dramatiker und Hamburger Kritiker. Eine Satyre, Byron's English bards and Scotch reviewers frei und zeitgemäß nachgebildet vom Verfaſſer des „Mohammed". Berlin, Stuhr. Gr. 8. 3 Ngr.

Henrici, S., Offenes Sendſchreiben an ſeine proteſtantiſchen Freunde. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 4 Ngr.

Der ſpekulative Nationalismus und ſein Beruf zu kirchlich praktiſcher Wirkſamkeit. [Ein kleiner Beitrag zur Erörterung einer großen Frage.] Weimar, Böhlau. Gr. 8. 4 Ngr.

Rauch, C., Predigt bei der Jahresverſammlung des Fürſtlich Schwarzburg-Sondershauſiſchen Vereins der Guſtav-Adolph-Stiftung, gehalten am 28. October 1856 in Arnſtadt. Nebſt einem Vortrage über die lebenſchaffende Macht des Guſtav-Adolph-Vereins von C. O. **Emmerling**. Sondershauſen. 1856. Gr. 8. 3 Ngr.

Ziegler, W., Beweis, daß die Mittheilungen ſeliger Geiſter aus dem unenthüllten Jenſeits auf Irrthum beruhen. München. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erſchienenen neuen Werke und Fortſetzungen.

№ **IV**, die Verſendungen der Monate **October, November** und **December** enthaltend.

Nr. I dieſes Berichts, die Verſendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend, befindet ſich in Nr. 24—30; Nr. II, die Verſendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend, in Nr. 34—36 u. 38; Nr. III, die Verſendungen der Monate Juli, Auguſt und September enthaltend, in Nr. 47—52 f. 1856.)

102. **Bunſen (C. C. J.), Gott in der Geſchichte** oder der Fortſchritt des Glaubens an eine ſittliche Weltordnung. In ſechs Büchern. Erſter Theil. Erſtes und zweites Buch. 8. Geh. 3 Thlr.

Ein neues höchſt wichtiges Werk des berühmten Verfaſſers der „Zeichen der Zeit“, wie die meiſten Schriften deſſelben nicht für abgeſchloſſene Gelehrtenkreiſe, ſondern für die weiteſten Kreiſe, die „Gemeinde“ beſtimmt.

Von dem Verfaſſer erſchienen ebendaſelbſt:

Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewiſſensfreiheit und das Recht der chriſtlichen Gemeinde. Erſtes Zehend. Briefe an Ernſt Moritz Arndt über den chriſtlichen Vereinsgeiſt und die kirchliche Richtung der Gegenwart. Dritte unveränderte Auflage. Erſtes und zweites Bändchen. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Allgemein iſt dieſe raſch in **drei Auflagen** erſchienene Schrift Bunſen's als **ein Ereigniß** betrachtet worden.

Hippolytus und seine Zeit. Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit. Zwei Bände. (Erster Band. Die Kritik. Zweiter Band. Die Herstellung.) 8. 7 Thlr.

Dieſes Werk Bunſen's iſt eine der bedeutendſten Erſcheinungen auf dem Gebiete der neuern theologiſchen Literatur. Der nicht blos für das gelehrte theologiſche und hiſtoriſche, ſondern für das ganze gebildete Publicum intereſſante Inhalt und die anziehende Behandlungsweiſe haben dem Werke in England wie im Vaterlande des Verfaſſers die allgemeinſte Aufmerkſamkeit zugewandt.

103. **Caird (J.), Die Religion im gemeinen Leben.** Eine Predigt gehalten in Crathic Church am 14. October 1855 vor Ihrer Majeſtät der Königin von England und Prinz Albert. Mit einem Vorwort von **C. C. J. Bunſen**. 8. Geh. 8 Ngr.

Dieſe von **Bunſen** bei dem deutſchen Publicum eingeführte Predigt iſt in England in Tauſenden von Exemplaren verbreitet worden und verdient, nach Bunſen's Zeugniß, auch in Deutſchland die allgemeinſte Beachtung.

104. **Converſations-Lexikon. — Allgemeine deutſche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbeſſerte und vermehrte Auflage. Vollſtändig in 15 Bänden. **Neue Ausgabe in 60 Viertelbänden.** Zweiundfunfzigſter bis ſechzigſter Viertelband. (Schluß.) Gr. 8. Jeder Viertelband 10 Ngr.

Die zehnte Auflage des **Converſations-Lexikon** kann ſowol in dieſer Ausgabe als auch **in allen beliebigen Terminen** folgendermaßen bezogen werden:

vollſtändig auf einmal zu dem Preiſe von 20 Thlrn. Elegant gebunden in Leinwand 25 Thlr., in Halbfranz 25 Thlr. 25 Ngr.;
in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr.;
in 120 Heften zu 5 Ngr.

105. **Bilder-Atlas zum Converſations-Lexikon.** Ikonographiſche Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte. Entworfen und nach den vorzüglichſten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl geſtochene Blätter in Quart, nebſt einem erläuternden **Texte** von mehr als 100 Bogen und einem Namen- und Sachregiſter in Octav.) **Dritte Ausgabe** in 60 Lieferungen. Zweiundfunfzigſte bis ſechzigſte Lieferung. (Schluß.) Jede Lieferung 12 Ngr.

Mit der 17. Lieferung ſchließt die erſte Abtheilung: **Mathematiſche und Naturwiſſenſchaften** (141 Tafeln); mit der 22. die zweite Abtheilung: **Geographie** (44 Tafeln); mit der 27. die dritte Abtheilung: **Geſchichte und Völkerkunde** (39 Tafeln); mit der 32. die vierte Abtheilung: **Völkerkunde der Gegenwart** (42 Tafeln); mit der 38. die fünfte Abtheilung: **Kriegswesen** (51 Tafeln); mit der 42. die ſechste Abtheilung: **Schiffbau und Seeweſen** (32 Tafeln); mit der 49. die ſiebente Abtheilung: **Geſchichte der Baukunſt** (60 Tafeln); mit der 53. die achte Abtheilung: **Religion und Cultus** (30 Tafeln); mit der 56. die neunte Abtheilung: **Schöne Künſte** (26 Tafeln); mit der 60. die zehnte Abtheilung: **Gewerbswiſſenſchaft** (35 Tafeln).

Der **Bilder-Atlas zum Converſations-Lexikon** (500 Stahlſtiche in 10 Abtheilungen nebſt erläuterndem Texte von über 100 Bogen), ein ganz ſelbſtändiges höchſt lehrreiches und ſchönes **Werk**, vollſtändig erſchienen, kann übrigens fortwährend auch **auf einmal ganz** (24 Thlr.) oder **allmälig** (nach Abtheilungen oder Lieferungen) **in allen beliebigen Terminen** bezogen werden.

Jede der zehn Abtheilungen iſt als ein ſelbſtändiges Werk auch einzeln zu beziehen:

I. **Mathematiſche und Naturwiſſenſchaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geſchichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegsweſen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seeweſen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geſchichte der Baukunſt.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künſte.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswiſſenſchaft.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Mappen zur Aufbewahrung der Stahlſtiche werden auf Verlangen zu 8 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. **Prachteinbände der Tafeln** und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

106. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädiſche Darſtellung der neueſten Zeitgeſchichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Converſations-Lexikon, ſowie eine Neue Folge des Converſations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Hundertfunfzigſtes und hunderteinundfunfzigſtes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das **Werk** erſcheint in Heften zu 5 Ngr. Der erſte bis zehnte Band koſten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr., der elfte Band geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 25 Ngr.

Die **Gegenwart** wird, wie es beabſichtigt war, mit dem **zwölften Bande** abgeſchloſſen werden und dann ein **vollſtändiges, abgerundetes Bild unſers Zeitlebens** darbieten. Um Letzteres zu ermöglichen und den noch immer äußerſt reichen **Stoff** zu bewältigen, hat es ſich indeſſen als nothwendig herausgeſtellt, die beiden letzten Bände um einige Hefte ſtärker zu machen. **Das** zum völligen Abſchluß des **Werks** noch fehlende 152. Heft wird baldigſt erſcheinen.

107. **Dieffenbach (J. F.), Die Operative Chirurgie.** Zwei Bände. 8. Neue wohlfeile Ausgabe zu 6 Thlr. — Ausgabe in zwölf Lieferungen zu 15 Ngr. Siebente bis zwölfte Lieferung. (Schluss.)

Ueber die Bedeutſamkeit und den bleibenden Werth dieſes letzten und größten Werks Dieffenbach's, eines der erſten Chirurgen der Neuzeit, das bereits in mehre fremde Sprachen überſetzt wurde, herrſcht in der wiſſenſchaftlichen Welt nur Eine Stimme. Mit Recht ſagt unter Anderm ein Beurtheiler deſſelben in der (Halliſchen) „Allgemeinen Literaturzeitung“: „Dieſes Buch iſt ein Schatz reicher Erfahrungen, es iſt kein todtes Handbuch, keine Eſelsbrücke für geiſtloſe Nachahmer; es ſind Memoiren, in denen ein großer Mann die Thaten eines inhaltreichen, bewegten, rühmlichen Lebens der Mit- und Nachwelt zur Bewunderung und, wenn ſie kann, zur Nachahmung hinſtellt.“

Um die Anſchaffung des Werks zu erleichtern, hat die Verlagshandlung von dem Werke gegenwärtig eine **neue wohlfeile Ausgabe** veranſtaltet, die in beliebigen Terminen bezogen werden kann.

108. **Allgemeine Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte** in alphabetiſcher Folge von genannten Schriftſtellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Erſch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Erſte Section (A—G). Herausgegeben von Hermann Brockhaus. Zweiundſechzigſter und dreiundſechzigſter Theil. (Gerſen — Geſen.)

Frühern Subſcribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, ſowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günſtigſten Bedingungen zugeſichert.

109. **Graeſer (K.)**, Praktiſcher Lehrgang zur ſchnellen und leichten Erlernung der **Engliſchen Sprache.** Nach **Ahn's** Methode. Zweite Auflage. 8. Geh. 8 Ngr.

Ein neuer Lehrgang zur ſchnellen Erlernung der **engliſchen Sprache,** nach der bekannten und jetzt allgemein für die beſte gehaltenen **Ahn'ſchen** Methode, aber in weſentlich vervollkommneter Einrichtung. **Von den competenteſten Seiten iſt dieſer Lehrgang für trefflich erklärt worden und ſchon wenige Monate nach ſeinem Erſcheinen war eine zweite Auflage nöthig.** Der Verfaſſer war durch langjährige Erfahrung ſowie durch die Ausarbeitung ähnlicher, in demſelben Verlage erſchienener und mit großem Beifall aufgenommener Unterrichtsſchriften für Engländer und Franzoſen zu dieſer Schrift vorzugsweiſe befähigt.

☞ **Lehrer erhalten von jeder Buchhandlung gern ein Gratisexemplar der Schrift, um ſich näher damit vertraut zu machen.**

Gleichzeitig erſchien von demſelben Verfaſſer:

The Spelling Reform. Die Reform der englischen Orthographie auf Grund des von **Pitman** und **Ellis** erfundenen phonetischen Alphabets. In wissenschaftlicher und praktischer Beziehung dargestellt und erörtert von **Karl Graeser.** 8. 5 Ngr.

Aus phonetiſch Gedrucktem, welches die Ausſprache jedes Wortes mit Genauigkeit und in einer augenblicklich und ſicher erkennbaren Weiſe darſtellt, lernt man das Engliſche in wenig Stunden richtig
England und Amerika hat das phonetiſche Syſtem erfreulichen
funden; zahlreiche phonotypiſche Werke („Vicar of Wakefie
selas“, Shakſpeare's „Tempest“ und „Macbeth“, das „Neu
in zwei Ausgaben u. ſ. w.) ſind bereits erſchienen und werden vie
Nähere Erläuterungen hierüber enthält genanntes Schriftch

110. **Die Lieder des Hafis.** Persisch mit dem
tar des Sudi herausgegeben von **Hermann**
haus. Ersten Bandes drittes Heft. 4. Ge
Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Hafis, der größte Lyriker der Perſer und der vollend
ſentant der über den ganzen mohammedaniſchen Orient weit
Ghazelendichtung, iſt durch Goethe, Hammer, Platen, R
in allen Kreiſen ein hochgefeierter Name geworden. Eine
dige Ausgabe ſeiner Lieder im Original fehlt unſ
ſchaftlichen Literatur noch; die hier gebotene kritiſche A
erſte in Europa gedruckte, wird daher gewiß allen Freunden
taliſchen Poeſie willkommen ſein. Durch vollſtändige Voca
Interpunction des Textes wird das unmittelbare Verſtändni
ters bedeutend gefördert werden; die hinzugefügten Scholi
raphraſen des Sudi heben alle Schwierigkeiten in der ſich
ſung der Dichtungen. In der Vorrede ſpricht ſich der
ausführlich hierüber aus. Dieſe Ausgabe wird Alles um
die beſten im Oriente ſelbſt gültigen Recenſionen des D
halten. Die typographiſche Ausſtattung entſpricht dem ho
ſchaftlichen Werthe des Werks.

In gleichem Verlage erſchien früher:

(Dſchami.) Liebe, Wein und Mancherlei. Perſiſche
Dſchami's Text zum erſten mal deutſch gegeben von **Mor**
hauſer. 8. 1855. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Ibn-Jemin's Bruchstücke. Aus dem Persischen von O
von Schlechta-Wssehrd. 8. (Wien.) 1852. 2 Thlr.

Der Fruchtgarten von Saadi. Aus dem Persischen aus
übertragen durch **O. M.** Freih. **von Schlechta-Ws**
(Wien.) 1852. 2 Thlr.

Moslicheddin Sadi's Roſengarten. Nach dem Texte ur
biſchen Commentar Sururi's aus dem Perſiſchen überſetzt
kungen und Zugaben von **K. H. Graf.** 12. 1846. 1 T

Kathâ-Sârit-Sâgara. Die Märchenſammlung des **Sri S**
Bhatta aus Kaſchmir. Erſtes bis fünftes Buch. S
deutſch herausgegeben von **Hermann Brockhaus.** 8. 18

Die Märchenſammlung des Somadeva Bhatta aus
Aus dem Sanskrit ins Deutſche überſetzt von **Hermann B**
Zwei Theile. 12. 1843. 1 Thlr. 18 Ngr.

Prabodha-Chandrodaya Krishna-Misri Comoedia. Ed
liisque instruxit **Hermann Brockhaus.** 8. 1845. 2 Th

Vendidad Sade. Die heiligen Schriften **Zoroaster's Ya**
pered und Vendidad. Nach den lithographirten Aus
Paris und Bombay mit Index und Glossar herausge
Hermann Brockhaus. 4. 1850. 6 Thlr.

(Die Fortſetzung folgt.)

Mit dem 1. Januar begann ein neues Abonnement der

Novellen-Zeitung.

Eine Wochenchronik
für Literatur, Kunſt, ſchöne Wiſſenſchaft und Geſellſchaft.

Unter Mitwirkung von C. von Holtei, Bernd von Guſeck, Leopold Schefer, Julie Burow, G. Nieritz, L. Mühlbach, Levin Schücking, Leopold Kompert, Guſtav vom See, Joſef Rank, A. Widmann, A. Völte, Richard Pohl, Ida von Düringsfeld, Fr. Gerſtäcker u. m. A.

Herausgegeben von **Robert Giſeke.**

Jährlich 52 Nummern.
Preis des Quartals 1 Thlr. 10 Sgr.

Verlagsbuchhandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Thienemann (F. A. L.),
Die Fortpflanzungsgeschicht
gesammten Vögel
nach dem gegenwärtigen Standpunkte der
schaft, mit Abbildung der bekannten Ei
Mit 100 colorirten Tafeln.

Zehntes Heft. Tafel XCI—C nebst Namensver
der abgebildeten Vogeleier. 4. In Carton. Preis

Das erste bis neunte Heft (Strausse und Hühn
Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel, Singvögel; Si
Würger bis Krähen; Krähen, Schwalben, Eulen,
Raubvögel bis Wadvögel; Wadvögel; Wadvögel, S
vögel; Schwimmvögel) erschienen zu demselbe
1845—52.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für [li]terariſche Unterhaltung.

[Er]ſcheint wöchentlich. —— Nr. 10. —— 5. März 1857.

[Bl]ätter für literariſche Unterhaltung erſcheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preiſe von 12 Thlrn. [jährlich], 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an.

[Inhal]t: Schleswig-Holſteiniſche Zuſtände. — Chriſtian Brentano. Von Alexander Jung. — Neue Unterhaltungsliteratur. [—] Beitrag zur Geſchichte der europäiſchen Höfe. — Lyriſche Bücherſchau. — Kritik und Antikritik. — Eine engliſch-deutſche Anthologie engliſcher Dichtungen. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Schleswig-Holſteiniſche Zuſtände.

[Schleswi]g-Holſteiniſche Briefe von Moritz Buſch. Zwei [Theil]e. Leipzig, G. Mayer. 1856. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

[Ma]nches gute Buch erſcheint, aber nicht zur rechten [Zeit], und wenn ſeine Stunde kommt, hat es die [Welt b]ereits wieder vergeſſen. Dann bemächtigt ſich [die liter]ariſche Handwerkerei des „ſchätzbaren Materials", [tritt e]s breit, verzerrt und vertrödelt es, kaſſirt ein gutes [Stück] Ruhm und Popularität auf Koſten des vergeſſe[n]en Buchs ein, dieſes aber bleibt vergeſſen, ſelbſt [wenn d]ie handwerkernde Ehrlichkeit ehrenhalber ſoweit [ginge], die Quelle ihrer Production beiläufig zu er[wähnen]. Wer ein Stück literariſches Leben hinter ſich [hat, wi]rd dazu Beiſpiele in Hülle und Fülle bringen [können]. So dürfen wir es uns erſparen. Deſto er[freuliche]r iſt es, ein gutes Buch zur rechten Stunde er[ſcheinen] zu ſehen. Beides war bei Buſch's „Schleswig-[Holſtein]iſchen Briefen" der Fall und vielleicht darum wurden [ſie gleich] nach ihrem Erſcheinen auf den Index prohibi[torum i]n Dänemark geſetzt.

[Eine]m andern Grund dafür können wir uns wenig[ſtens nic]ht aus ihnen herausleſen. Denn ſie ſprechen ohne [Ph]raſe und Wortklepperei ſogar ſehr ſelten anders [als] Thatſachen, die in den deutſchen Herzogthümern [notorisch u]ndig ſind; des Raiſonnement darüber be[darf es] auch nicht. Freilich ſind ſolche Thatſachen [j]etzt, wo man auch in den höchſten Regionen [Deutschl]ands anfängt, ſich der von däniſcher Maßrege[lung] in das Kernmark mishandelten Lande ernſtlich [anzunehm]en, doppelt fatal. Beim diplomatiſchen Domä[nen- un]d Verfaſſungsdisput zwiſchen Preußen-Oeſtreich [und Dä]nemark ſteigt dem Beobachter das Blut noch [in di]e Stirn. Wir ſind nämlich ſeit 1848 wol na[türlich] aber auch kühler geworden, wenn adminiſtra[tive Re]chtsverletzungen, Verfaſſungsbrüche u. dgl. beim Stammgenoſſen unſerm conſtitutionellen Eifer von inſpirirter Seite zu äußerſter Begeiſterung anempfohlen werden. Wir wiſſen auch, warum? Aber wer die „Schleswig-Holſteiniſchen Briefe" neben dem däniſchen Memorandum vom 5. September lieſt, der empfängt erſt die rechten unmittelbaren Illuſtrationen desjenigen Lebens, welches hinter der faltenreichen und gewundenen Drapirung jener däniſchen Rechtsbemäntelung niedergedrückt, todtgeredet, erſtickt werden ſoll. Wenn die Diplomatie, welche jetzt wieder auf demſelben Schlachtfelde ſteht, wo vor ſechs und ſieben Jahren das deutſche Schwert leider im Schwunge aufgehalten wurde, wenn ſie anſtatt der Noten und Gegennoten in den „Schleswig-Holſteiniſchen Briefen" das ſchleswig-holſteiniſche Land und Volk vorüberziehen ſähe — und den Dänen daneben —, ſo würde ſie es ſchwerlich von neuem der Mühe werth erachten, das kopenhagener Cabinet und den Miniſter von Scheele vom Unrecht ſeiner Gewaltübung überzeugen und davon eine Beſſerung der Zuſtände in den deutſchen Nordmarken erwarten zu wollen. Der Verfaſſer bemerkt:

> Wir haben in einer Zeit kläglicher Zerriſſenheit und Verkommenheit zwei ſchöne Länder jenſeit des Rhein verloren, zweifelsohne auf immer verloren. Manches von den nachſtehenden Beobachtungen ſcheint die Befürchtung zu rechtfertigen, daß uns jenſeit der Elbe noch Schimpflicheres bevorſteht. Schon iſt die Einverleibung der Herzogthümer Schleswig-Holſtein in das „Kongerig Danmark" mehr als bloßer Beſchluß. Schon iſt mehr als der Anfang zur Verwirklichung dieſes alten Lieblingsgedankens der däniſchen Könige gemacht, und wenn das Ende das Werk noch nicht krönt, ſo liegt die Schuld ſicherlich nicht am Willen der Herren in Kopenhagen. Ihre Rührigkeit iſt groß. Ihre Entſchloſſenheit ſchrickt vor keiner Rechtsverletzung zurück. Sie wiſſen, wen ſie hinter ſich und wen ſie in den bei uns jetzt maßgebenden Kreiſen vor ſich haben. Nur der Widerſpruch in der Wahl der Mittel zur Daniſirung des Landes, nur der zähe Widerſtand, der dem Plane von Seiten des ſchleswig-holſteiniſchen Volks mit Einſchluß des Adels beinahe allerwärts einmüthig entgegengeſetzt wurde,

hat die erfolgreiche Ausführung der auf Entfremdung Schleswig-Holſteins von Deutſchland zielenden Maßregeln bis zur Stunde vereitelt und wird noch eine Weile hindern, daß dieſe Saaten Wurzel faſſen und Früchte tragen.

So ſagt Buſch in der Widmung des Buchs an Guſtav Freytag. Man könnte nach ſolchen Vorbemerkungen glauben, die Geſammtheit der Briefe müſſe einen tiefniederſchlagenden Eindruck machen. Er würde auch und gerade dadurch entſtanden ſein, daß der gewiſſenhafte Schilderer von Land und Leuten allüberall auf jenen Widerſtand hinweiſt, auf jenen faſt heiligen Glauben daran, daß einſt noch die Stunde der Befreiung ſchlagen werde, auf jene Concentrirung aller Hoffnungen, Ahnungen, Phantaſien und Geſichte in dieſem einen Gedanken — wenn das Buch vor etwa zwei und drei Jahren in die Oeffentlichkeit getreten wäre. Denn es gibt wol keinen ſchmerzlichern Anblick, als eine ſtarke, vollwangige Volksgeſundheit in einer Idee verblühen zu ſehen, deren Realiſirung der Strom der Zeiten und Stimmungen für immer hinweggeſpült zu haben ſcheint. Auch wir leugnen nicht, daß jene Briefe, welche aus der nun vorliegenden Sammlung einſt einzeln in den „Grenzboten" erſchienen, trotz ihrer Friſche und Unbefangenheit gerade dieſes Gefühl in uns am ſtärkſten anregten. Dies aber iſt heute anders. Der däniſche Uebermuth hat ſich ſelbſt hineingepeitſcht in eine Ueberſtürzung, daß nun endlich die deutſchen Großmächte den Blick wieder auf jene Grenzmarke unſers Vaterlandes richten, von wo ſie ihn niemals, niemals hätten wegwenden ſollen. Und gerade je banger Dänemark im Bewußtſein ſeines Unrechts nunmehr abermals die nichtdeutſchen Mächte gegen Deutſchland aufzuſtacheln ſucht, deſto ſtärker zwingt es die deutſchen Mächte für Deutſchland und für jene paſſiv kämpfenden Herzogthümer einzutreten, damit deren ſchon zu lange übermäßig geſpannte Kraft nicht erſchlaffe, damit deren zuverſichtliches Hoffen, wenn abermals getäuſcht, dem Feind anheimgegeben und verlaſſen, nicht endlich einſchrumpfe in leidendes Verzagen.

Eine ſolche Betrachtung klingt bei der Anzeige von Buſch's „Schleswig-Holſteiniſchen Briefen" faſt zu pathetiſch, wenn man beide nebeneinander legt. Dieſe ſind eigentlich gar nicht von ſchwerem Kaliber, auch gar nicht beſonders ernſthaft, ſondern meiſtens heitern Tons. Erſt wenn man ſie wieder weglegt und ihren Inhalt überdenkt, wird man ſich deſſen ſo wohl bewußt, wie man an der Hand des Verfaſſers einen jener Huſarenſtreifzüge durch das Lager des Gegners gemacht hat, welcher ſchonungslos in die innerſten Schwächen und die tiefe Fäulniß der ſieghaften Zuſtände hineinblickt, deren Staffage das Elend der Beſiegten bildet. Das däniſche Vae victis ſchreit uns überall entgegen, aber auch die Nemeſis klingt im Echo ihr Vae victoribus nach.

Doch folgen wir ruhig dem Gange des Buchs. Von Hamburg geht der Verfaſſer aus, deſſen ungeheuern mercantilen Einfluß auf ganz Skandinavien er trefflich präciſirt, und von hier gelangt man mit ihm nach Kiel, wo das

Dänenthum bereits erbittert und erbitternd ſeine
fühlen läßt. Dagegen tritt gleichſam verſöhne
wenig abſeits von der großen Heerſtraße dem
der Muſter-Bauernſtaat der „Propſteier" entgeg
freilich mit dem bäuerlichen Wohlbehagen aller
auch das gemein hat, daß ihn die politiſchen
tionalen Landesintereſſen nur ſehr oberflächlich b
Durch den „däniſchen Wohld" geht es dann nach
förde, wo man hart am Gottesacker beiläufig ei
grün angeſtrichene Windmühle bemerkt. Da h
5. April 1849 der Herzog von Gotha gehalten.
Begleiter erinnerte ſich geſehen zu haben, wie di
niere des Linienſchiffs ihm eine Bombe zugeſand
die aber in das Dach des Hauſes etwas tiefe
ſchlagen war. «Ein nobler Herr, der's ehrlich
meinte», ſagte er. «Wollte Gott, Sie hätten
mehr von der Art gehabt; es ſtünde dann w
um uns und Sie.»"

Eine ſchöne Erinnerung in trüber Zeit, we
der Wind heute für Deutſchlands Sache wiede
günſtiger weht als damals, da jene Worte ge
wurden! Denn im Ganzen haben die neuen
lungen auf die alltäglichen Verhältniſſe der Herz
bisher noch keinen praktiſchen Einfluß gehabt.
nen und großen Plackereien ſind noch gerade ebe
unter immer anderer Form Buſch ſie aus Kiel,
burg u. ſ. w. fortwährend mit anekdotiſchen Th
vielleicht ſogar mit etwas zu viel Anekdotenwer
Denn läßt ſich auch nicht leugnen, daß dieſ
Anekdoten, mit denen Schritt für Schritt die
mungen in kleinen Genreſtücken verſinnbildlicht
däniſche Weſen recht anſchaulich charakteriſirt w
erſtaunlich viel thatſächliches Material zuſamme
wie wir es noch nirgends gefunden, ſo zerſplit
zerſtückt ſich dadurch doch zugleich auch der li
Kern des Buchs einigermaßen. Vieles wiederhol
ter wenig wechſelnden Formen und muß ſich wiederh
die Beiſpiele für die kleinlichen, freilich genugſa
trächtigen Plackereien der Deutſchgeſinnten, die Ma
zur Abtödtung und Erſtickung der deutſchen
und Sitte, die peinlich-lächerlichen Quälereien d
mit däniſchen Erlaſſen, Predigten und willkürlich
chen" (Geldſtrafen) für ſogenannte Vergehen,
gewöhnlichen menſchlichen Begriffen kaum klein
kaum Irrthümer gegen ein unbeſchreibliches N
däniſcher Verordnungen, Befehle und Vorſchri
Aber mit der leichten Briefform verſtreichen
Seiten, ohne daß dem Verfaſſer — der ſich
jeder Betrachtung enthält — ſo recht eigentlich
dem Leſer die große Tragik dieſer petite misère
packend zu Herzen zu führen. Es fehlt der re
Gegenſatz des Hinweiſes auf die bedeutende
und die wirklich ſchöne Naturgeſundheit der g
Nationalität, welche auf dieſe Weiſe mit N
zugrunde gerichtet und mit glühenden Zangen
todt gezwickt wird.

Dieſe Vertheilung größerer Maſſen ſcharf

heller Lichter zu wahrhaft hiſtoriſchen Bildern
hrſcheinlich gelungen ſein, wenn der Verfaſſer
ebücher nicht ſowol in brieflicher Regiſtrirung
Begegnungen als vielmehr in umfaſſendern
gen verwerthet hätte. Indeſſen fehlen allerdings
e Partien nicht und namentlich rechnen wir
en Ausflug nach Südweſtangeln, zu dem das
! (zehnter Brief) ein anderer nach Oſtangeln
ier iſt das landſchaftliche und ethnographiſche
n ſorgfältigſt ausgeführten Bildern vertreten.
nders liebenswürdig erſcheint zuerſt die Schilde-
angler Hauſes nnd ſeines Hausgeiſtes „Niß
Die zwiſchengelegene Schilderung der Schlacht
dt mag für den Taktiker von beſonderm Wer-
iber für den Laien entbehrt ſie der rechten und
ſchaulichkeit; auch wäre ihre Entwickelung aus
ligen Kriegsgeſchichte wol einigermaßen mehr
h dargeſtellt zu wünſchen. Doch knüpft ſich
an einer der pſychologiſch intereſſanteſten Briefe,
s in der Umgegend der idſtedter Wahlſtatt be-
ufig vorkommende „zweite Geſicht“ behandelt.

unglückſelige Abkommen der beiden deutſchen
e mit Dänemark, welches 1852 die uralte Zu-
hörigkeit der beiden Herzogthümer zerreißen ließ,
lich Holſtein-Lauenburg für Deutſchland deſto
erhalten, gab Schleswig der däniſchen Rache-
llkommen ſchutzlos preis. Auch heute, da in-
tungsſchreiberei dem Publicum wieder geſtattet,
die nationale Angelegenheit an den deutſchen
en zu intereſſiren, ohne dem Verdacht revolu-
Neigung zu verfallen, auch heute wird jenes
ganz beiläufig wie ein urdäniſches Land be-
em nur ſein Wille geſchehen ſei, indem man
nigreiche vollkommen incorporiren ließ. Freilich
lich Jedermann das ſtricte Gegentheil, oder
doch wiſſen, wenn nicht gerade auch dieſelbe
patriotiſche Inſpiration jahrelang dafür geſorgt
mentlich den ſchleswigſchen Sprachenſtreit mehr
revolutionären Eigenſinn denn wie eine Le-
der ſchleswigſchen Bevölkerung hinzuſtellen.
Buſch in Bezug darauf auseinanderſetzt, er-
für ſo außerordentlich klar und belehrend, daß
ſtattet ſein mag, einige wörtliche Auszüge aus
ſfallſigen Darſtellung folgen zu laſſen. Es
zwölften Briefe:

Volksſprache in Schleswig iſt, wenn wir von Angeln
ſtets eine dreifache geweſen: die plattdeutſche, die
nd die plattdäniſche. In dem ſüdöſtlichen Theile
gthums, von der Eider und Levinsau bis an die
s Dannewerk und die Treene, wohnten von jeher
en. Den Südweſten des Landes, von der Eider
e bis zur Wildau bei Tondern, hatten die Frieſen
Norden und die Mitte zwiſchen Anglern und Frie-
nten Jüten. In dieſer Abgrenzung des Sprach-
im Laufe der Zeit eine Aenderung eingetreten.
ſche Sprachgebiet hat nämlich im Süden wie im
Umfang eingebüßt. Im Süden, vorzüglich in
auf den Inſeln Pelworm und Nordſtrand, ſowie im
Theile des Amts Huſum, Gegenden mit einer Be-
wohnerzahl von 20,000 Seelen, iſt das Plattdeutſche an die Stelle des Frieſiſchen getreten, während im Norden das Plattdäniſche einige Kirchſpiele mit etwa 4000 Einwohnern erobert hat. Das urſprünglich plattdäniſche Sprachgebiet, welches ſich im Nordweſten des Landes, wenngleich nicht bedeutend, erweitert hat, iſt dagegen im Südoſten ſehr erheblich zurückgetreten, indem es faſt ganz Angeln mit ſeinen 50,000 Einwohnern und die unmittelbar hinter dem Dannewerk gelegenen Kirchſpiele an die plattdeutſche Sprache verloren hat. Im Centrum des Herzogthums, zwiſchen den Städten Tondern, Huſum und Flensburg, liegen ferner 20—24 Kirchſpiele mit einer Bevölkerung von circa 30,000 Seelen, wo däniſch und deutſch zugleich geſprochen wird, während die Kirchen- und Schulſprache von alter Zeit her bis auf die letzten Veränderungen die deutſche war. Während die Bewohner dieſes Bezirks bilingues ſind, bewegen ſich die Frieſen da, wo die frieſiſche, die däniſche und die deutſche Sprache zuſammentreffen, mit Geläufigkeit in allen drei Idiomen. Die Grenze des deutſchen und däniſchen Gebiets wird, wenn man jene gemiſchten Diſtricte und die Frieſen zum erſtern rechnet, durch eine Linie bezeichnet, die vom flensburger Meerbuſen bis an die Mündung der Widau in die Nordſee unterhalb Tondern hinüberreicht. In Zahlen ausgedrückt, begriff 1851 das Gebiet mit deutſcher Kirchen- und Schulſprache eine Bevölkerung von etwa 220,000, das mit däniſcher eine Bevölkerung von ungefähr 130,000 und das, wo beide Sprachen in Kirche und Schule gebraucht wurden, circa 25,000 Seelen. Gegen 44,000 Schulkinder erhielten damals in deutſcher, gegen 21,000 in däniſcher Sprache den Unterricht. An den deutſchen Schulen waren circa 700, an den däniſchen nahe an 290 Lehrer angeſtellt. Die Gerichtsſprache war bis 1838 im ganzen Herzogthum die deutſche, von da ab in den Strichen, wo die Kirche und Schule däniſch war, die däniſche.

An dieſe Schilderung dieſer urſprünglichen und natürlichen Verhältniſſe ſchließt ſich dann weiter eine Darſtellung der kopenhagener Märzrevolution und des Caſinoſiegs, welchen endlich der König, ob auch zögernd und widerwillig, ſanctioniren mußte, damit fürderhin an die Stelle uralten Rechts, neugelobter Zuſicherungen und naturgemäßer Zuſtände das Parteiſtichwort trete: „Dänemark bis zur Eider.“ Und wie dies ins Leben geſetzt ward, darüber hören wir weiter die eigenen Worte des Verfaſſers:

Der Krieg der däniſchen Revolutionsmänner gegen das gute Recht Schleswig-Holſteins endigte mit der Niederlage Derer, die ſich zur Wahrung des letztern erhoben hatten. Eine Begriffsverkehrung ohne Gleichen geſtattete den Dänen, den beſiegten Conſervatismus als Aufruhr, ſich ſelbſt als Wahrer legitimer Intereſſen zu bezeichnen. Gegen Aufrührer war Alles erlaubt. Man konnte alle einſt vertagten Daniſirungsplane hervorſuchen, ſie mit jedem Mittel in Wirkſamkeit ſetzen und ſich noch dazu rühmen, billig und mild zu ſein. Machiavelli hat geſagt: „Beſiegte Feinde muß man verſöhnen oder vernichten, aber nie erbittern.“ Die Dänen konnten, wie bereits angedeutet, die Herzogthümer damals bis zu einem gewiſſen Grade verſöhnen. Sie hätten vielleicht auch die deutſche Partei in Schleswig der Vernichtung nahebringen können. Man mußte ſich nicht begnügen, ſie zu erbittern. Es iſt die Frage, ob von Süden her viel mehr als eine bloße Verwahrung erfolgt wäre, wenn man die deutſchen Schleswiger ſammt und ſonders von Haus und Hof vertrieben und in Maſſe über die Eider gejagt hätte, um an ihrer Stelle Dänen anzuſiedeln. Es war lediglich der Geiſt des 19. Jahrhunderts, der dies verbot. Andere kaum weniger himmelſchreiende, wenn auch nicht ſo auffallende Maßregeln ließ er zu. Der wiederauflebende Deutſche Bund hatte nichts Weſentliches dagegen einzuwenden gehabt, daß ein wichtiges Recht eines ſeiner Glieder, das Recht Holſteins auf Zuſammenhang mit

Schleswig und auf ſtrenge Geſchiedenheit von Dänemark, factiſch ausgeſtrichen wurde.... Die Bürger und Bauern zu vertreiben ging nicht an; aber man konnte alle deutſchgeſinnten Beamten und Prediger verjagen oder brotlos machen und dadurch zur Auswanderung nöthigen, und man that es. Man nahm den Advocaten maſſenweiſe ihre Beſtallungen, den Apothekern ihre Conceſſionen. Mit Ausnahme von zwölf wurden alle deutſchen Juſtizbeamten abgeſetzt, ebenſo alle Bürgermeiſter, ebenſo über 80 Geiſtliche, darunter die beiden Superintendenten, ebenſo eine große Anzahl von Lehrern, keiner aus andern Gründen, als weil er deutſch war und deutſch dachte, und weil er Platz machen ſollte für Dänen, die nun haufenweiſe ins Land ſtrömten. Das deutſche Schullehrerſeminar zu Tondern wurde zu einem däniſchen, die deutſche Gelehrtenſchule in Schleswig erhielt däniſche Lehrer. Die däniſche Zollgrenze wurde erſt von der Königsau bis zur Eider, dann bis zur Elbe vorgeſchoben, die däniſche Branntweinſteuer zum Schaden der großen Güter eingeführt, der Kanal zwiſchen Nord- und Oſtſee aus einem ſchleswig-holſteiniſchen in einen Eiderkanal umgetauft, die deutſchen Zeitungen im nördlichen Herzogthume verboten, damit das Verſtändniß der neuen Ordnung der Dinge ungehindert vom Centralpunkte des Geſammtſtaats einſtröme, die deutſche Feſtung Rendsburg geſchleift, damit dieſem Verſtändniß unter allen Umſtänden Nachdruck gegeben werden könne. Die deutſchen Soldaten, welche aus den Herzögthümern ausgehoben waren, ſchickte man nach Kopenhagen, und dafür kamen 5000 Jüten und Seeländer ins Land, denen in Schleswig noch eine ſtarke, faſt nur zur Niederhaltung der Gemüther geſchaffene Gendarmerie zur Seite trat. In den Schulen mußte fortan ſtatt nach dem bisherigen ſchleswig-holſteiniſchen Courantgelde, dem wohlverbrieften, aus Hamburg fortwährend einſtrömenden, nach däniſcher Münze gerechnet werden. Die Rechnung nach Courant wurde ſodann völlig aus Handel und Wandel zu verbannen verſucht, endlich die Courantmünze ſelbſt verboten. Schleswig wie Holſtein waren auf dieſe Weiſe ſo gut wie von Dänemark verſchlungen. Die Incorporation ließ dem Deutſchen in Schleswig faſt nichts als das deutſche Herz und die deutſche Zunge. An das Herz konnte man nicht kommen, die Zunge konnte man nicht ausreißen, wenigſtens nicht mit einem Ruck. Aber man meinte es allmälig zu können. Es erſchien 1851 das obenerwähnte Edict, durch welches die Kirchenviſitatorien der Propſteien Gottorf, Flensburg, Tondern und Huſum-Bredſtedt angewieſen wurden, ſofort die däniſche Sprache in den ihnen untergebenen Kirchen und Schulen der Gegenden einzuführen, in welchen die Volksſprache däniſch ſei. Und zwar ſollte dies in der Weiſe geſchehen, daß fortan ein Sonntag um den andern däniſcher Gottesdienſt ſein, in den Schulen aber mit Ausnahme von vier Stunden wöchentlich nur däniſch unterrichtet werden ſollte. Keine Maßregel des Daniſirungsſyſtems griff der Bevölkerung Schleswigs ſo ſehr ans Herz; alle waren ſie rechts- und naturwidrig, dieſe war die Krone der Naturwidrigkeit.

Haben wir ſo im Vorhergehenden das Buch für ſeine Behandlung eigentlich politiſcher Fragen ſelbſt Zeugniß ablegen laſſen, ſo können wir, ohne eine ſeiner Hauptſchönheiten zu verſchweigen, auch nicht davon ſcheiden, ohne einer landſchaftlichen Schilderung Raum zu geben. Wir dürfen auf gut Glück hineingreifen, Buſch weiß überall vortrefflich ſeine Farben zu miſchen. Da wir jedoch juſt den Darſtellungen aus Angeln etwas früher gefolgt ſind, wählen wir auch hier als landſchaftliches Beiſpiel den Beginn des vierzehnten Briefs. Dort heißt es:

Das Kirchſpiel Sörup, etwa vier Wegſtunden ſüdöſtlich von Flensburg gelegen, gehört zu den ſchönſten und wohlhabendſten des Landes Angeln, und Daſſelbe gilt von denen in
ſeiner unmittelbaren Nachbarſchaft. Die Ausſicht vom Schie
berge, einer Bodenanſchwellung an der Küſte, iſt ſelbſt
Den, welcher die Höhen im Amte Hütten beſucht hat, n
lohnend, und eine Fahrt von hier zurück nach dem Süden
vereinigt faſt Alles, was das im Großen und Ganzen ei
förmige Land Anmuthiges zu bieten hat. Auf dem Gra
hügel, welcher den Berg krönt, ſchaut das Auge weit hi
aus auf die blaue, ſonnebeglänzte Oſtſee. Rechts zieht ſi
die Bucht von Gelting mit dem gelblichen Strande v
Quisnis hin. Links ſchimmern auf der Inſel Alſen, überra
von zahlreichen Windmühlen, die rothen Dächer des Schloſſ
und der Stadt Sonderburg vor dem Fernrohre. Hier bie
in bewaldete Ufer die flensburger Föhrde ein, dadrüben tau
grau in Grau das niedrige Arroe aus der Salzflut auf, u
dort im Binnenlande lugen über die Wipfel dunkelgrün
Buchenwäldchen wol ein Dutzend Kirchthürme auf die ſan
gewellte Ebene drunten, die mit ihren Kniks wie eine ung
heuere, mit gigantiſchen Laubgewinden belegte Matte ausſie
Es war ein heller Sonntagsmorgen, als ich den Berg in
gleitung eines ſöruper Gutsbeſitzers beſuchte. Ueber den G
treidefeldern zu unſern Füßen trieb der Wind Wolken dam
artigen, fruchtbar riechenden Blüthenſtaubs hin. Auch
Weideplätze dampften wie grüne Opferaltäre. Aus den W
ſengründen lachten große prächtige Naturbeete von Kukuksbl
men und Butterblumen herauf. An naſſen Stellen hüpft
Möve und Smidderfink. In den Büſchen muſicirten ihre be
ſtimmigen Verwandten. In dem Grabhügel aber, welcher R
bensberg (Rabenberg) heißt und auf dem in der Zeit der E
hebung über der Hütte der Strandwacht die ſchwarzrothge
Fahne flatterte, ſchlief ſtill wie immer der alte Anglerheld, d
die Sage mit Roß und Rüſtung und einem goldenen Schwe
dort begraben ſein läßt — vielleicht Beowulf ſelbſt, der Man
herr der Geatenleute.... Die Nachbarſchaft des Bergs
nicht danach angethan, den Wanderer ſolchen Gedanken
die Vergangenheit lange nachhängen zu laſſen. Im Wirth
hauſe unter dem Rebensberg ſaßen, „weil däniſcher Sonnt
war", Bauern und zechten, bis der Gendarm ſich nähert
der von Quern ſpionirend heraufſchlich. Von Grundhof k
men durch eine Heerde ſchnatternder Gänſe mehre Stuhlwag
mit geputzten Leuten. „In die Kirche?" fragte mein Begle
lächelnd. „Ja, auf dem Schiersberg!" lautete die Antw
Ganz ebenſo fanden wir es auf unſerer Weiterfahrt nach S
rup. Man ſchlenderte entweder in Hemdsärmeln ſpazieren, o
fuhr mit Frau und Kind zu Beſuch, oder ſaß, mit den Bei
bummelnd, die Pfeife im Munde, auf Heckpfählen, oder gu
mit der Schlafmütze auf dem Kopfe aus den Fenſtern.
ein einziger unter den vielen Reitern, die uns entgegenkam
oder einholten, wurde mir als vermuthlich zur Kirche trab
bezeichnet. „Dafür iſt er aber auch Danebrogsmann", ſa
mein Begleiter. Wir kamen nach Swensby und dann n
Sörup ſelbſt, machten die Runde um den anmuthigen Sü
ſee, und auch hier war es nicht wie Sonntag. Die Leute gi
gen, ihr Feld oder Vieh zu beſehen, fuhren zu guten Fre
den, ritten auf den Kuhhandel — in die Kirche ging, ſa
oder ritt Niemand. Ich gewahrte ein Häuschen, das ſich
ſeinem halb eingeſunkenen Dache allerdings dem Begriff ei
Ruine näherte. „Hier ſtellen Die, welche zur Kirche fa
oder reiten, ihre Gäule ein", ſagte mein Freund. „Fr
ſtanden oft an die dreißig Pferde da. Jetzt finden Sie k
drinnen, und wir laſſen das Ding eingehen, da es jeden So
tag ſo iſt. Vor fünf Jahren hätten Sie ſehen ſollen, wie
Kirche voll war. Man freute ſich darauf, und wenn gel
wurde, blieb auf keinem Hofe mehr als Einer zurück, um d
Haus zu bewachen. Jetzt geht weder der Bauer noch ſe
Geſinde. Unſere Weiber weinen manchmal, wenn ſie d
Glocken hören und an die ſchöne fromme Zeit vordem denk
und uns ſelbſt wird es ſchwer ums Herz. Aber wer kan
helfen! Wir ſind über 2000 Seelen im Kirchſpiel, und vo
dieſen verſteht das kopenhagener Däniſch, in dem ſie predig

als die Prediger und Schulmeiſter mit ihren Fami-
ei Mägde von Arroe, ein jütiſcher Knecht und, ich
der eine Wirth in Sörup. Das alte Anglerdäniſch
ſchwerlich mehr als 50 Menſchen noch — aber wenn
alles Däniſch in der Welt verſtänden, wir kämen ih-
nicht in ihre octroyirte Predigt."
begriff das letztere vollſtändig. Wer könnte beten
heißen Haß im Herzen, und wer möchte hoffend zum
blicken in einem Gotteshauſe, bei deſſen bloßem An-
Verzweiflung ſich naht! „Uns iſt", fuhr mein Be-
rt, „als wäre uns von allen Bitten des Vaterunſer
letzte noch übrig: Erlöſe uns von dem Uebel!" Ich
nan dürfe noch weniger die vorhergehende außer Acht
Herr, führe uns nicht in Verſuchung! Er gab mir
d fügte dann hinzu: „Aber glauben Sie mir, die
ng iſt groß; und es ſind Viele, die ihr erliegen werden.
ſie zum Dänenthum ſich wenden werden. Dafür iſt ge-
lber wie ſie jetzt anfangen, um des däniſchen Gottes-
willen den Gottesdienſt überhaupt zu vernachläſſigen,
n ſie fortfahren und mit dem Gottesdienſte die Kirche,
Kirche die Religion abthun, und es wird dahin kom-
ß unſere Kinder — hier wiſchte ſich der Mann die
— weder das alte Recht, noch die alte Sprache, noch
n Glauben mehr haben — und das Alles um eine
le Einbildung, die ſich wie ein Eichhorn in einem
ewig bewegt und doch nie ordentlich vorwärts kommt."

r könnten mit dieſen Worten unſere Anzeige des
ſchließen. Der Leſer erhielt ein Bild davon, an-
zur eigenen Lectüre, und weitere Anführungen
eben nur als Belege der frühern dienen. So
enn auch nur noch auf Einzelnes hingewieſen
Flensburg, Glücksburg und dem Düppelberg,
en Schanzen ſoviel gutes deutſches Blut floß, ſo-
n vielgeſchmähten Hadersleben ſind die folgenden
gewidmet, deren Nachfolger uns weiter nach Jüt-
der Inſel Föhr und den Städten der Frieſen,
der wieder herab nach Ditmarſchen geleiten. Der
Brief aber, ein ſpäterer Nachtrag zu den übrigen,
hiſtoriſches Réſumé der Vorgänge und Verhältniſſe,
ſeit der „Pacification" in ihrer entſetzlichen Con-
endlich zu einer neuen Einſprache der deutſchen
ächte für die unglücklichen Herzogthümer führ-
Der Verfaſſer hat wenig Hoffnungen für deren
und der Gang der Dinge ſeit dem Erſcheinen
Briefe hat ihm leider nur allzu ſehr Recht gege-
Mit ihm hofft Deutſchland eine beſſere Wahrung
Rechte leider abermals erſt vom zukünftigen Preu-
m zukünftigen Deutſchland. Hoffentlich ſtimmt
auch ſo recht mit voller Ueberzeugung in die
vorte des Buchs:

r werden dieſe Zuverſicht nicht eher aufgeben, als bis
der Gewißheit gelangen, daß die Deutſchen darauf ver-
ein politiſches Volk, alſo überhaupt ein Volk zu ſein,
r, als bis wir zu dem Glauben kommen, die Aufgabe
Nation in der Geſchichte habe mit den Dingen dieſer
ichts zu ſchaffen. Dann iſt mit allen nationalen Fra-
rdings auch dieſe von ſelbſt erledigt.

90.

Chriſtian Brentano.

Auch in der Welt der Geiſter gibt es Familienſtammbäume, die ſich durch eine beſonders reiche Triebkraft auszeichnen, deren Aeſte, Zweige, Blätter, deren Blüten und Früchte durch denſelben Träger und dieſelbe Wurzel beſtimmt werden. Die letztere iſt freilich oft ſchwer bloßzulegen, ſie verſchwindet auch dem ſorgſamſten Forſcher in dem Dunkel der frühern Generationen. Eine ſolche Geiſterfamilie auch innerer Verwandtſchaft iſt die, welcher Namen wie Sophie von Laroche, Sophie Brentano (geborene Schubart), Clemens Brentano, Bettina von Arnim, Achim von Arnim, Karl von Savigny angehören. In folgendem Werk:

Nachgelaſſene religiöſe Schriften von Chriſtian Brentano. Zwei Bände. München, Literariſch-artiſtiſche Anſtalt. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 28 Ngr.

erſcheint uns zum erſten male ein neuer Sprößling jenes großen Familienſtammbaums in Chriſtian Brentano. Die eben angegebenen Namen aber beweiſen es, wie trotz aller Zuſammengehörigkeit doch nicht blos bei der Verwandtſchaft, wenn dieſe auch noch ſo ſchlagend in geiſtiger Beziehung nachgewieſen werden könnte, ſtehengeblieben werden darf. Es iſt der Vorzug des Geiſtes und ſeiner Entwickelung, ins Unendliche fortzugehen und ſich in ſtets neuer Weiſe zu individualiſiren. Wie viel Abweichung des Naturells und Ausbildung zu ganz beſtimmter Eigenthümlichkeit gibt ſich eben deshalb ſchon in den erwähnten Perſönlichkeiten kund! So treffen wir auch in Chriſtian Brentano auf eine Natur, die uns nicht blos im Gange des Lebensſchickſals, ſondern auch in der Ausgeſtaltung des Individuellen durchaus anders erſcheint im Vergleich mit den Andern. Nur ein gewiſſes Vorwalten der Phantaſie, nur ein ſtetes Verlangen nach höhern Geſichtspunkten für alles Daſein dürfte auf ein gemeinſames Element hinweiſen.

Lenken wir aber ſogleich, mit Zuziehung der Biographie, etwas näher auf den Inhalt und die Darſtellung der „Religiöſen Schriften" Brentano's ſelbſt ein, um daraus einen Einblick in ſein eigenes Weſen zu gewinnen. Dieſe Aufzeichnungen eines von der Religion ſtark erfaßten Gemüths, wie es ſeine Erregungen, ſeine Anſchauungen auch wiſſenſchaftlich zu rechtfertigen ſucht, haben in Dem, was ſie bringen, wie in der Ausdrucksweiſe offenbar einen ſtärkern Bezug auf das katholiſche als auf das proteſtantiſche Deutſchland. Wir Proteſtanten werden nur dann viel aus ihnen entnehmen, wenn wir nach dem löblichen Grundſatze verfahren, Alles zu prüfen, alſo nichts zu verſchmähen, und das Beſte zu behalten. Das Auseinandertreten in confeſſionelle Unterſchiedenheit darf für das Gedeihen zunächſt der wiſſenſchaftlichen Cultur nicht zu ſehr beklagt werden. Es ſind durch ſolchen Proceß der Trennung und Entgegenſetzung, zumal durch die Vielbefliſſenheit und Schärfe des deutſchen Geiſtes, Früchte gezeitigt, Ergebniſſe gewonnen worden, die ſchwer zu entbehren ſein würden und der ganzen Menſchheit einſt zugute kommen müſſen. Umſomehr iſt die einſtige Verſtändigung ſtets im Auge zu behalten, und wir haben das prophetiſche Wort Schelling's aus der letzten Zeit von einer Johanneiſchen

Geſtaltung der chriſtlichen Kirche allerdings hoch in Ehren zu halten und zu ſeiner Verwirklichung beizutragen. Kein tiefer, von innerm Leben bewegter Menſch, wie auch Chriſtian Brentano ein ſolcher war, wird ſich bei der bloßen Getrenntheit beruhigen können. Die Schwierigkeiten, welche hier zu überwinden ſind, gehen freilich ins Unglaubliche. Einen Beweis dafür bringen auch die vorliegenden beiden Bände.

Der erſte Band der „Religiöſen Schriften“ Chriſtian Brentano's enthält die Biographie des Verſtorbenen von einem ungenannten Verfaſſer. Sie iſt mit geſchickter Hand abgefaßt, und es ſind gehörigen Orts Bekenntniſſe von Chriſtian ſelbſt angeführt, ſodaß uns zuletzt ein Geſammtbild ſeiner Perſönlichkeit zutheil wird, welches uns über die nachfolgenden Schriften manchen Aufſchluß gibt. Dieſe ſind: „I. Betrachtungen über die heilige Firmung. Sendſchreiben eines Spätberufenen.“ „II. Widerlegung üblicher Vorwände der Abtrünnigkeit von der Kirche.“ „III. a. b. Drei Lehr- und Erbauungsvorträge über die Heiligen.“ „IV. Kurze Tagesbetrachtungen für den Monat Januar.“ Der zweite Band bringt: „I. Die zwölf Grundſteine Jeruſalems, oder die Elemente der Kirche, betrachtet in dem Namen der zwölf Apoſtel des Lammes.“ „II. Ueber Staat und Kirche und die geiſtliche Unterthänigkeit gegen beide.“ „III. Rom, wie es in Wahrheit iſt.“ „IV. Aufſchlüſſe über Verderben und Heil mit dem Schlüſſel des Kreuzes.“

Aus der Biographie lernen wir Chriſtian, Enkel von Sophie von Laroche, alſo Bruder von Bettina von Arnim und Clemens Brentano, als eine vielbegabte Natur kennen, die aber durch Kränklichkeit, wie das oft der Fall iſt, zu einer faſt unnatürlichen Frühreife gelangt. Häufige Unterbrechungen des Unterrichts führen manche Nachtheile herbei; gekränktes Ehrgefühl leiſtet heftigen Widerſtand, auch in der Wahl künftiger Berufsthätigkeit treten wiederholt Schwankungen ein; Verſtandesüberlegenheit und tiefere Bedürfniſſe eines religiöſen Gemüths kämpfen miteinander, wenn das letztere auch lange zum Schweigen gebracht worden; das Leben an der Univerſität iſt immer noch rath- und erfolglos genug; ſelbſt die Zuflucht zur Landwirthſchaft will keine Befriedigung gewähren, ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ebenſo wenig; endlich iſt es Ringseis, der 1816 nach Frankfurt kommt, welcher eine Umwandlung von Grund aus vorbereitet, die ſpäter durch einen Prieſter zum Durchbruch gelangt.

Soweit ſind wir der Biographie gefolgt, deren Werth wir bereits anerkannt haben, wenn wir auch in der Sprache des Verfaſſers das Zuſammenbringen fremdartiger Bilder nicht gutheißen können, wie wenn es S. xxxiii da, wo von dem Cardinal und Fürſtbiſchofe Diepenbrock die Rede iſt, lautet: „Allein nicht blos ſo mittelbar baute Brentano mit an der Laufbahn dieſes ehrwürdigen Kirchenlichts“, wo doch offenbar ein Bild das andere wieder aufhebt.

Was nun die religiöſen Schriften Brentano's ſelbſt betrifft, ſo unterſcheiden wir darin verſchiedene Beſtandtheile, denen wir uns nicht mit gleicher Entſchiedenheit hingeben können. Ein mal ſind es ſolche, welche
den herrlichen Inhalt der chriſtlichen Lehre mi
Tiefe der Auffaſſung und Weite der Umſicht zur E
bringen, ihn mit Klarheit auslegen und eine Fülle des
Lebens entwickeln, das auch Leben erwecken muß.
aber ſind es wieder ſolche, die ſich auf das ſpeci
tholiſche einlaſſen, in einer Weiſe, die noch imm
ſere ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt u
den Geiſt und die Sinnigkeit ſchuldigbleibt, b
wir aber auf Behauptungen ſtoßen, denen wir pr
tiſcherſeits entweder nicht beipflichten oder die w
nur unter Bedingungen zugeben können. Endli
es ſolche, in denen ſich Brentano in eine Myſtik
die gar keine Beweiſe mehr zuläßt, auf Thatſach
beruft, welche einem magnetiſchen Hellſehen ang
deſſen Unheimlichkeit er zwar ſelbſt eingeſteht, d
aber Folgerungen daraus zieht, welche jede wiſſe
liche Kritik ausſchließen. In dieſen Partien ſei
ligiöſen Erörterungen wagt der Verfaſſer eine Co
tion des Eigentlichen und Uneigentlichen, die wir
deswegs gefährlich nennen müſſen, und erhebt die
lichkeit zu einem Werthe, den ſie nach dem ganzen
und der ſchöpferiſchen Macht des Chriſtenthums a
Geiſte heraus gar nicht haben kann, ſodaß ſich da
an den Darlegungen ſtraft, indem ſie in endloſe
reien der Phantaſie ausarten, denen kein künſtl
und ebenſo wenig ein Geſetz des Denkens zugrund

Es ſind außer der Biographie beſonders dre
ſätze, welche in dieſer Sammlung den Verfaſſer
ner Individualität und in ſeinem Verfahren chara
ren, die wir unſern Leſern daher auch ganz beſ
empfehlen: „Widerlegung üblicher Vorwände d
trünnigkeit von der Kirche“; „Rom, wie es in
heit iſt“; „Aufſchlüſſe über Verderben und Heil m
Schlüſſel des Kreuzes.“

Was den erſten Aufſatz angeht, ſo iſt er in
Art ein Meiſterſtück zu nennen. Ich ſage, in ſein
Er enthält überraſchende Wendungen und Argu
die wol des Nachdenkens werth ſind, ja er nim
den Verfaſſer ein durch eine gewiſſe Heiterkeit d
leranz gegen andere Glaubensgenoſſen; er macht
Zugeſtändniſſe, die man bei ſolcher Gelegenheit zu
ten nicht gewohnt iſt, freilich nur um ſie, nach de
logeten Meinung, eines um ſo ſtärkern Unrechts zu
Der hohe Ernſt, der lautere Zweck, der durcha
erfaſſende Geiſt, der die ganze Widerlegung erfül
auf den ſorgſamen, gewiſſenhaften Leſer einen nachh
Reiz aus; dennoch begegnen wir auch hier dem
widerlegten Irrthume, als beſchränke ſich der refor
ſche Standpunkt auf das bloße Proteſtiren un
nicht ſeine dem Evangelium entnommene poſitive
Auch wird über die Mängel der andern Seit
ſchnell hingegangen. Dennoch laſſen wir uns ein
chen Gegner ſeiner übrigen trefflichen Eigenſchafte
gen gefallen, mit ihm und ſeinesgleichen ließe
der That ein Wort weiter ſprechen und eine V
bigung wenigſtens anbahnen. Wir unſererſeits
in dem Grade, als wir das Gute, Erwägenswer

der Verfahrungsweiſe des Verfaſſers anerkennen, uns weder getroffen fühlen, noch auch demſelben beipflichten. Wir halten es aus wiſſenſchaftlichen Gründen mit der unſichtbaren und erſcheinenden Kirche im univerſellſten Sinne zugleich, wir erkennen die ſtreitende und die triumphirende an; aber wir halten dafür, daß das Chriſtenthum ſeinem ganzen Reichthume nach noch lange nicht zur Entwickelung gekommen iſt. Das Chriſtenthum arbeitet fortwährend auf eine Ineinsbildung des Göttlichen und Menſchlichen hin (ohne je dem Unterſchiede zwiſchen Gott und Menſch Abbruch zu thun), die dann auch in ihrer Erſcheinung einſt die Menſchheit umfaſſen wird, und nur inwieweit dieſer Proceß ſchon jetzt vor ſich gegangen iſt, wird er die wahrhaft kirchliche ſein, der, indem er jedes chriſtliche Bekenntniß in ſich hereinnimmt und auch ſogar die nichtchriſtlichen Confeſſionen, ſobald ſie nur religiöſes Leben athmen, annäherungsweiſe gelten läßt, dadurch zu erkennen gibt, daß die wahrhafte Kirche immer nur die chriſtliche iſt, der denn auch allein Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gehört. Wie viel Einſprache wir aber auch, und zwar aus wohlerwogenen chriſtlichen Gründen, gegen den Verfaſſer erheben müſſen, in ſeiner Beachtung der „Abtrünnigkeit von der Kirche“, das ſteht feſt, iſt ſein Aufſatz ihm dictirt worden von einer wahrhaft lautern Liebe, und Der würde freveln, der dieſe ihm nicht zugeben und ſeine Argumente wol gar noch bekritteln wollte.

Von der zweiten Auseinanderſetzung: „Rom, wie es in Wahrheit iſt“, möchte man ſagen, es ſei ein Feſtgemälde, welches der Maler Andern und ſich zur Erbauung und mit heiliger Freude ausgeführt habe. Es iſt über das Ganze ein wohlthuender gläubiger Duft ausgegoſſen, und der Darſteller hat ſich darin recht genug gethan, in Rom, wie es noch heute iſt (oder doch wenigſtens ſein ſollte?), das herübergerettete Paradies, das neue Jeruſalem, die wirkliche Stadt Gottes auf Erden hervortreten zu laſſen. Da iſt, nach dem Verfaſſer, Alles und Jedes anders als in den übrigen Städten unter Chriſten und Nichtchriſten. Wie er die heiligen Orte beſucht, den öffentlichen Umgängen ſich anſchließt, auf den vorgeſchriebenen Stationen verweilt, um unter dem Zudrange des Volks dem Heiligen Vater ſelbſt ins Angeſicht zu ſchauen, ſeinen Segen zu empfangen, wird er in Zeichnung und Farbengebung oft genreartig, ja wahrhaft anmuthig und führt uns ſogar die Thierwelt vor, wie ſie in Rom und nirgendswo anders ſich iſt. Daß die Menſchen, daß der Bürgerſtand, von dem Erwachſenen bis zu jedem Kinde hin, hier ganz und gar anders geartet ſind, das verſteht ſich nun ganz von ſelbſt. Wir aber können uns denn doch nicht eines gewiſſen, wenn auch ſicher nicht liebloſen Lächelns erwehren, wenn wir unter Anderm über Rom Folgendes leſen:

Du findeſt in den Seitenſtraßen ganze Heerden langhaariger Ziegen ihre Mittagsruhe halten mit einem Frieden und einer Vertraulichkeit, als könne unter dem Krummſtabe des oberſten Hirten der Chriſten auch ihnen kein Leid widerfahren. Auch in der Nacht findet man dieſe zierlichen Thiere und geht in der Einſamkeit einer ſpätern Heimkehr mitten durch ſie hindurch, ohne daß ſie ſich dadurch im mindeſten ſchrecken oder ſtören laſſen. ... Bei dem mitten unter den Fußgängern ſtattfindenden Carroſſenfahren fällt ſelten oder nie ein Unglück vor. Doch dieſes Lob gebührt den römiſchen Pferden in weiterm Bereich; denn obgleich faſt lauter Hengſte, ſo iſt doch bei dem vielfachen Gedränge das ganze Jahr hindurch äußerſt ſelten der Fall, daß Jemand von ihnen (!) beſchädigt würde. ... Eine andere Bemerkung muß ich anreihen, daß alle Thiere, Hunde, Katzen, Hühner, Tauben, von einer Zahmheit ſind, die ihnen in unſern Klimaten bei weitem nicht eigen iſt. ... Die Tauben, die hier allerwärts auf den Straßen umherſpazieren, gehen kaum einem aus dem Wege und laſſen ſich ohne Angſt mit Händen greifen. Ebenſo geht es mit den Hühnern und den Gänſen, deren letztere aber ſelten in Rom ſind. ... Die Sittlichkeit der Menſchen habe ich dir ſchon oben beiläufig gerühmt. ... Ich kann von meiner Behauptung und Ueberzeugung nicht weichen, daß Rom unter allen Städten Europas die unſchuldigſte und ſittenreinſte ſei, die es gibt.

Das heißt in der That, trotz aller Lieblichkeit, viel zu weit gehen. Um das Gleichgewicht herzuſtellen, wollen wir ſogleich einige Worte Grüner's citiren, die wir in der Schrift „Briefwechſel und mündlicher Verkehr zwiſchen Goethe und dem Rathe Grüner“ (Leipzig 1853), S. 37, finden. Es war vorher davon die Rede geweſen, daß in Italien die meiſten Geiſtlichen ſeien und daß die Kinder dort ſchon für den Prieſterſtand erzogen würden:

Es mögen aber, ſagte ich, dennoch nicht die beſten Sitten in Rom herrſchen, denn wenn ich dem Boccaccio trauen darf, ſo ſoll ſich ein Jude deshalb haben taufen laſſen, weil, wie er behauptete, die chriſtliche Religion göttlichen Urſprungs ſein müſſe, ſonſt hätte ſie wegen der ſchlechten Sitten in Rom längſt gänzlich verdrängt und ausgetilgt worden ſein müſſen. Doch Eure Excellenz können auch hierüber den beſten Aufſchluß geben.

Worauf denn Goethe, klug ausweichend und hinter die Aegide der Kunſt ſich zurückziehend, ſehr charakteriſtiſch erwidert:

Ich kann freilich nicht billigen, daß die Geiſtlichkeit in Rom ſich ſo ſehr mit weltlichen Dingen befaßt, aber um dergleichen habe ich mich nicht gekümmert, ſondern bin mehr meiner Leidenſchaft, Kunſtgegenſtände dort genauer zu betrachten und mich auszubilden, nachgegangen. Bei jedem Tritte in Rom ſtößt man auf Gegenſtände, die zu ernſten und angenehmen Betrachtungen Anlaß geben. Wir haben daher von der Geiſtlichkeit nur Diejenigen beſucht, in deren Paläſten Kunſtgegenſtände zu ſehen waren.

So wird hier denn wol das Richtige in der Mitte liegen zwiſchen der Malerei ins Vollkommene bei Brentano und dem Motive Chriſt zu werden bei jenem Juden in Anſehung der ſchlechten Sitten Roms. Uebrigens wäre wol zu wünſchen, daß Rom in ſeiner Einzigkeit und Ganzheit einmal einen Darſteller fände, der Chriſt, Kunſtfreund, Dichter, Hiſtoriker, Philoſoph und Culturkenner genug wäre, um jene Stadt von all dieſen Standpunkten zugleich aufzunehmen und der Wirklichkeit gemäß zuſammen zu ſchauen. Ausgezeichnetes der Art gibt uns der leider ſo früh verſtorbene Auguſt von Schaden in ſeinen Briefen aus Italien. Bei Schaden trifft Freiheit des Geiſtes, Sinn für die Univerſalität des Chriſtenthums, wiſſenſchaftliche Reife, Blick und Wärme für die Kunſt mit einer Friſche, das Alles ſprachlich wiederzugeben, in einer Weiſe zuſammen, wogegen Brentano weit zurückbleibt und über ſeinen katholiſch-klerikaliſchen Standpunkt gar nicht hinaus-

kommt, daher aber auch ſeinem großen Gegenſtande, ungeachtet mancher Anmuth, durchaus nicht gewachſen iſt.

Endlich wäre hier noch der dritte Aufſatz: „Aufſchlüſſe über Verderben und Heil mit dem Schlüſſel des Kreuzes", in Betracht zu ziehen. Bereits die Ueberſchrift charakteriſirt dieſe Arbeit, deren Tiefſinn und ſonſtige Innerlichkeit wir gar nicht in Abrede ſtellen wollen, aber ſchon wenn man jene Ueberſchrift lieſt, fragt man ſich: wovon ſoll hier des Nähern eigentlich geſprochen werden, ſo wenig lichtvoll und ſo durchaus uneigentlich allgemein lauten jene Worte. Den Mangel an philoſophiſcher Durchbildung gibt dieſer Aufſatz in jeder Hinſicht kund. Es iſt eine hypermyſtiſche Glaubenslehre, die bald ins Ethiſche, dann wieder ins Chriſtlich-Theologiſche, jetzt in die Pſychologie, dann wieder in die Phyſiologie hinüberſpielt, deren Verfahren aber beſonders darin einer logiſch-phantaſtiſchen Willkür verfällt, daß die verſchiedenartigſten Gegenſtände hier in die Figurationen des Kreuzes gebracht, daß die Formen des Kreuzes hier einem logiſch ſein ſollenden Denken eingeätzt und eintätowirt werden. Dieſe Kreuze werden uns in verſchiedenen Tafeln verſinnlicht, auch der Magnetismus wird herangezogen, und das ganze Aufeinander erreicht eine Unüberſchlichkeit, eine abſtruſe Breite der Symbolik, daß wir zuletzt um alle ſichern Ergebniſſe uns gebracht ſehen. Das heißt denn in der That die unendliche Bedeutung des Kreuzes, wie ſie z. B. Thomas von Kempen ſo unerſchöpflich reich für das Gedeihen des innern Menſchen ausgelegt hat, durch unwiſſenſchaftliche Arabeskenſpielerei aus dem Auge rücken und Diejenigen zum Kampfe gegen das Heiligſte herausfodern, welche ſchon ſo wie ſo jede Gelegenheit benutzen, ihren Verſtandesdünkel leuchten zu laſſen. Wir unſererſeits ehren vollauf die Abſicht des Verfaſſers, aber wir können in einem ſolchen Gebilde myſtiſcher Phantaſie weder für die Wiſſenſchaft noch auch für den kindlichen Glauben neue Reſultate herauskommen ſehen. Wiefern die Arbeit urſprünglich eine Confeſſion war, dem „Gewiſſensrathe" Brentano's, Johann Michael Sailer, dargebracht, ſteht keinem profanen Blicke ein Urtheil darüber zu, auch wiſſen wir Einzelnes darin mit aller Wärme zu ſchätzen; da das Ganze nun aber einmal der Oeffentlichkeit anvertraut wurde, ſo hat die Kritik ſich auch darüber zu äußern, was an der Abhandlung von objectivem Werth iſt. Und dieſer iſt eben ein ſehr geringer. Für Brentano und die Beurtheilung ſeiner Perſönlichkeit, ſeiner Stellung zur Kirche, zur Theologie und Philoſophie iſt ſie von großer Bedeutung. Auch das iſt ſehr beachtenswerth, daß Sailer auf die Länge hin ihm nicht genügen wollte, daß Ringseis deſſen Stelle vertreten mußte. Und doch iſt Johann Michael Sailer einer der edelſten, geiſtvollſten Schriftſteller der katholiſchen Kirche. Er hat unendlich viel Gutes gewirkt. Und wenn einmal alles Das ernſtlich zurathe gezogen werden ſollte, was zu einer großartig bleibenden Verſtändigung zwiſchen Katholiken und Proteſtanten führen könnte, ſo würden Sailer's zahlreiche Schriften am wenigſten außer Acht gelaſſen
werden dürfen. Sailer iſt ſeiner Kirche nie untr
worden, aber es herrſcht in Allem, was er geſch
hat, eine ſolche Milde der Anſicht mit Tiefe de
dankens verbunden, eine ſolche Kunſt, den Geiſt de
teſtantiſchen Literatur ſich anzueignen, ohne das T
der katholiſchen Kirche aus dem Auge zu verlieren
jenen Geiſt ſogar freithätig wiederzugeben, daß
wahrer Muſtertheolog für beide Seiten iſt.

Sehr muß es bedauert werden, daß Chriſtian
tano bei den Gaben, die ihm zugebote ſtanden, nich
ſchon gründlichere Studien auf dem Gebiete der
ſchen Philoſophie gemacht hat, um die Vorurtheile
dieſe Wiſſenſchaft abzulegen, welche er durch unvo
dige Kenntniſſe eingeſogen hatte. Bei der ganz
thümlichen Stellung, welche er ſpäter einnahm, ind
als Laie dennoch wie ein Theolog und Prieſte
Amt wirkte, bei ſeinem längern Aufenthalte in
würde er viel dazu haben beitragen können, den de
Klerus über deutſche Philoſophie eines Andern zu be
Wäre es auch zunächſt nur geweſen, daß er die ſo
thümlich theoſophiſche Richtung Franz von Ba
die heilſam kritiſche eines Mannes wie Hermes
phantaſiereich-ſpeculative Günther's (der freilich ein
eſſanter Januskopf iſt, welcher nur mit dem eine
ſichte eine philoſophiſche Umſchau hält, während de
dere humoriſtiſche Lichter entſendet) zu unbefang
Prüfung und Anerkennung gebracht hätte. Den
iſt und bleibt ein Unglück, daß ſelbſt unter den
ſchen noch, was beide Confeſſionen betrifft, eine
Schwierigkeit ſich auch nur verſtändlich zu mache
waltet, wo es auf den wahren Werth der Philo
für die theologiſche Wiſſenſchaft ankommt; was ſo
von Italienern geſagt oder erwartet werden? Wi
der ſchätzenswertheſten Vermittelungsglieder ſind
weder auf der einen Seite oder auf beiden noch
lig unbekannt. Wie Wenige z. B. kennen wol
was die katholiſche Theologie in Deutſchland b
die inhaltſchweren philoſophiſchen Schriften von
mer? Und doch muß geſagt werden: bevor nic
derartigen Erſcheinungen auf dem Felde der Li
benutzt und eingearbeitet ſind, wird man ſich
in der Sprache immer unverſtändlicher und auch
genießbarer werden. Denn allerdings auch der
von allen Ungehörigkeiten befreite Geſchmack in Ged
entwickelung und Sprache iſt hier von unendlichen
fluſſe. Kleinigkeiten, bloße Aeußerlichkeiten ſind hi
der — man ſollte es kaum glauben — außerord
folgenreich. So halten wir uns überzeugt, ſel
„Nachgelaſſenen religiöſen Schriften" von Chriſtian
tano, wie überaus reich ausgeſtattet ſie mit Mo
des chriſtlichen Lebens ſind, um chriſtliches Leb
wecken, wie glücklich-kühn oft in der Sprachform
Gedanken wie fein unterſcheidend, und immer voll ſ
riſcher Kraft, um eine Neugeburt des Menſchen
zubringen, es iſt doch in dieſen Betrachtungen, Er
lungen, Abhandlungen, Beſchreibungen ein Sprach
ſehr vorherrſchend, welches Vielen völlig ungeläu

und worin ſich die leider noch beſtehende Grenzſcheide zwiſchen katholiſcher und proteſtantiſcher Bildung in Deutſchland markirt. Traurig genug, wer ſich dadurch beſtimmen läßt, in ſo gehaltvolle Arbeiten nicht einzudringen. Er läßt ſich viel Herrliches entgehen. Wir aber ermahnen angelegentlichſt zu fleißiger Lectüre dieſer Schriften alle Diejenigen, die das Bedürfniß nach lauterer religiöſer Nahrung in ſich fühlen. Chriſtian Brentano iſt nicht nur ein Schriftſteller, der bei ſeinen religiös-theologiſchen Auseinanderſetzungen eine ungewöhnliche Beleſenheit in den bibliſchen Schriften, eine ſeltene Kunſt der Anwendung einzelner Stellen beſitzt, ſondern er iſt einer, aus dem eine ganz eigenthümliche Friſche und Freudigkeit des religiöſen Lebens hervorquillt, oft von wunderbar geiſterhaften Lichtern erhellt, die den alten Familienſtammbaum der Brentano, deſſen wir anfangs gedachten, herrlich beleuchten. Möchten ſich recht Viele an dieſen Schriften erfriſchen und erfreuen!

Alexander Jung.

Neue Unterhaltungsliteratur.

1. Eliſabeth, oder Lebenswege. Roman von Anna von Berg. Zwei Theile. — A. u. d. T.: Neue belletriſtiſche Originalbibliothek. Dritter und vierter Band. Weimar, Kühn. 1856. 8. 2 Thlr.
2. Drei Weihnachtsabende. Roman in drei Büchern von Friedrich Paldamus. Drei Bände. Leipzig, G. Wigand. 1855. 8. 4 Thlr.
3. Andreas Halm. Roman von Luiſe Otto. Drei Bände. Plauen, Schröter. 1856. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
4. Traum und Leben. Von Felix Ernſt Hoffmann. Berlin, Schindler. 1855. 8. 2 Thlr.
5. Lenore von Monkey. Romantiſche Erzählung von W. Räger. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1856. 8. 2 Thlr.
6. Der Anzeiger. Novelle von Ehrenfried. Kiel, Schröder u. Comp. 1856. 8. 20 Ngr.
7. Die Ideale und das Leben. Novelle von Ehrenfried. Zwei Theile. Kiel, Schröder u. Comp. 1856. 8. 25 Ngr.
8. Ein grünes Blatt. Zwei Sommergeſchichten von Theodor Storm. Berlin, Schindler. 1855. 16. 15 Ngr.
9. Elſe. Novelle von Sophie Verena. Berlin, A. Duncker. 1856. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Wir beginnen die Reihe der uns diesmal zur Beſprechung vorliegenden neuern belletriſtiſchen Erſcheinungen billig mit der Fortſetzung eines Unternehmens, welches wir bereits bei ſeinem erſten Auftreten mit Freude und Anerkennung begrüßt haben. Die Hoffnungen, die wir, an dieſes Urtheil anknüpfend, für die Zukunft ausſprachen, ſind nicht getäuſcht worden. Zwar gibt die Anlage und Durchführung der „Eliſabeth" von Anna von Berg, abgeſehen davon, daß wir ihr ſelbſt den Titel Roman ſtreitig machen möchten, zu einigen Ausſtellungen Anlaß. Allein der Geiſt, in welchem das trotzdem werthvolle Buch geſchrieben iſt, die edle Tendenz, die es verfolgt, und die anſprechende Form, in der es auftritt, verdienen dieſelbe rühmliche Erwähnung, welche die erſten Bände der „Neuen belletriſtiſchen Originalbibliothek" in d. Bl. gefunden haben. Die Verfaſſerin hat es ſich zur Aufgabe gemacht, bei ihrer Heldin oder vielmehr bei ihren Heldinnen, und zwar bei der erſten durch ein kurzes, bei der zweiten durch „ein langes Leben hindurch dem milden Geiſt der wahren chriſtlichen Liebe, des feſten unerſchütterlichen Gottvertrauens und treuer, wenn auch ſchwerer Pflichterfüllung zu folgen"; ferner zu zeigen, „daß der Menſch nicht dazu beſtimmt ſei, nur glücklich auf Erden zu ſein, ſondern, ſoviel er es vermöge, zum Glücke der Brüder beizutragen"; endlich es zur Anſchauung zu bringen, wie ein von ſolchen Grundſätzen getragener Charakter auch in trüben Lebenslagen Herzensfreudigkeit im Innern, warme und thätige Theilnahme nach außen bewähre und ſich bis in das höchſte Lebensalter einen für die Anfoderungen des Lebens offenen friſchen Sinn, gepaart mit Energie, erhalte; und ſie hat dieſe Aufgabe in entſprechender Weiſe gelöſt.

Die Hauptträgerin der nur ausgeſprochenen Geſinnungen iſt die Titelheldin Eliſabeth, die den Leſern durch 80 Jahre hindurch von der Wiege bis zum Grabe vorgeführt wird, und die dabei nicht früher als ſo ziemlich am Ende des erſten Bandes auftritt. Den größern Theil dieſes Bandes füllt die Geſchichte der Mutter Eliſabeth's und zwar ebenfalls wieder von der Wiege bis zum Grabe. Hierin iſt die Anlage verfehlt. Wir haben es nicht ſowol mit einem Roman als mit einer Biographie zu thun, die zwar reich an anmuthigen Schilderungen und wirkungsvollen Situationen iſt, der es aber an dem durch Verwickelung und Entwickelung ſpannenden und ſtets geſteigerten Intereſſe, das wir bei dem Roman vorausſetzen, gebricht. Ein zweiter Fehler iſt der, daß die Tendenz in Anlage und Reflexion und namentlich unter manchen zu vermeiden geweſenen Wiederholungen etwas zu ſtark in den Vordergrund gedrängt wird; indeß verſöhnt mit dieſem Zuviel das Erhebende jener Anſchauungen ſelbſt, die zwar nicht neu, aber wahr und in lebendiger Auffaſſung und Darſtellung immer anziehend ſind, und die Verfaſſerin hat es verſtanden, ſie mit Wärme und in paſſender, zum Herzen gehender Form vorzutragen, ſodaß ſie ihren Zweck erreichen und fruchtbar werden. Die Charaktere ſind gut gezeichnet und feſſeln durch ihre Liebenswürdigkeit. Man wird ſich, wenn man das Buch einmal in die Hand genommen, nicht leicht verſucht fühlen, es ungeleſen wegzulegen, ſondern mit Vergnügen weiter leſen und am Schluſſe finden, daß die Lectüre befriedigend und nicht ohne Nutzen war.

Die beiden folgenden Romane Nr. 2 und 3 ſtreben, wenn auch auf verſchiedenem Wege, doch nach demſelben Ziele, nämlich dem, die reine Humanität in Fällen, wo ſie durch Convenienz und Herkommen beengt und ohne tiefern und gerechtfertigten Grund in ihrer Entfaltung gehemmt wird, zur Geltung zu bringen. Sie bieten, indem ſie dieſem Streben gerecht werden, eine ſittlich anregende und dabei angenehm unterhaltende geiſtige Koſt, und wir können ſie Jedem, der nach ſolcher Koſt verlangt, zur Selbſtlectüre empfehlen.

Der Verfaſſer der „Drei Weihnachtsabende", Friedrich Paldamus, äußert im Hinblick auf ſeine Tendenz ſich ſelbſt gelegentlich dahin, daß er gern zu Herzen ſpreche, die ſich ihre Unabhängigkeit vom Aeußerlichen und Zufälligen bewahrt und ſich dem Allgemeinmenſchlichen zugänglich erhalten haben; er verlegt den Hauptſchauplatz der Handlung, wie ſchon der Titel andeutet, in das Familienleben und ſchildert dies treu und wahr in verſchiedenen Sphären, doch ſo, daß dieſe ſich nicht abſchließen, ſondern ineinander eingreifend und ſich gegenſeitig tragend und belebend dazu dienen müſſen, die Idee des Verfaſſers zu realiſiren und zu zeigen, daß bei allem Unterſchiede des Standes und der Verhältniſſe dennoch das Echtmenſchliche, wenn mit warmem Herzen erkannt und gewürdigt, durchſchlagen und als Alle umſchlingendes Band ſeinen äußerlich und innerlich erhebenden Einfluß geltend machen müſſe. Von den Familiengruppen, in denen ſich die Handlung bewegt, gehört die eine den höhern Kreiſen, die zweite dem Bürgerſtande, die dritte dem Theater an, und der Verfaſſer hat durch Herbeiziehung des letztgedachten Elements Gelegenheit gefunden, aus den engern Grenzen des Familienlebens in das entſprechende Gebiet des öffentlichen Lebens hinüberzugreifen und damit eine größere Mannichfaltigkeit in die einfach verlaufende, aber unausgeſetzt feſſelnde Erzählung zu bringen. Beſonders anſprechend ſind

die Charaktere des Generals von Heimberg und der Schauſpielerin Hainow gezeichnet; und ein, ſoweit unſere Kenntniß auf dem Gebiete der Novelliſtik reicht, ganz origineller und mit großer Lebenswahrheit höchſt gelungen durchgeführter Charakter iſt der der Hebamme Send. Ausſetzen könnten wir, daß das einundzwanzigjährige Fernbleiben Cäciliens von den Ihrigen unter Aufhebung allen Verkehrs durch nichts gerechtfertigt iſt; ein weit kürzerer Zeitraum hätte genügt, um „zur Verſöhnung und Ausgleichung, zum Friedensſchluſſe voll Glück und Segen“ hindurchzudringen, wenn ſich nicht der Verfaſſer darauf piquirt hätte, den Act durch eine Verlobung unter der nachgewachſenen Generation zu verherrlichen. Auch verſtimmt es, daß Wertheim ſein Verſprechen im Hinblick auf Waldow nicht erfüllt, was zwar auf den letzten Seiten des dritten Bandes, aber im Widerſpruche mit der frühern factiſchen Darſtellung behauptet wird, und einige Dialoge und Monologe möchten wir abgekürzt ſehen. Allein alles das hindert uns nicht zu wiederholen, daß der Roman eine anziehende und für Geiſt und Herz genußreiche Lectüre darbietet.

In Nr. 3, „Andreas Halm“ von Luiſe Otto, bilden die Conflicte zwiſchen idealer Lebensanſchauung und den ſie verneinenden Gegenſätzen der Realität, beſonders aber die unſeligen Folgen einer falſchen Auffaſſung von Standesvorzügen und der dadurch gebotenen Rückſichten, durch welche ſich ein Aelternpaar einem fehlenden, aber nach jahrelanger Trennung heimkehrenden und ihre Verzeihung erflehenden Sohne gegenüber zur Verletzung der natürlichen Pflichten verleiten läßt, den tauſend mal behandelten und doch immer wieder intereſſirenden Stoff der Erzählung, die ſich durch ſittliche Haltung und feſſelnde Darſtellung auszeichnet. Daß die Socialfragen im beſondern Sinne des Worts nicht unberührt bleiben würden, ließ ſich nach den frühern Schriften der Verfaſſerin auch hier wieder erwarten. Diesmal iſt ſie dabei poſitiv zuwerke gegangen und läßt ihre Helden auf dem Socialgebiete nach der Verwirklichung des Ideals ſtreben, als Arbeitgeber ihre Einrichtungen ſo zu treffen, daß des Arbeiters geiſtiges und materielles Wohl gefördert und beiden Theilen die Frucht ihres Fleißes gewahrt werde. In einer anſprechenden Epiſode iſt das Thema behandelt, wie man ſich des gefallenen Bruders anzunehmen habe, und einige hierhergehörige Ausführungen ſind zu den beſten Partien des Werks zu rechnen. Unter den Frauencharakteren iſt die ideale und zuletzt im Beſitz des Helden beglückte Heldin des Romans, Agathe — eine Art weiblicher Brutus, jedoch ohne Verſtellung — mit beſonderer Vorliebe gezeichnet. „Klein und unanſehnlich von Geſtalt, langſam in ihren Bewegungen und mit einem blaſſen Geſichte, an dem nichts auffiel als das reiche braungoldene Haar und die faſt immer geradeaus gerichteten Augen von unbeſtimmter Farbe, fanden die Einen ſie gänzlich unbedeutend, die Andern aber unheimlich beim erſten Begegnen.“ Sie wird als poetiſche Träumerin eingeführt, entwickelt ſich aber im Laufe der Handlung und im Drang der Ereigniſſe zu einem energiſchen und dabei echtweiblichen Charakter. Auch die leidende Heldin Valerie iſt eine gewinnende Erſcheinung. Dagegen wird in der Charakterzeichnung der Intriguantin Adelma mit dem Leſer ſelbſt Verſtecken geſpielt; und andere von vornherein vielgebrauchte Perſonen verſchwinden ſo Knall und Fall von der Bühne, daß man in Verſuchung kommt anzunehmen, als habe die Verfaſſerin ſich am Schluſſe etwas zu ſehr beeilt; eine Eile, die um ſo fühlbarer iſt, je mehr ſie mit der ganzen vorherigen Expoſition des Romans, in welcher etwas weniger Breite und Ausführlichkeit zu wünſchen geweſen wäre, im Widerſpruche ſteht. In den erſten beiden Bänden findet ſich manche Begebenheit vor dem Acte, im Acte und nach dem Acte verhandelt und Toilettenſchilderungen iſt viel Platz eingeräumt worden. Bei dem Allem ſind wir es aber dem Talente der Verfaſſerin ſchuldig, die Verſicherung hinzuzufügen, daß uns der Roman von Anfang bis zu Ende in ſteter Spannung erhalten hat.

Auch der Roman Nr. 4, „Traum und Leben“ v
Hoffmann, verfolgt eine löbliche Tendenz. Der Verf
zeigen, wie es der echten Liebe gelinge, den vollendeten E
zu bekehren und aus einem Selbſtling einen edeln Cha
bilden. Er hat auch dieſe Aufgabe wenigſtens inſowe
als der von vornherein höchſt unliebenswürdige Held
ſchichte durch den ſanften und ruhigen Einfluß ſeiner t
Geliebten ſichtbar umgewandelt wird, ſodaß man ſeine
Ungezogenheiten vergißt und ihn zuletzt wol liebgewinn
Allein ob ſich die Wiedergeburt des Helden im Feuer l
werde oder nicht, darüber bleiben wir im Ungewiſſ
der Verfaſſer erſpart ihm die Prüfung. Der Roman
viel Reflexion und wenig Handlung. Die Darſtellun
breit und ermüdend, und ſelbſt die komiſchen Partien
zum Theil ihren Zweck, weil die Komik zu grell und d
zu dumm ſind. Einzelne Charakterzeichnungen ſind
andere carikirt, andere innerlich unwahr, wie diejenige
deren faſt an Monomanie grenzende halbe Verſtellung u
Selbſttäuſchung rückſichtlich ihres Verhältniſſes zu Erha
das Vorhergehende nicht gerechtfertigt iſt, obſchon di
gegründete Wiederfindungsſcene zu den lieblichſten Pa
Werks gehört. Der Stil ergeht ſich in ſeltſamen Ge
Er iſt ſtellenweiſe gewandt, fließend, lebendig, ſtellenw
piſch und tändelnd, oft auch bombaſtiſch, wie z. B.: „Ei
gleichmäßige Heiterkeit bildete den klaren Himmel ſe
nern, der ſich freudig in den reichen lachenden Gefi
romantiſchen Bergen ſeines Gemüths und des Geiſtes l
Bronnen und Gewäſſern ſpiegelte und ihren Glanz in
tauſend hellreinen Farben ſtrahlte“; oder: „Unſere
die deutſche Frau, die in der Krone der Weiblichkeit
des Gemüths als edelſte Zier da trägt, der in tau
tauſend wärmenden Farben das deutſche Männerherz
Kraft, zu neuer That in Lieb’ erfriſcht.“ Dazu kom
Maſſe Nachläſſigkeiten, von denen viele, aber nicht
Setzer zur Laſt fallen mögen. Daß Friedrich Barba
900 Jahren gelebt, leſen wir kurz hintereinander z
es fehlen nicht blos Worte, ſondern ganze Sätze;
Wendungen und Ausdrücke wie: „Der Oberſt war
Nachricht nicht wenig betroffen; war das bei ihm
ſo war es wol im ſtärkſten Maße bei ihr der Ober
vorhanden“, oder: „Das majeſtätiſche Gaukelſpiel Nu
tur’s“; „Gucken Sie hier das Käferchen“; „So war
ein heiliger Gedanke überflogen“ — und Aehnliches
gleichen für die hundertfach pleonaſtiſch eingeſchalteten
„ſo“, „da“, „mal“ müſſen wir lediglich den Verfaſſer ſelb
wortlich machen. Bei dem Allem iſt Gutes in dem B
Spuren von Talent ſind ſichtbar; nur muß der Verfaſſ
es zur rechten Frucht kommen ſoll, eine ernſte Selbſtkri
was ihm recht wohl glücken wird, wenn er ſeine
Schärfe gegen ſich kehrt. Denn ſeine Urtheile über
ſche Literatur und Kunſt der Gegenwart ſind auf eine
eigenen argen Mängeln nicht genug zu verwundernl
hart und dabei in der Form plump, ja ſelbſt grob,
nicht wohl damit wird entſchuldigen können, daß er
Helden, „der die geiſtige Halbbildung und unwahre
genz, die Oberflächlichkeit und qualificirte Unverſchäm
jetzigen Jahrhunderts (es gilt dies von der Periode vor ſ
ſtigen Umwandlung) in genialer Weiſe vertreten ſoll“
Mund legt. Denn alle dieſe Urtheile fördert der Hel
beſten Geſellſchaft, im Familienkreiſe des Oberſten, vor
die als Muſter feiner Bildung und dabei echter deutſch
lichkeit aufgeſtellt werden, zutage; ſie bleiben von Se
ſelben ohne Widerlegung, gefallen vielmehr in der H
und tragen ſonach den Stempel der eigenen Anſichten
faſſers an ſich.

Völlig verſchieden in Ton und Haltung von de
beſprochenen Werken iſt Nr. 5, „Leonore von Mon
W. Näger. Das iſt ein Muſterexemplar in der

iterariſchen Erzeugniſſe, durch welche die Leihbiblio-
tomanlectüre zu dem fatalen Nebenbegriffe gekom-
ihr ſo häufig beigelegt wird, als die Summe al-
ten und verwerflichen geiſtigen Koſt. Damit ſoll
ſein, daß das vorliegende Werk ein unſittliches
nein, es iſt nichts dergleichen darin, und die Tu-
hirt zuletzt in glücklicher Vereinigung der geprüften
ihrem Geliebten. Aber die Hauptperſonen ſind da-
nſchuldig. Der Geliebte handelt nur in der erſten
iſt während des ganzen übrigen Verlaufs der Ge-
o und ſozuſagen unter der Curatel einer entſchloſ-
ne, die mit männlicher Energie handelt und — um
hier einzuſchalten — ein Charakterbild darbietet,
originellern und beſſergezeichneten gehört; die Hel-
nimmt manchmal einen Anlauf, zeigt ſich aber
ſo rath- und thatlos, daß man an ihrem Verſtande

er Verfaſſer — oder der Herausgeber, denn der
lautet: „Romantiſche Erzählung“, der innere nur
' — unter romantiſch verſteht, iſt ſchwer zu ent-
nn Mord, Raub und Brand, neben einer ganzen
andern Verbrechen und Gaunerſtreichen, und die
ination, daß der Criminalrichter, welcher die Un-
gegen die Räuberbande zu führen hat, zwei der
Mitglieder derſelben benutzt, um durch ſie ſeine
brechen zu bemänteln und verbrecheriſche Anſchläge
nges Mädchen auszuführen; oder wenn eine erfin-
cheinandermengung von Zeit- und Culturverhält-
ſie theilweiſe in den betreffenden Diſtricten nie be-
aß die Geſchichte, die „in geraumer Vorzeit“ am
, zugleich von Edictalcitationen behufs der Amor-
rannter Urkunden und von einer Jury und Aſſiſen-
Holſteiniſchen ſpricht: — wenn dieſe Dinge und an-
chen mehr den Charakter des Romantiſchen anſich-
n möge die Erzählung eine romantiſche genannt
n wenigſten freilich paſſen zu dieſem Titel die claſ-
ſe, die ſich gegen das Ende des zweiten Bandes
nd die breite platte Trivialität, in der ſich der
lenweiſe mit wahrhaft bewunderungswürdiger Nai-
. Bei alledem fehlt es nicht ganz an Erfindungsgabe
nem Talent. Wir zweifeln aber, daß dies jemals
ht werthvoller Producte entwickeln werde, denn ein-
timen ſind ſo gegen allen geſunden Sinn angelegt,
mehr als kindiſche Unreife des Urtheils verrathen.

erfaſſer von Nr. 6 und 7, Ehrenfried, nimmt zwar
ganz andern Standpunkt ein als der vorhergehende,
erſte Novelle „Der Anzeiger“ können wir auch nur
nlage, Charakterzeichnung und Darſtellung verfehlte
bezeichnen. Die Hauptperſonen, drei ſehr verworfene
ſind innerlich unwahr und bleiben zuletzt ſo ohne
luß, daß man ſich vergebens fragt, welchen mora-
künſtleriſchen Zweck der Verfaſſer damit zu erreichen
Auch die übrigen Charaktere und der von nichts
Erfindungsreichthum oder Originalität zeugende
rzählung können für jene Mängel nicht entſchädigen.
zweite Novelle „Die Ideale und das Leben“ läßt
nſtigeres Urtheil fällen. Die Darſtellung iſt ge-
d die Charakteriſtik gelungener, obſchon ſich auch
Widerſprüche in der Durchführung der Charaktere
und der Heldin vorfinden und im Verlaufe der
inzelne, ihrem vorher geſchilderten Weſen ganz fremd-
ohne Motivirung, ja ohne die mindeſte Andeutung
cht emporwachſen, daß man ſich verwundert fragt,
ſeltſame Blüte dem Stamme gekommen, dem ſie
nicht eigen iſt und zu dem ſie nicht paßt.
deale des Verfaſſers ſind übrigens ſehr beſchränkter
: findet ſie in einem excluſiven Leben für Kunſt und
t im Gegenſatze zu einem gewöhnlichen praktiſchen
Berufsleben. Daß der Begriff des Idealen auch auf Erſcheinungen des letztern angewendet werden könne, daß ſich ebenſo gut das Ideal einer Hausfrau und Mutter als das einer Künſtlerin aufſtellen laſſe, namentlich aber, daß ein bloßes äſthetiſches Genußleben gar nichts Ideales ſei, das ſcheint dem Gedankenkreiſe des Verfaſſers fernzuliegen. Ueber die Ehe ſpricht ſich die Heldin in folgender Weiſe aus: „Ja, wie verſchieden die Liebe ſich zeige, ob ſie im Alltagskleide, mit Alltagsmienen an uns herantrete, ob ſie auf wildverſchlungenem Pfade uns immer tiefer in ihr duftendes Labyrinth lockt, bis wir uns im Elyſium glauben und ſelig ſind wie die Engel, ob ſie nüchterne Proſa, ob ſie melodiſche, erhabene, berauſchende Poeſie ſei, führt ſie uns auf entgegengeſetzten Wegen unerbittlich einem Ziele zu — ſie mündet, mag ſie romantiſch durch Klippen als ſilberfüßiges Flüßchen ſich ſchlängeln, mag ſie breit und geräuſchvoll ihr gedehntes Bett über ſandige Ufer erſtrecken, ſie mündet unwiderruflich in den Hafen der Allgemeinheit, in die Ehe. Hier hört das Individuelle auf, die Poeſie ſcheidet ſich nicht mehr von der Proſa, ein Ehepaar iſt eben wie das andere, ein gemeinſames Schickſal beherrſcht ſie alle. O Eberhard, es iſt mir ein ganz unerträglicher Gedanke, in dieſe Kategorie der Allgemeinheit zu gehören, die poetiſche Seligkeit unſerer Liebe in einen ſo gewöhnlichen und ach ſo oft unbefriedigenden Schluß aufzulöſen.“ Der künftige Ehemann und Held der Novelle übernimmt es nun zwar, jenem „Hafen der Allgemeinheit“, der Ehe, eine würdigere Auffaſſung abzugewinnen, und die junge Frau macht einen Verſuch, die Pflichten der Hausfrau mit ihrem idealen Leben zu verbinden, ſteht aber bald wieder davon ab. Dagegen intereſſirt ſie ſich plötzlich für einige Wohlthätigkeitsanſtalten, hat einen kurzen Anfall von Eiferſucht und findet, nachdem dieſer überwunden iſt, „in der Liebe ihres Mannes ihr ſchönſtes Glück“. Die Hauptfrage, wie ſich in der Ehe dieſer beiden nach ihrer Weiſe Idealen das Leben zu ihren Träumen verhalten werde, bleibt ungelöſt, ja faſt unberührt, ſie verſchwindet nach einigen Aphorismen ganz und es werden andere gar nicht im Plane gelegene Elemente herbeigezogen, die auch ihrerſeits wieder, kurz abgebrochen, keinen Abſchluß finden. Einzelne Scenen und Situationen ſind anziehend geſchildert, aber die Novelle iſt arm an Handlung; an ſpannenden Ereigniſſen und Verwickelung fehlt es ihr ganz, und die künſtleriſche Anordnung und Geſtaltung, trotz des ſo einfachen Materials, iſt, wie aus dem Erwähnten zur Genüge hervorgeht, unbefriedigend. Es drängt ſich uns am Schluſſe das Gefühl auf, als ob wir mit ſchwerem Reiſewagen nach abgeſpannten und weggeführten Pferden mitten auf der Straße ſitzengeblieben wären. Geſetzt auch, daß die Fahrt nicht zu den intereſſanteſten gehört hätte, man verlangt doch wenigſtens an Ort und Stelle zu kommen.

Bei Nr. 8 ſagt der Titel, ſo einfach er auch gewählt iſt, doch faſt noch zu viel, denn das „Grüne Blatt“ Theodor Storm's gibt eher zwei Skizzen als Geſchichten; indeß ſind es Zeichnungen von echter Künſtlerhand, und es iſt ein warmer tiefer Hauch der Poeſie darüber ausgegoſſen. Die erſte behandelt eine unglückliche Liebe, die mit ſtolzer, aber nicht recht befriedigender Reſignation getragen wird; Inhalt und Form ſind in vollkommenſtem Einklang. Die zweite ſchildert eine Traumliebe; auch hier entſpricht die Darſtellung dem Stoffe. Beide Skizzen würden gewonnen haben, wenn in der zweiten das Halbdunkel zwiſchen Traum und Wachen mehr gelichtet und in der erſten der Ton einfacher gehalten, z. B. anſtatt des geſpreizten und gezierten „Er“, mit dem die Erzählung beginnt, auf gut Deutſch der Name des Helden geſetzt oder die erſte Perſon gebraucht worden wäre, was zu der ganz ſubjectiv gehaltenen Darſtellung des Ganzen am beſten gepaßt haben würde. Doch enthalten beide Skizzen treffliche Züge, die wohl geeignet ſind, mit den gerügten Mängeln zu verſöhnen.

Die ausgezeichnet geſchriebene Novelle, „Elſe“ von Sophie Verena (Nr. 9) iſt ein Erſtlingswerk, das aber von nicht gewöhnlichem Talente zeugt. Zwar iſt die mit Vorliebe gezeichnete Heldin in ihrer ganzen Erſcheinung nach Leib und Seele etwas zu ätheriſch und feenhaft gehalten und mit geiſtigen und körperlichen Vorzügen in zu verſchwenderiſcher Fülle ausgeſtattet; aber es iſt theils in dieſem Charakter, theils im zweiten Hauptcharakter des Werks, in dem Konrad's, eine Friſche und Urſprünglichkeit, eine Mannichfaltigkeit von feſſelnden Zügen, die außerordentlich viel Gewinnendes hat. Die Darſtellung iſt lebendig und gemeſſen, nirgends überladen, in Bild und Scenerie harmoniſch abgerundet; der Stil fließt in kurzer und ſchlichter, dabei aber völlig leichter und eleganter Satzbildung anmuthig dahin und könnte, von einzelnen Auffälligkeiten, wie z. B. dem häufig wiederkehrenden „einzigſt“, abgeſehen, muſterhaft genannt werden. Die Novelle läßt endlich nach Anlage und Durchführung nichts zu wünſchen übrig; und dennoch, bei all dieſen Vorzügen, müſſen wir wegen der ihr zugrunde liegenden Idee den Stab über ſie brechen. Das Licht, in welchem die Dichterin das Verhältniß zwiſchen Reinhold und Elſe dem Leſer vorführt, iſt ein Irrlicht. Dieſe Apotheoſe eines durch die Ehe nicht geheiligten Zuſammenlebens Liebender kann vor dem Richterſtuhle ſittlicher Kritik nicht gebilligt werden. Selbſt abgeſehen vom chriſtlich-ethiſchen Standpunkte, auch nach dem allgemeinmenſchlichen Sittengeſetze, welches Gott allen ſeinen vernünftigen Geſchöpfen ins Herz geſchrieben hat und welches, ſobald ſie eine gewiſſe Stufe der Geſittung erreicht haben, zum Bewußtſein kommt, iſt jenes Verhältniß ein unſittliches. Die Verfaſſerin rechtfertigt daſſelbe im Munde ihrer Heldin durch die Bemerkung, daß es nicht auf die Form, auf hergebrachte Sitten und Gebräuche, ſondern auf das Weſen ankomme. Wir können ihr auf dieſen Standpunkt folgen, ohne darum unſer Urtheil ändern zu müſſen. Denn eben das Charakteriſtiſche, das Weſentliche der Ehe beſteht darin, daß jeder Theil ſich dem andern ganz und ausſchließlich hingibt. Wenn aber der Geliebte durch weltliche Rückſichten, die er als zwingend anerkennt, ſich beſtimmen läßt, der Geliebten diejenigen Rechte vorzuenthalten, welche andere in gleicher geſellſchaftlicher Stellung mit ihm befindliche Männer auf die durch die Ehe mit ihnen verbundenen Frauen übertragen, ſo gibt er ſich der Geliebten nicht vollſtändig hin, das Verhältniß iſt kein gleiches mehr, und in dieſer Ungleichheit, in der Verkürzung des verletzten Theils liegt die Entwürdigung deſſelben und ſomit eine Unſittlichkeit. Der Misgriff, den die Verfaſſerin hier thut, iſt umſoweniger zu billigen, je edler beide Charaktere im übrigen gehalten ſind. Namentlich kann das Verfahren Elſens blenden, die zuletzt als Märtyrerin ihrer Liebe fällt. Sie gibt das Verhältniß auf und flieht Reinhold, weil dieſer, dem Andrange äußerer Verhältniſſe weichend, eine Convenienzehe ſchließt. Allerdings hat darin die Dichterin Recht, daß von dieſem Augenblicke an das Verhältniß eine ganz andere Geſtalt annehmen und daß nun auch noch Täuſchung und Unrecht gegen eine dritte Perſon hinzukommen würde; aber iſt es der Dichterin entgangen, daß ihre Ehephiloſophie eben zu ſolchen Conſequenzen führt? Die vollſtändige Parität zwiſchen Mann und Weib, auch nur um Haaresbreite verletzt, verwiſcht die Grenzlinie, welche das Gebiet der reinen Monogamie abſchließt, und läßt zum Concubinat, zur Polygamie oder Polyandrie gelangen; denn die bloße geſchlechtliche Liebe, auch wenn man ſie noch ſo ſehr idealiſirt, kann mit dem Allem beſtehen. Nur die Ehe in ihrer wahren und reinen Auffaſſung in dem von uns oben bezeichneten Charakter ſetzt dieſen Ausſchreitungen eine unüberſteigliche Schranke entgegen.

Wir hoffen der Verfaſſerin bei ſpätern Productionen mit ungetheilter Freude an den Früchten ihres Talents wiederbegegnen zu können und wünſchen nur, daß eine jede derſelben von ebenſo ſorgfältiger und liebevoller Pflege Zeugniß ablegen möge, wie dies bei der vorliegenden Erſtlingsfrucht der Fall iſt.

Anhangsweiſe erwähnen wir noch eine uns mit zur Beſprechung vorliegende Erzählung, die zwar auch in belletriſtiſchem Gewande auftritt, in der aber das religiöſe Element ſo überwiegend vorherrſcht, daß wir ſie nicht mit unter obige Kategorie aufnehmen konnten. Es iſt dies

Langenſtein und Boblingen. Eine Erzählung von der Verfaſſerin des „Tagebuch eines armen Fräuleins“. Halle, Mühlmann. 1855. 8. 27 Ngr.

Die Verfaſſerin ſteht auf ſtrenggläubigem Standpunkte, und die Handlung bewegt ſich hauptſächlich um die Bekehrung eines „in den Vorurtheilen einer claſſiſchen Bildung aufgewachſenen“ jungen Mannes, deſſen Liebe zur Heldin der Erzählung, der eifrigen Käthe, das Bekehrungswerk fördert und zum glücklichen Ende bringt. Es wird in dem Buche die ſtrengſte Verleugnung der Welt, das heißt dieſer Welt im Gegenſatze zum Himmel, der Erdenfreuden im Gegenſatze zu den himmliſchen gefodert; es wird aber zugleich auf der einen Seite der Heldin und den Ihrigen bald durch die Reize des Familienlebens, bald durch Kunſt- und Naturgenuß, ſowie andere Genüſſe, bis zu den Freuden der Tafel herab und denen des Theetiſches und des Kuchenbackens, in der Welt ſo ſüß gemacht, und doch wieder auf der andern Seite gegen Leute, die einer abweichenden religiöſen Richtung angehören, wenn ſie die Welt auch ſchön finden und ſich des Guten, was die Erde bietet, auch erfreuen wollen, ein ſolches Anathema ausgeſprochen und ſo bitter gezürnt, daß man ſich zum ſchärfſten Nachdenken über die Logik der Verfaſſerin veranlaßt fühlt, bis ſich die Erklärung in dem Ausſpruche findet: „Sprechen, ſcherzen, ſingen, ſpielen, tanzen, Alles dürfen wir, Alles aber kann uns zur Sünde werden, wenn es mit weltlichem, unreinem Herzen und in weltlicher Geſellſchaft geſchieht; ein Herz, das dem Herrn gehört, muß ſich von der Welt abſchließen, kann ſich ihr nur nähern, um ihr zu helfen und zu dienen.“ Wollte die Verfaſſerin damit ſagen, daß man den Erdenfreuden ihre richtige Stellung anweiſen, daß man ſie nicht überſchätzen und, wenn ſie mit dem Höheren, Himmliſchen in Widerſpruch treten, freudig aufopfern müſſe, ſo iſt dies ganz richtig; die Form aber, in der ſie es ausſpricht, iſt geeignet, ihr den Vorwurf einer abſtoßenden Excluſivität zuzuziehen, die ſich auch in praktiſchen Zügen ausſpricht, indem z. B. Käthe im Geſellſchaftskreiſe eines benachbarten Gutsbeſitzers ſich weigert zu tanzen, während ſie es unter den Ihrigen thut, wobei die Verfaſſerin andeutet, daß Käthens Tanzen in dieſem Hauſe Sünde geweſen ſein würde, weil der Hausherr nebſt den Seinen der weltlichen Geſellſchaft, d. h. einer abweichenden religiöſen Richtung angehörte. Eine andere Tendenz, welche die Verfaſſerin verfolgt, iſt löblich. Sie will an ihrer Heldin zeigen, daß maßloſer und unzeitiger Eifer nicht wohlgethan ſei. In dieſem Sinne läßt ſie ihr durch die Großmama eine leichte Zurechtweiſung ertheilen, als ſie dem claſſiſch Gebildeten gegenüber Goethe und Schiller gottloſe Menſchen nennt, ſie mit den „edeln Griechen“, unter denen doch Finſterniß und Teufelswerk geweſen, zuſammenſtellt und die „alten Griechen“ für nicht viel beſſer als die Otaheitier und Neuſeeländer erklärt. Es läßt ſich jedoch nicht erſehen, ob dieſer Tadel blos formell, in Bezug auf Zeit und Ort des Urtheils, oder materiell in Bezug auf das Urtheil ſelbſt ausgeſprochen werde, und die Verfaſſerin geht hier wie bei andern zu dieſem Zwecke dienenden Gelegenheiten gegen die gläubige Polemik der Heldin ſo ſchonend zuwerke, daß wir nicht behaupten möchten, die Aufgabe ſei gelöſt, und zwar umſoweniger, je ſchonungsloſer ſie ſonſt auftreten kann, und je mehr ſie gelegentlich in den Fehler, den ſie an der Heldin zu verbeſſern ſucht, ihrerſeits ſelbſt verfällt. Hätte es die Verfaſſerin über ſich vermocht, gerade dieſe Tendenz conſequent und mit Feſtigkeit durchzuführen, ſo würde dies ihrer anziehend geſchriebenen und durch manchen ſchönen Zug und manche liebliche Schilderung gewinnenden Erzählung zum größten Vorzuge gereicht haben. M.

Ein Beitrag zur Geſchichte der europäiſchen Höfe.

Die Heirath des Markgrafen Karl von Brandenburg mit der Markgräfin Katharina von Balbiano. Nach Urkunden in dem königl. Archive und in Privatarchiven zu Turin zuſammengeſtellt von J. F. Neigebaur. Breslau, Kern. 1856. 8. 1 Thlr.

Dieſe Schrift iſt ein Beitrag zur Geſchichte der europäiſchen Höfe, der nicht nur durch die romanhaften, aber hiſtoriſch verbürgten Thatſachen, die er enthält, ſondern auch durch die verwickelten eherechtlichen Beſtimmungen, die dabei in Frage kommen, das lebhafteſte Intereſſe erweckt. Der rühmlich bekannte Reiſeſchriftſteller hat dieſe Angelegenheit aus der zweifelhaften Beleuchtung, die lange auf ihr ruhte, durch das Studium der handſchriftlichen Quellen in Turin ſelbſt gezogen. Wenn ihm dafür von gewiſſer Seite ein Vorwurf gemacht wird, als habe er dieſe „Verirrung" eines brandenburgiſchen Prinzen lieber im Dunkel der Archive ſchlummern laſſen ſollen, ſo ſpricht dies nur für den „hiſtoriſchen Sinn" unſerer ſogenannten „hiſtoriſchen Schule". Uebrigens erſcheint der Prinz in dieſer ganzen Angelegenheit in einem ſo ritterlichen Lichte, daß ſchon eine ſtarke Doſis von Vorurtheil dazu gehört, von einer Verirrung zu ſprechen. In der That iſt von keinem ſittlichen Makel dabei die Rede, es handelt ſich nur um eine Frage der Ebenbürtigkeit, welche von dem Grafen von Balbiano anders ausgelegt wird, als von dem regierenden Kurfürſten von Brandenburg.

Markgraf Karl Philipp von Brandenburg, der dritte Sohn des Großen Kurfürſten und Bruder des Kurfürſten Friedrich III., hielt ſich mit dem brandenburgiſchen Hülfscorps 1693 in Turin auf, lernte dort die ſchöne und liebenswürdige Katharina von Balbiano kennen, welche vor kurzem Witwe des Grafen Salmour geworden war, und wurde von einer mächtigen Neigung zu ihr ergriffen. Bei dem ehrenwerthen Charakter der geiſtreichen Dame ſah er wol ein, daß er nur durch eine vollkommen gültige Ehe in ihren Beſitz gelangen könnte, während er andererſeits an der mißfälligen Aufnahme dieſes Schrittes von Seiten ſeines Bruders und ſeiner Familie nicht zweifeln durfte. Neigebaur weiſt nun aus den Quellen, im Widerſpruche mit den bisherigen Darſtellungen des Falls, nach, daß die Ehe in einer kirchenrechtlich gültigen Weiſe vollzogen wurde. „Das liebende Paar war für ſeinen Zweck gut berathen, denn da es unmöglich war, eine gewöhnliche kirchliche Trauung zu erlangen, gab das Concil von Trident die Mittel dazu an die Hand. Dieſes beſtimmt nämlich ausdrücklich, daß das Sacrament der Ehe vollzogen wird durch die Erklärung beider Brautleute vor ihrem Pfarrer und zwei Zeugen. Wenn dies gegen den Willen des Prieſters geſchieht, ſo nennt man dies die assistentia passiva, in Italien aber, da man dort das kanoniſche Recht beſſer anzuwenden weiß, eine Ehe nach dem Tridentiniſchen Concil. Es iſt zwar eine Sünde, den Geiſtlichen auf dieſe Weiſe zu überraſchen, allein dagegen hilft die Abſolution." Man möge das Weitere über die kanoniſchen Beſtimmungen, die Vorſichtsmaßregeln, welche die Gatten anwendeten, um jeden Zweifel an der kirchlichen Gültigkeit der Ehe zu beſeitigen, die gewaltſame Entführung der Gräfin aus dem Arme ihres Gatten, den Tod des Markgrafen vor der Feſtung Caſale, die Beharrlichkeit, mit welcher die Witwe bei dem Papſt, bei Kaiſer und Königen für ihre Rechte kämpfte, die günſtige Entſcheidung der römiſchen Curie, die nochmalige Verheirathung der Markgräfin mit dem polniſch-ſächſiſchen Geſandten Grafen Wackerbarth in dem Werkchen ſelbſt nachleſen, das ebenſo durch die genaue Angabe der Quellen gelehrte Gründlichkeit an den Tag legt, wie in einer Reihe pikanter Randgloſſen theils die Sitten der damaligen Zeit darſtellt, theils der Gegenwart einen ſcharfgeſchliffenen Spiegel vorhält. Es iſt möglich, daß nicht alle Geſichter, die ſich darin beſchauen, von ihrem Abbilde entzückt ſind; doch darauf kann es dem wahrheitliebenden Schriftſteller nicht ankommen. Die geſchichtliche Epiſode ſelbſt eignet ſich ohne Frage zu einem hiſtoriſchen Roman. Ein piemonteſiſcher Offizier, Benedict Patono, hat die Begebenheit bereits in Romanform behandelt; doch ſcheint ſein Talent das Intereſſe des Stoffs keineswegs erſchöpft zu haben. Möchte ein Schriftſteller von Beruf dieſen Stoff verwerthen, ehe die gefräßigen Harpyien des induſtriellen Literatenthums darüber herfallen, jene Autoren, welche die ganze Weltgeſchichte mit allen Helden und Heldinnen mit etwas roher Fauſt für die Leihbibliotheken einſchlachten. 97.

Lyriſche Bücherſchau.

Viſcher ſagt in ſeiner Aeſthetik: „Die lyriſche Dichtkunſt hat unzählige Formen, die ſo ſchwer einzutheilen ſind als die Inſekten" (I, 69). Nun gab es nach Humboldt ſchon im Jahre 1821 nicht weniger als 44,000 Inſekten; dieſe Zahl iſt ſeitdem gewiß durch neue Entdeckungen ſehr anſehnlich geſtiegen, und in demſelben Verhältniß mag auch die Zahl der Lyriker ſeitdem gewachſen ſein.*) Der Eigenſinn, die Manie, total proſaiſche Stoffe mit poetiſcher Einkleidung zu ſchmücken oder fratzenhaft auszuſtatten, hat zur Stunde ihren Culminationspunkt erreicht; man weiß nicht, welche der zwei Parteien mehr zu beklagen iſt, die ſchaffende oder die all dieſen Nonſens empfangende. Es wohnt ein Geiſt der Rache in den verborgenen Höhlen des Sprachgebiets, und die da nur den matten Schimmer von der Oberfläche der Dinge borgen, die nicht die Tiefe der Weſenheit im Fluſſe metriſcher Rede abzuſpiegeln verſtehen, denen folgt jener Rachegeiſt auf der Ferſe. Der Dichter iſt ſein eigener Richter. Dieſer Satz iſt der Schrecken aller Verſeſchmiede, die nur deshalb nicht zu dichten vermögen, weil ſie ſich nicht richten können. Ihre Poeſie hat keine Farbe, keinen Schatten, weder Ton noch Stimmung, keinen Halt und keine Geſtalt. Die Lectüre einiger Bücherſtöße lyriſchen Gehalts hat uns auf vorſtehende Gedanken gebracht. Wir werden in gedrängteſter Kürze, um nur endlich einmal den Tiſch zu räumen, verſuchen, dem Leſer über alle dieſe Büchlein in Goldſchnitt einige Winke zu geben, um ſelbe ſeinem eigenen Urtheile zu überlaſſen. Dort und da mag ein citirtes Verslein für ſich ſelbſt ſprechen.

Liebhaber religiöſer Dichtungen mögen unter folgenden wählen, in denen ſich alle Nüancen vertreten finden:

„Gedichte von Otto Benecke" (Hamburg, Perthes-Beſſer u. Mauke, 1855); „Tannengrün. Dankes-, Troſt- und Liebesbüchlein von Ludwig Percival" (Frankfurt a. M., Brönner, 1854); „Dichtungen von J. Krauſer" (Paderborn, Schöning, 1855); Gedichte von Arthur Lutze" (neue Ausgabe; Deſſau, Neubürger, 1855); „Glauben, Wiſſen und Leben. Ein Sonettenkranz von Karl Hoffmann" (Regensburg, Puſtet, 1854); „Evangeliſches Laienbrevier von Auguſt Wildenhahn" (Leipzig, Gebhardt u. Reisland, 1855); „Weiheſtunden, Auswahl chriſtlicher Dichtungen von F. G. Tauer" (Halle, Anton, 1855); „Gedichte von Guſtav Berlyn" (Paderborn, Schöning, 1855); „Des Sängers Pilgerfahrt von Ernſt Marinelli" (Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn, 1855); „Die Todtenſchau von Gedeon von der Heide" (Frankfurt a. M., Sauerländer, 1854).

In den „Deutſchen Bürgerliedern von Auguſt Nugo"

*) Dieſe fortdauernde Vermehrung der deutſchen lyriſchen Production, die eine kaum noch überſehbare Maſſe darſtellt, mag uns auch entſchuldigen, wenn wir, unſerm Princip getreu, trotzdem eine möglichſt vollſtändige Ueberſicht zu erzielen, hier eine Nachleſe von Dichtungen bringen, welche theilweiſe nicht mehr der allerjüngſten Zeit angehören. Wir hoffen, in einiger Zeit mit allen Reſten aufgeräumt zu haben und dann in der Lage zu ſein, mit der poetiſchen Production mehr wie bisher gleichen Schritt halten zu können, ſo ſchwierig dies auch iſt.

D. Red.

(Weimar 1855) ſpricht ſich ein freier Geiſt und männliche Geſinnung aus. Beſonders kräftig iſt das Lied:

Bürgergruß.

Bürgerfeſte Männer alleſammt,
Die ihr vom deutſchen Boden ſtammt,
Reicht rechts und links die warme Hand
Zu Schutz und Trutz dem Vaterland,
Wofür das Herz uns klopft, das Auge flammt! u. ſ. w.

„Der Eidgenoſſen Heldentage. Epiſche Bilder von Severus, mit einer lyriſchen Zugabe" (St.-Gallen, Huber u. Comp., 1854). Ein Buch für die Schweizerjugend, nicht reich an geiſtigem Gehalt; rauhe Verſe ohne Rhythmus. Der Verfaſſer iſt zwar ſo beſcheiden, in der Vorrede die Worte fallen zu laſſen: „Es ſollte nur ein Verſuch zum Anfange eines ſchweizeriſchen Heldenbuchs ſein"; wir müſſen jedoch darauf bemerken, daß ſich die Kritik mit Verſuchen nicht abgeben kann.

In den „Gedichten von Clementine Gräfin Pfeil" (zwei Theile, Breslau, Dülfer, 1855) macht die Verfaſſerin in Verſen ihren Wohlthätigkeitsgefühlen Luft. Der Ertrag dieſer Sammlung iſt für das Krankenhaus Bethanien in Breslau beſtimmt. Da wir einen großen Reſpect vor der ſogenannten Innern Miſſion haben, ſo wollen wir einen Schleier über die Schwächen dieſer poetiſchen Producte ziehen und dem Publicum zurufen: Kaufe das Buch, der Dank der Armen iſt dein Lohn!

„Des Dichters Tempel. Dichtungen von Guſtav Bernhard" (Leipzig, Roßberg, 1856). Der Verfaſſer läßt ſich oft Nachläſſigkeiten in der Form zuſchulden kommen. Eine originelle Idee liegt dem Gedichte zugrunde: „Der Traum eines Wüſtlings"; doch der Dichter ſtreift in der Durchführung an das Unäſthetiſche an: ein „ſcheußliches Gerippe" darf man dem Leſer im „Reich der Liebe" unter keiner Bedingung vorführen. Eine der ſchönſten Stellen im ganzen Bande iſt unſers Erachtens folgende aus dem längern Gedichte „Gold und Eiſen":

Der Pflug, das Schwert, die Lettern und die Schienen,
In dieſen Worten liegt die Weltgeſchichte;
Doch eine Macht noch muß den Mächten dienen,
Sie macht das Weltgewühl erſt zum Gedichte
Und haucht in das Getriebe Glut und Wonne,
Es iſt des Goldes Glanz, des Goldes Sonne!

Reich an Liebesſchmerzen, Thränen und Stoßſeufzern ſind folgende Sammlungen: „Luſt und Leid von Ludwig Kuhls" (Königsberg, Pfitzer u. Heilmann, 1855); „Florine" (Berlin, A. Duncker, 1855), anonym, wahrſcheinlich von einer Damenfeder; „Aus dem Frühling meines Lebens. Gedichte von J. D. C. Brugger" (Heidelberg, Bangel u. Schmitt, 1855); „Herzensklänge. Lyriſche Gedichte von Friedrich von Reinöhl" (Jena, F. Mauke, 1855), und endlich: „Epheuranken. Gedichte von Friedrich Biedermann" (Bremen, Schünemann, 1855), verſchwommen, zum Theil ſüßlich. Der Verfaſſer ſcheint ſich Geibel zum Vorbilde genommen zu haben. Doch iſt nicht zu leugnen, daß ſich dort und da ein echtpoetiſcher Funke zeigt, wie in dem Nachtlied: „Einſam wandl' ich durch die Gaſſen"; nur ſollte der Verfaſſer die letzte überflüſſige Strophe ſtreichen, und dies umſomehr, als der Vergleich (im Hinblick zu den Sternen) „Sel'ge Inſeln meiner Träume!" einen guten Schluß gibt. Auch einige erotiſche Lieder ſind nicht übel; die beſten: „Gebet der Liebe", und jener das ſich gegenſeitige Suchen zweier Liebenden vortrefflich in abgerundeter Form ausdrückende Erguß: „Liebesflug"; die erſte Strophe iſt beſonders ſchön.

„Die Pfingſtweihe. Ein Idyll in drei Geſängen. Von Karl Heinrich" (Kiel, Schröder u. Comp., 1854). Dieſes Idyll iſt in Herametern geſchrieben. Der Verfaſſer ſucht dies zu rechtfertigen in einer „metriſchen Bemerkung", die er „nicht aus Eitelkeit, ſondern nur der Sache willen macht, weil noch immer Manche den antiken Vers, die einzig mögliche Form (?) für die Ruhe des ſtrengen epiſchen Styls, für hart und undeutſch erklären". Es gibt heutzutage nicht nur Manche, ſondern Viele, welche dieſer

Anſicht ſind, ſeitdem ſich das deutſche Element in allen
tungen des Lebens rege zeigt. Die deutſche Poeſie thut
ſtatt ſich in den griechiſchen Schnürleib zwängen zu laſſen
freien deutſchen Gehalt auch in deutſche Formen zu gieß
zu modelliren. Nachbildungen griechiſcher Muſter könne
zutage nicht wol populär werden.

„Gedichte von Karl Manitius, herausgegeben
A. Manitius" (Dresden, Adler und Dietze, 1856)
glauben, der Herausgeber hätte beſſer gethan, dieſe
lung blos den Freunden des Verſtorbenen einzuhändigen
aber dem Publicum und der Kritik; uns wenigſtens
Hauch eines überſpannt-idealen, kränklichen Gemüths au
Liedern angeweht. Das Beſte des Buchs ſind jedenfa
trarca's Sonette „in freier deutſcher Weiſe", worun
manches gelungen zu nennen iſt. Wir machen Pe
Verehrer auf die intereſſante Anmerkung zu dem
„Getäuſchte Erwartung" aufmerkſam.

„Der Doppelgänger. Ein Sylveſtertraum von
Serlo" (Berlin, J. Springer, 1854). Dieſe Dichtun
an Unklarheit und Verſchwommenheit; einzelne Lichtm
wie in den Capiteln: „Der Morgen", „Das Irrenhaus"
Auswanderung", können das Unheimliche, was das
durchweht, nicht verwiſchen. Der Geiſt der Negation
und verſchwindet, man weiß nicht warum und weshalb

„Herr Rénard." „Johannistag." „Toni", drei
Gedichte von Karl Knorrn (Paris, Glaeſer, 1855).
vellette in Proſa ließ ſich das erſte allenfalls hinnehmen
etwas Derartiges zu verſificiren verräth eine große U
niß rückſichtlich der Stoffwahl. Das zweite iſt ein noch
res Product. Solche Dichtungen ſind höchſtens Salo
Den „Zwerg Goliath" könnte nur Mutterwitz retten, o
ßende Satire, wie ſie ſolchen Koboldgeſtalten eigen zu ſein
doch dieſer langweilige Goliath mit ſeinen noch langw
Tanten bringt den Leſer zur Verzweiflung. Die dritte
Dichtung des Verfaſſers, der in dieſem Genre Fabrik
gros zu ſein ſcheint, iſt ein ſonderbares Gemiſch von
und Civiliſation. Der Bergſturz des Ruffi, der 18
2. September Abends 5 Uhr binnen wenigen Minut
Dörfer, worunter Goldau das größte, mit Mann und
verſchüttete, hätte dem Verfaſſer hinlänglich Gelegenheit g
ſein Darſtellungstalent zu bewähren; doch ſeine Kraft e
bei der großartigen Kataſtrophe dieſes ſeltenen Naturerei
Er gab ſtatt deſſen eine matte Soldatengeſchichte, die
Rahmen der Alpen durchaus nicht paßt.

„Ariadne. Ein Gedicht in ſechs Geſängen" (Deſſau
1855), anonym. Seinem poetiſchen Gehalt nach nich
ſtellenweiſe recht gewandt verſificirt. Die Apoſtroph
Meer, du herrliches, heiliges Meer!" iſt ſchwungvo
dünkt uns, dieſe Ariadne ſei kein Erſtlingswerk. Die
heit des Ausdrucks und die etwas ſchwankende Beh
der Ariadnefabel läßt hinter den Gardinen der Ano
eine Dame vermuthen. Irren wir uns hierin nicht, ſo
dieſes Product einer jugendlichen Phantaſie alle Aufmun

„Lieder eines Kindes. Gedichte für die Jugend von
Enslin" (Leipzig, Merſeburger, 1855). Die Mehrzah
Lieder, worin der Verfaſſer einen heitern launigen T
ſchlägt, werden dem kleinen Publicum im Kreiſe des
ſicherlich willkommen ſein; jedoch wo Enslin pädagogiſ
zuwerke geht, dürften ſich ſchiefe Mäulchen einſtellen.

„Gedichte von A. H. S." (Greifenberg, 1854).
tentheils Gelegenheitsgedichte, für die ſich nur Wenige
ſiren werden. Wir können der anonymen Verfaſſerin, d
ihrem eigenen Geſtändniſſe in der Vorrede, „mehre
Lieder in einem Alter von 14—15 Jahren geſchrieben
rathen, derartige Gedichte den Flammen zu übergeben,
auch ſelbſt die größten Heroen der Weltliteratur mit ih
gendlichen Producten beſcheiden machten.

„Der Traum vom Himmel. Ein Gedicht von E
Schmidt" (Berlin, Lederer, 1855). Der Verfaſſer

einen ſchönen Idealismus, den unſer Publicum faſt nur noch der Sage nach kennt. Wir wünſchen aufrichtig, daß der Dichter doch von einigen verwandten Herzen empfunden und verſtanden werden möge.

„Stilles Leben in Liedern von Julius Feige“ (Stolp, Fritſch, 1855). Der Verfaſſer iſt ſich ſelbſt nicht klar. Wir verſtehen unter Anderm z. B. Folgendes nicht:

> Und alſo rinne
> Auch du mein Leben hin!
> Suche, gewinne
> Denn Ihn, denn Ihn! (?)

„Schott von Grünſtein. Nach einer Rheinſage erzählt von Franz Bonn“ (Stuttgart, Scheitlin, 1855). Die Sage an und für ſich iſt nicht intereſſant genug, um vom Dichter 127 Seiten lang ausgeſponnen werden zu dürfen; wir hätten ſelbſt Anſtand genommen, auch nur die Hälfte der genannten Zahl mit dieſem Sujet zu füllen. Das Ganze hat eine pietiſtiſche Färbung.

„Dichtungen von Söltl“ (Nürnberg, Ebner, 1855). Der Verfaſſer macht das naive Bekenntniß, daß ihm dieſe Liederſammlung „zugleich als Uebung für die Proſa galt“; eine etwas ſonderbare Aeußerung! Er bewegt ſich gern im Taktſchlag des Hexameters; jedoch dieſe deutſchnationalen Gefühle im griechiſchen Versmaß heimelten uns ſehr wenig an. Ueberhaupt huldigt Söltl einer Geſchmacksrichtung, die nicht ganz die unſerer Generation iſt. Wir haben ein einziges ſchönes Gedicht in dem Büchelchen entdeckt, nämlich: „Mitgefühl“, in dem ſich die heimiſche Sympathie zwiſchen Menſch und Schöpfung vortrefflich wiederſpiegelt.

„Gedichte von Wilhelm von Biarowsky“ (Stuttgart, Steinkopf, 1854). Der Verfaſſer eröffnet ſein Werk mit folgenden wunderlichen Verſen:

> Bin keine ganze Nachtigal,
> Nicht einmal eine halbe —

Ein gewiß ſeltſames Geſtändniß! Puren Nonſens enthält die Strophe:

> Feuer iſt das troß'ge Herz, (?)
> Mit dem Heil'gen treibend Scherz; (?)
> Waſſer iſt's verzagte Herz, (?)
> Tiefgebeugt durch Leid und Schmerz.

Sänger dieſer Sorte ſollten wenigſtens nicht mit Lord Byron in die Schranken treten; denn S. 165 läßt der Verfaſſer ſogar einen „Mazeppa“ los. **Emanuel Raulf.**

Kritik und Antikritik.

Ein ſeltſames Durcheinander: die Kritiker ſchmähen auf die Lyriker und die Lyriker auf die Kritiker! Jene wünſchen dieſe und dieſe jene zum Henker! Wenn wir jenen glauben wollen, ſo iſt die Lyrik unſerer Tage ein Wuſt von Flachheit, Trivialität, Bombaſt und gedankenloſer Spielerei, und wenn wir dieſen glauben wollen, ſo iſt die Kritik eine böswillige Aſterin, eine neidiſche Megäre, ein abſcheuliches grundböſes Ungeheuer, das ſeine unſchuldigen Opfer blos aus böſer Gewohnheit und Mordluſt mit Krallen und Zähnen zerreißt und ihnen grauſam das Lebensblut ausſaugt. Da haben wir Kritiker, die wir zugleich Lyriker ſind, es beſſer; als Kritiker brauchen wir an den Lyrikern und als Lyriker an den Kritikern kein gutes Haar zu laſſen, wenn noch eins an ihnen iſt. Doch Scherz beiſeite! Man kann ſelten eine neue Gedichtſammlung aufſchlagen, ohne einer Invective gegen die Kritik und das Recenſententhum zu begegnen. Wenn dies mit gutem, friſchem, geſundem Humor geſchähe, ſo ließe ſich dagegen wenig ſagen; aber gemeinhin ſind dieſe Ausfälle ſehr plump, verletzend und lieblos und ganz in dem gehäſſigen, hämiſchen Ton gehalten, in dem, wir wollen es nicht leugnen, ſich allerdings manche Recenſenten zu gefallen ſcheinen. Wir kennen z. B. Friedrich Bodenſtedt im Leben wie in ſeinem ganzen ſchriftſtelleriſchen Verhalten als einen wahrhaften Gentleman, und es iſt dies ein großes Lob, das wir (im altengliſchen Sinne) ſelten einem deutſchen Schriftſteller, vielleicht überhaupt ſelten einem Mitgliede der „Nation von 40 Millionen“ zu ſpenden in der Lage ſind. Um ſo verwunderter waren wir, auch bei ihm einem ſolchen hämiſchen Ausfalle gegen die Recenſenten zu begegnen. In einem Gedicht mit der Ueberſchrift „An W. A.“ beantwortet er die Frage, warum er die „Dummheit“ der „Pfuſcher“, welche ſein Gedicht zergliederten, immer mit „des Gleichmuths, der Verachtung Stummheit“ ertragen habe, in folgenden Reimzeilen:

> Ich kenne dieſe Kritikaſter alle,
> Der Hochmuth kam bei ihnen nach dem Falle —
> Sie haben einſtmals auch ihr Lied geſungen
> Und zornig, daß es ungehört verklungen,
> Sich auf die Recenſentenbank geſetzt,
> Des Durchfalls bitt're Pille zu verſüßen,
> Und urteln über beſſ're Dichter jetzt,
> Als wären ſie der Staub zu ihren Füßen.
> Viel gibt's dergleichen kritiſchen Janhagel,
> Doch keiner trifft je auf den Kopf den Nagel,
> Denn ſchlechte Dichter ſind auch ſchlechte Richter.
> Kann eine Krähe Nachtigallen ſchätzen? u. ſ. w.

Uns war dieſer nicht von Mirza-Schaffy'ſcher Lebensweisheit zeugende, der Kritik reinperſönliche Motive unterſchiebende Ausfall um ſo auffallender, da, wie es uns ſcheint, Bodenſtedt mit der Aufnahme, die ihm ſeitens der Kritik zutheil geworden, im Ganzen wol zufrieden ſein kann. Andere Dichter laſſen es ſich ſogar etwas koſten und gegen ihre Recenſenten ſogleich ganze Broſchüren drucken, wie vor einigen Jahren der zornmüthige Verfaſſer der Dichtung „Dolores“ gegen den „Paſcha von Halle“, Robert Prutz, oder ſoeben der Verfaſſer eines in Hamburg durchgefallenen Trauerſpiels „Mohammed“, der, wie wir im „Ernſt Heiter“ laſen, gegen ſeine Recenſenten eine grobe witzloſe Brochüre „Deutſche Dramatiker und hamburger Kritiker“ wie einen Hund von der Kette losgelaſſen hat. Wenn ein Dichter ſeinerſeits in die Recenſentenhaut fährt und ſeine Kritiker ſo übel zurichtet, ſo iſt daraus zu erſehen, daß er zu derſelben Species gehört und nichts Beſſeres iſt als ſie. Schlimmer freilich erſcheint es noch, wenn Kritiker ſelbſt, die eine ſehr ſcharfe Feder führen und Alles durchzuhecheln lieben, im Falle man an einem ihrer dichteriſchen Producte im anſtändigſten Tone Ausſtellungen macht und ſelbſt das Gute daran anerkennt, plötzlich gegen ihre eigene Mutter die Hand erheben und der Kritik ſelbſt, nicht blos dem einzelnen Recenſenten, den Hals zuſchnüren möchten, wie dies auch ſchon vorgekommen iſt. Eine Antikritik, in gebundener oder ungebundener Rede, gedruckt, geſchrieben oder geſprochen, hat immer etwas Misliches, wenn ſie nicht durch unbegründete Verdächtigung der Geſinnung, böswillige Verdrehungen oder offenbar perſönliche Kränkungen hervorgerufen wurde. Allerdings gibt es Angriffe ſo hämiſcher und böswilliger Art, daß es ſchwer iſt, auf Gegenwehr zu verzichten, zumal wenn man die geheimen perſönlichen Motive kennt, die ihnen zugrunde liegen. In den meiſten Fällen wird es aber immer am gerathenſten ſein, ſich an des trefflichen Immermann Grundſatz zu halten, den er in ſeiner Vorrede zu ſeinen „Schriften“ niedergelegt hat: „Das Schlimme, Unwahre, Nichtswürdige, was einem Jeden, der ſeines Weges geht, daneben zu vernehmen gegeben wird, muß man wie Regen, Wind oder böſen Nebel betrachten. Dieſe Dinge können uns Stunden und Tage verderben, dann ziehen ſie vorbei und ſind vergeſſen.“ Freilich hat auch Immermann ſeine „Recenſenten-Idylle“ geſchrieben, aber es iſt darin doch poetiſche Erfindung, Geiſt und Witz, ſodaß ſelbſt ein Recenſent, wenn er nur ſonſt Humor hat, ſie mit größtem Vergnügen leſen wird.

Wir erlauben uns hier noch eine nachträgliche Bemerkung zu unſerer Notiz „Kritik und künſtleriſches Schaffen“ in Nr. 7

d. Bl. einzuſchalten. Wir möchten nicht gern falſch verſtanden werden. Wir geben auf das Urtheil eines Laien, auf deſſen geſunden und geprüften Geſchmack und richtiges Empfinden wir uns verlaſſen können, gewiß ſehr viel. Wir wollen nicht, daß ein Kritiker auch nothwendig ein poetiſches examen rigorosum und zwar mit Glück beſtanden haben müſſe. Ebenſowenig ſind wir mit Bodenſtedt der Meinung, daß ein ſchlechter Dichter nothwendig auch ein ſchlechter Richter ſein müſſe, obſchon dies häufig ſich ſo treffen mag. Vielleicht hat er bei ſeinen poetiſchen Federübungen doch Manches gelernt, was ihm bei der Beurtheilung poetiſcher Productionen dienlich ſein kann; vielleicht weiß er, wenn auch nicht poetiſch zu geſtalten, doch poetiſch zu empfinden. Auch dürfte Mancher der Anſicht ſein, daß ein Kritiker, der von Zeit zu Zeit Poeſie producirt, ſtatt ſie immer nur zu kritiſiren, dadurch im Gemüthe friſcher erhalten werde, als ein Kritiker, der eben ſein Lebenlang nichts thut als kritiſiren und recenſiren. Jedenfalls läßt ſich aber die Thatſache nicht in Abrede ſtellen, daß unſere großen Dichter der Vergangenheit vorzugsweiſe es geweſen ſind, welche die äſthetiſchen Begriffe geklärt und die deutſche Kritik auf jene hohe Stufe gehoben haben, auf der ſie ſich längere Zeit befunden hat. Wir wiſſen auch ſehr wohl, daß es in unſerer Zeit kaum möglich iſt, in der Kritik wie in der Kunſtübung ausſchließlich der Macht des äſthetiſch Schönen zu huldigen; denn ſie iſt als Macht von unſerer Generation nicht anerkannt und muß wenigſtens die Herrſchaft mit andern, vielleicht weit untergeordnetern Göttinnen theilen. Wir Nordmenſchen haben wol einen feinen Sinn für Naturſchönheit und zarte Gemüthlichkeit, weshalb auch die Landſchafts- und Genremalerei im Gebiete der Kunſt die am meiſten bevorzugten Gattungen ſind; aber der Sinn für plaſtiſche Schönheit iſt uns nicht angeboren. Wir könnten dies unter Anderm aus der Mehrzahl der modernen Romane nachweiſen, in denen das Element des Häßlichen immer mehr zur Geltung kommt, körperliche und moraliſche Häßlichkeit, Häßlichkeit in den Situationen und Häßlichkeit in den Motiven. Sinn für bloße Eleganz, wie er daneben auch wol zutage kommt, iſt noch kein Sinn für Schönheit. Daher die Erſcheinung, daß das realiſtiſche Princip immer mehr Anhänger gewinnt. Dieſer uns Hyperboreern, wie es ſcheint, ziemlich naturgemäßen Barbariſirung werden wir freilich immer mehr durch eine Richtung der Kritik entgegengetrieben, welche bei der Beurtheilung poetiſcher und künſtleriſcher Productionen ganz außerhalb derſelben ihren Standpunkt nimmt und an ſie überall die lange oder kurze Elle der Tendenz anlegt. Daher ferner die Erſcheinung, daß jetzt jede politiſche Partei, die reactionäre wie die conſtitutionelle und die demokratiſche, und jede religiöſe Partei, die ultramontane und die orthodox-proteſtantiſche ſo gut wie die antiorthodoxe oder gänzlich antichriſtliche, ihre eigenen Kritiker haben, die ihren Parteien die Beurtheilungen poetiſcher Erzeugniſſe wie wiſſenſchaftlicher und hiſtoriſcher Werke auf den Leib zuſchneiden. *) Es läßt ſich ſelbſt ſchon etwas von einer Kritik für die reininduſtriellen Claſſen und die Nationalökonomen und Landwirthe ſpüren. Vielleicht kommt auch noch eine für die Börſenmänner, Bankiers und Couponsinhaber, wenn ſie nicht ſchon da iſt. Dieſe Art der Kritik wie der Production hat im Grunde allein auf ein ſicheres Publicum zu rechnen. Wer nicht für dieſe oder jene Partei denkt, kritiſirt, ſchreibt und dichtet, muß es für den Augenblick ſeinen guten Göttern und dem Zufall, welchen

*) Daher kommt es auch, daß die Blätter katholiſcher Tendenz die Redwitz'ſche Tragödie „Thomas Morus" ihrem Publicum als eine höchſt bedeutende Dichtung anpreiſen und daß die „Hiſtoriſch-politiſchen Blätter" ſie den „großartigſten Schöpfungen" neuer Zeit beizählen, ſie ein Werk nennen, durch welches die chriſtliche Literatur überhaupt und die katholiſche insbeſondere um einen „koſtbaren Schatz" bereichert worden ſei, während aus dem entgegengeſetzten Lager dieſem neueſten Product der Redwitz'ſchen Muſe faſt ein einſtimmiges Hohngelächter entgegenſchallt.

Friedrich der Große „die heilige Majeſtät" nannte, überlaſſe ob ſich ſo viele von den materiellen Intereſſen der Gegenwa nicht gänzlich in Anſpruch Genommene und aus allen Partei genug abgeſprengte Reſte und Flüchtlinge finden, um ſein li bes und getreues Publicum zu bilden. Wenn Goethe ſch im Jahre 1797 darüber Klage führte, daß faſt bei allen U theilen nur der gute oder der böſe Wille gegen die Perſo walte, und dann hinzufügte: „Die Fratze des Parteigeiſtes i mir mehr zuwider als irgendeine andere Caricatur", und wen Schiller noch früher darüber jammerte, daß das Publicu nicht mehr die Einheit des Kindergeſchmacks, aber noch weni ger die Einheit einer vollendeten Bildung habe, daß es viel mehr in der Mitte zwiſchen beiden ſchwanke, und daß dies fü ſchlechte Autoren eine herrliche Zeit, aber für ſolche, „die nich blos Geld verdienen wollen", eine deſto ſchlimmere ſei: wa würden wol beide Männer über die äſthetiſchen Zuſtände de Gegenwart zu bemerken haben?

H. M.

Eine engliſch-deutſche Anthologie engliſcher Dichtungen.

Eine ausgezeichnete Anthologie engliſcher Gedichte in deut ſcher Ueberſetzung mit gegenübergedrucktem engliſchen Text die unter dem Titel erſchien:

English poets. A selection from the works of the Britis poets from Chaucer to Tennyson, with a German trans lation by O. L. H. . . . . r. — Engliſche Dichter. Eine Au wahl engliſcher Dichtungen mit deutſcher Ueberſetzung. Lei zig, G. Wigand. 1856. Gr. 16. 2 Thlr.

iſt ſowol allen Liebhabern lyriſcher Poeſie, wie ſpeciell Engländer welche ſich im Deutſchen, und Deutſchen, welche ſich im Engliſche vervollkommnen wollen, aufs angelegentlichſte zu empfehlen. De Name des Ueberſetzers, eines politiſchen Gefangenen, der i ſeiner Haft an dieſer Arbeit ſeinen Geiſt aufrichtete, iſt, wi ſchon anderswo bemerkt wurde, ein öffentliches Geheimniß Wir glauben gern ſeiner im Vorwort gegebenen Verſicherung daß er ſich mit dieſer Anthologie, welche nicht weniger al 125 Dichter vorführt, jahrelang beſchäftigt habe, und wir glau ben ſie nicht beſſer empfehlen zu können, als mit folgenden Worten des „Examiner", die wir in der „Deutſchen Allge meinen Zeitung" mitgetheilt fanden. „Von Chaucer, Spenſer, Shakſpeare, Milton an bis zu Procter und Tennyſon herab hat der Verfaſſer", bemerkt das engliſche Blatt, „eine Aus wahl aus den engliſchen Dichtwerken gegeben, wie ſie unter zehn Engländern kaum einer zu treffen vermocht hätte; und er hat dieſe Dichtungen mit bewundernswerther Treue über tragen in nicht etwa deutſche Verſe, ſondern deutſche Poeſie. Das Meiſte iſt ſo gelungen, daß das Buch Tauſenden eine höchſt willkommene Gabe ſein wird, in Deutſchland ſowol als in England. Der Verfaſſer beachtete und überſetzte nichts was er nicht gefühlt hat, und hat nichts gefühlt, als was ſchön und edel iſt. Ein Grundzug geht hauptſächlich durch die ganze Sammlung; er iſt die eigentliche Seele derſelben und verleiht der Auswahl ihren eigenthümlichen Ton. Es iſt die Liebe zum Heimweſen und zur Familie. Mit der warmen Sehnſucht nach Haus und Familie im Herzen arbeitete der einſame Gefangene an dieſen Strophen; er fand Troſt in Schilderungen der Häuslichkeit und des Familienglücks, und kraft der Innigkeit, mit welcher er fühlte, was er ſchrieb, hat er bisweilen das deutſche Gedicht beſſer gemacht, als er es im Engliſchen gefunden. Welch beſſeres Buch", ſchließt die Kritik, „gäbe es, worin der gebildete Deutſche gleich gut die engliſche Muſe kennenlernen könnte? In welchem Buche erhielten die Engländer leichter Anleitung, mittels des Schönen in ihrer eigenen Literatur etwas von der deutſchen Sprache zu lernen und vom deutſchen Geiſte, der in dieſen Tönen zu dem Lande Milton's und Shakſpeare's herüberweht!" Als Ueberſetzungs-

e theilen wir hier einige Stellen aus dem merkwürdi- Gedichte Sir Walter Raleigh's „The lye" mit, das er, wir vermuthen, vor ſeiner Hinrichtung im Gefängniß dich- Die vier erſten Strophen lauten:

Geiſt, Gaſt des Leibs, laß weihen
Dankloſem Werk dich heut',
Magſt dich vor Keinem ſcheuen:
Wahrheit iſt dein Geleit.
Dem Tod muß ich erliegen:
So ſtrafe die Welt noch Lügen.

Geh', ſage dem Hof, er gleiße
Wie faulen Holzes Licht;
Geh', ſage der Kirche, ſie heiße
Gutes und thu' es nicht;
Und käm's, daß ſie nicht ſchwiegen,
So ſtrafe ſie beide Lügen.

Den Fürſten ſage, ſie leben
Durch And'rer That allein;
Geliebt nur, wenn ſie geben,
Stark nur durch die Partei'n;
Und wenn die Fürſten ſchwiegen,
So ſtrafe die Fürſten Lügen.

Staatsmännern, hochbedachten,
Und Würdenträgern ſag',
Hoffart ſei all ihr Trachten,
Und ihre Praxis Schmach.
Und wenn ſie ſtill nicht ſchwiegen,
So ſtrafe ſie alle Lügen.

s Gedicht ſchließt:

Sage der Kunſt, ſie buhle
Um Augenblickes Gunſt;
Und ſag', es lehre die Schule
Anſtatt des Weſens Dunſt;
Wenn Kunſt und Schule nicht ſchwiegen,
So ſtrafe ſie beide Lügen.

Sag', daß ungläubig die Städte
Und abergläubig das Land;
Daß Macht kein Mitleid hätte,
Und Tugend ſei verbannt;
Und wenn die Leute nicht ſchwiegen,
So ſtrafe ſie alle Lugen.

Wenn nun, was ich geboten,
Du thateſt ehrenhaft —
Ob Schwert, ob Feuer drohten
Dem, der da Lügen ſtraft —
Laß kommen alle Nöthen,
Den Geiſt kann Niemand tödten!

Wie der Engländer überallhin den Gedanken an ſein ... Vaterland mitnimmt, das beweiſen unter Anderm Co- ...'s „Lines written in the Album at Elbingerode in the ...-forest". Der Dichter ſchildert, wie er auf des Brockens ... height" ſteht; da denkt er an ſein England:

— — — — — — O thou queen,
Thou delegated deity of earth,
O dear, dear England!
— — — — — — Du Königin,
Du auserwählte Erdengöttin, England,
O theures, theures England! Sehnſuchtsvoll
Sah ich nach Weſt, die feſten Wolken bildend
Zu deines Strandes hohen weißen Klippen.
Mein Vaterland! Dein dacht' ich, und von Stolz
Schwoll mir das Herz, mein Auge ſchwamm in Thränen:
Der ſtolze Brocken, Forſten, Waldgebirge,
Das Alles ſchwand, ein ſchwacher dunkler Traum,
Aus meinem Blick!

Noch eine Wahrnehmung drängte ſich uns bei der Lectüre dieſer Sammlung auf, daß nämlich die Ideen und Empfindungen bei den Engländern viel ſtetiger und feſter geblieben und bei weitem weniger dem Wechſel der Mode unterworfen geweſen ſind als bei uns Deutſchen. Dies weiſt auf eine Conſequenz und Dauerbarkeit des engliſchen Geiſtes und Charakters hin, die uns Deutſchen leider abgeht, während ſie weſentlich dazu beigetragen hat, den Engländern zu ihrer jetzigen Fundamentalſtellung und weltherrſchenden Macht zu verhelfen.

H. M.

Notizen.

Chatterton.

In der letzten Zeit wurden wir mehrfach an den unglücklichen Chatterton erinnert. Zuvörderſt kam uns die Nummer des „Bristol Mercury" vom 7. Februar zu, welche aus der Feder unſerer fleißigen Freundin Miß Burt eine rhythmiſche Uebertragung des von uns in Nr. 5 d. Bl. mitgetheilten Gedichts „Chatterton" enthält, ſammt einigen einleitenden Worten, unter der Geſammtüberſchrift „Chatterton in Germany". Aus der Einleitung erfahren wir, daß G. Price, ein angeſehener Alterthumsforſcher, deſſen Vorleſungen ſich ſtets eines zahlreichen Zuſpruchs erfreuen, im Athenäum zu Briſtol am 11. December 1856 einen Vortrag über Chatterton gehalten hat, und aus einer Zuſchrift der Ueberſetzerin, daß vor einiger Zeit mehre briſtoler Literaturfreunde die Abſicht hegten, Chatterton in der St.-Mary Redcliffkirche eine Marmorſtatue zu errichten, daß aber die bigote Partei dagegen opponirte, weil dies der Ort ſei, wo Chatterton in einer alten Kiſte eine Sammlung alter Manuſcripte, die ſich ſpäter als ſeine eigene Erfindung auswieſen, gefunden haben wollte. Miß Burt, die ſeit langer Zeit auf dem Continent lebt und wie Chatterton briſtoler Stadtkind iſt, hat nicht in Erfahrung bringen können, ob die „bigots" oder die „enlightened" den Sieg davongetragen haben. Außerdem iſt vor kurzem von dem Geiſtlichen S. R. Maitland eine Schrift „Chatterton: an essay" erſchienen, deren Tendenz aus folgenden Worten, die wir einem längern Bericht des „Athenaeum" entlehnen, hervorgehen wird: „Dr. Johnſon ſagte von Chatterton ſechs Jahre nach deſſen Tode: «Dies iſt der außerordentlichſte junge Mann, dem begegnet zu ſein ich mich erinnere», und faſt jeder angeſehene Literator hat ſeitdem dieſe Anſicht beſtätigt. Coleridge feierte ihn in Verſen und nannte ihn in nüchterner Proſa ebenfalls «den außerordentlichſten jungen Mann (Chatterton ſtarb bekanntlich erſt 17 Jahre alt), welcher in England aufgetaucht iſt». Wer gedenkt nicht der Verszeilen, betreffend

Chatterton, the marvellous boy,
The sleeper's soul that perished in his pride?

Oder wer weiß nicht, daß bei allen unſern jungen Dichtern ſeit Keats und vielleicht noch vor Keats es in ihrer Einſamkeit Brauch war:

To sit and rhyme and think of Chatterton? *)

Nun aber ſoll dies Alles, wie Maitland behauptet, auf Täuſchung beruhen. Chatterton ſoll nicht der Art geweſen ſein. Im Intereſſe der Wahrheit ſoll man von dieſem irrigen Enthuſiasmus zurückkommen, und die Stadt Briſtol ſoll erfahren, daß ſie, als ſie Chatterton hervorbrachte, nichts weiter als einen jugendlichen Flunkerer hervorgebracht hat, deſſen ſehr gewöhnliche Begabung infolge beſonderer Umſtände übertrieben

*) G. Price ſagte, wie uns Miß Burt ſchreibt, in obenerwähnter Vorleſung unter Anderm: „Chatterton war in der Geſchichte unſerer Literatur eine blendende, wunderwürdige Erſcheinung, er war ein Zauberer, mit dem urſprünglichen Witz Shakſpeare's und der Anmuth Dryden's begabt, und an glänzender Einbildungskraft wird er nur von Sir Walter Scott übertroffen."

geprieſen worden ſind.“ Der Berichterſtatter im „Athenaeum“ verſichert jedoch, daß Maitland’s Schrift faſt gar nichts Neues enthalte, am wenigſten etwas, was die bisherige Anſicht von der ſeltenen Begabung Chatterton’s umſtoßen oder ſchwächen könnte. Nur eine übrigens ſehr unwichtige neue Entdeckung finde ſich in Maitland’s Schrift; er habe nämlich entdeckt, daß ein in „Freeholder’s magazine“ 1770 abgedruckter und bisher Chatterton zugeſchriebener Brief an Lord North ſchon im Jahre 1742 im „Gentleman’s magazine“, alſo 10 Jahre vor Chatterton’s Geburt abgedruckt geweſen. Chatterton iſt gewiſſermaßen zum Prototyp aller verhungerten und im Elend untergegangenen Dichter erhoben worden; ſein Schickſal gab vielleicht zumeiſt Anlaß zu der Gründung literariſcher Unterſtützungsgeſellſchaften in England, und da wir jetzt auf demſelben Wege genoſſenſchaftlicher Hülfsbereitſchaft ſind, ſo hat Chatterton auch in dieſer Hinſicht für uns Bedeutung.

A. W. von Schlegel und das deutſche hiſtoriſche Drama.

Bei dem Daniederliegen des hiſtoriſchen Drama, namentlich inſofern darin Momente der deutſchen Geſchichte verarbeitet ſind, iſt es wol an der Zeit, an folgende Worte A. W. von Schlegel’s zu erinnern, die er am Schluſſe ſeiner „Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur“ ausſpricht: „Auf dem Felde des hiſtoriſchen Schauſpiels ſind die herrlichſten Lorbern für die dramatiſchen Dichter zu pflücken, die Goethe und Schiller nachahmen wollen. Aber unſer hiſtoriſches Schauſpiel ſei dann auch wirklich allgemein national, es hänge ſich nicht an Lebensbegebenheiten von einzelnen Rittern und Fürſten, die auf das Ganze keinen Einfluß haben; es ſei zugleich wahrhaft hiſtoriſch, aus der Tiefe der Kenntniß geſchöpft, und verſetze uns ganz in die große Vorzeit. In dieſem Spiegel laſſe uns der Dichter ſchauen, ſei es auch zu unſerer tiefen Schamröthe, was die Deutſchen vor alters waren, und was ſie wieder werden ſollen. Er lege uns ans Herz, daß wir Deutſche, wenn wir die Lehren der Geſchichte nicht beſſer bedenken als bisher, in Gefahr ſind, wir, ehedem das erſte und glorwürdigſte Volk Europas, deſſen freigewählter Fürſt ohne Widerſpruch für das Oberhaupt der geſammten Chriſtenheit anerkannt ward, ganz aus der Reihe der ſelbſtändigen Völker zu verſchwinden.“ Und er ruft dann weiterhin aus: „Welche Gemälde bietet unſere Geſchichte! Welch ein Feld für einen Dichter, der, wie Shakſpeare, die poetiſche Seite großer Weltbegebenheiten zu faſſen wüßte!“ Wir müſſen geſtehen, daß uns dieſe Worte, zuſammengehalten mit unſern dramatiſchen Zuſtänden, tief beſchämt haben, als wir ſie jüngſt in den „Hiſtoriſch-politiſchen Blättern“ gelegentlich angeführt laſen. Einmal, weil wir leider erkennen müſſen, wie wenig ſolche nationale Mahnungen bei uns anſchlagen, da im Gegentheil in letzter Zeit es offen ausgeſprochen worden iſt, daß ſich Stoffe aus der deutſchen Geſchichte für dramatiſche Behandlung gar nicht eignen, weil ſie mit einem Worte langweilig ſeien; ſodann, weil die Mahnung, daß wir aus der Reihe der ſelbſtändigen Völker zu verſchwinden gefährdet ſeien, uns auch aus andern Gründen und im Hinblick auch auf andere Erſcheinungen ſchwer aufs Herz fällt. Wenn wir bei dem von Vielen als weichlich und ſüßlich verſchrienen Schlegel, den freilich jetzt nur leider noch Wenige geleſen haben dürften, ſolchen kräftigen und mannhaften Appellationen an das deutſche Nationalgefühl begegnen, wie müſſen im Grunde wir ſchon entartet ſein, wenn wir uns kaum noch zu ſo kräftigen Ausſprüchen zu erheben wagen, ja deutſche Geſchichtsſtoffe langweilig finden, aus dem einfachen Grunde, weil ſie eben deutſch ſeien! Die „Hiſtoriſch-politiſchen Blätter“ benutzen freilich den Ausſpruch Schlegel’s zu einem Parteizweck, indem ſie daraus die Nothwendigkeit eines hiſtoriſchen Drama im katholiſchen Sinne herleiten, weil ja die politiſche Größe Deutſchlands mit der katholiſchen Zeit zuſammenfalle; aber ſie wiſſen ſo gut als wir und vermeiden nur aus Schlauheit es zu ſagen, daß gerade unſere größten un begabteſten Kaiſer im harten Kampfe mit den Träg dreifachen Krone lagen, daß die Intriguen das päp Stuhls und die jeſuitiſch-hiſpaniſche Politik namentlich ren, welche unſere politiſche Größe untergruben, und vollkommene Entartung des katholiſchen Kirchenthums tern Mittelalter bei einem ſittlichen Volke wie dem d eine religiöſe Auflehnung und den Abfall des kritiſch pr Theils der Nation nothwendig zur Folge haben mußte.

H.

Bibliographie.

Bodemer, H., Die Creditverhältniſſe des Grun im Königreich Sachſen. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 1

Alt-engliſche und ſchottiſche Dichtungen der Pe Sammlung überſetzt von A. v. Marées. Berlin, G. 8. 1 Thlr.

Diepenbrock, C. J., Roſen und Dornen. G Leipzig, O. Wigand. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Macaulay, T. B., Samuel Johnſon. Biogr Skizze. Deutſch von F. von Holtzendorff. Berlin, ger. 9 Ngr.

Oulibicheff, A., Beethoven, ses critiques et se sateurs. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 3 Thlr.

Shakſpeare, Hamlet, Prinz von Dänemark. Tr Deutſch von E. Lobedanz. Leipzig, Brockhaus. 16.

Sophokles, König Oedipus, deutſch in den Ver der Urſchrift von J. J. C. Donner. Leipzig, C. F. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Oedipus auf Kolonos, deutſch in den Ver der Urſchrift von J. J. C. Donner. Leipzig, C. F. 1856. Gr. 8. 10 Ngr.

Spitta, C. J. P., Pſalter und Harfe. Erſte Sa chriſtlicher Lieder zur häuslichen Erbauung. 20ſte Leipzig, Frieſe. 8. 20 Ngr.

Berner Taſchenbuch auf das Jahr 1857. In Berl mit mehreren Freunden vaterländiſcher Geſchichte heraus von L. Lauterburg. 6ter Jahrgang. Mit zwei Al gen, und mehrerer im Text gedruckter Holzſchnitte. 8. 1 Thlr.

Vida, H., Thomas von Aquino, ein Muſter chr Lebens und Denkens. Ein Hymnus im Versmaße des nals überſetzt und eingeleitet von Hoffmann. Neiſſe, G 8. 8 Ngr.

Zuchold, E. A., Dr. Ludwig Leichhardt. Ei graphische Skizze. Nebst einem Berichte über dessen Reise im Innern des Austral-Continents nach dem buche seines Begleiters, des Botanikers D. Bunce Leichhardts Porträt in Stahlstich. Leipzig. 1856. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Geſchichte des Neuenburger Royaliſten-Aufſtand der in Folge der entſtandenen Verwicklungen hervorg Volksbewegung. Dargeſtellt unter Zugrundlegung der Oeffentlichkeit gekommenen offiziellen Aktenſtücke. Zürich, u. Zeller. 8. 7½ Ngr.

Helvetia und Boruſſia. Ein vaterländiſches Geſpräch ſen. Der eidgenöſſiſchen Armee zur Erinnerung an ihre terfeldzug gewidmet. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikof 4 Ngr.

Jacobi, J. L., Die Zeitalter der Kirche. Ein B Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 4 Ngr.

Piper, G. O., Meine Stellung zum chinesischen thume und die Stellung meiner Gegner, der Prof Schott und Neumann. Bernburg, Groening. Gr. 8.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erſchienenen neuen Werke und Fortſetzungen.

№ IV, die Verſendungen der Monate **October, November** und **December** enthaltend.

(Fortſetzung aus Nr. 9.)

11. **Hammer (J.), Schau um dich und Schau in dich.** Dichtungen. Sechste Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Von dem Verfaſſer erſchienen in demſelben Verlage:

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Hammer's Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich", ſind mit vollem Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier" und Rückert's „Weisheit des Brahmanen" an die Seite geſtellt worden, und haben ſich auch raſch ſo zahlreiche Freunde im deutſchen Publicum erworben, daß davon bereits eine **ſechste Auflage** nöthig geworden iſt. Dieſelbe freundliche Theilnahme fanden ſeine nächſten Dichtungen: „Zu allen guten Stunden", poetiſche Productionen ähnlicher Geiſtes- und Gemüthsrichtung, wie ſie den Stimmungen entſprechen, die durch den Charakter der verſchiedenen Monate und Jahreszeiten im Menſchen angeregt werden.

Einkehr und Umkehr. Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Geſchichte dieſes Romans, mit dem Julius Hammer zuerſt auch als Romanſchriftſteller auftritt, iſt dem realen Leben der Gegenwart entnommen, zu dem ſie das Beſte, den idealen Gehalt, in harmoniſches Gleichgewicht zu ſetzen bemüht iſt. Sie dürfte manchem Leſer und mancher Leſerin nützliche Winke auf der Bahn des Lebens geben, die, wenn ſie auch keine ungewöhnliche iſt, doch die Nothwendigkeit eines innern feſten Maßes dem Wandelnden nicht erſpart, aber auch die in der Widmung ausgeſprochene tröſtliche Wahrheit bekräftigt: „Es kehrt ſich leicht Alles zum Guten, was man unternimmt, wenn man nur Gott vertraut und etwas praktiſchen Sinn dazu mitbringt."

112 **Koenig (H.), Geſammelte Schriften.** Siebenter bis neunter Band. — A. u. d. T.: **Die Clubiſten in Mainz.** Ein Roman. Zweite Auflage. Drei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

„Die Clubiſten in Mainz", wol Koenig's bedeutendſtes Werk und wegen ſeines poetiſchen Reichthums und tiefen Gehalts einer der beſten deutſchen Romane, ſind ein modernes geſchichtliches Epos, das die ganze Gährung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt. Dieſer Roman bildet den 7. bis 9. Band von Koenig's „Geſammelten Schriften."

Heinrich Koenig, einer unſerer ausgezeichnetſten und beliebteſten Romanſchriftſteller, hat dieſe Ausgabe ſeiner „Geſammelten Schriften", die gewiß auf lebendige Theilnahme bei dem ihm ſo gewogenen deutſchen Publicum rechnen darf, mit der zweiten verbeſſerten Auflage der Novelle „Regina" (1854, 1 Thlr.) beginnen laſſen, einer durch künſtleriſche Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifende Darſtellung ausgezeichneten Herzensgeſchichte, die u. A. Varnhagen von Enſe (wie im „Vorwort" mitgetheilt) zur wärmſten Anerkennung veranlaßte.

Dieſer folgte zunächſt ein neuer Roman: „König Jerôme's Carneval" (3 Theile, 1855, 5 Thlr.), der im Rahmen der ſchmachvollſten Zeit Deutſchlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Reſidenzlebens unter König Jerôme in Kaſſel bietet: geſchichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetiſcher als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffs liegt.

Hierauf erſchien die Novelle „Hedwig, die Waldenſerin", als zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenſer" (2 Theile, 1836, 2 Thlr. 15 Ngr.). Das vorherrſchende Intereſſe und die Conflicte der Gegenwart haben den Verfaſſer bewogen, in „Hedwig, die Waldenſerin" mehr ein neues Buch als eine neue Auflage ſeines ältern, vergriffenen Romans zu geben. Ohne abſichtliche Tendenz geſchrieben, bietet es in verengtem Rahmen nicht weniger einen Spiegel für die Zeitbeſtrebungen, als ein treues Gemälde früherer Zeitverirrung dar, und die Leſer werden in ſpannender, lebhaft bewegter Erzählung einen Gedankengehalt von augenblicklicher Bezüglichkeit, wie von bleibender Anregung mit in den Kauf nehmen.

Die **übrigen Romane Heinrich Koenig's** erſchienen früher in demſelben Verlage. „Veronika. Eine Zeitgeſchichte" (2 Theile, 1844, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenſtück zu „Regina". Ebenſo die Novelle „Spiel und Liebe" (1849, 1 Thlr. 18 Ngr.). Koenig's erſter Roman „Die hohe Braut" (2. Auflage, 3 Theile, 1844, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der Franzöſiſchen Revolution in die Kreiſe des ſavoyer Lebens zum geſchichtlichen Hintergrunde. Der Roman „William Shakſpeare" (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 3 Thlr.) hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wiſſenſchaftliche Werk zur richtigen Auffaſſung Shakſpeare's, ſeiner Dichtungen und ſeines ganzen Zeitalters beigetragen. „Auch eine Jugend" (1852, 1 Thlr. 22 Ngr.), enthält in anziehendſter Weiſe die Schilderung von Koenig's eigener Jugend und der damaligen Zeit.

113. **Das Märchen vom geſtiefelten Kater.** Illuſtrirt und der Jugend erzählt von **O. Speckter.** 8. Cart. 20 Ngr.

Die bekannten humoriſtiſchen Zeichnungen Otto Speckter's zu dem Märchen vom geſtiefelten Kater erſcheinen hier in einer speciell für die Jugend beſtimmten Ausgabe, mit dazu paſſendem Texte, und eignen ſich beſonders zu einem **trefflichen Geſchenk** für kleine und große Kinder. In England iſt eine ähnliche nach dem deutſchen Original veranſtaltete Ausgabe bereits in Tauſenden von Exemplaren verbreitet.

In demſelben Verlage erſchien:

Kinderleben. In einer Reihe von Liedern und Reimen aus alter und neuer Zeit. Geordnet und herausgegeben von M. **J. E. Volbeding.** Mit Illuſtrationen von **Ludwig Richter.** Dritte Auflage. 8. 20 Ngr.

Eine bereits in **dritter Auflage** erſcheinende Sammlung trefflicher Kinderlieder, mit anmuthigen Zeichnungen des beliebten Künſtlers **Ludwig Richter** geſchmückt: eine Jugendſchrift, die allen Aeltern und Erziehern aufrichtig empfohlen werden kann. Der **Preis** der neuen Auflagen hat trotz der noch elegantern Ausſtattung (in feſtem Einband mit verziertem Umſchlag und Goldſchnitt) **billiger** geſtellt werden können, nämlich ſtatt 1 Thlr. auf **20 Ngr.**

114. **Noback (Ch. und F.), Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.** Das Geld-, Maass- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte. Achtes Heft. (Stockholm — Wien.) 8. Geh. 12 Ngr.

Die erſchienenen Hefte ſind in allen Buchhandlungen zu erhalten; ein Proſpect befindet ſich auf den Umſchlägen der beiden erſten Hefte. Mit dem binnen kurzem erſcheinenden neunten Hefte wird das Werk vollſtändig vorliegen.

115. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Vierundzwanzigſter Theil. Neue Folge. Zwölfter Theil. 12. Geh. 2 Thlr.

116. **Raumer (F. von), Geſchichte der Hohenſtaufen** und ihrer Zeit. Dritte, verbeſſerte und vermehrte Auflage. In zwölf Halbbänden zu 15 Ngr. Erſter und zweiter Halbband. 8. Geh.

Die Verlagshandlung hat bei dieſer **dritten Auflage** von Friedrich von Raumer's „Geſchichte der Hohenſtaufen" den **Preis um ein Bedeutendes gegen früher ermäßigt** — nämlich von 12 Thlr. auf 6 Thlr. —, in der Abſicht, das berühmte, der allgemeinſten Verbreitung würdige Werk dadurch immer weitern Kreiſen des deutſchen Volks zugänglich zu machen und in dieſer **wohlfeilen Volksausgabe** möglichſt viel in den Privatbeſitz gelangen zu laſſen. Um die Anſchaffung des Werks noch mehr zu erleichtern, erſcheint dieſe dritte Auflage in 12 Halbbänden zu 15 Ngr., die in kurzen Zwiſchenräumen ausgegeben werden.

Der **erſte und zweite Halbband** ſind in allen **Buchhandlungen zu** erhalten, woſelbſt Unterzeichnungen angenommen werden.

Von dem Verfaſſer erſchienen in demſelben Verlage:

Vorleſungen über die alte Geſchichte. Zweite umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

Geſchichte Europas ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Erſter bis achter Band. 8. 1832—50. 24 Thlr. 13 Ngr.

Vermiſchte Schriften. Drei Bände. 8. 1852—54. 8 Thlr. 10 Ngr.

117. **Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques,** sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **Charles de Martens** et le baron **Ferdinand de Cussy.** Volume sixième. In-8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ein ſiebenter Band, das Werk bis 1856 vervollſtändigend, erſcheint demnächſt. Band I—V (1846—49) koſten 14 Thlr.

In demſelben Verlage erſchienen folgende **wichtige diplomatiſche Werke:**

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

—, **Réglements consulaires des principaux états maritimes** de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

—, **Phâses et Causes célèbres du droit maritime** des nations. 2 vol. In-8. Geh. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de *F. de Wegmann.* 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

Martens (Ch. de), Causes célèbres du droit des gens. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

—, **Nouvelles causes célèbres du droit des gens.** 2 vol. In-8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil des traités et conventions conclus par l'Austriche avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours. Par **Léopold Neumann,** docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne. Tomes I et II. In-8. Geh. 6 Thlr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

—, **Eléments du droit international.** Seconde édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

118. **Reichenbach fil. (H. G.), Xenia Orchidacea.** Beiträge zur Kenntniss der Orchideen. Neuntes Heft: Tafel LXXXI—XC; Text Bogen 25—27. 4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Orchideen haben ſeit 25 Jahren in Europa den erſten Rang unter den Gewächshauspflanzen eingenommen. Die zahlreichen Expeditionen zur Aufſuchung dieſer Pflanzen haben die Zahl der von Linné gekannten Arten um das 50fache vermehrt, und ſo groß iſt die Schwierigkeit der Kenntniß dieſer blühenden Legion, daß nur zwei Botaniker leben, welche ſich gleichmäßig mit den Orchideen der verſchiedenſten Gegenden vertraut gemacht haben. Nur durch wiſſenſchaftliche Abbildungen kann das Studium dieſer Pflanzen wieder etwas zugänglicher werden Gewöhnt, jede verbeſſerte Art zu zeichnen und reich bedacht mit in den Tropen gefertigten Farbenſkizzen beſitzt der Verfaſſer einen großen Schatz von Darſtellungen dieſer merkwürdigen Gewächſe. Das Intereſſanteſte beabſichtigt derſelbe hiermit zum Gemeingut zu machen.

Das Werk wird in einer beſchränkten Anzahl von Decaden
Jede Decade bringt 5 beſonders ſchöne und auffallende For
Blüte gemalt; 15 andere werden ſchwarz auf den andern fü
gegeben. Dazu deutſcher und lateiniſcher Text.

Man wird daraus erſehen, wie der Verfaſſer ſowol alt
Originalſammlungen als die neueſten Reiſeergebniſſe ſich
machte und der Erfolg wird es immer deutlicher zeigen, d
reiches Material umſichtig ausgebeutet den entſchiedenſten
die Erſchließung der Orchideen bietet.

Ein **Proſpect,** der unter Anderm ſehr günſtige Beſprec
Werks aus der Feder Prof. Lindley's, des berühmten eng
tanikers und Kenners der Orchideen, mittheilt, iſt in allen
lungen zu haben.

119. **Rig-Veda** oder die heiligen Lieder der Br
Herausgegeben von **M. Müller.** Mit ein
leitung, Text und Uebersetzung des Prâtisâkl
der ältesten Phonetik und Grammatik enthalten
und dritte Lieferung. 4. Geh. Jede Lieferun

120. **Rönne (L. von), Das Staats-Recht der Pr
Monarchie.** Zweite Lieferung. (Schluß des er
des.) 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Erſcheinen einer noch nie verſuchten und doch bringe
ſyſtematiſchen Bearbeitung des Preußiſchen Staats-
darf keiner Rechtfertigung und iſt von den competenteſten
Freuden begrüßt worden, namentlich auch von dem berühmt
rechtslehrer **Robert von Mohl** (in der augsburger „
Zeitung" 1856, Nr. 177). Der Verfaſſer, als juriſtiſcher un
ſcher Schriftſteller längſt rühmlichſt bekannt, zugleich mehrjä
glied der preußiſchen Erſten Kammer und Kammergerichtsrath
war, wie auch vielfach anerkannt worden iſt, zur Abfaſſung
tigen und ſchwierigen Werks gewiß in jeder Weiſe vorzugs
net und berufen. Daſſelbe erſcheint in **zwei Bänden** zu
ferungen und wird binnen Jahresfriſt beendigt ſein; der
5—6 Thlr. nicht überſchreiten. Ein ausführlicher **Proſpec**
Werk und die **beiden erſten Lieferungen,** die den **er**
bilden, ſowie der **erſte Band** ſelbſt in beſonderer Ausgabe
len Buchhandlungen vorräthig. Auf dem Umſchlag des er
befindet ſich ein Auszug aus den bisher erfolgten durch
günſtigen **Beſprechungen** über das Werk.

121. **Schefer (L.), Der Hirtenknabe Nikolas,**
deutſche Kinderkreuzzug im Jahre 1212. Nach
niken erzählt. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine neue Novelle **Leopold Schefer's,** die alle die Vo
frühern Schöpfungen hat und ſeinen zahlreichen Verehrern
kommen ſein wird.

Von dem Verfaſſer erſchien ebendaſelbſt:

Génevion von Touloufe. Hiſtoriſche Novelle. 12. 1 T

122. **Das Staats-Lexikon.** Encyklopädie der ſä
Staatswiſſenſchaften für alle Stände. In Ve
mit vielen der angeſehenſten Publiciſten De
herausgegeben von **K. von Rotteck** und **K.**
Dritte, umgearbeitete, verbeſſerte und vermehrte
Herausgegeben von **K. Welcker.** Vollſtändig i
Bänden oder 100—120 Heften. Drittes bi
Heft. Gr. 8. Jedes Heft 8 Ngr.

Einer beſondern Empfehlung beim deutſchen Publicum b
berühmte Werk nicht mehr: es hat ſich bereits eine ſolche S
einen ſolchen Namen in der deutſchen Literatur erworben, d
zeitgemäßer Erneuerung für immer ein ehrenvolle
derſelben geſichert bleibt. Als eine „Encyklopädie der
Staatswiſſenſchaften für alle Stände" iſt das **Staats-L**
Recht ein **unentbehrliches politiſches Handbuch für**
bildeten genannt werden, „eine wahre politiſche Bi
nicht blos für Staatsgelehrte, ſondern auch für alle Geſch
und gebildeten Bürger", „ein Werk, wie die Literatur vo
ropa kein zweites ähnliches aufzuweiſen hat". Die **d**
lage wird wieder von **Welcker** redigirt, unter Mitwirkung
und zahlreicher neuer Mitarbeiter, unter denen ſich **die erſt**
der deutſchen Wiſſenſchaft befinden.

Die **dritte Auflage** des **Staats-Lexikon** erſcheint in 1
12 Bänden, oder in 100, höchſtens 120 Heften zu **8 Ngr.**
und Format der zehnten Auflage des Converſatio
kon ſich anſchließend. Monatlich erſcheinen 2—3, jährlich
und die Vollendung des Werks wird ſonach binnen drei Jahr

Das Erſchienene iſt nebſt einem ausführlichen
in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch
nungen angenommen werden.

Literariſche Anzeigen werden am Schluſſe der
Hefte abgedruckt und für den Raum einer Zeile
berechnet.

(Der Beſchluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

terariſche Unterhaltung.

heint wöchentlich. —— **Nr. 11.** —— 12. März 1857.

t: Ein Blick in die ägyptiſchen Myſterien. Von **Arnold Ruge.** — Urmenſchenthum in Novellen. — San Jorioz, Kaſernen-
ſen. Eine Sammlung intereſſanter Kriegsthaten. Aus dem Italieniſchen. — Eine deutſchdichtende Engländerin. — **Notizen.**
— **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

n Blick in die ägyptiſchen Myſterien.

llion, „Lettres écrites d'Égypte et de Nubie, en
1829", Paris 1833. — Wilkinſon, „Manners and
of the ancient Egyptians", 6 Bände, London 1837
Lepſius, „Ueber den erſten ägyptiſchen Götterkreis und
hichtlich-mythologiſche Entſtehung", Berlin 1851. —
, „Mythologie der Griechen, Römer, Aegypter, Semi-
er, Germanen und Slawen", 7 Bände, Frankfurt a. M.
Duncker, „Geſchichte des Alterthums", erſter Band,
verbeſſerte und vermehrte Auflage, Berlin 1855.)

1. Orientirung.

t der franzöſiſchen, engliſchen und preußiſchen
on nach Aegypten — denn Wilkinſon kann man
liſche nennen — iſt der Schleier von Sais wirk-
üftet worden, ja man hat ihn gänzlich verwan-
d entweiht, und der ſchöne Wahn der Phantaſie
r handgreiflichen Wirklichkeit gewichen. Obgleich
i aller Demuth geſtehen muß, daß die Herren Ent-
die Hieroglyphen eigentlich weder zu leſen wiſſen,
e Sprache wirklich kennen, welche die alten Aegypter
en haben, ſo iſt es ihnen doch gelungen, daß ſie
Hauptſache immer übereinſtimmend koptiſiren, d. h.
m Dunkel ſehen gelernt haben und die Haupt-
leiblich auszulegen im Stande ſind.

iſt bei dem unvollkommenen Verſtändniß, zu dem
ägyptiſchen Alterthumsforſcher in der Hauptſache,
ache, gebracht haben, können wir doch nicht län-
elhaft ſein, was der eigentliche Inhalt der ägyp-
Weisheit war; und ſelbſt wenn dieſer von den
n oft unter der Fülle ihrer Ruinen begraben
t Vorurtheilen verdunkelt wird, ſo kann uns das
e machen. So findet der Engländer Wilkinſon,
alle ſeine Landsleute, in allen Myſterien nur
Oxford und Cambridge wieder und legt daher
ptiſchen Prieſtern den Glauben an den engliſchen
i. „Sie waren ſehr weiſe, folglich werden ſie
ht haben, wie ich und meine Freunde"; dieſer
lende Gedanke ſcheint ſelbſt Schloſſer durch den
gegangen zu ſein; und die ägyptiſchen Prieſter
ſo den Vortheil, zu derſelben Zeit die Weisheit
ellow von Cambridge und eines großen deutſchen
Geſchichtsforſchers zu beſitzen. Was man doch Alles mit Schweigen erreichen kann, wenn man eine Stellung hat, wo man eigentlich ein Orakel ſein ſollte! Freilich wurde es den ägyptiſchen Prieſtern nicht ſchwer zu ſchweigen, weil ſie nichts zu verrathen hatten. Wir ſehen das unter Anderm aus Dem, was ſie den Griechen verriethen, daß nämlich die Griechen alle ihre Götter aus Aegypten geerbt hätten, was ebenſo unmöglich iſt, als daß die Aegypter ſchon den Gott Wilkinſon's und Schloſſer's oder, wie man auch ſagen könnte, Abraham's und Jakob's gehabt haben ſollten. Sie begriffen weder den Geiſt der Griechen noch die Geiſtloſigkeit der Juden.

Wie es den Aegyptern nichts nützte, daß ihnen die griechiſchen Götter thatſächlich bekannt waren, ſo ſind vielen ägyptiſchen Gelehrten und Reiſebeſchreibern alle Thatſachen, die ſie aufgehäuft, nur ein unfruchtbarer Schatz geblieben; denn die Hypotheſe Gardner Wilkinſon's führt doch ſicher zu keinem Verſtändniß der ägyptiſchen Götterwelt, und ſich aller Erklärung zu enthalten iſt am Ende noch bedenklicher. Werden wir aber nicht in denſelben Fehler wie der Engländer verfallen, daß wir in den ägyptiſchen Myſterien nur unſere eigene Weisheit wiederfinden?

Darauf iſt zu bemerken, daß im Ganzen die deutſche Betrachtung der Mythologien und Religionen unendlich über die engliſche erhaben iſt. Die engliſche iſt eine theologiſche, die deutſche eine wiſſenſchaftliche Betrachtung. Selbſt die dümmſten Schriftſteller haben bei uns eine gewiſſe Scheu vor der Wiſſenſchaft, wovon die Engländer völlig emancipirt ſind; denn ſie erkennen keine andere Philoſophie an, als die der Juden, die ſie ſeit ihrer ſogenannten Reformation in Beſitz haben, die aber ebenſo wenig eine Philoſophie iſt, als die „Weisheit" der ägyptiſchen Prieſter eine Weisheit war. Die deutſche Auffaſſung der ägyptiſchen Religion iſt daher, ſelbſt wenn ſie irrig oder nur halb richtig iſt, weit über die engliſche erhaben. Wir haben gar nicht das Intereſſe, unſere Anſicht in der fremden Religion wiederzufinden, im Gegentheil, es iſt unabänderliche Sitte unſerer Ge-

lehrten geworden, die frühern Stufen der menſchlichen Geiſtesbildung aus ſich ſelbſt zu erklären. Unſere Wiſſenſchaft der Mythologien und Religionen reißt die eine Religion nicht aus dem Zuſammenhang mit den andern heraus, aber wir haben eben dadurch die Stufen entdeckt, welche die Entwickelung nicht überſpringt, ſondern nacheinander überſchreitet. Wir ſind daher ſicher vor dem Irrthum, die Weisheit unſerer Tage in dem Anfang der Zeiten zu ſuchen, um ſo ſicherer jetzt, je ungeſcheuter dies von dem großen Abtrünnigen der Fichte'ſchen Schule verſucht worden iſt.

Ein Volk wird immer durch und durch von ſeiner Religion beherrſcht. Die alten Aegypter zeichnen ſich aber vor allen durch Abhängigkeit von ihrer Religion aus. Keine Wiſſenſchaft, keine Dichtkunſt wetteiferte mit ihr; zu ihrer Zeit war ſie Alles; viel mehr war ſie dies in Memphis und Theben, als ſie es jetzt in Oxford und Cambridge iſt. Obgleich dieſe beiden ſogenannten Univerſitäten das Eldorado des modernen Aegypterthums ſind, ſo ſtecken ſie doch auch ſo voll moderner Ketzerei, daß ſie nicht einen Tag länger exiſtiren würden, wenn die Engländer ſtatt der Religion des Geldes die Religion der Principien hätten.

Die ägyptiſche Religion iſt in einem gewiſſen Sinne allerdings die Grundlage der folgenden Religionen, der folgenden, ſofern ſie noch das Element der Naturreligion in ſich haben; und da dies Element ſich bisjetzt in allen nachweiſen läßt, ſo haben die ägyptiſchen Vorſtellungen mehr Verwandtſchaft mit ſehr modernen Anſchauungen, als es auf den erſten Blick ſcheinen möchte und als Diejenigen zugeben werden, welche noch eine Naturreligion haben, ohne es zu wiſſen, oder welche das Leben und das Brot anbeten und die höchſten Güter des Geiſtes den „Phantaſten" überlaſſen. In beiden Punkten haben die alten Aegypter noch immer ſehr viel Glaubensgenoſſen.

Die ſtärkſte und darum intereſſanteſte Seite der alten Aegypter iſt ihre Religion. Gewöhnlich nimmt man ihre Bauten dafür. Sowie man von Aegypten hört, erinnert man ſich der Pyramiden, der Obelisken, Sphinxe, Koloſſe, der Paläſte, des Labyrinths, der Tempel, der Gräber, der Schleußen und künſtlichen Seen. Aber dieſe ungeheuern und zum Theil kunſtreichen Bauten, die ſeit Herodot Jeder angeſtaunt hat, der ſie oder ihre Ruinen beſuchte, dienten faſt alle der Religion. Selbſt in den Paläſten wurden große religiöſe Verſammlungen gehalten, und ſelbſt die Anlagen zur Bewäſſerung Chemis, des ſchwarzen Landes von Aegypten, dienen nur dem Vater Nil, Hapi Mau, d. h. König der Flüſſe, bei ſeiner befruchtenden Ueberſtrömung; und dieſe Befruchtung iſt das Hauptereigniß in allen ägypſtiſchen Myſterien; die übrigen Befruchter und Gebärerinnen hängen alle von dieſer Wiedergeburt des ſchwarzen Fruchtlandes ab.

Die Bemühungen um die Myſterien der ägyptiſchen Religion oder um „die Weisheit und die Räthſel der ägyptiſchen Prieſter" ſind mit einem merkwürdigen Erfolge belohnt worden, beſonders ſeit der franzöſiſchen Expedition und der Entdeckung einer griechiſchen I
auf dem Stein von Roſette, welche eine Ueberſetzu
Hieroglyphen auf ihm war. Durch den Stein v
ſette führte die franzöſiſche Expedition zu der E
rung der Hieroglyphen. Zwar hat es ſich gezeig
die Weisheit der Hieroglyphen einigermaßen dum
ihre Räthſel kaum des Rathens werth ſind; inde
es doch eine Befriedigung, daß wir nun wiſſen,
wir ſind; und gerade wo wir es am wenigſten
warten hatten, in der Religion ſelbſt, lernen wi
die Denkmäler eine Entwickelung kennen, die zw
Boden der Naturreligion nicht verläßt, uns aber d
hart an die Grenzen der jüdiſchen, der griechiſch
chriſtlichen Religion führt.

Die Prieſter ſind im Weſentlichen nie klüg
die Maſſen und hören ſofort auf Prieſter zu ſei
bald ſie den Volksglauben verlaſſen. Und wenn
nun auch, gerade ſeit der Enthüllung der Hierogl
gezeigt hat, daß die ägyptiſchen Weiſen wenig zu
und nichts Weſentliches zu verbergen hatten, ſ
man dagegen ihre Treue bewundern, womit ſie
nerhalb der Naturreligion hielten, und kann all
eine gewiſſe Weisheit darin finden, daß ſie bei
Aberwitz ihrer Phantaſie und bei dem überwälti
Reichthum von Abgeſchmacktheiten, den die Jahrt
aufhäuften, niemals die Quelle davon, die Natu
den Augen verloren, vielmehr am Ende in dem
Oſiris- und Horus-Dienſt den ganzen Kram einer A
nigung unterwarfen, ohne jedoch aus dem Bar
Natur herauszutreten.

Dieſe natürliche Quelle iſt der Ariadnefaden, a
man ſich aus dem ägyptiſchen Labyrinthe heraus oder
zurechtfindet. Nicht die Natur überhaupt, noch v
niger das All, ſondern die ägyptiſche Beobachtu
Natur, das iſt der Inhalt dieſer Weisheit, um d
len die Prieſter des ſchwarzen Thalbodens von
ſelbſt von den Griechen ſo hoch angeſehen wurden

In den Kreis ihrer Beobachtungen zogen
Stellung und den Gang der Sterne und theil
Tage der Wochen, Monden und Jahre dana
Sie haben die ſieben Wochentage, ſie haben übe
den Kalender gemacht. Aber alle ihre Beobach
ſind äußerlich und gedankenlos; ſie treiben ihre
wiſſenſchaft nicht aus reinem Intereſſe an der E
niß, und bei aller Verführung, der ſie ſpäter du
Griechen ausgeſetzt waren, haben ſie es nie zu
und Idealen gebracht, ſondern ſind ihrer Naturreligi
deren geiſtloſer Symbolik mit einer Hartnäckigkeit tre
ben, die man Verſtocktheit und Unfähigkeit nennen mu
dieſer Unfähigkeit, ſich zu reinmenſchlichen Ideen u
ſchauungen zu erheben, iſt offenbar das ägyptiſche A
grunde gegangen; aber dieſe Weiſen der Naturr
ſcheint es, hatten es darauf abgeſehen, das gröſ
ſpiel der Hartnäckigkeit aufzuſtellen, worin ſie ni
mal von den Juden übertroffen worden ſind; d
haben ſich tragiſch unter den koloſſalſten Trümm
Welt begraben, Trümmer, mit deren Anblick ſ

heute allen Ueberlebenden, die Sinn für Menſchenwerk und Kunſt haben, Achtung abzwingen, während die Juden ihre eigene Hartnäckigkeit überlebt haben und zu unbedeutenden Mitgliedern der Nationen ausgeartet ſind, unter die ihr Exil ſie geworfen hat.

2. Aegyptiſche und jüdiſch-arabiſche Naturreligion. Griechenthum.

Wir haben die ägyptiſche Religion ohne weiteres Naturreligion genannt, obgleich Hegel ſie die Religion des Räthſels nennt und allerdings der allgemeine Eindruck, den die ägyptiſchen Götterfiguren hinterlaſſen, der des Räthſelhaften und der myſteriöſen Bedeutung iſt. Die Benennung der Naturreligion, die übrigens ſchon allgemein genug iſt, rechtfertigt ſich aber durch jedes Hieroglyphenthier und durch jede Göttermaske, ſobald man ſie verſteht, von den Tempelthieren gar nicht zu reden. Und meiſtens enthält der Name oder das Geſchäft der Figur die Löſung des Räthſels ſo entſchieden, daß uns nun nur noch die Bedeutung, welche immer eine natürliche und zwar die ägyptiſche Naturbegebenheit iſt, intereſſiren kann. Wir haben keine Veranlaſſung, von der Religion des Räthſels zu ſprechen, und nennen ſie, was ſie iſt und ſein will — Naturreligion.

Alle ihre Myſterien, ſelbſt die ihres Untergangs, enthüllt die Natur Aegyptens und das Verharren ſeines Volks innerhalb des beſchränkten Kreiſes dieſer Natur. Selbſt wenn die ägyptiſche Religion vorzugsweiſe für ihre Anhänger myſteriös geweſen wäre, als ſie noch ausgeübt wurde, ſo wäre das immer noch kein Grund, ſie danach zu charakteriſiren. Aber die Anſicht, daß die Maſſen die Löſung der Räthſel nicht gekannt, die Götter und ihre Symbole nicht verſtanden hätten, iſt gewiß falſch. Wir ſehen ſie bei den Feſten überall ſo energiſch und ſo bedeutſam handeln, daß ſie nur von dem Princip inſpirirt dazu befähigt ſein können. Oder ſollen Die, welche den Phallus oder den phalliſchen Oſiris herumtrugen, nicht gewußt haben, was ſie trugen? Und von den Weibern, die den Apis mit unanſtändigen Entblößungen begrüßten und ſo zu ſagen einweihten, und von den Männern, die der Proceſſion des Nilpferdgottes vergeblich den Eingang zum Tempel und zum Lager der Mutter wehrten, ſollen wir doch nicht etwa glauben, daß ſie unfähig geweſen wären, dieſe Scenen zu verſtehen? Es wäre dieſelbe Einfalt, als wenn wir glauben wollten, die Hofdamen und Reichswürdenträger der Bourbonen hätten nicht gewußt, weswegen ſie bei der Entbindung der Königinnen zugegen ſein mußten.

Die ägyptiſche Religion war durchaus nicht mehr Myſteriendienſt, als es alle bisherigen Religionen ſind, nur daß freilich eine Religion, deren Gegenſtand die zeugende oder ſich wiedererzeugende Natur iſt, weiter von der Löſung des Räthſels aller Religion entfernt iſt, als die Religionen, welche neben der Natur oder dem Naturgeiſt auch das Vernunftweſen, den Menſchen, alſo die vernünftige Form und den vernünftigen Inhalt zu ihrem Gegenſtande machen.

Die Natur, könnte man ſagen, ſei noch ſelbſt ein Räthſel; wenn ſie alſo die Löſung ſein ſolle, ſo ſei ſie eine ungenügende. Allerdings! Das natürliche Weſen iſt noch nicht das ohne weiteres verſtändliche Vernunftweſen. Die Naturreligion fühlt daher den Drang, ihre Götter zu Perſonen zu machen. Sie ſucht Menſchen hinter ihnen. In dem Naturweſen, das er anbetet, ſucht der Menſch ſich, das freie, denkende und wollende Weſen.

In allen Religionen ſucht der Menſch ſich mit ſeinem wahren Weſen zu vereinigen, d. h. er ſucht ſein Ideal zu erreichen. Der Gott iſt ſeine höchſte Idee. Der Gott drückt ſeine Gedanken, ſeinen Willen, ſeine Anſchauung aus. In der idealen Perſon des Gottes, die ſein Vorbild iſt, ſieht der Menſch daher immer wieder einen Menſchen; aber er gibt ihm ſolange neben den menſchlichen unmenſchliche Eigenſchaften, bis er entdeckt, daß es das einzig Richtige iſt, wenn er bei der reinen Idee des Menſchen ſtehenbleibt.

Die Götter ſind daher nicht unverſtändlich; der Sinn auch der größten Abweichung von dem Vernunftweſen läßt ſich auffinden; aber freilich können die Religionen nur von Denen verſtanden und erklärt werden, welche ihr Princip verſtehen und einſehen, daß ſie alle einen gemeinſamen Grundgedanken haben — das Ideal des Menſchen. Dieſe Einſicht iſt die letzte Reinigung der religiöſen Idee.

Wie viel Jahrtauſende nöthig waren, bis der Menſch zu dieſer Reinigung ſeiner Vorſtellung von dem höchſten Weſen kommt, lehrt uns die Geſchichte; wie viel Jahrhunderte nöthig ſein werden, um ſelbſt ein Volk wie die Deutſchen, welches in philoſophiſcher Bildung den übrigen ſo unendlich voraus iſt, zur allgemeinen Annahme dieſer Einſicht, d. h. zu ihrer praktiſchen Anwendung zu bringen, wird ſie wol auch noch lehren.

Weil der Menſch in ſeinem Gotte immer ſich ſelbſt und ſein wahres Weſen ſucht, ſo kann er bei der Vorſtellung und Abbildung des Gottes die menſchliche Geſtalt nicht entbehren. Selbſt die Götter der Naturreligion haben daher menſchliche Geſtalt, und wenn ſie es manchmal nicht ſoweit bringen, ſo wird den göttlichen Thieren oder Dingen Vernunft, Verſtand und Wille beigelegt; ſie ſind innerlich oder in ſich doch immer Menſchen: Oſiris' Seele war in dem Apis, Iſis-Hathor's Seele in der Kuh; in den übrigen Tempelthieren iſt immer die Seele des menſchlich angeſchauten Gottes, den ſie vorſtellen.

Es leuchtet ein, daß auf die Anſchauung der Naturgötter die ſpecielle Natur überwiegenden Einfluß haben muß.

1) Die ägyptiſchen Götter entſprangen aus den Anſchauungen des geſchloſſenen fruchtbaren Thals, ſie ſind die ſpeciellen Erzeuger und Gebärerinnen (in der Vorſtellung dieſer Ackerbauer und Erbauer von Häuſern für die Lebenden und die Todten), ſie ſind die ägyptiſchen Schöpfer. Hier iſt ein Reichthum und eine Fülle von Schöpfern und Schöpfungen. Aber alle Thaten der ägyptiſchen Götter ſind natürliche Ereigniſſe oder beziehen ſich darauf.

Die Götter ſind Lebensgeber, und es handelt ſich überall um Geburt und Wiedergeburt, um Leben und Fortleben.

2) Aus den Anſchauungen der Wüſte und ihrer unendlichen Ausbreitung, in der die Nomaden umherwandern, entſpringt der Erzeuger der unendlichen Ausbreitung, das abſtracte All und ſeine Perſonification, der Vater des Alls, der ohne Mutter iſt, weil er Alles iſt, die abſtracte Perſon, wie wir ſie bei den Juden und Arabern als einen epochemachenden Gott finden. Der abſtracten Erzeugung des Alls durch Befehl — einer echtorientaliſchen Vorſtellung — liegt die Selbſterzeugung des Alls oder der Begriff der Natur ſehr fern, er iſt ihr noch heutigen Tags Ketzerei.

3) Aus den Anſchauungen des Inſel- und Seevolks unter einem klaren Himmel, wo nicht, wie in dem ultima Thule, der Nebel den Geiſt tödtet und die Gedankenloſigkeit erzeugt, in Griechenland entſpringen die Götter, die Bildner und Ordner ſind. Das Chaos der Natur iſt die Vorausſetzung; der ordnende Geiſt, der bildende Verſtand, der regierende Wille machen etwas daraus. Das Volk der Schiffer, der Handwerker, der Bildner, der Denker, der Künſtler hat nicht die Erzeuger oder Schöpfer des Stoffs zu Göttern, ſondern die Bildner, die etwas aus und etwas mit dem Stoff machen. Ihre Thaten ſind nicht mehr Naturereigniſſe, ſondern wirklich menſchliche Thaten. Die Götter der Griechen ſind Handwerker, Künſtler, Politiker, Seefahrer, Vorſteher der Künſte und Wiſſenſchaften und folglich Cultur-, Geſellſchafts-, Schönheits- und Bildungsgötter. Es bleiben nur wenige übrig, die, wie Pan und ſeine Genoſſen, das Fell der Natur nicht abgeſtreift haben. Demeter und Proſerpina (die Mutter Erde und die Keimende) hängen ſogleich auch mythiſch mit den Aegyptern zuſammen; ihre Thaten ſind das Naturereigniß.

Die Anſchauung des Erzeugers und Schöpfers ſteht tiefer als die des Bildners, das Werden der Natur iſt eine niedrigere, unbeſtimmtere, ärmere Idee, als das Bilden des Chaotiſchen, Rohen, als das Ordnen durch Vernunft und Kunſt. Das Bilden des Chaos iſt Civiliſation; das Entſtehen und deſſen Traveſtie, das Erſchaffen, iſt natürlicher Vorgang, eine Anſchauung der Naturreligion, oder die Anſchauung, die primitive Phantaſie der Naturreligion, mit der ſie ſich die Naturwiſſenſchaft erſetzt, ſie iſt der Schlüſſel aller ihrer Myſterien.

Die Wahrheit der werdenden Natur, die ſich ſelbſt und Alles erzeugende Natur, das iſt die vernünftige Grundlage der ganzen wilden Phantaſtik, wie ſie überall von der Naturreligion ungeheuerlich und abenteuerlich hervorgebracht wird, in Aegypten aber wol als das vollendetſte Syſtem dieſer Phantaſtik erſcheint.

3. Die ägyptiſchen Götter.

Die Hauptfiguren ſind die Mütter, die Väter und das Kind. Alle Mütter ſind nur verſchiedene Formen der tauſendnamigen Mut oder Iſis, alle Väter gehen in Oſiris auf, und Horus iſt das Kind: Iſis heißt Hes, Oſiris Heſiri, Horus Har, Horus das Kind Har pa
crut. Die Alles gebärende Natur Mut oder Ma
Wilkinſon ſagt, die Mutter, die Schöpferin, iſt d
tin der männlichen Erzeuger oder Schöpfer, di
Kamuteph, Gemahl der Mutter heißen. Sie i
Die vornehmſten Erzeuger ſind der Stier, der B
Widder, oder der Apis (Hapi, Herr), in dem
Seele wohnt, Kneph und Amun. Auch der Va
und der befruchtende Sonnenſtrahl ſind Erzeuger
auch nicht wirkliche Väter. Die aſtronomiſchen
ſind in dieſem Syſtem der wirklichen Väter und
dienende Götter. Sie leiſten Beiſtand oder er
bei der Wiedergeburt der Natur; ſo Seth und
der Hundsſtern, der die Nilüberſchwemmung an
Die Sonne iſt theils aſtronomiſcher Gott, theils
tet ſie das Pflanzenreich und regt wenigſtens zur
ſchen Zeugung an, wenn ſie auch nicht ſelbſt
Dieſe Mittelſtellung der Sonne hat theoretiſc
praktiſche Wirren erzeugt, die ſehr intereſſant ſind
Natur iſt aber die ägyptiſche Natur, die Mut u
Iſis gehen nicht über Aegypten hinaus. Die
thiere ſind die Hypoſtaſen der Götter; die Attrib
und Hieroglyphenthiere ſind ihre Namensunterſ
Ein Gott wäre wie der andere, wenn nicht der
dabei ſtände oder ihm als Attribut auf den Kop
wäre. Einige Hieroglyphenthiere ſind völlig unſ
dig, andere ſind Götter, haben ein Geſchäft un
Cultus, ſie ſind zugleich Tempelthiere. Der Käf
Sperber, der Geier ſcheinen nur Attribute z
Anubis und Paſcht, der Schakal und die Ka
ſelbſtändige Götter. Unter den Perſonificationen
ſich Ma, die Gerechtigkeit, aus. Sie iſt ein Prod
Todtengerichts.

a) Die Mütter ſind die Mut, die Nei
Anuke, die Nutpe, die Hathor, die Saté, die
die Nepthis und die Iſis. Mut iſt die älteſte
und eigentlich die Mutter aller Götter und Gö
die dem ägyptiſchen Naturdienſt als Mütter, Vä
Kind, als Lebengeber und Lebendige, als Gött
ſchwebten. Wir finden viele Geſtalten für die
und Väter, eigentlich nur eine für das Kind, d
zeugniß, den Segen, die Nahrung Aegyptens,
allenfalls noch in der ältern Form als Khonſo u
erwachſenen Horus, der Arueris heißt. Die verſch
Früchte und Erzeugniſſe, das Korn, das Obſt, da
ſind wol heilig, mußten aber immer unter den
Namen der Frucht, des Erzeugten zuſammenfallen.
handelte es ſich um dieſe glückliche Erzeugung,
Ernte, die durch verſchiedene Schöpfer und Schöpf
eingeleitet, bewirkt wurde und mehr oder minder g
vonſtattenging, deren Product dann aber dem
Myſterium — des Eſſens — anheimfiel, welches
den braven Lotophagen ſo deutlich zeigt — e
mit dem Finger auf den Mund — und welches
einem unverwüſtlichen Rationalismus bei ihren G
len wiederholten, indem ſie ſangen: „Iß und trin
dem Tode biſt du eine Mumie!" Mut hat in d
bildung der thebaniſchen Trias (Amun, Mut,

lig menſchliche Bildung, ebenſo wie Amun und
Sie ſteht hinter Amun. Amun ſitzt auf dem
ſie ſchützt ihn, wie Iſis den Oſiris mit ihren
chen Flügeln ſchützt. Ihr Kopfputz iſt der Geier,
Mutter bedeutet, und darüber die Krone von Ober-
erägypten, der Pſchent. Natürlich hält ſie, wie
ter, das Zeichen des Lebens, das gehenkelte Kreuz,
m der lebendige Odem ſtrömt", in der Hand.
ie tauſendnamige", iſt die Hauptfigur der ägyp-
Mythologie. Iſis, Hes, iſt der berühmteſte unter
ielen Namen. Ihr wird man die erſte Stelle
ht ſtreitig machen, obgleich Oſiris, Heſiri, ihr in
arſtellungen voranſteht und die männlichen Göt-
die Herrſcher den weiblichen immer vorangehen.
uz, den Iſis dem Oſiris und Mut dem Amun
i, iſt die Bewahrung und Schützung des zeu-
Princips. Iſis findet den durch Seth (Typhon),
nde Hitze, getödteten Oſiris wieder, ſie erfindet
llus, als Oſiris in dieſer Hinſicht verſtümmelt
ſie iſt das Urſprüngliche, die Mutter Natur ſelbſt.
nd Heſiri werden als Könige und Herrſcher auf
on erhoben und ihre lebengebende Thätigkeit hoch
ber Mut und Iſis ſind das Princip der ganzen
ung, das Alles gebärende ſchwarze Nilthal ſelbſt.
yptiſche Demeter iſt Aegypten. Ihre Statuen
er ſchwarz. Ra, die Sonne, und Seth in ſei-
ſengenden Eigenſchaft ſind roth. Anubis, der
tige Hundsſterngott, der ſchakalköpfige, iſt eben-
warz. Seb und Nut oder Nutpe ſind die Ael-
Oſiris. Nutpe, die Göttin der Ueberſchwem-
nd Befruchtung, ſpendet der Seele, die ein Vogel
m Menſchenkopf iſt, Lebenswaſſer aus dem Per-
. Sie iſt eine Form der Iſis. Seb iſt ein
oder ein Hundsſterngott, der ſich mit der
mmung verbindet. So iſt Seb wol der
Oſiris, aber Mut oder Iſis auch ſeine
Oſiris dann Kamuteph oder Gemahl der
Die Griechen fanden in Seb und Nut na-
Kronos und Rhea, die beiden Anſchauungen
er weſentlich einander fremd. Seb hat eine
das S, auf dem Kopf, Nut oft eine Vaſe
swaſſer. Seth's Schweſter und Gemahlin iſt
der Nephthis. Mit ihr zeugt er den Anubis,
der Iſis treu bleibt und ihr den Oſiris ſuchen
ephthis iſt auch der Iſis Schweſter, und Iſis und
erden auch Geſchwiſter genannt. Die Heirath
Bruder und Schweſter iſt ganz ägyptiſch.
andere Form der Iſis iſt Hathor, die Kuhgöt-
Mutter und Amme des Horus oder Har pa crut.
b entweder als Kuh oder mit einem Kuhgeſicht
und nimmt die Sonne in ihre Arme auf, wenn
Weſten untergeht. Der Sonnenſtrahl zeugt mit
igen Kuh den Apis und in dem Stier Apis lebt
(Die Flecken der Kuh ſind Hindeutungen auf
das Auge der Hes. Das ſchwarze Auge bedeu-
ni.) Es gibt alſo einen phalliſchen Sonnenſtrahl
ar einen Götter zeugenden. Dieſe Bedeutung
ſcheinen die Obelisken (Uben-ra) zu haben. Daß Hathor, die Kuhgöttin, Iſis ſei, kann nicht befremden, da jede Göttin, als die nährende und gebärende, eine Kuh genannt werden kann, auch Kuhhörner die Göttinnen und Kuhſchwänze die Götter zieren. So wird auch Neith, die Göttin von Sais, die berühmte Herrin von Unterägypten, eine Kuh genannt. Sie hat die Krone von Unterägypten zwiſchen Kuhhörnern auf dem Kopf. Sie iſt ebenfalls eine Form der Iſis oder Mut. Die berühmte Inſchrift des Neith-Tempels zu Sais: „Ich bin Alles, was da war, iſt und ſein wird, und mein Gewand hat kein Sterblicher aufgehoben", d. h. ich bin keines Sterblichen Weib, wird bezweifelt. Jedenfalls war die Deutung des Schleiers von Sais viel zu idealiſtiſch. Die griechiſche und die deutſche Frage: „Was iſt Wahrheit?" verſteht kein Aegypter. Die Inſchriften nennen die Neith aber „die Kuh, welche die Sonne gebar", „Göttin Mutter" und „Mutter der Götter". Dies beweiſt genug. Saté iſt die Iſis von Oberägypten, mit der oberägyptiſchen Krone und mit Kuhhörnern daran. Sie wird von den Griechen für Hera genommen. Sie ſowol als Neith heißt auch Ank oder Anuke. Eine wichtige Form der Iſis iſt die Paſcht, die Katzengöttin, mit Katzen- oder Löwenkopf in Bubaſtis. Sie hatte dort einen ſchönen Tempel, und es wurde ihr jährlich ein Feſt gefeiert, zu dem wol eine Million Menſchen zuſammenſtrömte. Die Katze bedeutet Fruchtbarkeit und Häuslichkeit. Man hat ſie eine Geburts- und Liebesgöttin genannt, und ihr Feſt ſcheint die Nachtfeier der Venus noch übertroffen zu haben. Die Ausgelaſſenheit der Weiber, die mit Männern zuſammen in Booten herbeikamen, wurde durch Geſang und Geklapper ausgedrückt; und wenn ſie zu einer Stadt gelangten, ſtiegen ſie ans Land, hoben die Röcke auf und foderten mit dieſer plumpen Geberde zur Liebe heraus.

b) Die Väter. Wie die Mut oder Iſis in Thieren und mit Thierköpfen erſcheint und die entſprechenden lebendigen Thiere in dem innerſten Heiligthum der Tempel hat, ſo auch ihr Gemahl und ſeine verſchiedenen Geſtalten in Oſiris, Amun, Kneph, Chem. Die Sonne und die übrigen aſtronomiſchen Götter erſcheinen nicht als Gemahle der Mutter, Kamutephs. Der Zuſatz Ra zu Amun iſt nur die allgemeine königliche Glorie, welche die Sonne ausdrückt, Amun wird dadurch kein Sonnengott. Die eigentlichen Sonnengötter, die ſieben Pthahs, Tage, Ra, die Sonne, Mentu, die Tagesſonne, Atmu, die Sonne der Nacht, haben keine Gemahlinnen. Weder in Amun noch in Oſiris können wir daher einfach die Sonne finden, ſie ſind vielmehr lebendige und wirklich Leben erzeugende Väter, während die Sonne wol die Pflanzenwelt belebt und zur Zeugung anregt, aber nicht animaliſch zeugt. Es iſt dem Begriff der Sonne zuwider, wenn dem Sonnenſtrahl die Zeugung des Hapi mit der Athor angedichtet wurde. Dies beweiſt aber nur, wie ſehr die wirkliche animaliſche Zeugung, die reelle Vaterſchaft zum Begriff des ägyptiſchen Gottes gehörte, und weswegen die Sonne unfähig war, dieſem Begriffe

ganz zu entſprechen. Der Sonnenſtrahl iſt dann als Obelisk dieſer uneigentliche Phallus, dem weder jene Mythe noch die Befehle der Könige aus ſeiner Unfähigkeit heraushelfen können. Das Geheimniß der Zeugung iſt der Aſtronomie nicht zugänglich, denn das Factum kommt in ihr nicht vor. Die größten Väter ſind Oſiris und Amun, die Gemahle der Mut und der Iſis. Die lebendigen Tempelthiere, die als Väter und Erzeuger verehrt wurden, ſind von Oſiris beſeelt; ſo der Apis, der ſogar nur ſoviel Jahre leben durfte, als Oſiris gelebt und geherrſcht hatte, nämlich 25. Amun erſcheint auch als Amun-Kneph, Widdergott. Wie Amun-Ra, heißt er auch Kneph-Ra zur Bezeichnung ihrer Majeſtät. Kneph iſt gewöhnlich grün (jede dunkle Farbe entſpricht dem dunklen Fruchtlande) mit dem Uräus der königlichen Schlange (Baſiliskos) und der Sonnenſcheibe auf dem Schafskopf. Khem iſt der Bocksgott, in dem natürlich die Griechen ihren Pan wiederfinden. Eine Abbildung bei Wilkinſon gibt ihn ganz wie Amun, eine andere mit Ackergeräth und mit gewundenen Hörnern an der Krone des Oſiris. Den Kuhſchwanz führen die Väter alle, ebenſo das gehenkelte Kreuz, das Zeichen des Lebens (♀), und das Scepter der Reinheit mit der Feder der Gerechtigkeit, wenn Wilkinſon richtig zeichnet, während die Damen in der Regel das Blumenſcepter führen. Amun, Oſiris, Ra und der Jüngling Horus oder Arueris erſcheinen mit dem Sperberkopfe, der ebenſo wie die Sonne den Herrſcher bedeutet. Wie die Kuh das Hauptthier für die Mutter, ſo iſt der Stier (Apis und Mneuis) die Hauptfigur für den Vater. Der Widder und der Bock ergänzen ihn; das Schaf und die Ziege ſcheinen nicht vorzukommen. Dann ſind der Nil, das Nilpferd, das Krokodil Formen des Vaters. Der Nil heißt Hapi Mau, königlicher Fluß, das Nilpferd Rempu, Thueris oder Apt. Der Krokodilsgott iſt Seback oder Savack. Krokodil und Nilpferd ſind Hundsſterngötter, die mit der Ueberſchwemmung zuſammenhängen. Rempu iſt ein Kamuteph, Gemahl der großen Mutter, in deren Tempel er getragen wird, wenn die Ueberſchwemmung kommen ſoll. Dann wehrt ihm eine Partei mit Knitteln den Eingang, eine andere erzwingt ihn mit denſelben Argumenten. Es ſetzt blutige Köpfe, der Kampf aber endigt damit, daß der Nilpferdgott das Heiligthum und den Torus in Beſitz nimmt. So brutal die Geſchichte iſt, ſo modern iſt ſie. Anubis und Seth haben wir ſchon erwähnt, auch wie ſich an Seth oder Typhon der Iſis-, Oſiris- und Horus-Mythus anknüpft. Er iſt der einzige, den die ägyptiſche Mythologie in einiger Ausbildung hervorgebracht hat, der aber auch Alles ſagt, was ſie zu ſagen hat und offenbar ihre letzte, ihre höchſte und dem Menſchlichen nächſte Ausbildung iſt, obgleich ſein Inhalt nur das Naturereigniß Aegyptens und kein wirkliches Menſchenſchickſal iſt. Oſiris' und Iſis' Alter und Rang unter den übrigen Göttern ſpricht nicht dagegen, daß in ihnen dennoch ein Fortſchritt und zwar der letzte der ägyptiſchen Religion vorliegt. Dies iſt auch in dem Sinne der Fall, daß ſie nicht eigentlich locale Gottheiten
ſind, ſondern daß alle localen Väter und Mütt
nen aufgehen.

In dem Iſismythus werden die Stichworte de
terthums ebenſo roh als nachdrücklich ausgeſproche
dem Seth den Heſiri ermordet und zerſtückt h
er ſeine abgeſchnittene Scham in den Nil. J
dieſe daher nicht wieder und erſetzt ſie durch den
Die großen Oſirisfeſte in Philä und Aby
Trauer- und Freudenfeſte und gehen von dem
das andere über, wenn der Verlorene gefund
Horus bekämpft und beſiegt darauf den Seth
ſeinen Vater an ihm. Oſiris wird dann Kö
Richter in Amenti, der Unterwelt, wo die S
weder Oſiris werden und ungeſtört Korn ſäen,
und ernten und Brot eſſen, oder ins Schwein
und von dem Kynos-Kephalos wieder zur Obe
rückgetrieben werden. Thoth, der Schreiber, de
anmerkt, ſchreibt die Thaten der gerichteten S
Iſis, Nepthis und Horus ſind mit bei dem
Thoth iſt ibisköpfig. Die große Rolle, welc
unter den ägyptiſchen Göttern ſpielt, erklärt ſ
Die Tage ſtehen allem Leben vor und umgek
ſchlingen es auch wieder als Pthah-Sokari.
ſer Speculation heraus haben die Prieſter ſ
Pthah an die Spitze der Götter geſtellt, ein
in der ägyptiſchen Religion nur der Iſis
Aber nicht nur aus der Natur der Sache, auch
Etymologie, wenn man ihr trauen kann, ergib
Stellung der Iſis. Sie heißt Hes, Oſiris He
rus Har. Hes iſt der Thron, den ſie aufhat,
rin; Hes-iri iſt das Auge der Hes; Har iſt de
nende, der ſichtbar gewordene Gott, wie Προςε
hervorkriechende Saat. Danach wäre Hes, die
Herrin des Lebens, auch etymologiſch das Prin
verwickelten und doch ſo einfachen Religion.

4. Geſtalt und Bedeutung der Götte

Faſt alle ägyptiſchen Götter, die in den ve
ſten Geſtalten die Grundidee dieſer Religion, di
ausdrücken, haben nun, gerade um ſie als G
bezeichnen, entweder menſchliche Leiber mit T
oder thieriſche Leiber mit Menſchenköpfen.
ganz menſchlich erſcheinen, ſinken die Thierm
Attributen herab, z. B. zu Hörnern und zu de
Schlange (dem Uräus) des Kopfſchmucks, oder
riſchen Attribute werden ebenfalls durch menſ
ſetzt, wie beim Oſiris, der die Krone von Ob
mit zwei Straußenfedern, die Peitſche und den
ſtab, die ägyptiſchen Zeichen ägyptiſcher Herrſch
oder wie bei Horus, der die Krone von Ober-
terägypten (den Pſchent) aufhat, eine Locke (de
an der Seite trägt und mit dem Vorderfinger
Mund weiſt. Es könnte ſcheinen, daß dieſe Fi
den griechiſchen Göttergeſtalten näherten; dies
nicht der Fall. Die Anwendung der griechiſch
ſtellungen auf ägyptiſche Götter hat nur zu I
geführt. Man hat alle griechiſchen Vertreter

und ihrer Geſchäfte in den ägyptiſchen Natur-
iederzufinden geglaubt, faſt überall mit Unrecht.
dem Demeter- und Proſerpina-Mythus iſt die
ie Verwandtſchaft der Ideen, nicht zu leugnen.
hus betrifft die griechiſche Naturgöttin, und er
Theil herubergenommen ſein, obgleich Proſer-
er nicht Horus und Hades nicht Oſiris iſt.
der bildende Geiſt der Griechen, ihre Mythen-
und der ideale und reinmenſchliche Inhalt der
n Religion eine höhere Sphäre, in welche die
Welt nicht hinaufreicht.
Aegypter bleiben nicht ganz unter dem ſittlichen
vo der Menſch anfängt Menſch zu werden; ſie
Todtengericht, wo ſie unter Oſiris' Vorſitz von
rn gerichtet und ihr Herz gegen die Göttin der
eit gewogen wird. Aber dieſer ethiſche Auf-
folgt ſchon aus der Naturreligion. Die Götter
die Wiedergeburt, das neue Leben wird verſchie-
die Reinen und Gerechten leben in Amenti
d. h. ſie ſäen, ernten und eſſen; die Unreinen
rechten fahren ins Schwein, kehren auf die
zurück und eſſen Unreines ohne Wahl und
Der Menſch lebt allerdings, um zu eſſen, und
reitig eine höherer Culturzuſtand, wo es Men-
, die um zu kochen, um zu bewirthen und um
eben, als wo man nur ißt, um zu leben, wel-
Standpunkt der Peſcherähs und Eskimos ſein
enn ſie den gedankenloſen Satz: „Der Menſch
u leben", zu erfinden das Unglück gehabt hät-
e Aegypter lebten entſchieden, um zu eſſen, und
n einen Unterſchied im Leben wie im Eſſen;
lgt das richtige Leben, die Gerechtigkeit, und
ge Eſſen, die Reinheit; auch auf die Reinlich-
auf gründliches Waſchen hielten ſie aus religiö-
en. Sie ſind ein Naturvolk aus Naturdienſt.
Hauptirrthümer der Griechen beſtehen darin, ein-
iſche Götter in den ägyptiſchen wiederzufinden
n das ganze Syſtem der großen Götter, der
neten Götter und der Heroen, wie ſie es haben, in
zu ſuchen. Das ägyptiſche Syſtem iſt ganz ohne
weil nicht die Handlungen der Menſchen, ſon-
Ereigniſſe der Natur ſein Gegenſtand ſind. Es
ohne eigentlich untergeordnete Götter, weil die
der Natur immer dieſelben bleiben, von wem
repräſentirt werden mögen. Sobald alſo ein
ier ſelbſtändige Gottheit, Tempelthier wird, wie
nd Apis, identificirt es ſich mit Iſis oder Oſiris,
Erzeuger oder der Mutter. Allenfalls könnte
aſtronomiſchen Götter, von Ra bis Thoth und
Beiſtände oder Geburtshelfer nennen. Die Rolle
hen Beiſtandes wird dann unter Umſtänden ſehr
, wie dies mit allen dreien, die wir genannt
er Fall iſt. Dieſe Aſſiſtenzgötter oder Geburts-
nd dann natürlich nicht mit den Vätern und
von einerlei Bedeutung. Oſiris iſt nicht Ra,
oth und ebenſo wenig Anubis oder Seth. Es
weder mit Herodot's acht großen Göttern, noch mit
denen von Wilkinſon etwas anzufangen. Wilkinſon nennt die acht großen Götter: Kneph, Amun, Phthah, Saté, Mut, Paſcht, Neith. Dabei fällt Jedem gleich auf, daß Iſis, Oſiris und Horus nicht mit dabei ſind. Der eigentliche Einwand aber iſt, daß die ganze Eintheilung auf einem Misverſtändniß des ägyptiſchen Syſtems beruht.

Wilkinſon iſt dazu durch die Griechen verleitet, die er ſonſt eben nicht ſehr hochachtet. Denn er meint (Bd. 2, Serie 1, S. 172):

> Die Prieſter, welche in die Myſterien eingeweiht waren, glaubten nur an einen Gott. Zwar gäbe es keine Spur davon in den Monumenten und ſelbſt Oſiris könne nicht der Eine genannt werden. Aber Pthah, Amun und jede andere Figur des ägyptiſchen Pantheons wäre nichts als ein Attribut der Einen Gottheit, wie unſere Ausdrücke „der Schöpfer", „der Allmächtige" u. dgl.

Das iſt abgeſchmackt. Weiter unten ſagt er:

> Zwar verehrte das Volk den Apis als Gott, zwar ließen ſich die Aegypter zuſchulden kommen, die Götter als Thiere abzubilden, aber ſie gaben ihnen doch nicht wie die Griechen die gemeinen Beſchäftigungen der Menſchen, wie denn Vulkan ein ganz gemeiner Schmied war. Die Griechen brachten die Götter zu Menſchen herunter, anſtatt ſie über die Menſchen zu erheben.

Man muß ſich wundern, daß ſelbſt ein Engländer es weniger übelnimmt, wenn die Götter die Geſtalt und die Beſchäftigung eines Stiers, als wenn ſie die eines Grobſchmieds haben.

Welche Götter nur andere Ausdrücke der ägyptiſchen Schöpfer und Schöpferinnen oder, um menſchlich zu reden, Väter und Mütter ſind, haben wir geſehen. Pthah iſt natürlich unverheirathet und kein Vater im eigentlichen Sinne. Sein Name wird in der negativen Form des verſchlingenden Tages mit Oſiris zuſammengeſetzt: Pthah-Sokari-Oſiris, was dann der Oſiris der Unterwelt zu ſein ſcheint. Daß die Engländer in allen Göttern den Gott von Oxford und Cambridge wiederfinden, zeigt nur, wie vollkommen ſie ihm allen Verſtand opfern. So muß z. B. Zeus auch nur der deus ſein, „der Himmel und Erde gemacht hat", während ganz Griechenland ihnen ſagt, Himmel und Erde hätten den Zeus gemacht.

Wichtiger als alle Vergleichung der ägyptiſchen Götter durch die Griechen mit dem griechiſchen und durch die Engländer mit dem jüdiſchen Gotte iſt die Tempelgenoſſenſchaft, die in der Regel eine Dreieinigkeit von Vater, Mutter und Sohn zu ſein ſcheint, oft aber auch auf einem andern Grundgedanken beruht. Eine berühmte Trias der Art iſt Amun, Mut und Khonſo. Khonſo hat auf der erſten Tafel bei Wilkinſon alle Attribute des Horus, die Locke, die Peitſche und den Herrſcherſtab, auch die Sonnenſcheibe und den Uräus. Die berühmteſte Dreieinigkeit und die im Grunde alle andern in ſich aufgehen läßt, iſt die von Oſiris, Iſis und Horus. Dagegen ſind die Tempelgenoſſen von Kneph Saté und Anuke. Da Saté die Göttin von Oberägypten, Neith oder Anuke die mit der Krone von Unterägypten iſt, ſo iſt dieſe Trias leicht verſtändlich: Kneph, der Bock, iſt der Erzeuger in Ober- und Unterägypten. Der Grund-

gedanke der ägyptiſchen Religion, die Erzeuger und Wiedergebärer „des Lebens“ zu verehren, muß natürlich auch das Wort des Räthſels bei allen verſchiedenen Formen der Tempelgenoſſenſchaft ſein.

5. Das Leben und das Thier.

Die ägyptiſchen Götter heißen „Herren des Lebens“ und alle tragen das Zeichen des Lebens, die crux ansata, das gehenkelte Kreuz, in der Hand. Viele Beiwörter in den Inſchriften ſind Schmuck und Lob; die Sonne und der Sohn der Sonne iſt ein Hauptehrentitel; man hat den Ausdruck darum nicht gleich ernſtlich zu nehmen. Der Titel „Herren des Lebens“ hat aber ohne Zweifel eine ſehr ernſte Bedeutung. Das Leben im eigentlichen Sinne und die natürliche Wiedergeburt iſt die höchſte Idee, zu der es die Aegypter bringen. Das Leben und das Ewigfortleben, verſteht ſich durch Eſſen und Trinken, das iſt das ägyptiſche Ideal. Das „ewige Leben haben“ iſt eine ägyptiſche Anſchauung. Der größte Herr des Lebens und des Todes iſt Oſiris, der in Amenti zu Gericht ſitzt, um die Todten ſo oder ſo wieder aufleben zu laſſen, denn ſelbſt die Seelen, die ins Schwein fahren, leben wieder auf.

In einem andern Sinne, nicht als Erzeuger, ſondern als Erzeugtes, nicht als Vater, ſondern als Kind, nicht als Befruchter, ſondern als Frucht, nicht als Saat, ſondern als Ernte iſt Horus, Har pa crut, Horus das Kind, Herr des Lebens. Er deutet die Ernährung, durch Korn und Brot, noch näher an; er ſitzt auf der Lotuspflanze, wird als Kind von der Hathor geſäugt und deutet als Kind, aber auch als Jüngling mit dem Vorder- und Mittelfinger auf den Mund, wie ein Stummer Eſſen verlangt. Dieſe Geberde, die den Harpokrates berühmt gemacht hat, wurde von den Griechen und Römern für das Schweigen ausgelegt. Wilkinſon ſagt dagegen, das Schweigen drückten die Aegypter mit der Hand auf dem Mund aus, und Lepſius bemerkt, Har pa crut ſei das Kind, das „noch nicht“ ſprechen könne. Aber der Jüngling Harpokrates, den Wilkinſon mehremale mit dieſer Geberde abbildet, iſt doch gewiß kein Kind, das „noch nicht“ ſprechen kann. Und Wilkinſon ſagt: „es wäre das Saugen auf den Fingern angedeutet.“ Das Saugen eines achtzehnjährigen Kindes? Sollen wir den ägyptiſchen Herren antworten: Credo, quia absurdum est, oder ſollen wir uns die Geberde ſelbſt erklären? Es iſt das Eſſen angedeutet. Wenn man es nicht ſagen kann, ſondern zeigen will, ſo bedient man ſich noch immer dieſer Geberde. Harpokrates iſt der Gott des Eſſens und Trinkens; er zeigt mit ſeiner Geberde, was er den eſſenden, d. h. lebenden Aegyptern iſt, der Ernährende, und wenn er beim Todtengericht auf der Lotuspflanze ſitzt, ſo verſpricht er ihnen damit, daß ſie fortfahren ſollen — zu eſſen, denn darin beſteht ihre Unſterblichkeit.

Horus iſt nicht blos das bedeutende Kind und ſo das Symbol alles Erzeugten, er iſt die ägyptiſche Ernte, das Product der Befruchtung des ganzen ſchwarzen Lan-
des, das ernährende Korn. Eſſen iſt Leben un
Herren des Lebens“, die Götter, ſind die Brotherr
natürlich denkenden Aegypter. Unter ihnen iſt
der letzte, obgleich nicht der geringſte, er iſt das
tat aller ihrer Anſtrengungen; und wenn die crux a
den Speicherſchlüſſel bedeutete, ſo wäre das gan
gar nicht zu proſaiſch und ſtimmte vollkommen z
Lotusſcepter; doch ſcheint es, daß dies Zeichen äl
als die Erfindung der Schlöſſer und der Begri
Schlüſſels. Das gehenkelte Kreuz „bläſt den Lebe
Odem ein“; wie? Oder iſt dies nur eine Redensart?
Blumenſcepter, die Lotuspflanze, auf der Horus in
ſitzt, die Andeutung des Eſſens, die er mach
Pflanzen als Kopfſchmuck des Nil und anderer G
alle dieſe Dinge gehen geradezu auf den innerſten
der Götter, die uns zu eſſen geben.

Aber das Leben iſt nicht überall in dem Sinn
„etwas zu leben“ haben, und die Götter ſind nic
in dem Sinne als die uns etwas zu leben geb
braucht; es iſt eine wirklich logiſche Tiefe in dieſe
ligion. Was iſt das Thier? Es iſt das Lebendig
Idee des Lebens. Das Leben wird energiſch un
ſchaulich durch das Thier ausgedrückt, und zwar i
Thier das Eſſende und das Eßbare zugleich, alſ
Lebende und Lebengebende, alſo das Göttliche der
ter. Das Thier göttlich zu verehren iſt keine
wenn man das Leben und das Lebengebende zum
ſten Weſen macht. Die Idee der ägyptiſchen Re
wird vollkommen durch das Thier ausgedrückt: das
iſt die Kategorie dieſer Religion, die Idee als Leben
Hegel ſagt: „Das Leben iſt die erſte Wirklichke
Idee.“ Die Griechen, die den Geiſt in Kunſt, W
ſchaft und Staat zum höchſten Weſen erheben,
daher den Menſchen zur Kategorie ihrer Religion
Ideal iſt das menſchliche, das die Ceres nicht ausſe
aber den Apollo und die Muſen wegen ihrer G
gaben ehrt.

Der Gott der Juden und Araber, das perſon
All, hat nicht ſoviel logiſches Verdienſt als die
der Aegypter, und die jüdiſch-arabiſche Religion
dadurch, daß ſie den Erzeuger abſtract (ohne Weib
folglich unnatürlich macht, nicht über die Natur erh
denn es gibt nur eine Erhebung über die Natur, die i
Geiſt, oder die Vergötterung der Idee und des
und nur dieſe erzeugt Kunſt und Wiſſenſchaft un
Freiheit. Und die Eine Natur, die ſich ſelbſt er
was eine begriffliche Correctur der Aegypter un
ganzen Schöpfertheorie wäre, kommt den Juden
nig in den Sinn, daß ſie und ihre Nachbeter vi
die heftigſten Gegner der natürlich werdenden Natur

Weil man den Thierdienſt ſehr abſurd findet, ſo
man die Aegypter gern davon freiſprechen. Dies
verkehrt, daß man vielmehr ihre Conſequenz und
Tiefſinn bewundern muß, den ſie bei ihrem Idea
Lebens entwickeln. Sie ſind aufrichtig und klar in
Art, während wir die Mehrzahl unſerer Zeitge
heimliche Aegypter nennen und nur wenigen die

m können, daß ſie offen nichts als Eſſen und
wollen und die Schätzung der geiſtigen Güter
iche Dummheit erklären.

6. Der Sonnendienſt.

der Sonnendienſt, den man wol als Haupt-
vorhebt, weil man mehr Reſpect vor der Sonne
dem Thier hat, beweiſt nur, daß die Aegypter
igebende Sonne würdigten; allein ſie fühlten,
n ihr kein Lebendiges, alſo nicht die wahre Form
deals vor ſich hatten. Die Unternehmung des
Amenophis IV., der nach Lepſius und Wilkinſon
ern Götternamen während ſeiner zwölfjährigen
ig ausradiren und den des Ra dafür hinein-
ließ, ſchlug alſo fehl. Das Volk ließ ſich ſei-
erdienſt nicht nehmen, und das Volk hatte gegen
ſtronomiſchen Phantaſien Recht: der Ochſe iſt
höher als die Sonne, obgleich die Sonne eine
entliche Bedingung iſt, um Ochſen zu erzeugen.
aatsſtreich für die Sonne ſchlug in eine furcht-
action um, obgleich der König zwölf Jahre Zeit
n zu befeſtigen, und in Aegypten ſicherlich unum-
genug regierte.

us ſchildert in ſeinem Götterkreiſe die ganze Ge-
keit der aſtronomiſchen Revolution, die Ame-
V. unternahm, der ſich, um die Anſpielung auf
, die in ſeinem Namen lag, loszuwerden, Bech-
Verehrer der Sonnenſcheibe, nannte; er ſchildert
ie Gewaltſamkeit des Gegenſtoßes, der Ameno-
. und ſein ganzes Geſchlecht vertilgte, ihre Na-
s der Liſte ſtrich und die ganze große Haupt-
e er ſich eigens neben dem ammoniſchen Theben
et hatte, zerſtörte; aber Lepſius zieht nicht den
raus, der Sonnendienſt ſei nicht eigentlich
ch der ägyptiſchen Religion geweſen, vielmehr
er ſo:

s werde die tiefere Erklärung dieſer Erſcheinung nur
den können, daß dem vielgeſtaltigen ägyptiſchen Po-
s der Sonnendienſt, der jedoch längſt zu höhern Stu-
enſchlicht und vergeiſtigt worden wäre, urſprünglich
gelegen.

er Lepſius noch Wilkinſon ſagen uns, was die
en Götter eigentlich ſeien; am beſten drückt ſich
Konrad Schwenck aus, wenn er ſagt:

Hauptgedanken der ägyptiſchen Religion ſind die des
nd der Zeitordnung. Um Leben fleht der Aegypter
r an, nach dem Tode will er noch fortleben und thut
r jenſeitigen Welt. Die Hauptgottheit iſt ihm die
utter Natur (Mut, Iſis), die Leben gebiert und er-
einen Gatten hat, welcher dieſes Leben mit ihr er-
ſiris), und das Erzeugniß iſt das Segenskind Horus.
e die Nilüberſchwemmung, die der Hundsſtern brachte,
enskind nicht erzeugt werden konnte, ſo war der
n ein hochverehrter Gott, und weil das Leben als
erſcheint, ſo fleht der Aegypter um Jahre. Die Zeit
t beſtimmten Ordnung wird ebenfalls göttlich verehrt
u. ſ. w.

ſius hat ſpäter ſeine Chronologie und ſeinen „er-
ötterkreis" bekannt gemacht. Er ſcheint ſich ge-
fliſſentlich aller eigenen Gedanken zu enthalten, ſofern es ſich nicht um hiſtoriſche Kritik handelt. Er läßt daher die Frage: „Was ſind die Götter?" dahingeſtellt oder ſetzt ſie als beantwortet voraus. Wenn er aber ſagt: „der Sonnendienſt ſei zu höhern Stufen vermenſchlicht und vergeiſtigt worden", ſo deutet dies auf eine große Confuſion ſeiner Gedanken. Der Sonnendienſt iſt keiner Vermenſchlichung und Vergeiſtigung fähig. Wenn Phöbus der Gott der geiſtigen Sonne, der Gelehrſamkeit und der Muſen wird, ſo verläßt er damit das Gebiet der Sonne vollſtändig. Dies thut kein ägyptiſcher Sonnengott. Bei Lepſius ſind die Abbildungen aller Götter menſchliche Figuren, die ſich einander völlig gleich ſind und nur durch die Hieroglyphen unterſchieden werden, wenn ſie keinen Kopfputz haben. Solche menſchliche Figuren ohne allen Ausdruck ſind noch keine Vermenſchlichung. Sie bedeuten ganz abſtract den Gott und der Gott die Natur. Dieſe Götter werden keine ethiſchen Mächte, deswegen brauchen ſie keinen Ausdruck und keine typiſche Bildung. Selbſt der Mythus gibt keine Vergeiſtigung eines Cultus, ſolange er nur Allegorie und das Naturereigniß in andere Worte überſetzt bleibt; ſelbſt in der Iſis-, Oſiris- und Horus-Sage iſt das Menſchliche nur das Gewand des Naturereigniſſes. Es iſt in ihr kein menſchliches Leiden oder Schickſal um ſeiner ſelbſt willen. Die Allegorie und die bedeutende hieroglyphiſche Geberde iſt nur Ausdruck irgendeiner Auffaſſung der Naturreligion, kein Ausdruck des unendlichen Geiſtes der Schönheit und des Menſchlichen. Erſt der ſchöne Ausdruck, d. h. das Menſchenbild, welches ſeiner eigenen Idee entſpricht, iſt Vergeiſtigung. Deſſen ſind die Aegypter nicht fähig; und Lepſius wird dies ſelbſt beſtätigen, wenn er ſich ſeinen Ausdruck recht überlegt.

Wenn ſelbſt Iſis, Oſiris und Horus keine „Vergeiſtigung" der ägyptiſchen Religion ſind, ſo ſind es die todten Producte der aſtronomiſchen Speculation noch viel weniger. Von ihnen gerade braucht Lepſius jenen Ausdruck und ſie ſpielen eine große Rolle in ſeinem „erſten Götterkreiſe", der uns die ſpeculative Theologie der Prieſter von Memphis und Theben, aber nicht die Religion des Volks gibt. Dieſe erhebt ſich nirgends in den Geiſt und iſt dennoch überall weit über die aſtronomiſche Speculation erhaben. Wir haben ſchon von den ethiſchen Anklängen in dem ägyptiſchen Todtengericht geſprochen; ſcharf gefaßt muß man ſagen: ſie ſind vorhanden, weil die Aegypter trotz ihrer Religion des Lebens oder ihres thieriſchen Ideals doch immer Menſchen ſind, oder: obgleich ſie ſelbſt geiſtige Weſen ſind, erheben ſie ſich dennoch nicht zur Verehrung des Geiſtes. Wir erleben das noch immer.

Daß die Sonne eigentlich nirgends Localgottheit war, beweiſt nicht, daß ſie der allgemeine Gott war. Sie war überall helfender Gott; ſie iſt und war angeſehen als die Bedingung des Lebens und Zeugens, aber auch als zerſtörende und verſengende Gottheit, z. B. im Mythus von Seth oder Typhon. Als mächtiger Helfer und glanzvolles Geſtirn geſellt ſie ſich nun zu allen Zeu-

gern und gehört nothwendig als Attribut allen Herren und Herrinnen des Lebens. Als Beiwort iſt ſie bedeutend genug, erſcheint auch ſpäter noch in der Glorie der Heiligen, aber Subject und vollends Vater zu werden iſt ihr verſagt. Selbſt die Prieſter laſſen die Sonnengötter ohne Weiber. Dieſe Sonnengötter ſind ſchon darum leicht als dogmatiſche Speculation der Prieſter zu erkennen. Die Dogmatik und zugleich das Geheimniß der Theologie iſt die aſtronomiſche Speculation und Gelehrſamkeit der Prieſter und Könige. Götter wie Mentu, Tagesſonne, Atmu Nachtſonne, Mu, Sonnenlicht, Ra, Sonnenſcheibe, ſind daher keine realen Götter. Dies bedarf einer Erklärung. Die gelehrte aſtronomiſche Erweiterung des Kreiſes der Erzeuger zu den Urerzeugern iſt kein Fortſchritt vom Leben zum Geiſt, auch nicht ein Tiefergehen zum Princip; es iſt ein entſchiedener Rückſchritt vom Lebendigen zum Todten, vom Leben zur Bedingung und zur todten Urſache des Lebens.

Das dogmatiſche oder prieſterliche Syſtem des „erſten Götterkreiſes“, das uns Lepſius gibt, iſt daher zur Hälfte mit unlebendigen Figuren beſetzt. In Theben waren es: Mentu, Atmu, Mu, Tefnet, die Tochter der Sonne, Seb und Nut, die Aeltern der Götter, Heſiri und Hes, Set und Nebti, Hur und Hathur. Amun wäre nachträglich an die Spitze getreten, als Theben, wo er der Localgott war, die Hauptſtadt des neuen Reichs wurde. In dem ältern Memphis waren es Pthah, der Tag, Ra, dann Mu u. ſ. w.

Lepſius gibt zu, daß Seb und Nut nur eine ſpeculative Erweiterung nach oben ſeien, um Oſiris und Iſis mit Aeltern zu verſehen. Man muß aber offenbar noch einen Schritt weiter gehen: die ganze Reihe von Oſiris aufwärts iſt eine Erweiterung durch aſtronomiſche, d. h. theologiſche Speculation der Prieſterſchulen, die darum auch verſchieden in den Namen, wenngleich zuſammenſtimmend im Princip ihre Reihen aufſtellen. Sie konnten ihre abſtracte aſtronomiſche Weisheit — und dies iſt ihre ganze Weisheit und ihr einziges Myſterium — natürlich nicht verleugnen, aber innerhalb derſelben gab es verſchiedene Auffaſſungen des Urzeugers. War es der Tag oder war es die Tagesſonne? Oſiris iſt der wirkliche Mittelpunkt beider Syſteme, und die Erweiterung nach oben hat keine andere Bedeutung, als die ähnliche der Griechen hinter Zeus hinauf zu Kronos und Uranos. Und ebenſo wie Saturn und Uranos zwar Producte der ſpätern götterbildenden Poeſie der Griechen ſind, aber als Naturgötter einer ältern, ärmern und niedrigern Stufe in der religiöſen Anſchauung angehören, ſo iſt es auch mit dieſen Sonnengöttern in der götterſchaffenden Phantaſie der Prieſter. Lepſius nennt die Sonnengötter ein fremdes und ein älteres Element in der ägyptiſchen Religion, ein Ausdruck, der ganz die Sache zu treffen ſcheint, wenn man unſere Erörterung vorausſetzt. Wenn man alſo dieſe aſtronomiſch-ſpeculativen Götter vielleicht das Geheimniß der Prieſter nennen kann, ſo ſind die vom Volk wirklich verehrten und durch Tempelthiere vertretenen Götter die offenbare ägyptiſche Religion.

Ra, der von den Sonnengöttern noch die meiſ
lität hat, gelangt alſo nur in andern Erzeuge
Stier, im Löwen, in Oſiris und Amun zu einer
lichkeit, ſonſt iſt er nur ihr Attribut.

Die Aegypter haben neben den beſtialiſchen r
auch ſehr ſtrenge ethiſche Ordnungen, in denen d
tetik freilich obenan ſteht. Was und wie ſie eſ
trinken, wie oft und wie ſie ſich ſcheren und waſche
iſt von der äußerſten Wichtigkeit. Aber das Princ
Anſchauung, nach der das Leben geſchenkt und nich
wird, führt zur ſtarrſten Verknechtung unter den ſi
oder vielmehr fühlbaren „Herren des Lebens“, den P
und Königen. Schöne Kunſt und freies Denken,
und Philoſophie in den wahren Formen ſind ihne
Wir finden ein ähnliches Volk in den heutige
ländern, die ebenfalls völlig unfähig ſind, den a
Werth der Schönheit und Wahrheit zu begreifen
Poeſie iſt Realismus, meiſt Schilderung ihrer
kaſtenartigen Zuſtände, ihre Philoſophie moral und
philosophy; ſie ſind ohne Metaphyſik und ohne A

Iſis, Oſiris und Horus ſtellen thatſächlich die
dar, aber ſie ſind nur die Erzeuger und das Pr
dem ägyptiſchen Naturereigniß, nicht das ſittliche
nicht das Haus des Menſchen. Weil die äg
Götter keine wirklichen Menſchen ſind, haben ſi
geiſtigen Ausdruck; der Kopf iſt überflüſſig bei
goriſchen Figur, fällt manchmal ganz weg und
durch die Hieroglyphenthiere erſetzt. Doch wird
und Frau immer unterſchieden und die natürli
gung iſt die herrſchende Vorſtellung. Die äg
Plaſtik und Malerei ſind daher nicht eigentlich
Kunſt. Sie idealiſiren die Thiere, nicht die M
Schöne Hunde und Vögel, keine Venus haben ſie

7. Verbindung mit den Juden und Chriſ

Mit dem chriſtlichen Cultus ſind die Aegyp
durch verbunden, daß noch heutigen Tags in
und in Einſiedeln ſchwarze Iſisbilder als Mari
angebetet werden. Dieſe Anbeter brauchen freili
falls keinen Ausdruck; die Bilder ſind Büſten
ben kein anderes Attribut als ihre Schwärze.
dere Verbindung iſt die Glorie der Heiligen; di
würdigſte aber liegt in der Flucht Joſeph's mit
und dem Kinde nach Aegypten. Sie flüchten
wo Vater, Mutter und Kind legitim waren, we
freilich in einem ganz andern Sinn als dem d
lichen Familie, während der jüdiſche Vater ohne
und Kind gegen dieſe Dreieinigkeit nothwendig
ſein mußte. Sie enthielt den Keim einer Ne
und das legitime Judenthum trat mit ſchrecklichen
regeln dagegen auf. Später kommt es zu ein
mittelung zwiſchen dem Alten und dem Neuen
natürliche Vater wird beiſeite geſchoben und da
adoptirt, ja ſogar die Geburt des Gottes und
gende Vater werden adoptirt; die Mutter hat a
ſo bedeutende Stellung wie in der ägyptiſchen
nicht behaupten können.

Der tiefere Grund, weswegen die chriſtliche Dreieinigkeit nicht bei der Dreieinigkeit der Familie ſtehenbleiben konnte, liegt aber darin, daß die Ideen der Griechen und Römer zu weit entwickelt waren, um ſelbſt mit einem ſo tiefen ethiſchen Verhältniß, als die Familie iſt, befriedigt zu werden.. Das Ideal und der Geiſt der Gemeinde mußten darin vertreten ſein, das Idéal iſt das griechiſche, der Geiſt der Gemeinde das römiſche Element, der Vater das jüdiſche in der Trinität.

Zu den Aegyptern konnte man nur mit einem Anklang, mit einer äußerlichen Anerkennung zurückgehen; die reelle Naturreligion war nicht zu brauchen, man hatte ja das perſonificirte Univerſum, was gewiß etwas Umfaſſendes iſt. Wozu alſo noch mehr Natur?

Doch genug. Die noch lebenden Aegypter mögen es uns verzeihen, daß wir den Mumien ihrer Vorfahren mit der Fackel unſers Jahrhunderts ins Geſicht geleuchtet. Sie werden dadurch nicht verhindert werden, noch vielen Generationen zur Wiedergeburt in das Alles eſſende Thier und zur Geleitung in die Oberwelt durch den Hundsaffen zu verhelfen.

Unvergänglich beweiſt ſich der Lebensdienſt des Aegypters;
Nur auf gedüngter Flur wächſt für den Griechen die Saat.

Arnold Ruge.

Urmenſchenthum in Novellen.

Dieſe Ueberſchrift wird für den erſten Blick ohne Zweifel etwas Auffälliges haben, aber die Leſer werden ſie gerechtfertigt finden, wenn ſie durch das Augenglas unſers Berichts einen Blick in nachſtehend verzeichnetes Buch werfen wollen:

Aus der Mappe eines Kosmopoliten. Erzählungen, Novellen, Genrebilder und Humoresken von Emanuel Raulf. Leipzig, Kollmann. 1857. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Unſere Leſer kennen den Verfaſſer bereits aus einer Anzahl von kritiſchen Beiträgen, die in d. Bl. ſeit einer Reihe von Jahren erſchienen ſind, und aus ſeiner Gedichtſammlung „Granit und Marmor", über die wir uns ſeiner Zeit in d. Bl. ausführlicher ausgeſprochen haben. Schon früher nahmen wir Anlaß, in einer Note darauf hinzuweiſen, daß man die Anſchauungen Emanuel Raulf's, wie ſie vorzugsweiſe in den Einleitungen zu ſeinen kritiſchen Aufſätzen durchſchimmerten, weſentlich als Uranſchauungen bezeichnen könne. Die Natur iſt ſeine Göttin, der er huldigt, die ſich ihm in ihren tauſendfachen Geſtaltungen als ebenſo vielen Ausflüſſen und Wirkungen der erſten und einzigen Urkraft offenbart. Den Menſchen will er aus erſter, nicht aus zweiter oder dritter oder wer weiß wie vielter Hand haben, nicht den durch eine raffinirte Cultur zugerichteten und in künſtliche Form gebrachten Menſchen, ſondern den unverbildeten Sohn der Natur, den elementaren Menſchen, in dem das Blut noch nicht abdeſtillirt und verdünnt und das Knochenmark noch nicht zerrieben und in Mehlteig verwandelt iſt. Dieſe Anſchauung ſpricht ſich auch in ſeinen Novellen deutlich aus, in denen meiſt irgendein knorriger Naturmenſch ſeine mächtigen Glieder reckt und dehnt und mit ſeiner breiten Fauſt an die ſchwächlichen und lügneriſchen Creaturen der Civiliſation fühlbare Backenſtreiche austheilt, daß ſie gar nicht wiſſen, wie ihnen geſchieht. Wir haben früher einmal „Civiliſationsnovellen" in der Literatur gehabt, hier haben wir Anticiviliſationsnovellen.

Am entſchiedenſten ſpricht ſich wol dieſe Tendénz des Verfaſſers mehr ernſthaft in der Novelle „Der ſchwarze Paul", mehr launig in der Humoreske „Zwei Handwerksburſchen" aus. In jener iſt der Hauptheld ein nach einer deutſchen Handelsſtadt verſchlagener Mandingoneger mit breiter „Herculesbruſt", der, weil er wie ein „ſchwarzer Maſtbaum" über alles Volk hervorragt, von den Straßenbuben der „ſchwarze Paul" genannt wird. Bei einer entſetzlichen Feuersbrunſt zeigt er ſich in all ſeinem natürlichen Adel und ſeiner geſunden Urkraft; während die ſogenannten Civiliſirten ſich verzagt, ſelbſtſüchtig, albern, unentſchloſſen und gemein zeigen, rettet er mit Lebensgefahr eine Mutter mit ihrem Kinde aus den Flammen, verliert allein nicht den Kopf, ordnet die Löſchanſtalten und die Pulverſprengungen, und als einige ſchlechte Kerle Anſtalten machen, den edeln Schwarzen in die Glut zu ſchleudern, ruft er in urmenſchlichem Krafttone: „Reizt den Löwen nicht! er iſt in Afrika geboren! Kommt dieſer ſchwarzen Fauſtkeule nicht zu nahe, ihr weißen Kalkgeſichter!" u. ſ. w., packt mit ſeinem Arme, „der eine Musculatur zeigte, wie ſie bei der kaukaſiſchen Menſchenrace nicht vorkommt", einen naſeweiſen neunzehnjährigen Burſchen beim Rockkragen und ſchleudert ihn wie einen „Spielball" über die Köpfe der Volksmaſſe hinweg. Dann ſchreitet er „wie ein Mohrenkönig mit purpurgoldenem Scepter" und mit den Worten: „Tod und Sahara! Platz da! Platz da, ihr Memmen, für einen Mandingo!" durch die erſchreckt zurückweichende Menge. Als man ihm ſpäter für ſeine bei der Feuersbrunſt geleiſteten Dienſte namens der Bürgerſchaft eine Summe Geldes darbietet, weiſt er dies mit der ſouveränen Verachtung eines Mandingo zurück und hält der Deputation eine gehörige Strafrede darüber, daß die weißen Leute jede That auf die Goldwage zu legen liebten, wodurch dem Menſchen das Gefühl: Menſch, du haſt etwas Gutes gethan, recht verbittert werde. Zuletzt wendet der Mandingo der in ſich verkommenden civiliſirten Welt den Rücken und begibt ſich wieder in ſein Heimatland.

Wie man auch von dieſer Gegenüberſtellung eines ſogenannten Wilden als Repräſentanten des Urmenſchenthums und der Civiliſation denken oder was man auch von der urwüchſigen Kernſprache des Mandingonegers halten möge, ſo kann man doch nicht in Abrede ſtellen, daß der Verfaſſer in der Schilderung der Feuersbrunſt und der damit ſich paarenden Volksſcenen eine nicht gewöhnliche Kraft der Anſchauung und Plaſtik der Darſtellung entfaltet. Doch nicht aus dieſen tumultuariſch bewegten, draſtiſchen Scenen wollen wir eine Probe mittheilen, ſondern lieber die Beſchreibung der öden todten Brandſtätte als die ſchwierigere wählen: „Welch ein Bild der Verödung entfaltete ſich dem Blicke! Ein wildes Heer von Hunnen ſchien hier gehauſt zu haben; die Spinnfabrik allein genügte, um ſich einen richtigen Begriff zu machen, mit was für einer Zerſtörungswuth die mit dem Sturmwind verſchwiſterte Flamme hier gewirthſchaftet hatte. Nur die Hauptmauern ſtanden noch, aber dermaßen vom Rauche geſchwärzt, daß es ausſah, als hätten die früher ſchneeweißen Kalkwände ein Trauerkleid für das allgemeine Unglück angezogen. Die eiſernen Gitterſtangen der Fenſter hatten ſich in der Glut wie Regenwürmer gekrümmt, ſogar die mächtigen Grindelbäume der Schwungräder konnten ihr nicht widerſtehen. Das Innere der Fabrik glich einem Chaos von wild durcheinander geworfenen Dachbalken, Maſchinenkolben, Thürpfoſten und hundert andern verkohlten Gegenſtänden, die ſchwarz wie die Nacht nun ſeltſam den wolkenloſen, tiefblauen Himmel anglotzten, der ſich über die Ruinen im Bogen wölbte. Die ganze Straße war in eine Trümmerwelt verwandelt — mitten in ihr lag die Rieſenleiche des Thurms."

Der Stoff der Humoreske „Zwei Handswerksburſchen" würde ſich auch ſehr gut für ein Luſtſpiel geeignet haben. Ein origineller Baron, der auch ein wenig mit der modernen Civiliſation auf geſpanntem Fuße ſteht und ſich gern ein Späßchen geſtattet, greift auf der Landſtraße einen ſchmucken kecken Handwerksburſchen auf und überredet ihn, ſich in eine vornehme Geſellſchaft, die ſich auf ſeinem Schloſſe eingefunden

hat, einführen zu laſſen und als ein Zimmergeſell ſich ja nicht zu geniren, ſondern möglichſt grob zu ſein. Der junge Geſell läßt es nicht an ſich fehlen, und man kann ſich denken, welche Verwirrung die maſſiven und urzuſtändlichen Bemerkungen des Handwerksburſchen unter den Anweſenden anrichten und welche tollen Schwänke dabei zutage kommen. Die Wahrheiten, die er ihnen auf der Violine ſeiner urmenſchlichen, etwas ſüddeutſch gefärbten Grobheit geigt, ſind der Art, daß die Comteſſen, Lieutenants und gnädigen Fräulein, wenn ſie, wie es im Märchen heißt, nicht geſtorben ſind und mithin heute noch leben, ſie nicht aus dem Gehör und Gedächtniß verlieren werden.

Auch in den meiſten übrigen Novellen ſpielen ſolche Urmenſchen, Urzuſtände und Urſpäße eine Hauptrolle. So tritt in der Erzählung „Zwei Angedenken aus den Meeresfluten“ der wackere Seemann Peter durch eine kühne That in den Vordergrund: „ein Mann von auffallender Größe; er mochte wol neun bis zehn Zoll über ſechs Fuß meſſen; ſein athletiſcher Gliederbau verhielt ſich zur ganzen Figur ſo regelrecht, daß er als Hercules hätte Modell ſtehen können. Die blonden Haare, der aufrichtig freie Blick beurkundeten den Norddeutſchen (der Verfaſſer ſelbſt iſt Süddeutſcher), der ſich auch durch ſein offenes, biederes Weſen dem Menſchenkenner ſogleich verrieth“ u. ſ. w. Ein andermal, in der Erzählung „Das Teſtament des Bettlers“, ſucht ſich der Verfaſſer ſeinen Helden ſogar unter den Bettlern. Es iſt der „graue Oswald“, der bis zu ſeinem achtzigſten Lebensjahre bettelt, bald den Taubſtummen, bald den Lahmen, bald den Siechen ſpielt, um mit dem Erbettelten einzelne wahrhaft arme Leute zu unterſtützen und bei ſeinem Tode 20,000 Gulden an die Armenkaſſe zu vermachen. Sein Teſtament ſchließt mit den Worten: „O Welt, du biſt eine ſchlecht eingerichtete Armenanſtalt, und die Aermſten darin ſind die Reichen, weil ſie nicht wiſſen, daß Wohlthun beſeligt! Schämt euch, ihr Reichen, vor einem alten Bettelmann!“ Der gute Jude Salomon, gewiſſermaßen ſein Bankier, ließ dieſem originellen Bettler einen ſchönen großen Grabſtein aus Granit ſetzen, worauf in goldenen Buchſtaben ſtand: „Magenſäcke gibt es viele — Menſchen wenige. Hier unter dieſem grauen Steine ruht — ein Menſch!“ In dieſer Erzählung kann der Leſer auch einem merkwürdigen Bettlerballe beiwohnen und die Bekanntſchaft des Fetzen-Peter, des blanken Ratzel, des Groſchen-Seppel, der Schnaps-Rani, der Flick-Leni und anderer liebenswürdigen Perſonen beiderlei Geſchlechts machen, welche die Taſchen der Wohlhabenden erleichtern, ohne daß man doch geradezu ſagen könnte, ſie ſeien Taſchendiebe. In der Erzählung „Das zerbrochene Uhrglas“ ergötzt uns wieder ein Urſpaßvogel, der gemüthliche Uhrmacher Andreas Stahl, und auch in ſolchen Erzählungen, die in den Kreiſen der höhern Civiliſation ſpielen, wie in den Novellen „Ein ſeltſames Duell“, „Licht und Dunkel“ u. ſ. w., werden wir immer auf Anſchauungen treffen, die alles Conventionelle über den Haufen werfen. Zwei Liebende unterhalten ſich in einem ſeligen Augenblick angeſichts des Vollmonds. Adolf ſagt: „Die Weltſeele ſelbſt ſchauerte vor der Dunkelheit der Nacht und gebar aus ihrem unendlichen Schooſe den Mond, um ihn als Leuchte der Verſöhnung nach dem Kampfe des Chaos ſchimmern zu laſſen“, worauf Agnes erwidert: „Der Mond, nicht die Sonne, iſt das ſchönſte Symbol des Lichtſiegs über das Schwarz der Nacht“ u. ſ. w. Das iſt an ſich ſehr ſchön, aber wir zweifeln denn doch, ob das die Art zweier moderner Liebenden ſich zu unterhalten ſei. Es fehlt übrigens nicht an treffenden Gedanken, z. B.: „Die Jugend iſt nur die Maske des Alters, das Alter die Maske des Todes“; „Die Erinnerung iſt ein klarer Spiegel, der — wie jeder andere — der vergangenen Wirklichkeit ſchmeichelt“; „Schön fehlen iſt oft ſchöner, als der ſchönſten Regel folgen“, und ſo noch manche andere.

Zu den in ſich wahrſten und einfachſten Erzählungen rechnen wir die ſchon erwähnte „Zwei Angedenken aus den Meeresfluten“ und die letzte des Buchs: „Starkgläubig.“ Der Verfaſſer beſitzt das einem Novelliſten immer ſehr zuſtatten-
kommende Talent, große elementariſche Ereigniſſe
Lebendigkeit zu ſchildern und uns für die Rettung
betroffenen Perſonen lebhaft zu intereſſiren. Die
zeigt ſich bei der Schilderung einer Ueberſchwemmu
ihm die letztgenannte Erzählung Gelegenheit gibt
Kraft und Urſprünglichkeit. In der erſtern Erzählun
er, wie Peter, nachdem er in Begleitung ſeines
feindliches Kriegsſchiff nächtlicherweile in Brand g
ſich durch Schwimmen nach dem Hafen zu retten
feindlichen Boote verfolgen die Schwimmenden, es fal
auf ſie, der Sohn wird verwundet, und man verfolgt
That mit größter Spannung die Manoeuvres, durch
Vater unter äußerſter Kraftanſtrengung gelingt, ſi
nen Sohn in Sicherheit zu bringen. Der Verfaſſ
Natur wirklich trefflich zu beobachten, und es würd
ohne Zweifel mit den Menſchen ebenſo gelingen, we
mitten unter übercivilifirten Umgebungen lebte, welch
für ſeine Beobachtung geeigneten Menſchenexemplar
fügung ſtellen. Er iſt aber bei allen Wunderlichkeit
ihm vorwerfen mag, doch jedenfalls ein eigenarti
wie eigenartiger Charakter, der vielleicht Das,
natürlich hält, übertreibt, aber zu naiv iſt, um
raffinirten Effecten zu haſchen und gegen ſich und
Welt eine Lüge zu begehen. Er verſtößt vielleicht
Geſetze des Geſchmacks, aber nicht gegen die der Sit
älterm Datum iſt als der moderne Sittencoder, de
Reſpect vor äußerlichen Formen verlangt und ſic
einer innern Unwahrheit oder gar Schlechtigkeit als
Verſtoß gegen die bloße Anſtands- und Umgangsmor
Dazu meint er es mit ſeinem conſequenten Kampfe
Raffinement der Ueberbildung und der convention
aufrichtig und ehrlich, und das iſt auch ſchon et
ſelbſt wenn davon irgendein Reſultat ſich nicht erw
Bei alledem möchten wir ihm aber doch in aller
rathen, eine gewiſſe Ueberkräftigkeit, die ſich bei ih
Ausdruck als in den Situationen findet und mehr
allgemeinen Geſchmack als gegen den conventionelle
tion oder einer Zeit verſtößt, künftig zu vermeide
dadurch bei der Kritik wie den Leſern ſich ſelbſt
der Welt, die eben auch ſehr eigenwillig iſt, nichts

Kaſernenerzählungen. Eine Sammlung in Kriegsthaten. Aus den beſten hiſtoriſche der Kriege der neuern Zeit zuſammengetr geordnet vom Grafen Alexander Bi San Jorioz. Aus dem Italieniſchen Baumgarten. Leipzig, Schlicke. 1 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Zweck dieſer Sammlung, welchen der
der Einleitung angibt, iſt gewiß ein ſehr löblicher.
ein Buch für Unteroffiziere und Soldaten ſchreib
anzuregen, in allen Fällen ihren Vorfahren und
an Muth und Tapferkeit gleichzukommen, und ihn
gegen den Feind einzuflößen. Wir finden beſon
letztern Geſichtspunkt im höchſten Grade anerkennens
die meiſten ähnlichen Bücher gerade umgekehrt ſpec
ten ſind, die Thaten nur der eigenen Armee verhe
der andern keiner Beachtung würdigen. Es iſt
Ding um das militäriſche Selbſtgefühl eines Heer
kann auch übertrieben werden und, wie jede zu ſt
gene Saite leicht zerſpringt, bei Unfällen in das
umſchlagen, wovon die Kriegsgeſchichte traurige Be
Der Verfaſſer der „Kaſernenerzählungen“ hat ſeine
punkte treu dem Feinde überall volle Achtung be
finden aus dem italieniſchen Kriege von 1848 und 1
hals und andern Werken entnommen, manches ſch

cher Tapferkeit gegen die Piemonteſen. Das Buch überhaupt in der Ueberſetzung 101 Nummern. Der er hat die des Originals beſchränkt und viele Thatus der ältern Geſchichte oder ſolche, welche nur das itaVolk intereſſiren, weggelaſſen, und mit Recht. Doch fühluns oft verſucht, ihm dabei mit Gaudy zuzurufen: ite! ſchlachte! Noch lang' iſt deine Schar nicht rein!" Dem n Hut bei der Revue aufheben (Nr. 11) iſt keine Kriegsdie bekannte Anekdote, welche hier damit verknüpft iſt: nnung zum Capitän, zu trivial. So noch manche. Mehrzahl der Geſchichten (über 40) franzöſiſch iſt, echt h, liegt in den benutzten Quellen; wir hätten gewünſcht, che Ueberſetzer wäre nach dem Muſter dieſes Buchs, mit ig deſſelben, aber durch Hinzufügung noch mehr deutiſpiele, mit einer eigenen, ſelbſtändigen Sammlung reten. Es gibt doch aus der Specialgeſchichte jedes Heeres die ruhmvollſten Thatſachen zu erzählen: von fiſchen, welchem der Ueberſetzer angehört, iſt ſo wenig als von dem preußiſchen; denn wenn unter den beQuellen Friedrich's II. „Geſchichte meiner Zeit" angerd, ſo iſt ihr nur die abgetragene Meidingerin vom hen Grenadier bei Roßbach entnommen. Indeſſen vir uns an das Gute halten, das geboten wird, und h, obzwar für ſardiniſche Unteroffiziere und Soldaten en, auch in weitern Kreiſen mit dem Ueberſetzer em Beſonders werden die Epiſoden von Novara und die ader, die franzöſiſchen Generale und Soldaten in Afrika ampl betreffenden intereſſiren. 54.

Eine deutſchdichtende Engländerin.

nn es überhaupt ſchwierig und nur bis auf einen geGrad möglich iſt, ſich in die Anſchauungsweiſe und liche Denkart eines fremden Volks hineinzuleben, ſo dieſe Schwierigkeit gewiß am unüberſteiglichſten, wenn verſucht, in fremder Sprache zu dichten. Denn die auch wo ſie Stimmungen, Anſichten und EmpfindunEinzelnen ausdrückt, iſt immer von durchaus nationalen m durchdrungen und bildet in gewiſſem Sinne eine Spiegelbild des ganzen Nationalcharakters in ſeiner keit. Die Schwierigkeit wächſt noch, wenn der in einer Sprache angeſtellt wird, die ſo reich, manund bis ins Einzelnſte ausdrucksvoll und dabei ſo frei les iſt, wie die deutſche. In dieſem Sinne würden iſſo und Oehlenſchläger ſchon ob ihres Wagniſſes verageſtaunt zu werden, wenn ſie auch nicht ſo Bedeutenicht hätten. Mit reger Theilnahme wird man daher n derartigen Verſuch Kenntniß nehmen; diesmal iſt Dame, welche denſelben in

Dichtungen von einer Engländerin. Hamburg, Perleſſer u. Mauke. 1857. 16. 1 Thlr.

hat. Wir glauben keine Indiscretion zu begehen, ir über die perſönlichen Verhältniſſe der Dichterin bedaß dieſelbe, von engliſchen Aeltern geboren, die deutſche welche ihr bis zu ihrem einundzwanzigſten Jahre bekannt geblieben, nur durch Selbſtſtudium erlernt daß dieſelbe gegenwärtig in Hamburg lebt. In Andes erſten Umſtandes iſt zunächſt die Anerkennung chen, daß ihre Verſe bis auf wenige Kleinigkeiten nd richtig ſind, daß ſie manchem geborenen Deutſchen bild empfohlen werden könnten. Der Inhalt zeugt m echtweiblichen Sinn, und wenn auch die behandelſe, Natur, Liebe, Freundſchaft, Religion, mehr oder Weiſe beſungen werden, ſo machen doch das ſchlichte nd die fromme Geſinnung einen wohlthuenden Eindruck. obe diene ein Gedicht, „Die Stille" überſchrieben, dem poetiſche Hauch nicht abgeht.

O Alles, was uns wahres Glück gewährt,
Iſt mit der heil'gen Stille eng verbunden;
Sie iſt es, die den Frieden in uns nährt —
Die ſtillen ſind des Lebens ſchönſte Stunden.

Der ſtille Morgen und die ſtille Nacht
Sind ſchöner als des Tages laut Getümmel;
Das redet wol von eitler Erdenpracht,
Die Stille aber redet von dem Himmel.

Still iſt die Liebe, die die Bruſt beglückt.
Ein ſtilles Glück — das iſt ein Gottesſegen;
Ein einfach ſtill Gemüth — o das entzückt,
Wie eine Roſe, uns auf allen Wegen.

Ein ſtilles Herz, der Tugend treu geweiht,
Ein ſtilles, hellerleuchtetes Gewiſſen,
O wohl geborgen iſt's in Ewigkeit
Und ruhet hier auf reichſtem Schlummerkiſſen.

Drum will ich lieben dich, du hohes Gut,
Du ſüße Himmelsluſt, geweihte Stille!
Ich ſtelle mich in deine treue Hut,
Ich weiß, du ſchenkeſt mir des Friedens Fülle.

Beſonders möchten wir die Verfaſſerin auf Ueberſetzungen hinweiſen, für welche ſie eine große Gewandtheit beweiſt. Es finden ſich hier deren aus dem Franzöſiſchen und Schwediſchen. Man könnte wol, wenn die Dichterin der Uebertragung engliſcher Dichtungen, die ihr etwa zuſagten, ihre Mühe widmen wollte, bei ihrer Vertrautheit mit beiden Sprachen recht Erfreuliches erwarten. 42.

Notizen.

Münchhauſen.

Nachdem im „Gentleman's magazine" vor einiger Zeit Jemand angefragt, wer und was eigentlich Münchhauſen, der weltberühmte Lügner und Aufſchneider, geweſen, hat ein Anonymus in einer der letzten Lieferungen des genannten Journals dieſe Frage beantwortet, und zwar mit Zugrundelegung der vom Einſender als „able" bezeichneten Einleitung von Adolf Ellißen zu der letzten deutſchen Ausgabe des Buchs von 1849. Zugleich läßt ſich der Einſender mit einigen Worten über die eigenthümliche Bedeutung des Buchs aus. Er meint zwar, daß man ihm eine zu hohe Stellung anweiſen würde, wollte man es mit den Phantaſiereiſen Gulliver's oder Robinſon Cruſoe's vergleichen, aber das Buch habe doch der Welt viel Unterhaltung verſchafft und ſein Held ſei der anerkannte Typus einer keineswegs ſchon in der Geſellſchaft ausgeſtorbenen Claſſe von Perſonen. Daher laſſe ſich eine gewiſſe Neugier in Betreff der Geſchichte und der Autorſchaft des Buchs wol erklären. Der Einſender weiſt dabei auf ältere Quellen hin, die der Lügner Münchhauſen ſchwerlich, aber wol Rudolf Erich Raspe, der bekanntlich die Münchhauſen'ſchen Abenteuer in engliſcher Bearbeitung herausgab, gekannt und benutzt haben möge, z. B. Heinrich Bebel's 1508 in Straßburg erſchienenen „Facetiae" u. ſ. w., und er ſchließt dann: „Alle dieſe Abenteuer erhalten jedoch einen neuen Reiz durch die anziehende Naivetät und die kecke Zuverſichtlichkeit der Erzählungsweiſe Münchhauſen's. Der Baron aus Bodenwerder iſt in ſeinem ſpeciellen Genre unübertroffen; er handhabt ſeine Waffe, die Aufſchneiderei, mit der Leichtigkeit und Grazie eines Meiſters." Wir haben in einem frühern Jahrgange (Nr. 23 und Nr. 26 d. Bl. für 1855) die 1855 neu aufgelegte altfranzöſiſche Münchhauſiade „La nouvelle fabrique des excellents traits de vérité etc. par *Philippe d'Alcripe*, sieur de Neri en Verbos" beſprochen und dabei die Anſprüche der franzöſiſchen Kritik, als ob der deutſche Münchhauſen nichts weiter als eine Bearbeitung oder gar bloße Ueberſetzung dieſer Schrift ſei, zurückzuweiſen geſucht, ohne uns jedoch, da wir nicht im Beſitze des franzöſiſchen Originals waren und es nur

aus Journalberichten kannten, auf eine genauere Vergleichung und Prüfung einlaſſen zu können. Es wäre wol der Mühe werth, wenn ein deutſcher Literaturforſcher, der dazu Zeit hätte, einmal die ganze Münchhauſen-Literatur zum Gegenſtande ſeiner Forſchung machte, wobei er auch die bekannten nordamerikaniſchen Aufſchneidereien, von denen auch die Barnum'ſche Autobiographie manche Proben enthält, nicht unberührt laſſen dürfte. Ganz gewiß werden die Hinterwäldler und Trapper ihre Aufſchneidereien nicht aus der „Nouvelle fabrique des excellents traits de vérité" geſchöpft haben, ebenſo wenig wie der Baron Münchhauſen oder Raspe, ebenſo wenig wie jene „Lustics" oder deutſchen Aufſchneider und Spaßmacher bei den franzöſiſchen Regimentern in Algier, oder Auguſt Jäger, Baron Schlump genannt, der ſich in das Irrenhaus hineinlog und deſſen erfindungsreiche Aufſchneidereien aus ſeinem Aufenthalt in Algier, womit er ſeine Geſpräche zu würzen pflegte, im Grunde die erſte Anregung zu der neueſten Münchhauſiade „Fritz Beutel" gegeben haben.*)

G. H. Lewes und Sheridan Knowles.

Bei dem Aufſehen, welches G. H. Lewes' Werk über Goethe in den literariſchen Kreiſen Deutſchlands erregt, dürfte es vielleicht manchen unſerer Leſer nicht unintereſſant ſein, einige Nachrichten über ſein Leben und ſeine literariſche Wirkſamkeit zu erfahren. Wir finden ſie in dem 1856 in London erſchienenen Werke: „Men of the time. Biographical sketches of eminent living characters." Hiernach iſt Lewes, in dem angeführten Buche einfach „littérateur" genannt, 1817 in London geboren, war in ſeinen jungen Jahren Commis in dem Geſchäft eines ruſſiſchen Kaufmanns, fand aber in dieſer Stellung die Poeſie nicht, welche die moderne deutſche Romantik dem Commisleben abzugewinnen weiß, und faßte den Entſchluß, Medicin zu ſtudiren. Da es ihm jedoch nicht möglich war, chirurgiſchen Operationen beizuwohnen, gab er das Studium der Medicin auf und lebte fortan von der Feder, die, wie es in dieſen biographiſchen Mittheilungen heißt, eine „goldene, bewundernswerthe Feder, die Feder eines Dichters und Philoſophen zugleich iſt". „As a critic", wird weiter verſichert, „can he handle the literary scalpel without the slightest trepidation." In den Jahren 1838 und 1839 bereiſte er Deutſchland zu literariſchen Zwecken, und von 1849—54 redigirte er den „Leader". Außer einer großen Menge von Beiträgen für viele Zeitſchriften und Reviews ſchrieb Lewes: „A biographical history of philosophy"; „The Spanish drama: Lope de Vega and Calderon"; „Life of Robespierre"; „Comte's philosophy of the sciences"; die Romane „Renthorpe" und „Rose, blanche and Violet", das Trauerſpiel „The noble heart". Margaret Fuller traf ihn 1849 bei Carlyle und fand ihn ſehr witzig und „flippant"; Anekdoten habe er bewundernswerth zu erzählen gewußt, aber ein Leben Goethe's zu ſchreiben, meint ſie, ſei er wol ſo ungeeignet, „as irreligion and sparkling shallowness can make him". Daß Margaret Fuller ſich geirrt, beweiſt Lewes' nun der Welt vorliegendes Werk. Darüber, daß Lewes, wie wir in einigen deutſchen Blättern laſen, auch Schauſpieler geweſen, finden wir in dieſer biographiſchen Notiz keine Andeutung.

*) Auguſt Jäger konnte auch in ſeinen ſonſt ganz ernſthaft gemeinten Reiſeſchriften dieſe Aufſchneidereien nicht immer laſſen; ſo wenn er in ſeiner Schrift „Der Deutſche in London" (Leipzig 1838) ganz treuherzig berichtet, daß ihm die Königin von England einmal bei einer Parade aus ihrem Wagen ihre Viſitenkarte dargereicht und ihn dadurch zu einem Beſuch eingeladen habe, oder wenn er erzählt, daß manche deutſche Expatriirte ſich durch Gerben von Fellen ernährten, indem ſie unbekleidet in einem mit „kleinen, koſtbaren" Fellen angefüllten Faſſe ſolange herumſtampften und mit Händen und Füßen herumwirthſchafteten, bis ſie in einen furchtbaren Schweiß ausbrächen, wodurch dann die Felle zubereitet würden und eine ganz eigene Feinheit erhielten.

Daſſelbe biographiſche Dictionnaire gibt uns auch Geleg
heit, eine frühere Mittheilung in Betreff des Luſtſpieldichters S
ridan Knowles zu berichtigen. Von dieſem wurde nämlich,
auch in d. Bl., erzählt, er ſei in den geiſtlichen Stand übergetret
er iſt aber als Curator des Shakſpeare-Hauſes in Stratford
geſtellt und genießt, weil ſeine Kränklichkeit ihm literari
Anſtrengungen verbietet, eine Regierungspenſion von jähr
200 Pf. St. Bei den Verhandlungen über die Größe
ihm zu verleihenden Jahrgehalts ſoll ſich herausgeſtellt hab
daß er im Durchſchnitt jährlich durch ſeine Theaterſtücke n
die gleiche Summe erworben habe, wie denn überhaupt ü
die Lage der dramatiſchen Autoren in England wenig Trö
ches verlautet. In der biographiſchen Notiz über Bulwer
ſen wir: „Sein inniges Mitgefühl für das Loos Derjenig
die nicht in ſo glücklicher Lage ſind als er, hat er dadurch d
gethan, daß er ein Grundſtück zur Gründung eines Hoſpitals
für invalide Künſtler und Schriftſteller geſchenkt hat."
hängt dies wol mit der projectirten „Guild of literature a
art" zuſammen, von der wir außerdem zu unſerm Leidwe
bei Gelegenheit der biographiſchen Notiz über Dickens erfahr
daß das Project ein Fehlſchlag geweſen. Indeß iſt das E
reſultat immer noch abzuwarten. **H. M.**

Bibliographie.

Aſſmann, W., Handbuch der allgemeinen Geſchich
Für höhere Lehranſtalten und zur Selbſtbelehrung für Ge
dete. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Geſchichte des Mittelalte
von 375—1492. Zur Förderung des Quellenſtudiums. 1
Abtheilung, bis zum Anfange der Kreuzzüge. Braunſchwe
Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 25 Ngr.

Flathe, T., Die Mark Meißen. Rede zur Feier d
Geburtstages Sr. Majeſtät des Königs Johann von Sach
am 12. December 1856 im Gymnaſium zu Plauen gehalt
Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Friedrich, J. B., Gedichte. Würzburg, Goldſtein. 1
12 Ngr.

Gähde, J. K. F. W. F., Geſchichte der Stadt Alt-Lan
berg. Nach Quellen bearbeitet. Nach deſſen Tode herausg
geben. Halle, G. Schwetſchke. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Heßlein, B., Berlin's berühmte und berüchtigte Häuſ
In hiſtoriſcher, criminaliſtiſcher und ſocialer Beziehung darg
ſtellt. 2te völlig neu umgearbeitete Auflage. 1ſtes bis 3
Heft. Berlin, Verlags-Magazin. 8. à 3 Ngr.

Jung's, J. H., Lebensgeſchichte; oder deſſen Jugen
Jünglingsjahre, Wanderſchaft, Lehrjahre, häusliches Leben u
Alter. Eine wahre Geſchichte. 3te Auflage. Mit einer e
leitenden Vorrede von v. Kapff. 1ſte Lieferung. Stuttga
Rieger. 16. 4 Ngr.

Karsten, H., Ueber die Vulkane der Anden. Vortr
gehalten im Verein für wissenschaftliche Vorträge am 1
Februar 1857. Berlin, Decker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mayer, K. A., Deutſche Geſchichte für das deutſche V
1ſter Band. 1ſte Hälfte. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 1 T

Robinson, E., Neuere biblische Forschungen in P
lästina und in den angränzenden Ländern. Tagebuch ei
Reise im Jahre 1852. Von E. Robinson, E. Smith u.
Nach den Original-Papieren mit historischen Erläuterung
herausgegeben. Mit einer Karte von Palästina von H. K
pert. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Schwenke, L., Erziehung und Unterricht. Pädagogiſ
Ausſprüche alter und neuer Zeit für Aeltern, Lehrer und E
zieher geſammelt und gruppirt. Leipzig, G. Mayer. Gr.
25 Ngr.

Voigt, J., Geſchichte des Deutſchen Ritter-Ordens
ſeinen zwölf Balleien in Deutſchland. 1ſter Band. Berl
G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1856 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erſchienenen neuen Werke und Fortſetzungen.

№ IV, die Verſendungen der Monate **October, November** und **December** enthaltend.

(Beſchluß aus Nr. 10.)

Schücking (L.), Die Sphinx. Roman. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ein neuer Roman des beliebten Romandichters, von ſpannender Handlung, origineller Charakteriſtik und vollendeter Form. Die „Moden-Zeitung“ ſagt darüber: „Von dem beliebten Schriftſteller iſt ein neuer Roman «Die Sphinx» erſchienen, der ſeinem räthſelhaften Namen Ehre macht, denn die Spannung der Neugier hält dem Leſer fortwährend in Athem und iſt um ſo wirkſamer als die pikante Fabel des Romans auf eine höchſt anmuthige Art mit der idylliſchen Staffage deſſelben contraſtirt.... In ſolchen Genrebildern iſt Schücking Meiſter, beſonders wenn er ihnen eine lokale Färbung gibt; Rheinland und Weſtfalen, wo er lange heimiſch war, bieten ſo viele Eigenthümlichkeiten dar, die Niemand als er mit ſo richtigem Blick zu zeichnen vermag.“ Der geiſtvolle Verfaſſer des Aufſatzes „Der neue deutſche Roman“ im 9. Bande der „Gegenwart“ **(Rudolf Gottſchall)** ſagt über Schücking unter Anderm: „Ein Autor, deſſen Werke ebenſo viel Plaſtik wie harmoniſchen künſtleriſchen Guß bekunden, der durch Maß und Takt und Eleganz der Form ebenſo beſticht, wie durch einen geiſtigen Inhalt feſſelt, welcher ſich um Lebensfragen der Gegenwart bewegt. Dabei ſteht Schücking, jeder Ausländerei fremd, auf deutſchem Boden feſt, und der vorherrſchende provinzielle Hintergrund ſeiner Romane (Weſtfalen) iſt der Klarheit ſeiner Anſchauungen und Schilderungen, der Beſtimmtheit ſeiner Charakteriſtik förderlich.“

Die frühern **Romane Levin Schücking's**, ſämmtlich von dem deutſchen Publicum mit lebhafter Theilnahme aufgenommen, erſchienen in demſelben Verlage unter folgenden Titeln:

Ein Staatsgeheimniß. Drei Theile. 8. 1854. 5 Thlr.
Die Königin der Nacht. 8. 1852. 1 Thlr. 24 Ngr.
Der Bauernfürſt. Zwei Bände. 8. 1851. 4 Thlr.
Ein Sohn des Volkes. Zwei Theile. 12. 1849. 4 Thlr.
Die Ritterbürtigen. Drei Theile. 12. 1846. 4 Thlr. 15 Ngr.
Eine dunkle That. 12. 1846. 2 Thlr.
Ein Schloß am Meer. Zwei Theile. 12. 1843. 3 Thlr.

Von dem Verfaſſer erſchien ebendaſelbſt:

Eine Eiſenbahnfahrt durch Weſtfalen. 8. Cart. 10 Ngr.

Den Reiſenden, die Weſtfalen berühren, wird **Schücking's** Buch die angenehmſte Unterhaltung auf der Eiſenbahn gewähren; von der Kritik iſt daſſelbe außerordentlich günſtig aufgenommen und als „ein wahres Muſterbuch der Eiſenbahnlitteratur“ bezeichnet worden.

Von Minden nach Köln. Schilderungen und Geſchichten. 8. Cart. 10 Ngr.

Der bekannte Romanſchriftſteller ſchildert hier die vielbeſuchte Eiſenbahnſtrecke von Minden über Rehme (Bad Deynhauſen), Herford, Bielefeld, Hamm, Dortmund, Eſſen, Duisburg, Ruhrort, Düſſeldorf nach Köln, überall die intereſſante Geſchichte, die anziehenden Geſtalten der Vergangenheit und die gegenwärtigen Verhältniſſe der berührten Gegenden berückſichtigend. Er ergänzt damit ſeine frühere Schrift „Eine Eiſenbahnfahrt durch Weſtfalen“.

Brockhaus' Reiſe-Bibliothek iſt dem Verfaſſer der beiden obigen in dieſelbe gehörigen Schriften Veranlaſſung geworden, ein Land und einen Volksſtamm, den er früher als Hintergrund für ſeine bekannten und beliebten Romandichtungen ſchilderte, einmal in einem hiſtoriſch-topographiſchen Geſammtbilde darzuſtellen und mit künſtleriſcher Beherrſchung des Stoffs eine überraſchende Fülle von charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten, erheiternden Sittenzügen, merkwürdigen Charakterzeichnungen und Geſchichten aus dem Volks- und Familienleben Weſtfalens, welche ſich zu ebenſo vielen, wie von ſelbſt zu Roman oder Ballade geſtaltenden, kleinen Spiegelbildern der Vergangenheit abrunden, vor dem Leſer auszuſchütten. Beide Bücher, die als Führer für Reiſende die zwei das Land durchſchneidendrn Haupteiſenbahnen verfolgen, ergänzen ſich wechſelſeitig zu einem, alle irgend erheblichen Punkte berührenden und ſchildernden, das ſpannendſte Intereſſe weckenden Gemälde des ganzen Gebiets der „rothen Erde“, das in neuerer Zeit durch den großartigen Aufſchwung ſeiner Induſtrie eine doppelte Bedeutung erlangt hat.

124. **Hiſtoriſches Taſchenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Dritte Folge. Achter Jahrgang. 12. 1857. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

I. Der Fürſtenbund gegen Kaiſer Karl V. Von **J. Voigt.** — II. Zur neuern Geſchichte Spaniens (1806—40). Von **F. von Raumer.** — III. Guſtav III. und die politiſchen Parteien Schwedens im 18. Jahrhundert. Zweite Abtheilung: Die politiſchen Kataſtrophen unter Guſtav III. Von **E. Herrmann.** — IV. Der preußiſche Landtag im Februar 1813. Nach den im Archive der Generallandſchaftsdirection von Oſtpreußen aufbewahrten Acten des Landtags von 1813 und nach mündlichen Mittheilungen des Staatsminiſters von Schön. Von **A. Witt.**

Die erſte Folge des **Hiſtoriſchen Taſchenbuch** (10 Jahrgänge, 1830—39) koſtet im **ermäßigten Preiſe** 10 Thlr.; die Neue Folge (10 Jahrgänge, 1840—49) ebenfalls 10 Thlr.; beide Folgen (20 Jahrgänge, 1830—49) **zuſammengenommen** 18 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Dritten Folge erſter bis ſiebenter Jahrgang (1850—56) koſten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

125. **Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. Zehntes Heft. Tafel XCI—C nebst Namensverzeichniss der abgebildeten Vogeleier. 4. In Carton. Jedes Heft 4 Thlr.

Das erſte Heft (Strausse und Hühnerarten) erſchien 1845; das zweite Heft (Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel, Singvögel) 1846; das dritte Heft (Singvögel) 1848; das vierte Heft (Würger—Krähen) 1849; das fünfte und ſechste Heft (Krähen, Schwalben, Eulen, Falken; Raubvögel—Wadvögel) 1850; das ſiebente Heft (Wadvögel) 1851; das achte Heft (Wadvögel, Schwimmvögel) 1852; das neunte Heft (Schwimmvögel) 1852.

126. **Volkmar (G.), Die Religion Jeſu** und ihre erſte Entwickelung nach dem gegenwärtigen Stande der Wiſſenſchaft. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das vorliegende Werk iſt gewiſſermaßen als eine Ergänzung zu der bekannten, raſch in zwei Auflagen erſchienenen Schrift von **Karl Schwarz:** „Zur Geſchichte der neueſten Theologie“, zu betrachten. Denn während letztere den innern Gang, welchen die Theologie in der neueſten Zeit genommen, anſchaulich zu machen ſtrebt, erſcheint hier eine populäre poſitive Darſtellung des geſchichtlichen Chriſtenthums ſelbſt nach den Ergebniſen der neuern Kritik, und wird als ein durch gründliche, aber poſitive Aufklärung verſöhnendes Werk nicht nur den Theologen eine erwünſchte Erſcheinung ſein, ſondern auch nach vielen andern Seiten hin eine reiche Belehrung gewähren. Es enthält eine einfache Erzählung der ganzen urchriſtlichen Geſchichte, welche zugleich eine vollſtändige geſchichtliche Erklärung aller evangeliſchen wie der Apoſtelgeſchichten, der Apokalypſen, im Beſondern auch volle Aufklärung über die Offenbarung Johannis darbietet, aber auch ſämmtliche andere Schriften Neuen Teſtaments, die ſonſtige älteſte chriſtliche

Literatur und die Hauptſymbole aller Kirchenepochen, ſowie den Gang der neuern Weltanſchauung und Kritik verſtehen, durch Alles die proteſtantiſche Kirche in ihrer geſchichtlichen Wahrheit und Bedeutung würdigen lehrt. Dieſe Schrift iſt ſomit ganz geeignet, ein wahres Erbauungsbuch für jede gebildete Familie zu werden. Daß ſie für ein größeres Publicum beſtimmt und geeignet iſt, erhellt ſchon daraus, daß ſie aus öffentlichen Vorträgen des Verfaſſers hervorging, die mit großem Beifall vor einem gemiſchten Publicum in Zürich ſtattfanden.

127. **Schwediſche Volkslieder der Vorzeit.** Aus der Sammlung von **Erik Guſtaf Geijer** und **Arvid Auguſt Afzelius.** Im Versmaß des Originals übertragen von **R. Warrens.** Mit einem Vorwort von Dr. **Ferdinand Wolf.** Nebſt 49 Melodien. 8. Geh. 2 Thlr.

Eine treffliche Ueberſetzung der volksthümlichſten und ſchönſten ſchwediſchen Volkslieder, die allen Freunden wahrer Poeſie hohen Genuß bereiten werden. Die Sammlung hat aber auch wiſſenſchaftlichen Werth, der durch eine einleitende Abhandlung des ausgezeichneten Kenners der Volkspoeſie Dr. **Ferdinand Wolf** noch erhöht wird, zumal dieſelbe neue Anſichten über die Entſtehung der Volkslieder überhaupt und beſonders der ſkandinaviſchen enthält.

Commissions-Artikel.

Album der Ritterorden und Ehrenzeichen in Originalgrösse und Farben und im Hochdruck, sämmtlich nach Originaldecorationen gezeichnet, mit deutschem und französischem Text versehen, und unter den Auspicien Sr. kaiserlich-königlichen Apostolischen Majestät herausgegeben von **Johann Radakovich.** Abtheilung: Oesterreich. Zweite Lieferung: Militair-Maria-Theresien-Orden. Wien. 1856. Folio. 2 Thlr.

Das vollständige Werk umfasst 140 Lieferungen (Blätter), von denen 12 auf die Abtheilung Oesterreich kommen.

Bericht über die allgemeine Agricultur- und Industrie-Ausstellung zu Paris im Jahre 1855. Nach den Arbeiten und Materialien der österreichischen Berichterstatter unter Redaction von Carl Noback. Wien. 1856. 8. Geh.
1stes Heft. I. Classe: Rohproducte des Mineralreichs. Bergbau. Hüttenwesen. 15 Ngr.
2tes Heft. XXII. Classe: Flachs- u. Hanfindustrie. 7 Ngr.
3tes Heft. XX. Classe: Schafwollindustrie.
4tes Heft. IV. Classe: Mechanische Motoren u zeuge. 8 Ngr.

Brühl (Dr.), Zur Kenntniss des Oran und der Orangarten. Mit zwei Tafeln, fasser nach der Natur gezeichnet und auf Ste Wien. 1856. 4. 1 Thlr.

———, **Osteologisches aus dem Pflanzengarten.** Mit elf Tafeln, vom Verfa der Natur gezeichnet und auf Stein radirt. Wie 4. 3 Thlr. 10 Ngr.

Ettingshausen (Constantin von), Phy plantarum austriacarum. Der Naturselbs seiner Anwendung auf die Gefässpflanzen des ös schen Kaiserstaats, mit besonderer Berücksichti Nervation in den Flächenorganen der Pflanz 500 Folio- und 30 Quarttafeln und einem B in 4. Wien. 1856. Zusammen 5 Bände in 1 Band in 4. In Leinwand gebunden 106 Thlr.

Führich (Joseph), Denkblätter für unse Nach Worten der Heiligen Schrift geordnet und gebracht. 12 Tafeln und 4 Blatt Text in Querfoli 1856. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr.

Heufler (Ludw. Ritter von), Eine Pr kryptogamischen Flora des Arpaschtl den siebenbürgischen Karpaten. Mit Darstel Naturselbstdruckes. Mit 7 Tafeln und 16½ Bo in Folio. Wien. 1853. 1 Thlr. 20 Ngr.

Köſtl (Dr. Franz), Der endemiſche Cretinismus a ſtand der öffentlichen Fürſorge. Wien. 1855. 8. Geh

Schwind (Franz Ritter von), Der Waſſerban 32 Tabellen. Wien. 1856. 8. Geh. 20 Ngr.

Thielen (M. F.), Der Feldzug der verbündet Europa's 1814 in Frankreich unter dem Oberb k. k. Feldmarſchalls Fürſten Carl zu Schwarzenbe authentiſchen öſterreichiſchen Quellen dargeſtellt. Ueberſichtskarten. Wien. 1856. 8. Geh. 2 Th

---

Im Verlage von Friedr. Fleiſcher in Leipzig erſchienen ſoeben:

Grundriss einer allgemeinen Aeſthetik

von Dr. Conrad Hermann.

Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Göthe's Fauſt

erläutert von E. J. Saupe.

Preis 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutſche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine reizende kleine Erzählung, die Leſer und Leſerinnen erfreuen und feſſeln wird. Es iſt der erſte derartige Verſuch eines auf andern Gebieten der Literatur bereits rühmlichſt bekannten Schriftſtellers.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unſere Zeit.

Jahrbuch zum Converſations-Lex

Das zweite Heft dieſes neuen populär-enc ſchen Werks iſt ſoeben erſchienen und nebſt dem er ſowie einem ausführlichen Proſpect in allen B lungen zu erhalten.

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Beſitzer de Auflage des Converſations-Lexikon

ſowie für die der „Gegenwart“ und der verſchieb verſations-Lexika. Daneben hat daſſelbe jedoch einen **ſelbſtändigen Werth,** indem es beſtimmt iſt, **das in Staat, Geſellſchaft, Wiſſenſchaft, Kunſt und** zu ſchildern, und alle neuen Ereigniſſe, Perſönlichkeit die Fragen des Tags in längern oder kürzern Arti alphabetiſche Reihenfolge friſch und anſchaulich darzuſ

Monatlich erſcheint ein Heft von 4—5 Bogen ſodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben w zuſammen einen Band bilden.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlunge

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. —— **Nr. 12.** —— 19. März 1857.

Inhalt: Reiſeliteratur. — Die Stellung der Schopenhauer'ſchen Philoſophie zum Idealismus und Realismus. Von **Julius Frauenſtädt.** — Joſeph von Eichendorff als romantiſcher Literarhiſtoriker. — Treskow, Leben des Prinzen Ruprecht von der Pfalz. — **Notiz.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Reiſeliteratur.

1. Eine italieniſche Reiſe in Briefen. Dem Freunde der Natur, der Kunſt und des Alterthums gewidmet von C. L. Michelet. Mit drei Plänen. Berlin, Schindler. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Vier Abſchnitte aus einer Reiſe um die Erde. Von J. A. H. C. Ratzeburg. Berlin, A. Hirſchwald. 1856. Gr. 8. 21 Ngr.
3. Nach dem Sacramento. Reiſebilder eines Heimgekehrten von Karl Meyer. Aarau, Sauerländer. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Das Chineſiſche Reich von Huc, früherm apoſtoliſchen Miſſionar in China. Deutſche Ausgabe. Zwei Theile. Nebſt einer Karte von China. Leipzig, Dyk. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Eine bunte Reihe von Büchern, die ſämmtlich unter der Rubrik „Reiſebeſchreibungen" abgehandelt ſein wollen, übrigens aber nach Inhalt, Form und Werth ſo verſchieden wie nur möglich ſind. Wir beginnen billigerweiſe mit der Nähe, die uns zugleich in die Vergangenheit zurückführt, und enden mit der Ferne, die uns einen Blick in die Zukunft eröffnet. Oder um ein paar Kategorien anzuwenden, die heutzutage auf allen Gebieten gäng und gäbe werden zu wollen ſcheinen, wir faſſen zunächſt den mehr idealiſtiſchen Theil unſerer Aufgabe ins Auge, um, unwillkürlich dem auch hier ſich geltend machenden Strome der Zeitrichtung folgend, mit dem mehr realiſtiſchen abzuſchließen.

Daß ein Mann wie Michelet, mit deſſen „Italieniſcher Reiſe" wir unſern Bericht eröffnen, unter günſtigen Umſtänden jene idealiſtiſche Seite genügend vertreten haben würde, um dem Gegenſatze die Wagſchale zu halten, wird der Leſer wahrſcheinlich ebenſo wenig wie wir ſelbſt bezweifeln. Dieſe günſtigen Umſtände walten aber leider nicht ob. Welches befriedigende Reſultat iſt wol von einer ſiebenwöchentlichen Ferienreiſe zu erwarten, während welcher man im Fluge von Berlin nach Neapel und von da wieder zurückeilt? Sicherlich nicht viel Neues oder Erbauliches, wenigſtens für den Leſer, auf den wir hier allein Rückſicht zu nehmen haben. Wenn Michelet ſich während dieſer ſieben Wochen angenehm erholt und, wie er uns in einem der von ihm in Italien ausgebrachten und der Nachwelt ſorgfältig aufbewahrten Toaſte verſichert, einen reichen, lebendigen und begeiſternden Stoff zur Erfriſchung und Belebung ſeiner akademiſchen Vorträge angeſammelt hat, ſo iſt das recht lobenswerth von ihm und recht vortheilhaft für ſeine Zuhörer, für die Leſer ſeiner Reiſebeſchreibung fällt aber verhältnißmäßig ſehr wenig davon ab. Wir wollen hiermit nicht etwa geſagt haben, daß das uns vorliegende Werkchen arm an Beobachtungen oder Thatſachen von Intereſſe zu nennen ſei, wenn man den kurzen Zeitraum, den es umfaßt, in Erwägung zieht: binnen ſieben Wochen läßt ſich gar nicht mehr auffaſſen und verarbeiten, mag man nun ein preußiſcher Juriſt ſein, der während der Sommerferien nach Konſtantinopel einen Ausflug macht, oder ein Profeſſor der Hegel'ſchen Philoſophie, der während der Herbſtferien Rom und Neapel mit ſeinem Beſuche beehrt. Muß man aber deshalb ein Buch in die Welt hinausſchicken, von dem mehr als drei Viertheile längſt bekannte Dinge enthalten? Das iſt unſers Erachtens ein Misbrauch der Geduld des Leſers und eine Sünde gegen die Literatur, welche um ſo entſchiedener hervorgehoben und getadelt werden muß, je mehr ſie neuerdings überhandnehmen zu wollen ſcheint. Die ſehr tüchtigen antiquariſchen Abhandlungen, welche ſich in zwei Briefen des Büchleins finden, wären in einer philologiſchen oder archäologiſchen Zeitſchrift ganz an ihrem Platze geweſen, während ſie hier unter der Maſſe des übrigen Ballaſtes verſchwinden. Für einen engern Freundeskreis mochte auch der letztere von Intereſſe ſein, wenn anders die Briefe urſprünglich ſo geſchrieben worden ſind, wie ſie uns gegenwärtig vorliegen, ein Umſtand, den wir aus guten Gründen zu bezweifeln uns erlauben. Denn einmal athmen dieſelben gar nicht die echte Friſche der Urſprünglichkeit, welche man ſelbſt aus der Feder desjenigen italieniſchen Reiſenden zu erwarten ein Recht hat, deſſen

Begeiſterung, wie die Michelet's, eingeſtandenermaßen mehr von einer „nüchternen" und „ſoliden" Art iſt. Sodann forſchen wir in dem ganzen Buche vergeblich nach dem Jahre der Reiſe, welches wir nirgends erwähnt finden. Erinnern wir uns recht, ſo hat dieſelbe bereits 1852 ſtattgefunden, und die Briefe darüber, welche ſich doch dem Leſer als unmittelbare Reiſeeindrücke geben wollen, erſcheinen erſt vier Jahre darauf! War es dabei auf eine angenehme Illuſion für den Leſer abgeſehen, ſo hätte ſich der Verfaſſer wenigſtens ſoweit inachtnehmen müſſen, daß er uns nicht in einem angeblich am 5. October auf der Rückreiſe aus Trieſt geſchriebenen Briefe (S. 236) das erſt wenige Tage darauf in Wien Erlebte (S. 241) hätte erzählen ſollen.

Heutzutage erwartet man von einem Touriſten in Italien — der Verfaſſer wird hoffentlich nichts dagegen haben, wenn wir ihn dieſer zahlloſen Claſſe von Reiſenden beizählen — hauptſächlich Aufſchlüſſe über die politiſchen und ſocialen Zuſtände Italiens, dieſes zukunftſchwangern Landes, deſſen einzelne Theile augenſcheinlich in der gewaltigſten Gährung begriffen und deſſen tiefere Erforſchung und genauere Kenntniß namentlich für uns Deutſche von höchſter Wichtigkeit ſind. Allein während ihnen und insbeſondere den Zuſtänden Neapels, Roms und Sardiniens die neuern franzöſiſchen und engliſchen Reiſenden eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit zuwenden, haben unſere deutſchen Landsleute außer dem perſönlichen Genuſſe in der Regel nur äſthetiſche oder antiquariſche Intereſſen im Auge, obwol wir gegenwärtig nicht mehr in den Zeitverhältniſſen Goethe's leben und auch nur wenige von ihnen im Stande ſein dürften, eine italieniſche Reiſe im Stile Goethe's zu beſchreiben. Zu dieſer Zahl gehört auch Michelet. Er verſichert uns gleich in der Einleitung, daß über Politik in ganz Italien kein Wort über ſeine Lippen gekommen und daß er nebſt ſeinen deutſchen Begleitern recht froh geweſen ſei, ihrer ſchon aus Mangel aller Nachrichten auf ein paar Monate überhoben zu ſein. Wir wollen über dieſen Vorſatz umſoweniger mit ihm rechten, als ihn derſelbe an einer genauern Beobachtung der italieniſchen öffentlichen Verhältniſſe gar nicht gehindert haben würde, wenn er nämlich zum Beobachten überhaupt Zeit gehabt hätte. Daß dies nicht der Fall geweſen, iſt jedenfalls zu bedauern, da ein Mann von Michelet's anerkanntem Scharfblick und Freiſinn uns andernfalls ſicher manchen überraſchenden Einblick hätte gewähren können. Uebrigens ſorgte die berüchtigte italieniſche Paßpolizei dafür, daß er nolens volens an die Politik erinnert wurde, zumal da ſeine im voraus gehegte Befürchtung, mit ſeinem Namens- und Standesvetter, dem bekannten Apologeten der franzöſiſchen Revolution und Jeſuitenfeind in Paris, verwechſelt zu werden, wirklich eintraf. Höchſt erbaulich iſt in dieſer Beziehung namentlich die von der öſtreichiſchen Douane am Po angeſtellte ſtundenlange Nachſuchung nach Briefſchaften und Proclamationen in den Effecten der Reiſenden. Wir erfahren indeß vom Verfaſſer wenigſtens ſoviel, daß der Italiener, insbeſondere auch der Römer, inſofern von ſeiner Lage ein richtiges Bewuſtſein hat, als er „um ein Jahrhundert zurück" zu ſein überzeugt iſt. Bei Gelegenheit der Beſichtigung der Kirche Sta.-Croce in Florenz ſpricht er das unſerer Meinung nach vollkommen begründete Geſammturtheil aus, „daß, wenn ein Volk ſeinen großen Männern ſolche Denkmale ewigen Ruhms, wie hier im ſchönſten Marmor dem Michel Angelo, Dante, Galilei, Machiavelli und Alfieri, zu ſetzen verſteht, es ſeine Nationalität, damit aber auch den Keim der politiſchen Freiheit zu bewahren werth iſt".

Die politiſchen und ſocialen Zuſtände der Gegenwart Italiens hat der Verfaſſer eingeſtandenermaßen abſichtlich beiſeite liegen laſſen und dagegen ſein Augenmerk hauptſächlich der Kunſt und den Kunſtwerken zugewendet. Allein auch auf dieſem Gebiete darf der Leſer nur geringe Ausbeute für ſich erwarten. Infolge des Umſtandes, daß der Touriſt während des kurzen ſiebenwöchentlichen Zeitraums Städte, Kirchen, Galerien und ſonſtige Sammlungen in größter Haſt zu durchfliegen gezwungen war, erhalten wir faſt lediglich dürre Namensverzeichniſſe, hier und da mit einer kurzen Bemerkung begleitet, die entweder ſchon tauſend mal Geſagtes wiederholt oder, wo ſie etwas Neues enthält, nicht ſelten paradox erſcheint und einer ausführlichern Erläuterung gar ſehr bedurft hätte. Um ein Beiſpiel aus dem Bereiche der Architektur zu wählen, deren Denkmale überhaupt am ſtiefmütterlichſten behandelt ſind, ſo ſieht Michelet in der Peterskirche, wie in den andern großen Kirchen Roms, die gemeſſene Geradlinigkeit der griechiſchen Kunſt, das Reinmenſchliche in ſeiner antiken Schönheit, aber keine unſer Innerſtes ergreifende Unendlichkeit, und [illegible] entdeckt hierin die „katholiſche Architektur", während [illegible] „gothiſche" von Anfang an den Proteſtantismus in [illegible] vorgebildet habe. Scheint uns nun dieſer Gegenſatz ſchon an ſich ziemlich willkürlich formulirt zu [illegible] und mit Dem, was die Aeſthetik bisher übereinſtimmend unter den angeführten Begriffen verſtanden [illegible] im Widerſpruch zu ſtehen, ſo vermögen wir den wahren Sinn des Verfaſſers noch weniger zu enträthſeln, wenn wir kurz darauf, wo er uns den Geſammteindruck, den die Peterskirche auf ihn gemacht habe, [illegible] den im Tod des Menſchenſohnes zu fürchtenden Untergang der Religion der Humanität und den durch [illegible] Wiederherſtellung des Jeſuitenordens vorbereiteten Triumph des Obſcurantismus ſchildert, leſen, daß ſeiner Ueberzeugung nach „die ſchöne Humanität der griechiſchen Kunſtwelt dazu dienen wird, die beengenden Schranken [illegible] mittelalterigen Chriſtenthums zu durchbrechen und [illegible] neuen Form des Chriſtenthums, der triumphirenden, [illegible] wahrhaft allgemeinen Kirche, einer neuen Weltreligion die Bahn zu brechen". Mit der Malerei ſind wir [illegible] viel beſſer daran, was umſomehr zu bedauern iſt, [illegible] der Verfaſſer anderwärts und namentlich in der geiſtreichen Abhandlung über die Sixtiniſche Madonna bewieſen hat, daß ihm hier ein competentes Urtheil zuſteht. Wir erhalten auch auf dieſem Gebiete eitel Nomenclatur

mig neue äſthetiſche Anſichten. Wo letztere her- n, ſind ſie oft ſonderbar genug motivirt. Wir he- h hier ein Beiſpiel heraus, ſein Urtheil über ein s höchſt intereſſantes, aber im Allgemeinen ziem- ekanntes Bild eines ebenfalls nicht ſonderlich be- Meiſters in Bologna, des Giovanni Andrea : Gott der Vater, die Jungfrau den Heiligen npfangen laſſend.

geiſtigſte Myſterium des Chriſtenthums, die Empfängniß urch den Heiligen Geiſt im Schooſe des Weibes, ſoll hier nnlichen Auge ſich darſtellen, ein Vorwurf, der nicht nur zen der bildenden Kunſt, ſondern des Schönen überhaupt chreiten ſcheint. Doch wie führt ihn der alte Maler tt der Vater, im Greiſenalter, umfängt die Jungfrau, r ſtehend. Man ſieht ſie geiſtig den göttlichen Licht- n oben empfangen und ſich von ihm ganz durchdrin- a, den Blick geſenkt, beſcheiden, duldend, ſelig. Engel ſie, betend, bewundernd, bejauchzend die große myſti- t. Es iſt ein wunderbares Bild. Wen die Philoſo- nicht darauf brachte, daß der Heilige Geiſt, den die utter, wenn ſie auch unnatürlich empfangen weder war , in ihr Herz aufnimmt, der Geiſt der Weltgeſchichte n Samen ſie in das Gemüth ihres Sohnes ſtreut, da- ſer den Zuſtand des Menſchengeſchlechts umwandle, ld, ſelbſt ein Symbol, es würde ihn lehren, das Sym- nur als Symbol zu nehmen und die tiefe Wahrheit en, die aus ſolcher kindlichen Mythe hervorblickt.

s iſt echt Hegeliſch; bei dieſer Art des Symbo- läßt ſich am Ende auch für das abſolut Häß- e äſthetiſche Berechtigung herausklauben; wo bleibt nn die antike Kunſtanſchauung des Verfaſſers und it ſich auf dieſem Wege eine endliche Hindurchbil- er „ſchönen Humanität“ denken? Etwas ausführ- nd die Werke der Sculptur behandelt, theils in- er eigenthümlichen, mehr dem Alterthum zuge- n Richtung des Verfaſſers, theils der Natur der ch, da in Italien allerdings, wenigſtens für den der, das antike und plaſtiſche Element das ro- he und ſymboliſch-pittoreske überwiegen muß. Aber hier erhalten wir nur äußerſt ſelten das eigene des Verfaſſers, oder, richtiger ausgedrückt, wir er- es in der Regel blos in den Worten eines an- nſtkritikers. Da z. B., wo von der Gruppe des die Rede iſt, tiſcht er dem Leſer geradezu die e Schopenhauer'ſche Abhandlung über dieſen Ge- auf. Nun können wir allerdings nicht umhin, rtheilen in der Regel vollkommen beizupflichten; d namentlich feſt überzeugt, daß nach der von hauer gegebenen Erklärung, die wir dem Ei mbus vergleichen möchten, über dieſen Gegen- nn noch ein Streit obwalten kann, und wir ganz die Hochachtung des Verfaſſers vor dem Heinſe, ſeinem gewöhnlichen Gewährsmanne; müſſen wir uns zu fragen erlauben, wozu den Briefen, die ſich für unmittelbare Reiſeein- geben, mit fremden und noch dazu ziemlich n bekannten Sachen abzuſpeiſen? Hätte man es t einem Manne wie Michelet zu thun, ſo möchte h faſt der Anſicht hingeben, daß ein ſolches Ver- der Buchmacherei aufs Haar ähnlich ſehe. An den wenigen Stellen, wo der Verfaſſer ſelbſtändig urtheilt, treten auch auf dieſem Gebiete wunderliche Anſichten zutage. Hierher zählen wir unter andern die wiederholt ausgeſprochene Meinung, daß die griechiſche Kunſtform im römiſchen Zeitalter deshalb am vollendetſten geweſen ſei, weil ſie keine eigenen Ideale mehr geſchaffen, ſondern ihre Thätigkeit auf die formelle Vollkommenheit der Darſtellung der einmal vorhandenen Ideale concentrirt habe, als ob nicht jederzeit jene idealſchaffende und dieſe formbildende Thätigkeit Hand in Hand gegangen wären und in einer an ſchöpferiſchen Genien armen Zeit auch jedesmal eine Entartung der entgeiſtigten, zur bloßen Manier herabgeſunkenen Technik, ja zuweilen ſogar eine Vergeſſenheit reinäußerlicher techniſcher Kunſtmittel einträte! Ebenſo ſonderbar will es uns bedünken, wenn der Verfaſſer den eigenthümlich großartigen, anmuthigen Eindruck der italieniſchen Originalwerke der Sculptur aus der „gelblichen Haut des Marmors“ erklärt, welche ihn im Verlaufe der Zeit überzogen habe und von allen Copien unterſcheide. Wir unſererſeits vermögen uns ſchwer zu überzeugen, daß es ſich mit dem alten Marmor verhalte wie mit dem alten Weine oder alten Taback. Iſt Michelet hier nicht der von ihm ſelbſt anderwärts befürchteten Gefahr einer Nachbeterei der vorangegangenen äſthetiſchen Kritik verfallen, ſo ſcheint ſich uns das ganze Problem ganz einfach durch die in der Natur der Dinge ſelbſt begründete Erfahrung zu löſen, daß mit Ausnahme höchſt ſeltener Fälle die Copie niemals den vollendeten geiſtigen Ausdruck des Originals erreichen wird. Ganz entſchieden müſſen wir aber ſowol vom ſittlichen wie vom äſthetiſchen Standpunkte proteſtiren gegen die Anſchauung, welche, wenn ſie den Sterbenden Fechter neben den Borgheſe'ſchen ſtellt, „die Poeſie des noch ſtehenden Kampfes in die Proſa des Unterliegens umſchlagen“ ſieht. Was würde bei einer derartigen Auffaſſungsweiſe aus der äſthetiſchen Berechtigung des Tragiſchen? Doch genug; das Angeführte wird zu Genüge beweiſen, daß Michelet wohl daran gethan hätte, dem Leſer die weitſchichtigen Citate aus fremden, großentheils wohlbekannten Schriftſtellern zu erſparen und dafür ſeine eigenen etwas parodor hingeworfenen Aperçus ausführlicher zu begründen.

Wirklich und in jeder Beziehung vortrefflich ſind dagegen die vom Verfaſſer während ſeines verhältnißmäßig längern Aufenthalts in Rom angeſtellten, wenn auch jedenfalls erſt ſpäter in die uns vorliegende Form verarbeiteten Erörterungen über die Lage des altrömiſchen Forum und des Tempels des capitoliniſchen Jupiter, beide gegen die von Bunſen vertretene Anſicht gerichtet. Während nämlich der Letztere die Längenſeite des Forum in die Richtung der Via sacra und bis in das heutige Campo vaccino zwiſchen dem palatiniſchen und esquiliniſchen Berge hineinverlegt, betrachtet Michelet vielmehr mit Recht den Zwiſchenraum zwiſchen dem capitoliniſchen und palatiniſchen Berge als deſſen Breitſeite und zieht die Längenſeite von der Nähe des Quirinal bis zu den zum Tarpejiſchen Felſen hinaufführenden 100

Stufen. Ebenſo trefflich ſcheint uns der Beweis gelungen zu ſein, daß der Tempel des capitoliniſchen Jupiter nicht, wie Bunſen will, auf dem Tarpeiſiſchen Felſen, ſondern vielmehr auf der entgegengeſetzten nordöſtlichen Seite des Capitol gelegen habe. Wir können auf dieſe von wahrhaft Niebuhr'ſchem Scharfſinn und Heyne'ſcher Eleganz zeugenden Abhandlungen nicht näher eingehen, ſondern begnügen uns, den Leſer auf ſie ſowie auf die mannichfachen intereſſanten Beobachtungen des Verfaſſers während ſeiner Ausflüge in die Umgegend Roms einfach zu verweiſen.

Schließlich möchten wir denſelben erſuchen, den Italienern, an denen ohnehin genug auszuſetzen ſein dürfte, wenigſtens Das ungetadelt und unverkümmert zu laſſen, wodurch ſie ſich vor allen andern europäiſchen Völkern vortheilhaft auszeichnen, wir meinen ihre Orthographie. Wenn er z. B. von ihnen verlangt, nicht Poſilipo, ſondern Páuſilypo zu ſchreiben, ſo muthet er ihnen aus purer Schulpedanterie geradezu einen Rückſchritt zu, und ein einziger Blick in Diez' „Grammatik der romaniſchen Sprachen" würde ihn belehrt haben, daß die Italiener gar nicht anders ſchreiben können, als ſie ſchreiben. Dagegen wäre es zu wünſchen, daß er ſeinem eigenen Stile hier und da mit nachbeſſernder Hand zu Hülfe gekommen wäre. Conſtructionen wie „angediehen worden zu ſein" u. dgl. erwartet man ſchwerlich aus der Feder eines langjährigen Schulmannes und geübten Schriftſtellers.

Wenn unſer Urtheil über das Michelet'ſche Werk lediglich um deswillen nicht ſo vortheilhaft ausfallen konnte, wie wir es gewünſcht hätten, weil wir, wie billig, dem Grundſatze folgten, von Demjenigen, welchem viel gegeben iſt, auch viel zu verlangen, ſo befriedigt dagegen die „Reiſe um die Erde" von Ratzeburg nicht einmal die allerbeſcheidenſten Anfoderungen. Der Verfaſſer iſt ein noch ganz junger und, wie er im Grunde genommen ſelbſt eingeſteht, ziemlich unwiſſender Menſch, der während der Jahre 1852—55 auf verſchiedenen Fahrzeugen als Unterſteuermann oder in ähnlichen Functionen eine Reiſe um die Erde gemacht und ſich nach ſeiner Rückkehr beeilt hat, das Publicum auf 123 Octavſeiten von deren Ergebniſſen ſofort in Kenntniß zu ſetzen. Von welchem Gehalt und Werth dieſelben ſind, kann ſich der Leſer nach dem bisher Geſagten leicht ſelbſt vorſtellen, zumal wenn wir hinzufügen, daß es dem Verfaſſer an den allergewöhnlichſten Vorkenntniſſen auf dem Gebiete der Natur- und Staatswiſſenſchaften, ja ſogar an den nöthigen Sprachkenntniſſen und der unentbehrlichſten Beobachtungsgabe völlig gebricht. Seine Bemerkungen ſind daher im günſtigſten Falle oberflächlich und abgedroſchen, und wenn wir ihn von Amſterdam nach Suriname (dies iſt nämlich die Form, auf welcher der Verfaſſer hartnäckig beſteht) und ſpäter nach Batavia, Melbourne und Sydney, nach Java zurück und abermals in die ſüdauſtraliſchen Colonien und Goldminen begleitet und zuletzt über Peru und die Guanoinſeln um das Cap-Hoorn nach Havre de Grace ihm Geſellſchaft geleiſtet haben, ſo ſind wir gerade ſo klug Anfange der Reiſe. Unter ſolchen Umſtänden es für unſere Pflicht, dem Leſer den guten Rat len, daß er ſeine Zeit ſchonen und ſein Geld ſp da das Buch weder der Lectüre noch des Ank iſt. Sollte Irgendjemand dieſes Urtheil fü halten und für das Erſtlingswerk des jung mit ihm ſelbſt eine größere Nachſicht beanſp können wir darauf nur erwidern, daß Derj ſo unreifes Zeug auf den Markt der Oe bringt, gar keine Nachſicht verdient und Erwägungen nur das Intereſſe der Litera trächtigen würden. Hätte der junge Mann buch auf der Reiſe ordentlich gehalten, um Heimkehr ſeiner Mama oder Herzliebſten eine machen, ſo wäre das, ſchon als bloße Stilübu tet, recht hübſch von ihm geweſen, zumal w dabei bewogen gefunden hätte, ein engliſches rathe zu ziehen und dem Leſer Wortformen wie kreek", „Schallow-Sinkings" und „Dip-Sinkin ſching-stoff", „Kredel" u. dgl. zu erſparen. dieſer beſcheidene Lohn den Verfaſſer nicht bef vielmehr ſeine Prätentionen außer allem Ver ſeinen Fähigkeiten ſtehen, ſo kann auch der daß „Seine königliche Hoheit, der Prinz Hei helm Adalbert von Preußen, Großadmiral de preußiſchen Flotte" u. ſ. w., die Zueignung deſ digſt zu geſtatten geruht hat, eine Aenderung theils nicht veranlaſſen. Im Gegentheil erheiſ Intereſſe der Literatur, daß dieſer immer mehr den Dedicationsunſitte ein Damm geſetzt wer zutage glaubt jeder Stümper das ſchlechteſte auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft oder Kunſt ei zu haben, wenn er demſelben den Namen wiſſenſchaftlichen Größe oder einer ſonſt ho Perſon vorſetzt. Nun weiß zwar jeder Verſtä gut, daß dieſe Erlaubniß häufig nur als moſen angeſehen werden kann, womit die Perſonen ſich eines zudringlichen Bettlers wollen; allein das große Publicum läßt ſich geachtet noch oft genug berücken, und Männ wichtiger Autorität, mit deren Namen ein ſo brauch getrieben wird, Männer z. B. wie Humb hagen von Enſe und Grimm, ſollten bedenken, Art des Almoſenertheilens auf literariſchem G materieller und ſittlicher Seite ebenſo nachtheil hat wie auf volkswirthſchaftlichem.

Um indeſſen das Buch nicht ganz vergeb geleſen zu haben, wollen wir wenigſtens zwei ſerer Anſicht nach beachtenswerthe Notizen b theilen. Die erſte betrifft die Zuſtände der Ei auf Java.

Das Verhältniß der großen Menge im Innei des iſt das einer Art von Frohndienſt. Das ment übergibt einem Pflanzer, der ein gewiſſes Qu beſitzt, eine gewiſſe Anzahl von Leuten als Arbe werden angehalten, fünf Tage in der Woche zu a gen einen gleichfalls von der Regierung feſtgeſte

cher allein reicht ſchon aus, den Mann und die Familie
alten; außerdem aber wird dem Tagelöhner noch ein
en Land zugewieſen, auf dem er ſeine nöthigſten Be=
'e ſelbſt ziehen kann. Man ermöglicht ſo die Beſtellung
der und fördert die Production der Colonialwaaren.
uten ſelbſt wird aber zugleich eine Exiſtenz geſichert.

ir haben dieſe Bemerkung deshalb einer beſon-
Beachtung für werth gehalten, weil die geſchilder-
ſtände mit den neuerdings von der däniſchen Re-
z auf ihren weſtindiſchen Colonien geſchaffenen In-
nen zur Regelung der Verhältniſſe zwiſchen den
ern und freigelaſſenen Sklaven viele Berührungs-
haben und für den wiſſenſchaftlichen und prakti-
Politiker jedenfalls von Intereſſe ſind. Dem Na-
konomen dürfte eine andere Notiz nicht unwichtig
ien. S. 111 heißt es:

ie Amerikaner haben ſich um die Schiffahrt und ganz
rs um den Schiffbau in der Neuzeit große Verdienſte
en.... Ihre großen, prächtigen, aus Nadelholz erbauten
: ſind nicht ſo ſtark als die eichenen, aber unverhältniß-
billiger. In kurzer Zeit verdient das große Fahrzeug
ukoſten und ermöglicht die Beſchaffung eines Nachfol=
Der Baumeiſter wird, indem er viele Schiffe ausführt,
hler der frühern bei den ſpätern zu vermeiden ſuchen
eine große Gewandtheit erlangen. Dies iſt der Grund,
b die Amerikaner ſo hoch geprieſen werden als ſeefah=
und handeltreibende Nation.

s iſt dies eine Anwendung der bekannten Theorie
Baptiſte Say's über den Vorzug billigerer und
c dauerhafter Häuſer vor theuerern und dauerhaf-
uf Fahrzeuge und, ſofern die Bemerkung ſelbſt
det iſt, woran wir kaum zweifeln, eine willkom-
Beſtätigung jener Theorie.

---

at man ſich mühſelig durch ein Buch wie das ſo-
beſprochene hindurchgearbeitet, ſo iſt es für den er-
en Geiſt eine wahre Erholung, wenn man ein
lein wie Karl Meyer's „Nach dem Sacramento"
Hände nimmt. Hier haucht dem Leſer aus jeder Seite
Friſche und Geſundheit entgegen und ſelbſt das be-
Wohlbekannte ſtellt ſich unter einem originellen, oft
ſchenden Geſichtspunkte dar. Viel unbedingt neuen
darf man allerdings auch in dieſen Reiſebildern
ſuchen, da der Weg nach dem Sacramento heut-
ein ziemlich betretener iſt, doch wird in jedem
ſogar der oberflächlichſte Leſer eine Reihe von in-
nten Thatſachen und Erfahrungen darin entdecken
jeder aus der Lectüre dieſes Werkchens über viele
Erſcheinungen und Verhältniſſe des geſelligen Lebens
tere und umfaſſendere Anſchauungen und Be-
entnehmen, als er bisher gehabt hat. Der Ver-
ein junger Schweizer und Schüler von Heinrich
n Aarau, vielleicht nicht älter als der Autor des eben
chenen Schriftchens, vereinigt in ſich augenſchein-
e Mehrzahl derjenigen Eigenſchaften, ohne welche
ute Reiſebeſchreibung gar nicht denkbar iſt. Er
nicht nur die unentbehrlichen Vorkenntniſſe in
Naturwiſſenſchaften, namentlich der Mineralogie, der
ik, der Zoologie und der Phyſik, ſowie in der
graphie und Geſchichte, ſondern iſt auch, worauf
es hauptſächlich ankommt, mit einer ſcharfen Beobach-tungsgabe, einer ſinnigen Auffaſſungsfähigkeit und mit dem im Allgemeinen ſo ſeltenen, aber gerade bei manchem ſeiner Landsleute, z. B. einem Hugi, einem Agaſſiz, einem Tſchudi, in ſo vollendetem Maße zur Erſcheinung kommenden Vermögen einer liebevollen Hingabe ſelbſt an die einzelnſten und anſcheinend unbedeutendſten Thatſachen des Natur- und Geiſteslebens ausgeſtattet. Vereinigt ſich nun mit dieſen Eigenſchaften noch ein friſcher, jedem Ungemach und Misgeſchick fröhlich trotzender Lebensmuth, ein anſpruchsloſes Selbſtvertrauen, eine wahrhaft freiſinnige und humane Gottes- und Weltanſchauung und neben einem geſunden praktiſchen Sinne zugleich eine zarte, jugendlich reine Empfänglichkeit für alles Schöne, ſo wird man ſich gewiß gern dazu verſtehen, einem ſolchen Führer auf ſeinen mannichfachen Kreuz- und Querzügen, zu Land, zu Waſſer, durch Freuden und Leiden hindurch zu folgen, und einzelne kleine Mängel in der Darſtellung um ſo leichter überſehen, je mehr dieſelben hinter deren ſonſtigen Vorzügen, ihrer Originalität, Lebhaftigkeit, Wärme und Fülle, zurücktreten.

Karl Meyer ſchiffte ſich, nachdem er die Vereinigten Staaten durchreiſt hatte, Anfang Februar 1850 in Neuorleans nach dem Iſthmus von Panama ein, fuhr den Chagres hinauf nach Gorgona und ſetzte ſodann ſeine Reiſe über die Sierra de Quarequa nach Panama fort. Unter eine herrliche Schilderung des üppigen tropiſchen Thier- und Pflanzenlebens der Landenge von Darien miſchen ſich intereſſante Erzählungen kleiner, aber charakteriſtiſcher Reiſeabenteuer, Scenen aus dem Leben der Eingeborenen und Schilderungen des raſtloſen Drängens und Treibens der Auswanderer. In Panama, das ſeit der Revolutionszeit immer tiefer geſunken war und im erſten Jahre der californiſchen Auswanderung kaum 7000 Einwohner zählte, jetzt aber durch die Thätigkeit der Yankees in fortwährendem ſchnellen Wachsthume begriffen iſt, Schiffe aus allen Weltgegenden in ſeinem Hafen aufnimmt und ſeit ſeiner Eiſenbahnverbindung mit der Navybai einem immer größern Aufſchwunge entgegenſieht, hielt er ſich volle zwei Monate auf, ohne die ſtets neuen Genüſſe, welche ihm die reichen Reize im Walde und auf der Savanne, die mannichfaltigen Ruinen der Stadt und Umgegend, die Sitten und Gebräuche der Creolen und Amerikaner, der Farbigen und Neger, ſowie der fortwährende Perſonenwechſel im Strome der Durchwanderung boten, erſchöpfen zu können. Seine Schilderung des Tropenlebens zeichnet ſich durch eine prachtvolle Farbenglut aus, enthält aber zugleich eine große Anzahl tiefer und ſinniger Auffaſſungen, die der Wiſſenſchaft manche Ausbeute gewähren können. Von Panama aus begleiten wir den Reiſenden auf einer hundertundneuntägigen Irrfahrt inmitten der Gewäſſer des Großen Ocean, während welcher er mit ſeinen Schiffsgenoſſen beinahe dem Hungertode unterlegen wäre. Die zum Theil grauenvollen Auftritte während dieſer entſetzlichen Lage ſind mit einer ergreifenden Lebenstreue und pſychologiſchen Wahrheit gezeichnet, laſſen aber zugleich

den Charakter des Verfaſſers ſelbſt in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit erkennen. Monterey, der Landungsplatz, und der Patrocinio del Aliſel, ein benachbarter Rancho, woſelbſt er ſich infolge einer Einladung des Beſitzers einige Zeit aufhielt, geben Veranlaſſung zu einer Reihe intereſſanter Détailſchilderungen, die uns unvermerkt in das californiſche Leben, insbeſondere in das geſellige Landleben einführen. Eine unangenehme Seite des Aufenthalts auf einem mexicaniſchen Rancho gibt dem Verfaſſer-Veranlaſſung zu folgender humoriſtiſchen Darſtellung, die dem Ethnographen vielleicht einen unerwarteten Geſichtspunkt eröffnet und einen ganz neuen und durchgreifenden Eintheilungsgrund an die Hand gibt. Es heißt S. 85:

Das Ungeziefer hat eine große Heimat in der Neuen Welt. Man könnte beinahe die Bewohner von Amerika an den verſchiedenen Arten deſſelben erkennen. Bei den Bewohnern der Vereinigten Staaten herrſcht die Wanze vor, bei den Südamerikanern der Garapato, die Nigua und der Alacran, bei den Mexicanern und Californiern der Floh und bei den Indianern die Laus. Es ſind zugleich die Symbole dieſer Völker; denn wie die Wanze, ſo iſt auch der Yankee verſteckt und ſchlau, der Südamerikaner iſt giftig wie der Alacran, der Mexicaner und Californier leidenſchaftlich wie der Floh und der Indianer culturſcheu wie die Laus.

Vom Rancho aus begleiten wir den Reiſenden zunächſt nach San-Juan Baptiſta und ſodann mit einer 100 Mexicaner und Chilenen zählenden Karavane, an deren abenteuerlicher und phantaſtiſcher Lebensweiſe wir eine zeitlang theilnehmen, nach dem San-Joaquin und von da längs des Merced bis zu den Gebirgszweigen der Sierra Nevada, wo die Goldregion beginnt, welche bei der Ankunft unſerer Reiſenden ſchon bedeutend „proſpectirt", d. h. verſuchsweiſe durchforſcht und von vielen Goldjägern belebt war. Zwei Tage darauf ſehen wir ihn im Mariposathale ſein Zelt aufſchlagen, das Minenleben mit vieler Luſt koſten, die Gegend nach allen Richtungen durchſtreifen und über die geognoſtiſche Beſchaffenheit des Terrains, über die Natur und Gewinnungsart des Goldes, über den Charakter und die Lebensweiſe der Minenarbeiter und über alle die tauſendfach ſich hier durchkreuzenden Intereſſen und Verhältniſſe einen reichen Schatz von Erfahrungen einſammeln. Aber immer weiter, immer weiter treibt es den raſtloſen Wanderer, bis er über die rollenden Prairien des Merced und Stanislaus hinweg zuerſt Stockton und hierauf mit dem Dampfboote San-Francisco erreicht.

Hier entrollt ſich ein großartiges Gemälde vor unſern Blicken. Der an das Fabelhafte grenzende Aufſchwung der Stadt, die ſich binnen fünf Jahren zum drittgrößten Seehafen der Vereinigten Staaten erhoben hat, die unter furchtbaren und gewaltſamen Kämpfen vorſichgehende Entwickelung aus einem ſocialen und politiſchen Chaos voll zum Theil grauſenhafter und nur durch die außerordentlichſten Maßregeln auszuſcheidender Elemente zu einem Zuſtande größerer Ordnung und Cultur, das raſtloſe bunte Leben und Treiben der in ewigem Wechſel begriffenen, ſcharenweiſe aus allen Welt-
gegenden und Menſchenclaſſen ab- und zuſtröm
Bewohner, das Gewühl auf den Straßen, auf d
fentlichen Plätzen und im Hafen, der Gold- und
renhandel, der ungeheuere Luxus, die nie zu erſätti
Vergnügungsſucht, das tolle Gewühl auf den Tanz
in den Theatern, Branntweinſchenken und Spielh
der jähe Wechſel zwiſchen Reichthum und Armuth,
ſame Scenen des Zweikampfs, Mords und Selbſtm
eine bodenloſe Unſittlichkeit, Zuchtloſigkeit und Obſc
zahlloſe Verbrechen und Frevel, die entweder gar
oder vor einer faſt ebenſo grauenhaften und willkür
Volksjuſtiz geſühnt werden, und bei alledem ein u
kennbares, von Tage zu Tage immer mächtigeres
hindurchringen des edlern Gehalts der Menſchennat
dauernder Geltung und bleibenden Reſultaten, und
ein troſt- und hoffnungsreicher Einblick in die n
Zukunft: — das ſind die charakteriſtiſchen Hauptzüge
vom Verfaſſer mit großer Kunſt und Lebenstreue g
derten Bildes. Hier iſt ein Feld zu fruchtbaren St
für den theoretiſchen und praktiſchen Politiker; h
muß er ſeine Blicke wenden, wenn er den Organismu
Staatslebens ſozuſagen handgreiflich ſich vor ſeinen A
geſtalten ſehen und die bei dieſer Schöpfung wirk
ſittlichen Mächte belauſchen will. Wir können leide
das Einzelne nicht eingehen und müſſen uns begn
einen einzigen Charakterzug San-Franciscos hervo
ben, da derſelbe nicht nur vielleicht der welthiſtoriſ
deutſamſte iſt, ſondern auch wegen ſeiner genauen
wandtſchaft mit dem Inhalte des gleich nach dieſem
ſprechenden Werks auf eine ganz beſondere Aufmer
keit Anſpruch zu haben ſcheint. Wir laſſen billi
Verfaſſer wieder einmal ſelbſt ſprechen:

Verläßt man den Long-Wherf und ſchreitet in g
Richtung deſſelben nach dem Innern der Stadt, ſo g
man aus dem bunten, wirren Volksgemenge in das Q
der langgezopften Söhne des Himmliſchen Reichs. Das
rain dieſes an der Kearnyſtraße und der Plaza gel
Stadttheils gehörte einſt einem chineſiſchen Reſtaurateur,
in kurzer Zeit im Dienſte des Mammons reich geword
ſeine Heimat zurückkehrte und nicht wenig dazu beitrug
Flut der nach San-Francisco auswandernden Chineſen z
ſtärken, indem er ihnen ſeine Bauplätze in der Stadt
vermiethete. Die Zahl derſelben in Californien mag jetzt
30,000 betragen, wovon die Hälfte in San-Francisco
und ein ſteuerbares Vermögen von $2\frac{1}{2}$ — 3 Millionen
lars hat. Sie theilen ſich in vier nach ihren heimatlichen
vinzen benannte Sectionen, an deren Spitze die Häupter
ger bedeutender chineſiſcher Handlungshäuſer von San-Fra
ſtehen. Sie huldigen den amerikaniſchen Geſetzen, beſitzen
eigenen Schulen, aber auch einen Götzentempel, welch
auf einer Stätte erbaut haben, auf welcher ſchon ſo
ſchnell zu den Dingen überging, die waren. Afrika wi
Oſten von Amerika bekehrt, China wird ſeine Götzen au
Weſtrande dieſes Continents opfern müſſen. Aber auch
amerikaniſche Geiſt wird von hier aus ſich in das He
mongoliſchen Race im Oſten von Aſien einſchleichen und
in der Heimat gähren.

Wir verſagen es uns nur ungern, den Verfaſſe
ſeiner ergötzlichen Seereiſe nach dem Norden Oberca
niens und ſeinem Ausfluge nach den feuerſpei
Grotten und Smoking-Hills des Nappathals zu b

nachdem wir unterwegs einer Walfiſchjagd bei-
haben, mit ihm in der Bai von Trinidad zu
Ebenſo wenig iſt es uns leider verſtattet, unſern
auf längere Zeit mit ihm unter den Allequas-
aufzuſchlagen und den Charakter, die Sitten
räuche, ja zum guten Theil ſelbſt die Sprache
tereſſanten Volksſtamms kennenzulernen. Wir
hier den Leſer auf das Buch ſelbſt verweiſen
erken nur, daß unſer Reiſender eine große Aehn-
zwiſchen der Sprache und Geſichtsbildung der
und der Sandwichinſulaner entdeckt haben will,
nahme, die jedenfalls viel für ſich hat, während
rhin, wahrſcheinlich nur im Scherz aufgeſtellte
ung, daß die Indianer Abkömmlinge der Iſrae-
n, natürlich nichts weiter als ein geiſtreich durch-
Paradoxon iſt. Von hohem Intereſſe für den
r und mehr noch für den Religionsphiloſophen
vom Verfaſſer ſcharfſinnig aufgefaßten und leb-
geſtellten Erſcheinungen des Somnambulismus
maliſchen Magnetismus unter dieſen Wilden.
e Verſuche, dieſelben zum Chriſtenthume zu be-
weiß er nicht viel Tröſtliches oder Anerkennens-
zu berichten, und wir unſererſeits können ihm
timmen, wenn er behauptet, daß den rothen
n gegenüber mit „religiöſem Breſcheſchießen“ nichts
ten ſei, ſondern das wirkſamſte Bekehrungswerk
nen von jeher darin beſtanden habe, ihnen zuerſt
je Begriffe von der Civiliſation beizubringen.
ng es den frühern 27 Miſſionen der Jeſuiten
ciscaner, über 22,000 indianiſche Proſelyten
er Botmäßigkeit zu halten und ſie zum Feldbau
uchen. Jene Bekehrungszeiten ſtehen bei den
n trotz der Wiederverwilderung noch im Anden-
d dieſer Umſtand hat nicht wenig zur Erleichte-
es von der californiſchen Regierung jetzt unter-
n Verſöhnungswerks beigetragen. Dieſe gab
ſtimmte Ländereien, baute ihnen beſſere Woh-
und verſah ſie zu gewiſſen Zeiten mit Kleidern,
räthſchaften und Lebensmitteln. So wurden
len Indianerſtämme mit den Weißen verſöhnt
immt, allmälig ihre rohern Sitten abzulegen.
n den wildeſten und entfernteſten Gegenden, wie
hthale von Nordcalifornien, findet man ſie heute
auf den ihnen zugewieſenen Gebieten Ackerbau
hzucht treibend.

einem Abſtecher in das Thal des nördlichen
, deſſen eigentlicher Zweck, die Auffindung neuer
en, allerdings verfehlt ward, der aber zu einer
ortrefflicher Natur-, Charakter- und Sittenſchil-
Veranlaſſung gibt, kehren wir mit unſerm
zuerſt nach San-Francisco zurück und beglei-
ſodann den Sacramento ſtromaufwärts nach der
igen Stadt und in das Hochland Neuhelvetien,
aus der erſte Goldruf die ganze Welt durch-
atte. Die Schilderung von Sacramento-City
angenehmes Gegenſtück zu der von San-Fran-
d hat inſofern für uns ein beſonderes Intereſſe, als die Deutſchen von Anfang an einen weſentlichen Beſtandtheil der Bevölkerung gebildet haben. Viel Rühmliches weiß Meyer von ihnen freilich nicht zu erzählen. Er meint, das Sprichwort: Die Amerikaner bauen an dem Ort einer Niederlaſſung zuerſt eine Druckpreſſe, die Engländer eine Kirche und die Deutſchen eine Kneipe, habe ſich auch hier bewährt, wie die Menge der heute ſowol im Innern als in der Umgebung der Stadt im Stile deutſcher Geſellſchaftshäuſer angelegten Wirthſchaften und die vielen Beluſtigungsanzeigen der Tageblätter bewieſen, die ſich jedesmal auf den Sonntag bezögen, der in ganz Amerika für die Deutſchen, wie in ihrer Heimat, als Erholungs- und Freudentag gelte. Für den Unternehmungsgeiſt der Bevölkerung von Sacramento-City bezeichnend iſt der Plan, eine Eiſenbahn nach dem Miſſiſſippi von „nur“ 1800 Meilen Länge für „nur“ 75 Millionen Dollars zu erbauen, und die Hoffnung, durch eine zweijährige Erſparniß der bisherigen größern Transportkoſten die ganzen Baukoſten gedeckt zu ſehen; die daſelbſt herrſchenden Sitten charakteriſirt vortrefflich ein mit vielem Humor geſchildertes Stiergefecht zwiſchen dem Graubär „General Scott“ und dem mexicaniſchen Bullen „Santa-Anna“, aus dem jedoch allen geſchichtlichen Antecedentien zuwider der Letztere als Sieger hervorging, ſodaß man ſich endlich gezwungen ſah, den Stier durch einen Eſel zu erſetzen, um die amerikaniſche Ehre zu retten.

Nachdem wir unſern Reiſenden auf ſeiner Dampfſchiffahrt längs der Küſte von Ober- und Niedercalifornien bis nach Guatemala, deſſen Vulkane ihm zur Aufſtellung und geſchickten Durchführung einer geiſtreichen, auf der Lehre von der Elektricität und Capillarität der Erdporen beruhenden Hypotheſe Veranlaſſung geben, begleitet haben, landen wir mit ihm in San-Juan del Sur an der Salinasbai, ſchiffen uns hierauf in Virginia am Nicaraguaſee nach dem entgegengeſetzten Ufer deſſelben ein und fahren ſodann den Rio San-Juan herab nach San-Juan del Norte oder Greytown und zuletzt nach Cuba, wo wir ihm nur ungern und mit dem aufrichtigen Wunſche, bald zu einer neuen, ebenſo intereſſanten Reiſetour von ihm eingeladen zu werden, ein herzliches Lebewohl ſagen. Sein Schlußurtheil über den Charakter Nordamerikas und ſeiner Bewohner zeichnet ſich durch eine ſeltene Klarheit und Unparteilichkeit aus.

Müſſen wir es rückſichtlich der bisher beſprochenen Werke darauf ankommen laſſen, inwieweit das Urtheil des Publicums im Allgemeinen und unſerer Leſer insbeſondere mit dem unſerigen übereinſtimmen wird, ſo verhält es ſich, was das Werk Huc's über das chineſiſche Reich betrifft, inſofern weſentlich anders, als das Buch gleich bei ſeinem erſten Erſcheinen im Original die allgemeinſte Aufmerkſamkeit erregte und die ungetheilteſte Anerkennung fand. Es gehört in der That zu jenen ſeltenen Reiſewerken, die man in der Wiſſenſchaft als epochemachend bezeichnen kann und deren Inhalt ſowol von den ernſtern Disciplinen, namentlich der Philoſophie der Geſchichte, als auch von der leichtern

Volksliteratur ſofort verarbeitet wird. Eine Reiſebeſchreibung iſt das uns vorliegende Werk eigentlich nur ſeiner äußern Form nach, inſofern der geſammte Stoff an die einzelnen zufälligen Ereigniſſe während einer Reiſe durch China angeknüpft wird, wodurch allerdings auf der einen Seite die ſyſtematiſche Form, hier und da vielleicht auch etwas von der Vollſtändigkeit verlorengeht, auf der andern Seite aber das Gepräge ſubjectiver Anſchauung und damit der Eindruck der Urkundlichkeit und vollkommenen Glaubwürdigkeit durchgehends gewahrt wird. Denn ſelbſt da, wo der Verfaſſer nicht ſelbſt ſpricht, ſondern, was namentlich in geſchichtlicher Beziehung nicht zu umgehen war, ſeinen Stoff Andern entlehnt, liegt der von ihm getroffenen Auswahl eine auf ſelbſtändigen Erfahrungen und Studien beruhende tiefere Einſicht zugrunde, und der Leſer kann es ihm nur Dank wiſſen, wenn er, obgleich auch auf dieſem Gebiete durchaus originell, es dennoch vorgezogen hat, Männer wie Abel Rémuſat, Stanislas Julien, Eduard Biot, Jurien de la Gravière und andere große Sinologen, oder Vorgänger auf dem Gebiete chineſiſcher Miſſion wie Amiot, Hallerſtein, Imbert, oder Reiſende wie Macartney ſprechen zu laſſen und nur da, wo es nöthig war, aus eigener Anſchauung berichtigend einzutreten. Man könnte das Werk in der That eine vollſtändige politiſch-ſtatiſtiſche Monographie über China nennen, wenn die phyſiſchen Verhältniſſe des Landes ſich einer ebenſo umfaſſenden und ausführlichen Darſtellung erfreuten wie die materiellen, intellectuellen und ſittlichen Culturzuſtände.

Ueber die Entſtehung des Buchs wäre etwa Folgendes zu bemerken. Huc und Gabet, Beide dem Orden der Lazariſten angehörig, der Letztere jedoch kurz nach der Rückkehr auf der Küſte Braſiliens verſtorben, beſuchten als Miſſionare der römiſch-katholiſchen Kirche die Tatarei, Tibet und China. Sie kamen um die Mitte des Jahres 1839 in Macao an, reiſten gerade zur Zeit des engliſch-chineſiſchen Kriegs über Kanton durch die öſtlichen Provinzen des Reichs nach Peking, paſſirten bald darauf die große Mauer und hielten ſich mehre Jahre in der ihnen als Miſſionsſtation angewieſenen Mongolei auf. Der Zweck, die buddhiſtiſche Religion speciell in den Lamaklöſtern zu ſtudiren, den ſie ſeit 1844 verfolgten, veranlaßte ſie, eine Reiſe nach L'Haſſa, der Hauptſtadt Tibets, zu unternehmen. Ihr Aufenthalt hierſelbſt erregte jedoch den Argwohn der chineſiſchen Regierung, und nach langem, aber unnützem Widerſtande wurden ſie aus L'Haſſa vertrieben und auf Befehl des Kaiſers nach Macao escortirt. Hier ſchrieben ſie ihre Reiſeerinnerungen nieder. Sodann unternahmen ſie abermals eine Reiſe nach Peking und durchwanderten zum dritten mal die Provinzen des Himmliſchen Reichs, ſahen ſich jedoch nach einem kurzen Aufenthalt in der Hauptſtadt aus Geſundheitsrückſichten anfangs zur Rückkehr in die ſüdlichen Miſſionen und am 1. Januar 1852 zur Abfahrt von Macao nach Frankreich genöthigt. Hier erſchienen zunächſt die „Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine pendant les années 1844, 1845 et 1846" (2 Bde., zweite Auflage, Paris 18
jedoch nur die Erlebniſſe in der Tatarei u
enthielten. Erſt ſpäter vervollſtändigte Huc
theilungen durch das Werk: „L'Empire Chin
suite à l'ouvrage intitulé: Souvenirs etc.",
bereits in zweiter Auflage zu Paris erſchien
wohlgelungene deutſche Ueberſetzung uns gege
Beſprechung vorliegt.

Die in dieſem Werke beſchriebene Reiſe
Erlebniſſe der Verfaſſer nicht nur die wäh
frühern und ſpätern Aufenthalts in China ge
fahrungen, ſondern überhaupt alle Notizen ü
ſchaffenheit des Landes, den Charakter der
über Ackerbau, Gewerbe und Handel, über
ſung und Verwaltung des Staats, über das
und peinliche Recht und das Gerichtsverfahre
verſchiedenen Religionslehren und Sekten, i
und Gebräuche, über Sprache, Schrift, Kunſ
ratur, kurz über alle Verhältniſſe des Privat-
lichen Lebens anknüpft, war eben die o
Zwangsreiſe von der Grenze Tibets an durch
ſchen Provinzen Sſe-tſchuen, Hu-pe, Kiang-ſi
tong, welche die beiden Miſſionare unter
ſe eines Civil- und Militärmandarinen von
zu Hauptſtadt machten und welche ihnen, da
des mit Frankreich abgeſchloſſenen Vertrags
drücklichen Befehl des Kaiſers mit größter
handelt wurden, zu einer genauern Bekann
den höhern chineſiſchen Volksclaſſen, den Be
Vicekönig an, den Richtern und Gelehrten
bis zum Baccalaureus herab Gelegenheit bo
ſie früher- und ſpäterhin infolge ihres eigent
lichen und Lehrerberufs mehr mit den unte
weiſe auch mit den mittlern Schichten des V
rührung gebracht wurden. Hiernach leuchte
ein, daß der Verfaſſer zu einer gründlichen
des von ihm behandelten Stoffs in einer ſelt
befähigt iſt, und da uns nicht der gering
zum Zweifel an ſeiner Wahrheitsliebe veran
da vielmehr das ganze Werk vom Anfange bi
deutlich das Gepräge der Unparteilichkeit, Vor
keit, Vielſeitigkeit der Auffaſſung und Gered
auch gegen Andersdenkende anſichträgt, ſo
den darin mitgetheilten Thatſachen nach Abzu
natürlicherweiſe hier und da unwillkürlich
ſubjectiven Färbung unbedingten Glauben ſch
mentlich iſt rühmend hervorzuheben, daß die
Anſicht des Verfaſſers nirgends ſtörend her
daß überhaupt die religiöſen Intereſſen und
Ergebniſſe der Miſſionsbeſtrebungen, obwol ſie
Berückſichtigung finden, doch keineswegs vor
Charakter des Buchs beſtimmen. Huc iſt
faſt nur in der römiſch-katholiſchen Kirche z
Geiſtlichen, die mit ihrem Eifer für die Prop
Chriſtenthums ein großes, ſozuſagen ſtaatsmä
lent, ein echt franzöſiſches savoir-faire, einen
lichen Takt in ihrem ganzen äußern Auftreten

zuweilen mit den höchſten ſittlichen Gebo-
tuslehre in ihrer ideellſten Auffaſſung in
zt, ihre nächſten Zwecke aber nicht wenig
en unſere beiden Miſſionare während ihrer
greiſe ihr Benehmen gegen die heimtücki-
n und betrügeriſchen, die Anſpruchsloſigkeit
und nur der mit Entſchiedenheit geltend ge-
rität aus Furcht vor der Strafe ſich fügen-
nach den in der Bergpredigt ausgeſproche-
en modeln wollen, ſo wären ſie allem Ver-
nicht lebendig in Kanton eingetroffen. Huc
uch offen ein, was um ſo anerkennenswer-
auch Andere, die ſich gegen ein derartiges
öglichſt ſträuben, wie z. B. Gützlaff, der-
endigkeit nachgeben mußten und unſere bei-
die in einem ſo demoraliſirten Lande wie
ngs ziemlich weit geſteckten Grenzen dieſer
it wenigſtens nicht überſchritten haben. Müſ-
die chriſtlichen Miſſionare ſchon vom ſitt-
unkte zu einer ſo weitgehenden Accommo-
en, ſo drängt ſich unwillkürlich die weitere
nicht vom dogmatiſchen Standpunkte aus
er ganzen geiſtigen Anlage ſo nackt ratio-
olke wie dem chineſiſchen gegenüber eine
mmodation noch in viel höherm Grade ge-
. Bekanntlich hat ſchon die erſte chriſtliche
ſer Beziehung den Vorurtheilen der zu be-
lksſtämme gar manches Zugeſtändniß ge-
die Jeſuiten haben ihre großartigen Erfolge
iete der Miſſion lediglich dem rückſichtslos
getriebenen Grundſatze der Accommodation
. Dazu gehört aber eben eine jeſuitiſche
u dieſer wird ſich heutzutage Niemand offen
len. Die einzige Möglichkeit, aus dieſem
n Dilemma, unfruchtbaren Beſtrebungen
ſogar einem nutzloſen Märtyrerthum auf
d der Verletzung des erſten und höchſten
Moral auf der andern Seite, herauszu-
t unſerer Ueberzeugung nach nur in dem
über die Schranken des bibliſchen oder gar
nellen, durch innern Hader ſeine eigenen
lten Reſultate wieder vernichtenden Chriſten-
höhern, auf dem hiſtoriſchen Chriſten-
ner unerſchütterlichen Baſis ruhenden, die
ſchichte im Sinne einer durchaus gleichbe-
ch heiligen Offenbarung auffaſſenden Menſch-
die, ohne den ewigen und unumſtößlichen
einer geläuterten Moral das Geringſte zu
enſo wol an Confucius, Laotſe oder Gau-
tifter der drei gegenwärtig in China mit
Freiheit herrſchenden Religionen, wie an
s zur Wiedervereinnerlichung des auf einen Zu-
Indifferenz herabgeſunkenen religiöſen Volks-
und zur Läuterung der in den Grund hinein
lichen Anſchauungen und Zuſtände hiſtoriſch
men. Daß es gegenwärtig mit den Erfolgen
n Miſſionsbeſtrebungen in China traurig be-
ſtellt und auf dem bisherigen Wege nimmermehr ein befriedigendes Reſultat zu erwarten iſt, geht aus den mannichfaltigen Bemerkungen und Andeutungen Huc's, noch mehr aber aus Dem, was er gefliſſentlich verſchweigt, deutlich hervor. Seinem Berichte zufolge befinden ſich unter den 300—360 Millionen Einwohnern des chineſiſchen Reichs nur 800,000 Bekenner des chriſtlichen Glaubens, und zwar dieſe durch alle Provinzen zerſtreut und faſt ausſchließlich der allerniedrigſten Volksclaſſe angehörig. Was aber überhaupt von dem Chriſtenthum der Chineſen zu halten ſei, das haben wir aus Gützlaff zur Genüge gelernt. Alle bisherigen Miſſionsbeſtrebungen in China ſind unſers Erachtens nichts weiter als eine koloſſale Siſyphusarbeit geweſen, und von einem dauernden Ergebniß kann nicht eher die Rede ſein, als bis die Prediger des Chriſtenthums ſich zu Bannerträgern der Civiliſation machen. Doch wird jedenfalls der Geiſt des Chriſtenthums, namentlich von Amerika aus, durch die Chineſen ſelbſt eher in das Reich der Mitte eindringen als deſſen Predigt.

Es hieße unſere Aufgabe völlig verkennen, wenn wir den vergeblichen Verſuch unternehmen wollten, auf den reichen Inhalt des uns vorliegenden Werks einzeln einzugehen. Wir begnügen uns in dieſer Hinſicht auf das Geſammtergebniß hinzuweiſen, wonach das chineſiſche Volk in intellectueller Beziehung ein gutes Theil höher, in moraliſcher Beziehung dagegen ein gutes Theil tiefer ſteht, als man bisher durchſchnittlich angenommen hat, daß aber in beiden Beziehungen China ſeit dem Sturze der Mingdynaſtie durch die Mandſchus in fortwährendem Rückſchritte begriffen iſt. Es gibt wol nicht eine einzige unter den früher gäng und gäbe geweſenen Anſchauungen über chineſiſche Zuſtände, welche nicht durch das gegenwärtige Werk eine, ſei es erweiternde, ſei es beſchränkende, Berichtigung oder Erläuterung erführe; im Weſentlichen und Ganzen aber werden dieſelben, wie nicht anders zu erwarten war, beſtätigt. Wir finden auch hier die bekannten Grundzüge des chineſiſchen Charakters wieder: in der Sphäre des Individuums jene raſtloſe Beweglichkeit, jenes bewundernswürdige Triebleben, welches die Chineſen als die urſprünglichen Vertreter der ganzen mongoliſchen Race erſcheinen läßt, und hinwiederum innerhalb der objectiv ſittlichen Lebenskreiſe jene Unbeweglichkeit, jenes zähe Feſthalten an dem einmal Hergebrachten, jenes Uebergewicht der Subſtantialität über die Subjectivität, womit die Möglichkeit häufiger und gewaltſamer, nicht nur dynaſtiſcher, ſondern auch ſocialer Revolutionen oder in letzterer Beziehung vielmehr bloßer Revolutionsverſuche nicht ausgeſchloſſen iſt. Uebrigens macht der Verfaſſer wiederholt mit vollem Recht darauf aufmerkſam, daß die europäiſche Vornehmthuerei den Chineſen gegenüber in mancher Beziehung durchaus ungerechtfertigt iſt, und daß, wenn uns das Innere Chinas einmal erſchloſſen ſein ſollte, wovon bisjetzt nach allen engliſchen, amerikaniſchen und franzöſiſchen Verträgen noch nicht im entfernteſten die Rede ſein kann, wir von den Bewohnern des Himmliſchen Reichs, die ſich durch raſtloſe Thätigkeit und un-

ermüdliche Ausdauer ſelbſt vor den in dieſer Rückſicht alle indoeuropäiſchen Völker überragenden Nordamerikanern hervorthun und infolge dieſer Eigenſchaften eine Menge uns völlig unbekannter, aber ſehr nützlicher und bei unſerer höhern Combinationsgabe erſt erfolgreich zu verwerthender Einzelerfahrungen angeſammelt haben, noch Vieles zu lernen im Stande ſind. Ueber den hohen Werth der chineſiſchen Literatur konnte ſchon nach den bisherigen Reſultaten der Wiſſenſchaft nicht wohl ein Zweifel obwalten, und auch das Huc'ſche Werk bietet eine Reihe intereſſanter Belege zur Beſtätigung dieſer Anſicht. Wir verweiſen beiſpielsweiſe nur auf die von den chineſiſchen Nationalökonomen Tſchao-yng (II, 84) und Tſien-tſche ausgeſprochenen und wiſſenſchaftlich begründeten Lehrſätze über die Natur des Geldes und des Zinsfußes, welche dem aufgeklärteſten Volkswirthſchaftslehrer unter den „Teufeln vom Weſtmeere" in der Mitte des 19. Jahrhunderts keine Schande machen würden.

Da ein tieferes Eingehen auf das Stoffliche des Werks außerhalb unſerer Befugniß liegt, ſo halten wir es für zweckmäßig, dem Leſer einen kurzen Abſchnitt daraus in den eigenen Worten des Verfaſſers mitzutheilen, damit er ſich von der Form und Darſtellungsweiſe deſſelben eine wenigſtens annähernde Vorſtellung bilden könne. Wir wählen zu dieſem Behufe einen Abſchnitt, der vom chineſiſchen Theaterweſen handelt und deshalb für die Leſer d. Bl. von beſonderm Intereſſe ſein dürfte. Auf uns wenigſtens hat derſelbe inſofern einen humoriſtiſchen Eindruck gemacht, als er in mancher Beziehung eine unabſichtliche Caricatur der atheniſchen Zuſtände zu enthalten ſchien und uns an die griechiſchen Dionyſien, Tragöden und Liturgen erinnerte.

Es gibt kein Volk auf der Welt, welches ſoviel leidenſchaftliche Vorliebe für theatraliſche Vorſtellungen hätte, als die Chineſen. Wir haben oben erwähnt, ſie ſeien zu Köchen wie geboren, jetzt möchten wir noch hinzufügen, ſie ſeien ein Komödiantenvolk. Geiſt und Körper iſt bei ihnen ſo geſchmeidig und elaſtiſch, daß ſie ſich nach Belieben verwandeln und hintereinander die entgegengeſetzteſten Leidenſchaften ausdrücken können. Sie haben in ihrer Natur viel vom Affen, und wenn man einige Zeit unter ihnen gelebt hat, ſo drängt ſich unwillkürlich die Frage auf, wie man in Europa hat denken können, China ſei ſozuſagen eine große Akademie voller Weiſen und Philoſophen; Ernſt und Weisheit findet ſich aber, einige officielle Verhältniſſe ausgenommen, nur in ihren claſſiſchen Büchern. Das Himmliſche Reich gleicht einer großen Meſſe, wo man unter einer unaufhörlichen Ebbe und Flut von Verkäufern, Seltenheitskrämern, Bummlern und Dieben aller Arten auf Marktſchreierbuden und Hanswürſte, Poſſenreißer und Komödianten ſtößt, die das Publicum in einem fort zu beluſtigen ſuchen.

In der ganzen Ausdehnung des Reichs, in den 18 Provinzen, in den Städten erſten, zweiten und dritten Grades, in Flecken und Dörfern, überall ſind Reiche und Arme, Mandarinen und Volk, alle Chineſen ohne Ausnahme leidenſchaftlich für ſolche Künſte eingenommen. Ueberall gibt es Theater, große Städte ſind überfüllt damit, und die Schauſpieler ſpielen Tag und Nacht. Jedes Dörfchen hat ſein Theater, gewöhnlich iſt es der Pagode gegenüber, zuweilen ſelbſt ein Theil derſelben. Reichen machmal die ſtehenden Theater nicht hin, ſo baut man proviſoriſche aus Bambusrohr mit einer an das Wunderbare grenzenden Schnelligkeit. Das chineſiſche Theater iſt ſtets ſehr einfach und ſchließt jeden Gedanken an ſceni-

ſche Illuſionen aus. Die Decorationen ſind unve
Anfang bis zu Ende. Man würde nie wiſſen,
wenn die Schauſpieler nicht das Publicum ſtets
von in Kenntniß ſetzten. Das Einzige, was
berechnet iſt, iſt eine Art Fallthür auf der
Bühne, durch welche man übernatürliche Weſen e
man nennt ſie die „Thür der Dämonen".

Es gibt, wie man ſagt, ſehr umfangreiche
von Bühnenſtücken; die reichſte iſt die der Mo
Yuen. Aus dieſem Repertoire ſind mehre von geleh
überſetzt worden. In Betreff ihres literariſchen
wir Biot's Urtheil herſetzen. „Der Gang aller
ſagt dieſer berühmte Sinolog, „iſt höchſt einfac
ſpieler geben ſelbſt die Perſonen an, welche ſie vo
zwiſchen den einzelnen Scenen fehlt es gewöhn
Uebergange, und oft wird das albernſte Zeug *
hafteſten Gegenſtände eingeflickt. Im Allgemein
annehmen, daß ſich dieſe Stücke nicht über unſ
Poſſenſpiele erheben, und daß die dramatiſche K
gegenwärtig noch in der Kindheit ruht.... Viell
Unvollkommenheit großentheils in Zuſammenhang
gen Stellung der Schauſpieler, die faſt nur L
Theaterunternehmers ſind und ſich an die unw
wenden müſſen, um ihr elendes Daſein zu friſte

Die chineſiſchen Schauſpielertruppen ſind ni
ſtimmtes Theater gebunden; ſie ziehen und w
herum; wo man ſie haben will, da kommen ſie
Unmaſſe von Coſtümen und Decorationen. Ein
vane hat ein eigenthümliches Ausſehen und er
an Zigeunerbanden. Man trifft ſie oft auf Fl
ziehen dieſe Art zu reiſen vor, um die Koſten
Dieſe herumziehenden Banden werden auf einig
thet, manchmal von Mandarinen oder reichen Pr
öfterſten aber von beſondern Geſellſchaften in
Stadtvierteln und Dörfern.

An Veranlaſſungen, bei denen man ein S
fehlt es nie. Die Beförderung eines Mandarin
Ernte, ein gewinnreicher Handel, eine Gefahr, di
will, das Aufhören des Regens oder der Trocke
des glückliche oder unglückliche Ereigniß verlan
theatraliſche Aufführungen. Die Vorgeſetzten de
ſammeln ſich, beſchließen über die Dauer der Feſt
Jeder muß nach ſeinen Vermögensverhältniſſen
beiſteuern. Manchmal wird die Vorſtellung vo
chen Privatmanne angeſtellt und bezahlt, der ſe
beehren und ſich den Namen eines freigebigen
ben will. Bei wichtigen Handelsverträgen macht
lich außer dem Kaufpreis eine beſtimmte Anzahl
zur Bedingung. Sie ſind auch oft die Folge vo
ten. Der Beſiegte wird von dem Schiedsricht
eine oder zwei Vorſtellungen zu bezahlen.

Das Volk darf ſtets unentgeltlich zuſchauen
nie, dieſes Vorrecht auszubeuten.... Hören die
daß in der Umgegend geſpielt wird, ſo laſſen ſie
thaner Arbeit nicht abhalten, ein und zwei Meile
hin zu gehen, um der Vorſtellung beizuwohn
ſchauer ſtehen ſtets im Freien, und der ihne
Raum iſt von nichts eingeſchloſſen. Jeder ſucht
Platz auf Straßen, Bäumen oder Dächern....
trinkt, ißt und raucht. Verkäufer mit Eßwaar
mer unter der Menge hin und her, und währe
ſpieler ſich alle Mühe geben, um vor den Aug
cums die tragiſchen und rührenden Ereigniſſe ſe
geſchichte vorübergehen zu laſſen, ſchreien ſich
faſt heiſer, indem ſie den Leuten Waſſermelonen

*) Hier kann man noch hinzufügen, daß die chineſiſ
ſehr zweideutiger Scherze, ja oft voll empörender Obſc

rohr und Gebäck aus ſüßen Bataten anbieten. Aus-
Klatſchen kommt nicht vor.
Frauen iſt es verboten, auf dem Theater aufzutreten.
n verſehen junge Leute, welche ſich ſo zu putzen und
e Stimme ſo trefflich nachzumachen verſtehen, daß
ung vollkommen iſt. Der Gebrauch geſtattet ihnen
dem Seile zu tanzen und Vorſtellungen zu Pferde
Sie entwickeln hierbei namentlich in den nördlichen
eine wirklich wunderbare Geſchicklichkeit. Man be-
, wie ſie mit ihren Füßchen auf einem geſpannten
en, auf dem Pferde aufrechtſtehen und ſo ſchwere
n und Krafttouren ausführen können.
igen Leſer, welche vielleicht in dieſem Referate
t Huc's über die gegenwärtige Inſurrection
gegen die Mandſchudynaſtie zu finden erwar-
en wir, da es ſich hierbei nicht um eigene Er-
, ſondern lediglich um ein, wenn auch ſehr
swerthes, Urtheil des kenntnißreichen Verfaſſers
uf das Werk ſelbſt und insbeſondere auf deſſen
z verweiſen. Nur ſoviel wollen wir ſchließlich
daß Huc, weit entfernt, eine Wirkung chriſt-
en darin zu erblicken, vielmehr in jedem Falle,
endliche Ausgang des Kampfs ſein, welcher
für den Beſtand und die Verbreitung des
ums in China ernſtliche Beſorgniſſe hegen zu
aubt. 72.

---

llung der Schopenhauer'ſchen Philoſophie zum Idealismus und Realismus.

hopenhauer, als Uebergangsformation von einer idea-
in eine realiſtiſche Weltanſchauung dargeſtellt von
Cornill. Heidelberg, Mohr. 1856. Gr. 8.

Wort Idealiſt klingt gegenwärtig beinahe wie ein
ort. So ſehr dürſtet unſere Zeit auf allen Gebieten
Realen. Man will die Idealiſten nicht mehr, weder
unſt und ſchönen Literatur, noch in der Philoſophie,
der Politik und im öffentlichen Leben. Und es läßt
leugnen, daß ſich darin ein richtiger Trieb kundgibt.
s jene, die den Idealismus verſpotten, unter Idea-
ſtehen, das iſt wirklich eine ſehr ſchlechte Sorte von
s. Sie verſtehen darunter nämlich jene Richtung,
über das Gegebene, Erfahrungsmäßige, Natürliche
nd, die Dinge aus der Phantaſie heraus oder aus
haltsleeren Begriffen a priori geſtalten und begreifen
em vom Unendlichen, Abſoluten, Ueberſinnlichen, und
chtrabenden Phraſen immerhin heißen mögen, aus-
und die Dinge aus ihm herausconſtruirenden Idealis-
man dann allerdings mit unſerm großen Realiſten
rufen:

Willſt du ins Unendliche ſchreiten,
Geh' nur im Endlichen nach allen Seiten.

Willſt du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinſten erblicken.

gibt nicht blos eine ſchlechte Sorte von Idealismus,
ſich unſere Zeit mit Recht auflehnt, ſondern es gibt
ſchlechte Sorte von Realismus, gegen die unſere Zeit
s zu proteſtiren anfängt, nämlich jenen materialiſti-
lismus, der über die verſchiedenen Gruppirungen der
e hinaus nichts kennt. Hat jener ſchlechte Idealis-
r Fichte-Schelling-Hegel'ſchen Begriffsſpeculation,
priori aufgebaute Welt a posteriori, von den exacten
Wiſſenſchaften, Lügen geſtraft wurde, unbefriedigt gelaſſen, ſo beſchleicht unſere Zeit auch nachgerade das Gefühl, daß der ihm entgegengeſetzte materialiſtiſche Realismus ebenſo unbefriedigend, ebenſo unhaltbar iſt. Zwar dem gemeinen, d. h. dem rohen und ungebildeten Menſchenverſtand behagt es ganz wohl, daß man ihm, was er für das Realſte hält, das Sinnliche, Stoffliche, Derbe, Handgreifliche, auch wiſſenſchaftlich für das wahrhaft Reale ausgibt. Aber der gemeine Menſchenverſtand iſt nicht der Maßſtab der Wahrheit. Für die denkenden, forſchenden Köpfe ſteht nicht ohne weiteres feſt, daß Dieſes oder Jenes, die Materie oder der Geiſt, das wahrhaft Reale ſei, ſondern dieſes wird eben erſt geſucht. Die Philoſophie iſt daher der Boden, auf welchem die Frage zur Entſcheidung kommen muß, und darum können wir Jenen nicht beiſtimmen, welche keck in die Welt hinausrufen, es ſei aus mit der Philoſophie. Schon in meiner Schrift „Die Naturwiſſenſchaft in ihrem Einfluß auf Poeſie, Religion, Moral und Philoſophie“ (Leipzig 1855) habe ich im letzten Abſchnitt nachgewieſen, wie unverwüſtlich das metaphyſiſche Bedürfniß iſt und wie jener Spruch, der der Philoſophie das Todesurtheil ſchreibt, nur auf einer Verwechſelung der Philoſophie mit dieſer Philoſophie beruht. Auch ſprechen gerade die Thatſachen nicht dafür, daß es aus ſei mit dem Triebe zu philoſophiren. Denn abgeſehen davon, daß der Materialismus, durch den man jetzt die Philoſophie verdrängt glaubt, doch ſelbſt weiter nichts iſt als eine wenngleich ſehr ſchlechte Philoſophie, ſo bemächtigt ſich auch jetzt der exacteſten Naturforſcher ein philoſophiſcher Trieb, wie er noch nicht dageweſen, wovon man ſich unter Anderm aus den Werken von Lotze: „Mikrokosmus“ (Leipzig 1856), Baumgärtner: „Der Menſch“ (Freiburg 1856) u. A. m. überzeugen kann. Freilich, die eingefleiſchten Naturaliſten halten die Fragen der Philoſophie nach dem letzten Grunde der Dinge für die Fragen müßiger, kindiſcher Neugier. So laſen wir z. B. im vorigen Jahre in „Die Natur“ (Nr. 30), von Otto Ule und Karl Müller, in einem Briefe an die deutſchen Naturphiloſophen wörtlich Folgendes: „Der Materialismus, ſagen Sie, will Alles aus der Combination des Stoffs erklären; aber wie und wodurch kommt dieſe wunderbare Combination zuſtande? Ich kann Ihnen nur mit einem Worte Feuerbach's antworten: «Was? fragt der Mann; woher? das Kind.» Die Frage der Neugier iſt nicht die Frage der Wiſſenſchaft; ſie hat es mit dem Was, nicht mit den Thatſachen zu thun, und dieſe auszubeuten iſt ihre ſtolzeſte Aufgabe.“ „Räthſel ſäen nur Unheil, ihre Auflöſung iſt nur Trug.“ „Das Kind zerbricht ſein Spielzeug, um das kleine Leben darin zu ſuchen.“ Aber wir glauben nicht, daß dieſe die mehrtauſendjährige Anſtrengung der denkenden Köpfe in der Menſchheit für kindiſche Neugier ausgebende Selbſtbeſchränkung der Materialiſten Anklang finden werde. In dem Fortgehen von dem bloßen Was zu dem Warum, von den bloßen Thatſachen zu ihrem Grunde beruht ja überhaupt alle Wiſſenſchaft im Unterſchiede von bloßer Kenntniß. Diejenigen daher, die die Frage nach dem Warum und Wofür und Wozu lächerlich machen, machen damit die Wiſſenſchaft lächerlich.

Sehen wir uns nun, um von dieſer Abſchweifung wieder auf unſer Thema, Idealismus und Realismus, zurückzukommen, unter den vorhandenen Syſtemen um, ſo wüßten wir keins, aus welchem ſich mehr und beſſere Waffen ebenſo gegen den einſeitigen Idealismus wie gegen den einſeitigen Realismus entnehmen ließen, als das Schopenhauer'ſche. Wenn Cornill daſſelbe eine „Uebergangsformation von einer idealiſtiſchen in eine realiſtiſche Weltanſchauung“ nennt, ſo können wir dieſe Bezeichnung nicht richtig finden. Viel richtiger hätte er geſagt: eine Vereinigungsformation von Idealismus und Realismus.

Wenn gegenwärtig Schopenhauer mehr als irgendein Anderer Beachtung erfährt und verdient, ſo ſchreiben wir dieſen Umſtand nicht zum geringſten Theile dem Ringen nach

Vereinigung idealiſtiſcher mit realiſtiſcher Weltauffaſſung zu, welches unſere Zeit charakteriſirt und welchem die Schopenhauer'ſche Philoſophie mehr als irgendeine zu Hülfe kommt. Schopenhauer's Werke ſind ein Antidoton ebenſo gegen jene durch Fichte, Schelling und Hegel ſich hindurchziehende Begriffsſpeculation, die ſich anmaßte, die Welt a priori zu conſtruiren, mit ihren Conſtructionen aber überall an der realen Natur der Dinge zerſchellt, — wie andererſeits gegen den jetzt graſſirenden Materialismus, dem die Ideen nichts ſind als Hirngeſpinnſte, Producte von Phosphor und ſonſtigen weiß der Himmel zuſammengruppirten Stoffen. Die Schopenhauer'ſche Philoſophie iſt ebenſo bemüht, dem Idealismus wie dem Realismus gerecht zu werden, und Schopenhauer hat ausdrücklich geſagt, was ich auch ſchon als Motto meiner Schrift über den Materialismus vorangeſetzt habe: „Keine aus einer objectiven anſchauenden Auffaſſung der Dinge entſprungene und folgerecht durchgeführte Anſicht der Welt kann durchaus falſch ſein, ſondern ſie iſt im ſchlimmſten Falle nur einſeitig; ſo z. B. der vollkommene Materialismus, der abſolute Idealismus u. ſ. w. Sie alle ſind wahr, aber ſie ſind es zugleich; folglich iſt ihre Wahrheit nur eine relative. Jede ſolche Auffaſſung iſt nämlich nur von einem beſtimmten Standpunkt aus wahr, wie ein Bild die Gegend nur von einem Geſichtspunkte aus darſtellt. Erhebt man ſich aber über den Standpunkt eines ſolchen Syſtems hinaus; ſo erkennt man die Relativität ſeiner Wahrheit, d. h. ſeine Einſeitigkeit. Nur der höchſte, Alles überſehende und in Rechnung bringende Standpunkt kann abſolute Wahrheit liefern." („Parerga und Paralipomena", II, §. 13.)

Es iſt hier natürlich nicht Raum, näher auseinanderzuſetzen, wie Schopenhauer den Idealismus mit dem Realismus zu einer höhern Anſicht verbindet. Wem dieſes noch nicht bekannt iſt, der leſe die betreffenden Capitel in meinen „Briefen über die Schopenhauer'ſche Philoſophie", die überall auf Schopenhauer's eigene Werke verweiſen, nach. Hier mag es genügen, in aller Kürze darauf aufmerkſam zu machen, daß Schopenhauer durch die Kant'ſche Unterſcheidung zwiſchen Ding an ſich und Erſcheinung (bei ihm Wille und Vorſtellung) ebenſo den einſeitigen Idealismus wie den einſeitigen Realismus überwindet. Wenn der abſolute Idealiſt der Außenwelt gar keine Realität zugeſteht, ſondern ſie für bloße Vorſtellung, das Nicht-Ich für bloßes Product des Ich erklärt, ſo weiſt dagegen Schopenhauer im Willen und ſeinen verſchiedenen Objectivationsſtufen den realen, weſenhaften Kern der Welt nach. Wenn andererſeits der abſolute Realiſt die vorgeſtellte Welt für die an ſich beſtehende nimmt, ſo weiſt dagegen Schopenhauer den enormen Antheil nach, den das erkennende Subject an der vorgeſtellten Außenwelt hat.

Wer nun dieſes Beides nicht zuſammennimmt, wer die reale von der idealen Seite der Welt nicht zu unterſcheiden und wiederum miteinander zu verbinden verſteht, dem kann Schopenhauer voller Widerſprüche erſcheinen; denn bald ſpricht er wie ein Idealiſt, bald wie ein Realiſt. In der „Welt als Vorſtellung" iſt er Idealiſt, in der „Welt als Wille" Realiſt. Die ſcheinbaren Widerſprüche kommen aber nur daher, daß ein Denker nicht Alles auf einmal ſagen kann, was er im Kopfe hat. Das Weltbild, das im Kopfe des Philoſophen als ein Ganzes daſteht, muß in der wiſſenſchaftlichen, methodiſchen Darſtellung in verſchiedene Theile zerfällt werden. Ueberhaupt bringt es ja der zeitliche Verlauf des Sprechens mit ſich, daß wir das in Eins Gedachte nicht mit Eins ſagen können. Deshalb aber einen Denker der Widerſprüche beſchuldigen, weil er die entgegengeſetzten und zuſammengehörigen Seiten ſeiner Betrachtung nur nacheinander mittheilen kann, das verräth doch nur die Unfähigkeit des Beſchuldigers, das nacheinander Geſagte zuſammenzufaſſen, aus den Theilen das Ganze zu erſchauen. So wenig als ein Widerſpruch darin liegt, jetzt die unvernünftige und dann wieder die vernünftige Seite des menſchlichen Weſens hervorzuheben, dem Menſchen alſo die entgegengeſetzten Eigenſchaften der Vernunft und Unvernunft zuzuſchreiben, wofern man nur denjenigen Theil ſeines Weſens, welchem die Vernunft, von demjenigen zu unterſcheiden weiß, welchem die Unvernunft zukommt; ebenſo wenig kann ein Widerſpruch darin liegen, jetzt von der idealen und dann wieder von der realen Seite der Welt zu reden, ihr alſo die entgegengeſetzten Eigenſchaften der Idealität und Realität beizulegen, wofern man nur denjenigen Theil der Welt, welchem die Idealität, von dem andern wohl unterſcheidet, welchem die Realität zukommt. Und dies letztere hat Schopenhauer gethan. Cornill hätte ſich drei mal bedenken ſollen, ehe er Schopenhauer des Widerſpruchs geziehen, weil er bald wie ein Idealiſt, bald wie ein Realiſt ſpreche. Dies iſt in der That wahr, aber daraus folgt noch keineswegs, daß ſich Schopenhauer widerſpreche.

Schopenhauer ſpricht ganz wie die heutigen naturwiſſenſchaftlichen Realiſten, wenn er verlangt, daß man das Geſetz der Cauſalität oder den „Satz vom Grunde", wie er es nennt, nicht dazu anwende, um mittels deſſelben von der Welt zu ihrer Urſache zu gelangen. Das Geſetz, daß jede Wirkung ihre Urſache habe, iſt ihm, wie Kant, nur von immanenter Gültigkeit, d. h. es bezieht ſich nur auf die Erſcheinungen und Veränderungen innerhalb der Welt, und zwar iſt es hier von ausnahmsloſer Gültigkeit. Jede Veränderung weiſt auf eine andere als ihre Urſache zurück, dieſe wieder auf eine andere und ſo in infinitum. Ebenſo entſchieden, wie die heutigen Naturaliſten, verwirft auch Schopenhauer jenen Idealismus, der die natürlichen Erſcheinungen und Veränderungen unmittelbar aus dem Unendlichen, Abſoluten herausconſtruirt, gleich jenem theologiſchen Supernaturalismus, der Alles unmittelbar aus Gott ableitet und auf ihn bezieht. Schopenhauer erklärt Erſcheinungen [illegible] aus andern Erſcheinungen und dieſe wieder aus andern in infinitum. Er iſt alſo in dieſer Beziehung ganz Realiſt [illegible] ſteht, wie ich in meiner Schrift über den Materialismus [illegible]zeigt habe, mit den Gegnern des philoſophiſchen Abſolutis[illegible] und theologiſchen Supernaturalismus ganz auf einer [illegible] ſodaß ſie ihn in dieſer Beziehung ganz zu den Ihrigen rech[illegible] können.

Aber nun kommt die Kehrſeite. Während die einſeiti[illegible] Realiſten bei der Erſcheinungswelt und ihrer mechaniſch-[illegible]ſchen Erklärung ſtehen bleiben, alſo die abſolute Phyſi[illegible] den Thron erheben, weiſt Schopenhauer nach, wie die geſ[illegible] Erſcheinungswelt mit ihrer natürlichen Verkettung keinen [illegible] in ſich hat ohne Das, was in ihr erſcheint, das Metaphy[illegible] und dies findet er nach Analogie Deſſen, was im Men[illegible] ſich als den Kern, als das Weſen ſeiner Erſcheinung kund[illegible] in dem Willen, deſſen aufſteigende Stufenreihe er in dem [illegible]ten Buche ſeines Hauptwerks und im „Willen in der Natur" [illegible]ſchildert hat. Man kann über die Wahl des Worts [illegible] zur Bezeichnung des Kerns der Dinge mit Schopenhauer [illegible]ten; aber darin muß man ihm doch, wenn man nicht [illegible]haupt aufs Philoſophiren verzichtet, jedenfalls Recht ge[illegible] daß eine Welt von lauter Relationen, als welche ſich uns [illegible] Erſcheinungswelt darſtellt, keinen Halt in ſich hat, ſondern [illegible]ſen nur von dem Urſprünglichen, Ewigen, Unentſtandenen [illegible] Unvergänglichen empfängt, das in den Relationen der endli[illegible] Dinge zur Erſcheinung kommt, von dem Ding-an-ſich, [illegible] es Kant nannte. Falſch wäre dieſe Annahme eines [illegible]phyſiſchen, über die räumlich-zeitliche Erſcheinungswelt [illegible]benen, von ihren Geſetzen Unberührten nur dann, wenn [illegible] ſich es, wie der Deismus ſeinen Gott, jenſeit der Welt [illegible] ihrer Verkettung, gleichſam in einem aparten mundus wo[illegible]dächte. Von ſolcher rohen Auffaſſung iſt aber Schopenh[illegible] weit entfernt. Das Phyſiſche iſt ihm nicht hüben und [illegible] Metaphyſiſche drüben; ſondern in dem Phyſiſchen iſt ihm [illegible] Metaphyſiſche gegenwärtig, in der Erſcheinung Das, wa[illegible] ihr erſcheint, das Ewige und Unvergängliche. Die For[illegible] Schopenhauer'ſchen Philoſophie beſteht gerade in der Aufhe[illegible] jener dualiſtiſchen Trennung, die das Urweſen jenſeit der [illegible] ſetzt und ſo die Erſcheinung von ihrem Kerne, ihrer Su[illegible] losreißt. Die Schopenhauer'ſche Philoſophie iſt Moni[illegible]

ſer der Welt nichts kennt, die Welt nicht aus einem
ndern einem innerweltlichen Urweſen erklärt, deſſen
g ſie iſt. Aber freilich iſt der Schopenhauer'ſche
nicht jener Alles vereinerleiende, der nicht inner-
Welt einen Unterſchied macht zwiſchen Dem, was
Kern und Weſen, und Dem, was zu ihrer Er-
gehört. Schopenhauer lehrt die gänzliche Diverſi-
ealen und Realen, d. h. in ſeiner Sprache der er-
und der an ſich ſeienden Welt, der Welt als Vor-
id der Welt als Wille. Wenn man alſo will, kann
Schopenhauer noch, wie Cornill gethan, des Dua-
chuldigen. Aber dieſer Dualismus, den Schopen-
rhalb ſeines Monismus lehrt, iſt ein ſolcher, deſſen
ich eine beſonnene Philoſophie wird erwehren können.
alismus trennt nicht das Weſen von ſeiner Erſchei-
: vereinerleit beide auch nicht, und eben dadurch wird
uer dem Idealismus wie dem Realismus gleich ge-
ſer Dualismus involvirt keinen Widerſpruch, denn
r die entgegengeſetzten Seiten der Welt auf, die that-
ihr vereinigt ſind.
end im einſeitigen Idealismus die räumlich-zeitliche
gswelt als völlig weſenlos, als ein täuſchender Schein
ten, im einſeitigen Realismus dieſe Erſcheinungswelt
olut wahre, urweſentliche betrachtet wird, ſo iſt da-
Schopenhauer'ſche Philoſophie gleichweit entfernt von
remen. Die Erſcheinung iſt ihr kein bloßer Schein,
rch ſie hindurch leuchtet das in ihr erſcheinende We-
lb denn auch Schopenhauer das Einzelne, Anſchau-
ie Quelle aller wahren Erkenntniß erklärt und mit
ten gegen jene Phraſenphiloſophie polemiſirt, die
luten, Unendlichen ausgehend die Welt a priori
zu können meint. Andererſeits iſt ihm aber auch
den einſeitigen Realiſten, die raum-zeitliche Er-
das Letzte, Abſolute, in und an ſich Beſtehende,
undärer Art, folglich ein Primitives, in ihre Geſetze
s zu ihrer Erklärung vorausſetzend. Zwar im Ein-
de Erſcheinung wieder nur durch eine andere und dieſe
ch eine andere in infinitum bedingt, die geſammte
e Erſcheinungswelt aber weiſt auf ein über ihr Er-
n, in dem ſie ihren Halt hat, deſſen Manifeſtation

t den Idealismus mit dem Realismus zu einem Gan-
enden Weltanſchauung gemäß iſt nach Schopenhauer
weſen ein zwiefaches, trägt eine Zweiheit in ſich,
heils phyſiſcher, theils metaphyſiſcher Natur iſt. Je-
zerfällt in eine ſecundäre, erſcheinende, vergängliche
e primäre, urweſentliche, unvergängliche Seite. Wes-
wenn gefragt wird, ob Schopenhauer die Freiheit
blichkeit lehrt, dieſes ebenſo bejahen als verneinen
achdem man auf die metaphyſiſche oder die phyſiſche
menſchlichen Weſens Rückſicht nimmt. Alſo auch
man, wenn man die beiden entgegengeſetzten Seiten
nmennimmt, Schopenhauer des Widerſpruchs beſchul-
ſagen, daß er bald die Freiheit und Unſterblichkeit
ald wieder ſie bejaht. Aber dieſer ſcheinbare Wider-
ht nur auf der Gebrochenheit des menſchlichen Weſens
aupt aller Dinge, auf dieſer Zweiheit von Primärem
därem, die die ganze Welt durchzieht. Auf dieſer
eruhen auch die Kant'ſchen Antinomien, die denn
ſelbſt durch die Unterſcheidung zwiſchen Ding an
rſcheinung löſt. Kant iſt überhaupt als Derjenige
ten, der zu der wahren Vereinigung von Idealismus
lismus den Grund gelegt.
erwähnten Dualismus zwiſchen Ding an ſich und Er-
den Cornill der Schopenhauer'ſchen Philoſophie zum
macht, auf den jedoch beſonnenes Denken nothwendig
t, finden wir neuerdings auch von einem Herbartianer,
in ſeinem „Mikrokosmus" gelehrt. Auch Lotze ſpricht
„Zweiheit", die in jedem Dinge verſchmolzen iſt, und
ſchreibt darum dem Mechanismus, durch welchen in der Erſcheinungswelt Alles verkettet iſt und deſſen ausnahmsloſe Gültigkeit er mit großem Scharfſinn nachweiſt, doch nur eine untergeordnete Bedeutung zu. „Wer ſich", ſagt er, „vermißt, aus jener unvollſtändigen Natur des Endlichen allein die Geſetzlichkeit der Ereigniſſe aufzuweiſen, unternimmt die hoffnungsloſe Arbeit, eine Theorie über Bewegungen von Schatten zu gründen, ohne Rückſicht auf die Bewegungen der Körper, von denen dieſe geworfen werden." („Mikrokosmus", I, 421.)

Nach dieſen Bemerkungen über die Stellung der Schopenhauer'ſchen Philoſophie zum Idealismus und Realismus wird es leicht ſein, ſich über das Cornill'ſche Buch ein richtiges Urtheil zu bilden. Cornill hebt ſehr gut die Vorzüge der Schopenhauer'ſchen Philoſophie vor andern hervor und weiſt nach, warum „die Zeit ihre Stimmung am treueſten in Schopenhauer wiederfindet, deſſen Wunderlichkeit und Originalität nicht den bloßen Schein von Genialität anſichträgt, ſondern ſich wirklich auch in vielen tiefen Ausſprüchen, in zahlreichen Lichtblicken ſeines ſcharfſinnigen Geiſtes zu der wahrhaft großen Naivetät des unmittelbaren Genius erhebt, deſſen Leiſtungen er an vielen Orten treffend zu ſchildern verſteht". In Schopenhauer finde die Zeit ihre Misachtung der frühern philoſophiſchen Vergangenheit gerechtfertigt. Diejenigen, welche unbekümmert um die hochfliegenden Anfoderungen transſcendenter Speculation dem empiriſchen Wiſſen ſich widmen, „dieſe folgen mit Freuden dem geiſtreichen Spötter und ſeiner eingehenden Kritik des blos eingebildeten Vermögens einer transſcendenten Vernunft; ſie hören es gern, wenn er eine empiriſche Erfahrung der Natur zur alleinigen Quelle alles Wiſſens macht und ſagt: «ſeine Philoſophie hebe mit dem Satz an, daß es allein in der Welt und unter Vorausſetzung derſelben Gründe und Folgen gebe.» Endlich finden auch Diejenigen bei Schopenhauer einen Anklang, welche ſich durch das letzte Auftreten der materialiſtiſchen Naturwiſſenſchaft enttäuſcht und unbefriedigt fühlen. Mit großer Energie erklärt er ſich gegen dieſe Richtungen und verlangt, daß auch die geiſtige Seite unſers Weſens von der wiſſenſchaftlichen Forſchung in Betracht gezogen und die Welt unſerer Vorſtellung, unſerer Gefühle und unſers Willens und die Objectivationen oder gegenſtändlichen Aeußerungen derſelben zu erklären verſucht werden." (VIII.)

Aber in Dem, was Cornill der Schopenhauer'ſchen Philoſophie vorwirft: Dualismus, Widerſprüche, Rückfall in den alten philoſophiſchen Dogmatismus und Abſolutismus, Schwanken zwiſchen idealiſtiſchen Principien und materialiſtiſchen Anſchauungen, in allem Dieſem haben wir nur Cornill's eigenen Mangel an Verſtändniß erblicken können. Es zieht ſich überhaupt durch das ganze Cornill'ſche Buch eine große Unklarheit hin, ſodaß man nicht weiß, was der Verfaſſer eigentlich will. Confuſion verurſacht ſchon gleich zu Anfang ſeine Zurückführung des Gegenſatzes von Idealismus und Realismus auf den mittelalterlich ſcholaſtiſchen Gegenſatz von Realismus und Nominalismus, während doch bekanntlich ſeit Kant jener Gegenſatz eine ganz andere Bedeutung gewonnen hat und die Schopenhauer'ſche Philoſophie als Vollendung der Kant'ſchen eben nur nach der Bedeutung, die der Gegenſatz von Idealismus und Realismus bei Kant hat, richtig gefaßt werden kann. Cornill ſagt, Schopenhauer bringe es zu keiner einheitlichen realiſtiſchen Weltanſchauung, „und gerade durch dieſe Widerſprüche, durch dieſes beſtändige Schwanken in den unvereinbarſten Gegenſätzen erſcheint Schopenhauer als jene intereſſante Uebergangsformation aus dem philoſophiſchen Abſolutismus der Speculation und ſeiner in ſich gebrochenen Metaphyſik, Logik und Erkenntnißtheorie in eine realiſtiſche Denkweiſe" (S. 97). Aber welcher Gedanke kann wol einheitlicher und widerſpruchsloſer ſein, als der Grundgedanke der Schopenhauer'ſchen Philoſophie, daß das Weſen der Welt an ſich (das Ding an ſich als ſolches) weder Object, noch Subject, folglich auch den Formen derſelben, Raum, Zeit und Cauſalnexus, nicht unterworfen iſt, daß es aber wol, indem es erſcheint, d. h. vorgeſtellt wird, in

jene Formen eingeht, oder, wie Schopenhauer ſelbſt es ausdrückt: „Der Wille als Ding an ſich iſt von ſeiner Erſcheinung gänzlich verſchieden und völlig frei von allen Formen derſelben, in welche er eben erſt eingeht, indem er erſcheint, und die daher nur ſeine Objectität betreffen, ihm ſelbſt fremd ſind.“ („Die Welt als Wille und Vorſtellung“, I, 127, §. 23.) Statt nun aber in dieſen widerſpruchsloſen Gedanken einzugehen, geht Cornill darum herum, bricht hier ein Stück ab und dort ein Stück, hält ſie dann beide zuſammen, und weil ſie ſich nicht aneinander fügen, ſchreit er: „Widerſpruch“, „Dualismus!“ Als ob ein großer und tiefer Denker ſich in dem Grundgedanken ſeiner Lehre widerſprechen könnte, ohne es ſelbſt zu bemerken, zumal, wenn er, wie Schopenhauer, ſein ganzes Leben mit dem Durchdenken und Ausarbeiten ſeiner Philoſophie zugebracht hat; und als ob, was den Dualismus betrifft, dieſer Dualismus ſchon an und für ſich und ohne weiteres falſch wäre.

Widerſpruch in einem Autor ſoll man nicht eher annehmen, als bis zwei völlig unvereinbare Lehren nachgewieſen ſind und Alles erſchöpft iſt, ſie zu vereinen. Wo aber iſt ein Widerſpruch in der Schopenhauer'ſchen Lehre, daß die Eigenſchaften, die der Erſcheinung zukommen, nicht auf das Ding an ſich zu übertragen ſind? Wenn dies Widerſpruch iſt, ſo widerſpricht ſich auch die Religion, indem ſie die Gottheit den Prädicaten der endlichen Dinge enthebt und ſie als über Zeit, Raum und Cauſalnexus erhaben erklärt. Will Cornill dieſen Widerſpruch nicht, ſo müßte er den Muth haben, zu erklären, daß es falſch iſt, an ein überſinnliches, überräumliches und überzeitliches Weſen zu glauben, er müßte ganz, wie die heutigen Materialiſten, weiter nichts als „Kraft und Stoff“ ſtatuiren. Und doch ſpricht er von Gott als dem „All-Einen“, der „ewigen Weltſubſtanz“, in welcher alle Zeiten und Räume vereinigt ſeien. Ein Weſen aber, in welchem alle Zeiten und Räume vereinigt ſind, kann doch nicht ſelbſt räumlich und zeitlich ſein. Alſo widerſpricht Cornill nur ſich ſelbſt, indem er gegen den Schopenhauer'ſchen Dualismus polemiſirt und doch, ohne es zu bedenken, im Grunde genommen denſelben Dualismus lehrt. Ja, dieſer Dualismus zwiſchen dem Urweſen an ſich und ſeiner Erſcheinung iſt ſo unvermeidlich, iſt ein ſo nothwendiger Gedanke, daß ihm keine Philoſophie, ſowie auch keine Religion entrinnen kann. Dieſer Dualismus iſt aber ſo wenig ein Widerſpruch, als wenn ich ſage: Der Mond hat zwei Seiten, davon wir die eine ſehen, die andere nie.

Julius Frauenſtädt.

Joſeph von Eichendorff als romantiſcher Literarhiſtoriker.

Geſchichte der poetiſchen Literatur Deutſchlands von Joſeph Freiherrn von Eichendorff. Zwei Theile. Paderborn, Schöningh. 1857. 8. 2 Thlr.

Die Reihe kritiſcher Schriften, in denen Joſeph von Eichendorff bald die romantiſche Poeſie, bald das Drama, bald den deutſchen Roman von ſeinem Standpunkt aus beleuchtet und denen ſich das gegenwärtige, die deutſche Literatur in ihrem Zuſammenhange mit dem religiöſen Princip wie in ihrem Abfalle von demſelben behandelnde Werk anſchließt, ſcheinen ein neuer Beleg zu der Behauptung des Engländers Lewes zu ſein, daß der deutſche Dichter im Grunde nur ein entwickelter Kritiker ſei. Früher durfte man Eichendorff für einen ganz in ſich verſunkenen, einſiedleriſch träumeriſchen Poeten halten, dem nichts ferner liege, als den kritiſchen Bogen ſtatt der Leier zu ſpannen, und jetzt müſſen wir erkennen, daß im Grunde auch an ihm nur ein tüchtiger Journaliſt und kritiſcher Raiſonneur verdorben iſt. Freilich übt er die Kritik nur in majorem dei gloriam, im Dienſte der Kirche und des „lebendigen
Chriſtenthums“; er iſt mit einem Worte ein Tenden[z]
der ausgeſprochenſten Art.

Die oft genannte und zuweilen auch gerühmte Vi
keit der deutſchen Nation iſt nur das Reſultat und da
gelbild der zahlloſen Einſeitigkeiten und Gegenſätze, i
ſich der deutſche Geiſt bricht und die begreiflicher- un
wendigerweiſe auch in der Kritik und Literaturgeſchichtſch
zutage kommen. Wenn man Literaturgeſchichten vom äſth
vom chronologiſchen, vom pragmatiſch-hiſtoriſchen, vom
ſellen, vom nationalen, vom ultraconſervativen, vom ra
vom humanitären und vom erzproteſtantiſchen Standpu
ſo wird man ſich ſchon gefallen laſſen müſſen, wenn m
auch, wie dies von Moritz Brühl (in deſſen „Geſchichte
tholiſchen Literatur Deutſchlands“) und Joſeph von Eic
geſchehen und geſchieht, die Literatur unter dem kath
Geſichtspunkt zuſammenfaßt. Und gewiß iſt ein ſolche
riment auch für die Gegenſeite nicht wenig lehrreich.
dorff nimmt zwar für ſich den Standpunkt religiöſer Li
geſchichtſchreibung in Anſpruch und er ſagt in dieſer
ſehr wahr: „Die Poeſie iſt nur die indirecte, d. h. ſ
Darſtellung des Ewigen und immer und überall Bede
welches auch jederzeit das Schöne iſt, das verhüllt da
ſche durchſchimmert. Dieſes Ewige, Bedeutende iſt aber
Religion und das Organ dafür das in der Menſchenb
verwüſtliche religiöſe Gefühl.“ Aber nach Eichendorf
dieſes Gefühl doch nur im Katholicismus ſeine Befriedigu
ſeinen Ausdruck, ja Eichendorff's Standpunkt iſt ein
ſchieden katholiſcher, daß man ſeine vorliegende Schri
eigentlich als eine Streitſchrift gegen den Proteſta
und gegen deſſen Hineinbildung in Literatur, Ku
Wiſſenſchaft betrachten darf. Seine Schrift iſt ein
gegen den Proteſtantismus, der, wie er verſichert,
revolutionäre Emancipation der Subjectivität zu ſeinen
cip erhoben und die Forſchung über die kirchliche
rität, das Individuum über das Dogma geſetzt hat
denfalls bringt Eichendorff durch dieſe Auffaſſung
ſentlich culturhiſtoriſches Element in die Literaturhiſto
das religiöſe und kirchliche Leben in die ſittliche Entw
der Nationen von jeher ſo weſentlich und tief eingegriff
aber ſein Standpunkt bleibt doch wieder inſofern ein ei
und anticulturhiſtoriſcher, da das Leben der Völker ſich
keiner Zeit und nirgendswo in der tiefen, aber engen
der Religioſität und Kirchlichkeit abgegrenzt und genü
da ſie vielmehr ſehr Vieles thun und treiben, womit
und Kirche im entfernteſten nichts zu thun haben. Sie
ſen, zechen, ſcherzen, lieben, treiben Handel, wohnen
werben nicht nach Vorſchriften der Religion; und ſo
chriſtlichen Staaten gerade in unſerer Zeit das chriſtlich
cip für ſich geltend machen, ſo läßt ſich ein ſolches
ihren militäriſchen, polizeilichen, adminiſtrativen und fina
Einrichtungen und Tendenzen ganz und gar nicht nac

Unſerm Eichendorff hängt freilich der Himmel vol
gen, die mit Saiten bezogen ſind, welche lauter ka
Hymnen ertönen laſſen. Es ſummt ihm katholiſch in d
ren, und er nimmt dieſes Summen für katholiſche
muſik, welche das Orcheſter der Weltgeſchichte aufſpie
ſpricht von dem Wiederaufleben katholiſcher Geſinnu
ſtützt ſich dabei auf eine Prophezeiung von Novalis,
tiefſinnigen Denker, der nur mit ſich, aber nicht mit d
lebte. Indeß liegen die Dinge vermuthlich ganz ande
Siege des Katholicismus ſind, genauer betrachtet, n
poräre, mehr politiſche als kirchliche, mehr aus der geg
gen politiſchen Lage als aus einer wirklichen religiöſ
ſtimmung hervorgegangene. Auf die einzelnen Fahne
linge aus den Reihen des Proteſtantismus, auf das
zelnen ſich regende tiefere religiöſe Bedürfniß, das
Katholicismus zutreibt, iſt ſchwerlich viel zu geben.
Bild und Symbol, die, wenn auch nicht im religiöſen
doch im kirchlichen Cultus eine ſo große Rolle ſpielen,

ıpt den Modernen immer ferner und friſten faſt nur
r Poeſie ein künſtliches Daſein. Der Triumph, den
ſche Kirche durch das öſtreichiſche Concordat und an-
:ntionen gefeiert hat, wird mehr als aufgewogen
drohenden Abfall des ganzen katholiſchen Amerika,
ſelbſt in den katholiſchſten Ländern, wie namentlich
m Geheimen umſichgreifende, die Autorität Roms
heraus untergrabende Wachsthum proteſtantiſcher
:ch die in bedeutungsvollen und oft traurigen Sympto-
und mehr zutage tretende Unbotmäßigkeit, Unzufrie-
ıd Zweifelſucht in den Kreiſen des niedern Klerus
ichen Proletariats. Das Oberhaupt der römiſch-
ı Chriſtenheit ſteht in ſeinen Allocutionen nicht mehr
iebietender, ſondern als ein Bittender und zumeiſt
da. Ein gewiſſes neudecretirtes Dogma hat der
n bittere Früchte getragen und dürfte ſie auch ferner
luf dem Gebiete der proteſtantiſchen Kirche, wenn
n einer Kirche zu ſprechen geſtattet iſt, ſieht es frei-
ıicht ſehr tröſtlich aus, und der Verſuch, ſie aus den
ſelbſt heraus zu reorganiſiren, dürfte ſchon deshalb
ıgen, weil in den Gemeinden ſelbſt religiöſes Leben
öſe Energie nur ſelten noch anzutreffen ſind. So
ḩ die freilich leider ziemlich traurige Perſpective, daß
chſte Zeit (denn was weiter dahinter liegt, wer ver-
s zu ſagen?) das moderne Heidenthum, von dem
ichendorff gelegentlich ſpricht, in ſeinen Fortſchritten
uhalten ſein dürfte. Freilich müſſen wir uns über
ff des Heidenthums, wie wir ihn verſtehen, mit den
ſeinanderzuſetzen ſuchen. Die Griechen und Römer
s in ihrer beſten Zeit nicht als Heiden im ge-
Sinne des Worts. Aber wol gelten uns als Heiden
, deren Seele von keiner höhern Idee, welcher Art
i, mithin allerdings auch von keiner religiöſen durch-
, die ſich jeder philoſophiſchen Erkenntniß verſchließen,
ſt und Poeſie eine ihnen vollkommen unverſtändliche
eden, die an eine höhere Aufgabe der Menſchheit
ben und ſich noch viel weniger daran betheiligen,
Vaterland und alles Vaterländiſche für ein paar
er Francs reinen Verdienſtes nicht zu theuer ſein
d die ihr ſelbſtiſches Treiben, ihr gieriges Trachten
:rb und Genuß durch nichts zu adeln und zu ver-
ſen. Und daß dieſe Sorte Menſchen ſich gerade
ig in faſt erſchreckender Weiſe vermehrt, wird wol
and, der offene Augen hat, leugnen wollen.

ı nun gegenüber dieſem Heidenthum, deſſen Gefahren
iele Vielen noch gar nicht einzuleuchten ſcheinen, ein
: Eichendorff an ein höheres, idealeres Princip drin-
nt, ſo iſt dies ohne Zweifel an ſich ſehr löblich;
ıber etwas mit dem Glauben daran für immer Ver-
ſeraufbeſchwören will, ſo ſpielt er den literariſchen
Apoſtata, der ſich mit Reſtaurationsverſuchen quält,
d keinen Erfolg haben können, weil der lebendige
ch verflüchtigt hat; und wenn er keine Gelegenheit
ıen läßt, um über die moraliſche Richtung in der
als ein „Altjungferthum" und über die „abſtracte
er Humanität" loszuziehen, ſo wirkt er dadurch, wie
hten müſſen, direct ſchädlich. Denn er nimmt uns
was, was wir vielleicht noch haben oder was noch
n iſt, ohne uns dafür durch ein Gut zu entſchädi-
dem die Menſchheit auf ihrer jetzigen Bildungsſtufe
machen könnte. Er proteſtirt dabei gegen den „un-
igorismus kirchlicher Beſchränktheit", wie gegen „die
ıer Pietiſten, dieſer Pedanten der Sittlichkeit", aber
r gegen jedes proteſtantiſche Element, mithin auch
weniger direct gegen den Fortſchritt, welchen der
: Geiſt und das Allgemeinleben vermittels der weſent-
tantiſchen Forſchung gemacht haben, wie gegen die
Verachtung unſers Mittelalters und ſeiner großen
rke". Er will von der gelehrten Poeſie nichts wiſſen,
vergißt aber dabei, daß dieſe mittelalterliche Poeſie für uns doch eben nur eine gelehrte, philologiſche Poeſie iſt, die ſtudirt werden muß und im Volke und gerade vielleicht zumeiſt in ſeinem katholiſchen Theile keinen Boden mehr vorfindet. So befindet ſich Eichendorff fortdauernd in einem verzweifelten Dilemma, in der Klemme zwiſchen zwei Unmöglichkeiten: gangbare Münzſorten außer Curs zu ſetzen und dafür alte Bracteaten, die nur noch für Antiquitätenliebhaber Werth haben, in Umlauf zu bringen.

Es muß unſerm romantiſchen Literaturgeſchichtſchreiber zugeſtanden werden, daß allerdings in der deutſchen Literatur viel „Anarchie und Verwilderung" herrſcht. Der deutſche Geiſt hat ſich zwar aus der alten Barbarei wie ein Adler in hohe, lichte Regionen aufgeſchwungen, aber nicht ohne ſeine Krallen und Fänge ſtark beſchmuzt oder die Gefahr des Zurückſinkens in die alte Sumpfregion ganz überwunden zu haben. Dabei dies Auseinanderfahren in die verſchiedenſten und entgegengeſetzteſten Richtungen, in die Ideen und Formen aller Zeiten und Völker! Jeder erklärt die Richtung, die er einſchlägt, die Gattung, die er cultivirt, die Formen, in die er ſeine Ideen kleidet, ſofort für die zur Zeit allein berechtigten und beeifert ſich, eine vielleicht nur individuelle Liebhaberei dem Volke, d. h. dem literariſch gebildeten Theile deſſelben, als allgemeingültiges Geſetz aufzulegen. Um wie Vieles conſtanter hat ſich die engliſche Literatur entwickelt, durch die von Marlowe bis Boz ein gemeinſamer Grundzug unverkennbar hindurchgeht. Wenn wir bis zu einem gewiſſen Grade Byron und Shelley ausnehmen, ſo werden wir finden, daß die engliſchen Lyriker unſerer Tage ziemlich in denſelben Formen und noch mehr in denſelben Empfindungen zu uns ſprechen, wie die Lyriker vergangener Jahrhunderte. Weil bei uns ein nationales Fundamentalgeſetz, eine nationale Norm des Empfindens und Anſchauens fehlt, veralten die Dichter auch nirgends ſo leicht als in Deutſchland. Die ehemals vielbewunderte Klopſtock'ſche Meſſiade, Wieland's gefeierte Romane und Epopöen (außer etwa „Oberon") — wie Viele ſind es, die ſie jetzt noch leſen? Ja es will uns faſt bedünken, als ob ſogar ſchon manche Tragödien Schiller's ſelbſt aus ſeiner reifern Periode nicht mehr mit dem lebhaften Antheil geleſen und auf der Bühne angeſehen würden, wie ehedem. Man wird z. B. die prachtvolle Rhetorik in der „Jungfrau von Orléans" immerdar bewundern, aber der ganze dramatiſche Apparat, namentlich die mit halbem Leibe in eine abenteuerlich-myſtiſche Region entrückte Jungfrau ſelbſt, hat für uns etwas Fremdartiges. Wir unterlaſſen, andere ehemals gefeierte Dichter, die faſt nur noch durch die ihnen in den Literaturgeſchichten ausgeſtellten Todtenſcheine fortleben, hier mit Namen anzuführen. Es iſt weniger ihre Sprache, die veraltet iſt, vielmehr iſt der Abſtand in dieſer Hinſicht ſehr gering und beſchränkt ſich nur auf einzelne Ausdrücke und ornamentives Beiwerk, als der Kreis der Objecte, Empfindungen und Anſchauungen. Ueber die Motive dieſer auffallenden Erſcheinung ſagt Eichendorff einzelnes ſehr Wahres und Treffendes. So auch über die einzelnen Dichter und Autoren ſelbſt. Namentlich weiß er der koketten äſthetiſchen Lüge, welche in den verſchiedenſten Formen bei uns eine ſo große Rolle ſpielt, kräftig zuleibe zu gehen und z. B. das falſche Helleniſiren und die ſeichte Frivolität Wieland's geſchickt zu entlarven. Wo er aber innere Wahrheit, feſte Grundſätze und ehrliches, conſequentes Streben antrifft, iſt er unparteiiſch genug, dieſe Eigenſchaften auch bei Schriftſtellern und Dichtern der proteſtantiſchen Seite anzuerkennen; ſo bei Klopſtock, in deſſen Schöpfungen doch wieder zwei Grundpfeiler aller Poeſie, Religion und Vaterland, mächtig in den Vordergrund getreten ſeien, bei Leſſing und Herder, dem er eine divinatoriſche Gabe zuerkennt. Nur freilich iſt dieſe Anerkennung bei Eichendorff immer verclauſulirt, und er macht Herder, der die Natur das „heilige Buch" nannte, aus dem die Wahrheiten der Religion erkannt würden, gewiſſermaßen dafür verantwortlich, daß auf dem von ihm indicirten Wege die Jetztzeit bei jenem „craſſen Materialismus"

angelangt ſei, „der nicht zu der von Herder gemeinten Humanität, ſondern zur Barbarei führt“. In Schiller's Dichten und Streben erkennt Eichendorff bei aller ſonſtigen Hochſchätzung „die Heiligſprechung der Eigenmacht, die moraliſch zur hochmüthigen Selbſttäuſchung, in der Poeſie und namentlich im Drama zum falſchen Ideale führt“. Auf Iffland und Kotzebue beſonders entladet Eichendorff den vollen Köcher ſeines Zorns, nur vollzieht er hier an Einzelnen einen Strafact, der eigentlich dem ganzen Publicum gebührt hätte. Vom literariſchen und moraliſchen Standpunkt mag Kotzebue zu verwerfen ſein, aber vom culturhiſtoriſchen Standpunkte wird ſich ſeine Erſcheinung ganz anders erklären laſſen. Er war der Dichter des Spießbürgerthums, des höhern und niedern, und nicht blos des deutſchen, ſondern des europäiſchen. Sein Name war gewiß nicht ſo geachtet wie der Schiller's oder Goethe's, aber gewiß noch bekannter, ſein Einfluß ausgedehnter. Wie es mit dem modernen Philiſterthum eigentlich beſchaffen iſt, erfährt man nicht aus den Dichtungen Klopſtock's oder Schiller's, ſondern aus den Theaterſtücken Kotzebue's. Inſofern hat dieſer Mann eine immenſe Bedeutung. Auch hüte man ſich, Kotzebue's Verſündigungen gegen Moral und Poeſie dem Proteſtantismus zur Laſt zu legen, denn man weiß, daß ſeine Stücke ſich gerade in einigen der katholiſchſten Länder der vorzüglichſten Gunſt erfreuten und noch erfreuen. So in Portugal, wo ſeine Stücke auf den Theatern in Liſſabon und Oporto noch jetzt aufgeführt werden, und in Italien, wo eine in Venedig erſchienene vierzigbändige Ueberſetzung mehre Auflagen erlebte. An beweglicher Erfindungsgabe hat ihn aber ſeither kein Luſtſpieldichter erreicht, ſelbſt Scribe nicht, der, weil ſie ihm ausging, ſich ſpäter auf das Compagniegeſchäft verlegte.

Man kann übrigens nicht ſagen, daß Eichendorff die romantiſchen Dichter deshalb, weil ſie Romantiker und ſeiner eigenen Richtung verwandter ſind, beſonders ſchonend behandle. Keineswegs! Er wirft ihnen im Allgemeinen vor, daß ſie ihre Aufgabe, die eine weſentlich ethiſche hätte ſein ſollen, zu äſthetiſch genommen und daß ſie „ſtatt der ſichtbaren lebendigen Kirche ſich mit einer bloßen poetiſchen Symbolik dieſer Kirche, einer neuen chriſtlichen Mythologie abzufinden geſucht haben“. Er erkennt in dem Fouqué'ſchen Reckenthum eine Don-Quixote'ſche Verirrung von dem Princip der romantiſchen Poeſie, in Tieck's Ironie einen heimlichen Abfall und in T. A. Hoffmann's Novellen die Gipfelung ſowol jenes Mangels an ethiſchem Element als dieſer Tieck'ſchen Ironie, die bei Hoffmann als „fratzenhafte Grimaſſen ſchneidender, traveſtirender Bajazzo“ auftrete.

Wenn hier und an andern Stellen Eichendorff von den Dichtern verlangt, daß ſie in ethiſchem Sinne dichten ſollen, während er doch für die ſogenannte moraliſche Dichtung nur Spott und Tadel hat, ſo darf man freilich nicht vergeſſen, daß er mit Recht zwiſchen Ethik und Moral einen Unterſchied macht, daß er in jener einen höhern Grad der Sittlichkeit, die „ewig gleiche Sittlichkeit“ im Gegenſatz zu der „ewig veränderlichen Sitte“, den „Anſtand der Tugend“ im Gegenſatz zu der „Tugend des Anſtands“ erkennt. Dennoch haben wir es oben tadeln müſſen, daß er die moraliſchen Dichter mit wirklichem Zelotismus verfolgt, da ſich unter ihnen doch manche befinden, die, wie z. B. Gellert, durch ihr ganzes Leben und Wirken erkennen laſſen, daß ſie von einem tiefethiſchen Inhalt erfüllt waren; aber ſie konnten eben ihrer Zeit keine höhere Moral bieten, als dieſe zu verſtehen und zu vertragen vermochte. Auch können wir wol kaum darüber in Zweifel ſein, daß Eichendorff unter erſterer nicht jene höhere und allgemeinere Form der Sittlichkeit verſteht, wie ſie allen wahrhaft ſittlichen Menſchen ganz unabhängig von irgendeinem Religionsbekenntniß eigen ſein ſoll und ſein kann, ſondern nur diejenige, die einſeitig auf dem Glauben an das katholiſche Dogma ruht, inſofern ihm dieſer bloße Glaube nicht vielleicht mit Sittlichkeit gleichbedeutend iſt. Wenn er nun der Mehrzahl der Romantiker einen Mangel an Sittlichkeit vorwirft, ſo will er damit ohne Zweifel ſagen, daß dieſer Glaube in ihnen nicht innerlich lebendig geweſen ſei, ſondern daß ſie ſich des Katholicismus nur zu einem äußern Aufputz und als bloßen Schmuckwerks bedient hätten, was allerdings richtig iſt. Daher iſt Zacharias Werner beſonders ſein Mann trotz ſeiner vielfachen Verirrungen, weil Werner es ſchon im Jahre 1803 als ſeinen Grundſatz ausgeſprochen hatte, daß alle Kunſt nur Vorarbeit für einen höhern und höchſten Zweck, den religiöſen ſein könne, und daß ſie ohne dieſen Zweck durchaus nichtig ſei, daß die „jämmerliche, Gott entfremdete Welt“ wieder zuvörderſt zu Gott zurückgeführt werden müſſe, daß es nur „herrliche Kräfte“ vergeuden hieße, wenn die Schlegel, Tieck u. ſ. w. der eine eine Komödie, der andere romantiſche Dichtungen, Sonette und Gott weiß was lieferten oder Journale redigirten, ohne damit eine ernſte, religiöſe Tendenz zu verbinden.

Die Dichter, welche Eichendorff uns in dieſem Abſchnitt vorführt, ſind wahrlich meiſt Talente erſter Qualität, wie ſie in dieſer Fülle die Gegenwart ſchwerlich aufzuweiſen hat: Novalis, die beiden Schlegel, Arnim, Tieck, Werner, Brentano, Schenkendorf, Fouqué, Heinrich von Kleiſt, Hoffmann, ſammt denen, welche den Uebergang in die neuere Zeit bezeichnen: Uhland, Kerner, Immermann, Rückert, Chamiſſo, denen man außer dem milden Ernſt Schulze noch beſonders Heine beigeſellen muß, der in ſeinen erſten Stadien noch ganz mit der Romantik zuſammenhing. Die Romantiker haben oft gröblich geirrt und vielfache Verwirrung und großen Schaden angeſtiftet, aber ſie haben ſich auch große Verdienſte erworben. Sie haben uns das Verſtändniß der romaniſchen Literaturen erleichtert, zugleich aber auch die reichen und eigenthümlichen Schätze aufgedeckt, welche unſere eigene Volkspoeſie, das Volksmärchen und die mittelalterliche Dichtung in ſich ſchließen; ſie haben die Sprache und den poetiſchen Ausdruck weiter entwickelt und uns in gewiſſe Tiefen des Gemüths und der Phantaſie blicken laſſen, von denen man vorher keine Ahnung hatte; ſie haben zwar eine Mythologie eigener Erfindung eingeführt oder Geſpenſter ſtatt Göttern geſchaffen, aber auch dem übertriebenen Misbrauch, den man mit den großen und kleinen Göttern des griechiſchen Olymps und der Allegorie trieb, ein Ende gemacht; ſie haben auf die Muſik und namentlich die bildenden Künſte ſtark belebend und befruchtend eingewirkt; ſie haben endlich, was vielleicht ihr freilich oft verkanntes Hauptverdienſt iſt, weſentlich dazu beigetragen, in der deutſchen Jugend jenen Schwung und jene faſt religiöſe Begeiſterung zu nähren, deren man in Deutſchland bedurfte, um das franzöſiſche Joch abzuwerfen. Sie vorzüglich waren es, welche die neudeutſche Idee von einem einheitlichen Kaiſerreich wieder ins Leben riefen, und wie man in der deutſchen Poeſie überhaupt zwei Hauptſtrömungen unterſcheiden kann, eine univerſelle und äſthetiſch-philoſophiſche und eine nationale und politiſche, ſo laſſen ſich ſelbſt innerhalb der romantiſchen Schule dieſe beiden Strömungen verfolgen. Und zwar werden zu den Hauptvertretern der nationalen Richtung namentlich Schenkendorf, Fouqué und Kleiſt zu rechnen ſein, während Uhland und Platen bereits den Uebergang zu der modern politiſchen, von der nationalen Grundlage auf Verfaſſungsfragen ablenkenden Dichtung bilden. Wir wollen uns hier nicht weiter auf die von Eichendorff kundgegebene Abneigung gegen alle politiſche Poeſie einlaſſen; jeder wahrhaft vaterländiſch geſinnte Mann wird wiſſen, was er davon zu halten hat. Daß bei Eichendorff die Vertreter der romantiſchen Richtung oft eine ganz andere Stellung einnehmen als ſonſt in den Literaturgeſchichten, läßt ſich begreifen. Achim von Arnim rangirt neben und über unſern größten Dichtern; Friedrich von Schlegel, den Schiller wegwerfend einen „Laffen“ nannte, wird zur Stellung eines Leſſing dieſer Richtung befördert, wogegen der in Religionsſachen freiſinnige Platen, dem freilich ſeine etwas egoiſtiſche Natur nicht erlaubte, in Chriſtus den Lehrer entſagender Nächſtenliebe, ſondern nur den Verkündiger der Lehre, daß „alles Gute gute, alles Böſe aber endlich böſe Früchte erzeugen müſſe“, anzuerkennen, von Eichendorff mis-

wöhnlichen Bitterkeit und Schärfe abgefertigt wird.
hümliche Stellung innerhalb der romantiſchen Schule
im Müller ein, als Derjenige, der die Romantik auf
n und politiſchen Verhältniſſe des Lebens anwandte,
gens ſehr richtigen Erkenntniß, daß die kritiſche Re-
Deutſchland in ihrer bisherigen ſtolzen, abſolut wiſ-
en Einſeitigkeit keine große und unmittelbare Wir-
die deutſche Nationalität hervorbringen konnte und
rch den unmittelbaren Drang der geſellſchaftlichen
er Zeit überwältigt und dem abſoluten Bewußtſein
n Daſeins überlaſſen werden mußte". In Heinrich
erkennt Eichendorff den eigentlichen Vater der mo-
riſſenheit, nur daß ſie bei ihm aus ſeinem innerſten
vorgegangen ſei. „Hüte Jeder das wilde Thier in
t", ſagt Eichendorff in Uebereinſtimmung mit einer
Inſicht Friedrich's des Großen, der in jedem Menſchen
ndenſein einer verborgenen Beſtie annahm, „daß es
ch ausbricht und ihn ſelbſt zerreißt! Denn das war
glück und ſchwergebüßte Schuld, daß er dieſe kei-
r fremde dämoniſche Gewalt nicht bändigen konnte
." Im Uebrigen geht es ihm mit den Dichtungen
en Neuromantiker wie mit den Poeſien des Mittel-
: wie dort findet er nur Weniges, was ihn von ſei-
punkt vollkommen befriedigte. Unter den mittelalter-
pfungen dünkt ihm faſt nur Wolfram von Eſchen-
rcival" als durchaus vollendet, als eine „tiefſinnige
er chriſtlichen Lebensanſicht"; in faſt allen übrigen
s Mittelalters, außer Walther von der Vogelweide,
ſchon das Walten eines gewiſſen Urproteſtantismus,
or dem Proteſtantismus vorhanden geweſen.
ering Eichendorff von der modernen Poeſie und Phi-
ikt, läßt ſich begreifen. Auch hat er ſich wol kaum
eben, ſie genauer kennenzulernen, außer etwa den
Roman, von dem er auch nicht viel wiſſen will und
ihm beſonders die „Daguerreotypporträtirung" wi-
Unſere neueſte Poeſie iſt ihm im Grunde nur „die
egen die Romantik"; ſie habe zwar dieſe überwun-
noch nichts Neues an deren Stelle geſetzt, indem ſie
weil es ſich modern coſtümirt, für etwas Neues halte".
vielleicht richtiger als man glaubt. Wir Deutſche
m der Romantik nur ſchwer los, nur daß man ſie
Spinnſtuben, in die Bauerngehöfte, in die Kuhſtälle,
männiſchen Contors, auf Pack- und Sackträger u. ſ. w.
In dieſer Verpflanzung wirkt ſie vielleicht ſogar
als bei den Romantikern, bei denen ſie ſich wenig-
als angewandter und darum täuſchender und irre-
Idealismus geltend machte. Es fehlt der Eichen-
Schrift überhaupt nicht an Hinweiſungen, die zu
achdenken anregen, noch an ſcharfer und geiſtreicher
im Einzelnen, und ſo glauben wir ſie im Ganzen
rn empfehlen zu können, welche das Feld der deut-
tur auch einmal unter einer andern Beleuchtung als
lichen überblicken möchten. **H. M.**

Prinzen Ruprecht von der Pfalz, Anfüh-
r „Cavaliere" Karl's I. von England gegen
ritaner. Von A. von Treskow. Ber-
hneider u. Comp. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

dieſem Buche, das zum erſten male das äußerſt
Leben eines Prinzen vor ein unparteiiſches Tribu-
ſchichte zieht, der in der engliſchen Hiſtoriographie
im beſten Rufe ſteht, theils ganz ignorirt wird,
e deutſche Geſchichtſchreibung ihn ſo gut wie gänz-
rem Geſichtskreiſe verlor, hat es folgende Bewandt-
Nachkommen eines Secretärs des Prinzen verkauften
oner Buchhändler 1849 eine Sammlung von mehr
als 1000 eigenhändigen Briefen Ruprecht's und der namhafte-
ſten „Cavaliere"; der Buchhändler übergab dieſen vom Vater
auf den Sohn vererbten Schatz dem Schriftſteller Warburton
zur Bearbeitung, und dieſer veröffentlichte ſie unter dem Ti-
tel: „Memoirs of prince Rupert and the cavaliers" (1849).
Die wiſſenſchaftliche Geſchichtſchreibung begrüßte das Werk
als einen ſehr nützlichen Beitrag zur Zeitgeſchichte. Da jedoch
der Buchhändler, „um auf ſeine Koſten zu kommen", ein drei-
bändiges Werk und zu dieſem Zwecke eine wörtliche Aufnahme
aller aufgekauften Schriftſtücke verlangte, ſo blieb Warburton
nichts Anderes übrig, als ſie, ſo gut es gehen wollte, durch ein
loſes Band miteinander zu verbinden. Warburton ſagt des-
halb ſelbſt in der Vorrede: „Diejenigen, welche nach mir des
Prinzen außerordentliches und ereignißreiches Leben beſchreiben,
werden wenigſtens in den nachfolgenden Blättern gute Mate-
rialien zu ihrer Arbeit finden, und ich wünſche aufrichtig, daß
ſie davon einen beſſern Gebrauch machen mögen als ich."
Warburton's Werk wurde nun zunächſt von einem genfer Ge-
lehrten, John Coindet, benutzt in einer anziehenden Schrift,
die 1851 zu Paris und Genf unter folgendem Titel erſchien:
„Histoire du prince Rupert tirée de ses mémoires, publiés
par E. Warburton." Dieſe Schrift ſuchte den Prinzen, der
zu ſeiner Zeit nach Karl I. den beſten Ruf in England genoß,
gegen die maßloſen Angriffe ſeiner federfertigen puritaniſchen
Gegner zu vertheidigen und das Unbegründete ihrer Beſchuldigun-
gen nachzuweiſen. Nach dieſen Quellen zunächſt und zumeiſt hat
unſer Verfaſſer gearbeitet, außerdem hat er aber auch ver-
ſchiedene zur Zeit des Bürgerkriegs erſchienene Flugſchriften
benutzt; er fand ſie ſelbſt während ſeines Aufenthalts in Eng-
land auf. Und bei dieſer Gelegenheit gelang es ihm auch, das
beſtäubte Grabmal des Prinzen (geſtorben 1682 im dreiund-
ſechzigſten Lebensjahre) in der Weſtminſterabtei zu erfragen.
Dies über die Entſtehung und die Grundlage der vorliegenden
Biographie.

Wenn der Prinz Ruprecht Anführer der „Cavaliere" genannt
wird, im Gegenſatze von den bekannten Rundköpfen, ſo möge
zur Erklärung der beiden Parteinamen Folgendes hier platz-
greifen. Am Neujahrstage 1642 kam es in Weſtminſter zu
einer Schlägerei, in welcher einiges Blut floß. Eine Anzahl
von Offizieren des jüngſt verabſchiedeten Heeres und von jenen
Soldaten der Fortuna, deren es damals ſo viele gab, hatten
dem Könige ihre Dienſte als Wache angeboten; ein Gleiches
thaten die Studenten der Rechtshöfe. Dieſes Anerbieten war
ziemlich unklugerweiſe angenommen worden und es fanden in-
folge deſſen zu wiederholten malen Raufereien zwiſchen ihnen
und den Pöbelhaufen ſtatt, die in Weſtminſter umherſchwärm-
ten. Bei dieſer Gelegenheit kamen die Ausdrücke „Rundkopf"
und „Cavalier" auf. Der erſtere wurde als ein Schmähwort
den kurzgeſchorenen Lehrlingen und Andern von dem Pöbel
beigelegt, die zur Vergeltung dafür ihre Gegner Cavaliere
nannten, wie damals militäriſche Renommiſten gewöhnlich ge-
nannt wurden.

Die Frage: welchen Dienſt hat der Verfaſſer durch ſeine
Biographie des Prinzen Ruprecht der Geſchichtswiſſenſchaft ge-
leiſtet und in welcher Weiſe hat er dies gethan? kann nach
unſerm Ermeſſen durch Folgendes beantwortet werden. Die
Biographie bildet nicht nur eine Ehrenrettung des deutſchen
Fürſtenſohnes nach zuverläſſigen Quellen, ſondern auch einen
Beitrag zur Kriegs- und Sittengeſchichte Englands und Deutſch-
lands im 17. Jahrhunderte. Sie enthält zugleich eine ebenſo
intereſſante als ergreifende Scene aus der Tragödie, zu deren
Titelrolle das Schickſal die pfälziſche Fürſtenfamilie auserſehen
hatte. Doch hat das Schickſal bekanntlich ſeinen tiefen Groll
gegen dieſe Familie fallen laſſen: ſeit 1714 ſitzen die Nachkom-
men der unglücklichen Königstochter Eliſabeth, die es erleben
mußte, daß ihr königlicher Gemahl vor Gram ſchnell dahin-
welkte, ihre Kinder ſich zerſtreuten und politiſch und religiös
in Zwietracht geriethen und ihr Bruder Karl I. auf dem Blut-
gerüſte ſtarb, auf dem engliſchen Königsthrone. Wenn aber

namentlich die engliſche Geſchichtſchreibung Gerechtigkeit nicht verleugnen will, ſo wird ſie künftighin des deutſchen Prinzen in den Kämpfen der Stuarts mit ihrem Volke nicht nur häufiger, ſondern vor allem ehrenhafter gedenken müſſen, eine Verpflichtung, die in gleichem Maße einem deutſchen Geſchichtſchreiber obliegt, der den Ausgang des Dreißigjährigen Kriegs darzuſtellen hat. Was nun die Anordnung des hiſtoriſchen Materials betrifft, ſo hat der Verfaſſer daſſelbe auf 23 Capitel vertheilt, denen eine kurze Einleitung vorangeht, welche die Lage der Dinge in Deutſchland und Böhmen beſpricht, als Prinz Ruprecht geboren ward. Die Sprache iſt rein, einfach und geeignet, daß der Leſer der Erzählung gern folgt. Nur Zweierlei möge noch kurz bemerkt werden: der Verfaſſer iſt grundſätzlich kein Freund der Rundköpfe und ihrer Beſtrebungen, er ſteht auf der Seite des Königs, dem Ruprecht mit Muth und Ergebenheit diente, bis deſſen Haupt unter dem Beile des Henkers fiel. Wenn der Verfaſſer über geſchichtliche Dinge ſpricht und urtheilt, die nicht unmittelbar zu dem Leben ſeines Helden gehören, da zeigt er allerdings, daß er nicht Hiſtoriker von Fach iſt und keine tiefgehendern Studien gemacht hat; doch thut Beides dem Werthe ſeines Buchs keinen weſentlichen Eintrag.

Bietet das Fürſtenhaus, dem der Prinz angehörte, reichen tragiſchen Stoff dar, ſo iſt ſein eigenes Leben voll von Scenen, die dem Roman ein ſehr ergiebiges und gleichſam ſchmelzbares Material darbieten. Wir geben im Intereſſe unſerer Leſer und zugleich zur Charakteriſtik der Darſtellungsweiſe des Verfaſſers Folgendes. Der Prinz ward 1637 in dem unglücklichen Treffen bei Lemgo gefangen und nach Linz in Gewahrſam gebracht. Alle Bemühungen, den Gefangenen zur kaiſerlichen Partei überzuführen und zu einem Religionswechſel zu vermögen, waren erfolglos; ſelbſt die ſchöne Tochter des Gouverneurs von Linz, deſſen Obhut der Prinz anvertraut war, war nicht im Stande, den Sinn des Prinzen zu beugen. Die Gemahlin Ferdinand's III. — die Damen ſeines Hofs zeigten ſich überhaupt dem jungen und ritterlichen Ketzer ſehr gewogen, während ihnen die Kurfürſtin von Baiern möglichſt bei dem Kaiſer entgegenarbeitete — ſetzte endlich ſeine Freilaſſung 1641 durch. „Doch wurden ihm neun Bedingungen vorgelegt, unter denen er ſeine Freiheit wiedererhalten ſollte. Zunächſt hatte er ſich zu verpflichten, niemals die Waffen gegen den Kaiſer zu führen. Da ſtutzte er ſchon, denn ziemlich ganz (?) Europa ſtand gegen den Kaiſer in Waffen, und ging der Prinz auf jene Bedingung ein, ſo war ſein Arm gelähmt. Er wendete ſich deshalb nach England um Rath; Karl I. aber befahl ihm, das Verſprechen zu leiſten, und der Prinz fügte ſich. Jetzt hatte er noch die Hand des Kaiſers zum Zeichen der erfolgten «Manumiſſion» zu küſſen, und es fragte ſich nur, in welcher Weiſe man den Prinzen bis zu dieſem Handkuſſe gefangenhalten ſollte, ohne weder gegen ihn noch gegen die Etikette zu verſtoßen. Hier Rath zu ſchaffen, war die Sache des Obercerernonienmeiſters, und dieſer ſchaffte Rath. Anſtatt den Gefangenen unter Escorte nach Wien kommen zu laſſen, begab ſich der gefällige Kaiſer incognito in die Nähe von Linz. Eine Jagd wurde veranſtaltet, zu welcher der Prinz, der die Feſtung zeitweiſe auf ſein Ehrenwort verlaſſen durfte, eingeladen wurde. Im Verlaufe derſelben ſpürten die Jäger des Kaiſers einen mächtigen Eber auf, der durch ſeine Schnelligkeit allen ſeinen Verfolgern lange Zeit entging und, als er ſich endlich ſtellte, ſo furchtbare Hauer zeigte, daß keiner der Cavaliere es wagte, ihn anzunehmen. Da kam ein junger unbekannter Jägersmann herangeſprengt, warf einen fragenden Blick auf die Zögernden und ſeinen Speer auf den Eber, der zu Boden ſtürzte, ohne ferner ein Glied zu rühren. Der Kaiſer reichte dem ſchönen Jünglinge zum Zeichen der Anerkennung die Rechte, der Prinz küßte ſie und — war frei." Auf ſeiner Reiſe nach England kam der Prinz in die Hauptſtadt des Kurfürſten von Sachſen, Johann Georg's I. — vor Baiern hatte ihn der Kaiſer ſelbſt gewarnt — ward dort mit vielem Pomp empfangen
und ihm zu Ehren ein großes Trinkgelage veranſta
mäßige Prinz verließ aber, nachdem er die Geſu
Kurfürſten ausgebracht, unter irgendeinem Vorwand
mer und kam nicht wieder. „Was fangen wir mit
zen an, der offenbar an einer mangelhaft gebauten
det?" fragte der Kurfürſt. Das ſtimmt ganz zuſa
Dem, was der brandenburgiſche Geſandte am ſächſi
in einem Briefe ſchreibt — er ſteht bei Cosmar —:
mir bei dem Kurfürſten und deſſen Bruder wol z
meines Lebens abgeſoffen." Dies möge genügen, un
Biographie aufmerkſam zu machen, die dem Hiſtori
Romanſchreiber und, wie der Verfaſſer meint, jungen zu
führern beſtimmten Militärs brauchbaren Stoff darzu
eignet iſt.

Notiz.

Kuno Fiſcher's „Franz Baco von Verula
England.

Im Januarheft der „Westminster review" wi
Rubrik „Contemporary literature" gewaltig und
Grund über die Ungenießbarkeit des gegenwärtig in
ſchen gelehrten und philoſophiſchen Literatur vorwalten
geklagt. „In Bezug auf den Stil", ſagt der Berich
„erſcheinen die deutſchen Autoren ſehr mangelhaft.
der alten linkiſchen, zuſammenhaltlos ſich fortſchleppe
gen, die ſonſt gewöhnlich waren, bedient ſich das je
loſophengeſchlecht eines ineinandergeflochtenen und in
geſchachtelten Satzbaus, der noch bei weitem ungenie
als der frühere Négligéſtil. Das alte Uebel war
keit, gänzlicher Mangel an Stil; das jetzige iſt die
Anwendung einer falſchen Theorie des Stils." Der
erſtatter meint, daß dies das Haupthinderniß für Ve
deutſcher philoſophiſcher Bücher in England und Fran
„Wie bei weitem größer würde die Verbreitung wertho
tüchtiger deutſcher Werke in England ſein", ruft der
erſtatter aus, „wenn ſie nur ſo geſchrieben wären,
länder ſie verſtehen könnten!" Die Engländer wenigſten
ten vor den Schwierigkeiten der deutſchen Sprache
rück, aber der mit Zwiſchenſätzen und Einſchiebſeln ü
Stil, wie er jetzt an der Tagesordnung ſei, mache
unmöglich, deutſche Bücher zu leſen. „No know
the language (fügt der Berichterſtatter hinzu) ca
the superhumau attention necessary to carry t
through such a labyrinth of clauses." Einen Ph
indeß nimmt der Reviewer aus, Kuno Fiſcher, der i
„Franz Baco von Verulam" ein Buch geliefert ha
ches, außer ſeinen übrigen vorzüglichen Eigenſchaft
ſtiliſtiſchen Eigenſchaften beſitze, die ihm zur Em
dienen könnten; Kuno Fiſcher ſchreibe ſo gut als e
und man erſehe an dieſem Beiſpiel, daß die Manie, v
Perioden zu ſchreiben, nicht in der Sprache liege, ſon
Fehler der Autoren ſei. Der Berichterſtatter theilt d
daß eine engliſche Ueberſetzung des Kuno Fiſcher'ſche
vorbereitet werde, und meint, daß der Ueberſetzer
gleichsweiſe leichtes Spiel haben werde, denn er h
einfach die Sprache wiederzugeben und am Stil nicht
dern.*) Die Widerlegung Macaulay's durch Fiſcher n
Reviewer „clear and decisive", meint aber, Fiſch
Macaulay, der ein Rhetoriker und kein Philoſoph ſei,
„au sérieux" genommen.

*) Die Ueberſetzung wird, wie wir hören, von einem g
Kenner des Deutſchen, John Oxenford, der bereits Mehres
Deutſchen, z. B. Friedrich Jacobs' „Hellas" und einzelne
Heine's, vortrefflich überſetzt hat, beſorgt und befindet ſich
den beſten Händen. Sie wird im Verlage von Longman erſ

Auch die „Saturday review“, eine neue Wochenzeitung, welche der peelitiſchen Partei angehört, namentlich in den höhern literariſchen Kreiſen viel geleſen wird und bereits den „Examiner“ überflügelt haben ſoll, ſpricht ſich in einem offenbar von kundigſter Feder verfaßten Aufſatz im ganzen ſehr beifällig über Kuno Fiſcher's Werk aus. Es heißt darin unter Anderm: „Wir glauben, daß Fiſcher's Werk nicht nur als eine brauchbare Vorſchule für das Studium Bacon's in Deutſchland dienen, ſondern auch von vielen Perſonen in England, die bereits die Hauptwerke des Philoſophen kennen, mit Intereſſe und Nutzen geleſen werden wird. Fiſcher's Analyſe der Baconiſchen Philoſophie iſt genau und vollſtändig, und ohne ſich in irgend gedehnte kritiſche Erörterungen einzulaſſen, hat er doch über mehre wichtige Punkte viel Licht verbreitet.“ Im Uebrigen findet es der Verfaſſer des betreffenden Artikels auffallend, daß die deutſchen Schriftſteller das durchaus teutoniſche Bacon in Baco zu verwandeln pflegten; das ſei ja gerade ſo, als ob man Newto ſtatt Newton ſchreiben wollte. In England ſind inzwiſchen Bacon's „Essays or counsels“ nach den früheſten Abſchriften, und von den „Works of Francis Bacon“, herausgegeben von James Spalding, Robert Leslie Ellis und Douglas Denon Heath, iſt ein erſter Band erſchienen.

H. M.

Bibliographie.

Ein Londoner Bankier, oder Liebe und Geld. Von dem Verfaſſer von Whitefriars, Cäſar Borgia ꝛc. Aus dem Engliſchen von A. Kretzſchmar. Vier Theile. Wien, Hartleben. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Brandſtäter, F., Gedania, poetiſches Album von Danzig und ſeinen herrlichen Umgebungen. Danzig, Homann. 12. 20 Ngr.

Genthe, F. W., Leben und Fortleben des Publius Virgilius Maro als Dichter und Zauberer. 2te umgearbeitete Auflage. Leipzig u. Magdeburg, Gebr. Baenſch. 16. 15 Ngr.

Ein Jahr in Chalonnes. Halle, Fricke. 8. 15 Ngr.

Lette, A., Ueber die Verfaſſungszuſtände in Preußen. Berlin, Beſſer. Gr. 8. 20 Ngr.

Lichtenstein, E., Ueber die Fortschritte der neueren Heilkunde oder zum Verständniss der ärztlichen Partheiungen der Gegenwart. Für Gebildete jeden Standes. Breslau, Aland. 1856. Gr. 8. 10 Ngr.

Liebenau, H. v., Die geſchichtlichen Urſachen der Entſtehung einer ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft. Dargeſtellt nach Quellen. Lucern, Kaiſer. Gr. 4. 12 Ngr.

Lillie, J. H., Lied an den Hut. Parodie auf Schiller's „Lied an die Freude“. Mit Illuſtrationen von J. Peters. Hamburg. Gr. 4. 12 Ngr.

Herr Luxus. Eine polniſche Volksſage. Lahr, Geiger. Gr. 8. 5 Ngr.

Marna. Von C. J. Eingeführt durch F. W. Krummacher. Berlin, Herroſé. 8. 18 Ngr.

Müller's, K. O., Geſchichte der griechiſchen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders. Nach der Handſchrift des Verfaſſers herausgegeben von E. Müller. 2te Ausgabe. Zwei Bände. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Newman, J. H., Calliſta. Eine Erzählung aus dem 3. Jahrhundert. Neu aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen verſehen von C. B. Reiching. 3. Auflage. Mit Titelbild und Vignette. Regensburg, Manz. 1856. 8. 21 Ngr.

Oettinger, E. M., Geſchichte des däniſchen Hofes, von Chriſtian II. bis Friedrich IV. 1ſter und 2ter Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Quellen für serbische Geschichte. Aus türkischen Urkunden im Originaltext redigirt und in's Deutsche übertragen von W. F. A. Behrnauer. In das Serbische übersetzt und herausgegeben von A. T. Berlić. 1stes Heft. Wien, Leo. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reimann, E. J., Das Luftmeer. Eine phyſikaliſche Darſtellung für gebildete Laien. Aus (ſeinem) Nachlaß mit einem Vorwort von E. A. Roßmäßler. Gotha, Scheube. 8. 1 Thlr.

Rinaldo Rinaldini der Räuberhauptmann. Romantiſche Geſchichte. 7te aufs neue durchgeſehene und verbeſſerte Auflage. 4ter Theil. — A. u. d. T.: Nikanor, der Alte von Fronteja. 2te umgeänderte und vermehrte Auflage. Tangermünde, Doeger. 8. 1 Thlr.

Roſcher, W., Syſtem der Volkswirthſchaft. Ein Hand- und Leſebuch für Geſchäftsmänner und Studierende. 1ſter Band. — A. u. d. T.: Die Grundlagen der Nationalökonomie. 2te vermehrte und verbeſſerte Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Schenk zu Schweinsberg, K. Freih., Balladen und Romanzen. Göttingen, Deuerlich. Gr. 12. 20 Ngr.

Schwarz, J., Reden. Bayreuth, Grau. Gr. 8. 10 Ngr.

Watterich, J. M., Die Gründung des Deutſchen Ordensſtaates in Preußen. Mit einer Karte von Preußen im 13. Jahrhundert und einer lithographirten Tafel. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Weber, C. O., Ueber Urſprung, Verbreitung und Geſchichte der Pflanzenwelt. Ein populärer wiſſenſchaftlicher Vortrag. Bremen, Strack. Gr. 8. 5 Ngr.

Winterfeld, A. v., Garniſon-Geſchichten. Ein Bilderbuch. 2te Auflage. Berlin. Janke. 16. 10 Ngr.

Wiſeman, Fabiola, oder die Kirche der Katakomben. Aus dem Engliſchen von K. B. Reiching. 4te verbeſſerte, mit einem Vorwort und Anhange vermehrte Auflage. Mit Abbildungen. Regensburg, Manz. 8. 27 Ngr.

Tagesliteratur.

Arndt, E. M., Vom nordiſchen Hausbau und Hausgeiſt. Ein Schreiben an Herrn Geh. Juſtiz-Rath Michelſen. Jena, Frommann. Lex.-8. 3 Ngr.

Drbal, M. A., Einige Worte über die Ursachen des Verfalls der Philosophie in Deutschland. Prag, Calve. Gr. 8. 4 Ngr.

Jaspis, A. S., Natur und Gnade in unſerm Geiſtesleben. Zwei Predigten. 2te Auflage. Stettin, Weiß. 8. 3 Ngr.

Iſt der Guſtav-Adolphs-Verein der Unkirchlichkeit und der Bekenntnißloſigkeit zu beſchuldigen? Eine Entgegnung des Stader Provinzialvorſtandes der Guſtav-Adolphsſtiftung auf die im Stader Sonntagsblatt erfahrenen Angriffe. Stade, Pockwitz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Das Judenthum und der Staat. Eine hiſtoriſch-politiſche Skizze zur Orientirung über die Judenfrage. Herausgegeben und mit einem Vorworte verſehen von H. Wagener. Berlin, Heinicke. Lex.-8. 20 Ngr.

Lindenberg, J. C., Noch ein Wort über den Lübeckiſchen Verein zur Beförderung der evangeliſchen Miſſionen unter den Heiden im Jahre 1856. Lübeck, v. Rohden. 1856. Gr. 8. 4 Ngr.

Riemann, C., Predigt über 1. Petri 2, 17 gehalten bei der Eröffnung der Hannoverſchen allgemeinen Stände-Verſammlung am 10. Februar 1857. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Schwarz, C., Der proteſtantiſche Prediger und ſeine Gemeinde. Predigt über 2. Cor. I, 24. gehalten bei ſeiner Einführung in die Schloßkirche zu Gotha am 9. November 1856. 5ter Abdruck. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 3 Ngr.

Wietersheim, E. v., Ueber Quellen und Weſen des Nothſtandes im Obererzgebirge und Voigtlande und deſſen thunlichſte Abhilfe durch die Frauenvereinsanſtalt. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen von Julius Hammer.

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Sechste Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Feſter Grund. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Hammer's Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich“, ſind mit vollem Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier“ und Rückert's „Weisheit des Brahmanen“ an die Seite geſtellt worden, und haben ſich auch raſch ſo zahlreiche Freunde im deutſchen Publicum erworben, daß davon bereits eine **ſechste Auflage** nöthig geworden iſt.

Gleichfalls freundliche Theilnahme fanden ſeine nächſten Dichtungen: „Zu allen guten Stunden“, poetiſche Productionen ähnlicher Geiſtes- und Gemüthsrichtung, wie ſie den Stimmungen entſprechen, die durch den Charakter der verſchiedenen Monate und Jahreszeiten im Menſchen angeregt werden.

Die neueſte Gedichtſammlung Julius Hammer's: „Feſter Grund“, wird den vielen Freunden der frühern gewiß ebenſo willkommen ſein, da ſie ſich an dieſe eng anſchließt und namentlich als ein **zweiter Theil** zu „Schau um dich und Schau in dich“ bezeichnet werden kann. „Feſter Grund“ heißen die neuen Dichtungen und ihn ſollen ſie gewinnen helfen durch Selbſterkenntniß und durch Erkenntniß der ſtufenweiſen Entwickelung des Ewigen und Höchſten im Menſchen; in die Vergangenheit zurückſchauend und an die Gegenwart ſich wendend, möchten ſie beitragen zur Feſtigung und Kräftigung, zur Verſöhnung und Läuterung, zur Erhebung und Erbauung, zur wahren Frömmigkeit und Humanität.

Von dem Verfaſſer erſchien ebendaſelbſt:

Einkehr und Umkehr. Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Geſchichte dieſes Romans, mit dem Julius Hammer zuerſt auch als Romanſchriftſteller auftritt, iſt dem realen Leben der Gegenwart entnommen, zu dem ſie das Beſte, den idealen Gehalt, in harmoniſches Gleichgewicht zu ſetzen bemüht iſt. Sie dürfte manchem Leſer und mancher Leſerin nützliche Winke auf der Bahn des Lebens geben, die, wenn ſie auch keine ungewöhnliche iſt, doch die Nothwendigkeit eines innern feſten Maßes dem Wandelnden nicht erſpart, aber auch die in der Widmung ausgeſprochene tröſtliche Wahrheit bekräftigt: „Es kehrt ſich leicht Alles zum Guten, was man unternimmt, wenn man nur Gott vertraut und etwas praktiſchen Sinn dazu mitbringt.“

Durch alle Buchhandlungen ſind zu beziehen:

M. Solitaire's ſämmtliche Schriften. 14 Bändchen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ueberſetzungen claſſiſcher Dramen von Edmund [...]
in Miniatur-Ausgaben.

Hamlet, Prinz von Dänemark. Tragödie des [...]ſpeare. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 [...]

Romeo und Julia. Tragödie des Shak[...] Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Iphigenia in Tauris. Schauſpiel des Eu[...] Geheftet 18 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Antigone. Tragödie des Sophokles. Geheftet [...] Gebunden 1 Thlr.

Sakuntala. Nach dem Indiſchen des K[...] Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Fünf Perlen der dramatiſchen Literatur der verſ[...] Zeiten und Völker, in meiſterhaften Ueberſetzungen, [...] ihrer äußern Ausſtattung den beliebten Miniatur-[...]ben claſſiſcher Dichtwerke anreihen und eine [...] der eleganten Bibliothek bilden werden.

Von dem Verfaſſer erſchien ebendaſelbſt:

Narren des Glücks. Hiſtoriſcher Roman. Dr[...] 8. 5 Thlr.

Ein in Norwegen und Dänemark ſpielender [...] Roman, der dem Leſer namentlich das noch mehrfach [...]kel gehüllte Leben Struenſee's nach theilweiſe bisher [...] öffentlichten Quellen in höchſt ſpannender Weiſe vorf[...]

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hiſtoriſches Taſchenbuch

Herausgegeben von **Friedrich von Rau[mer]**

Dritte Folge. Achter Jahrgang. 12. Cart. 2 Thlr[...]

Inhalt: I. Der Fürſtenbund gegen Kaiſer Karl [...] **J. Voigt.** — II. Zur neuern Geſchichte Spaniens (1[...] Von **F. von Raumer.** — III. Guſtav III. und die [...] Parteien Schwedens im 18. Jahrh. Zweite Abtheilung [...]litiſchen Kataſtrophen unter Guſtav III. Von **E. Herr[...]** IV. Der preußiſche Landtag im Februar 1813. Nac[...] Archive der Generallandſchaftsdirection von Oſtpreuß[...] wahrten Acten des Landtags von 1813 und nach [...] Mittheilungen des Staatsminiſters von Schön. Von [...]

Die Erſte Folge des **Hiſtoriſchen Taſchenbuch** [...]gänge, 1830—39) koſtet im **ermäßigten Preiſe** [...] die Neue Folge (10 Jahrgänge, 1840—49) ebenfalls [...] beide Folgen (20 Jahrgänge, 1830—49) **zuſammenge[...]** 18 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. D[...] Folge erſter bis ſiebenter Jahrgang (1850—56) ko[...] 2 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

erariſche Unterhaltung.

int wöchentlich. —— Nr. 13. —— 26. März 1857.

Firduſi als Ependichter und Held eines Epos. Von Rudolf Gottſchall und Hermann Marggraff. — Neuere und Erzählungsliteratur. — Die Religion im gemeinen Leben. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

als Ependichter und Held eines Epos.

)erausgeber d. Bl. glaubt ſeinen weiter unten
Bericht über Gruppe's neueſte Dichtung, welche
:eben, Dichten und Sterben zum Gegenſtande
beſſer einleiten zu können als durch einen Auf-
.f Gottſchall's über Firduſi's Epen, der ſchon
er Zeit für den Druck beſtimmt war und uns
fflich zuſtatten kommt. Denn der beſte Com-
ies Dichters ſind ſeine Dichtungen. Wir ſtel-
in Folgendem beide Berichte, die einander er-
ıd erklären, ohne jedoch auf einander Bezug
n, zuſammen und laſſen den Gottſchall'ſchen
er unmittelbar folgen.

---

1. Firduſi's epiſche Dichtungen.

i's Dichtungen ſind, wie wir meinen, dem deut-
ſte in vielen Punkten verwandter als die mei-
ſchen Dichtungen, und wir wünſchen uns
ick dazu, daß ſie uns A. F. von Schack in
i Hertz in Berlin erſchienenen zweibändigen
Epiſche Dichtungen aus dem Perſiſchen des
mit Meiſterhand in deutſcher Bearbeitung
.cht hat.*)

ı wir die wiſſenſchaftliche Beurtheilung dieſer
gen und ihre Vergleichung mit dem Original
taliſten von Fach überlaſſen, wollen wir nur
ken, daß die Ueberſetzungen von Schack, ohne
) orientaliſcher Eigenthümlichkeit zu verleug-
wie ſelbſtändige poetiſche Kunſtwerke leſen, ſo
ıd zwanglos, mit oft kühnen, doch ſtets unge-
eimen, und einem Reichthum an Wendungen
ıcen, welcher den deutſchen Sprachſchatz in er-
: Weiſe anwendet. Viele, ſelbſt gerühmte Ueber-
errathen durch ihren holperigen Gang, durch
ſjacke, welche der Syntax angezogen iſt, durch die mühſame Reimjagd viel zu ſehr „das Oel der Nachtlampe", als daß ſie dem Leſer einen unbefangenen äſthetiſchen Genuß gewähren könnten. Von alledem iſt bei den vorliegenden Ueberſetzungen nicht die Rede.

Dies Epos von Iran iſt ſo umfangreich, daß Schack trotz ſeinen bereits früher herausgegebenen „Heldenſagen des Firduſi" es keineswegs erſchöpft, ſondern uns nur fragmentariſche Koſt zugetheilt hat. Dennoch iſt der Zuſammenhang nicht weſentlich unterbrochen und leicht zu ergänzen, wie überhaupt die hauptſächlichſten, poetiſch werthvollſten Theile der Dichtung in dieſen zwei ſtarken Bänden enthalten ſind. Der neuerdings in Heine's „Romanzero" beſungene Firduſi verdient es in der That, der deutſchen Literatur nähergerückt zu werden, nicht nur weil unſer vielſeitiger kosmopolitiſcher Geſchmack den Rahm von den poetiſchen Milchtöpfen aller Zeiten und Nationen abzuſchöpfen verſteht, ſondern auch weil uns in Firduſi, wie ſchon oben angedeutet, ein ſympathetiſch ſtammverwandter Zug entgegentritt, der in den Tiefen des Gemüths wiederhallt. Firduſi reicht uns gleichſam über weite Zeiten und Länder hin die Freundeshand. Nicht blos die friſche und edle Thatkraft, welche dieſe Dichtungen durchweht, ſondern auch die dem Firduſi eigene reflectirende Einkehr in das Innere, die Träumerei des Gemüths wecken ſo verwandte Anklänge, daß die Brüderſchaft altgermaniſchen und altperſiſchen Geiſtes unverkennbar hervortritt.

Das große Epos von Iran erinnert keineswegs an die griechiſchen Epopöen, aus denen die Kunſtrichter das Geſetz epiſcher Dichtung abſtrahirt. Wenn auch die Naivetät der Darſtellung der Homeriſchen verwandt iſt, indem durch alle Urpoeſie gleichmäßig die friſchen, von keiner Civiliſation abgeſtreiften Züge echter Menſchlichkeit gehen, ſo fehlt doch unſerm Epos jene epiſche, ſtrenggeſchloſſene Einheit, welche über alle Epiſoden übergreift; es fehlt den Charakteren jene in ſich ſelbſt ſichere Gediegenheit der Homeriſchen Helden, welche den Göttern das Uebermenſchliche überläßt. Das Epos von Iran hat freilich keine Göttermaſchinerie; es ſtellt ſeine Helden ganz auf eigene Füße; aber gerade dadurch wachſen ſie oft über das menſchliche Maß hinaus zu urwelt-

---

*) ı hat Schack auch eine Sammlung indiſcher Sagen unter
Stimmen vom Ganges" erſcheinen laſſen, auf die wir ſpä-
r ebenfalls in einem Artikel aus Gottſchall's Feder zu
nen werden. D. Red.

licher Titanengröße. Und fehlt der heitere Olymp mit ſeinen Menſchengöttern, ſo rauſchen doch unheimliche Fabelweſen, wie die Simurg, mit düſterm Flügelſchlag durch die Dichtung und wirken beſtimmend auf Menſchenſchickſal ein. Dieſe Simurg und die dunkle Welt der Zauberei, die Welt phantaſtiſcher und koloſſaler Geſtalten erinnert viel mehr an die gnomoniſch-nordiſche Sagenwelt; und in der That begegnen wir hier auch der verwandteſten poetiſchen Form. Das Epos von Iran iſt ein Epos des perſiſchen Ritterthums, das mit dem Ritterthum des germaniſchen Mittelalters correſpondirt, ein Cyklus von Sagen, der über Geſchlechter hinübergreift und deſſen einzige Einheit der Kampf der Fürſten und Helden von Iran gegen ihre Feinde iſt. Wie die Ritter des heiligen Graals und der Tafelrunde ziehen die Ritter von Iran, die Kämpfer des Lichts, auf Abenteuer aus zum Kampf gegen Turan, das Reich der Finſterniß. Zwar iſt dieſe Romantik nicht blos auf die Spitze des einzelnen Subjects geſtellt; es iſt ein Krieg der Völker, der Heere; es werden blutige Schlachten geſchildert. Aber dieſe ſich hinwürgenden Maſſen, ſoviel Zinken- und Tubalärm auch ertönt, ſoviel Blut auch vergoſſen und Staub aufgewühlt wird, bilden doch mehr den dunkeln Hintergrund des Gedichts. Der Kampf iſt weſentlich ein Zweikampf; die letzte vollgültige Entſcheidung ruht auf der Tapferkeit der Einzelnen, der vorleuchtenden Helden. So erinnert „der Kampf der elf Recken“ an den Kampf der Horatier und Curiatier; ſo kämpfen Human und Bischen, Ruſtem und Isfendiar. Wer glaubt nicht, wenn er die ſieben Abenteuer des Isfendiar lieſt, in die nordiſche Zauberwelt verſetzt zu ſein?

Doch die Eigenthümlichkeit der orientaliſchen Poeſie verleugnet ſich trotz aller dieſer Analogien keineswegs. Zunächſt iſt auch in den Dichtungen des Firduſi der hyperboliſche Charakter vorherrſchend, der mit Nothwendigkeit aus der Maßloſigkeit der orientaliſchen Weltanſchauung hervorgeht. Die Hyperbel iſt hier kein müßiger Tropus, kein leerer Schmuck; ſie iſt das Weſen dieſer Dichtungen, ſie liegt nicht blos der Diction, ſie liegt den Handlungen und den Charakteren zugrunde. Um uns einen Helden intereſſant zu machen, häuft Firduſi auf ihn eine Fülle des Außerordentlichen, ſodaß er durch das Unglaubliche ſeiner Kraft und ſeiner Leiſtungen hoch über gewöhnliche Menſchenkinder hinauswächſt. Die Helden ſelbſt erzählen mit naiver Renommage ihre wunderbaren Großthaten, und das dadurch hervorgerufene, allerdings kindliche Staunen iſt ein Haupteffect dieſer epiſchen Poeſie. Freilich, die Griechen kannten die Hyperbel auch — man denke nur an das Homeriſche Gebrüll des Ares —, aber in ihrer maßvollen Menſchenwelt fand ſie keinen Platz; ſie eigneten ſie den Göttern zu, und bei dieſen paßte ſie in den ganzen Zuſchnitt, ſodaß ſie auch hier das Maß nicht ſtörte und dadurch eigentlich ihren beſtimmten Charakter verlor. Nehmen wir nur eine Dichtung des Firduſi, „Ruſtem und Isfendiar“, welch eine Fülle hyperboliſcher Belegſtellen bietet ſich uns dar, umſomehr, als hier der Dichter, bei dem Kampf zweier gleich großer, gleich bedeutender Heroen, ſeine ganze phantaſievolle Begabu bieten mußte, um, ſo ſehr er beide mit ſtaunenerw Qualitäten ausſchmückte, doch keinen durch den in Schatten zu ſtellen. Selbſt die Roſſe nehm an dieſem abnormen Heroenthum. So heißt Ruſtem:

> Er ſchwang ſich auf den Reckſch zur ſelben Zei
> Des Roſſes Wiehern ſcholl zwei Meilen weit.

Ruſtem rühmt ſich:

> Die Größeſten, die meine Größe ſah'n,
> Mein Schwert und meine Kolbenſtöße ſah'n,
> Entfloh'n vor mir, mehr als ein Heer mich ſcheu
> Auf's Feld die Schilde und die Pfeile ſtreuend.
> Den Chakan Tſchins und Kowus, die Verwüſter
> Bei deren Anblick ſchon die Erde düſter
> Vor Grauen ward, zu Boden rang ich ſie,
> Mit einem Fangeſtrick umſchlang ich ſie.
> Den Schahen Irans war ich ſtets ein Wächter,
> Der Ihren Hort und ihrer Feinde Schlächter!
> Ich bitte dich, zu hoch nur ſtrebe nicht!
> Dein Haupt jenſeit des Himmels hebe nicht!

Zu welcher Ungeheuerlichkeit die Geſtalten u ten heranwachſen, davon gibt uns gleichfalls eine Probe, indem er ſeines Ahnherrn Sam A erzählt:

> Der Zweite, den er ſchlug, der Unverzagte,
> War jener Diw, deß Haupt zum Himmel ragte,
> Indeß das Meer von Tſchin mit dem Geroll
> Der Wogen ihm bis an den Gürtel ſchwoll;
> Die Fiſche zog er aus dem Meer empor,
> Schwang ſie bis jenſeits von dem Wind empor
> Und briet ſie an dem lohen Sonnenheerde.

Später rühmt dieſer ſechshundertjährige, die geſchlechter überlebende Helden-Ahasver von ſich;

> Die Weisheit, Andern theilweis zugemeſſen,
> Hab' ich, wie Sam, für mich allein beſeſſen!
> Wenn ich mich gürtete als Feindeſchläger,
> Ward ſorgenfrei das Herz der Kronenträger,
> Indeß das Sonnenlicht den Böſen ſchwand,
> Und nicht zum Steh'n ihr Fuß mehr Boden fand
> Das Schickſal folgte mir, wenn ich ihm winkte,
> Nichts widerſtand mir, wenn mein Schwert erblin

Dieſer poetiſch-markvollen Selbſtverherrlichun Isfendiar nichts ſchuldig, wenn er erzählt:

> Dann macht' ich nach dem eh'rnen Schloß die F
> Bekämpfte Leu'n, Scheuſale ſelt'ner Art;
> Die Welt, ſo ſchien es, wich aus ihrer Fuge
> Bei jenem Sieben-Abenteuerzuge.

Selbſt das Eſſen und Trinken wird, wie e naiven Weltanſchauung zukommt, nicht für zu gehalten, um die gewaltige Kraft der Helden ſtriren.

Daß die ungegliederte Maſſenhaftigkeit, u das Koloſſale dieſer Weltanſchauung imponirt, ge daraus hervor, daß die meiſtgerühmten Helden n fanten verglichen werden, und daß Isfendiar ſtem ſagt:

> Kein Menſch iſt er, dem Elefanten
> Vergleich' ich dieſen nimmer Uebermannten.

Später rühmt er von ihm:

hat er nicht vollbracht! Bis an die Wogen
Meers von Tſchin wirft einen Pfeil ſein Bogen;
Krokodil im tiefſten Waſſerſchlunde,
Panther ſtirbt vom Hauch aus ſeinem Munde.

ig der Beiſpiele, wie dieſe Poeſie mit Hyper-
ränkt iſt! Die Thaten der Helden entſprechen
rſchwänglichkeit, mit welcher dieſelben erzählt

ſchlug der tapfere Giw zuerſt 300, dann 1000;
die hyperboliſche Steigerung des Heldenthums.
n auch hier, wie die Phantaſie der Urvölker die
cht in der Bewältigung der Maſſe, und wie
actere Bezeichnung der Maſſe, die Zahl, von
blendender Wirkung iſt. Auch noch heutzutage iſt
ahl der Schwimmfuß aller hyperboliſchen Zei-
n! Die Menſchenkraft, hinübergreifend über
waltige der Natur, bändigend die aufgethürmten
der Erſcheinungswelt, bezwingend den Raum
Zeit, das iſt ja noch heute die Theodicee des
n Fortſchritts, wenn auch in maßvoller Form,
in den Dämmerungen der Urwelt dieſer Kampf
ebelhaft aufgebauſchten Geſtalten einer im Un-
ſchwelgenden Phantaſie verwirklicht. Wird ſo
i Firduſi die Wahrheit der äußerlichen Welt
il phantaſtiſcher Ueberſchwänglichkeit geopfert, ſo
gen ein Reichthum der innern Welt ans Licht,
em Hellenenthum fremd war, und der über die
Grenzen des Epos allerdings in das Lyriſche
amatiſche hinübergreift, aber doch immer auch
nbar Widerſtrebende mit epiſchem Geiſt auffaßt.
Sprüchen reiche orientaliſche Weisheit bildet oft
flectirenden Chorus, der mit frommer Salbung
dlung unterbricht. Der Inhalt dieſer Sprüche
us die fataliſtiſche Ergebung des Orients, welche
ergrund aller guten Lebensregeln bildet. Der
ton aber der lyriſchen Stimmungen Firduſi's iſt
erzeugung von der Nichtigkeit der Erſcheinungs-
e gleichſam tief in den Abgrund der dunkeln
i Subſtanz verſenkt wird. Dieſer wehmüthige
cht wie mit Naturgewalt bei Firduſi hervor;
hter, der ſonſt hinter den Couliſſen ſteht und
eisheitsſprüche den Helden in den Mund legt,
hier ſelbſt das Wort, als ob nur die Mahnung
Vergänglichkeit des Irdiſchen würdig ſei, durch
geweihte Organ des Poeten ausgeſprochen zu
So ruft er in einem Prolog vor „Kai Chosru's
r" aus:

s über'm Haupt, das tief die Zeit gebückt,
i Schwert das ſechzigſte der Jahre zückt,
gib nicht Wein, denn welk und hingeſunken
r ſchon von der Zahl der Jahre trunken.
gab das Alter ſtatt des Zaums die Krücke,
rmt bin ich, verlaſſen von dem Glücke;
Wächter gleich' ich, der von einem Hügel
zahllos Heer ſich nahen ſieht; die Zügel
n er, obgleich der Feinde Lanzen ihn
ühren, nicht mehr wenden, um zu flieh'n.
kommen zwei noch zu den grimmen Streitern,
erliegt er jenen ſechzig Reitern.

Müd' bin ich des Geſangs; des Löwen Schrei
Und Bülbül's Flöten ſind mir einerlei;
Den Becher meiner achtundfunfzig Jahre
Leert' ich und denke nur noch an die Bahre.
Ach, daß der Jugend Roſenduft nicht währt!
Ach, um des Parſerwortes ſchneidend Schwert!
Nicht liebt das Perlhuhn welkendes Geſträuch,
Es ſucht den blühenden Granatenzweig;
Und ich, zum Himmel hab' ich ein Begehren,
Er möge mir ſo lange Friſt gewähren,
Daß nach der Vorzeit glorreich ſchöner Kunde
Ich eine Sage mit dem alten Munde
Erzählen könne, um ſie beim Erblaſſen
Der Welt mit meinem Ruhm zu hinterlaſſen.

Die elegiſche Färbung dieſer herrlichen Verſe bildet gleichſam den Grundton für das bei dem Tode der Haupthelden und bei allen harten Schickſalsſchlägen hervorbrechende lyriſche Element. Hier nur noch ein paar Proben:

Wem's Gott verhängt, der wird des Todes Raub
Vom Sonnenballe bis zum finſtern Staub,
Vom Elefantenfuß zum Mückenflügel,
Vom Ocean bis zu dem Quell am Hügel!
Vergebens mich zu Iran ſehn' ich nun,
In Turan werden meine Reſte ruh'n.
So kreiſt das Himmelsrad in ew'gem Schwung,
Die alte Welt wird niemals wieder jung!

Oder:

O Welt, die nur erzeugt, um zu verſchlingen,
Sag' an, wozu wir nur das Sein empfingen?

Derartige Stellen, der größten Dichter würdig, finden ſich zahlreich durch das Epos von Iran zerſtreut. Auffallend erinnert dieſe Weltanſchauung, die über Sein und Schein der Welt ſo gedankenvoll brütet, an den großen britiſchen Dichter, in deſſen ſämmtlichen Dramen dieſer melancholiſch ſinnende Grundzug vorherrſcht:

We are such stuff,
As dreams are made of —

Die Klage über das Nichts und den leeren Schein des irdiſchen Glanzes gewinnt in dem Theile der Dichtung, welcher Kai Chosru's Verſchwinden behandelt, objectiv-epiſche Geſtalt. Kai Chosru, der ruhmgekrönte Sieger über Turan, ein orientaliſcher Karl V., wird auf der Höhe ſeines Glücks welt- und lebensmüde, erklärt ſeinen letzten Willen, vertheilt Schätze und Lehnbriefe an die Großen, nachdem er ihrem Rath und ihren Ermahnungen widerſtanden, der dunkeln Gewalt ſeines Schickſals, dem tiefen Drang ſeiner Seele folgend. Er nimmt rührenden Abſchied von den Iraniern und ſeinen Töchtern, beſteigt ſein treues ſchwarzes Roß Bahſad, das in der Dichtung mehr eine elegiſche Rolle ſpielt, wie Ruſtem's Roß Reckſch eine heroiſche, reitet mit ſeinen treuen Pehlewanen in das wüſte Gebirge und verſchwindet dort, während in den Wirbeln eines Schneeſturms ſein ritterliches Gefolge begraben wird. Dieſer Abſchnitt hat einen eigenthümlich wehmüthigen, dunkel ergreifenden Zug. Man ſieht, der Dichter ſchwelgt hier recht in ſeinen Lieblingsgedanken, die hier unter ſeinen Händen greifbare Geſtalt gewinnen. Und in der That, konnte ſich ihm ein beſſerer Prophet und Herold

der Nichtigkeit dieſer irdiſchen Welt darbieten, als der mächtige Schah, der ſeinen Thron im Stich läßt, um von der Erde zu verſchwinden? Hier iſt die wehmüthige Reflexion Firduſi's kein müßiger, nachtönender Chorus; hier quillt ſie mit urſprünglicher Gewalt aus der Situation hervor und gewinnt im Munde des großen Schahs ergreifende Wahrheit und Weisheit.

Als Chosru von ſeinen vier noch „nie entſchleierten Töchtern" im Frauengemach Abſchied nimmt, da ſchluchzen ſie laut vor Schmerz und Liebe und bitten den Vater, ſie von dieſer düſtern Welt mitfortzunehmen:

Kai Chosru gab zur Antwort: Alle reiſen
Zum Tod, doch ziemt es nicht, ihm vorzugreifen.
Wo ſind die Edeln alle, die noch geſtern
Froh athmeten? Wo ſind des Dſchemſchid Schweſtern?
Wo iſt Ferengis, meine Mutter, nun,
Die kühn mit mir durchſchnitten den Dſchihun,
Und wo die herrliche Mahaferid,
Mit der ſich keine maß im Weltgebiet?
Sie ruh'n im Staub, doch dunkel iſt's für Jeden,
Ob ſie zur Hölle gingen, ob nach Eden!

Wenn hier durch das lyriſche Element die epiſche Haltung nicht beeinträchtigt wird, ſo gilt Daſſelbe noch mehr von jenen zwei bedeutendſten Abſchnitten der Dichtung, denen eine dramatiſche Colliſion zugrunde liegt, die aber dennoch in epiſcher Form durchgeführt wird, nämlich dem „Untergang des Sijawuſch" und „Ruſtem und Isfendiar". Die freie Selbſtbeſtimmung, welche die Colliſion herbeiführt und möglich macht, hat etwas Abendländiſches, das hier den Kreis der fataliſtiſchen Weltanſchauung gewaltſam durchbricht. Solche Conflicte, wie ſie hier in die Seele von Sijawuſch und Ruſtem verlegt werden, ſind ſogar dem griechiſchen Epos und der griechiſchen Tragödie fremd; ſie ſind von einer Innerlichkeit, die eigentlich erſt einem ſpätern Bewußtſein aufgegangen und der mittelalterlichen und modernen germaniſchen Welt eigenthümlich iſt. Zwar werden dieſe Colliſionen nicht erſchöpft; es iſt nur ein ahnungsvolles, flüchtiges Hervorblitzen der geiſtigen Freiheit aus jener Glaubensnacht, in welcher der altperſiſche Dualismus in wunderbarem Kampf liegt mit dem einigen Gott, aber vorbeſtimmend über dem Menſchengeſchick die dunkle Nothwendigkeit ſchwebt. In der Seele des Genies ſchlummern zu allen Zeiten die dunkeln Keime Deſſen, was ſich ſpäter zu einem weitverzweigten, Völker und Jahrhunderte beherrſchenden Leben entfaltet. Wie der Genius das Leben ſeiner Zeit und ſeines Volks concentrirt, ſo ſtreckt er ahnungsvolle Fühlfäden nach der Zukunft aus, und von ihr erſt wird oft die wunderbare Keimkraft gewürdigt, die in ihm lag, unverſtanden von den Zeitgenoſſen.

Sijawuſch, der Sohn des Kai Kowus, wird von Sudabe, der Gattin des Letztern, durch alle möglichen Intriguen misgünſtig verfolgt. Er begehrt daher, als Kai Kowus gegen den Schah von Turan, Afraſiab, der mit 100,000 Türken ſich Irans Grenzen nähert, den Krieg erklärt, vom Vater den Oberbefehl über Irans Truppen, um den Liſten und Ränken des Hoflebens zu entgehen und ſich Ehre und Ruhm zu erwerben. Er erhält auch den Oberbefehl, und zieht mit
Afraſiab in den Kampf und ſchlägt die Tü
dreitägigen Schlacht bei Balkh, die merkwü
drei Zeilen abgefertigt wird. Der geſchla
feldherr Gerſiwes bringt ſelbſt zu Afraſiab
Der Schah wird darüber ergrimmt; doch
unheilvoller Traum, der mit glühender Pha
dert iſt und den die Mohebs in ungünſtige
legen, beſtimmt ihn, den Sijawuſch um Frie
Der junge Prinz ſchließt ihn ab, nach kurze
mit ſeinen Unterfeldherren, da Afraſiab auf
dingungen willig eingeht. Ruſtem wird m
richt zu Kai Kowus geſendet; doch dieſer,
den Racheburſtes und nach Vertilgung de
ſtrebend, geräth darüber in höchſten Zo
Ruſtem von ſeinem Hofe und befiehlt Si
von Afraſiab geſtellten Geiſeln ihm zuzuſende
aber nichtsdeſtoweniger fortzuführen. Sc
wuſch ſchwankend zwiſchen dem Gehorſam
Befehl ſeines Vaters und Gebieters und
Gewiſſenspflicht, treu zu halten an dem geg
und abgeſchloſſenen Vertrag, ein Conflict,
Zeiten tragiſche Bedeutung und Berechtigun
er in doppelter Unterwürfigkeit als Kind u
den Despotenlaunen fröhnen, oder gibt es
Geſetz, mächtiger als die Bande der Nat
ſtaatlichen Gehorſams? Sijawuſch folgt
ſeines Gewiſſens und beharrt, ein Rebell g
ſche Willkür, auf ſeinem guten Recht:

In einen Winkel will ich mich verſtecken,
Wo mich des Vaters Augen nicht entdeck
Dann mag geſcheh'n in dieſer ſchlechten
Was Gott zuläßt und was dem Schah g

Darauf läßt er den Afraſiab um ein
durch ſein Land bitten, um ſich an irgend
genen Stätte vor des Vaters Zorn zu ſ
fühlt nicht die wärmſte Theilnahme für den
zen, wenn er in jene ſtolzen herrlichen Wo
die er dem Boten an Afraſiab zuruft:

Sag' ihm, daß ich den Eid, den ich geſchw
Nicht brach, obgleich ich drum den Thron
Die Erde iſt der Stuhl, auf dem ich thron
Gott mein Aſyl, der Himmel meine Krone!

Dies edle freie Handeln gewinnt unſer
den jungen Sijawuſch, daß wir ſeinem fern
mit innigſtem Antheil entgegenſehen. Und
wie ergreifend führt uns das der Dichter
wo der Glanz des Glücks dem Anſchein n
gen Helden umſtrahlt, den ganz Turan ehr
gem Empfang, wie ſagt uns da ſeine ahnun
muth, daß ſein Herz wie ſein Glück nur
kettet iſt, das Land des Lichts, während
finſtern Turan ſein Fuß nicht feſten Boden

Sijawuſch heirathet hierauf Piran's
dann Ferengis, die Tochter des Afraſiab,
Luſtort Gangdas in einer paradieſiſchen Geg
der Dichter mit lieblichen und reizenden
dert; doch während er im Schoos des trüger

Wehmuth oder von Ahnungen unheilvoller Zu-
hlichen wird, brütet der Haß und die Eiferſucht
wes, erregt durch die Ueberlegenheit des irani-
nzen in allen Waffenſpielen, ihm am Hofe des
das unentrinnbare Verderben. Gerſiwes, ein
it, den der Dichter mit großer dramatiſcher
handelt und nach deſſen Schablone alle die bö-
geber der Fürſten geſchnitten zu ſein ſcheinen,
t Sijawuſch bei Afraſiab, der mit einem Heere
ı zieht und ihn in raffinirt grauſamer Weiſe
läßt. An dieſe finſtern Nachtſcenen reiht ſich
:ende Behandlung, die der ſchwangern Ferengis
rd und deren Roheit uns an ferne und fremde
ıd Sitten erinnert, die wir über manchem ver-
Herzenszug vergeſſen. Doch aus ihrem Schoos
der Engel der Rache, Kai Chosru, der mäch-
Schahs, der Bändiger von Turan, deſſen Ju-
ı idylliſchen Scenen reich, deſſen Entführung
:n durch den tapfern Giw uns im nächſten
erzählt wird. Wir können dem Ueberſetzer
mmen, wenn er im „Untergang des Sijawuſch"
)unkt des ganzen „Schahname" findet; denn in-
:efung und Schärfe der Charakteriſtik geht hier
ifenden Schickſalen, glanzvollen Schilderungen
htigen poetiſchen Ergüſſen Hand in Hand.
iſt es motivirt, wie dieſer Prinz des lichten
in das finſtere Turan verirrt, und wie ihn
ıufgebäumtem Schlangen des nächtigen Reichs
Nichts hätte uns den Gegenſatz der beiden
klar an den Tag legen können, als dies Hin-
eln des Stern von Iran in die Sphären von
nd ſein beweinenswerthes Erlöſchen am mitter-
Himmel.
ı ähnlichen Conflict behandelt der letzte Abſchnitt
theilten epiſchen Dichtungen: „Ruſtem und Js-
obgleich hier der Schwerpunkt des Intereſſes
die Seele des Helden Ruſtem verlegt iſt, als
eele des jungen Prinzen Jsfendiar, der, bereits
önt durch ſeinen Sieg in Turan, nach Reich
ıe ſtrebt. Doch ſein Vater, der Beides ſchon frü-
Sieger verſprochen, will es ihm jetzt nur unter der
ıg gewähren, daß er den Ruſtem, „der ſich gegen
ſgelehnt", gebunden vor ſeinen Thron führt, mit
)t zu errathenden Hintergedanken, auf dieſe Weiſe
s unbeſiegbaren Helden Arm des läſtigen Kron-
aten erledigt zu werden. Jsfendiar ſchwankt,
awuſch, zwiſchen dem Gehorſam gegen durch
motivirte Despotenlaunen und ſeiner eigenen
Ueberzeugung. Aber er wagt nicht, wie Sija-
den kühnen Ungehorſam, ſondern folgt dem Be-
Vaters und ſtürzt ebenſo durch ſeine Willfäh-
ns Verderben, wie jener Prinz durch ſeinen edeln
Ruſtem aber, der gewaltige „Elefantennacken-
', der mächtige Vaſall, ſieht ſich, als ihn Jsfen-
m Kampfe ladet, in eine noch tiefere, gewaltigere
a hineingeriſſen. Denn es gilt, entweder ſechs-
jährigen Waffenruhm einzubüßen und ſklaviſch
gebunden ſich vor den Thron des Afraſiab ſchleppen zu laſſen, oder das Haupt des geliebten Königsſohns, die Hoffnung Irans, dem Untergang zu weihen. Wie ritterlich iſt das Begegnen, wie naiv das Verhandeln der beiden Helden bei Speiſe und Trank, wie edel Ruſtem's Mahnungen bei allem ſelbſtbewußten Stolz! Durch wie viele Zögerungen und Hemmniſſe mit immer wachſender Spannung bricht dieſer Kampf heran. Man fühlt, das iſt kein gewöhnlicher Zweikampf, kein Aneinanderprallen bewaffneter Kampfluſt; das iſt ein Zweikampf, der das Schickſal einer Welt entſcheidet. Schon muß Ruſtem verwundet entfliehen, da greift er zum letzten verzweifelten Mittel, und der Zauberpfeil der Simurg verſchafft ihm den traurigen Sieg. Dieſer Sieg aber iſt in Wahrheit eine Niederlage; denn iſt auch Ruſtem's Waffenruhm gerettet, ſo ſagt ihm doch die böſe Prophezeiung, daß er mit Irans letztem Helden dies Land ins Verderben geſtürzt und ſich ſelbſt ewiger Verdammniß geweiht. Dieſe Kataſtrophe iſt ſo großartig, daß man über dem gewaltigen Geſammteindruck faſt vergißt, die reich ausgeſtreuten einzelnen Schönheiten in vollem Maße zu genießen.

Von den bisher nicht erwähnten Abſchnitten der Dichtung zeichnet ſich „Sal und Rudabe" als lyriſche Ouverture durch glanzvolle poetiſche Inſtrumentirung und das Präludium jener tiefern Accorde aus, welche die Dichtung durchtönen. Schack ſagt in ſeiner „Einleitung" mit Recht über dieſe Erzählung: „Sie eröffnet unſere Sammlung mit dem Gemälde eines indiſchen Frühlings, unter deſſen Roſen und Jasminen ſich am Anfange der Zeiten zwei füreinander geſchaffene Weſen begegnen und den Bund für Leben und Tod ſchließen. Wenn das Schwelgen in dem Reize der äußern Erſcheinung, das üppig prangende Colorit in dieſer Darſtellung leidenſchaftlicher und zugleich zarter Liebe bezeugen, daß dieſelbe unter dem glühenden Himmel entſtanden iſt, dem wir das «Hohe Lied» und die «Gitagovinda» verdanken, ſo fehlt doch nicht ein dem abendländiſchen Gefühl verwandter Zug ſanfter Schwärmerei und Schwermuth ... Beſonders mache ich noch auf die herrlichen Räthſel aufmerkſam, welche in der freien Nachbildung des Engländers Champion unſerm Schiller bekannt geworden ſind und ihm die erſte Idee zu den Räthſeln der Turandot gegeben haben."

Die Abſchnitte „Kai Chosru's erſte Kriegsfahrt", „Human und Bischen", „Der Kampf der elf Recken" ſind von ſtrengepiſcher Form, aber durch Eintönigkeit der Kampfſcenen etwas ermüdend.

Bei aller Freiheit der Bewegung, welche die Grenzmarken der verſchiedenen Dichtungsgattungen nicht mit Peinlichkeit beobachtet, zeigt uns doch Firduſi, wie kraft- und markvoll, wie weltumfaſſend die echte epiſche Dichtung iſt. Wie auch die ſtrengwiſſenſchaftliche Kritik, das Original in der Hand, über die vorliegende Ueberſetzung urtheilen mag, das große Publicum wird Hrn. von Schack dankbar ſein für die inhaltsreiche, formvollendete Spende, die uns einen Dichtergenius vorführt,

der nie verhallende Accorde des ewig Menſchlichen anſchlug und dadurch wie durch die unvergängliche Weihe der Schönheit allen Zeiten angehört.

Rudolf Gottſchall.

---

2. Firduſi als Held eines Epos.

Firduſi. Ein epiſches Gedicht in ſieben Büchern von O. F. Gruppe. Stuttgart und Augsburg, Cotta. 1856. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

In einer Zeit wie der unſerigen, wo die Poeſie entweder Sache des Luxus iſt oder, wenn ſie in idealerer Geſtalt erſcheint, in der ecclessia pressa lebt, wo ferner von gewiſſen Seiten mit wohlberechneter Abſicht und Conſequenz dahin gearbeitet wird, ihr das bischen Reſpect, deſſen ſie etwa noch genießt, gänzlich zu entziehen und ſie womöglich ihrer Function als einer nationalen und berechtigten für immer zu entheben, in einer ſolchen Zeit hat Gruppe's neueſte Dichtung „Firduſi" doppelten Anſpruch auf Beachtung ſeitens der kleinen Gemeinde, die dem Cultus der Poeſie und des Schönen noch treugeblieben iſt. Wir erkennen nämlich in Gruppe's Dichtung die ausgeſprochene und conſequent durchgeführte Tendenz, die Dichterwürde, gegenüber der Helden- und Fürſtengröße, an einem glänzenden Beiſpiele ans Licht zu ſtellen. In welcher Weiſe dies, und zwar nicht ohne eine fein angedeutete Nebentendenz der Vermittelung, von unſerm Dichter geſchieht, wird ſich am beſten aus einer möglichſt gedrängten Inhaltsangabe der Dichtung erkennen laſſen.

Das Gedicht führt uns zuvörderſt an den Hof des Sultans Mahmud zu Ghasna. Abul Kaſem hat ſoeben am Throne des Sultans das Epos von Isfendiar und Ruſtem vorgeleſen, und Mahmud, hingeriſſen von der Schönheit des Gedichts, verleiht dem Dichter den Namen Firduſi (d. h. paradieſiſch) und ertheilt ihm den Auftrag, die Thaten perſiſcher Helden in einem großen Epos zu verherrlichen. Tauſend Doppelverſe hat Firduſi fertig gebracht und 1000 Doppeltomans in neugeprägtem Golde ſoll er dafür empfangen. Doch Firduſi bittet den Vezier, ihm das fürſtliche Honorar bis zur Vollendung des Ganzen aufzuheben, damit er das Gold dann auf einmal empfange und ſich an ſeinem Anblick weide. Zwar, fügt er hinzu:

> Zwar, du weißt: ich bin ein Dichter,
> Wenig brauch' ich hier im Leben,
> Mich beglückt Geſang, der ſel'ge,
> Mich erhebt ein reines Streben.
>
> Doch ein Sohn ward mir geboren:
> Der ſoll nicht im Strom der Menge,
> Nicht in Dürftigkeit dahingeh'n —
> Um des Vaters Hochgeſänge.

Es folgen nun Epiſoden aus dem Heldenleben Mahmud's des Großen; denn während Firduſi an ſeinem berühmten Epos „Schahname" im Stillen fortarbeitet, unternimmt Mahmud einen Kriegszug nach Indien, der ihm Ruhm und unermeßliche Schätze einträgt, zieht dann gegen die Lande am Oxus, wo ſich ein Vaſall zum König von Kaſchgar aufgeworfen hat, unterwirft dieſen, beſchifft hierauf das Kaspiſche Meer und kehrt dann im Stolze ſeiner Siege und etwas aufgebläht nach Ghasna zurück. Er fragt die Hofdichter, warum ihre Lieder ſchweigen, und ſie antworten ihm, daß er damit Firduſi beauftragt habe, von dem aber nichts zu hören und zu ſehen ſei. Neidiſch auf ihn und ihrer handwerksmäßigen Schnellfingerigkeit ſich bewußt, bemerken ſie weiter:

> Traun, zu niedrig war ſein Denken,
> Nicht dem Hohen zugewendet:
> And're hätten deinen Auftrag
> Zwei mal unterdeß vollendet.

Allen verborgen hauſt Firduſi in ſtiller Grotte und arbeitet an ſeinem Gedicht, worin er die Thaten der Pehlewane und ihres Nacheiferers, des großen Mahmud feiert. Da dringt zu ihm nach Jahren die Kunde, daß ſein Sohn geſtorben ſei, und er ruft:

> .... Gott hat's genommen!
> Gott iſt groß! Ich bet' und ſchweige —
> Er war jung und mußte ſterben.
> Ich bin alt! — Ich bet' und ſchweige!

Sein einziger Troſt, das Band, das ihn an die Erde feſſelt, iſt ſein Gedicht:

> Gott, du haſt mich hochbegnadet,
> Daß von mir ein Zeugniß lebe,
> Daß der Odem meiner Seele
> Nicht ſogleich mit mir entſchwebe!
>
> Daß des Herzens Schlag auf Erden,
> Wenn ich fort bin, noch kann ſchlagen,
> Daß mein Wort zu den Geſchlechtern
> Tönen kann in ſpäten Tagen!

Seinem Sohne war der Ertrag ſeines großen Werkes zugedacht; wem ſoll er ihn nun beſtimmen? Da erinnert er ſich, daß ſeine geliebte Vaterſtadt Tus ohne lebendiges Waſſer ſei, und er beſchließt, das ihm zugeſagte Honorar zu einem Aquäduct zu verwenden, um ... mit fließendem Waſſer zu verſehen:

> Und wenn meine Lieder fliegen
> Durch die Welt in ſpäten Tagen:
> Dieſe luft'gen Lieder haben
> Thus getränket! ſoll man ſagen!

Er hat endlich ſein Epos fertig, 60,000 Doppelzeilen; er lieſt es zur Prüfung durch, wozu er ſ... Tage braucht, und er findet, daß es gut ſei; er läßt durch ſeinen Sklaven Ira zwei Abſchriften anfertigen, eine für ſich und eine höchſt kunſtvolle für den Sultan, und zur Belohnung dafür ſchenkt er ſeinem Sklaven die Freiheit. Das Heldengedicht wird nun dem Sultan überreicht, und dieſer fragt ſeine Hofdichter um ihre Meinung. Es läßt ſich denken, wie dieſe ausfällt; die Poeten, namentlich Hofpoeten, gönnen einem Collegen nichts; ſo am Hofe von Ghasna, wie anderwärts. Die Poeten laſſen allerlei ſpitze Reden fallen; noch nie, ſagt der eine, habe ein Menſch in ſo vielen Reimen ge...digt; ſolche Unzahl, meint der andere, verſchuldeten all... die Doppeltomans u. ſ. w., ja ein Derwiſch behauptet, in dem Gedichte ſitze der Teufel, Firduſi ſei ein geheimer Ketzer und Anhänger des Feuerdienſtes, und da ſ...

Sold nur für reine Lehre gehöre, ſolle Mahmud
n Honorar in Kupfer auszahlen laſſen. Mah-
)ie der Dichter ſein, aber ſehr geſchickt andeutet,
ine Siege übermüthig und durch die Freuden des
üppig geworden, vergißt ſeiner Zuſage und läßt
rch den Rath eines Vermittlers dazu bewegen,
chter nur mit ebenſo viel Silbermünzen, als er
nzen verſprochen hatte, für ſeine Arbeit zu loh-
immer noch ein ſo hohes Honorar, daß es ein
Dichter ſchwerlich verſchmähen würde, zumal
: ſich dadurch der Gefahr ausſetzen ſollte, die
)ichtungen verſilbernde Gunſt eines fürſtlichen
:n Gönners mit weitreichendem Arm einzubüßen.
denkt anders: er theilt die Silbermünzen in drei
Theile, ſchenkt den beiden Boten, die ihm das
: überbracht, je einen davon und den dritten dem
rter für ein eben genommenes Bad und für ein
ukaa. Dann hüllt er ſich in ſeinen Mantel und
weigend vondannen.
tan Mahmud, der ſo wenig wie die meiſten regie-
Herren ſolche trotzige Manieren vertragen kann
über ſowol ſeinen Wortbruch als den ſeine Tha-
rnden hohen Werth des Heldengedichts vollkom-
:gißt, läßt ſich bei der Kunde von Firduſi's Trotz
en bemeiſtern und ſendet ſeine Häſcher aus, um
erſpenſtigen Dichters habhaft zu werden. Dieſer
inzwiſchen nach der Hütte, in der jetzt ſein ehe-
Sklave wohnt, begeben, reißt die Blätter des
rfindlichen Exemplars ſeines Heldengedichts aus-
t und übergibt ſie den Winden,

Sei's, daß eines haſcht ein Wand'rer,
Und es ſingen eins die Blinden!

beſchließt nun, an dem mächtigen Herrſcher ſich
Weiſe zu rächen, wie Dichter, die auch ihre Galle
nd darin nicht der Taube gleichen, ſich allein an
den Herren rächen können, indem er eine Satire
Mahmud verfaßt, welche Ira weiter verbreiten und
m Ablauf von 20 Tagen direct dem Sultan in
nde ſpielen ſoll:

Wenn's der große Sultan lieſet,
Soll er meine Kraft erkennen,
Nicht mich paradieſiſch ſoll er,
Nein, mich ſoll er hölliſch nennen!

Soll's mit Zähneknirſchen leſen,
Und es ſoll den Schlaf ihm rauben,
Nicht ein Lamm, ein frommes, ſoll er,
Nein, mich einen Löwen glauben!

Mahmud das Schmähgedicht ſpäter lieſt, ſteigert
r Zorn zur Wuth, er befiehlt, ihm Firduſi lebend
dt zu bringen:

Königlich will ich es lohnen,
Ihm mein halbes Schatzhaus gebend,
Wer mir todt bringt den Firduſi,
Und das ganze, wer ihn lebend!

nn nimmt er das Schmähgedicht und wirft es
Flammenbecken, um es von der Glut verzehren
n, wähnend, es ſo für immer zu vernichten. Der
Die ganze Geſchichte von der Silberabſpeiſung
des Dichters, das Schmähgedicht, das Epos ſind ſchon ins Volk gedrungen und überall wird davon geſungen und geſprochen und über den Sultan geſpottet. Ein Blinder ſingt vor dem Volke über Mahmud:

Wenn er war von edlem Stamme,
Das Verſproch'ne mußt' er geben,
Doch er gab, pfui, ein Glas Fukaa,
Hört, für ein unſterblich Leben!

Drum ſein Lied zerriß Firduſi,
Gab's im Zorn der Winde Wehen —
Doch auch ſo noch wird es leben:
Nur was ſterblich, kann vergehen!

Nur ein Name drin ſoll ſchwinden,
Alle andern ſollen leben —
Denn er gab, pfui, ein Glas Fukaa,
Hört, für ein unſterblich Leben!

Die Schergen und Häſcher wollen einſchreiten, aber das Volk läßt ſich nicht hindern, zu rufen:

. . . . Pfui, ein Glas Fukaa,
Hört, für ein unſterblich Leben!

Und die Hirtenknaben ſprechen dem blinden Rhapſoden nach:

Wenn er war von edlem Stamme,
Das Verſproch'ne mußt' er geben!

Von ihnen hört es Sultan Mahmud, ſtürzt zu ſeiner Mutter und dringt in ſie, ihm über den geheimen Sinn dieſer Volksrede Aufſchluß zu geben. Sie antwortet, ſie ſei königlichen Geſchlechts, aber auf die Frage Mahmuds: „Und mein Vater?“ bleibt ſie ſtumm und ſinkt in Ohnmacht. Und Sultan Mahmud?

An der Bruſt das Kleid zerreißt er,
Und den Gürtel um die Mitte,
Knickt die ſtolze Reiherfeder,
Und es drohen ſeine Schritte.

Wehe, ſeinen Bart zerrauft er,
Wehe, wie er wüſt geworden!
Wilden Aug's, die Nüſtern ſchnauben,
Und die ſtieren Blicke morden.

Alles ſtürzt zur Erde; ringsum
Iſt Erbeben und Erzittern;
Alſo kauern ſich die Pardel
Vor dem ſchreitenden Gewitter.

Mit gehob'nem Dolche ſtürzt er
Auf den Pfeiler in dem Saale,
Ihn zerdolchend, wild ergrollet
So dem Marmor, wie dem Stahle.

Er, der noch kurz vorher ſeinen Entſchluß angekündigt hatte, den Khalifen von Bagdad mit Krieg zu überziehen, weil ſich Firduſi an deſſen Hof geflüchtet hatte, ſtreift nun auf einem Maulthier durchs Land, in ſchlicht Gewand gekleidet und ſtatt der ſtolzen Tiara ein bloßes Tuch um das Haupt geſchlungen. Aber er lernt dabei das Volk in ſeinem ſtillen Fleiße und in ſeiner Tüchtigkeit und Genügſamkeit kennen, und er hört die Firduſi'ſchen Geſänge von Feridun und Minutſchehr, wie Rhapſoden ſie dem Volke erzählen, und ſeine Stimmung wird weicher und milder. Da vernimmt er die Kunde, daß ſeine Mutter geſtorben ſei, aber auf dem Todtenbette bekannt habe, daß Mahmud's Vater allerdings in

ſeiner Kindheit ein Sklave geweſen, aber durch ſeine Tugend und Tapferkeit zum Throne emporgeſtiegen ſei. An dieſer Kunde richtet ſich ſein Heldengeiſt wieder auf.

Doch wir wollen zum Schluſſe eilen. Firduſi, wie es nach ſtürmiſchen, niederſchmetternden Ereigniſſen gewöhnlich der Fall iſt, hat ſich auf ein idylliſcheres, friedlicheres Gebiet zurückgezogen und dichtet am Hofe des Khalifen von Bagdad, und zwar nun in arabiſcher Sprache, ſüße Liebeslieder. Da aber der Herrſcher verlangt, daß Firduſi die Thaten der Khalifen beſingen und die Perſer in Schmachliedern erniedrigen ſolle, ſo empört ſich dagegen ſein perſiſcher Stolz, er weigert ſich deſſen, ja er ſpricht über Bagdad die Prophezeiung aus:

Doch den Wurm ſchon hör' ich ſchroten,
Moder iſt in dieſen Quadern,
Dieſer Marmor, dieſes Reich hat
Untergang in allen Adern.

Siehe dieſes ſtolze Bagdad:
Wo die tauſend Kuppeln ragen,
Rauſchen hör' ich Strauch und Windhalm,
Wildniß, drin man Wild wird jagen!

Und er ſelbſt auf ſeinem Throne,
Scheint er auch der jugendraſche,
O, ein Trugbild nur des Lebens:
Rührt ihn an, er ſinkt zu Aſche!

Alles ihm gebotene Gold verſchmähend, zieht Firduſi aus Bagdads Thoren. Die Kriegserklärung, zu der ſich Mahmud in der erſten Aufwallung ſeines Zorns hatte hinreißen laſſen, trifft ein:

Deines enggeword'nen Reiches
Will er dir nicht ſo viel gönnen,
Daß du den geleerten Becher
Drauf ſollſt niederſetzen können!

Bald darauf aber auch die Friedensbotſchaft: Mahmud ſei verſöhnt, man möge Firduſi bewegen, zurückzukehren, denn Lohn und Ehre warteten ſeiner.

Aber Firduſi iſt nirgends zu finden, denn er, der hochbetagte Sänger, befindet ſich bereits auf dem Heimwege nach ſeiner Vaterſtadt; er hört entzückt wieder perſiſche Klänge, und voll Begeiſterung ſingt er unterwegs den ihm begeiſtert lauſchenden Landsleuten die Geſchichte von Ruſtem und Sohrab. Er gelangt nach Tus und findet hier von allen Verwandten und Bekannten nur noch ſeine greiſe, beinahe hundertjährige Schweſter, die ihm, dem jüngern, in der Kindheit Geſchichten erzählt und das Bett bereitet hatte. Sie fragt ihn, echt ſchweſterlich, was er in der langen Zeit, in der ſie ſich nicht geſehen, getrieben habe und was er ſei, und er antwortet:

Was ich bin? — Ich bin ein Dichter
Von Gewerb — Daß Gott dich ſchütze!
Sprach ſie. Wie? ein Dichter biſt du?
Was du ſagſt! Sprich, iſt das nütze?

O, ſprach er, ſich hoch erhebend,
Wer die Kunſt nur ganz verſtände,
Alle Herzen würd' er zünden
Durch die Welt bis an ihr Ende!

Und wie ſchwach ich ſie verſtanden,
Schweſter, dennoch hat ſie labend
Meine Seel' erfreut, erhellet
Meines Lebens ſpäten Abend.

Indeß die Alte weiß gar nicht, was ein
und um den Werth dieſes wunderlichen G
meſſen zu können, fragt ſie ihn, wie es bez
Darauf muß er freilich antworten: „Schlech
gend, daß er mit dem Ertrage ſeines Gew
ſichtigt habe, die Stadt Tus mit Waſſer
Mehr, trotz ihrer neugierigen Fragen, geſteh
heute nicht; denn er iſt von der Wanderung
ſie bereitet nun dem Greiſe das Lager, wie ſi
dem Kinde gethan. Früh will ſie ihn wecken
ſo ruhig; ach aber, es iſt der tiefe ruhige S
Todten. Bald darauf begegnen ſich auf der
Tus, die über ein waſſerleeres Strombett
Züge von ſehr verſchiedenem Gepräge: aus
heraus ein ärmliches Grabgeleit, voran ein D
Sprüche aus dem Koran ſummt: es ſind di
Reſte des unſterblichen Firduſi, die hinausge
den; und in die Stadt hinein ein prachtvoller
Poſaunenbläſer und Paukenſchläger, dann
dann Sklaven und Sklavinnen, Pferde und
ſchwer beladen — es ſind die unermeßli
Geſchenke, welche Sultan Mahmud dem
„Schahname“ ſendet, der davon mit ſeine
Auge nichts mehr erblickt. Des Dichters
aber, die ja ohnehin mit allen dieſen Herrlich
anfangen kann, vollzieht den letzten Wille
Tode ſo verherrlichten Bruders und läßt der
Waſſerleitung bauen.

Wir haben hier, wie man ſieht, ein e
Dichterleben vor uns: ein begeiſtertes, alle
Genüſſen und irdiſchen Freuden entſagende
auf der einen Seite und neidiſche Verfolgu
und wegwerfende Behandlung auf der and
und Kampf, Wechſel zwiſchen Anerkennung
achtung im Leben, Triumph und Verherrlichu
dabei dem Weſen nach vollſtändige Demüt
weltlichen Stolzes vor dem Stolze des geiſti
centen, des Dichters. Einiger unpraktiſcher
einiger Trotz und Hochmuth gehören ja wo
Weſen eines Dichters wie Firduſi, der ſich
Thaten in dem Andenken der Menſchen zu
von denen ohne ſeine Lieder die Nachwelt n
würde; denn zu Firduſi's Zeit war die Di
weſentlich Geſchichtſchreibung oder umgekehrt.
Dienſtleiſtungen will er glänzend bezahlt ſei
daß man ihm ſeine Zuſage halte, die ja ein
Wort war. Er erblickt darin, daß man ſi
hält, eine abſichtliche Kränkung, eine Beleidig
Würde des Poeten. Das Gold iſt ihm zw
Perſon nichts werth, er achtet es als Metall
braucht wenig, ſeine Anſprüche an das Leb
mäßigſten. Aber Gold iſt der Maßſtab, we
meine Welt den Werth der Dinge mißt, al

Poeſie und die Stellung des Dichters. Ein
nd wenn er auch der erſte Poet der Welt
)e doch ein von der Geſellſchaft Ausgeſtoßener
)eringſten gleich geſchätzt ſein. Dazu iſt Fir-
ıter Vater um die Zukunft ſeines Sohnes be-
er ſichergeſtellt wiſſen will. Er weiß ja, daß
:n ſich um die Nachgelaſſenen auch ihrer er-
:r ſehr wenig zu kümmern pflegen; er will
Arbeit nach ihrem Werth bezahlt haben, um
er Schande ins Grab zu ſinken, ſeinen Sohn
nachgelaſſen zu haben. Dieſer ſtirbt, und
eßt Firduſi, mit ſeinem Honorar ein gemein-
erk für ſeine Vaterſtadt auszuführen. Er will
Gelde in irgendeiner Weiſe der Menſchheit
) die Anhänglichkeit an die Vaterſtadt, die ja
meinſamer Zug faſt aller Poeten iſt, beſtimmt
Geburtsort mit friſchem Waſſer zu verſehen,
tlich in dem ausgetrockneten Perſien eine Wohl-
ıd ſich ſo bei ſeinen Mitbürgern ein ehrenvolles
zu ſichern. Die Bewohner einer Provinzial-
Tus werden von ſeinen Gedichten wahrſchein-
enig wiſſen, aber ſie werden mit Stolz auf
uct zeigen und ſagen: Der iſt von dem Ho-
ut worden, welches ein Stadtkind für ſeine
halten hat. Somit iſt dieſer Aquäduct zu-
Denkmal, zu Ehren der Poeſie errichtet, und
ein nutzenbringendes Werk. Soviel wir uns
haben erinnern, war es Firduſi's Schweſter,
il ſie von den Geſchenken Mahmud's keinen
ʒu machen wußte, auf den Einfall gerieth, ſie
Baſſerleitung für Tus zu verwenden. Gruppe
ſen Gedanken ſeinem Firduſi ſelbſt zu. Dies
a dem Dichter mit beſonderm Nachdruck her-
es, ſehr geſchickt angebrachtes Motiv; denn in
ſiſchen Tagen wird man vor einem Dichter
Reſpect haben, der ſein Honorar in ſo gemein-
Weiſe zu verwenden beabſichtigt.

die Ausführung der Gruppe'ſchen Dichtung
s zeugt dieſe, wie man wol auch aus den in
richt eingeflochtenen kleinen Proben erkannt
rd, von ſicherer Pinſelführung und großem
en Bewußtſein. Die Geſtalten ſind wohl um-
s Colorit echtorientaliſch glänzend, aber nicht
, daß unſer kühlerer Geſchmack daran Anſtoß
könnte. Zu dieſem orientaliſchen Colorit trägt
r- und Gleichnißſprache viel bei, aber auch in
ſicht hat Gruppe vortrefflich Maß zu halten
ſeine Gleichniſſe gehen nie über unſere abend-
Faſſungskraft, nie ins Abenteuerliche und Un-
hinaus. Faſt Alles iſt voll Anſchaulichkeit und
d voll Anmuth, ſelbſt im Tragiſchen. Beſonders
ausgeführt ſind die Schlacht- und Landſchafts-
in den beiden erſten Geſängen oder „Büchern",
en energiſchſten Partien der Dichtung gehören
bunden ſcheinen, daß hier das ſpäter zuweilen
mattere Feuer des Dichters noch am lebendigſten
Im Ganzen waltet auch im Gange der Hand-
lung jene heitere Klarheit und Durchſichtigkeit vor, die beſonders für das Epos ein Haupterfoderniß und um ſo höher anzuſchlagen iſt, je häufiger ſonſt die neuern Poeten dazu geneigt ſind, ins Dunkle, Unbeſtimmte, Schattenhafte zu malen, um den Leſer eine Größe und Erhabenheit ahnen zu laſſen, die er doch nicht ſehen und begreifen kann. Sie hüllen ſich in Wolken und Nebel, weil dadurch die Umriſſe ihrer Geſtalten, die vielleicht keinen Kern haben und nur dürftig ſind, zu maßloſen Dimenſionen vergrößert erſcheinen, während ſich doch die erſten Dichter in alter und neuer Zeit, Homer und Sophokles, Shakſpeare und Goethe, die vollkommenſte Klarheit zum oberſten Geſetz machten. Indeß vermiſſen wir dieſe Klarheit und Beſtimmtheit doch auch in einigen Partien der Gruppe'ſchen Dichtung, namentlich in einigen epiſodiſchen Einſchiebſeln, die mit Firduſi's Aufenthalt am Hofe des Khalifen von Bagdad im Zuſammenhange ſtehen. Der Dichter hat überhaupt zu viel in ſein Epos hineingepackt, was er als epiſodiſch doch nicht in genügender epiſcher Breite und Motivirung ausführen konnte. Die Epiſoden von Feridun und Minutſchehr, von Ruſtem und Sohrab verlieren als Einſchiebſel ihr Beſtes, weil ſie von Gruppe nur nothdürftig ſkizzirt werden konnten. Es iſt überhaupt ein Geheimniß, wenn auch vielleicht ein ziemlich offenes, warum manche balladenartig erſcheinende Stoffe ſich nicht zur Balladenform und manche epiſch erſcheinende Stoffe nicht für epiſche Behandlung eignen. Zu erſterer Gattung gehören eben die genannten orientaliſchen Sagen, die nur Intereſſe gewinnen können, wenn ſie, bei ihrem eigentlich doch nur geringen thatſächlichen Inhalt, in möglichſt detaillirter Ausmalung auf die breite Landwand des Epos geſpannt werden. Der Uebelſtand, daß ſich das Intereſſe der Gruppe'ſchen Dichtung auf zwei Perſonen, auf Mahmud, der in den erſten Büchern faſt den ganzen Raum einnimmt und auch ſpäter wieder ſich ſtellenweiſe zu ſehr in den Vordergrund drängt, und auf den eigentlichen Helden der Dichtung vertheilt, daß mithin ein zweiſchlachtiges Intereſſe durch das ganze Epos geht — dieſer Uebelſtand iſt, ſoviel wir uns erinnern, auch ſchon anderwärts hervorgehoben und gerügt worden. In dieſer Durchführung tritt bald Mahmud, bald Firduſi als Hauptheld in den Vordergrund, bald dieſer, bald jener als epiſodiſche Figur in den Hintergrund. Was der Eine jetzt auf Koſten des Andern gewinnt, verliert er im nächſten Augenblick wieder auf Koſten ſeiner ſelbſt an den Andern.

Ob nun dieſe in künſtleriſcher Hinſicht im Ganzen trefflich und ſorgfältig durchgeführte und an poetiſchen Schönheiten reiche Dichtung ſehr geeignet ſei, in weitern Kreiſen als bei einer Anzahl ſpecifiſcher Liebhaber der Poeſie Anklang zu finden, möchten wir trotz unſern beſten Wünſchen, daß ſie ſich Bahn brechen möchte, freilich bezweifeln. Denn bei aller durchſchlagenden allgemeinmenſchlichen Bedeutung, die wir keineswegs in Abrede ſtellen wollen, baut ſie ſich doch auf weſentlich orientaliſchen Anſchauungen auf, und es gehört eine ge-

wiſſe Vorübung in dieſer Gattung Lectüre, überhaupt eine gewiſſe kosmopolitiſche Geſchmacksverweichung dazu, um ſich in ihr vollkommen heimiſch zu fühlen. Es iſt zwar zuzugeben, daß der Deutſche — wir möchten faſt ſagen leider! — mit Geſtalten wie Ferduſi und Mahmud, Feridun und Ruſtem eher ein vertrautes Verhältniß anknüpfen wird, als der Perſer mit Siegfried und dem grimmen Hagen, Chriemhield und Brunhild, aber doch eben nur der literariſch gebildete Deutſche, der ſich durch Hammer-Purgſtall, Rückert, Daumer u. A. ſeine deutſche Haut hat gehörig durchgerben und auf orientaliſche Manier hat zurichten laſſen. Ja, um die kosmopolitiſche Färbung der Dichtung zu vervollſtändigen, ſind die Verſe, deren ſich Gruppe, freilich mit großer Virtuoſität, bedient, keine orientaliſchen, ſondern eine Abart der bekannten ſpaniſchen Trochäen. Daß es ihm trotzdem gelungen iſt, mit dieſem Versmaß künſtlich einen Schein orientaliſchen Colorits über ſeine Dichtung zu verbreiten, gereicht ſeinem Talent und ſeiner künſtleriſchen Virtuoſität zur Ehre; aber von einer eigentlich volksthümlichen Wirkung einer ſolchen Dichtung kann bei aller edeln Tendenz und trefflichen Ausführung doch ſchwerlich die Rede ſein. Jedenfalls wäre zu wünſchen geweſen, daß der Dichter einige hier, wie uns dünkt, ſehr nothwendige Erläuterungen und Anmerkungen oder eine Einleitung hinzugefügt hätte, um dem Leſer das Verſtändniß der Dichtung zu erleichtern, da ſie im Grunde der ſprach- und ſagengelehrten Poeſie angehört. Wir wiſſen freilich, daß unſere Dichter jedes Wort Proſa, welches ſie etwa ihren Dichtungen zur Verſtändigung beifügen, für einen Hochverrath am Heiligen Geiſt der Poeſie halten, und wir erinnern uns des Briefes eines Dichters, worin er erklärte, daß er bei einer etwaigen zweiten Auflage ſeiner erklärungsbedürftigen Poeſien jede erläuternde Anmerkung wegzulaſſen gedenke, damit die Poeſie ganz rein daſtände und für ſich ſelbſt wirke; aber wir halten dieſe namentlich in unſerer ſowol proſaiſchen als in lobenswerther Weiſe wißbegierigen Zeit doppelt auffallende Abſtinenz nur für ein Zeichen eines ſehr übel angebrachten excluſiven Dichterbewußtſeins, das, um eine Pedanterie zu vermeiden, nur einer neuen Pedanterie Vorſchub leiſtet. Denn wir müſſen es wol eine Pedanterie nennen, wenn man nur darum das Publicum über die hiſtoriſchen Grundlagen und den literariſchen Stoff einer Dichtung im Dunkeln läßt, weil man fürchtet, durch einen Zuſatz in Proſa, die doch gewiß Niemand ſchändet, die Poeſie zu compromittiren. Es iſt etwas Anderes, wie der alte Ramler in Noten von jeder nachgebildeten Horaziſchen Phraſe den lateiniſchen Urſprung nachzuweiſen, und etwas Anderes, das Publicum in den Geiſt und Inhalt der Quellen einzuführen, aus denen man Dichtungen geſchöpft hat, welche dem Volksbewußtſein doch ein wenig fern liegen.

Hermann Marggraff.

Neuere Roman- und Erzählungsliter

1. Neueſte Schule. Erzählung der Erzählungen,
aus dem Bundesbuche von Kamil Maria
(Camillo Hell). Drei Theile. Leipzig,
1856. 8. 3 Thlr.
2. Das Stiftsfräulein. Socialer Roman von Cl
Maſſow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann.
1 Thlr. 15 Ngr.
3. Fellmeier's Abende. Märchen und Geſchichtchen
Vorzeit von A. M. Tendlau. Frankfurt a.
rariſche Anſtalt. 1856. Gr. 16. 1 Thlr.
4. Ungebundenes. Immemorabilien von Guſtav z
Erſtes Heft. Berlin, A. Duncker. 1856. 8.
5. Schwanwiek. Skizzenbuch aus Norddeutſchland
mund Hoefer. Stuttgart, Krabbe. 1856.
6. Deutſche Lebensbilder. Erzählungen von Fanny
Erſtes bis viertes Bändchen. Braunſchweig, V
Sohn. 1856. Gr. 16. 1 Thlr.
7. Eine Partie nach den Externſteinen. Von Luiſe
Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1856. 8.
20 Ngr.
8. Bürgerſpiegel. Eine Stadtgeſchichte aus de
Volksleben. Von J. A. Moshamer. Sch
Hurter. 1856. 8. 21 Ngr.
9. Der Teufel des Goldes. Sittengemälde aus
und niedern Geſellſchaft. Von B. Heßlein.
elftes Heft. Berlin, Bieler u. Comp. 1855—5
1 Thlr. 8½ Ngr.
10. Auf dem Lande. Ein Roman von E. Me
Bände. Nordhauſen, Büchting. 1857. 8. 2 Thl
11. Die Ettingshofens: Ein Familiengemälde von
von Reder. Zwei Bände. Nordhauſen, Büchti
8. 2 Thlr. 20 Ngr.
12. Mein Leichnam. Zeitroman von F. Maſtri
dem Italieniſchen übertragen von Julius Eb
Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1856. 8.
10 Ngr.
13. Glanz und Flitter. Geſellſchaftsbilder aus d
wart. Von Eugen Hermann. Leipzig,
1856. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
14. Drei Geſchichten von Menſchen und Thieren.
Katzendichter. 2. Der Kanarius. 3. Das Hun
Drei Erzählungen. Von Karl von Holt
Bände. Leipzig, Hübner. 1856. Gr. 16. 1 Thl

Tief im Charakter des deutſchen Volks liegt ein
Poetiſchen; in allen Zeitaltern, in allen Culturepoche
derſelbe Geltung verſchafft. Daß dieſer Zug zum
im deutſchen Volke ſelbſt heute noch, ich möchte ſa
gehalten wird, das ſehe ich daraus, daß die alten,
auf poetiſche Natur- und Lebensanſchauungen gegründe
gebräuche, wenn auch oftmals noch ſo ſehr verſtüm
entſtellt, doch unter jedem Volksſtamme, theilweis
und gleichſam heimlich, ſich erhalten haben. Es ſind
Rheinland und Schwaben, Weſtfalen und die Harzgeg
ſich alte Volksſitten, in denen ſich moraliſche und
Verhältniſſe poetiſch oder auch nur bildlich dargeſt
erhalten haben; ich möchte behaupten, es gibt keinen
deutſchen Vaterlandes, welcher dem Forſcher in dieſer
nicht reiche Ausbeute böte. Wenn man ferner de
Reichthum von Sagen überblickt, welcher im deutſch
hier aufgehäuft, dort zerſtreut, ſich erhalten hat;
die umfangreiche Märchenpoeſie des deutſchen Vol
tracht zieht, ſo wird man die Behauptung begr
den, daß im Charakter des deutſchen Volks ein ſta
ſches Element liege. Dieſes poetiſche Element hat
den verſchiedenſten und ungünſtigſten Verhältniſſen t
land Geltung verſchafft. Man könnte ſich das deu
vorſtellen todt für Politik, todt für Kriegsruhm, todt

eculation, aber nicht könnte man dies Volk ſich
todt für die Poeſie, wenn auch der Poet als
gſtens in der Gegenwart, beim Volke gerade keiner
chtung genießt.
nan die große Zahl neuer und neueſter Autoren,
gedruckt werden, und die unvergleichlich größere
en Poeſien, die nur als Manuſcript fortgepflanzt
blickt, ſo muß man die Ueberzeugung gewinnen,
tiſchen Bedürfniß des deutſchen Volks ein reicher
ſtoff nicht fehle. Heute hat Referent an dieſer
it einem Zweig der Literatur zu thun, mit der

hlende Literatur hat ohne Zweifel das ausgebrei-
um. Derjenige Dichter, welcher die erzählende
hat die größte Gewalt über ſeine Leſer. Der er-
ter wirkt nicht blos auf eine geiſtige Richtung
oder Hörenden, er wirkt auf den ganzen Men-
was das Volkslied, was das Kriegslied, was
was die Dithyrambe jedes vereinzelt wirkt, das
ählende Dichtung Alles zumal und darum wirkt
icher und nachhaltiger. In dieſem Momente liegt
ſche Kraft der erzählenden Dichtung. Unſere zeit-
erzählenden Autoren ſcheinen mir der Mehrzahl
Dichter als Schriftſteller zu ſein; Schriftſteller,
ſt des Zuſammenſtellens, des Zurechtmachens, des
vorherrſcht und das eigentlich poetiſche, das ideale
in zweiter, oftmals erſt in zehnter Linie zum
nmt; ſehr häufig iſt es ganz unfindbar. Unſere
n Scheinenden, dem Schimmernden, dem Glänzen-
was man das Elegante und Leichte nennt, ſowol
als in der Kunſt den Vorzug vor dem Kern-
meiſten erzählenden Dichtungen, die ſo das Jahr
en, ſind leichte Sachen; die Façon iſt die Haupt-
Der Leſer, der ein Buch von heute in die Hand
rt es auch nicht mit einer Art von Reſpect an;
ingling oder ein Mann die Sehnſucht fühlt, ſich
ngende Grenze der Alltäglichkeit hinausführen zu
Sonnentempel der Poeſie, ſo wird er ſchwerlich zu
enjenigen Autoren greifen, welche die Kunſt ver-
ieles und Unglaubliches von ſich reden zu machen;
unter den lebenden Erzählungsſchriftſtellern kaum
n Bücher ein Menſch von höherm poetiſchen Be-
Hand nehmen oder im Herzen tragen könnte, wie
im von Arnim oder Novalis. Vorherrſchend viele
belletriſtiſchen Literatur, die man heute zu Markte
n dem Leſer gar keine Vorbedingung des Verſtanden-
m lieſt ſie im Coupé des Eiſenbahnwagens ſo gut
tags auf der chaise longue oder Nachts im Bett,
t ſie gleich gut als Verdauungs- wie als Einſchläfe-
Der Zahlen- und Actenmenſch, der blaſirte Lieute-
om Beſen zur Nähnadel avancirte Jungfer, der
aner, Jeder findet, wie man es nennt, „das In-
ieſer Bücher heraus und verſchlingt ſie; während
nan, überhaupt ein erzählendes Gedicht von poeti-
g nur unter gewiſſen Vorausſetzungen genoſſen
gt werden kann. Nämlich nur Derjenige, welcher
m, poetiſch denken, ich kann nicht ſagen gelernt
wer überhaupt dafür disponirt und von einem
afür erfüllt iſt, nur der wird einen erzählenden
n Achim von Arnim, einen Novalis, einen Jean
n können. Referent iſt durchaus nicht ungerecht
tgenöſſiſchen Autoren, vielmehr hat er ſtets und
Wort und Schrift jene Engherzigkeit verdammt,
Mitlebenden vom Parnaß ſozuſagen ausſchließt;
ich allein von Erzählungsſchriftſtellern und ſage
daß ich den Maßſtab der oben genannten Dichter
n nicht lege und nicht legen kann. Daß dieſer
g unzureichend ſein würde, das ſieht man aus
teriſtiſchen Zeichen, namentlich aber daraus, daß

viele der neueſten ſich nicht ſchämen, die frivolſten, unreifſten Urtheile über die großen Dichter des deutſchen Volks nicht etwa unbedachtſamerweiſe, renommirend auszuſprechen, ſondern daß ſie dieſelben noch drucken laſſen. Man mag nun über die Art des ſchriftſtelleriſchen Producirens ſo materialiſtiſch urtheilen wie möglich, ſo wird doch Niemand — der ſelbſt, ich will nicht ſagen Dichter, ich will nur ſagen Schriftſteller iſt — leugnen, daß ein Theil Inſpiration bei dem ſchriftſtelleriſchen oder dichteriſchen Produciren mitwirkt. Jeder, der den Schriftſtellernamen nicht ſchmählich uſurpirt hat, muß das erlebt haben, er mag es nun Inſpiration, Eingebung, Begeiſterung, poetiſche Entzückung oder, jenem bekannten Horaziſchen Verſe folgend, raptus nennen. Daß auch der kritiſche Verſtand ſeinen bedeutenden Antheil an jeder Kunſtſchöpfung habe, das hat noch nie ein Beſonnener ernſtlich geleugnet; aber daß der Verſtand, daß die Reflexion die Hauptquelle jedes poetiſchen Werks ſei, dieſe entſchieden unpoetiſche Anſicht iſt heute die vorherrſchende und von den meiſten Schriftſtellern vertheidigte. So darf es nicht Wunder nehmen, wenn in der weitaus größten Zahl der Producte der Erzählungsliteratur auch nicht eine Spur von poetiſcher Wahrheit, ſondern nur die allerordinärſte Wirklichkeit zu finden iſt. Somit verdienen ſehr viele moderne Erzählungsſchriftſteller das Zeugniß, daß ſie den Roman oder vielmehr die ganze Gattung der Erzählung auf eine jämmerliche Art trivialiſiren. Das Publicum, flach, zerſtreut, unluſtig oder unfähig zum Denken wie es iſt, kommt dieſen Trivialitäten gut vorbereitet entgegen — Gleiches zu Gleichem. Sogar die noch immer beliebte Dorfgeſchichte unterliegt dem Schickſal des Trivialiſirtwerdens. Namentlich die ſchwarzwälder Dorfgeſchichten haben den Vorzug, daß ſie einen beſtimmten Volkscharakter und einen beſtimmten Landſchaftscharakter ſcharf ausgeprägt vorführen; indeß unter den neueſten dorfgeſchichtlichen Darſtellungen aus andern Gegenden Deutſchlands finden wir viele, welche des genannten Vorzugs ermangeln und ſomit den ſoliden Boden und den nothwendigen Hintergrund nicht haben, der einem ſolchen Werke durchaus nicht fehlen darf. In einen der oben genannten Romane finden wir ſogar ein Stück Dorfgeſchichte verwebt, welches ſozuſagen ganz haltungslos in der Luft flattert, weil in demſelben mehr noch als in einer andern uns bekannt gewordenen Erzählung der Volkscharakter und der Landſchaftscharakter vernachläſſigt iſt.

An unſere letzte Hauptbemerkung über die einreißende Trivialiſirung des Romans reihen wir eine das vorhin Geſagte beſtätigende Wahrnehmung. Nämlich es kommt auch in den oben angezeigten Büchern mehrmals vor, daß der Verfaſſer, wenn er uns ſoweit geführt hat, daß nun der Ausbruch einer großen Leidenſchaft, die Culmination eines gewaltigen Gefühls, die Darſtellung eines entſcheidenden Moments, die Ausmalung einer entſcheidenden Situation erwartet wird — daß da der Verfaſſer plötzlich ſagt: „Ich will dies oder jenes Ereigniß, dieſes Gefühlsmoment gar nicht zu ſchildern verſuchen, weil überhaupt alle Schilderungen der glücklichſten und qualvollſten Gemüthszuſtände weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.“ In ſolchen und ähnlichen Erklärungen und Geſtändniſſen ſtellt, nach meiner Anſicht, ein Schriftſteller ſich ſelbſt das Zeugniß poetiſcher Armuth aus; denn das iſt ja gerade die Aufgabe des Dichters, daß er das Göttliche, das Dämoniſche, das Ewige, das Himmliſche, das Irdiſche und das Ueberirdiſche, wie es im Leben zur Erſcheinung kommt oder kommen kann, erkenne und es den weniger Begabten, die es nur ahnen, offenbare. Alle Dichter, welche Erzählungen im höhern Sinne des Wortes ſchreiben, haben das nicht etwa verſucht, ſondern ſie haben es, von ihrem Genius getrieben, gethan. Weil ſomit den meiſten dieſer neueſten Erzählungen der höhere innere Halt und Gehalt fehlt, ſo gleichen dieſelben oft nur willkürlich und bunt zuſammengeſtellten Bildern. Viele derſelben ſind mit ſolcher Flüchtigkeit entworfen, daß ſelbſt dem Auge des weniger Geübten ſogleich die mangelnde Conſequenz in der Durchführung der Charaktere ſich kundgibt, ja einige ſind ihrer Auf-

gabe ſich ſo wenig bewußt, daß von Charakteriſtik der Perſonen gar keine Spur zu finden iſt. In frühern Literaturperioden haben ſich die Schriftſteller eines ſolchen Leichtſinns ſeltener ſchuldig finden laſſen als jetzt. Auch durch dieſen Fehler wird der Roman oder vielmehr die Erzählung arg trivialiſirt, und der Gedanke, daß die Erzählung ein poetiſches Product, ein Kunſtwerk ſein ſoll, verſchwindet immer mehr. Es iſt je nach den Umſtänden mehr oder weniger leicht zu entſchuldigen, wenn man poetiſche Erregungen mit einer poetiſchen Grundſtimmung des Gemüths verwechſelt, wenn man poetiſche Anempfindung und Reproductionsgabe für ſelbſtändige poetiſche Schöpfungskraft nimmt. Referent verkennt in einigen neueſten Erzählungsſchriftſtellern keineswegs einzelne dichteriſche und künſtleriſche Momente; indeß nur die künſtleriſche Ausdauer gibt Bürgſchaft für das Vorhandenſein eines echt poetiſchen Talents.

Wenn wir nun über die oben aufgezählten Bücher im Einzelnen noch Einiges ſagen ſollen, ſo bemerken wir zunächſt, daß das Buch „Neueſte Schule" von Camillo Hell Einzelheiten enthält, aus welchen Talent hervorblitzt. Vielleicht wird der Verfaſſer in einem neuen Werke zeigen, daß er auch Kraft und Ausdauer für ein größeres organiſch gegliedertes Ganze hat. Vor vielen der oben angezeigten Bücher wird die „Neuſte Schule" ſich Leſer gewinnen, namentlich ſolche, welche Gefallen finden an dem Ungewöhnlichen, welches aber doch noch im Bereich des bürgerlich Möglichen liegt.

Ganz unter dem Niveau des bürgerlich Gewöhnlichen, obwol in Adelskreiſen, ſteht „Das Stiftsfräulein" von Clara von Maſſow. Selbſt junge Mädchen in Erziehungsanſtalten, für welche dieſe Dame wahrſcheinlich ſchreiben will, werden dieſes Buch unglaublich langweilig finden; freilich dürfte es für Viele von großem Intereſſe ſein, daß die meiſten der in dieſem Buche vorkommenden Perſonen in der Lage ſind, große Palais zu beſitzen oder wenigſtens zu bewohnen, Reiſen nach Italien, nach Tirol, nach Rußland und in deutſche Bäder zu machen und ſich in allen Verhältniſſen höchſt elegant und nobel einzurichten. Manche ſchriftſtellernde Frau wäre wohl daran, wenn ihr Mann über Nacht ins Feuer würfe, was ſie am Tage geſponnen hat.

Eine wirklich geſunde Koſt für jugendliche und einfache Menſchen gibt das Buch von A. M. Tendlau: „Fellmeier's Abende." Referent meint, daß das Motto:

> Junge Herzen anzuregen
> Und des Knaben Witz zu pflegen.
> Auch Erwachſ'ne mögen's hören
> Und gewinnen manche Lehren.

durch den Inhalt des Buchs gerechtfertigt wird. Manche dieſer Erzählungen erinnern an Herder's Art und folgen derſelben nicht ungeſchickt nach.

Die „Immemorabilien" von Guſtav zu Putlitz enthalten in der That, was der Herausgeber verſpricht: das Buch führt den Leſer mit gleicher Sicherheit in den adeligen Salon, in das Bureau des Beamten, hinter die Couliſſen der Bühne, in die Werkſtatt des Arbeiters, wie in den Keller des Proletariers; die Erzählungen erhalten das Intereſſe des Leſers in Spannung. Es liegt uns hier nur das erſte Heft vor.

Edmund Hoefer hat Talent für Detailmalerei und Miniaturen. Die Erfindung in dem oben angezeigten Buche „Schwanwiek" iſt ſo wenig ideal, ſo wenig mannichfaltig, daß ſie über die alltägliche Möglichkeit nicht hinausliegt. Die Begabung dieſes Schriftſtellers ſcheint in der Treue zu liegen, mit welcher er gegebene Perſönlichkeiten, Zuſtände und Verhältniſſe wiedergibt. In der Detailmalerei bringt der Verfaſſer eine unermüdliche Geduld mit; wir wünſchen dem Verfaſſer, daß auch ſeinen Leſern der Faden der Geduld nicht ausgehen möge. Derjenige, welcher das Leben in jenen norddeutſchen Gauen, welche Hoefer ſchildert, mitgelebt hat, wird ſich von dem Buche ſehr befriedigt fühlen.

Fanny Lewald hat ſich in ihren „Deutſchen Lebensbildern" eine anerkennungswerthe Aufgabe geſtellt; ſie will nämlich
deutſche Sitten, deutſche Charaktere, deutſches Leben aus allen
Claſſen und Verhältniſſen des deutſchen Volks darſtellen. Das
Talent der Verfaſſerin ſcheint uns keine ſchlechte Bürgſchaft zu
bieten für die Erfüllung dieſer Ankündigung; ihre Befähigung
deutſches Leben darzuſtellen, hat ſie durch viele ihrer Sachen
hinlänglich documentirt. Wenn wir die in den uns vorliegende[n]
vier Bändchen mitgetheilten Erzählungen betrachten, ſo finde[n]
wir in denſelben durchweg die gewandte Erzählerin wieder.
„Die Tante" iſt die gelungenſte der in den vier erſten Bändchen
enthaltenen Arbeiten.

Die in zwei ſtarken Bänden mitgetheilte Geſchichte „Eine Par-
tie nach den Exterſteinen" von Luiſe Erneſti liegt auf dem Ge-
biete der allergewöhnlichſten Gegenwart. Mütter, welche gern m[it]
Heirathsplanen für ihre Kinder ſich beſchäftigen, junge Mädchen
welchen von Liebes- und Heirathsgeſchichten der Kopf voll iſt,
werden vielleicht gern einige Abende mit dieſem Buche ausfüllen
aber „ein Buch zum Verſchlingen" iſt es auch für die [...]
nannten nicht einmal, weil die Verfaſſerin weder auf Span-
nung noch auf Ueberraſchung ſpeculirt, was übrigens in [...]
Augen des Kenners ihrem Werke nur höhern Werth verleih[t]
vor vielen ähnlichen Büchern hat das genannte auch noch [...]
Vorzug, daß es ein Buch ohne Gift iſt.

Wir wenden uns nun zum „Bürgerſpiegel" von J. [...]
Moshamer. Dieſe wiener Stadtgeſchichte beginnt — es iſt [...]
glaublich — mit einer ganz gewöhnlichen Prügelei zwiſ[chen]
einer reichen Hauseigenthümerin und einer halbverhunger[ten]
vormaligen Ballettänzerin, eine Prügelei, in welche ſich [...]
Hunde, ein alter Jude u. ſ. w. miſchen. Dieſe Scene, die [...]
doch in der That zu tief in der Crapule liegt, als da[ß ...]
überhaupt anders als höchſtens mündlich — oder komiſch [...]
leicht — beſchrieben werden ſollte, bildet den Angelpunkt [...]
ganzen Buchs. Es mögen ja dieſe wiener Stadtgeſchi[chten]
thatſächlich ſein, aber es iſt allezeit empörend, von [...]
gleichen ſchmuzigen Verhältniſſen, von dieſen halbgebeſſ[...]
Dienerinnen der Venus, von dieſen miſerabeln Juden und [...]
denweibern, von dieſer „Hundemutter" u. ſ. w. leſen zu [...]
Wenn auch eine ehrbare Familie in dieſe Stadtgeſchichte [...]
flochten iſt, ſo bleibt der Eindruck des ganzen Buchs [...]
durchaus ein unerfreulicher.

Mit viel mehr ſchriftſtelleriſcher Routine und [...]
den Leſer nicht ſo entſchieden zurückſtoßend iſt geſchr[...]
„Der Teufel des Goldes. Sittengemälde aus der [...]
und niedern Geſellſchaft", von B. Heßlein. Wenngle[ich ...]
den uns vorliegenden Heften noch nicht wie in der eben [...]
nannten wiener Volksgeſchichte eine ehrbare Familie au[...]
ſo ſcheint „Der Teufel des Goldes" doch mit einer Entr[...]
über die Entſittlichung unſers modernſten Lebens geſch[...]
zu ſein. Die Geſchichten ſpielen in Berlin, und was man [...]
gefähr in dem Buche ſuchen darf, das zeigen die erſten Ca[...]
überſchriften: „Die Tretmühle im berliner Zuchthauſe"; [...]
Pfändung"; „Märtyrerthum eines Weibes" u. ſ. w.

Wir wenden uns zu dem Roman „Auf dem Lande", [...]
E. Merr. Die Verfaſſerin (denn ſoviel wir wiſſen, ver[...]
ſich unter dem Namen E. Merr eine weibliche Feder) d[...]
Buchs iſt offenbar nicht ohne Darſtellungstalent, aber [...]
Werk iſt nicht concentrirt genug; es kommt mir vor [...]
ein Guß, der hier und dort über die Form hinausfließt. [...]
Hauptfigur ihres Buchs hat die Verfaſſerin wol nicht [...]
richtig gegriffen; denn ein ruinirter Wüſtling, an deſſen [...]
ſon keine einzige gediegene Eigenſchaft zu finden iſt, dem [...]
als er ſeine Geſundheit wiedergewinnt, nichts nachrühmen [...]
als daß er einſieht, wodurch er ſo elend geworden iſt, [...]
ſolches Subject kann unmöglich der Träger des Intereſſ[es ...]
einem Roman im höhern Sinne des Wortes ſein. Und [...]
nicht anzunehmen, daß die Verfaſſerin eben nur eine gan[...]
tige Arbeit hinwerfen wollte, wie es viele andere auch [...]
Wie geſagt, die Verfaſſerin ſcheint nicht ohne Talent zu [...]
wenn Referent ſich nicht irrt, ſo fehlt ihr noch, was [...]

die künſtleriſche Ruhe in der Ausführung nennt. Situationen ſchildert ſie beſſer als Charaktere.

Was die Erzählung „Die Ettingshofens“ von Karoline von Reder betrifft, ſo meint Referent, daß an dieſem zweibändigen Roman die Verehrer der frühern Romane der Gräfin Hahn-Hahn ſchon Gefallen finden können. Im Anfang der Erzählung findet man den adeligen Jargon der Gräfin Ida auf eine Art übertrieben, daß es wahrhaft unerträglich wird; ſpäter tritt dieſer Fehler nicht mehr ſo grell hervor. Die bekannten Ingredienzien zu einer Hahn-Hahn'ſchen Erzählung: ein unglückliches Ehe- und Liebesverhältniß, ein halb Liebhaber, halb Todfeind, verheimlichte und zu verheimlichende Antecedentien, ganz umſtändlich und ſpeciell beſchriebene Gebäude, Gartenanlagen, Zimmerdecorationen, Friſuren und volle Toiletten — aus dieſen Ingredienzien wird eine Mixtur bereitet, welche immer von Einzelnen ganz genießbar und wohlthuend gefunden wird.

„Mein Leichnam“, das iſt der Titel eines aus dem Italieniſchen des F. Maſtriani ins Deutſche übertragenen Romans. Das Buch iſt leicht hingeworfen und ſcheint nur der Unterhaltung des Augenblicks beſtimmt zu ſein; die Freunde von Büchern wie „Gil-Blas“ werden dieſen Maſtriani'ſchen Roman gern leſen. Niemand aber würde es herausfühlen, wenn der Verfaſſer es nicht ſelbſt ſagte, daß ſein Buch vornehmlich den Zweck hat: „den Leſer auf die wichtigſte moraliſche Wahrheit aufmerkſam zu machen, nämlich auf die Hand der Vorſehung in den Vorkommniſſen des menſchlichen Lebens.“ Ueberhaupt kommen in dem Buche viele Unbegreiflichkeiten vor; die für Referenten intereſſanteſte bleibt die, daß der Verfaſſer auf dem Titel ſein Buch einen komiſchen Roman nennt, während doch nach in Deutſchland herrſchenden äſthetiſchen Begriffen dieſe Bezeichnung durch gar nichts gerechtfertigt iſt; viele ſchauerliche Scenen haben wir in dem Buche gefunden; vom Komiſchen, ſelbſt wenn der Verfaſſer es mit dem Spaßhaften verwechſelt hätte, auch nicht die Spur.

Eugen Hermann zeigt in „Glanz und Flitter“ ein anerkennenswerthes Talent für ſolche Geſellſchaftsbilder: Leichtigkeit und Lebenswahrheit zeichnen ſie aus; der Fortſchritt der Handlung namentlich in der Erzählung „Robert Gräwen“ iſt durchaus folgerichtig, die Converſationspartie von einigen Stellen ſogar brillant. Durch ähnliche Arbeiten wie „Robert Gräwen“ dürfte ſich Eugen Hermann vielleicht bald einen Namen machen.

Karl von Holtei bewährt in ſeinen „Drei Geſchichten von Menſchen und Thieren“ abermals ſein hübſches Erzählertalent; und wenn auch ſeine Erzählungen bisweilen in die Breite verlaufen zu wollen drohen, ſo rafft der Erzähler ſich doch allemal wieder zuſammen, und man hört ihm gern zu. Die gelungenſte der in dieſen zwei Bändchen mitgetheilten Erzählungen iſt „Der Katzendichter“; wir wünſchen, daß dieſe allerliebſte Novelle nicht von der Flut des täglich in Maſſe erſcheinenden Ordinären, welches ſich groß und wichtig zu machen verſteht, verſchlungen werde. „Das Hundefräulein“ hat ganz ſuperbe Scenen; wahrhaft erfriſchend haben auf uns die heitern Partien dieſer Erzählung gewirkt. 77.

Die Religion im gemeinen Leben.

Die Religion im gemeinen Leben. Eine Predigt gehalten in Crathie Church am 14. October 1855 vor Ihrer Majeſtät der Königin von England und Prinz Albert von John Caird. Mit einem Vorwort von C. C. J. Bunſen. Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 8 Ngr.

Die Zeitungen haben ſeiner Zeit Nachricht gegeben von einer Predigt, welche ein junger Geiſtlicher der ſchottiſchen Kirche, John Caird, auf ausdrückliche Auffoderung der Königin Victoria während ihres Aufenthalts in Schottland vor ihr und dem Prinzen-Gemahl gehalten hat. Der Eindruck, den die Worte des einfachen Landpredigers auf das königliche Paar gemacht, rechtfertigte den Ruf, der ſeinem Namen vorherging; auf Befehl der Königin ward die Predigt gedruckt und bald in vielen Zehntauſenden von Exemplaren verbreitet. Die bei aller Anſpruchsloſigkeit der Form hinreißend beredte, bei aller Geiſtesfreiheit ein innig gläubiges Gemüth beurkundenden Worte haben einen Wiederhall gefunden in dem Herzen der Nation, zum lautredenden Zeugniſſe dafür, welche Gewalt über die Geiſter noch heute der evangeliſchen Predigt innewohnt, wenn ſie mit ſchlichtem Kindesſinn die ewig köſtliche Botſchaft des Heils verkündigt.

Einer edeln chriſtlichen Frau haben wir es zu verdanken, daß jene einfachen Worte des presbyterianiſchen Geiſtlichen ins Deutſche übertragen auch unter unſerm Volke in weitern Kreiſen verbreitet worden ſind. Der der Ueberſetzerin eng befreundete Bunſen hat die Predigt mit einem beherzigenswerthen Vorworte unter uns eingeführt, ſie als ein treues Bekenntniß zu jenem werkthätigen Chriſtenthum begrüßend, welches allein das Chriſtenthum ſei, nach welchem fromme Herzen in allen Landen verlangen, welches Kraft beſitze, die Wunden der Völker zu heilen und das Gottesreich des Rechts und der Freiheit über den Erdkreis zu verbreiten. Und daß die Verkündigung dieſes Chriſtenthums, in der rechten Weiſe dem Herzen des Volks nahe gebracht, auch unter uns ihren Eindruck nicht verfehle, dafür zeugt am beſten der bald nach der erſten Ausgabe nöthig gewordene zweite Abdruck der Predigt. *) Von dem edeln Vorkämpfer für ein freies, aber freudiges Herzens- und Gewiſſenschriſtenthum aufs neue bevorwortet, von der oberſten Kirchenbehörde in Gotha der geſammten Landesgeiſtlichkeit angelegentlichſt empfohlen, von einflußreichen kirchlichen Blättern, wie namentlich von der „Proteſtantiſchen Kirchenzeitung“, mit voller Theilnahme begleitet, hat das Wort des beſcheidenen Pfarrers einer ſchottiſchen Landgemeinde ſeine Wanderſchaft angetreten durch das ganze deutſche Volk, anklopfend an alle Herzen, die für die freimachende Wahrheit des einfachen Evangeliums empfänglich ſind.

Unter Anknüpfung an das apoſtoliſche Wort, Röm. 12, 11, das nach richtiger Ueberſetzung lautet: „Seid nicht träge, wo es Fleiß gilt; ſeid brünſtig im Geiſt; dienet dem Herrn“, führt die Predigt den Gedanken aus, „daß es nicht unmöglich ſei, mitten unter den angeſtrengteſten Beſtrebungen und Beſchäftigungen der Welt ein Leben zu führen, welches «brünſtig im Geiſt», d. h. von wahrer Frömmigkeit durchdrungen iſt“. Der Prediger ſucht zu zeigen, „daß die Frömmigkeit nicht blos für die Sonntage da ſei, ſondern für alle Tage; daß eine fromme Geſinnung nicht blos für eine Reihe von Handlungen erfodert wird, daß ſie nicht etwas Aufgedrungenes, Läſtiges, andere Dinge Störendes iſt, ſondern wie das Athmen, wie der Blutumlauf, wie das ſtille Wachsthum des Körpers ein Vorgang, der gleichzeitig mit allem unſerm Thun und Laſſen ſtattfindet, in der Kirche wie in der Welt, in der Einſamkeit wie in der Geſellſchaft, in unſerm Kummer wie in unſerer Freude, bei unſerer Arbeit wie bei unſerer Ruhe, ſchlafend und wachend, bei Tag wie bei Nacht, kurz unter allen unſern Beſchäftigungen und Bedürfniſſen des Lebens“. Die Arbeit für die Beſchaffung materieller Bedürfniſſe, welche nach göttlicher Ordnung der Welt eine unumgängliche iſt, iſt nicht nur kein Hinderniß, ſondern vielmehr eine Hülfe für unſer geiſtliches Leben, ebenſo wie das Gewicht an der Wanduhr die Bewegungen des Räderwerks nicht aufhält, ſondern für den anhaltenden und richtigen Gang deſſelben unumgänglich iſt.

Die Religion iſt einmal ein Wiſſen; aber der Spiegel, in dem das Evangelium ſeine Wahrheiten wiederſtrahlt, iſt nicht der Preis eines hohen Verſtandes, ſondern eines demüthigen Herzens. „Während die Wahrheit, die in Chriſtus iſt, allerdings auf der einen Seite eine ſolche Tiefe hat, daß die höch-

*) Wie wir hören, wird ſoeben bereits eine dritte Auflage der Predigt in 10,000 Exemplaren für den „Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksſchriften“ in Zwickau zur unentgeltlichen Vertheilung an ſeine Mitglieder gedruckt. D. Red.

ſten Geiſter ſich in ihre Betrachtung verlieren mögen, ſo iſt ſie doch auf der andern Seite auch wieder ſo einfach, daß das Kind auf dem Schooſe der Mutter ihren Sinn verſtehen kann." Die Religion iſt zum Andern eine Kunſt oder eine Fertigkeit, aber nicht ein beſonderes Werk irgendeiner Art, wie andere Künſte, ſondern eine Kunſt, die Alle ausüben können und für welche jeder Stand und jeder Beruf, ſelbſt der thätigſte und arbeitsvollſte, freien Spielraum gewährt. Sie iſt die Kunſt gut zu ſein und recht zu handeln, und dieſe iſt nicht an einen beſtimmten Ort und beſtimmte Zeiten gebunden; ſelbſt die beſondern geiſtlichen Uebungen, das Beten, das Leſen der Heiligen Schrift, das fromme Nachdenken, der Beſuch des Gottesdienſtes und die Theilnahme an den heiligen Handlungen der Kirche, ſind nur Mittel zum Zwecke, dienen nur zur Befruchtung des geiſtlichen Bodens, ſind aber unnütz, wenn die Ernte durch ſie nicht reichlicher wird. Die Religion beſteht nicht in einem beſtändigen Brüten über Erbauungsbüchern, ſondern darin, „daß wir Gott mitten in unſerer Pflichterfüllung und in den Anfechtungen der Welt preiſen, daß wir unſern Lauf mitten durch die widrigen Winde und Strömungen der Verſuchung lenken, bei dem Sternenlichte der Pflicht und nach der Magnetnadel der göttlichen Wahrheit, und daß wir uns in dem Kampfe des Lebens männlich, weiſe und muthig benehmen zur Ehre Chriſti, unſers großen Führers". Ihr eigentliches Feld, ihr rechter Schauplatz iſt gerade die rauhe und geſchäftige Welt: die wahre Frömmigkeit gedeiht nicht in der Einſamkeit oder durch Studium; es kann hierdurch ein Mann ein gelehrter Theolog werden, oder er kann ſich zu jener mattherzigen Frömmelei abrichten, die von Vielen Frömmigkeit genannt wird, „aber niemals kann er im hohen und heiligen Sinn des Worts ein frommer Menſch werden, bis er jene Gewohnheit von täglicher Selbſtverleugnung, von Widerſtand gegen die Verſuchung, von Freundlichkeit, Sanftmuth, Demuth, Mitgefühl und Mildthätigkeit erlangt hat, welche nur allein im Umgange mit den Menſchen erworben werden können". Wenn alſo Jemand ſagt, daß der Arbeitsmann, der ämſige Tagelöhner, der von der Arbeit müde Handwerker keine Zeit habe, ſich mit der Religion zu beſchäftigen, ſo wäre dies ebenſo viel, als wenn man ſagen wollte, „daß der Steuermann mitten unter Winden und Stürmen keine Zeit habe, ſich mit der Schiffahrtskunſt zu beſchäftigen, oder der Feldherr auf dem Schlachtfelde mit der Kriegskunſt". Nicht die äußere Form der Handlung, nicht der Gegenſtand, mit dem man ſich beſchäftigt, ſondern der Beweggrund, aus welchem die Handlung fließt, die innere Geſinnung, mit der ſie gethan wird, macht eine Handlung geiſtlich oder weltlich, heilig oder gemein. „Bringet heilige Grundſätze mit in die Welt, und die Welt wird durch dieſelben geheiligt werden. Ein Chriſtus ähnlicher Geiſt wird Alles chriſtlich machen, was er berührt. Ein ſanftmüthiges Herz, welches von Liebe zu Gott glüht, wird ſich der gemeinſten und gröbſten Dinge im Leben bemächtigen und dieſelben in eine reine und heilige Opferflamme verwandeln. Die Religion in der Seele wird alle Arbeit und Beſchäftigung des Lebens, ſeine Gewinne und Verluſte, ſeine Freundſchaften, Zänkereien und Eiferſüchteleien, ſeine mannichfaltigen Zufälle und Ereigniſſe zu Mitteln religiöſer Förderung machen. Es kommt nicht auf den Stoff an, den der Künſtler bearbeitet; ſei es Marmor oder Thon, die Berührung des Geiſtes verwandelt das rohe Material in Schönheit und verleiht dem feinern einen Werth, den es nie vorher beſaß."

Noch ein anderer Beweis für die Möglichkeit einer Vereinigung der Religion mit den Geſchäften des alltäglichen Lebens wird hergenommen von der „geiſtigen Befähigung, mit verborgenen Kräften zu handeln". Der Verfaſſer führt hier in einfacher, volksthümlicher Weiſe denſelben Gedanken aus, welchen Schleiermacher in ſeinen „Reden über die Religion" ſo unübertrefflich behandelt hat, daß die Religion wie eine leiſe Muſik alle unſere Gedanken und Gefühle begleiten müſſe. Es iſt nicht möglich, mitten in unſern täglichen Geſchäften fortwährend bewußt an göttliche Dinge zu denken, aber wir könn
ſollen, auch ohne es zu wiſſen, unter ihrem immer gegenw
Einfluſſe handeln. „Es gibt im Weltmeer gewiſſe tiefer
mungen, welche ganz unabhängig ſind von den Bewegun
Waſſers auf der Oberfläche; in ſeiner unterſten Tiefe
eine Gegend, wo beſtändige Ruhe und Stille herrſcht, we
noch ſo ſchwere Stürme in den obern Regionen wüthe
kann es auch eine tiefere Strömung unter der bewegte
fläche unſers Lebens geben, ſo kann auch in der geheim
unſers Weſens der ewige Gottesfrieden, die Ruhe eine
ligten Gemüths wohnen, wenngleich auf der Außenſ
ſerer Erſcheinung eine raſtloſe Bewegung und die Unru
licher Beſchäftigung ſich kundgeben." Möglich aber
ſolches chriſtliches Leben nur durch ſelbſtverleugnende
und liebende Hingabe an Chriſtus, unſern Erlöſer
Schuld, wie den Freund unſers innern Lebens. „Die
ſucht kann den Menſchen veranlaſſen, ſich äußerlich z
Religion zu bekennen, die natürliche Empfänglichkeit k
Schwärmerei treiben; aber zu einem Leben beſtändiger,
Frömmigkeit unter den Sorgen und Mühen der Welt
eine Triebfeder ſtark genug, die hingebende Liebe zu Ch

Notizen.

Eine Literaturgeſchichte in Verbindung mi Kunſtgeſchichte.

Friedrich Wernick, Lehrer am Sophienſtifte zu
gab bei Scheube in Gotha in zwei Abtheilungen (
heraus: „Geſchichtliche Ueberſicht der deutſchen Nationall
mit Hinblick auf die gleichzeitigen Kunſtbeſtrebungen. Ei
buch für den Unterricht in Töchterſchulen und zur
lehrung." Wenn wir dieſes Buchs hier erwähnen, ſo
dies darum, weil die Idee deſſelben neu, erſprießlich
künftige Arbeiten dieſer Art empfehlenswerth iſt, wäh
Ausführung dem glücklichen Plane leider nicht ganz en
Der Verfaſſer zieht, und dies iſt gewiß ſehr danken
auch die Muſik, die Malerei, die Baukunſt, die Bi
und Bildgießerkunſt mit in ſeine Betrachtung, aber er
nicht für nöthig, die Wechſelwirkungen zwiſchen der Li
der Muſik und den Künſten nachzuweiſen, worauf
bei einem ſolchen Verſuch beſonders ankam. Das
übrigens ſehr praktiſch und überſichtlich angeordnet, a
ben wir daran beſonders zu rühmen, daß der Verfaſ
rühmenswerther Unparteilichkeit jede Richtung der Lite
ihrer eigenthümlichen Bedeutung gelten läßt und ſo auf
und Tritt beweiſt, daß er nicht zu jenen Literaturg
ſchreibern gehört, die ſich in ihren Urtheilen von Coterie
politiſchen Abſichten und perſönlichen Zu- oder Abne
beſtimmen laſſen. Dagegen zeigt er ſich in ſeinen Urth
wenig ſelbſtändig; er ſchöpft ſie erſichtlich aus andern Li
geſchichten, z. B. aus der von Gottſchall, und dies iſt
von Uebel. Man kann zwar ſelbſt von einem Literaturg
ſchreiber von Fach jetzt kaum noch verlangen, daß e
geleſen haben ſoll; aber über Das, was man nicht geleſ
ſoll man auch nicht urtheilen, wenigſtens nicht das Urth
derer als ſein eigenes geben. Es gehört wenigſten
literariſche Praxis dazu, als der Verfaſſer beſitzt, um
theile, die nicht ſein eigen ſind, mit Geſchick zu verwend
zu verarbeiten. Dazu wimmelt die Abtheilung, we
Gegenwart behandelt, von den unverzeihlichſten factiſch
thümern. Wir führen nur einige der auffälligſten an
nick zufolge hat ſich der Geſchichtſchreiber der Hohen
Friedrich von Raumer, den er mit einem Namensvett
wechſelt, zu Berlin im März 1856 freiwillig das Le
nommen; Charlotte Stieglitz hat ſich (ſtatt in Berlin)
ſingen entleibt; Helmine von Chézy, die nach ihm z
München lebte, iſt für Wernick im Jahre 1856 no

benſo wenig L. von Buch, Hormayr, Stenzel,
ſ. w. H. Clauren iſt für ihn noch immer beim
nt in Berlin thätig, Gutzkow noch immer Dra-
dresdener Theater, Friedrich von Gärtner noch
tor der münchener Kunſtakademie; Moritz Hart-
er nach Oeſtreich zurückgekehrt ſein, Freiherrn
rg in Wien, Karl Beck noch in Berlin, Ernſt
nd Theodor Oelckers noch in Leipzig leben, und
ſer Zeilen, der doch gewiß am beſten wiſſen muß,
ilt ſich, wie Dräxler-Manfred, noch in Frankfurt auf.
ein Ungar, iſt nach ihm in Berlin geboren; von
iß er ſeit 1844 nichts, als daß er eine Profeſſur
z bekleidet, auch ſeitdem eine „Einleitung in die
s 19. Jahrhunderts“ geſchrieben hat, die „durch
n Anſtoß, den der Verfaſſer dadurch gab“, be-
ja er beſchenkt ſogar Levin Schücking mit einem
Osnabrückiſchen, auf dem er noch lebe, wofür ihm
wiß ſehr dankbar ſein wird. Und ſo noch vieles
ſitzt der Verfaſſer nicht einmal das große oder
aus'ſche „Converſations-Lexikon“? Da übrigens
ieſer Art zumeiſt nur die letzten Abſchnitte verun-
Buch aber ſonſt ſo praktiſch und überſichtlich ein-
unparteiiſch gehalten iſt, daß man es auch gern
rten Händen als in Mädchenhänden ſehen möchte,
wünſchen, es fände trotz ſeiner Mängel genü-
tz, und der Verfaſſer käme dazu, eine revidirte
veranſtalten, vielleicht an der Hand eines umſichti-
übten Schriftſtellers von Fach. Als erfahrener
weiß der Verfaſſer ſicherlich viel beſſer, wie man
ſer Art für ein wißbegieriges jugendliches Publi-
zten hat, aber damit allein iſt es nicht gethan.

Schriftſteller und Künſtler in England.

uns von Intereſſe, in dem ſchon früher von uns
ographiſchen Dictionnaire „Men of the time. Bio-
etches of eminent living characters“ diejenigen
hriftſteller aufzuſuchen, welche darin eine Stelle
ben. Dies iſt inſofern von Intereſſe, als ſich dar-
welche von den deutſchen Schriftſtellern in den
Kreiſen Englands ſo bekannt ſind, daß ſie nicht
jehen waren. Auf Vollſtändigkeit ſieht man es in
ſolchen Werken nie mit der Gewiſſenhaftigkeit ab
ſchland, ſondern berückſichtigt nur diejenigen aus-
utoren, welche durch Ueberſetzungen in England
orden ſind, oder für Engländer dadurch Intereſſe ha-
e, wie Kinkel, vielbeſuchte Vorträge vor einem
iblicum hielten, oder, wie A. Böttger, durch Ueber-
s dem Engliſchen ſich auszeichneten, wie von Künſt-
ejenigen, deren Werke man durch vielverbreitete
in England kennt. Von deutſchen Schriftſtellern
n (die Koryphäen der Wiſſenſchaft übergehen wir)
n dem genannten Werke nur folgende berückſichtigt:
Bruno Bauer, „the boldest biblical critic of
es“, A. Böttger, von deſſen „own productions“
aß ſie „for the most part by the beauties of
easy, euphonious and flowing verse“ ſich be-
hten, Freiligrath, Heine, Herwegh, Kinkel, Kug-
ſeines „Handbuch“, denn von ſeinen poetiſchen
n iſt in der ihn betreffenden Notiz kaum die Rede),
n dem genannten Werke im Jahre 1856 noch als
geführt wird!) und Uhland; von Schriftſtellerinnen
äfin Hahn-Hahn, Fanny Lewald, Letztere wegen
ns Engliſche überſetzten Reiſeſchriften über Italien
id, und ſelbſtverſtändlich Ida Pfeiffer. Das Lob,
den ſämmtlichen ins Engliſche überſetzten Romanen
Hahn-Hahn geſpendet wird, hat uns ein wenig
da wir nicht glaubten, daß Darſtellungen aus den
deutſchen ariſtokratiſchen Kreiſen ſo in England intereſſiren könnten, wie nach der Verſicherung des Verfaſſers der betreffenden biographiſchen Notiz dies wirklich der Fall geweſen. Es wird verſichert, daß ihre Romane in England „extensively“ geleſen worden ſeien. Kinkel und Freiligrath ſind wie Ronge viel ausführlicher behandelt, als z. B. Heine, Tieck oder Uhland, was wol theils ihrem agitirenden Charakter und ihren politiſchen Schickſalen, theils dem Umſtande zugeſchrieben werden darf, daß ſie in England leben. Alle übrigen Dichter und Kritiker, mögen ſie auch in Deutſchland noch ſo vielgenannt ſein und das große Wort führen, fehlen, ſelbſt Rückert. Von Geſchichtſchreibern ſind nur Gervinus, Ranke und K. W. Böttiger aufgeführt, und in der Gervinus betreffenden Notiz wird namentlich darauf Gewicht gelegt, daß er ſich wegen der Verfolgungen, denen er ausgeſetzt geweſen, in letzter Zeit großer Sympathie erfreue; auch wird von ihm behauptet, daß er ſich, weil ja doch ſonſt nichts helfen könne, jetzt zu „republican convictions“ bekenne. Von Künſtlern finden wir nur Cornelius, Kaulbach, Kiß (weil deſſen Werke auf der londoner und pariſer Ausſtellung Effect machten), Overbeck, Retzſch, der ſich eines alten und nun auch wol ziemlich veralteten Rufs in England erfreut, und zwar hauptſächlich wegen ſeiner Illuſtrationen zu Shakſpeare, und Schnorr (wegen deſſen auch in England beliebt gewordenen „Biblia sacra“) angeführt, Letztern jedoch nur mit wenigen höchſt dürftigen Zeilen. Das meiſte Lob unter dieſen wird Cornelius zutheil, von dem es heißt: „Cornelius beſitzt ein Genie von weiteſtem dichteriſchen Umfang; eine unerſchöpfliche Fülle der edelſten Formen ſetzt ihn in Stand, ſeinen Ideen vollſten Ausdruck zu geben, während ſeine ſorgfältig durchgeführten ſtiliſtiſchen Principien ihm niemals geſtatten, die geziemenden Grenzen der Kunſt zu überſchreiten.“

H. M.

Bibliographie.

Bartholomäi, F., Hamburg. Ein Stammbuchsblatt. Jena. Gr. 8. 5 Ngr.

Bauer, E., Engliſche Freiheit. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bergmann, J., Erzherzog Friedrich von Oesterreich und sein Antheil am Kriegszuge in Syrien im J. 1840. Aus den besten Quellen. Wien, Tendler u. Comp. Hoch 4. 24 Ngr.

Brandrupp, A. H., Der räthſelhafte Gaſt. Hiſtoriſcher Roman. Zwei Bände. Berlin, Fernbach jun. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Dove, H. W., Ueber die Rückfälle der Kälte im Mai. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 24 Ngr.

Fouqué, F. Baron de la Motte, Sintram und ſeine Gefährten. Braunſchweig, Schwetſchke u. Sohn. Gr. 16. 20 Ngr.

Heinſe's, W., ſämmtliche Schriften. Original-Ausgabe. 2te Auflage. 1ſte Lieferung. Leipzig, Graul. 16. 5 Ngr.

Krug, A. O., Ideen zu einer gemeinſamen Strafgeſetzgebung für Deutſchland. Erlangen, Enke. Gr. 8. 1 Thlr.

Leutbecher, J., Die Essäer. Eine Skizze für Theologen und Freimaurer. Amsterdam. 8. 6 Ngr.

Lotze, H., Streitſchriften. 1ſtes Heft. In Bezug auf Prof. J. H. Fichte's Anthropologie. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 20 Ngr.

Michelis, E., Lieder aus Weſtphalen. Aus dem Nachlaſſe des Verſtorbenen und mit einer Biographie deſſelben eingeleitet von F. Michelis. Luxemburg, Gebr. Heintze. Gr. 16. 1 Thlr.

Peter, F., Die Literatur der Faustsage systematisch zusammengestellt. 3te durch Zusätze bedeutend vermehrte Ausgabe. Leipzig, Hartung. Gr. 8. 25 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Neuer Verlag
der k. k. Hof- und Staats-Druckerei in Wien.

Album der Ritterorden und Ehrenzeichen in Originalgrösse und Farben und im Hochdruck, sämmtlich nach Originaldecorationen gezeichnet, mit deutschem und französischem Text versehen, und unter den Auspicien Sr. kaiserlich-königlichen Apostolischen Majestät herausgegeben von **Johann Radakovich.** Abtheilung: Oesterreich. Zweite Lieferung: Militair-Maria-Theresien-Orden. Wien. 1856. Folio. 2 Thlr.

Das vollständige Werk umfasst 140 Lieferungen (Blätter), von denen 12 auf die Abtheilung Oesterreich kommen.

Bericht über die allgemeine Agricultur- und Industrie-Ausstellung zu Paris im Jahre 1855. Nach den Arbeiten und Materialien der österreichischen Berichterstatter unter Redaction von Carl Noback. Wien. 1856. 8. Geh.
1stes Heft. I. Classe: Rohproducte des Mineralreichs. Bergbau. Hüttenwesen. 15 Ngr.
2tes Heft. XXII. Classe: Flachs- u. Hanfindustrie. 7 Ngr.
3tes Heft. XX. Classe: Schafwollindustrie. 10 Ngr.
4tes Heft. IV. Classe: Mechanische Motoren und Hebezeuge. 8 Ngr.

Ettingshausen (Constantin von), Physiotypia plantarum austriacarum. Der Naturselbstdruck in seiner Anwendung auf die Gefässpflanzen des österreichischen Kaiserstaats, mit besonderer Berücksichtigung der Nervation in den Flächenorganen der Pflanzen. Mit 500 Folio- und 30 Quarttafeln und einem Band Text in 4. Wien. 1856. Zusammen 5 Bände in Folio und 1 Band in 4. In Leinwand gebunden 106 Thlr. 20 Ngr.

Führich (Joseph), Denkblätter für unsere Zeit. Nach Worten der Heiligen Schrift geordnet und in Bilder gebracht. 12 Tafeln und 4 Blatt Text in Querfolio Wien. 1856. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr.

Heufler (Ludw. Ritter von), Eine Probe der kryptogamischen Flora des Arpaschthales in den siebenbürgischen Karpaten. Mit Darstellung des Naturselbstdruckes. Mit 7 Tafeln und 16½ Bogen Text in Folio. Wien. 1853. 1 Thlr. 20 Ngr.

Köſtl (Dr. Franz), Der endemiſche Cretinismus als Gegenſtand der öffentlichen Fürſorge. Wien. 1855. 8. Geh. 15 Ngr.

Schwind (Franz Ritter von), Der Waſſerdampf. Mit 32 Tabellen. Wien. 1856. 8. Geh. 20 Ngr.

Thielen (M. F.), Der Feldzug der verbündeten Heere Europa's 1814 in Frankreich unter dem Oberbefehle des k. k. Feldmarſchalls Fürſten Carl zu Schwarzenberg. Nach authentiſchen öſterreichiſchen Quellen dargeſtellt. Mit zwei Ueberſichtskarten. Wien. 1856. 8. Geh. 2 Thlr.

*Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig durch alle Buchhandlungen zu beziehen.*

Durch alle Buchhandlungen ſind zu beziehen:

M. Solitaire's ſämmtliche Schriften. 14 Bändchen.

In **Karl Bellmann's Verlag** in **Prag** iſt ſoeben er
und in allen guten Buchhandlungen zu haben

Jahrbuch
Deutſcher Belletriſtik
auf 1857.

Des Albums der Erinnerungen dritter Jahrgang.

Mit Beiträgen
von Fr. Bodenſtedt, Ida von Düringsfeld, Em. Geib
Gottſchall, Bernd von Guſek, V. Hansgirg, M. Har
F. Hebbel, Th. Herzog, U. Horn, W. Müller von
winter, L. Pfau, Th. Pisling, O. Prechtler, H. Pröhle
Semlitſch, A. von Sternberg, J. N. Vogl, S. Kap

Herausgegeben von

Siegfried Kapper.

Mit dem Bildniſſe Emanuel Geibel's.

21 Bogen Schiller-Format. Eleg. geheftet. Preis 1

Für die Abnehmer der „Erinnerungen. Oeſtrei belletriſtiſche Monatſchrift": 20 Ngr.

Confirmationsgeſchenk.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in Berl
ſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalt

Worte d. Herzens von J. C. Lavater. Für Freun
Liebe und des Glaubens. Herausg
von C. W. Hufeland. Zehnte
Prachtausgabe. Gr. 8. Mit L.
trät in Stahlſtich und Farbendr
In engl. Einband mit Goldſchnitt 1 Thlr. 15 Sgr.

Dieſe Prachtausgabe zeichnet ſich vor den übrige
gaben des als Confirmationsgeſchenk ſo ungemein b
Buchs namentlich durch die werthvolle Beigabe der

Biographie Lavater's

aus, die von Herrn Hofprediger A. Krummacher in
ſtadt anziehend und geiſtvoll geſchrieben auf 50 engget
Seiten eine Charakteriſtik Lavater's am Faden ſeiner
ereigniſſe liefert.

Das **Porträt** übertrifft an Aehnlichkeit und Wü
Auffaſſung alle vorhandenen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Harald Sängerkönig.

Das iſt das Lied von der Liebe Ma

Dichtung von Curt Oswalt.

8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Ein aus Balladendichtungen beſtehendes nordiſche
das allen Freunden nordiſcher Heldenſage und My
zu empfehlen iſt.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
terariſche Unterhaltung.

ſcheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1857.

ätter für literariſche Unterhaltung erſcheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preiſe von 12 Thlrn.
6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Aus-
landes nehmen Beſtellungen an.

t: Neuere Forſchungen und Streitſchriften über das Nibelungenlied. — Harthauſen's „Transkaukaſia". Von Julius
mm. — Der hiſtoriſche Roman vom äſthetiſchen Standpunkt mit Zugrundelegung von Mügge's „Erich Randal". Von Adolf
— Zur Xenienliteratur. — Ein geiſtliches Nachſpiel von Auguſt von Platen. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Forſchungen und Streitſchriften über das Nibelungenlied.

Nibelungenlied, dieſe edelſte Perle der deutſchen
zur Zeit des Mittelalters, war in Deuſchland ſeit
nderten beinahe völlig in Vergeſſenheit gerathen,
mer 1757 die Aufmerkſamkeit wieder auf daſſelbe
Doch verfloß beinahe abermals ein halbes Jahr-
, ehe es der Gegenſtand gründlicher wiſſenſchaft-
Unterſuchung wurde. Das größte Verdienſt um
meinere Verbreitung erwarb ſich unſtreitig Heinrich
Hagen, der ſchon 1810 eine neue Ausgabe ver-
te. Wie für die Wiedererweckung des Stu-
der ältern deutſchen Poeſie, ſo war dieſe Zeit auch
s Nibelungenlied äußerſt günſtig, deren Aufgabe
ſt war, die vaterländiſche Geſinnung und das
le Selbſtbewußtſein wieder zu beleben. Das herr-
edicht, welches J. von Müller der Iliade gleich-
hatte, ein Wort, das damals tagtäglich wieder-
rde, mußte ſchon deshalb eine außerordentliche
ng gewinnen, eine Bedeutung, die am beſten
iſirt und begriffen wird, wenn man ſich erinnert,
me 1815 eine Ausgabe in Taſchenformat veran-
damit die jungen Freiwilligen ſie auf dem Feld-
gen Frankreich mitnehmen könnten. Außerdem
das Nibelungenlied der Gegenſtand vielfacher
hungen, die ſich ſowol über den Verfaſſer als
n Inhalt verbreiteten, wobei denn freilich oft
nderliches Zeug herauskam. Als Verfaſſer wur-
) und nach Konrad, der Schreiber des Biſchofs
von Paſſau, Wolfram von Eſchenbach, Heinrich
rdingen und Klingsor von Ungerland, ſpäter auch
von der Vogelweide und Rudolf von Ems bezeich-
) ohne daß es gelungen wäre, dieſe oder jene Be-
g auch nur wahrſcheinlich zu machen. Ueberhaupt
e ältern Unterſuchungen ſchon deshalb ungenügend,
zu wenig auf ein allſeitiges und umfaſſendes Quellenſtudium gebaut waren. Eindringlichere Behandlung des Textes war überhaupt erſt möglich geworden, ſeitdem Jakob Grimm die deutſche Grammatik begründet hatte.

Die Forſchungen erhielten zunächſt eine beſtimmte Richtung durch Lachmann, welcher zuerſt in der Schrift „Ueber die urſprüngliche Geſtalt des Gedichts von den Nibelungen" (Berlin 1816) und dann durch Herausgabe von „Der Nibelunge Not mit der Klage, in der älteſten Geſtalt mit den Abweichungen der gemeinen Lesart" (Berlin 1826), ſowie in den „Anmerkungen zu den Nibelungen und zur Klage" (Berlin 1836) eine Anſicht über den Urſprung und die Ausbildung des Nibelungenliedes mit einem ſolchen Aufwande von Scharfſinn, von Gelehrſamkeit und (warum ſollten wir es nicht ausſprechen?) von despotiſcher Kraft entwickelte, daß ſelbſt die bedeutendſten Gelehrten ſich unbedingt gefangen gaben und beinahe Niemand wagte, auch nur leiſe Zweifel an der Unfehlbarkeit des Meiſters zu äußern, deſſen bekannte Derbheit umſomehr abſchreckte, als man ſicher ſein konnte, dann ſeine ganze weitverbreitete Schule auf ſich ſtürzen zu ſehen. Nur H. von der Hagen hielt feſt an ſeiner frühern Meinung, aber wir wiſſen auch, wie vielen unwürdigen Schmähungen der verdienſtvolle Mann ausgeſetzt war, wie ſchnöde er von Lachmann ſelbſt behandelt wurde. Andere Stimmen, welche ſich hier und da gegen Lachmann's Anſicht vernehmen ließen, wurden vornehm ignorirt oder als bedeutungsloſe Meinungen von „Dilettanten und Laien" kurz abgefertigt, weil ſie nicht mit dem ſchwerfälligen Ballaſt pedantiſcher Gelehrſamkeit ausgerüſtet waren.

In der That begann der Kampf der Fachgelehrten gegen Lachmann erſt als der Löwe todt war, und obgleich wir recht gern zugeben wollen, daß weder Holtzmann noch Zarncke ihre Unterſuchungen früher beendigt hatten und ſie daher auch nicht vorher veröffentlichen konnten, ſo bedauern wir dies doch von ganzem Herzen. Wir

hätten zur Ehre der deutſchen Gelehrten gewünſcht, daß auch nur einer noch vor Lachmann's Tode gewagt hätte, ihm den Handſchuh hinzuwerfen; es wäre dies umſomehr zu wünſchen, als wir unter ſeinen Schülern keinen kennen, der ihn wahrhaft erſetzt.

Wir dürfen Lachmann's Anſicht über die Nibelungen als bekannt vorausſetzen. Nach ihm war nämlich das Gedicht, wie es uns überliefert wurde, nichts als eine Zuſammenſchmelzung und Erweiterung von 20 Liedern, welche zwiſchen 1190 und 1210 von verſchiedenen Sängern und an verſchiedenen Orten verfaßt worden waren, und er hatte dieſe 20 Lieder aus dem ganzen Gedicht ſogar ausgeſchieden und alles Uebrige für mehr oder weniger alberne Zuſätze einiger mehr oder weniger ungeſchickten Umdichter erklärt. Welches war nun der Weg, auf welchem er zu dieſem Reſultate gelangt war? Wir ſind der Ueberzeugung, daß es nicht der iſt, den man insgemein annimmt, den auch Holtzmann, Zarncke, Müllenhoff u. A. bezeichnen und den in der That auch Lachmann als den wollte gelten laſſen, den er eingeſchlagen hatte. Doch ehe wir unſere Meinung über dieſen Punkt mittheilen, wollen wir kurz angeben, wie Lachmann nach der gemeinen Anſicht zu ſeinen Reſultaten gelangt iſt.

Es ſind vorzüglich drei Handſchriften, auf welchen die Ueberlieferung des Nibelungenliedes beruht, die St.-Galler, die Laßberg'ſche und eine münchener. Eine Vergleichung dieſer Handſchriften ergab, daß die münchener außer andern Abweichungen eine nicht unbedeutende Zahl von Strophen weniger enthalte als die beiden andern, und daß ein ähnliches Verhältniß zwiſchen dieſen beſtehe, indem die Laßberg'ſche manche Strophen darbot, welche die St.-Galler nicht hatte. Da die münchener Handſchrift offenbar von einem äußerſt nachläſſigen Abſchreiber herrührte, ſo hatte man bis zu Lachmann angenommen, daß die in ihr fehlenden Strophen durch die Nachläſſigkeit des Copiſten ausgefallen ſeien; Lachmann dagegen glaubte ein ganz anderes Verhältniß zu entdecken. Nach ihm enthielt dieſe Handſchrift den älteſten, richtigſten Text, und die beiden andern erſchienen ihm als ſpätere Ueberarbeitungen dieſes Textes. Bei dieſer Anſicht mußte die Frage beinahe von ſelbſt entſtehen, ob nicht etwa auch jener älteſte Text ſchon aus einer ähnlichen Ueberarbeitung entſtanden ſei? Fortgeſetzte Unterſuchungen führten ihn zur Ueberzeugung, daß es ſich allerdings ſo verhalte, und daß das Nibelungenlied, wie ſchon oben angegeben, aus der Zuſammenſchweißung und Ueberarbeitung von 20 noch jetzt leicht erkennbaren und auszuſcheidenden Volksliedern entſtanden ſei.

Dieſer Gang ſcheint ganz naturgemäß, und es iſt daher erklärlich, daß man ihn allgemein für den hält, welchen Lachmann eingeſchlagen habe; man iſt ſo ſehr davon überzeugt, daß Holtzmann geradezu behauptet, es müſſe die Lachmann'ſche Anſicht zuſammenfallen, wenn man nachweiſe, daß die münchener Handſchrift den älteſten und richtigſten Text nicht enthalte, wie auch Müllenhoff zugibt, es hätte Lachmann zu den erwähnten Ergebniſſen nicht gelangen können, wenn er jene Han[illegible]ſchrift nicht gekannt hätte. Das iſt es aber, was w[illegible] beſtreiten, und wir ſind der vollſten Ueberzeugung, daß Lach[illegible]mann auch ohne den münchener Codex ſeine 20 Liede[illegible] gefunden haben würde, wenn ihm derſelbe auch ſein[illegible] Arbeit erleichtert haben mag. Lachmann iſt ohne Zwei[illegible]fel durch die Wolf'ſche Anſicht von Homer, die er be[illegible]kanntlich bis zum letzten Extrem ausgebildet hat, zu ſei[illegible]ner Anſicht von dem Urſprung des Nibelungenliedes ge[illegible]bracht worden; er hatte die Ueberzeugung, daß ein Epo[illegible] überhaupt gar nicht gemacht werden, ſondern ſich n[illegible] aus volksmäßigen Gedichten entwickeln könne.*)

Mit dieſer vorgefaßten Meinung ging Lachmann a[illegible] ſeine Bearbeitung der Nibelungen, und es war [illegible] Wunder, daß er fand, was er ſuchte. Haben ja ſpä[illegible] Andere, die an geiſtiger Befähigung und namentli[illegible] an Scharfſinn mit ihm in keiner Weiſe verglichen w[illegible]den können, das nämliche Experiment an andern Di[illegible]tungen gemacht (denn nun galt es für ausgemacht, [illegible] alle volksthümlichen Gedichte des Mittelalters aus Vol[illegible]liedern zuſammengelöthet worden waren), und es [illegible] eine Freude zu ſehen, mit welcher Sicherheit die Sch[illegible]ler nach dem Vorgange des Meiſters die unechten Str[illegible]phen von den echten zu ſondern verſtanden. Freili[illegible] brachten ſie kein ſo vollendetes Kunſtwerk hervor als [illegible]ſer; es fehlte ihnen dazu noch ein Factor, das myſti[illegible] Element, von dem ſich Lachmann, der gründliche, pro[illegible]ſche Lachmann, bei ſeiner Arbeit leiten ließ, über das [illegible] ſich aber weder in Schriften noch nach J. Grimm[illegible] Verſicherung mündlich erklärte. Dieſes Element iſt [illegible] nichts Anderes als die heilige Zahl ſieben: die 20 [illegible] auf welche Lachmann nämlich die Nibelungen zu[illegible]führt hat, haben ſämmtlich eine Strophenzahl, [illegible] ſich durch 7 dividiren läßt, wie ſchon ſeine erſte [illegible] von 1826 in 329 Abſchnitte zu ſieben Strophen [illegible] 28 Zeilen zerfiel, die freilich ebenſo wenig durch den [illegible]halt begründet waren, als ſeine Abſchnitte von 30 [illegible]len im „Parzival". Da nun auch nicht die geri[illegible] Andeutung vorliegt, daß die alten Dichter oder [illegible]ſänger irgendwie ein Geſetz der Siebentheiligkeit ge[illegible] oder angewendet hätten, ein ſolches Geſetz ſich auch [illegible] ihren Dichtungen keineswegs von ſelbſt ergibt, wie z. [illegible] das Geſetz der Dreitheiligkeit in den lyriſchen Strop[illegible] ſo iſt es klar, daß daſſelbe nicht durch Betrachtung [illegible]

*) Wenn auch Lachmann dieſen Satz, ſoviel wir uns erinnern, [illegible] beſtimmt ausgeſprochen hat, ſo liegt er doch ſeiner ganzen Anſcha[illegible]weiſe zugrunde, auch haben ſeine Schüler kein Bedenken getragen, [illegible] ſo nackt hinzuſtellen, wie wir ihn mitgetheilt haben. Wie abgeſch[illegible] dieſe Anſicht iſt, braucht kaum erwähnt zu werden. Uns iſt unbe[illegible]mer jenes Puppenſpiel eingefallen, in welchem Hände, Füße, [illegible] Arme, Kopf und Rumpf vom Himmel herabfallen, die ſich dann [illegible]lich wie durch magnetiſche Kraft zu einem ganzen Körper ver[illegible] Es iſt wirklich köſtlich, wie man in vollem Ernſt glauben konnte, [illegible] zehn oder zwanzig Sänger, ohne voneinander zu wiſſen, an [illegible]ganiſchen Kunſtwerke gearbeitet hätten, ſodaß jeder ein Stück ge[illegible] habe, und daß ſpäter durch einen glücklichen Zufall alle dieſe [illegible] vereinigt worden wären, welche ſich dann ſo vortrefflich inein[illegible]gefügt hätten, daß man kaum ein Bischen Kleiſter nöthig gehabt, [illegible] ſie unauflöslich miteinander zu verbinden.

gefunden, ſondern daß es willkürlich in ſie
wurde. Hätte Lachmann die merkwürdige
g des gelehrten Hammer „Ueber die Zahl
„Wiener Jahrbücher", 1848) ſchon damals
en können, ſo würden wir glauben, daß er
zu ſeinem Geſetze gekommen wäre; allein wir
daß der Stoff, welchen der berühmte Orien-
ner Abhandlung verarbeitet, dem Germaniſten
zum Theil bekannt war und ihm die Sieben-
jegeben haben wird. Auch ohne Hammer's
g kannte er die ſieben Himmel, die ſieben
die vier mal ſieben Tage des Mondenlaufs,
Erden und die ſieben Berge des Koran, die
nme der Kinder Iſraels, Siebenbürgen, die
lſächſiſchen Königreiche, die ſieben Statthalter-
s alten Perſien, das Siebengebirg bei Bonn
kutzk in Sibirien, das Siebenthal bei Bern,
communi in Oberitalien und die Siebenämter
ebirg, die ſieben ſiebenmündigen Flüſſe (Nil,
r, Euphrat, Padus, Indus und Ganges), die
llen des Paradieſes, die ſieben Städte, welche
Ehre ſtritten, Homer geboren zu haben, und
Bergſtädte in Ungarn, die ſieben Athen, die
dte Oberöſtreichs, die ſieben Städte mit ſieben
r mit ſieben Mauern, die ſieben Burgen auf
eln am Rhein, die ſieben Thore der Unter-
von Damascus, die ſieben Weltwunder, die
n und die ſieben magern Kühe, die ſieben
egyptens, die ſieben Tage der Woche, die
e der Heiligen Jungfrau, die ſieben Horen
logie und die ſieben kanoniſchen Horen der
Kirche, die Siebenſchläfer und den Sieben-
iurus glis), das ſiebenköpfige Thier, das Buch
Siegeln und die ſieben Engel in der Offen-
ıs Siebenfingerkraut, die Siebenmeilenſtiefeln,
Weiſen Griechenlands und das Buch von den
n Meiſtern, die ſieben Worte Jeſu und die
te, die ſieben Könige der Römer, die ſieben
die ſieben Söhne und die ſieben Töchter der
ſieben weiſen und die ſieben thörichten Jung-
ſieben Schwaben (Gelbfüßler, Knöpfleſchwab,
b, Mucknerſchwab, Spiegelſchwab, Bertz- und
vab), die vielen ſiebenjährigen Kriege, die ſie-
Künſte, die ſieben Sacramente, die ſieben Buß-
ıd nicht blos 700, ſondern 7000 andere Sieben,
wir nur die allgemein bekannten gewählt haben.
nem ſolchen Stoffe konnte man wol leicht auf
l gerathen, die heilige Zahl ſieben auch im
liede wiederzufinden. Daß dieſelbe auf die
g Lachmann's Einfluß gehabt hat, geht un-
aus dem angegebenen Zahlenverhältniſſe der
und Lieder hervor (es wundert uns nur, daß
rade 21, d. h. 3 mal 7 Lieder gefunden hat);
aber auch leicht nachweiſen, daß er manche Stro-
wegen ihres Inhalts, nicht aus Gründen des
oder der Grammatik, ſondern nur deshalb als
ichnet und ausgeſchieden hat, weil ſie ſich nicht
in das Zahlenverhältniß fügen wollten, ſowie er hinwiederum hier und da Strophen als echt aufgenommen hat, um die heilige Zahl auszufüllen.

Eine Kritik, die unzweifelhaft zum großen Theil auf ſolchen Grundſätzen beruht, verurtheilt ſich von ſelbſt; wir können aber nicht umhin, unſere Verwunderung auszuſprechen, wie die zahlreichen Schüler Lachmann's jahrelang ihren geſunden Menſchenverſtand ſo ſehr gefangengeben konnten, daß ſie nicht einmal den Verſuch machten, der Sache nachzuſpüren. Und doch lag eine weitergehende Forſchung ſo nahe; man ſieht es nur zu vielen Gründen an, die Lachmann zur Verwerfung ſeiner ſogenannten unechten Strophen anführt, daß er ſie erſt geſucht hat, nachdem er dieſelben ſchon vorher wegen ſeiner heiligen Sieben verworfen hatte. Und wie oft beruft er ſich nicht auf das Gefühl, wenn er keine Gründe auftreiben kann. Es iſt aber dieſe blinde Nachbeterei ein trauriges Zeichen der Unſelbſtändigkeit unſerer Gelehrten, die doch gerade ſo gern mit ihrer freien Forſchung prahlen und ihre politiſche Richtigkeit ſo häufig damit zu entſchuldigen ſuchen, daß ſie ſich auf wiſſenſchaftlichen Gebieten frei zu bewegen wüßten, worin überhaupt die wahre Freiheit beſtehe.

Daher hat ſich Adolf Holtzmann ein unbeſtreitbares Verdienſt erworben, als er, wenn auch noch ſo ſpät, in der unten angeführten Schrift *) die Feſſeln zu zerbrechen ſuchte, welche Lachmann um die deutſchen Philologen geſchlagen hatte. Allein wir ſind der Anſicht, daß er den Kampf von einem weſentlich falſchen Standpunkte aus begann. Er behauptet nämlich, daß ſich Lachmann's Anſicht von dem Urſprunge des Nibelungenliedes von ſelbſt als falſch erweiſe, wenn dargethan werde, daß die münchener Handſchrift, auf welcher ſein ganzes Syſtem aufgebaut ſei, nicht den älteſten und ungetrübteſten Text enthalte. Wir haben aber geſehen, daß Lachmann nicht von jener Handſchrift ausgegangen iſt, ſich ſogar im Weſentlichen nicht unmittelbar auf ſie ſtützte, daß er ſie vielmehr nur als ein Mittel gebrauchte, ſeiner Anſicht Eingang zu verſchaffen. Dieſe hängt keineswegs mit jener Handſchrift ſo eng zuſammen, daß ſie nothwendig fallen müßte, wenn auch die Berufung auf den münchener Codex aufgegeben werden müßte. Wäre ſie an ſich wahr, ſo könnte ſie auch ohne dieſen bewieſen werden. Es iſt aber auch ein Glück, daß ein ſolcher Zuſammenhang nicht vorhanden iſt, weil es ſonſt um Holtzmann's Beweisführung ſchlimm, ſehr ſchlimm ſtände. Denn wenn er auch dargethan hat, daß die münchener Handſchrift jünger und nachläſſiger ſei als die Laßberg'ſche, ſo kann Beides ganz wohl zugegeben und doch behauptet werden, daß ſie den älteſten und echteſten Text enthalte. Holtzmann hätte daher, wenn er genannte Handſchrift für den Ausgangs- und Mittelpunkt des Streits hielt, vor allem beweiſen ſollen, daß der von ihr überlieferte Text weder der älteſte noch der echteſte, ſondern

*) Unterſuchungen über das Nibelungenlied von Adolf Holtzmann. Stuttgart, Krabbe. 1854. 4. 1 Thlr. 26 Ngr.

vielmehr jünger ſei und von der ältern Ueberlieferung abweiche. Das hat er aber nicht gethan; denn wenn er auch von vielen Stellen dargethan hat, daß die Laßberg'ſche Handſchrift den Vorzug vor der münchener verdiene, ſo bleiben doch nicht wenige andere, in welchen dieſe den beſſern und gewiß ältern Text überliefert.

Was wir ſoeben aus dem Inhalte des Holtzmann'ſchen Buchs angegeben haben, bildet nur einen Theil deſſelben; wir werden auf die andern zurückkommen, vorher aber einige andere Schriften beſprechen, welche mit dem berührten Abſchnitte in näherer Verbindung ſtehen.

Zunächſt veröffentlichte bald nach dem Erſcheinen von Holtzmann's „Unterſuchungen" Friedrich Zarncke eine Schrift, in welcher er ſich im Weſentlichen jenem anſchloß.*) Auch er geht von der Unterſuchung aus, welche Handſchrift den echteſten Text überliefere, und findet mit Holtzmann, daß die Laßberg'ſche aus äußern und innern Gründen ſolange für die beſte gehalten werden müſſe, bis das Gegentheil bewieſen worden ſei. Er führt dieſen Satz mit ebenſo großem Scharfſinn als Sachkenntniß durch, wenn auch nur in überſichtlicher Weiſe, da der Zweck ſeiner Schrift eine ausführlichere Darſtellung nicht zugab, und überhaupt faßt er den Streitpunkt mit weit größerer Schärfe als Holtzmann auf. Doch glauben wir, daß er die Unterſuchung mit ebenſo großem Vorurtheile für die Laßberg'ſche Handſchrift führt, als Lachmann und ſeine Schule für die münchener. Er theilt nämlich, was ſich übrigens von ſelbſt verſteht, alle Handſchriften der Nibelungen in zwei Hauptgruppen, die er nach den Schlußworten des Gedichts als Nibelungen Lied und Nibelungen Not bezeichnet. Zur erſten Gruppe gehört die Laßberg'ſche, zur zweiten die berliner, die St.-Galler und die münchener Handſchrift.**) In den beiden letzten erblickt er aufeinander folgende Ueberarbeitungen, die aber einen gemeinſamen Charakter tragen. Schon die berliner Handſchrift, welche die erſte durchgreifende Bearbeitung enthalte, zeige dieſen Charakter. Der Ueberarbeiter offenbare ſich als einen Bänkelſänger, der, wenig begabt, ſich umſomehr anſtrenge, entweder, was in der Laßberg'ſchen Handſchrift mit großartiger Einfachheit geſagt ſei, zu übertreiben, oder die Situation complicirter zu machen, oder Witze zu reißen. Zum Beweis führt er unter Anderm Folgendes an (S. 16):

Als die Brunhild von Island abreiſt, findet vorher eine Vertheilung von Gold, Silber, Roſſen und Gewand ſtatt, wie das durch die Sitte nothwendig erfodert ward. Mit wenigen Zeilen wird das in der Laßberg'ſchen Handſchrift einfach mitgetheilt. Der Ueberarbeiter macht daraus einen ganz poin loſen, unpaſſenden, ja abgeſchmackten Scherz. Nach ihm nä lich bittet die Königin einen der fremden Burgunden, ſich d Geſchäfts der Vertheilung zu unterziehen (was ſchwerlich übe haupt durch die Sitte geſtattet war); Dankwart*) thut e geht aber ſo verſchwenderiſch zuwerke, daß die Königin vol Angſt zu ihrem Gatten läuft und ſich bei ihm über dies U weſen bitter beklagt, ſie wolle es ſchon ſelbſt verſtehen, ih Habe durchzubringen und brauche dazu Dankwart nicht; u als man dann abreiſt, da ſieht ſie ängſtlich darauf, daß ja ih eigenen Kämmerer bei ihren Schätzen ſeien, weil ſie de Burgunden nicht traut, worüber Günther und Hagen weidli lachen. Dieſe Anekdote iſt der Würde der Perſonen und d Situation wie der Intention des Dichters an jener Stelle unangemeſſen wie nur möglich.

Wir müſſen geſtehen, daß wir hier ganz ander Anſicht ſind und in der mitgetheilten Stelle weder eine abgeſchmackten Scherz noch eine Verletzung der Sit erblicken; vielmehr glauben wir, daß gerade dieſe gan Ausführung auf echter Ueberlieferung beruht, da ſich der Handlung Dankwart's jene den Helden der Vorze ſo eigenthümliche übermüthige Geſinnung und in de Rede Brunhildens eine jenen Zeiten ſo angemeſſene na Auffaſſung der häuslichen Verhältniſſe beurkundet. Wi ſind daher vielmehr der Ueberzeugung, daß in der La berg'ſchen Handſchrift eine Ueberarbeitung zu finden i und daß der Ueberarbeiter die Charaktere und Handlung weiſen der Perſonen mit der zu ſeiner Zeit herrſchende höfiſchen Sitte in Einklang zu bringen ſuchte, was ih jedoch keineswegs gelungen iſt. Denn wenn Hage auf das freigebige, den Burgunden gemachte Anerbiet der Königin, ſich aus ihrem Schatze zu nehmen, wa ſie freuen könne, einfach antwortet, ſein Herr habe d Goldes und der Kleider ſoviel, daß man ihrer Sch nicht bedürfe, ſo liegt darin eine Grobheit und Ro die viel verletzender iſt als jener Uebermuth Dankwar und die Angſt der Brunhilde über die allzu große Fr gebigkeit des burgundiſchen Helden. In eben ſol Weiſe laſſen ſich füglich noch andere Stellen zu Gun der St.-Galler und münchener Handſchrift anführen, welchen Zarncke eine ſpätere, unangemeſſene Ueberar tung erblickt. Uns ſcheint es, daß er überhaupt di beiden Handſchriften nicht genug ſondert, und d er aus Vorliebe zur Laßberg'ſchen Alles verwirft, w nicht mit dieſer übereinſtimmt.

Es war zu erwarten, daß die Schriften Holtzman und Zarncke's nicht würden unbeantwortet bleiben; war durch dieſelben die Lachmann'ſche Schule in ih Heiligſten angegriffen worden; denn merkwürdigerwe legten ſeine Schüler auf ſeine ſonſtigen großen Verdie z. B. darauf, daß er die altdeutſche Metrik geſcha weit weniger Werth, als auf ſeine Bearbeitung des Ni lungenliedes und auf ſeine Anſicht von dem Urſpru deſſelben. Der Erſte, welcher den hingeworfenen Handſ aufhob, war der durch manche treffliche Arbeit, nam lich im Gebiete der Sagenforſchung rühmlichſt beka Karl Müllenhoff, der im Decemberheft der „All meinen Monatsſchrift für Wiſſenſchaft und Literatur"

*) Zur Nibelungenfrage. Ein Vortrag, gehalten in der Aula der Univerſität Leipzig am [illegible] Juli von Friedrich Zarncke. Nebſt zwei Anhängen und einer Tabelle. Leipzig, Hirzel. 1854. Gr. 8. 10 Ngr.

**) Die übrigen, die ebenfalls zu beiden Gruppen gehören, laſſen wir unerwähnt, weil eine eindringliche Unterſuchung in das Verhältniß ſämmtlicher Handſchriften doch hier nicht geführt werden kann. Es genügt, zu bemerken, daß ſich der Laßberg'ſchen Handſchrift nur eine einzige andere und viel ſpätere anſchließt, während alle übrigen, die vollſtändigen wie die Fragmente, zur zweiten Gruppe gehören.

*) Nicht Hagen, wie Zarncke aus Verſehen ſchreibt.

354 eine Vertheidigung Lachmann's verſuchte und
e bald darauf in einem beſondern Abdruck dem
n Publicum vorlegte.*) Müllenhoff war aller-
Derjenige, der unter den Nachfolgern Lachmann's
n geeignetſten ſchien und auch am meiſten Urſache
die Sache ſeines Lehrers zu verfechten; denn er
on der Richtigkeit der Anſicht deſſelben ſo voll-
n überzeugt, daß er ſelbſt das zweite große volks-
e Gedicht des Mittelalters, die „Gudrun“, in ähn-
Weiſe bearbeitet und aus dem überlieferten Text
ſprünglichen Volkslieder „herausgefühlt“ hatte, aus
jenes Gedicht zuſammengelöthet worden ſein ſollte.
ie Schrift Müllenhoff's gegen Holtzmann iſt eine
nerfreuliche Erſcheinung, ſowol in Bezug auf ihren
als auf ihre Form. Was den erſtern betrifft,
eiſt er meiſtens, was nicht zu beweiſen war, z. B.
von jeher in Deutſchland Volkslieder gegeben habe,
die Heldenſage behandelten; es war dies aber nicht
veiſen, weil Niemand etwas Anderes behauptet
Aber was er hätte beweiſen ſollen, daß das
ngenlied in der That aus den Lachmann'ſchen 20
hervorgegangen ſei, und daß die Siebenzahl auf
Anfühlung“ dieſer Lieder keinen Einfluß gehabt
das wird in keiner Weiſe dargethan. Allerdings
Müllenhoff am Anfange ſeiner Schrift eine Reihe
ennzeichen zuſammen, acht an der Zahl, nach wel-
Lachmann die echten Strophen von den unechten
t und ausgeſchieden habe. Allein es geht aus dem
n Verlauf ſeiner eigenen Beweisführung hervor,
brigens ſchon von Andern vor ihm bemerkt worden
in mal, daß Lachmann auch ſolche Strophen für
hoben erklärt habe, auf die ſich keines jener Kenn-
n anwenden laſſe, und hinwiederum, daß er gar
he Strophen als echt aufgenommen habe, die doch
der das andere jener Kainszeichen anſichtrugen.
ens ſind von den acht Kriterien, auf welche Lach-
und ſeine Schule ſo hohen Werth legen, fünf
ns ſubjectiver Natur und beruhen lediglich auf per-
em Gefühl; ſie werden ſolange auf keine allgemeine
g Anſpruch machen können, als nicht die ſubjec-
nſchauung Lachmann's für unfehlbar erklärt und
nt worden iſt. Aber auch die übrigen, welche
wiſſenſchaftlichen Schein haben, beruhen, genau be-
t, auf der reinſten Willkür, und es iſt offenbar,
ſich nicht aus der vorurtheilsfreien Betrachtung
edichts oder der mitteldeutſchen Poeſie überhaupt
n haben, ſondern daß ſie zu dem Zwecke aufge-
und aufgeſtellt worden ſind, mit ihrer Hülfe zu
n, was ohne ſie ſchon ausgemacht worden war.
üllenhoff ſucht das Unerklärliche in Lachmann's
heſe von den 20 Liedern einigermaßen zu erklären.
ann hatte nämlich behauptet, daß jene Lieder zwi-
1190 und 1210 gedichtet worden, und zwar an
edenen Orten, von verſchiedenen Verfaſſern, daß
bald nach der Vollendung des letzten ſämmtliche Lieder, die ſich bis dahin nur in mündlicher Ueberlieferung erhalten hätten, aufgeſchrieben, geſammelt und geordnet worden ſeien, ſodaß man ſie noch in ihrer urſprünglichen Geſtalt beſitze. Dies muß allerdings Bedenken erregen, z. B. wie es zu erklären ſei, daß der Ordner dieſe zerſtreuten Lieder ſo leicht und ſchnell habe bekommen können. Um dieſen und ähnlichen zudringlichen Fragen zu begegnen, berichtet uns Müllenhoff, von Lachmann abweichend, daß die einzelnen Lieder auch vor ihrer Sammlung ſchon aufgeſchrieben und die verwandten oder der Zeit nach einander naheſtehenden in drei oder vier Liederbüchern vereinigt worden ſeien, aus welchen der eigentliche Ordner ſie leicht in ein Ganzes habe bringen können. Da nun aber dieſe Behauptung oder Vermuthung, wir wiſſen nicht, wie wir ſie bezeichnen ſollen, durch keinen einzigen Grund, nicht durch den Verſuch eines Beweiſes dargethan wird, ſo kann der Urheber derſelben auch im Ernſte nicht verlangen, daß man auch nur einen Augenblick bei ihr verweile, und wir halten die Frage, die von anderer Seite erhoben wurde, wie es wol komme, daß ſich keines von dieſen Liederbüchern erhalten habe, während das ganze Gedicht in ſo vielen Abſchriften bekannt ſei, für ganz überflüſſig.

Ueberhaupt müſſen wir geſtehen, daß wir kaum eine Schrift kennen, in welcher ſich die Gelehrſamkeit ſo breit macht und dabei ſo armſelig und unfruchtbar an Reſultaten iſt. Wir würden jedoch Anſtand genommen haben, dies ſo offen und nackt auszuſprechen, wenn nicht Müllenhoff ſelbſt durch ſeine Schrift alles Recht auf rückſichtsvolle Behandlung verwirkt hätte. Wir haben oben geſagt, daß ſeine Schrift auch in der Form eine unerfreuliche Erſcheinung ſei. Wir haben damit nicht die Darſtellung im Auge gehabt, ſo unerquicklich, unklar, ja verworren dieſe auch iſt, wir haben vielmehr dabei an die Haltung gedacht, die eines wiſſenſchaftlich gebildeten Mannes wenig würdig iſt. Jeder hat nicht nur das unbeſtrittene Recht, ſeine Meinung geltend zu machen und die entgegengeſetzte zu bekämpfen; er hat das Recht, dies mit allen ihm zugebote ſtehenden Waffen zu thun, und wir ſind weit entfernt, die Satire und den Spott für unerlaubt oder unehrenhaft zu erklären, ſobald der Zweck dadurch erreicht wird. Aber das halten wir unwürdig, wenn ſich der Gelehrte zu gemeinen Schimpfereien verleiten läßt, wenn ſein Zorn in Roheit, ſeine Entrüſtung in pöbelhaften Grimm ausartet. Und dies iſt leider in der Schrift Müllenhoff's der Fall. Er hat in derſelben die Zeit wieder hervorgerufen, da die alten Philologen ſich mit den unwürdigſten Schmähungen überhäuften und ſich dadurch die Verachtung aller Gebildeten zuzogen; ſeine Schrift iſt ein würdiges Gegenſtück zu den Ausfällen des verſtorbenen leipziger Profeſſors Baier gegen den trefflichen Görenz. Wir haben ſchon öfter zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß die deutſche Philologie ſich in Pedantismus und Buchſtabenklauberei verliert, wie einſt die claſſiſche, und die Schrift Müllenhoff's liefert neuerdings den Beweis,

ur Geſchichte der Nibelunge Not von Karl Müllenhoff.
weig, Schwetſchke und Sohn. 1855. 4. 1 Thlr.

daß dieſe Neigung vorhanden iſt; es wäre traurig, wenn ſie auch in jenen häßlichen Abweg gerathen ſollte.

Holtzmann, der ſich durch Müllenhoff's Ausfälle am meiſten verletzt fühlte, fand es für gut, ihm in einer eigenen Broſchüre zu antworten. *) Wir bedauern, daß er es gethan hat, denn ſolches Gebahren verdient keine Beachtung; wir bedauern es, obgleich ſeine Schrift recht gut und witzig geſchrieben und, was wir unter den vorliegenden Umſtänden vor allem loben müſſen, in ruhigem und durchaus anſtändigem Tone gehalten iſt. Denn daß er das Lächerliche lächerlich macht, wird man dem Verfaſſer nicht als Mangel an Anſtand auslegen wollen. Die eigentliche Streitfrage hat durch dieſe Entgegnung im Ganzen wenig oder gar nicht gewonnen, doch hat es uns gefreut, darin eine Erklärung zu finden, die in doppelter Weiſe erfreulich iſt, erſtlich weil ſie der bisherigen Forſchung eine ganz andere und gewiß fruchtbarere Richtung gibt, und dann, weil ſich daraus ergibt, daß Holtzmann es mit ſeinen Forſchungen ehrlich meint, daß es ihm um die Wahrheit und nicht darum zu thun iſt, eine nur von der frühern abweichende Meinung vorzutragen. Er geſteht nämlich, was er in ſeinem Hauptwerke entſchieden verneint hatte, daß die münchener Handſchrift nicht ohne Werth ſei und daß überhaupt der zunächſt durch den St.-Galler und dann auch durch den münchener Codex repräſentirte gemeine Text Vorzüge vor der Laßberg'ſchen Handſchrift habe. Wir werden weiter unten darauf zurückkommen.

Außer Müllenhoff hat noch ein anderer Anhänger der Lachmann'ſchen Anſicht, Max Rieger, den Kampf gegen Holtzmann aufgenommen und in einer kleinen Schrift ſowol die alte Lehre zu vertheidigen, als die neue zu widerlegen geſucht. **) Es iſt nun zuvörderſt an derſelben zu loben, daß ſie in einem anſtändigen, würdigen Tone geſchrieben iſt, was man freilich gar nicht nöthig haben ſollte, beſonders zu betonen, weil Anſtand und Würde ſich bei einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung von ſelbſt verſtehen ſollte, was wir aber der Schrift Müllenhoff's gegenüber doch hervorheben müſſen. Bei Rieger nimmt die Unterſuchung überhaupt einen viel höhern Standpunkt ein; die Frage, ob man in den Nibelungen ein ſelbſtändiges Gedicht oder eine Sammlung von Volksliedern zu erblicken habe, hat für ihn nicht blos eine wiſſenſchaftliche, ſondern auch eine nationale und eine pädagogiſche Bedeutung. Er kämpft für Lachmann's Anſicht nicht allein deshalb, weil er ſie für wahr hält, ſondern auch ganz vorzüglich deshalb, weil er glaubt, daß die Dichtung auf die Jugendbildung nur dann von fruchtbarem Einfluſſe ſein könne, wenn ſie für eine Sammlung von Volksliedern angeſehen und als ſolche behandelt wird. Rieger ſagt in dem Vorwort:

Die Frage iſt von erſchütternder Wichtigkeit für alle
Freunde des Gedichts, für Alle, die ihm noch eine Zuku
nationalem Bildungsſtoff in Ausſicht ſtellen möchten. B
Löſung dieſer Frage hängt es ab, ob man die Ausſch
von Interpolationen in Lachmann's Sinne verſuchen da
welche Anſicht man von der Entſtehung des Gedichts
wird; denn ein Geſchmack, der im Laßberg'ſchen Text
die Ueberarbeitung wahrnimmt, wird auch die Verſchie
des Tons zwiſchen einzelnen Theilen des Gedichts nicht
hören, ohne deren Eindruck jeder andere Beweisgrun
Wirkung verſagt. Gewinnt die neue Anſicht vom Te
Uebergewicht, ſo werden die Anhänger der alten mit E
auf die Hoffnung verzichten, das Gedicht je auf die D
die Jugendbildung eingeführt, zum geliebten geiſtigen
thum der kommenden Geſchlechter gemacht zu ſehen,
von ſeinem über und über entſtellten Texte eine W
nicht erwarten können, die bisher auch der gereinigt
gethan hat.

Eine Geſinnung, wie diejenige iſt, die ſich
vorſtehenden Zeilen ausſpricht, iſt jederzeit ehren
ſie wird auch dann immer noch die höchſte A
verdienen, wenn die ſie begleitenden Betrachtung
als irrig erweiſen ſollten. Und daß dies der F
haben unſere Leſer, um uns des beliebten Ausdru
Schule zu bedienen, gewiß ſchon „herausgefühlt“
muß ſchon das höchſte Bedenken gegen die W
einer Anſicht erregen, wenn dieſe von vornherei
langt, daß man für die Unterſuchung nicht etwa
ſche Bildung und Geſchmack überhaupt, ſondern ei
ſtimmten Geſchmack mitbringen ſolle, und ſie zugi
ohne dieſen Geſchmack jeder andere Beweisgrun
Wirkung verſagt. Freilich hat Lachmann auch
Daſſelbe ausgeſprochen, und er hat, wie von Hol
ſo gut dargethan worden iſt, vorzüglich durch de
rorismus, mit welchem er Jeden, der ſeinen Ge
nicht theile, für geſchmacklos erklärte, allerding
Anhänger gewonnen als durch ſeine Gründe, weil ſi
mand gern ſagen laſſen mag, daß er keinen Geſchma
Wir hätten daher gewünſcht, daß der Verfaſſer di
merkung nicht wiederholt hätte; wir hätten es un
erwarten dürfen, als er unmittelbar vorher ein
Verfahren mit der größten Entſchiedenheit tadelt,
er ſagt:

Der Verfaſſer hat ſich beſtrebt, keine Urtheile zu
deren Gründe ihm allzu ſehr Geſchmacksſache zu ſein
und Stellen lieber maſſenhaft aus dem Spiel gelaſſen
mit einem „doch offenbar“ oder einer ähnlichen terro
Berufung auf den geſunden Sinn des Leſers für ſeine
hätte brauchen können.

Und dann könnte man den Verfaſſer fragen,
er überhaupt ſein Büchlein geſchrieben habe. Da
der mit dem ſpecifiſch Lachmann'ſchen Geſchmack
iſt, vermöge deſſelben die Wahrheit findet, ſo ſi
ſolche alle übrigen Beweisgründe wenigſtens über
und da andererſeits alle möglichen Beweisgrün
Alle wirkungslos bleiben, welche den Geſchmack
hätten wir geſagt, den alleinſeligmachenden G
nicht haben, ſo iſt die trefflichſte Ausführung d
für dieſe doch ganz vergeblich und nutzlos. W
lich die letzte Bemerkung betrifft, daß die Nib
nur in der Geſtalt von einzelnen unzuſammenhä

*) Kampf um der Nibelunge Hort gegen Lachmann's Nachtreter. Von Adolf Holtzmann. Stuttgart, Krabbe 1855. Gr. 8. 8 Ngr.

**) Zur Kritik der Nibelunge von Max Rieger. Gießen, Ricker. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

in die Jugendbildung eingeführt, zum geliebten
Eigenthum der kommenden Geſchlechter gemacht
ind eine fruchtbare Wirkung haben könnten, dies iſt
wichtige Behauptung, daß der Verfaſſer ſich wol
drängt fühlen ſollen, ſie zu beweiſen. Es genügt
iger, ſie mit dem Selbſtbewußtſein der Unfehlbar-
Glaubensartikel hinzuſtellen, als der Verfaſſer ſelbſt
aß die Liedergeſtalt noch die erwartete Wirkung
äbt habe. Wir begreifen wirklich nicht, daß die-
ndniß die doch ſo naheliegende Frage nicht hervor-
hat, ob der Mangel an Wirkung nicht gerade
erigen Behandlung des Gedichts zugeſchrieben
mußte? Und wir ſtehen nicht an, wirklich darin
nd zu finden, warum die Nibelungen bisjetzt ſo
los geblieben ſind. Man hat der Jugend ſeit
en beinahe ausſchließlich die Lachmann'ſche Aus-
die Hände gegeben, in welcher die ſogenannten
ationen ſchon durch den Druck ausgezeichnet
wodurch der Lehrer gezwungen wurde, einen vor-
e kritiſchen Gang einzuſchlagen. Iſt dies ſchon
höchſt bedenklich, ſo wurde es durch die Art
iſe, wie die Kritik gehandhabt werden mußte,
achtheiliger. Denn bei den weitaus meiſten
welche als interpolirt nachgewieſen werden ſoll-
jen auch in Lachmann's Anmerkungen, an die
Lehrer doch zunächſt zu halten hatte, keine recht
Gründe vor, da ja vorab das Gefühl Lachmann's
nen Heptaden ahnte man noch nichts) die echten
n von den unechten ausgeſchieden hatte. Und
e ſich die ganze Beweisführung des Lehrers auf
pellation an das Gefühl beſchränken. „Fühlt ihr
t, ihr Burſche, daß dieſe Stelle unecht iſt?"
e Mehrzahl der Schüler antwortete begreiflich,
llerdings ſo etwas fühlten, und war froh,
mit dem bloßen Gefühle ſo Herrliches voll-
nne. Sie prieſen die deutſche Philologie, die
freit von dem Pedantismus der claſſiſchen, es
hüler ſo leicht mache, den Standpunkt des Mei-
erringen, da es nicht nöthig ſei, bei jedem, ſelbſt
bedeutendſten Wörtchen einen ungeheuern Appa-
Gelehrſamkeit herbeizuziehen, um zur Gewißheit
gen. „Da loben wir uns die deutſche Philolo-
ſen ſie entzückt aus; „man braucht nur zu füh-
— riſch haben wir Stellen von 20 und mehr
n abgethan." Freilich gab es auch Manche, die
chmann's und des Lehrers Verſicherung nicht
", oder vielmehr bei ihrem ungetrübten Sinne
Schöne gerade oft bei den als Flickwerk eines
nen Dichterlings verſchrienen Stellen die Treff-
erſelben gar wohl fühlten, denen ihr durch kein
feſtgeſtelltes Syſtem getrübtes Gefühl laut ſagte,
ſogenannten Interpolationen aus einer unzu-
hängenden Reihe von einzelnen, öfters bedeutungs-
d für ſich betrachtet ſogar abgeſchmackten Liedern
les, kunſtreiches Gebilde würden, das ſich den
n Dichtungen des Alterthums und der neuern
r Seite ſtellen könne. Wie mußte dieſen die
deutſche Philologie erſcheinen? Und mußte ſich der Widerwille gegen eine Wiſſenſchaft, die auf Geſchmackloſigkeit zu beruhen ſchien, nicht endlich auch auf die Denkmäler ſelbſt ausdehnen? So war die Wirkung des Gedichts in der Schule nach jeder Seite unglückſelig, und es war unmöglich, mit der Lachmann'ſchen Ausgabe eine wirkliche Liebe für das herrlichſte Denkmal unſerer ältern Literatur zu erwecken, gegen welches die beſten Erzeugniſſe der höfiſchen Epik ſich wie ein Zwerg zu einem Rieſen verhalten, wenn man es in ſeiner großartigen Geſammterſcheinung auffaßt.

Sollten wir uns doch irren, ſollte Rieger trotz der obigen auf Erfahrung gegründeten Bemerkungen immer noch der Anſicht ſein, es könne das Gedicht wirklich nur in der Lachmann'ſchen Liedergeſtalt mit Nutzen auf die Dauer in die Jugendbildung eingeführt, zum „geliebten geiſtigen Eigenthume der kommenden Geſchlechter gemacht werden", ſo fodern wir ihn hiermit auf, ſeine Meinung durch überzeugende Beweisgründe zu unterſtützen; wir halten die Wirkung, die er von den Liedern verſpricht, für ſo höchſt bedeutend und einflußreich auf die Bildung der Jugend und ſomit der ganzen Nation, daß wir keinen Augenblick anſtehen würden, wenigſtens für Schulausgaben die Liedergeſtalt für unbedingt nothwendig zu halten, ſelbſt wenn er uns nicht überzeugen könnte, daß ſie die urſprüngliche ſei, was wir allerdings für unmöglich halten.

Nach dieſer, wie wir hoffen, nicht unnöthigen Erörterung können wir die Schrift ſelbſt in gedrängterer Weiſe beſprechen. Zu den Vorzügen derſelben gehört, daß Rieger dabei durchaus methodiſch verfährt. Er geht, wie Holtzmann, von der Betrachtung der Handſchriften aus und unterſucht zuerſt ihre Unterſchiede im Strophenbeſtande, ſodann ihre Unterſchiede in der Lesart. Was den erſten Punkt betrifft, ſo findet er, daß alle Handſchriften, die Laßberg'ſche wie die St.-Galler und die münchener, eigenthümliche Vorzüge haben, daß in allen Auslaſſungen und Zuſätze erſcheinen, welche vollen Grund haben, wie ſich umgekehrt in allen Auslaſſungen und Zuſätze finden, die durch nichts entſchuldigt werden und durch welche der urſprüngliche Text offenbar als verderbt erſcheint. Wenn man auch im Einzelnen nicht immer mit den angeführten Gründen einverſtanden ſein kann, ſo muß man doch im Ganzen die Ruhe und Unparteilichkeit des Urtheils anerkennen. Daſſelbe gilt von ſeiner Vergleichung der Lesarten, bei denen ſich daſſelbe Ergebniß herausſtellt, daß nämlich jede Handſchrift in einzelnen Stellen das Beſſere gibt. Auf dieſe Weiſe hat aber Rieger nicht bewieſen, was er beweiſen wollte, daß nämlich die münchener Handſchrift den beſten, treueſten, echteſten Text mittheile, und wenn er auch wiederholt verſichert, daß dies das Ergebniß ſeiner Unterſuchung ſei, ſo ſpricht dieſe Unterſuchung ſelbſt laut gegen ihn. Er hat alſo ſeinen Zweck keineswegs erreicht, aber unbewußt und vielleicht wider Willen einen viel beſſern und in ſeinen Wirkungen weit fruchtreichern, den nämlich, daß durch ihn zur unbeſtreitbaren Gewißheit erhoben wurde, es müſſe

bei den weitern Forſchungen jede Handſchrift ohne Ausnahme gewiſſenhaft geprüft und ohne irgendeine vorgefaßte Meinung in den Kreis der Unterſuchung gezogen werden. Und ſo wird ſeine Schrift von einem künftigen Forſcher mit weit größerm Nutzen zurathe gezogen werden, als die Jeremiade Müllenhoff's und als eine andere im Intereſſe der Unterſuchung Holtzmann's geſchriebene Broſchüre*), deren Verfaſſer, Joſeph Gottfried Herrmann in Wien, ſich viel zugute darauf thut, daß er ein Oeſtreicher ſei, weil er als ſolcher ein in Oeſtreich entſtandenes Gedicht wohl ziemlich verſtehen müſſe.

Sein Schriftchen zerfällt in zwei Abſchnitte, von denen der erſte einen ziemlich getreuen Bericht über die bisherigen, das Nibelungenlied betreffenden Forſchungen und namentlich über den durch Holtzmann angeregten Streit gibt, der zweite eine Reihe von Bemerkungen über Lachmann's Anmerkungen enthält. Dieſer Abſchnitt enthält manches Gute und Brauchbare und zeigt in mehren Beiſpielen mit ſchlagenden Gründen, daß Lachmann in ſeiner Kritik des Nibelungenliedes auf eine höchſt willkürliche Weiſe verfuhr. Doch iſt mit ſolchen einzelnen abgeriſſenen Bemerkungen im Ganzen nicht viel gethan, und außerdem hat der Verfaſſer keineswegs diejenigen Stellen aus Lachmann's Anmerkungen gewählt, welche deſſen Verfahren in das hellſte Licht zu ſetzen geeignet wären.

Wir erinnern uns, daß ſich Holtzmann im erſten Theile ſeiner „Unterſuchungen" vorzugsweiſe darzuthun bemüht, daß die Laßberg'ſche Handſchrift den beſten Text gebe. Kaum war ſein Buch erſchienen, als ſchon ein Dritter, Heinrich Nabert, ſich daran machte, eine auf jene Handſchrift gegründete Schulausgabe des Gedichts zu veranſtalten.**) Wir müſſen geſtehen, daß uns ſchon der weitſchweifige Titel des Buchs angewidert und es uns faſt gefreut hat, daß auch das Buch ſelbſt den durch den Titel hervorgebrachten unangenehmen Eindruck beſtätigte. Nabert berichtet uns, daß, als er gerade vor längerer Zeit (!!) mit dem Plane zu einer Schulausgabe der Nibelungen umging, ſich Holtzmann gegen den Lachmann'ſchen Text erhoben hatte, in welchem er nicht nur das Lied, ſondern auch die mittelhochdeutſche Sprache zuerſt kennengelernt hatte, mit welchem er daher ſo verwachſen war, daß es ihm ſchwer ward, ſich nur an den andern zuerſt zu gewöhnen. Nach und nach habe ihm dieſer jedoch ſo ſehr gefallen, daß er deſſen ſämmtliche Abweichungen in ein Exemplar von Lachmann's „Nibelunge Not" übertrug; das Ergebniß dieſer Vergleichung ſei nun die Wahl, von der ſeine Ausgabe zeuge.

Doch hat dabei, das geſtehe ich gern, der Totaleindruck

*) Widerſprüche in Lachmann's Kritik der Nibelungen, nachgewieſen von Joſeph Gottfried Herrmann. Wien, 1855. Gr. 8. 10 Ngr.

**) Der Nibelunge Liet. Vollſtändigſte Ausgabe nach dem durch Dr. Holtzmann als wirklich älteſten nachgewieſenen Texte des Freiherrn von Laßberg unter Berückſichtigung der übrigen bisjetzt bekannten Lesarten, namentlich der wallerſteiner Handſchrift, zum Gebrauche für Schulen veranſtaltet und mit Wörterbuche verſehen von Heinrich Nabert. Hannover, Rümpler. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

mehr gethan, als abgezählte Einzelheiten (!!), w
keine unerwogen geblieben iſt. Die größere Alterth
der Formen beſtimmte mich auch weit weniger als
ſtens beſſere Zuſammenhang und die meiſtens ſchönere
was jeder Schulmann ebenſo ſehr billigen wird, als
andererſeits mich nicht immer ängſtlich an dieſe eine H
gehalten, ſondern das in manchen Fällen Beſſere de
aufgenommen habe.

Es ließe ſich leicht nachweiſen, daß die Verſ
des Verfaſſers, als habe er die Laßberg'ſche Ausg
ſeinigen zugrunde gelegt, nicht ſo ganz richtig ſei;
ſich beinahe bezweifeln, ob ihm dieſe anders
Lachmann's „Nibelunge Not" und Anmerkungen
geworden iſt. Sicher iſt es, daß er die übriger
ſchriften nur aus letzterm Buche, die wallerſtei
beſondere nur aus Holtzmann kennt, und daß
theil ſich lediglich nur auf dieſen, auf Zarncke's u
ger's Schriften und zuweilen ſogar auf Müllenhoff
er ſelbſt aber, wo dieſe ihn verlaſſen, ziemlich rathlos

Eine neue Ausgabe der Nibelungen thut al
noth. Daß die Lachmann'ſche nicht mehr genüge
iſt durch Holtzmann und Zarncke*) überzeugend da
von Rieger, wenn auch nicht ausdrücklich, doch
genug zugegeben worden. Ueberhaupt kann es ſi
das Verhältniß der Handſchriften aufgehellt wor
nicht mehr darum handeln, eine ausſchließlich zur
lage einer neuen Ausgabe zu machen, da ſelbſt
mann zugibt, daß die münchener nicht ſo werth
als er zuerſt behauptet hatte. Die einzelnen Han
ten müſſen überhaupt noch weit gründlicher un
dringlicher verglichen werden, als es bisjetzt geſche
um zu einem ſichern, unumſtößlichen Reſultate ü
ren Werth, über ihr eigenes Alter und das Al
von ihnen überlieferten Textes zu gelangen. Es ſt
noch keineswegs feſt, daß der Laßberg'ſche Cod
echteſten Text gibt, und wird auch durch die wa
ner Handſchrift nicht nachgewieſen werden können.
unſerer Anſicht iſt die nächſte Aufgabe, welche
deutſche Philologie in Bezug auf die Nibelung
ſetzen hat, die, eine Edition zu veranſtalten, welc
irgendeiner Handſchrift fußend, deren Wahl durc
zeugende Gründe dargethan werden müßte, die
chungen ſämmtlicher Handſchriften, der vollſtändig
der Fragmente, diplomatiſch getreu verzeichnete, u
dieſe Weiſe einen vollſtändigen Apparat zu geben
deſſen Hülfe erſt eine kritiſche Ausgabe veranſtalt
den könnte. Wir bezweifeln aber, daß die Laßb
Handſchrift zugrunde gelegt werden könnte, wir bez
dies aus innern wie äußern Gründen, die wir an
andern Orte ausführlicher entwickeln werden, d
uns hier zu weit führen würde. Wir bemerken
daß es uns ſcheint, man lege allerſeits zu wenig
auf den Umſtand, daß der ſogenannte gemeine Tex
eine große Reihe von Handſchriften (ſieben vollſtändig
zehn meiſtens ziemlich großen Bruchſtücken) repräſen
während der münchener ſich nur in einer, der Laßb

*) Zarncke hat ſeitdem eine Handausgabe des Nibelungenlie
zig, G. Wigand, 1856) erſcheinen laſſen. D.

s in zwei, im ganzen Umfange vielleicht ſogar
einer Handſchrift erhalten hat, da der waller-
Codex in manchen weſentlichen Stellen vom Laß-
n abweicht und mit der gemeinen Lesart über-
it. Auf die drei Fragmente, welche außerdem
berg'ſchen Handſchriftenfamilie beigezählt werden,
umſoweniger Werth zu legen, als eines derſel-
Stellen aus der „Klage“ mittheilt, die beiden an-
r wenige Strophen enthalten, aus denen ſich mit
icherheit doch nicht annehmen läßt, daß die Hand-
, aus denen ſie ſtammen, vollſtändig mit der
ſchen übereingeſtimmt haben. Es darf aber doch
eſetzt werden, daß der Text, der ſich ſo großer
ung erfreute und von dem zwei oder drei Hand-
jedenfalls in das 13. Jahrhundert gehören, all-
für den wahren, echten und urſprünglichen wird
n worden ſein. Eine nähere Vergleichung der
Texte gibt der Anſicht, daß die gemeine Lesart
rüngliche ſei, noch größere Wahrſcheinlichkeit.
der, wie wir wiſſen, keineswegs für den Laß-
n Text eingenommen iſt, ſagt von demſelben, daß er
ßigere Leichtigkeit und zierlichere Abrundung dar-
d manchen Unebenheiten und Widerſprüchen des ge-
Textes ausweiche, während dieſer um ſo häufiger den
des angemeſſenern, bedeutendern Inhalts, der
svollern Form beſitze. Von den Zuſatzſtrophen
insbeſondere: ſie ſchildern einen Vorgang oder eine
n, oder malen ihn in Einzelheiten aus, mehr
nder glücklich, auch tragen ſie an einer Schilde-
rſäumte Theile nach, oder ſie malen eine Rede
eſpräch zu beſſerer Erſchöpfung des Inhalts wei-
; ſie beleuchten Situationen oder Stimmungen
eſpräche, ſie motiviren, ſie leiten ein und ge-
Uebergänge und Zwiſchenglieder. Statt der Aus-
ben ſie auch reine Variation, ſtatt der Schilde-
eilen ſie ſich mit ſich von ſelbſt verſtehenden Re-
den und mit geſchwätziger Ankündigung oder Wie-
g des Geſchehenen. Sie bereichern auch die Erzäh-
it bedeutungsloſen oder unpaſſenden Begebenheiten.
dings bezieht er dieſe Bemerkungen nicht blos
Laßberg'ſche Handſchrift, ſondern auch zum Theil
durch den St.-Galler Codex repräſentirten ge-
Text; allein er hat doch vorzugsweiſe jene im
nd es paßt ſeine Charakteriſtik auch weit beſſer
Zuſatzſtrophen der Laßberg'ſchen Handſchrift, als
der gemeinen Lesart. Wollte man aber dieſe
teriſtik mit einem einzigen, Alles in ſich faſſenden
k bezeichnen, ſo würde wol keiner beſſer paſſen
, welchen Rieger ſelbſt andeutet, obgleich er ihn
vollen Umfange anzuwenden wagt: der Laßberg'-
dex bietet einen weichern und höfiſchern Stil,
nothwendig folgt, daß die gemeine Lesart einen
, volksthümlichern Charakter hat. Ganz Daſſelbe
ch Zarncke; denn wenn er behauptet, daß es dem
iter des gemeinen Textes „hauptſächlich auf dicke-
ſtragen der Farben“ ankam, daß er deshalb auch
usließ, was entbehrt werden konnte, ſo namentlich
die Schlußſtrophen der Aventiuren, die meiſtens die Erzählung nicht mehr fortführen, in denen aber oft in ernſt tragiſcher Betrachtung mit dem Vorhergehenden abgeſchloſſen und auf das Folgende hingewieſen werde; ſo liegt in der That die nämliche Anſicht zugrunde und wird durch die Bemerkung nicht entkräftet, daß jener Bearbeiter ein Bänkelſänger geweſen ſei; vielmehr liegt eben darin die Anerkennung, daß der gemeine Text der volksthümlichen Anſchauung näher ſtand als der Laßberg'ſche.

Der Dichter des Nibelungenliedes war allerdings ein Volksſänger und kein höfiſcher Dichter, oder wenn er ein ſolcher war, ſo hat er ſich doch in ſeinem Gedichte über die höfiſche Beſchränktheit erhoben und den volksthümlichen Inhalt auch in volksthümlichem Sinne dargeſtellt. Daß ſein Stoff ihm in mündlicher Ueberlieferung und gewiß auch in alten Volksliedern vorlag, wird von Jedermann, ſelbſt von den entſchiedenſten Gegnern der Lachmann'ſchen Lieder angenommen, und es darf auch wol zugegeben werden, daß er bei ſeiner Bearbeitung dieſe Volkslieder reichlich benutzt hat, was immer ganz etwas Anderes iſt, als wenn behauptet wird, daß er dieſelben „mit Haut und Haaren“ beibehalten und ſie durch hinzugedichtete Uebergänge zu einem Ganzen verbunden hätte.*) Es iſt ſeinem Gedichte daher ſchon dadurch der volksthümliche Charakter der Darſtellung aufgeprägt worden. So ſtolz abgeſchloſſen die höfiſchen Dichter auch gegen die nationale Sage waren, ſo läßt ſich doch denken, daß ſie ein ſo großartiges Gedicht wie die Nibelungen nicht ganz ignoriren konnten, umſoweniger als

*) Könnte ſich dieſes denken laſſen, ſo müßte man doch auch vor allen Dingen annehmen, daß der Bearbeiter eben nur dergleichen verbindende Uebergänge gedichtet, die Lieder ſelbſt unangetaſtet gelaſſen und ſie nicht auch durch Einſchiebungen aller Art zerſtört hätte. Lachmann's Anſicht könnte nur dann auf Glauben Anſpruch machen, wenn ſich auch nur eine einzige Handſchrift fände, wir wollen nicht einmal ſagen, wo jene 20 Lieder ohne allen Zuſatz vorhanden, ſondern wo doch wenigſtens nur jene Uebergänge oder höchſtens nur hie und da einzelne, nicht aber 10, 20, 30, ja 50 und 60 Strophen eingeſchaltet wären. Ganz unerklärlich wäre es, daß ein Bearbeiter, der mit den alten Liedern ſo rückſichtslos umgegangen wäre, wie Lachmann es vorausſetzt, doch wieder die Rückſicht ſoweit getrieben haben ſollte, daß er auch keine einzige Strophe ausgelaſſen, ſondern jede wie ein koſtbares Heiligthum bewahrt hätte. In Lachmann's vierzehntem Liede finden wir eine Stelle von 60 Strophen, von denen nur drei echt, die übrigen interpolirt ſein ſollen. Nun finden ſich dieſe drei nicht nebeneinander, ſondern in größern oder kleinern Zwiſchenräumen. Nach der echten Strophe 1531 folgen 13 unechte, dann wieder eine echte, darauf zwei interpolirte, wieder eine echte, dann 36 eingeſchobene, nach dieſen nochmals eine echte, drei interpolirte, ſodann eine echte und eine interpolirte, worauf erſt die echten Strophen wieder in einem Zuge folgen. Welche heilige Scheu vor dem überlieferten Liede ſetzt dies voraus von Einem, der darauf ausgeht, es durch ſeine unſinnigen Zuſätze zu verunſtalten! Welche furchtbare Mühe mußte es ihn koſten, ſeine Strophen zu erfinden, daß ſie das Kleinod der vier echten verſtändig einfaßten. (Denn daß er verſtändig und unſinnig zu gleicher Zeit war, gilt der Lachmann'ſchen Schule für ausgemacht.) Iſt es nicht weit einfacher zu denken, daß der Bearbeiter dieſe vier Strophen einfach weggelaſſen oder nach ſeinen Bedürfniſſen umgeſtaltet hätte? Dies wäre wenigſtens der natürlichſte, ja wir möchten ſagen nothwendige Gang. Um das Wunder zu vollenden, hat aber der Bearbeiter nicht nur keine einzige Strophe ausgelaſſen, ſondern auch an keiner einzigen etwas verändert!

es gewiß auch an den Höfen bekannt war. War es unter dieſen Umſtänden nicht natürlich, daß ein höfiſcher Dichter auf den Einfall gerieth, das Gedicht ad usum Delphini zu bearbeiten, die rauhe Form, wo ſie ſich auch zeigte, zu entfernen, ihm eine zierlichere, geglättetere zu geben und zugleich das Ganze harmoniſcher zu geſtalten, namentlich Widerſprüche, die er zu entdecken glaubte, zu entfernen, geographiſche Fehler zu verbeſſern u. ſ. w.? Und charakteriſirt ſich die Laßberg'ſche Handſchrift nach den Bemerkungen der Freunde ſowol wie der Gegner derſelben, nach dem Urtheile Rieger's wie Zarncke's nicht entſchieden als eine ſolche Arbeit? Dieſe Anſicht liegt ſo nahe, ſie wird durch ſo triftige, in die Augen ſpringende Gründe unterſtützt, daß wir wirklich nicht begreifen würden, wie ſie noch keinem einzigen Kritiker, keinem einzigen Literarhiſtoriker eingefallen iſt, wenn wir nicht wüßten, daß die einen von vorn herein die Laßberg'ſche, die andern die münchener Handſchrift, jene den reichſten, dieſe den ärmſten Text für die echteſte Ueberlieferung angenommen haben.

Wir kommen auf Holtzmann's „Unterſuchungen" zurück. Wie wir uns erinnern, ſuchte er hauptſächlich dadurch, daß er Laßberg's Handſchrift Lachmann gegenüber für den echteſten Text erklärte, deſſen Anſicht von dem Urſprunge des Nibelungenliedes zu entkräften. Es ſchien dies umſomehr der geeignete Weg, als einer der Führer der Lachmann'ſchen Schule, der gelehrte Profeſſor Haupt, ausdrücklich verſichert hatte, es würde Lachmann nie gelungen ſein, ſeine 20 Lieder auszuſcheiden, wenn er nur die Laßberg'ſche Handſchrift und nicht die münchener ſeinen Forſchungen hätte zugrunde legen können. Wir haben uns freilich eines Andern überzeugt und geſehen, daß Lachmann jene Lieder ebenſo gut in jeder beliebigen Handſchrift gefunden hätte, weil er ſie eben finden wollte, und er einen ſo ausgezeichneten Scharfſinn und eine ſo regſame und glückliche Combinationsgabe beſaß, daß er jeder, auch der fremdeſten Thatſache eine Seite abzugewinnen wußte, die er zu ſeinem Zwecke gebrauchen konnte, und daß er aus einer Reihe von Gründen, die er auf dieſe Weiſe gewonnen hatte und die alle an ſich keine Beweiskraft hatten, ein Gebäude aufzurichten verſtand, das vollkommen in ſich abgeſchloſſen und ein harmoniſches Ganze zu ſein ſchien, wodurch es ihm gelang, ſo viele ſelbſt der bedeutendſten Gelehrten ſo lange Jahre hindurch in die Irre zu führen. Weil aber Lachmann's Lehre in der That nicht auf dieſer oder jener Handſchrift beruhte, ſo konnte, wie wir ſchon bemerkt haben, die Unrichtigkeit derſelben auf dem von Holtzmann eingeſchlagenen Wege nicht nachgewieſen werden. Er hat dies ſelbſt gefühlt und daher in ſeinem Buche verſucht, die Falſchheit der Lachmann'ſchen Theorie auch dadurch zu erweiſen, daß er den Urſprung und die Bildung des Nibelungenliedes auf andere Weiſe erklärte.

In der „Klage", jenem mit dem Nibelungenlied innerlich und äußerlich nahe verwandten Gedicht, wird nämlich berichtet, daß der Biſchof Pilgrim von Paſſau, welcher bekanntlich die Burgunden auf ihrem Zuge zu Etzel gaſtfreundlich aufgenommen hatte, die Geſchichte der Nibelungen durch ſeinen Schreiber Konrad lateiniſch habe aufzeichnen laſſen, damit ſie der Nachwelt überliefert werde, und daß man die Märe ſeitdem häufig in deutſcher Sprache gedichtet habe. Natürlich kann der hiſtoriſche Pilgrim, der von 970—991 Biſchof von Paſſau war, nicht derſelbe ſein, von welchem die „Klage" berichtet, daß er die Geſchichte habe aufzeichnen laſſen; es kann nicht der nämliche ſein, der in den Nibelungen wie in der „Klage" als handelnde Perſon vorkommt. Allein, ſagt Holtzmann, es iſt ebenſo undenkbar, daß nach 1190, um welche Zeit das Gedicht entſtanden ſein ſoll, ein Sammler oder Fortſetzer oder Ordner von Volksliedern eine Perſon, von der er durchaus nichts wiſſen konnte, weil jener hiſtoriſche Pilgrim in keiner Weiſe in der Erinnerung lebte und leben konnte, auf eigenmächtige und gewaltſame Weiſe in die Sage eingemiſcht habe. Dieſe widerſprechenden Umſtände erhalten aber, fährt er fort, eine befriedigende Löſung, wenn man das Zeugniß der „Klage" feſthält, wenn man nach demſelben annimmt, daß der hiſtoriſche Biſchof Pilgrim wirklich die Sage von den Nibelungen durch ſeinen Schreiber Konrad habe aufzeichnen laſſen; denn was iſt natürlicher, als daß dieſer ſeinem Herrn in ſeinem Buche ein Denkmal habe ſetzen wollen, daher er einen zu jener Zeit lebenden Biſchof Pilgrim erdacht und ihn zum Oheim der burgundiſchen Könige gemacht habe, um die königliche Abſtammung ſeines Herrn zu rühmen. Ebenſo habe er von jenem berichtet, daß er alle Nachrichten über die Sage aus dem Munde der Spielleute ſorgfältig geſammelt und aufgezeichnet habe, um ſeinen Herrn zu preiſen, daß er dieſelbe in der That durch ihn zum erſten male habe aufſchreiben laſſen.

Die Sache ſcheint viel für ſich zu haben; allein es muß großes Bedenken erregen, daß Holtzmann aus dem Buche, von dem die „Klage" ſpricht, ein deutſches Gedicht machen will, während doch ausdrücklich geſagt wird, daß es lateiniſch abgefaßt geweſen ſei. Ferner begründet er ſeine Vermuthung durch eine Stelle aus dem bairiſchen Schriftſteller Hund von Sulzenmoos, welcher berichtet, daß Biſchof Pilgrim ein deutſches Gedicht habe ſchreiben laſſen, in welchem die Thaten der Avaren und Hunnen beſungen wurden. Dieſes Gedicht, welches Hund in Händen gehabt zu haben verſichert, ſei, ſagt Holtzmann, keine der erhaltenen oder verlorenen Handſchriften des Nibelungenliedes geweſen, ſondern ein anderes, aus welchem der Dichter des Nibelungenliedes geſchöpft habe. Nun iſt aber ſeitdem nachgewieſen worden, daß jene Handſchrift, von welcher Hund berichtet, wirklich eine der in München vorhandenen Handſchriften des Nibelungenliedes geweſen iſt.

Dieſer Punkt der Holtzmann'ſchen „Unterſuchungen" iſt ſeitdem in einer trefflichen Schrift gründlich beleuchtet worden, welche den durch ſeine gelehrten hiſtoriſchen Arbeiten rühmlichſt bekannten Ernſt Ludwig Dümmler zum Verfaſſer hat.*) Sie beſchäf-

*) Pilgrim von Paſſau und das Erzbisthum Lorch. Von Ernſt Ludwig Dümmler. Leipzig, Hirzel. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

eilich nur in einem Anhang mit dem beſon-
egenſtand, der für uns hier von Wichtigkeit
d wir können daher auch nur dieſen Theil der
berückſichtigen; doch wird es uns erlaubt ſein,
gemeinen das Urtheil auszuſprechen, daß ſie
beſten und gründlichſten Monographien auf dem
der Geſchichte gehört und den andern ähnlichen
n des Verfaſſers vollkommen ebenbürtig iſt. Sie
ſich durch Beſonnenheit und Gründlichkeit der
ng, ſowie durch Klarheit der Entwickelung aus
angt daher zu Reſultaten, die von jeder vor-
freien Prüfung als unumſtößlich wahr angenom-
rden müſſen. Von dem Hauptinhalte der Schrift
wir nur Das mittheilen, was für unſern Gegen-
eſonders wichtig iſt. Es hat Dümmler nämlich
rzeugende Weiſe dargethan, daß Biſchof Pilgrim
ſſau ſeine Thätigkeit ganz insbeſonders darauf
ſich von der kirchlichen Oberhoheit des Erzbis-
Salzburg zu befreien, ſein Bisthum dagegen ſelbſt
ithin herrſchenden Erzbisthum zu erheben, und daß
Erreichung ſeines Zwecks keinen Anſtand nahm,
ihe von päpſtlichen Bullen zu fälſchen oder zu
n. Was nun den erwähnten Anhang betrifft,
äftigt ſich dieſer mit dem Verhältniß Pilgrim's
ibelungenliede. Auch Dümmler iſt der Anſicht,
ſo entſchieden hingeſtellten Zeugniſſe der „Klage"
er nicht behauptet werden kann, es ſei das Buch
chreibers Konrad ein deutſches Gedicht geweſen,
müſſe man an dem Wortlaute feſthalten, nach
es als ein lateiniſches Buch bezeichnet wird. Auch
unwiderleglich nach, wie jene oben angeführte
des bairiſchen Schriftſtellers Hund, auf welche
so großes Gewicht legt, nur von einem frü-
ichtſchreiber (Kaspar Bruſchius) copirt ſei, der
einem Andern (Wolfgang Lazius) abgeſchrieben
er offenbar das Nibelungenlied und die „Klage"
abt und misverſtanden habe. Bei der klaren und
, allen leeren Hypotheſen abgeneigten Weiſe
's hat es uns einigermaßen verwundert, daß er, wie
, dieſes von der „Klage" erwähnte Buch für ein
hält, was doch durch nichts gerechtfertigt erſcheint.
weiſt Alles darauf hin, daß eine proſaiſche
ng der Sage gemeint iſt, aus welcher ſpäter die
geſchöpft haben. Sehr wahrſcheinlich iſt dagegen
cht, daß die Einführung des Biſchofs Pilgrim
Sage von dieſem ſelbſt ausgegangen ſei; denn
an Fälſchungen gewöhnt war, haben wir eben
ümmler berichtet, und es iſt wol denkbar, daß
e Eitelkeit den großen Mann getrieben habe,
durch eine Fälſchung der Sage ſeinen eigenen
derſelben einzuverleiben, trotz aller chronologiſchen
chkeit, wie er durch eine ähnliche Fälſchung der
hte das Bisthum Paſſau in ein Erzbisthum Lorch
ndelt hatte, ohne ſich an irgendwelchen Anachro-
zu ſtoßen.

olzmann unterſtützt ferner ſeine Vermuthung über
rſprung der Nibelungen dadurch, daß er die Hei-
mat des Dichters zu ermitteln ſucht. Weil im Gedichte von den Gegenden am Rhein in ziemlich verworrener Weiſe geſprochen wird, der Dichter dagegen mit denen an der Donau ſehr genau bekannt iſt, ſoll er „ſicherlich" an der Donau, in Paſſau oder weiter abwärts in Oeſtreich gelebt haben. Daß er die Rheingegenden nicht kannte, beweiſt allerdings, daß er kein Rheinländer war, ſeine Bekanntſchaft mit den Gegenden an der Donau aber keineswegs, daß er dort zu Hauſe war. Waren ja die Dichter auf beſtändigen Wanderungen, auf denen ſie die Länder wol genau kennenlernen und in ihren Dichtungen richtig bezeichnen konnten. Ebenſo wenig gelingt es ihm, mit überzeugenden Gründen darzuthun, daß das Gedicht urſprünglich im 10. Jahrhundert entſtanden ſein müſſe. So herrſcht auch hier überall Willkür und Alles beruht in der That nur auf unbegründeten Vermuthungen. Der Verfaſſer kommt nämlich zum Reſultat, daß Konrad der urſprüngliche Dichter der Nibelungen ſei; dieſer habe ein Gedicht in drei Theilen verfaßt, deſſen zwei erſte Theile die Geſchichte der Hunnen, der dritte aber die Geſchichte Ungarns auf dem Lechfelde behandelt hätten. Konrad werde zwar in der „Klage" als Schreiber bezeichnet, doch müſſe man dies ſo genau nicht nehmen, da das Gedicht auf keinen Gelehrten deute. Was ſoll man aber genau nehmen, wenn nicht die beſtimmte Aeußerung, daß Konrad lateiniſch geſchrieben habe? Die zwei erſten Theile von Konrad's Gedicht, heißt es ferner, bilden die Grundlage der Nibelungen und der „Klage", oder vielmehr ſind dieſe Gedichte ſelbſt. Nur hat am Anfange des 12. Jahrhunderts ein Dichter die Epiſode vom Sachſenkrieg und „vielleicht noch manches Andere", und ein Dritter die „Klage" hinzugedichtet. Um 1200 erhielt das Gedicht durch einen vierten Dichter die Form, in der es uns die Laßberg'ſche Handſchrift überliefert; und „man kann noch einen fünften hinzufügen, denjenigen, welcher durch Auslaſſungen und Berückſichtigungen des Volksgeſangs den gemeinen Text feſtſtellte".

Hat man aber durch ſolche Vermuthungen etwas gewonnen? Bleibt unſer Nibelungenlied, wenn deſſen Entſtehung und Fortbildung auf dieſem Wege erklärt wird, nicht ſo gut ein Flickwerk, als es nach Lachmann iſt? Und iſt deſſen Anſicht von den urſprünglichen Volksliedern dadurch widerlegt? Denn da Konrad die alten Sagen aus dem Munde der Spielleute ſammelte, d. h. doch wol Volkslieder, hat er dieſe nicht auch einfach aneinanderreihen können, wie es der Lachmann'ſche Sammler des 13. Jahrhunderts gethan haben ſoll? Dieſem Einwand ſucht der Verfaſſer dadurch zu begegnen, daß er eine neue Theorie des Epos aus der Vergleichung des indiſchen zu begründen ſucht; doch iſt er hierin noch viel unglücklicher als in den frühern Abſchnitten, und es beruht auch dieſe Entwickelung durchgehends auf unbegründeten Vermuthungen, deren Darſtellung uns hier jedoch zu weit führen müßte.

So erſcheinen Holzmann's „Unterſuchungen" in allen ihren weſentlichen Theilen durchaus als verfehlt; aber

deſſenungeachtet freuen wir uns, daß er ſie veröffentlicht hat, weil ſie das unbeſtreitbare Verdienſt haben, die für die Geſchichte der Literatur ſo wichtige Frage über den Urſprung und das Weſen des Nibelungenliedes wieder angeregt und die Anſicht Lachmann's erſchüttert zu haben. Namentlich hat Holtzmann das außerordentliche Verdienſt, die deutſche Philologie aus den Feſſeln befreit zu haben, in welche ſie Lachmann und ſeine Schule geſchlagen hatten, und man darf hoffen, daß ſie nicht dabei ſtehen bleiben wird, deren Anſichten über die Nibelungen zu bekämpfen, denn es bleiben noch gar manche Punkte zu erläutern und zu berichtigen, welche bisjetzt ungetheilten Glauben gefunden haben, weil ihnen Lachmann und ſeine Schule mit der ihnen eigenen despotiſchen Weiſe Geſetzeskraft ertheilt hatten. Wir erwähnen nur die Zeitbeſtimmungen für Dichter und Gedichte, die gewöhnlich mit einer ſolchen Zuverläſſigkeit ausgeſprochen werden, als ob jene Herren die Taufſcheine und Tagebücher der Dichter in Händen gehabt hätten, während ſie meiſt doch nur auf unhaltbaren Vorausſetzungen beruhen. 83.

Harthauſen's „Transkaukaſia".

Transkaukaſia. Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die ſocialen Verhältniſſe einiger Völker zwiſchen dem Schwarzen und Kaspiſchen Meere. Reiſeerinnerungen und geſammelte Notizen von Auguſt Freiherrn von Harthauſen. Zwei Theile. Mit einem Titelkupfer, zwei Lithographien, zahlreichen eingedruckten Holzſchnitten und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1856. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Der erſte Theil dieſes Werks, welchem bald der zweite gefolgt iſt *), umfaßt nur einen kurzen Zeitraum und enthält die Erlebniſſe, Erfahrungen und Bemerkungen, welche der Verfaſſer im Monat Auguſt 1843 auf ſeiner Reiſe von Kertſch an der Oſtküſte des Schwarzen Meers, ſodann zu Lande nach Tiflis und von da nach Eriwan gemacht und geſammelt hat. Allein er iſt reich an intereſſanten Daten, welche hauptſächlich die Ethnographie und den gegenwärtigen wie frühern Culturzuſtand des Landes betreffen. Daneben hat der Verfaſſer auch vorzugsweiſe ſein Augenmerk auf die Märchen und Sagen der Völker gerichtet, von denen er eine große Anzahl an verſchiedenen Stellen des Buchs eingeſtreut hat und deren von den meiſten Reiſenden vernachläſſigte Kenntnißnahme von großem Intereſſe und großer Wichtigkeit iſt. Eine beſondere Vorliebe zeigt er für die Armenier, von denen er überzeugt iſt, daß ſie von der göttlichen Vorſehung beſtimmt ſeien, dereinſt Chriſtenthum und Civiliſation durch den ganzen Orient, in welchem ſie zerſtreut leben, zu verbreiten. Allerdings liegt eine bei weitem größere Strebſamkeit in den Armeniern als in irgendeinem andern Volke des Orients, und wenn dieſelbe auch großentheils auf den Handel und kaufmänniſche Speculationen gerichtet iſt, ſodaß ſie in dieſer Beziehung die Stelle der Juden, denen ſie faſt nur den Kleinhandel gelaſſen haben, in dem Orient vertreten, ſo

*) Der erſte Theil ward bereits in Nr. 10 d. Bl. f. 1856 kurz erwähnt. D. Red.

iſt doch keineswegs zu leugnen, daß auch höhere ſchaftliche und religiöſe Intereſſen ſie beleben u Patriotismus ſie beſeelt, wie er nicht leicht bei ein dern Volke der Erde, mit alleiniger Ausnahme d den, gefunden werden möchte. Nur auf dieſe W klärt ſich, wie der arme Mechitar, welcher die ſchaftliche, ſittliche und religiöſe Bildung ſeiner ſich zu ſeiner Lebensaufgabe gemacht hatte, im war, das ſchöne Kloſter S.-Lazaro aufzuführe eine Congregation zu gründen, welche ſchon ſo viel tige und nützliche Werke veröffentlicht hat, die t gegenſeitigen Feindſchaft zwiſchen den katholiſche nichtunirten Armeniern doch auch bei den letzter meinen Eingang gefunden haben; und eben dar klärt ſich auch die ſegensreiche Wirkſamkeit der a niſchen Miſſionare unter den Armeniern, nament aſiatiſchen Türkei. Nur iſt zu bedauern, daß die ſche Geiſtlichkeit, welche in frühern Zeiten die T der Wiſſenſchaft und Bildung war, derſelben j größten Hinderniſſe in den Weg legt, da ſie ſelbſ bildet, in höchſtem Grade verderbt und ſehr eife auf ihre Rechte und Einkünfte wie auf ihre Eh Macht iſt. Leider iſt der jetzige Katholikos, Narſ wiß der beſte und einſichtsvollſte, wie das Volk ſ ger Zeit nicht gehabt hat, ſchon zu hochbetagt, a man von ihm eine durchgreifende Verbeſſerung un bildung der Geiſtlichen, deren Gebrechen ihm nu gut bekannt ſind, erwarten könnte. *)

Am 1. Auguſt 1843 fuhr Hr. von Harthauſ dem ruſſiſchen Kriegsdampfſchiffe, welches dem da Commandeur der Feſtungslinie an der Oſtküſ Schwarzen Meers, Baron von Budberg, behuf Inſpicirung derſelben zugebote ſtand, von Kertſ Anapa u. ſ. w. und fand in dem Hafen von A ein kleines türkiſches Sklavenſchiff, welches von de ſen aufgebracht worden war. Hr. von Harthauſe hier Gelegenheit, ſich von der Wahrheit der Beha anderer Reiſenden zu überzeugen, daß die tſcherke Mädchen ſonderbarerweiſe die Sklaverei der Freihe ziehen, und gibt ſehr zu beherzigende Gründe f Beibehaltung des Sklavenhandels durch die Reg Ueberhaupt ſind die Anſichten unſerer Philanthrope die Sklaverei in der Türkei ganz unrichtig; ma wechſelt ſie mit der in Amerika, und man muß be daß das Loos der Sklaven bei den mohammeda Türken ein ganz anderes und viel beſſeres iſt a den chriſtlichen Amerikanern. Viele der höchſten ten in der Türkei waren urſprünglich georgiſche S Nach Verlauf von ſieben Jahren iſt der Mohamm gehalten, ſeinen Sklaven die Freiheit anzubieten, dieſe aber oft nicht annehmen; oft ziehen ſie v ihrem Herrn zu bleiben; und wenn ſie alt, ſchwa dienſtunfähig ſind, iſt dieſer genöthigt, bis an bensende für ihren Unterhalt zu ſorgen. Ich wa Zeuge in Konſtantinopel, wie ein türkiſcher Major

*) Inzwiſchen iſt die Kunde von dem erfolgten Ableben de gen Narſes in Europa eingetroffen. D.

ſchwarzen Sklaven die Freiheit anbot, dieſer aber erklärte, er wolle lieber bei ihm, ſeinem Herrn, bleiben; ein Anderer ſagte mir, daß er ſeiner ſchwarzen Sklavin, welche 35 Jahre alt ſei, ein Haus bauen würde und für ihre Lebensbedürfniſſe, ſowie, wenn ſie ſich verheirathen würde, für die ihrer Familie Sorge zu tragen hätte; und der Paſcha von Bagdad, Mehemed (Mohammed) Reſchid Paſcha (ſelbſt urſprünglich ein georgiſcher Sklave), verſicherte mir, daß bei ihm ein Sklave die Oberaufſicht über ſeine Dienerſchaft, worunter auch Freie ſeien, führe und ſich ſchon ein bedeutendes Vermögen in ſeinem Dienſte geſammelt habe, über welches er frei disponiren könne.

Von Redut-Kalé reiſte Hr. von Harthauſen nach Tiflis, blieb in der erſten Nacht in Sugdide, dem Reſidenzſchloß des Fürſten von Mingrelien, und die zweite in Choni, an einem Freitag, welches der dortige Markttag iſt. In den mohammedaniſchen Ländern iſt es dagegen ſtets der Sonntag, welcher daher auch türkiſch basar güni, d. i. Markttag, genannt wird. Von Choni aus fand er eine fahrbare breite Landſtraße mit Poſtſtationen. Er kam zuerſt nach Kutais, der Hauptſtadt von Imeretien, dann über Querela und Surama in Gruſien nach Chori, wo er zuerſt den Elborus und Kasbek erblickte und die mächtigen Ruinen des von der berühmten Königin Thamar erbauten Schloſſes beſuchte, den folgenden Tag nach Mzchet, der Reſidenz der Könige von Georgien bis zum Jahre 1489, in deſſen Kathedrale noch jetzt der Katholikos (oberſte Geiſtliche) von Georgien geweiht wird, und kurz darauf nach Tiflis. Nach kurzem Aufenthalt in Tiflis wendete ſich Hr. von Harthauſen nach Armenien und kam bis Eriwan. Ueberall auf dieſer kurzen Tour zog er genaue Erkundigungen über das Land und deſſen Bewohner ein und richtete vornehmlich ſein Augenmerk auf den Culturzuſtand der Gegenden, die er bereiſte, gibt genaue Nachrichten über den Ackerbau, die Abgaben des Volks und deſſen bürgerliche Stellung, über die Einkünfte der Großen des Landes, der Geiſtlichkeit und des ruſſiſchen Gouvernements und ſtreut hier und da treffliche Winke ein für die ruſſiſche Regierung, welche darauf zielen, die Lage der einzelnen Völkerſchaften zu verbeſſern, ſie zu veredeln, ſittlich und geiſtig zu heben und anſichzuketten. Er zeigt dabei, wie ſo viele Spuren eines frühern Wohlſtandes und einer höhern Landescultur ſich überall finden, und wie namentlich das Bewäſſerungsſyſtem vor alters mit bedeutendem Aufwande durch das ganze Land verbreitet geweſen ſein muß. Daſſelbe findet man auch in Perſien, wo noch bis auf den heutigen Tag viele der koſtſpieligen unterirdiſchen Kanäle ſich erhalten haben, während dieſelben in den transkaukaſiſchen Provinzen Rußlands großentheils jetzt verſchüttet und unbrauchbar geworden ſind. So erklärt ſich, wie große Steppen entſtehen konnten, wo früher lachende Fluren waren, und wie die Bevölkerung des Landes in den letzten 600 Jahren ſich um das Vierfache vermindert hat. Eigenthümlich iſt, daß in dieſen Gegenden die Dreſchwagen dieſelben ſind, wie in Paläſtina und Syrien, während ſie in Perſien und Aegypten ſcharfkantige Räder ſtatt der Steine haben.

Es mögen hier noch einige Berichtigungen und Bemerkungen ihre Stelle finden. I, 55 ſagt der Verfaſſer, daß an der Spitze des mohammedaniſchen Klerus in Perſien der Muſchtehid ſtehe, welcher S. 249, 251 fälſchlich „Muſteit" geſchrieben wird. Dies ſcheint ſo verſtanden werden zu ſollen, als ob die Perſer nur einen Muſchtehid haben, welchem die ganze Geiſtlichkeit dieſes Landes — wenn überhaupt von einer Geiſtlichkeit bei den Mohammedanern die Rede ſein kann — gerade wie dem Scheich ul-islam in der Türkei unterworfen ſei. Dem iſt aber nicht ſo. Die Perſer haben außer in Tebris auch in Teheran, Ispahan und Meſchhed Aly einen Muſchtehid, welche gleichberechtigt ſind und von denen jedesmal der gelehrteſte die größte Autorität beſitzt. Auch iſt das nicht ſo ganz begründet, was ebendaſelbſt von Perſien geſagt wird, daß es zum großen Theile Ebene ſei. Dies möchte nur auf den ſüdlichen Theil von Khoraſſan und den nördlichen von Kerman paſſen. Im Uebrigen iſt dieſes Reich nach allen Richtungen hin von höhern oder niedern Gebirgen durchzogen, welche eine Menge von kleinern oder größern Thälern bilden, deren jedes faſt ſein eigenes, in ſich abgeſchloſſenes Kanalſyſtem hat. Die Entvölkerung dieſes ſonſt ſo fruchtbaren Reichs, welches auch jetzt noch bei weitem mehr cultivirt iſt als die aſiatiſche Türkei, hat ihren Hauptgrund theilweiſe wol in dem Druck, unter welchem das Volk ſeufzt, theilweiſe in der Vielweiberei, namentlich aber in der Päderaſtie, welche daſelbſt in erſchreckender Weiſe um ſich gegriffen und von den Großen ausgehend durch alle Claſſen der Bevölkerung ſich verbreitet hat.

S. 116 ſpricht der Verfaſſer von den verſchiedenen Sekten der Juden und erwähnt in zweiter Stelle die Karaim (S. 118 ſteht aus Verſehen „ein Karaim" für „ein Karai, Karäer, Karait", Plural für Singular), von denen er ſagt, daß eine kleine Gemeinde derſelben in Jeruſalem ſei, die ſich öfter am Freitage an der Weſtſeite des Morija verſammle und Klagelieder anſtimme. Früher ſoll dort eine bedeutende Gemeinde derſelben gelebt haben; jetzt beläuft ſich die Zahl ihrer Familien nie über neun, weil ſie den Aberglauben haben, daß, ſobald ſie dieſe überſteige, der Tod die Ueberzähligen wegraffe. Nicht ſie, ſondern die talmudiſtiſchen Juden gehen einzeln alle Freitage Nachmittags an die Seite der Stadtmauer, welche nördlich an den Morija, wo ihr Tempel geſtanden, ſtößt, und klagen daſelbſt.

Was der Verfaſſer S. 119 von den Judenchriſten in der Nähe von Derbent hörte, wurde auch mir mit einigen Modificationen in Bagdad erzählt; aber man behauptete, es ſeien geborene Chriſten, welche die Beſchneidung und das ganze jüdiſche Ceremonialgeſetz angenommen hätten, alſo vollſtändig zu dem Judenthum übergetreten ſeien und noch immer neue Anhänger fänden. Es wurde mir auch verſichert, daß ganz vor kurzem in Jeruſalem ein frommer Mennonit, Namens Claſſen, aus religiöſer Schwärmerei zu dem Judenthum übergetreten

ſei. In Rußland, wo ja auch die Origeniſten, namentlich unter den Juwelieren, ſoweit verbreitet ſein ſollen, würde eine ſolche Ausartung weniger zu verwundern ſein.

Bei der Angabe der armeniſchen Namen und Worte haben ſich manche Fehler eingeſchlichen. So ſteht S. 168 Medſchoz Arſchcharhi für Midſchoz Aſchcharhi; S. 169 iſt die Benennung des Ararat bei den Eingeborenen Aghridagh oder Aherrdagh richtiger mit Indſchidſchean für eine Verſtümmelung aus Akurridagh, d. i. „der Berg von Akurri“, als mit von Hammer durch „Berg der Arche“ zu erklären. S. 170 iſt Eriwan richtiger als Erawan. Die verſchiedenen Namen, welche dieſe Stadt gehabt haben ſoll, ſcheinen verſchiedene Städte zu bezeichnen. Anz Wagenſchagat iſt mir unverſtändlich, Dwin iſt bekannt, Armewin ſteht wahrſcheinlich für Armawir, die älteſte Reſidenz der armeniſchen Herrſcher, Garey ſteht vielleicht für Garin (eigentlich Karin), welches das heutige Erzerum iſt, und Artaxata iſt die griechiſche Benennung der armeniſchen Stadt Artaſchat. In der Anmerkung auf derſelben Seite heißt es: „Die Armenier nennen den Ararat Maſſis, d. i. «Mutter der Welt».“ Woher Hr. von Haxthauſen dieſe Erklärung von Maſis (nicht Maſſis) hat, iſt mir unbekannt, aus dem Armeniſchen wenigſtens iſt ſie nicht. An einer andern Stelle (S. 289, Anm. 2) ſagt er, der Name Maſſis komme von dem mit Haigh (Haik) aus Babel gezogenen Oheim deſſelben, Amaſſis. Die Armenier wiſſen von einem Oheim Haik's nichts, wol aber ſagen ſie, daß der Name Maſis von Amaſia, einem Urenkel Haik's, abgeleitet ſei. S. 171 ſteht in derſelben Anmerkung „Archnoioda“ für Arrnojotn oder nach des Verfaſſers Schreibweiſe, welche von den weſtlichen Armeniern entlehnt iſt, Arh nojodn. Ebendaſelbſt iſt offenbarer Druckfehler uazi für urbi, ſowie Nachidſchirran für Nachidſchevan, Apobatorium für Apobaterion und Marard für Marand. S. 284 ſteht Ochnja für Orhnja, S. 284 Lamyron für Lampron. S. 260 iſt Bardſche für Bardgês oder Vartkês geſetzt, und S. 264 iſt geſagt, „der Katholikos von Sis mache für ſich geltend, daß der urſprüngliche Sitz des Katholikos bis 1441 in Sis war“. Aber nicht urſprünglich, ſondern erſt ſeit 150 Jahren vorher, nämlich ſeit 1294, wurde von Grigor VII., da Rumkla von den Mamluken zerſtört war, der oberſte Patriarchenſtuhl nach Sis, der königlichen Reſidenz, verlegt. Früher war ihr Sitz in Ani, Dwin und andern Orten, meiſt aber in der Hauptſtadt des Reichs und Reſidenz des Königs. Edſchmiazin wurde, wie hier richtig geſagt wird, 1441 Sitz des Katholikos; S. 261 ſteht aus Verſehen dafür die Zahl 1446.

S. 235 ſagt der Verfaſſer, die Lehre der Jeſidis, daß der Satan, der erſte geſchaffene Erzengel Gottes, die Welt gebildet habe und dann erſt verſtoßen worden ſei, finde ſich nicht bei den alten orientaliſchen Sekten. Ich bemerke dagegen, daß die ſogenannten Johannisjünger mit wenigen Modificationen dieſelbe Lehre haben, welche offenbar ein gnoſtiſches Ueberbleibſel iſt; und mit Recht ſieht der Verfaſſer in der Lehre der Jeſidis ein verkümmertes Chriſtenthum. Uebrigens ſind alle über ſie bis jetzt gegebenen und bekannten Nachrichten völlig unſicher. Sie ſind, wie alle Orientalen, äußerſt mistrauiſch gegen Fremde, wiſſen dies aber unter dem Schein einer großen Vertraulichkeit ſo gut zu verbergen, daß ein Jeder meint, er ſei der allein Begünſtigte und erfahre Dinge, welche kein Anderer vor ihm gehört habe. So iſt ihre große Zuneigung zu den Chriſten, obgleich ſie von allen Reiſenden beſtätigt wird, wahrſcheinlich ebenſo erheuchelt wie die der ſogenannten Johannisjünger.

S. 249 fg. berichtet Hr. von Haxthauſen von der Unverſchämtheit der Derwiſche, welche oft von dem Schah von Perſien dadurch bedeutende Geſchenke erpreſſen, daß ſie ſich dicht vor ſeinem Palaſt lagern, ein Stück Erde aufgraben und beſäen, um damit anzudeuten, daß ſie nicht von der Stelle weichen würden, bis ſie das Verlangte erhalten haben. Daſſelbe verſuchte einſt ein Derwiſch auch in Bagdad vor dem Palais des oſtindiſchen Reſidenten. Dieſer aber ſann bald auf ein gutes Mittel, den ungeſtümen Bettler wieder loszuwerden. Er ließ alle Tage das Thor, vor welchem der Derwiſch ſaß, waſchen und ſo ſehr mit Waſſer begießen, daß dieſer ſich bald genöthigt ſah, von der Stelle zu weichen.

S. 306 fg. verbreitet ſich der Verfaſſer über den Madonnendienſt und ſagt zum Schluß der Anm. S. 311: „Ohne den Madonnendienſt wird das Chriſtenthum niemals in den Orient eindringen! Der ſo äußerſt geringe Erfolg der proteſtantiſchen Miſſionen trotz der überreichen Mittel erklärt ſich vorzugsweiſe hieraus.“ Dagegen iſt zu bemerken, daß die Mittel der amerikaniſchen Miſſionare äußerſt gering ſind, und daß ſie ſowol deshalb als auch aus Grundſatz nie Unterſtützungen an Solche verabreichen, welche ſich an ſie anſchließen; und dennoch iſt ihre Wirkſamkeit, wie ich ſchon oben geſagt habe, eine ſo außerordentliche und ſegensreiche, namentlich unter den Armeniern, trotz der vielen Anfeindungen von allen Seiten. In Konſtantinopel und Smyrna haben ſie ſchon bedeutende Gemeinden und in Aintab ſelbſt eine neue Kirche erbaut, deren Glieder ſich mit jedem Jahre mehren, und dennoch ſind ſie äußerſt, vielleicht zu ſtreng bei der Aufnahme. Die Aufzunehmenden müſſen durchaus unbeſcholtenen Wandels ſein, worüber erſt die genaueſten Nachforſchungen gehalten werden, und das Gelübde thun, nie Wein oder andere geiſtige Getränke zu trinken. Wird irgendetwas Nachtheiliges über ſie nach ihrer Aufnahme bekannt, ſo werden ſie aus der Gemeinde ausgeſchloſſen. Die engliſchen Miſſionare haben allerdings, wiewol nur theilweiſe, über größere Geldmittel zu verfügen, insbeſondere die Miſſionsgeſellſchaft zur Verbreitung des Chriſtenthums unter den Juden in Jeruſalem, wiewol ihre Mittel auch bei weitem nicht ſo groß ſind als die der terra santa ebendaſelbſt. Es hat ſich nun in der neueſten Zeit auch unter den Chriſten von Paläſtina eine bedeutende Bewegung kundgegeben und in und um Nazareth, in Nablus, Jeruſalem, Bethlehem und Jaffa ſind evangeliſche Gemeinden entſtanden, welche, wenn nur Kräfte genug da wären, bald ein

ch größere Ausdehnung erhalten würden. In Betreff r Juden iſt aber freilich zu berückſichtigen, daß äußerhe Unterſtützungen durch Geldmittel anfangs durchaus thwendig ſind, da ein zu dem Chriſtenthum übergetreer Jude, wenn er nicht eigenes Vermögen beſitzt, ſoeich ganz hülflos daſteht und von allen ſeinen frühern laubensgenoſſen gemieden, verfolgt und angefeindet, in ler ſeiner gewerblichen oder kaufmänniſchen Thätigkeit hemmt wird. Erſt wenn ſich eine kleine Gemeinde n Judenchriſten an einem Orte gebildet hat, welche ch gegenſeitig unterſtützen und forthelfen können, iſt da uf eine größere, ſegensreichere Wirkſamkeit zu hoffen.

In dem zweiten Theile knüpft der Verfaſſer an einen Ausflug von Tiflis zu den Oſſeten viele lehrreiche merkungen über dieſes im Ganzen noch wenig gennte, offenbar, wie auch ſeine Sagen melden, aus dem rden ſtammende Volk, welchem er gleich andern Reinden einen germaniſchen Urſprung vindiciren möchte. llein alle ihre Sitten und Gebräuche, ſowie ihr ganzer genthümlicher Habitus, wodurch ſie ſich von den umwohenden Nationalitäten auffallend unterſcheiden, möchn ſich wol überhaupt aus einer nordiſchen Abſtammung herleiten laſſen, ohne daß man gerade genöthigt ire, an eine germaniſche Abkunft zu denken, welche ch durch die Sprache keineswegs beſtätigt ward. Auch n dieſer gibt Hr. von Harthauſen einige Proben auf , 19, 31, 36 fg. Bei weitem reichhaltiger iſt Das, s Klaproth in dem Anhang zu ſeiner „Reiſe in den kaſus“ (S. 176—224) zugleich mit mehren Probeken und dem Verſuch einer oſſetiſchen Grammatik gen hat, und Sjögren hat auch ſchon 1844, alſo in ſelben Jahre, in welchem Hr. von Harthauſen in ling war, eine Sprachlehre und Wörterbuch dieſe Sprache geliefert, welche Referent leider noch nicht u Geſicht bekommen hat. Dies iſt wahrſcheinlich der n dem Verfaſſer (S. 35) erwähnte gelehrte Sprachſcher Sjörn in Petersburg, welcher ihm mit vollem verſichert hatte, daß die Sprache der Oſſeten zu indogermaniſchen Sprachſtamme gehöre. Es fällt . von Harthauſen (S. 31) auf, daß dieſes Volk die 80 ganz wie die Franzoſen durch 4×20 bezeichnet. dieſe Bezeichnung der Zehner nach der Zahl 20 ſchon mit 30, welches ſie durch 10+20 aus; 40 iſt ihnen 2×20, 50=10+2×20, für 100 ſie 5×20 und für 1000 dasfunsatz, d. i. 5×20; auch findet ſich dieſelbe Bezeichnungsweiſe den meiſten kaukaſiſchen Sprachen, wie in den georn, den tſcherkeſſiſchen, den mizdſchegiſchen und den n Sprachen, wenn auch in den letztern nicht ngig. Die Verwandtſchaft einiger Zahlwörter mit der Perſer hat ſchon Klaproth nachgewieſen, aber Zahl farast für 9 ſteht ganz iſolirt ohne nachweis Analogie da, und merkwürdig iſt nur, daß das Zahl nudass für 19 ſtatt jenes eigenthümlichen Wortes perſiſche nuh =9 zeigt, wobei auch dass für 10 armeniſchen tasn näher liegt als das perſiſche deh, womit es Klaproth vergleicht.

Wenige Tage nach ſeiner Rückkehr trat Hr. von Harthauſen ſeine Rückreiſe nach Kertſch an, bei welcher er beſonders genau die merkwürdige ehemalige Felſenſtadt Uplas-Zichi beſchreibt. Bei dieſer Gelegenheit erwähnt er noch andere Troglodytenſtädte in Aſien, und Dr. Pfund in Berlin, dem er ſein Manuſcript mittheilte, hat die Zahl derſelben in einer als Beilage gegebenen ſehr lehrreichen und gelehrten Abhandlung noch vervollſtändigt. Referent bemerkt dazu, daß auch die Stadt Bireh oder Biredſchik am obern Euphrat ein ganzes Stadtviertel, das der Kurden, hat, welches nur aus ſolchen noch jetzt bewohnten Höhlen beſteht, und eine ſehr geräumige Karavanſerai mit Säulengängen, die ebenfalls noch benutzt wird, iſt daſelbſt nahe dem öſtlichen Stadtthor.

In dem Folgenden gibt der Verfaſſer nur Mittheilungen von Andern, wie über die Provinz Karabagh und über Baku und die dortigen Ghebern, und zuletzt ſehr intereſſante Notizen über Schamyl und den Müridismus mit eigenen Reflexionen über die Bedeutung dieſes Kampfs und die mögliche Zukunft der transkaukaſiſchen Ländereien. Auf dieſe folgen als Beilagen außer der oben genannten noch zwei andere nicht minder lehrreiche Aufſätze Dr. Pfund's über die im erſten Theile erwähnte türkiſche Sage von Kjöroglu und über die Mantik aus den Schulterknochen bei den kaukaſiſchen Völkerſtämmen, und den Schluß bildet ein ausführlicher Auszug aus einer in Folio gedruckten Sammlung der in den transkaukaſiſchen Provinzen geſammelten Geſetze und Rechtsgewohnheiten, welche ihm von dem Miniſterium in Petersburg mitgetheilt wurde.

Wir wünſchen dieſem ſo intereſſanten als lehrreichen Werk des ſchon durch ſeine „Studien über die innern Zuſtände Rußlands“ rühmlichſt bekannten Verfaſſers die wohlverdiente günſtige Aufnahme von Seiten des Publicums und fügen zu ſeiner Empfehlung nur noch hinzu, daß es auch ſchon in engliſcher Bearbeitung erſchienen iſt und die günſtigſte Beurtheilung gefunden hat.*)

Nachträglich erſchien als willkommene Beilage zu dieſem Reiſewerke noch eine, wie es ſcheint, ſehr genaue und mit Benutzung der neueſten Bearbeitungen von Henry Lange gezeichnete Karte der Kaukasusländer, welche durch farbige Ränder die Gebiete der in dieſem kleinen Raume zuſammengedrängten Völkerſchaften auf eine anſchauliche Weiſe darſtellt und ſo nicht allein zum Verſtändniß dieſes Buchs, ſondern auch des vielleicht noch lange fortdauernden Kampfes zwiſchen den Ruſſen und Tſcherkeſſen (Tſchetſchenzen und Lesgiern) weſentliche Dienſte leiſten kann.

Julius Petermann.

*) Auch in Frankreich. So enthielt z. B. das Novemberheft der „Nouvelles annales des voyages“ einen ſehr leſenswerthen, höchſt anerkennenden Bericht über Harthauſen's Werk von dem Grafen Adolphe de Circourt, worin unter Anderm die gediegene Beobachtungsgabe und namentlich die leidenſchaftsloſe Unparteilichkeit des deutſchen Reiſenden hervorgehoben wurde (Circourt nennt ihn einen „observateur du premier ordre“), die glänzend abſteche gegen die meiſt vom Haß, „der unfruchtbarſten aller Inſpirationen wie der blindeſten aller Tendenzen“ dictirten Publicationen der engliſchen Preſſe über das ruſſiſche Reich während der letzten Jahre. D. Red.

Der hiſtoriſche Roman vom äſthetiſchen Standpunkt mit Zugrundelegung von Mügge's „Erich Randal". *)

Mügge's Ruf als Romanſchriftſteller iſt ſchon ſeit langer Zeit ein ſo befeſtigter, daß ſeine Romane einer Einführung durch die Kritik nicht mehr bedürfen. Sie werden geleſen, auch wenn die Kritik ſich gar nicht darum bekümmert, ja ſie würden ſelbſt dann geleſen werden, wenn ſie von der Kritik als des Leſens unwerth bezeichnet würden. Wer daher über einen Mügge'ſchen Roman zu berichten hat, kann von der Frage, ob er ihn dem leſenden Publicum empfehlen oder nicht empfehlen dürfe, von vornherein ſo gut wie abſehen; er darf vielmehr vorausſetzen, daß er von der Mehrzahl Derer, die überhaupt Bücher dieſer Gattung zu leſen pflegen, bereits geleſen iſt, und er befindet ſich daher in der Lage, ſein Urtheil rein über das Werk als ſolches und über ſeine äſthetiſche oder anderweitige Bedeutung abgeben zu können. In dieſer Weiſe wollen wir denn auch hier Mügge's neueſten Roman „Erich Randal", der in der zweiten Serie der Meidinger'ſchen „Deutſchen Bibliothek" den dritten Band bildet, einer Beleuchtung unterwerfen und namentlich die Frage zu beantworten ſuchen, inwiefern dieſe Arbeit den Anfoderungen, welche man an ein wirklich poetiſches Kunſtwerk und insbeſondere an einen hiſtoriſchen Roman zu machen hat, genügt oder nicht genügt.

Als die erſte und Grundbedingung jedes Kunſtwerks, von welcher Art und Gattung es auch immer ſein möge, muß angeſehen werden, daß es ein in ſich abgeſchloſſenes, einheitliches Ganzes bilde, daß es ein Centrum beſitze, um welches herum ſich Alles bewegt und zu welchem ſich alle Einzelheiten entweder wie Beſtandtheile der Peripherie oder wie ab- und zuſtrebende Radien verhalten. Im ſtrengſten Sinne des Worts kann ein ſolches Centrum nur eine Idee ſein, aus dem einfachen Grunde, weil es innerhalb der Realität überhaupt keinen reinen Punkt, mithin auch keinen reinen Mittelpunkt gibt, vielmehr jede reale Erſcheinung eines Punktes bereits ſelbſt Peripherie und Inbegriff einer unendlichen Maſſe von Radien iſt. Sofern aber ein Kunſtwerk ſich nicht mit reinen Begriffen begnügen, ja nicht einmal erſichtlich von ihnen ausgehen darf, muß auch ſein Centrum als irgendeine reale, ſinnliche Erſcheinung, als irgendeine beſtimmte Perſon oder Sache ſich darſtellen, und dieſe hat daher eine doppelte Bedingung zu erfüllen, ein mal nämlich ſelbſt inmitten des realen Lebens und Webens ein einzelnes beſonderes Moment zu bilden und andererſeits zugleich Vertreter des einheitlichen Ganzen, Repräſentant der Idee zu ſein.

In Dichtungen und ganz beſonders in Dramen und Romanen pflegt das Centrum des Ganzen irgendeine mehr oder minder bedeutende Perſönlichkeit zu ſein, zuweilen auch wol ein Complex von Perſönlichkeiten, welche zuſammen gleichſam eine Perſon bilden, oder ſich als verſchiedene, vielleicht einander ſchroff entgegengeſetzte Seiten einer mit ſich in Zwieſpalt gerathenen Perſönlichkeit darſtellen. In dem vorliegenden Romane ſcheint, nach dem Titel deſſelben zu ſchließen, eine einzelne Perſönlichkeit, nämlich Erich Randal, den Mittelpunkt zu bilden. Hätte der Roman gar keinen Titel, ſo dürfte vielleicht mancher Leſer nach dem Eindruck, den das Ganze auf ihn gemacht, geneigt ſein, Otho Waimon für den eigentlichen Helden zu halten; und wenn wir dieſer Anſicht auch nicht beitreten können, weil Erich Randal ſelbſt da, wo er im Hintergrunde ſteht, ſeine Bedeutung behauptet, ſo müſſen wir doch einräumen, daß die größere Elaſticität und Thatkraft, welche Otho entfaltet, die wechſelvollere Entwickelung, die er durchzumachen hat, und der größere Raum, welcher ihm und ſeinen Lebens-
ſchickſalen gewidmet iſt, zu jener Anſicht verleiten k
ſoviel ſteht jedenfalls feſt, daß er neben Erich eine
einnimmt, welche es nicht wohl zuläßt, ihn als ein
netes Element des Ganzen zu faſſen, ſondern viel
nöthigt, ihn mit Erich gemeinſam als die centrali
tenz des Romans anzuſehen. Sollte der Verfaſſe
Titel vermuthen läßt, Otho in Vergleich mit Er
nur als eine Nebenperſon haben hinſtellen und (
als Kern und Hauptfigur des Ganzen gefaßt wiſſen
würde die Kritik ſagen müſſen, daß die Ausführung
der Idee ſelbſt nicht nachgekommen, daß ihm vielm
ſprünglich als nebenſächlich gedachtes Element auf
Hauptelements über den Kopf gewachſen ſei. Ich l
ſeits auf den Titel nicht allzu viel Gewicht und ne
der Annahme, daß der Dichter wirklich beiden Pe
gleiche Wichtigkeit hat beilegen wollen und nur
nennung des Romans dem ältern und geiſtig b
der beiden Männer den Vorrang eingeräumt hat.
Falle fragt es ſich: ſtehen wirklich beide Männer
in einem ſolchen Verhältniß, daß ſie ſich zuſamm
maßen als Eine Perſon oder als verſchiedene Seite
ſprünglich und weſentlich zuſammengehörigen Gan
ſen laſſen? Denn nur, wenn dies der Fall iſt, i
des Romans wirklich ein einheitlicher, während er
Vorwurf des Dualismus ſich nicht entziehen könnte.
ben die obige Frage, wenn auch nicht unbedingt,
Hauptſache bejahen zu können. Erich und Otho ſ
im Grunde Eins und bilden zwei Zweige eines St
zueinander im Verhältniß gegenſeitiger Ergänzu
Beide gehören einem und demſelben Lande, einen
ſelben Volksſtamme, ja einer und derſelben Familie
ſind von derſelben Welt- und Lebensanſchauung du
Beiden ſchwebt als höchſtes Lebensziel die freie Ent
Nationalität, die Innehaltung des Rechts, die För
Humanität vor. Aber Beide bilden inmitten die
dennoch einen faſt polaren Gegenſatz. Erich repr
geiſtige, Otho die naturwüchſige Seite des finniſch
ters; jener iſt ein Mann des Gedankens und der
dieſer ein Mann des Willens und der That; die
Einen beruht auf einer unbeugſamen Ruhe und Fe
des Andern auf einer leicht in Bewegung zu ſetzende
lichkeit und Elaſticität. Beide möchten Finnland
und glücklich machen, Beide empfinden mit Schme
willen die traurige, gefährliche Lage, in die es name
die unkluge Politik Guſtav's IV. Adolf gebracht war,
ten zur Erreichung des dem Finnländer vorſchweben
„ein freier Mann auf freiem Grund zu ſein", n
das Ihrige beitragen. In Betreff der Mittel aber, d
ſie dies gemeinſame Ziel erreichen zu können glau
ſie bedeutend auseinander. Erich glaubt, es könne
allmälige Veredlung, Bildung und Heranziehung de
Volks, durch Förderung der Cultur, durch Erhöhu
gemeinen Wohlſtandes geſchehen; Otho, jugendlicher
ger, möchte trotz der Verehrung, mit der er zu Eri
die Uebel und Hinderniſſe raſcher entfernt, die erwü
ſtände mit einem male herbeigeführt wiſſen, und
hierbei, mit jugendlicher Argloſigkeit den Vorſpieg
ſchlauen Ruſſen Serbinow vertrauend, ſelbſt vor d
ken an eine Verbindung mit Rußland und eine
Finnlands gegen die ſchwediſche Herrſchaft nicht z
rend Erich eher ſein ganzes Hab und Gut, ſeine
Leben auf das Spiel ſetzt, ehe er ſich nur entſchließ
reits als Sieger in Finnland hauſenden Ruſſen au
geringſten Schritt entgegenzuthun. Umgekehrt ab
Otho, nachdem er das falſche Spiel, welches mit ihr
durchſchaut und die wahren Abſichten Rußlands e
auch für die Aufrechthaltung der ſchwediſchen Herr
wirklich active, vor keinen Gefahren und Opfern zurü
Begeiſterung, während Erich, mit klarem Auge die

*) Erich Randal. Hiſtoriſcher Roman aus der Zeit der Eroberung Finnlands durch die Ruſſen im Jahre 1808 von Theodor Mügge. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1856. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

ſchwediſchen Sache und die Unmöglichkeit eines thäti=
virkſamen Widerſtandes gegen Rußland durchſchauend,
eden nichts thut, ſondern ſich begnügt, nicht ſelbſt
Verrath deſſelben irgendwie theilzunehmen und ſein
Gewiſſen reinzuhalten. Erich repräſentirt daher die
Otho die active Kraft, welche das finniſche Volk in=
nes Kampfes, der es von Schweden an Rußland
entfaltet hat; Erich die Zähigkeit, die ſich, ohne zu
nd zu ſchwanken, beharrlich in der neutralen Mitte
ten weiß, Otho die Sprungkraft, die, je nachdem ſie
ort das Recht und das Heil erblickt, mit Entſchloſſen=
einer Seite zur andern hinüberſpringt und auf beiden
ſelbe Thatenluſt entfaltet.
egt auf der Hand, daß in der Nebeneinanderſtellung
her Charaktere keine Verletzung der Einheit, wie ſie
werk haben muß, liegt; denn beide ſind Strahlen
deſſelben Centrums und ergänzen ſich gegenſeitig
complementäre Farben. Erweckt Erich mit ſeinen
n die Idee, daß ein Mann, der mit philoſophiſcher
echter Sittlichkeit nie vom Pfade des Rechts ab=
ſchwierigen Lagen zwar Gut und Blut, aber niemals
n Frieden, ja auch nicht die Achtung und Theilnahme
n verlieren kann, und daß ihm aus dieſer Theilnahme
n auch dann noch eine Rettung erwächſt, wenn Alles
rloren ſchien, ſo drückt ſich dagegen in Otho's Le=
kelung der Gedanke aus, daß ein aus edeln und
tiven entſpringender Thatendrang, wenn ihm noch
der Lebenserfahrung abgeht, zwar auf Irrwege ge=
er ſeine Kräfte für eine unhaltbare Sache einſetzen
letzt aber dennoch nicht vergeblich gekämpft haben
il er inmitten des Kampfs ſich ſelbſt läutert und
von dem Kampfplatze mit dem Bewußtſein ſcheiden
Ehre gerettet, dem Feinde Achtung abgenöthigt, ja
n nicht phyſiſch, doch ſittlich überwunden und ge=
zu haben. Dieſe beiden Gedanken fallen aber in
zuſammen, daß die ſittliche Kraft, möge ſie ſich
paſſiv bethätigen, ſelbſt dann, wenn ſie äußerlich
chen Kraft weichen muß, die höhere und werthvollere
wiß ſein darf, des wahren Glücks nie verluſtig zu
Dieſer Gedanke durchdringt und beſeelt aber nicht
Geſchichte der beiden Hauptperſonen, ſondern den
Roman, und die Anſicht Derer, die um des
willen, welches neben Erich auch Otho für ſich
ch' nimmt, dem Roman die Einheit abſprechen
glauben, iſt mithin nicht zu rechtfertigen. Nur ſo=
man einräumen, daß es Mügge verſäumt hat, das
ſeiner beiden Helden zueinander recht klar und un=
zum Bewußtſein zu bringen. Er hätte zeigen müſ=
ſie, wenn ſie beide wirklich einheitlich und einer den
gänzend zuſammen gegangen wären, noch mehr als
liche Rettung hätten erzielen können, und daß ihre
ten und Kräfte zur Rettung Finnlands nur darum
eichten, weil ſie nicht wirklich in Einer Perſon ver=
nicht einmal durch das Band eines gemeinſamen
nd Handelns verbündet waren. Thatſächlich beſteht
Roman der Mangel eines Zuſammenwirkens, aber er
hne daß darauf hingewieſen wird, wie gerade hierin
liegt; er beſteht, ohne daß die Idee erweckt wird,
ders ſein könnte, anders ſein müßte. Hätte der Dich=
die Nothwendigkeit einer ſolchen Vereinigung wirk=
nen und die Herſtellung derſelben wenigſtens ver=
en, hätte er dann die Sache ſo angelegt, daß die=
gegenſeitige Misverſtändniſſe, durch die Machinatio=
now's, der die Gefahren einer ſolchen Vereinigung
en mußte, oder durch irgendwelche andere Zwiſchen=
telt wurde, ſo würde das complementäre Verhältniß,
n beide zueinander ſtehen, in ein ganz anderes Licht
n, man würde die Zuſammengehörigkeit beider weit
annt und mithin die Trennung beider niemals als
eine Zerklüftung des Intereſſes, ſondern im Gegentheil als eine Erhöhung der Spannung empfunden haben.

Die zweite Grundbedingung jedes Kunſtwerks iſt, daß der einheitliche Kern deſſelben von einer Anzahl ſolcher Elemente umgeben iſt, welche zu demſelben in einer mehr oder minder engen und nothwendigen Beziehung ſtehen und ſich innerhalb des Romans, von welcher Bedeutung ſie auch ſonſt ſein mögen, ſo darſtellen, daß ſie nicht ein ſelbſtändiges Intereſſe für ſich in Anſpruch nehmen, ſondern nur dazu dienen, das Intereſſe an der Hauptidee und den dieſelbe repräſentirenden Hauptperſonen zu erhöhen. In einer Dichtung, deren Stoff aus der Geſchichte geſchöpft iſt, pflegen dieſe Elemente dem größern Theil nach aus den Perſönlichkeiten und Zuſtänden irgendeiner intereſſanten hiſtoriſchen Entwickelung zu beſtehen, ſie vermögen alſo ſchon als ſolche die Theilnahme des Leſers zu erwecken. Dieſe Theilnahme reicht aber für die Dichtung nicht aus, ja ſie kann für dieſelbe ſogar ſtörend werden, beſonders dann, wenn, wie es im hiſtoriſchen Roman der Fall zu ſein pflegt, die Hauptperſonen nicht ebenfalls hiſtoriſche Perſönlichkeiten ſind. Das hiſtoriſche Drama iſt in dieſer Beziehung weit beſſer daran. Hier iſt der Held der Dichtung in der Regel auch der Held der Geſchichte; alle der Dichtung einverwebten hiſtoriſchen Momente ſtehen alſo bereits außerhalb der Dichtung zu demſelben in demjenigen Verhältniß, in welchem ſie zu ihm innerhalb der Dichtung ſtehen müſſen; der Dichter hat daher von vornherein, ſofern er ſich nicht ſelbſt eine willkürliche Entſtellung der Thatſachen erlaubt, nicht zu fürchten, daß das Intereſſe für die Umgebung und den Hintergrund mit dem Intereſſe für das Centrum in Conflict gerathen, vielleicht daſſelbe überwuchern und dadurch die ideelle Anlage des Ganzen zerſtören werde; und ebenſo wenig hat er umgekehrt zu beſorgen, daß Thatſachen und Ereigniſſe von welthiſtoriſcher Bedeutung, die an und für ſich weit mehr Anſpruch auf eine erhöhte Theilnahme haben als bloße Fictionen, herabgewürdigt werden könnten, hirngeborenen, vielleicht höchſt unbedeutenden Romanhelden zu einer glänzenden Umgebung zu verhelfen. Ganz anders ſteht die Sache beim hiſtoriſchen Roman, wie er in der Regel angelegt zu ſein pflegt; denn hier tritt für den Dichter, ſofern die Hauptfiguren fingirte ſind, unabweisbar die Foderung ein, entweder dieſe Hauptfiguren zu einer ſolchen Bedeutung zu ſteigern, daß ſie wirklich verdienen, als Angelpunkte der um ſie herum vorſichgehenden Bewegung angeſehen zu werden, oder aber das Intereſſe für die hiſtoriſchen Thatſachen ſo zu mildern und gleichſam in zweite Linie zu ſtellen, daß ſie nicht im Stande ſind, die Theilnahme für die Hauptperſonen zu überflügeln.

Mügge hat in dieſer Beziehung den letztern der beiden Wege eingeſchlagen. Ein ſo treues und lebendiges Bild er uns auch von den hiſtoriſchen und ſocialen Zuſtänden Finnlands und den Beziehungen Schwedens und Rußlands zu ihm zur Zeit ſeiner Eroberung entwirft, er läßt es uns doch immer nur mit den Augen oder an der Hand derjenigen Perſonen ſchauen, welche den Mittelpunkt des Romans bilden und deren Schickſale und Handlungen mit der Entwickelung der Geſchichte zwar auf das innigſte verſchlungen und durch ſie bedingt ſind, aber trotzdem nicht ein eigentlich politiſches, ſondern vielmehr ein perſönliches, pſychologiſches, ethiſches Intereſſe erwecken. Mügge hat in dieſem Roman den Standpunkt eingenommen und feſtgehalten, daß der Menſch nicht blos ein ζωον πολιτιχον iſt, daß das Weſen des Menſchen nicht ganz und gar in ſeinem Staatsbürgerthum, in ſeiner Beziehung zum Vaterlande aufgeht, ſondern daß er auch als ſolcher noch etwas iſt, ja daß in ihm ein Höheres exiſtirt, welches, wenn Staat und Vaterland unrettbar verloren ſind, gerettet werden muß und welches auch auf einem andern Gebiete ſegensreich wirken und glücklich ſein kann. Durch Einnahme dieſes Standpunktes iſt es ihm gelungen, den Schöpfungen ſeiner Phantaſie, ohne ſie zu einer übermäßigen Größe zu ſteigern, die Bedeutung von Hauptperſonen zu ſichern und ſie inmitten der hiſtoriſchen Per=

ſönlichkeiten wirklich als die werthvollſten und intereſſewürdigſten erſcheinen zu laſſen, wenn ſich auch nicht leugnen läßt, daß Erich Randal, beſonders in der erſten Hälfte des Romans, der Idee, die wir nach der Intention des Dichters von ihm hegen ſollen, nicht ganz entſpricht. Namentlich ſcheint es mir mit dem Weſen eines philoſophiſchen Denkers nicht im Einklange zu ſein, wenn er glaubt, dem eigenſinnigen Wunſch eines Verſtorbenen nicht blos ſein eigenes Glück, ſondern auch das Glück einer ſo trefflichen Geliebten, wie Mary Halſet iſt, opfern zu müſſen; auch will es zur Klarheit ſeines Verſtandes nicht recht ſtimmen, wenn er in demſelben Momente, wo er den alten Halſet als einen Wucherer ſeine Verachtung fühlen läßt, die Nachſicht und Milde deſſelben in Anſpruch nimmt, ja wenn auch er ſich von dem Ruſſen Serbinow täuſchen und von ihm und Arwed allmälig in das Netz, in welchem er ſpäter gefangen wird, einſpinnen läßt. Um ſo imponirender iſt ſeine Handlungsweiſe in der zweiten Hälfte des Romans, wenngleich ſie Leuten, die ſie mit den Augen Arwed's anſehen, als baare Tollheit erſcheinen mag.

Auch unter den übrigen vom Dichter in den Vordergrund geſtellten und zumeiſt zur Verwickelung und Entwickelung der Geſchichte beitragenden Perſonen ſind die meiſten keine eigentlich hiſtoriſchen, oder wenn auch eine oder die andere derſelben exiſtirt haben ſollte, iſt doch Dasjenige an ihnen, was uns zumeiſt intereſſirt und feſſelt, nicht ſowol die Rolle, die ſie in der Geſchichte ſpielen, als vielmehr ihr individueller Charakter und ihr ethiſches Verhalten den Perſonen des Romans gegenüber. Die hervorragendſte dieſer Figuren iſt unſtreitig der ruſſiſche Graf Serbinow, das eigentliche Ferment der Erzählung. Die Zeichnung dieſes Charakters, der jedenfalls ein Repräſentant der ruſſiſchen Diplomatie und Politik ſein ſoll, iſt dem Verfaſſer in hohem Grade gelungen; nur mit der Art und Weiſe, wie er ihn zuletzt von der Nemeſis ereilt werden läßt, dürfte das ſittliche Gefühl nicht ganz befriedigt ſein. Auf dem Schlachtfelde in einem heroiſchen Zweikampfe von zwei zuſchauenden Heeren bewundert zu fallen, iſt ein ſo ruhmvolles Ende, wie es dieſer hartgeſottene Böſewicht wahrlich nicht verdient, zumal ihm vorher keine einzige Demüthigung zutheil geworden, ja nicht einmal in ihm ſelbſt ein beunruhigender Gewiſſensſcrupel über die Nichtswürdigkeit ſeiner Handlungsweiſe und über das Unheil, welches er angeſtiftet, wach geworden iſt. Die poetiſche Gerechtigkeit kann dem Schuldigen die äußern Qualen erlaſſen, nicht aber die innern; ſie kann ihm eher das Leben als einen Triumph bis zum Tode gönnen. Ein ähnlicher Vorwurf iſt dem Verfaſſer wegen der Figuren Arwed's und Halſet's zu machen; auch dieſe ſind durch das Mislingen ihrer Plane in Beziehung auf Ebba und Mary nicht ausreichend beſtraft; denn ſie werden hierdurch nicht von der Seite gepackt, die empfindlich genug iſt, um ſie die Erbärmlichkeit oder Verworfenheit ihres Weſens fühlen zu laſſen. Uebrigens ſind auch ſie treffend gezeichnet und reichlich mit charakteriſtiſchen Zügen ausgeſtattet. Daſſelbe gilt von den Figuren Louiſa's, der Frau von Gurſchin, des invaliden Majors Munk, des alten Schulmeiſters Lars Normark und andern, obſchon der Humor des Letztern etwas monotoner Natur iſt.

Neben dieſen Perſonen nehmen diejenigen, an welche ſich ein wirklich hiſtoriſches Intereſſe knüpft, einen ungleich geringern Raum ein, auch ſind dieſelben im Ganzen nur locker mit dem eigentlichen Roman verflochten. Die hervorragendſten derſelben ſind der ſtarrſinnige König Guſtav IV. Adolf, der Feldmarſchall Toll, die Generale Adlercreutz und Adlerſparre, der Admiral Cronſtadt und mehre andere Männer, die damals am ſchwediſchen Hofe eine Rolle ſpielten. Mit beſonders lebendigen Farben iſt unter dieſen Porträts das Bild des Königs ausgeführt; indeſſen hat es der Verfaſſer ſo in das Ganze einzufügen gewußt, daß die poetiſche Anordnung des Ganzen nicht darunter leidet. Auch in dieſen Partien dominirt das ethiſche, pſychologiſche, perſönliche Intereſſe über das eigentlich politiſche und der Verfaſſer iſt daher durchweg demjenigen Genre

des hiſtoriſchen Romans treugeblieben, welches irgen
ſchichtlich intereſſante Zeit und den Hergang der
nicht ſowol ſelbſt zum Gegenſtande der Darſtellun
ſondern ſie nur zum Hintergrunde eines in dieſe Zeit
Lebensbildes benutzt.

Die Bedingung der Einheit erfüllt mithin der vo
Roman nicht blos durch ſeine centralen, ſondern a
ſeine peripheriſchen Elemente; daß aber die letztern
auch der Mannichfaltigkeit, des Wechſels, der Gegenſ
ermangeln, folgt ſchon daraus, daß ſie aus drei grun
denen Nationalitäten entlehnt ſind, die hier theils i
ſchaftlichem Verkehr, theils in feindlichem Conflict,
ruhigen Genuß häuslichen Glücks, theils von Gefa
Unglück verfolgt vorgeführt werden. Das erſte D
Romans iſt zwar nicht gerade reich an wirklichen E
und ſpannenden Verwickelungen; dafür bietet es
Reihe intereſſanter, theils landſchaftlicher, theils eth
ſcher Schilderungen, die umſomehr geeignet ſind, jen
gel unfühlbar zu machen, als ſie ſich auf das bis
bekannte und neuerdings gerade vielgenannte Finnl
ſeinen in jedem Betracht höchſt eigenthümlichen Be
beziehen und des Neuen und Pikanten gar Mancherl
Der Roman ſtellt ſich in dieſem Betracht als ein en
des Seitenſtück zu „Afraja" dar, durch welchen Roman
lich der Leſer in ein nachbarliches Gebiet des hohen
in die Natur Lapplands und die Sitten ſeiner Bewo
geführt wurde. Eine der eigenthümlichſten unter den
rungen des vorliegenden Romans iſt die des finniſche
feſtes, bei welchem von der geſammten Bevölkerung
gend unter Spiel und Geſang ein Bär aus ſeiner
lockt, dann gewöhnlich von einem Einzelnen, welcher
kämpfer heißt, mit einer langen Stange angegri
entweder von ihm allein oder unter dem Beiſtande der
überwunden und getödtet und zuletzt bei einem ge
Feſtſchmauſe verſpeiſt wird. Jeder einzelne Act dieſ
wird von Liedern begleitet, welche die finniſche
charakteriſiren. Der Bär führt in denſelben den Namen
wird bei der ſchlimmen Abſicht, mit der man gegen
zieht, wenigſtens in Worten mit ebenſo viel Zärtlichkei
tung behandelt. So lautet z. B. das Lied, mit wel
ihn hervorlockt, folgendermaßen:

In den Wald bin ich gewandert,
Wo Geſchäfte meiner harren.
Mielicki, Waldeswirthin,
Komm' und ſteh' an meiner Seite,
Und du ſchöne Tochter Tapio's
Nimm jetzt an den Strick die Hunde.
Leiſe geh' zu Otho's Lager,
Streichle leiſe ihm die Ohren.
Um die hellen Augen binde,
Um ſein Haupt ihm Seidentücher;
Hülle ſeine ſüßen Tatzen
Feſt in deine weichen Schleier.
Auf die Zähne ſtreich' ihm Honig,
Auf die Schnauze weiche Butter;
Daß er nicht den Jäger ſpüre,
Meinen Athemzug nicht höre,
Wenn in ſeinen Hof ich trete,
An des edeln Otho Thron.

Iſt Otho hierauf aus ſeinem Verſteck hervorgeko
hört dem Geſange mit zierlichen Verbeugungen u
Kopfdrehen zu, ſo lautet das Lied weiter:

Wack'rer Otho, Waldesapfel,
O du lieber, ſchöner, fetter,
Sicher biſt du es zufrieden,
Daß ein tapfrer Mann dich ſucht.
Bitte dich, zieh' ein die Krallen,
Berg' im Zahnfleiſch deine Zähne,

[illegible]ut werden geſchildert, von den Kunſtſchätzen Venedigs gibt [illegible]er Verfaſſer mehr die trockenen Notizen des Cicerone, aber es [illegible]freut doch die klare, verſtändliche Darſtellung und beſonders [illegible]er friſche Sinn, den unter den mancherlei kleinen Unbequem[illegible]lichkeiten der Verfaſſer ſich zu bewahren weiß. Dann aber [illegible]chten wir deshalb Demjenigen, welcher dem Verfaſſer nach[illegible]en will, die Durchleſung des beſcheidenen Büchleins anem[illegible]pfehlen, weil man daraus lernt, wie man ſich einzurichten hat. [illegible] das iſt gewiß ein Punkt, der wohl Beachtung verdient. [illegible] Mancher möchte gern hinaus und die Alpenwelt anſchauen, [illegible] dies und jenes berechtigte Bedenken hält ihn zurück; da [illegible] er ſich nun an den pädagogiſchen Cicerone, da lernt [illegible] Lebenserfahrung. Eine kleine dem Büchlein beigegebene [illegible] gibt ein Bild des öſtreichiſchen Alpenlandes, iſt aber [illegible] genug, daß ſie als Reiſekarte dienen könnte.

9.

Bibliographie.

Bruhin, C. A., Parazelſus. Ein Kranz von Dichtun[illegible]. Glarus. 16. 10 Ngr.

Genée, R., Der Geiger aus Tyrol. Romantiſch-komiſche [illegible] in drei Akten. Danzig, Bertling. 8. 4 Ngr.

Gregorovius, F., Die Grabmäler der römiſchen Päpſte. [illegible]riſche Studie. Leipzig, Brockhaus. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Haaſe, T., Die Beredtſamkeit eine ſchöne Kunſt oder [illegible] philoſophiſche Unterſuchung über das Weſen der Be[illegible]ſamkeit. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 10 Ngr.

Chriſtian Friedrich Harleß, weil. Königl. Preuß. Geh. [illegible] und ordentlicher Prof. der Medicin an der Rheiniſchen [illegible]-Wilhelms-Univerſität zu Bonn. Eine biographiſche [illegible]. Mit einem Nachwort von H. Albers und einem biblio[illegible] Anhang. Berlin, Rauh. 8. 10 Ngr.

[illegible] Heine's Himmelfahrt. Eine Geiſterſtimme. Trier, [illegible]. 8. 15 Ngr.

Hildebrandt, J., Bilder aus Stettin vom Anfange [illegible] Jahrhunderts. Zwei Vorträge. Stettin, Nagel. Gr. 8. 10 Ngr.

[illegible], K., Ueber deutſche Rechtſchreibung vom wiſſen[illegible] praktiſchen Standpunkte, das Ergebnis der Einigung [illegible] den Lehrern der allgemeinen Bürger- und ſtädtiſchen [illegible] zu Leipzig. Auf Veranlaſſung des Hrn. Dir. Dr. [illegible] und unter Mitwirkung einer zur Prüfung ernannten [illegible]ſſion bearbeitet. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 25 Ngr.

König, J., Die Theologie der Pſalmen. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kürnberger, F., Ausgewählte Novellen. Prag, Bell[illegible]. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ludwig, G., Handbuch der Univerſalgeſchichte. 1ſter [illegible]. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 9 Ngr.

Manheimer, V. F., Rabbiner Abraham Kohn, ein [illegible] unſerer Zeit. Eine biographiſche Skizze. Stettin, [illegible]. 1856. Gr. 8. 6 Ngr.

Menzel, W., Geſchichte der letzten 40 Jahre (1816—[illegible]). 1ſte Lieferung. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 6 Ngr.

Mohr, E., Coligny. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. [illegible]rdam, Seyffardt. 8. 22½ Ngr.

Morin, A., Abriß der politiſchen Geſchichte der Schweiz. [illegible] Urſprunge der Eidgenoſſenſchaft bis auf unſere Tage. [illegible] von T. Beck. 1ſte Lieferung. Leipzig, Weber. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mühlbach, L., Königin Hortenſe. Ein Napoleoniſches [illegible]bild. 3te Auflage. Berlin, Janke. Hoch 4. 15 Ngr.

Mühlrodt, O., Preußenbuch. Geſchichtserzählungen und [illegible]dichte geſammelt und geordnet. Langenſalza, Schulbuch[illegible]ndlung des Thüringer Lehrer-Vereins. 8. 6 Ngr.

Müller, H., Thränen- und Troſtquelle. Erklärung der Geſchichte der großen Sünderin. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 8. 22½ Ngr.

Murawijew's Geſchichte der ruſſiſchen Kirche. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von J. König. Karlsruhe, Groos. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Opernhausball. Romantiſches Epos von F. v. Nonſens. Berlin, Springer. 16. 12 Ngr.

Palmblätter von K. G. Stuttgart, Schaber. 8. 21 Ngr.

Philippſon, P., und L. Philippſon, Novellenbuch. 1ſter Band. 3te Auflage. — A. u. d. T.: Saron. Geſammelte Dichtungen von L. Philippſon. 3te Auflage. 1ſter Theil. Leipzig, Wallerſtein. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Redwitz, O. v., Thomas Morus. Hiſtoriſche Tragödie. 2te Auflage. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Reid, M., Die Quadronin oder Liebesabenteuer in Louiſiana. Aus dem Engliſchen von A. Kretzſchmar. Drei Theile. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Sammlung hiſtoriſcher Bildniſſe. I. Freiburg im Br., Herder. Gr. 12. 8 Ngr.

Schaarſchmidt, C., Der Entwicklungsgang der neueren Speculation als Einleitung in die Philoſophie der Geſchichte kritiſch dargeſtellt. Bonn, Marcus. Gr. 8. 28 Ngr.

Schwebemeyer, C., Das Actien-Geſellſchafts-, Bank- und Verſicherungs-Weſen in England. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Steger, A., Braſilien, für deutſche und ſchweizeriſche Auswanderer beſchrieben. Herisau, Meiſel. 8. 18 Ngr.

Stolz, A., Spaniſches für die gebildete Welt. 3te Auflage mit etwas Türkiſchem. Freiburg im Br., Herder. Gr. 12. 27 Ngr.

Thomaſius, G., Das Bekenntniß der lutheriſchen Kirche von der Verſöhnung und die Verſöhnungslehre C. K. v. Hofmann's. Mit einem Nachwort von T. Harnack. Erlangen, Bläſing. Gr. 8. 21 Ngr.

Vogel, A., Der Kaiſer Diokletian. Ein Vortrag am 10. Dec. 1856 zu Jena gehalten und mit Anmerkungen herausgegeben. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 12. 15 Ngr.

Von dem inwendigen Menſchen. Nebſt einem Anhange alter Kirchenlieder. Aus dem Lateiniſchen übertragen von L. de Marées. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 16. 6 Ngr.

Wachenhuſen, H., Carrière eines Herzens. Eine Geſchichte wie ſie alle Tage paſſirt. Zwei Bändchen. Berlin, Verlags-Comptoir. 16. 10 Ngr.

Waldmüller, R., Gedichte. Hamburg, O. Meißner. 16. 1 Thlr.

— — Laſcia paſſare! Hamburg, O. Meißner. 16. 1 Thlr.

Wildermuth, Ottilie, Bilder und Geſchichten aus Schwaben. 1ſter Band. 3te durchgeſehene Auflage. Mit dem Porträt der Verfaſſerin. Stuttgart, Krabbe. Br. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Bachmann, J. F., Die Geſangbücher Berlins, ein Spiegel des kirchlichen Lebens der Stadt. Ein Vortrag auf Veranſtaltung des evangeliſchen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 26. Januar 1857. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 6 Ngr.

Bliren Finecke, Praktiſcher Skandinavismus. Aus dem Däniſchen, mit Vorwort von C. Dirckinck Holmfeld. Kopenhagen. 8. 7½ Ngr.

Preußens Beamtenthum und ſeine Finanzen. Drei Briefe von A. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 6 Ngr.

Schulze, H. J. F., Neuenburg. Eine geſchichtlich-ſtaatsrechtliche Skizze nebſt einer Beleuchtung der neueſten ſchweizeriſchen Denkſchrift vom 7. December 1856. 3te Auflage. Berlin, Heinicke. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ueber Lebensmagnetismus und über die magiſchen Wirkungen überha

Von

Carl Guſtav Carus.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der reiche und intereſſante Inhalt dieſer neueſten Schrift des berühmten Verfaſſers über die Erſcheinungen der ſchon ſeit allen Zeiten ſogenannten magiſchen Region erhellt am beſten aus folgender kurzen Aufzählung der beſprochenen Themata: I. Lebensmagnetismus; II. Sympathie (die ſympathiſchen Wirkungen der Geſtirne, des Bodens, der Pflanzen, der Thiere; endlich die ſympathiſchen Wirkungen von Menſchen auf Menſchen, als: Sympathie und Antipathie, Anſteckung in distans, das Verſehen der Schwangern, der Böſe Blick, Verwünſchungen und Segnungen, Zauberbilder, magiſche Heilmittel und Amulete, Beſprechen und Verſchreiben, die religiöſen Heilungen); III. Magiſche Bewegungen (die magiſchen Pendelſchwingungen und die Wünſchelruthe, Tiſchrücken und Geiſterklopfen); IV. Magiſches Empfinden und Erkennen (ahnende Träume, Schlafwachen und Hellſehen, Ahnen im Wachen, Zweites Geſicht und Verzückung); V. Magie des Geiſtes in Leben, Wiſſenſchaft und Kunſt. Ueber alle dieſe meiſt in der Gegenwart beſonders lebhaft verhandelten Fragen die Anſichten des Verfaſſers in klarer und anziehender Weiſe kennen zu lernen wird gewiß Vielen erwünſcht ſein.

Von dem Verfaſſer erſchienen früher ebendaſelbſt folgende Schriften:

Organon der Erkenntniß der Natur und des Geiſtes. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine Schrift von geringem Umfange, aber von gewichtigem Inhalt und langjähriger Durcharbeitung, indem darin die Reſultate ernſter Forſchung über die wichtigſten Angelegenheiten des Geiſtes zuſammengefaßt und den Gebildeten in allgemein verſtändlicher Sprache dankenswerthe Aufſchlüſſe darüber gegeben werden. Der Verfaſſer zählt ſich zu Denen zu einem „klaren Schauen“ über die Erkenntniß tur und des Geiſtes gekommen ſind und „denen gen iſt, mit unerſchütterlicher Gewißheit es erkennen z daß hinter der wechſelnden Phantasmagorie der S Ewiges, ein Geiſtiges, ein Göttliches exiſtirt, an ſelbſt Theil haben und das unſere beſſere Hälfte iſt“.

Symbolik der menſchlichen Geſtalt. Ein Hand Menſchenkenntniß. Mit 150 in den Text eingedru guren. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein von dem deutſchen Publicum mit der leb Theilnahme aufgenommenes, höchſt intereſſantes Werk Bedeutung der äußern menſchlichen Bildung für inn liſches und geiſtiges Leben.

Die Proportionslehre der menschlichen Gestalt. sten male morphologisch und physiologisch be Mit 10 lithographirten Tafeln. Folio. In Carton.

Eine gründliche wiſſenſchaftliche Erörterung der äuße verhältniſſe des menſchlichen Organismus, gleich intere den Philoſophen wie für den Naturforſcher und den

Syſtem der Phyſiologie. Zweite, völlig umgearbe ſehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 8. 8 Thlr

Der Verfaſſer tritt in dieſem Werke der jetzt her materialiſtiſchen Richtung der Phyſiologie entſchieden e indem er das Ganze der phyſiologiſchen Lehren in gro ſtändigkeit von einem höhern philoſophiſchen Standpu bearbeitet hat.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

System der Sprachwissenschaft, von K. W. L. Heyse. Nach dessen Tode herausgegeben von Dr. H. Steinthal, Privatdocenten an der Universität zu Berlin. 1856. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Durch die Veröffentlichung dieses Werks, das die allgemeinen Ergebnisse der neuern Sprachwissenschaft mit seltener Klarheit, Kürze und Uebersichtlichkeit darstellt, wird nicht nur allen Sprachforschern von Fach, zu welcher Richtung sie sich auch bekennen mögen, sondern überhaupt Allen, die irgendein Interesse an Sprachwissenschaft nehmen, ein nicht geringer Dienst erwiesen sein.

Durch alle Buchhandlungen ſind zu beziehen:

M. Solitaire's ſämmtliche Schriften. 14 Bä

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Scheffer (Leopold), Der Hirtenknabe Ni

oder der deutſche Kinderkreuzzug im Jahre Nach den Chroniken erzählt. 8. Geh. 1 Thlr. 1

Eine neue Novelle **Leopold Schefer's**, die alle züge ſeiner frühern Schöpfungen hat und ſeinen za Verehrern gewiß willkommen ſein wird.

Von dem Verfaſſer erſchien ebendaſelbſt:

Génévion von Toulouſe. Hiſtoriſche Novelle. 12. 1

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

erariſche Unterhaltung.

int wöchentlich. —— Nr. 15. —— 9. April 1857.

Deutſche Liebe. Von **Hermann Marggraff.** — Populäre Früchte geologiſcher Studien. Von **Heinrich Birnbaum.** .egsgeſchichte. Von **Karl Guſtav von Berneck.** — Seifart, Luſt, Leiden, Lieben und Leben aus Vorzeit und Gegenwart. — Neue Ueberſetzungen aus dem Böhmiſchen. — **Notiz.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Deutſche Liebe.

ebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. Leipzig,
s. 1857. 8. 24 Ngr.

nd gemeinhin keineswegs die dicken maſſigen
nit einem etwas vulgären Ausdruck auch wol
genannt, welche das meiſte Glück in der
hen. Eins der dickſten Bücher, die Bibel,
var unzweifelhaft der größten Verbreitung
hrung, aber ſie iſt doch eben nur aus lauter
chriften zuſammengeheftet, und immer ſind
wieder nur einige dieſer kleinen Schriften,
Buch Hiob, die Pſalmen, das Buch Jeſus
ie Evangelien und einzelne Epiſteln, welche
m geleſenſten und verbreitetſten Buche der
acht haben. Die „Iliade“ und „Odyſſee“
igſtens nicht den Umfang unſerer modernen
und mehrbändigen Romane, Phädrus, Cor-
os ſind ganz dünne Büchlein und Horaz' Oden
corpulenter; das Gleiche gilt von den eigentlichen
ern wie „Tyll Eulenſpiegel“, „Reineke Fuchs“,
närchen, dem Robinſon u. ſ. w. Wie dünn iſt
s a Kempis Buch „Von der Nachfolge Chriſti“,
erühmt iſt es, welche Wirkung übte es aus!
ir auf neuere Zeiten, ſo werden wir finden,
r Goldſmith mit ſeinem „Landprediger von
' populärer geworden iſt als irgendeiner ſeiner
mit dreibändigen langgedehnten Romanen,
on Goethe's Schriften keine ſo epochemachend
in „Werther“. Wahrlich, kein Gefühl muß
iftſteller größere Befriedigung gewähren, als
zu können, gerade mit einem durch ſeine
nicht ins Gewicht fallenden Buche die Geiſter
die Herzen belebt und die Gemüther erfreut
ſtet, vielleicht im Gebiet des Gedankens oder
s und Empfindens eine neue, epochemachende
heilſame Richtung angebahnt zu haben.

verachte daher die in anſpruchsloſer Geſtalt
ublicum tretenden dünnen Bücher nicht, denn man weiß nicht, welche weitgreifende Wirkung in ihnen ſteckt. Und in der That haben auch wir ſchon häufig, ſolange wir das kritiſche Amt üben, ſolche auf den erſten Blick unſcheinbare Bücher in Händen gehabt, die uns bei weitem größere Achtung abnöthigten als ſo manche wohlbeleibte, die uns zurufen zu wollen ſchienen: Seht, hier iſt Maſſe! hier iſt corpus! hier müßt ihr Reſpect haben! Aber mit Verlaub: wir haben vor dem geiſtigen Marke eines Buchs Reſpect, nicht vor ſeinem Schwamm und Fett; vor dem tief in ihm klopfenden Herzen, nicht vor ſeiner breiten Bruſt. Zwar iſt es jetzt überhaupt den Büchern ſauer gemacht, ſich Bahn zu brechen und Epoche zu machen, wenigſtens inſofern man unter epochemachend die Dauer über den gegenwärtigen Augenblick und in ferne Tage hinaus verſteht. Mit der materialiſtiſchen Richtung unſerer Zeit hängt ja auch wol das Trachten zuſammen, nur dem Augenblick und dem augenblicklichen Bedürfniß zu huldigen und zu verlangen, daß auch Andere ihm huldigen; denn wer über den Augenblick hinausdenkt, denkt ja ſchon an ein Jenſeits und iſt mithin ein Idealiſt oder Romantiker. Am ſchwerſten aber iſt es allerdings in dieſer Welt des Scheins und der Oſtentation dünnen, unſcheinbaren Büchern gemacht, ſich Geltung zu erringen; ſie imponiren nicht, die Meiſten ſchieben ſie ungeleſen und ungeſehen beiſeite und ſelbſt die Kritiker halten es in der Mehrzahl unter ihrer Würde, ſich zu ihnen herabzulaſſen. Denn auch die Kritik, ſo hochfahrend ſie thut, läßt ſich doch jetzt leicht von literariſcher Corpulenz und Repräſentation einſchüchtern und hinters Licht führen. Und nun gar eine längere Betrachtung an ein Buch zu knüpfen, das man in die Taſche ſtecken und als Begleiter auf Spaziergängen mitnehmen kann — wie hieße das die Würde eines Kritikers beeinträchtigen, der nur mit dicken Büchern Arm in Arm das Jahrhundert in die Schranken fodert!

Dieſe Gedanken kamen uns bei der Lectüre der an der Spitze dieſes Artikels verzeichneten zierlichen Schrift, die zwar nur 175 Seiten, in dieſem kleinen Raume aber

ein eigenthümlich reiches inneres Leben und eine Fülle concentrirten Geiſtes umfaßt. Wir unterfangen uns nicht, dem Buche ein Prognoſtikon zu ſtellen; wenn es aber in Deutſchland wirklich noch ſo viele innerer Erbauung und einer anmuthigen Lectüre bedürftige Gemüther gibt, als wir annehmen zu dürfen glauben, ſo hoffen wir für dieſes kleine Büchlein das Beſte. Die wenigen Stunden, die ſie auf Leſung dieſes Buchs verwenden, werden ihnen Frucht abwerfen für Tage, für Wochen, für ein ganzes Leben. Es iſt ein Roman, es iſt ein Hymnus, es iſt eine in das Innere des Menſchen vertiefte Betrachtung, es iſt ein einfaches lyriſches Gedicht — wie man will, oder beſſer dieſes Alles zugleich. Wir bewegen uns auf der Reflexion des Verfaſſers nicht wie auf einem ſtürmiſch aufgewühlten See von heftigem Wellenſchlag, ſodaß im Kampfe gegen die Elemente mächtige Leidenſchaften in uns wachgerufen würden, ſondern wie auf einem ſtillen Fluſſe unter Blütenbäumen und Nachtigallenſchlag, ſanft und ruhig dahingetragen. In der Flut ſpiegelt ſich das Abendroth und leichtes wolliges Gewölk des Himmels, und ſie iſt ſo durchſichtig und klar, daß wir ihr bis auf den Grund blicken. Man verzeihe uns dieſes Bild, denn über ein Buch dieſer Art kann man nur wie ein Poet, nicht wie ein Kritiker ſchreiben, oder man ſoll darüber überhaupt nicht ſchreiben. Die breite Recenſentenfauſt, welche dieſe Nachtphaläne einfangen wollte, würde ja ihre Flügel nur zerknittern und von ihnen den Farbenſchmelz wiſchen, und aller Reiz wäre dahin. Eine und dieſelbe harmoniſche Stimmung geht durch die ganze Dichtung von Anfang bis zu Ende; ſie gehört nicht zu den Gewaltthaten des menſchlichen Geiſtes, aber zu ſeinen lieblichſten Ausflüſſen; ſie iſt nicht von großartigem Gefüge, aber ſie iſt fleckenlos, und mit Recht bemerkt darüber ein Berichterſtatter in der „Saturday review", es ſei wahrlich erfreulich „to find, in a book which touches at so many points on the domain of religion, not one expression which can offend, in the slightest degree, any reasonable and right-minded person". *)

Phänomenartig erſcheint uns aber dieſe Dichtung, wenn wir in Erwägung ziehen, daß ſie, wie wir in Erfahrung gebracht haben, das Product eines deutſchen im Auslande weilenden Gelehrten iſt. Man wirft ja von altersher den deutſchen Gelehrten vor, daß ihnen meiſt etwas Starres, Herbes, Knochiges und Knorriges eigen ſei, daß ſelbſt die, welchen ein tieferes Gemüth nicht fehle, vor ihren Collegen und der Welt ihrer Würde etwas zu vergeben meinen, wenn ſie ſich von dem Inſtinct ihres Gemüths öffentlich überraſchen laſſen. Hier ſehen wir einen Gelehrten ganz ſeiner Gemüthsſeite und Empfindung leben und Ausdruck geben, freilich anonym, und wir verdenken ihm dies kaum. Denn je mehr ſonſt ſein Credit bei den Poeten und poetiſch empfindenden Gemüthern ſteigen würde, um ſoviel würde ſein Credit bei den Gelehrten zu ſinken gefährdet ſein. Uebrigens hat vielleicht gerade die Entfernung von ſeiner Heimat und der Einfluß des Auslandes weſentlich dazu beigetragen, ſein Gemüth flüſſig zu machen und die Quellen reinſter Empfindung in ihm zu öffnen. Was uns betrifft, ſo ſind wir ehrlich genug einzugeſtehen, das kokette Geplauder von deutſcher Gemüthlichkeit für eine jener traditionellen Redensarten zu halten, wie deren jede Nation zu ihrem eigenen Schaden beſitzt. Individuen wie Nationen ſtreichen oft gerade Das am meiſten an ſich heraus, worin ſie dem Weſen nach am ſchwächſten ſind, wie jener pfiffige Handelsjude, der in Betreff ſeiner ſchlechten Waare bemerkte: wenn er ſie nicht den Leuten anpreiſe, wer ſolle ſie dann preiſen? Oder ſollte man nicht an dieſer Gemüthlichkeit irrewerden, wenn man einen Blick wirft in die garſtigen Klopffechtereien, welche, ſolange es deutſche Gelehrte und Schriftſteller gibt, unſere Literatur verunſtalten, oder in die anonymen Inſerate in unſern Localblättern, oder in den ſchadenfrohen Klatſch unſerer geſelligen Kreiſe aller Art? Oder hängen die Raufereien und zahlloſen Proceßhändel unſerer Landleute, oder die häufige Neigung, zu „foppen", zu „ſchrauben" und Andere „aufzuziehen", oder der auf eigenwillige Fehden und particulariſtiſche Zerſetzung hinarbeitende Charakter der deutſchen Geſchichte, oder die heimatsrechtlichen Erſchwerniſſe, womit ſich Land gegen Land und Gemeinde gegen Gemeinde abſperren, und andere liebenswürdige Einrichtungen und Gewohnheitsrechte mit dieſer Gemüthlichkeit zuſammen? O gewiß, es gibt in Deutſchland gemüthvolle Leute ſo gut wie unter andern Nationen, aber ſie machen mit ihrem Gemüth meiſt ſehr ſchlechte Geſchäfte, bis ſie nach mancherlei trüben Erfahrungen zur Einſicht kommen und ſich deſſelben ſoweit möglich zu entledigen ſuchen. Nur die deutſche Literatur, und das iſt wohl beachtenswerth, hat einen Mephiſtopheles aufzuweiſen; keine andere Literatur kennt dieſen Typus, mit dem verwandt zu ſein die melancholiſch-gemüthvollen Narren Shakſpeare's ſich ſehr verbitten würden. Goethe, der freilich in der Perſon des Fauſt auch die andere hohe Gegenſeite der deutſchen Natur verkörperte, war von Hauſe aus keine Mephiſtopheliſche Natur, aber er kannte ſeine Landsleute, wie nur Wenige ſie gekannt haben mögen.

Mit einem Worte, der Deutſche birgt in ſich eine Zwieſpältigkeit, einen Dualismus, wie er ſich in ſo ſchroffer Weiſe bei keiner andern Nation findet, und daher gilt der Deutſche auch bei allen andern Völkern für einen geheimnißvollen, wunderlichen Menſchen, ſein unter beſcheidener Hülle und oft eckigen Formen ſich doch überall im Geheimen einſchleichender und feſtſetzender Geiſt für ein Räthſel, Vielen ſogar für eine Gefahr, ſeine [illegible] für ein Problem, ſeine Philoſophie für ein [illegible] Der Deutſche aber, der ſeine ihm angeborene tiefe [illegible]

*) Nur einen etwas poſſirlichen Vergleich, den ſich der Verfaſſer hat entſchlüpfen laſſen, möchten wir von dieſem ſonſt durchaus begründeten Lobe ausnehmen. Der Verfaſſer vergleicht nämlich die Erinnerung einmal mit einem Pudel, der aus den Wellen taucht und ſich ſchüttelt und dem dabei das Waſſer in die Augen läuft. Dieſer Vergleich würde in einem humoriſtiſchen Heine'ſchen Gedichte als ironiſche Pointe nichts Auffallendes haben; in des Verfaſſers Buche iſt er ſtörend, wie ein wenn auch kleiner Flecken auf einem ſonſt weißen Gewande.

age vor den in der Heimat ſelbſt umgehenden
en Mächten der Ironie, der Skepſis und der
ng retten will, thut vielleicht am beſten, in das
zu gehen, wo er beſſer als daheim für ſein
ein vor dem Andrang jener Gewalten geſicher-
weſen gründen kann. Namentlich wird ihm
gen, wo Alles ſo poſitiv und praktiſch iſt wie
nd, indem gerade an dieſem feſten Weſen ſein
einen Halt findet, an den es ſich als eine prak-
itze anlehnen kann. Wer freilich mit dem Geiſte
inung und zu Zwecken der Verneinung in dieſe
Verhältniſſe hinübertritt, wird davon wenig Ge-
en und ſich an ihnen erſt recht aufreiben. Aber
üthvolle lernt hier wieder an etwas Poſitives
erbares in der menſchlichen Natur glauben.
et das Gemüth ſichern und feſten Grund, nicht
s ſich in und gegeneinander aufreibender gäh-
emente vor. Wie nach Caird die Religion, ſo
n auch das Gemüthsleben „gleich dem Athmen,
n Blutumlauf, gleich dem ſtillen Wachsthum
ers ein Vorgang, der gleichzeitig mit allem Thun
en ſtattfindet, in der Einſamkeit wie in der
ft, im Kummer wie in der Freude, in der
ie in der Ruhe". Wo das ganze Natio-
ein kleinliches und gebrochenes iſt, wird auch
üth klein und engherzig; es wächſt und feſtigt
en innerhalb großer geſicherter Verhältniſſe, die
Neid, ſondern die Bewunderung, die Nacheife-
usfodern. So erklären wir uns das tiefe Ge-
n, welches ſich in vorliegendem Product ausſpricht,
Reim und Rhythmus fehlen, um eine voll-
Dichtung zu ſein. Der Verfaſſer ſelbſt wird
leicht nicht geneigt ſein, dieſe Auffaſſung ganz
laſſen; er wird ſagen, daß er ja eben der Welt
iegel vorhalten wolle, um zu zeigen, wie man in
nd liebt, und ein gewiſſer myſtiſcher, träumeriſcher
, der durch das Ganze geht, beweiſt auch, daß das
nd praktiſche Element des Landes, in welchem
uf ſein Gemüth keinen ſehr großen Einfluß ge-
Dagegen bemerken wir einfach, daß der Ver-
nn er in Deutſchland lebte, es ſchwerlich über
nnen haben würde, eine Schrift dieſer Art her-
n, ja daß er im Verkehr mit ſeinen deutſchen
wol kaum die Ruhe und die Stimmung ge-
aben, kaum der Entſagung auf alle gelehrten
fähig geweſen ſein würde, deren es bedarf, um
emüth ſo ſtill und beharrlich auszuleben, wie
ſem Buche geſchieht. Im fremden Lande hat
ola-Bella ſeiner Gemüthswelt, ungeſtört von
n Einflüſſen, ruhig und fleißig anbauen und
aften können; in der Heimat würden böſe
en und Sturzwellen Sand über die junge
ung geführt oder von dem blumigen Eiland
uf Scholle gelöſt haben, bis vielleicht der letzte
der unergründlichen Tiefe des ſpecifiſch deutſchen
daſeins verſunken wäre.
ich kommen wir in einige Verlegenheit, wenn
wir eine Analyſe dieſer Dichtung und den Leſern von ihrem Weſen und ihrer Conſtruction einen Begriff geben ſollen. Das Buch iſt ganz und gar aufgelöſtes Gefühlsleben, oder doch ein Leben in Gedanken, die ſich durch einen eigenthümlichen Proceß in lauter Gefühle verwandeln, und wie ließen ſich dieſe auf kritiſchem Wege analyſiren und zergliedern? Es wird die Leſer, je nach ihrer Gemüthsanlage, entweder ſo wenig befriedigen, daß ſie nach der Lectüre weniger Seiten es unbefriedigt aus der Hand legen, oder es wird ſie ſo ſpannen, feſſeln und bezaubern, daß ſie ſich ſeiner Lectüre bis zum Ende faſt willens- und widerſtandslos hingeben. Ob es den Kritikern gefällt oder nicht, iſt dabei ziemlich gleichgültig. Es gibt Leute, für welche die Vögel umſonſt ſingen, die Blumen umſonſt duften und blühen, die Bäume umſonſt grünen, oder die nur dann die Wohlthat des Laubwerks zu würdigen wiſſen, wenn ſie, den Schweiß von ihrer Stirn wiſchend, im Schatten Schutz vor den brennenden Strahlen der Sonne ſuchen. Es gibt Leute, für welche das luſtige Getümmel ſelbſt gutgearteter Kinder etwas Störendes hat, die gegen das naive Geplauder, gegen die ſelbſterfundene Sprache eines Kindes wie gegen etwas Mistönendes das Ohr verſchließen, denen der liebliche Blick des Kindes nichts weiter iſt als die mechaniſche Wirkung des „Parallelismus der Augenachſen". Es gibt Leute, welchen das Organ für ein religiöſes Empfindungsleben, in dem ſich der innere Menſch auferbaut, wenn auch nicht vollkommen verſagt iſt (denn wie wäre dies möglich?), die es aber ſchon früh in ſich zerſtört und jedes Gebrauchs unfähig gemacht haben. Für dieſe iſt die „Deutſche Liebe" nicht geſchrieben, denn ſie ſpricht zu ihnen in einer Sprache, die ſie nicht verſtehen oder erſt, vielleicht gerade aus dieſem Buche, mit einiger Mühe erlernen müſſen. Möge aber Derjenige, welchem dieſes Organ nicht gänzlich abgeſtorben iſt, es dennoch verſuchen; es wird ihn hoffentlich nicht gereuen. Er wird vielleicht verklungene Melodien daraus vernehmen, die er in den ſchönſten Tagen ſeiner Jugend gehört zu haben ſich erinnert, und es wird in ihm vielleicht ein neues Leben aufdämmern, das doch wieder ein altes, jetzt nur erneuertes iſt, an das er wieder anknüpft wie an einen zerriſſenen, nicht verloren gegangenen Faden. Möge er (um ein früheres Gleichniß wieder aufzunehmen) unter das ſchattige Laubwerk dieſer Dichtung treten, um ſich in ſeinem Schatten zu erquicken und von dem brennenden Sonnenſtich eines mühevollen Lebens zu erholen. Wenn das Laubwerk, deſſen es in dem Buche allerdings wol einiges zu viel gibt, ihn dann auch gleichgültig läßt, ſo wird ihm doch der Schatten Erquickung gewähren und ihn für längere oder kürzere Zeit auf ſeiner Lebenswanderung ſtärken. Gewährt doch allein ſchon der Gedanke, daß es noch Männer von Empfindung und Gefühl auf der Welt gibt, Belebung und Stärkung in trüben Zeiten wie an Tagen glühenden Sonnenbrandes. Wer aber innig verwandten Gemüths mit dem Verfaſſer iſt, dem werden nicht einzelne Melodien, dem wird ein voller Accord entgegenklingen,

dem er ſich mit voller Seele und ganzem Ohr hingeben wird.

Eine Blume kann nicht blühen ohne Sonnenſchein — bemerkt der Verfaſſer in der erſten Partie des Buchs, in der er ſeine Jugenderinnerungen ſchildert — und ein Menſch kann nicht leben ohne Liebe.... Wer ſie kennt, der weiß auch, daß es in der Liebe kein Maß gibt, kein Mehr und kein Minder, ſondern daß, wer liebt, nur von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und aus ganzem Gemüth lieben kann.

Aber es gibt noch eine andere Art der Liebe:

Es iſt Liebe mit Angſt und Noth — brennende Glut, lodernde Leidenſchaft — Liebe, die ſich ſelbſt verzehrt, wie der Regentropfen auf heißem Sande — Liebe, die begehrt, nicht Liebe, die ſich hingibt — Liebe, die fragt: Willſt du mein ſein? nicht Liebe, die ſagt: Ich muß dein ſein — verſelbſtete, verzweifelte Liebe iſt es! Und das iſt die Liebe, welche die Dichter beſingen und der die Jünglinge und Mädchen glauben — ein Feuer, das auf- und niederlodert, aber nicht wärmt und nichts zurückläßt als Rauch und Aſche.

Dieſe Liebe iſt es nicht, die der Verfaſſer in ſeinem Buche ſchildert, ſondern eine Liebe höherer, geiſtiger Art, die ſich an religiöſen und erbaulichen Betrachtungen fortentwickelt, die auf inniger Verſchmelzung, auf einem wechſelſeitigen Austauſch der Seelen beruht und keine Selbſtopferung von der andern Seite verlangt. Es iſt eine gänzlich unkörperliche Liebe, die, obſchon ſie der Verfaſſer als einen Typus „deutſcher Liebe“ aufſtellt, in Deutſchland vielleicht ebenſo ſelten iſt als anderswo. Auch werden wir ſehen, wie die Sehnſucht und das Verlangen gegenſeitigen Beſitzes zuletzt doch nicht ausbleiben, freilich auch ſofort die Kataſtrophe herbeiführen, wodurch auf der einen Seite bewieſen zu werden ſcheint, daß, was auch ganz richtig ſein mag, eine blos geiſtige, auf wirkliche Beſchlagnahme des einen Theils durch den andern verzichtende Freundſchaft zwiſchen beiden Geſchlechtern nicht auf die Dauer möglich iſt, und auf der andern, daß eine zu innige und unbeſorgte Hingabe an ein ſolches Verhältniß für zarte weibliche Organismen gefährlich und ſelbſt todbringend iſt. Denn im Grunde fällt auch hier das geliebte Weib dem begehrenden Manne zum Opfer. Vielleicht hat der Verfaſſer es ſo nicht gemeint und beabſichtigt, aber der Leſer zieht dieſe Conſequenz, die ihm nahe genug gelegt iſt.

Der Verfaſſer erzählt — allem Vermuthen nach ein wirkliches Begebniß nach Poetenart in der Phantaſie zu einer Dichtung weiterſpinnend — wie er, an der Hand ſeines Vaters an dem Hof eines kleinen deutſchen Souveräns eingeführt, der Spielgenoß der jungen Prinzen wird und ſo die junge Gräfin Maria, die Tochter des Fürſten und ſeiner erſten Gemahlin, kennenlernt. Sie war immer krank und leidend, und er hat ſie nie anders geſehen als auf ihrem Ruhebett ausgeſtreckt, auf dem ſie zwei Träger in das Prinzenzimmer brachten. Dabei war ſie unendlich gütig, ihr Auge tief und unerforſchlich, ihr Geſicht bleich, aber mild und ſchön. Der Knabe fühlte, wie dies bei Knaben derartigen Erſcheinungen gegenüber ſo leicht der Fall iſt, eine Verehrung für ſie wie für ein höheres Weſen, und auch ſie neigte ſich dem Sinnigen freundlich zu. Jahre vergingen darüber.

Der Knabe war zum Jüngling gereift und hat
fährlichen Flitterjahre des deutſchen Studentenleb
die mahnende Erinnerung an die Gräfin Mari
ohne Schaden für Körper und Gemüth üb
Nur ein wenig liberale Anſichten hatte er aufgeſog
ſtand er, als er in die kleine Reſidenzſtadt zu
dem neuen Regenten, deſſen Spielgenoß er vo
weſen, entfremdet gegenüber. „Wie jeder jung
der zuerſt die Gebrechen des deutſchen Volksle
die Verbrechen der deutſchen Regierungen erke
zählt der Verfaſſer, „hatte ich bald einige Ph
liberalen Partei mir angeeignet, und dieſe kl
Hofe ungefähr wie unanſtändige Ausdrücke in
baren Predigerfamilie.“ Bei der Gräfin Mari
entweder um Politik gar nicht kümmerte oder
freidenkend war, um bloße Anſichten zu Verk
ſtempeln, ſchadete ihm dieſer Liberalismus nichts.
ihn zu ſich, und wie in früherer Zeit wurde ſi
rem Ruhebett in das Zimmer gebracht. Vor
ginnen Beider Geſpräche über inneres Chriſten
ſich namentlich an die „Deutſche Theologie“
jenes Buch, aus welchem Luther mehr als a
einer andern Schrift, die Bibel und des heil
guſtinus Schriften ausgenommen, gelernt zu
kannte. Die Gräfin ſchüttete ihre Gedanken a
los wie ein Kind, das ſich den ganzen Schoos
men gepflückt hat und ſie dann alle auf d
hinwirft“. Hier nur ein paar Worte von ihr,
religiöſen Standpunkt zu bezeichnen. An ei
ſpruch eines Engländers, daß Wahrheit Off
nicht Offenbarung Wahrheit mache, anknüpfen
ſie einmal: „Das iſt es gerade, was ſo V
Eintritt in das wahre Chriſtenthum verſchl
uns ſeine Lehre als Offenbarung entgegen
die Offenbarung noch in uns ſelbſt ſta
hat“; und ein andermal: „Der Menſch
mal im Leben ſeine Nichtigkeit erkennen, er
len, daß er von ſich ſelbſt nichts iſt, daß ſein
heit, ſein Anfang, ſein ewiges Leben in eine
irdiſchen und Unbegreiflichen wurzeln. Das iſt
kehr zu Gott, die zwar auf Erden nie zum Zi
aber doch in der Seele ein göttliches Heimw
läßt, was nie wieder aufhört.“ Da ſie ſomit
dem Standpunkt des dogmatiſchen Chriſtenthu
verträgt ſie es auch ganz ruhig, wenn ihr Freun
die Bemerkung einwirft: „Es iſt zu bewundern,
die Theologen noch nicht um alle Religion geb
ben; und ſie werden es, wenn ihnen die C
nicht ernſt entgegentreten und ſagen: Bis hi
nicht weiter!“

Dieſe Converſationen und geiſtlichen Disp
ſind begreiflicherweiſe, wenn auch für den
wohlthätig und erhebend, doch auf die Dauer
ihrer Geſammtwirkung zu aufregend für die
ſodaß man es erklärlich findet, wenn der alt
Hofrath, der Leib- und Seelenſorger der kleinen
ſtadt, der zwei Generationen hatte heranwachſ

und der Gräfin zu überreden ſucht, ſich aus der
r Leidenden zu entfernen. Unſer und der Gräfin
ſieht dies auch ein, und er begibt ſich auf eine
derung in die Berge Tirols. Er kann aber das
ge Bild der Gräfin nicht aus ſeinem Herzen
n. Denn wie der Verfaſſer ſehr ſchön bemerkt:
chönheit, welche die Natur verſchwenderiſch aus-
efriedigt nicht, wenn der Menſch ſie ſich nicht
und ſie gleichſam verdient und erobert. Sie be-
her.... Die wahre Schönheit iſt die Anmuth,
Anmuth iſt die Vergeiſtigung alles Schweren,
chen und Irdiſchen; es iſt die Geiſtesgegenwart,
elbſt das Häßliche zum Schönen macht."

r Freund muß freilich gerade ſeine Schritte nach
enden, und auch die Gräfin muß gerade ihren
alt in einem Schloſſe nehmen, das ſie in Tirol
Es wäre ſomit ein Wunder, wenn ſich Beide
t wiederſehen ſollten. Sie ſehen ſich wieder,
frühern Unterhaltungen werden fortgeſetzt. Eines
enden ſie ſich auf Wordsworth, den Lieblings-
der Gräfin. Sie ſagt:

weiß, viele meiner Freunde lieben ihn nicht, ſie ſagen,
n Dichter, aber Das iſt es gerade, was ich an ihm
ß er alle herkömmlichen Dichterphraſen, alle Uebertrei-
und Alles, was man unter Pegaſusflug verſteht, ver-
Aber er iſt wahr — und was liegt nicht Alles in
Bert!... Iſt ſein „Highland girl" nicht lieblicher, nicht
terer Ausdruck wahrer Schönheit als Goethe's Helena
ron's Haydee? Und dann die Heimlichkeit ſeiner
und die Reinheit ſeiner Gedanken! Wie ſchade, daß
einen ſolchen Dichter hatten! Schiller hätte unſer
rth ſein können, hätte er mehr Zutrauen zu ſich als
alten Griechen und Römern gehabt. Unſer Rückert
ihm am nächſten, hätte er nicht auch aus ſeinem ar-
lande weg ſich Troſt und Heimat unter öſtlichen
ſucht.

uns in dieſen der Gräfin Maria in den Mund
Worten Wunder nimmt, iſt die faſt in Form
Vorwurfs auftretende Bemerkung über Schiller.
Maria ſcheint faſt zu beklagen, daß Schiller es
äht habe, der deutſche Wordsworth zu werden.
wird aber der größte Theil der deutſchen Nation
u Glück wünſchen, daß ſie in ihrem Schiller eben
Schiller hat. Unſerer Anſicht nach war Schiller
nſe aus eine zu pathetiſch angelegte Natur, daß
er allen unſern Dichtern kaum einen wüßten, der
g Beruf dazu hatte, ein deutſcher Wordsworth
en, als gerade der Dichter der „Götter Griechen-
der „Räuber", der „Jungfrau von Orleans",
raut von Meſſina". Eher dem engliſchen Dich-
Simplicität und Naivetät verwandt zeigt ſich
in ſeinen Jugendgedichten und in noch verſtärk-
rade Uhland, wie ſich denn überhaupt zwiſchen
iſchen „Seeſchule" und der neuſchwäbiſchen Dich-
e einige Verwandtſchaft erkennen läßt. Uebrigens
wir uns über das beredte Wort, das hier für
worth eingelegt wird, beſonders da unſere Leſer
em in dem Aufſatze eines höchſt geiſtvollen, aber
weilen in paradoxen Behauptungen gefallenden
Autors in unſern Blättern ſelbſt einer Stelle begegnet ſind, worin mit merkwürdiger Kühnheit den Engländern vorgeworfen wurde, daß ſie an Unfähigkeit, den abſoluten Werth der Wahrheit und Schönheit zu begreifen, mit den Altägyptern vollkommen auf gleicher Stufe ſtänden. Allerdings! Shakſpeare und Milton, Byron und Shelley, Thomas Moore und Wordsworth haben nicht Gelegenheit gehabt, ſich bei ihren Dichtungen aus Viſcher's „Aeſthetik" Raths zu erholen. Allerdings! die Briten ſind in der Erkenntniß des Abſoluten nicht bis zu der ſchwindelhaften Höhe der Hegel'ſchen Ultras vorgeſchritten; ſie wiſſen nicht ſo perfect wie wir Alles in Begriffe und dialektiſche Proceſſe aufzulöſen, obſchon ſie es wohl könnten, wenn ſie nur ernſtlich wollten. Dabei finden wir aber in ihrer Poeſie und Literatur viel mehr Wahrheit und viel weniger gleißneriſchen Aufputz, viel weniger phraſenhafte Rhetorik und Koketterie mit falſchſchimmernden Sentiments als in der unſern, und was die einfache Darſtellung des gemüthvoll und ſeeliſch Schönen anlangt, ſo können ſie in dieſem Punkte wol die Lehrer aller übrigen Völker ſein. Zwar ſind ſie kein eigentliches Kunſtvolk, und ihr Geſchmack iſt, was die Formen betrifft, oft ein ſehr bizarrer und abſonderlicher. Aber wenn ſie auch nicht ſo geſchickt zu muſiciren wiſſen als wir, ſo ſpielen ſie dafür den continentalen Völkern in der Land- wie Waſſerpolitik Melodien vor, die ihnen kräftig genug in die Ohren klingen.

Doch wir eilen zum Schluß. Unſer Freund, der Vertreter der deutſchen Liebe, will, was er ſo innig liebt, auch beſitzen und auf die Dauer ſein nennen. Er drängt und beſchwört Marie: „Gott hat dir ein leidendes Leben geſchenkt — er ſchickt mich dir, um mit dir zu leiden. Dein Leiden ſoll mein Leiden ſein." Sie widerſteht nicht weiter; ſie ruft: „Ich bin dein, Gott will's. Nimm mich, ſowie ich bin — ſolange ich lebe, bin ich dein, und möge Gott uns in einem ſchönern Leben wieder zuſammenführen und dir deine Liebe lohnen." Mit dieſer gegenſeitigen Beſitzergreifung mußte ja wol dies eigenthümliche Verhältniß ſchließen. Aber Mariens Nerven ſind leider nicht ſtark genug, das Gefühl dieſer Seligkeit zu tragen. Ihre ſchwache körperliche Hülle erliegt dem Aufruhr ihres Geiſtes, dem Sturm in ihrem Herzen; ehe noch Mitternacht vorüber, hat ihr weiches Herz zu ſchlagen aufgehört. Jahre ſind darüber hingegangen; unſerm Freunde iſt die Heimat zur Fremde und die Fremde zur Heimat geworden. Aber ihre Liebe iſt ihm geblieben, „und wie eine Thräne in das Meer fällt, ſo (ſchreibt unſer Freund) iſt die Liebe zu ihr in das lebendige Meer der Menſchheit gefallen und durchdringt und umſchlingt Millionen — Millionen fremder Menſchen, die ich von Kindheit an ſo lieb gehabt".

Dies iſt der einfache Vorgang, an dem ſich ein innerlich reiches Liebes- und Gemüthsleben abſpinnt. Es iſt ſchwerlich zu leugnen, daß ſich das Buch vorzugsweiſe an weibliche Herzen wendet. Nicht nur daß ein weibliches Weſen den hervorragenden Mittelpunkt in dieſem Seelengemälde bildet und in ihm die Anmuth und Lieb-

lichkeit des Weibes überhaupt gefeiert wird, auch das Ganze trägt eine zart weibliche Färbung und hält ſich fern von der Derbheit oder ſtürmiſchen Kraft männlicher Leidenſchaft. In der productiven Literatur der Gegenwart überwiegen überhaupt die weiblichen Elemente, auf der Bühne ſo gut wie im Roman und in der Lyrik. Schon Wienbarg hat dieſe weibliche Periode der Literatur vorausgeſagt und unter Anderm behauptet, daß alle Dichter, die jetzt im Roman etwas Gutes leiſteten, verkappte Frauenzimmer ſeien. Unſere Literarhiſtoriker laſſen ſich dieſes culturhiſtoriſch nicht unwichtige Moment wie auch ſo manche andere bedeutungsvolle Symptome noch immer entgehen. Dieſe Entwickelung, die mit allen unſern ſocialen Zuſtänden aufs innigſte und vielfachſte verſchlungen iſt, kann man ſchon von Goethe, dem Propheten des himmelan ziehenden „Ewig Weiblichen", und von Schiller an genau verfolgen, und ſelbſt ſchon in Klopſtock und Bürger findet man dieſen Frauencultus deutlich ausgeſprochen. Freilich läuft bei dieſer Verherrlichung des Weibes manche den Frauen ſelbſt nachtheilige Illuſion mitunter, und es iſt am Ende wenig damit erreicht, wenn man ihnen mit einer bekannten Schiller'ſchen Floskel einreden will, daß ſie nichts weiter thun, als „himmliſche Roſen ins irdiſche Leben" zu flechten. Die Frauen ſelbſt wiſſen am beſten, daß dieſe Roſen nur zu oft vor den vielen Dornen und Stacheln nicht recht zum Vorſchein kommen oder nicht ſelten bloße Flatter- und Klatſchroſen ſind. Im Uebrigen wollen wir keineswegs ſagen, daß „Deutſche Liebe" in einem durchaus weiblichen Geiſte geſchrieben ſei und die männliche Feder ſich darin verleugne. Keineswegs! Frauen, ſo ökonomiſch und ordnungsliebend ſie auch im Leben ſein mögen, ſind mit der Feder meiſt ſehr freigebig und verſchwenderiſch und lieben Alles durch- und untereinanderzuwerfen, während das künſtleriſch-ökonomiſche Arrangement dieſer Schrift und das weiſe, zuweilen knappe Maßhalten, neben andern gedanklichen Eigenſchaften, deutlich ihren männlichen Urſprung verrathen. Ueberhaupt werden ſich die geſchlechtlichen Unterſchiede auch auf literariſchem Gebiete niemals ganz verwiſchen laſſen.

Soviel wir in Erfahrung gebracht haben, befinden ſich unter des Verfaſſers Papieren noch manche Producte dichteriſchen Charakters, und wir möchten ihn auf Grund der von ihm hier abgelegten Geiſtes- und Gemüthsprobe recht dringend auffodern, ſie nicht der Oeffentlichkeit vorzuenthalten. Wir ſind begierig, ſeine poetiſche Leiſtungsfähigkeit weiter zu verfolgen und in Erfahrung zu bringen, ob ſeinem Talent auch noch andere Formen und Hülfsquellen zugebote ſtehen, als diejenigen ſind, von denen er in dieſer Dichtung Gebrauch gemacht hat.

Hermann Marggraff.

Populäre Früchte geologiſcher Studien.

Quenſtedt. Girard. Roßmäßler.

Die Geogenie iſt jetzt in der Geologie aufgegangen, welche ſich glücklich preiſt, nun endlich auch auf der ruhigen Bahn der übrigen Erfahrungswiſſenſchaften angelangt zu ſein. Beide haben ſich ſehr lange auf dem unſichern Felde der kühnen Hypotheſen umhertreiben laſſen, haben zum Aufbauen und zum Niederreißen von Luftſchlöſſern die Hand bieten müſſen. Sie ſollten einfach und wahr die Natur der Erde beſchreiben und erklären, man verleitete ſie aber überall zu Phantaſiegemälden, welche gar keinen Halt mehr in der ſchlichten Wirklichkeit hatten. Da traten Männer wie Alexander von Humboldt und Leopold von Buch auf und wirkten in dem verklärten Geiſte des großen Werner, ihres vielgeprieſenen Lehrers und Meiſters. Durch ſie ward die Geologie zunächſt frei gemacht von der Kosmologie, weil ſie der Ueberzeugung lebten, daß das Menſchenwiſſen noch viel zu ohnmächtig klein ſei, um ſich damals ſchon an die Erforſchung der Schöpfungsgeſchichte aller Welten wagen zu dürfen. Sie wollten in der Geologie die Natur der Erde kennenlernen, wie ſie jetzt in der Wirklichkeit beſteht, um dadurch die Möglichkeit zu einer wiſſenſchaftlich ſichern Geſchichte der Vergangenheit unſers Weltkörpers anzubahnen. Ihre Geologie ward ſo eine auf Erfahrung geſtützte Naturgeſchichte unſerer Erde. Das war ein Standpunkt, auf den die ganze gebildete Welt mit Freude blickte. Es fehlte ihnen nicht an ebenbürtigen Anhängern in England und Frankreich, in Italien und Schweden, und auch in Deutſchland und in der Schweiz überzeugte man ſich allmälig von der Richtigkeit der geologiſchen Grundſätze jener großen Denker. Die Geologie ward ein Theil der überall aufblühenden Erfahrungsnaturkunde, und ſie fühlt ſich jetzt heimiſch und glücklich in dieſer neuen Richtung. Sie blickt mit Dank auf die große Reihe der berühmten Gelehrten unſers Jahrhunderts, welche zu ihrer vernünftigen Ausbildung ihre geiſtigen und körperlichen Kräfte bereitwillig angewandt haben. Aber ganz beſonders ſieht ſie auf Charles Lyell mit hoffnungsvoller Hingebung und Zuverſicht. Dieſer geniale Geiſt hat noch einen kräftigen Schritt weiter gethan als A. von Humboldt und L. von Buch. Er läßt nicht blos die Kosmogenie, ſondern auch die Schöpfungsgeſchichte des Erdballs ganz auf ſich beruhen. Er ſagt darüber gar nichts, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil uns dazu noch jedes wahre Wiſſen fehlt. Seine Geologie reicht gerade nur ſoweit, als ſie ſich auf wirkliche Erfahrung ſtützt. Sie ſtellt ſich die Aufgabe, alle ſogenannten vorweltlichen Vorgänge und Umgeſtaltungen der Erdoberfläche durch die Erſcheinungen der Gegenwart zu erklären. Alles, ſagt der ſcharfſinnige große Mann, was auf Erden geſchehen iſt, geſchieht auch noch heute und wird überhaupt nie aufhören fortzuwirken, ſolange die Welt beſteht; alle Materie ſammt allen ihren Kräften, Eigenſchaften und Geſetzen, wozu uns die Gegenwart durch eine vernünftige Erfahrungsnaturkunde geführt hat, ſind mit der Erde zugleich geſchaffen und ſie bleiben fortwährend ihr unzertrennliches Eigenthum; unſer heutiges Wiſſen vermag ſchon viel Licht zu geben, aber es iſt dennoch nur Stückwerk und kann Manches gar nicht aufhellen, das müſſen wir ehrlich eingeſtehen und uns dadurch anſpornen laſſen, unſere Erfahrung noch immer mehr zu bereichern, denn wo unſer Wiſſen Lücken hat, fehlt auch die Erfahrung. Mit dieſen Grundſätzen ging Lyell durch Wort und That unſern Zeitgenoſſen vorauf. Seit 20 Jahren haben ſich alle Geologen aller Nationen um ihren Lyell geſchart, ſie ſchwärmen für ihn und kennen kein größeres Glück, als ganz in ſeinem Geiſte zu forſchen und zu lehren. Und dies betrifft beſonders die deutſchen Mineralogen, die wiſſen, wie ohne Werner kein Humboldt, kein Buch, und wie ohne Humboldt und Buch kein Lyell entſtanden wäre.

Es liegen nun unſerer heutigen Betrachtung drei ausgezeichnete geologiſche Schriften zugrunde, welche dazu in

), das denkende größere Publicum für ihre geſund
, aufblühende Wiſſenſchaft zu intereſſiren. Sie ath-
den Geiſt der neueſten Wiſſenſchaftlichkeit in ihren
n und ſind ſo Herr ihres Fachs, daß ſie ſich mit
herablaſſen können und für Nichtgeologen eine
ſtändliche wie für die Männer von Fach eine wür-
he reden.

und Jetzt. Populäre Vorträge über Geologie von
:ich Auguſt Quenſtedt. Mit 46 Holzſchnitten
ner Karte. Tübingen, Laupp. 1856. Gr. 8.
. 15 Ngr.

Buch verdient, ein allgemein gekanntes zu ſein, es
aß man von ihm wie von dem neueſten Lieblinge
iſſenſchaftlichen Literatur rede. Sein Inhalt iſt
groß, aber er ſchließt das gediegenſte Gold der
iſſenſchaft in ſich, wofür ſich Jeder lebhaft inter-
ſeinen Fuß nicht gedankenlos auf die Erde ſetzt,
trägt, ernährt, erfreut und begräbt. Sein Wort
os, kurz, aber es ſteckt voll tiefen Sinns und be-
:ch die darin an den Tag gelegten großen Gedan-
gens iſt ſein Verfaſſer eine ſchon längſt bekannte
volle Größe unter den Geologen von Fach. Daß
ur Gediegenes zu erwarten ſei, wird Niemand in
hen, der ihn kennt.
en acht Vorträgen, welche das Werk inſichſchließt,
ſte ein ſkizzirtes Bild der Geſchichte unſerer heuti-
ie, während der zweite ſchon etwas ausführlicher
ſches Bild Schwabens darbringt. Der dritte Vor-
cht das Weſen der Kryſtalle, der vierte enthält eine
gsgeſchichte der Erdrinde, der fünfte bezieht ſich
hlen der Erde, der ſechste überblickt die Sündflut
Paradies vom geologiſchen Standpunkte aus, der
ſt von eben dieſer Seite den Menſchen ins Auge
hte handelt von den Meteorſteinen.
dieſer Vorträge ſind noch wiſſenſchaftliche Bemer-
d Zuſätze beigefügt. Auch enthält das Buch ſtatt
de eine „Entſchuldigung" und am Ende ein „Schluß-
denen ſich der Verfaſſer über Zweck und Form
n ausſpricht.
Mit der Entſchuldigung richtet der Verfaſſer vor-
an ſeine gelehrten Fachgenoſſen, die bei dem Durch-
ſer Blätter vielleicht mit Kopfſchütteln ausrufen möch-
d das die Früchte einer mehr als zwanzigjährigen
lichen Thätigkeit?" oder: „Auch du, deſſen Feder
in Specialitäten zu ergehen liebte, und der wol
der Sache auf den Grund kam, jagſt jetzt nach Trug-
rflächlicher Popularität!" Dieſen Männern macht
ich, daß von Oberflächlichkeit gewiß gar nicht die
könne, ſobald ſie ſich nur einmal bemühen wollten,
ie Sache einzugehen. Er habe in ſeinem Werke
h reife Früchte geben wollen und daran hätte nicht
achgelehrte, ſondern jeder denkende Menſch ein tief-
s Anrecht. Reife Früchte wären der großen Menge
e unreifen müſſe man ſie zu bewahren ſuchen, und
ung wäre beſonders in unſern Tagen eine gar nicht
geübte Kunſt. „Unſere Popularitäten", ſagt er am
„ſollen nicht geleſen werden wie Romane, nicht blos
rde befriedigen, ſondern ſie ſollen anregen und nach
m Prüfen beweiſen, daß auch die Natur trotz ihrer
Widerſprüche das Gemüth erwärmt und Saiten
t, die das Irdiſche mit dem Himmliſchen verſöhnen."
alle Naturforſcher von Fach mit dieſen Grundſätzen
werden ſtrebten! Wir rufen dies mit tiefem Schmerz
unſere literariſche Gegenwart iſt ſogar ſehr krank
rch die Ueberfülle von unreifen Früchten, welche
m Publicum nicht blos von Dilettanten der Wiſſen-
dern ſogar auch von Fachgelehrten feilgeboten wer-
em Unweſen kann nur Einhalt geſchehen, wenn die

vernünftigen Männer der Wiſſenſchaft nicht blos die Naſe rümpfen und vornehm ſchweigen, ſondern wenn ſie wie Quenſtedt den Mund aufthun und ehrlich und freimüthig ausſprechen, was ſie von dieſem naſeweiſen Treiben der jüngern Naturforſcher halten, woher es komme und wohin es führe. Der Verfaſſer hat die Sache ernſt erwogen und redet, wo es ſein muß, kräftig und mit ſchlagenden Gründen darein. Dabei zeigt er aber beſtändig eine heitere Miene der ſicherſten Zuverläſſigkeit. Es haben ſogar alle Vorträge eine humoriſtiſche Färbung und ſie gehen oft ſcherzend und leicht über Gegenſtände hinweg, welche wol einer ernſten und ruhigen Erörterung zu bedürfen ſcheinen. Aber auch hierin können wir dem Verfaſſer nicht unrecht geben, denn alles Haltloſe braucht nicht immer niedergeriſſen zu werden, es reicht oft aus, daß man nur darauf hindeutet und es in ſeiner Nichtsnutzigkeit erkennen läßt, und dazu paßt ein treffendes Spaßwort oft beſſer als lange Geſichter und ſorgenvolle Reden.

Doch nun wollen wir auch ſpeciell den Inhalt des Buchs in Betracht ziehen. Der erſte Vortrag iſt im Jahre 1842 in der Aula der Univerſität Tübingen gehalten. Der Verfaſſer thut ſehr wohl, dieſe Rede noch ein mal drucken zu laſſen und ſie einem noch größern Publicum zur Beherzigung vorzulegen. Sie enthält gerade Das, was nie vergeſſen werden darf. „Es war wichtig", ſagt der Verfaſſer, nachdem er nachgewieſen, welche haltloſe Hypotheſenepoche ſeine Wiſſenſchaft durchgemacht hat, „daß ſich die Geologie unſerer Zeit zuerſt praktiſche Bedeutung erwarb, daß ſie den Gewerben Erze, Kohlen, Salz, Waſſer entdeckte, dem Ackerbauer den Boden miſchen und die fruchtbarſten Länder erkennen gelehrt, daß ſie überhaupt die Geographie weſentlich von jenem dürren Schematismus befreien half, der mehr eine Strafe als ein Bildungsmittel genannt werden mußte. Wenn ſie nun auf dieſer bewährten Unterlage weiterſchreitet, wenn ſie nicht blos die Theile, ſondern auch das Band der Theile aufdecken will, ſo wird man nicht mehr das Ganze verdammen, mag auch hier und da ein ungelehrter Praktiker ſich an Hypotheſen erfreuen, die nicht ſelten gegen die Kategorien ſchulgerechter Logik verſtoßen. Zu allen Zeiten hat ja den Menſchen die Luſt angewandelt, über das Unmittelbare hinauszugehen und da noch geiſtige Nahrung zu ſuchen, wo alle Erfahrung aufhört. ... Männer aller Farben mühten ſich ab, ſich und Andern die Exiſtenz und das Gedeihen unſerer mütterlichen Erde begreiflich zu machen. Je weniger die Erfahrung ſie geweiht hatte, deſto mehr fanden ihre Anſichten bei einer großen Claſſe Eingang, und noch heute fehlt es nicht an Abenteurern, die, wenn ſie überall geſcheitert, glücklich ihren letzten Rettungsanker nach dem neuen Lande auswerfen. Leider muß die Geologie, ihr weites Reich zu bevölkern, ſie alle aufnehmen, aber an die äußerſten Grenzen verſetzt werden ſie dem Kerne des Staats unſchädlich. Der Fremdling, wenn er dieſen äußerſten Vorpoſten zuerſt begegnet, halte klüglich ſein Urtheil zurück, denn er möchte es bereuen, ſobald er, tiefer eingedrungen, eines Beſſern belehrt wird."

Das geologiſche Bild Schwabens iſt ein Meiſterwerk der Kunſt und Wiſſenſchaft. Es ſollte Niemand es ungeleſen laſſen, der Sinn hat für Wahrheit und Schönheit in der Natur, der den herrlichen Grund und Boden kennenlernen will, auf dem ſo manche unſerer gefeiertſten Dichter, unſerer größten Männer der Wiſſenſchaft und Kunſt ihre Jugendzeit verlebten, ihre geiſtige Mannesreife ſich aneigneten. Der Verfaſſer iſt von ganzer Seele Schwabe und er redet zu ſeinen Leſern, als wären ſie ihm alle liebe Landsleute oder doch aufrichtige Schwabenfreunde. Dieſe gemüthliche Treuherzigkeit thut unausſprechlich wohl. Aber mitten in dieſer heimatlichen Gemüthlichkeit verſetzt er Hiebe, die gewiß wehe thun, wohin ſie treffen. „Unſere werthen Gäſte aus fernen Gauen im Nord und Oſt werden nicht ohne Verwunderung hier im Wiegenlande altdeutſcher Größe eine Bevölkerung angehäuft ſehen, welche die Scholle Mühe hat zu ernähren. In dieſem Gedränge mußte ſchon

vor einem halben Jahrhunderte der große ſchwäbiſche Sänger dort oben im Himmel bei den Göttern Platz ſuchen, und mancher Denker folgte ihm nach. Heute wagt es ſogar ein Häuflein freilich craſſer Empiriker, ſelbſt in die Nachbarſchaft der Hölle vorzudringen. Manchem mochte ſchon in dieſer Nachbarſchaft grauen, aber die Räume ſind zu ſchön und ihre Größe bürgt uns dafür, daß wir nie genöthigt ſein werden, an der innerſten Pforte ſelbſt anzuklopfen. An das Geräuſch der böſen Geiſter gewöhnt man ſich. Freilich ſind wir verführt, aber wer iſt die Schlange, die uns die goldenen Aepfel zeigte? Es iſt der mütterliche Boden ſelbſt. Gehen Sie hinaus auf unſere Nachbarshügel. Dort treten wir links von Wegen und Stegen entfernt in eine ſchwarze finſtere Bachſchlucht; ſie allein konnte zwiſchen Fruchtfeldern und Obſthainen die Cultur noch nicht zähmen. Steigen oder rutſchen wir lieber hinab, denn zu den berufenen Fundorten pflegen keine gebahnten Pfade zu führen. Anfangs gewahrt man wenig, ja der Bewohner der germaniſch-ſarmatiſchen Ebene mit ſeinem leichten Boden wird klagen, daß das Ding ſo ſchmuzt; aber gerade aus dieſem klebrigſten, zäheſten Urſchlamm der Erde ſtecken geharniſchte Ammonshörner, die ſchon den alten Aethiopiern weiſſagerſche Träume brachten, glänzend ihre Rücken hervor; und klopfſt du mit dem Hammer, ſo fallen dir Scharen von Belemniten entgegen, jene «Donnerkeile oder Teufelsfinger», welche unſern Vorältern gegen Alpdruck und andere Körperleiden das probateſte Mittel waren. Nach ſolchen Sachen muß man doch greifen, aber hat man einmal ernſtlich danach gegriffen, ſo kann man das Greifen nicht wieder laſſen, man iſt gefangen. So kam es, daß auf keinem Punkte der Erde ſich Freunde der Geologie in ſolcher Zahl zuſammenfanden, als hier im Schwabenlande.“ So führt der Verfaſſer ſeine Leſer immer tiefer und tiefer in das reiche Gebiet der ſchwäbiſchen Geologie ein. Ueberall Heiterkeit, überall Belehrung, überall Witz und Gedankenſchärfe, überall die Sicherheit eines alten vielerfahrenen und vielbewährten Meiſters.

Der nächſte Vortrag iſt einem längſtgekannten Lieblingsthema des Verfaſſers gewidmet. Kryſtalle ſind ihm das Schönſte, das Sinnreichſte, womit ſich eine Wiſſenſchaft nur beſchäftigen kann. Der hierauf folgende Vortrag bezieht ſich auf die Entwickelungsgeſchichte der Erdrinde; er führt den Verfaſſer in das Gebiet der Petrefactenkunde, in die Gelehrtenheimat deſſelben. Beide Abſchnitte leſen ſich vortrefflich und führen ſo recht eigentlich denkend ein in den Kernpunkt der Geologie; aber ſie ſind nicht gut dazu geſchaffen, Auszüge zu machen. Viel beſſer eignet ſich der folgende Vortrag über Kohlen dazu. „Alle Kohlen ſind im Weſentlichen Süßwaſſerformationen, das heißt, ſie ſetzen das Feſtland voraus, worauf die Pflanzen wuchſen, welche zu ihrer Bildung beitrugen. Das Kohlenmaterial ſelbſt iſt nun entweder zuſammengeſchwemmt oder an Ort und Stelle gewachſen. Man kann ſich nur noch den Mittelfall denken, daß Beides zur Anhäufung beitrug. Die zuſammengeſchwemmten, meiſt die ältern, zeigen ſich nur ſporadiſch, aber auch in um ſo größern Maſſen, die andern dagegen ſind über größere Flächen, jedoch dünner vertheilt. Jene laſſen ſich offenbar ſchwerer finden, aber hat man ſie einmal gefunden, ſo pflegen ſie in der Regel ungeheure Ausbeute zu geben. Nehmen wir eine Kohlenkarte von Central-Frankreich zur Hand, ſo finden wir darauf wol mehr als hundert ſolcher kleinen Anhäufungen, aber darunter Neſter von 237 Fuß, wahre Kohlenberge, worin der Bergbau ſich tummelt. Auch unſer Schwarzwald birgt Vorräthe ſolcher Art. Am Hakebach, einem linken Nebenbach der untern Kinzig, hat man ſeit langer Zeit ſechs Flötze aufgeſchloſſen, eins von 18 Fuß Mächtigkeit, und erſt neuerlich ſetzt eine badiſche Geſellſchaft große Hoffnung darauf.... Uebrigens finden ſich nicht überall Kohlen, wo ihre Formation anſteht. Kein Land z. B. hat mehr Kohlenformation, und zwar über Tage, als Irland, aber dennoch wenig Kohle darin; der zürnende Neptun ſcheint das beſte Brennmaterial weggefegt zu haben. Jetzt bohrt

der Marquis von Downſhire im Buntſandſtein an
fergus und hofft hier im Schutze des überlagernden
auf reichere Kohlen zu kommen. Das wäre gerade wie
Dieſer letzte Satz wird ſpäter durch eine bei anderer
heit gemachte Bemerkung verſtändlich. Er macht hi
aufmerkſam, daß es jedenfalls voreilig ſei, zu behau
das ſüddeutſche Becken keine Kohlen enthalte, wei
einzig und allein nur der Bohrer entſcheiden kann.
rie vermag nichts weiter, als der Praxis die beſte S
zuwählen. „Ich weiß es noch lebhaft“, ſagt der
„wie blitzſchnell vor 15 Jahren, als ich mitten im M
thale unterhalb Dettingen auf ſigmaringiſchem G
bunten Sandſtein mit ſeiner rothen Farbe wol übe
hoch über den Neckarſpiegel emporſteigen ſah, mir de
einfuhr, da muß man auf Kohlen bohren!“ Das
Gedanke, den der Verfaſſer anfangs ſtill innerlich zu
ten ſuchte, der ihn aber immer ſtärker anrührte, ſo
Sandſtein aufs neue zu Geſicht bekam. Im Ja
machte er endlich ſeinem Herzen Luft bei einer Zuſan
der Naturforſcher Würtembergs. Die Sachverſtändig
derſelben Meinung. Kohle in Schwaben wirkte wie e
ſcher Schlag. Er hütete ſich aber, der Sache ſchon
ten Glauben zu ſchenken. „Ich rief der Verſamml
zu“, ſagt der Verfaſſer, „wir müſſen vor allem e
was unter dem bunten Sandſteine ſteht, unſere H
verdienten ein ſolches Opfer, das die Nachkommen fü
ten uns danken dürften. Obgleich nun im folgend
bei der Verſammlung zu Tübingen unter Anderm
Bedenken entgegengehalten wurden, daß im Berei
Schwarzwalds kein gehörig ausgedehntes Feſtland
ſei, worauf die Steinkohlenpflanzen hätten wachſe
(als wenn ein Einblick in das Sonſt des ſchwäbiſche
möglich wäre), ſo war doch ſchon im Herbſt des Ja
die Sache ſoweit gediehen, daß das hohe Miniſte
theoretiſchen Rathſchlägen ſeine praktiſche Hülfe verſpr
bedeutende jährliche Summe wurde ausgeſetzt und
Ständen 1847 verabſchiedet. Aber leider verhinderte
1848 die Ausführung. Der Staat konnte jetzt ſol
lichen Beſchäftigungen nicht nachgehen.“ So gerieth
auf längere Zeit in Vergeſſenheit. Sie kam erſt wi
zur Sprache bei Gelegenheit der Verſammlung der
Naturforſcher und Aerzte zu Tübingen. Der Gehei
rath von Carnall, ſowie auch der preußiſche Miniſte
Heydt waren ganz Quenſtedt's Anſicht, als ſie den
chenen Ort in Augenſchein genommen hatten. Dies
Ganzen wieder Leben. Seit dem 1. Nov. 1854 iſt d
im Gange. Der bunte Sandſtein hat genau der A
Geologen entſprechend nur 500 Fuß Mächtigkeit gehab
ſteht das Loch tief im Todtliegenden, denn am G
des Königs, den 15. Oct. 1855, erreichte es über 860 F
(946 Fuß würtemberg.). Jeder Tag kann entſcheiden
bringen, ob wir auf Granit oder Kohle wohnen.“

Der Vortrag über Sündflut und Paradies hat
Gehäſſiges, obgleich der Standpunkt des Naturforſch
innegehalten wird und dadurch Reſultate gewonnen
welche ſich gar nicht mit der Bibel in Einklang bring
„In einem Kampfe um die Wahrheit“, ſchließt der
„muß Der Sieger ſein, der der Wahrheit am nächſte
Nicht umſonſt zwar ſtehen noch die beiden Lager G
Wiſſen gewaffnet einander gegenüber, und noch kö
fragen, auf welche Seite wird ſich der Sieg neigen.
dünkt auch mich, daß der Schöpfer in irdiſchen Di
lieber durch Thaten als durch Worte offenbaren wol
Thaten richtig zu verſtehen, gab er uns Verſtand
nunft.“ Man ſollte Alles thun, um dieſen Streit
gehäſſig zu machen. Denn an Sieg kann gar nic
werden, ohne der einen Partei den Todesſtoß zu g
muß hier aber die Verlockung zu Hader auf beid
ſehr groß ſein, weil die Geſchichte immer wieder v

wie oft ſie auch ſchon zur Ruhe gebracht iſt. Nur
tel zur Ausſöhnung iſt denkbar, aber leider nicht zu
, daß nämlich alle Theologen auch tüchtige Naturfor-
d alle Naturforſcher auch tüchtige Theologen wären.
dem ſiebenten Vortrag mit der Ueberſchrift „Der
' concentrirt ſich ein ſehr umfangreiches Geſammtwiſſen
erall gründlich gebildeten Naturforſchers. Dieſen Auf-
e Niemand unbeherzigt laſſen, der einen unbefangenen,
Blick in das eigentliche Weſen unſerer heutigen Natur-
un will. Der Verfaſſer hält allerdings ſeinen geolo-
Standpunkt feſt, verſäumt aber nie, wo eine paſſende
heit geboten wird, auch die andern Verhältniſſe un-
tigt zu laſſen. „Die brennende Tagesfrage", ſagt
der Menſch von einem Paare ſtamme oder nicht, wurde
lich nicht berührt, da die Geologie zu ihrer Löſung nur
eitragen kann. Doch iſt auch die Zoologie lange noch
veit, daß ſie entſcheiden könnte, und eher brauchte der
ſich ſeines «Köhlerglaubens» (Karl Vogt gegen Rudolf
, Gießen 1855) nicht zu ſchämen, wenn er nicht etwa
heiligen Erzählung (1. Moſ. 4, 17) ſelbſt die Gründe
daß neben Adam ſchon andere Menſchen gewohnt ha-
nten. Solange wir nicht wiſſen, wie weit Species
ndern, hieße es die Grenze der Beſcheidenheit über-
, wollte man Andersdenkende mit barſchen Worten
eiſen. Jedenfalls verfährt man in der Beſtimmung
aillirten Beſchreibung ſogenannter Species bis jetzt in-
nt... Andreas Wagner («Naturwiſſenſchaft und Bibel»,
rt 1855) hat denn doch wol gegen Karl Vogt Recht,
eine ſolche ungeſchwächte Fruchtbarkeit bei Baſtarden
d und Eſel, Hund und Wolf ... nicht zugibt. Wir dür-
hier als dem competentern Richter ſicher folgen. Mag
uch der Beweis für die Abſtammung von einem Paare
ht geführt ſein, ſo bleibt es doch immerhin eine wich-
atſache, durch welche das vernünftige Weſen gegenüber
vernünftigen ſich eins weiß, wenn auch dieſe Einheit
nterſchiedsloſigkeit bedeutet."
r letzte Vortrag über Meteorſteine iſt ein ſehr anmu-
miſch von munterer Laune und wiſſenſchaftlicher Fülle
e. Wir enthalten uns aller Mittheilungen daraus,
den Raum für die andern Beſprechungen nicht be-
en und fügen nur den Wunſch hinzu, daß die Leſer
das Werk doch ja ſelbſt ſtudiren mögen.

giſche Wanderungen von H. Girard. I. Wallis.
ais. Velay. Nebſt Karten, Profilen und Anſichten.
e, Pfeffer. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

gleich dies Werk keine ſo populäre Grundlage und Ten-
t als das vorhergehende, ſo hat es doch das damit
daß es nur reife Früchte zur Mittheilung bringt und
hält von Hader und Streit. Es ſetzt meiſtens ſchon ein
es geologiſches Wiſſen voraus und lebt und webt in
giſchen Unterſuchungen. Daneben hat der Verfaſſer aber
ebenſo unbefangenes als ſcharfes Auge für alle übrige Na-
Menſchen und Menſchenverkehr. Daher enthält das Buch
woſür ſich auch das gebildete große Publicum lebhaft
t, und in dieſer Hinſicht gehört es auch mit zu den
n Schriften. Ganz beſonders ſind aber noch die Geo-
auf dies Werk aufmerkſam zu machen; ſie werden
fach Gelegenheit haben, ihr Wiſſen zu bereichern und
machen von manchem Irrthum.
vorliegende erſte Abſchnitt enthält 20 Briefe aus dem
dem Vivarais und dem Velay, alſo aus Gegenden,
der große Leopold von Buch ſeine weltberühmten vul-
Studien gemacht hat. Sein Hauptquartier nimmt
iders bei Gerlach, dem Vorſteher der dortigen Hüt-
Grubenwerke, welche von einer berliner Geſellſchaft
werden, deren Repräſentant D. iſt. Der Erſtere, ein
und Freund Girard's, kennt das walliſer Hochgebirge ſehr
hm verdankt das Buch ſehr werthvolle Mittheilungen.

Bei der allgemeinen Darſtellung der erdkundlichen Verhältniſſe des Wallis berührt der Verfaſſer auch die Urſachen des ſo beklagenswerthen häufigen Vorkommens der Kröpfe und Cretins. Er hält dafür, daß das ganze Unglück durch den unvollkommenen Luftwechſel und durch die ſchwüle Wärme des Thals entſtehe. „Man hat den Grund davon mitunter darauf ſchieben wollen, daß nur kalkhaltige Quellen im Grunde des Thals aufbrechen und von den Bewohnern benutzt werden, aber im Val Pellina und im Thale Aoſta, bei Engelhards-Zell an der Donau und im öſtlichen Steiermark treten Kröpfe und Cretins ohne kalkhaltige Quellen auf. In Ollomont, zwei Meilen nördlich von Aoſta, das mitten auf Piſtogyn liegt, ſind Kröpfe und Cretins in größter Zahl vorhanden. Auch an andern Stellen kommen Kröpfe vor, wo kalkiges Waſſer nicht zu finden iſt, aber ſtets treten ſie nur da auf, wo enge Thäler oder geſchützte Winkel in größern Thälern einen häufigen und vollſtändigen Luftwechſel verhindern. Dicht bei Marburg in Heſſen liegt ein Dorf Ockershauſen, das Kröpfe und Cretins zeigt, von denen in der Umgegend ſonſt keine Spur zu finden iſt, aber dieſes Dorf liegt in einem Winkel der ziemlich ſteilen Thalränder, welche Weſt-, Nord- und Nordoſtwinde von ihm entfernt halten." Dieſe Unterſuchung führt den Verfaſſer auch auf eine von Leopold von Buch der Akademie zu Berlin 1814 gehaltene Abhandlung über den Hagel, welche ſehr merkwürdig mit der Behauptung beginnt: „Wo es Cretins gibt, da hagelt es nie, und wo es viele Kröpfe gibt, da hagelt es ſelten." Kann ſich der Verfaſſer nun auch nicht mit der Theorie des Hagels, wie ſie dieſe Abhandlung entwickelt, einverſtanden erklären, ſo hat ſie für ihn doch das Gute, ihn auf viele Orte aufmerkſam zu machen, wo Kröpfe und Cretins häufig vorkommen, wobei aber immer dieſelben angeführten Umſtände vorzuwalten ſcheinen.

Das Anniviertհal wird auch ſehr genau unterſucht und bei der Gelegenheit nicht unterlaſſen, ein intereſſantes Bild ſeiner Bewohner mitzutheilen. Die Alpenweiden beginnen hier 5500 Fuß hoch über der Holzgrenze und ſteigen dann noch etwa 2000 Fuß höher, wo der Graswuchs allmälig auch erſtirbt. „Auf jeder Alp oder Montagne lebt während des Sommers eine Viehheerde, beſtehend aus Kühen, Rindern, Ziegen, Schafen, Schweinen. Ihr Weideplatz iſt genau abgegrenzt und erſtreckt ſich faſt immer vom Walde aufwärts nach der Vegetationsgrenze hin; dadurch wird auch bis zur Mitte des Sommers das allmälige Aufſteigen und gegen Ende deſſelben das Herabrücken der Heerde bedingt. Auf der unterſten Staffel befindet ſich das weiße ſteinerne Haus zur Aufbewahrung des Käſes und der Butter. In ſeiner Nähe iſt der mit einer rohen Mauer umgebene und mit Bretern eingedeckte Park für die Kühe, und an dieſen ſtoßen die Hütten der Hirten und Schweine. Am Tage vor St.-Jean (23. Juni) ſteigt man mit den Kühen auf die Alp. Einige Tage ſpäter kommt der Curé von Biſſoye oder ſein Vicar, wandert von Alp zu Alp und gibt ſeinen Segen. Dafür gehört ihm die Milch, welche ſämmtliche Kühe am dritten Tage ihrer Sömmerung auf jeder Alp geben, und daraus wird ein fetter Käſe gemacht. Am Sonntage vor St.-Bartholomäus trägt ihn der Maitre der Alp nach Biſſoye. Vor der Kirche iſt der Verſammlungsplatz. Nachdem die Meſſe beendigt, treten ſämmtliche Alpen-Maitres, 25 an der Zahl, in Reihe und Glied, ein jeder ſeinen Käſe auf der Schulter oder unterm Arm. Derjenige, welcher den größten beſitzt, ſtellt ſich an die Spitze, die übrigen folgen, je nach der Größe und Schwere ihres Käſes. So aufgeſtellt treten ſie durch die ſüdliche Pforte in die Kirche und marſchiren vor dem Altar vorbei; währenddem ertheilt der Curé den Segen. Alsdann gehen ſie durch die nördliche Pforte aus der Kirche in des Curé Keller und entledigen ſich hier ihrer nunmehr geſegneten Bürde, des fromage bénit. Darauf aber ſteigen ſie hinauf in das getäfelte, blau angeſtrichene Gaſt- und Wohnzimmer des Curé, ſetzen ſich an die ſchweren Nußbaumtiſche, laben ſich an dem kühlen Vin de glacier und verſpeiſen mit un-

geheuerm Appetit das auf rundem hölzernen Bret ſervirte, lang entbehrte Schaf-, Rind- und Schweinefleiſch.“

Der Streit über den Jodgehalt des Bades Saxon am linken Ufer der Rhone zwiſchen Riddes und Martigny wird von unſerm Werke ſehr umſtändlich beſprochen. Es ſtellt ſich heraus, daß die Heilquelle wirklich jodhaltig iſt, daß ſich dieſer Jodgehalt aber in ſehr kurzen Zeitintervallen bedeutend ändert, daß in der Nähe der Quelle ein jodhaltiges Rauchwackengeſtein vorkommt, welches Spalten in einem geſchichteten Kalkſtein ausfüllt. Das Waſſer iſt völlig klar und ohne irgendeinen Beigeſchmack. Früher benutzten es die benachbarten Bewohner äußerlich bei Augenkrankheiten, Wunden, Geſchwüren und Contuſionen, gegen Rheumatismus, Hautkrankheiten. „Jetzt wendet man es mit dem auffallendſten Erfolg bei allen Arten von Hautkrankheiten, Skropheln, ſecundär ſyphilitiſchen und rheumatiſchen Uebeln, ja ſelbſt bei Knochenfraß und bösartigen Geſchwüren an. Ich habe Patienten dort geſehen, an denen man in wenigen Tagen die Zeichen fortſchreitender Beſſerung wahrnehmen konnte. Mein Aufenthalt in Saxon fiel in das Ende der Saiſon, ich traf nur wenige Patienten dort, aber von keinem habe ich gehört, daß Irgendjemand über die Unwirkſamkeit der Quelle geklagt hätte.“

Der Umgegend von Le Puy widmet der Verfaſſer beſonders viel Aufmerkſamkeit. Sie hat auch für den Geologen ungemein viel Anziehendes. Ganz vorzugsweiſe iſt es aber der Rocher de St.-Michel, welcher in Verwunderung ſetzt. Das Werk trägt hiervon eine Titelvignette. „Im Nordweſten der Stadt, in der Vorſtadt La Ville d'Aiguille, erhebt ſich ein obeliskenartiger Pfeiler von baſaltiſchem Geſtein, auf deſſen Spitze eine Kirche ſteht. Bei einer Breite von nicht mehr als 170 Fuß hat er eine Höhe, die auf der einen Seite, wo er ſich an den Berg im Norden der Stadt anlehnt, 200, auf der andern Seite gegen das Thal der Borne 262 Fuß beträgt. Auf dem unebenen Boden ſeiner Spitze iſt eine Kirche gebaut, deren Glockenthurm den Berg noch um ein Bedeutendes überragt. Man kann nur auf einer Treppe, die vom höchſtgelegenen Theile des Fußes ausgeht, auf 260 Stufen zum Gipfel kommen. Das Innere der dort ſchon im Jahre 965 erbauten Kirche ſoll einen ſehr ſonderbaren Eindruck machen, da die Unebenheiten des Bodens nicht entfernt ſind, ſondern das Schiff theils von kurzen, theils von langen Säulen getragen wird, die auf dem unveränderten Fußboden ſtehen. Leider iſt Treppe und Kirche außer am Tage des heiligen Michael, wo zahlreiche Wallfahrer ſich einfinden, jetzt für Jedermann ohne Ausnahme geſchloſſen, und obgleich ich beide gern betreten hätte, ſo lag mir der Tag doch zu fern, um ihn abzuwarten.“

Wir ſehen, das Buch gewährt vielfach Intereſſe und erweckt in ſeinen Leſern den Wunſch nach baldiger Fortſetzung. Wohin der gelehrte Verfaſſer ſeine nächſten Wanderungen richten werde, iſt aus dem Buche nicht zu erſehen; man weiß es aber ſchon, daß er in der Auswahl ſeiner geognoſtiſchen Reiſen ſich nicht blos vom glücklichen Zufalle beſtimmen läßt, und daß ihn das Alltägliche nicht anzieht; darum können wir voll beſter Hoffnung von dieſem erſten Bande ſcheiden.

3. Die Geſchichte der Erde. Eine Darſtellung für gebildete Leſer und Leſerinnen von E. A. Roßmäßler. Mit Illuſtrationen und einer landſchaftlichen Anſicht aus der Steinkohlenzeit. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1856. Ler.-8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Dies Werk ruht auf einem ganz populären Grund und Boden. Es ſetzt nichts weiter als eine allgemeine geiſtige Bildung voraus. Es will die Liebe zur Natur der Erde in ihren Steinen bei allen deutſchen denkenden Leſern erwecken und iſt darin gewiß nicht minder glücklich wie die übrigen viel und gern geleſenen trefflichen Schriften des Verfaſſers.

Gewidmet iſt dieſe „Geſchichte der Erde“ dem häuslichen Herde unſers deutſchen Vaterlandes. Der Verfaſſer deutet darauf hin, daß gerade hier im Kreiſe der innig zuſam[men] haltenden Familie eine Einheit ſei, wie der Schöpfer der W[el]ten ſie in jede ſeiner Schöpfung tief eingepflanzt habe. „D[ir] alſo“, ruft er unſerm häuslichen Heerde zu, „du lieber treu[er] Freund, ſei mein Buch geweiht. Rufe die Deinigen zuſamm[en] und lege es ihnen in die Hand, auf daß ſie daraus im Vergl[eich] deiner mit deinem großen Vorbilde deinen und ihren We[rth] und wahre Bedeutung empfinden.“ Die Zeichen einer treu[en] hingebenden Liebe zu ſeinem Vaterlande läßt der Verfaſ[ſer] überall durchblicken.

In dieſer erſten Abtheilung wird zunächſt von der Bede[u]tung der Geologie und ihrem Einfluß auf allgemeine Bildu[ng] geſprochen. Die hierauf folgenden beiden Abſchnitte bezieh[en] ſich auf den wahrſcheinlichen Urſprung des Erdganzen und a[uf] die Quellen einer Erdgeſchichte. Der vierte Abſchnitt gibt [die] Grundzüge eines Bildes der gegenwärtigen Erdoberfläch[e]. Daran ſchließen ſich vier Abſchnitte, welche als Kernpunkt d[es] Ganzen daſſelbe Thema, nämlich die Umgeſtaltung der E[rd]oberfläche in der Gegenwart, im Auge behalten. Zum Sch[luß] werden noch die Folgerungen aus allem Vorhergehenden [ge]zogen.

Bei der Darſtellung der Erdoberfläche der Gegenw[art] verſäumt der Verfaſſer nicht, die Aufmerkſamkeit auf die U[n]ebenheiten des Meeresgrundes zu lenken und ſagt dann, na[ch]dem er mit Wort und Bild dieſen ſehr intereſſanten Geg[en]ſtand eingeleitet hat: „Was iſt nun das Hauptergebniß die[ſer] mit langen Fühlfäden des Senkbleis gewonnenen Einſicht i[n] des «Meeres tiefunterſtem Grund»? Die gewiß nicht un[wich]tige Thatſache, daß wir uns die Unebenheiten, die Berge [in] bedeutender und zu viel koloſſalern Gruppen der Erdoberfl[äche] noch verbunden denken müſſen, als es geſchieht, wenn wir d[as] blos auf die vom Meere freigelaſſenen Kuppen derſelben ſe[hen]. Dieſe ſind nichts weiter als die unmittelbaren Fortſetzungen un[ter]meeriſcher Unebenheiten der feſten Erdoberfläche. Eine Beſ[ei]gung des Meeres würde uns zeigen, daß viele der Inſ[eln], welche an den Küſten der Continente liegen, durch ihre [...] mit der Gebirgsmaſſe zuſammenhängen, welche den Con[tinent] bildet, daß ſie nichts weiter ſind als Randkuppen.“ Der V[er]faſſer zeigt zugleich, wie wenig die Sorge begründet ſei, [wo]nach man der Meinung Raum geben könnte, daß die [...] des Meeres ſich allmälig verflachen müßte durch Das, was [die] Flüſſe von dem Erdfeſten abgeſpült dem Meeresgrunde zu[füh]ten. „Und wenn auch das geſammte Feſtland und alle Inſ[eln] mit Allem, was darauf lebt, vom Meere verſchlungen w[ür]den, es würde darin faſt ſpurlos verſchwinden; denn es [...] möchte die bekannte mittlere Meerestiefe, die man zu et[wa] 15,000 pariſer Fuß (5000 Mètres) berechnet hat, nur 4750 [...] auszufüllen, ſodaß es immer noch über 10,000 Fuß tief ble[iben] würde. So ſteht denn in dieſer Hinſicht das Verhältniß [zwi]ſchen Meer und trockenem Lande wol für alle Ewigkeit un[er]ſchütterlich feſt, wenn nicht aus dem unermeßlichen Weltr[aum] ſich feindliche Gewalten über unſere kleine Erde ſtürzen, [...] freilich außerhalb des Bereichs unſerer Vermuthung und [Be]ſorgniß liegt und bei der ewigen Weltordnung auch nicht [an]genommen werden kann.“

In den Capiteln, welche die Umgeſtaltung der Erdo[ber]fläche in der Gegenwart darſtellen, wird zunächſt das W[aſſer] als das Hauptagens in Betracht gezogen und gezeigt, [daß] daſſelbe in Form der Gletſcher immer neue und neue Um[for]mungen bewirke. Zugleich wird dieſe Gelegenheit aber a[uch] benutzt, die Grundzüge der wunderbaren Gletſcherphänom[ene] zur klaren Anſchauung zu bringen. Auch wird gezeigt, [wie] die Geſtalt der Erde ſich durch Niederſchläge, durch De[lta]bildung, durch Verwitterung u. ſ. w. beſtändig ändere. Da[nn] zeigt das Buch, wie das Wachſen und Sterben im Thier- [und] Pflanzenreiche den Wechſel der Form unſerer Erdoberfläche [im]mer aufs neue belebe. Der dritte Beweggrund iſt der Vu[lka]nismus. Die Beiſpiele und Beweiſe ſind meiſtens recht na[he]liegend gewählt, oder doch ſo klar und lebendig geſchildert [...]

d gegeben, daß der Leſer ohne große geiſtige An-
der Darſtellung des Buchs folgen kann und dabei
ll fühlt, wie ſich ſein Wiſſen erweitert. Wir wollen
einige Proben zu bewahrheiten ſuchen. „Man hört
die Frage ausſprechen, ob nicht aus den Torflagern
it Steinkohlen oder wenigſtens Braunkohlen werden
ob nicht unſere Steinkohlen- und Braunkohlenlager
orflager geweſen ſeien. Die erſtere Frage iſt ohne
ter gewiſſen Vorausſetzungen zu bejahen, und dieſe
ingen liegen nicht außer dem Bereich der Möglich-
ſt kein Grund vorhanden, an der Möglichkeit neuer
r Kataſtrophen zu zweifeln, durch welche über mäch-
iger berghohe Schichten vulkaniſcher oder ſchlammi-
n, durchdrungen von gewiſſen Salzlöſungen, auf-
erden könnten, unter deren furchtbarem Druck die
zu ſtein- und braunkohlengleichen Flötzen zuſammen-
rden müßten, namentlich wenn dieſer Vorgang von
r Wärmeentwickelung begleitet wäre. Vielleicht be-
ungeheuern Lavamaſſen der isländiſchen Vulkane mit
t ſolche junge, allerdings vielleicht liniendicke Stein-
." Die zweite Frage hält er für ſehr gewagt, be-
beantworten, da das ganze Klima, wobei die Stein-
kohlenpflanzen nur gedeihen konnten, kaum mit dem
ldung in Vergleich zu bringen ſei.

beſonders weiß der Verfaſſer ſeine Leſer zu intereſ-
die Umformung der Erdoberfläche durch die Thiere.
n der Korallenriffe wird aus dem Leben der Koral-
anſchaulich gemacht. Der Verfaſſer bezieht ſich da-
e aus unmittelbarer Anſchauung gewonnene Beſchrei-
s lebenden Korallenriffs von J. B. Jnkes, der in
n 1842—46 die Südſee bereiſte. Wir haben noch
ſo lebensfriſche Wortabbildung von dieſem Wun-
der Natur gefunden und konnen es uns daher
igen, dieſelbe hier mitzutheilen. „Die Maſſen von
n und Aſträen contraſtirten mit den laub- und becher-
Ausbreitungen der Explanerien und der vielfach ver-
Madreporen und Seriatiporen, welche theils eine
ige, theils baumartige Veräſtelung zeigen oder ſich
lichſten Verzweigungen zertheilen. Das Colorit war
lich. Lebendiges Grün wechſelte ab mit Braun und
it reichen purpurnen Schattirungen, vermiſcht mit
Rothbraun bis zum dunkelſten Braun. Hellrothe,
pfirſichfarbene Milleporen bekleideten die abgeſtorbe-
n und waren wieder mit perlfarbigen Flächen von
und Reteporen, welche letztere einem elfenbeinernen
k glichen, durchwoben. Wie Vögel zwiſchen den
er Bäume, ſo ſpielten von Silber und Scharlachroth
oder phantaſtiſch gelb und ſchwarz getüpfelte Fiſche
leſte. Hier ſah man den weißen rauhen Sand des
ort dunkle Hohlen und überhängende Klippen, Alles
en Waſſer bedeckt, welches leiſe wogend mit Licht
tten ſpielte und ſo einen Anblick ſeltener Schönheit
e weder an Zierlichkeit der Form, noch an Glanz
onie der Farben zu wünſchen übrigließ."

ganze erſte Hälfte des Werks beſchäftigt ſich daher
igen Geſchichte unſers Erdkörpers, welche in der Ge-
noch ihre unzweifelhaften Schriftzüge beſitzt. Der
geht ſehr richtig von der Anſicht aus, daß man die
heit der Erdgeſchichte nur aus ihrer Gegenwart auf
e der Induction beſtimmen könne. Ueberhaupt gilt
wir oben im Eingange unſerer heutigen Beſprechung
genialen Lyell'ſchen geologiſchen Standpunkte im All-
geſagt haben, ganz vorzugsweiſe für das vorliegende
s iſt ein gemeinfaßliches Lehrbuch der Grundzüge
ll'ſchen Geologie. Es will einführen in den Geiſt
ſchen Geologen, und das gelingt ihm vortrefflich. Wer
zur Hand nimmt und von der Geologie auch gar
ts wiſſen ſollte, der wird ſogleich vom Inhalte ge-
s eröffnet ſich ihm eine ganz neue Welt des Denkens, die ganz dazu berechtigt iſt, ſeine künftige geiſtige Heimat auszumachen, denn die Geſchichte der Erde ſchließt Alles in ſich, was der Menſch von der großen Geſammtnatur nur hat herausforſchen können, ſie ſteht in ebenſo inniger Verbindung zu allen Zweigen der Naturwiſſenſchaften, wie die Weltgeſchichte zur Entwickelung von Herz und Geiſt des Menſchen.*)

Heinrich Birnbaum.

Zur Kriegsgeſchichte.

1. Geſchichte des ruſſiſchen Kriegs im Jahre 1812. Von Heinrich Beitzke. Mit einer Ueberſichtskarte und zwei Planen. Berlin, Duncker und Humblot. 1856. Gr. 8. 2 Thlr.

Die „Geſchichte der Freiheitskriege", welche mit vielſeitigem ungetheiltem Beifall aufgenommen worden iſt, wie der Verfaſſer im Vorworte ſeines neueſten Werks mit Recht ſagen kann, dient dem letztern zur beſten Empfehlung. Eigentlich iſt der Feldzug von 1812 eine frühere Arbeit, die der Verfaſſer jedoch mit Benutzung der beſten ſeitdem erſchienenen Quellen, auch der jüngſt veröffentlichten „Denkwürdigkeiten des Grafen Toll", neu geſtaltet hat. Wir wiſſen ihm Dank dafür. Die Militärliteratur iſt zwar über dieſen gewaltigſten aller Feldzüge reich an Werken und Material, aber für ein größeres deutſches Publicum fehlte es bisjetzt noch immer an einer Darſtellung, populär gehalten und doch nicht in bloße Malerei ausartend, bei gedrängter und möglichſt wahrer Erzählung der Thatſachen und ihres Zuſammenhangs. Mit der glänzenden Darſtellung Ségur's erklärt der Verfaſſer nirgends ringen zu wollen, zum Erſatz dafür bietet er uns aber den Kern ſtrenger hiſtoriſcher Wahrheit, ſoweit es der militäriſchen Kritik gelungen iſt, denſelben zu ermitteln. Auch hier, wie in dem größern Werke, das bereits in d. Bl. beſprochen worden, iſt der Geſichtspunkt der, nicht für einen beſtimmten Kreis von Leſern, ſondern für ein allgemeines deutſches Publicum zu ſchreiben, hier wie dort iſt es der deutſche Standpunkt des Verfaſſers, den wir hervorheben und ehren. Schon der mäßige Umfang des Werks von nur 23 Bogen beweiſt, daß es nicht darauf abgeſehen war, eine eigentliche Kriegsgeſchichte zu liefern. Die Operationen und einzelnen Gefechte und Schlachten des Feldzugs ſind, wie der Verfaſſer ſelbſt ſagt, nur in gedrängter Kürze dargeſtellt. Der Zuſammenhang, die Beweggründe, die nicht immer auf der Oberfläche oder in äußern Anläſſen liegen, die Entwickelung und die weitern Folgen der Begebenheiten, vorzugsweiſe die topographiſchen und ethnographiſchen Verhältniſſe des Kriegstheaters, die Charakteriſtik der Hauptperſonen in dem furchtbaren welthiſtoriſchen Drama: das ſind die Aufgaben, die ſich der Verfaſſer bei ſeiner Arbeit geſtellt hat. Sie ſteht, wie die dargeſtellten Begebenheiten, im innigen Zuſammenhange mit der früher veröffentlichten über die Freiheitskriege; da ſie aber ein ſelbſtändiges Werk ſein ſollte, mußte Manches, was wir dort als Einleitung zum Feldzuge 1813 leſen, auch hier entwickelt werden. Man kann daraus dem Verfaſſer keinen Vorwurf machen. Auch gibt es Dinge, welche den harthörigen — wir hätten faſt einen trivialern Ausdruck gebraucht — und leichtvergeßlichen Deutſchen nicht laut genug in die Ohren gerufen, nicht oft und eindringlich genug wiederholt werden können. So die Geſchichte ihrer ſchmachvollen Erniedrigung vor dem fremden Gewalthaber, dem ſie den Fuß küßten, der ſie zu Boden getreten. Niedergeworfen werden durch einen Stärkern kann auch der Beſte und Tapferſte, und ohnmächtige Wuth wird lächerlich, aber mit Würde das Unglück tragen, Das iſt es, was wir noch lernen müſſen.

Die Einleitung des Werks ſchildert, höchſt zweckmäßig für den Plan des Ganzen, den modernen Imperator auf der Höhe

---

*) Auf die ſeit der Abfaſſung des vorſtehenden Artikels erſchienene zweite Hälfte des Roßmäßler'ſchen Werks kommen wir noch zurück.
D. Red.

ſeiner Macht. Dieſe ſchien geſichert durch das Einverſtändniß mit Rußland ſeit dem Fürſtencongreſſe zu Erfurt und ſollte durch eine Verbindung Napoleon's mit einer Schweſter des Kaiſers Alexander, bei zu hoffender Nachkommenſchaft, auf künftige Zeiten hinaus erhalten werden. Bekanntlich zerſchlug ſich dieſe Bewerbung an dem Widerwillen der Kaiſerin-Mutter und der Prinzeſſin ſelbſt, welche ſich ziemlich ſchnell mit dem Herzoge von Oldenburg vermählte. Napoleon erhielt darauf die Hand der Erzherzogin Marie Luiſe, aber gerade dieſe Verbindung, wie der Verfaſſer darzuſtellen ſucht, wurde der erſte Schritt zu ſeinem Untergange, da er ſich dadurch Rußland nun auch verfeindete. Das letztere war, aber wol die unausbleibliche Folge der Gewaltſchritte, durch welche der Kaiſer ſein Reich in willkürlichen Grenzen erweiterte. Napoleon's dunkel gebliebene Plane für den Fall, daß es ihm gelänge, auch Rußland niederzuwerfen, werden hierauf nach ſeinen eigenen Ausſprüchen auf St.-Helena und andern Andeutungen erörtert; ſie erinnern allerdings an die Rieſenplane Alexander's des Großen. Vorerſt galt es aber nur dem nächſten Zweck. Die Größe der Unternehmung, der Eindruck, welchen die Idee dieſer ungeheuern Aufgabe, als ſie bekannt wurde, ſelbſt in dem an unbedingten Gehorſam gewöhnten Frankreich gemacht, iſt trefflich dargeſtellt, ebenſo die Energie, mit welcher Napoleon dazu ſeine Vorbereitungen traf, und wie er dabei auf die Polen, auf Schweden und die Pforte gerechnet, in Bezug auf die beiden letztern Mächte ſich aber, und zwar durch eigene Schuld, verrechnet hat. Rußland wäre dann von drei Seiten angegriffen worden; nach dem Verluſt jener beiden erhofften Alliirten konnte dies nur auf einer, der weſtlichen Seite geſchehen und Rußland nun alle ſeine Streitkräfte hier verwenden. Mit den letzten vergeblichen Unterhandlungen, um noch den Krieg zu verhüten, ſchließt die Einleitung.

Der Stoff des Werks iſt in neun Abſchnitte getheilt. Im erſten wird Eintheilung, Zahl und kriegeriſcher Werth der franzöſiſchen Armee betrachtet, ihr Marſch und Napoleon's Reiſe durch Deutſchland bis nach Preußen erzählt. Wie groß die Laſt dieſer Truppendurchzüge geweſen iſt, beweiſen einzelne Angaben. In Berlin z. B. ſind in Zeit von fünf Monaten 240,000 Mann und 130,000 Pferde einquartiert und verpflegt worden, in dem hinterpommeriſchen Städtchen Lauenburg, das nur 189 quartierfähige Häuſer enthält, in wenig längerer Zeit über 63,000 Mann! Bei der Zuſammenſetzung des Heers hebt der Verfaſſer Manches hervor, das in andern Werken nicht hinlänglich betont iſt. Unter den Hülfsvölkern, welche für ſich in einem Corps zuſammen blieben, hätten wol auch die Preußen genannt werden können, da ihnen im zehnten Corps doch nur eine gemiſchte Diviſion beigegeben war, ſie alſo die Hauptmaſſe deſſelben bildeten, abgeſehen von den zwei Reiterregimentern bei der Großen Armee. Nur die Hälfte des ungeheuern Heers beſtand aus Franzoſen, die andere Hälfte aus Bundesgenoſſen, unter denen „mehr als 200,000 Deutſche an einem Zuge theilnahmen, der dazu dienen ſollte, ſie als Nation auf immer zu vernichten". Die Charakteriſtik der Truppen leitet der Verfaſſer mit den treffenden Worten ein: „Soweit die Geſchichte reicht, war ein ſo hochgebildetes, ruhmreiches, kriegskundiges und glänzendes Heer auf Erden nicht geſehen worden." Die Stärke und Eintheilung deſſelben iſt nach Chambray gegeben, welcher unter den widerſprechenden Zahlen anderer Schriftſteller wol den Vorzug verdient. Einen peinlichen Eindruck macht die Schilderung der Reiſe oder vielmehr des Triumphzugs Napoleon's durch Deutſchland, aber wir ſtimmen mit dem Verfaſſer überein, daß es nothwendig ſchien, „hier einige jetzt ſehr unerfreuliche Einzelheiten ans Licht zu ziehen, vielleicht daß ſie der Jetztzeit und den folgenden Geſchlechtern die Schamröthe ins Geſicht bringen"; ob ſie aber dazu beitragen werden, daß Aehnliches in der deutſchen Geſchichte nie wieder geſchehen kann? Wir verweiſen die Leſer auf das Buch ſelbſt, wo ſie die erbaulichſten Scenen finden werden, und begnügen uns nur, von all den ſchmachvollen

Ehrenbezeugungen, welche ſogar den Ambroſianiſch
für den Einzug des allerhöchſten Protectors prof
Inſchriften zu geben, welche charakteriſtiſch gen
eine wünſchte Heil und Glück „Napoleon dem G
Unüberwindlichen, dem Beſieger, dem Wiederherſte
dens!" Letztere Phraſe klingt am Vorabende
Weltkriegs faſt wie Ironie. Eine andere, in benach
lautete unter einer gemalten Scene aus der Schl
ſterlitz: „Vive le Grand Napoléon, génie de l'E
t'accompagne, conserve tes jours précieux, cou
victoire, c'est l'objet de nos voeux." Man m
man den Sinn oder das claſſiſche Franzöſiſch mel
ſoll. In dem Schauſpielhauſe einer Reſidenz enth
gehende Vorhang den Sonnentempel mit der eben
als wahren Inſchrift: „Weniger groß und glän
iſt die Sonne!" Namen haben wir nicht genan
findet ſie im Buche. Noch größer als in Deutſch
Enthuſiasmus im Großherzogthum Warſchau, hi
der Verfaſſer richtig bemerkt, wahr und tief, de
erwarteten von Napoleon die Errichtung eines Kö
die Wiederherſtellung ihrer Unabhängigkeit. Ueb
das er mit ihren Hoffnungen getrieben hat, iſt
ſeinem Ort in einem ſpätern Abſchnitt geſprochen

Der zweite Abſchnitt ſchildert die ruſſiſchen Ve
rakteriſirt den Kaiſer Alexander, ſeine Umgebung u
Hier ſind beſonders die ſchon erwähnten „Denkw
Grafen Toll" benutzt, gegen deren abſolute Reinheit
den Retouche ſich aber Zweifel erhoben haben. Wär
ganz ſicher, ſo würden ſie allerdings ſehr wichti
Quelle, wie „Das enthüllte Rußland" hätte
nicht angeben ſollen, es gab deren viel beſſere
aus allen Standpunkten! Die Frage, ob di
Kriegsplan, Napoleon ohne Entſcheidungsſchlach
nere des Reichs zu locken und dadurch aufzureil
fang an gefaßt und verfolgt, wird hier entſchi
Daß er dem Kaiſer vorgelegen hat durch Kneſeb
1812 nicht mehr Major war), ſteht feſt; im
ſtimmt auch Phull's Plan, obwol ſich auf das u
ger von Driſſa ſtützend, damit überein, und ein B
ſers Alexander vom Jahre 1813 an den halb in
lebenden General Phull, welcher erſt 1852 dur
Batz mit einem hinterlaſſenen Werke ſeines Freun
militonen aus der Karlsſchule veröffentlicht word
es ausdrücklich an, daß Phull jenen Plan entworf
deſſen kann man mit dem Verfaſſer annehmen, d
der Ereigniſſe den Ruſſen ihr Verfahren anfan
gend vorgeſchrieben habe. Bald jedoch wurde
Dieſe Verhältniſſe ſind ausführlich mit gewohnt
den „Militäriſchen Briefen" von Pz. auseinander
dritten Abſchnitt, welcher vom Uebergange des
Heers über den Niemen, d. h. von der Eröffnun
bis zum erſten größern Halt an der Düna und
geht, eröffnet eine ſehr gelungene Charakteriſti
dann folgt die einfache, gedrängte Darſtellung
begebenheiten, bei denen wir als bekannt nich
weilen. Wir erkennen als einen großen Vorzug
ſelbſt reinmilitäriſchen kurzen Darſtellungen,
faſſer uns überall die Bodenbeſchaffenheit ſchild
vom größten Einfluß auf den Gang der Operati
fechte iſt. Er thut dies mit ſeltener Anſchaulichk
darin wieder die volle Beherrſchung dieſes ſpecie
kennen. Dem ruſſiſchen Hauptquartier und ſeiner
Verhältniſſe macht er nur gerechte Vorwürfe;
im Aufrufe des Kaiſers an ſein Heer: die Relig
terland und die Freiheit zu vertheidigen, das l
Gänſefüßen, geſperrter Schrift und einem Fra
ſpottet, muß trotz des überall freimüthig ausgeſpro
punktes an dem Verfaſſer der „Freiheitskriege" be
ſelbe Freiheit, um welche der Krieg von 1813 v

rt wurde, die Freiheit des Vaterlandes vom fremden
es doch, welche die Ruſſen im Jahre 1812 zu ver-
atten, nicht die ſogenannte politiſche und ſociale
n welche wol im März 1813 der freiwillige Jäger,
ichſe und Hirſchfänger griff, ebenſo wenig gedacht
gendein Koſack vom Don im Jahre 1812. Jenes
n von allzu modernſter Anſchauung möchten wir gern
ruckfehler halten, wenn nicht die Abſicht entſchieden
en wäre. Es iſt überhaupt ſeiner Abneigung zu viel
, wenn der Verfaſſer ſagt, daß die Idee des Vater-
den Ruſſen nicht beſonders rege ſei; denn zu allen Zei-
ade in Zeiten großer Gefahr hat ſich bei ihnen ein ſtar-
ndsgefühl bewieſen.

wir wenden uns lieber zu den Thatſachen zu-
langſame Verfolgung des zurückweichenden Fein-
gewohnten Energie Napoleon's und ſeiner Feld-
ht entſprechend, wird aus den Territorial- und
verhältniſſen erklärt und die verderblichſte Folge
ls, das Marodiren, geſchildert. Nur wurden nicht
imenter, wie der Verfaſſer ſagt, expreß zum Maro-
ern nur zum Requiriren ausgeſchickt, was doch nicht
tend iſt, wenn letzteres auch oft — hier faſt immer —
sartet. Die Schilderung der Auflöſung, in welche
dadurch ſchon auf dem Vormarſch bis zur Düna
Dniepr gerieth, iſt wahr und lebendig. Die Hälfte
ſt'ſchen Armee war in Nachzügler zerlaufen, die
Befehle Napoleon's, ſelbſt einzelne Strafgerichte — ſo
nsk, wo 13 Küraſſiere auf einmal erſchoſſen und
caſſirt wurden — halfen nicht; es mußten mobile
gebildet werden, um die Marodeurs nachzutreiben,
dieſelben von lithauiſchen Bauern aufgegriffen und
orps transportirt. Dieſem Elende gegenüber, das
diente, den Geiſt des Heers zu erheben, ſchildert
ſer mit gerechter Anerkennung die allgemeine Be-
welche der Aufruf des Kaiſers Alexander bei dem
der Kaufmannſchaft von Moskau erregte, wie die
ag, welche das glänzende Beiſpiel Moskaus an Opfer-
in den nächſten Provinzen fand. Die Charakteriſtik
Jermolow's und Toll's iſt intereſſant. Von Jer-
er nach Toll's Memoiren etwas ſcharf beurtheilt
ie Aeußerung erzählt, welche ihm die weitverbreitetſte
t verſchafft hat. Der Kaiſer verhieß ihm einſt eine
Beförderung. „Machen mich Ew. Majeſtät zum
das iſt die beſte Beförderung", wagte Jermolow zu
Mit beſonderm Intereſſe wird auch die Charakteriſtik
s von Neapel geleſen werden, die uns der Verfaſſer
nheit der Gefechte von Oſtrowno gibt und in einer
telle durch eine Schilderung ſeiner äußern Erſchei-
nders ſeiner phantaſtiſchen Tracht, ergänzt. Letztere
gemeines Aufſehen und theilweiſe auch Bewunde-
leich wir ſie in dem neueſten Werke eines Mitkäm-
nem Feldzuge, des Generals von Schreckenſtein, als
Kunſtreiters bezeichnet ſehen.

ierte Abſchnitt erzählt den Aufenthalt des franzöſiſchen
der Düna und dem Dniepr, ſeinen abermaligen Auf-
Schlachten von Smolensk und Walutina, den Vormarſch
u, die Schlacht bei Borodino und die Ankunft der Fran-
Moskau. Wir leſen dieſe klare Darſtellung mit Vergnü-
Verfaſſer hat dabei die neuern Materialien berückſichtigt.
ten wir, wie ſchon geſagt, Toll nicht als unbedingte
gelten laſſen; ohnehin iſt die Verdächtigung des
zogs Eugen von Würtemberg, als habe er abſicht-
den Ruſſen zu ſchmeicheln, eine Lüge erfunden, zu
er General von Hofmann, früher Chef des General-
ruſſiſchen Dienſt, der ſchon ein mal für ſeinen Feld-
Bezug auf die Schlacht von Kulm geſprochen, könnte
über die Wahrheit in Toll's „Denkwürdigkeiten" ſeine
abgeben. Bei den kleinern Gefechten hält ſich der
t ſeinem Plane gemäß nicht auf. Wer über das von
Krasnoi, das für die Widerſtandsfähigkeit des Fußvolks gegen Reiterei gewöhnlich als Paradeſtück gebraucht wird, nähere Aufklärung wünſcht, den verweiſen wir auf die Darſtellung des Grafen Bismark in ſeiner „Reiterbibliothek". Der Zuſammenhang der Operationen führt uns zur Schlacht von Smolensk und dann in die ſtürmiſche Verſammlung der ruſſiſchen Generale, welche ſich in Maſſe zu Barclay begaben und faſt in offener Widerſetzlichkeit einen Widerruf ſeiner Befehle zum weitern Rückzuge verlangten. Daß Barclay ſie mit aller Würde des Oberfeldherrn in ihre Schranken gewieſen, nennt der Verfaſſer die größte That ſeines Lebens. Aber er traut doch dem Grafen Toll zu ſehr aufs Wort, wenn er ſich ihm wiederum gegen Jermolow anſchließt und von dieſem ſagt, er habe ſich in weitern Kriegen eben nicht bemerklich gemacht. Soll ihm der Ruhm beſtritten werden, den er ſich ſpäter als Generalgouverneur der transkaukaſiſchen Provinzen während ſeines zehnjährigen Oberbefehls in mehrfacher Beziehung erworben hat? Faſt ebenſo feindſelig zeigt ſich Toll gegen Bagration. Schon dieſe Animoſitäten regen wenigſtens Zweifel an, ob er ſich dadurch nicht habe zu weit führen laſſen, auch in ſeiner Darſtellung der Schlacht von Borodino. Der Verfaſſer iſt, was die Ruſſen betrifft, derſelben gefolgt, da ſie, wie er mit Recht ſagt, viele bisher obwaltende Dunkelheiten aufgehellt und neue Aufſchlüſſe hinzugefügt habe. Wir wollen uns darum ebenfalls jener Zweifel entſchlagen und unſere volle Anerkennung über das gelieferte Schlachtbild ausſprechen, welches in dem furchtbaren Maſſenkampfe die hervortretenden Hauptmomente ebenſo kräftig als militäriſch treffend ſchildert. Neuere Werke haben auch auf franzöſiſcher Seite dem bisher wenig angefochtenen Werke von Chambray Unrichtigkeiten nachgewieſen; unter andern ſpricht ſich darüber die bereits angeführte Schrift des Generals von Schreckenſtein überzeugend aus. Danach ſind auch nicht franzöſiſche Küraſſiere zuerſt in die Stajewsky-Schanze eingedrungen, ſondern ſächſiſche, ihnen voran der Lieutenant von Minckwitz, ſpäter Generallieutenant und Geſandter in Berlin; Hr. von Schreckenſtein erzählt alle Umſtände, erklärt auch, wie jener Irrthum von Napoleon ſelbſt ausgegangen ſei. Der Verfaſſer würde nach dieſem Werke über die Verwendung der Cavalerie Manches vielleicht anders dargeſtellt haben. Den Rückſichten, welche Napoleon abgehalten haben mögen, ſeine letzte Reſerve zur Benutzung des Siegs daranzuſetzen, läßt er Gerechtigkeit widerfahren, ſchildert dann den Eindruck der verlorenen Schlacht auf die Ruſſen und beleuchtet Kutuſow's Bericht über dieſelbe, welcher die Niederlage in einen Sieg verwandelte. Dann ſtellt er Roſtoptſchin, den Gouverneur von Moskau, in den Vordergrund und zeigt, wie der Entſchluß, die Hauptſtadt ſchlimmſten Falls in Brand zu ſtecken, bereits ſeit dem Verluſte von Smolensk in ihm gereift war. Der heroiſchen That an ſich, welche des Urhebers Namen unſterblich gemacht, ſchmälert er ihr Verdienſt nicht, aber er verurtheilt Roſtoptſchin, weil er ſie geleugnet und gar den Franzoſen aufgebürdet hat.

Mit der Ankunft der Franzoſen vor Moskau ſchließt der vierte Abſchnitt; der fünfte holt nach, was bei den Flügelcorps bis dahin geſchehen war. Die Urſachen der wenigen Erfolge auf dem rechten Flügel in Volhynien trotz der Ueberlegenheit werden in der Heerführung, die Schwierigkeiten auf dem linken an der Düna in der mangelnden Uebereinſtimmung der ziemlich ſelbſtändigen drei Corpsführer Macdonald, Oudinot und St.-Cyr gefunden. Der ſechste Abſchnitt betrachtet den Einzug und Aufenhalt der Franzoſen in Moskau; wir freuen uns der ſchönen Schilderung der alten Zarenſtadt und ihres Kremls und leſen mit neuem Antheil die Geſchichte ihrer ſchauervollen Vernichtung. Was ſpätere Quellen über die Unterhandlungen Napoleon's für einen Frieden und ſeine Selbſttäuſchung ergeben, wird kritiſch beleuchtet, wobei der Verfaſſer den Oberfeldherrn Kutuſow, obgleich er deſſen Schwächen erkennt, gegen Toll's Herabſetzung in Schutz nimmt. Hier tritt auch wirklich die Haltloſigkeit der Behauptungen Toll's zu grell

hervor. Im ſiebenten Abſchnitt beginnt nun der Rückzug, welcher in vier Perioden getheilt wird, nach dem Verhältniß der noch ſchlagfertigen Truppen. Bis Smolensk war von jedem Bataillon und jedem Cavalerieregiment doch noch etwas erhalten, ſodaß zuletzt etwa 42,000 Mann unter den Waffen blieben; von Smolensk bis Orsza, auf 18 Meilen, ſchmolzen dieſe auf 15,000 Mann und der Nachzügler waren bedeutend mehr; von da bis zur Bereszina ſtieg die bewaffnete Macht wieder durch das herangezogene zweite und neunte Corps und die früher zurückgelaſſenen Garniſonen auf 30,000 Mann, trotz der wachſenden Zahl der Nachzügler; hinter der Bereszina endlich allgemeine Auflöſung. Der letzten gräßlichen Periode iſt ein eigener, der letzte Abſchnitt geweiht. In der ganzen Darſtellung wird das rechte Maß gehalten, dem Leſer das volle Bild des beiſpielloſen Unglücks, das nun über das ſtolze Heer einbrach, zu geben und ihn doch nicht mit Détailmalerei der oft geſchilderten Schreckensſcenen zu martern, deren Galerie jede der zahlreich erſchienen Erinnerungen u. ſ. w. vermehrt. Die ſchlaffe Verfolgung Kutuſow's wird gerügt, indeſſen darf nicht überſehen werden, daß auch das ruſſiſche Heer gelitten hatte und allerdings, wie jedes Rückzugsgefecht zeigte, der Feind noch zu achten war. Wir wollen keineswegs, namentlich an der Bereszina nicht, die ruſſiſchen Feldherren vom militäriſchen Standpunkte aus rechtfertigen, aber mehr als ſich durch den Rückzug gewiſſermaßen von ſelbſt machte, wäre auch durch die größte Energie der Verfolgung nur ſchneller, vielleicht mit wenigen Schlägen, aber nicht vollkommener erreicht worden. Mehr Gefangene hätte man gemacht, deren Leben dadurch erhalten worden wäre, im Intereſſe der Menſchlichkeit allerdings zu wünſchen. Aber was konnte man nach ruſſiſcher Auffaſſung mehr verlangen, als daß von dem feindlichen Heere mit Verluſt alles Materials nur einige Trümmer die Grenze erreichten? Deshalb verdient jedoch immer die Schüchternheit, mit welcher Kutuſow verfuhr, und manche unbegreifliche Maßregel, durch welche er den Franzoſen goldene Brücken baute, den vollen Tadel militäriſcher Kritik. Nimmt man gar an, daß Napoleon gefangen worden wäre — doch wir wollen nicht unfruchtbare Betrachtungen anſtellen.

Im achten Abſchnitte leſen wir die Operationen der Flügelheere und des Victor'ſchen Corps im Centrum. Es wird von neuem darauf hingewieſen, daß die Ruſſen auf beiden Flügeln bereits das Uebergewicht erlangt hatten, und dann ihr Beſtreben dargeſtellt, ihre beiden Flügelheere hinter Napoleon in Lithauen zu vereinigen, um ihm völlig den Rückweg abzuſchneiden, ein Plan, welcher im Allgemeinen ausgeführt wurde und nur in ſeinem vollkommenen Gelingen an Napoleon's überlegenem Genie und der Unentſchloſſenheit der ruſſiſchen Generale ſcheiterte. Der letzte Abſchnitt endlich ſchildert den Uebergang über die Bereszina und die gänzliche Auflöſung des franzöſiſchen Heers. Der Verfaſſer leitet ſie mit treffenden Worten ein und ſchildert die Lage Napoleon's in ihrer ganzen ſchauerlichen Hoffnungsloſigkeit, von vierfacher Uebermacht umſtellt, faſt unrettbar verloren, perſönlich mit Gefangenſchaft bedroht. Denn die wenigen noch kampffähigen Truppen waren erſchöpft und entmuthigt, es gab keine Reiterei mehr, Geſchütz war nur wenig vorhanden, die Bereszina mit hohen Thalrändern und ſumpfigen Ufern im Rücken mußte erſt überbrückt werden, Geräthſchaft dazu fehlte. „Und allen dieſen Umſtänden zum Trotz entkommt das franzöſiſche Heer, ja die Ruſſen werden geſchlagen und verlieren ſogar noch Gefangene!" Wir verweilen bei der Schilderung, wie das möglich wurde, nicht länger, ſie iſt ſehr gelungen und gehört zu den beſten des Werks. Den weitern Rückzug mit ſeinem fürchterlichen Elende, die Schickſale der Flügelcorps, den Abfall York's leſen wir kurz zuſammengefaßt; eine Schlußbetrachtung über den ganzen Feldzug und den unermeßlichen Gewinn, welchen Rußland daraus gezogen hat, beendigt das Werk. Die Beigabe einer Ueberſichtskarte des Kriegstheaters und eines Plans der Gegend von Borodino erleichtert das Verſtändniß. Möchte die Anerkennung, welche auch dieſe Arbeit finden wird, den Verfaſſer bewegen,
Geſchichte des Feldzugs von 1815, die er beabſichtig
hervorzutreten.

---

2. Militäriſches Altes und Neues. Von dem Verfa
„Militäriſchen Betrachtungen aus den Erfahrunge
alten preußiſchen Offiziers". Zweiter Theil. Berlin,
und Sohn. 1854. Gr. 8. 27 Ngr.

Der erſte Theil dieſer Analyſen kleiner und größe
gebenheiten aus den Erlebniſſen des „alten preußiſch
ziers" iſt von den Kameraden, zu deren Belehrung un
haltender Lectüre er beſtimmt war, mit Dankbarkeit au
men worden; bei der Beſprechung deſſelben in d. Bl.
Referent den Wunſch, daß der Verfaſſer aus dem reiche
ſeiner Erfahrungen bald wieder eine neue Spende
möge. Dieſer Wunſch iſt nun durch eine Fortſetzung a
ter Theil erfüllt.

Wir erhalten darin „A. Erzählungen kriegeriſcher T
heiten einzelner Truppen des York'ſchen Corps" und „
eines preußiſchen Militärs nach Paris 1841". Die
werden immer willkommen ſein; ſie dienen recht eigentl
Zwecke, für welchen der Verfaſſer ſchreibt, und es iſt ein
heit, die dem jungen Offizier nicht genug an das Her
werden kann, daß ihn das Studium eines ganzen F
zwar intereſſiren, das eines Gefechts bis ins kleinſte De
aber ſicher nützlicher ſein wird, denn letzteres lehrt ihn
Krieg kennen und führen. In dieſem Sinne wird das n
Gefecht von Simmern (vom 2. zum 3. Jan. 1814) ge
und genau analyſirt. Der Ueberfall des Städtchens mi
der Kanonenſchuß gegen das ſchnell verſperrte Thor (
preußiſche Kanonenſchuß auf franzöſiſchem Boden) gi
das Thor wurde aber durch die Infanterie geſprengt
entwickelte ſich in und hinter der Stadt ein wechſelvol
fecht, aus welchem der Verfaſſer ebenſo wahre als
Lehren für ähnliche Unternehmungen zieht. Neben
zählt er aus jenen Tagen noch viele Züge, welche de
ſchenden Geiſt der Führer und ihrer Truppen charakt
beſonders den alten Feldherrn, den eiſernen York. D
ſem wird noch aus dem Feldzuge nach Rußland ein
ſache berichtet, welche den Verfaſſer zu dem Wunſche ve
daß York's Lebenskraft doch bis zu den Jahren 1848 u
gereicht haben möchte; ein ſolcher Mann der That, nic
falſchen Glanzes, würde Medicin für die kranke Zeit
ſein. Auf jenem Marſche nämlich war in einer Co
durch Beſtrafung eines Soldaten eine Meuterei en
und durch ein Kriegsgericht allzu mild beurtheilt
Der General ſtieß daſſelbe um, der gedachte Soldat
erſchoſſen und York's Abſicht, die ganze Compagnie
genommenen Hähnen ihrer Gewehre den Feldzug ma
laſſen, wurde nur höhern Orts hintertrieben. Dieſelb
pagnie und in ihr alle Begnadigten ſchloſſen ſich nach
fecht bei Wartenburg freiwillig demſelben Offizier, gegen
ſie ſich vergangen hatten, zu einer beſondern Expeditio

Der zweite Artikel enthält eine ſehr lebendige und inte
Schilderung der Zuſtände, wie ſie der Verfaſſer 1841 in
reich getroffen hat. Er berichtet über die höchſt zuvorko
Aufnahme, welche er am Hofe Ludwig Philipp's gefund
zeichnet mit beſonderer Vorliebe das Bild des edeln,
lichen Herzogs von Orléans, deſſen ſpäterer gewaltſam
nicht blos für ſeine Dynaſtie ein Unglück geweſen iſ
wenig Worten verſteht er anſchaulich zu ſkizziren. Der
liche Zweck ſeiner Reiſe war, den Truppenübungen i
und bei Compiègne beizuwohnen, die Befeſtigungen vo
zu beſichtigen und beſonders die neue Schöpfung des
von Orléans, die Chasseurs de Vincennes, ihre Wa
Fechtart kennenzulernen, was für ihn als alten
offizier vom höchſten Intereſſe ſein mußte. Seine Beob
gen theilt er in dem Tagebuche mit, welches einen
Abſchnitt in dem vorliegenden Werke bildet. Wir erhalte

ereiſten Anſchauungen des hochgeſtellten Militärs
r franzöſiſchen Armee, das ſich ſeit der Zeit im
nig verändert hat; ferner ausführliche Berichte über
bungen und Manoeuvres, welche dem Militär von
willkommen ſein werden, endlich eine beſondere
der Jäger von Vincennes. Dieſe ausgezeichnete
: 1853 20 Bataillone ſtark, bildet nach kürzlich er-
rordnung die alleinige leichte Infanterie der fran-
rmee, indem die bisherigen leichten Regimenter,
nur durch die Uniform, nicht aber durch die Taktik
ieninfanterie unterſchieden, dieſer letztern einverleibt
o. Es iſt daher gewiß von Intereſſe, die Aus-
ewaffnung und Schießübung der franzöſiſchen Jä-
inen ſo competenten Richter dargeſtellt und beur-
en; er ſpricht ſich über die Leiſtungsfähigkeit der-
rordentlich günſtig aus und die neueſten Kriegs-
iben die Richtigkeit ſeines vor zwölf Jahren gefäll-
vollkommen bewieſen.

---

ondenz des kurfürſtlich ſächſiſchen Premierminiſters
von Brühl mit dem ſächſiſchen Generallieutenant
n von Riedeſel, Reſidenten bei der ruſſiſch-kaiſer-
rmee. Als ein Beitrag zur Geſchichte des Sieben-
Kriegs 1760—62. Von Max von Eelking.
O. Wigand. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

m reichhaltigen ſchriftlichen Nachlaſſe des 1798 im
Jahre verſtorbenen Generals der Infanterie von
rden uns hier Documente mitgetheilt, welche in
ner Beziehung wichtig ſind. Sie liefern nicht allein
r Geſchichte der letzten Jahre jenes denkwürdigen
welchem Friedrich II. gegen die Hauptmächte Eu-
, ſondern auch zur Zeitgeſchichte überhaupt, nament-
arakteriſtik des Grafen Brühl, welcher damals nicht
illen ſeines Monarchen beherrſchte, ſondern auch
ſten Einfluß auf deſſen Verbündete übte. Der
r iſt durch einen Verwandten des Generals von
den Stand geſetzt worden, aus dem Familienarchiv
apiere zu veröffentlichen, welche ihm werthvoll oder
ienen, über einzelne Begebenheiten, die noch in ein
nkel gehüllt lagen, ein helleres Licht zu verbreiten.
ihm für die vorliegende Frucht ſeines mühevollen
s nur dankbar ſein; hätte er auch vielleicht noch
bedeutende, Unwichtige weglaſſen können, ſo iſt
u überſehen, daß die Briefe in einem Zuſammen-
, der bei unterbrochener Reihenfolge leicht geſtört
nte. Die Sichtung hätte wenigſtens einer äußerſt
Redaction und noch tiefer gehender Vergleiche mit
llen bedurft, als ſie dem Herausgeber zugebote ge-
haben ſcheinen. Er hält ſich nämlich nur an die
henholz, Tempelhof, Retzow. Von dieſen kann die
Kritik nur Tempelhof gelten laſſen, da Retzow's
ſehr intereſſant, aber ebenſo unzuverläſſig iſt und
holz' Werth als Kriegsgeſchichtſchreiber die Acten doch
ſen ſind. Der Herausgeber würde in neuern Wer-
elchen die vorhandenen Quellen ſämmtlich kritiſch
den, z. B. den Vorleſungen des preußiſchen Gene-
d der Geſchichte des Siebenjährigen Kriegs von
gewiß Manches gefunden haben, das er in ſeinen
äten vergeblich ſuchte. Zu bedauern iſt, daß es
elungen zu ſein ſcheint, die Berichte des Generals
el aus dem ruſſiſchen Hauptquartier, auf welche
Bezug nimmt, zur Benutzung zu erhalten; ſie
) jedenfalls im Geheimen Staatsarchiv zu Dresden
nden ſein, und bei der Liberalität, mit welcher in
it dort, wie auch in Wien, die früher hermetiſch
n Pforten dem Forſcher und Geſchichtſchreiber ge-
en, wäre wol auch hier der Zugang geſtattet wor-
urch würde aber der Werth der vorliegenden Corre-
ſpondenz ungemein erhöht worden ſein. Halten wir uns in-
deſſen an das Gebotene.

Der Herausgeber hält es mit Recht für nöthig, über die beiden in ſo vertrauliche Verbindung getretenen Perſönlichkeiten ein paar Worte vorauszuſchicken. „Ueber Brühl, dieſen eigenthümlichen Staatsmann, der durch ſeine hartnäckige und unheilvolle Politik Sachſen und ſeinen Hof an den Rand des Verderbens brachte und der bei den Verbündeten ſeines Herrn das Kriegsfeuer immer wieder anſchürte, wenn es vielleicht dem Verlöſchen nahe war, hat bereits die Geſchichte ihr Urtheil gefällt. Um aber in das innerſte Weſen eines ſolchen Charakters einen tiefern Blick zu thun, genügt dem prüfenden und unparteiiſchen Beurtheiler die allgemeine Annahme nicht, er fodert andere Beweiſe." Wir ſind damit einverſtanden, auch daß ſolche im ſchriftlichen Verkehr zu finden ſind, wenn dieſer der Art iſt, daß hier die innerſten Gedanken zutage treten. Aber das letztere iſt nun eben in einer diplomatiſchen, wenn auch noch ſo intimen Correſpondenz nur in gewiſſer Beziehung der Fall. Wir erkennen daraus, mit welcher ſtaunenswerthen Thätigkeit Brühl ſich oft um die unbedeutendſten Dinge kümmerte und weitläufig darüber ſchrieb (wodurch, beiläufig geſagt, ſeine Briefe zuweilen ſehr langweilig werden); wir ehren die Zurückhaltung des feinen Weltmanns, der ſich auch in der vertrauteſten Correſpondenz nie zu niedrigen Aeußerungen über ſeinen unverſöhnlich gehaßten Gegner hinreißen läßt; wir wollen auch anerkennen, daß hier und da ein Zug von Gemüth durchblickt, aber dieſe ſeltenen Streiflichter genügen nicht, um Brühl's Bild, wie es die Geſchichte nun einmal nach Thatſachen gezeichnet hat, zu verändern.

Hr. von Riedeſel war beim Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs Oberſt und Generaladjutant des Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen. Nach der Kataſtrophe von Pirna wurde er nach Wien geſandt, um die Formirung einer neuen Armee zu betreiben; mit vielem Geſchick wußte er ſeine ſchwierige Aufgabe zu löſen. Im Jahre 1759 erhielt er eine noch ſchwierigere: als Reſident im ruſſiſchen Hauptquartier auf raſchen Fortgang der Operationen und gutes Einverſtändniß der ruſſiſchen Feldherren mit den öſtreichiſchen zu wirken, zugleich aber Alles, was vorging, zu beobachten und darüber Bericht zu erſtatten. Solche Militärcommiſſarien haben verbündete Mächte einander gegenſeitig ſtets zugeſchickt, wie es bekanntlich auch jetzt noch, ſelbſt im Frieden, geſchieht. Für den diplomatiſchen Verkehr in Petersburg wirkte ſächſiſcherſeits damals der Geheime Legationsrath Praſſe, deſſen in den vorliegenden Briefen oft Erwähnung geſchieht.

Die Correſpondenz zwiſchen Brühl und Riedeſel wird hier erſt ſeit 1760, wo des Letztern eigentliche Thätigkeit bei ſeiner ruſſiſchen Miſſion begann, mitgetheilt. Der erſte Brief des Miniſters iſt vom 29. Mai, ihm folgen bis zum Jahresſchluſſe noch 55, wöchentlich alſo zwei; man ſtaunt über ſolche Unermüdlichkeit umſomehr, als es nicht etwa kurze Schreiben, ſondern ſehr ausführliche Mittheilungen und Inſtructionen ſind. Das Jahr 1761 hat deren 48, 1762 nur 21 geliefert, da Riedeſel's Aufgabe mit dem Abmarſch der ruſſiſchen Armee vom Kriegsſchauplatze gelöſt war.

Für die Kriegsgeſchichte, beſonders für die Beurtheilung der Feldzüge und einzelner, oft auffallender Operationen, iſt es vom höchſten Werthe, die Triebfedern kennenzulernen, welche die Kriegshandlungen bedingten; gerade dieſe Erkenntniß iſt aber zuweilen ganz unmöglich, da jene Triebfedern aus Regionen ſtammen, die ſich aller Anſchauung entziehen. Um ſo werthvoller ſind Beiträge, welche wenigſtens einiges Licht über dieſelben verbreiten; wir zählen die vorliegende Correſpondenz dazu und halten ſie deshalb für eine wahre Bereicherung des Materials, das ſich auch für jene Zeit, trotzdem faſt 100 Jahre ſeitdem verfloſſen ſind, noch ſtets durch Neuaufgefundenes mehrt, ſodaß immer wieder eine neue und vervollſtändigte Bearbeitung gerechtfertigt erſcheint.

Der Ruhm des großen Königs wird durch die Behauptung

nicht geſchmälert, daß er nach menſchlicher Einſicht trotz ſeiner überlegenen Feldherrnkunſt, trotz aller Tapferkeit, Hingebung und Taktik ſeines Heers am Ende doch der Maſſe ſeiner Gegner erlegen wäre, wenn deren Operationen zum gemeinſamen Zweck verbunden und ineinandergreifend gewirkt hätten. Aber das iſt nun einmal bei Coalitionen von jeher und noch bis auf unſere Tage unmöglich; die Sonderintereſſen ſind zu mächtig, die Feldherren können ſich nicht verſtändigen, auch wo ein gemeinſamer Oberbefehl angeordnet iſt, fehlt die Unterordnung, Argwohn, Eiferſucht hemmen die Erfolge. Das tritt in der Brühl'ſchen Correſpondenz recht hervor. Wie müht ſich der ſchlaue Staatsmann, die Ruſſen mit den Oeſtreichern zu gemeinſchaftlichem Handeln zu bewegen. wie ſucht er die Säumigkeit ihrer Operationen zu überwinden, welche Hebel ſetzt er in Bewegung: Schmeicheleien, Präſente (ſogar ein Reitpferd für Butturlin!), Auszeichnungen, und alle ſeine Mühen, endlich einmal eine „vigoureuse Campagne" zuſtande zu bringen, ſind vergeblich! Auf einem andern Schauplatze ſehen wir Schweden, erfüllt von geheimem Mislieben, daß man dieſe Krone und ihre Armee bei dem feſtgeſtellten Operationsplane beider kaiſerlichen Höfe faſt ganz vergeſſen hat, da ſie doch theils in dieſer Campagne zahlreicher und in beſſern Umſtänden als jemals erſcheinen wollen (!) und ihrerſeits alles Mögliche beizutragen verſprochen (!). Ein ſächſiſcher Berichterſtatter klagt wieder über die Oeſtreicher: „Es wäre doch zu hart, den Winter über ein Land auf Quittungen ausgezehrt und den Frühling und Sommer darauf ausfourragirt zu haben und hernach keine Rettung und Hülfe zu ſchaffen." Ruſſiſcherſeits werden ſächſiſche Landeskinder, welche zum preußiſchen Kriegsdienſt gezwungen waren, bei gelegentlicher Gefangennahme nach Rußland geſchleppt, unter dem naiven Vorwande, damit ſie nicht wieder zu den Preußen überlaufen. So überall Mangel an „entente" und auf Seiten König Friedrich's „l'unité de la pensée militaire"!

Mancher dieſer Briefe läßt einen tiefern Blick in das politiſche Getriebe thun und wird dadurch doppelt wichtig. Es iſt merkwürdig, wie Brühl raſtlos um Alles ſich müht und bekümmert, wie er ſelbſt ſtrategiſche Lucubrationen — denn anders möchte man ſie wol nicht nennen! — verfolgt und an Planen und neuen Hoffnungen, wenn ihm eine wieder geſcheitert, unerſchöpflich iſt. Das Unglück ſeines Vaterlandes, wiewol er darüber einige male theilnehmend ſpricht, tritt ihm in den Hintergrund vor dem einzigen Ziel, den König in Preußen zu vernichten. Darum ſeine ungemeſſene Freude über jeden Erfolg der „gemeinen Sache", ſeine Unzufriedenheit mit dem bedächtigen Daun, ſeine Vorliebe für Loudon. Intereſſant iſt es zu erfahren, daß man in Wien ſogar einmal wieder zu Karl von Lothringen für Daun als Oberfeldherrn zurückkehren wollte. Den Brühl'ſchen Briefen ſind noch viele Beilagen: Copien und Auszüge von Briefen anderer wichtiger Perſonen, militäriſche Berichte, Operationsjournale u. ſ. w., beigefügt, welche viel gutes Material zur Vervollſtändigung enthalten. Der Herausgeber hätte es aus dem Nachlaß des Hrn. von Riedeſel wol bedeutend vermehren können; vielleicht findet er noch Manches darin, das der Veröffentlichung entgegenharrt.

Karl Guſtav von Berneck.

Luſt, Leiden, Lieben und Leben aus Vorzeit und Gegenwart. Von Karl Seifart. Stuttgart, Krabbe. 1857. Br. 8. 1 Thlr.

Der Beifall, den die culturhiſtoriſchen Novellen, die hiſtoriſchen Romane und die hiſtoriſchen Charakterbilder in neueſter Zeit gefunden haben, hängt mit dem allgemeinen Geſchmack des Publicums an der Populariſirung der Wiſſenſchaften zuſammen; es gibt kein leichteres Mittel, die Geſchichte ſchmackhaft zu machen und dem trägen leſenden Publicum inmitten
intereſſanter Détails hier und da etwas Wiſſenſchaftlich
bieten. Solange dieſer Art der Novellen eine ſittliche
zugrunde liegt, iſt ſie vollkommen berechtigt, aber auch
nur inſoweit, daß ſie entweder die verlorenen Anknüpf
punkte zeigt, von denen aus eine gedeihliche Entwickelung
lich war und deren Ueberreſte man conſerviren und ſ
ſoll, wie das namentlich Riehl gethan hat; oder wenn
den Sünden und Verirrungen der Vergangenheit der Z
einen Spiegel vorhält, die lieber durch Bilder als durc
ren gebeſſert werden will. Liegt weder das eine noch d
dere dieſer Motive zugrunde, ſo haben wir auch hier
die alte Novellenpoeſie, jene Unterhaltungsliteratur,
über die Völker gekommenen Gedankenloſigkeit huldi
mal aus Speculation auf den modernſten Geſchmack,
auch, weil es ſo leicht iſt, ſich bei ſolchem Schaffe
jeder Compromittirung zu bewahren. Solcher aber
Verwäſſerung unſerer Literatur hat aber die Kritik mit
Entſchiedenheit entgegenzutreten.

Karl Seifart gibt in ſeinem „Luſt, Leiden, Lieben
Leben" Culturbilder aus Gegenwart und Vorzeit. Die
tern ſind ihm im Allgemeinen viel beſſer gelungen als
ſtern, und namentlich beſteht dieſer Vorzug in dem leben
Intereſſe, mit dem er ſelbſt die Staffage jener Zeit malt.
liegt zugleich wieder der größte Vorwurf, den wir ſeinen
vellen machen müſſen; er nimmt nämlich irgendeine Lage
irgendein Factum aus der Specialgeſchichte als Haltpunkt
ſeine Dichtung, ähnlich wie er es den Hagebuſch in „Des
pagen Lieb und Leid" thun läßt, improviſirt dazu eine
geſchichte und überraſcht und verwirrt uns bald durch eine
kleinliche getriebene Détailmalerei, bald durch Epiſoden ohne
innern Zuſammenhang mit der Geſchichte, bald endlich
lange ſchwerfällige Sätze mit gelehrten und lateiniſchen
und angehäuften Adjectiven. Die Zeit und die Verhä
ſind ihm überall die Hauptſache und ſelten gelingt es
einen abgeſchloſſenen oder vielmehr ganzen Charakter
ſtellen. Dabei fehlt es nicht, um uns wieder ſeines
Ausdrucks zu bedienen, „an einer bunten Schar lieblicher
grotesker Phantaſiekinder", noch an großen und edeln
ken, herrlichen Naturſchilderungen und gelungenen Ge
aber es mangelt beſtimmt die durchgehende ſittliche
Fehlen um ſo merklicher hervortritt, da Seifart ſelbſt
male den Zug dahin fühlt, ohne ihn zu verfolgen; denn
wie man wol nach dem Motto glauben könnte, blos neue
nen auf das alte nie ausgeſungene Lied der Liebe hätte
ben wollen, dagegen ſpricht entſchieden die ganze Anlage
Novellen, nach der ſie, auch ohne daß der Verfaſſer ſie
zeichnet, culturhiſtoriſch genannt werden müſſen.

Eine Haupteigenthümlichkeit Seifart's in dieſen
iſt, daß er niemals den natürlichen Conflict ausbeutet,
vielleicht in der Abſicht überraſchen zu wollen, das
liche hervorſucht und das Natürliche überſieht. Darin
gleich der Grund, daß wir ſelten bis zum Intereſſe für
ſeiner Charaktere kommen und ſogar häufig verletzt werden
das Unterliegen der Beſtimmtheit unter der Unbeſtimmtheit
tritt namentlich in den Erzählungen aus der Gegenwart
hervor. Hierher gehört zunächſt „Der lateiniſche Tagelöhner"
dem in der Erklärung gewiß unerklärten Motto: „Vita
non opibus aut honoribus, sed animi tranquillitate
Die Erzählung folge hier kurz. Kantors Franz hat
ſtudirt und liebt Amtmanns Minchen trotz dem Vater,
lieber einem wackern Reviſor zur Frau geben will.
hofft auf die grimroder Pfarre, die ihm abgeſchlagen
weil der Patron einen andern Bewerber vorzieht. Der
mann ſchreibt einen Abſagebrief und verbietet die Fort
der Liebſchaft. Darüber fängt der Theolog „lebhaft
chen" an, hat nicht übel Luſt, ſich das Leben zu nehmen
aber endlich vor, nach Amerika auszuwandern. Hier
Handarbeiter, fühlt ſich unglücklich, daß es ihm an
Beſchäftigung fehlt, woran ihn übrigens Niemand

ologie, für die er ſchon ſeinem ſittlichen Weſen nach
; nicht paßt, ekelt ihn an, weil „ſeine Religion mit
reben nach Veredlung, Aufklärung und Vermenſch-
zuſammenfällt“. Da ergreift ihn die Sehnſucht nach
emüthlichen, gebildeten Kreiſe, in dem er ſonſt ver-
er kehrt in ſeine Heimat zurück, findet das praktiſche
mit dem Reviſor glücklich verheirathet, wird auch
ndarbeiter und geht nur mit Kleinbürgern und Ar-
en um bis zu ſeinem Tode. Die demnach höchſt ein-
ſchichte iſt mit lateiniſchen Citaten geſpickt, welche die
Bildung des Candidaten bezeugen ſollen, und als Zu-
m 32 Seiten zu füllen, ſpielt die Reſtauration, die
ution und, damit nichts fehlt, 1848 und das frank-
Parlament, übrigens ohne jede Nothwendigkeit für
ichte. Der Verfaſſer fühlt ſelbſt ſo etwas von Ver-
wenn er am Ende fragt: „Soll ich ein pedantiſches
über den Charakter und ſein «verfehltes Leben» ab-
, und beruhigt ſich endlich mit der ſehr billigen Ent-
ng, es müſſe auch ſolche Käuze geben. Erfreulich und
nt iſt es aber gewiß nicht, ſolche Käuze als Helden
velle auftreten zu ſehen. Dazu hat ſich eben hier
Verfaſſer die eigentlich intereſſante Seite im Cha-
s lateiniſchen Tagelöhners entgehen laſſen, indem er
o ſeines verfehlten Lebens die oben angedeuteten ver-
offnungen hinſtellt, während vielmehr der Widerſpruch
eſens die Hauptſchuld trägt. Ein Mann, der bald
log den erſten Staatspreis erlangt, dann wieder als
ſt und endlich als einſeitiger Verehrer der Alten vor-
vird, der eine ausgezeichnete Probepredigt hält und
erſten äußern Widerſtande zu fluchen anfängt, ſich
n nehmen will und endlich feig davonläuft, der zu-
ſeiner claſſiſchen Bildung nichts weiter anzufangen
s Holzhacker zu werden, und mit Arbeitsleuten aus-
umgeht, ohne für ihre Intereſſen ein Herz zu haben,
einer andern Krankheit als an Liebesweh. Franz iſt
o unklarer Burſche wie der Dr. Müller in der zwei-
lung aus der Gegenwart: „Das Haideröschen.“
ieſem „Haideröschen“ wird das Liebesverhältniß einer
zirten Wirthstochter mit einem Doctor der Philoſophie
elt. Die ſehr begreifliche Trennung der Roſette und
Müller lag hier in der Unklarheit und Unmännlichkeit
nn; der Theaterapparat, Verirrungen im Walde,
it dem Förſter, Verwundung von Röschen, Zuſam-
en von Menſchen u. ſ. w., war ebenſo unnöthig, wie
eiſe unwahrſcheinlich gehandhabt wird. Jeder ſieht
ein, daß ein Mann, der über Ideen die Wirklichkeit
Stubengelehrter vergißt, dabei in ſeiner Philoſophie
und, als die Liebe ihn bezwingt, ſich wie ein Kind
der ſo unmännlich iſt, daß er, wie Franz, bei dem
derſtande wie ein Beſeſſener aus dem Hauſe läuft,
ſolcher Mann ſchlechterdings nicht für das liebliche
hen paßt. Soll man Intereſſe haben für einen Men-
Müller, der, während ſeine Braut in Lebensgefahr
on dem Abdruck ſeines Aufſatzes über den Glückſelig-
ſ „wohlthätig berührt wird“ und ſeinen Egoismus
ibt, daß er einen langen, wilden, ſehr unverſtändi-
gebrief ſchreibt, in majorem philosophiae gloriam?
laubt, ſich durch eine ſolche That über den kleinen
hen Magenmenſchen zu entwickeln, berechtigt uns
ommen, an ſeinem Verſtande zu zweifeln. Es iſt
nicht tragiſch, aber entſetzlich, ein ſo reizendes Weſen
Haideröschen durch den Zuſammenhang mit dieſem
ntergehen ſehen zu müſſen. Der fein ſollende Hege-
üller erinnerte uns an den Schluß der Hegel'ſchen
r „Wallenſtein“, der auch hierher paßt: „Es zerreißt
ich, daraus kann man nicht mit erleichterter Bruſt

tfernter die Zeit uns liegt, in der eine Novelle ſpielt,
iſt es die Pflicht des Erzählers, uns möglichſt

dahin zu verſetzen; aber er ſelbſt muß ſich losmachen können von allen modernen Lebensanſchauungen und darf nicht die Begriffe unſerer Zeit in eine Welt hinübertragen, die ganz andere Wünſche und Hoffnungen wie die unſerige haben mußte. Seifart hat uns das Denken und Handeln der vergangenen Jahrhunderte durch eine genaue Beſchreibung der Verhältniſſe klar machen wollen und dabei Stil und Ausdruck der geſchilderten Zeit angepaßt. Dabei iſt er oft zu peinlich genau geweſen, indem er ſelbſt erklärende Anmerkungen gibt, die der Novelle ebenſo ſchaden, wie die hochdeutſchen Worte, die in Parentheſe zur Erklärung der alten Ausdrücke beigeſetzt ſind. Um die gelehrte Expoſition in den engen Raum der Novelle einzuzwängen, begegnet es ihm öfters, daß er Begriffe, die in damaliger Zeit kaum von den Gelehrten erkannt waren, ganz gewöhnlichen Leuten in den Mund legt; ſo erwähnt in „Des Jagdpagen Lieb und Leid“ der Jäger Henoulf die Bemühungen des Thomaſius um Abſchaffung der Herenproceſſe; nebenbei geſagt, liegt hier ein kleiner Anachronismus vor, indem die Geſchichte 1697 ſpielt, die Diſſertation des Thomaſius „De crimine magiae“ aber erſt 1701 erſchien. Trotz aller Genauigkeit begegnet auch hier und da dem Verfaſſer eine kleine Flüchtigkeit; wenn z. B. Seifart in der eben angeführten Novelle (S. 69) den Jäger mit der Pürſchbüchſe ausziehen und ihn (S. 72) damit Spatzen ſchießen läßt, ſo iſt das an und für ſich ſehr unweſentlich, aber es contraſtirt ſtark mit der unverkennbaren Luſt, mit welcher der Verfaſſer ſeine Studien in alten Jägerpraktiken in derſelben Novelle verwerthet.

Wir wollen nur noch mit kurzen Worten die übrigen Novellen erwähnen. In dem deutſchen Sittenbilde aus dem 16. Jahrhundert: „Ob allen Zwang ſiegt Liebesdrang“, feſſelt die ſchöne Schilderung des Kampfes zwiſchen der Liebe zu dem angebeteten Manne und der Anhänglichkeit an den katholiſchen Glauben; gelungene Gegenſätze bilden die zarte Jungfrau und die männliche Thatkraft des Mannes; beide ſind der Sympathie des Leſers gewiß, der in angenehmer Spannung erhalten und durch die poetiſche Auflöſung, die ſich auf eine ſchöne Sitte des 16. und 17. Jahrhunderts gründet, gewiß befriedigt ſein wird.

Das Jagdbild aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts: „Des Jagdpagen Lieb und Leid“, zeichnet ſich wie „Der grüne Junker“, ein Sittenbild aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, vortheilhaft durch beſtimmtere Ausprägung der Charaktere aus. Wenn wir in dem letztern einzelne zu lange Epiſoden tadelnd bemerken, ſo möchten wir in dem erſtern die einzelnen Schilderungen, den Auszug zur Jagd, die Jagd ſelbſt, die Befreiung des Fräuleins, die Beſchreibung des Waldes u. ſ. w., als das Gelungenſte der ganzen Sammlung bezeichnen. Es erinnern dieſe Schilderungen ebenſo wie die Charaktere des Jagdbildes an das herrliche Gedicht Gottfried Kinkel's: „Otto der Schütz“, und man kann die Aehnlichkeit verfolgen bis auf das Nachwort des Dichters. Aber ſtatt daß hier die poetiſche Idee ausgeführt wird: „Sein Schickſal ſchafft ſich ſelbſt der Mann“, ſehen wir dort blinde, verderbliche Mächte walten, der Tod ſiegt über das Leben und auch dieſes Bild ſchließt mit einem Misklange.

Nächſt dem gelungenen Capriccio im Chronikenſtil: „Ein Spaziergang mit Hieronymus Bock“, bleibt uns noch übrig, die beiden Novellen zu nennen, die wir für die beſten der Sammlung halten, nämlich das deutſche Sittenbild aus dem 16. Jahrhundert: „Durch alle Tück führt Lieb und Glück“, und den ſchon erwähnten „Grünen Junker“. Alle Fehler, die wir bisher an Seifart gerügt haben, entſpringen aus dem Wunſche, originell ſcheinen zu wollen, ſelbſt auf Koſten der Einfachheit und Natürlichkeit. Wenn wir ihn auf dieſe Grundbedingungen zurückkehren ſehen (die freilich unſere Literatur ebenſo verloren hat wie die gebildete Welt überhaupt), ſo haben wir dies nur zu loben; er hat poetiſche Anſchauungen, wie wir ſchon oben ſagten, aufgeklärte und erleuchtete Ideen, einen angenehmen klaren Vortrag der Gedanken, Fähigkeit zu malen im Großen wie

im Kleinen, er verſteht zu wirken durch Licht und Schatten. Das Alles zeigt ſich zerſtreut in den übrigen Novellen, im Ganzen und Großen in dieſen beiden Erzählungen; aber es fehlt ihm das eigentliche Erfindungstalent und die nöthige Oekonomie in Stoff und Gedanken. Seifart's eigentlichſtes Feld ſcheint uns die Culturgeſchichte ohne novelliſtiſchen Beiſatz zu ſein.

99.

Neue Ueberſetzungen aus dem Böhmiſchen.

Kränze aus dem böhmiſchen Dichtergarten. Von Joſeph Wenzig. Leipzig, Wiedemann. 1856. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Unter den fremdſprachigen Literaturen der Gegenwart iſt die czechiſche vielleicht diejenige, die bisjetzt in Deutſchland am wenigſten gekannt iſt. Der Grund dieſer Erſcheinung liegt offenbar in dem Streben des Czechenthums nach möglichſter Abgeſchloſſenheit. Die czechiſchen Schriftſteller, welche nicht ſelbſt freiſchaffende Glieder ihrer Literatur ſind, haben jetzt ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet, Ueberſetzungen aus dem Deutſchen ins Böhmiſche zutage zu fördern. Dieſe Arbeiten ſind zum großen Theile überflüſſig und kaum auf dem Gebiete des Dramas gerechtfertigt, da jeder gebildete Czeche hinreichend Deutſch verſteht, um die deutſche Literatur in der Urſprache in ſich aufzunehmen, und Ueberſetzungen weniger zur Hand nimmt, um das Ueberſetzte kennenzulernen, als um zu ſehen, wie ſich dieſes oder jenes Werk im Böhmiſchen ausnimmt, etwa mit demſelben Intereſſe, mit welchem wir allenfalls Schiller's „Glocke" oder Anderes in lateiniſcher Sprache leſen. Bedenken wir nun, daß all die Ueberſetzer doch der deutſchen Sprache im vollſten Maße mächtig ſein müſſen, welch ein viel größeres Verdienſt könnten ſie ſich um die czechiſche Literatur ſowol als um die deutſchen Literaturfreunde, ja um die Literaturwiſſenſchaft überhaupt erwerben, wenn ſie ihre Arbeit umkehren und, ſtatt aus dem Deutſchen ins Czechiſche, aus dem Böhmiſchen ins Deutſche übertragen wollten. Sie hätten dadurch die Kenntniß der czechiſchen Literatur erweitert und manches vorſchnelle Urtheil über dieſelbe vielleicht verhindert. In dieſer Beziehung hat Wenzig unbeſtreitbare Verdienſte. Er war der Erſte, der einſah, welch ein großer Dienſt dem Czechenthume durch Ueberſetzungen böhmiſcher Literaturwerke erwieſen werden könne, und war zugleich der Einzige, der ihm dieſen Dienſt in ausgedehnterm Maße erwies. Freilich müſſen wir einigermaßen von Dem abſehen, was er über die Werke, die er überſetzt, ſelbſt ſagt, denn er ſteht auf dem Standpunkte der Ultras und findet von dieſem aus Alles groß und ſchön, und geſteht dies, nebenbei bemerkt, in ſo verhimmelnden Redeformen, daß wir, die wir an eine blumiſtiſche Sprache dieſer Art nicht gewöhnt ſind, beim Leſen zuweilen über gewiſſe Stellen ohne Lächeln nicht hinwegkommen können. Als Curioſum führen wir nur eine Stelle an, als Probe, wie Wenzig dem Panſlawismus das Wort ſpricht. „Wer den Panſlawismus", ſagt er, „ſolange ſich nämlich derſelbe in den gehörigen Schranken hält, verurtheilen wollte, der müßte auch über den unter den deutſchen Völkern (?) beſtehenden und durch eine gemeinſame Sprache (!!), das Hochdeutſche, geförderten Pangermanismus den Stab brechen!" Das iſt uns Deutſchen wahrhaftig noch nicht paſſirt, daß man uns des Pangermanismus beſchuldigt! Sehen wir indeß von dieſen Ueberſchwänglichkeiten Wenzig's ab, ſo müſſen wir ihm zugeſtehen, daß er ſehr viel, das heißt das Meiſte für die Vermittelung der czechiſchen Literatur gethan.

Bereits im Jahre 1830 veröffentlichte er „Slawiſche Volkslieder", welchen nach drei Jahren die „Blüten neuböhmiſcher Poeſie" folgten. Im Jahre 1846 veröffentlichte er eine neue Sammlung: „Erinnerungsblumen", und in demſelben Jahre „Ein Wort über das Streben böhmiſcher Literatoren", eine ziemlich orientirende Broſchüre. Die größte Thätigkeit entwickelte Wenzig in den beiden letzten Jahren. Im Ja
erſchien ſeine „Blumenleſe aus der böhmiſchen Ra
Kunſtpoeſie" und gleich darauf „Der neue Rath
von Pardubitz". Dieſen Publicationen folgte „I
marinkranz", eine Sammlung neuböhmiſcher Ged
Svatopluk Stulc, Jaromir Erben und Boleslav Jabl
faſt zu gleicher Zeit eine reiche Auswahl böhmiſcher
proben in ſeinem ſich auch durch literarhiſtoriſchen W
zeichnenden Buche „Blicke über das böhmiſche Vo
Geſchichte und Literatur".

In den uns vorliegenden „Kränzen aus dem b
Dichtergarten" endlich liefert uns Wenzig Proben au
und Czelakowſky's Dichtungen.

Von Kollár (geboren 1790 zu Moſovce in Unga
dent in Jena, ſpäter evangeliſcher Prediger zu Peſth,
1852 zu Wien als Profeſſor der ſlawiſchen Alterthu
theilt er Proben aus deſſen bedeutendſter Dichtung, de
der Slava", mit, nachdem er bereits 1835 in der eing
Muſeumszeitſchrift Proben dieſes Gedichts geliefert, du
auch Goethe auf dieſes Gedicht aufmerkſam gemacht wu
welches er ſich in ſeiner „Auswärtigen Literatur un
lobend ausſpricht.

Von dem zweiten Dichter, Franz Ladislaus Cz
(geboren 1797 zu Strakonitz in Böhmen, 1835—37
in Prag, ſpäter Bibliothekar, 1845—49 Profeſſor d
ſchen Literatur in Breslau, geſtorben 1852 in gleich
ſchaft in Prag) finden ſich hier Proben aus deſſe
Büchern Gedichte", unter denen das größte und
„Hundertblätterige Roſe" iſt. Schließlich erwähnen
daß der für die Kenntniß der böhmiſchen Literatur in
land ſo thätig wirkende fleißige Ueberſetzer, dem wir
eine größere Präciſion im Ausdruck und zuweilen e
tere Form wünſchen möchten, abermals eine intereſſan
veröffentlichte: „Studien über Ritter Thomas von
einen religiös-philoſophiſchen Schriftſteller des 14.
derts, und eine Sammlung „Märchen, Sagen und G
der Böhmen, Mährer und Slowaken" unter der B

Notiz.

Hermann Semmig.

Man ſucht jetzt die Wunder in der Natur, ma
und ſollte ſie ebenſo gut in der Weltgeſchichte ſuchen.
die unſcheinbarſten Vorgänge ſind oft die bedeutun
und wunderbarſten. Vor dem Andrange der Türke
ten ſich die philologiſchen und claſſiſchen Wiſſenſch
Konſtantinopel in die weſtlichen Länder und arbeit
nicht wenig der Ausbreitung lichterer Ideen, der p
ſchen Forſchung und der bald darauf folgenden Re
vor. Die totale Verödung und Verliederung der Ma
denburg unter frühern Dynaſtien war an ſich ein
aber ſie allein machte es möglich, daß ſie in die H
thatkräftigen Geſchlechts der Hohenzollern gerieth un
mit der Grundſtein zu der preußiſchen Monarchie gele
deren außerordentliches und folgenreiches Wachsthun
der merkwürdigſte Vorgang neuerer Zeit auf europäiſ
ritorium anzuſehen iſt. Die Vertreibung der Pr
aus Frankreich war für dieſes und augenblicklich au
ſelbſt ein Unglück, aber nach Deutſchland brachten
Sitte, geiſtige Cultur und Gewerbfleiß. Noch in d
Jahren haben wir Deutſche eine Erſcheinung erlebt, di
großen geiſtigen Folgen noch ſehr wenig beachtet
nur von ihrer beklagenswerthen Seite aufgefaßt wi
meinen die Auswanderung deutſcher intelligenter Köp
der politiſchen Wirren und überhaupt der politiſchen
in Deutſchland. Wol iſt ſie an ſich eine traurige Erſ
aber die Ausbreitung deutſcher Ideen, deutſchen Wi

Geiſtes über die civiliſirte Welt und beſonders in
en Ländern England, Nordamerika und Frankreich
ſie in fruchtbarſter Weiſe gefördert. Zu den in
in dieſem Sinne wirkenden deutſchen Flüchtlingen
ientlich Hermann Semmig, jetzt Lehrer der deutſchen
Nantes, der im „Courrier de Nantes" und in
ie des provinces de l'Ouest" von Zeit zu Zeit
tikel über Fragen der deutſchen Literatur veröffent-
erſterer Provinzialzeitung liegen uns mehre Num-
welche von Semmig außer einer in Dresden und
lenden Erzählung „Amour contraint" eine gründ-
hiſtoriſche Betrachtung über die deutſche Fauſtſage und
tzung der Leſſing'ſchen dramatiſchen Fauſtfragmente
Die Redaction bemerkt dazu, daß ſie mit dieſer
außer dem literariſchen Zweck noch die Abſicht
die Aufmerkſamkeit auf den Verfaſſer, Hermann
zu lenken, „docteur en philosophie et auteur de
timées en Allemagne, qui se livre dans notre
rofessorat de la belle et riche langue des Les-
Goethe et des Schiller". Welcher Franzoſe würde
Voltaire's Zeit für möglich gehalten haben, daß
Zeit kommen ſollte, wo in einem franzöſiſchen
deutſche Sprache als eine „belle et riche langue"
werden würde? Außerdem liegt uns als Separat-
dem vierten Jahrgange der „Revue des provinces
" folgende tüchtige Schrift Semmig's vor: „Mer-
aust breton, et les poëmes de la table ronde
térature allemande" (Nantes 1857). Für Deut-
darin beſonders intereſſant ſein, was der Verfaſſer
vielen Punkten auffallende Verwandtſchaft zwiſchen
en und der Bevölkerung der Bretagne bemerkt, ſo-
ie Sagen, die Baudenkmäler, die abergläubiſchen
die ländlichen Sitten, als ſelbſt was die gutturale
der Bewohner betrifft. Im Uebrigen gewähren uns
rier de Nantes" und die „Revue des provinces
" die Ueberzeugung, daß man ſich die Provinzen
gegenwärtig nicht mehr ſo geiſtig todt vorſtellen
dies wol in Deutſchland geſchieht. Wo fände man
land z. B. eine Provinzialrevue von der literariſchen
er „Revue des provinces de l'Ouest", die bereits
n Jahrgang erlebt hat? **H. M.**

Bibliographie.

t, E. M., Blütenleſe aus Altem und Neuem. Leip-
aus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

tschli, J. C., Staats- und Rechtsgeschichte der
Landschaft Zürich. 2te Auflage. Zwei Theile
Bande. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. 1856.
Thlr. 20 Ngr.

echſel zwiſchen F. Gentz und A. H. Müller.
9. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

el, P., Das alte Erfurter Rathhaus und seine
in akademisches Programm. Mit 2 lithographir-
. Erfurt, Villaret. Gr. 8. 10 Ngr.

, H. A. A., Der ſacrale Schutz im römiſchen Rechts-
Beiträge zur Geſchichte der Entwickelung des Rechts
ömern. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

ignotus. Ein Roman. Berlin, Stage. Gr. 16.
½ Ngr.

ik, B., Des Herzogthums Troppau ehemalige Stel-
Markgrafschaft Mähren. Nach Quellen. Wien,
Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

ingsfeld, Ida v., Reiſe-Skizzen. 3ter Band. —
T.: Aus Kärnthen. Prolog zu: „Aus Dalmatien."
mann. Gr. 8. 20 Ngr.

Ebersberg, J., Zur Milares! Neue Geſchichten für das Militär und ſeine Freunde. Prag, Bellmann. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Engel's, J. J., Schriften. Claſſiker-Ausgabe. 1ſte Lieferung. Frankfurt a. M., St.-Goar. Gr. 16. 4 Nr.

Engelmann, W., Daniel Chodowiecki's sämmtliche Kupferstiche. Beschrieben, mit historischen, literarischen und bibliographischen Nachweisungen, der Lebensbeschreibung des Künstlers und Registern versehen. Mit 3 Kupfertafeln: Copien der seltensten Blätter des Meisters enthaltend. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Erdmann, J. E., Ueber Schelling, namentlich seine negative Philosophie. Halle, Schmidt. Gr. 8. 15 Ngr.

Gerſtner, L. J., Beitrag zur Lehre vom Capital. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 9 Ngr.

Guſeck, Bernd v., Heimath und Ferne. Hiſtoriſcher Roman in zwei Bänden. Prag, Kober. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gutzkow's, K., dramatiſche Werke. 9ter Band. 1ſter Abtheilung. — A. u. d. T.: Lorber und Myrte. Hiſtoriſches Charakterbild in drei Aufzügen. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Hilgenfeld, A., Die jüdische Apokalyptik in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des Christenthums nebst einem Anhang über das gnostische System des Basilides. Jena, Mauke. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hippokrates in Berlin. Harmloſe Reimereien für Aerzte und für Laien. Berlin, Hollſtein. 8. 5 Ngr.

Köchly, H., und W. Rüstow, Einleitung zu C. Julius Cäsar's Commentarien über den gallischen Krieg. Gotha, Scheube. Gr. 8. 18 Ngr.

Marmont, des Marſchalls, Herzogs von Raguſa Memoiren. Herausgegeben nach dem hinterlaſſenen Original-Manuſcript des Verfaſſers. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Carl Goldbeck. 1ſter Band. 1ſte Hälfte. Potsdam, Riegel. Gr. 8. 15 Ngr.

Merleker, K. F., Musologie. Systematische Uebersicht des Entwickelungsganges der Sprachen, Schriften, Drucke, Bibliotheken, Lehranstalten, Literaturen, Wissenschaften und Künste, der Bibliographie und des literarhistorischen Studiums. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Oertel, F. M., Genealogische Tafeln zur Staatengeschichte des 19. Jahrhunderts nebst einer genealogisch-statistischen Einleitung. 2te berichtigte und vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. Qu. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Otto, C. W., Decalogische Untersuchungen nebst einem Anhang über die Todtentaufe in Corinth. Halle, Schmidt. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Raumer, R. v., Weitere Beiträge zur deutschen Rechtschreibung. Wien, Gerold. Gr. 8. 7 Ngr.

Schelling's, F. W. J. v., ſämmtliche Werke. 2te Abtheilung. 2ter Band. — A. u. d. T.: Philoſophie und Mythologie. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Schubert, W., Vom Herzen zum Herzen. Chriſtgabe. 3te vermehrte Auflage. Leipzig, Wallerſtein. 8. 25 Ngr.

Stahn, C., Predigten. Berlin, Evangeliſche Buchhandlung. Gr. 8. 27½ Ngr.

Kriegeriſche und friedliche Träumereien über Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges. Von Pz. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr.

Waldburg-Zeil, G. v., Gedichte. Mainz, Kirchheim. 16. 15 Ngr.

Weber, A., Indische Skizzen. Vier bisher in Zeitschriften zerstreute Vorträge und Abhandlungen. Nebst 1 Schrifttafel. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wolfſohn's, W., dramatiſche Werke. 1ſter und 2ter Band. 8. 20 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs.

Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours. Par **Léopold Neumann**, docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne. Tomes I—III. In-8. Geh. 9 Thlr.

Zum ersten mal wird in diesem Werke eine Sammlung der Staatsverträge **Oesterreichs** mit fremden Mächten dargeboten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks ist bereits von den competentesten Seiten anerkannt worden. Namentlich wird darin eine grosse Anzahl noch nie veröffentlichter Actenstücke gegeben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der wiener Universität, die freieste Benutzung der Archive zu diesem Zweck gestattet wurde.

In demselben Verlage erschienen folgende
wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

——, **Réglements consulaires des principaux états maritimes** de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

——, **Phâses et Causes célèbres du droit maritime** des nations. 2 vol. In-8. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de *F. de Wegmann.* 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

——, **Nouvelles causes célèbres du droit des gens.** 2 vol. In-8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **Charles de Martens** et le baron **Ferdinand de Cussy.** 7 volumes. In-8. 21 Thlr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

——, **Eléments du droit international.** Seconde édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzi

Gedichte

von

Marie Förſter.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Dieſe Sammlung der Dichtungen von **Mar**
die unlängſt in der Blüte der Jahre dem Leben ent
darf gewiß auf eine freundliche Aufnahme hoffen,
früher daraus veröffentlichte Gedichte mit ungewöh
nahme aufgenommen und mehrfach componirt wur
In dem der Sammlung vorangeſtellten „Bi
Vorwort“ heißt es unter Anderm: „Viele edle Blüt
ſehen wir erſt durch den Tod des Dichters den Weg i
licht gewinnen, in welcher oft wiederkehrenden W
Troſt und Schmerz ſich die Hand reichen. Ein Den
frühes Grab ſind auch die nachfolgenden Gedichte
unverzögerte Herausgabe Herrn Dr. Berthold
der Dank gebührt, da ſein competentes Urtheil fü
fentlichung entſcheidend war; durch ſeine warme
und die dankenswerthe Bereitwilligkeit, mit welcher e
ſicht derſelben übernahm, geht die Sammlung ver
geſchirmt in den erweiterten Kreis.“

Von der Verfaſſerin erſchien in demſelben Ver
Briefe aus Südrußland während eines Aufentl
dolien, Volhynien und der Ukraine. 8. Cart.
Anmuthige, poetiſche Schilderungen der herrl
bekannten Gegenden Südrußlands aus der Fede
verſtorbenen höchſt talentvollen Dichterin: eine int
unterhaltende Lectüre auf jeder Eiſenbahnfahrt.
bildet ein Bändchen von „Brockhaus' Reiſe-Bi

Durch alle Buchhandlungen ſind zu bezieh

M. Solitaire's ſämmtliche Schriften. 14

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzi

Der Armuth Leid und E

Roman von **Julie Burow.**

Drei Theile. 12. Geh. 4 Thl

Ein neues Werk von **Julie Burow**, die
Romane und Erzählungen raſch zu bedeutendem
langte, ein Roman von ſpannender Handlung und e

Von der Verfaſſerin erſchien früher in demſelben
Bilder aus dem Leben. 12. Geh. 1 Thlr. 1
Dieſe Sammlung enthält vier Novellen: „Ei
in Nathangen. Novelle aus der jüngſten Vergang
dem „Illuſtrirten Familienbuch des Oeſterreichiſchen
ter allen ihm eingeſandten Novellen für die beſte
mit dem erſten Preiſe gekrönt); ferner: „Ein G
Kirchhofsmauer. Eine Jugenderinnerung“; „Im
velle“; „Der Weg in den Himmel. Novelle.“ D
verdient als unterhaltende und anregende Lectür
meinſte Beachtung, beſonders der Frauenwelt.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

[lit]erariſche Unterhaltung.

[Erſche]int wöchentlich. —— **Nr. 16.** —— 16. April 1857.

Zur neueſten deutſchen Lyrik. Von August Henneberger. — Der „Conde Lucanor". Von Ludwig Lemcke. — [...]tur. — Zur Geſchichte der Glasmalerei. — Kleine humoriſtiſche Bücherſchau. — Der Luxus als Held einer Volksſage. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur neueſten deutſchen Lyrik.

[...]m unendlichen Reichthum lyriſcher Erzeugniſſe [...]chon um den Ueberblick nicht zu verlieren, ge[...]heinen, das Gleichartige möglichſt zuſammen[...] wobei bald Aeußeres, Landsmannſchaft u. dgl., [...]e Verwandtſchaft den Theilungs- und Verbin[...]d abgeben mag. Nur wird man ſich dabei [...] von vornherein fertigen Kategorien zu hüten [...] die man dann das Gegebene wohl oder übel [...] Vielmehr muß die Gruppirung, geſchehe ſie [...]i oder jenem Geſichtspunkt, klar und durch die [...] Beſchaffenheit des zu Gruppirenden ſelbſt ge[...]n geboten erſcheinen.

[...]ich in dem Folgenden vier Dichter zuſammen[...] vielmehr zwei Paare von Dichtern, ſo glaube [...]n dem eben entwickelten Sinne berechtigt zu [...]l Heyſe und Melchior Meyr, ſoweit beſonders [...]e jetzt zu beſprechenden Gedichte innerlich von[...]bſtehen, bieten doch äußerlich ein Gemeinſames, [...]ng zu dem Dichterkreiſe, den König Max um [...]melt oder wenigſtens unter ſeine königliche [...]ommen hat. Es kann nicht ohne Intereſſe [...]en, wie vielſeitig die Richtungen ſind, die in [...]en gepflegt werden, eine Bürgſchaft dafür, daß [...]liche Wohlwollen den Einzelnen volle Freiheit [...]uellen Entwickelung läßt. Julius Sturm da[...] Hammer berühren ſich innerlich innigſt, ob[...] ſich äußerlich, glaube ich, fernſtehen; ſie er[...]h wie geiſtlich und weltlich, wenn freilich [...]n vorliegenden Gedichten Sturm's dieſe chriſt[...]ung vermöge des Stoffs weniger hervortritt. [...] dieſer vorbereitenden Charakteriſtik wenden wir [...]n Einzelheiten.

[...]ut von Cypern. Novelle in Verſen von Paul Heyſe. [...]em lyriſchen Anhang. Stuttgart, Cotta. 1856. [...] Thlr. 20 Ngr.

[...]kraut von Cypern? Doch nicht nach Boccaccio? [...], meine Herrſchaften, nach Boccaccio! Aber [...] man in unſerer ernſtſtrebenden, tendenzreichen Zeit Geſchichten aufwärmen, die gar keine Berührung mit der Zeitſtrömung haben, die nur amüſiren und nicht bilden, nicht fördern? So werden die ernſten Fortſchrittsgeſtalten tristi supercilio und mit Falten über der ehrwürdigen Brille fragen. Ich weiß darauf in der That nur zu entgegnen, daß die Poeten eben von jeher ein eigenſinniger Menſchenſchlag geweſen ſind, und daß man es daher auch Paul Heyſe wird nachſehen müſſen, wenn er unnütze Geſchichten erzählt, ſtatt ernſthafte Dinge zu betreiben, wie es ſich für einen wohlconditionirten Staatsbürger des 19. Jahrhunderts eigentlich geziemt. Leichter werde ich die Aengſtlichen beruhigen, die in officieller Frömmigkeit von einer Reproduction des leichtfertigen Italieners Schaden für unſere ach! ſo gebrechliche Sittſamkeit befürchten. Ich darf ſie nur erinnern (wenn ſie ſich auch freilich an dergleichen frivole Lectüre nicht gern erinnern laſſen), daß die erſte Novelle des fünften Tags des „Decamerone" ſo unſchuldig iſt, daß ſie auch in Mädchenpenſionen ohne weſentlichen Schaden würde geleſen werden können.

> Doch Stellen gibt's in dem verruf'nen Hain,
> Für wohlerzog'ne Jugend ungefährlich.
> Von Belladonnen ſind die Wieſen rein,
> Der Weg für guten Wandel unbeſchwerlich;
> Kein ſchnöder Faun grinſt unverſchämt darein,
> Der lieben Mütter Aufſicht wird entbehrlich,
> Und loſe Vögel plaudern von Geſchichten,
> Zwar auch verliebt, doch zügellos mit nichten.

Eine andere mit Hamlet zu reden „wohl aufzuwerfende" Frage iſt ſchwerer zu beantworten. Warum erzählt der deutſche Dichter Geſchichten nach, die ſchon ſo reizend erzählt ſind, da er doch Zeugs genug hätte und „loſer Vogel" genug ſcheint, ſelbſt dergleichen zu erfinden? Doch das ſind Fragen, von denen Heine ſingt: „Ein Narr wartet auf Antwort."

Nehmen wir alſo das Gebotene, wie es geboten wird. Es liegt auf dem Gedicht Heyſe's eine große Anmuth, eine wohlthuende Schalkheit, ein anheimelndes Sichgehenlaſſen, wie es einer Novelle des Boccaccio anſteht. Und ſo ſehr hat der Dichter in ſeinen Vers, die Octave, ſich hineingelebt, daß dieſelbe, weit entfernt ihn

[...]8.

zu beengen, in ihrem leichten Tanz den Muthwillen des Inhalts zu beflügeln ſcheint. Was nun den Inhalt ſelbſt betrifft, ſo hat der moderne Dichter den allgemeinen Gang der Fabel, wie er im „Decamerone“ vorgeführt wird, beibehalten, bis auf den Schluß. Bei Boccaccio iſt dieſer ſo einfach wie das Ganze: Cimon's Kerkermeiſter Lyſimach liebt ein Mädchen, welches Paſimund's Bruder Ormisda heirathen will; er vereinigt ſich daher mit ſeinem Gefangenen und nun ſchlagen ſie zwei Fliegen, nämlich die beiden heirathsluſtigen Brüder, mit einer Klappe todt und heirathen höchſtſelbſt ihre reſpectiven Geliebten. Dieſes Ende, einfach und draſtiſch und ohne Verbindung mit dem Vorhergehenden wie es iſt, hat der moderne Dichter verworfen. Bei ihm vereinigt Iphigenia eine ſchändlich verlaſſene Braut mit Paſimund und macht ſich ſo ſelbſt für den Geliebten frei. Ueberhaupt hat Heyſe eine Menge Motive und pſychologiſche Züge in den Verlauf der Geſchichte gelegt, die, bei Boccaccio ſehr knapp gehalten, nur von ſelbſt ſich abſpinnt. Aber jene Motive, jene pſychologiſche Detailmalerei, beſonders in Betreff Cimon's, dieſes erſten „Sohnes der Wildniß“, iſt größtentheils vortrefflich und wir bedauern am Ende des ſechsten Geſangs, daß die Geſchichte ſchon zu Ende. Die Grazie, der Geiſt, die Klarheit, welche das Gedicht durchziehen, ſind ſchon einzeln ſeltene Eigenſchaften: ihr Verein erfüllt uns auf ein eigenſtes Product des Dichters in dieſer Gattung mit großer Erwartung.

Der „Lyriſche Anhang“ enthält Gedichte aus den Jahren 1846—52 und liefert den Beweis, daß auch Heyſe nur nach manchem Hin- und Herirren und mancher Unklarheit zu jener heitern Ruhe, zu jener durchſichtigen Darſtellung gelangt iſt, die ſich in der „Braut von Cypern“ entfaltet. Die Gedichte ſind von ſehr verſchiedenem Werth: neben ſo Verſchwommenem, unklar Gedachtem oder Ausgeſprochenem, wie S. 166 „Geheimniß“, und neben manchem Unbedeutenden finden ſich wieder ſo tief empfundene Verſe, wie S. 172:

Ueber ein Stündlein.

Dulde, gedulde dich fein!
Ueber ein Stündlein
Iſt deine Kammer voll Sonne.

Ueber den Firſt, wo die Glocken hangen,
Iſt ſchon lange der Schein gegangen,
Ging in Thürmers Fenſter ein.

Wer am nächſten dem Sturm der Glocken,
Einſam wohnt er, oft erſchrocken,
Doch am frühſten tröſtet ihn Sonnenſchein.

Wer in tiefen Gaſſen gebaut,
Hütt' an Hüttlein lehnt ſich traut,
Glocken haben ihn nie erſchüttert,
Ueber ihm iſt's, wenn's gewittert,
Aber ſpät ſein Morgen graut.

Höh' und Tiefe hat Luſt und Leid.
Sag' ihm ab, dem thörichten Neid;
And'rer Gram birgt and're Wonne.

Dulde, gedulde dich fein!
Ueber ein Stündlein
Iſt deine Kammer voll Sonne.

In ganz anderer Art und doch in ſeiner Art eine[n] gleich erfreulichen Eindruck als Heyſe's „Braut von Cypern“ macht

2. Feſter Grund. Dichtungen von Julius Hammer. Leipzig, Brockhaus. 1857. 16. 24 Ngr.

Wer es uns geſagt hätte, als in den dreißiger Jah[-] ren die jungdeutſche Bewegung, jener Nachſommer d[er] ſeligen Romantik, im Schwange ging und die Bal[-] nen der Literatur ausfüllte, daß die heilſame Reactio[n] des geſunden Menſchenverſtandes ſo nahe hinterdrein fo[l-] gen würde! Das geniale Subject ſchien für alle Zeit[en] den Sieg davongetragen zu haben und Sitte, Sittſam[-] keit und Sittlichkeit verloren gegenüber den geiſtreich[en] Launen einer blaſirten Jugend. Das Moralgeſetz an[er-] kennen und ſittliche Freiheit in dem Uebereinſtimmen d[es] Willens mit dieſer Einſicht erſtreben, ſchien höchſte[ns] noch für verzopfte Literaturphiliſter verzeihlich; das Ge[nie] war ſich ſelbſt Moralgeſetz und die Dialektik der „Lucinde“ das Evangelium der neuen Zeit. Und heute werden di[e] Dichtungen von Julius Hammer mit Beifall und An[-] erkennung aufgenommen, Dichtungen, die es darauf a[b-] geſehen haben, in ernſteſter Weiſe den Menſchen a[uf] ſein Inneres zu verweiſen, nicht um in eitler Selbſt[-] ſpiegelung ſich ſelbſt zu bewundern, ſondern um da[-] den Blick auf das Leben und ſeine Pflichten überzu[-] ten. Seine Pflichten! Ja wohl, man darf es wi[e-] wagen, in entſchiedenſter Weiſe von Pflicht und [Ge-] wiſſen, von Sittlichkeit und Grundſätzen zu reden, [...] von Launen, Apprehenſionen und Gelüſten, und [...] darf nicht befürchten, mit ſolchem Ernſte und für ſ[...] Ernſt kein Publicum zu finden. So iſt alſo ſch[on die] bloße Thatſache der Exiſtenz der Hammer'ſchen [...] für Jeden eine erfreuliche Erſcheinung, der gewo[hnt] die Fragen und Probleme des Lebens ernſter zu be[...] ten; noch ganz abgeſehen von ihrem eigenen i[...] Werth. Aber auch dieſer iſt in erfreulicher Weiſe [vor-] handen. Neben der ſchon anerkannten Geſundheit [der] ſittlichen und, was damit zuſammenhängt, religiöſen [An-] ſchauung iſt die Sicherheit des Urtheils zu rühmen, [mit] welcher der Dichter die allgemeine Maxime für die einz[elnen] Fälle zu entfalten verſteht. Die meiſt ſpruchartige Da[rſtel-] lung iſt geſchickt und oft durch Lumina echtpoetiſcher [...] erhellt. Daß unter ſo vielen gnomenartigen Gedichten [...] von gleichem innern Werthe oder auch nur in der D[ar-] ſtellung gleich gelungen ſein ſollten, wird Niemand [...] dern. Als Probe und zugleich zur Erklärung des von [...] Dichter gewählten Titels mögen folgende Strophen die[...]

Es iſt ein tiefer Segen,
Der aus dem Wort dir ſpricht:
„Erfülle allerwegen
Getreulich deine Pflicht!“
Das nehme wahr dein Wille,
Wie gleichen Pendelſchlag,
Der nur erſt, ſchweigt er ſtille,
Die Ruh' dir ſtören mag.

Welch Ziel du magſt erſtreben,
Sei's nah', ſei's hoch und fern, —
Weiht nicht die Pflicht dein Leben,
So fehlt dein guter Stern:

Der Stern, der wunderhelle
Mit reinem Himmelslicht
Von ſeiner ew'gen Quelle
Dir zum Gewiſſen ſpricht.

Das Glück mag bilden, runden,
Erhöh'n und Schmuck verleih'n;
Doch muß, um feſt zu gründen,
Die Pflicht geſchäftig ſein.
Du freuſt dich am Geſtalten
Und nennſt mit Stolz, was dein,
Doch wahren und erhalten,
Das kann die Pflicht allein.

Wie ſie mit freud'gem Sorgen
Ihr Tagwerk geſtern that,
So thut ſie's heut' und morgen
Und nimmt von ſich nur Rath.
Der Lüg' und allem Schlechten
Geht ſie bedacht vorbei;
Schritt hält ſie mit dem Rechten,
Und dienend iſt ſie frei.

O halte ſie in Ehren
Die fromme Schaffnerin;
Sie bürgt noch im Entbehren
Dir köſtlichen Gewinn
Und rettet dir aus trüber
Bedrängniß dieſer Welt,
Was über's Grab hinüber
Dir Wort und Treue hält.

Man hat uns überreden wollen, es gebe nichts Proſ… als Pflicht und Gewiſſen. Sollten die vor… den Verſe an poetiſchem Gehalt den halbverſchollenen …tionen jungdeutſcher Emancipationsgelüſte irgend… nachſtehen? Die Antwort liegt in der Frage, in … verhängnißvollen Worte: verſchollen.

… ſchließe hieran einen Dichter, der mit dem eben … eine ſehr verwandte Seite hat, Julius … Auch er erfreut durch die Geſundheit ſeiner … Anſchauung und die friſche Lebenskraft und den … Lebensmuth, der ſich in ſeinen Liedern … Noch mehr würde dieſe Verwandtſchaft her… wenn wir uns mit dem Büchlein Sturm's zu … hätten, welches er „Fromme Lieder" über… hat, zugleich freilich auch die Verſchiedenheit beider …, da gerade in jenen theilweiſe vortrefflichen Lie… Sturm's bei aller Milde und Duldung doch das Chriſtliche, welches den Kern ſeiner Weltanſchauung …, am meiſten hervortritt, während bei Hammer we… in den eben beſprochenen Gedichten, obgleich ſie bewußt und unbewußt vom chriſtlichen … durchweht ſind, das allgemein Menſchliche, phi… …iſch Sittliche den Grundton abgibt. Aber wir … uns mit einem neuen Buche Sturm's zu beſchäf…, mit dem uns der Dichter der „Frommen Lieder" … der „Zwei Roſen" erfreut hat:

…e Gedichte von Julius Sturm. Leipzig, Brockhaus. …56. 8. 1 Thlr.

Als ich den damals noch unbekannten, mir perſön… befreundeten Dichter zur Veröffentlichung des erſten …chens ſeiner „Gedichte" ermunterte und ſpäter in d. Bl. aus innigſter Ueberzeugung der Theilnahme aller Freunde einer geſinnungstüchtigen und gemüthreichen Poeſie zu wiederholten malen zu empfehlen mir erlaubte, da konnte ich kaum hoffen, daß dieſe Theilnahme, ſo wohlverdient ſie war, bei der Maſſe des täglich Producirten dem neuen Dichter in ſo reichem Maße zutheil werden würde, als dies nun ſich herausgeſtellt hat. Aber die freundliche Aufnahme, welche Sturm's Muſe überall gefunden hat und findet, iſt ein neuer Beweis für die alte Wahrheit, daß das in ſich Tüchtige und Gehaltvolle überall durchdringt. Und ſo möge auch das vorliegende Bändchen dem Dichter neue Freunde zuführen, die ſich ebenſo ſehr an ſeiner gemüthvollen, zum Herzen ſprechenden Lyrik, wie an den ſinnigen Gedanken und der packenden, ſtrammen Erzählung erfreuen werden. Ich kann mir nicht verſagen, wenigſtens ein Gedicht hier mitzutheilen, welches die Anſchauung und Richtung des Dichters ebenſo ſehr bezeichnet, als es, wie mir ſcheint, für ſeine künſtleriſche Geſtaltungskraft und formelle Gewandtheit günſtiges Zeugniß ablegt.

Im Felde.

Reich an Verheißung wogt und wallt
Das Feld der Ernte ſchon entgegen;
Wie lange noch, ſo dröhnt und ſchallt
Die Tenne von gewalt'gen Schlägen,
Und ſchwer getroffen ſpringt im Zorn
Aus dürren Hülſen Korn um Korn.

Das nenn' ich ernten! Aber wir,
Die wir des Geiſtes Feld bebauen
Und Saaten ſtreuen dort und hier,
Wann werden wir die Ernte ſchauen?
Ach, bei uns heißt es ſpät und früh:
Verlor'ne Arbeit, eitle Müh'.

Und weiter trabt' ich durch das Feld,
Da hört' ich fernen Donner grollen
Und ſah tief an dem Himmelszelt
Die ſchwere Wetterwolke rollen,
Und wie ein Schwan im dunklen See
Schwamm drin ein Wölkchen weiß wie Schnee.

Und näher kam's und Schlag auf Schlag,
Der ganze Himmel ſtand im Feuer;
Und flüchtig eilt' ich durch den Hag
Und trat in eine off'ne Scheuer.
Ein Brauſen und ein eiſ'ger Zug —
Dann hört' ich, wie der Hagel ſchlug.

Erſt fiel er einzeln nur und ſchwach,
Doch dichter bald und ſchwerer immer,
Und endlich raſſelten vom Dach
Zu Boden graue Schiefertrümmer.
Dann ward es ſtill, die Sonne ſchien
Und fern ſah ich die Wolke zieh'n.

Und farbig ſtand am Himmelszelt
Hoch ausgeſpannt der Friedensbogen;
Und als ich wieder nach dem Feld
Den glatten feuchten Pfad gezogen,
Trat ernſt, im Blick die tiefſte Ruh',
Ein rüſt'ger Bauer auf mich zu.

„Weh, euer Acker!" rief ich laut;
Er aber ſprach gelaſſ'ner Weiſe:
„Drei mal hab' ich ihn nun bebaut
In meines Angeſichtes Schweiße,

Und drei mal traf mich Wetterſchlag;
Doch endlich kommt ein Erntetag!“

„Drei mal vom Schickſal heimgeſucht,
Haſt du verdienten Lohn verloren
Und nicht gemurrt und nicht geflucht
Und deine Arbeit nicht verſchworen,
Und willſt mit kühnem Gottvertrau'n
Zum vierten mal den Acker bau'n?

O Mann, vor deinem wüſten Feld
Läßt du mein Herz gewaltig pochen,
Weil du, Prophet zugleich und Held,
Das rechte Wort zu mir geſprochen.
Hab' Dank!“ — Er ſah mir ſtaunend nach
Und ahnte nicht, wovon ich ſprach.

Endlich möchte ich bitten, mir über die

4. Gedichte von Melchior Meyr. Berlin, Springer. 1857. 8. 2 Thlr.

einige Worte zu geſtatten. Der Verfaſſer, wenn ich nicht irre, näher oder ferner dem münchener Dichterkreiſe angehörig, welchen König Max um ſich verſammelt hat, iſt bisher insbeſondere als Dramatiker und Dorfnovelliſt genannt worden. Dieſer Sammlung von Gedichten hat er ein proſaiſches Vorwort vorausgeſchickt, welches dem Leſer den rechten Standpunkt zum Genuß und zur Beurtheilung anweiſen ſoll. Ich theile nicht die Anſicht des Verfaſſers, daß dergleichen Orientirung zur Erweckung der entſprechenden Stimmung nothwendig ſei, vielmehr glaube ich, daß eine ſo reiche Sammlung in ſich die Kraft haben müſſe, dieſe Stimmung zu erwecken; wo nicht, wird auch die äſthetiſche Einleitung dieſelbe nicht hervorzaubern, noch dazu, wenn dieſelbe ſoviel Unklares enthält, wie mir bei der vorliegenden der Fall zu ſein ſcheint.

Die vorliegenden „Gedichte“ ſollen bis auf einen gewiſſen Grad die innere Entwickelung, welche der Dichter in Denken, Handeln und Schaffen durchgemacht, abſpiegeln.

Daß dieſe Gedichtſammlung etwas Eigenthümliches hat und in ihr etwas Neues gewagt iſt, leuchtet ſchon jetzt ein. Es ſind Aeußerungen eines Poeten, der in Leben und Streben einen ihm natürlichen Entwickelungsgang durchgemacht und ein beſtimmtes Ziel in geſicherten Ueberzeugungen gewonnen hat. Aus thatſächlichen Zuſtänden als lebendige Organismen geboren, bilden dieſe Gedichte in der jetzigen Zuſammenſtellung ein poetiſch-philoſophiſches Werk, das auf die Lebensfragen der Zeit Licht werfen und die Ideale der Menſchheit jedem Empfänglichen vor Augen ſtellen ſoll.... Wer Sinn hat für die natürlichen, ſchlichten, aber echten Ergießungen auf den Stadien dieſes Wegs; wer das Verlangen und die Fähigkeit beſitzt, mit dem Dichter aufwärts zu gehen; wer ein Intereſſe hat am geiſtigen Ringen und Emporſtreben und ein Auge für die Proſpecte, die ſich droben eröffnen, für den ſind dieſe Gedichte veröffentlicht; ihm empfehlen wir das Buch zur Anſicht, zum Studium. Wer dagegen verlangt, was man heutzutage vorzugsweiſe „poetiſch“ oder „genial“ zu nennen beliebt, der leg' es beiſeite, denn ihn müßte es langweilen.

Was ſetzt nun der Dichter dem Modegeſchmack gegenüber? Er bezeichnet „die Poeſie des Geiſtes“ als die Poeſie der Zukunft, „zu der es die edlern Geiſter hindrängt“. Poeſie des Geiſtes? Aber was iſt das? Leider hat es dem Verfaſſer nicht gefallen, ſich hierüber

in einer bündigen Definition mit Angabe
proximum und der differentia specifica aus
Aus den ſehr allgemein gehaltenen, theilwe
ausgeſchmückten Beſchreibungen, die er uns
dieſer Poeſie des Geiſtes gibt, „in welcher
wickelung der Dichtkunſt ihr höchſtes und letzte
reichen und ihren Abſchluß im Zuſammenſch
wird“, läßt (wenigſtens iſt mir das ſo erſch
beſtimmter, klarer Begriff ſich nicht entwickeln.

Der Geiſt findet in dem Ziel das Ideal des
in dieſem den Maßſtab, mit dem er die einzelnen
gen meſſen kann. Alles Einzelne auf ſeinen Platz
zu ſtellen und es feſtzuhalten auf ihm, iſt das
Strebens. Wenn er dies vermag, hat er das Einz
tigt, er iſt frei dagegen und ohne Gefahr kann
laſſen, kann er es lieben und hegen und pflegen;
kann er das Geringſte mit dem Höchſten und
verbinden. Die Poeſie des Geiſtes wird allerdings
geiſtiges Leben und Streben und Schaffen beſon
es in ſeiner eigenen lichtvollen Schönheit und Hoh
gen ſtellen. Aber eben mit dem Geiſt hinabgehe
Vorausſetzungen und erkennend, wie ſie für ihn, er
iſt, wird ſie jede Lebensoffenbarung in ihrer Schön
zen laſſen, am herrlichſten aber die höchſte und letzt
monie aller Lebensmächte. Die Poeſie des Geiſte
höher als jede frühere ſich hinaufſchwingt zu de
Dinge, wird auch tiefer hinunterſteigen zu ihren Q
aus den Quellen ſie herleitend und an dem Ziele
wird ſie reicheres Licht werfen über Gutes und B
Welt und alle ſeine Manifeſtationen. Sie erſt wi
ſinnigſten Probleme berühren können; ſie erſt wirt
Böſen ſein Recht geben, indem ſie den Grund ent
es entſtammt, indem ſie es werden und wachſen u
hinaus die Glorie erſtrahlen läßt, zu der es führ
dienen muß u. ſ. w.

Wird mir der Leſer, dem ich durch Mitthei
Theils der Meyr'ſchen Sätze ſelbſt ein Urth
lichen möchte, widerſprechen, wenn ich nach
dithyrambiſchen Schwungs in dieſer Deduc
viel mehr als die Foderungen finde, die ma
höhere gedankliche Poeſie ſtellen muß und ſtel
gabe an die Objecte unter Beibehaltung de
Ich, wie es nach allen innern und äußern
lungen geworden, objective und ſubjective Poe
herer Einheit verknüpft, Beziehung der individu
ſonen und Dinge auf die ewige Idee, Vertie
Beſinnung, um einen wie immer treffenden
Herbart's zu gebrauchen, das ſcheinen mir, i
ſie überhaupt verſtehe, die Poſtulate, welche
die Poeſie der Zukunft ſtellt, Poſtulate, die
meine, ſchon unſere großen Dichter der claſſiſch
gekannt und erfüllt haben, ſoweit ſie eben M
füllbar ſein möchten.

Weit mehr als von der Theorie des Verfa
man von ſeiner Praxis befriedigt werden.
ſtarke Band enthält viele gedankenreiche Gedichte
chen ſinnigen Einfall; es iſt Reflexionspoeſie ei
aus gebildeten Geiſtes, manchmal vielleicht all
und zu ſehr verſtandesmäßig calculirend, aber
halt und von tiefem ſittlichen Ernſt durchdrung
lich erſcheinen manche Begriffe, wie „Gerechtigkei

n., die wie ein rother Faden ſich durch das Ganze
i, hier und da nicht entwickelt genug, formale Be-
, bei denen es erſt darauf ankommt, mit welchem
lt ſie erfüllt werden. Aber wenn auch hier dem
Manches unklar bleibt, ſo ergibt ſich im Ganzen
beſinnung des Dichters aufs klarſte als eine durch-
ſittliche und im beſten Sinn religiöſe. Daß mit
i Gedichten eine ganz neue Gattung angebahnt,
ie als, wenn auch beſcheidener Beitrag zur „Poeſie
Geiſtes“, inſofern dieſe eine neue Periode bezeichnen
anzuſehen wären, kann ich freilich nicht finden.
dagegen am Ende mehr werth iſt als die Begrün-
einer neuen Richtung: die Gedichte machen durch-
den Eindruck, das Ergebniß eines ganzen ſtreben-
und denkenden Lebens, nicht gemacht, ſondern ent-
en zu ſein.

Nur um ungefähr die Stimmung und Geſinnung
deuten, aus welchen die vorliegende Gedichtſamm-
, die ſich als eine ſtrenge Einheit darſtellt, hervor-
gen iſt, möge dieſen Artikel die Mittheilung eines
n Gedichts aus der Abtheilung „Durch Nacht zum
“ abſchließen.

Du foderſt Güter, dir verſagt,
Du murrſt in bitterm Grollen,
Und deine ganze Seele klagt,
Daß ſie nicht kommen wollen!

Das macht, Geduldverlaſſ'ner, dich
Unglücklich und die Deinen,
Läßt dich in Schwäche widerlich,
Des Leides werth erſcheinen.

Sei ſtark und trage dein Geſchick
In muthiger Entbehrung,
Gebrauch' es mit erhob'nem Blick
Zu männlicher Bewährung.

Das macht die Seele frei und froh
In Handeln und Betrachtung,
Und and're Brave zollen ſo
Dir Mitgefühl und Achtung.

Der innern Kraft, dem edeln Muth,
Dem Streben in Genügen
Muß endlich auch das äuß're Gut
Und muß die Welt ſich fügen.

Erfüllung naht gerade dann
Und will dir Alles gönnen,
Wenn du, der heiterſtarke Mann,
Sie hätteſt miſſen können.

August Henneberger.

Der „Conde Lucanor“.

onte Lucanor. Apologues et fabliaux du 14me siècle, **duits** pour la première fois de l'Espagnol et précédés **ne** notice sur la vie et les oeuvres de Don Juan Ma-**el**, ainsi que d'une dissertation sur l'introduction de **pologue** d'Orient en Occident, par *A. de Puibusque.* **ris** 1854.

Seitdem die Literaturgeſchichte es als ihre wahre Aufgabe **nt hat**, nicht mehr ein bloßes Repertorium von Schrift-**namen**, Geburts- und Todesjahren, Büchertiteln und ſub-**en kritiſchen** Urtheilen zu bilden, ſondern vielmehr den allmäligen Entwickelungsgang des nationalen Geiſtes und Charakters zur Darſtellung zu bringen, hat ſie auch angefangen, der ältern erzählenden Dichtung die ihr nur zu lange vorenthaltene Beachtung zu widmen. Die Zeit liegt noch nicht gar ſehr weit hinter uns, wo Alles, was in dieſe Kategorie gehörte, in den Lehr- und Handbüchern der Literaturgeſchichte als ſogenannte „leichte Waare“ in Bauſch und Bogen abgefertigt wurde, und wo Pedanten vornehm die Achſeln zuckten, wenn man ihnen von jenen Producten ſprach, die doch nur zur Vertreibung müßiger Stunden beſtimmt und deshalb einer ernſtern Betrachtung ganz unwürdig zu ſein ſchienen. Gegenwärtig iſt man Gottlob! zu der Erkenntniß gekommen, daß es für die richtige Beurtheilung einer Nation in irgendeiner Periode in vielen Fällen weit wichtiger iſt, zu wiſſen, mit was für Erzählungen, Märchen und Schnurren ſie ſich in müßigen Stunden die Zeit vertrieben, als was für Oden ihre Kunſtdichter gedrechſelt, was für Syſteme ihre Philoſophen aufgebaut haben. Wie weit vollkommener würde unſere Kenntniß vom Alterthume ſein, wenn die Griechen und Römer auch nur ſo viele Romane „zum Zeitvertreibe müßiger Stunden“ hervorgebracht hätten, wie jetzt in einem einzigen Monate auf den literariſchen Werften von Deutſchland und Frankreich vom Stapel laufen! Iſt nicht Petronius der wahre Illuſtrator des Tacitus? Sind nicht Lucian und Appulejus unſchätzbare Fundgruben für die Kenntniß des Geiſtes ihrer Zeit? Und was gibt uns ein treueres Bild von dem Genius des Orients im Mittelalter, als die arabiſchen Märchen der „Tauſendundeine Nacht“? Ueberdies ſind Roman und Novelle die beliebteſten und einflußreichſten Formen der heutigen Dichtkunſt, und der gewiſſenhafte Literator kann die Pflicht gar nicht von ſich weiſen, ſich um die Genealogie und die Antecedentien dieſer beiſpiellos zahlreichen Familie zu bekümmern. Wer ſich daher jetzt in dieſes ausgedehnte Gebiet begibt, der hat wol nicht mehr den abgeſchmackten Vorwurf zu fürchten, daß er ſeine Zeit mit Futilitäten vergeude, ſondern darf ſich umſomehr des Dankes der Wiſſenſchaft verſichert halten, da ſeine Arbeit zu den nicht wenig mühevollen gehört.

Eine pragmatiſche Geſchichte der eigentlich ſogenannten erzählenden Dichtkunſt muß erſt noch geſchrieben werden. Denn Dunlop's bekannte „History of fiction“ iſt, abgeſehen von dem Fehler, daß ſie das Gebiet nicht ſtreng genug abgrenzt, doch eben nur eine Materialienſammlung, wenn auch als ſolche namentlich in der trefflichen Bearbeitung von F. Liebrecht höchſt werthvoll; O. L. B. Wolff's „Geſchichte des Romans“ aber macht wol keinen andern Anſpruch als den einer flüchtigen Skizze. Freilich iſt das Feld auch ſo groß, daß ein ziemlich langes Menſchenleben dazu gehört, um es ganz und zum wahren Frommen der Wiſſenſchaft zu durchwandern. Bis zu einer auch den billigſten Anſprüchen genügenden vollſtändigen Darſtellung dieſes Theils der Literaturgeſchichte, zu welcher mehr behagliche Ruhe und Sammlung gehört, als die gegenwärtige Zeit ſie dem Schriftſteller und ſeinem Publicum gewährt, hat die Detailforſchung noch alle Hände voll zu thun, und auch der kleinſte Beitrag dazu muß willkommengeheißen werden.

Zu den Werken, deren Wichtigkeit für die Geſchichte der erzählenden Dichtung noch bei weitem nicht hinreichend gewürdigt wird, gehört auch das, welches uns A. de Puibusque, der gelehrte Verfaſſer der „Histoire comparée des littératures espagnole et française“, zum erſten male in franzöſiſcher Ueberſetzung darbietet. Die alte ſpaniſche Erzählungs- und Apologenſammlung, welche den Titel „El conde Lucanor“ führt und den berühmten Infanten Don Juan Manuel zum Verfaſſer hat, war bis vor etwa 16 Jahren nur wenigen bevorzugten Fachgelehrten bekannt, da die beiden einzigen Drucke derſelben, die von Argote de Molina beſorgte Ausgabe (Sevilla 1575) und ihr Wiederabdruck (Sevilla 1642), zu den größten bibliographiſchen Seltenheiten gehören. In neuerer Zeit (1839) hat Keller in Stuttgart einen Abdruck des Textes beſorgt, und nach dieſem hat uns Joſeph von Eichendorff mit

einer trefflichen Ueberſetzung beſchenkt. Infolge ſeines langen Vergrabenſeins im Bibliothekenſtaube iſt daher der „Conde Lucanor" manchem fleißigen Forſcher früherer Zeit ganz entgangen. Bouterwek kannte ihn zwar und erwähnt ſeiner mit großem Lobe („Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie und Beredtſamkeit", S. 36 fg.), betrachtet ihn jedoch nur in ſeiner Bedeutung als eins der früheſten claſſiſchen Muſter ſpaniſcher Proſa, ohne weder auf das Verhältniß des Buchs zur Geſchichte der erzählenden Dichtkunſt im Allgemeinen, noch auf ſein Intereſſe als das einzige bisjetzt bekannte Werk eines durch ſeine literariſche nicht minder wie durch ſeine politiſche Thätigkeit höchſt merkwürdigen Mannes mehr als oberflächlich einzugehen. Weit genügender iſt Ticknor's Darſtellung. Am gründlichſten aber haben F. Wolf (in den „Wiener Jahrbüchern", Bd. 57) und F. Liebrecht (in den Zuſätzen zu ſeiner Ueberſetzung des Dunlop'ſchen Werks) den „Conde Lucanor" geprüft, indem der Erſtgenannte namentlich den Nachweis geführt hat, wie gerade dieſes Buch zu den früheſten Vermittlern zwiſchen Orient und Occident gehört, der Letztgenannte aber die Quellen und Nachahmungen der einzelnen Erzählungen ſorgfältig zuſammengeſtellt hat.

Auch A. de Puibusque hat ſich nicht darauf beſchränkt, ſeinen Landsleuten den „Conde Lucanor" in einer Ueberſetzung mitzutheilen, bei welcher er des unſchätzbaren Vortheils genoß, ſich mehrer Handſchriften der madrider Nationalbibliothek bedienen zu können, welche einen weit richtigern Text liefern als die höchſt nachläſſigen Ausgaben Argote de Molina's und überdies die Erzählungen in ihrer urſprünglichen Ordnung enthalten, ſondern er gibt auch die Reſultate ſeiner eigenen Forſchungen über das Buch und ſeinen Verfaſſer, indem er eine ausführliche Biographie des letztern und eine Abhandlung „Ueber den Urſprung des Apologs in Spanien" vorausſchickt. Endlich theilt er auch eine, in den gedruckten Ausgaben des „Conde Lucanor" infolge eines Defects des von Argote de Molina benutzten Manuſcripts nicht enthaltene Erzählung nach der madrider Handſchrift ſowol in Ueberſetzung wie im Originalterte mit. Dieſe verſchiedenen Beigaben nöthigen uns, von A. de Puibusque's Arbeit Act zu nehmen und zu ſehen, was ſie uns Neues und Brauchbares bietet.

A. de Puibusque beginnt mit einer ausführlichen Lebensbeſchreibung des Verfaſſers des „Conde Lucanor", in welcher zum erſten male alle vorhandenen Nachrichten über denſelben vollſtändig zuſammengeſtellt ſind. Der Infant Don Juan Manuel iſt eine der intereſſanteſten Perſönlichkeiten des ſpaniſchen Mittelalters. Eine Zeitgenoſſe Dante's, war er, gleich dieſem, ebenſo ſehr ein politiſcher wie ein literariſcher Charakter. Freilich ſtand die Politik, an welcher Dante theilnahm, im Mittelpunkte der damaligen civiliſirten Welt und ſein Vaterland an der Spitze dieſer Civiliſation, während die ſpaniſchen Händel jener Zeit ſich ausſchließlich in dem engen Intereſſenkreiſe der Halbinſel bewegten. Der große Florentiner kämpfte daher als Krieger, Politiker und Dichter für Ideen von welthiſtoriſcher Bedeutung, der Infant Don Juan Manuel für Privat- und höchſtens Standesintereſſen. So verſchieden nun auch ſchon aus dieſem Grunde und ganz abgeſehen von der natürlichen Begabung die literariſche Wirkſamkeit beider Männer ſein mußte, ſo berechtigt doch Das, was wir bisjetzt von der Don Juan Manuel's kennen, ihn gleich ſeinem großen italieniſchen Zeitgenoſſen als Repräſentanten des geſammten geiſtigen Lebens ſeiner Nation und als Höhemeſſer des Culturzuſtandes derſelben in der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu betrachten.

Wir wünſchten, daß A. de Puibusque eine Parallele wie die eben angedeutete, welche bei genauerer Betrachtung in der That nahe liegt, nicht verſchmäht und ſich veranlaßt geſehen hätte, da er einmal dem Infanten eine ſo ausführliche Biographie widmete, auch das Verhältniß deſſelben zur damaligen Cultur ſeiner Nation und wiederum der ſpaniſchen Cultur zu der anderer Nationen jener Zeit ſchärfer hervorzuheben. Der Verfaſſer der „Histoire comparée" hätte auf dieſem Wege zu ſehr intereſſanten Reſultaten der nicht genug zu empfehl… den vergleichenden Literaturgeſchichte gelangen können u… überdies Gelegenheit gehabt, ſeinen Helden von einer glänz… dern Seite zu zeigen, als die iſt, welche ſein politiſches Leb… darbietet. Denn die politiſche Geſchichte kennt den Infanten D… Juan Manuel vorzugsweiſe als unruhigen, trotzigen und int… guanten Vaſallen, dem es mindeſtens wenig Kummer macht… daß um ſeinetwillen die blühenden Gefilde ſeines Vaterland… einige Jahrzehnde lang mit Blut gedüngt wurden. Der Zei… raum der Minderjährigkeit König Alfons' XI. und das er… Jahrzehnd der ſelbſtändigen Regierung dieſes Fürſten werd… faſt ganz von Kämpfen ausgefüllt, in denen Don Juan Ma… nuel bald als Angreifer, bald als Angegriffener die Hauptrol… ſpielte, und je mehr ſich ſchon hinter jenen Händeln der alle… dings erſt weit ſpäter zur Entſcheidung gekommene Kam… zwiſchen Abſolutismus und Feudalariſtokratie verſteckte, um … ſchwieriger iſt es, auf Grund der gleichzeitigen Geſchichtsquell… ein gerechtes Urtheil über eine der beiden ſtreitenden Partei… zu fällen. Die kurze Biographie des Infanten, welche Arg… de Molina ſeiner Ausgabe des „Conde Lucanor" voran… geſchickt hat, iſt begreiflicherweiſe in dieſer Beziehung eben… ungenügend wie in dem Thatſächlichen, dennoch aber bis a… Ticknor, der bei ſeiner wenn auch kurzen Notiz über Don Ju… Manuel's Leben wenigſtens hin und wieder die älteſte Quel… verglichen hat, von allen Literatoren ausgeſchrieben worden.

A. de Puibusque hat ſich das Verdienſt erworben, dir… auf dieſe Quelle, die Chronik Alfons' XI. von Juan Nu… de Villazan, zurückzugehen, augenſcheinlich mit dem Wunſch… daß es ihm gelingen möchte, ſeinen Helden wenigſtens v… einem Theile der Flecken, welche auf ſeinem politiſchen Leb… haften, zu reinigen. Er führt denn auch nicht nur den Na… weis, daß ſpätere Geſchichtſchreiber, namentlich Ferreras, Vill… zan's Chronik verſchiedentlich misverſtanden und infolge ein… Verwechſelung Don Juan Manuel's mit ſeinem Vetter D… Juan, dem ſogenannten „Einäugigen" (el tuerto), mehr a… eine Gräuelthat des Letztern auf Rechnung des Erſtern geſ… haben, ſondern er glaubt auch der Ueberzeugung ſein … müſſen, daß Villazan ſelbſt, als officieller Chroniſt und … ſchiedener Lobredner Alfons' XI., Don Juan Manuel in … zu ungünſtiges Licht geſtellt habe. Dürfen wir nun … A. de Puibusque das Zeugniß geben, daß er ſich in ſei… Darſtellung im Allgemeinen unparteiiſch zu halten gewußt h… ſo läßt ſich doch der leitende Gedanke nicht verkennen, Don Ju… Manuel's Handlungsweiſe als Menſch mit den in ſeinen Schri… ten ausgeſprochenen Grundſätzen in Einklang zu bringen. … nahe ein ſolcher Wunſch dem Literator auch liegen mag, … führt er doch in vielen Fällen auf Abwege und muß dah… für gefährlich erklärt werden. Wenn der Forſcher der Literatu… geſchichte ſich durch den ihm nur zu oft aufſtoßenden Wide… ſpruch zwiſchen dem Menſchen und dem Schriftſteller una… genehm berührt fühlt, ſo iſt dies eben nur eine der Schatte… ſeiten ſeines Berufs, die, gleich manchen andern, ruhig … tragen werden muß.

Damit ſoll einer mildern Beurtheilung Don Juan Manuel… nicht vorgegriffen werden. Um gerecht zu ſein, muß man … mehr geſtehen, daß die Zeit, in welcher er lebte, und die dama… ligen Zuſtände ſeines Vaterlandes von der Art derer waren, … es auch dem Beſſern ſchwer machen, ſich in dem böſen Element… rein zu erhalten, und wir wollen es deshalb durchaus ni… tadeln, daß A. de Puibusque dem von den Geſchichtſchreiber… ſeiner eigenen Nation ſo hart beurtheilten Manne eine ſp… Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen ſucht.

Muß man nun hiernach auch mit einem beſtimmten Urthe… über Don Juan Manuel's ſittlichen Charakter, namentlich … ſeine politiſche Handlungsweiſe vorſichtig zurückhalten, ſo läßt … dagegen, wie ſchon bemerkt, ohne Bedenken behaupten, daß … der geiſtig gebildetſte Spanier ſeiner Zeit, ja daß er … Zeit in einigen Beziehungen um ein Bedeutendes voraus w… Er iſt Verfaſſer von zwölf verſchiedenen Werken, die er nicht lang…

1347 zu Peñafiel erfolgten Tode in einen Band zuſam- i ließ und den Mönchen des daſelbſt von ihm ge- ſters zur Aufbewahrung anvertraute. Seit dem An- 17. Jahrhunderts iſt jedoch auch mit dem Kloſter : Manuſcript verſchwunden und nur etwa die Hälfte lts hat ſich in einer Handſchrift der Nationalbiblio- idrid erhalten. Von den verlorengegangenen Wer- wir aber wenigſtens die Titel, und ein Blick auf :ichniß muß mit Erſtaunen erfüllen über die litera- gkeit und Vielſeitigkeit eines Mannes, den man ſich nur im Harniſch und hoch zu Roß zu denken. ilungen, welche A. de Puibusque über den Inhalt :en Handſchrift gibt, ſind zwar etwas ausführlicher igender als die Ticknor's, laſſen aber in jedem : Literatur den Wunſch übrig, die Handſchrift noch geprüft und die wichtigſten Theile derſelben der Ver- ttriſſen zu ſehen. Das wichtigſte und intereſſanteſte ingedruckten Werke ſcheint das „Libro del caballero '" zu ſein, welches in 50 Capiteln und dialogiſcher nur, wie der Titel anzudeuten ſcheint, von den s Ritters handelt, ſondern ſich über die ganze mo- phyſiſche Welt verbreitet. „Dans aucune partie »e", ſagt A. de Puibusque, „le 14me siècle · un livre plus substantiel, plus érudit, plus :st le dernier mot de la science et de la philo- l'époque." Außer dieſem enthält die Handſchrift ibro del Infante" (auch „Libro infinido" genannt), lung väterlicher Rathſchläge an ſeinen Sohn, das la caça", das „Libro de los estados", wie es compendiöſer Auszug aus einigen Theilen der „Siete und endlich die „Cronica de España", die jedoch in Auszug aus der „Cronica general" Alfons' X. zu den Kriegswiſſenſchaften ſeiner Zeit hatte der n Juan Manuel ſeinen Beitrag geliefert durch ſein den Kriegsmaſchinen" („Libro de los engeños"), verlorengegangen iſt. Der ſchwerſte Verluſt für r iſt jedoch der ſeiner poetiſchen Werke („Libro de die, dem Titel nach zu urtheilen, ohne Zweifel olksthümlichen Gattung angehörten und uns den m Mann wahrſcheinlich nicht nur am beſten kennen ken auch über die Entwickelungsgeſchichte der ſpa- ſtkunſt jener Zeit die allerſchätzbarſten Aufſchlüſſe en.

len Werken des Infanten iſt ſomit der „Conde Lu- cht das einzige näher bekannte und ohne Zweifel auch mit Ausnahme der verlorenen Gedichte, das wich- Buch iſt gegenwärtig durch Keller's Ausgabe und s Ueberſetzung ſo leicht zugänglich, daß ſein Inhalt vorausgeſetzt werden darf. Ehe ſich jedoch A. de mit dieſem beſchäftigt, glaubt er dem Urſprunge s Lucanor nachforſchen zu müſſen, eine literar- kündlichkeit, die wir weit entfernt wären zu miß- tte ſie nur den geiſtreichen und gelehrten Forſcher er gar ſeltſamen Conjectur verleitet. A. de Pui- nt nämlich, Don Juan Manuel habe den Namen nem alten Ritterromane entnommen, und ſchließt em Calderon'ſchen Stücke gleiches Namens, deſſen fünfundzwanzigſten Erzählung Don Juan Manuel's iſt und deſſen Schlußverſe lauten:

> El conde Lucanor,
> Cuya historia peregrina
> Alcance el perdon, por ser
> Libro de caballocias.

Puibusque nimmt an, ſowol der Infant wie Cal- ron dieſen alten Ritterroman geleſen haben: „Don i écrivait sous les yeux d'une cour ombrageuse, et d'éviter jusqu'à l'apparence d'une allusion; vait faire la leçon qu'à un personnage imagi- naire, et naturellement (!!) il s'est tourné vers ce monde de la vieille chevalerie, où il n'y avait de réel que la foi et l'honneur." Alſo dieſer Infant Don Juan Manuel, der den größten Theil ſeines Lebens im offenen Kriege mit ſeinem Souverän zugebracht hatte, ſollte es der Mühe werth gehalten haben, d'éviter jusqu'à l'apparence d'une allusion? Und wenn er ſich wirklich bei der Wahl des Namens zu einer ſo peinlichen Vorſicht veranlaßt fand, war er ſo geiſtesarm, daß er nicht aus den 24 Buchſtaben des Alphabets irgend- einen beliebigen Namen zuſammenſetzen konnte, ſondern mußte er denſelben erſt einem alten Ritterromane entlehnen? Das wäre doch noch ärger als jener Maler auf dem Hogarth'ſchen Kupferſtiche, der keine Flaſche für ein Wirthshausſchild malen kann, ohne ein Original neben ſich ſtehen zu haben! Und Calderon ſollte zufällig ebendenſelben alten Ritterroman ge- leſen und dieſem zufällig ebendenſelben Stoff entlehnt haben, der auch den Inhalt der fünfundzwanzigſten Geſchichte Don Juan Manuel's ausmacht? Zu ſolchen Zufälligkeiten braucht doch wol die Kritik ihre Zuflucht nicht zu nehmen, wo die Vermuthung ſo nahe liegt, daß Calderon dieſe fünfundzwan- zigſte Erzählung vom Hörenſagen kannte, vielleicht ſogar in einer einzelnen Abſchrift geleſen hatte, und daß er erfuhr, ſie ſei einem Buche Namens „Conde Lucanor", entlehnt, welches er dem Namen nach ſehr wohl entweder ſelbſt für einen alten Ritterroman halten, oder doch ſeinem Publicum für einen ſol- chen ausgeben konnte. Soll denn die Kritik ewig zu dem Fluche verdammt ſein, über ihr Ziel hinauszuſchießen?

Wenden wir uns von der unerheblichen Frage nach dem Namen zu der Hauptſache, nämlich zur Form und zum In- halte des „Conde Lucanor", ſo kündigt ſich derſelbe durch Beides auf den erſten Blick als eine Nachahmung der orientaliſchen Apologenſammlungen an. Die Geſchichte dieſer Dichtungsart läßt ſich jetzt bekanntlich bis zu den altindiſchen Sammlungen zurückverfolgen, und von dieſen haben zwei, die „Pantscha-tantra" und das Buch „Sendabad", für die abend- ländiſche Literatur eine große Bedeutung. Denn dieſe beiden Bücher waren es vornehmlich, welche ſeit dem 6. Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung in der Form von mehr oder weniger treue Ueberſetzungen oder Nachahmungen und unter immer neuen Titeln aus ihrem Vaterlande nach dem Occident wanderten. Da wir, ungerechnet die verſchiedenen Ueberſetzungen und Nach- bildungen, welche die genannten Sammlungen in den verſchie- denen Sprachen Vorderindiens ſelbſt erfahren haben, gegen- wärtig auch die perſiſchen, arabiſchen, ſyriſchen, griechiſchen und hebräiſchen Bearbeitungen genauer kennen, ſo läßt ſich der Weg, welchen der indiſche Apolog auf ſeiner Reiſe nach dem Abendlande nahm, ziemlich genau verfolgen, und es könnte nur die Frage entſtehen, wo und durch welche Mitglieder ſich jene orientaliſche Reihe von Bearbeitungen an die nicht minder reiche occidentaliſche anknüpft. Die an und für ſich naheliegende Vermuthung, daß auch in dieſem wie in manchen andern Fäl- len Spanien die Vermittelung zwiſchen Morgenland und Abend- land übernommen habe, wird durch die Thatſachen vollkommen beſtätigt. Denn nicht nur war Moſe Sephardi, der Verfaſſer der „Disciplina clericalis", der älteſten abendländiſchen Nachbil- dung der indiſchen Apologenbücher, ein ſpaniſcher Jude, der ſchon 1106 unter dem Namen Petrus Alphonſus die Taufe empfing, ſondern es exiſtirt auch handſchriftlich im Escurial eine ſpani- ſche Ueberſetzung der arabiſchen „Calila wa Dimna", welche auf Befehl Alfons' X. von einem Ungenannten etwa um das Jahr 1251, alſo 30 Jahre bevor Johann von Capua ſein „Directo- rium humanae vitae" abfaßte, ausgeführt wurde; ja Johann von Capua ſelbſt arbeitete nach der hebräiſchen Ueberſetzung, die ebenfalls einen ſpaniſchen Juden, Joel-ben-Aaron, zum Ver- faſſer hat. Außerdem nimmt A. de Puibusque auf Grund einer Stelle der „Cronica general" an, daß ſchon vor Jo- hann von Capua's „Directorium" eine ältere lateiniſche Ueber- ſetzung durch einen Araber (!!) Aben-Mochafa exiſtirt habe. Hier liegt aber offenbar eine Verwechſelung mit dem Abdallah-

Ibn-Almokaffa, welcher „Calila wa Dimna“ aus dem Pehlwi-terte ins Arabiſche überſetzte, zugrunde.

Es leidet hiernach keinen Zweifel, daß der indiſche Apolog auf ſeiner Fahrt nach dem Occidente zuerſt in Spanien gelandet iſt. Wie verhält ſich nun der „Conde Lucanor“ zu ſeinen genannten ſpaniſchen Vorgängern? Hat Don Juan Manuel dieſe, oder hat er vielleicht auch Johann von Capua gekannt und benutzt, oder hat er, gleich den jüdiſchen Interpreten, unmittelbar aus den orientaliſchen Quellen geſchöpft? Mehre ſeiner Apologen von nachweislich indiſchem Urſprunge finden ſich allerdings auch bei Petrus Alphonſus, aber weder dieſem noch Johann von Capua hat Don Juan Manuel irgendetwas ihnen Eigenthümliches entlehnt, was wol ſchon einigermaßen zu der Annahme berechtigt, daß ihm andere Quellen zugebote ſtanden. Die Frage, ob Don Juan Manuel Arabiſch verſtanden habe, hätte A. de Puibusque, unſerer Anſicht nach, mit weit größerer Sicherheit, als er es thut, bejahen können. Dem Vorkommen arabiſcher Worte an einigen Stellen des „Conde Lucanór“ möchten wir zwar keine allzu große Beweiskraft beilegen, deſto größere aber dem Umſtande, daß der Infant jahrelang das Amt eines Statthalters der Grenzprovinzen gegen Granada bekleidete. Ein Mann von Geiſt und Wißbegierde wie er würde unter keinen Umſtänden die Gelegenheit unbenutzt gelaſſen haben, ſich mit der Sprache bekannt zu machen, welche noch zwei Jahrhunderte ſpäter der berühmte Don Diego de Mendoza in dem damals ſchon unterworfenen Granada gründlich ſtudiren konnte. In ſeiner amtlichen Stellung aber konnte Don Juan Manuel auch des Arabiſchen, welches zu ſeiner Zeit bei der chriſtlichen Bevölkerung der von ihm verwalteten Provinzen noch die Oberhand über das romaniſche Idiom hatte, gar nicht entbehren. In dieſer Beziehung möchten wir Dem, was der franzöſiſche Ueberſetzer über das arabiſche Colorit des „Conde Lucanor“ ſagt, noch hinzufügen, daß ſelbſt in den Erzählungen abendländiſcher Stoffe der Satzbau ſich nicht ſelten dem arabiſchen in einem Grade nähert, welcher die Vermuthung erwecken muß, dieſe Sprache ſei dem Infanten ebenſo geläufig geweſen wie ſeine Mutterſprache.

Den beſten Beweis aber, daß Don Juan Manuel unmittelbar arabiſchen Muſtern folgte, liefern diejenigen ſeiner Erzählungen, welche er keinen andern Quellen entnehmen konnte, insbeſondere die fünf, welche mauriſch-arabiſche Stoffe behandeln.

Es unterliegt hiernach wol keinem Zweifel, daß wir im „Conde Lucanor“ einen directen Vermittler zwiſchen morgen- und abendländiſchem Geiſte, insbeſondere eins jener Mittelglieder zwiſchen der orientaliſchen und occidentaliſchen Reihe der Apologenſammlungen vor uns haben, und zwar ein Mittelglied, welches ſeine Vorgänger durch die Originalität und Freiheit der Behandlungsweiſe bei weitem übertrifft. Denn nur die Faſſung des Ganzen, ſowie einen Theil des Stoffs hat der Infant ſeinen orientaliſchen Vorbildern entlehnt; dagegen iſt nicht nur ein bedeutender Theil der Erzählungen abendländiſchen Urſprungs, ſondern Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe, ſowie die Anwendung der Moral gehören faſt durchweg dem Infanten, und die Moral ſelbſt athmet den Geiſt abendländiſcher Sitte und chriſtlicher Anſchauung.

Dieſe Freiheit der Behandlungsweiſe tritt ſelbſt in den bekannten und vielfach behandelten Stoffen hervor, welche Don Juan Manuel mit den orientaliſchen Sammlungen und mit den Fabeldichtern des Alterthums gemein hat. Wir finden bei ihm die „Geſchichte vom Bauer, ſeinem Sohne und dem Eſel“, vom „Mädchen mit dem Milchtopfe“ (hier «Doña Truhana»), vom Fuchs und Raben u. a. m., die ſämmtlich, verglichen mit ihren Vorbildern in der «Pantscha-tantra», dem Syntipas, Aeſop u. ſ. w., das Gepräge der Selbſtändigkeit und Originalität tragen. Einige male zieht der Infant aus bekannten Apologen eine ganz andere Moral als ſeine Vorgänger und zuweilen neben der ſchon bei dieſen vorgefundenen eine zweite, die ihm eigen gehört. Mag nun auch ein Theil

Deſſen, was uns an ſeiner Bearbeitung ſchon vor
delter Stoffe ſelbſtändig erſcheint, auf Rechnung de
uns unbekannten orientaliſchen Vorbilder, welche
zu ſetzen ſein, ſo bleibt doch noch genug übrig, wa
einzelne unzweideutige Züge als ſein Eigenthum a

Außer dieſen nachweislich entlehnten Stoffen fin
im „Conde Lucanor“ verſchiedene Erzählungen,
in der erzählenden Dichtung des Mittelalters öfter
von denen aber geſchriebene Quellen vor Don Juan M
aus nicht nachgewieſen werden können. Ihre gem
Quelle war unzweifelhaft mündliche Ueberlieferun
Antheil des Infanten an ihrer Faſſung iſt ſomit n
tem größer als bei den vorigen. Den originalſte
Buchs aber bilden die Anekdoten aus der ſpaniſche
Charakterzüge bekannter Nationalhelden, Heiligenlege
welche Don Juan Manuel faſt durchgängig mit großer
Trägern einer Moral oder Lehre der Lebensklugheit
gewußt hat. Selbſt ein eigenes Erlebniß auf der
ſchien ihm als Beiſpiel zu der Moral: „Man n
legenheit beim Schopfe ergreifen“, der Aufnahr
Sammlung nicht unwürdig.

Zur richtigen Beurtheilung des „Conde Luc
nicht außer Acht gelaſſen werden, was die Erzählur
viel welchen Stoffs, ſein ſollen, nämlich Apologe, d
rende Beiſpiele zu einer Moral, wie ſie denn auch Do
nuel mit dem für dieſe Gattung in der mittelalter
tung allgemein üblichen Worte exiemplos (auch be
hochdeutſchen Dichtern bispel) bezeichnet. Inſofern g
das Charakteriſtiſche des „Conde Lucanor“, wer
die Geſchichte der erzählenden Dichtkunſt in Spani
können wir es nicht ganz billigen, wenn der franzö
ſetzer, ungeachtet er ſich ſonſt durchweg des Namen
bedient, doch S. 118 die Erzählungen in eigentli
und contes ou fabliaux eintheilt (trente-cinq pe
classés parmi les contes ou fabliaux; quinz
directement dans le genre de l'apologue), wob
ſcheinlich das Wort „apologue“ in dem engern
„Thierfabel“ gebraucht. Eine derartige Unterſcheid
dem Weſen des echten orientaliſchen Apologs wider
auf den „Conde Lucanor“ angewandt, ſehr ge
Standpunkt, von welchem aus derſelbe betrachtet w
zu verrücken. Der Apolog iſt ſeinem ganzen Weſ
Product derjenigen Richtung des orientaliſchen Geiſ
weder bei den unterhaltenden Spielen der Phantaſie
rung entſagen, noch bei dieſer der Unterhaltung
mag, oder, wie A. de Puibusque ſelbſt ſagt:
en amusant, tel était le plan primitif.“ Hie
ſich aber der Stoff der Beiſpiele ganz der Tend
Thierfabel, hiſtoriſche Anekdote, tragiſche und kom
niſſe des gemeinen Lebens, ſelbſt Schwänke der ge
Art, alle dienen gemeinſchaftlich dem einen Zweck
lehrung. Erſt ſpäter, auf europäiſchem Boden,
die Erzählung von der Moral, und dieſe Trenn
dann nothwendig das Signal zum Zerfallen der
verſchiedene Gattungen werden. Die Thierfabel, n
das Alterthum vom Oriente als beſondere D
entlehnt hatte, wurde auch bei den Neuern v
die Trägerin der Moral (Apolog im engern Si
ihr gegenüber nahm die Novelle die Function de
tung auf ſich. Zur Zeit als Don Juan Manuel ſc
dieſe Trennung in den meiſten Ländern des Occide
ſtattgefunden. Die mittelhochdeutſchen Dichter unterſc
zwiſchen dem bispel, d. i. der Erzählung von offen
chener didaktiſcher Tendenz, alſo dem Apolog im wei
und der maere, der Erzählung um ihrer ſelbſt w
franzöſiſchen Fabliaux hatten großentheils entwede
moraliſche Tendenz mehr, oder nur noch eine ſymb
Italien kündigten gegen Ende des 13. Jahrhunderts
„novelle antiche“, obgleich durch Vermittelung

r zum Theil aus orientaliſchen Apologen gefloſſen,
ırch den Namen an, daß der Zweck der Belehrung bei
ındeſtens ein ganz untergeordneter war, und wenige
ach Don Juan Manuel's Tode erhielt die Novelle als
e Dichtungsart ihre Weihe durch Boccaccio. Von dem
ſchen Apologe blieb ihr nichts übrig als die Faſſung,
einſchaftliche Rahmen, welcher für die italieniſche No-
n Anfang an beliebt wurde.
:it langſamer ging dieſer Proceß in Spanien vor ſich.
erade jene didaktiſche Richtung des orientaliſchen Gei-
s deren Product der Apolog zu betrachten iſt, hatte
Spaniern durch die lange und nahe Berührung mit
bern vollkommener als irgendeine andere mitgetheilt
et ſeit den Zeiten Alfons' X. bis zum Ausgange des
rhunderts einen hervorſtechenden Zug der ſpaniſchen
iſt, der nicht blos in einer verhältnißmäßig großen An-
klich didaktiſcher Gedichte, ſondern auch in dem Vor-
iner belehrenden Tendenz in allen übrigen Gattungen
ſie zutage kommt. Im Einklange hiermit ſehen wir
e Erzählung, welche im „Conde Lucanor" zum erſten
der ſpaniſchen Literatur auftritt, ganz im Gewande des
pologs auftreten, der noch keine Unterſchiede der Stoffe
em Thierfabel, Anekdote, Schwank u. ſ. w. nichts als
ınd zwar gleichwerthige Mittel zum Zwecke der Beleh-
ıd. Verkannt darf allerdings nicht werden, daß ſich
„Conde Lucanor" ſchon einige Beiſpiele finden, in
die Moral ſo bedeutend hinter die Erzählung zurück-
aß man verſucht wird anzunehmen, der Infant habe
eſchichten lediglich ihres Inhalts wegen aufgezeichnet
gut als möglich in ſeinen einmal angenommenen Rah-
einzupaſſen geſucht, wobei er ihnen die Moral einiger-
ıufdringen mußte. Von dieſer Art iſt unter Anderm
tte Beiſpiel (nach A. de Puibusque's Anordnung das
ierzigſte), welches offenbar aus zwei verſchiedenen Er-
en zuſammengeſetzt iſt und von dem Infanten nur ver-
einer Moral, die mit dem Inhalte in dem denkbar loſe-
ſammenhange ſteht, in den Rahmen untergebracht wer-
nte. Etwas Aehnliches läßt ſich auch von der Geſchichte
welche A. de Puisbusque hier zum erſten male nach
der Handſchrift mittheilt und worin erzählt wird,
ı Ritter Lorenzo Xuarez Gallinato einem abtrünnigen
en Prieſter in Granada, der vor den Mauren mit den
ien ſeines ehemaligen Glaubens Spott treibt, den
ſchlägt, wofür ihm zum Danke die Hoſtie auf den
ſpringt, eine echtſpaniſche Wundergeſchichte, die der
ſich nicht entſchließen konnte, vermodern zu laſſen, und
deshalb mittels einer übrigens noch ziemlich geſchickt
en Moral in die Geſellſchaft der übrigen einführte.
geſehen von dieſen wenigen Anklängen an die abend-
: Novelle, ſtellt ſich im „Conde Lucanor" der orien-
Apolog in einer Reinheit dar, welche bei der ſonſti-
cheit der Behandlungsweiſe ſehr charakteriſtiſch iſt.
ich hätte Don Juan Manuel jene mehr novellenartigen
ten der Aufzeichnung außer ſeiner eigentlichen Apologen-
ng für werth gehalten, wenigſtens gewiß nicht, ohne
leichzeitig eine moraliſche Wendung zu geben. Denn
maliger ſpaniſcher Anſchauungsweiſe waren Erzählung
oral aufs engſte miteinander verbunden; jene hatte
:ſe noch gar keinen Werth, und dieſe erſchien ohne Be-
eines Beiſpiels aus der wirklichen Welt beinahe un-
r oder wenigſtens unfruchtbar.
e ſehr daher gerade der Apolog damals dem ſpaniſchen
uſagte, beweiſt der Umſtand, daß ſelbſt ein Genius
ıg verſchiedener Organiſation, der hochberühmte Erz-
von Hita, Juan Ruiz, ein Zeitgenoſſe des Infanten,
en muthwilligen Humor, für ſeine ſatiriſchen Geißel-
r kein paſſenderes Gewand finden konnte als gerade
olog. Er machte daher aus dem umfangreichſten ſeiner
, der Erzählung ſeiner eigenen Liebesabenteuer, einen
breiten Rahmen nach orientaliſcher Weiſe und fügte in dieſen die kleinern, Thierfabeln, luſtige Schwänke u. ſ. w., als Illuſtrationen zu ſeiner aus der Erfahrung geſchöpften Lebensweisheit ein, wobei er das Ganze mit dem Zuckerguß einer moraliſchen Tendenz überdeckte. Wir glauben es A. de Puibusque ſehr gern, daß es ihm unmöglich geweſen iſt, in dem moraliſchen Rahmen des Erzprieſters eine Moral zu finden. Denn dieſer angebliche moraliſche Rahmen iſt doch wol, wenn nicht ein bloßes Mäntelchen, welches der ſchalkhafte Dichter ſeinen beißenden und anſtößigen Geſchichtchen umzuhängen für nöthig erachtete, ſo doch gewiß nur ein Zugeſtändniß, welches er der geiſtigen Richtung ſeiner Landsleute machte, die ſich nun einmal die Erzählung nicht ohne moraliſche Nutzanwendung denken konnten. Die ganze Art ſeiner Darſtellung beweiſt, daß ihm die Moral, wo nicht Vorwand, doch durchaus Nebenſache iſt; er will vorzugsweiſe erzählen, anmuthig erzählen, er will kleine Kunſtwerke ſchaffen, die auch ohne Nutzanwendung Werth haben, und er hätte gewiß die ganze Moral an den Nagel gehängt, wenn er ſich zu damaliger Zeit ſeinen Landsleuten als blos erzählenden Dichter hätte produciren dürfen. Hierin, nicht blos, wie A. de Puibusque meint, in den „traces d'une éducation différente", muß wol, abgeſehen von allen andern Verſchiedenheiten, der Unterſchied zwiſchen dem Werke des Erzprieſters und dem „Conde Lucanor" geſucht werden.

Wir wünſchten, der in dieſem Gebiete ſo bewanderte franzöſiſche Ueberſetzer wäre auf eine Unterſuchung über die allmälige Trennung der erzählenden Dichtung von der didaktiſchen Tendenz etwas näher eingegangen. Seine Liſte der verſchiedenen Fabelwerke, Sprichwörterſammlungen u. ſ. w. enthält aber faſt nur Namen, und unter dieſen vermiſſen wir ungern den auch in dieſer Beziehung ſo intereſſanten Alonſo Martinez, Erzprieſter von Talavera und Geiſtesverwandten des Erzprieſters von Hita, welcher ſein moraliſch-ſatiriſches Werk „El corbacho" reichlich mit erläuternden Beiſpielen aus dem Leben ausgeſtattet hat.

A. de Puibusque's Nachweiſungen über die Quellen und Nachahmungen der einzelnen Erzählungen im „Conde Lucanor" würden wol reichlicher ausgefallen ſein, wenn ihm die Arbeiten F. Wolf's und F. Liebrecht's über dieſen Gegenſtand zur Hand geweſen wären. Dagegen ſind die Notizen, welche er über die verſchiedenen in den Erzählungen erwähnten hiſtoriſchen Perſonen aus den Quellen beibringt, ſehr dankenswerth. Auch auf die perſönlichen Beziehungen und Anſpielungen im Buche hat A. de Puibusque hin und wieder aufmerkſam gemacht. Wir halten indeſſen die Zahl derſelben für weit größer, als er anzunehmen ſcheint, und ſind der Meinung, daß bei weitem die meiſten der zweifelhaften Fälle, welche der belehrungsbedürftige Graf Lucanor ſeinem Rathgeber zur Entſcheidung vorlegt, ſich auf Lebenslagen des Infanten ſelbſt beziehen. Dabei iſt Manches ſehr charakteriſtiſch. Wie ihm z. B. auch das Unbedeutendſte nicht entging, und wie empfindlich er für den Tadel ſeiner Gegner war, beweiſt der Eingang zur einundvierzigſten Erzählung, wo der Graf ſich beklagt, daß man über ſeine Verbeſſerungen der Falkenſchnüre geſpottet habe, u. dgl. m. Bei der Beurtheilung der moraliſchen Seite des Buchs iſt A. de Puibusque, wie uns ſcheint, nicht immer ganz unparteiiſch verfahren. Wenn er z. B. von der trefflichen Erzählung „Die Seele des Seneſchalls von Carcaſſone" mit Recht ſagt: „La philosophie chrétienne n'a rien écrit de mieux sur la charité, telle quelle doit être entendu et pratiquée", wenn er die zahlreichen Fälle anmerkt, in welchen der Infant ſich als einen weit über ſeiner Zeit ſtehenden Geiſt zeigt, ſo hätte er auch nicht unterlaſſen ſollen, auf diejenigen hinzudeuten, wo die Moral zweideutig und in den Zeitideen befangen erſcheint, wie dies unter Anderm auch in der oben erwähnten neuen Erzählung der Fall iſt.

Kann man nun auch vom wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus nicht mit allen Anſichten A. de Puibusque's übereinſtimmen, noch ſeiner Behandlungsweiſe des Gegenſtandes ein

ganz unbedingtes Lob ertheilen, ſo hat ſeine Arbeit doch des Verdienſtlichen genug, um auch außerhalb ſeines Vaterlandes die Aufmerkſamkeit des Literators aufſichzuziehen. Die franzöſiſche Ueberſetzung ſelbſt geht nicht uns, ſondern die Landsleute des Ueberſetzers an. In jedem Freunde der Literatur muß das Buch den Wunſch erwecken, recht bald eine kritiſche Ausgabe des Originals nach den von A. de Puibusque benutzten Handſchriften, die nicht ſelten bedeutend bon den gedruckten Ausgaben abweichen, und wo möglich auch der übrigen noch vorhandenen Werke des Infanten Don Juan Manuel ans Licht treten zu ſehen. **Ludwig Lemcke.**

Romanliteratur.

1. Im Exil. Roman in drei Theilen. Von W. v. St. Braunſchweig, Leibrock. 1855. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der Inhalt dieſes Romans iſt in Kürze folgender: In der Garniſonſtadt M... fällt in den vornehmern Kreiſen eine mit allen Wolken der Myſtik umhüllte Perſönlichkeit auf, der Graf von Geyersbühl, der verbannte Kronprinz von S.... Ein Opfer von mancherlei Verleumdungen, hat die vornehme Geſellſchaft Angſt und Scheu vor ihm, ohne daß der Exprinz irgendwie ſich in den Cirkeln bemerklich macht. Allmälig jedoch empfindet er für Eliſabeth, die Stieftochter der in gutem Hofton erzogenen Baroneſſe von Weſemberg, eine größere Theilnahme. Unter dem Vorgeben, ihrer Mutter ein Buch zu überbringen, trifft er in deren von ihm gekannter Abweſenheit Eliſabeth allein und macht ihr mit einem feierlichen Ernſt den Antrag, ſich für ihn zu opfern und durch eine Heirath mit ihm alle böswilligen Gerüchte zu Boden zu ſchlagen. Zugleich übergibt er der befangenen Eliſabeth ein Manuſcript, welches die Geſchichte ſeiner Vergangenheit enthält, und bittet um ihre Antwort an einem der nächſtfolgenden Tage. Eliſabeth, von der Offenheit des Freiers eingenommen, durchlieſt das Manuſcript, welches ihr der Graf gegeben. Derſelbe war, wie geſagt, Kronprinz von S.... und früher mit einer der edelſten Fürſtinnen verheirathet, die er im falſchen Verdachte hatte, ein vertrautes Verhältniß mit ſeinem Vetter, dem Prinzen Alexis, zu führen. Die daraus entſtehenden Familienzwiſtigkeiten befördern die Intriguen einer gewiſſen Partei, der Kronprinz wird enterbt und geht freiwillig ins Exil, wo er den Tod ſeiner Gemahlin und zugleich mit Schmerz die Verleumdungen erfährt, welche ſeinen beiden in S.... zurückgebliebenen Kindern die Herzen abzuwenden geeignet ſind. Eliſabeth folgt einem edeln Drange, dieſen auf der Höhe ſeines Schmerzes einſam ſtehenden Mann zu tröſten, reicht ihm trotz aller Warnungen die Hand und folgt ihm in das einſam gelegene alte Schloß Geyersbühl.

Schon die feine Ausführung dieſes erſten Theils ließ uns vermuthen, daß dieſe anonyme Feder eine weibliche ſei; die Eleganz der Sprache, die vorwiegenden Frauencharaktere, die zarte, ſaubere Schilderung derſelben ſteigerten dieſe Vermuthung bei uns ſpäter zur Ueberzeugung. Wir laſen mit Spannung den erſten Theil und wünſchten ſehnlichſt, von der Verfaſſerin aus der beklemmenden Atmoſphäre hinausgeführt zu werden. Leider täuſchten wir uns; denn im zweiten Theile ſchildert ſie uns mit einer gewiſſen Behaglichkeit die Ehe des Grafen und das Leben der beiden nur durch gegenſeitige Hochachtung Vermählten, was den Leſer keineswegs von der Beklemmung befreit, mit welcher er ſchon von Anfang an der Erzählung folgte. Der Graf iſt liebevoll, aufmerkſam, aber nicht vertraulich; ſcheint es, als wenn ein Gefühl der Liebe ſein Herz erwärmte, ſo erdrückt er es ſogleich wie eine Schwäche. Ebenſo Eliſabeth; ſie iſt glücklicher mit jedem Tage, bereut ihren Schritt keineswegs, iſt der gute Genius der armen Dorfbewohner; aber die Hochachtung vor dem Schmerze ihres Gatten läßt auch ſie ihrem oft aufwallenden Gefühl der Liebe harte Feſſeln anlegen. Die Geburt eines Sohnes läßt zum erſten male beide Gatten ahnen, daß ſie ſich auch lieben; aber keiner von beiden wagt

es mit Worten der Vertraulichkeit zu äußern. We
faſſerin, welche wir nun einmal annehmen, nicht n
feinen Pinſel die Charaktere in pſychologiſcher Hin
malen verſtände, wir glauben nicht, daß ihrem B
welches Intereſſe bis zum Schluß des zweiten Ban
bleiben vermöchte. So aber ſeien wir dem Talente
men Schriftſtellerin gerecht, die uns mit vielem G
oft mit großem Reiz alſo auf einer Nadelſpitze bal

Das Erſcheinen des Prinzen Alexis, des Urheb
Exil des Grafen Geyersbühl, iſt die erſte Handlun
endlich wieder begegnen. Wir hoffen nun aus d
Atmoſphäre hinauszukommen und freier athmen
Aber im Gegentheil. Die Verfaſſerin zieht noch ei
ſchicht herauf, macht die Atmoſphäre noch drückend
nach einer gehobenen Spannung uns von neuem a
delſpitze balanciren.

Der Prinz Alexis iſt noch ſchön, liebenswürdig
mit einer gewiſſen Starrheit wird zwiſchen ihm
Vetter Geyersbühl eine äußerliche Freundſchaft her
Prinz bezieht eine Wohnung in der Nähe des S
geht endlich nach ſeiner Heimat zurück, um ſeine
für Eliſabeth zu tödten. Währenddeſſen bricht di
des Grafen Bruſt in Worten heraus; Eliſabeth t
Stolz und Freude, außer der Achtung auch das
edeln Grafen erworben zu haben; ihr Glück ſchein
zu ſein und auch der Leſer athmet leichter. D
plötzlich Prinz Alexis von neuem; ſeine Leidenſch
ſabeth führt ihn zurück nach Geyersbühl; Eliſabet
keine Rechenſchaft geben von den Gefühlen, wel
Anblick dieſes Mannes beſtürmen; ſie muß an das
Kindes, um ihrer Pflichten ſich bewußt zu werden. G
bühl ahnt die Leidenſchaft des Prinzen Alexis, er
zum zweiten male die Qualen der Eiferſucht du
leiden und befiehlt ihm, ſein Haus zu meiden.
Tage iſt der Graf inniger und liebeglühender der
Eliſabeth; er fährt aber auch früher denn ſonſt aus
einige Stunden ſpäter, ſchwerverwundet in dem ve
Duell mit Alexis, nach Hauſe.

Wir haben mit Intereſſe dieſen pſychologiſchen
folgt und nehmen nicht Anſtand, ihn trotz der lang
Schwüle der Empfindungen für einen der beſſer in d
zu erklären, weil die drei Charaktere des Grafen,
Alexis' und auch der des alten wahnwitzigen Webers
ungewöhnliche und ſchwierige vortrefflich gezeichnet
Todesſcene des verwundeten Grafen, die durchbreche
ſchaft deſſelben zu Eliſabeth und der letzte Gedanke
benden an ſeine erſte Gemahlin, der Schmerz und
die Qual und der Troſt ſeiner zweiten, am Sterbe
den Gattin: das bildet ein ergreifendes und durch d
heit der Farben wahres Gemälde, welches einen würdi
zu dieſer an pſychologiſchen Studien reichen Erzähl
Doch hätte die Verfaſſerin vielleicht gut gethan, z
des Ganzen noch hier und da eine heitere Epiſode ei
um dem Leſer Ruhepunkte und dem Gemälde me
von Licht und Schatten zu geben.

---

2. Bilder aus dem orientaliſchen Kriege. Eine Fo
ſcher Romane aus unſern Tagen. Von Max v
wald. Drei Theile. Leipzig, O. Wigand. 185
4 Thlr.

Wir möchten dieſem Roman zuvörderſt den Char
hiſtoriſchen beſtreiten. In unſerer Zeit ſind die Anfoderun
die verſchiedenen Genres des Romans bedingen, nur
noch gekannt; man begnügt ſich, irgendeinen Cha
Buche vorzuſetzen, ohne aber die Bedingungen z
welche dieſe Charakterbezeichnung erheiſcht. Ein
Roman iſt keineswegs die Zuſammenkuppelung
cher Facta, ſondern die Geſchichte darf nur den Ra
Gemäldes bilden. Der vorliegende Roman erfüllt

eſe Pflicht nicht, ſondern es mangelt ihm überhaupt jegliche unſtvolle Compoſition, die man von einem Roman zu verlangen rechtigt iſt. Die Erfindung iſt ſo matt und ſo ſehr im Monte-hriſto'ſchen Sinne, daß wir in der That mit ſehr großer Un-chaglichkeit dieſe drei Theile geleſen haben.

Ein engliſcher Nabob, Rodney, reiſt kurz vor dem Be-inn des orientaliſchen Kriegs nach Petersburg und verliebt h dort in die Tochter eines ruſſiſchen Majors Petrow, der ter mit ſeiner Tochter in Begleitung des Fürſten Menſchikow ch Konſtantinopel geht. Rodney folgt ſeiner Geliebten ch Stambul, nachdem er zum Attaché ernannt iſt und Pa-s beſucht hatte. Die dazwiſchen geflickten Ereigniſſe, wie das loſe Duell Rodney's und die drollige Manier, mit welcher ikow die Legitimiſten und Socialiſten für die ruſſiſchen zu gewinnen ſucht, laſſen bereits in dem Verfaſſer einen ichen Neuling erkennen, der ſich vor Beginn eines jeden damit abquält, in welche Gefahren er wol ſeinen Helden und mit welchen neuen Anhäufungen von Material er ſeinen Roman intereſſant machen könne.

Als Petrow, der eingefleiſchte Ruſſe, die Liebe Rodney's ſeiner Tochter in Konſtantinopel bemerkt, gibt er endlich in Fanatismus dem griechiſchen Popen Michailow Befehl, Tochter zu ermorden. Derſelbe executirt dieſen unnatür-n Befehl mit einer an Höllenſpuk grenzenden Zauberei. er Pope und die geſammten Griechen treten jetzt als dei machina auf und wirthſchaften mit Menſchenleben, wie es lich ſelbſt der liebe Herrgott im Himmel, ja ſelbſt der nicht vermöchte. Rodney geht aus Verzweiflung in Donaukrieg, und der Verfaſſer leiſtet einen Band hin-Unglaubliches, dieſen Mann aus den gräßlichſten Ge-durch zauberhafteſte Errettung hinauszuführen. Der Nabob iſt das Nonplusultra von Muth und Entſchloſ-it; er entzieht ſich dem Popen überall, der ihn mit Gift Dolch verfolgt. Indeſſen hat er Selima, die Tochter -Paſcha's, näher kennengelernt; er überträgt ſeine Liebe ndra auf dieſe und verlobt ſich endlich mit ihr. Nun wieder eine koloſſale Menge von Morden, Errettungen, und Rachegelüſten, die der Pope und ſeine Unter-vollziehen, ja der Pope iſt ſelbſt in Selima nach Art in Eugen Sue's „Ewigem Juden" verliebt, und einem Gemenge von Gräuelſcenen und Fallſtricken man endlich Selima und Rodney in wunderbarer durch; der Pope bekommt ſeinen gerechten Lohn, er beim Ausführen ſeines Hauptſchlags ermordet wird, und Selima reiſen nach dem inzwiſchen beendeten Kriege und werden ein, wie ſich verſteht, glückſeliges Paar. , arm auch dieſe Erfindung iſt, ſie würde noch hin-, wenn Sprache und Darſtellung mit mehr Geſchick be-wären; ſo aber zeigt Beides von ſehr geringem Talent. e iſt häufig, beſonders im Dialog, trivial und die ng nichts als eine Zuſammenwürfelung von Raub-dſcenen, dazwiſchen Kanonendonner, Schüſſe, Piſto-, Dolchſtiche und Gift; die Schilderung der hiſtori-eigniſſe bewegt ſich in hochtrabendem Bombaſt und iſt dem Werthe der Zeitungsartikel. Die übertriebene ſſerei, welche den Verfaſſer auf Seiten der Türken ürten nichts als Engel und Helden und auf der an-Seite leibhaftige Teufel erblicken läßt, dient vollends den Roman zu verleiten.

70.

Zur Geſchichte der Glasmalerei.

utſche Glasmalerei. Geſchichtlicher Entwurf mit Bele-von Wilhelm Wackernagel. Leipzig, Hirzel. 1855. 8. 1 Thlr.

Dieſe verdienſtliche Arbeit, aus zwei in Baſel gehaltenen en beſtehend, deren an ſich wiſſenſchaftlicher Werth die beigefügten Belegſtellen noch bedeutend erhöht wird, zerfällt ihrem Inhalte nach in vier verſchiedene Abſchnitte. Der erſte beſchäftigt ſich mit der Vorgeſchichte der Glasmalerei und handelt als ſolcher über die Erfindung und Anwendung des Glaſes überhaupt theils im Alterthum, theils in den frühern Zeiten des Mittelalters. Hiernach iſt das Glas, obſchon ſeine Erfindung in die älteſten Zeiten zurückreicht, noch bei den Römern weſentlich nur zweifach angewendet, ein mal zu Gefäßen allerlei Art, z. B. Schalen, Bechern, Vaſen u. ſ. w., ſodann als Nachahmung von Edelſteinen zu Schmuckſachen, Gemmen, Cameen u. dgl. Auch zu muſiviſcher Verzierung der Fußböden und Gewölbe iſt es ausnahmsweiſe benutzt worden; dagegen findet ſich kaum eine Spur, daß das alte Rom ſchon eigentliches Tafelglas beſeſſen, kaum wenigſtens, daß es ſolches ſchon ebenſo wie wir verwendet habe; denn als Spiegel gebrauchte man blanke Metallplatten oder Obſidian und ſtatt des Fenſter- und Laternenglaſes geölte Leinwand, Blaſen, Horn oder Spat. Aehnlich war es bei den alten Germanen. Auch ſie verſtanden ſchon früh, und zwar vor ihrer Wechſelbeziehung mit den Römern, Glas zu bereiten, doch gleichfalls hauptſächlich zu Schmuckſachen und Gefäßen, namentlich auch zu Lampen, Glocken, in denen man Lichter gegen das Auswehen ſchützte, Trinkgefäßen u. ſ. w. Die Fenſter hingegen wurden, wie die Laternen, größtentheits durch Haut, Pergament oder Spat geſchloſſen, ſelbſt in größern Kirchen, z. B. noch um das Jahr 800 in der Paulskirche, der Peterskirche zu Rom u. a., ausnahmsweiſe auch mit Marmorplatten, wie in der Kirche von San-Miniato bei Florenz. Nicht ſelten blieben ſie auch ganz ungeſchloſſen und wurden nur, wenn es das Wetter nothwendig machte, mit Teppichen verhängt. So z. B. noch um das Jahr 1000 in dem reichen Kloſter Tegernſee. Selbſt im 13. Jahrhundert war eine wirkliche Verglaſung der Fenſter noch etwas Seltenes und der beſondern Erwähnung Würdiges. Gerade der jetzt gemeinſte Gebrauch des Glaſes war alſo in frühern Zeiten der unbekannteſte. Während man es ſchon lange und vielfach zu Luxusartikeln gebrauchte, ward es für das naheliegendſte Bedürfniß noch nicht angewandt. Der Grund dieſer auffallenden Erſcheinung war einerſeits, daß man noch keine flachen Glastafeln herzuſtellen verſtand, andererſeits, daß man das Glas nicht rein und farblos herzuſtellen wußte und ihm daher, da die Farbe doch einmal nicht zu vermeiden war, gefliſſentlich eine ſchöne und koſtbare Farbe verlieh, die ihm zunächſt den Charakter eines Luxusartikels gab. Wenn daher ausnahmsweiſe auch in frühern Zeiten von Glasfenſtern die Rede iſt, ſo hat man ſich darunter nur Fenſter von farbigem Glaſe zu denken, und hierbei kam es denn ſchon früh vor, daß man Glas von verſchiedenen Farben muſiviſch zuſammenſtellte, womit der Uebergang zur eigentlichen Glasmalerei gegeben war.

Der geſchichtlichen Entwickelung dieſer ſind die beiden folgenden Abſchnitte gewidmet. Der Verfaſſer unterſcheidet nämlich in der Geſchichte der Glasmalerei zwei Hauptperioden, deren erſte vom 11. Jahrhundert bis etwa 1350 reicht, während ſich die zweite von da bis in das 17. Jahrhundert erſtreckt. Was die neueſte Zeit in dieſer Kunſt geleiſtet, kann naturgemäß noch nicht zu einer geſchichtlichen Periode abgeſchloſſen werden. Im erſten dieſer Zeiträume war die Glasmalerei faſt ausſchließlich in engſter Verbindung mit der kirchlichen Baukunſt und trug daher ſelbſt einen entſchieden kirchlichen Charakter. Die erſten nachweisbaren Spuren derſelben laſſen die Glasmalerei als eine deutſche Erfindung erſcheinen, und zwar iſt es das Benedictinerkloſter Tegernſee in Baiern, deſſen Kirche die erſten gemalten Fenſter gehabt zu haben ſcheint. Sie wurden ihr von einem Grafen Arnold geſchenkt, dem Abt Goßbert (982—1001) dafür ſeinen Dank abſtattet, indem er ausdrücklich ſchreibt, in den damaligen „glückſeligen Zeiten habe zuerſt die goldhaarige Sonne den Boden durch das bunte Glas von Gemälden angeſtrahlt". Das 11. Jahrhundert muß alſo als die Wiege dieſer Kunſt angeſehen werden, und dieſem Jahrhundert gehört auch noch die älteſte,

dieſen Gegenſtand mit behandelnde Schrift an, die „Diversarum artium schedula“ des Theophilus, die wichtigſte Quelle über die erſten Anfänge dieſer Kunſt. Von Tegernſee aus verbreitete ſich die Glasmalerei raſch in Deutſchland, ja bald finden wir ſie auch in Frankreich, England, in den Niederlanden, Italien und Spanien, doch blieb Deutſchland immer der Hauptwohnſitz derſelben. Sie wurde lange Zeit faſt nur von Mönchen geübt oder ſolchen „Glaſern“ oder „Malern“, die zu irgendeinem Kloſter im Verhältniß der Hörigkeit ſtanden. Es ſind uns im Ganzen nur wenig Namen erhalten: Wernher von Tegernſee im 11., Herwig zu Kremsmünſter, Walther und Meiſter Eberhard zu Kloſter-Neuburg im 13. und Meiſter Johannes von Kirchheim zu Strasburg im 14. Jahrhundert. Der Ueberbleibſel aus jenen älteſten Zeiten ſind nur ſehr wenige; als die bedeutendſten nennt der Verfaſſer die Glasmalereien von St.-Kunibert in Köln, die im Domchor von Augsburg, die von Marburg, von Oppenheim, von Altenberg bei Köln und von Kappel; als dem 14. Jahrhundert angehörig die zu Köln im Chore des Doms und zu Strasburg im Münſter. Urſprünglich hielt ſich die Glasmalerei mehr oder minder ſtreng in den Grenzen des architektoniſchen Stils und beſchränkte ſich auf Darſtellung von Arabesken und teppichartigen Muſtern; nach und nach fügte man auch Figuren ein, jedoch nur einzelne, ſelten mehr als zwei, in der Regel Chriſtus, Maria, die Apoſtel und Evangeliſten, Heilige; unten am Fenſter auch wol den Stifter mit ſeinem Wappenſchilde. Zwiſchen den einzelnen Figuren findet nur ſelten eine Beziehung ſtatt, außer etwa eine chronologiſche. Beliebt war in dieſer Hinſicht die Darſtellung der Wurzel Jeſſe, des Baums, der aus der Hälfte des Stammvaters entſprießt und weiter empor auf ſeinen Zweigen den König David und zu oberſt Maria und Chriſtus trägt. In techniſcher Beziehung war während des erſten Zeitraums die Glasmalei hauptſächlich eine Malerei mit Glas, das iſt eine Zuſammenſetzung verſchiedenfarbiger Glasſtücke zu Gemälden. Sie war daher mehr eine Kunſt der Glaſer als der Maler, wenn überhaupt zwiſchen beiden ein Unterſchied gemacht wurde.

Die Glasmalerei des zweiten Zeitraums charakteriſirt ſich beſonders durch ihren mehr weltlichen Charakter, durch Anwendung derſelben auch für Wohngebäude, durch Darſtellung größerer, complicirterer Gemälde mit vielen Figuren und landſchaftlichem Hintergrunde und durch eine reichere Anwendung der Malerei auf Glas ſtatt der Malerei mit Glas. Sie kam aus den Händen der Geiſtlichen in die Hände zünftiger Maler oder Glaſer, die ſich in der Regel dergeſtalt in die Arbeit theilten, daß die erſtern die Gemälde entwarfen, während die letztern ſie rein techniſch in Glas und Glasfärbung ausführten. Mit den Fortſchritten der Technik ſteigerte ſich auch der Trieb, immer ſchwierigere Aufgaben zu löſen und mit der Oelmalerei zu wetteifern, und dies hatte nothwendig zur Folge, daß man Zweck und Grenzen dieſes Kunſtzweigs vergaß, ſich ins Ungehörige und Geſchmackloſe verirrte und dadurch den Verfall der Kunſt vorbereitete, der endlich im 17. Jahrhundert wirklich erfolgte.

Der letzte Abſchnitt des Buchs iſt der neueſten Glasmalerei und einer äſthetiſch-kritiſchen Würdigung derſelben gewidmet. Der Verfaſſer läßt ihr die gebührende Anerkennung widerfahren, warnt aber mit Recht, daß ſie ſich nicht durch die Fortſchritte der Technik zu Leiſtungen möge fortreißen laſſen, die über den Zweck, den ſie allein haben könne, hinausführen. Wie und wo freilich die Grenzen zu ziehen ſind, iſt eine ſchwer zu beantwortende Frage, und der Verfaſſer ſcheint mir in dieſer Hinſicht faſt zu ſehr in der Anſchauungsweiſe des Mittelalters befangen zu ſein. Er fodert, daß man nie den architektoniſchen Charakter des Fenſters aus dem Auge verlieren ſoll. Aber wie? Müßte man dieſen Grundſatz nicht auch auf die Wände ausdehnen, die doch jedenfalls auch architektoniſchen Charakters ſind? Weit erheblicher ſcheint mir der Umſtand für eine Beſchränkung der durch die Glasmalerei zu erreichenden Effecte zu ſprechen, daß dieſe Effecte in reinſin[n]
ziehung die Effecte der eigentlichen Gemälde gar
Schatten ſtellen, während ſie doch in Betreff des i
halts nie die Stelle derſelben werden erſetzen könne

Kleine humoriſtiſche Bücherſchau

Es liegt uns eine Partie kleiner humoriſtiſch
Schriften vor, unter denen wir zuvörderſt folgende

Der moderne Olymp. Humoriſtiſche Mythologie vor
Drobiſch. Leipzig, Luppe. 1856. Gr. 16. N

Der Gedanke, die Lebensläufe, Thaten und
der ausgeſtorbenen Götter und Halbgötter Altgriech
der Form humoriſtiſcher Biographien darzuſtellen u
eine traveſtirte Mythologie zu verfaſſen, iſt an ſi
genug, und was Theodor Drobiſch's Humor betrifft,
ſer, wie er ſich in den meiſten ſeiner Arbeiten z
nicht gerade ſehr fein, aber geſund, drollig und i
rocken Haltung populär wirkſam. Eins der ergötzl
pitel iſt wol das von Arion, worin die moderne
verhältniſſe perſiflirt werden und die Schiffer, w
Arion das bekannte Attentat verübten, nichts mehr
weniger als Theateragenten ſind, welche beabſich
Sänger bis aufs Hemd auszuziehen. Auch iſt in
pitel von einer „Erdbeben-Verſicherungsanſtalt“, e
ein wider das Vordringen fließender Lava unter
Nur keine Ueberſtürzung!“, von „Veſuv-Verſtopfun
u. ſ. w. die Rede. So ſind die erhabenen Götterg
Olymps, auf deren Verleugnung einſt der Schie
als Buße ſtand, ein Stichblatt des Witzes und
macherei geworden, und man würde ſich ſchmerzli
ken über die Wandelbarkeit menſchlicher und göttl
nicht erwehren können, wüßte man nicht, daß alles
Ideale unſterblich und unwandelbar iſt und daß jen
ſtalten in Marmorbildern und Dichtungen fortleb
Gebiete der Kunſt und zum Theil auch der Poeſie
das Scepter führen.

Gegen das von uns in Nr. 43 d. Bl. für 1856
literariſch-ſatiriſche Reimwerk „Höllenfahrt von Hei
iſt eine ebenfalls anonyme gereimte Schrift gerichte
dem Titel erſchien:

Heinrich Heine's Himmelfahrt. Eine Geiſterſtim
Troſchel. 1857. 8. 15 Ngr.

Dem Verfaſſer der erſtgenannten Schrift wir[d]
geworfen:

> Er hat euch (den Poeten) übel mitgeſpielt,
> Gar ſchmählich euch gehudelt,
> Er griff in euren Dreck und hat
> Sich ſelbſt damit beſudelt.

Das iſt die Manier, in welcher ſich heutzutage
und Schriftſteller, zum ſchadenfrohen Vergnügen des
würdigen Publicums, gegenſeitig zu behandeln p
es iſt nicht die ſchlimmſte Probe! Dabei mach
doch darauf Anſpruch, Dichter und vielleicht
lemen zu ſein. Um ſolche literariſche Satiren
ben, dazu gehört eben Witz, noch ein mal Wi
dritten mal Witz, wie ihn eben Heine beſaß und
der „Höllenfahrt“ und dieſer „Himmelfahrt“ n
Der Verfaſſer der erſtern hatte aber doch beſtimmt
literariſche Geſichtspunkte, die ſeinem Gegner abge
Polemik gegen die Redacteure der „Kölniſchen Zei
mentlich gegen Wolfgang Müller, dann gegen die
des „Frankfurter Converſationsblatt“ und des „Br
tagsblatt“ iſt mindeſtens ebenſo unerquicklich als
gängers Razzien gegen Kritiker und kritiſche B

haupt und legen dem Leſer den Argwohn nahe, daß es ſich dabei lediglich um Repreſſalien handelt. Eine ſpecielle Erbitterung zeigt der anonyme Verfaſſer außerdem namentlich gegen Alexander Kaufmann und Amara George. An dieſen leidigen Publicationen haben wir eine Fortſetzung der alten Xenienwirthſchaft, nur, den rohern Elementen unſerer Zeit entſprechend, in roherer Form.

Specifiſches Berlinerthum zeigt ſich in der komiſchen Dichtung:

Der Opernhausball. Romantiſches Epos von F. von Ronſens. Berlin, Springer. 1857. 16. 12 Ngr.

Eine nicht ganz gewöhnliche Gabe zu reimen und zu ſpötteln iſt hier an einen höchſt unliterariſchen Stoff verſchwendet, obſchon es auch an einzelnen literariſchen Seitenblicken nicht fehlt. Da iſt z. B. Madame Kohn, die mit dem Selbſtbewußtſein einer reichen Jüdin den Helden der kleinen komiſchen Dichtung ausfragt:

— — — — nach Moſenthal,
Nach Auerbach, nach Meyerbeer,
Nach Itzig, Löwy und nach Stahl,
Und vielen andern Männern mehr,
Die durch die Kunſt und Wiſſenſchaft
Sich Geld und Ruhm zugleich beſchafft u. ſ. w.

In Betreff des weiblichen Geſchlechts unſerer Tage heißt es:

Was thun dagegen heut' die Frauen?
Sie klimpern und ſie leſen Bulwer;
Vom Hausſtand kennen alle, traun!
Nur perſiſches Inſektenpulver.

Am witzigſten iſt wol der Eingang, der auf dem Landſitze eines ehrlichen pommeriſchen Landjunkers ſpielt, und die Beſchreibung der Vorbereitungen zu dem Ball:

Es war ein Schreien, Toben, Rennen,
Ein Kaſtenplündern, Haarebrennen,
Ein Nadelmorden, Bandzerreißen,
Ein Spiegeldrücken, Lippenbeißen u. ſ. w.

Der Verfaſſer offenbart in dieſer Partie und ſpäter eine ſeltene Kenntniß aller möglichen Toilettengegenſtände, obſchon es gänzlich außer unſerer Faſſungskraft liegt, wie Jemand Zeit und Mühe an ſolche läppiſche Dinge verſchwenden kann. Im Ganzen muß man auch hier, wie in den meiſten Producten dieſer Art und Gattung, an einzelnen ſchnurrigen Einfällen für den Mangel an einem einheitlichen Plan und an durchgreifendem Intereſſe Entſchädigung ſuchen.

Ganz fragmentariſch iſt die in dramatiſche Form gefaßte Skizze:

Goethe im Fegefeuer. Eine materialiſtiſch-poetiſche Gehirnſecretion von Dr. Mantis. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1856. Gr. 8. 8 Ngr.

Der Titel und das Verzeichniß der darin auftretenden Perſonen, deren Namen: Molekuleſchott, Hahnebüchner, Firebachlor, Daumernickel, Blauvogt, die darunter gemeinten Individuen leicht errathen laſſen, verrathen von vornherein die Tendenz der Schrift, in der wir freilich nicht gerade viel Witz gefunden haben, man müßte denn das Geſtändniß Firebachlor's, daß ihm von der Lectüre des heiligen Auguſtin nichts weiter übrig geblieben ſei als das bekannte Lied „Ach du lieber Auguſtin, Alles iſt hin", und den Ausruf der Studenten: „Den Karrn muß man mit Czolben lauſen", dahin rechnen wollen. Zuletzt hält Goethe, deſſen abgeſchiedener Geiſt ſich von Mephiſto in dieſe materialiſtiſche Geſellſchaft von Studenten und Profeſſoren einführen läßt, einen Monolog, worin er unter Anderm ſagt:

Ich ſtreut' in dichtertrunk'nem Muthe
Die Körner ungeſichtet aus,
Und jetzt hat ſich zu meinem Graus
Der Erbfeind das gemacht zugute.

Dann richtet Goethe an den Heiland als Weltrichter folgende Worte:

Du ſchreite her im Richtergange,
Zerbrich den Frevel dieſer Welt,
Sei's auch, daß ſie darob zerſchellt,
Sammt dem zertret'nen Haupt der Schlange.
Denn ſprichſt du nicht dein mächtig Werde,
So fällt anheim ſie jedem Graus u. ſ. w.

Mit dieſem chriſtlichen Wunſch und dieſer Bekehrung oder beſſer Verkehrung Goethe's ſchließt das Büchlein, das übrigens auch den Zeichen der Zeit zugezählt werden darf.

Einer gegen ärztliche Wunderlichkeiten und Charlatanerien, wie ſie namentlich in Berlin im Schwange ſind, gerichteten Satire begegnen wir in der dramatiſchen Skizze:

Hippokrates in Berlin. Harmloſe Reimereien für Aerzte und für Laien. Berlin, Hollſtein. 1857. 8. 5 Ngr.

Das Schwindelweſen zeigt ſich zwar zur Zeit faſt auf allen Gebieten, auf dem der Politik wie der Religion, auf dem der Nationalökonomie wie der Jurisprudenz, auf dem der Literatur wie der Kunſt, im Vereins- wie im Veruneinigungsweſen. Wer die Gabe beſitzt und zur Virtuoſität ausbildet, den Leuten etwas vorzumachen, und dabei die gehörige Dreiſtigkeit entwickelt, der ſteckt das Publicum und namentlich ſein Geld in die Taſche. Im mediciniſchen Fache treten aber und traten von jeher dieſe Schwindeleien und Charlatanerien am handgreiflichſten hervor, und ihnen gilt eben dieſe kleine Broſchüre. Ihr Verfaſſer ſcheint namentlich durch das Vorbild der Frankl'ſchen Satire „Hippokrates und die moderne Medicin" und durch das Glück, welches dieſe in Wien gemacht hat, zur Abfaſſung ſeiner Satire angeregt worden zu ſein. An künſtleriſcher Durcharbeitung und an Feinheit kann ſich freilich dieſes kleine ſatiriſche Drama mit dem Frankl'ſchen in keiner Weiſe vergleichen, doch finden ſich manche ergötzliche und dabei ſtets harmloſe Bemerkungen. So läßt Hippokrates gleich nach ſeiner Ankunft in Berlin einen Arzt zu ſich kommen, um ihn auf die Probe zu ſtellen, und dieſer verſichert nun dem Ankömmling, daß er an Obſtructionen leide. Ironiſch bemerkt Hippokrates dagegen, daß ihn ſchon ſeit einigen Tagen die Diarrhöe plage. Der conſultirte Arzt läßt ſich aber keineswegs verblüffen und antwortet:

Ja wohl,
Es iſt daſſelbe Uebel umgekehrt.

Auf Hippokrates' Frage nach dem Namen des Arztes geſteht dieſer etwas beſchämt, daß er Zechel Meier heiße, und fügt dann hinzu:

O dieſer Name iſt hier ſehr gefeiert,
In allen Branchen wird Berlin gemeiert;
In Wolle, Seide, Fonds und Medicin
Spielt Meier ſtets die erſte Violin'.
— — — — —
Ja, Qual iſt's, einen ſolchen Namen führen,
Zumal wenn man der größte Meier iſt.

Er unterrichtet auch Hippokrates über die Fortſchritte, welche die Medicin in Berlin gemacht habe, verſichert, Männer wie Hufeland, Reil, Heim u. ſ. w. würden heutigen Tags im Staatsexamen durchfallen, und fährt dann fort:

Veraltet ſind: Materia medica,
Historia morbi, ebenſo die Zunge,
Der Puls, der Blick, der ganze faule Plunder.
Chemie, Phyſik, ſie ſind der Heilkunſt Zunder;
„Section der Leiche" heißt jetzt die Parole,
Der Tod allein iſt Quelle alles Lebens.

Spaßhaft iſt folgende Beſchreibung der ſchwediſchen Heilgymnaſtik und der „Mimo-Choro-Plaſtik":

Dies iſt die Formel für rechtsſeitige Skolioſen,
Genau nach Ling, nach Branting und Genoſſen:

Rp. Linksſpannſtreckſtehende nach Rechts=Drehung,
Linksſchwimmhauthängende Armbruſt=Ziehung,
Linksſchieflangſitzende Schulter=Drückung,
Linkswandanliegende Rücken=Bückung,
Linkshochſpaltſitzende Kopf=Bedeckung,
Linksrechtsverdrehende Arm=Ausſtreckung,
Rechtsbeugſprechſtehende Schulter. Erhebung.

Die Aepfelweincur erhält auch ihr Theil, obſchon dies in witzigerer Weiſe hätte geſchehen können. Der Schluß des Stückchens lautet:

Hippokrates.	Und habt Ihr gute Mittel für die Augen?
Arzt.	Des Sattlers Müller Salbe ſoll viel taugen.
Hippokrates.	Macht Müller, Schulze auch in Medicin?
Arzt.	Ja wohl, der Kladderadatſch beherrſcht Berlin.

Wol nicht blos Berlin. Unter dem Banner des „Kladderadatſch" als Zeitſymbol wenigſtens ſcheinen die Deutſchen ſo ziemlich alle einig zu ſein. **H. M.**

Der Luxus als Held einer Volksſage.

Ueber den Luxus wird jetzt viel hin= und widergeſtritten. Die mehr die moraliſchen Factoren würdigenden Denker erkennen in ihm ein verderbliches Element ſowol für das Glück der Individuen als für den Beſtand der Staaten, die Nationalökonomen nehmen ihn von ihrem Standpunkte in Schutz. Die Luxusartikel prangen in ihren ſtatiſtiſchen Tabellen und Beweisführungen mit ſo und ſo viel imponirenden Zahlen, mithin kann er nicht von Uebel ſein. Selbſt einzelne regierende Häupter halten es jetzt für gerathen, den Luxus in jeder Hinſicht zu einem politiſchen Zweck zu fördern; ſie glauben nämlich die Nahrungsquellen in den Hauptſtädten, in denen ſich die unruhigen Maſſen zumeiſt häufen, in aller Weiſe flüſſig halten und mehren zu müſſen. Man wird aber nicht leugnen können, daß mit dem allgemeinen Trachten nach Luxus manche doch immerhin bedenkliche Erſcheinungen zuſammenhängen: ein Ueberbieten der finanziellen Kräfte des Einzelnen, Schwindel und Speculationsſucht, um den Ausfall zu decken, Verſchuldung, Unſicherheit und Untergrabung der Exiſtenzen, Ueppigkeit, halsbrecheriſche Rivalität, Abſchätzung des Menſchen nach Aeußerlichkeiten, überhaupt Abkehr von dem Innern nach außen. Die Volksmoral in ihrer Reinheit hat ſich wol von jeher gegen den Luxus entſchieden. Davon zeugt unter Anderm auch eine polniſche Volksſage, welche C. Wurzbach in ſeiner Schrift „Die Sprichwörter der Polen" (Wien 1852) mitgetheilt und ein Anonymus jetzt unter dem Titel „Herr Luxus. Eine polniſche Volksſage" (Lahr, Geiger, 1857) in deutſche, recht fließende und in ihrer Einfachheit dem Gegenſtande entſprechende Reime gebracht hat. Die Schrift iſt mit dem polniſchen Sprichwort „Zaczal zlotem, a skónczyl blotem" (zu deutſch: „Zuerſt im Gold, am Ende wühlen im Koth die Hände") als Motto verſehen. Es wird zuvörderſt darin ein Volk geſchildert, glücklich in ſeiner ſtillen Tugend, Kraft und Einfachheit. Da kommt Herr Luxus ins Land

— — — — prächtig, in gold'nem Wagen,
Geputzt wie ein Geck in Seide und Sammt,
Wie ſolches mitſichbringt ſein Amt,
Mit zahlreichem Hofſtaat, Lakaien und Jägern,
Haiducken und andern Livreeträgern u. ſ. w.

Der König will den Gecken zuerſt aus dem Lande weiſen, aber auf den Rath ſeiner Gemahlin, der echten Evatochter, zieht er ihn an den Hof, und nun iſt es mit dem Glück des Landes vorbei. Die Königin geht am nächſten Sonntag zum erſten mal in Goldſtoffe und Schleppkleider gehüllt zur Kirche; das lockt und blendet, und Jeder will es ihr in ſeiner Weiſe nun nachthun:

Doch manchem Fremdling von wüſter Geſtalt
Gönnte man bei ſich nun Aufenthalt,
Dem Neid, der Argliſt, der Lüge, dem Hohn
Der Hoffart und ihrem verruchten Sohn,
Dem Dünkel, ſie alle wurden gern
Begrüßt vom Bürgersmann und vom Herrn.
Der Fleiß ward aus dem Hauſe verſtoßen,
Der wahre Ahnenſtolz der Großen,
In jeder Tugend der Erſte zu ſein,
Schrumpfte zu eitelm Gepränge ein.

Soviel, um von der Form, dem Inhalt und der A
wenig umfangreichen Gedichts einen Begriff zu g
deſſen erkannten ja auch die Fiſche die Richtigkeit i
welche ihnen der heilige Antonius predigte, berei
aber wie Abraham a Santa Clara bemerkt:

Die Predigt hat g'falle,
Sie bleiben wie alle.

Notizen.

Neue Jahrbücher zum Beſten der Schiller=E

Karl Weller in Dresden, bekannt durch ſein z
der Schiller=Stiftung herausgegebenes Sammelwer
ſtimmen der Gegenwart", hat durch einen Proſpect
buch deutſcher Dichtung" angekündigt, deſſen Ertrag
gleichfalls der Unterſtützung hülfsbedürftiger verdien
ſteller und deren Hinterlaſſenen gewidmet ſein wir
darin alljährlich die geſammte deutſche poetiſche Ori
tur des vorhergehenden Jahres mit Inbegriff der d
rikaniſchen zuſammengefaßt und zur Darſtellung ge
den, und zwar ſoll der eine Theil eine ſorgfältig
des Beſten aus der lyriſchen Production des Jahr
aber nur Dichtungen, die bereits in eigenen S
oder in Zeitſchriften zur Veröffentlichung gekommen
andere Theil ſoll eine kritiſch=literargeſchichtliche Rund
die poetiſche Originalproduction, einen Ueberblick üb
biet der bedeutendern Journaliſtik, eine literariſche
des Jahres, Charakteriſtiken der verſchiedenen Richt
Schulen, Biographien hervorragender zeitgenöſſiſch
ſteller u. ſ. w. enthalten; endlich ſollen auch die
und genoſſenſchaftlichen Intereſſen der Schriftſteller
berückſichtigt werden. Was Auffaſſung und Darſ
Stoffs betrifft, ſo ſollen dieſe eine durchaus volksth
anregende, von wiſſenſchaftlicher Excluſivität und W
keit freie, der Standpunkt kein beſchränkt literariſch=
ſondern vielmehr ein zeit= und culturgeſchichtlicher
wünſchen dem Unternehmen Weller's Gedeihen, n
That die poetiſche Originalproduction ſo angeſchwol
fortwährend noch zunimmt, daß ſie zu überſehen
möglich iſt und ein kundiger Führer durch dieſe Üp
tation dem poeſie= und literaturliebenden Publicum
kommen ſein kann. Ueberhaupt iſt die bei den Dic
ſich häufig geltend machende feindſelige Stimmung g
dieſer Art und Anthologien überhaupt (obſchon, wi
Obigem ſieht, dies Weller'ſche Unternehmen etwas ga
als eine bloße Anthologie ſein ſoll) nicht wohl zu er
iſt ſchwer zu glauben, daß der Abſatz der Werke ein
je dadurch beeinträchtigt worden ſei, daß poetiſche P
ihm durch Anthologien und Sammelwerke verbreitet w
häufiger können wol ſolche Proben dazu beitragen,
fenden Dichter populär und das Publicum nach dem
Werke lüſtern zu machen. Es iſt ſogar ſehr wa
daß ſich manche ſelbſt namhafte Dichter der Gege
auf dieſem Wege auf künftige Generationen fortpfl
den. Nehmen wir an, daß jedes Jahr im Durch
einen Dichter hervorbringt, von dem man Notiz
hat, ſo macht dies in einem Säculum ſchon 100 ſolch
hierzu rechne man die Dichter der Gegenwart ode
nannten Epigonenzeit, die Romantiker, die der claſ

n Periode, und man ſage, wie die Nachwelt es
ıchen ſoll, dieſe Maſſe zu bewältigen, ohne ſich des
s ſolcher Sammelwerke zu bedienen. *) Bei dieſem
e erwähnt ſein, daß ebenfalls zum Beſten der Schiller-
ich gegenwärtig „Jahrbücher zur Schiller-Stiftung"
Preſſe befinden, deren erſter Band nur Beiträge von
ı des proviſoriſchen dresdener Vorſtandes, von Carus,
sminiſter von Wietersheim („Die Feldzüge der Rö-
tſchland"), Gutzkow, Julius Hammer (von dieſem eine
der Schiller-Stiftung) u. A. enthalten wird. Außer-
er Bildhauer Rietſchel geſtattet, die erſte bekannte
ſeiner Goethe-Schillergruppe als Stahlſtich in die-
uch erſcheinen zu laſſen.

Literariſche Curioſa.

dem ſchon durch mancherlei Excentricitäten bekannt
ı Thumſer curſirt gegenwärtig, wie das „Abendblatt
Münchener Zeitung" berichtet, in München ein lächer-
oſum, wie es ſcheint, ein Proſpect zu einem mythi-
ht aus der Blumenwelt, welches er auf ſeine Koſten
ben beabſichtigt. Alle bisherigen Reformvorſchläge
Gebiete der deutſchen Orthographie genügen ihm
Thumſer hält es für unerlaßlich, aus dem deutſchen
olgende Buchſtaben: c, ch, ck, d, f, ff, j, p, q, ſ,
h, x, y, z, tz auszumerzen und σ für ſ und s für
ren, und zwar aus folgenden originellen Gründen:
σe'n ter Srivt unt tes Trukkeσ iσt gleiger, söner,
nn ti vilen Sbiσe, Stangen und Senσen, ſ, ſſ, ſt,
ff, ti wi ti alten Lantσknegte unt ter Bauernkrieg
nicht mer tarin vorkommen. Si't d und D nigt
e troente Bauσt? f wi ein Stekkenbvert? ck wie ein
Sit ſ nigt auσ wi teσ Toteσ Senσe? ſt, alσ
„t" am Galgen hängt? x wi ein geswänσteσ r?
ein Volterrat? Y wi ein Bokσgeσigt? y wi ein ab-
z h? Sollen wir σolge unäσtötise Tσeigen behalten?"
at außerdem die überraſchende Entdeckung gemacht,
en Griechen ihre Mythologie, ja ſelbſt ihre Plaſtik
nen verdanken. Er ſagt: „Ti älteσten Hantsrivten
ke wiσσen von tem ſtummen h unt e unt von ten
taben nog nigtσ, und wenn eσ unσ jemalσ gelin-
Srivtwerke vor Karl, tem groσen Mortbrenner (dies
r Große) auσ tem Beuge ter Erte hervortσutσi'n,
σi mitt meiner Sreibweiσe tσimlig übereinσtimmen.
ubt, taσσ ti Teutsen vor Karl, tem groσen Römer-
j keine Literatur unt Kunσt gehabt hätten, bevintet
ſσtem Irtume. Alle Götter-Namen ter grigisen
ı Myten σint teutse Begrivvσnamen, taσ will igg
igσte beweiσen, unt ter gröσte unt beσte Teil ter
en) Blaσtik beσtet auσ entvürten Kunσtsätσen Ger-
In der That, wir freuen uns aufrichtig ſowol auf die
de Beweisführung für dieſe wunderbare Entdeckung
s Erſcheinen des Thumſer'ſchen Blumengedichts, das
er Orthographie höchſt ergötzlich leſen laſſen muß.
rade bei der Orthographie ſtehen, ſo möchten wir
daß die neueſten Reformvorſchläge auf dieſem Ge-
biete keineswegs ganz neu und originell ſind. Ernſt Chri-
ſtian Trapp zu Wolfenbüttel wandte ſchon im vorigen Jahr-
hundert ziemlich dieſelbe Rechtſchreibung an, wie man aus
folgender Stelle, die einem an Nicolai gerichteten und in
der Boas-Maltzahn'ſchen Schrift „Schiller's und Goethe's
Xenienmanuſcript" mitgetheilten Briefe Trapp's aus dem Jahre
1796 entlehnt iſt, erkennen wird: „ob die leute ſich wol noch
ſchämen können? ſagen Si mir doch, iſt der Niethammer,
wan er gereizt wird, auch ſo ſchrecklich wi der Fichte? der
herr hat ſein Journal der filoſofi in meine hände gegeben"
u. ſ. w. Und aus folgendem Trapp'ſchen Antixenion:

mein Imperativ.

lebe, ſo ruft es in mir, nur nicht als tir, als gewächs nicht;
leb als Menſch! ſo geſchiht, was dein ſchöpfer gebeut.

Was wäre überhaupt nicht ſchon dageweſen? Wenn das „Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung" als Curioſum anführt, daß K. F. W. Wander in einem jüngſt erſchienenen „ABC der Verslehre" den wunderlichen Vorſchlag macht, daß man fortan den Jambus „Vonkleiſt", den Spondeus „Klopſtock", den Moloſſus „Klopſtock-Voß", den Diſpondeus „Doppel-Klopſtock", den ſteigenden Joniker „Der Homer-Voß" u. ſ. w. nennen ſolle, ſo bemerken wir, daß wir uns erinnern, einem dem Weſen nach gleichen Vorſchlag in einer ſchon vor Decennien erſchienenen deutſchen Metrik begegnet zu ſein.

H. M.

*) ohne Zweifel der Trefflichſten Einer und vor Allen zu
ng berechtigt, daß der Nachwelt ſeine ſchönen und kräfti-
vergeſſen bleiben werden, bemerkte in der Vorrede zur
age ſeiner Gedichte (Leipzig 1843) nur zu beſcheiden, daß
derſelben wol mit ſeinen Mitlebenden hinſterben und unter
: begraben werden würden, und fügte als weiteres Motiv
s gemeine Loos der menſchlichen Dinge und Geſchöpfe:
niges wird durch den Werth oder Zufall im Strom der
halten und ſchwimmt in das ſtille Meer der Glückſeligkeit
elchem der Menſch das Wörtlein Unſterblichkeit zu über-
egt.

Bibliographie.

Albrecht, K., Vollſtändiges, praktiſches Lehrbuch der Gabelsbergerſchen Stenographie. Für Schul-, Privat- und Selbſt-Unterricht. Zum erſten Male nach der kalkulirenden Methode Ahn's bearbeitet und nach der durch die erſte allgemeine Stenographen-Verſammlung feſtgeſtellten Schreibweiſe ausgeführt. Die Lithographie nach des Verfaſſers Handſchrift von A. Haas in München. 2te verbeſſerte und vermehrte Auflage. Leipzig, G. Mayer. 1 Thlr.

Bremer, Frederike, Geſammelte Schriften. Aus dem Schwediſchen. 1ſter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 10 Ngr.

Gneiſt, R., Das heutige engliſche Verfaſſungs- und Verwaltungsrecht. 1ſter Theil. — A. u. d. T.: Geſchichte und heutige Geſtalt der Aemter in England mit Einſchluß des Heeres, der Gerichte, der Kirche, des Hofſtaats. Berlin, Springer. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Grübel's ſämmtliche Werke. Neu herausgegeben und mit einem grammatikaliſchen Abriß und Gloſſar verſehen von G. K. **Frommann**. 1ſte bis 3te Lieferung. Nürnberg, J. L. Schmid. 16. à 5 Ngr.

Helfferich, A., Die neuere Naturwiſſenſchaft, ihre Ergebniſſe und ihre Ausſichten. Trieſt, Direction des öſterreichiſchen Lloyd. Gr. 8. 20 Ngr.

Hermann, E., Der große Kurfürſt. Ein vaterländiſches Gedicht. Berlin, Schindler. Gr. 8. 10 Ngr.

Hoffmann, K., Die Geſchichte der Philoſophie und der katholiſche Standpunkt. Programm. Paſſau, Elſäſſer u. Waldbauer. 4. 5 Ngr.

Hungari, A., Katholiſcher Anekdoten-Schatz zur Unterhaltung und Belehrung für alle Stände. 4ter Band. — A. u. d. T.: Schule der Weisheit. Ein katholiſches Anekdoten-Büchlein ꝛc. Frankfurt a. M., Sauerländer. Br. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kopitar's, B., Kleinere Schriften sprachwissenschaftlichen, geschichtlichen, ethnographischen und rechtshistorischen Inhalts. Herausgegeben von F. **Miklosich**. 1ster Theil. Wien, Beck. Gr. 8. 2 Thlr.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff.**

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der einheimiſche und ausländiſche Rechtsſchutz gegen Nachdruck und Nachbildung.

Rechtswiſſenſchaftliche und für den praktiſchen Gebrauch beſtimmte Darſtellung der heutigen Geſetzgebung und des internationalen Rechts zum Schutz ſchriftſtelleriſcher und künſtleriſcher Erzeugniſſe von

Max Friedländer.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Da die geſetzlichen Beſtimmungen in Bezug auf das literariſche und künſtleriſche Eigenthum in ihrer praktiſchen Anwendung vielfachen Schwankungen und Zweifeln begegnen, ſo wird die **vorliegende Darſtellung des beſtehenden poſitiven Rechts zum Schutz der ſchriftſtelleriſchen und künſtleriſchen Erzeugniſſe aller Länder** gewiß in vielen Kreiſen als eine höchſt willkommene Erſcheinung begrüßt werden. Es iſt darin den Theoretikern wie den Praktikern zugleich Genüge geleiſtet, indem die erſte Abtheilung die ganze Lehre vom Nachdruck unter Berückſichtigung der Streitfragen und Mittheilung intereſſanter Rechtsfälle wiſſenſchaftlich abhandelt, und die zweite Abtheilung abgeſondert die Geſetzgebung und das internationale Recht über Nachdruck jedes einzelnen Staats darſtellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Genealogische Tafeln zur Staatengeschichte des 19. Jahrhunderts.

Nebst einer genealogisch-statistischen Einleitung.

Von **Dr. F. Mx. Oertel.**

Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage.

Quer 8. Cart. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese zweite Auflage der Oertel'schen „Genealogischen Tafeln", in allen Theilen vervollständigt und bis zur Gegenwart fortgeführt, zeichnet sich vor der ersten vielfach aus, namentlich durch gänzliche Umarbeitung mehrer Tafeln der wichtigsten Staaten, sodass sie die für dieselben im vorigen Jahrhunderte welthistorischen Personen der herrschenden Familien verzeichnen, oder je eine Linie ganz darstellen, und durch Aufnahme der jetzt so wichtigen und meistentheils in den Taschenbüchern — auch dem Gothaischen — fehlenden halbsouveränen Häuser und Staaten, wie auch der ganzen Civilfamilie Napoleon's, zwei Umstände, durch welche einem wesentlichen Bedürfniss begegnet wird. Sie bildet aber auch eine sichere Grundlage der modernen Genealogie überhaupt, worauf die alljährlich erscheinenden Nachträge ergänzend fortbauen werden, indem sie jedes verflossene Jahr genealogisch darstellen und so den Besitzern jene Taschenbücher entbehrlich machen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzi[g]

Maria Thereſia und ihre [...]

Hiſtoriſcher Roman von Franz C[...]

Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Ueber dieſen hiſtoriſchen Roman, in dem [...]
reſia, Joſeph II. und viele andere hiſtoriſche Per[...]
auftreten, heißt es in einer gleich nach ſeinem E[...]
folgten Beſprechung in den „Jahreszeiten" unter [...]
ſchrift „Ein empfehlenswerther Roman": „U[...]
wärtigen ſtaatlichen Verhältniſſen und ſonſtigen Wirre[...]
bietet dieſer Roman ein Spiegelbild jener großen [...]
Nachhall in dem Namen Maria Thereſia der ſpäteſt[...]
unvergeßlich bleiben wird. War die Aufgabe, die d[...]
ſich geſtellt hatte, Maria Thereſia und ihre Zeit [...]
Farben zu ſchildern, eine wahrhaft deutſche, ſo dür[...]
Wunſch gerechtfertigt ſein, dieſen bis zum Ende [...]
und den literariſchen Schöpfungen von Luiſe M[...]
anreihenden Roman der deutſchen Leſewelt ein [...]
werden zu ſehen. Vorzüglich ſind die mit Innigkeit [...]
heit darin geſchilderten weiblichen Charaktere ga[...]
Herz und Gemüth deutſcher Frauen und Jungf[...]
thuend anzuſprechen. Wie dieſer Roman das Ge[...]
Sittlichkeit in allen ſeinen Schilderungen trägt, [...]
Stempel hiſtoriſcher Treue und Wahrheit."

Durch alle Buchhandlungen ſind zu bezieh[en]

M. Solitaire's ſämmtliche Schriften. 14[...]

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzi[g]

Musologie.

Systematische Uebersicht des Entwickelungsgang[...]
chen, Schriften, Drucke, Bibliotheken, Lehranst[...]
raturen, Wissenschaften und Künste, der Biblio[...]
des literarhistorischen Studiums.

Von **Karl Friedrich Merleke[r]**

8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das vorliegende Werk, eine **allgemeine G[...]**
der Literatur und Gelehrsamkeit, ist au[...]
gen entstanden, die der Verfasser an der Uni[...]
Königsberg gehalten hat. Es ist nach einem durc[...]
Systeme bearbeitet, dessen Erklärung dem W[...]
geschickt ist, und wird in der Geschichte de[...]
wissenschaft voraussichtlich eine bedeutende S[...]
nehmen. Das Werk ist für Alle, die sich für [...]
Literaturgeschichte interessiren, von um so grös[...]
als **ein ähnliches Compendium in gleicher Voll[...]**
noch in keiner Literatur existirt. Ein ausfüh[...]
gister erhöht die Brauchbarkeit des Werks.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter für [lit]erariſche Unterhaltung.

[Erſche]int wöchentlich. —— Nr. 17. —— 23. April 1857.

[Inhalt:] Gott in der Geſchichte. — Der braunſchweigiſche General Freiherr von Riedeſel. — M. Solitaire. — Celten, Gallier [und Germ]anen. — Das Theater in der Lombardei im 18. Jahrhundert und die italieniſchen Theater der Gegenwart. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Gott in der Geſchichte.

[Gott in der] Geſchichte, oder der Fortſchritt des Glaubens an [eine ſittli]che Weltordnung. Von Chriſtian Karl Joſias [Bunſen]. In ſechs Büchern. Erſter Theil. Erſtes und [zweites] Buch. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 3 Thlr.

[Die] neue theologiſche Schrift von Bunſen muß
[ſchon um] des Namens ihres Verfaſſers willen im vor-
[aus all]gemeine Erwartungen rege machen. Wir
[kennen] ja, den unerſchrockenen Vorkämpfer für die
[Freiheit de]r Gewiſſen und das Recht der Gemeinde, den
[entſchiede]nen Gegner von einem die Geiſter beengenden
[Satzungs-] und Formelweſen, von Allem, was unbedingtes
[Anſehen un]d unbedingte Autorität in der Gemeinde und
[über die G]emeinde ſich anmaßen will. Seine „Zeichen
[der Zeit“] ſind ein Ereigniß, deſſen volle Bedeutung erſt
[ſpätere Ja]hre ganz zu überſchauen im Stande ſein wer-
[den. Nich]t als ob Das, was Bunſen dort ausgeſpro-
[chen, ſich] durch weſentliche Neuheit des Grundgedankens
[oder durch] wiſſenſchaftliche Schärfe der Durchführung
[auszeichn]end wäre. Er hat nur eingeſtimmt in ein
[Geſchre]i, das ſchon vor ihm eine unermüdete, aber
[vo]n Tag zu Tag zuſammenſchmelzende Schar
[von Vor]kämpfern ertönen ließ, und unter demſelben
[Banner,] welches die „Zeichen der Zeit“ erhoben haben,
[haben die] edelſten und beſten Männer unſers Jahrhun-
[derts, die] Heroen unſerer Nation in Kunſt, Literatur
[und Wiſſe]nſchaft gefochten. Aber die Kämpfer für die
[Glaubensf]reiheit waren ſchüchtern und zaghaft geworden,
[ihre Stimm]e tönte ſchwächer und ſchwächer, ihre unmittel-
[bare Wirk]ſamkeit zog ſich immer mehr von dem Markte
[des öffentl]ichen Lebens in die Stille des Privatlebens,
[in den] umhegten Kreiſe der reinwiſſenſchaftlichen Dis-
[cuſſion zu]rück. Da iſt es Bunſen geweſen, der das
[erlöſende Wo]rt ausgeſprochen hat zur rechten Zeit, ausge-
[ſprochen i]n einer Weiſe, daß es wiederhallte in vielen
[tauſend G]emüthern. Daß gerade ein Mann wie er,
[in ſo ho]her perſönlicher Stellung, mit ſolcher Wärme
[die au]s der Mode gekommene Sache der Gewiſſens-
[freiheit al]s Wort ergriff, daß er mit ſolcher Entſchieden-
heit den hierarchiſchen Gelüſten eines Stahl, Hengſtenberg u. A. entgegentrat, dies war ſelbſt ein unmisverſtändliches Zeichen der Zeit, ein Beweis, daß der große Kampf der Geiſter noch nicht ausgekämpft, daß unſerm deutſchen Volke noch ein anderes Loos beſchieden ſei, als abermals in die Bahnen eines blinden Autoritätsglaubens hineingeängſtigt zu werden. In den weiteſten Kreiſen ward der tröſtlichern Erkenntniß Eingang verſchafft, daß wir vielmehr an einem jener großen Wendepunkte unſers geiſtigen Lebens angelangt ſind, wo Altes und Neues den ſchweren Entſcheidungskampf kämpft. Jene gewaltigen Stürme, die unſere ganze moderne Geiſtesbildung in dem Augenblicke, wo ſie um die volle ungetheilte Herrſchaft ringt, zu entwurzeln drohen, werden immer ſicherer als ein ganz naturgemäßer Proceß erkannt, ganz wie jener Kampf der Elemente in der äußern Natur, in der Zeit, wo der ſcheidende Winter mit dem heranziehenden Frühlinge, dem ſiegesfrohen Knaben, im Streite liegt.

Dem aufmerkſamen Beobachter iſt es ſchwerlich verborgen geblieben, wie ſich ganz in der Stille ein Umſchlag in der Stimmung der Gemüther vorbereitet, der zu den beſten Hoffnungen für die Wiedergeburt des kirchlichen Lebens unſerer Nation berechtigt. Die rückläufige Bewegung ſcheint ihren Höhepunkt erreicht zu haben, und welche Gewitterſchwüle auch noch immer unſere geiſtige Atmoſphäre drückt, ſchon weht uns da und dort ein friſcher Luftzug entgegen, und täglich mehren ſich die Anzeichen einer wiedererwachenden geiſtigen Regſamkeit in den Gemeinden. Es iſt noch im friſchen Gedächtniſſe, mit welcher Begeiſterung von nah und fern die männliche That des edeln Sachſenherzogs begrüßt worden iſt, der einen der entſchiedenſten Vertreter der freien theologiſchen Wiſſenſchaft in ſeine nächſte Umgebung berief, um jener die Geiſter einſchnürenden Buchſtabenorthodoxie ein kräftiges Gegengewicht gegenüberzuſtellen. Wir erinnern ferner an die neuerlichen Vorgänge im proteſtantiſchen Baiern, an den unerwarteten Widerſtand, den die ungeheuere Mehrzahl der Gemeinden der

vom Oberconſiſtorium angeordneten Einführung der Privatbeichte und der Kirchenſtrafen gegen unbußfertige oder „irrgläubige“ Glieder der Kirche entgegenſetzte. Das evangeliſche Volk hat bei ſeinem katholiſchen Landesfürſten Schutz wider die katholiſirenden Plane ſeiner lutheriſchen Oberhirten gefunden, und der Ausgang des Streits iſt der haſtige Rückzug des Oberconſiſtoriums, die vollſtändige Zurücknahme der die Freiheit der Gewiſſen aufs ſchwerſte bedrohenden Anordnungen geweſen. Auch aus andern Theilen Deutſchlands wird uns Aehnliches über das erwachende Bewußtſein der Gemeinden gemeldet; ſo aus Heilbronn, der zweiten Hauptſtadt von Würtemberg, wo der weltliche Kirchenvorſtand im offenen Kampfe mit ſeiner pietiſtiſchen Stadtgeiſtlichkeit liegt, weil er mit ſeinem ſchlichten Laienverſtande unfähig iſt, dem kühnen Fluge der Phantaſie ſeiner geiſtlichen Hirten zu folgen, denen eine aufrichtige, aber vernünftige Frömmigkeit nicht höher im Werthe ſteht als ein ſchlechter gothaiſcher Sechſer. Auch in Hannover regt ſich der proteſtantiſche Geiſt des evangeliſchen Volks, und noch vor kurzem haben gegen 40 lutheriſche Gemeinden des Landes mit dem Uebertritte zur reformirten Kirche gedroht, um ſich vor dem ihnen zugedachten Segen eines neu-alten Geſangbuchs zu behüten. Wenn ſolche und ähnliche Regungen bisjetzt nur noch vereinzelt hervortreten, ſo wird der Tieferblickende den innern Zuſammenhang jener Erſcheinungen ebenſo wenig wie ihre hohe Bedeutſamkeit für die nächſte Zukunft verkennen.

Nur umſomehr aber muß Jedem, dem die gedeihliche Entwickelung eines wahrhaft evangeliſchen Chriſtenthums am Herzen liegt, der Wunſch ſich aufdrängen, daß jene begonnene Bewegung nicht alle Dämme durchbreche. Uebermaß auf der einen Seite ruft leicht Uebermaß auf der andern hervor, und die bittern Erfahrungen, die wir in dieſer Beziehung auf dem politiſchen Gebiete gemacht haben, liegen noch nicht ſoweit hinter uns, als daß nicht ein mahnender Rückblick auf das damals Geſchehene uns noch rechtzeitig belehren könnte, was wir zu erwarten haben, wenn die wilden Waſſer des Radicalismus auch über unſere Kirchenhallen hereinbrechen ſollten. Man hat Bunſen von gegneriſcher Seite den Vorwurf gemacht, daß er den dermaligen Zuſtand unſerer Gemeinden idealiſire; die Glaubensfreiheit, die er für die Gemeinden beanſpruche, werde, einmal gewährt, bald genug ausarten in Freiheit vom Glauben und unſer ganzes kirchliches Leben aufs tiefſte zerrütten. Man hat hingewieſen auf den Mangel echtchriſtlichen Lebens gerade unter der Mehrzahl unſerer gebildeten Stände, auf jene Verweltlichung unſerer modernen Geiſtesbildung, auf die Lockerung aller Bande, welche die Wiſſenſchaft einſt mit dem Glauben verknüpften, vor allem endlich auf die furchtbare Macht, welche die materiellen Intereſſen in der Gegenwart über die Geiſter ausüben. Und — man muß ſich hüten, dies zu verkennen — es liegt jenem Urtheile eine Wahrheit zugrunde, die nur Selbſtverblendung völlig zu verleugnen im Stande wäre. Aber ebenſo große Verblendung verräth doch die Hoffnung, die Geiſter der

Verneinung durch äußere Autorität, durch kirchliche
gebote und Verknechtung der Gewiſſen unter die
gen einer ausgelebten Vergangenheit bannen zu
Gerade jener Widerſpruch, in welchem die kir
Satzungen zu den Vorausſetzungen unſerer m
Bildung ſtehen, trägt einen großen Theil der Sch
der Entfremdung der Gemüther von Kirche und C
thum. Wie einſt ein Schiller und Goethe, vor
äſthetiſcher Abneigung wider pietiſtiſche Beſchränkt
griffen, im griechiſchen Heidenthum mehr von ech
manität zu finden glaubten als im Chriſtenthu
ihnen nur in jener verkümmerten Geſtalt des Pi
entgegentrat, ſo hat die Gewalt, welche unſer
Confeſſionalismus dem wiſſenſchaftlichen Gewiſſen
indem er es unter die unbedingte Autorität des
lichen Dogmas zu beugen ſucht, gerade bei edle
ernſtern Geiſtern jenen tiefen Widerwillen gege
kirchliche Weſen, jenes hartnäckige Sichabſchließen
alle Einflüſſe der Kirche auf das Denken und Th
Einzelnen hervorgerufen, das leider oft genug in
Feindſeligkeit gegen das Chriſtenthum ſelbſt übe
gen iſt.

Aber es gibt nur einen Weg, das Chriſt
abermals zu einer Macht über die Welt zu e
man muß es den Geiſtern innerlich näher brin
einer Form, die den Anſprüchen unſerer heutigen
ſchaftlichen und äſthetiſchen Bildung genügt. Un
drängt unſere Zeit mit unwiderſtehlicher Gewalt a
Wiedergeburt des chriſtlichen Lebens in der Ge
aber wenn die neuen Lebensregungen nicht H
Hand gehen mit einem vollſtändigen Umſchme
und Verjüngungsproceſſe des Dogmas, ſo wird d
zwiſchen Glauben und Wiſſen nur weiter auf
ſtatt ſich endlich zu ſchließen. Wer daher nicht z
den gelernt hat zwiſchen dem Ewigen und Ble
im Chriſtenthume und ſeinen veränderlichen Form
ſymboliſchen Hüllen, wem ſein Glaube ſo ſehr
Buchſtaben der altkirchlichen Bekenntniſſe verwach
daß er kein Titelchen ihrer theologiſchen Form
aufgeben zu dürfen meint, ohne für das Ganze
tern, der mag die Hoffnung auf einen dauernde
ſeiner Sache nur immerhin aufgeben; er wird Da
er als Abfall vom Glauben zu bezeichnen belieb
immer unaufhaltſamer hereinbrechen ſehen.

Hinter jener engherzigen Furcht vor der freien
ſchaftlichen Forſchung verbirgt ſich im Grunde der
lichſte Unglaube an die weltüberwindende Ma
Chriſtenthums. Was an ihm ewige göttliche W
iſt, kann ja aus dem Schmelztiegel der Kritik n
ſo ſtrahlender hervorgehen; was aber das helle
licht der Wiſſenſchaft zu ſcheuen hat, das verdien
daß es als einbalſamirte Mumie auf die Nachw
bracht werde. Freilich wenn das alte Gebäude in
mer ſtürzt, wird manches ſtille Gemüth ſchmerzlich
inmitten der allgemeinen Zerſtörung werden ga
irre an dem Grunde ihres Glaubens. Zweif
Bangigkeit ergreifen die Seele mit nächtigen S

r Boden ſcheint unter den Füßen zu wanken; wo der tfeſſelte Sturm dreihundertjährige Eichen fällt, wird anches ſchwache Rohr geknickt. Wenn die alten Stützen s Glaubens zuſammenbrechen, ſich als trügeriſch er-iſt, was bisher für unantaſtbar gegolten — wo bleibt nn noch Troſt und Gewißheit für das Menſchenherz? s ein Lichtſtrahl, der die öde, die Geiſter umnachtende nſterniß zu erhellen vermöchte?

Die Frage iſt uralt und drängt ſich in Uebergangs-iten, wie die gegenwärtige iſt, mit doppelter Schwere r Beantwortung auf. Nur Verblendung kann an der löglichkeit ihrer Löſung verzweifeln.

Es gibt eine göttliche Stimme im Menſchen, die hm zuruft, daß er auf ſich ſelbſt verzichtet, wenn er die offnung aufgibt, „das uraltqualvolle Räthſel des Le-ens" zu löſen. Dieſe Stimme iſt die Vernunft und s Gewiſſen. Die Vernunft iſt es, die uns ſagt, daß as Leben ſich nach ewigen Geſetzen bewegt, das Ge-iſſen ſagt uns, daß dieſe Geſetze ſittliche Geſetze ſind, ß der ſittliche Geiſt es iſt, der die Welt regiert. Un-r Erkennen iſt beſchränkt, und nur einen kleinen Theil m Ganzen vermögen wir zu überſchauen; aber wenn ch Vieles um uns her uns dunkel bleibt, den Glau-n an eine ſittliche Weltordnung können wir nicht auf-eben, ohne mit jener Stimme in unſerm Innern, die ſer eigenes beſſeres Selbſt iſt, in unauflöslichen Wi-rſpruch zu gerathen. Allein — ſo fragt wol Mancher, n vielleicht erſt das letzte Jahrzehnd mit banger Be-rgniß erfüllte — hat ſich denn dieſer Glaube auch wirk-ich in der Geſchichte der Menſchheit bewährt? Iſt es möglich, die Spuren Gottes in der Geſchichte zu erken-nen und die Wege aufzuzeigen, auf denen eine ewige heilige Liebe das Menſchengeſchlecht, ob auch durch Sünde und Irrthum hindurch, doch mit ſicherer Hand ſeinem Ziele zuführt? Von der rechten Beantwortung dieſer Frage hängt unſer eigenes geiſtiges Wohl und Wehe, hängt in den Stürmen der gegenwärtigen Zeit die große Entſcheidung ab, ob unſer Volk, wenn die alten Formen zuſammenbrechen, aus der Scylla des Buchſtabenglaubens in die Charybdis des Unglaubens gerathen wird, oder ob aus dem Schutte der Vergangenheit ein lebendiges, mit allen edeln Bildungselementen unſers Zeitalters ge-einigtes Chriſtenthum erſtehen werde.

Wir hoffen das letztere mit dem edeln Zeichendeuter r Zeit. Gott in der Geſchichte zu ſuchen, den Fort-ritt des Glaubens an eine ſittliche Weltordnung in m geſchichtlichen Gange des Menſchengeſchlechts zu kennen, das hat vielleicht zu keiner Zeit mehr nothge-an als in der Gegenwart; und es iſt nur ein neuer eleg für den tiefen Seherblick, mit welchem ein Bun-n den Zuſtand und die Bedürfniſſe unſerer Zeit durch-aut, wenn er auf ſein mannhaftes Zeugniß für die iheit des Gewiſſens den Verſuch folgen läßt, die Ge-chte Gottes unter den Menſchenkindern zu erzählen. nn wahre Gewiſſensfreiheit iſt nur da, wo das Ge-ſen ſich zugleich gebunden weiß in Gott und in Gottes gem, in der Menſchengeſchichte ſich offenbarenden Willen.

Es mag uns verſtattet ſein, unſern Leſern einiges aus dem reichen Gedankenſchatze des Bunſen'ſchen Buchs mitzutheilen, nicht um ein eingehendes Referat über ſei-nen Inhalt zu geben, ſondern nur um durch einzelne Mittheilungen daraus zu eigenem Leſen begierig zu machen.

Das Werk, von dem jetzt die beiden erſten Bücher vorliegen, iſt im Ganzen auf ſechs Bücher berechnet. Das erſte enthält eine allgemeine Einleitung, das zweite und dritte ſoll das Gottesbewußtſein der vorchriſtlichen Völker ſchildern, der Hebräer einerſeits und der Hellenen andererſeits, das vierte das Gottesbewußtſein der chriſt-lichen Völker, das fünfte das Gottesbewußtſein als Wiſſenſchaft, das ſechste endlich wird die Grundzüge der Methode einer weltgeſchichtlichen Auffaſſung der Bi-bel darlegen.

Dem Ganzen geht eine Widmung „An Fürſten und Völker" voraus, welche in ſchwungvoller Sprache die Grundgedanken des Buchs entwickelt. Der Verfaſſer geht von jener Ahnung eines göttlich geordneten und Göttliches offenbarenden Ganges der Weltgeſchichte aus, welche die urſprüngliche göttliche Ausſtattung der Men-ſchen ſei.

Alle Völker, welche aus thieriſcher Dumpfheit erwachen und ſich über den Drang der Nothdurft erheben, tragen in ſich die Ahnung und den Glauben, es wohne der Menſchheit ein göttlicher Beruf ein, ſie habe ein göttliches Ziel vor ſich wie ein göttliches Beginnen hinter ſich. Wie die Erde, ein Stern unter Sternen, ſich im Aether um einen lichten und feſten Mittelpunkt bewegt und in immer regem Schwunge dieſem Lichte ihre Höhen und Thäler in geordneter Folge zuwendet, ſo bewegt ſich in der That nach dem allgemeinen Glauben der Völker die Menſchheit durch Nebel und Finſterniß hindurch in ſcheinbar ſich kreuzenden Bahnen um die unveränderliche Sonne einer ewigen Vernunft und Liebe. Aber nicht unbe-wußt, wie jene Geſtirne in ihrem Umſchwunge durch den Raum, vollbringt der Menſch ſeinen Gang durch die Zeit, ſon-dern als mitwiſſend. Er wird ſich bewußt des Gottes in ihm als des Guten: und dieſes heißt ſein Gewiſſen, das heißt ein Mitwiſſen von dem Gedanken jener ewigen Liebe und Ver-nunft, welchen die Menſchheit im Fortgange der Geſchlechter nach Stämmen und Völkern verwirklichen ſoll. Denn die Menſchheit iſt nicht allein das Gedicht, welches die Gottheit in ihrem ewigen Gedanken gedichtet und in der Zeit auseinander-gefaltet: ſie iſt auch ſelbſt der Dichter dieſer Entfaltung der göttlichen Idee in der Zeit. Die Menſchheit ſteht da als ein fortgehendes Opfer der göttlichen Weltordnung, aber auch als deren ewiges Prieſterthum. Bei dieſer Betrachtung des Gan-ges der Menſchheit durch die irdiſche Zeitlichkeit zeigen ſich dem Denker dunkle Thäler und nächtliche Tiefen voll Trüm-mer, Pfade voll Blut und voll Thränen. Da aber erſcheinen ihm auch ſtrahlende Gipfel, die von göttlichem Schaffen pran-gen, und Bergeshöhen ſteigen empor, die von Jubel erſchallen. Da erblicken wir, wenn auch nur in dem Schatten, welchen ihre Erſcheinung über die Erde geworfen, und in dem Grab-hügel, welchen dichtende Ueberlieferung ihnen geſetzt, die leuch-tenden Gipfelpunkte der Menſchheit: jene wahren Lichter, die göttliches Leben ſchaffen, weil ſie willig ſich für Wahrheit und Recht opfern, jene Geiſter, welche die wahren Leiter und Kö-nige der Menſchen ſind. Wir ſchauen, wie dieſe hellen Punkte das Licht, um welches ſie ſich bewegen, abſtrahlen in die dun-keln Thäler, in welchen zwiſchen Furcht und Hoffnung die Menge ihre Eintagsſorgen hütet. Dieſe erleuchteten Männer begeiſtern ihre Mitbrüder durch ihre Reden und ihre Lehren,

durch die Worte und Sinnbilder, in welchen ſie dieſelben ausprägten, und mehr noch durch Das, was aus ihrer Perſönlichkeit belebend ausſtrahlte. Sie führen den Reigen in dem Lobgeſange, mit welchem der Opferzug der Menſchheit über die Erde eilt. Dieſer Opferzug und dieſer Lobgeſang ſind das Epos der Weltgeſchichte.

Wie in der Natur, ſo wechſeln in der Geſchichte der Menſchheit Tag und Nacht, Licht und Schatten:

Der Einzelne ſtirbt, die Völker vergehen, aber aus dem Tode der Einzelnen wie aus dem Untergange der Völker ſprießt neues Leben hervor. Kein Leben anders als aus dem Tode und zum Tode, aber aller Tod zu höherm Leben, nach der ſittlichen Weltordnung, welche der Gedanke der ewigen Liebe iſt.

Unaufhaltſam ſchreitet ſo die Entwickelung des Menſchengeſchlechts zum Beſſern fort; der Weg führt über Grabeshügel und Leichenſteine hinweg und das Einzelleben wird oft der Geſammtheit zum Opfer gebracht. Aber doch iſt das Leben des Einzelnen etwas Größeres und Höheres als das Gras, welches heute blüht und morgen in den Ofen geworfen wird.

Alles Lebens erſte und deshalb unſterbliche Quelle iſt die bewußte Perſönlichkeit: der ſittliche Wille und die freie ſittliche That des einzelnen Menſchen muß das wahrhaft Bewegende in der Weltgeſchichte heißen. Dieſes perſönlichen Glaubens und Lebens Ziel aber iſt die Geſtaltung der Gemeinde, die Förderung des geſetzlichen Geſammtlebens als des Gottesreichs der Gerechtigkeit und der Vernunft. Seine Gewähr endlich kann nur die aufopfernde Liebe zu den Brüdern ſein, im treuen Glauben an die Menſchheit, das heißt an Gott in der Geſchichte. Denn jener Glaube iſt ein Wille und treibt Werke hervor nach dem Vorbilde der Schöpfung, welche aus dem Willen der ewigen Vernunft, dem Gegenſtande des Urglaubens der Menſchheit, hervorgegangen iſt.

Dieſer Glaube iſt unvergänglich wie die Werke, die er hervorrief. Was die edelſten Stämme zuerſt ſchaffen, es prägt ſich aus in einem ſittlichen Kosmos, der beſtimmt iſt, die ganze Menſchheit zu umfaſſen.

Aber wie unten in den Thälern die Fernſicht beengt wird, ſo wird der Einzelne, der nur einen geringen Theil der Geſammtentwickelung überſchaut, oft von bangen Zweifeln gequält, und dringender als je wirft jetzt die zerriſſene Menſchheit die Frage auf: Hat ſich dieſer Glaube wirklich bewährt?

Das Ende eines Weltalters ſcheint nahe zu ſein. Viele Wahrzeichen deuten darauf. Alles wirkt für ſein Gegentheil, und die Sprache der Uebereinkunft wird anmaßende Lüge. Die Selbſtſucht als Anarchie arbeitet für den Abſolutismus; die Selbſtſucht als übergeſetzliche (alſo außergeſetzliche) dynaſtiſche Herrſchaft arbeitet für die Anarchie. Zwiſchen beiden Dämonen droht die Menſchheit unterzugehen, und mit ihr die Bildung vieler Jahrtauſende. Dort übt man roheſte Gewaltthätigkeit im Lande der Freiheit und predigt Sklaverei, die Bibel in der einen Hand und das Mordmeſſer in der andern. Hier verkündet man Aberglauben und Prieſtergewalt im Namen des Evangeliums, ermahnt zum alten Glauben mit der Polizei zur Unterſtützung und mit Kerker im Hintergrunde. Innere Schäden ſollen geheilt werden durch verſtärkte Aeußerlichkeit des Kirchlichen. Unduldſamkeit heißt Siegel des chriſtlichen Staats, ja Verfolgung ein Zeugniß für den Ernſt proteſtantiſcher Geſinnung. Das Ungerechte wird nicht allein in Formeln gebracht, ſondern dieſe Formeln werden vergöttert. Die große Maſſe der denkenden Menſchen ſieht dieſem Allem

zu, ſcheinbar gebannt durch den Zauber der Luſt
bens Ziel und Preis und durch die Sucht nach
Arbeit, oder für kurze Zeit niedergedrückt durch
der Verzweiflung. Aber dumpfe Stimmen aus
Abgründen und die hellen Stimmen aus des Him
rufen Fürſten und Völkern zu: „Laßt euch warnen
keit übt, nicht verachtet die Gottheit!"

Allen Reichen der Erde iſt ein einiges
geſteckt, Reich Gottes und ſeines Chriſtus
und welche ſich dieſem göttlichen Gebote entzi
untergehen zu ſeines Reiches Förderung. Es
daß auch den gegenwärtig beſtehenden Reich
Schickſal bevorſteht, wenn ſie die vernehmlich
gehenden Warnungsſtimmen nicht hören.

Aber kommt die Zerſtörung wirklich über uns
auch neues Leben mit ihr, aus ihr. Die Menſch
Freiheit berufen, aber der Weg dahin geht nu
ſchränkung und Verleugnung des Selbſt, durch
Maßes und durch Achtung vor dem Rechte der
der Brüder. Dadurch allein bewährt ſich auch de
die göttliche Weltordnung, an Gott und an das
auf der Erde. Und dieſer Glaube macht ſelig.
bedingtes Recht anſpricht, gegenüber Andern oder d
heit, ſetzt ſich wider Gott. Er kommt nicht ins
ſondern ins Gericht: er iſt dem Verhängniß verf
oder Volk.

Die Weltgeſchichte iſt die große Lehrm
Völker, wennſchon ihre Lehren meiſt unbe
hallen. In ihrem Gange offenbaren ſich
Geſetze, nach welchen die göttliche Liebe die
regiert. Die Propheten dieſer Geſetze ſind
in denen das Gottesbewußtſein eine Macht g
über das Leben der Einzelnen wie der G
Dem Fortſchritte dieſes Gottesbewußtſeins nac
den tiefen Sinn der Weltgeſchichte ſelbſt eröff

Der Verſuch, eine göttliche Geſetzmäßigkei
ſchehens wie in der äußern Natur, ſo auch i
ſtigen Kosmos in der Menſchheitsgeſchichte na
iſt nicht neu. Im Grunde beruht hierauf
ſophiſche Denken von Anbeginn, und die neu
Speculation von Leibniz an hat ſich dieſe A
beſonderer Klarheit zum Bewußtſein gebrac
die bisherigen Bemühungen geſcheitert ſind, ſ
Schuld nicht an der Unvollziehbarkeit der Auf
ſondern an den unzureichenden Mitteln, mit
bisher eine Löſung erſtrebte. Die philoſophiſch
tion bis Hegel hat unmittelbar aus ſich ſe
abſtracte Formeln und Begriffe das Reich de
keit zu bewältigen verſucht, ohne zu bedenken
Erkenntniß des Wirklichen auf Erfahrung ſi
Die philologiſch-hiſtoriſche Behandlung hat
atomiſtiſche Maſſe des empiriſchen Stoffs ve
fehlte der Ariadnefaden der Speculation, der
die Labyrinthe der Einzelthatſachen hindurch
Beide für ſich allein ſind alſo unzureichend
des Problems, und es iſt ein großes und
Wort, welches Bunſen ausſpricht, daß nur i
bindung der Speculation und der philologiſch
lichen Forſchung, des idealen und des rea

des Geiſtes die Aufgabe der Zeit gelöſt werden
die keineswegs in einer Verzichtleiſtung auf die
ition, ſondern in ihrer Fortbildung zur Philoſo-
: Weltgeſchichte beruhe. Man klagt, daß es mit
iloſophie zu Ende ſei, weil ſie ſeit Hegel kein
netaphyſiſches Syſtem von epochemachender Bedeu-
ervorgebracht; die Wahrheit iſt, daß in unſerer
ition jener große Wendepunkt, den der Verfaſſer
nd bezeichnet, bereits eingetreten iſt. Mit klarem
ſein hat die Philoſophie ſeit den letzten Jahr-
eine neue Bahn betreten, indem ſie die Rich-
if die Wirklichkeit und die Geſchichte eingeſchlagen
)amit aber die angeſtrebte Wiſſenſchaft der Ge-
der Menſchheit ſicher begründet werde, bedarf es
ngekehrt der Aufnahme der Kategorien des Den-
die Erforſchung der Wirklichkeit; und erſt wenn
)en Polen der Erkenntniß aus, dem der Specu-
ind dem der Kunde der Thatſachen, die Philo-
er Weltgeſchichte gleichmäßig vorbereitet iſt, wer-
e organiſch verbunden, damit eine wahrhaft weltge-
he Erkenntniß daraus hervorgehe. Die Aufgabe
loſophiſchen Arbeit iſt daher, wie der Verfaſſer
g bezeichnet, die Auffindung und Darſtellung der
der Entwickelung des Geiſtes in der Weltge-
die philologiſch-geſchichtliche Arbeit dagegen hat
n nächſten Gegenſtande die Erforſchung der That-
der Weltgeſchichte, wie ſich dieſelbe namentlich
„zwei bildenden Zweigen des Menſchenſchlechts",
iſchen und dem ſemitiſchen Stamme entwickelt
elche bisher faſt ausſchließlich die Menſchheit ge-
aben.

ttelpunkt der ariſchen Entwickelung iſt und bleibt, ſo-
ſenſchaftlich wie als erziehendes Bildungsmittel, das
römiſche Alterthum, Sprache, Schriftthum und Denk-
er beiden claſſiſchen Völker. Denn dieſe helleniſch-
Bildung iſt die eine unzerſtörbare Grundlage der Bil-
m Geſittung der Neuen Welt und ihr Verſtändniß
läßliche Bedingung des Verſtändniſſes unſerer Zuſtände.
von abgeſehen iſt ſie etwas Einziges dadurch, daß ſie
kuſter des Schönen und Vollkommenen oder Claſſi-
bietet.

zegen hat nun der andere Zweig, die ſemitiſche
, ſeinen Mittelpunkt in der bibliſchen Forſchung:

n die Bibel enthält nicht allein die Urkunden der bei-
gionen der gebildeten Welt, des Judenthums und des
hums, ſondern gewiſſermaßen auch des Islams, als
e von den wirklichen Anfängen des Menſchengeſchlechts
Fortbildung vom Mittelpunkte des Glaubens an den
Dieſe Fortbildung und Neugeſtaltung durch Abra-
Moſes und Chriſtus iſt aber die Grundlage der drei
gionen, wenngleich ſie nur in dem Buche der Chriſten
ig und rein erſcheint. So iſt denn die Bibel nicht
enbürtig den claſſiſchen Urkunden als menſchliches Bil-
ttel, ſondern ſie ſteht auch mit dem innerſten geiſtigen
ein der Zeit in nächſter Verbindung. Die Philologie
türlich die Bibel nicht anders behandeln denn als Theil
tgeſchichte; und wer dieſes Wort richtig verſteht, ſieht
dadurch allein der Glaube an die Wahrheit der in
altenen Offenbarung des Göttlichen beurkundet wird;
s geſchichtlich Wahre muß geſchehen ſein, um wirklich
lich zu heißen. Die ſcholaſtiſche Anſicht behandelt umgekehrt, wie die ganze Geſchichte, ſo insbeſondere die bibliſche, als wäre ſie nicht geſchehen, alſo nicht wahr.

Durch Verbindung der ſemitiſchen und ariſchen Thatſachen iſt ſodann, wie der Verfaſſer weiter zeigt, eine möglichſt weltgeſchichtliche Behandlung anzuſtreben; die letzte Form aber der alſo vorbereiteten Wiſſenſchaft der Weltgeſchichte iſt

die Darſtellung des Entwickelungsgangs des menſchlichen Geiſtes ſelbſt, geſchichtlich in der Form, philoſophiſch in der Ausführung.

Auf dieſem geſchichtlichen Wege hofft der Verfaſſer nun endlich auch zur Löſung jenes großen Problems zu gelangen, das er an die Spitze ſeiner Arbeit geſtellt hat. Er hofft den Beweis führen zu können, daß ſich nach den uns vorliegenden Thatſachen der Glaube an eine ſittliche Weltordnung wirklich in der Geſchichte bewähre, daß die Erſcheinungen dieſes Gottesbewußtſeins eine organiſche Entwickelungsreihe bilden, deren Gipfel das im Evangelium offenbarte Chriſtenthum ſei. Iſt aber das Chriſtenthum wirklich die Weltreligion, ſo muß die Erkenntniß und Darſtellung der in ihm offenbarten Lehren als Vernunftwahrheiten das Ziel der Philoſophie des Geiſtes, ihre Verwirklichung aber als ſolcher im Staate der Endpunkt der Offenbarung in der Geſchichte ſein. Hiermit fällt die Scheidewand zwiſchen Geſchichte und Offenbarung, zwiſchen Vernunft und Glauben,

aber es erſteht im niegeſehenen Glanze die älteſte Wahrheit, und es treten zum erſten male in ihrer vollen göttlichen Geltung hervor vier ewige Wirklichkeiten. Erſtlich Chriſtus, als perſönliche Verwirklichung der Idee der Menſchheit. Zweitens die ſittlich-vernünftige Perſönlichkeit, als die Gott ſich verantwortlich wiſſende Trägerin des religiöſen Bewußtſeins. Drittens die organiſch nach Synoden und Völkern ſich geſtaltende Gemeinde, alſo im höchſten Ausdrucke die Menſchheit als Trägerin der Verwirklichung und als Richterin. Viertens die Bibel als die göttliche Gegenſtändlichkeit des perſönlichen und des gemeindlichen Bewußtſeins, als der Spiegel der Weltgeſchichte und im höchſten Sinne Gottes Wort an die Menſchheit.

Wir müſſen es unſern Leſern ſelbſt überlaſſen, der Entwickelung des Verfaſſers im Einzelnen zu folgen. Ueberall weiß er in der anziehendſten Form ſeine wiſſenſchaftlichen Forſchungen in die lebendigſte Beziehung zur Gegenwart und ihren brennenden Fragen zu ſetzen. Beſonders reich an ſolchen Seitenblicken iſt der Abſchnitt des erſten Buchs, in welchem er die Methode der weltgeſchichtlichen Betrachtung des Gottesbewußtſeins in der Entwickelung der Menſchheit erörtert. Treffend weiß er hier die Unzulänglichkeit nicht blos des atheiſtiſchen, ſondern auch des abſtract deiſtiſchen und des pantheiſtiſchen Syſtems zur Erklärung der ſittlichen Thatſachen im Leben der Einzelnen wie der Völker zu zeigen, aber ebenſo entſchieden fertigt er Diejenigen ab, die, weil die philoſophiſche Speculation für ſich allein eine Wiſſenſchaft der Weltgeſchichte nicht zu begründen vermag, überhaupt allem philoſophiſchen Beſtreben den Rücken kehren.

Alles was ſich in Europa auf dem Gebiete des Gedankens zu weltgeſchichtlicher Bedeutung ausgebildet, ſeit dem Wiederaufleben der europäiſchen Menſchheit aus dem Morde und dem Jammer, aus dem Truge und dem Unrecht des 17.

Jahrhunderts, gehört einzig jener großen und tugendhaften Anſtrengung der Vernunft zu, deren Anfänge die Bayle und Voltaire verneinten und verſpotteten, und deren Fortgang im proteſtantiſchen Deutſchland die Götze und Wöllner des vorigen Jahrhunderts ebenſo heftig verketzerten und verfolgten als die Stahl und Hengſtenberg unſerer Tage.

Treffend und ſchön iſt der jenen Läſterungen der Vernunft gegenüber geführte Nachweis, wie alle Gewißheit für den Menſchen auf Vernunft und Gewiſſen ſich gründe, auf jene zwei Factoren, die in der Wurzel eins, die bewußte ſittlich-vernünftige Perſönlichkeit ausmachen. Die beiden Ausgangspunkte oder Pole des Selbſtbewußtſeins aber, zwiſchen welche die Perſönlichkeit hineingeſtellt iſt, ſind das Gottesbewußtſein und das Weltbewußtſein: das Bewußtſein des ewigen Gedankens und Willens, aus welchem die in Zeit und Raum ſich entwickelnden Dinge hervorgegangen ſind, und das Bewußtſein der menſchlich-geſchichtlichen Wirklichkeit, oder der endlichen zeitlichen Erſcheinungsformen der göttlichen Gedanken. Wie aber Unendliches und Endliches nur durcheinander erkannt werden, ſo ſetzen ſich das Gottesbewußtſein und das Weltbewußtſein gegenſeitig voraus. Das volle Gottesbewußtſein iſt das Bewußtſein Gottes in der Geſchichte der Menſchheit, wie es ſich bald als unmittelbarer Glaube, bald als dialektiſch vermitteltes Wiſſen offenbart. Die Ordnung ſelbſt aber, durch welche ſich die menſchlichen Dinge entwickeln, iſt die ſittliche Ordnung, und auf dem Glauben an ſie, der ſo alt iſt wie die Menſchheit ſelbſt, ruht alle geoffenbarte, d. h. alle geſchichtlich durch die Erfahrung und Lehre der Gottesmänner der Vernunft und des Gewiſſens vermittelte Religion. Wenn anders der Völker Grundannahme wahr iſt, ſo muß die fortſchreitende Verwirklichung des Göttlichen, d. h. des ewigen Gedankens der Menſchheit, das Leitende ſein in der Weltgeſchichte.

Der Fortſchritt der Menſchheit wird darin beſtehen, daß das im Endlichen werdende und treibende Ewige, das wahrhaft Menſchheitliche, aus dem Gedanken, dem Schaffen und dem Leben Einzelner in das Leben der Völker übergehe und zuletzt Eigenthum der Menſchheit werde.

Alles weltgeſchichtliche Leben aber entwickelt ſich aus der Wechſelwirkung der Perſönlichkeit und der Geſammtheit. Vom Einzelnen geht es aus und wird von der Geſammtheit verarbeitet. Die Perſönlichkeit iſt der Hebel der Weltgeſchichte, aber nur ſofern ſie auf ihr Selbſt verzichtet und durch aufopfernde Hingabe an das Allgemeine die Darſtellung der göttlichen Liebe im Endlichen wird. Das Individuell-Beſchränkte muß untergehen, damit das Menſchheitliche ſich frei entwickele. Aber die Reihenfolge der zu weltgeſchichtlicher Entwickelung gediehenen Offenbarungen der Menſchheitsidee wird durch eine fortſchreitende Reihe von ſchöpferiſchen und lebenerzeugenden Perſönlichkeiten gebildet, bis endlich einmal eine Perſönlichkeit kommt, die nicht blos dieſe oder jene göttliche Eigenſchaft, ſondern den ewigen Gedanken und den liebenden Willen Gottes ſelbſt in ſich darſtellt, innerhalb der ihr geſteckten Schranken der Endlichkeit: nicht für Stamm oder Volk, ſondern für die Menſchheit. Eine
ſolche Perſönlichkeit kann dann nicht wieder a
höhere hinweiſen, ſondern nur auf die Geſammth

Die weltgeſchichtliche Betrachtung zeigt nun,
dem Menſchengeſchlechte inwohnende Trieb, ſein
bewußtſein in der Gemeinſchaft zu bethätigen,
ſchiedenen Völkern in verſchiedener Weiſe ſich of

Ein Theil der Völker verſenkt ſich mit bewunder
diger Tiefe in die Gedanken der darzuſtellenden Urſa
des Weltlaufs. Dieſes thun in dem erſten Weltalter die
tiefſinniger und poetiſcher Mythologien, indem ſie den
ken des Gottesbewußtſeins ins Gewand perſönlichen
und Leidens der Kräfte kleiden, welche in den Naturerſ
gen wirkſam gedacht werden. Ein anderer Theil ge
ſowol auf das bunte Spiel der Erſcheinungen in de
hin, als auf die Darſtellung des Ethiſchen, des ſittli
bens des Geiſtes mit der Gottheit. In dem zweiten
erſcheinen die Völker der erſten Art vorzugsweiſe als
gen, welche in Kunſt und Schriftthum und Wiſſenſch
Weltbewußtſein offenbaren und menſchheitlich auspräg
Völker der zweiten Gattung als diejenigen, welche da
ſche ausbilden im Staate, als Recht und Ordnung
ſtellen nach ihrer Art den Naturkosmos dar, dieſe de
geiſtigen; jene ſtrahlen in der Erkenntniß, dieſe glänze
praktiſchen Verwirklichung.

Die weltgeſchichtlichen Träger der Menſch
unter den Völkern ſind die Hebräer im erſten, die
nen im zweiten, die Deutſchen im dritten W
aber in jedem der drei Weltalter ſtehen den drei
des weltgeſchichtlichen Gedankens wieder drei Le
weltgeſchichtlichen That gegenüber.

Den ſemitiſchen Hebräern gehen zur Seite in der
folge ihrer nationalen Entwickelung die Zoroaſtriſchen
zuerſt die Bakterer, dann Meder und Perſer; der Se
wird erſt überwiegend That im Ausläufer der ſemitiſche
anſchauung, dem welterobernden arabiſchen Mohammeda
Den geiſtſchaffenden und Freiheit rettenden Hellenen ſt
Seite die geſetzlich ordnenden und weltherrſchenden Röm
Deutſchen endlich zuerſt die verwandten Romanen, d
ſtammverbrüderten Engländer.

Hierbei glaubt der Verfaſſer noch eine ander
würdige Beobachtung hervorheben zu müſſen:

Alle Träger des Gedankens ſind Bundesvölker
alle Träger der That Völker des Einheitsſtaats, nac
weltgeſchichtlichen Gegenſatz, welcher ſeine Löſung nur i
ren Bundesſtaate haben kann.

Das Gottesbewußtſein als fromme Weltanſc
in ſeiner Urſprünglichkeit und Fülle findet ſich a
det bei den Hebräern, Hellenen und Germanen; di
loſophie der Weltgeſchichte aber iſt

als ein göttlicher Same empfangen von der helleniſchen
menſchheitlich geboren im Chriſtenthume aus herbem j
Kerne, gepflegt vorzugsweiſe vom germaniſchen Geiſte.

Alle verſchiedenen Strahlen des weltgeſchichtlic
bens der Völker laufen aber in einem großen
punkte, dem Chriſtenthume, zuſammen.

Das Chriſtenthum gab den Auserwählten unter d
kern der Alten Welt den Gedanken und das Gefühl de
ungetheilten Menſchheit wieder. Dadurch ward es ein
in welchem die Weltgeſchichte ſich abſpiegeln kann als d
mos der bunten und anſcheinend wirren Bewegung der
und als der Einklang des miſtönenden Widerſtreits ih
ſchicke. Das Chriſtenthum fand den Juden menſchen

Verbindung des Göttlichen und Menſchlichen, alſo der
ung abgeneigt; den Hellenen verſunken in der Ver-
ſeines Schönheitsſinnes und ſeines Wiſſens; den
rſtarrt in verachtendem Stolze der Selbſtſucht. Erſt
es ſie alle in der Nacht der Katakomben als Brüder
und im offen-geheimen Bunde für die Freiheit des
ſten Geiſtes als Gotteskinder geweiht hatte, durch
welche auf dem Grunde des dankerfüllten Glaubens
lbſtaufopfernde göttliche Liebe ruhten, erwachte in na-
ger Urkraft der germaniſche Geiſt zum erſten Gefühle
n Menſchheit. Er nahm jenen Glauben kindlich an
ete in dieſem Glauben ein chriſtliches Staatsleben:
eutſche Leben in den Städten befreite dieſen Staat
Verpuppung des Lehnweſens. Der ſo geſtärkte Geiſt
zu weltgeſchichtlichem Bewußtſein durch zwei große
: die Erhebung der Aſtrologie zur Aſtronomie und
ndmachung durch die kirchliche Reformation des 16.
erts. Die Aſtronomie gab ihm das Bewußtſein, daß
der Theil eines Ganzen ſei, welches ſich nach gleichen
bewege und erhalte; die Reformation, daß es keinen
t als im Gewiſſen und kein Gewiſſen ohne ſittliche
antwortlichkeit des perſönlich Gläubigen. Aber mün-
dieſer Geiſt erſt durch die weltgeſchichtlich-philoſophiſche
ng des Geſchehenen und die geſchichtliche Betrachtung
chen über ſich ſelbſt und über die ewigen Geſetze ſeiner
ung. . . . Die Philoſophie der Weltgeſchichte als Wiſ-
iſt erſt zu Anfang des 18. Jahrhunderts entſtanden
t faſt ausſchließlich von Deutſchen gepflegt, von Leib-
rch Leſſing und Kant, durch Herder und zuletzt durch
und Hegel. Die Verwirklichung in der freien re-
Sitte und Gemeinde und im freien Staate gehört den
n und in höherm Maßſtabe dem angelſächſiſch-britiſchen
Der wahre chriſtliche Staat iſt die im Volksgefühle
Verwirklichung der göttlichen Idee von Gerechtigkeit
heit.

der Mitte zwiſchen dem vorchriſtlichen und nach-
n Weltbewußtſein ſteht die göttliche Perſönlich-
von Nazareth,

Wirkung der Alten Welt, ſondern als ihre Erfüllung,
Verkündigung der Neuen, ſondern als ihr blei-
bild und als Lebensquell der Menſchheit durch den

Buch der Menſchheit aber iſt die Bibel,

pfel und Schlußpunkt Chriſtus und die Stiftung ſei-
einde ſind. So wenig die Bibel als Jeſus von Na-
lbſt haben ihr innerſtes Weſen in der jüdiſchen Be-
, in welcher ſie ſich bewegen, ſondern in dem Rein-
en. Perſönlich ſtellte ſich dieſes in höchſter Vollen-
in „des Menſchen Sohn", volksthümlich aber war
e ganze Menſchheit vorgebildet in dem Kerne des
n Gottesbewußtſeins.

Bibel heißt „das Buch", „die Schrift", denn
as Buch der Menſchheit, welche Gottes eigene
e iſt.

er Gemeinde und aus der Gemeinde iſt es entſtan-
Menſchheit gehört es, als der großen allgemeinen
über die Erde und durch die Jahrhunderte. Die
n dieſes Buchs ſind Gottes Wort an die Menſchheit.
ein Wort in Knechtsgeſtalt; aber ſo iſt alles Gött-
über die Erde zieht, ſo iſt die Gottheit ſelbſt, als
danke ebenbürtigen Seins in der Welt. Allerdings
von Trümmern, aber in dieſen Trümmern weht ein
Geiſt. Allerdings ein Buch in armer Rede, aber
, die nicht vergehen, weil jedes Menſchenherz ihnen
ibt. Ein Buch voller Jahrtauſende, voll ſcheinbarer
he, wie die Natur und der Menſch und die Geſchichte
unſers Geſchlechts; aber immer jung und in ſich eins durch die Einheit des Geiſtes, aus welchem es hervorgegangen, gerade wie die Schöpfung in ſich eine iſt, mit allen ihren Gegenſätzen, ja eben durch alle ihre Gegenſätze. Ein Buch der Weiſen und doch jedem Kinde verſtändlich, wie Gottes Natur, nämlich nach dem Maße ſeines Verſtändniſſes; ein Buch, verfaßt in todten Sprachen und doch ewig lebend in den Zungen der Völker.

Dies iſt das Buch, welches durch die Wahrheit ſeines einzigen Gottesbewußtſeins das Weltbewußtſein der Menſchen viele Jahrhunderte hindurch beherrſcht hat. Hervorgegangen aus der lebendigen Gemeinde, d. h. aus dem gotterfüllten Geiſte der menſchlichen Gemeinſchaft, legt es Zeugniß ab für das von den Urvätern geahnte, geweiſſagte und verkündigte Gottesreich auf Erden, und wirkt ſo ſelbſt wieder Gemeinſchaft ſtiftend und Gemeinſchaft erhaltend. Die chriſtliche Gemeinde wurde geboren aus dem Geiſte, welcher ihr die Schrift gab und offenbarte, und in dieſer Gemeinde ward die Bibel vollendet. Mit den Schriften des Alten Teſtaments und ihrem Schlüſſel, der Heilsbotſchaft Chriſti, trat die Gemeinde in die Welt; die Bibel in der Hand hat die Gemeinde die Alte Welt zu höherm Leben verklärt, das heidniſche Weltreich überwunden. Die ganze chriſtliche Weltanſchauung mit ihrer Geſittung, Kunſt und Wiſſenſchaft iſt aus der Bibel hervorgegangen; ſelbſt die bürgerliche Freiheit iſt auf ſie gegründet, und nur wo die Bibel Volks- und Handbuch iſt, iſt Freiheit als Volkseigenthum zu Hauſe. Nirgends tritt dies deutlicher hervor als in der Zeit der Reformation und in der durch ſie eingetretenen Umgeſtaltung des Völkerlebens.

Was iſt aus den edeln Völkern und reichen Ländern geworden, in welchen die Bibel unterdrückt, und aus den mächtigen Staaten und ſtolzen Dynaſtien, von welchen die Reformation im Blute ihrer Bekenner ertränkt wurde? Was dagegen aus den Gemeinden, welche im Glauben an das Gotteswort, das die Bibel gibt, ihre bürgerliche Freiheit erkämpften und behaupteten? Sind nicht ſie es allein, aus welchen innerhalb der letzten drei Jahrhunderte die freie Geſittung, die erneuerte bürgerliche Geſellſchaft, die erhaltend und beſſernd fortſchreitende ſtaatliche Ordnung hervorgegangen iſt? So ſchon im 16. Jahrhundert die freien Niederlande, ſo im 17. England und Schottland und Preußen und jene großen Pilgerväter der Neuen Welt, welche über das Weltmeer zogen, um das Gottesreich zu pflanzen, als Wurzel ihres gemeinſamen Lebens, und welche die Gründer eines der freieſten und mächtigſten Völker der Erde geworden und noch die eigentliche Seele des Reichs jenſeit der Meere ſind. Und wo ſuchen in unſern Tagen die Völker Südeuropas den wahren Grund und Boden für ihre Freiheit als im Evangelium? wo anders als in der Bibel, welche ihnen mit ihrer bürgerlichen Freiheit genommen iſt?

Auch in Deutſchland iſt Alles, was ſich in Sprache und Schriftthum, in gemeindlicher Freiheit und Wiſſenſchaft lebenskräftig erwieſen hat, aus der Bibel hervorgegangen.

Ruht die Einheit unſers Schriftthums nicht auf Luther's Bibel? die Ununterbrochenheit unſerer Poeſie nicht auf dem geiſtlichen Liede und dem durch ſie wiedergeborenen und veredelten Volksliede? Ja, die geſammte geiſtige und ſittliche Weltanſchauung, welche die breiteſte und ſicherſte und die echtvolksthümliche Grundlage unſerer Philoſophie und geſchicht-

lichen Forſchung und Wiſſenſchaft iſt, woraus fließt ſie anders als aus jener ſittlichen Selbſtändigkeit, aus jenem Gefühl der perſönlichen Selbſtverantwortlichkeit des Menſchen, aus jenem Bewußtſein der Unmittelbarkeit des Verhältniſſes zu Gott? Und was iſt dieſes Bewußtſein Anderes als die Weltanſchauung, welche durch alle Theile der bibliſchen Geſchichte geht und in Chriſtus und ſeinem Evangelium ihre höchſte Spitze und allgemeinſte Bewährung hat?

Der Grund dieſer weltgeſchichtlichen Bedeutung der Bibel iſt ſonach kein anderer als der, daß ihr Grundton das Reinmenſchliche und das unmittelbare Verhältniß des ſittlichen Geiſtes zu Gott iſt. Sie redet unſere innerſte Sprache, aber ſie redet ſie gegenſtändlich, indem ſie Das, worauf der Glaube und die Hoffnung der Völker beruht, als ein Geſchehenes und Geſchehendes verkündigt. Jene ſittliche Weltordnung, welche das Geſetz unſers eigenen Daſeins, der Grund unſerer Beruhigung und Seligkeit iſt, ſie wird von der Bibel als das Grundgeſetz der Menſchheit gepredigt, ihr Inhalt iſt ein fortgehendes Zeugniß von jenem immer weiter ſich verbreitenden Gottesreiche, durch welches der ewige Gedanke der Schöpfung verwirklicht wird. Freilich trägt, wie Bunſen ausdrücklich betont, auch die Bibel den Charakter des Endlichen und alles Zeitlichen an ſich, und Alles was ſie ſeit 1400 Jahren über ihre buchſtäbliche Eingebung geſchrieben und verordnet haben und jetzt wieder ſchreiben und verordnen, beruht auf Täuſchung und gröblicher Mishandlung des Buchſtabens. Um recht verſtanden zu werden, muß die Sprache der Bibel vielmehr ſelbſt in unſere Redeweiſe — aus dem Semitiſchen ins Japhetitiſche, wie es Bunſen anderwärts ausgedrückt hat — überſetzt werden, ſodaß ſie zugleich zu unſerer Vernunft und unſerm gegenwärtigen Bewußtſein von geiſtigen Dingen rede. Aber damit wird ihr Inhalt nicht ſelbſt zu etwas Zufälligem und Vergänglichem, denn eben das iſt ja das Weſentliche des Geiſtes, ſich im Endlichen und Zeitlichen zur Erſcheinung zu bringen, nicht zufällig, ſondern nach ewigen Entwickelungsgeſetzen.

Auf dieſen Standpunkt der Schriftbetrachtung muß man ſich mit dem Verfaſſer erheben; aber dann wird die Bibel auch wirklich für uns der Schlüſſel ſein zum Verſtändniß der Weltgeſchichte.

Den Anfang einer ſolchen wahrhaft weltgeſchichtlichen Behandlung der Schrift hat Bunſen im zweiten Buche ſeines Werks gemacht, welches das Gottesbewußtſein unter den Hebräern darſtellt. In einer Reihe großer geſchichtlicher Bilder führt er uns den Entwickelungsgang vor, den der Glaube an die göttliche Weltregierung im iſraelitiſchen Volke genommen hat, ein Entwickelungsgang, der mit der Geſchichte dieſes Volks ſelbſt und ſeiner heiligen Literatur zuſammenfällt. Nach der Darſtellung des Verfaſſers knüpft ſich der Fortſchritt des hebräiſchen Gottesbewußtſeins an vier leitende Perſönlichkeiten: an Abraham den Gottesfreund, Moſes den Geſetzgeber und Propheten, Elias den Seher und Volksführer und Jeremias den Propheten des ſinkenden und fallenden Reichs. Ueberall ſucht der Verfaſſer durch die Nebelhüllen, mit welchen die dichtende Sage jene Perſönlichkeiten umgeben hat, zu dem urſprüngl
ihrer Lebensgeſchichte hindurchzudringen. In v
Abſchnitten werden dann die leitenden Ideen d
tiſchen Weltanſchauung, die Weltanſchauung
men, das Gottesbewußtſein der Hebräer im E
in der Weltweisheit, endlich die hebräiſche Welt
in den letzten beiden Jahrhunderten vor Chriſ
ſtellt. Den Schluß des Ganzen bilden ein
führungen oder hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchu
eine Anzahl ſtreitiger Punkte der hebräiſchen
geſchichte, ſämmtlich von hohem Intereſſe un
geiſtvollen Winken für weitere Forſchung, wenn
Ergebniſſe, namentlich auch in chronologiſcher
ſchwerlich allenthalben ſich Eingang zu verſ
Stande ſein werden.

Wir müſſen es bei dieſer flüchtigen Skizze
laſſen, hoffen aber, daß recht viele unſerer
durch die wenigen Mittheilungen, die wir zu
Stande waren, ſich zu eigener Beſchäftigung
ebenſo inhaltreichen als anziehenden Buche
fühlen werden. Bunſen's „Gott in der Geſ
ein Erbauungsbuch im edelſten Sinne des Wo
es darum auch recht vielen in unſerer zerri
beängſtigten Gemüthern Troſt und Beruhigun
und ſo an ſeinem Theile ein Bauſtein werden
bau jener großen Gottesgemeinde, die ihrem H
mit knechtiſcher Unterwerfung unter die Satzu
entgeiſteten Prieſterkaſte, ſondern mit jenem
freudigen Glauben zu dienen bereit iſt, wie
und Geſchichte verkündigen und Vernunft unt
durch ihr Ja und Amen bekräftigen.

Der braunſchweigiſche General Freih
Riedeſel.

Leben und Wirken des herzoglich braunſchweigiſch
lieutenants Friedrich Adolf Riedeſel, Freiherrn
Nebſt vielen Originalcorreſpondenzen und hiſtori
ſtücken aus dem Siebenjährigen Kriege, dem
kaniſchen Freiheitskampfe und dem franzöſiſchen
kriege. Von Max von Eelking. Drei B
Riedeſel's Porträt und einer Ueberſicht des Krieg
in Nordamerika. Leipzig, O. Wigand. 1856. Gr

Der Name des Freiherrn von Riedeſel, deſſen
Wirken der Gegenſtand des vorliegenden Buchs iſt,
Ausnahme derjenigen, welche ſich ſpeciell mit der
der Geſchichte des Siebenjährigen Kriegs und des
kaniſchen Freiheitskampfs beſchäftigt haben, nur wen
d. Bl. und noch weniger dem deutſchen Leſepub
haupt bekannt ſein. Dagegen iſt vielleicht ſchon
jenem die Reiſebeſchreibung ſeiner Gemahlin, der
von Riedeſel, welche 1801 bereits eine zweite Au
dem Titel „Die Berufsreiſe nach Amerika" erleb
eine ziemlich wichtige Erſcheinung in unſerer deutſ
tur betrachtet werden darf, in die Hände gefallen.
erregte damals in der gebildeten Leſewelt mit Re
nes Aufſehen und wurde ſchnell hintereinander in m
Sprachen überſetzt. Neuerdings hat uns beſonder
ton Irving in ſeinem „Life of George Washingt
wieder in Erinnerung gebracht und ihm nament
zuletzt erſchienenen dritten Theile der genannten
welcher unter Anderm auch die Expedition Bour

ie unter den eigenen Augen der Freiherrin während
: die engliſche Armee und die engliſche Herrſchaft in
ſo verhängnißvollen Feldzugs von 1777 vorgefallenen
igniſſe behandelt, eine Reihe der intereſſanteſten Schil-
entlehnt, welche den ſchon an ſich nicht wenig ro-
n Eindruck jener Partie des nordamerikaniſchen Frei-
)fs ungemein erhöhen. Auch der Herausgeber des
Beſprechung vorliegenden Buchs hat natürlich daraus
, und nichts ist vielleicht geeigneter den geringen
iner Leiſtung zu charakteriſiren als der Umſtand, daß
ie dem Werke der Freiherrin entlehnten Stellen die
ſten und lebhafteſten Detailſchilderungen der ganzen
ie enthalten.
Freiherr von Riedeſel wurde 1738 auf dem der Fa-
)örigen Schloſſe Lauterbach in Rheinheſſen geboren.
n funfzehnten Lebensjahre bezog er, durch einen be-
n Dorfpfarrer ſoweit vorgebildet, daß er nothdürftig
konnte und nebenbei einige lateiniſche Brocken gelernt
Univerſität zu Marburg, um hier juriſtiſche Collegia
In Marburg lag damals ein heſſiſches Infanterie-
in Garniſon, mit deſſen commandirendem Major Ried-
aus leichtbegreiflichen Gründen mehr auf dem Exercir-
Zuſchauer denn im Colleg als Zuhörer zu finden
anntſchaft machte. Dieſer beredete ihn unter dem er-
Vorgeben, daß er an ſeinen Vater geſchrieben und
ie Einwilligung dazu ertheilt habe, zum Eintritt in
npagnie. Man ſieht hieraus, daß man zu jener Zeit
Anwerben junger Offiziere in manchen Fällen nicht
after verfuhr als mit dem gemeiner Rekruten. Der
von Heſſen gab damals mehre ſeiner Regimenter in
Sold; unter dieſen befand ſich auch das marburger
, bei dem Riedeſel als Fahnenjunker ſtand. Wäh-
es Aufenthalts in England hatte der junge Offizier
eit, ſich verhältnißmäßig mehr auszubilden, als dies zu
n heſſiſchem Garniſondienſte, möglich geweſen wäre,
nd, der nicht wenig zu ſeiner ſpätern ſchnellen Be-
beitrug. Als nämlich ſein Regiment 1757 nach
nd zurückkehrte, ward er dem Herzog Ferdinand von
weig als eine Art von Ordonnanzoffizier zugetheilt.
kannte ſeine Talente, ſeine Thätigkeit und Zuverläſſig-
ſchenkte ihm bald ſein ganzes Vertrauen. Seiner
ng hatte er es auch zu verdanken, daß ihn der Land-
h der Schlacht bei Minden (1759) ſogleich vom Fähn-
Huſarenrittmeiſter ernannte; doch blieb er auch in
genſchaft fortwährend im Hauptquartiere, wo ihn der
n den wichtigſten Dienſten verwendete. Bald darauf
das Commando über eine Abtheilung preußiſcher Hu-
deren Spitze er ſich ſo auszeichnete, daß ſogar Fried-
ich bewogen fand, ihm eine Capitänsſtelle in ſeiner
zubieten, was jedoch Riedeſel ausſchlug. Im Jahre
ſeinem Landesherrn beim Avancement übergangen,
uf Anrathen des Herzogs aus den heſſiſchen Dienſten
elt auf deſſen Verwendung ein braunſchweigiſches
tenantspatent mit dem Commando über ein ſchönes
egiment, das er in dieſem ſowie in dem Feldzuge des
Jahres, bald unter dem General Spörken, bald un-
lten Luckner, bald unter dem Erbprinzen von Braun-
bald unter den Generalen Wutgenau, Lord Granby
Cavendiſh, bald in mehr ſelbſtändiger Stellung, zur
Zufriedenheit des Herzogs führte. Noch zum Schluſſe
es 1762 feierte er im Hauptquartiere ſeine Vermäh-
Friederike, der zweiten Tochter des preußiſchen Re-
räſidenten und ſpätern Miniſters von Maſſow, und
nn mit ſeinem Regimente nach Wolfenbüttel in Gar-
ls einige Jahre darauf das Regiment aufgelöſt wurde,
s herzoglicher Generaladjutant nach Braunſchweig, er-
ch ſchon 1772 ein anderes ebenfalls in Wolfenbüttel
tes Regiment, das er von nun an als Oberſter be-
Eine zeitlang trug er ſich mit dem Gedanken, dem

Beiſpiele ſeines Freundes, des frühern Generalquartiermeiſters Bauer, der in ruſſiſche Dienſte getreten war und dort ſchnell ſein Glück gemacht hatte, zu folgen; doch ſcheint er ſich geſcheut zu haben, ſeine ſichere Stellung gegen eine unſichere unter völlig fremden Verhältniſſen zu vertauſchen. Er wandte wie bisher ſeine ganze Aufmerkſamkeit und Thätigkeit der Ausbildung ſeines Regiments zu und entwarf namentlich Plane zu einer Umgeſtaltung der leichten Truppen, deren Wichtigkeit im Felde er während des Siebenjährigen Kriegs kennengelernt hatte und auf dem nächſten Schauplatze ſeiner Thätigkeit noch mehr zu würdigen Veranlaſſung haben ſollte.

Nachdem nämlich der Herzog von Braunſchweig im Januar 1776 jenen berüchtigten „Subſidienvertrag" mit England abgeſchloſſen hatte, wurde Riedeſel als Generalmajor zum Commandanten des 4—5000 Mann ſtarken braunſchweigiſchen Hülfscorps gegen die amerikaniſchen „Rebellen" ernannt und ging am 22. Februar nach England und von da am 4. April nach Canada ab, wo er am 1. Juni vor Quebec ankam. Das Jahr 1776, während deſſen Carleton das amerikaniſche Geſchwader auf dem Champlainſee vernichtete, verging für Riedeſel unter Zurüſtungen auf den Feldzug des folgenden Jahres, des ereignißvollſten aus ſeinem ganzen Leben, auf deſſen einzelne Thatſachen wir jedoch hier nicht eingehen können, weil dieſelben einerſeits ohne eine Darſtellung der Geſammtoperationen des Bourgoyne'ſchen Heeres nicht verſtändlich wären und andererſeits die letztern als allgemeiner bekannt vorausgeſetzt werden können, da die Quellen hier reichlicher fließen und namentlich auch das Werk der Freiherrin von Riedeſel, welche nebſt ihren Kindern den General durch alle Gefahren dieſes verhängnißvollen Feldzugs begleitete, hier die intereſſanteſten Aufſchlüſſe darbietet. Wir bemerken daher nur ſoviel, daß Riedeſel in der Regel den linken Flügel des Heeres befehligte und ſich nicht nur mit ſeinen braunſchweigiſchen Truppen bei verſchiedenen Gefechten rühmlich hervorthat, ſondern auch durch ſeine Rathſchläge die unglückliche Kataſtrophe des Feldzugs abgewandt haben würde, wenn General Bourgoyne's Unfähigkeit, Saumſeligkeit und Unentſchloſſenheit dieſem geſtattet hätten, davon Gebrauch zu machen. Die berühmte Capitulation von Saratoga ſetzte ſeiner kriegeriſchen Laufbahn in Amerika im Weſentlichen ihr Ziel. Da der amerikaniſche Congreß ſich bekanntlich mit echtrömiſcher Treuloſigkeit weigerte, deren Bedingungen anzuerkennen, ſo blieb er bis zum October 1780, alſo volle drei Jahre, in Gefangenſchaft, anfangs mit ſeinen Truppen auf dem Winterhill bei Boſton, ſpäter bei Charlotteville in Virginien und zuletzt auf Ehrenwort in Neuyork, wo er nach ſeiner endlichen Auswechſelung ein Commando auf Long-Island erhielt. Nach ſeiner 1781 erfolgten Rückkehr nach Canada war er dort hauptſächlich mit Anlegung von Befeſtigungswerken und überhaupt mit Planen zur Sicherung dieſer Provinz beſchäftigt, bis er nach Abſchluß des Friedens die Rückreiſe nach Europa antrat. Am 26. September 1783 war er wieder auf deutſchem Boden. Für ſeine Thätigkeit während der nun folgenden Friedensjahre, die ſich hauptſächlich wieder auf die Formirung eines leichten Truppencorps bezog, ernannte ihn der inzwiſchen (1780) zur Regierung gekommene Herzog Karl Wilhelm Ferdinand 1787 zum Generallieutenant, in welchem Charakter er den erſten praktiſch militäriſchen Unterricht des ſpäter ſo berühmt gewordenen Prinzen Friedrich Wilhelm (von Braunſchweig-Oels) leitete und ſich deſſen herzlichſte Zuneigung gewann. Im nächſten Jahre erhielt er den Oberbefehl über ein 3000 Mann ſtarkes Truppencorps, welches der Herzog infolge eines „Subſidienvertrags" an den Erbſtatthalter der Niederlande überließ und welches nach Maſtricht verlegt ward. Hier blieb daſſelbe bis Anfang 1794, ohne bei dem 1792 ausgebrochenen franzöſiſchen Kriege anders betheiligt zu ſein, als durch die Vertheidigung des (vom 5. Februar bis 4. März 1793) von Miranda belagerten Maſtricht. Riedeſel ſelbſt befand ſich während dieſer Zeit im Bade zu Aachen und kehrte wegen ſeiner ſehr geſchwächten Geſundheit wahrſcheinlich

ſchon zu Ende des Jahres nach Braunſchweig zurück, wo er ſeine letzten Lebensjahre als Stadtcommandant, Oberbefehlshaber der braunſchweigiſchen Truppen und erſter Adjutant des Herzogs verbrachte. Er ſtarb am 6. Januar 1800.

Daß ein ſo vielbewegtes, mit den wichtigſten Ereigniſſen ſeiner Zeit ſo engverwebtes Leben bei nur einiger Geſchicklichkeit des Verfaſſers Stoff zu einer intereſſanten biographiſchen Schilderung dargeboten haben würde, liegt auf der Hand. Niemand konnte aber wol zu einem ſolchen Unternehmen weniger berufen ſein als Max von Eelking, obgleich derſelbe das Publicum bereits vor zwei Jahren durch die Herausgabe der Correſpondenz des ſächſiſchen Premierminiſters Grafen von Brühl mit dem ſächſiſchen Generallieutenant Freiherrn von Riedeſel beglückt hat; der bloße Zufall, welcher ihm die Hauptquellen zu einem ſolchen Werke in die Hände lieferte, konnte ihn bei ſeiner ſonſtigen Unfähigkeit ſicherlich nicht dazu berechtigen. Der 1855 verſtorbene einzige hinterlaſſene Sohn des Generals, der Freiherr Georg Riedeſel zu Eiſenach, theilte nämlich dem Verfaſſer den reichhaltigen ſchriftlichen Nachlaß ſeines Vaters, ſowie mündlich viele darin fehlende Thatſachen und Charakterzüge aus dem Leben deſſelben zu beliebiger Benutzung mit. Den Haupttheil des Nachlaſſes bilden vielfache Correſpondenzen mit den hervorragendſten Perſönlichkeiten ſeiner Zeit, welche namentlich für die Specialgeſchichte des Siebenjährigen Kriegs von großer Wichtigkeit ſind. Außerdem ſtand dem Verfaſſer für die Zeit von 1756—66 noch ein Tagebuch des braunſchweigiſchen Grenadiermajors von Imhof zugebote, das jedoch trotz ſeiner fünf Bände nicht ſonderlich viel Ausbeute gewährt zu haben ſcheint. Im Uebrigen war der Verfaſſer auf die bereits bekannten und allgemein zugänglichen hiſtoriſchen Quellen und Hülfsmittel hingewieſen, die er aber leider nicht gekannt zu haben ſcheint, wenigſtens nicht benutzt hat. Für die Geſchichte der Feldzüge unter dem Herzog Ferdinand mochten allerdings die Werke von Tempelhof und Oſten hinreichen; wenn aber ein Schriftſteller, welcher wichtige Partien aus dem amerikaniſchen Befreiungskriege zu ſchildern unternimmt, ſich lediglich auf Stedtman's allerdings ſonſt ganz vortreffliche Geſchichte deſſelben berufen kann und von den übrigen Quellen offenbar ſo gut wie keine Ahnung hat, ſo ſtellt er ſich damit ein trauriges Armuthszeugniß aus. Derſelbe hätte jedenfalls beſſer daran gethan, die zufällig erlangten Hülfsquellen fähigern Händen anzuvertrauen oder ſich wenigſtens mit einer paſſenden Auswahl und dem wortgetreuen Abdrucke derſelben zu begnügen. Freilich gehörten ſchon hierzu mehr kritiſcher Sinn und mehr hiſtoriſche und ſprachliche Kenntniſſe, als Hrn. von Eelking zugebote zu ſtehen ſcheinen. Natürlich finden ſich in der Correſpondenz des Generals von Riedeſel, insbeſondere ſoweit dieſelbe die amerikaniſchen Verhältniſſe betrifft, eine Menge von Fehlern und Irrthümern vor, welche zwar dieſem, aber keineswegs ihrem Herausgeber zu verzeihen ſind und, da der letztere ſein Werk für einen größern Leſerkreis beſtimmt hat, jedenfalls eine Berichtigung in den Noten verdient hätten. Wenn z. B. Riedeſel in ſeinem Tagebuche bemerkt, daß der General Wolfe im December 1759 ſich der Stadt Quebec bemeiſtert habe, ſo läßt ſich für ihn außer der Nähe der Zeit und der Eile der Aufzeichnung auch der Umſtand, daß er die große welthiſtoriſche Bedeutung der Schlacht bei Quebec noch nicht ahnen konnte, als Entſchuldigungsgrund anführen; für den Herausgeber gibt es aber keinen. Allerdings hätte derſelbe am beſten daran gethan, nirgends Berichtigungen zu verſuchen, da ihm alle derartigen Verſuche völlig mislungen ſind. So bemerkt er zu dem (III, 223) falſch geſchriebenen „Half-Mohn“ in der Note ganz gemüthlich „Half-Moond“ und III, 231, wo der engliſche General, welcher den Angriff des Grafen von Eſtaing und des amerikaniſchen Generals Lincoln auf Savannah abgewieſen habe, Prevat genannt wird: „ſoll wahrſcheinlich heißen Prescat“ (wahrſcheinlich weil ihm der Name Prescott noch dunkel erinnerlich geweſen iſt, vielleicht auch blos deßhalb, weil Prescott überhaupt ein engliſcher Name iſt), ob-

gleich er in ſeiner eigenen, vermuthlich aus Stedtman
ten Geſchichtsdarſtellung (II, 308) angeführt hat, daß
ſchen Generale Clinton (was nun keinesfalls in Stedt
irgendwo geſtanden hat, da wahrſcheinlich Oberſtl
Campbell gemeint iſt) und Prevoſt die Truppen in
vinz Georgien angegriffen hätten. Fälle wie der zuletzt
ſind bei Hrn. von Eelking gar keine Seltenheit.
beliebe nur das zuletzt citirte Blatt umzuſchlagen, ſ
(II, 307) die überraſchende Behauptung finden, daß
Clinton einen meiſterhaften Rückzug von Philadelp
Rhode-Island gemacht habe, während in einem von i
(III, 307) angeführten Actenſtücke klar und deutlich
iſt: „Endlich liefern uns die amerikaniſchen Zeitun
die ſchöne Retraite des Generals Sir Henry Clinton
ladelphia nach Newyork.“ Das Geringſte, was man
Schriftſteller, der ſich die Rolle eines Hiſtorikers an
warten kann, iſt doch wol, daß er die in ſeinem eigen
anderwärts enthaltenen richtigen Data nicht verfälſ
zweiten Bande, der den amerikaniſchen Feldzug b
wimmelt geradezu Alles von Unrichtigkeiten, und die
die Namen verunſtaltet ſind, iſt wirklich grauenhaft;
z. B., um nur die erſten beſten Beiſpiele herausz
„Brokland“ für „Brooklyn“ (II, 72), „White-Point“ für
Plains“ (II, 73), „Lord Bellgares“ für „Balcarres“
ben; ferner erfahren wir (II, 307), daß die Inſel
Island (es iſt ausdrücklich von der eigentlichen Inſel
auch eine Landſeite hat. Indeß fehlt es auch in d
übrigen Bänden nicht an groben Verſtößen gegen d
kannteſten hiſtoriſchen Data, wohin z. B. die über
Entdeckung (III, 83) gehört, daß Ludwig XVI. am 3
hingerichtet worden ſei! Sapienti sat!

Nach dem bisher Angeführten wird der Leſer
von Eelking natürlich weder hiſtoriſche Kritik noch
hiſtoriſcher Darſtellung erwarten. Im Grunde genom
er ja auch gar nicht in Verlegenheit, die erſtere auszu
er eigentlich blos ſeine Papiere nach Art eines Annal
geſchrieben und aus dieſen Abſchriften und einigen v
Excerpten aus irgendeinem Geſchichtswerke ſeine ſ
Biographie auf die traurigſte Weiſe zuſammengeſto
Wo ja einmal die Quellen doppelt fließen, da gibt
Seelenruhe erſt den Bericht der einen und dann de
dern, ohne ſich die geringſte Mühe zu nehmen, dieſel
wo kein Widerſpruch vorliegt, ineinander zu verſchmel
würden aber dem Verfaſſer alles Das und die entſetzlic
uns durch drei Bände voll derartigen Wuſtes hindurc
zu müſſen, in dem Bewußtſein, uns um unſere Leſer
ein anerkennenswerthes Verdienſt erworben zu habe
verzeihen, wenn nicht ſeine ſittliche Auffaſſung der von
ſchilderten Verhältniſſe und Charaktere ebenſo an
wäre. Daß er wie ein echt biographiſcher Anfä
ſeinem Helden ſozuſagen durch Dick und Dünn geht,
natürlich durchaus nicht gewundert, da es uns nie b
konnte, die geringſte Selbſtändigkeit des Urtheils vo
erwarten. Wir ſind unſererſeits ebenfalls vollkomme
willig, den General Riedeſel unter Berückſichtigung
und der Umſtände, unter welchen er lebte, im Allgem
einen recht braven, ehrenhaften und in ſeinem ſpeci
rufskreiſe tüchtigen Mann zu halten; aber wir müßte
ſichtlich verblendet ſein wie Hr. von Eelking, um
Tadelnswerthe an ihm für lobenswerth zu erklären
ſittliche Zuſtände der ſchreiendſten Art zu ſittlichen u
peln. So finden wir es vom Standpunkte des Gener
eſel aus ganz erklärlich, wenn er von den Amerikaner
weg nur als „Rebellen“ ſpricht, und haben nicht das
dagegen einzuwenden, wenn ſich ſein Biograph 80 Ja
dem amerikaniſchen Unabhängigkeitskampfe noch zu
Anſicht bekennt, da dies auf jeden einigermaßen unbe
Leſer nur einen äußerſt komiſchen Eindruck machen ka
finden es aber empörend, wenn der General, welcher

n 10. November 1776 an den Herzog Ferdinand ſchweig ſagt: „Ich glaube und es iſt vorauszuſehen, i man noch einen Feldzug unternimmt, die ganze emacht iſt. Den Rebellen ſinkt der Muth ſehr, das t an einzuſehen, daß es von einigen ehrgeizigen erführt iſt, aber es weiß noch nicht, wie es ſich aus e ziehen ſoll“ (II, 71) *), nachdem er ſich endlich hen Widerſtandskraft des amerikaniſchen Volks und gkeit des engliſchen Heers und der engliſchen Heer- ſelbe durch ihre gerühmte Disciplin und Taktik zu iberzeugt hat, in einem Schreiben an den General om März 1781 (III, 332) ungeſcheut den Rath gibt: etachements müßten Wilde beigegeben werden, denen Beſchränkung carte blanche ertheilen müßte, im Colonien und in ganz Virginien und Pennſylvanien un, was ihnen belieben würde. So grauſam auch Plan ſcheinen könnte, ſo müßte er doch in gegen- Situation ausgeführt werden; der paniſche Schrecken durch unter den Rebellen vermehrt, ſie wür- Degenden verlaſſen und ihre ſchönſten Niederlaſſun- n zerſtört werden. Bald würde ihnen der Unterhalt nee mangeln, und da ſie von der Seeſeite her durch tionen unſerer Armee beunruhigt werden und ihr i Streifereien der Wilden preisgegeben iſt, ſo würde e andere Rettung übrigbleiben, als ſich den Siegern rfen.... Die Wilden lieben dieſe Art des Dienſtes, natürliche Roheit wird befriedigt, ſie werden ſich mit ten Beute bereichern und ſie werden das alte An- ergewinnen, welches ſie zur Zeit der Franzoſen hat- weiß wohl, daß eine ſolche Maxime ſehr grauſam r man muß ſie damit entſchuldigen, daß dadurch die das gemeinſame Wohl wiederhergeſtellt werden.“ gleiche man den ähnlichen, III, 350, enthaltenen Rath.) ſolchen Aeußerung läßt ſich weiter nichts ſagen, als r noch die ausdrückliche Anerkennung des Hrn. von rdient hätte. Ebenſo wenig verträgt ſich die Gall- hte (II, 358 fg.) mit vollkommener Ehrenhaftigkeit keit. Welche Anſichten von Ehre überhaupt und von re insbeſondere Riedeſel hatte, darüber erhalten wir rm II, 189 folgenden ergötzlichen Aufſchluß: „Der edeſel war nun (am 17. October 1777 nach Ab- Capitulation von Saratoga) zunächſt darauf bedacht, t zu retten. Er ließ dieſe deshalb von den Stöcken und letztere verbrennen, die Fahnen hingegen gab rau, die ſie durch einen vertrauten Soldaten, der iderhandwerk gelernt hatte, einnähen ließ. Sie m auf dieſen Ehrenzeichen und rettete ſie glücklich.“ ſie glücklich! Man bemerke wohl, daß dies Hrn. g's eigenes Urtheil iſt.

muß geſtehen, daß gerade die Lebensbeſchreibung ls von Riedeſel für einen Schriftſteller von einiger- findlichem ſittlichen und patriotiſchen Gefühle ihre lichen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten hat.

Der Biograph hat es ja im Grunde genommen mit einem Manne zu thun, deſſen eigenthümliches Schickſal es war, während ſeines ganzen Lebens fortwährend für Geld verkauft oder verdungen zu werden, um für Intereſſen zu kämpfen, zu denen er in durchaus keiner ſittlichen Beziehung ſtand. Als heſſiſcher Fähnrich an England vermiethet; im Siebenjährigen Kriege, bei Lichte beſehen, auch nur für engliſchen Sold und in engliſchem Intereſſe ſtreitend; ſodann von 1776—83 über den Atlantiſchen Ocean verſchachert, um dort im Bunde mit ſcalpirenden Wilden ein für ſeine Rechte kämpfendes Volk unterdrücken zu helfen; endlich noch 1788—93 an den holländiſchen Erbſtatthalter verdungen, um hier ähnliche Büttteldienſte zu verrichten! Glücklicherweiſe iſt Hr. von Eelking ſo wenig von ſittlichem oder patriotiſchem Ehrgefühle geplagt, daß er ſich nicht einmal ſcheut, jene Schmach beſchönigen und entſchuldigen zu wollen. Er geräth dabei förmlich in tugendhafte Entrüſtung, daß man keinen Anſtand genommen, ſolches als „Menſchenſchacher“, „Seelenverkäuferei“ *) und Gott weiß was ſonſt zu bezeichnen, und nennt es die Pflicht jedes Deutſchen, ſolche Flecken aus ſeiner Geſchichte möglichſt zu verwiſchen. Er läßt ſich daher auch „die ſich ihm dazu darbietende günſtige Gelegenheit nicht entſchlüpfen“, ſondern applicirt ſeine moraliſche Fleckſeife aus Leibeskräften. Natürlich haben wir zu viel Achtung vor uns ſelbſt und vor unſern Leſern, um Hrn. von Eelking's Deduction einer Widerlegung für werth zu halten. Wir wollen blos einige Thatſachen anführen, die uns anderweit von Intereſſe zu ſein ſcheinen. Vor allem wird uns wieder das von jedem armſeligen Scribler misverſtandene und gemisbrauchte Schibboleth der hiſtoriſchen Schule von der „Richtung der Zeit“ und den „Veränderungen im Reiche der Anſichten und Ideen“ aufgetiſcht, womit man jede hiſtoriſche Unſittlichkeit rechtfertigen zu können glaubt. Der Verfaſſer verſichert uns, man habe „damals die wirklichen oder falſchen bonhomiſtiſchen (er meint vermuthlich philanthropiſchen, doch auf eine ſolche Verwechſelung kommt es ihm ebenſo wenig an als auf die Auslaſſung des zweiten m) Ideen, wie ſolche ſich heutzutage geltend zu machen gewußt haben, noch nicht gekannt“. Hiergegen dürfte es vielleicht ausreichen, darauf hinzudeuten, daß Friedrich der Große von jenen verſchacherten Truppen (NB. ſeiner eigenen geweſenen Bundesgenoſſen Heſſen und Braunſchweig) beim Durchzuge durch ſein Land die Viehſteuer zu erheben drohte; doch begnügen wir uns, den Verfaſſer auf ſein eigenes Buch zu verweiſen, wo wir (III, 267) folgendes Urtheil des Herzogs von Braunſchweig ſelbſt, alſo ſicherlich einer ganz competenten Autorität, leſen: „Daß Opffer, welches hieſiges Land, ſeyner jetzo mißlichen Lage hat machen müſſen, iſt ſo groß, daß ohne nicht auf Undenckliche Zeiten, ganze Generationen auß Rotten zu wollen, man nicht die Werbung auf Landes Kinder wird extendiren Können, daß Elend derer zurückgelaſſenen Soldaten Frauen und Kinder, iſt ſo Mitleidens wehrt, daß wen denen Kindern in hieſiger Caſern nicht gekocht würde, Sie vor Elend vergehen müſten, ohngeachtet der Hülffe welche die Mütter vom Servis erhalten. Der Hr. Landgraff von Heſſen, und der Hr. Erbprintz zu Hanau, werden gewiß ihre Art, die Ihnen Anvertrauten Unterthanen zu behandeln, von allen Seiten genugſam überlegt haben und

*) ...ezeichnender heißt es in einem Briefe an den Erbprinzen ...ll 1776: „Auf die Expedition des Generals Howe wird ...men. Landet er glücklich, nimmt Neuyork und gewinnt ...können wir mit einzelnen Brigaden, eine nach der andern, ...iſſiren; dazu haben wir Bateaux genug; findet er aber ...und ziehen ſich ſeine Operationen in die Länge, ſo wird ...ge Syſtem auf eine zweite Campagne hinausziehen. Im ... haben wir gewiß bis zu dieſem Winter Frieden, im zwei- ...e folgende Campagne, die unmöglich unglücklich ausſchla- ...weil die Rebellen nicht den beiden Armeen die Spitze bieten ... ihre Soldaten ſind nicht Das, was man in Deutſchland ...geglaubt hat; es iſt eine elende Race von Menſchen, ſchlechte ...e haben kein Geld, ſondern nur Papier, und in den Pro- ...t iſt eine ſolche Aufregung und Zwiſtigkeit, daß die Con- ...unmöglich lange von Beſtand ſein kann.“

*) Waſhington Irving ſagt darüber in ſeinem „Leben Georg Waſhington's“ (II, 193; Leipzig, Brockhaus, 1856): „Der Herzog von Braunſchweig, der Landgraf von Heſſen-Kaſſel und der Erbprinz von Kaſſel, Graf von Hanau, hatten von England Subſidien erhalten und dafür Truppen zur Unterjochung ſeiner Pflanzſtaaten geliefert. 4300 Mann braunſchweigiſcher und beinahe 13,000 Mann heſſiſcher Truppen waren in engliſche Dienſte getreten. Außer der verlangten Subſidie ſollten die deutſchen Fürſten jeden von ihnen gelieferten Soldaten mit 7 Pfund Sterling 4 Schilling und 4 Pence und jeden getödteten mit einer gleich großen Summe bezahlt erhalten“, und bezeichnet dieſes Uebereinkommen, jedenfalls mild genug, als ein verachtungswürdiges (this notable arrangement).

freylich daß Intereſſe der Caßen iſt es, Recrouten zu lieffern, wo man Geld vor ein nimt, und nichts vor außgiebt, hier glaubt man ebenfals, ſehr genau die Pflichten des Landes Herrn, gegen die Unterthanen überlegt zu haben, und nach dieſem glaube ich, daß wo es nicht Directe zur Vertheidigung des Vatterlandes gehet, mit Recht ein Frey gebohrner Menſſch, nicht gezwungen werden kan, die Waffen in Canada, gegen die dortigen Einwohner des Landes zu ergreiffen." Hierin würde zugleich die beſte Widerlegung der übrigens in keinem Falle etwas beweiſenden, völlig unbegründeten Behauptung liegen, daß damals wol kaum die Hälfte einer Armee aus eigentlichen „Landeskindern" beſtanden habe, wenn uns nicht der Verfaſſer nach ſeiner gewohnten Art ſelbſt die beſten Beweiſe gegen ſeine Behauptungen lieferte, wie III, 33, wo wir leſen: „Daß die braunſchweigiſchen Truppen, die in holländiſchem Solde in Maſtricht waren, meiſt aus Landeskindern beſtanden, von denen viele im Lande anſäſſig waren, geht aus einem Schreiben des Generals Riedeſel an den Statthalter (vom 20. Juni 1788) hervor, worin er in Betreff der Beurlaubung Folgendes ſagt: «Viele Soldaten ſind im Lande anſäſſig, ſie haben Haus und Feld, deren Beſorgung und Oekonomie es durchaus erheiſcht, daß ſie dort auf einige Zeit im Jahre anweſend ſind, wenigſtens zur Zeit des Friedens. Andere ſind die einzigen Söhne ihrer Aeltern, die ebenfalls anſäſſig ſind und die aus gleichen Urſachen ihre Söhne nicht lange entbehren können.» Es iſt hieraus zu entnehmen, daß in Allem ſoviel als möglich das Wohl der Soldaten berückſichtigt wurde und die braunſchweigiſchen Truppen nicht aus Leuten beſtanden, die gewaltſam auf der Straße aufgegriffen wurden. Jedenfalls beſtand damals ſchon in Braunſchweig eine Art Wehrpflicht." (Vgl. auch III, 78.) Und von ſolchen Soldaten, die er ſämmtlich unter den Begriff der angeworbenen zuſammenfaßt, behauptet der Verfaſſer, ſie hätten „mit Leib und Leben Demjenigen gehört, dem ſie ſich verkauft hatten, ſeien Eigenthum des Kriegsherrn im wahrſten Sinne des Worts geweſen, mithin habe dieſer auch in Allem über ſie verfügen können". Möglich, daß dies noch heutzutage die Anſicht mancher Standesgenoſſen des Verfaſſers iſt, die ihren Beruf lediglich als Handwerk, ſich ſelbſt aber als Maſchine betrachten und am liebſten jede moraliſche Verantwortlichkeit ganz von ſich ablehnen; allein dieſe pflegen einer ſo verwerflichen Anſicht doch wenigſtens eine Art von patriotiſchem Mäntelchen umzuhängen. Der Verfaſſer kennt dieſe Scrupel nicht. Sein Schlußurtheil iſt einfach und bündig: „Schöne und viele Soldaten waren zu jener Zeit eine koſtſpielige Liebhaberei deutſcher Fürſten, die einen großen Theil ihrer Einkünfte verſchlangen; zudem waren noch die Kaſſen infolge des Siebenjährigen Kriegs ſehr erſchöpft, England brauchte Soldaten, die deutſchen Staaten Geld, es lag mithin nichts näher, als ſich gegenſeitig auszuhelfen." Wenn noch viele Standesgenoſſen Hrn. von Eelking's dieſe Anſichten theilen ſollten, ſo wären wir allerdings werth, daß uns die Ruſſen und die Türken aufs gründlichſte verachten. Im Sinne eines mittelalterlichen Condottiere verſichert er uns von dem damaligen deutſchen Soldaten: „Was Wunder, wenn er der Fahne freudig folgte, wenn die Kriegstrommel gerührt wurde, denn draußen war das Leben freier und abwechſelnder in Abenteuern und Gefahren, der Dienſt lohnender, denn es gab Beute, auch wol Avancement, wenn Tod und Krankheiten die Reihen gelichtet hatten", und beweiſt uns dieſe Behauptung aus Seume! Hiergegen wollen wir ganz einfach die letzten Worte des heſſiſchen Oberſten Grafen Donop anführen, der wenige Tage nach der Capitulation des Bourgoyne'ſchen Heers beim Angriffe auf Fort Mercer am Delaware tödtlich verwundet worden war. „Ich ſterbe", ſagte er nach dem Zeugniſſe de Chaſtellux', „als das Opfer meines Ehrgeizes und der Habſucht meines Souverain." Uebrigens iſt in dieſer Hinſicht nichts bezeichnender als die dem dritten Bande beigefügte Namenliſte der braunſchweigiſchen Offiziere, die von 1776—83

in Amerika geſtanden haben, und von denen eine
theils mit Abſchied nach Amerika zurückging, th
Amerika zurückblieb, theils ſogar in Amerika
deſertirte.

Wie es damals mit dem Patriotismus der d
ſten beſtellt war, davon gibt uns der Verfaſſer ei
gendes Beiſpiel, das zwar ſchon anderweit bekan
der Naivetät aber, womit ein Vorkämpfer für
Ehre ex officio es erzählt, beſondere Anführ
„Die braunſchweigiſchen Truppen ſollten in ihre
nicht lange ausruhen, denn bei dem weitern Umf
Kriegs wurde das Deutſche Reich endlich nach vie
mit in den Strudel hineingezogen, infolge deſſen
von Braunſchweig auch ſein Contingent ſtellen ſoll
dieſer, noch vom Siebenjährigen Kriege her, eine
gung gegen alles Reichskriegsweſen, daß er ſic
verſtehen konnte, ſeine guten Truppen dazu he
nahm ein vom Prinzen Rohan geworbenes Co
das er zur Reichsarmee ſtellte. Damit jedoch d
in der Kriegskaſſe wieder beigebracht und zugle
grenze Deutſchlands gedeckt würde, gab der Herzo
folgenden Jahre (1795) abermals ein Hülfscorp
Mann in engliſchen Sold." Und dies erzählt
faſſer von demſelben Fürſten, rückſichtlich deſſen
unentdeckte Thatſache an das Tageslicht gebracht
bei ſeinem Rücktritt vom Oberbefehl den Ruhm
habe, unter den Führern der verbündeten Arm
tigſten gefochten zu haben. Ueberhaupt huldigt
ſchiedenheit dem Grundſatze: „Le roi est mort,
Der Herzog Karl iſt ein Verſchwender, der ſein
folglich wird er als wahrer Landesvater ſeines
Volks geprieſen. „Der Empfang des jungen Fü
heißt es I, 269, „wurde in den braunſchweigiſche
das glänzendſte vorbereitet; der Herzog Karl
Gelegenheit, ſeine Prachtliebe abermals zu entfalte
geliebten Volke Gelegenheit zu geben, ſich mit ih
Freilich koſtete das große Summen, aber Herz
dieſe nicht in Betracht, wo es galt, den Glanz
zu zeigen." Mit dem Jahre 1780 wird dagegen
keit zur loyalen Tugend, weil der neue Regent
für paſſend hielt, Rechnungen über Sägeſchmiere
lern zu bezahlen.

Nachdem wir uns im Schweiße unſers An
ſämmtliche drei Bände hindurchgearbeitet haben,
dem Leſer aus vollſter Ueberzeugung verſichern, d
lich Neue und Werthvolle darin ſich füglich auf
Theil dieſes Volumens hätte zuſammendrängen laſſ
lich hätte eine Menge allgemein bekannter, zum
überſetzter Actenſtücke und inhaltsloſer Briefe fü
ben können. Das ſoeben bezeichnete Reſiduum
manche wichtige Thatſachen zur Erläuterung und
zweifelhafter hiſtoriſcher Thatſachen und intereſſa
ten verſchiedener Art. Der Raum verſtattet uns
mehr als eine derſelben beiſpielsweiſe anzuführen.
ral von Warnſtedt ſchreibt über die Schlacht be
„Zwei ganz außerordentliche Vorfälle ſind in di
geweſen, welche nicht glaubhaft ſcheinen und doc
Würden Sie glauben, daß der Lieutenant Fleiſch
Sohn ſowol, als alle kaiſerlichen Officiers auf d
felde zwei Mann von der Nationalgarde todt gef
deren jeder ein hölzernes, noch angeſchnalltes Bei
ben. Zweitens, alle hier ſeienden kaiſerlichen u
Offiziers verſichern mir auf ihr Wort der Ehre,
des Nachmittags 16 Escadrons Kaiſerliche die
Cavalerie en choque von 240 bis 250 Schritte im
rière attakirt hat. Die franzöſiſche hält bis auf
ſtille und nun attakirt ſolche dieſe 40 Schritte auch
gleich von der Stelle ab und wird pêle-mêle mit
lichen. Freilich wird ſie geworfen, hat aber eine

[ei]ne zweite Linie Cavalerie hinter ſich, die die déroute und das Weiterverfolgen abhielt. Was wäre nicht mit ſolcher Armee zu machen, wenn ſie nicht unglücklich verführt worden wäre.“

Was zuletzt den Stil und die Grammatik des Verfaſſers anlangt, ſo weiß man wirklich oft nicht, ob man Deutſch vor ſich hat. Insbeſondere hat er mit den Relativſätzen ſeine Noth. Wir greifen des Spaßes halber das erſte beſte Beiſpiel heraus. So leſen wir I, 58: „Er, der ſo liebenswürdige Fürſt, der allen Denen, die er in ſeine Nähe zog, [ei]n mehr oder weniger unbedingtes Vertrauen ſchenkte, denen er nur mit Liebe begegnete und die ſeine Wohlthaten genoſſen, [vo]n dieſen hintergingen ihn Einige.“ Eine Satzconſtruction, [di]e dem alten Luckner oder dem alten Blücher alle Ehre gemacht hätte! 72.

M. Solitaire.

1. Die Fahrt zur Königin von Britania. Theophraſtus Paracelſus ab Hohenheim fragmentariſch dargeſtellt. Novelle von M. Solitaire. Landsberg, Volger und Klein. 1854. 24. 6 Ngr.
2. Celeſtens Hochzeitsnacht. Ein ländliches Gemälde von M. Solitaire. Leipzig, Hinze. 1854. 16. 15 Ngr.
3. Alte Bilder in neuen Rahmen. Phantaſie und Object im Reiſebilde. Aus meinem Wanderbuche. Von M. Solitaire. Landsberg, Volger und Klein. 1855. 16. 6 Ngr.

Im Maihefte 1853 wurden in d. Bl. die Balladen, Rot[illegible], Romanzen u. ſ. w. deſſelben Verfaſſers von einem [an]dern Referenten als dem gegenwärtigen beſprochen; der Ver[faſſe]r glaubte ſich durch jene Kritik verletzt, indem er, wie er [illegible] öffentlich erklärte, das Bewußtſein habe, „in ſeinen [Pro]ductionen ſein Beſtes niedergelegt zu haben“. Wir ſtehen [nich]t einen Augenblick an, dieſes Streben des Verfaſſers an[illegible]en, ohne daß wir jedoch dadurch irgendwie dieſer per[ſönlic]hen Anſchauung gegenüber das Recht einer literariſchen [illegible] aufzuopfern willens wären. Es iſt übrigens auch kei[illegible] die Abſicht der Redaction geweſen, das Streben des [illegible] infolge jener gerade nicht ſehr klugen Entgegnung [in de]r „[illegible]ndzeitung“ beharrlich zu ignoriren, im Gegentheil [illegible] Referent bereits ſchon ſeit längerer Zeit „Die Fahrt zur [illegible] von Britania“ von der Redaction zur Beſprechung [auf] ſeinem Arbeitstiſche liegen, ehe die Ueberſendung der beiden [illegible] oben angeführten Bücher ſtattfand.*) Nach dieſer [per]ſönlichen Sache wenden wir uns nun zu den Büchern. „Die Fahrt zur Königin von Britania“ iſt ein Bild aus [dem] Leben des bekannten Alchymiſten Paracelſus ab Hohenheim. [illegible] hat den Auftrag erhalten, nach England zu kommen, [da]ſelbſt die Heilung des kranken Königsſohnes vorzuneh[men]. Das Büchlein führt uns nun in einigen Scenen in die [illegible] des alchymiſtiſchen Treibens ein; wir ſtehen zuerſt an den [illegible] eines dunkeln Kloſtergebäudes, wo in einer ſeiner Zel[len] ein Bruder Urban, früherer Schüler des Theophraſtus, das [Ge]heimniß der Goldmacherei und die Erfindung der Lebens[illegible] zu ergründen ſucht, aber fortwährend unglücklich in ſei[nen] Verſuchen, verzweifelt dem Wahnſinn in die Arme getrieben, ſich aus dem Kloſter in die Tiefe ſtürzt und an den Felſen ſein Haupt zerſchellt. Wir treten dann in das Kloſter ſelbſt ein, Betrachtungen und Ausſprüchen des Alchymiſten lauſchend, die ſeine Anſichten über Welt und Natur theilweiſe charakteriſiren. Wir gewahren da all den myſtiſchen Kram, mit dem und durch den jene Zeit dahin arbeitete, um zu klaren, beſtimmten Geſetzen des phyſiſchen Daſeins zu gelangen. Dieſe Bilder und Anſchauungen ſetzen ſich im wechſelnden Geſpräche unter fröhlichem Becherklingen in dem Bibliothekzimmer des Kloſters fort, bis ſpät in die Nacht, wo das engliſche Schiff im Hafen erſcheint, um den berühmten Adepten zur Fahrt aufzunehmen. Er nimmt Abſchied von Magiſter Kätzlein und, nachdem vorher ſein Famulus in den Wellen ſeinen Tod gefunden hatte, ſegelte er ab. Das wäre ſo in allgemeinen Umriſſen der äußere Gang dieſer Geſchichte. Daraus geht hervor, daß der Stoff ſelbſt ein größeres Intereſſe nicht anzuſprechen im Stande iſt; wol aber wollen wir die Art und Weiſe der Darſtellung hiermit als Ausfluß eines nicht ungeſchickten Talents anerkennen.

Der Verfaſſer verfügt über einen großen Reichthum an Bildern, die originell, vielleicht nur hier und da etwas zu geſucht ſind; er malt mit Schatten in düſtern Farben, was namentlich von „Celeſtens Hochzeit“ gilt. Celeſte iſt die einzige Tochter eines reichen Bauers; ſie ſteht im Rufe einer Zauberin. Um dieſen übeln Nachreden zu entgehen, verläßt ſie ihr väterliches Haus, um als Magd in der Fremde zu dienen. Ihr Vater glaubt auch an ihre dämoniſche Natur und bittet ſie brieflich, ihn zu befreien von ſeinem Plagegeiſte: „Es iſt ein corpulentes, aufgedunſenes Weib mit blutrothem Angeſicht, mit überreichen eisgrauen Haaren, die in dicken Wülſten auf dem ſtarken Haupte liegen, und mit Augen, von denen die Höhle des einen geſchloſſen, das andere aber groß und ſtier geöffnet, blödſinnig, Licht und Geſtalten ſuchend in das Leere ſtarrt.“ Dieſe Sempiterna hatte ein Leibgeding auf dem Hofe des Bauers; ihr unehelicher, geiſtig und ſittlich verwahrloſter Sohn war ein Schiffer und ſchimpflich aus dem Hauſe geſtoßen worden. Der Vater Celeſtens hatte nach ihrer Rückkehr ins väterliche Haus eingewilligt, daß ſeine Tochter mit dem Müller von der Waldmühle verheirathet werde. Der Verfaſſer führt uns mit der Hochzeit in die Geſchichte ein; am Hochzeitstiſche lernen wir alle die handelnden Perſonen kennen; die Erzählung iſt aufgelöſt in einzelne Schilderungen und Monographien, wodurch wir mit den Perſonen der Erzählung bekannt werden. Es weht ein ſchauerlicher, unerquicklicher Geiſt in dieſer Geſchichte, das Böſe tritt allzu ſehr in den Vordergrund, wir verlieren den Halt, der Boden wankt unter den Füßen, bis am Schluſſe Alles zuſammenſinkt in Aſche aus dem Feuer, das der gottloſe Schiffer zur Rache als Brandfackel über dem neuvermählten Paare entzündet hat. Die Phantaſie, die wir in dieſen Bildern nicht beſtreiten, iſt aber zu blutig, die Farben zu grell und dagegen der Humor, der ſich bei Schilderung einzelner Charaktere breit macht, zu ſehr im Contraſte mit dieſem dunkeln, ſchaudervollen Hintergrunde der Erzählung.

Mehr als in der eigentlichen Erzählung oder der Charakterſchilderung will uns das Talent des Verfaſſers in ſeinen Naturbildern zuſagen; dort dünkt uns das eigentliche Feld ſeiner Thätigkeit; ſie enthalten Kraft und Friſche, wenn man ſie vielleicht auch mitunter phantaſtiſch nennen kann. Es gilt das hier Geſagte von den „Alten Bildern in neuen Rahmen“. Daſſelbe enthält eine Reiſe durch die Schweiz zum Bodenſee, worin außer den kleinen Reiſeabenteuern auch ein Beſuch im Jeſuitencollegium in Freiburg geſchildert wird. Schließlich wollen wir hier zum Belege des Ausgeſprochenen eine Stelle mittheilen: „Es war an einem Sonntage, als ich des Weges zog . . . Elektriſche Wolken ſtanden am Himmel, donnerloſe Blitze zuckten ſchneidend hernieder und gruben ihre bleichen Geſichter tief in des Sees dunkle, ſchwer wallende, weiß ſich überſtürzende Flut. Es erregt ein ſeltſames Empfinden, ſo ein Gewäſſer zu ſehen, das da rauſcht und wogt und perlt und ſchäumt, ohne vom Athmen des Sturms belebt und bewegt zu ſein; denn kein

---

*) Die Redaction d. Bl. hat ſich durch die Erklärung M. Solitai[re's] [nat]ürlich nicht betroffen gefühlt, da ſie für die Urtheile der ein[zelnen] Referenten keine Verantwortung übernehmen kann, noch weniger [ſich] für befugt hält, Urtheile über Bücher, die ſie nicht geleſen [hat], zu modificiren oder gar in ihr Gegentheil zu verwandeln. Ihre [illegible]lichkeit gegen M. Solitaire glaubt ſie aber am beſten dadurch [zu be]weiſen, daß ſie, da es ſich gerade ſo fügte, diesmal ſich zwei Re[illegible] über ihn ausſprechen ließ, ſodaß gegenwärtiges Referat nun [eine] Überſicht der novelliſtiſchen Thätigkeit M. Solitaire's von 1853—56 [illegible].
D. Red.

Lufthauch rührte ſich und es war nur der Geiſt der Ahnung, des bänglichen Entſetzens, der den See aufregte und ihn gleichſam den Kampf mit dem nahenden Ouragan aufzunehmen vorbereitete. Und mir war, als ob über der hochwallenden Flut ein Reigen ſchwebte, ein Reigen ſchneeweißer, holdſeliger Mädchengeſtalten, und über dem wallenden Reigen zitterte ein Geiſt mit einem Mädchenangeſicht: der Geiſt, das war der Geiſt der Liebe, und das Antlitz war das Antlitz Juliens, der neuen Héloiſe." 25.

---

4. Die Tragödie auf der Klippe. Novelle von M. Solitaire. Landsberg, Volger und Klein. 1853. 12. 5 Ngr.

Die grauen Ruinen der Rieſenburg Hammerſhuis an der felſenreichen, wildgezackten Nordweſtküſte der Inſel Bornholm im Baltiſchen Meere ſind der Schauplatz, auf welchen der Verfaſſer den Leſer mit naturgetreuer lebendiger Schilderung einführt. Die Hauptgeſtalt iſt Davidus Hardiſon, der Wärter des Leuchtthurms Hammeren, den er in ſeiner ſeltſamen Weltanſchauung beſeelt und mit: „Du graue verwetterte Creatur! Du verknöcherte Ausgeburt von einer ſteinalten Niedertracht!" und ähnlichen Ehrentiteln anſpricht. Er ruft ſeinen Diener Chriſt, einen normanniſchen Knaben, den er gewöhnlich „Teufelschriſt" oder „Heidenchriſt" ſchilt, hebt den Zaudernden „mit eherner Fauſt mit Inbrunſt in die Höhe, als wenn er voller Leidenſchaft ihn an die väterliche Bruſt preſſen wollte, und ſchüttelte den in der Luft Schwebenden, wunderlich ſpaßhaft Zappelnden gewaltig und gab ihm zum Ueberfluß noch ſieben Ohrfeigen, von denen die letzte, alſo, um mit vollkommen pragmatiſch-hiſtoriſcher Treue zu referiren, die ſiebente nicht recht anſprach, ſondern Das war, was beim edeln Billardſpiele ein ſogenannter «Kicks» iſt, und befahl ihm ſogleich, Hardiſon's Vetter, den Doctor Flamingo, gewöhnlich Storch genannt, zu holen und ſeine Pomade, das neuerfundene pariſer Haarfärbungsmittel, Glanzwichſe und Bleiweiß zugleich herbeizuſchaffen." Der bejahrte Hardiſon ſteht nämlich auf Freiers Füßen; er iſt in das blühende „Schenkmädelchen Franziletta" verliebt und macht ſich, in drolligſter Toilette, ſelbſt hierüber folgende bittere Vorwürfe: „Alter Sünder, grauer Uebelthäter! Wohl ſehe ich ein, daß ich ein Thor bin. Es wäre auch ſoweit Alles gut bis auf die «verflixte» rothe Naſe. Wie es mir vorkommt, iſt ſie wahrhaftig die allerrötheſte, die jemals in einem Trunk ſteifen Grogs ſich abgeſpiegelt. Bei allen Helden der nordiſchen Mythologie! ich ſehe aus wie ein Taſchenſpieler, der einen geſottenen Hummer auf den Zähnen balancirt. Ei, ſo möcht' ich doch, daß dich der Henker holte, du vermaledeiter rother Zinken! Die gelbhäutige alte Vettel, die hinter mir herrief: «Der alte Leuchtthurm!» hatte wohl Recht. Ich bin in der That ein Leuchtthurm. Wenn ich mich auf den Tiſch placirte, daß ich vor die Reverbèren mit dieſem meinem Glühkolben zu ſtehen käme, ich könnte einer hochlöblichen däniſchen Regierung alle und jegliche Ausgabe für Oel und Lampenreinigung ſparen! Nun, ſo wünſchte ich doch, daß der Satan hundert und einige neunzig mal ſämmtliche Schenkwirthe auf dem Continent und ſämmtlichen Eilanden des däniſchen Archipelagus holte!" Dies als Probe ſeines Stils und Humors, die freilich vielleicht nicht Jedem zuſagen wird. Die Introduction des dünnbeinigen Doctors Flamingo iſt nicht minder originell. Genug, Hardiſon kündigt dem Doctor an, daß ſeine rothe Naſe der Patient ſei, der ſeiner heilenden Hand bedürfe. Flamingo hatte ſich jedoch durch Spirituoſa und ſeine fixen Ideen über die Exiſtenz der Seeſchlangen im Meere in einen ſolchen Zuſtand verſetzt, daß nicht daran zu denken war, die Cur zu beginnen. Franziletta heirathet den „alten Leuchtthurm" ſammt der rothen Naſe. Seine kühnſten Hoffnungen ſind überflügelt, er ſchwelgt im Glücke, doch nur wenige Tage; denn er bekommt die überraſchende Nachricht, daß Oskar, ſein Sohn aus früherer Ehe, der auf dem Schiffe „Hekla" die zweite Nordpolexpedition unter Capitän Parry mitgemacht, nächſtens glücklich in der Heimat eintreffen werde. Hardiſon
glaubte ihn längſt unter den Eisbergen — di
ihn wie ein Donnerſchlag; der Alte gab ſich
hin, daß ſein Sohn vor der Abfahrt in Fra
war. Er fürchtet in Oskar alſo den Nebenbul
leidenſchaftlich durchkämpften Nacht überkomn
nennbare Sehnſucht nach ſeinem Kinde und er
lich Mittags in ſein Segelboot, um bei allen
ſtreuden Schiffen zu erforſchen, „was er inb
und noch inbrünſtiger fürchtete". Eines Tags
vom Sturm an den Strand geſchleudert; Doctor
bringt Franziletta die Hiobspoſt, Hardiſon h
ſein Grab gefunden. Oskar kommt, übernimmt
die Stelle ſeines Vaters, und es war etwas
daß ſich die zwei jungen ſchönen Leutchen bal
liebten. Acht Wochen verſtrichen. Oskar und
ſchlingen ſich eines Abends in ſeliger Umarmun
nur das Brauſen des Seeſturms und das h
zweier menſchlicher Athemzüge. Da auf ein
wie von Geiſterhand geöffnet, die Thüre auf:
es kommt heran, es bebt und fröſtelt, es ſchl
klingt es tonlos wie Geiſtertritt, doch war, die
ſchengeſtalt, ſo hoch und hager anzuſehen.
ſich um in dem ſpukhaft hell ſchimmernden Ra
thurms; Waſſer troff aus ihren Gliedern.
ſcheinung Niemandes im Zimmer gewahr wurd
zitternd vor Näſſe und Froſt, dem Himmelbe
ſich dort hineinzulegen mit dem kalten, triefen
und leiſe zog ſie mit den vertrockneten, friere
Fingern den Vorhang auseinander. Hardiſon
hineinſchaute in das Paradies der Liebe, de
den Himmel der köſtlichſten Seligkeit, der
ſtarrte, die aus Mann und Weib beſtand. N
her die heimkehrende, vom blaſſen Mondenſchim
und umzuckte Möve die Woge, die Flügel ern
ten wir nun die Grabesgeſtalt, die ſo urplöt
vor uns ſteht, die Woge nennen, welche da
Entſetzen vor dem meergeborenen Schrecken, v
kenen, den die Tiefe wieder ausgeſpien, h
aus Denen gemacht, die ſo inbrünſtiglich
liebten."

Hardiſon wurde in jenem Sturme auf d
die unter dem Namen „Chriſtiansſee" bekannt
und nährte ſich halbwahnſinnig von Möveneier
bis ihn endlich die Sloop des Lachsfiſchers B
terſen aus Rönne vom Hungertode errettete.
thurmsſcene ſtürmte der nun ganz wahnſinni
in die Nebelnacht und kein menſchliches Auge h
geſehen. Dieſe originelle Erzählung hat, wen
zu ſchroffen Wechſel des komiſchen und ernſten
ches Recht bekanntlich die größten Humoriſte
nahmen, abſieht, einen einzigen Fehler, aber ein
will uns bedünken, nämlich den, daß der Verf
Franziletta's mit Hardiſon, des Greiſes mit
Mädchen, pſychologiſch unmotivirt ließ.

5. Dunkler Wald und gelbe Düne. Zwei
M. Solitaire. Leipzig, Matthes. 1856.

M. Solitaire iſt eine urſprüngliche, kraftvoll
zum Unheimlichen, Schrecklichen, Dämoniſchen h
er weiß, daß er auf dieſem Felde etwas Bedeu
im Stande ſei. Dieſes Bewußtſein jedoch ſcheint i
heit zu verleiten, manchmal zu weit zu gehen
Schluchten und Abgründe, in die ſelbſt der
ſpeare nicht hinabblickt. Die Schriftſteller vor
hunderte durften ſich erlauben, an die Ge
ſpenſterfurcht ihrer Leſer zu appelliren; da
jetzt Niemand mehr ungeſchadet thun, dieſe
über. Selbſt Hoffmann, dem ſeine Phant
wie ein wildes Roß durchging, würde es,

herlich unterlaſſen, zum ſogenannten „Schrecken-
e Zuflucht zu nehmen. In der Novelle „Ein Tag
ldſchmiede“ hat der Verfaſſer in den Capiteln
gorien des Prieſters“, „Molch der Waldmenſch“,
de Dämon ſteht vor dem zuverſichtlichen Stürmer“
Charakterzeichnung „Benjamin der Seher“ die
uteten Grenzen mehr oder weniger überſchritten.
e ſeine Rieſenſöhne des Ambos manchmal in dem
ter Leute ſprechen, nicht wie derbe Kinder des
onders fiel uns dieſer Fehler in dem Briefe des
aeling auf, worin es z. B. heißt: „Lieber Urias,
lt’ ich dich haben“ — viel zu höflich für einen
Doch dafür wird der Leſer glänzend entſchädigt
chſt überraſchende, erſchütternde Scene „Der Gang
öhricht“, wo die zwei Brüder die Leiche des er-
Vaters in der Kryſtallflut des Weihers wie in
nen Sarge liegen ſehen und dem Mörder Rache

upt ſtehen dieſe gewaltigen Ambosknechte ſehr gut im
kel der rieſenarmigen Eichen des Speſſart, und des
Naturſchilderungen beweiſen hinlänglich, daß er
dem Born des Allebens zu ſchöpfen wiſſe. Die
lume Eliſa bildet mit dieſen Geſtalten den lieb-
nſatz, nur hätten wir gewünſcht, daß ihr vom Ver-
twas größere Rolle angewieſen worden wäre, denn
erin „Murmel“ mit ihrem ausgezeichneten „Maul-
ngt ſie beinahe gänzlich.
randaventura „Das Mohrenſchiff“ iſt ein Marine-
ſonderbarſten Art, deſſen tieferntſten Gehalt der
rch den derbſten Matroſenhumor ſelbſt jenen Leſern
machen wußte, die ſich ſonſt ſicherlich nicht mit dem
jen Hintergrunde des Ganzen befreunden möchten.
Original in dieſer Beziehung iſt Aaron Deckenjong,
troſen Bel genannt, der ein in ſeiner Art köſt-
ſleichlicher Redner iſt. Der Verfaſſer charakteriſirt
rmaßen: „Es war eine ſeltſame Phyſiognomie, die
e Vermiſchung von Gaunerei und Ehrlichkeit, als
udenbande die wunderlichen Zeichen ihres Noth-
angefügtem Galgen in die Rinde eines teutoni-
baums gegraben.“
ſchien uns in dieſer Novelle, im Hinblick auf die
Ausführlichkeit des Verfaſſers, zu ſkizzenhaft be-
überhaupt M. Solitaire, nicht nur in den von uns
ſenen Werken, ſich einem zu breiten Stile gern
ge er ſich daran erinnern, daß dies Bauen von ſei-
oden einer der Hauptgründe iſt, warum Jean Paul
er allgemeinen Theilnahme, ſondern nur eines klei-
von Verehrern erfreut. Das deutſche Publicum
nicht zu viel Sinn für Humor, umſomehr müſ-
e, wie M. Solitaire, eine humoriſtiſche Ader be-
n ſein, durch reinen, correcten Stil ihre Schriften
Publicum zugänglich zu machen. Dieſer Umſtand
erdings auch ſo manche nicht abzuleugnende bi-
ichſe ſind daran ſchuld, daß der Verfaſſer bisher
nung nicht gefunden hat, die er als mindeſtens
chriftſteller verdient. *) 68.

ſind von dem Verfaſſer noch erſchienen: „Koralla. Eine
ſchtsgeſchichte von M. Solitaire“ (Leipzig, Matthes,
ymer Herd und fremde Woge. Seenovellen von M.
(Leipzig, Matthes, 1861). Der Dichter producirt, wie
haſtig, daß wir mit ſeiner Production in d. Bl. nicht
t halten können. Auch iſt er wol in ſeinen Eigen-
Vorzügen wie Mängeln, in Obigem hinlänglich charakte-
D. Red.

Celten, Gallier und Germanen.

Alexandre Moreau de Jonnès’ in Paris erſchienene Schrift „La France avant ses premiers habitants et origines nationales de ses populations“ möchte namentlich deutſchen Gelehrten zur recht genauen Prüfung zu empfehlen ſein, denn die Franzoſen ſind im Allgemeinen gewohnt, ſobald es Unterſuchungen über ihre Nationalität betrifft, es mit der Wahrheit nicht allzu genau zu nehmen und ſie ihren nationalen Vorurtheilen zu opfern. Namentlich iſt ihnen von Natur eine gewiſſe Antipathie gegen alles germaniſche Weſen eigen. Jede Vermiſchung mit germaniſchem Blute möchten ſie ſoweit möglich in Abrede ſtellen, und da ſie die ihnen unbequeme Eroberung Frankreichs durch Gothen und Franken doch einmal nicht ableugnen können, trachten ſie danach, die Infuſion germaniſchen Bluts in die Adern der ältern celtiſchen Bevölkerung Galliens auf ein möglichſt geringes Quantum zurückzuführen und dieſe ganze germaniſche Eroberung als eine flüchtige, ziemlich ſpurlos vorübergegangene Erſcheinung darzuſtellen. Beſonders iſt es ihnen darum zu thun, Karl den Großen ſeines germaniſchen Urſprungs zu berauben. Und in der That muß man ſagen, daß die Franzoſen mit ihren größten Herrſchern und mächtigſten Kriegsherren Unglück haben, da ja auch in Napoleon’s Adern kein franzöſiſches, ſondern reinſtes corſiſches Blut floß. Jonnès behauptet, daß Karl der Große nach ſeinem Aeußern von galliſch-römiſcher Race geweſen ſei, was jedenfalls wol eine ziemlich gewagte Behauptung iſt. Auf der andern Seite muß er aber wieder zugeben, daß die galliſchen Celten in älteſter Zeit ſo gut wie die Germanen blonde Haare und blaue Augen gehabt und die römiſchen Damen ihre ſchwarzen Haare mit den aus Gallien kommenden blonden Perücken vertauſcht hätten, was doch jedenfalls eine germaniſch-galliſche Verwandſchaft in der Miſchung des Bluts und daher auch eine Verwandtſchaft in Betreff gewiſſer Charaktereigenſchaften vorausſetzen läßt. *)

Wir laſen bei dieſem Anlaß in den „Heidelberger Jahrbüchern“ folgende Hypotheſe, von der wir nicht wiſſen, ob ſie aus dem franzöſiſchen Schriftſteller entlehnt iſt: „Man ſollte annehmen, daß mit dem Alter der Nationen die Haare nachdunkeln, wie mit den Jahren bei den Kindern.“ Dieſe Hypotheſe hat etwas Plauſibles. Auch in Deutſchland, ſogar im nördlichen, wird das eigentliche Blond, das Flachshaar immer ſeltener, und in den meiſten Gegenden Deutſchlands iſt namentlich ein erwachſener Menſch mit echt blondem, weichem, ſchlichtem Haar gegenwärtig eine Erſcheinung,

*) F. J. Mone ſagt in ſeinem ſehr gelehrten Werke „Celtiſche Forſchungen zur Geſchichte Mitteleuropas“ (Freiburg, Herder, 1857), auf mehre Belege geſtützt, daß die lichten Haare (blond oder röthlich) und die weißen Haare zwiſchen den Galliern und Teutſchen keinen Unterſchied gemacht hätten. Er unterſcheidet freilich auch zwiſchen Germanen und Deutſchen; jene laſſen ſich nach ihm ebenſo gut zu den Celten rechnen, wie die Belgier und Gallier, denn „German“ beſtehe aus zwei wälſchen Wörtern und bedeute einfach „Nachbarvolk“, ſei daher nur ein geographiſcher Name, der weder einen Unterſchied der Sprache noch des Namens anzeige. Den Namen der ſpäter als Eroberer eingedrungenen Deutſchen (Alemannen, dann Franken, Sachſen u. ſ. w.) leitet er nicht wie gewöhnlich von diot, thiud ab, ſondern von tuath, Norden, alſo „Nordmänner“. Der Name der Alemannen ſei celtiſch und aus aill, ein Anderer, und maon, Leute, Volk, zuſammengeſetzt; dieſe Alemannen ſeien alſo „andere Leute“ als die, welche ihnen den Namen Alemanni gaben, geweſen. Wir laſſen dieſe Behauptung auf ſich beruhen, müſſen aber geſtehen, daß wir ſolchen etymologiſchen Beweiſen, die aus untergegangenen in keinen literariſchen Denkmalen fortlebenden Sprachen geſchöpft ſind, für unſere Perſon kein unbedingtes Vertrauen ſchenken können. Ueber dieſe dunkle Frage hat übrigens neuerdings H. B. C. Brandes ein größeres Werk unter dem Titel: „Das ethnographiſche Verhältniß der Celten und Germanen nach den Anſichten der Alten und den ſprachlichen Ueberreſten“ (Leipzig, Voigt u. Günther, 1857), erſcheinen laſſen.

die einigermaßen auch bereits uns Deutſchen auffällt. Die Vermiſchung mit fremdem Blut, die, abgeſehen von dem Zufluß der Réfugiés und von der innigern Völkermengung in unſern Tagen, während der letzten drei Jahrhunderte namentlich infolge langjähriger Kriege, der Reformationskriege, des Dreißigjährigen Kriegs, des Spaniſchen Erbfolgekriegs, des Siebenjährigen Kriegs, der Revolutions- und der Napoleoniſchen Kriege ohne Zweifel eine ſehr ſtarke war, erklärt dieſe Erſcheinung nicht allein, da manche deutſche Landſtriche von den Truppenzügen doch nur wenig betroffen wurden, wo trotzdem das eigentliche Blond im Verſchwinden zu ſein ſcheint. Bei den Galliern trug zur Verdunkelung von Augen, Haut und Haar noch die Vermiſchung mit den Lateinern und den Cimbern bei, denn dieſe waren, nach Jonnès, nicht germaniſchen Urſprungs; ſie hatten aufgebogene Naſen und ſchwarze Haare. An der Maas und in den Ardennen will Jonnès dieſe Cimbern am dichteſten finden und er rechnet, daß nicht weniger als drei Millionen Franzoſen ſichtbare Spuren dieſer cimbriſchen Abkunft tragen. Mit Tacitus zeiht Jonnès die Germanen einer großen Eitelkeit, und er führt den Eingang der ſaliſchen Geſetze zum Beweiſe derſelben Eigenſchaft bei den Franken an, die er außerdem beſchuldigt, das allerbarbariſchſte Volk unter den germaniſchen Barbaren geweſen zu ſein. Daß dieſe Wildheit, die ſich, außer jener Eitelkeit, noch jetzt bei den Franzoſen von Zeit zu Zeit unter der Civiliſationsdecke Luft macht, vielleicht gerade ein fränkiſches Erbübel iſt, vergißt, wie es ſcheint, der Verfaſſer zu bemerken. Schon Voltaire wunderte ſich, daß das franzöſiſche Volk bald ſo „agréable“, bald ſo „féroce“ ſein und bald tanzenden Affen, bald brummenden Bären gleichen könne.

Einen in das Gebiet dieſer Unterſuchungen einſchlagenden intereſſanten Aufſatz von Alexander Peez: „Ueber den deutſchen Menſchenſchlag“, theilte das „Deutſche Muſeum“ in mehren Nummern des vorigen Jahrgangs (den Schluß in Nr. 52) mit. Der Verfaſſer nimmt an, daß die Schilderungen der Alten von den rieſigen Leibern der Deutſchen, von den ſieben Fuß hohen Burgunden u. ſ. w. nicht in das Reich der Fabel gehörten; hätten doch noch viel ſpäter altfranzöſiſche Gedichte Deutſchland als die Heimat der ſchönſten Männer geſchildert. Aber neben dieſem ſchönen und kräftigen Geſchlecht der Adeligen und Freien habe ein in der Mehrzahl ungermaniſcher Stand von Hörigen und Zinsbauern geſeſſen, der ſich im Laufe der Zeit allmälig mit dem ariſtokratiſchen Stande der Krieger mehr und mehr verſchmolzen habe. Ohne Zweifel blieben dieſe, um das Feld zu beſtellen und zu andern Dienſtleiſtungen, in ungleich größerer Zahl als die Kriegerkaſte in der Heimat ſitzen, während die Vornehmen auf Kriegsabenteuer hinauszogen, ſich in fremden Ländern als Eroberer niederließen oder durch das Schwert fielen. Auch in den innern Kriegen ſchmolzen die Vornehmen als die eigentlich ſchwertführende Kaſte in viel größerm Verhältniß zuſammen als die Ackerbauenden und Gewerbtreibenden, und ſo ſind gewiß in den unaufhörlichen Kriegen wie Privatfehden unzählige Adelsgeſchlechter, die den reinſten germaniſchen Typus trugen, mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden. Die oft nur mäßige Höhe der Rüſtungen, meint Peez, beweiſe nichts gegen die alten Schilderungen, da dieſelben aus einer Zeit ſtammten, wo die Zuſammenſchmelzung des Adels mit dem Volke bereits vollzogen war und ſich bereits der heutige deutſche Mittelſchlag gebildet hatte, und zwar beſonders von den Städten aus, welche Peez die „wahren Miſchkeſſel der verſchiedenſten Bildungsſtoffe“ nennt. Gewiß iſt auch die geiſtige wie körperliche Verwandtſchaft der jetzigen Deutſchen mit ihren Ahnen ſo abgeſchwächt und unkenntlich geworden, daß ein Zeitgenoſſe Armin's oder Dietrich's von Bern Mühe haben würde, in der jetzigen Bevölkerung Deutſchlands ſeine Landsleute wiederzuerkennen. Die wahrnehmbare Verdunkelung der Haare und Augen, die Peez nicht wie Andere dem Genuſſe des Weins und Kaffees zuſchreiben möchte, führt ihn zu der denn doch wol gewagten Hypotheſe, daß überhaupt die ſchwarzhaarige romaniſche Race ſiegen und die weiße blutdurchſtrömte Haut
und die hellen Augen und Haare vor ihr verſchwi
auch in der zukünftigen Miſchſprache der Welt die
Sprachelemente über die germaniſchen den Sieg
würden. Das wäre ja doch immer Tod und Ni
Germanenthums, trotz des hinzugefügten zweifelha
„Romaniſche Form, aber germaniſcher Geiſt, das i
ſpruch der Zukunft.“ *) Eine andere vielleicht nich
wagte und durch die bisher in eigentlichen Fabri
machten Erfahrungen nicht ſehr gerechtfertigte
die, daß die Entwickelung der Induſtrie nur da
könne, das deutſche Volk hübſcher und intelligent
zu machen. Vollkommen ſtimmen wir dagegen n
faſſer überein, wenn er ſagt: „Je mehr ſich ein
Wohlſtand über alle Stände erſtreckt, je weniger
Feigheit, Neid und Schadenfreude ihr Gift verbrei
dagegen Nächſtenhülfe, Gemeinſinn, Freimuth, unbe
heitsliebe unſer ſociales und politiſches Leben durch
klarer und höher endlich unſere Anſchauungen und
umſomehr Bedingungen beſitzen wir, unſern M
dem Ideal entgegenzuführen.“ Sorgen, Kümm
Leidenſchaften und verbrecheriſche Neigungen grabe
dem menſchlichen Antlitz ein, verzerren und zerwüſ
Reinigung der Leidenſchaften, Verbannung der b
gen und Veredlung der Anſchauungen durch ver
gang mit idealen Gebilden der Kunſt und Poeſie
Verſchönerung menſchlicher Antlitze gewiß ſtets me
als alle äußern kosmetiſchen Mittel. Edle Anſcha
Vorſtellungen tragen ſich aber von den Aeltern a
im mütterlichen Schooſe vielleicht mehr, als ma
glaubt, durch einen wol wunderbar zu nenne
mit über.

Das Theater in der Lombardei im 18.
dert und die italieniſchen Theater der G

In der geiſtvollen und lebendigen, an Belehr
Unterhaltung in gleichem Maße reichen Schilder
rariſchen und geſelligen, politiſchen und adminiſ
ſtände der Lombardei im 18. Jahrhundert, welche C
an das Leben und die Werke eines der größten
Dichter neuerer Zeiten anknüpfend, in dem Buch
Parini e la Lombardia nel secolo passato“ (M
gegeben hat, finden ſich nachſtehende Bemerkung
italieniſche Theater, welche zur Vergleichung m
hältniſſen der Gegenwart vielerlei Stoff bieten. D
am Theater, heißt es, war neu in der Lombardei.
nahmen ein Aergerniß daran. Die Prediger wi
ihrer Erbauung und Eröffnung. Der Pater Torni
Novara dagegen; in Como verſuchte Daſſelbe im
der Prediger Salabue, und als der Magiſtrat ihm
gen auferlegte, erſchien er am Oſterfeſte auf der
den Epiſteln des Apoſtels Paulus, um zu beweiſ
Theater wider die Religion ſeien. Der gelehrte
Franceſco Foggini druckte im Jahre 1753 eine Sa
ner Schriften des heiligen Philipp Neri, des hei
von Sales, des heiligen Karl Borromeo wider das
Man mag die Theater verdammen oder vertheidig
waren ſie keineswegs lobenswerth. Sie wechſelt
langweiligem Pathos und grober Komik. Die
ſpeculirten natürlich auf den Geſchmack des Publ
während die Literaten einſchläfernde Komödien ſc
proviſirten handwerksmäßige Schauſpieler nach

*) Gegen des Verfaſſers Annahme ſtreitet vielleicht auch
Thatſache von der bei weitem größern Fruchtbarkeit der
und namentlich der angloſächſiſchen Race, welche es dieſ
möglich gemacht hat, in allen fünf Welttheilen ſo une
bietstheile in Beſitz zu nehmen. Daher pries auch jüngſt
die ſo reichbevölkerten engliſchen Kinderſtuben als ein nat

ſen den Dialog mit Hülfe der Masken, Gattungscharak-
: ſich zu jedweder Intrigue paſſen. In Venedig zählte
er Theater für das Schauſpiel. San-Benedetto wurde
lhr nach Mittag geöffnet, San-Moiſè und San-Sa-
m 9 Uhr. Man zahlte dort 15 Soldi. In andern
n begann das Spiel um die vierundzwanzigſte Stunde.
ten Schauſpieler für erſte Partien bezogen 60—70 Louis-
rlich, zu einer Zeit, wo ſie in England das Zehn-
rhielten. In Bologna trug ein Theater auf zwei
60 Zechinen Pacht. Voltaire ſagte, Italien habe die
Theater, Frankreich die ſchönen Stücke. Und vom ita-
n Schauſpiel redend fuhr er fort: „Man ſieht in Ita-
nches nach, was man in Frankreich nicht erlauben würde.
weil Geſchmack, Anſtand, Theater nicht dieſelben ſind,
weil die Italiener, da ſie keine Stadt haben, wo man
Dramen aufführt, in dieſem Genre nicht ſo geübt ſein
wie wir. Das ſchöne Monſtrum der Oper erſtickt bei
Melpomene; die Caſtraten laſſen für Aeſopus und Ros-
nen Raum. Gelangen die Italiener aber einmal zu
regelmäßigen Theater, ſo glaube ich, ſie werden uns
jeln. Ihre Theatereinrichtung iſt beſſer, ihre Sprache
giger, ihre reimloſen Verſe ſind vorzüglicher und das
: Eindrücken zugänglicher.“

r Mangel an Komödien und Tragödien erhöhte die
ng der Oper, trotz der Schwächen und Verweichlichung
nſt, und die Muſik hat in der modernen Geſellſchaft
ße Bedeutung erlangt. Die Libretti waren ein Gemiſch
ſinn und Anmaßung, mit Allegorien, metaphyſiſchen
Luftreiſen und Verwandlungen, worin die Maſchiniſten
rin und Florenz beſondere Gewandtheit an den Tag
In dem „Darius“ des Francesco Beverini zählte man
Acten 14 Verwandlungen, mit Lager, Kriegsmaſchinen,
, Fußvolk und Elefanten. In Venedig ſtellte man die
g der Erde dar, wobei Europa und ihre Colleginnen
en Symbolen und Wundern der Mechanik erſchienen.
ſchichtliche und moraliſche Wahrheit kam es nicht an,
mand auf die Worte achtete. (Auf den Text wird frei-
h jetzt wenig geachtet, und er käme meiſt ſchlecht weg
Perſepolis wurde durch Minen geſprengt; Cato tödtete
iner Bibliothek, in welcher ſein von Plutarch verfaßtes
m „Gerusalemme liberata“ aufgeſtellt waren. Addiſon,
lauf den Cato verſtand, erwähnt deſſen in ſeiner ita-
n Reiſe. Der Charakter der Muſik trug nicht dazu
Decenz oder den Sinn der Worte zu erhöhen, und
nger herrſchten ſo, daß Poet und Maeſtro ſich ihrer
n fügen mußten. Die Virtuoſas ſchlugen den Takt
pter und Fächer, lachten zu den Logen hinauf, ſchnupf-
bak, ſchalten den Souffleur einen Eſel und löſten ſich
Unterleib, um aus vollerer Bruſt zu ſingen. Das Bal-
eiferte mit der Oper zu ſeinem Vortheil. Wo in dieſer
l drei Verwandlungen, gab es in jenem ſechs oder acht
m ſah aufmerkſam und ſchweigend zu, während man
Oper plauderte, ſpielte, ſoupirte. Die Wichtigkeit der
r ſtieg mehr und mehr: oft war die Muſik eher da als
te. Auf die Recitative wurde nicht die geringſte Acht-
verwendet. Allmälig aber brachen Ausdruck und Me-
d Anmuth ſich Bahn, und es folgten einander in kur-
Corelli, Porpora, Tartini, Paiſiello, Cimaroſa, Pacchie-
Sacchini. Der Umſchwung der Muſik theilte ſich auch
tten mit: hiſtoriſche Sujets nahmen den Platz der alle-
mythologiſchen ein, die Helden brachten weniger Unſinn zu
, die Zahl der Acte, der Spectakel, die Decorationen wur-
mindert, das Ernſte vom Buffo geſchieden, die Prologe
afft. Der Römer Silvio Stampiglia und der Venetia-
oſtolo Zeno machten ſich um die Operntexte ſehr verdient,
denn Alle aber Metaſtaſio.

Im Jahre 1717 hatte der mailändiſche Adel im herzog-
Palaſt das Teatrino eröffnet und die zuerſt in San-
n Griſoſtomo in Venedig angebrachten geſchloſſenen Logen
nachgeahmt, welche ſodann ungeachtet der Widerrede des Architekten Milizia allgemein eingeführt wurden. Dies Theater brannte 1776 ab, und man verbreitete das alberne Gerücht, der Gouverneur von Mailand, Erzherzog Ferdinand, habe das Feuer anlegen laſſen, weil er ein dem zunehmenden Glanz des Hofs entſprechendes Haus haben wollte. Piermarini baute ein ſolches auf dem Platz, wo vordem die Kirche La Scala ſtand, und ein kleineres auf jenem der ehemaligen Cannobianiſchen Schulen. Daher die Namen der heute noch beſtehenden größten Theater. Parini gab die Sujets für Vorhänge und ſonſtige Malereien an. Die Koſten des Baus deckte der Logenverkauf. Während der Vorſtellungen durfte kein anderes Schauſpiel ſtattfinden, und ſie waren nur wenige Monate hindurch geöffnet und ohne den ſpätern bedeutenden Zuſchuß. Die Eintrittspreiſe waren gering; im Parterre aber mußte der Nichtadelige mehr zahlen. Man bezeichnete in Venedig die Kaſſeneinnahme von 677 Lire (etwa 165 Thlr.) bei der Aufführung des „Steinernen Gaſt“ als etwas Ungewöhnliches. In Mailand gab es auch Privattheater, auf welchen Patricier auftraten; ſo in den Häuſern der Grafen Pertuſati und di Roſate.

Soweit Ceſare Cantu in ſeiner Darſtellung. Wenn man in derſelben etwas vermißt, iſt es, daß er nicht einen Schritt weitergegangen iſt und uns den Urſprung desjenigen komiſchen Theaters gezeigt hat, das heute noch das Fundament bildet, über welches man heute noch, vielfacher Verſuche ungeachtet, wenig hinausgekommen iſt. Luigi Riccoboni, als er auf Scipione Maffei's Wunſch und Zureden die Reform des Theaters mit ſeiner eigenen Schauſpielergeſellſchaft praktiſch unternehmen wollte, ward von demſelben Schickſal betroffen wie vor 30 Jahren Ludwig Tieck in Dresden bei dem Verſuch, die Dame Kobold auf die Bühne zu bringen: die Venetianer pfiffen Arioſto's „Scolastica“ aus, weil ſie einen „Orlando furioso“ erwartet hatten, und der entrüſtete Riccoboni verließ ſeine Heimat und wandte ſich nach Paris. Aber im Jahr 1750 machte Goldoni, ſchon vielgenannt und gerngeſehen, das bekannte Wagniß mit ſeinen 16 neuen Komödien, ein Wagniß, welches vor kurzem zu einem der beſſern neuern Luſtſpiele den Stoff geboten hat, und bald beherrſchte er die Bühne, wie er ſie im Grunde heute noch beherrſcht. Die Tragödie entwickelte ſich ſpäter, denn wenn Maffei's „Merope“ ſchon 1713 aufgeführt ward, ſo iſt Alfieri's früheſter unreifer Verſuch vom Jahre 1775, und erſt Alfieri gab der italieniſchen Tragödie Form und wahres Leben. Noch Alfieri's Trauerſpiele wurden in Piſa wie in Rom von Dilettanten geſpielt, und lange währte es, bis die öffentlichen Schauſpieler ſich wieder an das höhere Luſtſpiel und Drama wagten. Denn in der erſten Hälfte des Jahrhunderts, welches Cantu ſchildert, waren ſie ſo tief geſunken, daß eine ſtrenge Scheidelinie gezogen ward und beſſere Stücke nur von Liebhabertheatern aufgeführt wurden, unter denen die Rozzi und die Intronati zu Siena und die Akademie des Neapolitaners Giovan Batiſta della Porta eine gewiſſe Berühmtheit erlangt hatten, während den Schauſpielern von Profeſſion kaum etwas Anderes als die halbimproviſirte Commedia dell' arte geblieben war. Die akademiſchen Namen mancher Theater ſchreiben ſich noch von den urſprünglichen Privatgeſellſchaften her. Die ſpätere Zeit erſt hob das Theater und die Kunſt des Schauſpielers. Doch auch jetzt, wie weit ſteht daſſelbe z. B. dem deutſchen und franzöſiſchen nach, wie ſelten iſt, bei allem Talent Einzelner, die Kunſt des Zuſammenſpielens, wie gering iſt die Zahl guter oder auch nur erträglicher Frauen. Für die Marchionni, die Internari, die Pelzet, die Sadowski, die Riſtori und einige wenige Andere, die ein bedeutendes Talent an den Tag legten, haben wir in Deutſchland vielleicht zwölf für eine zu nennen. Das Schauſpiel iſt immer im zweiten Rang neben der Oper geblieben, und der Stand des Schauſpielers oder Comico hat große Mühe, aus der altherkömmlichen Misachtung ſich in eine höhere Region emporzuarbeiten.

Die Verfaſſung der Theater iſt aber auch zu ungeſchickt.

Es gibt Schauſpielergeſellſchaften, aber keine ſtehenden Bühnen. Der Unternehmer (Impresario) eines Theaters, der das Haus von der Accademia, der es gehört, wobei dann die Logen Privateigenthum ſind und die Familienwappen tragen, oder von dem einzelnen Eigenthümer, wie in Rom vom Fürſten Torlonia, oder von der Stadt übernommen hat, ſchließt mit dieſer oder jener Compagnia einen Contract für eine Saiſon oder mehre. So ziehen die Compagnie von einem Ende Italiens zum andern und verändern natürlich häufig ihr Perſonal, wenn auch der Fonds derſelbe bleibt. Wird nun auch wenigſtens theilweiſe, bei den beſſern und ältern, ein erträgliches Enſemble erzielt, ſo fehlt es doch meiſt an lebendiger und fördernder Wechſelbeziehung zum Publicum. Nur an einigen Orten, z. B. in Turin, halb und halb in Neapel, wo das Theaterweſen eine etwas feſtere Geſtalt gewonnen hat, modificirt ſich dies unfruchtbare Verhältniß. Es gibt wie geſagt einige talentvolle Schauſpielerinnen, es gibt manche gute und gebildete Schauſpieler, unter denen einige auch dramatiſche Dichter ſind, bei den meiſten jedoch findet man eben nur die allerordinärſte Routine. Mit dem Répertoire ſteht es nicht beſſer. Für das Luſtſpiel muß immer noch Goldoni, für das Trauerſpiel Alfieri die Stütze bilden. Denn von andern Autoren werden nur wenige Stücke aufgeführt. So im Fache des Luſtſpiels von Giraud und Nota, die Beide bekannt ſind und denen es an Talent und Beobachtung nicht fehlt, und hier und da etwas von einigen jüngern Zeitgenoſſen, unter denen ein paar Toscaner, der Cav. V. Martini, Verfaſſer des „Cavaliere d'industria", der Advocat Berti, Verfaſſer der „Amanti sessagenarii", dann der Schauſpieler Bon und verſchiedene Lombarden und Piemonteſen zu nennen ſind, die aber meiſt mit Mühe durchdringen. So gibt man im Fache des Trauerſpiels von Silvio Pellico die immer gerngeſehene „Francesca da Rimini" und „Eufemio da Messina", von G. B. Niccolini den „Antonio Foscarini" und „Giovanni da Procida", von Carlo Marenco die „Pia de' Tolomei", und einiges Neuere von G. Sattaglia, von N. Giotti u. A. Im Durchſchnitt aber iſt das Répertoire mit Ueberſetzungen gefüllt; wollte Gott, es wären Ueberſetzungen wie die Maffei'ſche der „Maria Stuart"! Gewöhnlich jedoch ſind es liederlich handwerksmäßige Bearbeitungen franzöſiſcher Stücke, die über der lahmen Proſa und dem ſchwerfällig ordinären Spiel oft den einzigen Reiz einbüßen, den ſie im Original haben. Scribe und ſeine Schule beherrſchen auch die italieniſche Bühne, aber „Le Verre d'eau" und „La Calomnie" und „Une Chaine", oder der Madame de Girardin „Lady Tartuffe" mögen zuſehen, wie ſie dabei fahren. Dann und wann werden auch Ueberſetzungen älterer franzöſiſcher Stücke, namentlich Voltaire's und Molière's, und von deutſchen neben Schiller hier und da Kotzebue'ſche Stücke gegeben. Die Volksbühnen mit ihren ſtereotypen Spaßmachern, wie in Neapel in San-Carlino, in Rom im Caſſandrinotheater, in Florenz im Stenterellotheater, bilden ein Genre für ſich, das wol für die Charakteriſtik des Volks, nicht aber literargeſchichtlich in Betracht kommt.

Ein weſentliches Hinderniß der Hebung des Schauſpiels und der Schauſpielkunſt iſt die übermäßige Zahl der Theater. Eine Stadt von 115,000 Einwohnern wie Florenz hatte deren bis vor kurzem mit Einſchluß eines Tagstheaters nicht weniger als neun: La Pergola oder Teatro degli Immobili, aus dem 17. Jahrhundert ſtammend und durch eine im Hauſe eines der mediceiſchen Prinzen gebildete Privatgeſellſchaft gegründet, für die Oper; Cocomero oder Teatro degli Infuocati, gleichen Urſprungs, für das Schauſpiel; Teatro nuovo oder degli Intrepidi, beinahe von der Größe des erſtgenannten und gegen 2400 Zuſchauer faſſend; Alfieri oder dei Risoluti, Goldoni und Leopoldo abwechſelnd für Oper und Schauſpiel; Ognissanti oder dei Solleciti und Piazzavecchia oder degli Arrischiali (die erſtern Namen ſchreiben ſich wie Pergola und Cocomero von den Straßen her) für Oper, Schauſpiel, und Stenterello. Dazu ſind neuerdings, als wäre es noch nicht genug damit, noch zwei Bühnen gekommen, das Politeama für allerlei Künſte
und das Teatro Pagliano, ſo nach ſeinem Beſitzer, eine
gewordenen Quackſalber, oder nach der Localität, dem
ligen Schuldthurm, delle antiche Stinche genannt, an
mit San-Carlo und der Scala wetteifernd, aber fehlerhaft
und unbequem, mit großen Opern und Ballet als Neben
der Pergola auftretend, ohne aber die beau monde an
gelegentlich anzuziehen und daher ſogleich zur Herab
der Preiſe genöthigt. Elf Theater für eine Stadt ſo
Umfangs, mit einem Eintrittspreis, der von 1½ bis zu 1
ſteigt, während die Regierung dem Operntheater allein
Zuſchuß gibt, der nicht über 12,300 Thlr. beträgt —
ſchwach muß es da mit den Leiſtungen beſtellt ſein
iſt begreiflich, daß es unter ſolchen Umſtänden nicht
iſt, mit den Bühnen großer Städte und großer Mittel
Schranken zu treten, und daß man die Anweſenheit von
gern oder Tänzern erſten Rangs immer als einen
betrachten muß. Wie mit den Theatern geht es auch
vom Theater handelnden Blättern, deren das einzige
nahe an ein Dutzend aufzuweiſen hat, meiſt eine moral
und pecuniäre Tortur für die armen Künſtler, auf welche
ephemeren Journale, „L'Arte" (das beſſere derſelben), „Sc
ramuccia", „Buon gusto", „Corriere dei teatri", „L'Ill
strazione" und wie ſie alle heißen mögen, weſentlich angew
ſen ſind. Dieſe beinahe blos auf Theaterklatſch angewieſen
zahlloſen kleinen Blätter, welche namentlich ſeit 1848 und
dem gewaltſamen Ende der politiſchen Zeitungen wie ein H
ſchreckenſchwarm ſich über das Land geworfen, ſind eine wa
Peſt der Literatur, wäre es auch nur dadurch, daß ſie
immer eine wenngleich kümmerliche Zahl von Abnehmern fin
und mit ihrer zunehmenden Maſſe beſſern Zeitſchriften
Weg verlegen. 36

Notizen.

Fichte.

Eine in mehrfacher Hinſicht intereſſante Schrift iſt
ſtehende von Karl Haſe: „Jenaiſches Fichte-Büchlein" (Lei
Breitkopf und Härtel, 1856), die eine detaillirte, mit zahl
chen Noten und einigen Beilagen verſehene Darſtellung
Fichte'ſchen Atheismusſtreits und ſeiner Entlaſſung als je
ſcher Profeſſor enthält. Ueber die Händel ſelbſt verweiſen
auf die Haſe'ſche Schrift. Man kann Fichte vom Standpu
der Weltklugheit dabei wol einiger Uebereilung zeihen,
man muß ſich wundern, wie ein genialer Mann wie Sch
ihn infolge dieſer Affaire „incorrigibel in ſeinen Schiefheit
nennen konnte, zumal wenn man ſich erinnert, daß auch S
ler's früherer Lebensgang keineswegs einer nach der gew
lichen Schablone geweſen. Kalt bemerkte Goethe, als
Geheimen Rath zu Weimar Fichte's Entlaſſung beſprochen wu
„Geht der eine Stern unter, geht der andere auf." Zugl
war dies freilich divinatoriſch geſprochen, da Schelling der
Stern war, welcher den untergegangenen am jenaiſchen
verſitätshimmel erſetzte. Vergeſſen wir nicht, daß Fichte
blos ein tiefer Denker, ſondern, was zu der Zeit noch h
im Preiſe ſtehen mußte und womit er noch mehr wirkte,
Charakter und ein Mann von thatkräftiger Geſinnung
Bezeichnend für ihn iſt, was er einmal an ſeine Braut und ſpä
Lebensgenoſſin ſchrieb: „Ich ſelbſt habe zu einem Geleh
von métier ſo wenig Geſchick als möglich. Ich will nicht
denken, ich will handeln.... Glück iſt nur jenſeit des Gra
Alles auf der Erde iſt unbeſchreiblich klein; aber Glück
auch nicht, was ich ſuche. Ich habe nur Eine Leidenſch
nur Ein Bedürfniß, nur Ein volles Gefühl meiner ſelbſt,
außer mir zu wirken. Je mehr ich handle, deſto glückli
ſcheine ich mir. Mein Stolz iſt der, meinen Platz in
Menſchheit durch Thaten zu bezahlen." Allerdings
Fichte zum Reden verurtheilt, aber was er befeuernd, vered
und kräftigend zu der deutſchen Nation und beſonders zu
Jugend ſprach, hatte das Vollgewicht einer That. Haſe

uch ein ſchönes Wort des vorigen Königs von Preußen ahrt, das freilich wol ſchon bekannt, an das zu erin= ber gerade heutzutage doppelt angemeſſen iſt. Als Fichte Berlin kam, das ihm nun zur neuen Heimat werden berichteten ängſtliche Menſchen über die Anweſenheit gefährlichen Mannes dem Könige. Da ſagte dieſer: Fichte ein ſo ruhiger Bürger, wie aus Allem hervor= und ſo entfernt von gefährlichen Verbindungen, ſo ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig geſtattet en. Iſt es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feind= keiten begriffen iſt, ſo mag dies der liebe Gott mit ihm chen; mir thut das nichts." Wir müſſen uns dabei er= , daß Fichte nicht nur als Atheiſt, daß er auch als De= verſchrien war, um die Größe dieſes Ausſpruchs voll= würdigen zu können. Napoleon, der Große genannt, als Todfeind aller freien Denker oder, wie er ſie „Ideologen" in ähnlichen Fällen unendlich kleiner be= als der ſchlichte König von Preußen. Haſe bemerkt Vorwort, daß er anfangs die Abſicht gehabt, dieſe zugleich mit der über Franz von Aſſiſi als zweiten der „Neuen Propheten" unter dem Titel „Ein Heiliger ein Philoſoph" herauszugeben, und fügt dann hinzu: Bettelmönch und ein jenaiſcher Profeſſor iſt nichts ſo durch= Entgegengeſetztes."

Horaz und Klopſtock.

ährend in Deutſchland ſelbſt außer in den eigentlichen turgeſchichten nur noch ſelten von Klopſtock die Rede iſt, ein Franzoſe, Saint=Amans, eine Schrift „D'Horace et Klopstock" (Agen 1856) herausgegeben, worin er, merk= dig genug, zwiſchen dem römiſchen und dem deutſchen als Weindichtern eine Parallele zieht. Die „Revue Paris" bemerkt über den Inhalt der Schrift: „Horaz iſt terner Trinker; er will, wenn er den Becher erhebt, und Armuth vergeſſen; aber mit Schauder weiſt Trinkſchale von ſich, die ihm den Kampf der Centauren ins Gedächtniß bringen würde. Er will einen igen Bacchus, der an der Tafel anmuthig zu plau= und nicht zu großen Lärm macht. Klopſtock ſucht große Ideen und erhabene Erinnerungen; er verlangt ein, daß er ihm die Natur enthülle und die Zunge einen Freunden zu philoſophiren, und er miſcht damit und Roſen, Geſänge und Düfte. Der Wein vom ert ſich ihm zum Vaterland und zur Vaterlands= Saft des Bodens geht in das Blut ſelbſt und in über und perſonificirt den deutſchen Geiſt, der , aber nicht ſchäumt. Das verworrene Leben geht en des Dichters vorüber; die Natur entfaltet ihr , und mitten in ſeiner Trunkenheit beſchwört er den ruft er die Thräne herbei. Die Zähren haben die Geleite, und der Ton der Ode ſteigert ſich, und die wird tiefer und ernſter und heiterer zugleich." Strophe der Ode („Der Rheinwein") wird das , daß ſie von einer „grandeur puissante" ſei. So dieſer Skizze des deutſchen Dichters Ueberlegenheit an üth und Gedankenſchwung über den römiſchen ge= wickelt, und daß dies gerade von einem Franzoſen iſt ebenſo erfreulich, als damit für uns vergeßliche ein indirecter Vorwurf verbunden iſt. **H. M.**

Bibliographie.

Baudiſſin, C. Graf v., Forſtrath Lupin an Madame oder die Natur im Geiſte. Leipzig, O. Wigand. 16.

Bibliothek der gesammten deutschen National-Litera- (1. Abtheilung.) 35ster Band. — A. u. d. T.: Karl der Grosse von dem Stricker. Herausgegeben von K. Bartsch. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Blüthenkranz neuer deutſcher Dichtung. Herausgegeben von R. Gottſchall. 2te Auflage. Breslau, Trewendt. 16. 2 Thlr.

Brunner, S., Paulus in Athen. Ein Spiegelbild un= ſerer Zeit. In acht Vorträgen, gehalten zu Wien. Wien, Greß. 1856. 8. 28 Ngr.

Gagarin, Fürſt J., Wird Rußlands Kirche das Papſt= thum anerkennen? Nach La Russie sera-t-elle catholique. Nebſt einem Auszug der Schrift des Cardinal Baronius über den Urſprung der Ruſſinen. Mit einem Vorworte von A. Freiherrn von Harthauſen. Münſter, Theiſſing. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Grille. Schauſpiel in fünf Aufzügen, mit theilweiſer Benutzung des Romans: „La petite Fadette", von George Sand. Hamburg, F. Schuberth. 8. 18 Ngr.

Imhof, A., T. Flavius Domitianus. Ein Beitrag zur Geſchichte der römiſchen Kaiſerzeit. Nach den Quellen darge= ſtellt. Halle, Buchhandlung des Waiſenhauſes. Gr. 8. 22½ Ngr.

Johannſen, Wilhelmine, Die Traubencur, ein ro= mantiſches Gemälde. Hamburg, Würger. 8. 22½ Ngr.

Keſſel, C. v., Die Seelenverkäufer. Hiſtoriſcher Roman. Wien, Hartleben. 8. 24 Ngr.

Lange, J. P., Auswahl von Gaſt= und Gelegenheits=Pre= digten aus meinen Zürcheriſchen Lebensjahren. 2te vermehrte Ausgabe. Bonn, Habicht. Gr. 8. 20 Ngr.

Lever, C., Die Martins von Cro' Martin. Aus dem Engliſchen überſetzt. Fünf Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Sternberg, A. v., Die Dresdener Galerie. Geſchichten und Bilder. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stöweſand, J., Das Myſterium der Sprache Gottes im Menſchen oder der Glaube in ſeiner Wahrheit. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Stuttmann, F., Fata Morgana. Ein Gedicht. Bar= men, Langewieſche. 16. 5 Ngr.

Uſtrjalow, N., Die Schlachten Rußland's von 1700 bis 1831. Mit 45 Schlachtenplänen und einer Karte des ruſ= ſiſchen Reichs. Riga, v. Boetticher. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wells, W. V., Walker's Expedition nach Nicaragua und der centralamerikaniſche Krieg nebſt der vollſtändigen di= plomatiſchen Correſpondenz. Aus dem Engliſchen. Mit Ge= neral Walker's Porträt und einer Karte von Centralamerika. Braunſchweig, Schulbuchhandlung. Gr. 12. 1 Thlr.

Woyſch, O., Der Materialismus und die chriſtliche Welt= anſchauung. Mit einem Vorwort von W. Hoffmann. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 15 Ngr.

Wray, L., Der Vater vieler Töchter. Roman. Mit Autoriſation des Verfaſſers deutſch von G. Cleeves. Vier Bände. Wien, Hartleben. 8. 2 Thlr.

Zenetti, C. A., Die Katholizität der menſchlichen Er= kenntniß. Ein Beitrag zur römiſch=katholiſchen Ideologie. Augs= burg, Kollmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Betrachtungen über den däniſchen Geſammtſtaat. März 1857. Hamburg, Perthes=Beſſer u. Mauke. Gr. 8. 6 Ngr.

Der evangeliſche Bund, ſeine Grundſätze und Geſchichte. Mit einem Vorwort von L. Bonnet. Frankfurt a. M., Brön= ner. 8. 7 Ngr.

Gallois, Proben Hamburgiſcher Rechtspflege. Heft I. Leipzig, Matthes. 1856. Gr. 8. 3 Ngr.

Hiob's drei Freunde oder Bunſen, Stahl und Prälat Ritter als Helfer der leidenden Chriſtenheit. Chriſtus — Kö= nig die Loſung der Zukunft. Von Ithiel. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Spanische Chrestomathie.

Hand- und Hülfsbuch der spanischen Sprache und Literatur im 19. Jahrhundert. Mit wort- u
gemässen Erläuterungen, sowie einer kritisch-literarischen Einleitung herausgegeben
von

Friedrich Booch-Árkossy.

Auch unter dem Titel:

Manual de la Literatura Española moder

Cuadro de la Literatura en Obras de Prosa y Poesia de Escritores Castellanos en el Siglo XIX.
y dado á luz
por

Don Federico Booch-Árkossy.

8. Geh. 3 Thlr.

Während die Classiker Spaniens vom Auslande seit langem einstimmig anerkannt und bewundert werden, fehlte es im europäischen Buchhandel bisher an einem Sammelwerke, welches das Wichtigste der Literatur der heutigen Spanier in planmässiger Uebersicht und charakteristischen Proben einem grössern Publicum vorführte, und auf die reichen Schätze desselben durch eine geschmackvolle Auswahl des Besten aufmerksam machte.

Obiges Werk ist bestimmt, diesem Mangel abzuhelfen, welcher sich bei den mehr und mehr an Umfang gewinnenden Beziehungen Deutschlands zu Spanien und dem spanischen Amerika besonders fühlbar machte. Mit Rücksicht hierauf sind neben den literarischen auch zugleich praktische Zwecke gefördert worden, was nachstehende kurze Uebersicht des Inhalts darthun mag. Eine kritisch-literarische Einleitung bespricht die herangezogenen Schriftsteller und deren Beiträge; die erste und zweite Abtheilung gehen von leichten zu schwerern Lesestücken, zu wechselseitiger Uebersetzung und sachgemässer Conversation über; die dritte Abtheilung gibt in Originalschilderungen und Originalskizzen und dem heutigen Spanien ein anziehendes Bild von Land und Leuten; die vierte Abtheilung bringt eine Auswahl von Proben in Prosa und Poesie von mehr als funfzig zeitgenössischen spanischen Schriftste
Schönste und Beste aus ihren Werken. Ein A
die spanischen Synonymen, die richtige Anwe
Zeitworts beim Spanischschreiben, die Acce
und Orthographie, behandelt bisher nirgend
führlich und sachgemäss erörterte wichtige Pun
recten und eleganten Ausdrucksweise.

In demselben Verlage erschienen:

**Duve y Huebener (A. G. de), Gramática sucinta d
aleman.** 8. 20 Ngr.

Eine Grammatik für Spanier, um Deuts
nen, woran es bisher fast ganz fehlte. Der V
ein seit langem in Malaga wohnender Deutscher.

———, **Spaniſch-deutſche
zum Schulgebrauch.** — A. u. d. T: Piezas
de las literaturas Alemana y Española para
los estudiantes de ambas lenguas. 8. 1 Thlr.

Ein sich an die Grammatik desselben Verf
schliessendes Lesebuch, zugleich auch für Deuts
Spanisch lernen, bestimmt.

Im Verlage des Oeſterreichiſchen Lloyd in Trieſt erſchien ſoeben:

Die neuere

Naturwiſſenſchaft

ihre Ergebniſſe und Ausſichten.

Von **Adolf Helfferich.**

Ein moderner franzöſiſcher Goldmacher und die alten Alchymiſten. — Atomiſtiker und Dynamiker. — Zellentheorie und Phyſiologie der Atome. — Morphologie und Artbegriff. — Organismus und Teleologie. — Endergebniß.

Preis 20 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen ſind zu beziehen

M. Solitaire's ſämmtliche Schriften. 14 B

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Platon's ſämmtliche Wer

Ueberſetzt von H. Müller, mit Einleitungen
von K. Steinhart. Sechster Band. 8. Geh.
Der erſte bis fünfte Band (1850—55) haben glei

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. —— Nr. 18. —— 30. April 1857.

Inhalt: Friedrich von Gagern's literariſcher Nachlaß. Von Hermann Marggraff. — Portugal und ſeine Colonien. — r Religionsphiloſophie. Von Friedrich Bodenſtedt. — Böhmiſche Literatur. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

riedrich von Gagern's literariſcher Nachlaß.

Leben des Generals Friedrich von Gagern. Von Heinrich von Gagern. Dritter Band. Literariſcher Nachlaß. ipzig und Heidelberg, Winter. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. [illegible] Ngr.

Heinrich von Gagern hat dem erſten Bande der nsbeſchreibung ſeines Bruders, des Generals Fried- von Gagern *), aus „unvorherzuſehenden Umſtänden", die wir in der Vorrede zum zweiten Bande Auf- erhalten ſollen, nicht den zunächſt erwarteten , ſondern den dritten Band folgen laſſen, welcher enerals literariſchen Nachlaß enthält. Der zweite chgeliefert werden. Wir glauben, daß die Leſer äufer des Werks gerade keine Urſache haben, mit bweichung von der Regel ſehr unzufrieden zu . Der zweite Band wird uns Friedrich von Gagern activen Rolle zeigen, die er bei der Erhebung ands und im Beginn der Wirren des Jahres ſpielte, er wird uns von ſeiner Stellung zu dem er-Ausſchuß, zu den Vertrauensmännern, zu der -conſtitutionellen Partei, von ſeinem Zuge an der der Executionstruppen gegen die aufſtändiſchen kaner in Baden und ſeinem vorzeitigen Ende er-, und da kann es uns nur lieb ſein, wenn wir aus ſeinen eigenen Aufzeichnungen, alſo aus er- and über ſeinen Charakter, ſeine Fähigkeiten, ſeine iſſe, ſein politiſches Wollen und Streben, ſeine An- von Leben und Welt Aufſchlüſſe erhalten, die uns in Stand ſetzen, die Größe des Verluſtes abzu-, den das Vaterland und beſonders ſeine Partei ſeinen beklagenswerthen Tod erlitten haben. Und Thal kann nichts ſo geeignet ſein, unſere Trauer das plötzliche Ende, welches ihm eine hundsföttiſche l bereitete, zu verſtärken und ihr tiefern Gehalt zu , als dieſe Sammlung eigenhändiger Aufſätze, deren noch dadurch erhöht wird, daß ſie nicht zum Zweck der Veröffentlichung niedergeſchrieben waren und daher nichts von jener auf Selbſttäuſchung oder Täuſchung des Publicums berechneten Heuchelei und literariſchen Kokètterie haben, die ſich nur zu oft bewußt, halbbewußt oder unbewußt in ſolche Aufzeichnungen einſchleichen, wenn ſie mit der beſtimmten Abſicht künftiger Veröffentlichung geſchrieben ſind. Friedrich von Gagern war ein Mann der politiſchen That; um die flüchtige Gunſt des Publicums zu buhlen, ſein Thun öffentlich zu motiviren und ſein Wollen zu expliciren, lag ihm gänzlich fern; ja er hatte, wie er einmal an ſeinen Vater ſchrieb, gegen alles Schreiben in ſchriftſtelleriſcher Abſicht für ſeine Perſon eine „lebenslängliche Abneigung". Dieſe Enthaltſamkeit iſt um ſo höher zu ſchätzen, je weniger ihm die Fähigkeit, ſeinen Ideen und Beobachtungen ſchriftſtelleriſchen Ausdruck zu geben, verſagt war, je näher ihm alſo die Verſuchung lag, auch als Schriftſteller und Publiciſt zu wirken und zu glänzen.

Wenn wir durchaus nach einem perſönlichen Motiv zu dieſer Enthaltſamkeit ſpähen wollen, ſo dürften wir es vielleicht in der etwas ſtark hervortretenden und dabei deſultoriſchen ſchriftſtelleriſchen Betriebſamkeit ſeines Vaters finden; denn nicht ſelten vermeiden Söhne gefliſſentlich die Fehler ihres Vaters, oder Das, was ſie an ihm für Fehler halten, mit ſo großer Aengſtlichkeit, daß ſie in den entgegengeſetzten Fehler verfallen. Der Hauptgrund dazu lag aber wol in ſeiner Anſicht, daß in Deutſchland nur zu viel geſchrieben werde und bereits geſchrieben worden ſei, daß dadurch die Begriffe, ſtatt geläutert zu werden, nur verwirrt würden, und daß nur noch die ſtille energiſche That, die kein Geſchrei von ſich mache, dem Wirrſal abhelfen könne. Er haßte die „politiſchen Schulmeiſter", von denen er einmal ſagt, daß ſie „nach Abſchaffung aller Privilegien der Profeſſur das Monopol der Druckerpreſſe erhalten möchten". Nicht aus den räſonnirenden Schriften der deutſchen Politiker, ſondern aus denen der engliſchen, die immer auf den Kern der Sache losſteuern, ſchöpfte er, und von ihnen lernte er ſelbſt, kurz angebunden, praktiſch und klar zu ſchreiben,

*) Vgl. über den erſten Band unſern Bericht in Nr. 25 d. Bl.

ſodaß man bei ihm immer genau weiß, was er will und um was es ſich handelt. Aus Widerwillen gegen die in Deutſchland epidemiſch gewordene Räſonnirluſt verfiel er in das Extrem faſt allzu großer Knappheit und des gänzlichen Mangels an Wohlredenheit. Wäre ihm ein längeres Daſein beſchieden geweſen und hätte er noch die Rattenſchwänze und Bandwurmgeflechte der Parlamentsreden in der Paulskirche und das journaliſtiſche Geſaſel, womit Jeder damals ſeine Weisheit zum beſten gab, miterleben können, ſo würde er, wie wir glauben, die Sache Deutſchlands ſchon nach wenigen Wochen verlorengegeben und ihr auf immer den Rücken gewendet haben, falls es ihm nicht gelungen wäre, durch irgendeine gewaltige kühne That dem unheilvollen Gezänk ein Ziel zu ſetzen. Doch um nicht ſelbſt in den Fehler eines vielleicht unzeitigen Raiſonnement zu verfallen, wollen wir von dieſem Thema abbrechen und uns zu dem Inhalt der vorliegenden Sammlung Gagern'ſcher Aufzeichnungen wenden.

Wir beginnen mit dem intereſſanteſten Abſchnitt, um nach deſſen Erledigung zu ſehen, wie viel Raum uns dann noch für den übrigen Inhalt dieſes Bandes übrig bleibt, nämlich mit dem Aufſatz: „Journal meiner Reiſe nach Rußland im Jahre 1839.“ Friedrich von Gagern war dazu auserſehen worden, den Prinzen Alexander der Niederlande nach Rußland zu begleiten, einen jungen Herrn von 21 Jahren,

geſund, ſtark, wohlgebaut, unverdorben, noch ganz ohne Leidenſchaft für Frauen. Die Phyſiognomie — ganz deutſch — hat keinen hervorſtechenden Ausdruck, obgleich der Charakter ſelbſt ſchon ſehr ausgeprägt iſt. Kälte, feſter Wille bis zum Eigenſinn, ein geſundes Urtheil (wenn es von Vorurtheilen nicht befangen iſt), Beobachtungsgabe, der Wunſch ſich zu unterrichten — aber mit einſeitiger Vorliebe für das Militärweſen — Stolz, ja Hochmuth, hohe Meinung von ſich ſelbſt und ein faſt rückſichtsloſer Egoismus ſind darin nicht zu verkennen. Alles Warme, alles Edle, Ritterliche und Romantiſche fehlt ſo ganz und gar, oder vielmehr das Gegentheil von allem Dem wird mit ſoviel Unbefangenheit ausgeſprochen, daß man annehmen muß, es ſei Natur und nicht das Reſultat verderblicher äußerer Einflüſſe. Die Begebenheiten der belgiſchen Revolution und ihrer Folgen haben ihm auch eine Neigung zum Despotismus eingeflößt, und einen Haß gegen freie Verfaſſungen, vor dem alle Erinnerungen, auf welche der Ruhm des oraniſchen Hauſes ſich gründet, gänzlich entſchwinden.

Hier noch einige Züge zur Kenntniß des Prinzen, welche dies Tagebuch in ſeinem weitern Verlauf enthält. Schon die Art, wie man reiſte, war bezeichnend genug. Gagern ſchreibt:

Es ſcheint jetzt ein Tic aller Prinzen zu ſein, Reiſen mit einbrechender Nacht anzutreten und ſtets Tag und Nacht zu reiſen, ohne ſich aufzuhalten.... Wie viele merkwürdige Gegenden, Städte, Schlachtfelder u. ſ. w. haben wir während der dreimonatlichen Reiſe bei Nacht und Nebel durchzogen, ohne Notiz davon zu nehmen. Es war als wenn zwiſchen einem Hofe und dem andern nichts exiſtiren könnte, das verdiente von einem Prinzen geſehen zu werden.

Ueber dieſe Art zu reiſen bemerkte ſpäter Oberſt Beulwitz gegen Gagern ganz witzig: „Wir reiſen nicht, wir werden gereiſt.“ Der ebenfalls in Petersburg anweſende Erzherzog Albrecht beklagte ſich, daß Prinz Alexander gar nicht deutſch mit ihm reden wolle, und Gagern erwähnt bei dieſem Anlaß, des Prinzen Abneigung gegen alles Deutſche ſei ſow[...] gegangen, daß er geäußert: „Dans ma famille je [...] regarde comme en pays ennemi, parceque j'enten[...] toujours parler allemand.“ In Berlin, auf der Rü[...] reiſe, gefiel der Prinz ebenfalls nicht ſehr, „ſowol de[...] halb nicht, weil er nicht deutſch ſpricht, als auch wege[...] ſeiner Kälte und Unverbindlichkeit“. Uebrigens hatte G[...] gern ſo gut wie gar keine Inſtructionen mit auf de[...] Weg bekommen; er wußte nicht, ob er das Recht hätt[...] dem Prinzen Vorſtellungen zu machen oder Rath zu e[...] theilen; nur hatte ihm der Prinz von Oranien auf[...] tragen, die ruſſiſchen Dragoner im Détail zu ſehen u[...] ihm darüber bei ſeiner Zurückkunft Rapport zu erſtatte[...] Eine ſo wichtige Angelegenheit verdiente wol, daß m[...] eine ſo weite und koſtſpielige Reiſe machte.

Die Reiſe ging über Hamburg, und hier wurde ſ[...] gleich ein Wagen beſtellt, um die Stadt zu beſeh[...] denn man hatte hierzu nur einen halben Tag, da [...] Reiſe gleich mit Anbruch der Nacht wieder fortgeſ[...] werden ſollte. Was will auch das in ſo vielfacher Hi[...] ſicht intereſſante Hamburg, das erſte Handelsempori[...] in Deutſchland und das zweite oder dritte nach Lon[...] überhaupt, gegen die ruſſiſchen Dragoner bedeuten! [...] dem Erblicken Hamburgs, das von der Hafenſeite [...] ſich mit ſeinen Zugehörigkeiten und Nachbarſtädten [...] dings in der Richtung von St.-Georg ins Unabſeh[...] verliert, ruft Gagern aus: „Ein herrliches Schauſp[...] Hamburg, der Hamburger Berg, Altona, die Elbe [...] Schiffen bedeckt! London ſelbſt, wenn man die Th[...] hinauffährt, bietet keinen ſo impoſanten Anblick.“ [...] dem Durchwandern der Promenaden ſtießen die [...] den auf Büſch's Denkmal, und aus Muthwill[...] Gagern den Lohnbedienten, wer dieſer Büſch [...] ſei, worauf der gelehrte Cicerone mit größter Zuve[...] antwortete: „Ein großer Dichter!“ Vor einem De[...] Klopſtock's, wenn ein ſolches in Hamburg beſ[...] würde er vielleicht geantwortet haben: Ein großer [...] delsſchriftſteller! Vielleicht hatte dieſer gelehrte Ha[...] ger ſchon mancher aus ſogenannten Gebildeten beſt[...] Reiſegeſellſchaft dieſen „großen Dichter Büſch“ o[...] und bei ihnen Glauben gefunden. Konnte dieſer [...] nicht ein berühmter hamburger Localdichter und [...] poet geweſen ſein, wie ſeinerzeit Hunold oder Poſtel [...] Dreyer? Wer kann wiſſen, ob nicht einmal die [...] pfaffenhofener ihrem Bacherl ein Denkmal errichten [...] den? Wie nun, wenn Büſch ein hamburger Bacher[...] weſen? Kann einer von den gewöhnlichen Gebildeten [...] ſo bloßſtellen und einem hamburger Lohnbedienten, [...] doch gewiß ein gelehrter Mann ſein muß, einge[...] daß er von einem Dichter Büſch noch nie etwas ge[...] habe? Das Unglück war nur, daß es der Cicerone [...] Friedrich von Gagern und nicht mit einem gebil[...] Commis-voyageur oder einer Amts- oder Comme[...] räthin zu thun hatte.

Nun Ankunft im Hafen von Peterhof und [...] darauf perſönliches Vorſtellen bei den Gliedern der [...] ſchen Kaiſerfamilie. Intereſſantes Porträt des Kai[...]

Kaiſer wurde vielleicht mit Recht der ſchönſte Mann
t Reiche genannt; aber wenn ſo etwas 20 Jahre lang
veſen iſt, kommt doch auch eine Zeit, wo es aufhört
ſein. (Aehnlich capricirte man ſich ſelbſt in den ſpä-
nstagen des Königs Friedrich Wilhelm III. in Berlin
dieſen den ſchönſten Soldaten in der preußiſchen Armee
n.) Die Gewohnheit des Kaiſers, ſich an einem Tage
ünf bis ſechs verſchiedenen Uniformen zu produciren,
Eitelkeit oder Frivolität, die einem Monarchen ſchlecht
der ſich mit ſo vielen wichtigen Dingen zu beſchäftigen
der bei der außerordentlichen Thätigkeit, welche ihm
r zuerkannt wird, ſoll er Zeit für Alles finden. Ich
während ein paar Monaten gewaltig viel unterwegs
daten ſpielen geſehen.

auch der Großfürſt Michael:

Appartements des Großfürſten ſind mit Soldaten ge-
emalte, hölzerne unter Glas, nicht etwa Kriegsſcenen
leaux, ſondern blos Darſtellung von allen ruſſiſchen
n; ſie ſind eine Art von militäriſchem Modejournal
turaliencabinet. Dieſelbe Spielerei findet man auch
ppartements des Kaiſers, ſowol in Petersburg als in
Zelo. Es iſt allzu lächerlich.

Paraden, Feldmanoeuvres u. ſ. w., die außer-
h ernſt genommen wurden und gerade dadurch
Komiſche im Gefolge hatten, wie namentlich die
Scheinreproduction der Schlacht von Borodino,
ürlich kein Ende; doch geſtanden faſt alle Adju-
es Kaiſers im Stillen, daß ſie dieſes ermüden-
unabläſſigen Paradirens und Manoeuvrirens,
der Kaiſer nicht einmal ſehr großes Talent ge-
rzlich ſatt ſeien.

ern geſteht übrigens dem Kaiſer Nikolaus viele
Charaktereigenſchaften zu: er zeige eine bewun-
he Thätigkeit und Energie, viele Zweige der Ver-
hätten unter ihm ſolche Fortſchritte gemacht,
Regierung Alexander's dadurch ganz verdunkelt
er beſitze einen offenen, ritterlichen Charakter, Ver-
ſchließe er nicht lange in ſich, und wenn er dazu
zu haben glaube, ſo laſſe er ſogleich unterſuchen und
ein ſtrenger Richter; auch höre er von Perſonen,
r Vertrauen ſchenke, gern die Wahrheit, ſelbſt
k, die ihm empfindlich ſei u. ſ. w. Aber ſein
xifen arte oft in Härte aus, er überſpanne die
zu ſehr, ohne die Hauptmängel abzuſtellen („Il
it décider lui-même“, ſagte Jomini zu Gagern),
für ſeine nächſten Umgebungen ſehr drückender
eimlicher Fehler (den er übrigens wol mit den
an Herrſchen und Befehlen gewöhnten Perſonen
haben mag) ſei die üble Gewohnheit, „zwiſchen
oßer Familiarität und abſtoßendem Stolze abzu-
und an demſelben Tage, für dieſelbe Perſon,
z verſchiedener Haltung, jetzt Freund, jetzt Kaiſer
. Die Reputation großer Enthaltſamkeit, die
n beilege, ſei, meint Gagern, gänzlich uſurpirt,
gibt dann manche Andeutungen über die in des
Nähe gezogenen ſchönen Adjutantenfrauen, auf
Gebiet wir ihm jedoch nicht folgen können. „In
entlichen Anſtalten“, erzählt Gagern weiter, „fin-
das Bild des Kaiſers faſt immer in derſelben
, ⅔ face, in der er ſich zu gefallen ſcheint“, ein
Bilderdienſt, der übrigens auch in andern Monarchien organiſirt iſt. In Betreff des Großfürſten-Thronfolger (Nasljednik) waren Alle darüber einig, daß er von großer Gutmüthigkeit und ſtreng erzogen ſei. Manche zweifelten jedoch an ſeiner Energie, um die Zügel der Regierung mit ſo feſter Hand zu führen wie ſein Vater. Der zweite Sohn, Großfürſt Konſtantin, ſolle viel Verſtand, aber einen ſchwer zu lenkenden Charakter haben.

Auch über manche ruſſiſche Große, die zum Theil erſt ſeitdem in den Vordergrund getreten ſind, enthält das Gagern'ſche Reiſejournal intereſſante Mittheilungen, z. B. über den Grafen Orlow. Dieſer ſtand bei dem Kaiſer im höchſten Anſehen, war ſein vertrauter Rathgeber bei allen politiſchen Fragen und hatte als ſolcher mehr Einfluß als ſogar Neſſelrode. Auch rühmte man an ihm die Freimüthigkeit, womit er dem Kaiſer die Wahrheit ſagte und vorkommenden Falls die ernſteſten Vorſtellungen machte. Dieſe kaiſerliche Gunſt datirte ſich beſonders von einem ſehr gefährlichen Aufſtande in den Militärcolonien in der Nähe von Nowgorod. Es galt, ihn ſchnell zu dämpfen, und Graf Orlow, der ein ſehr impoſantes Aeußere hat (er iſt bekanntlich der Nachkomme eines der Günſtlinge der Kaiſerin Katharina), wurde dahin abgeſchickt. Er ließ ſeine Adjutanten zurück, erſchien allein in voller Uniform in der Mitte der Aufrührer, ließ die Anſtifter vortreten und ſprach ſie im Namen des Kaiſers energiſch an. Als einer derſelben unaufgefodert das Wort nehmen wollte, ſchlug Orlow ihn mit geballter Fauſt nieder und commandirte: Rechtsum kehrt! Alles gehorchte und der Aufſtand war geendigt. Gagern fügt hinzu:

Uebrigens hat Orlow einen unerträglichen Hochmuth, und man kann ſich kaum inſolentere Airs denken. Darin wird er am ruſſiſchen Hofe nur übertroffen von dem Kriegsminiſter Grafen Tſchernyſchew, bei dem noch die Eitelkeit des ci-devant beau und die Ruhmredigkeit, womit er von ſeinen ziemlich unbedeutenden Kriegsthaten im Jahre 1813 ſpricht, hinzukommt.

Später hatte Gagern mit Tſchernyſchew eine Unterredung, in deren Verlaufe derſelbe bemerkte, vielleicht ſei es während der Schlacht von Aspern (Tſchernyſchew befand ſich damals von ruſſiſcher Seite im franzöſiſchen Hauptquartier) das einzige mal geweſen, wo Napoleon ganz den Kopf verloren und alle Hoffnung aufgegeben habe. Leider wurde der Ruſſe durch eine Unterbrechung verhindert, Gagern darüber umſtändliche Mittheilung zu machen. Hätte man von dieſer gänzlichen Entmuthigung Napoleon's im öſtreichiſchen Hauptquartier genauere Kenntniß gehabt, ſo würde man von dieſem Umſtande öſtreichiſcherſeits ſicherlich mehr Nutzen gezogen und an die endliche Ueberwältigung der Franzoſen das Aeußerſte darangeſetzt haben. Den Grafen Woronzow, welcher eine Engländerin zur Mutter hatte und auch in England erzogen wurde, ſchildert er als einen Mann, der ſich durch ſeine einnehmenden Züge, angenehmen Formen und Liebenswürdigkeit vor allen Ruſſen ausgezeichnet habe, weshalb auch der Fürſt Liechtenſtein, welchem Gagern darüber eine Bemerkung machte, in treffender Weiſe antwortete: „O, Graf Woronzow gehört gar nicht hierher!“ Auch den

1854 vor Siliſtria gefallenen General Schilder, von welchem Suchtelen gegen Gagern bemerkte: „C'est un fou plein de génie“, lernte unſer Reiſender kennen. Schilder ſprach ſich unter Anderm über das zukünftige Schickſal der Türkei und über den Krieg in Polen aus. Von der erſtern behauptete er, daß ſie nicht 25 Jahre mehr beſtehen könne, eine Prophezeiung, die ohne Zweifel in den letzten Jahren eingetroffen ſein würde, wenn ſich nicht England und Frankreich der Türkei mit ſo großer Energie angenommen hätten. Nach dem Zerfall oder der Ueberwältigung der Türkei würde, äußerte Schilder, Konſtantinopel wol in eine kleine Republik verwandelt und unter den Schutz der großen Mächte geſtellt werden, wie Krakau oder Hamburg, da keine Macht der andern den Beſitz Konſtantinopels gönnen werde. In Betreff der polniſchen Inſurrection bemerkte er, daß Polen und Lithauen für Rußland verloren geweſen wären, wenn eben ein energiſcherer Feldherr die Polen commandirt und den Augenblick beſſer benutzt hätte, wo Lithauen in Gährung und das dritte (lithauiſche) Armeecorps im Begriff war, zu den Polen überzugehen. Auch der Sturm auf Warſchau ſei nur darum gelungen, weil die Polen, feſt überzeugt, daß die Ruſſen ihn nicht wagen würden, ein Drittheil ihrer Armee über die Weichſel detachirt hätten. Gagern erzählt weiter:

General Schilder, dem ich noch öfter begegnete, behandelte mich immer mit ausnehmender Offenheit. Die Deutſchen in ruſſiſchem Dienſt ſuchen überhaupt gern ihre Landsleute auf, und es iſt wol keiner, der nicht, wenn auch in den glücklichſten Verhältniſſen, doch oft Heimweh hätte.

Viel mag hierzu die offenkundige Abneigung der Nationalruſſen gegen ihre deutſchen Kameraden beitragen. Ein ruſſiſcher Offizier äußerte in dieſer Beziehung gegen Gagern:

Die Deutſchen ſind nicht geliebt in unſerer Armee, am wenigſten die Kurländer und Livländer; ſie ſind intriguant, egoiſtiſch und hängen zuſammen wie die Kletten. In der Armee haben ſie den Spitznamen „lieber Bruder“, weil ſie ſich untereinander ſo anzureden pflegen. Es iſt ein großer Fehler des Kaiſers, daß er ſie ſo begünſtigt, das erweckt viel Neid und Misvergnügen. Die Deutſchen ſind Kamaſchenknöpfer und pedantiſche Exercirmeiſter; wir Ruſſen haſſen das preußiſche Exercitium wie die Peſt; damit werden die Schlachten doch nicht gewonnen. Es iſt wahr, die Deutſchen dienen pünktlich, haben Inſtruction, aber ſie ſind ſtolz, knauſerig, ängſtlich vorſichtig, nie ein Wort zu ſagen, das misfallen könnte, und wenn einmal ein Deutſcher in einem Regimente eingeniſtet iſt, wird bald ſeine ganze Familie mit allen Vettern darin verſorgt ſein. Die Ruſſen haben einen andern Charakter; ſie ſind roher und behandeln ihre Untergebenen oft mit rückſichtsloſer Härte; aber am andern Tage machen ſie es wieder gut, indem ſie den Soldaten wieder freundlich anreden. Die Ruſſen ſtehlen, aber ſie bringen es auch wieder unter die Leute und leben flott; es iſt mehr Natur und laisser aller, nicht ſoviel kalte Berechnung.

Dieſe Aeußerungen des ruſſiſchen Offiziers ſtimmen, man möchte ſagen faſt buchſtäblich, mit den Mittheilungen überein, welche der Ruſſe Alexander Herzen in ſeinen Schriften über denſelben Gegenſtand macht. Trotz dieſer Abneigung gegen die Deutſchen im Allgemeinen lernen die Knaben im Waiſeninſtitut zu Petersburg, in das nur Kinder von Edelleuten aufgenommen werden, nach der Verſicherung des Inſpectors das Deutſche leichter und ſchneller als das Franzöſiſche.

Wir theilen noch einige pikante Plaudereien Gagern's aus den Kreiſen der höhern ruſſiſchen Geſellſchaft mi In Betreff Guſtav's IV. machte ihm ein ruſſiſcher Offizier, der über die ſchwediſchen Verhältniſſe gut unterrichtet war, folgende merkwürdige Mittheilung:

Der König Guſtav III. war ſehr débauché; einer ſei Favoriten, Munck, war mit des Königs Wiſſen und Wil der Vater Guſtav's IV. Alle Muncks werden in einem ge ſen Alter närriſch, ſo auch war es der Fall mit Guſtav I Erſt ſei die Abſicht geweſen, ein Kind der Aebtiſſin von Qu linburg, der Schweſter des Königs, zu ſubſtituiren, dieſe aber von einem Negerknaben entbunden worden; — ich h leider kein ſehr gutes Gedächtniß für die chronique scan leuse, fügt Gagern hinzu.

Indeß erzählt er doch noch Manches aus dieſer Ch nik, für die in Hofkreiſen in der Regel ebenſo Nahrung als Sympathie gefunden zu werden pf wenn ſich auch mit dem Skandalöſen nicht immer Naivetät des perſiſchen Prinzen Chosrew-Mirza pa Als dieſer, dem man ein hübſches Mädchen zur Un haltung beſorgt hatte, ſich bei dem Kaiſer verabſchi und ſich für toutes les bontés de l'empereur be und der Kaiſer freilich auch ziemlich naiv äußerte: „ quoi voulez-vous parler? Si vous avez eu une j fille, ce n'est pas moi qu'il en faut remercier“, wortete Chosrew-Mirza: „Oh non, Sire! je ne p pas de cela, cela ne vaut pas mes petits garçons parle des autres bontés de votre Majesté.“ Such der kurz vorher, aus Italien zurückkehrend, in dem Fürſten von Metternich geweſen war, erzä gern eine Probe von der impertinente franc Fürſtin. Dieſe hatte ihre Verwunderung darü geſprochen, wie der Kaiſer die „abſcheuliche“ zwiſchen der Großfürſtin Marie und dem Herzoge tenberg habe zugeben können, und als Suchtelen bemerkte, daß der Kaiſer dem Wunſche ſeiner nachgegeben habe, fuhr die Fürſtin auf: „Chez no fouette les filles qui n'obéissent pas. Et puis ce testable voyage en Suède, pour rendre visite roi parvenu“ u. ſ. w. Sie machte es ſo arg, Suchtelen nicht umhinkonnte, eine derbe Antwo geben. Am andern Morgen kam Fürſt Metterni Perſon zu ihm, machte Entſchuldigungen, lud ihn Eſſen ein, und die Eindrücke dieſer unangenehme terhaltung wurden ſo durch das ſtets wirkſame dip tiſche Beſchwichtigungsmittel eines Diner der Ve heit überliefert. Fürſt Dolgoruki, „le vieux péch genannt, bemerkte eines Tags gegen Gagern: „Conv Monsieur de Gagern, que l'Allemagne est très- reuse, elle prospère sous ces petits gouvernements; petits princes, qui n'ont qu'à s'occuper de l'inté de leur pays, gouvernent le mieux“; worauf fein und beißend erwiderte: „Avouez, prince, que je généreux; car si je voulais retourner votre argu contre vous?“ Dolgoruki lachte, und Beide blieben gute Freunde. Ueber die ſcheußliche Ermordung des

er jedoch wie Peter III. in den ruſſiſchen Schul-
fortdauernd als eines natürlichen Todes verſtor-
geführt wird, bringt Gagern einige neue intereſ-
étails, die er in Petersburg erfuhr. Anziehend
ms Gagern's Mittheilungen über die Lords Paget,
Söhne des Marquis Angleſey, welche das den
ern überall zugeſtandene Privilegium, rückſichts-
ſelbſtherrlich aufzutreten, auch ſelbſt in den Um-
n des ruſſiſchen Hofs in vollſtem Maße ausüb-
agern hatte ſeine Freude an ihrer echtbritiſchen
heit und Freimüthigkeit, die nicht ſelten an In-
renzte. Sie kamen faſt immer in abgeriſſenen
ſchabten Uniformen zur Tafel, und am ruſſiſchen
rachen ſie ſich ſo derb über den König von Han-
us, als es nur immer ein radicales Blatt hätte
nnen, und die ruſſiſchen Höflinge ſchwiegen dazu.
eigenthümlichen Verhältniſſe, unter denen Ga-
Rußland reiſte, erlaubten ihm nicht, in das
lbſt tiefe und lehrreiche Blicke zu thun; er ſah
im Vorübergehen. Im Allgemeinen fand er
er Vegetation auch die Menſchenrace in Peters-
r häßlich. „Die langen Bärte, welche den Phy-
ien der Männer immer Ausdruck und Charakter
emerkt Gagern), verdecken bei dieſen einigermaßen
lichkeit *); aber unter dem gemeinen Volke ſieht
cht ein erträgliches Frauengeſicht; alle ſind nicht
r häßlich, ſondern auch früh alt." Er kommt
en Punkt ſpäter noch mehrmals zu ſprechen und
lt: „Die Ruſſinnen der mittlern und untern
ſind ſo häßlich, daß gewiſſe öffentliche Häuſer
aus der Fremde rekrutiren können." Auf der
Reiſe von Petersburg bis Borodino erblickte Ga-
r ein paar ziemlich hübſche und dabei freundliche
ige Mädchen, welche beim Pferdewechſel Back-
d Bretzeln anboten: „die einzigen erträglichen
r, denen wir auf der Reiſe begegnet ſind." Da-
rblickte er in einer weiblichen Erziehungsanſtalt
kau, dem Alexanderinſtitut, viele ſchöne Mädchen
r angenehmem Ausdruck und iſt daher der An-
aß dies Folge der beſſern Pflege ſei. Doch ha-
ſt ſchöne Frauen aus den höhern Ständen, wie
fand, meiſt einen gelben, ſelten friſchen Teint.
e einzige ſchöne Bauerfrau, ja eine „merkwürdig
unge Frau" fand er in einem der Bauernhäuſer in
e von Petersburg, die er während eines Manoeuvre
llſchaft des preußiſchen Majors Brauchitſch be-
doch meint er, dieſes „blonde Madonnengeſicht"
ſei offenbar von fremder Abkunft geweſen. Aber welches Elend in dieſen Bauernhäuſern! Dazu „kein Hof, kein Baum, kein Garten, keine Umzäunung, nichts als ein ärmliches Kartoffel- oder Kohlfeld von geringem Umfang hinter dem Hauſe"; und von Petersburg bis Borodino (mit Ausnahme einer hübſchen Partie um die Stadt Waldai) „kein Fruchtbaum auf der ganzen Straße, nur Birken und Fichten". Vielleicht iſt aber gerade hierin mit ein Grund für die bekannte Anhänglichkeit des ruſſiſchen Bauers an ſeinen dürftigen Vaterlandsboden zu ſuchen; er iſt an Garten und Umzäunung, an ein eigentliches Heimweſen nicht gewöhnt, wogegen der deutſche Landmann überall einen Vaterlandsboden unter ſich und um ſich fühlt, wenn es ihm nur gelungen iſt, ſein Haus zum Mittelpunkt ländlichen Eigenthums zu machen und dies als das Seinige mit Hecke oder Zaun abzugrenzen. Daher reicht aber auch dem deutſchen Bauer das Vaterland meiſt nicht weiter als ſein Heimweſen, ſein „Anweſen", wie man es in Baiern nennt, das er ſich angelebt und angeleibt hat; er verkriecht ſich in ſich und verheimlicht ſich, und daher kommt es auch, daß das „Heimlichſein" bei uns in doppelter Bedeutung genommen wird. Bekanntlich ſitzt auch der franzöſiſche Landmann nicht ſo im Grünen, im Buſch- und Heckenwerk ſeines Eigenthums wie der deutſche, nicht ſo zurückgezogen von der Heerſtraße, nicht ſo „heimlich". Aber er liebt ſein Vaterland in ſeiner Allgemeinheit wie der Ruſſe und trägt es nicht ſo an den Schuhen in die Fremde mit fort wie der Deutſche.

Ueber die Sitten der vornehmen Stände bemerkt Gagern:

Ruſſiſche Sitten noch eine Miſchung von Roheit und Verfeinerung, Luxus und Barbarei. In den Häuſern, wo die größte Verſchwendung herrſcht, fehlen oft die erſten Bedürfniſſe. Selten findet man einen Abtritt, ſondern nur Nachtſtühle, welche oft in den Salons oder in den Vorzimmern ſtehen. Geringe Delicateſſe der ruſſiſchen Damen; vor ihren Leibeigenen männlichen Geſchlechts kleiden ſie ſich aus und thun noch Mehres. Courmachen und Galanterie in den Salons ſieht man wenig; man geht zur Sache, und es iſt ſehr gewöhnlich, daß ein Männchen und ein Fräulein in der größten Intimität leben, die ſich in Geſellſchaft kaum anreden oder gar nicht zu kennen ſcheinen. . . . Die ruſſiſchen Handwerksleute übernehmen und betrügen, ſoviel ſie können; es iſt daher nothwendig, immer im voraus einen Accord mit ihnen zu machen. Auch in der beſten Geſellſchaft riskirt man, im Spiele betrogen zu werden. Die Ruſſen, die eine große Gewandtheit haben und leicht einen gewiſſen vernis annehmen, ſind ſehr prompt, einen Fremden, der nicht viel Lebhaftigkeit und jargon hat, für einen Dummkopf (durak) zu erklären. Luxus und Verſchwendung (eine kleine, aber anſtändige Haushaltung hat z. B. 25, eine etwas große 40—50 Domeſtiken nöthig) ſind ſo groß, daß die Meiſten ſich derangiren; dies gilt beſonders von Solchen, die durch ihre Stellung oder ihre Functionen bei Hofe in den Fall kommen, mit den Reichen rivaliſiren zu müſſen. Faſt alle Beamten ſtehlen in Rußland, cela est reçu.

Was die Polen betrifft, ſo ſagte ihm ein Ruſſe, daß dieſe ſich zu den Ruſſen etwa wie die Franzoſen zu den Deutſchen verhalten: „Les Polonais sont braves, très-braves, mais fanfarons; ils sont lâches et rampants dans le malheur et se trahissent l'un l'autre; les fem-

s ſteht freilich in einigem Widerſpruch mit Cuſtine's phanta-
Schilderungen der ruſſiſchen Leibeigenen, wie man ſie in Pe-
Straßen und öffentlichen Plätzen erblickt. Er rühmt ihnen
igen Teint, ein friſches, anmuthsvolles Geſicht, ein griechiſches
as nicht reiner und vollendeter gezeichnet ſein könne, eine
lanke Geſtalt u. ſ. w. nach. Man kann dieſe Schilderung
or Mundt's „Geſchichte der Geſellſchaft" in dem ſehr intereſ-
apitel „Die ſocialen Zuſtände in Rußland" nachleſen. Es
eine ſolche Geſtalten unter den ruſſiſchen Bauern geben, im
ber verdient der nüchtern beobachtende, zu keinerlei Illuſtra-
len ſchreibende Gagern gewiß größern Glauben als Cuſtine.

mes sont gracieuses, souvent très-distinguées; mais intrigantes, ayant la tête chaude et le coeur froid."

Wir haben mit dieſen Auszügen das große Intereſſe dieſes Reiſejournals noch bei weitem nicht erſchöpft, und wir bedauern, darauf verzichten zu müſſen, auf Gagern's Mittheilungen über die großen Manoeuvres bei Borodino, bei denen der Kaiſer die von den Feldherren in der wirklichen Schlacht ſeiner Anſicht nach begangenen Fehler zu corrigiren ſuchte, und zwar namentlich mit Hülfe ſeiner geliebten Dragoner, hier ausführlicher einzugehen. Wie der General Jomini unſerm Reiſenden erzählte, hielt Napoleon, das größte militäriſche Genie und zugleich der größte Kriegspraktiker neuerer Zeit, von ſolchen Feldmanoeuvres ſehr wenig: „Cela donne de fausses idées au soldat; cela lui apprend à céder à la supériorité du nombre. Comment voulez-vous qu'il y ait l'image de la guerre, lorsque l'élément principal, le moral, n'y est pas représenté?" Nikolaus mag auch in den Tagen, als die Sachen an der Donau und ſpäter in der Krim ſo ſchlecht gingen, oft genug mit ſchmerzlichen Gefühlen der ſtolzen, hochfliegenden Einbildungen gedacht haben, in denen er ſich während dieſer koloſſalen Scheinſchlacht auf den Feldern von Borodino wiegte.

Die Rückreiſe ging über Warſchau und Poſen nach Berlin. In Warſchau lernte Gagern den Fürſten Paskewitſch und den Fürſten Gortſchakow kennen. Dieſer gefiel ihm beſonders, er fand ihn aufrichtig, geſprächig, auf alle militäriſchen Fragen ſehr eingehend, ſeine großen und freien Anſichten und ſeine aufgeklärten Begriffe über Politik und Deutſchland insbeſondere frappirten Gagern. Auch gab Gortſchakow ihm manche intereſſante Aufſchlüſſe über die eigenthümlichen Schwierigkeiten des Kriegführens in den Ländern des Orients. Des Fürſten Paskewitſch erſter Anblick, bemerkt Gagern, ſei nicht ſehr angenehm wegen des Ausdrucks von Hochmuth und Falſchheit; an Hochmuth fehle es ihm freilich nicht, aber der Ausdruck von Falſchheit komme von ſeinem etwas ſchielenden Blick. Doch gewinne er außerordentlich, wenn man ihn allein als Vicekönig und nicht im Gefolge des Kaiſers ſehe. Er könne ſehr artig ſein, und ſeine Converſation über militäriſche Gegenſtände ſei ſehr intereſſant. Sehr ſolide wiſſenſchaftliche Bildung ſcheine er nicht zu haben, aber auch keine Prätenſion dieſer Art zu machen. In Poſen ſtattete Gagern dem General Grolman einen Beſuch ab, und er ſagt von ihm:

Nicht leicht hat mir Jemand im erſten Augenblick ſo gefallen; Aufrichtigkeit und Einfachheit ſind auf ſeinem Geſicht zu leſen; ein ganz deutſches Geſicht. Grolman äußerte ganz ſtolz: „Dies (die Feſtungswerke von Poſen) haben wir dem Modlin der Ruſſen entgegengeſtellt", und Gagern fügt hinzu: Ueberall bei den guten Beſtandtheilen der preußiſchen Armee ſpricht ſich die Abneigung gegen die Ruſſen aus.

In Berlin und Potsdam war es Gagern vergönnt, bei Tafel und ſonſt die Mitglieder der preußiſchen Königsfamilie kennenzulernen und mit mehren derſelben ſich zu unterhalten, was freilich mit dem verſtorbenen König wegen deſſen „ſonderbarer Art" ſeine Schwierigkeit hatte. Der Kronprinz, der jetzt regierende König, zeigte ſich,
wenn auch zuweilen bei Tafel verſtimmt, doch ausn
artig und freundlich gegen Gagern und miſchte ein
ſein Geſpräch einige ſpöttiſche Seitenhiebe auf die R
nie und das Nichtdeutſchſprechen des Prinzen Alexan
Mit dem Prinzen Karl wäre aber Gagern bei
eines Tags beinahe ſcharf zuſammengerathen, a
jener nach ſeinem Bruder fragte, der „ſo ſchöne e
parlamentariſche Phraſen" mache, und dann hinz
„Dieſe Phraſen gehören zu einer echtengliſchen
hung." Gagern antwortete freimüthig, mäßigte ſ
auf einen faſt bittenden Blick der Fürſtin Liegn
ihm überhaupt wegen ihrer Einfachheit, Beſchei
und Gutmüthigkeit ſehr wohl gefiel. Nach der
zeigte ſich jedoch Prinz Karl „wieder ganz höfli
sans rancune; vielleicht hatte meine Art zu an
(meint Gagern) an dieſer Stelle den Reiz der N
Während einer Soirée ſaß Gagern meiſtens neben
der von Humboldt, „deſſen Converſation immer
und unterhaltend iſt; die Anekdoten verſiegen nicht".
boldt theilte auch Einiges aus einem ſeiner Geſprä
Ludwig Philipp über die Leuchtenberg'ſche Heirat
„Ce mariage a été conclu pour opposer la lég
Napoléonienne à mon illégitimité", habe Ludwi
lipp geſagt. Die Schlußbemerkung Gagern's üb
nen Aufenthalt in Berlin, der viele intereſſant
mente bietet, lautet dahin, daß eine „Art von intelle
Anarchie" in den höhern Regionen bemerkbar ſei
Ganze hält ſich (meint Gagern), weil es in der
Zeit keinen allzu heftigen Stößen ausgeſetzt war"
Leipzig, das einen ſehr günſtigen Eindruck auf ihn
wäre Gagern gern längere Zeit geblieben; aber di
ging im Fluge weiter, und Prinz Alexander nah
nur ſoviel Zeit, einen ſehr beſchränkten Theil des S
feldes in Augenſchein zu nehmen. In Weimar
kommen, wurden die Reiſenden ſehr bald zum
und ſpäter zum Thee im großherzoglichen Schlo
zogen. Die Großherzogin zeigte ſich in Lobeserhe
auf Rußland unerſchöpflich und in Betreff der bel
Revolution äußerte ſie: „Je ne peux pas m'en co
je ne peux pas même m'y soumettre", ganz ä
wie ſich Nikolaus in Krasno-Selo an öffentlicher
gegen den Prinzen Alexander geäußert hatte.
den Tags Beſuch des Goethe-Hauſes. Gagern
darüber:

Von Allem, was ich auf der Reiſe geſehen habe, h
nichts mehr angeſprochen als Goethe's Haus, eben weil
ganz anders fand, als ich erwartet hatte. Ich hatte er
wo nicht ſybaritiſchen Luxus, doch Bequemlichkeit, Elega
künſtleriſchen Schmuck. Von allem Dem das Gegenthe
les einfach bürgerlich, gar keine Bequemlichkeit und me
habereien und Andenken als wahre Kunſtſchätze. Eine
liche Bibliothek hatte er gar nicht; doch hatte er zule
„Converſations-Lexikon" bei ſich aufgenommen und a
Bücher aufſtellen laſſen, die ihm als Geſchenke von alle
ten zufloſſen. Ueberall noch Spielereien, die auf ſeine „
lehre" Bezug haben. Ich hörte bei dieſer Beſichtigun
Aeußerung von Goethe, die mich erfreut und zugleich
hat, als eine Reflexion, die mir neu und treffend ſchie
pflegte zu ſagen: „Ich haſſe alle Bequemlichkeit und

[illegible]oße und geſchmückte Zimmer ſtören und vernichten die Phantaſie.“

Vielleicht erinnern ſich noch einzelne aufmerkſamere Leſer d. Bl. an die Betrachtung „Poeſie in der Dürftigkeit“ in Nr. 45 für 1854, worin derſelbe Gedanke ausführlicher behandelt und motivirt war.

Es iſt ebenſo charakteriſtiſch als erhebend, daß Gagern, dem es nirgends, nicht in glänzenden Kaiſer- und Königsſchlöſſern, nicht an den Tafeln der Großen, nicht bei gewaltigen militäriſchen Schauſtellungen, nicht in Theatern und Muſeen recht warm und wohl ums Herz geworden war, nun endlich inniges Behagen in einem [illegible]ſchen Hauſe empfand, welches die Wohn- und Heimſtätte eines Dichters und Weiſen geweſen war. Hierin liegt zugleich auch eine große Lehre. Nie hat ſich uns noch ſtärker als bei der Lectüre dieſer Gagern'ſchen Aufzeichnungen von neuem die Ueberzeugung aufgedrängt, daß Glück und Zufriedenheit am wenigſten in den Sälen der Großen und Vornehmen zu ſuchen ſind, mit welchen Opfern dieſer prunkende Schein von Herrlichkeit, Macht und Genuß erkauft wird, wie wenig idealer Inhalt in dieſem ganzen reinweltlichen Trachten und Treiben zutage kommt, welche klägliche Leidenſchaften, Neid, Mißgunſt, Verleumdungs-, Klatſch- und Intriguenſucht, in dieſen Regionen an der Zerſtörung alles wahrhaften innern Glücks arbeiten. Daß es auch unter dieſem Treiben Einzelnen gelingen mag, einen edeln Charakter zu bewahren und die Würde ihres innern Menſchen aufrechtzuerhalten, ſoll damit nicht geleugnet werden, und ſie werden dann nur um ſo höhere Achtung verdienen.

Einen bei weitem behaglichern Eindruck macht Gagern's Tagebuch über ſeine Reiſe nach London im Jahre [illegible], wenn auch die darin enthaltenen Mittheilungen nicht pikant und neu ſind. Aber man fühlt ſich doch in Zuſtände wirklicher Cultur und ſittlicher Ordnung verſetzt, die außerdem bei geſunder Fortentwickelung längere Dauer verſprechen als die moskowitiſchen. Auch hier bewährt ſich Gagern als ein ſcharfer und aufmerkſamer Beobachter, der ſich nicht den kleinſten charakteriſtiſchen Zug entgehen läßt. Die Auffaſſung iſt auch hier eine [illegible]ne, faſt nüchterne und von aller Schönrednerei [illegible], der Standpunkt überall der der Ehrlichkeit gegen ſich und gegen die Welt. Gleich im Anfange geſteht er offen ſeine Abneigung gegen die Juden, als er auf dem Dampfſchiff, das ihn von Rotterdam nach Englands Küſte hinübertragen ſollte, einen reichen hamburger Juden erblickt, „der außer dem ſtark ausgeprägten Nationalcharakter noch den Typus der Gemeinheit auf der Stirn trug“. Unter ſeiner Reiſegeſellſchaft fiel ihm namentlich ein junger Mann auf, der an Kappe und Pfeifenquaſten die deutſchen Farben trug und ſo gut und geläufig deutſch ſprach, daß man ihn wol für einen Deutſchen halten konnte. Es war aber ein junger Engländer, der ſich ſeit einem Jahre in Bonn aufhielt, nicht als Student, ſondern zu literariſchen Zwecken, und die Farben nur trug, weil ſie ihm wohlgefielen. Leider ſcheint die engliſche Regierung zu der Zeit, als die halbe deutſche Nation dieſe Farben trug, nicht den gleichen Geſchmack an ihnen gefunden zu haben. Der junge Engländer war übrigens ein gemäßigter Tory, der die preußiſche Adminiſtration über Alles herausſtrich. Mit großem Intereſſe hörte Gagern den politiſchen Discuſſionen der Engländer zu, die lebhaft und ununterbrochen fortgeführt wurden. Er erzählt:

> Faſt alle Meinungen, alle Parteien waren vertreten; alle Redner drückten ſich gut und geläufig aus und wußten ihre Anſicht zu verfechten. Obgleich die meiſten noch ſehr jung waren und wahrſcheinlich nicht den höhern Ständen gehörten, ſo blieben ſie doch ſtets in den Schranken der Höflichkeit, und ſelbſt der Ton der Stimme verſtieg ſich nie in die kreiſchende Höhe.

In England angekommen, bezog er ein boarding-house und nahm hier Abends am drawing-room, einer Art Aſſemblée theil, wobei ſich die Damen zahlreich am Kamin verſammelten, auch allerlei Bücher, Almanache und Kupferſtiche auf dem Tiſche ausgelegt waren. Wir erwähnen dieſer Einrichtung als einer ſehr löblichen, die man leider in Deutſchland ſelten oder nie findet. Die Unterhaltungen waren auch hier meiſt politiſcher Art. Des einen Abends, als Gagern auf dem Canapee am Kamin ſaß, legte ein kleiner radicaler Doctor neben ihm zwei Kiſſen aufeinander, fing eine politiſche Converſation an und zappelte dabei mit Armen und Beinen ſo lebhaft, daß man alle Augenblicke befürchten mußte, er werde herunterfallen. Der republikaniſche Doctor behauptete, daß es in der Welt nur noch zwei Parteien geben könne und alle Schattirungen verſchwinden müßten, eine Prophezeiung, die ſich in England ſelbſt, wo die Mittelpartei und alle Nüancen wirklich im Verſchwinden ſind, mehr und mehr erfüllen zu wollen ſcheint. Sobald ſich dieſe Zweitheilung gänzlich vollzogen haben wird, wird der Parteikampf in England klarer, aber auch um ſo lebhafter werden. Die Caricaturen in den Aushängefenſtern machten dem Reiſenden viel Vergnügen. Er bemerkt darüber:

> Es iſt ein ſonderbarer Contraſt, kurz nachdem man die Denkmäler abgeſchiedener Größe (in der Weſtminſterabtei) bewundert hat, auf einmal die lebenden Machthaber unter der Geißel der Satire zu erblicken. Ich habe Caricaturen ſehr gern. ... Sowie die Kunſt jedes menſchliche Geſicht — die Natur — idealiſiren kann, indem ſie das Schöne hervorhebt, das zu Individuelle mildert, das Häßliche unterdrückt, ſo kann die Satire jedes Geſicht, indem ſie das entgegengeſetzte Verfahren beobachtet, zur Caricatur machen. Für die Engländer beſonders, deren Porträtmaler immer und ſo glücklich idealiſiren, liegt in der Caricatur eine gewiſſe vergeltende Gerechtigkeit. In der jetzigen Epoche iſt die Caricatur beſonders unermüdlich, Wellington und Brougham darzuſtellen; unter jeder Geſtaltung und Traveſtirung ſind dieſe ſo ſtark ausgeprägten Köpfe zu erkennen: Wellington's langes, ſcharfes, eckiges Geſicht mit der Habichtsnaſe; Brougham's geiſtreiches, vorwitziges, mit der etwas trivialen aufgeſtülpten Naſe.

Mit Peel's ſchönen, feinen, ſanften, aber weniger bedeutenden Zügen dagegen wolle es, meint Gagern weiterhin, dem Caricaturiſten nicht ſo gut gelingen als dem ſchmeichelnden Porträtmaler.

Es folgen recht anziehende Mittheilungen über die

Königin, bei welcher Gagern Audienz erhielt und die einen ſehr vortheilhaften Eindruck auf ihn machte, über das King's closet oder das Zimmer des Königs („die meiſten kleinen deutſchen Fürſten haben größere und bequemere Wohnungen", bemerkt er), über die bekannte Artigkeit und Höflichkeit der londoner Polizei, über ein Lever, bei dem er Wellington, mehre Geſandte, darunter den türkiſchen, Namik-Paſcha („die Haltung feſt, unbefangen, ſoldatiſch"), und den griechiſchen in ſeiner ſchönen Nationaltracht („ſchmal und glatt, die Haltung höfiſch und inſinuant, wie ein Aal windet er ſich durch die Menge"), ferner Peel, Aberdeen und Palmerſton kennenlernte:

Peel, ein eleganter, noch ziemlich junger Mann, ein feines Lächeln auf den Lippen, die Züge ſchön, aber nicht ſehr bedeutend; Aberdeen, häßlich, hat einen ganz gelben Teint und ſchwarze glatte Haare ... Lord Palmerſton, ein etwas alter Dandy, in London nennt man ihn Cupid Palmerſton, er hat eine hübſche Phyſiognomie. Auch er lächelte vor ſich hin, und wie mir vorkam, etwas malitiös. ... Palmerſton, ſagt man, iſt eitel, leichtſinnig, rancunös.

Dennoch ſitzt dieſer „Leichtſinnige" feſter als je und hält recht eigentlich die Zügel der Weltpolitik in den Händen; er hat ſich den Nationalengländern unentbehrlich zu machen gewußt, und es iſt ſehr die Frage, ob er mehr auf den Kaiſer der Franzoſen oder dieſer mehr auf Palmerſton Rückſicht zu nehmen hat. Zwiſchendurch ſtoßen wir in dieſem Journal auf folgende ſonderbare Hypotheſe:

Wenn die Natur — ebenſo wie viele andere Politiker — nur die Abſicht hätte, die größtmögliche Zahl lebendiger Geſchöpfe mit dem wenigſtmöglichen Aufwande zu erhalten, ſo würde daraus folgen, daß nach dem Mammuth und Maſtodonten alle andern größern Thiergattungen, endlich der Menſch von der Erde vertilgt werden müßte, um einer Welt von Infuſionsthierchen Platz zu machen.

Bei Gelegenheit der St.-Paulskathedrale macht Gagern folgende im Weſentlichen wol ſehr richtige Bemerkung:

Ich bin am wenigſten zu einer Beſchreibung dieſes Gebäudes aufgelegt, da alle neuen Kirchen, die im griechiſchen Stil erbaut ſind, keinen Eindruck auf mich machen. Nur die gothiſche Baukunſt ſpricht den Geiſt den Chriſtenthums aus, dem ſie ihren Urſprung verdankt. In Kirchen von griechiſcher Architektur ſcheint mir Chriſtus bei Jupiter in der Miethe zu wohnen. In den griechiſchen Tempel gehören die Bildſäulen der Götter, und ohne die Heiligen ſind dieſe proteſtantiſchen Kirchen gar zu kahl. Der Proteſtantismus, dieſer pedantiſche Schulmeiſter, hat die Phantaſie zum Fenſter hinausgejagt und zieht den Verſtand mit den Haaren herbei; den Verſtand, den widerſtrebenden Schüler: creeping like snail unwillingly to school.

Auch einigen Parlamentsſitzungen wohnte Gagern bei. Die erſte war diejenige, in welcher über die Adreſſe von 1835 und das dazu vorgeſchlagene Amendement verhandelt wurde. O'Connell hielt eine heftige zweiſtündige Rede, ohne jedoch an dieſem Abend den großen Erwartungen ſeiner Freunde und Verehrer zu entſprechen. Er ſelbſt ſoll mit ſich unzufrieden geweſen ſein. Im Allgemeinen bemerkt Gagern:

Was die Beredtſamkeit betrifft, ſo ſoll das jetzige
ment viel ärmer ſein als in frühern Zeiten. Viele
gezeichnetſten Mitglieder, z. B. Lord John Ruſſell,
der Oppoſition, reden ſo undeutlich, daß man Mühe
zu verſtehen; Peel iſt eine glänzende Ausnahme; B
ſitzt nicht mehr im Unterhauſe.

Seitdem iſt die parlamentariſche Beredtſamk
lich noch mehr geſunken; Peel, O'Connell und
ſind geſtorben; Brougham iſt alt geworden, u
Sterne ſind an Stelle der erloſchenen oder im E
begriffenen nicht aufgegangen. Auch ſcheint im
die Theilnahme an den Parlamentsverhandlung
den Wahlen allerdings nicht mehr die alte zu ſein.
ſche Schriftſteller von radicaler Färbung haben
auch Anlaß genommen, zu behaupten, daß das
tionelle Leben Englands ſeinen Höhepunkt hin
habe und ſeinem Verfalle entgegengehe, und ſ
ſich mit der ihnen eigenen ſanguiniſchen Einbildu
der Hoffnung hin, daß ſich auf den Trümmern d
ſtitutionalismus ihre Plane realiſiren werden, obſ
Gefahr, daß der Verfall oder Sturz des engliſch
ſtitutionalismus nur den Tendenzen des Abſol
zugute kommen möchte, wol noch näher liegt.
hängt dieſes Ermatten wol nur mit der augenbl
innern und äußern Lage Englands zuſammen,
den ſchreiendſten Misbräuchen Abhülfe gebracht u
dringendſten Foderungen für längere Zeit Genüge
iſt, die Lage Englands als weltherrſchende Mac
faſt nichts zu wünſchen übrigläßt und Handel und
zen in blühendem Zuſtande ſich befinden. Im La
Zeit werden aber innere Kriſen oder Kataſtroph
infolge davon neue Parteibildungen ebenſo we
äußere ernſte Bedrohniſſe ausbleiben, und da
auch das Parlament ſeine Sprache wiederfinde
im Lande wie in der Welt gehört werden wird,
lich wenn es jemals einem unklugen King ode
Queen Englands einfallen ſollte, dieſen Anſche
conſtitutioneller Erſchlaffung für einen wirklichen
zu nehmen und ernſtlich gegen die Rechte des
ments die Hand zu erheben. Nur in dieſem eine
würde auch in England die Republik Ausſicht
und die Folgen eines ſolchen Kriegs zwiſchen Kro
Parlament würden unberechenbare und für ganz
unermeßliche ſein. Unter den jetzigen Umſtänden
aber die Abſtimmungen von größerer Bedeutun
als die Reden und die Wahlen von größerer
Abſtimmungen; dieſe Wahlen können aber bei d
gen Lage nicht in oppoſitionellem oder gar radicalem
ausfallen. Soviel ſei gegen Diejenigen bemerkt,
aus denſelben Bretern bereits den Sarg der en
Repräſentativmonarchie und die Wiege der engliſch
publik gezimmert ſehen — übrigens einer Repub
wenn ſie jemals ins Leben träte, doch niemals den
ſchen der durch nichts zufriedenzuſtellenden feſtlän
Radicalen entſprechen würde.

Wer im Jahre 1835 an den politiſchen Sch
Europas theilnahm, wird ſich erinnern, mit welc
gierde man die Reden eines Brougham, O'Conn

hn Ruſſell verſchlang, welche Wirkung das
ar! das question, question! das order, order!
das divide, divide! in ganz Europa hervor-
Begreiflicherweiſe in England ſelbſt eine noch
Gagern erzählt:

eich es zwei Uhr in der Nacht war, blieb doch die
den Gängen und vor den Thüren des Hauſes ver-
faſt Alles Leute, die den gebildeten Claſſen angehör-
hrend der Abſtimmung, die wol eine halbe Stunde
haben mag, herrſchte die Stille der geſpannten Er-
endlich wurde durch das Schlüſſelloch mitgetheilt,
dement ſei mit einer Mehrheit von — ich glaube —
immen angenommen. Nun begann das Jauchzen;
n wurden geöffnet, die Mitglieder, auf deren Zügen
heit oder disappoinmtent deutlich zu leſen war, verließen
und mußten ſich durch ein Spalier von Zuſchauern
zen. Der laute Beifall, der den vorübergehenden
Mitgliedern der Oppoſition zutheil wurde, ließ kei-
el, welcher Partei die große Mehrheit des Publi-
ehöre.

ehr zu zweifeln, ob deutſches Publicum ſoviel
ſt und Selbſtüberwindung beſitzen würde, um
der wichtigſten Parlamentsdebatte und Abſtim-
nach zwei Uhr Nachts unverdroſſen auszuharren.
rn wohnte auch der nächſtfolgenden Parlaments-
ei und hatte Gelegenheit, diesmal auch Peel
. Ueber dieſen ſagt er:

neiſten habe ich Herrn Peel bewundert, nicht ſowol
ner Beredtſamkeit als wegen ſeiner Geſchicklichkeit
tbeherrſchung. Allerdings ſpricht er am beſten von
nern, die ich heute gehört habe; ruhig, deutlich, flie-
ßend, in ſehr wohlgeordneter Gedankenfolge. Seine
und Declamation iſt ſchön, einnehmend, nicht ohne
ch Feuer, Energie und das Gepräge großer geiſtiger
heit war nicht in ſeiner Rede.

andere Notabilität der damaligen Parlaments-
Spring Rice, frühern Colonialminiſter, lernte er
Geſellſchaft kennen, und er ſchildert ihn als
, lebhaft, witzig“ und als einen Liebling der
dt. Spring Rice machte einige Aeußerungen,
rn bemerkenswerth erſchienen, z. B. wer gut
Huſtings rede, ſei auch ein guter Parlaments-
nur fließende, populäre, für ganz gewöhnliche In-
berechnete Reden machten Eindruck auf das
laborirte, tiefſſinnige, akademiſche Reden (das
ich die deutſchen Redner geſagt ſein laſſen!)
t beliebt. Ein Fehler mehrer Verfaſſungen ſei
Leute von gewiſſem Alter, über 30 Jahre, für
zu erklären. Man müſſe jung ins Parlament
um die Gewandtheit in der Replik und die an-
em Parlamentsredner nöthigen Eigenſchaften in
rade zu erlangen. Auch erzählte Spring Rice,
jährlich ſeine Wähler beſuche, ihren Kindern
bringe u. ſ. w., weil durch ſolche directe Be-
das Vertrauen des Volks zum Parlament mehr
werde. Aus der Heftigkeit der Debatten und
olemiken dürfe man übrigens nicht auf den per-
Umgang ſchließen; Whigs und Tories ſähen
n Geſellſchaft; Verſchiedenheit der Anſichten und
n bringe dort keine Spannung hervor, man begegne einander vielmehr mit Höflichkeit. Wie ganz anders verhält es ſich auch in dieſer Hinſicht bei uns!

Der damalige preußiſche Geſandte, Bülow, zeigte ſich gegen Gagern ſehr mittheilend, was dieſen zu der Bemerkung veranlaßt, daß überhaupt die engliſche Luft „die lächerliche Zurückhaltung und die airs importants der gewöhnlichen deutſchen Diplomaten vertreibe“. Ein Beſuch des „Penitentiary“ erregte in Gagern Zweifel, „ob das solitary confinement, die Einſamkeit und das Schweigen Menſchen beſſern könne, die, ihren Erinnerungen und eigenen Gedanken überlaſſen, wol ſchwerlich in guter Geſellſchaft ſind“. Bei der Rückreiſe befand er ſich unter einer Reiſegeſellſchaft, die aus jungen engliſchen Malern, Künſtlern und Dichtern beſtand. Endlich hörte er einmal, ſtatt von Politik, von Kunſt und namentlich von dem Zuſtande der Kunſt in England ſprechen, und Alle kamen darin überein, daß die Kunſt Mühe habe, Brot zu finden. Einer der Jüngſten, der in ſeinem Aeußern gar nichts Ausgezeichnetes hatte, ſprach beſonders gut und treffend, und der Aelteſte unter ihnen, der Herausgeber des „Comic annual“, warf zuweilen einen Witz dazwiſchen. Zuletzt nahm die Unterhaltung einen ganz deutſchen Charakter an, indem ſich die Herren bis zur Definition der Schönheit verſtiegen, wogegen jedoch die nun eintretende Seekrankheit im Namen des Häßlichen Proteſt einlegte. Man wird aus dieſen kurzen Auszügen erſehen, daß auch dieſes engliſche Reiſejournal viel Intereſſantes bietet, viel mehr als manche dicke Bände; und wenn man auf der einen Seite bedauern muß, daß Gagern's Aufenthalt in London nur 14 Tage währte, ſo wird man ſich doch wieder Glück dazu wünſchen dürfen, daß er wenigſtens Zeit übrig behielt, einige Schachteln von Palmer's improved patent portable pens zu kaufen; denn dieſem Umſtand, bemerkt Gagern naiv, „verdankt mein Journal wahrſcheinlich ſein Daſein; denn wenn ich Federn dazu hätte ſelbſt ſchneiden müſſen, wäre es wol unterblieben“.

Auf die übrigen in dieſem Bande enthaltenen nachgelaſſenen Aufſätze Friedrich von Gagern's können wir nun nicht weiter ausführlich eingehen, heben jedoch als beſonders intereſſant hervor die vier in merkwürdig gedrungenem Stil geſchriebenen und die charakteriſtiſchſten Züge ſcharfſinnig zuſammenſtellenden Feldherrenporträts: „Xenophon“, „Koſciuſzko“, „Napoleon“, dem Gagern bei aller Anerkennung ſeiner Feldherrngröße die wahre moraliſche Größe abſpricht, und „Wellington“. Der „Brief eines kleinſtaatlichen Diplomaten an ſeines Gleichen“ beweiſt, daß Gagern auch die Gabe feiner und beißender Ironie zugebote ſtand; man wird ihn mit Vergnügen leſen. Die Aufſätze „Ueber Preßfreiheit“, „Ueber Geſchworenengerichte“ und „Von dem Unterſchied der Stände und dem ariſtokratiſchen Element“ enthalten die Darlegung ſeiner politiſchen Maximen, die weſentlich conſervativ-conſtitutioneller Art waren. Gegen die Gefahren der Preßfreiheit, die nach ſeiner Anſicht David Hume zu gering angeſchlagen habe, weil zu ſeiner Zeit die Preſſe den überwiegenden Einfluß noch nicht ausgeübt

wie heutzutage, ſchlägt er hohe Cautionen und Suspenſion oder Unterdrückung eines wiederholt verurtheilten Blattes vor. Er befürwortet das Zweikammerſyſtem und die Majorate, letztere jedoch unter beſchränkenden Clauſeln. Die engliſchen Einrichtungen ſchweben ihm überall als Muſter vor, und wir für unſere Perſon fühlen uns umſoweniger berufen, dieſe Anſichten zu bekämpfen, da wir von jeher in England unſer echtgermaniſches Vorbild erkannt haben, obſchon wir, wie wir ehrlich bekennen, hierin eine offene Frage erblicken, die ſich nicht ſo leicht beantworten läßt. Denn darüber dürften allerdings Zweifel beſtehen und Einwürfe erwartet und angehört werden müſſen, ob die engliſchen politiſchen und Rechtsinſtitutionen, auf unſere kleinſtaatlichen Verhältniſſe buchſtäblich angewendet, ſich — ſolange eben dieſe Kleinſtaaterei bei uns beſteht — auch heilſam erweiſen und gute Früchte tragen möchten. Die Jury, ja auch nur das öffentliche Gerichtsverfahren in einem deutſchen Krähwinkel, und die Jury in London, Liverpool, Mancheſter und Birmingham — das ſind doch wol etwas verſchiedene Dinge. Aber eben darum mit Recht und ganz conſequent drang die Gagern'ſche Partei zuvörderſt auf die Herſtellung einer großſtaatlichen Einheit, ohne welche alle politiſchen Einrichtungen im Sinne Englands allerdings leicht einen kleinlichen Eindruck machen werden. Der Gang der Ereigniſſe hat dies auch bewieſen. Unter den deutſchen Kammern ſind es doch im Grunde nur noch die des Großſtaats Preußen, deren Verhandlungen, bei aller durch fortgeſetzte „Revidirungen“ verurſachten Verkümmerung, noch ein wirkliches lebhaftes Intereſſe in Deutſchland in Anſpruch nehmen.

Unter den Gagern'ſchen Aufzeichnungen nennen wir endlich noch den namentlich für Militärpolitiker wichtigen Aufſatz „Der Krieg Deutſchlands gegen Rußland und Frankreich zugleich“, der, in den Jahren 1842 und 1843 geſchrieben, unter den jüngſten Conſtellationen vielleicht eine erhöhte Bedeutung gewinnt; ferner das ſeinem Vater Hans von Gagern aufgerichtete literariſche Ehrendenkmal: „Der Vater. Eine Charakterzeichnung“, welches Vater und Sohn umſomehr zur Ehre gereicht, da der Aufſatz, wenn auch aus dem Geiſte kindlicher Pietät hervorgegangen, das Gepräge würdiger Aufrichtigkeit und Unparteilichkeit trägt, und den Schlußaufſatz: „Der Mann der That.“ In dieſem „Mann der That“ hat ſich Friedrich von Gagern offenbar ſelbſt geſchildert, wie er ſich erkannt zu haben glaubte. Es heißt darin:

Throneck iſt groß, von ſtarkem Körperbau, Alles Knochen und Muskeln; ſeine Bewegungen raſch und kräftig, ohne Gewandtheit und Grazie. . . . Sein Betragen iſt rechtſchaffen ohne Falſch; Adel der Geburt und Adel der Geſinnung ſind in ihm vereinigt. Er iſt einfach und natürlich; ſeine Abneigung gegen eitle und gezierte Menſchen iſt groß — ſie ſind ihm mehr zuwider als ſchlechte; ſein Haß aber gegen Gemeinheit und Niedrigkeit der Geſinnung iſt unüberwindlich. Er iſt ſtreng gerecht, nicht immer billig, ſelten nachſichtig; fremdes Verdienſt erkennt er willig an, aber ſein abgemeſſenes Lob iſt nicht ſo beredt, als ſein Tadel ſcharf iſt. Die Wahrheit liebt er ohne Schmuck; freimüthig, unumwunden ſpricht er ſeine Meinung aus; ſeine Gefühle verſchließt er in der Bruſt; die ſanften
Empfindungen ſind unterdrückt. . . . Geld und M
Mittel, nicht Zweck; er iſt im Kleinen oft ge
Gelegenheiten freigebig; den Leidenden hülfreid
mehr aus Ueberzeugung als aus Sympathie.
geäußert, daß er ſich nie und nirgends ſo lang
haglich fühle als bei ſogenannten. öffentlichen
nur in Anſtrengung und Thätigkeit findet e
Er hat wenig Geſchmack, die Erfindungskraf
das Spiel der Phantaſie ganz dem Willen u
der Kunſt ſieht er nur auf ſtrenge und correc
heit und Kraft des Ausdrucks; für Grazie
er keinen Sinn. Nur Poeſie liebt er; die
Auge und Ohr empfangen werden müſſen,
ſchloſſen. . . . Stolz und Ehrgeiz ſind die herv
ſeines Charakters; aber nur Höhere läßt er
pfinden. Er liebt es, der Erſte ſeines Gleichen
Untergebenen iſt er wohlwollend und ſeine H
drückend. . . . Seine Geiſtesrichtung iſt praktiſc
ſein. Wenn auch Ehrgeiz ihn anſpornt, ſo i
ges Ziel, das er verfolgt: das Wohl der
Ruhm des Vaterlandes. An allem Nützlic
Großen nimmt er Antheil, nicht mit blinden
auch nicht ſofort mit ſelbſtaufopfernder Hinge
kräftiger, nachdrücklicher Thätigkeit. . . . Sei
geht bis zum Trotz; ſeine Feinde haßt er
ihm ſchaden und Widerſtand leiſten; Rachſucht
Sein kalter, unerſchütterlicher, lebenverachtend
geboren, das Reſultat einer ſtarken Conſtituti
tigen Selbſtvertrauens. Aber nicht blos
gefahr, auch Geiſtesmuth in Misverhältniſſen i
Grade eigen; dieſer wächſt mit den Schwierig
Religioſität iſt ein ruhiger Vernunftglaube, g
Dogmen und Form des Cultus. Die fromme
erkennt er als das ſchönſte Vorrecht der Menſ
als ſtrenge Pflicht. . . . Im Glücke, im freud
hebt ſich ſeine Seele zu Gott; im Unglück v
ſie kann ihre Leiden nicht klagen, ſelbſt nicht
ſein einſamer Schmerz verwandelt ſich leicht in
Wechſel des Schickſals trägt er mit Standhaf

Einzelne Züge an dieſem Porträt könn
wenig geſchmeichelt erſcheinen, aber einzig
dem Grunde, weil es ein Selbſtporträt
außerdem nicht vergeſſen dürfen, daß es für
keit nicht beſtimmt war. Sein Vater hatte i
auf an dieſe Selbſtbeſchaulichkeit, an dieſ
trole und Ueberwachung gewöhnt, die übe
einer frühern Zeit lag. Der ſtolze katego
tiv Kant's, der jetzt nur noch bei Weni
egoiſtiſchen Impulſen der Zeit Stand zu
übte damals noch in weiten Kreiſen ſei
erſetzte bis zu einem gewiſſen Grade die
moraliſchen Zwangsmittel religiöſer Diſci
licher Beicht- und Bußfertigkeit. Man
nachſichtig gegen ſich wie gegen Andere
wenn dieſe Charakteriſtik Gagern's nicht
dern von einem Andern herrührte, ſo
ſogar in manchen Punkten ſcharf und
können. Es tritt uns daraus das fertig
Bild dieſes energiſchen und begabten Ma
der Charakter genug beſaß, weder nach d
Gunſt des Volks und nach populärem R

*) „Ich meinerſeits will in Rom lieber der Hund
winkel der Zweite ſein“, äußert Gagern an einer a

von den verführeriſchen Künſten der großen
md mit der er lebte, fangen und verweichlichen

Hermann Marggraff.

Portugal und ſeine Colonien. *)

:tiſtiſchen, ſocialen und politiſchen Zuſtände Portugals
Colonien haben an Hrn. von Minutoli, General=
:ſens auf der Pyrenäiſchen Halbinſel, einen Dar=
iden, wie wir ihn den Ländern höherer Civiliſation
en können und wie ihn namentlich die ſo hochge=
ıßiſche Monarchie zur Zeit noch entbehrt. Die
it und Zuverläſſigkeit ſeiner Forſchungen und die
Klarheit der Darſtellung aller in das öffentliche
s Landes eingreifenden Verhältniſſe laſſen in der
etwas zu wünſchen übrig; ſie weihen uns vielmehr
ollſtändig in alle jene Beziehungen ein und befähi=
ı einem vollen und umfaſſenden Urtheil über die
litiſche und induſtrielle Lage Portugals in jeder
ungen hin. Wir wiederholen es, daß in ſo mäßi=
ge von keinem andern Lande uns eine ſo vollſtändige
vahrheitsgetreue Darſtellung bekannt iſt, wie ſie Minu=
deſten der proteſtantiſchen Kapelle in Liſſabon beſtimm=
dem Bildniß Dom Pedro's V. geziertes Werk liefert.
Jahrheit zu ſagen, iſt dem Verfaſſer erſtes Bedürfniß,
ſie, ſchlicht und mitunter derb, in dieſem Buche, das
gen Könige des Landes aus deutſchem Blute widmet
ſen aufzuklären beſtimmt iſt über Reichthum und Mit=
:eichs, wie über die Urſachen ſeines theilweiſen Verfalls
lgriffe vorangegangener Verwaltungen. Wären Ar=
ähnlicher reiner und wohlthätiger Tendenz nicht für
je Staaten aufs höchſte zu wünſchen, und würden
e Beſtrebungen Derer weſentlich unterſtützen, welche
erfolgen, auch in Deutſchland manches verderbliche
manchen althergebrachten Irrthum zu beſeitigen
erkannten Quellen des Reichthums und des Wohl=
Heimat Bahn zu brechen? Und ſollten wir aus
lichen Buche nicht lernen, wie dergleichen Beſtre=
ckſam zu machen ſind, wie es anzugreifen iſt, Be=
verbreiten, zum Nachdenken über Gegenſtände die=
zuleiten, ihre Beziehungen zueinander zu erkennen,
ʒe, über welche dies Werk Aufſchluß und Anleitung
wie in Portugal, ſo in der Mehrzahl aller andern
: ſicherm Erfolg ihre Anwendung finden würden?
iche Zufluß amtlicher Daten und Nachrichten, die dem
as officiellen Quellen auf Verlangen des Königs mit
beralität zur Verfügung geſtellt wurden, iſt jedoch
nicht das einzige Verdienſt dieſer Schrift, vielmehr
die lichtvolle und an lehrreichen Betrachtungen reiche
er Verfaſſer dies Material verarbeitete, und die Kunſt,
ſelbſt in trockene Materien ein höheres, oft ſehr
Intereſſe zu verweben und den Leſer zu unterhalten
lehren weiß, ihm ſelbſt noch höher in Rechnung als
Sammlung des Stoffs, wie verdienſtlich dieſe auch
Es iſt ſelten wol ein ſeinem Hauptinhalt nach
Werk geſchrieben worden, das ſich mit ſo regem In=
Anfang bis zu Ende durchleſen läßt, und dem ſo
haltungsſtoff beiwohnt, als das vorliegende. Ein
Ueberblick ſeines Inhalts, freilich kaum eine Skizze
wird dieſen Satz zu belegen geeignet ſein.
Einleitung zu dieſem anziehenden Gemälde, das uns
Zweigen der Verwaltung ein weit lebensvolleres und
s Bild gewährt, als wir nach den zeitherigen Schil=
von den ſtagnirenden Zuſtänden Portugals erwarten
vird, wie billig, von einem geographiſchen Ueberblick,
einer kurzen Geſchichte des Landes und einem Abriß, Charakter und Sitten der Bewohner darſtellend, gebildet. Hier heißt es z.B.: Der Portugieſe liebt ſein Vaterland und freut ſich fremder Anerkennung lebhaft; das monarchiſche Princip wurzelt tief im Volke. Die Gabe des mündlichen Ausdrucks beſitzt es in hohem Grade, ein gewiſſer poetiſcher Schwung iſt dem Kinde wie dem Greiſe gemein. Ohne Intoleranz, iſt man ſtreng in Ausübung der Ritualien der Kirche, Prieſter und Beamte aber ſtehen in keiner beſondern Achtung. Der Portugieſe iſt höflich, ohne demüthig zu ſein, zur Fröhlichkeit, zu Tanz und Geſang ſtets aufgelegt, er begreift ſchnell und ſein Gedächtniß iſt ſtark; zur Speculation hat er wenig, zur Nachahmung entſchiedene Anlage. Im Handel und Wandel iſt er ſolid, ohne viel Bemühung aufzuwenden, einfach und kurz. Der portugieſiſche Soldat iſt der beſte auf der Welt, wenn richtig behandelt; als Seemann iſt er kühn und ausdauernd. Die Achtung vor dem Geſetz iſt gering, wie vor dem amtlichen Verfahren, um ſo größer iſt die Stellenjägerei. Pombal konnte mit einem Federſtrich 22,000 Beamte entlaſſen, ohne daß die Maſchine ſtockte, und heute iſt es ebenſo. Ueberall iſt man der Parteimacherei überdrüſſig und wünſcht eine „kräftige" Regierung. Die politiſche Bildung iſt im Allgemeinen nicht groß, die königliche Familie aber genießt große Anhänglichkeit. Die Neigung zum Wohlthun iſt ſehr verbreitet; man liebt den Putz und Schmuckſachen. Das männliche Geſchlecht iſt unterſetzt, wohlgebaut und muskulös; die Frauen haben die ſchönſten Augen und das glänzendſte Haar. Sie ſind natürlich, empfänglich, ohne Anſpruch auf glänzenden Verſtand. Der deutſche Name hat durchweg einen guten Klang im Lande. Hier würde ſich für manchen deutſchen Handwerker ein ſicherer Quell des Wohlſtandes eröffnen; bisjetzt iſt die deutſche Einwanderung jedoch noch ſchwach und beträgt in Liſſabon nicht über 220, in Oporto nicht über 80 Köpfe. Die Hoffnungen des Landes für die Zukunft gründet der Verfaſſer zum Theil auf eine Zumiſchung fremder Elemente, da der inländiſche Adel, der Bürger= und Bauernſtand ſolche Hoffnungen wenig begründen, Armee und Geiſtlichkeit ſie aber eher gefährden als unterſtützen. Doch ſind Credit und Induſtrie ſichtbar im Wachſen begriffen.

Klar und lehrreich, wie dieſer Abſchnitt, ſprechen ſich die folgenden über die königliche Familie, den Adel, die geiſtlichen und weltlichen Orden, die Verfaſſung und ihre neuere Entwickelung (1852), die Verwaltung der Finanzen (Negoçios de facenda), des Innern (Negoçios do reino), wo die Gemeindeverwaltung im Detail geſchildert wird, über die Polizeiverwaltung und das Unterrichtsweſen aus. In dieſer Ueberſicht bleibt keine Einrichtung des Staats, keine Anſtalt des Gemeinweſens unberührt und wir treffen häufig auf ſolche, denen der Verfaſſer ein volles Lob ſpendet, aber auch auf ſolche, deren Mängel er darlegt. Um nur eins zu erwähnen, ſo ſcheint uns die Geſundheitspolizei im Ganzen muſterhaft verwaltet zu werden, dagegen erſcheinen das Bettlerweſen, die Gefängniſſe, die Proſtitution als eine offene Wunde des Landes.

Die ſorgfältigſten ſtatiſtiſchen Angaben ſind den verſchiedenen Zweigen der Verwaltung und der Finanzen gewidmet; wir vermiſſen hierin faſt kein Verhältniß von irgendwelchem Intereſſe. Ebendaſſelbe gilt von den Unterrichtsanſtalten, in denen ein unverkennbarer Fortſchritt zutage tritt. Deſto weniger weiß der Verfaſſer von den ſchönen Künſten Erfreuliches zu ſagen. Der König ermuntert die Talente zwar auf jede Art, allein es fehlt ſichtbar an ſolchen, wie auch Raczinsky's Werk „Les arts en Portugal" (1846) wohl erkennen läßt. Die Aufzählung eigentlicher Kunſtdenkmale nimmt keinen großen Raum ein, es hat Portugal immer an Männern von lebhafter Phantaſie oder von Ausdauer zum Erſchaffen großer Kunſtwerke gemangelt. Die öffentlichen Bauwerke der Neuzeit überbieten ſich in Geſchmackloſigkeit, und was das Erdbeben von 1755 zerſtört hat, mag nicht beſſer geweſen ſein, obgleich die Portugieſen es immer behaupten. In den Sammlungen von Palmella, Farrobo, Lavradio, Sobral, wie in der Academia iſt nur Vereinzeltes

---

*) al und ſeine Colonien im Jahre 1854. Von Julius Freih. von
i. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1855. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

von Werth und gehört den Malern des 15. und 16. Jahrhunderts, Vasco, Alvaro di Pietro, Gonzalez, Campello, Lopez, Gomez, Coelho und den Pereira, oder den Bildhauern Fernadez (Kapelle von Batalha), Perez, Añes, Toralva an. Die alten ſchönen Kirchen von Guimarães, Alcobaza, Braga und andere ſind neuerlich ſchmählich verunſtaltet; Belem, halb gothiſch, halb im Renaiſſanceſtil, iſt noch immer ſchön, und für die Erhaltung des herrlichen Batalhakloſters allein geſchieht etwas Erhebliches. Auch dies herrliche Bauwerk der vor-Emanueliſchen Zeit iſt in zweierlei Stilart gebaut. Wenn von Kunſt in Portugal die Rede iſt, ſo verweiſen die Einheimiſchen ſtets auf Mafra, das „Maravilha“ des Landes, jenen Koloß von Kloſter und Palaſt zuſammen, ähnlich dem Escorial, mit 2500 Fenſtern und 866 Zimmern, deſſen unfertige Erbauung 20 Mill. Cruſados gekoſtet hat. Das Budget wirft für die Erhaltung aller dieſer Prachtbauten kaum 80,000 Thlr. aus. Von den jetzt lebenden Dichtern nennt der Verfaſſer beſonders den Visconde Almeida-Garret, deſſen „Luis de Sousa“ auch ins Deutſche überſetzt iſt (Romanzen- und Tragödiendichter); Hercolano, Geſchichtſchreiber und Ueberſetzer des „Oberon“ und der „Lenore“; Leal, der die „Räuber“ und „Maria Stuart“ übertragen; Gomes Monteiro, der „Eccos da lyra teutonica“ herausgegeben hat, die ſehr gelungen ſind.

Das Unterrichtsweſen, wie ſchon bemerkt, iſt in ſichtbarem Fortſchreiten begriffen. Seit Pombal hat jede Gemeinde eine Elementarſchule zu unterhalten; außer dieſen beſtehen in Portugal 257 lateiniſche, 27 philoſophiſche, 8 griechiſche Lehranſtalten und 21 Lehrſtühle für Rhetorik, Geſchichte und Literatur auf Staatskoſten. Nach dem Geſetze von 1844 iſt der Beſuch der Elementarſchule von 7 — 14 Jahren eine Zwangspflicht, die an Aeltern und Vormündern mit Entziehung der politiſchen Rechte beſtraft wird! Die Gehalte der Lehrer ſind auskömmlich normirt, 160 — 360 Thlr. jährlich. Die Univerſität Coimbra, mit gegen 1200 Studirenden und 83 Lehrern, iſt reich ausgeſtattet und muſterhaft organiſirt; die Seminare ſind minder gut geleitet, aber das ganze Unterrichtsgebiet iſt in befriedigender Verfaſſung. Seit 1848 beſteht zu Liſſabon auch eine deutſche Schule, neben der proteſtantiſchen Kapelle, für welche der Guſtav-Adolf-Verein 300 Thlr. jährlich zuſchießt.

Die Geſchichte des portugieſiſchen Rechts im zweiten Bande bildet eine ſehr dankenswerthe und gelehrte Arbeit für ſich, welche das Recht der Juden und die jetzige Juſtizorganiſation nach dem Geſetze von 1841 einleitet. Die Richtergehalte ſind reichlich ausgeworfen, das Verfahren im Ganzen dem franzöſiſchen ähnlich; für Civilſachen ſind zahlreiche Schiedsgerichte thätig. Das Militärweſen hat das Geſetz von 1850 zweckmäßig reformirt. Die Kriegspflicht währt zwölf Jahre bei neun Jahren activen Dienſtes. Entehrende Verbrechen ſchließen vom Dienſte aus. Die Offiziere gehen aus den Freiwilligen (Aſpiranten) nach Dienſtjahren hervor, Hauptleute haben eine Prüfung zu beſtehen. Die Beſoldungen ſind ausreichend, von 20 Milreïs, die der Lieutenant monatlich erhält, bis 200, die dem Marſchall zukommen. Der Geſammtſtand beider Linien der Armee beträgt 144,400 Mann ohne die Reſerve und 1530 Compagnien Landſturm.

Werfen wir hiernach noch einen Blick auf die Colonien Portugals, ihre Verfaſſung und ihre Bedeutung. Zu den überſeeiſchen Beſitzungen gehören in Europa: die Azoren; in Afrika: Porto Santo, Madeira und die Capverdiſchen Inſeln, S.-Toma, Principe, Angola, Cap Delgado und 200 Meilen der Oſtküſte; in Aſien: Goa, Damao und Macao in China; in der Südſee: Timor und die Solores, zuſammen 30,000 Quadratmeilen mit etwa 3 Mill. Bewohnern, Unterthanen der Krone, und einem großen Reichthum tropiſcher Erzeugniſſe jeder Art. Und doch nimmt Portugal ſeine Baumwolle z. B. aus England, und Länder wie Madeira werden von Hungersnoth heimgeſucht. Hier liegt die Hoffnung und hier bluten die Wunden Portugals, welche der Mangel guter

Agrargeſetze, irrige Beſteuerung, das herrſcher
und die mangelhafte Bewirthſchaftung dem L
„Es erſcheint wie ein Spott“, ſagt der Verfaſ
dem fleißigen Arbeiter in Madeira, inmitten de
dens, unter dieſem Himmelsſtrich, täglich da
Hungertodes droht, daß er täglich mit ihm z
Der neueſte Colonialetat von 1853 hat für
der Colonien freilich etwas beſſer geſorgt, jed
nicht genügend; die Hebung des Credits würde
aufgabe der Verwaltung bilden, indem nur a
der Uebergang des uneinträglichen Pachtſyſtems,
zambique, in das Eigenthum zu vermitteln iſt,
de Sena neuerlich ein Anfang gemacht iſt.

Von den aſiatiſchen Beſitzungen iſt das G
ment Goa die blühendſte und beſtgeordnete. Ei
von 400,000 Einwohnern, gute Verwaltungszu
für Unterricht und Lehranſtalten, reiche Stiftun
der militäriſcher Schutz — etwa 3500 Mann
Colonie zu verhältnißmäßiger Blüte erhoben.
verkehr betrug 1853: 928 Mill. Realen. Inte
Verhältniſſe von Macao in China, das mit Ti
ein Gouvernement bildet und von einem Bat
(318 Mann) vertheidigt wird. Das Gebiet, ſe
gal gehörig, beſchränkt ſich jetzt auf die Spitz
von Aniam, nachdem das Feſtland aufgegeben
gegründete Handelsſtadt blühte bald auf; die
bar für die Vertilgung der Seeräuber, ge
ihre Befeſtigung. Die Verwaltung übt der
auch Chineſen ſitzen, ein Mandarin und ein
Gouverneur, zwiſchen welchen freilich fortwähr
ſteht. Die Bevölkerung beträgt 25,000 Köpf
gibt es nicht weniger als 50 Könige, größtenth
tig, welche eine angebliche Bevölkerung von
len beherrſchen. Der geſammte Colonialetat er
von 78 Mill. Realen. Wiewol dies Reſultat n
erſcheint zu neuen Gebietserwerbungen, ſo iſt
doch der Anſicht, daß es für Portugal unerlaßli
Auflöſung des marokkaniſchen Reichs zur Wiede
ner alten Gebietsgrenzen in Nordafrika zu ben
gen, welche der Verfaſſer neuerlich beſucht hat
und die er für äußerſt wichtig für die Krone P

Vor allem iſt der Abſchnitt über das Miniſte
lichen Arbeiten, des Handels und der Induſtrie
cas) von hohem Intereſſe, indem hier eine vollſtä
der Grundverhältniſſe und des Handels des
iſt. Der Grundbeſitz, von Majoraten und todte
äußerſt beſchränkt, durch Pombal und Dom P
Feſſel befreit, iſt in Portugal immer noch größ
vertheilt als in Belgien, Frankreich, Italien
der Durchſchnitt beträgt $58\frac{1}{2}$ Hectaren gegen d
Belgien und Frankreich. Die Majorate ſind
Kloſtergüter eingezogen, die Zahl der kleinen Gu
und die Rentenablöſung iſt im Gange. Hie
volles Bild der Agricultur in Portugal, anzie
reich, beſonders was Wein- und Orangencultur
hemmt der Mangel an Verkehrswegen und an
(Credit). Einen bedeutenden Raum nehmen da
überſichten, die Geſchichte der verſchiedenen Ge
näle und Straßenbauten ein. Preußens Bethei
portugieſiſchen Handel erſcheint noch ſehr ſchwa
Artikel fehlen auf dem dortigen Markt. Doch
wir zu dem ſpeciellen Beruf des Autors, der
ſteht, dieſe Verhältniſſe zu beſſern. Wir ſind i
treu und mit größtem Intereſſe gefolgt; mög
gelingen, uns zu zeigen, daß ſein treffliches Bu
leitung iſt zu Thaten, die ihm ganz Norddeutſc
verpflichten würden, indem ſie ihm den Markt
blühenden Landes eröffnen.

Zur Religionsphiloſophie.

Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltanſichten. nit einem zweiten Vorwort vermehrte Auflage. Nörd= Beck. 1857. Ler.=8. 18 Ngr.

lebendige Glaube hat mit der Wiſſenſchaft nichts ge= kann durch ſie weder erzeugt noch zerſtört, weder noch erſchüttert werden. Glaube und Wiſſenſchaft Natur nach grundverſchieden; das eine hat ſeine Herzen, das andere im Kopfe; aber eine Thorheit swegen anzunehmen, daß beide ſich feindlich gegen= , einander bekämpfen müſſen. Beide können ſehr lich nebeneinander beſtehen, wie das Herz neben dem s Gefühl neben dem Verſtande, und es hat zu keiner Beiſpielen gefehlt, daß hervorragende Männer der ſt zugleich wahrhaftige Gläubige waren.

nige Theil der heutigen Menſchheit, welcher ſich einem natürlichen Gottesgefühle beruhigt, ſondern der Vernunft zu erkennen ſucht und ſeinen Gottes= in erklärenden Worten auszuſprechen wagt, ſcheidet itlich in Pantheiſten und Theiſten. Gar Viele ſchwan= zwiſchen Pantheismus und Theismus hin und her, denken ſie wie Pantheiſten, indem ſie das Univer= deſſen Theile ſie ſich betrachten, als Gott anſehen; n ſie wie Theiſten, indem ſie Gott außer der Welt als Schöpfer und Lenker der Welt verehren. Einige nker haben endlich eine Vermittelung der beiden An= verſucht, ohne daß es bisher einem derſelben ge= ire, über die Unklarheit der Ahnung oder die Ver= und Beſchränktheit gelegentlicher Theilblicke hinaus jen Beſtimmtheit eines dritten Begriffs zu gelangen. tief dieſer Gegenſatz der Grundanſichten in das ganze und beſonders in das deutſche Leben eingreift und avon ſowol die religiöſen als die politiſchen Kämpfe eit bedingt ſind, iſt Jedem bekannt, der über die Beltlage nachgedacht hat. Der unbekannte Verfaſſer nter Schrift übertreibt nicht, wenn er S. 82 be= „Die Einheit des menſchlichen Seins — die Harmo= en Herz und Vernunft — iſt ſeit einem Jahrhundert Grade aufgehoben, von dem frühere Zeiten keine hatten. Die tüchtigſten Menſchen zerſetzen wie Leſ= ihrer Vernunft das Daſein des Gottes, den ſie in zen verehren, oder verbreiten wie Friedrich der Große einen Unglauben, deſſen praktiſche Wirkungen ſie uern. Die Verſtandesmenſchen und die Gemüths= die ſich früher verſtändigen konnten, weil ſie auf rundlage, dem Gottglauben, ſtanden, betrachten ſich geborene Gegner. Der Zweifler ſieht mit Gering= auf den Gläubigen, der Gläubige mit Schrecken auf fler hin. Das Zuſammenwirken der verſchiedenen unmöglich geworden; die Geſellſchaft hat kein gemein= l, keine gemeinſame Loſung mehr.

othwendiger Folge davon iſt auch der an ſich ſo na= und heilſame Gegenſatz der ſocialen Parteien, jener Beginn der Geſchichte vorhandene und erſt mit der ſelbſt werdende Gegenſatz zwiſchen Fortſchritt und g, Bewegung und Ruhe, Freiheit und Ordnung, r Zeit auf eine eigenthümliche Weiſe vergiftet worden. Pantheismus, als Verfechter des menſchlichen Triebes Forſchung, hat ſich mit dem Fortſchritte, der Theis= Vertreter der überlieferten Religion und Sitte mit altung verwachſen. Dieſe nur mit dem ſpeculativen ſelbſt wieder zu löſende Verwachſung mit den politi= d confeſſionellen Gegenſätzen iſt es, welche dem europäi= rteikampf ſeine unerhörte Heftigkeit und Gefahr verleiht. Partei des Fortſchritts betrachtet die Welt und ſomit n die Menſchheit (die Spitze der Welt) als in ſich auto= h. als eine Welt, welche ſich lediglich nach ihren eige= s ſich ſelbſt zu ſchöpfenden Geſetzen zu beſtimmen hat.

Die Partei der Erhaltung betrachtet die Welt als das Geſchöpf des perſönlichen Gottes, der ſie regiert und deſſen von oben herab gegebene Regel ihre eigene Richtſchnur ſein kann.

S. 87: „Der Staat iſt zwiſchen jenen beiden Grund= gedanken getheilt. Er bedient ſich des theiſtiſchen Grundgedan= kens zum Schutze der ſocialen Ordnung und zugleich des pan= theiſtiſchen zur Aufrechthaltung ſeiner Souveränetät. Er ſteht mit der Partei der Autorität für die Autorität, mit der Partei der Autonomie für ſeine Autonomie ein. Er geht mit dem Glauben, wenn der Unglaube die menſchliche Ordnung, mit dem Unglauben, wenn der Glaube die menſchliche Freiheit be= droht. Die beiden großen Parteien ſtehen ſich daher in gleicher Stärke gegenüber; jede von beiden iſt gleich tief nicht nur mit den Bedürfniſſen und Leidenſchaften der Individuen, ſondern auch mit den Intereſſen der Staatsgewalt verkettet."

Ueberlegt man das Gewicht dieſer Betrachtung, die ich zugleich als Stilprobe der „Kritik" wörtlich mitgetheilt habe, und kann man die Wahrheit ihrer Anſchauung nicht verkennen, ſo wird damit auch die hohe Bedeutung einer gründlichen Kri= tik der beiden Gottesanſchauungen für die Wiſſenſchaft und für das Leben klar. Die obige Schrift eines Ungenannten und Unbekannten unterwirft nun beide Begriffe mit einer Schärfe des Verſtandes und einer Kühnheit des moraliſchen Urtheils, wie wir ſie beide vereint ſeit Leſſing in der deutſchen Literatur nicht in ſolchem Maße wiedergefunden haben, einer ſtrengen wiſſenſchaftlichen Prüfung. Sie betrachtet vorerſt den Pantheismus in moraliſcher und den Theismus in geiſtiger Be= ziehung und führt aus, daß jener die Bedürfniſſe des menſch= lichen Herzens ſo wenig wie dieſer die menſchliche Vernunft zu befriedigen vermöge. Außerdem weiſt ſie nach, daß der Pantheismus, der ſich bisher logiſch ſicher gefühlt hat, auch mit ſehr fühlbaren moraliſchen Gebrechen behaftet ſei, und daß der Theismus, der ſich moraliſch unangreifbar gewähnt hat, auch an handgreiflichen geiſtigen Fehlern leide. Dieſe Beweisführung, obwol ſie auch dem Ungelehrten verſtändlich geſchrieben iſt, macht doch, um völlig begriffen zu werden, ein wiederholtes und ernſtes Studium der Schrift ſelbſt nothwen= dig und kann bei der prägnanten Kürze der Schrift nicht im Auszuge mitgetheilt werden.

Zugleich bemüht ſie ſich aber auch, die tiefen Wahrheiten, die ſowol in dem Pantheismus als in dem Theismus enthalten und nur mit tiefen Irrthümern verflochten und gemiſcht ſind, bei der wiſſenſchaftlichen Vernichtung der beiden bisherigen Begriffe auszuſcheiden und für die Zukunft zu retten, und in= ſofern wirkt ſie nicht blos aufräumend, ſondern zugleich einen neuen gereinigten Gottesbegriff vorbereitend. Der Verfaſſer der Schrift, auch darin Leſſing ähnlich, „verzweifelt nicht an der Fähigkeit und Beſtimmung des menſchlichen Geiſtes, das Räthſel zu löſen". Ob er oder ob die weit größere Mehrzahl Derer Recht haben, welche zwar das Streben nach der Löſung des ſpeculativen Räthſels für ehrenwerth und wohlthätig, aber die Löſung ſelbſt für unmöglich halten, wollen wir zweifelnd als Frage dahingeſtellt ſein laſſen.

Bemerken muß ich zum Schluſſe noch, daß das Büchlein bei aller wiſſenſchaftlichen Strenge und Entſchiedenheit in einem Tone der Mäßigung und Unbefangenheit geſchrieben iſt, welcher alles Gehäſſige, alles Verletzende nach der einen wie nach der andern Seite ausſchließt und von vornherein die Ueberzeugung gewährt, daß der Verfaſſer nicht im Intereſſe irgendeiner Partei, ſondern lediglich im Intereſſe der Wahr= heit ſchreibt. **Friedrich Bodenſtedt.**

Böhmiſche Literatur.

Studien über Ritter Thomas Štítné. Ein Beitrag zur euro= päiſchen Culturgeſchichte von J. Wenzig. Leipzig, Wiede= mann. 1856. Gr. 8. 22½ Ngr.

Der Verfaſſer hat ſich die gewiß ſehr anerkennenswerthe Aufgabe geſtellt, das deutſche Publicum mit den Haupterzeug=

niſſen der böhmiſchen Literatur älterer und neuerer Zeit bekannt zu machen, einerſeits durch gute Ueberſetzungen, andererſeits auch durch ſelbſtändige literarhiſtoriſche Schriften über dieſen Gegenſtand. Seine „Blicke über das böhmiſche Volk, ſeine Geſchichte und Literatur, nebſt einer Auswahl von Literaturproben“ (Leipzig 1855), ferner „Der neue Rath des Herrn Emil von Pardubic. Eine Thierfabel aus dem 14. Jahrhundert“ u. ſ. w. (Leipzig 1855) dürften bereits Vielen bekannt ſein.*) Wir halten es weder für nöthig, die Wichtigkeit eines ſolchen Unternehmens für die Verbreitung einer richtigen Kenntniß unſers nächſten ſlawiſchen Nachbarn, ſeiner Literatur und Cultur darzuthun, noch über die Vortrefflichkeit der bisherigen Arbeiten Wenzig's auf demſelben Felde uns eines Weitern auszulaſſen. Das erſtere wird einem jeden Gebildeten, der überhaupt Sinn hat für edle nationale Beſtrebungen auf dem Gebiete der Literatur, von ſelbſt einleuchten; über jene aber herrſcht ſchon längſt nur eine Stimme. Wenzig iſt nicht nur vollkommener Meiſter des deutſchen Ausdrucks, ſondern er verſteht es auch, ſpecifiſch czechiſche Anſchauungs- und Redeweiſe mit großer Treue in dem deutſchen Worte wiederzuſpiegeln, ohne dabei dieſem Gewalt anzuthun. Vorliegende Schrift nun behandelt einen der merkwürdigſten Männer Böhmens während der Zeit der Luxemburger, hervorragend nicht allein als ein gründlicher Gelehrter, ſondern ebenſo ſehr als Charakter und thätiger Freund ſeines Volkes, welchem eben darum nichts ſo ſehr verhaßt war als das damalige in wichtigthuender Vornehmheit ſich abſchließende Weſen der Gelehrten. Von dieſem Standpunkte aus muß man auch ſeine Schriften beurtheilen. Es ſind zumeiſt religiös-philoſophiſche Betrachtungen in populärem Tone, geſchrieben zunächſt für ſeine Kinder, dann überhaupt für Diejenigen ſeiner Landsleute, denen die Kenntniß der lateiniſchen Sprache abging, welchen aber dennoch ein genaueres und höheres Verſtändniß göttlicher und menſchlicher Dinge am Herzen lag. In dieſer Hinſicht iſt Štítné ebenſo gut ein Reformator zu nennen, als es ſpäter Huß in Bezug auf die Religion wurde. Er war der Erſte, der die Wiſſenſchaft allen Ständen zugänglich machen wollte, freilich zum Aerger Derer, welche ſie als ihr Monopol betrachteten und von denen er daher die bitterſten Anfeindungen zu erleiden hatte.

Zum Schluſſe noch Einiges über den Inhalt der „Studien“. Zuerſt gibt der Verfaſſer eine ziemlich ausführliche Biographie Štítné's, wobei die gründlichen Unterſuchungen Erben's zugrunde gelegt ſind. Hierauf folgt eine Würdigung Štítné's und ſeiner Schriften. Den Hauptvorzug derſelben ſieht Wenzig in dem Werth des Charakters und der Perſönlichkeit des Schriftſtellers. Ein zweiter Vorzug liegt in der hiſtoriſchen Bedeutung der Schrift, inſofern Štítné mit Recht als der Repräſentant der damaligen Gelehrſamkeit in Böhmen und insbeſondere in Prag angeſehen werden kann, ſeine Schriften aber als ein treues Abbild ſeiner Zeit, die er mit dem aufmerkſamen Auge eines feinen Menſchenkenners beobachtete, gelten können. Drittens iſt es ein wichtiger Umſtand, daß ſich Štítné in ſeinen Schriften der böhmiſchen, d. h. der Volksſprache bediente. Endlich ſpricht ſich Wenzig ausführlicher über ihren religiöſen Werth aus. Der Glaube iſt Štítné das Fundament von Allem. Er fodert jedoch mehr, nämlich die Erkenntniß Deſſen, was man glaubt, verbunden mit thatkräftiger Begeiſterung. Glaube, Hoffnung, Liebe müſſen verbunden ſein, auch bedingt eins das Andere, wie dies von Štítné an vielen Stellen ſo ſchön durchgeführt iſt. Alsdann geht der Verfaſſer zur Unterſuchung der Philoſophie Štítné's über. Ein beſtimmtes Syſtem iſt darin nicht ausgeprägt, auch war es nicht Štítné's Zweck, ein ſolches aufzuſtellen, vielmehr wollte er nur erbauen auf mehr populäre Art. Höchſt anziehend iſt die Schilderung
der Anſichten Štítné's über die ſocialen Verhältn
und Aufgaben der verſchiedenen Stände der mer
ſellſchaft in jener Zeit; er vergleicht dieſelben a
geiſtreiche Weiſe mit den neun Engelchören.

Endlich ſei noch bemerkt, daß Wenzig, wo
eigene Worte deutſch wiedergibt, ſich mit vielem
der Erhabenheit der beſprochenen Gegenſtände ſ
ſenen gehobenen rhythmiſchen Sprache bedient,
dem böhmiſchen Original auch der Fall iſt. Ei
fürwahr ganz dazu geeignet, den Leſer in erhö
für den Inhalt zu begeiſtern.

*) Ueber Wenzig's „Kränze aus dem böhmiſchen Dichtergarten“ (Leipzig 1856) haben d. Bl. erſt jüngſt in Nr. 15 einen Bericht gebracht. D. Red.

Notizen.

Engliſche Stimmen über den Herder'ſc nachlaß.

Herder's dreibändiger Briefnachlaß (vgl. Nr.
d. Bl.) iſt in engliſchen Blättern bereits mehrfa
worden. Im Januarheft der „Westminster rev
er unter der Rubrik „Contemporary literature“
lich wegwerfend abgefertigt, ſodaß wir annehmen
Berichterſtatter habe nur einen flüchtigen Blick
Er meint, daß engliſchen Leſern vollkommen dami
weſen wäre, wenn es dem Herausgeber gefaller
Material durch größere Auswahl in einen einzig
ſammenzudrängen; aber „to men of the Düntze
scrap of unpublished letter is without importanc
publish an invitation to dinner — fifty in vitations
fältigkeit could happily rescue them — which hap
Ein Berichterſtatter in der „Literary gazette“
die literariſche Bedeutung dieſer Briefſammlung
erkannt und in einem längern Artikel gewürdigt.
auch er, daß nicht alle Briefe ſo intereſſant ſeien,
Betracht der „brilliant pens“, von denen ſie herr
erwarten dürfen, aber doch verſchafften ſie n
klärungen über die Beziehungen, in welchen die
Dii majores jener Epoche zueinander geſtanden,
tereſſe werde noch durch den Fleiß vermehrt, den
geber darauf verwandt, die im Verlauf ſo vieler
gewordenen Bezüge aufzuhellen. Die zwiſchen
ſeiner Braut gewechſelten Liebesbriefe nennt er
and interesting a collection of the kind as we
seen“. In Betreff Herder's ſelbſt bemerkt der Be
„Herder's Schriften ſcheinen kaum noch viel geleſe
ja Manche, welche ſich mit dem Studium des Deut
tigen, wiſſen ſelbſt nicht einmal ihre Titel. Ob
kömmlich unter den fünf großen Claſſikern der d
ratur mitgenannt wird, möchte er doch kaum ſo
werden, als z. B. Lavater oder Jacobi. Aber ſ
ohne den Ausdruck von Ehrerbietung und Bewu
nannt. Man fühlt, daß, wenn ſeine Ideen nicht
here Aufmerkſamkeit erregen, der Grund hiervon
ſtande zu ſuchen iſt, daß ſie Gemeingut geworden
Allgemeinbewußtſein übergegangen ſind.“ Die vo
fach citirte Stelle aus einem Briefe Schiller's übe
charakter der modernen Welt und die daraus für
hervorgehende Röthigung, die Gegenwart zu v
zu ignoriren und ſich in eine ferne mythiſche Zei
wird auch von dem engliſchen Berichterſtatter als
mitgetheilt und dann bemerkt: „Sollte dieſe be
ſicht über die der Poeſie angemeſſene Sphäre
und Namens Schiller's nicht würdig erſcheinen, ſ
nicht vergeſſen, wie jämmerlich hohl und künſtlic
Schiller's Mitzeit war, mit welcher verglichen die
Jahrhunderte des Mittelalters als wahrhafte Pfle
Kunſt und Poeſie gelten können. Aber wer noc
dieſen Satz aufrechterhalten wollte, der müßte di
geſichts der neuen Himmel, die wir ermeſſen, a

Erde, die wir betreten haben, ſeit der Erneuerung aller durch jene wunderbaren Ereigniſſe, deren Quelle die ſiſche Revolution war; er müßte blind ſein gegen eine glänzender Poeſie; er müßte, um nur bei der engliſchen ſtehen zu bleiben, nichts wiſſen von den geſammten Wer- abbe's, von Byron's «Don Juan», von Shelley's «Ro- and Helen», von Elliott's und Nichol's Dichtungen, ſaud» und «Aurora Leigh».“ Auffallend finden wir ß der engliſche Kritiker hier gerade nur ſolche Dichtun- ıſführt, welche Schiller's Beifall nicht gefunden haben ı; Crabbe's und Elliott's Dichtungen und Tennyſon's l“ würden dem Dichter des „Wallenſtein“ geradezu ärtig geweſen ſein und ihm nur zur Beſtätigung ſeines von dem Kritiker angefochtenen Satzes gedient haben, lbſt ſolchen Dichtungen wie Byron's „Don Juan“ und)'s „Rosalind and Helen“ würde Schiller, wie wir ihn gerade nicht viel Geſchmack haben abgewinnen können. e der „wunderbaren Ereigniſſe“, welche Folge der Fran- n Revolution waren, hat Schiller ja erlebt, aber er war, ir aus ſeinen eigenen Geſtändniſſen wiſſen, von ihnen n der Franzöſiſchen Revolution überhaupt keineswegs ſehr . Nichts aber würde Schiller gründlicher verachtet ha- ıls die ſogenannte realiſtiſche Poeſie und die Dorf- und romantik unſerer Tage oder gar die Proletarierpoeſie e's und Elliott's. **H. M.**

---

ch eine engliſche Ueberſetzung von Uhland's „Einkehr“.

n Nr. 8 d. Bl. wurden die beiden erſten Strophen einer hen Ueberſetzung von Uhland's „Einkehr“ aus den „Hou- l words“ mitgetheilt. Unter den mannichfachen Ueber- ngen, welche uns von dieſem Gedicht vorgekommen ſind, t uns folgende vom Capitän G. P. Maurer die treuſte n.

The putting up at an Inn.

There is a landlord mild and fine,
With whom I lately feasted;
A golden apple was his sign
Which on a long bough rested.

It was a goodly apple-tree,
By which I had alighted;
With food sweet freshly foaming we
Were feasted, and delighted.

And many guests to its green roof
Repaired them lightly winging;
They feasted gaily, while aloof,
And near me clever singing.

I found a couch for soothing rest
On soft and green a meadow,
The landlord cover'd self, and blest
Me kindly with cool shadow.

And when I asked his charges, he
Shook friendly top and branches.
For ever blessed may he be,
Prove root and top ne'er changes.

Die Reinheit des Reims iſt allerdings einige mal nicht re- lt, doch wiſſen wir, was ſich ſelbſt die beſten engliſchen er in dieſer Beziehung erlauben. Der Capitän Maurer mit zehn andern heſſiſchen Offizieren in engliſche Kriegsge- ſchaft gerathen und mußte die Zeit von 1812—14 in land zubringen. Im Jahre 1840 erſchien von ihm in ſtadt „Collection of select pieces of poetry contai- g the Lay of the bell and some minor poems of F. Schiller; Leonora of Burger“ etc. Die obige Probe wird darthun, daß Maurer es verſteht, treu zu überſetzen. Seine Leiſtungen haben weſentliche Vorzüge vor vielen von Engländern verſuchten Uebertragungen, wenn auch letztere zierlicher und geſchmeidiger ſein mögen. **29.**

Bibliographie.

Ammann, F., Kirche und Staat in ihrem wechſelſeitigen Verhältniſſe zu einander, hiſtoriſch nachgewieſen. 2te Auflage. Zürich. 1856. Gr. 8. 28 Ngr.

Bluntschli, Allgemeines Staatsrecht. Zwei Bände. 2te Auflage. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 4 Thlr. 8 Ngr.

Booch-Arkossy, F., Manual de la literatura espanola moderna. Cuadro de la literatura en obras de prosa y poesía de escritores castellanos en el siglo XIX. — A. u. d. T.: Spanische Chrestomathie. Hand- und Hülfsbuch der spanischen Sprache und Litteratur im 19. Jahrhundert. Mit wort- und sachgemässen Erläuterungen, sowie einer kritisch-litterarischen Einleitung. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Fieffée, E., Geschichte der Fremd-Truppen im Dienste Frankreichs, von ihrer Entstehung bis auf unsere Tage, sowie aller jener Regimenter, welche in den eroberten Ländern unter der ersten Republik und dem Kaiserreiche ausgehoben wurden. Deutsch von F. Symon de Carneville. 1ster Band. 1ste bis 4te Lieferung. Lex.-8. München. 1856. à Lieferung 15 Ngr.

Galen's, P., Geſammelte Schriften. Taſchen-Ausgabe. Mit des Autor's Porträt und Facſimile. 1ſte Lieferung. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 10 Ngr.

Hackländer, F. W., Der Augenblick des Glücks. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. Br. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Das Haus Rothſchild. Seine Geſchichte und ſeine Geſchäfte. Aufſchlüſſe und Enthüllungen zur Geſchichte des Jahrhunderts, insbeſondere des Staatsfinanz- und Börſenweſens. Zum erſtenmale dargeſtellt. 1ſte Lieferung. Prag, Kober. Gr. 8. 7 Ngr.

Laemmer, H., Papst Nikolaus der Erste und die byzantinische Staats-Kirche seiner Zeit. Eine kirchengeschichtliche Skizze. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 10 Ngr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring [W. Alexis]. 1ſter Theil. 1ſte Hälfte. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 15 Ngr.

Tegnér's, E., Confirmanden. Aus dem Schwediſchen von N. Chriſtiani. Lüneburg, Herold und Wahlſtab. 16. 15 Ngr.

Valentiner, F. W., Das däniſche Kirchenregiment im Herzogthum Schleswig. Erfahrungen, der evangeliſch-lutheriſchen Kirche gewidmet. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Caird, J., Die Religion im gemeinen Leben. Eine Predigt gehalten in Crathie Church am 14. October 1855. Mit Vorwort von C. C. J. Bunſen. 4te Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 8 Ngr.

Noback, F., Ueber Credit-Verſicherung. Chemnitz. Lex.-8. 8 Ngr.

Schiffmann, G. A., Das Verhältniß der Freimaurerei zum Chriſtenthum und zur Kirche. Ein Vortrag. Stettin, Nagel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von **Rotteck** und **Welcker**.

Dritte, umgearbeitete, verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollſtändig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Dieſe **dritte Auflage** des berühmten Werks hat ſich trotz der weſentlich veränderten Zeitumſtände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den erſten Namen der deutſchen Wiſſenſchaft** unterſtützt.

Die bisher erſchienenen Hefte ſind nebſt einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Inhalt des **achten Hefts**:

Anarchie. Von Rotteck. Mit einem Nachtrag von W. Schulz-Bodmer. — Anathema, ſ. Acht. — Anatocismus, ſ. Zinſen. — **Ancillon** (Friedrich). Die Reactionspartei von 1816 und ihre Theorie. Von Welcker. Nebſt Nachtrag von Demſelben. — **Ancona.** Von G. F. Kolb. — **Anerbe, Abfindung, Auslobung.** Von Welcker. — **Anerkennung.** (Rechtliche, völkerrechtliche Anerkennung; die Anerkennungsfrage in der Neuenburgiſchen Sache.) Von Welcker. — Anfall, ſ. Antritt. — **Anglikaniſche** (engliſche) **Kirche, Epiſkopalkirche, Hochkirche.** Von A. Müller. — **Anglikaniſche Kirche, ihre Vergangenheit und Gegenwart.** Von H. Marquardſen. — Angriffskrieg, ſ. Krieg. — **Anhalt.** Von F. Bülau.

Inhalt des **neunten Hefts**:

Anklage. (Anklage-, Accuſations- und Inquiſitionsproceß, Fiscaliſcher und Adhäſions- oder gemiſchter Proceß, und die Entſchädigung unſchuldig Angeklagter.) Von Welcker. — **Anklageſtand.** Von Welcker. — Anleihe, ſ. Staatsſchulden. — Annahme an Kindes Statt, ſ. Adoption. — **Annalen** (überhaupt und die von Poſſelt, Murhard und Rotteck). Von J. Weitzel. — **Annaten.** Von H. Amann. — **Annuitäten.** Von K. Mathy. — Anrüchigkeit, ſ. Infamie. — **Anſammlung, Anhäufung, Erſparniß.** Von K. Mathy. — Anſpülung, ſ. Acceſſion und Eigenthum. — **Anſteckende Krankheiten.** Von R. v. Mohl. — **Anthropologie.** (Juriſtiſche und politiſche Anthropologie.) Von Welcker. — **Anticipation.** Von K. Mathy. — **Antinomie.** Von Rotteck. — Antiquitäten, ſ. Alterthum. — **Antritt** (der Erbſchaft, der Regierung). Von Welcker. — **Anwalt, Sachwalter, Advocat.** Von F. Liſt und H. Marquardſen. — **Anwartſchaft.** Von D. — **Anweiſungen.** Von K. Mathy. — **Anzeigen** (insbeſondere unterlaſſene Anzeigen von Verbrechen). Von Welcker. — **Anzeigungen, Anzeigen, Inzichten, Indicien.** Von Welcker. — **Anzugsgeld, Einzugsgeld.** Von Welcker. — **Apanage.** Von P. A. Pfizer. — **Apotheken.** Von R. v. Mohl. — **Appellation.** (Berufung, Beſchwerde, Rechtsmittel, Appellationsinſtanz.) Von Welcker. — **Appenzell.** — **Appenzell ſeit 1845.** Von W. Schulz-Bodmer.

In den Verlag von **Hugo Meuth** in Kaiſers
übergegangen und durch alle Buchhandlungen zu

Erinnerungen eines Zeitgenoſſ

aus der

neueſten Geſchich

Von

A. F. Villemain,

Mitgliede und Secretär der franzöſiſchen Akaden

Deutſch

von

Dr. Eduard Burkhardt.

Gr. 8. Eleg. geh. 1 Thlr.

Leipzig, in der **Hahn**'schen **Verlagsbuchhandlun**
erschienen und an alle Buchhandlungen ve

Geschichte

des

Gottesfriede

von

Dr. Aug. Kluckhohn.

Gr. 8. 1857. Geh. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipz

Die Dresdener Gal

Geſchichten und Bilder.

Von

A. von Sternberg.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Ein neues Werk des geiſtvollen Schriftſtellers
ders allen Beſuchern der **Dresdener Galerie** die
Unterhaltung gewähren wird. Es ſind Novellen,
bekannte Bilder und das Leben der Maler anſch
Inhalt iſt folgender: Die Gräfin von Flandern (
Die Burg der Häßlichen (Aſſelyn); Die Roſe
(Van der Neer); Eine Viſion Holbein's (Holbein);
küche (Teniers); Schleier und Mantel (Eignant);
kannte (Paul Veroneſe); Der Künſtler-Vagabund
Der Liebesgarten (Rubens); Das Grab des Juden

Von dem Verfaſſer erſchien ebendaſelbſt:

Die Ritter von Marienburg. Drei Theile.

Macargan oder die Philoſophie des 18. Ja
Ein Roman. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein Carneval in Berlin. 8. 1 Thlr.

Der Miſſionair. Ein Roman. Zwei Theile.

Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. 3 T

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

[lit]erariſche Unterhaltung.

[Erſche]int wöchentlich. —— Nr. 19. —— 7. Mai 1857.

[Die Blät]ter für literariſche Unterhaltung erſcheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preiſe von 12 Thlrn.
[...] Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an.

[Inhalt:] Materialismus oder Spiritualismus? Von Karl Fortlage. Dritter Artikel. — Zur Romanliteratur. Von Auguſt
[...]r. — Zur Geſchichte der Hohenſtaufen. Von Karl Zimmer. — Johann Michael Sailer. — Die Parabel von den drei Ringen in Leſſing's „Nathan“. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

[Ma]terialismus oder Spiritualismus?

Dritter Artikel.*)

[...]ung des Selbſtbewußtſeins. Eine Antwort an Herrn
[...]or Letze von Heinrich Czolbe. Leipzig, Coſte-
[...] 1856. Gr. 8. 10 Ngr.
[...]nd Leben. Rede beim Antritt des öffentlichen Lehr-
[...]ır Erforſchung der Natur des Menſchen, an der züri-
[...]chſchule. Von J. Moleſchott. Frankfurt a. M.,
[...]ger Sohn und Comp. 1856. 8. 12 Ngr.
[...]ſchaft und Sittenlehre. Briefe an Jakob Moleſchott
[...] athilde Reichardt. Gotha, Scheube. 1856.
[...] 28 Ngr.
[...]t zur vierten Auflage von L. Büchner's „Kraft
[...]toff. Empiriſch-naturphiloſophiſche Studien.“
[...]rage vom Geiſt“, in: „Der Pionier.“ Herausgeber
[...]edacteur K. Heinzen. Neuyork, 4. Mai 1856.

[M]aterialismus hat das Eigenthümliche, daß er,
[...]n offener und decidirter Form ausgeſprochen
[...]ger gefährlich iſt und weniger ſtark wirkt, als
[...] ſeine Prämiſſen gegeben werden und man
[...]at dem Leſer oder Hörer in dunkler Ahnung
[...]überläßt. Denn dieſes Reſultat enthält, klar
[...]en, ſo viele Verlegenheiten und Undenkbar-
[...] es ihm immer das Vortheilhafteſte iſt, in
[...]che Helldunkel eines gewiſſen vornehm reſignir-
[...]icismus eingehüllt zu bleiben. Aus dieſem
[...]hen wir z. B. zur Zeit der Blüte des Ma-
[...] in Frankreich nicht diejenigen Autoren am
[...]ſchätzt, welche ihn, wie z. B. Lamettrie, zu
[...]ſequenten und abgerundeten Syſtem ausbilde-
[...]rn weit mehr die, welche, wie Helvétius, zu
[...]teten und in ſeinem Sinne räſonnirten, ohne
[...]eutlichen Vorſtellung ſeiner Principien zu nöthigen, wohl wiſſend, wie viel Verlegenheiten eine ſolche mitſichführt.

Man darf daher Das, wodurch ſich der heutige Materialismus von jenem ausgelebten des vorigen Jahrhunderts unterſcheidet, ſicher als einen wiſſenſchaftlichen Fortſchritt anſehen. Das Unterſcheidende beſteht eben in der gefliſſentlichen Hervorkehrung der Principien und bekundet, daß es den neuen Verfechtern dieſer Vorſtellungsart weit mehr um wiſſenſchaftliches Intereſſe zu thun iſt, während die alten mehr von praktiſchen Nebenzwecken beherrſcht waren. Eben darum kann es aber auch zuletzt nur die Beſtimmung des heutigen Materialismus ſein, nachdem er als ein kräftiges Ferment der Anregung für die Gegenwart gewirkt hat, ſeine eigene Geſtalt in Zukunft noch in die mannichfaltigſten Uebergangsformen nothgedrungen umzuſchmelzen, um zuletzt trotz allen vergeblichen Sträubens miteinzugehen in den allgemeinern Strom neuer Naturanſchauungen aus dem Borne unſerer Speculation und ihrer Wiſſenſchaftslehre. Denn gewiſſe abgeriſſene Züge aus dieſen ſchweben auch ihm bereits in begeiſternden Ahnungen vor, und es kommt nur darauf an, daß er dieſe fortan ebenſo unermüdet weiter verfolgt, als von der entgegengeſetzten Seite her gearbeitet wird, ihm die tiefern Zuſammenhänge derſelben immer faßlicher und anſchaulicher zu machen.

Der, welcher an den Principien des Materialismus mit der größten Deutlichkeit feſthält, iſt Czolbe. Ihm iſt das Bewußtſein nichts weiter als eine kreisförmig in ſich zurücklaufende Bewegung in den ſchwingenden Gehirnfibern. Dabei räumt er den gewöhnlich angenommenen geiſtigen Entwickelungsproceß in der thieriſchen Organiſationsreihe vom Polypen bis zum Menſchen dadurch aus dem Wege, daß er Lyell's geologiſche Stabilitätstheorie auf ihre höchſte Spitze treibt. Wir brauchen

*) [S. d]en erſten und zweiten Artikel in Nr. 30 und 40 d. Bl. f. [...] D. Red.

keine Entſtehungsgeſetze. Es waren alle Organiſationen auf dem Erdball mit dieſem ſelbſt von Ewigkeit vorhanden. Eben dieſer entſchiedenſte Vertreter der Sache iſt nun auch am raſcheſten an einem wichtigen Punkte zu einer Modification ſeiner Weltanſchauung gelangt, welche er ein „Umſchlagen ſeines Materialismus in einen eigenthümlichen Idealismus“ nennt, welches ihm infolge einer innern Nothwendigkeit begegnet ſei, ohne daß er darum ſeine frühere Denkweiſe im Ganzen aufgebe. Dieſes wahrheitsliebende Sichbeſinnen iſt geeignet, ſowol unſere Achtung vor dem Charakter des Mannes zu erhöhen, als auch uns im Feſthalten des oben geäußerten Gedankens zu beſtätigen.

Der ſcharfſinnige Lotze hatte in einer Kritik von Czolbe's „Darſtellung des Senſualismus“ bei Gelegenheit der Theorie vom Bewußtſein bemerkt, daß, ſobald man das Bewußtſein für eine bloße rotatoriſche Bewegung halte, kein hinreichender Grund mehr ſei, ſich gegen den Gedanken zu ſträuben, daß auch ein elektriſcher Strom, ſobald er eine geſchloſſene Kette durchlaufe, Bewußtſein entwickele, und überhaupt, daß auch außerhalb des thieriſchen Organismus bewußte Thätigkeiten in den verſchiedenen rotatoriſchen Bewegungen des Weltalls angetroffen würden. Da Czolbe von Seiten ſeines einmal gefaßten Standpunkts gegen dieſen ihm gemachten Einwurf nichts Erhebliches zu erwidern fand, ſo ſah er ſich dadurch in ganz neue, bisher von ihm ſelbſt überſehene Folgerungen und Schlüſſe hineingetrieben, welche in die uralten Ahnungen des Menſchengeſchlechts von einer Beſeelung der Naturkräfte, inſonderheit der Geſtirne, zurückleiteten. Zwar verhehlte er ſich nicht, daß an dieſer ungewohnten Anſicht viele Anhänger des Materialismus Anſtoß nehmen würden. Aber ein ermuthigender Hinblick auf den Vorgang Plato's, welcher im „Timäus“ die Weltſeele vertheidigt und die rotirenden Geſtirne als bewußte unſterbliche Weſen auffaßt, beſiegte alle unnützen Bedenken. Hatte man es doch auch nicht abſurd gefunden, daß Leibniz ſich die Körper aus vorſtellenden Monaden zuſammengeſetzt dachte; hatte doch auch Fechner nach ſeinem „Zendaveſta“ in der Bewegung der um die Sonne rotirenden Planeten ein gewiſſes Bewußtſein gefunden. Und wenn die Platoniſche Behauptung, daß die Bewegung der ganzen Welt eine Kreisbewegung ſei, durch die neueſte Entdeckung der Aſtronomie, wonach die Fixſterne um eine Centralſonne rotiren, eine unvermuthete Beglaubigung gefunden hat, ſo darf man auch um ſo eher in Bezug auf jene andere Behauptung in ſeinen Fußtapfen zu wandeln ſich entſchließen.

Durch dieſes eigenthümliche Platoniſiren gewinnt nun der Czolbe'ſche Materialismus eine theologiſche Perſpective von unerwarteter Form. Der Materialismus iſt nach Czolbe's Auffaſſung berufen, innerhalb des Chriſtenthums den letzten unwürdigen Reſt des Heidenthums zu zerſtören, nämlich die menſchliche Perſonificirung Gottes. Die ewige, den unendlichen Raum des Himmels erfüllende Weltordnung: das iſt der mit ſeinem Bewußtſein, der rotatoriſchen Weltſeele, Alles durchdringende Gott, ihre ſie erhaltende Zweckmäßigkeit iſt ſeine erhabene Vernunft, zu der wir in den Wirrſalen des Lebens vertrauend hoffen. Da die Erde im Himmel liegt, ſo ſind wir ſchon im Leben bei Gott und haben daher keinen Grund zur Sehnſucht nach einem eingebildeten Himmel oder Jenſeits. Je tiefer wir aber die Weltordnung erkennen, deſto ähnlicher wird unſere Seele dem Bilde der Weltſeele, oder deſto mehr wird nach dem Ausdrucke des Thomas von Aquino der Gottbewußte in das Bild Gottes verwandelt. Obgleich eine ſolche Vorſtellungsart dem an kräftigeres religiöſes Getränk Gewöhnten ungefähr mundet wie Dünnbier, ſo iſt dies doch kein Materialismus mehr im ſtrengen Sinne des Wortes. Zwar wird einſtweilen der Name noch beibehalten. Sollte indeſſen dieſe Weltanſicht ſich weiter ausbreiten, ſo iſt vorauszuſehen, daß die Gêne des zweideutigen Namens ebenfalls fallen wird. Denn aller bisher gebräuchlich geweſenen Terminologie zufolge iſt dieſes nicht mehr Materialismus, ſondern Pantheismus zu nennen.

Einen dem Wege Czolbe's ganz entgegengeſetzten Weg hat **Moleſchott** von Anfang an eingeſchlagen. Moleſchott iſt niemals entſchiedener Materialiſt geweſen, in dem Sinne nämlich, wie es Czolbe beim Anfange ſeines Auftretens wirklich war. Er hat zwar behauptet, daß der Phosphor im Gehirn denke, daß der Menſch mit den Nahrungsmitteln ſich dieſelben Beſtandtheile aneignet, welche hernach in ihm auch unter Anderm die geiſtigen Functionen verrichten; daß in den Kalklagern unſerer Gebirge und unſerer Kirchhöfe Menſchen ihrer Auferſtehung warten. Aber er hat nie ausgeſprochen, daß es Nervenſchwingungen ſeien, welche in uns empfinden, rotirende Bewegungen, welche in uns denken. Er hat zwar von Anfang an behauptet, daß keine Kraft ohne Stoff gedacht werden könne, daß Kraft und Stoff nur Eins ſeien. Aber er hat nie behauptet, daß die geiſtigen Wirkungen aus den phyſikaliſchen Eigenſchaften der Stoffe entſpringen. Er hat vielmehr immer die entgegengeſetzte Anſicht als eine mögliche offengelaſſen, daß die geiſtigen Eigenſchaften der Stoffe vielleicht die urſprünglichen ſeien, welche ihr eigentliches ewiges Weſen begründen und von denen die phyſikaliſchen Eigenſchaften nur einſeitige oder temporäre Erſcheinungen ſeien. Nur dadurch, daß dieſer Gedanke immer noch als ein möglicher offengelaſſen wird, hat die Moleſchott'ſche Theorie Dasjenige gewonnen, was ſie vor allen übrigen Arten des Materialismus auszeichnet, nämlich den poetiſchen Schwung, welcher ihr nicht abzuſprechen iſt und welcher ſich mit keiner Art des Materialismus, der die geiſtigen Eigenſchaften auf die phyſikaliſchen Bewegungen der Stoffe reducirt, vereinigen läßt. Denn der letztere tödtet nothwendig alles Leben in unſerer Phantaſie, wogegen der Moleſchott'ſche die Tendenz beobachtet, alles bisher für leblos Gehaltene in der Phantaſie zum Leben und geiſtigen Daſein zu erhöhen.

Moleſchott beklagt ſich in obiger in Zürich bei der Uebernahme ſeines neuen Lehramts gehaltenen Antrittsrede über gewiſſe Gegner, welche den Materialismus

bekämpfen, weil ſie ein für allemal beſchloſſen
daß der Stein nur ein Stein ſein ſoll, welcher
were gehorcht, und nichts weiter daneben, und
ann hinzu, offenbar ohne dabei an Czolbe zu den-
cher dieſen Ausſpruch glänzend widerlegt (S. 32):
nandes Aberwitz hat ſich dahin verſtiegen, den Geiſt
ffe abzuleiten, und wir wollen gewiß nicht in dieſes
Gegentheil verfallen, wenn wir ſcharf ankämpfen gegen
ſe Vorſtellung, welche die Kraft vor dem Stoffe, den
or dem Sein beſtehen läßt, oder mit der Idee den
ut.

uptet, der Geiſt ſei ebenſo wirklich für Den, der,
ohne Hirn die Denkkraft nie erblickte, an einen
Geiſt nicht glaubt, wie für Den, deſſen Vor-
die Denkkraft in einem trennbaren Verhältniß
rper zu ſehen wähnt. Er behauptet, daß die
iſten bei dem Worte Stoff jederzeit zugleich an
t als das geiſtige Princip denken und mit Fauſt
Im Anfang war die That. Obgleich Mole-
ſolchen Orakelſprüchen, im Gegenſatz gegen den
nd offenen Czolbe, gern den myſtiſchen und zwei-
Redewendungen den Vorzug gibt, ſo leuchtet
iel aus Allem hervor, daß er den Geiſt nicht
der Materie ableitet, ſondern die Materie für
oder umgeformten Geiſt hält nach der Weiſe
zoiſten. Denn was können die Worte, daß im
die That war, in dieſem Zuſammenhange wol
bedeuten, als daß der anfängliche Stoff, aus
Alles geworden iſt, auch ſogleich durch und
ätigkeit war, und zwar nicht blos phyſikaliſche,
uch pſychiſche Thätigkeit, nämlich That, Willens-
r allein aus dieſem Geſichtspunkte iſt dann
: Indignation gegen Diejenigen zu begreifen,
m Stoffe, an welchem ſie keine andern Eigen-
wahrnehmen als die phyſikaliſchen, auch keine
diese beilegen, ſowie auch gegen Die, welche
t erſt für ein aus der Materie geborenes Phä-
n ſecundärer Natur halten und nicht denſelben
leich in und mit der erſten Materie vorhanden
s, als ob er gleichſam ſogleich und immer alle
m durchdränge.

eine ſolche Art von Materialismus könnte ſich
Idealiſt allenfalls aneignen, beſonders wenn
geſtattete, unter der uranfänglichen That, welche
it des erſten Stoffs iſt, wirklich die reine Thä-
ämlich die ſpontane oder das Denken, zu ver-
Dies aber will Moleſchott doch auch wieder
erweiſe nicht. Und warum nicht? Weil er
n die Denkkraft nie erblickt hat? Wem es ge-
t, aus einer rothen Siegellackſtange einen elektri-
nken zu ziehen, iſt der wol berechtigt, daraus
n, daß zu aller Elektricität eine rothe Siegellack-
höre, und daß es daher mit Elektrophoren, elektri-
tterien und vollends mit conſtanten und urſprüng-
ganzen Erdball umkreiſenden elektriſchen Strömen
weil hier — die rothe Siegellackſtange fehle?
ſchott ſteht in einer halben Poſition. Er pole-
eſtheils gegen die Annahme einer todten und

zum Leben unfähigen Materie. Ihm lebt und athmet die ganze Natur; die Thorſperre zwiſchen Geiſt und Stoff hört auf; der Kreislauf der Stoffe iſt zugleich ein Kreislauf des Lebens. Hierin beſteht die Poeſie, ja, man darf den Ausdruck gebrauchen, die Majeſtät ſeiner Weltanſchauung. Aber anderntheils werden die vollen Conſequenzen dieſes Gedankens doch nicht von ihm gezogen. Hat nämlich alle und jede Materie außer ihren äußerlichen Eigenſchaften, welche durch die äußern Sinne erkannt werden, noch entſchieden innerliche Eigenſchaften, wie Denken und Empfinden, ſo werden im Gehirn des conſequenten Denkers die letztern ſich ſo hoch über die erſtern ſtellen, als die Hauptſache über die Nebenſache, das Weſen über die bloße Erſcheinung zu ſtehen kommt. Vor dieſer Conſequenz bebt Moleſchott zurück, und hierin beſteht die engherzige und kleinmeiſterliche Seite ſeiner Weltanſchauung.

Moleſchott corrigirt den einſeitigen Carteſianiſchen Begriff der Materie. Materie iſt nicht todte Ausdehnung, todter Widerſtand, Materie iſt lauter Dynamik, lauter Thätigkeit. Das iſt höchſt vortrefflich. Aber der Gedanke bleibt unvollendet. Ihn zu vollenden, müßte kühn auf der angetretenen Bahn vorgeſchritten und hinzugefügt werden: Weil Thätigkeit in ſich ſelbſt ſchon Materie iſt, ſo braucht es zur Materie nicht überall erſt der Ausdehnung und des Widerſtandes, ſondern jede höchſte Thätigkeit, z. B. die des Denkens und Empfindens, iſt in ihrem conſtanten Beharren nach innerer Geſetzlichkeit ſich ſelbſt ihre eigene Materie. Dies wäre die ſtraffe Conſequenz aus jenen Vorderſätzen. Wäre Moleſchott entſchloſſen genug, ſich dieſer hinzugeben, ſo würde ſich ihm damit eine Perſpective eröffnen, welche ihn nicht nur über die Engigkeit des unwahren mechaniſchen Standpunkts in der Phyſik hinweghöbe, ſondern ihn auch auf die Höhe der ſpeculativen Arbeiten unſerer Tage emporhöbe.

Daß dieſe unſere Auffaſſung des Moleſchott'ſchen Syſtems die richtige iſt, findet beſonders auch an den Briefen ſeiner begeiſterten Schülerin Mathilde Reichardt eine Beſtätigung. Eine ſprudelnde Bettina in erneuerter Ausgabe, gibt uns dieſe zu erkennen, was man bei der Lectüre Moleſchott'ſcher Schriften Alles fühlen und ſchwärmen kann, ſobald man aus den Augen verliert, daß in ihnen immer von gar nichts Anderm als von chemiſchen Stoffen die Rede iſt, und wie viele Veranlaſſung dieſe Schriften geben, die letztere Kleinigkeit ganz aus den Augen zu verlieren. Da man in knieender Anbetung doch nicht wohl vor lauter Kalk und Phosphor ſich demüthigen und niederwerfen kann, ſo verräth dieſes liebe ſchwärmende Kind ohne ſein Wiſſen und Wollen am allerbeſten das unverſöhnte Doppelſpiel des Denkens und Empfindens, welches die Moleſchott'ſchen Schriften durchzieht, indem ſie ſtets unſere Einbildungskraft zur Vorſtellung eines pſychiſchen Univerſalproceſſes erhitzen und entzünden und dann in ausdrücklichen Worten doch Alles nur wieder mit einer Hülle von lauter Eiweiß, Phosphor, Kohle, Schwefel und Salz geheimnißvoll zudecken. Die neue Bettina, welche offenbar noch

in keinen chemiſchen Tiegel geguckt hat (was auch ſehr gut iſt, ſonſt hätte ſie nicht ein ſo hübſches Buch geſchrieben), hält ſich an der Idee eines pſychiſchen Univerſalproceſſes feſt, läßt die Stoffe Stoffe ſein und freut ſich deſto mehr, als einzelne Signatur in einem unſterblichen Rade der Schönheit, einem Kreislaufe des Lebens ſich zu bewegen, in welchem nichts aus den Geſetzen ewigen Ebenmaßes und ewiger Schönheit entweichen kann (S. 46):

Wahrlich, nicht um alle Schätze der Erde möchte ich ſelbſt die Wonne dieſer Freiheit, dieſes Friedens im Bewußtſein vertauſchen, dieſe Seligkeit, aus der Tiefe des vollen Lebens die Gedanken zu ſchöpfen und auszuſprechen. Vollends aber, wenn ich träumen darf, daß, auch nur eines einzigen Schmerzes Thränen zu trocknen, mein Wort geweiht werde: o ſo möchte ich aufjauchzen vor Luſt, möchte hinknien in den weiten ſchönen Erdenraum und betend wähnen, daß niemals ein Geſchöpf die Schöpfung würdiger geprieſen habe, als meine Luſt, die über einen Schöpfer ſich erhoben hat.

Auf der andern Seite hat es dann auch wieder etwas Ergötzliches, wenn das Kind ſeinen Lehrmeiſter tadelt, wo er ihm die Conſequenzen aus dem Princip der Schönheit und Weltharmonie nicht ſtreng genug zu ziehen ſcheint, wenn er z. B. die Begriffe der Willensfreiheit und des moraliſchen Uebels unangetaſtet ſtehen läßt, was dem guten Kinde in ſeiner optimiſtiſchen Harmloſigkeit natürlich lauter böhmiſche Dörfer ſind. Und wunderbar! an dieſer Stelle erwacht in dem Kinde, das ſonſt nichts von Chemie verſteht, ordentlich ein chemiſches Gewiſſen, und es geſteht ſeine gänzliche Unfähigkeit, zu begreifen, wie ein chemiſcher Stoff fähig ſei, etwas Böſes zu thun, und wie es daher überhaupt böſe Handlungen und eine Willensfreiheit, dieſelben zu verrichten, geben könne. Tiefer Sinn liegt oft in kindiſchem Spiel. Ob Moleſchott Mittel finden wird, ſeiner Schülerin beizubringen, um wie Vieles boshafter häufig die Menſchen ſind als die chemiſchen Stoffe, und warum ſie die Willensfreiheit bekommen haben, es in dem Grade zu ſein, daß man in die Lage kommt, ſich ohne Narrheit über ſie zu erboſen, als ob ſie auch wol anders hätten handeln können, das iſt die große Frage. In dieſem Punkte zeigt ſich die Schülerin taktfeſt und läßt ſich kein X für ein U vormachen (S. 47—48):

Im Unnatürlichen ſoll die Sünde liegen — aber wo iſt Unnatürliches in einer Welt, in der mit ſtrenger Folgerichtigkeit jede Wirkung einer endloſen Reihe von Urſachen entſpricht, die ſelbſt wieder alle in Naturnothwendigkeit begründet ſind? Es gibt kein Unnatürliches. Der Begriff des Wortes „Sünde“ umſchreibt einzig und allein die Verletzung der Geſetze der Schönheit. Und ſo nur ſollte er noch Geltung haben in unſerer Anſchauung, ſo nur das Wort noch Geltung in unſerer Sprache. Die Schönheit — o ſie möge herrſchen und richten, ſie, die einzig legitime Königin und gerechte Richterin, ſie, die einzige Macht, deren Streben in der Natur ſelbſt begründet iſt und die die Natur ſelbſt reden und entſcheiden läßt; ſie, die einzige ewig treue Verbündete des Friedens und der Glückſeligkeit.

Und wenn nun die Bosheit ſich ins Gewand der höchſten Schönheit und Eleganz kleidet? Gerade umſomehr gährt dann in ihr der alte vergiftende Sauerteig, der alle chemiſchen Tiegel und Retorten durchfrißt und

den der Mann immer wohl im Auge behö
noch ſo ſehr Chemiker ſein. Nur eine Bettina
del ihrer „ſchwebenden Religion“ kann ihn gá
ſehen und vergeſſen.

Als ein laut redender Beweis von der i
ſchott'ſchen Naturauffaſſung ſchlummernden B
kraft ſind dieſe Briefe einer liebenswürdig
nicht unwichtig. Denn nicht die bloße
überzeugung, ſondern die Kraft der Begeiſt
in noch höherm Grade, was neuen Schulen
richtungen die Ausbreitung gibt. Die Raſch
bei Büchner's „Kraft und Stoff“ bisher e
der andern gefolgt iſt, ſtimmt hiermit vollko
ein. Denn obgleich ſich Moleſchott's genialer
ſchwung in Büchner nicht wiederfindet, ſo leb
der Letztere ganz an Moleſchott's Grundſä
bringt die letztern, wo ſie dunkler oder zweit
dem großen Publicum zum unzweideutigen un
Verſtändniß. Was Moleſchott in Beziehun
Verhältniß von Kraft und Stoff genial v
orakelt, das macht Büchner verſtändlich und t
Denn bei ihm iſt Alles „klar wie die Sonn
trägt lauter ſolche Sätze vor, „welche heu
gebildeter Naturforſcher mehr bezweifelt“.

Wie niederſchlagend mußte es daher wirk
unſerm berühmteſten Chemiker (Liebig) in
kannten Erklärung über die Lebenskraft all
nenklaren Sätze, welche heutzutage kein gel
turforſcher mehr bezweifelt, für Fehler e
den, welche nur chemiſchen Dilettanten paſſi
denen die Verhältniſſe der Umlagerung der
den iſomeren Stoffverbindungen der organ
mie unbekannt ſind. Dieſe Behandlung, nic
Kategorie irrender Denker, ſondern chemiſcher
zurechtgewieſen zu werden, war hart. Sie
Unerwartetes und Impoſantes. Sie war
Theaterdecorationen ganz auf Fernwirkung be
ihre Wirkung konnte nicht fehlſchlagen.

Uebrigens muß hierbei doch um der
willen bemerkt werden, daß eine Anſicht ni
allein darum verwerflich wird, weil ſie von
lettanten in der Wiſſenſchaft ausgeht. Häu
gerade die Dilettanten, welche, wo ein ge
fangener Blick in der Wiſſenſchaft den Fachl
zu großer Hineingewöhnung in hergebrachte
gen verloren ging, zu ſeiner Wiedererweckung
liches beitragen.

Auch muß das Publicum im voraus vor
Schrecken behütet werden, damit es nicht,
auch einmal ein wirklicher chemiſcher Fachg
etwas veraltete Hypotheſe von der Lebenskraf
ſollte, damit ſogleich den Materialismus f
erachte. Denn die Chemie befähigt als ſ
wenig zu einem Endurtheil über Lebenskraft,
die Kochkunſt zu einem Endurtheil über theo
gen befähigt. Moleſchott iſt nicht darum e
liſt, weil er ein chemiſcher Dilettant iſt, ſon

iſt, weil er mit ſeinen Gedanken in lauter
ſtſitzt und nicht heraus kann. Daß man in
uation ein ſchlechter Chemiker ſei, iſt wirklich
Zufälliges. Die Situation befähigt vielmehr,
ortrefflicher Chemiker zu ſein.

n Amerika ſucht ſich der deutſche Materialis-
zu brechen, aber man kann nicht ſagen, daß
lieblich lauten, wenn man nach der Probe
jen's „Pionier" ſich ein Urtheil erlauben mag.
e ihm vorwerfen, ſchreibt hier der Verfechter
alismus unter Anderm, er ſei nicht tief genug
iſt der von ihm bekämpften Philoſophie ein-
um das Weſen derſelben zu verſtehen. Er
iber darauf, daß er gerade tief genug ein-
ſei, um einzuſehen, daß tieferes Eindringen
i mit partieller Verrücktheit. Mit jedem Phi-
en die Welt gewinne, verliere ſie einen Men-
ibei legt er dem Idealismus zur Laſt, mit
auf einen nicht genauer bezeichneten Aufſatz
derſelbe verhöhne den wiſſenſchaftlichen Eifer
ſten Naturforſcher; er erkläre, daß der Natur-
t jeder neuen Thatſache, die er finde, einen
mer werde. Auf dieſem Wege hat man in
Hoffnung, recht weit zu kommen.

---

u einigen Entgegnungen.

umer in Kraft und Stoff, oder die exacten Unge-
iten der modernen Realphiloſophie, in unexacten Rei-
r Geiſteskraft und dem geſunden Menſchenverſtande
tſchen Volks gewidmet von einem Freunde der Na-
enſchaften und Wahrheit. Darmſtadt, Lange. 1856.
aſein einer freien Macht, eines Geiſtes vom Stand-
der Naturwiſſenſchaften. Querfurth, Schmid. 1857.
ſchaftliche Beleuchtung des Materialismus. Zur
rage: „Exiſtirt eine Seele oder iſt die Geiſtes-
it Gehirnfunction." Darmſtadt, Jonghaus. 1856.
l. 4 Ngr.
unglaube und Materialismus, oder die Wahrheit des
n Lebens. Von Braubach. Frankfurt a. M.,
rt. 1856. Gr. 8. 15 Ngr.
e Beleuchtung des Spiritualismus und Materia-
vom Standpunkt organiſch-moniſtiſcher Welt- und
enanſchauung. Von Neander. Bremen, Geisler.
Gr. 8. 10 Ngr.
Streit über Leib und Seele. Worte der Kritik.
Vorleſungen am hamburger akademiſchen Gymna-
rbalten von Jürgen Bona Meyer. Hamburg,
-Beſſer und Mauke. 1856. Gr. 8. 20 Ngr.

nonyme Verfaſſer von „Der Humor in Kraft
" ſetzt offenbar ſeine Geſundheit in Gefahr
alle Grenzen überſchreitende Indignation über
aliſten, welche er ſich anmuthet. Ihm wären
Brauſepulver anzuempfehlen. Seine Verſe
ich ſelbſt als unexact an, was ſie in einem
ide ſind, und ſeine Entgegnungen in Proſa
eutend. Auch der zweite Anonymus, der Ver-
„Das Daſein einer freien Macht", geſteht,
eine gewiſſe Bitterkeit gegen die Materialiſten
ein dictirt habe. Und es iſt wahr, man kann
dieſe Herren recht ärgern, zumal wenn man
Materialismus früher einmal, als ſeine Krallen
noch weniger deutlich hervorguckten, ſelbſt ein wenig fraterniſirt hat, wie es dem Anonymus vor Zeiten ergangen zu ſein ſcheint. Aber ſein Aerger iſt ihm nicht in Scheltworte und ſchlechte Verſe, ſondern in pſychologiſches Nachdenken umgeſchlagen, hat ihn ſo gerade auf die richtigſte Fährte gebracht. Mit vortrefflichem Spürſinn hat er es ausgewittert (S. 29—30):

daß in unſerer Maſchine, wenn wir Alles aufs beſte und genaueſte ausgerechnet haben, immer noch ein kleines Rad bleibt, das ſich trotz der eiſernen Maſchinerie auch einmal nach der andern Seite dreht, und daß eben dieſes Rädchen den Gang der ganzen Maſchine beſtimmt.

Nicht alle Menſchen kommen hinter dieſes Rädchen, welches nicht innerhalb, ſondern an der Grenze der Naturproceſſe liegt. Die Pſychologie aber ſetzt daſſelbe außer Zweifel, indem ſie zu ſeiner Selbſtbeobachtung den Bezirk abſteckt und den Blick auf diejenigen Symptome unſerer innern Maſchinerie richtet, auf welche es hierbei ankommt. Auch der dritte Anonymus, der Verfaſſer von „Wiſſenſchaftliche Beleuchtung des Materialismus", findet das Tadelnswerthe an demſelben hauptſächlich darin, daß ſie die Pſychologie verachten, daß ſie, was Carteſius, Leibniz und Herbart mit mathematiſch-wiſſenſchaftlicher Weiſe, was Kant mit aller Geiſtesſchärfe, was Moſes Mendelsſohn in gründlicher Ausführlichkeit, was endlich eine Reihe tüchtiger Pſychologen, wie Schulze, Beneke, Waitz u. ſ. w., über den Materialismus geſchrieben haben, nicht nur in keiner Weiſe widerlegen, ſondern nicht einmal berühren. Denn einer Widerlegung ſeien doch die Argumente dieſer Männer werth, wenn man ſie anders kenne! Der letztere Zuſatz iſt hier beſonders zu machen. Denn in ihm liegt eben die ſchwächſte Seite unſerer materialiſtiſchen Phyſiologen ausgedrückt, und wir finden, daß Anonymus mit ihnen noch immer ſchonungsvoll genug in Betreff ihrer auf Unwiſſenheit gegründeten Vorurtheile verfährt. Denn es iſt wirklich die Pflicht der Pſychologen, ihren althergebrachten Reſpect vor der phyſiologiſchen Ziererei mit ſogenannten exacten Thatſachen von Denk- und Bewußtſeinsorganen nachgerade zu verlernen, obgleich es ſonſt ſein Gutes haben mag, wenn benachbarte Wiſſenſchaften einander ihre Grenzen ſchonungsvoll reſpectiren. Die materialiſtiſche Phyſiologie des Nervenſyſtems hat aber durch ihre unbefugten Anmaßungen ihre Anſprüche dieſer Art längſt verwirkt und fängt als eine Doctrin des hochtrabenden Geſchwätzes bereits in eben dem Grade an in ſich zuſammenzufallen, als die Pſychologie durch ihre ebenſo beſcheidenen als unermüdlichen Anſtrengungen täglich Beweiſe auf Beweiſe häuft, daß man einen Mann, welcher in einem gewiſſen Hauſe wohnt, nur dann kennen lernt, wenn man ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen ſich befleißigt, nicht aber wenn man Quadern, Mörtel und Balken unterſucht, woraus die Zimmer, in denen er logirt, gebaut ſind.

Auf ein intereſſantes pſychologiſches Phänomen von großer Bedeutung macht Braubach in „Köhlerunglaube und Materialismus" aufmerkſam. Es iſt der Gegenſatz zwiſchen ſtillbaren und unſtillbaren Trieben. Die Triebe

der körperlichen Erhaltung z. B. können immer ganz und vollſtändig befriedigt werden; mit der Sättigung hört der Trieb, mit der Stillung des Hungers hört er ſelbſt auf. Je mehr wir hingegen ſehen, deſto mehr wollen wir ſehen; das Mikroſkop und Teleſkop hat noch lange nicht unſern Trieb, noch mehr ſehen zu wollen, geſtillt; wir möchten ebenſo immer gern noch mehr hören, als die Geſchichte uns unvollkommen erzählt. Mit aller Wiſſenſchaft und allem Auffinden einzelner Wahrheiten wird der Durſt nach Wiſſen und der Trieb nach Wahrheit in Umfaſſung des Ganzen der Welt nicht befriedigt; mit allen menſchlichen Einrichtungen zur Verwirklichung der Gerechtigkeit und des Gleichgewichts aller Intereſſen kommen wir nie zur vollen Befriedigung. Es folgt daraus, daß eine niedere und eine höhere Schicht von Trieben verſchiedener innerer Organiſation unterſchieden werden muß, welche daher auch zum Nervenſyſtem ein ſehr verſchiedenes Verhältniß haben mögen. Denn ſelbſt dann, wenn man von der Vorausſetzung ausginge, daß beide Schichten untereinander ein unzertrennliches Continuum bildeten, würde es immer noch viel Wahrſcheinlichkeit für ſich behalten, daß nur allein die untere mit dem Nervenſyſtem in einem unmittelbaren, die obere hingegen in einem durch die untere vermittelten Verhältniß ſtände. Braubach hat ſich bereits früher durch eine „Pſychologie des Gefühls“ (Wetzlar 1847) als pſychologiſcher Denker zu erkennen gegeben.

Auf andern Wegen als denen der Pſychologie wandeln Neander und Jürgen Bona Meyer. Zufolge der organiſch-moniſtiſchen Welt- und Menſchenanſchauung des Erſtern ſind das Univerſum, die unendliche Materie und der unendliche Geiſt vor und über der Unterſcheidung alles Endlichen im Unendlichen unvermittelt ein und daſſelbe in organiſcher Einheit. Wer es faſſen kann, der faſſe es. Denn es gibt zufolge S. 25 nur ein Weſen, unendliche Natur und unendlicher Geiſt, unvermittelt und zugleich (das Univerſum), welches in ſich auch alle endliche Weſen iſt. Dieſe ſind aber weſentlich eins mit demſelben, nicht in abſtract-abſoluter, ſondern organiſch-moniſtiſcher Einheit. Zu dieſen geheimnißvollen Eröffnungen kommt S. 32 noch die, daß Gott ſich alle Tage in der Geſchichte begräbt, um neu wieder aufzuſtehen. Wir gehen daher lieber ſogleich zu Jürgen Bona Meyer über, welcher uns mit der Sprache der Götter verſchont und in der der Menſchen zu uns redet.

Derſelbe ſtellt ſich auf den Standpunkt der Kritik, nämlich zu verſichern, daß wir von unſerer Seele ſchlechterdings nichts wiſſen können und uns folglich die ungezügeltſte Freiheit nehmen dürfen, von ihr zu halten und zu glauben Alles, was uns nur einfällt. Hier gelten keine Gründe. Jede Meinung iſt durch das bloße Vergnügen, das ſie uns macht, vollkommen gerechtfertigt. Dieſe Sprache hat etwas an ſich, das unbeſchreiblich nach der großen Weltſtadt Hamburg ſchmeckt, wo die ſechs Vorträge, aus denen das Büchlein beſteht, gehalten wurden. Dieſelben geben außer der Auseinanderſetzung dieſes ſogenannten kritiſchen Standpunkts genaue Berichte über die vorzüglichſten Theorien von der Seele bei den ſchiedenen Philoſophen und Naturforſchern, unter de die über die gegenwärtigen Materialiſten in der zw Vorleſung und über die franzöſiſchen des vorigen J hunderts zur Vergleichung mit den heutigen in ſechsten beſonders zu loben ſind. Der Verfaſſer ſich überall ſehr wohl unterrichtet. Was die heu Philoſophen betrifft, ſo ſind die Berichte ebenfalls a mäßig getreu, aber wenig eindringend. Der Verf hat im Ganzen wenig Ahnung davon, um was es z. B. bei Hegel und Schelling eigentlich gehandelt dagegen weiß er von der fauligen Jauche, welche im trivialen Schul-Jargon von jenen Grundanſcha gen abſonderte, recht abſchreckende Proben zum K vorzuſetzen. Schwerlich wird auch Jemand ein faßli Bild davontragen, wenn er in der vierten Vorleſ von Dem lieſt, was die Philoſophen Fichte und in der Pſychologie wollen, obgleich er es an wortgetr Notizen darüber nicht fehlen läßt. Welches Inte könnte auch wol Der haben, durch ſelbſtſchöpferiſ Nachdenken den Sinn ſolcher feindurchdachten Syſ ſich zu erſchließen, der ſich überall die Erlaubniß nim in dieſer Angelegenheit unmotivirten Einfällen und fühlen eine ebenſo große Berechtigung zuzugeſtehen durchdachten Combinationen?

Die Melodie „Ich hab' mein' Sach' auf nichts ſtellt“ pfeift ein wenig zu ſtark durch alles Dieſes durch und führt uns zuletzt zu der Frage: Hat dieſes zü loſe Verfahren das Recht, ſich den Namen eines kritiſ Standpunkts beizulegen und ſich in dieſer Hinſicht der Kant'ſchen Kritik zu vergleichen? Wer da gla daß es der Sinn der Kant'ſchen Kritik geweſen ſei, Verkündigung einer ewigen Unwiſſenheit in allen höh Dingen der Denkfaulheit und Indolenz ein Ruhe ſter unterzulegen und den Unterſchied zwiſchen Bil und Unbildung aufzuheben, der irrt. Kant's Kritik ſt nicht darum ſo genau die Grenzen der Natur- und S lenforſchung ab, um der Philoſophie ein raſches E zu machen, ſondern um ihr einen neuen Schacht unermeßlichem und nie vorher geahntem Reichthum öffnen und darin die erſten Meißelſchläge eines W zu thun, an welchem die Jahrhunderte werden mit genden Bienenfleiße zu arbeiten finden. Der Umſt daß er die Unerforſchlichkeit der Seele in ihrem An (als ens noumenon) nachwies, hat es in ganz fo rechter Denkentwickelung mitſichgebracht, daß in der N zeit die wilden Einfälle über das Anſich der Seele n gelaſſen haben und methodiſche Unterſuchungen über Geſetze der pſychiſchen Proceſſe in ihrem Erſcheinen (entia phaenomena) an ihre Stelle getreten ſind, ſo gegenwärtig ſchon Phyſik und Pſychologie einander ge überſtehen als Wiſſenſchaften entgegengeſetzter empiriſ Methode, welche zwar in Beziehung auf Entwicke und Ausbildung eine ſehr verſchiedene Stufe einneh dagegen ihrer Anlage und Beſtimmung nach einan völlig ebenbürtig und zu gleicher Vollkommenheit gleichem Fortſchreiten ins Unendliche angelegt ſind.

kleinen Nachweis darüber, daß ſein kritiſcher
t nicht recht befriedige, bekam Jürgen Bona
h ſchon während ſeiner Vorträge ſelbſt. Seine
:angen in ihn, doch auch zuletzt noch ſeine
icht von der Seele mitzutheilen. Die Folge
gewesen, daß er ſich in der letzten Vorleſung
andpunkt des Dualismus ausſpricht, was aber,
:ſe Anſicht ebenfalls für eine bloße ſubjective
ge gibt, einen leeren Eindruck hervorbringt.

---

enden uns von hier zu einigen neuen Erſchei-
velche nicht nur den Materialismus und die
:, ſondern auch zugleich das Verhältniß der
aſchaften überhaupt zu den höhern Intereſſen
heit betreffen.

n das Leben der Gegenwart und in die Hoffnung
:unft aus dem Verhältniß der Naturwiſſenſchaft zur
a und Erziehung. Allen Gebildeten, insbeſondere
, Lehrern und Erziehern gewidmet von H. G. L.
nbach. Dresden, Türk. 1856. Gr. 8. 22½ Ngr.
turwiſſenſchaften in ihren Beziehungen zu den ma-
. und geiſtigen Intereſſen der Menſchheit. Von
ein. Dresden, Schönfeld. 1856. Gr. 8. 7½ Ngr.
aturkunde im chriſtlichen Geiſte aufgefaßt. Von
ang Menzel. Erſter Band. Stuttgart, Neff.
Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
ogie. Entwurf einer phyſiſchen Weltbeſchreibung
m Princip: der durch Wärme, Licht u. ſ. w. elek-
:regten, im Raume ſich darſtellenden Polarität zwi-
m Innen und Außen, Unten und Oben eines pola-
nzen: Erdplanet, Kryſtall, Pflanze, Thier. Der
im Verhältniſſe zur Natur und zum Chriſten-
Von J. Benedikt. Wien, Beck. 1856. Gr. 8.
10 Ngr.

:nbach's „Blicke in das Leben der Gegenwart
Hoffnung der Zukunft" ſind höchſt beachtungs-
cht als ob hier neue Thore des Wiſſens er-
m, als ob hier tiefer in Tiefen gedrungen
welche zu ſteigen der Menſchengeiſt ſich ſeit
den müht. Dieſes lehnt der Verfaſſer von
ab durch ſein Motto „Ad hominem!" und
am Schluſſe der Schrift von den Römern
Sprichwort, daß er es auf den Beifall der
abſehe, als auf den der Köche. Was viel-
ieſer Schrift ſo ganz eigenthümlich iſt und
tz gibt, kann vielleicht am beſten mit einem
unſt hergenommenen Bilde als Reinheit der
bezeichnet werden. Sie iſt das Glaubens-
eines ganz von der Hoheit ſeiner Wiſſenſchaft
nen Naturforſchers, ebenſo ſehr aus unmittel-
eines warmen Gefühls als aus einer ent-
Conſequenz des Denkens entſprungen, und
als einer der muthgebenden Leuchtthürme
che in der Gegenwart für kämpfende Wiſſen-
er ihr ahnungsvolles Licht von Höhenpunkten
ſen, zu denen auf gebahnten Wegen empor-
r wiſſenſchaftliche Geiſt des Jahrhunderts im
d in der Arbeit iſt.

rfaſſer ſieht das Menſchenleben an unter dem
chema eines conſequenten Fortſchreitens aus dem Schlafe ins Wachen oder aus dem Unbewußtſein ins Bewußtſein. Am Anfange der Bahn iſt vollkommener Schlaf oder Nachtleben in den Zuſtänden von Ei, Embryo und Fötus, am Ende der Bahn winkt vollkommenes Tagleben als ein bis in ſeine Tiefen von Bewußtſein durchdrungener Seelenzuſtand. In der Mitte wechſeln Wachen und Schlaf miteinander. Dieſe drei Zuſtände gehen aber nicht auf allmälige Weiſe ineinander über, ſondern ſowie es eine erſte Kataſtrophe oder Geburt gibt, welche aus dem Schlafe in den Wechſel führt, ſo führt eine zweite Kataſtrophe aus dem Wechſel in das vollkommene Erwachen empor. Niemand wird in Abrede ſtellen, daß dieſes Arrangement der menſchlichen Lebenszuſtände durch ſeine Einfachheit und natürliche Harmonie etwas überaus Einnehmendes hat, nach dem Sprichwort: Simplex veri sigillum. Freilich kann mit ihm nicht das Moleſchott'ſche Dogma beſtehen, daß der Phosphor denke. Deſto beſſer aber vertragen ſich mit ihm die Forſchungen einer aufgeklärten Pſychologie, denen zufolge von der Abnahme der geiſtigen Agilität im Alter ebenſo wenig auf eine Abnahme der geiſtigen Kräfte geſchloſſen werden darf, als aus dem Aufhören des Denkens im Schlafe folgt, daß nun die Denkkräfte im Menſchen gänzlich zugrunde gegangen ſeien, um niemals wieder zu erwachen.

Reichenbach's Hauptabſicht geht aber darauf, von dieſem Lebensſchema und der darin enthaltenen Beſtimmung der Menſchenſeele für den Tag gegenüber der Nacht, für das Wachen gegenüber dem Schlaf und für das Organiſche gegenüber dem Unorganiſchen die praktiſchen Anwendungen zu machen. Von der Art des Unorganiſchen iſt der uns auf uns beſchränkende Egoismus, von der Art des Organiſchen die uns zu einem Leben in Andern erweiternde Liebe. Die Verſunkenheit der Menſchheit beſteht in ihrem Streben aus dem Typus des Organiſchen und Gemeinſamen in den Typus des Unorganiſchen und Abgetrennten, in ihrem Leben ohne Liebe, ohne Mitleid. Mitleidsloſigkeit, Grauſamkeit als die freiwillige That, einem lebendigen Weſen Schmerzen zu bereiten, phyſiſcher oder moraliſcher Art, iſt der eigentliche Feind der Menſchheit, der Feind des organiſchen Lebens auf Erden. Die erfolgreichſte Art, ihn principiell zu bekämpfen, iſt darum die Weckung des Sinns für organiſches Leben in jeder Art, weil jede Art der eingehenden Beſchäftigung mit ihm, die praktiſche wie die theoretiſche, uns auf die Erkennung und Verehrung des Princips hinführt, aus welchem alles organiſche Leben ſtammt, während die ausſchließliche Beſchäftigung mit der unorganiſchen Natur, die praktiſche wie die theoretiſche, mehr dazu dient, jenes Mitleid in uns zu erſticken, beſonders dann, wenn ſie eine Naturanſicht zur Folge hat, zufolge deren das organiſche Leben als ein bloßes Product des unorganiſchen und darum mit dem letztern von ganz gleichem Werthe erſcheint. Im Gegenſatze hierzu iſt die wahre Naturforſchung im organiſchen Leben als der einzige gemeinſchaftliche Gottesdienſt aller Confeſſionen zu hegen und zu pflegen. Denn die mög-

liche Erhaltung und wirkliche Reſtauration der geſchwächten Menſchheit iſt einzig und allein durch Rückkehr zum göttlichen Princip der Organiſation, oder in der Sprache des gemeinen Lebens, zur chriſtlichen Liebe in Ausſicht geſtellt, deren feſter Grund und Boden beſteht in Vertrauen und Mitleid.

Es braucht wol nicht bemerkt zu werden, daß unter der Rückkehr zur chriſtlichen Liebe hier nicht eine Parteinahme für irgendeine beſondere Confeſſion zu verſtehen iſt. Der Gedankenzuſammenhang ergibt dieſes hinreichend. Auch würde mancher Orthodoxe von ehemals in dieſer ſchonungsvollen Geſinnung gegen die organiſche Schöpfung bis zu Schmetterlingen und Laufkäfern herab wol eher eine nach Buddhaismus ſchmeckende Ketzerei als echtes Chriſtenthum erblickt haben. Und ebenſo vergeblich würden die im Namen Chriſti ſchlagfertigen Armeen die Geſetze ihres ritterlichen Ehrenpunkts in Reichenbach's Buche ſuchen gehen. Sondern unter Rückkehr zum Chriſtenthum wird hier verſtanden der Fortſchritt zu demjenigen Chriſtenthum, welches zwar in allen chriſtlichen Confeſſionen im Keime angelegt, in keiner derſelben aber noch zur vollendeten theoretiſchen Geltung, geſchweige denn zur praktiſchen Ausübung im Großen gekommen iſt.

Die Frauen, die Lehrer, die Aerzte, von ihnen erwartet der Verfaſſer das Heil. Es iſt ſein Wunſch und ſeine Bitte, daß ſie alle vereint dahin wirken mögen: daß die unſchuldige Kindheit künftig befreit bleibe vom Triebe zum Mord, daß ſie in die organiſch-heilige Bedeutung von Samenkorn und Ei, von der Mutterliebe in der Natur eingeweiht werde, damit ſich die Grauſamkeit in Mitleid, der Egoismus in Theilnahme umgeſtalte. Denn im kleinſten Kinde entſpringen ſchon alle die ſpätern Misgriffe gegen das organiſche Leben; dieſe Kinder werden einſt ihre Zeit lieben oder den letzten Reſt ihrer Liebe zerſtören.

Bei ſo vielen Vorzügen darf auch eine ſchwache Seite des Buchs nicht ganz verſchwiegen bleiben. Sie beſteht in einer blinden Abneigung gegen Volksvertretung, Communalverwaltung und Stadtverordnete, einer blinden Vorliebe für das orientaliſch-patriarchaliſche Staatsregiment, als ob dieſes identiſch wäre mit Humanismus, Brüderlichkeit und Mitleid gegen alle Weſen. Hier miſcht ſich ohne Zweifel ein ſtarker Subjectivismus in die ſonſt ſo objectiven Anſchauungen. Ohne nähere Erörterungen, welche uns ganz vom gegenwärtigen Thema abführen würden, genüge hier die Berufung auf einen Gewährsmann, welcher nicht im Verdachte deſtructiver Tendenzen ſteht. Riehl ſchreibt in ſeiner „Naturgeſchichte des Volks“: *)

Der Staat ſetzt die Familie voraus, aber er iſt keineswegs die erweiterte Familie, noch iſt der Organismus der Familie ſchlechthin ein Vorbild des Staatsorganismus. Die Familie iſt nur das natürliche Vorgebilde der Volksperſönlichkeit, d. h. der bürgerlichen Geſellſchaft. Beide ſind beſtimmt durch die Idee der Sitte; der Staat dagegen ruht auf der Rechts. Es iſt ein Zeichen der höchſt niedrigen Entwickelungsſtufe des patriarchaliſchen Staats (der el haupt nur annähernd für einen Staat gelten kann), wirklich der Staat als eine erweiterte Familie erſchein

Zur Herausgabe der kleinen Schrift des W. Stein war die Veranlaſſung eine Rede, w Verfaſſer am Geburtstage des Königs Johann von in der Aula der Polytechniſchen Schule zu Dres Er verdeutlicht den wohlthätigen Einfluß, wel Naturwiſſenſchaften theils ſchon ausgeübt haben ausüben können, in dreifacher, nämlich in geiſt ſittlicher und in materieller Beziehung.

Wolfgang Menzel's „Naturkunde im ch Geiſte aufgefaßt“ und Benedikt's „Kosmologie“ hältniß zum Chriſtenthume darf man ebenſo richtig turkunden vom Standpunkte der bloßen Unterhal zeichnen. Denn Letzterer thut wenig mehr, als aus Humboldt, Oken, Schubert und andern forſchern Compilationen ſammelt, wie ſie ihn g götzen, in bunteſter Ordnung, Notizen, Berec naturphiloſophiſche Schemata, Alles zuſammenge im Verlaufe eines Winters. Erſterer hingegen ſeine höchſt wohlgeordneten und mit einer für ei lettanten bewundernswerthen Beleſenheit excerpi turmerkwürdigkeiten als einen von vielen Seiten h intereſſanten Raritätenkaſten vor uns aus. E unſere Phantaſie ſchwindeln durch die ſtaunens Beobachtungen in Doppelſternen und Sternhauf ſtanzen der Fixſterne, vermuthliche Umlaufszeit de um die Alkyone in den Plejaden, vergleichende (riſtik der verſchiedenen Planeten u. ſ. w. Auf angelangt, ſchildert er die meteoriſchen Proceſ uns in berühmte Höhlen, zu Abhängen, welche noch unbetretene Tiefe weiſen, mit unterirdiſche men und Waſſerfällen, deren Abſturz noch kein liches Auge erblickte u. ſ. w. Aber, hören wir ſer fragen, worin beſteht in allem Dieſem das thum? Das zieht ſich durch Alles hindurch. E leſen wir (S. 199) von den Höhlen:

Die Höhle iſt dem freien Berggipfel entgegenge ihr iſt Finſterniß, Gefangenſchaft, Nähe der Hölle, Licht, Freiheit, Nähe des Himmels. Der Felſenchara doppelt ſeine Schrecken in der Höhle, der eigentlichen digkeit der Felſenwelt. Es iſt daher nicht zufällig od gültig, daß Chriſtus in einer Höhle geboren wu wol heißen in einem Stall) und daß die älteſt ren der ſichtbaren Kirche in die römiſchen Katakomben Aus Nacht führt des Heilands Weg zum Licht, aus zum ewigen Leben.

Solche erbauliche Betrachtungen haben ohne im menſchlichen Gemüthe ebenfalls ihre Berec aber reichen ſie wol zu der Foderung hinan, der Vorrede gemacht wird, daß die ganze auch heute noch ſo einfach angeſehen werden mi im erſten Buche Moſis, im Buche Hiob und Pſalmen, nämlich als die Schöpfung des all Gottes und Vaters? Nein. Gott iſt uns nicht mehr allmächtig im Sinne von Jenen,

*) „Die Naturgeſchichte des Volks als Grundlage einer deutſchen Socialpolitik“, III, 115.

unde darauf gefaßt waren, daß Gott zum Be- er particulären Lebensintereſſen ein Naturgeſetz oder abändern werde. Gott iſt uns Chriſten hr der Vater im Sinne von Jenen, welche ihn inſeitiger Fürſorge für ein beſtimmtes Volk be- achten, deſſen Mitglieder ſich ſeine Söhne nann- n Chriſtenthum hat die Allmacht ſowol als die aft Gottes eine erhabenere, eine vor der Ver- ichhaltige Bedeutung bekommen. Es liegt immer on krankhafter Stimmung darin, ſich von der t unſerer eigenen philoſophiſchen Anſchauungen die Unvernunft kindiſcher Zeitalter zurückzuwün- der auch nur die erſtere, wie hier Menzel thut, Gewand der letztern zu kleiden. Wir wollen daß die Zeit voll iſt von Giftſtoffen, welche e ſolche Verſtimmung herbeiführen können, aber lte ſich ihr niemals hingeben.

re Philoſophen haben wol Manches verſchuldet nicht immer getreue Haushalter geweſen mit en anvertrauten Pfunde. Allein beim Ueberbord- er Philoſophie kommen wir nur vom Regen in fe. Wenn die Bewohner der Sonne, des Si- Alkyone, der Milliarden großer Weltkörper alle, Rang hoch über unſerer Erde ſtehen — meint faſſer — wenn ſie wüßten, daß ſich Profeſſor n Berlin, ein Menſchlein im ſchwarzen Frack, em dunklen Planeten für das höchſte Weſen ge- abe, ſo müßten ſie in der That lächeln und ſei- hn ziemlich komiſch finden. Die Bemerkung iſt cht artig, hat aber ihren Widerhaken. Denn nte fortfahren: Und wie unwahrſcheinlich iſt es pt, daß einer ſolchen Ephemere oder Milbe, wie ch iſt, unter welcher Geſtalt es auch ſein möge, Offenbarungen und Ferngeſichte zugekommen ſein, ſich auf etwas beziehen, was weit über die weit über die Alkyone, weit über die Milch- ſogar weit über den ganzen unendlichen Raum egen ſoll! Iſt denn die Vermeſſenheit des Of- gsglaubens, ſich über alle dieſe Kleinigkeiten hin- zwingen, eine geringere als der Stolz der Ver- dies Alles als bloßes Object dem Subject zu u ſehen? Des Menſchen Ehre beſteht nun ein- dieſem Stolz; der Denker und der Gläubige iden ſich nur durch die verſchiedene Art ſeiner zung. Der Denker läßt es ſich dabei nur ſauerer als der bloße Gläubige, und darum begreift der ie, warum der Denker ſich nicht auch die Sache equem macht als er ſelbſt. Von dieſem Unter- abgeſehen, haben beide völlig Recht in ihrem n. Denn die Demuth, welche durch ein Er- vor der bloßen Größe der Dimenſionen hervor- wird, durch welche die verſchiedenen Wohn- lligenter Subjecte im Univerſum voneinander ge- ind, iſt eine hohle. So wenig der Europäer an geiſtiger Größe verliert, daß in Amerika cheite Menſchen wohnen, ebenſo wenig kann der hner dadurch verlieren, daß auf der Sonne, dem Sirius, der Alkyone etwas Aehnliches der Fall iſt. So etwas weckt in dem friſchen Geiſte nicht Demuth, ſondern würde weit eher Rivalität und Wetteifer wirken, wenn Vergleichungen möglich wären.

Benedikt's „Kosmologie“ iſt im Allgemeinen dem hochwürdigen Klerus und insbeſondere dem der brünner Diöceſe verehrt, als ein Beitrag zur richtigen Erkenntniß der Natur, betrachtet vom chriſtlichen Standpunkte. Sie führt alle Beziehung zwiſchen zuſammengehörigen Körpern, z. B. zwiſchen Sonne und Erde, Erde und Mond, auf den Gegenſatz zwiſchen einem Unten und Oben zurück. In der animaliſchen Natur entſpricht dem Unten der Hinterleib, dem Oben der Vorderleib mit dem Kopf. Das Unten und Oben hat immer dieſelbe polare Bedeutung, wie Zink und Kupfer in der Voltaſäule. Dagegen hört in der Region des Geiſtes jede materielle Polarität auf. Körper und Geiſt werden in dieſer Kosmologie ſo aufgefaßt, wie es die Lehre der chriſtlichen Kirche darſtellt. Sollten einige Stellen etwas dunkel vorkommen, ſo bittet der Verfaſſer dafür die Lehre der chriſtkatholiſchen Kirche zu ſubſtituiren.

Auf den Feldern des Unorganiſchen entſcheidet ſich die Lebensfrage nun einmal nicht. Obgleich Aſtronomie und Phyſik das voraus haben, daß ſie ſich im unangefochtenen Beſitz feſter und glänzender Errungenſchaften befinden, ſo bilden dieſe doch immer noch nichts weiter als das Fußgeſtell zum eigentlichen, noch unausgebauten Tempel des Wiſſens, welcher nur auf den Fundamenten des organiſchen Lebens errichtet werden kann. Sowie keine unorganiſche Kryſtalliſation die runden Formen der organiſchen Zelle jemals erreicht, ſo zeigen ſich auch die geradlinigen und ſtarren Begriffe des phyſikaliſchen Wiſſens unfähig, in die geſchwungenen Schönheitslinien des Organiſchen einzudringen. Dieſe enthüllen ſich allein der Seelenforſchung, zu der wir nun fortſchreiten.

16. Ueber die Seele. Ein öffentlicher Vortrag, gehalten am 7. März 1856 im Großrathsſaale zu Bern von Dr. Perty. Bern, Huber und Comp. 1856. Gr. 8. 12 Ngr.
17. Der Menſch nach Leib, Seele und Geiſt dieſſeits und jenſeits. Von C. F. Göſchel. Leipzig, Dörffling und Franke. 1856. Gr. 8. 20 Ngr.
18. Geſchichte der Seelengefühle vom naturhiſtoriſch-rationellen Standpunkt, mit Berückſichtigung ihrer äſthetiſchen Seite. Für gebildete Leſer herausgegeben von Theodor Wittmaack. Leipzig, Kollmann. 1856. Gr. 8. 2 Thlr.

Perty's Vortrag über die Seele ſtimmt mit der oben belobten Schrift von Reichenbach im Grundprincip überein. Denn auch hier ſteht als Grundannahme feſt, daß das Menſchenleben ein ſtufenförmiges Fortſchreiten ſei von Finſterniß in Licht, von Nacht in Tag. Dabei ſind die neueſten Forſchungen in der Pſychologie ebenſo wol als in den Naturwiſſenſchaften trefflich benutzt, um der Darſtellung eine Feinheit und Haltung zu geben, welche den Kenner mit wahrer Freude erfüllt. Die Seele wird hier nicht in der Vereinzelung, ſondern im Zuſammenhange mit der Natur betrachtet, und die Betrachtung führt zu folgendem Reſultat:

Die Welt iſt vom göttlichen Weſen erfüllt. Aber

es iſt nicht der lichte, ſelbſtbewußte Geiſt der Gottheit, der als ſolcher den geſchaffenen Weſen innwohnt, ſondern ein gewiſſes indifferentes Urweſen, welches die Möglichkeit der Entfaltung zu Natur und Geiſt inſichträgt, nämlich die Seele. Das Seeliſche iſt das Verbindende der niedern und höhern Kräfte, das Vermittelnde zwiſchen Nothwendigkeit und Freiheit. Die Weltſeele wirkt in der Naturwelt wie eine bewußtloſe Kraft nach nothwendigen Geſetzen und entwickelt ſich in der Geiſtwelt zu Bewußtſein und Freiheit. Daher iſt die ganze Natur belebt, ein Syſtem von Trieben. Die Materie iſt der Inbegriff jener Kräfte der Weltſeele, die wir Schwere, Anziehung, Cohäſion, Abſtoßung, Chemismus, Elektricität, Licht u. ſ. w. nennen, und die Körper ſind die begrenzten Räume, innerhalb welcher dieſe Kräfte thätig ſind. Sie alle bilden die unterſte Region der Weltſeele, welche für deren höher geſtaltende Kräfte zur bildſamen Grundlage wird.

Mit unſerm Körper ſtehen wir in der Natur, mit unſerm Geiſte im ewigen Geiſte. Wäre nicht ein ſelbſtbewußter Urgeiſt, wäre blos eine Weltſeele, ſo hätte es nur zu einer phyſiſchen und organiſchen, nicht zu einer geiſtigen und moraliſchen Welt kommen können. Wäre das unendliche Weſen, aus dem der unendliche Geiſt ſtammt, nur ein allmächtiges, nur ein allweiſes und nicht zugleich ein gutes und heiliges, ſo würde das Sittengeſetz ganz unerklärlich ſein. Die Seele des Menſchen iſt eine der Poſitionen der Weltſeele und entſpringt nach ihrem tiefſten Grunde aus dem Urweſen der Gottheit. Sie verrichtet die Geſtaltung des Körpers inſtinctartig und bewußtlos. Der Erſcheinung nach iſt der Leib das Erſte; dem Weſen nach iſt es der Geiſt, aber das Weſen, gleich der Blüte und Frucht, zeigt ſich für die Erſcheinung nur, wenn alle Bedingungen hierzu erfüllt ſind. Es geht aber ein beſtändiges Umſetzen von Stofflichem in Gedankenhaftes und von Gedankenhaftem in Stoffliches vor. Zugleich wechſelt fortwährend körperliche und geiſtige Thätigkeit; letztere geht auf Koſten körperlicher Organe vor ſich, und die Verluſte dieſer erſcheinen in der Seele wieder als Strebungen nach Erſatz dieſer Verluſte, wie die neueſte Pſychologie nachzuweiſen vermag.

Die Befreiungen des Menſchen ſind mit Schmerzen verbunden; er empfindet Schmerz, wenn er an das Licht der Welt gelangt, Schmerz, wenn er die ſüßen Täuſchungen der Jugend verläßt, zuletzt den Todesſchmerz als Bedingung zum Durchbruch zu einer Welt unvergänglichen Lichts. Der Menſch wird um ſo geeigneter ſein für ein höheres Leben, je vollkommener ſein gegenwärtiges Leben war und je beſſer er dem Willen der höchſten Vernunft gedient hat: daß freie Geiſter auf Erden ein Reich der Gerechtigkeit gründen ſollen.

Es wird in dieſer Weltanſchauung ſowol den religiöſen Poſtulaten als den Anfoderungen der Philoſophie, das Seelenleben nach naturwiſſenſchaftlicher Methode zu erforſchen, ein voller Spielraum gegönnt. Es iſt damit zwar noch nicht geſagt, daß ſie die richtige iſt, wol aber iſt damit ausgeſprochen, daß nur ſolche Anſichten, in denen beiden unabweisbaren Anfoderungen [...] umfaſſende Weiſe freier Spielraum gewährt [...] ſind, mit ihr in die Schranken zu treten. Alle [...] gen Syſteme, welche entweder das religiöſe [...] naturwiſſenſchaftliche Intereſſe verletzen, fallen [...] als unbedeutend weg. Vergleichungspunkte [...] Pſychologie Perty's bietet die Pſychologie Göſch[...]

Göſchel ſtand vor 22 Jahren, als er „Von [...] weiſen für die Unſterblichkeit der menſchlichen [...] (Berlin 1835) ſchrieb, in den Reihen der Vo[...] für die Rechte der ſpeculativen Philoſophie. E[...] jetzt für die Rechte eines möglichſt buchſtäblich [...] ſtehenden Bibelworts. Freilich iſt der philoſophiſ[...] nie ganz wieder zu verleugnen, wenn derſelbe [...] darauf reſignirt, nur noch gläubig aufs Wort z[...] ren, ähnlich wie Rouſſeau niemals ein vollkomm[...] raibe geworden ſein würde, wenn er auch ſei[...] gung, unter die Wilden zu gehen, hätte freie[...] ſchießen laſſen. Nach Göſchel iſt die Seele das [...] glied, welches Leib und Geiſt vereinigt. Sie [...] Dritte im Bunde, ſodaß ſie nicht allein aus dem [...] ſondern auch aus dem Leibe ſtammt. Der Me[...] hört zwei Reichen an, die Seele iſt das Ba[...] ſchen beiden Reichen. Leib, Seele und Geiſt [...] dem Menſchen nicht nebeneinander, ſondern in[...] Was die Entſtehung der Seele betrifft, ſo iſt [...] weder Traducianer noch Creatianer, ſondern rä[...] im Allgemeinen ein, daß Gott bei der Begeiſt[...] neuen Menſchenſprößlings unmittelbarer im M[...] möge als bei der leiblichen Zeugung, ähnlich [...] einem Ausſpruch Dante's, die heiße Sonne an [...] tigung der ſauern Traube zu ſüßem und feurige[...] nähern und unmittelbaren Antheil hat als an [...] ſten Entſtehung.

Dieſe Sätze ſind, wie man ſieht, dem Pſy[...] nach der Grundanſchauung von Perty und Rei[...] ebenfalls recht brauchbar. Aber es ſind einesth[...] dunkle Orakelſprüche, anderntheils beruhen ſie [...] ſehr ſchwankenden Grunde einer philologiſchen [...] neutik des Bibelworts. Dem Philoſophen fehlt [...] die methodiſche Durchführung, dem Gläubigen [...] zweifelhafte Approbation. Denn der Verfaſſer g[...] drücklich zu, daß ſeine auf Auslegung des Bi[...] ſich ſtützende Trichotomie noch „von wertheſte[...] Widerſpruch erfahre“. Was ſoll nun hier der [...] log thun? Soll er ſolange warten mit der [...] der aus der Vernunft fließenden Wahrheit, bis [...] wertheſter Seite erhobene Widerſpruch gewichen [...] geriethen wir da hin?

Wie wenig die heiligen Urkunden übrigens [...] ſind, uns über den von der Vernunft poſtulirten [...] Lebenszuſtand eines entbundenen Taglebens nähe[...] kunft zu geben, zeigt uns recht deutlich der le[...] der Göſchel'ſchen Schrift, welcher alle hierauf be[...] Schriftſtellen in ein peinliches Verhör nimmt. [...] Verhör führt allerdings zu einem ganz poſitiven [...] tat, nämlich zur Aufſtellung von einer Reihe ſ[...]

genden Namen, wobei nur ſchade iſt, daß man bei keinem einzigen weiß, was man ſich unter ihm eigentlich zu denken hat. Auf das Streben folgt zunächſt die Katapauſis, von da geht es weiter in die Anapauſis. Nach dieſer folgen die beiden Arten von Anaſtaſis, endlich die Anapſyxis und Aneſis. Was hat man daran?

Wittmaack's „Geſchichte der Seelengefühle" enthält eine Geſchichte der Liebe, der Freude, des Haſſes und der Trauer. Daß Monographien einzelner Seelenthätigkeiten aufs neue auftauchen, iſt ein erfreuliches Zeichen des ſteigenden Intereſſes für pſychologiſche Studien. Inſofern kann man dieſe „Geſchichte der Seelengefühle" dem „Leben der Seele" von M. Lazarus zur Seite ſtellen; auch ſchließt ſich nicht in einer beſtimmten Schulrichtung ab, [illegible] auch ſie auf das äſthetiſche Intereſſe ihrer Gegenſtände mit Rückſicht nimmt. Wenn nur nicht an die Stelle der bei Lazarus durchgehends herrſchenden Einfachheit und Natürlichkeit der Begriffsbeſtimmungen bei Wittmaack ſo oft ein geſchraubtes und unklares Raiſonnement träte. Bei einem auf die Naturwiſſenſchaften gegründeten Bildungszuſtande ſcheint es dem Verfaſſer [illegible] hohen Grade an pſychologiſchen Vorſtudien zu fehlen, er könnte ſich ſonſt in Auffaſſung mancher in den Werken unſerer ſyſtematiſchen Pſychologen zur vollkommenen Evidenz gebrachten Themata, z. B. dem von einer Wirkſamkeit dunkler oder unbewußter Vorſtellungen in unſerer Seele, nicht ſo ganz wie ein Neuling benehmen. Durch dieſen Umſtand erſchwert er ſich ſeine Arbeit in demſelben Grade, wie ein Reiſender ſich ſeine Reiſe in ein fernes Land erſchwert, wenn er vernachläſſigt, auf Karten, Höhenmeſſungen und ähnliche bereits vorhandene Hülfsmittel Rückſicht zu nehmen. Hiermit hängt es auch zuſammen, daß er die Stellen aus Carus' „Pſyche", [illegible] welche eine fortlaufende Polemik ſich faſt das ganze [illegible] hindurch ſpinnt, häufig, und zwar offenbar ohne [illegible] Abſicht, falſch auffaßt und ihnen einen fremden Sinn unterlegt. So z. B. hat an die Vorſtellung, welche der Verfaſſer mit der naturphiloſophiſchen Polarität verbindet, nämlich als ob damit ein Streit entgegengeſetzter und nicht von anfänglicher Einheit aus nur [illegible] entgegengeſetzten Richtungen hinwirkender Kräfte gemeint ſei, weder Carus als der jetzige Vertheidiger dieſer [illegible], noch auch Schelling als der erſte Erfinder derſelben jemals gedacht. Beide betrachten im Gegentheil die Polaritäten in der Natur nur gerade ſo, wie ſie der Phyſiker auch betrachtet, nämlich als eine Spannung von Kräften, die von anfänglicher Einheit aus nach verſchiedenen Richtungen hinwirken. Wenn daher der Verfaſſer bemerkt: „es habe ſchon ſeit geraumer Zeit die Wiſſenſchaft [illegible] Norm der Anſchauungsweiſe dementirt", ſo ficht er [illegible] gegen ein Phantom von Polarität, welches nirgends anderswo exiſtirt als in ſeinem eigenen Kopfe. [illegible] wenn er fortfährt: „die Lehre vom polaren Gegenſatz [illegible] im organiſchen Part der Naturgeſchichte eine unhaltbare geworden", ſo zeigt das eine Unbekanntſchaft mit [illegible] durch Dubois-Reymond in Muskeln, Nerven und Häuten nachgewieſenen elektriſchen Polaritäten an, die ebenfalls in Erſtaunen ſetzt.

Die Darſtellungsweiſe iſt geſchraubt, latiniſirend, franzöſirend, gräciſirend; die logiſche Eintheilung zuweilen unklar. So z. B. entſteht in der erſten Abhandlung, der Geſchichte der Liebe, eine Verwirrung der Begriffe dadurch, daß die beiden verſchiedenen Factoren, welche in der Begründung eines Familienlebens bei Thieren wie bei Menſchen zuſammenwirken, nicht klar voneinander geſondert werden, nämlich der Fortpflanzungstrieb und der von dieſem ſo ſehr verſchiedene Geſelligkeitstrieb. Unglücklicherweiſe beginnt der Verfaſſer ſeine Darſtellung mit dem erſtern Triebe allein, und nun ſoll der zweite auch zugleich mit da herausgeſponnen werden, was doch nicht angeht, wie uns die ungeſelligen und feindſeligen Begattungen mancher Spinnen- und Heuſchreckenarten aufs evidenteſte darthun. Und auf der andern Seite: in einer wie ſchönen Familiengeſelligkeit leben die unvermählten Arbeitsbienen, leben unter den Menſchen ſo viele Paare unvermählter ſich zärtlich liebender Geſchwiſter! Da nun der Verfaſſer unter dem Worte Liebe bald nur allein den Fortpflanzungstrieb verſteht, bald nur allein das Gefühl der Freundſchaft unter Weſen gleicher Abſtammung, und dann auch wieder Beides miteinander in einer trüben Miſchung, ſo gelangt man hier zu keiner Art von Deutlichkeit. Dieſes Blindekuhſpiel mit einem doppelſinnigen Worte treibt der Verfaſſer durch ganze 155 Seiten, ohne hinter die Neckerei zu kommen, welche ein nicht gehörig definirter Begriff mit ihm treibt.

Karl Fortlage.

Zur Romanliteratur.

1. Der moderne Falſtaff. Von Theodor König. Leipzig, H. Schultze. 1854. 8. 2 Thlr.
2. Aus der Gegenwart. Roman von Theodor König. Zwei Theile. Leipzig, H. Schultze. 1855. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die Bezeichnung „Der moderne Fallſtaff" iſt nicht ganz genau, wiewol einige Züge wohl zuſammentreffen, und umſoweniger gut gewählt, als der Träger dieſes Charakters nur eine Nebenrolle in der Geſchichte ſpielt. Dieſe Nebenrolle aber ſpielt er recht gut: die Figur iſt mit vielem Humor und ebenſo viel Wahrheit gezeichnet, nur erinnert ſie hier und da an Spindler's „Meiſter Kleiderleib". Erfreulich iſt die Friſche der Erfindung und die Klarheit und Durchſichtigkeit der Charaktere; einige wunderliche Sprünge und Widerſprüche ſtehen dieſem Lobe nicht entgegen. Bedenklicher iſt es, daß der Verfaſſer ſich angewöhnt hat, durch Monologe der handelnden Perſonen und durch eigenes Dazwiſchenreden pſychologiſche Wandlungen zu motiviren, die wir lieber entſtehen oder bewirkt werden ſehen, als wir ſie conſtruiren hören. Indeſſen dürfte ſich auch dieſer Fehler in dem Grade verlieren, als der jugendliche Autor an Geſtaltungskraft und dem Geſchick dramatiſcher Belebung zunimmt. Einen halbweg komiſchen Eindruck macht eine Vorliebe und eine Antipathie des Verfaſſers. In einem Herrn Strolph wird uns ein Weltverbeſſerer geſchildert, deſſen die Menſchheit erlöſende Ideen zuletzt in der Gründung einer großartigen Kaltwaſſerheilanſtalt ihren Gipfelpunkt finden. Und dieſes hydropathiſche Evangelium wird nicht etwa ironiſch, ſondern ganz ernſthaft verkündigt, ja ſogar eine

Rede, die Strolph pro ara et focis der Waſſerheilkunde hält, mit großer Emphaſe mitgetheilt. Dagegen zieht ſich durch das Buch einige Antipathie gegen alles Kirchliche, die ſich aber in etwas verbrauchter und daher komiſcher Weiſe Luft macht. Der Held des Buchs findet es gegen ſeine Ueberzeugung, Theolog zu werden, und ſattelt daher zum Kaufmann um; in dem Diakonus wird uns ein kleiner proteſtantiſcher Jeſuit geſchildert, und ſogar die wirklichen Jeſuiten läßt der Verfaſſer Intriguen anſpinnen, für welche die heiligen Väter gewiß zu geſcheit ſind. Wir hoffen nicht, daß der Verfaſſer je ſich mit den Jeſuiten befreunden werde; aber die geſunde ſittliche Anſchauung, die ſich ſonſt durch das Buch zieht, erweckt uns die Hoffnung, er werde unbeſchadet ſeiner Aufklärung früher oder ſpäter zu der Ueberzeugung kommen, daß nicht alles Kirchenthum Jeſuitismus iſt. Endlich, da wir einmal im Hoffen ſind, hoffen wir auch noch, daß der Verfaſſer bei aller berechtigten Autorliebe zu ſeinen Geſtalten es ſpäterhin etwas unbeſcheiden finden wird, daß er von einer Unterredung einiger dieſer Perſonen die Behauptung aufſtellt, ſie würde, „wenn ſie gedruckt worden wäre, wol ein ebenſo intereſſantes Buch geliefert haben, als uns Plato oder Cicero oder ſonſt ein großer heidniſcher Philoſoph hinterlaſſen hat". Wenigſtens müſſen wir, um ihm hierin zu glauben, die Beweiſe in den Händen haben; der Verfaſſer hat ſie. Wohlan, er laſſe das Geſpräch drucken und wir wollen urtheilen ohne Vorliebe für Plato, ohne Vorurtheil gegen die Herren Strolph, Moll u. ſ. w. Denn amicus Plato, sed magis amica veritas. Bis dahin aber halten wir es mit den „großen heidniſchen Philoſophen".

Die Erfüllung der ausgeſprochenen Hoffnungen wird freilich durch das zweite Buch „Aus der Gegenwart" in weite Ferne gerückt. Ich ſehe dabei von der öffentlich erhobenen Beſchuldigung ab, daß dieſes Werk mehr ein Pasquill als ein Kunſtwerk ſei, darauf berechnet, den Verfaſſer für angeblich erlittene Unbilden zu rächen; ich ſehe davon ab, wiewol allerdings Ton und Haltung des Ganzen für die Wahrheit dieſer Beſchuldigung zu ſprechen ſcheinen. Aber das Buch an ſich, welch ein Rückſchritt! Da finden wir zunächſt einige von den Fehlern des „Modernen Falſtaff" wieder: Monologe, die theoretiſch conſtruiren ſollen, was wir gern thatſächlich vor Augen ſähen, und vor allem jene lichtfreundliche Weisheit, die, im „Modernen Falſtaff" nur in einzelnen Zügen hervortretend, hier den Angelpunkt des Ganzen abgibt. Welch ein Jammer, daß „ſich der Staat noch für berechtigt hält, gewiſſe Religionsvorſtellungen und Formen und Sitten, mögen ſie immerhin den Gebildeten zum Lachen auffodern, dennoch aufrechtzuhalten und in Schutz zu nehmen, weil ſie der Menge noch Bedürfniß ſind"! Es herrſcht in dem Buche ein wahrer Fanatismus, „über dem alten finſtern Weltbilde bald eine verklärende, zu neuem, höherm Leben erwärmende Sonne aufgehen" zu ſehen. Und wenn wir von dieſem neuen, höhern Leben, das uns aufgehen ſoll, nur irgendeinen klaren Begriff bekämen! Aber über die allerallgemeinſten Redensarten und das ſeichteſte Geplauder, wie man es 1856 ſelbſt in dem gewöhnlichſten Tagesblatt nicht mehr erträgt, bringt es der Verfaſſer nicht hinaus. Daß man die Negation gegen alles Poſitive in Schutz nimmt und allen Schatten auf dieſe, alles Licht auf jene Seite fallen läßt, macht heutzutage keinen Effect mehr, es iſt geradezu aus der Mode. Mit dergleichen Kunſtſtücken gründete man ſich vor 1848, in der Zeit des naiven Liberalismus, einen Namen, als noch jede Oppoſition für verdienſtlich galt; die liberale Partei von heute hat gelernt, daß es darauf ankommt, zu wiſſen, welches Poſitive hinter der Negation ſteht. Die Oppoſition ohne ſolchen poſitiven Hintergrund geht ſpurlos an uns vorüber. Und eine gleiche Unklarheit wie über die öffentlichen Verhältniſſe herrſcht über äſthetiſche Fragen in dem vorliegenden Buch. Wenn es über die Aufgabe der poetiſchen Darſtellung heißt: „Uns kann die individuelle Perſon nicht mehr intereſſiren, wir haben die ſociale Perſon, welche ihre freie Perſönlichkeit nicht erſt durch den tragiſchen Tod zu bewahrheiten braucht", ſo iſt das nur eins
von den Beiſpielen, welche uns berechtigen, dem Verfaſ
gründliche philoſophiſche Studien zu empfehlen, ehe er
über dergleichen Fragen das Wort nimmt. Und nun
Charaktere! Eine nicht unbedeutende Perſon im Roma
ein Herr Emil, welcher das Unglück gehabt hat, du
Abiturientenexamen zu fallen. Was nun machen? „
aus der Blütezeit meines Lebens ein langes ſchönes
opfern, um mir die todten Formen einer todten Spr
zulernen?" Mit Recht erkennt der geniale Primaner
unzweckmäßig und beſchließt — Schriftſteller zu werden.
nova virtute puer! Das ganze Buch beſchäftigt ſich
mit Verherrlichung des Literatenthums, und insbeſon
ein Herr Immergrün der Träger dieſes literariſchen
Beſtändig iſt von ſeinem Witz und Geiſt die Rede, ob
man in der That etwas davon gewahr wird: „er kr
an der Naſe" (dies geſchieht, ſo oft er etwas beſonders
ſagen ſoll, alſo ſehr oft) und ſpricht dann das Gewöh
Das Literatenthum hat dieſen Figuren gegenüber, die
herrlichen ſollen, alle Urſache, den alten Spruch zu
Gott bewahre mich vor meinen Freunden! Ich ſehe
eine Art Sühne an, daß Emil ſchließlich nach der Krim
und ſpurlos verſchwindet. Er freilich betrachtet die Sa
ders. Hören wir, wie er über ſein Misgeſchick im
urtheilt: „Für euch z. B.", ſagt er, „iſt es ſehr lä
wenn eine verſchmähte Liebe oder gar ein misglücktes
einen jungen Mann in Verzweiflung ſtürzt. Für mi
der ich Beides nicht blos als allgemeine üble Zufä
trachte, ſondern als die nothwendigen Folgen der gra
Vorurtheile unſerer Zeit — und was mich anbetrifft,
ich wohl berechtigt, mein Misgeſchick von dieſem Stan
aus zu betrachten — und der ich das Bild einer Zuk
Herzen trage, in welcher dergleichen Vorurtheile gefalle
für mich ſind es ernſte, ich möchte ſagen, hiſtoriſche, di
Menſchheit anklagende Facta!"

Nun wahrlich, das fehlte gerade noch zu der h
Begriffsverwirrung, daß jeder Jüngling, der nichts gele
und durchs Examen fällt, dies für ein „hiſtoriſches, di
Menſchheit anklagendes Factum" erklärte! Man wäre
dergleichen für die bitterſte Satire zu halten, wenn
faſſer nicht ſichtlich auf Seite des durchgefallenen Pr
ſtände. Und will der Leſer wiſſen, warum dieſer Tit
tergeht? Ein einfacher Verſtand würde ſagen: weil e
nur nichts gelernt hat, ſondern auch durch und du
Schwachmatikus iſt. Der geniale Primaner belehrt un
Beſſern: „Begreifſt du nun, warum Menſchen wie
der Regel verkümmern? Weil ſie, durch ihren Genius
neue, ſchöne, liebliche Welt hinübergezogen, mit den Fü
das alte häßliche Weltbild gefeſſelt ſind! O dieſe Ta
qualen!"

Daneben finden ſich natürlich auch wieder einzelne
gene Figuren, wiewol die meiſten zu ſehr nach einer Sc
zugeſchnitten ſind; ſogar der Pförtner iſt von dem phi
ſchen Jargon angeſteckt.

Ich habe geglaubt, dem Verfaſſer gegenüber die
Wahrheit und nichts als die Wahrheit ſagen zu müſſe
die Gefahr hin, demnächſt von ihm wie das „Teutoniſc
ſeum" ſchlecht gemacht zu werden, wie er denn auf di
ker im Allgemeinen übel zu ſprechen iſt. Allein ich ac
Talent und wünſchte es von den Schlacken, die es jetzt
zieren, gereinigt. Und ſo empfehle ich demſelben ſc
noch ein mal recht gründliche Studien in Philoſophie, G
und — Leben.

3. Girandola. Novellen von Bernd von Guſeck.
Bände. Leipzig, Eckſtenoble. 1856. 8. 4 Thlr.

Der erſte Band enthält nur eine Erzählung: „De
bauer", welche in Schweden zur Zeit des Königs Magnu
Jahrhundert ſpielt. Der Odalbauer iſt ein freier Ba
freiem Eigenthum, Allod. Die Novelle erzählt einen

:, den der Odalbauer an Bengt Algotsſon, dem be-
; Liebling des Königs, ausübt. Bengt hat die Toch-
Bauers verführt und den Sohn deſſelben, der ihn
zur Rede zu ſtellen verſucht, ermordet. Dafür fällt
r Hand des greiſen Vaters, dem die unruhigen Zei-
der Haß, den Bengt durch Uebermuth auf ſich gela-
aſloſigkeit erwerben. Den Hintergrund der Erzählung
r hiſtoriſche Kampf zwiſchen König Magnus und ſei-
ne Erich. Im Ganzen erſcheint mir dieſelbe für ihren
was ſehr gedehnt.
tkönigin" erzählt in anſprechender Weiſe ein Abenteuer
Folgen deſſelben, welches an dem Hofe des ſpaniſchen
s in Neapel ſpielt. Die Localfarbe iſt gut gehalten,
en die Naturſchilderungen für eine Novelle vielleicht
eder, wiewol ſie andererſeits nicht gedehnt und immer
r Beſtimmtheit ausgeführt ſind. Bei weitem intereſ-
aber die zweite Novelle des zweiten Bandes: „Friſche
welche uns in die moderne Welt und inſonderheit in
:reiſe führt. Hier iſt der Verfaſſer ſichtlich zu Hauſe,
ch jenem ſpecifiſchen Berlinerthum anzugehören, wel-
ßen auch in ernſten und wichtigen Dingen durch ſeine
lichkeit und durch die Verwechſelung dieſer allgemein
Species mit dem Preußenthum überhaupt, das
ts mit derſelben gemein hat, ſoviel Schaden zuge-
Ueber dieſe berliner Suffiſance ohne Hintergrund
r Verfaſſer vielmehr ein ebenſo ſtrenges als gerechtes
dagegen weiß er manches Intereſſante von berliner
hronik einzumiſchen, wie denn ſeine Schilderung eines
im königlichen Schloſſe auch aus dem Rahmen der
herausgelöſt ein recht hübſches Genrebildchen liefern

dritte Band beginnt mit einer Novelle: „Die Ver-
' Das Thema derſelben iſt bedenklich genug, die
er verheiratheten Frau zu einem jungen Manne, und
öſiſchen Romandichter haben aus dieſem Stoff, der in
rnen Unterhaltungsliteratur Frankreichs zu den be-
gehört, die frivolſten Geſchichten und Geſchichtchen in
ntwickelt und zu dieſer bequemen Praxis ſogar die
Theorie erfunden; auch jungdeutſche Schriftſteller ha-
n bekanntlich nicht Unbedeutendes geleiſtet. Unſerm
: muß nachgerühmt werden, daß er zu dem bedenk-
ff eine ſo geſunde Moral mitbringt und ſo ſtrenge
Gerechtigkeit ausübt, daß wir mit ſittlicher Befriedi-
iden. Die Charaktere ſind, wenn auch nicht neu und
t ſkizzirt, doch richtig und ſcharf aufgefaßt. Auch die
zählung: „Ein ſtarkes Herz", empfiehlt ſich durch tref-
hnung individuell lebensvoller Charaktere, welche uns
ichfachen wechſelnden Situationen und entſprechender
iſcher Entwickelung vorgeführt werden. Die Hand-
wol auf alten und oft bearbeiteten Motiven beruhend, iſt
ch jene Charakterentfaltungen ſowie durch geſchickte
ng auch bekannter und mehrfach dargeſtellter Ver-
ſpannend, und auch hier erfreut eine geſunde ſittliche
ſchauung, welche ſich auch in verwickeltern Fragen
verleugnet.
wenigſten fühle ich mich von den „Brüdern von Al-
elche den vierten Band füllen, angeſprochen; die No-
lt zu Zeiten der Margarethe Maultaſch und ihres
hen Gemahls. Von der Epoche der einſt florirenden
ane her haben auch die beſſern derartigen Erzählun-
s Bedenkliches behalten, da es hier gar zu leicht iſt,
en Ton zu verfehlen. Die fragliche Novelle ſcheint
eben gut erzählt, wozu noch kommt, daß man hier
urch ſinnſtörende, theilweiſe ſehr komiſche Druckfehler
Stimmung geriſſen wird, in die uns der Schriftſteller
will. Die vorhergehenden Bände ſind correct.
el über die einzelnen Novellen der vorliegenden Samm-
ne Charakteriſtik der ſchriftſtelleriſchen Eigenthümlich-
d's von Guſeck im Allgemeinen iſt wol unnöthig, da
derſelbe durch ſehr zahlreiche Producte ſeit längerer Zeit hinlänglich bekannt iſt.

4. Anna Jogszis. Vom Verfaſſer der „Neuen deutſchen Zeitbilder", der „Verbrecher" u. ſ. w. Vier Bändchen. Leipzig, H. Schultze. 1856. 8. 4 Thlr.

Ueber die geharniſchte Vorrede gehe ich mit Stillſchweigen hinweg, da der Herausgeber d. Bl. und Robert Prutz darüber das Nöthige vollſtändig bereits geſagt haben. Es ſei mir aber geſtattet, zunächſt noch über einen einzelnen Punkt des vorliegenden Werks dem Verfaſſer deſſelben, Temme, meine Meinung auszuſprechen. Es heißt wörtlich (III, 4 fg.):

„Das Haff hat dort beinahe ſeine größte Breite, von faſt ſieben Meilen; von der gegenüberliegenden Nehrung ſind kaum einzelne höhere Punkte zu ſehen. Sie blicken wie halbverſchwimmende Wolkenſäume über die Wogen des Waſſers herüber. Nach links und rechts ſieht das Auge nichts als die ungeheuere Waſſermaſſe, und man kann meinen, das offene unendliche Meer vor ſich zu haben."

„Noch immer, trotz Herrn Superintendenten Wilmſen. Der gute Mann ſchrieb ſchon vor vielen Jahren einen preußiſchen Katechismus für die preußiſchen Volksſchulen, empfohlen von den preußiſchen Behörden, daher denn natürlich ein Buch voll von ſpecifiſch-preußiſchem Patriotismus. Darin verſichert er denn auch natürlich der preußiſchen Jugend, daß es kein geſegneteres und glücklicheres Land in der Welt gebe, als ihr preußiſches Vaterland, das daher denn auch jährlich zunehme an Zahl der Einwohner und Größe des Gebiets. Größe des Gebiets? Jährlich? Allerdings, und der patriotiſche Verfaſſer belehrt darüber die wißbegierige Jugend und die erſtaunten andern Leute dahin, daß der liebe Gott, der natürlich Preußen ganz beſonders wohlwolle, alle Jahre an der Kuriſchen Nehrung Land anſchwemmen laſſe und ſo Preußen alle Jahre größer mache. Die Kuriſche Nehrung beſteht nun freilich meiſtentheils nur aus dem unfruchtbarſten Flußſande, beſonders unmittelbar an ihren beiden Ufern, ſowol dem See- als dem Haffufer. Es iſt ferner wahr, daß nach der See hin das Land von Jahr zu Jahr ſich mehr abſpült, ſodaß das Meer ſchon ganze Dörfer nach und nach verſchlungen hat, ſo das Geburtsdorf Rheſa's. Die Leute der Gegend behaupten, daß man die verſchlungenen Häuſer und Dörfer noch auf dem Grunde des Meeres ſehen könne, wie zu Zeiten die vor vielen Jahrhunderten vom Meere verſchlungene pommeriſche Stadt Julin, die ſo reich war, daß die Straßen mit Thalern gepflaſtert waren. Indeß, wie dem Allem auch ſein mag, die Kuriſche Nehrung iſt, vom Dorfe Inſe aus geſehen, noch immer ſo ſchmal und niedrig geblieben, daß man nur ihre höhern Punkte in grauer Ferne verſchwimmend vor ſich ſieht, trotz Herrn Wilmſen's Patriotismus."

„Uebrigens wollen wir weder Herrn Wilmſen noch ſeinen Patriotismus angreifen. Beide erſcheinen nur kindlich naiv gegenüber den Ueberſchwänglichkeiten, mit denen in neuerer Zeit z. B. Herr Ludwig Napoleon die Freiheit ausrufen läßt, durch die er Frankreich beglückt habe: au milieu d'une de ces périodes de gloire et de prospérité que Dieu n'accorde qu' à la France; oder mit denen die preußiſchen Kreuzritter ſich ſelbſt und die Exiſtenz des Teufels loben, oder die Gothaer ſich und ihre Werke gegenſeitig anpreiſen, politiſche wie literariſche, ihren Verrath wie ihre Geſchichten und Gedichte, von ihren Heroen, den Allerbeſten und Alleredelſten an bis hinunter zu den Schleppträgern in den «Grenzboten» und andern verwandten Blättern, die vor Erſtaunen, Bewunderung und Entzücken die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagen, wenn einer von ihnen ein Buch geſchrieben hat, ganz wie ehemals die Freunde Gottſched's, als dieſer ſeinen «Julius Cäſar» *) geſchrieben hatte, ausepoſaunten, daß die Welt nun endlich eine wahre Tragödie habe, gegen welche alle Tragödien des So-

*) Temme meint wol den „Sterbenden Cato".

phokles nichts ſeien und an welche heranzureichen irgendein Sterblicher ſich nicht weiter gelüſten laſſen ſolle. Freilich war auch der ſelige Gottſched kindlich naiv gegenüber dieſen neuen Gottſcheden."

Temme iſt ein viel zu gebildeter Mann, als daß es mehr als eines Fingerzeigs bedürfen ſollte, ihn auf die Geſchmackloſigkeit von dergleichen epiſodiſchen Tiraden aufmerkſam zu machen. Wir wollen uns allenfalls noch den Superintendenten Wilmſen gefallen laſſen, deſſen Erwähnung wenigſtens in einigem Zuſammenhang mit der Erzählung und Schilderung ſteht; aber von der Kuriſchen Nehrung auf Ludwig Napoleon, die Kreuzritter und Gothaer „bis hinunter zu den Schleppträgern in den «Grenzboten»" und dem ſeligen Gottſched zu kommen, das iſt denn doch die Gelegenheit, ſeinen Gegnern etwas abzugeben, bei den Haaren herbeigezogen; eine Methode, ſo unpaſſend wie irgend möglich für einen Roman, der doch ein abgeſchloſſenes Kunſtwerk ſein ſoll. Wir finden in dem Buche manche politiſche Anſpielung; da dieſelben aber meiſt kurz und nicht ſelten witzig ſind, ſo ſtoßen wir an denſelben nicht an, auch wenn ſie vielleicht hier und da nicht ganz in den Contert gehören ſollten, was jedoch meiſt gut vermittelt iſt. Aber derartige ellenlange hors d'oeuvres ſtören doch allen Eindruck, wobei wir von dem Inhalt des vorliegenden ganz abſehen. Wir fühlen uns nicht berufen, für die Kreuzritter einzutreten, was aber die Gothaer betrifft, ſo iſt es wirklich, wie der Verfaſſer zu ſagen liebt, „kindlich naiv", zu glauben, das abgedroſchene und längſt ſelbſt auf demokratiſcher Seite, ſoweit dieſelbe zu zählen iſt, verſtummte Gerede über „Verrath" oder der ditto verſchollene Spaß über die „Edelſten" könnten noch irgendwo Effect machen. Doch wie geſagt, Temme ſelbſt wird, wie zu hoffen ſteht, die Unzweckmäßigkeit derartiger Epiſoden baldigſt erkennen und daher dieſelben abzuſtellen ſich beeilen. Und ſomit abgemacht.

Zu dem Roman ſelbſt übergehend muß ich zuerſt meine Freude darüber ausſprechen, daß es Temme gefallen hat, deutſche Zuſtände oder die Berührung deutſchen Weſens mit dem lithauiſchen zum Gegenſtand ſeiner intereſſanten Schilderungen zu machen. Wohlthuend iſt dabei die echtdeutſche Geſinnung des Verfaſſers, wenn ſich dieſelbe auch hier und da in ſehr harten Worten Luft macht. Perſönliche bittere Erfahrungen haben wol dazu beigetragen, ſein Urtheil ſchroffer zu machen, wie er denn in bittern Worten mit der ruſſiſchen Branka die deutſche polizeiliche Hausſuchung zuſammenſtellt, die er ſelbſt erlitten. Deſſenungeachtet gelingen ihm auch humoriſtiſche Schilderungen recht gut: die Erzählung von dem weſtfäliſchen Bauer, deſſen Ideal es iſt, Amtsexecutor zu werden, und der an dem erreichten Ideal zugrunde geht, iſt ebenſo gut gehalten und wirkt erheiternd, wie die Schilderung des Unteroffiziers Drigelis, der Dorfſchulze und Fanatiker der lithauiſchen Dorfordnung wird. Von ebenſo ſicherer Wirkung iſt der „Aſſeſſor in der Irre". Noch mehr Werth hat die Darſtellung ſocialer Zuſtände jener Gegenden an den Grenzen der Civiliſation. Der Charakter des lithauiſchen Volks, die durch die Grenzſperre herbeigeführten Zuſtände, das Gewerbe der Schmuggler, die Verhältniſſe des Adels und der Juden — das Alles wird uns in gutgezeichneten Bildern vor Augen geführt. Für den Freund einer Schauerromantik iſt durch die Schilderung eines heidniſchen Opfers, wie ſie noch in der Neuzeit in Lithauen gefeiert worden ſein ſollen, für den Liebhaber von Naturſchilderungen durch das höchſt lebendige Gemälde des Haff und jener merkwürdigen Gegenden, die, noch halb zu Deutſchland gehörig, uns faſt unbekannter ſind als die Prairien Amerikas, in erfreulichſter Weiſe geſorgt. So iſt das Buch, obgleich hier und da eine Unwahrſcheinlichkeit oder Unklarheit mitunterläuft und das Ganze vielleicht etwas mehr hätte zuſammengedrängt werden mögen, als eine ſpannende Lectüre zu empfehlen.

Auguſt Henneberger.

Zur Geſchichte der Hohenſtaufen.

1. Geſchichte der Hohenſtaufen und ihrer Zeit. Von
rich von Raumer. Dritte, verbeſſerte und vermeh
lage. In ſechs Bänden oder zwölf Halbbänden. E
vierter Halbband. Leipzig, Brockhaus. 1857. Gr.
der Halbband 15 Ngr.
2. Der Untergang der Hohenſtaufen. Von Thaddäu
Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1856. 8. 1 Thlr.

Ein wiſſenſchaftliches Geſchichtswerk, das bereits ei
ſchenalter mit Ehren durchlebt hat, noch ausführlicher beu
und ihm ſeine Stellung in der Wiſſenſchaft anweiſen zu
müßte durchaus für eine nutzloſe Arbeit und Mühe erklä
den. Aber deſſenungeachtet kann die neu begonnen
Auflage des Raumer'ſchen Werks über die Hohenſta
einem öffentlichen Organ, das die neueſten und beſ
ſcheinungen auf dem Gebiete der Literatur zu verzeich
zur Aufgabe macht, nicht unbeſprochen bleiben, und zu
folgenden Gründen: Der greiſe Geſchichtsforſcher da
ſprüche erheben auf öffentliche Anerkennung dafür, da
Intereſſe der Wiſſenſchaft die Höhe der Jahre nicht
um nur ſeinem Lieblingswerke die ihm mögliche Vol
zu geben; ſodann hat die Kritik allerdings ſowol da
als die Pflicht zu beſtimmen, welche Stellung die drit
lage des Werks theils zu den frühern Auflagen, theils
neueſten Geſchichtsliteratur einnehme. Endlich kann n
beachtet bleiben, daß die neue Auflage der „Geſchic
Hohenſtaufen" ein rühmliches und ſprechendes Zeugniß
für das Wachsthum der Theilnahme an den Erſchei
auf dem Gebiete der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft. Und
Raumer gehört in Wahrheit in die vorderſte Reihe De
dieſen Sinn in den gebildetern Regionen unſers Vol
glücklichem Erfolge gepflegt haben. Verweilen wir einen
blick bei dem zweiten der eben angegebenen Gründe, ſo
wir die Wahrnehmung ausſprechen, daß die beſſernde u
vollſtändigende Hand des Verfaſſers nicht flüchtig üb
Ganze dahingegangen und daß die neueſten Forſchung
derer ſich erkennen laſſen. Das Werk von Hartwig
„Kaiſer Heinrich IV. und ſein Zeitalter", konnte der Ve
den betreffenden Abſchnitten freilich noch nicht benutzen.
ſonderm Intereſſe war für uns eine Vergleichung der
Werke in den Abſchnitten über den Ausgang Heinric
und über den erſten Kreuzzug; in beiden Werken me
nichts von hiſtoriſchem Cliquenweſen, und das iſt na
für Diejenigen eine Freude und ein wahrer Genuß,
weder mit den claſſiſchen Hiſtorikern des Alterthums
verkehren oder die Werke Spittler's, Heeren's und
brecht's zu ihren Lieblingen erkoren haben. Möge
der würdige Verfaſſer in ungeſchwächter Kraft ſein beg
Unternehmen vollſtändig und glücklich zum Ziele führen

Andern Charakters iſt die Schrift Nr. 2. Nicht al
ſie nicht auch aus Quellenforſchung und Bekanntſchaft
ſelben hervorgegangen; nicht als drängte ſie ſich keck
maßend ohne alles Verdienſt an die Seite des ehrwürdig
faſſers der „Geſchichte der Hohenſtaufen"; nicht als dürfe
das Recht in Anſpruch nehmen, neben Hrn. von Raumer
und gehört zu werden: nein, gewiß nicht — der unterſch
Charakter liegt vielmehr in folgenden Momenten. De
faſſer des „Untergangs der Hohenſtaufen", von Bewun
für jenes erhabene Fürſtenhaus erfüllt und in ihm de
kämpfer für Deutſchlands Unabhängigkeit von Rom u
die Befreiung von der Knechtſchaft erkennend, welche di
archie über Fürſten, Völker und Geiſter warf, und
tief überzeugt, daß Roms Sieg über die Hohenſtau
Triumph über Deutſchlands Geſchicke und ſeine gan
kunft war, zieht nach ſechs Jahrhunderten mit der
Stärke eines Unmuths, welcher ſich eines deutſchen
zu bemächtigen vermag, Roms Gebahren in jenen
vor den Richterſtuhl der Geſchichte, um ein Verdict

das die römiſche Curie für immer in Deutſchland
len muß. Daher die Erſcheinung, daß Lau den mil-
iaſſungen der Quellen oder der Thatſachen des Ver-
r „Geſchichte der Hohenſtaufen“ öfter entgegentritt.
hat er es an Nachweiſen für Parteilichkeit der Quellen
Hohenſtaufen nicht fehlen laſſen. Was die Darſtel-
trifft, ſo hat der Verfaſſer das Tragiſche, was in dem
jenes großen Kaiſergeſchlechts liegt, in der Schilde-
Kämpfe und Schickſale der einzelnen Perſönlichkei-
anzen ausgezeichnet getroffen; nicht blos die Feder,
; die historiſche Kritik leitet den Verfaſſer, ſondern
Herz des deutſchen Mannes und des freien und theil-
n Forſchers auf dem Gebiete der Geſchichte der Menſch-
ʒt ſich mehr oder minder vernehmbar aus. Endlich
viel gewiß, daß der „Untergang der Hohenſtaufen“
ſenſchaftlichen Werth hat, der es jedem Geſchicht-
der Deutſchen und ſelbſt der italieniſchen Geſchichte
ahrhunderte zur Pflicht macht, jenes Werk zu Rathe

Otto IV. und König Friedrich II. (1208 — 12).
dem Nachlaſſe von Otto Abel. Eine Fortſetzung
„König Philipp der Hohenſtaufe“, von demſelben
ſſer. Berlin, Hertz. 1856. Gr. 8. 24 Ngr.

diese Monographie, nur ein Bruchſtück aus dem größern
elches der Verfaſſer zu ſchreiben beabſichtigte, läßt es
nde der Geſchichtswiſſenſchaft zum Schmerze gereichen,
m ebenſo gründlichen als fleißigen jungen Manne vom
nicht vergönnt ward, länger im Kreiſe der deutſchen
forſcher zu verweilen und uns mit den Früchten eines
Lebens zu erfreuen.

Karl Zimmer.

Johann Michael Sailer.

gegenwärtigen Augenblick, wo eine dem tiefern Men-
ſch nicht wenig feindſelige religiöſe Richtung ſich der
t über die Leiber und die Geiſter zu bemächtigen ſtrebt,
n folgendes, das ſegensreiche Leben und Wirken Sai-
elnde Buch:

chael von Sailer, weiland Biſchof zu Regensburg.
lt von Friedrich Wilhelm Bodemann. Nebſt
s Porträt. Gotha, F. A. Perthes. 1856. Gr. 12.
r.

willkommenheißen dürfen. An der biographiſchen Dar-
ließe ſich zwar Manches ausſetzen. Die Schreibart iſt
fach genug und häufig zu ſüßlich. Schon die das
eröffnende Phraſe: „Hoch und hehr wie die Alpen
ben über das niedere Flachland, ſo ragen aus der
bene der theologiſchen Literatur“ u. ſ. w., flößte uns
inden Schrecken ein. Die Proſa deutſcher Schriftſteller
noch von Secunda oder Prima her im Allgemeinen
ung, ſich Stelzen anzuſchnallen; aber ihr Gang wird
icht erhabener, nur hölzerner, und am wenigſten paßt
e Biographie eines Mannes von ſo einfach ſchlichtem
wie Sailer. Außerdem leidet die Biographie an brei-
nüßigen Reflexionen, über die hinwegzukommen nicht
icht iſt. Trotz alledem iſt das Buch eine literariſche
ir die man dem Verfaſſer dankbar ſein darf, zumal
cheiden genug iſt, die Mängel ſeiner Biographie ein-
, und ſie nur eine vorzugsweiſe aus Sailer's eigenen
geſchöpfte „Skizze“ nennt, „einen Beitrag zu dem
de des Unvergeßlichen, der in mehrfacher Hinſicht der
g ſehr bedürftig iſt“.
er vertrat auf katholiſcher Seite jenes innere menſch-
iſtenthum, wie es ſchon Thomas a Kempis, Franz
s, Fénélon und Martin Boos, Sailer's Freund und
aßen ſein Lehrer und Erwecker, offenbart hatten, wie
es ſein Verehrer Diepenbrock und Weſſenberg verkündeten, Letzterer freilich mehr das rationaliſtiſche oder, wie ihm ſeine ultramontanen Gegner vorwerfen, das „ſchöngeiſtige“ Chriſtenthum, in entſchiedener Oppoſition gegen Jeſuitismus, hierarchiſchen Despotismus und jegliche Intoleranz. Wäre man auf dieſem Wege fortgeſchritten, ſo würde ſich wol der Mittelpunkt haben finden laſſen, in dem ſich beide Confeſſionen begegnen und vertragen lernen konnten. Aber gerade dieſe Verſöhnung und Vereinbarung war es nicht, um die es den Vorkämpfern des Ultramontanismus und den Todfeinden des Proteſtantismus zu thun war, und es wurde nun Alles angewendet, den alten Geiſt der Unverträglichkeit und Unverſöhnlichkeit wieder anzufachen, das begonnene Werk der Humaniſirung zu zerſtören und das Princip der Toleranz aus der Religion gänzlich zu verbannen. Obſchon die Rückſchritte in dieſer Hinſicht ſeit Sailer's Tode unverkennbar und höchſt beklagenswerth ſind, ſo darf man doch hoffen, daß ſein Geiſt noch in Vielen fortlebt und in näherer oder fernerer Zeit über die finſtern Mächte der Gegenwart triumphiren wird. Hierzu wird vielleicht auch das vorliegende Buch Einiges beizutragen im Stande ſein, beſonders da man aus ihm auch manche von Sailer's Gleichgeſinnten und Gleichſtrebenden kennenlernt, ſo den glaubensmuthigen, durch alle Verfolgungen ungebrochenen Martin Boos und den edeln regensburger Domcapitular Wittmann. Von dieſem berichtet uns der (evangeliſche) Pfarrer Bodemann folgenden charakteriſtiſchen Zug. Als Eduard von Schenk, damaliger Miniſter des Innern, ſich im Jahre 1829 auf einige Tage bei ſeinem Freunde Sailer in Barbing aufhielt, wünſchte er mit Wittmann zu ſprechen; doch blieb ihm hierzu nur eine Mittagsſtunde übrig. Er ließ daher Wittmann wiſſen, daß er um dieſe Stunde in die Stadt kommen und ihn beſuchen wolle. Der eifrige Seelſorger benachrichtigte indeß den Miniſter, daß er um eben jene Zeit die Chriſtenlehre zu Stadt am Hof halten müſſe, und daß ihm dieſes Geſchäft viel zu wichtig ſei, um es zu verſchieben oder auszuſetzen; er bäte daher um eine andere Stunde. Der Miniſter mußte demnach abreiſen, ohne die gewünſchte Unterredung mit Wittmann erlangt zu haben. Leider möchte es gerade nicht viele Geiſtliche geben, denen wie Wittmann eine Stunde Chriſtenlehre wichtiger wäre als eine Einladung zu einem Miniſter, aber auch nicht viele Miniſter, welche darin keine Beleidigung gegen ihre Perſon und Amtswürde, vielmehr wie Schenk einen Grund zu erhöhter Hochſchätzung des Mannes erblicken würden.

Zu den intereſſanten Partien des Buchs gehört ferner die Jugendgeſchichte Sailer's. Sein Vater war ein armer Schuſter im Dorfe Areſing im Biſthum Augsburg; aber in dem Hauſe waltete noch ganz die frühere chriſtliche Haushaltung und Erziehung. Der Vater erkannte im Gebet „das beſte Handwerk eines jeden Chriſtenmenſchen“, unterhielt ſich auch gern vom Arbeitstiſch herab mit ſeinen Kindern über chriſtliche Gegenſtände und war bei aller ſeiner Armuth ſo zufrieden, daß er oft ausrief: „Wenn doch alle Welt ſo genug hätte wie ich!“ Die Mutter war eine treffliche Erzählerin von meiſt erbaulichen und lehrreichen Geſchichten, und noch in ſeinen ſpätern Tagen rühmte es Sailer als ſein höchſtes Glück, von frommen Aeltern abzuſtammen. Der Dorfſchulmeiſter Bernhard Seiz, ſein ſpäterer Schwager, und der Kaplan Simon, welche ihm den erſten Unterricht ertheilten und die ungewöhnlichen Geiſtesanlagen des Knaben erkannten, beſtimmten den lange widerſtrebenden Vater, den Sohn ſtudiren zu laſſen. Der junge Sailer ſah ſich hierbei zumeiſt auf die Unterſtützung ſeiten wohlgeſinnter Menſchen und auf eigene Erwerbskraft angewieſen. Zweifel und Gewiſſensängſte blieben auch bei Sailer nicht aus, und eigentlich wurde er zu einem tiefern religiöſen Leben erſt durch den ſchon genannten Pfarrer Martin Boos und eine Dienſtmagd „voll Geiſt und Glauben“ erweckt. Vieles Lehrreiche bietet ſodann, namentlich durch die Parallelen, die ſich dazu in der Geſchichte aller Völker und Zeiten finden laſſen, das Capitel über die Verleumdungen, Verfolgungen und Verketzerungen, denen ſich Sailer in den Jahren 1794 — 99 ausgeſetzt

ſah, bis er unter einer liberalern Verwaltung reſtituirt und zur Zeit der mehr ſyſtematiſchen und bewußten Aufklärung in Baiern zu hohen geiſtlichen Würden befördert wurde. Doch können wir hier auf die Specialitäten des Inhalts nicht ausführlicher eingehen; lieber theilen wir noch aus dem vierten Capitel: „Goldkörner aus den Schachten Sailer'ſcher Schriften", nachſtehende charakteriſtiſche Ausſprüche und praktiſche Moralſätze Sailer's mit:

„Wie heißt der göttliche Geſichtspunkt, aus dem die Leiden der Menſchen betrachtet werden können? Alles Kreuz iſt in dem Geſichtspunkte Gottes eine Sterbeſtätte des alten und eine Geburtsſtätte des neuen Menſchen."

„Meine Zeit will Glückſeligkeit ohne Tugend, Tugend ohne Gottesverehrung, Gottesverehrung ohne Gotteserleuchtung — will Politik ohne Moral, will Moral ohne Religion, will Religion ohne Offenbarung, will Offenbarung ohne Kirche und Kirche ohne den Heiligen Geiſt beſtehlich machen — will Das, was nur in Einigung beſtehen kann, trennen und durch Trennung gedeihlich machen."

„Das Schwerſte im Gange des Helden. Zwei Dinge ſind am ſchwerſten feſt zu erhalten: das Mistrauen auf dich, wenn Alles gut zu gehen ſcheint, und das Vertrauen auf Gott, wenn Alles übel zu gehen ſcheint."

„Einſt, jetzt. Chriſtliche Geſinnung, die ehemals als Heiligthum im Tempel der Familie einen Altar hatte, iſt jetzt wie ein todter Hund im Hauſe ... ſo nichtgeachtet und verabſcheut."

„Bei den meiſten Disputen, wo ich zugegen war als Zeuge oder als Mitſtreiter, fand ich, daß die Streitenden einander nicht verſtanden; im Laufe des Disputs, daß ſie einander nicht verſtehen wollten, oft auch, daß ſie einander nicht verſtehen konnten."

„Wenn du alle Länder und alle Meere in allen Welttheilen nur auf der Landkarte im Beſitze haſt, ſo haſt du bei allem dieſem Beſitze nichts. So auch, wenn du alle Tugend, alle Religion und alle Weisheit nur auf der Landkarte deines Denkens im Beſitze haſt, ſo haſt du von alledem nichts."

„Geſchichte des Schickſals. Schickſal war den blinden Heiden blinde Nothwendigkeit; die Nothwendigkeit bekam im Moſaismus ein Auge — hieß Providenz; erhielt im Chriſtenthum ein Herz — und heißt ewiger Wille der heiligen Liebe."

„Es kommt eine Zeit, und ſie iſt ſchon da, wo das Evangelium Chriſti nicht mehr gilt als «Tyll Eulenſpiegel» und die «Haimonskinder» und Compagnie und nicht einmal ſoviel."

„Trenne die Bildung des Kopfes nie von der Bildung des Herzens. Denn wo immer der Kopf des jungen Mannes zum Wiſſen allein organiſirt und dabei das Gemüth verwahrloſt und durch die Herrſchaft ſinnlicher Triebe der Verwüſtung preisgegeben wird, da wird im oberſten Stockwerke der Thurm Babel ausgebaut und die Zerrüttung im mittlern und unterſten Stockwerke bald vollendet ſein."

Durch ſeinen Beruf und ſeine Stellung mochte Sailer wol in der Lage ſein, die Erfahrung zu machen, daß die einſeitige Pflege der Intelligenz, des gelehrten und Fachapparats und des Gedächtniſſes in nur zu vielen Fällen zur Verhärtung, zur geiſtigen Hoffart und zur Gleichgültigkeit gegen die Rechte, Leiden und Intereſſen Anderer führt, und daß vielleicht nicht gerade Viele in ihren ſpätern Lebensberuf das zu einer wirklich ſegensreichen Ausübung deſſelben nöthige Maß Liebe und Humanität hinüberretten. Namentlich aber beruht das Amt eines Seelſorgers mehr auf Toleranz, Wohlwollen und echter Menſchlichkeit als auf ſalbungsvoller Schönrednerei, exegetiſcher Kunſt und dogmatiſcher Rechthaberei, und gegen letztere kämpfte Sailer beſonders an.

Bekannter als die citirten Ausſprüche iſt das ſchöne Motto, welches Sailer als Unterſchrift unter ſein Bildniß ſetzte:

Iſt das Geſicht der Seele Schatten nur und Schein,
Kann das Porträt nichts als des Schattens Schatten ſein.

Aus dieſen Proben, die wir beſonders deshalb mittheil[...] weil Sailer bei den Proteſtanten und namentlich unter den Ro[...] deutſchen bisher mehr nur durch ſeinen Namen und die al[...] meine Tendenz ſeiner geiſtlichen Wirkſamkeit bekannt war, [...] der Leſer erkennen, daß er doch weſentlich auf dem Boden einer [...] gemeinen chriſtlich-praktiſchen Moral ſtand, wie ſie im Geiſte [...] ner Zeit lag und ſich auch mit dem Weſen und der Tend[...] des akatholiſchen Chriſtenthums, einer aus allen Religionen [...] Quinteſſenz abſtrahirten religiöſen Bildung verträgt. Ohne [...] modernen Sinne geiſtreich zu ſein, beſaß er doch Geiſt gen[...] um ſeine Gedanken in feine Formen und in eine Sprache [...] kleiden, die den gebildeten Sinn angenehm beſchäftigt und [...] gleich faßlich populär, nicht ohne Glanz, aber ohne koket[...] Schimmer iſt. Mit gewiſſen Perſönlichkeiten läßt ſich lei[...] durch einige Phraſen fertig werden, nicht mit Sailer, weil [...] ihm noch etwas Tieferes, Eigenartiges und dabei Naives l[...] wie es meiſt nur Denen eigen zu ſein pflegt, welche aus [...] Volke unmittelbar hervorgegangen ſind; und man muß al[...] dings darin einen Vorzug der katholiſchen Kirche erken[...] daß ſie es geiſtig Begabten leichter als andere Kirchen ma[...] ſich aus den unterſten Schichten der Geſellſchaft auf der Le[...] geiſtlicher Würden zu den höchſten Sproſſen derſelben empo[...] arbeiten. Einen großen Theil ihrer Erfolge verdankt ſie [...] Zweifel dieſer fortdauernden Auffriſchung der Hierarchie du[...] kräftiges plebejiſches Blut, wie es unter Anderm auch in [...] Adern jenes geiſtvollen Papſtes Sixtus V. Peretti rollte, [...] in der Kindheit ſeines Vaters Schweine gehütet hatte.

Etwas Intuitives finden wir auch in folgendem Aus[...] Sailer's, den der Verfaſſer dieſer Biographie in der [...] gewiſſermaßen zu ſeiner Entſchuldigung anführt: „Wo [...] der Menſch, der ein Menſchenleben beſchreiben könnte? [...] doch keiner das ſeine, wie ſollt' er ein fremdes zu beſchr[...] im Stande ſein? .... Wer mag das unſichtbare Meer von [...] danken, Strebungen, Entſchließungen, Selbſtanmahn[...] u. ſ. w., das den ſichtbar werdenden Handlungen zug[...] liegt, in den kleinen Rahmen einer Vorſtellung bringen? [...] dann, wie iſt daſſelbe Gedankenmeer u. ſ. w. an jeden [...] oft in jeder Stunde ſo ganz anders? Wir haben [...] treue Biographie von einem entſcheidenden Augenblick [...] ſchenlebens; wie kämen wir zur Geſchichte des ganzen [...] lebens? Alle ſogenannten, auch die beſten Biographien [...] alſo weiter nichts als Bruchſtücke eines Menſchenlebens. [...] alle dieſe Bruchſtücke ſind nur Bruchſtücke von dem [...] Gewande eines Menſchenlebens; denn von der Seele des [...] ſchenlebens, von dem innern Geiſte, der die Handlungen [...] wer möchte da Bruchſtücke liefern? Geiſtesfragmente, [...] die einander fliehen, um einander nicht aufzuheben."

Wenn Sailer hier dem Menſchen ſogar die Fähigkeit [...] ſtreitet, das eigene Leben in ſeinen innerſten Zuſammen[...] und tiefſten Motiven zu beſchreiben, ſo mag er nicht ſo [...] Unrecht haben. Gerade der an Selbſtbeobachtung Gew[...] wird häufig auf räthſelhafte und geheimnißvolle Vorgän[...] ſeinem Innern ſtoßen, die er mit ſeinem beſſern Wollen [...] Gewiſſen nicht in Verbindung zu bringen vermag und [...] die er ſich wie der Welt den Aufſchluß ſchuldig bleiben [...] ungerechnet, daß nur Wenige die Ehrlichkeit haben, bei [...] Beurtheilung ihrer Leidenſchaften, Neigungen oder Hand[...] aller beſchönigenden Sophiſtik zu entſagen, oder den Mu[...] ihrer Selbſtſondirung das Meſſer bis zum Knochen zu [...]

H. [...]

Die Parabel von den drei Ringen in Leſſ[...] „Nathan".

Ganz erklärlich iſt es, daß die „Evangeliſche Kirchenze[...] im verfloſſenen Jahre in mehren Nummern Leſſing's „Na[...] heftig angriff; es hängt dieſe Polemik mit dem eigen[...] lichen Begriffe der Toleranz zuſammen, der in ihrem [...] zur Mode geworden iſt, mit dem entſchiedenen Haß, mit we[...]

s Jahrhundert Friedrich's des Großen verfolgt wird. Aber
le dieſe Plänkeleien führen zu keinen entſchiedenen Erfolgen;
e Humanität läßt ſich nicht wieder aus den Gemüthern aus-
tten, und es werden, um mit Bunſen zu reden („Zeichen der
eit", I, 69), die Deutſchen bei ihrem natürlichen Glauben an
e Menſchheit und an eine ſittliche Weltordnung nie diejeni-
n Denker oder Geſetzgeber geringſchätzen oder gar als gott-
ſe ſchmähen oder ohne Entrüſtung ſchmähen hören, die in
ieſem oder im vergangenen Jahrhunderte für Gewiſſensfreiheit
nd Duldung gearbeitet haben.

Es iſt allgemein bekannt, daß die Erzählung von den drei
ingen der eigentliche Kern des „Nathan" iſt, und Leſſing
gt ſelbſt in ſeinen Briefen, daß die Novelle des Boccaccio,
s dem die Fabel ſtammt, der Keim geweſen, dem ſein Ge-
ht entſproſſen ſei. Boccaccio hat aber den Stoff nicht er-
den, er hat ihn nur kunſtgemäßer als ſeine Vorgänger be-
itet. Ueberall hatte, im Orient und im Occident, ſeit die
ker miteinander bekannt geworden, die religiöſe Duldung
hr und mehr Anhänger gefunden; die Occidentalen ehrten
e ritterliche Tapferkeit im Mohammedaner, und in den Zeiten
s Kampfes zwiſchen Kaiſerthum und Papſtthum kam es
ht ſelten vor, daß patriotiſche Männer mit größerer Abnei-
ng ſich von den ultramontanen Ideen als vom Islam und
enthum abwandten. Als von dem zelotiſchen Papſte ver-
ht der große Kaiſer Friedrich II. auf dem Boden des Hei-
en Landes ſtand, kam dem edelſten der deutſchen Dichter,
lther von der Vogelweide, der Gedanke, daß Gott allein
ſcheiden könne, wem der Beſitz gebühre, ob Chriſten, oder
den, oder Heiden, womit er die Mohammedaner meint; ja er
gt ſich ſelbſt zu dem Zweifel zu verſteigen, daß jede der
i Religionen die wahre ſein könne. Und wenn auch Fried-
II. nicht geſagt hat, was ihm ſeine Gegner vorwarfen,
alle drei Religionen falſch ſeien, ſo erhellt doch aus ſol-
lei Gerede hinlänglich, daß ähnliche Behauptungen damals
gt werden konnten, daß wenigſtens die Toleranz gegen
rsgläubige nichts Ungewöhnliches mehr war.

Nicht blos aber in Deutſchland finden wir den Gedan-
Ungewißheit, welches die wahre Religion ſei, früh aus-
en, auch in Italien hatte dieſelbe Idee ſich Beifall
In der italieniſchen Novellenſammlung „Cento
ntiche", die aus dem 13. Jahrhundert ſtammt, wird
eiundſiebzigſten Novelle die Parabel von den drei
zuerſt ſo erzählt, wie ſie Boccaccio gegeben und Leſ-
fgenommen hat. Der reiche und weiſe Jude ſchließt
Erzählung, zu dem Sultan, worunter Saladin zu ver-
iſt, mit den Worten ſich wendend: „Und ſo ſage ich
von dem Glauben, deren drei ſind. Der Vater droben
den beſten, und die Söhne, das ſind wir; jeder meint
rechten zu haben." Doch in dieſer Zweifelſucht taucht
der Gedanke auf, daß, wenn auch die andern Religionen
zu verwerfen ſeien, doch die chriſtliche ſich vor ihnen aus-
e, und hat derſelbe ſeinen Ausdruck gefunden in Capi-
der „Gesta Romanorum", einer lateiniſchen Novellen-
lung, die ihrem Hauptinhalte nach im 13. Jahrhundert
Deutſchland entſtanden ſein mag. Dort heißt es: „Es gab
einen Ritter, der drei Söhne hatte, und als er ſterben
e, dem erſtgeborenen ein Erbgut, dem zweiten aber einen
melten Schatz ausſetzte. Dem dritten Sohne gab er aber
koſtbaren Ring, der mehr werth war als alles Das, was
n erſten beiden vermacht hatte. Uebrigens gab er auch
beiden erſtern Söhnen zwei, aber nicht ſo koſtbare Ringe,
alle hatten daſſelbe Ausſehen. Wie nun der Vater ge-
ben war, ſprach der erſte Sohn: Ich habe den koſtbaren
ng meines Vaters. Darauf der zweite: Nicht du haſt ihn,
ern ich. Der dritte aber ſagte: Es iſt nicht recht, daß
ihn haben ſolltet, weil der ältere von euch ein Erbgut, der
ere aber einen Schatz erhalten hat; alſo lehrt die Vernunft,
ich jenen köſtlichen Ring haben muß. Da rief der erſte
hn aus: Laßt uns durch die That beweiſen, welcher Ring
der koſtbarere und beſſere iſt. Jener aber entgegnete: Alſo gefällt es mir auch. Alsbald wurden verſchiedene Kranke herbeigebracht, welche an verſchiedenen Gebrechen litten, aber die erſten beiden Ringe machten gar nichts, der Ring des jüngern aber heilte alle Krankheiten."

Die Parabel an ſich ſchon weiſt auf den orientaliſchen Urſprung zurück, und wenn auch beſtimmt die Allegorie von den drei Ringen auf ihre erſte Quelle ſich nicht zurückführen läßt, ſo macht doch die ſichere Erwähnung Saladin's es noch wahrſcheinlicher, daß ſie aus dem Islam entſtanden iſt. Derſelbe Gedanke, der ihr zugrunde liegt, findet ſich ſchon um das Jahr 1000 in des perſiſchen Dichters Firduſi „Schâhnâme" ausgeſprochen. In einem Traume ſah ein Schah von Hind vier Männer mit Gewalt an einem Tuche ziehen und doch das Gewebe nicht zerreißen. Das Gefühl erklärte ein Heiliger alſo: „Das Gewebe bedeutet den Glauben, Vier ziehen auf jeder Seite. Der Eine iſt vom Blachfeld der Lanzenreiter, ein reiner Mann guter Sitte, in dem der Glaube ſeines Volks ſtark geworden iſt, das zum Feuer betet. Der andere Glaube iſt der des Muſi, den du den jüdiſchen nennſt. Der dritte iſt der heitere, den die Griechen bekennen, der Leben gießt ins Herz des Padiſchah. Zum vierten wird ein reiner Glaube ſich kundgeben und das Haupt der Sinnigen von der Erde erheben."

Nicht blos aber in der chriſtlichen und moslemitiſchen Literatur findet ſich der Gedanke ausgeſprochen, der unſerer Parabel zugrunde liegt, es iſt natürlich, daß die jüdiſche ſich deſſelben gern bemächtigte. Wir beſitzen ein intereſſantes Buch „Schevet Jehuda", d. h. die Zuchtruthe Judas, von Rabbi Salomon aben Verga, einem ſpaniſchen Juden, der am Ende des 15. Jahrhunderts lebte, zur Zeit als die Juden aus Spanien und Portugal vertrieben wurden. Er hat mündliche und ſchriftliche Traditionen aus verſchiedenen Zeiten benutzt, um die zahlreichen Verfolgungen, welche über ſein Volk ergangen waren, in Italien, Frankreich, Deutſchland, dem Orient, beſonders aber in Spanien, ſeinen Glaubensgenoſſen zum Troſt im gegenwärtigen Leid, zur Stärkung durch die Beiſpiele des Glaubensmuthes, zugleich auch zur Warnung vor den Fehlern der Eitelkeit, des Stolzes, der Habgier, welche ins Unglück geführt hätten, zu erzählen. Sein Buch ſollte aber offenbar dazu dienen, nicht blos ſeinen Religionsgenoſſen in die Hände zu kommen. Daher geht er ſehr oft auf die Vorwürfe ein, die man den Juden zu machen pflegte, um daraus die Gerechtigkeit der Verfolgung herzuleiten; er führt uns jüdiſche Gelehrte vor, die ſiegreich im Geſpräch mit angeſehenen Männern, namentlich mit den Regenten des Landes, oder dem Papſte die albernen Geſchichten von Chriſtenmord, Hoſtienverſpottung u. ſ. w. durch Juden widerlegen; er nennt klüglich faſt überall nur den chriſtlichen Pöbel als Urheber der Verfolgungen, während die Fürſten denſelben im Zaum zu halten verſuchen. Es beginnt das Buch mit den Verfolgungen unter Kaiſer Auguſtus, geht dann aber bald auf das Mittelalter über. Der „Schevet Jehuda" iſt viel geleſen und aus dem Hebräiſchen in viele Sprachen überſetzt. Die neueſte deutſche Ueberſetzung gab Wiener (Hannover 1856) heraus; der erſte Band enthält das hebräiſche Original mit einer hebräiſchen Vorrede, der zweite die Ueberſetzung, kurze Anmerkungen und einige Beigaben, unter denen die intereſſanteſte iſt das ſogenannte fliegende Blatt, enthaltend eine Schilderung der unſaglichen Leiden, welche die Juden in den Jahren 1648 und 1649 in Polen infolge des Koſackenaufſtandes trafen. Mit den geſchichtlichen Daten iſt in ähnlicher willkürlicher Weiſe umgeſprungen wie in den Novellenbüchern, deren wir aus dem deutſchen Mittelalter ſo viele haben.

Hier wird nun (S. 106 der Ueberſetzung von Wiener) erzählt, der König Don Pedro der Alte, von einem ſeiner Räthe zur Verfolgung der Juden angeſtachelt, habe einen jüdiſchen Weiſen Ephraim ben Sancho kommen laſſen und ihn gefragt, welche Religion die beſſere ſei, die chriſtliche oder die ſeinige.

Darauf der Weiſe: „Meine Religion iſt beſſer für mich, in Beziehung auf meine Verhältniſſe, da ich dereinſt in Aegypten Sklave war, von dort aber von Gott durch Zeichen und Wunder herausgeführt bin; für dich aber iſt deine Religion beſſer, da ſie fortwährend die herrſchende iſt.“ Doch der König: „Ich frage in Rückſicht auf die Religionen ſelbſt und nicht in Rückſicht auf ihre Bekenner.“ Darauf der Weiſe: „Nach einer dreitägigen Ueberlegung will ich meinem Könige Beſcheid geben, wenn es ihm recht iſt“, womit der König einverſtanden war. Nach drei Tagen kam der Weiſe zurück und ſtellte ſich aufgebracht und verſtimmt. Auf die Frage des Königs: „Warum biſt du ſo verſtimmt?“ erwiderte er: „Man hat mich heute geſchmähet, ohne daß ich ein Unrecht begangen hatte und dir, unſer Herr, liegt es ob, meine Sache zu führen. Dieſelbe beſteht nämlich darin: Vor einem Monate reiſte mein Nachbar weit fort und um ſeine beiden Söhne zu tröſten, ließ er ihnen zwei Edelſteine zurück. Nun kamen die beiden Brüder zu mir und verlangten, daß ich ſie von der Eigenthümlichkeit der Steine und deren Unterſchiede in Kenntniß ſetzen ſollte, und als ich ihnen bemerkte, daß dies Niemand beſſer wüßte als ihr Vater, der ja ein großer Kenner von Steinen nach Werth und Form ſei, da er Juwelier wäre, und daß ſie ſich an ihn wenden möchten, der ihnen das Richtige ſagen würde, ſchlugen ſie mich und ſchmähten mich wegen dieſes Beſcheids.“ Als hierauf der König verſetzte: „Daran haben ſie Unrecht gethan und ſie verdienen Strafe“, fuhr der Weiſe fort: „So mögen denn deine Ohren, o König, vernehmen, was ſoeben deinem Munde entfahren. Siehe, auch Eſau und Jakob ſind Brüder, von denen einem jeden ein Edelſtein überliefert wurde und unſer Herr fragt nun, welcher der beſſere ſei; ſo möge unſer König einen Boten an den Vater im Himmel ſenden, denn das iſt der größte Juwelier und er wird den Unterſchied der Steine ſchon angeben.“ Da ſprach der König: „Siehſt du, Nikolaus, die Weisheit der Juden? Wahrlich ein ſolcher Weiſe verdient beſchenkt und geehrt zu werden; du aber müßteſt Strafe erleiden, da du Falſches geredet haſt wider die geſammten Juden.“

9.

Notizen.

Zur Goethe-Literatur.

Den Leſern der Goethe'ſchen Werke wird das Gedicht „Das Neueſte von Plundersweilern“ (Band 7 der neueſten Ausgabe ſeiner Werke), eine Art Fortſetzung des „Jahrmarkts von Plundersweilern“, bekannt, aber in ſeinen Anſpielungen wahrſcheinlich ziemlich unverſtändlich geblieben ſein. A. Diezmann hat dazu jüngſt in der „Modenzeitung“ den Schlüſſel geliefert. Wie Goethe erzählt, hatte die verwitwete Herzogin Amalie die Gewohnheit eingeführt, daß ſie allen Perſonen ihres nächſten Kreiſes zu Weihnachten einen heiligen Chriſt beſcherte. Zu Weihnachten 1780 verbanden ſich nun Mehre aus dieſem Kreiſe, der Fürſtin gleichfalls eine Gabe darzubringen, welche nichts Geringeres ſein ſollte als eine Charakteriſtik der deutſchen Literatur der nächſtvergangenen Jahre in einem Scherzbilde. Nach der Erfindung und dem Entwurfe Goethe's verfertigte Rath Kraus zu dieſem Zweck ein Aquarellbild, während Goethe zur Erklärung der bunten und ſeltſamen Gruppen und Geſtalten auf demſelben das erwähnte Gedicht verfaßte. Dieſes Bild ſtand bei der Weihnachtsfeſtlichkeit verdeckt auf einem vergoldeten Geſtell; Goethe, „mächtig herausgeputzt“, erſchien als Marktſchreier von Plundersweilern in der Geſtalt, in welcher er denſelben in dem „Jahrmarktsfeſt“ auf der Bühne zu Ettersburg zum allgemeinen Jubel dargeſtellt hatte, begleitet von dem Hanswurſt (Hoftanzmeiſter Aulhorn), und trug zur Erläuterung deſſelben ſein Gedicht in barockem Pathos vor, während der Hanswurſt die einzelnen Gegenſtände, auf die das Gedicht anſpielte, mit der Pritſche bezeichnete. „Das Bild“, ſchloß Goethe 1816 die Erzählung von der Entſtehung deſſelben, „exiſtirt
noch und dürfte, von einem geſchickten Kupferſtech
zum völligen Verſtändniß des Gedichts und dem deut
blicum zur unverfänglichen Unterhaltung dienen.“
den es ſchon längſt gewundert, daß das Bild, trotz
geſprochenen Wunſche Goethe's, nie veröffentlicht wor
bei einem Aufenthalt in Weimar im vorigen Jahre
Nachfragen an und fand das Bild endlich im S
Tiefurt, unter andern Reliquien aus jener humor- u
reichen Zeit ſorgſam aufbewahrt. Der Großherzog
ſein Geſuch, eine Copie von dem Bilde nehmen zu la
wurde photographiſch angefertigt und nach ihr ein
macht, welcher als Stahlſtich Nr. 12 der „Modenzeit
gegeben iſt. Das figurenreiche Bild gewährt wi
„unverfängliche Unterhaltung“ und iſt ein ſehr ch
ſcher Commentar des Gedichts. Da erblickt man g
links eine bezeichnende Gruppe, voran Goethe, mit
Leichnam über den Schultern, dahinter eine Proc
Junggeſellen und Jungfräulein, auf Stangen allerle
einen Mond, ein brennendes Herz u. ſ. w. tragend;
blickt ein Haus der Leſeſtraße, ein anderes, wo F
ihr Handwerk treibt; ein paar Buchhändler und ein
toren, letztere ſich bückend „mit demüthigen Geberden,
Papierpatron zur Erden“; eine Gruppe Taſchenbu
Almanachsdichter unter einer Laube; den Mercur (
auf Stelzen u. ſ. w. — Bei dieſem Anlaß gedenken
der in dritter durch Zuſätze bedeutend vermehrten
erſchienenen Schrift „Die Literatur der Fauſtſage.
tiſch zuſammengeſtellt von Franz Peter“ (Leipzig,
1857), ein mit großem Fleiß zuſammengetragenes
Rubriken geordnetes Verzeichniß ſämmtlicher literariſch
cationen, welche Bearbeitungen der Fauſtſage ſind
irgendwie auf ſie beziehen. Goethe's Fauſtdichtung,
läuterungswerke und Illuſtrationswerke dazu, die Uebe
und Nachahmungen derſelben u. ſ. m. nehmen dari
licherweiſe einen ſehr beträchtlichen Raum ein. Di
Auflagen dieſes für Literaturforſcher beſonders werthv
zeichniſſes enthielten allein 330 Nummern, wozu jetz
Nachträge mit nahe ebenſo viel, nämlich mit 292
kommen. Auch das Verzeichniß der Ueberſetzungen de
ſchen „Fauſt“ ſcheint uns recht vollſtändig, nur verm
darunter die 1853 erſchienene ſchwediſche Ueberſetzung v
dersſon als erſter Band von „Goethe's dramatiska
und die polniſche von Lucascewicz. Unter Nr. 190
träge iſt eine ſechste Auflage einer engliſchen Ueberſe
A. Maynard (London 1855) aufgeführt. Wir vermu
hier Maynard aus einem Schreib- oder Druckfehler
und dafür Hayward zu leſen iſt, deſſen Proſaüber
fünfter Auflage (London 1851) wir gleich auf de
gehenden Seite aufgeführt finden.

Die literariſche Individualität der Völ

Folgende Bemerkung, die wir jüngſt in der „Illu
bei Gelegenheit einer Beſprechung der „Rivista contem
laſen, ſchien uns von Intereſſe: „Die Nationalität ei
beſteht in ſeiner Beſonderheit und Eigenthümlichkeit
ſich ſowol in den Künſten, der Literatur, der Sprach
der Politik ausprägt. Daher laſſe man in Italien
ſchlechte Copien unſerer eigenen, jenſeit der Alpen nu
breiteten ſchlechten Literatur zu geben; man gebe un
originale Werke, man gebe Ideen und ſchildere i
Sitten in einer Sprache, die nicht ein bloßer Abk
Franzöſiſchen iſt. Die Sprache Arioſto's und Boccacci
hinlänglich ſchön, um es gerechtfertigt erſcheinen zu laſſ
man ſie durch ausländiſche Wendungen, Phraſen u
verunſtaltet.“ Derſelben Anſicht ſind wir auch in
deutſchen Literatur ſchon öfters in franzöſiſchen Sch
Journalen begegnet. So empfiehlt auch Saint-Marc
in ſeinen „Notices politiques et littéraires sur l'All
daß die drei an der Spitze der modernen Civiliſation

er, Franzoſen, Engländer und Deutſche, vor allem
trachten hätten, ſtets ihre urſprünglichen nationalen
nd Eigenthümlichkeiten treu zu bewahren, da ſie nur
m Wege ihren ſegensreichen Einfluß aufeinander be-
könnten. Auch überſetzt man in England und in
h nicht Dichtungen und Romane, welche allzu deutlich
tungen Byron's oder den Romanen Walter Scott's,
und George Sand's oder den Theaterſtücken Scribe's
nt ſind, ſondern ausſchließlich Erzeugniſſe eigenartig
Charakters, ſelbſt wenn darin unſere nationale Eigen-
eit bis zur Eigenſinnigkeit ausgeprägt iſt. Wie im
erkehr ſucht auch im geiſtigen und literariſchen Ver-
s Volk bei dem andern nur ſolche Artikel, die auf
eimiſchen Markte fehlen. Jedoch ſtellt Gutzkow in
einer „Unterhaltungen am häuslichen Herd" vielleicht
Unrecht in Frage, ob die literariſchen Erzeugniſſe,
he ſich gerade gegenwärtig die Ausländer vorzugs-
bekümmern pflegen, ihnen von der eigentlichen deut-
tesbildung eine richtige Vorſtellung zu geben geeignet
er beſchuldigt bei dieſem Anlaß namentlich den Fran-
-René Taillandier, ſeine Landsleute in dieſer Hinſicht
en. Einen ſeiner letzten in der „Revue des deux
veröffentlichten Aufſätze nennt Gutzkow das „Nonplus-
er verabredeten, ihm ſchriftlich und bei ſeiner letzten
rch Deutſchland mündlich dictirten Verfälſchung unſe-
ebenden literariſchen Zuſtände". **H. M.**

Bibliographie.

:lt, E. F., Metaphysik. Mit zwei lithographirten
Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 4 Thlr.
Apoſtelgeſchichte des Geiſtes, vom Verfaſſer des Evan-
der Natur. I. Geſchichte der Entwickelung des menſch-
iſtes in der Menſchheit. 1ſte Lieferung. Neuſtadt a.
t, Gottſchick. Gr. 8. 6 Ngr.
drich Freiherr von Bianchi, Duca di Caſalanza, k. k.
iſcher Feldmarſchallieutenant. Wien, Sommer. Lex.-8.
10 Ngr.
ngeliſches Brevier in Lied und Gebet. Herausgegeben
Schwabe. Friedberg, Scriba. Gr. 16. 12½ Ngr.
ch, J. F., Die proteſtantiſche Freiheit. Ein Dialog.
Treuttel u. Würtz. Gr. 12. 12 Ngr.
ſcher Bühnen-Almanach. Herausgegeben von A.
. 21ſter Jahrgang. Mit dem Porträt des Herrn
rient. Berlin, Laſſar. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
rakterzüge und Anekdoten als Bilder der Güte und
igkeit aus dem Leben Maximilian Joſeph I., Königs
ern. Ein bayeriſches Volksbuch. 2te Auflage, durch-
vermehrt und mit einer geſchichtlichen Schilderung:
ſte Herz", eingeleitet von F. W. Bruckbräu. Mit
elkupfer. München, Fleiſchmann. 1856. 8. 20 Ngr.
:nheim, M., Jadwiga, Königin von Polen. Dra-
Gedicht in fünf Aufzügen. Stuttgart, E. Hallber-
22½ Ngr.
mas, A., Sämmtliche Romane. In ſorgfältiger Ueber-
aus dem Franzöſiſchen. 1ſte Abtheilung: Hiſtoriſche
1ſte Lieferung. Stuttgart, Franckh. Gr. 16. 4 Ngr.
K., Ein verlorener Sohn. Roman in Oktaven. Ber-
. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
erſon, R. W., Ueber Goethe und Shakespeare. Aus
liſchen nebſt einer Critik der Schriften Emerſons von
nm. Hannover, Rümpler. 8. 15 Ngr.
ger, H., Lydia. Ein Bild aus der Zeit des Kaiſers
rel. 2te vermehrte und verbeſſerte Auflage. Stutt-
br. Scheitlin. Gr. 8. 27 Ngr.
ßbrenner, A., Die verkehrte Welt. Ein komiſches
3te Auflage. Volks-Ausgabe. Frankfurt a. M.,
r Sohn u. Comp. 16. 15 Ngr.

Holtei, K. v., Die Vagabunden. Roman in drei Bänden. 2te Auflage. Breslau, Trewendt. 16. 1 Thlr.

Horn, W. O. v., Johannes Scherer oder Tonſor, der Wanderpfarrer in der Unterpfalz. Ein Lebensbild zur Geſchichte der inneren Miſſion aus den Jahren 1620 bis 1641. Mit 1 Abbildung. Wiesbaden, Kreidel u. Niedner. 12. 10 Ngr.

Jahn, G., Die Natur im Lichte der göttlichen Offenbarung und die Offenbarung Gottes in der Natur. Ein Vortrag auf Veranſtaltung des evangeliſchen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 9. März 1857. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 6 Ngr.

Kant, J., Von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorſatz ſeiner krankhaften Gefühle Meiſter zu ſein. Herausgegeben und mit Anmerkungen verſehen von C. W. Hufeland. 9te verbeſſerte Auflage. Leipzig, Geibel. 8. 12 Ngr.

Keller, W., Geſchichte des eklektiſchen Freimaurerbundes mit einer Einleitung in die Allgemeingeſchichte der Freimaurerei. Gießen, Ricker. Gr. 8. 1 Thlr.

Kluckhohn, A., Geschichte des Gottesfriedens. Leipzig, Hahn. Gr. 8. 20 Ngr.

Koenig, H., Familien-Abende. Ein Novellenkranz. 1. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr.

Lauth, F. J., Das germanische Runen-Fudark, aus den Quellen kritisch erschlossen und nebst einigen Denkmälern zum ersten Male erklärt. Ein sprachwissenschaftlicher Beitrag zur ältesten Cultur-Geschichte des europäischen Central-Volkes. Mit einer lithographirten Tafel. München. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Der Maaßliebenkranz. Eine Familienchronik von der Verfaſſerin von „Der Erbe von Redcliffe", „Herzblättchen" ꝛc. Aus dem Engliſchen. Sechs Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.

Malczewski, A., Maria. Ukrainiſche Erzählung in zwei Geſängen. Aus dem Polniſchen ins Deutſche metriſch — ſammt den Anmerkungen des Dichters — übertragen und mit ſprachlichen und ſachlichen Zuſätzen erläutert von E. Schroll. Krakau, Budweiſer u. Comp. 1856. 16. 1 Thlr.

Mayer, J. B., Der welthiſtoriſche Prozeß, als die einzige Grundlage der Philoſophie. Freiburg im Br., Wangler. Gr. 8. 15 Ngr.

Pfiſterer, G. F., Luthers Lehre von der Beichte. Im Zuſammenhange und mit Luthers Worten dargeſtellt. Stuttgart, S. G. Lieſching. Gr. 8. 18 Ngr.

Pilgram, F., Leben und Wirken der hervorragendſten Proteſtanten. Betrachtet aus katholiſchen Glaubensprincipien. 1ſtes Heft. — A. u. d. T.: Leben und Wirken des Grafen Nicolaus Ludwig von Zinzendorf. Leipzig, C. H. Reclam. sen. Gr. 8. 24 Ngr.

Plänckner, A. v., Altenburg im Jahre 1813. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schott, S., Gedichte. Stuttgart, E. Hallberger. 16 22½ Ngr.

Soden, F. Freih. v., Die Kriegszüge der Nürnberger nach Lichtenberg und nach Ungarn. Zwei Monographieen aus der Kriegs- und Sitten-Geſchichte des 15. Jahrhunderts. Nach handſchriftlichen Quellen bearbeitet. Mit einer Anſicht. Nürnberg, Recknagel. 8 5 Ngr.

Stolz, A., Beſuch bei Sem, Cham und Japhet. Freiburg im Br., Herder. Gr. 12. 1 Thlr. 3 Ngr.

Trautmann, P. F., Ein Don Juan wider Willen. Luſtſpiel in drei Akten. 8. Berlin, Laſſar. 1856. 15 Ngr.

— — Ein Feind der Mode. Poſſe in einem Akt. Berlin, Laſſar. 1856. 8. 10 Ngr.

— — Onkel Quäker. Poſſe in einem Akt. Berlin, Laſſar. 1856. 8. 10 Ngr.

Wildermuth, Ottilie, Aus dem Frauenleben. 1ſter Band. 2te durchgeſehene Auflage. Stuttgart, Krabbe. Br. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Gegenwart.

Eine encyklopädiſche Darſtellung der neueſten Zeitgeſchicht alle Stände.

(Ein Supplement zu allen Ausgaben des Converſations-Lexikon.)

Zwölf Bände. 8. 25 Thlr. 10 Ngr. Elegant gebunden in Leinwand 29 Thlr. 10

(Auch in 152 Heften zu 5 Ngr. zu beziehen.)

Dieſes Werk liegt nach neunjährigem Erſcheinen nunmehr **vollſtändig abgeſchloſſen** vor. Es hat ſich in hoh die Anerkennung des Publicums wie der Kritik und eine geachtete Stellung in der Literatur erworben. **Als ſtändiges, abgerundetes Bild unſers Zeitlebens**, das in längern Aufſätzen, die größtentheils von den an deutſchen Schriftſtellern herrühren und zugleich eine höchſt intereſſante und anziehende Lectüre bilden, eben politiſchen Begebenheiten aller Länder und Staaten als die geſellſchaftlichen Zuſtände und Wiſſenſchaft, K Gewerbe darſtellt, iſt es von bleibendem Werthe für die Zeitgeſchichte der Gegenwart. Eine am Schluß geg ſtematiſche Inhaltsüberſicht zeugt von dem Reichthum und der Wichtigkeit des Werks.

Frühere Abnehmer des Werks, denen einzelne Hefte oder Bände fehlen, werden gebeten, ſich bald anzuſchaffen, da die Nachlieferung nur für eine kurze Zeit noch garantirt werden kann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arndt (E. M.), Blütenleſe aus Altem und Neuem.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine neue poetiſche Gabe des alten Arndt, die ſchon als ſolche ſeinen vielen Verehrern im deutſchen Volke gewiß willkommen ſein wird. Es ſind poetiſche Ueberſetzungen in drei Abtheilungen: „Griechiſches", „Schwediſches", „Engliſches und Schottiſches", meiſt in der Jugend des Dichters, wie er ſagt, „in den Jahren unſers entſetzlichen deutſchen Unglücks, zwiſchen 1805 und 1812", zum Troſte und zur eigenen Erheiterung, oder in Schweden, wo er vier Sommer lebte, gedichtet. Auch fehlt es hier und da nicht an Beziehungen auf die Gegenwart, namentlich in der kräftigen Widmung an ſeine Freunde Welcker und Dahlmann.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlrn. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Verlage des Oeſterreichiſchen Lloyd in Trieſt erſch

Die neuere

Naturwiſſenſcha

ihre Ergebniſſe und Ausſichten.

Von Adolf Helfferich.

Ein moderner franzöſiſcher Goldmacher und die alten ſten. — Atomiſtiker und Dynamiker. — Zellentheorie ſiologie der Atome. — Morphologie und Artbegriff. nismus und Teleologie. — Endergebniß.

Preis 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständiges Handwörterb

der deutschen, französischen und schen Sprache. Nach einem neuen Pla beitet zum Gebrauch der drei Nationen. Abtheilungen.

Sechste Auflage. 8. Gebunden. 2 Thlr. 2

Ein Wörterbuch der drei Hauptsprachen der G dessen Trefflichkeit am besten durch **das jetzige E** einer **sechsten Auflage** verbürgt wird

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

terariſche Unterhaltung.

¦cheint wöchentlich. —— Nr. 20. —— 14. Mai 1857.

t: Henry Wadsworth Longfellow. Von **Guſtav Liebert.** — Das Seelenleben der Menſchen und Thiere vom Stand=
er naturwiſſenſchaftlichen Induction. Von **Heinrich Birnbaum.** — Agneſe Schebeſt. — Elliſſen, Analekten der mittel=
und neugriechiſchen Literatur. — **Notiz.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Henry Wadsworth Longfellow.

ιry Wadsworth Longfellow, der „Dichter Ameri-
ſt zugleich der Lieblingsdichter Englands und hat
ı Deutſchland ſo manche Freunde und Verehrer
n. In England, wo ſich der gelehrte Stand
von dem geiſtlichen, die gebildete Geſellſchaft
von der ariſtokratiſchen getrennt und befreit hat,
fromme Vertreter der Wiſſenſchaft um Entſchul-
bittet, wenn er aus einem „heidniſchen" Schrift-
inen geſcheiten Gedanken entlehnt, wo vornehme
ı und Herren (und nicht etwa nur ihren vierzehn-
ı Töchtern gegenüber) ohne Schamerröthen decre-
es ſei ganz wider guten Ton und gute Sitte,
re zu leſen, da muß man den Beifall, den die
, ſanfte Lovelyromantik gewinnt, ganz natürlich
, und man darf ſich nicht wundern, den „Song
atha", zierlich in Maroquin gebunden, unter den
n Predigten auf Velinpapier, unter den neueſten
n in Goldſchnitt prangen zu ſehen. Daß aber
ı Deutſchland, wo dem äußern Anſchein nach
und Poeſie nicht nur dienende, zierende Beiwe-
Lebens ſind, wo — zuerſt ſeit dem Untergange
iechiſchen Welt — ein eigener ſelbſtändiger Cul-
s Schönen und Wahren ſich begründet zu haben
daß auch in Deutſchland die ſüße Sentimentalität
Triumphe erntet, das iſt ganz geeignet, den
en ſehr wehmüthig und demüthig zu ſtimmen.

gfellow hat ſelbſt in ſeinen beiden Büchern „Outre-
nd „Hyperion" ſeinen Entwickelungsgang geſchil-
Das alte Europa war ihm, wie ſo manchem
mer, von Jugend auf das „Heilige Land", nach
ſich ſehnte. Er trat die „Pilgerſchaft über das
an und durchwanderte ſeinen „Orient" nach allen
ıgen. „Ich habe", ſo erzählt er uns, „Frankreich
r Normandie bis nach Navarra durchreiſt, habe
r vlämiſchen Schenke meine Pfeiſe geraucht, bin
em Trekſchuit über das flache Holland geflogen,
af einer deutſchen Univerſität bei der Studirlampe manche Mitternacht herangewacht; die claſſiſchen Stätten Italiens habe ich voll Staunen betrachtet, und der muntern Guitarre, den luſtigen Caſtagnetten habe ich gelauſcht an den Ufern des blauen Guadalquivir." Es iſt zu beachten, daß in dieſer Darſtellung das vlämiſche Wirthshaus und der holländiſche Trekſchuit mit der deutſchen Univerſität gleichen Rang behaupten, und daß die Aufmerkſamkeit von Italiens großen Denkmalen und Erinnerungen durch ſpaniſches Guitarrengeklimper abgezogen wird. Longfellow hat viel geſehen und noch mehr geleſen, aber damit hatte er auch, wie ſo viele Nachkommen des praktiſchen Geſchlechts der Angelſachſen, vollkommen genug. Daß man auch fleißig nachdenken müſſe, um durch Sehen und Leſen etwas zu lernen, ſcheint er für einen Aberglauben der „in den Wolken" wohnenden Deutſchen zu halten.

Und doch hat er eben dieſen Deutſchen ſeine beſondere Vorliebe zugewendet. Engliſche Kritiker hielten ihn geradezu für einen Schüler unſerer Dichter, und manche von ihnen haben ihn ſogar in dem ziemlich ungerechten Verdacht, von der „verbotenen Frucht" profaner deutſcher Weisheit gekoſtet zu haben. Er hat ſeine Studien über unſere Literatur in dem merkwürdigen Halbroman „Hyperion" niedergelegt, merkwürdig deshalb, weil er nur für Engländer welche Deutſch, und für Deutſche welche Engliſch verſtehen lesbar iſt. Er renommirt darin viel mit Reimchroniken, Nibelungenlied, Heldenbuch, Minne- und Meiſterſängern, „Narrenſchiff", „Reineke Fuchs" u. ſ. w. Wir danken ihm für das Intereſſe, das er uns damit bezeugt, hoffen aber zugleich, daß ſich ein Anderer von ſeinen Landsleuten finden möge, der ſeinem Beiſpiele folgt und deſſen Mühe beſſere Frucht bringt. Denn Longfellow hat ſich in der That ſehr wenig fähig gezeigt, den Engländern und Amerikanern gegenüber ein wahrer Interpret deutſcher Dichter und Denker zu werden. Das beweiſt ſein gerade nicht ſehr tiefes Raiſonnement über Goethe und ſelbſt über ſeinen Liebling Jean Paul; das beweiſt vor allen Dingen der mislungene Verſuch einer Perſiflage deutſcher Philoſophie in dem Capitel „Glimpses

into cloudland". Es iſt der gewöhnliche Weg, ſich an Denen zu rächen, die man nicht verſteht, daß man ihnen blühenden Blödſinn in den Mund legt. Wer ſo verfährt, der hat gewiß das dankbare Gelächter der Gedankenloſen auf ſeiner Seite, welche ihre Beſchränktheit und ihre Ignoranz plötzlich als die echte Weisheit anerkannt ſehen.

An die Reiſen Longfellow's in fremde Länder und in fremde Bücher ſchließen ſich naturgemäß ſeine Ueberſetzungen und Nachbildungen fremder Poeten. In ihnen zeigt ſich am deutlichſten die ſtärkſte ſeiner guten Eigenſchaften: ſein außerordentliches Formtalent, das ſpielend jeden Zwang ausländiſcher Fügungen und Wendungen überwindet. Nur das ſcheint er nicht gewußt zu haben, daß die Einmiſchung fremder Idiome ſtets eine Störung der Sprach- und Versmuſik iſt. Als Beiſpiel diene

the halls
Of ancient Hofburg's walls

in Uhland's Gedicht „Der ſchwarze Ritter". Beſonders zahlreich ſind unter Longfellow's Uebertragungen deutſche Lieder und Balladen, und man hat nur zu bedauern, daß der Formkünſtler nicht zugleich ein beſſerer Kritiker geweſen iſt. Eine glückliche Wahl hat er jedoch getroffen in einer Reihe von Sinngedichten unſers alten wackern Logau, die nun von den Engländern genoſſen werden, während ſie in ihrer Heimat, der Empfehlung Leſſing's zum Trotz, faſt in Vergeſſenheit gerathen ſind.

Von den Nachbildungen zu den Originalarbeiten des Dichters iſt kein weiter Weg. Denn dieſe letztern ſind weſentlich Erzeugniſſe der Anempfindung. Wir haben Jugendgedichte von Longfellow, die vor dem Abſchluß ſeines neunzehnten Lebensjahres geſchrieben ſind. Schon in dieſer Gymnaſiaſtenpoeſie überraſcht uns der überaus glatte, klare, melodiſche Vers. Da iſt keine Spur von einem unruhigen, unbändigen Stoff, der ſich etwa der Form nicht fügen wollte. Bei einem jungen Poeten erſchreckt uns beinahe dieſer Mangel aller innern Gährung, alles Sturms und Drangs. In einem dieſer Gedichte beſingt er „The spirit of poetry". Dieſer Geiſt wohnt für ihn nur im flüſternden Walde, im grünen Thale, auf ſchwellenden Hügeln, in ſtillen Grotten. Und bei dieſer Knabenidee iſt Longfellow im Grunde ſtehen geblieben. Den Sinn für Naturbeobachtung, das landſchaftliche Talent, Vorzüge, welche den Dichtern engliſcher Zunge von jeher eigen geweſen ſind, beſitzt auch er in hohem Maße. Aber den energiſchen Schritt zur wahrhaft ergreifenden Poeſie des Lebens thut er niemals. Eine echte herzhafte Jugendliebe wäre hinreichend geweſen, ihn zu dieſer Kühnheit herauszufodern. Aber auch dieſes doch nicht ſo gar ſeltene Schickſal hat er nicht erlebt. Ein einziges ſeiner Gedichte („A gleam of sunshine") erinnert daran, daß er einmal ein ſchönes junges Mädchen — in die Kirche begleitet hat. In einem andern Gedicht („Maidenhood") bewundert er den Zauber reiner zarter Jungfräulichkeit, aber nur aus geziemender Entfernung. Unter allen ſeinen Arbeiten iſt dieſe

am reichlichſten mit einer durch Thränen l
Süßigkeit ausgeſtattet. Sie verdient deshalb al
teriſtiſche Probe moderner Lovelyromantik einen
einer hiſtoriſchen Sammlung von Gedichten.

Der Poet, der ſelbſt nichts erfährt und i
wird uns mit entlehnter Poeſie bewirthen. A
kann voll hohen Schwungs ſein, wenn ſie ſic
rechten Vorbilder anſchließt. Sie iſt es nicht b
fellow. Unter der Aufſchrift „The day is do
er uns den Schlüſſel zur Entſtehung vieler ſein
Am Abend, ſo erzählt er uns, pflegt er zu leſen
ſingen. Aber er wendet ſich nicht zu den „gro
Meiſtern", deren „gewaltige Gedanken, gleich d
gen einer kriegeriſchen Muſik, an das endloſe
und Ringen des Lebens gemahnen", denn „R
es, was er ſucht. Deshalb blättert er lieber in
chern „ſchlichter Sänger" und leiht ihren unbe
Liedern die „Melodie ſeiner Stimme", d. h.
ducirt ſie.

Jeder Lovelydichter iſt ein Narciſſus. Lon
kokette Verliebtheit in ſich ſelbſt ſpricht ſich am
ſten in ſeinem vielbewunderten Gedicht „Excelsi
In der Abenddämmerung ſchreitet durch ein A
ein Jüngling; er trägt in ſeiner Hand ein Ba
der — vielleicht von zarter Frauenhand darau
ten? — Inſchrift: Excelsior! (Excelsius?). De
ling läßt ſich von den guten Aelplern nicht abh
der Nacht aufwärts zu ſteigen, und wird vom
verſchüttet. Daran ſoll man nun glauben, a
ſchiefen und überladenen Allegorie ſoll man ſ
vornehmern Sinn herausleſen, als den: Wer ſich
fahr begibt, kommt darin um! Das Ganze l
eine verzückte Selbſtbeſpiegelung hinaus, und de
hat Sorge getragen, daß man bei dem „hoch
Jüngling" an ihn ſelbſt denkt, denn jener komm
„einer glücklichen Heimat, wo das häusliche Ka
hell und warm ſcheint". Und doch hat gera
ſchwächſte Production Longfellow's vielleicht den
Beifall gefunden. Ein engliſcher Eſſayiſt,
der anſtatt einer Kritik der Verſe des Am
ſchwärmeriſche Variationen derſelben in Proſa g
hat, läßt ſich ſogar zu dem unſinnigen Ausſpr
reißen: „Ich könnte mir jetzt ebenſo wenig ei
ohne «Excelsior» als eine Welt ohne Iliade de

Zwar gibt Longfellow ſeinen Geſängen den
(„l'envoi"), den Leuten zuzurufen: „Seid gutes
Aber ſie richten das zum Theil mit einer wahren
bittersmiene aus. Die engliſche Kirchhofsſeligkeit
Gedichten, wie „Footsteps of angels", „God'
„The reaper and the flowers" u. ſ. w.
deres Lied verſpricht den „Becher des Lebens"
gen, derſelbe iſt aber mit bittern Tropfen gef
die Perlen, die ihn ſchmücken „bedeuten Thräne
nen geſundern Ton ſtimmt der Dichter im „P
life" an; da huldigt er der Goethe'ſchen Leben
welche durch kräftiges Wirken müßige Reue un
Furcht bezwingen lehrt und gegen das Geſtern

gen das Morgen das Recht des lebendigen Heute vertritt. Mit dieſem Liede männlichern Schlags hängt eine Reihe von Geſinnungsgedichten zuſammen, die, wenn man ihnen auch die Ehre ſtreitig machen kann, „auf der Höhe des Jahrhunderts“ zu ſtehen, doch ihren Werth und Nutzen haben. Die Geſinnung, um die es ſich handelt, iſt eine chriſtliche, und zwar von der Form und Farbe, die uns aus „Onkel Tom's Hütte“ oder etwa auch aus Elihu Burritt's „Oelblättern für das Volk“ bekannt iſt. Eine Anzahl von „Gedichten gegen die Sklaverei“ gehört vor allen Dingen hierher. Das bedeteſte unter ihnen iſt das letzte: „The warning“. Ein Seitenſtück zu dieſen praktiſchen Liedern bildet die Erzählung von dem „Norman Baron“, der in ſeiner Todesſtunde alle ſeine Leibeigenen freigibt. Auf der andern Seite verkündigt das Gedicht „The arsenal at Springfield“ das Evangelium des allgemeinen Friedens, der Eintracht und Liebe aller Nationen; wie die Barbarei des Sklaventhums, ſo wird die Barbarei des Kriegs vom Menſchen und vom Chriſten ſtreng verurtheilt. Ja der Poet thut noch einen Schritt weiter; in der Reiſeſkizze „Nürnberg“ feiert er die poſitive Schöpfung der Freiheit und des Friedens: die Ehre der Arbeit, den Adel des Fleißes. Und das lebendige Beiſpiel dazu, der vortreffliche „Village blacksmith“, er iſt ohne Zweifel verwandt mit der „Alten Waſchfrau“ unſers Chamiſſo; wie dieſe, vertritt er ein ſehr ſchlichtes, ſcheinbar gemeines Menſchenloos, das aber durch die treue Erfüllung des zugemeſſenen Tagewerks verklärt und gehoben wird.

In einer ſpätern Sammlung von Dichtungen: „The sea-side and the fire-side“, verſucht Longfellow unter dem Titel „The building of the ship“ ein Stück Culturpoeſie nach dem Muſter von Schiller's „Lied von der Glocke“ zu geben; ein guter Vorſatz allerdings, aber die Ausführung erſcheint ſehr dürftig neben dem hohen deutſchen Vorbild. Nicht weit davon begegnet uns eine Nachahmung des „Pegaſus im Joche“. Daß der Bauer ſo ganz leer ausgehen und dem Dichter allen Vortheil überlaſſen ſoll, leuchtet dem Amerikaner nicht ein; an der Stelle, wo Pegaſus ſich aufſchwingt, läßt er einen Geſundbrunnen hervorſprudeln zu praktiſcher Nutznießung.

Von Longfellow's größern Werken erwähnen wir zuerſt das unbedeutendſte: „The Spanish student“, eine dramatiſche Studie über Cervantes' „La gitanilla“, das bekannte Vorbild zur „Precioſa“. Nach einer ſehr hübſchen Expoſition kann ſich die dramatiſche Verwickelung aus den Banden der Novellenform nicht befreien, und die Löſung tritt ein, wenn man ſchon gar nicht mehr neugierig darauf iſt. Zum Ueberfluß iſt auf das glückliche Ende noch der tragiſche Knall einer Todtſchießſcene gepfropft. Zugleich kann das Stück als Beweis dienen, daß die durch Shakſpeare geheiligte Sitte, in das ernſte Drama ein komiſches Zwiſchenſpiel einzuweben, von Denen, die den Humor dazu nicht haben, beſſer zu umgehen iſt.

Wir gelangen nunmehr zu des Dichters berühmteſter Schöpfung, zu dem Idyll in Hexametern: „Evangeline.“ Dieſe „Liebesgeſchichte“ führt uns in eine Zeit zurück, wo zwiſchen Engländern und Ruſſen noch kein weſentlicher Unterſchied beſtand, wenigſtens nicht in Bezug auf eroberte Länder. Ort der Handlung iſt Akadien oder Neuſchottland. Die Bewohner dieſes Landes, in einem zweifelhaften Vaſallenverhältniß zu Franzoſen und Engländern befangen, hatten den erſtern gegen die letztern im Erbfolgekriege allerlei Vorſchub geleiſtet und wurden dafür von den grauſamen Siegern aus ihren Wohnungen, aus ihrer Heimat vertrieben und in ganzen Schiffsladungen nach den ſüdlichern engliſchen Beſitzungen — den jetzigen Vereinigten Staaten — gebracht. Das erzählt uns Longfellow im erſten Abſchnitt ſeines Epos, welcher fünf Geſänge umfaßt. Nach dieſem Eingang ſtanden ihm zwei Wege der Behandlung offen: entweder die Unglücklichen mußten ſich duldend fügen, oder ſie mußten verſuchen, Gewalt mit Gewalt zu überwinden. Für energiſche Schritte hatte aber der ſanftmüthige Dichter keinen Sinn, ja er macht ſich ſogar, wenn er nur einen Anlauf dazu nimmt, unbewußt lächerlich. Der Schmied des Dorfes Grandpré, der „hoch emporragt“ über die Köpfe ſeiner Genoſſen mit ſeinem „zornglühenden“ Antlitz, erhebt ſeine gewaltigen Arme und ruft mit Donnerſtimme: „Nieder mit den engliſchen Tyrannen!“ Aber die „unbarmherzige“ Hand eines Soldaten „ſchlägt ihn auf den Mund“ und wirft den ganzen Mann — auf Einen Hieb! — ſo lang er iſt, auf das Pflaſter nieder, als ob er ein kleiner Junge wäre. Zu einer Poeſie der That konnte ſich der Dichter alſo nicht entſchließen; er gibt uns dafür eine Poeſie des Leidens. Und welches Leidens! Evangeline, die Tochter des Bauers Bellefontaine, hat ihren Bräutigam Gabriel verloren, nicht etwa durch den Tod, nein, ſie ſind nur bei dem gewaltſamen Transport auseinandergeriſſen worden. Ihr ganzes Unglück iſt, daß man ſich damals noch nicht „in die Zeitung ſetzen“ konnte! Evangeline wandert durch das weite Amerika, um ihren Geliebten zu ſuchen; ſie findet ſeine Spur, aber das Misgeſchick widerfährt ihr, daß ſie immer drei Tage oder auch nur 24 Stunden zu ſpät an dem Orte eintrifft, wo er zuletzt verweilt hat, der ſie gleichfalls ſucht. Dieſes unſelige Verſteckſpiel dauert viele, viele Jahre, ſie wandern Beide unermüdlich (durch die fünf Geſänge des zweiten Abſchnitts) und finden ſich nicht. Wir ſehen einen Reiz nach dem andern von Evangelinens Antlitz ſchwinden, eine Runzel nach der andern gräbt ſich ein, ein Haar nach dem andern färbt ſich grau; es iſt in der That eine nerventödtende Schilderung, und man ſollte denken, jedes Gefühl müßte ſich dagegen empören. Doch dem iſt vorgebaut. Ein „ehrwürdiger Prieſter“ intereſſirt ſich für Evangeline, tritt häufig als ihr Reiſegeſellſchafter auf und gibt ihren Leiden eine „chriſtliche Weihe“. Zuletzt wird ſie „Barmherzige Schweſter“, — ſie erkennt in einem Peſtkranken, den ſie beſucht, ihren Gabriel, — er ſtirbt in ihrer Umarmung, — eine Phantaſie, die, trotz des ſüßen Tons, in dem ſie vorgetragen wird, ſehr widerwärtig iſt.

Schon in dieſem Gedicht war es der majeſtätiſche Reiz der transatlantiſchen Natur — die Prairie, der Urwald, welcher den Antheil ſelbſt Derer erzwang, die durch ſentimentale Frömmelei nicht zu gewinnen ſind. Dieſes Mittel zu gefallen hat Longfellow noch ein mal auszubeuten verſucht im „Song of Hiawatha“. Hier führt er uns noch hinter die Paradieſesunſchuld der akadiſchen Bauern zurück, zu den Ureinwohnern des Erdtheils, zu den ehrlichen Rothhäuten, mit denen uns Cooper's Romane befreundet haben. Wir ſind gewohnt, dieſelben zu ſchätzen, ſolange ſie uns als echte, rechte Wilde begegnen, weil ſie allerdings zuweilen „beſſere Menſchen“ ſind als die überfeinerten Europäer. Longfellow aber hat es unternommen, uns eine Art von Cultur unter ihnen nachzuweiſen. Er nennt ſein Gedicht „die indianiſche Edda“ und gibt uns unter dieſer beſtechenden Firma eine Mythologie, von der wir zur Ehre der braven Rothhäute glauben wollen, daß ſie großentheils von ſeiner eigenen Fabrik iſt. In trochäiſchen Verſen, die er Heine's „Atta Troll“ *) abgelernt hat, erzählt er die geiſtloſeſten und abgeſchmackteſten Märchen. Am Ende kommen „weiße Männer“ an; der „Heiland“ der Indianer, Hiawatha, ſagt den Verfall, die Ausrottung ſeines Volks voraus und legt ſein Amt in die Hände des chriſtlichen Miſſionars nieder. Man könnte ſagen, dieſer wiederum auf Leſerinnen von gutem, d. h. religiöſem Ton ſpeculirte Schluß zerſtörte das Intereſſe am ganzen Gedicht, wenn überhaupt ein ſolches hätte aufkommen können.

Ueberblicken wir das Ganze, was Longfellow geleiſtet, noch ein mal, ſo wird das Gute davon, um einen bezeichnenden Ausdruck Schiller's zu wählen, faſt ausſchließlich dem Gebiete der ſchmelzenden Schönheit zu überweiſen ſein. Inſofern die weichen, ſanften, zarten Töne der Dichtkunſt rohe Sitten zu mildern, zu bezähmen geeignet ſind, mögen auch Longfellow's Verſe den heutigen Amerikanern als heilſam und zuträglich empfohlen werden. Wir allzu zahmen Deutſchen aber würden nach energiſcher Schönheit verlangen müſſen, die unſere Thatenluſt erweckt, unſern Muth ſtählt. Näher betrachtet ſind aber beide Gegenſätze, einſeitig gefaßt, von untergeordnetem Werthe, und der Durſt der ganzen Welt iſt in Wahrheit auf die volle Idealſchönheit gerichtet, welche zwar alle Anlagen, Kräfte und Triebe des Menſchen lebendig anregt und erhöht, aber zugleich ſie reinigt und zuſammenſtimmt zu einer ebenſo friedlichen als mächtigen Harmonie. **)

Guſtav Liebert.

*) Vielmehr wol dem finniſchen Epos „Kalevala“ nach Schiffner's deutſcher Bearbeitung Was die Märchen und Sagen, die den Inhalt des „Hiawatha“ bilden, betrifft, ſo ſollen dieſe der Hauptſache nach nicht Longfellow's eigene Erfindung, ſondern aus Catlin's und Schoolcraft's bekannten Werken über die indianiſchen Stämme entlehnt ſein.
D. Red.

**) Von Longfellow's Gedichten ſind jüngſt faſt gleichzeitig zwei deutſche Ueberſetzungen erſchienen: „Gedichte von H. W. Longfellow. Deutſch von Alexander Neidhardt“ (Darmſtadt, Leske, 1856), und: „Longfellow's Gedichte. Ueberſetzt von Karl Böttger“ (Deſſau, Neubürger, 1856). Beide Ueberſetzungen laſſen noch Manches zu wünſchen übrig. Böttger, der, beiläufig bemerkt, Profeſſor am Gymnaſium in Deſſau iſt, hat in einem Anhange eine Reihe von Gedichten, die ihm einer metriſchen Bearbeitung widerſtrebend zu ſein ſchienen, in ungebundener Rede überſetzt, während Neidhardt auch ſie in metriſcher Form wiedergegeben hat. Dagegen iſt der Böttger'ſchen in beſcheidenerm typographiſchen Gewande vor das Publicum tretenden Bearbeitung eine Lebensgeſchichte Longfellow's beigegeben Ein Bändchen des in Leipzig bei Einhorn und in Peſth bei Hartleben erſcheinenden „Leipziger Leſecabinet“ bildet „Hyperion. Eine abenteuerliche Geſchichte von H. W. Longfellow. Deutſch von Adolf Böttger.“ Von Longfellow's letzter Dichtung „Hiawatha“ iſt außer der von uns ſchon früher als wohllautend und anmuthig gerühmten Ueberſetzung von Adolf Böttger ſpäter auch eine die Eigenthümlichkeiten des Originals energiſch und gewiſſenhaft wiedergebende von F. Freiligrath (Stuttgart, Cotta, 1857) erſchienen, ſodaß ſich Longfellow rühmen darf, daß zwei der bedeutendſten deutſchen Versvirtuoſen gewetteifert haben, eine ſeiner Hauptdichtungen in unſer Idiom umzuformen. Den obenſtehenden Aufſatz über Longfellow anlangend, ſo geben wir zu, daß bei der Schärfe, womit der Verfaſſer ſeinen Gegenſtand analyſirt, nicht allen Vorzügen der Longfellow'ſchen Muſe Gerechtigkeit geſchieht. Indeß halten wir es für die Pflicht eines kritiſchen Blattes, in Momenten, wo in Betreff dieſes oder jenes Autors oder einer beſtimmten Richtung Ueberſchätzung an Stelle gerechter Schätzung zu treten droht, auch ſolchen Stimmen zur Oeffentlichkeit zu verhelfen.
D. Red.

Das Seelenleben der Menſchen und Thiere vom Standpunkte der naturwiſſenſchaftlichen Induction.

Der Fortſchritt der Naturwiſſenſchaften zeigt ſich in unſern Tagen überall mit einem ungemein kampfrüſtigen Muthe. Er wagt ſich jetzt ſogar auf das hohe Feld der geiſtigen Natur und hält kühn den Kopf zum Streite empor, als wäre er ſich eines ſichern Siegs bewußt. Daß dies kommen werde, ließ ſich ſchon vor mehr denn 50 Jahren mit Beſtimmtheit vorausſehen, nur konnte man nicht erwarten, daß ſich der Weg ſo wunderbar raſch von allen Hinderniſſen freimachen laſſe. Der Kampf iſt nun da. Auf der einen Seite ſtehen die Männer mit den durch die Erfahrung geſchliffenen und durch das praktiſche Leben gehärteten Waffen der Induction, auf der andern die erſchreckten Anhänger der ſpeculativen Philoſophie, welche ſich zu lange blos mit Scheingefechten gegen Phantaſiefeinde verwöhnt hatten und erſt jetzt und allmälig ſich zu einem organiſirten kräftigen Widerſtand aufgerafft haben.

Wir halten heute eine Nachleſe auf dieſem Gebiete aus einem frühern Jahre und eröffnen dieſelbe mit einer merkwürdigen Schrift, welche ganz vorzugsweiſe die Natur der Menſchenſeele ins Auge faßt, aber die dabei vorkommenden Phänomene bald auf dem Wege ſtrengwiſſenſchaftlicher Erfahrung, bald durch ideale Speculation zu erklären ſucht. Der Titel derſelben iſt:

1. Wahrheiten im Volksaberglauben, nebſt Unterſuchungen über das Weſen des Mesmerismus. In Briefen von Herbert Mayo. Nach der dritten engliſchen Originalausgabe deutſch von Hugo Hartmann. Mit einer Tafel. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Buch verdient viel geleſen zu werden. Es gewährt eine durchweg feſſelnde, ganz eigenthümliche Unterhaltung. Das Wunderbare in der menſchlichen Geiſtesnatur tritt hier mit Thatſachen begründet auf, läßt ſich beobachten und unterſuchen von einem ſehr erfahrenen Arzte. Schon dies gewinnt für die Schrift, bei weitem aber noch mehr die geiſtreiche, überall ſpannende, überraſchende Kunſt des Vortrags, in der der Verfaſſer ein Meiſter iſt. Die geheimnißvollen Sagen über die grauſigen Thaten der Vampyre, die ſchauerlichen Erzählungen von Geſpenſtern und Mondſüchtigen, von dem Alpdrücken und Hellſehen, die Wunderthaten durch die Wünſchelruthe und den Mesmerismus, dies Alles iſt in dem Buche zu einer anmuthigen

rwebt. Die Phantaſie der Leſer wird dabei auf
Probe geſtellt. Wer das Buch zur Hand nimmt,
hüten, das düſtere Reich des Uebernatürlichen nicht
iubiger Hingebung zu durchwandern. Der Verfaſſer
lerdings auch hierin vorſichtig und unterläßt es nicht,
erinnern, daß mancherlei Selbſttäuſchung dabei vor-
ndeſſen zeigt er doch auch wieder ſehr viel eigenen
ür die Sache und ſucht überall den Beweis für die
itung derſelben, wobei denn vorzugsweiſe Reichen-
kraft zu Hülfe gerufen wird. Die Verſuche über
iagnetismus von Plücker und die Unterſuchungen
iſche Elektricität von Dubois-Reymond ſcheint der
noch nicht gekannt zu haben, ſonſt würde er
rin eine noch wichtigere Unterſtützung ſeiner For-
unden haben.

wir wollen die Leſer zu dem intereſſanten Inhalte
ſelbſt führen. Im erſten der 14 Briefe, woraus
beſteht, beſpricht der Verfaſſer die Wünſchelruthe
darauf aufmerkſam, was vielleicht Wahres in der
en könne. Der zweite Brief unterſucht den Vampy-
Ein Vampyr iſt bekanntlich ein Leichnam, welcher
Meinung des Volks im Grabe fortlebt, daſſelbe bei
äßt, um lebenden Menſchen das Blut auszuſaugen,
r ſich nährt und in gutem Stande erhält, anſtatt
ern Leichen zu verweſen. Der Biß des Vampyrs
bei den bleichen Opfern faſt nie eine ſichtbare Spur.
Jahrhunderte herrſchte dieſer Aberglaube im öſt-
opa auf eine furchtbare Weiſe. Zu dieſer Zeit ver-
h der Vampyrismus wie eine Peſt über Serbien und
Walachei, verurſachte ſehr viele Todesfälle, beun-
d ängſtigte das ganze Land; man ſah mit Schrecken
geheimnißvolle Heimſuchung, gegen welche ſich Nie-
r fühlte. Dies Alles iſt als eine hiſtoriſche That-
chnet, und es wird auch nicht unterlaſſen, die Sache
elen zu unterſtützen. „Im Frühjahre 1727", erzählt
ſer, „kehrte ein gewiſſer Arnod Parle aus der Levante
eimat, das Dörfchen Medungna bei Belgrad, zurück.
ſich in einigen Jahren Kriegsdienſt und abenteuer-
es ſoviel geſammelt, um ſich eine Hütte und einige
Landes zu kaufen, da er den Reſt ſeines Lebens in
orte zu beſchließen beabſichtigte, wie er wieder-
ach. Er hielt auch Wort. Kaum hatte er die Blüte
alters erreicht, und obgleich er die rauhen Stürme,
igkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens erfahren
manchem wilden und ruchloſen Gefährten in nähere
gekommen ſein mußte, ſo war er dennoch bei ſei-
Natur tüchtigen Charakter und ſeinen feſten Grund-
allen Ereigniſſen und Scenen, welche er durchgemacht,
m geblieben. So waren wenigſtens die Anſichten
hbarn, wenn ſie in der großen Stube der Dorfſchenke
Rückkehr und Niederlaſſung untereinander plauder-
ſtrafte die freie offene Haltung Arnod's, ſein an-
Weſen und ſein feſtes männliches Betragen ihr Ur-
ihn keineswegs Lügen. Und doch trat zuweilen ein
Zug auffallend an ihm hervor, ein Blick, ein
Stimme, welche von innerer Unruhe zeugten. Er
n die Einladungen ſeiner Freunde, den Abend mit
bringen, ab, oder er verließ unter irgendeinem Vor-
glich ihre Geſellſchaft. Noch unverantwortlicher und,
ien, ſyſtematiſch vermied er es, ſeiner hübſchen Nach-
zu begegnen, deren väterliches Beſitzthum unmittel-
ſeinem Gehöfte lag. Siebzehn Jahre alt, war Nina
endes Bild der Jugend, des Frohſinns, der Unſchuld
Vertrauens, wie man es nur auf dem ganzen
hätte finden können. Man konnte nicht in ihre
rchſichtigen Augen blicken, ohne zugleich den Grund
, durchſichtigen Quelle ihrer Gedanken zu erſchauen.
uhr denn Arnod vor jedem Begegnen mit ihr zurück?
eſund, hatte ein kleines, aber hinreichendes Vermö-
gen, beſaß Fleiß und Geſchicklichkeit und hatte ſeinen Freunden erzählt, daß er in andern Landen keine Bande geknüpft habe. Warum vermied er denn den Zauber der reizenden Nina, welche ein Weſen zu ſein ſchien, geſchaffen, von jeder Stirn die Falten der Sorge zu verjagen? Und doch benahm er ſich ſo; allein mit immer weniger und weniger Entſchloſſenheit, denn er fühlte den Reiz ihrer Gegenwart. Und wie konnte er auch lange Widerſtand leiſten? Er that es nicht, er folgte dem Triebe der in ihm erwachten Neigung für das unſchuldige Mädchen, welches ihn in ſeinen Anfällen von Trübſinn ſo oft zu erheitern ſuchte. Und ſie wurden vereint — — und doch umſchattete ſelbſt im Sonnenſchein dieſer Tage dann und wann ein Ausdruck von düſterer Angſt ſeine männlich ſchönen Züge. «Was macht dich ſo trübſinnig, ſo traurig, mein geliebter Arnod? Ich kann nicht daran ſchuld ſein, denn du warſt traurig, ehe du mich jemals bemerkt hatteſt, und ich glaube (hier überzog eine dunkle Röthe ihr reizendes Antlitz), ich glaube, daß allein dadurch zuerſt meine Aufmerkſamkeit auf dich gezogen wurde.» — «Nina», lautete die Antwort, «ich fürchte, ich habe ein großes Unrecht begangen, als ich deine Neigung zu gewinnen ſuchte. Nina, ich habe die feſte Ueberzeugung, daß ich nicht lange leben werde — und dennoch habe ich, ſelbſtſüchtig genug, trotz dieſer Ueberzeugung dein Glück unauflöslich an meine Exiſtenz geknüpft.» — «Wie ſonderbar du redeſt, geliebter Arnod! Kein Menſch im Dorfe kommt dir an Kraft und Geſundheit gleich! Du fürchteteſt doch nie Gefahren, als du Soldat warſt; welche Gefahr fürchteſt du als Bauer von Medungna?» — «Es quält mich ſehr, arme Nina.» — «Aber, Arnod, du warſt ja ſchon immer traurig, ehe du an mich gedacht hatteſt. Fürchteteſt du dich damals auch vor dem Tode?» — «Ach, Nina, es iſt ſchrecklicher als der Tod.» — Und ſeine kräftige Geſtalt bebte vor Entſetzen. «Arnod, ich beſchwöre dich, ſprich deutlicher!» — «Zu Koſſova traf mich das Unglück — — Hier ſeid ihr bisjetzt der fürchterlichen Geißel entgangen. Aber dort ſtarben ſie und der Tod beſuchte die Lebenden. Mir galt der erſte ſchreckliche Beſuch — — und nicht eher konnte ich ihn verſcheuchen, als bis ich ſein Grab geſucht und die furchtbare Buße von dem — Vampyr erpreßt hatte.» — Das Blut gerann in Nina's Adern bei dieſer fürchterlichen Erklärung zu Eis. Vor Schrecken und Schaudern war ſie ganz betäubt. Allein ihr jugendliches Herz wurde der erſten Verzweiflung bald Herr. Mit rührender Stimme erwiderte ſie nach einer kurzen Pauſe: «Sei ruhig, mein geliebter Arnod, fürchte dich nicht mehr, ich will dich ſchützen und mit dir ſterben.» Und ſie umſchlang ſeinen Hals mit ihren zarten Armen ... Etwa eine Woche nach dieſem Geſpräch ſtürzte Arnod von einem hochbeladenen Heuwagen herab; man trug ihn leblos nach Hauſe und nach kurzen Leiden ſtarb er. Sein Begräbniß erfolgte, wie es dort zu Lande gebräuchlich iſt, ſehr bald nach ſeinem Tode. Nina's Schmerz war unbeſchreiblich." — Zwanzig oder dreißig Tage nach Arnod's Tode klagten, wie der actenmäßige, vollkommen beſtätigte Bericht über dieſe Vorfälle meldet, mehre Nachbarn, daß ſie von dem todten Arnod als Vampyr verfolgt und gequält würden, ja vier von ihnen ſtarben ſogar plötzlich. Das Unglück war, ſelbſt mit ſkeptiſchen Augen angeſehen, ſchon an ſich ſchlimm genug, aber durch die Aeußerung des Aberglaubens vergrößert, verbreitete es einen paniſchen Schrecken durch den ganzen Bezirk. Um die ungeheuere Beſtürzung und Angſt der Bevölkerung zu beſchwichtigen und dem Uebel womöglich auf den Grund zu gehen, wurde ein öffentlicher Befehl erlaſſen, Arnod's entſeelten Körper öffentlich wieder auszugraben und zu unterſuchen, ob er wirklich ein Vampyr ſei, in welchem Falle mit dem Leichname nach Recht zu verfahren ſei. Die Commiſſion begab ſich nach dem Kirchhofe, ließ Grab und Sarg vom Todtengräber öffnen — da ſah man friſches Blut an den Lippen des begrabenen Arnod. Die Leiche ſah noch ſo friſch aus, als wenn ihr Tod erſt vor 24 Stunden erfolgt wäre. Beim Anfaſſen löſte ſich die Oberhaut ab, allein unter derſelben hatte ſich neue Haut ge-

bildet, auch zeigten ſich unter den alten Nägeln neue. Das Alles ſah man als einen offenbaren Beweis an, daß Arnod ein Vampyr ſei. Die Commiſſion ließ den Leichnam aufſpießen und verbrennen. Durch dieſe öffentliche von der Obrigkeit angeordnete Vernichtung eines Vampyrs ward die Sache aber nicht gebeſſert. Es ſtarben ſogar noch viel mehr als zuvor den Vampyrtod. Da entſchloß man ſich zu einer gerichtlichen Reviſion des ganzen Kirchhofs und fand nicht weniger als 12 Leichen, welche die ſicherſten Spuren eines Vampyrs anſichtrugen. „Das Actenſtück, welches die eben gegebenen Détails enthält, iſt von drei Regimentsärzten unterzeichnet, von einem Oberſtlieutenant und einem Unterlieutenant mit allen Förmlichkeiten contraſignirt; es trägt das Datum: Medungna bei Belgrad, am 7. Juni 1732.“

Der Verfaſſer ſchließt aus dieſem Schriftſtück nur, daß das Lebendigbegrabenwerden die Hauptveranlaſſung zu dem Glauben an Vampyrismus abgegeben habe. Die Meinung von dem Beſuche eines Vampyrs und ſeinen Folgen ſei ein gordiſcher Knoten, den man viel ſchwerer naturwiſſenſchaftlich entwirren als durchſchneiden könne. „Zerſchneiden wir ihn denn“, ſagt der Verfaſſer, „und zwar, indem wir den angeblichen Zuſammenhang zwiſchen dem Beſuche des Vampyrs und dem Eintritt des Traumtodes bei dem Beſuchten ganz in Abrede ſtellen. Auch iſt die Erklärung, welche wir auf dieſe Weiſe erhalten, durchaus nicht unplauſibel. Wir können keinen Grund angeben, warum die Todesekſtaſe nicht zu gewiſſen Zeiten und an gewiſſen Oertlichkeiten epidemiſch ſein könnte. Dann werden Individuen von ſchwachem und reizbarem Nervenſyſteme ſolchen Zufällen am meiſten ausgeſetzt ſein. Ferner kann die erſte Wirkung der Epidemie Störungen im Nervenſyſteme ſchwächlicher Individuen hervorbringen, und gerade ſolche Menſchen werden leicht von imaginären Schreckniſſen angeſteckt und träumen und bilden ſich ſogar feſt ein, daß ſie den und den, die jüngſten Opfer der Epidemie, geſehen hätten. Der Traum oder der durch die Einbildungskraft vermittelte Eindruck auf die Sinne kann ſich wiederholen, der dahinſiechende Patient kann darüber mit ſeinem Nachbar ſprechen, bevor er ſelbſt vom Traumtode ergriffen wurde. Bei dieſer Vorausſetzung ſinkt der Vampyrbeſuch zu dem untergeordneten Range eines reinvorerinnernden, warnenden Symptoms herab.“ Im weitern Verlaufe des Buchs kommt der Verfaſſer doch noch zu wiederholten malen auf den Vampyrismus zurück, wobei er den Knoten wirklich aufzulöſen wagt. Er ſucht es ſehr wahrſcheinlich zu machen, daß der Geiſt des Vampyrs auf den Geiſt ſeines auserleſenen Opfers einwirken könne.

Das Buch führt ſeine Leſer dann in das Reich der Sinnestäuſchungen, wodurch die Geiſtererſcheinungen Nicolai's, Swedenborg's, der Jeanne d'Arc ihre natürliche Erklärung finden, wovon dann auch Anwendung auf Doppelgänger und Kirchhofsgeſpenſter gemacht wird. Solche Phantome deuten immer auf einen faulen Fleck in der körperlichen Geſundheit, meint der Verfaſſer; dabei müſſe ein verſtändiger Arzt zurathe gezogen werden, der darüber zu entſcheiden habe, ob Rhabarber oder Senna oder irgendein anderes Purgirmittel das Geſpenſt vondannenzutreiben im Stande ſei. Das böſe Gewiſſen vor oder nach einer böſen That rege das ganze Nervenſyſtem oft ſo unnatürlich auf, daß die Einbildung wie die Wirklichkeit vor die Sinne und ins Bewußtſein träten. Der unſterbliche Dichter des „Macbeth“ und „Hamlet“ habe dies mit einer ewig denkwürdigen phyſiologiſchen Wahrheit zur Anſchauung gebracht. Von den vielen hier mitgetheilten Erzählungen wollen wir nur eine unſern Leſern zum beſten geben. Sie rührt von Ehrmann zu Strasburg, dem Schwiegerſohne des bekannten Dichters Pfeffel, her. „Der Geiſterſeher war ein 18 Jahre alter Candidat der Theologie, Namens Billing. Es war bekannt, daß er ein reizbares Nervenſyſtem beſaß und bereits an Sinnestäuſchungen gelitten hatte, daß er aber in beſonders hohem Grade ſenſitiv ſei in der Nähe von Reſten menſchlicher Körper, welche ihm Schaudern und Zittern und Beben aller Glieder verurſachten. Pfeffel, welcher bekanntlich blind
Kolmar lebte, nahm eines Tags den Arm des jun
und ging mit ihm in ſeinen Garten, um dort die
zu genießen. Der Dichter bemerkte, daß an eine
Arm des jungen Mannes plötzlich zuckte, wie w
elektriſchen Schlag erlitten hätte. Auf ſeine Fra
denn eigentlich habe, antwortete Billing: «Nicht
aber nochmals über die Stelle hinwegſchritten,
ſich jènes Zucken. Als nun Pfeffel in den jungen
die Urſache ſeines Erſchreckens zu erklären, geſtan
daß es von einem beſondern Gefühle herrühre, wel
empfinde, ſobald er in die Nähe von Leichnamen
müſſe hier ein menſchlicher Körper vergraben lie
Pfeffel mit ihm nach Einbruch der Nacht wieder a
zu gehen bereit ſei, ſo würde er Näheres mit
Stande ſein. Demnach gingen ſie, als es dun
war, nochmals in den Garten, und als ſie ſich
näherten, nahm Billing einen ſchwachen Lichtſche
ſelben wahr. Zehn Schritte davon blieb er ſtehe
nicht weiter gehen, denn er ſah dort eine leuchte
Geſtalt mit den Füßen einen Zoll über dem Bod
Nach ſeiner Angabe war ſie faſt fünf Fuß groß, h
ten Arm auf die Bruſt gelegt, der linke hing a
herab. Als Pfeffel vorſchritt und ſich dahin ſte
Geſtalt erſchien, ſagte Billing, dieſelbe ſei jetzt rech
von ihm, jetzt zeige ſie ſich hinter, jetzt vor ihm.
mit ſeinem Stocke durch die Luft fuhr, ſchien e
derſelbe durch die Geſtalt hindurchginge, wie wenn
eines Lichts zertheilt wird, welche ſich dann wieder v
einem am nächſten Abend in Begleitung mehrer
Verwandten im Garten gemachten Beſuche zeigte
ſcheinung wieder auf dieſelbe Weiſe. Keiner von
ſenden, außer Billing, konnte etwas wahrneh
Tage darauf ließ Pfeffel ohne Vorwiſſen des Geiſt
Boden umgraben, und ſiehe da, in ziemlicher Tiefe,
Schicht Kalk, lag ein menſchliches Gerippe. Es
fernt und die Erde wieder ſorgfältig aufgefüllt.
ſpäter wurde Billing, welchem man dies Alles
hatte, von Pfeffel wiederum an die Stelle ge
ſchritt er über dieſelbe hinweg, ohne irgendeine
Empfindung zu verſpüren.“ Der kürzeſte Weg z
dieſer wunderbaren Erzählung iſt natürlich der, da
für Betrug ausgibt. Dieſen Weg betritt aber
gar nicht, weil er der feſten Ueberzeugung lebt,
wol Vieles übertrieben, aber auch Manches wah
Od wird wieder zu Hülfe gerufen und wahrlich
Geſchick.

Dieſer Gegenſtand erhält aber erſt den eige
an der wunderbaren Sehergabe Zſchokke's, wovon
liche Mann in ſeiner autobiographiſchen „Selbſtſ
Dieſem unbeſcholtenen, wahrheitsliebenden Chara
im Leben zu wiederholten malen begegnet, daß er
kürlich in die Seele eines andern ihm ganz unbek
ſchen verſenkt und hier einem Traume gleich meh
tigſten Lebensmomente klar erſchaut hatte. D
nimmt dies Zſchokke'ſche „innere Geſicht“, für e
an, daß der Geiſt oder die Seele eines menſchli
nach einem ganz natürlichen Laufe der Dinge un
wiſſen phyſiologiſchen Geſetzen mit dem Geiſte e
lebenden Individuums in unmittelbaren Verkehr t
Wir wollen nicht widerſprechen, uns aber noch et
halten in Hinſicht des unbedingten Glaubens an di
liche Sache. Wenn es möglich wäre, daß ein
einem andern in einen ſolchen unmittelbaren Geiſte
ten könnte, ſo würde alles Lügen und Stehlen, al
und Hintergehen bald von der Erde verſchwinden.
Sehergabe müßte ein jeder Criminalrichter ex of
um ſich durch eigene Anſchauung in der Seele
der Angeklagten, der Ankläger und Vertheidiger da

wo die Wahrheit, Bosheit und Verſchmitztheit ihren
ſgeſchlagen habe. Und welchen Gewinn könnte der
:r Beichtvater, der Schulmeiſter von einer ſolchen Be-
haben! Doch wir wollen nicht ſcherzen. Die Sache
n viel tiefer liegenden Ernſt, ungeachtet der häufig
ıenden faſt lächerlichen Uebertreibung.

das Ebenbeſprochene reiht der Verfaſſer eine ſehr
eiche Unterſuchung über alle Arten der Ekſtaſe. Dies
o recht des Verfaſſers Lieblingsthema zu ſein. Wir
nicht, die Leſer ſogleich mitten in die Wundererzählun-
uführen. Der Erzbiſchof von Bordeaux war in ſeiner
mit einem jungen Geiſtlichen auf demſelben Seminar
.hlt von dieſem, daß er im Schlafe Predigten ausgear-
ıd Muſikſtücke componirt habe. Um den Zuſtand des
Mannes unterſuchen zu können, verweilte der Erz-
ıehre Nächte auf dem Zimmer deſſelben. „Der Schlaf-
ſtand auf, nahm Schreibmaterial und fing an zu
Wollte er Noten ſchreiben, ſo nahm er ein Lineal
die Linien. Die Noten und den dazu gehörigen Text
: vollkommen richtig; hatte er die Worte zu weitläufig
:n, ſo verbeſſerte er den Fehler ſogleich. Hatte er
digt fertig gearbeitet, ſo las er ſie mit lauter Stimme
ang bis zu Ende vor. Gefiel ihm eine Stelle nicht, ſo
ſie durch und ſchrieb die Verbeſſerung richtig darüber.
tte er das Wort divin durchſtrichen und wählte dafür
druck adorable, doch vergaß er nicht, das vorher-
ce durch richtiges Hinzufügen eines t in cet umzu-
Um ſich zu überzeugen, ob ſein Commilito die Augen
te, hielt der Erzbiſchof einen Bogen Pappe vor das
ıene. Der Schlafwandler nahm nicht die geringſte
.von, ſondern fuhr ruhig fort zu ſchreiben. Die Be-
ıg ſeiner Perception, nur auf Das gerichtet, was ihm
um vorführte, war ſehr merkwürdig. Ein Stückchen
en, welches er hervorgeſucht hatte, aß er mit großem
als man ihm aber ein anderes Stück von demſelben
n den Mund geſteckt hatte, ſpie er es wieder weg,
auf zu merken. In gleichem Grade merkwürdig war
ngigkeit ſeiner Perceptionen von den ihn beſchäftigenden
Er wußte ſtets, ob Tinte in ſeiner Feder war. Ebenſo
t, wenn man ſein Papier auf gewandte Weiſe mit
rwechſelte und der neue Bogen eine von dem erſten
e Größe hatte; er ſchien dann in Verlegenheit zu
. War aber der reine Papierbogen ebenſo groß wie
iebene, ſo wurde er die Verwechſelung nicht gewahr;
ann fort, ſeine Ausarbeitung von dem leeren Papiere
derſelben Leichtigkeit vorzuleſen, wie wenn das Manu-
ſt vor ihm läge, ja er ſetzte ſogar ſeine Correctur
brachte eine verbeſſerte Stelle gerade auf dem Punkte
ſchriebenen Papierbogens an, wohin ſie im Manuſcripte
ı ſein würde." Der Verfaſſer hält dieſe ganze Mit-
für ein durch und durch glaubwürdiges Factum und
einung, daß zwiſchen Geiſt und Körper ein abnormes
ß exiſtiren könne, wobei die Sinnesfunctionen theil-
r gänzlich aufhörten und dafür ſich neue perceptive
anifeſtirten.

drei letzten Briefe beziehen ſich auf das Odometer
ſogenannten Wünſchelring. Der Verfaſſer beſpricht
genſtand mit Lebhaftigkeit, obgleich er für den größern
wol nicht ſoviel Intereſſe erwecken möchte als das
hende.

n wir es nun dahingeſtellt, ob in dem vorgeführten
ꞅen immer die Wahrheit liege, welche der geiſtreiche
darin gefunden zu haben glaubt, ein Punkt, worüber
ſehr viel Zweifel erheben dürfte, ſo ſteht doch das
das Buch auf eine höchſt anziehende Weiſe unterhal-
ınd gerade dieſe Eigenſchaft wird es ſein, welche ihm
ȝen Beifall gewiß macht.

---

2. Der Menſch und ſein Leben, oder was über die Geſund-heit aller irdiſchen Dinge entſcheidet. Von Leopold Beſſer. Mit einem Vorwort von M. J. Schleiden. Leipzig, W. Engelmann. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verfaſſer dieſer Schrift hat ſich offenbar bemüht, ein Seitenſtück zu Schleiden's „Die Pflanze und ihr Leben" zu liefern. Der Vorſatz iſt vortrefflich. Ein gut durchgeführtes Buch von dieſem Inhalte fehlt uns noch ganz. Das vorliegende iſt aber nicht Das, was ſein Titel erwarten läßt. Es enthält einen reichen Vorrath von gutem Material, aber noch keine eigentliche Verarbeitung deſſelben. Das denkende Publicum iſt jetzt ſehr verwöhnt durch die vielen populären Meiſterſchriften genialer Fachmänner, es will mehr als fleißig zuſammengetragenen Stoff und ehrlich gemeintes Streben zu einer intereſſanten literariſchen Leiſtung, es verlangt auch den begeiſternden Meiſtergriff in der Auffaſſung und Durchführung des Ganzen. Dem berühmten Werke des jenaer Gelehrten fehlt dieſe Eigenſchaft wahrlich nicht, umſomehr muß ſie aber bei der vorliegenden Arbeit vermißt werden, da ſie ſich mit Titel und Vorwort ſo dicht daneben ſtellt. Der Verfaſſer hätte einen andern ſelbſtändigen Titel und kein Vorwort von Schleiden wählen ſollen, ſo wäre ſein Werk zunächſt frei geblieben von einem Vergleich, der ihm nur ſchaden kann. Man gewinnt beim Leſen des Buchs die Ueberzeugung, daß der Verfaſſer auf einer ſehr vernünftigen phyſiologiſch-pſychologiſchen Baſis ſteht, daß ſeine Politik, ſein Socialismus und ſein Kirchenglaube gar friedfertiger Natur ſind, daß alſo ſein Werk gewiß nicht in Gefahr kommt, auf eine Reihe von zornentbrannten Widerſachern zu ſtoßen, wie dies mit ähnlichen literariſchen Producten wol mehrfach der Fall geweſen iſt.

Das ganze Buch hat ſich frei gehalten von aller und jeder Art der Eintheilung. Es beſteht aus einem Guß und iſt nur hier und da mit Marginalien verſehen. Die große Capitelzerſplitterung, wie man ſie heutzutage häufig antrifft, liebt alſo der Verfaſſer gar nicht. Das iſt gut, nur wäre zu wünſchen geweſen, daß dieſe Abneigung der Ueberſichtlichkeit keinen Abbruch gethan hätte. Den literariſchen Gutſchmeckern, welche ſich bald hier, bald dort einen guten Biſſen zu Gemüthe führen, iſt das Buch ſchwerlich zu Dank eingerichtet. Sie werden nicht Luſt haben, das Ganze zu verſchmauſen, und ſehen kaum eine Möglichkeit, ein anlockendes Stückchen herauszunehmen. Wir wollen nun, um mit dem Buche näher bekannt zu werden, zunächſt einige Marginalien nennen: „Woran liegt das Intereſſe an der menſchlichen Geſellſchaft krank? Ein Helfenwollen liegt dem ſocialen Intereſſe zugrunde. Die Menſchen ſuchen bei ſich oder bei Andern Hülfe. Wann werden die Menſchen Selbſthelfer? ... Bei allem Helfen kommt es zunächſt auf die Beantwortung der Frage an: «Wann iſt ein Ding geſund?» Glauben die Menſchen an die Nothwendigkeit übereinſtimmenden Urtheils über das Geſunde? Einige glauben an jene Nothwendigkeit."

Schwer fällt es uns aber, irgendeine Mittheilung aus dem Buche zu machen, weil Alles ſo innig miteinander verwebt iſt, daß man nirgends ankommen kann, ohne das Ganze zu ſtören. Doch eine Stelle möge hier Platz finden, ſie bezieht ſich auf eine Betrachtung des menſchlichen Gehirns. „Wir finden das menſchliche Gehirn ſtets relativ größer als in der Thierwelt. Kommt das von der Einrichtung, vor allem von der Anzahl der menſchlichen Sinne her? Ich kann und darf meine Leſer nicht im Einzelnen auf das Gebiet der Nervenanatomie und -Phyſiologie führen. Nur daran bitte ich zu denken, daß wir in der Thierwelt ſtets einen oder einige Sinne vorwiegend ausgebildet fanden und die ihnen entſprechende geiſtige Thätigkeit als das reſpective Individuum auszeichnend nannten. Wenn wir uns nun nicht blos den einen oder zwei oder drei Sinne als vorwiegend ausgebildet und die geiſtige Thätigkeit, die ihnen zugehört, als beſonders vortretend denken, ſondern uns vorſtellen wollen, als wären alle Sinne, die

wir bei dem fraglichen Thiere nur weniger entwickelt und oft in Rudimenten und Andeutungen nur vorfinden, in einem jenem gleichen Maße entwickelt und, wie wir ſagen, im Geiſte thätig: was müßten wir uns als unausbleiblich damit verbunden, oder vielmehr was müßten wir als unerlaßliches materielles Subſtrat uns denken? Nun, doch ganz gewiß eine analoge Ausbildung und Entwickelung auch der andern Sinne und damit wieder in untrennbarer Verbindung eine ganz entſprechende Menge Gehirnmaſſe in jenem Centralorgan als materielles Subſtrat jener materiellen Combinationen. . . . Sollte z. B. der Maulwurf noch das Geſicht des Falken, die Katze den Geſchmacksſinn des Schafes haben, das ſich aus der vielgeſtaltigen Pflanzenwelt die ihm nützlichen Kräuter auſſucht, ſollte der Fiſch das Gehör des Straußes beſitzen, ſo müßte doch, wie einmal die einzelnen Sinnesorgane, ſo andererſeits auch die deren Thätigkeit auffangenden Theile des Centralorgans, das Subſtrat der Nervenmaſſe alſo, auch dem entſprechend ausgebildet und entwickelt ſein. So wie ſie ſind, vermögen ſie nicht Raum auch nur für eine Nervenfaſer oder einen Sinnesorganentheil mehr zu bieten. Kommt denn nur irgendwo in der Thierwelt der Fall vor, daß alle jene Sinne gleichmäßig ausgebildet ſind und daß dem analog im Gehirn ſich jene Behälter finden, fähig, ein mal die Thätigkeit der Sinne, die Sinneseindrücke alſo, aufzubewahren uud andererſeits ſie mit den Eindrücken der andern Sinne Combinationen eingehen zu laſſen?" — So. Nun haben wir eine Mittheilung aus dem Buche gemacht. Der Leſer wird die Stelle wol noch ein mal durchgehen müſſen, damit er ihren Sinn gehörig faßt. Die vielen Zwiſchenſätze, Einſchiebſel und Umſchreibungen ſtören ſehr die leichte Ueberſichtlichkeit und das klare Verſtändniß. Eine ſolche Darſtellungsmanier hat etwas Gutmüthiges, zugleich aber auch etwas Ermüdendes, Einſchläferndes.

Einige wiſſenſchaftliche Unrichtigkeiten ſind uns auch noch aufgeſtoßen. Wir wollen nur eine davon zur Sprache bringen. „Wenn aber der Maurer Kalk löſcht", heißt es S. 54, „und das Bild des regſten Lebens vor uns dadurch erſcheint, daß infolge einer Verbindung des Waſſers mit dem Alkali die Kohlenſäure entbunden und dabei eine Menge Wärme, ja Glut ſich plötzlich aus zwei kalten Körpern entwickelt, da reden wir von unorganiſcher Natur." Der Verfaſſer weiß im gebrannten ungelöſchten Kalke noch Kohlenſäure feſtzuhalten und läßt die Wärmeentwickelung bei dem Löſchen aus dem Freiwerden der Kohlenſäure entſtehen. Wer nur die allererſten Anfänge der Chemie zu ſeinem geiſtigen Eigenthum gemacht, würde einen ſolchen Irrthum nicht begehen können. Und Leopold Beſſer ſcheint ſich doch gerade als Chemiker, als einen Mann von Fach betrachtet wiſſen zu wollen. Irren iſt aber menſchlich und wir wollen den Fehler wie überhaupt das ganze Buch mit dem Mantel der Liebe zudecken.

---

3. Ueber die Bedeutung der Naturwiſſenſchaften für unſere Zeit und: Ueber das körperliche Bedingtſein der Seelenthätigkeit. Zwei Feſtreden, gehalten bei der einunddreißigſten und zweiunddreißigſten öffentlichen Jahresfeier der Senkenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft, den 29. Mai 1853 und den 28. Mai 1854, von G. A. Spieß. Frankfurt a. M., Hermann. 1854. 16. 15 Ngr.

Das ſind Reden, wie man ſie nicht häufig zu leſen bekommt. Wir machen alle wahren Freunde der Naturwiſſenſchaften, denen ſie bisher etwa entgangen ſein ſollten, ganz beſonders auf dieſelben aufmerkſam. Sie ſind ſo recht mit dem klaren Bewußtſein des gegenwärtigen Zeitbedürfniſſes geſchrieben. Mit Offenheit und Freimüthigkeit beſpricht der Verfaſſer die unheimlichen Wunden in unſerer Naturwiſſenſchaft und weiſt mit männlicher Ruhe die frivolen Materialiſten ebenſo energiſch zurück, wie er die angſtvollen Idealiſten zum Schweigen zu bringen ſucht. Für den geraden wiſſenſchaftlichen Fortſchritt redet er ein kräftiges Wort, ein Wort voll attiſcher Würze. Möchten es doch Alle leſen, welche ein Herz haben für den Aufſchwung der Naturwiſſenſchaften. Möchten es do[ch] Alle beherzigen, welchen der Aufſchwung der Naturwiſſenſch[af]ten ein drohendes Gewitter für die höchſten und heiligſt[en] Schätze der Menſchen zu ſein ſcheint. Der Verfaſſer ſteht a[uf] dem rechten Standpunkte. Dahin müſſen Alle kommen, wel[che] es mit der Ausbildung der Wiſſenſchaften und des menſchlich[en] Geiſtes ehrlich und treu meinen.

In der erſten Rede überblickt der Verfaſſer das ganze G[e]biet der geſammten Naturwiſſenſchaft, deutet auf ihre epoc[he]machenden hiſtoriſchen Entwickelungsmomente und macht de[n] klar, welche hohe Bedeutung dieſe Wiſſenſchaft für unſere Z[eit] habe. Der Verfaſſer iſt Phyſiolog von Fach und beſitzt [auf] dieſem neuen Gebiete der Naturwiſſenſchaft einen ſehr beach[te]ten Namen; daher erklärt es ſich auch leicht, warum er ſch[on] in dieſer Rede die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer mit beſon[de]rer Vorliebe auf ſeine wiſſenſchaftliche Heimat lenkt. Er h[at] Recht, wenn er behauptet, daß die Phyſiologie der Pflan[zen] und Thiere eine mächtige Reformation überſtanden habe [...] daß ſie ihre gegenwärtige wahrhaft wiſſenſchaftliche Gru[nd]lage den gewaltigen Fortſchritten der Phyſik und Chemie [...]ſers Jahrhunderts verdanke. Der denkende Phyſiolog iſt [...] Pſycholog, aber in einer ganz andern Weiſe als früher [...] zum Theil auch wol noch jetzt; denn er nimmt einen dur[ch...] materiellen Standpunkt der Erfahrung ein, während die [Phi]loſophen und Theologen die Seele als etwas Selbſtän[diges] vom reingeiſtigen Standpunkte aus betrachten und durch i[hre] Speculation auf den Wechſelverkehr zwiſchen Seele und [...] zurückſchließen. Der Eine kommt auf ſeinen unmittelbar [...] die Erfahrung gebundenen Wegen zu der Ueberzeugung, [...] das ſogenannte todte, ſcheinbar ſo unveränderliche Geſtein [...] der beſeelte, in ſtetem Wechſel begriffene und raſtlos ſtre[bende] Menſch einen und denſelben Elementarkräften unterthan [...] daß Lebenskraft und Seelenthätigkeit nichts Anderes ſe[i ...] der Ausdruck des Zuſammenwirkens aller in einem Org[anis]mus an die Materie gebundenen Kräfte. Der Andere [...] gerade hierin ein Leugnen der Seele im Menſchen, ein [...]ſprechen der Vernunft und des freien Willens im [...] ein Hinführen zum Atheismus. Dieſer fürchtet zu [...] Jener hat ſich zu hüten, die Schlußfolgen aus ſei[nen ...]rungen nicht leichtſinnig zu weit zu führen und [...] gedenk zu bleiben, daß unſer Wiſſen ewig nur St[...] und bleiben muß, daß wir über das eigentliche Weſen der [Ma]terien und Kräfte noch gar nichts wiſſen, daß ein bloßer [...]menwechſel über Das, was wir nie begreifen können, die [...] ſelbſt nicht ändern kann. Ueber alle dieſe Punkte ſpricht [...] Verfaſſer mit Offenheit und geiſtiger Schärfe. Er gibt [...] Partei das Recht, was ihr gebührt, zeigt aber auch mit [...]zer Entſchiedenheit das Unrecht, was ſie aus Leichtſinn [...] aus übertriebener Gereiztheit begangen hat.

War nun ſchon in der erſten Rede das Thema nach [...] ſolchen Richtung gewandt, in der die auf materieller [...] ruhende Seelenlehre zur klaren Anſchauung gebracht w[erden] konnte, ſo iſt dies in der zweiten noch weit mehr der [...] Hier iſt der ganze Vortrag ein ruhiges Verweilen in [...] Betrachtung des körperlichen Bedingtſeins der Seelen[thätig]keit, und ruht die Rede auch auf materieller Grundlage, [...] zeitigt ſie doch geiſtige Blumen und Früchte; ſie erl[...] den Verſtand und erwärmt das Herz. Der Verfaſſer [...] ſeine Unterſuchung an einige berüchtigte Stellen aus [...] „Bildern aus dem Thierleben", welche ſo groß[e ...]rüſtung bei allen vernünftigen Denkern aller Wiſſenſch[aften] hervorgerufen haben. „Nie iſt wol mit größerm Lei[...] um keines ſtärkern Ausdrucks mich zu bedienen, über die [...]ſten und wichtigſten Fragen, die den menſchlichen Geiſt be[...]tigen können, abgeurtheilt worden", ruft der Verfaſſer [...] vollkommen gerechtfertigter Entrüſtung aus, „als mit d[...] Ausſpruche (Vogt's). Wahres und Falſches, Schiefes [...] Gerades iſt hier in ſo kecker und zuverſichtlicher Weiſe un[ter] einander gemengt, daß man auf den erſten Blick kaum w[...]

mehr ſtaunen ſoll über die grenzenloſe Oberflächlichkeit
eils oder über die gänzliche Gemüthloſigkeit, die in
Ergebniſſen der menſchlichen Forſchung ihre Befriedi-
idet." Der Verfaſſer zeigt nun zunächſt, daß un-
tige inductive Naturwiſſenſchaft ein Recht habe, ihr
auch in das Bereich der Seelenthätigkeit zu verle-
hne ein gründliches Wiſſen in der Phyſiologie ſei heut-
lle Pſychologie ein Hypotheſengebäude phantaſiereicher
Das Studium der Entwickelungsgeſchichte des geſamm-
rreichs zeige ſchon einen entſchiedenen Parallelismus
Entwickelung des Gehirns. „Je mannichfaltiger dieſe
it auf einer gewiſſen Thierſtufe ſich äußert, deſto
n Verhältniß zum Körper, deſto reicher organiſirt ſin-
auch das Gehirn. Umgekehrt lehrt eine tauſendfältige
ich ſich mehrende Erfahrung, wie krankhafte Störun-
Verletzungen des Gehirns auch ſtets entſprechende
en im Bereiche der Seelenthätigkeit im Gefolge ha-
t doch ſchon ein vermehrter Andrang des Blutes zum
nreichend, um, ſei es eine Hemmung oder umgekehrt
ebung und Förderung des geſammten Vorſtellungs-
u bewirken. Iſt die Wiſſenſchaft auch noch lange nicht
langt, in allen Fällen von ſogenannten Geiſteskrank-
e denſelben zugrunde liegenden materiellen Verände-
ufzufinden und nachweiſen zu können, ſo gelingt dies
eiche Fälle doch in unwiderſprechlicher Weiſe, und ge-
mt heutzutage Niemand mehr auf den Gedanken, heil-
ſteskranke, wie es noch etwa vor 50 Jahren geſchehen
Philoſophen und Theologen zur Behandlung zu über-
lm entſchiedenſten aber belehrt uns die genaue Beobach-
Seelenthätigkeit ſelbſt über deren körperliches Be-
, denn ſie zeigt uns, daß dieſelbe im Weſentlichen in
ntſtehen, in ihrem Verlauf und in ihrem ganzen Ver-
anz denſelben Geſetzen folge, wie ſie für alle Nerven-
ten erfahrungsmäßig gelten." So verfolgt er ſein
und nöthigt die ſpeculativen Philoſophen zu dem Zu-
iß, daß die an ſich ſelbſtändige Seele auch zum Vor-
nd Denken des Gehirns als ihres materiellen Organs
daß er die einzelnen pſychiſchen Thätigkeiten an ihre
en Organe wirklich und unabänderlich gebunden er-
man mithin auch auf ſie die Geſetze ſtrenge Anwen-
laſſe, denen die materiellen Subſtrate ihrer Natur
endig unterworfen ſein müſſen.
Verlaufe dieſer Art der Unterſuchung kommt der Ver-
auf die Feſtſtellung des Begriffs der Willkür, welche
it der moraliſchen Freiheit des Menſchen für iden-
t. „Wir nennen eine Thätigkeit willkürlich, wenn ſie
Folge unſerer eigenen Vorſtellung iſt, im Gegen-
olcher Thätigkeit, die nur die Folge einer äußern zwin-
Gewalt iſt. In unſern Vorſtellungen ſelbſt aber finden
einen Anfang, begegnen wir keinerlei Spontaneität,
je genauer wir uns beobachten, je ſorgfältiger wir der
ng unſerer Gedanken nachgehen, deſto unwiderſprech-
den wir, wie jede Vorſtellung nur die Folge einer
gangenen iſt, durch die ſie nach dem Geſetze der Aſſo-
rvorgerufen, oder aber, daß ſie unmittelbar durch eine
nesempfindung erregt wurde. Und in dem höchſten,
ten Denken iſt in dieſer Hinſicht ebenſo wenig freie
kürliche ſelbſtbewußte Thätigkeit, wie in dem niedrig-
lichen Vorſtellen. Mit dieſer ſogenannten Willkür hat
die moraliſche Freiheit wenig oder nichts gemein.
frei nennen wir bekanntlich den Menſchen in einer
Beziehung. Ein mal, inſofern er die Anlage, die
beſitzt, die religiöſen und ethiſchen Begriffe in ſich
und zu immer entſchiedenerer und ausgedehnterer
ber ſein ganzes Denken und damit auch über ſein Thun
deln gelangen zu laſſen, und dann, inſofern er wirk-
gelangt iſt, all ſein Thun und Denken dem gött-
ittengeſetze anzupaſſen ... Die moraliſch freie und
willkürliche Handlung haben das miteinander ge-
mein, daß in ihnen keinerlei Spontaneität iſt, ſondern daß ſie durch die eben vorhandenen Vorſtellungen bedingt werden; ſie unterſcheiden ſich nur weſentlich darin, daß es in dem erſtern Falle Vorſtellungen höherer Ordnung, kurz die göttlichen Gebote ſind, die das geſammte Vorſtellungsleben und die daraus hervorgehenden Handlungen beherrſchen, während in dem zweiten Falle nur niedere ſinnliche Vorſtellungen und Begierden die That hervorrufen." Wer könnte gegen eine ſolche Anſicht etwas einzuwenden haben? Spricht ſich darin nicht gerade Das aus, was wir die Hauptgrundlage des wahren Chriſtenthums nennen? Das iſt wol geeignet, die theologiſchen Eiferer gegen die materielle Seelenlehre auf andere Gedanken zu bringen. Daran mögen die ſogenannten ſpeculativen Pſychologen erkennen, wohin eine auf Phyſiologie geſtützte Erforſchung unſerer Seelenthätigkeit führen kann und führen muß, ſobald ſie nur nicht mit leichtſinniger Oberflächlichkeit ſich begnügen will. Auch wird der Richter einer ſo verſtändigen Unterſuchung der Wechſelbeziehungen zwiſchen Leib und Seele des Menſchen gewiß ſeine beifällige Aufmerkſamkeit nicht verſagen.

---

4. Das Seelenleben der Thiere, insbeſondere der Hausſäugethiere, im Vergleich mit dem Seelenleben des Menſchen. Vorträge, gehalten zu Karlsruhe in der Geſellſchaft „Eintracht" im Winter 1853—54 von Chriſtian Joſeph Fuchs. Erlangen, Enke. 1854. Gr. 8. 16 Ngr.

Dies Buch hat recht viele allgemein intereſſirende Seiten. Es führt die Leſer allerdings auch ein in das Seelenleben der uns naheſtehenden Thiere, ſtellt ſich aber daneben den Hauptzweck, über die verſchiedenen Anſichten dieſes Gegenſtandes zu kritiſiren. Der Verfaſſer ſcheint Thierarzt zu ſein und zwar ein Mann von tüchtigem phyſiologiſchen Wiſſen. Es ruht alſo ſeine Seelenkunde auch auf materiellem Boden und iſt ein Reſultat unſerer heutigen Erfahrungsnaturkunde. Aber dennoch iſt er kein platter Materialiſt, wie ſie in unſern Tagen leider ſo craß aufgetreten ſind. Ihn befriedigt der Ausſpruch nicht, daß der Stoff allein die Welt regieren ſoll, er hält es mit der großen Zahl der Vernünftigen, die den Wahlſpruch haben: Die Idee regiert die Welt. „Meine Anſicht iſt alſo eine ideal-ſpiritualiſtiſche", ſagt der Verfaſſer; „ſie läuft auf Selbſtändigkeit der der Entwickelung der Thiere zugrunde liegenden Ideen hinaus, mithin auch auf Selbſtändigkeit des nach Art der Ideen ſich entwickelnden Seelen- oder Geiſteslebens. Wer überhaupt einen Sinn hat für die Erforſchung des Seelenlebens und nicht im Materialismus befangen iſt, dem muß ſich die Selbſtändigkeit des Geiſtes auf jedem Schritte des Lebens offenbaren. Der Stoff des Thierlebens iſt wandelbar, die Idee deſſelben, die ſich in der bleibenden Geſtalt offenbart, iſt ſtet, und bei der Veränderlichkeit des Stoffs wächſt die Seele des Thiers, der menſchliche Geiſt; und dieſes Wachſen kann nur als möglich gedacht werden, wenn neben der Veränderlichkeit des Stoffs der Geiſt als beharrlich gedacht wird. Wie ſollte es möglich ſein, durch feſten Willen zu einer beſtimmten Zeit aus dem Schlafe zu erwachen, wenn eben die Seele durchaus abhängig von dem Körper wäre; wie wäre es möglich, ſich durch Einbildung Krankheiten anzueignen und durch feſten Willen Krankheiten in Geſundheit zu verkehren, und wie wäre es endlich möglich, daß nicht ſelten kurz vor der Auflöſung des Leibes der menſchliche Geiſt klar iſt?" Durch dieſen Ausſpruch ſtellt ſich der Verfaſſer ganz entſchieden der materiellen Partei, welche ſich Vogt und Conſorten zu Stimmführern erkoren hat, entgegen. Dieſe Gegner werden aber lächeln und die ihnen vorgelegten Fragen ſogleich damit abfertigen, daß ſie von einer der organiſchen Materie noch beſonders inwohnenden Seele gar nichts wüßten, daß ſie von einem Willen auch keine Vorſtellung hätten; ihre Forſchung führe dahin, daß blos die Materie mit der ihr angehörenden Kraft ewig ſei, daß Alles, was die Menſchen Lebenskraft, Seele, Geiſt, Verſtand, Vernunft, Willen nennten, gar nichts

Anderes ſei als Wirkungen der Materie unter dem geſetzlichen Einfluſſe ihrer Kräfte. Aber dennoch thun die Naturforſcher ſehr recht, wenn ſie den leichtfertigen Worten dieſer im platteſten Materialismus allein glücklichen Partei aufmerkſam zuhören und mit Ruhe auf alle Verſchrobenheiten hinweiſen, und das nicht blos um ihrer oder dieſer Partei willen. Der freie Stand der wiſſenſchaftlichen Forſchung würde ſehr verlieren, wenn man nicht alle Anſichten hören und verſtändig würdigen wollte. Ohnehin iſt gar nicht in Abrede zu ſtellen, daß die einſeitigen Materialiſten in manchem Punkte ſogar Recht haben, daß ſie Leben in den ſtillen Gang wiſſenſchaftlicher Forſchung gebracht haben, welches der Wiſſenſchaft ſelbſt ſicher von Nutzen ſein wird.

Unſer Verfaſſer nimmt, wie das jetzt allgemein zu geſchehen pflegt, in dem Seelenleben der Thiere gerade wie bei dem der Menſchen drei Grundſtrahlungen an, die der Erkenntniß, des Gefühls und der Begehrung, und er läßt dann jedes dieſer Grundvermögen in mehre einzelne verſchiedene Thätigkeiten zerfallen. So z. B. das Erkenntnißvermögen in Urtheils-, Gedächtniß- und Einbildungskraft; das Gefühlsvermögen in Freude, Trauer, Furcht, Schreck, Zorn, Sehnſucht, Neid, Heimweh, Reue, Liebe u. ſ. w.; das Begehrungsvermögen in den freien Willen, Ernährungstrieb, Sorge für die Jungen, Geſelligkeitstrieb u. ſ. w. Alle dieſe Seelenkräfte werden dann bei den Thieren als wirklich vorhanden nachgewieſen und zur nähern Beſprechung gebracht. Wir wollen zum beſſern Erkennen dieſer Seite des Buchs noch eine kleine Stelle zur Mittheilung bringen: „Das Pferd, durch die Domeſtication der Geſellſchafter des Menſchen, iſt es gerade durch den Trieb der Geſelligkeit geworden. Die wilden Pferde leben in Heerden; ſie haben einen an ihrer Spitze ſtehenden Leithengſt, dem die übrigen mit Vertrauen folgen und der das Zeichen zur Flucht oder zum Angriff gibt. Es iſt der Inſtinct der Vereinigung bei den Pferden ſo ſtark, daß das domeſticirte Pferd, wenn es eine Heerde wilder erblickt, nicht ſelten ſeinem Herrn entläuft, um ſich mit jener zu vereinigen, und hierzu durch die Annäherung und den Ruf der wilden verlockt wird. Das Schaf, welches wir aufgezogen haben, folgt uns, aber es folgt auch der Heerde, in der es geboren wurde; es ſieht demnach in dem Menſchen, wie Cuvier ſich ausdrückt, das Oberhaupt ſeiner Heerde, und damit hat er die Baſis zu ſeiner Theorie gelegt, die nämlich darin beſteht, daß der Menſch den Hausthieren für ein Mitglied ihrer Geſellſchaft gilt und daß ſeine ganze Kunſt bei der Domeſtication darin beſteht, ſich als ſolches Geſellſchaftsmitglied einzureihen. Denn iſt er einmal ein ſolches geworden, ſo wird es ihm leicht, die Thiere durch ſeine höhere Intelligenz zu beherrſchen.“

Heinrich Birnbaum.

Agneſe Schebeſt.

Aus dem Leben einer Künſtlerin von Agneſe Schebeſt. Stuttgart, Ebert u. Seubert. 1857. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Autobiographien können unſerer Meinung nach nur unter drei Bedingungen gerechtfertigt werden: entweder nimmt der Verfaſſer einen hervorragenden Platz in der Zeitgeſchichte durch große Thaten und bedeutende Leiſtungen irgendwelcher Art ein, und er beabſichtigt, durch Selbſtberichte und Selbſtbekenntniſſe verleumderiſchen Angaben und factiſchen Irrthümern, die über ſein Leben verbreitet ſind, zu begegnen oder überhaupt einen zur Aufklärung der Zeit dienlichen hiſtoriſchen Beitrag zu liefern; oder er hat einen ganz eigenthümlichen, von der Regel abweichenden, in Kreuz- und Irrgängen ſich bewegenden Lebenslauf durchgemacht, und er beſchreibt ſeine Lebensgeſchichte zu dem Zweck, zu lehren und zu warnen, wie der Dichter Schubart; oder er hat ein Lebensalter erreicht, in welchem nach einem natürlichen Geſetz der Thätigkeitstrieb und die Productionskraft ſich erſchöpft haben oder doch im Abnehmen ſind und die Neigung zur Revidirung und Recapitulation reicher Lebenserfahrungen in ihre Rechte tritt.

Die letztere Bedingung findet bei der Verfaſſerin vorliegender Autobiographie inſofern nicht ſtatt, als Agneſe, im Jahre 1813 geboren, keineswegs das Alter einer Matrone erreicht hat und ſich als eine Veteranin betrachten dürfte, die, um mit ihrem Leben abzuſchließen, nichts Eiligeres zu thun hat, als ihre künſtleriſchen Feldzüge und Siege zu Papier zu bringen. Aber allerdings hat ſie wenigſtens mit ihrer Künſtlerlaufbahn abgeſchloſſen und ſteht dieſer in einer objectiven Stellung gegenüber, in der es ihr wol geziemend ſein mag, ſich und dem Publicum darüber Rechenſchaft abzulegen. Große Thaten hat Agneſe Schebeſt freilich nicht vollführt, noch können die Leiſtungen auf dem Gebiete, auf dem ſie ſich ausgezeichnet, irgendeinen dauernden Werth oder eine culturgeſchichtliche Bedeutung beanſpruchen, umſoweniger, da ſie nicht vorzugsweiſe die deutſch-vaterländiſche Geſangsmethode cultivirte und fortpflanzte, ſondern ihre ſchönſten Lorbern auf dem Felde des italieniſchen Operngeſangs pflückte. Man wird jedoch ihre Schrift um ſo dankbarer entgegennehmen dürfen, da ſie darin wenigſtens ſtrichweiſe die eigenthümlichen Verhältniſſe, Leiden und Freuden, Vorzüge und Gebrechen des Theaterlebens bloßlegt und unſere Literatur an Selbſtbekenntniſſen auf dieſem Gebiete eher arm als reich zu nennen iſt. Am meiſten kommt aber der dritte Standpunkt, unter dem wir autobiographiſche Mittheilungen als zumeiſt gerechtfertigt bezeichneten, bei ihr in Betracht. Agneſe Schebeſt hat wirklich eine eigenthümliche und merkwürdige Entwickelung durchgemacht, indem ſie aus einer ſehr beſcheidenen Lebensſphäre hervorging, ihre Jugendbildung ſich nur auf die nothwendigſten Elementarkenntniſſe beſchränkte, ihr regſamer Geiſt ſich aber durch Selbſtunterricht einen Vorrath von Kenntniſſen und von Urtheilsfähigkeit aneignete, die ſie in Stand ſetzten, endlich auch dieſes vielfach intereſſante Buch zu ſchreiben und ſo manche ihrer Kunſtgenoſſinnen, die ſich vielleicht von Haus aus einer ſorgſamern und auserleſenern Bildung erfreuten, zu beſchämen. Hierzu kommt, daß auch ihr ſpäteres Künſtlerleben ſich in gewiſſermaßen regelloſen und irrationalen Bahnen bewegte, wodurch es nur um ſo intereſſanter erſcheint. Sie war bald hier, bald dort, bald in Deutſchland oder Ungarn, bald in Paris oder Mailand und Venedig, bald auf einem Ausflug nach Petersburg, das ſie jedoch nicht erreichte. So hat ſie eine Menge der verſchiedenſten Verhältniſſe, ſoweit ſie in ihren Kunſtbereich fielen, kennengelernt. Es war ein nomadiſirendes Künſtlerleben, nicht ohne Zweck, aber ohne eigentlichen Halt. Immer Neues zu ſehen, zu erleben, ſich in ihrer Weiſe zu unterrichten, war ihr Bedürfniß, und nichts wäre ihr ſo widerſtrebend geweſen, als ſich in die goldenen Feſſeln eines feſten Engagement an irgendeinem Hoftheater ſchlagen zu laſſen. Endlich, nachdem ſie ſich infolge längerer Krankheit im Beſitz ihrer Stimmittel nicht mehr ganz ſicher fühlen mochte, trat ſie, wie wir wiſſen, in ein Ehebündniß mit einem berühmten theologiſchen oder vielmehr antitheologiſchen Autor, deſſen Name damals noch in Aller Munde war. Größeres Aufſehen jedoch als die Knüpfung dieſes Ehebündniſſes erregte die nach einigen Jahren erfolgte Auflöſung deſſelben. Gerade hierüber werden die Meiſten in dieſem Buche pikante Aufſchlüſſe erwartet haben; aber das Buch ſchweigt über dieſen Punkt, ja ſelbſt jede fernſte Anſpielung darauf iſt vermieden. Dieſe Discretion kann unſere Achtung vor der Verfaſſerin nur vermehren. Das Lob der Discretion iſt zwar im Grunde nur das geringſte, das wir Jemand ertheilen können, denn Discretion verſteht ſich bei ſo zarten Punkten eigentlich von ſelbſt; aber es iſt doch wieder ein ſehr großes Lob in unſerer Zeit, zu deren Tugenden dieſe Discretion eben nicht gehört und in welcher Ausplaudereien aus dem Heiligthum des Privat- und Familienlebens und ſkandalöſe Enthüllungen eine ſehr geſuchte literariſche Waare ſind, ohne daß man danach viel fragt, ob dadurch Jemandem wehe gethan oder gar Schaden zugefügt wird. Dieſer literariſche Mord- und Todtſchlag geht meiſt ungeſtraft aus, we

die Gerichte zu ziehen theils ſchwierig iſt, theils der
: dadurch noch mehr in die Oeffentlichkeit gezogen wer-
de.
: Meiſten, welche ihr eigenes Leben beſchreiben, pflegen
en Zweck zu verbinden, ihre Perſon möglichſt zu illu-
und zu illuſtriren und ſich als ganz beſondere, über
gebungen hinausragende Weſen darzuſtellen. Ehrlich-
ungeſchminkte Wahrheitsliebe ſind da ſelten zu finden.
ı aus niederer Sphäre hervorgegangen, ſo wird doch
ı Vorfahr, ein ferner Verwandter, ein Oheim, ein Vet-
eckt, der ein angeſehener oder merkwürdiger Mann ge-
Oft muß ſich der Leſer durch ein paar Dutzend Vorfahren,
dte und Seitenverwandte hindurchcomplimentiren, ehe er
gnügen hat, die perſönliche Bekanntſchaft des Autors ſelbſt
:n, der natürlich ſchon im Kinderröckchen die außerordent-
Anlagen verrieth und wenn auch noch nicht ein Welt-
wie ſpäter, doch wenigſtens ein Familienwunder war,
)ſt von der Nachbarſchaft angeſtaunt wurde. Dieſer
nirps war vollkommen dazu berechtigt, auf Geſchwiſter,
dte, Schüler, Lehrer und auf Männer, die unter der
: Jahre und Erfahrungen ergraut waren, mit bemit-
Verachtung herabzuſehen, da er ja das Alles ſchon
die Welt brachte, was Andere ſich im Laufe eines lan-
ens mit Mühe und Arbeit errangen. Im Verlaufe
graphie werden dann namentlich die berühmten Perſo-
die erleſenen Cirkel geſchildert, mit und in denen man
:; jeder Fehltritt, jede Verirrung vom Wahren und
, jeder leichtſinnige Streich wird verſchwiegen oder be-
oder es werden Andere dafür verantwortlich gemacht.
rlichkeit und Bußfertigkeit, womit der Schauſpieldichter
, und der Dichter Schubart ihre lehrreichen Biogra-
rfaßten, ſcheint gänzlich abhanden gekommen zu ſein.
t findet man in jüngſter Zeit nur in Karl von Holtei's
kenntniſſen eine ähnliche Ehrlichkeit, wenn auch nicht
liſchem Zweck. Freilich werden wir dieſe etwas unge-
ſrichtigkeit von einer Frau weder erwarten noch ver-
dürfen, ja ſie würde ihr nicht einmal recht wohlanſtän-
. Eine Frau iſt in ihren Geſtändniſſen noch viel mehr
iſſe Rückſichten der Decenz gebunden als ein Mann.
Schebeſt beſitzt, wie es uns ſcheint, gerade das richtige
n Ehrlichkeit wie von Discretion. Sie plaudert nicht
s als ſie vor dem weiblichen Anſtandsgefühl verant-
nn, aber ſie iſt zugleich zu naiv und beſitzt zu ſehr
e Tugenden, welche aus der geſunden Naivetät hervor-
m ſich mit bloßen Flittern zu behängen und ihre Um-
n mit Goldſchaum zu verkleben, oder ſich auf Koſten
Geltung zu verſchaffen. Sie ſpricht zwar gelegentlich
lichem Wohlgefallen auch von ihren Triumphen, aber
jt zu häufig und ſtets in einem beſcheidenen, ſelbſt eine
Ironie nicht ausſchließenden Tone. Sie iſt in gewiſſem
mmer ein naives Kind des Volks, ein treuherziges Sol-
d geblieben. Ihre Naivetät verleiht namentlich der
ung ihrer Kindheit, die zu den anziehendſten Partien
hs gehört, eine Liebenswürdigkeit und einen Reiz, durch
dieſe Schilderung faſt zum Range einer Dichtung

neſe kann ſich nicht wie die Dudevant rühmen, von
Marſchall von Sachſen abzuſtammen, aber ſie ſchämt
t ihrer plebejiſchen Geburt und iſt ſtolz darauf, Alles
h ſelbſt geworden zu ſein. Ihr Vater, Schebeſta, war
und Minenführer, ein Czeche, der nicht zwei deutſche
prechen konnte, ihre Mutter eine Deutſche, das Kind
her Aeltern in Proßnik bei Leitmeritz. Dieſe wollte von
Verehrer anfangs nichts wiſſen und lief bei ſeinen er-
ſuchen vor ihm davon. „Ich kann das Soldatenvolk
mecken", und: „Was hätt' ich auch mit dem böhmiſchen
eden können?" pflegte ſie zu ſagen. Ein Onkel machte
n den Dolmetſch bei dieſem eigenthümlichen Liebeshan-
hebeſta, nach Wien verſetzt, wurde aus Sehnſucht nach

der Geliebten gemüthskrank; es wurde hierüber dem commandirenden General der Feſtung Thereſienſtadt Mittheilung gemacht und der Jungfrau eines Tags durch deſſen Adjutanten angekündigt, daß, wenn ſie nicht augenblicklich nach Wien gehe und den Schebeſta heirathe, ſie dazu gezwungen werden ſolle. Dieſes ſonderbare Anſinnen half; ſie fügte ſich, und nach einem Jahre, das der „Zoback" dazu benutzte, etwas Deutſch zu lernen, wurden ſie Mann und Frau und lebten, anfangs in Wien, wo auch Agneſe geboren wurde, ſehr glücklich miteinander, wozu vielleicht beigetragen haben mag, daß Eins das Andere nicht recht verſtehen konnte. Im Jahre 1816 bei der Demolirung der Feſtungswerke von Aleſſandria verwendet, wurde Schebeſta infolge einer misrathenen Pulverexploſion des freien Gebrauchs ſeiner Vernunft beraubt und ſtarb dann an der Auszehrung im Krankenhauſe zu Prag. Die Witwe des Verunglückten lebte nun mit ihren Kindern in Thereſienſtadt in ſehr dürftigen Verhältniſſen, aber als „gottvertrauende fromme Dulderin" und unermüdlich thätig. Dieſe „unerſchütterliche Kraft und Ausdauer" kam ihr, wie die Verfaſſerin bemerkt, „nur von jenem ewigen Geiſte, zu dem das liebende Weib mit ganzer Seele vertrauend emporblickte, der allein nur Kraft zu großen und edeln Thaten gibt". Die Großmutter erzählte den Enkeln von der Libuſſa oder dem König Wenzel oder von Huß oder von einer Bibel, die ſie beſeſſen und in der ſie trotz des Verbots der Geiſtlichen fleißig geleſen. Sie hatte die Bibel in einem geheimen Fach im Fußboden verborgen, und faſt alle Sonntagnachmittage verſammelten ſich um ſie mehre Bauern- und Bürgersfrauen, denen ſie aus der Heiligen Schrift vorlas. Zuletzt nahm man ihr aber die Bibel weg und drohte, ſie als Ketzerin aus der katholiſchen Kirche zu ſtoßen, wenn ſie fernerhin dieſes Treiben nicht aufgeben wollte. „Was hab' ich machen wollen?" äußerte die Großmutter zu ihren Enkeln, „ich hab' mich geduckt, weil ich ein Weiblein bin, hab' aber deswegen doch von der Bibel gedacht, was ich gewollt hab'!" Agneſe erzählt: „Ich habe noch heute ein Gebetbüchlein, das ich zum Geſchenk von ihr bekam, das in geſchriebenen Lettern gedruckt iſt und den Titel hat: «Kurz und gut katholiſches Meßbüchlein.» Die fromme Einfalt darin und der ſtammelnde Ausdruck der Gefühle kann mich aber heute noch ſo erbauen wie 1822, wo ich es empfing." Dieſe Pietät für ein katholiſches Gebetbüchlein mag freilich in die Hausordnung, wie ſie Agneſens ſpäterer Gatte, David Strauß, beobachtet wünſchte, ſehr wenig gepaßt haben. Was Agneſe in der deutſch-böhmiſchen Schule lernte, war „klein beieinander". Das A-B-C-Büchlein, die Evangelien, der Katechismus und etwas Rechnen, das war Alles. Der Lehrer ſchrieb ganz gemüthlich „Vatter", „hümmliſch", „quällen" u. ſ. w., und noch heute ſieht Agneſe nicht ein, warum man ſich der großen Buchſtaben wegen ſoviel Kopfzerbrechens mache, das ſei eine „ſündliche Quälerei" und mache ihr noch jetzt das Leben bei ihrer Schriftſtellerei ſauer genug. Trotz dieſer unnöthigen Buchſtabenquälerei war aber ihr Leben, wie ſie geſteht, bei aller Armuth doch ſo reich, glücklich und vergnügt, wie ihr ſpäteres kaum je geweſen.

Wir übergehen die ihr ſtets unvergeßliche Bekanntſchaft mit dem ſtattlichen Fürſten Ypſilantis, der damals in Thereſienſtadt ſaß und ſich dem intelligenten hübſchen Kinde immer freundlich geneigt zeigte, und wenden uns zu dem an ſich kleinen Ereigniß, das über ihren künftigen Lebensberuf entſcheiden ſollte. Sie hatte an einem Weihnachtsabend ein Liedchen in der Kirche zu ſingen, und ſie trug es in einer Weiſe vor, daß ſie Alle, auch die in der Kirche anweſenden Griechen dadurch überraſchte. Die Gräfin St.-Julien, eine Verwandte des damaligen Commandanten, eines geborenen Franzoſen, beſchenkte ſie dafür, und der Dolmetſcher des Fürſten Ypſilantis äußerte, daß ſein Herr geſagt, das Kind ſolle zu einer Sängerin ausgebildet werden. Nun wollte es einer jener glücklichen Umſtände, die auch dem außerordentlichſten Talente zu Hülfe kommen müſſen, wenn es aus ſeiner Dunkelheit heraustreten ſoll,

daß der Bruder der Lehrersfrau der vielgerühmte Singmeiſter und Kammerſänger Johannes Mickſch in Dresden war. An dieſen ſchrieb die Lehrerin, und Mickſch antwortete, ſie ſolle das Kind einmal zu ihm bringen. Dies geſchah und Agneſe wurde nun Schülerin des von ihr ſtets hochverehrten Mickſch, dem ſie ihr Beſtes, namentlich die geiſtige Auffaſſung und Durchdringung des muſikaliſchen Materials zu verdanken bekennt. Sie wurde endlich beim dresdener Theater angeſtellt, und zwar zuletzt mit einem Gehalt von 1000 Thlrn., aber ſoviel beſchäftigt, nicht nur in der deutſchen und italieniſchen Oper, ſondern auch im Schauſpiel, daß ſie, um dieſer zerſplitternden Thätigkeit zu entgehen, ſich nach einem andern Engagement umſah, welches ihr auch von Peſth aus geboten wurde. Um die Ueberſiedelung nach Peſth zu bewerkſtelligen, bedurfte ſie eines Darlehns von 500 Thlrn., das ihr die „beſcheidenſte“ ihrer Freundinnen, die Chorſängerin Fräulein Billig, freiwillig antrug. „Ich möchte wol wiſſen“, fragt Agneſe, „ob viele ſolche aufopfernde Leute unter der vornehmen Claſſe ſich finden ließen, die mir damals ihre ganze Habe anvertraut hätten?“

Sie war nun in Peſth, und hier begann jene Reihe von Triumphen, die ſie als Sängerin beſonders in italieniſchen, zumal Roſſini'ſchen Geſangspartien feierte. Von dem Bellini'ſchen Romeo und andern Opernpartien gibt ſie eine äſthetiſch-pſychologiſche Analyſe, die, wenn ihr nicht ein männlicher spiritus familiaris dabei zu Hülfe gekommen, ihr alle Ehre macht und beweiſt, wie tief und ſelbſtändig ſie ihre Rollen durchdachte. Wie in allen Künſten, ſo läßt ſich ja auch in der Schauſpiel- und Geſangskunſt jene Sicherheit, welche mit dem Stoff nur zu ſpielen ſcheint, einzig und allein durch eine ſolche gründliche Durchdringung vermittels eines ausgebildeten kritiſchen Bewußtſeins erreichen. Daß ſie dem alten Quinctilian ſehr Vieles zu verdanken bekennt, finden wir bei einer Dame merkwürdig genug, und um ſo merkwürdiger, da mit ihrem ganzen Weſen die Strenge und Ernſthaftigkeit des lateiniſchen Kunſtrichters doch gerade nicht ſehr im Einklange zu ſtehen ſcheint. Freilich ſpricht ſie pro domo, und ihre Vorliebe für die gaukelnden, einſchmeichelnden Melodien der Italiener erlaubt ihr nicht, über die deutſche und die ernſte Muſik ein vollkommen unbefangenes Urtheil zu fällen. Sie bemerkt z. B.: „Erſt bei eigener Ausführung ſeiner (Roſſini's) Muſik iſt es mir fühlbar geworden, was die Oeſtreicher und Italiener darunter verſtehen, wenn ſie ſagen: «Das iſt eine lutheriſche Muſik oder ein lutheriſcher Sänger.» Damit wollen ſie ohne Zweifel ausſprechen, es töne zwar recht ſolid, ehrbar und auch wol recht erhaben — aber kalt.“ S. 164 wiederholen ſich dieſe geringſchätzigen Aeußerungen über die deutſchen Componiſten in noch ſtärkerm Grade. Indeß wurde ihr dies ewige Roſſini'ſche „Schmachten, Girren und Seufzen“ endlich doch zu viel, und ſie fragte den peſther Theaterdirector, ob er keine ältere Oper wüßte, worin ſie „ein tüchtiges Stück Leidenſchaft und eine gewaltige Muſik zu verarbeiten hätte“. Der Director ſandte ihr die Cherubini'ſche „Medea“, von der ſie bis dahin noch gar nichts gehört hatte. Sie ſtudirte ſie ein, fand aber auf ihren ſpätern Kunſtreiſen, daß man in Deutſchland auf dieſe claſſiſche Muſik nicht ſonderlich begierig war. „Wenn die Herren Kunſtkenner auch von den Schönheiten claſſiſcher Muſik viel Redens machten“, meint ſie, „ſo war doch kein erheblicher Ernſt dahinter.“

Von ihren perſönlichen Begegniſſen in Peſth iſt namentlich ihr Rencontre mit einem Oberſtlieutenant zu erwähnen, der, auf ſeine Schönheit eingebildet, wie ſo manche ſeines Gleichen, das weibliche Geſchlecht und darunter namentlich die Künſtlerinnen nur wie ein herrenloſes Wildpret zu betrachten ſchien, auf das Jeder freie Jagd machen dürfe. Der Oberſtlieutenant fiel der Künſtlerin durch ſeine Zudringlichkeit im hohen Grade läſtig und ſie rächte ſich dadurch, daß ſie durch den Kellner ihrem unverſchämten Bewerber einen unverſiegelten Brief zuſchickte, der aber vorher von allen im Gaſtzimmer verſammelten Offizieren geleſen wurde. Der Oberſtlieutenant, der vielleicht doch auf eine delicatere Weiſe hätte abgewieſen werden können, war nun blamirt. Es verlautete etwas davon
im Schilde führe, die Sängerin auf der Bühne erſ
laſſen, was doch wol kaum ſeine ernſtliche Abſicht ge
dürfte. Kurz, Agneſe hielt es für gerathen, ſich dre
gänzlich zu Hauſe zu halten, und dieſem freiwillig
arreſt bekennt ſie viel zu verdanken, da ſie nun endli
mit Muße „über die Stile der verſchiedenen Claſſen v
Declamation und Geſticulation nachdenken konnte“.
Leben der Ungarn, ſowol der höhern als niedern Stän
Agneſe manchen intereſſanten Zug mit. Die Frauen
hern Geſellſchaft Ungarns, die ihr ernſter und von
Haltung erſchienen als die Wienerinnen, gefielen ihr d
Herzensbildung, Güte, Anmuth, feinen Takt, die Män
ihren ritterlichen Sinn, der ſie oft gerührt habe, u
merkt hierzu: „Der Fanatismus, der im Allgemeinen
gar, den Polen und jedes ſlawiſche Menſchenkind leich
wegung ſetzt, iſt am Ende doch beneidenswerther als
ſirtheit der Träger moderner Cultur. In jenen k
noch etwas reifen und emporglimmen, dieſe ſind meiſt
ausgebrannt und verkohlt.“ Eine Scene rührender
keit zwiſchen einem ungariſchen Landmann und ſeinem
veranlaßt ſie zu der Bemerkung: „Wir haben dieſe
menſchen, denen die Cultur noch nichts angethan h
mit wahrer Herzensfreude zugeſehen; ich wüßte nicht,
je in einer civiliſirten Familie ſo im Innerſten meines
berührt worden wäre.“ Dieſe Anſicht macht ſie jedo
wegs blind gegen die Reize der Geſelligkeit in den h
kratiſchen Cirkeln Wiens, die ſie wenig ſpäter ken
ſollte. Sie wiſſe nicht, meint ſie, warum die Bü
oft mit ſo grellen Vorurtheilen jene Claſſen der G
betrachteten; ſie habe in jenen höhern Cirkeln nim
einen ſo allmächtigen Hochmuth kennenlernen, als ſi
dem niedrigern Adel und bei den durch Geld oder
Erwerbniſſe bevorzugten Bürgerlichen gefunden. A
ches Ergötzliche miſcht ſich in die Darſtellungen der B
So erzählt ſie von einem peſther Pfarrer, der ſeinen
gen Zuhörern von der Kanzel zugerufen: „Eüs glau
die heilige Maria war ſo ſchön, wieſ' dort auf'm Bi
len is? ja, wart's ä Biſ'l: rothi Haar hat's g'habt u
ſchocken (Sommerſproſſen) und doch is ſ' heilig g'we
ſie einmal auf einem Ausflug bei einem Bauer in
ein Fuhrwerk miethete und die Künſtlerin, als ſie
Pferde anſpannen ſah, um einen zu hohen Preis
fragte, ob zwei Pferde nicht auch genug ſeien, antwo
Bauer: „Nehm' ich immer vier Pferd, fohr' ich a
vier Pferd.“ Einen Pendant liefert ihr hierzu ein B
einer ſpätern Reiſe im Würtembergiſchen. Der Poſtill
auf einem hohen Berge bei Ellwangen die Pferde
ſchickt, daß der Wagen umſtürzte und ihre Schweſter
andere Begleiterin an der Stirne verletzt wurden.
ſtillon dachte nicht daran, um Entſchuldigung zu bi
ſtreckte ſeine Naſe zum obern, gleichfalls zerbrochene
in den Wagen und ſchwäbelte: „Höret ſe meine Da
Wage iſcht umg'falle!“

Indeß dauerte ſie auch in Peſth nicht aus. „I
meiner Kunſt leben“, ſagt ſie, „ſpielen, was und wan
gefällt, nicht aber mit Intendanzen und Theaterprin
mich herumzerren.“ Sie gaſtirte nacheinander in Wie
den, Grätz, wieder in Peſth, in Nürnberg, das ihr w
ner gemüthvollen und biedertreuherzigen Bewohner
lieb wurde, in Karlsruhe, in Stuttgart, in Breslau,
chen. Hier erzählt ſie von einem geckenhaften Grafen,
dem Hauſe, wo ſie wohnte, ſeinen Wagen oft ſtundenl
ten ließ, damit man glauben ſolle, er befände ſich bei ih
von ihr begünſtigt, während der Herr Graf der Himmel
und die Schebeſt vielleicht gar nicht zu Hauſe war.
führt dies als ein Beiſpiel verächtlicher Lächerlichkeit
mit ſichtlichem Wohlgefallen erzählt ſie, daß, als ſie
Strasburg ſang und ihr als Romeo ein täppiſcher

den Daumen der rechten Hand beinahe halb durch=
„feurige Jugend“ ſich ihres Handſchuhs bemächtigte,
tauſend Stücke zerſchnitt und dieſelben mit ſolchem
ier der linken Bruſt trug, „wie kaum Einer, der den
ldlerorden verliehen bekam“. Wir finden ſie hierauf
, das ihr zu einem vielfach anziehenden Capitel Stoff
Anziehend ſind z. B. ihre Bemerkungen über die fran=
Darſtellungskunſt, und wenn ſie im feinen Converſa=
: den pariſer Schauſpielern begreiflicherweiſe den Vor=
den deutſchen einräumt, ſo behagte ihr das feierliche,
ite Pathos und die manierirte und höchſt conventio=
ſticulation der tragiſchen Schauſpieler um ſo weniger.
hte hier die perſönliche Bekanntſchaft des Ritters Neu=
über deſſen Wanderleben ſie intereſſante Mittheilun=
ht, Cherubini's und Paer's. „Dieſer war“, erzählt
ne von Cherubini ganz verſchiedene Perſönlichkeit.
hätte ſeinem äußern und innern Weſen nach in das
Alterthum gehört; jener (Paer) war, obſchon faſt
ähmt, immer noch der galante, ſchmiegſame, lebens=
aliener. Er beichtete uns auch ſehr bald alles Mög=
ius, unter Anderm ſeine Sprachkenntniſſe, die er in
, wohin ihn Kurfürſt Friedrich Auguſt berufen ließ,
habe, und dieſe lauteten: „Sie ſind ſchön wie eine
ich bin bezaubert von Ihre ſchönen Augen — ich bitte,
ie mir einen Kuß.“ Das war Alles, was er von
Sprache wußte und womit er auch bei den deutſchen
, die ja meiſt in der Converſation ſehr genügſam ſind,
mmen ſein, vielleicht auch ſein Glück gemacht haben
ider wurde ſie in Paris von einem hartnäckigen Ner=
befallen, das ſie des Gebrauchs ihrer Stimmittel
lich beraubte und es ihr unmöglich machte, ſich öffent=
n zu laſſen. Ein pariſer Arzt, der aber den Sitz und
he ihres Uebels vollſtändig verkannt zu haben ſcheint,
ohne allen Erfolg in fünf Tagen drei mal zur Ader
tete ſie über ihren Blutverluſt damit, daß es in Paris
gäbe, die ſich alle halbe Jahre zur Ader laſſen, und
zig darum, um immer bleich und intereſſant aus=
Zu dieſen halbjährlichen Aderläſſen ſcheint auch die
he Literatur ihre Zuflucht zu nehmen, „um immer
d intereſſant auszuſehen“.
eſe begab ſich nun wieder nach Wien zurück und von
Grätz, wo inzwiſchen ihre unglückliche Schweſter
von Gaſtrollen ſingen ſollte, aber während der
nd bei der Vorſtellung von einer von deutſcher oder
k. k. öſtreichiſcher Gemüthlichkeit erfüllten Primadonna
et und durch Roheiten gekränkt worden war, daß ſie
ends inmitten der Vorſtellung an einem Lungenblut=
rankte. Die beiden Schweſtern Schebeſt werden hier=
: nach andern Erfahrungen ſchwerlich in der Stim=
weſen ſein, in Schiller's Hymnus mit einzuſtimmen,
Frauen nichts weiter zu thun haben, als „himmliſche
s irdiſche Leben zu flechten“; auch die Frauen ſind,
hieran ſieht, nur zu oft „Dornröschen“. Von hier
nach Italien, zur Wiederherſtellung ihrer Geſundheit
dererlangung ihrer Stimme. Man findet hier vieles
aus dem häuslichen und öffentlichen Leben der Ita=
Eine Schilderung der Carnevalsluſt in Venedig wird,
ich weniger künſtleriſch ausgeführt, ſich ſelbſt nach
berühmter Schilderung mit Vergnügen leſen laſſen.
and, wo ſie wieder einmal im Theater und zwar mit
Beifall ſang, fiel ihr bei einem Wagenrennen in der
ne Zuſchauerin wegen ihrer blendenden Schönheit auf,
h aber wegen des feinen Gezweigs von blauen Adern,
über ihr Geſicht und über den „obern Theil ihrer
hinſchlängelte. Bald aber zeigte ſich, daß eine dieſer
ebensquellen, welche ſich den Nacken herab ergoß,
s fortwährende Hin= und Herziehen der blauſeidenen
vollſtändig verſiegt war. „Was doch dem Menſchen
ben Langeweile nicht Alles einfallen kann!“ ruft die
Verfaſſerin aus. In Mailand erhielt ſie einen Ruf nach Bologna, den ſie nicht annahm, und zwar durch einen in deutſcher Sprache geſchriebenen Brief eines Signor Stecchi, der zwar (die Verfaſſerin theilt ihn mit) keineswegs ſehr orthographiſch und grammatikaliſch richtig, aber doch immer noch beſſer abgefaßt war, als man von einem Italiener erwarten durfte. Im Allgemeinen bemerkt ſie in Betreff der italieniſchen Theatercontracte, daß ſie ganz dazu gemacht ſeien, „ein junges Talent, das da erſt in die Welt hineinguckt, wie eine Citrone auszupreſſen“.

Bald darauf ſehen wir ſie wieder in Zürich, in Göttingen, wo ſie von Docenten und Studenten (letztere ſpannten von ihrem Wagen die Pferde aus und ſich an die Deichſel!) feſtlich bewirthet wurde, in Schwerin und Sansſouci, wo ſie bei einer zum Gedächtniß der Königin Luiſe veranſtalteten Aufführung des Mozart'ſchen „Requiem“ mitwirkte, endlich gar an der ruſſiſch=preußiſchen Grenze, in Tauroggen, und zwar mitten im Winter, im Februar 1841. Agneſe war nämlich ſeiten des Generaldirectors des kaiſerlichen Theaters ein Anerbieten zu einem dreijährigen Engagement gemacht worden mit folgenden gewiß höchſt anlockenden Bedingungen: 25000 (!!) Silberrubel jährlichen Gehalt, für jede Vorſtellung 100 Silberrubel Spielhonorar und eine alljährliche Benefizvorſtellung. Die Schebeſt würde als Capitaliſtin aus Rußland zurückgekehrt ſein. Aber die Schrecken des nordiſchen Winters machten auf ſie einen ſo unheimlichen Eindruck, daß ſie den ihr in Ausſicht geſtellten Bergen von Silberrubeln lieber entſagte und wieder umkehrte, und zwar über Warſchau, wo ſie einzelne Scenen in Opern gab. „Für Das, was man ſich hier durch einige Scenen erwerben kann“, ſagt ſie, „muß man anderwärts Monate lang ſich abplagen“; auch rühmt ſie der Intendanz des warſchauer Theaters nach, daß ſie nichts von jener krämerhaften Mäklerei habe, mit der man ſich im geliebten Vaterlande bisweilen abkämpfen müſſe. Nun, die deutſchen Theaterintendanzen werden auch wol mehr Urſache haben als die in Warſchau und Petersburg, mit den in ihren Foderungen oft ſehr wenig verſchämten Geſangsköniginnen genau zu rechnen. „Würde man mich fragen“, ſagt die Verfaſſerin ſpäter, „weshalb ich dieſes mühevolle Wanderleben einem ſoliden Engagement an einer Hofbühne vorgezogen habe, ſo müßte ich antworten: daß es mir bei äußerer Solidität und innerer Unſolidität, bei äußerm Glanz und innerer Armuth nie wohl geworden wäre.“ Sie habe ja, bemerkt ſie weiter, mit den Ihren (Mutter und Schweſter, für die ſie überall eine liebenswürdige Zärtlichkeit an den Tag legt) ganz vergnügt in ihrem Wagen gelebt und nicht Dieſem oder Jenem den Pantoffel zu küſſen nöthig gehabt, wie ſie ſich denn überhaupt über die an vielen Hofbühnen herrſchende „Ignoranz, Dünkel und Grobſinnlichkeit“ mit ſcharfen Worten ausſpricht. Es iſt in der That traurig, daß die meiſten dieſer Bühnen, die nach Schiller ſittliche und künſtleriſche Nationalbildungsanſtalten ſein ſollten, in weiten Kreiſen Demoraliſation und Corruption oder mindeſtens Frivolität um ſich verbreiten.

Dennoch klagt ſie am Schluß: „Es war ein weiter, mühevoller Weg, den ich machte, und dennoch habe ich mein Ziel verfehlt. Das gemüthliche ſorgenloſe Zuſammenleben mit den Meinen, nach deſſen ſtillem Frieden ich mein ganzes Leben hindurch mich ſehnte, für deſſen Begründung ich von Kindheit an geſtrebt und gerungen, iſt uns nicht geworden; ein Erdhügel deckt die treuen Herzen meiner geliebten, gottergebenen Mutter und Schweſter ... Die Kerzen von dem Weihnachtsbaum meiner Jugend ſind abgeſchmolzen — und die frohen Kinderträume zu Ende.“ Das gewöhnliche Reſultat alles Erdenlebens, vom reinperſönlichen Standpunkt gefaßt! Die Verfaſſerin hat ihre Schrift ihren „geliebten Kindern Georgine und Fritz Strauß herzlichſt gewidmet“. H. M.

Analekten der mittel- und neugriechiſchen Literatur. Herausgegeben von A. Elliſſen. Zweiter Theil. Leipzig, O. Wigand. 1856. Gr. 16. 3 Thlr. 18 Ngr.

In Nr. 26 d. Bl. f. 1856 wurde Einiges über die neugriechiſche Novelle „Der Fürſt von Morea" von Rhangavis bemerkt, dabei aber nur kurz des Originals und der eigentlichen Quelle gedacht, aus welcher dieſes letztere ſelbſt geſchöpft worden iſt. Dieſe Quelle iſt eine vermuthlich aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts herrührende hiſtoriſche Compoſition, welche unter dem Titel „Chronik der Frankenkriege in Romanien und Morea" in neugriechiſcher Sprache und in ſogenannten politiſchen Verſen von einem Griechen aus Morea abgefaßt und 1845 von dem inzwiſchen verſtorbenen Franzoſen Buchon herausgegeben worden iſt. Dieſe in ihrer Form barbariſche, in Betreff ihres hiſtoriſchen Werths über Gebühr hoch angeſchlagene Verschronik, welche dagegen „ein reiches poetiſches Material und in demſelben reichen Stoff zu wirklich poetiſcher Reproduction in Fülle darbietet", iſt es nun, welche Elliſſen, ſoweit ſie die hiſtoriſche Grundlage der neugriechiſchen Novelle bildet, nebſt der Verdeutſchung dieſer Novelle ſelbſt, im zweiten Theile ſeiner obgedachten „Analekten" im Originale und in metriſcher Ueberſetzung mittheilt, und dieſe Chronik iſt zugleich die Quelle, welche der Grieche Rhangavis bei ſeiner Novelle „Der Fürſt von Morea" weſentlich benutzt hat und deren von der Buchhandlung beſonders beſorgter Einzelabdruck allein bei jener Beſprechung vorlag. Der Herausgeber leitet das griechiſche Original mit höchſt ſchätzbaren geſchichtlichen und literariſchen Erläuterungen ein, und er hat auch der Ueberſetzung namentlich geſchichtliche und geographiſche Anmerkungen beigefügt. Beſonders verbreitet er ſich in der Einleitung über die Umſtände, unter denen die Eroberung Konſtantinopels durch die Lateiner im Jahre 1204 und die Errichtung eines abendländiſchen Feudalſtaats an der Stelle des orientaliſchen Despotenreichs der Komnenen möglich war und ſtattfand; ferner über die demgemäße Frankenherrherrſchaft im byzantiniſchen Reiche, ihren Charakter, ihre Wirkungen und über den Verlauf derſelben, ſowie über die ſpätern Verhältniſſe der ſüdlichen Frankenſtaaten im byzantiniſchen Reiche (Fürſtenthum Morea, Herzogthum Athen, Naros u. ſ. w.), welche noch eine zeitlang ſich erhielten, nachdem bereits das lateiniſche Kaiſerthum in Konſtantinopel ſelbſt im Jahre 1261 wieder zertrümmert worden war. Ohne eine genauere Kenntniß aller dieſer Verhältniſſe iſt ein klares Verſtändniß der griechiſchen Novelle, welche auf dieſen Verhältniſſen ſelbſt beruht, nicht möglich, und dieſe Kenntniß vermittelt zugleich die richtige Einſicht in die Zwecke des Verfaſſers dieſer Novelle, welche derſelbe bei letzterer verfolgte und wobei es ihm durchaus nicht um bloße Unterhaltung, ſondern vielmehr um die patriotiſche Anregung ſeiner griechiſchen Leſer zu thun war. Dieſe nationale Eigenthümlichkeit und Bedeutung der griechiſchen Novelle aus der Feder eines der als Dichter und Archäolog ausgezeichnetſten Griechen der Gegenwart beſtimmte den Herausgeber der „Analekten" ebenſo wie das allgemeinere literariſche Intereſſe, welches nach ſeiner Meinung die Novelle durch die charakteriſtiſch volksthümliche Auffaſſung und Reproduction des in der oberwähnten Verschronik dargebotenen poetiſchen und nationalen Stoffs gewährt, zur Aufnahme in ſeine Sammlung, welche ſelbſt nach dem Willen des Herausgebers „eine vollſtändigere und richtigere Erkenntniß der ſittlichen, geiſtigen und ſocialen Beſchaffenheit des griechiſchen Volks im Mittelalter und in der Gegenwart zum Zweck hat". Traurig, aber durchaus nicht ungerechtfertigt iſt das Bekenntniß, welches nicht gerade zu beſonderer Ehre Deutſchlands über die in Deutſchland ſeit langer Zeit herrſchenden neugriechiſchen Antipathien offen ausgeſprochen wird, und wobei zugleich der Herausgeber die Gelehrigkeit der Deutſchen, namentlich „der deutſchen Liberalen modernſter Façon", mit feiner Ironie beſpöttelt, die es ihnen leicht gemacht habe, mit gewiſſen „unſchätzbaren Erleuchtungen in politiſchen Dingen von weitergehender
Bedeutung" ſich Sand in die blöden Augen ſtreue

Notiz.

Vom Schriftſtellerſtande.

In der von R. Giſeke geſchickt redigirten „Nove
begegneten wir jüngſt folgender beachtenswerthen
„Es iſt ein eigenthümliches Vorurtheil, das gegen
gerade des Literaten *) in der bürgerlichen Geſellſch
fach exiſtirt und von gewiſſen Seiten abſichtlich
wird. Daß ein Gebildeter irgendeiner andern Kunſ
der Muſik, der Malerei, Sculptur, ſelbſt dem T
wird von Dieſem und Jenem vielleicht mit Achſelzuck
aber immerhin doch als begreiflich angeſehen, und
ſchäftigung gilt als ein wenn nicht beneidenswerth
immer das Leben ausfüllender Beruf. Nicht ſo mi
riſchen Carrière. Dieſe möchte man gar zu gern
durchaus Nebenſächliches, als einen Dilettantismu
halb als etwas nicht ganz Ehrenvolles angeſehen
Dennoch aber zeigt es ſich als Thatſache, daß die
Inſtitute des Buchhandels und der Journaliſtik ſo
Kräfte regelmäßig gebrauchen, deren Beſchäftigung
Leben einnimmt und durch dilettantiſche Thätigkeit
werden kann" u. ſ. w. Giſeke hat hier einen Pu
welcher ſchon Leſſing zu der Klage Anlaß gab, da
ſchen im Verhältniß zu den Franzoſen die „wahren
ſeien. Meines Wiſſens waren es die „Halleſchen J
welche, obſchon ſehr abſtracte Leute ſie redigirten
nen mitarbeiteten, zuerſt das ſeitdem ziemlich gedan
gepflanzte Märchen vom „abſtracten Literatenthum"
und dadurch dem Anſehen der ſchriftſtelleriſchen
Jahre weſentlichen Abbruch gethan haben, obſchon
bei einer concretern Auffaſſung der Verhältniſſe ſag
wie viel noch zu thun ſei und wie ſehr es in Deu
rade darauf ankomme, dem Schriftſteller als Sch
bürgerlichen Leben Geltung zu verſchaffen. Ihnen
ſpätern Nachtretern fiel es gar nicht ein, darüber n
wie lächerlich es ſei, von der Feder zu leben und
geberden, als hätten ſie mit ihren übrigen ſchri
Collegen nichts gemein. Abſtractes Literatenthum
nicht ebenſo gut ein abſtractes Theologen-, Gele
amten- und Soldatenthum? Steht der Schriftſtell
immer für die Ausbreitung von Ideen und Anſchau
cher Art ſie auch ſeien, ſorgt, tiefer auf der Stufe
Weſen als z. B. ein Militär, der täglich ſein Deta
kruten dreſſirt? Und wenn wir den Begriff „abſtra
teſtem Sinne ausdeuten wollen, was bliebe dann
cretes übrig als die rohe Arbeit mit der Fauſt ode
tigem Geſchmack die Gelderwerbskunſt, die allerdi
cretern Genüſſen führt als ſie je durch abſtract ge
zu erlangen ſind? Will man keine Schriftſteller ha
es dazu nur Ein Mittel: man hebe unſere Geſellſch
aus dem Grunde auf; man beſchränke alle Jour
bloße Anzeigeblätter; man verbanne aus den Schule
ter, alle ſtiliſtiſchen Uebungen, beſonders alle De
übungen; man verbiete alle Theater, Liebhabertheа

---

*) Da das Wort „Literat" durch mancherlei Umſtände
aber durch den Zudrang ſo vieler Unberufenen discredi
Wort Schriftſteller aber von den weniger Gebildeten
man glauben ſollte mit „Schriftſetzer" verwechſelt wird, ſ
ernſtlich darauf denken, ein neues Wort dafür zu ſubſtituiren
verfaſſer" ſchiene uns am nächſten zu liegen; man ſtellt
Schrift, man verfaßt ſie. „Schriftverfaſſerthum", „Sch
ſtand" klingt ja gar nicht ſo ſchlecht; es kommt nur dar
man ſich daran gewöhnt.

ungen und Unterhaltungen über literariſche Gegen-
rotte alle Leihbibliotheken mit Stumpf und Stiel
rbrenne womöglich alle Claſſiker und Nichtclaſſiker;
dem Publicum Bücher und Journale zu kaufen
, den Druckern zu drucken und den Buchhändlern
verlegen, und wenn man dieſe Rieſenarbeit voll-
e man Jeden, der etwa noch ſchriftſtellern wollte;
eiſteskranken und „Abſtracten“ ins Irrenhaus!
ht auch die Schriftſtellerei ihre ſehr concrete und
eite? Man frage nur bei A. Dumas an, der
em Publicum bis zum letzten Sou Rechenſchaft
gte, wie viele Tauſende von Francs er durch ſeine
he Betriebſamkeit den Verlegern, Papierhändlern,
rrectoren, Druckern, Buchbindern, Colporteuren
erdienen gegeben hat. Dumas iſt ein ſehr kluger
kennt die jetzige Welt; er weiß, daß heutzutage
erechnung vielleicht der beſte und einzige Weg iſt,
Schriftſteller vor der Welt ein Anſehen zu geben
liches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu er-

H. M.

Bibliographie.

, J., Die Brautſchau Friedrich des Großen. Hi-
ihlung. 1ſte Lieferung. Berlin, A. Duncker. 8.

aus, H., Abriß einer Geſchichte der geographiſchen
. von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart. Ber-
rg. Lex.-8. 24 Ngr.
ard, M., Das Buch der Geſundheit. Eine po-
tik für die Gebildeten aller Stände. 1ſte Liefe-
n, Hollſtein. Gr. 8. 5 Ngr.
rupp, A. H., Der Gefährte des Kaiſers. Hiſto-
n aus den Feldzügen Napoleon's. Zwei Bände.
bach jun. 8. 2 Thlr.
netz, J., Die Inquiſition; was und wie ſie wirk-
line populär hiſtoriſch-critiſche Darſtellung dieſer
er Geſammtheit. Nach den beiderſeitigen Quellen-
hen, Henſen u. Comp. Gr. 12. 15 Ngr.
. J. G., Die claſſiſche Periode der deutſchen Na-
: im 18. Jahrhundert, in einer Reihe von Vor-
jeſtellt. 1ſte Lieferung. Leipzig, Graul. Gr. 8.

t, A., Predigten zum Aufbau der Behauſung
elſte, aus den letzten Jahren einer 37jährigen Amts-
alten und aus ſeinem Nachlaſſe herausgegeben.
kopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
F., Der Gottesdienſt der katholiſchen Kirche. Für
) gebildete Laien dargeſtellt. Regensburg, Manz.
hlr. 10½ Ngr.
, G., Karlsbad. Neun Briefe. Berlin, Nauck
ir. 16. 17½ Ngr.
Chriſti Leben und Lehre. Nach dem Altſächſi-
. Simrock. Elberfeld, Friderichs. 1856. 8.

n, B., Unter dem Schleier der Nacht. Sitten-
lins Gegenwart. Vier Bände. Berlin, Verlags-
. 4 Thlr.
, L., System der Rechtsphilosophie. Erlangen,
-8. 1 Thlr. 10 Ngr.
r, K. T. v., Taſchen- und Handbuch für Theater-
te vermehrte Auflage. Mit einer Lithographie des
ments zu Braunſchweig. Leipzig, Dürr. 8. 1 Thlr.
F. B., Leibnitz'ens Logik. Nach den Quellen
Prag, Tempsky. Gr. 8. 20 Ngr.
., Die Entstehungsgeschichte der Magna Charta.
Hoffmann u. Campe. 8. 15 Ngr.

Overbeck, J., Geschichte der griechischen Plastik für Künstler und Kunstfreunde. Mit Illustrationen gezeichnet von H. Streller, geschnitten von J. G. Flegel. 1ste Lieferung. Leipzig, Hinrichs. Lex.-8. 22½ Ngr.

Polko, Eliſe, Muſikaliſche Märchen, Phantaſien und Skizzen. Mit Illuſtrationen in Holzſchnitten nach Zeichnungen von J. C. Löbel und G. Schlick und dem Bildniß der Verfaſſerin in Stahlſtich. 3te neu durchgeſehene und abermals vermehrte Auflage. Leipzig, Barth. 8. 2 Thlr. 3 Ngr.

Pröhle, H., Kriegsdichter des ſiebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege. Ein Vortrag. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 6 Ngr.

Renner, F. R., Der Dämon des Fürſten. Roman in zwei Bänden. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Romang, J. J., Die engliſche Schweizerlegion und ihr Aufenthalt im Orient. Langnau. 8. 16 Ngr.

Rommel, C. v., Zur Geſchichte der franzöſiſchen Colonien in Heſſen-Caſſel. Caſſel, Bohné. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, E., Rahel und ihre Zeit. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schöpf, J., Dorfgeſchichten. 1ſte Reihe. Regensburg, Manz. 8. 25½ Ngr.

Schreiber, H., Geſchichte der Stadt und Univerſität Freiburg im Breisgau. 1ſter Theil: Von der älteſten Zeit, bis zum Tode Herzogs Berthold V. von Zähringen. Mit drei Beilagen und ſechs lithographirten Blättern. Freiburg im Br., Wangler. Gr. 8. 28 Ngr.

Schuler von Libloy, F., Kurzer Ueberblick der Literaturgeschichte Siebenbürgens von der ältesten Zeit bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Sylvestergabe für Gönner und Freunde. Hermannstadt. Gr. 8. 15 Ngr.

Uhlemann, M., Handbuch der gesammten ägyptischen Alterthumskunde. 1ster Theil. Geschichte der Aegyptologie. Mit zwei zinkographischen Tafeln. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Weber, G., Die Geſchichte der deutſchen Literatur nach ihrer organiſchen Entwickelung, in einem leicht überſchaulichen Grundriß bearbeitet. 5te bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Winterfeld, A. v., Soldaten Leid — Soldaten Luſt. Federzeichnungen. Berlin, A. Duncker. 8. 12 Ngr.

Wittmaack, T., Die Reiſe nach Juliushal. Leipzig, Kollmann. 16. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Beuſt, R. v., Ein Feldzug gegen das Heidenthum der jetzigen Zeit. 3te an einzelnen Stellen umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Engelmann. Lex.-8. 9 Ngr.

Denkschrift zur Orientirung über die Zustände, Hoffnungen und Bedürfnisse der reformirten Kirche im Königreich Hannover dem Hohen Königl. Ministerio der geistlichen Angelegenheiten von dem Comitee der Conferenz reformirter Geistlicher aus diesem Königreich unterthänigst überreicht. Lingen, Jüngst. Gr. 8. 10 Ngr.

Herſchel, A., Der Zuſammenſtoß unſerer Erde mit dem Kometen am 13. Juni 1857. Eine Vorleſung. Altona, Verlagsbureau. Gr. 8. 3 Ngr.

Joſephus, Der Komet von 1857 oder die alte Prophezeihung vom Untergang der Welt, welcher am 13. Juni 1857 ganz gewiß erfolgen wird, hervorgeholt aus einem alten Kloſterarchive und an's Licht gebracht a. 1557. Zum andern Mal abgedruckt in dieſem Jahre. Berlin, Verlags-Magazin. 8. 2 Ngr.

Wagner, R., Ein Brief über Franz Liſzt's ſymphoniſche Dichtungen. Leipzig, Kahnt. 8. 6 Ngr.

Zur Beleuchtung der däniſchen Note vom 23. Februar 1857. Hamburg, Perthes-Beſſer u. Mauke. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Geometrie

für Schulen und zum Selbſtunterricht

von Karl Snell.

Erſter Theil:

Gradlinigte Planimetrie.

Zweite Auflage. Mit fünf lithographirten Tafeln.

8. Geh. 24 Ngr.

Nachdem der Verfaſſer den Zweck, mit ſeinem „Lehrbuch der Geometrie“ den Lehrern der Mathematik ein Buch zu einem naturgemäßen, anſprechenden und echtwiſſenſchaftlichen Lehrgang in die Hand zu geben und auf dieſe Weiſe zur Reform des mathematiſchen Unterrichts auf Schulen beizutragen, vollſtändig erreicht zu haben glaubte, hat er ſich entſchloſſen, die gegenwärtige zweite Auflage deſſelben zu einem vollſtändigen Lehrbuch der Elementargeometrie umzugeſtalten, welches in drei Theilen die Planimetrie, die Trigonometrie und die Stereometrie behandelt und namentlich auch als Schulbuch gebraucht werden kann. Der erſte Theil über Gradlinigte Planimetrie iſt bereits erſchienen und die beiden andern werden bald folgen. Wie ſich das Lehrbuch in ſeiner frühern Geſtalt beim Unterricht, ſo möge es ſich in der zweiten erweiterten Auflage beim Unterricht wie auch beim Selbſtſtudium nützlich und fruchtbringend erweiſen und allen Schulanſtalten beſtens empfohlen ſein.

Von dem Verfaſſer erſchien in demſelben Verlage:

Einleitung in die Differential- und Integralrechnung. Zwei Theile. Mit 7 lithogr. Tafeln. 8. 3 Thlr. 26 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Auflage von Caird's Predigt.

Die Religion im gemeinen Leben.

Eine Predigt gehalten vor Ihrer Majeſtät der Königin von England und Prinz Albert von **John Caird.**

Mit Vorwort von C. C. J. Bunſen.

Vierte Auflage. 8. Geh. 8 Ngr.

Dieſe von **Bunſen** bei dem deutſchen Publicum eingeführte Predigt iſt in England in Tauſenden von Exemplaren verbreitet und hat ebenſo in Deutſchland bereits die allgemeinſte Beachtung gefunden, ſodaß ſchon wenige Monate nach dem erſten Erſcheinen dieſe **vierte Auflage** nöthig wurde, nachdem die dritte in 10,000 Exemplaren für den Volksſchriftenverein in Zwickau gedruckt worden iſt. Die Predigt wurde allgemein freudig begrüßt und z. B. von der herzoglich ſächſiſchen Regierung officiell allen Vorſtänden von Volksbibliotheken ſowie von dem Oberconſiſtorium zu Gotha der Geiſtlichkeit empfohlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzi

Gregorovius (Ferdinand), Die Grabm
Römiſchen Päpſte. Hiſtoriſche S
Geh. 1 Thlr. 6 Ngr. Geb. 1 Thlr. 15 N

Eine neue Schrift von Ferdinand Gregorovi
mehren Jahren in Italien weilt, iſt im voraus der
Aufnahme beim deutſchen Publicum gewiß. So a
liegende, welche „Die Grabmäler der römiſchen
handelt und nicht blos den Hiſtorikern, ſondern A
für die Geſchichte der Menſchheit intereſſiren, Bel
Unterhaltung darbietet, beſonders auch Denen,
„ewige Stadt“ ſelbſt kennen. Der Verfaſſer hat d
des Papſtthums gleichſam in einem Relief darſtel
Die merkwürdigen Grabſchriften der Päpſte ſind i
und in deutſcher poetiſcher Ueberſetzung mitgetheilt.

Von dem Verfaſſer erſchien früher ebendaſelb

Figuren. Geſchichte, Leben und Scenerie aus I
1 Thlr. 24 Ngr.

Gregorovius' Buch über Corſica hat eine ſ
Aufnahme gefunden (auch im Auslande, indem es
zwei mal, in Amerika und in Italien überſetzt
daß ebenſo dieſe italieniſchen Schilderungen d
die freundlichſte Theilnahme rechnen konnten, die
bereits in vollem Maße zutheil wurde. Es ſind „
ernſten Wanderjahren“, in der bekannten anmuthig
würdigen Weiſe des Verfaſſers. Die Schrift e
gendes: Ein Beſuch auf Elba; Der Ghetto un
in Rom; Idyllen vom Baltiſchen Ufer; Idyllen
niſchen Ufer; Römiſche Figuren; Capri, eine Einſ

Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Au
lianiſchen. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Name Giovanni Meli's iſt als der be
ſten Dichters Siciliens allgemein bekannt, ſeine G
aber waren außer je einem von Goethe und von
ſetzten wegen der örtlichen und ſprachlichen Ab
Siciliens im Auslande faſt gänzlich unbekannt.
vorliegende meiſterhafte Ueberſetzung der beſten Ge
von Ferdinand Gregorovius (Roſenkranz zuge
mit einer hiſtoriſchen Einleitung verſehen) in litera
Beziehung von beſonderm Werthe. Aber nament
ſich alle Freunde echter Poeſie an der Grazie dieſ
Lieder, die in der meiſterhaften Ueberſetzung wie D
ſcheinen, wahrhaft erfreuen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzi

Platon's ſämmtliche We

Ueberſetzt von **H. Müller**, mit Einleitungen b
K. Steinhart. Erſter bis ſechſter Band. 8. 1
Geh. Jeder Band 3 Thlr.

Dieſe Ueberſetzung der Werke **Platon's** von H
Müller iſt von den competenteſten Richtern für e
erklärt worden. Ihr Werth wird durch die aus
Einleitungen von **Karl Steinhart** noch bedeut

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

iterariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. —— Nr. 21. —— 21. Mai 1857.

halt: Friedrich Gerſtäcker's neue Romane. — Zur Kriegsgeſchichte. Von **Karl Guſtav von Berneck.** — Poetiſche Com= are zur dresdener Gemäldeſammlung. — Ein deutſcher Volkskalender in Californien. Von **W. Riehl.** — J. K. Paſſavant's Schrift. Von **Adolf Cornill.** — Chaſot und Friedrich der Große. — Die Recenſentenhölle. — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Friedrich Gerſtäcker's neue Romane.

Die beiden Sträflinge. Auſtraliſcher Roman von Friedich Gerſtäcker. Drei Bände. Leipzig, Coſtenoble. 1857. . 3 Thlr. 25 Ngr.

Man kann die belletriſtiſchen Autoren der Jetztzeit ich in zwei Claſſen theilen. Die Einen begnügen , mit realiſtiſcher Treue dem Leſer ein Stück Leben führen; ſie gehen dabei faſt maſchinenartig, wie das erreotyp zuwerke, überſehen keine Falte am Rocke, e Runzel im Geſichte. Die Andern dagegen ſind ewußt, daß Natur allein noch nicht Kunſt ſei, und daher nach uraltem Gebrauche der Heroen der eratur das Bedürfniß, ihre Geſtalten künſtleriſch eln, ihnen wenigſtens ein bischen von jenem -claſſiſchen oder claſſiſch-romantiſchen Stoffe n, der ſie über Alltagsgeſichter erhebt. Daß Zeit, in welcher der materielle Factor den ideellen großen Batterie des Weltgeiſtes, inſoweit er ſich ganzen Thun und Treiben des Weltgeiſtes zeigt, e gänzlich verdrängte, die Zahl der erſtern beer ſein müſſe als die der letztern, leuchtet wol von ſelbſt ein. Es drängt ſich aber auch von die Frage auf: wozu brauchen wir eine belletriſtiteraur, die nichts iſt als der Abklatſch der wirk Welt mit ihren Schwächen und Gebrechen? Dieſe hat Jeder täglich vor Augen, dieſe Welt kennt r. Iſt es denn unmöglich, beide Principe zu verelzen und ſo die goldene Mittelſtraße zwiſchen Ideaus und Realismus zu wandeln? Es gibt neben dem erſchiedenen Zeitepochen krankhaft herrſchenden blö Idealismus, der über alle Schranken der Wirklichinausſchwärmt, auch einen vernünftigen, gemäßigten, geſunden Idealismus, ohne den kein Werk exiſtiren , deſſen Autor den Anſpruch macht, damit ein Kunſtwerk ert zu haben. Unſere Literatur weiſt jetzt ſehr viele Naoducte auf, rohes Material, guten Stoff, aus dem eine ge Hand Bedeutendes zu ſchaffen wüßte. So jedoch, e ſchriftſtellernden Parteien einſeitig den Extremen huldigen, entſteht gewöhnlich nur Mittelmäßiges. Dieſe Autoren gehen, die Gegenwart feſt im Auge haltend, von der Grundanſicht aus, der deutſche Michel habe lange genug für Schöngeiſterei geſchwärmt, über äſthetiſchen Grillen gebrütet, er müſſe jetzt endlich um jeden Preis in einen praktiſchen Kerl, der ſelbſt neben John Bull eine reſpectable Figur zu ſpielen im Stande wäre, umgewandelt werden. Die Herren überſehen, daß ſich der Deutſche ſeiner ganzen phyſiſchen und pſychiſchen Anlage nach nie in einen Engländer oder Amerikaner umgießen läßt. Es ſteckt in der deutſchen Natur, die man füglich als moderne Repräſentantin des alten indogermaniſchen Nationalcharakters betrachten kann, etwas, das zu tief wurzelt, um mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden zu können. Gleichwie ſich der Indier bei ſeinen himmelſtürmenden Schneekuppen des Himalaja, inmitten ſeiner in die Azurwölbung des Alls üppig emporwuchernden Pflanzenwelt und ſeiner thurmartigen Baumrieſen mächtig zur Unendlichkeit hingezogen fühlt, ſo huldigt auch der Deutſche, ſein jüngerer Bruder, umrauſcht von ſtämmigen Eichenwäldern, umſtarrt von gothiſchen Nadelthürmen, einem natürlichen Idealismus, der den ganzen Bildungsgang des teutoniſchen Volks charakteriſirt. Ihm dieſen nehmen, hieße ihn ſeines beſſern Theils berauben. Artet dieſer Trieb in Ueberſchwänglichkeit aus, ſo wird Jeder, der ſich überhaupt dazu berufen fühlt, ſehr klug handeln, wenn er ihn ohne weiteres in die Schranken des Maßes zurückweiſt. Die Herren jedoch arbeiten darauf hin, dieſen Trieb gänzlich zu erſticken, den Sinn für das Erhabene, Schöne zu ertödten. Dann kann die Kunſt Teſtament machen. Wohin ein Volk, oder beſſer geſagt, wohin die Geſammtciviliſation Europas käme, wenn dies geſchähe, das mögen ſie ſich ſelbſt beantworten. Praktiſch ſein zu lernen, das thut allerdings dem Deutſchen noth; jedoch wenn er es ſich nur auf ſolche Koſten eigen machen kann, rieſen wahrſcheinlich die Enkel und Urenkel dereinſt aus: Unſere Väter haben ein zu hohes Lehrgeld gezahlt. Jene Naturaliſten, die sans façon die Erziehung des deutſchen

Michel übernommen haben, ſollten nicht ſo blind die einmal eingeſchlagene Richtung verfolgen, ſondern von Zeit zu Zeit zurückblicken, ob es der deutſchen Natur auch möglich und erſprießlich ſei, den gewieſenen Pfad zu wandeln. Zu dieſen Männern, deren Wahlſpruch „Nur praktiſch!“ lautet, gehört auch Friedrich Gerſtäcker. Sein jüngſtes oben genanntes Werk gibt uns Gelegenheit, den Mann, der die Welt umſegelt hat, näher ins Auge zu faſſen. Um dies thun zu können, glauben wir, dürfte es das Beſte ſein, den Hauptinhalt des Romans mit Ueberſpringung ſämmtlicher Epiſoden im Auszuge hier wiederzugeben.

Squatter Powell, ein gutmüthiger Engländer, hat ſich am Murray, tief im auſtraliſchen „Buſch“, angeſiedelt und lebt da mit ſeiner Familie, abgeſchieden von der civiliſirten Welt, theils in behaglicher Ruhe, inmitten ſeiner Schafheerden, theils in aufgeregter Beängſtigung, daß ihm die in kleinen Horden im Innern des Landes umherſtreifenden Schwarzen, die urſprünglichen Eigenthümer des Bodens, ſein Beſitzthum ſchmälern. Außer dieſen machen noch die „Buſhranger“ die Gegend unſicher. So heißen bekanntlich mit dem reinauſtraliſchen Ausdrucke jene entſprungenen Sträflinge, die ſich bewaffnet im Walde oder Buſche herumtreiben und gezwungen ſind vom Raube zu leben. Auf den Kopf eines der berüchtigtſten, Jack Landan, hat die Polizei einen Preis von 100 Guineen geſetzt. Unter dieſen Verhältniſſen iſt der Beſuch eines gebildeten Gaſtes doppelt willkommen, weil dortige Anſiedler gewöhnlich nur Ochſentreiber, welche ihnen alle Vierteljahre aus Adelaide die Zeitungen bringen, zu ſehen bekommen. Powell empfängt daher mit großer Herzlichkeit Macdonald, den er von frühern Zeiten kennt. Dieſer junge Mann hat die Abſicht, ſich als Squatter in der Umgegend niederzulaſſen, eine eigene Heimat zu begründen. Kaum jedoch hatten ſie die Gläſer auf gute Nachbarſchaft angeſtoßen, ſo erſcholl der Ruf der Schwarzen: „Ku-ih!“, welche diesmal, wenigſtens ſcheinbar, in friedlicher Abſicht kommen. Powell äußert ſich unter Anderm ſehr intereſſant über dieſe Hordenbeſuche gegen Macdonald folgendermaßen:

Die Burſchen haben doch untereinander irgendeine Art von moraliſchem Geſetzbuch, nach ſo luftigen Grundſätzen dieſes auch entworfen ſein mag. Wir Weißen kennen überhaupt bisjetzt nur die alleräußerſte Schale ihres politiſchen wie geiſtigen Lebens und geben uns, aufrichtig geſagt, auch entſetzlich wenig Mühe, eine beſſere Kenntniß von ihnen zu erlangen. Nach Dem aber, was ich bisjetzt in meinen langjährigen Erfahrungen von ihnen geſehen habe, ſcheint es mir, daß ſie eine Art Verjährungsrecht untereinander haben, vermöge deſſen nach einer gewiſſen Zahl von Monaten von irgendeiner unangenehmen Sache nicht mehr geſprochen werden darf. So ſind mir mehre Fälle vorgekommen, daß Schwarze, nachdem ſie einen Weißen erſchlagen, ſpurlos aus der Gegend verſchwanden und von keinem nach ihnen Suchenden wieder aufgefunden werden konnten, bis ſie plötzlich, gewöhnlich nach ſechs Monaten, ganz ungenirt und von ſelbſt wieder zum Vorſchein kamen und ſo unbefangen mitten in die Polizei hineinliefen, als ob ſie mit der ganzen frühern Sache von Mord und Blut auch nicht das Mindeſte zu thun gehabt hätten. Sie wären
bei dem Verhöre ſehr entrüſtet darüber, daß ma
ein mal eine Geſchichte aufrühre, die ſchon „ſech
alt wäre.

Die Schwarzen haben unterdeſſen ihre
(Rindenzelte) errichtet. Die wichtigſte Perſon
iſt Nguyolloman, eines der merkwürdigſten W
die ſchwarzen Stämme aufzuweiſen hatten.
ein Krüppel und zwar durch jene ſeltene, de
liſchen Continent eigenthümliche Krankheit, i
Fleiſch der Arme oder Beine unter der Haut
det und den auf dieſe Weiſe angegriffenen
ein mit Gummi elaſticum überzogenes Skelet
läßt. Die Schwarzen ſchreiben das übernatürl
ten und böſen Geiſtern zu, die heimlich bei N
die Feuer zufällig ausgegangen, herbeiſchleicher
gierigen Lippen an den Gliedern ſolcher Ur
ſaugen. Nguyolloman war durch den böſen
Gebrauchs beider Beine beraubt worden. Wä
Oberkörper bis zu den Hüftknochen völlig geſu
gar ſtark und kräftig ſchien, mit breiter gewöl
und muskulöſen Armen, waren die Beine dageg
Skelet zuſammengeſchrumpft. Dadurch wurde e
gen, ſich mit den Händen fortzubewegen, auf
während er die Beine kreuzweiſe zuſammenleg
lich und ohne anſcheinend ſehr große Beſchw
Bei längern Märſchen erleichterte es ihm de
übrigens dadurch, daß man ihn da, wo es
erlaubte, auf ein Stück Rinde ſetzte, welches
Frauen gezogen wurde. Er glich einem Men
aus ſeinem eigenen Grabe herausſchaut. Ng
verſteht ſehr gut zu heucheln; die Weißen ahnen
hinter dieſer ſcheußlichen Geſtalt eine noch ſ
Seele lauert. Unter Powell's Schafhirten un
wächtern befindet ſich ein durch Trunk tie
Deutſcher, der ſich Miller nennt. Macdo
ihn während des Schafehütens den Homer i
ſprache leſend. Dieſer Menſch, ein Bild
Entartung, wie ſie nur unter den Sträflingen
lien vorkommt, vernichtete mit einem Fußtritt
Lämmchen blos deshalb, um von der Mutter
ger aufgehalten zu werden, die dem Heimzuge
nicht folgen wollte. Miller iſt nachläſſig in
ſeiner Pflichten, überläßt ſich dem Schlafe; d
eine andere ſchwarze Horde, die ſchon einige
durch verdächtig Powell's Anſiedelung umſchl
treibt die ganze Heerde weg. Die Weißen,
bittert, verfolgen unter Anführung des wack
keeper Bale die Diebe und nehmen an den
blutige Rache. Miller wird von Powell des
entlaſſen, und ein verkappter berüchtigter B
der „rothe John“, erhält ſeine Stelle. Dieſer ſ
lang im „Buſch“ umhergehetzte Mörder entg
der Wachſamkeit der berittenen ſchwarzen P
unter der Oberleitung engliſcher Offiziere ſ
Verfolgung entlaufener Sträflinge in der B
iſt mit ſo großen Schwierigkeiten und Hinder
bunden, daß die Regierung verſuchte, die Schw

ſſpürung von Menſchenfährten im Walde viel
ſind als Europäer, zum Verrath ihrer eigenen
zu gewinnen. Sonderbarerweiſe gelang dies.
)itterſten Feinde der auſtraliſchen Aboriginer ſind
e Weißen, ſondern die ſchwarzen Poliziſten. Ihr
int, Walker, ein junger entſchloſſener Mann von
)ren, kommt mit ſeiner ſchwarzen Compagnie auf
iedelung, um alle in der Umgegend ſich umher-
en verdächtigen Individuen abzufaſſen. Er weiß,
ſich bei dieſem Geſchäfte ganz auf die Andeu-
ſeiner Leute verlaſſen kann. Powell empfängt
das freundlichſte.
lker verliebt ſich in deſſen Tochter, Miß Sarah,
hr einen Heirathsantrag, holt ſich jedoch einen
Er wittert in Macdonald einen gefährlichen Ne-
er. Allerdings hatte dieſer Gelegenheit, dem ſchö-
ädchen während ſeines Aufenthalts einige wich-
enſte zu erweiſen. Er merkt, daß er auf Sarah
ſtigſten Eindruck gemacht habe. Aber als dieſe
blümt ihre Liebe zu verſtehen gibt, entgegnet er
müthig, daß ſie nie ſein Weib werden könne.
ßen eines Abends traulich im Familienkreiſe Po-
Lisbeth, Sarah's jüngere Schweſter, fodert Lieu-
Walker auf, eine intereſſante Geſchichte von Buſh-
zu erzählen. Er willfahrt ihr und zieht zuletzt
ner Bruſttaſche einen eiſernen, mit einem kleinen
: verſehenen ſtarken Doppelring, mit dem in
ien Verbrecher feſtgehalten werden. „Sehen Sie“,
alker, „das ſind die ſogenannten Handſchellen oder
. Erlauben Sie mir für den Augenblick Ihre
leinen Hände?“ Lisbeth, ängſtlich zurückſchaudernd,
Nein, um Gottes Willen!“ „Fürchten Sie ſich
“ lachte Walker. „Sie ſind doch wahrhaftig kein
ger. Kommen Sie, Mr. Macdonald, zeigen
mal der jungen Dame, wie es gemacht wird.“
ert ſich dabei lächelnd dem Angeſprochenen. „Se-
e, meine ſchönen Damen, ſo kommt das Eiſen
e, und jetzt — bitte, Sir — um dieſe Hand, und
etzte er hinzu, indem er das Schloß knackend ein-
ließ, „kann der Geſchloſſene nicht mehr entfliehen.“
Macdonald iſt jetzt ein Gefangener“, lachte Lis-
„Mein Gefangener, im Namen der Königin!“
alker plötzlich feierlich. Macdonald rührte ſich
Auge in Auge ſtand er mit ſeinem Gegner, keine
ines Körpers zuckte, nur ſein Geſicht war mar-
h geworden. „Ein geduldiger Gefangener wenig-
ſagte Sarah, der, ſie wußte ſelbſt kaum weshalb,
ein wildes Weh die Bruſt durchſchnitt. „O,
ie die Eiſen fort, mir grauſt, wenn ich ſie ſehe!“
willkürlich trat ſie dabei einen Schritt vor, als
ſelbſt die Feſſeln von dem Geliebten entfernen
„Jack Landan“, rief da Walker mit blitzenden
und mit ausgeſtrecktem Arm auf den Gefangenen
, „alias Murphy, alias Bridol, alias Macdonald,
zelfrei erklärte Buſhranger von Vandiemensland,
üchtling von Eagle Hawk Neck, der Haupt-
der in den Hindmarſchſümpfen zerſtreuten Bande
ſteht vor Ihnen — wollen Sie noch, daß ich ihm die Feſſeln löſe?“ Sarah fällt in Ohnmacht. Die ganze Familie ſteht bei dieſer unerwarteten Scene da wie aus den Wolken gefallen. Powell, gleich allen andern Männern der Anſiedelung, nimmt ſich auf das wärmſte Macdonald's an, der zu ſeiner Vertheidigung ruft: „Seien Sie verſichert, ich bin kein Verbrecher!“ Powell bietet ſich an, Bürgſchaft zu leiſten, um die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Gaſtrechts zu wahren. Walker bleibt feſt bei dem Entſchluſſe ſtehen, ſeine Pflicht thun zu müſſen. Mit Tagesanbruch macht ſich der Lieutenant mit ſeinem gefeſſelten Gefangenen zu Pferde allein auf den Weg, nachdem er mit ſeinen Leuten, die ein Streifzug gegen den entflohenen „rothen John“ beſchäftigt, ein Zuſammentreffen an der nächſten Biegung des Fluſſes verabredet hatte.

In Macdonald's Seele taucht ein Hoffnungsſchimmer für ſeine Rettung auf, als er im Walde die dunkle Geſtalt Kakurru's, eines wilden Indianers, der ein entſchiedener Feind der ſchwarzen Polizei iſt, vorüberhuſchen ſieht. Kakurru erlauert den günſtigen Moment und ſchleudert den ſogenannten Waddy, eine kleine auſtraliſche Keule, mit ſolcher Heftigkeit an Walker's Stirne, daß der junge Offizier bewußtlos, wie von einer Kugel getroffen, zu Boden ſinkt. Der Wilde hebt triumphirend den Schlüſſel empor, den er in der Taſche des Ohnmächtigen fand. Kakurru befreit Macdonald von den Handſchellen und will Walker ermorden, wovon ihn Macdonald mit Mühe abhält. Er läßt ſich jedoch den Hochgenuß der Rache nicht ganz nehmen, ſchwingt ſich auf Walker's Pferd und ſprengt vondannen, um dem nächſten Wachtpoſten der ſchwarzen Polizei, der ihnen ſehr gefährlich werden könnte, das Lebenslicht auszublaſen. Macdonald blieb aber auch kaum Zeit, die Hände des Offiziers zuſammenzulegen, und eben knickte er die Eiſen in ihr Schloß, als der Betäubte, deſſen Stirn der Waddy zum Glück nur ſchräg getroffen, die Augen wieder aufſchlug. Walker ſchäumt vor Wuth, als er inne wird, daß er nun mit ſeinem Gefangenen die Rolle getauſcht habe. Er bietet ſeine ganze Beredtſamkeit auf, um Macdonald zu beweiſen, daß ihm, umringt von der ſchwarzen Polizei, die Flucht dennoch nicht gelingen könne.

Da tauchte plötzlich eine dunkle Geſtalt empor, Hufſchläge wurden laut und mit dem Schall derſelben auch ſchon faſt zugleich ſprengte Kakurru wild und jauchzend, die kurze Büchſe um den Kopf ſchwingend und mit dem Waddy in der Linken ſein Pferd zu einem raſenden Galopp antreibend, herbei und riß erſt, dicht bei den zwei Männern angekommen, ſein Pferd herum, daß es ſchnaubend und keuchend dem raſenden Reiter gehorchte. Furchtbar war der Anblick, den er bot! Die ſchwarze, vollkommen nackte Geſtalt des Wilden glänzte von friſch eingeriebenem Nierenfett, in das ſich nur hier und da ſchmale Blutſtreifen miſchten; ſelbſt Hand und Bart trieften faſt von dieſer Subſtanz und ſeine Augen funkelten in Siegesluſt. Dieſe Stämme glauben nämlich dadurch die Stärke des beſiegten Feindes auf ſich übertragen zu können; das eingeriebene Fett gilt daher als das höchſte Ehrenzeichen des Siegs. Walker barg entſetzt ſein Antlitz in den Händen. Macdonald ſagte endlich nach einer ſtummen Pauſe: „Das iſt die Folge Ihres unſeligen Syſtems, Schwarze gegen Schwarze zu hetzen. Der

Haß dieſer unglücklichen Stämme wird dadurch nur mehr und mehr genährt, ihre Blutgier und Rache angeſtachelt, ihre Wuth gereizt."

Macdonald, natürlich jetzt auf ſeine Flucht bedacht, zwingt Walker, ihm zu folgen. Ein Gleiches thut Kakurru. Von Macdonald befragt, wohin er wolle, lachte der Schwarze mit funkelnden Augen: „Zur Station der Weißen! Viel Thee heute dort und Brot und Zucker und Taback." Macdonald ſtutzt. „Heute? — dort? — Was meinſt du damit?" Der Wilde antwortet lakoniſch: „Werden ſchon ſehen!" Bald darauf erblicken die beiden Weißen zu Pferde einen Rauchqualm. „Heiliger Gott, was iſt das?" rief Macdonald entſetzt — „die Station brennt." Kakurru lacht laut auf und ſagt: „Nguyolloman hat das Zeichen gegeben, daß die weißen Männer die Station verlaſſen haben, um die geſtohlenen Schafe wiederzuerobern. Jetzt iſt es Zeit, Taback, Mehl und Zucker in die Berge zu tragen — ganze Säcke voll! Kakurru will ſich ſein Theil dadrüben holen!" Walker knirſcht in wilder ohnmächtiger Wuth durch die Zähne. Macdonald ſchreit ihm zu: „Hier gilt mein eigenes Leben, meine eigene Sicherheit nichts mehr! Thun Sie mit mir nachher Ihr Schlimmſtes, aber Sie ſind frei! Vielleicht iſt es uns noch möglich, das Schrecklichſte von jenen unglücklichen verlaſſenen Frauen abzuwehren." Er löſt dem Offizier die Handſchellen ab. Mit wilden Sätzen trugen ſie die Pferde zu dem Schauplatz der Noth. Schon hatten die Schwarzen die Wohnungen der „Stockkeepers" und das Magazin in Brand geſteckt. Der achtjährige Bill und Sarah, die mit der Büchſe umzugehen weiß, ſind die einzigen Vertheidiger von Powell's Haus. Macdonald und Walker ſprengen juſt noch im rechten Moment daher, um die bereits eingedrungenen Schwarzen von Gräuelthaten abzuhalten. Sie kämpfen wie Helden, ſie jagen die Horde in die Flucht. Kaum iſt das Unheil abgewendet, ſo gibt Macdonald ſeinem Pferde die Sporen. Walker iſt nun ſeinerſeits ſo großmüthig, ihn nicht gleich von der ſchwarzen Polizei verfolgen zu laſſen. Nguyolloman entzieht ſich ihren Schlingen durch außerordentliche Liſt.

Wir finden den Helden des Romans verkappt, verkleidet, die Rolle eines Arztes ſpielend, in Adelaide, der Hauptſtadt Südauſtraliens, wieder. Er beabſichtigt mit einem Schiffe nach England zu entfliehen. Dies iſt jedoch nicht ſo leicht zu bewerkſtelligen, da ihm Walker bereits auf der Spur folgte. Miller, der Trunkenbold, kommt auch, um ſein Weib und Kind wiederzuſehen. Hier erſt erfährt der Leſer ſeinen wahren Namen, Hohburg. Seinen guten Vorſätzen wird er alſogleich ungetreu, wenn er ein Glas Branntwein ſieht. In einer Winkelkneipe trifft er den „rothen John", der, von allen Seiten gedrängt, ſich nicht mehr in der Buſchregion halten konnte. Der Straßenräuber überredet Hohburg, Macdonald an Walker zu verrathen und den auf ſeinen Kopf geſetzten Preis zu theilen. Hohburg ſinkt von dieſem Momente an immer tiefer in den Sumpf des Materialismus. Das Gewiſſen drückt ihn, er geſteht ſeiner Frau mit Schaudern, daß er jenen Mord in England begangen habe, deſſen Macdonald vom Gerichte beſchuldigt wurde. Am Sterbebette iſt Walker zugegen; die Umſtände ſind von der Art, daß der Polizeilieutenant keinen Augenblick an Macdonald's Unſchuld zweifelt. Dem gefangenen „rothen John" blüht der Galgen. Ungefähr nach einem Jahre eilen die nun Befreundeten zu Roß Powell's Anſiedelung zu. Sie entdecken plötzlich Nguyolloman's Spur im Walde und finden unter der noch heißen Aſche ſeines Lagerplatzes die verſtümmelte Leiche eines Weißen. Sie machen Jagd auf ihn, wobei die „ſchwarze Kreuzſpinne" die größte Schlauheit entfaltet; endlich gelingt es ihnen, ihn blutig zu verwunden, ehe er den Uferrand erreicht — in den Fluten findet das Scheuſal ſein Grab. Powell's ganze Familie iſt ſto[illegible] Macdonald's ehrlichen Namen wiederhergeſtellt zu ſeh[illegible] Der Roman ſchließt mit der Andeutung, daß Sa[illegible] Macdonald's und Eliſabeth Walker's Frau wird.

Ueberſchauen wir den ganzen Inhalt von Gerſtäcke[illegible] Roman, ſo präſentiren ſich uns zwei Stoffmaſſen, [illegible] allenfalls wol zuſammen eine Gruppe bilden könnte[illegible] aber in der Art und Weiſe, mit der Gerſtäcker zuwe[illegible] ging, verſchmelzen ſie ſich nicht organiſch, ſondern [illegible] ſtehen nur, loſe verkettet, nebeneinander da. Der ſchw[illegible] Punkt des Romans iſt der Moment, in welchem [illegible] Handlung aus der Buſchregion nach Adelaide ü[illegible] ſpringt. Hier ſchlägt der Verfaſſer plötzlich einen an[illegible] Ton an, das Buch verliert hier ſeine bis dahin [illegible] gut behauptete Haltung. Gerſtäcker iſt in ſeinem [illegible] ment, ſolange er es mit der Zeichnung natur[illegible] Geſtalten, mit der Schilderung des freien W[illegible] zu thun hat; jedoch wie er ſich auf das Geb[illegible] Civiliſation begibt, erlahmt ſeine Feder. Das P[illegible] ren alltäglicher Figuren, dieſes Liſchke, Helling, von [illegible] Suschen und der ganzen Compagnie in Saaldorf-H[illegible] die wir in unſerm Auszuge als unbedeutende Neben[illegible] ſonen aus dem Spiele ließen, dieſes ängſtliche, bis [illegible] letzten Pinſelſtrich getriebene Porträtiren einiger Du[illegible] Philiſter drängt die Haupthandlung dermaßen zurück, [illegible] der Leſer dadurch auf eine harte Geduldprobe ge[illegible] wird; denn er intereſſirt ſich nur für die Familie Po[illegible] und den Kreis ihrer Bekannten. Wenn es endlich [illegible] Verfaſſer einfällt, am Schluſſe des dritten Bandes [illegible] hin zurückzukehren, ſo geſchieht dies viel zu ſpät und [illegible] kann ſeine äſthetiſche Sünde, trotz allem Aufwand [illegible] lungener Epiſoden, nicht mehr gut machen. Die D[illegible] führung des Sujet fängt zu hinken an, denn d[illegible] Stoff an und für ſich gibt höchſtens zwei Bände [illegible] Wir vermiſſen von dem oben angedeuteten Sprunge [illegible] der bei in gebührlicher Schranke gehaltener Auf[illegible] lichkeit wol hätte gemacht werden können, die künſt[illegible] ſche Anordnung, die Bewältigung des Stoffs. Gerſt[illegible] hat uns hiermit neuerdings bewieſen, daß er Natur[illegible] ſei; ein Roman iſt jedoch ein Kunſtproduct, das, w[illegible] es uns auch den Spiegel der realen Welt vor Au[illegible] zu halten hat, die Bilder doch nicht, gleich Photo[illegible] phien maſchinenartig gefertigt, an uns vorüberf[illegible]

Uebrigens will uns auch ſo Manches nicht ſo fertig erſcheinen, als es uns in ſeinen „Fluß- des Miſſiſſippi", die wol unter ſeinen größern ſein beſtes Product ſein dürften, vorgekommen enn ſich z. B. der Verfaſſer in der Perſon des iegel die Schöngeiſterei der Deutſchen zu perſifli- ubt, ſo mußte dabei einiger Mutterwitz entfaltet jedoch mit dieſem matten Zugpflaſter wird er die Deutſchen nicht curiren, denn der Leſer Stillen den Wunſch: wenn doch Dr. Spiegel ttesnamen!) ſein Manuſcript wirklich vorleſen ſo ſchaffte ich mir wenigſtens den faden Jn- ter von Pick, ſeine langweilige Liebſchaft und rlichen Ermahnungen Liſchke's vom Leibe. Fer- nn der achtjährige Bill bei der Vertheidigung hnhauſes gegen die Schwarzen ſoviel Geiſtes- rt und Tapferkeit beweiſt wie ein in Schlachten r Held, ſo erſcheint dies, uns wenigſtens, ſehr ich. Ueberhaupt mahnt dieſe ganze Scene an hmte Epiſode in „Nathan, der Squatter" von ld, worin die Vertheidigung des Blockhauſes ein offenes Meiſterſtück iſt und bleibt. Die Diction anzen Romane leicht, ſtellenweiſe ſogar leichtfer- nachläſſig.

ſt nach dieſen kritiſchen Bemerkungen unſere Pflicht,), ſoweit dies nicht ſchon geſchehen iſt, die Vorzüge ks hervorzuheben. Eine Reihe von Scenen, die opäer mit dem eigenthümlichen auſtraliſchen Buſch- rtraut machen, ſtrotzt von treffender, erſchütternder it; man findet ſich hier wirklich in eine neue rſetzt. Wenn auch die Schattenſeite der menſch- eſellſchaft darin entſchieden dominirt, ſo hat doch r wohlthuend alle Frauengeſtalten als contraſti- genbilder eingeſchoben, und der Umſtand, daß ezeichnete Held am Schluſſe makellos vondan- ttet, verſöhnt den Leſer mit den Schurkenſtrei- ſer ſchwarzen und weißen Generalſpitzbuben we- einigermaßen. Namentlich in den Capiteln „Der Krüppel" und „Die Buſchſchenke" zeigt Gerſtäcker , daß er tiefere Blicke in die menſchliche Seele n weiß. 68.

---

i. Roman aus der Südſee von Friedrich Ger- r. Vier Bände. Zweite Auflage. Leipzig, Coſtenoble. 8. 6 Thlr.

rmann kennt die unendliche Schönheit der Südſee- ie unendliche Sanftmuth und Weiche des Volks- der dieſe Jnſeln bewohnt, die Schönheit ſeiner Kör- n, ſeine geiſtige Begabung, denn Jedermann hat Kindheit die „Entdeckung der Pelewinſeln" mit n geleſen und im Gedächtniß behalten. Seitdem ha- vom Weſen und Sein dieſes Volks nichts Eingehen- en, bis der Pritchard-Streit und die Standhaftig- Königin Pomare die Blicke der Welt wieder auf radieſiſchen Jnſeln und ihre zauberiſche Natur An dieſe Begebenheit knüpft der kundige Ver- a, um in einem Bilde von dem Culturzuſtande zugleich die anziehende politiſche Verwickelung Englands und Frankreichs in der Südſee und einen Ro- man von großem Reiz, der ſeine Kataſtrophe in dem Miſſionsweſen dieſer Gegenden findet, zu entwickeln und ſo Natur, Sittenzuſtand, politiſches Widerſpiel und die Urbedingung des Menſchenthums, die Liebe, in dem Rah- men eines Gemäldes zu umſpannen.

Wir dürfen ſagen, daß ihm dieſe Aufgabe im Ganzen trefflich gelungen iſt und daß die Gattung des ethnographi- ſchen Romans, zu der „Tahiti" gehört, wenig gelungenere und befriedigendere Arbeiten aufweiſt als dieſe Leiſtung Gerſtäcker's. Dies hat nicht blos in der umfaſſenden und genauen Kenntniß des Autors von ſeinem Gegenſtande ſeinen Grund, ſondern auch in ſeinem Scharfblick für die eigentlichen Zwecke der ſich bekämpfenden Mächte und in ſeiner Kunſt, dieſe Thatſachen ſeinen romantiſchen Ziel- punkten dienſtbar zu machen. Mit dieſer Kunſt iſt das Seelenverhältniß ſeines Heldenpaars, des edeln, aber et- was leichtfertigen Franzoſen René und der ſchönen, ſanf- ten, feinfühlenden, aber durch den puritaniſchen Eifer ihrer Bekehrer etwas ſtarrgewordenen Sadie, auf tiefem Grunde pſychologiſch meiſterhaft angelegt, die Entwicke- lung dieſes Verhältniſſes, das ſich zuletzt unabwendbar ohne Bruch löſen muß, iſt eine naturnothwendige Con- ſequenz der Charaktere und muß uns, wenn auch ſchmerz- lich bewegt, bei ernſter Betrachtung befriedigen, ſelbſt wenn der Reiz, dem René erliegt, nicht ſo unwiderſteh- lich geſchildert wäre, als es hier geſchieht. Denn daß wir es gleich hier ausſagen, in ſeiner Suſanna hat der Ver- faſſer einen der hinreißendſten Romancharaktere geſchildert, die uns ſeit langem vorgekommen ſind, und ein Bild geliefert, das ſeine Befähigung für den pſychologiſchen Roman unſers Erachtens ſehr hoch ſtellt.

Doch wir übergehen zunächſt dies Element des Ro- mans, um uns zuvörderſt mit dem Thatſächlichen, den ethnographiſchen und hiſtoriſchen, den politiſchen und na- turſchildernden Partien deſſelben einigermaßen bekannt zu machen. Seit den erſten Zeiten der engliſchen Anſiede- lung auf dieſer Jnſelgruppe wurden Tahiti und die daſ- ſelbe umringenden gottgeſegneten Eilande — der ſchönſte Fleck unſerer Erde — eine Beute der evangeliſchen pu- ritaniſchen Miſſionen. Die Mehrzahl der Bevölkerung iſt von ihnen bekehrt, bekehrt zu einer Form des Chri- ſtenthums, die im innerlichen Gegenſatz zu der Natur die- ſer Menſchen ſteht. Statt der chriſtlichen Liebe hat man ſie mit dem Haß gegen Andersdenkende, ſtatt der Demuth mit geiſtiger Starrheit und geiſtigem Stolz erfüllt. Erſt in neueſter Zeit iſt es der katholiſchen Kirche gelungen, auch ihrerſeits feſte Miſſionsniederlaſſungen auf dieſen mit allen Gaben der Natur überſchwänglich ausgeſtatteten Jnſeln zu gründen. Und da die natürliche Neigung dieſer ſchuldloſen, von keiner heftigen Leidenſchaft bewegten, an ſich heitern und zum Frohſinn geneigten Menſchen ſie wie von ſelbſt mehr zu dem nachſichtigen, ſinnlichen und heitern Gottesdienſt der Katholiken hinzog, als zu dem ſtarren Kirchenthum der Puritaner, die nur durch die Furcht herrſchten und jede Aeußerung des Frohſinns, Ge- ſang und Tanz, die hier ſo natürlich ſind, bei ſchwerer

Buße verboten, ſo entbrannte ſofort der innere Krieg der beiden Miſſionen gegeneinander, dem dies liebenswerthe und begabte Naturvolk erliegen muß. Weich wie ſeine Sprache, die, wie ein Körper ohne Kern, faſt nur aus Vocalen beſteht und den leichteſten unſerer Doppelconſonanten nicht zu bewältigen vermag, ſodaß z. B. London nur als O-no geſprochen werden kann; friedlich und ſanft wie ihre Natur, die keinen Kampf kennt, und jeder Leidenſchaft ledig, wenn nicht der künſtlich eingepflanzten für die Berauſchung durch Brandy; ohne Haß, Jähzorn oder Kriegsluſt — entfaltet dieſes Volk ſo viele feine und liebenswürdige Züge in ſeiner Natur, ſo viel Treue und Wohlwollen, Zucht und ſanfte Sitte, daß man Mühe hat, hier wenigſtens an die urſprüngliche Verdorbenheit des Menſchengeſchlechts zu glauben, und annehmen möchte, daß die Nachwirkung des Sündenfalls wenigſtens nicht bis in die Südſee gedrungen ſei. Die Inſel ſelbſt iſt ein Zaubergarten, wie ihn nur die Phantaſie eines Arioſto erſinnen kann. Von einem Korallendamm bis zum Spiegel der See umringt, der nur an wenigen Stellen den Schiffen enge Einfahrten darbietet, umſpült ſie eine ſtets ruhige Meereswelle, ſanft an die flachen Ufer ſpielend. Hier liegt die aufblühende Reſidenz der Königin, Papatee, der Markt der Inſel, die Villen der fremden Kaufleute und Conſuln. Im Innern erhebt ſich Tahiti zu dem prachtvollſten Waldgebirge, das Aſyl einiger freigebliebenen Stämme und des alten Glaubens, in Naturſcenen von unbeſchreiblicher Pracht und Fülle; dazwiſchen liegen die von Früchten aller Art ſtrotzenden Gehänge, deren Bewohner die geiſtigen Heloten der Miſſionare geworden ſind. Unter das geiſtliche Joch gebeugt, mit der Furcht vor den Höllenſtrafen fortwährend geängſtigt, der alten Sitte entfremdet, in jedem Ausbruch ihres natürlichen Frohſinns gehemmt und bedroht, ſeufzen dieſe Naturkinder im Stillen nach der Erlöſung, die ihnen die Wiederherſtellung ihres alten Glaubens oder auch der milderе Katholicismus bringen kann. Beide Geſchlechter ſind ſchön, aber die ihnen aufgenöthigte halbeuropäiſche Tracht verunziert ihre natürliche Schönheit, namentlich die der Frauen und Mädchen, deren claſſiſcher Körperbau bei leichtgebräunter Hautfarbe, prächtigem Hals und Haar in ſeiner elaſtiſchen Fülle hinreißend erſcheint, aber freilich durch einen pariſer Strohhut und den nackten Fuß — denn keine Tahitierin entſchließt ſich, einen Schuh zu tragen — arg verunſtaltet wird, wie denn auch die Männer in den ſeltſamſten und lächerlichſten Ausſtaffirungen erſcheinen.

In dieſer Scenerie nun ſpielt die Herzensgeſchichte unſers Heldenpaars. Ein junger Franzoſe von Bildung, in abenteuerlichem Lebenslauf zum Matroſen auf einem amerikaniſchen Walfiſchjäger herabgekommen, René Delavigne, flüchtet auf ein kleines Eiland unfern Tahiti und wird hier von der ſchönen Sadie (Prudentia), Pflegetochter eines würdigen Miſſionars, vor der Auslieferung an ſeine Verfolger gerettet. Sadie, ebenſo fromm und gebildet wie ſchön, ein reizendes, unendlich ſanftes und gemüthvolles Naturkind, gewinnt ſein Herz und René

heirathet ſie. Eine Zeit traumhafter Seligkeit folg
auf der ſtillen Inſel Atiu; allmälig erwacht jedo
alte Thätigkeitstrieb in René und er geht nach T
Sadie folgt ihm bang bewegt. René iſt Katholi
wenig gläubig. Das genügt dem ſtarren Puritane
Rowe, dem Haupte der Miſſion, ihr Herz mit Arg
gegen René zu erfüllen. Zwar heilt die Liebe
wieder den Bruch, den die Confeſſion erzeugt; zwa
die Farben, die der Verfaſſer zu ſeinem Gemälde
wendet, die zarteſten, die zu finden ſind: indeß ſeh
doch, wie Sadie leidet und wie René uneingeſt
gegen ein Joch kämpft, das nur die Liebe befeſtig
kommt dazu, daß die tahitiſche Sitte die Ehen zw
Europäern und Mädchen des Landes, auch we
kirchlich vollgültig geſchloſſen ſind, nur für Ehe
Zeit anſieht und ihren Bruch nicht ſtraft oder
René gelangt nun in den europäiſchen Geſellſchaf
von Tahiti. Im Hauſe der mit Meiſterhand geſc
ten Dame Belard, Frau des amerikaniſchen Co
lernt er das geiſtreichſte und reizendſte Mädchen de
ſel, Suſanna, die Nichte ſeines ehemaligen Schiffs
kennen, die ihn liebt, und er fühlt nun lebhaf
Unterſchied zwiſchen der ſanften und frommen, abe
ſtig gedrückten Sadie und einem Weſen voll Geiſ
Kühnheit, wie Suſanna. Die Welt der alten Forme
Ideen macht ihr Recht geltend und ſein Herz fäll
lich, als er im Kampf verwundet iſt, ſeiner Pf
Suſanna zu. Noch ein mal reißt er ſich los und
entſchloſſen zu ſeiner erſten Liebe zurück; aber die
hat ihn wieder ergriffen, ſie läßt ihn nicht me
als Sadie nach Atiu zurückgekehrt iſt, wohin er
kommen gelobt hat, kommt er nicht, ſondern
Suſanna nach Europa ab. Dieſer Kampf in der
René Delavigne's bildet das pſychologiſche Intereſ
Romans und iſt ſo tief angelegt, ſo glücklich ge
daß er uns fortwährend zu feſſeln vermag. Glei
um ſich gegen ſich ſelbſt zu ſtählen, bringt René e
hin, daß auch Sadie, obwol widerwillig, in der
päiſchen Geſellſchaft erſcheint; aber wenngleich durch
dung ihr angehörig, überall mit Liebe und Neigun
pfangen, erkennt Sadie doch, daß ihr hier Alles
und daß jede Berührung ſie verwunden muß. Sie
nicht wieder; in Atiu ihren René erwartend, verge
endlich, eine welkende Blume, auf dem Felſen, wo
nach langen Jahren wiederkehrend, ſeine und ihre
ter am Grabe der Mutter wiederfindet.

In dieſe rührende Herzensgeſchichte ſpielen nu
Kämpfe der Miſſionen und die der politiſchen M
der Widerſtand der Königin Pomare, der kurze
aufſtand gegen die Franzoſen, welche Hand an die
nigin legen, Admiral Thouars' Thaten und Prit
Intriguen hinüber und verleihen der Erzählung
neuen und weſentlichen Reiz. Wir lernen die P
lichkeiten, die eine zeitlang das Intereſſe Europas
ſichzogen, näher kennen, erſchrecken vor der ſtarre
ligiöſen Rechenkunſt der Miſſionare, vor dem f
ſchrecklichen Rowe, bewundern die ſanfte Eiſenfa

Thouars, leiden mit der armen vielgeäng- Königin Pomare und den tapfern Streitern für ne und erleben endlich den Sieg der Franzoſen, rwerfung der Inſel, die Gleichſtellung der ver- n Miſſionen in dieſem ſonderbaren Reiche. Und s dieſem reichen Gemälde auch nicht an einer Perſon fehle, ſtellt der Verfaſſer den kleinen ſanftmüthigen eingeborenen Miſſionar in den und der Begebenheiten, wo er im wunderlich- beuropäiſchen Coſtüm, in ſeinem malayiſch- Kauderwelſch und mit ſeiner Herzensangſt Seelenheil ſeines „Großvaters“ ſo lange unſer erregt, bis er von dem Streit der Miſſionare h zur Verzweiflung gebracht, ſein Miſſions- ederlegt, ſeinen ſchwarzen franzöſiſchen Leibrock bthut und in Gottes Namen wieder zu ſeinem ßendienſt zurückkehrt.

r den zahlreichen anziehenden Gruppen in dieſem mälde nimmt die arme Königin Pomare mit offtaat nicht die letzte Stelle ein. Pomare oder, eigentlicher Name iſt, Königin Aimata (denn iſt nur eine Art von Spitznamen der Häuptlings- iſt eine hiſtoriſche Perſon geworden. Aimata ſteht n Jahren, eine ſchöne, europäiſch gebildete und Frau; ſie iſt verheirathet, ihr Gatte aber lebt in t von Verbannung auf ſeiner kleinen Erbinſel und t Tahiti; ſie iſt ſtolz, entſchloſſen und muthig gſt voll Argwohn gegen ihre feindlichen Be- die Franzoſen. Sinnend ſteht ſie an dem Fen- s in europäiſchem Geſchmack eingerichteten, mit haos' von Putz und Geſchenken, Globen, Vaſen, Bilderbüchern, Fahnen, Taſſen überfüllten Zim- f den Schwellen und Terraſſen lagern und kauern s (Mädchen). So erwartet ſie den Admiral (Franken), entſchloſſen, dem Verbot deſſelben hre Fahne über ihrem Hauſe aufziehen zu n Pritchard (den die Inſulaner Piritati aus- und ihre Helden Aonui und Potowai ſie beſtär- r Admiral erſcheint und fodert das Streichen ne. Pomare ruft: „Nie im Leben“, ſtampft kleinen Fuße und beruft ſich auf den Schutz s; der Admiral geht und am folgenden Tage der Kampf, der mit der kurzen Gefangenſchaft gin endet, auf welche bekanntlich ein Vergleich r der Königin den Schein der Macht und eine von 10,000 Thlrn. gewährte.

ausgezeichnetem Reiz ſind ferner die geſellſchaft- cenen im Hauſe der trefflichen Frau Belard, n die kriegeriſchen Auftritte minder lebendig und einen, ſo geben dafür die Bilder aus der Na- Südſee, die Prachtgemälde aus der Bergwelt iti den reizendſten Erſatz. Wir heben von die- eins hervor, das Bild der unterſeeiſchen Ko- ze, welche die glückliche Inſel wie mit einem n Wall umgeben.

unter dem klaren Waſſer ſah er eine neue Welt: er en Augen kaum, als ihn Sadie dahinruderte. Er konnte ſich nicht ſattſehen an dieſem Farbenſpiel, dieſen Formen, dieſer mit Zauberſchnelle wechſelnden Gruppen von Aeſten, Zweigen, Blättern einer ungeahnten Vegetation. An vielen Stellen ragten dunkelbraune, röthlichgraue Korallenbäume über die Oberfläche des Waſſers hervor, wieder von dünnern, feinern Zweigen durchwachſen und wimmelnd von kleinen blauen, gelben, rothen, geſtreiften und gefleckten Fiſchen, in Schaaren zuſammenfahrend und auseinanderſchießend in ununterbrochenem Spiele. „Dies iſt mein Korallengarten“, ſagte Sadie lächelnd; „ſieh dich ſatt an den Herrlichkeiten der Tiefe, mein Freund.“ Und einen ſtarken Korallenzweig mit der Hand erfaſſend, ließ ſie den Stein mit dem Baſtſeil vom Bug in den Baum niederfallen und legte ſo das Canot feſt vor Anker. Den Finger auf der Lippe, blickte ſie dann ſchweigend in die Tiefe. Der ganze Korallenwald glich hier einer aufgebrochenen Rieſenblume, die aus ihrem innern Kelch bunte zackige Faſern ausſchickt. Aber die Blume lebte: in allen Aeſten und Spalten wimmelte es von buntfarbigem Leben, von Millionen kleiner Geſchöpfe, und Sadie rief: „Eita, eita!“ und warf Krumen der zerbröckelten Brotfrucht unter ſie, die ſie erjagten, bis ſie vor tückiſchen Feinden flüchtend ſich in die engern Gehäuſe verloren, wo dieſe ihnen nicht folgen konnten.

So anmuthiger und reizender, nur bisweilen mit zu ſentimentalen Elementen ſtark verſetzter Bilder gibt es viele in dieſem Buche. Können wir dies Werk nun mit voller Ueberzeugung als eine ſo ertrag- und genußreiche Lectüre empfehlen, wie uns auf dieſem Gebiete nicht allzu oft geboten wird, ſo müſſen wir noch in einer andern Beziehung einen Werth bei ihm anerkennen. Es iſt nämlich eine achtbare Quelle zur Geſchichte der chriſtlichen Heidenmiſſionen und vermag uns zu zeigen und zu lehren, welche tiefe Schatten doch auch dem Laufe dieſes völkeraufklärenden und -erleuchtenden Sterns zu folgen gewohnt ſind, Schatten, in deren Tiefe Menſchengefühl, Völkerglück und Nationalität oft unwiederbringlich verſinken und untergehen. 2.

Zur Kriegsgeſchichte.

1. Geſchichte der Blockade Küſtrins in den Jahren 1813 und 1814. Mit beſonderer Rückſicht auf die oſtpreußiſche Landwehr. Von Karl Friccius. Mit einem Plane der Umgegend von Küſtrin. Berlin, Veit u. Comp. 1854. Gr. 8. 10 Ngr.
2. Geſchichte der Befeſtigungen und Belagerungen Danzigs. Mit beſonderer Rückſicht auf die oſtpreußiſche Landwehr, welche in den Jahren 1813—14 vor Danzig ſtand. Von Karl Friccius. Mit einem Plane von Danzig und deſſen Umgegend. Berlin, Veit u. Comp. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Der inzwiſchen mit Tode abgegangene Verfaſſer, rühmlichſt bekannt durch ſeine „Geſchichte des Kriegs in den Jahren von 1813—14“, hatte ſich in der Ueberzeugung, daß von der Einrichtung, Ordnung und Erhaltung der Landwehr die Rettung und Erhaltung des preußiſchen Staats, ſowie die Veredlung ſeines Volks abhänge, entſchloſſen, die Geſchichte der geſammten oſtpreußiſchen Landwehr in den Jahren 1813 und 1814 zu ſchreiben. Bekanntlich trat dies Inſtitut zuerſt in Oſtpreußen, bald nach der Capitulation York's, unter deſſen Mitwirkung als Generalgouverneur der Provinz, durch die Stände in das Leben. Vier Bataillone der dort errichteten Landwehr nahmen an dem Feldzuge von 1813—14 beim Bülow'ſchen (dritten) Armeecorps theil, ihre

Geſchichte iſt in dem oben erwähnten Werke enthalten, und die lebendige Darſtellung der Gefechte, welche ſie beſtanden, hat ſich allgemeine Anerkennung erworben, iſt auch von ſpätern Schriftſtellern mehrfach benutzt worden. Sechs Bataillone und drei Cavaleriergimenter wurden bei der Blockade von Küſtrin verwandt, zehn Bataillone, zwei Cavaleriergimenter waren vor Danzig zur Belagerung geblieben. Die Geſchichte dieſer beiden Corps, als Vervollſtändigung einer Geſammtgeſchichte der oſtpreußiſchen Landwehr, bildet den Kern der vorliegenden Werke, welchen der Verfaſſer jedoch,. da die frühern Belagerungen der genannten Feſtungen, an ſich ſchon von Intereſſe, zum Verſtändniß der letzten von 1813—14 dienen, eine Erweiterung gegeben hat. Jedenfalls ſind es intereſſante Beiträge zur Kriegsgeſchichte jener Zeit, wo der gewaltige Strom der Hauptoperationen die kleinern Kriegsereigniſſe, wenn ſie auch wie bei Danzig von eigener Bedeutung waren, weniger beachten ließ, als ſie verdienten. Welche Beachtung haben im Vergleich damit weit unwichtigere Vorfälle in unſern Tagen gefunden!

Die Geſchichte der Blockade Küſtrins beginnt zweckmäßig mit einer Beſchreibung der Oertlichkeit, welcher zur Erläuterung noch ein Plan der Umgegend beigefügt iſt. Dann folgt ein kurzer Abſatz, „Frühere Geſchichte" überſchrieben, der allerdings wegen ſeiner Dürftigkeit dieſen Titel nicht verdient. Die Ereigniſſe im Siebenjährigen Kriege ſtehen zwar eigentlich außer Zuſammenhang mit der Blockade, indeſſen bieten ſie Gelegenheit zu einer Parallele, welche der Verfaſſer nicht unbenutzt läßt. Ueber die ſchmachvolle Capitulation ſpricht ſich der Verfaſſer mit gerechter Entrüſtung aus, ſchreibt aber zum großen Theil dieſe Schlaffheit und unmännliche Schwäche der Mangelhaftigkeit der Geſetze zu. Der Verfaſſer ſagt dabei treffend: „Die Kriegsgeſetze ſollen auf die Denk- und Handlungsweiſe der Krieger wirken, ihren Geiſt bilden, Furcht, Unentſchloſſenheit, Trägheit, Unbeſonnenheit, Eigennutz u. ſ. w. unterdrücken, beſonders aber den Charakter der Offiziere und Befehlshaber, welchen, wenn ſie die rechten Männer ſind, die große Maſſe der Soldaten gern und willig folgt, heben und veredeln." Merkwürdigerweiſe gab es 1806 und gibt es bis heute noch kein preußiſches Kriegsgeſetz, wonach ein unentſchloſſener, pflichtvergeſſener Feſtungscommandant mit dem Tode beſtraft werden kann. Das kurbrandenburgiſche Kriegsrecht des Großen Kurfürſten enthielt eine ſolche Beſtimmung; ſie war dem ſchwediſchen „Kriegs-Artickels-Brieff" entnommen, welchen Guſtav Adolf 1621 zu Elfsnabben ſelbſt verfaßt und Karl Guſtav erneuert hatte. Der Verfaſſer führt die ſchwediſche Faſſung, Tit. XII jenes Artikelbriefs, an; ſei es dem Referenten erlaubt, die brandenburgiſche zu geben, welche er aus einem ſeltenen „Corpus juris militaris" von 1674, das er beſitzt, entnommen hat. Titel VIII lautet hier: „Von Ubergab der Veſtungen, Accorten und Correspondence mit dem Feinde, ſodann vom überlauffen und verdächtigen Zuſammenkunften." Die betreffenden Artikel ſind dann faſt wörtlich gleichlautend, auch die drei Fälle, unter welchen die Uebergabe Entſchuldigung finden kann, ſind dieſelben. Auf den letzten dieſer Fälle, daß die Feſtung in kurzer Zeit mit Verluſt des ganzen Kriegsvolks in die Hände des Feindes hätte gerathen müſſen,. hätte ſich Ingersleben allenfalls beziehen können. Er wurde zum Tode verurtheilt, vom Könige aber zu lebenslänglicher Feſtungsſtrafe begnadigt, iſt 1814 geſtorben und hat es ſomit noch erlebt, wie der franzöſiſche Commandant, Fournier d'Albe, den Platz ganz anders zu behaupten wußte und nur der äußerſten Noth nachgab, als ihm von 4000 Mann der Beſatzung kaum noch 1200 verblieben waren. Die Geſchichte der Blockade an ſich bietet zwar keine militäriſch bedeutenden Ereigniſſe, 'iſt aber auch rühmlich für das Einſchließungscorps, das mit fortwährenden Anſtrengungen und Entbehrungen in der ungünſtigſten Jahreszeit zu kämpfen hatte. Eine beſondere Beachtung verdienen die Illuſtrationen der militäriſchen Treue, welche hier in ſehr verſchiedenem Sinne vorkommen.

Wenden wir uns zu dem wichtigern Werke, der ,
der Befeſtigungen und Belagerungen Danzigs". D
nach dem Stoffe in elf Abſchnitte getheilt, deren
Ueberſicht der Oertlichkeiten gibt, wiederum von ein
genen Plane begleitet. In der Vorrede zieht der
ſeine Flagge auf. Wir ſind der Meinung, daß ſ
deſſen Werth anerkannt werden muß, nichts ve
ben würde, wenn dieſe politiſche Manifeſtation we
wäre. Der Stoff, den daſſelbe behandelt, bietet i
Anlaß dazu. Denn während der beiden vornehmſte
rungen 1807 und 1813 war Rußland Preußens Bun
und von den frühern hat es zwar eine feindlich ge
zig unternommen (1734), aber für den König v
Auguſt III. aus dem Hauſe Sachſen. Eigenthümli
druck macht es immer, in einem Werke, das den Fe
1813 behandelt, einem alten Kriegsgenoſſen aus de
Heere ſagen zu hören: „Rußlands Abſichten liege
tage. Immer mehr gegen den Weſten vorzudringen,
das Baltiſche Meer auszudehnen, auch den letzten
Polen ſeinem Reiche hinzuzufügen, die ganze Weich
ner Grenze zu machen, von da gegen die Oder vo
und das Slawenthum zum Gebieter über ganz E
machen, iſt ſein unabläſſiges Beſtreben. Daß es kein
Unglück für ein deutſches Volk und Land geben
dem ruſſiſchen Scepter unterworfen zu ſein, fühlt
Greis und Kind müſſen ſich dagegen erheben."
nen, daß es überhaupt ein großes Unglück für ein
wenn es irgendeinem fremden Scepter unterworfen
wundern uns nur, daß der Verfaſſer, welcher doch
zöſiſche Joch erlebt und tapfer abzuwerfen geholfen
hier nicht zu einer hier nahe liegenden Parallel
dert fühlte. „An Danzig, dem Hauptbollwerke
päiſchen Civiliſation", ſo knüpft die Philippika an d
ſtand des Werks an, das mit ihr nur in ſchwache
dung ſteht, „an Danzig und an dem deutſchen
Sinne der Bewohner Preußens muß ſich der Strom
barei brechen." Um gleich dies Motiv aus neue
maten, das uns in den Grundton von 1813 eine D
zu bringen ſcheint, von vornherein abzumachen, da
an dem trefflichen Inhalte des Werks ungeſtört er
nen, heben wir hervor, was über die ruſſiſchen Be
geſagt iſt, Danzig 1813 für Rußland zu erobern.
quuntur! Daß eine ruſſiſche Partei darauf ausging
leugbar, auch daß ſie im Hauptquartier der Belager
entſchieden hervortrat; aber ebenſo entſchieden iſt es,
Kaiſer Alexander fern davon war, ſeine feierlichen
gen gegen den treuen Bundesgenoſſen zu brechen.

Gehen wir nun zu dem Werke ſelbſt. Aus der
gen frühern Geſchichte der alten wichtigen Hanſeſtadt
Verfaſſer nur einige Umriſſe von Begebenheiten, w
auf feindliche Angriffe beziehen. So ſchildert er kurz
hältniſſe Danzigs zu Polen und dem Deutſchen Orden
Jahre 1577, wo es die erſte große Belagerung durch
Bathori, den tapfern zweiten Wahlkönig von Polen,
Danzig die unbedingte Huldigung verweigerte, glücklic
Die Darſtellung hat die vorhandenen Quellen gut be
gibt intereſſante Détails über damaligen Angriff und
digung feſter Plätze. Auch der Glühkugeln iſt ged
ſollen hier zuerſt angewendet worden ſein. Die zwe
Belagerung Danzigs wurde durch Stanislaus Leſzczyn
geführt, der ſich nach dem vergeblichen Verſuche,
Nordiſchen Kriege gewonnene und verlorene polniſc
nach Auguſt's II. Tode 1733 wiederzuerlangen, nach
flüchtete. Die Stadt beſchloß ihm Schutz zu gewä
ſeine Rechte gegen den von Rußland unterſtützten ne
ten König Auguſt III., Kurfürſten von Sachſen, zu
gen. Es wurde daher die Befeſtigung während des
verſtärkt und weſentlich verbeſſert, worüber uns ein
chende Ueberſicht gegeben wird. Dem Militär von F

„Geſchichte der Befeſtigungen Danzigs" noch Ge-
über deren Bau und Syſtem während der Zeit von
734 erwünſcht geweſen; man vermißt hier, wann und
regelmäßigen Baſtionen, ſowie manche Werke, welche
uriren, angelegt worden ſind. Die Schilderung der
n Belagerung und tapfern Vertheidigung der Stadt iſt
teſſant. Wir erfahren, daß an letzterer nur 6600 Mann
iges Militär theilgenommen haben, während die Bür-
vier Regimenter zu 12 Fahnen, außerdem mehre
und Kanoniercompagnien, die Kaufdiener drei Com-
die Handwerksburſchen 16 Fahnen, die Fleiſchergeſellen
adrons formirten und noch Landmilitz und „Schnapp-
(Freiſchützen) dazuſtießen. Das war denn noch ein
des alten ſtreitbaren Bürgerthums von der Hanſazeit
elche Noth der flüchtige König über die treue Stadt
, und wie beſonders die Franzoſen, deren Monarch
Schwiegervater gern wieder auf den polniſchen Thron
ollte, den großen Haufen, die „dritte Ordnung", in
durch allerlei trügeriſche Vorſtellungen von naher Hülfe
, mit welcher Standhaftigkeit das furchtbarſte Bom-
it ertragen, mit welchem Muthe einer der heftigſten
abgeſchlagen worden, wovon noch jetzt ein Hügel das
grab" heißt, mögen unſere Leſer aus dem Werke ſelbſt
Auch aus dieſem Beiſpiele gehen die ungeheuern Ver-
vor, von welchen ein nicht gehörig vorbereiteter Sturm
r Tapferkeit der Stürmenden begleitet iſt. Die Ruſſen
dabei 3000 Todte und Verwundete, darunter unver-
äßig viele Offiziere, die Belagerten etwa nur 100 Mann.
wie heute! Geſchütz und Befeſtigung, nächſt dem Ter-
iches moraliſches Element vorausgeſetzt, ſcheinen ſtets
ergewicht zu geben.
nzig war bisher eine Freie Stadt unter polniſcher Ho-
weſen, bei der zweiten Theilung Polens kam ſie an
, erhielt eine preußiſche Beſatzung, wurde zwar etwas
Vertheidigungszuſtand geſetzt, aber immer noch nicht
um einem förmlichen Angriffe hinreichend widerſtehen
en. So überraſchten die ſich drängenden Ereigniſſe
s die Feſtung in einem Zuſtande, daß es nur unge-
ſtrengungen und der zweckmäßigen Anleitung des In-
vom Platz, Lieutenant Pullet, gelang, die Werke verthei-
ig zu machen. Der Verfaſſer ſchildert, was zu dieſem
ehen iſt, mit einer Ausführlichkeit, die ihm der mili-
ſer nur danken wird. Es mag damit verglichen
was in dem Werke des Generals von Höpfner über
ficatoriſche und artilleriſtiſche Armirung der Feſtung
ſtimmte Geſichtspunkte gebracht iſt. In der Liſte der
gstruppen finden ſich einige Abweichungen: Friccius
B. außer den im Höpfner'ſchen Werke angegebenen
pots noch das von Oswald an, läßt aber das Krokow'-
corps aus, deſſen er gleichwol bald darauf in der wei-
rſtellung gedenkt. Der Verfaſſer hat übrigens, wie
: Vorrede ſagt und dem aufmerkſamen Leſer nicht ent-
nn, das Höpfner'ſche Werk benutzt und, wo er von
weicht, jedenfalls ſeine guten Gründe gehabt. In der
e jener Belagerung treten als beſonders wichtig her-
Verluſt der Nehrung und damit der Landverbindung,
erung des Holm, welche die Beſatzung von der See
, und der Hauptangriff gegen den Hagelsberg. Der
der Nehrung wurde allgemein dem General von Rou-
huldgegeben, doch ſprach ihn ſpäter die Unterſuchungs-
on auf Bülow's (nachmals Bülow von Dennewitz)
frei. Sein ſchärfſter Gegner, der ihn in der öffent-
reſſe verfolgte, war der Referendar von Schenkendorf
n Schenkendorf, der nachmals bekannte Dichter). Ein
uell folgte, in welchem Rouquette, wie er vorher erklärt
inem Gegner den Theil zerſchmetterte, mit welchem er
nders angegriffen: die rechte Hand. Der Holm wurde
berrumpelung genommen, auf welche Weiſe, iſt nie
aufgeklärt worden. Ein Entſatzverſuch des Generals

Kamensky ſcheiterte, weil er von der Feſtung aus nicht unterſtützt wurde; ebenſo fruchtlos war die Unternehmung Bülow's auf der Nehrung. Dieſe iſt in Varnhagen's Lebensgeſchichte Bülow's ausführlicher dargeſtellt. Von beſonderm Intereſſe für den Feſtungskrieg iſt der Einfluß, welchen ein kleines, der directen feindlichen Geſchützwirkung durch ein deckendes Glacis völlig entzogenes Blockhaus auf den Fortſchritt des förmlichen Angriffs gehabt. Die Lage der Feſtung zwang endlich den Gouverneur, Grafen Kalckreuth, zur Uebergabe, an welche der Verfaſſer noch einige treffende Bemerkungen knüpft, beſonders über Kalckreuth's Verhalten, auch als Unterhändler bei dem Tilſiter Frieden. Dieſe Perſonalien, welche überall eingeflochten werden, erhöhen das Intereſſe ungemein.

Der folgende Abſchnitt behandelt die Ereigniſſe in Danzig während der franzöſiſchen Herrſchaft bis 1812. Sie ſind traurig zu leſen. Napoleon legte der Stadt 20 Mill. Francs Kriegscontribution auf, Lefebvre verlangte als Eroberer einen Wechſel von 400,000 Frs., Rapp für die von ihm durchgeſetzte Erweiterung des Stadtgebiets 1 Mill. Frs. als geheimes Ehrengeſchenk und 4 Mill. Frs. für Frankreich, der Intendant Chopin 20,000 Frs., damit er das Geheimniß nicht verrathe, dem Kaiſer mußten die bisher königlichen Gebäude von der nun Freien Stadt für 510,000 Frs. abgekauft werden, ihr edelſtes und ſchönſtes Kleinod, das Gemälde des Jüngſten Gerichts, für welches einſt ein König von Frankreich vergebens eine Tonne Goldes geboten hatte, wanderte nach Paris. Wir ſtellen hier nur einige Materialien zu einer Charakteriſtik jener ſchmachvollen Zeit zuſammen, welche wir anfangen zu vergeſſen. Während derſelben verſäumten die Franzoſen nichts, um die Fortificationen von Danzig, deſſen hohe Wichtigkeit ſie vollkommen würdigten, zu verbeſſern. Dennoch war dies bei der Einſchließung 1813 noch nicht vollendet und mußte in größter Eile nachgeholt werden.

Mit dem zehnten Abſchnitt beginnt der Verfaſſer nun das Hauptſtück ſeines Werks: die Geſchichte des Angriffs und der Vertheidigung Danzigs 1813. Er ſchildert die Zuſtände auch der buntgemiſchten Beſatzung, und wie es Rapp, dem Gouverneur, durch die Unſchlüſſigkeit der ruſſiſchen Befehlshaber, welche zu einer Unternehmung auf Danzig nicht ſtark genug zu ſein glaubten, möglich wurde, ſich zu einer Belagerung vorzubereiten und ſelbſt die Vorſtädte zu vertheidigen. Ein kleines Corps unter Löwis rückte zuerſt am 22. Jan. vor die Feſtung und beſtand nicht unrühmliche Gefechte, konnte aber jene Anſtalten nicht hindern, ſodaß Rapp ſogar am 18. April mit 7000 Mann unter klingendem Spiel zu einer Heerſchau auf den über eine Meile entfernten Exercirplatz ausrücken konnte. Am 23. April übernahm Herzog Alexander von Würtemberg den Oberbefehl über das Blockadecorps, aber noch ehe deſſen Verſtärkungen ankamen, machten die Belagerten einen großen Ausfall, um Requiſitionen anzuſtellen; ſie kehrten mit 1000 Stück Vieh und reichen Vorräthen in die Feſtung zurück. Jene Verſtärkungen, oſtpreußiſche Landwehr, langten bis Anfang Juni an. Die Pauſe des Waffenſtillſtandes veranlaßt den Verfaſſer, die Geſchichte der Errichtung der Landwehr in Oſt- und Weſtpreußen und Lithauen als Einſchaltung zu geben; er iſt ſelbſt dabei betheiligt geweſen, zum Führer eines Bataillons erwählt worden, und war daher wohl berufen, eine ſolche Geſchichte zu ſchreiben. Es iſt von großem Intereſſe, die Entſtehung des Inſtituts zu betrachten, welches in ſeiner jetzigen Organiſation recht eigentlich den Nerv der preußiſchen Wehrverfaſſung bildet. Die erſte Idee und Anregung dazu hat wol der verſtorbene Feldmarſchall von dem Kneſebeck ſchon vor 1806 gegeben; überhaupt wird vielleicht erſt die Zukunft über die Bedeutung dieſes ausgezeichneten Mannes, welcher in ſtillem Wirken die Seele von Allem geweſen, was in ſeiner Epoche Großes und Wichtiges geſchehen, die rechte Aufklärung geben, wenn der Hort ſeines Nachlaſſes, ein Schatz von unergründetem Werthe, der Geſchichte überantwortet werden darf.

Friccius beginnt ſeine Epiſode, die wir jedoch als ein Haupt-

ſtück ſeines Werks betrachten, mit einer Schilderung der traurigen Zuſtände, aus welchen die Reformen von 1807—12 Preußen gerettet haben. Dann leſen wir, wie Stein, jetzt als Bevollmächtigter des Kaiſers Alexander, in Königsberg Ende Januar 1813 eine allgemeine Bewaffnung vorgeſchlagen und es nach einer Berathung mit ſeinen Freunden, dem Präſidenten Schön und dem Miniſter Dohna, unter Zuziehung York's, des Generalgouverneurs, veranlaßt hat, daß der Landhofmeiſter von Auerswald, der zugleich königlicher Commiſſar für die ſtändiſchen Angelegenheiten war, einen Generallandtag ausſchrieb, um über die Errichtung einer Landwehr und eines Landſturms zu berathen. Es geſchah auf eigene Verantwortung, ohne die Autoriſation des Königs, welche bei dem Drange der Zeit und den noch waltenden Verhältniſſen zu Frankreich nicht mehr einzuholen, vielleicht auch nicht zu hoffen ſchien. Die Stände traten am 5. Febr. 1813 zuſammen und genehmigten einmüthig die Errichtung einer Landwehr nach York's (bereits ausgearbeitetem) Plane. Vielleicht intereſſirt es diejenigen Leſer, welchen das vorliegende Werk nicht zugänglich iſt, zu erfahren, daß nach jenen erſten Grundzügen noch eine Stellvertretung bei der allgemeinen Dienſtpflicht geſtattet ſein, die Landwehr nur aus Infanterie beſtehen, nicht jenſeit der Weichſel zum Kriege verwendet, jeder Offizier gewählt und dem Könige zur Beſtätigung vorgeſchlagen werden ſollte. Ehe der Plan jedoch ausgeführt werden durfte, mußte er dem Könige überreicht und um deſſen Genehmigung gebeten werden, welche nach ſorgfältiger Prüfung durch Scharnhorſt erſt am 17. März in der Weiſe erfolgte, daß der Entwurf der oſtpreußiſchen Stände mit dem Plane zur Bewaffnung des ganzen Landes in Uebereinſtimmung gebracht und ſomit modificirt wurde. Dies war die Verordnung über die Organiſation der Landwehr in der Stärke von 150,000 Mann. Der Verfaſſer ſtellt dieſe neue Phaſe in der Entwickelung des preußiſchen Staats in ihrer ganzen Wichtigkeit dar und bedauert nur, daß es einer „kleinen, aber mächtigen" Partei im Laufe der Zeit gelungen ſei, „Vieles von den herrlichen Grundzügen der Wehrverfaſſung zu verwiſchen und zu unterdrücken". Wir können die Veränderungen der Landwehrordnung, welche die Erfahrung der Zeitereigniſſe gebieteriſch gefodert hat, nicht in dieſem Lichte betrachten. Auch das beſte Inſtitut bedarf einer dem Zeitlauf angemeſſenen organiſchen Fortbildung, wenn es nicht verſteinern oder — noch ſchlimmer! — ſtagniren ſoll, und die Erſcheinungen, die wir in Bezug auf die Grundpfeiler jeder Heeresverfaſſung wahrgenommen haben, beweiſen die Nothwendigkeit, die Wehrkraft des Volks, Preußens Palladium, den Lebensbedingungen des Staats beſſer anzupaſſen. Was der Verfaſſer ſonſt über den Einfluß Zaſtrow's und die Rangverhältniſſe zwiſchen Landwehr- und Linienoffizieren berichtet, iſt charakteriſtiſch für die Art, wie das neue Inſtitut, von welchem man ſoviel zu erwarten hatte, in den Regionen altpreußiſcher Militärformen angeſchaut wurde.

Die Fortſetzung der Belagerungsgeſchichte berichtet uns über den erſten Kampf, an welchem (noch vor Bekanntmachung des Waffenſtillſtandes) die Landwehr vor Danzig theilnahm: ein Bataillon, das während des Kampfes erſt ankam und ſechs Meilen ſchon an demſelben Tage marſchirt war, rückte ſogleich mit in das Gefecht, und der Herzog von Würtemberg, der anonym einen „Aperçu" der Operationen vor Danzig geſchrieben, ertheilt der preußiſchen Landwehr, „die noch niemals im Feuer geſtanden", wegen ihres „kühnen Muthes, der nur durch ſtrenge Befehle zum Rückzuge vermocht werden konnte", das unbedingteſte Lob. Für das Verſtändniß iſt die Ueberſicht der Stärke, zu welcher das Belagerungscorps bis zur Wiedereröffnung der Feindſeligkeiten angewachſen war, erwünſcht, ebenſo was über die Aufſtellung der Truppen geſagt iſt. Sehr ſchwierig war die Verpflegung bei dem erſchöpften Zuſtande der ganzen Provinz, ſie wurde noch mehr erſchwert, da nach dem Waffenſtillſtandsvertrage auch für die feindliche Beſatzung geſorgt werden mußte. Die Bürgerſchaft blieb ſich ſelbſt über-
laſſen und litt bei der zunehmenden Theuerung b
lichen Mangel. Das Pfund Fleiſch koſtete am 1.
1 Thlr., Butter 2 Thlr., der Scheffel Erbſen 3(
Genuß des Pferdefleiſches, der Hunde, Katzen
war allgemein, die Armen ſtillten ihren Hunger
Gras, Häckſel, ſogar mit faulenden Cadavern. A
ten die unglücklichen Einwohner, wo es die Verh
irgend erlaubten, während des Waffenſtillſtand
weiſe aus.

Für die Belagerung war der letztere ſehr nach
die Franzoſen Muße gewannen, neue und zweckm
für die Vertheidigung der Vorſtädte anzulegen. D
gibt uns eine klare Ueberſicht der Anſtalten, welche
Feind während der Kriegspauſe getroffen hat, und t
aus der Malinowſky-Bonin'ſchen „Geſchichte der bran
preußiſchen Artillerie" Näheres über die Armirung un
der Batterien mit, welche die Belagerer nach und nach
ben. Dann nimmt er den Faden der kriegeriſchen Erei
auf und hat nun Gelegenheit, den ruhmvollen Anth
die oſtpreußiſche Landwehr an denſelben genommen h
ausführlicher als gelungener Darſtellung zu ſchil
wird mit dem größten Intereſſe geleſen werden, b
ſie viel Perſönliches und Taktiſches enthält. Der
der Bundesgenoſſen ſowol als auch der Feinde l
Gerechtigkeit widerfahren; freilich wird dieſer gr
objectiver Behandlung wieder durch eine Note
welche jene Tapferkeit eine „befohlene" nennt. T
ſelbſt der Gegner laſſen ihr aber ſeit alter und
in allerneueſter Zeit eine beſſere Anerkennung zuk

Als die Seele der ganzen Belagerung, inſof
Leitung derſelben wegen ſeiner Kenntniß der Ver
vertraut wurde, erſcheint wiederum Pullet, welch
Ingenieur vom Platz in Danzig geſtanden hatte; al
tant wird Lieutenant Breſe genannt, gegenwärti
Ingenieurcorps und Generalinſpector aller preußiſc
gen. Der Erſtere hatte auch die Genugthuung, da
Abſchluſſe der Capitulation ihm der älteſte ruſſiſc
Fürſt Wolchonſki, die Hand gab und mit laute
Stimme ſagte: „Ihnen verdanken wir Danzig." A
der Feſtung hatte es den größten Einfluß gehab
Magazine auf der Speicherinſel, wo alle Vorräthe
waren, in Brand geſchoſſen wurden; unbegreiflich,
dieſe Abſicht nicht rechtzeitig erkannt, oder wenn d
verachtet hat, in der Meinung, daß keine Kugel bis
chen werde. Der Schaden war unermeßlich, weil,
nung vertrauend, auch die Einwohner ihre koſtbar
dorthin geflüchtet hatten. Wie das Elend nun in
überhand nahm, leſen wir in ergreifender Schilder
Bombardement, der raſche Fortgang der förm
lagerung, die bekannt gewordenen Ereigniſſe auf
Kriegstheater, vor allem aber die Noth bewogen en
am 28. Nov. eine Capitulation auf Abführung de
nach Frankreich als Kriegsgefangene einzugehen, w
kel jedoch von den Monarchen nicht genehmigt wu
ſich die Franzoſen eine Verſetzung nach Rußland gef
mußten, während die Polen und Deutſchen in ih
marſchiren konnten. Am 31. Jan. 1813 hatte di
aus 35,900 Mann beſtanden, davon rückten am 2.
nur noch aus: 14,400 Mann.

Der Schluß des Werks gibt die Auszeichnungen
der oſtpreußiſchen Landwehr vor Danzig zutheil gew
beleuchtet (nach Droyſen) die ruſſiſchen Anſtalten,
getroffen geweſen, als ob Danzig in ruſſiſchem Be
ſollte, und erzählt die der Capitulation folgenden
wobei er allerdings auch einer Partei in der Stad
die aus mercantilen Rückſichten lieber unter dem Fl
der Ruſſen als unter dem preußiſchen Scepter zu
wünſcht. Ihre unpatriotiſche Hoffnung wurde glüc
nicht erfüllt. Als Zugabe folgen „Nachträgliche Bem

ne Parallele zwiſchen der Vertheidigung von 1807 und
; fruchtlos darſtellen, dagegen aus der letztern, welche
Vorſtädte umſchloß, die große Lehre ziehen, daß vor
die Höhen mit Vertheidigungswerken zu verſehen und
n befeſtigten Lager in Verbindung zu bringen ſeien,
n Platz von höchſter Wichtigkeit zur Behauptung der
Provinz fähig zu machen. Sie ſind jedenfalls einer
Prüfung werth, wie überhaupt das ganze Werk für
:ländiſche Kriegsgeſchichte nicht blos geleſen, ſondern
u werden verdient.

Karl Guſtav von Berneck.

---

he Commentare zur dresdener Gemälde-ſammlung.

dresdener Galerie. Geſchichten und Bilder. Von
on Sternberg. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8.
lr. 15 Ngr.

rbrevier der dresdener Galerie von Julius Hübner.
Originalradirungen von H. Bürkner u. A. Dresden,
;e. 1857. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Ueberſiedelung jener glorreichen Heerſchar von Ge-
die als dresdener Gemäldeſammlung in aller Welt
iſt, in ihren neuen Prachtpalaſt hat bereits mehre
he Arbeiten und Geleitbücher hervorgerufen: „Dres-
lleriebuch“, von einem anonymen Kunſtfreund bearbei-
er Begleiter durch die Gemäldeſäle des königlichen
zu Dresden“, von J. G. von Quandt, und das von
Julius Hübner verfaßte „Verzeichniß der königlichen
galerie zu Dresden“. Ihnen ſchließen ſich die beiden
nnten Schriften, die ſich jedoch begreiflicherweiſe nur
ne ausgewählte Gemälde knüpfen, als poetiſche Com-
an.

von A. von Sternberg iſt novelliſtiſcher Art und
von neuem bewieſen, daß Sternberg als Novelliſt zur
Deutſchland ſchwerlich einen Rivalen hat, der ihn an
und Leichtigkeit der Erzählungsmanier überträfe oder
nur gleichkäme. Wir ſehen dabei ganz von ſeinem
etwas ſtark hervortretenden Hange zur Frivolität ab,
an in dieſer Hinſicht vielleicht zu ſtreng mit ihm ins
egangen iſt. Wir ſind nicht gemeint, dem fri-
nre irgend Vorſchub zu leiſten, ja wir geſtehen, ob
r Ehre oder zu unſerer Schande, bleibe dahingeſtellt,
Sternberg's etwas berüchtigt gewordene „Braune
“ noch nicht einmal geleſen haben und ſie nur aus
erichten und vom Hörenſagen kennen. Indeß wiſſen
es von den älteſten Zeiten her ſtets neben der ern-
ratur auch eine frivole, namentlich in Form von Er-
n und Novellen, gegeben hat und daß ſie gerade
ſogenannten frömmſten Zeiten am meiſten in Blüte
ß ſehr würdige Männer, hochgebietende geiſtliche und
Herren an ihr ihre Freude gefunden haben und daß
nkreich Abbés und in Spanien ſogar einen Erzbiſchof
hat, welche das lasciviſte Zeug ſchrieben, zu eigener
derer Gemüthsergötzung. In Deutſchland brauchen
an Wieland zu erinnern, der allen Verſicherungen zu-
ſehr ſolider Hausvater und Ehegatte war, dabei aber
chtfertige Geſchichten ſchrieb und trotzdem zu unſern
Schriftſtellern gezählt und als ſolcher ſelbſt der
aljugend empfohlen wird. Wollte man überhaupt
n oder geheim Frivole aus den Literaturen ausmerzen,
von ihnen leider vielleicht nicht viel übrig bleiben; na-
würde das moderne Luſtſpiel, das faſt durchweg mit fri-
ften inficirt iſt, mit wenigen Ausnahmen faſt ganz zu
ſein, und ſtatt Goethe's „Fauſt“ würde die Jugend
's Meſſiade und Gellert's Fabeln zu leſen verurtheilt
ſein. Möglicherweiſe mag Sternberg in Sachen der Frivolität und Lascivität öfters über die Schnur gehauen haben, aber er geht dabei mindeſtens offen zuwerke und ſchadet deshalb vielleicht weniger als Diejenigen, welche die Nacktheit nicht bloßlegen, ſondern unter einem durchſichtigen Schleier nur um ſo verführeriſcher hindurchblicken laſſen. Wir wiederholen, daß wir dieſe Richtung nicht befürworten, ſondern nur ihr Daſein unter den verſchiedenſten Formen conſtatiren wollen und uns wundern würden, wenn ſie gerade in unſerer weltlichen und allen Arten der Welt- und Augenluſt fröhnenden Zeit nicht vertreten wäre. Wir wiſſen auch recht gut, welche Entſchuldigungsgründe die Vertreter der frivolen Literatur für ſich anführen; ſie ſagen: Ihr ſeid ja gar nicht ſo fromm und decent und keuſch, als ihr euch anſtellt; wir wollen nur eurer Scheinheiligkeit ein Schnippchen ſchlagen und bieten euch nur, was euch im Geheimen doch großes Vergnügen macht. Wir ſtützen uns dabei auf Sternberg's eigene Worte, wenn er in ſeinen „Erinnerungsblättern“ verſichert, es ſei ihm mit ſeinen „Braunen Märchen“ nur um eine Art „Luftreinigung“ zu thun geweſen, „gegenüber falſcher Prüderie, altkluger Kindlichkeit, erlogener Frömmigkeit und frecher Tugendprahlſucht“. Und es iſt in der That als ſicher anzunehmen, daß in unſerer Zeit Caſanova's „Memoiren“ in Deutſchland viel eifriger geleſen worden ſind als Milton's „Verlorenes Paradies“ oder Dante's „Göttliche Komödie“. Wer aber von dieſer Gattung Literatur Schaden für ſeine Seele fürchtet, der hat ein ſtets wirkſames Mittel dagegen: er laſſe ſolche Geſchichten ungeleſen.

Indeß iſt ja auch dieſe Frivolität nicht Sternberg's Grundelement und kommt wenigſtens in den vorliegenden Novellen nur vorübergehend und verſtohlen zutage. Ganz freilich kann ein Schriftſteller von ſeinen alten Gewohnheiten nicht laſſen. Aber namentlich in Betreff der Form zeigen ſich uns in dieſen Novellen Eigenſchaften, die wir höchlichſt zu rühmen haben. Eine Novelle zu ſchreiben ſcheint zwar ſehr leicht, iſt aber eine ſchwere Kunſt, gerade weil die Novelle, um Das zu ſein was ſie ſein ſoll, nach den einfachſten Geſetzen gearbeitet ſein muß. Denn nichts iſt in der Kunſt ſo ſchwierig zu erreichen als das Einfache. Ein Maler gewöhnlichen Schlags z. B. wird, wenn er nur ſonſt ein guter Techniker iſt, eher im Stande ſein, ein überladenes Pracht- und Coſtümbild, etwa im Geſchmacke Paul Veroneſe's, auf der Leinwand hervorzubringen, als eine einfache Rafael'ſche Madonna, und eine einzige Melodie von der reizenden Einfachheit der Mozart'ſchen zu erfinden iſt ſchwieriger, als eine ganze Oper im complicirten Stile der Zukunftsmuſik zuſammenzuklügeln. Es gibt geborene Novelliſten, wie es geborene Lyriker gibt, und wiederum Lyriker, dramatiſche Dichter und Novelliſten, die als geiſtreiche oder ſelbſt nur durch viele Lectüre gebildete Leute etwas dergleichen hervorbringen, was wie ein Gedicht, ein Drama oder eine Novelle ausſieht; aber es iſt dann künſtliche Arbeit, der die Nothwendigkeit des Hervorbringens, die Urſprünglichkeit und die Naturfriſche fehlen, bei deren Lectüre man daher auch zu keinem recht behaglichen Genuſſe kommt, wiewol man ſich geſtehen mag, daß Dies oder Jenes recht gut gemacht ſei oder einen trefflichen Gedanken enthalte. Sternberg gehört zu den geborenen Novelliſten; davon zeigt Leichtigkeit der Erfindung, die Anmuth und die Einfachheit der Erzählung, das Behagen, womit man ſich auf dem Geplätſcher ſeines ſtets graziöſen Geplauders wiegt. Wie ſich geborene Lyriker zumeiſt an die einfachſten Liedesformen halten, ſo hat ſich Sternberg als geborener Novelliſt die frühern einfachen Erzähler zum Muſter genommen, was nämlich das Formelle betrifft; denn der moderne Geiſt und manche bald da, bald dort auftauchende ernſtere Gedanken und tiefere Bezüge, die nur Producte einer reflectirenden und hochentwickelten Bildung wie der unſern ſein können, unterſcheiden ihn doch wieder weſentlich von jenen auf bloße Unterhaltung und harmloſen Zeitvertreib hinzielenden ältern Novelliſten. Daß ſich der Leichtigkeit,

womit ein urſprüngliches Talent zu produciren und zu erfinden pflegt, häufig auch zu große Flüchtigkeit geſellt, iſt ein altes Uebel, das man mit in Kauf nehmen muß.

Die vorliegende Sternberg'ſche Schrift enthält zehn Künſtlernovellen als poetiſche Commentare zu einer Anzahl von Gemälden ebenſo vieler Meiſter im dresdener Muſeum. Ueber die Entſtehung derſelben ſagt der Verfaſſer im Vorwort: „Oft, wenn ich die Werke der großen Maler betrachtet habe, iſt mir der Gedanke gekommen, ob es denn kein Mittel gebe, dem Verſtändniß oder, wenn ich ſo ſagen ſoll, der Liebe des Beſchauers ein herrliches Gemälde näher zu rücken, als es durch eine Beſchreibung und Erklärung geſchehen kann. Und um ein ſolches Mittel zu finden, habe ich in dem Leben alter Maler geleſen, und es iſt mir gelungen, zwiſchen dieſem und den Bildern ein verknüpfendes Band zu entdecken. Es hat ſich irgendeine Geſchichte zugetragen, ein Ereigniß trat ins Leben, wichtige Vorfälle machten ſich in Nähe und Ferne geltend, bei denen der Maler betheiligt war. Die Umſtände zwangen ihn, den freien Sohn der Kunſt, bald für dieſe, bald für jene Partei ſich zu entſcheiden, bald in dieſer Tragödie eine Rolle zu ſpielen, bald in jener Poſſe ſeine Kräfte mitwirken zu laſſen. Ohne daß ſie es ſelbſt wußten, gingen die befreundeten oder befeindeten Elemente in ihre Werke über. So iſt manches Erlebniß die Quelle eines trefflichen Bildes geworden, das nicht nach dieſem Erlebniß genannt wird, ſondern einen fremden Namen führt." Um ein Beiſpiel anzuführen: das bekannte „Die Hochzeit des Simſon" getaufte Gemälde Rembrandt's würde nach Sternberg's Entdeckung in „Die Gräfin von Flandern" umgetauft werden müſſen. Eine flandriſche Gräfin hatte ſich in ein Liebesverhältniß mit einem ſchönen, aber moraliſch verderbten Offizier verſtrickt, und Rembrandt, der ſie zu porträtiren hatte, war ihr zu ihren geheimen Zuſammenkünften mit ihrem Geliebten behülflich. Später wird Rembrandt auf einer Reiſe von einigen Schnapphähnen überfallen und in eine Höhle geſchleppt, wo eine Oeffnung ihm einen Blick in eine große anſtoßende Halle gewährte. Bei einem ſchwelgeriſchen Mahle ſieht er hier ein Dutzend wüſter Geſellen und ihre Genoſſinnen in zum Theil phantaſtiſcher Tracht, unter den letztern die zur Courtiſane eines Räuberhauptmanns, eben jenes Offiziers herabgeſunkene Gräfin, köſtlich geſchmückt, aber blaß und mit einem Zuge unbeſchreiblichen Leids in Miene und Stellung. Cignani's bekanntes ſinnlich reizendes Bild „Joſeph und Potiphar's Weib" wird in der Novelle „Schleier und Mantel" auf ein Selbſterlebniß des Künſtlers zurückgeführt. Wir wiſſen nicht, ob Sternberg hierzu Andeutungen in den Lebensbeſchreibungen der alten Maler, z. B. bei Sandrart fand, oder ob er dieſe Erlebniſſe, wie wir faſt glauben möchten, einzig und allein aus ſeiner Phantaſie geſchöpft hat. Spielraum hierzu war ihm allerdings hinlänglich gegeben. Haben doch gewiß die alten Maler manches ſehr ſchöne, vielleicht aber auch ſehr ſinnliche Weib als eine Madonna und manchen üppigen Jüngling als einen nackten heiligen Sebaſtian in die Kirchen eingeſchmuggelt, wo ſie dann als Gegenſtände frommer Verehrung betrachtet und angebetet wurden. Unter den übrigen Novellen und biographiſchen Skizzen, denen Gemälde von Aſſelyn, van der Neer, Holbein, Teniers, Paul Veroneſe, Brouwer, Rubens und Ruisdael zugrunde gelegt ſind, geben wir für unſere Perſon den Novellen „Das Grab des Juden", „Die Hexenküche" und „Eine Viſion Holbein's" den Vorzug. Novellen dieſer Art laſſen ſich im Auszug nicht wohl wiedererzählen, da ſie dadurch nur ihres Hauptreizes beraubt werden würden. Nur mag uns die Novelle „Die Hexenküche" (nach einem bekannten Bilde Teniers'), in welcher der unheimliche Liebeszauber, womit eine junge ſchöne Gräfin ſich an einen abſtoßend häßlichen und poſſenhaften Menſchen gebannt ſieht, die pikante Grundlage bildet, zu der Bemerkung Anlaß geben, daß Sternberg mit ſeltener Geſchicklichkeit ſelbſt ſolche Situationen, die bei andern Novelliſten leicht widerwärtig und abſtoßend wirken würden, durch ſeine graziöſe

Behandlungs- und Vortragsweiſe nicht nur erträglic
ſelbſt anziehend zu machen weiß.

Am tiefſten gefaßt iſt wol die „Viſion Holbein's
wir deshalb auch noch einige Augenblicke verweil
Die Viſion Hans Holbein's, welche der Novelle d
gab, bezieht ſich eigentlich auf den „Basler Todten
ſteht mit der Holbein'ſchen Madonna in Dresden,
Verfaſſer zu dieſer Phantaſie anregte, nur in ſehr
ſammenhang. Holbein wird überall von der gräß
ſcheinung des Todes verfolgt. Er tritt in eine T
„Mit einem male war es mir", läßt der Verfaſſ
erzählen, „als ſähe ich mitten unter den Tänzern e
das ſich raſch bewegte, bald auftauchte, bald verſchw
hier, bald dort zu ſehen war, und deſſen eigentliche
heit und Geſtalt mir nicht deutlich werden wollte.
ein Etwas, das in einen langen, von Wind und
bleichten Mantel gehüllt war. Wo es auftauchte, hatte
einen Tänzer oder eine Tänzerin am Arme." Das
machte wilde entſetzliche Sprünge; allmälig lagerte ſic
Antlitze der Tanzenden die Bläſſe des Todes. Di
Lockenflechten der ſchönen Jungfrauen fielen wie Z
ihren Häuptern, ihre vollen Buſen blätterten ſich b
Rippen ab, aber ſie tanzten weiter. Vor Entſetzen
bein, aber der Tod erſchien ihm auch ſpäter, er w
als begehrte er etwas von Holbein, als ſollte dieſe
nen, zu ſeiner Ehre und Verherrlichung etwas be
„Nun, er ſoll ſeinen Willen haben", ruft Holbein a
ſoll ſeinen Triumph ſehen, aber zugleich alle die
die er verbreitet, den ſcheußlichen Hohn, mit dem er ſe
treibt, kurz, ich will ihn als Beherrſcher der Welt ze
mit einem Antlitz, vor dem Jeder zurückbebt. Er
und ſehen, wie grenzenlos ihn Alles ſcheut und fl
da lebet. Freut es ihn ſo auf dem Siegesthrone zu ſi
er dieſe Freude haben. Gott, der die Liebe iſt, w
gräßlichen Dämon einſt für ſeinen Hohn züchtigen."
fertigte nun ſein berühmtes Gemälde an der Kirchho
St.-Peter in Baſel; er zeigte den Menſchen den
er, der Feind aller Weltluſt und Ueppigkeit, der rad
mokrat, alle Stände zum Tanze auffodert und
ſeiner verderblichen Zudringlichkeit verſchont. Da
Schrecken über die Menſchen und alle Luſt und all
hatte in Baſel für längere Zeit aufgehört; und g
noch niemals die Alles und Alle gleichmachende furcht
ſchaft des Todes in ſo erſchütternder, durch wilden H
verſtärkter Weiſe zur Anſchauung gebracht worden.

Und dieſer geniale Künſtler iſt zugleich der Mei
ſo lieblichen dresdener Madonnenbildes, von dem Ste
richtiger Empfindung bemerkt: „Von der Madonna
nichts; ſie muß erſchaut und — angebetet werden.
Rafael's Madonna ſelbſt nicht ausgeſchloſſen, das v
Madonnenideal, das geſehen werden kann. Viel
Rafael's Madonna mehr Hoheit, dafür hat dieſe
muth und Liebe." Auch die weitere Charakteriſtik de
auf welchem in ſo echtdeutſcher Weiſe die Himm
mit ihrem Kinde, dem künftigen ſchmerzensreichen
mitten in den traulichen Familienkreis des basler
meiſters hingepflanzt iſt, verdient bei Sternberg n
zu werden. Von Holbein's ſpäter in England gema
dern erwähnt Sternberg noch die beiden, auf welchen
den Triumph des Reichthums und den der Armuth
hat. So ſehen wir auch hier dieſen geiſtreichſten, de
und dabei formvollendetſten unter den ältern deutſche
einem weſentlich ſocial-demokratiſchen Gedanken huld
ſeitdem in den verſchiedenſten Formen variirt worden i
er in ſchlagendem Contraſt die moraliſche Idee zur An
brachte, „wie die Unbedeutendheit im Golde ſchwelgt
Verdienſt die Feſſeln der Armuth trägt". *)

*) Wenig bekannt ſcheint in Deutſchland das umfang- und

r mag es doch kommen, daß in den Erzählungen
Leben der Künſtler (vom Theater hat ſie wol nur
ergehende Laune für den Augenblick verdrängt) ein
faſt unbeſchreiblicher Reiz liegt? Hagen's liebens-
künſtlernovellen (um auf den alten Vaſari und auf
nicht zurückzugehen), Schadow's „Moderner Vaſari"
neueſten Künſtlernovellen von Sternberg beweiſen dies.
er und Dichter werden dagegen in Novellen faſt im-
nehr oder weniger langweilige, nicht ſehr anziehende
len, mit ſeltenen Ausnahmen, wozu z. B. Bürger's
dige Erſcheinung in Otto Müller's gleichnamigem
ehören dürfte. Wir ſind uns über dieſe ſeltſame
g keineswegs klar und die Gründe, die man bisher
angeführt hat, genügen uns nicht. Kein Shak-
ie ihn bisher die Novelliſten verarbeiteten, hat uns
behagen wollen, und ſelbſt Taſſo in dem edeln
en Drama macht keineswegs einen ſehr würdigen
lichen Eindruck. Eine der Haupturſachen liegt viel-
n, daß die Dichter wol einen Künſtler objectiv aufzu-
ſen, in einen Dichter aber ſofort ihre eigene Sub-
und perſönlichen Schwächen hinübertragen. Selbſt
phiſche Skizze eines ſo verwüſteten und verlüderten
nies wie Brouwer wird man bei Sternberg mit
lesen; nun ſchildere man in einer Novelle einen
Dichter wie etwa Günther oder Grabbe, und
ck wird nur ein peinlicher, gemeiner und abſtoßen-

---

die zweitgenannte Schrift können wir uns kürzer
ſie wegen ihrer eleganten typographiſchen und arti-
sſtattung mehr nur ein übrigens ausnehmend rei-
uvenir zu nennen iſt. Sie enthält, außer einem Ti-
Schlußblatt, 26 Radirungen, der Mehrzahl nach von
r, mehre von Seiffert und einige von Friedrich und
ch Gemälden von Rafael, Holbein, Rogier van der
Francia, Correggio, Giulio Romano, Murillo, Tizian,
Paul Veroneſe, Palma Vecchio, Cignani, Rubens,
t, Gerard Dow, A. Brouwer, Netſcher, Bol, van
rdingen und Ruisdael. Die Radirungen ſind ſo treff-
en, daß ſie nicht nur den eigenthümlichen Geiſt der
en Gemälde und ihrer Meiſter, ſondern, ſoweit
Radirungen zu erreichen iſt, auch annähernd ihr
re hellere oder dunklere, ihre kältere oder wärmere
nd das Licht in ſeinen verſchiedenen Abſtufungen
n. Der Herausgeber, Julius Hübner, wie ſein
ſe Ruſtige in Stuttgart Maler und Dichter zugleich,
Gemälde durch ein Sonett commentirt, und man
ſt wenn man einen ſtrengen kritiſchen Standpunkt
will, anerkennen müſſen, daß er die eigenthümlich
Sonettenform mit vollkommener Sicherheit handhabt,
r rhythmiſchen Wohllaut beſitzt und ſeine Gegenſtände
ſprachlicher Eleganz als mit Geiſt behandelt. Ma-
eilige, hiſtoriſche Stücke, mythologiſche Gegenſtände,
en u. ſ. w. ſind für das Sonett ziemlich bequeme
s iſt dem Dichter aber auch gelungen, das Sonett
en Humor niederländiſcher Vorbilder dienſtbar zu
as die bei weitem ſchwierigere Aufgabe war. Zur
ilen wir daher folgendes mit:

---

ilde Holbein's zu ſein, auf welchem der Künſtler die Ver-
Innungsbriefs an die vereinigte Zunft der londoner Bar-
hirurgen durch Heinrich VIII. darſtellte und welches ſich in
f barber surgeons befindet. Die „London Illustrated
hten davon vor einiger Zeit eine Abbildung, nannten es das
nd finest of that painter's works which we possess in
und bemerkten dann: „Das Gemälde iſt in allen Theilen
und ſauberſte vollendet; das Colorit iſt rein und der Stil
erth." Knight nannte es ein Gemälde „glowing as a
minutely faithful as a Gerard Dow".

Bauernſchlägerei (nach A. Brouwer).

Die faulen Schlingel ſchoben eben Kegel,
  Jetzt ſaufen ſie und ſitzen bei den Karten,
  Der Teufel läßt nicht lange auf ſich warten,
Schon dreſchen ſich die wuthentbrannten Flegel.

Der ird'ne Krug wird ſchnell zum ſchlimmen Schlägel
  Auf Nachbars Kopf, den borſtig, ſtruppig harten —
  Der wehrt ſich gegen ſeinen Widerparten
Und haut ins Fleiſch ihm ſeine krummen Nägel.

Ein Höllenlärm! Schon zücken ſie die Meſſer —
„Kommt Niemand denn zu Hülfe?" — Niemand hört!
Sie wurden gar zu oft ſchon ſo geſtört —

Die Hexe am Kamin dreht ſich verdroſſen
Nachläſſig um, der Alte macht's nicht beſſer —
„So ſchlagt euch todt, was kümmert's die Genoſſen!"

Ein echtniederländiſches Kneipenbild, und zwar ein Brouwer'ſches! Dagegen vergleiche man die frommen Sonette zu den Madonnen von Rafael, Holbein, F. Francia, zu dem Crucifix von Rogier van der Weyde, zu der Maria Egyptiaca von Ribera (gegen welche Correggio's anmuthvolle „Büßende Magdalena" faſt wie eine moderne Salondame erſcheint, die in einem Keepsake lieſt), das ſinnige Sonett zu Kaspar Netſcher's Bild „Der Brief", die düſtere Schilderung des „Kirchhof" von Ruisdael! Von dem letztern Sonett theilen wir als Gegenſatz nur die beiden Vierzeiler mit:

Ein bleicher Schimmer zuckt durch die Gefilde —
  Des Lebens Licht ringt mit des Todes Schatten
  Auf Gräbern mit zerbroch'ner Wappen Platten
Und mit halb ausgelöſchtem Namensſchilde!

Es wühlt der Regenbach ſich für die wilde
  Geſchwoll'ne Flut ein Bett durch Gräbermatten
  Und ſtört im Schlafe, die noch Ruhe hatten —
Vernichtung weht, ein Leichenduft, im Bilde!

Geiſtreich iſt auch der Commentar zu Cignani's „Keuſchem Joſeph". Man male für das fromme Publicum — ſagt der Maler-Poet — der Sünde Reiz und die Moral daneben; indeß

Wer kann dafür, wenn nur der Reiz gelingt?

Eingeleitet hat der Verfaſſer ſeinen Sonettencyklus mit einem Sonett „Den ſtrengen Freunden", worin er ſich gegen Diejenigen rechtfertigt, welche ihm als einem Maler das Recht zu dichten abſtreiten möchten, und ein Schlußſonett, „Den Strebenden" gewidmet, erinnert an Correggio's Wort: „Auch ich bin Maler!"

H. M.

Ein deutſcher Volkskalender in Californien.

Wenn irgendetwas deutſche Art und deutſches Weſen auch noch in fernen Welttheilen zu erhalten und vor ſchnellem Untergange zu bewahren vermag, ſo iſt es das treue Beharren bei der Mutterſprache, wovon aber nur dann unter anders redenden und ſchreibenden Völkern die Rede ſein kann, wenn man eine deutſche Preſſe gründet und ſich von der deutſchen Literatur nicht abwendet. Darum iſt es eine erfreuliche Thatſache, daß in San-Francisco, dem Hauptorte des goldreichen Californien, wohin ſeit einer Reihe von Jahren aus allen Nationen, von den Nordamerikanern, Engländern, Franzoſen und Deutſchen an bis zu den Chineſen, Reichthum Begehrende in nicht endenden Scharen pilgerten, der Drang unter den Söhnen unſers Landes lebendig geworden iſt, ſich Organe für die Mittheilung in eigener Sprache zu begründen. Schon beſteht eine deutſche Zeitung: „San-Francisco-Journal. Zeitung für Politik und Wiſſenſchaft" (Redacteur: Julius Korn, Herausgeber: A. Brauer und Comp.) *), die jeden Morgen, mit Aus-

---

*) Begründet wurde dieſe Zeitung unſers Wiſſens von Julius Froebel, der kurz vor ſeiner Abreiſe aus Californien darin noch eine garſtige

nahme des Montags, erſcheint, womit noch ein Freitags erſcheinendes Wochenblatt und ein am Tage vor dem Abgange des Poſtdampfſchiffs nach den atlantiſchen Staaten ausgegebenes „Steamer-Journal“ in Verbindung ſteht; ſchon gibt W. Schleiden's Leihbibliothek und Buchhandlung auch Gelegenheit, ſich mit deutſchem Leſeſtoffe zu verſorgen, und für das Jahr 1857 iſt nun auch zum erſten male ein „Californiſcher illuſtrirter Volkskalender“ erſchienen, herausgegeben von Moritz Bauer. Mit dem gleichbenannten deutſchen, ſeinem erheblich ältern Bruder, darf er ſich freilich nicht vergleichen; aber auch in viel unvollkommener Geſtalt ſei er uns als ein Zeichen von deutſchem Leben in der Ferne willkommen.

Der „Californiſche Volkskalender“ iſt fünf Bogen ſtark in Octavformat erſchienen und wird broſchirt ausgegeben. Seinen Umſchlag ziert das Bild einer aus Wolken aufſteigenden Germania, deren Haupt und Bruſt ein Eichenkranz umſchlingt, in der Rechten trägt ſie ein Schwert, in der Linken ein Schild mit dem Namen Germania, über welchem das Sternenbanner der Vereinigten Staaten flattert. Strahlen ſchießen über den Wolken empor und oben herum ſchlingt ſich ein Band mit den Worten: „Einigkeit und Recht und Freiheit für das neue Vaterland — danach laßt uns Alle ſtreben brüderlich mit Herz und Hand.“ Zwei von den fünf Bogen ſind Verkehrsanzeigen aller Art und Geſchäftsempfehlungen eingeräumt, und zwar gehen dieſe nicht nur in mehren Blättern voraus und folgen dem übrigen Inhalt nach und bedecken den Umſchlag, ſondern ſie durchſchlingen auch den eigentlichen Kalenderinhalt derart, daß je die rechte Seite den Kalender für einen Monat, die linke aber derartige Anzeigen enthält. Es macht einen faſt unerwarteten Eindruck, hier faſt Alles, was man in der Heimat kennt, wieder angeprieſen zu finden und zwar faſt durchweg von deutſchen Firmen. Meubles und Kleider, Hüte, Schuhe und Handſchuhe werden ausgeboten, reparirt und gereinigt, Billards, Daguerreotypen, Wein, Confitüren aller Art, namentlich auch zu Chriſtbäumen, und viel Anderes mehr. Am breiteſten macht ſich durch widerliche Marktſchreierei ein Dr. Czapkay, der vier Seiten für ſich einnimmt und ſich für alle möglichen Uebel höchſt aufdringlich empfiehlt: „Die größte Entdeckung des Weltalters! Große Wohlthat für die Menſchheit! Unſchädlich, kräftig, heilbringend!“ — ſo leitet er die Ankündigung eines Prophylakticum ein. Das Einzige, was direct auf Californien hinweiſt, iſt: „Peterſon und Trinius, Aſſay-Office. Höchſter Preis für Goldſtaub bezahlt. Goldſtaub! Goldſtaub aſſayed und Zahlungen in Münze oder Barren in 6 — 12 Stunden gemacht“ u. ſ. w.

Der Kalender hat die üblichen beſondern Rubriken für die Wochentage, für deren Kalendernamen bei Proteſtanten und Katholiken, für den Mondaufgang und Monduntergang, für Mondwechſel und Planetenlauf und für Sonnenaufgang und Sonnenuntergang. Der Kalender der Juden iſt mit den Mondvierteln und der Tageslänge unterhalb bemerkt. Von Witterungsverkündigungen aller Art iſt derſelbe frei gehalten. Am längſten Tage geht die Sonne in San-Francisco auf um 4 Uhr 34 Minuten, unter um 7 Uhr 28 Minuten; derſelbe hat demnach eine Länge von 14 Stunden 54 Minuten; am kürzeſten Tage geht ſie auf um 7 Uhr 14 Minuten, unter um 4 Uhr 41 Minuten, dieſer hat alſo eine Länge von 9 Stunden 27 Minuten.

Was die mit nicht eben zahlreichen Illuſtrationen ausgeſtattete unterhaltende Partie betrifft, ſo bringt dieſe unter dem Titel „Norddeutſches Leben“ zuvörderſt die Schilderung eines Jahrmarkts in Oſtfriesland und des Lebens auf den Inſeln. Dann werden die Arizona-Kupferminen in Mexico und deren durch zum Theil baumartige Cactusformen ſich auszeichnende Umgegend illuſtrirt und beſprochen. Außer

Fehde mit einem andern vielleicht jetzt nicht mehr beſtehenden deutſchen Blatte, dem „California-Demokrat“, auszufechten hatte. D. Red.

einem Canot der Sandwichsinſulaner erblicken wir
Nuuanuthal bei Honolulu auf Owaihi, woſelbſt K
ſeine Dynaſtie begründete, und einen Cocoshain
und erfreuen uns hierauf an einer lebendigen Schi
Urwalds, die einem noch ungedruckten Reiſeberich
Philippinen entnommen iſt. „Auf geiſtlich“ heißt
etwas ſtark ſentimentale Geſchichte von einer Mar
Kloſter ging, weil ſie von Jugend auf geiſtlichem Le
der Welt abgewendet war, und von einem Jüngling
ihrem Jugendfreunde, der das nicht ertragen konnt
lich in den Waſſern des rauſchenden Waldbachs
fand. Das folgende Bild: „Eine Luſtfahrt nach d
nes“, mit dem Motto: „Sprich mir von allen S
Gewiſſens, nur von den Farallones ſprich mir ni
kein deutſcher Kalender aufgenommen; es verſtößt
gen alle Aeſthetik, indem es uns an Bord eines E
ganze Geſellſchaft von Seekranken in allen Stadien
ſchönen Uebels und zwar unverſchleiert und ohne
rungen vorführt. Schulze's Abenteuer mit Braun
ren, durch fünf Bilder illuſtrirt, iſt geiſtlos und u
dagegen regen die beiden letzten Aufſätze: „Das Vigi
mittee von San-Francisco, ſeine Urſachen und ſei
und „Ein Verſuch in den Minen“, die Theilnahme
Grade an.

Im erſten wird auf die aus dem regelmäßig wi
den Wechſel der Beamten in den Vereinigten Staa
gehende Aemterjägerei hingewieſen, welche die „
Rowdies“ über den ganzen Beſitz der Staaten
half, Leute, an deren Exiſtenz man ſich ſchon ge
und die nur dann auffallen, wenn ſie in mehr a
licher Zahl und mit größerer Frechheit und Rückſi
auftreten, als man ſonſt von ihnen erdulden muß.
bene und neubevölkerte Staaten und Territorien ſind
ſächlich, die von dieſer moraliſchen Peſt heimgeſu
Dieſer Krebsſchaden fraß denn auch in Californie
Macht und Frechheit des ſchlechten Elements nahm
ſtand und gute Sitten wurden täglich offener beſch
ſetz und Ordnung täglich maßloſer verhöhnt. Sa
ſtand unter der Herrſchaft der Rowdies, da die
aus Gewohnheit, Furcht und Geſchäftseifer ſich
verhielt.

Da trat James King als Herausgeber des
an die Oeffentlichkeit und griff die Verderbtheit m
licher Strenge und mit unbeugſamer Willensſtärke
die Hand des Meuchelmörders erreichte ihn. Jam
erſchoß ihn auf offener Straße, am hellen Tage!
die Bevölkerung zum Bewußtſein, die Tiefe des
wurde erkannt, an dem man angelangt war. Au
fühle der Nothwendigkeit gemeinſamen Auftretens
Vigilance-Committee hervor. In wenigen Tagen
gegen 3000 Mitglieder, Männer aus allen Berufs
Weib und Kind und Eigenthum zu ſchützen hatte
men; der Enthuſiasmus für die Sache der Ordnu
ſie. Die erſte That derſelben war, den Mörder
dem Gefängniſſe, wo man ihn unter den Händen g
Beamten nicht ſeiner Strafe ſicher hielt, zu holen
feſtern Gewahrſam zu bringen. Dieſer Act einer
in manchem Betracht mehr als bedenklichen Selbſth
beim hellen Sonnenſcheine eines klaren Sonntag
vollbracht. Alle nach dem Gefängniß führenden S
Zugänge wurden plötzlich gleichzeitig von bewaffnete
beſetzt, Widerſtand war vergeblich und nach kurzer
lung wurden Caſey und Charles Cora, der Mörder
rals Richardſon, Marſchalls der Vereinigten Staaten,
fert. Zehn Tage ſpäter, während die ſterbliche Hülle de
lichen King, deſſen Bildniß der „Californiſche Volk
ſeinen Leſern gibt, von einem unabſehbaren Trauerzu
ten Ruheſtätte geleitet wurde, während das feierli
der Kirchenglocken dem dahingeſchiedenen Märtyrer

zurief, öffneten ſich im untern Theile der Sacra-
ie die Fenſter der zweiten Etage eines Hauſes, deſſen
von einer ſtarken Abtheilung bewaffneter Bürger be-
ı. Es galt, einen Act der Volksjuſtiz auszuführen,
thwendigkeit man nur bedauern kann. Eine Rolle,
je ein Strick lief, wurde am obern Simſe befeſtigt,
auf dem untern Simſe etwa drei Fuß weit hinaus-
ein Mitglied der Executive des Vigilance-Committee
lauter Stimme das Todesurtheil — und in wenigen
hatten die beiden Mörder ihr Verbrechen gebüßt und
zwiſchen Himmel und Erde.
i konnte man natürlich nicht ſtehenbleiben; die Stadt
notoriſchen Rowdies und gefährlichen Leuten geſäu-
n, wobei ſolche nicht vergeſſen wurden, deren Thä-
auf Wahlverfälſchungen und Wahlbetrug erſtreckt
var flüchtete ein großer Theil dieſer Anrüchigen ſo-
nnere, es gelang jedoch nach und nach, der bedeu-
nter ihnen habhaft zu werden; mehre ſtellten ſich
villig, nachdem ſie durch öffentliche Bekanntmachung
errichtet waren, daß ſie bis zu einer beſtimmten Zeit
zu verlaſſen hätten.
iſchen entwickelte ſich die Organiſation des Vigilance-
noch zu größern Verhältniſſen; über 6000 Mitglieder,
bewaffnet, zählte daſſelbe, wovon gegen 600 berit-
, und 24 Kanonen mit geſchützkundiger Bedienung
ſeiner Verfügung. Das Hauptquartier in der Sa-
raße umgab ein 10 Fuß hoher Wall von Säcken,
ınd gefüllt waren, und eine Beſatzung von wenigſtens
war dort beſtändig auf Wache. Das Innere des Ge-
hielt außer dem Arſenal, den Wachtzimmern und den
ine Anzahl von Gefangenzellen, welche die Verhafte-
ıten, bis ihr Verhör zu Ende war und ſie wieder in
ſetzt wurden, oder bis zum Tage ihrer Verſchiffung,
ſie verurtheilte, Californien zu verlaſſen. Mehr
brecheriſche Individuen wurden gezwungen, in ſol-
das Land zu verlaſſen, und dadurch iſt dem Lande
henbarer Nutzen geſchaffen worden; denn größer noch
mittelbare Entfernung ſolcher Menſchen iſt der mo-
ndruck anzuſchlagen, der dadurch im ganzen Lande
ſen wurde. Nach viermonatlichem Wirken vertagte
ilance-Committee; es wollte nur thätig ſein, ſolange
nszuſtände außerordentliche Maßnahmen erheiſch-
m Herzen der Bevölkerung hat es ſich ein bleiben-
len geſichert und mit Achtung und Dankbarkeit
dieſelbe an ſeine Wirkſamkeit.
übrigen Leſeſtoff des „Californiſchen Volkskalender“
t zwei unbedeutenden Gedichten, die wenigſtens be-
der Deutſche auch dort ſeine Frühlingsſehnſucht nicht
e aber zugleich eine etwas troſtloſe Lebensphiloſophie
n mit vier Bildern illuſtrirter „Verſuch in den Mi-
geführt von einem deutſchen Literaten und einem Ba-
ehrmals „den Elefanten ſahen“, d. h. ſtark angeführt
nd all ihr Geld verloren, aber kein Gold fanden.
hen Wandlungen wurde der Baron zuletzt Getränk-
nd ſo fand ihn der Andere nach längerer Trennung
ento wieder.

W. Riehl.

J. K. Paſſavant's letzte Schrift.

ſen. Eine Betrachtung von Johann Karl Paſſa-
Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1857. Gr. 8.

ı Eintritt ins Leben ward dem Menſchen als Mit-
uder und ein Compaß gegeben, um glücklich ſein
dem oft ſturmbewegten Meere nach einem fernen
führen. Denn er iſt ein Auswanderer. Das Ruder
le, der Compaß das Gewiſſen. Sieht er unverrückt
ınd hält er jenes mit feſter Hand, ſo erreicht er trotz
Wind und Wellen ſein Reiſeziel. Rudert er nicht, ſo kommt er nicht weiter; rudert er ohne Hinblick auf den Compaß, ſo geräth er in Untiefen oder Klippen.“

Der bekannte Verfaſſer, welcher in ſeiner Jugend mit Begeiſterung dem glänzenden Aufſchwunge der neuern Philoſophie gefolgt war und deren höhere Anſchauungen und letzte Reſultate zu Problemen eines ernſten fortdauernden Nachdenkens machte, welcher während des thätig bewegten Lebens einer langen ärztlichen Praxis ſich das Intereſſe für die großen Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften beſtändig offen zu erhalten wußte, lenkt in der vorliegenden Betrachtung ſeinen erfahrenen Blick auf die innern Seelentiefen, den Grund des religiöſen Lebens, und ſieht in dem Gewiſſen die höhere Macht, die ihm über die offenen Zweifel der Speculation, über das Unbefriedigtſein der höhern Bedürfniſſe unſerer Natur, in den Reſultaten der Empirie hinüberhelfe. Ohne eine Theorie des Gewiſſens liefern zu wollen, was nur in einem Syſtem der Ethik möglich wäre, legt er uns geiſtreiche Aphorismen vor über einen Gegenſtand, „welcher Jedem der nächſte und wichtigſte“ iſt.

Als kundiger Steuermann weiß Paſſavant ſeinen Compaß ſogleich zu benutzen, um ſich am dunkeln Firmamente der Speculation zu orientiren, an dem große leuchtende Sterne ſo manches Lebensſchiff vom wahren Ziele abgeführt. Von den Thatſachen des Gewiſſens, des ſich in dieſem offenbarenden Sittengeſetzes und des ſeine Ordnungen frei vollziehenden Willens ſteigt er zu dem Urgrunde derſelben, zu Gott auf. Den Gottesglauben faßt er als Polarſtern feſt ins Auge und zeigt, was die einfachſten Thatſachen des innern Lebens darüber lehren. Dabei will er nicht etwa der Naturwiſſenſchaft und ihrem Cauſalgeſetz untreu werden, ſondern dem letztern durch „eine umfaſſendere Annahme eine größere Ausdehnung geben“; auch will er keineswegs von der Speculation laſſen, ſondern dieſe nur auf den ſichern Grund innerer Erfahrung bauen. Aber er erinnert an den Ausſpruch Lichtenberg's: „Wir wiſſen mit weit mehr Deutlichkeit, daß unſer Wille frei iſt, als daß Alles, was geſchieht, eine Urſache haben muß.“ Die neuere Philoſophie verſucht ſogar, wie wir hinzufügen können, durch den unbewußten Rückſchluß von einer Hemmung des freien Willens auf die Urſache dieſer Hemmung die Erkenntniß des Grundgeſetzes der Cauſalität inductiv zu begründen.

Die primitive Thatſache des freien Willens muß alſo anerkannt werden und muß nach Paſſavant ihre Urſache in den verborgenen Kräften des Abſoluten haben. Darum iſt ihm bloßer Naturalismus und Materialismus ungenügend, welche beide den letzten Urgrund alles Seins nur als Stoff und Kraft verſtellen; darum glaubt er über die Syſteme eines abſtracten Pantheismus und Idealismus hinausgehen zu müſſen, welche die abſolute Subſtanz nur als νους, als Weltlogos, als All-Vernunft auffaſſen; darum fühlt er ſich zu der Vorſtellung des dreieinigen chriſtlichen Gottes, als dem Urweſenden, Urwiſſenden und Urwollenden, hingeführt. „Nur einen wollenden Gott kann man verehren.“

Auf gleiche Weiſe leitet ihn eine Anerkennung der Thatſache des freien Willens und der ethiſchen Bedeutung deſſelben an den Klippen des phyſiſchen Determinismus oder des Fatalismus und des pſychiſchen Determinismus oder der Prädeſtinationslehre vorbei. Nach ſeiner Anſicht iſt unſer Wille allerdings an die Geſetze der Natur gebunden, denen er nicht zuwider handeln kann, und werden unſere Thaten von der Beſchaffenheit unſers Geiſtes bedingt, deſſen Thätigkeit wir nicht ungeſtraft verdunkeln laſſen können; allein der Menſch iſt in ſeiner phyſiſchen und geiſtigen Natur entwickelungsfähig, er fühlt ſich getrieben und verantwortlich, dieſe Entwickelung ſelbſtthätig vollſtrecken zu helfen und den höhern ſittlichen, durch das Gewiſſen redenden Gewalten eine bewußte Herrſchaft über die niedern Naturtriebe zu erringen. Durch dieſe freie Vervollkommnung „kann immer eine neue Kraft als eine neue Urſache zu dem Weſen hinzukommen, die frühern Wirkungen umändern und neue bewirken“. „Die Seele kann ſo, wie die

Alten ſagten, vergottet werden.“ Oder wie ſich der chriſtliche Auguſtin ausdrückt: Gott ſoll in uns wachſen („Deus in te crescat“). Auch Beneke's Verdienſt iſt es, den Verſuch gemacht zu haben, eine ſolche Anſicht pſychologiſch zu begründen. In ſeiner letzten Arbeit noch, in dem Schlußartikel ſeines „Archiv für pragmatiſche Pſychologie“ für 1853, vertheidigte er dieſelbe gegen Waitz, der ſie in der „Kieler Monatsſchrift“ (1853, S. 655) zu widerlegen ſuchte. „Das der Seele Angeborene enthält nach Beneke nur ein beſchränktes Maß von Urvermögen, aber es werden ihr, ſolange das Leben dauert, immer wieder von neuem gleichartige hinzugebildet; hierin beſteht ihr innerſter Lebensproceß.“

Von ſeiner Anſchauung des innern Seelenlebens geht Paſſavant gleich zu den Fragen von der Unſterblichkeit und von einer ausgleichenden ſittlichen Gerechtigkeit in einem jenſeitigen Sein über. Er ſieht letztere in einer tiefern Einſicht in unſer eigenes Innere und darin „das Gericht über uns ſelbſt“, über das gewirkte Gute und das Verſäumte und Verſchuldete; das erſtere iſt ihm nur eine Fortentwickelung der in uns gelegten Keime, der uns angeborenen und angebildeten Vermögen. Es iſt höchſt bezeichnend für unſere Zeit, daß, je mehr ſich der Glaube an den Materialismus verbreitet, ſich auch ein um ſo tieferer Geiſtglaube zu enthüllen ſtrebt. Gewiß wird Niemand ohne große Anregung die geiſtreichen Andeutungen Paſſavant's hierüber leſen; er ſtellt ſich, nach Analogie der Wirkung unſerer leiblichen Sinne, die Möglichkeit einer Entwickelung anderer, noch nicht als Sinne wirkender, weiterreichender Kräfte vor, welche im Denken und Wollen thätig und den Imponderabilien ähnlich ſein ſollen, und welche in den magnetiſchen Erſcheinungen ſchon jetzt die bekannten Naturgeſetze zu ungeahnten Wirkungen zu durchbrechen und höhere zu manifeſtiren ſcheinen. Hierauf gehen wir jedoch nicht weiter ein.

Wir wollen nur noch auf eine geſchichtliche Thatſache aufmerkſam machen, welche auf einer Nothwendigkeit der Entwickelung der Philoſophie beruht. Während nämlich gegenwärtig Senſualismus und Materialismus gar zu leicht blos die Thatſachen der äußern Wahrnehmung berückſichtigen und darüber in die extremen Einſeitigkeiten der frühern abſtracten Speculation gerathen, ſehen wir die neuere Pſychologie damit beſchäftigt, den Nachweis zu liefern, daß die höhern ſpeculativen Vermögen ſich ſchon im Keim ſelbſt in den niederſten Sinneswahrnehmungen thätig erweiſen. Das iſt beſonders das Streben Herbart's und ſeiner Schule, ſowie Beneke's und der ſich ſelbſtändig an ihn anlehnenden Denker. Auf gleiche Weiſe beginnt man auch das unbewußte Mitwirken der Speculation in dem unmittelbaren Glauben pſychologiſch nachzuweiſen, wie z. B. die an Baader und Günther ſich anlehnenden Richtungen beweiſen. Von einem ähnlichen Bedürfniſſe werden auch dieſe Betrachtungen über das Gewiſſen geleitet. Alle jene zerſtreuten Erſcheinungen geben uns aber das feſte Vertrauen, daß durch eine tiefere Ergründung der Thatſachen der innern und äußern Erfahrung die Einſeitigkeiten der Empirie und der Speculation einſt auf gleiche Weiſe glücklich zu überwinden ſeien und den höhern religiöſen Gemüthsbedürfniſſen in einem tiefer begründeten Wiſſen eine gleiche Befriedigung zutheil werde. In ſolchem Glauben wird man ſich beſtärkt finden, wenn man das vorliegende Schriftchen Paſſavant's aus der Hand legt.

Dieſer Aufſatz lag zum Druck bereit, als ein Herzſchlag den edeln und geiſtreichen Verfaſſer der darin beſprochenen Schrift hinwegnahm. Es ſind demnach ſeine letzten Gedanken, welche vor uns liegen, und worin er als Naturforſcher zu der Ueberzeugung eines bewußten Willens im Abſoluten zurückkommt, als Philoſoph durch Vertiefung in das eigene Innere das lebendige Wachsthum Gottes in demſelben zu erkennen glaubt, als Chriſt endlich auf eine Weiterbildung unſers innerſten Seelenkerns und auf eine Verewigung unſerer irdiſchen Entwickelung baut, welche er als den Grun
fernern Schickſale betrachtet. Paſſavant's zahlreiche
wird dies Werkchen als ein Wiederglanz ſeines We
nen und ihnen vergegenwärtigen, wie er mit ſe
das Schöne und Erhabene in den Schöpfungen
ſchaft, Poeſie und Kunſt zu empfinden und damit
ſeine Gedanken und ſeinen Umgang zu ſchmücken
er das ſittlich Große und menſchlich Edle unter
gionsform zu ſehen und zu ehren verſtand, indem e
leriſche und hierarchiſche Durchbildung des Kathol
Zerſplitterung und dem Zerfahrenſein des Pro
gegenüber ſchätzte, dabei aber als wahrer Proteſtan
in dem Gewiſſen lebendig begründeten und zu einer
und philoſophiſchen Wiſſenſchaft entwickelten Wiſſe
hält. Dieſe Betrachtung wird daher ſeinen Freunde
res Vermächtniß ſein, wie es dem Verſchiedenen ſel
nes Denkmal iſt. **Adolf Co**

Chaſot und Friedrich der Groß

Chaſot. Zur Geſchichte Friedrich's des Großen und
Von Kurd von Schlözer. Berlin, Hertz. 18
1 Thlr. 10 Ngr.

In ſeiner Wirkſamkeit als Regent könnte
dargeſtellt und begriffen werden, ohne daß man n
viel von ſeinen Miniſtern zu ſprechen. Will m
Feldherrn betrachten, ſo kann man zwar nicht umhi
tigſten Männer ſeiner militäriſchen Umgebung mi
zu faſſen; doch ſteht auch hier der König allein
grunde, ſeine Perſon nimmt einen ſo bedeutenden
daß von den Nebenſtehenden wenig bemerkt wird,
ſich die hiſtoriſche Darſtellung nicht zur beſonder
macht, die eine oder andere dieſer Erſcheinungen d
Beſchreibung hervorzuheben. Ganz anders zeigt ſi
auf dem Bilde ſeines Privatlebens; hier befindet er ſi
einer Gruppe von lauter ſelbſtthätigen, für das G
ſentlichen Geſtalten, von denen jede einzelne das I
Beſchauers in Anſpruch nimmt. Zu dieſem eng
gehörte Chaſot; an der rheinsberger Tafelrunde
der Geſchichte Friedrich's des Großen ſpielte er eine
werthe Rolle. Sein Leben bietet Vieles dar, was e
Kenntniß werth iſt; die Abenteuerlichkeit ſeines
welches ihn aus ſeinem Heimatlande in die preußiſc
und ſpäter nach Lübeck führte, eine Menge Züge

---

*) Zugleich mit obigem Aufſatz empfing die Red. d. Bl. v
deſſelben eine „Berichtigung“ des Frauenſtädt'ſchen Artikels
Schrift „Arthur Schopenhauer“, den wir in Nr. 12 mitge
Gemäß unſerm zur Vermeidung mannichfacher Inconvenienze
recht zu erhaltenden Princip, Antikritiken in dem Text d. Bl. ſ
zulaſſen, haben wir auch der Cornill'ſchen Entgegnung d
Aufnahme verweigern müſſen. Wir führen daraus, um
Willen zu zeigen, nur an, daß, nach Cornill's Behaupt
ſtädt's Abhandlung ſich nicht als eine Widerlegung ſeine
ſondern nur als ein concretes Beiſpiel für die Nothw
Richtigkeit ſeiner (der Cornill'ſchen) Kritik Schopenhauer
dürfe. Auf den Vorwurf, daß Schopenhauer gerade de
vom Idealen zum Realen, die Verbindung dieſer beide
nicht gelungen ſei, näher einzugehen habe Frauenſtädt ver
doch ſei es gerade hierauf allein angekommen. „Bis dieſe
ſchließt Cornill ſeine Erklärung, „wird Frauenſtädt uns erla
daß wir uns an die Anerkennung unſers Urtheils über
hauer'ſche Philoſophie in dem «Leipziger Centralblatt» (18
und in der «Westminster review» (Oct. 1856, Nr. XX): «C
literature. Theology and philosophy» (S. 531—32), ha
beiden Beſprechungen ſtimmen gerade darin überein, daß ſ
weis der Widerſprüche in dem Syſtem Schopenhauer's fü
riche Leiſtung in unſerer Arbeit halten.“

: Lebhaftigkeit und ſeinen ritterlichen Sinn bekunden, nreichenden Stoff zu der anziehenden Biographie, obigem Buche vorliegt.

Chaſot bereits in Rheinsberg zu einem Lieblinge ; machte, war, daß er, ſtets mit den Waffen des d der Satire gerüſtet, erheblich dazu beitrug, das :ben des kleinen Hofs friſch zu erhalten. Er gehörte gens nés-moqueurs et très-peu charitables", die :und noch Feind ſchonten, und Friedrich hatte ſolche n. Der junge Franzoſe erſchien ſeinem fürſtlichen

> Cent fois préférable
> A la farouche austérité
> D'un dévot sombre et misérable.

die Zeit des ſorgloſen Lebensgenuſſes und des un- ten Frohſinns die ernſten Jahre folgten und blutige ı an die Stelle der muntern Wortgefechte traten, ſot in der Werthſchätzung des Königs durch ſeine und ſeine militäriſchen Talente. Seine glänzenden ei Mollwitz, Czaslau und Kammerburg, beſonders ıfriedberg, wo ſein Regiment 66 Fahnen von den n erbeutete, ſind in den Annalen jenes Kriegs ehren- chnet.

das Leben Chaſot's hier weiter zu ſkizziren — wir t dieſen Zeilen nur auf ein für die Freunde hiſtori- ire anziehendes Buch aufmerkſam machen —, können bei dieſer Gelegenheit nicht unterlaſſen, auf eine vielleicht die traurigſte Seite in Friedrich's Daſein n. Es iſt eine Betrachtung, welche ſich natürlich , wenn wir ſehen, wie häufig die freundſchaftlichen en des Königs zerriſſen wurden oder ſich in Mis- verkehrten und in gegenſeitiger Abneigung ihr Ende Auch mit Chaſot ging es ihm nicht anders. Er- r nun, wie glücklich ſich Friedrich in dem vertrauten mit geiſtreichen Menſchen gefühlt, wie ſehr ihm ihre e Unterhaltung zum Bedürfniß geworden, ſo müſſen ſt das Beklagenswerthe ſeiner Lage empfinden, als t einem male von allen dieſen Genoſſen losgetrennt d in dieſer Beziehung völlig iſolirt daſtand. Denn Freundeskreis, welchen er um ſich verſammelt hatte, auf; Einige wurden durch einen unerwarteten Tod ; Andere verließen infolge eingetretenen Zerwürfniſſes andern Urſachen raſch nacheinander den Hof und ihre Heimat zurück. Den Kummer, welchen der König mpfand, ſprach er damals gegen die treue Schweſter in ms: „Il est toujours bien doux pour moi de trou- votre compassion et dans votre sensibilité un nt que je ne puis espérer ici de presque per- e vous l'avoue, ma chère soeur, la plupart du nsensible ou indifférente, trouve l'amitié et les dicules; cela oblige à des contraintes qui sont plus insupportables, qu'on s'en fait quelques re- . soi-même. J'étudie beaucoup, et cela me sou- ement; mais lorsque mon esprit fait des retours mps passés, alors les plaies du coeur se rouvrent ·ette inutilement les pertes que j'ai faites."

tand es mit Friedrich, als er noch weit von dem s Lebens entfernt war; allerdings unterlag ſein Geiſt Wirkungen der Schwermuth und behielt ſeine Spann- ans Ende; Kriege und Regierungsſorgen erhielten :gie aufrecht: aber ohne perſönlichen Umgang mit nden Freunden, ohne die belebenden Freuden der var ſeinem Herzen die erquickende Nahrung entzogen, keinen Erſatz gibt, und aus dieſem Geſichtspunkte riedrich II. bei allem Ruhm und aller Größe in ſei- n Lebenstagen doch als ein einſamer, bedauerns- lenſch.

29.

M.

Die Recenſentenhölle.

Die Recenſentenhölle oder oberflächliche Kritik und Heine'ſche Tiefe. Einige Worte in Briefform an die deutſche Nation von L. P. Z. Rendsburg, Mathieſſen. 8. 10 Ngr.

Unter dieſem Titel erſchien eine kleine Schrift im Umfange von noch nicht drei Bogen, die gegen eine von Ruperti verfaßte und im „Bremer Sonntagsblatt" (Nr. 26 für 1856) abgedruckte Kritik über Heine gerichtet iſt. Wir ſollten meinen, man hätte gerade in Rendsburg an Ernſtlicheres zu denken, als ſich mit uns böſen Recenſenten um Heine's Schatten herumzubalgen. Vielleicht iſt aber die Schrift gar nicht ernſtlich gemeint, ſondern vielmehr eine Spottſchrift gegen die überſchwänglichen Verehrer des Mannes, der im Guizot'ſchen Solde ſtand. Einem ſolchen anonymen Schalk, hinter dem ſich vielleicht ein talentvoller Gymnaſiaſt oder ein geiſtreicher Commis verſteckt, iſt immer nur halb zu trauen. Daß die Schrift ironiſch gemeint ſein könne, dafür ſpricht ſchon der luſtige Titel und namentlich das Vorwort, welches an den Verleger von Heine's Werken, Julius Campe in Hamburg, gerichtet iſt. Es heißt darin unter Anderm: „Der Name Campe iſt mit dem Heine's ſeit Jahren ſo zuſammengewachſen, daß uns Beide faſt unzertrennlich erſcheinen. Hat Heine ſeine Aufgabe glänzend gelöſt, ſo löſt Campe ſie noch alle Tage glänzender!" Nicht blos glänzender als Heine, ſondern „alle Tage" glänzender! Wenn das nicht die Sprache der Ironie iſt, ſo gibt es keine weiter. Und ferner: „Kann die Buchhändlerwelt in Ihrem Streben und Schaffen ein leuchtendes Vorbild ſehen, ſo kann die Nation in Ihnen einen ihrer erſten Männer verehren. Wir dürfen Sie mit vollem Rechte F. Perthes an die Seite ſetzen." Auch in folgender Stelle der Schrift können wir nur die ſchalkhafteſte Ironie erblicken: „Habe ich dir früher (der Verfaſſer hat alſo ſchon früher einmal die Welt mit irgendeinem literariſchen Product beglückt) einmal geſagt, daß die Pfaffen den größten Krebsſchaden am Leibe der Menſchheit abgeben, ſo werfe ich heute die oberflächlichen Recenſenten ohne Bedenken in denſelben Topf. Und warum? Weil ihnen, wie den Pfaffen, faſt alle Welt blindlings vertraut." Gleich darauf heißt es von ihnen: „Sie ſchwimmen oben wie das Fett. Die herrlichen Blümchen, die nur in der Tiefe ſprießen, bleiben ihnen verborgen in ihrer Oberflächlichkeit." Man ſieht, daß der Verfaſſer mit dem deutſchen Stil noch nicht ganz im Reinen iſt, denn die Worte „in ihrer Oberflächlichkeit" können hier ebenſo wol auf die „herrlichen Blümchen, die nur in der Tiefe ſprießen" (Heine? oder gar unſer anonymer Humoriſt?) wie auf die Recenſenten bezogen werden. Der Verfaſſer geſteht zwar alle Fehler Heine's „hinlänglich" zu kennen, trotzdem bleibe aber Heine doch ein „großer Menſch"; er habe zwar den „großen" Börne geſchmäht, das zeige aber nur, „daß der große Menſch auch ſeine ſchwache Seite habe, darum aber (der Verfaſſer wiederholt dies noch ein mal) doch immer noch ein großer Mann bleibe". Alſo lauter „große Männer" — Börne, Heine, Campe, dieſer ſogar einer der „erſten Männer" Deutſchlands. Wir ſelbſt werden, weil wir in d. Bl. Einiges aus Ruperti's Recenſion citirt, ſo gut wie Ruperti bezüchtigt, auf Heine's Ruhm neidiſch zu ſein, was doch auch nur ironiſch gemeint ſein kann. Denn wäre dieſer Vorwurf (und was muß man ſich in Deutſchland nicht Alles vorwerfen laſſen!) wirklich ernſtlich gemeint, ſo könnten wir beide Angegriffenen, Ruperti und ich, die Repreſſalie gebrauchen und den Groll des Verfaſſers gegen uns Beide damit motiviren, daß er auf uns als Kritiker neidiſch ſei. Der ironiſche Schalk verräth ſich aber namentlich in dem Umſtande, daß der Verfaſſer ſeine Briefe ganz gemüthlich an die deutſche Nation richtet und ihr doch ins Geſicht ſagt, ſie ſei eine „tief geſunkene Nation", weil ſie den „Heiland" (Heine) gekreuzigt habe. Das Schriftchen hat uns auf einige Minuten prächtig unterhalten; nur würden wir dem Verfaſſer ganz ernſtlich um ſeiner ſelbſt willen rathen, noch etwas gründlichere Studien in der deutſchen Grammatik, ſtatt bei Heine zu machen. Er warnt z. B.

den „Schatzverwahrer“ Campe „für“ die Idee, die ſämmtlichen Werke Heine's „in wenige Bändchen im Geiſte oberflächlicher (Ruperti'ſcher) Kritik umzukneten“, welche Idee er als „kein geringes Verbrechen gegen alle civiliſirte Welt“ bezeichnet. Wir müſſen den großen Anonymus ernſtlich nicht für, ſondern vor der Idee warnen, ſich etwa der Einbildung hinzugeben, als dürfe man in der Literatur irgend mitſprechen, wenn man zwar bis zum „X Y Z“ heruntergekommen iſt, aber noch nicht einmal das A B C der Grammatik innehat. **H. M.**

Notizen.

Paul de Lacour's „Bouquet de Lieder“.

Schon in Nr. 16 d. Bl. f. 1856 haben wir Gelegenheit gehabt, einer franzöſiſchen Ueberſetzung deutſcher Gedichte: „Bouquet de Lieder, traduits des poëtes de l'Allemagne contemporaine“, von Paul de Lacour zu gedenken. Damals kannten wir jedoch dieſe Ueberſetzung nur aus einem Bericht der „Revue de Paris“, worin ſie nicht allzu günſtig beurtheilt war, mit Ausnahme einer trefflichen Bearbeitung des Herwegh'ſchen „Reiterlied“, die wir auch als Probe mittheilten. Jetzt liegt uns das in Paris erſchienene Buch ſelbſt vor. Paul de Lacour, der jedenfalls eine gründliche Kenntniß des Deutſchen und ein ſehr achtbares Verſtändniß ſeiner deutſchen Vorbilder offenbart, iſt darin allerdings mit großer Kühnheit zuwerke gegangen und ſcheint dem Grundſatze Loewe-Weimars' gehuldigt zu haben, der einmal zu J. Duesberg, wie dieſer in der unſers Wiſſens eingegangenen deutſchen „Pariſer Zeitung“ erzählt, ſich hierüber in folgenden Worte äußerte: „Geben Sie nicht allein den Sinn, ſondern das Wort getreu wieder. Selbſt wenn Sie glauben, es beſſer machen zu können als Hoffmann, müſſen Sie ſich ſtreng an ihn binden. Der Leſer will wiſſen, was Hoffmann ſagt, und nicht, was Sie ſagen. Thun Sie der franzöſiſchen Sprache Gewalt an, wenn's nicht anders geht; heute iſt's ein Germanismus, und morgen kommt er in den öffentlichen Verſchleiß.“ Trotz dieſes Charakters der Treue wie des Feuers im Ganzen fehlt es freilich auch nicht an etwas matten Umſchreibungen, und wenn de Lacour zuweilen ſelbſt ſehr ſchwierige, den Franzoſen nicht ſehr geläufige deutſche Versmaße („des genres de strophes et de vers peu communs“, ſagt der Ueberſetzer ſelbſt in der Vorrede) beibehielt, hat er wieder bei andern Gedichten, wie im Chamiſſo'ſchen „Schloß Boncourt“, wie es uns ſcheint, ohne Noth, ein von dem deutſchen ſehr abweichendes, das Originalcolorit verwiſchendes breiteres Versmaß gewählt. Trotz der einzelnen bei der Schwierigkeit der Aufgabe ſehr entſchuldbaren Mängel iſt aber de Lacour's Arbeit eine ſowol dankenswerthe als namentlich für deutſche Leſer intereſſante Arbeit, da ihnen eine Vergleichung dieſer franzöſiſchen Nachbildungen mit den deutſchen Originalen ohne Zweifel ebenſo viel Vergnügen als Belehrung gewähren wird. Die Sammlung enthält 73 Stücke von 35 Dichtern der neuern Zeit: Körner, Chamiſſo, J. Kerner, Arndt, Ludwig von Baiern, Uhland, Schenkendorf, Wilhelm Müller, Platen, Kopiſch, Hoffmann, Heine, Prutz, Nikolaus Lenau, Freiligrath, Dingelſtedt, Herwegh, Geibel u. ſ. w. Von beſonderm Intereſſe erſcheint uns der Umſtand, daß der Franzoſe eine gute Anzahl deutſch-patriotiſcher, zum Theil gegen ſeine eigenen Landsleute gerichteter Geſänge mitüberſetzt hat, wie Körner's „Wilde Jagd“ und Arndt's „Lied von Blücher“. Namentlich zur Wiedergabe des letztern gehörte der Muth einer Selbſtverleugnung, deren wir einen Franzoſen kaum für fähig gehalten hätten. Hier nur ein paar Strophen daraus als Proben:

> A Lutzen, dans la plaine, il les a bien reçus:
> Là des milliers des Français sautaient comme des chèvres,
> On a vu des milliers courir comme de lièvres,
> Et dix mille ont dormi pour ne s'éveiller plus.
>
> Aux bords de la Katzbach il était magnifique;
> C'est là qu'il leur apprit à nager sans roseaux,
> Bon voyage, Français, au fond de la Baltique,
> Sans culottes, prenez les requins pour tombeaux!
>
> Près de Wartbourg sur l'Elbe, oh la belle batail
> Là pour ces bons Français ni fortins, ni muraill
> Il leur fallut voler comme un gros de perdrix,
> Eh le hourrah du chef fit trembler leurs habits.

Es wird den Landsleuten des Ueberſetzers e
ankommen, ſich hier mit furchtſamen Ziegen, Haſen u
nern verglichen und in einer Anmerkung den franzoſ
Dichter des Liedes mit Philarète Chasles' Worte
„grand lyrique, plein de verve, de mouvement
siasme guerrier“ geprieſen zu ſehen. Vielleicht
die zum Theil ungünſtige Stimmung, womit die
Kritik dieſe Sammlung aufgenommen hat, zumeiſ
Quelle.

Der ſchleswigſche Prediger Peterſ

F. Peterſen's „Erlebniſſe eines ſchleswigſchen
den Friedens- und Kriegszeiten 1838—50“ (Fran
Brönner) ſind im vorigen Jahre in zweiter Auflag
Der Verfaſſer, jetzt erſter evangeliſcher Pfarrer zu
Saarbrücken, war zur Zeit der Erhebung der H
Pfarrer zu Rottmark auf Alſen, und obſchon ech
ſinnt, hatte er ſich doch nie in politiſche Agitationer
und ſich auch in ſeinen Predigten von aller politiſch
ferngehalten, ſodaß ihm ſelbſt däniſchgeſinnte Pfar
Zeugniß nicht verſagen konnten, daß er nur das
gepredigt habe, und auf ſeine Frage, ob er ſein
legen ſolle, mit Nein! antworteten. Ja, die Bil
proviſoriſchen Regierung hielt er gleich anfangs
glück, und die Foderung, daß Schleswig in den
Bund aufgenommen werden ſolle, für eine Ueberſch
Rechtsbodens. Nichtsdeſtoweniger wurde er verhafte
einem Verhör und einer Unterredung mit dem Kr
Tſcherning freigelaſſen. Im Februar 1849 trat er
paſtorat in Ulderup an, mußte jedoch ſchon im Apr
Ablauf des Waffenſtillſtandes vor den Dänen flüch
Sein Buch enthält theils eine Schilderung dieſer
Erlebniſſe, theils ſehr dankenswerthe Mittheilunge
aggreſſive Verfahren der Dänen, wodurch die Bewoh
zogthümer ſchrittweiſe zum Verzweiflungsmittel der
gedrängt wurden. In der zweiten Auflage ſeiner
der Verfaſſer deren mehr perſönlichen Schluß wegg
dafür dem unſeligen Sprachreſcript vom Jahre 1851
ßern Raum gewidmet. Nach der Anſicht des Verfa
Thatſache in Deutſchland noch viel zu wenig bekan
einem deutſchen Lande, in Diſtricten, wo erweisli
Reformation die Kirchenſprache nur deutſch geweſen
den Schulen während eines Jahrhunderts nur deu
richtet iſt, wo in den Familien die Kunde der däniſch
(und es war vorher nur ein deutſch-däniſches Pat
den) ſo erloſchen iſt, daß z. B. in der großen Ge
tingen nur zwei Perſonen Däniſch verſtanden, und
eingewanderte Dänen; daß in ſolchen Diſtricten jetzt
Sprachreſcript vom Jahre 1851 die däniſche Sprache
berechtigt mit der deutſchen Sprache eingeführt wird
ſche Sprache aber nur nominelle Rechte hat, weil dän
und Schulinſpectoren, däniſche Beamte und Biſ
gänzlich aus der Schule und aus dem Geſchäftsleben
Und zwar werden mehr als 200,000 Einwohner d
thums Schleswig durch dieſe Maßregel betroffen un
ligiöſen Leben dadurch Gewalt angethan. Das iſt
klägliche Ausgang eines Kampfs, in dem ſoviel b
ſches Blut gefloſſen iſt, für den die ganze deutſche
ſtehen zu wollen erklärte, dem die deutſchen Regier

ertheilten, an welchem deutſche Truppencontingente
che Fürſten in Perſon ſich betheiligten. Aus ver-
naheliegenden Gründen dürfte uns dieſe Niederlage
hen Elements im Norden bei künftigen Geſchlech-
zu größerer Unehre gereichen als die Niederlage, die
hern Jahrhunderten durch den Verluſt Lothringens
lſaß erlitten hat. H. M.

Bibliographie.

.h, H., Reisen und Entdeckungen in Nord- und
frika in den Jahren 1849 bis 1855. Tagebuch
Auftrag der Brittischen Regierung unternomme-
. 1ster Band. Mit Karten, Holzschnitten und
Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 6 Thlr.

n bei Tag. Ein Epos in Knüttelverſen. Hamburg,
u. Campe. 16. 12 Ngr.

:icht, D. F., Unverſtand und ſchlechte Erziehung.
äre Vorleſungen über Kaspar Hauſer. Berlin, Decker.
gr.

efend, G. A., Geſchichte der allgemeinen landſtän-
rfaſſung des Königreichs Hannover in den Jahren
bis 1848. Staatsrechtliche Verſuche. Hannover,
Gr. 8. 25 Ngr.

e, H., Dogmatik des deutſchen Proteſtantismus im
ndert. 1ſter Band. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8.

, H., König René's Tochter. Lyriſches Drama.
aaße des däniſchen Originals überſetzt von F. A.
verbeſſerte Auflage. Leipzig, Wiedemann. 16.

s, G. H., Goethe's Leben und Schriften. Ueberſetzt
reſe. 1ſte Lieferung. Berlin, Beſſer. Gr. 16.

der Minneſinger. Von K. Simrock. Elberfeld,
16. 2 Thlr. 15 Ngr.

el, H. A., Geſchichte der Diöceſe und Stadt Hil-
lſtes Heft. Hildesheim, Gerſtenberg. Gr. 8. 10 Ngr.

raue Mann und ſeine Enkel. Ein Evangelium der
ch uralten Handſchriften neu bearbeitet von Adol-
und 2te Lieferung. Dresden, Breyer. 8. à 2½ Ngr.

enſtein, E. v., Chronik der Stadt Leisnig. Ein
der Geſchichte von dem Entſtehen, Wachsthum und
elung der Stadt Leisnig in ihren ſämmtlichen äuße-
eren Verhältniſſen von den älteſten Zeiten bis zur
. Mit Berückſichtigung der Nachbarſtädte Colditz,
rimma, Rochlitz, Mitweida, Mügeln und der ge-
mgegend. 1ſte Lieferung. Leisnig, Bethke. Gr. 8.

neiſter, T., Herzog Hans von Sagan oder der
rm zu Priebus. Hiſtoriſche Original-Erzählung.
e. Mit colorirten Bildern. Neuſalza, Borndrück.
. 2½ Ngr.

Der ſchwarze Jäger oder die Räuber in den Rui-
ichenburg. Eine Erzählung aus dem Thüringer Walde.
ntiſchen Quellen bearbeitet. Zwei Bände. Mit colo-
ern. Neuſalza, Borndrück. 8. 1 Thlr.

Pique-Sieben oder der Gaunerclubb zu Dresden.
lung aus dem vorigen Jahrhundert. 2te Auflage.
e. Neuſalza, Borndrück. 8. 1 Thlr. 2½ Ngr.

H., Archäologiſches Wörterbuch zur Erklärung der
iften über mittelalterliche Kunſt vorkommenden Kunſt-
Mit 166 Holzſchnitten. Leipzig, T. O. Weigel.
. 20 Ngr.

rge, L., Aus dem Weichſeldelta. Reiſeſkizzen.
te. Berlin, Decker. 8. 1 Thlr.

r, F., Dalmatien in seinen verschiedenen Beziehungen dargestellt. Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Türkiſche Rede nach beſondern Quellen. — A. u. d. T.: Ueber den Ablauf der orientaliſchen Angelegenheit um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Mit einem Anhang enthaltend den Friedensvertrag vom 30. März 1856 nebſt Erläuterungen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 25 Ngr.

Rey, K. L., Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reinke, L., Die messianischen Psalmen. Einleitung, Grundtext und Uebersetzung nebst einem philologisch-kritischen nnd historischen Commentar. 1ster Band. Giessen, Ferber. Gr. 8. 2 Thlr.

Roscher, A., Ptolemaeus und die Handelsstrassen in Central-Africa. Ein Beitrag zur Erklärung der ältesten uns erhaltenen Weltkarte. Mit 2 Karten. Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Schlechta-Wssehrd, O. M. Freih. v., Die osmanischen Geschichtschreiber der neueren Zeit. Biographien derselben sammt Beschreibung und Inhaltsverzeichniss von deren bisher in Europa unbekannt gebliebenen historischen Leistungen. Wien. 1856. Gr. 4. 24 Ngr.

Schmidt, F. W. V., Die Schauspiele Calderon's dargestellt und erläutert. Aus gedruckten und ungedruckten Papieren des Verfassers zusammengesetzt, ergänzt und herausgegeben von L. Schmidt. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 3 Thlr.

Schwegler, A., Geſchichte der Philoſophie im Umriß. Ein Leitfaden zur Ueberſicht. 3te verbeſſerte und vermehrte Auflage, nach dem Tode des Verfaſſers herausgegeben von C. Köſtlin. Stuttgart, Franckh. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Seydel, R., Schopenhauers philoſophiſches Syſtem dargeſtellt und beurtheilt. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 15 Ngr.

Stelzig, J. A., Stadt- und Dorfgeſchichten. 1ſtes Bändchen. Wien, Wendelin. 8. 24 Ngr.

Stempfle, W., Knospen und Blüthen in Gedichten. Nördlingen, Beck. 16. 22 Ngr.

Eine Stimme des Auslandes über religiöſe Freiheit. Urtheil des franzöſiſchen Rechtsgelehrten und Hiſtorikers E. Laboulaye über Bunſen's „Die Zeichen der Zeit" und deren Bekämpfer Stahl. Deutſch bearbeitet von L. A. Warnkönig. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 Ngr.

Strodtmann, A., Rohana. Ein Liebesleben in der Wildniß. Hamburg, Würger. 16. 18 Ngr.

Theodulia. Chriſtliches Jahrbuch für häusliche Erbauung. Neue Folge. 2ter Jahrgang. 1856. Begründet von C. B. Meißner, G. Schmidt und E. Hoffmann. In Verbindung mit Anderen herausgegeben von A. Wildenhahn. Greiz, Henning. 8. 1 Thlr.

Winther, C., Des Hirſches Flucht. Aus dem Däniſchen von R. Quehl. Berlin, Decker. 16. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Roll, F., Betrachtungen über die geſammten Erwerbsverhältniſſe des preußiſchen Staates. 1ſtes Heft: „Suum cuique" oder Muſter-Schutz, ſowie Schutz für jedes andere gewerbliche Eigenthum — eine Pflicht der preußiſchen Staatsverwaltung. Brandenburg, Müller. Gr. 8. 10 Ngr.

99 Sätze über den Untergang der Erde. Nebſt Angabe eines unfehlbaren Rettungsmittels für den ſchlimmſten Fall. Teſtament einer alten Schnecke, welche ſchon dreimal weltuntergegangen iſt. Stuttgart, Köhler. 8. 3 Ngr.

Der Untergang der Erde und die Urſachen, durch welche derſelbe herbeigeführt werden könnte. Ein durch die Verkündigung des den 13. Juni 1857 ſtattfindenden Untergangs unſeres Weltkörpers hervorgerufenes Wort für Alle. Von einem Freunde der Natur. Dresden, Breyer. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2^1/_2$ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lorber und Myrte.

Hiſtoriſches Charakterbild in drei Aufzügen von Karl Gutzkow.

8. Geh. 20 Ngr.

Dieſes in Verſen geſchriebene Charakterbild, deſſen hiſtoriſche Wahrheit auf Cardinal Richelieu's Stellung zur Literatur ſeiner Zeit und vorzugsweiſe zu Pierre Corneille, dem Dichter des „Cid", begründet iſt, bildet die erſte Abtheilung des neunten Bandes der **Dramatiſchen Werke Gutzkow's.**

Die bisher erſchienenen Bände enthalten:

I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatſcheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acoſta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. Der Königsleutenant. — VIII. Ottfried. Fremdes Glück. Lenz und Söhne. — IX. 1. Lorber und Myrte.

Einzeln ſind in beſonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.

Werner oder Herz und Welt. Schauſpiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.

Patkul. Ein politiſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 25 Ngr.

Die Schule der Reichen. Schauſpiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 25 Ngr.

Ein weißes Blatt. Schauſpiel in fünf Aufzüge[n]
Auflage. 20 Ngr.

Zopf und Schwert. Hiſtoriſches Luſtſpiel in fünf
Dritte Auflage. 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatiſches Seelen
drei Aufzügen. **Zweite** Auflage. 20 Ngr.

Uriel Acoſta. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. **Zw**
lage. 1 Thlr.

Liesli. Ein Volkstrauerſpiel in drei Aufzügen.
Liedern von C. G. Reiſſiger. 25 Ngr.

Der Königsleutenant. Luſtſpiel in vier Aufzügen.

Ottfried. Schauſpiel in fünf Aufzügen. — **Fremd**
Vorſpielſcherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.

Lenz und Söhne oder Die Komödie der Be
Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 25 Ngr.

Lorber und Myrte. Hiſtoriſches Charakterbild in
zügen. 20 Ngr.

Außerdem erſchienen in **Miniatur-Ausgab**

Uriel Acoſta. Trauerſpiel. Geh. 20 Ngr. Geb.

Zopf und Schwert. Luſtſpiel in fünf Aufzügen. G
Geb. 24 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der „Neue Pitaval" in zweiter wohlfeiler Auflage.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben vom Criminaldirector Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis). Zweite Auflage. Erſter Theil. Erſte und zweite Hälfte. 12. Geh. 1 Thlr.

Die hiermit beginnende **zweite wohlfeile Auflage** der Erſten Folge des „Neuen Pitaval" iſt **im Preiſe um die Hälfte ermäßigt gegen früher**, damit dieſe anerkannt vortreffliche und einzig in ihrer Art daſtehende Sammlung der intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit, die ſich unausgeſetzt in ſeltenem Maße der Theilnahme des deutſchen Publicums erfreut, in immer weitere Kreiſe eindringen und namentlich mehr in den Privatbeſitz übergehen kann.

Die 12 Theile, aus denen dieſe neue Ausgabe beſteht, werden in raſcher Folge erſcheinen. Jeder Theil koſtet 1 Thlr. Der Erſte Theil (der eine neue Vorrede enthält) wird ausnahmsweiſe in zwei Hälften ausgegeben.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen an und iſt daſelbſt das bereits Erſchienene ſowie ein ausführlicher Proſpect vorräthig.

Im Verlage der Unterzeichneten iſt ſoeben erſchienen
alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schopenhauer's

philoſophiſches Syſt

dargeſtellt und beurtheilt

von **Rudolf Seydel.**

(Gekrönte Preisſchrift.)

Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

Leipzig, im Mai 1857.

**Breitkopf & **

Von F. A. Brockhaus in Leipzig iſt durch alle
lungen zu beziehen:

Brandegger's großer, neueſter und billi

Erdglobus

von zwölf Zoll Durchmeſſer und fünf Farben mit m
Halbmeridian und Stundenring, auf elegantem pol
geſtell. 4 Thlr. 17 Ngr. (Für ſorgfältige Verpacku
18 Ngr. berechnet; die Fracht hat der Beſteller zu

Im Vergleich zu andern Globen iſt der Bran
Erdglobus um die Hälfte billiger, während er ſi
auch durch ſorgfältige und ſaubere Ausführung, wie
gantes Aeußere auszeichnet. Ein ausführlicher Pr
gratis zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

terariſche Unterhaltung.

eint wöchentlich. —— Nr. 22. —— 28. Mai 1857.

: Auguſt Kopiſch. Von Hermann Marggraff. — Romanliteratur. — Zur Kirchenbaukunſt. — Theodor von Küſtner und die dramatiſchen Autoren. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Auguſt Kopiſch.

te Werke von Auguſt Kopiſch. Geordnet und
egeben von Freundes Hand. Fünf Bände. Berlin,
nn. 1856. Gr. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

er „Saturday review" fanden wir jüngſt fol-
merkung:

t eine jetzt ganz gewöhnliche Wahrnehmung, die da-
in der nächſten Ausgabe von Tupper's „Proverbial
y" berückſichtigt werden ſollte, daß, wenn ein Mann
erwirbt, irgendetwas in ausgezeichneter oder doch
licher Weiſe auszuführen, die Welt ihn ſofort für
lt, ſich in einer andern Gattung gleich gut zu be-
a auch nur eine andere Art Behandlung anzuwen-
mit Menſchen, ſo verhält es ſich in dieſer Hinſicht
den Nationen. Die Engländer wußten ihre Schiffe
euern, ſie ſollten daher nicht gut zu Lande Krieg
men. Die Franzoſen zeichneten ſich in der eleganten
es Witzes aus, mithin ſollten ſie eines ernſten Ge-
cht fähig ſein. Die Deutſchen ſtanden obenan als
en und Commentatoren, mithin mochte kein Ver-
glauben, daß bei ihnen von originellem Witz und
gend die Rede ſein könne. Unſere indiſchen Feldzüge
rſcheinung von ein paar Männern wie Guizot und
oethe, Heine und Jean Paul haben den vulgären
n jene Folgerungen doch etwas erſchüttert.

Bemerkung, die wir nicht praktiſcher und ſchla-
Worte zu faſſen wüßten, als dies in der
y review" geſchah, traf zufällig und gleichzeitig
Wahrnehmung zuſammen, die ſich uns bei der
er „Geſammelten Werke" von Auguſt Kopiſch
r. Kopiſch hat ſich in einem Genre ausgezeich-
elchem er allerdings einzig daſteht, in einer ge-
alkhaften Gattung des Liedes, beſonders des
s, und im groteskhumoriſtiſchen Balladengenre,
rlei Drolligkeiten aus dem Bereich des Volks-
d dem Treiben der kleinen gutmüthigen oder
en Geiſter, die dem Menſchen bald in uneigen-
Weiſe Handdienſte aller Art leiſten, bald, wenn
izt oder durch Undankbarkeit kränkt, ihm ärger-
ſen ſpielen und recht garſtigen Schabernack an-
ür dieſes Genre hatte er ſich eine ganz eigene
und rhythmiſche Behandlungsweiſe erfunden.
aber auf dieſem Gebiete ſo Ausgezeichnetes lei-
ſtete, hatte man wenig Vertrauen zu ſeinen Arbeiten ernſterer Gattung; ſie ſind bisher, obgleich ſie an Zahl ſeine ſpaßhaften Dichtungen überwiegen, kaum beachtet worden. Allerdings hatte ſeine Production ernſtern Inhalts ihre ziemlich engen Grenzen, wie ſpäter nachgewieſen werden ſoll, und nicht eben häufig erreichte er auf dieſem Gebiete die Rundung und Vollendung, die man ſo vielen ſeiner drolligen Dichtungen zuerkennen muß; aber er hat auch in der ernſten Dichtung in einer gewiſſen beſchränkten Sphäre manches Treffliche geleiſtet, das mit Unrecht bisher überſehen worden iſt, und er würde noch Beſſeres auf dieſem Gebiete geleiſtet haben, wenn ihn die ihm in dieſer Hinſicht bewieſene Gleichgültigkeit nicht unſicher und muthlos gemacht hätte. Kopiſch ſelbſt, als ihm wieder einmal eine der vielen rühmenden Recenſionen über ſeine ſcherzhaften und neckiſchen Gedichte vor Augen kam, brach noch kurz vor ſeinem Ableben in die Klage aus: „Es iſt mir doch recht ſchmerzlich, daß die Welt gar nicht meine ernſten Dichtungen beachten und verſtehen will."

Woher dies rührte, hat uns die „Saturday review", ohne dabei freilich an Kopiſch zu denken, mit wenigen, aber treffenden Worten erklärt. Es liegt dies an dem weitverbreiteten Vorurtheil, daß, wer in dem einen Genre ſtark ſei, nothwendig in dem andern ſchwach ſein müſſe. Das Beiſpiel des Cervantes und Shakſpeare, die gleich vortrefflich im Ernſten wie im Komiſchen waren, Goethe's, der neben ſeinen erhabenen Dichtungen den „Jahrmarkt von Plundersweilern" u. ſ. w., Jean Paul's, der neben dem „Titan" und „Hesperus" auch „Katzenberger's Badereiſe" ſchrieb, Lichtenberg's, dem ſeine gelehrten Arbeiten noch Stimmung und Muße genug ließen, auch allerlei humoriſtiſchen Schnickſchnack zu verfaſſen, der keineswegs zu den ſchlechteſten Proben deutſchen Witzes gehört: alle dieſe Beiſpiele können gegen das oben bezeichnete, in unſerer Zeit mehr als je verbreitete Vorurtheil nicht aufkommen. Ein komiſches Product von einem Autor, der bisher im ernſten Fache vielleicht Gutes geleiſtet, erweckt keinen Glauben an ſich; man verwirft und verurtheilt es von vornherein, ohne es auch

nur geleſen zu haben, oder man lieſt es mit einer Voreingenommenheit, mit einer Zweifelſucht, ja mit einer Bitterkeit, die jeden Genuß daran nothwendig zerſtören muß. Der Glaube macht allein ſelig, auf dem Gebiete der Literatur wie der Religion, und wer jetzt durchdringen will, muß die Kunſt verſtehen, Glauben an ſich zu erwecken oder ihn durch Andere erwecken zu laſſen. Glaubt man erſt an einen Autor, ſo findet man auch an ihm Alles ſchön, vortrefflich oder erhaben, geiſtreich, pikant oder witzig. Als Heine's „Reiſebilder“ zuerſt auftauchten, gab es Leute genug, welche in ihnen, die gleich in das deutſche Herz treffenden Gedichte und reinlyriſchen Stellen abgerechnet, nur ein Sammelſurium ziemlich flacher und roher Studentenwitze oder eine ſchwächliche Nachahmung Jean Paul's erkennen wollten, die aber, als erſt der unbedingte Glaube an Heine erweckt war, bei der Wiederlectüre Alles was man verlangte, und noch etwas mehr darin fanden. Aehnlich verhält es ſich, wenn ein bisher im Komiſchen bewährter Autor es unternimmt, plötzlich mit einer Production ernſter Art aufzutreten. Wir leben jetzt überhaupt in der Aera der Specialpoeſie, der Specialitäten überhaupt. Es gibt kein Publicum von allgemein poetiſcher Stimmung, ſondern ein Publicum für die Lyrik, ein anderes für den Roman, eins für das Seriöſe, eins für das Komiſche. Die ſtändiſche Poeſie iſt in Schwung gekommen. Wie man früher Salonromane ſchrieb, ſchreibt man jetzt zur Abwechſelung Dorfgeſchichten oder commercielle Romane. Das Schlimme dabei iſt nur, daß, wer Dorfgeſchichten u. ſ. w. ſchreibt, dieſe ewig ſchreiben muß; tritt er aus dieſem Kreiſe heraus, ſo iſt er verloren, weil er das Publicum, das er ſich angeſchrieben hat, darüber einbüßt und ſich ein neues zu gewinnen und großzuziehen ſchwierig und höchſt problematiſch iſt. Am ſchlimmſten ſind unter dieſen Umſtänden die vielſeitig Begabten daran, die bald in der Lyrik, bald im Drama, bald im Roman, bald in der Kritik debütiren, und noch ſchlimmer Diejenigen, die außerdem noch eine Neigung zu ironiſcher und humoriſtiſcher Auffaſſung haben und in Anbetracht, daß unſere Zeit hierzu gerade genug Handhaben bietet, auch dieſer Seite ihrer Natur genügen möchten.

Doch wir kehren zu Kopiſch zurück und beſchäftigen uns zuvörderſt mit des Dichters Biographie, die ſich am Schluſſe des fünften Bandes befindet. Ein Freund des Verſtorbenen, der Profeſſor Karl Bötticher, hat ſie entworfen, aber ſie iſt mehr eine bloße Skizze als ein ausgeführtes Lebensbild. Wir erfahren erſt gegen Ende dieſer biographiſchen Notiz, daß Auguſt Kopiſch in Breslau am 26. Mai 1799 geboren iſt, daß ſein Vater Kaufmann war und daß er das damals unter Manſo's Leitung ſtehende Maria-Magdalenen-Gymnaſium bis zur Prima beſuchte, ohne jedoch die Abiturientenprüfung zu abſolviren. Vielleicht kann man, in Rückſicht auf das Naturell und die Anlagen des Dichters, einen nicht gering anzuſchlagenden Vortheil darin erblicken, daß Kopiſch die Sprachen und Dichter des Alterthums (obſchon er es im Griechiſchen, nach einem ſpätern eigenen Ge-

ſtändniß, nicht ſehr weit gebracht zu haben ſc
zu einem gewiſſen Grade und in einem für ih
chenden Umfange kennenlernte, ohne die Stu
dieſem Gebiete ſoweit fortzuſetzen, daß der beſſ
ſeines Selbſt dadurch Schaden erlitten hätte.
beſſern Theil ſeines Ich erkennen wir in einer
Friſche und Urſprünglichkeit, in einem volksth
Element, zu deſſen Erhaltung und Ausbildung
wiſſes autodidaktiſches Treiben und der Verkehr
lei Volk, ſtatt mit Univerſitätsgenoſſen, Colleg
und gelehrten Büchern, wenn nicht nothwend
wenigſtens ſehr erſprießlich und förderlich zu ſei
Auch werden wir ſpäter ſehen, daß ihm die Ve
die alten griechiſchen Dichter nach ihrer formell
zu überſchätzen und ängſtlich nachzuahmen,
nur allzu nahe trat, und daß ihn vielleicht nur
gebundenheit ſeiner Lebensſtellung davor bewah
eigenthümlichen Gehalt ſeiner poetiſchen Natur
ſcher, ihm nicht eigenartiger Richtung zu verthu

Kopiſch wandte ſich der Malerei zu, wor
ſein Biograph bemerkt, der Zeichnenlehrer des
Magdalenen-Gymnaſiums, Kalter, und der
Mattersberger an der Baugewerkſchule nicht o
fluß geweſen ſein mögen. Letzterer wurde von
auch ſpäter noch als höchſt verſtändiger Lehrer
Zumeiſt beſtimmte ihn aber wol zu dieſem Entſ
ihm angeborene feine Sinn für landſchaftliche N
begann ſeine praktiſchen Kunſtſtudien in Dres
ſetzte ſie an den Kunſtakademien in Prag un
fort. Epochemachend war für ihn ſein Aufen
Italien, dem Lande ſeiner Sehnſucht, das er f
früh beſuchte, um davon für ſeine Ausbildung a
ler den rechten Vortheil zu ziehen. Kopiſch h
keine genügende Vorſchule durchgemacht, und ſo
ſeine Verſuche im landſchaftlichen Genre imme
Dilettantiſches, Grellbuntes und Unfertiges, ob
recht frappante Licht- und Farbeneffecte wirkſam
zugeben wußte. Indeß liegt uns hier eine Kri
Leiſtungen als Maler fern; wir haben es nur
Dichter und Schriftſteller zu thun. Für die Au
ſeiner poetiſchen Anlagen und Anſchauungen e
ihm aus ſeinem Aufenthalt in Italien die unſch
Vortheile. Was an künſtleriſchem Talent und
riſcher Auffaſſungsgabe in ihm vorhanden war,
nun auf dieſem Gebiete zugute, ſpielte aber ſe
eine ſecundäre Rolle. Hauptſächlich feſſelte ihn
mit ſeinen Umgebungen. Er verweilte hier ni
ger als fünf Jahre und lebte ſich ganz in die
und Eigenthümlichkeiten, ſelbſt in die Ausdruck
Volks ein, ſodaß, wie man verſichert, Kopiſch
in Neapel eines ſehr populären Rufs ſich erfreu
er Neapel vor Rom und andern italieniſchen
bevorzugte, war in ſeinem Naturell begründe
fand er, neben den bezauberndſten landſchaftlic
zen, auch ein munteres und buntes Volksleben,
wegen ſeines heitern Gepräges mehr zuſagen u
das ernſter gefärbte in Rom oder das abgeſchliff

Wie ihn in Wien Wuk Stephanowitſch die ten der ſerbiſchen Volkslieder kennen gelehrt hatte, e er in Neapel, wie es ſcheint, unter Anleitung eundes, des Luſtſpieldichters Camarino, der ſich Spaß erlaubte, ihn als Don Auguſto Pruſſiano ater zu bringen, die neapolitaniſche Volkspoeſie Komik der Volkstheater. Auch mit dem be- Componiſten Donizetti pflog Kopiſch innigern Von großer Wichtigkeit wurde für ihn die chaft mit Platen, den er in Neapel zum erſten und mit dem er in einen für ihn ſehr lehr- ebhaften Briefwechſel trat. Sein Biograph

ch hat Platen's belehrendem und befruchtendem Um- endlich viel zu verdanken, und wie ſehr er dies er- ſtehen die Oden genugſam ein, die er ſeinem Freunde Es iſt auch zu natürlich, daß der bereits geiſtig en, der ebenſo des Gedankens wie der Form ſchon Maße mächtig war, für ihn ein lebendiges Vorbild hmung ſein mußte. Wie beſtimmend und rathend en auch in ſeine Gedanken und Productionen ein- ß, wie belehrend und rückſichtslos verweiſend Platen verfuhr, erhellt aus Beider Briefwechſel.

Beweiſe dieſer Behauptung entnimmt der Bio- eſer Correſpondenz einige Stellen, die für Pla- oroſe und oft kleinmeiſterliche Anfoderungen in es Versbaus ſehr bezeichnend ſind, aber auch Offenheit und Aufrichtigkeit ein löbliches Zeug- en. Kopiſch hatte ihn um eine deutſche Ueber- es Pindar erſucht, und Platen begleitete das , das er ihm überſandte, mit einem Briefe, geſteht, ihm die Ueberſetzung nur mit ſchwerem eſchickt zu haben,

daß kein Buch in der Welt dir in dieſem Augen- ſchem Grade verderblich ſein könne. Dieſe wie an- ſetzungen, nach denen du deinen Stil gebildet haſt, tſche Dichter zu leſen, ſind gerade das Gegentheil riginalen, ebenſo ſteif und hart, als jene leicht und ſind. So ſind deine eigenen Gedichte wie Ueberſetzun- hen, in denen man die Sprödigkeit des Ausdrucks Schönheit des Gedankens verzeiht, die eben deswe- ach einer langen Reflexion anſprechen können. Weit en Pindar zu ſtudiren, würde ich dir rathen, vorerſt der ein längeres Gedicht in einem ganz einfachen zu ſchreiben, dem du vollkommen gewachſen biſt, um lich Poetiſche und Urſprüngliche ruhig hervortreten Deswegen habe ich dir auch immer gerathen, etwas zu ſchreiben. Gewiß wäre die Bekehrung der Preu- hr günſtiger Stoff, wenn dir jetzt nicht die Hülfs- u fehlten. Daß du aus jenen abſcheulichen Ueber- den Gedanken herauszufinden verſtehſt, verdient alles daß du Sachen leſen kannſt, die gar nicht deutſch uf der andern Seite wieder ſehr verdächtig.

n macht dann weiter allerlei Ausſtellungen an iſch'ſchen Ode und Vorſchläge zu Beſſerungen in und Ausdruck, ohne durch den ihm ſchmeichel- mſtand, daß dieſe Ode eine Verherrlichung ſei- war, ſeine rückſichtsloſe Offenheit und Freun- e Abbruch erleiden zu laſſen. Aber in der enn man ungenießbare Strophen wie folgende

Wie vereint zween Könige, theilend bald, bald
Sammelnd ihr Heer, gegen gemeinen Feind zum
Kampfe zieh'n: ſei unſer geſellter Gang bis
Tod uns emporhebt —

ſo muß man geſtehen, daß ſich Kopiſch damals auf einem bedenklichen Irrweg befand, und kann begreifen, wie wehe dem muſikaliſch gebildeten Ohre Platen's ſolche unharmoniſche Strophen thun mußten. Um ſo beſſer behagten Platen Kopiſch's Lied von Noah und andere ſchalkhafte Gedichte deſſelben, die damals in Abſchriften unter den Deutſchen in Neapel circulirten. Aus dem Antwortſchreiben Kopiſch's theilt der Biograph leider nur eine kleine Stelle mit, in welcher Kopiſch ſeinen verehrten Freund und Verslehrer davon in Kenntniß ſetzt, daß in Berlin, auf welches Platen loszuziehen doch immer geneigt war, ſeine „Verhängnißvolle Gabel" weit mehr gefalle, als er ſelbſt es glaube; es ſei dort nur eine Stimme über die Form ſeiner Gedichte; Schleiermacher ſei ein ganz beſonderer Verehrer derſelben. Dagegen wird auch angeführt, daß Raupach, zum dreiſten Abſprechen geneigt und allen Andern ein ſtrengerer Richter als ſich ſelbſt, Platen's Verſe bloße „Secundanerübungen" genannt habe.

Noch zwei bedeutſame Momente fallen in Kopiſch's Aufenthalt unter jenen geſegneten Breiten. Das eine iſt die durch ihn beim Schwimmen erfolgte Entdeckung der Blauen Grotte auf Capri, welcher er ſelbſt den Namen Grotta azurra beilegte, wenigſtens für ihn auch perſönlich inſofern bedeutſam, daß dadurch ſein Name in den Mund Vieler kam und, wie dies in der Welt ſo geht, die Theilnahme an ſeinen poetiſchen Ergüſſen durch dieſen mehr zufälligen Umſtand geſteigert wurde; das zweite die perſönliche, für Kopiſch ſpäter folgenreich gewordene Bekanntſchaft mit dem damaligen Kronprinzen, jetzigen König von Preußen, dem er durch Vermittelung des preußiſchen Geſandten als Führer in der Umgegend von Neapel beigeſellt wurde. Der Biograph bemerkt:

Selten iſt wol ein edler Fürſt von einem geiſtvollen Menſchen ſo in ſeinen Tugenden erkannt, mit mehr Innigkeit und wahrhaftiger Pietät verehrt und im Herzen gefeiert worden, wie der König von Kopiſch; er erwartete Alles von demſelben, was nur für Kunſt, Literatur, Volksbildung und Wohlfahrt dem Lande gewährt werden könne; er ſetzte den Beginn einer neuen großen und ruhmreichen Friedenszeit des Vaterlandes mit der Thronbeſteigung des Königs u. ſ. w.

Die zahlreichen Oden und Preisgeſänge auf den König und ſein Haus, welche in dieſen Geſammtwerken enthalten ſind, beweiſen am deutlichſten, mit welcher unwandelbaren Treue der Dichter ſeinem Könige „bis zum letzten Hauche" anhing.

Im Jahre 1830 kehrte Kopiſch aus Italien zurück, lebte ein Jahr in Scheſien und ging dann nach Berlin. Hier erhielt er 1837 den Auftrag, eine Geſchichte der königlichen Schlöſſer und Gärten bei Potsdam zu ſchreiben, eine Arbeit, die ihn bis zu ſeinem Tode andauernd beſchäftigt hat und die auf Befehl des Königs gleich nach dem Tode des Dichters in der Gropius'ſchen Buchhand-

lung 1854 erſchienen iſt. Dieſes Werks halber überſiedelte ſich Kopiſch erſt theilweiſe nach Potsdam, bald hier, bald dort in einem der königlichen Gärten wohnend; zuletzt gründete er in dem Gärtnerhauſe auf dem ehemals Vogel'ſchen Weinberge, welches ihm die königliche Munificenz zur Wohnung anwies, ſeinen eigenen Herd für ſich und ſeine Gattin, geborene Marie von Sellin, die er am 12. Juli 1851 ehelichte. Der ihm zutheil gewordene Auftrag war mithin für ihn mit ſehr vielen Annehmlichkeiten verbunden und, da man ihm dazu vollkommen Zeit ließ, auch in keiner Hinſicht drückend; dennoch klagte er in einem Briefe, den er an eine Tante richtete:

Von meinem Leben ſelbſt kann ich Ihnen nichts Anderes ſchreiben, als daß es zu arbeitſam geworden. Das mir aufgehalſte Vielerlei will mich faſt erdrücken. Ich bin ganz aus meiner poetiſchen Sphäre in die hiſtoriſche entrückt und erſchöpfe theilweiſe meine Kraft in tauſend Nachſuchungen und Erforſchungen kleiner Umſtände, aus denen ſich dann das Ganze zuletzt wie ein Moſaikbild aus kleinen Stiften zuſammenſetzt.

Ueber ſeine letzten Lebensjahre laſſen wir am beſten ſeinen Biographen ſprechen:

Nur zwei kurze Jahre, die glücklichſten Jahre ſeines Lebens, ſollte dies Eheband dauern, als es ſein Abſcheiden löſte. Wunderbar genug war dieſer Abſchied. Unerachtet des reinſten Glücks, das er an der Hand ſeiner Gattin genießt, drängt es ihn doch unruhig das Werk zu vollenden, deſſenwegen er Berlin verlaſſen hatte; Potsdam iſt ihm zu einförmig geworden, er ſehnt ſich wieder nach Berlin zurück, mit den alten Freunden den geiſtigen Verkehr zu erneuen, ſich gegen ſie auszuſprechen, von ihnen wieder einzutauſchen. Endlich im Februar 1853 hat er die lang andauernde, für ihn ſo mühereiche Arbeit vollbracht, er hat die letzte Zeile niedergeſchrieben und eilt mit ſeiner Lieben nach Berlin zu den Verwandten in das Haus, das ihm zum Vaterhauſe geworden war. Gleich ſucht er die alten Freunde auf, um ihnen zu ſagen, wie er mit Beginn des Frühjahrs wieder in ihren Kreis einziehen, wieder ganz der Ihrige ſein werde; er theilt ſeine jüngſten Dichtungen mit; er iſt heiterer und glücklicher denn jemals. Da nimmt ihn plötzlich am 6. Februar mitten in der Nacht ein augenblicklicher Tod ſanft hinweg, ohne daß er ſelbſt oder die Seinen die mindeſte Vorahnung davon gehabt hätten.

Von Kopiſch kann man mit Recht ſagen, daß ſanft wie ſein Leben auch ſein Tod geweſen. Er hatte nichts, was das Schickſal und die Menſchen zum Kampf und Gegenſtreit herausfoderte, nichts Polemiſches, nichts Oppoſitionelles, am wenigſten etwas Titanenhaftes in ſeiner Natur, er lebte und ließ leben und war mit den Dingen und Menſchen zufrieden, wie er ſie fand. Solche Naturen werden überall bequem gefunden, ſind beliebt und geſucht; aber ein eigentlicher Fortſchritt iſt mit ihnen nicht möglich, ſo wohlthuend in unſerer Zeit gegenüber den vielen blos ironiſchen und höhniſch negirenden Geiſtern ſolche gemüthvolle Erſcheinungen an ſich auch ſein mögen. Sie tragen zur Erheiterung und dadurch vielleicht indirect, wenn auch nur in ſchwachem Grade, zur Beſſerung und Veredlung des menſchlichen Geſchlechts bei, aber ſie beſitzen keine Trieb- und Stoßkraft, ſie wirken nicht auf einen beſtimmten ſchadhaften Punkt, und ihr paſſives laisser-aller kann ſogar in mancher Hinſicht ſchädlich wirken. Der Teig kann ja nicht ohne Säure geknetet, der Traubenſaft nicht ohne Gährung in Wein
verwandelt werden. Das findet auch auf di
heit ſeine Anwendung. Kopiſch war ſo conſer
man es nur immer verlangen kann, und hül
ſich dies in einem Gedichte „Unſere Zeit"
einem Eudämonismus, der eines modernen N
nomen würdiger erſcheint als eines Dichters.
chen gemüthlichen Leuten wie Kopiſch läßt ſich e
tige Geſelligkeit herſtellen, wenn man nur nic
der finſtern, dem Glücke neidiſchen Dämon
müßte, die vor den Thüren lauern. Auch Kop
dieſe Dämonen kennen, als ſie 1848 dieſe gan
Geſelligkeit mit ihren Toaſten und Gelegenhei
auseinanderſprengten; doch ſuchte er ſich mit
ſeiner Weiſe durch ein paar Scherze auf di
Bürgerwehr u. ſ. w. abzufinden.

Noch eine andere Täuſchung, die ihm w
konnte, wie es mit dieſer Geſelligkeit eigentlich ſ
ihm nicht erſpart bleiben. Kopiſch, der auch
Vergnügen der Leute allerlei baſtelte, ein M
Inſel Capri und der Blauen Grotte aus St
tigte, auch eine Art tragbarer und ſchnell heizb
erfand, Kopiſch hat unendlich viel getoaſtet und
heitsgedichte gemacht. Wo im Kreiſe ſeiner
eine Hochzeit oder Silberne Hochzeit oder ein G
gefeiert wurde, wenn ein namhafter Künſtler o
ter oder eine Sängerin, z. B. Jenny Lind,
fetirt wurde, wenn ein Verein, gleichgültig ob e
tiſcher, ein polytechniſcher, ein Künſtler- oder
verein, ſein Stiftungsfeſt beging, ſo war u
gefälliger Dichter auf dem Platze, um den
mit einem größern oder kleinern Reimſpruch
ten. Der Trieb, Andern Freude zu machen
geſellſchaftlichen Erheiterung beizutragen, hatte
faſt etwas Krankhaftes, indem er in der Illuſ
gen war, daß an dem geſpendeten convention
fall die aufrichtige Anerkennung des poetiſche
ſeiner Toaſte den größten Antheil habe. Es w
aber ganz anders. Sein Biograph ſagt:

Wer leicht gibt, ſtumpft des Dankes Spitze ab.
es auch bei ihm; man begann ſein Talent zu m
Daher zog er ſich, von ſeinen engern Freunden, die
als der Harmloſe ſelbſt wahrnahmen, davon abge
zurück, daß wegen des Widerwillens, den er dagege
den letzten Jahren ſeines Lebens Gelegenheitsgedi
Art faſt ganz verſchwinden. *)

*) Wegen der großen Zahl dieſer Gelegenheitsgedichte,
ihrer leichten Form hat man ſie in der Regel für Imp
halten, dem Dichter überhaupt ein bedeutendes Improvi
angedichtet. Auch Barthel ſagt von ihm in ſeiner „G
deutſchen Nationalliteratur", „daß er alles Aufſchreiben v
nur für ein nothwendiges Uebel hielt und ſich auf das S
legte". Böttiche ſtellt dies durchaus in Abrede; Kopiſch
mehr ſtets auch ſeine Feſt- und Gelegenheitsgedichte ausge
ſelbſt nicht den kleinſten Scherz bei fröhlichen Gelegenhei
ſprochen, ſondern jedesmal abgeleſen. Er ſei ſchwer zu
weſen, bei einer Gelegenheit, auf die er nicht vorbereite
dem Stegreif zu reden, und ihm, Bötticher, ſeien im Grun
Impromptus von Kopiſch bekannt, welche dieſen Namen
dienten. Das eine derſelben machte er in einem kleinen

Auch den Widerſtand, den der philiſtröſe Realismus
der Regel dichteriſchen und künſtleriſchen Talenten,
er meiſt mit dem unglücklichſten Erfolge entgegenſetzt,
n Kopiſch ſchon früh erfahren müſſen. Seinem Bio-
phen zufolge haben ſein Vater und Bruder, nur dem
tigen bürgerlichen Treiben und kaufmänniſchen Schaf-
n zugewendet, Kopiſch' Neigung zu Poeſie und Kunſt
nig gut geheißen und danach getrachtet, ihn auf die
alien des praktiſchen Lebens zu lenken, denen ſie ſelbſt
gewidmet hatten. Das ganze Verhältniß ſei, ſagt
Herausgeber, in ſeinen Briefen genugſam angedeutet,
ſie zeigten deutlich, welche Hinderniſſe er noch ſelbſt
Italien, als ſchon ſein bedeutendes Talent offenbar
orden, zu überwinden gehabt. Nur ſeine Mutter,
er aufs zärtlichſte liebte und gegen die er in regem
efwechſel ſein ganzes Herz aufzuthun gewohnt war,
nnte und verſtand ſein Inneres, ſodaß ſich auch in
em Falle das ſo häufig wahrzunehmende ſympathiſche
chſelverhältniß zwiſchen Poeten und ihren Müttern
bart. Erſt ſehr ſpät fand er auch an ſeinem jüng-
Bruder Rudolf, einem Philologen und ebenfalls
ſchen Kopfe, eine verwandte Seele. Rudolf Ko-
ſtarb noch vor Auguſt, und eine in dieſe Bio-
ie eingeflochtene alcäiſche Ode deſſelben: „Der Son-
fgang. An meinen Bruder Auguſt in Neapel“,
von bedeutender Sprachgewandtheit und poetiſcher
ndung und läßt ſich ſehr fließend leſen, da ſie
an gezwungenen Conſtructionen und Inverſionen
n einer Ueberfülle von Spondeen leidet, die im
en meiſt ſo ſchwer und hart klingen und deren
chliche Anwendung zumeiſt dazu beigetragen haben
ie Nachbildung griechiſcher Metra dem deutſchen
älig misfällig und ungenießbar zu machen.
wir an den biographiſchen Mittheilungen Bötti-
ptſächlich loben müſſen, iſt die Beſcheidenheit,
ſie auftreten, indem ſich der Biograph ganz dem
erten unterordnet und ſich von allen geiſtreichen
en, worin ſonſt Biographen ihr eigenes Licht leuch-
n laſſen lieben, vollkommen fern hält. Aber dieſe
phiſchen Notizen ſind leider trocken und dürftig
rotzdem nicht einmal wohlgeordnet, ſondern ohne
künſtleriſche Arrangement durcheinandergeworfen.
ieſe Dürftigkeit gibt es freilich einen Entſchuldi-
grund. Böttiger hat den Briefwechſel des Dich-
nicht in ausgiebiger Weiſe benutzen mögen, da Ko-
wiederholt ſich mündlich dahin ausgeſprochen, daß
trauliche Briefe nie der Oeffentlichkeit übergeben
und es für eine Indiscretion hälte, Mittheilungen von Freundes Hand dem Urtheil Fremder preiszugeben. Es iſt dies eine Art teſtamentariſcher Erklärung, und wir können es nur billigen, daß der Herausgeber und Biograph ſie reſpectirt hat. Auch iſt gewiß nicht zu leugnen, daß von hinterlaſſenen Briefſchaften in unſerer Zeit nur zu häufig der indiscreteſte Gebrauch gemacht worden iſt, und wir werden dem Herausgeber in gewiſſem Sinne Recht geben müſſen, wenn er ſich gegen ſolche indiscrete Mittheilungen, gegen das Hereinziehen der oft delicateſten perſönlichen Bezüge in biographiſche Darſtellungen entſchieden erklärt, wenn er bemerkt:

> Was der tüchtige Mann im Leben thut und wirkt, iſt Zweierlei: Eines, was er ſich allein und nur für ſich thut, das Andere, was er außer ſich und nur für die Welt thut.... Wer erwählt ward, für die Welt und in der Welt geiſtig webend zu ſchaffen und herauszutreten aus den engen Schranken familiären Lebens, deſſen Gedächtniß fällt allein der Geſchichte geiſtiger Entwickelung anheim; der hat ſich aber auch das Gedächtnißmal mit den Zeugniſſen ſeines Wirkens und ſeiner geiſtigen Thätigkeit ſelbſt geſtiftet, er hat in den Gedanken, die ſein Griffel bildend und dichtend verzeichnete, ſein Leben mit eigener Hand niedergeſchrieben. Liegen dann ſolche Aufzeichnungen klar verſtändlich vor Augen, ſo bedarf es auch keiner weitern Erklärung ſeines Gedachten und Gewollten.

Aufzeichnungen perſönlicher Art, ſagt der Biograph, ſeien zwar von Kopiſch genug vorhanden, ſie ſeien aber unter dem Siegel der engſten Vertraulichkeit von ihm ſelbſt gegeben, ſie müßten unter dieſem Siegel auch ruhen bleiben. Wie geſagt, wir müſſen dieſe reſpectvolle Discretion ihrem Weſen nach anerkennen. Aber der Biograph macht uns ſelbſt begierig, etwas Näheres aus dieſen verſiegelten Briefſchaften zu erfahren. Er ſagt z. B. von den Briefen zwiſchen Platen und Kopiſch, daß ſie einen Gedankenaustauſch enthalten, „der nicht nur ein helles Licht auf das perſönliche Verhältniß beider Männer wirft, ſondern auch den herben und ſchwer zugänglichen Platen von einer ſo hingebenden und freundliebenden Seite zeigt, wie ſie ſelten in ſeinen Poeſien oder in ſeinen Briefen an andere Freunde hervortritt“. Nun gerade von dieſer weichern Seite möchten wir Platen kennenlernen, und gewiß enthalten ſeine Briefe ſehr Vieles, was veröffentlicht werden konnte, ohne damit irgendwie reinperſönliches Gebiet zu berühren. Ebenſo werden ſich in den Briefen Kopiſch's an ſeine Mutter ohne Zweifel eine Menge reinobjectiver Mittheilungen aus Italien finden, die mit Familienverhältniſſen gar nichts zu thun haben und gegen deren Veröffentlichung, wie wir glauben annehmen zu dürfen, auch der discreteſte Sinn nichts einzuwenden haben würde. Die Indiscretion hat ohne Zweifel ihre Grenzen, aber gewiß auch die Discretion.

Indeß fünf Bände Dichtungen und Aufſätze, darunter eine große Zahl Gelegenheitsgedichte, die uns Momente aus dem Leben und Treiben des Dichters unmittelbar vorführen, ferner einzelne Reiſeſkizzen aus Italien und Sicilien, die im fünften Bande enthalten ſind, bilden allerdings ein ſehr reichliches Material, aus dem ſich ein genügendes Bild von dem Leben, Streben und Weſen des Dichters conſtruiren läßt. Das Gebotene

bei einer Geburtstagsfeier Schelling's auf die Andeutung,
ein Wort von ihm erwarte. Mit dem gefüllten Glaſe zu
efeierten herantretend habe er die — freilich ziemlich unge-
— Worte geſprochen:

Es lebe Philoſophie, die ein Gedicht
Und dennoch keins, die Wahrheit ſpricht.

ernd ſei ihm jedoch der Philoſoph ins Wort gefallen:

Es lebe Philoſophie, die kein Gedicht
Und dennoch eins, die Wahrheit ſpricht.

iſt freilich von ziemlich ungleichem Werth, und es befindet ſich darunter nicht Weniges, was wol am beſten der Vergeſſenheit anheimgefallen wäre. Auch gegen die Anordnung und Gruppirung ließe ſich Manches mit Recht einwenden. Die drei erſten Bände enthalten ſeine Dichtungen lyriſchen und lyriſch-epiſchen Charakters: der erſte Band, außer einigen Proben aus ſeinen Jugendgedichten, namentlich ſeine unter dem Geſammttitel „Kleine Geiſter“ ſo beliebt gewordenen Neckballaden, wie wir ſie nennen möchten, ſodann eine anſehnliche Anzahl von Sagen, ferner vaterländiſche Gedichte, Lieder erotiſcher Gattung, Weinlieder und Trinkſprüche; der zweite Band Oden und Feſtgeſänge, Tafellieder, Gelegenheitsgedichte, abermals erotiſche Gedichte und Weinlieder, Gedichte geſchichtlichen Charakters, Oden an Platen u. ſ. w.; der dritte Band lyriſch-epiſche Dichtungen, Balladen und Romanzen, Dithyramben und Gedichte aus Italien unter dem Titel „Südliche Erinnerungen“ und ſeine bekannten „Agrumi“, Nachbildungen volksthümlicher Poeſien aus allen Mundarten Italiens und ſeiner Inſeln. Wir haben in dieſen drei erſten Bänden nicht weniger als gegen 200 Gedichte gezählt, die nach Angabe des Herausgebers ſeinem Nachlaß entnommen und in dieſen „Geſammelten Werken“ zum erſten mal veröffentlicht ſind*); darunter zwar manche leichte, unbedeutende Waare, aber auch manche ſehr hübſche Gedichte, die theils als wirkliche Bereicherung des ſchon ſo reichhaltigen deutſchen Liederſchatzes angeſehen werden dürfen, theils den ſpeciellen Freunden und Verehrern des Dichters und ſeiner Dichtungsweiſe als trauliche Erinnerungen willkommen ſein werden. Der vierte Band bringt Dramatiſches und zwar zuvörderſt die Tragödien „Walid“ und „Chrimhild“, die hier ebenfalls zum erſten male gedruckt ſind und uns den Dichter von einer ganz neuen Seite zeigen, ferner einige aus dem Italieniſchen frei überſetzte Stücke; der fünfte Band, außer den ſchon erwähnten und von uns benutzten biographiſchen Notizen, die Novelle „Ein Carnevalsfeſt auf Ischia“ und mehre italieniſche Reiſeſkizzen. Wir werden alſo, ohne uns jedoch in eine ſehr detaillirte Charakteriſtik einlaſſen zu können, Kopiſch zuvörderſt als lyriſchen Dichter, ſowol im heitern als ernſten Genre, als epiſchen Dichter, als dramatiſchen Dichter, endlich noch als Novelliſten und Proſaiſten zu betrachten haben, ſeiner Verdienſte als Ueberſetzer dabei nur mit wenigen Worten gedenkend.

Kritik und Publicum haben ſich gewöhnt, den Schwerpunkt von dem lyriſchen Talente unſers Dichters in ſeinen Liedern und Balladen drolliger und komiſcher Gattung zu finden, und es iſt auch nicht zu leugnen, daß er auf dieſem Gebiete am meiſten neu und originell iſt.

Ueberhaupt möchten wir kaum anſtehen zu
daß der alte deutſche Humor, der Schalksernſ
tet ſo mancher ſchwachen Verſuche, bis auf
Zeit ſeine Entwickelungsfähigkeit bewährt und
vielſeitigere Geſtaltungskraft an den Tag gele
die ernſtere Dichtung, die, ſo Schönes ſie im
auch leiſtet, doch weſentlich neue Formen nicht
Maße herausgebildet und ſie dann zumeiſt fr
ſtern nachgebildet hat. Wenn trotzdem dieſes
ſtille Fortwirken des Humors weniger beacht
liegt dies einfach daran, daß Kritiken und
ſchichten in Deutſchland meiſt von ſehr gr
Leuten geſchrieben werden, die für den Hum
wenn er in der Form literariſcher Polemik,
„Xenien“, auftritt, kein Verſtändniß und keine
lichkeit haben. Was Kopiſch betrifft, ſo hat
Anderm auch den deutſchen Weinhumor wied
Rechte eingeſetzt. Dies geſchah zuerſt in ſei
ſungenen Liede „Hiſtorie von Noah“, das u
ſens zuerſt im „Geſellſchafter“ erſchien, über
das erſte gedruckte Gedicht von Kopiſch war
großen Beifall fand. Dieſes ſo einfache,
ſeinen naiven, alterthümlich-ſchalkhaften Ton
Lied machte eigentlich Kopiſch's Glück. Abe
in ſeine ſpätern Tage iſt er nicht müde gew
Trinkerhumor zu cultiviren; dies beweiſt d
„Weinlieder“ im erſten Bande ſeiner „G
Werke“, unter denen das bekannte „Eſt, e
„Die Perlen im Champagner“ und „Coeur-K
vorzuheben ſind, und auch der zweite Band en
Cyklus ähnlicher Lieder unter dem Titel „W
aus Gedichten beſtehend, die unſers Erinn
Theil in den „Fliegenden Blättern“ erſchi
aber wol zum erſten mal als Cyklus abgeb
Wer erinnert ſich nicht aus der Trinkſag
und der ſchleſiſche Zecher“ des verzweifelten
des Teufels:

> Doch mehr zu trinken ſolch ſauern Wein
> Müßt' ich ein gebor'ner Schleſier ſein!

Seine Neigung, jeden augenblicklichen, au
trivialen Einfall in Reime zu kleiden, läßt Kop
ſehr oft auch auf dieſem Gebiete gewöhnlich, f
erſcheinen, wie das Lied „Die franzöſiſche lib
weiſt, deſſen Schlußſtrophen lauten:

> Doch muß denn juſt gehau'n ſein,
> In Menſchen-Fleiſch und Bein?
> Haut lieber in Käſ' und Schinken
> Und laßt uns fröhlich ſein!
>
> Und ſchickt uns eure Weine
> De première qualité,
> Und laßt uns ungeſchoren
> Mit eurer liberté!

Läſe ein Ausländer dieſe Reimzeilen, vo
daß er Deutſch verſtände, ſo würde er ganz o
fel ſagen: ein erbärmliches Volk, dieſes deutſch
keinen höhern Lebenszweck kennt, als in „
Schinken“ (nebſt „Sauerkraut“, womit uns d

---

*) Ein guter Theil derjenigen Gedichte humoriſtiſchen Charakters, welche in dieſen „Geſammelten Werken“ als nachgelaſſene bezeichnet ſind, war uns jedoch ſchon bekannt und, ſoviel wir uns erinnern, zumeiſt aus den münchener „Fliegenden Blättern“. Dazu gehört unter Anderm das luſtige Gedicht mit der Ueberſchrift: „Das war ein guter Zug!“, welches auch in Ignaz Hub's Balladenſammlung, doch mit dem Titel „Der wackere Trinker“, abgedruckt iſt.

t verſpotten) einzuhauen und den Import von de première qualité dem Import der liberté n. Im Kreiſe von Zechgenoſſen, welche dem he ſicherlich ironiſch gemeinten Grundſatz hul- ß der Deutſche zwar den Franzmann nicht lei- :, aber ſeine Weine gern habe, mag ſich ein infall gelegentlich ganz gut ausnehmen, aber ınd als literariſches Denkmal macht er ſich ge- übel.

originell und eigenthümlich iſt Kopiſch in ſei- nten Schwänken, namentlich inſoweit ſie es mit ben der kleinen poſſirlichen Neckgeiſter zu thun twas dem Gleiches hat wol keine andere Lite- zuweiſen. Ueber dieſe früher unter dem Titel Beiſter" erſchienene, in den „Geſammelten Wer- „Kleine Geiſter" umgetaufte Gruppe von Ge- gte der verſtorbene Barthel in ſeiner „Geſchichte hen Nationalliteratur" ſehr richtig:

ıll eine plauderhafte Behendigkeit der Sprache, große ıheit in Reim und Versbau und hier und da Man- ich ſchon beim Leſen einer fröhlichtändelnden Melodie n einem Stück aber, und dazu veranlaßte ihn die z der kleinen Naturgeiſter, iſt er vor allem Meiſter, der treffenden Nachahmung der Naturtöne, indem en Zwergſagenſtoffen dadurch gleichſam ſo zu malen wir glauben, das kleine luſtige Volk kribbele und a unſichtbar vor uns, und wir hörten es wiſpern n.

kann man nicht leugnen, daß Kopiſch von rgeordneten Kunſtmittel der Onomatopöie nicht n zu ausgedehnten Gebrauch machte, ungewarnt Tadel, den unſere erſten Kunſtrichter deshalb ter Bürger gemacht haben, der darin doch un- h mäßiger war als Kopiſch. Nehmen wir z. B. he Gedicht „Der Herenritt", wo es von folgenden m wimmelt: „Hih hoh, heh heeh! Hah hih, heh, Piff, paff, ho, heh! Rumm, bumm, weh, weh!" , pirr!" „Blautz!" „Wupp wupp, wupp pp tapp, tipp tapp! Klitſch klatſch, klitſch ipp klapp, klipp klapp!" u. ſ. w. In dem „Der Klopfer" begegnen wir folgenden ono- en Lauten: „Klapp!" „Schwapp!" „Schirr, erblink!" „Huſch!" „Tapp!" „Zipp!" „Putz!" ſchurr!" „Ruckruck!" Hieran mag es genug von man dieſes Regiſter noch ſehr anſehnlich könnte. Daß dieſe Häufung onomatopöiſcher el durchaus nicht weſentlich zur Verſtärkung ichtigten komiſchen Effects beiträgt, beweiſen ärchen, in denen ſie fehlen, ohne daß die drol- ung dadurch irgend Schaden litte.

ı in gewiſſer Hinſicht als eine geſunde Reaction ſpukhafte Schauerromantik, die in der deutſchen oeſie ſonſt eine ſo große Rolle ſpielt, zu be- ı drolligen Märchen reihen ſich aufs würdigſte gute Anzahl von Schalksgedichten an, in denen r eulenſpiegelartige und ſchildbürgerliche deutſche mit großem Glück verarbeitet hat. Wo er rbekommen haben mag, iſt ſchwer zu ſagen, aber wir haben Grund zu vermuthen, daß nur wenige derſelben von eigener Erfindung, daß ſie vielmehr mit gewiß nur äußerſt wenigen Ausnahmen dem Volks- munde, dem Bauern- und Soldatenwitze entlehnt ſind. Auch begegnet man darunter manchen alten Bekannten. Der Werth der ſchnurrigen und immer echtvolksthümlichen Behandlung wird dadurch jedoch keineswegs beeinträchtigt, und außerdem müſſen wir dem Dichter noch dafür dankbar ſein, daß er uns ſo viele ergötzliche Proben echten deutſchen Volkshumors in anſprechender Form zugänglich gemacht und gewiſſermaßen für künftige Zeiten conſervirt hat. Tiefere Tendenzen und eine energiſche Satire, die ſich auch an höhere Gegenſtände wagte, ſind nicht Kopiſch's Sache; aber wol verſpottete er mit gemüthlicher Schalkhaftigkeit alle Sorten von Pedanterie, namentlich die gelehrte, ſchulmeiſterliche und theologiſche, die Wichtigthuerei, beſonders die bürgermeiſterliche, und die kleinen Lächerlichkeiten der deutſchen Philiſterwelt; ſo die Neigung zur Faulenzerei in einem ſeiner originellſten Gedichte, „Die Heinzelmännchen" *), die ſelbſt unter ſehr wenig vorgeſchrittenen und ſehr bornirten Leuten oft als Epidemie umgehende Furcht vor dem Rückſchritt der Zeit in „Der große Krebs im Mohrinerſee", die weibliche Eitelkeit in „Der Kirchthurm in Keitum", die Pedanterien der Miniſter und Hofgelehrten in „Coeur-König" und „Die Perlen im Champagner", die Bauerndummheit in „Das grüne Thier und der Naturkenner". Die Thadener hielten und halten ſich nämlich für ſehr witzige Leute, als ſie aber zum erſten male einen grünen Froſch ſahen, erſchraken ſie und wußten nicht, was das für ein Ungethüm ſei. Da erklärte ihnen der Schulz des Dorfs, das Thier komme aus dem grünen Wald und ſo müſſe es natürlich auch grün ſein:

So grüne; denn es lebt darin von eitel grünem Laube;
Und — wenn es nicht ein Hirſchbock iſt — iſt's eine Turteltaube!
Da hub der Hauf
Den Schulz mit Schultern auf,
Sie riefen: Das iſt unſer Mann,
Der jeglich Ding erklären kann,
Er kennt und nennt es keck und kühn,
Kein' Creatur iſt ihm zu grün,
Zu grüne, zu grüne.

---

*) Paul de Lacour hat in ſeinem „Bouquet de Lieder" von dieſem jedenfalls ſehr ſchwer franzöſiſch wiederzugebenden Märchen eine rhythmiſche Nachbildung und zwar im Metrum des Originals gewagt, von der wir die erſte Strophe als eine vielleicht Manchem intereſſante Probe hier mittheilen:

A Cologne, dans le vieux temps,
La Bella-donne était commode;
Le gars paresseux sur son banc
Pouvait dormir selon sa mode.
Autour de minuit
Approchait, sans bruit,
La donna qui rôdait
Et claquait et grondait,
Et serrait,
Et tirait,
Et sautait, et trottait,
Et lavait, et portait ....
Et quand le gars levait la tête ....
La tâche de son jour — était parfaite.

Oder Hans Jochem kriegt Heimweh nach dem Hans-Jochem-Winkel (einer Gegend der Mark, wo alle Leute Hans Jochem heißen), weil er ſich in dem fremden Dorfe die vielen „ausländiſchen Namen“ Schmidt, Müller, Schulze, Meier und Krauſe nicht merken kann, oder der Bauer Hans am Gollenberg zieht, wie uns ein nachgelaſſenes Gedicht von Kopiſch erzählt, weit, weit in die Ferne, um an einem heiligen Orte ſeine Sünden wegzubeten, und er kommt nach San-Jago di Compoſtella und betet dort viele Hundert Ave und Paternoſter, ohne ſein Gewiſſen beſchwichtigen zu können. Da fragt er die Mönche, die dem frommen Beter mit Verwunderung zuſchauen, ob ſie ihm keinen Ort nennen könnten, der drei mal mehr begnade als dieſer, wo er kniee. Darauf die Mönche:

. . . Bruder,
Wir könnten keinen nennen,
Es ſei denn die Kapelle
Am Gollenberg bei Jüterbog;
Doch wo der liegt, weiß Keiner,
Wol Keiner in Hispanien.
Ach, ſagte da der Bauer,
Und ſchlug ſich an die Stirne:
Ich weiß wohl, wo der lieget!
Ich bin ja her vom Gollenberg.
Ich ärgſter aller Thoren,
Der ich mein Heil nicht kannte,
Und hatt' es doch ſo nahe!

Man ſieht, die Kopiſch'ſche Satire war eine ſehr harmloſe und wenig ſtaatsgefährliche, und wenn er auch einmal irgendeinen Miniſter eines anonymen Hofs hernimmt, ſo geſchieht dies darum, weil der Herr Miniſter, „der Erzphiliſter“, den Wein zollfrei ins Land zu laſſen ſich weigert. Sehr viele dieſer Schwänke, auch einige der oben genannten, tragen deutlich das Gepräge von Localſchwänken, wie man ſie ſich im Volke erzählt, und nichts iſt ergötzlicher als jene „Hiſtörchen“, womit der Dichter ſich die Fockbecker, Kisdorfer, Gabler, Büſumer, Romöer und Hosdrupper auf der Bierbank unterhalten läßt:

Wir ſitzen zuſammen auf luſtiger Bank,
Erzähle drum Jeder einen Schwank,
Vielleicht von dummem Volk etwas,
Das macht uns Klugen am meiſten Spaß.
Wer ausgetrunken hat, fängt an! —
Das trifft mich ſelber, — nun wohlan!

Die Fockbecker — es iſt doch kein Fockbecker am Tiſch? —
„Nein, noch iſt er draußen, erzähl' er nur friſch!“

Der Mann erzählt alſo eine drollige Geſchichte von den Fockbeckern, und als er auserzählt, tritt ein Fockbecker ein, wird freundlichſt willkommen geheißen und unterhält die Geſellſchaft mit einer womöglich noch größern Dummheit, welche die Kisdorfer begangen haben, und ſo der Reihe nach. Die originellſte darunter iſt wol die von den Büſumern. Neun derſelben badeten einmal im Meer, und da gerade die Wellen etwas hoch gingen, wurde ſämmtlichen Büſumern angſt, daß einer von ihnen ertrunken ſein könne. Jeder zählte nun ſeine Genoſſen, kam aber immer nur bis acht, da jeder aus Beſcheidenheit ſich ſelbſt mitzuzählen vergaß. Hiernach

davon überzeugt, daß einer fehle, ſchwamm
ſtürzt ans Land und klagten einem gerade do
den Fremden ihre Noth, daß einer von ihnen
ſein müſſe. Sie fingen wieder an zu zählen
men immer nur bis acht. Da ſprach der Fre

„Beſcheidenheit
Führt euch, ihr guten Leute, zu weit;
Steck' Jeder die Naſ' in den Sand einmal
Und zählt die Tupfen, ſo habt ihr die Zahl.“
Sie folgten dem Fremden — da zählten ſie — n
Und luden vor Freud' ihn zum Frühſtück ein.

Unter den Balladen ernſter Gattung, wor
manche aus der deutſchen und namentlich p
Geſchichte, befindet ſich ohne Zweifel vieles
einzelne derſelben, wie die zarte Romanze „
iriſchen Jungfrauen um die ſchöne Seinin“, „
„Das Negerſchiff“, namentlich die vortreffliche,
kernige „Der Trompeter“ u. ſ. w., haben mit
ren wohlverdienten Platz in Anthologien erhalt
Kopiſch ließ ſich hier wie auch nicht ſelten auf
Gebiete die Stoffe zu leicht anfliegen; was i
die Hand kam, brachte er ſofort auch in Reim
hat er auch ſehr viele höchſt unbedeutende S
allergewöhnlichſte Anekdoten verarbeitet, aus d
der größte Dichter nicht im Stande geweſen ſe
etwas Geſcheites zu machen. Dieſe Leichti
Reimens erſcheint natürlich im ernſten Genre
ter und ſchädlicher als im Komiſchen, welch
Weſen nach eher eine leichte Behandlung verträ
aus einem unbedeutenden komiſchen Stoffe
Ballade, ſo wird daraus doch vielleicht ein g
gramm mit hübſcher Pointe. In einer na
Ballade: „Der Reiter auf grauem Roß“, üb
Kopiſch ſogar, mit Bürger's „Lenore“ zu
Er ſpricht ſich über dieſe Ballade in einem
eine Tante in folgenden Worten aus:

Sie werden bald erkennen, daß hier der St
Bürger'ſchen „Lenore“ zugrunde liegt. Bürger hat
rührende Motiv der uralten Volksſage, welches i
frain „Wie ſoll mir grau'n, ich bin bei dir“ liegt,
ſehen und es iſt bei ihm gewiſſermaßen alle Lie
Mir ſchien demnach der Stoff einer neuen Bearbeit
wobei ich mich möglichſt genau an die über tau
Volksſage gehalten. Ich habe jetzt überhaupt ſehr
dieſem tiefen Brunnen (der Volkspoeſie) geſchöpft u.

Die nur vierſtrophige Kopiſch'ſche Ballade (
die in einer erſten, gelegentlich in der Biograph
theilten Bearbeitung ſogar nur drei Stroph
concentrirt ſich in folgendem Schluß:

Da weht's entgegen kalt wie Eis:
Margrethe wird wie Schnee ſo weiß.
Die Erde weicht hinein,
Wegflieht des Lichtes Schein.
„Margrethe, graut dir nicht?“
Da hangt ſie ſtumm an ſeinem Mund,
Und über ihnen ſchließt der Grund.

Es iſt nicht zu leugnen, daß der Schluß
Bürger'ſchen Ballade etwas Unbefriedigendes,
hat; die moraliſche Nutzanwendung war ein
niß an ſeine Zeit, um ihr ein ſonſt ſo gan

es Product überhaupt annehmbar zu machen,
iß wird ſich Bürger über die unpoetiſche Wen-
n Schluß vollkommen ebenſo klar geweſen ſein,
der ſpätere Kopiſch, das Kind unſers Jahrhun-
war. Aber die Bürger'ſche Ballade mit ihrer
atiſchen Durchführung und ihrer unvergleichlich
zen Malerei kann uns der Kopiſch'ſche, flüchtig
ziemlich nüchterne Entwurf (denn mehr als Ent-
dieſe neueſte Bearbeitung der Sage nicht) trotzdem
tzen oder gar vergeſſen machen. Die Kopiſch'ſche
n der Sage iſt richtig und verſtändig gefühlt, aber
leidenſchaftlichen Pathos und dem hinreißenden
ge der Bürger'ſchen Ballade iſt bei ihr nicht entfernt
. Es iſt überhaupt immer gewagt und meiſt nutzloſe
ſelbſt wenn man im Einzelnen eine Verbeſſerung
n ſollte, mit einem anerkannten Meiſterwerk eines
en Dichters in die Schranken treten zu wollen.

natürlichſten ſchließen wir hier wol die Abthei-
Epiſches" im dritten Bande an, zumal da ſie
Stücke wie „Gelimer", „Aquileja", „Alboin vor
" u. ſ. w. enthält, welche mit ebendemſelben
inter den „Balladen und Romanzen" einen Platz
onnten, während die Aufnahme einer Gelegen-
tung „zu den Darſtellungen des Berliner Kunſt-
am fünfundzwanzigjährigen Stiftungsfeſte deſſel-
dieſe Rubrik gänzlich unbegreiflich iſt. Jeden-
iden ſich aber in dieſer Abtheilung einige der
von den ernſten Erzeugniſſen des Dichters, zu
ir beſonders diejenigen rechnen, welche im Geiſt
tsmaß der ſerbiſchen Epen gehalten ſind, darun-
ie entlaſſenen Gefangenen", „Rogneda Goris-
„Bonnack, Khan der Polowzer", „Der Palaſt
w's", „Pſaumis und Puras", beſonders „Bonſe
mite", nur ein Bruchſtück eines unvollendet ge-
größern Ganzen. Dieſe Stücke beweiſen, wie
Kopiſch in den Geiſt der ſerbiſchen Epik einge-
te. Auch das etwas bequeme und zu breiter
ung ſich eignende Versmaß ſagte der Kopiſch'-
Weiſe beſonders zu. Ferner begegnen wir in die-
heilung einigen Bruchſtücken aus unvollendet ge-
Epen: „Die Normannen in Sicilien" und „Der
rdenzug". Das Fragment aus dem letztern: „La-
Kampf mit der Amazonenkönigin", außer wel-
h nichts weiter vorfand, ſtammt aus dem Nach-
Dichters. Nicht ohne eine gewiſſe Größe iſt
epiſcher Breite ausgeſponnene Strandſage „Gar-
Zorn", und überhaupt wird man die meiſten der
Abtheilung vereinigten Poeſien als gehaltvolle
n dürfen, obſchon die Einkleidung nicht ſelten
er Conception zurückbleibt. Wie matt, matter
bloſer als irgendeine blos chroniſtiſche Erzählung
nte, iſt z. B. die hiſtoriſche Ballade „Aquileja"
Anfang:

ja, Aquileja wurde viel berannt
en Hunnen im Sturme: doch Aquileja ſtand.
urden die Hunnen endlich ſturmmüd und wollten fort;
Attila, ihr König, ritt um die Mauern dort.

Nicht minder proſaiſch lautet der Schluß:

Die Hunnen konnten nicht ſegeln, da blüht' empor die Stadt,
Die jetzt den Namen Venedig und Ruhm und Ehren hat.

Ueberhaupt kann man ſagen, daß unter den ernſten Balladen die volksthümlich ſagenhaften dem Dichter unvergleichlich beſſer gelungen ſind als die reinhiſtoriſchen.

In dieſer Gruppe begegnen wir auch dem letzten, am 20. Januar 1853 verfaßten lyriſchen Erzeugniß des Dichters: „Hermann der Cherusker", in welchem er den Cheruskerfürſten vor ſeinem Tode die nur zu buchſtäblich eingetroffene Prophezeiung ausſprechen läßt, daß, des Sieges Frucht verderbend, durch ungemeſſene Zeiten im deutſchen Lande Neid und Streit forterben würden. Zu dieſer Anſchauung erhob ſich, ſeine Anſicht dem ſterbenden Armin in den Mund legend, wenige Wochen vor ſeinem eigenen Tode Auguſt Kopiſch, der bis dahin den allgemein deutſchen Angelegenheiten weder in Zorn noch in Liebe viel gedacht und mehr das Sonderintereſſe, den Ruhm und die Ehre Preußens und der Hohenzollern im Auge gehabt hatte.

Die etwas flachen erotiſchen Spielereien, die Dithyramben im Pindar'ſchen Stile und die Verſuche im aufgeſtelzten Tone der antiken Ode können hier füglich übergangen werden. Seinem deutſch-volksthümlichen Gemüth paßte der deutſche ſchlichte Hausrock viel beſſer als dies erborgte antike Prachtgewand; Kopiſch hatte einen einfachen, zur Schalkheit neigenden, geſunden Verſtand, aber er war kein ideenreicher Dichter, und wenn er ſich anſtrengt, tiefe und erhabene Gedanken zu geben, ſo finden wir uns leicht in einen Wortſchwall verſtrickt, der uns klingend, aber ziemlich inhaltsleer ins Ohr tönt. Auch ſeiner Reiſeſkizzen aus Süditalien und ſeiner Ueberſetzungen aus dem Italieniſchen brauchen wir wol nur flüchtig zu gedenken. Jene, im letzten Bande enthalten, beſtehen aus einer Novelle: „Ein Carnevalsfeſt auf Ischia", die zuerſt im „Deutſchen Taſchenbuch" mitgetheilt wurde und mehr durch Heiterkeit als durch Tiefe des Colorits anſpricht, aus einer Schilderung der Blauen Grotte und ihrer Entdeckung, die man faſt als die letzte geographiſche Entdeckung auf europäiſchem Territorium anſehen könnte, aus einer friſchen und lebendigen Beſchreibung einer Beſteigung des Aetna u. ſ. w. Unter den Ueberſetzungen aus dem Italieniſchen ſind namentlich die bekannten „Agrumi" dankenswerth, obſchon er in dieſen rhythmiſchen Bearbeitungen italieniſcher Volkslieder den Schmelz und den Wohllaut nicht erreicht hat, durch welche z. B. die Gregorovius'ſchen Uebertragungen der Lieder Meli's ſich ſo vortheilhaft auszeichnen. In der Wiedergabe des rein Komiſchen, Luſtigen und Ueberluſtigen iſt er jedoch ſehr glücklich, und auch in der dem Neapolitaniſchen frei nachgeahmten Komödie „Die Dame Gärtnerin" ſcheinen uns die ergötzlichen Späße und Lazzi des Pulcinella am meiſten und ganz vortrefflich gelungen zu ſein.

Eine wirkliche Ueberraſchung bereiteten uns aber die hier zuerſt abgedruckten Trauerſpiele „Walid" und „Chrimhild". Dem erſtern liegt zwar ein Stoff zugrunde, der

ſich mehr für novelliſtiſche als dramatiſche Behandlung eignet und der hier außerdem in die ungebührliche Länge von fünf Acten ausgezerrt iſt, aber die ſpannenden Momente, zu denen er Anlaß gibt, ſind geſchickt hervorgehoben, und die Sprache, wenn ſie ſich auch zuweilen in ermüdende Breite verliert, hat eine gewiſſe Rundung und Feſtigkeit und ſtellenweiſe erhebt ſie ſich zu einem nicht unbeträchtlichen Pathos. Die Dichtung iſt ſichtbar mit großem Fleiße gefeilt, wiewol man ſagen muß, daß dieſe Feile doch an einen im Ganzen dramatiſch undankbaren Stoff verſchwendet iſt. Dagegen hat die Tragödie „Chrimhild" wirklich großartige Züge. Das freilich ſehr materielle Reckenthum der burgundiſchen Helden iſt zu mächtigen Geſtaltungen ausgeprägt, und mit großem Antheil verfolgt man den verzweifelten Kampf der Burgunden gegen die Ueberzahl der Hunnen, bis Hagen und Günther allein noch übrig ſind und endlich auch überwältigt werden. Namentlich iſt Hagen's wilder Trotz, der ſich immer nur in wenigen höhniſchen Worten und noch mehr in Hieb und Schlag Luft macht, ſehr wirkſam gezeichnet. Auch Etzel, obſchon er zu viele Worte macht, kann man gelten laſſen; dagegen ſind Dietrich und Rüdeger ziemlich ſchwach gezeichnet und Chrimhild ſcheint uns ganz misrathen und ohne alle moraliſche Größe und Würde zu ſein. Die Gemeinheit, womit ſie zuletzt ihrem Bruder Günther Leben und Freiheit gegen Auslieferung des Nibelungenſchatzes anbietet, und die Feigheit und Niedrigkeit, womit ſie den an allen Gliedern ſchwer gefeſſelten und dadurch wehrlos gemachten Hagen meuchelmörderiſch umbringt, müſſen ihr auch den letzten Reſt unſers moraliſchen Antheils entziehen. Die Leichenpredigt, die ihr Etzel hält:

Ihr Thun war voller Weisheit, Lieblichkeit ihr Scherz,
Erquickung ihrer Stimme ſüßer Laut, ihr Blick
Ein Strahl der Freude Allen, Herrlichkeit ihr Gang —

kann daher auf den Leſer auch nur einen widrigen Eindruck machen, wie jeder Leichenſermon, in dem an einem Verſtorbenen Eigenſchaften gefeiert werden, von denen wir in ſeinem Thun und Handeln nur das Gegentheil wahrgenommen haben. Ueberhaupt ſchleppt die Tragödie den letzten Act wie einen lahmen Fuß hinter ſich her — ein Fehler, den ſie übrigens wol mit der Mehrzahl der deutſchen Tragödien theilt. Die Deutſchen nehmen auch auf andern Gebieten ſehr häufig die glücklichſten Anläufe, aber ſie wiſſen zu keinem Ende und Ziele zu kommen, das dieſe kräftigen und vielverheißenden Anläufe und Vorbereitungen würdig abſchlöſſe.

Noch müſſen wir auf die ſehr zahlreichen Gelegenheitspoeſien des Dichters einen Blick werfen, die hier der Mehrzahl nach wol zum erſten mal abgedruckt ſind und eine dem Dichter ſo weſentliche gemüthliche Seite ans Licht ſtellen, daß man ſie nicht gut ganz übergehen kann. Der Trieb zur Geſelligkeit und geſelligen Erheiterung durch allerlei gemüthlichen, harmloſen Scherz iſt ſchwerlich bei irgendeinem deutſchen Volksſtamme ſo ausgebildet als bei den Schleſiern. Auch Holtei, bei dem ebenfalls die Gelegenheitspoeſie eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, iſt wie

Kopiſch ein geborener Schleſier. Gewiß werden
die hier mitgetheilten Gedichte, die Kopiſch bei
Gelegenheiten an Thorwaldſen, Cornelius, Schinkel,
Tieck, Schelling u. A. richtete, dankbar ſein dürf
ſchon es uns beim beſten Willen nicht möglich
die vom Herausgeber der Kopiſch'ſchen Werke
ſprochene Ueberzeugung einzuſtimmen, „daß dieſ
tungen in Sprache wie in Gedanken überhaupt
Höhe der Poeſie aller Zeiten ſtehen, daß ſie, Plat
genommen, von keinem der neuern Dichter erreic
u. ſ. w. „Auf der Höhe aller Zeiten!" Der
geber hat wol ſchwerlich überlegt, welch ein
die Kritik erſt recht herausfoderndes Lob er dan
geſprochen hat. Wir müſſen geſtehen, daß uns
ſere Perſon die mehr heitern und oft einen ſch
gen Gedanken in ſchalkhafte Formen kleidenden
dichte viel mehr angeſprochen haben, z. B. da
zehnten Stiftungsfeſt des Künſtlervereins (1835
gene Lied, und darin beſonders folgende Strophe

Kunſt iſt ein Mägdelein,
Das den Verliebten neckt
Und ſich gar ſchlau und fein
Oftmals verſteckt.
Doch wir verfolgen ſie, collegiales,
Post multa saecula pocula nulla!

Sculptor, dein Bild, es ſteckt
Längſt ſchon im Marmelſtein:
Hau' nur was drum iſt weg,
Fertig wird's ſein.
Baut und haut, eßt und trinkt, collegiales e

Wozu aber dem Andenken der Nachwelt ſo
Trinkſprüche bei Privathochzeiten, Privatge
und andern Familienfeſtlichkeiten aufbewahren?
räthlich Peicke'ſche Familie mag ſich zwar gar
den „Toaſt zum 24. November 1841" gefreut h
dem Anfange:

Hoch laßt das volle Glas uns heben:
Unſer Hofrath Peicke ſoll leben!
Ihm ſcheine die Sonne zur Rechten und Link
Er ſoll eſſen, ſingen, trinken und nicht hinken!
Er fühle weder Haupt noch Leib noch Fuß,
Es bekomme ihm Rauchfleiſch wie Muß u. ſ.

aber dergleichen Reimereien, mögen ſie ihren
Ort und Stelle auch noch ſo gut erfüllt haben,
doch gewiß nicht vor die Oeffentlichkeit, nicht
Forum der Nation. Wir treffen hier auch auf
litiſches Gelegenheitsgedicht: „Preußenlied zu
ſchen Hurrah am 6. Auguſt 1848", worin ſich
gegen den von Frankfurt aus vorgeſchriebenen
Reichsverweſer zu leiſtenden Huldigungseid
dann ſchließt:

Ihr Allzuvielbefehler,
Frankfurter, abgeblitzt!
Man wirft nicht fort den Schemel,
Eh' man den Stuhl beſitzt.

Anſprechender iſt ein harmloſer Scherz: „Die
der Stadt. 1848", indem der Dichter findet, da
Berlin bei Licht beſehen weiter nichts Gefährliche
„als höchſtens nur die Bürgerwehr". Soviel z
weiſe, daß auch dieſer liebenswürdige Dichter

n Standpunkt hatte, obſchon er gewiß am liebſten
Utopien ohne alle politiſche Standpunkte gelebt
ngen hätte, in einem weintrinkenden und fort und
:nden poetiſchen Schlaraffenlande mit dem „Coeur-
ınd ſeinem luſtigen Rath an der Spitze.

Hermann Marggraff.

Romanliteratur.

!ondons Geſellſchaft, oder die Drahtzieher. Ein Ro-
von Theodor Hagen. Zwei Bände. Nordhauſen,
:ng. 1856. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Verfaſſer erklärt gleich im Vorworte, daß er weni-
Roman als vielmehr Wirklichkeit geſchrieben habe.
:zahl der vorgeführten Perſonen exiſtire und ſei noch
zenblick in London zu treffen. Was der Verfaſſer
Schöpfung in Anſpruch nimmt, das iſt die Intrigue,
che er die handelnden Perſonen zu einem Ganzen ver-
„Drahtzieher" nennen ſich nämlich Induſtrieritter, die
Theilen der Welt ſich als Flüchtlinge nach London
gefunden haben und daſelbſt vom Schwindel höhe-
iederer Art leben. Dieſe Drahtzieher zerfallen ihrer
nach in zwei Claſſen, in die eigentlichen Drahtzieher,
rmöge ihres Bildungsgrades oder ihres Mangels hö-
Uſchaftlicher Talente nicht über die Stufe der Lehr-
uskommen können, deren ganze Exiſtenz darin beſteht,
t, das iſt die Klingel zu ziehen, um ſich ihren täg-
:dienſt abzuholen; dazu gehören die Petitionsbettler,
lichen Vorſteher philanthropiſcher Vereine, die Bekehr-
vom Judenthum zum Chriſtenthum, bald vom Katho-
zum Proteſtantismus und umgekehrt, die Reuigen,
:, die ſoeben aus den Gefängniſſen kommen, ein Theil
ziès, der verfolgten Brüder aus Polen, Ungarn, Ita-
ıkreich und Baden, oder auch die dem Glaubenszwang
ten, um ſich an der Religionsfreiheit Großbritanniens
a. Dieſen gegenüber ſtehen als zweite Claſſe die
n Lenker und Leiter der Drahtzieher zu größern und
Unternehmungen als eine Einheit. Sie ſind Schöpfer
, welche den Unternehmungen zugrunde liegen, Leute,
ge ihrer Bildung oder Geburt den höhern geſell-
a Kreiſen ihrer Länder angehörten. Der Verfaſſer
in vorliegendem Buche in friſcher Schilderung von
ſſen handelnde Perſonen vor. An der Spitze der-
ſt ein Marquis von Rainswood, der zu gleicher Zeit
ıt der geheimen Polizei iſt, ein Herr von Rochuard
Dunden. Der Marquis hat den Plan, einen der
ı Drahtzieher an die Tochter eines ſehr reichen Edel-
s Frankreich, Herrn von Crezy, zu verheirathen, um
ie Mittel deſſelben für die Geſellſchaft flüſſig zu ma-
ezy hat in Frankreich einen Nachbar, Grafen Leon,
längere Zeit in Amerika ſich befindet. Der zum
n beſtimmte Drahtzieher nähert ſich nun unter die-
:n dem Baron Crezy und deſſen Tochter verliebt ſich
en, die Verlobung findet ſtatt; da erhält der Mar-
) verſchiedene Verbindungen, die uns hier und da an
inerie in Sue's „Ewigem Juden" erinnern, Nachricht
lnkunft des wirklichen Grafen Leon; er verſucht nun
l, vor der Heirath dieſen von der Familie Crezy fern-
eine andere Perſon aber, Namens Paquita, eine
, Geliebte des falſchen Grafen Leon, vereitelt dies,
r in ihrem Geliebten ihren Bruder und wandert mit
nach Auſtralien. Das Buch trägt viel zu ſehr die
on Skizzen, als daß man es von dieſer Seite betrach-
Roman nennen könnte. Schilderung und Darſtellung
ens lebendig und die Anlage mehrer Charaktere ſo-
lne Situationen intereſſant und vielleicht manchmal
nt.

2. Der Todescandidat. Roman von August Schrader. Sechs Bände. Leipzig, Kollmann. 1855. 8. 6 Thlr.

Der vorſtehende Roman ſpielt zur Zeit Goethe's in Weimar und zieht den Dichter mit in ſeine Handlung herein; er beſchäftigt ſich jedoch nicht mit den literariſchen Beziehungen und Perſönlichkeiten, ſondern hat mehr die reinindividuellen Seiten des daſigen Lebens zum Gegenſtande ſeiner dichteriſchen Darſtellung gewählt. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die Aufgabe, unſern großen Dichter als Romanfigur gelungen und erſchöpfend darzuſtellen, keinenfalls eine leichte iſt, um ſo weniger leicht, da unter dem gebildeten Publicum ſich ein hinreichend feſtes Bild von der Perſönlichkeit und dem Leben Goethe's mindeſtens in ſeinen Hauptmomenten ausgebildet hat, der Romanſchriftſteller alſo immer ſchon etwas Gewordenes vorausſetzen muß, was er doch eigentlich erſt vor unſern Augen ſich entwickeln laſſen ſoll. Wir wollen nicht verſchweigen, daß auch Referent die erſten Bände mit einem gewiſſen bangen Gefühle durchleſen hat, es möchte dem Verfaſſer die Kraft ausgehen, die Geſtalt Goethe's immer in der richtigen Höhe halten zu können, ihn nicht als eine farbloſe Perſönlichkeit unter den andern Gewöhnlichkeiten verſchwinden zu laſſen. Wenn auch im Allgemeinen dieſe Befürchtung weiterhin nicht platzgegriffen hat, wenn die edle hohe Geſtalt Goethe's immer die andern Charaktere überragt, ſo iſt im Einzelnen keineswegs die Aufgabe als eine vollſtändig gelöſte zu betrachten, und wir finden uns in Situationen verſetzt, von denen wir ſagen müſſen, daß ſie des großen Goethe'ſchen Geiſtes nicht würdig ſind. Wir wollen hier nur, ſtatt auf unbedeutendere Sachen einzugehen, die eine Hauptverwickelung hervorheben. Der Fürſt, ſo nimmt der Roman an, hat auf ſeiner Reiſe als junger Offizier die Sängerin Aurelie kennengelernt; das Mädchen liebt ihn mit der Leidenſchaft der erſten Liebe und folgt ihm auch auf ein Landſchloß, woſelbſt ſie den Umgang mit dem Geliebten fortſetzt und auch hier ſeinen Freund, den Dichter Wolfgang, kennenlernt. Der Fürſt, endlich zur Ueberzeugung gekommen, daß ihm ſeine Regentenpflichten eine rechtmäßige ebenbürtige Ehe zur Pflicht machen, entſchließt ſich der Sängerin zu entſagen und bedient ſich hierbei des Dichters als Unterhändlers und Vermittlers. Der Dichter kommt dadurch in einen lebendigern Verkehr mit der Sängerin und es entwickelt ſich nun ein neues Liebesverhältniß zwiſchen dieſer und dem Dichter, zwiſchen der Maitreſſe und dem Freunde des Fürſten. Das iſt eine Seite, die wir mindeſtens als undelicat tadeln müſſen; aber es kommt noch eine andere hinzu, wodurch dieſes Verhältniß um ſo verletzender auf ſittliches und äſthetiſches Gefühl wirken muß. Wolfgang hat bereits früher die Bekanntſchaft mit einer Nähterin, Gretchen, gemacht; das Mädchen liebt ihn und er daſſelbe wieder in voller Leidenſchaft; beide Liebesverhältniſſe ſpielen nebeneinander, abwechſelnd einen Tag um den andern, heute Aurelie, morgen Gretchen, oder Morgens Aurelie und Abends Gretchen; das ſind Verhältniſſe und Beziehungen, die bei jedem Menſchen Widerwillen erregen, bei Goethe aber geradezu, ohne daß man nöthig hat, denſelben in eine allzu ideale Form zu rücken, als übertrieben und unwahr und deſſen vollſtändig unwürdig erſcheinen müſſen. Auch die Löſung, um aus dieſer ſchlimmen Lage herauszukommen, iſt keineswegs für den Leſer befriedigend zu nennen; es greift hier eine Perſönlichkeit ein, von der ich ſogleich weiter reden werde und welche dem Roman den Namen verliehen hat. Der Todescandidat bringt Gretchen zu Aurelie; Aurelie, gerührt und überwältigt von der tiefen Liebe Gretchen's zu Wolfgang und ihre eigene ſchiefe Lage auch zum Theil einſehend, entſchließt ſich zu entſagen, verläßt heimlich das Schloß und zieht in die weite Welt hinaus, während Gretchen, das die Folgen ſeines Umgangs mit Wolfgang empfindet, verlaſſen und verzweiflungsvoll ſich in den Wellen eines Fluſſes den Tod gibt. Die Scenen, worin der Todescandidat mit Wolfgang die Lage Gretchen's beſpricht, entbehren ebenfalls der Würde und ſtreifen in einzelnen Aeußerungen ans Flache und Tri-

viale. Der Todescandidat, eine Art Quaſimodo, iſt der eigentliche Mittelpunkt des Romans, und gerade dieſe Seite iſt auch die beſte bei dem ganzen Buche. Der Tapezierer Werner heißt der Todescandidat, weil ſeine verwachſene Körperbildung ſowie ſein phyſiſches Leiden annehmen laſſen, daß er unabänderlich dem Tode verfallen ſei. Dieſer Werner iſt der Sohn der Oberhofmeiſterin und des Kammerpräſidenten am Hofe, das Kind eines verbotenen Jugendumgangs; derſelbe iſt gleich nach ſeiner Geburt in der Gegend von Dresden ausgeſetzt worden, und die Oberhofmeiſterin ſucht alle Spuren zu vertilgen, die jemals dazu führen könnten, daß ſie durch Entdeckung des Geheimniſſes compromittirt werden könne. Dieſe Oberhofmeiſterin ſteht zu gleicher Zeit an der Spitze einer Partei, die den Freund des Fürſten, den Dichter Wolfgang, zu ſtürzen ſucht; es laufen da Intrigue, Belauſchungen, Beſtechungen mannichfach durcheinander. Werner iſt aber in Wolfgang's Dienſten und lenkt dieſe Nachſtellungen um ſo wirkſamer von ſeinem Herrn ab, als er erfahren hat, daß die Oberhofmeiſterin ſeine Mutter iſt, und als ſich ſein Pflegevater, ein heruntergekommener Leinwandhändler, eingefunden hat und ſeinerſeits dieſe Dame mit der Entdeckung ihres Geheimniſſes ängſtigt. Es löſen ſich jedoch dieſe Verhältniſſe für die Hauptperſonen günſtig und der Todescandidat vermittelt ebenfalls die Heirath zwiſchen einer Nichte der Oberhofmeiſterin und einem Herrn von Wildau, kurz, er iſt Derjenige, der zu den meiſten Intriguen, die vor unſern Augen vorgehen, die Fäden in den Händen hat, und der Verfaſſer hält ihn auch darum für die Dienſte, die er ihm bei der Fortſpinnung ſeines ſechsbändigen Romans geleiſtet hat, ſchadlos, indem er ihm trotz ſeiner Candidatur des Todes ein langes Leben gewährt hat. Gewärtigen wir, wie lange der „Todescandidat" in der Literatur ſein Daſein behaupten wird!

3. Ottokar, oder die Reiſe nach Sebaſtopol. Hiſtoriſcher Roman aus der Zeit Joſeph's II. Von Marie Norden. Drei Theile. Leipzig, Fritzſche. 1855. 8. 3 Thlr.

Man kann dieſen Roman als einen hiſtoriſchen füglich nicht anerkennen, denn das Weſen eines ſolchen wird nicht erſchöpft, wenn man eine oder die andere hiſtoriſche Perſon in das Gewebe der Handlung verflicht, oder wenn man Sorge trägt, dieſen Perſonen Reden in den Mund zu legen, die ſie wirklich gehalten haben. Es werden freilich bei einem hiſtoriſchen Roman auch dieſe Verhältniſſe mit in Betracht kommen, allein ſie ſind noch lange nicht ausreichend, einen ſolchen damit zu conſtruiren. Der vorliegende Roman ſpielt zur Zeit Joſeph's II.; wie verſchrumpft erſcheinen aber darin jene großartig gährenden Verhältniſſe, in welchen der Kaiſer mit dem Willen eines abſoluten Herrſchers reformiren wollte; kaum ein entferntes blaſſes Nebelbild ſehen wir von einer Zeit, die ſchon darſtellen ſollte, was nach harten Wehen der Revolution und des Kampfes heutzutage erſt im Werden begriffen iſt. Der Kaiſer greift nur einige mal handelnd ein, wo er den Lehrer Ottokar's, welcher der Ketzerei angeklagt iſt, aus dem Gefängniſſe befreien läßt und wo er Ottokar zu ſeinem Secretär annimmt, ſonſt geht er nur als großer Schatten im Hintergrunde über die Bühne und dient im Allgemeinen nur als Zeitbeſtimmer, ebenſo wie die hereingezogene Katharina von Rußland. Die ganze Reiſe nach Sebaſtopol, die ſogar als Haupttitel voranſteht, iſt für die Handlung nur eine weitläufige und weitſchweifige Epiſode. Denn damit erhält dieſe Reiſe ihre Wichtigkeit nicht, daß bei Beſchreibung derſelben die Lage der Krim, die Entſtehung und Geſchichte Sebaſtopols, ſeine Bedeutung für das ruſſiſche Reich u. ſ. w. ausführlich auseinandergeſetzt werden; ſie hat für den Fortſchritt der Handlung und für die Entwickelung der Charaktere keine andere Bedeutung, als wenn ſie nach Rom oder Konſtantinopel unternommen worden wäre, oder auch wenn ſie gar nicht ſtattgefunden hätte. Ueberhaupt weiß man eigentlich nicht ſo recht, warum man ſich für dieſen Ottokar intereſſiren ſoll und warum er zu ſolcher Bedeutung gekommen iſt; aus ſeinen Handlungen wenigſtens iſt dies nicht

zu erſehen, im Gegentheile läßt uns ſein höchſt
Auftreten, ſeine Genügſamkeit, ſeine vollſtändige Sch
keineswegs vermuthen, daß er ſpäter Präſident des
nals von Böhmen werden ſoll. Aber auch in dieſe
wie ſtümperhaft iſt da ſein Betragen! Welcher u
Präſident eines der höchſten Tribunale eines Lande
wagen, mit den Parteien in dieſer Weiſe, wie O
privatim zu verhandeln! Welcher Richter dürfte es
Privatwegen den Parteien die Beweismittel herb
ohne dabei den Ruf eines ſelbſtändigen, unabhängig
parteiiſchen Mannes auf das Spiel zu ſetzen!
Darſtellung leidet nicht allein der Charakter, ſondern
iſt auch ſachgemäß irrthümlich. Jedoch haben wir
was die Conſtruction des Romans und die Entwic
Charaktere betrifft, der Verfaſſerin ſo Manches zug
ten, wir haben auch noch ſonſtige weibliche Lieben
ten, welche den Stil und die Schilderung be
in den Kauf zu nehmen. Wie ſorgfältig, wi
iſt ſo eine Beſchreibung eines Zimmers, eines Ar
erfahren, welche Farbe der Rock hat, wie groß
an demſelben ſind u. ſ. w.; ſtatt aller Kritik nu
weisſtelle (I, 27). Coralto trug „einen braune
langen, vorn offenſtehenden Rock, welcher mi
von der Größe eines Thalers in einer langen
oben herunter bedeckt war; ſchwarze ſeidene Knich
ſeidene Strümpfe mit Schuhen, auf welchen gro
Schnallen erglänzten, und breite weiße Spitzenmanſc
ter welchen die langen weißen Finger hervorſahen,
breiten, zierlich gefalteten Buſenſtreif, den rothen
ritterlichen Kreuzordens, gepudertes, in einem lange
in den Nacken herunterhängendes Haar, ein ziemlich
bartloſes Antlitz" u. ſ. w. Die Handlung ſelbſt wir
gar zu abgenutztes und mechaniſches Motiv eingeleit
hat in Leipzig ſtudirt und abſolvirt, er kehrt zu
Prag zurück, um dort einen Schreiberpoſten bei d
Coralto anzunehmen; ehe er jedoch Prag erreicht h
ein Schlitten daher, die Pferde werden ſcheu, ge
Ottokar iſt behülflich, er iſt dadurch in Beziehung
Perſonen, die für ſein ſpäteres Leben Bedeutung
hat ſich verliebt in die Tochter des Grafen Coral
Schreiber er iſt. Ottokar bleibt längere Zeit in di
geordneten Lage, wir hören und ſehen von ihm
daß er copirt, Rechnungen aufſetzt, Briefe ſchreibt u
Graf Coralto mit ihm zufrieden iſt. Da entſteh
eine Waſſernoth, ein Mann iſt dem Ertrinken nah
rettet ihn mit eigener Lebensgefahr; der Kaiſer, d
fällig in Prag aufhält, läßt ihn kommen, will ihn
belohnen, Ottokar lehnt es ab, dafür wird er nu
darauf Secretär des Kaiſers und ſpäter Präſident.
ter des Grafen Coralto, Bianca, welche in der hoch
und verletzendſten Weiſe Ottokar als Schreiber beh
heirathet den Grafen Puſchek; dieſer ſtirbt, aber
behält bis zu ihrem Tode ſein Vermögen; der Gr
verwaltet es und legt falſche Rechnungen vor; d
klagt gegen den Vater, der Präſident vermittelt
Bianca trägt ihm ihre Hand an, er ſchlägt ſie au
rathet ein armes Mädchen, das als die Tochter ei
ners gilt, ſpäter ſich aber als die Enkelin des Grafe
legitimirt. Die Eroberung Belgrads durch Loudon
Tod des Kaiſers bilden die Schlußſteine einer Erzä
in ſich ſelbſt zu keinem eigentlichen Schluſſe gelang
wir weder wiſſen, was Ottokar ferner gewirkt, noch
aus Bianca geworden iſt.

4. Die Schreckensjahre von Kreuznach, oder die Br
Johannes Heſſel. Schaffhauſen, Schalch. 185
12 Ngr.

Der Verfaſſer ſcheint ein ſehr frommer Mann
faſt jedes Capitel dieſer Erzählung beginnt mit einem

und endigt mit einem frommen Spruche und die ganze
:g ſteht unter der Hauptparole der Myſtiker und Pie-
verleugnen, glauben, ſtreiten, leiden.“ Nachdem der
gleichſam einleitend etwas vom alten Kreuznach in
flächlicher Art erzählt hat, beginnt die eigentliche Ge-
iit dem Jahre 1791, wo ſich am Rhein die franzöſi-
ichtlinge ſammeln. Der Kurfürſt von der Pfalz hatte
. Verbot erlaſſen, daß man in Kreuznach dieſelben
n ſolle, aber dennoch mehrten ſich dieſelben immer
d ſpielten ſelbſt die Herren; ſie fielen endlich unter
iit den Preußen in Frankreich ein und wurden, wie
zurückgeſchlagen, und nun ergoſſen ſich die jungen
aner in die Pfalz. Den Hauptkern des Buchs bildet
derung der Aengſte, Schrecken, Kämpfe in Kreuznach
atem Augenverdrehen und ſalbungsvoller Frommheit.
–121 wird die Erzählung geradezu unterbrochen und
en nur Betrachtungen über Schein und Schatten des
)en Lebens. „Alles ſchwindet, die Himmel vergehen
:m Krachen!“ (!), und dann kommen Bedenken, „ob
Stadt Kreuznach durch Gottes Güte zur Buße ſich
it“. Die Erzählung erhebt ſich nirgends über ein
Geſchwätz und iſt ſehr ermüdend; wenn es einmal die
g und Richtung des Verfaſſers iſt, ſo gehe er in
:el oder Kirchen und verkünde dort ſeine Weisheit,
bleibe uns mit ſolchen Erzählungen, bei denen die
Sauce die Hauptſache iſt, aus der Literatur!

ɔrnien, oder das Mädchen und ſein Kind. Roman
Steffen Ungár. Drei Bände. Wien, Wenedikt.
8. 2 Thlr.

heißt hartes Futter und grobes Zeug; ein Deutſch wie
nd Perſonen und Verwickelungen verſchroben und ver-
a liegt eine alte Frau auf ihrem Ruhebette und hat eine
„als ob ſie aus einem großen Faſſe käme“, dann ſchreit
ollem Halſe“ wieder. Da iſt ein Herr Opacſy, der hat
teres, bartumgebenes Antlitz, hoch aus ihren Gruben
hende Augen, und wenn er dieſe zufällig auf dich rich-
t du dich unangenehm berührt, wie durch den Blick
ſilisken, und wirſt um jeden Preis zu entfliehen trach-
ieſer Mann ſchlägt den Geliebten ſeiner Schweſter
und ſperrt dieſe ſelbſt unter dem Fußboden in einen
rirdiſchen Raum ein; es kommen Empfindungen zur
ng, bei denen ein geſundes menſchliches Herz zurück-
nd es will uns bedünken, als ob der Baſiliskenblick
ſich dem ganzen Buche mitgetheilt habe; denn daſſelbe
zulesen, iſt dem Referenten wenigſtens nicht möglich

ilder. Novellen und Erzählungen von Karl Moritz.
Bändchen. Oppeln, Clar. 1856. 8. 1 Thlr.

Verfaſſer nennt dieſe Erzählungen Lichtbilder, Photo-
, nicht im Gegenſatze zu Schattenbildern, ſondern als
nd treue Darſtellungen eigener Erlebniſſe. Einfach
ig ſind dieſe Erzählungen im höchſten Grade, und
der Verſicherung des Verfaſſers gemäß auch treue
ngen aus ſeinem Leben ſind, ſo wäre für den Leſer
is etwas weniger Treue, aber deſto mehr Intereſſe,
l weniger Breite, aber deſto größere Schärfe ſehr zu
. Es iſt fader langweiliger Dialog, den man leſend
e nur überwindet und bei dem man ermüdet, als
n tagelang durch heißen unfruchtbaren Sand wadet
n Augenblick „Hol über!“ rufen möchte, um in ein
grüneres Land übergeſetzt zu werden. Eine Spannung
ectüre bei dem Referenten wenigſtens erregt, von der
beſſer wäre für das Buch, wenn es nicht der Fall
war dies die Spannung, zu ſehen, ob denn das
zu Ende ſo gründlich fad und langweilig ſein
iber wahrhaftig, pure Conſequenz, ſtarre Regel ohne
e! 25.

Zur Kirchenbaukunſt.

Das Ideal des chriſtlichen Kirchenbaus. Von Johann Kreutz. Mit zwei architektoniſchen Skizzen in Holzſchnitt. München, Lentner. 1857. Lex.-8. 20 Ngr.

Die Erwähnung obiger Schrift in d. Bl. mit der wohlfeilen Redensart entſchuldigen zu wollen, daß das Intereſſe für religiöſes Leben und religiöſe Kunſt ſelbſt die höhergebildeten Kreiſe unſerer Geſellſchaft zu durchdringen begonnen habe, wäre etwas ſehr Ueberflüſſiges; es genügt die einfache Annahme, daß es überhaupt Niemand von uns gleichgültig ſein könne, wie die Architekten unſere Kirchen bauen, da, abgeſehen von der praktiſchen Seite der Frage, auch unſer äſthetiſches Gefühl in ſehr entſchiedener Weiſe dabei betheiligt iſt. Dennoch würden wir Scheu getragen haben, ihrer hier zu gedenken, da der Verfaſſer bei ſeinen Erörterungen ausſchließlich vom katholiſchen Standpunkt ausgeht, gelangte derſelbe nicht auf dem Wege einer ſtrengprincipiellen und von jeder Polemik freien Behandlung ſeines Themas zu Ergebniſſen, die weit über alle confeſſionellen Grenzen hinausreichen und die fruchtbarſte Anwendung ſelbſt für den proteſtantiſchen Kirchenbau zuließen, wenn man von dieſer Seite darauf zu achten geneigt wäre.

Kreutz weiſt in einer trefflichen Ueberſicht der geſchichtlich merkwürdigen Kirchenbauformen aller Kunſtepochen nach, daß der chriſtliche Kirchenbau bisjetzt nur in äſthetiſcher oder ſtiliſtiſcher Beziehung ſeine erreichbar höchſte Vollendung gefunden habe, und zwar während der gothiſchen Kunſtperiode des Mittelalters, nicht aber zu gleicher Zeit in Bezug auf die zweckliche Geſammtanlage und Gliederung des Baus, und daß von allen Völkern der Erde es bisjetzt nur dem helleniſchen Volke gelungen ſei, in ſeinem Tempel das Ideal eines Gotteshauſes ſeinem Gottesbegriff und gottesdienſtlichen Bedürfniß gemäß hinzuſtellen; er weiſt nach, daß dieſem Ideal gegenüber die geprieſenſten Kirchenbauten des chriſtlichen Mittelalters nur eine ſinnlich-materielle, den zwecklichen Monumentalausdruck des Gebäudes überwiegende Wirkung beanſpruchen könnten, und daß es ſehr zweifelhaft ſei, ob man mehr den religiöſen Willen und die Begeiſterung oder mehr den Stolz, die Prunkſucht, die Ehrbegierde und die herausfodernde Andacht Derer bewundern ſolle, die jene großen mittelalterlichen Dome gründeten und bauten — ein gewagter Ausſpruch, der manches ſchwache, für das Mittelalter und ſeine Kunſt ſchwärmende Gemüth vielleicht ſchwer verwunden wird. Und doch iſt Niemand ſo tief erfüllt von der phantaſtiſchen Wunderherrlichkeit der gothiſchen Kirchengebäude als Kreutz, der hoffentlich ſelbſt die enthuſiaſtiſchſten Verehrer dieſes Stils wieder mit ſich verſöhnen wird, wenn ſie vernehmen, daß er ihn als ausſchließliche Bedingung für die äſthetiſche Vollendung ſeines Kirchenideals fodert. Aber er verwirft jede nur ſklaviſche Nachahmung früherer Vorbilder und verlangt, daß beim Entwurf unſerer Kirchen die ſpeciellen Bedürfniſſe und Anfoderungen des Cultus beſtimmend an die Spitze treten; von letzterm hänge die innere Organiſation, von dieſer der weitere Aufbau des Werks ab. Der organiſirende Centralkern der geſammten Anlage ſei folglich in demjenigen Theile des Baus zu ſuchen, der ſich als die eigentliche Cultusſtätte zu erkennen gebe, im Presbyterium, deſſen Mittelpunkt der Altar bildet; der Um- und Ueberbau des Altars aber habe ſich weſentlich als Thurmbau zu entwickeln und dieſer finde ſonach einzig und allein dort im Oſten der Kirchenanlage, wo der Altar ſteht, ſeine bezeichnende Stelle, nicht aber an der Weſtfronte, wohin man ihn zu verlegen pflegt, um hier nur eine vorzugsweiſe decorative Rolle zu ſpielen.

Wie der Altar in der katholiſchen Kirche dem Dogma und Ritus derſelben entſprechend eine durch Abgeſchloſſenheit und Erhabenheit charakteriſirte Lage fodere, ſo habe ſich der Thurm durch ſeine Höhe wie durch ſeine künſtleriſche Behandlung als das augenfälligſte und zugleich ausdrucksvollſte Glied des geſammten Baus bemerkbar zu machen, das aus weiter Ferne ſchon des Herannahenden Blick auf die ideell und praktiſch

wichtigſte Stelle im Bau hinlenke, und es ſei wol kein Zweifel, wenn unſere Architektur auf dieſe Idee praktiſch eingehen wolle, daß dem gothiſchen Thurmbau alsdann eine neue bedeutſame Epoche in der kirchlichen Architektur der Katholiken und, ſofern dieſe nur wollen, auch der Proteſtanten für die Zukunft bevorſtehe.

Denken wir uns im Sinne des Verfaſſers eine Kirche mit drei, vielleicht fünf Altären und über jedem dieſer Altäre einen dem Umfang des Altarraums und ſeiner liturgiſch-rituellen Beſtimmung entſprechend geſtalteten und gegliederten Thurmbau, ſo erhalten wir dadurch einen mächtigen Breitenbau, überragt von drei, fünf Thürmen, der durch die Kunſt eines genialen Architekten zu der außerordentlichſten Wirkung und Schönheit geſteigert werden könnte. Nur müßte das Verhältniß des Langſchiffs zu dem längs der Altarräume hinlaufenden Querſchiffe ein anderes werden, als es Kreutz in einer der beigegebenen architektoniſchen Skizzen vorgezeichnet hat. Von der Einſicht und dem Geſchmack des bauenden Architekten würde es aber auch abhängen, ob den drei oder fünf Schiffen der Kirche, deren Zahl jedesmal genau mit der Zahl der Altäre und der Thürme zu correſpondiren hätte, eine Ausbildung in Gliederung, Höhe und Weite zutheil würde, die mit der innern Anlage, Größe und Wirkung der Altarthürme in harmoniſch befriedigendem Verhältniß ſtände.

Der Gemeinderaum, das Schiff, einfach oder nach der Zahl der Altäre mehrfach gegliedert, hat nur einen untergeordneten Einfluß auf die Geſtaltung der Weſtfronte des Gebäudes, die von jeher als die vorzugsweiſe monumentale Seite angeſehen und behandelt worden iſt. Der Verfaſſer betrachtet den Gemeinderaum gewiſſermaßen wie ein fremdartiges weltliches Element, das ſich zwiſchen die Cultusſtätte des Altarraums und deſſen weſtlichen Abſchluß eingedrängt und letztern an die äußerſte Weſtſeite der Kirche vorgeſchoben habe, eine unſtreitig neue und geiſtvolle Anſicht, bei der es ſich dann von ſelbſt verſteht, daß die Weſtſeite in ihrer Anordnung und Schmückung das Weſen und die Beſtimmung des Altarraums anſchaulich abpräge. Wie? Dies gibt das Büchlein näher an, nur bezweifeln wir ſtark, ob ſich der Geſchmack des gegenwärtigen Geſchlechts, wenn es auch noch ſo kirchlich geſinnt wäre, mit dem einfachen Schmuckſymbol eines koloſſalen Kreuzes begnügen würde, das ſich der Verfaſſer vor der großen mittlern Lichtöffnung der Weſtfaçade aufgepflanzt denkt.

Es könnte unſerer fortwährend bald mehr, bald weniger glücklich oder unglücklich, wie man es nehmen will, nach überwiegend äſthetiſchen Motiven experimentirenden Kirchenbaukunſt wahrlich nicht ſchaden, wenn ſie aus den Kreutz'ſchen Ideen einigen Nutzen für ſich zu gewinnen trachtete, nicht um danach conventionell typiſche und ſymboliſche Kirchengebilde zu ſchaffen, ſondern um auf zwecklich-principiellem Grunde Gebäude aufzuführen, die in allen Beziehungen, ſowol äußerlich als Baukörper wie innerlich als Stätten heiliger Gottesverehrung, den Anfoderungen einer monumental vollendeten ausdrucksvollen Schönheit zu entſprechen vermögend wären.

Der Verfaſſer hätte vielleicht beſſer gethan, der Schrift keine nur blos andeutende oder allein nur ſolche Zeichnungen zur Erläuterung beizufügen, die uns ſeine Gedanken in möglichſt vollkommener Durchbildung vor Augen führten, um etwaigen Misdeutungen leichter aus dem Wege zu gehen. Auch ſehen wir nicht ein, warum der Verfaſſer, da er ſein Buch nun einmal nicht ohne bildliche Zugaben laſſen wollte, die Zeichnungen hell auf dunkelm Grunde ausſparen ließ, da man jetzt die architektoniſchen Umriſſe in der gewöhnlichen erhabenen Holzſchnittweiſe ſo ſchön, als man es nur irgend wünſchen mag, herzuſtellen verſteht. 100.

Theodor von Küſtner und die dram[…]
Autoren.

Wenn wir auch in d. Bl. der zweiten vermehr[…]
einer lithographirten Abbildung des Leſſing-Mon[…]
geſtatteten Auflage von K. Th. von Küſtner's „T[…]
Handbuch für Theaterſtatiſtik" (Leipzig, Dürr, 18[…]
nigen Worten gedenken, ſo geſchieht dies darum,[…]
drücklichſt die Verdienſte hervorzuheben, welche d[…]
ſich um die dramatiſchen Dichter erworben hat, ebe[…]
durch, daß man ihm zumeiſt die Einführung der […]
Deutſchland verdankt *), als dadurch, daß er in faſ[…]
Eifer nicht müde wird, fortdauernd für ihre Rechte un[…]
das Wort zu führen, wie dies namentlich auch in dieſe[…]
und Handbuch für Theaterſtatiſtik" von ihm geſchieht[…]
ſchen Schriftſteller bedürfen ſolcher Anwalte und […]
die nicht eigentlich der ſchriftſtelleriſchen Zunft angel[…]
als die jedes andern gebildeten Landes, und daß […]
gen müſſen, gereicht wahrlich einem Volke nicht[…]
welches ſich auf die von ihm ausgegangene Erfi[…]
Ausbreitung des Bücherdrucks und auf ſeine geiſti[…]
ſoviel zugute thut und bei dem die ſchriftſtelleriſche[…]
mehrfachen Gründen ſo in den Vordergrund getret[…]
wenn man die deutſche Nation bei ihrer Arbeit au[…]
man nicht umhinkönnen wird, ſie auch bei ihrer […]
ſchen Arbeit aufzuſuchen. Es thut Einem wahrlich[…]
man wahrnehmen muß, wie in Theaterkreiſen ger[…]
matiſchen Autoren, welche die Bühne durch ihre […]
halten und ſtützen und von deren Producten ſie leb[…]
einer ſo geringen Achtung genießen, daß es ein […]
Küſtner führt daher auch in ſeinem Buche mit[…]
Worte Leſſing's an, die nach ſeiner Anſicht, und es[…]
ſicht eines gründlichen Kenners der Dinge wie ſie[…]
bis auf den heutigen Tag ihre Geltung nicht verl[…]
„Die Franzoſen ſind ein Volk, das, von dem W[…]
Dichters und von dem Einfluſſe des Theaters a[…]
und Sitte überzeugt, jenen nicht zu ſeinen unnütz[…]
rechnet, dieſes nicht zu den Gegenſtänden zählt, […]
nur geſchäftige Müßiggänger bekümmern. Wie w[…]
Deutſche in dieſem Stücke noch hinter den Franzoſen![…]
herauszuſagen, wir ſind gegen ſie noch die wahren[…]
Barbariſcher als unſere barbariſchſten Voraltern, de[…]
derſänger ein ſehr geſchätzter Mann war, und die be[…]
Gleichgültigkeit gegen Künſte und Wiſſenſchaften di[…]
ein Barde oder Einer, der mit Bärenfellen und Bernſ[…]
der nützlichere Bürger wäre? ſicherlich für die Frage ei[…]
gehalten hätten." Mögen ſich dies Leſſing'ſche W[…]
gen geſagt ſein laſſen, welche, obſchon ſelbſt Dichter u[…]
ſteller und von dem Ertrage ihrer arbeitſamen F[…]
uns dadurch, daß ſie den mit Bärenfellen u. ſ. w. H[…]
benden eine höhere Stellung als den Vertretern d[…]
Arbeit anzuweiſen befliſſen ſind, uns wieder in ein[…]
zu ſtürzen drohen, welcher Leſſing und ſeine M[…]
uns kaum und nur mit Mühe entriſſen hatten. […]
der Schriftſteller danken wir Hrn. von Küſtner au[…]
den nobeln Standpunkt, den er bei Behandlung d[…]
frage einnimmt, und wünſchen nur, daß ſeine An[…]
dringen und ſeine inhaltreiche Schrift inner- wie au[…]
Theaterkreiſe recht viele Verbreitung finden möge.

---

*) Gegen die Tantième iſt mit Bezug auf deutſche Be[…]
legentlich auch in d. Bl. eingewendet worden, daß der B[…]
mehr den Verfaſſern von wirkſamen, aber nicht ſehr we[…]
ſogar werthloſen Theaterſtücken, als den Verfaſſern von[…]
Dichterwerken zugute komme. Das iſt thatſächlich richtig,[…]
nicht gegen das Princip der Tantième, ſondern legt […]
gegenwärtig im Publicum herrſchenden Ungeſchmack Zeug[…]

Notiz.

ıngen deutſcher Dichtungen ins Engliſche.
Athenaeum" war jüngſt in der Lage, zu gleicher
:berſetzungen aus dem Deutſchen anzuzeigen: „Tor-
ıo: a drama, from the German of Goethe, and
ıs, translated by *M. A. H.*"; „The German ly-
ıtrical versions from the principal German lyric
W. N."; „Lenora: a ballad, newly trans-
the German of Bürger, by *Albert Smith.*" Ueber
ʒung des Goethe'ſchen „Torquato Taſſo" bemerkt
:rſtatter: „Die neue Ueberſetzung des Goethe'ſchen
n M. A. H. fodert begreiflicherweiſe zu einer Ver-
it der ausgezeichneten Ueberſetzung deſſelben Dramas
vanwick auf, und wir ſtehen nicht an zu verſichern,
ſen Vergleich durchaus nicht ſcheuen darf. Sie iſt
) treu, ja gibt das Original an manchen Stellen
:r wieder, und obſchon weniger fließend und melo-
treff der Sprache, entbehrt ſie doch keineswegs der
ırm und Diction, welche bei einer Ueberſetzung die-
; ſo weſentliche Erfoderniſſe ſind." Von den beige-
erſetzungen einer Auswahl Gedichte von Schiller,
land, Koſegarten (hier ſtets „Roſegarten" gedruckt),
Adelheid von Stolterfoth u. ſ. w. bemerkt der
tter: ſie ſeien „faithful and poetical reproductions".
Anzeichen laſſen den Berichterſtatter vermuthen, daß
ıungen aus weiblicher Feder herrühren. Die An-
'he German lyrist" hat W. Nind, der ſchon frü-
ıswahl Klopſtock'ſcher Oden und Anderes aus dem
überſetzt hat, zum Verfaſſer und enthält auserleſene
Klopſtock, Schiller, Goethe, Bürger, Fouqué, Kör-
, Schenkendorf, Freiligrath und Geibel. Auch dieſe
;en werden als „spirited and elegant" gerühmt,
uch nicht immer den Wünſchen eines an die Origi-
nten Ohrs entſprächen. Am meiſten hat der Be-
: an ihnen wie an den Ueberſetzungen von M. A. H.
daß darin die Metra der Originale nicht im-
beibehalten ſeien, und er fügt dann hinzu: „Vers-
Melodie in lyriſchen Gedichten gleichen nur zu oft
auf Schmetterlingsflügeln: nehmt ihn hinweg, und
rſchwindet." Das größte Lob ertheilt er aber der
Ueberſetzung der Bürger'ſchen „Lenore". Er be-
ter den von W. Nind gegebenen Proben aus Bür-
ſten ſtoßen wir auch auf eine Ueberſetzung der Bal-
en, die zwar ſicherlich gut iſt, aber doch von Albert
ner Bearbeitung dieſes oft überſetzten Meiſterwerks
alladenpoeſie übertroffen wird. In der That iſt es
ıngen, uns mit einer Bearbeitung zu beſchenken,
r den vielen Ueberſetzungen der «Lenore», deren ſich
niſche Literatur von Walter Scott's «William and
bis auf Nind's letzten Verſuch rühmen darf, die
d gelungenſte iſt." Man verdanke dies hauptſäch-
der Kritiker, dem Umſtande, daß der Ueberſetzer das
s Originals ganz treu beibehalten und ſo die „im-
s of its restlessly onward rushing numbers" be-
Wir erwähnen bei dieſem Anlaß, daß Auerbach's
" ebenfalls ins Engliſche und zwar unter dem Ti-
arefooted maiden, a tale" überſetzt worden iſt, und
gliſche Stimme das „Barfüßele" über des Amerika-
ıorne mit ſo großem Beifall aufgenommene Erzäh-
: scarlet letter" und zugleich über viele der frü-
lungen von Auerbach ſelbſt ſtellt, da er diesmal
und matte Stimmung, die über manchen ſeiner
ten gleich einer Regenwolke hänge", vorſichtig und
ngehalten habe.

H. M.

Bibliographie.

Armee und Staat. Von einem norddeutſchen Officier. Roſtock, Leopold. Gr. 8. 1 Thlr.

Bungener, F., Chriſtus und die Welt. Vier Vorträge. Aus dem Franzöſiſchen von M. Mehring. Mit einem Vorwort von B. Lindner. Leipzig, Bredt. 8. 12 Ngr.

Caſanova's Flucht aus den Bleikammern zu Venedig. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Cupples, G., Der Grüne oder Abenteuer eines Seelieutenants. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Eiſen und Dampf. Ein Zeitbild aus dem Obererzgebirge. 1857. Dresden, Meinhold u. Söhne. 8. 6 Ngr.

Erlebniſſe eines Advocaten. Von Dr. jur. S— Aus dem Engliſchen von W. E. Drugulin. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Gerſtäcker, F., Herrn Mahlhuber's Reiſeabenteuer. Erzählung. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Heſekiel, G., Soldatengeſchichten. 2te vermehrte Auflage. Magdeburg u. Leipzig, Gebr. Baenſch. 16. 20 Ngr.

Judeich, A., Die Rentenſteuer im Königreich Sachſen. Nach Geſetzen und Entſcheidungen dargeſtellt. Dresden, Meinhold u. Söhne. Gr. 8. 18 Ngr.

Käuffer, J. E. R., Evangeliſche Grund- und Glaubens-Sätze nebſt Ueberblick der Geſchichte der chriſtlichen Kirche dargeſtellt. Dresden, Meinhold u. Söhne. Gr. 8. 1 Thlr.

Kühne, F. G., Prag. Böhmiſch, Deutſch und Czechiſch. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Müller, A., Die Schlacht bei Prag. Eine Jubelſchrift. Berlin, Gebauer. 8. 7½ Ngr.

Stern, S., Geſchichte des Judenthums von Mendelsſohn bis auf die Gegenwart, nebſt einer einleitenden Ueberſchau der ältern Religions- und Kulturgeſchichte. Frankfurt a. M., Literariſche Anſtalt. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Stille, Eliſabeth, Klippen. Nach Mittheilungen eines Freundes wiedergegeben. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vogl, J. N., Blumen. Romanzen, Lieder und Sprüche aus der Blumenwelt. 2te vermehrte Auflage. Wien, Pfautſch u. Voß. 16. 22½ Ngr.

Unger, F., Botanische Streifzüge auf dem Gebiete der Culturgeschichte. I. Nahrungspflanzen des Menschen. Mit 1 Karte. Wien, Gerold. Lex.-8. 20 Ngr.

Rumäniſche Volkspoeſie. Geſammelt und geordnet von B. Alexandri. Deutſch von W. v. Kotzebue. Berlin, Decker. 16. 24 Ngr.

Wilhelmi, R., Ueber Feiertagsheiligung. Eine Beleuchtung des dritten Gebotes. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 12 Ngr.

Zimmermann, K., Der Guſtav-Adolf-Verein. Ein Wort von ihm und für ihn. Dritte bis zu Ende des Jahres 1856 fortgeführte, ſehr vermehrte Auflage. Darmſtadt, Leske. Gr. 8. 12½ Ngr.

Tagesliteratur.

Müller, A., Hengſtenberg und die evangeliſche Kirchenzeitung. Ein Wort der Mahnung. 3te Auflage. Berlin, Gebauer. 8. 10 Ngr.

Roſenhof, C., Der große Komet, oder: Iſt es möglich und wahrſcheinlich, daß die Erde am 13. Juni 1857 untergehen wird? Nach der dritten Auflage des däniſchen Originals frei übertragen und erweitert von G. F. v. Jenſſen-Tuſch. Altona, Verlagsbüreau. Gr. 8. 4 Ngr.

Zimmermann, F., Der Komet am 13. Juni 1857 und die möglichen Folgen eines Zuſammenſtoßes deſſelben mit der Erde. Berlin, Haſſelberg. 16. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unſere Zeit.

Jahrbuch zum Converſations-Lexikon.

Das dritte und vierte Heft dieſes neuen populär-encyklopädiſchen Werks ſind ſoeben erſchienen und nebſt den frühern Heften ſowie einem ausführlichen Proſpect in allen Buchhandlungen zu erhalten. Dieſelben enthalten Folgendes:

Die Geld- und Creditverhältniſſe Öſtreichs im Jahre 1856. — Das Heerweſen der Schweiz und ihre Rüſtungen im Winter 1856—57. — Die Fürſten Gortſchakow. — Das Waſſerglas. — Paraffin, Hydrocarbür und die übrigen aus Foſſilien gewonnenen Leuchtöle. — Kleinere Mittheilungen: Anthon (Charles). — Bebutow (Fürſt Waſſilji Oſſipowitſch). — Bibra (Ernſt, Freiherr von). — Buſchir. — Châtel (Fernand François). — Desnoyers (Auguſte Gaſpard Louis Boucher, Baron). — Kharek. — Komrat. — Larochejacquelein (Marie Louiſe Clotilde Victoire, Marquiſe de). — Lyons (Edmund, Lord). — Merode (Philippe Felix Balthaſar Otto Ghislain, Graf von). — Müchler (Karl). — Saint-John (Bayle). — Schiller (Friedrich von). — Nekrolog zum „Converſations-Lexikon“ bis Ende 1856.

Die Vorgänge und Zuſtände in Kanſas. — Die Weinveredelung. — Paul Delaroche. — Guſtav Meviſſen. — General Graf von Berg. — Kleinere Mittheilungen: Amherſt (William Pitt). — De La Beche (Sir Henry Thomas). — Fay (Theodore Sedgwick). — Ficquelmont (Karl Ludwig, Graf von). — Glinka (Michael). — Hahn (Karl Auguſt). — Melvill van Carnbée (Pieter, Baron). — Oikonomos (Konſtantinos). — Quintana (Manuel Joſé). — Schmidt (Heinrich). — Solomo (Dioniſio, Graf). — Wilberforce (Robert Iſaak). — Zunz (Leopold). — Nekrolog zum „Converſations-Lexikon“ bis Ende 1856. (Fortſetzung.)

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Beſitzer der zehnten Auflage des Converſations-Lexikon

ſowie für die der „Gegenwart“ und der verſchiedenen Converſations-Lexika. Daneben hat daſſelbe jedoch einen durchaus **ſelbſtändigen Werth**, indem es beſtimmt iſt, **das Zeitleben in Staat, Geſellſchaft, Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur** zu ſchildern und alle neuen Ereigniſſe, Perſönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetiſche Reihenfolge friſch und anſchaulich darzuſtellen.

Das Unternehmen iſt von der deutſchen Preſſe mit ſeltener Einſtimmigkeit höchſt anerkennend begrüßt worden und hat ſich bereits einen ſehr anſehnlichen Leſerkreis erworben.

Monatlich erſcheint ein Heft von 4—5 Bogen zu 5 Ngr., ſodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zuſammen einen Band bilden.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensgeſchichte

Georg Waſhingtc

Von Waſhington Irving.

Aus dem Engliſchen. Erſter bis dritter B

Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Eine neue Biographie **Georg Waſhington's** von **ton Irving**, das neueſte Werk des berühmten am Schriftſtellers, das auch in Deutſchland bereits leb tereſſe und zahlreiche Leſer gefunden hat. Die folgen werden ſofort nach ihrer Veröffentlichung gleichfalls i Ueberſetzung erſcheinen.

Bei **R. L. Friderichs** in Elberfeld erschien s

Die

Schauspiele Calderon

dargestellt und erläutert von

Fr. Wilh. Val. Schmidt.

Aus gedruckten und ungedruckten Papieren des zusammengesetzt, ergänzt und herausgegebe

Leopold Schmidt.

36 Bogen Lexikon-Format. Brosch. Preis

Shakspere's Werke.

Herausgegeben und erklärt von Dr. **N. D**

(Englischer Text mit deutschen erklärenden Not

III. Bandes 2tes Stück: King Richard II. Prei

Lieder der Minnesinger

von

Karl Simrock.

24 Bogen Taschenformat. Aufs eleganteste a und eingebunden in englisch Leinen mit Golds reicher Vergoldung. Preis 2½ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Polnische Dichter in eleganten Miniatura

Malczeski (A.), Marja powieść Ukraińska. (N gabe.) Geh. 10 Ngr. Geb. 15 Ngr.

Mickiewicz (A.), Konrad Wallenrod. Geh. Geb. 25 Ngr.

———, **Ballady i Romanse.** Geh. Geb. 25 Ngr.

———, **Farys. Grażyna.** Geh. Geb. 25 Ngr.

Zaleski (B.), Duch od Stepu. Geh. 15 Ngr. Ge

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

terariſche Unterhaltung.

heint wöchentlich. —— Nr. 23. —— 4. Juni 1857.

ätter für literariſche Unterhaltung erſcheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preiſe von 12 Thlrn. 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an.

:: Wilhelm Heine's Reiſe nach Japan. — Populäre Aeſthetik. Von Moritz Carriere. — Hiſtoriſche Romane. — Sachſen-Meiningens Antheil an der deutſchen Literatur. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Bilhelm Heine's Reiſe nach Japan.

ı die Erde nach Japan am Bord der Expeditions- unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Re- z der Vereinigten Staaten. Deutſche Originalaus- on Wilhelm Heine. Zwei Bände. Mit fünf vom 'er nach der Natur aufgenommenen Anſichten in Ton- ausgeführt in Holzſchnitt von E. Kretzſchmar. Leip- oſtenoble. 1856. Ler.-8. 6 Thlr.

der „Reiſe um die Erde nach Japan" von Wilhelm treten wir völlig jungfräulichen Boden. China iſt ichen Nationen ſeit dem Ende des 16. Jahrhunderts nde genommen zu keiner Zeit ſo hermetiſch ver- geweſen und hat daher auch das allgemeine t und die Neugier niemals in ſo hohem Grade wie das räthſelhafte und geheimnißvolle Inſel-) fernſten Oſtens, Marco Polo's goldenes Ci-)as Kaiſerthum Japan. Nach verſchiedenen ver- Verſuchen mehrer europäiſcher Nationen, zuletzt länder und Ruſſen, die jeden fremden Einfluß, jede Berührung mit Ausländern (die geringen, lten und keine Möglichkeit einer genauern Kennt- innern Zuſtände geſtattenden Handelsbeziehungen Holländern in Nangaſaki abgerechnet) abwehren- ranken zu durchbrechen, iſt es endlich dem jüng- :r regſamſten Zweige des indogermaniſchen Völker- zelungen, uns Japan wenigſtens in ziemlich gleichem ı eröffnen, als China ſeit dem engliſchen Vertrage ionen des Weſtens eröffnet iſt. Freilich wird es t noch lange dauern, ehe wir von den innern ıſtänden Japans, von ſeiner Sprache, ſeiner Lite- iner Verfaſſung, Sitte und Religion ein ſo voll- ; Bild erhalten werden, wie es uns z. B. Huc ıa gegeben hat. Indeß die Bahn iſt gebrochen, gilt nunmehr lediglich mit friſchem Forſchungs- derſelben vorzuſchreiten. Die Vereinigten Staa- n ihren groſsartigen Beruf als Pioniere der gan- iſirten Welt dadurch, daß ſie mit Energie und Geſchick die Pforten jener wunderbaren Meeresfeſtung ſprengten und in vielleicht nicht allzu ferner Zukunft die Möglichkeit einer durchgreifenden Vermittelung jener turaniſchen Civiliſation mit unſerer europäiſchen anbahnten, würdig erfüllt. Die wenigen Blicke, die wir bisher durch dieſe Pforte zu werfen im Stande geweſen ſind, haben unſere Wißbegierde nur noch mehr angeſtachelt, und diejenigen Reiſewerke, welche die erſten Ergebniſſe jener Miſſion vor unſern Augen entwickeln, werden lange Zeit einen ehrenvollen Platz in der Weltliteratur einnehmen und zu den wichtigſten Quellenſchriften für Erdbeſchreibung, Völkerkunde und Culturgeſchichte gezählt werden.

Unter die letztern gehört vor allem das im Laufe vorigen Jahres in Neuyork erſchienene Buch unter dem Titel: „Narrative of the expedition of an American squadron to the China Seas and Japan, performed in the years 1852, 1853 and 1854, under the command of Commodore M. C. Perry. Compiled by *Francis L. Hawks.*" Der Verfaſſer hat nicht ſelbſt an der Expedition theilgenommen, ſondern ſeinen Bericht unter der Aufſicht des Commodore aus den umfangreichen Journalen verſchiedener Mitglieder der Expedition und den öffentlichen Actenſtücken geſchickt compilirt. Möglicherweiſe wird dieſes Werk bald in einer deutſchen Ueberſetzung erſcheinen; wir unſererſeits können uns ein genaueres Eingehen auf den Inhalt deſſelben umſoeher erſparen, als uns ein deutſches Originalwerk von einem Theilnehmer jener Weltumſegelung, einem unſerer Landsleute, vorliegt, dem dieſelben Quellen bei ſeiner Darſtellung zugebote ſtanden, der aber den großen, in mancher Beziehung durch nichts Anderes zu erſetzenden Vorzug unmittelbarer Anſchauung und Mitbetheiligung vor dem amerikaniſchen Autor voraus hat.

Wilhelm Heine iſt den Leſern d. Bl. durch ſeine trefflichen „Wanderbilder aus Centralamerika" bereits vortheilhaft bekannt. Das vorliegende Werk übertrifft aber das frühere nicht nur durch die größere Wichtigkeit ſeines Stoffs, ſondern auch durch eine dieſer Wichtigkeit

entſprechende würdige, lebhafte und ſchwungvolle Darſtellungsform, welche ebenſo ſehr auf der einen Seite durch ihre Einfachheit und Natürlichkeit, wie auf der andern durch künſtleriſche Fülle und Abrundung ſich charakteriſirt. Ein Werk wie dieſes macht unſerer Nation alle Ehre und verdient allerdings die Anerkennung eines Alexander von Humboldt, dem der Verfaſſer, in dieſem Falle ohne Zweifel durch ein Gefühl reiner Pietät geleitet, ſeine Arbeit gewidmet hat. Heine war einer der wenigen vom Glück Begünſtigten, denen es geſtattet wurde, die Expedition zu begleiten, obgleich er eigentlich nicht zur Mannſchaft des Geſchwaders gehörte, während bekanntlich vielen andern wiſſenſchaftlich gebildeten Männern Europas und Amerikas das gleiche Geſuch abgeſchlagen ward. Unſer Maler erhielt pro forma eine Anſtellung als Maſter's Mate, wurde aber vom Commodore alles Schiffsdienſtes enthoben und konnte ſich ſomit ſeinen wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Studien nach Herzensluſt hingeben. Doch muß zu ſeinem Ruhme erwähnt werden, daß er der Expedition, insbeſondere bei der genauern Erforſchung der Liu-Kiu-Inſeln, aber auch ſonſt, nicht unwichtige praktiſche Dienſte geleiſtet und ſich als eines ihrer thätigſten Mitglieder bewährt hat, ein Umſtand, welcher ihn umſomehr zu ihrem Berichterſtatter qualificirt. Unter Denjenigen, welche ihm bei ſeiner praktiſchen Thätigkeit eifrigſt zur Seite ſtanden, begegnen wir einem andern alten Bekannten, Mr. Bayard Taylor, welchen wir unlängſt auf ſeiner aus „Geſundheitsrückſichten" zu den Schilluknegern am Weißen Nil in Centralafrika unternommenen Vergnügungstour begleitet haben, der aber inzwiſchen nicht blos Syrien, Kleinaſien und Meſopotamien, wie er uns damals in Ausſicht ſtellte, ſondern auch Perſien, Afghaniſtan und Indien bis an den Ganges bereiſt hat.

Der größere Theil des erſten Bandes entrollt vor unſern Blicken eine Reihe glanzvoller Naturſcenen und intereſſanter Sittenbilder auf bekannten Schauplätzen, an denen wir, wenn auch höchſt ungern ſchweigend vorübereilen. Madeira, St.-Helena, die Capſtadt, Mauritius, Ceylon und Singapore, ſowie die chineſiſchen Stationen Hongkong, Kanton, Macao und Shanghae bieten dem Verfaſſer eine Reihe durch und durch charakteriſtiſcher Stoffe zu herrlichen Genregemälden und Landſchaftsſkizzen, die ſich ebenſo ſehr durch Schärfe der Zeichnung wie durch die Ueppigkeit ihrer Farbenglut auszeichnen. Insbeſondere enthalten die Beobachtungen des Verfaſſers während ſeines zweimaligen Aufenthalts in China ſoviel Neues und Bedeutſames, daß wir bedauern müſſen, hier nicht ausführlicher darauf eingehen zu können, um uns für noch Wichtigeres nicht den Raum zu ſehr zu verengen. Denn das eigentliche Intereſſe der Erzählung beginnt erſt mit der Landung auf den Liu-Kiu-Inſeln, jenem reizenden Verbindungsgliede zwiſchen China und Japan, welche beiden Reiche gemeinſam die Oberherrlichkeit über die Inſulaner beanſpruchen und ausüben. Wir kennen die letztern ſchon von früherher als Leute von liebenswürdigem, offenher-

zigem und anſpruchsloſem Charakter, und d
welches uns Heine, der mit den verſchiedenſten
derſelben aus allen Theilen der Inſel zu verkel
legenheit hatte, von ihnen entwirft, beſtätigt un
vorher gewonnenen Anſicht ſo entſchieden, daß
nächſten aus dem neueröffneten Verkehre mit
kern Amerikas und Europas unvermeidlich erwa
die Unſchuld, Moralität und das idylliſche Gl
guten Menſchen im innerſten Grunde erſchütter
gen nur mit banger Beſorgniß betrachten könne
wenn wir, das verhängnißvolle Schickſal Chi
Augen, in Erwägung ziehen, daß die erſte
unſerer ſogenannten höhern Civiliſation in einer
Zerſetzung der ſittlichen Grundlagen des Volksd
derjenigen Nationen, denen ſie ſich gewaltſam a
zu beſtehen ſcheint. Ohne die feſte Ueberzeugung
unbedingten Nothwendigkeit dieſes Zerſetzungspro
Intereſſe der höchſten Vermittelung aller nation
genſätze und ohne den unerſchütterlichen Glauben
endlichen Sieg des Guten über das Böſe w
geneigt, Das, was auf den erſten Anblick als ein
der Cultur erſcheint, um der Opfer willen, wel
Triumph erheiſcht, zu beklagen. Die Bewohn
paradieſiſchen Inſeln ſcheinen nur die Vorzüg
aber die Mängel der Chineſen und Japaner zu
von den erſtern unterſcheiden ſie ſich, abgeſehen
bereits oben angeführten weſentlichern Charak
unter Anderm auch durch große Ehrlichkeit und
nützigkeit, ſowie durch eine ausgeſuchte Reinlich
Ordnungsliebe, von den letztern durch ihr zu
Weſen; denn die anfängliche naive Schüchtern
mit dem mistrauiſchen Charakter der Japaneſ
aus nichts gemein und machte bald einer argl
traulichkeit Platz. Laſſen wir uns von unſern
erzählen, wie es in einer Herberge auf den
Inſeln ausſieht.

Nach einem Marſch von etwas mehr als drei Mile
ten wir die Hauptſtadt Schuy, die in derſelben Weiſe
Hafenort) Napa, nur in etwas großartigerm Stile g
auf der Spitze und am Abhange eines Hügels liegt
einer Art Feſtung oder Caſtell beherrſcht wird. Dicht
Stadtthore luden uns unſere Begleiter ein, in ein
treten, um uns zu erfriſchen. Dieſe Erfriſchungsanſta
Einkehrhäuſer, Kunk-kwa in der Landesſprache genan
den ſich in allen Ortſchaften von einiger Bedeutung
beſtimmt, anſtändige Reiſende zu beherbergen. Du
von Blumenbeeten und Bäumen umgebenen Hof gela
in eine Empfangshalle, meiſt eine Ecke des Hausra
nehmend. Das Haus war, wie alle übrigen, von Hol
und um daſſelbe läuft ein 3—4 Fuß breiter, von S
tragener Gang; dann kommt eine Wand, aus leicht
getäfel gebildet, die jedoch, mit Ausnahme eines kurze
an den Ecken des Gebäudes, weggenommen werden
daß der Raum von allen Seiten frei iſt. Bei ſchlecht
ter wird auch ſtatt der obern Felder eine Art Fenſter
öltem Papier eingeſetzt. Der Fußboden iſt mit weich
nen Matten, 6—7 Fuß lang, 3 Fuß breit und 2 Zoll
legt, auf denen es ſich ganz herrlich ſchläft. Der
welcher hier die Rolle unſers Wirths ſpielte, wahr
wol eine Art von Magiſtratsperſon, klatſchte nach vor
genen Verbeugungen in die Hände, worauf Diener e

eden ein hölzernes Tellerchen brachten, worauf eine
ſchale mit brennenden Kohlen und eine Aſchenbüchſe
busrohr zum Ausklopfen der Pfeife ſtand. Auf ein
eichen ward in ſehr kleinen Taſſen Thee gereicht, ver-
ebenfalls wie in China ohne Milch und Zucker, der
nichtsdeſtoweniger ganz gut ſchmeckte und eine treff-
ende Wirkung aufs Blut äußerte. Vor dem Hauſe
großes hölzernes Waſſergefäß befindlich, aus dem man
ind ſich Hände, Füße und Geſicht wuſch. Ebenſo
die Schuhe in der Vorhalle und geht in Strümpfen

ſichtlich der weitern intereſſanten Einzelheiten
dieſes Ausflugs durch die Inſel müſſen wir
Werk ſelbſt verweiſen. Kurz nach der Rückkehr
Berichterſtatters von dieſer Rundſchau ſtattete der
ore dem Regenten von Liu-Kiu einen feierlichen
ab. Die Empfangsceremonie und die Bewir-
on Seiten des letztern machen natürlich, ſo ernſt
int waren, oft einen äußerſt humoriſtiſchen Ein-
noch höherm Grade aber iſt dies der Fall mit
mauſerei an Bord, welche der Commodore nach
kehr von einer Explorationsfahrt nach den pa-
en Bonin-Eilanden, deren Fruchtbarkeit und
it in unſerm für alle Naturreize ſo empfäng-
andsmann Robinſon'ſche Gelüſte erweckte, zur
ung der ihm von dem Regenten erwieſenen Höf-
wofür derſelbe inzwiſchen auf kaiſerlichen Befehl
worden war, veranſtaltete.

Gäſte langten tapfer zu und ließen ſich die Schild-
pe, Fricaſſées und Coteletten, Gemüſe, Salat, Braten,
te Früchte, Paſteten, Backwerk und was die Tafel
Luxusgenüſſen bot, trefflich ſchmecken. Wein, mit
e des Champagners, wollte ihnen nicht ſo recht mun-
ingegen ſchienen die ſüßen Liqueure, beſonders Maras-
d andere feine Schnäpſe, ihren Beifall in um ſo
Grade zu finden; ſie thaten gute Züge und wurden
und guter Dinge, und gingen nach aufgehobener
Jeder mit einem gemüthlichen Haarbeutelchen, von-

2. Juli 1853 ſegelte das Geſchwader aus dem Ha-
Napa ab und warf am 8. bei Uraga in der ſchö-
von Jeddo Anker. Hier machten die in Unzahl
den japaniſchen Dſchunken Miene, die fremden
einzuſchließen, ließen ſich aber durch die drohende
derſelben von ihrem Vorhaben abſchrecken. Am
Morgen ſehr zeitig kam der Befehlshaber der hier
en Truppen in Begleitung des Bürgermeiſters
), wo ſie durch den Flaggencapitän empfangen
n Auftrage des Commodore, mit der Flotte
do hinaufzugehen und dort das Sendſchreiben
rikaniſchen Regierung an die gehörige Autorität
zu laſſen, in Kenntniß geſetzt wurden. Ihre
ungen hiergegen fanden nur ſoweit Berückſichti-
daß man ihnen drei Tage Zeit zur Abſendung
richts nach Jeddo verſtattete. Dieſe Friſt wand-
Amerikaner zu einer nautiſchen Vermeſſung der
en, aber unwirkſamen Befeſtigungen umgebenen
ohne daß die japaniſchen Boote einen Wider-
ewagt hätten. Endlich traf die Meldung ein,
12. Juli zwei kaiſerliche Commiſſarien von Jeddo
kommen würden, um das Schreiben des Präſidenten an den Kaiſer in Empfang zu nehmen. Am Morgen des genannten Tags wurden von beiden Seiten feierliche Anſtalten zur Zuſammenkunft getroffen. Der Commodore begab ſich unter großartigem militäriſchen Pompe an den feſtgeſetzten Ort, wo ihn zwei japaniſche Prinzen von höchſtem Range inmitten eines prächtigen Gefolges erwarteten. Der Commodore behandelte dieſelben dem ihm gewordenen Auftrage zufolge zu ihrer großen Verwunderung auf dem Fuße vollkommener Gleichheit und benahm ſich überhaupt mit einer Würde und Entſchiedenheit, die zu dem bisherigen hündiſchen Benehmen der europäiſchen und namentlich der holländiſchen Geſandten, woran die Japaner gewöhnt waren, einen ſchneidenden Gegenſatz bildete. In dem Briefe des Präſidenten, welcher nebſt den übrigen Urkunden am Schluſſe des Werks ſich befindet, werden als die alleinigen Zwecke der Expedition mit kurzen Worten erklärt: Freundſchaft, Handel, Kohlen und Proviſionen und Schutz für unſere ſchiffbrüchigen Mitbürger. Am Schluſſe der Verhandlung ſprach ſich der Commodore dahin aus, daß er, da ohne Zweifel eine reifliche Berathſchlagung über den Inhalt ſeiner Sendung abgehalten werden müſſe, jetzt wieder fortgehen und im Frühjahr zurückkehren werde, eine Erklärung, deren Entſchiedenheit die Japaner in Erſtaunen ſetzte und über die ſie ſich erſt dann beruhigten, als der Commodore ihnen ſeine Abreiſe als einen Act der Höflichkeit darſtellte, worauf man ſich nach gegenſeitigen Artigkeitsbezeugungen trennte. Am 15. Juli verließ das Geſchwader die Bai und langte am 25. Juli wieder in Napa an, wo man nach einigen Schwierigkeiten vom neuen Regenten die Erlaubniß zur Errichtung eines Kohlenmagazins erwirkte und das gute Einvernehmen mit den freundlichgeſinnten Einwohnern noch mehr befeſtigte. Am 7. Auguſt ankerte die Flotille wieder in Hongkong, unſer Maler aber nahm während der nun eintretenden Ruhezeit ſeinen Aufenthalt in Macao, deſſen Leben und Treiben er uns auf das anziehendſte ſchildert. Nachdem inzwiſchen die Nachricht von einem in Japan eingetretenen Thronwechſel angelangt war, verließ das Geſchwader im Januar des nächſten Jahres Hongkong und landete wieder vor Napakiang auf Liu-Kiu, wo neue Excurſionen zur Aufſuchung eines Kohlenlagers unternommen und ein immer vertraulicheres Verhältniß mit den Einwohnern angeknüpft wurde. Wie weit man es gegenſeitig darin gebracht hatte, iſt aus dem Umſtande zu erſehen, daß die eingeborene Gaſſenjugend jedem Amerikaner auf der Straße ein „How do you do?“ zurief und einige junge Männer ſich ſchon recht leidlich in engliſcher Sprache auszudrücken gelernt hatten, während andererſeits die Amerikaner und auch unſer Landsmann ſich des Studiums der Liu-Kiu-Sprache befliſſen. Am 7. Februar 1854 brachen die Dampfer zur letzten entſcheidenden Fahrt nach Jeddo auf.

Die Darſtellung der weitern Unterhandlungen mit den Japanern, welche bekanntlich von dem gewünſchten Erfolge begleitet waren und den Ankömmlingen Gele-

genheit zu einer vollſtändigern Kenntnißnahme des Charakters und der in mancher Hinſicht ſonderbaren Sitten der aſiatiſchen „Oeſtreicher“ gaben, und die Schilderung von Land und Leuten finden ſich im zweiten Bande. Doch bietet auch der erſte ſchon manchen charakteriſtiſchen Zug und mehr als eine ergötzliche Scene. Im Allgemeinen fanden ſich die Ankömmlinge von dem höflichen und anſtändigen Betragen der Leute überraſcht. Die Perſonen der höhern Stände hatten nur einen leichten Anflug der aſiatiſchen Geſichtsbildung und ſelbſt bei den niedern Claſſen der Fiſcher und Bootsleute war dieſer Zug nicht in unangenehmer Weiſe vorherrſchend. Daß übrigens die bisherige grundſätzliche Abſperrung des Landes von allen Einflüſſen der weſtlichen „Civiliſation“ die Einwohner nicht verhindert hat, von den wichtigen Vorgängen außerhalb ihrer Grenzen Notiz zu nehmen, erhellt aus folgender Stelle.

Der Gouverneur mit ſeinen Offizieren begleitete uns an Bord, und mit großer Aufmerkſamkeit, obwol mit der Haltung von Leuten, die es gegen den guten Anſtand halten, ihre Neugierde merken zu laſſen, betrachteten Alle das Innere des Schiffs. Beſonders ſchienen die Maſchine, die ſchweren Geſchütze mit den Percuſſionsſchlöſſern, die Gewehre, die Revolvers u. ſ. w. ihr höchſtes Erſtaunen zu erregen. Mit geographiſchen und aſtronomiſchen Karten waren ſie wohlbekannt und deuteten auf dem Globus die Stelle von Japan, Rußland, Holland, England, den Vereinigten Staaten, ſowie deren Hauptſtädte u. ſ. w. ganz genau an, zeigten auch durch verſchiedentliche Fragen, daß ſie ziemlich gut mit den Weltbegebenheiten vertraut ſeien. So z. B., ob Mexico noch exiſtire oder ob es die Vereinigten Staaten ſchon ganz erobert hätten? ob die große Eiſenbahn von Neuyork nach San-Francisco wirklich erbaut worden ſei? u. dgl. m., wobei jedesmal der Ort auf dem Globus richtig mit dem Finger von ihnen gezeigt ward.

Die gaſtronomiſchen und deſtillatoriſchen Künſte der Amerikaner, ihre Confitüren und Weine, insbeſondere der Champagner, fanden den Beifall der Bewohner von Niphon nicht minder als derer von Liu-Kiu, und am Ende wird auch hier zunächſt der Magen die Vermittlerrolle zwiſchen der europäiſchen und mongoliſchen „Cultur“ übernehmen müſſen. Das Opiumgift, mit deſſen Einführung und Verbreitung die Engländer dieſen Civiliſationsproceß in China eingeleitet haben, ſcheint dieſen Volksſtämmen noch unbekannt zu ſein, wird es aber, ſobald die Engländer einmal feſten Fuß gefaßt haben, ſchwerlich lange bleiben. Möge ſie eine gütige Vorſehung vor dieſem Danaergeſchenke retten!

Der zweite Band bringt uns zunächſt die Entſcheidung. Am 13. Februar ankerte das Geſchwader aufs neue in der Bai von Jeddo, diesmal jedoch oberhalb Uraga und der kaiſerlichen Hauptſtadt um ein Beträchtliches näher. Die kaiſerlichen Commiſſarien hatten bereits in Uraga Anſtalten zum Empfange des Commodore getroffen; da dieſer aber mit amerikaniſcher Hartnäckigkeit erklärte, er pflege niemals einen Schritt zurückzugehen, ſo mußten ſie ſich nach langen Unterhandlungen und vielfachen Ausflüchten dazu verſtehen, die Unterhandlungen dem Ankerplatze der amerikaniſchen Flotille gegenüber auf einem freien Stück Felde, eine halbe Meile öſtlich von Conegaba, einer ziemlich beträchtlichen Stadt, fortzuführen. Hier landete endlich am 8. März Com
Perry im vollen Glanze militäriſchen Pompes
öffnete die Verhandlungen mit den vier japaniſch
vollmächtigten. Es liegt außer dem Bereich unſer
gabe, deren Verlauf hier im Einzelnen darzuſtell
die intereſſanten Empfangsfeierlichkeiten, gegenſeitig
lichkeitsbezeigungen, Schmauſereien und Beluſti
aller Art, wozu dieſelben Veranlaſſung gaben, z
dern. Heine entwirft davon ein ebenſo anſchaulich
ergötzliches Gemälde; wer ſich indeß ganz voll
darüber unterrichten will, den müſſen wir auf da
angeführte Werk Hawks’ verweiſen. Genug, am 24
wurde endlich jener epochemachende Vertrag geſc
deſſen Inhalt ſowie das Ergebniß der ganzen Ex
wir nicht treffender und gedrängter zu bezeichnen
als mit den nachſtehenden Worten, durch wel
Verfaſſer dem Commodore Perry ſeinen ſicherlich
tigen und tiefgefühlten Tribut des Dankes und b
wunderung darbringt:

Unſern ſchiffbrüchigen Seeleuten wird Schutz und Hü
welchen Punkt des japaniſchen Reichs ſie auch geworfen
die Häfen von Simoda, Hakotade, Napakiang und noch
ter, welchen zu wählen uns ein Jahr Friſt verſtattet, ſin
kaniſchen Schiffen geöffnet; japaniſche Lootſen bringen ſi
mäßige Bezahlung ſicher vor Anker; Holz, Waſſer, Lebe
aller Art und Kohlen in genügender Menge werden ge
zahlung in Geld oder in Waaren verabfolgt, und in ein
fange von 10 Seemeilen *) von jeder der genannten
können ſich Amerikaner in der Umgegend ergehen.
ben unſere Todten nach chriſtlichem Gebrauche begrab
buddhiſtiſche Prieſter vereinigten ihre Gebete mit den un
unſere Eiſenbahn, der Telegraph und andere Maſchin
auf japaniſchem Grund und Boden in Thätigkeit geſe
den, haben Beifall und Bewunderung erregt, und i
Augenblicke beſchäftigt ſich der kaiſerliche Staatsra
ein Geſetz zu erlaſſen, welches den Amerikanern geſt
Japaner in der Anwendung dieſer nützlichen Erfindu
unterrichten. Reiche Gegengeſchenke befrachten eins
Transportſchiffe, welches dieſelben kaum alle faſſen ka
achtungsvolle Briefe ſind bereits an den Präſidenten d
einigten Staaten als Antwort auf deſſen Schreiben
Kaiſer abgeſendet worden.

In der That waren die amerikaniſchen Geſch
beſchaffen, daß ſie überall Bewunderung erregt
würden; wie viel mehr alſo in einem Lande, deſſe
wohner von dieſen letzten und bisjetzt höchſten
ten der Wiſſenſchaft und des Erfindungsgeiſtes kau
Ahnung hatten! Am meiſten wurde die Eiſenba
wundert. Die Locomotive, der Tender, der P
wagen, von Norris in Philadelphia erbaut, das H
von Roſenholz und Paliſſander, die Metallarbeit
vorzüglichſter Ausführung, Alles natürlich in etw
jüngtem Maßſtabe, bildeten das ſchönſte Modell,
man ſich denken kann. Die Schienen wurden in
Cirkel von etwa einer Meile im Umfange gelegt.
len Spaß erregte eine große Feuerſpritze mit Ho
als einer der amerikaniſchen Mechaniker ſie probi
der Strahl eine Gruppe gaffender Japaner traf

*) Dieſer Rayon iſt infolge ſpäterer Verhandlungen beim
Hakotade auf die Hälfte beſchränkt worden.

ßen Schrecken über den Haufen warf. Kaum
Erſtaunen als die Eiſenbahn erregte natürlich
omagnetiſche Telegraph, der ununterbrochen in
, holländiſcher und japaniſcher Sprache ſpielte.
n aller Art für Agricultur wurden aufgeſtellt.
metallene Rettungsboote und jenes berühmte
Boot für Brandungen, das an einem Tau
eines Mörſers und einer Bombe an Bord des
en Schiffs geſchoſſen und dann zwiſchen dieſem
Küſte hergezogen werden kann, wurden an-
Eine Anzahl der bekannten Folts (ſechsſchüſſige
ſowie ſchöner Halls (vierundzwanzigſchüſſige
, Fabrikate und Stoffe aller Arten und endlich
ſten Ausgaben von Werken amerikaniſcher Au-
anden ſich unter den Geſchenken und machten
zu einer der werthvollſten Gaben, die je einer
on einer andern dargebracht worden ſind. Es be-
eß gar nicht einmal derartiger Gegenſtände, welche
m Rechte noch uns ſelbſt der Bewunderung
rſcheinen, um ihre Neugier zu erregen und ih-
ahmungstrieb, den ſie mit den Chineſen theilen,
zu beſchäftigen. Die Kleidung der Offiziere,
und Matroſen war, wie uns Hawks auf das
ſchildert, in nicht geringerm Grade das Object
pulöſeſten Unterſuchungen, und insbeſondere wa-
uf die Knöpfe — allem Anſchein nach im Reich
eine ziemlich unbekannte Größe — förmlich
Der letztere Umſtand könnte bei einem Volke,
die in Hawks' Werke aufgezählten Geſchenke
rs und der Commiſſarien an die Regierung der
en Staaten und die Offiziere des Geſchwaders be-
der Verfertigung der mannichfaltigſten Kunſt- und
enſtände ſo außerordentlich erfahren iſt, einiger-
Wunder nehmen, wenn er ſich nicht aus der
hermetiſchen Abgeſchloſſenheit vom Verkehre
Fremde zur Genüge erklärte. Und dieſer ſelt-
derſpruch wird ſich dem Leſer in all den zahl-
Schilderungen, die uns Heine aus den verſchie-
Gebieten des japaniſchen Culturlebens gibt, gleich-
ufdrängen: es iſt eben der der Einſeitigkeit und
theit nothwendig anhaftende Widerſpruch.
wir vielleicht in dem Bisherigen ſchon etwas
aus der Fährte d. Bl. geſchlagen ſind, wozu
ie Maſſe nicht minder als das Intereſſe des
nur allzu leicht verleiten, ſo müſſen wir uns be-
dieſen Gegenſatz durch ein Beiſpiel aus der reli-
phäre zu erläutern. So wißbegierig die Japaner
ſind, ſo verſchwiegen und zurückhaltend ſind ſie
its in Bezug auf ihr Land und ſeine Verfaſſung,
und Gebräuche, ganz beſonders aber in Bezug
Religion, und die wenigen einzelnen und ganz
n Züge, welche wir in den Werken von Heine
oks finden, bringen uns in der Erkenntniß dieſer
nd charakteriſtiſchſten Geiſtesrichtung eines Volks
einen Schritt weiter. Und doch zeigt ſich ne-
r äußerſten Excluſivität eine praktiſche Duldung,
h die „civiliſirten" Europäer und insbeſondere
die Amerikaner, welche in ihrer gewohnten Weiſe unverſchämt genug waren, die Berufung der Japaner auf ihre Sitten und Gebräuche nicht gelten zu laſſen, während ſie die Fortſetzung der Verhandlungen am „Sabbath" dem Wunſche der letztern entgegen ablehnten, füglich zum Muſter nehmen könnten. Der von Heine erzählte Fall ſcheint uns ſo bezeichnend zu ſein, daß wir nicht umhinkönnen, ihn anzuführen:

Nach einigen Tagen hatten wir auch den erſten Todten unſerer Mannſchaft in japaniſcher Erde zu beſtatten, einen Marineſoldaten der „Miſſiſſippi". Ein Corporalscommando, Kaplan Jones und einige Offiziere bildeten den Trauerconduct, allein am Eingange eines Dorfes, das wir zu paſſiren hatten, um zum Begräbnißplatz zu gelangen, geſellte ſich ein buddhiſtiſcher Prieſter zu uns, und da Niemand es ihm verwehrte, nahm er ſeine Stelle unmittelbar hinter Dr. Jones im Zuge ein. Der Kirchhof, in welchem das Grab gegraben worden war, lag unweit eines kleinen Tempels. Dr. Jones verlas die üblichen Gebete, und als er geendet, fragte der buddhiſtiſche Prieſter ſehr beſcheiden an, ob es auch ihm erlaubt ſei, ſeine Ceremonien zu verrichten, die ſich auf das Verbrennen einiger mit Gebeten beſchriebenen Stücken Papier und Darbringung einiger Opfergaben, beſtehend aus Thee, Reis u. ſ. w., beſchränkten. Die Erlaubniß, welche dazu freundlich ertheilt ward, ſchien einen ſehr guten Eindruck auf die ziemlich zahlreich verſammelten Japaner zu machen.

Wir unſererſeits vermögen hierin allerdings kaum etwas Anderes zu finden, als dieſelbe religiöſe Indifferenz, welche Huc bei den Chineſen als das entſchiedenſte Hinderniß für die Wirkſamkeit chriſtlicher Miſſionen beklagt, und ſind feſt überzeugt, daß auch hier das Chriſtenthum nur inſofern Wurzel ſchlagen kann, als es Träger der allgemeinen, humanen Cultur iſt und ſich dieſer Aufgabe bewußt bleibt. Der ebengenannte Kaplan Jones urtheilt freilich anders. Er erzählt uns (Hawks, S. 517), daß er jedesmal in der Achtung der Japaner, der Beamten ſowol wie der Privaten, geſtiegen ſei, ſobald dieſelben ihn als chriſtlichen Geiſtlichen kennengelernt hätten, und iſt der Anſicht, daß nur ſolange, als die Regierung ihren Unterthanen die Möglichkeit abſchneide, den Unterſchied zwiſchen römiſchem Katholicismus und Proteſtantismus zu begreifen, was den letztern bei ihrer großen Wißbegierde und ſcharfen Beobachtungsgabe ſehr leicht ſein würde, keine Form des Chriſtenthums in Japan Fuß faſſen könne. Wir überlaſſen es unſern Leſern, zu entſcheiden, ob die Miſſionsbeſtrebungen der amerikaniſchen Epiſkopalkirche auf mehr Erfolg zählen dürften als die der römiſch-katholiſchen.

Einen andern bedeutſamen Zug wollen wir insbeſondere auch um deswillen erwähnen, weil er zugleich die freilich überall hervortretende Liebenswürdigkeit unſers Landsmannes charakteriſirt:

Ich weiß nicht, ob ich ſchon erwähnt habe, daß ich mit dem Lieutenant des Präfecten oder Bungos von Simoda in einem beſonders freundſchaftlichen Einvernehmen geſtanden hatte. Gohara Iſabura war ein ſehr angenehmer, feingebildeter junger Mann von noch nicht 30 Jahren, der ziemlich geläufig holländiſch ſprach und auch im Engliſchen, das er eifrig ſtudirte, ſchon recht bedeutende Fortſchritte gemacht hatte. Der große Atlas von Streit, den ich beſitze, gefiel ihm ganz beſonders, und um die vielen Gefälligkeiten und Artigkeiten, die er

mir erwieſen, einigermaßen zu erwidern, machte ich ihm mit demſelben ſowie mit einem engliſch-holländiſchen Wörterbuche ein Geſchenk und begleitete es mit folgendem kleinen Gedichte in deutſcher Sprache, dem ich eine Ueberſetzung in engliſcher Proſa beifügte. ... Beim Abſchiede brachte mir Gohara ein Gegengeſchenk, beſtehend aus einer ſchönen und reichen Tabackspfeife nebſt dazu gehörigem Tabacksbeutel und einem ſehr kunſtvoll gearbeiteten und mit Perlmutter eingelegten Theekäſtchen. Auch er hatte gedichtet und ſein Gedicht mit einer holländiſchen Ueberſetzung begleitet.

Das Gedicht iſt ganz ſinnig. Solche und viele ähnliche Züge, welche die Leſer in Heine's Buche finden werden, ſind trefflich geeignet, den Naturwüchslern in der Politik handgreiflich zu beweiſen, was der abſtracte Wille, die rein mechaniſch wirkenden Kräfte der Staatsgewalt und papierne oder nicht papierne Verfaſſungen in der That zur Umgeſtaltung eines Volkscharakters leiſten können, wenn ſie auch deſſen innerſte Triebkraft nie vollkommen zu erſticken im Stande ſind. Daß ſich dieſer überall entſchieden zutage tretende Gegenſatz zwiſchen äußerer Form und innerer Anlage bei den Japanern trotz ihrer zweihundertjährigen hermetiſchen Abgeſchloſſenheit vom großen Weltverkehre dennoch ſo lebendig erhalten hat, berechtigt für die zukünftige Weiterentwickelung dieſes Volks unter günſtigern äußern Umſtänden zu den ſchönſten Erwartungen.

Andere derartige Gegenſätze, die ſich dem Leſer aufdringen werden, beruhen freilich zunächſt auf andern Urſachen, werden aber jedenfalls zugleich mit den ſoeben beiſpielsweiſe angeführten ſich erledigen. Manche ſind faſt komiſcher Natur; ſo z. B. wenn die außerordentliche Reinlichkeit der Japaner gerühmt, aber gleich darauf erzählt wird, daß jede Straße ein Receptakel für Miſthaufen oder vielmehr deren Ingredienzien iſt, die einen peſtilentialiſchen Geruch um ſich verbreiten; oder wenn man uns die außerordentliche, von großem Zartgefühl zeugende Schamhaftigkeit der Japanerinnen anpreiſt und uns anderswo durch Wort und Bild in das Innere eines öffentlichen Badehauſes einführt, wo beide Geſchlechter in der rührendſten paradieſiſchen Unſchuld miteinander verkehren. Der geneigte Leſer wird ſich indeß die Sache ſchon zu erklären wiſſen oder ſich mindeſtens mit dem Bewußtſein tröſten, daß ein zukünftiger, Europa bereiſender japaniſcher Heine auch keine Diogeneslaterne anzuzünden braucht, um auf unſern Gaſſen oder zwiſchen unſern vier Wänden ſolche Widerſprüche zu entdecken.

Dieſe wenigen Einzelheiten, welche wir aus der reichhaltigen Maſſe der uns vorliegenden Beobachtungen und Schilderungen herausgegriffen haben, werden hinreichen, um den Leſer ahnen zu laſſen, welche Belehrung und welchen Genuß er ſich von dem zweiten Bande des Heine'ſchen Werks verſprechen darf. Allgemeine Reſultate daraus ziehen zu wollen, halten wir für eine Vermeſſenheit; ein ſo unzeitiges Generaliſiren auf Grund unzureichender Thatſachen kann der Wiſſenſchaft nur verderblich ſein. Eine derartige Prätenſion liegt auch dem Verfaſſer völlig fern; er will uns nicht mehr geben als eine Reihe intereſſanter Erfahrungen und Beobachtungen und hat

Das, was er will, auf die befriedigendſte un
digſte Art geleiſtet. Eine ſeltene, durch künſtl
dung unterſtützte Auffaſſungs- und Darſtellung
zarte und ſinnige Empfänglichkeit für alles C
Charakteriſtiſche im Natur- und Menſchenlebe
tere Lebensanſchauung und ein geſunder Hu
uns dafür, daß aus ſeiner Feder wie aus ſei
nur lebenswahre und lebenswarme Geſtalte
ſind. In dieſer Ueberzeugung begleite ihn de
troſt auf ſeinen kurzen Ausflügen zu Waſſ
Lande, deren reiche Erträgniſſe nicht nur in ſ
nen Buche vorliegen, ſondern auch den ſchönſte
des mit den herrlichſten Landſchaftsbildern, S
dem Volksleben, Abbildungen von Thieren,
Geräthſchaften u. ſ. w. ausgeſtatteten Hawks'ſc
bilden; auf ſeine Jagdzüge, deren Beute den
riſchen Sammlungen ſeines neuen Vaterlan
gekommen iſt; zu ſeinen nautiſchen Ber
durch welche er redlich das Seinige zur Err
der Expedition zunächſt vorgeſteckten Zieles
hat — und er wird ſich reichlich belohnt fin

Wir begnügen uns, kurz die weitern Re
anzudeuten. Am 16. April brach das Geſch
der Bai von Jeddo, nachdem es letztere Stad
ger Entfernung zu Geſicht bekommen hatte,
dem ſüdlich von der Bai an der Oſtküſte v
gelegenen Hafen von Simoda und von da
wöchentlichem Aufenthalte wieder gen Norden
zweiten der den Amerikanern eingeräumten
Hakodade an der Südoſtſpitze der Inſel Je
auf. Genaue Hafenvermeſſungen, deren Re
zahlreichen Specialkarten des Hawks'ſchen W
weiſen, beſchäftigten während dieſer Zeit ei
Theil der Schiffsmannſchaft und auch unſern
ſtatteten aber dennoch hinreichende Muße zu
Excurſionen und intereſſanten Beobachtungen
Am 7. Juni lief der Commodore wieder in S
und traf mit den daſelbſt angelangten kaiſerli
miſſarien die zur Ausführung des abgeſchloſſ
trags nothwendigen Verabredungen. Zwanzig
ſagte die Flotille den Küſten von Japan Leb
kehrte zunächſt über Nape auf Liu-Kiu, wo
die entente cordiale durch das rohe und ſel
cheriſche Gebahren dreier Matroſen von der
Depot zurückgelaſſenen Abtheilung und durch
mordung eines derſelben ſeiten der Inſulaner g
den war, jedoch durch die energiſchen und gere
nahmen des Commodore wiederhergeſtellt ward,
kong zurück, wo der Verfaſſer manches Neu
chineſiſchen Revolutionskrieg erfuhr und vielfach
heit fand, die vortrefflichen Anſtalten der dortl
lichen Miſſionen genauer kennenzulernen. H
ſich Commodore Perry von ſeinem Geſchwader,
Suez und Europa heimzukehren; die noch übrig
ſegelten durch den Stillen Ocean nach Newy
Nach einem dritten achttägigen Aufenthalte
ging die „Miſſiſſippi", an deren Bord ſich u

;and, den 1. October wieder in See. Honolulu
nördlichen Sandwichinſel Oahu, San-Francisco
rnien, Panama, Valparaiſo, die Magelhaens-
nsbeſondere Port Femine) und Rio de Janeiro
e Stationen, wo ſich die Fregatte zwar nur
, aber immer noch lange genug aufhielt, um
aſſer zu einer Reihe der intereſſanteſten Schil-
Stoff und Gelegenheit zu geben.
ir hier wieder auf bekannten Schauplätzen weilen,
wir uns, obgleich faſt Alles, was uns in den be-
Capiteln des Buchs geboten wird, durchaus neu
end iſt, mit dieſer kurzen Andeutung begnügen,
doch nicht umhin, ſpeciell auf Dasjenige hinzu-
as uns Heine von dem Leben und Treiben der
Deutſchen in Valparaiſo und Rio de Janeiro
Ueberhaupt wollen wir ſchließlich nicht verfeh-
ich faſt auf jeder Seite des Buchs ausſprechen-
n, innigen Liebe und Anhänglichkeit des Ver-
ſein altes Vaterland als eines Umſtandes zu
welcher, abgeſehen von den ſonſtigen Vorzügen
rakters, in dem ſich Beſcheidenheit und Männ-
eiſinn und Pietät auf die liebenswürdigſte Weiſe
, dem Werke eine dankbare Aufnahme unter ſei-
leuten zu ſichern geeignet iſt. Es iſt eins jener
de häufigen Bücher, deren Verfaſſer man un-
liebgewinnt, obgleich oder vielleicht eben des-
il derſelbe ſeine Subjectivität nie gefliſſentlich
n läßt, deren volle Friſche und Originalität ſich
deſtoweniger überall lebenskräftig geltend zu ma-
i. Dies bildet den eigenthümlichen Vorzug
e'ſchen Werks vor dem Hawks'ſchen, welches
wiederum als eine Compilation aus ſämmt-
den Mitgliedern der Expedition geführten Tage-
den officiellen Documenten das erſtere natür-
ichhaltigkeit des Materials übertrifft. Uebri-
ten beide Werke, das Hawks'ſche als Einlei-
ausführlichere, das Heine'ſche als Schlußſkizze
ngtere wohlgelungene und leſenswerthe Zuſam-
g des bereits früherhin über Land und Volk
er durch Kämpfer, Golowin, Klaproth, Mey-
ing und beſonders Siebold (bisjetzt ohne Zwei-
bedeutendſte Autorität über Japan) bekannt
e. Der Letztgenannte, eine Reihe von Jahren
er holländiſchen Factorei zu Deſima (Nangaſaki)
t (1828) wegen des hochverrätheriſchen Unter-
ſich von dem japaniſchen Aſtronomen eine Karte
s copiren zu laſſen, in Unterſuchung gezogen
Hawks wiſſen will und wahrſcheinlich zu ma-
cht, als ruſſiſcher Spion verdächtig aus Japan
hatte alles nur Mögliche aufgeboten, um die
begleiten zu dürfen, war aber vom Commo-
hartnäckig und entſchieden zurückgewieſen wor-
hat ſich ſpäter in einer zu Bonn erſchienenen
„Authentiſcher Bericht über die Bemühungen
rlande und Rußlands zur Eröffnung Japans
chiffahrt und den Handel aller Nationen", da-
ächen geſucht, daß er die Verdienſte der Ame-
rikaner herabſetzt. Es iſt nicht unſere Sache, weiter auf dieſe Frage und die damit zuſammenhängende Literatur einzugehen. Das große welthiſtoriſche Verdienſt, welches ſich die Amerikaner erworben haben, unterliegt für den Unbefangenen kaum einem Zweifel. Daß nicht alle ſanguiniſchen Hoffnungen, die ſich an den Vertrag knüpften, ſofort in Erfüllung gegangen ſind, liegt in der Natur der Sache, alterirt aber deſſen Wichtigkeit nicht im geringſten. Wer ſich über die Schwierigkeiten, welche die induſtriellen nnd commerciellen Verhältniſſe Japans, abgeſehen von ſeinen Sitten und Einrichtungen, einem großartigen Aufſchwunge ſeines Handelsverkehrs mit dem Auslande und ſpeciell mit Amerika entgegenſtellen, genauer unterrichten will, den verweiſen wir auf einen intereſſanten Aufſatz von J. C. Delprat, einem langjährigen Beamten der holländiſchen Factorei zu Deſima, in der „Revue des deux mondes" vom 1. October 1856, müſſen jedoch dabei bemerken, daß die in dieſem Aufſatze ausgeſprochenen Befürchtungen durch einzelne neuerdings in den öffentlichen Blättern berichtete Maßnahmen der japaniſchen Regierung theilweiſe widerlegt zu werden ſcheinen.

Nachdem unſere Beſprechung des Heine'ſchen Reiſewerks der Natur der Sache nach mehr das culturhiſtoriſche als das literariſch-artiſtiſche Intereſſe deſſelben hat hervorheben müſſen, wollen wir doch ſchließlich nicht unterlaſſen, auch die ſchönen und elegant in Tondruck ausgeführten Holzſchnitte, welche das Buch zieren, anerkennend zu erwähnen. 72.

Populäre Aeſthetik.

1. Aeſthetik in Umriſſen. Zur allgemeinern philoſophiſchen Orientirung auf dem Gebiete der Kunſt. Von Joſeph Bayer. Erſter Theil. Prag, Mercy. 1855—56. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.
2. A-B-C der Aeſthetik. Fünf Vorleſungen, gehalten zu Straßburg von Albert Grün. Straßburg, Treuttel u. Würtz. 1856. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.
3. Die Grenzen der Muſik und Poeſie. Eine Studie zur Aeſthetik der Tonkunſt. Von Auguſt Wilhelm Ambros. Prag, Mercy. 1856. 8. 24 Ngr.
4. Zur Reform der modernen Kunſt. Eine Studie zur neueſten Kunſtgeſchichte. Halle, Schroedel u. Simon. 1856. Gr. 8. 15 Ngr.

Wenn auf dem Gebiete der Aeſthetik Schriften wie die beiden erſtgenannten erſcheinen, die nicht durch neue Ideen oder Forſchungen die Wiſſenſchaft als ſolche weiterführen, ſondern das in ihr Errungene für die allgemeine Bildung verſtändlich und fruchtbar machen wollen, ſo iſt das immer ein erfreuliches Zeichen, daß ſich in weitern Kreiſen auch ein Verlangen nach der Einſicht in das Weſen des Schönen und der Kunſt rege, wiewol es immer beſſer wäre, wenn auch die ſelbſtändigen Denker und Forſcher von Haus aus weniger für die Schule und mehr für das Leben ſchrieben. Der Ton, den Schiller in den „Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen", den Leſſing im „Laokoon", den Schelling in ſeiner Rede „Ueber das Verhältniß der bildenden Künſte zur Natur" angeſchlagen, ſollte maßgebend ſein; denn dieſe Werke beweiſen, daß man zugleich die Wiſſenſchaft weiterführen und zugleich auf die Nationalbildung einwirken, daß man tief und klar, ſcharf und ſchön zugleich über äſthetiſche Fragen ſchreiben

kann. Die im vorigen Decennium begonnene „Aeſthetik“ von Viſcher bietet neben den eigenen Gedanken und Urtheilen des Verfaſſers zugleich ein ziemlich vollſtändiges Repertorium aller Leiſtungen auf äſthetiſchem Gebiet; ſie hat zugleich die Kunſtgeſchichte und ihre Reſultate mit der Hegel'ſchen Philoſophie in Verbindung gebracht. So iſt ſie für Nachfolgende, die keineswegs alle Studien des Verfaſſers mitgemacht haben, eine Fundgrube von Gelehrſamkeit, eine Sammlung von mannichfaltigen Anſichten, die man weiter erörtern kann; ihr großer Umfang reizt dazu, ſie mehr ins Enge zu ziehen, und die Form der abſtract gehaltenen Paragraphen und der erläuternden Anmerkungen veranlaßt dazu, beide ineinander zu arbeiten. Das ſcheint ſich denn Bayer zur Aufgabe gemacht zu haben. Er und A. Grün nehmen im Weſentlichen den Viſcher'ſchen Standpunkt ein, Bayer zeigt ſich aber überall von ihm abhängig. Er kennt kaum etwas Anderes oder Neueres. So ſind ihm z. B. Zeiſing's „Proportionslehre“ und „Aeſthetiſche Forſchungen“ fremd geblieben, und was ich über das Ungenügende von Viſcher's, d. h. Hegel's philoſophiſchen Principien in Fichte's Zeitſchrift, was ich ſelbſtändig darſtellend in meiner „Poetik“, namentlich in den einleitenden Abſchnitten veröffentlichte, iſt für ihn nicht geſchrieben geweſen. Er will das Schwierige durch einen blühenden Stil leicht machen und ſetzt Metaphern an die Stelle des begriffsmäßigen Ausdrucks. Von einem großen Verdienſte um die Wiſſenſchaft kann bisjetzt weder bei ihm noch bei Grün die Rede ſein; aber ihren Zweck, eine beſtimmte Entwickelungsſtufe der Aeſthetik auf eine leichtfaßliche und ein größeres Publicum leicht anſprechende Weiſe populariſirend zu ſchildern, dieſen Zweck haben ſie glücklich erreicht.

Grün's Vorleſungen ſind durch jugendliche Friſche und Wärme ausgezeichnet, das lebendige Wort des Redners klingt auch im Druck durch die ſtummen Lettern hindurch, er ſagt Weniges, was geradezu falſch wäre, aber er meint oft ein Problem dadurch gelöſt zu haben, daß er es beſchreibt, wie z. B. das Produciren der Phantaſie. Wenn er ſelbſt laut ſeiner Vorrede „weit entfernt iſt, dem hier von ihm Gebotenen große Bedeutung beizulegen“, ſo wird er auch von uns nicht fodern können, daß wir es thun; aber um einen Ueberblick über das Gebiet der Aeſthetik zu gewinnen, um einmal, was jetzt Eigenthum aller Gebildeten iſt, dem heranwachſenden Geſchlechte in gedrängtem Zuſammenhange vorzutragen, iſt ſein Büchlein empfehlenswerth. Daß er die landſchaftliche Schönheit leugnet, mit der für viele Menſchen doch die äſthetiſchen Eindrücke beginnen, der zuliebe Tauſende jetzt in die Schweiz und jetzt ans Meer reiſen, iſt eine Conſequenz davon, daß er das Schöne zunächſt in den Dingen ſtatt in dem auffaſſenden Subjecte geſucht hat. Dieſen Irrthum theilt er mit Bayer. Wir wollen etwas näher auf die Frage eingehen.

Wir glauben nach gewöhnlicher Anſicht der Dinge in einer tönenden, hellen, farbenreichen Welt zu leben und ſie, die für ſich fertig iſt, mit unſern Sinnen und Gedanken nur aufzunehmen, uns mit ihrem Inhalt zu erfüllen. Aber die kritiſche Philoſophie lehrt uns, daß wir zunächſt nur die Aenderung der eigenen Zuſtände im Bewußtſein erfaſſen und die innern Bilder, die wir danach produciren, als eine Erſcheinungswelt außer uns ſetzen, indem wir ſie vorſtellen und von unſerm Selbſt unterſcheiden. Nur daß wir denken, iſt das unmittelbar und unzweifelhaft Gewiſſe, weil ein Zweifel daran ſelbſt ein Gedanke wäre und weil dieſer das ſich ſelbſt erfaſſende Sein iſt; und wäre kein Bewußtſein, keine Wahrnehmung und Empfindung, ſo würde das bloße Daſein einer materiellen Welt weder genoſſen, noch angeſchaut, noch irgendwie erfaßt werden und ſo gut wie gar nicht vorhanden ſein. Ohne Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ ſtudirt zu haben, ſollte Niemand in äſthetiſchen Dingen ein Wort mitreden wollen, aber weder bei Bayer noch bei Grün ſind die Spuren eines Verſtändniſſes dieſes Buchs. Mit dieſem aber ſtimmt die Naturwiſſenſchaft überein, wenn ſie lehrt, daß Ton und Farbe außer uns als ſolche nicht erfunden, daß ſie erſt in uns und durch uns

erzeugt werden. Außer uns vorhanden ſind Luft u
ſind Dinge, deren Bewegungen ſich der Luft oder
mittheilen. Die an ſich lautloſen und dunkeln Be
gungen durchwogen die Luft und den Aether, und
an ein Ohr, wo ſie an ein Auge ſchlagen und durc
nesorgan die in ihm verzweigten Nerven berühren
Maßgabe der eigenen Bewegung erregen, empfinden
Umſtimmung unſerer Organe und vernehmen ſie
und Licht. Die Sterne ſtehen am Himmel, wenn
Augen geſchloſſen ſind, aber ſie glänzen erſt, wenn
len vom offenen Auge aufgenommen werden; wi
Stimme der Nachtigal nicht außer uns, erſt in u
erſt unſerer Empfindung beginnt ſie zu tönen.

Da nun alles Schöne in Natur und Kunſt un
Sinne vermittelt wird, da es durch Formen, Far
unſerm Gemüthe mitgetheilt werden muß, ſo ergi
der obigen Betrachtung, daß es nicht außer uns i
gen fertig beſteht, ſondern in uns durch unſere G
erſt erzeugt wird. Wir wiſſen zunächſt nicht von
genſtänden, ſondern von Luſtgefühlen, in welchen u
erhöht, unſer ganzes Gemüth durch ein ſinnlich-geiſt
behagen, durch den Genuß voller Geſundheit bef
beſeligt wird. Dann werden wir inne, daß wir di
nicht willkürlich hervorrufen, daß ſie nicht zufällig
ſondern in einem Zuſammenwirken beſtimmter B
mit unſerer Seele entſtehen, und wir nennen die G
dieſer Vorſtellungen ſchön im Unterſchiede von and
andere Empfindungen in uns erwecken.

Hätte Bayer dies erwogen, ſo würde er es ni
Beſonderes der Schönheit in der unorganiſchen Na
haben, daß dieſelbe in uns, in unſerm fühlenden Auge
ſinnigen Schauen ſei; auch die Farben des Gemäld
unſere Empfindung, auch die Melodie eines Liedes be
uns nur als Luftſchwingungen, die in unſerm Ohr
werden; das Ohr vernimmt nur Töne nacheinander
eine gehört wird, iſt der andere verklungen, das
muß die Töne in ihrer Folge feſthalten und zur
knüpfen, die Seele hört alſo die Melodie durch eigen
und wer eine Dichtung genießen will, der muß
gen, der muß ſie dem Dichter in ſich ſelbſt nachſch

Bayer hat von unſerm Leben eine ſehr ſchlecht
Aeſthetik eine ſehr gute Meinung. Er ſagt: „Da
Welt geſchiedene Schöne, das die Baſis einer ſch
lichkeit verloren hat, muß in die Sphäre des Geda
ben werden, um uns ſo geſichert und unverloren z
Aber all ſeine Erhebungen in den Gedanken würd
ſchlechter Erſatz ſein, wenn Rafael's „Sixtiniſche
oder Mozart's „Don Juan“ verlorengingen. Das iſt
die Eigenthümlichkeit des Schönen, daß die ewige
blos gedacht, ſondern angeſchaut und empfunden
darum iſt für den Verſtand in jedem ſchönen We
erſchöpfliches und Unſagbares vorhanden. Der Kü
ein rechter Thor, welcher jahrelang an einem We
oder malte, wenn er daſſelbe mit ein paar Worten
könnte, wenn nicht das Bild eine Offenbarung ewi
heit auf eine ganz eigene Art wäre, die in ihr
Sphäre beſtehen will, die nicht in einer andern
werden kann. Bayer ſieht in den griechiſchen Tem
geſchenke, die das Volk ſeinen Göttern brachte, währ
kel's berliner, Klenze's münchener Bauten in keinem
hange zur preußiſchen oder bairiſchen Staatsidee ſtä
müßte er nicht mit den Tempeln vielmehr unſere
ſammenſtellen, die doch aus unſerer Religion hervorg
nennt die burgſchützende Athene auf der Akropolis
die Siege über die Perſer auch zu geiſtiger Rieſengr
gewachſene Palladium, während die Bavaria in M
deshalb ſo koloſſal daſtehe, weil ſie König Ludwig ſo h
Aber iſt denn jenes Erzbild des Phidias nicht auch
rikles beſtellt und von Phidias gegoſſen worden, ſoll

gewachſen ſein wie jene Flinte, die der Judenjunge ſchon
kleines Piſtölchen gekannt haben wollte? Er meint, Kaul-
's Bilder im Neuen Muſeum hätten mit dem preußiſchen
ate nichts zu thun, während die Malereien Polygnot's,
he die Großthaten der Griechen darſtellten, eine lebensvolle
eutung für Athen gehabt hätten. Aber ließ nicht Ludwig
ipp in Verſailles die Großthaten der Franzoſen malen,
m nicht in Berlin die Statuen der Helden aus dem Be-
ngskriege, und iſt unſere Gegenwart zu denken ohne die
len Epochen der Culturgeſchichte, die uns Kaulbach ver-
haulicht? Ehemals, meint Bayer, ſei die Architektur das
s der Kunſt geweſen, jetzt wohne dieſe aber nur in Concert-
n, Buchläden und Kunſthandlungen zur Miethe; er fragt,
s da zu thun ſei, und antwortet: „Die Kunſt muß eine
e Heimat im Gedanken ſuchen, da ſie dieſelbe nicht mehr
h Vermittelung der Architektur im unmittelbaren Volks-
m findet: das moderne Pantheon, das ſich nicht aus Stein
m läßt, das neue Haus, in das die Kunſt nun als in ihr
mes einziehen ſoll, iſt die Aeſthetik." Die Aeſthetik iſt
t nicht eine Kunſt, die Darſtellung des Schönen iſt nicht
weck, ſondern ſie iſt eine philoſophiſche Wiſſenſchaft, welche
Wirklichkeit des Schönen erkennen und im Zuſammen-
g des geiſtigen Lebens begreifen, ihre Idee erfaſſen und
s ihre Geſetze entwickeln will. Das erfodert freilich das Ver-
niß der Natur und des Geiſtes, es erfodert eine gründ-
philoſophiſche Bildung, und es iſt das Schwerſte, über
Begriff des Schönen auch volksverſtändlich zu ſchreiben.
Nachdem ich der Redaction die Beſprechung von Bayer's
zugeſagt, habe ich es genau durchgenommen und beſon-
in den erſten Heften eine Menge halbwahrer oder fal-
Vorſtellungen neben den zuſammengeleſenen wirklichen
aten der ſeitherigen Forſchung gefunden. Eigenthüm-
iſt anfangs wenig vorhanden, ſpäter findet ſich mehr
; doch wäre uns auch eine lesbare und überſichtliche Zu-
ſtellung des von Andern Geleiſteten willkommen ge-
; aber freilich wie ſoll ſie Jemand veranſtalten, der nicht
rincip im eigenen Wiſſen gefunden und damit einen
der Beurtheilung gewonnen hat! Doch wir müſſen
Augenblick bei unſerm obigen Satze verweilen. Eine
was die Architektur iſt, erſetzen zu wollen durch Aeſthe-
nichts Anderes, als wenn man dem Mann mit hunge-
Magen ſtatt des Brotes eine Abhandlung über die Phy-
der Nahrungsmittel böte. Daß die erkannte Wahrheit,
Einſicht in das Weſen der Kunſt dem Künſtler förder-
wird, beſtreitet kein Vernünftiger; wir Alle wiſſen, was
Goethe's eigenem Bekenntniß die deutſche Poeſie Leſſing's
verdankt, und Leſſing ſelbſt, der ſich nicht einmal für
Dichter im vollen Sinne des Worts halten wollte, er-
doch, daß er mittels ſeines künſtleriſchen Wiſſens das
Stück Corneille's beſſer machen wolle als ſein geprieſener
. Aber eben im Künſtler muß die Kunſtlehre wieder
werden, ſonſt bleibt es bei dem Diſtichon:

Verpflanzen die Welt ſind alle vernünft'gen Discurſe
Ungenügend, auch kommt durch ſie kein Kunſtwerk hervor.

Für Bayer's Zweck war es ganz angemeſſen, nicht mit der
des Schönen zu beginnen, ſondern mit der Betrachtung
Wirklichkeit, um aus ihr jene zu gewinnen. So wendet er
erſt zur Natur und macht hier manche feine Bemer-
die zwar oft einer andern Begründung bedarf, dadurch
ihrem Werthe nicht beeinträchtigt wird, z. B. daß die
Naturgeſtalt in ihrem rechten Glanz erſcheint, wenn das
viduum durch ſeine eigene Thätigkeit das in ihm ſchlum-
de Urbild weckt, ſo das wohlgeformte Roß in ſeiner Be-
ng, der Adler im majeſtätiſchen Flug. Er hat Recht, wenn
t, daß wir eine Pflanze oder ein Thier ſchön nennen,
n ſie den gattungsmäßigen Ausdruck der vegetabiliſchen
animaliſchen Daſeinsform vollkommen erreichen; wenn er
dieſe Schönheit eine That der Gattung nennt, an wel-
cher das Individuum keinen Antheil habe, ſo verkennt er, daß alles Leben ſich aus individuellen Keimen und nicht aus allgemeinen Geſetzen, ſondern nur nach denſelben entwickelt, und daß uns das Einzelweſen ſchön heißt, welches das Geſetz in eigener freier Triebkraft erfüllt und verwirklicht. Eine Ahnung davon, daß das Schöne immer ein Freies iſt und aus bloßer Nothwendigkeit nicht entwickelt und verſtanden werden kann, hat auch Viſcher gehabt, aber auf ſehr verkehrte Weiſe den Zufall herangezogen, wofür ihn Bayer mit ſchülerhaftem Nachſprechen preiſt, ohne zu bedenken, daß Nothwendigkeit und Zufälligkeit zuſammen noch lange keine Freiheit geben, und daß der Zufall als das Grundloſe in Wirklichkeit gar nicht iſt, ſondern nur eine Anſicht der Menſchen bei mangelnder Erkenntniß der Gründe, oder ein Ausdruck für Dasjenige, was ſich ohne unſere Abſicht ereignet, was uns zufällt, ohne daß wir daran gedacht, oder einſehen, woher es kam, ſodaß es nur für uns zufällig, an ſich aber wohlbegründet und auch ſein Zuſammentreffen mit uns durch den Weltzuſammenhang bedingt war. „Es gibt keinen Zufall, Zufall wäre Gotteslästerung", rief einmal Leſſing wie von dem Blitz der Wahrheit hingeriſſen, und vor den Phyſikern macht man ſich lächerlich, wenn man den Zufall wieder in die Natur einführen will. Der Geiſt iſt ſo wenig ohne Geſetz und Nothwendigkeit, als die Natur ohne Freiheit. Die Freiheit aber in ihrem ganzen Weſen und in ihrem innigen Verhältniß zur Schönheit darzuſtellen, erfodert eine eigene Abhandlung, die ich bald im ſyſtematiſchen Zuſammenhang einer Aeſthetik den Freunden dieſer Wiſſenſchaft vorzulegen hoffe.

Was mag ſich Bayer bei folgender Phraſe gedacht haben, die das Goethe'ſche Wort „Im Anfang war die That" erläutern ſoll? Unter That verſtehen wir Andern das Werk der Freiheit, des Selbſtbewußtſeins, er aber ſagt: „Im Anfang war der Gedanke nur als Naturthat, als denkbares, aber noch nicht ſelbſt denkendes Schaffen." Ein Gedanke, der nicht denkt und nicht gedacht wird, denn das urſprüngliche Schaffen ſoll ja nicht denken, wenn das nicht jenes Meſſer ohne Klinge iſt, deſſen Stiel abhanden kam!

Mit Wohlgefallen lieſt man dagegen die Schilderung vom „Geiſtſchönen", d. h. den Abſchnitt, welcher das menſchliche Leben vom äſthetiſchen Standpunkt betrachtet; hier iſt Manches ſelbſtändig und ſinnig weiter entwickelt, während die Darſtellung der Phantaſie oder des künſtleriſchen Schaffens bei vielen trefflichen Einzelheiten dadurch ungenügend bleibt, daß Bayer ſich das Unfreiwillige und Freiwillige, das hier ſtets zuſammenwirkt, nicht recht vor Augen geſtellt, geſchweige die Erklärung der Thatſache verſucht hat, wie das Kunſtwerk zugleich als des Künſtlers eigene That und als ein ihm zutheil gewordenes Geſchenk einer höhern Macht ſein kann; denn als Eingebung und als eigener Kraft Erzeugniß, als Werk der Begeiſterung und beſonnenen Erwägung zugleich ſtehen nach der Ausſage der Künſtler ſelbſt ihre Schöpfungen da. Ich habe in einem Abſchnitte meiner „Poetik" das Problem aufgeſtellt und das Wort ausgeſprochen, welches die Thatſache nicht leugnet, ſondern begreift und damit das Räthſel löſt, für mich nämlich, und ich hätte gern erfahren, ob auch für Andere; aber der Verfaſſer hat es nicht der Mühe werth erachtet, auf dieſe Fragen einzugehen. Doch hätte ſich gerade hier der Verfaſſer es klar machen können, ob er ſelbſt auf pantheiſtiſchem Standpunkte, den Viſcher für den allein möglichen und zulänglichen ausgibt, ſtehenbleiben oder auf einen andern mit uns ſich erheben wolle, der die Innen- und Ueberweltlichkeit Gottes, Gottes Unendlichkeit und freies Selbſtbewußtſein zugleich feſthält, ſowie die Seele des Menſchen allgegenwärtig im Leibe lebt und doch über ihm als Geiſt bei ſich ſelbſt iſt.

Im Abſchnitt über das Kunſtſchöne betrachtet der Verfaſſer das Architektoniſche, Plaſtiſche, Maleriſche und Muſikaliſche, und wir müſſen ihm das Zeugniß geben, daß ſein Werk ſich hebt, je mehr er ins Concrete kommt. Die Poeſie und ihre Verbindung mit der Muſik, die Begriffe des Erhabenen, Tra-

giſchen, Komiſchen, Humoriſtiſchen hat er noch nicht erörtert; wir empfehlen ihm hierfür Zeiſing's „Aeſthetiſche Forſchungen". Gar manches treffende Wort ſagt er über jene Künſte; ſeine Urtheile über einzelne Werke ſind fein und zeigen eine preiswürdige Gediegenheit der Geſchmacksbildung, und ſo ergibt ſich, daß Bayer ein warmer Freund des Schönen iſt, der es für ſich zu genießen verſteht, der in einzelnen beſtimmten Fragen über beſondere Gegenſtände Ausgezeichnetes leiſten kann, aber für die grundlegenden allgemeinen Unterſuchungen des philoſophiſchen Talents und der Reife des Geiſtes für metaphyſiſche Fragen ermangelt. Um das bereits von der Wiſſenſchaft Errungene in weitere Kreiſe einzuführen, iſt ſein Werk geeignet, aber es führt auch Irrthümer mit ſich, auf die ſchon hingewieſen war, ohne daß er es wußte. In der Darſtellung hüte er ſich bei dem Streben, Licht und Wärme zu verbinden und über äſthetiſche Dinge auch äſthetiſch zu ſchreiben, vor der Gefahr, den noch unklaren Gedanken durch einen blühenden Stil aufzuputzen und die Schärfe des begrifflichen Ausdrucks durch Metaphern zu erſetzen, die jene immerhin veranſchaulichen mögen, ſobald ſie für ſich vorhanden iſt.

Auch Ambros gibt ſich in ſeiner Schrift „Die Grenzen der Muſik und Poeſie" als gebildeten Dilettanten zu erkennen; er entwickelt nicht aus Principien, noch ſteigt er zu ihnen empor, er begründet ſeine Anſichten weder auf das Weſen der Kunſt noch auf die Natur des Geiſtes; er hält das Thema weniger direct und ſcharf im Auge, als daß er ſich darüber und um daſſelbe herum in mannichfaltigen Bemerkungen ergeht, und es gelingt ihm nicht, das Geſetz mit der Präciſion und Unantaſtbarkeit für den Unterſchied der Muſik und Poeſie feſtzuſtellen, wie es Leſſing in ſeinem äſthetiſchen Meiſterwerke in Bezug auf die Grenzen der Malerei und Dichtkunſt gethan. Aber nur an dieſem höchſten Maßſtab gemeſſen, läßt das Werkchen etwas vermiſſen; als „Studie zur Aeſthetik der Tonkunſt", als eine Sammlung kunſtſinniger Betrachtungen und feiner Urtheile wird es den Freunden der Muſik wie der Aeſthetik willkommen ſein und kann ihnen wegen der Richtigkeit der aufgeſtellten Anſichten empfohlen werden, wenn auch dieſe Anſichten der philoſophiſchen Begründung und Entwickelung noch bedürfen.

Mit Fug erklärt ſich Ambros gegen ſolche Muſiker, welche (wie Félicien David im „L'avant d'homme") den Zuſtand des Planeten in der Lias- oder Keuperperiode malen, welche, wie Berlioz, einzelne Scenen aus Shakſpeare's „Romeo und Julie" nacherzählen wollen, und nennt ſolche Tonſtücke Programmenmuſik, weil ſie ohne die erläuternden Worte gar nicht verſtändlich ſind. Hier wird alſo der Muſik etwas aufgegeben, was ihr unmöglich iſt, was darzuſtellen einer andern Kunſt überlaſſen bleiben muß. Jeder Kunſt eignet ein beſtimmter Lebensinhalt, den nur ſie vollkommen darſtellen kann, und wie ſie unübertrefflich iſt auf ihrem eigenen Gebiete, ſo bleibt ſie nothwendig zurück, wenn ſie in die Sphäre einer andern Kunſt übergreift. Gegen die Verkehrtheit, Tonwerke mit Bildern oder Worten ſchildern zu wollen, ſtatt das Schöne in der muſikaliſchen Form zu verſtehen und zu genießen, oder Bilder und Worte muſikaliſch darſtellen zu wollen, hat Hanslick bekanntlich ein ebenſo einſeitiges als geiſtvolles Schriftchen gerichtet. „Der Componiſt", ſagt Hanslick, „dichtet und denkt, nur dichtet und denkt er, entrückt aller gegenſtändlichen Realität, in Tönen." Der Muſiker componirt nicht mit dem Gefühl, ſondern wie jeder Künſtler mit der Phantaſie. Aber Hanslick leugnet auch, daß das Gefühl der Inhalt der Muſik ſei, während gerade dieſe Kunſt allein das Gefühl als ſolches offenbart, d. h. die Selbſtinnigkeit unſerer Seele, die Zuſtändlichkeit unſers Gemüths als ſolche, wie ſie durch Vorſtellungen und Gedanken angeregt und verändert wird, aber ſelbſt weder Anſchauung noch Gedanke, ſondern Stimmung iſt, deren Empfindung ſich im Ton, zunächſt im Schrei des Schmerzes und der Freude kundgibt. Der Wechſel der Zuſtände in der ununterbrochenen Einheit des Ich, der Fluß des innern Lebens hat ſein äußeres Gegenbild

im Fluſſe der Zeit und in deren Erfüllung durc
und in der Stärke, im Rhythmus, im Auf- und
höhern und tiefern Töne und in ihrem Zuſammen
ſich der Verlauf eines Gefühls ſelbſt künſtleriſch au
es allein auf dieſe Weiſe, da die bildende Kunſt n
wegung als ſolche auszudrücken, ſondern nur ein
im Raum zu fixiren vermag, die Poeſie aber die V
und Gedanken des Geiſtes, nicht deſſen eigene, ſie
Zuſtändlichkeit ausſpricht und zur Beſtimmtheit
fortgeht, während das Gefühl ein ganz Individuel
gleich Unſagbares iſt. Hanslick aber ſagt, „daß tön
Formen einzig und allein Inhalt und Gegenſtand
ſind". Aber es gibt keine Form als ſolche, ſie iſ
einem Inhalt, ſie iſt das ſelbſtgeſetzte Maß innere
kraft, das Weſen bringt ſich in ihr auch für And
ſcheinung, und das unterſcheidet die Melodie vom
klang, daß ſie der Ausdruck des fühlenden Geiſtes
Stimmung nach ihrer Natur und ihrem Verlaufe
abgerundet in ihr auf ideale Weiſe kundthut, in ih
mus und Wohlklang die Harmonie der Welt ver
das Geſetz der Entwickelung empfinden läßt. Alle
die Muſik nicht ſagen: „Ich liebe dich", oder: „
trübes Wetter"; aber anders iſt die Stimmung d
Freudvoll und Leidvoll der Liebe, anders, wenn
Herbſtnebel die Natur belaſtet, und die Reſonanz
ken oder äußern Wahrnehmungen im Gemüthe offenb
Tonkunſt. Anders empfindet der Denker im Ring
Zweifel um das Geheimniß des Daſeins und in
gung der ſelbſtgefundenen Wahrheit, anders das L
wenn es den Burſchen zum Tanz unter der Linde
Genius eines Beethoven hat auch für jenes den
funden, während dieſes bereits in der Melodie d
erklingt. Endlich gibt uns die Muſik den Verlauf
als ſolchen ohne das Bild des beſtimmten Gegenſ
beſtimmten Gedankens, der es erregte; aber wi
Gemälde und das Gedicht in uns zum Gefühle wi
der Ausdruck des Gefühls wieder Vorſtellungen gl
figuren in der Seele, in jeder andere nach ihren
rungen. Die Muſik gibt ſozuſagen die Buchſ
die der Hörer dann mit benannten oder unbenan
ausfüllt.

So ſagt denn auch Ambros viel Treffendes g
lick, indem er die Thaten der großen Muſiker der
ten Theorie des leeren Formalismus entgegenſtellt.
Händel's „Alexanderfeſt", um darzuthun, wie der
Ausdrucks und der Erweckung der Gefühle fähig iſt
es äſthetiſchen Materialismus, wenn man in der
den äußern Klang und ſeine Verbindung, nicht
idealen Gehalt wahrnimmt, und in der That iſt ja a
die Offenbarung des Geiſtes in ſinnlich wohlgefällig
und wenn die Muſik nur eine tönende Arabeske
ten wir ſie ſo wenig als den Tanz zu den eigentlich
rechnen, die mit der Philoſophie, mit der Religion
im Leben ſind. Ambros entwickelt, wie in der Ha
dem ſymmetriſchen Gliederbau, im Rhythmus de
Tonſtücks beſteht; aber der Leib verlangt auch
Brächte die Muſik, ſagt er, nur die phyſikaliſc
reizung hervor — und mehr könnte ſie nicht, we
idealen Gehalt wäre —, ſo befänden wir uns ihr ge
dem Standpunkte eines galvaniſirten Froſchſchenkels.
kung allein in den Rhythmus ſetzen, hieße den Ein
Trauerſpiels von Sophokles dem Versmaß zuſchre
Weſen der Muſik nur in der anmuthigen Tonverbin
hieße die Malerei auf die bloße Darſtellung von K
beſchränken und es ihr verſagen, auch die Seele un
rakter der Perſonen oder die geiſtige Bedeutung
ſchaulichten Handlung auszudrücken.

In jeder Kunſt wirkt der ganze Geiſt; auch im
wie im Dichter, iſt das Gefühl lebendig, und ſein

:gend; auch der Muſiker hat eine Fülle von Anſchauun-
Gedanken in ſeiner Seele und erweckt ſolche wieder
:. Der Muſiker aber ſtellt Gefühle dar und wirkt
ar auf unſer Gefühl und mittels der erregten Stim-
f das mit ihr zuſammenhängende geiſtige Leben; der
pricht in Worten die Gedanken und Thaten aus und
els derſelben Bilder vor unſere innere Anſchauung,
in unſerm Herzen wach. Aehnlich ſagt Ambros: „Ge-
umungen ſind in der Regel das Reſultat von Reihen
r Vorſtellungen. Dieſe letztern laſſen ſich in beſtimmte
orte faſſen, jene nicht. Die Muſik bringt uns nur
Stimmungen entgegen, über deren vorgängige Vor-
eihen ſie uns keine Rechenſchaft gibt; die Stim-
velche der Hörer von der Muſik empfängt, trägt er
k auf ſie über, er ſagt, ſie drücke dieſelbe aus.“ Ich
ie Anhänger des bloßen Ergötzens am Formenſpiel
innern, daß der Ton nicht blos Ausdruck unſerer
ng, ſondern überhaupt eine Empfindung von uns iſt.
achtung der Schwingungsverhältniſſe könnte, wie die
n mathematiſchen Satzes, dem Denker eine Befriedi-
vähren, aber als Ton werden ſie empfunden, wenn
s der Luftwellen an unſer Ohr ſchlagen, der Ton iſt
uct der Seelenthätigkeit, die ſich in ihm beſtimmte
änderungen der Leiblichkeit zur Empfindung bringt.
auch Roth, Blau ꝛc. unſere Empfindungen und noch
nderes als ſo oder ſo viele Aetherſchwingungen von
ɔ großer Wellenbreite, nämlich Das, was wir ſub-
s dieſen objectiven Bewegungen machen. In jeder
mung ſchreiben wir der Natur des Gegenſtandes Das-
, was unſere Subjectivität im Zuſammenwirken mit
igt, indem wir uns dieſes vorſtellen und das in uns
rachte Bild wieder außer uns den Gegenſtand decken
m wir die Anregung dazu verdanken.
ros bemerkt weiter: „Wenn das erſte Buch Samuel
Heilung des trübſinnigen Saul durch David's Harfen-
hlt, ſo hat man ſich doch wol keinen Kammermuſiker
n, der zu allerhöchſter Gemüthsergötzung «beliebte
vortrug und Virtuoſenkünſte machte, ſondern den be-
Sänger, der durch ſeine Tonweiſen die Stimmung
ken Königs veränderte und ihm innere Ruhe gab.
niſche Dichtung hat das ideale Moment der Muſik
in der Sage vom Orpheus ausgedrückt, vor deſſen
lde Thiere ſanft wurden, ſowie das formale Moment
Sage vom Amphion, der durch ſein Spiel bewirkte,
dem geordneten Maße der Töne die rohe Materie
zu maßvoller Ordnung zuſammenfügte.“
junger Mann hatte Mendelsſohn's „Lieder ohne Worte“
überſetzen wollen; der Componiſt gab ihm zur Ant-
iß der Ausdruck der Muſik in Regionen reicht und
und webt, wohin das Wort nicht mehr nachkann
r nothwendig erlahmen muß, wenn es doch nachwill.
erinnert hierbei an eine Stelle in Goethe's „Erwin
re.“ Erwin: „Ich bin's!“ — Elmire: „Du biſt's!“ (Die
age es, ſetzt der Dichter hinzu, die Gefühle dieſer
uszudrücken.) Die Muſik iſt auch wirklich den Be-
t ſchuldig geblieben, daß ſie ſo etwas wagen darf.
unſterblichen Jubelduett im „Fidelio“ hat ſie nach
lautenden Worten: „Ich bin's! Du biſt's!“, da die
einigten Gatten nur noch ausrufen: „Leonore — Flo-
und dann verſtummen, ausgedrückt, was in den Her-
glücklichen Unausſprechliches wogt.
ießlich möchte ich noch aufmerkſam machen, daß über
„Meſſias“, über Beethoven's „Fidelio“, über einige
tien dieſes Meiſters vortreffliche Worte künſtleriſcher
iſtik im vorliegenden Büchlein zu finden ſind. Auch
hhäuſer“ von Richard Wagner erfährt eine gerechte
ag.
führt uns zu dem Schriftchen, in welchem ein Un-
: ſeinen Beitrag „Zur Reform der modernen Kunſt“
gegeben hat. Da heißt es, daß ein vollendetes Werk niemals das Erzeugniß mehrer Künſte zugleich ſei, daß der Eindruck des Schönen von dem reinen Auseinanderhalten der Künſte in ihrer Beſonderheit abhange. Hier möchte ich doch zu bedenken geben, daß in der griechiſchen Tragödie Poeſie und Muſik, daß an der Schauſeite des griechiſchen Tempels Sculptur und Malerei mit der Architektur zuſammenwirkten, und daß namentlich das Giebelfeld ohne den Schmuck der Bildwerke leer ſein würde. Wenn die Anhänger des Kunſtwerks der Zukunft meinen, daß Poeſie, Muſik, Malerei nicht mehr geſondert für ſich beſtehen ſollen, ſondern in der Oper aufzugehen haben, ſo irren ſie ſehr; es iſt eine Untugend unſerer Zeit, daß man individuelle Leiſtungen gleich allgemein geſetzgeberiſch machen will. Aber ebenſo wenig dürfen wir um der falſchen Theorie willen verkennen, daß Richard Wagner, der weder ein Dichter noch ein Muſiker erſten Ranges iſt, doch im „Tanhäuſer“ durch die Verbindung beider Künſte eins der hervorragendſten Werke unſerer Zeit geſchaffen hat. Es iſt ungehörig, die Muſik ohne den Text hören, den Text als ſolchen wie ein Drama beurtheilen zu wollen, Eins iſt eben urſprünglich auf das Andere bezogen, und die ſtimmungsloſe Magerkeit des Gedichts gewinnt eben Farbe und Fülle durch die Töne und dieſe einen Anhaltepunkt der Entwickelung und des Verſtändniſſes im Text. Sonſt wird man dem Verfaſſer vielfach beiſtimmen. Er ſchildert die Einſeitigkeiten des Idealismus wie des Realismus in der Kunſt, um auf die Nothwendigkeit einer Verſöhnung und Durchdringung hinzuweiſen, deren Anſätze und Keime er bereits in ausgezeichneten Schöpfungen unſerer Tage erblickt. Ganz gereift und ſelbſt ohne Widerſprüche iſt ſein Urtheil freilich nicht, aber die Darſtellung klar, die Geſinnung entſchieden und wohlwollend. Das Büchlein wird den Künſtlern zwar nichts Neues von Einfluß auf ihr Wirken ſagen, da bedeuten eben die Worte nicht viel, wol aber kann es zur Orientirung des Publicums und zur Bildung des Geſchmacks einen Beitrag gewähren.

Moritz Carriere.

Hiſtoriſche Romane.

1. Kaiſerglück. Hiſtoriſcher Roman aus dem 13. Jahrhundert von Gotthardt Alfred (G. A. Luther). Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 1856. 8. 6 Thlr.
2. Hiſtoriſche Novellen von Karl Weichſelbaumer. Erſter Band: Oswald der Törringer. Zweiter Band: Der Prinzenzwiſt. Nürnberg, von Ebner. 1856. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Der Fürſt „Mein Liebchen“ und ſeine Parteigänger. Hiſtoriſcher Roman aus der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts von W. Bachmann. Zwei Bände. Mit einem Bruſtbilde. Berlin, Decker. 1856. 8. 3 Thlr.

In ſämmtlichen vorliegenden Werken aus dem Gebiete der hiſtoriſchen Belletriſtik bildet die hauptſächliche Grundlage der Handlung ein und daſſelbe bewegende Element, nämlich der Widerſtreit zwiſchen einheitlichen und particulariſtiſchen Beſtrebungen, nur daß ſich derſelbe nach Zeit, Ort und Verhältniſſen auf völlig verſchiedene Weiſe in der äußern Erſcheinung an den Tag legt. In „Kaiſerglück“ ſehen wir ein doppeltes einheitliches Intereſſe, das der Hoheit des Reichs und der Hoheit der Päpſte miteinander gegenſeitig, zugleich aber das erſtere mit der Autonomie der kleinen Einzelſtaaten Italiens, namentlich der lombardiſchen Städte, im Conflicte; die Weichſelbaumer'ſchen „Novellen“ haben das Ringen Ludwig's des Bärtigen von Baiern-Ingolſtadt und Albrecht's des Weiſen von Baiern-München nach Herſtellung einer größern bairiſchen Geſammtmacht gegenüber den Particularintereſſen der einzelnen Linien des Herzogshauſes zum Vorwurfe; in „Der Fürſt «Mein Liebchen» und ſeine Parteigänger“ endlich ſteht das alte zerriſſene Magnatenthum Polens mit dem Königthume, das ſich durch Anbahnung einer conſtitutionellen Regierungsweiſe zu ſtärken ſucht, im Kampfe. In Nr. 3 iſt für, in Nr. 1 und 2

gegen das particulariſtiſche Intereſſe, in Nr. 1 aber zugleich gegen die Hierarchie, alſo für die die Hoheit des Reichs vertretenden Hohenſtaufen, und zwar im vollſten Sinne des Worts, Partei genommen. Hiergegen läßt ſich nichts einwenden. Der hiſtoriſche Roman darf unbeſchadet ſeines Werths jede beliebige Parteiſtellung einnehmen, dafern nur der innere Zuſammenhang gewahrt, keiner unſittlichen Tendenz gefröhnt und nicht wider offenbare, allgemein anerkannte und bekannte hiſtoriſche Thatſachen verſtoßen wird, indem, was das letztere anlangt, ein derartiger Verſtoß, wenn er auch im Romane an ſich gerechtfertigt wäre, doch ſehr leicht die Illuſion ſtören und ſomit die Wirkung beeinträchtigen kann. Indem wir hiermit in möglichſter Kürze einen allgemeinen Einblick in die uns zur Beſprechung vorliegenden drei Werke gegeben und den Standpunkt, von welchem aus wir ſie beurtheilen werden, angedeutet haben, wenden wir uns zur Betrachtung jedes einzelnen im Beſondern.

Gotthardt Alfred (Luther) behandelt in „Kaiſerglück" die Periode von der Rückkehr Friedrich's II. aus Paläſtina bis zu ſeinem Tode, jedoch nicht ohne den Faden der Erzählung bis zum Tode des letzten Hohenſtaufen fortzuſpinnen. Ueber dieſen Stoff iſt ſoviel geſchrieben worden, daß man ſich verſucht fühlen könnte, jede neue Bearbeitung deſſelben, die nicht Ausgezeichnetes darbietet, ohne weiteres als ungerechtfertigt zurückzuweiſen; und nach dieſem Maßſtabe müßten wir das vorliegende Werk verwerfen, denn das Prädicat ausgezeichnet können wir ihm nicht zugeſtehen. Es hat manches Feſſelnde, und viele Züge aus dem unendlich reichen Gemälde, das Friedrich's Leben in bunteſter Abwechſelung vor uns entfaltet, ſind warm und kräftig wiedergegeben; der vorhandene Stoff iſt auch nach vielen Seiten hin ſtark benutzt: Nord und Süd, der Deutſche und Italiener, der Sarazene und Mongole, Ritter und Mönch, Schwert und Harfe, Gift und Dolch, Tod und Verſtümmelung, Schaffot und Scheiterhaufen, Kerker und Hungerthurm, Haß und Liebe, Menſchlichkeit und Entmenſchung — von ſich ſelbſt entäußerndem Opfermuthe bis zu raffinirteſter Teufelei und an Wahnſinn grenzender Brutalität, ziehen in wechſelnden Geſtalten an unſern Augen vorüber; die wildern Scenen, namentlich Schlachten und Belagerungen, und die finſtern Leidenſchaften ſind friſch und lebendig geſchildert; ferner fehlt es nicht an Humor, der in den Rittern Wolker von Tannberg und Wetzſtein recht brav vertreten iſt; manche Charaktere endlich, z. B. außer den ſchon genannten die Räthe und Feldherren des Kaiſers, Sueſſa, Salza und Occurſius, Boatrio, König Enzius mit ſeinem Blondel, Alfons von Hoheneichen mit ſeiner Luzia, endlich der diaboliſche Marſchall von Juſtingen und der grauſige Ezzelino — obſchon der Letztere hier und da in zu beſchönigender Weiſe — ſind gut gezeichnet. Aber zu den Vorzügen des Buchs geſellen ſich viele Mängel. Die langen und breiten Monologe und Dialoge, die den Gang der Erzählung oft auf ganz ungehörige Weiſe unterbrechen, bilden einen hemmenden Ballaſt; die zartern Scenen, namentlich die häufig eingeflochtenen Liebesepiſoden, ſind oft entſetzlich langweilig und ermüdend, und viele Charaktere ſind verzeichnet. Was die untergeordneten, in dieſe Kategorie gehörigen, z. B. Thereſe und Angelika Ugone, anlangt, ſo geſtattet es der Raum nicht, hierauf näher einzugehen. Bei dem Charakter des Kaiſers ſelbſt aber, mit deſſen Zeichnung wir uns gleichfalls nicht für befriedigt erklären können, müſſen wir noch einige Augenblicke verweilen. Der Verfaſſer ſieht in Friedrich „einen Kaiſer, der den Fürſten aller Zeiten als Muſter vorgehalten, der als Ideal eines Menſchen angeſehen werden könne"; er ſtattet ihn mit dem höchſten Maße geiſtiger und körperlicher Vorzüge aus und macht ihn zum Inbegriff aller menſchlichen und ritterlichen Tugenden. Sieht man einen ſolchen Mann, der ſich im Beſitze entſprechender äußerer Machtmittel befindet, trotz aller dieſer günſtig zuſammenwirkenden Umſtände in ſeinen hauptſächlichſten Unternehmungen ſcheitern; muß er ſich ſelbſt ſagen, daß er die we-

ſentliche Aufgabe ſeines Lebens verfehlt hat; muß
weit verlieren, um die Scheußlichkeiten eines Ezzeline
und einen Mann unter ſeinen Fahnen kämpfen und
Namen wüthen zu laſſen, für den die Bezeichnung
Hyäne noch zu gut iſt: ſo verlangt man, um tr
Helden ſeine volle Theilnahme zu bewahren, die
terndſten Conflicte, man will ſeine Thatkraft bis auf
angeſpannt ſehen, man fodert von ihm den raſtloſ
hendſten und umſichtigſten Kampf, er darf nur ei
weichbaren Nothwendigkeit unterliegen. Aber der gr
ſtaufe iſt in unſerm Romane zu paſſiv; er reflectirt
handelt zu wenig; man hört ſeine Größe rühmen,
ſieht ſie nicht in Action; er wird in Rath und Th
Männern, die ihm zur Seite ſtehen, in Schatten geſ
iſt ein Hauptfehler des Buchs. Und ein zweiter Feh
daß diejenigen Momente, in denen Friedrich's St
ſcheiterte, daß ſeine erfolgreichen Bemühungen für
blühen der Städte in Deutſchland und für Hum
Wiſſenſchaft lange nicht genug hervorgehoben worde
iſt zwar häufig davon die Rede, aber damit iſt uns i
ſoviel wie nichts gedient, wenn wir nicht die Din
unſern Augen wirklich geſtalten, wenn wir nicht
ſachen, welche jene Erfolge beweiſen, dramatiſch entw
Der Raum von hundert unnützen Monologen und
konnte zu lebendigen Bildern aus dem aufblühende
ſtande, wovon faſt nichts weiter als das Gaſtmahl
Schöffen Wetzſtein zu Frankfurt geboten wird, und
den aus der durch Friedrich lichter gemachten Cult
der damaligen Zeit verwendet werden. Der Ver
irgendwo: „Bis zum heutigen Tage lebt noch ein
dankbare Erinnerung an Friedrich II. im neapolitaniſ
ſeine Regierung wird als der Lichtpunkt der Geſch
pels betrachtet, als die Zeit eines nie wiederkehren
dieſes." Warum hat er uns keinen Blick in dieſe
thun laſſen? Alles Dieſes hätte in dem Romane ſ
finden und derſelbe dennoch bei ſtellenweiſe gedrängter
art auf drei Bände beſchränkt werden können.

Was den Stil anlangt, ſo trifft der eben ausgeſp
del denſelben, wie wir bereits oben angedeutet haben,
aus, denn in den beſchreibenden Partien iſt er gut. D
ſen wir es als einen andern Mangel deſſelben rügen, daß
mit modernen Redensarten und Fremdwörtern durchwe
ſolche Ausdrucksweiſe erſcheint in einer mittelalterlich
lung ſchon dann ſtörend, wenn der Verfaſſer ſel
alle Illuſion aber verſchwindet, wenn ſie im Mon
Dialoge vorkommt, wenn Friedrich im Liebesgeſpräch
ſabeth von den Trieben des „humanen Fortſchritts"
Gott in ſeine Seele gepflanzt habe, und Eliſabeth
daß ſie ein „Impuls" für Ausführung ſeiner Plane ſei
wenn ein alter Ritter darüber klagt, daß Friedrich ſe
nicht realiſiren" und ſeine Werke nicht zu einem „
Reſultate" führen könne, während einer der lombard
walthaber erklärt, daß es fruchtlos ſein würde, den
ihr herrliches Streben „analyſiren" zu wollen; wenn
der Ritter geltend gemacht wird, daß Angelika und Th
ſich von ihrem Gatten und Vater ſowol „nominell a
zurückgezogen haben; wenn von äußerſt „intenſiven"
in jungfräulichen Buſen (die zur Liebe ausſchlagen)
iſt, und wenn endlich der gutmüthig-humoriſtiſche,
Bildung entbehrende Wolker von Tannberg ſich in
Weiſe ausläßt: „Mein ganzes Leben war nichts als
tiren des äußern materiellen Menſchen; Leichtſinn,
mertheit, Unſtätheit und andere negative Eigenſchafte
mich; .... das Zuſammentreffen mit euch guten
brachte jedoch eine Reaction in mir hervor." Auch
geſchichtliche Fehler, wie der, daß Friedrich Barba
rad's III. Sohn geweſen, in einem hiſtoriſchen Ro
antreffen; denn da es hier an jedem Motiv, von de
Thatbeſtande abzuweichen, mangelt, kann die unwi

nur als Fehler betrachtet werden. Was endlich die
Auffaſſung anlangt, ſo wird man mitunter durch
ichtbare Beſchönigung von Härten unangenehm be-
nd doppelt iſt dies der Fall, wenn es in einer Weiſe
wobei das göttliche Walten zugleich mit ins Spiel ge-
d. Was ſoll man dazu ſagen, wenn Marinus von
chdem er als unumſchränkter Gewalthaber Friedrich's
indiſchen apuliſchen Großen zum Naſen- und Hand-
Blenden, Rädern u. ſ. w. verurtheilt hat, auf Ver-
des ihm zum Rechtsbeiſtande an die Seite geſtellten
eine Friſt von 24 Stunden, binnen welcher die Ent-
Friedrich's nur durch ein halbes Wunder hätte herbei-
werden können, bewilligt; wenn er dann in ſein
in geht und betet, der mildernde Spruch Friedrich's
noch rechtzeitig eintreffen; wenn er nach Ablauf der
en die grauſamen Strafen vollzieht, ſodaß Friedrich's
zu ſpät kommt, und wenn hierzu bemerkt wird:
lt es jedoch weder für gerechtfertigt noch für weiſe,
Eboli's, wenn ſchon aus gutem Herzen kommend,
." Sieht denn der Verfaſſer nicht ein, daß es ſo
Gotteslästerung iſt, in Einem Odem eine Handlung
en und Gott zu bitten, daß er den Erfolg der Hand-
ende, wenn man vollkommen freie Hand und eigene
Macht hat, ſie zu unterlaſſen?
aller gerügten Mängel wird aber der Roman bei
Intereſſanten, was er auf der andern Seite dar-
wiß ſeine Leſer finden; wir gönnen ſie ihm, und die
nn auch Nutzen bringen. Spricht man doch mit
wurfsvollen Seitenblicke auf die Gegenwart ſoviel
uten alten Zeiten. Darauf gibt die Aufrollung eines
en ſpecialgeſchichtlichen Gemäldes die beſte Antwort.

---

en beiden „Hiſtoriſchen Novellen" von Weichſelbau-
den wir uns auf einem bei weitem eingeſchränktern
e. Wir haben den Stoff bereits angedeutet. In der er-
ſich Ludwig der Bärtige über ſeine Plane in Folgendem
e gewaltige Eiche Wittelsbach's ſtreckte ihre Aeſte nach
ren hin aus, und es hingen herrliche Fürſtenthümer
achdem aber Kaiſer Ludwig's ſchaffender Geiſt gewichen
diese Früchte ſeiner Weisheit gleich faulen Eicheln ab,
thörichten Erben zerſchnitten den Kaiſermantel wie
Knechte einſt das Gewand des Heilands. Dieſe
Verkümmerung nagte an mir gleich einer Viper,
ar mir ein Gräuel zu ſehen, wie der ſtolze Stamm
unter ſeinen Zweigen, und deren jeder für ſich flori-
. ... Das Unheil zu brechen war der Vorſatz meiner
d bleibt der heiße Wunſch meines Alters." Ludwig
nichts für dieſen Zweck, vielmehr bringt er durch
ng ſeines natürlichen Sohnes Wieland und Zurück-
nes legitimen Sohnes Ludwig blutiges Zerwürfniß
genes Haus und ſtirbt in Gefangenſchaft. In der
ovelle tritt das auf größere Machtconcentrirung ge-
treben Albrecht's des Weiſen beſtimmter und energi-
r, indem er die Fehden mit ſeinen Brüdern, welche
e an der Regierung beanſpruchen, umſichtig und
hrt und ſiegreich beendet. An Material fehlt es in
vellen nicht, und es iſt unverkennbar, daß der Ver-
hichtliche Vorſtudien gemacht und ſich über die Zu-
den gedachten Herzogthümern, wie ſie ſich zu jenem
in ihrem äußern Gepräge darſtellten, gehörig unter-
. Es ergibt ſich dies namentlich aus den beſchreiben-
n, die manche intereſſante und charakteriſtiſche Züge
e, anſchauliche Lebensbilder enthalten. Darauf be-
ch aber auch in der Hauptſache die gelungene Ver-
des Stoffs. Denn die Novellen als Ganzes betrach-
ntlich die erſte, befriedigen nicht, weil es ihnen an
und Abſchluß fehlt; die Charakteriſtik mehrer Haupt-
ſchwankend und innerlich unwahr. In der erſten
swald der Törringer, von dem man nicht begreift,
wie er zur Titelrolle kommt, ſondern Ludwig der Bärtige der Held. Die weiche Vorliebe dieſes Letztern zu ſeinem natürlichen Sohne Wieland wäre mit dem harten, ſchroffen, feſten und eigenſinnigen Weſen des Mannes, wie er ſich im Uebrigen zeigt, an ſich wohl vereinbar, nicht aber iſt es die Art und Weiſe, wie dieſe Liebe ſich ausſpricht, denn es geſchieht dies hier und da mit einer Sentimentalität, die überhaupt unmännlich iſt, am wenigſten aber in den Charakter Ludwig's hineinpaßt. In der zweiten Novelle wechſelt der Herzog Chriſtoph, der in der Kerkerſcene die Feſtigkeit ſeines Charakters genügend an den Tag legt, ſpäterhin im Widerſpruche damit die freundlichen und feindlichen Geſinnungen gegen ſeinen Bruder ſo oft und ſo plötzlich, daß er als ein Spielball augenblicklicher Leidenſchaften erſcheint. Am allerwenigſten aber iſt die Zeichnung der Frauencharaktere gelungen. Es ſcheint, als ob ſich der Verfaſſer hierin ſelbſt nicht ſicher gefühlt habe; denn abgeſehen von einigen Nebenfiguren, wird in jeder Novelle nur eine einzige Vertreterin des ſchönen Geſchlechts eingeführt, und nicht mit Glück. Die geiſtige Umwandlung Margarethens, der Gemahlin Ludwig's des Jüngern, durch das läuternde Feuer einer platoniſchen Liebe zu Wieland wird weder innerlich noch äußerlich, namentlich bei der zu ſchwachen Zeichnung Wieland's, warm und lebenskräftig genug entwickelt, als daß ſich der Leſer mit dem Charakter befreunden könnte; was aber die zweite Novelle anlangt, ſo iſt das active Auftreten Bertha's gegen ihre Aeltern unnatürlich. Auch die Darſtellung zeigt nicht immer von Gewandtheit, und Rodomontaden, wie z. B.: „Ungern möchte ich gegen euch in Zorn gerathen, denn wirft meine Bruſt Flammen aus, ſo wird dagegen der tobende Aetna ein furchtſames Irrlicht", hätten billig vermieden werden ſollen. Wir wollen dem Verfaſſer Beruf nicht abſprechen, aber um auf dem Gebiete der Novelliſtik Befriedigendes zu leiſten und ein ſchönes, abgerundetes, in ſich abgeſchloſſenes Ganzes zu liefern, hätte er darauf bedacht ſein ſollen, mit den hiſtoriſchen Studien ebenſo ernſtliche äſthetiſche zu verbinden und an ſich fruchtbar werden zu laſſen.

W. Bachmann's Roman „Der Fürſt «Mein Liebchen» und ſeine Parteigänger" behandelt die Geſchichte einiger Jahre aus dem erſten Drittel der Regierung des letzten Königs von Polen, Stanislaus Auguſt (Poniatowſki), nämlich die Jahre 1768—71, in denen das Land durch die Conföderation von Bar in Unruhe und Bürgerkrieg verwickelt worden war. Der Verfaſſer ſteht, wie wir oben bemerkt haben, auf der Seite der particulariſtiſchen Intereſſen; die alte Verfaſſung des privilegirten Magnatenthums wird idealiſirt, und die Beſtrebungen des Königs und ſeiner Anhänger, welche das liberum veto beſeitigen und das Wahlkönigreich zu einer kräftigen conſtitutionellen Monarchie feſtigen wollen, werden in weniger günſtigem Lichte gezeigt; namentlich müſſen die Charaktere dieſer Partei als Repräſentanten der modernen franzöſiſchen Frivolität in Mode, Sitte, Philoſophie und Religion dem alten, einfachen, würdevollen und bigoten Sarmatenthume zur verſchönernden Folie dienen. Daß der Verfaſſer des Originals — denn wir haben es hier nur mit der deutſchen Bearbeitung eines ausländiſchen Werks zu thun — mit Land und Leuten, mit Sitten und Gebräuchen, wie ſie damals waren, und mit der Geſchichte auf das genaueſte bekannt iſt, dafür gibt beinahe jede Seite des intereſſanten Buchs den ſprechendſten Beleg ab, und die Schilderungen und Charakteriſtiken ſind mit ſo diplomatiſcher Genauigkeit entworfen, daß Alles Leben und Geſtalt bekommt, und daß man, was Sitten und Gebräuche anlangt, eher ein Stück polniſche Culturgeſchichte als einen Roman vor ſich zu haben glaubt. Das ſich geltend machende franzöſiſche Element tritt nicht als Amalgam franzöſiſcher und polniſcher Sitte, ſondern im ſcharfen Contraſte zu letzterer auf, indem der eine Theil ſich durch und durch und vom Kopf bis zum Fuß auf das franzöſiſche Weſen wirft, der andere aber an der alten ſarmatiſchen Weiſe mit ſtarrer, der gewaltſam um ſich greifen-

den franzöſiſchen Sitte grundſätzlich entgegentretender Hartnäckigkeit feſthält. Dieſe Contraſte zwiſchen Lebensweiſe, häuslicher Einrichtung und Coſtüm ſowol als den entſprechenden geiſtigen Richtungen, bigoter Religioſität auf der einen und frivoler Freigeiſterei auf der andern Seite, ſind zur lebendigſten Anſchauung gebracht, und das beinahe allzu ſtarke Détail könnte ermüden, wenn nicht die Schilderungen ſo außerordentlich friſch und maleriſch wären, daß ſie trotz des vielen Raums, den ſie einnehmen, unausgeſetzt feſſeln. Daſſelbe läßt ſich von der Erzählung ſelbſt ſagen, die voll innern Zuſammenhangs und in wohlgeordneter Entwickelung bis zum Schluſſe ſpannend bleibt. Die Bearbeitung iſt dem Tone nach, der ſich namentlich da, wo von dem alten Sarmatenthume die Rede iſt, in hausbackenem, altväteriſchem Stile ergeht, gut getroffen; nur hätten die lateiniſchen Phraſen, wenn nicht im Dialog, wenigſtens in der Erzählung wegbleiben können, wie z. B.: „Der Unterkämmerer, als der princeps nobilitatis, gab ein großes Mittagseſſen in gratiam dieſer Feierlichkeit. Den folgenden Tag lud der Prälat von Wilna, Pfarrer von Slonim, ein naher Anverwandter der Familie des Tribuns, Alle zu ſich ein, und der alte Wein, womit er die Gäſte bewirthete, war lange Zeit der Gegenſtand des Geſprächs in Slonim. Den dritten Tag gab der Regent Woiſzwila aus freudiger Veranlaſſung, daß ſein früherer Dependent ein ſo hoher Beamter geworden, ein großes Feſteſſen. Der Regent gehörte ſonſt nicht zu den Freigebigen, aber die Gelegenheit war zu dringend, als daß er nicht in jeder Beziehung eine Ausnahme gemacht hätte. Darauf folgten aber noch andere Bewirthungen, denn jeder Verwandte, jeder Freund wollte nach Kräften zeigen, daß er corde et anima die Freuden der beiden Häuſer theile, die ſich bald vereinigen ſollten." Wir fügen die unmittelbar darauf folgende Stelle noch bei, da ſie ein Bild von einem polniſchen Schmauſe — und zwar ausnahmsweiſe im engſten Raume — gewährt: „Indeſſen konnte ſich kein Feſt mit dem vergleichen, welches der Tribun ſelbſt veranſtaltete, und zwar zur Dankſagung der ihm bewieſenen Geneigtheit ſeiner Kreisinſaſſen. Zweihundert Perſonen waren bei Tiſche verſammelt, zwölf Vicewirthe ſorgten für die Eingeladenen. Außer den mit Zuthat beladenen Vaſen und außer Backwerk wechſelten 18 Gänge auf ſeiner Tafel, welche in dem großen Refectorium der ſlonimer Bernhardiner-Väter aufgeſtellt war. Auf dem Corridor ſtanden die Orhofte und die Anker, denn man wäre nicht im Stande geweſen, aus Flaſchen die Geſellſchaft mit Wein zu verſorgen. Sechs Kellermeiſter goſſen fortwährend Wein in die Krüge und ſchickten ſie dem Wirth und den Vicewirthen. Dazu waren auf dem Kloſterhofe noch Tiſche für die Armen aufgeſtellt und mit Eſſen, Branntwein und Bier reichlich beſetzt. Jeder Arme erhielt außerdem noch zwei Hemden und ein Kleidungsſtück."

Zur Ergänzung wollen wir aus der umfaſſenden Darſtellung einer Feſtlichkeit bei dem Fürſtwoiwoden von Radziwill den Speiſezettel herausheben, der über die Tafelfreuden einer alten ſarmatiſchen Haushaltung ſpeciellen Aufſchluß gibt: „Auf der Mittagstafel befand ſich nichts, was nicht ein vornehmer Edelmann ebenfalls bei ſich gefunden hätte. Es gab: Banſzcz und Brühe nach Belieben, dann auf großen ſilbernen Schüſſeln und Unterſätzen, von den Dienern umhergetragen: Rindfleiſch und Meerrettig, Kaldaunen mit Ingwer, Ente mit Kapern, Pute mit Mandelaufguß, Hühner mit Sardellen, Birkhuhn mit rothen Rüben und verſchiedene Wildbraten. Dazwiſchen wurde gereicht: Hecht mit Saffran, Karpfen mit Honig, Bars und Weißfiſch mit Nelken und Muskat. Auch waren verſchiedene Delicateſſen aufgetragen, welche man damals nur in Lithauen fand, wie z. B. Bärenpfoten mit Kirſchſaft, Biberſchwänze mit Caviar, Lachs mit Fleiſchklößen, Eberköpfe mit Gewürz zubereitet. Dazu trank man Wein, den man aus Königsberg hatte kommen laſſen, denn die uralte Kellerei von Nieſwicz war ſo geplündert worden, daß man darin kaum noch ein Dutzend Flaſchen alten Ungarwein aufgefunden, um
damit die erſten Matadore geiſtlichen und weltlich
zu bewirthen. Der Fürſtwoiwode blieb nur kurz
ſeinem Platze, dann ging er von Einem zum Ande
Würdenträgern zu dem Adel, indem er ſie Alle um
bat, daß er ſie nicht nach ſeinen Wünſchen und w
zukäme, bewirthe. Hin und wieder reichte ihm
einen Teller mit einem Gericht, das er auf einem
zu ſich nahm."

Auf die beſonders intereſſante Beſchreibung de
tung der beiden Brüder Strawiesky zu dieſem Feſt
Coſtümirung, indem der eine das polniſche, der
franzöſiſche Element vertritt, ſowie auf die Schil
Wohnung und Lebensweiſe des alten Sarmaten C
niski, auf die Abendgeſellſchaft bei dem Staroſten in
die Scenen im Cabinet und der Garderobe des I
vieles andere ebenſo gelungen Geſchilderte könne
aufmerkſam machen, da es der Raum nicht geſta
Ganzes zu geben, und Bruchſtücke den Zweck verfehl

Der Fürſt „Mein Liebchen" iſt der unter
men bei ſeinen Landsleuten bekannte Fürſt Radz
Bearbeiter hat dieſen Titel eigenmächtig und ungere
weiſe dem Buche vorangeſtellt; denn mag immer,
hauptet, der Fürſt Radziwill „der vornehmſte"
Charakteren ſeiner Partei geweſen ſein, ſo iſt dies
nur dem Range nach zu verſtehen, im Romane ſpie
eine Nebenrolle, während die Brüder Strawiesky, i
der Tribun, deſſen Charakter trefflich gezeichnet
geführt iſt, die Hauptrolle übertragen erhalten hab
Quidproquo des Bearbeiters thut natürlich dem
Werthe ſeiner Arbeit keinen Eintrag, und wir k
Buch allen Denjenigen, denen das Original nicht
iſt und die in die damalige Lage Polens einen tief
auf unterhaltende Weiſe gewinnen wollen, angeleg
pfehlen. Nur darf man den Standpunkt, von w
es geſchehen iſt, nicht überſehen, wenn man ſich ei
genes Urtheil erhalten will.

Sachſen-Meiningens Antheil an der d Literatur.

Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sach
gen und deren Beziehung zu Männern der
Herausgegeben von Ludwig Bechſtein. Hal
1856. 8. 1 Thlr.

Der Antheil, den die in vielfacher Hinſicht me
kleinen thüringiſchen Staaten an der Entwickelung
ſchen Cultur und Literatur genommen haben, war
kein geringer, und wir brauchen deshalb nicht bis
halbmythiſches Zwielicht gehüllten Sängerkrieg auf
burg und auf den Antheil Thüringens an der kirch
form zurückzugehen. Der Volksſtamm, der dieſen
ſchen Erinnerungen wie an ſchönen landſchaftlichen
reichen Gau bewohnt, iſt einer der gemüthlich geſun
bisher unverdorbenſten in Deutſchland, von klarem,
gem Verſtande wie der Norddeutſche und Kurſachſe,
der kühl, minder berechnend, minder ſuffiſant und f
von poetiſcher Naivetät und lebhaftem Temperamen
Süddeutſche, doch ohne die zwar ſprudelnde, aber e
Lebensluſt und die abſprechende Räſonnirfähigkeit de
und Rheinländers, ohne das mitunter etwas dickköp
des allerdings tiefern Schwaben und das zuweilen T
des Südbaiern. Kurz, wir glauben nicht zu irren,
Thüringen nebſt Franken die Heimat vieler der lieb
ſten Eigenſchaften des deutſchen Volks nennen. Hier
der rechte Boden für aufgeklärte und humane F
Regierungen, denen es faſt niemals um glänzendes
um Pracht und Ueppigkeit, um despotiſche Zwangs
militäriſche und andere Schauſtellungen zu thun w

Ueber dem literariſchen Glanz Weimars zu Ka

ıan den Antheil, den auch die andern thüringiſchen
der Hof von Gotha zu Eckhof's Zeit) an der Fort-
deutſcher Literatur und Poeſie genommen haben,
ſen, und wir freuen uns, daß Ludwig Bechſtein ſich
ȝenommen hat, die Verdienſte der meiningenſchen
Literatur und Wiſſenſchaft in der oben genannten
Darſtellung zu bringen, obſchon wir dem Buche
mehr künſtleriſche Anordnung gewünſcht hätten.
llung iſt, was bei einem Poeten wie Bechſtein
fallen muß, eine ziemlich trockene und nicht ſehr
e und läßt auch in reinſtiliſtiſcher und formeller Hin-
es zu wünſchen übrig. Indeß man kann nicht
ch haben, und wer kein fertiges Haus geliefert be-
) ſich doch ſchon Glück wünſchen dürfen, wenn man
as nöthige Baumaterial liefert. Der Verfaſſer be-
:n einleitenden Worten zu ſeiner Schrift mit voll-
Recht, daß die Werke über Herrſcher und Völker
eſchichtſchreibern bisher ungleich mehr vom politi-
om culturgeſchichtlichen, ebenſo mehr vom allgemei-
m beſondern Standpunkt abgefaßt worden ſeien.
,enwart dagegen wende man ſich neben der allge-
hichtſchreibung häufig und mit Vorliebe Darſtellun-
das Beſondere ins Auge faſſen, in das Familien-
ynaſtien, in die Geſelligkeitskreiſe fürſtlicher Hof-
indringen und zur allgemeinen Kunde bringen, was
er das andere Haus durch einzelne ſeiner Angehö-
durch ganze Reihen derſelben ſeinerſeits gethan,
Cultur und Sitte, deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft
Er bemerkt dann weiter: „Beſtrebungen ſolcher
wiß löbliche und ſtehen hoch über dem Klatſch der
niken, abgeſchmackten Anekdoten und der Aufdeckung
r Liebeleien, wie jede ſpätere Zeit ſie darbot — man
s «Galante Sachſen» — denen freilich ein Leſepubli-
ı fehlt, wenn es auch kein erleſenes iſt." Dieſer
nt beſonders gegen die bekannten Hofgeſchichten Veh-
auch im Verlaufe ſeiner Darſtellung mehrmals in
iſſer irrthümlicher und falſcher Angaben zu berichti-
:heit nimmt, bezogen werden zu müſſen.
bergehen die drei erſten Abſchnitte des Buchs:
s Kunſt- und Literaturbeſtrebungen vor der Zeit
Bernhard I.", „Herzog Bernhard I. zu Sachſen-
ſeine zweite Gemahlin Eliſabeth und ſeine Söhne
und: „Herzog Anton Ulrich zu Sachſen-Meiningen,
und Kunſtſammler, und ſeine Gelehrten", um uns
iche ſolchen Stoff hervorzulangen, der uns zeitge-
iher liegt und für d. Bl. als Organ literariſcher
z geeigneter iſt. Wir finden ihn zuvörderſt im
hnitt, welcher ganz intereſſante Mittheilungen aus
ȝebuche des jungen Herzogs Karl Auguſt zu Sachſen-
(1775) enthält. Der Prinz reiſte in Geſellſchaft
rn Bruders Georg Friedrich Karl, machte in Stras-
ȝeitlang bildende Studien und erſtattete von hier
ſchiedenen Reiſeſtationen aus ſeiner ältern Schwe-
:inzeſſin Wilhelmine, durch ihren Inhalt wie durch
künſtelte Form anziehende Berichte, die, wie der
h des meiningenſchen Hauſes mit Recht bemerkt,
:ben von des jungen Fürſten offenem und unbefan-
:, ſeinem lebhaften Antheil an Literatur und Kunſt,
rung jener Männer, welche in Kunſt und Wiſſen-
uszeichneten, und zugleich auch von der Art und
in jener Zeit, in welcher Karl Auguſt von Sachſen-
: Band der Freundſchaft mit Goethe knüpfte, die
ınd Bildung junger Fürſtenſöhne geleitet wurde".
agen, daß in unſerer Zeit, deren materialiſtiſcher
uch in den höhern Regionen immer mehr zutage
Prinzen viel weniger zu dem Zwecke reiſen, ſich lite-
ung zu erwerben und die Bekanntſchaft literariſch
Männer zu machen, als zu dem Zwecke, militäriſchen
zuwohnen, Hofbälle mitzumachen, Opernvorſtellun-
gen und höchſtens im Vorbeigehen Muſeen und Kunſtanſtalten zu beſuchen und auf Bibliotheken Curioſitäten und Miniaturen, die doch einigermaßen auf die Sinne wirken und die Neugier befriedigen, in Augenſchein zu nehmen.

In Frankfurt lernte der junge Prinz Goethe perſönlich kennen. Am 4. Februar 1775 ſchreibt er von hier: „Der Herr Goethe hat bei uns zu Mittag gegeſſen. Es war mir lieb, daß er neben mir ſaß, damit ich ihn deſto näher bemerken konnte. Er ſpricht viel, gut, beſonders, original, naiv und iſt erſtaunlich amusant und luſtig. Er iſt groß und gut gewachſen, in der Geſtalt Gotter's, und hat ſeine ganz eigene Façons, ſowie er überhaupt zu einer ganz beſondern Gattung von Menſchen gehört. Er hat ſeine eigenen Ideen und Meinungen über alle Sachen; über die Menſchen, die er kennt, hat er ſeine eigene Sprache, ſeine eigenen Wörter." Gewiß ein zwar kleiner, aber charakteriſtiſcher Beitrag zur Kenntniß Goethe's in jener Zeit und zugleich ein Beweis, daß der junge Prinz für die Auffaſſung ſo genialer Naturen wie Goethe einen ganz richtigen Blick hatte. Die Berichte des Prinzen aus Strasburg haben ſittengeſchichtliches Intereſſe und enthalten auch anziehende Mittheilungen über intereſſante Perſönlichkeiten, ſo über die Prinzeſſin Sapieha, deren Gemahl auf ihre Veranlaſſung ſich zu den Conföderirten geſchlagen, darüber alle Güter verloren und ſich genöthigt geſehen hatte, Polen zu verlaſſen. Er ſchreibt über ſie: „Ohngeachtet ihrer nahen Niederkunft ſchreibt ſie den ganzen Tag Briefe und Memoiren, die ſie nach Polen ſchickt. Sie hat eine erſtaunlich weitläufige Correſpondenz und weiß Alles, was an den Höfen vorgeht. Sie geht gar nicht aus, ſondern nimmt alle Nachmittage Viſiten an, aber nur Herren, denn die Damen, ſagt ſie, hätten zu wenig Entretien und verurſachten ihr Langeweile. Des Sonntags gehen wir manchmal zu ihr; ſie hat uns ſehr gern bei ſich, ſpricht ſehr viel und angenehm, weiß viele Anekdoten und überhaupt amüſirt man ſich bei ihr." Mehrmals beſuchten die Prinzen das Theater und ſahen hier unter Anderm ein lyriſches Drama „Henri IV, ou la bataille de d'Jvry", worin ſeltſamerweiſe alle Arien, welche Heinrich IV. zu ſingen hatte, weggelaſſen waren, „weil man es für unſchicklich hält, daß ein König von Frankreich ſingt". Im Gegenſatz dazu hat ein König der Franzoſen ſich ſpäter genöthigt geſehen, die Marſeillaiſe öffentlich mit dem Volke in eigener Perſon mitzuſingen. In ſo ironiſcher Weiſe wechſeln Umſtände, Anſichten und Geſchicke. Dann ſahen ſie auch im franzöſiſchen Theater eine Nachahmung der „Minna von Barnhelm" unter dem Titel „Les amants généreux", aber eine ſehr ſchlechte, verſtümmelte Copie, in der unter Anderm von einem „président des états de Thuringe" die Rede war. In Strasburg erhielten ſie auch einen Beſuch von Goethe, der erſt ſeine Schweſter im Badenſchen beſucht hatte und nun auch nach Strasburg kam, um ſeinen Freund Lenz zu ſehen. „Dieſer unvermuthete Beſuch", ſchreibt der Prinz, „machte mir viel Spaß, da ich den Goethe recht gern habe, weil er ſo natürlich iſt." Ein andermal wohnten die Prinzen einem äußerſt ſplendiden Diner bei, welches der Feldmarſchallieutenant Graf Wurmſer dem Prinzen von Condé und dem Duc de Bourbon gab, und er bemerkt bei dieſem Anlaß: „Die Franzoſen waren ſehr eiferſüchtig darauf, daß ein Deutſcher beſſer tractire und die Honneurs mache als ſie." Auf Anlaß des Krönungsfeſtes von Louis le désiré, welches am 25. Juni ſtattfand, ſchreibt der Prinz: „Auf allen Plätzen der Stadt waren große Scheiterhaufen, die angezündet wurden, welches man Freudenfeuer nannte, und das Volk hüpfte darum herum und tanzte und ſchrie. Aber kein Vive le Roi! wollten ſie nicht rufen; die Soldaten von der Garniſon, denen es ausdrücklich befohlen worden war, riefen wol hier und da Vive le Roi!, aber kein Menſch folgte ihrem Beiſpiel. Dies hat Jedermann ſehr verwundert." Die Bekanntſchaft mit einem einfachen, aber behaglich eingerichteten und gebildeten Bürger Namens Bauer gibt dem Prinzen Ver-

anlaſſung zu der Bemerkung: „Unter dieſer Claſſe von Leuten habe ich hier die glücklichſten und zufriedenſten Menſchen angetroffen; die Adeligen ſind theils in ihren Finanzen ruinirt, oder zu ſehr in die große Welt verflochten, oder überhaupt beſitzen ſie nicht die Eigenſchaften dazu, um glücklich zu ſein; die meiſten wiſſen gar nicht, was das wahre glückliche Leben iſt.“ Von einem Prinzen in unſerer Zeit möchte ſchwerlich eine ſolche Auffaſſung zu erwarten ſein. Weiter machte er in Strasburg die Bekanntſchaft Zimmermann's, des hannoveriſchen Leibarztes und Verfaſſers der „Betrachtungen über die Einſamkeit“, von dem er ſagt: „Es iſt ein großer Mann, der mit vieler Leichtigkeit ſpricht und gleich gefällt und einnimmt.“ Zimmermann erzählte dem Prinzen von der unglücklichen Mathilde, Königin von Dänemark, bei deren Tode er gegenwärtig war. Er habe ihr, erzählte Zimmermann, drei Tage vor ihrem Tode ihr Ende angekündigt, und ſie habe dieſe Nachricht mit der größten Gelaſſenheit wie eine ſie gar nichts angehende aufgenommen, ja noch am letzten Tage ihres Lebens mehre Stunden mit vieler Gelaſſenheit und Nachdenken ſich über ſehr bedeutende Fragen der deutſchen Literatur, die ſie ſehr geliebt, unterhalten, und auf eben dieſe ruhige, herzhafte Art ſei ſie auch geſtorben. Von Strasburg wurde ein Ausflug nach der Schweiz gemacht und in Zürich zuvörderſt Lavater beſucht. „Ich werde es nicht unternehmen“, ſchreibt der Prinz, „die Beſchreibung von einem Manne zu machen, der einer der vollkommenſten Menſchen iſt; nur einige Züge von einer Skizze will ich entwerfen, denn er hat ſoviel an ſich, das gar nicht beſchrieben, ſondern nur gedacht und gefühlt werden kann. Er beſitzt im Ganzen genommen ſehr viel Originalität, Nachdru.k, Empfindſa.nkeit, Ausdruck, Lebhaftigkeit, er iſt gar nicht melancholiſch, finſter und tiefſinnig, wie es aus ſeinem Tagebuche ſcheint; er hat viel Duldung gegen ſeine Nebenmenſchen, iſt ſtreng gegen ſich ſelbſt, beſitzt viel Menſchlichkeit, Güte, ſanftes Gefühl, Wärme in allen Sentiments, viel Geiſt, und ungeachtet er ein ſo großer Mann iſt, ſo hat er doch ſoviel Beſcheidenheit, Nachgiebigkeit, Willigkeit, Herablaſſung und Demuth wie der geringſte Mann. Er beſitzt die wahre Religion“; und ſo geht es noch eine ganze Weile fort. Ueber Lavater als Phyſiognomiker ſchreibt der Prinz: „Wenn er Jemand nur ſehr kurze Zeit geſehen, ſo kennt er ihn ſchon ganz durchaus und weiß ſeine gute und böſe Seite aufs genaueſte zu beſtimmen. Das Meiſte ſchließt er aus den Geſichtszügen; aus den Handlungen und Reden ſchließt er am wenigſten.“ Nur ſeltſam, daß ſich Lavater ſelbſt ſo oft in den Menſchen täuſchte und daß das ämſigſte Studium der Lavater'ſchen Phyſiognomik noch Niemand vor dem Schickſal bewahrt hat, von Menſchen, denen er aus phyſiognomiſchen Gründen ſein Vertrauen ſchenkte, hintergangen und oft zu ſeinem größten Schaden betrogen zu werden. Auch den Idyllendichter Geßner beſuchten die Prinzen auf ſeinem Landhauſe. „Geßner“, ſchreibt der Prinz, „nahm uns ſehr höflich auf. Er hat viel Welt, ſpricht angenehm, und man ſieht ihm an, daß er ein guter Dichter und vortrefflicher Maler iſt.“ Jemandem gleich anzuſehen, daß er ein vortrefflicher Maler ſei, konnte nur Folge der Fortſchritte ſein, die der Prinz in der Kunſt der Phyſiognomik im Umgange mit Lavater gemacht hatte. Außerdem enthält das ziemlich umfangreiche Tagebuch des Prinzen noch ſo manche zeit- und ſittengeſchichtlich intereſſante Züge, auf deren Mittheilung wir hier jedoch verzichten müſſen.

Der folgende Abſchnitt: „Die erſte fürſtliche Liebhaberbühne in Meiningen und Leiſewitz' «Julius von Tarent»“ iſt, namentlich werthvoll durch die Mittheilung zweier bisher ungedruckter Leiſewitz'ſcher Briefe. Der junge Herzog Georg war ein Bewunderer des „Julius von Tarent“, der auf dem herzoglichen Liebhabertheater zur Darſtellung gebracht wurde und in welchem der Herzog ſelbſt den Julius ſpielte. Das Trauerſpiel wurde, wie alle dargeſtellten Stücke, beſonders gedruckt und zwar in Begleitung kritiſcher Urtheile, welche von dem Bibliothekar Reinwald, Schiller's ſpäterm Schwager, redi-

girt wurden. Dieſe meiningenſche Privatausgabe i
ratoren und ſelbſt den Biographen Leiſewitz' unbek
ben und trägt den Titel: „Julius von Tarent, ein
in fünf Acten. Aufgeführt am ſachſen-meininzen
Im Jahre 1780.“ Eines der beigedruckten Urth
„Einer der Männer, auf die ich am meiſten im Urt
ſagte davon, daß, wenn Goethe tragiſch Genie
Leiſewitz tragiſchen Esprit.... Wirkung, Wirkung
und die hat längſt dem Julius in meinem Herzen e
erbaut. Es iſt ſicher ein Trauerſpiel der Unſterblich
beiden Briefe von Leiſewitz ſind auf Veranlaſſung
führung an Reinwald gerichtet. In ſeinem erſten
21. December 1779 nennt Leiſewitz ſein Trauerſpiel
nigkeit“ und bemerkt dann, daß er einen Mittelw
Geſchichte und Erfindung eingeſchlagen habe, we
Charaktere und die hiſtoriſchen Details aus der G
Großherzogs Cosmus I. von Florenz und ſeiner be
Johann und Garſias nicht ſo ganz gefallen hätte
habe er die poetiſch-philoſophiſchen Sitten des
Hofs mit Recht beizubehalten geglaubt. Weiterh
er, daß er ſich mit einem Luſtſpiel trage, und viell
ſich auf dieſes projectirte Luſtſpiel folgende Stelle in
ten Briefe vom 6. März 1780: „Unterdeſſen wird
nigkeit, bei der es nur auf den glücklichen Au
kommt, endlich wol fertig, allein ein großes hiſtor
über den Dreißigjährigen Krieg, das vieles und un
nes Studium erfodert, iſt in Gefahr, unter dieſen
ſtickt zu werden.“

Einen Beitrag zur Geſchichte des Aufenthalt
in Bauerbach enthält das folgende ſechste Capitel,
ſich der Verfaſſer namentlich mit jenem Herrn von
ſchäftigt, über den Schiller an Streicher ſchrieb: „E
erſten Anblick mein Buſenfreund. Seine Seele ſch
meinige“ u. ſ. w. Eine ſo raſch auflodernde F
pflegt gemeinhin auch ſehr bald zu verlodern; Schi
in kurzem ſeinen „improviſirten Freund“, wie G.
nennt, und G. Brückner in ſeiner Schrift „Schiller
bach“ bemerkt ſogar: „Im Wurm (in «Cabale
lagert ſich Schiller's Unmuth gegen den Thüringer W
Bechſtein bemüht ſich, durch Mittheilung von B
und Briefſtellen Wurmb als einen warmfühlenden un
riſchen Menſchen darzuſtellen, und druckt unter An
Brief von ihm vom 25. Januar 1784 ab, in dem ſi
Stelle findet: „Schiller ſchrieb mir im vergangene
und ſchickte mir ſeinen «Fiesco». Seit der Zeit ha
nichts wieder von ihm gehört. Mehr Erfahrung, da
Blut werden ihn hoffentlich zum brauchbaren Man
tigern Freunde machen. Es iſt eine Folge unſerer g
ſo hoch geprieſenen Erziehung, daß junge Genies, gl
kraftvollen Füllen, in Gefahr ſind, Hals und Beine z
u. ſ. w. Es iſt allerdings richtig, daß auch ande
freunde Schiller's über deſſen Vergeßlichkeit und U
keit Klage führten. Geniale Menſchen ſind wol
ſchlechte Freunde; auch Friedrich der Große warf ſei
freunde mitleidslos beiſeite, als es ſich um größere
delte. Ohnehin drängen ſich mittelmäßige Geiſter
oft und zu dreiſt an genievolle Männer, denen ſie
ihren ungehörigen Prätenſionen ſehr bald läſtig un
lich werden, nachdem jene erkannt haben, daß ſie die
doch nicht zeitlebens mit ſich ſchleppen können. Etw
wäre es, wenn Schiller in dem Secretär Wurm wir
frühern Freund Wurmb an den Pranger zu ſtellen
hätte, was aber keineswegs erwieſen iſt, da ja die An
näher liegt, daß Schiller für den Secretär den Namen
wählt habe, um dadurch von vornherein das Schlei
Niedrige ſeines Charakters auszudrücken. Was Be
über Schiller's Verhältniſſe, ſoweit ſie mit ſeinem A
Bauerbach zuſammenhängen, über ſeinen wachſender
über ſeine Geldverlegenheiten, über das auf des Her

ig von Schiller verfaßte Spottgedicht gegen den
erzog Anton Ulrich u. ſ. w. mittheilt, iſt wol kaum
ller verließ Bauerbach mit großer Misſtimmung ge-
eininger, namentlich geärgert von der lalenbürger-
gierde und Klatſchhaftigkeit, wie ſie in kleinen deut-
en, zu denen wir aber auch ſo manche ſogenannte
en dürfen, ſo häufig und in ſo widrigen Formen
nd. Jedermann wollte wiſſen, wer dieſer myſteriöſe
dieſer Herr Ritter eigentlich ſei? namentlich aber
be und wovon er lebe? denn die deutſche Neugier
cher Weiſe ſo tief und gründlich, daß ſie ſich nicht
ügt zu wiſſen, daß Jemand exiſtirt, ſondern daß ſie
muß, wovon er exiſtirt. Hätte freilich zu Schiller's
aß- und Beaufſichtigungsweſen ſchon ſo in Blüte
vie heuzutage, ſo würden die meininger Behörden
ter, welcher ſich einen fremden Namen beizulegen
te, ſehr bald und nöthigenfalls per Schub in ſeine
iſche Heimat zurückbefördert und dem Herzoge Karl
gerechten Strafe ausgeliefert haben, und die Mei-
den ſo von einem Gegenſtande ihrer Neugierde er-
ſein, der ihnen viel Kopfzerbrechens machte. Ge-
elfachen Klatſchereien über Schiller ſah ſich ſein
Reinwald noch im Jahre 1807 veranlaßt, einen Auf-
„Neuen literariſchen Anzeiger" unter der Ueber-
Berichtigungen, Friedrich von Schiller's Jugendge-
effend", einrücken zu laſſen, worin es unter Anderm
türlich mußte der Uebergang von einer Wiſſenſchaft
re, da Oberflächlichkeit ſeine (Schiller's) Sache nicht
Geiſt ſtark anſtrengen und ſeine Geſundheit ſchwä-
ſein Genuß ſtarker Weine zur Reſtauration und
fees bei halbnächtlichen Arbeiten. Daraus folgt
daß Schiller ein Trinker war, worauf einige Anek-
Winke zu geben ſcheinen. Referent und ſeine
aben ihn in dieſem Punkt ziemlich oft beobach-
v.

größerer Neuheit erſcheinen uns die Mittheilungen
er's Schweſter Chriſtophine, welche bekanntlich im
auf der Solitude bei Stuttgart mit dem ſchon öf-
en Bibliothekar Reinwald getraut wurde. „Das
ie erwählt hatte", ſagt Bechſtein, „war ein weniger
enes. Kinderlos bleibende Ehe an der Seite eines
ern, griesgrämigen und hypochondriſchen Mannes,
Einkommen, das zu nennen man ſich ſchämt, das
genhändige beſchwerliche Pflege eines kleinen Berg-
d durch Ertheilen von Zeichnenunterricht an junge
ermehren half." Und weiter: „Und dieſe Frau,
ets in breiteſter, ſchwäbiſcher Mundart ſprechend,
freundlich, gut und wohlwollend, trug das edelſte
uſen, trug liebevoll mit ihrem Manne ſeine Ent-
ſeine Leiden, begleitete ihn in ſeinen letzten Lebens-
jedem Gange zur Bibliothek, war ſtets um ihn be-
iebte ihn, hauptſächlich weil er ihren Bruder liebte
hatte. An ihrem Bruder hing mit der innigſten
bis zu ihrem ſpäten Lebensende ihr ganzes Herz;
rer wurden ſchnell ihre Freunde. Jedes Wort, das
bezog, erfreute ihr Herz; jede Dichtung, die ihm
ſie ab, und keinen Buchſtaben, den er geſchrieben,
fremde Hände, ſo gern ſie auch ſonſt gab." Frau
var auch Zeichnerin und Malerin, und was ſie als
, war, wie Bechſtein verſichert, ſchön und ſinnig.
varen es Blumen, die ſie mit überraſchender Treue
atur malte, und zwar mit Farben, die ſie meiſt
ete. Die glänzenden Frauengeſtalten der weimari-
hat man vielfach und ausführlich geſchildert, aber
er Schiller's, dieſer bei aller Schlichtheit innerlich
rnnatur, iſt bisjetzt unſers Wiſſens nur gelegentlich
graphien Schiller's gedacht werden. Dies liegt im
er Zeit, die, trotz aller zur Schau getragenen dorfge-
Paſſion, doch im Ganzen vorzugsweiſe die brillanten
und effectmachenden Erſcheinungen beachtet. Schiller beſuchte ſpäter ſeine Schweſter in Meiningen, aber zu dem Herzoge, obſchon er ihm vorgeſtellt wurde, trat er in kein ſympathiſches Verhältniß, er fühlte ſich von ihm viel mehr abgeſtoßen als angezogen, obſchon es der Herzog Georg geweſen war, welcher ihm die Profeſſur an der den ſächſiſchen Herzogen gemeinſchaftlich zugehörenden Univerſität Jena und auf Schiller's in etwas demüthigen Formen abgefaßtes Geſuch bekanntlich auch den Hofrathstitel verliehen hatte. Begreiflicherweiſe kommt Bechſtein auch auf das ſchöne Liebesverhältniß Schiller's mit Charlotte von Lengefeld zu ſprechen, und er ruft bei dieſem Anlaß aus: „Wie könnte ſich ein Dichterleben ſchöner offenbaren als in ſeiner Liebe!" Indeß dürfte es doch Manchem ſo ſcheinen, daß man den Liebesverhältniſſen der modernen Dichter viel zu viel Werth beilege und daß man viel zu wenig danach frage, was der Dichter als Familienvater ſeiner Familie, als Patriot ſeinem Vaterlande, als Menſchenfreund ſeinen Nebenmenſchen geweſen iſt. Die Dichter ſollen oder wollen immer wieder das romantiſche Liebesdrama zwiſchen Dante und ſeiner Beatrice, Petrarca und ſeiner Laura aufführen, wozu doch die faſt philiſterhaft bürgerlichen modernen Verhältniſſe ſehr wenig angethan ſind. Die Griechen ſtanden auch in dieſer Hinſicht auf einem viel höhern Standpunkt. Mit gerechtem Stolz haben ſie uns überliefert, was Aeſchylus und Sophokles als Patrioten ihrem Vaterlande geweſen ſind, aber nicht, wie ſie geliebt und geſchwärmt haben.

Daß es zwiſchen Schiller und dem Herzog Georg zu keinem innigern Verſtändniß kam, lag theils in dem etwas anſpruchsvollen Idealismus des Einen, theils in der etwas wunderlichen Geſchmacksrichtung des Andern. So fand Georg z. B. Geſchmack an dem Myſtiker Oberreit, der ſich ſelbſt einen „Chaoskopf" nannte und einen „arkadiſchen Damenorden" zu ſtiften verſuchte, und an dem wüſten Romanſchreiber Cramer, der übrigens bei aller Derbheit ein munterer und jovialer Geſell war. Er zog Beide nach Meiningen. Cramer wurde zum Forſtrath ernannt und war ſpäter Lehrer an der Forſtakademie Dreißigacker, während der Wirrkopf Oberreit auch in Meiningen nicht lange ausdauern konnte und mit einer Penſion entlaſſen wurde. Denn er war noch wunderlicher als der Herzog, von dem uns Bechſtein ein ſeltſam naives, an die hoffähigen Frauen und Fräulein gerichtetes Reſcript aufbewahrt hat, worin er ſie daran erinnert, daß der Himmel Deutſchlands nicht ſo mild ſei als der italieniſche, und ſie daher erſucht, künftig bei Hofe „weder allzu hüllenlos noch allzu feſſelnlos zu erſcheinen", wenn er ſich nicht ihre Gegenwart verbitten ſolle. Dankenswerth ſind die von Bechſtein mitgetheilten Erinnerungen an Jean Paul, der ſich ein Jahr lang in Meiningen aufhielt und von dem hier einige ſpäter an ſeine meininger Freunde gerichtete Briefe abgedruckt ſind, in deren einem es heißt: „Gott geb' uns aber etwas zu trinken in Neuhof, ſowol Vor- als Nachmittags." Hierbei fällt uns ein Brief Jean Paul's an Herder ein, worin der Erſtere äußert, er würde recht gern in Weimar leben, wenn es da nur gutes Bier zu trinken gebe. Jean Paul hatte in Meiningen immer einen Spitz zum Begleiter, und als es einmal dem Herzog einfiel, in ſeinen Landen ein Verbot ausgehen zu laſſen, wonach man Hunde auf Spaziergängen nicht mitnehmen dürfe, verfaßte Jean Paul eine drollige Eingabe im Namen ſeines Hundes, worin der Spitz bat, ſeinem Herrn auf den Spaziergängen nach den Vergnügungsorten Welkershauſen und Grimmenthal folgen zu dürfen. Jean Paul, der übrigens gegen Meiningen auch Manches auf dem Herzen hatte, denn er nannte Meiningen (in alten Zeiten von ſeiner baulichen Form die „Harfenſtadt" genannt) eine „Harfe ohne Klang", wurde die Veranlaſſung, daß Herzog Georg den Romanſchriftſteller Ernſt Wagner nach Meiningen zog und ihn als Cabinetsſecretär in ſeinen perſönlichen Dienſt berief. Wagner's Lieblingsidee war es, eine deutſche Kunſtſchule zu begründen, und da er damit in München ſcheiterte, richtete er ſein Augenmerk auf das kleine Meiningen, wo aber natürlich der Boden für eine ſolche Centralpflanzſtätte deutſcher

Kunſt nun ganz und gar nicht war.. Dagegen beabſichtigte der jedenfalls ſehr regſame Herzog Georg im Jahre 1803 den berühmten Landſchaftsmaler Reinhart in Rom nach Meiningen zu ziehen, den er früher einmal zufällig zu Leipzig in Reichel's Kaffeegarten kennengelernt und zwei Jahre (1787—89) bei ſich in Meiningen gehabt hatte. Bechſtein ſchildert Reinhart als eine blühende Antinousgeſtalt mit römiſchem Profil, als witzig und lebhaft, als angenehmen Geſellſchafter bei Luſtpartien und als geiſtreichen Caricaturiſten, deſſen Andenken in Meiningen noch keineswegs erloſchen ſei und von dem in den herzoglichen Sammlungen noch viele Handzeichnungen erhalten ſeien. In dem herzoglichen Einladungsſchreiben vom Jahre 1803 heißt es: „Ich kenne auch ein Land, in dem ſind wir geboren, es heißet Deutſchland. Keine Orangenwälder, keine Aloen und Cypreſſen, aber Menſchen. Die Landſchaft iſt nicht ſo ſchön, aber beſſer ſtaffieret, kein ſo reiner Himmel als Italien, aber reinere Herzen. Man hat uns unſer Vaterland zwar etwas unkenntlich gemacht, aber das alte Blut, die Nahrung unſerer Herzen, konnten ſie uns nicht nehmen. Hier in meinem Buſen wallt Ihnen auch noch vaterländiſches Blut entgegen, und dieſe Rechte will ich Ihnen mit Freuden reichen, ſehe ich Sie wieder im Vaterlande" u. ſ. w. Dieſer Brief, der für die menſchliche Liebenswürdigkeit des Herzogs Georg und ſeine treue Anhänglichkeit an ihm liebgewordene Perſonen ein ſchönes Zeugniß ablegt, und ein anderer des Herzogs Emil Auguſt zu Sachſen-Koburg-Gotha an den Dichter und ſpätern meiningenſchen Conſiſtorialrath Moſengeil, dem die letzten Blätter des Buchs gewidmet ſind, gibt dem Verfaſſer zu der Bemerkung Anlaß: „Wo ſchwärmt jetzt noch ein deutſches Fürſtenherz für einen deutſchen Dichter in gleicher Liebe? Wie ſelten ſchreiben Fürſten noch an Künſtler, wie Herzog Georg an den Maler Reinhart! Auch jene Zeit war eine gewaltig bewegte, auch in ihr ein Aufſtreben, ein Ringen nach Freiheit, ein Kampf gegen veraltete Misbräuche und gegen die Herrſchaft der Willkür auch in Deutſchland, aber die Welt war damals noch ungleich reicher an Pietät, an Freundſchaft, an Liebe, an Anerkennung des Genius, mochte der Genius auf Thronen ſich finden, oder in einſamer Dachſtube, als in unſerer troſtlos nüchternen Gegenwart. . . . Vom Hofleben floh die gemüthliche Freude, das Volksleben geſtaltete ſich ſo, daß es die Annäherung der Fürſten abſtieß, und die guten Genien der Völker neigten ſich weinend über die Graburnen einer beſſern Vergangenheit." In dieſen warmen Worten taucht doch einmal die Dichternatur des Verfaſſers auf, die ſonſt in ſeinem Buche ziemlich latent bleibt; und es iſt richtig, daß, wie ſehr der Nationalökonom berechtigt ſein mag, das Glück und den Glanz unſerer Zeit in ſtatiſtiſchen Jubelliedern zu feiern, doch der Dichter nicht wenig Urſache hat, in ſeinem Schmollwinkel zu klagen und Aſche auf ſein Haupt zu ſtreuen. **H. M.**

Notizen.

Friedrich Berndt.

Zu den intereſſanteſten Biographien gehören die Lebensſchilderungen ſolcher Männer, welche, aus beſchränkten und dunkeln Verhältniſſen hervorgegangen, ungünſtige Lagen und Hemmniſſe aller Art durch harten Kampf überwinden und ſich den ſchwerſten Entbehrungen unterziehen mußten, um das ihnen vorſchwebende Lebensziel zu erreichen und eine ihren Fähigkeiten gemäße ſegensreiche Wirkſamkeit auszuüben. Von dieſem Standpunkte wird die Schrift „Dr. Friedrich Auguſt Gottlob Berndt. Eine biographiſche Skizze von Albert Berndt" (Greifswald und Leipzig, Koch, 1856) auch einem größern Kreiſe als dem ſeiner nächſten Freunde, Verehrer und Schüler von Intereſſe ſein. Berndt war zuletzt ordentlicher Profeſſor der praktiſchen Medicin und mediciniſchen Klinik, ſowie der Geburtshülfe und geburtshülflichen Klinik zu Greifswald und hat
ſich auch als mediciniſcher Schriftſteller durch ſeine n
gen Werke: „Die allgemeinen Grundſätze der praktiſ
cin", „Die Fieberlehre", „Die Lehre von den Entzü
u. ſ. w., ausgezeichnet. Als kliniſcher Lehrer dürft
der Anfang 1855 ſtarb, für Greifswald ſchwer zu er
und als praktiſcher Arzt zeigte er namentlich ein be
werthes Talent im Erkennen der Krankheit. Dabe
uns von ſeinem Biographen und Sohne, dem
Kreisgerichtsrath Albert Berndt, als „ein Muſter
ligioſität, fleckenloſer Sittenreinheit, empfänglich für
Freundſchaft, voll hochherzigen Eifers für Menſchen
Menſchenglück" geſchildert. Berndt, geboren 1793,
Sohn eines Küſters und Dorfſchullehrers im Dorfe
in der Neumark, das in einer ſandigen Gegend u
Städtchen Reetz und Arnswalde gelegen iſt. Aber
Verfaſſer mit Recht bemerkt: „In dem Kampfe mit
gen, faſt widerſtrebenden Natur ſtählen und bilden ſi
nigen, geſunden Menſchen, und die ſüße Trägheit de
kann keinen Raum gewinnen, wo jeder Fußbreit, jed
korn nur mit Mühe gewonnen wird." Friedrich B
in geeignetem Alter bei einem Chirurgen in Landsbe
Warthe in die Lehre, um das Barbierhandwerk zu ler
er fühlte den Beruf zu etwas Höherm in ſich, un
ſein Principal nicht freigeben wollte, entfloh er heir
Berlin, wo er faſt ohne alle pecuniären Mittel ank
deß erwarb er ſich die Gunſt des Generalſtab
Johann Görcke, wurde Zögling der Mediciniſch-chi
Pépinière, machte bald die überraſchendſten Fortſch
legte die glänzendſten Proben ſeltener Fähigkeiten a
zog ihn das Theater gewaltig an. „Die Begeiſt
Darſteller", wie ſein Biograph bemerkt, „weckte ein
Publicum, das freilich zu jener Zeit noch dieſe
Scheins mit unbefangenern und gläubigern Blicken b
als die kritiſche oder blaſirte Menge, welche ſich heut
im Schauſpielhauſe zu verſammeln pflegt." In dieſ
des Königs Aufruf zu den Waffen, und der jung
war einer der Erſten, welche es in Berlin wagten, tro
weſenheit der Sieger mit der preußiſchen Nationalcoca
lich zu erſcheinen. Um dieſe Zeit ſchrieb er: „Ic
Feind der Franzoſen und Freund aller Derer, die
gen, jene Tigerbrut zu vertilgen, denn hat je ein Vo
ter und niederträchtiger gehandelt wie jene Beſtien?
lich ſind diejenigen, welche ich in meine Gewalt beko
iſt zwar wider die Geſetze der Menſchlichkeit, aber Na
ganz Deutſchland und ich bin ein Deutſcher." Die
ſind charakteriſtiſch für die damals unter der preußiſche
herrſchende, bis zum Fanatismus erhitzte Stimmung.
machte jedoch den Feldzug nicht, wie er anfangs bea
als freiwilliger Kämpfer, wol aber als Feldchirurg
namentlich hatte er bei Großbeeren und in der Sch
Dennewitz, die er ſelbſt in einem Briefe einen „wahrſ
ſen Kampf" nannte, Gelegenheit, ſeinen Muth zu bew
er mitten im dichteſten Kugelregen den Verwundeten
anlegte und chirurgiſche Hülfe leiſtete. Mit dieſer E
an eine eigenthümlich große Zeit, die von unſerer jetzi
andern Tendenzen huldigenden Generation kaum noch
und gewürdigt wird, glauben wir unſere kurze Notiz
ſes Buch am beſten zu ſchließen.

Oeffentliche Vergnügungen als Heilmittel Gebrechen der Zeit.

Noch zu keiner Zeit, ſolange gedacht, geſchrieben
druckt wird, ſind wol ſo viele Schriften erſchienen,
geiſtigen und materiellen Nothſtände der Geſellſchaft
und Rathſchläge zu deren Abhülfe ertheilen, als h
Soweit ſie die Gebrechen und Gefahren der Zeit
enthalten ſie meiſt übereinſtimmend ſehr viel Wahre
ſie aber zu ihrer poſitiven Aufgabe übergehen und

ihe nehmen, Mittel zu deren Beſeitigung vorzuſchlagen, t ſich meiſt die allergrößte Verwirrung, alſo gerade jenes el, welches man vielleicht die Hauptkrankheit unſerer Zeit nen darf. Dieſelbe Wahrnehmung machten wir ſoeben bei Lectüre einer kleinen Schrift „Zum innern Frieden“ (Siegen, ler, 1857), die recht gut geſchrieben iſt und verſtändig die ſchiedenen Krankheitsſymptome der Gegenwart zuſammenfaßt. Hauptgefahr der Zeit erkennt der Verfaſſer in der perma- t gewordenen ſchleichenden innern Revolution, die alle Ver- tniſſe und Poſitionen moraliſch unſicher macht, die nach Lips“, des bekannten Ultramontanen, Anſicht im wahren eigentlichen Sinne eine Lehre, ja mehr als das, eine Re- iſt, die aber auch nicht einſeitig als eine Auflehnung des letariats betrachtet werden ſollte, ſondern als eine, die in die- oder jener Form ſich aller Claſſen bemächtigt hat. Die Mit- der ſelbſt in ihrem Glauben an ſich erſchütterten Kirche hält der rfaſſer gegen dieſe geiſtige Revolution für unwirkſam, und auch der Schule erwartet er kein Heil. Aber er hat ein ande- Mittel entdeckt, die Stiftung von Ehren- und Freudenge- inden, kurz eines „Reichs der Freude“. Es ſoll für Tanz, ſang, Muſik und öffentliche Spiele und Volksfeſte geſorgt rden, und die Gemeinden, die Obrigkeiten, der Staat ſelbſt len ſie in ihre Pflege und Obhut nehmen. Er ſtützt ſich bei auf einen ſchon von Johannes von Müller ausgeſproche- ähnlichen Gedanken, und es iſt auch ſicherlich ſehr bekla- werth, daß, ſtatt neue geſittete Volksfeſte und öffentliche gnügungen einzuführen, auch die ältern etwa noch beſtehen- in den meiſten Theilen Deutſchlands immer mehr abge- ft werden. Auch iſt dem Verfaſſer gewiß Recht zu geben, n er darauf aufmerkſam macht, wie unermeßlich viel be- ter, angeſehener, mächtiger und wohlthätiger die Stellung das Wirken unſerer Obrigkeiten ſein würde, wenn ſie ht blos als Rüger und Rächer der Verirrungen und Verbre- im geſelligen Volksverkehr auf unliebſame Weiſe ſich fühl- machten“. Und er fährt fort: „Aus der theilnahmloſen der ſtrafamtlichen Würde herabgetreten in das Volk und Freuden theilend, ordnend und veredelnd, wird eine Wirk- keit von milderer, angenehmerer Art ſich bilden, ein Amt, nicht blos zu ſtrafen, auch zu lohnen haben wird“ u. ſ. w. n, als ein Hülfsmittel kann man ſich öffentliche Vergnügun- n, ſo organiſirt wie der Verfaſſer ſie vorſchlägt, wol gefallen ſen, aber als ein Radicalmittel werden ſie nicht weit rei- , zumal da es in manchen Städten und Ländern ſehr er Jahre bedürfen würde, um das Volk nur erſt an Formen der Volksluſtbarkeit zu gewöhnen. Zugleich aber der Verfaſſer den Vorſtehern der Feſtlichkeiten das von Ehren- und Sittenrichtern zuweiſen, ja ſelbſt nur innige Heirathen ohne einiges Vermögen und „andere für heilig erkannte Verhältniſſe öffentlicher und häuslicher r“ ſollen in das Richt- und Rügegebiet der Freudenge- den zu ziehen ſein. Ein ſolches „Reich der Freude“ würde bald in ein Reich der Betrübniß und zuletzt nur in ein der Polizei ausarten; man würde an den Freudenvögten lich nichts weiter als jene in die Geheimniſſe des Fami- ebens eindringenden Bezirks-Sittenvögte haben, wie Straß r unſere großen Städte allen Ernſtes vorſchlägt.

Karl Curtze.

Es liegt uns ein Programm des Gymnaſiums zu Corbach mit dem Haupttitel „Karl Curtze. Ein Lebensbild von Beck, Gymnaſialconrector“ (Mengeringhauſen 1856). Karl e hat ſich als waldeckſcher Conſiſtorialrath um die Schul- egenheiten des Fürſtenthums hochverdient gemacht, ein blatt mitbegründen helfen, ein Leſebuch für Schulen ver- , ein neues Geſangbuch für Waldeck redigirt und außer- mehre Schriften herausgegeben, worunter zu nennen ſind: r evangeliſche Verein der Guſtav Adolf-Stiftung“ (Arol- 1844), „Geſchichte der evangeliſchen Kirchenverfaſſung in dem Fürſtenthum Waldeck“ (Arolſen 1850), „Die kirchliche Geſetzgebung des Fürſtenthums Waldeck“ (Arolſen 1851), ganz beſonders aber die auch literariſch bedeutſame „Geſchichte des evangeliſchen Kirchengeſangs und der evangeliſchen Geſangbücher in dem Fürſtenthum Waldeck. Ein Beitrag zur Hymnologie“ (Arolſen 1853), worüber unter Anderm das „Deutſche Muſeum“ ſeinerzeit ein ſehr anerkennendes Urtheil fällte. Nach ſeinem Tode erſchienen noch „Zwölf Feſtpredigten von Karl Curtze“ (Arolſen 1856), die ſein Bruder, der Gymnaſialdirector Louis Curtze, herausgegeben hat. Ganz beſonders verdient machte ſich Curtze um die Kirchenverfaſſung des Landes, um die Miſſionsanſtalten, Peſtalozziſtiftungen, Volks- und Kleinkinderſchulen, wie namentlich um die Verbeſſerung der Lage der Volksſchullehrer, für die wie faſt überall ſo auch im Fürſtenthum Waldeck bis dahin aufs traurigſte geſorgt war. Es gab etwa 40 Lehrer im Waldeckſchen, die nur ein Gehalt von 80 Thlr. hatten, wobei aber die Wohnung mit 15 Thlr. in Anſchlag gebracht war. Unter dieſen Lehrern waren mehre verheirathet, und mit Recht äußerte Curtze bei der Berathung des Schulgeſetzes während der Diät 1850—51: „Wie in aller Welt iſt es möglich mit ſo viel Weib und Kind zu ernähren? Das iſt eine Unmöglichkeit; nicht einmal ein einziger Mann kann damit fertig werden.“ Wer kann ſich da wundern, wenn es unter dieſen beklagenswerthen, oft nicht wenig gebildeten Leuten ſo viele mit ihrem Looſe und den allgemeinen Verhältniſſen Unzufriedene gibt, die ihr Amt ohne Liebe und Luſt verwalten, ſich demokratiſchen Anſichten zuneigen und ſie wol gar gelegentlich der Jugend einzuprägen ſuchen? Man ſtelle nur den conſervativ Geſinnteſten, der Vermögen oder ein gutes Einkommen beſitzt, an ihren Platz und ſehe dann zu, wie weit ſeine conſervative Geſinnung reichen wird! In der Diät 1853—54 kam dann auch zwiſchen Regierung und Ständen die Vereinbarung über ein neues Schulgeſetz zuſtande, wodurch die Lage der Lehrer verbeſſert wurde, aber nicht in dem von Curtze gewünſchten Verhältniß. Curtze war 1807 zu Corbach geboren und ſtarb im Bade zu Sayn am 5. September 1855. In Betreff ſeiner göttinger Univerſitätsjahre möge hier nur erwähnt ſein, daß er, wie dies zumal gerade unter den Wiſſenseifrigſten und geiſtig Begabteſten immer mehr Brauch zu werden ſcheint, weniger aus Collegien, die ihm gar zu unbedeutend erſchienen, als aus Büchern lernte, die er von der Univerſitätsbibliothek entlehnte. Die Profeſſoren ſorgen ja durch ihre Schriften, die ſich oft beſſer leſen laſſen als ihr Vortrag ſich anhören läßt, zum Theil ſelbſt dafür, daß man ihrer Vorleſungen kaum bedarf, welche die Meiſten nur beſuchen, um ſie doch „belegen“ zu können. Das Engliſche lernte er auf dem Wege wechſelſeitigen Unterrichts von Studirenden aus Nordamerika, denen er Unterricht im Deutſchen ertheilte. Auch trat er auf der Univerſität mit dem nachmals ſo vielgenannten John Pye Puſey aus Oxford in Verkehr, von dem er auch eins ſeiner Bücher „The scripture testimony to the Messiah“ (London 1821) zum Andenken nebſt einem in deutſcher Sprache verfaßten Brief bis an ſeinen Tod aufbewahrt hat.

H. M.

Bibliographie.

Albert, J., Wanderungen nach und in Graubünden unternommen und beſchrieben zum Gebrauche für Touriſten. Leipzig, Gräfe. Gr. 16. 20 Ngr.

Baltzer, R., Theorie und Anwendung der Determinanten. Mit Beziehung auf die Originalquellen dargestellt. Leipzig, Hirzel. Hoch 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fichte, J. H., Ueber den Unterſchied zwiſchen ethiſchem und naturaliſtiſchem Theismus; mit Bezug auf „Fr. W. J. von Schelling's ſämmtliche Werke“ II., 1. Stuttgart 1856. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſammtausgabe von Frederike Bremer's Schriften.

Bremer (Frederike), Geſammelte Schriften.

Aus dem Schwediſchen.

Erſter bis dritter Band. Skizzen aus dem Alltagsleben.

I. **Die Töchter des Präſidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Mit einer Vorrede der Verfaſſerin. Fünfte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.

II. III. **Das Haus** oder Familienſorgen und Familienfreuden. Fünfte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

Die Verlagshandlung veranſtaltet hiermit die **erſte Geſammtausgabe von Frederike Bremer's Schriften**, die alle ihre beliebten, bereits in mehrfachen Auflagen erſchienenen Romane und ſonſtigen Schriften zu dem **wohlfeilen Preiſe von 10 Ngr. für den Band** enthalten wird. In dem ausführlichen Proſpect darüber (der in allen Buchhandlungen zu erhalten iſt) heißt es unter Anderm: „Unter den Schriftſtellerinnen, welche in neuerer Zeit eine Miſſion im edelſten Sinne erfüllt haben, nimmt die Schwedin Frederike Bremer wol den erſten Platz ein.... Seit langem hatte das Palladium des Hauſes, ſein Innerſtes, ſeine Seele, möchte man ſagen, keine ſo beredte und herzliche Fürſprecherin gefunden als Frederike Bremer. Echtweibliche Reinheit paarte ſich in dieſen wahrhaften Familienromanen mit einem tüchtigen praktiſchen Verſtand, Tiefe des Geiſtes mit allgemein verſtändlichem Ausdruck, Gemüth und Herzlichkeit mit einem gewiſſen Humor, wie er in dieſem Grade wol keiner andern Schriftſtellerin zugebote ſteht."

Dieſe Ausgabe wird zunächſt folgende, meiſt ſchon in mehrfachen Auflagen erſchienene Schriften Frederike Bremer's umfaſſen: **Die Töchter des Präſidenten.** Erzählung einer Gouvernante. — **Das Haus, oder Familienſorgen und Familienfreuden.** Zwei Theile. — **Die Nachbarn.** Zwei Theile. — **Nina.** Zwei Theile. — **Die Familie H.** — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen.** — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geſchwiſterleben.** Drei Theile. — **Sommerreiſe.** Eine Wallfahrt. Zwei Theile. — **Leben im Norden.** Eine Skizze. — **Morgen-Wachen.** Ein Glaubensbekenntniß. — **Die Heimat in der Neuen Welt.** Ein Tagebuch in Briefen, geſchrieben während zweijähriger Reiſen in Nordamerika und auf Cuba. Neun Theile. — **Hertha.** Drei Theile.

Die einzelnen Bände werden in raſcher Folge erſcheinen. Jeder Band koſtet 10 Ngr. Auch ſind elegant gebundene Exemplare zu beziehen.

Das bereits Erſchienene iſt in allen Buchhandlungen vorräthig und werden daſelbſt Beſtellungen angenommen.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlrn. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipz

BROCKHAUS' REISE-ATI

Entworfen und gezeichnet von **Henry**

Ausgabe in Lieferungen.

Lieferung I.: **Dresden, Koblenz-Köln, München-Au**

Diese Ausgabe erscheint in ungefähr 20 Liefe in kurzen Zwischenräumen ausgegeben v

Preis jeder Lieferung von drei Blatt in Umscl

Die erste Lieferung, auf deren Umscl ausführlicher Prospect befindet, ist in allen lungen vorräthig.

Die **Ausgabe des Reise-Atlas in einzelnen** Umschlag steif broschirt nebst Text) wird for sind die bisher erschienenen Blätter in allen lungen vorräthig. **Preis jedes Blattes 5 Sgr.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipz

Lehrbuch der gradlinigten Pla

von **Karl Snell.**

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch der Geometrie für Sch

zum Selbſtunterricht. Erſter T

Zweite Auflage. Mit fünf lithographirten

8. Geh. 24 Ngr.

Wie des Verfaſſers „Lehrbuch der Geometri Auflage den Lehrern der Mathematik als ein na anſprechender und echtwiſſenſchaftlicher Lehrgang Unterricht nützlich und fruchtbringend erwieſen, ſo zweiter, erweiterter Auflage gleichzeitig be beim Selbſtſtudium dienen und ſei ſomit als Sch Einführung allen Schulanſtalten beſtens empfohlen erſcheint in drei Theilen, wovon der erſte, die Pl behandelnd, bereits vorliegt, dem die beiden ande gen werden.

Von dem Verfaſſer erſchien in demſelben Verl

Einleitung in die Differential- und Integra

Zwei Theile. Mit 7 lithogr. Tafeln. 8. 3 T

Brockhaus' Reise-Bibliothek:

Herrn Mahlhuber's Reiſeab

Erzählung von **Friedrich Gerſtäcker. Preis**

Eine neue humoriſtiſche Erzählung des belieb ſtellers, die alle Freunde echten Humors ergötzen wi beſonders anziehende und unterhaltende Reiſelectür mal darin „Reiſeabenteuer" geſchildert werden.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
terariſche Unterhaltung.

eint wöchentlich. — Nr. 24. — 11. Juni 1857.

: Emanuel Geibel's „Neue Gedichte". Von **Rudolf Gottſchall.** — Dulibicheff über Beethoven. — Reiſebilderliteratur.
duard Schmidt-Weißenfels. — Schelmen- und Abenteuerromane. — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

manuel Geibel's „Neue Gedichte".

ichte von Emanuel Geibel. Stuttgart, Cotta.
8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Band ſchöner, gemüth- und gedankenvoller, in
Beziehung claſſiſcher Gedichte liegt vor uns,
ein Beweis dafür, daß die deutſche Lyrik des
hunderts ſich glänzender entfaltet als die des
ihr den Lorber ſtreitig macht. Es iſt eine
thatſächliche Theilnahme der Nation wider-
ſicht Derjenigen, die ihre eigene Poeſieloſig-
der ganzen Nation oder gar dem ganzen
ert zuſchreiben möchten, daß es mit unſe-
e zu Ende ſei und die Dichter nichts Beſ-
thun hätten, als ſich von den geſtrengen
ritikern todtſchlagen zu laſſen, wozu letztere der
utſchen Poeſie wie Caligula nur Einen Kopf
t. Abgeſehen von dieſer in ſehr vielen kritiſchen
eingebürgerten Anſicht, die man dem Publicum
gen ſucht, und welche den bekannten Goethe'-
ruch: „Schlagt ihn todt, den Hund — es iſt
nſent!" frei ins Moderne überſetzt: „Schlagt
den Hund — es iſt ein Dichter!" hat ſich
s großen Theils der Literaten ſelbſt das Stre-
chtigt, um jeden Preis praktiſch, techniſch, in-
realiſtiſch zu ſein. Man fragt: Was geht,
, was liegt in der Zeit? Bürgerlich oder ro-
Vers oder Proſa? Rührſtück oder Poſſe?
twortet dieſe Fragen nicht aus dem eigenen
ſondern nach äußerlichen Rückſichten und Er-
Um ſo erfreulicher iſt es, einen Dichter wie
ieder zu begrüßen, der Das, was die Zeit be-
idealer Spiegelung ausſpricht und aus dem
orn ſeines Talents heraus dichtet.

uel Geibel galt lange Zeit und gilt Vielen noch
s ein Dichter für „Backfiſche". In der That iſt
e außerordentlich keuſch, und ſeine Werke bedür-
editio castigata. Frei von allen genialen Aus-
war ſchon in der erſten Sammlung Form und
on gleicher Sauberkeit, von gefälliger Anmuth
ter Correctheit. Allerdings überwog in ihr eine
ſanfte, weiche, etwas enge Gemüthswelt; die Muſik bemächtigte ſich des verlockenden Textes, und die Poeſie ſchaukelte ſich wie ein weißer Schwan auf ihren Wellen. Es war daher kein Wunder, daß die weibliche Jugend, welche die erſten Pas auf den Bällen und im Leben machte, ſich mit Vorliebe dieſen Gedichten zuwendete, umſomehr, als damals ein großer Theil der begabteſten Dichter unter den Fahnen der kampfluſtigen politiſchen Lyrik kämpfte, welche für ſolche aufknospende Mädchenherzen wenig Anziehendes hatte. Doch waren auch ſchon in dieſen erſten Gedichten Geibel's kräftige und männliche Klänge angeſchlagen; im lyriſchen Fehdebrief gegen Herwegh trat er als der entſchiedene Apoſtel einer antirevolutionären, freiſinnig conſervativen Politik auf; in den „Juniusliedern" finden ſich viele ausgezeichnete Situationsbilder und männlich ſchwunghafte Gedichte. Es war daher jede Veranlaſſung verſchwunden, Geibel nur als den Orpheus der funfzehn- und ſechzehnjährigen Confirmationsſchönheiten zu betrachten und ſein Bild mit den Arabesken blonder, ſchwärmeriſcher Engelsköpfchen zu umrahmen. Mochte er noch ſo weiche, ſüßtönende Klänge anſchlagen, mochte ſeine altfromme proteſtantiſche Geſinnung ihn noch ſo fernhalten von jeder philoſophiſchen Kühnheit oder auch nur von jenen blendenden Reflexen der Skepſis, welcher viele moderne Dichter ihren Ruf und ihre Bedeutung verdanken, das Dichterbild von Geibel, wie es beſonders nach den „Neuen Gedichten" erſcheint, hat männlichen Adel, Wärme und Innigkeit des Gemüths und iſt aus Einem Guß. Mit einem ſolchen Dichter, der ſich ſo ganz gibt und Das, was er iſt, ſo ganz iſt, wegen der Verſchiedenheit der Weltanſchauung zu rechten, das wäre die Sache jener Kritik, welche mit einem fertigen wiſſenſchaftlichen Credo an die dichteriſchen Erſcheinungen herangeht und ſie herunterkanzelt, wenn die Antwort auf ihre Fragen anders lautet, als in ihrem Katechismus ſteht. Einer klar und beſtimmt ausgeprägten dichteriſchen Begabung gegenüber, welche beſonders die Form mit Meiſterſchaft beherrſcht, muß die Kritik den nöthigen Reſpect an den Tag legen und ſich damit begnügen, ein anſchauliches Charakterbild

zu entwerfen, eine Aufgabe, welche freilich ſchwieriger iſt und ein innigeres Verſenken in den Dichter verlangt, als das Ausſtellen rubricirter Cenſuren in Lob und Tadel, die man fertig in der Taſche hat.

Auch die neue Sammlung Geibel's enthält viele zarte und ſinnige Lieder aus alter und neuer Zeit; doch daneben finden ſich gedankenvollere Gedichte, in denen theils einem männlichen geiſtigen Streben Ausdruck gegeben iſt, theils die Darſtellung größere hiſtoriſche Perſpectiven eröffnet, Sprüche mit epigrammatiſcher Schärfe, Balladen und Erzählungen, in denen das epiſche Element zur Geltung kommt.

Nach Anaſtaſius Grün's Vorgang beſingt auch Geibel „den Dampf"; doch er feiert in ihm nicht allegoriſch wie jener den Genius der neuen Zeit; es weht durch ſeinen „Mythus vom Dampf" eine Polemik gegen den Triumph des Menſchengeiſtes und ſeiner „ſtolzen Weisheit"; die unter ſein Joch gebeugten Elemente Feuer und Waſſer drohen mit ihrer einſtigen Entfeſſelung am „Tage des Zorns"; und das ſtolze Lied des Dampfs endet mit der ſchwunghaften Strophe:

Dann wird des Vaters Krone blitzen,
Und jeder Blitz iſt Weltenbrand;
Dann wird bis zu der Berge Spitzen
Die Mutter zieh'n ihr Schaumgewand;
Dann will ich ſelbſt auf freier Schwinge
Durch's All, Zerſtörung brauſend, weh'n
Und über'm Trümmerſturz der Dinge
Aufjauchzen und ins Nichts vergeh'n.

Das Gedicht „Babel" iſt eine Kaulbach'ſche Freske in meiſterhaften Anapäſten, welche ebenfalls einen „Tag des Zorns" feiert, der über die ſtolze Weisheit der Erdenkinder hereinbricht. Die damaligen Stoff- und Krafttitanen ſprachen:

Was brauchen wir fürder des Herrn?
Mag im Blauen er thronen, wir gönnen's ihm gern;
Doch die Erd' iſt für uns, wir ſind Könige d'rauf,
Laßt uns ſchwelgen und glüh'n, ſie beſchert uns vollauf.

Denn die Flur gibt uns Weiden und Brot das Gefild,
Und den Fiſch gibt der Strom und die Forſtung das Wild,
Und die Harfe den Ton, und die Rebe den Schaum,
Und das Weib ihren Reiz — und das And're iſt Traum.

Und zum Zeugniß der Herrſchaft, zum Zeugniß der Kraft
Laßt uns gründen ein Mal, das die Zeit nicht entrafft:
Einen Thurm, drum die Wolken ſich legen im Kreis,
Dem da droben zum Trotz und uns ſelber zum Preis.

Für dieſe trotzige Blasphemie traf ſie das Gericht des Herrn, deſſen Schilderung einen grandioſen bibliſchen Schwung athmet.

Die „Hiſtoriſchen Studien" geben uns ein Geſpräch zwiſchen Fauſt und Mephiſtopheles, in welchem der Goethe'ſche Ton höchſt glücklich getroffen iſt. Fauſt vertritt in dieſem Dialog das Geſetz des fortſchreitenden hiſtoriſchen Geiſtes:

Das große Weltgeſetz, nach dem im ew'gen Reigen
Die Völker ſinken oder ſteigen
Und wechſelnd alles Leben kommt und flieht.

Er rühmt die Vergangenheit als Lehrerin der Gegenwart. Mephiſtopheles leugnet, daß

je die Einſicht in geweſ'ne Din
Dem wilderregten Augenblick gefrommt.
Und lag der Fall auch noch ſo nah,
Und ließ er ſich mit Händen faſſen,
Wann hat ein Fürſt durch Das, was einſt g
Wann hat ein Volk ſich warnen laſſen?

Er leugnet die fortſchreitende Entwickelung
heit und behauptet, daß ſie ſich im Kreiſe dr

So treibt ſich's fort mit ruheloſem Dreh
Im Kreis, wie Mühlenräder gehen.

Der Dichter ſelbſt ſteht natürlich auf
Fauſt's; er glaubt an die Zukunft der Frei
auch die Mitwelt nur mit ſchweren Händen,
pfem Sinn, maßlos und fiebriſch nach ihr
ſphinxgeſtaltige Zwitterbild wird zerſtieben und
dyomene wird einſt die reine Göttin dem E
ſteigen. So ſingt der Dichter in jenen berei
„Juniusliedern" bekannten herrlichen Terzine
Friedensſchluß." Wie Horaz ſein Monume
perrennius, ſo ſtellt der Dichter in etwas
lirung dies Gedicht als Denkmal ſeiner fr
nung hin:

Und weil ich muß beim Kampf des Tages ſch
Den Larven ſchlagen, hab' ich aufgerichtet
Dies Lied als Mal, daß ich der Freihet eigen.
In ihrer Zukunft Sinn hab' ich gedichtet.

Die „Klage" iſt eine Elegie um Schlesw
und die deutſche Ehre:

Und du, o deutſches Schwert, das ſcharf geſe
Durch hundert Schlachten kühn ſich Bahn ge
Wie zagſt du in der Scheide nun verkrochen,
Als wärſt du Schilf, das keine Wunden ſchläg
Sobald nur Moskaus Zar die Stirn in Runz

Dieſe letztern „Gedichte" gehören alle
der „politiſchen Lyrik" an, einer vollkommen
Richtung der Poeſie, die ſich freilich anfang
Anſpruche auf eine ausſchließliche Geltung
aufdrängte, jetzt aber, in ein begrenzteres B
gedämmt, neben den andern lyriſchen Gatt
Richtungen in Reih' und Glied ſteht. Und i
wie ſollte ein Dichter ſich losreißen vom Ge
ſeiner Zeit und von all den großen Fragen,
bewegen? Mag er ſich polemiſch gegen die
Tendenzen verhalten, mag er ſatiriſch die Ge
Zeitgenoſſen ſchildern, immer bleibt er verſtri
dialektiſche Gedankennetz, welches ſein Jahrh
über den Kopf wirft. Jede Poeſie, welche
aus dem blos ſubjectiven Empfinden, aus
Einſiedelei des Herzens, muß den Boden
und der Geſellſchaft berühren, und es iſt
daß dies kein fremder, ſondern ein mütterli
iſt, bei deſſen Berührung ihre Kraft wächſt.
Culturleben ihrer Gegenwart wird die Poeſie
jenen Stoffen befruchtet, welche noch künftige
derte intereſſiren. Wir haben geſehen, wie
gegen die eigentliche Strömung der Zeit arbei
alte Kraft der Elemente gegen das Joch aufr
induſtrielle Uebermuth der Menſchen ihnen au

rumbau der materiellen Tendenzen mit der Wucht iſchen Pathos verdammt; aber er iſt doch voll r Begeiſterung, er huldigt doch dem Genius it, welcher der Genius dieſes Jahrhunderts iſt. heint mit der Begeiſterung für die Zukunft der die er in „Mein Friedensſchluß“ feiert, wenig nett“ zu ſtimmen, in welchem er vom ſiechen en Geiſt der Völker ſpricht, die Zeit mit Schlagſchatten malt:

Wiſſen überſchärft ſich ſelbſt zur Lüge,
Kunſt wird Machwerk, alles Glauben Fragen;
Zweifel, wägend ſtets, anſtatt zu wagen,
zt jede That beim erſten Athemzuge.

ing die Zeugung, während tauſend Zungen
Freiheit, Kraft und Größe prahlend dichten,
ei der Menſchheit Gipfel nun erſchwungen.

plötzlich dann mit donnerndem Vernichten
uſt der Strom der Völkerwanderungen,
Weltenſchutt ein Brachfeld aufzuſchichten.

Widerſpruch zwiſchen den Anſichten des Dich- deß wol nur ein ſcheinbarer, indem das Ideal it, das er im Herzen trägt, durch dieſe Ver- nicht zertrümmert werden, ſondern aus ihnen blühen wird. In der That ſcheint der Dich- Zeit mit einer gewiſſen Vorliebe mit jenen verfallenden römiſchen Kaiſerreichs zu verglei- elches ſpäter die Stürme der germaniſchen Völ- ng und die götterſtürmende Macht des Chri- hereinbrachen, und ihrer innern Gebrochenheit bildern einen Spiegel vorzuhalten. Wir meinen ders die drei Gedichte: „Die Sehnſucht des “, „Der Tod des Tiberius“ und „Der Bild- Hadrian“, die an und für ſich Perlen dieſer dichtſammlung ſind. Doch können dies bei rſchen Standpunkt nur einzelne Anklänge blei- die letzte Conſequenz dieſer Vergleichung würde Strauß und Feuerbach paſſen als für ihn. Schiller in den „Göttern Griechenlands“ der unſers modernen humaniſtiſchen Heidenthums verſunkenen Welt ſchöner Geſtalten einen be- druck gab und gegen die Einheit eines nach rſchen herrſchenden Gottes proteſtirte, ſpricht gegen in der „Sehnſucht des Weltweiſen“ das rn dieſer einen Gottheit in der Oede der heid- iloſophie, die Sehnſucht des Denkers nach einer n niederneigenden Liebe, kurz, die Ahnung des ms in der Epoche des verfallenden Heiden- . Dies Gedicht iſt das directe Gegenbild zu rn Griechenlands“. Während Schiller darüber „Einen zu bereichern unter allen“ die ſchöne vergehen mußte, heißt es bei Geibel:

Doch wie ſich des Olymps Geſtalten
Gleich Träumen löſten nebelhaft,
Da war es mir, als flöſſ’ ihr Walten
Zurück in Eine heil’ge Kraft.
Aus Allem, was der Tag vollendet,
Spricht göttlich doch ein ein’ger Sinn,
Und meine Seele ſtürzt geblendet
Vor dieſes Reichthums Fülle hin.
O du, den ich zu nennen zage,
Du ew’ger Geiſt, deß reines Licht
Noch durch den Dunſt der Götterſage
In tauſend Farben ſpielend bricht,
Den ſie in tauſend Bildern ehren,
Und dem doch nie ein Bildniß glich,
Du, den ich nimmer kann entbehren,
Du Einziger, wie faſſ’ ich dich!

„Der Tod des Tiberius“ iſt ein markiges Situationsbild mit großen welthiſtoriſchen Perſpectiven. Die draſtiſche Kraft der Darſtellung, die in ungeſuchten, aber bedeutungsvollen Contraſten gipfelt, zeigt uns Geibel’s Talent im ſchönſten Lichte. Diejenigen, welche in Geibel nur einen ſentimentalen Pegnitzſchäfer ſehen, werden ſolchen Dichtungen gegenüber ihre Anſicht nicht länger mit Glück behaupten können. „Der Bildhauer des Hadrian“ ſpricht nach dem Sinne des Dichters die Sehnſucht der heidniſchen Kunſt in der Zeit der Auflöſung, des Verfalls und der Skepſis nach einer neuen Gottheit aus. In dieſe Elegie tönt indeß ſoviel Skeptiſches und Bezügliches aus der Gegenwart hinein, daß wol auch die moderne Kunſt, wenigſtens nach einer weitverbreiteten Anſchauung, die folgenden Strophen im Chorus mitſingen könnte:

O Fluch, dem dieſe Zeit verfallen,
Daß ſie kein großer Puls durchbebt,
Kein Sehnen, das, getheilt von Allen,
Im Künſtler nach Geſtaltung ſtrebt;
Das ihm nicht Raſt gönnt, bis er’s endlich
Bewältigt in den Marmor flößt,
Und ſo in Schönheit allverſtändlich
Das Räthſel ſeiner Tage löſt.

Wohl bänd’gen wir den Stein und küren,
Bewußt berechnend, jede Zier;
Doch wie wir glatt den Meißel führen,
Nur vom Vergang’nen zehren wir.
O troſtlos kluges Auserleſen,
Dabei kein Blitz die Bruſt durchzückt!
Was ſchön wird, iſt ſchon dageweſen,
Und nachgeahmt iſt, was uns glückt.

Der Kreis der Formen liegt beſchloſſen,
Die einſt der Griechen Geiſt beſeelt;
Umſonſt durchtaſten wir verdroſſen
Ein Leben, dem der Inhalt fehlt.
Wo lodert noch ein Opferfunken?
Wo blüht ein Feſt noch, das nicht hohl?
Der Glaub’ iſt ach! dahingeſunken,
Und todter Schmuck ward ſein Symbol.

Sieh her, noch braun ſind dieſe Haare,
Und nicht das Alter ſchuf mich blaß;
Doch gäb’ ich alle meine Jahre
Für Einen Tag des Phidias.
Nicht weil des Volks verſtummend Gaffen,
Der Welt Bewund’rung ihm gelohnt;
Nein, weil der Zeus, den er erſchaffen,
Ihm ſelbſt ein Gott im Sinn gethront.

Das Gedicht „Judas Iſchariot“ iſt ein Monolog in reimfreien Jamben, in welchem der zwölfte Jünger ſeinen Bruch mit Chriſtus ausſpricht, weil dieſer nicht das Streben nach einem weltlichen jüdiſchen Reich mit ihm theilt. Der Dichter läßt, etwas unbibliſch, Judas Iſchariot auch als den Verſucher erſcheinen, welcher dem Heiland die Reiche der Welt zeigt:

Und als ich endlich, in der düſtern Bruſt
Den ungeduld'gen Groll nicht länger zügelnd,
Auf eines Berges Gipfel zu ihm trat,
Und an ſein Amt ihn mahnt', und ihm das Land
Verheißend wies, das ſeines Fürſten harrte,
Wie's vor uns lag mit ſeinen Seen und Städten
Und Cedernhöh'n, in Abendglut getaucht,
Da fuhr's aus ſeinem Aug' in meine Seele
Wie zornig Wetterleuchten, und ſein Ruf
Ging dräuend in mein Ohr: Hinweg, Verſucher!
Kommſt du noch einmal? Hebe dich hinweg!

Wir haben bisjetzt vorzugsweiſe die Gedichte hervorgehoben, in denen ſich Geibel's Talent von einer neuen Seite zeigt oder mindeſtens ſeine bereits früher ſichtbare gedankenvolle Energie kräftiger markirt. Außerdem ſind die „Neuen Gedichte" natürlich reich an jenen lieblichen Naturbildern und Liedergaben, welche den Dichter ſchon früher zu einem Liebling der Frauen gemacht. Hier iſt wiederum eine reiche Ernte für die deutſchen Liedercomponiſten:

Durch die wolkige Maiennacht
Geht ein leiſes Schallen,
Wie im Wald die Tropfen ſacht
Auf die Blätter fallen.

Oder:

Nun will der Oſt ſich lichten,
Die Hähne kräh'n von fern,
Und über ſchwarzen Fichten
Erglänzt der Morgenſtern.

Zahlreiche andere Lieder haben einen ſo muſikaliſchen Schmelz, einen ſo einfach austönenden Wohllaut, daß ſie ſich von ſelbſt zur Compoſition empfehlen. Anmuthig ſchlingen ſich durch die deutſchen Naturbilder und Empfindungsklänge Reminiscenzen an die helleniſche Landſchaft und die helleniſche Poeſie, an jenen ewig friſchen kaſtaliſchen Quell, aus welchem Geibel's Muſe ihre maßvolle Formenſchönheit ſchöpft. Wir leugnen nicht, daß wir jene altclaſſiſche Poeſie dem modernen Genius verwandter finden als die altgermaniſche, welcher Geibel auch mit großer Vorliebe huldigt, der aber gerade jenes reine Maß der Schönheit fehlt. So halten wir auch die „Balladen" für die ſchwächere Partie des Werks, weil ſie nicht im modernen Geiſte gedichtet ſind, ſondern ſich abſichtlich in jener altfränkiſchen, soi-disant volksthümlichen Manier gefallen, die in Wahrheit für unſere Zeit nicht mehr volksthümlich iſt. So klingt auch der Inhalt an das oft Dageweſene, faſt Triviale mehrfach an; „Des Deutſchritters Ave" verherrlicht das ganz gewöhnliche Haudegenthum in manierirten, germaniſtiſchen Wendungen. „Am Waldſee" und „Herr Walther" behandeln ſehr bekannte Stoffe, denn wie oft hat ſchon die deutſche Muſe im ſchneeweißen Arm der Waldfrau gelegen. Der „Windsbraut" und der „Türkenkugel" möchten wir von dieſen Balladen den Preis zuerkennen und ihnen auch vor jener ſlawiſchen Ballade „Die weiße Schlange" den Vorzug geben. Das Fragment aus einem größern Gedichte: „Valer und Anna" in ottave rime, in denen die vielfach in die nächſten Verszeilen hinübergreifenden Sätze und die mitten in den Zeilen markirten Satzeinſchnitte einen freiern, erzählenden Ton hervorbringen, welcher den allzu volltönenden Reimklang der italieniſchen Strophe enthält wol einzelne Schönheiten; doch iſt da Element, ſoweit dies Bruchſtück reicht, wenig a und uns will ſcheinen, als ob die leichter dahin Darſtellungsweiſe den Dichter verhindere, den eig Nerv ſeines Talents zur Geltung zu bringen. gebuchblätter „Ada" ſind biographiſche Reflexe in lyriſcher Form; der Dichter verſenkt ſich mit in die Geſchichte einer ihn beglückenden Liebe, früh durch den Tod entriſſen wurde; doch ſcheint als ob ihm Herz und Hand noch zu ſehr zittere, dieſe Eindrücke noch zu unmittelbar und heftig ſtürmten, um ſie ganz mit künſtleriſch geläutert heit wiederzugeben.

Eine reiche Fülle trefflicher und trefflich in ſch Form ausgeſprochener Gedanken enthalten die „E und „Diſtichen", erſtere mit mehr Anklang an die ſchen Vierzeilen, letztere mehr xenienhaft. Es ſi ſche und äſthetiſche Lehren von beherzigenswerthe heit. Wir heben einige der letztern hervor, we den Standpunkt des Dichters bezeichnend ſind:

Das wollen wir Platen nicht vergeſſen,
Daß wir in ſeiner Schule geſeſſen;
Die ſtrenge Pflicht, die römiſche Zucht,
Sie trug uns Allen gute Frucht.
Aber wir möchten dabei nicht bleiben,
Das Dichten wieder deutſch betreiben
Und geh'n, wohin der Sprache Geiſt
Mit ahnungsvollem Laute weiſt.

Irrational erſcheint das Leben;
Die Kunſt ſoll keine Brüche geben.

Goethe und Schiller.

Schön iſt's, wenn das Gedicht uns reizvoll in ſich
ziebt,
Daß der bezauberte Sinn drüber des Dichters verg
Aber den Pulsſchlag auch der begeiſterten Bruſt
pfinden,
Welcher im Werk durchbebt, iſt ein erhab'ner Gen

Wechſelnd färbt, wie der Strahl des Gefühls, ſich
kers Ausdruck,
Aber des Epikers Stil fließe wie reiner Kryſtall.
Klar ſei jede Geſtalt, und unſichtbar wie das Licht
Ueber dem Ganzen dahin ſchwebe des Dichters Ge

Das iſt des Lyrikers Kunſt, ausſprechen, was
mein iſt,
Wie er's im tiefſten Gemüth neu und beſonders erf
Oder dem Eigenſten auch ſolch allverſtändlich Gep
Leih'n, daß Jeglicher drin ſtaunend ſich ſelber erke

Dieſe Kunſt des Lyrikers beſitzt Emanuel vollkommen; er wird als Dichter ſeiner äſthetiſche rie ganz gerecht und verdient nicht blos ein Lieb Frauen, ſondern ein Liebling der ganzen Nation

Rudolf Gott

Dulibicheff über Beethoven.

en, ses critiques et ses glossateurs. Par *A. Ouli-*
f. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 3 Thlr.

hrend dies vorliegende, in franzöſiſcher Sprache ge-
ie merkwürdige Buch uns den Genius Beethoven's
ihrt als irgendeines, erregt es zugleich ein lebhaftes
e für den Verfaſſer. Alexander Dulibicheff gab,
n weiß, ſchon vor zehn Jahren eine Biographie
s heraus, auf die er zehn Jahre ſeines Lebens
l Geld verwandte, wie er ſelbſt erzählt. Ruſſe
urt, in Deutſchland erzogen, ſeit ſeinem ſiebenten
frig Muſik treibend, lebt Dulibicheff jetzt auf ſeinen
in der Nähe der kleinen ruſſiſchen Stadt Niſhnij-
rod, wo der ſechsmonatliche Winter im Schnee, wie
nicht ſo ſchwer zu ertragen iſt, als die Geſellſchafts-
iſſe der kleinen Provinzialſtadt. Er iſt Mitglied
ilharmoniſchen Geſellſchaft in Petersburg und
851 dahin, um einen Hauch der Civiliſation ein-
n und die Italieniſche Oper zu hören, zu der
Tamburini, Mario, Formes und die Griſi
erſiani gehörten. Ein Freund in Petersburg
ihn auf ein Buch über Beethoven von Herrn
z aufmerkſam, worin Dulibicheff beſchuldigt wird,
t gegen Beethoven geweſen zu ſein. Er verthei-
h dagegen in dem ruſſiſchen Journal „Die nor-
iene" und entſchloß ſich ſogleich ein Buch über
en herauszugeben, obgleich er, wie er ſelbſt be-
ſeines vorgerückten Alters wegen mit der Zeit
umgehen müſſe. Die Liebe zur Wahrheit hatte
a aufgefodert; Wahrheit war das Einzige, wo-
noch ſtrebte, da er in ſeinem Alter und einſa-
en, erhaben über alle gewöhnlichen Impulſe, we-
h Vermögen noch nach Ruhm mehr trachten
Nach ſechsjähriger Arbeit erſchien dies Buch.
bicheff gibt darin zuerſt eine Ueberſicht der Muſik
erſten 25 Jahren des 19. Jahrhunderts. Vor
hatten wir eine deutſche, eine italieniſche und
nzöſiſche Muſik; er wurde der Schöpfer einer
lmuſik. Ihn zu übertreffen war, nach Duli-
Anſicht, ſeinen Nachfolgern unmöglich. Alle
auf der von ihm betretenen Bahn fortſchreiten,
nnte jeder theilweiſe mehr leiſten wie Mozart,
ie Individualität ſeines Genius. Noch eine an-
ache der gänzlichen Umwandlung der Muſik führt
treiche Verfaſſer an; ſie entſpricht dem Zuſtand
le, wie die Literatur dem der Geiſter. Gluck,
Sacchini entſprachen mit ihrem plaſtiſchen Stil,
nften, ſchwelgeriſchen Melodien einem ruhigen
der Geſellſchaft, voller Galanterie und Luxus,
aber nicht mehr einem in den Grundfeſten des
is und aller Inſtitutionen erſchütterten Zuſtande.
ni wurde vor Beethoven der erſte Componiſt
Jahrhunderts genannt; er genügte den neuen
hen. Frankreich, von dem die neue Bewegung
, mußte auch in der Muſik zuerſt die Töne fin-
den Sturm zu malen, den es erregt hatte.
oleon Bonaparte als Conſul begeiſterte Beethoven
zu ſeiner Heroiſchen Symphonie, die einen ſeiner Krieger in einem öffentlichen Concert unter der Reſtauration ſo hinriß, daß er ausrief: „Das iſt der Kaiſer! Es lebe der Kaiſer!" Beethoven, Hummel, Cherubini, Méhul, Spontini, Boyeldieu, Roſſini, Weber u. ſ. w. ſind alle aus der ſtarken Bewegung der Weltgeſchichte hervorgegangen; ſie mußte endlich ausruhen und mit ihr die productiven Kräfte der Menſchheit. Beethoven und Weber ſtarben kurz nacheinander. Mendelsſohn-Bartholdy erhielt noch einige Zeit die Muſik auf ihrer Höhe, nach ihm ſank ſie immer mehr, und jetzt fehlt es ſo ſehr, beſonders in Deutſchland, an einem begeiſternden Stil für die Gegenwart, daß einige neuere Componiſten eine Muſik der Zukunft erfanden, die ſich dem Urtheil der Gegenwart entzieht, weil nach Dulibicheff nur das Ohr der Zukunft ſie beurtheilen könne.

Der zweite Abſchnitt des Buchs enthält Beethoven's Leben bis ins kleinſte Detail und verdient jedem Leſer empfohlen zu werden, der ein vollſtändiges Bild des großen Unglücklichen in ſeine Seele aufnehmen will. Sehr richtig ſagt der Verfaſſer:

> Jeder Arbeiter im Reich der Gedanken, ſei er Gelehrter, Schriftſteller oder Künſtler, gehorcht einem doppelten Geſetz, ſeiner individuellen Natur und dem Geiſte ſeiner Zeit. Beethoven's Individualität war eine der außerordentlichſten und würde unentwickelt geblieben ſein, hätte ihn Gott nicht zum Muſiker erſchaffen. Dadurch trat ſeine moraliſche und intellectuelle Perſönlichkeit vollkommen hervor, die ſich bei Andern durch Schickſale entwickelt. Sein Leben war ſehr einförmig, nur durch ein großes Unglück, ſeine Taubheit, erfüllt. Traurig und einſam hinlebend wie eine kranke Pflanze, durch ſeine Taubheit von der Welt geſchieden, Hypochonder und Miſanthrop, Hageſtolz, ohne je den Realismus der Liebe gekannt zu haben, Stoiker mit weichem, großmuthsvollem Herzen, wunderlich, eigenſinnig, heftig und linkiſch in ſeinem Benehmen, ſodaß er Alles, was er berührte, zerbrach, und doch von einem göttlichen Genius beſeelt, der eine neue Geſtaltung der Muſik hervorrief: das iſt der Schattenriß Beethoven's.

Wir begleiten den Verfaſſer mit inniger Theilnahme durch die erſte Lebensperiode Beethoven's und durch ſeine kurze goldene Zeit; wir lernen ihn als Schüler kennen, „eigenſinnig, ſtörriſch, heftig und widerſpenſtig, ſodaß man ihn ein übellauniges Eſelein nannte", und erblicken ihn dann in den erſten Kreiſen von Wien, die ihm ſein 1795 erſchienenes erſtes Meiſterſtück, die Trios für Piano, öffnete. Das Glück überſchüttete ihn damals mit ſeinen Gaben, mit Geſchenken, Penſionen, Ehrenbezeigungen aller Art. Er war reich, angebetet, glücklich im Arm ſeines Genius. Die Verleger kamen mit Geldbörſen zu ihm und gaben, was er foderte. Seine Schöpfungen in dieſer erſten Periode bewegten ſich auf der Bahn, die Haydn und Mozart eröffnet hatten, trugen aber ſchon unverkennbar den Stempel eigener Originalität.

Kurz war dieſe goldene Zeit; eine dunkle Wolke ſtieg an ſeinem leuchtenden Horizont auf, die ihn allmälig ganz verfinſterte. Mit 27 Jahren zeigten ſich bei ihm die erſten Spuren der Taubheit; er war in Verzweiflung, das finſtere Geſpenſt des Selbſtmordes trat vor ſeine Seele, jedoch ſein Uebel war damals noch perio-

diſch, es blieb ihm die Hoffnung auf Wiederherſtellung; aber er wurde hypochondriſch, menſchenſcheu, wunderlich. Wir ſehen mit Bedauern, wie er ſich den ſeltſamſten Launen hingibt, ſeine Domeſtiken fortſchickt, ſelbſt auf dem Markte einkauft, ſich in weißer Schürze und Mütze an den Herd ſtellt und Speiſen kocht, die ſeine Gäſte nicht genießen können. Er fodert die Strenge ſeiner eigenen Sitten von Jedermann, auch von Opern und Theaterſtücken, tadelt, daß Mozart im „Don Juan" ein ſo unſittliches Sujet bearbeitet habe, zerreißt, wie Fürſt Lichnowſky erzählt, die Dedication ſeiner Heroiſchen Symphonie an Bonaparte, als er erfährt, daß dieſer ſich zum Kaiſer aufgeworfen habe. Bitter und mistrauiſch wie Jean Jacques Rouſſeau geworden, entfernt er die Mehrzahl ſeiner Freunde von ſich und macht einſame Spaziergänge, auf denen er nur in ſeinen Compoſitionen lebt.

Seine Schöpfungen aus dieſer ſeiner zweiten Lebensperiode ſind die genialſten und originellſten. Er vereinigte in ihnen eine poetiſche, objective Idee mit dem muſikaliſchen, ſubjectiven Thema. Die ſchöne Cis-moll-Sonate ſtammt aus dieſer Zeit; er hat ſie dem weiblichen Weſen zugeeignet, das er am meiſten liebte. Julia Guicciardi, nachherige Gräfin Gallenberg, war lange der Gegenſtand einer Liebe, die in ſeiner Seele ſich nur als die Hoffnung des Jenſeits und die Trauer des Fremdlings auf Erden geſtaltete. In der Sonate wehen Töne unausſprechlicher Sehnſucht, wie ſie nur der Deutſche empfinden kann, woher es auch wol kommt, daß es in andern Sprachen kein Wort für Sehnſucht gibt. Beethoven's glühende und keuſche Seele ſtrebte einem Ideale nach und ſtrömte in Melodien die Unermeßlichkeit eines unerfüllbaren Verlangens aus. Das Adagio der „Schwäne", „Adelaide" und manche ſeiner Schöpfungen theilen dieſe Empfindungen dem Hörer mit, wie manche Geſänge Lord Byron's eine unausſprechliche Wehmuth und Sehnſucht erwecken.

Die ſiebente Symphonie Beethoven's iſt ſchon bei zunehmender Taubheit geſchrieben und trägt Spuren eines Dämons, den Dulibicheff die Chimäre nennt. Der große Muſiker wollte über die Grenzen der Möglichkeit hinausgehen, ein neues Organ in der Muſik entdecken, das ſie zu einer Offenbarung des Ueberirdiſchen machen ſollte, und er gab ſein eigenes Ich in Verzweiflung und Leiden. Eulengeſchrei und Diſſonanzen ſtören nach Dulibicheff den Eindruck der ſiebenten Symphonie, aber ihr Vielen unverſtändlicher Schluß iſt ironiſch gemeint. Beethoven dachte ſich von einem Maskenballe kommend auf der Straße unter brennenden Lampen und betäubenden Tönen. Eine trunkene Menge reißt ihn fort, ſein keuſches Ohr vernimmt freche Reden; er muß an Kaffeehäuſern, Bierſchenken, Tanzböden und ſchlechten Häuſern vorüber, die er nie betreten hat. Dirnen drängen ſich ihm auf und die tiefſte Verachtung bemächtigt ſich ſeiner, die er in einem bacchiſchen Finale ausſtrömt.

Die dritte Lebensperiode Beethoven's erfüllt den Leſer mit tiefem Schmerz, und die Bemerkung drängt ſich
auf, ob es nicht beſſer war, wenn Beethoven die fü
tige Idee, Julia Guicciardi zu ſeiner Gattin zu
chen, erfüllt hätte. Eine liebende Lebensgefährtin, w
gerathene Kinder hätten das Elend des Alters von i
abgewandt. Zwar hat der Ausſpruch Rahel's von V
hagen: „Die Ehe tödtet den Genius!" manche Wah
in ſich, aber die Ehe iſt und bleibt doch das beſte
tel, das Leben zu ertragen, wenn ſie iſt, wie ſie ſein

Beethoven verlebte ſein Alter in trauriger Abhän
keit von zwei Brüdern, von denen der eine ihm einen
fen hinterließ, für den er wahrhaft väterlich ſorgte
ſparte und der ihm mit Undank lohnte. In ſeiner
desſtunde verließen ihn Bruder und Neffe. Noch
dere Kränkungen trübten ſeine Tage. Das Adelstri
nal in Wien ſprach ihm den Adel ab, weil er aus
land ſtammte und das van nicht das deutſche von
Er war empört darüber, weil er ſich vom Genius
adelt glaubte.

Lange Zeit blieb Beethoven die öffentliche Anerk
nung als Troſt. Fremde aus allen Ländern, Fr
und Männer belagerten ſeine Thür, wurden aber ſ
angenommen. Die Damen rührte ſein Unglück oft
zu Thränen. Der große Dichter der Muſik war
dürftig gekleideter Greis, mit von Schmerz entſt
Zügen, mit grauem emporgeſträubten Haupthaar
einem den ganzen Untertheil ſeines Geſichts ausfüll
Bart, Einer, der noch ſprach, aber nichts mehr
Bei dem ruſſiſchen Geſandten, Grafen Razumowſky
muſikaliſche Soiréen gab, erſchien indeſſen noch
ven in ſeiner beſten Geſtalt und war herablaſſend
lich gegen die Majeſtäten, wie er im Scherz ſa
der Franzöſiſchen Revolution wurden in Deutſ
Muſiker wie Plebejer behandelt und die meiſten
nen führten einen ſchlechten Lebenswandel.
mußte mit dem Geſinde des Erzbiſchofs Colloredo
Haydn ſtand in demſelben Verhältniß bei dem
Eſterházy. Gluck und Händel wurden in Frankrei
England beſſer behandelt, weil da der Adel, ge
als in Deutſchland, begriffen hatte, daß den
ehren ſich ſelbſt ehren heiße. Es fehlte den Mu
jener Zeit die philoſophiſche Ausbildung des Geiſtes
damit auch die nöthige Selbſtachtung. Beethoven
gen betrachtete ſich wie eine ſouveräne Macht, al
herrſcher der Phantaſie ſeiner Mitlebenden. Vor
beugte ſich Jedermann, er ſich vor Niemand.
nannte ihn in Wien im Scherz den Großmogul.

Dulibicheff gibt in ſeinem Buche eine geiſtreiche
ſicht der Werke Beethoven's und ſagt von deſſen
dritten Periode: Er gab ſich immer mehr der Ch
hin, die unburchdringlich wie die Sphinx noch
einen Oedipus erwartet, ihre Räthſel zu löſen.
ſcheint als die Negation aller Muſik und als
nung aller Elementargrundſätze der Harmonie.
nun zu allen Zeiten Leute gegeben, die den
die Stelle der Wirklichkeit, die Phantaſie an
Vernunft ſetzen, um ihren tollen Einbildungen
ungeheuerer Entdeckungen zu geben. Die Philoſoph

Gott leugnen, der doch die ewige Baſis der Ver-
nft iſt, brachten auch die Muſiker dahin, in Verleug-
ng der harmoniſchen Geſetze die Fortſchritte einer
nſt zu ſuchen, deren Grundlage Harmonie iſt, und ſie
nten die Verirrungen eines Genius, den Alter und
iden geſchwächt hatten, der ſeit zehn Jahren keine
rmonie mehr hören konnte, eine Muſik der Zukunft.
ſind nur die Zukunftsmänner, wie Richard Wagner,
ndel, Liſzt u. A., welche die Schöpfungen aus der
tten Lebensperiode Beethoven's den frühern vorziehen.
n Schickſal iſt hart und beiſpiellos, weil er ſich der
märe ergab, wozu ihn ſeine phyſiſchen und mora-
en Leiden brachten; und weil er an die Möglichkeit
Plato's Republik glaubte, ſollte er die unvernünf-
en und ſtrafbarſten Verſuche der deutſchen Revolu-
äre und Meuterer von 1848 verkündigt haben. Er,
Dulder, der ſogar das von ſeinen Brüdern ihm
legte Joch ohne Murren ertrug, weil es ſeine Brü-
waren, von denen es kam, welcher der Welt das
piel der ſtrengſten Tugend und des reinſten Lebens
ihn will man zum Atheiſten und Revolutionär
en. Er war tief religiös, obgleich Deiſt; über ſei-
Arbeitstiſche hingen, von ſeiner eigenen Hand ge-
eben, ſorgfältig eingerahmt, zwei Sprüche, die, wie
aubte, aus einem Tempel der Iſis ſtammten. 1) „Ich
was iſt, was war und ſein wird; kein Sterblicher
mals meinen Schleier gehoben.“ 2) „Er iſt durch
bſt und ihm verdanken alle Dinge ihr Daſein.“
ar Beethoven's Grundſatz, über Religion und Ge-
ß nicht zu reden. Die Muſik war ihm eine Wiſ-
ft über alle Philoſophie und alle praktiſche Weis-
aben, eine Offenbarung göttlicher Dinge. Er
diesem Sinne oft mit ſeinen Freunden, aber
fach, nicht in dem ſchwülſtigen Stil, den Bet-
Arnim ihm in ihren Briefen an Goethe beilegt.
eine harte Kränkung ſtand dem großen unglück-
nne bevor. Er, der Monarch deutſcher Muſik,
entthront, oder vielmehr ſein Reich verſchwand,
e italieniſche Truppe mit Roſſini's Meiſterwerken
ien kam und hinreißenden Beifall fand. Schind-
Abt Stadler, Fürſt Lichnowſky, Kieſewetter u. A.
die deutſche Muſik wieder zu heben, aber umſonſt.
er Leſer verweilt gern bei der Schilderung der letz-
tunden Beethoven's, wie er, von ſeinen Verwand-
rlaſſen, im Arme treuer Freundſchaft ſein Leben
uchte. Hummel hatte eiligſt auf die Nachricht ſei-
Krankheit Weimar verlaſſen und kam noch zu rech-
eit, um die ſterbliche Hülle des Unſterblichen der
zurückzugeben. Ein furchtbares Gewitter begleitete
Todesſtunde und ein Hagelwetter ſchmetterte herab,
n Sinnbild dieſer Exiſtenz voller Ruhm und Qual
uch des größten Meiſterwerks des Vollendeten.
öchte das ſchöne Denkmal, das des Fremdlings
dem deutſchen Muſikbeherrſcher, dem edeln und un-
chen Menſchen ſetzte, recht gewürdigt werden. Es
würdig, daß Ausländer dazu berufen ſcheinen,
eutſchen Heroen der Muſik zu feiern. Dulibicheff
ſchrieb ſchon eine Biographie Mozart's nach deſſen hin-
terlaſſenen Papieren, die ein däniſcher Etatsrath, Herr von Niſſen, drucken ließ, der 18 Jahre nach Mozart's Tode deſſen Witwe heirathete, die bald 50 Jahre alt war und kümmerlich von einer Penſion von 250 Gulden, die Kaiſer Leopold ihr ausſetzte, mit ihren beiden Söhnen lebte. Herr von Niſſen, der auch Ritter des Danebrogordens war, adoptirte die Söhne und bezahlte durch Verſorgung der Familie Mozart's eine große Schuld Deutſchlands. 32.

Reiſebilderliteratur.

Es liegt doch eine eigenthümliche Wahrheit in den Nationalgeſängen und eine traurige in dem allbekannten deutſchen Liede: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ Wir Deutſche fragen fortwährend nach unſerm Vaterland und ſuchen es aller Orten; aber dem Gott, der Eiſen wachſen läßt, dem ſei's geklagt, daß der Begriff von Deutſchland ſo harmoniſch mit dem eines Pfund Sterling iſt! Darum ſchnüren denn auch ſo viele deutſche Landeskinder ihr Ränzel und wandern in die Welt hinaus, um mitten in der Fremde die traurige Weiſe „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ anzuſtimmen. Und ſie ſuchen und fragen und rufen danach, tragen ihr heiliges Vaterland am ſchiefen Abſatz ihrer Stiefeln, ſchütteln es ab wie ehrvergeſſene Buben und treten es zum Ergötzen der Fremden mit Füßen, dieſe deutſchen Landeskinder mit ihrem verherten: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ Wenn man als Deutſcher die Deutſchen in der Fremde geſehen hat, dann möchte man es faſt für Hohn halten, Treue, Redlichkeit und Gaſtfreundſchaft als Nationaltugenden geprieſen zu ſehen.

Auf der ganzen weiten Gotteswelt gibt es kaum ein Volk, welches ſo gern den heimiſchen Vaterherd verließe, als das deutſche. Gott weiß, woran das liegt! Taugt das Vaterland nichts, oder mögen ſeine Kinder es nicht recht lieben? Mancher ehrlichen Haut freilich kommen in der Fremde die Kochtöpfe der Heimat mit den guten deutſchen Mehlklößen und Knödeln wieder in den Sinn und der arme Kerl bekommt Heimweh. O du gutes, grundgutes Deutſchland, für dich ſchlagen doch noch manche biedere Herzen, die es nicht laſſen können, in der Fremde an ihr Vaterland zu denken.

So hat denn der deutſche Wanderſinn unſere Nationalliteratur mit Reiſewerken bereichert, in deren beſſern ſich unſtreitig die innigſten deutſchen Wünſche und Hoffnungen, Leiden und Tröſtungen vernehmen laſſen. Als eins der ſchönſten dieſer Art muß

1. Nordiſches Bilderbuch. Reiſebilder von Theodor Mügge. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1857. 8. 2 Thlr.

gelten. Das iſt in der That ein echtdeutſches Buch, ſo echtdeutſch, daß man ſich über den ſchnellen Verkauf der erſten Auflage verwundern muß. So ein deutſches Herz, wie es auch Mügge bethätigt, fühlt in der Fremde ganz ſonderbar und vergleicht bei jeder Gelegenheit die Verhältniſſe des Vaterlandes mit denen fremder Staaten. Da kommt denn manch drolliger Wunſch herausgekrochen, manche Hoffnung, mancher Seufzer; es prickelt Einem in der Fauſt, wenn man das geſchmähte Deutſchland ſo vor die Augen gehalten bekommt und nun ſehen kann, wie der däniſche und ſchwediſche Uebermuth von dieſem Deutſchland denkt, bei deſſen Stirnrunzeln dieſer Hochmuth zu Kreuze kriecht. Aber es thut Einem auch wohl, mit einem deutſchen Herzen in der Fremde umhergeführt zu werden; denn ganz gewiß, ſo ein Deutſcher trägt ſein Vaterland immer auf dem Buckel!

Theodor Mügge kann ſich der wohlthuendſten, aber zugleich traurigſten Reflexionen nicht enthalten, indem er jene

nordiſchen Reiche beſucht, deren Natur er ſo ſchön in ſeinen Romanen „Afraja“ und „Erich Randal“ gezeichnet. Er widmet einen großen Theil ſeiner Betrachtungen der Unionsidee, welche heuer mehr wie je in den Köpfen der Schweden vornehmlich ſpukt und die ſie von einem großen ſkandinaviſchen Reiche träumen läßt, wie denn die bekannten Studentenfeſte im vergangenen Sommer als Demonſtration dafür gelten müſſen. Dieſe Union, welche Dänemark, Schweden und Norwegen wieder unter einer Krone vereinigt ſehen will, hat viel Popularität und ſieht in Deutſchland den grimmigſten Feind, trotzdem die Meiſten ein Recht zu haben glauben, über dieſen Feind zu ſpotten. Charakteriſtiſch iſt es, daß Schweden ſowol wie Dänen in Sitten und Gebräuchen nicht die germaniſche Natur verleugnen können, die ſie gleichwol ſo befehden und verachten. Aber es iſt, wie auch Mügge ſagt, ſonderbar, daß die Germanen am allerwenigſten wie Brudervölker zuſammenſtehen und dafür gelten wollen.

Geſtattete es der Raum, wir würden manche beherzigenswerthe Stelle aus dieſem Buche herausnehmen, um ſie wie Fanale des Deutſchthums hinzuſtellen; aber wir müſſen uns damit begnügen, die Geſinnung des Verfaſſers zu loben, welche deutſchen Schriftſtellern zur Ehre gereicht und gediegenere Früchte in unſerm Vaterlande zur Reife ſchwellen würde, wenn ſie öfter und energiſcher ſich hören ließe. Der paſſive Widerſtand iſt eine Feigheit, die Männern von Talent und von öffentlicher Geiſteswirkſamkeit nicht zur Ehre gereicht. Außerdem bietet Mügge's „Nordiſches Bilderbuch“ für Erkenntniß der nordiſchen Reiche die mannichfachſten und dankenswertheſten Materialien dar, vornehmlich in den intereſſanten Schilderungen der Sitten und Gebräuche der Schweden, denen ein Excurs in literariſches und künſtleriſches Gebiet eine weitere Ausdehnung verleiht. Die Literatur, beſonders die Poeſie, iſt ſehr dürftig in dem Norden Europas, als wäre ſie eine Blume, die kaum in jenen rauhen Zonen zur Blüte kommen könnte; und die wenigen ſchönen Blüten, welche die Poeſie dort entwickelt hat, haben überdies nicht einmal den Sinn des Volks geweckt.

„Die Maſſe des deutſchen Volks“, ſagt bei dieſer Gelegenheit Mügge, „weiß auch jetzt meiſt noch nicht, daß einmal ein gewiſſer Goethe oder Schiller; Herder oder Wieland gelebt haben, geſchweige denn, was in neuerer Zeit an großen Poeten dazu gekommen; ebenſo wenig weiß das ſchwediſche Volk etwas von Tegnér oder Geijer, und wer ſonſt noch in Schweden als berühmter Dichter gilt. Die Zeit ſoll erſt kommen, wo die Völker ihre Dichter kennenlernen, da ſie jetzt noch immer nicht über einen mehr oder minder engen excluſiven Kreis ſogenannter Bildung hinausgehen, der allerdings ein gemeinſamer iſt, ſodaß ein Spanier oder ein türkiſcher Effendi Schiller beſſer kennen kann, als ein königlich preußiſcher Dorfſchulmeiſter, dem es obenein jetzt von ſtaatswegen verboten iſt, ſich mit ſolchen unchriſtlichen Poeten abzugeben.“

Da Mügge jenes Land nicht zum erſten male beſucht, ſo haben ſeine Studien über die ſocialen und öffentlichen Verhältniſſe Schwedens und Norwegens einen weitern Umfang, als gemeinhin die Reiſeſchilderungen zu bieten pflegen. Vornehmlich hat der Verfaſſer Norwegen mit Liebe durchwandert und beobachtet, welches freilich durch ſeine wildromantiſche Natur, ſeine noch ungeleckte Cultur und rauhern Sitten ungemein anziehend für ein dichteriſches Gemüth ſein muß. Wenn wir auch damit nicht ſagen wollen, daß Dänemark und ſeine politiſchen Verhältniſſe zu Deutſchland ſowol als im Innern, die Mügge vielfach klar macht, weniger einnehmend geſchildert ſeien, ſo hat doch gerade über dieſen Staat Ryno Quehl ein weitſchichtiges Material geliefert, ſodaß Mügge's Mittheilungen aus Dänemark für uns wenigſtens nicht denſelben Reiz der Neuheit hatten wie diejenigen über Schweden und Norwegen. Es mag auch wol ſein, daß uns, denen ein gewiſſes politiſches Zucken nicht fremd bleiben konnte, als wir von den deutſchen Herzogthümern laſen, Kopenhagen und ganz Dänemark ebenſo unerquicklich erſchien, wie Theodor Mügge, der darübe
Nur hatten wir den Troſt, im Stillen mit ihm zu

2: Norddeutſches Leben. Von Eduard Ziehen. Z
Frankfurt a. M., Literariſche Anſtalt. 1857.
25 Ngr.

Hier haben wir einen Cyklus von reizende
die, wenn auch vornehmlich in den norddeutſchen
fern ſpielend, eigentlich dem Titel des Buchs ni
chen. Von den Sitten und Gebräuchen der
nur hier und da Manches in dieſe Erzählungen
men worden; aber dies verkümmert keineswegs
welchen uns die kleinen, friſch gezeichneten und
Novellen in ſeltener Fülle bieten. Eduard Ziehen
liebenswürdiges und hübſches Erzählertalent, da
an das des ruſſiſchen Dichters Iwan Turghenew e
in Hinſicht der Feinheit der Zeichnung, der Friſch
rits und der poeſievollen Naturmalerei ihm ebenbürti
Gemüth des Leſers wird bei der Lectüre dieſes N
in jene willenloſe Harmonie verſetzt, wie ſie die Na
Frühlingstagen hat, wenn leiſe die Wipfel des Wal
und die Vögel unſichtbar über dem Haupte eine
Wanderers ihren Lobgeſang ertönen laſſen. Dieſe ei
erhebende Poeſie ſchlummert in den Erzählungen Zie
oft ein leichter Humor noch mehr Reiz verleiht. I
ſicht verdient die Novelle „Der Dorfſchulmeiſter“ w
zug vor allen andern, da ſie überdies mehr wie i
gen ein Relief des norddeutſchen Lebens bildet, inde
Schulmeiſter den Aberglauben der Dorfbewohner
zu bekämpfen unternimmt, ohne natürlich ſein Z
zu können. Auch das „Kloſterleben“ iſt ſpecifiſc
ſchen Charakters und ebenſo intereſſant wie auch b
ſchildert; die meiſten der übrigen Novellen, von den
prophetiſche Glocke“, „Das Jägerhaus“ und „Die
ſonders hervorheben, bekunden vornehmlich nur
ſers blühendes Talent zu einfachen Genrebilder
in der That gerade in dem Bereich der Sittenbi
bei uns in Deutſchland noch mehr, als der Fa
ſamer Pflege bedarf. Nur entbehrt die Compoſition
gedrungenen Feſtigkeit und des innigen Zuſammen
beſonders dieſem Genre nothwendig ſind; manche
dem Verfaſſer beim Weben entfallen und hängt zwe
manche Arabeske an den Fronten der kleinen zierlich
ſtört den guten Eindruck, und zuweilen ſcheint d
am Schluſſe der Erzählung ermattet zu ſein und e
mit dem Abrunden ſeiner Gemälde. Die Novelle
ſamer «ſtiller Feiertag»“, welche den Kriegslärm ſc
einige Koſacken am Charfreitage in dem Hauſe d
veranſtalten, zeigt, vielleicht gerade wegen des vo
gen Gemälden abweichenden Sujets, am klarſten di
und läßt ſowol das ſehr loſe Gewebe der Compoſiti
wie auch die Unklarheit des Verfaſſers über da
Motiv, das ihn zur Zeichnung dieſes Bildes verlei
ſchadet dieſer Rügen dürfte dieſer Novellencyklus
den beſten gehören, welche die Sittenbilderliterat
lands beſitzt.

3. Nach fünf Jahren. Pariſer Studien aus dem
Von Adolf Stahr. Zwei Theile. Oldenbu
1857. Gr. 12. 3 Thlr.

Dieſes Werk erfodert einen eigenthümlich künſtleri
punkt. Adolf Stahr hat den Takt gehabt, uns nic
Variation des pariſer Straßen-, Loretten- und Café
ben, welches am Ende genugſam beſchrieben worden
nur noch die geiſtreiche Manier der Darſtellung mom
zu leihen vermag. Als Kunſtverſtändiger und Aeſthe
Stahr vornehmlich zu ſein liebt, führt er uns in di
Kunſt, des Louvre, der Muſeen und dann zum größte
nen Theil der pariſer Weltausſtellung, in dem das M

er Europas ſtattfand. Die übrigen Skizzen von Paris,
:r und einen Beſuch bei Heinrich Heine betreffend, ſchei-
ohne beſonderes Intereſſe zu ſein, zumal die Apotheoſe
Fanny Lewald-Stahr's Roman „Die Wandlungen", die
ſſer Heinrich Heine im Geſpräch mit Fanny Lewald
ißt, mehr Wichtigkeit für die Eigenliebe als für
entfernte Charakteriſtik des ſterbenden Dichters hat.
ig bei dem Beſuch der Weltausſtellung viel Auffode-
iner weitern Mittheilung über die dort in großartiger
ammengeſtellten Kunſtwerke und Adolf Stahr widmet
h über drei Viertel ſeines Werks vornehmlich der
tellung, welche ein ſelbſtändiges Palais neben dem
n Induſtriepalaſte beſaß. Nach einer Würdigung der
en Kritiker Guſtav Planche und Maxime Du Camp,
ſtern etwas zu günſtig ausgefallen ſein dürfte, be-
uerſt der Verfaſſer die Gegenſtände der Sculptur
den vorhandenen Sujets die verſchiedentlichen Cha-
r franzöſiſchen, britiſchen, italieniſchen und belgiſchen
Der Verfaſſer iſt hierbei ſehr befliſſen, ſeine früher
ıen Werke mannichfach zu citiren, und wir freuten
er, in einem einzigen Abſchnitte des erſten Bandes
o" nur elf mal als Autorität angeführt zu finden,
;ſt, wie viel Stahr auf eine Congruenz und Unverän-
ſeiner Anſichten über Kunſtwerke gibt.
zweite Band beſchäftigt ſich ausſchließlich mit der Ma-
der Verfaſſer entwirft uns in ſehr gefälliger Form
geſammten Kunſtrevier eine anziehende Schilderung;
gkeit der Urtheile müſſen wir dahingeſtellt ſein laſ-
en es uns auch, als habe Stahr die Werke und die
aft von Ingres, Horace Vernet und Decamps rich-
ſſen, ſo möchte das etwas abſprechende Urtheil über
doch wol viele Bedenken nicht allein bei Laien,
uch bei Kunſtverſtändigen erregen, und die Behaup-
ihm „jede leitende Idee fehle, weil er kein Pathes
einen tiefern Menſchheitsgedanken beſitzt", muß ge-
ungerecht befunden werden. Obgleich Delaroche
uf der Ausſtellung hatte, ſo hätte Adolf Stahr doch
en Maler nicht auslaſſen ſollen, umſomehr, als ſich
ſprechung für ihn neben Horace Vernet, deſſen Schwie-
war, und durch die lange letzte Krankheit des Künſt-
Anknüpfungspunkte boten. Ebenſo vermißt man
d ſein Bild „La décadence de Rome". Mit Ge-
rft der Verfaſſer alsdann eine Ueberſicht der franzö-
ſtellung nach den verſchiedenen Zweigen der Male-
die namhaften Künſtler jedes Genre heraus und
Talent, wie wir glauben, ohne beſonderes Glück
gebildeten Schulen. Der Verfaſſer führt von Roſa
ur „Le labourage" an und vergißt des viel berühm-
ché aux chevaux", ebenſo „Effet du matin"; auch
berühmte Thiermalerin reizenden Stoff durch die Art
, wie ſie ihre Studien macht, gegeben und Adolf
rde vielleicht einen Spaziergang mit Roſa Bonheur
ı, Ueberrock und Inexpreſſibles quer über die Felder
ille der Meiereien nicht ohne Vergnügen unternom-
ı. Doch wollen wir deswegen dem Verfaſſer keinen
nachen. Das Ganze des Werks ſchließt mit einer
der engliſchen und belgiſchen Ausſtellung, mit dem
der Preisvertheilung am 15. November 1855 und
n Skizze über Napoleon, deſſen Herrſchaft ihm auf
nen Füßen zu ruhen ſcheint.

Bilderbuch. Von Julius Rodenberg. Braun-
, Vieweg u. Sohn. 1856. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

wollen nicht den ſittlichen Ernſt des Verfaſſers an-
ı er für eine Beſchreibung von Paris ſelbſt für noth-
t; aber ſoviel ſteht feſt, daß Julius Rodenberg's ſitt-
alle Augenblicke in die verfänglichſten Verſuchungen
ein angeborener Heine'ſcher Sinn für Sinnlichkeit
ich einem kleinen Ausgleiten wieder Mäßigung er-
t. langt. Die geſammte Schilderung, die der Verfaſſer von ſeinen pariſer Erlebniſſen und Bekanntſchaften macht, athmet in jugendlicher Sinnlichkeit und wiegt ſich gar zu gern in der Nähe pikanter Damen, bis es, zuweilen noch zu höchſter Zeit, ihm beſſer dünkt, einen Gedankenſtrich hinzuſetzen. Wir würden, da wir kein Horaziſcher Sittenrichter ſind, dieſen Charakter des Buchs nicht rügen, wenn nicht auch Julius Rodenberg in den Erbfehler deutſcher Touriſten verfiele, Paris wie eine Stadt der bloßen Luſt und Liebe zu ſchildern und nach den Erfahrungen in Mabille und bei den noch unter den Griſetten ſtehenden Mädchen dem franzöſiſchen Charakter weiter nichts als jenen ſinnlichen Leichtſinn zuzugeſtehen. Das iſt wol eine Mode gewordene und auch in vieler Hinſicht richtige Anſicht, aber doch eine ſehr einſeitige Auffaſſung, bei welcher der ſittliche Ernſt nur zu leicht in eine Sackgaſſe geräth. Ernſte Bücher über Paris und ſein Volk könnten noch in größerer Zahl geſchrieben werden, während Beſchreibungen von dem Straßen-, Theater-, Café- und Griſettenleben bis zum Ueberdruß vorhanden ſind und die allbekannten Dinge heute nur noch durch die Art und Weiſe des Vortrags einiges Verdienſt beanſpruchen. Letztere Eigenſchaft beſitzt Rodenberg in beſonderm Grade; es weht ein friſches Colorit durch ſeine heiter-jovialen Gemälde, wir vergeben ihm gern manchen Sündenfall und folgen ihm ohne Widerſtreben auf allen ſeinen Kreuz- und Querfahrten durch Paris; aber beſondere Vorzüge vermögen wir dem Buche nicht zuzugeſtehen, wenn auch des Verfaſſers Abſicht, ein intereſſantes Buch zu ſchreiben, gelungen iſt. Die kleine Skizze „Monſieur Parapluí" iſt eine Perle von ſchalkhaftem Humor in dem ganzen Werke, und wir bedauerten es aufrichtig, den heitern Eindruck durch die zweite „Nini" geſtört zu ſehen. Gerade die Erzählung von „Nini" iſt ſehr zu rügen; denn es liegt nichts Schönes darin, die Verkuppelung eines jungen, unſchuldigen Mädchens von ihrer eigenen Mutter ſo gaſtronomiſch geſchildert zu ſehen. Die „Lyriſchen Stücke" am Schluß athmen viel Poeſie und ſind in dem beſſern Genre Heinrich Heine's gehalten, beſonders „Nach Deutſchland" und „Zu Köln", wol das Beſte dieſer kleinen, blütenvollen Gabe, welches das durch andere Dichtungen ſchon bekannte lyriſche Talent Rodenberg's bezeugt.

5. Schweizeriſche Touriſtenblätter von Alfred Müller. Leipzig, Weber. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Schweiz iſt eben nicht arm an Fremdenführern, guten und ſchlechten; aber gerade den Zweck angenehmer Belehrung erfüllen nur ſehr wenige, wie überhaupt die Reiſeliteratur für den Zweck der Touriſten an Trockenheit oder ſubjectiver Effecthaſcherei leidet. Alfred Müller's Buch iſt in jeder Hinſicht eins der beſten, welches über die Schweizerfahrten geſchrieben worden iſt; es leidet weder an jener unerquicklichen Aufzählung der gewöhnlichen Fremdenführer, noch an der Witzmacherei gewiſſer Vergnügungsreiſender, die ihre Schweizerfahrt drucken laſſen. Das vorliegende Werk belehrt in eleganter und belletriſtiſcher Darſtellung und unterhält aufs angenehmſte, indem es belehrt. Der Verfaſſer hat für Alles einen richtigen Blick, ſeine Auffaſſung iſt lebensvoll und einfach zugleich, und man merkt es ihm an, daß er die Blätter mit Wärme und Luſt geſchrieben hat. Unmerklich rundet ſich die Darſtellung ſeiner Erfahrungen, Anſichten und Beobachtungen über Land und Leute der Schweiz zu einem großen Geſammtbild der Schweiz; einzelne Naturbeſchreibungen ſind glänzend ausgeführt, und ſelbſt wo der Verfaſſer ſeine Vorliebe für die Schweizer etwas ſtark an den Tag legt, verfehlt er nicht, die Beſchuldigungen zu citiren, welche von andern Seiten dieſem Volke gemacht worden ſind. Auch wollen wir nicht verfehlen, die Vollſtändigkeit der Beobachtungen hervorzuheben; vom Comerſee an, über deſſen Villen der Verfaſſer noch viel reichern und anziehendern Stoff hätte ſammeln können, bis nach Genf und Baſel hat er ſeine Tour gemacht; und iſt es uns auch wol aufgefallen, daß er manche Landſtriche zu wenig berückſichtigt, wie beiſpielsweiſe das Glarnerländchen und weiter weſtwärts die Gegend von Valen-

gin, über welche er gar nichts mittheilt; ſo iſt das Geſammtbild doch weitumfaſſend und reich an Colorit. Einzelne Abſchnitte markiren ſich beſonders durch die Studien der Societät und des Volks, wie „Aus dem Lande Uri“, dem Vaterlande Tell's. Bekanntlich haben competente Hiſtoriker die Exiſtenz Tell's ganz und gar in Zweifel geſtellt, wie z. B. der verſtorbene Auguſtin Thierry; auch Alfred Müller ſcheint nicht viel Glauben an dieſen Helden zu haben und rügt, wie wir auch einmal bei Gelegenheit einer Schweizerbeſchreibung gethan, die prahleriſche Demokratie jenes Urkantons und ſeiner in der That großſprecheriſchen Bewohner, die denen von Graubündten nichts nehmen und vermeinen, daß ſie nur mit dem Namen Tell, einem Morgenſtern und Stutzen das ganze Haus Habsburg und noch ein paar Regentenhäuſer in Angſt verſetzen könnten. Wunderlich genug gibt man in Altorf Tell für den Schwiegerſohn eines alten Ritters aus, aus jener angeborenen Sucht der Menſchen, vornehm ſein und vornehm machen zu wollen. „So tief“, ſagt der Verfaſſer, „ſteckt dieſer kindiſche Trieb, daß dies freiheitprahlende, urdemokratiſche Volk ſelbſt ſeinen (vielleicht nur mythiſchen) Befreier noch in eine vornehme Verwandtſchaft bringen will. Die That, das Herz, der Muth genügen nicht; der geiſtige Adel hat keinen Curs, wenn er nicht wenigſtens auf der Reversſeite noch ein edles Wappen trägt.“ Der Tell iſt gewiß zu bedauern, wenn er wirklich gelebt hat. Auch hat die mit ſo vollen Backen geprieſene Schweizerfreiheit, bei Licht geſehen, überraſchende Aehnlichkeit mit der glückſeligen Unfreiheit anderer, nicht republikaniſcher Staaten, eine Meinung, die Jeder aus der Schweiz mit fortträgt, wenn er ſonſt ſich etwas um das Volk und deſſen Leben zu kümmern liebt.

---

6. Skizzenbuch aus Neuenburg und der Schweiz. Von Hans Wachenhuſen. Berlin, Janke. 1857. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wachenhuſen, der reiſende Feuilletoniſt der berliner Journaliſtik, beſitzt einen glücklichen Beobachtungsgeiſt, der theils in humoriſtiſchem, theils in elegantem Vortrag ſich documentirt. Der Feuilletonſtil, den der Verfaſſer beſitzt, iſt rein und zuweilen glänzend; mangelt ihm auch Das, was man heutzutage mit Sorgfalt bei einem deutſchen Autor ſuchen muß, nämlich die Erregung des Herzens, die Begeiſterung, ich möchte ſagen, das Mit-dem-Herzen-ſchreiben, ſo iſt dies ein Reſultat der leichten Plauderei, des tändelnden Erzählens, zu dem der Feuilletonſtil bei uns ſeit einigen Jahren gelangt iſt. Wir möchten bei dieſer Gelegenheit darauf aufmerkſam machen, wie ſchädlich eine ſolche Fortbildung des Feuilletonſtils iſt. Derſelbe dient freilich dazu, das Vehikel der Sprache leichter und gefälliger zu handhaben; indeſſen hat man durch die Nachahmung franzöſiſcher Muſter auch vielfach das Denken und den geiſtigen Gehalt unter ein Bett von Phraſenblumen gedrückt und ſchaltet gar zu willkürlich mit dem Ballſpiel der Ideen. Ein Feuilletonſtil, dächte ich, wenn er durch geiſtreiche Pointen pikant gemacht werden kann, dürfte auch wol mit Gefühlsaufwallungen ſich ſchmücken, umſomehr, als die deutſche Literatur in dieſer Beziehung unerquicklich realiſtiſch zu werden beginnt.

Indeſſen wollen wir nicht eigens dieſe kleine Betrachtung auf Wachenhuſen's „Skizzenbuch“ beziehen; es gibt darin Stellen, die den Leſer wärmer und inniger anhauchen, als eigentlich von dem Verfaſſer der „Pariſer Skizzen“ und der „Türkiſchen Nächte“, der „Griſette“ und „Lorette“ zu erwarten war. Außer kleinen, pikant geſchilderten Reiſeabenteuern und ſubjectiv dargeſtellten Touriſtenabſtechern enthält das kleine Buch eine vollſtändige, belletriſtiſch gehaltene Darſtellung der neuenburger Streitigkeit, der zuweilen etwas renommiſtiſchen Schweizerbegeiſterung, der neuenburger Kriegsluſt und des Deutſchenhaſſes, der bei dieſer Gelegenheit dieſes deutſche Baſtardvolk in Aufregung verſetzte, der Kriegsrüſtungen und der mancherlei Curioſa, welche ein harmloſer Beobachter bei ſolcher Gelegenheit zu erzählen vermag. Iſt auch dieſe Affaire heute von der Diplomatie bis auf einen ſehr ſeichten Beſtandtheil filtrirt worden, ſo wird ſie doch immer noch Viele jetzt und für ſpäter intereſſiren, Buche Leſer zuzuführen.

---

7. Reiſeſkizzen aus den Alpen und Karpaten.
A. Sonklar Edeln von Innſtädten. Wie
1857. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der Verfaſſer ſchildert in dieſem Buche ſeine
gen über das Tatragebirge, über Tirol und bei den
des Großglockner. Im Allgemeinen ſieht ſich dieſer
Ländergebiete, welche er beſucht hat, mit wiſſenſchaftli
lichkeit an, und überläßt er ſich auch zuweilen dem
den die wilden Naturſchönheiten Tirols bieten, ſo
doch der praktiſche Sinn nüchterner Beobachtung
dieſe kleinen Excurſionen ins Gebiet des Poetiſchen
deſſen iſt das Buch als ein Beitrag zu den wiſſen
Arbeiten zu betrachten, die über jene Gebirge vo
intweit, Otto von Pirch u. A. geliefert worden
flechtet der Verfaſſer bei Gelegenheit die intere
ſchichte eines Ortes, eines Volksſtammes oder ein
ſes mit ein, wodurch das Buch ein ſehr weſentliche
erhält. Durch die Unbekanntheit des Gegenſtand
den Aufzeichnungen über die Reiſe nach Oberu
allem der Vorzug; der Verfaſſer hat, mit Zugr
von Harthauſen's „Studien“, einigen ſlawiſchen Stu
Görres'ſchen „Hiſtoriſch-politiſchen Blättern“ und de
lungen über Familienweſen in der „Allgemeinen deut
Encyklopädie“, die Sitten, Cultur und Gebräuche
ſchen Volksſtamms nach eigenen Erfahrungen geſch
durch ſeine Beobachtungen, ſeine geſchichtlichen Auf
und klaren Schilderungen einen nicht kleinen Beitra
ſchichte des ungariſchen Lebens geliefert. Der Unte
ſchen den Völkern germaniſchen Stamms und des
iſt mit Vorliebe als ein ſehr intereſſantes Moment
und wir vermißten nur weitere Ausführungen über
Cultur der Slawen, wozu dem Verfaſſer das „M
die Literatur des Auslandes“ (Jahrgang 1353, zwe
tal) reichliches Material geboten hätte. Das
Verhältniß der Frauen zu ihren Männern zeigt no
taliſchen Einfluß auf die ſlawiſche Nation, der de
ſobald ſie einen kräftigen, jetzt nicht beſtehenden
erzielt habe, das glänzendſte Prognoſtikon ſtellt.
Krebsgeſchwüre des Socialismus, des Induſtriali
Irreligioſität erſcheinen dem Verfaſſer als die Vorz
nahen Verfalls des germaniſchen Stamms, von
Slawen bisher verſchont geblieben ſind. Wir hätt
Manches zu erwidern, wenn es der Raum geſtat
der Verfaſſer läßt bei Aufzählungen der geſellſchaft
den außer Acht, daß ſie den Fluch der Civiliſation bil
auf ganz andern Pfeilern ruht, als das noch rohe Sl
und daß dieſe Krebsgeſchwüre auch zugleich zum A
des ungeſunden Stoffs dienen, der ſich bei der raff
ſtillation des Civiliſationsgeiſtes wie Hefe abſetzt, ohne
liche Geſundheit deshalb in Frage zu ſtellen. Wi
auch gern ein, daß dem Slawenreiche noch eine Zeit
und des Glanzes kommen wird, wie der Verfaſſer ſa
es doch von wenig Verſtändniß, der ſeit 50 Jahre
ſten Europas ſich furchtbar geſtaltenden Geiſteskra
über dem bloßen materialiſtiſchen Aufbau früherer
hältniſſe, eine Krankheit anzuheften. Die weſtliche
hat viel Irrthümer erzeugt, aber auch gigantiſche
ſchwerlich ein Beweis dafür ſind, daß, wie der Be
hauptet, „der Weſten unſers Welttheils bereits an
rung und innerer Fäulniß aller Verhältniſſe zu ſiechen

Eduard Schmidt-Weiß

Schelmen- und Abenteurerromane.

)ronica des Herrn Petrus Röckerlein, eines Glücksritters
s alter Zeit. Drin auch Kunde zu finden von den Her-
zen Wilhelm und Ludwig; vom gelahrten Aventinus;
n der ſchönen Ligſalz Eliſabeth und Bart Antonia ſammt
:en Freiern — demnächſt vom Stadt-Unterrichter Bar-
)lomäus Rußheimer und vielen andern ſonderlichen Ge-
len. Zu Kurzweil und guter Mahnung für Jung und
t erzählt von Franz Trautmann. Zwei Theile. Frank-
:t a. M., Sauerländer. 1856. Br. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
n deutſcher Gil Blas, oder das abenteuerliche Leben
iedrich's von Horſt. Von C. J. Diepenbrock.
pzig, O. Wigand. 1857. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
ühlingsnächte in Salamanca. Von Johannes Nord-
inn. Leipzig, Engelmann. 1857. 16. 26 Ngr.

Bir ſtellen hier drei Schriften erzählender Gattung zu-
n, von denen die erſte und dritte der eigentlich humori-
; Erzählungsliteratur, der „Deutſche Gil Blas" recht
ch der Gattung der Abenteurerromane angehört. Die
las und Schelmuffsky ſind jedoch geiſtige Vettern; die
:urer haben immer etwas von der Natur der Spaßvögel,
.e Spaßvögel von der Natur der Abenteurer, und der
nann'ſche Roman ſchildert ja ebenfalls die Fahrten eines
:urers und Glücksritters, nur in mehr hervortretender
iſtiſcher Haltung, als Diepenbrock den diſſoluten Lebens-
:ines Helden, Friedrich von Horſt genannt, der freilich
cht moderner Bummler und Herumtreiber zu betrachten
lber auch Trautmann's Röckerlein wird uns erlauben,
wir ihn in das Moderne überſetzen und einen Bumm-
nd Schwindler neueſter Zeit in alterthümlicher Tracht
, ſo gut es der Verfaſſer auch verſtanden hat, das Co-
ver Zeit, in die er ſeine Geſchichte verlegt hat, über das
Gemälde von Anfang bis zu Ende in täuſchendſter Weiſe
reiten.

Uber die Berechtigung des Humors in unſerer Zeit beſtehen
gegengeſetzteſten Anſichten. Die Einen ſagen: Gebt euch
Mühe, humoriſtiſch zu ſein; ſie iſt doch verloren. Der
e iſt durch die Ungunſt der Verhältniſſe zu griesgrä-
denklich und kopfhängeriſch geworden. Das moderne
u ſchal, öde und langweilig; die Bureaukratie, die
Schutzmänner, überhaupt die Männer in Uniformen
worene Feinde alles Humors; die öffentliche Volks-
Boden getreten, jede freie, kecke Bewegung gehemmt,
etät ausgeſtorben; die fortwühlende ſociale und politi-
friedenheit und der unabläſſige Kampf um die bloße
z laſſen keinen eigentlichen Frohſinn mehr aufkommen.
n könnt ihr auch keine Werke von echthumoriſtiſchem
ge mehr hervorbringen, oder wenn doch, ſo findet ihr
kein Publicum, welches ſie in voller Hingabe genießt.
gen ſagen die Andern: Gerade der Deutſche iſt ein ge-
r Humoriſt und er iſt es noch heutzutage wie in frühern
underten, wo die humoriſtiſche Literatur in Blüte ſtand;
ht gern und zwar lacht er gern laut; es fehlt auch nicht
moriſtiſchem Stoff, umſomehr fehlt es aber an humoriſti-
Werken, die dem Deutſchen zu lachen geben; ihr Humoriſten
: nur nichts fertig, ihr langweilt, ſtatt zu ergötzen. Natür-
wird dann nicht unterlaſſen, auf den Heißhunger hinzu-
, womit das Publicum über die „Fliegenden Blätter"
en „Kladderadatſch" herfällt, um ſeine Gier nach humo-
er Speiſe zu ſtillen. Man könnte zum Beweiſe, daß es
nem Publicum für humoriſtiſche Literatur nicht fehlt,
dem noch das Factum hervorheben, daß die alte „Job-
im Laufe von drei Jahren wieder zwei Auflagen, eine
e und achte erlebt hat, und daß von Glaßbrenner's ſchalk-
und witziger, ernſtheiterer Dichtung „Die verkehrte Welt"
eine dritte wohlfeile Auflage als Volksausgabe im Drucke
lnd ſo ließen ſich noch manche andere Beweiſe hierfür
:en, wie unter Anderm der Zudrang zu derben Luſtſpielen
und Poſſen, in denen der Humor freilich oft zu einer ſehr widerlichen Caricatur herabgewürdigt erſcheint. Weder alſo iſt der Sinn für Humor im deutſchen Publicum erloſchen, noch fehlt es wol ganz an beachtenswerthen humoriſtiſchen Producten, wenn auch freilich epochemachende Werke, welche lange Dauer verſprächen, auf dieſem Gebiete gegenwärtig ebenſo ſelten oder unerhört ſind, wie auf faſt allen übrigen Gebieten poetiſcher Production (die Lyrik vielleicht ausgenommen), eine Erſcheinung, die ſich gegenwärtig unter allen Völkern wiederholt und daher ohne Zweifel mit gewiſſen Verſtimmungen in der Zeitatmoſphäre überhaupt zuſammenhängt.

Dann hat freilich der Humor in ſeiner reinen Form gegenüber der augenblicklich vorherrſchenden Liebhaberei an Wortſpielen und Wortwitzen und glänzenden pointirten Antitheſen gegenwärtig einen ſchweren Stand und findet außerdem wenig Theilnahme beim weiblichen Geſchlecht, das doch ſonſt von Natur zu allerlei Mummereien, Myſtificationen und ſchalkhaften Scherzen und Spöttereien nicht wenig aufgelegt iſt, ſeine Anlage zu humoriſtiſcher Geſtaltung aber bisher nur auf dem Gebiete der mimiſchen Kunſt entwickelt und ausgebildet hat. Was endlich unſere Collegen, die Kritiker insbeſondere betrifft, ſo mögen uns dieſe die Bemerkung nicht verübeln, daß ſie gerade über literariſche Erſcheinungen humoriſtiſcher Gattung ſelten ein unbefangenes Urtheil haben. Theils fehlt es ihnen von Hauſe aus an Humor, theils glauben ſie auch über ein ſcherzhaftes Buch, ſelbſt wenn es ganz harmlos und unverfänglich iſt, mit aller Strenge zu Gericht ſitzen zu müſſen, um ihrer kritiſchen Würde nichts zu vergeben. In ein wiſſenſchaftliches Buch oder eine ernſte Dichtung kann man ſich ferner in jeder Stimmung hineinleſen, aber nicht in gleichem Maße in eine humoriſtiſche Production; einen leichten Mismuth, der, wir wiſſen oft nicht woher, uns anfliegt, können wir damit wol vertreiben, aber nicht die tiefere Gemüthsbeſchwerniß, nicht die eigentliche Seelennoth. Es gibt Stimmungen, wo uns die groteskeſten Späße eines Komikers nur einen widerwärtigen Eindruck machen, weil ſie mit dieſen Stimmungen in einem zu ſchneidenden Contraſt ſtehen, während ſie uns zu anderer Zeit doch herzlich lachen machten. Wie kann nun ein vom Augenblick bedrängter und präoccupirter Kritiker immer die Stimmung abpaſſen, wie ſie für die unbefangene Aufnahme eines humoriſtiſchen Werks nöthig iſt?

Vielleicht nimmt unter den oben verzeichneten Büchern nur das dritte eine ſolche blos naive Stimmung für ſich in Anſpruch, da in ihm allein die Komik ganz unvermittelt zur Erſcheinung kommt; denn ſelbſt in dem Romane Franz Trautmann's ſpielt der Humor infolge der vorwaltenden didaktiſch-moraliſchen Tendenz in gebrochenen Farben; die eigentlichen Vorzüge des Romans liegen nach einer ganz andern Seite hin. Der Verfaſſer ſchildert in ſeinem Buche die Fahrten und Schelmenſtreiche eines Glücksritters aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, der, nach der Fiction des Verfaſſers, von Wien gekommen, in München ſein Weſen trieb, den Stutzer und Gecken ſpielte, Schulden contrahirte, würdige, aber ſehr leichtgläubige Leute an der Naſe herumführte, an einem großen Werke über die edle Fechtkunſt zu arbeiten vorgab (alſo auch ein literariſcher Schwindler im modernen Sinne!), ſich zu gleicher Zeit um zwei ehrbare münchener Jungfrauen in allem Ernſte bewarb, außerdem aber noch ein Dutzend andere Frauenzimmer oder mehr zu dem Glauben verleitete, daß er mit ihnen etwas Ernſtliches im Sinne habe. Er iſt ein blos leichtſinniger, aber kein bösartiger Schwindler, und ſeine Vergehungen nehmen keine Dimenſionen an, die ihn humoriſtiſcher Behandlung fern rückten. Schließlich wird er entlarvt, kommt auf Verwendung der beiden bairiſchen Herzoge Wilhelm und Ludwig mit leichter Buße davon, beſſert ſich und lebt und ſtirbt ſpäter als ſolider und geachteter Kaufherr in Ofen. Damit hört freilich der Humor auf, an deſſen Stelle die Moraldidaktik tritt. Und dieſe Moral iſt gewiß eine ſehr ehrbare, fein bürgerliche, gegen

die man auch nicht viel einwenden kann, außer daß die Poeſie, die hohe, zur Selbſtherrlichkeit berufene, dabei in die Lage kommt, im Geſchäftsbureau der modernen Bourgeoiſiemoral ein wenig die Magd zu machen und den Beſen zu führen. Auch wir können einer ſittlichen, wahrhaft ethiſchen Vertiefung der Poeſie nur das Wort reden; aber mit der conventionellen moraliſchen Tendenz, wie ſie heutzutage ſich in ſehr vielen Romanen breit zu machen pflegt, ſind wir, von allen ſonſtigen Unterſchieden abgeſehen, im Grunde doch wieder bei der Moralitätsrichtung der Gellert'ſchen Periode angelangt, nur daß die Dichter der Gellert'ſchen Aera die Moral nicht in reinweltlichem Sinne faßten, ſondern ihr durch Zurückführung auf religiöſe Principien eine höhere Weihe ertheilten und eine feſtere Baſis unterſchoben. Die Unannehmlichkeiten des Schuldgefängniſſes, die Furcht vor äußerer Schande, die Einſicht in die Reſultatloſigkeit ſeiner Schwindeleien — dieſe Motive ſind es doch im Grunde allein, welche Röckerlein zur Beſinnung bringen. Zuletzt wird er ein geachtetes Mitglied des Handelsſtandes, empfiehlt ſich allen ſeinen nähern und fernern Geſchäftsfreunden durch ſeine geſchäftliche Solidität und, was das Schönſte iſt und in unſerer Zeit als der Hauptſegen Gottes oder weſſen ſonſt für ein ordentliches Leben angeſehen wird, ſchlägt auch ein hübſches Vermögen zuſammen. Wir haben hierbei nicht den Trautmann'ſchen Roman allein im Sinne, ſondern eine ganze literariſche Gattung, eine Zeitrichtung. Es iſt freilich nicht gut und nicht ſehr empfehlenswerth, Schulden zu machen, und wer es kann, vermeide es ja, denn es iſt bei dieſem unſoliden Geſchäfte wenig Freude, und nichts iſt, außer fortdauernder Krankheit, wol ſo ſehr geeignet, das Leben zu verbittern, als perennirende Schulden. Das ſteht feſt. Aber auf Grund einer unbezahlten Schneiderrechnung — und geſchäftskundige Schneider wiſſen ſich bekanntlich für den ihnen dadurch zugefügten Verluſt ſchon ſchadlos zu halten — ohne weiteres Verdammungsurtheile gegen die Sittlichkeit Einzelner, ja ganzer Claſſen zu ſchleudern, wie dies geſchehen iſt, erſcheint uns nicht literariſch und auch nicht ſittlich, da es wol Manchen geben dürfte, der mit Vergnügen ſeine alten Schulden bezahlen würde, wenn er es ohne Contrahirung neuer vermöchte. Die Geſellſchaft fodert jetzt von dem Einzelnen, der in ihr fortbeſtehen will, eine elegante äußere Erſcheinung, aber ſie ſteuert ihm oft keinen Pfennig dazu bei. Und gewiß, wir dürften dem Himmel danken, wenn Jeder, welcher über arme Sünder Recht ſpricht, Jeder, der von der Kanzel das Wort Gottes verkündet, Jeder, der Dichtungen oder Kunſtwerke ſchafft, Jeder, der im Rath der Fürſten ſitzt, ſich im Leben weiter nichts vorzuwerfen hätte als eine unbezahlte Schneiderrechnung. Röckerlein, der ebenfalls beſtens auf eine elegante Ausſtaffirung ſeiner Perſon hielt, war ſogar Schwindler und Schuldenmacher von Profeſſion, ſaß ſogar im münchener Rathsthurm und war doch ſchon zwei Jahre darauf ein geachteter Kaufmann und Capitaliſt zu Ofen. Daß er ſodann, weil er es konnte, ſeine münchener Schulden bezahlte, rechnen wir ihm nicht als moraliſches Verdienſt an; es war, weil er es konnte, ſeine Schuldigkeit und außerdem nöthig, um bei ſeinen münchener Geſchäftsfreunden ſeinen kaufmänniſchen Credit zu erhalten.

Als culturhiſtoriſcher Roman hat Trautmann's „Petrus Röckerlein" dagegen einen unverkennbaren Werth. Trautmann's Specialität iſt der eigentliche Chronikenroman, den er mit ausgezeichnetem Glück und Geſchick bearbeitet. Er hat ſich durch langjähriges Studium, welches ſeiner Romanſchriftſtellerei voranging, ſo in die Sitten des Mittelalters, namentlich ſeines bairiſchen Heimatlandes, und in Sprache und Ton der alten Chroniken eingelebt, daß man, faſt bis zur vollſtändigen Täuſchung, ein Werk jener Zeiten zu leſen glaubt, wenn man ſeinen „Herzog Chriſtoph von Baiern", ſeinen „Kloſterſchreiber zu Seldenthal" oder dieſen „Petrus Röckerlein" lieſt. Auch in dem letztern hat der Verfaſſer die alterthümliche Färbung mit bewundernswerther Treue und Conſequenz und durchgehends mit ſolcher Sicherheit feſt gehalten, daß er niemals aus dem Ton herausfällt. Auch haben alle ſeine Geſtalten ein ſcharf ma
dividuelles Leben. Manche Scenen ſind durch Anſchauli
friſchen Humor wahrhaft ausgezeichnet, wie die Trin
Rauchſcenen in Hirſchvogel's Garten im erſten Band
namentlich der wilde Junker von Seilwitz und der reno
„Studiosus sempiternus, hochgelahrt und weitberühn
hardus a Glockenton, erſt älteſt und hochbelobt, pr
bemooſtes Haupt ſammtlicher Universitatum des he
ſchen Reichs", die Hauptrollen ſpielen. Welch Geiſt
Junker von Seilwitz iſt, mag man beſonders aus de
den Strophen eines von ihm geſungenen Liedes erken
zugleich Zeugniß gibt von der Sicherheit und Geſch
womit Trautmann die alterthümlichen Liedes- und E
men handhabt:

Mag nit katzenbuckelnd ſteh'n,
Schwänzelnd durch die Gaſſen geh'n!
Aergern mich die Bürgerſchrammen,
Kauert da das Volk zuſammen —
Zünfte, Mauern, ſtreng Gericht,
Mag's der Kaiſer — ich mag's nicht.

Juckt mich nit nach Kaiſersgunſt,
Hol' der Teufel Schranzenkunſt,
Marſchalkpflicht und Mundſchenkdienſte,
Muſica und Narrngeſpinnſte
Und den Pag'n, den dummen Gauch —
Hat's der Kaiſer, hab' ich's auch!

Köſtlich iſt dann namentlich die Schilderung eines
den derſelbe raubritterliche, Kaiſer und Bürgerthum
verachtende Junker dem berühmten Künſtler Dürer
berg abſtattete, bei welcher Gelegenheit ſich die ge
keifende Gattin des Künſtlers gegen den Junker bekl
die blaue Farbe gar ſo theuer geworden, weshalb
ihren Gatten nöthigte, einer Madonna ein rothes
blaues Gewand zu malen. Seilwitz ſah dieſe Mad
rothen Kleide und erzählt von ihr: „Wie ich d
Werkſtatt drin bin, hat er ein ganz ſchönes Gemäl
gehabt auf ſei'm Malerſchragen oder Staffelirung,
heißt die Sach', was weiß ich. Das war eine Mutt
und das Jeſukind. Sag's Euch, das Gemäl hätt' Eu
nimmer ablaſſen, ſo heilig ſprach's her — da kön
der ganze kecke Sinn verſtreichen. Blitz zehntauſend
kutten, der Geſell muß Euch ein wüthig frommer C
daß er Solches zuſtatten bringt. Und wie's gemacht i
Euch, da iſt jedwedes Härlein zu ſehen — und di
ſtern' — da iſt's nicht anders, als ſäh ein Lebendig
Teufels und was mir ganz zum Beſten gefiel —
eben war das Gemäl und geglanzt hat's, das begreif
mer, wie Einer ſein Sach' und Farbwerk ſo glatt
kann." Der Hauptzweck ſeines Beſuchs war, Dürer
ten, in ſein „Stammen- und Merkbuch" irgendwas,
auch ſei, zu zeichnen und ſeinen Namen darunter
denn der Junker gedachte damit vor ſeinen Stande
zu prahlen. Der ſchalkhafte Maler zeichnete ihm nu
Stammbuch eine auch im Trautmann'ſchen Roman a
koloſſale Null und ſchrieb darunter: „Dem ruhm
junkher jörg von Seilwitz zu guter gedächtnuß geb
Dürer, Norimberg. Pictor mppria." Im zweiten T
namentlich ergötzliche und charakteriſtiſche Scenen d
wo dem armen Röckerlein die Gläubiger und ſonſt
Beſchwindelten einer nach dem andern aufs Zimme
wobei er ſich anfangs aufs allerſchlaueſte und mit den
lichſten Finten herauszuwickeln weiß, endlich aber d
die Enge getrieben wird, daß der Gepeinigte ſeine Ma
laſſen muß.

Der ſehr alterthümliche Chronikenſtil, in wel
Buch geſchrieben iſt, dürfte freilich geeignet ſein, Ma
Lectüre nicht wenig zu erſchweren, da er nicht Jeder
läufig iſt. Hierzu kommt die Breite des Romans, di

e ſich drängende Fülle ſpannender Erfindungen, als
zwar ſorgſame und fleißige, aber partienweiſe doch
ıinutiöſe Ausführung der einzelnen Situationen ver=
. Endlich möchten wir Verlegern von Romanen komi=
tung empfehlen, ſie mit Illuſtrationen, wenn auch nur
tten oder Arabesken zu den einzelnen Capiteln zu ver=
die dadurch nöthig werdenden Koſten nicht zu ſcheuen.
g der Handlung iſt im Allgemeinen nicht die weſent=
nſchaft komiſcher Romane und Dichtungen, und da=
int es zweckmäßig, die Neugier wenigſtens durch Bei=
ner Bilderchen oder auch nur Arabesken zu reizen.
rdankt ſelbſt die „Jobſiade", wenigſtens zum Theil,
ßen Erfolg den poſſirlichen Holzſchnitten, und in
eit hat man ſich durch „Fliegende Blätter", „Klad=
", „Düſſeldorfer Monatshefte" u. ſ. w. noch mehr als
aran gewöhnt, den Humor in Begleitung von Illu=
und Caricaturen auftreten zu ſehen. *)

---

dem „Deutſchen Gil Blas" von C. J. Diepenbrock,
Nr. 21 d. Bl. für 1856 von uns beſprochene Schrift
er Mentor" uns Gelegenheit gab, in dem Verfaſſer
ıeswegs geiſt= und talentloſen, aber etwas modern
n Autor kennenzulernen, war uns perſönlich die
eigentlich am intereſſanteſten. Er charakteriſirt darin
er es nennt, „unſterbliche" Werk Le Sage's, den
ühmten „Gil Blas", und er findet die Urſache des
en der Le Sage'ſche Roman auf den Leſer ausübt,
in jenem „reichen Born der Poeſie und Romantik,
panien ſelbſt, ſein Leben, ſeine Sitten, Geſchichte und
vom höchſten bis zum niedrigſten durchflutet . . .
: unſerm abgeſchmackten Leben, nüchternen Daſein, ge=
Weſen, unſern lächerlichen Sitten, von franzöſiſchen
ten wimmelnden Gebräuchen und Moden, unſerer von
er Anmaßung bis zum Ekel beleckten Flachheit und
t des Umgangs. In Spanien ſo Vieles noch umduf=
em Hauche einſtiger Cultur, mauriſcher Kunſt, Sitte
ie, durchweht und geadelt von dem Geiſte des Ritter=
· hier Gewöhnlichkeit des Gedankens, Gemeinheit des
Erbärmlichkeit des Strebens, Schalheit des Lebens
eit des Daſeins." Das iſt freilich etwas ſtark, aber
es, daß, wer nicht ein bischen Poeſie noch in ſich
im Verkehr mit den Dichtern einer poetiſchen Ver=
t findet, ſie ſchwerlich im öffentlichen Leben und
der Gegenwart finden wird. Friedrich von Horſt,
enteuer der Verfaſſer ſchildert, iſt denn nun auch,
elbſt bemerkt, „nur ein deutſcher Abenteurer, eine
t unſerer nüchternen Zeit, ein Baſtard, erzeugt vom
nd geboren von der zehnten der Muſen, der Lang=
in ländlicher Stille, zwiſchen Wieſen und Wald, des
genas in einer Zeit, die nur von Congreſſen, Tau=
tronen, Feſteſſen, Börſen, Actien und Kanonen ſpricht
und eine Banknote höher ſchätzt als die Gaben des Dichters".
Dieſe Selbſtkritik, womit der „ſchüchterne", aber trotz ſeiner Schüchternheit den „Hohn und Aerger der Kritik" herausfodernde Verfaſſer ſeinen Helden als eine von der Langweile erzeugte „Misgeburt" bezeichnet, überhebt uns der Mühe, das Drunter und Drüber, das Kreuz und Quer der vielen Liebesabenteuer ſeines Helden bis zu ſeiner Aufnahme in den „Laternenorden" und dem etwas matt abblitzenden Schluſſe des Romans zu verfolgen. Auch wollen wir, da es ſich hier um einen Gil Blas handelt, die etwas ſtark ſinnliche Ausmalung einiger Situationen nicht weiter rügen; abſcheulich aber fanden wir die grauſamen Geißelungen, die der Aequilibriſt Bonhart an der entkleideten Julia vornimmt, und wir begreifen nicht, wie Jemand, der ſich einen „Dichter", wennſchon einen „ſchüchternen" nennt, dergleichen in ſo raffinirter Weiſe ſchildern kann. Lobenswerth iſt dagegen die tüchtige deutſche Geſinnung, womit er bei einem Thee in Frankfurt einige patriotiſche deutſche Männer dem Vicomte von Châteaubriand und dem arroganten Baron Vendée d'Avanthière gegenüber deutſche Sitte und deutſche Literatur vertheidigen läßt; auch waren uns ſo manche Bemerkungen über die jetzt wirklich nicht ſehr beneidenswerthe Stellung deutſcher Dichter von Intereſſe. „Man übergebe", ſagt der Verfaſſer einmal, „einem griesgrämigen Hageſtolzen, einem Mathematiker oder Gelehrten überhaupt die ſchönſten lyriſchen Gedichte, er wird das Buch an die Wand werfen, nachdem er ein Dutzend Seiten geleſen, die Naſe rümpfen und ausrufen: Was iſt damit bewieſen? Zu was nützt es? Heute noch Gedichte?" Im Uebrigen überlaſſen wir das Buch, das wegen der darin geſchilderten Abenteuer doch manche Liebhaber finden dürfte, ſeinem Schickſal; denn wie der Verfaſſer bemerkt: „Was der beſoldete oder momentane Recenſent ſchlecht oder mittelmäßig erachtet, können jene Beurtheiler, für welche das Buch geſchrieben iſt, gut finden; was ihm langweilig erſcheint, kann dieſen Unterhaltung gewähren, was ihm unbedeutend dünkt, Tauſende erfreuen und feſſeln." Obſchon wir nicht recht wiſſen, was der Verfaſſer mit der Unterſcheidung zwiſchen einem „beſoldeten" und „momentanen" Recenſenten ſagen will, ſo iſt die Bemerkung doch im Ganzen richtig; aber gerade weil ſie richtig iſt, hüten wir uns, ſein Buch als ein „unterhaltendes" zu empfehlen, da ja auch der umgekehrte Fall eintreten kann, daß nämlich ein Buch, welches der Recenſent unterhaltend findet, vielleicht nur zu ſehr geeignet iſt, das Publicum zu langweilen.

Die dritte Geſchichte: „Frühlingsnächte in Salamanca" von Johannes Nordmann verſetzt den Leſer direct auf den Boden deſſelben Spanien, welches der Verfaſſer des „Deutſchen Gil Blas" als die Urheimat und das Paradies aller Poeſie und Romantik rühmt. Und in der That läßt uns auch der Titel des Buchs eine Fülle der ſüßeſten und zauberhafteſten Romantik darin erwarten. „Frühlingsnächte in Salamanca!" Durch dieſen Titel hat ſich auch ein Berichterſtatter in einem andern kritiſchen Blatte dazu verleiten laſſen, die Erzählung dem Publicum als eine von ſpecifiſch romantiſchem Charakter zu empfehlen. Er hätte aber das Buch nur zwiſchen dem Titelblatt und der erſten Seite aufſchneiden dürfen, was doch gewiß nicht viel Mühe gemacht hätte, und er würde hier geleſen haben, daß der Verfaſſer oder Bearbeiter eine Novelle des alten Maſuccio — deſſelben, der nach Einigen die ſonſt dem Luigi da Porta zugeſchriebene erſte Bearbeitung der Liebesgeſchichte Romeo's und ſeiner Julia verfaßt haben ſoll — als ſeine Quelle bezeichnet, mit dem Hinzufügen, daß der König Fernando von Aragonien darüber nicht des Lachens ſatt wurde und einmal in einen Erker des Empfangsſaals treten mußte, als er eben eine feierliche Audienz ertheilte, weil ihm der tolle Schwank des luſtigen italieniſchen Ritters und Novelliſten beifiel. Es wäre freilich zu wünſchen geweſen, daß es dem Verfaſſer gefallen hätte, über die Novelle, aus der er ſchöpfte, eine genauere literariſche Notiz mitzutheilen und eine Andeu=

---

erhielten ſchon vor längerer Zeit die Biographie Traut=
geſchickt in Form eines Sonderabdrucks aus dem „Rheiniſchen
", in welchem ſie Trautmann's Porträt begleitete. Als ein
es Phänomen führen wir daraus hier nur an, daß Traut=
ſo viele Humoriſten im Leben ein durchaus nicht ſehr ſpaß=
nn iſt, daß er vielmehr eine zeitlang an der tiefſten Me=
t, an der fixen Idee, daß er von Gott verlaſſen und von
hen verfolgt ſei. Er entfloh aus München, langte in einem
odtkranken Zuſtande bei einem befreundeten Advocaten in
n an und wollte hier, von tauſend Schreckbildern verfolgt,
ich ſelbſt legen. Endlich ſiegte ſeine beſſere Natur, gehoben
tigt durch den Zuſpruch wohlwollender Freunde. Es iſt be=
ihm die Univerſität München in Anerkennung ſeiner litera=
rdienſte und hiſtoriſchen Studien das Diplom der philoſophi=
orwürde verlieh. König Max überreichte ihm ſein Bildniß
nd äußerte dabei: „Denken Sie daran, ſo oft Sie es be=
aß ich ein ſchönes Buch von Ihnen erwarte."

tung darüber zu geben, ob er ſie einfach überſetzt oder, wie wir glauben annehmen zu dürfen, frei bearbeitet und erweitert habe. Für eine Myſtification können wir des Verfaſſers Berufung auf den alten Maſuccio doch nicht halten, oder wir müßten ihm zugeſtehen, daß er den Ton der alten Novelliſten wunderbar gut getroffen habe und ihnen an Talent vollkommen ebenbürtig ſei.*)

Der Inhalt iſt in kurzem folgender: Pater Diego verliebt ſich in Donna Anna, die Gattin des Ritters Don Rodrigo, deſſen Palaſt dem Minoritenkloſter gegenüber liegt. Er ſchreibt an ſie einen zierlichen Brief, und der Frater Piedro, der ihn an die Dame beſorgt, redet ihm ein, daß der Brief einen ſehr vortheilhaften Eindruck auf ſie gemacht haben müſſe, denn ſie habe an einer Stelle ſehr wohlgefällig gelächelt. Kurz, Pater Diego geräth ganz in die Rolle und die fixen Vorſtellungen des Malvolio in „Was ihr wollt“, und iſt ſo dreiſt, ſich in einer Nacht in den Palaſt des Don Rodrigo zu ſchleichen, wo er, wie er ſich einbildet, von weichen Frauenarmen umfangen werden wird. Aber es ſind ganz andere Arme, in die der Unglückliche geräth. Donna Anna hat die Geſchichte ihrem Gatten verrathen, und ſo ſieht ſich Diego plötzlich dem Grafen und ſeinem Diener Lentolo gegenüber. Daß er bei Donna Anna habe einen Beſuch machen wollen, ſchämt ſich der arme Pater zu geſtehen, und in ſeiner Seelenangſt ſtottert er hervor, daß er gekommen ſei, den Grafen zu beſtehlen. Der Graf läßt ihn hierauf von den derben Fäuſten ſeines Dieners bearbeiten; der Mönch flüchtet, verfehlt eine Stiege auf der Treppe und fällt ſich todt. Don Rodrigo, in der Abſicht, den Todten dem Kloſter aufzubürden und der Unterſuchung, die ihm droht, zu entgehen, befiehlt ſeinem Diener, die Leiche heimlich in den Kloſterkeller zu ſchaffen. Lentolo ſtellt die Leiche dort zwiſchen zwei Fäſſern auf. Inzwiſchen iſt ein immer durſtiger Mönch, Fra Antonio, heimlich in den Weinkeller geſtiegen, hat ſich hier an ſüßem Wein berauſcht, erblickt bei dem Schein einer Laterne den todten Diego, richtet an ihn, den er für lebend hält, eine drollige Anrede, und da Diego nicht antwortet, rührt er ihn nicht allzu ſanft an, worauf der Leichnam zuſammenbricht und ein paar Stiegen tiefer fällt. Antonio erkennt nun, trotz ſeiner Trunkenheit, daß Diego todt ſei, hält ſich für die Urſache ſeines Todes, ſchleppt die Leiche hinaus und lehnt ſie an die Wand des gegenüberſtehenden Palaſtes, um jeden Verdacht von ſich abzuwenden. Hier findet ſie Lentolo, der von ſeinem Herrn ausgeſchickt worden, um nachzuſehen, ob der Pater nicht doch wieder zum Leben erwacht ſei, und berichtet ſeinem Herrn die Schreckensgeſchichte. Dieſer faßt einen kurzen Entſchluß, bindet mit Hülfe des Dieners den Leichnam in ſitzender Stellung mittels Stricken auf einen Hengſt feſt und gibt ihm auch noch einen Spieß in die Hand. So wird der Hengſt von dem Diener Lentolo nach dem Kloſter gebracht. Fra Antonio hat inzwiſchen in ſeiner Seelenangſt beſchloſſen, flüchtig zu werden, ſich einer Stute im Kloſterſtall bemächtigt und ſich auf das Thier geſchwungen. Der Hengſt, ſeinem Naturtriebe folgend, geht ſofort auf die Stute los, dieſe ihrerſeits reißt aus und nun beginnt ein wildes Treibjagen durch die Straßen der Stadt Salamanca. Fra Antonio, der ſich von einem lebenden Reiter mit gefälltem Spieße verfolgt glaubt, ſchreit Mord und Zeter; die erſchreckten Scharwächter ſchreien mit; die Bewohner Salamancas fahren von ihren Betten empor und ſtecken die Köpfe aus den Fenſtern, wobei es geſchah, daß Mancher in einem Schlafzimmer erblickt
wurde, das nicht das ſeine war, wie denn überhau
ſem Ereigniſſe manche ſeltſame Familiengeheimniſſe a
licht traten; ein luſtiger und ſchelmiſcher Baccalau
im Morgengrauen zum Podeſtà und fragt ihn, c
wiſſe, daß ſich Salamanca im Aufruhr befinde? D
ſammelt unter ſeiner Schlafmütze alle ihm zugebo
Weisheit und ſendet ſofort eine Botſchaft an den K
König ſchickt eine Heeresmacht nach Salamanca un
auf dem Fuße, um Salamanca ſeiner Krone zu erhal
die Abenteuer einer jener „Frühlingsnächte“, wi
nur in Salamanca und auch hier nur in alter Z
konnte. Es iſt nicht zu leugnen, daß ſich die Erzähl
weiſe zu der höchſten draſtiſchen Wirkung erhebt,
den naiven Erzählungston noch weſentlich geſteigert
es iſt ferner der Umſtand zu beachten, daß in je
fromm ausgegebenen Zeiten gerade Mönche und Gei
zugsweiſe zum Stichblatt der Satire dienten und
Trunkenbolde, bald als verliebte Gecken herhalte
Auch in Deutſchland ging dieſe Satire gegen M
Pfaffen, nur in unvergleichlich gröbern Formen, der
tion voraus, während man es freilich in den meiſt
ſchen Ländern ſo ziemlich bei der Satire und dem blo
bewenden ließ.

*) Vgl. über Maſuccio den Artikel „Italieniſche Literatur“ in der Erſch-Gruber'ſchen „Allgemeinen Encyklopädie“, zweite Section, XXVI, 42, und Gräße's „Lehrbuch der allgemeinen Literärgeſchichte“, Bd. 3, Abth. 1, S. 430. Maſuccio (Maſuzo Gorbato) war aus Salerno gebürtig und hatte es in ſeinen Novellen namentlich auf die chronique scandaleuse vornehmer Frauen und heuchleriſcher Prieſter abgeſehen. Sein aus 50 Novellen beſtehender „Novellino“ erſchien zuerſt Neapel 1476, Mailand 1483 u. ſ. f.

Notizen.

Die Erhebung Deutſchlands 1813 und da
Frankreich.

Die Zeichen mehren ſich, daß man unter den
und unter den Franzoſen ſelbſt den Geiſt, aus dem di
Unabhängigkeitskriege gegen Frankreich hervorgingen
Thaten, welche ſie zutage förderten, mit unbefangen
anzuſehen und richtiger als früher zu würdigen begin
Antheil an dieſer Erſcheinung hat jedoch vielleicht au
ſtand, daß die geheimen oder offenen Gegner des Nap
durch dieſe Hinweiſung auf die Erhebung Deutſch
bonapartiſtiſchen Tendenzen wenigſtens indirect Opp
machen und ihnen einigen Schaden zuzufügen be
Wir haben jüngſt der Uebertragungen einiger patrio
der Körner's und Arndt's durch Paul de Lacour ged
bringt das Organ des Quartier Latin, das pa
dentenblatt „La voix des écoles“, über welches v
Zeit im Feuilleton der „Deutſchen Allgemeinen Zeit
theilungen zu leſen waren, Proben aus den Chanſo
Daufresne's, Lieutenants im zweiten belgiſchen Chaſſeu
und darunter ein Gedicht an Körner, welches unte
folgende Strophe enthält:

Dans la mêlée, ô guerrier indomptable,
Jetant partout ton hymne triomphant,
Frappant partout de ton bras redoutable,
De ton pays tu fus le noble enfant.
Comme un lion surpris dans le carnage,
Tu te vengeais sous le coup de la mort.
Ton nom, Körner, passera d'âge en âge;
Et tout soldat doit envier ton sort.

Die Mittheilung des Gedichts wird mit folgende
eingeleitet, die in einem franzöſiſchen Blatte imme
würdig zu leſen ſind: „Ein Mann, vor Allen als
Krieger hervorragend, Napoleon hatte die Zeichen con
Würde gegen den kaiſerlichen Purpur umgetauſcht,
durch blutige Siege hingeſchlachtet und hielt Europa u
eiſernen Joch. Da erſchien Körner wie der gute Geiſ
lands: ſeine männlichen und kräftigen Geſänge er
deutſchen Stämme (les peuples germaniques)
Stumpfheit und Lethargie; ſie flößten der deutſche
einen mächtigen Schwung ein, und der deutſche Vo
befreit. Für dieſes Land, ſein Vaterland, ließ di
Dichter und Soldat, ſein Leben auf dem Schlachtfeld

ıuberiſche Leier mit den Trophäen der Schlacht kränzend." ’s thut nichts, daß dies in einem von der franzöſiſchen Jugend eſchriebenen Blatte geſchieht: auf der Jugend beruht ja die ukunft; und es thut auch nichts, daß hier die Bedeutung örner's zu hoch angeſchlagen wird, indem ihm allein, wie es heint, das Verdienſt zugeſchrieben wird, die Deutſchen zur bſchüttelung des Napoleoniſchen Jochs angefeuert zu haben. greiflicherweiſe laſſen ſich neben ſolchen Stimmen in Frank- ich auch andere vernehmen, die ganz anders klingen, wie die urent's (de l'Ardèche) in ſeiner „Réfutation des mémoires maréchal Marmont", gerichtet gegen „die berühmten Staats- änner, die glänzenden Geſchichtſchreiber *), welche ſich erkühnt aben, zu behaupten, daß Napoleon's Politik in ſeinen letzten hren der Uneigennützigkeit, Gerechtigkeit, Weisheit und Mäßi- ung baar geweſen". Laurent iſt ganz der Anſicht de Maiſtre's, nn dieſer ſagt: „Wenn die Völker unter dem Triumph- agen des Eroberers zermalmt wurden, ſo geſchah dies, damit gemiſcht und infolge dieſer Miſchung die untergeordnetern ten zur Höhe der auf der Leiter der Civiliſation zu oberſt henden (natürlich der franzöſiſchen!) erhoben würden." Ein derer Mann, Joubert, eifert in der „Illustration" gegen ſe unwürdige Anſicht mit folgenden höchſt antibonapartiſti- en Worten: „Wir geſtehen demüthig, daß wir in dieſer ſicht ganz den Inſtinct der Maſſen theilen. Wir haben e Luſt dazu, uns zermalmen zu laſſen, ſelbſt im humani- en Intereſſe einer ſehr ungewiſſen Zukunft. Wir glauben nicht ſehr an die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit jener nannten providentiellen Miſſionen, die ſich beizulegen ſo em iſt und womit man ſich die Vollmacht aneignet, die hte der Nationen und die ewigen Geſetze der Gerechtigkeit Menſchlichkeit mit Füßen zu treten."

riftſteller, Schriftverfaſſer oder Schriftkünſtler?

Auf unſere Hinweiſung in Nr. 20, daß es wünſchenswerth für das Wort „Schriftſteller" ein anderes zu ſubſtitui- t Glaßbrenner's „Ernſt Heiter" Rückſicht genommen. ben unſern Vorſchlag damit begründet, daß die weniger ten häufiger, als man glaubt, den Schriftſteller mit dem er verwechſeln, ſodaß z. B. nach ihren Begriffen ein lervcrein nichts Anderes ſein würde als ein Verein tſetzern. Die Zuſammenſetzung des Worts gibt hierzu Anlaß, denn zwiſchen dem Setzen und dem Stellen rift iſt dem Weſen nach kein Unterſchied, beides weiſt reinmechaniſche Thätigkeit hin. Ja wir könnten von , die ſogar eine Art Schulbildung genoſſen haben und lbſt keineswegs zu den Ungebildeten rechnen, Beiſpiele anführen, daß ſie von der Bücherverfertigung die wun- chſten Vorſtellungen haben, wonach z. B. die Bücher wie nale am Setzerkaſten vermittels irgendeines mechaniſchen fahrens fabricirt werden. Gehen doch Gedankenloſigkeit und wiſſenheit ſo weit, daß, wie wir ſchon einmal gelegentlich rkten, das Wort „Claſſiker" zuweilen für den Namen des tors ſelbſt gehalten wird. Dies ſcheint unglaublich, iſt aber ſtäblich wahr; denn wir führen dies Beiſpiel aus eigener fahrung an, und wir könnten noch manche kaum minder oſe Beiſpiele anführen, die zugleich ein Beweis ſind, über Vieles unſere Schulen und beſonders unſere Volksſchulen Zöglinge im Dunkeln laſſen. Für das bisherige Wort riftſteller" ſchlugen wir als zunächſtliegend „Schriftverfaſ- vor. Glaßbrenner hält dagegen „Schriftkünſtler" für an- ſſener, inſofern man, aus Scheu vor den Puriſten, das rt „Autor" verſchmähe. Gegen das letztere, das ja ohne- dies häufig genug gebraucht wird, würden auch wir nichts einzuwenden haben, wenn nicht für den Allgemeingebrauch ein deutſches Wort doch den Vorzug verdiente. Auch läßt ſich aus dem Worte „Autor" nicht wohl ein Eigenſchaftswort, etwa „autorlich" oder „autoriſch" bilden, wiewol die Gewohnheit in ſolchen Fällen das Meiſte thut. „Schriftkünſtler" dagegen ſcheint uns kein angemeſſener Erſatz; man denkt dabei zunächſt und unwillkürlich an irgendeine Function kalligraphiſcher Gat- tung. Und ſoll man etwa für „Kunſtſchriftſteller" fortan „Kunſtſchriftkünſtler" ſagen? Das hieße doch allen Geſetzen der Euphonie ins Geſicht ſchlagen. Wir haben natürlich dieſe Frage nur anregen wollen, ohne Anſpruch darauf zu machen, daß unſer Vorſchlag auch durchgeht, freuen uns aber, wenn man ihn, wie dies von Glaßbrenner und ſpäter noch im „Frank- furter Muſeum" geſchehen, wenigſtens berückſichtigt und in öf- fentliche Berathung zieht.

H. M.

*) Ohne Zweifel iſt hiermit beſonders Thiers gemeint, der in den Bänden ſeines großen Geſchichtswerks ſogar unparteiiſch genug , die Erhebung der deutſchen Nation in ihren tiefern Motiven als gerechte anzuerkennen.

Bibliographie.

Bolanden, C. v., Eine Brautfahrt. Hiſtoriſcher Roman aus dem XVI. Jahrhundert. Regensburg, Puſtet. 8. 27 Ngr.

Brugsch, H., Die ägyptischen Alterthümer in Berlin. Mit 1 Tafel. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 7½ Ngr.

Bucher, J., Das Leben Jeſu und der Apoſtel. Ge- ſchichtlich dargeſtellt. 1ſte Lieferung. Stuttgart, Gebr. Scheit- lin. Gr. 8. 10 Ngr.

Daſh, Gräfin, Pulcheria. Nach dem Franzöſiſchen von G. Walter. Zwei Theile. Wien, Ludwig u. Zang. 1856. 8. 15 Ngr.

Döllinger, J. J. J., Heidenthum und Judenthum. Vorhalle zur Geſchichte des Chriſtenthums. Regensburg, Manz. Lex.-8. 4 Thlr.

Düringsfeld, Ida v., Reiſe-Skizzen. 4ter Band. — A. u. d. T.: Aus Dalmatien. Mit Anmerkungen von O. Freih. v. Reinsberg-Düringsfeld. 1ſter Band. Prag, Bell- mann. 8. 1 Thlr.

Ebeling, F. W., Die deutſchen Biſchöfe bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Biographiſch, literariſch, hiſtoriſch und kirchenſtatiſtiſch. 1ſte Lieferung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 16 Ngr.

Holdheim, S., Geſchichte der Entſtehung und Entwicke- lung der jüdiſchen Reformgemeinde in Berlin. Im Zuſammen- hang mit den jüdiſch-reformatoriſchen Geſammtbeſtrebungen der Neuzeit. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Schleswig-Holſteiniſcher Geſchichts-Kalender, 1848—1851. Zuſammengeſtellt aus dem Tagebuche eines Schleswig-Holſtei- niſchen Officiers a. D. Braunſchweig, Schwetſchke u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Wer hat den rechten, wahren und ſeligmachenden Glau- ben? oder freimüthiges Bekenntniß über Grund und Weſen des Rationalismus [Vernunftglaubens], ſeinen Widerſachern gegenüber, als Beitrag zur Verſöhnung evangeliſcher Chriſten und zur Förderung des Reiches Gottes auf Erden, für die gebildeten Stände von einem Sächſiſchen Geiſtlichen. Gotha, Müller. Gr. 8. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Götz, P., Evangelism und Katholicism nach ihren Haupt- unterſcheidungslehren in Form einer Erwiederung auf das öf- fentliche Sendſchreiben des Siegm. Henrici. Friedberg, Scriba. Gr. 8. 5 Ngr.

Lütge, A., An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen! Ein Beitrag zur Orientirung über die in Veranlaſſung der Miſſionsſache in Lübeck hervorgetretenen confeſſionellen Gegen- ſätze. Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.

Zehnte, verbesserte und vermehrte Auflage.
Vollständig in 15 Bänden.

Gr. 8. 20 Thlr. Elegant gebunden in Leinwand 25 Thlr., in Halbfranz 25 Thlr. 25 Ngr. **Prachtausgabe** 45 Thlr.

Diese zehnte Auflage des **Conversations-Lexikon**, das im Laufe eines halben Jahrhunderts zu einem **Nationalwerk der Deutschen** geworden ist und vor allen directen und indirecten Nachbildungen stets den Vorrang behauptet, hat die allgemeinste Anerkennung und lebhafteste Theilnahme gefunden. Sie kann **in allen beliebigen Terminen** folgendermassen bezogen werden:

vollständig auf einmal zu dem Preise von 20 Thlrn.;
in einer **neuen Ausgabe in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr.**;
in 120 Heften zu 5 Ngr.;
in 60 Viertelbänden zu 10 Ngr.

Vor dem Veralten des Werks sind die Abnehmer durch ein **Ergänzungswerk** von zugleich **selbständigem Werthe** gesichert, unter dem Titel:

Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

Dieses erscheint seit Januar 1857 in **monatlichen Heften** zu 5 Ngr. und ist von der Kritik bereits allgemein höchst anerkennend besprochen worden.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon
werden durch jede Buchhandlung gegen die neueste zehnte Auflage für 12 Thlr. (statt 20 Thlr.) umgetauscht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gräſer's Lehrbücher der engliſchen Sprache.

Gräſer (K.), Praktiſcher Lehrgang zur ſchnellen und leichten Erlernung der **Engliſchen Sprache.** Nach **Ahn's** Methode. Zweite Auflage. 8. Geh. 8 Ngr.

——————, **Praktiſche Schulgrammatik** der **Engliſchen Sprache.** Mit vielen Uebungsſtücken zum Ueberſetzen aus dem Deutſchen in das Engliſche. 8. Geh. 16 Ngr.

Das erſte Werk iſt ein neuer Lehrgang zur ſchnellen Erlernung der **engliſchen Sprache**, nach der bekannten und jetzt allgemein für die beſte gehaltenen **Ahn**'ſchen Methode, aber in weſentlich vervollkommneter Einrichtung. **Von den competenteſten Seiten iſt dieſer Lehrgang für trefflich erklärt worden und ſchon wenige Monate nach ſeinem Erſcheinen war eine zweite Auflage nöthig.**

Das zweite Werk iſt eine vollſtändige und höchſt zweckmäßige Grammatik der engliſchen Sprache, die ſich an den „Lehrgang" des Verfaſſers anſchließt, aber auch ohne dieſen als **Schulbuch** wie beim **Selbſtudium** benutzt werden kann.

Der Verfaſſer war durch langjährige Erfahrung ſo die Ausarbeitung ähnlicher, in demſelben Verlage er und mit großem Beifall aufgenommener Unterrichtsſch Engländer und Franzoſen zu dieſen Schriften vorzugs fähigt und dieſelben ſind auch bereits mehrfach in eingeführt.

☞ **Lehrer erhalten von der Verlagshandl ein Gratisexemplar beider Werke, um ſich näh vertraut zu machen.**

Brockhaus' Reise-Bibliothek:

Caſanova's Flucht aus den Bleikammern zu

Preis 10 Sgr.

Eine höchſt intereſſante und ſpannende Schilde merkwürdigen Flucht Caſanova's aus den Bleikamme nedig, die allen Beſuchern Venedigs willkommen aber auch überhaupt als eine Erzählung, die man al ſterſtück in ihrer Art bezeichnen kann und die ſich n ordentlicher Spannung lieſt, für Jedermann eine Reiſelectüre bildet.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſchichte der Hohenſta

und ihrer Zeit.

Von **Friedrich von Raumer.**

Dritte, verbeſſerte und vermehrte A

In zwölf Halbbänden zu 15 Ngr.

Die Verlagshandlung hat bei dieſer **dritten** von Friedrich von Raumer's „Geſchichte der ſtaufen" den **Preis um ein Bedeutendes gege ermäßigt** — nämlich von 12 Thlr. auf 6 Thlr. — Abſicht, das berühmte, der allgemeinſten Verbreit dige Werk dadurch immer weitern Kreiſen des deutſch zugänglich zu machen und in dieſer **wohlfeilen Volks** — die zugleich eine Ausgabe „letzter Hand" bildet — viel in den Privatbeſitz gelangen zu laſſen. **Dieſ** ſcheint auch vollſtändig erreicht zu werden, indem die ſich bereits eines bedeutenden Abſatzes erfreut. **Um** ſchaffung des Werks noch mehr zu erleichtern, erſch dritte Auflage in 12 Halbbänden zu 15 Ngr., di zen Zwiſchenräumen ausgegeben werden.

Das bisher Erſchienene iſt in allen Buchha zu erhalten und werden daſelbſt Unterzeichnu genommen.

Von dem Verfaſſer erſchienen in demſelben Verlag

Vorleſungen über die alte Geſchichte. Zweite beitete Auflage. Zwei Bände. 8. 1847. 5 Thlr.

Geſchichte Europas ſeit dem Ende des 15. Jahrh Erſter bis achter Band. 8. 1832—50. 24 Thlr.

Vermiſchte Schriften. Drei Bände. 8. 1852—54. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

terariſche Unterhaltung.

rſcheint wöchentlich. —— Nr. 25. —— 18. Juni 1857.

lt: Reiſeberichte aus Spanien. — Vom deutſchen Parnaß. Von **Emanuel Raulf.** — Das claſſiſche Drama, Shakſpeare nd die moderne Bühnenpoeſie. — Eine Probe jeſuitiſcher Novelliſtik. — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Reiſeberichte aus Spanien.

iſeſkizzen aus Spanien. Schilderungen und Eindrücke n Land und Leuten. Von Franz Lorinſer. Zwei eile. Regensburg, Manz. 1855. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

n Winter in Spanien. Von F. W. Hackländer. Zwei nde. Stuttgart, Krabbe. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. Ngr.

iſe nach Spanien. Von A. Freiherrn von Wolzogen. ipzig, H. Schultze. 1857. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

iſebilder aus Spanien. Von Hans Wachenhuſen. ei Bände. Berlin, Huber. 1857. Br. 8. 3 Thlr.

Die Zeiten, wo eine Reiſe ins Innere von Spanien n kühnes Unternehmen galt, liegen hinter uns; en wird jetzt ziemlich von ebenſo vielen Touriſten t, wie dies vor 30 Jahren mit Italien der Fall s folgt hieraus, daß an einen Reiſebericht aus jetzt andere Anſprüche erhoben werden, als zu , wo Referent einen Theil dieſes Landes be (1823), das damals für eine Art von verlo Paradies galt. Der Verfaſſer der „Reiſeſkizzen aus en", Lorinſer, iſt weder Kunſtkenner von Fach, eiſt er zu genau bezeichneten, ſpeciellen, wiſſen chen oder praktiſchen Zwecken; er geht vielmehr eizen des Landes nach, und ſoviel wir aus ſeinem t entnehmen können, ſind Eindrücke von Land und zu ſuchen und das Alhambra zu ſehen die we hen Motive ſeiner Reiſe. Er iſt katholiſcher Prie nd dies verleiht ihm als Touriſt eine ganz eigen liche Stellung, indem ihm einestheils viele Seiten eiſelebens verſchloſſen bleiben, anderntheils ſich ihm öffnen, die dem gewöhnlichen Touriſten nothwendig und unzugänglich bleiben müſſen. Denn während m unanſtändig wäre, beiſpielsweiſe von dem weib Geſchlecht in Spanien und ſeinen Reizen viel zu Herzensbeziehungen anzudeuten oder Stiergefechte, en und Volkstheater zu beſuchen, tritt er als ka her Prieſter zu der Geiſtlichkeit des Landes ſofort engeres Verhältniß, hat überall das Recht, in je rche die Meſſe zu leſen und hiermit an dem Volks als ſelbſtthätiges Mitglied theilzunehmen. Dieſe Beſonderheit ſeiner Stellung, die er benutzt, gibt denn auch in der That ſeinem Berichte ein Intereſſe, das den Mangel an Fachbildung und ſpeciellen Reiſezwecken faſt aufwiegt und ſeinem Buche einen von keinem andern Reiſeberichte aus Spanien getheilten Werth verleiht. Die Erwartung zwar, über Weſen und Geiſt der katholiſchen Kirche in Spanien beſondere Aufſchlüſſe in dieſem Bericht zu finden, geht nicht in Erfüllung; indeß iſt der Verfaſſer doch freigebig mit einzelnen Zügen dieſes Theils des Volkslebens, und ſein verſtändiges und dem Klerus im Ganzen günſtiges Urtheil beſtärkt uns in der Ueberzeugung, daß die Kirche noch heute die wahre Grundlage des nationalen Lebens, die Norm und der Kern der ſocial-politiſchen Exiſtenzform Spaniens ſei, wie dies im Gegenſatz zu Frankreich mit dem erſten Schritt über die Pyrenäen ſofort klar hervortritt. Der Verfaſſer durchreiſte Spanien in faſt allen ſeinen Provinzen mitten in der Revolutionsepoche des Jahres 1854, mitten in der Zeit, welche die Kirche in ihren Lebenskeimen bedrohte; allein wie gering erſcheint uns in ſeinem Bericht, Alles zuſammengenommen, die politiſche Betheiligung an den Vorgängen in Madrid, wie zuverläſſig dagegen die Erwartung eines Siegs der Monarchie und der Kirche, trotz ihrer duldenden und demüthigen Haltung! Aus allem Dieſem iſt ungefähr abzunehmen, was der Leſer von den vorliegenden „Reiſeſkizzen" zu erwarten hat; wir wollen ſehen, ob und wie der Verfaſſer dieſen Erwartungen gerecht wird.

Nach einer flüchtigen Reiſe durch Deutſchland und Frankreich, die ihm überall wenig Befriedigung gewährt und bei der namentlich die franzöſiſchen Verhältniſſe ſich über eine entſchieden ungünſtige Auffaſſung zu beſchweren haben, gelangt er zwiſchen Perpignan und Figueras an die ſpaniſche Grenze. Der grelle Unterſchied des nationalen Lebens dieſſeit und jenſeit der Pyrenäen hat ein Recht darauf, jedes jugendliche und poetiſche Gemüth mit entſchiedener Vorgunſt für Spanien zu ergreifen; daß er aber auch einen ſo bedächtigen und im Allgemeinen kalt und ruhig urtheilenden Reiſenden, wie der Verfaſſer iſt, lebendig ergreift, iſt nur ein Beweis mehr für

ſeine tiefe Wirkung. An der Bidaſſoabrücke bei Irun iſt der Abfall milder und weniger grell. Die Diligencereiſe bis Mataro und von hier die Eiſenbahnfahrt nach Barcelona geben nur geringe Ausbeute; nur zeigt ſich ſchon hier die große Empfänglichkeit des Verfaſſers für Naturreiz, ſeine Kunſt, ihn im Leſer zu reproduciren, und ſeine Gleichgültigkeit gegen Reiſebeſchwerden und Entbehrniſſe. In Barcelona macht er Station, ſchildert uns die bekannten Reize der cataloniſchen Hauptſtadt, die er in der vollen Bewegung des Pronunciamento zu Gunſten Eſpartero's (Juni 1854) antrifft, malt mit friſchem Entzücken und etwas katholiſcher Vorliebe ſeinen Ausflug in den Montſerrat und den Beſuch ſeiner nun verwaiſten Klöſter und begibt ſich dann auf dem Seewege nach Valencia. Von hier ab wächſt unſer Intereſſe an ſeinem Reiſebericht. Die ernſten und wohlerwogenen Urtheile über die Art und den Geiſt des Volks, für das er Franzoſen und Italienern gegenüber eine entſchiedene Vorliebe bekennt und begründet, ſein offenes Auge für Naturſchönheit und die Kunſt, mit der er uns an ſeinen Genüſſen aus dieſem Quell überall theilnehmen läßt, ſein Entſchluß, einſam und im vollſten Vertrauen auf den ehrenhaften Sinn der Maſſe eine kühne zehntägige Tartanenfahrt durch die berufenſten Landſchaften nach Granada zu unternehmen: alles Dies gewinnt ihm unſere regſte Theilnahme; denn wir dürfen von ihm allerdings ganz andere Erfahrungen, andere Belehrungen erwarten, als von den gewöhnlichen Dampfſchiff- und Diligencetouriſten der Jetztzeit. Es iſt bekannt, daß ſelbſt die unterſte Volksſchicht in Spanien ſich durch einen gewiſſen Adel der äußern Haltung und der innern Denkart vor der franzöſiſchen Windbeutelei und der italieniſchen Gewinnſucht vortheilhaft auszeichnet und daß ihr Höflichkeit, Ernſt und eine gewiſſe noble Zurückhaltung eigen iſt, die zu der ſlawiſchen Kriecherei einen directen Gegenſatz bildet. Hiermit aber iſt das Lob des ſpaniſchen Volkscharakters im Munde des Verfaſſers noch nicht erſchöpft, denn er vindicirt ihm auch die größte Biederkeit, Hülfsfertigkeit und Zuverläſſigkeit neben andern liebenswürdigen Eigenſchaften. Auf ſeiner ganzen Reiſe bekennt er ſich kaum ein mal übervortheilt oder geprellt und ſelbſt in Valencia trifft er auf ſo grundfeſte Ehrlichkeit bei der unvorſichtigſten Ueberlaſſung ſeiner Habe an völlig fremde Menſchen, daß er ſelbſt den üblen Ruf, in dem die Valencianer in ganz Spanien ſtehen, für grundlos erklärt. Ebenſo lebhaft nimmt er ſich der Geiſtlichkeit ſelbſt in Betreff ihrer Bildung und ihrer apoſtoliſchen Toleranz an, malt ihre Duldung bei herbſtem Druck, gibt jedoch auch zu, daß ſie ſich nicht überall mit dem moraliſchen Einfluß ihrer Sendung begnüge, ſondern nach politiſcher Geltung ringe, die der Kirche ſtets ſo verderblich geweſen ſei.

Dieſe Skizzen ſollen Land und Leute ſchildern, und man muß geſtehen, daß ſie namentlich für die Schilderung der landſchaftlichen Natur das Aeußerſte leiſten, was überhaupt dem Worte möglich iſt. Seine Landſchaftsbilder ſind ſo genau und folgen ſich ſo lückenlos, daß wir auf der zehntägigen Fahrt von Valencia nach Granada faſt an jeder Stelle des 80 Leguas weiten Wegs in feſten Zügen die Scenerie reproduciren können, die den Reiſenden gerade umgibt. Der unbeſchreibliche Naturgenuß, den dieſe Reiſe, die Julihitze abgerechnet, gewährt, muß in dem Buche ſelbſt genoſſen werden; der Verfaſſer theilt davon reichlich und mit großer Kunſt dem Leſer mit. Vor allem iſt es das ganz unvergleichliche Licht- und Farbenſpiel der Abendbeleuchtung, das den Verfaſſer immer und immer wieder entzückt und von deſſen Zauber allerdings Dem, der es niemals ſah, keine Vorſtellung zu geben iſt. Die entzückendſten Punkte jenes Wegs, der durch die vegetationsprächtigſten Striche Spaniens führt, ſind der Ort Novelda mit der Fernſicht auf den Palmenwald von Elche, den der Verfaſſer leider nicht beſucht, Murcia, an Reiz kaum Granada ſelbſt nachſtehend, der erſte Anblick der Sierra Nevada hinter Baza, Huetor und der Blick über die von Schneerieſen eingeſchloſſene Vega von Granada bei dieſem Ort. Allerdings muß ſoviel Reiz mit Entbehrungen aller Art erkauft werden. Die harte einſpännige Tartane, ein offener Planwagen, bewegt ſich nur langſam, und obgleich ſein junger Tartanero Carmelo munter, unterhaltend und äußerſt dienſtwillig iſt, ſo will doch die völlige Einſamkeit, der Aufenthalt in Poſadas und Ventas, die ſelten ein Cuarto (Zimmer ohne Meubles) und außer Pollo con arraz (Huhn mit Reis) nichts Eßbares enthalten, und der gänzliche Waſſermangel in der glühendſten Sommerhitze u. ſ. w. beſtanden ſein. Nebenher kommt dieſe Art zu reiſen theuer zu ſtehen. Man kennt die ſpaniſchen Poſadawirthſchaften, aber die Schilderung, die der Verfaſſer davon entwirft, enthält doch neue Züge (S. 238):

Ein großer Vorrath von Geduld iſt dem Ankommenden vor allem nöthig. Auf alle Auffoderungen zur Eile erhält er zwar immer die Antwort: „Si, señor", ſieht aber Niemanden Hand oder Fuß regen. Er wartet alſo in dem langen, ſtallähnlichen Raum der Poſada ermüdet und zerſchlagen auf ſeinem Rohrſtuhl, wo man ihn völlig ignorirt. Es fällt Niemand ein, den Ankommenden zu fragen, ob er etwas verlange oder bedürfe; kein Hausknecht, kein Wirth läßt ſich blicken, und wenn ſie auch müßig und zugegen ſind, ſo warten ſie doch ruhig und ſchweigſam ab, was der Fremde beginnen werde, den ſie kaum eines Blicks würdigen. Es iſt Sache des Gaſtes, ſich dem Wirth vorzuſtellen und ſeine Wünſche vorzutragen, denn nicht dieſem, ſondern jenem geſchieht ein Gefalle, wenn er Aufnahme findet. Dazu kommt das Recht, das in Spanien jeder Fremde hat, auch nichts zu begehren und für ſeine Bedürfniſſe ſelbſt zu ſorgen, ein Recht, das ſtreng reſpectirt wird, denn die Poſada iſt eigentlich nichts als ein Haus, wo man ausruhen kann — das Han der Orientalen — und mit Lebensmitteln in der Regel gar nicht verſehen. Die einzeln liegenden Ventas enthalten ſolche eher u. ſ. w.

Auf der zehntägigen Fahrt, die durch den beſtändigen Wechſel zwiſchen ſterilen und ausgebrannten Felſen und unglaublich üppigen, von Vegetation ſtrotzenden Huertas im Lichtglanz eines durch keine Wolke getrübten Himmels einen unausſprechlichen Reiz erhält, tritt der Verfaſſer zu Land und Leuten in die engſten Beziehungen. Er kann den Anſtand, die gutmüthige Theilnahme, die Ehrlichkeit und die würdevolle Haltung

jemeinen Mannes nicht genug loben. Der politiſche Umſturz bewegt dieſe Bevölkerung faſt gar nicht, ſelbſt die vorkommenden Pronunciamentos gehen wie eine Alltäglichkeit vorüber. Als sacerdote cattolico-romano trifft er überall auf freundlichen Empfang, den Fremden beachtet Niemand in ihm. Das Land ſtrotzt überall von Reſten mauriſcher Architektur, Brunnen, Thürmen, ſchönen Höfen (Patios), den Geiſt der Zierlichkeit und Zweckmäßigkeit kundgebend. Murcia, Lorca, Baza, Guadix ſchildert er als ſchöne Städte, der Anblick der Schneeriefen der Sierra Nevada aber, wie er ſich plötzlich bei einer Biegung im Thal von Guadix im Abendſonnenlicht dem Wanderer darſtellt, wird als über jeden Ausdruck prächtig dargeſtellt. Was ſie, ſagt er, von allen andern ſpaniſchen Sierren unterſcheidet, iſt neben ihrer koloſſalen Höhe und dem Lichtglanz, der dieſer entſpricht, ihre Form, die nichts Zackiges, ſondern den Umriß rieſiger weiter Rücken darbietet, während phantaſtiſche Kegel rings umherſtehen, die der Mulhacen (12,762 Fuß hoch), der Picacho de Veleta (12,450 Fuß hoch) wie Zwerge überſchatten und überragen. Endlich, dieſe Rieſen im Hintergrunde, erſcheint im Abendlicht geröthet das Alhambra und mit ihm die ganze Pracht der Vega von Granada, ein Bild ohne Gleichen, auf Erden nur ein mal zu ſehen. Für die Mohrenſtadt iſt der Verfaſſer ein ſicherer, angenehmer und unterrichtender Führer, der keinen der koſtbaren Reſte aus der Zeit ihres Glanzes unbeſucht läßt. So- … und ſo Genaues auch über das Alhambra geſchrieben iſt, wir leſen den Bericht ſeines dreimaligen Be- … daſelbſt, weil er mit treffender Darſtellung gemüth- … Rückblicke verbindet, mit wahrem Vergnügen; ſeine … für die prachtvollen Reſte einer untergegangenen Epoche iſt keine gemachte, ſondern echt, wie ſein … an einer wunderbar großen und ſchönen Natur. Doch wir dürfen bei den Einzelheiten ſeiner 80 … umfaſſenden Schilderung Granadas nicht länger …en, beſonders da Waſhington Irving's claſſiſche … hierüber wol vielen unſerer Leſer bekannt iſt. … Verfaſſer will nun nach Cordova und Sevilla. … Diligence geht in dieſer Richtung nicht, ihm bleibt … der Weg zu Pferde (er hat niemals geritten) übrig. … fünf Tagen ſoll über Baena, San-Luque, Caſtro … Rio Cordova erreicht werden. Auch dieſe romanti… Pilgerfahrt gewährt dem Verfaſſer, als eigentlicher …allero dem Lande der Caballeros nur noch näher, …liche Genüſſe. In den Sitten des Landes ſteht er mitten inne, daß er mit ſeinem Mozo de caballos, …é, ſtets aus einer Schüſſel ſpeiſt. Er ſagt darüber:

Es kann nur Jedem, der dies Land beſucht, angerathen …den, ſich dieſer löblichen Sitte zu bequemen und alle übelgebrachte Vornehmthuerei beiſeite zu laſſen. Der ſpaniſche …z empfindet dieſe übel; man ſieht ſie dem Fremden wol … Mangel an Bildung großmüthig nach, man würde ihn … im Herzen ſtill verachten, und vielleicht hätte man Recht; … der vertrauliche Umgang der Höhern mit den Geringern, … hier allgemein Sitte iſt, gibt ſich eigentlich doch als der …druck des chriſtlichen Verhältniſſes zwiſchen Herrn und …ner und ſcheint in der That auf das ganze Volk bildend …gewirkt zu haben. Es iſt hierbei durchaus nicht zu fürchten, daß man durch eine Herablaſſung ſich etwas vergebe oder der Zudringlichkeit Vorſchub leiſte. Im Gegentheil weiß der gemeine Mann dies wohl zu würdigen; er achtet den Andern deshalb um ſo höher und wird ſich nie erlauben, was verletzen oder unangenehm berühren könnte. Ich habe zehn Tage mit meinem Tartanero und fünf mit José, dem Mozo de caballos, aus einer Schüſſel gegeſſen und beide dabei ſo anſtändig, mäßig und würdevoll gefunden, daß der vornehmſte Edelmann ſich nicht anders hätte benehmen können.

Auf dieſe Art geht der Verfaſſer in Geiſt und Sitte des Volks tiefer ein als andere Reiſende, und wir geſtehen, daß wir die von ihm daraus abgeleiteten Maximen gleich ihm bewährt gefunden haben. Mancher hübſche Zug wird von ihm hierbei erwähnt, z. B. die Art, wie der Spanier treuherzig zu jedem Genuß mit einladet oder wie er ſich, in ein Haus tretend, den Bewohnern ankündigt. Klingelzüge gibt es in Spanien nicht, tritt aber Jemand in ein Haus, wo er Niemand findet, ſo ruft er mit lauter Stimme ſein „Ave Maria purissima!“ und wenn in irgendeinem Winkel Jemand ſteckt, ſo antwortet er, er mag gerade beſchäftigt ſein, womit er will, ganz gewiß ſein „Sin pecado concebida!“ Als Deutſcher wird der Reiſende überall mit Wohlwollen begrüßt; ehe man ihn kennt, wird er in der Regel für einen Franzoſen gehalten und als ſolcher kalt und unfreundlich empfangen; gibt er ſich aber als Deutſcher zu erkennen, ſo ſchallt es gewöhnlich im Tone angenehmer Ueberraſchung „Aleman?“ zurück und man ladet ihn ein, Platz zu nehmen und es ſich bequem zu machen. Der Ausdruck perſönlicher Sympathie iſt dann meiſtens unverkennbar. Eine gewiſſe wohlerzogene Höflichkeit, fern von aller Kriecherei, iſt jedoch ein Erbtheil aller Spanier, und das kleinſte Mädchen aus dem Volke antwortet auf die Frage: „Como te llamas, niña?“ gewiß freundlich mit: „Dolores, servidora de usted“, oder: „Para servir usted.“

Der Reiſende gelangt durch das fruchtbare Thal des Guadajoz und wildromantiſche Bergſchluchten nach dem am Guadalquivir prachtvoll und in üppiger Huerta gelegenen Cordova und malt uns dieſen zweiten Glanzpunkt ſeiner Reiſe mit gleicher Begeiſterung und gleichem Intereſſe wie Granada. Die ſtolze Cordova, einſt Hauptſitz mauriſcher Kunſtblüte und Wiſſenſchaft, mit 300 Moſcheen, 900 Bädern und 600 Herbergen geziert und von einer Million Menſchen bewohnt, iſt heute eine arme Provinzialſtadt von 38,000 Einwohnern, aber durch Wunderwerke mauriſcher Kunſt geſchmückt und in ſeiner Art immer noch einzig. Unter dieſen Werken iſt ſeine große Mesquita, die heutige Kathedrale, ein Säulendickicht von 834 Säulen in 57 Schiffen, 640 Fuß lang und 440 Fuß breit, ein völlig unvergleichliches Werk. Die ſpätere Zeit fügte dieſem Säulenwalde nur das Chor hinzu, von dem Karl V. ſagte: „Ihr habt hier gebaut, was anderwärts zu bauen war, und zerſtört, was einzig in der Welt war; ihr habt unvollſtändig gemacht, was vollendet war, und angefangen, was ihr nicht vollenden könnt!“ Der Orangenhof iſt nicht minder berühmt, als die Höfe des Alhambra und außerdem ſtrotzt

Cordova von ſchönen Reſten ſeiner mauriſchen Prachtepoche. Von hier wendet ſich unſer Touriſt nach Sevilla, erreicht dies Reiſeziel jedoch nicht, da ihn wenige Meilen hinter Carmona ein Choleraanfall ſeines Mozo Halt zu machen zwingt und die Seuche, die in Sevilla herrſcht, ihm deſſen Thore verſchließt. So muß er ſich entſcheiden, in Carmona die Diligence nach Madrid zu beſteigen. Der Weg führt über Ecija, die Bratpfanne von Spanien, in glühender Hitze und ſehr unbequem, in Geſellſchaft ganz junger Volksdeputirter zu der neuen Cortesverſammlung in Madrid, die ſich munter und höflich, aber politiſch ziemlich ungebildet erweiſen, durch die Sierra Morena, Anduſar, Baylen, die Mancha, Valdepeñas, Neu-Caſtilien nach der Hauptſtadt. Auf dieſem Wege gibt der Verfaſſer ein ſo klares und lichtvolles Bild von der geographiſchen Geſtalt Spaniens, daß wir es zu ſkizziren verſucht ſind. Indem er daran anknüpft, daß man, vom Süden der Sierra Morena kommend, ein hohes Gebirge zu überſchreiten hat, deſſen Abfall nach Norden jedoch faſt unmerklich verläuft und in gar keinem Verhältniß zu der erſtiegenen Höhe ſteht, lehrt er uns, daß Spanien, gleich Mexico, ein Staffelland iſt, deſſen innerer Kern ein hohes und flaches Plateau — die Mancha und beide Caſtilien — bildet. Die merkwürdigen Abſtufungen dieſes Staffellandes, welche dann zugleich Klima, Vegetation und Sitten deſſelben beſtimmen, hat der Reiſende, von den Pyrenäen terraſſenförmig zum cataloniſchen Meeresſpiegel niederſteigend, dann durch die von mächtigen Sierren durchfurchten Ebenen von Valencia und Murcia wandernd, nun nach dem über 2000 Fuß hoch liegenden Granada aufſteigend, dann zum Guadalquivir, nur 100 Fuß über dem Meere, niederſteigend, von hier 2000 Fuß hoch die Sierra Morena durchſchneidend und nun wieder einige Hundert Fuß ſteil in die Mancha und Neu-Caſtilien hinabſteigend und endlich durch das hohe Guadarramagebirge in das hügelige Alt-Caſtilien und das nach dem Meere hin wieder terraſſenförmig abfallende Plateau der baskiſchen Provinzen gelangend, ſämmtlich durchſchnitten. „So iſt Mittelſpanien eigentlich der ebene Gipfel eines hohen Bergs und ſollte auf den Karten ſo erſcheinen.“

Nach einer ermüdenden Reiſe von zwei Tagen und drei Nächten wird Madrid erreicht, das, ſtolz auf ſeinen Hügeln ausgeſtreckt, in einer Landſchaft, die ſehr an die römiſche Campagna erinnert, mit einem prachtvollen Gebirgshintergrund, allerdings etwas Königliches hat, allein in ſeinem Mangel an hiſtoriſchen Bezügen und an nationalem Eigenweſen doch nur im trivialſten Sinne des Worts eine ſchöne Stadt genannt werden kann. Alles alterthümlichen Reizes ermangelnd, modern-europäiſch mehr als ſpaniſch, bietet es mit Berlin viele Vergleichungspunkte dar, wobei ihm jedoch noch der Vorzug zuſtatten kommt, des poetiſchen und romantiſchen Reizes voll zu ſein, den das hier pulſirende geiſt- und ſeelenvolle Volksleben ihm verleiht, von ſeinen Hügeln und der prächtigen Guadarramakette ſelbſt abgeſehen. Seine 70 Kirchen übertreffen immerhin die Berlins, im Retiro
und Prado hat es ſeinen Thiergarten, die S
breit, hell und ſtaubig wie dort, und das
Schloß mit ſeiner Kuppel ſcheint das Vorbil
diſchen Königsſchloſſes zu ſein. Immerhin
klärlich, wie Philipp II., der Gründer Madı
Ort auf Koſten des herrlichen Toledo, Span
Hauptſtadt, hervorheben konnte.

Von der politiſchen Bewegung war auc
wenig wahrzunehmen; außer den Uniforme
tionalmiliz, den Placaten und rieſigen Zeitung
nichts davon. Die Puerta del Sol war w
lich das Morgen-Rendezvous aller Müßiggä
Verfaſſer malt uns die Stadt, die Straßenſce
tet reichlich und gut über die wunderbaren
Museo real de la pintura, durch 7 Rafaels
dos, 45 Tizians, 25 Paolo Veroneſes u. ſ. w.
net, und begibt ſich dann nach Toledo, das
dritten Glanzpunkt ſeines Reiſeberichts bezeich
und von dem er uns ein ebenſo reiches als
Bild entwirft. Er hält das ſagen- und e
reiche, von Kunſtſchätzen ſtrotzende uralte T
Tubal oder von Rhodiern gegründet, Sitz
herrſchaft, der Gothen, der Mauren und
chriſtlichen Könige Caſtiliens Herrſcherſitz, für
eſſanteſten Ort Spaniens, und in der That,
ihm nach ſeinem Bilde deſſelben Recht geben;
iſt Toledo gewiß die Geburtsſtätte des heutigen
Geiſtes in Sitte, Poeſie, Kunſt und Wiſſenſc
allen Epochen derſelben enthält es die herrlic
male; vor allem aber ſind es die Sagen und
reſte der mauriſchen Taluitola, die neben T
Kairo glänzte und wo 370 Jahre lang der
prangte, die dem Berichte des Verfaſſers ein
tereſſe verleihen. Die Sage von dem durch
könig Rodrigo freventlich gelöſten Zauber d
des Hercules, aus welcher Unthat das Verd
niens entſprang, gibt zur Mittheilung der alte
Veranlaſſung, die da erzählt, wie in dem
Schatz nur ein Papier gefunden wurde, mit d

Rey has sido por tu male
Que el rey que esta casa abriere,
A España tiene quemar —

und ſchließt:

Vino un aquila del cielo
La cosa fuera quemar.

(Es kam ein Adler vom Himmel, und das Hau
verbrannt.)

Doch dieſe hochpoetiſche Sage ſelbſt v
wol unſerer Erwähnung; ſie empfiehlt ſich i
zu dichteriſcher Nachbildung. Es heißt hier:

Als der König die goldene Kiſte in frevler
brochen, da fand er nichts darin als ein Stückche
auf dem wilde Geſtalten von Reitern mit Turban
ternden Gewändern abgebildet waren. Da er u
ſchaute, fingen dieſe Geſtalten an ſich zu bewegen
ſer Ton kriegeriſchen Lärmens ging von dem Tuch
beln erklangen, Trompeten ſchmetterten und die
ten, leiſe wie das Summen eines Bienenſchwarm

wand rollte ſich endlich wie eine Fahne auf und zerfloß wie ein Nebel im Saale; die Schattengeſtalten aber bewegten ſich näher und näher und Geſchrei und Getöſe wurden wilder und wilder. Die Luft hallte wieder vom Kriegsgeſchrei und vom Aechzen der Sterbenden und Verwundeten. Unter den Fliehenden aber ſah der König ſich nun ſelbſt, auf ſeinem weißen Roß und in ſeiner Waffentracht; der Donner rollte und Blitze zuckten, im Aufruhr der Natur ergoß ſich der Tajo über ſeine Ufer und der König kehrte mit den Seinen in wilder Flucht in ſeinen Palaſt zurück. Da erſchien andern Tags ein rieſiger Adler, einen Feuerbrand im Schnabel, ließ ihn auf den Thurm fallen und fachte das Feuer mit ſeinen Schwingen an, und Schwärme kleiner ſchwarzer Vögel umkreiſten die Glut und zerſtreuten die Aſche über ganz Spanien. Wohin die aber fiel, da entſtand ein Blutflecken.

So verkündete ſich der Fall Spaniens unter die Herrſchaft der Mauren, bis Toledo nach faſt 400 Jahren wiederum zur Vormauer des Chriſtenthums gegen den Islam wurde.

Nach ſeiner trefflichen Schilderung von Toledo bewährt der Verfaſſer ſeinen echten Sinn für Kunſt und Schönheit auch wieder darin, daß ihn die vielgeprieſenen Reize von Aranjuez und das Escurial kalt laſſen. Aranjuez iſt nichts als eine hübſche, etwas ſteife Ländlichkeit und das Escurial eine aufgeputzte, nur ſchnell verfallene Schöne. Ein ungeheueres Bauwerk, 200 Fenſter in der Fronte, 30 Höfe einſchließend, ohne Bewohner — der Verfaſſer erblickt nur einen einzigen Mönch — muß mit all ſeiner alternden Pracht einen traurigen Eindruck machen. Nachdem er in Madrid noch beim Grauen des Tags eine Meſſe geleſen, beſteigt der Reiſende die Diligence nach Burgos. Vieles begegnet ihm, bei dem er mit der Reſignation eines Caſtilianers „Cosa de España" ausruft, als über etwas unbegreiflich Vernachläſſigtes, Verfallenes, Zurückgebliebenes; allein dürfen wir uns darüber verwundern, wenn wir bedenken, daß Spanien ſeit 22 Jahren nicht weniger als 308 Miniſter, darunter allein 61 Finanzminiſter gehabt und ertragen hat? Und doch — wie brav, treu und achtbar iſt das Volk im Großen und Ganzen geblieben unter Schwingungen, die dem Dreißigjährigen Kriege in Deutſchland in demoraliſirender Wirkung ſo ähnlich ſind! Auf dem Wege zur Pyrenäengrenze feſſelt ihn noch das königliche Burgos durch den altgermaniſchen Stil ſeiner Architektur und die unvergleichliche Steinfiligranarbeit ſeiner Kathedrale, die er das vollendetſte gothiſche Gebäude [illegible] deshalb nennt, weil die Ausführung hier nirgends hinter der Idee zurückgeblieben, vielmehr dieſer Fehler faſt aller gothiſchen Kirchen hier völlig überwunden ſei. „Es iſt", ſagt er, „wie ein ſteinerner Lobgeſang: Alles Harmonie, weil nichts verſucht worden iſt, was ſich nicht harmoniſch löſen ließ." Mit dieſem ſchönen Wort wollen wir von dem Verfaſſer Abſchied nehmen. Wie er ſelbſt von dem ſchönen Lande mit Wehmuth ſcheidet, voll der Erinnerung an die edelſten geiſtigen Genüſſe, die es ihm gewährt hat, voll der höchſten Sympathie für das edle, gemüthreiche Volk, dem in allen irdiſchen Geſchäften Geſchick und Routine fehlen, wie ſie zu Glück und Glanz führen, während die trefflichen Eigenſchaften ſeines Herzens es weit über Franzoſen und Italiener erheben, trennen auch wir uns ungern von dem lehrreichen und unterhaltenden Führer durch die größere Hälfte von Spanien, dem wir einen ſo anmuthigen Bericht und ſo anregende und befriedigte Stunden verdanken, wie ſie ſein Buch — zum Beſten übrigens eines wohlthätigen Zwecks beſtimmt — jedem mitfühlenden Leſer gewähren wird.

Auf Lorinſer's geiſtlichen Bericht ſind ſchnell hintereinander, ja faſt in Jahresfriſt drei neue Berichte mit den allerverſchiedenſten Zielpunkten und als Specialreferate nennenswerth gefolgt, die oben angezeigten, ziemlich umfangreichen Arbeiten von Hackländer, Wolzogen und Wachenhuſen. Zuſammengenommen mit den zwar ältern, aber doch auch noch unveralteten Berichten von Huber, Diebitſch, Willkomm, Stolz, Höfken, Quandt, Rochau, Minutoli, Ziegler, der Franzoſen Cuſtine, Dumas und Gautier nicht zu gedenken, würden nun dieſe Arbeiten kaum noch eine Lücke in unſerer Kenntniß des Landes, ſoweit ſie ſich dem Touriſten überhaupt zu erſchließen pflegt, übrig laſſen, und es wäre faſt an der Zeit, weitern Leiſtungen dieſer Art ganz abzuſagen, mindeſtens was die kritiſche Beſprechung betrifft, wenn nicht dies wunderbare und widerſpruchsvolle Land ſo eigenthümliche Eindrücke bei jedem Reiſenden hervorbrächte, daß wir Berichte, wenn ſie ſonſt nur mit Selbſtändigkeit und Geſchick geſchrieben ſind, immer von neuem mit Vergnügen zu leſen vermögen. Wenigſtens drei von den vorliegenden Arbeiten tragen den Stempel charaktervoller und zur wirklichen Kenntniß von Land und Leuten anleitender Berichte an ſich und ſind einer eingehendern Beſprechung in jeder Hinſicht würdig, obwol wir hier wiederum des auffallenden Umſtandes zu erwähnen haben, daß keiner derſelben auf die merkwürdigen Verhältniſſe der neuern ſpaniſchen Literatur eingeht, die doch in der That durch ihre tiefe Schwermuth und ihre Malerei von grau in Grau eine ſehr ſeltſame Erſcheinung darbietet. In dieſer Beziehung fehlt uns noch immer eine „Corinna" für Spanien, und wir würden eine ſolche mit Dank zu empfangen haben.

Zuerſt alſo Hackländer's „Winter in Spanien". Der liebenswürdige Erzähler, Touriſt und Humoriſt Hackländer zeigt ſich in dieſen zwei ſtarken Octavbänden ganz voll des ſchönen Naturſinns und des köſtlichen Humors, den wir an ihm kennen und ſchätzen. Ob er überall als ein tiefer Beobachter zu bezeichnen iſt, oder ob er in Erforſchung des wahren Sachverhalts der Dinge, die er ſchildert, auch nur mit Moritz Willkomm zu vergleichen ſei, laſſen wir hier dahingeſtellt. Er ſelbſt will nichts ſein, als was er iſt, ein unterrichtender und ſtets angenehmer Führer durch Spanien, ein unterhaltender Reiſeerzähler, ein von immer heiterer, unverwüſtlicher Laune getragener und erhobener Touriſt. Sein Buch iſt daher auch zu den unterhaltendſten Reiſeberichten zu zählen, die wir kennen, und erfüllt ſchon damit ſeinen Zweck. Es kommt aber Zweierlei hinzu: erſtens, daß er uns Spanien von einer

neuen Seite, nämlich mitten im Winter zeigt, während wir es bisher nur in der Sonnenbeleuchtung des Sommers ſahen, was denn doch einen erheblichen und oft überraſchenden Unterſchied in dem Charakter des Landes zuwege bringt, und zweitens, daß er in der allerausgeſuchteſten, ja faſt in normal zu nennender Geſellſchaft ſeine Reiſe zurücklegt, nämlich in Begleitung eines langen Malers (Horſchelt), eines kleinen Baumeiſters (Leins) und eines dicken Schriftſtellers, er ſelbſt, als Poet; eine Geſellſchaft, ſo recht dazu geſchaffen, keinen ſchönen Eindruck der Kunſt und der Natur verloren gehen zu laſſen, vielmehr recht in ſich aufzunehmen und heiter zu verarbeiten und unter Bedrängniſſen aller Art von Hauſe aus dem guten Humor und der poetiſchen Verklärung eine Stelle unter dem Reiſeperſonale zu ſichern. Der Scherz über dieſe lange, kurze und dicke Perſönlichkeit, von denen obenein keine der Landesſprache kundig iſt, nimmt daher auch eine hervorragende Stelle in dem reizenden Berichte ein und hilft uns, wie man ſagt, über Dick und Dünn glücklich hinweg, reiſefriſch und reiſefroh.

Wir haben den Reiſenden (1853—54) zuerſt von Stuttgart nach Italien zu begleiten, ihn in Florenz ſeine Familie etabliren zu laſſen, eine anziehende Wanderung durch die Berge von Carrara mit ihm zu unternehmen, ehe wir mit ihm in Marſeille das Dampfſchiff beſteigen und auf S. 120 in Barcelona landen können. Gleich hier, im wildeſten Tumult des Hafens, macht er die Entdeckung zweier Grundtugenden des Spaniers, ſeiner Ehrlichkeit und ſeiner alle Stände gleichmachenden Höflichkeit, die in der That dem Herzoge wie dem Sackträger gleich eigen iſt. Auch was das Stiergefecht nach ſeinen verſchiedenen Regeln ſei, und wie begeiſtigt und begeiſternd der echtſpaniſche Tanz, der allerdings eine ganz andere Kunſtleiſtung iſt als der ſonſtige Theaterballettanz, auf den Fremden wirken könne, erfahren wir gleich hier. Die obligate Reiſe nach dem Montſerrat, deſſen Kloſter auch auf dieſen Reiſenden den tiefſten Eindruck macht, ſchildert er ſo, daß wir ſie auch in der zwanzigſten Darſtellung mit wahrem Vergnügen leſen. Zu der alten Stadt des Cid Campeador geht es dann mit der halb launig, halb verzweifelt geſchilderten Eilwagenfahrt, lärmend, pittoresk und halsbrecheriſch, wie wir dieſe ſeltſame Reiſegelegenheit in Spanien kennen. Nur hat der Verfaſſer Unrecht, den Ebroufern kaum ſeine Kaſtanien, die nach ihm blos des Reims auf Spanien halber beſtehen ſollen, zuzugeſtehen, denn Kaſtanien kennen wir am obern Ebro in der That in Fülle. Aber die baum- und waſſerreiche Huerta von Valencia mit ihrer mächtigen Vegetation macht denn doch einen gewaltigen Eindruck auf ihn, ſelbſt mitten im Winter! Er iſt natürlich voller Entzücken von dieſem irdiſchen Paradieſe, ſchildert uns ſeine Waſſerkünſte und Kanäle, jene unſchätzbare arabiſche Erbſchaft, und findet ſelbſt an dem ſonſt ziemlich verrufenen Menſchenſchlag, dem Neapolitaner ähnlich, ſeine Freude. In der Stadt dieſer arabiſchen Epigonen entdeckt er Vieles, das ihn an den Orient, an Damascus erinnert; denn die Stadt iſt eng und a… architektoniſchen Schönheiten ſonſt ziemlich arm. Nich… deſtoweniger iſt die Glorietta ſelbſt im Winter ſchön un… reizvoll, ſowie denn auch zum Erſtaunen der … leute von dieſen „Unchriſten“ das Weihnachtsfeſt in … heimatlichen Beleuchtung von Olivenzweigen mit Wach… lichtern feierlich begangen wird, während auf dem va… cianer Weihnachtsmarkt an nürnberger Hampelmänn… Tambouren u. ſ. w. neben den herrlichſten Südfrüch… kein Mangel war und die Zambombas und Caſtag… las luſtig lärmten.

Von hier ab begannen nun die Beſchwerlich… der ſeltſamſten Winterreiſe. Es iſt Schnee gef… ſagten die bedächtigen Spanier mit bedenklichen Mi… und hochgezogenen Augenbrauen. Und in der … folgte aus dieſem Umſtand, der in Deutſchland Nie… berührt haben würde, daß ſeit vier Tagen keine Dili… ankam und kein Kurier abging und kein Pferd zu h… war. So mußte denn von La Ronda aus ein für… licher zweirädriger Karren zum Transportmittel … und, da dies nicht zu ertragen war, von Villar… ab bis Tembleque, wo die madrider Eiſenbahn … der Ritt zu Maulthier durch Nebel und Kälte auf … loſen Wegen fortgeſetzt werden. Doch dieſer Ritt … die Oeden der Mancha iſt mit ſo köſtlichem Hum… ſchildert, daß die Leiden der Reiſenden zu unſere… werden, und beſonders dadurch ausgezeichnet, daß … den Vergnügungen und den Winterfreuden der … ſäeten Bevölkerung heitern Theil nehmen. Nach … ſeligem Tagesritte nämlich wird in irgendeiner … Venta auf einmal der große Flur, zugleich … und Stall und Gaſtzimmer, geräumt, die … knackert durch den räucherigen Raum und ein … ſchöne Menſchenpaare treten zum Tanze an. … Magd, Wirth und Gaſt, von den Tönen … ſchwingen ſich feurig und immer feuriger in den … ſten Tanzbewegungen, und die Reiſenden ſchauen … reizenden, leidenſchaftlichen Schauſpiel entzückt zu, … Mitternacht vergeſſend. So geht es unter erg… Leiden durch das Land des „Ritters von der tr… Geſtalt“ über Campo de Montiel, dem claſſiſchen … des Don Quixote, Alcira, Campo Critana unter … rung eines prächtigen Zigeuners nach Tembleque, … mit dem Beſteigen der auch wenig erbaulichen … bahn der erſte Band endet.

Vom zweiten Band nehmen Madrid, Aranjuez, … Escurial und das wunderreiche Toledo ein volles … theil ein. Wir ſind nicht im Stande, dem Verfaſſer … allen dieſen Ausflügen zu folgen, und können … wähnen, daß er den geiſtvollen, heitern und … Führer niemals verleugnet. Die Schilderung von … drid und des Lebens auf ſeinen Straßen und … macht im Ganzen keinen beſonders eigenthümlichen … großſtädtiſchen Eindruck, aber die Liebenswürdigkeit … Gemüthlichkeit der Menſchen hebt ſich hier doch … chend aus dem Bilde hervor. Spanien iſt das … des à peu près: die Landſtraßen ſind Straßen à p…

ès; die Eiſenbahn iſt eine ſolche à peu près, die Verſung eine Conſtitution à peu près und ſo iſt auch adrid à peu près eine große Stadt. Die öffentlichen nſtalten ſind Das, was ſie ſein ſollen, nur à peu près, man das allerdings herrliche Muſeum ausnimmt, n Bilderreichthum der Verfaſſer gebührend hervor- Kaffee- und Wirthshäuſer, die erſtern voll unab- gen Muſiklärmens, da überall ein Piano geſpielt , ſind à peu près großſtädtiſch und die Schlöſſer peu près königlich. Schön ſind in Madrid nur die calaſtraße und der Prado, vor allen Dingen aber die rgleichlich reizenden Frauen und Mädchen! Die po- ſche Kannegießerei iſt völlig bodenlos; man hört über me, mit welchen ganz Europa längſt fertig iſt, in Ernſt discutiren und, obwol der Spanier eigentlich weg conſervativ iſt, nach ſinnloſem Fortſchritt ſchreien. , in der Politik iſt der Spanier ein ewiges Kind! lich iſt der Beſuch des Escurial, das mit dem nächt- Leichenzug einer eben verſtorbenen Infantin erreicht . Der bekannte Blinde dient auch hier zum Füh- . Es heißt hier:

Wir biegen um eine Ecke und vor uns liegt das gewal- Kloſterſchloß — San-Lorenzo el real de la victoria iſt gentliche Name — ernſt, düſter auf ſeinen Terraſſen und rmen, die ſich gleich ſteinernen Redouten vor ihm erhe- Wie ſehr man auch auf dieſen gewaltigen Eindruck vor- t ſei, der erſte Anblick überwältigt Jeden! Man glaubt s zu finden und ſieht ein ausgehöhltes Granitgebirge

cht weniger als 200 Mönche hatten durch alle ngenerationen hindurch, nach dem Willen des s, die Beſtimmung, für die Ruhe ſeiner Seele zu n Banden des Leibes und des Geiſtes! Kann eine maßloſere Ueberhebung des Menſchengeiſtes

und reizend wird uns dann Aranjuez geſchil- gleich die Bäume ohne den Schmuck des Laubes und die Waſſerkünſte ruhten. Doch hat der Aufwand von Millionen, welche dieſer Park ver- en, eine entſprechende Wirkung kaum zurückgelaſ- Das an Wundern der Baukunſt und durch die gſte Natur unvergleichliche Toledo ſchildert uns rfaſſer ſehr eingehend und mit entſchiedener Vor- Es iſt dies vielleicht der werthvollſte Abſchnitt ganzen Berichts; denn was dieſe nun vereinſamte, aber ſo glänzende Stadt an Reſten der mauriſchen ltchriſtlichen Kunſt in unglaublicher Fülle enthält, ſers Wiſſens vor ihm kein anderer Reiſender ſo n aufgeſucht und ſo lehrreich dargeſtellt wie der ſſer, der dieſer alten Königsſtadt Wamba's mehr 0 Seiten widmet und ihre gigantiſche, an Bilder terwelt erinnernde Lage mit mächtiger Farbe malt. ich fehlt uns der Raum, ihm darin zu folgen. hier nach dem Süden zu gelangen, war wiederum leichte Aufgabe. Die Geſellſchaft mußte ſich in der trennen, nachdem ſie ſich Rendezvous in Valde- gegeben, und der Verfaſſer ritt mit Horſchelt Orgaz, Felipe, Almagro auf die Sierra Morena los. Mit dem letztern Orte waren die Oeden durchſchifft, hübſche Dörfer erſchienen und der Frühling fing an ſich zu regen. In der Sierra war ſchon faſt Sommer, die Umgegend von Valdepeñas blühte und lockte zu Fußwanderungen; Räuberabenteuer treten auch hervor, wenn auch nur in ferner Perſpective, und die deutſche Colonie La Carolina gab zu den beſonderſten Wahrnehmungen über das Erlöſchen von Racen Stoff. Eine alte Frau, mit der Rochau noch deutſch ſprechen konnte, gab auf die Frage nach ihrem Alter zur Antwort: „Warten Sie, ich bin ſehr alt; mehr als 60, mehr als 70; warten Sie, ich bin jetzt 4 Thaler alt." Sie meinte damit 80 Realen = 4 Thaler, denn das Wort Jahre war ihr entfallen. Sie war vom Rhein her, allein ihre Enkel kannten ſelbſt den Namen des deutſchen Fluſſes nicht mehr. Doch war der Gaſthof in Carolina deutſch-heimlich. Durch ſpaniſchen Koth ging es dann nach Baylen hinein. In Jaen, wo der Alkazar den Reiſenden lange feſſelt, herrſcht ſchon Sonnenglut, im Februar, der Winter in Spanien iſt überwunden. Von hier wendet die wieder vereinte Geſellſchaft ſich nach Granada, dieſem Neapel und Damascus Spaniens, Freude und Entzücken aller Reiſenden ohne Ausnahme, wo denn die poetiſche Erregung auch unſer Kleeblatt mächtig ergreift. Hier erinnert Alles an die glänzendſten Seiten des Orients; Alles aber iſt uns ſchon ſo mannichfach und ſo gründlich geſchildert, daß wir auch hier den Reiſenden ſeiner Entzückung allein überlaſſen müſſen. Für einen Familienvater, wie er iſt, vertieft er ſich nur etwas bedenklich in die Schönheit der granadiner Frauen und Mädchen; indeſſen malt er ihre Züge durch die Anlagen des Alhambra ſo reizvoll, daß wir doch eine Skizze davon mit Mühe übergehen würden.

Ein wunderſchönes Mädchen folgte dem andern, nicht blos mit glänzend ſchwarzen Augen, blühenden Lippen, weißen Zähnen, ſondern auch mit der eleganteſten und anmuthigſten Taille, den zierlichſten kleinen Füßen ſtiegen ſie ſchäkernd, leicht wie Gemſen, den Abhang hinan, um droben im Grün zu verſchwinden. Und nicht nur Eine war wunderſchön, nein Alle, Alle! Wir ſahen nur ſtaunend einander an und lachten, und unſere Freude ſchien den ſchönen Kindern zu gefallen, ſie lachten uns entgegen u. ſ. w.

Man ſieht, der Autor iſt mehr als entzückt und ſucht ſich auf zwei Seiten den eigentlichen Reiz des Sal andaluz — ſo nennt der Spanier dieſen Reiz — klar zu machen. Und dabei beſingt er nach neuern Romanzen Granada, die

> Ciudad, hija del sol, huerta florida
> Taza de nardos, de palomas nido,
> Diamante puro, que su luz destella,
> Paraiso, entre rocas escondido!

Doch endlich mußte auch dies Paradies und das Alhambra, noch in ſeinen Trümmern ſchön, verlaſſen werden, und die Reiſe durch die Sierra de Elvira nach Cordova brachte manche Abkühlung mit ſich, wenn auch die alte Räuberheimat glücklich durchritten wird. Die maleriſchen Ruinen des ſtillen Cordova, einſt Spaniens Damascus, finden die günſtigſte Schilderung, aus der wir

nichts beibringen zu können wahrhaft bedauern, allein wir werden zum Schluß gedrängt.

O Alkazar,
Des Paradieſes Ebenbild
Du ſcheinſt aus Leopardenfellen
Voll Pracht und Glanz erbaut —

ſingt der arabiſche Dichter Abulaſi von Cordovas Königsſchloß, das jetzt eine verfallende Kaſerne iſt, während uralte Olivenbäume aus der alten Pracht der Azara wuchernd emporwachſen. Und doch iſt Cordova noch jetzt entzückend, ja prächtig, wie es in ſeiner glühenden, blühenden Landſchaft an ſeinem Fluſſe und Berge ſich hinſtreckt.

Ueber Ecija, Spaniens „Bratpfanne“, wird Sevilla, die luſtige Stadt, erreicht. Wir kennen es, ſeine reizenden Patios (Höfe), ſeine Giralda, die nie endende Luſt ſeiner maleriſch gekleideten Bevölkerung. Hier waltet gerade der Carneval und die Luſt ſeiner Tertulias; die Majos und Majas, der Tanz, das Sal andaluz erſcheinen in ihrer höchſten Entfaltung. So etwas, meint der Verfaſſer ſieht unſer Auge nicht wieder! Doch er muß nach Cadiz, der originellen, herrlichen Seeſtadt, ja ſogar nach Gibraltar, dieſem großen engliſchen Brandyhouſe, wo Alles ſo ganz anders iſt und Spanien endet. Lebe wohl Xerez de la Frontera!

Und nun, obwol wir die Fülle der Bilder, welche der Reiſende uns aus Spanien vorführt, gar nicht zu bewältigen vermochten, haben wir ihn ſogar nach Oran in Afrika zu begleiten, wo ſich ihm denn, bevor er nach Italien heimkehrt, die alten Erinnerungen aus dem Orient vielfach erneuern müſſen. Dem Verfaſſer iſt es gegeben, viel des Schönen auf Erden zu ſehen, er hat Kleinaſien, Damascus, Italien und Spanien durchreiſen können; aber er iſt auf die rechte Weiſe dankbar für dieſe Gunſt des Glücks, indem er uns an ſeinen Reiſefreuden nach Möglichkeit theilnehmen läßt. Und ſo ſei ihm denn unſer Dank gebracht für den reizenden, blütenreichen, vortrefflichen Bericht, den er in mannichfaltigſter Auswahl der Farben, in naiver, begeiſterter und ſachkundiger Darſtellung durch ſeinen „Winter in Spanien“ uns erſtattet und mit dem er, wie uns, ſo viele ſinnverwandte Leſer zu erfreuen erwarten darf. Denn ſelbſt Das, was man an dieſer Arbeit bemängeln könnte, ihre Umſtändlichkeit für perſönliche Beziehungen, wird unter der begabten Feder dieſes Autors ja zu einem anmuthigen Reiz, und die einzelnen mit beſonderer Vorliebe behandelten Partien, wie z. B. die Gemäldegalerie zu Madrid, vermindern ſein Verdienſt nicht. Von der Politik aber hat er ſich gänzlich abgewendet und mit Recht; dagegen wären wir ihm im Gebiete der Literatur und Wiſſenſchaft gern begegnet, wenn er nicht eben eine Wintertour durch die Halbinſel hätte ſchreiben wollen.

Von den namhaften Vorzügen und Verdienſten, ſowol des Inhalts als der Darſtellung, welche wir dem Reiſewerke Hackländer's nachzurühmen hatten, hat nun die „Reiſe nach Spanien“ des Freiherrn von
Wolzogen wenig oder nichts für ſich an
Es iſt im Ganzen genommen ein trockener, re
ziemlich oberflächlicher Bericht, mit kaum einen
genden Zielpunkt, es wäre denn der, uns den
an der ſpaniſchen Küche gründlich zu verderbe
für die culinariſchen Leiden des Reiſenden zu
thie zu ſtimmen. Leute von ſolcher Stimm
ſich warnen laſſen und ſo wenig nach Spanien
wer einen Abſcheu vor Flöhen hat, nach It
ſollte. Nichtsdeſtoweniger kann dieſe Schrift
handbuch nützlich ſein, da ſie gedrängt iſt, den gr
von Spanien berührt und nichts wirklich Se
unerörtert läßt. Die Reiſe ſelbſt wird im
1852 von Paris aus über Bayonne nach
dem Eilwagen ausgeführt, wendet ſich von
Neu-Caſtilien, Cordova und Sevilla, denn nach
von Algeciras, Cadiz und Gibraltar, endlich i
nach Granada, von hier nach Malaga, das
mäßig ſelten beſucht wird, Valencia und Bar
wo der Verfaſſer nach Paris zurückkehrt, froh,
pflicht entledigt zu ſein, was wir bei ſeiner
das pariſer Kaffeehausleben denn auch gan
finden. Im Ganzen iſt dieſer Reiſeplan zu
mehr zu empfehlen als der Eintritt durch
und Valencia, der den Fehler hat, die höchſt
nüſſe vorwegzunehmen.

Was dem Verfaſſer fehlt, um ein angene
erzähler zu ſein, iſt der Enthuſiasmus, und
viel hat, iſt die Luſt an kleiner Kritik, die ih
behrung des Gewohnten ſchmerzlich fühlbar ma
Leute, wir wiederholen es, müſſen nicht reiſen,
nicht über ihre Reiſen ſchreiben. Auch Hr.
zogen reiſt in guter Geſellſchaft, junger le
Deutſch-Ruſſen; allein keiner derſelben ſchei
poetiſchen Stoffe geweſen zu ſein, der R
leicht, warm und belebend auffaßt und wied
den baskiſchen Provinzen findet der Verfaſſe
zu loben, obwol er ſie nur aus dem Wagen
z. B. den Muth, die Männlichkeit, die kräft
nung des Volks; aber von dem übrigen Sp
er mit dem cubaniſchen Dichter Placido:

Burlóse Europa de el,
Y Dios la desamparò —

was denn doch nicht ſo ganz richtig ſein ma
trägt nach ihm den Stempel der Zurückgekom
ſich; doch können wir verſichern, daß ſeine
und beſonders ſeine herrliche Kathedrale auf
den ihres mächtigen Eindrucks zu verfehlen p
Frauen preiſt er mit Recht. In Madrid,
umfängliche Schilderung zutheil wird, nimm
Fonda de San-Luis neben der Puerta del So
beſucht dann die namhaften Sehenswürdigkeit
Gemäldegalerie gleichfalls ſehr befriedigt,
Prado, ſpaniſche Tänze, Buen-Retiro, Aran
ſonders das Escurial unter Führung des be
den. Hier heißt es unter Anderm:

Wachen und Livréebediente, wie ſie andere Schlöſſer be- en, finden ſich nirgends im Escurial; ohne einer menſchlichen ele zu begegnen, waren wir durch circa 200 Gemächer ge- en, und ein junger Unbekannter, ein Italiener, der ſich uns jeſchloſſen und den mitten in dieſer ſchweigenden Unendlich- : ein Bedürfniß anwandelte, konnte ſich ſans gêne eines glichen Nachtgeſchirrs bedienen, ohne daß die ſtummen ende ihn nach Gebühr zermalmten.

Wer ſo und Solches ſieht und berichtet, hat keinen ruf, die Sierra Nevada anzuſtaunen! Das blutige ama der Stiergefechte findet bei dem Verfaſſer na- lich keine Gnade, dagegen gefällt ihm Aranjuez trotz er holländiſchen Bauart ſo ziemlich und aus dem talog des Muſeums ſchreibt er viel aus. Am 5. De- er geht es mittels einer dritthalbtägigen Eiſenbahn- d Eilwagenfahrt halsbrecheriſch nach Sevilla; auf die- Reiſe wird der arme kleine Delantero nicht aus ſei- n Sattel erlöſt und ruht nur, während die Maul- re umgeſpannt werden. Von Valdepeñas ab be- nt die Sierra Morena, bekanntlich vom Norden her, m merklich, nach Süden aber in wilden Bergabſtür- t. Cordova, einſt

Casa de guerrera gente
Y de sabiduria clara fuente —

t von einer Million bewohnt, nun ein Städtchen von 000 Einwohnern, wird in aller Eile beſichtigt, bei a die erſte Palmengruppe begrüßt und durch märki- n Sand Sevilla erreicht. Das Sprichwort

Quien no viò a Sevilla,
No viò maravilla —

t den Verfaſſer in Harniſch; wenigſtens kann er es ie Umgebung und das Panorama von der Platt- der Giralda nicht beziehen. Mit dem elenden hiff San-Telmo reiſt er dann nach Cadiz, das r Reinlichkeit und guten Kaffeehäuſer halber lt, und nach Gibraltar, wo er für Unſinn er- die Rundſchau vom Gipfel herab mit der von oli oder Taormina zu vergleichen, da ſie viel er ſei. Trotz dieſes allerdings beſondern Geſchmacks t den Reiſenden doch Granada und es fehlt we- ier noch in Malaga, für deſſen gelungene Schilde- wir ihm dankbar ſind, an guten Bemerkungen. völlig tropiſche Vegetation der Küſte von Malaga at ihm beſonderes Vergnügen gemacht zu haben. Stadt iſt glänzend, die Alameda von reizenden en belebt und die Wirthstafel à l'anglaise verſetzt ritiſchen Reiſenden in die heiterſte Stimmung. Hier- at die letztere aber auch ein Ende, um erſt in Frank- zurückzukehren; denn die Seereiſe nach Valencia und elona bot wenig Genuß dar, von der Ariſtokratie Barcelona vernehmen wir ſchlimme Geſchichten und cia, trotz ſeiner orientaliſchen Anklänge, gefällt ihm nicht ſehr. Viel Chriſtenthum findet er in Spa- nirgends, trotz Stolz und Lorinſer, dagegen viel lichkeit; er mißt nämlich nach dem Maßſtabe, den die Majos bieten, und hält Natürlichkeit für „Sit- lichkeit". Südfrankreich ſagt dagegen ſeinem Ge- ack zu — es iſt bekanntlich darüber nicht zu rech- ten — und er zweifelt ſchließlich, ob er von ſeiner Reiſe „in uncultivirten Landſtrichen" oder von ſeinem Kaffeehausleben in Paris mehr Nutzen gezogen. Genug, denn es muß ja wol auch ſolche Reiſende geben, obwol wir den Ruhm eines ſpaniſchen Nicolai Niemand beneiden mögen!

Etwas Anderes iſt es nun mit den „Reiſebildern aus Spanien" von Hans Wachenhuſen. Auch dieſem Reiſenden fehlt es, gleich Hackländer, nicht an heiterer und tiefer Auffaſſung der Natur- und Kunſtſchönheiten der ſchönen Halbinſel, nicht an Sympathie und gutem Blick für Sitte und Charakter des Volks, nicht an Geſchmack und gefälliger Darſtellung des Erlebten und Beobachteten; wodurch ſich aber ſein Bericht vorzüglich hervorhebt, was ihm eigenthümlichen Werth gibt und ſeinen Inhalt bedeutend macht, iſt das Streben, uns die allgemeinen Cultur- und die beſondern politiſchen Zuſtände des Landes näher zu bringen und klar zu machen. Dieſe Tendenz unterſcheidet ſein Referat von dem Lorinſer's, Hackländer's und Wolzogen's mit Entſchiedenheit. Der Verfaſſer iſt Publiciſt und ſein Reiſebericht kann ein publiciſtiſcher genannt werden, obgleich es an maleriſchen Partien darin keineswegs fehlt. Auch Wachenhuſen betritt Spanien von Paris und Bordeaux aus und ſieht zuerſt das ſchön gelegene San-Sebaſtian, die Hauptſtadt von Guipuzcoa, die Wiege des Jeſuitenthums. Toloſa, eng und ſchmuzig, die ſonderbare Huldigung der Basken gegen den franzöſiſchen Thronerben — der Verfaſſer reiſt im Spätjahr 1856 — Burgos und die Eilwagenleiden, die Nobleza von Burgos und Espartero's Triumphfeſt unter derſelben, die Salteadores (Räuber) und das Stiergefecht, Valladolid und ein päpſtlicher Republikaner, ein zwölfjähriger Karliſt u. dgl. m. unterhalten uns angenehm bis Madrid, bis in die Fonda de San-Luis, nächſt der Fonda peninſular und der Biscuina immer noch das beſte Hôtel der ſpaniſchen Hauptſtadt, obwol die Mozowirthſchaft freilich nicht die Garçonwirthſchaft in Paris und am Rhein iſt. An der nahen Puerta del Sol ſieht er die Menge „Zeit machen", hacer tiempo, wie das Flaniren und Räſonniren hier heißt. Denn der Spanier macht bekanntlich ſeine Zeit ſelbſt. In dem einfachen, aber praktiſch eingerichteten Teatro del Principe, wo ein Stück, das „Glasdach", ſehr langweilig geſpielt und entſetzlich geraucht wurde, war bis auf das begeiſternde Ballet nicht viel Freude zu finden; die Koketterie der Frauen, aber auch ihre „ſcharfgezogenen Grenzen" lernt der Verfaſſer ſchon hier kennen und zeigt uns ſeinen Blick für feine Sittenbezüge eben damit. Eine Wohnung mit der liebenswürdigſten Wirthin ward gefunden, nur daß der gebräuchliche Communismus aller Habe der Fremden darin etwas weit ging.

Bei all Dieſem iſt der Verfaſſer ſo unterhaltend, daß wir ihm gern Schritt für Schritt folgten; doch wir ſehen, daß wir darauf Verzicht leiſten müſſen und nur des Erheblichſten gedenken dürfen. Mit friſchen, lebhaften Farben malt uns der Verfaſſer das Volksleben in

den Straſſen der Hauptſtadt, den Prado, den Salon, die Schmuckloſigkeit der Wohnungen, liebliche Scenen der Volksluſt, launige Züge des Volkswitzes, kurz, das ganze Spiel des Lebens in den verſchiedenſten Richtungen, und entwickelt dabei ein Talent, dem ähnlich, das Kephalides und Gregorovius für italieniſche Scenen bekundet haben. Die Corrida und das Feſt San-Iſidro's, des Schutzheiligen von Madrid, der eigentlich ein Kammerdiener war, übergehen wir; die Politik aber reißt in Spanien gar nicht ab; entweder hat man eine Revolution hinter ſich und iſt eifrig bemüht, dieſelbe auszubeuten, oder man hat ſie vor ſich und thut bei Eis und Chocolade ſein Möglichſtes, um ſie recht bald zum Ausbruch zu bringen, während im Kaffeehauſe das Piano lärmt. Ein anderer Zuſtand iſt in Madrid gar nicht denkbar! Der politiſche Lärm endet niemals. Eine Cortesſitzung im Palaſt der Blutigel, wie man den Cortespalaſt nennt, feſſelt uns; der Zuſammenfluß dieſer politiſch unreifen Crême, die ſonnverbrannten, leidenſchaftlichen Geſichter in dieſem Brennpunkt der Zerklüftungen Spaniens machen in dieſer Schilderung einen tiefen Eindruck. Es heißt hier:

Aber welch ein Skandal, welch polniſcher Reichstag! Nie erlebte ich in einer großen Verſammlung ähnliche Maßloſigkeiten. Man kündigt der ganzen Geſellſchaft an, jener Deputirte habe da oder dort ſilberne Löffel geſtohlen oder einen Einbruch unter erſchwerenden Umſtänden begangen; er habe die Kirche, die Stadt, die Nation betrogen u. dgl. m.

Der Verfaſſer iſt natürlich erſtaunt, fürchtet jeden Augenblick eine allgemeine Rauferei, hört aber zu ſeiner Beruhigung von guten Freunden, daß heute Alles ſehr glatt und verſöhnlich abgegangen ſei! Zuletzt ſprach O'Donnell, gewaltig, leidenſchaftlich, aber gut, wie Alle. Die Königin war zu der Zeit gerade populär, was jedoch nicht hinderte, daß der Volkswitz an eine von ihr errichtete Heiligenſtatue die Worte: „Ni Santo el, ni Santa Ella!" anſchrieb.

Das Escurial beſucht der Verfaſſer abermals unter der Leitung des ſchlauen, blinden Cornelio und nimmt auch ſeinerſeits davon und von dem überirdiſch ſchönen Proſpect der Terraſſe einen tiefen Eindruck hinweg. Das Weihnachtsfeſt, die Mitternachtsmeſſe, das San-Antoniofeſt, reizvolle Schilderungen, müſſen wir übergehen, um auf das Capitel „Wirthſchaft am Hofe von Madrid" noch einen Blick werfen zu können. Hier erfahren wir aber die wunderbarſten Sachen und eine hinlängliche Menge von Zügen, die uns die Revolution von 1856 ganz verſtändlich machen. Den Anfang machen die Erlebniſſe des Prinzen Adalbert von Baiern, pikant und ſeltſam im hohen Grade. In Spanien, ſagt der Verfaſſer, ſorgt Jeder nur für ſich ſelbſt; der Satz: „Gehe, damit ich mich an deine Stelle ſetze", iſt der einzige Grundſatz von allgemeiner Geltnng. Dabei iſt das Volk noch heute durchweg monarchiſch; die Progreſſiſten haben ſtets nur Hoffnung für Wochen oder Monate. Unglücklich iſt man dabei eigentlich nicht. Die Geſchichten der Revolution von 1854 und der Contrerevolution von 1856 ſind umſtändlich erzählt, doch ſo,

daß wir daraus nichts Einzelnes ausheben k[...]
das ſei erwähnt, daß, als der alte General E[...]
die Königin 1854 dem Netz entriſſen hatte, i[...]
ter und Gemahl ſie in zwei verſchiedenen [...]
verſtrickt, er ſich als eine Gnade erbat: Ih[...]
umarmen zu dürfen, was denn auch geſchah.
Princip, das dieſe Revolution von 1854 ſt[...]
durch die Umwälzung von 1856 wieder zu[...]
Espartero, deſſen großes Verbrechen die Unent[...]
iſt, fiel; er gilt für ehrlich, aber ſeine Ignora[...]
los. So fragte er einmal im Staatsrath: [...]
que es eso?"

Der Haß zwiſchen der Armee und der Mi[...]
Parteimeinung, die jeder Spanier nun einmal fü[...]
muß, um im Kaffeehauſe darüber declamiren zu k[...]
übrigens die Grundurſachen der ewigen Revolution[...]
Volk nicht unglücklich machen, ja ihm wie eine [...]
Motion zu ſeinem Wohlbefinden vielmehr nöthig ſ[...]

Der Verfaſſer zieht hieraus betrübende E[...]
rungen; wir aber ſind einfach der Meinung, d[...]
nicht eher ruhig und regierbar werden könne, [...]
gelingt, an die Stelle der politiſchen Leiden[...]
andere Leidenſchaft dem Volke einzupflanzen; [...]
damit aber durch Eiſenbahnen, Bergwerke u[...]
weſen auf dem beſten Wege iſt. Nichts tödt[...]
tiſche Leidenſchaft ſo ſicher und gründlich al[...]
culation, die Gewinnſucht, wie Frankreich un[...]
land dies beweiſen können. Napoleon III. iſt[...]
Mann, und ein ſpaniſcher Miniſter kann vo[...]
Beſſeres thun, als Börſenſpiel und Actienſ[...]
begünſtigen! Das iſt unſerer Meinung nach [...]
in anderer Hinſicht auch bedenkliche Weg zu[...]

Doch nun genug von Politik. Wir [...]
Lande ſeine 600 Generale und ſeine National[...]
auf ihren Bayonneten ihre politiſche Meinu[...]
Ja, auch die merkwürdigen Verhältniſſe der [...]
milie, deren Mittelpunkt zwar ſchlecht, aber [...]
verlaſſen wir und übernehmen keine Verantw[...]
die Richtigkeit der Geſchichten von Doña Eug[...]
König, Espartero und O'Donnell u. ſ. w., die [...]
Vehſe erinnern. Lieber wenden wir uns der [...]
welcher der Verfaſſer ſich im zweiten Bande „[...]
denn auch wieder ganz hingibt. Er ſchreibt ſo [...]
über dies Thema, ſieht ſo Reizendes, ſchildert [...]
lich, daß es um ſeine der Politik gewidmete Zeit [...]

Zunächſt beſuchen wir mit ihm Toledo, di[...]
ſtorbene Wunderſtadt der Kunſt, die, jüngſt [...]
überſehen, auch dieſem Reiſenden einen große[...]
hinterläßt. Der Charakter ernſter Größe [...]
Allem bei, der Natur wie den Werken der [...]
und der chriſtlichen Kunſt. Auch der Charakte[...]
völkerung ſpricht ſich in würdigem Ernſt [...]
Führer iſt auch hier wieder, wie überall in [...]
ein herabgekommener Politiker, mit ſeinem eige[...]
prätendenten und ſeiner eigenen Verfaſſung im [...]
Reiſe durch die Mancha bietet die bekannt[...]
bar; die Manchegos ſind fleißige, ehrenwerthe

mäthige Leute als die Caſtilianer. Ein Zucker-
cht endlich aus der warmen Nacht empor, er
um Schneekoloß an: es iſt die Sierra Nevada.
rollt der Reiſende durch Roſen und Cactus-
das paradieſiſche Granada hinein. Ihm fällt
kliche Loos, in der Fonda de los siete suelos,
n Trümmern des Alhambra ſelbſt Wohnung
und hier die glücklichſte „Woche ſeines Lebens“
zen. Wir haben früher von dieſer köſtlichen
ie gehört. Welch ein entzückender Aufenthalt
che reizvolle Schilderung der nun ſchon ſo oft
ten Gegenſtände, des Alhambra, des Generalife,
aicin, der Schluchten und Gärten, der ewigen
nder, die dieſer einzige Alhambraberg enthält!
ſſen darüber hinwegehen, allein der poeſiereichen
ng ſeiner nächtlichen Spaziergänge durch dies
Baldes- und Waſſereden haben wir zu gedenken.
und poetiſch angeregt, veranſtaltet der Verfaſſer
e Art Volksfeſt vor ſeiner Fonda, mit Zigeu-
und Bewirthung für die ſchönen Granadinerin-
bei denn ſchließlich ſämmtliches Geräth mit den
ten in das Tiſchtuch gewickelt und luſtig über
n geworfen wird. Ebenſo wirft er auch einen
f die ſpaniſche Volkspoeſie und deren Literatur,
ſo Neues als Dankenswerthes bringt, und ge-
amentlich der Hallelujas, bildlich dargeſtellter
nane, und der Sprichwörter en accion. Endlich
h dieſe Stätte, „ſo ſchön, ſo wunderbar, ſo poe-
ſer Augapfel Spaniens“, verlaſſen und wehmüthig
eren Herzens die Reiſe über Loja nach Malaga
t werden, das wie verſteckt aus rothen Cactus-
emportaucht. Das See- und Hafenleben hat
ch das Naturleben faſt überwuchert und Ma-
halb engliſch geworden. Mit dem Dampfer
von hier nach Gibraltar, wo der Verfaſſer viel
nen und rothe Naſen ſieht, eine Gebirgspromenade
nd den ſchönen Golf ſchildert, um endlich in
a landen. Hier begegnet es ihm, daß, als er
enung ſchellt, ein weibliches Weſen eintritt und
iere usted?“ fragt. „Carambo, yo no tenga
antwortet er, den Kopf aus dem Waſchbecken
ſſer ziehend, und läßt einen derben germaniſchen
lgen. „Nu, ſein der Herr nur nicht ſo ungnä-
tet die Antwort im ſchönſten rheiniſchen Dialekt.
über den Landsmann ſehr erfreute Zofe nahm
Leidenden zärtlichſt an. Wo findet die deutſche
rkeit nicht ein Unterkommen! Die Schilderung
zenden Stadt und ihrer Corruption müſſen wir
übergehen; mit Venedig will der Verfaſſer
doch nicht verglichen ſehen. Den Guadalquivir
geht es dann nach Sevilla, deſſen allgemeine
omie ihm indeß nicht zuſagt. Er findet die
eizend, allein die Stadt im Ganzen charakterlos,
der Superiorität, die ſie ſich über alle Städte
s anmaßt, nicht berechtigt. Die Straßen ſind
r eng und krumm, die Häuſer klein und weiß
; die Umgegend iſt eher monoton als reizend.

Selbſt die Giralda verſcheucht ſeine üble Laune kaum. Die Abfahrt von Cadiz zur See iſt mühſam; der Dampfer kehrt in ſtürmiſcher Nacht um. Endlich wird Tanger erreicht, die Abſicht aber, durch Marokko nach Tlemſan und der Sahara zu gehen, der gefährlichen Zuſtände im Lande halber doch aufgegeben. Bei dieſem Anlaß erfahren wir von den Riffpiraten manches Neue, unter Anderm auch die glänzende Revanche, welche ein livornoer Schiff vorlängſt an dieſen Räubern nahm. Abd-el-Kader's Geſchichte und die jüngſten Ereigniſſe in Marokko machen den Beſchluß des Bandes, und wir erfahren nicht, welche Mittheilungen der Verfaſſer ſich über ſeine fernere Reiſe etwa noch vorbehält. Doch Das, was er uns vorlegt, bildet jedenfalls einen der anziehendſten, geſchmackvollſten und lehrreichſten Berichte, die wir über Spanien beſitzen, voll guter Blicke über den heutigen Zuſtand des Landes in politiſcher und culturgeſchichtlicher Beziehung und an Reiz der Darſtellung dem Berichte Hackländer's kaum nachzuordnen. Er wird daher wol Vielen willkommen ſein und hat ein Recht hierauf, da er Vielen etwas bringt und manche Lücke älterer Berichte durch näheres Eingehen auf die Volkszuſtände und die politiſche B ldung der höhern Geſellſchaftsclaſſen ausfüllt. Der jüngſten Entwickelung der ſchönen Literatur Spaniens, die uns ſo merkwürdig erſcheint, gedenkt indeß auch dieſer Bericht nicht. 2.

Vom deutſchen Parnaß.

In der claſſiſchen Periode der deutſchen Literatur leuchtete ein Zwiegeſtirn am europäiſchen Dichterhimmel, wie wol ſchwerlich ein ähnliches im Zenith ſich zeigen dürfte. Goethe und Schiller haben durch die Gegenſätze, die ſich in ihren Charakteren ausſprachen, infolge deſſen ſie anfangs ſchroff zuſammentrafen, und wieder durch die Auflöſung jener Gegenſätze in ihrem langjährigen Freundſchaftsverhältniß eine eigenthümliche Bedeutung nicht nur für den Literarhiſtoriker, ſondern für die ganze Nation gewonnen. Beide zuſammen haben auf Deutſchland einen mächtigen Einfluß ausgeübt, der noch kaum in ſeinen allſeitigen Folgen zu berechnen iſt. Das Außerordentliche ihrer Wirkung liegt alſo im Verein, in jenem unſichtbaren Verein, deſſen Kraft ſich bei ihrer ungewöhnlichen Begabung nicht blos zweifach, ſondern ſich ſelbſt gleichſam geiſtig potenzirend nach Art einer Progreſſion äußerte.

Wenn auch in ganz anderer Weiſe, alſo keineswegs von ſo hoher kosmopolitiſcher Bedeutung, zeigte ſich doch in der ſpätern jungdeutſchen Periode ein ähnliches, in Berückſichtigung der damaligen nationalen Verhältniſſe immerhin, wenn auch vielleicht nur vorübergehend glänzendes Zwiegeſtirn in Heine und Börne. Der Erſtere hat durch den überraſchend kecken Ton, den er in ſeinen „Reiſebildern“ anſchlug, Alles vom Rhein bis zur Donau ſtutzen gemacht, Jedermann ließ ſich von der genialen Burſchikoſität ſeiner damaligen Studentenproſa überrumpeln. Es iſt kein zweites Beiſpiel da, wo den Philiſtern ſo zuleibe gerückt wurde, man müßte denn Simſon mit dem Eſelskinnbacken als das antike Urbild der modernen Heine'ſchen Copie erklären. Später beherrſchte er mit dem Scepter ſeiner ſouveränen Ironie weit und breit die deutſche männliche Jugend, indeß er mit dem Zauber ſeiner lyriſchen Geſänge, die ihm vielleicht allein einen Platz im Gedächtniß der Nachwelt ſichern, das ſchöne Geſchlecht förmlich berauſchte. Heine iſt der unbekannte Vater der Blauſtrumpfbegeiſterung und zugleich der witzpumpende

Schutzgeiſt aller deutſchen Feuilletoniſten. Börne dagegen, der ehrliche, ſich immer gleichbleibende, über Alles brummende Börne, fing mit dem Dreſchflegel ſeines Witzes plötzlich an ſo gewaltig dreinzuſchlagen, daß über den aufgejagten Staub der „guten, alten Zeit“ ſelbſt die an politiſche Nieswurz gewöhnten Diplomaten mehr als ein mal nieſen mußten. Er hat ohne Zweifel auf die jüngere Generation noch nachhaltiger als Heine gewirkt; dies konnte ein ſcharfer Beobachter noch ganz genau in dem verhängnißreichen Jahre 1848 ſehen. Wenn ſich auch Heine und Börne feindlich gegenüberſtanden, ja ſogar dies ſoweit trieben, daß es angeſichts der Nation zu ſkandalöſen Scenen kam, ſo weiß doch Jedermann, der mit ihren Schriften vertraut iſt, daß ſie, von verſchiedenen Principien ausgehend, eine und dieſelbe Richtung verfolgten. Sie ſtehen ſich eigentlich viel näher, als man glaubt; denn das in Beiden ſtark ſich geltendmachende jüdiſche Element war die verſteckte Verknüpfungslinie ihres ganzen literariſchen Thuns und Treibens. Aeußere Umſtände erleichterten ihnen noch die Mühe, ſich raſch ein großes Publicum zu erobern — Beide lebten in Paris; was aus dieſer Weltſtadt herüber nach Deutſchland dringt, gleichviel ob Modewaaren oder Ideen, es wird mit offenen Armen empfangen. Sie waren alſo für ihre Zeit ein Zwiegeſtirn ſonder Gleichen.

Ganz anders verhält es ſich in unſerer Zeit, da gibt es keine Doppelſterne mehr; wir müſſen froh ſein, wenn die einfachen nicht verlöſchen, froh ſein, wenn zu Ende unſers Säculums am Dichterhimmel nicht eine ägyptiſche Finſterniß eintritt. Die ganze deutſche poetiſche Productionskraft droht ſich in eine Maſſenbewegung aufzulöſen. Schon ſchwimmt Alles in einem gleichfarbigen, langweiligen Strome dahin, nur da und dort noch macht ſich eine größere Welle bemerkbar. Wir können uns nicht verhehlen, in dem reißend umſichgreifenden Materialismus den böſen Feind der Poeſie, die ohne Ideal, ſei es ein antikes oder modernes, nicht athmen kann, zu ſehen. Die Menſchheit des 19. Jahrhunderts ringt nach einer neuen Weltanſchauung und wirft ſich, weil ſie trotz vieler Verſuche ſelbe nicht finden kann, aus Verzweiflung dem Lebensgenuſſe oder dem abgelebten Jeſuitismus in die Arme. Sowol ein Extrem wie das andere gibt keinen Boden, worin ſich der Reſt der noch nicht ſiechen Volkskraft ablagern könnte.*) Sie hat ſich daher auch inſtinctartig der praktiſchen Seite der Induſtrie zugewendet; es bleibt der in unſern Tagen ſelbſt über Berge per Dampf fahrenden Mechanik nur noch übrig, eine Maſchine, die Gedichte macht, zu liefern. Die ſegensreichen Folgen davon würden unabſehbar ſein. Da jedoch leider dieſe göttliche Maſchine noch nicht erfunden iſt, ſo führen wir heute unſern Leſern einen lyriſchen Extrazug vor, der mit der Locomotive Miſericordia in den Bahnhof der Kritik eingelaufen iſt, freilich ſchon vor längerer Zeit, weshalb wir auch um Entſchuldigung bitten müſſen, wenn wir infolge von uns nicht verſchuldeter Umſtände erſt heute den Inſaſſen deſſelben die gewünſchte kritiſche Muſterung angedeihen laſſen.

1. Schenkenbuch von Friedrich Hornfeck. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1855. 16. 18 Ngr.
2. Poetiſcher Nachlaß des an der Univerſität Kaſan jüngſtverſtorbenen Studirenden Victor L. E. von Cambecq. Zur Veröffentlichung befördert vom Vater. Deſſau, Baumgarten u. Comp. 1854. 8. 12 Ngr.
3. Tannhäuſer. Ein Gedicht von Emil Thilva. Leipzig, Müller. 1854. 16. 15 Ngr.
4. Robert und Ludmilla. Eine Idylle von Franz Huber. Augsburg, von Jeniſch und Stage. 1854. 16. 18 Ngr.
5. Das Roſenmärchen von Pauline Schanz. Herausgegeben von Julius Schanz. Berlin, Mittler und Sohn. 1854. 16. 15 Ngr.

*) Gründlicher betrachtet dürfte man im Materialismus und Jeſuitismus kaum Extreme erkennen; beide vertragen ſich vielmehr ganz gut miteinander. D. Red.

6. Jeſus Chriſtus. Bilder aus der evangeliſchen Von A. W. Balzer. Eisleben, Reichhardt. 15 Ngr.
7. Moskau und Paris. Zwei epiſche Gedichte mit wort. Von E. H. Orlich. Stettin, Saunier. 15 Ngr.

Das „Schenkenbuch“ von Friedrich Hornf größtentheils Trink- und Liebeslieder, von denen die ſchieden die beſſern ſind. Der Verfaſſer ſcheint bei wenigſtens bei ſeinem Supplenten in Europa, bei T die Schule gegangen zu ſein. Er gibt ſich oft der hin, als habe die Wehmuth im ganzen Schöpfu keine Berechtigung, der allein herrſchen wollenden F mend entgegenzutreten; vielleicht könnte ihn ein einzige den „Katzenjammer“ der jetzigen Menſchheit von die heilen, jedoch der Weinſelige ſieht Alles durch golde Manche der modern gehaltenen Lieder mahnen ſtark ſche Manier, z. B. „Aus einem Briefe“; Reimtän auf S. 116 hätten füglich wegleiben können. Ger gegen das ſchöne Geſchlecht wird der Verfaſſer in den

Einer Koketten.

And're Netze mußt du ſtellen;
Denn der Dichter iſt ein Schwan,
Und er treibt mit Sturm und Wellen
Auf dem freien Ocean.

Oder beſſer! . . . Laß ihn fahren
Und vergiß ihn lieber ganz!
Denn du weißt ja: Schwäne paaren
Nimmer ſich mit einer Gans.

Dagegen finden ſich auch einige niedliche und Liedchen in dieſer Sammlung, wozu wir beſonde „Schenkentöchterlein“, „Alles eitel“, „Gleich un Da jedoch die Litanei von Liebe und Wein imm kehrt, ſo trifft wol das 127 Seiten ſtarke Buch d Vorwurf der Einſeitigkeit. Hierin dürfte überhaupt liegen, warum der nicht talentloſe Verfaſſer auf da des Leſers keinen bleibenden Eindruck zu machen an geſundem Mutterwitz fehlt es ihm durchaus n Probe davon liefert:

Schenkeninterdict.

Wenn Ihr des Abends hier als Gaſt
Erſcheinet bei dem Glaſe,
Dann, lieber Herr Profeſſor, laßt
Zu Hauſe Eure Naſe.

Denn all die frohen Gäſte hier,
Die ſchrecken ſtill zuſammen,
Seh'n ſie in tiefſter Nacht auf ihr
Die Morgenröthe flammen!

Allen Freunden des Bacchus kann dies Bu empfohlen werden.

Der „Poetiſche Nachlaß“ Victor von Cambecq Staatsrath Dr. Louis Cambecq, Profeſſor des Rechts an der Univerſität zu Kaſan, veröffentlicht worde zu Dresden geboren, durch ſeine an den gefeierten Berlin und Göttingen gemachten Studien „deutſchen Sinn ſattſam kennengelernt hat“. Als Vater des Jünglings glaubte er die poetiſchen Erſtlinge ſeines S Deutſchland ſchicken zu können, in der Erwartung, Liebling ſeiner Seele von Seiten der Kritik Gerechtigk werden wird“. Es iſt und bleibt eine bedenkliche derartige Jugendproducte den kritiſchen Maßſtab denn es iſt eben nichts Fertiges, ſondern noch ein des Werdens Begriffenes. Wer will da kategoriſch theil fällen: Hier iſt ein Talent! oder: Hier iſt keins! im vorigen Jahrhundert ein gewiſſer Doctor Schmidt die erſten Sporen ringenden Goethe das Horoſkop g

…us ihm doch nur ein „Schmierer" werden würde, ſeit… …alten wir an dem Grundſatz feſt, poetiſche Jugendträume …vielleicht Jugendſünden nicht durch die Lupe zu betrach- … Wir bemerken alſo blos, daß der ohne Zweifel äſthe- …gebildete Vater des Dichters das Büchlein ein „pſycho- …es Bild eigenthümlichen Stillebens" nennt. Hier eine … daraus:

Wiederſehen.

Ich hab' ſie wiedergeſehen —
Schön war ſie wie zuvor —
Ihr Aug' nur war verhüllet
Wie mit ſchwarzem Trauerflor.

Und um die Lippe ſpielte
Ein Zug von Sinnenluſt —
Die heil'ge Kindesreinheit
War nicht mehr in ihrer Bruſt!

Ich blickte ihr lang' ins Auge,
Ob ſie mich wol verſtand? —
Ich ſah eine Thräne blinken —
Und zittern die weiße Hand.

Den Himmel ſollteſt du finden,
O Mädchen, im Herzen mein, —
Jetzt biſt du der Erde verfallen,
Kannſt nicht mehr ſelig ſein!

…ie erſte Abtheilung des „Tannhäuſer", dieſes allgemein …ten Märchens, hat der Verfaſſer, Emil Thilva, glück… behandelt als die zweite; es dürfte jedoch jedem andern …ſohn auch ſo ergehen, denn das Misliche dabei liegt eben …toffe ſelbſt. Einzelne Härten im Versbau abgerechnet, …t ſich das Ganze männlich-friſch und lebendig weiter; …die Eingangsſtrophe tritt dem Leſer ſehr energiſch ent… …:

Gebt Schönheit mir, die nie verblüht,
Ein Aug', das ewig Liebe ſprüht,
Singt mir ein Lied, das nie verklingt
Und das ein Herze ganz durchdringt!
Jedwede Halbheit iſt mir Laſt.
Ein Ganzes hab' ich nie erfaßt,
Vollendung mocht' ich nie erfaſſen,
Drum hab' gelernt die Welt ich haſſen!
Der größte Fluch iſt der allein:
Nicht Gott! nicht Thier! — ein Menſch zu ſein u. ſ. w.

…päter, wieder an dieſen Gedanken anknüpfend, wird ihm …de originelle Schlußwendung gegeben:

Ha Halbheit! Halbheit dort und hier,
Wohin ich ſchau', nach jeder Richtung;
Wann, Herz, wird endlich Friede dir,
Da Halbheit ſelbſt in der Vernichtung!
Im Tode Leben! Tod im Leben!
Ich glaubte Allem zu entſagen!
Du Tod! du ſollteſt Fülle geben!
Da greift's mich an mit wilder Mahnung,
Durch meine Bruſt zieht düſt're Ahnung;
Der Menſch kann nicht einmal verderben —
Und Halbheit iſt ein jedes Sterben!

…uch der Schlußgeſang iſt befriedigend und rundet das … ſchön ab.

…Robert und Ludmilla" von Franz Huber iſt eine …ellige Familiengeſchichte in holperigen Hexametern. Die …Griechen ſchlügen ein weithinſchallendes Gelächter auf, … ſie ſo ein deutſches Poetlein erblickten, wie es ſich ab- …rt, Familientheeklatſchproſa in die Form des Hexameters …zuquetſchen. Ueberdies iſt der Verfaſſer noch hyperſenti- …l, als wollte er die Geiſter Matthiſſon's und Hölty's, auf … Potenz erhoben, in unſere Mitte heraufbeſchwören, z. B.:

Lächelnd entſprach die Frau dem ſehnenden Wunſch mit den Worten:
Seit dem geſtrigen ſchmerzlichen Abſchied iſt mir das Mädchen
Nimmer zu hüten; ſie weint und unſtät durcheilt ſie die Fluren,
Traurige Lieder den wehenden Winden zu lispeln. Soeben
Eilt zum Quell ſie hinaus, um rankendem Epheu zu klagen,
Oder hinab zum Waſſerfall, wo auf rauhem Geſtein ſie
Unklar (?) Wehaccorde der düſteren Laute entlocket.

Wir wollen die Gehörsorgane des Leſers nicht weiter beläſtigen.

Die poetiſche Stimmung des „Roſenmärchen" von Pauline Schanz iſt ſo ungemein lieblich und ſinnig, daß ſich augenblicklich ein hochgebildetes Frauengemüth darin verräth. Der Stoff iſt an ſich ſehr einfach, faſt unbedeutend. Gleich allerliebſt iſt die erſte Strophe der „Roſeninſel", mit der die Dichtung eigentlich erſt nach einem vorauslaufenden Vorſpiel beginnt; ſie lautet:

Es lag in der weiten, weiten See
Ein Inſelchen, blühend und munter,
Als ſei von des Himmels gold'ner Höh'
Ein Stücklein gefallen herunter.

Das Büchlein iſt reich an den duftigſten, zarteſten Stellen, z. B.:

Das Abendroth ſteigt juſt empor,
Ein leichter dünner Purpurflor;
Die Sonne ſank mit prächt'gem Funkeln,
Im Thal beginnt es ſacht zu dunkeln;
Nur Wölkchen noch, die flinken, ſchnellen,
Die ziehen einſam über's Land
Und haben auf den Aetherwellen
Die roſ'gen Segel aufgeſpannt.

Die ganze Dichtung fließt wie ein Strom im Mondlicht dahin, eine Welle gehört zur andern, und wir wüßten keinen erheblichen Tadel auszuſprechen als den, daß die Verfaſſerin einige male reflectirend auftritt; jedoch ſelbſt dies thut ſie in einer ſo liebenswürdigen Art und Weiſe, daß es wol nur Wenige ſtören dürfte, mit Ausnahme von S. 71 und 72, wo wir wenigſtens davon etwas unangenehm berührt wurden. In dem „Ballfeſt der Roſengeiſter" entfaltet ſie einen köſtlichen Humor; wir bezeichnen dieſe ganze Abtheilung als eine recht gelungene und geben unſern Leſern daraus ein Bruchſtück zum beſten:

Geladen war die ganze Schar,
Sowie's geſcheh'n in jedem Jahr,
Und eine Nacht zum Feſt erſeh'n,
Sternfunkelnd, ſommerlau und ſchön,
Die halb ſich ſchmückt mit Tagespracht,
Die herrliche Johannisnacht.
Noch zu bereiten war der Schmaus;
Die Köche flogen ein und aus.
Zu rüſten war ein rieſig Mahl
Für all die Gäſte ſonder Zahl.
Da gab's zu ſchmoren und zu würzen;
Maikäfer trugen weiße Schürzen
Und ſchwangen ämſig, unverwandt
Rührlöffelchen in brauner Hand.
Kurz, Alles, was da jung und kräftig,
Das war an dieſem Tag geſchäftig,
Das Feſt mit höchſtem Glanz zu ſchmücken
Und Wirth und Gäſte zu entzücken.
Vereinen mußten ſich die Kräfte
Bei dieſem wichtigen Geſchäfte.
Vor allen Andern flink erſcheinen
Libellen mit den langen Beinen;
Sie mußten durch die Säle eilen
Und Kränze winden um die Säulen.
Da galt kein Raſten, galt kein Ruh'n,
Es trieb die Zeit zum ſchnellſten Thun.

Rangunterſchied ward nicht beachtet
Und nach Gelingen nur getrachtet.
Drum traten mit den Händchen fein
Auch Elfen in die Küche ein,
Wo's galt, zu ſäubern und zu putzen
Und Alles zierlich zuzuſtutzen.
Willkommen war jedwede Hand,
Die willig ſich zum Helfen fand.
Auch Schmetterlinge ſind erſchienen
Geputzt, mit huldvoll gnäd'gen Mienen,
Und boten ihre Dienſte an,
Da ſchon die Nacht ſich zog heran.
Doch eh' noch etwas ſie gethan,
Da fingen ſie zu lärmen an,
Der hatte ſich den Fuß verbrannt,
Der hatte Mehl am Sammtgewand.
Dann fingen ſie, die leichten Gecken,
Die jungen Elfen an zu necken,
Sie bei den Fittigen zu haſchen
Und an dem Honigbrot zu naſchen.
Da trieb der Oberkoch, ein alter
Maikäfer, all das Volk der Falter,
Da ſich ſolch Thun hier nicht gebühre
Und fleiß'ge Leute nur genire,
Mit einer Stirne, zornig, kraus,
Und kurzem Wort zur Thür hinaus.
Ihr Ruf, ſprach er, ſei nicht der beſte,
Er kenne ſie vom letzten Feſte!

So oft uns noch ein Buch wie „Jeſus Chriſtus" von A. W. Balzer zu Geſichte gekommen iſt, haben wir vergebens darüber gegrübelt: warum? wozu? weshalb das Alles in Verſen? Es iſt ja vor einigen Tauſend Jahren ganz gut, ſeinem Zwecke entſprechend, in Proſa geſagt worden. Oder meint der Verfaſſer vielleicht, die Evangeliſten Johannes, Lucas u. ſ. w. hätten dieſe bibliſchen Geſchichten blos deshalb in Proſa geſchrieben, weil ſie keine Verſe machen konnten? Solche Reimereien wie die des Verfaſſers hätten ſie gewiß machen können. Waren auch die Saiten an der Harfe David's geſprungen, ſo hätten ſie doch ſicherlich nicht auf einen deutſchen Predigamtscandidaten des 19. Jahrhunderts zu warten gebraucht, um neue aufzuziehen; denn ſelbſt heutzutage ſind die römiſchen Saiten die berühmteſten. Verſe machen heißt nicht dichten. Aber ſelbſt davon abgeſehen, benimmt ſich der Verfaſſer bei ſeinen Verſuchen ſo linkiſch, daß er damit nur zu häufig das Ohr beleidigt. Z. B.:

Sprach: „Wir ziehen nach der Hauptſtadt
Wo ich den Schriftgelehrten
Und den beiden Hohenprieſtern
Werde überliefert werden."

Das ſind nicht nur ſchlechte Verſe, das wäre ſogar ſchlechte Proſa, die nur in Stilübungen eines Dilettanten, doch nie bei einem Schriftſteller, der vor die Oeffentlichkeit tritt, vorkommen darf. Oder:

So läſtert ihn ſeiner Feinde Spott
Und mehret ihm die bitt're Noth.
Darob die Sonne ihr Antlitz wandt'
Und Finſterniß deckte das ganze Land.

Der Verfaſſer von „Moskau und Paris", E. H. von Orlich, ſcheint die Abſicht gehabt zu haben, der von Preußen bei der orientaliſchen Frage beobachteten Politik einen Kranz um die Stirne zu winden. Schon in dem Einleitungsgedichte ſingt er:

Heut' können wir, von Wettern rings umdräut,
Den blauen Himmel uns zu Häupten ſchauen.
Heut' bleiben wir, o bleib' es ſtets wie heut',
Im Friedensglück, umringt von Kriegesgrauen,
Heut' wird das Preußenland zum Paradies;
Ein weiter Friedensdom wird es auf Erden
Für Alle, die der Krieg umher verſtieß —
Sie eilen her, von ihm umwölbt zu werden.

Dies mag wol manchen Preußen ſehr gefallen; dag
ſo manche Stelle einem Franzoſen ſehr misfallen. Wir g
ſoweit, von einem politiſchen Dichter des Tags, der z
der Linken geſchworen, zu fodern, er ſoll der Rech
Hieb verſetzen; jedoch dünkt uns, wenn ſich der Po
auf geſchichtlichen Grund und Boden ſtellt, dann ſei
ebenſo gut wie vom Hiſtoriker die ſtrengſte Unpartei
verlangen. Von dieſem Vorwurfe iſt der, gelinde au
einſeitige Verfaſſer nicht freizuſprechen. Der Sch
noch ſtößt prahleriſch eine Drohung gegen Paris au
ſeltſam klingt. Nach der Vorbemerkung, daß ein
welches in eine Windmühle auf dem Montmartre d
das einzige Denkmal vom Einzuge der Allürten ſei,
das Treiben der Weltſtadt herniederſieht, kommt
bramarbaſirende Strophe:

Da ſchau' hinauf, Paris, allmorgentlich!
Da ſchau dir an das alte fremde Eiſen
Und denk' zurück dann und erinn're dich
Des hellen Klangs der fremden Einzugsweiſen.
Zwei mal ermahnten ſie, das dritte mal
Ertönen ſie gleich Jerichos Poſaunen.
Das dritte mal läßt man dir keine Wahl —
Die Welt iſt überdrüſſig deiner Launen.

Somit hätten wir unſere Reihe geſchloſſen und
ſehen, daß im Gegenſatz zu jenen Literaturperioden,
unſerer Einleitung flüchtig berührten, die Dichter
in allen Gebieten der Wirklichkeit und Fiction von
trem zum andern gleich Nachtfaltern, die Ruhe ſuch
nicht finden können, umherſchwärmen. Ohne künſtler
iſt jedoch nichts Bedeutendes zu leiſten; darum
Goethe der Dichterkönig. Emanuel

Das claſſiſche Drama, Shakſpeare und ... derne Bühnenpoeſie.

Der Verfaſſer des vielfach intereſſanten Romans
des Glücks", Edmund Lobedanz, der bereits mehre
ſten und edelſten dramatiſchen Gebilde, Sophokles' „
Kalidaſas' „Sakuntala" und Shakſpeare's „Romeo
lia" durch elegante und geſchmackvolle Ueberſetzung
Kreiſen zugeführt hat, reihte dieſen ſchätzbaren Arbeit
terer Folge an:

1. Iphigenia in Tauris. Schauſpiel des Euripides
von Edmund Lobedanz. Leipzig, Brockhaus
16. 18 Ngr.
2. Hamlet, Prinz von Dänemark. Tragödie des Sh
Deutſch von Edmund Lobedanz. Leipzig,
1857. 16. 24 Ngr.

In dem Vorwort zu ſeiner Umdichtung der „I
bemerkt Lobedanz, daß es nicht gerade Viele ge
Goethe's Vorbild, die Euripideiſche „Iphigenia in
kennen, und doch ſei dies eine Schöpfung, die der G
mindeſtens, wenn man Vorzüge und Mängel geg
abwäge, ebenbürtig zur Seite ſtehe. Er habe nun
dieſes hohen Werks in eine deutſche Form zu gieß
welche wo möglich ſeine Vorzüge nicht, wie alle ih
ten Uebertragungen, in den Schatten ſtellen, ſondern
Sprache und Vers betreffe, wiederum der Goethe'ſ
tung an die Seite ſtellen könnte, die ihm, als dem

rbeiter, als höchſtes Vorbild vorgeſchwebt habe. Er ergeht
dann weiter in einem Vergleich zwiſchen beiden Iphige-
, der griechiſchen und der deutſchen, und bemerkt, wie
Goethe's Stück Alles menſchlich ſchön und darum poetiſch,
ſch und human im Sinne unſerer Zeit ſei, wie dagegen
Dichtung des Euripides als ein vollendetes nationales
ſtwerk erſcheine, das als ſolches ſeine Bedeutung auch in
ſcher Sprache bewahren müſſe. Hegel's und Schlegel's
rechte Urtheile über des Euripides „Iphigenia“, ver-
rt Lobedanz dann weiter, ließen ſich nur aus einer zu
tigen, vorurtheilsvollen Betrachtung derſelben erklären,
e daraus, daß wir Neuern gewohnt ſeien, uns Kunſtwerke
abgetrennt von Nationalleben, als lediglich in ſich ſelbſt
ſchloſſen, nicht als ein bloßes ſelbſtändiges Glied des Na-
llebens zu denken. Das iſt an ſich ganz richtig, nur wäre
gen die alte Klage Leſſing's, der in allen Stücken noch
e Recht behält, geltend zu machen, daß nämlich, um ein
lich nationales Drama zu haben, die Deutſchen erſt auch
lich eine Nation ſein müßten. Lobedanz ſelbſt hat ja von
r zerfahrenen kosmopolitiſchen Richtung ſeinen Vortheil;
ürde ſonſt nicht darauf rechnen dürfen, mit ſeinen Bear-
ngen indiſcher, griechiſcher und engliſcher Dichtungen ſo-
Anklang zu finden.

Was ſeine Ueberſetzung des „Hamlet“ betrifft, ſo würden
um ſie dem Publicum zu empfehlen, eigentlich nichts wei-
zu thun haben, als einige Proben daraus mitzutheilen.
ſ verwahrt ſich Lobedanz im Vorwort ſelbſt dagegen,
ſo müſſen wir wol auch darauf verzichten, ſo ſchwer es
auch fällt. Denn ſeiner Anſicht nach muß der Ueberſetzer
Hauptaugenmerk darauf richten, einen Totaleindruck her-
bringen, welcher dem Originale möglichſt gleichkomme;
en einzelne Stellen herauszureißen und mit dem Original
andern Ueberſetzungen zu vergleichen, werde, mit Bezie-
auf den Werth der Ueberſetzung als Ganzes, meiſtens
unverſtändig“ ſein. Wir wiſſen nun freilich nicht, wie
n Leſern die Vorzüge und Schönheiten der Lobedanz'-
Ueberſetzung beſſer klar machen könnten, als durch Mit-
einiger charakteriſtiſchen Stellen; da er ſich dies jedoch,
bemerkt, verbittet, wollen wir ſeinen Wunſch reſpecti-
begnügen uns, die Lobedanz'ſche Ueberſetzung nament-
Leſerinnen zu empfehlen, denen es um einen elegan-
zugleich keuſchen „Hamlet“ zu thun iſt, in welchem
jener Anſtößigkeiten begegnen, die auch Shakſpeare
haben würde, wenn zu ſeiner Zeit wie heutzutage
ſchöngeputzter und gebildeter Damen die erſten
in Londons Theatern garnirt hätte.

---

a wir gerade bei Shakſpeare ſtehen, ſo fühlen wir uns
unſererſeits veranlaßt, uns mit einigen Worten in eine
verſe einzumiſchen, die ſich über Shakſpeare und drama-
Poeſie überhaupt entſponnen hat. Gutzkow ſtellt in einer
ſtung, „Die Bühne der Gegenwart“, welche jüngſt ſeine
rhaltungen am häuslichen Herd“ brachten, die Be-
ung auf: es ſei oft eine Herzensqual, die Dramen Shak-
e's anzuſehen, denn nicht im entfernteſten entſprächen ſie
unſern Kunſtanſichten. Ihre Regelloſigkeit, ihr verwor-
ſceniſcher Aufbau betäube und ermüde, ihre blutigen Ef-
erſchreckten. Gutzkow ſteht allerdings auf einem dem
peare'ſchen ganz entgegengeſetzten, dem eigentlich moder-
Standpunkt, den man ohne einen entſchiedenen Bruch mit
lten Traditionen nicht mit Glück und Erfolg aufrecht
n kann, und von dieſem Standpunkte hat er vollkom-
Recht. Daher eifert er auch gegen das „einſeitige und
ritik ausſchließende ewige Vorführen der Claſſiker“ über-
. Dagegen hat Gottſchall von ſeinem Standpunkte jüngſt
em vom „Deutſchen Muſeum“ mitgetheilten Aufſatz:
franzöſirende Richtung der neuern deutſchen Dramatik
Dramaturgie“, ſein Bedauern darüber ausgeſprochen, daß
toriſche Tragödie, „die große Errungenſchaft Shakſpea-
re's und Schiller's“, vom Repertoire zu verſchwinden drohe. Dies gehe unter Anderm daraus hervor, daß dieſelben Intendanzen und Directionen, welche über die Wiederholungen der ſogenannten claſſiſchen Tragödie ſorgfältig Buch führen ließen, doch die meiſten neuern Dramen zurückwieſen, welche, in ähnlichem Stile gehalten, ein gleiches Streben bekundeten. Gottſchall vergleicht unſere neuern franzöſirenden Dramatiker mit Dichtern wie Addiſon, Congreve, Rowe u. ſ. w., nennt die neuern franzöſiſchen wie die franzöſirenden Luſtſpiele Stücke ohne Luſt, in denen man nicht lachen könne, und ſucht „in der Vernachläſſigung der großen hiſtoriſchen Tragödie, in der vorzugsweiſen Betonung der Bühnentechnik, in den antikiſirenden Dramenſtoffen, in der Begünſtigung des zuſammengekünſtelten Intriguenſtücks von Seiten vieler Directionen und eines großen Theils der Kritik eine auf franzöſiſchem Einfluß beruhende Reaction gegen die wahrhaft nationale Entwickelung des deutſchen Dramas nachzuweiſen und außerdem von allgemeinen äſthetiſchen Geſichtspunkten aus die verwerflichen Seiten der franzöſirenden Tragödie und Komödie darzulegen“. Er verkennt nicht, daß wir von den Franzoſen lernen können, aber, fügt er hinzu, „wir wollen nicht das Lehrgeld mit den rühmlichſten Errungenſchaften des deutſchen Geiſtes bezahlen“. Er wirft beſonders der wiener Theaterintendantur vor, daß ſie die ebenbezeichnete Richtung faſt ausſchließlich befördere, ohne dem höhern dramatiſchen Genius Rechnung zu tragen, und er rühmt es als ein Hauptverdienſt der berliner Intendanz, des berliner Publicums und der berliner Kritik, „durch den friſchen genialen Naturwuchs der Brachvogel'ſchen Stücke dieſer formellen Dreſſur, dieſer altfranzöſiſchen Claſſicität, die ſich dem deutſchen Theater aufdrängen will, einen Damm entgegengeſetzt zu haben“.

Nur in Betreff der letztern Behauptung weichen wir für unſere Perſon von Gottſchall ab. Wir vermögen bis auf Weiteres in Brachvogel nicht den Genius zu erkennen, der berufen ſei, mit ſeinen Stücken der franzöſirenden Richtung einen Damm entgegenzuſetzen. Mit dem glücklichen Inſtinct eines mehr autodidaktiſch als doctrinär gebildeten Dichters hat er allerdings in dem Charakter des Narciß ſelbſt einen ſehr kecken und glücklichen Griff gethan, da ſich unſere Generation in dieſem humorloſen Weltekel, in dieſer geiſtreichen Blaſirtheit, in dieſer ätzenden Kauſtik, in dieſem eleganten und höhniſchen, dabei aber mit ſentimentalen Elementen verſetzten Cynismus wiedererkennt. Allein die Structur, die Intrigue, die Dialogiſirung und Scenirung des Dramas ſind ſo franzöſiſch wie möglich. Im Gegenſatz dazu hat zwar Brachvogel in der Tragödie „Adalbert vom Babanberge“ allerdings einer ſehr deutſchen Richtung gehuldigt, dabei aber in der Wahl des Stoffs wie in der Behandlung und Charakteriſtik ſich ſo bedeutende Misgriffe zu ſchulden kommen laſſen, daß das Stück einem jetzigen Publicum eher die ganze Richtung zu verleiden geeignet iſt. Sonſt aber müſſen wir uns, denn Niemand kann wider ſeine Natur, ganz auf die Seite Gottſchall's ſtellen, wiewol es ziemlich gleichgültig ſein wird, wohin wir uns ſtellen, da die Stimme eines Einzelnen gegenüber der herrſchenden grenzenloſen Verwirrung der Begriffe jetzt faſt gänzlich machtlos iſt. Es wäre abgeſchmackt, wenn wir an dieſer Stelle die großen Eigenſchaften Shakſpeare's zum hundertſten male zergliedern wollten, aber wir fragen uns einfach, woher es kommt, daß jede Shakſpeare'ſche Tragödie bei jeder neuen, ſelbſt mit mittelmäßigen Kräften bewerkſtelligten Aufführung uns immer von neuem packt und unwillkürlich hinreißt, während ein Drama im franzöſiſchen Geſchmack uns zwar bei der erſten Aufführung vielleicht frappirt und ſpannt, aber ſchon bei der nächſten in uns eine gewiſſe Leere zurückläßt und bei den folgenden im eigentlichen Sinne des Worts uns langweilt? Wir verkennen die Mängel Shakſpeare'ſcher Tragödien nicht, und gerade ſeine in anderer Hinſicht tiefſte und gewaltigſte, eben „Hamlet“, wird infolge dieſer Mängel ein ewiges Räthſel bleiben. Daher auch die vielen verſchiedenen Deutungen und einander widerſprechenden Erklärungen. So behauptet Lobedanz in dem

Vorworte zu ſeiner Ueberſetzung des „Hamlet“: „Ophelia liebt Hamlet eigentlich nicht wahrhaft ... Ihr Tod iſt daher nicht die Wirkung unglücklicher Liebe“, und in Betreff des Polonius bemerkt er, Schlegel ſei von einer vorgefaßten falſchen Anſicht ausgegangen; Polonius ſei nicht ſo lächerlich, als Hamlet's „Eiferſucht“ uns glauben machen wolle, er ſei vielmehr höchſt ernſthaft, ein gebildeter Hofmann, aber freilich zu ſehr Hofmann und deshalb minder achtungswerth u. ſ. w. Wenn aber Ophelia nicht tief, nicht mit aller Gewalt der Seele geliebt hätte, wie erklärte ſich dann ihr Wahnſinn, wie die erotiſche Form, in der er zutage tritt? Aber freilich, Ophelia iſt nur ſkizzirt, wie ſo manche andere Charaktere im Stück, die der Dichter ganz anders oder bedeutſamer angelegt zu haben ſcheint, als er ſie durchführte: ſo Horatio, Polonius, der anfangs allerdings gar nicht ſo lächerlich und kindiſch erſcheint, ſelbſt Roſenkranz und Gyldenſtern, die in der erſten Unterredung mit dem Prinzen als gebildete Hofleute in die Gedanken deſſelben mit vielem Geiſt einzugehen wiſſen. Sie alle werden ſpäter der durch Hamlet vertretenen Idee der Dichtung faſt mit allzu großer Willkür geopfert. Auch Hamlet's Charakter hat viele Brüche und Riſſe, er iſt, wie die ganze Dichtung, eine irrationale Größe. Und doch, wie rühren und ſchütteln „Hamlet“ und „Romeo und Julia“ und „Lear“ und „Macbeth“ immer wieder unſer Gemüth in ſeiner tiefſten Tiefe auf! Wie innig leiden oder kämpfen wir mit den handelnden Perſonen und wie unmittelbar fühlen wir uns von den geſchilderten Ereigniſſen mitbetroffen, wie von einem gewaltigen Naturereigniß, das uns zugleich niederbeugt und erhebt! Da iſt nichts Gemachtes, ſchwächlich Intriguantes, diplomatiſch Gekünſteltes, von außenher Zugebrachtes, Alles wächſt von innen organiſch, ſelbſt Das, was man daran als Auswuchs der ungeheuern Triebkraft des Shakſpeare'ſchen Genius betrachten darf.

Darin müſſen wir Paldamus (vgl. ſein Werk „Das deutſche Theater der Gegenwart“) Recht geben, daß wir jetzt faſt nur noch eine Theaterdichterei haben, ohne daß wir aber deshalb das viele Schöne, geiſtreich Feine und Elegante, zuweilen ſelbſt Gedankenreiche und Eigenthümliche verkennen möchten, was trotz ſo mancher ungünſtigen Verhältniſſe, trotz Mangel an Naivetät, Humor und eigenthümlicher Erfindungsgabe auch jetzt noch auf dieſem Gebiete geleiſtet wird. Ja bei faſt allen übrigen Völkern und beſonders auch im Heimatlande Shakſpeare's ſelbſt ſieht es, ehrlich geſtanden, auf dem Gebiete des ernſten Dramas und der Tragödie noch öder und troſtloſer aus als bei uns. Denn da der ganze Charakter der Zeit ein mehr reflectirender, die Elite der deutſchen Nation aber eine denkende iſt, ſo ſtehen wir gegenwärtig auf faſt allen Gebieten, die ein tieferes Denken in Anſpruch nehmen, im Vortheil gegen alle übrigen Nationen. Vielen Talenten hat freilich das Dichten und Trachten, ihr Talent den Couliſſenfoderungen dienſtbar zu machen und mit dem Geſchmack des Publicums auf Gnade und Ungnade zu capituliren, großen Schaden gethan. Es ſind auf dieſem falſchen Wege eine Menge Dramen entſtanden, welche etwas Halbes, weder Dichtung noch Theaterſtück, weder Fiſch noch Fleiſch ſind. Schon Immermann ſah ſich in Bezug auf ſein „Trauerſpiel in Tirol“ veranlaßt, ſich dieſen Vorwurf zu machen. In der Vorrede zu ſeinen „Geſammelten Werken“ ſagt er: „Ungeachtet meiner Liebe zur Sache hing ſich jener Arbeit (das «Trauerſpiel in Tirol») etwas Kränkelndes an, vielleicht diesmal durch einen von außen ſtörenden Einfluß. Man hatte mir ſo oft geſagt, der Dichter müſſe auf die Convenienzen des Theaters achten, daß ich endlich an deren Daſein glaubte, obgleich ſie mir nirgends erſcheinen wollten. Ich vergaß, daß eine Anſtalt, welche gegenwärtig weder Stil noch Regel beſitzt und ſich ſelbſt keinen Rath mehr weiß, wol ſchwerlich im Stande ſei, ihn den Dichtern zu ertheilen, und daß gerade in dieſem Falle eine Abſicht am wenigſten zum Ziele führen werde. Unſere Verhältniſſe ſind ſo ſonderbarer und gemiſchter Natur, unſere Erinnerungen ſo getrübt und unrein, daß eine Dichtung, in der das Vaterland,

wie wir es nicht beſitzen, der leidende Held iſt, keine Auſ
haben konnte, bis zu den Bretern durchzudringen, oder
denſelben etwas Anderes als ein ſchläfriges Misbehagen
erregen. So rang ich nach Dingen, die nicht zu erreichen
ren, und büßte darüber eine weit edlere Freiheit ein.
haben nun einmal eine geſchriebene dramatiſche Literatur,
man wird ſie als eine eigene Gattung gelten laſſen müſ
bis die ſogenannte reale Bühne aus dem Schlummer der
heit, in dem ſie jetzt liegt, erwacht.“ Freilich war man
zeitlang, wir wiſſen nicht recht warum, aufs äußerſte bem
dem ſogenannten „Bücherdrama“ ein Ende zu machen
dem Publicum einzureden, daß man dramatiſche Dichtun
nur auf der Bühne ſehen, nicht leſen dürfe. Das Public
gibt nur gar zu gern ſolchen Stimmen Gehör, welche ſ
Bequemlichkeit ſchmeicheln, und ſo iſt es allerdings dahin
kommen, daß auf keinem Gebiete literariſcher Production
viel Maculatur gedruckt wird als auf dem dramatiſchen,
daß ſelbſt die renommirteſten unter den aufgeführten D
einen doch immer nur verhältnißmäßig kleinen Kreis
ſern finden.

Man ſucht die Urſachen zu dem Verfall der Bühne
ſehr verſchiedenen Punkten. Der eine Theil bürdet die
vorzugsweiſe den producirenden Talenten ſelbſt auf, die
doch gewiß, wie dies ja ihr eigener Vortheil erheiſcht,
falls etwas Gutes oder doch wenigſtens Brauchbares
möchten; ein anderer Theil erblickt ſie in jener unwürdigen
art der Kritik, welche z. B. jüngſt erklärte, daß vor der
und Meiſterſchaft des Fräulein Janauſchek die Kritik
den zurücktrete und nur noch Belehrung empfangen könne;
dritter in dem Publicum, welches eingeſtandenermaßen
meiſten Orten in ſeiner Mehrzahl nichts Ernſteres und
res mehr ſehen will; ein vierter endlich in der Unfähigk
Schauſpieler und in dem Egoismus der Theaterdirec
denen wir hier ihre mancherlei Sünden nicht weiter nach
wollen. Der dramatiſche Autor iſt außerdem in Deutſ
noch immer gar zu ungünſtig geſtellt. Angenommen,
ein Stück einmal einſchlägt und dem Verfaſſer (was
höchſt ſeltener Fall iſt) einige Tauſende einbringt,
vielleicht fünf, vielleicht zehn Jahre warten, ehe
ein gleiches Glück widerfährt; vielleicht geſchieht es
haupt nie wieder. Man erfährt aus Küſtner's
Handbuche, daß die Tantièmen für Autoren und
am berliner Hoftheater in den beſten Jahren zwiſchen
zuweilen aber auch nur 2—3000 Thaler betragen,
die ſceniſche Ausſtattung mancher Opern und Ballete
19000 Thaler, die des „Feldlager“ ſogar 26600
koſtete und manche erſte Sängerin mit dem
den Ertrag ihrer Gaſtrollen während der Urlaubszeit
net, ein jährliches Gehalt von 4, 5—6000
zieht. Schon vor längerer Zeit wurde in einer
der „Allgemeinen Zeitung“ darüber Klage geführt,
Regien und Adminiſtrationen der Theaterdirectionen
gen hätten, den Dichter als völlige Nebenſache bei allen
traliſchen Erfolgen zu betrachten und ihm gegenüber
führung vielmehr als ihr ſceniſches Product und
anzuſehen, mit dem ſie ihrerſeits einen ſelbſtändigen,
verdienſt weit überflügelnden Ruhm in Anſpruch nehmen

Im Ganzen wird man aber den vielbejammerten
der Bühne als nationaler Kunſtanſtalt nicht hier,
ſondern in dem Zuſammenwirken vieler Urſachen zu
ben, und mit Recht bemerkt Paldamus: „Die Geſchichte
daß ſelten der Verfall der Kunſt ſowie die Blüte
ohne verwandte Verhältniſſe in andern Gebieten
ſunkene Kunſtzuſtände weiſen zu allen Zeiten und bei
Völkern auf einen Verfall der Sittlichkeit hin,
reingeiſtige Leben ſolcher Perioden wird, was auch im
nen Großes hier und da hervorrage, weſentlicher
entbehren.“ So war jüngſt in einer
„Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung“ bemerkt: „

llsjubel, dem Händegeklatſche, den Blumen- und
zen, die der ſchauſpieleriſchen Virtuoſität zutheil
rd das Drama begraben. . . . Die Kunſtbeſtrebun-
)erall auf irritirte, krankhaft verzerrte Zuſtände ſto-
n unmöglich weder eine gerechte Würdigung finden,
unirritirt bleiben. Sagen wir's ehrlich: eine Zeit
ſere kann die Wiege keines echten Kunſtwerks ſein,
ten eines dramatiſchen."
t nun bereits ſoweit gekommen, daß ſelbſt Guz-
doch ſo manche beneidenswerthe Bühnenerfolge ge-
die Schauſpieldirectoren als „Kunſtgeneralpächter,
s Geſchäftsſache ſei", und die Schauſpielkunſt als
de eroberte Provinz der Induſtrie" bezeichnet und
Klagelied mit den Worten ſchließt: „Darum die
Thespiskarren! Es iſt ihm, wie er jetzt dahinrollt,
)elfen." Wir für unſere Perſon hätten eigentlich
d, dieſe Zuſtände vom Standpunkte der Ironie und,
nicht ſelbſt darüber bekümmert, ſogar mit einiger
ing zu betrachten, da wir ſchon 1837 in Mundt's
n" in dem Aufſatze „Tableau der deutſchen Schau-
:ſen moraliſchen und äſthetiſchen Bankrott ſignaliſirt
sgeſagt haben und ſeitdem wenig oder nichts ge-
was unſere Anſicht Lügen zu ſtrafen geeignet wäre.
: doch nicht, ob wir in einer Reihe von Jahren über-
eine Tragödie haben werden, da die Abneigung gegen
reifende Kataſtrophen wie gegen energiſche, hochtragi-
unter dem Publicum, den Schauſpielern und Schau-
ı immer merkbarer umſichgreift. Ein mit den Zu-
: Gegenwart ſich lebendig fortentwickelndes Luſtſpiel
ſchon jetzt nicht mehr, obſchon ein erfindungsreicher
)ter, der unſerer Zeit Das wäre, was Kotzebue der
ır, wahrſcheinlich die glänzendſten Geſchäfte machen
:eilich bedarf das Luſtſpiel vor allem origineller Cha-
, und wo findet man dieſe noch in unſerer Zeit?

H. M.

:ine Probe jeſuitiſcher Novelliſtik.

nt hat vor einigen Jahren einmal die Ehre gehabt,
ı hochwürdigen Patres von der Geſellſchaft Jeſu auf
ſen norddeutſchen Eiſenbahn zuſammenzutreffen und
eines Lächelns nicht erwehren, als er ſah, wie die
deren Augen oder wenigſtens in deren Munde alle
haften der Neuzeit, inſonderheit Schienenwege und
n nichts mehr und nichts weniger als Teufelswerk
ch in den weichgepolſterten Waggons recht bequem
ıd ſich in aller Behaglichkeit von dem feuerſpeienden
er ihnen zufolge eigentlich direct in die Hölle fährt,
t ihrer Beſtimmung ziehen ließen, wo ſie 50 Jahre
rſcheinlich mit wunden Fußſohlen oder zerrüttelten und
n Gliedmaßen angelangt wären. Aehnliche Schau-
andern Gebieten kann der aufmerkſame Beobachter
ſeinen Augen vorgehen ſehen, und Referent hat ſie
ı, ohne ein Gefühl freudiger Zuverſicht in die ewige
ng und ohne den erhebenden Gedanken, daß es kei-
ndern Beweis für die welterobernde Macht gewiſſer
haften unſerer Zeit geben kann als den nothgedrun-
rauch, welchen ihre Todfeinde von denſelben machen.
)ürdigen Väter handeln freilich nur nach ihrem all-
Grundſatze, wenn ſie zur Erreichung ihrer Zwecke
)er Neuzeit gebotenes Mittel verſchmähen, ſollte es
ı ihrem Coder unter die Todſünden rubricirt ſein.
Thatſache, daß ſie nicht anders können, iſt darum
r erfreulich. So haben denn die Schüler Loyola's ſeit
hren auch den ihnen ſo verhaßten Journalismus zu
htigen Rade in ihrer Maſchinerie machen müſſen.
ı bekanntlich ſeit 1851 ihr eigenes Organ, die „Ci-
lica", beiläufig geſagt, ein in ſeinem Haupttheile
mit großem Talente redigirtes Blatt, welches muthmaßlich auch bei freierer Entfaltung und größerer Concurrenz in der italieniſchen Journaliſtik einen bedeutenden Platz in derſelben einnehmen würde. Noch mehr, ſie haben der deutſchen und franzöſiſchen Preſſe auch die Kunſt abgeſehen, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, und ihrem Blatte ſogar ein Feuilleton (horribile dictu!) beigegeben, beſtimmt, demjenigen Theile des Publicums, deſſen Geſchmackswerkzeugen und Verdauungskraft die Gerichte der Haupttafel nicht zuſagen möchten, alſo beſonders dem ſchönen Geſchlechte, den Nahrungsſtoff als Hachés, Törtchen und ſonſtige Leckerbiſſen, d. h. in der Form von Romanen, Novellen, Skizzen u. ſ. w. zuzuführen. Auf dieſem Kredenztiſche erſchien im Jahre 1851 ein soi-disant hiſtoriſcher Roman: „L'Ebreo di Verona." Ob dieſer Jude von vornherein beſtimmt war, ſeinem nunmehr beinahe vergeſſenen Stammgenoſſen, dem „Ewigen" von Eugen Sue, ein Paroli zu bringen, vermögen wir nicht zu ſagen; daß er aber in Italien mit demſelben Heißhunger verſchlungen wurde, wie jener in Frankreich und Deutſchland, iſt gewiß, und es liegen Referenten etwa ein Dutzend Anzeigeblätter des italieniſchen Buchhandels aus den letzten drei Jahren vor, in welchen allen der „Ebreo di Verona" in den verſchiedenſten Ausgaben ein ebenſo ſtereotypes Inſerat bildet, wie gewiſſe deutſche, hier nicht näher zu bezeichnende Bücher von großer praktiſcher Nützlichkeit in unſern Zeitungen.

Wer nach dieſem Hinblicke auf das Feld, auf welchem das Früchtchen gewachſen iſt, noch Luſt hat, es zu koſten, dem bietet ſich nunmehr die Gelegenheit dar. Der hiſtoriſche Roman iſt in deutſcher Ueberſetzung erſchienen unter dem Titel:

Der Jude von Verona. Hiſtoriſcher Roman aus den Jahren 1846—49. Aus dem Italieniſchen überſetzt. Zwei Bände. Schaffhauſen, Hurter. 1855. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Erlaubte es die Tendenz d. Bl., Curioſa der Literatur ausführlich zu beſprechen, ſo würden wir unſern Leſern durch eine Reihe von Auszügen aus dem Buche eine heitere Stunde bereiten. So aber müſſen wir uns begnügen, ihren Gaumen durch einige Andeutungen zu reizen. Zunächſt wird die Art und Weiſe, wie der Pater Anonymus von der Geſellſchaft Jeſu ſeinen Eintritt in die ſchriftſtelleriſche Laufbahn erzählt, unſern Mitarbeitern zu großer Erbauung gereichen: „Nach unſerer Rückkehr aus Gaeta, als ich in unſerm Profeßhauſe in Rom ruhige Tage verlebte, ſchrieb mir Jemand, dem ich alle Folgſamkeit und allen Gehorſam ſchulde, im Januar einen Brief, der mich nach Neapel berief, um an einem gewiſſen periodiſchen Werke mitzuarbeiten, deſſen Herausgabe der heilige Vater zur Enttäuſchung Vieler und zum allgemeinen Wohle Italiens wünſchte. Ich ſtutzte über dieſen Ruf, da ich in meinem Leben keine Blätter geleſen hatte und mich auch nicht für fähig hielt, als ein ſchon ſo alter Mann ein ſo verabſcheutes Geſchäft auszuführen. Indeſſen ging ich mit mir zu Rathe" u. ſ. w.

Nach einer ſolchen captatio benevolentiae wird gewiß kein Leſer des Buchs ſich über Geiſt und Haltung deſſelben irgendwelche Illuſionen machen. Aber Mancher könnte ſich doch der Erwartung hingeben, ein Jünger Loyola's werde, trotz aller Neuheit auf dem Felde der Novelliſtik, ſeine Sache mit der ſeinem Orden eigenen Feinheit anzufangen wiſſen. Das wäre aber eine arge Täuſchung; denn in der That, wenn man die ſo gefürchtete Schlauheit der Geſellſchaft nach dem Pater Feuilletoniſten der „Civiltà cattolica" beurtheilen darf, ſo kann ſich das civiliſirte Europa ohne Furcht vor dem Orden ſchlafen legen. Den Leſerinnen und allen Freunden des Romantiſchen wollen wir nur gleich verrathen, daß dieſer Jude von Verona weder mit dem Ewigen, noch mit dem Spindler'ſchen, noch mit dem allbekannten humanen Bankier von Venedig irgendeine Aehnlichkeit hat, vielmehr ein junger und ſogar höchſt liebenswürdiger Mann, aber ein fürchterlicher Demagog und einer von den Hauptleitern der geheimen Geſellſchaften in Italien iſt. Er liebt natürlich und wird wieder

geliebt von einer jungen, gleichfalls höchſt liebenswürdigen Römerin, die neben einer Menge anderer Vorzüge noch den beſitzt, eine gläubige Verehrerin der Geſellſchaft Jeſu zu ſein, während ihre Gouvernante, Poliſſena, als geheime Agentin der geheimen Geſellſchaften und als Mitarbeiterin am „Umſturze des Beſtehenden“ fungirt. Dieſe Liebesgeſchichte, welche damit endet, daß Aſer, durch ſeine Geliebte bekehrt, ſeine Irrthümer bereut und in den Schoos der alleinſeligmachenden Kirche tritt, bildet den ſehr dünnen rothen Faden des hiſtoriſchen Romans, welcher mit der jeſuitiſch-romantiſchen Geſchichte der italieniſchen Revolution vom Tode Gregor's XVI. bis zur Erſtürmung Roms durch die Franzoſen dicht umſponnen iſt. Wir haben es alſo, was der Leſer wol von Anfang an geahnt haben wird, mit einem Producte aus der Gattung der Enthüllungsromane zu thun. Und mit was für Enthüllungen! Es ſind uns davon ſeit dem Jahre 1848 viele ernſthafter und ſcherzhafter Art geboten worden; was aber der Pater Feuilletoniſt der „Civiltà cattolica“ in dieſem Fache leiſtet, läßt alles Frühere weit hinter ſich. Referent geſteht, daß er ſehr wenig Sympathien für die italieniſche Revolution von 1848 und gar keine für geheime Geſellſchaften hegt, aber er zweifelt, daß der enthüllungsſüchtigſte Kreuzzeitungsmann dieſe Enthüllungen ohne Heiterkeit wird leſen können. Wenn der würdige Pater Anonymus verſichert, er habe nie Zeitungen geleſen, ſo hat er dabei jedenfalls die gewohnte reservatio mentalis nicht vergeſſen. Denn ſein ganzes Buch iſt faſt nichts als ein Conglomerat von Collectaneen aus einer offenbar höchſt flüſſigen Zeitungslectüre, mit eigenen poetiſchen Erfindungen verſetzt. Da erfahren wir, daß die geheimen Geſellſchaften in Italien „eine Menge junger Mädchen (vermuthlich Beichtkinder der würdigen Väter) mit Confect und Wein vergiftet“, daß ſie „ganze Magazine von Vitriolöl und Scheidewaſſer haben, um ihren Verruchtheiten damit zu Hülfe zu kommen“, daß „Druey nach dem Sturze der conſervativen Regierung in Lauſanne ausgerufen hat: «Nieder mit dem lieben Gott!»“ (sic!) u. dgl. mehr. Die ganze blutrothe Demokratie von Europa arbeitet natürlich in dem Buche mit, von Mazzini und Sterbini an bis zum Schneidergeſellen Weitling. Lola Montez (denn auch dieſe treffliche Dame hat eine Seite im Collectaneenbuche des Verfaſſers) gebietet in München über das ganze Corps der Alemannen, und das iſt wahrlich nichts Geringes, denn nach der Anſicht des Paters Feuilletoniſten ſind „die Studenten heutzutage ſo furchtbar, daß ſie in zwei Stunden die kriegeriſchſten Königreiche und die älteſten und ehrwürdigſten Kaiſerthümer Europas zuſammenbrechen können“. Kategorien der Wichtigkeit der von ihm eingeführten Perſönlichkeiten kennt der würdige Mann gar nicht und manches Mitglied der europäiſchen rothen Demokratie wird ſich bei ihm für die Stellung, welche ihm angewieſen iſt, zu bedanken haben. Der Schneider Weitling und Wilhelm Marr (!!) werden immer mit Mazzini und Ruffieri zuſammen genannt. Ueberhaupt ſind die Zuſammenſtellungen des trefflichen Mannes das Ergötzlichſte, was man ſich denken kann. Um die liebenswürdige junge Römerin für die Demokratie zu gewinnen, gibt ihr Sterbini Eugen Sue's „Ewigen Juden“, Feuerbach's „Religion der Zukunft“, Herwegh's Gedichte und Marr's Reden (?) in die Hand. „Sie gähnte aber dabei und ſchlug ein Kreuz.“ Einmal kommen die geheimen Geſellſchaften auf die Idee, behufs der Verführung immer ein großes Buch bei der Hand zu haben, auf deſſen erſter Seite geſchrieben ſtehen ſoll: „Die heiligen Evangelien Jeſu Chriſti“, darunter aber und im ganzen übrigen Bande ſollen ſich die Schriften Luther's und Calvin's, die Geheimniſſe des Pantheismus und der Dekalog (!!) des Socialismus und Communismus von Proudhon, Fourier und Conſidérant befinden!!! Eine ganz beſonders wichtige Rolle ſpielt ein geheimnißvolles Weſen, Bärbchen von Interlaken, von der erzählt wird, ſie habe im Sonderbundskriege als Kellnerin einer Marketenderin gedient und ſei ſpäter die treueſte Agentin zwiſchen Ochſenbein und den geheimen Geſellſchaften geworden, „habe undurchdringliche Geheimni
diplomatiſche Depeſchen geſtohlen, ohne die Sie
letzen (!!!), und ſei wie eine Natter in das Inne
binete von Wien, Berlin und ſelbſt von Petersb
drungen. Von dieſem Unſinn iſt das ganze Buch
der Pater Anonymus iſt ſehr vielſeitig, und um
Leſerinnen nicht durch allzu viele Politik zu ermüd
zwiſchendurch auch auf Gegenſtände ein, welche
eſſanter ſind. Zwiſchen den Liebenden wird zwar wen
geſprochen, ſondern faſt nur von der Vortrefflich
namenloſen Leiden der guten Väter von der Geſel
dagegen verbreitet ſich der Ehrenmann ſehr häufig
ſtände der weiblichen Toilette und zwar mit einer
niß, welche für ſein geiſtliches Kleid beinahe prä
ſcheinen könnte. Ja mehrmals geht er in ſeiner
keit für ſeine weiblichen Leſerinnen ſoweit, bei Be
von Toiletten die Firmen der betreffenden pariſer
ler, Putzmacherinnen, Parfumeurs u. ſ. w. anzuf
man auf die Idee kommen könnte, die „Civiltà cat
ſich von der pariſer Induſtrie behufs einer fein
Réclame anwerben laſſen.

Doch der Leſer hat ſicher an dieſem Ueber
und wird mit uns das Gefühl tiefſter Niederg
theilen bei dem Gedanken, daß ſolche Producte in
der Gnade 1851—57 und im Vaterlande Dante'
ſogar zahlreiche und gläubige Leſer finden konnten!

Notizen.

Der politiſche Indifferentismus unſerer
Dichter.

Schon an anderer Stelle iſt die Thatſache als
hervorgehoben worden, daß unter den ſchrecklichſte
niſſen des deutſchen Vaterlandes die beiden Dichte
und auch wol mit Recht unſere größten nennt,
Schiller, in ihren Briefen kaum auch nur eine Sp
gefühl für die Leiden und Gefahren ihrer Nation b
obſchon damals nicht nur die politiſche Exiſtenz d
Volks, ſondern ſelbſt die Sprache bedroht war,
Material ſie ihre Werke formten, in der ſie dachte
teten. Die deutſche Nation hat ſich allerdings da
wünſchen, daß ſich beide Dichter durch politiſche
und Verſtimmungen nicht von ihrer hohen, in ſo b
werther Weiſe von ihnen gelöſten Aufgabe abziehen
ſie nicht politiſche Dichter wurden etwa in dem Sin
ſpätere Herwegh einer war, daß ſie ihre Geiſteskr
publiciſtiſcher Thätigkeit zerſplitterten. Aber in kein
unter keinem Volke kann doch der Beruf und Ruh
ßer Dichter zu ſein, von der Pflicht entbinden, we
ſoweit Bürger und Patriot zu ſein, daß man M
die Schickſale des Vaterlandes empfindet und ihm im
Verkehr mit dem vertrauteſten Freunde Worte le
was ſtände zuletzt doch höher als das Vaterland
wenn es fällt, ja Alles fällt: vaterländiſche Spr
Kunſt und Literatur! Nur ein paar Stellen im S
ler'ſchen Briefwechſel beziehen ſich auf politiſche Er
fallen durch ihren kühlen, faſt frivol wegwerfende
So ſchreibt Schiller am 31. Juli 1796: „Aus K
heute geſchrieben, daß die Franzoſen in wenig T
einrücken würden, daß aber Niemand etwas fürchte.
furchtſamſte Hypochondriſt von der Welt, Hr. H
dieſes an ſeine Frau, die hier iſt; es muß alſo wol
Das iſt Alles! Der Feind Deutſchlands wird we
von dem Wohnorte Schiller's erwartet; doch das
es iſt nichts zu fürchten, denn ſelbſt der „allerfurch
pochondriſt“, Hr. Heß, fürchtet ja nichts. Goethe e
wie die Generale der beiderſeitigen feindlichen Heer

eim Bürgermeiſter zu Mittag ſpeiſten, und fügt dann iro-
hinzu: „Die Frankfurter haben doch alſo für ihr Geld
r Leiden einen Theatercoup erlebt, dergleichen wol nicht
der Geſchichte vorkommen, und wir hätten denn auch
wichtige Epoche erlebt. Wir wollen ſehen, was dem Ein-
und dem Ganzen durch dieſe Veränderung zuwächſt.“
n Jahre 1798 ſchreibt er: „Die armen Berner haben
ne traurige Niederlage erlitten. Meyer fürchtet, daß ſich
in Canton ſo nach dem andern wird todtſchlagen laſſen,
n ihrer Vorſtellungsart ſind ſie immer noch die alten
izer; aber der Patriotismus ſowie ein perſönlich tapferes
ben haben ſich ſo gut als das Pfaffenthum und der Ari-
ismus überlebt. Wer wird der beweglichen, glücklich
ſirten und mit Verſtand und Ernſt geführten franzöſi-
Maſſe widerſtehen! Ein Glück, daß wir in der unbe-
hen nordiſchen Maſſe ſtecken, gegen die man ſich ſo leicht
wenden wird.“ Die Kataſtrophe von Jena, welche das
riſche Ländchen unmittelbar und hart und ſchwer betraf,
ie Strafe für dieſe Anſchauung, die man ſich als Schlum-
en zurechtgelegt hatte. Auch die drei Bände des Herder'-
Briefwechſels zeigen in betrübender Weiſe, wie wenig
erder's Freunde das Unglück und die Schmach des deut-
Vaterlandes anfechten ließen. *) Nur Klopſtock, dem man
tens den Ruhm, ein warmer Patriot geweſen zu ſein,
wird nehmen können, Herder's Gattin und Georg For-
rechen gelegentlich von den großen Ereigniſſen, die da-
ie Welt und Deutſchland insbeſondere erſchütterten, un-
ößten Geiſter aber nahezu unberührt ließen.

Nachtſeiten der Geſellſchaft.

a die Sucht, ſich blos durch Speculation und wo mög-
ne Arbeit zu bereichern, auch in Deutſchland ſo manche
ſtungen angerichtet und die öffentliche Moral beſchädigt
verdient Proudhon's Schrift „Manuel du spéculateur
ourse“ auch in Deutſchland beachtet zu werden. Der
der Schrift iſt natürlich nur ironiſch gemeint. Wenn
hon auch vielfach übertreibt und ins Schwarze malt, ſo
er doch auch ſo manche beherzigenswerthe Wahrheiten
und man kann es ihm gerade nicht ſo ſehr verdenken,
mit einem gewiſſen Gefühl triumphirender Schaden-
den jetzigen Zuſtänden den beſten Commentar zu dem
früher aufgeſtellten berüchtigten Grundſatz, daß alles
Diebſtahl ſei, zu erblicken glaubt. Es muß in der
gekommen ſein, wenn er vor ganz Frankreich die
ngsloſe Frage aufwerfen darf: „Gibt es in Frankreich
en Menſchen, der an Gerechtigkeit und Ehre glaubt?“
n er gleich ſchonungslos ein andermal bemerkt: „Ein
mal, das Börſentreiben hat mit der Ehrlichkeit im
und Wandel «table nette» gemacht. Fragt den Erſten
er wird es euch ſagen, daß kein Gewinn rein iſt von
ng, Gewalt und Liſt; kein Vermögen wird heutzutage
rwurfsfrei erworben, und unter Hunderttauſenden ſind
er grundehrliche Menſchen herauszufinden.“ Schrecklich,
s ſich wirklich ſo verhielte! Auch die Literatur nimmt
nach Proudhon an dieſer Verderbniß theil. „Die Literatur, das Theater“, ſagt er, „wimmeln, trotz der lächerlichen Reden in drei oder fünf Acten, von wüſten Zoten; die Tugendpreiſe finden kein Haupt, es zu krönen.“ Und doch ſtrecken wir in Deutſchland alle fünf Finger nach dieſen Stücken aus, in denen, um uns eines Ausdrucks aus einem Julius Hübner'-ſchen Sonett über Cignani's Joſeph zu bedienen, nicht die Moral, „ſondern nur der Reiz gelingt“. Die „Illustration“ berichtigt Proudhon in einigen Punkten, aber im Ganzen muß ſie ihm Recht geben. Sie ſagt z. B.: „Heutzutage heißt nicht Der ein verſtändiger Mann, der warten und arbeiten kann, ſondern der ſich ſchnell bereichert. Wie? Wen geht das an? Sobald er ſeine Million hat, iſt er ein Weiſer, er wird in den Himmel gehoben, und keiner Seele fällt es ein zu fragen: Gnädigſter Herr, ſind Sie ein ehrlicher Mann?“ *) Das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ theilt dieſen Artikel der „Illustration“ in Ueberſetzung mit unter der Ueberſchrift „Die Börſe und die Geſellſchaft in Frankreich“ und bringt in derſelben Nummer (Nr. 62) Mittheilungen über die Nachtſeiten des londoner Lebens, die dazu ein düſteres Seitenſtück bilden. Der Verfaſſer erklärt gerade das als das Schlimmſte, daß in England die groben, rohen Verbrechen, die aus wirklicher, nur verwahrloſter Kraft hervorgingen, abnähmen, um einem „allgemeinen, ſubtil verbrecheriſchen, hypokritiſchen, feigen, lächelnden Ton“ Platz zu machen, und führt unter Anderm das Factum an, daß in London jährlich faſt der fünfte Theil der Verſtorbenen allein auf die Hoſpitäler kommt, im vorigen Jahre 10000 von 50000. Ja es wird nach einer Ausführung des „National magazine“ nachzuweiſen geſucht, daß der gerühmte Glanz der Ein- und Ausfuhr gerade durch ſeine Steigerung im Durchſchnitt nur ein geſteigertes Elend und Zunehmen der Verarmung darthue. Wenn trotzdem die Geſellſchaft nicht auseinanderfällt, ſo beweiſt dies, daß ſie entweder die Apathie einer ſehr zähen paſſiven Lebenskraft beſitzt, oder daß ihr auf der andern Seite wieder unermeßliche Hülfsquellen zugebote ſtehen, die es ihr möglich machen, trotz eines innern ſchleichenden Bankrotts bis auf Weiteres doch auf einem großen Fuße zu leben.

H. M.

rder ſelbſt hatte für die innern Gebrechen Deutſchlands und
ſchen Volks wol ein offenes Auge und noch in ſpäterer Zeit
th, ſie ungeſcheut zu geißeln. So wirft er den Deutſchen
", XXXV, 334) vor:

Und doch ſind ſie in ihrer Herren Dienſt
So hündiſch treu! Sie laſſen willig ſich
Zum Miſſiſſippi und Ohioſtrom,
Nach Canada und nach dem Mohrenfels
Verkaufen. Stirbt der Sklave, ſtreicht der Herr
Den Sold indeß, und ſeine Witwe darbt;
Die Waiſen zieh'n den Pflug und hungern. Doch
Das ſchadet nicht; der Herr braucht einen Schatz.

*) Eine italieniſche Satire gegen die moderne Börſen- und Curszettelwirthſchaft erſchien im vorigen Jahre zu Mailand unter dem Titel „La borsa, nuovo sermone d'*Anastasio Bonsenso*“.

Bibliographie.

Diez, Katharina, und Eliſabeth Grube, geb. Diez, Gedichte. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 8. 21 Ngr.

Dillmann, A., Grammatik der Aethiopischen Sprache. Leipzig, T. O. Weigel. Lex.-8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Einſiedel, J., Parochus jovialis das iſt: Geiſtliche Kurzweil für melancholiſches und langweiliges Gemüth. Darinnen gute alte Geſchichten, Schwänk' und ſeltſame Stücklein, vornämlich aus geiſtlichem Amts- und Hirtenleben, ergötzlich, doch allzeit ehrbar und auferbaulich erzählet werden. Auch ein Scherflein zur Paſtoraltheologie. Augsburg, Rieger. Gr. 16. 21 Ngr.

Förſter, F., Napoleon's I. ruſſiſcher Feldzug 1812. 3te Auflage. Berlin, Hempel. Lex.-8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Eichler, J. S., Offene Antwort auf die offenen Briefe des Hrn. Domdechanten ꝛc. Dr. Ritter zu Breslau gegen die Schrift des Superintendenten Eichler: Kein wohlgeordneter Staat kann die römiſch-katholiſche Kirche frei nach ihren Geſetzen leben laſſen! Aus 107 päpſtlichen Geſetzen nachgewieſen. Darmſtadt, Leske. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BILDER-ATLAS
zum Conversations-Lexikon.

(500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden **Texte** von mehr als 100 Bogen und einem Namen- und Sachregister.)

24 Thlr.; cartonnirt 26 Thlr. 20 Ngr.
Prachtausgabe, gebunden, 32 Thlr. 10 Ngr.

Dieses ganz selbständige, höchst lehrreiche und schöne Werk kann fortwährend auf einmal **vollständig** oder **allmälig** bezogen werden. Gegenwärtig erscheint davon eine

Neue vierte Ausgabe in 24 Lieferungen zu 1 Thlr.

Eine zweckmässige Zugabe zu dieser neuen Ausgabe, unter dem Titel „Verzeichniss und Erklärung der Abbildungen", wird den frühern Abnehmern des „Bilder-Atlas" auf Verlangen *gratis* nachgeliefert.

Jede der **zehn Abtheilungen** des Werks ist nebst dem betreffenden Texte unter besondern Haupttiteln **einzeln** zu nachstehenden Preisen zu beziehen:

I. **Mathematische u. Naturwissenschaften.** (141 Taf.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Mappen zur Aufbewahrung der Tafeln werden zu 8 Ngr., **Prachteinbände** der Tafeln und des Textes mit 25 Ngr. für jede Abtheilung berechnet.

Eine Probelieferung und ausführliche Prospecte über das Werk sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Oulibicheff (A.), Beethoven,

ses critiques et ses glossateurs. 8. Geh. 3 Thlr.

Das Werk des Russen Oulibicheff über **Mozart** ist so bekannt und geschätzt, dass seine jetzige Schrift über **Beethoven** nicht nur bei den Musikern, sondern in den weitesten Kreisen Aufsehen erregen wird. Voraussichtlich wird sie ebenso viel Beistimmung als Widerspruch finden, umsomehr als darin vielfach auf Deutschland und selbst auf die neuesten musikalischen Fragen Bezug genommen wird. Die Schrift ist vom Verfasser selbst französisch geschrieben und diese Ausgabe ist die einzige **Originalausgabe**.

Brockhaus' Reise-Atlas:
Eisenbahnkarte von Centraleuropa.
(Mit Verzeichniss der Eisenbahnen etc.) **Preis 7½ Sgr.**
In allen Buchhandlungen zu haben.

Instrumente und Unterrichtsmitt
des
Polytechniker Brandegger in Ell
von F. A. Brockhaus in Leipzig durch alle B
lungen zu beziehen.

Sextant

zur Stellung der Uhren nach der Sonne. Vier
Tafeln des 46. bis 54. Breitegrades — Mailand
wig — vermehrte Auflage, nebſt 12 Tabellen, einer
und einem Kärtchen.

In Meſſing 2 Thlr. 10 Ngr.; in Holz 1 Thlr.
Taſchen-Sextant 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieſes einfache, zur Meſſung von Sonnenhöhen
tiſch eingerichtete Inſtrument iſt wol unbedingt das
brauchbarſte und billigſte Mittel für Jedermann, öff
Privatuhren bis auf die Minute genau nach mi
faſt ohne alle Rechnung ſtellen und in richtigem G
ten zu können.

Taktmeſſer.

2 Thlr. 10 Ngr.

Der Taktmeſſer nach Mälzel's Projection in
Uhr mit Rad und Gewicht gibt durch ſeine durc
Schläge den muſikaliſchen Takt genau und ſicher für
an. Mittels Verſchiebung der Leier auf dem Pe
ſich die Schläge in der Zeitminute von 50—160.
gegebene Belehrung beſagt das Weitere.

Inductionsglobus,

oder Globus zur praktiſchen Einführung in den ma
geographiſchen Unterricht, ſowie zum Gebrauche bei
richt in der Stereometrie, ſphäriſchen Trigonometr
und Aſtronomie. Für alle, höhere wie niedere Lehra
Dargeſtellt als eine 12 Zoll im Durchmeſſer hal
mit künſtlichem Schiefergrunde belegte Kugel
das Einzeichnen durch Griffel oder Kreide,
ſpurloſe Auslöſchen des Gezeichneten geſtatt
elegantem polirtem Fußgeſtell mit meſſingenem Ha
und Stundenring.

Nebſt erläuterndem Texte. 4 Thlr. 17 Ngr. (Für ſolide
werden 15 Ngr. berechnet; die Fracht hat der Beſteller

Als ein **ausgezeichnetes Unterrichtsmittel**
ritäten, wie **Berghaus, Dieſterweg, Jahn;**
Neuſchle, Schoedler u. A. warm empfohlen.

Erdglobus

von zwölf Zoll Durchmeſſer und fünf Farben mit
Halbmeridian und Stundenring, auf elegantem pol
geſtell. 4 Thlr. 17 Ngr. (Für ſorgfältige Verpack
18 Ngr. berechnet; die Fracht hat der Beſteller zu

Im Vergleich zu andern Globen iſt der Bran
Erdglobus um die Hälfte billiger, während er
auch durch ſorgfältige und ſaubere Ausführung, wie
gantes Aeußere auszeichnet. Ein ausführlicher Pr
gratis zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

erariſche Unterhaltung.

int wöchentlich. —— Nr. 26. —— 25. Juni 1857.

Rendezvousplätze deutſcher Lyrik. Von **Hermann Marggraff.** — Gemüthliche Bilder aus dem Naturleben der Vögel. **Heinrich Birnbaum.** — Joſef Rank. Von **Rudolf Gottſchall.** — **Notiz.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

endezvousplätze deutſcher Lyriker.

er Muſenalmanach. Herausgegeben von Chriſtian
Mit dem Bildniß Eduard Mörike's und einer
ilage von Robert Schumann. Siebenter Jahrgang.
rg, Stahel. 1857. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

ner Album. Herausgegeben von F. Graf Pocci.
n, Kaiſer. 1856. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

h deutſcher Belletriſtik auf 1857. Des Albums
nnerungen dritter Jahrgang. Herausgegeben von
ried Kapper. Mit dem Bildniß Emanuel Gei-
Prag, Bellmann. 1857. Br. 8. 1 Thlr.

. Geſchichtliches und Gedichtetes zur Feier des
zwanzigjährigen Beſtehens der Bäder an der Armi-
lle zu Lippſpringe. Mit fünf Stahlſtichen. Pader-
Beſener. 1857. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

tiſche Gaben von Emil Seippel und Rudolf
ghaus. Herausgegeben von Rudolf Flehing-
Hagen, Butz. 1857.

s Dichterbuch. Herausgegeben von J. Marbach.
g, Scriba. 1857. Gr. 16. 1 Thlr.

der diesjährige Schad'ſche „Muſenalmanach"
ſonſt von Intereſſe brächte als die charakte-
Gedichte aus Heinrich Heine's Nachlaß, die in
her Hinſicht vielleicht noch merkwürdiger ſind als
er, ſo würde er ſchon um ihretwillen größere
verdienen, als die Kritik ſie gegenwärtig Un-
gen dieſer Art zu widmen pflegt. Aber auch
ilt er recht viele ſchöne und duftige oder künf-
t verheißende Blüten, freilich neben manchen
d welken, und mit Recht verſicherte jüngſt ein
itter in den „Hamburger kritiſchen Blättern",
Werth hinter keinem Jahrgange des frühern
Chamiſſo'ſchen „Muſenalmanach" zurückſtehe,
ichhaltigkeit dieſen Vorfahr übertreffe. Seien
! Der alte Voß'ſche „Muſenalmanach" hat
n literariſchen Namen, er war ſeinerzeit ein Ereig-
wir möchten keinem Freund der Poeſie in un-
zumuthen, ihn und andere, die ſich ihm an-
on Anfang bis zu Ende zu einem andern als
iſchen Zweck durchzuleſen; man würde von
ire verzweifelt wenig Genuß und poetiſche Er-
ben und, mit Ausnahme der Beiträge einzel-

ner hervorragender Dichter, das Meiſte ungenießbar, trivial, geſchmacklos und veraltet finden. Verwöhnt und anſpruchsvoll wie wir ſind, nennen wir heutzutage manches neuere Gedicht mittelmäßig, das damals vielleicht Aufſehen erregt haben würde. Einzelnes aus jener Zeit, Klopſtock's Oden, Schubart's kräftige Rhapſodien, die kindlich gemüthvollen Lieder von Matthias Claudius, einzelne Voß'ſche Idyllen, vor allen die epochemachenden Bürger'ſchen Balladen, dann ſo manches zarte oder melancholiſche Hölty'ſche Gedicht, iſt freilich in ſeiner Art unübertroffen geblieben, aber die Mehrzahl der Dichter jener Zeit iſt für uns ungenießbar geworden und die meiſten ihrer Poeſien ſtarren uns an wie antediluvianiſches Gebein, das kein Fleiſch mehr hat. Man verſuche es nur und ſtelle aus den Muſenalmanachen jener Zeit eine Anthologie zuſammen — wer wird ſie leſen wollen? Dieſe Anſicht wird man mir als eine um ſo unbefangenere gelten laſſen, da ich zugleich geſtehe, daß ich ſelbſt manche Gedichte von Kleiſt und Ramler, von Letzterm z. B. die auch jetzt noch probehaltige ſchöne Ode „An den Frieden", noch heute mit großem Vergnügen leſe und außerdem beklage, daß die Empfindung für ſo manche hochſchätzbare moraliſche Güter, welche von den ältern Dichtern gefeiert wurden, in unſern neuern Dichtern faſt vollkommen abgeſtorben zu ſein ſcheint, z. B. die Empfindung für Freundſchaft und überhaupt pietätvolle Hingebung, welche ſich mit dem in unſerer Zeit vorherrſchenden egoiſtiſchen Subjectivismus nicht verträgt. Im Ganzen aber kann man ſagen, daß die reine Lyrik im vorigen Jahrhundert vor dem Auftreten Goethe's nicht einmal auf der Höhe ſtand, die ſie ſchon früher durch Friedrich von Spee, Simon Dach, Paul Flemming, Paul Gerhardt (auf geiſtlichem Gebiete) u. A. erreicht hatte. Findet man doch ſelbſt bei dem Vielreimer Johann Riſt in den Gedichten „Heldenſtärke", „An eine Blume", „Das Hofleben" u. ſ. w. einzelne ganz meiſterhaft gebildete, echtpoetiſch empfundene Strophen. Ueberhaupt dürfte ein tieferes Sicheinleben in dieſe ältern Lyriker wohl geeignet ſein, dem Gefühl gerechten Stolzes über ſeitdem in mancher Hinſicht gemachte Fortſchritte

auch das etwas demüthigende und zur Beſcheidenheit mahnende Gefühl zu geſellen, daß es Empfindungen gibt, die, ohne jene Aeltern zu wiederholen, von den Neuern nicht beſſer in Worte gefaßt werden können.

Unter dem Vortritt Goethe's und Schiller's haben wir nun freilich in ſpäterer Zeit eine ſo große Reihe vorzüglicher Lyriker gehabt, daß es neuern Dichtern und keineswegs unbegabten ſchwer wird, ſich unter dieſer Fülle Gehör und Geltung zu verſchaffen; aber ich verbürge mich, blos aus den Muſenalmanachen letzter Zeit, dem Schwab-Chamiſſo'ſchen, dem Gruppe'ſchen und dem Schad'ſchen, eine umfangreiche Anthologie herzuſtellen, in der kein eigentlich mittelmäßiges und unbedeutendes Gedicht ſich finden ſoll; allerdings auch wol nur wenig eigentlich epochemachende Gedichte, die ganz einzig daſtänden; aber wer verlangt dies auch von der Lyrik? Epochemachende Gedichte ſind unter allen Völkern dünn geſäet; jedenfalls wird man aber zugeben müſſen, daß ſich in neuerer Zeit das deutſche tiefere Gemüthsleben gerade in der Lyrik am eigenartigſten, reinſten und charakteriſtiſchſten entwickelt hat, weshalb auch aus keinem Gebiete der deutſchen Poeſie ſoviel in ausländiſche Sprachen, namentlich ins Engliſche überſetzt wird, als aus dem reichen Schatze der neuern deutſchen Lyrik. Trotzdem, wir geſtehen es, iſt ein Muſenalmanach heutzutage kein literariſches Ereigniß, ſondern nur eine Begebenheit, die man willkommen heißt wie den alljährlich wiederkehrenden Frühling. Für die erſten Menſchen mochte auch der Frühling ein Ereigniß ſein, aber die Gewohnheit, die regelmäßige Wiederkehr verwandeln ſolche Ereigniſſe in bloße Begebenheiten, die man aber doch immer wieder gern erlebt, mit Freuden begrüßt und nur mit Schmerzen vermiſſen würde.

So ſei uns denn auch der neue Jahrgang des Schad'ſchen „Muſenalmanach" nicht als ein epochemachendes Ereigniß, aber als eine freundliche Begebenheit willkommen. Er iſt bereits der ſiebente und, was ihn noch mehr der allgemeinen Beachtung und Theilnahme empfehlen ſollte, ſein Ertrag zum Beſten des Schillerhauſes in Gohlis beſtimmt, welches, wie wir beiläufig bemerken, nachdem es in den Beſitz des leipziger Schillervereins übergegangen, recht hübſch ausgebaut und mit einem geſchmackvollen neuen eiſernen Gitter, einem Gärtchen u. ſ. w. verſehen worden iſt und in dieſer renovirten Geſtalt einen freundlichen Anblick gewährt. Was den Herausgeber des „Muſenalmanach" betrifft, ſo iſt er ein rechter Poetenvater, dem alle Lyriker zu Dank verpflichtet ſind. Denn ſchwerlich hat Schad von ſeinen Redactionsmühen irgendeinen materiellen Gewinn; es iſt ihm nur um die Sache zu thun, und dieſe iſt ihm eine Herzensſache. Dieſer ſchöne Eifer verdient Anerkennung; denn dadurch, daß er ſeinen „Muſenalmanach" trotz ſo mancher ungünſtigen Zeitverhältniſſe aufrecht erhält, leiſtet er den Dichtern wie dem Publicum mehrerlei Dienſte, den Dichtern, indem ein Muſenalmanach doch dieſem oder jenem jüngern Talente Gelegenheit gibt, ſich beim Publicum einzuführen (als eclatanteſtes Beiſpiel hiervon iſt Ferdinand Freiligrath zu nennen, welcher durch ſeine
Beiträge zum Schwab-Chamiſſo'ſchen „Muſen
ſofort die allgemeine Aufmerkſamkeit aller Fre
ſcher Lyrik auf ſich zog), zuweilen auch ältern,
ganz in Vergeſſenheit gerathenen Dichtern die
ſtigung gewährt, ſich dem Publicum wieder i
rung zu bringen. Sodann rücken auf dem E
eines Muſenalmanachs die Lyriker ſelbſt näher z
lernen einander kennen und ſchätzen und ſich
Art Gleiches erſtrebende Genoſſenſchaft fühle
Publicum ſeinerſeits gewinnt durch einen Muſen
inſofern er eben wie der Schad'ſche ein vo
deutſcher und kein provinzieller iſt, eine wenn a
hafte, doch annähernd vollſtändige Ueberſicht
zur Zeit vorhandenen lyriſchen Kräfte und ih
phiſche Vertheilung. Indem ſich endlich in ei
ſenalmanach die Stimmungen und Anſchau
Zeit ſpiegeln, wird es ihm auch nicht an
fehlen, die in culturhiſtoriſcher Hinſicht von grö
geringerer Bedeutung ſind.

Der Schad'ſche „Muſenalmanach" hat den
ſchen „Muſenalmanach" überlebt und iſt allein
Platze geblieben, was man dem beharrlichen E
Herausgebers verdankt. Wir bemerkten ſchon
1854 (Nr. 28 d. Bl.) in einem Bericht über
den damals concurrirenden Muſenalmanache,
zwei bei allem Reichthume an lyriſchen Tal
Deutſchland zu viel ſeien und daß beide Muſena
väter am beſten thun würden, ihre beiderſeitig
nache miteinander zu verſchmelzen. Im Stille
teten wir ſogar, daß dieſe Concurrenz den gle
Untergang beider Unternehmungen zur Folge hab
Dieſe Befürchtung iſt, Dank der Zähigkeit
glücklicherweiſe nicht eingetroffen, und nun e
Schad'ſche „Muſenalmanach" ein allgemein de
worden, in welchem faſt alle deutſchen Ga
mäßig vertreten ſind. Denn es war früher
verkennen, daß im Gruppe'ſchen mehr die no
im Schad'ſchen mehr die ſüddeutſche Lyrik vert
natürlich auf beiden Seiten auch durch viel
mäßigkeiten, weil es jeder Almanach zu einer
ten Bogenanzahl bringen mußte. Etwas Au
hat es, daß gerade Baiern (außer Franken) in
jährigen Schad'ſchen „Muſenalmanach", obſch
Baiern erſcheint, ſo gut wie gar nicht ver
Die münchener Muſenſöhne, ſcheint es, ſträu
in die deutſche Allgemeinheit aufzugehen, und
freilich auf beſondere Anregung, einen ſeparate
almanach, das „Münchener Album", das wir
ten beſprechen werden. An ſolche Schismen
ſich in Deutſchland gewöhnen. Auch bei dem
Chamiſſo'ſchen „Muſenalmanach" trat eine ähnl
tung ein, als ſich der größte Theil der Sch
ihm losſagte, weil Chamiſſo und die Berliner
geſetzt hatten, daß dem Jahrgang 1837 das de
Bundestags wegen und auch ſonſt anrüchig
Heine's als Titelkupfer beigegeben wurde.

Die merkwürdigſten Beiträge des gegenwärt

s rühren von einem Todten, von eben dieſem Heinrich ne her und ſind aus des Dichters Nachlaß durch Henri i mitgetheilt. Daß dieſe Gedichte bei aller Origina- und allem Intereſſe einen beſonders wohlthuenden, lichen Eindruck machten, können wir nun freilich ſagen, und es iſt ganz außer Zweifel, daß ein oniſcher Geiſt wie Goethe oder ein Idealiſt wie ller ſich von ſolchen Ergüſſen mit Abſcheu abgewen- haben würden. Die Jugendgedichte Schiller's, die i einem großen Theile vor dem Richterſtuhl der eige- Kritik verworfen hat und von denen ſo manche mit t in ſeinen „Sämmtlichen Werken" weggeblieben ſind, n auch mit unreinen, cyniſchen und abſtoßend feind- n Elementen ſtark verſetzt, aber ſie waren nur äu- Auswüchſe ſeiner genialen Natur, nicht innere mo- he Schäden, und wie hat dieſer edle Geiſt gerungen, ſzuwerden, was ihm denn auch in wahrhaft be- ernswerther Weiſe gelang, und zwar ſchneller, als erwarten durfte. Schiller war auch ſpäter gegen Welt vielfach verſtimmt und erbittert, aber auf ſeine tungen gönnte er dieſen Stimmungen keinerlei Ein- und je größer die Leiden waren, die auf ſeinen er und ſeinen Geiſt losſtürmten, mit um ſo mäch- er Energie wußte er ſich über ſie zu erheben, und e unter ſolchen Kämpfen ſchuf er einige ſeiner er- ſten und reinſten Schöpfungen, lyriſche wie drama- Wem wehten aus „Wilhelm Tell" und ſelbſt uchſtücken des „Demetrius" die Schauer des To- gegen, in deren Nähe er ſie dichtete? Im Ge- l, nie hat Schiller reiner, klarer und objectiver Auch Heine verſagte die Productionsgabe und ionsluſt faſt bis zum letzten Athemzuge nicht, werden immerhin in dieſem Factum das Re- r ſeltenen Geiſtesſtärke anzuerkennen haben; ch ein Unterſchied! Statt an ſeiner Läuterung ten, wie Schiller, verſank Heine im Verlaufe Lebens immer mehr im Cynismus, er ließ (wir hier nur vom Dichter und Schriftſteller, nicht Menſchen, ſoweit ſich beide trennen laſſen) die beſ- Elemente ſeiner Natur immer mehr fallen, um ſich frivolern ſatt zu ſchwelgen; auf dem Kranken- Todtenbette erhebt er ſich kaum oder nur ſelten zu wahrhaft großen Gedanken; er läßt ſeiner Nei- zu cyniſchem und giftigem Hohn freien Lauf; er jedes innigere und zartere Gefühl, das allerdings Zeit zu Zeit in ihm auftaucht, ſofort in gewohnter mit dem Aetzwaſſer der Ironie aus ſeiner Seele; Gedanke der Verweſung ſchreckt und ängſtigt ihn, hauptſächlich nur, weil mit dem Tode jede Gele- it, das Leben zu genießen, für immer genommen Kurz, ſeine Seele iſt ſchrecklich geängſtigt und ge- t; ſie weiß ſich an keinen großen, der Menſchheit e kommenden Gedanken anzuklammern; ſie weiß wo hinaus? ihr iſt „wie dem Floh im Siebe", wie bſt ſagt. Dem Tode jahrelang und unheilbar ent- ſiechen wie Heine, es iſt gewiß ein furchtbar gliches Loos, das unſer ganzes Mitleid in Anſpruch nimmt; aber ſicherlich wird dieſes Mitgefühl bei Vielen (bei Vielen wieder nicht) ſehr geſchwächt werden, wenn ſie in dieſen nachgelaſſenen Gedichten Heine's leſen müſſen, daß ihn nichts ſo ſehr betrübt als die Erinnerung an die „Ratten der Opera",

> Mit Caſtagnetten und Cymbelklang,
> In flittrigen Röckchen, die nicht zu lang.

Nicht der Abſchied von ſo vielem wahrhaft Großen und Schönen, was die Erde und das Leben, die Wiſſenſchaft und die Poeſie, die Kunſt und die Natur, die Liebe und Freundſchaft bieten, wurde ihm ſo ſchwer als der Abſchied von den Balletänzerinnen in ihren „flittrigen Röckchen, die nicht zu lang". Immerhin iſt jedoch die Conſequenz anzuerkennen, womit der Dichter als Hoherprieſter der Frivolität ſeiner Rolle bis zuletzt treublieb. Dieſe Rolle konnte Heine auch nur in Paris bis zu ihrem Ende ſo durchführen, daß er ſich am Ende ſelbſt applaudiren konnte, weil er ſich ſagen durfte, ſie gut geſpielt zu haben.

Aber dieſe Gedichte ſind in hohem Grade originell und die Producte eines Dichters von ſeltenſter und ungewöhnlichſter Begabung. Ihre Originalität beruht in jener bekannten Miſchung von tiefer Empfindung und ſelbſtmörderiſcher Ironie, wie ſie in dieſem Grade nur Heine eigenthümlich iſt, in jenen Contraſten zwiſchen Ariel- und Kalibangefühlen, wie ſie greller bei keinem Dichter hervortreten, in jener Beſonderheit des zugleich anmuthigen und barocken oder diaboliſchen Ausdrucks, die man als ſpecifiſch Heiniſch bezeichnen muß. Wir laſen erſt vor einiger Zeit in einer vom „Frankfurter Converſationsblatt" mitgetheilten Novelle eine Schilderung der „ruchloſen Roués", die zur Zeit des Wiener Congreſſes durch ihren „eleganten Cynismus" und „ätzenden Witz" die wiener Salons beherrſchten. Gewiß kann es uns nicht einfallen, Heine mit jenen genußſüchtigen Roués auf eine Linie ſtellen zu wollen; denn Heine war vor allem ein Dichter, was jene nicht waren. Aber es iſt uns auch erklärlich, wie es kam, daß Heine gerade unter den der hohen wie niedern deutſchen Diplomatie angehörenden Perſonen, dann aber auch überhaupt unter jungen und alten Roués ſo viele Verehrer gerade ſeiner unſaubern Tendenzen gefunden hat. Er und ſie waren des einen Glaubens, daß nämlich in dieſer unvollkommenen Welt der Genuß, in welcher Form immer, das einzig Vollkommene und Wirkliche ſei. Daher hat auch der ſtockholmer Dichter W. von Braun vor den Augen der Diplomaten Gnade gefunden, indem ein bekanntes Mitglied der deutſchen Diplomatie deſſen Frivolitäten und Lascivitäten in deutſche Verſe gebracht hat, deren Sauberkeit beweiſt, mit welcher unendlichen Liebe der adelige Ueberſetzer daran gefeilt und gearbeitet hat. Zur äſthetiſchen Vervollſtändigung des Genuſſes gehören freilich auch Gefühle und Empfindungen, die aber leicht ſtörend werden können. Hiergegen gibt es nun ein ſtets probates Mittel, die Ironie, die wieder zur Erhöhung des Genuſſes beiträgt, weil ſich in ihr der menſchliche Geiſt als eine den bloßen Empfindungen überlegene

Macht ſelbſt befriedigt. Gegen die pedantiſchen Grundſätze von Tugend und Ethik muß man, weil ſie unerträgliche Selbſtentſagungen auflegen und überhaupt eines großen Geiſtes nicht würdig ſind, mit cyniſchem Spott ankämpfen. Trotz dieſer Uebereinſtimmung in den Grundſätzen, ſoweit ſie die Lebenspraxis betreffen, gerieth Heine mit der Diplomatie, wie ſie einſt florirte, in Conflict, indem ſie es für zweckmäßig hielt, ſeine Schriften für eine Zeit mit Bann und Interdict zu belegen, wahrſcheinlich um ſich ihren Genuß durch dieſes Verbot nur umſomehr zu würzen. Wenn Brutus ſeine Söhne im Dienſte des Vaterlandes ſchlachtete, warum ſollte nicht die Diplomatie ihren Liebling der moraliſchen Wohlfahrt des deutſchen Vaterlandes im altrömiſchen Geiſte zum Opfer bringen?

Heine hat auch dieſes Scheinmanoeuvre in richtigem Sinne zu würdigen gewußt; er fuhr fort mit der Diplomatie ſtets Gutfreund zu bleiben, ihr als Zeitungscorreſpondent weſentliche Dienſte zu leiſten und ihre Grundſätze und Anſchauungen in Verſe zu bringen. Er hat dies noch in einem im Schad'ſchen „Muſenalmanach" mitgetheilten nachgelaſſenen Gedichte „Die Wahl-Eſel" gethan. Es iſt dies ein politiſches Gedicht von einer im Grunde ſehr groben und plumpen Erfindung, das aber durch die echt Heine'ſche barocke, wenn auch ſehr ſaloppe Art der Behandlung allerdings nicht verfehlen kann, den von Heine beabſichtigten lächerlichen Effect hervorzubringen. Die Thiere (alſo die Deutſchen) wollen einen einzigen Regenten über ſich ſetzen, und jede Thiergattung wählt zu dieſem Zwecke einen Ausſchuß. Das Eſelscomité will in ſeiner Majorität abſolut einen Eſel zum Herrſcher, und die kleine „Pferdepartei" wird überſtimmt. Die die Mehrheit des Comité bildenden „Altlangohren"

— — hatten die Köpfe mit einer Cocarde,
Die ſchwarzrothgold, verzieret.

Der Hauptſprecher der Altlangohren donnert dem Sprecher der Pferdeminorität zu:

Du biſt ein Verräther, es fließt in dir
Kein Tropfen vom Eſelsblute;
Du biſt kein Eſel, ich glaube ſchier,
Dich warf eine welſche Stute.
— — — — — — — — —
Und wärſt du kein Fremdling, ſo biſt du doch nur
Verſtandeseſel, ein kalter;
Du kennſt nicht die Tiefen der Eſelsnatur,
Dir klingt nicht ihr myſtiſcher Pſalter.
— — — — — — — — —
Ich bin kein Römling, ich bin kein Slav',
Ein deutſcher Eſel bin ich,
Gleich meinen Vätern. Sie waren ſo brav,
So pflanzenwüchſig, ſo ſinnig.
— — — — — — — — —
Sie ſpielten nicht mit Galanterei
Frivole Laſterſpiele;
Sie trabten täglich, friſch-fromm-fröhlich-frei,
Mit ihren Säcken zur Mühle.

Der große Eſel, der mich erzeugt,
Er war von deutſchem Stamme;
Mit deutſcher Eſelsmilch geſäugt
Hat mich die Mutter, die Mamme.

Ich bin ein Eſel und will getreu,
Wie meine Väter, die Alten,
An der alten lieben Eſelei,
Am Eſelthume halten.

Alſo ſprach der mit der ſchwarzrothgoldene
geſchmückte deutſche Nationaleſel, und:

— — — Im Saal
Die Eſel Beifall rufen.
Sie waren alle national
Und ſtampften mit den Hufen.

Sie haben des Redners Haupt geſchmückt
Mit einem Eichenkranze.
Er dankte ſtumm, und hochbeglückt
Wedelt' er mit dem Schwanze.

Wir zweifeln kaum, daß dieſes ſatiriſche G
die Lacher auf ſeiner Seite haben wird, und nich
Geſchlecht der Diplomaten und Diplomatengen
dern auch Leute von ganz anderer Richtung und
lung, ohne daß dieſe Lacher an dem ſchmachvoll
Anſtoß nehmen werden. Denn wenn wir ihn recht
und dieſe Deutung liegt ja ſo nahe als mögl
iſt dieſer Ausfall direct gegen jene Partei geri
cher ein Arndt, Grimm, Raumer, Gagern,
und ſo viele Andere, die wir, wenn auch nic
ſern glücklichſten Politikern, doch jedenfalls z
tüchtigſten Männern und größten Gelehrten rec
fen, ihrerzeit angehört haben und die Heine hi
und ſonders unter die mit der ſchwarzrothgold
carde geſchmückten und mit „deutſcher Eſelsmilch"
ten Langohren verweiſt. Es gibt freilich in
land Zuſtände genug, welche der Satire fortdau
reichliche Ausbeute gewähren, aber Männer, w
nigſtens den beſten Willen hatten, dieſen Zuſt
Ende zu machen, unter den Collectivbegriff
zuſammenzufaſſen und deutſche Geſinnung überh
Eſelei lächerlich zu machen, überſteigt doch Al
bisher einer Nation geboten worden iſt und ein
ſich von einem ihr Angehörigen, freilich ſeiner
und Geſinnung nach nur Halbangehörigen bi

Sonſt aber kann man ſagen, daß die Inter
Eſelvolks den Dichter ſehr lebhaft beſchäftigten,
weit anſprechendere Gedicht „Pferd und Eſel"
Das Pferd beklagt ſich aufs bitterſte über die ei
Unſitte der Eiſenbahnen und glaubt ſich „verfa
Schinder". Der Eſel unterdeſſen verſpeiſt ganz
lich ein paar Diſtelköpfe und bemerkt, daß Hand
ihn, den Eſel, doch ſchwerlich je verdrängen we
ſchließt dann:

Das Mühlrad klappert, der Müller mahlt
Und ſchüttet das Mehl in die Säcke;
Das trag' ich zum Bäcker, der Bäcker backt,
Und der Menſch frißt Bröte und Wecke.

In dieſem uralten Naturkreislauf
Wird ewig die Welt ſich drehen,
Und ewig unwandelbar wie die Natur
Wird auch der Eſel beſtehen.

Ein Gedicht unheimlichſten Inhalts iſt das

Jammerthal.

Der Nachtwind durch die Luken pfeift,
Und auf dem Dachſtublager
Zwei arme Seelen gebettet ſind;
Sie ſchauen ſo blaß und mager.

Die eine arme Seele ſpricht:
Umſchling mich mit deinen Armen,
An meinen Mund drück' feſt deinen Mund,
Ich will an dir erwarmen.

Die andere arme Seele ſpricht:
Wenn ich in dein Auge ſehe,
Verſchwindet mein Elend, der Hunger, der Froſt
Und all' mein Erdenwehe.

Sie küßten ſich viel, ſie weinten noch mehr,
Sie drückten ſich ſeufzend die Hände,
Sie lachten manchmal und ſangen ſogar,
Und ſie verſtummten am Ende.

Am Morgen kam der Commiſſär,
Und mit ihm kam ein braver
Chirurgus, welcher conſtatirt
Den Tod der beiden Cadaver.

Die ſtrenge Witt'rung, erklärte er,
Mit Magenleere vereinigt,
Hat Beider Ableben verurſacht, ſie hat
Zum mindeſten ſolches beſchleunigt.

Wenn Fröſte eintreten, ſetzt' er hinzu,
Sei höchſt nothwendig Verwahrung
Durch wollene Decken; er empfahl
Gleichfalls geſunde Nahrung.

Ein Cyklus von Gedichten trägt den Geſammttitel
... Lazarus", und ſie ſind der merkwürdigſten Art,
...ute und Stoßſeufzer, die der Dichter aus ſeiner
...atzengruft" unter Körper- und Seelenqualen her-
...te, reich an genialen Zügen, oft von ergreifend-
...ſelbſt erſchütterndem Ausdruck und zuweilen ein
... tiefes Gefühl aushauchend, aber auch öfters,
... auch nicht ſo oft als in ſeinen ſonſt bekannt ge-
...en Gedichten aus ſeiner letzten Zeit, in den alten
...us zurückſinkend. Die Welt ekelt ihn an:

Ganz entſetzlich ungeſund
Iſt die Erde, und zugrund,
Ja zugrund muß Alles geh'n,
Was hienieden groß und ſchön.

Die Schönheit blühender Frauen welkt vor der Zeit
...ſtolze Helden fallen mitten im Siegeslaufe; der
...us bricht verdrießlich ſeine Leier entzwei. Die
...e ſind daher klug genug, ſich von der verpeſteten
fernzuhalten:

Wollen nicht mit uns verſinken
In den Twieten, welche ſtinken,
In dem Miſt, wo Würmer kriechen,
Welche auch nicht lieblich riechen.

Wollen immer ferne bleiben
Vom fatalen Erdentreiben,
Von dem Klüngel und Gerubdel,
Von dem Erdenkuddelmuddel.

Mitleidsvoll aus ihrer Höhe
Schau'n ſie oft auf unſer Wehe;
Eine gold'ne Thräne fällt
Dann herab auf dieſe Welt.

Wir haben dieſe Stelle als charakteriſtiſch für die aus Wehmuth und cyniſchem Ekel gemiſchte Stimmung des Dichters, die ſich bald in ſüß, bald in gemein klingenden Worten Luft macht, hier mitgetheilt. Dann aber erhebt er ſich auch wieder zum Humor:

Ob deiner Inconſequenz, o Herr,
Erlaube, daß ich ſtaune:
Du ſchufeſt den fröhlichſten Dichter und raubſt
Ihm jetzt ſeine gute Laune.

Der Schmerz verdumpft den heitern Sinn
Und macht mich melancholiſch.
Nimmt nicht der traurige Spaß ein End',
So werd' ich am Ende katholiſch.

Ich heule dir dann die Ohren voll,
Wie and're gute Chriſten —
O Miſerere! verloren geht
Der beſte der Humoriſten!

Nach dieſem „Miſerere" folgt ein „Halleluja", das allerdings einen erhabenern Schwung nimmt — eine ſchöne, freilich auch nicht ganz fleckenreine Hymne auf das Menſchenherz, mit dem Schluß:

Er ſchuf ſo ſchön, er ſchuf ſo ſüß
Das Menſchenherze, und er blies
Hinein des eig'nen Odems Geiſt,
Des Odems, welcher Liebe heißt.

Fort mit der Lyra Griechenlands,
Fort mit dem liederlichen Tanz
Der Muſen, fort! in frömmern Weiſen
Will ich den Herrn der Schöpfung preiſen.

Fort mit der Heiden Muſika!
David's frommer Harfenklang
Begleite meinen Lobgeſang!
Mein Pſalm ertönt: Halleluja!

Das wäre alſo Heine im Stadium ſeiner Bekehrung, und wenn wir oben die Conſequenz, womit der Dichter ſeinem frivolen Princip bis zuletzt treu geblieben, anerkannt und ihn einer Erhebung zu vollkommen reinen Anſchauungen nicht für fähig gehalten hatten, ſo ſcheint dieſes Gedicht ſehr geeignet, uns Lügen zu ſtrafen. Indeß erinnern wir uns noch zur rechten Zeit an das „Applaudite" des Imperators Auguſtus, und wenn wir dem Dichter auch nicht gerade eine ſchauſpieleriſche Attitude, die er hier angenommen, vorwerfen wollen, ſo ſollten wir doch eine aus der Art ſchlagende momentane Anwandlung, die bei einem Dichter namentlich von ſo gemiſchter Art wie Heine und in ſeiner Lage ſehr erklärlich iſt, von dem Grundcharakter ſeines Weſens wohl zu unterſcheiden wiſſen. Die ſogenannten „Frommen" werden ſich ſchwerlich veranlaßt fühlen, Heine wegen dieſes vereinzelten Ausbruchs Davidiſcher Stimmung zu den Ihrigen zu zählen, wenn ſie darin auch eine Art Gottesgericht und den Triumph einer höhern an den ſterbenden Dichter ergangenen Mahnung erblicken ſollten.

Unter den übrigen Gedichten iſt das mit dem Anfange: „Ich war, o Lamm, als Hirt beſtellt", ein eigenthümlich zartes, echtpoetiſches, und auch das Gedicht „Den Strauß, den mir Mathilde band" würde uns als eine ſchöne duftige Blüte ſeines Geiſtes erſcheinen ohne die ſchon

erwähnte Reminiscenz an die „Ratten der Opera", die, ſelbſt wenn wir darin eine blos humoriſtiſche Antitheſe gegen die „Kirchhofratten" erblicken wollten, in dieſer Umgebung zarter Gefühle als eine durchaus unreine ſtört.

Wie Paul Flemming hat auch Heine ein Sonett gedichtet, worin er vom Leben Abſchied nimmt, nur daß ſich in ihm nicht dieſelbe Reſignation ausſpricht wie in dem Flemming'ſchen. Es iſt jedoch für Heine charakteriſtiſch und lautet:

Mein Tag war heiter, glücklich meine Nacht.
Mir jauchzte ſtets mein Volk, wenn ich die Leier
Der Dichtkunſt ſchlug. Mein Lied war Luſt und Feuer,
Hat manche ſchöne Gluten angefacht.

Noch blüht mein Sommer, dennoch eingebracht
Hab' ich die Ernte ſchon in meine Scheuer —
Und jetzt ſoll ich verlaſſen, was ſo theuer,
So lieb und theuer mir die Welt gemacht!

Der Hand entſinkt das Saitenſpiel. In Scherben
Zerbricht das Glas, das ich ſo fröhlich eben
An meine übermüth'gen Lippen preßte.

O Gott! wie häßlich bitter iſt das Sterben!
O Gott! wie ſüß und traulich läßt ſich leben
In dieſem traulich-ſüßen Erdenneſte!

Jedenfalls werden wir die Sammlung nachgelaſſener Gedichte Heine's, die, wie wir im londoner „Athenaeum" laſen, Duesberg aus des Dichters Papieren zuſammenſtellt, als eine in dichteriſcher wie in pathologiſcher Hinſicht ſehr intereſſante willkommen zu heißen haben. Im Ganzen wird man aber doch wünſchen müſſen, daß die Zeit nicht mehr fern ſei, wo dieſe Heine-Literatur endlich zum Abſchluß gebracht ſein wird, da nicht zu leugnen iſt, daß Heine noch immer wie ein Alp auf unſerer Literatur laſtete.

Was die Beiträge Lebender betrifft, ſo unterlaſſen wir diejenigen der namhaftern Dichter wie Rückert, Hoffmann von Fallersleben, Julius Sturm, Leopold Schefer, J. N. Vogl, R. Gottſchall, Gottfried Kinkel (ſeine Beiträge ſind aus Haſtings 1855 datirt), J. G. Fiſcher, L. A. Frankl, A. Kahlert, G. Pfarrius, Dräxler-Manfred, Adolf und Auguſt Stöber, F. W. Rogge, Julius Rodenberg, Jegór von Sivers, J. Minckwitz, A. Kaufmann („Lieder an Amara"), K. Mayer u. ſ. w. hier zu charakteriſiren, da ihre Art und Weiſe unter den Kennern und Freunden der Lyrik hinlänglich bekannt iſt. Suchen wir lieber das patriotiſche und politiſche Element auf, das wir freilich nur von einer kleinen Zahl von Dichtern, vor allen von dem greiſen Arndt, dann von Wolfgang Müller, Feodor Löwe und Luiſe von Ploennies vertreten finden, denen wir uns auch ſelbſt noch in aller Beſcheidenheit mit einigen Stücken anreihen. Soweit iſt der Patriotismus und die Theilnahme an den politiſchen Geſchicken der Nation herunter, ſo ſchüchtern, verzagt, abgeſpannt, verdroſſen oder blaſirt ſind wir geworden, ſo vorſichtig ziehen wir uns wieder in das Schneckenhäuschen unſerer Subjectivität zurück, daß von den 432 Seiten dieſes Almanachs gewiß noch keine 30 der politiſchen Satire oder der patriotiſchen Empfindung gewidmet ſind! Und zwar beſchämen dies-
mal vor Allen ein Greis und eine Frau, Arndt
Luiſe von Ploennies, die Jugend und die Dichter
culini generis durch das Feuer ihrer Worte.
richtet eine glühende Ode an das Eiſen:

Könnt' ich Löwenmähnen ſchütteln
Mit dem Zorn und Muth der Jugend,
Wie gewaltig wollt' ich rütteln
An des Tages blaſſer Tugend,
An dem Trug der Feigen, Matten —
Wer will ihre Namen nennen? —
Die der Väter Heldenſchatten
Nur als Leichenſchatten kennen.

Und weiter:

O du Segenglanz des Pfluges,
Gold der Aehren, Gold der Reben!
O du Blitz des Degenzuges,
Dem die Völkerzwinger beben!
Lebenhalter, Ehrenhalter,
Beſtes Ding von beſten Dingen,
O ich könnte tauſend Pſalter
Voll mit deinen Ehren klingen!

Wer von den Jüngern thut es an ſo mach
Worten dem nun bald neunzigjährigen Arndt, de
rigen Mahner und Rufer zum Streit, auch nur
Und welch ein ganz anderer Geiſt weht uns aus
Liedern entgegen, als aus den Liedern Heine's, die
von giftigen Subſtanzen ganz frei ſind? Luiſe von
nies, unter unſern Dichterinnen nächſt der verſto
Annette von Droſte-Hülshoff die männlichſte, ha
ein ſchönes patriotiſches Gedicht beigeſteuert: „Fra
Germania", worin ſie beklagt, daß dem deutſchen
dem liederreichen, das Schönſte fehlt:

Ein Lied, darin des Volkes Geiſt
Sich in des Urſprungs Kraft erweiſt;
Ein Lied voll Glaube, Freude, Muth,
Darauf der Eintracht Segen ruht.
Das Alle dachten, Einer ſang,
Das von Mund zu Mund wie Flammen ſprang,
Das jubelnd tönet fern und nah
Wie Albions „Rule Britannia!"

Der Rheinſtrom brauſt dieſer Frage die zü
Antwort entgegen:

Dir fehlt's am Mark, dir fehlt's am Kern,
Albion iſt ſtark und groß im Herrn,
Die Woge brauſt, die Eichen weh'n,
Lern' ihren heil'gen Gruß verſteh'n.
Sie rauſchen nah', ſie rauſchen fern:
Wach' auf, mein Volk, ſei ſtark im Herrn!

Feodor Löwe richtet in einem noch dem Jahr
angehörenden Gedichte ſchöne und klangvolle Wo
einen Märzminiſter, aber über die Märzminiſter iſt
gewachſen; man kennt noch kaum ihre Namen
möchte ſie beſingen? Wolfgang Müller feiert in
Cyklus von Liedern mit der Ueberſchrift „Deutſche
die Brüder Grimm, Alexander von Humboldt und
wig Uhland und in dieſen hervorragenden Männe
ſche Sitte, deutſche Sprache, deutſches Wiſſen,
Kraft und eine beſſere Zukunft des Vaterlandes,
rend er in dem ſchon früher gelegentlich citirten
Gedicht an Uhland die Fremdlandſucht neuerer

Dichter geißelt, die, nachdem ſie Römer und Hellenen ur Genüge nachgeahmt, jetzt Welſche, Slawen, Inder, Perſer und Araber copiren; und er ruft aus:

> Wenn fremd der Dichter ſinget,
> Dann iſt auch fremd ſein Herz.

Ignaz Hub hat einige humoriſtiſche Gedichte beigeſteuert, in deren einem er den Rundgang eines Tages ſchildert, der ihn mit einer Menge proſaiſcher Leute zuſammenführt, welche ſtets nur den Refrain: „Nur keine Verſe nicht!“ im Munde führen. Unter den weniger bekannten oder Genannten wäre namentlich auf Adolf Doerr, deſſen Talent durch ſein jüngſt erſchienenes „Album ns Italien“ wol auch weitern Kreiſen bekannt werden ird, Günther-Nicol und Balthaſar Reber aufmerkſam i machen. Des Letztern längeres Gedicht „Der König m Staffa“ iſt im Stil nicht immer ganz correct, aber ts energiſch und entrollt vor den Blicken des Leſers e Reihe oft großartiger Landſchaftsbilder. Ludwig orch, faſt ſchon zu den Veteranen unter den Schriftlern zu zählen, hat einige zart empfundene Lieder beiuert, durch die er Manche überraſchen wird, welche bisher nicht als Lyriker kannten. Auf eine gute ahl von Gedichten des Herausgebers können wir hier Schluß nur aufmerkſam machen, da eine detaillirte t gänzlich außer unſerm Plane liegt, geben jedoch Probe folgendes kleinere:

Blumenbrauch.

> Sie geben noch im Sterben
> Denſelben ſüßen Hauch,
> Den ſie am Rain gegeben
> Mitten im Leben auch.
>
> Und iſt das unter Veilchen
> Und Roſen ſchon der Brauch:
> So thu' es gleich den Blumen,
> O liebe Seele, auch!

Die folgenden Albums, deren Reihe wir mit dem chener Album“ eröffnen, treten mehr in der Form mals beliebten Taſchenbücher auf, indem ſie aus einer ung poetiſcher und proſaiſcher Beiträge beſtehen. Init Ausnahme vielleicht des Kapper'ſchen „Jahrbuch“ ſie ihr Schwergewicht im Lyriſchen, ſo beſonders auch „Münchener Album“. Der Herausgeber, F. Graf , bemerkt im Vorwort, die Anregung zur Beſorder Herausgabe ſei von einer Seite her geſchehen, ein Ablehnen der Uebernahme derſelben den Grundgeziemender Ergebenheit nicht entſprechend geweſen von welchen der Unterzeichnete durchdrungen iſt“. ich legt dieſer Almanach ein bittendes Wort für ſich indem der Ertrag zu einem wohlthätigen Zwecke, h zum Vortheil des Maximiliansſtifts für die ver- Töchter bairiſcher Staatsdiener beſtimmt iſt. Die Wohlthat dieſer unter beſonderer Leitung der Prin- Alexandra ſtehenden Stiftung habe ſich, wird wei- Vorwort bemerkt, bereits an Mehren, die daſelbſt hme fanden, ſegensreich erwieſen. Das „Münchebum“ geſtaltete ſich von ſelbſt zu einem Sammelplatz der bairiſchen und zumal der münchener Dichter, die hier mit zahlreichen und zum Theil trefflichen Kräften auf den Kampfplatz treten unter dem Vorantritt mehrer dichtenden Mitglieder des bairiſchen Königshauſes, von denen der regierende König Max ein Sonett: „Beim Anblick der Madonna della seggiola von Rafael“, König Ludwig zwei Gedichte: „Vergangene Liebe“ und „An meine verklärte Thereſe“, Prinzeſſin Alexandra eine Rhapſodie in Proſa: „Geiz und Barmherzigkeit“, und Prinz Adalbert ein weichgeſtimmtes Lied: „Die Mondnacht“, beitrugen. Aus wir glauben ſtichhaltigen Gründen können wir uns auf eine detaillirte Beſprechung dieſer wie der übrigen Beiträge hier nicht einlaſſen; theils verbietet dies die Rückſicht auf den Raum, mit dem wir in d. Bl. zu ſparen haben, theils die häufige Erfahrung, daß gerade namhafte Dichter, um gefällig zu ſein und ihren guten Willen zu zeigen, irgendein von ihnen ſelbſt beiſeite geſchobenes Papier beiſteuern und daher bei einer ſpeciellen Kritik oft gegen minder bedeutende Dichter, die unter vielem Mittelmäßigen ihr Beſtes auszuwählen in der Lage waren, zu kurz kommen würden. Auch ſetzt ſich der Kritiker zu leicht dem vielleicht ſehr ungegründeten Verdacht perſönlicher Motive aus, wenn er es unternimmt, unter einigen Dutzend Dichtern dieſen oder jenen durch beſonderes Lob auszuzeichnen. Im Allgemeinen möchten wir nur bemerken, daß unter den hier vereinigten Gedichten diejenigen von balladenartigem und epiſchem Charakter im Allgemeinen die intereſſantern ſein dürften. Wir begegnen hier lyriſchen Beiträgen von Friedrich Beck, Auguſt Becker, Friedrich Bodenſtedt, W. Dönniges, F. von Elsholtz, E. Fentſch, Karl Fernau (Daxenberger), Ernſt Förſter, Emanuel Geibel („Herakles auf dem Oeta“), Julius Groſſe, dem talentvollen Kritiker der „Neuen Münchener Zeitung“, Paul Heyſe („Schamyl und ſeine Mutter“), F. von Kobell, Hermann Lingg, unter deſſen Beiträgen beſonders „Der Mönch auf dem St.-Bernhard“ zu nennen iſt, Franz Löher, Rudolf Marggraff („Elfenzauber“), von Martius („Am Rio de San-Francisco“), Franz Pocci, Freiherr von Schack („Erwin von Steinbach“), G. Scheurlin, O. von Schorn, F. von Thierſch, Weichſelbaumer, L. Wohlmuth und vielen außerhalb Baiern kaum bekannten Dichtern. Von dem jüngſt verſtorbenen wackern Rechtsgelehrten J. A. von Seuffert findet ſich hier ein Cyklus von Sinngedichten, worunter:

> Wol iſt das ſchönſte Ziel der Wiſſenſchaft erreicht,
> Wenn ihre Geltung zu der Menſchen Heil gereicht —

ein richtiger Gedanke, aber freilich ſehr nüchtern ausgedrückt. Beſſer gefiel uns ein jüngſt im „Abendblatt der Neuen Münchener Zeitung“ mitgetheilter Spruch Seuffert's:

> Biſt du durch des Eifers Kraft
> Meiſter jeder Wiſſenſchaft;
> Haſt du in des Himmels Ferne
> Selbſt durchwandert Sonn' und Sterne
> Und geſchöpft vom Quell des Lichts,
> Fehlt dir Liebe, biſt du nichts.

Als zeitgeſchichtlich und durch ihr perſönliches Gepräge intereſſant verdienen Dingelſtedt's „Lieder aus der Fremdenlegion" beſondere Beachtung. Die Dichter der Freiheitskriege hatten es freilich beſſer, vaterländiſche Gegenſtände zu beſingen; die Begeiſterung kam mit dieſen von ſelbſt. Soll aber der Poet, weil gegenwärtig nichts Großes, wahrhaft Erhebendes von nationaler Bedeutung zu feiern iſt, den vaterländiſchen Intereſſen nur ein träges oder feiges reſignirtes Schweigen widmen? Wird es dadurch beſſer? Freilich iſt es ſehr erklärlich, wenn den politiſchen Gedichten unſerer Tage entweder ein ſehr elegiſcher oder ein bitter-ſarkaſtiſcher Ton aufgedrückt iſt, von welchem letztern auch Dingelſtedt in ſeinen Liedern eines Legionärs einen ſehr reichlichen und wir glauben dem Gegenſtande ſehr angemeſſenen Gebrauch gemacht hat, wie folgende Proben beweiſen werden:

Nun iſt's geſcheh'n, nun iſt's gethan —
Ade, mein Vaterland!
Ich nahm das Geld des Werbers an,
Ich gab ihm meine Hand.

Ich habe mich der Königin
Victoria verkauft,
Seewaſſer hat den deutſchen Sinn
In Engliſch umgetauft.

Heut' ſchwör' ich meinen Fahneneid
Als britiſcher Soldat;
Thut's morgen Deutſchland um mich leid,
Iſt's — wieder 'mal! — zu ſpat.

Nach Indien oder in die Krim,
Wohin mich's reißen thut,
Und wird es draußen noch ſo ſchlimm,
Daheim — wär's auch nicht gut.

Am hohen Falm mein Schilderhaus
Schaut einſam in die Welt hinaus;
Rings blauer Himmel, grüne See, —
Mein Herz thut mir ſo weh, ſo weh!

Kriegsſchiffe nah'n, Kriegsſchiffe geh'n, —
Kein deutſches-hab' ich nie geſeh'n;
Nur wo man Butt und Hummer fängt,
Sind deutſche Farben ausgehängt.

Deutſch war der Fleck, worauf ich ſteh',
So weit ich blicke, deutſch die See;
Nun ſitzt auch hier im Felſenneſt
Von Helgoland der Brite feſt.

Er hält zu unſ'rem eig'nen Haus
Die Schlüſſel, ſperrt den Herren aus
Und ſchleppt des Hauſes Kinder fort, —
Der Hausherr wagt kein Wort, kein Wort!

Wer alles Das in Ruhe denkt,
In alte Zeiten ſich verſenkt,
Dazu mit engliſcher Muskel'
Hier als verlor'ner Poſten ſteht:

Ach Gott verzeih's der armen Wacht,
Wenn ſie Gewehr beim Fuße macht,
Den Kolben auf die Erde ſtößt,
Losdrückt — und ausruft: Abgelöſt!

Auch die bitter-launige Charakteriſtik der verſchiedenen deutſchen Volksſtämme verdient geleſen zu werden, obſchon uns der „betende" Preuße trotz Stahl, Gerlach und Leo nur eine Fiction und ein Fabelthi
ſcheint.

Der Oeſterreicher hofft und borgt,
Der Preuße betet, zweifelt, ſorgt,
Der Baier preiſt ſein Bier, nur ſeins,
Der Schwabe ſingt: 's iſcht Alles oins.

Der Sachſe macht in Induſtrie,
Holſtein in Maſt- und and'rem Vieh,
Hannover krümmt ſich — armes Wurm -
Im neueſten Verfaſſungsſturm.

Aufſätze in Proſa, nur zum Theil novelliſ
ſteuerten Auguſt Becker, Felix Dahn, Fentſ
von Schubert, Schleich, Söltl, Trautmann u
ſaulx eine Auswahl von Sprüchen aus aſia
europäiſchen Dichtern und aus den Bekenn
Königin Chriſtine von Schweden bei. Unter
erſchienen uns folgende als beſonders charakte
von allgemeiner Bedeutung:

Es gibt in der Natur etwas Feindſeliges, w
vollkommenen Ruhm und Glück des Menſchen n
Es iſt eine Art Bitterkeit über alles Sichtbare u
verbreitet, welche die Einen früher, die Andern ſpä
Die Welt hat nichts, um ein großes Herz zu befri
wenn ſie ſich ihm ganz hingäbe. — Große Me
ein Vorgefühl ihres Schickſals, das ſie ſelten täuſ
Einſamkeit iſt das Element großer Geiſter. —
welche nicht Gott allein zu ihrem Zweck hat, iſ
bloße Eitelkeit. — Was auch die Philoſophen ſ
ich halte Armuth, Krankheit, Schmerzen für wahre
welche die Vernunft uns nicht tröſten kann.
allein gibt gründlichen Troſt gegen alle Leiden des

Kapper's „Jahrbuch deutſcher Belletriſtik
ein beſonderes Intereſſe durch die Mittheilung
ſtücken aus dramatiſchen Dichtungen Hebbel's
bel's, die beide dem Stoffe nach zueinander
verwandtſchaftlicher Beziehung ſtehen. Es ſi
aus den Tragödien „Brunhild" von Emanuel
den „Nibelungen" von Friedrich Hebbel. D
geber ſagt in einer Vorbemerkung: „Das In
welchem Publicum ſowol als Kritik dieſen beide
Nibelungenliede ſich aufbauenden Dichtungen ent
iſt ein ungetheiltes. Wir haben auch deshalb, i
zeugung, daß das Intereſſe für das eine durch d
für das andere nicht nur nicht geſchwächt, ſonde
nur erhöht werden kann, keinen Anſtand genom
zu bringen." Die Eigenthümlichkeiten und U
ten beider Dichter treten aus den hier mitgethei
ſtücken, ſowol was Auffaſſung der Charakte
die ſprachliche Behandlung betrifft, deutlich
vor; doch ſo intereſſant ein Vergleich der b
mente miteinander und beider mit der jüngſ
beſprochenen nachgelaſſenen Tragödie „Chrie
Auguſt Kopiſch auch erſcheinen möchte, ſo
es doch vor, für den Augenblick hierauf zu
da ſich hierzu nach dem vollſtändigen Erſch
Dichtungen viel geeignetere Gelegenheit bieten
eigentliche Popularität werden dramatiſche B
der Nibelungenſage wol ſchwerlich je rechn
Die Sage ſelbſt, ſo großartig ſie im Ganzen

zelheiten erſcheint, iſt eine vornehme Ritterdich- d dem Volke ſelbſt, bei dem eine ganz andere von Sagen beliebt iſt, wenig verſtändlich. Es) an dieſem Beiſpiel, bis in welche ferne Zeiten nung zwiſchen der vornehmen Poeſie und der en Volksdichtung hinaufzieht. Unter den übri- ſchen Beiträgen nennen wir vorzugsweiſe einen offlich intereſſanten, als mit Kraft und Feuer großer Virtuoſität im Versbau ausgeführten yklus von Wolfgang Müller: „König Ramiro", Moritz Hartmann und Ludwig Pfau bearbeitete Ballade aus der Bretagne: „Von Merlin dem , und das Gedicht „Mamon" von Rudolf Gott- in düſteres Schreckensgemälde aus dem moder- en, deſſen Tendenz ſich durch ſeine Ueberſchrift t. Uffo Horn gibt in dem kleinen Gedicht ne Müh'" ſeiner Deſperation an der Berech- er Poeſie in unſern Tagen Ausdruck. Es ſei orene Mühe, noch Dichter ſein zu wollen; der s Klanges ſei vollendet, die Sprache habe ihre z erfüllt, neue Weiſen für die Einkleidung von und Gedanken zu finden, ſei nicht mehr mög- r ſchließt dann:

Ein Glück, daß noch der Troſt geblieben
Dem zarten Weib, dem ſtarken Mann:
Daß man auch ohne Worte lieben
Und ohne Rede — handeln kann!

en Troſt acceptiren auch wir; aber wenn man verzweifelten Anſicht in Betreff der Poeſie iſt, int es freilich faſt wie eine Ironie auf ſie ſelbſt, an ſie in Verſe bringt. Novelliſtiſche Beiträge Bodenſtedt („Daredſchan", eine intereſſante Reiſe- ng aus ſeinem Aufenthalt im Kaukaſus), A. von g, Bernd von Guſeck, Heinrich Pröhle, Ida von feld und Theodor Herzog beigeſteuert. Die Er- n der beiden Letztern: „Don Nadal" und „Fe- gaben uns neuerdings Anlaß zu der Wahrneh- aß die neuern Erzähler im Detail oft ganz vor- ſind, während das Ganze doch ohne eigentliche verpufft. Es werden ungeheuere Vorbereitun- offen, eine Menge Hebel in Bewegung geſetzt, elnen Perſonen ein möglichſt intereſſantes Air ; aber zuletzt muß man ſich enttäuſcht fragen: s Alles? Dies rührt wol einfach davon her, neuern Erzähler zwar im Allgemeinen glücklich chten und fein zu formen wiſſen, während die Erfindungsgabe immer mehr zu verſiegen ſcheint.

---

beiden Albums „Belletriſtiſche Gaben" und „Ar- faſſen wir zuſammen, als Erzeugniſſe des weſt- Dichterfleißes. Auch haben ſie einen gemeinſa- undzug, den man bei faſt allen Dichtern und ellern Weſtfalens wahrnehmen kann: eine ge- undconſervative, ſolide und ſtrengſittliche Geſin- ber gepaart mit warmer Begeiſterung für alte n und Volksrechte, innige Liebe zu den Tradi- nd Heldenſagen des altſaſſiſchen Gaus, ja ſelbſt eine gewiſſe Hinneigung zu dem alten Glauben der heidniſchen Vorfahren. Man hat wol überhaupt bis- her die Erſcheinung zu wenig beachtet, daß in den nordiſchen Landen, in Skandinavien, Island, Dänemark, in allen urſprünglichen Sitzen der Saſſen und Angeln das altheidniſche Element in der Form einfachen Naturglaubens noch feſte Wurzeln hat und jetzt unter der Hülle der ihm von außen zugebrachten chriſtkirchlichen Formen und Gebräuche mehr und mehr zutage zu kommen ſcheint, wie der Grundpfeiler eines zerbröckelnden ſpätern Ueberbaus. Ein tieferes Studium namentlich der modernen ſkandinaviſchen Literaturen zeigt, mit andern Erſcheinungen zuſammengehalten, dieſe Tendenz ganz deutlich. Nicht die Bibel, ſondern die Edda und die alte Heldenſage ſind die göttlichen Offenbarungen, auf die man ſich beruft.

Die „Belletriſtiſchen Gaben" ſind eigentlich nur ein Privatvergnügen, welches ſich zwei Dichter, Emil Seippel und Rudolf Flehinghaus, gemacht haben. Sie gehen dabei ſo genoſſenſchaftlich im Sinne alter Heldenfreundſchaft zuwerke, daß ſie die einzelnen Beiträge nicht mit ihren Namen unterzeichnet haben, ſodaß wir außer Stande ſind, beide Dichter getrennt zu beurtheilen. Neben den alten weſtfäliſchen Heldenſagen und Heldengeſchichten werden freilich auch Erzählungen aus den Evangelien behandelt, aber nur in allgemeinmenſchlicher Auffaſſung. Dem energiſchen preußiſch-markaniſchen Patriotismus iſt vielfach Ausdruck gegeben. Der Werth der Beiträge iſt freilich ſehr ungleich, und während die „Bilder aus der Natur", welche Seehunde, Kameele, Walfiſche, Maikäfer, Leuchtkäfer und anderes fliegendes, kriechendes oder ſchwimmendes Gewürm zu Gegenſtänden haben, theilweiſe zu ſehr die Nachahmung der Freiligrath'ſchen Manier verrathen, iſt in den hiſtoriſchen Liedern der Volkston zuweilen recht glücklich getroffen, z. B. in der „Schlacht von Roßbach":

Das war ein luſtig Treiben bei Roßbach auf dem Feld:
Da hatten die Franzoſen den alten Fritz umſtellt
Mit einem Sack, den webte die Dame Pompadour.
Fritz, du biſt doch gefangen, geh' in das Säcklein nur!

Soubiſe und Sechzigtauſend die hielten das Säcklein auf.
„Nun ſchnell heran, ihr Preußen, nun ſchnell und kommt zu Hauf;
Huſaren und Infanteriſten, Kanoniere und Küraſſier',
Herein, herein ins Säcklein! Platz iſt für Alle hier.

Wir thun euch nichts zu Leide; es wäre wahrlich ſchade.
Wir führen nach Paris hin die potsdamer Wachtparade,
Dann iſt der Krieg zu Ende, dann werd' ich — Donner nochmal!
Sie ſchießen mit Kanonen!" ſprach bleich der General.

Da war ein Loch im Sacke, Herr Seydlitz brach heraus
Mit ſeinen Eiſenreitern wie Donnerſturmgebraus u. ſ. w.

Die „Arminia" lehrt uns einige nicht unbegabte Dichter kennen: G. R. Schneider, M. Bachmann, B. Werder, ja das Talent des Letztern dürfen wir ſogar ein recht bedeutendes und vielverſprechendes nennen, für welche Behauptung folgende ſchwungvolle Strophen aus ſeiner „Eiſenbahnphantaſie", worin der Dichter die Vergänglichkeit aller

irdiſchen Größe und Pracht beſingt, als Beweis dienen mögen:

„Einſt kommt der Tag, da Ilion hinſinken wird in Schutt und Brand!“
Einſt kommt der Tag, rief Einer aus, der auf Karthago's Trümmern ſtand.
Der Tag, er kam, und Ilion ſank, und Roma ſank! — O eitle Welt:
Einſt kommt der Tag, wo all dein Bau'n, wie hoch es trotzt, in Staub zerfällt.

Wo flattert Tyrus Purpur ſtolz vom Cedermaſt, dem nah und fern
Der Südſee Kreuz den Weg gezeigt und Nordens treuer Angelſtern?
Wo ſchlummert Sidons Männerſchar, vom Sturm in ew'gen Schlaf gewiegt?
Frag' Gades und das Bernſteinmeer, frag' Ophir, das gen Mittag liegt!

Wo blieb dein Glanz, Minerva's Stadt, dein Volk und deine Tempelzier?
Die Diſtel rauſcht im Parthenon und in der Stoa graſt der Stier.
Wo blieb, du ſtolzer Obelisk, die Weisheit, die dich aufgethürmt?
Frag' das baſaltne Räthſel, frag' die Sphinx, die ihre Gruft beſchirmt.

Wo blieb, der in Upſala ſtand, der Aſaherrſcher gold'ner Thron?
Ach, einſam trauernd über's Meer geht Widar, Odin's ſtummer Sohn.
Wo wölbt ſich Rhetra's Pantheon? Wo ſingt man ſeiner Götter Ruhm?
Zerſtoben, ſammt dem Sachſenleu'n, der Brände warf ins Heiligthum! —

Die Zeit, die Allbeſtatterin, ſie furcht und pflüget ſonder Ruh,
Und jede Furche, die ſie pflügt, deckt ſchollernd ein Jahrtauſend zu.
Auch über Wall und Viaduct, wie über Flur und Roſenhag,
Wird rauſchend ihre Pflugſchar geh'n. — Einſt kommt der Tag, einſt kommt der Tag!

Das Gedicht ſchließt:

Aufjauchzt der wilde Troß und ſtürmt zum Brudermord, zur letzten Schlacht! —
O Menſchenſinn, du tobſt ſo laut! Natur, du walteſt leis und ſacht.
Geſchlechter wechſeln, du beſtehſt: ſie werden Staub, du alterſt nicht,
Du zeigſt dem Enkel, wie dem Ahn, daſſelbe liebe Angeſicht.

Du hegſt ſie All' an deiner Bruſt; du haſſeſt nicht, du biſt gerecht;
Dir gilt die Eiche, was ihr Moos; der Fürſt, was ſeines Knechtes Knecht.
Ob wo am Kreuzweg ſtill verhaucht ein Spielmann, der das Land durchirrt,
Ob ſpurlos im Vertilgungskampf ein großes Volk vernichtet wird:

Du ſtreuſt dein Laub auf jede Gruft; dein Odem läßt im Frühlingsweh'n
In neuer Form, in junger Pracht die Todten wieder aufersteh'n.

Mag des Vandalen blinde Wuth verwüſtend d… Reiche zieh'n,
Du folgſt ihm leiſe wandelnd nach mit Blütenſch… Blättergrün.

Wo einſt die ſtolze Königsburg in Glanz und T… Wohllaut ſchwamm,
Da wogt ein Meer, da rauſcht ein Wald, ſchier … jährig Stamm an …
Des Mondes bleiches Silber bebt um Buſch un… um Rind' und Roh…
Und dämmernd aus den Waſſern taucht die längſtv… Stadt empor,

Mit Kuppeln, Säulen, Volksgeräuſch! — Doch … See hat nur geträu…
Der Nebel nur hat ſich gethürmt, die Welle nur an… geſchäumt.
Von einer reichen Menſchenwelt, die trunk'ner U… beſeelt,
Blieb eine dunkle Sage nur, die Nachts der H… Schilf erzählt.

Beachtung verdient auch ein Sonettenkranz: „… aus Roſaliens Nachlaſſe“, worin die Verſtorb… junges Liebesleben mit einem Feuer beſingt, wie … einer erſt funfzehnjährigen Jungfrau (als ſolche … net ſie ſich in einem Sonette ſelbſt) überraſchend … auch in ſittengeſchichtlicher Hinſicht bedeutſam iſ… ringt nach dem Geliebten mit Leib und Seele; … blickt ihn zu Roß:

Da fliegt es hin! Von ſeiner Kraft beflügelt,
Fühlt es als Gott ſich unter andern Pferden,
Und ich vergeh' in Schmerz und heißen Thräne…

Sie durchwandert einen Antikenſaal und ruft:

Sucht, kluge Schweſtern, höherer Naturen
Abglanz nur immerhin im kalten Steine!
Er lebt in ihm! Und, o! wie muß er küſſen!

Endlich fühlt ſie ſich ſelig im Beſitz ihres Geli…

Wenn dir ein Mädchen, ſchöner Jüngling, endli…
Die kalte, übermüth'ge Bruſt bezwungen
Und, von der ſehn'gen Arme Kraft umſchlungen,
Durch Thränen lächelnd lallt dir kaum verſtänd…

Wie ſie um dich gelitten ſo unendlich,
Wie ihr vor Weh das Herz beinah zerſprungen,
Wie ſie des Nachts im Kampf mit ſich gerungen
Wie früher Tod ihr ſchien ganz unabwendlich:

Wer hat alsdann des Glückes mehr zu eigen,
Du, der du wollteſt maßlos ſie beglücken,
Sie, die dir trunken ſtammelt ihre Wonne?

Du biſt es doch! Zwar glücklich ſind die Mücke…
Die in der Sonne tanzen ihren Reigen,
Allein um wie viel ſel'ger iſt die Sonne!

Aber ſie fühlt auch, daß ſie den Tod im … trägt, und ſtrömt ihre Wehmuth über den un… lichen Verluſt ihres Geliebten in einem letzten Son…

Beide weſtfäliſche Albums enthalten auch p… Aufſätze, Novellen, Sagen u. ſ. w., die „… außerdem rhythmiſche Uebertragungen däniſcher und … diſcher Gedichte von Ingemann, Bagger, Holſt, … moſe, Winther, Runeberg, Grafſtröm, Tegnér u… cander von F. W., die ſehr gewandt ſind und … Geiſt der Originale in wohllautenden Strophe… glücklich ausprägen.

„Heſſiſche Dichterbuch“ von J. Marbach hat
ke, die poetiſche Productivität des „engern Va-
des Herausgebers, alſo Heſſen-Darmſtadts,
oählten Proben zu zeigen, iſt aber zugleich ein
:atz für die noch lebenden Dichter jenes Gaus
von denen ſich hier vieles Ungedruckte vorzu-
eint. Der Herausgeber hat ſeine Sammlung
auf die Grenzen des jetzigen Großherzogthums
ſchränkt, daß er ſich entſchuldigen zu müſſen
enn er auch die Dichterin Luiſe von Ploennies,
nachbarten kurheſſiſchen Hanau geboren, aber
adt eingebürgert iſt, ebenfalls berückſichtigt und
on ihr aufgenommen hat. Uebrigens verſichert
sgeber, dem Vorwurf des Particularismus mit
gegenzuſehen, da ja heutzutage Jeder particula-
n müſſe, der Klärung in die Fülle des vor-
Stoffs zu bringen ſuche. Dankenswerth bleibt
nlung dieſer Art, welche uns über die poetiſchen
eines beſtimmten Landſtrichs eine Ueberſicht
dem Literaturfreunde jedenfalls, namentlich aber
ig biographiſcher Notizen, die der Herausgeber
iche beigefügt hat. Auffallend iſt die verhält-
große Zahl heſſen-darmſtädtiſcher Dichter, welche
n politiſchen oder deutſchkatholiſchen Bewegun-
Zeit betheiligt und ſich zum Theil dadurch in
gen, Preßpoceſſe und Verurtheilungen verwickelt,
auch zur Auswanderung genöthigt ſahen. Karl
ig Follen, Alexander Büchner (Bruder des
Georg Büchner), Karl Buchner, F. L. Weidig,
hkatholiken Joſeph Pirazzi und Ferdinand Dief-
Karl Emil Scriba (der Verleger dieſes Buchs,
eolog) u. A. gehören in dieſe Kategorie; auch
e einige Gedichte politiſchen Charakters, na-
ie kräftigen der Brüder Follen, zu den ſchön-
och eigenthümlichſten und charaktervollſten der in
mmlung enthaltenen Gedichtproben zu rechnen.
mit landſchaftlichen Reizen reich geſegnete Land-
den Oberrhein und Untermain (den Glanzpunkt
mit Goethe, Klinger, Clemens Brentano
sgenommen) hat ſich auf dem Gebiete poetiſcher
ı bisher überhaupt nicht ſehr hervorgethan und
lſtechen deutſcher Dichter nicht gerade die höch-
: gewonnen. Auch die vorliegende Sammlung,
nit Johann Nikolaus Götz, einem der beſſern
gern Lieder- und Epigrammendichter der vor-
n Periode eröffnet, enthält manche recht hüb-
anſprechende Gedichte, auch einzelne von tiefe-
ſſung und Empfindung, aber doch wenig in
Inhalt eigentlich Hervorragendes. Zudem hat
Herausgeber nur auf ſolche Dichter beſchränkt,
gleich auch lyriſche Sachen gedichtet haben,
uch z. B. der jedenfalls eigenthümlich begabte
r Tragödie „Danton's Tod“, Georg Büchner,
le gefunden hat. *)

Hermann Marggraff.

Gemüthliche Bilder aus dem Naturleben der Vögel.

Vor einigen Jahren erhoben ſich mehre Stimmen gegen das heutige Lehren und Treiben der wiſſenſchaftlichen Naturkunde. Man war mit ihr gar nicht mehr zufrieden, machte ihr den harten Vorwurf, daß ſie ganz verkehrte Wege eingeſchlagen habe und gar nicht mehr im Stande ſei, den fühlenden Menſchen zu befriedigen, daß ſie ihre Leſer und Schüler ermüde durch den wieder eingeführten alten Zopf übertriebener Gelehrſamkeit und ſpitzfindiger Kritik, daß ſie dieſelben tyranniſire durch den platten Materialismus und den übernatürlichen Spiritualismus, daß ſie überhaupt den wahren Sinn und die höhere Liebe zur Natur nicht blos nicht erwecke, ſondern geradezu tödte.

Das war eine entſetzliche Anklage. Sie erregte großes Aufſehen ganz vorzugsweiſe in der Welt der deutſchen Jugendbildung, wo überhaupt ſchon lange ein fruchtbarer Boden für dieſe Unzufriedenheit bereit lag. Es fehlte daher den dreiſten Reformatoren der Schulnaturwiſſenſchaften auch nicht an aufſtachelndem Anhange. Und ſo kam es denn, daß wir in kurzer Zeit einen gewaltigen Ueberfluß an ſogenannten Gemüthsnaturlehren erhielten, welche mit widerlich weicher Sentimentalität, mit tändelnder Herzlichkeit und ſcheinheiliger Frömmigkeit darauf losſteuerten, bei Jung und Alt Herz und Auge zu öffnen für eine äſthetiſche Auffaſſung und religiöſe Würdigung der uns umgebenden Schöpfung Gottes.

Die Naturforſcher von Fach nahmen von dieſer wunderlichen Aufregung gar keine Notiz. Sie waren überzeugt, daß der Vorwurf ſie gar nicht treffe. Denn gerade in unſerer Zeit hätten ja alle Naturforſcher von Bedeutung ſich ſehr ernſtlich angelegen ſein laſſen, den wahren Sinn für die Naturkunde und damit eine vernünftige Liebe zur Natur ſelbſt zu erwecken; man müßte beſonders in unſerm deutſchen Vaterlande ganz blind und taub geworden ſein, wenn man für den glücklichen Erfolg dieſes edeln Strebens kein Auge und Ohr haben wollte; man müßte es mit Gewalt ignoriren wollen, daß unſer deutſches Beiſpiel allen andern civiliſirten Nationen zur Bewunderung und Nachahmung gedient hätte. Dies würdige Schweigen hat vortrefflich gewirkt. Das denkende große Publicum hielt ohne weiteres feſt an ſeinem bewährten Alten, und die Schule erkannte auch bald, zu welchen haltloſen Luftgebilden die angeprieſene Gemüthspädagogik führte. Daher kam das Ganze bald wieder ins Vergeſſen.

Aber dennoch hat dieſe Anregung, wie ungerechtfertigt und ungehörig auch die von ihr erhobene Beſchuldigung ſein mochte, ebenfalls ihre guten Früchte getragen. Es iſt nicht Alles vergängliches Luftwerk geworden, was im Geiſte einer poetiſchen Naturanſchauung ſeit jener Zeit zutage gefördert wurde; nein, wir haben von Schleiden, Tſchudi, Roßmäßler, Maſius u. m. A. Werke erhalten, welche claſſiſchen Werth haben und durch alle folgenden Zeiten behalten werden. Und im Allgemeinen

---

*) inem Separatabdruck aus den in Königsberg erſcheinen-
Preußiſchen Provinzialblättern“ erfahren wir, daß von
dem „Oſt- und Weſtpreußiſchen Muſenalmanach“, für den bereits Beiträge von mehr als hundert preußiſchen Dichtern eingegangen ſind, ein zweiter Jahrgang erſcheinen ſoll. Der vorige Jahrgang erſchien bekanntlich zu Gunſten der Nationalbankes-Stiftung und ergab einen Reingewinn von 1042 Thalern. Auf Anregung des Regierungsraths Jacobi, des Predigers Jacobſon und des Profeſſors Lehmann, der ſich um den „Oſt- und Weſtpreußiſchen Muſenalmanach“ vorzüglich verdient gemacht, iſt auch ein Verein altpreußiſcher Dichter zuſammengetreten, deſſen Angelegenheiten, wie es ſcheint, von einem aus 17 Mitgliedern beſtehenden Ausſchuß verwaltet werden. In dem Druckblatte, dem wir dieſe Notiz verdanken, wird bemerkt: „Wie wäre es — hört man die Vereiner ſprechen — wenn wir mit dem neuen Jahrgange des Almanachs einen Theil der Schuld abzahlen könnten, welche die Welt unſerm Vater Kant noch rückſtändig iſt, damit er endlich den ihm längſt zugedachten Ehrenthron beſteige? — und ſchon dieſe Worte dürften in jeder Preußenbruſt anklingen.“

hat ſich dieſe feine Gemüthsſeite in der Auffaſſung und Durchführung der Naturbetrachtung, womit Buffon, Konrad Geßner und unſer Alexander von Humboldt die Wiſſenſchaft ſchon ſeit einem Jahrhundert neu belebt und verherrlicht haben, durch jene Anregung nur noch mehr einzubürgern gewußt. Es iſt dies der literariſche Boden, wo der Mann der Wiſſenſchaft mit dem Dichter Hand in Hand geht, wo alle Nationen in heimatlicher Vertraulichkeit zuſammen leben, wirken und ſich erfreuen. Das ſoll aber auch der Geſichtspunkt ſein, von dem wir bei unſerer heutigen Betrachtung ausgehen, der wir folgende literariſche Erſcheinung zugrunde legen:

L'oiseau. Par *J. Michelet*. **Deuxième édition.** Paris 1856.

Das iſt ein ganz vortreffliches Buch. Es feſſelt und erfreut ſeine Leſer mit einer unwiderſtehlichen Gewalt. Es iſt durch und durch ein Sonderling, aber ein ſolcher, der reich iſt an anmuthiger Liebenswürdigkeit, der überall gern geſehen wird, weil er viel Geiſt hat und angenehm unterhält. Der Verfaſſer iſt eigentlich Hiſtoriker und Politiker von Fach und hat ſich auf dieſem Felde durch ſeine „**Histoire de France**", „**Histoire de la république romaine**", „**Mémoires de Luther**", durch „**Jeanne d'Arc**" und „**Louis XI et Charles le Téméraire**" einen ſehr geachteten Namen erworben. Neben dieſem Fachſtudium intereſſirte er ſich aber mit ganz beſonderer Vorliebe für die Naturgeſchichte der Vögel. Die Werke von Wilſon, Audubon und Touſſenel bildeten ſeine Erholungslectüre und veranlaßten ihn zu ſelbſtändigen Beobachtungen und zum eigenen Handanlegen an die Beſchreibung ſeiner Hausſchwalbe, ſeines Rothkehlchens, ſeiner Nachtigall. An dieſe erſte Grundlage zum Buche ſchloſſen ſich dann nach und nach noch mehre andere Betrachtungen an. Das beſpricht der Verfaſſer ſehr liebenswürdig in dem erſten Abſchnitte, welcher die Ueberſchrift trägt: „**Comment l'auteur fut conduit à l'étude de la nature.**" Er erzählt auch hier, daß er im Frühjahre 1852 aufs Land gezogen ſei, um mit mehr Muße die das Jahr 1793 betreffende Partie ſeiner „**Histoire de France**" bearbeiten zu können, daß dann das Ausmalen der geſchichtlichen Schreckenstage eine furchtbar angreifende Arbeit geweſen ſei, wovon er ſich nur durch den friedlichen ſtillen Umgang mit der Natur wieder erholen konnte; daher ſei es auch wahrſcheinlich gekommen, daß er ſich ſo entſchieden gegen das Tödten und Nachſtellen der Vögel ausgeſprochen habe. „**Ce livre-ci, au contraire, est un livre de paix, écrit précisément en haine de la chasse. La chasse à l'aigle et au lion, d'accord; mais point de chasse aux faibles.**" Daß man ihm in dieſen Grundſätzen „**rêves de femme**" zum Vorwurf machen würde, könnte wol ſein, indeß — „**qu'importe? — qu'un coeur de femme soit mêlé à ce livre, je ne vois aucune raison pour repousser ce reproche. Nous l'acceptons comme un éloge.**" Er benutzt dann die Gelegenheit, die Bekenntniſſe einer edeln weiblichen Seele einzuſchalten, welche mit ihm das Buch gemacht habe.

In deutſcher Ueberſetzung erſchien dieſe Schrift unter dem Titel:

Aus den Lüften. Das Leben der Vögel von J. Michelet. Aus dem Franzöſiſchen. Berlin, Allgemeine deutſche Verlagsanſtalt. 1857. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieſe deutſche Bearbeitung lieſt ſich ebenſo vortrefflich wie das Original ſelbſt, ja ſie beſitzt ſogar noch den Vorzug, daß ſie da, wo dieſes ſich ein bischen gar zu ſehr in bloßen Worten gehen läßt, abkürzt und die Hauptſache enger und inniger aneinander knüpft. Nur können und müſſen wir es aufrichtig beklagen, daß der Ueberſetzer die ganze 52 Seiten lange Einleitung des Originals, deren wir oben gedachten, mit Stillſchweigen übergangen und es dadurch dem Leſer ſchwer gemacht hat, ſich in die Eigenthümlichkeiten des Buchs raſch hineinzufinden. Können wir nun auch nicht leugnen, daß dies einleitende Vorwort bei aller ſeiner geiſtreichen Lebendigkeit allerdings etwas zu lang gerathen iſt, ſo möchten wir es d
Alles in der Welt nicht miſſen. Die Ueberſetzung e
hoffentlich bald eine neue Auflage, der wir dann das
hinzuzufügen dringend anrathen. Bis dahin wollen
vorliebnehmen mit Dem, was mitgetheilt iſt, und d
wir um ſo eher, als es die Hauptſache des Original
vortrefflicher Verdeutſchung enthält.

Das franzöſiſche Original zerfällt in 24 Abſchn
von die deutſche Ausgabe 21 bringt, nämlich: „Das
Pole (Fiſchvögel)", „Der Flügel", „Anfänge zu
„Der Triumph des Flügels (Fregattenvogel)", „
(Verfall einiger Geſchlechter)", „Die Reiherſtände A
„Der Kampf der Vögel", „Der Reinigungsproceß
Tod (die Raubvögel)", „Das Licht (die Nacht)", „E
Winter (die Wanderungen)", „Die Schwalbe", „
im Dienſte des Menſchen", „Die Arbeiter-Vögel (der
„Der Geſang", „Die Städte und Staaten der Vög
ziehung", „Die Nachtigall und der Gipfel der Kunſ
teres über die Nachtigall", „Schluß".

Wir knüpfen nun den Faden unſerer ſpeciellen Be
des Buchs ſogleich an den Kernpunkt deſſelben, an
ſchnitte über die Nachtigall. Der Leſer wird hier
Markt St.-Germain, welcher früher als **Pré aux c**
große Berühmtheit beſaß, geführt, wo des Sonntag
gelmarkt von Paris abgehalten wird. Die zum Ver
geſtellten Vögel werden mit den Sklaven des Ori
glichen. Zuerſt zieht der Spottvogel Amerikas die
ſamkeit des Publicums auf ſich. Ein geſteigertes
gewährt dann eine Grasmücke. Sie ſtand allein auf
ſtellung wie ein Kleinod ohne Gleichen, flatterte
elegant und zeigte in allen ihren Bewegungen eine be
Anmuth. „Tiefer, viel tiefer befand ſich in einem en
ein etwas größerer Vogel, der, unmenſchlich ein
einen bizarren, ganz entgegengeſetzten Eindruck ma
war ein Buchfink und der erſte, den ich blind geſe
äußerſt peinlicher Anblick. Seine unruhige gequälte
machte mir ſeinen Geſang ſchmerzlich. Und das
dabei war eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem Sch
und der Haltung des Kopfes, welche häufig menſch
ſichtige oder Blindgewordene annehmen. Der Bli
hält ſich niemals ſo. Mit gewaltſamem, aber unau
Streben, das eine Gewohnheit geworden, hielt er
nach rechts gewandt und ſuchte mit ſeinen leeren
Licht. Der Hals verlor ſich faſt in den Schultern
ſich auf, als wollte er dadurch mehr Kraft gewinn
unglückliche Virtuoſe, der nichtsdeſtoweniger ſang,
ſeiner verwachſenen Misgeſtalt ein niedriges Bild der
keit eines Sklavenkünſtlers geweſen, wenn ihn nicht
aufhörliche Suchen nach Licht geadelt hätte. Man a
ſein Geſang der unſichtbaren Sonne galt, die ihm
Gedächtniß war." Wir trennen uns von der weite
derung dieſes traurig-ſchönen Lebensbildes, um Raum
zu gewinnen für ein anderes, das noch viel mehr dazu
iſt, unſere ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehm
iſt eine erſt kurz zuvor eingefangene Nachtigall. Si
mehren andern Vögeln in einem elenden kleinen Käfi
Vogelhändler hatte mit geſchicktem Machiavellismus
rigen Gefangenen mitten unter eine Welt von klein
ven geſetzt, die ſehr luſtig waren und ſich ſchon in
fängnißleben gefunden hatten. Es waren junge Kr
die vor nicht gar langer Zeit im Gefängniß geboren
und er hatte ſehr wohl berechnet, daß der Anblick von
digen Kinderſpielen häufig über einen großen Schmerz
täuſcht. Groß allerdings, ungeheuer war hier der
ausgedrückt, ſtärker als wir es durch Thränen vermö
war ein ſtummer Schmerz, in ſich verſchloſſen, der
Finſterniß wollte. Das Thier ſtand ganz hinten i
im Dunkeln, halb hinter einem kleinen Freßnapf
Es hatte ſich aufgeblaſen und ſtand mit etwas g

ſchloß die Augen und öffnete ſie ſogar nicht, wenn
jungen Tollköpfen bei ihren Spielen geſtoßen
nbar wollte es nichts ſehen, nichts hören, weder
ſich tröſten. Dieſes freiwillige Dunkel war, das
ıtlich, in ſeinem herben Schmerze ein Beſtreben,
ein beabſichtigter Selbſtmord. Mit ſeinem Geiſte
hon den Tod und ſtarb. Uebrigens zeigte dieſe
ts von Haß, von Bitterkeit, von Zorn, nichts, was
chbar, den Finken, hätte erinnern können. ... Ich
um er nicht ſtarb; es war, weil ſelbſt die Sehn-
:m Tode in ihm wieder zum Geſange wurde. Sein
ummerweiſe, was ich vollkommen verſtand:

> Lascia ch'io piauga la libertà!
> (Laß mich um meine Freiheit weinen!)

jte den Kerkermeiſter, ob der Vogel käuflich ſei.
Mann ſagte, er ſei noch zu jung, um verkauft zu
reſſe noch nicht allein. Offenbar war dies unwahr,
nicht von dieſem Jahre, aber jener wollte ihn be-
hn gegen Ende des Winters zu verkaufen, wenn
lehrende Stimme ihm höhern Werth gab." So
etrachtung des eingefangenen Vogels immer tie-
aſſender in die Geſchichte deſſelben, welche in der
eg ebenſo belehrend als poetiſch fein ausgemalt iſt.
der Verfaſſer ſein Buch mit dieſem ſinnigen Cha-
e der Nachtigall zum Schluß bringen will, kommt
und berühmter Lehrer Touſſenel von ſeinen großen
zurück und bringt ihm eine Nachtigall mit. Das
milienereigniß. Man gab ihr im ſchönſten Zim-
uſes einen recht ungeſtörten Platz. Kein anderer
in ihre Nähe. Man behandelte ſie genau nach
ouſſenel gegebenen Vorſchrift. Unglücklicherweiſe
ein gezähmtes Rothkehlchen einen Strich durch
ıg. Dies Thierchen flog in Michelet's Arbeits-
umher und beſuchte bei der Gelegenheit bald den
den Buchfinken, bald den Stieglitz, ohne mit
treit zu gerathen. Eines Tages ſtand aber die
Saale offen, in dem der Käfig der Nachtigall auf-
:. Das Rothkehlchen flog hinein und gerieth in
he Wuth, als es dieſen neuen vornehmen Haus-
Geſicht bekam. Doch geben wir lieber dem Ver-
das Wort.
rocken und zornigen Temperaments, ſtürzte er, ohne
ob der Gegenſtand ſeines Haſſes zwei mal größer
nit Schnabel und Klauen auf den Käfig los. Er
achtigall morden mögen. Dieſe ſtieß indeß Rufe
ıs aus und ſchrie mit klagender, ſchrillender Stimme
Jener war durch die Stangen des Käfigs ab-
rden und ſaß nun mit den kleinen Krallen ſich
Nähe an dem Rahmen eines Bildniſſes feſthaltend,
:, ziſchte, zwitſcherte, indem er den Feind mit den
hbohrte. Er ſagte Wort für Wort Folgendes:
Geſanges, was willſt du hier? Iſt's nicht genug,
ölz deine Stimme gebieteriſch und Alles vernich-
Lieder verſtummen macht und allein die weite
ſcht? Nun willſt du mir auch noch die neue Exi-
, die ich mir hier geſchaffen habe, das künſtliche
f dem ich im Winter ſitze, deſſen Zweige die Bre-
iothek, deſſen Blätter die Bücher ſind? Du willſt
ſamkeit, die man mir ſchenkt, das Nachſinnen mei-
das Lächeln meiner Herrin theilen und ganz rau-
mir Unglücklichem! Die Liebe zu mir iſt aus!»
erfall des Rothkehlchens, den wir bald vergaßen,
einem furchtſamen Opfer nicht aus dem Gedächtniß
Die unglückliche Nachtigall flatterte ängſtlich hin
d nichts ſchien ſie beruhigen zu können. Man
dafür, daß ſich Niemand ihr näherte. Ihre
die nöthige Pflege für ſie ſelbſt übernommen.
e Latwerge, womit man am beſten dieſen glühen-
den Herd des Lebens unterhält (Blut, Hanf- und Mohnſamen) wurde gewiſſenhaft bereitet. Blut und Fleiſch iſt die Subſtanz, der Hanf iſt das Kraut der Trunkenheit und der Mohn neutraliſirt beide. Die Nachtigall iſt das einzige Weſen, dem man ſtets Schlaf und Träume zuführen muß."

Endlich gelang es, dem unglücklichen Gefangenen wieder Vertrauen einzuflößen zu ſeiner Umgebung, wobei zunächſt der aus weiter Ferne herübertönende Geſang der Frau Michelet Wunder bewirkte. Sanfte, ſchwermüthige Melodien wurden dabei ganz vorzugsweiſe wirkſam gefunden. So that z. B. das „Ständchen" von Schubert vortreffliche Dienſte. Das Thier hörte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu und zeigte dann eine ſo freudige Umwandlung, daß es ſogar wieder das Futter anrührte, wovon es drei volle Tage lang nicht die geringſte Notiz genommen hatte. Der Vogel gewöhnte ſich dann wieder und führte ſein Käfigleben in contemplativem Ernſte ruhig weiter fort, nur zum Selbſtſingen konnte er ſich nach der Rothkehlchenkataſtrophe nie wieder entſchließen. Er ſchien ſeit der Zeit ganz und gar ſeine Stimme verloren zu haben.

Schließlich beſpricht der Verfaſſer noch den Punkt des Mistrauens, den alle Thiere der freien Natur gegen die Menſchen zeigen. Er glaubt, daß dies erſt durch die harten Eingriffe und Verfolgungen der Menſchen entſtanden ſei. Als Wilſon in die Gegenden Amerikas gekommen ſei, wo vor ihm noch nie Menſchen geweſen, ſo hätten ſich alle Thiere ihm zutraulich zugeſellt und ſo gut wie gar keine Furcht gezeigt. Ob dies ganz buchſtäblich wahr iſt, möchten wir faſt bezweifeln. Mag dem aber aber auch ſein, wie ihm wolle, ſo iſt's doch ſchön geſagt und verdient die aufmerkſamſte Beachtung und Beherzigung.

Bernardin de St.-Pierre, der in vielfacher Hinſicht unſerm Verfaſſer zum Vorbild gedient hat, behauptete einſt, man würde das Thier nicht überſiedeln können, wenn man nicht zugleich mit ihm die Pflanze importirte, der es vorzüglich zugethan ſei. Dies Wort hat der Verfaſſer ganz vortrefflich bewahrheitet gefunden; er erzählt: „Für einen aufgeklärten Liebhaber, der in Paris ſich eine Sammlung von lebenden Vögeln angelegt hatte, iſt es doch nicht ungeſagt geblieben. Wie viel Mühe er ſich auch mit einem ſehr ſeltenen Papageienweibchen gab, das er gekauft hatte, es blieb hartnäckig unfruchtbar. Er erkundigte ſich nach dem Baume, in dem der Vogel ſein Neſt zu machen pflegte, und gab in Havre Auftrag, ihm einen ſolchen zu beſorgen. Noch lebend konnte er ihn nicht bekommen, er erhielt ihn ohne Blätter, ohne Zweige, nur als todten Stamm. Nichtsdeſtoweniger fand der Vogel in dieſem morſchen Stumpfe ſeinen gewohnten Platz wieder und verſäumte nicht, ſein Neſt darauf anzulegen. Er nahm ein Männchen an, begattete ſich, bekam Eier, brütete ſie und hat jetzt Junge. Die Aeußerlichkeit der Wohnung wiederherzuſtellen, die Nahrung, die vegetabiliſche Umgebung, die Heimatlichkeit aller Art annähernd zu ſchaffen, welche den Verbannten täuſchen und ihn ſein Vaterland vergeſſen machen können, das iſt nicht blos eine Sache der Wiſſenſchaft, der Kenntniß, ſondern dazu gehört noch ein ganz beſonderer erfinderiſcher, ſinnreicher Takt. ... Es iſt dies eine neue Kunſt, in deren Geheimniß man nur durch eine ſittliche Vertiefung, eine Verfeinerung und Zartheit des Urtheils dringen wird, eine Kunſt, die jetzt kaum erſt ihre Anfänge durchzumachen hat und die vielleicht erſt wirklich zu exiſtiren anfängt, wenn die Frauen das Gebiet der Wiſſenſchaft betreten dürfen, von dem ſie bisher noch ausgeſchloſſen geweſen. Dieſe Kunſt erfodert eine unendliche Zartheit des Urtheils und weiſer Umſicht."

Heinrich Birnbaum.

Joſef Rank.

1. Von Haus zu Haus. Kleine Dorfchronik von Joſef Rank. Leipzig, Voigt und Günther. 1856. Gr. 16. 25 Ngr.
2. Achtſpännig. Volksroman von Joſef Rank. Zwei Theile. Leipzig, Mendelsſohn. 1857. 8. 2 Thlr.

Wir haben uns neulich in einem Artikel über Auerbach's „Barfüßele“ gegen das Ueberwuchern der „Dorfgeſchichten“ als eines vollkommen ſelbſtändigen Zweigs der erzählenden Literatur erklärt; wir haben beſonders das Hineineintragen fremdartiger Elemente verfeinerter Bildung und Empfindung in die ruſticale Welt getadelt und die Stilloſigkeit gerügt, welche aus der Miſchung eines nach bäuerlicher Plaſtik ſtrebenden Ausdrucks mit philoſophiſchen Wendungen entſteht. Wir haben vorzugsweiſe dem unſchuldigen „Barfüßele“ das kritiſche Armenſünderhemd übergeworfen, weil wir uns das einbändige Romanheldenthum eines Gänſemädchens durchaus nicht gefallen laſſen können; denn bei allem unſern Reſpect vor den Dorfgänſen, der ſich gegen Martini hin ſteigert, wollen wir doch ihr Hutungsrecht auf dem Gebiete der ſchönen Literatur möglichſt eingeſchränkt wiſſen. So können wir uns auch mit der Vorliebe, die Joſef Rank für Dorfzuſtände und Dorfereigniſſe hegt, im Princip nicht einverſtanden erklären; doch iſt ſeine Darſtellungsweiſe von der Auerbach's ſo weſentlich verſchieden, daß auch bei ihrer Beurtheilung ein anderer Standpunkt eingenommen werden muß.

Auerbach iſt zugleich der Homer und Spinoza des Dorfes. Er ſtrebt auf der einen Seite nach der Objectivität der Darſtellung, nach einer ſachlichen Treue, welche mit Behagen in der Breite der äußerlichen Welt aufgeht. Er erſpart uns nichts vom Leben und Treiben des Dorfes; er malt ſorgfältig die Decorationen, und wenn er uns in eine Küche führt, ſo malt er uns das ganze Kochgeſchirr auf den Geſimſen und wie die Sonne darauf ſpielt. Seit Immermann auf mehren Seiten geſchildert, wie der Hofſchulze ſeinen Wagen anſpannt, iſt es Mode geworden, das Talent objectiver Darſtellung in ähnlicher Weiſe zu bewähren. Die Arbeiten und Werkzeuge der einzelnen Handwerker werden uns mit einer Ausführlichkeit geſchildert, daß man oft glauben ſollte, die Schriftſteller hätten ihre Inſpiration aus jenen Bilderbüchern für Kinder geſchöpft, in denen ſich unter dem wohlgetroffenen Porträt des Schmieds, Schuſters, Schieferdeckers in einem technologiſchen Fibelvers, bisweilen aber auch in realiſtiſcher Proſa, die Angabe ſeines Handwerkszeugs nebſt Gebrauchsanweiſung befindet. Bei unſern Culturverhältniſſen, die ſich von den Homeriſchen weſentlich unterſcheiden, erſcheint uns dieſe Manier der Darſtellung ebenſo unkünſtleriſch wie langweilig. Es iſt ſchade, daß ſich Auerbach bei der Klarheit und Anſchaulichkeit der Schilderung, die zu ſeinen mit Recht gerühmten Vorzügen gehören, zu ſolchen Uebertreibungen hinneigt. Ebenſo trifft er wol oft den naiven Volkston mit vielem Glücke; aber dann ſchiebt er wieder ſeinen Volkskindern Betrachtungen und Empfindungen unter, die das Studium von Spinoza nothwendig vorausſetzen. Was überhaupt ſeine Darſtellungsweiſe charakteriſirt, iſt ein feierlicher Ernſt und gewichtiger Aplomb, der oft zur Unzeit ins Lehrhafte verfällt.

Joſef Rank dagegen hat mehr von jenem freiſchwebenden Humor, der die Detailmalerei mit einem geiſtigen Hauche durchdringt. Der Humor erſt gibt dem Kleinſten unendlichen Werth. Der todte Stoff verſchüttet uns nicht mit ſeiner Schwere, wenn wir geiſtig frei über ihm ſchweben. Die Jean-Pauliſirenden Lichter, die Joſef Rank aufzuſetzen liebt, geben ſeinen Schriften ein wärmeres Leben. Der Accent ruht nicht, wie bei Auerbach, auf dem Stoffe; es iſt nicht die Dorfgeſchichte par excellence, die ſich als äſthetiſche Gattung geltend machen will. Während z. B. „Barfüßele“ eine Dorfidylle ohne allen Contraſt, ohne alle Berührung mit der Welt der Bildung iſt, liebt es Rank, die gebildeten Stände mit in den
Kreis der Ereigniſſe, die er ſchildert, hineinzuziehen, ſodaß [illegible]
Idylle durch den Gegenſatz zu größerer Wirkung kommt. Er
liebt romanhafte Ueberraſchungen und Verwickelungen, während
Auerbach mit antiker Einfachheit zuwerke geht; und wenn Rank
nicht die Plaſtik der Auerbach'ſchen Darſtellung erreicht, ſo verfällt er auch nicht in ihre Fehler. Im Rank'ſchen Talent, [illegible]
durch Wärme des Gefühls und der Phantaſie charakteriſirt
wird, können wir durchaus nicht die Röthigung zur [illegible]
dorfgeſchichtlicher Stoffe entdecken. Darum hält auch er [illegible]
die Grenzen derſelben nicht ſtreng ein, ſondern ſteht immer
mit einem Fuße im Reiche ſtädtiſcher Bildung. Freilich iſt [illegible]
von den Fehlern der ganzen Richtung nicht freizuſprechen. Er
verliert ſich oft in Reflexionen, die kaum zur Sache gehören, [illegible]
ſchlägt nicht immer den entſprechenden Ton an, wo er in [illegible]
Seele ſeiner Helden und Heldinnen hinabſteigt, und wie Auerbach an philoſophiſcher Phraſenhaftigkeit, ſo leidet Rank [illegible]
Ueberfülle nicht immer correcter Bilder, oder vielmehr an [illegible]
nicht correcten Wahl derſelben; denn er wählt bisweilen [illegible]
Bild, das für eine Ode paſſend wäre, zur Ausſchmückung [illegible]
Dorfſkizze. Dennoch ſind ſeine Schriften aus einem [illegible]
der Autor iſt mit ſeinem ganzen Gefühl bei Dem, was [illegible]
ſchreibt, und das macht ſtets einen wohlthuenden Eindr[illegible]
wenn er auch ſeinen Gefühlen oft zu dithyrambiſch die Zü[illegible]
ſchießen läßt.

„Von Haus zu Haus“ iſt eine kleine humoriſtiſche Dorf[illegible]
chronik, die einige allerliebſte Genrebilder enthält. Es iſt [illegible]
die Art und Weiſe der erſten Auerbach'ſchen Dorfgeſchichten, [illegible]
denen wir vor den ſpätern „Kunſtwerken vom Dorfe“ [illegible]
dingt den Vorzug geben. Zu einem Genrebilde reicht der [illegible]
des Dorflebens ohne Verfälſchung aus, zu einem umfangrei[illegible]
Romane nicht; da muß etwas Waſſer in die idylliſche Milch [illegible]
ſen oder es müſſen ganz fremdartige Ingredienzien hinzug[illegible]
werden. Die Rank'ſchen Genrebilder, wie z. B. „Behäbig“, [illegible]
men einen prächtigen Humor; ſelbſt die anticommuniſtiſche [illegible]
denzpredigt in „Hans Bluhmer und ſeine Knechte“ kommt [illegible]
ungezwungen und artig zutage. Mislicher ſchon iſt der [illegible]
Vatermord im „Wildläufer“ und erinnert in ſeiner [illegible]
Pointe an die Manier Hebbel's und den wahrhaft [illegible]
ſchen Kindermord, der in ſeinen kleinen Erzählungen [illegible]
„Klärchen“, die umfangreichſte Geſchichte des Ganzen, [illegible]
einige das Gemüth ergreifende Klänge an; die blaſſe [illegible]
mentale Geſtalt des Bildhauers erinnert an ähnliche [illegible]
Charaktere Jean Paul's.

Im Volksroman „Achtſpännig“ ſucht Joſef Rank [illegible]
Culturbild zu entrollen, in welchem der Sieg der fortſch[illegible]
den Induſtrie über andere Gewerbszweige dargeſtellt [illegible]
Der Held des Romans iſt der letzte Frachtfuhrmann, der, [illegible]
den Eiſenbahnen aus ſeinem Berufe verdrängt, als leiden[illegible]
licher Gegner dieſer Neuerung aus ſeinem Heimatdorf[illegible]
Gebirge entflieht, um dem Anblick der dampfenden Ung[illegible]
zu entgehen. Doch auch hierhin folgt ihm der Zeitgei[illegible]
ſeinen Dampfesroſſen, und das Reſultat iſt die endliche [illegible]
kehrung des Helden zu beſſerer Einſicht. Ohne Frage iſt [illegible]
Stoff intereſſant; aber der Roman wäre intereſſanter ge[illegible]
den bei ſtrengerer Beſchränkung und ſtrafferer Faſſung. [illegible]
hat ſein Thema zu ſehr erweitert, zu viel Verwandtes [illegible]
hineingezogen und ihm dadurch die draſtiſche Kraft ge[illegible]
Das Zauberunweſen im Gebirge, der alte Geiſterbaron, [illegible]
in ſeinen odiſchen und ariſtokratiſchen Vorurtheilen, der [illegible]
Neffe, der als Induſtrieller auftritt und Fabriken begr[illegible]
das liegt Alles nicht ſeitab vom Grundgedanken, wenn [illegible]
überhaupt den Sieg einer neuen Zeit über eine alte darzuſ[illegible]
ſucht. Doch ſchlagender tritt dieſer Gedanke hervor, wenn [illegible]
nicht an viele Gruppen vertheilt, ſondern energiſch in [illegible]
einzelnen Falle durchgeführt wird. Auch hätten ſich dann [illegible]
die Bekehrung des alten Weringer vielleicht noch ſchlagend[illegible]
Motive auffinden laſſen. So geht der ganze Roman [illegible]
ins Breite, auch die Schilderung der Volksſitten im Gebi[illegible]
iſt für das Grundthema zu ſehr Außenwerk, dennoch hat [illegible]

ſliche Einzelheiten. Das elegiſche Grabgeläute der
jen, über die Chauſſéen kriechenden Frachtungethüme
ewiſſen poetiſchen Reiz; der Charakter des conſer-
chtfuhrmanns gehört in das Reich der modiſchen
r, die aus dem Holze des Tiſchlers Anton in „Ma-
ena" geſchnitzt ſind, wie z. B. auch der Auerbach's
d, ſtarre, ſchroffe Charaktere, nur daß unſer wackerer
ich bildungsfähiger zeigt und ohne alles tragiſche
) dazu entſchließt, „die Welt zu begreifen".
teriſtiſch für die „realiſtiſche Zeitrichtung" iſt das über-
)eiwerk dieſer Romane. Denn während früher die Au-
Excurſen, zu denen der Gang der Handlung ihnen Zeit
nnichfachſten Accorde der Empfindung und des Ge-
önen ließen und im ungeſtörten Genuſſe einer idea-
)welgten, benutzen dieſe Schriftſteller ihre Freiſtun-
)ehäbigen Ausmalen von Volksgebräuchen, über
it der Genauigkeit einer Reiſebeſchreibung Bericht
inen künſtleriſchen Fortſchritt vermögen wir hierin
kennen. Denn wenn die Poeſie zu einer bloßen
Wirklichkeit herabſinkt, dann verliert ſie den Zau-
ihren Urſprung verdankt und durch welchen allein
Zeiten eine große Wirkung auf das Gemüth der
usgeübt. **Rudolf Gottſchall.**

Notiz.

Norwegen.

teratur über Norwegen hat in jüngſter Zeit mehr-
achs erhalten. Mügge's „Nordiſches Bilderbuch",
ſt in Nr. 24 d. Bl. beſprochen wurde, bezieht ſich
zu einem großen Theile auf dieſes durch den Cha-
: landſchaftlichen Natur wie ſeiner Bevölkerung ſo
jungfräuliche Land, und jetzt hat auch ein Fran-
Enault, der im Jahre 1855 eine Ueberſetzung des
nebſt literariſcher und biographiſcher Einleitung her-
ı ziemlich umfangreiches und angenehm und lehr-
ltendes Buch über Norwegen unter dem Titel „La
bei Hachette in Paris erſcheinen laſſen. Der Ver-
rt darin zuvörderſt Chriſtiania, in deſſen Lage er
Aehnlichkeit mit der Lage Genfs entdeckt haben
ı die Umgebungen der norwegiſchen Hauptſtadt,
nebſt dem Gulbrandsdal, Drontheim, Lappland
pen, Bergen, Tromsöe, Hammerfeſt und das Nord-
ıupt norwegiſches Land und Volk, beſonders die
Mit vorzüglichem Intereſſe wird man unter An-
childerung jener in den höchſten Norden vorgeſcho-
n der Civiliſation, Tromsöe und Hammerfeſt, leſen
:feſt, das acht Monate lang in Schnee und Eis
k und drei Monate lang die Sonne nicht ſieht, da-
ropäiſcher Kunſtgenüſſe nicht ganz entbehrt. So
lbſt eine Geſellſchaft, welche während des langen
ı Zeit zu Zeit Concerte veranſtaltet. Der Franzoſe
h den hammerfeſter Kirchhof, fand aber hier nur
Inſchrift und zwar eine deutſche. Auf dem Grabe
r Matroſen waren nämlich die Worte zu leſen: „Gret-
mein nicht!" Enault fügt ſchalkhaft hinzu: „Indeß
ı Vergißmeinnichtſträußchen wetten, daß Gretchen ſich
hat und Mutter vieler Kinder iſt." — In Leipzig
ı Schultze erſchien im Jahre 1856: „Ein Strauß
ens Wäldern. Von Bernhard Herre. Aus dem
ı überſetzt von B. Th.", zum größten Theil aus
:en beſtehend, die dem Verfaſſer Anlaß geben, die
ald- und Gebirgswelt und das Thier- und ſpär-
enleben, das ſich darin regt, mit liebevoll detail-
ıſel zu ſchildern. Nur die Skizze „Karl" iſt rein-
Charakters, die einfache Darſtellung einer rührenden
Ueberhaupt iſt ungekünſtelte Natürlichkeit und
ür dieſe Skizzen wie für alle norwegiſchen Literatur-
producte charakteriſtiſch. „Le Norvégien n'aime pas l'emphase et il a horreur du bombast", bemerkt Enault. — Eine jüngſt in Cambridge erſchienene Schrift: „A long vacation ramble in Norway and Sweden. By X and Y (two unknown quantities)", ſcheint, nach einer Recenſion in der „Saturday review" zu urtheilen, ziemlich werthlos zu ſein und nach Witzen Jagd zu machen, die aber von der genannten Zeitſchrift als geſucht oder läppiſch bezeichnet werden. — Wir möchten bei dieſer Gelegenheit auch auf ein nicht ſehr bekannt gewordenes, aber anziehendes und gemüthvolles, im Jahre 1848 erſchienenes Buch von Heinrich Zeiſe in Altona: „Reiſeblätter aus dem Norden", verweiſen, welches allen den drei ſkandinaviſchen Reichen einen Beſuch abſtattenden Touriſten als Geleitbuch zu empfehlen iſt und außerdem über die Hauptrepräſentanten der norwegiſchen Literatur: Bjerregard, Hanſen, Schwach, die zu der belletriſtiſchen Literatur Norwegens den Grund legten, dann über Munch (derſelbe, welcher jüngſt in ſeiner „Norwegiſchen Monatsſchrift" den däniſchen Skandinavismus ſo muthvoll angegriffen hat), Asbjörnſen, den Herausgeber einer Sammlung norwegiſcher Märchen, deren deutſche Ueberſetzung von Tieck eingeleitet wurde, über Foſſ, Moe und den trefflichen Dichter Welhaven dankenswerthe Mittheilungen enthält.

H. M.

Bibliographie.

Arminia. Geſchichtliches und Gedichtetes zur Feier des 25jährigen Beſtehens der Bäder an der Arminiusquelle zu Lippſpringe. Mit fünf Stahlſtichen. Paderborn, Weſener. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Börſe, die Börſeoperationen und Täuſchungen, die Stellung der Aktionäre und des Geſammt-Publikums. Ein Handbüchlein für Papierſpekulanten und Nichtſpekulanten. Auf Grundlage von Proudhon's Manuel du speculateur de la bourse für deutſche Leſer frei bearbeitet. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 18 Ngr.

Doergens, H., Der heilige Baſilius und die claſſiſchen Studien. Eine gymnaſialpädagogiſche Studie. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 12 Ngr.

Intlekofer, M., Propädeutiſche Einleitung in die Geſammtwiſſenſchaft. Freiburg im Br., Wagner. 8. 9 Ngr.

Rauh, Ueber den Ursprung der Staaten. München. Lex.-8. 27 Ngr.

Reiche, L. v., Memoiren. Herausgegeben von ſeinem Neffen L. v. Weltzien. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Schönwerth, F., Aus der Oberfalz. Sitten und Sagen. 1ſter Theil. Augsburg, Rieger. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wickede, J. v., Die Soldaten Friedrichs des Großen. Preußiſche Soldatengeſchichten. 1ſter und 2ter Band. Leipzig, Herbig. 8. à 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Gilbert, R. O., Die Aufgabe unſerer Gelehrtenſchulen in der Gegenwart. Rede bei Einführung des Prof. Dr. Kraner als Rector des Gymnaſiums zu Zwickau am 20. April 1857 gehalten. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Ngr.

Hagenberg, J. H., Ob Chriſt, ob Türke. Eine ſynthetiſche Parallele, als Gegenſtück der Sander'ſchen Schrift „Die Kataſtrophe im Orient." 2te mit einer erläuternden Vorrede verſehene Auflage. Merſeburg, Garcke. Gr. 8. 10 Ngr.

Neuntägige Maiandacht zu Ehren der unbefleckten Empfängniß Mariä. Nebſt einigen Worten über den Urſprung und Zweck der Maiandacht. Paſſau, Elſäſſer u. Waldbauer. 12. 2 Ngr.

Ueber das Princip der Garantien für die Herzogthümer Holſtein und Lauenburg nebſt Schleswig. Hamburg, Perthes-Beſſer u. Mauke. Gr. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Duve y Huebener (A. G. de), Gramática sucinta del Idioma aleman. 8. Geb. 20 Ngr.

——————, **Spaniſch-deutſches Leſebuch zum Schulgebrauch.** — A. u. d. T.: Piezas escogidas de las literaturas Alemana y Española para el uso de los estudiantes de ambas lenguas. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Das erste Werk ist eine praktische und sehr übersichtliche Grammatik für Spanier, um Deutsch zu lernen, woran es bisher fast ganz fehlte. Das zweite schliesst sich daran als Lesebuch, ist aber zugleich auch von Deutschen, die sich mit dem Spanischen beschäftigen, mit bestem Nutzen zu gebrauchen. Der Verfasser ist ein seit langem in Malaga wohnender Deutscher.

In demselben Verlage erschien:

Spanische Chrestomathie. Hand- und Hülfsbuch der spanischen Sprache und Literatur im 19. Jahrhundert. Mit wort- und sachgemässen Erläuterungen, sowie einer kritisch-literarischen Einleitung herausgegeben von **Friedrich Booch-Arkossy.** — A. u. d. T.: **Manual de la Literatura Española moderna.** Cuadro de la Literatura en Obras de Prosa y Poesía de Escritores Castellanos en el Siglo XIX. Arreglado y dado á luz por **Don Federico Booch-Arkossy.** 8. Geh. 3 Thlr.

Ein für Alle, die sich mit spanischer Literatur beschäftigen, werthvolles und höchst nützliches Werk, da es bisher an einer derartigen Sammlung des Wichtigsten der neuesten spanischen Literatur im europäischen Buchhandel ganz fehlte, und das vorliegende Werk eine solche in planmässiger Uebersicht und geschmackvoller Auswahl darbietet.

Vorräthig in allen Buchhandlungen:

DÜRR'S COLLECTION OF STANDARD
AMERICAN AUTHORS.
AUTHORIZED EDITION.

Bird, Calavar, or the Knight of the Conquest. 2 Vols.
Bryant, Poems.
Cooke, Leather Stoking and Silk.
Cooper, The Last of the Mohicans.
Curtis, Nile Notes of a Howadji.
— „ — Prue and I. (Half Volume).
Emerson, Representative Men.
Franklin, Autobiography with an Appendix.
Harland, The Hidden Path.
Hawthorne, The Blithedale Romance.
——„—— The House of the Seven Gables.
——„—— Twice Told Tales. 2 Vols.
Longfellow, Works. Vol. 1. Poems.
——„—— Vol. 2. The Spanish Student. Evangeline. The Golden Legend.
Longfellow, Vol. 3. Hyperion.
——„—— Vol. 4. Kavanagh. Outre-Mer.
——„—— Vol. 5. The Song of Hiawatha.
Marvel, Dream Life.
— „ — Reveries of a Bachelor.
Poe, Select Works. Memoir. Poems. Tales of
— — — Vol. 2. A. G. Pym. Eu
Prescott, The History of Philip II. 2 Vols.
Sparks, A Contin. to B. Franklin's Autobiog
— „ — The Life of George Washington.
Wormeley, Our Cousin Veronica.

Preis eines jeden Bandes ½ Tha

Jeder Band wird einzeln verkauft.

Die amerikanische Literatur hat in neuester Z so bedeutenden Umfang gewonnen und bietet im I so viel Interessantes und Werthvolles, dass sie uns Aufmerksamkeit verdient. Diese vor kurzem begon den Verfassern, soweit diese noch am Leben, *Collection of Standard American Authors* ist daher eignet eine allgemeine Theilnahme zu finden, umso diese Ausgaben, ungeachtet ihrer Billigkeit bei Ausstattung, hinsichtlich der Correctheit des D besten amerikanischen und englischen Ausgaben Weise nachstehen.

Verlagsbuchhandlung von Alphons Dürr in L

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Geometr
für Schulen und zum Selbſtunte
von **Karl Snell.**

Erſter Theil:

Gradlinigte Planimetrie.

Zweite Auflage. Mit fünf lithographirten Ta
8. Geh. 24 Ngr.

Nachdem der Verfaſſer den Zweck, mit ſeinem der Geometrie" den Lehrern der Mathematik ein einem naturgemäßen, anſprechenden und echtwiſſenſ Lehrgang in die Hand zu geben und auf dieſe Wei form des mathematiſchen Unterrichts auf Schulen be vollſtändig erreicht zu haben glaubte, hat er ſich a die gegenwärtige zweite Auflage deſſelben zu ein ſtändigen Lehrbuch der Elementargeometr geſtalten, welches in drei Theilen die Planimetrie, gonometrie und die Stereometrie behandelt und lich auch als Schulbuch gebraucht werden kann. Theil über Gradlinigte Planimetrie iſt bereits und die beiden andern werden bald folgen. Wie ſich buch in ſeiner frühern Geſtalt beim Unterricht, ſo ſich in der zweiten erweiterten Auflage beim Unter auch beim Selbſtudium nützlich und fruchtbringend und allen Schulanſtalten beſtens empfohlen ſein.

Von dem Verfaſſer erſchien in demſelben Verlag

Einleitung in die Differential- und Integral
Zwei Theile. Mit 7 lithogr. Tafeln. 8. 3 Thlr.

Blätter

für

erariſche Unterhaltung.

t wöchentlich. —— Nr. 27. —— 1. Juli 1857.

e für literariſche Unterhaltung erſcheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preiſe von 12 Thlrn.
Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an.

eueſte Schriften über Magie. Von **Karl Fortlage.** — Roman- und Novellenliteratur. Von **Emanuel Raulf.** — ropaganda durch Tendenzromane in England. — W. von Lüdemann's Biographie Leopold Schefer's. — Eine öſtreichiſche Soldatengeſchichte. — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

eueſte Schriften über Magie.

nsmagnetismus und über die magiſchen Wirkunaupt. Von Karl Guſtav Carus. Leipzig, 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

nſitiv, wer nicht? Oder kurze Anleitung, ſenſitive mit Leichtigkeit zu finden. Von Freiherrn von bach. Wien, Braumüller. 1856. Gr. 8.

widerungen an die Herren Profeſſoren Fortlage, Fechner und Hofrath Carus. Von Freiherrn henbach. Wien, Braumüller. 1856. Gr. 8.

g und der Aberglaube. Offenes Sendſchreiben Dr. M. E. Schleiden, Profeſſor in Jena, von manuel Tafel. Tübingen, Verlagserpedition. . 8. 16 Ngr.

rdienſtlich, zur Aufklärung der öffentlichen n Begriff magiſcher Wirkungen zu zerglieerſuchen, ob und in welchem Sinne ein wiſ- Denken auf ihn eingehen kann. Der Verchrift „Ueber Lebensmagnetismus und über n Wirkungen überhaupt", K. G. Carus, hr dieſes zur Aufgabe gemacht.

griff des Magiſchen iſt nicht ein Begriff von hem Werth, er bezeichnet nicht eine beſon: wirkenden Kräften in den Dingen, ſondern hältniß unſers Wiſſens und unſerer Einſicht ten, welche in Wirkſamkeit ſind. Wo die ört, fängt die Magie an. Die Quantität n Univerſum und die Quantität der Unwiſ- Menſchengeiſt ſind ſich genau proportional. he iſt das uns Unbewußte, Unerklärliche.

der andern Seite gibt es mancherlei Naturie z. B. die Wanderzüge der Vögel und Inſekd Lemminge, die Befruchtung der Thiere, die es Embryo, die Wirkung der Blauſäure und giftes und andere ähnliche, welche wir nicht zu den magiſchen zählen, obgleich uns das Getriebe der darin wirkenden Kräfte noch gänzlich unbekannt iſt. Daß man dieſe allgemein nicht ins Reich des Magiſchen als des ſchlechthin Unerklärlichen und Unbewußten zu verweiſen pflegt, rührt ohne Zweifel daher, daß man die Hoffnung, noch einſt in ihr Getriebe einzudringen, nicht von vornherein aufgibt. Und ſo bleibt denn zuletzt als das wirklich Magiſche nur der enge Raum Deſſen zurück, was man nicht nur für bisher unerklärt, ſondern auch für an ſich unerklärbar hält.

Es gibt daher für jeden Menſchen ſo viel Magie, als er unüberſteigliche Schranken der Vernunft und Faſſungskraft anerkennt. Nur allein für Den, welcher den Muth hat, ſolche gar nicht zu ſtatuiren, gibt es auch gar keine Magie. Die wenigſten Menſchen ſind aber dieſes Muthes fähig, und ſelbſt unter den Philoſophen iſt noch Streit darüber, ob er der richtige Seelenzuſtand ſei. Der Begriff des Magiſchen wird hierdurch ganz ſubjectiv, und ſo eben faßt ihn der Verfaſſer auf. Damit ein Ereigniß magiſch ſei, dazu gehört ſeiner Erklärung nach, daß es ganz oder theilweiſe in der Region des Unbewußten liege, daß es dabei aus dem bekannten und gewöhnlichen Wege heraustrete und Das augenblicklich und ſchnell oder auf kürzerm und directem Wege erreiche, was außerdem nur langſam und allmälig zu erreichen geweſen wäre. Wenn z. B. im Falle eines höhern Grades von Nervenlähmung, anſtatt daß dieſelbe allmälig durch kräftigere Nahrung, Baden in der See u. dgl. hergeſtellt würde, die magnetiſch-willenskräftige Einwirkung einer andern mächtigern Individualität durch unmittelbares Aufrichten des kranken Lebens mittels weniger magnetiſchen Berührungen ſofort und faſt augenblicklich den Gliedern ihre Kraft wiedergibt, ſo nennen wir dieſes wunderbar oder magiſch, während wir jenes allmälige Heilen (in welchem unfehlbar immer noch des

Geheimnißvollen genug übrigbleibt), nur weil es der gewöhnlichere Vorgang iſt, als etwas durchaus Natürliches betrachten. In ähnlicher Weiſe erſcheint es uns wunderbar oder magiſch, wenn ein großes Rechnertalent das Ergebniß der verwickeltſten Rechenaufgabe faſt augenblicklich ausſpricht, während ein gewöhnlicher guter Rechner vielleicht ſtundenlang damit zu thun hat; es ſind nämlich hier ſelbſt die bewußten Verſtandesoperationen mit Zahlenverhältniſſen dergeſtalt gleichſam wieder in das Unbewußte eingegangen, daß jetzt wie durch Eingebung plötzlich erſchaut wird, was ſonſt, rein im Bewußten behandelt, einen langen Zeitraum erfodert hätte. Und ſo erſcheint denn der Unterſchied zwiſchen Dem, was die Sprache als natürlich, und Dem, was ſie als übernatürlich oder magiſch bezeichnet, als ein relativer und durch unzählige Uebergänge verbundener.

Von dieſem Geſichtspunkte aus begibt ſich der Verfaſſer an die Behandlung der einzelnen Themata, und es kann eine Aufzählung derſelben am beſten dazu dienen, den Umfang des magiſchen Gebiets im gegebenen Sinne zu veranſchaulichen. Er beginnt beim Lebensmagnetismus und geht von da über zu den ſympathetiſchen Wirkungen der Geſtirne, des Bodens, der Pflanzen, der Thiere und der Menſchen, Antipathie, Anſteckung in distans, Verſehen der Schwangern, Böſem Blick, Verwünſchungen und Segnungen, Zauberbildern, magiſchen Heilmitteln und Amuleten, Beſprechen und Verſchreiben, religiöſen Heilungen, magiſchen Pendelſchwingungen, Wünſchelruthe, Tiſchrücken, Geiſterklopfen, ahnenden Träumen, Schlafwachen und Hellſehen, Ahnen im Wachen, zweitem Geſicht, Verzückung und endlich zu gewiſſen magiſchen Wirkungen im Leben, in der Wiſſenſchaft, Poeſie und Kunſt. Vielleicht graut Manchem, wenn er dieſes Regiſter lieſt, das uns in die Zeiten des Paracelſus und Campanella zurückzuverſetzen droht. Und dieſes Grauen hat für Jeden, welcher weiß, mit welchen unſaubern Mächten man es hier zu thun hat, ſeine volle Berechtigung. Nur mögen Diejenigen, welche das Talent beſitzen, von allem Dem, was ſie nicht ſehen wollen, auch wirklich gar nichts zu ſehen, nicht glauben, daß dieſes ein wiſſenſchaftliches Verfahren ſei.

Im Capitel über Lebensmagnetismus theilt der Verfaſſer ſeine eigenen Erfahrungen aus einer fünfundvierzigjährigen ärztlichen Praxis mit, während welcher er ſelbſt nur in einzelnen gewählten Fällen den Mesmerismus, dann aber auch zugleich mit großem Erfolg, anwandte, und wobei er nebenher auch manche fremde, aufſehenerregende Fälle mit beobachtete. Er iſt der Ueberzeugung, daß in jedem Falle, wo der Arzt aus der Natur des Uebels mit Entſchiedenheit vorausſehen kann, daß mittels der gewöhnlichen medicamentöſen Einwirkung der Gang der Krankheit ohne Anwendung des Lebensmagnetismus zweckmäßig gefördert und ſo die Heilung erreicht werden könne, ein Mittel wie der Mesmerismus, für deſſen Anwendung ſo ſelten alle Bedingungen erfüllt werden können, nicht dem Kranken obtrudirt, ſondern die einfachſte Behandlung allemal vorgezogen werden ſolle. Auch ſtrebte er, bei allen Kranken, welche ſelbſt auf magnetiſche Art behandelte oder behandeln l die Wirkungen des Magnetismus nur auf der Stufe des fachen Schlafs zu erhalten, die höhern Stufen von Tra wachen und Clairvoyance aber möglichſt zu vermeide

Die Urſache der Wirkſamkeit magnetiſcher Mani lationen wird in den Innervationsſtrömen unſers N venapparats gefunden, in welchen die weſentliche höchſte Lebensthätigkeit des Organismus gegeben iſt welche durch mannichfaltige Einwirkungen von auße ſehr verſchiedener Weiſe modificirt werden können. telbar, vom Blutleben aus, werden dieſe Modificati täglich durch Speiſen und Getränke, Bewegung, Wä u. ſ. w. angeregt; am unmittelbarſten aber iſt auf N venleben ein anderes Nervenleben zu wirken im St Wie in einem ſchwach magnetiſchen Eiſenſtabe, man ihn in die Richtung des magnetiſchen Meri legt und mit einem ſtärker magnetiſchen Stabe die magnetiſche Kraft ſich erhöht, ohne die Kraft ſtärkern zu ſchwächen, in ähnlicher Weiſe erregt ein tigeres, innervationsreicheres Nervenleben die Ström des ſchwächern bei der magnetiſchen Berührung. dieſe Innervationsſtröme von elektriſcher Natur wird zwar nicht unmittelbar ausgeſprochen, jedoch bar durch die Bemerkung angedeutet, daß Matteu ſolche Nervenſtrömung durch den ganzen Körper Galvanometer nachgewieſen habe.

Iſt es erlaubt, Das, was der Verfaſſer leiſe tend ſagt, in etwas derberer Weiſe zu formuliren, der Mesmerismus ein elektriſches Experiment, bei chem nicht ein ſchon erzeugter elektriſcher Strom einem Körper auf den andern übergeleitet, ſondern ſchwächere Theil durch Annäherung des ſtärken ſelbſtändigen Entbindung neuer elektriſcher Kraft aus ſeinem eigenen Innern gereizt oder ermuntert Von dieſer Seite her tritt alſo der Lebensmagn ganz aus dem Gebiete der Magie heraus und in biet der Phyſik über, ſodaß für das Gebiet der nur der andere Theil der Erſcheinungen, das G ſchreiben von Arzneien, das Sehen mit verſch Augen u. ſ. w. übrigbleibt. Dieſes Gebiet iſt ein bisher ebenſo wenig durchforſchtes als durchforſchendes, und inſofern mit völligem Re Gebiet des magiſchen Unbewußten zu nennen. Pſychologen und die Anfoderung ſeiner Wiſſenſch Geſetze der percipirenden Phantaſie bis in ihre Tiefen zu erforſchen, iſt freilich auch ſelbſt Magie, ſondern exacteſte Wiſſenſchaft, aber im göttlichen Geiſte und nicht in unſerm. begeben ſich täglich zwiſchen Himmel und Erde Dinge nach den exacteſten Naturgeſetzen, über deren Ableugnung durch unſere zu eng zugeſchnittenen ſyſteme eine beſſer unterrichtete Zukunft in ein Erſtaunen gerathen dürfte. Solche Reflexionen unſerer Wiſſenſchaft ſehr wohl an, nicht um Aberglauben, wol aber um ſich zur Beſcheiden ermuntern.

das Einzelne betrifft, ſo iſt faſt Alles in dicken
Trug verwickelt, und wo die abſichtliche Täu-
ſhört, fängt die unabſichtliche an. Der Arzt
inen ſomnambulen Gegenſtand vorſichzuhaben,
r kalt darüberſtehend beobachten kann. Er irrt.
netiſche Reiz wirkt reciprok auch auf ihn ſelbſt
Jede magnetiſche Manipulation erzeugt zwei
ibule, wenn auch in verſchiedenem Grade der
Es iſt wie bei der Bewegung der Geſtirne.
d Mond bewegen ſich gegenſeitig um einen ge-
n Schwerpunkt; weil aber hierbei die Erdmaſſe
n überwiegend iſt, ſo nennt man es einſeitig eine
g des Mondes um die Erde. Wer dieſes ein-
nt damit genau den Factor, deſſen Einwirkung
len Krankenberichten aller magnetiſchen Archive,
n und Protokolle der Welt ohne Ausnahme in
u bringen hat. Sie alle ſind nichts als inter-
Curioſitäten ohne wiſſenſchaftliche Brauchbarkeit.
irt z. B. der Verfaſſer in Beziehung auf die
einer langen Reihe von Jahren bekanntgewor-
elbſtverordnungen der Somnambulen, über deren
er auch ſeine Gutachten abzugeben hatte, daß
as dergleichen Ausſagen in diagnoſtiſcher Hinſicht
, ſtets in ſehr allgemeinen, oft ganz unphyſio-
Ausdrücken gehalten war, und daß die gegebe-
rdnungen entweder ganz allgemein und diätetiſch
: oder faſt lauter unbedeutende, mitunter ſelbſt
ige oder geradezu ſchädliche Angaben enthielten.
3. wurde einer fremden, in Dresden weilenden
von einer pariſer Somnambule nach Einſen-
ner Haarlocke eine confuſe Beſchreibung ihrer
t und dann die Verordnung gegeben, zu be-
Zeiten eine Doſis geſtoßenes Glas einzunehmen.
t auch ſelbſt Das, was der Verfaſſer ſich ge-
it zuzugeben, nämlich das Erwachen eines das
ne Auge der Somnambulen erſetzenden Allgemein-
ſinns, welcher infolge eines tiefern Verſunken-
: ganzen Seele in das Unbewußte eintreten ſoll,
aus dem ſpeciellen Falle, welchen der Verfaſſer
ner Erfahrung darüber mittheilt, nicht klar wer-
en. Denn dieſer Fall ſcheint uns auf nichts weiter
ten, als auf ein vollkommen ſubjectives Phantasma
Lebhaftigkeit einer Sinnviſion, welches ſich nach
ns noch unbekannten Geſetze der Einbildungs-
der Somnambule regelmäßig wiedererzeugte, ſo
Innervationsſtrömung des Magnetiſeur der ihri-
genähert wurde. Die Stelle, wovon wir hier
cht auf S. 250—251 und lautet:

: mehrerwähnte Schlafwachende habe ich öfter mitten
i Zuſtande gefragt, warum ſie die Augen zuhabe?
at mir dann immer erwidert: „Ich weiß nicht was
n, ich ſehe Sie ja ganz gut", und dabei oft nur über
roße Helligkeit vor den Augen geklagt. Bei alledem
i ſich überzeugt halten, daß ein wirkliches Sehen in
uſtande nicht ſtattfindet.

ler:

ich ſie öfters mesmeriſch behandelt habe, ſo gelingt
öhnlich das Erwecken am beſten, wenn ich ihr meine
nd eine kurze Zeit über beide Augen lege. Solange
ſie indeß nicht erwacht, wirkt auch dieſes doppelte Verdecken
ihrer Augen nicht hindernd für Das, was ſie ihr Sehen nennt,
und man kann auch daraus abnehmen, daß in ſolchen Zuſtän-
den von einem wirklichen Sehen nicht die Rede ſein kann.

Daß nun der Verfaſſer, auf dieſes und ähnliches geſtützt, von einer erhöhten Empfänglichkeit der andern Sinne, namentlich des geſammten Hautſinns redet, wodurch der geſchloſſene Augenſinn erſetzt werde, ſcheint uns ein Sprung zu ſein. Zwar ſcheinen in dieſen Fällen den auftauchenden Phantasmen Hautempfindungen (nämlich die Empfindungen der Innervationsſtröme ſich nähernder Perſonen) zugrunde zu liegen, aber das Phänomen ſelbſt, nämlich das Aufflammen eines Gedächtnißbildes zur Viſion, iſt ein Vorgang, auf welchen der Name einer Sinnempfindung auch nicht die entfernteſte Anwendung leidet. Vollkommen im Sinne des richtigen und genauen Thatbeſtandes hingegen iſt es, wenn der Verfaſſer zur nähern Erklärung derſelben Fälle das Beiſpiel des ſchlafwandelnden Gelehrten bei Hennings herbeizieht, welcher des Nachts aufſtand, Papier nahm, Reden niederſchrieb, und wenn er eine Seite geſchrieben hatte, dieſelbe ohne Hülfe der Augen von oben bis unten mit lauter Stimme überlas. Von dieſem ſagt der Verfaſſer mit Recht: „Er ſchaute ſein Schreiben innerlich an, d. h. er träumte zu ſehen." Letzterer Ausdruck iſt auch für jene Fälle der einzig paſſende, weil die Molecularbewegungen elektriſcher Ströme zwar wol allgemeine und unbeſtimmte Empfindungen zu erregen, nicht aber articulirte Bilder mitzutheilen im Stande ſind.

Die uns großentheils noch unbekannten Geſetze der Einbildungskraft ſind es mit einem Wort, auf denen das Magiſche und ſcheinbar Uebernatürliche im Lebensmagnetismus beruht. Magie iſt hier inſoweit und inſofern vorhanden, als dieſe Geſetze für ſchlechthin unerforſchlich gehalten werden. Der Magier iſt daher der größte Feind des Pſychologen und umgekehrt. Das Unbewußte, welches hier ſeinen Zauber übt, liegt in den Tiefen der eigenen Seele des Menſchen verborgen. Und wie es in dieſer Hinſicht ſteht auf dem Felde des Lebensmagnetismus, ſo finden wir es auch auf faſt allen übrigen Feldern einer ſogenannten magiſchen Wirkſamkeit.

Faſt überall bekommt man es zu thun mit Einbildungen, nicht im Sinne von Hirngeſpinſten oder bloßen Täuſchungen und Irrthümern, ſondern mit Einbildungen im wirklichen und wirkſamen Sinn. Eine ſolche findet z. B. ſtatt, wenn die bloße Vorſtellung von einer ſaftigen durchſchnittenen Citrone auf unſere Speichelgänge dergeſtalt ganz unbewußterweiſe Einfluß übt, daß uns der Mund voll Flüſſigkeit läuft. Der Citronenſaft iſt in dieſem Falle zwar ein bloßes Ding unſerer Einbildung, aber die Wirkungen dieſer Einbildung greifen über in den chemiſchen Ausſonderungsproceß. Aehnlich iſt es, wenn Perſonen ſchon aus bloßem Schreck darüber, daß ſie von anſteckenden Krankheiten in ihrer Nähe hören, ſelbſt dieſe Krankheiten bekommen oder auch nur für die Anſteckung empfänglicher werden. Von hier iſt nur ein kleiner Schritt zu den Fällen von Magie, wo Abergläubiſche gegen Warzen und Geſchwüre das myſteriöſe Be-

ſtreichen unter den Strahlen des abnehmenden Mondes anwenden und hierdurch das Uebel losgeworden zu ſein behaupten. Sobald uns nämlich dieſes oder ähnliches in unzweifelhafter Form vorkäme, würden wir keinen Augenblick darüber in Verlegenheit ſein, welcher Urſache wir ein ſolches Phänomen zuſchreiben müßten. Unſere Verlegenheit entſpringt im Gegentheil daraus, daß wir nie zur Sicherheit gelangen, ob hier nicht bloßes zufälliges Zuſammentreffen ſtattfand, weil immer den Fällen des Gelingens ebenſo viele und noch viel mehr Fälle des Mislingens zur Seite treten. In ganz ähnlicher Art verhält es ſich mit dem Verſehen der Schwangern. Alle Umſtände des Bildungsproceſſes vom Embryo in der Mutter deuten darauf hin, daß ein genauer obwol unbewußter Conſenſus zwiſchen Mutter und Frucht ſtattfinden müſſe, worin der Mutterkörper das Schema und die Norm hergibt für die Bildung des Embryo, und daher würden wir auch hier, wenn uns ſolche Fälle unumgänglich beglaubigt werden könnten, wo gewaltſame Eindrücke in der Phantaſie der Mutter conſenſuell übergewirkt hätten in den Bildungsproceß der Frucht, um die Urſache, aus welcher einzig und allein erklärt werden müßte und erklärt werden könnte, nicht einen Augenblick in Verlegenheit kommen. Die Schwierigkeit liegt hier vielmehr ebenfalls nur allein am entgegengeſetzten Ende. Den zuſtimmenden Fällen ſtehen ebenſo viele und noch mehr widerſprechende Fälle in der Erfahrung gegenüber. Wenn z. B. in einem von Siebold erzählten Fall eine Frau, welche im ſechsten Schwangerſchaftsmonate das Geſicht ihres Mannes blutig geſchlagen erblickte, ein Kind zur Welt brachte, welches eine ähnliche Verunſtaltung der Weichtheile des Antlitzes zeigte, ſo hätte die Phantaſie des werdenden Menſchen den Eindruck aus der Phantaſie des erzeugenden Menſchen durch unmittelbaren Conſenſus beider (als Glieder eines Geſammtorganismus) empfangen, und nun hätte ſich die Wirkung deſſelben in dem erſt in der Ausbildung begriffenen Leibe um ſo viel ſtärker ausgeprägt, als z. B. weiches Wachs fähiger iſt, jede ihm entgegengebrachte Form aufzunehmen, als hartes. Wäre alſo die Thatſache nur conſtatirbar, um die Urſache zur Erklärung derſelben wären wir weniger in Verlegenheit. Allein die Thatſache iſt nicht zu conſtatiren. Wer bürgt uns dafür, daß hier nicht blos ein zufälliges Zuſammentreffen ſtattfand? Sonſt müßte es ja allen Müttern unter ähnlichen Umſtänden ebenſo ergehen, was doch nicht der Fall iſt. Aehnlich wie hiermit verhält es ſich mit dem Böſen Blick, mit den Wirkungen von Segen und Fluch. Was hiervon conſtatirbar iſt, wie z. B. die Einwirkung des Blicks der Klapperſchlange auf kleine Vögel und Säugethiere, hört damit auch ſogleich auf, magiſch oder übernatürlich zu ſein. Denn im letztern Falle wirkt die Angſt aus dem Phantaſiebilde des bevorſtehenden Todes erſtarrenmachend und lähmend auf die Thiere ein, was noch lange nicht einmal ſo auffallend iſt, als daß Menſchen durch Phantaſiewirkungen getödtet werden können, was doch durchaus keinen Zweifel leidet. Wenn aber noch jetzt ein paar

Familien in Irland exiſtiren ſollen, deren ein
ren Generationen ſtets den älteſten Sohn b
zugrunde gehen ſieht, während in der and
lange ſchon ſtets die Ehre des Vaters auf d
Sohn ruhig übertragen worden, ſo dürften
Umſtande doch noch viele andere Urſachen a
gefunden werden, ehe man darauf räth, da
durch die Anwünſchung einer alten Bettleri
ſei, welche einſt zufällig von dem erſten Ha
ſtoßen, vom andern mit Wohlthun erquickt w
Aber freilich reicht die Erklärung durch
wirkung, obwol ſie der Hauptſchlüſſel des Ma
nannt zu werden verdient, nicht in allen F
So z. B. haben die Wirkungen der natürlic
ralbrunnen etwas für uns noch ſchlechterdings
liches. Den Waſſern von Pfäfers oder vo
ſind äußerſt wenig wägbare Beſtandtheile
und doch wirken Bäder von gewöhnlichem, in
Grade unvermiſchtem Waſſer nicht ebenſo.
lichen Nachahmungen des karlsbader Quells,
Struve'ſchen Waſſer dieſer Art zeigen wede
grünen Meerwaſſer ähnliche Färbung des K
noch kommen ſie ihm in den Wirkungen glei
iſt nun hier die Urſache? Man hat bisher
decken können, und auch der Verfaſſer begnüg
mit, hier auf das unbekannte Wirken eines U
hinzuweiſen. Ein uns Unbewußtes iſt hier
kende allerdings in einem noch weit höhern
in den vorigen Fällen. Denn dort war un
kende Urſache im Magiſchen, nämlich die Ei
kraft, bekannt genug; das Unbewußte beſtan
unſerer Unbekanntſchaft mit den Geſetzen, nach
wirkt, in unſerm Mangel an Pſychologie.
gegen wiſſen wir die Urſache, welche wirkt,
einmal mit Namen zu nennen. Hier iſt alſo
ein Magiſches in zweiter Potenz, ein Magiſch
ſitiven Sinne, ein wirklich Uebernatürliches, u
erforſchliches, allen Menſchenwitz Verhöhnendes
hin Unbewußtes und Unheimliches. Sollte e
ſo ſchlimm ſein? Sollte es gar keine Rettung
dieſer Gefahr, bis über den Kopf im Unbe
verſinken? Sollten hier wirklich Kräfte wirken
Namen und folglich auch ohne alles Geſetz
bei denen die Wiſſenſchaft aufhörte und die
finge? Kräfte, in denen ſich das Walten der N
poetiſche Licenzen erlaubte? Beſinnen wir uns.
wir denn nicht magnetiſirtes Waſſer, welches
tive Perſonen ganz anders wirkt als das ge
obgleich ſeine chemiſchen Beſtandtheile nur gan
ſind? Und wenn beim magnetiſirten Waſſer ei
derung ſeiner elektriſchen Beſchaffenheit verm
ihm angenäherten Innervationsſtroms hinrei
ſolche Verſchiedenheit zu bewirken, ſollten d
auch bei den natürlichen Mineralbrunnen ähn
ſtände mit im Spiel ſein können? Wer dieſe
ken weiter verfolgt, dem überſetzt ſich auch
Stelle ſogleich das Magiſche im abſoluten

ziſches im relativen Sinne, oder in eine Natur-
rren Name uns zwar ſehr wohl bekannt iſt, de-
ſe aber, nach denen ſie gerade hier in dieſem
n Falle wirkt, uns noch zur Zeit unbekannt ſind.
leich man daher bei dieſem Gegenſtande ſich vor
m und ſicherm Abſprechen zu hüten hat, ſo darf
h mit ziemlicher Gewißheit an die Stelle eines
en und eines innerlichen Unbewußten oder Ma-
ſogleich deutlichere Ausdrücke ſubſtituiren: das
e Magiſche iſt die Elektricität und das innerliche
e iſt die Einbildungskraft.

! ruft uns hier Freiherr von Reichenbach
bewegt euch in den Extremen und vergeßt das
ied zwiſchen beiden, das Od. Wie ſollte die
ät auf die Einbildungskraft wirken und umge-
enn nicht das Od als Unterhändler dazwiſchen-
Hier iſt unſere Meinung die, daß wir zwar die
der Einwirkung der beiden magiſchen Factoren
der noch nicht kennen, deſſenungeachtet aber uns
ie unnöthige und überflüſſige Einſchiebung eines
factors mit allen Gründen zu wehren haben,
ir mächtig ſind. Denn es iſt eine alte Regel
ſenſchaft, daß man die Principien nicht ohne
rvielfachen darf. Andererſeits iſt es ebenfalls
Regel, daß, wenn Zweie miteinander Freund-
machen im Begriff ſind (wie hier die Elektri-
t der Pſychologie), man ſie miteinander allein
laſſen und nicht durch die gewaltſame Ein-
eines Dritten verwirren und hindern muß.
von Reichenbach zeigt ſich in ſeinen obigen „Odi-
rwiderungen" unzufrieden mit Dem, was wir
n d. Bl. gegen die Lehre vom Od geſchrieben
Wir können ihm das nicht verdenken, obgleich
bewußt ſind, daß unſere ziemlich nur im Tone
en Unterhaltung geſchriebene Recenſion doch weit
n poſitiven Kern der odiſchen Thatſachen be-
als die Urtheile der Phyſiker und Chemiker in
el zu thun pflegen. Denn dieſen Urtheilen zu-
fließt die odiſche Angelegenheit in nichts, wäh-
dem Pſychologen immer ein beachtungswerthes
en bleibt, freilich ein Phänomen von ſubjectiver
chaus nicht von objectiver Natur. Sowie die
en des Pfarrers über ſchlechten Kirchenbeſuch
ur auf Diejenigen herabregnen, welche ſie am
verdienen, ähnlich iſt es uns hier ergangen,
ſoll uns dieſes auch nicht im geringſten leidthun,
uns nur gelingt, an dieſem Orte Hrn. von
ach in beſter Meinung und ohne allen Scherz
n Hauptpunkt, in welchem er ſich verſieht, in
eutliches Licht zu ſetzen, daß er dadurch in den
eſetzt wird, die ſchiefe Stellung, in welche er
iſt gerathen iſt, zu berichtigen.
ein neues phyſikaliſches Agens als objectiv eri-
beglaubigen, reicht es nicht hin, eine Menge
nomenen vor Augen zu ſtellen, welche zwar
ht durch die bekannten Stoffe und Kräfte er-
klärt ſind, bei denen aber den mannichfaltigſten Verſuchen, ſie durch die bereits bekannten Stoffe und Kräfte zu erklären, auch nicht das Mindeſte im Wege ſteht; ſondern es gehört dazu, daß das Hinderniß, welches verbietet, im alten Wege zu erklären, deutlich und ausdrücklich vor Augen trete. Solange dieſes nicht geſchieht, ſolange bleiben Erklärungen im alten Wege der Wiſſenſchaft ebenſo möglich, oder ſolange ſchwebt die Exiſtenz des neuen Dynamids in der leeren Luft. Die Hinderniſſe, welche im Wege ſtehen ſollen, die Thatſachen im alten Wege zu erklären, hat Hr. von Reichenbach in ſeinem Werke über den ſenſitiven Menſchen und ſein Verhalten zum Ode verſchwiegen. Er ſucht aber in ſeiner Erwiderung an uns das Verſäumte nachzuholen, und wir werden alſo hier auf ſeine Beweisführung näher einzugehen haben.

Es ſind zwei odiſche Thatſachen, von denen er behauptet, daß ſie entſcheidend ſeien zu beweiſen, daß das Od ein beſonderes Dynamid für ſich ſei und die Erklärung, ein auf Veranlaſſung elektriſcher Vorgänge im Senſitiven entſtehendes ſubjectives Phantasma zu ſein, ſchlechterdings nicht weiter zulaſſe.

Die erſte Thatſache iſt folgende. Gewiſſe Senſitive haben ſpecifiſche Gefühle empfangen durch die Handannäherung an gewiſſe Stoffe auf zollweiten Abſtand. Die elektronegativen Stoffe (wie Schwefel, Selen, Antimon, Weinſäure u. dgl.) übten nämlich eine ziehende Einwirkung auf die Hand in der Empfindung, im Gegenſatze zu den elektropoſitiven Stoffen (wie Rhodium, Nickel, Irid, Caffein u. dgl.), welche dies nicht thaten. Solche Empfindungen ſollen darum nicht von elektriſchen Atmoſphären der Stoffe herrühren können, weil dieſe Atmoſphären erſtlich blos hypothetiſch erſchloſſen und daher ſelbſt zweifelhafter Art ſeien, und zweitens, wenn man ſie zugibt, ſo ſchwach ſeien, daß ſie von keinem unſerer ſo überaus empfindlichen Elektroſkope erreicht werden könnten, indem ſie dann als den Atomen angehörig als unendlich klein angenommen werden müßten. Daher, ſchließt Hr. von Reichenbach, ſei das Od nicht ein auf elektriſchen Einfluß entſtehendes ſubjectives Phantasma in nervenſchwachen Perſonen, ſondern ein beſonderes Dynamid.

Wir müſſen geſtehen, dieſer Schlußart nicht völlig folgen zu können. Daß elektriſche Atmoſphären in dieſem Falle blos erſchloſſen ſind, haben ſie mit dem Od gemein, und wird nur zugegeben, daß beide Hypotheſen in dieſem Falle gleich möglich ſeien, ſo hat ſchon dadurch die erſte geſiegt nach dem Grundſatze, daß die Erklärungsgründe nicht ohne Noth zu vervielfachen ſind. Angenommen ferner (obgleich nicht zugegeben), die chemiſchen Atome ſeien unendlich klein, alſo bloße unausgedehnte Punkte, ſo könnten darum doch die Atmoſphären dieſer Punkte als elektriſcher Kraftquellen einen gewiſſen Umfang haben; ſie müßten es ſogar, weil ſie ſonſt mit dem nicht ausgedehnten Atom zuſammenfallen, alſo gar keine Atmoſphären ſein würden. Daß unſere empfindlichſten Elektroſkope noch lange nicht ſo empfind-

lich für elektriſche Einflüſſe ſind als die Nerven krankhaft reizbarer Perſonen, iſt ein Satz, welchen kein Naturforſcher bezweifelt. Hr. von Reichenbach hätte ſich alſo bei dieſer Gelegenheit weit natürlicher darüber freuen ſollen, daß die Anweſenheit elektriſcher Molecularbewegungen, welche die Chemie hier aus theoretiſchen Gründen ſupponiren muß, in dieſem Falle durch das empfindlichſte Elektroſkop, was es gibt, zum erſten male im Experiment ſich zu beglaubigen ſchien. Dieſer Gedankengang wäre der natürliche geweſen. Der Abſprung auf das Od iſt gekünſtelt.

Wir gehen zur zweiten Thatſache über. Nimmt man einen Stabmagnet von etwa drei Pfund und einen Gypsſpath von gleichem Gewichte und läßt den Senſitiven die beiden negativen Pole prüfen, ſo ſenden ſie beide nach der linken innern Hand einen kühligen Hauch, wobei im Finſtern eine bläuliche große Lichterſcheinung von ihnen ausſtrömt, die an Länge und Dicke ſie überſteigt, und zwar beim Kryſtall noch etwas intenſiver als beim Magnet. Nun iſt zwar nach neueſten Beobachtungen auch in den Kryſtallen Magnetismus vorhanden, aber ſo ſchwach, daß er nur für die feinſten Inſtrumente bemerkbar iſt und einem Stahlmagnet gegenüber als verſchwindend klein erſcheint. Wenn nun das Od, ſo ſchließt Hr. von Reichenbach, hier die bloße Erſcheinung magnetiſcher Ausſtrömungen ſein ſollte, ſo dürfte nicht die ſo ſehr viel kleinere Ausſtrömung die reichlichere Odempfindung veranlaſſen, ſondern Ausſtrömung und Empfindung müßten einander proportional ſein, und folglich iſt das Od ein vom Magnetismus unterſchiedenes ſelbſtändiges Dynamid.

Auch dieſer Argumentation ſind wir nicht völlig zu folgen im Stande. Daß die Empfindung der Ausſtrömung des empfundenen Princips proportional ſein muß, verſteht ſich; aber was iſt das empfundene Princip? Jedenfalls Licht; es fragt ſich nur, ob odiſches oder anderes Licht. Hier legt Hr. von Reichenbach uns ſtillſchweigend unter, wir müßten, um das odiſche Licht zu verwerfen, zum magnetiſchen greifen. Das iſt ja aber nicht nöthig. Die Elektricität iſt vielmehr das allgemeinere lichterzeugende Princip, von deſſen Walten der Magnetismus nur eine untergeordnete Erſcheinung ausmacht. Wir wiſſen, daß in allen nach polaren Gegenſätzen organiſirten Weſen, in Thieren, Pflanzen und Kryſtallen, die Elektricität eine organiſirende Rolle ſpielt. Und obgleich wir noch nicht genauer wiſſen, wie dieſes ſtattfindet, ſo wiſſen wir doch ſo viel, daß die Elektricität als Organiſationsprincip in einem Kryſtall ſich in einer ganz andern Wirkungsweiſe befindet, als wenn ſie in Form einer bloßen Anziehungskraft in einem Stabmagnet angetroffen wird. Sollte dieſer Unterſchied zwiſchen völlig entgegengeſetzten Wirkungszuſtänden derſelben Kraft oder deſſelben Aequivalents nicht im Stande ſein, höchſt verſchiedene Grade der Lichtentwickelung zu bedingen? Der Gedankengang in den Kategorien der neuern Phyſik führt uns hier eher auf alles mögliche Andere als auf ein beſonderes odiſches Princip.

Dies ſind die Grundthatſachen, die Urphänomene, welche unſere Zweifel und Bedenken aus dem Wege räumen ſollen. Der Leſer möge beurtheilen, ob es blos an der Stumpfheit unſerer Sehorgane liegt, daß wir für das Licht, das von ihnen ausſtrömen ſoll, nicht ſenſitiv genug ſind. Hr. von Reichenbach fügt dem die Auffoderung hinzu, daß Der, welcher ſich herausnahm ſeine Erklärungsmethode zu tadeln, auch zugleich mit Vorſchlägen zu einer beſſern herausrücke, und wir finden dieſes Anſinnen in dieſem Falle keineswegs unbillig. Unſer Gegner gibt uns dadurch zugleich ein Mittel an die Hand, um über das Unbehagen dunkler und ſchwer zu conſtatirender Thatſachen aus der pathologiſchen Sphäre auf das helle Feld der für Jedermann zugänglichen pſychologiſchen Wiſſenſchaft hinwegzugelangen.

Wir ſind Hrn. von Reichenbach gegenüber ſo glücklich, ein Werkzeug möglicher Verſtändigung zu beſitzen in der uns beiden gemeinſamen Anerkennung der inductiv-pſychologiſchen Methode, wonach Beneke ſeine Forſchungen anſtellte und wonach ſich als Reſultat herausgeſtellt hat, daß man berechtigt iſt, ſämmtliche phyſiologiſche Triebe unſers Organismus als pſychiſche Kräfte anzuſehen, welche in einem niedern und gleichſam herabgeſtimmten Zuſtande ihrer Wirkſamkeit befangen ſind. [illegible] dieſes Reſultat durch Anknüpfung an bekannte Th[illegible]ſachen der Phyſik dem Urtheil der Naturwiſſenſchaft [illegible] herzurücken, dürfte ſich der Pſychologe auch hier [illegible] des bekannten Ausdrucks des Aequivalents bedie[illegible]. Denn ſowie z. B. ein Grad Wärme nach dem C[illegible]malthermometer, hervorgebracht in einem Pfund W[illegible] das Aequivalent iſt für 1367 Fußpfunde mech[illegible] Arbeitskraft, ganz ähnlich zeigt ſich in der Pſ[illegible] der bewußte Zuſtand der Seele als Aequivalent der [illegible]ſiologiſchen Arbeitskraft ihrer Triebe im Organismus, [illegible] dem in dem Maße, als die unbewußte Arbeit der [illegible] ein Hinderniß erfährt, ſich dieſelben in bewußte [illegible]gen zur Hinwegräumung der Hinderniſſe umſetzen. [illegible] weit die Seele niedere Arbeit im Organismus verri[illegible] hört ihre höhere Arbeit im Bewußtſein auf, und [illegible] ſie anfängt ihre höhere Arbeit zu verrichten, wird [illegible] damit der niedern Arbeit im Organismus enthoben. [illegible]

Bilden wir dieſes Reſultat aus zur conſe[illegible] Ueberzeugung, ſo hat kein Weſen darin Platz, wel[illegible] ſich zwiſchen Elektricität und Bewußtſein in die [illegible] zu drängen ſucht. Denn alle Wirkungen, welche [illegible] in der Mitte liegen, verrichtet ganz allein dieſelbe [illegible]tenz, deren einfachſte, reinſte, ſelbſtändigſte und [illegible] auch zugleich urſprünglichſte Bethätigung Bew[illegible] genannt wird. Läßt der Pſychologe es zu, daß [illegible] die Mitte fallenden Wirkungen vom Od verrichtet [illegible]den, ſo erkennt er damit zugleich an, daß das Od [illegible] zum Bewußtſein entwickelbare Princip oder die [illegible] ſelbſt ſei. Das Od als ein phyſikaliſches Dynamid [illegible] die neue Pſychologie können daher nicht nebenein[illegible] beſtehen. Ließe ſich die Exiſtenz des Od über [illegible] Zweifel erheben, ſo wäre damit die neue Pſycholo[illegible] widerlegt. Denn es würden nun an die Stelle der [illegible]

hr aufgeſtellten pſychiſchen Geſetze phyſikaliſche Geſetze on einer ganz entgegengeſetzten Natur treten. Indem lſo Hr. von Reichenbach zwiſchen Od und Seele ganz armlos unterſcheidet, zeigt er, daß er ſich zwar aus der euen Pſychologie manches Brauchbare nebenher angeignet, dagegen ſich die volle Conſequenz ihrer Reſultate iemals verdeutlicht hat.

Was aber folgt aus dieſen Reſultaten für eine beſſere Erklärungsmethode der odiſchen Thatſachen? Es olgt, daß der Pſychologe Alles, was nicht aus der Elektricität als dem objectiven Factor erklärbar iſt, auf Rechnung des ſubjectiven Factors, nämlich der percipirenden Phantaſie, zu ſetzen hat. Die odiſchen Erſcheinungen für Erſcheinungen einer aufgeregten Phantaſie zu erklären, könnte auch hier wieder wie früher als bloßer Scherz erſcheinen, iſt es aber nicht, ſondern voller wiſſenſchaftlicher Ernſt.

Der Knoten und ſeine Löſung liegen nämlich im Folgenden. Der pſychologiſche Beobachter erkennt in der Phantaſiethätigkeit ein ganz anderes Weſen als der gemeine Mann. Nach der Meinung des letztern bringt die Phantaſie nichts als regel- und geſetzloſe Einfälle hervor, nach der Einſicht des erſtern gehorcht ſie ſtrengen Geſetzen, obgleich keineswegs phyſikaliſchen. Der Pſychologe erkennt, daß unſere Anſchauung von Naturgegenſtänden überhaupt durch nichts Anderes zuſtande kommt als durch ein ebenſo ſtreng als künſtlich geregeltes Spiel productiver Phantaſie. Kann ich doch in meiner Anſchauung den erblickten Gegenſtand nicht verſetzen wohin ich will, ſondern ein naher Gegenſtand bringt die Phantaſie, ſein Bild auf der Netzhaut im in eine nahe, ein weiter in eine weite Entfernung ſiciren. Die Phantaſiethätigkeit erzeugt die Complementärfarben, ſie erzeugt die gefärbten Schatten, und Trinken deſſelben Getränks verſchiedene Geſchmäcke, dem Süßes oder Saueres zuvor genoſſen iſt, und alles dieſes nach ſtrengen obgleich nicht phyſikaliſchen Geſetzen. Die Phantaſie ruft mitten ins Wohlbehagen überſtandener Gefahr das Grauſen des durch Zuſtandes momentan zurück, läßt nach zurückgelegtem Marſch in harter Kälte mitten ins Wohlbehagen warmen Zimmers die Froſtſchauer des vergangenen ndes abwechſelnd und gleichſam rhythmiſch wiederholen, Alles nach ſtrengem obgleich nicht phyſikaliſchem . Damit die Phantaſie Lichterſcheinungen hervorbringe, bedarf es keines objectiven Lichts, ein Druck aufs oder aufs Auge reicht hierzu hin. Ein ſelbſtleuchtender Gegenſtand erſcheint in der Ferne größer als der Nähe, zwingt alſo die Phantaſie zur Lichterzeugung über ſeine natürliche Grenze hinaus; der Mond in einem geſchwächten Auge ein vielfaches und da viel zu umfangreiches Bild; das Kerzenlicht ſchießt, man hineinblinzelt, Strahlen nach oben und unten, und links, Alles nach ſtrengen obgleich nicht im ſten phyſikaliſchen Geſetzen. Warum ſollten denn nicht nach eben dieſen Geſetzen elektriſche Agentien Kryſtallen, Magneten, Pflanzentheilen, lebendigen Gliedmaſſen u. ſ. w. die Phantaſie eines Senſitiven zu einer Lichterzeugung reizen können, welche die Grenzen des Umfangs, den uns unſere Inſtrumente nachweiſen, überſteigt? Wenn dieſes ſich nach conſtanten Geſetzen ſo verhält, ſo iſt es ein Beitrag zu der Lehre von den ſubjectiven Phantasmen — weiter nichts.

Der Experimentator in ſubjectiven Phantasmen, dergleichen die odiſchen ſind, muß es ſich von vornherein zum Bewußtſein bringen, daß er es mit Erſcheinungen zu thun hat, welche nicht durchaus mit der ausnahmloſen Regelmäßigkeit phyſikaliſcher Experimente eintreten können, ſondern immer nur mit dem Schwanken, womit ſich beim Anblick deſſelben Pigments in verſchiedenen Sehnerven ähnliche Farben und beim Genuß derſelben Speiſe in verſchiedenen Geſchmacksnerven ähnliche Geſchmäcke erzeugen. Nicht als ob die pſychologiſchen Geſetze mindere Kraft beſäßen als die phyſikaliſchen oder gar Ausnahmen litten, ſondern weil man ſich die lebendigen Werkzeuge des Experimentirens nicht nach Belieben herrichten kann wie die phyſikaliſchen, ſondern nehmen muß wie man ſie findet. Wären z. B. auch die Nervenſyſteme aller ſenſitiven Menſchen von abſolut gleicher Beſchaffenheit, Ernährtheit, Kräftigkeit und Miſchung (was ja lange nicht der Fall ſein kann), ſo würden doch augenblickliche Stimmungen, vorgefaßte Meinungen, vergrößerte oder verminderte Sympathie des ſenſitiven Werkzeugs zum Experimentator u. dgl. ſchon denſelben behutſam machen müſſen, auf die Ausſagen eines ſenſitiven Nervenſyſtems nicht mit derſelben Dreiſtigkeit zu bauen wie auf die Ausſagen eines Elektrometers.

Am beſten reden hier Thatſachen, und ſo möge denn auch eine ſolche, welche uns zufällig zur Hand iſt, hier nicht verſchwiegen bleiben. Eine Somnambule, von welcher unten noch weiter die Rede ſein wird, machte nach Reichenbach'ſcher Anleitung einen odiſchen Verſuch mit einem Kryſtall, und empfand den negativen Pol deſſelben kühl, den poſitiven lauwidrig. Der Verſuch gelang alſo vollkommen. Sie machte aber zugleich einen andern Verſuch, welcher ebenſo vollkommen mislang. Sie fand nämlich die gleichnamigen Händepaarungen mit ihrem Magnetiſeur nicht lauwidrig oder gar unerträglich, wie ſie es nach odiſchem Geſetze ſind, ſondern vielmehr wohlthuend, und zwar mit der Unterſcheidung eines von der Rechten des Arztes auf ſie ausgehenden kühlen Stroms auf ihrer rechten Seite und eines von der Linken des Arztes auf ſie ausgehenden lauen Stroms auf ihrer linken Seite, beides aber fortwährend vollkommen wohlthuend und angenehm. Wie ging das zu? Offenbar ganz einfach. Sowie derſelbe Trompetenſchall, welcher auf den ſchwächern Gehörnerven entſchieden widrig (odpoſitiv) wirkt, den ſtärkern auf eine erfriſchende (odnegative) Weiſe erregt, ſo war es auch hier bei demſelben elektriſchen Strome der Fall. Die Frage, was das Od ſei, beantwortete ſich alſo in dieſem Falle von ſelbſt.

Wir wenden uns vom theoretiſchen zum praktiſchen Od, nämlich zum großen Odiker Swedenborg, welchen

Immanuel Tafel gegen die Darſtellung in Schutz nimmt, die Schleiden in ſeinen allbekannten „Studien" von ihm entworfen hat. Die Erwiderungen Tafel's haben einen philoſophiſchen, einen theologiſchen und einen hiſtoriſchen Theil. Der philoſophiſche handelt von der Möglichkeit und Nothwendigkeit eines Verkehrs mit der andern Welt, und räumt den Vorwurf aus dem Wege, daß die Annahme eines ſolchen Aberglaube ſei. Der theologiſche handelt von der Wahrhaftigkeit der an Chriſtus geſchehenen Offenbarung, in welcher ſich jener Verkehr realiſirte, nebſt einer Polemik gegen die gewöhnliche dogmatiſche Rechtfertigungstheorie. Der dritte Theil zeigt durch Berichtigungen und Zuſätze zu den von Schleiden wiedergegebenen Erzählungen der drei bekannten prophetiſchen Geſichte Swedenborg's, daß dieſer der Mann ſei, welchem man es zutrauen dürfe, daß in ihm der durch Chriſtus eröffnete Verkehr mit der andern Welt im vollen Gange geweſen ſei.

Der Hauptfragepunkt, auf welchen es bei der dreigegliederten und ſchwergerüſteten Demonſtration abgeſehen, iſt der: War Swedenborg ein Wahnſinniger? Und das Grundargument, womit Tafel auf dieſe Frage antwortet iſt: Nein; denn wäre dieſes Eingelaſſenſein in die geiſtige Welt ohne weiteres auf Sinnestäuſchung und Wahnſinn zurückzuführen, ſo müßte man aus demſelben auch die dem Petrus und Paulus gewordenen Erſcheinungen, ſowie die vielen im Alten und Neuen Teſtament erzählten Gottes- und Engelserſcheinungen auf Sinnestäuſchung zurückführen, und nicht nur dieſe vielen Seher, ſondern auch Jeſum ſelbſt für wahnſinnig erklären; denn auch er ſagte, daß er nicht nur im Himmel war und Engel und Geiſter hörte und ſah, ſondern auch den Vater u. ſ. w.

Der Beweis iſt offenbar nur bindend für Den, welcher, wie die Anhänger Swedenborg's, eine fortlaufende Offenbarung in der Geſchichte als einen niemals erlöſchenden, vielleicht ſich noch dazu von Jahrhundert zu Jahrhundert ſteigernden Verkehr zwiſchen dieſer und jener Welt annimmt. Wer dieſes nicht thut, ſondern die Offenbarung als mit Chriſto ein für allemal abgeſchloſſen betrachtet, hat keine Urſache, bei Swedenborg daſſelbe als möglich anzunehmen, was bei Chriſto als wirklich geglaubt wird.

Aber es waltet hier noch außerdem eine recht ſtarke Irrung in Betreff des Wortes Wahnſinn und ſeiner höchſt verſchiedenen Bedeutungen. Stelle man ſich einmal vor, daß Swedenborg noch heute lebte und über ihn Rath gehalten werden ſollte, ob derſelbe die Rechte eines vernünftigen Menſchen noch ferner ausüben, ſein eigenes Vermögen verwalten, über Unmündige Vormund ſein, bürgerliche Aemter verwalten dürfe oder nicht, und ſtelle man ſich ferner vor, alle die Herren Philoſophen und Naturforſcher, welche ehemals und jetzt aus theoretiſchen Gründen Swedenborg für einen gutmüthigen und unſchädlichen Wahnſinnigen erklärt haben, würden mit in dieſen Rath gerufen, würden ſie wol das Urtheil der Ausſtoßung aus der bürgerlichen Geſellſchaft über ihn ausſprechen? Dieſes weniger. Vielmehr wenn ſie Habe und Gut recht ſichern Händen anzuvertrauen wünſchten, ſo würden ſie es Niemand lieber als ihm vertrauen. Wenn ſie über Unmündige, deren Wohl ihnen am Herzen läge, einen Vormund zu wählen hätten, ſo würden ſie Niemand lieber als ihn dazu wählen. Und wenn ſie ein Amt zu beſetzen hätten, welches eine ganz vorzügliche Gewiſſenhaftigkeit und Uneigennützigkeit der Geſinnung erfoderte, ſo würden ſie es Niemand lieber als ihm verleihen. Und dieſer Mann ſoll wahnſinnig geweſen ſein?

Hier beſteht ein unaufgelöſter und ſchreiender Widerſpruch. Die Gerechtigkeit erfodert aber, daß man den Ausſpruch des Mannes, den man der Kritik unterwirft, auch genau in dem Sinne verſtehe, wie ihn der Mann gemeint hat. Dieſe Gerechtigkeit hat Tafel gegen Schleiden nicht in allen Stücken geübt. Er würde ſonſt gefunden haben, daß in der Darſtellung Schleiden's unter einem Wahnſinnigen nichts weiter verſtanden wird als ein Viſionär überhaupt, daß folglich Schleiden auf Swedenborg das Wort Wahnſinn nur im conventionellen nicht aber im praktiſchen Sinne, nur im Sinne einer pathologiſchen Abnormität nicht aber einer moraliſchen Unzurechnungsfähigkeit angewandt wiſſen wollte.

Freilich hätte Schleiden wol beſſer gethan, wegen der Zweideutigkeit des Worts hier einen andern weniger mißzuverſtehenden Ausdruck zu wählen. Aber daß Swedenborg trotz aller ſeiner Viſionen in einem geiſtig gänzlich normalen Zuſtande geweſen ſei, wie Tafel dieſes anzunehmen ſcheint, iſt nicht pſychologiſch gedacht. Viſionen würden dadurch keineswegs aufhören, innormale oder pathologiſche Zuſtände zu ſein, daß ſie lauter Wahrheit verkündigten. Im Gegentheil; jede Blutwallung, jede Indigeſtion reicht hin, falſche Viſionen aus dem Hirn zu preſſen. Stellen wir uns aber im ernſthaften Glauben einen Zuſtand vor, wo das Seelenäquivalent in ungewöhnlicher Entbundenheit aus den Maſſentheilen ſeines Nervenapparats ſchon zur Hälfte in die Erkenntnißſphäre eingerückt würde, welche einſt bei gänzlicher Entbindung ſeine normale werden ſoll, und zwar dieſes nicht für einzelne vorüberfliegende Momente, ſondern für eine Zeitdauer vom fünfundfunfzigſten bis zum vierundachtzigſten Lebensjahre, ſo ſetzt dieſer Zuſtand eine ſolche pathologiſche Verkehrung in den innerſten Verhältniſſen des Ganges der menſchlichen Maſchine voraus, daß er unmöglich als eine geiſtige Geſundheit bezeichnet werden kann. Hiermit ſtimmt überein, daß Swedenborg ſelbſt ſeinen Zuſtand als einen für den Menſchen nicht wünſchenswerthen und namentlich als einen in moraliſcher Beziehung gefahrvollen Zuſtand zu bezeichnen liebte.*) Denn nothwendig liegt hier die Gefahr immer höchſt nahegerückt, aus dem Wahnſinn im blos pathologiſchen

*) „Doctrina principialis novae Domini ecclesiae" (sectio prima p. 77; Tübingen 1834): „Creditur a multis, quod homo a Domino doceri possit per spiritus secum loquentes; sed qui hoc credunt et volunt, non sciunt quod id cum periculo animae illorum conjunctum sit."

es Worts in den Wahnſinn im moraliſchen
iſchen Sinne überzugehen.

Wahnſinn hat in der Meinung aller alten Völ-
in Zuſtand gegolten, welcher zuweilen Blicke in
ere Lebensſphäre erlaube, und es ſind nur einſei-
usſetzungen und ſchiefe Geſichtspunkte, wodurch
ubt dieſe Meinung als ein völlig grundloſes
il ſo ohne weiteres beſeitigen zu können. Nannte
to einen jeden Menſchen, welcher im Affect von
Dingen redete, dem Sprachgebrauche ſeiner Zeit
nen von göttlichem Wahnſinn durchdrungenen.
en uns auch die Platoniſche Redeformel ange-
d brauchen ſie nun im figürlichen Sinn, nicht
, daß ihr einſt ein wirklicher zugrunde gelegen
nn zu Dem, was einer aus bloßer Vernunft
dete, haben die Menſchen nie das Vertrauen
nd auch jetzt noch nicht, daß es auf höhere
ndeute, ſondern ſie haben immer geglaubt, wer
irkliches zu offenbaren im Stande ſei, der dürfe
im normalen Seelenzuſtande gewöhnlicher Men-
nden.

ſt im Verlaufe der letzten 100 Jahre im In-
: Menſchlichkeit immer mehr die Neigung einge-
n Vorhandenſein einzelner Spuren pathologiſchen
ns, wie Viſionen und Phantasmen, ſich ſogleich
rechnungsfähigkeit im moraliſchen Sinn Folge-
u erlauben. Die Neigung iſt eine humane;
Humanität iſt einſeitig. Sie läßt dem un-
Verbrecher alle mögliche Rückſicht zuſtatten
aber ſie könnte, ins Extrem verfolgt, Männer ins
s bringen, welche nicht hineingehören. Das Bei-
Swedenborg'ſchen Wahnſinns iſt vorzüglich geeig-
ieſer Sache ein richtiges Maß anzuempfehlen.

---

it ſchließen wir die Pforten der Vernunft und
die völlig entfeſſelte Phantaſie auf einigen ihrer
Irrfahrten:

eiſtige Doppelleben in einer ſeiner reinſten und merk-
ſten Erſcheinungen. Ein Bild aus der Gegenwart.
, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
roße Geheimniß der menſchlichen Doppelnatur. Dres-
dler und Dietze. 1855. Gr. 8. 25 Ngr.
uf natürlichem, nicht myſtiſchem Wege erſchloſſene
s hauptſächlich in Beziehung auf unſern urſprünglichen
gen Geiſt in ſeiner, ihm vom Schöpfer vorgezeichne-
irkſamkeit, welche die Aufgabe hat, unſern Körper
en und ihn auf ſeiner ganzen Lebensreiſe zu beglei-
Lehrer, Warner und Schutzgeiſt; dann auch deſſen
nglich ſehr irdiſchen dieſſeitigen Geiſt von Zeit zu Zeit
mer mehr geiſtigen Fähigkeiten zu bereichern u. ſ. w.
ugungen, die ſich mir beim Schauen der Dinge und
nheiten in der Natur unwiderſtehlich aufdringen. Von
echt Seidel. Teplitz, Pohlig. Gr. 8. 17½ Ngr.
Geheimniſſe des Tags. Durch Geiſtesmagnetismus
elte Geiſtermanifeſtationen aus dem unenthüllten Jen-
Ein unumſtößlicher Beweis für die perſönliche Fort-
und hohe Beſtimmung des menſchlichen Geiſtes und
ele nach dem Tode des Leibes. Von D. Hornung.
thographirten Tafeln. Leipzig, F. Fleiſcher. 1857.
1 Thlr. 15 Ngr.

erſte dieſer Schriften iſt dieſelbe, welcher wir das oben angeführte odiſche Beiſpiel entnahmen. Sie enthält die ekſtatiſchen Phantaſiezuſtände einer Somnambule, aufgezeichnet durch ihren Magnetiſeur, welcher ſich, wie er ſchreibt, für jetzt noch durch gebieteriſche Rückſichten von der Nennung ſeines Namens abgehalten ſieht, eines Namens, der in den wiſſenſchaftlichen Kreiſen nicht unbekannt ſei, und deſſen Träger ſich überdies der ehrenvollſten öffentlichen Stellung und Anerkennung in der gelehrten Welt ſeit langem zu erfreuen habe. Die hier mitgetheilten Traumzuſtände geben das lieblichſte poetiſche Gemälde, das man ſich denken kann. So träumt nur eine unſchuldig reine Seele. Sie ſtrengt zuweilen ihre Phantaſie ordentlich an, um ſich auf Befragen auch Bilder von unſchönen Gegenſtänden zu machen, aber es gelingt ihr nicht. Sie erblickt nur höchſtens melancholiſche Thäler, vom traurigen Monde beſchienen. Gewöhnlich ſieht ſie ſich vor einer friſchen grünen Wieſe ſtehend, die ſie linkerhand hat, rechterhand einen Tempel, in welchem zuweilen ein ſtarkes Muſiciren anhebt, dem ſie ſich nicht anhaltend hingeben darf, weil dies ihre Nerven anſtrengt und ein Gliederzittern verurſacht. Alle Geſtalten, welche ſowol auf der Wieſe als im Tempel erſcheinen, ſind von durchaus lieblicher Art, lauter ätheriſche Geſtalten, von ätheriſchen Hüllen umgeben. „Die Muſik, die ich immer höre, tönt aus dem Ganzen heraus, wie durch die Luft erzeugt. Und was für ſchöne Farben! das ſchöne Braun mit Gold durchwirkt! Und welch erquickende Luft, von köſtlichem Geruch durchwürzt! Da gehe ich nicht zurück" u. ſ. w.

Dergleichen iſt hundert mal dageweſen. Nicht ebenſo das Bewußtſein, daß dieſes lauter Geſtalten einer entfeſſelten Phantaſie ſeien, welches hier auf eine bemerkenswerthe Weiſe hervortritt. Sie ſagt, es erſcheine ihr wol das ſo, wie ſie es ſage; ob es aber wirklich auch für eine reinere Erkenntniß ſich ſo verhalte, das könne ſie nicht behaupten. „Sollte aber etwa dies Alles blos für mich ſo ſein, und, wenn ich ganz heimgegangen bin, ich die Sache anders anſehen?" ruft ſie einmal aus. Ein andermal ſagt ſie: „Nicht an der Wahrheit Deſſen was ich ſehe zweifle ich, ſondern nur darüber bin ich im Ungewiſſen, ob ich nicht Manches anders ſehen werde als jetzt.... Ich werde einſt Alles da drüben viel anders anſehen und empfinden, viel großartiger.... Gewiß ſind auch die Geſtalten dort anders, als ich ſie mir vorſtelle...." Als ſie den Beſuch einer verſtorbenen Freundin gehabt hat, und der Magnetiſeur ſie fragt: „Die Erſcheinung unſerer Freundin war alſo eine wirkliche?" antwortet ſie ihm ungeduldig: „Verſtehſt du mich denn nicht? Sie war durch die Liebe erzeugt." Kann man ſich deutlicher über eine von innen her erweckte Viſion ausdrücken? Als ihr der Magnetiſeur von den Bleibſtätten oder Manſionen der abgeſchiedenen Seelen nach dem bekannten Entwurfe des Pfarrers Oberlin im Steinthal vorgeleſen, antwortete ſie: „Das iſt arg menſchlich. Da brauchte man ein Schaff Waſſer, um die Menſchlichkeit herunterzuwaſchen." Ein andermal ſagt ſie: „Die Meiſten, die ſich mit dieſen Zuſtänden be-

ſchäftigen oder Glauben daran haben, mengen Wahres und Uebertriebenes ſo bunt durcheinander und leiden an einer ſolchen Ueberſpanntheit, daß ſie mit ihrem Thun und Treiben mehr ſchaden als nützen.“ Kurz dieſe Somnambule iſt ein Beiſpiel davon, daß mit der wachſenden Bildung auf Erden auch im Geiſterreiche gebildetere Zuſtände eintreten, ein Zuſammenhang, welcher viel zu denken gibt.

Jedenfalls iſt dieſes ein Phänomen von ſeltener Reinheit. Alles, was die übrigen hier angeführten Schriften enthalten, iſt Rauch und Qualm dagegen. Vieles erinnert auf ein Haar an Swedenborg. Jedoch wird durch dieſe Vergleichung der Swedenborg'ſche Zuſtand nicht deutlicher. Denn in dieſem Falle fühlte die Patientin in ihrem Wahnſinn ſich ſo ſehr eine andere Perſon geworden, daß ſie von der Patientin des nüchternen Zuſtandes nur immer in der dritten Perſon ſprach, während der wahnſinnige Swedenborg mit dem nüchternen Swedenborg immer nur eine einzige ungetheilte Perſon auszumachen ſchien.

Die zweite der obigen Schriften: „Das groſse Geheimniß der menſchlichen Doppelnatur“, hat einen Verfaſſer, welcher von ſich ſelbſt folgende Schilderung entwirft:

Der Verfaſſer, ein wiſſenſchaftlich gebildeter Ertheolog, inniger Gottesverehrer, ſonſt aber entſchiedener Gegner aller ſogenannten Offenbarungen und ein Kind ſeiner Zeit, erleidet plötzlich bei unverſehrter Geſundheit und im nüchternen wachen Zuſtande ſeltſame innere Bewegungen. Ein unſichtbares Weſen haucht ihm ganz unerwartet bei der Wärme des Auguſt ein eiskaltes Fluidum auf den Kopf, welches das Gehirn durchdringt und empfindlich zuſammendrückt. Der Verfaſſer tritt nun während des Wachens in den ruhigen Zuſtand eines eigenthümlichen Hellſehens und kann ohne die Wirkung ſeines Willens frei gehoben werden.

Das grenzt ebenfalls an Swedenborg'ſche Zuſtände. Denn auch Swedenborg wurde an verſchiedenen Körpertheilen von den Geiſtern angehaucht und angeblaſen. Obgleich der Verfaſſer, wie wir hier erfahren, ſich ſchon durch eine Schrift über die Unmöglichkeit des Newton'ſchen Syſtems und eine andere über das Tiſchrücken in Beziehung auf die Rotation der Himmelskörper bekanntgemacht hat, ſo betrachtet er doch auch die gegenwärtige Schrift nur noch als eine Proberakete für das Publicum, von der er ſich zwar für den Augenblick wenig Erfolg verſpricht, jedoch glaubt, es werde für die Sache ſchon viel geſchehen ſein, wenn die geehrten Gelehrten und Freigeiſter böſe werden. Er theilt dann allerlei Sonſtiges mit: Berichte über Oberlin's Umgang mit der Seele ſeiner verſtorbenen Frau, über die Beſchämung des Taſchenſpieler's Houdin durch eine Somnambule, über Madame de la Croix, Mademoiſelle Lenormand, über Schneckentelegraphie und anderes verkehrte Zeug, und ſchließt mit folgender Vorſtellung von einem Erdgeiſt:

Aus allen den erwähnten Erſcheinungen erhellt, daß irgendein untergeordnetes geiſtiges allgemeines Weſen mit dem Menſchen in einem engen Verkehr ſtehen muß .... eine allgemeine Erdſeele, welche in den Hunderten von Millionen Menſchen gleichſam ebenſo viele Lichtpunkte ihres Bewußtſeins und Denkens hat.... Dieſe zahlloſen Seelen, obgleich räumlich verſchieden, ſind gleichſam die Millionen Köpfe eines und deſſe gen Rieſenpolypen, und es kann jede derſelben für zeitig die Gedanken aller übrigen in ihrem Bewußtſein Es iſt dies Weſen in der That zum Auswurf des ſchlechts ſelbſt herabgeſunken, und es iſt nur der In Laſter und Thorheiten deſſelben.... Die Mögli ſolchen Zuſtandes der Verſunkenheit, wie desjenigen, der Erdgeiſt ſich befindet, läßt ſich nur dadurch erk ein ſolches Weſen an ſich weder in phyſiſchen noc liſchen Leiden Schranken gegen den Misbrauch ſei hat u. ſ. w.

„Das auf natürlichem, nicht myſtiſchem ſchloſſene Jenſeits“ hat zum Verfaſſer einen e zigjährigen Greis, welcher durch eine Vergegen aller auf ein künftiges Leben deutenden S ſelbſt in ſeinem Glauben zu befeſtigen und auch dem Leſer mitzutheilen ſucht: daß jeder M Doppelweſen ſei und außer ſeinem gegenwär wußtſein noch einen jenſeitigen Geiſt habe, we ſchon bei dem gegenwärtigen wachen Zuſtande ſchen beiſtehe, ihn warne, berathe und als mit ſeiner ſteten Fürſorge umgebe. Im übrige Buch ein Sammelwerk wie das vorige. Di Auszüge ſind entnommen aus Crowe's „Nac Natur“, und dort wiederum aus Kerner's „Magik ſer's „Archiv“, den Schriften von Hennings, H Wer Anekdoten zu ſammeln liebt aus dem G Spukhaften und Schauerlichen, findet hier e von dergleichen bis zum Ueberdruß.

Die unſinnigſte Wirthſchaft aber beginnt den „Neuen Geheimniſſen des Tags“. Hie nicht gut aufhalten. Handgreiflicher Selbſtbe miſcht mit Trübheit und Verkehrtheit der Begr Inhalt iſt Pſychographie, die weitläufigſten Pro ter und neuer Thatſachen aus aller Welt Ent Theil vom Herausgeber ſelbſt erlebt, zum Theil getheilt. Tiſche werden auf Fingerſpitzen geho Geſetz der Schwere wird paralyſirt, Odlicht w bei Tage geſehen. Das Titelbild iſt ein Po Welteroberers Dſchingis-Khan, nach der Natur Jenſeits gezeichnet durch einen ſomnambulen Turin.

Der Herausgeber gibt ſich zu erkennen fünfundſechzigjährigen „Lehrling“, gebürtig von de aſiatiſchen Grenze, von deſſen Lebenslaufe ein jahrhundert dem Lehrerſtande gewidmet war. Secretär des berliner magnetiſchen Vereins der mehrer pſychographiſcher Inſtrumente, nä Emanulectors, des Magnetomteters und des Kr graphen, welche Jedermann von ihm zum P 2 Thlr., reſp. 3 Thlr. beziehen kann. Nachdem Experimente in ſeinem Wohnorte Berlin begon immer weiter ausgedehnt hatte, führten Ein gleichgeſinnter Perſonen ihn zum Entſchluß ei im Intereſſe der Pſychographie. Dieſelbe f zuerſt über Leipzig nach Regensburg, dann chen nach Lindau am Bodenſee. Ein Abſteche nach Stuttgart, Weinsberg, Oehringen, Schw

all in Würtemberg, Karlsruhe und Baden führte ihn nächſt nach Lindau, von da über Augsburg und Leipz nach Berlin zurück. Die ſämmtlichen an dieſen Orn gemachten Experimente mit dem Pſychographen finn ſich hier protokollariſch mitgetheilt. Die Antworten s Pſychographen werden entweder vermittelt durch bloße lektricität und Magnetismus oder durch namhafte Geir Verſtorbener, welche ſich auf nähere Anfrage melden. Dieſe Dinge ſind meiſtens langweilig. Intereſſanter nd unterhaltender ſind die Gedichte, die der Pſychograph acht, und unter denen manchmal recht hübſche ſind. uch kann er Walzer componiren und entwickelt dann d wann einen eigenthümlichen Humor, nämlich dann, nn man ihn in Verlegenheit ſetzt und er ſich nicht ders zu helfen weiß.

Karl Fortlage.

Roman- und Novellenliteratur.

Bei der ungewöhnlichen Thätigkeit, welche die deutſche eſſe im letzten Jahrzehnd entfaltet hat, iſt es kaum mehr glich, die Oscillationen des Zeitgeiſtes, inſofern ſie ſich in r Literatur jedes europäiſchen Volks abſpiegeln, zu überen. Die Bücherwelt iſt eine unüberſehbare Steppe geden, unerquicklich für das Auge des Beſchauers. Was ſich e zuſammenfaſſen läßt, was ungebunden und raſtlos ſtürh nach allen Radien des Kreiſes hinausjagt, mahnt ſtark die Kataſtrophe der hereinbrechenden Verwilderung, wenn nicht gar den troſtloſen Gedanken an die bevorſtehende Aufg regemacht. Die Lectüre der meiſten belletriſtiſchen Erungen gewährt keine innere Befriedigung; der negative des Menſchen- und Völkerlebens reißt die Geſtalten mor Autoren unwiderſtehlich an ſich, und das geſtörte Gleicht der Pſyche läßt ſich durch ſchönklingende Phraſen bemänteln. Das Verſunkenſein in das Schwerirdiſche, r raffinirte Materialismus des 19. Jahrhunderts auf dem en hat, trägt an dem Stammbaum der Sprache nur ſolche , wie es unter dieſen mislichen Umſtänden eben möglich iſt. ieß Talleyrand gelegentlich einmal die nur in ſolchem icht ſonderbar klingende Bemerkung fallen: die Sprache nden, um die Gedanken zu verbergen; doch uns will n, daß dies eine echtjeſuitiſche Sentenz ſei. Wir glauielmehr die Sprache ſei erfunden, damit hervorragende r ihre Gedanken dem Volke offenbaren, damit ihre Denk, ihre Weltanſchauung zum ſegensreichen Nationaleigen werde; denn der reife Gedanke trägt Samen wie die Pflanze. Der Umſtand allein ſchon beweiſt die Schwäche meiſten, vom Publicum heißhungerig verſchlungenen Werke, e unfähig ſind Samen zu zeugen, zu belehren, ſittlich ben. Wo das Urſprüngliche fehlt, da fehlt eben Alles. wiſſen ſehr wohl, daß unſere blaſirte, lackirte und gegelte Welt ſich ſehr wenig um die Ideen kümmert, ſich ngeputzter Form und hohler Außenſeite begnügt; was doch die Kritik dazu ſagen? Schweigen iſt Gold! Dies hwort darf ſie wol nicht zu ihrem Wahlſpruch erheben. ens, als er ſich einſt über Oehlenſchläger ausſprach, ſagte: ik iſt Forſchung, wir möchten ſie Naturforſchung nennen; tſteht erſt aus dem reinen Sinne für das Urſprüngliche t blos aus dem durch die Strahlenbrechung der Zeit Herrufenen), für das wahrhaft Eigenthümliche. Freilich iſt ritik mehr als dieſes, aber ſie iſt nie da ohne dieſes. adern über ein Product kann Jeder; der Nicolaismus eineswegs ausgeſtorben, weil er die Sprache gewechſelt Das Eigenthümliche zu erkennen iſt kritiſches Talent.“ weit Steffens. Es thäte noth, ſich für die Producte der enwart einen eigenen Maßſtab zu erfinden; der für das ne allgemeingültige iſt daran nicht zu legen. Solch eine Erfindung iſt jedoch keine leichte Aufgabe. Jenes Eigenthümliche zu erforſchen, wie ſich Steffens ausdrückt, iſt im Hinblick auf die deutſchen Romanautoren in vielen Fällen eine Unmöglichkeit, denn ſie opfern fremden Götzen an der Seine oder Themſe. Vor ſolcher verderblicher Abirrung, vor ſolcher Verſündigung gegen den Heiligen Geiſt der deutſchen Muſe kann nicht oft genug gewarnt werden. Leider wird die Stimme in der Wüſte ſelten vernommen. Wo die Literatur gedeihen ſoll, darf der innere Bildungstrieb der dazu Berufenen nicht durch gezwungene Beimiſchung fremdartiger Elemente in Gährung verſetzt werden.

Einige Romane, die ſich in jüngſter Zeit auf unſerm Büchertiſch angeſammelt, haben uns angeregt, dieſe Worte als Einleitung fallen zu laſſen. Wir ſchmeicheln uns, daß jenen Leſern, welche alle Bücher, die wir heute beſprechen, zur Hand nehmen, dieſes unſer Präambulum nicht überflüſſig erſcheinen werde; es gewährt zugleich den Vortheil, ſich nicht bei der ſpeciellen Beſprechung wiederholen zu müſſen, was dem Kritiker bei der Maſſe von Schablonenproducten der modernſten Literatur ſelbſt mit dem beſten Willen zuweilen unmöglich iſt.

---

1. Vom Frühling zum Herbſt. Roman von Ludwig Köhler. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1856. 8. 4 Thlr.

Dieſer ſociale Roman ſpielt in den verhängnißvollen Jahren 1848 und 1849. Uns will bedünken, daß Autoren der Jetztzeit keinen glücklichen Griff thun mit der Ausbeute dieſer volksthümlichen, misrathenen Ereigniſſe; ſie ſcheinen dabei zu vergeſſen, daß ihre Leſer die deutſchnationale Bewegung vor kurzem ſelbſt erlebt haben und, falls ſie ihr Gedächtniß auffriſchen wollen, zu jenen politiſchen Blättern greifen können, die damals den Ton angaben. Dieſe ganze Geſchichte, abgeſehen von allen unreifen Factoren, die das völkerrechtliche Triebrad in Schwung verſetzten, ſteht uns noch viel zu nahe, um hiſtoriſch in eine Folie zuſammengefaßt werden zu können; wir meinen, ohne jedoch unſer Urtheil für ein abſolut gültiges zu halten, einen hiſtoriſchen Roman gebe die Sache an und für ſich noch nicht her, und ein politiſch-ſociales Ragout iſt wenigſtens nicht unſer Geſchmack, vielleicht jedoch ein pikanter Gaumenkitzel für ſo manchen andern Leſer. Damit dieſe ſich ſogleich ein bischen Vorgeſchmack zu verſchaffen im Stande ſeien, mögen hier ein paar charakteriſtiſche Stellen, die Licht auf die ganze Haltung des Buchs werfen, ein Plätzchen finden. So heißt es I, 54:

„Aus der Vernichtung das Leben! Wie unſer moderner Ritter Georg ſagt, lieber ein Trauerſpiel der Freiheit, als der Sklaverei Idylle. Die Welt iſt des Ruhens, des Schlafens müde. Handel, Induſtrie und Gewerbfleiß blühen allenfalls auch in China. Und die Freiheit der Preſſe und der Rede? Das Aufhören dieſer ewigen Bevormundung? Das eben iſt die Noth unſerer Zeit, daß dem Michel die Materie mehr gilt als der Geiſt. Der Michel revoltirt, wenn eine neue Steuer auf ſein Bier gelegt wird, wenn der Bäcker ihm das Brot zu klein macht. Aber was iſt ihm die freie Preſſe? Das Volk iſt mit den ideellen Beſtrebungen der edelſten Geiſter noch zu wenig vertraut, und es iſt allerdings die Frage, ob es zum Kampfe für dieſelben eine Hand erheben würde. Verargen wir es dem Volke nicht, daß es bei allen geiſtigen Gütern nicht verhungern will. Das Volk, ich meine die große Maſſe, fühlt noch keine Sympathie für die Preſſe, für Conſtitution und Kammern, ſolange ſich die Kammern mit Allem beſchäftigen, nur nicht mit der leiblichen Noth des Volks. Es gibt ſoviel des Elends, das wir nicht ahnen.“

Oder III, 90: „Republik und Monarchie ſind nur Formen, Gewänder, in die ſich die menſchliche Geſellſchaft kleidet; unter beiden kann ſich ein kranker Körper bergen, aber es kommt darauf an, welches Kleid geräumig genug iſt, den Heilungsproceß nicht zu hindern. Es iſt nicht meine Schuld, daß ich die Republik für das zweckdienlichere Gewand halte“ u. ſ. w.

Wir wiſſen nicht, ob die Art und Weiſe, wie der Verfaſſer die Capitel aneinanderzureihen pflegt, blos uns oder ebenfalls andere Leſer an Gutzkow's „Ritter vom Geiſte“ gemahnt hat. Auch dieſes fortwährende Auftauchen neuer Perſönlichkeiten, was zwar in vielen modernen Romanen ſtereotyp geworden iſt, jedoch die epiſche Ruhe ſtört, dürfte nur für Leihbibliothekleſer à la fortune du moment einen Reiz haben. Wer blos durch derartige Hülfsmittel den laufenden Faden ſeiner Geſchichte intereſſant zu machen weiß, dem wachſen, wie dem Goethe'ſchen Zauberlehrling, die heraufcitirten Geſtalten über den Kopf. Ein Autor, der dieſem Princip huldigt, muß in der Charakterzeichnung ſehr feſt ſein; es ſcheint uns beinahe, nach oftmaliger Erfahrung, daß, wie überhaupt unſer Jahrhundert im Vergleich mit dem 17. und 18. an Charakteren arm zu nennen iſt, auch die Herren Autoren nur zu oft geneigt ſeien, ſich hierin ihre Zeitgenoſſen zum Vorbilde zu nehmen. Der Verfaſſer läßt z. B. die gewöhnlichſten Leute, Kutſcher und Zimmergeſellen, die Sprache gebildeter Menſchen ſprechen. Ferner nimmt der echte Humor nie die Zuflucht zu Wortverdrehungen. Der Verfaſſer, der dies in der Geſtalt ſeines Portier Lämmlein auf die Spitze treibt, hat im Drange des Schaffens gefühlt, daß dem ernſten Ganzen eine heiter-komiſche Figur wohlthäte, hat jedoch mit ſeinem Portier einen Misgriff gethan; denn wenn wir es ihm auch durch die Finger ſehen wollten, daß er dieſer Livréeſeele fremdländiſche Worte in den Mund legt, ſo können wir es doch nicht ungerügt laſſen, daß ſich dies viel zu oft in läppiſcher Weiſe wiederholt. Dem Roman mangelt eine Centralgeſtalt, eine Kerngeſtalt, um die Alles kryſtallartig anſchießt. Die Maſſenbewegung der Nebenfiguren flutet und ebbt an dem Leſer vorüber, ohne ihn, mit wenigen Ausnahmen, auf die Dauer zu feſſeln. An ſchönen Einzelheiten fehlt es dagegen nicht; z. B. das Capitel „Die Stumme von Portici“ und die gelungenen Schilderungen des Volkslebens zu Anfang des zweiten Bandes. Beſonders ſchön iſt die Unterredung zweier echtweiblicher Figuren, Emma und Franziska, worin der Verfaſſer die feinſten Fäden der Eiferſucht und Liebe anzuſpinnen und künſtleriſch fortzuweben weiß. Der Tod Emma's iſt von ergreifender Wirkung; desgleichen die Scene zwiſchen dem Präſidenten von Sonneborn und dem Jäger Felix, der als eine der beſten Geſtalten des Buchs genannt zu werden verdient. Ueberhaupt hat der Verfaſſer die kleinſten Momente, die ſich auf das verſchwundene Teſtament beziehen, mit großer Umſicht und juridiſcher Schärfe benutzt. Ausgezeichnet geſchildert iſt die Situation des Advocaten Brand, deſſen Vater ein früher angefertigtes Teſtament als Zeuge unterſchrieben hat. Der Seelenkampf im Sohne, einerſeits den guten Namen des Vaters zu retten, andererſeits das Recht der dabei intereſſirten lebenden Perſonen zu wahren, bot dem Verfaſſer Gelegenheit, ſeine Befähigung für Romanproductionen im ſchönſten Lichte zu zeigen, die er bereits mit „Thomas Münſter“, „Akademiſche Welt“ und „Wullenweber“ der Leſewelt bewieſen hat. Die Form des Dialogs, die in allen drei Bänden ſehr ſtark vertreten iſt, handhabt Köhler ſo gewandt, daß wir wünſchten, er möchte ſeine Kraft dem Drama zuwenden. Es iſt kaum eine Zeitfrage, von der moraliſchen Hebung des Proletariats bis zu dem Wogen und Stürmen der Revolution, von der Salonkoketterie der Innern Miſſion bis zur maskirten Schleicherei des Jeſuitismus vom Verfaſſer unbenutzt gelaſſen worden; dieſer reiche Inhalt allein dürfte genügen, dem Werke eine größere Zahl von Leſern zuzuführen und ſie zu befriedigen.

---

2. Mark Sutherland, oder die Wege der Vorſehung. Originalroman von August Schrader. Zwei Theile. Leipzig, Friedlein. 1856. 8. 1 Thlr.

Aus dem Vorwort erhellt, daß es dem Autor darum zu thun iſt, den Leſer mit den Gründen bekanntzumachen, die ihn bewogen, ſein Buch in ſolcher Geſtalt erſcheinen zu laſſen. Wir wollen deshalb das Wichtigſte daraus
heben:

„Die Verfaſſerin von «Onkel Tom's Hütte» ver
Buch unter dem Titel «Mark Sutherland» zu liefe
dem ihr erſtes Werk einen faſt beiſpielloſen Erfolg ge
Man harrte jedoch vergebens auf die Erfüllung di
ſprechens. Ermuthigt durch die freundliche Aufnahn
Werks: «Die Braut von Louiſiana», faßte ich den
das von der Amerikanerin angeregte Thema zu bearb
der «Braut von Louiſiana» einen Nachfolger zu ge
war von Anfang nicht meine Abſicht, einen Sklaven
ſchreiben, wie er eine zeitlang zur Mode geworden
er in mannichfaltigen Nachahmungen von «Onkel Tom
erſchienen iſt, ſondern ich wollte ein Werk liefern,
deutſchen Leſer mit den Sitten und Gebräuchen der
jenſeit des Meeres bekanntmacht. Inzwiſchen erſchi
Sutherland» von Miß Southworth. So hatte ich
Art Concurrenz zu beſtehen, die mich indeß nicht ab
Werk zu vollenden. Ich erlaube mir daher zu beme
mein Werk nur eine reinunterhaltende, von jeder
ferne Lectüre liefern ſoll. Mein Roman iſt alſo kein
zu «Onkel Tom's Hütte», ſondern ein Seitenſtück
«Braut von Louiſiana».“

Allerdings iſt dieſer Roman keine Nachahm
„Onkel Tom's Hütte“, denn der Verfaſſer hat
ſchieden die pikanten Producte der modernen fra
Schule, die ſich bekanntlich ſehr wenig um Wahrſch
kümmert, zum Vorbilde genommen. Auf ihre Koſten
gewährt dem Autor den Vortheil, die Handlung leich
matiſch-lebendigen Lauf zu bringen und Das hervo
was Leſer gewöhnlichen Schlags „Spannung“ nen
gehört jedoch eine gewiſſe Geiſtesſchwäche dazu, ſich
ſion noch hinzugeben, wenn einmal der Wahrſcheinli
Geſicht geſchlagen worden iſt. Solche Romane ha
nichts als eine mit Wortſchwall prunkende Außenſeite.
ſich Charaktere ſo ſchroff gegenüber wie in dieſem
Sutherland“, ſo thut es noth, ſie ſcharf zu individ
doch dieſe Spanier, Franzoſen, Neger und Mulatten
alle aus einer und derſelben Tonart, nämlich in d
Schrader's. Das raffinirt-diaboliſche Treiben des
ten Pietri, der den Böſewicht par excellence darzuſt
verfehlt ſeine Wirkung auf jeden denkenden Leſer. Be
Sue oder Alexandre Dumas ſolchen verzeichneten
rittern zu begegnen, nimmt uns nicht wunder, je
deutſchem Grund und Boden wünſchten wir dieſe G
eingebürgert. Ueberhaupt läßt Schrader, à la Victor Hu
er bei abenteuerlichen Situationen mit keinem Deus ex
zu interveniren weiß, wenigſtens einen Diabolus her
gen; man ſagt ja, der Teufel ſei intereſſant. Es feh
lich nicht an Maſchinerie, Knalleffect, Scenenwechſel
ler Beleuchtung; es nähme uns nicht wunder, wenn
Birch-Pfeiffer aus dieſem Stoffe ein fünfactiges Dr
ſchnitte, wobei allerdings die Schere, welche dieſe Da
ſchickt bühnenpraktiſch zu handhaben weiß, einige Ep
ſtutzen müßte. Trotz aller Verſicherungen, die uns
faſſer in der Vorrede gibt, können wir nur anneh
ihm die Anregung zu dieſem Roman blos von a
zugekommen ſei; denn jene innere Wärme, die ein
product erſt zum Kunſtproduct erhebt, vermiſſen w
gänzlich. Die ſchändliche, unmenſchliche Behandlung
vin Joë erinnerte uns wenigſtens entfernt an Einiges,
in „Onkel Tom's Hütte“ geleſen, und obwol es uns
lich iſt, wie Mrs. Harriet Beecher-Stowe mit dieſe
ſolch einen Erfolg erzielen konnte, ſo laſſen wir doch
rikanerin gern die Gerechtigkeit widerfahren, daß ſie
auf Schilderungen einließ, die eine genaue Kenntn
Vaterlandes beweiſen, was man jedoch von Schra
ſagen kann; er kennt Amerika blos aus Büchern.

---

machen nun den Uebergang zu einem Werke, das
:ben beſprochenen den grellſten Gegenſatz bildet; es
:

Vere. Novelle von Friedrich Spielhagen.
,er, Meyer. 1857. 8. 15 Ngr.

' Roman ſteht mit dem eben beſprochenen im grell-
ſatz, weil uns hier der Verfaſſer ein reiches Seelen-
ltet, was wir in Schrader's Roman vergeblich ge-
:n. Wir wollen, nicht blos um unſer Urtheil zu
n, ſondern um dem ſchönen Buche, dem wir recht
wünſchen, die beſte Empfehlung mitzugeben, einige
Sentenzen hervorheben:

ſt eine wunderliche Sympathie in den verſchiedenen
ıſers Organismus: wir ſind in dem einen Finger
und die Nerven im Nebenfinger zucken mit, daß
noch wiſſen, welches denn eigentlich der urſprünglich
iſt; und wenn ein Gedanke oder eine Empfindung
emporhebt, ſchweben Brüder und Schweſtern mit
: der große Corſe, als er Kaiſer wurde, ſeine Ver-
ı Königen und Königinnen machte."

Menſch iſt ſo unendlich erfinderiſch, wenn es darauf
ſein Unrecht zu beſchönigen; ſich beleidigt zu glau-
ngeſtraft beleidigen zu können; verrathen, um ſelbſt
ther zu werden."

Empfindungen in ihren Spitzen laufen ineinander;
ıen Moment, wo der Schmerz Luſt und die Luſt
:."

laßt nur ein ſchönes Weib euch zeigen, daß ſie
und ſeht zu, wie ihr euere Dankbarkeit beweiſen
: Dinge zu thun, die euch hernach gereuen! Auch
ke, demüthigſte, wahrſte Menſch fühlt ſich ein höhe-
wenn er Liebe oder Bewunderung erweckt, und er
ebe und die Bewunderung ſo wenig ſchweigen als
ıe Muſik, die ſeine Seele bezaubert und ſie zum
: eines reinern und ſchönern Daſeins emporhebt."

weißt, ich denke wenig an den Tod; aber Eins
, wenn es ſein kann: daß ich draußen ſterbe unter
weiten Himmelsdom! Im engen Bett vergeſſen
vir gehören zu Wieſe und Wald; vergeſſen wir,
r ein Moment ſind in dem glühenden, ewigen Le-
ıtur! Ich mag die Schranken nicht, die den Men-
em Menſchen trennen und den Menſchen von der
ıs iſt verwerflich, was auch nur einen Keim in
. den Gott in die Menſchenbruſt legte, daß er da
) gedeihen ſoll. Wehe den Gärtnern, die auf ge-
ıne ſchlechte Reiſer pfropfen und in Gottes Garten
ıut ſäen!"

ieht wol aus dieſen Aphorismen zur Genüge, daß
ɛr viel Eigenthümliches hat, daß er als ſelbſtändig
kopf die feinſten Regungen des Gemüthslebens zu
verſteht. Die Grundidee ſeiner Novelle eröffnet
ſer Hinſicht ein weites Feld. Georg, ein junger
praktiſcher Thatkraft, fühlt ſich zu gleicher Zeit
von zwei Weſen, die ihrem Charakter nach ſich als
ɛmdartig gegenüberſtehen. Helene iſt eine unſchul-
lume, die mit reiner Seele an dem Geliebten hängt
b auf ihn jenen Einfluß ausübt, dem ſich jedes
dorbene Manneskerz willig unterzieht; dagegen
ılze Lordstochter, Clara Vere, ſo entſchieden mit
Georg's Herz zu erobern hervor, daß Georg, ge-
ihrer Schönheit, ihrem Kunſtſinn und ihrer fein-
ıen Bildung, ſich momentan unwiderſtehlich zu ihr
fühlt. Höchſt gelungen iſt der Gegenſatz dieſer
llen weiblichen Geſtalten, wie ſich die Pſyche jeder
Weben und Leben der Allnatur das ihr Zuſagende
von dem Verfaſſer gezeichnet worden. Wir be-
dieſe Epiſode zu lang iſt, um ſie hier ganz wieder-
ɔnnen uns jedoch nicht enthalten, wenigſtens eine
itiren, worin Clara Vere, die einen feinen Sinn
für Dialektik und Plaſtik beſitzt, ihrer für Muſik begeiſterten Rivalin Helene einen Hieb verſetzt, was auf Georg umſomehr wirken muß, als Clara dabei verſteckt-ironiſch, weiblich-ſchlau den Namen ihrer Nebenbuhlerin gar nicht über die Lippen bringt. Mit Georg durch den Wald reitend, läßt ſie die Worte fallen:

„Wie melancholiſch iſt doch das einförmige Rauſchen des Nadelholzes, das der Natur unergründlich Geheimniß immer und immer wieder vor ſich hinmurmelt und über dem unlösbaren Räthſel in tiefe Schwermuth verſinkt! Wol hat das Laubholz eine viel articulirtere und beredtere Sprache: es flüſtert und ziſchelt und wiſpert, und dann erhebt es die Stimme, und es iſt als nähme es jetzt einen Aufſchwung, um aus tiefſter Bruſt herauszuſchreien, was es bedeutet und will; aber es kann's doch auch nicht, und ſchüttelt das Haupt und ſeufzt und flüſtert weiter. Nein, es iſt nichts mit dieſer Muſik des Waldes wie mit aller Muſik! Erſt in dem Wort des Menſchen offenbart ſich der Geiſt der Natur ganz; überall verſucht es nur: Gott iſt das Wort!"

Einen feinen Pinſelſtrich machte der Verfaſſer auch an dem Porträt ſeiner ſtolzen Britin, als er von ihr erzählt: „Clara hatte die ſchönen Brauen verächtlich und unwillig zuſammengezogen, als ſie einſt in der Lectüre des «Kaufmann von Venedig» an jene bekannte Stelle kam, wo Shakſpeare ſein zermalmendes Urtheil ſpricht über Die, die nicht die Eintracht ſüßer Töne lockt." Der Verfaſſer offenbart eine mehr als gewöhnliche Welt- und Menſchenkenntniß; dies iſt beſonders deutlich aus ſeinen Nebenfiguren erſichtlich, die gewöhnlich von Autoren der Jetztzeit ſehr ſtiefmütterlich behandelt werden. Wenn wir einen Tadel ausſprechen müßten, ſo wäre es nur ein indirecter, nämlich der, daß es der Verfaſſer verſchmähte, den verſtorbenen Lord Vere, dieſen Mann aus ganzem Holze, dem Leſer in Fleiſch und Blut vorzuführen, indeß man ihn ſo nur aus Documenten und Briefen kennenlernt. Freilich hätte dann Spielhagen ſeine Novelle in einen mehrbändigen Roman umwandeln müſſen. Wir wollen deshalb mit ihm nicht rechten; da es in ſeinem urſprünglichen Plane lag, die dämoniſche Frauengeſtalt, Clara Vere, zur Hauptfigur zu machen, ſo mag es ſeiner Anſchauungsweiſe immerhin paſſend erſchienen ſein, den reinmenſchlich großen Todten nicht aus dem Grabe heraufzubeſchwören. Den Schluß des Ganzen hat der Verfaſſer ſo befriedigend als möglich einzuleiten gewußt; denn Clara Vere konnte in der That nichts Beſſeres thun als einen Andern heirathen, und wenn auch ihr Gemahl ein tüchtiger Mann iſt, ſo kann ſich der Leſer doch nicht dem Gedanken hingeben, daß ſie an ſeiner Seite glücklich werde, weil er ihrer Charakterſtärke nicht ebenbürtig iſt. Dies wäre nur Georg geweſen, der, ſeine Verirrung beherzigend, ſeine treue Helene in die Arme ſchließt. Einer beſondern Erwähnung verdient das zu Anfang der Novelle gut eingeflochtene allerliebſte „Märchen von der Schwalbe"; es hat durchgehends eine ſo naive Stimmung, daß es unwillkürlich jeden Leſer an ſeine früheſten Kinderjahre erinnern muß. Die Diction des ganzen Buchs iſt fließend.

---

4. Earinen. Vier Novellen von Herman Meyenberg. Alfeld, Stegen. 1856. 12. 20 Ngr.

Unſer Vertrauen zu dem novelliſtiſchen Talente des Verfaſſers wurde bedeutend herabgeſtimmt, als wir S. 11 auf den Satz ſtießen: „Aber wird der unbefriedigte Leſer bemerken, weshalb ſoll eine ſolche Schönheit wie Anna gegenübergeſtellt werden einer unſchönen, ungebildeten Dienſtmagd?" Unſers Erachtens heißt es von einem Autor nicht klug handeln, wenn er den Leſer an die allerdings gerechte Nichtbefriedigung, welche die Langweiligkeit dieſer Familiengeſchichte erzeugt, noch beſonders mahnt. Ebenſo unzureichend ſind die Entſchuldigungsgründe, die der Verfaſſer darauf folgen läßt. Das zweite Product: „Der hoffnungsvolle Onkel", iſt eine Dorfgeſchichte, zwar

etwas beſſer als die erſte Novelle, das will jedoch juſt nicht viel ſagen. Wir möchten dem Verfaſſer den wohlmeinenden Rath geben, ſich, ehe er wieder eine Dorfgeſchichte ſchreibt, bei Jeremias Gotthelf und Berthold Auerbach ein bischen nach dieſem Zweige der modernen Literatur umzuſehen, damit er wenigſtens jenen natürlichen Ton anſchlagen lerne, ohne den die Dorfgeſchichte ein Unding iſt. Mehr genähert hat er ſich einer ländlichen Stimmung in der Erzählung: „Die Harzreiſe, oder der einſame Dorfphiloſoph“; man würde freilich vergeblich darin nur Bauernphiloſophie ſuchen, doch iſt dieſe Novelle, wenigſtens im Vergleich mit den früher genannten, erträglich. Am glücklichſten in der Wahl ſeines Stoffs war der Verfaſſer in der vierten und letzten: „Die Ausſöhnung“ (Handlung im 17. Jahrhundert). Wenn er, was die Durchführung anbelangt, ſtellenweiſe zu ſkizzenhaft zuwerke ging, ſo gelang es ihm hierin doch, dem Leſer einige markige Geſtalten lebendig vor das Auge zu führen. Namentlich iſt die Introduction lobenswerth; ſchwächt ſich auch die Handlung nach und nach ab, ſo verwiſcht ſich doch nicht gänzlich der erſte günſtige Eindruck. Im Allgemeinen zeichnet der Verfaſſer die Männer gelungener als die Frauen; ebenfalls bewegt er ſich auf hiſtoriſchem Boden gewandter als auf dem Parquet des Familienkreiſes.

Emanuel Raulf.

Katholiſche Propaganda durch Tendenzromane in England.

In Köln erſcheint bereits ſeit 1854 eine „Sammlung von claſſiſchen Werken der neuern katholiſchen Literatur Englands in deutſcher Ueberſetzung“, deren auch ſchon in Nr. 11 d. Bl. f. 1855 mit einigen Worten gedacht wurde. Bei dieſer Sammlung iſt es nach den Vorbemerkungen des Verlegers und der Herausgeber nicht auf gewöhnliche Unterhaltungsliteratur, ſondern auf ſolche Schriften abgeſehen, welche vorwiegend belehrend, zugleich aber für den gebildeten Leſer überhaupt paſſend und ſo univerſeller Natur ſeien, daß ſie auch in Deutſchland in weitern Kreiſen Intereſſe haben und Nutzen ſtiften könnten. Die Engländer pflegen Das, was ſie angreifen, in der Regel praktiſch anzugreifen, und da kein Grund vorliegt anzunehmen, daß die katholiſchen Engländer eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen, ſo verdient der Verſuch, die katholiſche Volksliteratur Englands auf deutſchen Boden zu verpflanzen, ſchon von vornherein alle Beachtung. Und in der That tragen von den uns gegenwärtig zur Beſprechung vorliegenden drei Werken aus dieſer Sammlung die beiden erſten ein paar ſehr bedeutende Namen an der Spitze. Die fraglichen Werke ſind folgende:

1. Fabiola oder die Kirche der Katakomben. Von Sr. Eminenz Nikolaus Cardinal Wiſeman. Ueberſetzt von F. H. Reuſch. Vierte Auflage. Mit den engliſchen Originalholzſchnitten. Köln, Bachem. 1856. Gr. 12. 25 Ngr.
2. Kalliſta, eine Erzählung aus dem 3. Jahrhundert von Johann Heinrich Newman. Ueberſetzt von Gerhard Schündelen. Zweite Auflage. Köln, Bachem. 1856. Gr. 12. 22½ Ngr.
3. Franciſca Romana, die Heilige. Von Lady Georgiana Fullerton. Nebſt J. M. Capes' „Anna von Montmorency“. Aus dem Engliſchen von Gerhard Schündelen. Zweite Auflage. Köln, Bachem. 1856. Gr. 12. 12 Ngr.

Der gelehrte und berühmte Verfaſſer der „Fabiola“ hat dieſes Werk ausdrücklich für die katholiſche Volksbibliothek geſchrieben. Sein Beſtreben ging, wie er in der Vorrede bemerkt, dahin, „den Leſer mit den Sitten, den Gebräuchen, den Zuſtänden, den Ideen, der Denkweiſe und dem Geiſte der erſten chriſtlichen Jahrhunderte bekanntzumachen“. Darauf ſcheint auch der zweite Titel des Werks: „Die Kirche der Katakomben“, unter welcher Bezeichnung der Verfaſſer die Periode der chriſtlichen Kirche während der erſten drei Jahrhunderte

verſteht, hinzuweiſen. Indeß darf man an dieſe [...]
nicht die Erwartung knüpfen, ſich die allmälige [...]
und Fortbildung der chriſtlichen Kirche während des
dreihundertjährigen Zeitraums vor Augen geführt
denn die Erzählung, in welche der Stoff eingekleide[...]
faßt nur wenige Monate, nämlich die letzten des J[...]
und die erſten des Jahres 303, als den Anfangs
Diocletianiſchen Verfolgung; doch wird gelegentlich
zelne frühere Zeitabſchnitte hingewieſen. Die Haupt[...]
der Erzählung ſind Märtyrer, wenn auch die Titelh[...]
wir zuerſt als vornehme und gebildete Heidin, dann
ſtin ſehen, nicht zum Märtyrerthume gelangt. Wir
aber hier mit keiner gewöhnlichen Martyrologie zu t[...]
intereſſante Stoff iſt mit ebenſo viel Geiſt als Takt
behandelt. Palatium und Forum, Stadthaus und [...]
phitheater und Katakombe, heidniſches und chriſtli[...]
gehen in mannichfachem Wechſel in lichtvoller, oft [...]
Darſtellung an unſern Blicken vorüber. Die [...]
ſind gut individualiſirt, und neben dem Dogma find[...]
chriſtliche Moral in mehrfachen kräftigen Charakterz[...]
tiſch bethätigt. Die Schilderungen vielfachen Märt[...]
konnten gegenüber den Anfoderungen des äſthetiſche[...]
leicht zur Klippe werden; doch iſt dieſelbe glücklich
der Schleier iſt über die grauſigſten Scenen zur re[...]
herabgelaſſen worden, und dem niederſchlagenden Gef[...]
ches uns bei der Entmenſchung auf der einen Seite erg[...]
durch die innere Kraft, die ſich auf der andern er[...]
währt, die Wage gehalten. Was bei dieſem Heroismus
tyrer auffällt, das iſt das völlige Verſinken im I[...]
letzten Augenblicken vor dem Tode, eine Schwäche, d[...]
lehrte Verfaſſer — allerdings der geſchichtlichen Wa[...]
mäß, jedoch ohne die Schwäche als ſolche anzuerkenn[...]
faſt allen ſeinen Märtyrern auf das treueſte geſch[...]
In der Scene zwiſchen Sebaſtianus und Pancrati[...]
man mit Beſtimmtheit auf ein Heraustreten aus d[...]
aber man ſieht ſich am Ende getäuſcht. Pancrati[...]
in langer Viſion von der Seligkeit, die Harfen der En[...]
zu hören. Sebaſtianus fragt: „Iſt es nicht noch
Nun eine zweite Viſion von der Seligkeit des Scha[...]
„Und noch mehr, Pancratius?“ Nun eine dritte [...]
der Seligkeit des Schauens Gottes; dann der Sch[...]
klingt wie Anmaßung, daß ich heute, heute alles das
ſoll“; und kein Wort von Dem, was den Märtyrer [...]
tyrer macht, von dem Zeugniß, das er ablegt und [...]
ein Samenkorn ausſtreut, das zum Wohle Ander[...]
ſchlagen ſoll. Ebenſo bei den übrigen Märtyrer[...]
Sebaſtianus kommt über das Ich hinaus. „Er [...]
insbeſondere auf für die bedrängte Kirche und [...]
durch ſeinen Tod ihre Leiden möchten gemildert werde[...]
iſt das Buch ſonſt reich an Zügen chriſtlichen Dulder[...]
freudigen Opfermuths, mithin vielfach anregend und
Wenn nur die Ideenaſſociationen nicht wären, wenn
nicht bei dem Hinblick auf die leidende Kirche unwill[...]
die triumphirende denken müßte, die, was ſie litt, l[...]
Und dabei tritt uns das Wort Delavigne's vor die [...]

> Tout doit mourir, tout doit changer:
> La grandeur s'éléve et succombe.
> Un culte même est passager;
> Il souffre, persécute et tombe.

Eine ernſte Mahnung für alle Die, denen die Förd[...]
Chriſtenthums durch die Kirche, und zwar nicht b[...]
nächſten Jahre und Jahrzehnde, ſondern in eine weit[...]
hinaus, wahrhaft am Herzen liegt. Gott rechnet [...]
Ziffern!

Aber kehren wir nach dieſer kurzen Mittheilung
biola“ zurück. Wir haben bisher ſtets von „der K[...]
ſprochen und hatten dabei die chriſtliche Kirche im [...]
im Auge. Die Bethätigung chriſtlicher Moral, [...]
Dulderſinns und freudigen Opfermuths, das ſind [...]

n chriſtlichen Diöceſen der erſten Jahrhunderte, trotz der fach zerſpaltenen dogmatiſchen Anſichten, in welche ihre ubensrichtungen bereits damals auseinandergingen, gemein- waren. Mit dieſer allgemeinen chriſtlichen Kirche wird aber in der „Fabiola“ die katholiſche Kirche der Gegenwart ge- ſermaßen identificirt. Davon, daß in den Pauliniſchen, Jo- nneiſchen, Petriniſchen und Jacobiniſchen Sprengeln ſchon im Jahrhundert ganz verſchiedene Grundſätze vorherrſchen muß- , von den Streitigkeiten des 2., des gnoſtiſchen Jahrhun- ts, von den Gegenſätzen, in denen ſich das Chriſtenthum 3. Jahrhunderts unter dem Einfluſſe der neuplatoni- n Philoſophie auf der einen und des Manichäismus auf andern Seite bewegte; endlich von den Unterſchieden zwi- n der erſten chriſtlichen Gemeindeverfaſſung und jener Form Kirche, durch welche die Biſchöfe ſpäterhin den Grund zu Gebäude der Hierarchie legten, finden wir nirgends auch die leiſeſte Andeutung. Dazu kommt, daß die Chriſten in lichteſten Geſtalt auftreten; die Schattenſeiten ſind ſorg- ltig vermieden, und all der Glanz, welcher von der ſo ge- lderten Kirche der erſten Jahrhunderte ausſtrahlt, wirft ſein ndendes Licht auf die katholiſche Kirche der Gegenwart zu- . Wir wiſſen aber, daß gerade die echteſten Tugenden Vorzüge der frühern Chriſten der geſammten Chriſtenheit gehören; daß für jene Zeiten ſowenig von einer katholiſchen che im jetzigen Sinne des Worts geſprochen werden kann, es dazumal eine griechiſche nach der heutigen Bedeutung eine biſchöfliche oder proteſtantiſche oder wie ſie ſonſt heißen , und daß demnach alle Confeſſionen der Jetztzeit das he Anrecht haben, jene leuchtenden chriſtlichen Vorbilder ihre Vorgänger im Gottesreiche aufzuſtellen. Dieſen allein igen Geſichtspunkt ſehen wir in der „Fabiola“ umgangen; wenn man an ein Werk wie dieſes die Anfoderung ſtellen , daß es trotz des novelliſtiſchen Gewandes in den weſent- n und charakteriſtiſchen Merkmalen des behandelten Stoffs gewiſſenhafteſte hiſtoriſche Treue bewahre, ſo können wir behaupten, daß die Aufgabe vollſtändig gelöſt ſei. Daß unterſcheidende Züge, welche die katholiſche Kirche bei- n hat, ſchon in den erſten Jahrhunderten vorkommen, wir nicht in Abrede ſtellen. Dahin gehört namentlich die ſchon an Anbetung ſtreifende Verehrung der Märtyrer, m Glauben an Wunderthaten derſelben; die zu ſinnliche g und Darſtellung überſinnlicher Gegenſtände und falls zu ſinnlich genommene Verkehr der Frommen höhern und höchſten Geiſtern des unſichtbaren Reichs, na- mit Chriſtus. Dies reicht aber noch nicht aus, um enwärtige katholiſche Kirche mit der geſammten Kirche ſten Jahrhunderte zu identificiren. Von einer Menge nien und Dogmen, ſelbſt von Sacramenten der katho- n Kirche wußte die frühe chriſtliche Kirche nichts, und in Beziehungen, in denen ſich andere Confeſſionen der Ge- t ganz im Einklang mit der frühen chriſtlichen Kirche , weicht gerade die katholiſche von ihr ab. Wie ſehr Verfaſſers Beſtreben dahingeht, ſelbſt bei dieſen Abwei- en ſeine Identificationstendenz durchzuführen, wollen wir m einzigen Beiſpiele zeigen.

In Bezug auf das Sacrament des Abendmahls ſagt er: r brauchen den Leſer nicht daran zu erinnern, daß der sdienſt, wie er damals gehalten wurde, in allem Weſent- n und in vielen Einzelheiten derſelbe war, wie er ihn täg- am katholiſchen Altar ſehen kann. Die Meſſe wurde nur wie jetzt als das Opfer des Leibes und Blutes un- herrn angeſehen, es fand nicht nur Aufopferung, Wan- g und Communion ſtatt wie jetzt, ſondern auch viele ſind noch jetzt wie damals, ſodaß der Katholik, wenn ſprechen hört, und noch mehr der Prieſter, welcher ſie t — und zwar in der Sprache, welche auch die römiſche e der Katakomben redete —, ſich in lebendiger und inni- Verbindung fühlt mit den Märtyrern, welche dieſe erhabenen imniſſe feierten, und mit den Märtyrern, welche ihnen bei- wohnten.“ Auch geſchieht überall da, wo von dem Genuſſe des heiligen Abendmahls die Rede iſt, ſtets nur der Darreichung der geweihten oder geheimnißvollen „Speiſe“ Erwähnung.

Der gelehrte Verfaſſer der „Fabiola“ iſt eine theologiſche Berühmtheit erſten Rangs in der katholiſchen Welt. Es geziemt ſich, ihm bei Beſtreitung einer ſeiner kirchenhiſtoriſchen Behauptungen eine theologiſche Berühmtheit erſten Rangs in der proteſtantiſchen Welt gegenüberzuſtellen. Wir meinen Ammon. Hören wir, wie dieſer über dieſen Punkt („Fortbildung des Chriſtenthums zur Weltreligion“, zweite Auflage, I, 205) ſich ausſpricht: „Wie man in den griechiſchen Gemeinden ſchon zu den Zeiten der Apoſtel ſich für die Verſtorbenen auf ihren Gräbern taufen ließ (1 Kor. 15, 29), ſo gedachte man auch bei der Conſecration der Oblationen der Verſtorbenen im Gebete, daß ihnen dieſelbe Seelenſtärkung zutheil werden möge, welche die Communicanten am Altare erwartete; ob dies ein Dank- oder Sündopfer oder beides zugleich war, iſt nicht wol auszumitteln; aber die allgemeine Theilnahme an den Symbolen wurde dadurch noch nicht unterbrochen oder auf den Prieſter allein beſchränkt. Als aber die myſtiſche Gemeinſchaft des Leibes und Blutes Chriſti bei dem Gedanken an die Allmacht und Allgegenwart des Gottmenſchen ſich immer mehr zu einer metaphyſiſchen und zuletzt phyſiſchen geſtaltete und ſich der Klerus allmälig ganz von der Communion der Laien zurückzog, bildete ſich das Abendmahl zu einer Opfermeſſe für Todte und Lebendige aus, die der Prieſter allein verrichten konnte, weil er durch das Wort der Wandelung den Leib und das Blut Chriſti bereitet hatte. Daß dieſes Dogma ſich erſt von der Mitte des 9. Jahrhunderts an vollſtändig ausgebildet hat, läßt ſich aus der Geſchichte mit Zuverläſſigkeit nachweiſen. Um dieſe Zeit ſchrieb Radberg, ein Mönch zu Corbie, ſein bekanntes Buch «Vom Leibe und Blute des Herrn», in dem er zu beweiſen ſucht, «daß die Subſtanz des Brotes und Weins in Chriſti Fleiſch und Blut durch die Weihe des heiligen Geiſtes allmälig verwandelt werde». Ihm widerſprach Berengar, Kanonikus zu Tours (850), in ſeiner Gegenſchrift «Von der Wahrheit des Leibes und Blutes im Abendmahle» und behauptete mit Johann Scotus, «Brot und Wein verlören ihre Subſtanz nicht, ſondern ſeien Unterpfänder des Leibes und Blutes Chriſti, welche geiſtig genoſſen würden». Er wurde in einer langen Reihe päpſtlicher Bullen verurtheilt, und die Verwandelungslehre, die den Prieſter zur Würde eines Wunderthäters erhob, hatte bis zur Reformation einen mächtigen Sieg errungen. Nun gewann das Wort Meſſe, welches früher nur das Zeichen zur Entlaſſung der nicht communicirenden Gemeinde war, einen viel höhern und bedeutungsvollern Sinn; ein Mönch zu Auxerre erklärte ſie am Schluſſe des 9. Jahrhunderts für eine Transmiſſion des Gebets und Opfers an Gott den Allmächtigen durch den Prieſter, den das Volk für einen Mittler zwiſchen Gott und ſich anerkenne.“

Wie hiernach eins der wichtigſten unterſcheidenden Dogmen der katholiſchen Kirche aus dem 9. Jahrhundert in den Anfang des 4. zurückgetragen worden iſt, ſo könnten wir mehre Belege anführen, gedenken aber nur noch, daß ſelbſt die Nomenclatur zu jenem Zwecke dienen muß, indem alle römiſchen Biſchöfe der erſten Jahrhunderte „Päpſte“ genannt werden, während nach Leſage erſt im Jahre 384 (durch Siricius), nach Winer erſt im 6. Jahrhundert dieſer Name aufkam, und ein verfaſſungsmäßiges Vorrecht gewiſſer Biſchöfe, nämlich derjenigen, welche ihren Sitz in den Hauptſtädten der Provinzen hatten, erſt von dem Concile zu Antiochien (341) datirt. Unter dieſen Oberbiſchöfen war allerdings auch der zu Rom, jedoch ohne daß ihm irgendein Vorrecht vor den übrigen Biſchöfen zuertheilt worden wäre.

Abgeſehen davon, daß durch die in Obigem beleuchtete Verfahrungsweiſe die übrigen chriſtlichen Confeſſionen gegen die katholiſche indirect in Schatten geſtellt werden, hält ſich die „Fabiola“ frei von confeſſioneller Polemik. Nur ein einziges mal ſcheint ſich der Verfaſſer vergeſſen zu haben, näm-

lich gleich zu Anfang im dritten Capitel der erſten Abtheilung, wo er vom heiligen Pancratius ſpricht: „Er ahnt nichts von einer Kirche, welche in gläubigen Jahrhunderten zu ſeiner Ehre an den Ufern der fernen Themſe ſich erheben ſoll (Old St.-Pancras in London), und welche Herzen, die ſeinem lieben Rom treugeblieben, auch noch nach ihrer Entweihung lieben und gern zu ihrem letzten Ruheplatz wählen ſollen.“ Es iſt dies, wie geſagt, der einzige, aber auch ziemlich ſtarke Angriff, der gegen eine Schweſterkirche der katholiſchen in der „Fabiola“ erhoben wird.

Ein höchſt intereſſantes Element in derſelben, deſſen wir noch gedenken müſſen, bilden die archäologiſchen Mittheilungen aus dem alten Rom, die durch Holzſchnitte erläuterk ſind.

Das Werk bleibt trotz der Ausſtellungen, die wir dagegen erhoben haben, ein werthvolles und kann unter Anwendung von 1 Theſſ. 5, 21 von Chriſten aller Confeſſionen mit Nutzen geleſen werden.

Bei Beſprechung der „Kalliſta“ von Newman können wir um ſo kürzer ſein, als dieſes Werk nach Geiſt, Tendenz und Ausführung ein vollſtändiges Seitenſtück zur „Fabiola“ bildet, wobei ihm jedoch Originalität und Selbſtändigkeit in aller Weiſe gewahrt bleiben. Wir begegnen auch hier wieder den glänzenden Vorzügen der „Fabiola“, und wenn einerſeits auf archäologiſche Détails weniger eingegangen iſt, ſo finden ſich andererſeits umfaſſendere Schilderungen des heidniſchen Lebens in der Mitte des 3. Jahrhunderts und eingehendere Darſtellungen aus dem ſittlichen Leben der Chriſten, wobei auch die Schattenſeiten nicht verſchwiegen ſind.

Dagegen tritt das Beſtreben, die katholiſche Kirche der Gegenwart in ihren weſentlichſten Erſcheinungen und nach ihren charakteriſtiſchen Unterſcheidungen in jene frühern Zeiten zurückzuverſetzen, ebenſo ſichtbar, wo nicht noch ſichtbarer hervor wie in der „Fabiola“. Der Verfaſſer ſpricht für die Zeit der Decianiſchen Verfolgung von „Leuten, die allerdings katholiſche Chriſten hätten ſein ſollen, in der That aber Ketzer oder gar nichts oder wenig beſſer als Heiden waren“; ingleichen von „einem katholiſchen Glauben, in welchem das Eine allumfaſſende Band gefunden geweſen, um die drei Welttheile in der Religion zu einigen“; er ſpricht ferner von „einer ſacramentaliſchen Beichte“, von dem „Fronleichnam, dem Herrn und Gott“, den der Biſchof Cyprianus in einer kleinen goldenen Büchſe auf der Bruſt getragen; er bezeichnet endlich die Biſchöfe zu Rom ebenfalls als Päpſte, behauptet, daß dieſe den erſten Rang, die Biſchöfe zu Antiochien den zweiten, die zu Alexandrien den dritten u. ſ. w. gehabt hätten, und läßt ſeine afrikaniſchen Katholiken von „der Macht und Feſtigkeit des Stuhles Petri fernab in Rom“ in einer Weiſe reden, wie ſich eben ein Katholik der Gegenwart darüber ausdrücken würde.

Wo es dem Verfaſſer ganz unthunlich erſcheinen mochte, jener Tendenz die hiſtoriſchen Thatſachen zu accomodiren, da bricht er plötzlich ab. So wird die Feier einer Meſſe in allen vorbereitenden Handlungen bis auf das kleinſte Détail beſchrieben, dann wird der Conſecration gedacht, und damit ſchließt die Schilderung. Der goldene Kelch mit der weiten Patera ſteht auf der Siedon neben den kleinen Laiben, den Oblata, deren gerade ſo viele als der Communicanten dawaren; allein davon, in welcher Weiſe nun dieſe das heilige Mahl genoſſen, erfährt man kein Wort. Wir bemerken dazu (nach Winer), daß Brot und Wein — der letztere früher nach allgemeiner Sitte mit Waſſer gemiſcht — nicht blos in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten, ſondern bis weit in das Mittelalter hinein auch in der abendländiſchen Kirche den Communicanten dargereicht wurde. Die Vorenthaltung des Kelchs geſchah anfangs aus Furcht, es möchte davon etwas verſchüttet werden, daher die Saugröhre, fistula eucharistae, eine zeitlang in Gebrauch kam; ſpäter aber, im 12. Jahrhundert, fing man an die Conſequenzen von dem Dogma der Transſubſtantiation zu ziehen, und einige Geiſtliche erklärten den Wein für unnöthig, weil die Hoſtie den ganzen Leib gewähre. Doch ge-
langte die communio sub una nur allmälig zur
Praxis in der katholiſchen Kirche und wurde ni
1415 geſetzlich ſanctionirt.

Ein einziger Punkt iſt es, in welchem die n
Tendenz, der ſich ſonſt ſo häufig die hiſtoriſchen
beugen müſſen, derjenigen Zeit, in welche die E
„Kalliſta“ verlegt iſt, eine Conceſſion macht.
Cyprianus gibt der Kalliſta das Evangelium Lu
In der Wiſeman'ſchen Schrift findet ſich vom Le
ligen Urkunden ſeiten der Laien keine Spur.

Die novelliſtiſche Anlage anlangend, ſo iſt di
ſchon inſofern künſtleriſch vollendeter, als hier di
die einzige Märtyrerin und der Hauptcharakter de
iſt, um den ſich die übrigen Charaktere ſo gruppi
einheitliche Geſammteindruck gewahrt bleibt. Ihr M
iſt von beſonderm Intereſſe, weil ſie während der
dien deſſelben noch nicht Chriſtin iſt. Sie tritt hi
tyrerin der Wahrheit, des Gewiſſens auf. Der
ihrer Bekehrung war hauptſächlich an demſelben
geſcheitert, an dem ſich die Taufe des frieſiſchen F
bod durch Willibrod zerſchlug. Später wurde ſie g
daß das betreffende Dogma weiter in Frage gelangt
dings eine Lücke in der pſychologiſchen Entwickelu
rakters übrigläßt. Ueber die im Allgemeinen trefflich
haben wir uns bereits ausgeſprochen; der Dialog un
renden Partien ſind aber mitunter etwas zu breit

Bei den großen Vorzügen beider Werke, der
und „Kalliſta“, iſt es zu bedauern, daß derjenige
welchen wir das hauptſächlichſte Gewicht gelegt
Werth derſelben beeinträchtigt. Doch begegnen wi
ner neuen Erſcheinung; denn ſchon im 16. und 1
dert ſuchten katholiſche Schriftſteller ihre Ritualien
men dadurch hiſtoriſch zu bekräftigen, daß ſie dieſ
urchriſtlichen Zeiten zurückführten.

Das dritte vor uns liegende Werk beſchäftigt ſi
alterlichen Stoffen. „Franciska Romana“ iſt eine
und zwar die einer Heiligen. Schon mit zwei od
ren gleicht ſie einer Erwachſenen, im ſechsten Ja
die Asceſe. Von dem ſehnlichſten Verlangen b
Braut Chriſti zu werden, unterwirft ſie ſich dem
Aeltern und vermählt ſich im zwölften Jahre an e
und in eine Familie, durch deren Frömmigkeit un
Mitte es ihr geſtattet wird, alle möglichen Selbſt
fortzuſetzen, täglich vielſtundenlange Betübungen
daneben eine Menge Kirchen, Stationen und H
beſuchen und ſich der perſönlichen Kranken- und
in den weiten Bezirken Roms im umfaſſendſten M
zugeben. Dabei ſteht ſie einem großen Hausweſ
erfüllt alle Gatten- und Mutterpflichten auf das
und gewiſſenhafteſte. Das Buch iſt ein Conglome
möglichkeiten, und das Lebensgemälde der Heilig
ſames Gemiſch von verſtändiger Lebensweiſe und
ger Asceſe, von gewiſſenhafter Pflichterfüllung un
und willenloſer Unterordnung unter die Dictate „ein
Führers“, von edler gemeinnütziger Thätigkeit und
Geiſterſeherei, ſowie maß- und zahlloſen, oft höch
lichen Wunderwerken und Wundererlebniſſen. W
nur die Ueberſchriften von ein paar Capiteln anzu
zu zeigen, in welchem Geiſte das Buch geſchrieben
„Evangeliſta erſcheint ſeiner Mutter. Ein Erzeng
zum Beſchützer gegeben und bleibt bis zu ihrem
bei ihr“; „Neue übernatürliche Ereigniſſe“; „Fra
horſam gegen den Gatten und Beichtvater durch z
belohnt“ u. ſ. w. Zu den Wundern gehört unter
Franciska mehrmals in die Luft geführt wird: ein
das ganze Volk ſie über einer geliebten Leiche ſch
mal hält eine unſichtbare Fauſt ſie bei den Haaren
tiefen Abgrund hin, und ein mal iſt ſie im Nu in

ehem entrückt. Wunder ſind bei dieſer Heiligen all-
dinge im vollſten Sinne des Worts, und nach ihrem
ichtet der Leichnam vor und bei der Beerdigung noch
nd abertauſend Wunderdinge. Die Verfaſſerin ſagt:
iſt die Zahl der Wunder, daß man (um mich eines
bedienen, das in einer ſolchen Sache fremd klingt,
bezeichnend iſt) überdrüſſig werden möchte des Ver-
alle zu erzählen." Ja, und ſie zu leſen.
„Anna von Montmorency" von Capes iſt in Einem
zug das Gegenſtück der heiligen Francisca. Sie ſoll
ermählt werden und entflieht heimlich ihren Aeltern,
ch Chriſtum zum Bräutigam erkoren hat. Sie gibt
ieder Nachricht von ſich, lebt eine lange Reihe von
s Dienſtmagd, dann als Bettlerin und zuletzt als
n, bis ſie auf einer Pilgerfahrt nach Rom ſpurlos
et. Sie wird vom Verfaſſer auch einer Heiligen
tet. Als ſie gefragt wird, warum ſie bettele, „erwi-
infach, ſie glaube damit den Willen Gottes zu er-
Alle dergleichen Erſcheinungen haben ihre Zeit ge-
n laſſe die Todten ihre Todten begraben. Die Idee
ligen Armuth iſt ſchön, nur muß man ſie nicht durch
ealiſiren wollen. In jener „einfachen Erwiderung"
n all den Unglücklichen, die in gleicher Situation
dem correctionellen Arme der weltlichen Obrigkeit
ein Defenſionsmoment dar, das den meiſten derſel-
cht ganz neu ſein dürfte. Nur iſt es ſehr fraglich,
der weltlichen Obrigkeit damit verkommen würden.
nreich übrigens die mehre oder mindere Geltung des-
yſtems, welches in jener „einfachen Erwiderung" eine
Jahrheit erkennt, auf den Culturzuſtand ganzer Land-
Völker im Laufe der Jahrhunderte eingewirkt habe,
ſo viel beſprochenes und oft bewieſenes Thema, daß
mit dieſer kurzen Andeutung deſſelben begnügen

Ueberſetzung aller drei Werke iſt gleich vorzüglich.
das dritte anlangt, ſo können wir weder den Ver-
Publication des Originals, noch dem Ueberſetzer die
ig als Verdienſt anrechnen. 30.

---

von Lüdemann's Biographie Leopold Schefer's.

namhafter Dichter entgeht ſeinem Schickſal, und ſo
Leopold Schefer endlich ſeinen Biographen gefunden.
üdemann, ein perſönlicher Freund des Dichters und
iaſtiſcher Verehrer ſeiner Muſe, hat ſein Leben be-
welches die ſechste Lieferung der „Ausgewählten
des Dichters füllt. Dieſe Biographie iſt zugleich
Bildniß des Dichters, welches allen ſeinen Verehrern
ingenehmes Souvenir ſein wird, und dem Facſimile
idſchrift ausgeſtattet. Es iſt dies die Abſchrift eines
Muskau den 31. December 1856 datirten Briefs
an ſeinen Biographen, den wir als charakteriſtiſch
ich mittheilen wollen. Er lautet: „Im Garten von
Hauſe zu Arquà in den Euganeiſchen Bergen ſte-
ranaten, und als ich eintrat, bewegte ſie gerade eine
Luft, die Blüten nickten und ſchwebten als begrüß-
ich — als einen quasi Vetter von Petrarca. Die
tten auch ſchon Granatäpfel; ich brach einem die
, ſchälte ihn und koſtete die wie kryſtallenen Körner,
ch grün und ſauer waren Mein theurer Herr Biograph,
n mich zu zeitig aufgebrochen, gekoſtet, kritiſirt und
eines Mannes wie Sie, der auch ſpäter mich wie
natapfel in die Hand nimmt und ſagt, wie er den
Kern nun findet."

ld Schefer's ausgewählte Werke. Neue Ausgabe. Erſte bis
rung. Berlin, Veit u. Comp. 1857. 16. Jede Lieferung 4 Ngr.
27.

Dieſes kleine Schreiben ſcheint uns deshalb charakteriſtiſch, weil es beweiſt, daß Schefer in einer Anſchauungs- und Ausdrucksweiſe feſtgebannt iſt, die mit der Anſchauungs- und Ausdrucksweiſe gewöhnlicher Menſchen nichts gemein hat. Alles verwandelt ſich ihm unter den Händen in Bild und Gleichniß. Der kleinſte Geſchäftsbrief fließt aus ſeiner Feder als Parabel, als Gedicht. Welchem Andern würde es einfallen, ſich in einem zu ſolchem Zwecke geſchriebenen Brief mit einem zu früh aufgebrochenen Granatapfel im Garten von Petrarca's Hauſe vergleichen zu wollen? Es iſt dies von Schefer keine Koketterie; er ſpricht und ſchreibt hier nur in einer Sprache, die ihm die einzig geläufige iſt. Leſſing würde denſelben Gedanken viel epigrammatiſch ſchärfer, Goethe ihn viel einfacher und natürlicher ausgedrückt haben; aber auf Leſſing'ſche Schärfe und Goethe'ſche Simplicität muß man bei Schefer ein und für alle mal verzichten. Selbſt in den Briefen Jean Paul's, mit welchem Schefer noch die meiſte Verwandtſchaft haben mag, geht es viel naiver und einfacher her. Jedenfalls iſt er aber eine originelle, in ihren eigenen Naturgeſetzen ruhende dichteriſche Perſönlichkeit, „ein Mann und ein Dichter auf eigene Hand", wie Lüdemann ihn nennt.

Schefer ſteht unter den deutſchen Dichtern in einer Hinſicht als ſeltene, faſt einzige Ausnahme da. Sein Biograph erinnert an die vielen deutſchen Poeten, welche in geiſtigem Elend, in Verzweiflung, Wahnſinn oder durch Selbſtmord endeten; er hebt hervor, wie ſelbſt unſere größten Dichter zu Zeiten den trübſten Verſtimmungen, dem Neid, dem Groll gegen die Menſchheit und namentlich gegen Mitſtrebende unterworfen waren, wie ſie zuweilen Ekel an der Wiſſenſchaft und ſelbſt an der ewig jungen Kunſt empfanden und nicht ein noch aus wußten, und er bemerkt hierauf, wie man im Gegenſatz dazu wol ein halbhundertjähriges Dichterdaſein beſtaunen und bewundern müſſe, „durch das nie und nimmer ein Miston hallt, in dem die Freude an ſich ſelbſt, an Gott und ſeiner Schöpfung kaum einen Augenblick lang verſtummt, die Luſt an dichteriſchem Schaffen ohne Unterbrechung zehn Luſtren hindurch fortjubelt: mit einem Worte, ein halbhundertjähriges Dichterleben, daß wie ein langgezogener Harmonienton in reinſter Harmonie beginnt, ſich ſo fortzieht und endet"! Und an einer andern Stelle bemerkt Lüdemann: „Er ſelbſt aber, ein ſo glücklicher Sterblicher als je unſer Auge ſah, unvergleichbar in ſeinem Lebenslooſe, dem keine Reue und nur ein Schmerz mitgegeben war, immer froh und frei im Dienſte der Muſe, ohne Ehrgeiz, Streit oder Kampf ruhmgekrönt, allgeliebt, keiner Verirrung Stachel fühlend, ein fleckenloſes Leben widerſpiegelnd, jedem Bedürfniß der Seele beſchloſſen und befriedigt. Wahrlich, wenn uns die Aufgabe geſtellt würde zu ſagen, ob es ein vollkommenes Glück auf Erden gäbe, oder den «glücklichſten Sterblichen» zu zeigen, hier würden wir ſtehenbleiben, auf Schefer's kleine Villa deutend."

Die ſinnreiche alte Fabel iſt bekannt, in der erzählt wird, wie ein morgenländiſcher König laut des Ausſpruchs eines Weiſen von lebensgefährlicher Krankheit nur dadurch wiederhergeſtellt werden könnte, wenn es ihm gelänge, des Hemdes eines vollkommen glücklichen Menſchen habhaft zu werden; wie der König nun in ſeinem ganzen Reiche nach einem wirklich Glücklichen nachforſchen ließ, wie aber auch die ſcheinbar Glücklichſten erklärten, daß ihnen zu ihrer wahren Zufriedenheit zwar kein Hemd, aber doch dies oder jenes fehle. Endlich fand man einen Schäfer, der vollkommen mit ſeinem Looſe zufrieden war, wahrſcheinlich weil er nie mit Menſchen in Berührung gekommen war, und daher auch nichts Höheres kannte. Der ſollte nun ſein Hemd herleihen, aber dieſer Glückliche hatte keins, und hätte er das Bedürfniß eines Hemdes gekannt, ſo wäre er ſchon vielleicht nicht mehr ganz glücklich geweſen. Ein kranker Monarch in unſerer Zeit, der nur durch das Hemd eines Glücklichen geſund gemacht werden könnte, würde, wenn wir den Verſicherungen Lüdemann's vollen Glauben beimeſſen wollten, weniger Schwierigkeiten haben: er brauchte ſich blos

an den Dichter des „Laienbrevier" nach Muskau zu wenden, um ohne Anſtand den gewünſchten Heilapparat zu erhalten. Schefer hätte ſomit das Ziel erreicht, was, ſeit die Erde ſteht, von den Erfahrenſten und Weiſeſten als ein nie erreichtes und auch unerreichbares erkannt worden iſt, das beneidenswerthe Ziel, ein abſolut glücklicher Menſch zu ſein.

Der Biograph möge uns jedoch geſtatten, wenn wir hieran ein wenig zweifeln und nur ſo viel zugeben, daß der Weiſe von Muskau verhältnißmäßig glücklicher ſei als andere Perſonen ſeines Berufs und Bildungsgrades. Jeder der über Gott und Welt, über die Aufgabe der Menſchheit, über die Schickſale ſeiner Nebenmenſchen ernſten Sinnes nachdenkt wie Schefer, wird nothwendig auf gewiſſe trübe und dunkle Punkte gerathen, die in ihm ſchmerzliche Vorſtellungen und Empfindungen über die Leiden, Unvollkommenheiten und unausgeglichenen Gegenſätze dieſer Welt hervorrufen müſſen, und mit dieſen ſchmerzlichen Vorſtellungen und Empfindungen, deren Spuren man ja in vielen Dichtungen Schefer's begegnet, iſt ein abſolut inneres Glück unvereinbar. Wer jemals einen Nebenmenſchen bitter und tief leiden ſah, müßte ja kein Menſch mehr ſein, wenn die Erinnerung daran ſein Gemüth nicht ſchmerzlich bewegte. Schefer hat es ſich zwar ziemlich bequem gemacht; er ſchreibt, wie ſein Biograph bemerkt, keine „Recepte gegen die Armuth und das Proletariat", er wendet ſich im „Laienbrevier" und verwandten Dichtungen „nicht an Denjenigen, der keine Hütte und kein Brot beſitzt, ſondern an die Vielen, welche im Beſitz irdiſchen Bedürfniſſes dennoch den Weg zum Glücksgefühl nicht zu finden im Stande ſind". Alſo weiß er doch wenigſtens um das geiſtige Elend ſelbſt ſolcher Menſchen, die über ihre äußere Lage nicht zu klagen haben, und ein ſolches Wiſſen allein ſchon iſt ſehr geeignet, einen dunkeln Schatten in unſern Seelenfrieden zu werfen. Schefer ſah in einem langen, mehr als ſiebzigjährigen Leben ſo manche ihn liebende und geliebte Perſonen von ſeiner Seite durch den Tod geriſſen werden; man kann ſich über die Eindrücke ſolcher Schmerzensfälle als Philoſoph, als handelnder Menſch und vermöge eines gewiſſen dem Menſchen glücklicherweiſe eingepflanzten Leichtſinns wol inſofern erheben, daß man thätig weiterlebt, ſeine Pflichten erfüllt und die Früchte ſeiner Arbeit genießt; aber ganz verwinden laſſen ſich ſolche Eindrücke nicht, ſie kehren zu verſchiedenen Zeiten in verſchiedenen Formen wieder und erinnern zu nachdrücklich an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen und des eigenen Erdendaſeins, um nicht den Gedanken eine ernſte, mehr oder weniger melancholiſch gefärbte Richtung zu geben. Wird uns doch durch den Tod jeder wahrhaft geliebten Perſon eine Lücke in unſer eigenſtes Inneres geriſſen, die nichts wiederausfüllen kann, oder wie Herwegh ſehr ſchön ſagt: „Das arme Menſchenherz muß ſtückweis brechen!" *) Mag Schefer dieſe Eindrücke auch in ſeinem „Hafis in Hellas" und im „Koran der Liebe" zu verſcherzen und zu vertändeln ſuchen; aus ſeinen Novellen, ſeinem „Laienbrevier" und ſeinen „Hausreden" klingt dieſe Melancholie vielfach heraus, ja ſelbſt in ſo ſtarken Accorden, daß er den Untergang des deutſchen Volks wie aller Völker, ſogar den der Menſchheit mit großer Beſtimmtheit vorausſagt wie etwas, was ſich nach einem natürlichen Geſetz von ſelbſt verſtehe. In dem Gedanken der Vergänglichkeit alles Irdiſchen liegt auch eine Fülle ernſter Poeſie, deren zugleich ſchmerzende wie erhebende und tröſtende Kraft namentlich von den britiſchen Dichtern gefühlt und geübt worden iſt. Neben dieſen wenn auch poetiſch aufzufaſſenden, doch zugleich trüben und düſtern Vorſtellungen Nahrung gebenden Schattenpartien alles Seins und Lebens kennt Schefer ferner ohne Zweifel, ſo beſcheiden er

*) Dieſer Herwegh'ſche Gedanke iſt jedoch nur eine Variation auf ein älteres Thomſon'ſches Thema: „Wir ſterben Theil für Theil allmälig hin" u. ſ. w. Ueberhaupt werden wir, wenn wir nur ernſtlich nachſpüren wollen, gewiß recht viele Gedanken, die uns bei neuern deutſchen Dichtern von überraſchender Originalität erſcheinen, auf ältern, namentlich engliſchen Urſprung zurückführen können.

auch ſein mag, gewiſſe Lebensbedürfniſſe, und wer etw
begehrt es, und wer etwas begehrt iſt unruhig, ſo
äußerlich auch ſcheinen mag. Schefer ſingt nicht ſo
Vogel ſingt, ohne Rückſicht darauf, ob man ihn
Er iſt in die Oeffentlichkeit getreten, und wenn au
Dichter, inſofern er Erfolg hat, von dem Augenblic
er zu dem Publicum ſpricht und gehört wird, ohne Z
neues Glück beginnt, ſo iſt doch von da an die eigen
vetät des Schaffens nicht wenig geſtört, und jede
Stellung, welcher Art ſie auch ſei, hat neben ihre
auch Beſtrebniſſe und Begehrniſſe im Gefolge, die d
gewicht der Seele mehr oder weniger beeinträchtig
dies für ſeine Perſon in Abrede ſtellen wollte, gib
einer künſtlichen Selbſttäuſchung hin oder er beſ
dieſe Illuſion wenigſtens Andern gegenüber aufrechtz

Abſolut glücklich zu ſein, wenn dies zu ſein
Sterblichen möglich wäre, iſt ja aber überhaupt nicht
Aufgabe des Menſchen, ja ſelbſt nicht ſein höchſtes G
ſind die Götter dem menſchlichen Glücke neidiſch, wie
klugen Griechen wußten. Sich ſagen zu müſſen, daß
vollkommen glücklicher Menſch ſei, würde ja das Ge
vereinzelten Ausnahmeſtellung zur Folge haben, in
ſich doch wieder nicht recht behaglich fühlen könnte. W
ſich vollkommen glücklich fühlen, wenn er Millionen
her unglücklich oder auch nur weniger glücklich ſie
ſollen leiden und Schmerzen fühlen wie alle Uebri
macht uns zum Menſchen unter den Menſchen, zu
noſſen und Bruder. Ohne Kampf kein Sieg, ohne
keine Freude, ohne Irrthum keine Wahrheit, ohne
keine gründliche Selbſtläuterung, ohne Krankheit nic
lige Gefühl wiederkehrender Geſundheit! Alle Güter
den des Lebens lernt ja der Menſch erſt in ihrem
Werthe erkennen und ſchätzen, wenn er ihr Gegenth
gekoſtet hat. Darum können wir es unſerm Dicht
nem Biographen nicht als einen hochzupreiſenden Glü
rechnen, daß er Krankheit kaum je gekannt hat, eben
wie die eigentliche Noth um die Exiſtenz, die zwar unter
den Genius aufreiben und brechen kann, die aber D
Denker doch wenigſtens als flüchtigen Gaſt gekannt h
ten, weil das Mitgefühl für Andere und die billige
lung Anderer dadurch gefördert wird und ohne dieſe
machte Erfahrung in den Erſcheinungen Manches un
und unempfunden oder doch nur halbverſtanden u
empfunden bleibt. Um allumfaſſend und allgerecht z
es dem Dichter wenigſtens nützlich, wenn er auch ſe
fahrungsſtoff zu verarbeiten hat. Der Biograph wirſt
uns ſcheint, ziemlich müßige Frage auf, ob Schefer
Klarheit ſeines Geiſtes ſich ſtets erhalten haben und
tus der Schönheit treugeblieben ſein würde, wenn Ve
folgung, Kränkung und Verkennung ſein Loos geweſ
Der Biograph glaubt dieſe Frage mit einem entſchie
beantworten zu dürfen, was uns faſt ſo gewagt ſch
wenn man die Frage aufwerfen und bejahen wollte, ob
der nie die Cholera gehabt, dieſe Krankheit glücklich
den haben würde, wenn er von ihr befallen worde
Lüdemann glaubt zu der Bejahung dieſer Frage ber
ſein durch die Art und Weiſe, wie Schefer's Geiſt de
Schmerz ſeines Lebens bezwang, den ihm der im J
erfolgte Tod ſeiner Gattin bereitete. Schefer ſelbſt g
einem Schreiben, daß dies der „einzige unverwindbare
war, der ihn im Leben getroffen, und er fügte di
Worte hinzu: „Draußen mag ſoviel Gras darüber
als in langen verödeten Tagen und Nächten nur
kann; innen wächſt kein Gras über ein lebenvernichtend
res Unglück. Man findet ſich mit der Welt zurecht, a
geht ſchließlich doch mit einer offenen Wunde ins Grab."
fer's Biograph findet aber doch wieder einen Troſt da
dieſer Tod einen Wunſch ſeines Lebens, ſein Gebet erfü
ſein theures Weib möge nicht um ihn, um ſeinen To

l. Auch ſuchte der Dichter ſeinen Schmerz dadurch
igen, daß er ihn in vier Gedichten des „Hafis“
34) durch ſeine Hauptſtadien vom grellſten, zornigſten
bis zu blühender, ſanfter Verklärung „wunderherr-
jedeutet oder nach ſeinem eigenen Ausdruck „menſch-
tet“ habe. So ein Dichter iſt doch ein glückliches
er wäſcht ſeine tiefſten Herzenswunden nach Goethe's
nd Vorſchrift mit lyriſchem Roſenwaſſer aus, legt
vier Gedichte als Pflaſter darauf und die Wunden
oſſen und brechen auch ſo leicht nicht wieder auf.
Herzen des Biographen macht die Wärme, womit er
und Schefer feiert und preiſt, alle Ehre; doch wäre
t zweckmäßiger geweſen, wenn es ihm gefallen hätte,
raphie in einem minder emphatiſchen Stile zu hal-
e er ſich nicht ſo ſehr darauf verſeſſen, Schefer als
kommenen und daher auch vollkommen glücklichen
wie es noch keinen gegeben, als einen Menſchen einzig
rt hinzuſtellen, ſo würden wir vielleicht keinen Wider-
oben, vielmehr ſelbſt die Gelegenheit ergriffen haben,
Schefer's als ein im Verhältniß zu den Lebensläu-
ncher andern Dichter auffallend glückliches und ſelbſt
verthes zu ſchildern. Es iſt beneidenswerth, gerade
nnerlichkeit, Stille und Beſchränktheit. Es hat keine
Außenſeite, aber es hat gemüthvollen Kern, wenn
etwas quietiſtiſch-einſiedleriſchen Charakter, und weil
h nur mit ſo Vielem begnügte, als zur Befriedigung
rn Menſchen hinreichte, darum iſt ihm auch wol der
Menſchen und auch der Götter ferngeblieben. Wir
h keineswegs fürchten, daß die Emphaſe des Bio-
och jetzt den Neid der Götter, ſondern höchſtens den
gefährlichen Widerſpruch der Kritiker und des Pu-
rausfodern werde.
Uebrigen hat Lüdemann ſeine Aufgabe als Biograph
ganz glücklich gelöſt, und es iſt nicht gerade leicht,
hters Leben zu erzählen oder auch nur im Auszuge
zählen, gerade weil es ſo einfach iſt. Schefer wurde
uli 1784 zu Muskau geboren, und zwar unter einem
Gewitter, welches in dieſem Falle gerade ein ſehr
Stürmen wenig bewegtes Leben vorbedeuten ſollte.
er beſaß eine „in Liebesfülle und Schwärmerei auf-
emüthsart“, der Vater einen mehr analytiſchen Geiſt.
Arzt und nicht ohne Originalität im Denken und
gewohnt, alle Wechſelfälle des Lebens, das Schlimmſte
Beſte, Schmerz und Freude, Leben und Tod mit dem
uszugleichen: „Das iſt Welt!“ Dabei war er ſehr
und warmherzig und ſehr geneigt zum Schenken
ſengeben. Auch pflegte er den Kleinen auf ſeinen
ſen in die Edelhöfe wie in die Hütten der Aermſten
en. „So lernte der Knabe“, bemerkt der Biograph,
ht weggeben, vorzüglich an häßliche und verachtete
die ihn beſondern Erbarmens werth ſchienen.“ Nicht
Sympathie für das Häßliche, vielmehr verlockte ihn
alles Schöne „bis zum Neide, ja bis zum Verſuch
es“. Eine ſeiner erſten Lebenshandlungen, obſchon
eigentlich freiwillige, war die, daß er der Friedens-
zwiſchen ſeinem Vater ſeinerſeits und ſeiner Groß-
d einer Tante andererſeits, die jenem wegen ſeiner
ung grollten. „Der kundige Leſer“, ſagt der Bio-
nag an dieſer Scene den Typus und das Urbild zu
nen in Schefer'ſchen Erzählungen leicht erkennen,
erwägen, wie groß doch die formende Macht der aller-
Eindrücke iſt, welche die menſchliche Seele empfängt.
immer iſt es ein Kind, das in ſeinen gefühlsheißen
en und Novellen den Frieden bringt oder die Kata-
beiführt.“ Leopold Schefer erhielt ſeinen Unterricht
iner öffentlichen Schule, ſondern durch den Hofrath
: eine Freiſchar von neun Knaben der beſſern Stände,
nſern Leopold, um ſich ſammelte und mit ſeinen bei-
n zugleich unterrichtete. Dieſer Unterricht war alſo
ein Werk der Liebe. Nach ſeines Vaters Tode kam er auf das Gymnaſium nach Bautzen, wo er nach kurzer Prüfungszeit nach Prima überſprang. Er kehrte dann zu ſeiner von ihm aufs innigſte geliebten Mutter zurück, die ihn umſichhaben wollte, und er blieb bei ihr, ohne auch ſpäter die Univerſität zu beziehen, bis zu ihrem Tode, der durch die ihn begleitenden Umſtände und als ein ganz plötzlicher einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Dieſer Bildungsgang war für Schefer nicht ohne Bedeutung. Der Biograph bemerkt: „Die junge Menſchenpflanze erwächſt als eine Frucht der Umgebung, und wer kann ſagen, ob aus ihr der freie und eigenartige, der in vollſter Selbſtändigkeit entfaltete Geiſt, den wir an dem Freunde bewundern, erwachſen wäre, hätte er ſeine Knabenzeit in einem jener zwar vielfach bildenden, aber auch verbildenden und jedenfalls dem «Selbſtſein» ungünſtigen Schulzimmer verbringen müſſen, die der Durchſchnittszahl der Menſchen ihre künftige Geiſtesform überliefern?“ Auch der Mangel eines akademiſchen Curriculums kam wenigſtens ſeinem Gemüthsleben und der Urſprünglichkeit ſeines poetiſchen Anſchauungsvermögens zugute. Unberührt von ſo manchen trübenden und ſtörenden Eindrücken des Schullebens und Univerſitätstreibens konnte er ſeine innere Welt um ſo reicher, lieblicher und fröhlicher aufbauen und den Geiſt der Liebe fruchtbar in ſich fortwirken laſſen. So manche Verſtimmungen, die leicht zur Herbigkeit und Bitterkeit führen, wie die Verſuchungen zu einem übertriebenen ſtarrdoctrinären Schulſtolz wurden ſo von ihm ferngehalten, während er freilich auch jenen Reibungen und Conflicten entrückt blieb, die den Charakter ſtärken oder doch ſchärfen, die Widerſtandskraft erhöhen und den Thätigkeitstrieb beleben. Dabei ſammelte er aber in der Stille ein reiches Wiſſen, namentlich über das Alterthum; aber dieſes Wiſſen verwandelte ſich ihm „kraft der ihm mitgegebenen Fülle und Innerlichkeit der Phantaſie in eine unmittelbare lebendige Anſchauung dieſer Verhältniſſe, die das Erlernte völlig vergeſſen macht und uns den Eindruck eines Mitlebenden mitten in allen dieſen Verhältniſſen gibt“. Der Biograph verſichert, „daß Schefer unendlich viel und mehr als Andere von dem innerſten ſocialen, politiſchen Leben und von den Culturverhältniſſen der alten Völker weiß, und über viel reichere Schätze der archäologiſchen Détailwiſſenſchaft gebietet als andere Gelehrte“. Mit dieſen Studien und muſikaliſchen Uebungen, die ihn zu der Zeit hauptſächlich beſchäftigten, Hand in Hand ging die Kräftigung des Körpers durch die kühnſte Gymnaſtik fort; Wettlaufen, Reiten durch angeſchwollene Flüſſe, Baden in eiſigem Waſſer und vor allem das damals beliebte Herabfallen von anſehnlichen Höhen mit Fallſchirmen und andere Kraftübungen unterbrachen Muſik, Studien und poetiſches Schaffen.

Schefer wurde bekanntlich von ſeinem Freunde und Protector, damals Graf ſpäter Fürſt Hermann von Pückler-Muskau, zum Generalbevollmächtigten ſeiner Güter ernannt, und er ſah jenen herrlichen Park um ſich entſtehen, welchen Pückler aus der muskauſchen Oede als ein angeſtauntes Wunderwerk hervorzauberte. In dieſem Park verbrachte Schefer zwei Drittel ſeines von dem Biographen „unvergleichlich“ genannten Lebens, hier verwuchs er ſchaffend mit der ſchaffenden Natur. Aber auch an lebhaftem Verkehr mit hochgebildeten und zum Theil bedeutenden Menſchen fehlte es nicht, denn es herrſchte begreiflicherweiſe auf dem Pückler'ſchen Schloſſe ein äußerſt reges Geſellſchaftsleben, indem vornehme Beſucher von allen Seiten herbeiſtrömten. Aber auch hier wandte ihm das Leben nur ſeine freundlichſte Seite, die der anmuthigſten Geſelligkeit zu, und von ſchweren perſönlichen Conflicten mit dem Leben und der Menſchenwelt war nicht die Rede. Aufregungen beſonderer Art brachten die Jahre 1812 und 1813. Auf ihrem Zuge nach Rußland weilten die franzöſiſchen Generale Victor, Vandamme, Sebaſtiani, Alix und Claparede als Gäſte im Schloſſe zu Muskau, „und während Vandamme eben dieſer Tafel den Vorrang vor der des Königs Jérôme vindicirte, ſtieß der Schlachtenentſcheider Alix ein leiſes «Sacre!» darüber aus, daß man zwei

Monate zu ſpät hier dinire". Dann kam die Schlacht von Bautzen, „und ſo ſollte auch", bemerkt der Biograph, „als Schefer nach den blutigen Tagen das ſtille, freie und ſtumme Schlachtfeld beritt, um für die Verwundeten und Todten zu ſorgen, in dieſer ſanften Seele voll Liebe für alle Menſchen das Bild einer Schlacht lebendig eingerahmt werden". Später erſchienen Gäſte andern Stammes, unter ihnen La Motte Fouqué „mit einer maßloſen und unmöglichen Requiſition, der der Freund zu genügen hatte. Nach einer Vorleſung Schefer'ſcher Dithyramben bei Tiſch endete die Sache damit, daß Fouqué und Schefer in einem großen Glaſe Rack Freundſchaft tranken."

Geſchäftsangelegenheiten führten ihn, nachdem die Erbſtandſchaft Muskau an Preußen gefallen war, nach England, wo der junge Standesherr und Fürſt damals weilte. Hier ſchloß ſich an ihn beſonders der Engländer Melliſh an, ein begeiſterter Freund Deutſchlands und deutſcher Poeſie, dem er auch bei einer Ueberſetzung der „Maria Stuart" für Deutſch lernende Briten zur Hand ging; hier wirkte auch die Darſtellung Shakſpeare'ſcher Dramen durch Kean, Kemble und Miß O'Neil begeiſternd und bildend auf Schefer's Geiſt ein, dem merkwürdig genug bis dahin die Gelegenheit verſagt geweſen, die Wirkung der mimiſchen Kunſt überhaupt in ſich aufzunehmen. Sein Geſichtskreis erweiterte ſich und ſollte noch mehr ausgedehnt werden, als er endlich ſich in der Lage ſah, ſeine Reiſe nach dem Ziel ſeiner Sehnſucht, nach dem Orient, anzutreten, aber beileibe nicht mit der Tendenz und im Sinne eines modernen Touriſten. Sein erſter Stationsort war Wien, wo er durch Salieri und den Kapellmeiſter Heidenreich ſich in der muſikaliſchen Compoſitionslehre und im Satz vervollkommnete, und bei Zuka, einem Theſſalioten, der zum Zwecke des mediciniſchen Studiums mit Frau und Tochter, der lieblichen Zukali, nach Wien gekommen war, Neugriechiſch lernte. Aus dieſer Berührung erwuchs ein noch ungedrucktes, in Trimetern geſchriebenes fünfactiges Trauerſpiel: „Euphroſyne", welches der Dichter nach der Verſicherung ſeines Biographen binnen der drei Weihnachtstage des Jahres 1816 vollendet haben ſoll, was wir kaum für menſchenmöglich halten. Sein Weg führte ihn weiter über die Apenninen nach Rom, wo er, auf dem Palatin ſtehend, ſeinen „Römiſchen Kalender" mit einem wüſten und bei dem Dichter des „Laienbrevier" befremdlichen Ausrufe begann.

In Rom machte er die Bekanntſchaft Niebuhr's und durch die Vermittelung Bunſen's die von Thorwaldſen und Cornelius, verlebte im folgenden Jahre einige Monate in Sorrent, ſetzte nach Sicilien über, ſegelte dann in zufälliger Geſellſchaft des Admirals Miaulis nach Griechenland, beſuchte Eleuſis, Aegina, Tino, „huldigte in Chios den Wundern weiblicher Schönheit", begab ſich darauf nach Stambul und erforſchte hier namentlich die Stadtmauern zu hiſtoriſchen Grundſtudien für die Erzählung „Die Eroberung Konſtantinopels". Ueber ſein ferneres Leben iſt eigentlich nichts weiter zu berichten; denn nach Deutſchland zurückgekehrt, hat er in ſeiner „Laube" oder Villa ſeitdem 30 Jahre lang feſtgeſeſſen, einige kurze Aufenthalte in Dresden und Berlin abgerechnet. Dieſe auf allen äußern Glanz und alle geräuſchvollen Genüſſe verzichtende Zurückgezogenheit iſt für den Dichter charakteriſtiſch, und kann nur dazu beitragen, unſere Achtung für ihn, der niemals einer Schule oder Clique angehörte, zu erhöhen, da er wegen ſeines bedeutenden Namens mit Sicherheit darauf rechnen durfte, in irgendeiner großen Stadt der Gegenſtand von Ovationen und der gefeierte Mittelpunkt geſellſchaftlicher Kreiſe zu werden. Dieſer Verſuchung würden in ſeiner Lage wol nur ſehr Wenige widerſtehen, und es gehört entweder ſehr viel Beſcheidenheit oder ſehr viel ſelbſtbewußter Stolz und Selbſtgenüge dazu, dieſes Glück, wenn es eins iſt, gründlich zu verachten.

Im letzten Capitel erörtert der Biograph die Eigenthümlichkeiten des Dichters, analyſirt ſeine Schöpfungen der Reihe nach, die novelliſtiſchen wie die lyriſch-didaktiſchen, und fügt

dann noch eine Charakteriſtik Schefer's als Comp
Hierauf können wir uns nicht weiter einlaſſen, o
die Verſuchung dazu nahe genug gelegt iſt, da Lüdeman
auf einige von uns über Schefer gemachte Aeuße
zieht. Zwar verſchweigt der Biograph nicht ga
Schwächen der Schefer'ſchen Muſe, namentlich finde
nen Novellen weit eher Epik und Lyrik in Proſa,
tiſches Element, und überhaupt ſtreitet er ihm die
für Darſtellung des Dämoniſchen und Tragiſchen
Ganzen aber waltet der Superlativſtil in ſeinem
vor. Ob Schefer ſeinen Platz „neben den Hero
Dichtung, neben Goethe und Schiller" verdient, da
die Nation, darüber werden die Jahrhunderte ihr
theil abzugeben haben. In Betreff ſeiner Briefe
Biograph: „Seine hohe Selbſtändigkeit und Orig
ſtreckt ſich auch auf ſeinen Briefwechſel. Die ſeltſa
welche bei uns von den Heroen unſerer Literatur fo
auch das Unbedeutendſte und Trivialſte zuſammenz
müht iſt, erregt, wir geſtehen es, nicht ſelten unſer
derung. Wie beſchämt und beſchämend müßten di
lungen des Gewöhnlichſten und Alltäglichſten neben ei
lung Schefer'ſcher Briefe daſtehen, von dem kein
Blättchen vorhanden iſt, das nicht von der Fülle ſei
Zeugniß gibt und jener Nichtigkeit gegenüber helle
kryſtalle, wahre Edelſteine poetiſcher Lebensauffaſſu
tet" u. ſ. w. Wir erfahren bei dieſer Gelegenheit
Schefer auch zahlreiche Tragödien geſchrieben haben
denen der Biograph ſelbſt jedoch nur eine, die ſchon
„Euphroſyne", im Manuſcript kennt, welche einen
ſchen Stoff „wirkungsvoll aber regellos" behandelt
ein komiſches Epos in 12 Geſängen von ihm in D
det: „Schneekönigs Kinder", nach einem deutſchen
eine Gabe, die, nach Lüdemann's Verſicherung, „a
ſchalkhaftem Reiz, weltmänniſcher Satire und wei
dem «Reineke Fuchs» in jeder Hinſicht naheſteht,
Beziehung aber über die Anziehungskraft des le
hinausragt"; endlich, daß Schefer ein Vater
Doppelkanon für zwei Chöre und eine große S
vier Hände im Geiſte Beethoven's und außerdem
niger als 12 große Symphonien für Orcheſter u
erwählte Lieder und römiſche Quartette für d
fentlichung bereithält. Die Fruchtbarkeit iſt, wi
ter Spruch ſagt, die größte Tugend des Weinſt
Fruchtbarkeit iſt, wie man ſieht, auch eine der Hau
der Schefer'ſchen Muſe. Daß der Biograph es
hat, nach Art eines Paßſchreibers eine jener genau
Perſonalbeſchreibungen ſeines Dichters zu liefern, wi
in modernen Biographien gebräuchlich ſind, möchten
lobend als tadelnd hervorheben; dagegen hat er
Erfolg ſeine ganze Kraft darauf verwandt, von de
Gehalt und dem Charakter des Dichters, wie von d
Liebenswürdigkeit ſeines Gemüths eine treue Vor
geben.

Eine öſtreichiſche Soldatengeſchicht

Der Sohn des Regiments. Oeſtreichiſche Soldat
von Julius von Wickede. Drei Bände.
E. Hallberger. 1855—56. Gr. 8. 3 Thlr.

Soldatengeſchichten von Wickede haben ſich be
guten Ruf erworben und werden in den Kreiſen,
ſie der beliebte Verfaſſer ſchreibt, immer gern ge
nehmen daher die neueſte, die uns hier geboten wird,
gewiſſen Behaglichkeit in die Hand, denn wir wiſſen
aus, daß uns etwas Tüchtiges und Kernhaftes geb
und zwar von einem Berufenen, der wirklich das
leben bis in ſeine kleinſten Züge kennt. In dieſ
Schilderung erkennen wir Wickede's beſondere Stärk,

geringfügigſten Alltäglichkeiten des Dienſtes, ſelbſt
Commiß, eine anſprechende Seite zur Darſtellung abzu-
und die Ehrenfeſtigkeit der Geſinnung, die ihm ſelbſt
:, auch in den Charakterbildern ſeiner alten Solda-
piegeln. Mit Vergnügen haben wir bereits mehre
Berke von Wickede in d. Bl. beſprochen, wir finden
eueſten ihre Vorzüge wieder und dürfen darum auch
hweigen, was uns weniger gefällt, wie wir es auch
than haben, gewiß vom Verfaſſer deshalb nicht ver-
Wir ehren den Ton der Soldatenerzählung, den
) gut zu treffen weiß, vollkommen, aber ſeine Darſtel-
: artet doch in Manier aus und verliert durch eine zu-
Weitſchweiſigkeit an der Kraft des Stils, welche z. B.
:eußiſchen Huſarengeſchichten" mit Recht gerühmt wurde.
Bendungen und Füllworte, auch ganze Redensarten ſind
ereotyp geworden und kehren bis zur Ermüdung wieder.
3 märkiſche „man" im Munde einer Ungarin fehlt nicht.
er können wir die Eigenthümlichkeit des Stils nicht
d wenn der Verfaſſer ſich entſchlöſſe, indem er das
)t druckfertig macht, mit ſtrenger Selbſtkritik jene
gen Waſſerſchoſſen auszuſchneiden, ſo würde dadurch
3 ſeine Eigenthümlichkeit, die wir gern bewahrt wiſ-
ı, verlorengehen, ſondern im Gegentheil viel anſpre-
rvortreten. Wir haben dieſe Bemerkung noch ein mal
chen, weil wir an den Soldatenſchriften des Verfaſ-
lebhafteſten Antheil genommen haben und dieſen bei
ern nicht allmälig geſchwächt zu ſehen wünſchen.
:de hat ſich in letzter Zeit mit Vorliebe dem öſtreichi-
:gerthum zugewendet: den „Erzählungen eines öſtrei-
3eteranen" folgt hier eine „öſtreichiſche Soldatenge-
und in der That bieten ſich in der k. k. Armee, die
pen von ſo verſchiedener Nationalität zuſammengeſetzt
)ch von Einem Geiſte beſeelt iſt, reiche Stoffe für ähn-
tellungen. „Der Sohn des Regiments" — Variation
lbewunderte ſchöne „Tochter des Regiments"! Wir wer-
in den Feldzug von 1793 geführt, wo der ſpätere Held
ung als dreijähriges Kind in der Nähe ſeiner getödteten
)n einer k. k. Dragonerpatrouille unter Anführung des
Bachtmeiſters Joſias Lichtenberger gefunden wird. Die-
an iſt wieder eine von den Kriegergeſtalten, deren
ıg dem Verfaſſer ſo vortrefflich gelingt. Erinnert der
an früher vorgeführte Bilder, ſo braucht man ja
er zu vergleichen, ſondern erfreut ſich an demjenigen,
ıan gerade vorſichhat. Die frühere Geſchichte des
ichtenberger und ſeines Schweißfuchſes Michel wird
rſten Capitel erzählt: er iſt ein Münſterländer; das
Münſter hat, beiläufig geſagt, nicht, wie der Verfaſſer
ıewöhnlich unter einem Erzherzoge aus Habsburg's
ım geſtanden, vielmehr nur unter einem einzigen,
n Kurfürſten von Köln, Marimilian Franz, der 1784
rung gekommen war. Ueber ſo kleine Irrungen wol-
ber nicht rechten; dem militäriſchen Leſer werden ſie
Gewicht fallen. Alte öſtreichiſche Dragoner möchten
:her gegen die grüne Uniform ihrer Truppe Einwen-
ıachen, welche erſt kürzlich eingeführt iſt: ſie trugen
ß, wie die Küraſſiere. Aber, wie geſagt, es iſt un-
ht nicht, dergleichen kleine Verſehen, die menſchlich
elaufen ſind und einer „Soldatengeſchichte" wenig
hun, aufzuſtechen, ſonſt müßten wir auch nach Cam-
m Rhein fragen, in denen ſich unſer tapferer Wacht-
)r 1793 ſchon herumgehauen haben könne? nach 1760
vierten Jahre des ungariſchen Kriegs? nach Adlern,
e Franzoſen ſchon 1799 geführt hätten? u. ſ. w.;
en jedoch dergleichen eben nur für Verſehen. Den
ı den lebendigen, mit gewohnter Friſche geſchilderten
ıen können ſie uns nicht verkümmern; daß wir ſie
hnt, möge beweiſen, mit welcher Aufmerkſamkeit wir
ıben. Clerfayt's ruhmvollen Feldzug von 1795 hät-
beſſer gewürdigt ſehen mögen. Um ſo glänzender iſt
der von 1796 in Deutſchland und der von 1799 geſchildert. Beſonders das merkwürdige nächtliche Gefecht, das im halbausgetrockneten Bette der Trebbia, durch Zufall entſtanden, gegen Abſicht und Willen der Befehlshaber geführt wurde, wird die Leſer intereſſiren. Am beſten gelingen dem Verfaſſer aber die Reitergefechte, deren wechſelnde Scenen und perſönliche Kämpfe er höchſt lebendig darzuſtellen verſteht. Aber nicht Kriegsbilder ſind es allein, welche uns vorgeführt werden, ſondern Bilder aus dem ganzen Soldatenleben, wobei es denn auch ergötzlich, zuweilen etwas bunt zugeht. Wir danken es dem Verfaſſer, daß er frühere Derbheiten, die oft verletzten, jetzt vermeidet und doch fern von aller Prüderie bleibt. Vortrefflich iſt das Garniſonleben in Ungarn während der Friedensjahre geſchildert, freilich in ſeinen Lichtſeiten. Die kameradſchaftlichen Zuſammenkünfte, der echte Reitergeiſt, die Gaſtfreundſchaft auf den Schlöſſern des ungariſchen Adels, die Jagden, endlich als Glanzpunkt die Concentrirung der Escadrons und Regimenter! Wir würdigen das vollkommen; aber den größten Theil des Jahres auf einem elenden Dorfe mit einem Zuge einquartirt ſein, oft zwei bis drei Stunden reiten müſſen, ehe man den nächſten Kameraden oder einen Menſchen, mit dem man eine Unterhaltung pflegen kann, trifft, ohne geiſtige Nahrung, als die man ſich ſelbſt mit ſchweren Koſten ſchafft, fodert viel Selbſtverleugnung. Dieſe muß jedoch der Soldat haben und gerade jenes auf ſich ſelbſt gewieſene Leben gibt innere und äußere Kräftigung und ſchützt vor all den verflachenden, entnervenden Einflüſſen, denen ſich junge Offiziere leider in größern Garniſonen nicht immer entziehen können. Daß die öſtreichiſche Soldatengeſchichte ganz beſonders den Ruhm der k. k. Waffen hervorhebt, iſt vollkommen gerechtfertigt; ſelbſt das variirte Körner'ſche „Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus" wird dazu benutzt, wunderlicherweiſe aber als ein altes Soldatenlied ſchon 1796 geſungen, wo es noch gar nicht gedichtet war. Dergleichen Freiheiten nehmen ſich allerdings auch andere Autoren. Wie immer läßt der Verfaſſer aber auch den Gegnern Gerechtigkeit widerfahren, nur die armen Koſacken kommen ſchlecht weg. So verächtliche Feinde ſind ſie denn doch ſelbſt dem rechten Flügelheere in Rußland nicht geweſen. Der Ueberfall von Tſcharukow am 20. September 1812 gibt davon einen Beweis. Es waren die 15 Freiwilligen, welche in öſtreichiſchen Caskets und Mänteln (von Tags zuvor gemachten Gefangenen) voranritten, um die k. k. Vedetten zu täuſchen, nicht Koſacken, ſondern vom tatariſchen Ulanenregiment, aber die Koſacken thaten, als die Feldwache aufgehoben war und Alles ſich auf das Bivouac von 13 Escadrons ſtürzte, das Beſte. Leſen wir recht, ſo hat wol eine antiruſſiſche Zeitſtrömung etwas zwiſchen den Zeilen eingewirkt. Von einer großen Abneigung der Baiern gegen Oeſtreich zu kämpfen, weiß die Geſchichte auch nichts, es gibt im Gegentheil ein altes Volksſprichwort: „Bairiſch und öſtreichiſch Blut in einem Topf, eins muß herausſpringen!" *) Ein leidiger Beitrag zur Charakteriſtik unſerer Stammfeindſchaften, die ſo alt ſind als unſere Geſchichte.

Vom Helden der Erzählung haben wir nicht weiter geſprochen; es iſt ihm ergangen, wie andern, die nur den Namen für den Titel hergeben, erſt im dritten Bande tritt er in den Vordergrund. Dafür enthält die Geſchichte aber andere das ganze Intereſſe in Anſpruch nehmende Figuren. Die Marketenderin, Frau Kalaſſan, iſt jedenfalls die gelungenſte von allen; wir hören die wilde Jugend dieſer freien, feurigen Ungarin als Kind des Lagers erzählen und folgen den ſpätern Erlebniſſen der kräftigen und reſoluten Soldatenfrau in ihrem Alter mit wahrem Ergötzen. Auch Baron Vautremont, der geborene Wallone, des ſchon erwähnten Joſias Lichtenberger

*) Auch ein anderes: „Lieber bairiſch ſterben, als öſtreichiſch verderben." Wer erinnert ſich nicht an die „Mordweihnachten" vom Jahre 1705, welche der verſtorbene W. Lindenſchmitt an der Kirche in Unterſendling in einem Frescogemälde dargeſtellt hat? D. Red.

gefürchteter und geliebter Chef, iſt ein echtes Soldatenbild aus alter Zeit, wie es die neue in ſolcher Originalität nicht mehr hervorbringt. Mögen ſich denn die Söhne der letztern an den Schilderungen aus der großen Zeit, welche der Verfaſſer ſeiner Geſchichte zugrunde gelegt hat, erfreuen und, wir wünſchen es aufrichtig, erfriſchen. 54.

Notizen.

Engliſche Stimmen über die komiſche Literatur der Deutſchen.

Den Engländern, welche den Humor als ein Landesmonopol zu betrachten ſcheinen, fällt es außerordentlich ſchwer, den Deutſchen auch nur das geringſte Quantum von Befähigung für Humor, Witz und Satire zuzugeſtehen. So ſagt G. H. Lewes in ſeinem demnächſt nach Freſe's Ueberſetzung zu beſprechenden trefflichen Werke über Goethe da, wo er von Goethe's „Triumph der Empfindſamkeit" ſpricht: „Wenn deutſche Kritiker über den Witz und die Ironie des Werks außer ſich (?) ſind, ſo muß ich bekennen, ich verſtehe nicht, wovon ſie reden. Es iſt allerdings mit der nationalen Komik der Deutſchen überhaupt nicht anders. Was ihnen außerordentlich lächerlich erſcheint, darin findet der Franzoſe oder der Engländer faſt immer nur einen äußerſt froſtigen Spaß. An den eigentlichen Witz, der mit Feinheit gehandhabt ſein will, rühren kaum die Deutſchen mit Handſchuhen. Die Ironie iſt ihnen nicht ein leichter Stoßdegen, ſondern ein mächtiges Schwert; ſie zerhauen das Opfer, wo ein geſchickter Stich genügt hätte. Es iſt eine beachtenswerthe Thatſache, daß ſie unter allen Schätzen ihrer Literatur nichts eigentlich Komiſches im höhern Sinne beſitzen. Sie haben kein Luſtſpiel hervorgebracht." Mit Bezug auf dieſe Behauptung erhielten wir jüngſt von einem Freunde deutſcher Literatur in Antwerpen eine Zuſchrift, worin unter Anderm bemerkt war: „Ich erinnere hierbei nur an Jean Paul, Thümmel, Platen, Immermann und Tieck, deren köſtliche Werke dem Beſten gleichzuſtellen ſind, was die engliſche Komik im edlern Sinne hervorgebracht hat. Das deutſche Luſtſpiel ſteht lange Jahre ſchon auf ungleich höherer Stufe als das engliſche; Namen wie Heinrich von Kleiſt, Freytag, Bauernfeld, Hackländer, Feldmann u. ſ. w. ſcheinen dem Verfaſſer unbekannt zu ſein. Er nenne uns die engliſchen Luſtſpieldichter der Neuzeit! Welche Armuth tritt uns da entgegen!" Wir fühlen nun zwar gerade keinen großen Antrieb, uns auf die Schätze der neueſten deutſchen Luſtſpielproduction zu berufen und uns in dieſer Hinſicht deshalb reich zu nennen, weil gerade im Augenblick auch unter den andern Völkern auf dieſem Gebiete allerdings eine empfindliche Dürre herrſcht; aber fragen möchten wir den Engländer doch, ob er in Abrede ſtellen kann, daß Kotzebue, der „most renowned and celebrated Kotzebue", ſeinerzeit die europäiſchen Bühnen noch viel ausgiebiger gefüttert hat als Scribe heutzutage? Haben die Engländer nicht das „Narrenſchiff" und mehrfach noch in jüngſter Zeit den „Reineke Fuchs", ſowol die Volksdichtung als Goethe's Bearbeitung, überſetzt und illuſtrirt? Sind nicht die weltberühmten Späße Till Eulenſpiegel's, die auch in England vielgeleſenen „Abenteuer des Barons Münchhauſen" und die ins Engliſche überſetzte „Jobſiade" die Erfindungen deutſcher Witzbolde? Und erinnert ſich Lewes nicht der Behauptung ſeines Landsmanns Carlyle, daß vier Fünftel alles Deſſen, was Europa im 16. und 17. Jahrhundert auf dem Gebiete der Volksſage und des Humors beſeſſen, in Deutſchland ſeinen Urſprung gehabt habe? Auch in der „Literary gazette" ſtießen wir jüngſt auf eine der Lewes'ſchen ganz ähnliche Behauptung: der Humor ſei keine hervorſtechende Eigenſchaft der deutſchen Literatur; der Humor Jean Paul's ſei nur der Ausdruck einer excentriſchen Individualität geweſen und der Heine's habe niemals ein behagliches und gemüthliches Lächeln geſtattet. Dagegen wurde Gottfried Keller ein „humourist of the right class" genannt und von ſeiner Erzählung „Die Leute von Seldwyla" bemerkt: „It is long since we have had so cheering a present, or one which we are sure will give English readers such pleasure." Ueberhaupt haben wir faſt jedesmal, wenn engliſche Blätter über die deutſche Witzloſigkeit herzogen, bald dieſen, bald jenen deutſchen Humoriſten, bald Lichtenberg, bald Jean Paul, bald Heine, bald Detmold, bald — wie hier — Gottfried Keller von dieſem Vorwurf ausgenommen gefunden, und wenn man dieſe und andere Ausnahmen zuſammenzählt, ergibt ſich doch immer eine ganz hübſche Reihe deutſcher Humoriſten. Freilich hat die komiſche Literatur eines Volks, je nationaler ſie iſt, in der Regel auch umſomehr etwas ganz Beſonderes, andern Völkern weniger Genießbares, was ein franzöſiſcher Schriftſteller ganz treffend als den territorialen Erdgeſchmack einer Literatur bezeichnet hat. Der Franzoſe, und noch weniger der Italiener und Spanier, findet am ſpecifiſch engliſchen Humor eben auch kein ſehr großes Wohlgefallen, und nicht jedes Volk beſitzt die Geſchmeidigkeit, Unparteilichkeit und Univerſalität, womit ſich der Deutſche in die Geſchmacks- und Vorſtellungsarten anderer Völker zu verſetzen weiß.

Erfindung, Benutzung und Plagiat.

Eine Streitſache zwiſchen pariſer Theaterſchriftſtellern, die mit der vielbeſprochenen, faſt zu der Bedeutung einer europäiſchen gediehenen Angelegenheit des „Fechter von Ravenna" eine auffallende Aehnlichkeit hat, iſt namentlich infolge eines Briefs von Scribe von den Gerichten gegen den Kläger entſchieden worden. In dem Scribe'ſchen Schreiben heißt es unter Anderm: „In der dramatiſchen Literatur gibt es überhaupt nichts Neues. Die einmal in Umlauf geſetzten Ideen gehören der ganzen Welt an. Nur durch die Form wird man ihr Eigenthümer." Es iſt vorauszuſehen, daß diejenigen deutſchen Autoren, welche in Scribe ihren Herrn und Meiſter erkennen und verehren und ſeine Praktik befolgen, dieſen Ausſpruch mit großem Jubel aufnehmen werden. Aber dieſer Scribe'ſche Grundſatz, ſo nackt hingeſtellt, hat auch ſein ſehr Bedenkliches, und zwar gerade deshalb, weil er allerdings zur Hälfte wahr iſt. Es gibt ſicherlich wenige Dichtungen, in denen nicht irgendeine Vorlage als Rohſtoff benutzt wäre. Shakſpeare hat ſich durch einige altitalieniſche Novellen zu „Romeo und Julia", dem „Kaufmann von Venedig" und „Othello", Bürger zu ſeiner „Lenore" durch ein ſchlichtes Volkslied, Goethe zu ſeinem „Fauſt" durch das alte Fauſtbuch und ein danach bearbeitetes Puppenſpiel begeiſtern laſſen. Aber man vergleiche die genannten Tragödien Shakſpeare's mit den italieniſchen Novellen oder „König Lear" mit der alten engliſchen Ballade, die dazu den Stoff hergab, oder Bürger's „Lenore" mit den drei oder vier Zeilen eines alten plattdeutſchen Volkslieds, die er zufällig von einem Landmädchen ſingen hörte, oder Goethe's „Fauſt" mit dem Puppenſpiel, und man urtheile, wer hier der eigentliche Erfinder war. Wenn dagegen Shakſpeare, wie ihm z. B. in Betreff ſeines „Heinrich VI." nachgewieſen worden, in manche ſeiner Stücke ganze Situationen aus frühern Tragödien, ja Tauſende von Verſen wörtlich oder faſt wörtlich aufgenommen hat, ſo können wir dieſes Verfahren, ſelbſt wenn oder gerade weil es Shakſpeare war, der es ſich geſtattete, keineswegs gutheißen. Dies iſt Plagiat, oder es gibt überhaupt kein Plagiat mehr, und in dichteriſchen Werken iſt ein Plagiat weniger als irgend ſonſtwo zu entſchuldigen. Der Scribe'ſche allerdings ſehr bequeme Grundſatz iſt aber namentlich darum bedenklich, weil er überhaupt die Form über den Inhalt ſetzt und wir jetzt ohnehin auf dem beſten oder ſchlimmſten Wege ſind, die Façon höher zu ſchätzen als den Inhalt, wie in religiöſen Dingen die Form des Glaubens höher als den Glauben. Unſere Dichter werden dadurch verleitet, zu faulenzen und gar nichts mehr zu erfinden, ſondern die Erfindungen Anderer ſich in den Mund fliegen zu laſſen und gemüthlich zu verſpeiſen, und Bocage ſcheint hiernach mit

pigramm Recht behalten zu ſollen, welches nach F.
s in ſeinen „Poetiſchen Kleinigkeiten" enthaltener Ueber-
autet:

Ein Autor ward ertappt beim Stehlen;
Man führt ſogleich ihn vor den Richter.
Der fragt: Was trieb dich zu dem Frevel?
Ich bin, antwortet er, ein Dichter.

kann wol eine Zeit kommen, wo man eine poetiſche g mit Geld wird bezahlen wollen und man wird ſie ben können, weil die Kraft des Erfindens unter der ewohnheit, bereits Erfundenes nur zu benutzen und ten, erloſchen ſein wird. Dahin lautet jetzt die Pa-s Frau Birch-Pfeiffer eine Novelle Auerbach's drama-autete ſie freilich anders, und die ganze von dieſer beeinflußte belletriſtiſche Preſſe ſpie in faſt komiſcher ng Feuer und Flamme gegen das Birch-Pfeiffer'-ntat und beſchwor Himmel und Hölle und außerdem h Polizei und Preßpolizei. Was aber ſoll das Pu-on der in ſchriftſtelleriſchen Kreiſen geltenden Moral wenn ſie Schwankungen und Widerſprüchen ſolcher Art ſen iſt und nach den Herrenlaunen der gerade ge-Stimmführer wechſelt? H. M.

Bibliographie.

nrady, E. v., Geſchichte des Königlich Preußiſchen Infanterie-Regiments, von ſeiner Stiftung im Jahre zu Ende des Jahres 1856. Nach den im Geheimen Archive und in den Archiven des Königlichen Kriegs-i, des Generalſtabes und des Regiments ſelbſt ent-Quellen bearbeitet. Mit 6 kolorirten Abbildungen. Flemming. Lex.-8. 2 Thlr.

bel, J., Aus Amerika. Erfahrungen, Reiſen und 1ſter Band. Leipzig, Weber. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

nken in der Dämmerungs-Stunde. Von M. J. E., in der kleinen Gedichte für kleine Leute. Frei nach liſchen überſetzt. Berlin, W. Schultze. 8. 9 Ngr.

bel, E., Gedichte. 45ſte Auflage. Berlin, A. Duncker. r.

tor, E., Harm un d'dür' Lied. 'n Kummediſtück. Heyde. 8. 6 Ngr.

ekiel, G., Drei Jahre. Roman. Drei Theile. Ber-icke. Lex.-8. 3 Thlr.

cke, Der gegenwärtige Stand der Homerischen Greifswald. Gr. 4. 10 Ngr.

lenberg, W. A., Die freie christliche Thätigkeit kirchliche Amt. (Erste gekrönte Preisschrift.) Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 12 Ngr.

kers, J. D., „Himalayan Journals". Tagebuch r Reise in Bengalen, dem Himalaya in Sikkim und lem Khasiagebirge etc. Aus dem Englischen. Mit und 6 Steintafeln. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2 Thlr.

go von Sanct Victor, Der Preis der Liebe. Aus iniſchen überſetzt und hiſtoriſch eingeleitet von Wil-chöpff. Herausgegeben vom Dresdener Predigtamts-nverein. Dresden, Adler u. Dietze. 8. 4 Ngr.

bücher zur Schiller-Stiftung. 1ſter Band. Mit einer r geſtochenen Abbildung des Goethe-Schiller-Stand-n Rietſchel. Dresden, R. Kuntze. Gr. 8. 1 Thlr.

e deutſche Jugend-Zeitung. Zur Belehrung und Un-g für die heranwachſende Jugend und für Erwach-rausgegeben von C. G. Holzmüller. 1ſter Jahr-pril 1857 — März 1858. 12 Lieferungen. Dres-i. Gr. 4. 1 Thlr.

ner, F., Panorama. Erzählungen und belehrende ungen aus dem Natur- und Menſchenleben. 1ſtes . Leipzig, Schlicke. 8. 18 Ngr.

Krug von Nidda's, F., Nachlaßſchriften. Herausgegeben mit Bewilligung ſeiner Wittwe und unter Verantwortlichkeit des Verlegers. 3ter Band. — A. u. d. T.: Gedichte ſeiner ſpätern Zeit. Querfurth, Schmid. Gr. 16. 15 Ngr.

Macaulay, T. B., Friedrich der Große. Mit einem Vorworte des Ueberſetzers. Halle, Graeger. Gr. 8. 15 Ngr.

Lehmann, H., Studien zur Geschichte des Apostolischen Zeitalters. Greifswald, Koch. 1856. Gr. 4. 6 Ngr.

Mecklenburgs Volksſagen. Geſammelt und herausgegeben von A. Niederhöffer. 1ſter Band. 1ſte Lieferung. Leipzig, Hübner. Br. 8. 7½ Ngr.

Munch, A., Salomon de Caus. Eine Tragödie. Aus dem Norwegiſchen. Mit einer Vorrede von J. W. Loebell. Braunſchweig, Schwetſchke u. Sohn. 8. 24 Ngr.

Fränkiſches Muſeum. Herausgegeben von J. B. Friedreich. 1ſtes Heft. Würzburg, Kellner. Lex.-8. 12 Ngr.

Muſtoe, A., Das Iſrael der Alpen. Erſte vollſtändige Geſchichte der Waldenſer Piemonts und ihrer Colonien, nach unedirten Quellen dargeſtellt. Nach dem Franzöſiſchen von J. F Schröder. Duisburg, Ewich. 8. 24 Ngr.

Schindler, A. A., Entweder es giebt einen lebendigen perſönlichen Gott, oder es giebt keinen. Ein Aufruf zur Entſchiedenheit. Leipzig, G. Wigand. 8. 24 Ngr.

Schlüter, R., Aus und über Italien. Briefe an eine Freundin. 1ſter Band. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 2 Thlr.

Der reiche Schneider. Skizze aus dem Altenburger Landleben. Altenburg, Bonde. Gr. 8. 5 Ngr.

Steinmann, F., H. Heine. Denkwürdigkeiten und Erlebniſſe aus meinem Zuſammenleben mit ihm. Mit dem Porträt und zwei Autographen H. Heine's. Prag, Kober. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Uhlig v. Uhlenau, G., Erinnerungen an die Schlacht von Kolin und die damalige Zeit. Nach authentiſchen Quellen bearbeitet und zur Säkular-Feier am 18. Juni 1857 herausgegeben. Zwei Bände. Sammt einem Plane der Schlacht. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Die freie Agrar-Verfaſſung, nach Peter Reichenſperger. Berlin. 1856. Lex.-8. 5 Ngr.

Baumgarten, M., Schreiben an den Earl von Shaftesbury über die Bedrängniß der Chriſten in dem Herzogthum Schleswig durch die Dänen. Braunſchweig, Schwetſchke u. Sohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Dirking-Holmfeld, Baron, Herrn v. Scheele's Sturz. Darſtellung der Miniſterkriſis im April 1857. Aus dem Däniſchen überſetzt. Hamburg. Gr. 8. 3 Ngr.

England oder Urquhart und Palmerſton. Berlin. 1856. Lex.-8. 5 Ngr.

Halleen, A. A., Die chriſtliche Feier des Sonntages. Predigt am 17. Sonntag nach Trinitatis. Greifswald, Koch. 1856. Gr. 8. 2 Ngr.

Hertz, M., Beſchreibung der vierten Säcularfeier der Königlichen Univerſität Greifswald am 17., 18. u. 19. October 1856. Greifswald, Koch. Gr. 8. 5 Ngr.

Huber, V. A., Die Wohnungsnoth der kleinen Leute in großen Städten. Leipzig, Friedlein. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Kometen. Antwort auf die Frage: Ob unſere Erde durch dieſelben in Gefahr kommen könne? Zur Belehrung für die Unkundigen und zur Beruhigung für die Aengſtlichen allgemein faßlich und verſtändlich dargeſtellt von einem Sachkundigen. Baſel. 8. 4 Ngr.

Vogt, K. A. T., Rede bei der Legung des Grundſteins zu einem neuen Univerſitäts-Krankenhauſe am 400jährigen Jubelfeſte der Königlichen Univerſität Greifswald den 17. October 1856 gehalten. Greifswald, Koch. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Franz Baco von Verulam.

Die Realphiloſophie und ihr Zeitalter.

Von **Kuno Fiſcher.**

8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der durch ſeine erfolgreiche Lehrthätigkeit in Heidelberg bekannte, kürzlich an die Univerſität Jena berufene Verfaſſer, zugleich einer der ausgezeichnetſten philoſophiſchen Schriftſteller der Gegenwart, hat in dieſem Buche den Engländer Baco behandelt und damit nicht blos ſeine „Geſchichte der neuern Philoſophie", ſondern zugleich eine ſehr fühlbare Lücke unſerer philoſophiſchen Literatur ergänzt. Denn es fehlte bei uns noch bis heute eine **erſchöpfende und zuſammenhängende Darſtellung Baco's**, des größten unter den engliſchen und überhaupt realiſtiſchen Philoſophen der neuen Zeit. Eine ſolche wird hier zum erſten male geboten. Allgemein iſt das Werk von den competenteſten Seiten als ein treffliches und bedeutendes bezeichnet worden, nicht nur in Deutſchland, ſondern auch im Ausland, namentlich in England, wo die angeſehenſten Journale (Spectator, Quarterly Review, Westminster Review, Saturday Review etc.) ſehr anerkennende Beſprechungen deſſelben brachten und ſoeben eine Ueberſetzung davon erſcheint. Beſonders wird von allen Kritikern die ſtiliſtiſche Vollendung und leichte Lesbarkeit des Werks gegenüber der Schwerfälligkeit und Unverſtändlichkeit vieler philoſophiſcher Bücher hervorgehoben, wodurch daſſelbe den weiteſten Kreiſen des Publicums, für die es beſtimmt iſt, zugänglich werde.

In der oben erwähnten Beſprechung des Spectator heißt es unter Anderm: „Hier iſt, wunderbarerweiſe, ein philoſophiſches Werk aus der Feder eines Deutſchen, welches das ganze gebildete England mit Vergnügen leſen kann. Mit Ausnahme der Wörter «objectiv» und «ſubjectiv» vermeidet Dr. Fiſcher alle jene techniſchen Ausdrücke, welche ſonſt als ebenſo viele ſpaniſche Reiter zwiſchen cis- und transrhenaniſchen Denkern liegen, und überdies ſchreibt er in einem leichten fließenden Stil, würdig eines edinburger oder pariſer Philoſophen.... Die Fiſcher'ſche Schrift iſt wirklich ein leicht gemachter Baco. Fiſcher's Buch iſt aber wol noch etwas mehr, und verdient auch von Denen geleſen zu werden, welche den Grundtext des engliſchen Philoſophen verſtanden haben, oder es meinen." Macaulay's übertriebene Baco-Verehrung, urtheilt der Spectator, habe der Deutſche auf das gebührende Maß zurückgeführt, und überhaupt das Verhältniß der Real- zur Idealphiloſophie fein und richtig feſtgeſtellt. Auch der Scharfſinn, womit Fiſcher den ſittlichen Charakter Baco's folgerecht aus ſeinem Naturell entwickelt, während Macaulay ſich über dieſen traurigen Widerſpruch zwiſchen Moralität und Intelligenz eben nur verwundert, ſcheint in England Beifall zu finden.

Das Buch bildet ein abgeſchloſſenes Ganzes für ſich. Es entwickelt in allen ſeinen Theilen die Baconiſche Philoſophie und zeigt deren Fortbildung in Hobbes, Locke, der franzöſiſchen Aufklärung, Berkeley, Hume bis an die Grenzen der Kant'ſchen Epoche. So enthält es zugleich die Geſchichte der Realphiloſophie, die dem Geiſte der Gegenwart naheſteht.

Unſer Zeitalter kennt keinen mächtigern und erfolgreichern Factor, als den Geiſt der Induſtrie, der naturwiſſenſchaftlichen Erfindung, der praktiſchen Cultur. Baco iſt der Philoſoph dieſer Richtungen. Der Verfaſſer hat dieſen [...] hellſte Licht geſetzt und dadurch ſeine Schrift in [...] Weiſe auf die Gegenwart bezogen. Dabei beleuch[...] Baconiſche Philoſophie in ihrer eigenthümlichen G[...]keit, indem er ſie andern gegenüberſtellt, bald vergleich[...] unterſcheidend. Solche Parallelen werden gezogen zwiſ[...] und Carteſius, Spinoza, Pierre Bayle, Leibn[...] u. A. Bis in die Gegenwart hinein verfolgt der Ve[...] auf Baco bezüglichen Parteiſtellungen. Er trifft [...] blinden Gegner Baco's in dem franzöſiſchen Rom[...] Maiſtre, als den blinden Bewunderer in dem engl[...]ſchichtſchreiber Macaulay.

Soeben iſt im Unterzeichneten erſchienen und in je[...] Buchhandlung zu haben:

Ausgewählte Novelle[...]

von

Ferdinand Kürnberger.

400 Seiten. 8. Eleg. geh. Preis 1 Thlr. 1[...]

Kürnberger, der Verfaſſer von „Der Amerika[...] ſich durch ſein bedeutendes Talent in kleinern un[...] Formen der Erzählung bereits ſo vortheilhaft bekann[...] daß es wol nur der einfachen Anzeige von dem Erſch[...] „Ausgewählten Novellen" bedarf, um Freunde ſittli[...]dender Lectüre für dieſe „mit gediegener Treue und [...] Auffaſſung des Charakteriſtiſchen und der realen [...]ſtrebenden Beobachtungen des Lebens" zu intereſſire[...]

Prag, Mai 1857.

Carl Bellmann's Ve[...]

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der „Neue Pitaval" in zweiter wohlfeiler [...]

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der intereſſanteſten Criminalg[...] aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. He[...]ben vom Criminaldirector **Dr. J. E. Hi[...] Dr. W. Häring (W. Alexis). Zweite** [...] Erſter Theil. Erſte und zweite Hälfte. 12. Geh.

Die hiermit beginnende **zweite wohlfeile Au[...]** Erſten Folge des „Neuen Pitaval" iſt **im Preiſe [...] Hälfte ermäßigt gegen früher**, damit dieſe anerk[...] treffliche und einzig in ihrer Art daſtehende Samm[...] intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder a[...] und neuerer Zeit, die ſich unausgeſetzt in ſeltenem [...] Theilnahme des deutſchen Publicums erfreut, in im[...]tere Kreiſe eindringen und namentlich mehr in den [...]beſitz übergehen kann.

Die 12 Theile, aus denen dieſe neue Ausgabe beſ[...]den in raſcher Folge erſcheinen. Jeder Theil koſtet [...] Der erſte Theil (der eine neue Vorrede enthält) [...]nahmsweiſe in zwei Hälften ausgegeben.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnun[...] und iſt daſelbſt das bereits Erſchienene ſowie [...]führlicher Proſpect vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
erariſche Unterhaltung.

int wöchentlich. —— Nr. 28. —— 9. Juli 1857.

Viſcher's „Aeſthetik". — Hiſtoriſche Novelliſtik. — Friedrich Perthes. — Ueberſetzungen und Aneignungen. Von
ttſchall. — Mommſen's „Römiſche Geſchichte". — Eine theologiſch-artiſtiſche Reiſe durch Italien. — Ludwig Leich-
ırdt. — Eine Anthologie vom kosmopolitiſchen Standpunkt. — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Viſcher's „Aeſthetik".

nfang dieſes Jahres iſt ein Werk zur Voll-
langt, aus welchem, als einer reichen Vorraths-
'chon die Mitwelt ſich verſorgt, und auf wel-
ein Denkmal deutſchen Geiſtes und Fleißes,
die Nachwelt zurückblicken wird: wir meinen
etik" von Friedrich Viſcher.*) Sie beſteht, wie
ır uns liegt, aus drei Theilen, von denen der
zwei, der dritte in ſechs Abtheilungen zerfällt,
: zuſammen 2487 Seiten füllen. Das Werk
iufig 11 Jahren zuſtande gekommen; die Vor-
rſten Theils iſt im März 1846, die des letzten
Januar 1857 geſchrieben. Davon ſind jedoch
der politiſchen Bewegung abzuziehen; wäh-
1848 die Hefte regelmäßig wie Jahresringe
rfolgen, iſt von da bis 1851 eine Lücke;
ieder die regelmäßige Jahresfolge eintritt, bis
ıechſel des Verfaſſers und die Schwierigkeit,
orletzte Heft Mittel und Wege zu finden, zwi-
1 und 1857 abermals eine Lücke machen.
Werk, in ſeinen grundlegenden Anfängen von
möchten ſagen herben Wiſſenſchaftlichkeit, hat
.em Fortſchreiten immer freundlicher erſchloſſen,
zänglicher erwieſen, eine immer vollere Ernte
r Früchte vor uns ausgebreitet. Auf der einen
der Verfaſſer die Erbſchaft äſthetiſcher For-
ın, welche die neuere deutſche Philoſophie und
ı Kant und Leſſing bis auf Hegel herab, hinter-
e. Leſſing's lichtſchaffende Scheidungen, Kant's
.de Begriffsbeſtimmungen, Schelling's befruch-
chauungen, hatte Hegel's architektoniſcher Geiſt
)rt und zu einem Syſtem der Aeſthetik ver-
Ein Werk (wie es in Hotho's trefflicher Re-
r uns liegt) von der höchſten wiſſenſchaftlichen
., doch nach zwei Seiten hin mangelhaft. In
menologiſchen, d. h. den Geiſt im Proceſſe ſei-
ner geſchichtlichen Entfaltung beobachtenden Anſchauungsweiſe, welche die Grundform ſeines Philoſophirens ausmacht, ſah Hegel Staat und Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft mit- und ineinander werden und ſich wandeln, und ſo kamen bei ihm Philoſophie der Geſchichte und Geſchichte der Philoſophie, Religionsphiloſophie und Aeſthetik nie recht voneinander los. Zweitens aber als Philoſoph von Profeſſion hatte er zwar bewundernswerth Vieles ſinnvoll geſehen, gehört, geleſen, doch ſich unmöglich in die einzelnen Künſte ſo tief und fachmäßig einlaſſen können, als für den Ausbau eines Syſtems der Aeſthetik erfoderlich iſt. In beiden Hinſichten macht das Viſcher'ſche Werk Epoche. Während im Hegel'ſchen Syſtem die Aeſthetik bei der Religionsphiloſophie zur Miethe wohnte, hat ihr Viſcher ein eigenes Haus erbaut. Und für die Ausfüllung dieſer philoſophiſch-vermeſſenen Räume iſt er nicht blos als kunſtſinniger Philoſoph, mithin als künſtleriſcher Dilettant, ſondern als Kunſtkenner von Fach thätig geweſen. Man leſe ſeine Ausführungen über Architektur, Sculptur, Malerei, und man wird ſich nicht blos über den Reichthum von Kunſtanſchauungen verwundern, welche der Verfaſſer auf ſeinen Reiſen durch Deutſchland, Italien, Griechenland geſammelt hat, ſondern auch über die Kenntniſſe, die er in Bezug auf Material und Technik der einzelnen Künſte zu erwerben ſich nicht hat verdrießen laſſen. Darin eben beruht das Einzige ſeines Werks. Nichts iſt ſeltener, als daß in der Anlage und Ausbildung eines Menſchen Denken und Anſchauung im Gleichgewichte ſtehen. Der Philoſoph, der Gelehrte überhaupt, ſelbſt wenn ſeine Sinneswerkzeuge tüchtig ſind, hat ſie ſelten zu behender, friſcher, allſeitiger Auffaſſung der Formen, Farben, Bewegungen geübt; der Künſtler und Kunſtkenner, der das Einzelne ſcharf und richtig ſchaut, die Art und die Mittel ſeiner Hervorbringung kennt, vielleicht auch mehre Einzelbeobachtungen ſinnvoll verknüpft, weiß dieſe nicht auf die erſten Gründe zurückzuführen, nicht einem umfaſſendern Gedankenzuſammenhange einzureihen. Viſcher leiſtet beides in gleichem Grade. Er wäre ein großer Aeſthetiker, wenn er auch kein Philoſoph wäre,

:k oder Wiſſenſchaft des Schönen. Zum Gebrauche für
Von Friedrich Theodor Viſcher. Drei Theile.
läcken. 1816—57. Ler.-8. 14 Thlr.

und ein ausgezeichneter Philoſoph, wenn er auch kein Aeſthetiker wäre. Beide Seiten laſſen ſich auch in ſeinem Werke einigermaßen unterſcheiden. Lieſt man die Paragraphen für ſich, ſo geht man an der ſtraffgeſpannten Schnur des Kunſtphiloſophen; lieſt man die Anmerkungen, ſo ſchüttet der Kunſtkenner ſeine Schätze vor uns aus. Nachdem der Verfaſſer in allen Künſten, die durch das Auge zu uns ſprechen, uns aus eigener Beobachtung und Sachkenntniß unterwieſen hat, bekennt er bei der Muſik ſeine Unzulänglichkeit, hat aber das Glück, in einem Schüler, Profeſſor C. Köſtlin, einen Erſatzmann zu finden, der in den philoſophiſchen Gedankengang des Meiſters eingeht, und zugleich in dem übernommenen Fache eine Sachkenntniß, Umſicht, Feinheit des Geſchmacks und Richtigkeit des Urtheils entwickelt, welche aller Anerkennung würdig ſind. Bei der Königin der Künſte, der Poeſie, tritt dann Viſcher ſelbſt wieder mit all der äſthetiſchen Meiſterſchaft ein, die wir an ihm gewohnt ſind, und welche dieſes Heft ganz beſonders zu einer Fundgrube der reichſten und anmuthigſten Belehrung macht.

Dieſen Charakter einer Fundgrube trägt das ganze Werk; wo man hineingreift, bekommt man die Hand voll, und zugleich bietet es, was es enthält, in ſo concentrirtem Zuſtande, daß aus Zeilen Seiten, aus Seiten Abhandlungen zu ſpinnen wären. Das hat man ſich auch ſchon weidlich zunutze gemacht. Viſcher kann ſich rühmen, einer der beſtohlenſten Schriftſteller zu ſein. Doch wäre es nur um den unterſchlagenen Dank der Ausſchreiber! Aber wie ſteht es um den Dank der Nation und ihrer Lenker für ein Werk, das der Nation Ehre macht? Die Data der Vorreden weiſen es aus. Die erſte iſt aus Tübingen, die letzte aus Zürich datirt. Der Verfaſſer begann ſein Werk über das Schöne und die Kunſt auf einer kleinen deutſchen Univerſität, wo kein Bildwerk, kein Gemälde, kein Schauſpiel zu ſehen, keine Oper oder Symphonie zu hören iſt. Er ſetzte es auf dieſer Univerſität fort und entwickelte, flüchtige Reiſebeobachtungen ausbeutend, insbeſondere die Lehre und Geſchichte der bildenden Künſte mit ſolcher Meiſterſchaft, daß zu erwarten ſtand, in jenen deutſchen Staaten, deren Hochſchulen mit reichen Kunſtſammlungen zuſammenwohnen, werde man ſich ſagen: Wie, einen ſolchen Mann laſſen wir in Tübingen ſitzen? ziehen ihn nicht heran, um die Schätze, die wir hüten, durch ihn erſt lebendig und für deutſche Bildung fruchtbar zu machen? Das war umſomehr zu erwarten, als Jedermann wußte, daß demſelben Manne eine ſeltene Lehrgabe zur Seite ſtand, die ſeine Vorleſungen mit zu den beſuchteſten der Univerſität machte. Aber nichts von alledem. Viſcher blieb Profeſſor in Tübingen. Die Schweiz erkannte beſſer ſeinen Werth. Sie rief ihn und er folgte. Folgte, um in einer größern Stadt wenigſtens Menſchen, Leben, Weltverkehr zu ſchauen. Ob er für Deutſchland verlorenbleiben wird? Ob man in Berlin oder München endlich erkennen lernen wird, wo ein ſolcher Mann hingehört? was man den Kunſtſchätzen, die man beſitzt, was man der deutſchen Bildung ſchuldig iſt? Und ob man es erkennen wird, ehe es zu ſpät iſt? 92.

Hiſtoriſche Novelliſtik.

1. Hiſtoriſche Charakterbilder von L. Mühlbach. Zwei Bände. Erſter Band: Der Prinz von Wales. Zweiter Band: Die Franzoſen in Gotha. Berlin, Janke. 1857. 8. 3 Thlr.
2. Kaiſer Joſeph II. und ſein Hof. Von L. Mühlbach. Erſte Abtheilung. — A. u. d. T.: Kaiſer Joſeph und Maria Thereſia. Vier Bände. Berlin, Janke. 1856. 8. 6 Thlr.

Luiſe Mühlbach, unter unſern Romanſchriftſtellerinnen eine namhafte Kraft, hat ſich ſeit einiger Zeit mit entſchiedener Vorliebe Stoffen mit breiter hiſtoriſcher Unterlage und bekanntem Inhalt zugewendet, überall nicht ohne Geſchick und da, wo der Gegenſtand mit ihrer ſpeciellen Begabung für Zeichnung und Darſtellung günſtig zuſammentraf, unzweifelhaft mit glücklichem Erfolg. Auf einen freilich ziemlich mislungenen Roman: „Friedrich der Große und ſein Hof", hat ſie einen weit beſſern, von Studium und Fortſchritt zeugenden: „Joſeph II. und ſein Hof", und dieſem „Hiſtoriſche Charakterbilder" folgen laſſen, welche, ſoweit ſie bisjetzt vorliegen, unſtreitig zu ihren gelungenſten Arbeiten gehören dürften.

Wenn die Aufgabe des hiſtoriſchen Romans nämlich darauf beſchränkt wäre, geſchichtliche Thatſachen zu einer durch ſich ſelbſt feſſelnden Unterhaltungslectüre zuſammenzuſtellen, und wenn es nicht darauf ankäme, die innere Wahrheit der geſchichtlichen That zu verklären, die [illegible] der Geſchichte nicht aufgeklärten Motive derſelben [illegible] reinmenſchlichen Sinne klarzuſtellen, die Wahrheit [illegible] des Geſchehenen gleichſam zu unſerer Erkenntniß zu [illegible]gen, mit einem Wort, die Geſchichte zu verdichten [illegible] ſomit zu deutlicher Anſchauung zu bringen, ihre [illegible] Naturform zu einer Kunſtgeſtalt und ſohin zu einem ewigen Werke zu ſtempeln und für alle Zeit [illegible] niederzulegen, ſo würde Luiſe Mühlbach als die [illegible]faſſerin vortrefflicher hiſtoriſcher Romane zu gelten haben. Denn ganz mit Unrecht hat man der kunſtſchönen [illegible] ſolcher dichteriſchen Bildungen und dem hiſtoriſchen [illegible] man ſeinen Platz unter den Aufgaben der Poeſie [illegible]ſtritten; man könnte mit demſelben Recht das hiſtoriſche Element der Tragödie oder des Epos als ein Hinderniß dichteriſcher Bedeutung verwerfen, ja das Stoffliche und Thatſächliche aller Poeſie überhaupt anfeinden, [illegible]nach denn nur etwa die Lyrik als berechtigte P[illegible] übrigbliebe; ein Irrthum, der ſofort als ſolcher zu erkennen wäre, da ja eben die in Proſa aufgelöſte [illegible] der Roman, und ſeine Berechtigung, ſich des Geſchichtlichen und Thatſächlichen zu bemächtigen, außer [illegible] Frage ſteht.

Wie dem auch ſei, Luiſe Mühlbach erringt [illegible] Fehlgriffen, die in der Art ihrer Begabung liegen, [illegible] dieſem Gebiete mannichfache Siege und achtbare E[illegible] Was ihr mangelt, iſt das Gefühl richtiger Proportion, die richtige Würdigung des Großen und des Kleinen, richtige architektoniſche Gliederung ihrer romantiſchen [illegible]werke. Zu oft ſteigt ſie mit der Vorliebe einer F[illegible]

der Höhe ihrer Aufgabe zu dem Détail derſelben,
Stil zur Manier, vom Geſchichtsbilde zur Genre-
:ei herab, die ſie frauenhaft mit grellerer Farbe,
ie Harmonie des Ganzen verträgt, hervorhebt. Auch
Détail und das Genrehafte hat im hiſtoriſchen Ro-
ſeine volle Berechtigung, ſeinen vorbedungenen Ort;
es hat ſtets höhern Zwecken zu dienen: der hiſto-
n Wahrheit nämlich, und darf niemals um ſeiner
willen, am wenigſten vordringend, außer Zuſammen-
eingeführt werden oder eine ſelbſtändige Bedeutung
ich in Anſpruch nehmen wollen.

Zu den „Hiſtoriſchen Charakterbildern“, welche hier
wei Bänden vorliegen, hat die Verfaſſerin mit
licher Hand zwei geſchichtliche Thatſachen von echt-
liſtiſchem Inhalt ergriffen und durch ihre gelungene
itliche und lebendige Darſtellung zu werthvollen Er-
ngen umgeſtaltet. „Der Prinz von Wales“, im
Bande, nimmt die Geſchichte der heimlichen Ver-
ung des Thronerben mit Eliza Fitz-Herbert zum
, und das glücklichſte Romanintereſſe miſcht ſich
mit einer bedeutenden Zeit- und Sittenſchilderung
ahrhaft anziehender Weiſe. Es war kaum beſſer
ählen. Bekannt iſt, wie der Prinz, der nachherige
Georg IV., einer der ſchönſten Männer ſeiner
durch ein überaus freies und verſchwenderiſches
, durch manche ärgerliche Verbindung und manchen
ſprochenen Skandal ſeinem ernſten und ſchwer-
igen Vater, Georg III., herben Kummer bereitete
ſich in Schulden ſtürzte, die der König zu bezahlen
igerte. Der höchſte Wunſch des Vaters war daher
den von ſeinen Gläubigern hartbedrängten Prinzen
gemäß verheirathet zu ſehen. Die Situation iſt nun
der Vater, der unlängſt von der ſchlimmſten
örung geneſen, das Parlament in Perſon eröffnen
den Prinzen kommen läßt, um ihn zur Wahl einer
zu beſtimmen, zu welchem Zweck eine Reihe von
äts zur Auswahl vorliegt. Die überaus ſpannende
rebung zwiſchen Vater und Sohn endet nun mit dem
ntniß des Letztern, daß die Wahl unmöglich ſei, da er
weits vermählt habe. Hierüber bricht der kaum gene-
Geiſt des königlichen Vaters zuſammen; die Parla-
eröffnung wird unmöglich und eine Regentſchaft noth-
g, um welche ſich die Königin, mit Pitt verbun-
einerſeits, Fox mit dem Prinzen andererſeits ſtreiten.
ieſen vorzüglichen Rahmen wäre nun die Erzählung
fflich geführt, wenn die Verfaſſerin nicht eben an
Détails ſcheiterte, deren ſie nicht Meiſter wird und
hne Frage theilweiſe verfehlt ſind. So ſind bei-
weiſe die Gläubiger des Prinzen in den ihnen ge-
eten beiden Auftritten ziemlich albern und das
ltniß der Gemahlin des Prinzen, die im Park von
James wohnt und keine Ahnung davon hat, wer
Gemahl ſei, völlig undenkbar. Trotz dem iſt das
Gemälde von trefflicher novelliſtiſcher Wirkung,
Zeichnung ſowol der Staatsmänner Pitt und Fox,
in der der galanten Schauſpielerin Robinſon wohl-
gelungen, und in den Motiven, welche das Zerwürfniß in der königlichen Familie herbeiführen, wohl aufgeklärt. Auch die etwas myſtiſche Löſung des Conflicts kann als befriedigend gelten und iſt, wenn nicht vollkommen hiſtoriſch, doch dem Romanintereſſe ſelbſt ganz zuſagend.

Ein durch originelle Ausführung noch vorzüglicheres Gemälde der Zeit, wenn auch minder ſpannend als Ereigniß, gewähren im zweiten Bande „Die Franzoſen in Gotha“. Hier ſcheinen allerdings ſehr gute Memoirenſtudien zugrundegelegten und glückliche Anſchauung der Zeitverhältniſſe das Ziel gefördert zu haben. Der Kern der Erzählung beruht darin, daß ein Hoffräulein von Seydlitz am gothaiſchen Hofe, Verwandte des berühmten Reitergenerals, den Prinzen Soubiſe, den Feldherrn der franzöſiſchen Armee, in ein Liebesnetz zu verſtricken und ihn dergeſtalt zu umnebeln weiß, daß er ſich von dem preußiſchen Reiterchef überfallen und mit Schmach und Schimpf aus Gotha verjagen läßt. Hier nun ſind die Détailſchilderungen des Feldlagers des Herzogs von Richelieu, der ſeltſame Hofhalt des Prinzen Soubiſe zu Gotha, den eine Schar von Intriguanten und Courtiſanen aller Farben aus Paris umgibt, die fürſtliche Familie in ihrer anziehenden Charakteriſtik im hohen Grade gelungen und Alles ſo gruppirt, daß uns ein bedeutendes, lebensvolles und effectreiches Zeitgemälde vorgeführt wird, dem wir denn auch mit großer Befriedigung bis ans Ende eine verdiente Theilnahme widmen. Als vorzüglich gelungen ſind hierbei die Frauenbilder: die Prinzeſſinnen, Fräulein Seydlitz und vor allen die Marquiſe Lermignan, Soubiſe's ſchöne und galante Tochter, zu bezeichnen; aber auch die ſchwierigere Zeichnung Soubiſe's und Richelieu's ſelbſt gibt Zeugniß von den Studien und dem Talent der Verfaſſerin. Hiernach hat es in der That den Anſchein, als wenn Luiſe Mühlbach in dieſer engern Gattung oder überhaupt in dem Stil der hiſtoriſchen Novelliſtik ihre vollſte Entwickelung gefunden habe, und nur hierbei zu beharren brauche, um unſers Beifalls dauernd gewiß zu ſein.

In dem zweiten der oben angeführten Werke erweitert ſie nun ihre Grenzen, greift zu einer höhern Aufgabe tiefer in das Geſchichtsgebiet hinein und verſucht ſich an einem größern Gemälde, deſſen Hauptperſonen Maria Thereſia und Kaiſer Joſeph II. ſind. Wir können nicht anerkennen, daß dieſe Gebietserweiterung ſich eben als eine glückliche Eroberung manifeſtirt; zu einem hiſtoriſchen Roman im Geiſte Walter Scott's oder ſelbſt Wilibald Alexis', wie er ſich in „Cabanis“ beurkundet, gehört Etwas, was die Verfaſſerin vermiſſen läßt. Wir meinen den heiligen Ernſt der Geſchichte. Was ſoll der hiſtoriſche Roman? Wie lautet ſeine Aufgabe? Wo liegen ſeine Grenzen und Markſteine?

Der hiſtoriſche Roman ſoll, wie ſchon oben angedeutet, geſchichtliche Charaktere an hiſtoriſchen Thatſachen ſo entwickeln, daß wir ein gefälliges und feſſelndes Gemälde der Zeit, der Begebenheiten und der Motive, welche ſie hervorriefen, daraus gewinnen. Wahrheit iſt ihm daher vor allen

Dingen nöthig, Wahrheit in allen weſentlichen Zügen jener drei Factoren. Er ſoll uns dieſe Wahrheit ferner durch ein romantiſches, d. h. ideales Intereſſe nahebringen und vermitteln, zu dieſem Ende die Motive verklären und austiefen, den thatſächlichen Verlauf der Dinge durch Elemente der Erfindung verdichten, beleuchten, verallgemeinern, und ohne die Wahrheit der Thatſachen anzutaſten, das ganze Bild, poetiſch wiedergeboren, in eine höhere, allgemeinmenſchliche Sphäre erheben. So hat Walter Scott ſeine engliſchen und ſchottiſchen Geſchichtsromane gedichtet, bisher ohne, oder beſſer geſagt mit zahlreicher aber ſehr ſchwächlicher Nachfolge! Am meiſten kamen ihm noch Wilibald Alexis und Koenig nahe. Faſt alle hiſtoriſchen Romane nach ihm fallen in den Irrthum, eine Nebeneinanderſtellung von geſchichtlichen Thatſachen und Poeſie, ohne Neuſchaffung aus Durchdringung beider Elemente, für den hiſtoriſchen Roman auszugeben. Dieſe neue Schöpfung, geſtehen wir es offen, vermiſſen wir bei Feßler wie bei Zſchokke oder Storch und bei Luiſe Mühlbach. In dieſem Irrthum gibt es nun natürlich ein vielfaches Mehr oder Minder, eine mannichfaltige Annäherung und Entfernung vom Ziele, und unſere Verfaſſerin dürfen wir immerhin zu Denen zählen, welche wenigſtens partienweiſe der letzten Aufgabe des geſchichtlichen Romans nahetreten. Alles zuſammengenommen beſitzt ſie den Wunſch und die Gabe der Neubildung, erreicht das Ziel in den Schilderungen der Familie und was damit in Verbindung ſteht nahezu und ſcheitert nur, wo es die großen politiſchen Beziehungen ſtoffartig zu formen und nachzubilden gilt, an ſehr natürlichen Klippen. Achilles unter den Töchtern Laomedon's und Hercules am Spinnrocken machen einen tragiſchen Eindruck; eine Schriftſtellerin aber auf dem Gebiete der hohen Politik wird ſelten verfehlen, einen komiſchen Effect hervorzubringen. So rechnen wir in dem vorliegenden Werke die Scenen im Schoos der kaiſerlichen Familie, Maria Thereſia als Mutter und Familienhaupt zu den durchweg gelungenen Partien des hiſtoriſchen Romans, Maria Thereſia am Conferenztiſch ihrer Miniſter aber zu den verfehlten und lächerlichen. Wo die große Fürſtin in ihrer erſten Eigenſchaft handelnd auftritt, begegnen wir eigenthümlich belebten, pſychologiſch richtig aufgefaßten, ſpannenden Auftritten, voll guter Détailkenntniß der Zeit, ihrer Sitte und Sprache, ihrer Denkart, in Ton und Haltung vortrefflich, feſſelnd, ja bewundernswerth; in jenen ſtaatsmänniſchen Berathungen dagegen zeigt ſich nur allzu ſehr Mangel an Bildung, Mangel an Wiſſen, Mangel an Geſchmack. Die Verfaſſerin hat niemals einer Verhandlung dieſer Art beigewohnt; was ſie gibt, ſind politiſche Schülerdebatten nach Art derer in Alfieri's geſchichtlichen Tragödien. Die erhabene kaiſerliche Mutter mit ihren zehn Kindern, welche die Verfaſſerin bis auf eine Tochter ſämmtlich liebenswürdig und charaktervoll zeichnet; fromm, obgleich etwas unfrei und von jeſuitiſcher Lehre abhängig; einfach in ihren Sitten, aber ſtolz auf ihre Herrſcherſtellung, von der ſie auch nicht ein Titelchen, ſelbſt von dem geliebten Gemahl ſich nicht rauben läßt; den G
erhabener fürſtlicher Gedanken; in ihrer Ausdru
eine echte Wienerin; treu ihrer Pflicht, die i
Alles gilt und hierin dem großen König von
ihrem Gegner, gleich, der für ſie jedoch nur „
Mann" iſt, welcher ihre Krone antaſtet; treue
ihres Volks, das ſie vergöttert; treue Hausfr
ſchönen „Franzerl", des Kaiſers ohne Reich; a
ausdauernd, ſcharfſichtig, weil einfach in Geſchäften
glück männlich ſtark: dieſe ſeltene Frau bildet de
den Mittelpunkt der uns vorliegenden vier erſten B
ſes Romans, um den ſich die Politik der Zeit, das
der Kaiſerfamilie, reich an romantiſchem Stoff,
artig anſetzt. Kaiſer Joſeph ſelbſt, von dem d
den Namen trägt, erſcheint hier nur, wie in d
ſchule des Lebens, zweifach unglücklich als
feindlichen Elementen geplagter Jüngling, unglü
zweifacher Ehe, unfrei und abhängig als Fü
dem ſtarken Willen ſeiner Mutter, in einem
haften Verhältniß einen Augenblick glücklich
Vorbereitung auf eine kurze aber glanzvolle R
laufbahn.

Doch genug zur allgemeinen Charakteriſtik
Buchs, in dem uns doch die künſtleriſche Ge
des Inhalts vorzüglich zu beſchäftigen hat. Nach
unbedeutenden und eben nicht ſehr glücklichen Ei
capiteln treffen wir ſogleich auf eine Scene, die
den gelungenſten im ganzen Romane rechnen müſſ
meinen die erſte Einführung des zwölfjährigen Erz
Joſeph, ein Auftritt voll tiefſter pſychologiſcher
und faſt vollendeter Form. Bei einer der ſchönſ
ergiebigſten Scenen des Buchs verweilen wir ein
genblick.

Auch heute wieder, wie immer, wurde der junge
zog zu ſeinen Aeltern gebracht, um vor ihnen angekl
mahnt, geſcholten zu werden. Auch heute wieder m
ſtumm es anhören, wie Pater Franz der Kaiſerin
der Knabe habe heute, während er ihm die Geſchichte
gen Cyrilla erläuterte, mehrmals gegähnt und ſich ge
weiterzuleſen. Dieſer Mangel an Frömmigkeit ent
Kaiſerin, ſie blickte mit ſchmerzlichem Zürnen auf den
hin, der finſter doch anſcheinend gleichgültig das G
mälde anſtarrte, das ihm gegenüber an der Wand hing.
dies möglich, iſt es wahr", rief Maria Thereſia zürne
verſchließeſt dein Herz dem göttlichen Wort, mein So
weigerſt dich, in den heiligen Büchern zu leſen?" De
warf einen trotzigen haſtigen Blick auf ſeine Mutter,
ihm mit ſo kaltem Zürnen gegenüberſtand. „Ich weiß
ſagte er kalt, „ob das heilige Bücher ſind, aus denen d
mir vorlieſt; ich weiß nur, daß ſie fürchterlich langwe
und daß ich nichts daraus lernen kann." „Herr, mei
welch ein ſtörriſcher Knabe iſt das!" rief Maria
wahrhaft erſchrocken. (Doch der geängſtigte Knabe erh
lich von ſeinem Vater, dem Kaiſer, Succurs und zieht
cher auf ſeine Seite, womit denn dieſe ergötzliche Scene

In ähnlichen lebensfriſchen Auftritten wird
ſerliche Hofhalt, die ganze zahlreiche Familie der
rin, die mit geſchickter Hand individualiſirt iſt, vo
geführt. Wir ſehen Maria Thereſia bei der T
wo ſie die natürlichſte, heiter-gutmüthigſte Frau iſt

ı Cabinet, ihren alten und neuen Miniſtern gegenüber,
o Kaunitz, der Träger des Gedankens der franzöſiſchen
llianz, allmälig zu ihrem Vertrauten und Liebling empor-
igt. Wir finden ſie dann wieder als die immer thä-
ze Eheſtifterin für Söhne und Töchter, als Lenkerin
r Politik ihres Reichs, als beſorgte und liebende Gat-
n und als zärtlichſte Mutter.

Der junge Erzherzog ſelbſt erſcheint uns zunächſt in
vei unglücklichen Eheſtadien als eine Romangeſtalt.
ein Geſchick wollte, daß ihm auf dieſem Gebiete nichts
ls der herbſte Kummer erwüchſe. Zuerſt mit Iſabella
on Parma verbunden, die er heiß liebte, traf er auf
in von anderer Liebe vorher ſchon eingenommenes Herz,
eſſen abenteuerliche romanhafte Geſchichte eine anzie-
ende Epiſode dieſes Buchs bildet. Nach zweijähriger
udloſer Ehe ſtieg Iſabella, von den Pocken ergriffen,
n die kaiſerliche Kapuzinergruft hinab, nicht ohne ihre
chwägerin nachzuziehen. Erzherzog Joſeph hatte wider-
illig ein neues Eheband mit Joſepha von Baiern zu
üpfen. Dieſer Bund war noch unglückſeliger als der erſte;
nn während hier die Gattin der liebende Theil war,
pfand Joſeph das entſchiedenſte Grauen vor einer
emahlin, die in dem Rufe ſtand, am Ausſatz zu
den. Endlich aber ſollte es dem armen König von
om, Joſeph, auch in einer freiern Herzensverbindung,
e ſich mit einem reizenden Landmädchen knüpfte und
ren romantiſche Geſchichte uns die Verfaſſerin erzählt,
ht wohl werden, da die Jeſuiten am kaiſerlichen Hofe,
efahr witternd in dieſer Verbindung, nicht eher ruhten,
bis dies zarte und poetiſche Band gelöſt und ſie das
des künftigen Kaiſers verödet hatten. Sie ließen
geliebten Gegenſtand verſchwinden. Ein ſo nach-
s Unglück an einer Stelle, wo den meiſten Men-
die Blume des höchſten Glücks erblüht, nimmt
Intereſſe für den Kaiſerſohn überaus in Anſpruch.
König von Rom wird endlich Mitregent der Kaiſerin-
e, denn der ſchöne Franz iſt plötzlich am Schlag-
geſtorben, und nimmt nun, ſeine großen Reformen
hnend, an den Regierungsgeſchäften theil. Allein
trifft ein neues Leid den zu wenig Lebensfreude be-
nen Sohn Maria Thereſia's, deren Politik in ihrer
dſeligkeit gegen den größten Fürſten des Jahrhun-
s und deren Abhängigkeit von Kaunitz und der Kirche
junge Fürſt nicht theilen kann. Es kommt zu den
afteſten Conflicten zwiſchen Mutter und Sohn: der
regent wird ſogar entlaſſen! Aber der unerbittliche
, der von neuem die Hand nach der Kaiſerfamilie
ſtreckte, die Peſt der Pocken, welche auch die helden-
thige Kaiſerin ergriff, ſtiftete die Verſöhnung. Joſeph
ſte mit ſeinem bewunderten Vorbilde, Friedrich, cor-
pondiren und ſein Bruder Leopold in Florenz dem
iche einen Erben geben. Die Verfaſſerin berichtet
rüber:

In dichtgedrängten Scharen ſaßen die Zuſchauer im Thea-
 der Hofburg, mit athemloſer Aufmerkſamkeit Leſſing's edelm
e lauſchend, als mitten in der Scene zwiſchen Emilia
 ihrem Vater in dem obern Logenraume eine Thür knar-
rend ſich öffnete und heftig wieder zuſchlug. Da auf einmal ſah man durch die ſolange verödete große kaiſerliche Loge eine hohe Frauengeſtalt dahereilen, ſich weit über die Logenbrüſtung hinausbeugen und mit lauter, ſchallender Stimme rufen: „Der Poldel hat 'nen Buben!" Das Publicum, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, erhob ſich von ſeinen Sitzen und wandte ſich nach der Kaiſerloge hin; Jedermann hatte ſie erkannt, Jedermann wollte die Langentbehrte ſehen und begrüßen und ſich ihres Kommens freuen. Die Kaiſerin nickte mit ſelig lächelndem Geſicht nach allen Seiten hin. „Der Poldel hat 'nen Buben", rief ſie noch ein mal, „und grad' zum Bindband auf meinen Hochzeittag! Der iſt galant!"

In Scenen dieſer Art, welche in friſcher und getreuer Localfarbe das ſeltene und eigenartige, faſt naiv-komiſche Verhältniß der großen Kaiſerin und ihrer treuen Wiener malen, iſt die Verfaſſerin ungemein glücklich; ſie gehören zu den beſten Partien dieſes Buchs. Ebendahin rechnen wir denn auch die unter ſeltſamen Auſpicien und ſchwerem Vorgefühl herbeigeführte Verlobung ihrer jüngſten Tochter Marie Antoinette mit dem Dauphin von Frankreich: das letzte Opfer, welches die traurige Kaunitz'ſche Eiferſuchtspolitik von Oeſtreich heiſchte und womit der vierte Band dieſer Erzählung ſchließt, die unter dem Titel „Kaiſer Joſeph und Maria Thereſia" ein Ganzes für ſich bildet.

Die zweite und dritte Abtheilung des ganzen Romans „Kaiſer Joſeph II. und ſein Hof" unter den beſondern Titeln: „Kaiſer Joſeph und Marie Antoinette" und „Kaiſer Joſeph als Selbſtherrſcher" ſind inzwiſchen, jede zu vier Bänden, erſchienen, was wir unſern Leſern noch mittheilen, ohne dieſe Fortſetzungen im Einzelnen zu beſprechen. Die drei Auflagen, welche die erſte hier beſprochene Abtheilung bereits erlebt hat, ſind wol das unzweideutigſte Zeugniß für die Gunſt, deren ſich das Werk bei dem romanleſenden Publicum zu erfreuen hat. 2.

Friedrich Perthes.

Friedrich Perthes' Leben. Nach deſſen ſchriftlichen und mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet von Clemens Theodor Perthes. Dritter Band. Gotha, F. A. Perthes. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. *)

Friedrich Perthes ſchrieb einem alten Freunde, der 1842 durch den hamburger Brand ſämmtliche Papiere verloren hatte: „Auch ich habe zur franzöſiſchen Zeit die meiſten Briefe aus meiner Jugend eingebüßt. Nun haben ſich freilich in den ſeitdem verfloſſenen 30 Jahren Papiere genug wieder angeſammelt, deren Inhalt lebensvoll iſt; aber werden ſie bei der ſtürmenden Eile unſerer Zeit für das auf uns folgende Geſchlecht eine Bedeutung haben? Ich glaube nicht. Meine Papiere ſeit 1813 werden wie die frühern ihren Untergang finden, Niemand wird aus dem großen Wuſte das Werthvolle herausſuchen, und warum ſollte es auch geſchehen?" Danken wir es dem Profeſſor Perthes, daß er hierüber anderer Meinung geweſen und aus dem ſchriftlichen Nachlaſſe ſeines Vaters eine reiche Auswahl intereſſanter Mittheilungen zuſammengeſtellt und ſomit dieſes biographiſche Monument in würdigſter Weiſe vollendet hat. Erwägt man, daß dieſer letzte Theil von „Perthes' Leben" hauptſächlich aus mehr als 20,000 Briefen entnommen iſt, deren Inhalt zu ſichten, zu ordnen und zu einem

---

*) Vgl. über den zweiten Band Nr. 14 d. Bl. f. 1853. D. Red

abgerundeten Ganzen zu vereinigen war, ſo muß man dem Fleiß und der Sorgfalt des Herausgebers, dem dieſe mühſame Arbeit in hohem Grade gelungen iſt, die vollſte Anerkennung zollen.

Der vorliegende Band umfaßt die Zeit von 1822 — 43. Was aus derſelben von Perthes' Thätigkeit in ſeinem Beruf, ſeinem Leben mit Freunden und in der Familie erzählt wird, bekundet abermals die Gediegenheit ſeines Charakters, die durchaus makelloſe Ehrenhaftigkeit ſeiner Geſinnung, ſein ſtets auf das Wahre und Edle gerichtetes Streben, die Wärme ſeines frommen und liebevollen Herzens. Wie in ſeinem Geſchäfts- und Familienleben, ſo bewähren ſich bei ihm dieſelben Eigenſchaften in den allgemeinern Beziehungen und finden einen lebendigen Ausdruck in Allem, was er über die zahlreichen religiöſen und politiſchen Fragen jener Zeit als ſeine Ueberzeugung zu erkennen gibt. Dies Zeugniß werden ihm auch Diejenigen nicht verſagen, welche ſeinen Anſichten entgegenſtehen, und wenn auch Viele ſeinen bisweilen in Haß übergehenden Widerwillen gegen die freiern Richtungen als übertriebene Verehrung der abſoluten Staatsgewalt und der Kirchenſatzungen anſehen möchten, ſo werden ſie doch niemals behaupten wollen, daß Perthes in ſeiner Denk- und Handlungsweiſe von niedrigen Motiven geleitet worden ſei. Was er dachte und that, entſprang aus reiner Quelle, und niemals hat er einem Mächtigen zuliebe oder ſonſtigen Vortheils wegen ſeine Ueberzeugung geopfert oder iſt auch nur ein Haar breit von Dem, was er für Recht erkannte, abgewichen. Vor einem ſolchen Charakter wird auch der entſchiedenſte Gegner Reſpect haben und aus dieſem Geſichtspunkte gewinnt das vorliegende Buch eine Bedeutung für Jeden, der Neigung hat, einen Rückblick auf einen an wichtigen Erſcheinungen reichen Zeitraum zu werfen und die darüber von wohlunterrichteten und tüchtigen Männern ausgeſprochenen Urtheile zu vernehmen.

Perthes zählte bereits 50 Jahre, als er aus dem geräuſchvollen Hamburg nach dem ſtillen Gotha überſiedelte. Er hatte das blühende hamburger Geſchäft ſeinem Schwager Beſſer allein überlaſſen und war nun im Begriff, eine Verlagshandlung zu gründen. Was ihn hierzu beſtimmte und in welchem Sinne er den neuen Beruf auffaßte, ſprach er in folgenden Worten gegen einen Freund aus: „Die Ruhe, die ich ſuchte, ſoll mir nur das Mittel werden zu neuer Thätigkeit, wie ſie den ſpätern Jahren angemeſſen iſt. Sie wiſſen, daß ich den Buchhandel als die unerlaßliche Vorbedingung einer deutſchen Literatur ſehr hoch ſtelle. Der Nerv des Buchhandels iſt der Sortimentshandel, das iſt die Kunſt, Bücher unter die Leute zu bringen; Kenntniß des Beſſern und der Wille, dieſes lieber als das Schlechte zu verkaufen, gibt ihm ſeinen ſittlichen Werth. Es iſt mir wol erlaubt zu ſagen, daß ich dieſen Zweig des Buchhandels ſo gut durchgeführt habe wie Einer. Lange aber war mir ſchon deutlich geworden, daß nur jüngere Jahre und heitere Rührigkeit geeignet ſind, dieſes Geſchäft mit Erfolg zu treiben. Wer bei herannahendem Lebensabend fortarbeiten zu können meint und deshalb verſäumt, das Geſchäft in jüngere Hände hinüberzuleiten, wird traurige Erfahrungen machen. Die zweite Art des Buchhandels, der Verlag, iſt in allen Beziehungen gänzlich verſchieden von der erſtern, aber nur Der, welcher den Sortimentshandel aus eigener Handhabung kennt, kann ein Verlagsbuchhändler werden, wie er es zum Nutzen der Literatur und zum eigenen Vortheil ſein ſoll..... Sie werden weiter fragen, ob ich für künftige Unternehmungen beſtimmte Plane gefaßt, oder ob ich dem Zufalle überlaſſen wolle, was er mir bringen werde. Auch darauf will ich Ihnen Antwort geben. Die Schriftſteller, welche ſich jetzt auf dem literariſchen Markt umhertreiben und durch Künſte aller Art den Ton anzugeben verſtehen, ſind ſchwerlich geeignet, deutſche Art und Kunſt, gründliche Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft zu fördern oder auch nur zu erhalten. In faſt allen Zweigen der Literatur herrſcht eine ſchlechte Buchmacherei; die kritiſchen Inſtitute ſind im äußerſten Verfall, aber man darf mit Gewißheit annehmen, daß die Nation beſſer iſt als ihre Schriftſteller, und daß ſie literariſche Bedürfniſſe hat, die durch dieſe keine Befriedigung erhalten. Am meiſten iſt das wol in Beziehung auf die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften der Fall. Die harten Jahrzehnde, welche die Deutſchen durchleiden mußten, und die [illegible] erhebung des Jahres 1813 haben, was man früher nur als Sagen und Märchen gehört, zu Fleiſch und Blut werden laſſen; was andere Zeiten nur aus Darſtellungen der Hiſtoriker kannten, hat unſere Zeit wirklich gelitten und gethan, und hat, weil ſie ſelbſt eine Geſchichte gehabt, auch Sinn für die Geſchichte bekommen. Die großen Erfahrungen, die Keinem erſpart worden ſind, haben Allen einen weitern Blick, einen höhern Standpunkt für die Betrachtung des Geſchicks der Völker gegeben; größere Fragen, andere und tiefere wie früher, werden an die Geſchichte gethan und eine Antwort darauf darf nicht ausbleiben. Mein Beruf nun ſoll es werden, die Männer, welche ſolche Antwort geben können, ſuchen zu helfen, ſie zu drängen und zu treiben, Das, was ſie können, auch wirklich zu thun, und ihnen in allen Dingen, die dem Buchhändler näherliegen wie dem Gelehrten, förderlich und behülflich zu ſein."

So dachte Perthes über ſeinen Beruf und nächſt ſeiner auf den Verlag von Geſchichtswerken gerichteten Thätigkeit, welcher wir die Herausgabe der „Monumenta germanica historica", die „Geſchichte der europäiſchen Staaten" von Heeren und Ukert und eine Anzahl von Territorialgeſchichten verdanken, dachte er an den Verlag theologiſcher Schriften, und es erſchienen bei ihm Neander's Hauptwerke, eine Auswahl aus Luther's Schriften, die „Theologiſchen Studien und Kritiken", Commentare zur Heiligen Schrift, eine Reihe ſyſtematiſcher Darſtellungen, wie Tweſten's „Dogmatik", Sartorius' „Lehre von Chriſti Perſon und Werk", Nitzſch's „Ueber den Religionsbegriff der Alten" u. ſ. w. „Mit Erſtaunen ſehe ich Ihre buchhändleriſche Thätigkeit an", ſchrieb einmal Riſt an Perthes; „ſie iſt nicht eine nur materielle, ſondern ſtrebt eine Idee wiſſenſchaftlicher Förderung in ſich auszubilden. Gewiß, Sie erwerben ſich durch die Anregung ſo gediegener Werke und durch die Durchführung ſo manches äußerlich gewagten Unternehmens kein geringes Verdienſt um unſer Vaterland und ſetzen Ihrem [illegible] ein Denkmal, welches ſo leicht nicht vergehen wird. [illegible] Maſſe von Einſicht, Combination, Rührigkeit und Energie gehört dazu, um mit Geldkräften, die doch nicht unermeßlich ſind, ſo viele Unternehmungen auf ein mal zu leiten und durchzuführen. Es iſt wirklich dahin gekommen, daß Manche ſich deshalb Vertrauen zu Büchern haben, weil ſie in Ihrem Verlage erſchienen ſind." „Immer wußte Perthes, was er wollte", ſchrieb ſpäter ein Freund; „die Vorzüge des Menſchen kamen dem Buchhändler zugute und was er trieb, das trieb er mit ganzer Seele; darin liegt das Geheimniß ſeines großen Erfolgs."

Während Perthes in dieſer trefflichen Weiſe das eigene Geſchäft betrieb, behauptete er in der Buchhändlerwelt eine einflußreiche Stellung, und Wenige haben ſo vielfach und nachhaltig auf das Ganze des Buchhandels eingewirkt als er. „Als Mitſtifter und Mitglied unſers Börſenvereins war Perthes", ſchrieb ſpäter Frommann, „eine Reihe von Jahren hindurch, obſchon er die Wahl zum Vorſteher ſtets ablehnte, dennoch der eigentliche Mittelpunkt der meiſten Verhandlungen und Beſchlüſſe und oft der Vorkämpfer."

Neben den mühevollen Arbeiten des Geſchäftslebens wußte Perthes noch reichliche Zeit zur Pflege ſeiner vielen anderweitigen Verbindungen zu finden; ſein immer weiter ſich verbreitender Briefwechſel mit Freunden und Berufsgenoſſen, mit Hiſtorikern, Theologen und Staatsmännern aller Art führte ihn tief hinein in die Bewegungen der Zeit. Aus den verſchiedenſten Theilen Deutſchlands, von den verſchiedenſten Lebensſtellungen, geiſtigen Standpunkten und Parteirichtungen aus erhielt er unmittelbare Einſicht in die thatſächlichen Zuſtände, in den Gang der Ereigniſſe und vor allem in die geiſtigen Strömungen, von denen die Nation ergriffen war. [illegible] ſeiner fortgeſetzten Beſchäftigung mit den Biographien, bei

riefwechſeln und der geſammten innern Geſchichte des letzt-
ſloſſenen Jahrhunderts erſchienen ihm die Zuſtände, Rich-
ngen und Ereigniſſe des Tags nicht als Einzelheiten, ſon-
n als Glieder in dem Zuſammenhange der großen Umbildungs-
oche, in welcher wir uns befinden.

Indem wir nun den in dieſem letzten Bande von „Friedrich
rthes' Leben" angehäuften Schatz von Beobachtungen und Mit-
lungen überblicken, finden wir einen beſondern Reiz in der
nnichfaltigkeit der Anſichten, welche hier ausgetauſcht wer-
n. Manche Stimme des Misvergnügens wird dabei laut
er die Schäden der Zeit. Perthes tritt den mit dem Laufe
r Dinge unzufriedenen Freunden gewöhnlich mit einer An-
nung entgegen, die man wol etwas optimiſtiſch nennen
n. Niebuhr ſchreibt ihm im Frühjahr 1824: „Nirgends
e ich einen großen Gang in den öffentlichen Angelegen-
ten; unter Allen, welche die Verhältniſſe Europas beſtim-
, iſt kein wirklich vornehmer Mann, kein wahrer Diplomat
r, Metternich allein vielleicht ausgenommen. Von allen
ten dringt die Mittelmäßigkeit auf die Menſchen ein und
all dringt ſie aus ihnen heraus. . . . Selbſt in der red-
en Ariſtokratie gibt es auch heute noch viele Männer, die
eigenen Anſprüche für unendlich und die jedes Andern
abhängig von ihrer Gunſt halten. Viele ſehr redliche, ja
üthige Edelleute haben keinen Begriff davon, daß auch
nach Verhältniß unſerer Fähigkeiten und Verdienſte, und
ihre Bauern überhaupt Rechte haben." „Unſere Zeit
ihre Noth und deren Urſachen", heißt es in einem Briefe
Berlin, „aber nicht die Mittel der Abhülfe; Kraft und
wung ſind verſchwunden und das Schlimmſte eines ſolchen
ich ſtagnirenden Zuſtandes bleibt, daß Jeder an ſich
zu denken faſt genöthigt iſt und deshalb Alle auf dem
en Weg zum wahren, das heißt ſittlichen Ruin ſich be-
. Nicht durch Geſetze und Regierungsverordnungen kann
eben zu einem andern und ein krankhafter Organismus
durch äußere Formen geſund gemacht werden; aber den-
agen die Regierungen die Hauptſchuld davon, daß aus
oßen Kampfe, in welchem wir die über uns gekommene
der Fremdherrſchaft tilgten, nichts Anderes hervor-
iſt als der kleinliche, elende Zuſtand, in dem wir
den." Dieſe düſtere Anſicht der Gegenwart und Zu-
e Perthes nicht. „Meine Stärke hat von jeher in
alten der Hoffnung beſtanden", ſchrieb er; „und
ſtimme ich nicht in die Jammerlieder über Deutſch-
verzweiflungsvolle Lage ein. Könnte doch ſo ein Jam-
het einmal mit mir zuerſt durch Deutſchland und dann
die andern Länder Europas ziehen! Bald würde er
daß ſich mehr Wohlbefinden und Freiheit, weniger Elend
muth bei uns findet als anderswo."

ls Europa nach der Julirevolution von Gefahren bedroht
ſetzte Perthes beſonderes Vertrauen auf Preußen; er
nicht nur überzeugt, daß es den Beruf und die Macht
ettung Deutſchlands habe, ſondern es war ihm auch
daß Preußens geiſtige Entwickelung und Kraft ihm
Einfluß auf Europa zur Nothwendigkeit mache und der
Zukunft größer als der Einfluß Englands und Frank-
werden könnte. Andere Anſichten ſprechen ſich dagegen
chen an Perthes gerichteten Briefen aus, z. B. in fol-
Briefſtelle: „Was auch ich einmal von Preußens Stel-
n und zu Deutſchland erwartete, iſt nun wol abgethan
ge; man gewinnt die Völker nur, indem man voran-
nd die Regierungen, indem man ſich zuverläſſig zeigt."
aupt bekundete ſich damals wenig Vertrauen zu den
enkern und es erhoben ſich auch aus den conſervativen
, in welchen Perthes ſeine Geſinnungsgenoſſen hatte,
Worte des Tadels; manche dieſer Stimmen faßten die
epunkte in ſehr prägnanter Weiſe zuſammen, wie z. B.
ender Aeußerung: „Seit Napoleon's Sturz iſt viel ge-
, um die Völker Europas in dem Glauben an den
Willen ihrer Regierungen irrezumachen: das mit den ausgeſprochenen Grundſätzen unzuſammenhängende wiener Machwerk von 1815, der zum Zuchtmeiſter der Deutſchen herabgewürdigte Bundestag, die Karlsbader Beſchlüſſe, die leichtſinnige Einmiſchung in die ſpaniſchen Händel, die begünſtigte Autorität des Despoten in Portugal, das ſolange geduldete Unweſen in Braunſchweig, der Skandal in Kaſſel, das Benehmen gegen Holland und Belgien, die 60 Protokolle, ſo viele Monumente der Schwäche und Unredlichkeit, die Unklugheit, Polen ſich ganz verbluten zu laſſen, und zu dem Allen das ſchweigende Dulden, wenn eine auf ſo ganz fremden Bahnen der Cultur fortſchreitende Macht wie Rußland ſich Schritt für Schritt der innern Angelegenheiten Deutſchlands bemächtigt. Conſequenter hätte Europa nicht handeln können, wenn es darauf abgeſehen geweſen wäre, der Propaganda von Paris zum Siege zu verhelfen. Den Weg, den die Regierungen ſeit 1815 eingeſchlagen haben, werden und können ſie jetzt nicht plötzlich verlaſſen, und ebenſo wenig wird und kann die Revolutionspartei aufhören, ſich den Regierungen entgegenzuſtellen; immer erneuter Kampf dieſer beiden europäiſchen Kräfte, immer wechſelnde Siege und Niederlagen der beiden Kämpfer werden noch auf lange Zeit die Geſchichte Europas ausmachen."

Mehr noch als für die politiſchen, hatte Perthes ſtets eine rege Theilnahme für die religiöſen Angelegenheiten und correſpondirte über dieſelben mit den vorzüglichſten Theologen jener Zeit. Unverbrüchlich hielt er an dem poſitiven Chriſtenthume; in dem Luther'ſchen Katechismus und der Augsburgiſchen Confeſſion erblickte er das Bekenntniß des chriſtlichen Glaubens, nicht aber die Grundlage einer chriſtlichen Kirche, ſowie er überhaupt beſtritt, daß der Proteſtantismus auch nur den Anfang einer allgemeinen chriſtlichen Kirche geſchaffen habe oder künftig ſchaffen werde. „Wir Proteſtanten", ſchrieb er, „haben nicht die Kirchenbildung, ſondern die Erhaltung und Kräftigung des innern chriſtlichen Lebens zu unſerer Aufgabe." Aber auch den römiſchen Katholicismus konnte Perthes als die von Gott verheißene allgemeine chriſtliche Kirche nicht anerkennen und darum ließ er ſich an dem Proteſtantismus, da er nichts Neues und Beſſeres hatte, genügen und glaubte, man müſſe ſich an die Symboliſchen Bücher halten, wenn man nicht katholiſch oder deiſtiſch werden wollte. Ueber den Werth der Symboliſchen Bücher ſind in dem Briefwechſel, welchen Perthes mit ſeinen Freunden gepflogen, mannichfache Urtheile enthalten. „Die Schrift und wieder die Schrift", heißt es in einem dieſer Briefe; „größere Gewißheit, wie Gott ſelbſt uns hat geben wollen, können wir nicht erlangen; ein Selbſtbetrug iſt es, wenn wir, um noch etwas Gewiſſeres zu haben, uns in Bekenntnißſchriften ein Goldenes Kalb, wie die Juden in der Wüſte, aufrichten wollten. Nie und nimmer können wir uns feſſeln laſſen durch die Symboliſchen Bücher, welche das Reſultat einer halbpolitiſchen Verhandlung über die feſte Form eines Glaubensbekenntniſſes waren, das ſich erſt abrunden wollte. . . . Es iſt durch die Symboliſchen Bücher ein Syſtem aufgebaut, das zwar ein Loch hat, aber durch Pumpen künſtlich über Waſſer gehalten werden ſoll, wie wenn es kein Loch hätte. Heute wird ſolche Kunſt nichts mehr helfen."

Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir Alles, was in dieſem Theile von „Friedrich Perthes' Leben" Wichtiges, Lehrreiches und Unterhaltendes dargeboten wird, auch nur in gedrängteſter Kürze beſprechen wollten. Die Maſſe von Bemerkungen und Urtheilen über Katholicismus und kirchliche Gegenſätze innerhalb des Proteſtantismus, wiſſenſchaftliche Theologie und kirchliche Autorität, das Eingreifen der Hierarchie in den Gang der Dinge, die politiſchen Richtungen und Ereigniſſe und die literariſchen Gegenſätze, iſt ſo reichhaltig, daß wer ein vollſtändiges Sach- und Namenregiſter aus dieſem Buche beſäße, jeden Augenblick über hervorragende Perſönlichkeiten und die bedeutendſten Ereigniſſe jener Zeit intereſſante Ausſprüche und inſtructive Aufklärungen nachſchlagen könnte. Den beſten Gewinn wird man allerdings haben, wenn man das Ganze lieſt; doch enthält das Buch auch viele Stellen, die

außerhalb des Zuſammenhangs von ſelbſtändigem Werth ſind, und wir mögen uns nicht verſagen, einige derſelben zum Schluſſe dieſer Mittheilung herauszuheben.

Unter den Männern, mit welchen Perthes innig verbunden war, ſteht Niebuhr faſt obenan; gleich nach deſſen Tode ſchrieb Perthes: „Seine unermeßliche Ueberlegenheit habe ich ſchon vor 32 Jahren, als wir Beide in der erſten Jünglingsblüte ſtanden, bewundernd anerkannt; höher aber noch ſtand mir bei unſerm letzten Zuſammentreffen die bewahrte Reinheit und Unſchuld, der kräftige, ſich vor Aeußerem nicht beugende Sinn, durch die wir als Jünglinge zu einer Zeit, in welcher ich ihm in nichts Anderm Beſcheid thun konnte, unſere Berührung fanden. Er war und blieb trotz ſeiner Zärtlichkeit für die engliſche Ariſtokratie im Sinn und Handeln ein echter Plebejer im edelſten Sinn, und weil ich in mir dieſen Charakter ſeiner vollen innern Conſequenz nach durchführe, halte ich allen verzerrten und drohenden Erſcheinungen der Zeit zum Trotz mich mit Niebuhr feſt verbunden, obſchon ich den Kopf obenbehalten habe, während Niebuhr, durch eine Art Pietät irregeführt, verzweifelte und mit gebrochenem Herzen zugrabe ging. Wir werden ſeines Gleichen ſobald nicht wiederſehen.“ Graf Adam Moltke ſchrieb über Niebuhr: „Die alte Welt durchdrang er mit tiefer Begeiſterung, die nur die Liebe gibt; die neue kannte er genau, verſtand ſie aber nicht, weil er ſie nicht liebte.“

Mit einem andern bedeutenden Manne, dem ehrwürdigen E. M. Arndt, hatte Perthes viele Briefe gewechſelt, ohne ihn geſehen zu haben; als er ihn endlich perſönlich kennenlernte, erſchien er ihm ganz ſo, wie er ſich ihn vorgeſtellt hatte, „kurz, gedrungen, kerngeſund, handfeſt, äußerſt lebhaft, ein lieber treuer Menſch, geiſtvoll und raſch in der Unterhaltung, nie ermüdend in ſprachlichen und geſchichtlichen Ableitungen, die oft ſeltſam genug klingen. Ueberall ſchaut der Poet, überall der Pommer heraus; überaus wohlthuend iſt ſein gerechtes und fein unterſcheidendes Urtheil über Menſchen, auch über ſolche, die ihm wehegethan haben; ungeachtet ſeines nicht leichten Geſchicks iſt keine Spur von Bitterkeit in ihm, und durch alle haſtigen Ausſprüche, wie der Augenblick ſie ihm entreißt, dringt die Milde eines guten Herzens immer klar hindurch.“

A. W. von Schlegel hatte Perthes ſeit langen Jahren nicht geſehen, als er ihn 1823 in Bonn wieder aufſuchte. Das Geſpräch wandte ſich auf Schlegel's Schriften und dieſer meinte, er müſſe viel misverſtanden worden ſein, da ſeine Arbeiten in der frühern thätigſten Zeit ſeines Lebens faſt nur in Reactionen gegen Verkehrtheiten und Irrthümer beſtanden hätten und von ſeinen Anhängern einſeitig aufgefaßt und ſo ſehr auf die Spitze getrieben worden ſeien, daß er oftmals um der Wahrheit willen ſich genöthigt geſehen habe, dieſen wieder entgegenzutreten. Auf beſondere Fälle eingehend, äußerte Schlegel, in Deutſchland verſtehe man noch keine Kritik, deshalb wolle er auch ſeine Anſicht über Voß' Leiſtungen, die er mit drei Worten ausdrücken könnte, für ſich behalten. Als Perthes ihn bat, ihm dieſe drei Worte zu nennen, antwortete Schlegel: „Nun, Voß hat die deutſche Literatur mit einem ſteinernen Homer, einem hölzernen Shakſpeare und einem ledernen Ariſtophanes bereichert.“

Auf einer Sommerreiſe lernte Perthes Jean Paul kennen und ſchrieb über denſelben an einen Freund: „Da du ſeinerzeit einigen Götzendienſt mit Jean Paul getrieben haſt, ſollſt du Näheres von dem Eindrucke, den ſeine Perſönlichkeit auf mich gemacht hat, erfahren. Früh 8 Uhr ging ich zu ihm. Eine große ſtarke Knochengeſtalt, anzuſehen wie ein Förſter oder Pachter, trat in das Zimmer, angethan mit einem Jagdrock, einen Dachsranzen über den Schultern, einen weißen Schafpudel am Stricke an der Hand. Da wir lange ſchon Briefe gewechſelt hatten, kam das Geſpräch bald in Fluß. Zwei Abende brachte ich mit ihm zu, den erſten in ſeinem eigenen Hauſe, den zweiten bei einer Generalin von Kettenburg; außer

einer Stiftsdame von Stein waren beide male die
verheiratheten Graf und Gräfin Henckel von Donner
Schleſien zugegen. Der Wunſch, ſich der jungen ſ
im beſten Lichte zu zeigen, ſetzte Jean Paul in
und gewohnt nur gehört zu werden, brachten m
Einreden ihn aus ſeiner Ruhe, und die Folge von
war, daß ſich uns ein redlicher, wahrheitsliebender, g
zeigte. Aber obſchon das Geſpräch ſich auf bedeuten
und bedeutende Verhältniſſe in Staat und Kirche, i
und Leben wendete, habe ich kein bedeutendes W
tiefere Anſchauung, keine Reſultate großer innerer
gen von ihm gehört; in ſchwerfälligen allgemeiner
lungen, in unbehülflich verſchlungenen Sätzen, mit
derkehrenden «inſofern» und «inſoweit» durchflocht
ſeine Rede ſich lang und ermüdend aus. Seine T
tung erzählte er ſelbſt mit folgenden Worten: «
mer um 6, im Winter um 8 Uhr gehe ich
Stunde weit zur Frau Rollwenzel (einer alten Bä
Pudel geht mit, im Dachsranzen ſind meine Papie
Flaſche; dort arbeite ich und trinke meinen Wein
dann trinke ich nicht wieder, aber von Fünf bis Sieb
ich mein Bier, ſoviel wie dort im Kruge ſteht.» Eine h
ſchläferte uns Jean Paul mit den Mitteln zum
ein, von denen 13 überdies ſchon gedruckt ſind.
allen den ſchnellen Blitzen und Geiſtesfunken, der
Vergleichen und glänzenden Bildern, deren ſeine S
Fülle enthalten, kam in der mündlichen Rede zum
Ich bin von ihm mit der Ueberzeugung geſchiede
Mann, der als Schriftſteller zu den zarteſten u
Geiſtern unſerer Nation gehört, deshalb noch nich
und weicher Menſch ſein muß.“ Ebenfalls in Bai
Perthes den Regierungsrath Kraus kennen, eine
und ſcharfſinnigen Mann aber großen Sonderlin
Vertheidigung des Nachdrucks geſchrieben hatte. P
dete das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand. Kraus
er, um als Doctor zu promoviren, in der vorg
Disputation habe den Nachdruck vertheidigen wolle
Promotion ſei nichts geworden und ſo ſei er nun
ſein Leben hindurch für den Nachdruck zu disputiren
den Nachdruck“, rief er, „denn ich will euch Buch
niren, damit ihr den Schriftſtellern kein Honorar
könnt; mit euerm Geldgeben habt ihr die großen
Schriftſteller ſchlecht gemacht und ſie verführt als
zu arbeiten, um als vornehme Herren zu leben. Ih
auch meinen Jean Paul verdorben, ihr müßt ruinir
und dabei war Kraus dunkelroth vor Zorn geworde

Faſt immer ſtand Perthes das rechte Wort zu
Thorheiten zu beſchämen, Schlechtigkeit zu züchtigen
niedrigen Menſchen vornehmen oder geringen Sta
zuweiſen, wenn ein ſolcher ſich ihm aufdrängen wo
Hochwohlgeboren wollen Alles, können Weniges
nichts“, ſchrieb er einmal einem hochfahrenden H
Jacobs können Sie lernen“, ſchrieb er einem Ander
nicht an der Philologie liegt, wenn ſo viele Philolo
licher Natur und kleinlichen Charakters und erfüllt
ſüchtigen Rückſichten ſind.“ „Sie verlangen Reſpe
Gelehrten“, ſchreibt Perthes ein andermal; „gewiſ
ſpect vor dem Gelehrten, aber vergeſſen Sie nicht:
Geiſtes, Tiefe des Sinns, Ahnung des Höhern,
der Welt, Feinheit des Betragens, Gewandtheit
zum Handeln, Wahrheitsliebe, Redlichkeit und Lie
Alles kann dem Menſchen fehlen und doch kann er
Gelehrter ſein.“ „Sie wiſſen nur zu gut, was S
ſchrieb er einem jüngern Manne; „bevor Sie
haben zu wiſſen, was Sie nicht können im Aeuße
nern, werden Sie weder etwas von Bedeutung le
in ſich zur Ruhe kommen.“ Von einem Manne,
Napoleoniſchen Zeit in einer bedeutenden Stellung
zeug Napoleon's hatte brauchen laſſen, wurde P

uche der Julirevolution gebeten, ihm bei der Heraus- Zeitſchrift von aufregender Richtung behülflich zu ß Sie es wagen", lautete die Antwort, „in dieſer unter uns Deutſchen auftreten zu wollen, ſetzt mich en; daß Sie mir zumuthen mögen, Ihnen behülf- i, empört mich. Ein Mann, der vor noch nicht ſeinen Fürſten treulos verließ, dem Vaterlands- hingab und ſich feil finden ließ, eine Stellung an- welche ihn nöthigte, auch das Grauſamſte aus- ein ſolcher Mann ſollte ſich ſtille halten und den i Mächten danken, daß er vergeſſen iſt. Sie ſind licher und ſtehen am Rande des Grabes, darum weigen; aber ſollten Sie lautwerden und ſich breit- werde ich öffentlich reden, ohne Scheu vor einem wie das der beiden Männer, deren Blut auf Ihre kommt." Einem Manne, der ſich, um Verdrießlich- öffentlichen Lebens zu entgehen, zu Frau und Kin- ſerrt hatte und noch dazu vornehm ſtolz auf ſeine genheit war, ſchrieb Perthes: „Hüten Sie ſich; nicht an dem Leben im Hauſe, ſondern die Furcht vor nehmen Berührungen außer dem Hauſe möchte der die Häuslichkeit ſein, deren Sie ſich rühmen. Das eben beſteht nicht in der Abſperrung von Andern, der Ausbildung des Eigenen; es iſt nicht negativ, itiv; den Sinn für das häusliche Leben kann nur h entwickeln, der die Beſchwerden des öffentlichen tragen hat und trägt; häusliches Leben iſt ohne Leben ſowenig möglich wie auf einer einſamen

dieſem nach ſo vielen Richtungen ſegensreichen Wir- en Perthes' letzte Lebensjahre. Bis wenige Monate Tode war Thätigkeit ſeinem Geiſte ſo natürlich und wie das Athmen ſeinem Körper. Arbeit und leben- hr mit der Außenwelt hinderten jedoch bei ihm nicht ung und Vertiefung des geiſtigen Lebens. Je mehr nde nahte, deſto kräftiger und reicher durchdrangen Glauben ſein ganzes Weſen und ließen Demuth nd Milde gegen Andere zunehmen. „Das Bewußt- nun der Lebenslauf gänzlich abgeſchloſſen hinten- ieb er an Dorner, „iſt ein eigenthümlicher Zuſtand; ederſchlagender, ſondern zur Ruhe erhebender; ich ank zu Gott erfüllt." Der 18. Mai 1843 war ſein

29.

---

leberſetzungen und Aneignungen.

osmopolitiſche Charakter unſerer Literatur macht ſich r geltend, ohne daß ſie damit ihre nationale Selb- einbüßt. Die Fülle von Ueberſetzungen geht Hand it der Wiſſenſchaft, welche nicht blos die Autoren en und griechiſchen Alterthums tiefer in ihrem Geiſt en Zuſammenhängen mit dem Volksleben ergründet, ch die altindiſche, altgermaniſche und ſkandinaviſche mmer mehr in ihrer geiſtigen Bedeutung erfaßt. t ein großer Theil dieſer Ueberſetzungen auch nur nſchaftlichen Werth; es ſind Erläuterungen zu den Studien, flores und amoenitates, Nebenſtunden ſamkeit. Ihr Verſtändniß ſetzt einen großen gelehrten raus, der bei dem Publicum im Allgemeinen nicht ſt; ja das Intereſſe dieſer Dichtungen ſelbſt iſt oft etiſchen Geſichtspunkten fremd, ein reinhiſtoriſches ulariſtiſches. Schwebt auch der poetiſche Aether faſt Volkspoeſie, ſo iſt doch ihre meiſt rohe und unreife für den Durchſchnittsgeſchmack einer gebildeten r durch die Vermittelungen der Gelehrſamkeit ge- nders verhält es ſich natürlich mit der Poeſie mo- ionen, welche auf einer gleichen Stufe der Civiliſa- und eine gleiche oder ähnliche Entwickelung in den letzten Jahrhunderten durchgemacht haben. Die Fremdheit dieſer Dichtungen, welche nur auf der Verſchiedenheit des Sprachgenius beruht, kann durch eine kunſtvolle Ueberſetzung leicht bewältigt werden. Der wachſende Weltverkehr der Neuzeit zieht immer neue Völker in den Kreis dieſer dichteriſchen Aneignungen, und erhöht die Empfänglichkeit und das Verſtändniß für dieſe fremden Poeſien.

Der talentvolle Ueberſetzer des „Firduſi", Adolf Friedrich von Schack, der die orientaliſchen und romaniſchen Literaturen mit ſo vielem Glück bei uns einzubürgern ſucht, erfreut uns mit einer neuen derartigen Leiſtung:

1. Stimmen vom Ganges. Eine Sammlung indiſcher Sagen von Adolf Friedrich von Schack. Berlin, Hertz. 1857. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Von der Anſicht ausgehend, daß die indiſchen Epopöen und Purânas durch die erdrückende und zum Theil chaotiſche Maſſenhaftigkeit ihres Stoffs dem großen Publicum nicht leicht genießbar werden dürften, hat Schack bei der Behandlung dieſer indiſchen Sagen ſich eine gewiſſe dichteriſche Selbſtändigkeit gewahrt. Er ſelbſt ſagt hierüber: „Für eigentliche Uebertragung können dieſe Sagen in der Geſtalt, wie ſie hier erſcheinen, nicht gelten, da bei der Bearbeitung bald größere, bald geringere Freiheit gewaltet hat, auch manches Störende und Weitſchweifige ausgeſchieden wurde; doch iſt das Weſentliche des Stoffs und der Motive intact geblieben. In Gedanken und Ausdruck haben, wenn nicht der jedesmal vorliegende Text, ſo doch ſtets indiſche Werke zu Vorbildern gedient." In der That führt dieſe Sammlung den Leſer vortrefflich in die indiſche Poeſie ein; wir finden hier alle Klänge angeſchlagen, welche für den Genius jenes Volks bezeichnend ſind. Seine Phantaſie ſchaut uns bald mit kindlichen Gazellenaugen an, mit einer ſeltſamen, rührenden Naivetät; bald ſchaukelt ſie ſich, zart und prächtig wie die Lotosblume auf den myſtiſchen Fluten der Einen Subſtanz; bald wächſt ſie zu koloſſaler Misgeſtalt, gleich den Elefanten, welche den Weltbau tragen. Am prächtigſten iſt an verſchiedenen Stellen das Verſenktſein in dieſe Eine orientaliſche Subſtanz, der Inbegriff aller indiſchen Weisheit, ausgeſprochen: eine Weltanſchauung, die freilich in der buddhiſtiſchen Askeſe gipfelt, deren Princip ein moderner Philoſoph, Arthur Schopenhauer, für ſeine Ethik angenommen. Wie majeſtätiſch ertönen die Hymnen dieſer indiſchen Frömmigkeit:

> Preis dir, Ueberſchwänglicher, deſſen Namen
> Auszuſprechen ehrfurchtsvoll der Menſchen
> Mund verſtummet! Du, den kein Geiſt ergründet,
> Kein Gedanke mißt, der in die höchſte
> Seligkeit, wie in ein Kleid ſich hüllend,
> In ſich ſelber ſeine Wonne findet!
> Sei mir gnädig, Herr, vor deſſen Glanze,
> Wie der leuchtende Käfer vor der Sonne,
> Alles Licht der Himmelsſphären, alle
> Erdenherrlichkeit erliſcht! In deinem
> Unergründlichen Schooſe, Hocherhab'ner,
> Ruht das All der Welten, und der Luft gleich
> Biſt du in und außer allen Dingen.
> Von dem Irrwahn, der noch Andern, was nicht
> Du iſt, Weſenheit und Daſein bedingt,
> Rette mich, und läut're mich vom Roſte
> Dieſer dumpfen Sterblichkeit, von Selbſtſucht,
> Haß und Liebe — ja auch von der Liebe,
> Die den Geiſt von dir auf das Geſchaff'ne
> Ablenkt! Nur in deinem Anſchau'n laß mich
> Sein und leben, daß die Welt der Sinne
> Und des Scheines unter mir verſinke,
> Und mein Ich in deinem untergehe.

Dieſe dem Bhâgavata-Purâna entnommene Dichtung „Der Königsſohn" iſt von allen hier mitgetheilten Sagen am

reichſten mit dieſen Ergüſſen indiſcher Gottes- und Weltweisheit ausgeſtattet. Die Reden, mit denen ein frommer Einſiedler den König, dem ein langerſehnter Sohn plötzlich wieder entriſſen wurde, zu tröſten ſucht, athmen die ganze Erhabenheit dieſer Weltanſchauung:

Im großen Kreislauf
Dieſer Schöpfung iſt das Erdenleben
Nur ein Nichts; ſowie ein Bergſtrom Haufen
Sandes anſchwemmt und ſie dann von neuem
Auseinanderſpült, ſo treibt auf Erden
Uns die Zeit zuſammen, ſo auch trennt ſie
Uns aufs neue. Schon wenn wir geboren
Werden, tritt der Tod mit uns ins Daſein;
Er begleitet uns auf unſ'rer Reiſe,
Raſtet mit uns und empfängt am Ziele
Unſers Weges früher oder ſpäter
Uns als Wirth. Die Tage und die Nächte
Aller Athmenden fließen ſchnell vondannen,
Und vertrocknen bald die Lebensdauer,
Wie des Sommers Glut die Teichgewäſſer.
Wer um And're weint, o warum weint er
Lieber nicht um ſich? Er möge wandern
Oder ruhen, unaufhaltſam ſchwindet
Und vergeht ſein Leben. Voll von Freude
Sieht der Menſch die Sonne Morgens ſteigen,
Voll von Freude ſie des Abends ſinken,
Und bedenkt nicht, wie er ſelbſt inzwiſchen
Einen Schritt dem Grabe zu gethan hat.
Jeder neue Frühling ſchafft dir neue
Luſt durch ſeine Blüten, und du fühlſt nicht,
Daß mit ihm dein Daſein ſeinem Ende
Näherrückte. Eine Karavane,
Die von Ort zu Ort die Welt durchwandert,
Iſt der Tod, und jeder Lebende, welcher
Sie vorbeizieh'n ſieht, kann zu ihr ſprechen:
„Ich auch werde morgen Denen folgen,
Die du heut' entführſt."

Aehnlich wie dieſer König ſich in die Einſamkeit zurückzieht, begibt ſich auch Rawata, nachdem er dem Viſchnu ſeine Tochter vermählt, in die Wildniß der Himalajaberge; ſo auch Soubhari, jener glückliche Familienvater, der mit 50 Frauen 150 Kinder erzeugt, von dieſen wieder eine entſprechende Generation von Enkeln emporblühen ſieht, aber auch damit nicht zufrieden, ſich ſchon am Anblicke der Urenkel zu erfreuen wünſcht. An dieſem grandioſen Kindernarren und ſeinem hyperboliſchen Familienglücke weiſt die indiſche Muſe die Grenzenloſigkeit und Unerſättlichkeit menſchliſcher Wünſche und Hoffnungen nach, und folgert daraus die Nothwendigkeit der Weltentſagung.

Eine indiſche Titanenſage mit einem Deus ex machina und einer glänzenden Argumentation zu Gunſten des indiſchen Pantheismus bringt uns das kräftig gehaltene Gedicht „Prahrada". Die Rieſen ſind bei den Hindus, wie in der Sagenwelt aller Völker, die Träger des gottloſen Trotzes. So iſt auch Kaſipu, der Rieſenkönig, ein Gotteslaſterer, der ſich gegen den Oberherrn des Himmels emporbäumt, ſeine Diener verfolgt, ſeine Tempel zerſtört. Sein Sohn Prahrada dagegen hat eine fromme Geſinnung und bekennt gläubig den höchſten Viſchnu. Dafür wird er vom Vater verflucht, verfolgt, gequält, z. B. von rieſigen Elefanten zerſtampft, in eine Höhle mit giftigen Schlangen geworfen — Alles vergebens, er bleibt unverſehrt und predigt nach wie vor die Lehre vom unendlichen, allgegenwärtigen Gott. Von dieſem miſſionswüthigen Sohn zur Verzweiflung getrieben, ſucht der grimme Kaſipu, nachdem ſeine Elefanten nichts gegen ihn ausrichten konnten, ihn endlich durch ſeine Logik zu widerlegen und ad absurdum zu führen:

Was ſprichſt du
Immer noch von einem Weltgebieter
Außer mir? Der Gott, von dem du fabelſt,
Soll in allen Dingen ſein, du Toller?
Nun warum denn, wenn er überall iſt,
Sag' mir, iſt er nicht in dieſer Säule?

Mit geballter Fauſt ſchlug der Rieſenkönig im
ner Beweisführung an die Jaspisſäule; aber ſiehe
glänzender Gegenbeweis tritt Viſchnu ſelbſt, halb
halb als Menſch geſtaltet, aus der Säule, und de
ſchildert uns mit dem ganzen erhabenen Prunk einer
len Bildern aufgehenden Phantaſie den Sieg Viſch
den frevelnden Titanen und ſeine Rotte.

Wenn dies Gedicht etwas vom Charakter einer
hat und uns in ſeiner ſchlagenden Pointe den brü
ſchen Pantheismus in ſeiner ganzen Nacktheit enthüll
met die zweite Sage: „Sakuntala", ein Stoff, der
dramatiſche Behandlung Kâlidâſas' weltbekannt gew
und den Höhepunkt der indiſch-claſſiſchen Poeſie beze
ganze Anmuth, Süße, Weichheit orientaliſcher Natur
bespoeſie. Wie lieblich iſt die Schilderung des Hain
chem der König Duſchmanta die reizende Tochter de
findet:

Erfriſchende Lüfte
Wehten dort; uralte mächt'ge Bäume
Streuten Schatten auf den grünenden Raſen;
Und melodiſch durch die Blütenwipfel
Scholl der Vögel Lied, der Grille Zirpen.
Dieſen lieblichen Hain betrat Duſchmanta
Und Ergötzung ſchuf es ſeinen Sinnen,
Als aus dichtverwob'nen Aeſten droben
Fort und fort ein duft'ger Blumenregen
Auf ihn niederſank, als durch die Zweige,
Die ſich von der Laſt der Blüten beugten,
Er die Honig nippenden gold'nen Bienen
Schweifen ſah, und, durch die Blätter ſäuſelnd,
Schwer vom Raube kaum erſchloſſ'ner Blüten,
Ihm ein linder Wind die Stirne kühlte.

Mit dieſen „Stimmen vom Ganges", die un
erotiſcher Blütenhauch ſüßbetäubend anwehen, contr
fallend die eddiſche Walkyrenpoeſie mit ihrem rauh
riſchen Erzklang:

2. Die Sage von Helgi. Liederkreis nach der
Karl von Noorden. Bonn, Henry und Cohe
16. 25 Ngr.

Es iſt dies eine dichteriſche Ausführung zweier
Lieder. Der Dichter ſagt in der Widmung des We
ſias Bunſen: „Die eddiſchen Lieder malen uns nu
von Charakteren und Begebenheiten; dieſelben un
in die richtige Harmonie von Schatten und Licht zu
die kurzen Angaben der Sage ins Einzelne auszuf
die Aufgabe des modernen Dichters, der dieſe Stoffe
zu beleben verſucht. Mein beſonderes Streben w
gerichtet, unſere Sage in ſo nahe Verbindung wie m
den mythologiſchen Anſchauungen der die alte Götte
treffenden Vorſtellungen unſerer Vorfahren zu ſetzen."

Die dichteriſche Bearbeitung der ſkandinaviſch
zeichnet ſich durch Formgewandtheit aus, welche
charakteriſtiſche, etwas herbe Eigenthümlichkeit des
Stoffs und Tons nicht verwiſcht. Das Intereſſe d
ſelbſt iſt freilich an ſo viele Vorausſetzungen der Ge
geknüpft; wir werden ſo tief in die nordiſche Mytho
ihre zwar phantaſievolle, aber wenig olympiſche
welt eingeführt, daß die Dichtung einen reinmenſchl
gemeingültigen Inhalt nicht ganz von dieſer d
den Schale des Particularen loszuſchälen vermag.
daher nur für einen engern Leſerkreis von Intereſſe
bereits mit jener Sagenwelt vertraut iſt und eine an

riſche Behandlung nordiſcher Heldenepiſoden zu ſchätzen

Jn die moderne Welt führt uns dagegen eine kleine Samm=
ein:

eſtward Ho! Britiſche und amerikaniſche Gedichte, über=
ſt von Karl Elze. Leipzig, Haynel. 1857. 16. 15 Ngr.

Die Freiheitspräludien, die der Dichter auf ſeiner Harfe
, den Blick weſtwärts über das Meer gerichtet, ſtehen
ſtens mit dem erſten Buche des Heftleins in keinem Zu=
enhang. Wir begegnen darin theils ältern britiſchen
rn, den Zeitgenoſſen Shakſpeare's, Marlow und Ben
on, theils bekannten modernen Namen, wie Thomas Moore,
r Scott, Robert Burns, theils einigen minder bekannten
Autoren. Es ſind loſe Blättlein, willkürlich zuſammen=
et, nicht ohne Geſchick in der Ueberſetzungskunſt. Das
Buch enthält nordamerikaniſche Gedichte, vor allem eine
Zahl von den Poeſien William Cullen Bryant's, dem,
m Neſtor der amerikaniſchen Dichter, Karl Elze ſeine
r gewidmet hat. Dieſe Gedichte ſind gedankenvoll, reich
eflexionen, die hin und wieder etwas Altkluges haben
n loci communes auslaufen, aber auch oft von einem
patriotiſchen Sinn getragen ſind. Es iſt das Bewußt=
r Neuen Welt, das in ihnen lebt:

> Was wird von deiner Bruſt, du traute Erde,
> Die Schmerzenslaſt bewußter Schuld dir wälzen?
> Der Ueberſchwemmung Flut? — verjüngend Feuer? —
> Der Zeiten ſtiller Wechſel? Daß uns endlich
> Die ſchauervolle Mär von Raub und Meineid
> Von Krieg und Mord, die wir Geſchichte nennen,
> Zu einer Fabel werde, wie die Dichter
> Sie von den Göttern Griechenlands erzählen!
> O du mein heimiſch Land der ew'gen Wälder,
> Das du an deiner Ströme Quellen jenſeit
> Des Oceanes ruhſt, im großen Buche
> Der Welt iſt dir ein neues Blatt gewidmet.
> O, wird es ſchöner werden? Furcht und Neid
> Und liebevolle Hoffnung warten auf
> Den Ausgang, während du die Zeilen ſchreibſt,
> Nach welchen du dereinſt gerichtet wirſt.

Die Jdylle des Urwaldes und der Prairien wird von
t mit anſprechenden Farben geſchildert. Dieſe von
nächtigen, freien und keuſchen Natur angeregte Poeſie
einen wohlthuendern Eindruck als die mehr erbaulichen
te, wie z. B. „Der Lobgeſang auf den Tod", welche
ne künſtleriſche Haltung, aber wenig originelle Kraft
Was den Nordamerikanern und ihren Dichtern fehlt,
e Bryant bezeichnend genug ſagt:

> Die ſchauervolle Mär von Raub und Meineid,
> Von Krieg und Mord, die wir Geſchichte nennen.

ie Geſchichte mit ihren wilden und erhabenen Paſſio=
efruchtet die dichteriſchen Schöpfungen, gibt ihnen die
n Stoffe und Colliſionen, ja zaubert ſelbſt in die Land=
eine Fülle jener träumeriſchen Erinnerungen, welche die
ne Nüchternheit des Urwaldes und der Prairien nicht
Jn dieſen verliert ſich der Menſch; in einer an Denk=
der Vergangenheit reichen Natur findet er ſich wieder.
unhiſtoriſche Geiſt der nordamerikaniſchen Poeten gibt
einen proſaiſchen Zug; es fehlt ihrer breitgeſchlagenen
kenkette der hindurchzuckende, zündende Blitz der Jdee.
wollte die mächtige Culturentwickelung des germaniſchen
in Nordamerika verkennen? Aber ſeine vorwärts=
de Jugendlichkeit auf materiellem, politiſchem, ſocialem
e greift ſo ins Weite und hat äußerlich ſo rieſige Di=
nen, daß es ihr an einem innern Centrum fehlt. Die
enwelt Amerikas iſt noch nicht reich. Das großartige
= und Culturleben der transatlantiſchen Welt hat indeß
r und mit tieferer Poeſie als Bryant und ſeine Mit=
ſtrebenden ein Deutſcher geſchildert: Sealsfield in ſeinen claſſiſchen Werken.

Die ſtammverwandte ſkandinaviſche Literatur nimmt in neuerer Zeit in erhöhtem Maße das Jntereſſe der Deutſchen in Anſpruch. Wir ſprechen nicht von Eſaias Tegnér's berühmten Dichtungen, nicht von den Romanen der Hausgöttin Frederike Bremer, in denen die deutſchen Hausfrauen ſich ſelbſt und die ganze ehrenvolle Proſa ihrer Exiſtenz mit ſo vieler Andacht wiederfanden; wir ſprechen nicht von den Werken einer Flygare-Carlén, eines Cruſenſtolpe und Andern, welche die Fächer unſerer Leihbibliotheken füllen. Wir meinen das vorwiegend literarhiſtoriſche Jntereſſe, welches nicht nur die letzten modernen Blüten vom Lebensbaume ſchwediſcher Dichtung herunterſchüttelt, ſondern auch ſeine ganze Entwickelung, ſein Werden und Wachſen auf verſchiedenen Stufen dem großen deutſchen Publicum vorführt. Hier erwähnen wir beſonders zwei Werke:

4. Schwediſche Volkslieder der Vorzeit. Aus der Sammlung von Erik Guſtav Geijer und Arvid Auguſt Afzelius. Jm Versmaß des Originals übertragen von R. Warrens. Mit einem Vorwort von Ferdinand Wolf. Nebſt 49 Melodien. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 2 Thlr.
5. Der ſchwediſche Anakreon. Auswahl aus C. M. Bellmann's Poeſien. Aus dem Schwediſchen von A. v. Winterfeld. Nebſt Sammlungen über Bellman's Leben und Charakteriſtik. Berlin, Hofmann u. Comp. 1856. 8. 2 Thlr.

Beide Werke zeichnen ſich durch eine gewandte Bearbeitung des Originals aus und ſind vollkommen geeignet, in die Kenntniß der ſchwediſchen Literatur einzuführen. Anders ſtellt ſich das Urtheil, wenn es vom äſthetiſchen Geſichtspunkte aus über dieſe Schriften gefällt wird.

Die „Schwediſchen Volkslieder" ſind naive „Völkerſtimmen", für deren Sammlung zuerſt der geniale Herder ein Jntereſſe geweckt hat, welches in neueſter Zeit im Wachſen iſt, indem ſich die literar= und culturhiſtoriſchen Beſtrebungen der germaniſtiſchen Gelehrſamkeit mit Eifer dieſem Gebiete zugewendet. Dieſe vorzeitlichen Volksballaden und Romanzen der Schweden haben nun jenen einfach=ergreifenden, oft herzigen und rührenden Klang, der nur in der manierirten Nachahmung moderner Romanzenpoeten an das widerwärtig Süßliche ſtreift. Es bleibt immer eine Verirrung, wenn die Kunſtpoeſie der Gegenwart jene unkünſtleriſche Volkspoeſie nachahmen will. Die durchgängige charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit der ſkandinaviſchen Lieder iſt der ſogenannte Kehrreim, über welchen E. G. Geijer eine intereſſante, vom Herausgeber mitüberſetzte Abhandlung publicirt. Jn den meiſtens vierzeiligen Strophen kehrt die zweite und vierte Strophe als regelmäßiger Refrain wieder, in den dreizeiligen die letzte. Dieſer Kehrreim bezieht ſich in der Regel auf die Stimmung des ganzen Gedichts, ſteht daher oft mit den vorhergehenden oder folgenden Zeilen in gar keinem logiſchen Zuſammenhang, ſondern bildet gewiſſermaßen nur eine muſikaliſche Begleitung. Dies bringt bisweilen einen burlesken Eindruck hervor; bisweilen aber gibt es einen ſeltſam ergreifenden Zuſammenklang. Hin und wieder wandelt ſich der Kehrreim mit dem wechſelnden Charakter des Liedes; ſo z. B. in „Klein Chriſtel's Hochzeit und Beſtattung", wo das „ſo freudevoll" der erſten Strophen in den letzten zu einem „ſo leidevoll" wird. Bisweilen hat der Kehrreim nur eine maleriſche Bedeutung; er gibt mit ſo geringem Farbenaufwande wie möglich die Decorationen zu den raſch vorüberfliegenden Scenen der Romanze; dahin gehören Kehrreime wie „im Haine", „im Sommer", „denn jetzt ſteht der Wald in Blüte", „unter der Linde", „unterm Laube" und andere. Andere Kehrreime bezeichnen wieder die durch das Lied hindurchtönende Gemüthsſtimmung, z. B. „mich dünkt, gar ſchwer iſt das Leben". Die Kehrreime der zweiten und vierten Zeile ſtehen oft in einem leiſe antönenden Contraſt miteinander, der ſich meiſtens mehr herausfühlen als logiſch darlegen läßt. Die Liebe der

Ritter zu den Meerfrauen; der Zauber, den Nixen und Elfen und andere gebannte Naturgewalten über die Sterblichen ausüben; überhaupt Liebesleid und Luſt, bald triumphirend über Hinderniſſe, bald traurig untergehend: das iſt der Hauptinhalt dieſer Romanzen. Die Grauröſſelein, die Apfelſchimmel, die Goldkronen ſpielen darin eine große Rolle. Einige ſtreifen ans Gräßliche, wie „Herzog Freudenburg und Fräulein Adelin“; andere ſind wieder außerordentlich zart, wie „Der Knab' im Roſenhain“ und „Die Gewalt des Kummers“, ein Lied, das wir als Probe für die altſkandinaviſche Dichtweiſe hier mittheilen wollen:

Klein Chriſtel weint Thränen, ſie weinet Blut,
Wer bricht die Blätter vom Lilienbaum?
Sie weint aus dem Grabe den Bräutigam gut.
Ihr freuet euch alle Tage.

Er pocht an die Thür mit dem Fingerlein:
Wer bricht die Blätter vom Lilienbaum?
„Steh' auf, klein Chriſtel, und laß mich ein!“
Ihr freuet euch alle Tage.

„Mit Keinem hab' ich Abred' gemacht,
Wer bricht die Blätter vom Lilienbaum?
Und laſſ' ich Keinen hier ein bei Nacht.“
Ihr freuet euch alle Tage.

„Steh' auf, klein Chriſtel, und Einlaß gib!
Wer bricht die Blätter vom Lilienbaum?
Ich bin der Knabe, dein feines Lieb.“
Ihr freuet euch alle Tage.

Und eilig nun die Jungfrau aufſtand,
Wer bricht die Blätter vom Lilienbaum?
Sie öffnet das Schloß mit leichter Hand.
Ihr freuet euch alle Tage.

So ſetzt ſie ihn auf den rothen Goldſchrein,
Wer bricht die Blätter vom Lilienbaum?
Und wäſcht ſeine Füße mit klarſtem Wein.
Ihr freuet euch alle Tage.

So ſetzten Beide aufs Bette ſich,
Wer bricht die Blätter vom Lilienbaum?
Sie redeten viel, ſie ſchliefen nicht.
Ihr freuet euch alle Tage.

Und die Hähne zu krähen begannen,
Wer bricht die Blätter vom Lilienbaum?
Der Todte muß gehen vonhinnen,
Ihr freuet euch alle Tage.

Und aufſtand die Maid, die Spangenſchuh' nahm,
Wer bricht die Blätter vom Lilienbaum?
Sie folgt durch den Wald ihrem Bräutigam.
Ihr freuet euch alle Tage.

Und als ſie beim Friedhof kommen an,
Wer bricht die Blätter vom Lilienbaum?
Sein goldgelbes Haar zu verſchwinden begann.
Ihr freuet euch alle Tage.

„Und ſieh', ſchöne Jungfrau, der Mond tritt herfür!“
Wer bricht die Blätter vom Lilienbaum?
So haſtig verſchwand der Jüngling ihr.
Ihr freuet euch alle Tage.

Sie ſetzte ſich nieder auf ſeine Gruft,
Wer bricht die Blätter vom Lilienbaum?
„Hier will ich ſitzen, bis Gott mich ruft!“
Ihr freuet euch alle Tage.

Und aus dem Grabe die Antwort kam:
Wer bricht die Blätter vom Lilienbaum?
„Herzliebſte, geh' heim und ſtille den Gram!
Ihr freuet euch alle Tage.

Für jede Thräne in deiner Noth,
Wer bricht die Blätter vom Lilienbaum?
Füllt ſich mein Sarg mit Blute roth.
Ihr freuet euch alle Tage.

Doch jedesmal, wenn du fröhlich biſt,
Wer bricht die Blätter vom Lilienbaum?
Mein Sarg mir voll blühender Roſen iſt.“
Ihr freuet euch alle Tage.

Solche zarten Klänge darf man bei dem gefeier dischen Anakreon Bellmann nicht ſuchen. Die ſchwed tik ſprudelt über vom Lobe dieſes Volksdichters, de Liebling ſeines Königs, Guſtav's III., war. Im J wurde im königlichen Thiergarten zu Stockholm „de lichen“ koloſſales Bruſtbild in Bronze, von Byſtröm' hand verfertigt, errichtet und am 26. Juli, der ſ Volksfeſt geworden, feierlich enthüllt. Die Kritik ihm, daß er „die ſchwediſche Natur und den ſchwediſc in ſeinen Dichtungen treu und glänzend offenbart. Di hiſtoriſche Bedeutung wollen wir dem Dichter nicht ſtrei Zweifelhaft erſcheint es uns ſchon, daß ſeine Poeſie ſchwediſchen Volks edelſte Kleinodien gelten ſollen. war ein talentvoller Improviſator. Dieſen Charak alle ſeine Dichtungen, ſie haben Guß und Fluß und an genial hervorſprudelnden Einfällen; aber es fehl den breiten Ergüſſen jedes künſtleriſche Maß und je Haltung. Ein verräuchertes Schenkzimmer mit F Biergeruch iſt das Local, wo der ſkandinaviſche An der Muſe beſucht wird. Das ſind nicht die heitern nischer Harfen, das iſt ein rauher Bierbaß, der dieſe Bachantenluſt des Nordens feiert. Und die Heldin ſteln und Lieder, Ulla Windblad, Nymphe und P Bacchus' Tempel, Tochter eines Corporals, die ſka Laura, charakteriſirt ſich ſelbſt hinlänglich in jene lichen Monologen des elegiſchen Feſtſpiels zu Vater Tod:

Dein Schluchzen, liebe Kle
Bekundet deine Qual, wie meines, ach, die meine ..
Mein Moritz, zärtlich oft ſtarbſt du in meinem Arm.
Du biſt nun nicht mehr zum — kaum wag' ich es zu
Apollo hat, mein Freund, und Hymen dich verlaſſen.
Gar wohl entſinn' ich mich — wer hätte das gedacht
Daß dreimal ſeinethalb ich ſchon Fauſſe-Couche gemach
Und ach, ſein Todesfall, der mich ſo alterirte,
Glaub' ich ganz ſicherlich, bereitet mir die vierte.

Auch das prieſterliche Coſtüm der Heldin ma ihrer eigenen Beſchreibung, einen höchſt äſthetiſchen

Die gelbe Schleppe hier, die mich ſo herrlich kleid
Und dieſer Unterrock, um den man mich beneidet,
Dies Hemde, damals noch gewaſchen, rein und kla
Erwärmten Moritz ſtets, wenn noch ſo kalt er wa

Wenn man bedenkt, daß die ſchmuzige Wäſche bespoeſie in einer ſehr großen Zahl von Epiſteln wird, daß wir am Arm dieſer zweideutigen Schön Schwedens Fluren wandeln müſſen, Land und Leu lernen, uns ins berauſchte Volksgetümmel wagen, Prügeleien erleben u. dgl. m., ſo wird man doch ſchen Geſchmacke des ſchwediſchen Volks irre, wenn Dichter apotheoſirt. Wir leugnen nicht, daß ein de ſunder Humor recht frappant gezeichnete Geſtalten m Strichen an die Wand malt, daß hier und dort de viſator ein Lied mit wahrhaft melodiſchem Fluß von quillt, manche Schilderung des Volks- und Landl recht anſchauliches und lebensvolles Bild gibt; aber d ſtimmung der Seele, aus der dieſe Gedichte hervorſ nicht die roſige Heiterkeit Anakreon's, nicht eine edle Lebensweisheit, nicht einmal jene bachantiſche Beg die im Taumel noch den ewigen Rhythmus wahrt;

e, halbangetrunkene Fröhlichkeit, welche im Schlamme vatet und ſpritzt und das Gemeine dabei in jenem Lichte rklärung ſieht, den dies kunſtvoll erzeugte Behagen über ohne Unterſchied ausgießt. Wir denken nicht einmal ungewaſchenen Hemden der lieblichen Ulla, nicht an die len Loblieder auf die Töchter Loth's und auf Frau Poti- nicht an alle die cyniſchen Wendungen und Schilderun- oir denken nur an ſolche Gedichte, denen aller Adel der ung fehlt, wie z. B. Lied XIX:

Sollt' mir das Schickſal ſchicken
Ein Mädchen zum Entzücken,

letzte Verſe ſich kaum zur Mittheilung eignen, indem niedrigſte Gemeinheit zur Schau tragen; vor allem aber Soliloquium Fredmann's, in welchem er ſeine Mutter jt, daß ſie den Vater geliebt:

Pfui jenen Bretern, ob Birken, ob Eichen,
Die einſt dein Brautbett gebildet. O weh! u. ſ. w.
Pfui auch der Stunde,
Da du zum Bunde
Schwureſt ſtets treu ihm zu ſein —

ies Gedicht athmet die echte Poeſie der Gaſſe und wenn ichter Helden feiert, die ſo aller Pietät bar ſind, ſo nackt geiſtloſen Liederlichkeit verfallen, ſo haben nicht nur azien, ſondern auch die Muſen das Recht, reißaus zu n. In Schweden illuſtrirt man inzwiſchen Fredmann's n; wir ſind geſpannt darauf, die edle Ulla von Angeſicht en.

öglich, daß bei der ſogenannten realiſtiſchen Richtung ueſten deutſchen Literatur — nachdem ihr der letzte un- Idealismus mit kritiſchem Pleißewaſſer aus den verſchlafe- ugen gewaſchen worden iſt — die Bellmann'ſchen Ge- lebhaften Anklang finden; denn ſie ſind friſch, derb, , frei von allen Hirngeſpinſten, kernig, draſtiſch, ohne berfracht von Gedanken und Bildern, ſie bewegen ſich r niedern Sphäre der Geſellſchaft und helfen daher die chichtliche Reaction gegen den jungdeutſchen Salonſtil, action der Barfüßele gegen die Atlasſchuhe ſtützen. Wir nnen weder der Form noch dem Inhalte dieſer Gedichte ſchwediſchen Teniers" Geſchmack abgewinnen; wir glau- daß ſich die helleniſchen Götter, Venus, Bacchus, Apollo ., welche von Bellmann fortwährend herbeibeſchworen , in dem Getümmel einer berauſchten ſchwediſchen Schen- llſchaft nicht wohl fühlen werden und wir flüchten mit aus dieſem Kreiſe, wo Moritz-Zeus ſeinen Corporalſtock, Venus, die gürtelloſe, ihren Pantoffel ſchwingt und der he Orpheus dieſer tanzenden Thierwelt ſeine unſterblichen ge vormuſicirt.

Rudolf Gottſchall.

Mommſen's „Römiſche Geſchichte". *)

Wer römiſche Geſchichte lernen will, kann freilich zunächſt e Quelle, an Livius, Polybius u. A., oder auch an oder Vertot, welche ihnen folgen, verwieſen werden, icht an den neueſten Geſchichtſchreiber Mommſen. Dieſer iſt s gebrauchen für Leute, die ſchon von Roms Geſchichte . Seitdem Niebuhr's Kritik die Livianiſchen Sagen ſchnitten, will die wahrhafte Hiſtorie ſie nicht mehr men; nicht den Romulus und Remus, Numa, höch- eine Servianiſche Reform; nicht Tarquinius und Lucretia, nicht Coriolan und ſeine Beſänftigung; ſelbſt von Decemvirn und Appius Claudius wird in Kürze die Erzählung gegeben mit dem Beifügen: ſie habe wie gewöhnlich die Anläſſe ausgemalt und die Urſachen zurücktreten laſſen. Daß Rom anfangs von Königen regiert und dieſe Regierung abgeſchafft worden, bleibt als Ergebniß ſtehen, und wir erhalten ſchätzenswerthe allgemeine Nachrichten über die älteſten Einwanderungen in Italien, die Anſiedelungen der Latiner, Roms geographiſche Lage, ſeine Hegemonie, Etrusker und Hellenen in Italien, über Recht, Religion, Ackerbau, Gewerbe und Handel, Maß, Schrift und Kunſt. Erſt bei Decemvirn und dem Einfall des Pyrrhus wird die Erzählung individueller und bleibt ſo in Puniſchen und Macedoniſchen Kriegen. Pyrrhus, der von Niebuhr hochgeſchätzte, dem zuliebe er Reden einflocht, erſcheint bei Mommſen als Abenteurer, Hannibal dagegen in verdienter Anerkennung.

Gegenſätzlich wird alle Geſchichtſchreibung in doppelter Weiſe geübt. Die eine folgt den Begebenheiten und Perſonen nach der Zeitreihe, worin die Lebenden ſie geſehen, wie Thucydides jahrweiſe über den Peloponneſiſchen Krieg berichtet; die andere faßt das Ganze eines gewiſſen Zeitraums, bildet ſich einen Begriff dafür und läßt ihm ohne ſtrenge Zeitfolge die vorzüglichſten auf ihn bezüglichen Ereigniſſe und Perſonen anſchließen. Jene iſt die Art der Alten und Chroniken, dieſe die Art der Neuern und Compendien; jene läuft Gefahr in einer Maſſe von Kleinigkeiten ſich zu verirren, wie es Johannes von Müller in ſchweizer Cantonalzerwürfniſſen erging und Macaulay in britiſchen Parlamentsverhandlungen ergehen wird; letztere ſchrumpft zuſammen in ſybilliniſche Taſchenbücher; jene kann ermüden, dieſe iſt trocken. Ein Mittleres zwiſchen beiden bilden die ſogenannten Handbücher, welche vielleicht nach beiden Seiten hin zu wenig oder zu viel thun. Da wir Deutſchen ein begriffſuchendes Volk ſind, ſo lieben wir weniger anſchaulich lebendige Darſtellungen, ſondern mehr ihre Begriffsverknüpfung, und es ſollte mich nicht wundern, wenn Jemand die ganze Geſchichte der Franzöſiſchen Revolution nach den bekannten Begriffen von Freiheit und Gleichheit zuſammenſtellen, und blos anfügen wollte, was dafür geſchehen und wie Revolutionsmänner ſich derſelben bedient. Jeder Begriff des Handels, der Wiſſenſchaft oder Kunſt eignet ſich zur Einfaſſung der Geſchichte in ſolchen Rahmen, jede Anſchaulichkeit menſchlichen Wirkens mit ſeinen Erfolgen führt zu einer gewiſſen Ausmalung der Sachen, und es fragt ſich, ob derſelbe Schriftſteller in beiden entgegengeſetzten Richtungen gleiches Verdienſt ſich erwerbe, wie denn Spittler in ſeinem „Entwurf der Geſchichte der europäiſchen Staaten" vortrefflich die Entwickelung der Verfaſſung feſthält, während man in ſeiner „Geſchichte des Fürſteuthums Hannover" Manches vermißt. Ja, eine gewiſſe Parteilichkeit, der menſchliche Schwäche kaum entgeht, iſt nicht zu loben doch zu verzeihen, und Davila bewahrt ſeinen wohlerworbenen Ruf, obgleich er zur Hofpartei gehört.

Der Vortrag des Hiſtorikers iſt von ſeinem Geſchmack und der Beſchaffenheit des Erzählten abhängig; er ſei würdig, innerlich lebhaft, angemeſſen. Weder die Fülle des Livius, noch die enge Wortzucht des Tacitus, noch das Vorbild irgendeines Andern ziemt ſich für Nachahmung, welche oft verſucht worden; wer ſchreibt, muß ſein eigenes Weſen ergreifen: das gibt den Stil. Mommſen iſt wegen des ſeinigen in öffentlichen Blättern gelobt worden; er hat den Zeitungsſtil, ſpricht von Offizieren, Reſerven, Bürgermeiſtern u. ſ. w., was für die alten Zeiten übel klingt, vermeidet nicht gemeine Redeweiſen und Fremdwörter, für welche ſo Manche Liebhaberei hegen, läßt einen Tummelplatz abſtecken, Schlappen erleiden, nennt die Karthager Budenleute, ſpricht von Schwadronen, leeren Kaſſen, überrumpeln, forcirter Recognoſcirung, Reitermaſſen engagiren, in die Flanken fallen, paralyſiren, Detachements, Scharten auswetzen, auf die Beine bringen u. ſ. w.; auch entfällt ihm wol ein Klapperdeutſch, wie in folgender Stelle: „So einleuchtend dies war, ſo war es nicht minder klar, daß man ſchon im

---

*) Wir haben dieſem Aufſatze über Mommſen's „Römiſche Geſchichte" —3; Berlin 1854—56) als einem von einem langjährigen Mit- r eingeſendeten die Aufnahme nicht verſagen wollen, da eine ndere Kritik dieſes Werkes außerhalb des Kreiſes d. Bl. liegt, r an dem Mommſen'ſchen Werke gemachten Ausſtellungen aber ir das größere Publicum von Intereſſe ſind. D. Red.

December war, und zwar vielleicht den Sieg gewann" u. ſ. w. Schade um ſonſtiges Verdienſt!

Geſchichtliche Urtheile über Dinge und Menſchen wechſeln in den Zeiten, auch derſelbe Menſch urtheilt anders im Alter als in der Jugend. Darum braucht ein Geſchichtſchreiber ſich nicht darauf einzulaſſen, er berichtet was geſchehen, urtheile dann ſeine Mitwelt oder eine andere. Mommſen hat dieſe Enthaltſamkeit nicht geübt, er ſchiebt ſein Urtheil in die Erzählung, ſcheint mit dem Zeitungsſtil auch die Verbindlichkeit übernommen zu haben, leitende Artikel zu liefern. Er faßt das römiſche Jahrhundert vor Chriſtus nach den drei Parteibegriffen der Ariſtokratie und Oligarchen, der Demokratie und Demagogen, mit einem zwiſchen ihnen liegenden Bürgerthum des Handels und der Gewerbe, iſt aber in Darſtellung der Begebenheiten mit vordringendem Urtheil nicht anſchaulich genug. Seine Urtheile ſind ſehr verſchieden von denen der Zeitgenoſſen und bisherigen Geſchichtskenner, zeigen eine eigenthümliche Miſchung von Säure und Zucker, Abneigung und Gunſt. Sulla erfährt die letztere und zwar deswegen, weil er gewaltſame oligarchiſche Ordnung dem wüſten Treiben aufdrang, ein Mann, von welchem es im „Epitome" der verlorenen Bücher des Livius heißt: „Recuperata republica, pulcherrimam victoriam crudelitate, quanta in nullo hominum fuit, inquinavit. Octo millia deditorum in villa publica trucidavit; tabulam proscriptionis posuit; urbem ac totam Italiam caedibus replevit, inter quos omnes Praenestinos inermes concidi jussit; Marium senatorii ordinis virum, cruribus brachiisque fractis, auribus praesectis et effossis oculis necavit"; ein Mann, der ſeinen Senat in einem Tempel verſammelte, wo man das Schreien und Heulen von 4000 (nach Andern 6000) Gemordeten hörte, und der Dictator die Erſchrockenen mit den Worten tröſtete: es ſeien einige Uebelthäter, die er hinrichten laſſe. Der Geſchichtſchreiber ſelbſt zeichnet ihn als unerbittlich harten Krieger, verſteckt und liſtig, nur ſelten von launenhafter Milde ergriffen und Schauſpielerſtreichen zugewandt. Wegen des Niederlegens der Dictatorwürde ſcheut ſich Mommſen nicht, dieſen furchtbaren Zögling des entarteten Rom mit dem edeln Waſhington zu vergleichen, welcher nach höchſtem Ruhm und Anſprüchen für Befreiung des Vaterlandes in die Reihen ſeiner Mitbürger zurücktrat!

Wer Solches ſagen kann, vermag noch mehr; und ſo erſcheinen denn berühmte Charaktere der Vorzeit in umgewandeltem Licht. Vergeſſen werden muß jener Spruch Lucan's: „Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni"; denn es war M. Portius Cato „ein Zerrbild, ehrlich und ſtetig anhänglich ans Vaterland und die alte Verfaſſung, ein langſamer Kopf, ſinnlich und ſittlich ohne Leidenſchaft, er gerieth unter die Gewalt der Phraſe, der Stoa, wollte ſeinen Urgroßvater wiederbringen, ſchalt auf die Zeiten, war ein Wolkenwandler im Reiche der abſtracten Moralphiloſophie und ward Vormann der Optimatenpartei; .... der einzige Mann, der wenigſtens mit ſittlicher Haltung in den Kampf eintrat. ... Es iſt mehr Adel und Verſtand in Cato's Tode als in ſeinem Leben, er war nichts weniger als ein großer Mann, es erhöht nur die Tiefe und Bedeutung ſeines Todes, daß er ſelber ein Thor war; eben weil Don Quixote ein Thor iſt, iſt er ja eine tragiſche Geſtalt. Es iſt erſchütternd, daß auf jener Weltbühne der Narr beſtimmt war zu epilogiſiren." Don Quixote iſt tragiſch, weil er überall verlacht wird und gemeine Menſchen nichts Höheres in ihm erkennen. So iſt Cato tragiſcher als durch ſeinen Tod durch die Verlachung des Hiſtorikers über „ſeine ſteife Bockbeinigkeit", wie er es nennt.

Den Cicero hat gewiß Niemand als großen Sieger im Felde oder im Senat geprieſen, aber in Lateinſchulen folgender Jahrhunderte hat er geherrſcht. Mommſen nennt ihn „einen notoriſch politiſchen Achſelträger, welcher Advocatendienſte leiſten konnte und doch Verſchworene ohne Rechtsſpruch ermordete; ... ſein übergeſchnapptes Selbſtbewußtſein ſchwellte die wohlgeordneten Perioden des plebejiſchen Advocaten, er war wegen
ſeines Advocatentalents brauchbar, für Alles Gr
Worte zu finden. ... Er und ſeines Gleichen trippel
Ariſtokraten herum, wie die Halbhexen um den Blo
er war ein ebenſo leerer wie voluminöſer Scribe
Staatsmann ohne Einſicht, Anſicht und Abſicht
nacheinander als Demokrat, als Ariſtokrat und als
der Monarchie figurirt, und iſt nie mehr geweſen al
ſichtiger Egoiſt; ... er polterte gegen Catilina, als deſſ
bereits beſtand. Gegen Scheinattaken war er gew
Mauern von Pappe hat er eingerannt; eine ernſtl
iſt nie, weder im Guten noch im Böſen, durch ihn
worden. In literariſcher Hinſicht iſt er der Schöpf
dernen lateiniſchen Proſa, auf ſeiner Stiliſtik ruht
deutung, und allein als Stiliſt auch zeigt er ein ſiche
gefühl. Als Schriftſteller dagegen ſteht er vollkom
tief wie als Staatsmann, er war in der That ſ
Pfuſcher, daß es ihm einerlei war, welchen Acker
Eine Journaliſtennatur im ſchlechteſten Sinn des
Worten, wie er ſelbſt ſagt, überreich, an Gedanke
Begriffe arm, gab es kein Fach, worin er nicht mit
niger Bücher raſch einen lesbaren Aufſatz überſetzt
pilirt hätte. Am treueſten gibt ſeine Correſponden
wieder. Man pflegt ſie intereſſant und geiſtreich
ſie iſt es auch, ſolange ſie das hauptſtädtiſche oder
der vornehmen Welt wiederſpiegelt, aber wo der Sch
ſich ſelbſt angewieſen iſt, wie im Exil, in Cilicien
der pharſaliſchen Schlacht, iſt ſie matt und leer,
die Seele eines aus ſeinen Kreiſen verſchlagenen Feu
Seine beſſern Reden, wenngleich auch ſie die frei
und den ſichern Treff der vorzüglichſten Compoſitio
Art bei weitem nicht erreichen, ſind doch eine leich
genehme Lectüre. ... Wenn hier etwas wunderbar
es wahrlich nicht die Reden, ſondern die Bewund
dieſelben fanden. Der Ciceronianismus iſt ein Pro
in der That nicht eigentlich aufgelöſt, ſondern nur
werden kann in dem größern Geheimniß der Menſ
der Sprache und der Wirkung der Sprache auf
müth."

Gegen dieſe arge Schilderung des berühmten Rö
ſtellungen zu machen, will Schreiber dieſes Andern
weil er ſchon als Lateinſchüler deſſen Schriften nicht
geliebt und kein ciceronianiſcher Murat geworden,
ter geſchrieben: „Cicero gleicht den ſpeculativen
welche ſich ein gewiſſes Ideal der Welt und des
werfen, ohne den Sachen und Umſtänden ihr Recht
ren; nicht den weiſen Staatsmännern, welche aus
ſicht wirklicher Dinge ihre Handlungen beſtimmen."
zug auf Stil hat das Muſter des Cicero unſerer
ſonders der ältern, geſchadet, hat ſie ſteif und brei
weil Wortfluß und Tonfall beider Sprachen ſehr
ſind, und noch keine Rede des Römers habe ich
Deutſch überſetzt gefunden, was Jacobs für die Staat
Demoſthenes leiſtete. Im Rückſchlag gegen übertrie
ehrung des Cicero verachten nun jüngere Schrift
Zucht des Stils, laſſen Worte laufen nach Belie
nur Gedanken darin ſind, halten ſich gleich unſerm
zu vornehm abzuwägen, werden dadurch ſchlotterig
und ſtehen zurück gegen die Werke der Ausländer.
prüfte jahrelang mit Freunden, was und wie er
wollte, Leſſing guten Andenkens war ſtreng gegen
konnte ſogar kleine Zuſchriften an Freunde ändern
beſſern. Stil iſt keine Anleihe aus Süden oder No
dern, wie Boileau ſagt, der Schriftſteller ſelbſt im
ſten Gewande der Mutterſprache, folglich werthvoll.

Ueber Pompejus hören wir: „Es gibt eine Pe
auf welche Menſchen gleich ihm von größern Anſp
Fähigkeiten mehr Werth zu legen pflegen, als ſie
ſelbſt geſtehen. ... Er hatte die Republik zu ſeinen
ſcheute ſich wie Dumourier und Lafayette vor de

ritt.“ Das Gleichniß hinkt; denn die franzöſiſchen Heere
lten den Führern nicht folgen. „Pompejus war ein guter
zier, übrigens von mittelmäßigen Gaben des Geiſtes und
zens“, darum untergehend wie alles Schwanken gegen
ie Gewalt, aber iſt denn das raſche Nehmen eines bedenk-
m, vielleicht von Greueln begleiteten Herrſcherguts für ſich
n Beweis für Gaben des Geiſtes und Herzens? Seinem
rlande hatten Feldzüge Dienſte geleiſtet; war Pompejus,
ſeine Legionen entließ, ein Waſhington oder nicht?

Cäſar, als Imperator liebenswürdiger denn als Bürger
ungsvoll, erfährt die höchſte Gunſt. Nicht verſchwiegen
d das heimliche Arbeiten gegen Pompejus „in einem Dun-
in das unſere Ueberlieferung nur einzelne Streiflichter
m läßt“, die Begünſtigung von Planen eines Catilina und
er Geſellen hinter dem Vorhange der Volksliebe; daß Cä-
„als zweckmäßige Maßregel der Beſatzung des eroberten
odunum ſämmtlich die Hände abzuhauen befahl und ſie
erſtümmelt in die Heimat ſchickte“; die Einzelheiten des
egs in Gallien werden verhältnißweiſe nach eigenen Berich-
zu ausführlich mitgetheilt; „Cäſar“, heißt es, „war von
s aus ein ernſtlicher Demokrat.“ Ja wohl! Deswegen
nte ſpäter unter ſeiner thatſächlich unumſchränkten Mon-
ie kaum von einer Verfaſſung die Rede ſein, er ging mit
em Bewußtſein auf die Königszeit zurück. Dem Demo-
enkönige blieben, wenn auch die alten Namen, nicht die
ugniſſe; nur die Schmarotzerpflanze der römiſchen Advo-
nberedtſamkeit ward ausgerottet. Cäſar hatte nicht gleich
ander einen Siegeslauf in die unendliche Ferne, er wollte ein
erliches Gemeinweſen, keinen Soldatenſtaat, ſchuf ſich in
r Illuſion keine Leibgarde; er konnte die von ihm ſelbſt hervor-
fenen demagogiſchen Gewalten nicht bändigen. ... Es iſt ein
legium der höchſten Naturen, alſo zu irren. Er wirkte
ſchaffte wie nie ein Sterblicher vor ihm und nach ihm,
e und doch auch der einzige Imperator Cäſar.“

Genug des überfließenden Lobes. Leicht iſt, in einem
Parteien zerrütteten Staat nach den Erfolgen oder auch
vor ihnen zu weiſſagen, oder wie Mommſen zu entdecken:
tärgewalt könne nur durch Militärgewalt im Schach ge-
werden“; und daß weder ſtoiſcher Tugendmuth, noch
mkeit, noch ſchwankende Entſchließungen gegen entſchie-
ebrauch der Waffen etwas ausrichten; ſo iſt es in
gewesen und wird ſo bleiben. Vielleicht erſcheint durch
Umſtände — ihnen mögen die Völker danken — ein
Halbe zwiſchen Druck und Gegendruck, wie in Eng-
it 1688, oder ein human-monarchiſcher Volldruck, wie
zu Cäſar's Zeit; allein der Geſchichtſchreiber hüte ſich
niedrigen Seelen eigenen Verhöhnung und Verſpot-
fehlgeſchlagener Beſtrebungen, die unedel über den Grä-
der Todten ein Dohlenhoſianna krähen: „Wir wiſſen zu
, leben noch und lachen über euere Kurzſichtigkeit, Ohn-
t und kindiſche Glaubensfülle.“ 26.

---

ne theologiſch-artiſtiſche Reiſe durch Italien.

Welſchland. Reiſegedanken und Gedankenreiſen aus
Brieftaſche eines Candidaten. Stuttgart, S. G. Lieſching.
6. 8r. 8. 15 Ngr.

Der Verfaſſer dieſes Büchelchens verdient das Lob, daß
ne Lebensanſicht auf einen Grundgedanken baſirt, daß er
ieſen Grundgedanken Alles, was an ihn herantritt, be-
daß er Alles, was ſich ihm darbietet, mit dem Maßſtab
Grundgedankens zu meſſen und danach werthzuſchätzen
t. Nur Der, welcher ſich auf ein Princip ſtützt, wird
ch ſelbſt, d. h. aus ſeiner eigenen intellectuellen und mo-
en Perſönlichkeit ein Ganzes herauszubilden im Stande
ur Der wird das Leben, wird die Welt als ein Ganzes
ſen und verſtehen können. Ohne ein ſolches feſtes Prin-
leibt des Menſchen Denken ein fortgeſetztes Schwanken vom Irrthum zur Wahrheit und von der Wahrheit zum Irrthum, ſein Wollen erhebt ſich nicht über egoiſtiſches Begehren und Verabſcheuen, ſein Glauben iſt nichts als ein mehr oder weniger leicht zu untergrabendes Fürwahrhalten. Wie geſagt, nur mit einem feſten Grundgedanken erbaut der Menſch ſich ſelbſt zu einem organiſchen Ganzen, nur mit einem ſolchen wird auch ſein Wiſſen, ſein Können, ſein Wollen, ſein Leben zu einem organiſchen Ganzen. Gewiß gibt es in den verſchiedenſten Fächern nur deshalb ſo viele unbefriedigende Bücher, weil es ſo viele Autoren gibt, welchen jene nothwendige Vorausſetzung fehlt.

Der Verfaſſer des obengenannten kleinen Buchs hat die lutheriſch-religiöſe Weltanſchauung zu der ſeinigen gemacht. Dieſe Ankündigung wird dem Büchelchen Leſer gewinnen, wird aber auch Viele von demſelben zurückſcheuchen.

Was Referenten betrifft, ſo gehört derſelbe zu Denen, welche die lutheriſch-religiöſe Weltanſchauung für eine beſchränkte halten; nichtsdeſtoweniger aber iſt er nicht in dem Fall, den der Verfaſſer bei den Meiſten vorausſetzt, nämlich, daß ſie ſich nicht wohl in die religiöſe Grundanſicht Anderer hineindenken können; dem Gelehrten, dem Philoſophen mag das ſchwer werden, indeß ein poetiſches Gemüth kann ſich gewiß und wol auch vollſtändig darin orientiren. Referent hat alſo zunächſt an dem Vorhandenſein einer Grundanſicht, ferner an den vielen guten Einzelheiten des Werkchens ſeine Freude gehabt; ich finde Themata, Lineamente, Anfänge zu mehr als einem Buch darin; und gerade deshalb nehme ich keinen Anſtand, den Wunſch auszuſprechen, der Verfaſſer möchte den Rath des Horaz befolgt und ſeine Schrift bis aufs neunte Jahr zurückgelegt haben, um dieſelbe zu revidiren, zu vervollſtändigen und immer zu revidiren. Der Verfaſſer wird mich gewiß verſtehen, wenn ich ſage: ein Buch iſt eine That, und mit Thaten kann man es nicht ernſthaft genug nehmen. Jenen Wunſch aber ſprach ich auch deswegen aus, weil innerhalb einiger Jahre das Werk planmäßiger und vollſtändiger geworden wäre, ſo ein paar Bogen werden gar zu leicht von den hohen Wogen des Büchermarkts nach unten gedrängt und verſchwinden. Auch würde der Verfaſſer im Laufe einiger Zeit vielleicht neues Material und neue Waffen erfunden haben, und brauchte nicht, was er jetzt thut, die alten wohlbekannten und leicht zu demontirenden Balliſten und Katapulten ins Feld zu führen gegen Das, was er römiſchkatholiſche Kirche nennt; noch mehr aber als zu allem Andern erweckt das Buch ſelbſt die Erwartung, daß des Verfaſſers lutheriſch-religiöſe Weltanſicht ſich im Laufe der Zeit noch zur echtchriſtlichen Weltanſicht abklären könne. Ich führe einige Momente an, welche zu dieſer Erwartung gleichſam herausfodern.

Der Verfaſſer ſagt, das Episkopat habe durch das Princip der Selbſtregierung der Kirche viel für ſich, und daß dieſe Inſtitution des Episkopats in der Heiligen Schrift ſowie in der Geſchichte des älteſten Chriſtenthums Anhaltepunkte finde, das ſei bekannt. Referent meint, aus dieſem Zugeſtändniſſe gehe hervor, daß der Verfaſſer im Grunde, ohne es ſich deutlich zu machen, mit Denen übereinſtimmt, welche behaupten, daß diejenige Kirche durchaus in einer falſchen Stellung ſich befinde und die wahre nicht ſein könne, welche vom Landesherrn gleichſam beiläufig mitregiert wird, adminiſtrirt durch den Miniſter des öffentlichen Unterrichts, unter welchem ein Corps von Verwaltungsbeamten arbeitet, welches man Conſiſtorium nennt. Ferner ſagt der Verfaſſer an mehr als einer Stelle, unter Anderm auch S. 82, Folgendes: „In den Straßen Roms ging mir ein ganz neues Gebiet auf: das alte Chriſtenthum. Da war es als jauchzte mir ein Frühling entgegen auf der dürren Haide, als ſpräche zu mir aus den Kirchen, aus den Bildern, aus den Sängen jener Geiſt des alten Chriſtenthums mit einer Kraft, wie er nie aus Büchern zu mir geredet.“ Ferner ſagt der Verfaſſer, daß in Rom das Chriſtenthum in einer Stärke und Energie vorhanden war, wie nirgend ſonſt; die Katakomben und die alten Baſiliken, die Moſaiken und die alten Ge-

ſänge reden eine heimatliche Sprache an ſein Herz, deren Einfalt, Innigkeit und Kraft ihm wohlthut. Ferner fällt der Verfaſſer ein günſtiges Urtheil über die altchriſtliche Liturgie und ſagt: „Proteſtanten haben oft einen Widerwillen gegen Liturgie als gegen eine Feſſel, eine Abſchwächung des freien Glaubenslebens und empfehlen dagegen das freie Gebet. Der ſchlagendſte Beweis für Geltung und Werth der Liturgie ſcheint mir darin zu liegen, daß ſowol bei einzelnen Geiſtlichen als bei ganzen Gemeinden gerade in den der Liturgie abgeneigten Kreiſen zuletzt doch gewiſſe Formen, Ausdrucksweiſen, ja ganze Gedankenreihen ſich feſtſetzen, die dem Charakter einer Liturgie entſprechen. Warum denn nicht lieber die Edelſteine und Perlen aus dem Kirchenſchatze auswählen und in ein ſchön Geſchmeide faſſen, als ſich auf zufällige Inſpiration des einzelnen jeweiligen Predigers verlaſſen? Das hat auch Luther wohl gewußt, er hat gefühlt, daß in der heiligen Meſſe Beſtandtheile von echtem chriſtlichen Gehalt als Edelſteine verborgen liegen" u. ſ. w. Referent meint, daß in den hier mitgetheilten Aeußerungen des Verfaſſers wol Grund liege zu der Hoffnung, daß derſelbe im Laufe der Zeit von der beſchränkten zur echtchriſtlichen Religionsanſicht durchdringen werde.

Nun liegt aber der Inhalt des obengenannten Buchs nur zu einem Theil auf dem Gebiet der Religion, der andere Theil gehört dem Gebiet der Kunſt. Der Verfaſſer ſagt, er wolle keine Kunſtgeſchichte en miniature, noch weniger eine erſchöpfende Ueberſicht der Kunſtwerke geben, ſondern Eindrücken und Gedanken, wie ſie ſich entwickeln, Sprache und Ausdruck leihen.

Nun bemüht ſich der Verfaſſer ganz conſequenterweiſe, ſeine Anſichten über Kunſt mit ſeiner lutheriſch-religiöſen Grundanſicht in Verbindung zu ſetzen, ungefähr in folgender Weiſe. Er ſpricht von der Plaſtik und ſagt: „Das Nackte iſt dem vom Geiſte Gottes ergriffenen Menſchen widrig ſeit der Zeit, da Gott der Herr dem Menſchen Röcke machte von Fellen und zog ſie ihnen an"; kurz darauf ſagt dann der Verfaſſer, als er von der mediceiſchen Venus ſpricht: „Ich bekenne gern, daß ich gerade an dieſen herrlichen Formen des ſchönen menſchlichen Körpers am meiſten erkannte, welch ein Zauber für die Sculptur gerade in der Behandlung des Nackten liegen muß." Ob dieſe zwei Anſichten miteinander in Harmonie ſtehen oder nicht, überlaſſe ich dem Leſer zur Begutachtung; die Aufgabe einer chriſtlichen Aeſthetik iſt auch nach Ulrici noch zu löſen.

In den Urtheilen über Künſtlerthum, Kunſtwerke und Kunſt ſagt unſer Verfaſſer in ſeinem Buch manches zutreffende Wort, das leider nicht oft geſagt und ſeltener befolgt wird; ſo heißt es z. B. (S. 59): „Man muß alle Kunſt zunächſt für ſich treiben. Wer dichtet, muß für ſich dichten, weil er es nicht laſſen kann; wer malt, muß für ſich malen, weil er die Geiſter, die ihn umwandeln, ins Land der Lebendigen verſetzen, oder das ſtumme Entzücken ſeines Herzens in Farbentönen reden laſſen will. Ja, endlich in der Religion verhält es ſich auch ſo: wer ſich bekehrt, der muß ſich allererſt für ſich bekehren." Sehr paſſend ſcheint mir, was er über Fieſole, welcher Fra Angelico genannt wird, ſagt: „Der Engelbruder muß wol das Herz im Himmel und einen Himmel im Herzen gehabt haben, daß er ſo hat malen können! Er hat die Engel zu malen verſtanden wie Keiner, ihre Hoheit, ihre Beugung und wie ſie es gelüſtet zu ſchauen in das Geheimniß. Seligkeit und Wonne des ewigen Lebens liegen auf den Angeſichtern ſeiner Heiligen, ein Entzücken in ihren Augen, als habe er jedesmal, ehe er malte, eine Viſion gehabt."

Endlich theile ich noch ein Wort über Rafael mit: „Es iſt nicht das Einzelne, was Rafael voraushat, wie jene Schulmärchen erzählen, daß er einen vollſtändigen Kreis aus freier Hand habe zeichnen können, ſondern das Ganze, die Harmonie ſcheint mir der Vorzug zu ſein, der Rafael unſtreitig auf die Höhe der Malerei ſtellt. Was bei den Meiſtern der Reihe

nach als Virtuoſität in Einer Weiſe hervortritt, da[...]
ihm in Eins zuſammen. Die Inſtrumente, welche di[...]
gehenden ſo ergreifend im Solo ſpielen, ſie tönen u[...]
bei Rafael in eine wunderſame, himmliſche Sympho[...]
men, davon das Herz voll wird, wenn es ſie vernimm[...]
ſeine Cäcilie die Orgel ſinken läßt, weil ſie die h[...]
Heerſcharen ſingen hört, ſo meint man, Rafael laſſe [...]
ſel ſinken, weil er die Engel malen ſieht. Dabei iſ[...]
klar, ſo einfach, ſo ganz in dem Sehkreis des Beſch[...]
Jeder gerade ſo viel davon genießt als er Genußfähi[...]
bringt; je geebneter der Weg vom äußern Auge zu[...]
deſto mehr der herrlichen Gabe zieht ein unter de[...]
läute des Herzens."

Zum Schluß meines Berichts führe ich noch [...]
an: der Verfaſſer ſagt, es ſei beſſer, keine Kenntni[...]
Kunſtgeſchichte zu haben, als jene nebelhafte Kunſtke[...]
mit ihren armſeligen Begriffen „niederländiſche Schu[...]
rige Farbe", „reiche Gewandung" u. ſ. w., durch [...]
Selbſtthätigkeit gebunden und wegen vermeintliche[...]
Wiſſens das demüthige Erſt-Lernen verhindert wir[...]
der Verfaſſer ſelbſt dieſem Grundſatz treubleibt, ſo d[...]
von ſeinen äſthetiſchen Unterſuchungen noch Gediege[...]
warten haben.

Ludwig Leichhardt.

Einige der verwegenſten wie reſultatreichſten En[...]
reiſen ſind in jüngſter Zeit gerade von Deutſchen un[...]
worden, und zwar, was vielleicht charakteriſtiſch iſt, [...]
ſüdliche Landfeſten, wogegen ſich Deutſche an den En[...]
fahrten nach den arktiſchen Regionen bisher nicht be[...]
ben. Entdeckungsreiſen, die einen langen Aufenthal[...]
und unter erſtarrenden Eis- und Schneemaſſen nöthi[...]
ſcheinen für die Deutſchen etwas Abſchreckendes zu h[...]
gegen haben ſie einen Zug nach der Mittagsſonne, [...]
forſchung weiter und geheimnißvoller ſonniger Wüſte[...]
Hochgebirge und üppiger wilder Urwälder. So [...]
Humboldt, Schomburgk u. A. das ſüdliche Feſtland [...]
rika, Overweg, Barth und Vogel das Innere von [...]
Brüder Schlagintweit den Himalaja, Leichhardt da[...]
von Auſtralien. Ueber Letztern erſchien folgende Sch[...]

Dr. Ludwig Leichhardt. Eine biographiſche Skizze. N[...]
Berichte über deſſen zweite Reiſe im Innern des [...]
tinents nach dem Tagebuche ſeines Begleiters, des [...]
D. Bunce. Von Ernſt Amandus Zuchold. [...]
hardt's Porträt in Stahlſtich. Leipzig, Selbverlag [...]
faſſers. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Friedrich Wilhelm Ludwig Leichhardt iſt am [...]
tober 1813 in Trebatſch bei Beeskow geboren, wo [...]
ter Torfinſpector war. Als Kind körperlich ſchwäch[...]
terzog er ſich mit ſeltener Energie gern anſtrengend[...]
übungen und zeigte ſchon früh die Neigung, ſich in [...]
von Entbehrungen und in Ertragung vielfacher [...]
ſelbſt im Hungern zu üben. In den Jahren 183[...]
ſtudirte er Philologie in Göttingen und ging Mich[...]
zur Fortſetzung ſeiner Studien nach Berlin, wo [...]
Freundſchaft mit William Alleyne Nicholſon aus Clif[...]
ein Bündniß, welches einen ſo gewaltigen Einfluß [...]
ganzes übriges Leben und Streben ausüben ſollte. [...]
der mit dem praktiſchen Blicke eines Briten unter d[...]
denen Hülle des blaſſen und hagern jungen Mannes [...]
tigen Geiſt und energiſchen Charakter bald heraus[...]
hatte, veranlaßte ihn, das Studium der Philologie [...]
der Medicin und Naturwiſſenſchaften zu vertauſchen, [...]
ihn zu dieſem Zwecke auf die edelmüthigſte Weiſe m[...]
Mitteln, unter Anderm mit einer Summe von 10[...]
womit Leichhardt ſeinem bedrängten Vater zu Hülfe [...]

te für ihn überhaupt in jeder Beziehung. Wieder ein Bei- von jener britiſchen Hülfsbereitſchaft, die ſchon ſo vieles ſe, dem Menſchenwohl und der Wiſſenſchaft Förderliche Werk gerichtet hat! Leichhardt begleitete ſeinen edelherzigen ſchen Freund auf einer Reiſe durch Frankreich und Italien begab ſich, da in England ſich für ihn keine geeignete Si- on finden wollte, im Jahre 1841 nach Sidney, von wo August 1844 ſeine große berühmtgewordene Reiſe durch auſtraliſchen Continent nach Port Eſſington antrat. Am März 1846 langte Leichhardt, und zwar zu Schiff, wieder Sidney an, wo ihm die enthuſiaſtiſchſten Huldigungen zu- wurden. Die königliche geographiſche Geſellſchaft in London ch ihm die goldene Medaille (Patron's medal) mit ſeinem rät, welche der Präſident der Geſellſchaft, Lord Colcheſter, hardt's Freunde Nicholſon in der Sitzung vom 24. Mai 1847 ndigte, und auch die geographiſche Geſellſchaft von Frank- zeichnete ihn in gleicher Weiſe aus. Das Leichhardt'ſche buch dieſer Landreiſe iſt deutſch von Zuchold im Jahre 1851 alle erſchienen. Eine zweite Reiſe, welche ſich quer durch auſtraliſchen Continent bis zur Swan-Rivercolonie erſtrecken , trat Leichhardt noch im December 1846 an, aber Krank- , die unter ſeinen Reiſegefährten ausbrachen, und das nlaufen ſeiner Stiere und Maulthiere nöthigten ihn zur hr. Von den fürchterlichen Mühſalen, Entbehrungen und n, welche die Reiſenden auf dieſer Expedition durch die auſtra- n Wildniſſe zu erdulden hatten und unter denen außer Waſſer- gel die ihnen von wüthenden Stechfliegen und andern Inſekten ten Qualen nicht die geringſten waren, gibt das übrigens weiſe mit einiger kleinlichen Animoſität gegen Leichhardt ebene, in vorliegender Schrift mitgetheilte Tagebuch des ers Bunce einen Begriff. Im December 1847 brach rdt abermals auf in Begleitung von ſechs Perſonen, er der Schiffscapitän Claſſen aus Hamburg. Sein letz- ief iſt Mr. Macpherſon's Station, Cogoon, 3. April 1848 . Seitdem hat man von ihm und ſeinen Gefährten nichts gehört. Daß einer von ihnen noch am Leben ſein ſollte, kaum anzunehmen, und ſelbſt die Hoffnung, zu erfah- ſie umgekommen, ob verſchmachtet oder von Wilden n, nur eine ſehr ſchwache. Ausführlicheres über ſein man übrigens noch durch ſeinen Schwager Schmal- warten, mit dem er in lebhafter Correſpondenz ge- hat. Die betreffenden Papiere liegen, wie Schmalfuß Verfaſſer der vorliegenden Schrift am 13. November rieb, „vollſtändig geordnet von frühester bis letzter einer einſtigen Herausgabe bereit und ſind höchſt inter- . Die erwähnte Correſpondenz Leichhardt's iſt durch Ritter inzwiſchen an Dr. Heiſing zur baldigen Veröffent- übergeben worden.

ls Nachtrag ſind der vorliegenden Schrift einige intereſ- Briefe angehängt, welche Leichhardt von einer in den 1842 und 1843 unternommenen kleinern Excurſion 1842 Conſul W. Kirchner, zu der Zeit in Sidney, jetzt in rt a. M., richtete. Sie erſchienen urſprünglich in den er Nachrichten", Nr. 23, 26 und 31, und ſind hier mit ß Kirchner's wiederabgedruckt. Folgende Stelle aus Briefe vom 21. Februar 1843, worin Leichhardt ſeine weiſe in einer auſtraliſchen Wildniß ſchildert, ſchien uns ſonderm Intereſſe zu ſein: „In einem hohlen Baum meine Wohnung aufgeſchlagen. Vor demſelben brannte nteres Feuer. Ich lebte von Damper (einer rohen Art , wie es im Buſche üblich), Speck, Thee und Zucker. tet dieſer Beſchränktheit, ungeachtet einer Menge von nehmen Umſtänden, indem ich kochen, backen, waſchen, holen mußte, fühlte ich mich außerordentlich heiter. einſamen, großartigen Natur allein gegenüberzuſtehen, erordentlich erhebend. Man fühlt ſeine Kleinheit und he, aber man fühlt ſich in ihr als ein ihr zugehöriger Wenn ich Abends ſpät von meinen Wanderungen zur rannten Baumhöhle zurückkehrte, welche ich indeſſen mit den 10 Fuß langen Farrnbaumblättern grün geſchmückt, be- reitete ich meinen Thee und genoß mein einfaches Abendbrot, aus Damper und rohem Speck beſtehend, dann hüllte ich mich in mein Blanket (wollene Decke) und blickte in die dichter wer- dende Finſterniß hinaus oder in den geſtirnten Himmel hinein, deſſen leuchtende Sternbilder ſo groß und ruhig vor mir vor- überglitten. Allmälig wurde der Kopf ſchwerer und ſank auf den Sattel zurück, welcher mein Kopfkiſſen bildete. Um unge- fähr 2 Uhr des Morgens weckte mich die Kälte, ich mußte mein Feuer ſchüren, um dann warm und ruhig dem Morgen entgegenzuträumen." Uebrigens hatte er dabei manches Miß- geſchick zu dulden. So fiel während einer Nacht bei ſtarker Windwehe ein Farrnblatt aus ſeiner Baumhöhle ins Feuer, das Feuer lief an ihm entlang in die Höhle und ſetzte dieſe in volle Flammen. Glücklicherweiſe erwachte Leichhardt zeitig ge- nug, um herauszuſpringen und Blanket und die Blätter weit hinauszuwerfen. An einem Tage, während er mit Pflanzen- trocknen beſchäftigt war, verbrannten ihm mehre Bücher, Pa- piere und ſein Hemd. Sein Pferd lief ihm zwei mal davon, und er hatte es ungefähr 10 Meilen weit wiedereinzuholen. Auf dieſen kleinern Excurſionen, durch die er ſeinen Körper und Geiſt ſtärkte und ſeine Erfindungsgabe ſchärfte, lernte ſich Leichhardt an Strapazen und Gefahren gewöhnen, aber auch die Mittel kennen, welche den Menſchen in Stand ſetzen, ihnen Trotz zu bieten. Sie waren die Vorbereitungsſchule, durch die er ſich für ſeine große ſpätere Reiſe tüchtig und geſchickt machte.

H. M.

Eine Anthologie vom kosmopolitiſchen Standpunkt.

Jener kosmopolitiſchen und univerſellen Richtung, welche der höhern deutſchen Bildung eigenthümlich iſt, verdankt fol- gende lyriſche Sammlung ihre Entſtehung:

Lieder aus der Fremde. Herausgegeben von Hermann Harrys. Hannover, Rümpler. 1857. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Friedrich Bodenſtedt überſetzte für dieſe Sammlung Stücke aus dem Ruſſiſchen, Serbiſchen, Altböhmiſchen und Eng- liſchen; Adolf Elliſſen aus dem Ruſſiſchen, Illyriſchen und Neugriechiſchen; Freiligrath aus dem Engliſchen; Emanuel Geibel aus dem Italieniſchen und Spaniſchen; Otto Gildemei- ſter aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen; Karl Gödecke aus dem Portugieſiſchen und Türkiſchen; Moritz Hartmann und Ludwig Pfau in Paris aus dem Bretoniſchen; Paul Heyſe aus dem Spaniſchen, Italieniſchen, Engliſchen, Franzöſiſchen und Altfranzöſiſchen; A. Kaufmann aus dem Norwegiſchen und Engliſchen; A. F. v. Schack aus dem Perſiſchen und Por- tugieſiſchen; W. Wolfſohn aus dem Engliſchen und Fran- zöſiſchen (darunter ein Gedicht von Marc Monnier an Ber- thold Auerbach); Kertbeny aus dem Ungariſchen; der Her- ausgeber ſelbſt aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen u. ſ. w. Die Sammlung ſtellt ſomit eine ganz intereſſante ethnographiſche Muſterkarte älterer und neuerer Lyrik dar, und zeugt faſt durch- gängig von großer Formengewandtheit der Ueberſetzer, die rück- wirkend wieder auf die Originalproductionen dieſer Dichter nicht ohne Einfluß geblieben ſein mag. Die Kunſt des Anempfindens und Anformens erklärt in unſerer neuern deutſchen Lyrik überhaupt ſo manches Geheimniß. Am traulichſten und heimlichſten fan- den wir uns durch die verwandten Klänge und Empfindungen in den Ueberſetzungen aus dem Engliſchen angeſprochen, und faſt am meiſten fühlen wir uns dem Herausgeber zu Dank verpflichtet wegen ſeiner Uebertragungen der bedeutendſten Ge- dichte des originellen Thomas Hood, der in Deutſchland bis- her viel weniger bekannt war als er zu ſein verdient. Wir finden in den Anmerkungen am Schluſſe des Buchs folgende Angabe in Betreff Hood's: „Thätig und vielſeitig wie Wenige, mit einigen ſeiner Dichtungen wirkſamer als kaum einer ſeiner Zeitgenoſſen, konnte ihm doch nur durch Berufung an Robert

Peel das Bett, welches die Gläubiger dem Sterbenden wegnehmen wollten, ſo lange retten, bis er todt war (3. Mai 1845). Zehn Jahre ſpäter weihte England dem Liebling ſeines Volks ſein Denkmal ein (15. Juni 1855), worauf ſein mächtiges, durch alle Volkskreiſe noch lebendiges „Lied vom Hemde“ durch die Inſchrift vertreten iſt: „He sang the song of the shirt.“ Dies Gedicht, zuerſt im „Punch“ gedruckt, rief Parlamentsacte und zahlreiche Vereine zu Gunſten der londoner Näherinnen hervor. Daneben nennt das Denkmal von ſeinen Gedichten „Die Seufzerbrücke“ und „Eugen Aram's Traum“. Sämmtliche drei Gedichte finden ſich hier von Hermann Harrys überſetzt. Aus der „Seufzerbrücke“, der rührenden und in überaus melodiöſen Verſen geſchriebenen Elegie auf ein gänzlich unbekannt gebliebenes Mädchen, deſſen Leiche in der Themſe gefunden wurde, theilen wir hier nur folgende paar Strophen als Ueberſetzungsprobe mit:

Ach, heißt das Armen ein
Chriſtlich Erbarmen weih'n?
Ueber den Wahn!
Häuſer, ſo weit ſie ſah,
Und keine Hütte da,
Ihr aufgethan! *)

Vater nicht, Mutter nicht,
Schweſter nicht, Bruder nicht —
Keinem verwandt!
Liebe — o herbes Loos! —
Sank ihr im Sturmgetos,
Selber aus Gottes Schoos
Schien ſie verbannt!

Man muß mit den Schwierigkeiten, welche das Original dem Ueberſetzer bietet, bekannt ſein, um dieſe vergleichsweiſe trefflich gelungene, freilich etwas freie Bearbeitung nach Verdienſt würdigen zu können. **H. M.**

*) Im Original:

Oh, for the rarity
Of christian charity
Under the sun!
Oh, it was pitiful!
Near a whole city full,
Home had she none!

Notizen.

Helmina von Chézy und ihre Zeitgenoſſen.

Nur zu oft haben uns literariſche Erzeugniſſe und andere Erſcheinungen Gelegenheit geboten, den Mangel an Discretion und Pietät zu rügen, der unſerer Generation eigenthümlich iſt. Aber ſelbſt das Normalmaß, an das wir in dieſer Hinſicht allmälig uns zu gewöhnen gelernt haben, überſteigt eine Reihe von Mittheilungen, die unter dem Titel „Aus dem Leben einer deutſchen Dichterin“ im „Morgenblatt“ in längern Fortſetzungen nach und nach erſchienen ſind. Dieſe deutſche Dichterin iſt Helmina von Chézy, und der Verfaſſer der Mittheilungen, wie man verſichert und kaum auch von dem Verfaſſer ſelbſt verheimlicht wird, Derjenige, welcher mehr als irgendein Menſch zur Pietät gegen die Verſtorbene verpflichtet wäre. Die Familie, welcher die Geſchilderte und der Schildernde angehören, bietet das ſeltene, vielleicht einzige Phänomen, daß in ihr die poetiſche Begabung von der Urgroßmutter bis zum Urenkel forterbte. Anna Luiſe Karſch, zu ihrer Zeit die „deutſche Sappho“ genannt, vererbte dieſe Begabung auf ihre Tochter, die Freiin von Klencke, dieſe auf ihre Tochter Helmina, dieſe auf ihren älteſten Sohn, den Novelliſten Wilhelm von Chézy, während der jüngere, der von der Mutter begünſtigte Max, ein nicht unbeträchtliches Talent für die Malerei beſaß. Zugleich aber ſcheint in dieſer Familie auch die Neigung zu einem abenteuerlich unruhigen und zigeunerhaften Leben, beſonders aber der Geiſt der Unverträglichkeit erblich geweſen zu ſein. Die Karſch war zwei m[…] lich verheirathet, ſie wurde von ihrem erſten M[…] den und trennte ſich von ihrem zweiten; die Freiin […] wurde ebenfalls von ihrem Manne geſchieden, Hel[…] gleichfalls von ihrem erſten Gatten, dem Herrn von […] ſchieden und trennte ſich von ihrem zweiten, dem […] Orientaliſten von Chézy, und Wilhelm von Chézy ſch[…] nigſtens von ſeiner Mutter oder dieſe von ihm. […] wähnten Mittheilungen über Helmina von Chézy […] wollen wir durchaus nicht in Abrede ſtellen, daß ſi[…] unterhaltender, zum Theil pikanter Art ſind und […] rakteriſtiſche Beiträge zur Kenntniß des nichtigen […] gewiſſen geſellſchaftlichen Kreiſen wie einzelner Per[…] enthalten, welche vor vier oder fünf Decennien vo[…] zu machen wußten. Große Achtung und Ehrerbiet[…] die Geſellſchaft, die uns in dieſen Mittheilungen […] wird, allerdings nicht; aber man höre, wie der […] Perſonen, welche in ſeine Hände zu fallen das Un[…] ſchildert! Von der Dichterin Luiſe Brachmann ſagt […] äußere Erſcheinung war die einer welken Rübe“, u[…] Regierungsrath Giſecke, dem Schwiegervater Vogel[…] ſtein's: „Er war wol der verdrießlichſte alte Mann […] Verſtopfung litt, zu Hauſe unausſtehlich.“ In ab[…] Weiſe ſchildert er die noch lebende Matrone Fann[…] „Die geſchminkten hohlen Wangen mahnten mich […] angeſtrichenen Todtenſchädel. Wenn ſich die dürre […] wegte, wunderte ich mich, das Klappern des Ge[…] zu vernehmen. Fanny war der Großſprecherei zug[…] log, daß ihr völlig der Dampf aus dem Halſe ſt[…] noch empörender ſind die klatſchhaften Mittheilunge[…] wiſſe Familienverhältniſſe Ludwig Tieck's. Das geh[…] das Capitel der berühmten deutſchen Gemüthlichkeit […] tung! Dem verſtorbenen Theodor Hell wirft er vor, […] Verhältniß zu dem weiblichen Geſchlecht zügellos […] ſein und von der Befugniß geiſtreicher Leute, häßl[…] Misbrauch gemacht zu haben u. ſ. w. Helmina […] ſelbſt erſcheint in ſeiner Darſtellung zwar als eine […] dabei aber zänkiſche, unverträgliche, durchaus läch[…] ſon. Zu ihren „ungelegten Eiern“ bemerkt er, w[…] wol die angekündigten „Denkwürdigkeiten“ gehört […] ruft dann aus: „Schade, daß es nicht zum Legen […] iſt!“ Aber das Ei, um in der zuweilen etwas vulgär[…] des Verfaſſers zu ſprechen, iſt, wie man uns berichte[…] gelegt und die Henne dürfte in Geſtalt eines Buchs […] ſpäter daraus hervorkriechen. *)

*) Nicht in der Abfaſſung, aber in der Veröffentlichung […] lichen gegen die Chézy'ſchen Mittheilungen gerichteten […] ſoeben Robert Prutz in Nr 27 des „Deutſchen Muſeum[…] kommen.

Deutſche Literatur in England.

Von den engliſchen Blättern widmet gegen[…] mentlich die „Saturday review“ deutſchen literariſch[…] niſſen große Aufmerkſamkeit. So brachte ſie in […] Ueberſicht über mehr als ein Dutzend neu erſchienene[…] Bücher, worunter Geibel's „Neue Gedichte“, „Un[…] K. Lehrs' „Populäre Aufſätze aus dem Alterthum“ […] „Celtiſche Forſchungen“, Brandes' „Das ethnograph[…] hältniß der Kelten und Germanen“, Karl Schwarz' […] ſchichte der neueſten Theologie“, Volkmar's „Die Re[…] und ihre neueſte Entwickelung“, Bunſen's „Gott i[…] ſchichte“ u. ſ. w. Während die einheimiſche deut[…] Geibel's „Neuen Gedichten“ faſt übereinſtimmend […] ſpendet, erklärt der engliſche Berichterſtatter von ihne[…] befriedigt zu ſein als von ſeinen frühern. Nach Ged[…] „König Sigurd's Brautfahrt“ und „Alfſonne“ od[…] weh“ in den „Juniusliedern“ habe er ſich vergeb[…] ſehen. „Valer und Anna“ ſei eine deutliche Nachah[…]

n's, mit Ausnahme der — von dem Berichterſtatter citirten, er in dem engliſchen Blatte durch ſtörende Druckfehler ver= ſtalteten — Stelle „Ja, ſchwer iſt jeder Abſchied" u. ſ. w., : vielleicht mehr als bloße Nachahmung ſei. Doch zeigten h überall Spuren von des Dichters anmuthiger Phantaſie id das „Waldgeſpräch" ſei namentlich charakteriſtiſch. Dem eologiſchen Werke von Schwarz wird außer andern Vorzügen n „easy and forcible style" nachgerühmt und dann bemerkt: lt should most unquestionably be translated." In Betreff s Bunſen'ſchen Werks („written in true Bunsenic style") ird bemerkt, daß, was man auch von ſeinen theologiſchen nſichten denken möge, doch in England über die Correctheit iner politiſchen Meinungen nur Eine Stimme ſein könne, und an angeführt, daß, wie es heiße, in den Vereinigten Staa= n eine Ausgabe dieſes Werks, welche auf etwa 100,000 Exem= are berechnet ſei, vorbereitet würde. Ein ſehr lobender Be= ht in der „Literary gazette" über Max Ring's hiſtoriſchen man: „Milton und ſeine Zeit", hat uns deshalb überraſcht, il ſonſt die Briten Ausländern nicht gern eine tiefere Kennt= i ihrer Geſchichte und innern Verhältniſſe zugeſtehen und tſche hiſtoriſche Romane überhaupt meiſt unbeachtet laſſen. r wird aber geradezu geſagt: „Kaum können wir von der t, wie Ring ſeine Aufgabe gelöſt hat, in zu lobendem Tone chen, und ſicherlich werden engliſche Leſer mit freudiger erraſchung ſeine anſchauliche Schilderung eines der inter= nteſten Abſchnitte der engliſchen Geſchichte verfolgen. . . . n Brite könnte ein genaueres und lebensähnlicheres Bild Zeit, in welcher Milton blühte, aufſtellen, als Ring es in em Buche ſkizzirt hat." Es wird bei dieſer Gelegenheit erkt, daß es ſelbſt unter den gebildetſten Engländern nur ige geben dürfte, welche ſo gut wie der regierende König Baiern in der Geſchichte des engliſchen Gemeinweſens Be= id wüßten.

Eine Anzahl chriſtlicher Novellen von Victor von Strauß, bei dieſer Gelegenheit von einem engliſchen Blatte zum on erhoben wird, iſt in engliſcher Ueberſetzung von . Stanley Carr unter dem Titel „Religion in earnest" ienen. Jenes Blatt bemerkt darüber: „Dieſe Erzählungen, nd ſie auf der einen Seite religiöſe Wahrheiten predigen erklären, ſchildern andererſeits in lebendiger Weiſe ge= Seiten des häuslichen und geſellſchaftlichen Lebens in land, mit denen flüchtige Reiſende bekanntzuwer= wenig Gelegenheit haben. Der geiſtliche Stand, das volk und der Mammon ſind hauptſächlich die Kreiſe, n dieſe getreuen Lebens= und Charakterſchilderungen ent= t ſind."

H. M.

Bibliographie.

Ampère, J. J., Hilda, oder das Chriſtenthum im 5. Jahr= hert. Erzählung. Ins Deutſche übertragen von J. Ebers= g. Schaffhauſen, Hurter. 8. 15 Ngr.

Anderſen's, H. C., ſämmtliche Werke. Vom Verfaſſer gte Ausgabe. 9ter Band: Sein oder nicht ſein. Leipzig, emann. 8. 1 Thlr.

Dantiskus, J., Des ermländiſchen Biſchofs, und ſeines ndes N. Kopernikus, geiſtliche Gedichte. Nach den Aus= en von Kardinal Hoſius und Profeſſor Broski herausgegeben überſetzt von F. Hipler. Mit dem Leben und Bildniſſe Dantiskus. Münſter, Theiſſing. 8. 1 Thlr.

Emerſon, R. W., Engliſche Charakterzüge. Deutſch F. Spielhagen. Hannover, Meyer. Gr. 8. 1 Thlr.

Feuerbach's, L., ſämmtliche Werke. 9ter Band. — A. d. T.: Theogonie nach den Quellen des claſſiſchen, hebräi= en und chriſtlichen Alterthums. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. Thlr. 10 Ngr.

Gedichte der Troubadours, in provenzalischer Sprache. Zum ersten Mahl und treu nach den Handschriften herausgegeben und mit kritischen Anmerkungen versehen von C. A. F. Mahn. 1ster Band. 1ste bis 5te Lieferung und 2ter Band, 1ste und 2te Lieferung. Berlin, Dümmler. 1856—57. 8. à 15 Ngr.

Gerſtäcker, F., Aus dem Matroſenleben. Leipzig, Ar= nold. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Giebel, C. G., Tagesfragen aus der Naturgeſchichte. Zur Belehrung und Unterhaltung für Jedermann vorurtheilsfrei beleuchtet. Berlin, Boſſelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Glaubrecht, O., Fluch und Segen. Erzählung für das Volk. Eisleben, Chriſtlicher Verein für das nördliche Deutſch= land. 12. 5¼ Ngr.

Goldmann, W., Der Mensch und sein Charakter. Ein psychologischer Umriss. Halle, Schmidt. Gr. 8. 12½ Ngr.

Heim, Adele, Wahnſinn kein Scheidungsgrund. Zeit= novelle. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Hutterus, J. M., Gedichte. Trier, Lintz. 16. 20 Ngr.

Jeſſen, W., Geiſteskrankheit als Eheſcheidungsgrund. Mit Rückſicht auf die Verhandlungen des Hauſes der Abge= ordneten in Preußen. Kiel, Schwers. Gr. 8. 10 Ngr.

Kreuſer, J., Mahnendes und Unaufgeklärtes. Liebes= büchlein in Reimen. Regensburg, Manz. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Marka, Die Sage vom Heilingsfels. Leipzig, O. Wigand. 16. 20 Ngr.

Neumann, W., Principien der ſocialen Ordnung. Leip= zig, Gerhard. 8. 20 Ngr.

Hamburger Novellen. 1ſter bis 3ter Band. 1. Zehn Jahre nach dem großen Brande. Novelle aus dem Hambur= ger Volksleben. 2. Eine Dame von Stande. Novelle aus dem Hamburger Volksleben. 3. Profeſſor Büſch, oder Hamburg vor 100 Jahren. — Die Franzoſen in Hamburg. Hamburg, Richter. 1855—57. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Room, E., Anemonen und Myrthen. Vermiſchte Gedichte. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Schildereien aus dem Tagebuche des Johannes Clericus. München. Gr. 16. 15 Ngr.

Schnaderhüpfeln, Stanzeln, G'ſangel'n und Vierzeilige. Geſammelt und herausgegeben von G. Schönſtein. Wien, Wenedikt. 32. 6 Ngr.

Vischer, F., Kritische Bemerkungen über den ersten Theil von Goethe's Faust, namentlich den Prolog im Himmel. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 4 Ngr.

Volbeding, J. E., Jahreszeiten. Vierteljahrſchrift für die Jugend und ihre Freunde. Jahrgang 1857. 1ſtes Heft. Frühling. Leipzig, Dyk. 8. 7½ Ngr.

Der Weg zum Frieden. Ein Lebensbild in Briefen. We= ſel, Hülſemann. Gr. 8. 5 Ngr.

Zum innern Frieden. Siegen. Gr. 12. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Das traurige Andenken des bejammernswürdigen Schick= ſals, welches die gute Stadt Zittau am 23. Julius 1757, wie auch vorhergehende und nachfolgende Tage ausgeſtanden. Nebſt einigen Beylagen. Wortgetreuer Abdruck der vor 100 Jahren erſchienenen Schrift. Zittau, Schöps. Gr. 8. 2½ Ngr.

Bernoulli, C., Wo euer Schatz iſt, da iſt auch euer Herz. [Matthäi 6, 21.] Predigt gehalten am Sonntag Ro= gate den 17. Mai 1857 in der Münſterkirche zu Baſel. Ba= ſel, Schneider. Gr. 8. 2 Ngr.

Staatspolitiſche Geſinnungen des Dr. Ludwig Karl Hein= rich Freih. von der Pfordten, Miniſter=Präſident von Bayern. Nürnberg, Lotzbeck. Gr. 8. 10 Ngr.

Schöpffer, C., Das öffentliche Gerichtsverfahren und das heutige Gefängnißweſen. In ihren demoraliſirenden und ſtaatsgefährlichen Folgen dargeſtellt. Neurode, Fiſcher. Lex.=8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Eine Stimme des Auslandes über religiöſe Freiheit.

Urtheil des franzöſiſchen Rechtsgelehrten und Hiſtorikers

Eduard Laboulaye

über Bunſen's „Die Zeichen der Zeit"
und deren Bekämpfer Stahl.

Deutſch bearbeitet von **Leopold Auguſt Warnkönig.**

8. Geh. 16 Ngr.

Eine meiſterhafte Vertheidigung der religiöſen Freiheit und insbeſondere der Anſchauungen **Bunſen's** vom katholiſchen Standpunkte, aus der Feder des berühmten franzöſiſchen Rechtsgelehrten und Hiſtorikers **Laboulaye**; eine Schrift, die, wie der Herausgeber, der gleichfalls angeſehene katholiſche Rechtsgelehrte Geh. Hofrath **Warnkönig**, Profeſſor des katholiſchen Kirchenrechts in Tübingen, ſagt, „ein ſo wahres, ein ſo überzeugendes Wort iſt, daß es, obgleich mehr an Frankreich gerichtet, ſelbſt was in Deutſchland in dieſer wichtigen Sache geſchrieben wurde in den Hauptbeziehungen aufwiegt" und „von allen Gebildeten gekannt und beherzigt zu werden verdient". „Ein tiefes religiöſes Gefühl, hoher wiſſenſchaftlicher Ernſt, die gründlichſten Kenntniſſe wie der franzöſiſchen, ſo der engliſchen und deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte, Geſchichte und Literatur, eine unbefangene freimüthige Kritik und ein durchaus geſundes, in klarſter Weiſe ausgeſprochenes Urtheil, ſowie eine beneidenswerthe Darſtellungsgabe in einer zwar einfachen, aber höchſt geiſtreichen Sprache zeichnen Laboulaye unter allen jetzt lebenden Schriftſtellern Frankreichs aus. Mehr als jeder andere ſeiner Landsleute war er berechtigt und geeignet, im Streite Stahl's gegen Bunſen ein Wort mitzuſprechen."

In demſelben Verlage erſchien:

Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewiſſensfreiheit und das Recht der chriſtlichen Gemeinde. Von **C. C. J. Bunſen.** Erſtes Zehend. Briefe an Ernſt Moritz Arndt über den chriſtlichen Vereinsgeiſt und die kirchliche Richtung der Gegenwart. Dritte unveränderte Auflage. Zwei Bändchen. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bei **Gerhard Stalling** in Oldenburg ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Pericles Prince of Tyre.

A Novel By George Wilkins,
Printed in 1608, and founded upon
SHAKESPEARE'S PLAY.
Edited by Professor Tycho Mommsen.
With a Preface
by the Editor;
and an Introduction by
J. Payne Collier Esq.
1 Thaler.

Durch den Neudruck dieser Shakespeare-Novelle, deren Existenz erst seit dem Jahre 1839 bekannt ist und von der muthmasslich nur zwei Exemplare des alten Drucks von 1608 vorhanden sind, wird allen Freunden der Shakespeare-Literatur ein grosser Dienst geleistet sein. Die Namen der Herausgeber bürgen für die Echtheit des Werks und für die Correctheit des Wiederabdrucks.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Martens' & Cussy's Recueil vollständ

Recueil manuel et pratique de traités, con et autres actes diplomatiques, sur lesq établis les relations et les rapports existant hui entre les divers États souverains du glob l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Pa ron **Charles de Martens** et le baron **Ferdi Cussy.** 7 volumes. In-8. 21 Thlr.

In demselben Verlage erschienen folgende
wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique mate et du consul. In-12. 3 Thlr.

——, **Réglements consulaires des principaux ritimes** de l'Europe et de l'Amérique; fonctio tributions des Consuls; prérogatives, immunit ractère public des Consuls envoyés. Recueil ments officiels et observations concernant l'institu sulaire, les devoirs, les obligations, les droits e diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 N.

——, **Phâses et Causes célèbres du droit mari** nations. 2 vol. In-8. Geh. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis et des fonctions des agents diplomatiques et co suivi d'un traité des actes et offices divers qu ressort de la diplomatie, accompagné de pièces ments proposés comme exemples, et d'une bib diplomatique choisie. Quatrième édition, en refondue par l'auteur, avec la collaboration de F *mann.* 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. consacré spécialement aux consuls de Prusse et d États formant le Zollverein, ou l'association de et de commerce allemande, suivi d'un tableau sulats qu'ont les États de cette union à l'étran 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil des traités et conventions conclus par l avec les puissances étrangères, depuis 1763 ju jours. Par **Léopold Neumann,** docteur en droi fesseur de droit des gens à l'université de Vien mes I à III. In-8. Geh. 9 Thlr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des Europe et en Amérique depuis la paix de W jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur le du droit des gens en Europe avant la paix phalie. Troisième édition. 2 vol. In-8.

——, **Eléments du droit international.** Secon tion. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Bei R. L. Friderichs in Elberfeld erschien

Shakspere's Werke

Herausgegeben und erklärt von Dr. N. De
(Englischer Text mit deutschen erklärenden Noten.)

III. Bandes 3. Stück: King Henry IV. Part I. Preis

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für iterariſche Unterhaltung.

rſcheint wöchentlich. —— Nr. 29. —— 16. Juli 1857.

alt: Emerſon und Lewes über Goethe. Von Hermann Marggraff. — Viſcher, Erinnerungen und Eindrücke aus Grie-
nd. — Novellenquartett. Von Eduard Schmidt-Weißenfels. — Des däniſchen Etatsraths Eſchricht Vorleſungen über Kaspar Hauſer. — Notiz. — Bibliographie. — Anzeigen.

Emerſon und Lewes über Goethe.

alph Waldo Emerſon über Goethe und Shakſpeare. Aus m Engliſchen nebſt einer Kritik der Schriften Emerſon's n Herman Grimm. Hannover, Rümpler. 1857. 8. 5 Ngr.

oethe's Leben und Schriften. Von G. H. Lewes. Ueber- t von Julius Freſe. Erſter Band. Berlin, Beſſer. 357. Gr. 8. 2 Thlr.

nter allen europäiſchen Schriftſtellern neuerer Zeit keiner eine ſo einflußreiche und umfaſſende central- riſche Sendung erfüllt als Goethe, und namentlich ine Einwirkung auf England und Nordamerika von ter Bedeutung geweſen. Zu Walter Scott's frühe- Arbeiten gehört eine kräftige Ueberſetzung des „Götz Berlichingen", und ohne Zweifel ſchöpfte er aus dramatiſchen Tableau die erſte Anregung zu ſei- mantiſchen Gemälden aus dem Mittelalter und der it. Auch blieb die von den Engländern viel- derte Détailmalerei in „Werther's Leiden" wie in von Berlichingen" auf die engliſche Romanlite- bis auf Thackeray, ebenfalls einen Verehrer Goe- im Allgemeinen nicht ohne großen Einfluß. Goe- „Fauſt", von welchem Shelley zuerſt einige Bruch- übertrug und von dem man jetzt nicht weniger als ollſtändige engliſche Ueberſetzungen zählt, rief auch ngland eine metaphyſiſche Gattung der Dichtung , bald epiſch-lyriſcher, bald dramatiſcher Art, von n's „Manfred" an bis auf Charles Boner's „Cain". n's hohe Verehrung für Goethe iſt namentlich aus ſei- Widmung des „Werner" und „Sardanapal" an den chen Meiſter bekannt. Coleridge's kritiſche Aufſätze, ſo- ſie auch Goethe betreffen, Carlyle's Ueberſetzung des helm Meiſter" und Oxenford's Uebertragung der Ecker- n'ſchen „Geſpräche mit Goethe" trugen weſentlich dazu die Bewunderung für Goethe's Genius und den luß ſeiner Ideen weiter zu verbreiten. So konnte eſchehen, daß, wie ſchon früher Mrs. Auſtin ein s Buch über Goethe, „Goethe and his contempo- s", herausgab, der Engländer G. H. Lewes, nach- er ſchon früher in dem Roman „Ranthorpe" ſeine hohe Bewunderung für den deutſchen Dichter in den begeiſtertſten Worten ausgeſprochen, in unſern Tagen ſein ſchnell berühmt gewordenes zweibändiges Werk über Goethe verfaßte, das trotz einzelner Mängel als das bisher vollſtändigſte und lesbarſte biographiſche Werk über Goethe anerkannt wird, ohne daß deshalb den deutſchen Vorarbeiten und Materialienſammlungen ihr hohes oder eigenthümliches Verdienſt abgeſprochen werden ſoll. Der Nordamerikaner Emerſon ſtellt Goethe in ſeiner Schrift „Representative men" unter die ſechs Männer, die ſeiner Anſicht nach die Welt der Ideen beherrſchen und ſich in dieſe Herrſchaft theilen, und was den Antheil Goethe's an dieſer Herrſchaft betrifft, ſo iſt erſichtlich, daß ſich dieſer gerade vorzugsweiſe auf die neuern Dichter und Denker Nordamerikas erſtreckt. Es iſt richtig, daß dieſer Einfluß Goethe's namentlich in England auch auf Widerſtand und Widerſpruch ſtößt, ja daß er von Manchen ſogar als ſchädlich und verderblich bezeichnet worden iſt; aber dieſer Widerſpruch geht nicht von den leitenden Geiſtern, ſondern wie in Deutſchland von der orthodoxen Faction aus, die in Goethe einen Heiden erſter Claſſe, ja den wahren Antichriſt zu erkennen glaubt.

Carlyle nennt Goethe einen „vates", einen Seher, und er gilt ihm als derjenige Dichter, „von dem ein neues poetiſches Zeitalter begann, deſſen Ziel und Tendenz noch weit über unſer Zeitalter hinausreichen". *) In ſeinem ſibylliniſchen Buche über die „Hero worship" ſagt er von ihm, daß es keinen erhabenern Repräſentanten der ſchriftſtelleriſchen Heldenſchaft gäbe als Goethe, „dem wunderbar verliehen worden, was man wol ein Leben in der göttlichen Wahrheit nennen dürfe, aus deſſen Büchern die Welt abermals als göttlich, als Kunſtwerk und Tempel eines Gottes abgeſpiegelt, wunderſam emporſteige; ein großer, heroiſcher, antiker Mann, redend und auch ſchweigend wie ein antiker Held, unter der Geſtalt

*) Aehnlich nennt der Schwede Atterbom Goethe einen „Dichter voll Zukunft", den „Stifter einer Schule im wahren Sinne des Worts" und eine „perſönliche Encyklopädie alles Deſſen, was in der Cultur der Gegenwart Gutes zerſtreut erſcheint".

eines modernſten, feingeſitteten, hochgebildeten Gelehrten und Schriftſtellers". Wenn Carlyle es ſich nichtsdeſtoweniger verſagte, ihn unter ſeine „Heroen" aufzunehmen, ſo geſchah dies aus der vielleicht zu ängſtlichen Rückſicht auf jenen allerdings großen Theil des engliſchen Publicums, der für Goethe, wenigſtens zu der Zeit, als Carlyle ſeine Vorleſungen über die Hero worship hielt (1840), noch nicht das richtige Verſtändniß des deutſchen Dichters hatte, und bei dem es Anſtoß erregt haben würde, Goethe einem Luther und Knox zur Seite geſtellt zu ſehen. Emerſon, der eine gewiſſe Verwandtſchaft mit dem prophetenhaften Verfaſſer der „Hero worship" offenbart, nennt Goethe „die Seele ſeines Jahrhunderts", und fährt dann fort:

Die abgetrennten Einzelheiten vereinte er wieder durch das ihnen innewohnende Geſetz. Unſer modernes Daſein umkleidete er mit Poeſie. Im kleinſten Theile des großen Ganzen machte er das verborgene Leben ausfindig, den alten verſteckten Proteus, der überall dicht an uns haftet, und die dumpfe Proſa, die, wie wir behaupten, auf unſerer Zeit laſtet, iſt nichts als eine ſeiner unzähligen Masken. Den Unterſchied zwiſchen dem Geiſte und der Kunſt unſerer Zeit und des Alterthums hat er deutlich gemacht, das Weſen der Kunſt, ihr Ziel und ihre Geſetze in feſte Grenzen gebracht. Am beſten von Allen hat er über die Natur geſprochen. Er behandelt ſie, wie es die alten Philoſophen, die ſieben Meiſter thaten; mag auch die franzöſiſche Manier, Alles zu zerhacken und in Tabellen zu bringen, dabei verlorengehen: Poeſie und Humanität verbleiben uns dafür, und dieſe beiden wiſſen ebenſo viel, als wenn ſie graduirte Doctoren wären. ... Es iſt in der That faſt gleichgültig, worüber er ſchreibt. Er iſt ganz Auge und wendet ſich inſtinctmäßig dahin, wo die Wahrheit liegt. Sage etwas, er wird ſogleich wiſſen, ob es wahr oder falſch ſei. Es iſt ihm verhaßt, die Altweibergeſchichten, und wenn ſie tauſend Jahre lang den guten Glauben fürſichhatten, noch ein mal nachzubeten und ſich von ihnen zum Narren haben zu laſſen. ... Deshalb bleibt Alles, was er über Religion, Leidenſchaft, Ehre, Sitte, Beſitz, Credit, über den Glauben zu verſchiedenen Zeiten, über Vorbedeutungen, über das Glück und über was ſonſt noch weiter geſagt hat, unvergeßlich im Gedächtniß haften.

Doch wir müſſen hier innehalten, denn wenn wir alle ähnlichen Stellen hier mittheilen wollten, würden wir ſo ziemlich die ganze Emerſon'ſche Schrift abſchreiben und ein und daſſelbe Thema in vielleicht etwas ermüdender Weiſe variiren müſſen. Wenden wir uns daher zu Dem, was Lewes in ſeiner praktiſchen Art zu ſprechen über die eigenthümliche Größe Goethe's gleich im Eingange ſeiner Schrift bemerkt:

Es gibt wol unter meinen Leſern einige, welche Goethe's Anſpruch auf Größe beſtreiten. Sie werden zugeben, er ſei ein großer Dichter, aber leugnen, er ſei ein großer Mann geweſen. Indem ſie dies leugnen, werden ſie die Eigenſchaften herzählen, die ihr Ideal von Größe ausmachen, und da ihm einige von dieſen Eigenſchaften abgehen, werden ſie ſeinen Anſpruch für nichtig erklären. Ich meinerſeits, indem ich ihn einen großen Mann nenne, will damit nicht ſagen, daß er ein idealer Mann war; nicht als Muſter aller Größe ſtelle ich ihn hin. Solch ein Muſter kann Niemand ſein. Die Menſchheit offenbart ſich in Bruchſtücken. Ein Menſch iſt vortrefflich in einer Art, ein anderer in einer andern. Achill gewinnt den Sieg, und Homer macht ihn unſterblich; den Kranz geben wir Beiden. Kraft eines Genie, desgleichen die neuere Zeit nur ein mal oder zwei mal geſehen hat, verdient Goethe den Namen groß, wenn man nicht etwa glaubt, daß ein großes Genie einem
kleinen Geiſte angehören könne. Auch verdient er di
men nicht kraft ſeines Genie allein. Merck ſagt von i
er lebe, ſei noch ſchöner, als was er ſchreibe, und wir
uns ſein Leben mit all ſeinen Schwächen und Irrthü
Bild einer gewiſſen Größe, die man nicht ohne Bewe
trachten kann. Ich werde nicht verſuchen, ſeine Fehle
decken. Man mag ſie ſo hart beurtheilen, wie die
Gerechtigkeit verlangt, doch werden ſie nicht das cent
verdunkeln, das ſein Leben durchleuchtet. Er war gr
auch nur an Hoheit der Seele, an einer Hochherzig
keine Spur von Neid, von Kleinlichkeit, von Niedrig
Gedanken beflecken oder entſtellen ließ. Er war gro
auch nur in ſeiner Liebesfülle, ſeinem Mitgefühl, ſeine
wollen. Er war groß, wenn auch nur in ſeiner rieſe
Thätigkeit. Er war groß, wenn auch nur in der Sell
ſchung, welche widerſpänſtige Triebe den geraden Weg
deln zwang, den Wille und Vernunft geboten.

Was, von allen übrigen Eigenſchaften Goet
geſehen, zumeiſt dazu beiträgt, ihm die Liebe u
ehrung der hervorragenden Capacitäten Englan
Nordamerikas zuzuwenden, das iſt die innere
in Goethe, die bei ihm zugleich objectiv gewor
nämlich, daß er niemals etwas in anderer We
als wie er es fühlt und anſchaut. Man kan
Preis darauf ausſetzen, in Goethe's Dichtung
Schriften eine Strophe, eine Stelle, ja nur ei
zu entdecken, die eine bloße Phraſe und nicht
fache unmittelbare Ausdruck ſeiner innerſten Er
und Empfindung wäre, und es wird ſich Niem
den, um dieſen Preis zu verdienen. Es mag Di
Jenes in Goethe's Schriften bei Dieſem oder
Anſtoß erregen, man mag mit dieſer oder je
ſicht Goethe's nicht übereinſtimmen, aber ſte
man ſagen müſſen, ſie ſei aus ſeinem innerſt
ſen, aus ſeiner innerſten Ueberzeugung gefloſſen.
mag ihn z. B. vaterländiſcher wünſchen, als
im Ganzen und gerade zur Zeit der größte
Deutſchlands zeigte, aber da er einmal kein ſ
vaterländiſch geſinnter politiſcher Mann war un
und allein die höhere harmoniſche Ausbildun
Menſchen, unabhängig von einem beſtimmten
oder Vaterlandsboden, im Auge hatte, ſo wollte
wenigſtens nicht der Lüge ſchuldig machen, pa
Phraſen zu erkünſteln, bei denen er nichts fühl
ſprach ſich eben auch in dieſer Hinſicht ohne G
aus, wie er es meinte und für richtig hielt.
ſchwerlich kann Jemand die Ehrlichkeit und Wah
keit weiter treiben als Goethe, wenn er geſteht:
habe niemals von einem Verbrechen gehört, das i
ſelbſt hätte begehen können." Es gehört ſchon
dazu, dergleichen ſich ſelbſt zu geſtehen, wie vi
aber dazu, dies Geſtändniß vor aller Welt lau
zu laſſen. Und wir müßten Jeden für einen
ler erklären, dem dies Geſtändniß ſchaudervoll o
gerechtfertigt bedünken ſollte; es ging ja au
the's innerſter Erkenntniß von der Mangelh
der menſchlichen Natur hervor, aus der Einſich
unter Verhältniſſen Jeder zum Verbrecher werden
(und wie viele ſind Verbrecher unter erlaubt
ner Form!), wenn er eben nicht verſteht, ſeine

iebe gegen die ſchlimmern zum Kampfe zu führen d ihnen im rechten Augenblicke zum Siege zu verhel- l. Die Theologen aber am wenigſten ſollten ſich be- ſen fühlen, über dieſen Ausſpruch ihr Anathem aus- ſprechen, da ja ihr Dogma von der Erbſünde dadurch e Beſtätigung erhält, die ihnen gerade aus dieſem unde von doppeltem Werthe ſein ſollte. Jedem, der n perſönlich nähertrat, imponirte auch Goethe gerade rch dieſe Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit. n glänzendes Zeugniß in dieſer Hinſicht ſtellte ihm obi aus, wenn er an Wieland ſchrieb:

Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Un- glichkeit, Dem, der Goethe nicht geſehen noch gehört hat, was Begreifliches über dieſes außerordentliche Geſchöpf Got- t zu ſchreiben. Man braucht nur eine Stunde bei ihm ge- ſen zu ſein, um es im höchſten Grade lächerlich zu finden, er anders denken und handeln ſollte, als er wirklich denkt handelt. Hieraus will ich nicht andeuten, daß keine Ver- rung zum Schönern und Beſſern in ihm möglich ſei; aber anders iſt ſie ihm möglich, als ſo wie die Blume ſich ltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe t und ſich krönt.

Dieſe Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit iſt es denn , auf welche die Engländer und Nordamerikaner bei he den größten Werth legen. Emerſon äußert von , er habe „Dinge ſtatt bloßer Worte“ geſagt, alles Wortgepränge ſei ihm zuwider geweſen und nir- s finde ſich bei ihm bloße Rhetorik. An einer an- n Stelle ſagt er:

Goethe hat jene furchterweckende Unabhängigkeit, welche dem Verkehr mit der Wahrheit entſpringt. Lauſche auf Worte oder wende dein Ohr ab, die Thatſache bleibt be- , wie er ſie ſagte.

ieder:

glichen mit Dem, was uns in England und Amerika zu ſchreiben antreibt, ſteht Goethe's Motiv als das der t da, und die Macht beſitzt er, uns zu Dem zu begei- was uns der Wahrheit näherbringt. Dem Buche hat rch etwas von der Gewalt, etwas von der Würde zu- eben, welche in alten Zeiten den Zauber eines Buchs

Das damit von Emerſon in Verbindung gebrachte daß Goethe dieſe Eigenſchaft innerer Wahrheit mit anzen deutſchen Nation theile, dürfen wir freilich wiſſem Sinne mit dem Bewußtſein gerechten Stolzes ren, aber doch mit der Einſchränkung, daß es nur en deutſchen Schriftſtellern gelungen iſt, dieſe in- Wahrheit ſtets ohne das Hülfsmittel der declamato- n Phraſe und der prunkenden Rhetorik zur An- ng zu bringen. Welches auch die von Emer- angedeuteten Motive ſein mögen, die in England Amerika zum Bücherſchreiben antreiben, ſo finden doch in engliſchen Büchern im Allgemeinen viel we- ſchimmernde Rhetorik, bildernde Phraſeologie und ene Stiliſtik als in den deutſchen, und was Carlyle Emerſon betrifft, ſo würden dieſe wol in klarerm weniger ſibylliniſchem und orakelhaftem Tone ſchrei- wenn ſie eben nicht bei den Deutſchen in die e gegangen wären. Daher werfen auch Englän- der, die nicht derſelben Richtung angehören, dem Ver- faſſer der „Hero worship“ ſeinen zu germaniſchen Stil vor. Wenn man aber Carlyle's und Emerſon's Dunkel- heiten auflöſt, ſo kommt man doch ſtets auf einen lich- ten Kern, der keine Zweifel übrigläßt; auch iſt es im- mer die Sprache der Ueberzeugung und innern Erre- gung, in der ſie zum Publicum reden, unbekümmert darum, was davon verſtanden oder nicht verſtan- den wird. Auf populäre Wirkung rechnen ſie durchaus nicht, und auch dies ſetzt ſchon Ueberzeugung und Selbſt- verleugnung voraus. Unter unſern großen Schriftſtellern gibt es eigentlich nur zwei, Leſſing und Goethe, bei denen die innere Wahrheit auch ſtets den ihr gemäßen unzweideutigſten Ausdruck fand; denn ſelbſt Schiller, der gewiß ein Mann der Wahrheit, vielleicht aber noch mehr der Freiheit als der Wahrheit war, hat in ſeinen dramatiſchen Dichtungen dem theatraliſchen Effect Man- ches zuliebe gethan, was er bald vor ſeinem Kantiani- ſchen, bald vor ſeinem äſthetiſchen Gewiſſen nicht wol verantworten konnte. In keinem Augenblicke betreffen wir Goethe auf ſolcher Fährte. Die ſtumme Schluß- erſcheinung im „Egmont“ vielleicht ausgenommen, dient bei ihm nichts einem blos äußerlich decorativen Zweck, macht er der Ohr- oder Augenluſt des Publicums nir- gends ein Zugeſtändniß. Lieber iſt er einfach bis zur Nüchternheit, als daß er ein Wort anwendet, welches zu viel wäre und nicht zur Sache gehörte. „Er ſchafft Bilder von den Dingen“, wie Lewes bemerkt, „ſtatt Bil- der zu geben, denen die Dinge gleichen.“ Er war ſo ſehr ein Gegner aller Phraſe, daß er den Teufel, der bis dahin bloße Phraſe geweſen war, in Fleiſch und Blut ſeines Mephiſtopheles verwandelte und dadurch zeigte, daß der Teufel als cyniſcher Junker, ohne alle Inſignien ſeiner hölliſchen Majeſtät und darum nur um ſo gefährlicher, am hellen Tage noch mitten unter uns wandelt. Schon in früheſter Zeit lieferte Goethe den Beweis, wie ſehr er verſchmähte, äußern Zwecken zu hul- digen. Als der „Götz“ erſchienen war, beſuchte ihn ein Buchhändler und bat ſich, augenſcheinlich von dem Werth ſeiner Idee durchdrungen, ein Dutzend ſolcher Stücke aus, die er auch gut honoriren wolle. Goethe ging nicht darauf ein. Er hatte freilich nicht nöthig, für Honorar zu ſchreiben, aber die Ausſicht auf Beifall hat auch ihr Verführeriſches und ihr zu widerſtehen, ſetzt ſelbſt bei einem Dichter wie Goethe charaktervolle Entſagungs- fähigkeit voraus. Aber er müßte freilich nicht Goethe geweſen ſein, wenn er ſich dazu erniedrigt hätte, den von ihm ſelbſt und durch ſeine eigene Leiſtung hervorgerufenen Zeitgeſchmack auszubeuten, obſchon der Buchhändler nicht im entfernteſten daran dachte, ſeinem poetiſchen Genie irgend hemmende und beengende Vorſchriften zu machen. Lewes bemerkt bei dieſem Anlaß nur zu treffend:

Thörichtes Publicum! Hat ein Schriftſteller einmal in einer Richtung Erfolg erlangt, ſo muß er in der Richtung bleiben oder er ſetzt ſeinen Ruhm aufs Spiel; die Meinung über ihn ſteht einmal feſt, er iſt claſſificirt, und das Publicum will ſich ſeine Linien nicht ſtören laſſen. Und wiederum, wenn der Schriftſteller ſich wiederholt, dann ereifert ſich dieſes unver-

nünftige Publicum über die Dürftigkeit ſeiner Erfindung. Niemand hat ſich je weniger wiederholt als Goethe; ſeine Art war es nicht, eine Statue zu ſchaffen und dann in verſchiedenen Stoffen Abgüſſe davon zu nehmen. Er lebte, dachte, litt, und weil er gelebt, gedacht und gelitten, darum ſchrieb er. Hatte er einmal ein inneres Erlebniß im Lied verkörpert, ſo kam er nie wieder darauf zurück. Jedes ſeiner Gedichte kam friſch aus vollem Leben, blank aus der Prägſtatt ſeiner Erfindung.

Emerſon, um auf dieſen wieder zurückzukommen, ſcheint keiner andern Goethe'ſchen Schöpfung eine ſo große Verehrung zu zollen als dem „Wilhelm Meiſter". Er ſagt von ihm:

„Wilhelm Meiſter" iſt ein Roman in jedem Sinne des Worts, der erſte ſeiner Art. Seine Bewunderer nennen ihn das einzige Abbild der modernen Geſellſchaft, als wenn es ſich in andern Romanen, in denen Walter Scott's z. B., nur um Coſtüms und äußere Verhältniſſe, hier aber um den Geiſt des Lebens handelte. Jeder, der in ſeinen tiefern Sinn einzudringen befähigt iſt, lieſt das Buch mit ſtaunendem Entzücken. Einige ſtellen ihn höher als „Hamlet". Keine Arbeit dieſes Jahrhunderts kommt ihm gleich an harmoniſcher Lieblichkeit, keine iſt ſo neu, ſo gedankeneinnehmend, beſchenkt die Seele mit einer ſolchen Fülle unumſtößlicher Gedanken und ſo richtiger Einſicht in das Leben, die Sitten, die Charaktere des Menſchen.

Der Schluß des „Wilhelm Meiſter" bedünkt zwar Emerſon ebenſo lahm als unmoraliſch, dem Helden Goethe's klebten ſo manche Schwächen und Unreinheiten an, er ſuche ſo ſchlechte Geſellſchaft auf, daß das ernſte, nüchterne, engliſche Publicum an einer Ueberſetzung des Buchs wenig Vergnügen gefunden habe. Dann aber fährt er fort:

Dennoch fließt es von Weisheit über, von Kenntniß der Welt und der Geſetze, die Perſonen ſind ſo wahrhaftig und ſo zart gezeichnet, mit ſo wenig Federzügen und nicht ein Wort zu viel, und das Buch bleibt immer ſo neu und unerſchöpft, daß wir es ſeinen Weg gehen laſſen und ſo vieles Gute herauszuholen uns bequemen müſſen, als wir eben zu erfaſſen vermögen, im ſichern Gefühle, es habe die Zeit ſeiner Wirkung erſt begonnen und es werde noch Millionen Leſern dienſtbar ſein.

Zur Vervollſtändigung der Emerſon'ſchen Charakteriſtik Goethe's gehört noch folgende Stelle:

Das kann ich nicht ſagen, daß Goethe die höchſte Höhe erreichte, von der herab der Genius zum Volke geſprochen hat, daß er der höchſten Einheit ſich zum Opfer darbrachte. Er iſt unfähig, ſeinem Willen zu entſagen, auch wenn demſelben das moraliſche Gefühl entgegen wäre. Es gibt edlere Klänge im Gedicht, als er ſie jemals ertönen ließ. Es gibt Schriftſteller ärmer an Talent, doch reiner in ihrem Geſange, der in höherm Grade das Herz ergreift. Niemals kann Goethe den Menſchen ein geliebter Freund ſein. Seine Verehrung wendet ſich nicht zur Wahrheit allein, ſondern er verehrt ſie, um ſie als ein Mittel zur Bildung zu benutzen. Sein Ziel iſt die Eroberung der ganzen Natur. Die allumfaſſende Wahrheit ſoll ſeine Beute werden; er will ein Mann ſein, den nichts mehr beſticht, nichts täuſcht, nichts ſtutzig macht. Stoiſch will er ſich ſelbſt Befehle geben, ſich ſelbſt verſagen, was unerreichbar iſt, und nur eine prüfende Frage legt er den Menſchen vor: „Was kann ich von euch lernen?"

Wir haben dieſe und andere Stellen aus Emerſon's Eſſay wörtlich mitgetheilt, um zugleich den Leſern von ſeiner Manier einen Begriff zu geben. Beide Betrachtungen, die über Goethe und die über Shakſpeare, ſind von Herman Grimm der Emerſon'ſchen Schrift „Repre-
sentative men, seven lectures" entnomm
einem eigenen Eſſay des Ueberſetzers über
gleitet, in oben angezeigter Schrift in trefflich
fältiger Bearbeitung zuſammengeſtellt worden
im Jahre 1803 geboren und in ſeinem reize
hauſe zu Concord in Maſſachuſetts ein behag
führend, iſt weſentlich nur Eſſayiſt wie ſein
Tuckerman, deſſen treffliche Charakteriſtike
Dichter („Thoughts on english poets") wir
d. Bl. f. 1856 beſprochen haben. Die vo
ländern und Nordamerikanern bis zu groß
menheit gebrachte, in Deutſchland leider n
Kunſt eines literariſchen Eſſay beſteht hauptſä
ein für Jedermann leicht faßliches und leicht
des Bild des geſchilderten Dichters oder E
in kleinſtem Rahmen zu geben, in kurzen
genden Sätzen ſeine Grundeigenſchaften zur
zu bringen und den ſublimirten Geiſt aus ſ
und ſeinen Schriften zu extrahiren. Auf
Vollſtändigkeit, auf ſyſtematiſche ſtrenge D
auf Anwendung gelehrter Hülfsmittel iſt es
im entfernteſten abgeſehen. Die Hauptkunſt
faſſung eines Eſſay beſteht darin, ſich weiſe
ken und knapp zu halten, was, wie man weiß,
rigere Kunſt iſt, als ſich breit und ausfüh
zu laſſen. Der den Engländern und Nord
angeborene praktiſche Blick ſagt ihnen leicht,
ankommt und was das Weſentliche, der K
Sache iſt, wie weit man als Eſſayiſt gehen
das Publicum nicht zu ermüden und zu lang
Neigung zum doctrinären Raiſonnement und
lichen, oft pedantiſchen Motivirung hindert di
daran, gute Eſſays zu ſchreiben. Der engli
motivirt nicht, er ſtellt ſeine Sätze einfach
Poſitives hin, das keinen Zweifel übrigläßt und
keiner nähern Begründung bedarf. Was ge
geſagt. So ſind auch die leitenden Artikel i
liſchen Zeitungen wahrhafte politiſche Eſſays,
meiſten deutſchen Zeitungen dagegen umſtä
handlungen, die vom Publicum wenig gele
und daher auch wenig Wirkung ausüben.
Emerſon ſehr in Verdacht, durchaus keine
umfaſſende Kenntniß von Goethe zu haben.
von ihm wirklich gründlich zu kennen ſcheint,
allem „Wilhelm Meiſter", dann etwa noch
und Dichtung", die „Farbenlehre" und der „
ſonders der zweite Theil. Dennoch macht
über Goethe den Eindruck einer gewiſſen Vo
jedenfalls aber der Abrundung, weil es Eme
gen iſt, aus jenen Bruchſtücken des Goethe'ſ
deſſen Grundwahrheiten und Grundeigenſchaften
nen und zur Darſtellung zu bringen. Wer
nur die Sixtiniſche Madonna ſah, wird freilich
ſen Meiſter keine gründliche kunſthiſtoriſche
ſchreiben können, aber verbunden mit Dem,
ſonſt von Rafael weiß, wird das Studium
Bildes für einen geiſtreichen Mann wie Em

mmen hinreichen, über Rafael einen ſehr gedankenreichen ad ſehr lesbaren Eſſay zu ſchreiben.

In England und Nordamerika ſind die Eſſays be- nntlich außerordentlich beliebt, und gerade ſie ſind es, elche das Meiſte dazu beitragen, unter der Nation eſchmack und allgemeine Bildung zu verbreiten, ja ſelbſt e Wiſſenſchaften populär zu machen; denn wie man jenen Ländern literariſche und hiſtoriſche Eſſays ſchreibt, ſchreibt man auch Eſſays über Gegenſtände der Natur- iſſenſchaften, Aſtronomie, Agricultur, Chemie u. ſ. w. werden auch Emerſon's „Eight essays“ und „Re- resentative men“ nicht blos in ſeinem Geburtslande, ndern auch in England ſehr ſtark geleſen. Jene ſind den londoner Nachdrucken für den Augenblick ver- iffen und nur in der boſtoner Ausgabe zu haben; von eſen ſind nicht wenige Nachdrucke in England in Um- uf und auf demjenigen, deſſen ſich Herman Grimm ſeiner Arbeit bediente, befindet ſich die Angabe „Zwölf- Tauſend“. Es iſt faſt erſchrecklich daran zu denken, e gering der Abſatz eines ſolchen Buchs, wäre es von em Deutſchen geſchrieben, in Deutſchland ſein würde. ch war in Deutſchland der Name Emerſon bisher ſehr nig bekannt, und Herman Grimm bemerkt: „Faſt le, denen ich von ihm ſprach, hörten ihn zum erſten l nennen.“ Indeß hat Frederike Bremer, was Her- n Grimm nicht zu wiſſen ſcheint, in ihrem Reiſe- buche „Die Heimat in der Neuen Welt“ ſehr dan- werthe Mittheilungen über Emerſon geliefert. Auch dient Emerſon in Deutſchland gekannt und geleſen werden, obſchon wir ihn nicht ganz ſo hoch ſtellen nen wie Grimm, und zwar deshalb nicht, weil erſon's Art zu denken eine für überwiegend äſtheti- oder philoſophiſche Gegenſtände doch zu aphoriſtiſche weil er ſich in paradoxen Behauptungen, die von der einen Seite wahr ſind und von der andern tten werden können, und in einer orakelhaften oft in Ausdrucksweiſe zu ſehr gefällt, weshalb er auch Grimm oft nur dem vermuthlichen Sinne, nicht dem chſtaben nach überſetzt werden konnte. Jedenfalls iſt aber ein origineller, inſtinctiver, ſeinen eigenen Ge- folgender Denker, ein anregender Geiſt, der oft einem einzigen Gedanken blitzartig eine ganze Re- erhellt. Er gehört zu jener Claſſe neuerer nord- ikaniſcher Schriftſteller und Dichter, die, wie Alcott, nning, Parker, Longfellow, Bryant u. ſ. w., vom ſten und vorurtheilsloſeſten Standpunkt aus an der igen Vervollkommnung und Befreiung des menſch- n Geſchlechts mit redlichſtem Eifer und großem Er- arbeiten, das Vorurtheil, daß die Nordamerikaner igen Intereſſen unzugänglich ſeien, aufs glänzendſte legen und vielleicht nur die Vorläufer einer geiſti- Entwickelung und einer von der reinſten Humanität athmeten, allgemeinmenſchlichen, echtpraktiſchen Phi- phie und geläuterten Poeſie ſind, die in ethiſcher humanitärer Beziehung die alten europäiſchen Lite- ren in Schatten ſtellen werden. Von dem bloßen etiſchen Luxus, mit dem die europäiſchen Literaturen zum Theil bis zur Ueberladung decorirt ſind, wollen dieſe Männer nichts wiſſen. So ſchließt Emerſon ſeinen Eſſay über den ſonſt von ihm als Dichter wie Pſycholog und Philoſoph ſo hochgefeierten Shakſpeare mit den Worten:

Es muß zugegeben werden, daß dies nur unvollkommene Geſichte unvollkommener Männer waren. Noch wartet die Welt auf den Dichterprieſter, den Verſöhner, welcher nicht ſpielt wie Shakſpeare, nicht in Gräbern ſucht wie der leichen- traurige Swedenborg, ſondern welcher ſehen und ſprechen und handeln wird mit gleicher Begeiſterung. Denn die Er- kenntniß wird dem Sonnenſchein Glanz geben; Gerechtigkeit iſt ſchöner als geheime Vorliebe, und Liebe vereinbar mit all- umfaſſender Weisheit.

Mit Parker theilt Emerſon die Vorliebe und die Be- geiſterung für das deutſche Geiſtesleben. Hier findet er jene Wahrheit und Weisheit, nach der er ſucht, we- nigſtens im Keim angedeutet, wenn auch, wie bei Goethe, „oftmals durch das Talent verſchleiert“; ja, ſeiner Anſicht nach ſind die in der höhern Converſation jetzt gebräuchlichen Unterſcheidungsbegriffe alle deutſchen Urſprungs. Mit den meiſten hervorragenden Schriftſtellern Nordamerikas und Englands, namentlich mit Carlyle theilt Emerſon ferner die Anſicht von der hohen und wichtigen Miſſion des Schriftſtellers. Dieſe Anſicht iſt in Ländern begreif- lich, wo die allerdings ſich ſelbſt controlirende Preſſe eine einflußreiche Macht iſt, wo ſelbſt Romane wie die von Dickens, oder Gedichte wie die von Thomas Hood praktiſchen Verbeſſerungen und Reformen den Weg be- reiteten. In Emerſon's Augen ſteht der Schriftſteller da als ein Mann,

deſſen Stellung beim Aufbau der Welt vorgeſehen ward. Sei- nes Amts iſt, Bericht abzuſtatten über die Thätigkeit des wun- derbaren Lebensgeiſtes, deſſen ewig vorwärtsarbeitende Bewe- gung ſich überall bemerklich macht; ſein Geſchäft iſt, alle That- ſachen in ſeine Seele zu ſammeln und dann die bedeutenden und charakteriſtiſchen Erfahrungen daraus hervorzuheben. ... Sein Glaube iſt, daß Alles, was geſagt werden kann, auch geſchrieben werden kann; wenn es heute nicht gelingt, gelingt es morgen, und er würde darangehen, den Heiligen Geiſt zu be- ſchreiben, wenn es auch ein unfruchtbarer Verſuch bleiben müßte. Nichts iſt zu groß, zu fein, zu koſtbar: ſcheint es ein würdi- ger Vorwurf für ſeine Feder, ſo wird er es zu Papier bringen. Für ihn heißt, ein Menſch ſein ſoviel als die Fähigkeit der Darſtellung beſitzen: das Univerſum iſt ihm nichts als die Summe des Darſtellbaren. Jedes Geſpräch, jede Widerwärtig- keit gibt ihm neuen Stoff. „Ein Gott gab mir zu ſagen, was ich leide“, ſagt unſer deutſcher Dichter. ... Der Schriftſteller iſt der Mann aller Zeiten; dennoch muß er mit der ſeinigen im rechten Verhältniß zu ſtehen wünſchen. In den Augen des oberflächlichen Volks ruht freilich auf ihm und auf dem gan- zen Stande ein Schein von Lächerlichkeit, der aber dann erſt Bedeutung gewinnen würde, wenn man ſich daran kehrte.

Ja, auf dem Schriftſteller als Perſon, weil ihn die in Rangordnungen getheilte Geſellſchaft nirgends unter- zubringen weiß, weil ſeine Function kein zünftiges Ge- ſchäft, kein vom Staate verliehenes Amt iſt; aber in Wahrheit hat die Geſellſchaft doch wieder einen unwill- kürlichen großen Reſpect vor der ſchriftſtelleriſchen Arbeit im Ganzen, denn der Schriftſteller allein ſchreibt ihre An- nalen, durch ihn allein lebt ſie ein geſchichtliches unſterb- liches Leben und ohne ihn vegetirte ſie nur wie Pilz und Schwamm.

Mit großem Recht bemerkt Emerſon: „Die Geſellſchaft hat wahrhaftig kein größeres Intereſſe als das Wohlbefinden der ſchreibenden Claſſe.“ Ganz gewiß kein größeres, und namentlich verſteht der Staat ſeinen Vortheil gar nicht, wenn er die Schriftſteller immer nur als Ausnahmswesen, als Heimatloſe betrachtet und behandelt, oder ſich ihnen gar von vornherein feindſelig gegenüberſtellt und ſich in einen Kampf mit ihnen einläßt, in dem er der Natur der Sache nach nur Scheinſiege, nur augenblickliche Vortheile erfechten kann. Freilich iſt der Zuſtand der Geſellſchaft der Art, daß, wie Emerſon bemerkt, wir ſelten einem geiſtbegabten Mann begegnen, „der ſich nicht unbehaglich fühlte und das Leben mit Schrecken anſähe. Ein Anflug von Schamröthe liegt auf dem Antlitze tüchtiger und anſtrebender Männer, ihr Weſen hat etwas, als könnte leicht eine Caricatur daraus werden.“ Nicht ohne Schuld der Schriftſteller ſelbſt. Es habe eine Zeit gegeben, bemerkt Emerſon, wo der Schriftſteller eine geheiligte Perſönlichkeit war, wo er Bibeln ſchrieb, Hymnen zum Lobe der Gottheit, ſibylliniſche Verſe, lakoniſche Sentenzen, „in die Wände von Tempeln eingegraben“, und wo jedes Wort eine Wahrheit war und die Nationen zu neuem Leben erwachen ließ. Das iſt ganz richtig; nur ignorirt Emerſon hier den gänzlich veränderten Zuſtand der Geſellſchaft, die eben keine Tempel mehr hat, auf deren Wände der Schriftſteller ſeine „lakoniſchen Sentenzen“ als Geſetze für die Nationen einſchreiben könnte. Wie ganz anders die Geſellſchaft iſt, mit der es gegenwärtig der Schriftſteller zu thun hat, muß ja Emerſon ganz deutlich aus dem von ihm bewunderten „Wilhelm Meiſter“ erkannt haben.

Nächſt Goethe zählt Emerſon noch fünf große Männer zu den „representative men“ der Menſchheit, nämlich Plato den Philoſophen, Swedenborg den Myſtiker, Montaigne den Skeptiker, Shakſpeare den Dichter und Napoleon „the man of the world“. Das ganze geiſtige Daſein der Welt ſtehe da wie ein ungeheuerer Palaſt, zu dem ſechs Thore führen, jedes von einem dieſer Männer gehütet. Wer eintreten wolle, müſſe ſich einem von ihnen unterordnen; ſie ſelbſt ſtänden auf gleicher Höhe. Die Wahl dieſer Männer iſt eine ziemlich willkürliche, und in der That hat Carlyle in ſeiner „Hero worship“ eine ganz andere Liſte von Heldentypen aufgeſtellt, unter denen ſich von den von Emerſon ausgewählten nur zwei, Shakſpeare und Napoleon, befinden, außer dieſen aber Mohammed, Dante, Luther, Knox und Cromwell. Man könnte jedoch die Liſte noch unendlich variiren, man könnte für Plato Ariſtoteles, für Swedenborg Jakob Böhme, für Napoleon Friedrich den Großen, für Goethe Leſſing oder Schiller u. ſ. w. als representative men ausheben. Und wo bleiben Galilei, Milton, Newton, Spinoza, Leibniz, Rouſſeau, Kant? Es iſt überhaupt mit dem Cultus des Genius ein eigenes Ding; jeder wählt ſich ſeinen eigenen Hausgötzen, oft auch mehre. Nur vergeſſe man nicht, daß ſowol Emerſon wie Carlyle den Cultus des Genius in ganz anderm Sinne betreiben als dies gemeinhin in Deutſchland geſchieht. Wir

Deutſche huldigen mit Vorliebe dem hervorrage
dividuum als ſolchem, jene der Idee die es ve
ſegensreichen Miſſion die es durchführte, der p
Wirkſamkeit die es ausübte. Daher verſchmä
Carlyle ſowol als Emerſon alle jene ſteckbr
Perſonalbeſchreibungen, auf welche man, bis a
und Fußbekleidung herab, in Frankreich und
land ein ſo großes Gewicht legt. Emerſon
noch weiter; er betrachtet die großen Männer
einſamſtehende Größen, die Alles, was ſie ſin
ſich allein geworden ſind; ja er verſichert in ſeine
über Shakſpeare, daß große Männer ſich nic
durch Originalität als durch ihren umfaſſend
und die Höhe ihres Standpunkts auszeichnete
großer Mann ſchlage nicht eines ſchönen Mor
Augen auf und beſchließe, auf dieſem oder jen
ein großer Mann werden zu wollen; er ſchwin
mehr im Strome der Ereigniſſe mit und fühle ſ
die Ideen und die Bedürfniſſe ſeiner Zeitgenoſ
wärtsgetrieben. Menſchen, Nationen, Dichter,
werker, Frauen, alle ſeien thätig für ihn und
ein, wo ſie arbeiteten. Große geniale Kraft beſte
„daß man empfange von den Andern, die W
thun laſſe und dem Geiſt der Stunde den W
verſperre, der durch unſere Seele geht“. Und
ſagt er in demſelben Eſſay: „Leicht iſt es zu
daß Alles, was in der Welt jemals am beſten
ben und gethan ward, nicht Eines Mannes W
ſondern durch weitverzweigte gemeinſame Ar
Tauſend wie Einer, Alle von Einem Impulſe
die Hand anlegten, zuſtande kam.“ *)

Aus Lewes’ Werk über Goethe — deſſen erſt
uns in einer von J. Freſe verfaßten Ueberſetzung
ſeltener Vortrefflichkeit vorliegt, daß ſie ſich vol
wie ein deutſches Original und zwar ein gutgeſc
lieſt — haben wir ſchon oben gelegentlich einige
teriſtiſche Stellen angeführt. Dies ſchöne Wer
ſehr viel dazu beitragen, manche in Deutſchla
gegen Goethe hervorgerufene Vorurtheile für im
beſeitigen. Leider müſſen wir uns verſagen, an
des wackern Engländers den Lebensgang Goe
verfolgen. Nur Einzelnes wollen wir hervorheb
uns theils beachtenswerth und neu, theils einer
Berichtigung zu bedürfen ſchien. Im Ganzen
wir aber mit dem Vorwort des Ueberſetzers m
einſtimmen, wenn es darin heißt:

Zum erſten male iſt hier das Leben unſers Di
das reichſte nach unſerer Kenntniß, das je ein Menſ
hat — in ſeiner ganzen Fülle mit genialem Verſtän
liebevoller Wärme erfaßt; ſeine Perſönlichkeit, ſo
würdig und bezaubernd, ſo mannhaft groß und
iſt hier nach allen dieſen Seiten hin klar und ſicher
die Darſtellung iſt friſch und markig, mit individuelle
und localen Farben angenehm belebt.

*) Auf Emerſon’s neueſte jetzt in deutſcher Ueberſetzung
Schrift „English traits“ werden wir noch beſonders zu ſpre
men, da ſie an Bedeutung und thatſächlichem inſtructive
ſeine frühern Eſſays noch übertrifft.

Und ebenſo gern, und obſchon es in dem vielfach nderlichen Deutſchland ſonſt nicht Landesbrauch iſt, daß ein Kritiker auf den andern beruft, unterſchreiben wir ende Bemerkungen Adolf Stahr's, die wir in der ölniſchen Zeitung" laſen:

> In Lewes ſehen wir einen Mann an das Werk treten, mit gründlicher und umfaſſender Studienbildung zugleich e andere Bildung verbindet, die ein reiches und bewegtes eres und äußeres Leben allein zu gewähren vermag, und doch wieder allein im Stande iſt, jene congeniale Ver- dtſchaft mit einem Dichter wie Goethe hervorzubringen, en es mehr noch als der beleſenen Gelehrſamkeit bedarf, ein wahrhaft lebensvolles Bild von Goethe's Perſönlich- t vor uns hinzuſtellen. Wer es auch nicht weiß, wird es der Lewes'ſchen Darſtellung herausfühlen, daß der Ver- er derſelben gar manche der geiſtigen und ſittlichen Ent- klungskämpfe ſeines Helden ſelbſt durchgekämpft, daß er ige Wandlungen und Erfahrungen erlitten, kurz, daß er en Hauch ſeines Geiſtes" lebendig inſichträgt. Lewes deutſche Sprache und Literatur wie wenige ſeiner Lands- e ſtudirt, und zwar großentheils in Deutſchland ſtudirt. hat mehre Jahre in Deutſchland ſelbſt und eine geraume davon in Weimar gelebt, und dort neben gar manchen Zeit noch ungedruckten Documenten auch die noch leben- Tradition benutzt. Er hat ferner die Unterſtützung der der Geſchichte jener glorreichen Periode unſerer Literatur- ckelung vertrauteſten Gelehrten und Schriftſteller — ich e nur den ehrwürdigen Varnhagen von Enſe — genoſſen, ſich überhaupt nichts entgehen laſſen, was ſeine lange ereitete Arbeit irgendwie fördern konnte. Vor allem aber te er zu derſelben Eines mit, was das Weſentlichſte iſt: Liebe und verehrende Bewunderung des Menſchen und ters.

Ebenſo wenig jedoch, wie die Engländer in der Kri- das dünkelhafte Hofmeiſtern und das Verurtheilen vorgefaßten Meinungen und einſeitig theoretiſchen punkten aus lieben, ebenſo wenig laſſen ſie ſich ſie verehren und bewundern, zu jenen über- ichen hochtrabenden Redensarten hinreißen, die eutſche, oft ſelbſt ohne dabei etwas zu fühlen, ntbehren zu können glaubt, um ſeine Bewunde- auszudrücken und Alles ohne Ausnahme groß und trefflich zu finden. Es iſt dann weniger ein Ver- in in den Gegenſtand, das ihn dazu verleitet, als erliebtſein in die eigene Rhetorik und Wortmache- er bloßes künſtliches Echauffement. „Der Eng- ", bemerkt Emerſon in ſeinen „English traits", lieber zu wenig als zu viel und vermeidet den lativ." Auch Lewes macht niemals Phraſen im en Superlativſtil, er entwickelt ſeinen Gegenſtand higer Wärme aus ſich heraus und bleibt immer ſeiner ſelbſt. Nur gegen Herder läßt er gelegent- inige Animoſität blicken, zu der ihn jedoch ge- deutſche Vorarbeiten verleitet haben. Seine Ana- oethe'ſcher Dichtungen zeugt von ebenſo gründ- Kenntniß derſelben als von einem meiſt geſunden l. Auch galt er in England ſchon ſeit langem als ündlichſte Goethekenner, trotz Carlyle; und Bulwer e ſchon 1844 in ſeiner Einleitung zu ſeiner Ueber- der lyriſchen Gedichte Schiller's einen Artikel von über Goethe, der in der „British and foreign review" (Nr. XXVII) erſchienen war, „a masterly estimate, morally and intellectually". Oft haben ſeine Urtheile für uns etwas Ueberraſchendes, ſo wenn er in gründlicher Ausführung die bei Vielen ſtehend gewordene Anſicht, daß „Götz von Berlichingen" eine Nachahmung Shakſpeare's ſei, zu widerlegen ſucht. Lewes ſagt:

> In der Anlage unterſcheidet ſich dieſes Drama von Shakſpeare zunächſt dadurch, daß es mehr eine Zeit als eine Leidenſchaft darſtellt; zweitens dadurch, daß es die Freiheiten der Erzählung beibehält, ſtatt unausgeſetzt die Bühne im Auge zu haben und ihren Nothwendigkeiten ſich zu fügen; endlich drittens dadurch, daß es des einheitlichen Mittelpunkts entbehrt, um welchen alle Perſonen und Vorgänge zu künſtleriſcher Abrundung ſich ſammeln. Eine Reihenfolge von Scenen iſt es, eine Geſchichte von Epiſoden.

Auch in der Darſtellung der Charaktere findet Lewes, wie er weiter nachweiſt, den „Götz" unſhakſpeariſch, ebenſo in Betreff der Sprache. Von letzterer ſagt er:

> Sie iſt kraftvoll, maleriſch, durchſichtig, dramatiſch, aber ſie iſt nicht geſättigt mit Gedanken, nicht dunkel vor Tiefe, nicht ſchwer vor Ueberladung mit Ideen, wie das Shakſpeare eigenthümlich und oft ſein Fehler iſt. Sie hat nicht Shakſpeare's Ueberfülle und verſchwenderiſchen Bilderreichthum; ja es iſt ſehr auffallend, und zumal bei einem Jugendwerk doppelt auffallend, wie ſehr ſie alles redneriſchen Beiwerks entbehrt und bildliche Wendungen nur ihrer ſelbſt wegen zu gebrauchen verſchmäht.

Ueber den Einfluß dieſes merkwürdigen Dramas bemerkt er:

> Der „Götz von Berlichingen" war der Erſtling der romantiſchen Schule oder vielmehr der Richtung, von der dieſe Schule ausging. Sein Einfluß ging in weite Kreiſe; Walter Scott's hiſtoriſchem Talent, welches die Anſchauungen Englands über die Vergangenheit umgeſtaltet und der Geſchichte neues Leben geliehen hat, gab es den Anſtoß und die Richtung; es machte das Mittelalter zu einem Gegenſtande eifrigen und allſeitigen Studiums; es entſchied das Geſchick des franzöſiſchen Trauerſpiels in der deutſchen Literatur u. ſ. w.

Ziemlich müßig finden wir dagegen die Betrachtung, wie es kam, daß Goethe kein Shakſpeare geworden, und welche mit den Worten ſchließt:

> Mit einem Zuſatze von Schiller's beſtem Lebensblut wäre Goethe ein Shakſpeare geworden, aber wie ihn die Natur einmal gemacht hatte, war er — kein Shakſpeare.

Dafür aber war er eben Goethe! Im Uebrigen müßte man aus unſern Theaterräumen erſt das moderne Damenpublicum und die blaſirte Männerwelt entfernen, überhaupt erſt die kräftigen Sitten und ungenirten Geſellſchaftszuſtände, wie ſie zur Zeit Shakſpeare's herrſchend waren, zurückführen, wenn von einem zweiten Shakſpeare die Rede ſein ſollte. Auch wiederholt ſich die Natur niemals, und ebenſo wenig als künftige Zeiten einen neuen Homer, einen Aeſchylus, einen Calderon, einen Dante als bloße Abdrücke dieſer Dichter haben werden, ebenſo wenig werden ſie einen Shakſpeare oder Goethe mit allen jenen Eigenthümlichkeiten haben, wodurch ſie eben Shakſpeare und Goethe waren.

Wir ziehen als Probe noch ein Urtheil aus, das über „Werther", von dem Lewes unter Anderm bemerkt:

> Der „Werther" wird heutzutage wenig geleſen und verdient es doch ſo ſehr. Der Stil darin iſt meiſterhaft. Nach ſo klaren ſonnigen Bildern, nach ſolcher Fülle von Leben, nach

ſo feiner zarter Einfachheit durchſucht man die ganze deutſche Literatur vergebens. Die Sprache iſt ein ſteter Strom von Muſik; in den Grenzen der Proſa erfüllt ſie alle Bedingungen der Poeſie — lieblich wie das Rauſchen fallender Waſſer und voll ſüßer Melancholie wie ein Herbſtabend.

Wir erinnern hierbei an Carlyle's Behauptung, wonach dieſes „wundervolle Werk in der That als der Urahn alles Deſſen betrachtet werden darf, was ſeitdem in der Literatur populär geworden, wovon es, ſoweit Tendenz und Geiſt in Frage kommen, immer noch das lehrreichſte Vorbild iſt, denn nirgends iſt es, ausgenommen in ſeinem Vaterlande, bisjetzt veraltet", und an Bulwer's Urtheil, daß zwar eine Seite der „Nouvelle Heloïse" mehr rhetoriſche Beredtſamkeit enthalte als der ganze „Werther", aber dafür auch eine Seite des „Werther" mehr Natur als die ganze „Nouvelle Heloïse". Von der „Stella" behauptet Lewes wol mit Recht, daß, etwa zwei von ihm angeführte kleine Stellen ausgenommen, von einem großen Dichter wol noch nie ein armſeligeres Werk geſchaffen worden als eben „Stella".

Am liebſten läßt Lewes Goethe mit ſeinen eigenen Worten ſprechen; ſonſt bedient er ſich nur der beglaubigtſten Erzählungen, wozu die romantiſchen Erfindungen des Kindes Bettina bekanntlich nicht gehören. Von Goethe's eigenen Mittheilungen läßt er ſich ſo leicht keine bezeichnende entgehen. Da finden wir folgende Aeußerung, die Goethe als ſehr junger Menſch in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" niederlegte: „Römerpatriotismus! davor bewahre uns Gott wie vor einer Rieſengeſtalt! Wir würden keinen Stuhl finden darauf zu ſitzen, kein Bett darauf zu liegen!" Daß Goethe dieſem Grundſatz bis in ſpätere Jahre treugeblieben, beweiſt jener Brief an Schiller aus dem Jahre 1798, deſſen wir ſchon in Nr. 25 d. Bl. gedachten und worin er behauptet, „daß der Patriotismus und ein perſönlich tapferes Benehmen ſo gut wie der Ariſtokratismus und das Pfaffenthum ausgeſtorben ſeien". Aehnlich dachte im Grunde Schiller auch; in einem ſeiner Briefe an ſeine Braut Charlotte von Lengefeld wünſcht er ſich Glück dazu, nicht in einer Zeit zu leben, wo eine That wie die des Arnold von Winkelried möglich ſei: eine bei dem Dichter des „Wilhelm Tell" etwas auffallende Aeußerung, die ihm auch von ſeiten ſeines geliebten Lottchen eine Strafrede zuzog. Soviel beide Männer ihrer Nation auch geweſen, ſo hätten ſie ihr doch noch unendlich mehr ſein können, wenn ſie in jener ſchlimmen Zeit, wo ihre Stimme vom äußerſten Gewicht war, dieſe für ihr bedrängtes Vaterland erhoben, der Schlaffheit mit aller Macht ihrer Rede und ihres Geiſtes entgegengearbeitet und auf die Belebung des Patriotismus direct zu wirken geſucht hätten. Sich einem Parteiintereſſe zu verſchreiben, verträgt ſich mit der Miſſion eines Dichters allerdings ſehr wenig, aber eine echte vaterländiſche, kriegsmuthige Geſinnung wird dieſer Miſſion nur eine höhere Weihe ertheilen und ſchließt humane Geſinnung und Eifer für höhere Menſchenbildung keineswegs aus. Aeſchylus, Sophokles, Pindar, Dante, Camoens, Shakſpeare, Klopſtock — ſie alle waren Patrioten. Zwar

finden ſich in Goethe's Werken und namentli
Geſprächen mit Eckermann zerſtreut viele ſehr
litiſche Sentenzen, die aber meiſt ebenſo gut
einem indiſchen oder chineſiſchen Weltweiſen
könnten. Der junge Goethe fragt einmal, und
einer Zeit, wo er, von einem beſſern Inſtinc
am „Götz" arbeitete: „Wenn wir einen Pla
Welt finden, da mit unſern Beſitzthümern zu r
Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decke
wir da nicht Vaterland?" Lewes bemerkt dazu
Lebenlang, ſcheint es, führte ihn dieſe Sophiſ
Schiller allerdings appellirte bisweilen an das V
gefühl, aber dieſe Ausſprüche ſind auch bei ih
gemein gehalten, daß ein Ruſſe oder Türke ſ
gut als ſpeciell für ihn ausgeſprochen halte
„Ans Vaterland, ans theure, ſchließ dich an
Schiller oder ließ er Jemand ſagen, aber nic
deutſche Vaterland!" Das bedingt einen groß
ſchied. In den „Wallenſtein" ſpielt die Zerrüt
der Zerfall Deutſchlands hinein, im „Wilhel
feierte Schiller ſogar den Abfall der Schwe
Deutſchen Reiche. Daß wir uns über eine ſolc
partes, über ſolche unermeßliche Verluſte als
noch freuen ſollen und auch wirklich freuen, d
große nationale Fluch, der ſich nun ſchon ſeit
derten durch die deutſche Geſchichte, ſoweit wir
ben, fortſpinnt und fortzuſpinnen droht.

Daß Lewes namentlich auch den mancherl
geſchichten Goethe's beſondere Aufmerkſamkeit
iſt begreiflich, da allerdings durch ſie ſo viele G
Dichtungen befruchtet wurden und die weibliche
denen er ſeine flüchtige Neigung widmete, ihm
als Modelle dienten. Anders kann man kam
denn es ſind dieſer Tändeleien ſo viele, daß e
iſt anzunehmen, er habe zu irgendeiner dieſer
öffentlichen Verſchleiß gekommenen und berühm
denen lieben Geſchöpfe eine wirklich tiefe, ſein
Weſen feſſelnde und erfüllende Liebe gefühlt.
täuſchte er ſie alle, vielleicht auch ſich ſelbſt. Er
poetiſcher Bildungsſtoffe; er richtete, mit jenem
nen feinen Egoismus, an alle Menſchen, nach
Ausdruck, die Frage: „Was kann ich von euch
Auch dieſe Weſen behandelte er als Stoff, an
richtete er die Frage: was kann ich von euch f
poetiſche Entwickelung lernen? Laßt ſehen, ob
zu einem Gegenſtande poetiſcher Empfindung
kann! Beſonders reizend ſchildert Lewes die
mit der Friederike von Seſenheim; ſo ſehr er
dieſes armſelige Opfer ſelbſtſüchtiger Poetenliebe
und ſich für ihre liebliche und herzige Erſchein
eſſirt, ſo findet er es doch erklärlich, wenn
nicht heimführte; denn „der Genius geht ſein
Bahn", und „Genie und Moralität ſind nich
zuſammen", wenn ſie auch „nicht unbedingt im
ſatz ſind". In den Lebensbeſchreibungen groſ
ner, meint Lewes weiter, leſe ſich das Capitel
Ehe nicht zum beſten u. ſ. w. Doch geſteht

maßung ſein würde zu behaupten, die Ehe
the's Genie gelähmt haben. Nur wenig und
ibe Goethe erfahren, wie Neigung und Ge-
ch zart verweben und ſo das Leben mit Liebe
id die Liebe ſelbſt durch ernſte Lebenszwecke
werde. Dies habe Goethe ſelbſt in den an
gerichteten Schlußverſen der „Metamor-
Pflanzen" ausgeſprochen. Was Lili betrifft,
ine jüngſt erſchienene Schrift von Jügel in
der Welt nähere Aufſchlüſſe bringt, ſo be-
ethe ſelbſt bekanntlich gegen Eckermann, ſie
gewesen, die er tief und wahrhaft geliebt
tlich auch die letzte. Lewes will dies nicht
s ſei keine Spur davon, daß er Lili mehr
ke geliebt, und will Beweiſe beibringen, die
n zweiten Bande finden werden, daß ſeine
rau von Stein und zu ſeiner Frau viel tiefer
ltiger geweſen. Wir müſſen dieſe Gegen-
gegen Goethe's eigene mit ſo großer Be-
ausgeſprochene Verſicherung bis auf weiteres
uhen laſſen.
ierte Buch, das letzte des erſten Bandes,
ſich mit dem Beginn der weimariſchen Pe-
vorzugsweiſe mit den erſten „wilden Wo-
rzüglich intereſſant iſt eine mit culturhiſtori-
licken verbundene Schilderung Weimars, das
eigener Anſchauung und durch längern Auf-
t. Park und Umgegend von Weimar kön-
ſer Schilderung ſehr zufrieden ſein, aber die
dürfte ſich von ihr wenig erbaut fühlen.
", ſagt Lewes, „iſt ſchwerfällig, langſam, un-
ne Anmuth, aber ein gutmüthiger, glücklicher,
enſchenſchlag, der ſich von Schwarzbrot und
ihrt; es iſt das dümmſte und vielleicht das
Volk, unter dem ich je gelebt habe, aber das
Schlimmſte, was man von ihm ſagen kann."
Böotier oder Ilm-Athenienſer ſah ſich Goe-
„ein Rheinländer, dem das raſche Blut die-
hts, leicht und feurig wie der Wein des Lan-
Adern floß". Es ging denn auch genial
ndiſch-luſtig genug in den erſten „wilden
er, wie Lewes ausführlicher ſchildert. Je gut-
s weimariſche Völkchen war, um ſo genialere
Streiche konnte man ihm vormachen, Goethe
zog voran, welchen letztern Lewes einen „höchſt
Charakter" nennt und von dem er „aus gu-
' berichtet, daß er öfters einen Diamantring
Doſe verkauft habe, um einen armen Dichter
er zu unterſtützen. Aber auch die Herzogin
f in das Poſſenſpiel kräftig mit ein und lebte
e zuweilen auf „Studentenart", wo dann die
eder, und zwar nicht immer die feinſten, fröh-
ie mondbeglänzten Gärten klangen. Der Band
einigen Documenten, welche die uneigennützige,
und mit nicht gewöhnlichen Geldopfern ver-
ſinnung Goethe's bekunden und Merck's Aus-
Goethe ins Gedächtniß zurückrufen: „Wer

kann der Uneigennützigkeit dieſes Menſchen widerſtehen?" Goethe, hatte ſchon früher Lewes bemerkt, habe gar wenig von jener abſtracten Menſchenliebe gehabt, welche bei ſo vielen Andern die Stelle der individuellen Liebe vertrete und jene Menſchenfreunde zu beſeelen pflege, die in ihrer Philanthropie ſo aufrichtig ſeien und doch als Ehemänner, Väter, Brüder, Freunde nichts taugten, er ſei im Gegentheil von der überſtrömendſten Liebe für Individuen beſeelt geweſen. Und zum Schluſſe des Bandes ſagt er: „Eigenthümlich iſt es, daß Jeder, der Goethe kannte, ihn liebhatte; Kinder, Frauen, Dichter, Fürſten, alle liebten ihn in einer Weiſe, wie nur ein Weſen, das der Liebe würdig iſt, geliebt werden kann." Er erinnert dabei an Carlyle's Wort: „In keiner Zeile ſpricht Goethe mit Härte über einen Menſchen, kaum über eine Sache. Er kennt das Gute, und liebt es; er kennt das Schlechte und Gehäſſige, und verwirft es, aber beides ohne Heftigkeit. Seine Liebe iſt ruhig und ſchöpferiſch; ſeine Verwerfung mehr angedeutet als ausgeſprochen." Wenn Goethe ſich ſpäter mit einiger Vornehmheit umgab und ſich abſperrte, ſo wird man ihm dies nicht verdenken wollen, wenn man weiß, mit welchen Anſprüchen er von allen Seiten beſtürmt und beläſtigt wurde. Von dem warmen menſchenfreundlichen Herzen, welches unter dieſer vornehmen Hülle ſchlug, enthält ein ſoeben erſt im „Morgenblatt" veröffentlichter Brief von Heinrich Voß dem Sohne eine Reihe der ſchlagendſten Beweiſe.

Dagegen zeigt ſich Lewes ſelbſt nicht ſehr fähig, die humoriſtiſche Seite Goethe's zu würdigen, worüber wir ſchon in Nr. 25 d. Bl. geſprochen haben. Der Humor iſt bei Goethe kein abgeſondertes Element, obſchon es ſich auch in einzelnen ſatiriſchen Spielen von wenigſtens übermüthigſter Laune ſelbſtändig geltendmacht, er durchdringt bei ihm wie ſein ganzes Sein und Weſen auch ſehr viele ſeiner Dichtungen, und Volksſcenen wie im „Egmont", ein Charakter wie Götz, ſo manche Scenen im „Fauſt", ſelbſt Mephiſtopheles, obſchon dieſer im Ganzen keine eigentlich humoriſtiſche Figur iſt, und eine gute Anzahl ſchelmiſcher Lieder und launiger Dramen laſſen ſich ohne eine reiche Ader von Humor nicht ſchaffen. So erfüllt Goethe die Foderung Carlyle's, wenn dieſer behauptet: „Der Humor iſt mit Recht als die feinſte Vollendung des dichteriſchen Genius betrachtet worden. Wer ihn nicht beſitzt, wie reich er ſonſt auch begabt ſein möge, beſitzt nur die eine Halbſcheid geſtaltender Kraft.... Nun aber können wir unter allen Dichtern von wahrhaft poetiſchem Genie uns keines erinnern, der in dieſer Hinſicht einen ſo großen Mangel blicken ließe als Schiller." Bulwer bekämpft in ſeiner „Brief sketch of the life of Schiller" ſowol die erſte Hälfte dieſer Behauptung, daß nämlich der Humor einem Dichter zu ſeiner Vollendung nöthig ſei, als die zweite, daß nämlich Schiller keine Spur von Humor beſeſſen habe. Wenn nun aber ſelbſt Schiller von Bulwer wegen „Wallenſtein's Lager", „Turandot", des Luſtſpiels „Der Paraſit" („The admirable translation from Picard") und einzel-

ner Epigramme und Gedichte von dem Vorwurf freigeſprochen wird, des Humors gänzlich entbehrt zu haben, ſo wird man wol umſoweniger ein Recht haben, einem Goethe Witz, Humor und Ironie abzuſtreiten. Schließlich möchten wir bei dieſer Gelegenheit unſere Verwunderung darüber ausſprechen, daß die Bulwer'ſche Lebensbeſchreibung Schiller's in Deutſchland im Ganzen ſo wenig berückſichtigt worden iſt. Wenn ein Schriftſteller von dem Range Bulwer's über Schiller und überhaupt über deutſche Literatur ſchreibt, ſo verdient dies gewiß Beachtung und Theilnahme, und über manche Repräſentanten der deutſchen Literatur, Goethe ausgenommen, ſcheint uns Bulwer ſelbſt beſſer unterrichtet zu ſein und ſie in ſeiner geiſtreich geſchriebenen, die Grenzen eines Eſſay weit überſchreitenden Abhandlung treffender und gerechter gewürdigt zu haben als Lewes in ſeiner etwas weit ausholenden, dabei aber ziemlich magern und ſich in den Gemeinplätzen von Idealismus und Realismus hinundherwendenden „Ueberſicht der deutſchen Literatur", die er ſeinem ſonſt ſo vortrefflichen Werke über Goethe eingeflochten hat. **Hermann Marggraff.**

Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland von Wilhelm Viſcher. Baſel, Schweighauſer. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bei der Reiſe nach und durch Griechenland, welche der Verfaſſer dieſer „Erinnerungen und Eindrücke" im Frühjahre 1853 unternahm und welche die Grundlage des vorliegenden Werks über Griechenland bildet, hatte er den Hauptzweck, das Land und deſſen Monumente kennenzulernen; zu der Herausgabe des Werks ſelbſt aber hat ſich derſelbe nur entſchloſſen, weil er es gegenüber den ſeit einigen Jahren zur Mode gewordenen Schmähungen auf das „beſtverleumdete Land und Volk" für eine Pflicht gehalten hat zu ſprechen. Man muß dieſe Abſicht und den Zweck des Verfaſſers umſomehr anerkennen und demzufolge das Buch ſelbſt um ſo aufrichtiger willkommenheißen, je mehr mit jener Mode und jener Sucht, Griechenland und das griechiſche Volk zu verleumden, ein auffallender Mangel richtiger Kenntniß des alten und neuen Griechenland gleichſam Hand in Hand geht, und Gelegenheit genug gegeben iſt, dieſen Mangel ſelbſt bei Männern von Fach zu bemerken. Jener Mode und Verleumdungsſucht, deren namentlich auch die deutſche Preſſe und die Deutſchen in hohem Grade ſich ſchuldiggemacht haben, tritt der Verfaſſer mit männlicher Entſchiedenheit entgegen, während ſein Reiſewerk ſelbſt wol geeignet iſt, der vorhandenen Unkenntniß gebührend abzuhelfen.

Den Hauptinhalt deſſelben bilden, ganz in Uebereinſtimmung mit dem Hauptzwecke, welchen der Verfaſſer bei ſeiner Reiſe an und für ſich hatte, die topographiſchen Erörterungen und archäologiſchen Forſchungen und die hierauf gegründeten Mittheilungen über die von ihm beſuchten Punkte und einzelnen Theile des Landes (nämlich Athen und Attika, ſowie den größern Theil des Peloponnes und Nordgriechenlands), obſchon es ihm dabei auch im Einzelnen keineswegs um topographiſche Vollſtändigkeit und um eine umfaſſende Beſchreibung des Landes und ſeiner Monumente zu thun war und er vielmehr nur die merkwürdigſten Punkte mit größerer Ausführlichkeit beſpricht. Bei ſeinen Forſchungen und Erörterungen lehnt ſich der Verfaſſer zum Theil an diesfallſige Studien Anderer an, zum Theil, namentlich auf Grund der Autopſie folgt er ſelbſtändig ſeiner eigenen Anſchauungsweiſe; allein er hat es dabei möglichſt vermieden, in Controverſen und in polemiſche Auseinanderſetzungen ſich

einzulaſſen, und in keiner Weiſe will er mit gelehrt
in Concurrenz treten. Dies hat umſoweniger in ſei
liegen können, da ſein Buch zunächſt durch Vorleſun
laßt worden iſt, welche er im Winter von 1853 au
einem gemiſchten Publicum gehalten hatte, bei dem
allgemeiner Kenntniß der griechiſchen Geſchichte und
nur ein lebendiges Intereſſe für das Volk in alter
Zeit" vorausſetzte. Daraus laſſen ſich auch die hiſto
ſonſtigen Mittheilungen des Verfaſſers erklären,
im Einzelnen an die von ihm beſuchten Gegenden
gleichſam von ſelbſt und ungeſucht anknüpfen. D
ben führt er den Leſer in die einzelnen geſchichtlich
Verhältniſſe und Zuſtände, ſowie in die edle und
Mannichfaltigkeit des öffentlichen Lebens der alte
auf entſprechende Weiſe ein oder er bringt ſie ih
dächtniß zurück, ſodaß der Leſer um ſo ſicherer u
ſo lebendigerm Intereſſe und um ſo größerm Nutze
faſſer auf ſeinen Wanderungen begleiten und ihm fo
Dabei iſt es in der That kein geringer Vortheil, d
ſer, wie der Verfaſſer ihn ſelbſt ſich gedacht hat,
des Buchs tiefer in den Geiſt des altgriechiſchen
ſeines öffentlichen und nationalen Lebens eingeführt
er Veranlaſſung findet, das Edle und uneigennützig
dieſes Geiſtes in den Werken der bildenden Kunſt
nen, wie dieſelben zum Theil noch bis auf unſere Z
men ſind. Zwar zieht ſich, was erklärlich genu
tiefer Schmerz über die einſtige Größe des alten G
und der Hellenen in verſtimmender Weiſe durch die
des Verfaſſers; aber dieſer Schmerz findet zugleich
lichen Gegenſatz in der gerechten Bewunderung al
was ſie in Leben, Wiſſenſchaft und Kunſt geleiſtet h
Verfaſſer ſpricht ſich darüber in edelm Enthuſiasmu
das Eine wie das Andere begründet hierunter da
Intereſſe, welches man in dieſer Beziehung an ſ
theilungen nimmt.

Indeſſen iſt das antiquariſche Intereſſe, auch
bei dem Verfaſſer und in ſeinem Buche erklä
das vorherrſchende iſt, doch keineswegs das ein
ſelbſt hat bei dem Beſuche des Landes und bei
derungen, die er durch den größern Theil des
Griechenland gemacht hat, die Rückſicht auf die Geg
Landes und Volkes durchaus nicht außer Acht gela
mehr einen offenen und unbefangenen Blick für beid
und auch in dieſer Hinſicht gewähren ſeine Mitthei
beſonderes Intereſſe, das, zumal nach dem bereits
hendem Bemerkten, nicht hoch genug angeſchlagen we
Vornehmlich gilt dies von Allem, was er über die
graphie des Landes, ſowie in ſtatiſtiſcher und cult
licher Rückſicht über daſſelbe und über das Volk mitt
ſind es bald anmuthige landſchaftliche Bilder, reize
derungen lieblicher, namentlich durch den überraſche
thum eines üppigen Baumwuchſes anziehender Gege
bei zugleich Spuren beginnender Cultur des Lan
freundliche Dörfer mit Baumanpflanzungen dem L
gentreten; bald Beweiſe einer ſeltenen uneigennütz
freundſchaft, herzlicher Zuvorkommenheit und Gefällig
barkeit und Anhänglichkeit unter dem Volke; bald
Skizzen aus dem Leben des letztern ſelbſt, ſowie Da
der Sitten und Gebräuche deſſelben, die den Leſer er
die Manchem wol andere Bilder vorführen, als d
wartet haben mag. Es kann hierbei nicht unerwäh
daß der Verfaſſer auf ſeinen mehrwöchentlichen Wa
durch die verſchiedenen Theile Griechenlands nicht di
Unſicherheit des Landes für ſeine Perſon erfahren
dem Lande, „aus dem die Zeitungen gewöhnlich mi
nicht viel Anderes als Räubergeſchichten zu melden
diesfalls nicht einmal ein kleines Reiſeabenteuer e
Ebenſo mag man in dieſer Beziehung im Einzelnen
jenige beſonders aufmerkſammachen, was er meh

ırdige Zähigkeit des griechiſchen Elements ſagt, wel-
des mannichfaltigen Wechſels der Herren und des
Eindringens verſchiedener Bewohner in das Land,
Sieg davongetragen und bei der ihm eigenthümlichen
t die fremdartigen Beſtandtheile allmälig ſich aſſimi-
er noch beſchäftigt iſt, ſie ſich zu aſſimiliren; ferner
ch vom Verfaſſer entſchieden beſtätigte Behauptung
ıngen und ſchlechten Grenzen, die man dem „zu
ien Halbleben verurtheilten" Königreiche Griechen-
wieſen, und wobei man einerſeits es den Räubern
n gemacht und den Räubereien beſondere Nahrung
ındererſeits Linien gezogen hat, die „recht eigentlich
den ſcheinen, um zu zeigen, daß man nur etwas
)es aufſtellen und es den Griechen überlaſſen wollte,
legenheit beſſere Grenzen zu erkämpfen". Beſonders
Verfaſſer, daß die „hohe Weisheit" der londoner
die beiden großen nördlichen Provinzen Epirus und
den Türken gelaſſen und das Zuſammengehörige
zerriſſen hat; allein er meint geradezu und ſagt
h: „Theſſalien muß und wird griechiſch werden."
rn Grenzen ſich zu erkämpfen und ihre Glaubens-
der Herrſchaft der Türken zu befreien, war auch
des Aufſtandes der Griechen im Jahre 1854, und
tte lediglich eine nationale Grundlage. Freilich hat
ıropa, namentlich in Deutſchland, die Griechen auch
verleumdet und in dem Aufſtande ſelbſt nur
Einfluß erkennen zu müſſen geglaubt. Indeſſen wi-
)em der Verfaſſer nach den von ihm im Lande ſelbſt
Erfahrungen und nach der Stimmung, welche er
ll vorfand, auf das entſchiedenſte. Er überzeugte
„es keiner großen Machinationen bedarf, um die
egen die Türken in Bewegung zu ſetzen, ſondern
türliches Gefühl, der Volksinſtinct, ſie dazu treibt";
:t offen und ausdrücklich die Urtheile Derer als „ver-
da meinten, jene Bewegung nur aus ruſſiſchen
erklären zu müſſen, und die Meinung gilt ihm als
ruſſiſches Geld und ruſſiſche Intriguen hätten den
rzeugt oder Griechenland ſei ruſſiſch geſinnt. Ueber
und über Aehnliches kann man von dem Ver-
die Dinge in der Nähe beobachtet und mit dem
llen Schichten der Bevölkerung in unmittelbare Be-
:kommen iſt, gar Vieles lernen und gewiſſe falſche
)erichtigen. Als derſelbe Griechenland bereiſte, ſtand
ıch des Orientaliſchen Kriegs vor der Thür; in Sa-
in grauer Vorzeit Athen zum zweiten male die
und Freiheit Europas vor den Barbaren des
:ettet hatte, lag damals die franzöſiſche Flotte vor
d dieſelbe war gekommen, um die Macht der in
gernden aber hinſiechenden Türken, anderer Bar-
Orients, zu unterſtützen! Auch über den bekannten
dieſes „grundſatzloſe Werkzeug", deſſen ſich im
3 Rußland, dagegen während der Jahre 1854—56
und England und zwar immer „als eines unge-
)lumpen Werkzeugs" bedienten, kann man hier
liches leſen, das jedoch zugleich den Mann recht
ırakteriſirt.
ieſer Weiſe vereinigen ſich hier die Rückſichten
iechiſche Alterthum und auf die ſpätern und neue-
ältniſſe des Landes in einer anziehenden Dar-
ıd in den klaren, deutlich veranſchaulichenden Be-
n, die, wie moſaikartig ſie auch im Einzelnen
zu einem intereſſanten Ganzen ſich zuſammenfügen.
ſelbſt iſt gefällig und hat etwas Durchſichtiges und
wie die griechiſche Luft. Wir bezweifeln nach alle-
daß dieſe „Erinnerungen und Eindrücke", beſon-
tracht der Abſicht, von welcher der Verfaſſer dabei
:n iſt, ſowie bei dem Charakter, der ihnen im All-
ınewohnt, und bei der Art und Weiſe, wie der Ver-
:inzelnen Gegenſtände mit offenem, unbefangenem
Sinne und mit wiſſenſchaftlichem Geiſte behandelt, als eine reiche Fundgrube vielſeitiger Aufſchlüſſe und Belehrungen nach den verſchiedenſten Seiten hin diejenige Beachtung und Anerkennung finden werden, die ſie verdienen. 5.

Novellenquartett.

Gewöhnlich verſteht man in der Muſik unter Quartett Das, was etwa ein lebhaftes Geſpräch in einem engen Cirkel traulicher Freunde iſt, wo immer ein Geiſtesfunken raſch den verwandten weckt, und wo jeder ſich gerade dadurch reicher fühlt, weil es ihm fernliegt, allein glänzen zu wollen. In der Literatur, ſonderlich in der deutſchen, kennt man keine Quartette, vielleicht darum, weil im Leben nicht vier Schriftſteller zu einer gewiſſen Harmonie zu bringen ſind. So bezieht ſich denn unſer annoncirtes „Novellenquartett" durchaus nicht auf eine Verwandtſchaft zwiſchen vier Novellen, ſondern auf vier Schriftſteller, von welchen ein jeder in einer eigenen Tonart ſeine Novelle ſchrieb. Dieſe vier verſchiedenen Tonarten der vier verſchiedenen Autoren würden auch niemals unter einen Hut zu bringen geweſen ſein, wenn ſich eben nicht die Kritiker mehr herausnehmen könnten, als jeder andere gewöhnliche Menſch. Der Zufall, daß dieſe vier Autoren mit ihren vier Werken zu gleicher Zeit in die Hände eines Kritikers gelangten, bewirkte es, daß dieſer aus ihnen ein Novellenquartett machte, weil es einen Sopran, einen Tenor, einen Baryton und einen Baß darunter gab.

1. Sein Ideal. Erzählung in zwei Büchern von Joſef Rank. Zwickau, Gebr. Thoſt. 1856. 8. 1 Thlr.
2. Epheuranken. Von F. W. F. von Rekowski. Danzig. 1856. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
3. Aus Vergangenheit und Gegenwart. Novellen von Arnold Schloenbach. Hannover, Rümpler. 1856. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Antoinette von Steinwart. Roman von Oswald Stein. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1856. 8. 3 Thlr.

Wir glaubten vollkommen im Rechte zu ſein, da wir einmal dies Quartett zuſammengeſtellt, Joſef Rank als Sopran zu bezeichnen. Seine Stimme iſt zart und klangvoll, ſehr ſelten heiſer und in einer guten Schule gebildet. Doch hören wir, was er in ſeiner Erzählung „Sein Ideal" ſingt: Julius, noch Student, erblickt an dem Fenſter des gegenüberliegenden Hauſes ein wunderſchönes Mädchengeſicht, deſſen Anblick ihn ſo bezaubert, daß er in jenen ſeligen Zuſtand platoniſcher Liebe geräth, die uns unmittelbar nach der Einſegnung überkommt und wo wir im Stande ſind, das Haus der Geliebten in Flammen ſtehen zu ſehen, nur um den ſchwärmeriſch geliebten Backfiſch zu retten. Dies Geſicht am Fenſter, das er alle Tage ſieht und das anſcheinend auch recht gern dort ſeinen Anblick aufſucht, wird nun ſein Ideal. Indeſſen ändert ſich dies Verhältniß; Julius muß die Univerſitätsſtadt verlaſſen, um Landwirth zu werden, und es wird ihm ſelbſt der Troſt verſagt, ſein Ideal noch ein mal zum Abſchiede zu ſehen, da es plötzlich über Nacht verſchwunden, d. h. ſehr anſtändig abgereiſt iſt. Alle Anſtrengungen von Julius, den Aufenthalt ſeiner Angebeteten zu entdecken, ſind vergebens, ebenſo wie die Nachforſchungen ſeines treuen Freundes Herwarth, dem es mit ſeiner Liebe, nebenbei geſagt, ebenſo ergeht. Nun wird Julius, der nach des Vaters Tode ſein Gut verwaltet, melancholiſch und faſt menſchenfeindlich; nur nach langem Bitten ſeiner Mutter und Couſine entſchließt er ſich, durch eine Reiſe ſein düſteres Hinbrüten womöglich zu vernichten und Gelegenheit zu ſuchen, eine Hausfrau zu erwerben. Sein Ideal hat er noch immer nicht vergeſſen. Auf einer Rheinreiſe lernt er nun wirklich zwei Damen kennen, Mutter und Tochter, von denen die letztere als das lebendige Bild der Geſundheit und Heiterkeit ihm die geeignetſte Perſon ſchien, an deren Seite er das Leben noch ein mal genießen könne. Er wirbt demnach um ſie und Pauline wird ſeine Frau.

Bis zu dieſem Punkte iſt die Erzählung vortrefflich; nun

aber führt der Verfaſſer eine Pointe herbei, deren Motiv uns nicht einleuchtet. Er lernt nämlich, längſt verheirathet, eine junge Witwe kennen, welche in ſeiner Nachbarſchaft wohnt. Ihre Schönheit iſt ſeiner Anſicht nach ähnlich der ſeines vor acht Jahren täglich geſehenen Ideals; einige Fragen führen überdies herbei, daß Frau von Aarenfeld zu derſelben Zeit in der Univerſitätsſtadt wohnte, daß ſie auf ſolche Weiſe geliebt ward und dem Geliebten gleichfalls verlorenging. Kein Zweifel mehr, dieſe ſchöne Witwe iſt das Ideal des Julius. Er wird faſt wahnſinnig vor Schmerz und Entzücken und theilt ſeiner Frau die ganze unglückliche Geſchichte ſeiner Liebe mit, indem er hinzufügt, daß dieſe noch immer allein ſein Herz beſitze. Aus der Erzählung ihres Mannes erfährt jetzt erſt Pauline, daß ſie ſelbſt das Ideal ſeiner Jugendliebe ſei, daß Julius ſein Ideal geheirathet hatte, ohne es zu wiſſen. Wie überraſchend dieſer Effect auch wirkt, ſo verliert der Autor doch durch dieſe Aufſtellung alle Logik, die er bis dahin bewahrt hatte; denn an und für ſich klingt es ſehr unwahrſcheinlich, daß er ſein Ideal und dies ihn nicht nach acht Jahren wiedererkenne, ebenſo daß dies wunderſchöne Ideal ſich in eine ſo geſunde und mehr intereſſante als hübſche Perſon umgewandelt habe. Aber dennoch hätte ſich die Erzählung ſehr befriedigend löſen können, wenn Julius von Pauline erfahren hätte, daß er beſitze, was er erſehnt und was er jetzt ſonderbarerweiſe in einer Perſon vermuthet, die er niemals in früherer Zeit geſehen. Doch der Verfaſſer mattet durch ſeinen gewählten Schluß Reiz und Intereſſe ſeiner Erzählung bedeutend ab; denn Julius entdeckt durch eine Unterredung mit Frau von Aarenfeld, daß ſie nicht ſein Ideal ſei, ſondern das ſeines Freundes Herwarth, der ſoeben von ſeiner Weltreiſe, die er aus Gram um den Verluſt der Geliebten unternommen, zurückkehrt. Damit wird die kleine etwas ſüßduftende, aber ſonſt artige Novelle ſehr verwirrt und matt, weil dieſe Doppeltäuſchung mehr Effect als Logik iſt; zu alledem kommt noch hinzu, daß Pauline ihrem Gatten ein Medaillon überſenden läßt, mit dem Bemerken, die Perſon, der es gehört habe, ſei todt. Welche Unnatur eines Weibes, die ihren Mann ſo täuſcht, wo ſie weiß, daß er dieſe Perſon, ſein Ideal, bis zur Stunde liebt und wo ſie ſelbſt dies ungekannte Ideal iſt! Wie geſagt, wir fanden kein Motiv auf, welches den Verfaſſer zu dieſer Wendung ſeiner Erzählung bewog; mindeſtens ſcheinen uns alle Motive für eine Entdeckung dieſes Ideals gewichtiger als gegen eine ſolche. Julius tröſtet ſich nun nach allen dieſen Enttäuſchungen (denn auch ſeine Liebe zur Witwe iſt erkaltet, ſobald er ſeinen Irrthum erkennen lernte und ſobald Herwarth in ihr ſeine alte Liebe wiederſah) mit der ſehr proſaiſchen Gloſſe ſeiner Frau gegenüber, daß ſein Ideal nun todt ſei und Pauline ferner keine Sorge über künftige Verirrungen ſeines Herzens zu tragen habe. Herwarth's Schickſal iſt bei weitem befriedigender, denn er führt endlich nach allen Prüfungen Frau von Aarenfeld, ſeine Jugendliebe, heim. Wenn wir den im Uebrigen zu weit ausgeſponnenen Schluß der Erzählung für verfehlt erachten und er eine gewiſſe Unbehaglichkeit beim Leſer zurückläßt, ſo nimmt dieſer Mangel nichts von dem Werth dieſer intereſſanten und geiſtvoll geſchriebenen Novelle, welche friſch und lebenswarm erzählt, oft zarte Sträußchen von Reflexionen bietet, die, ebenſo wie der gute Stil und das weniger wie in einer frühern Novelle, „Schön-Minnele", vorherrſchende bleiche Colorit, für Manches, was der Compoſition mangelt, entſchädigen. Der Sopran unſers Quartetts gehört mindeſtens einem liebenswürdigen und talentvollen Künſtler.

Nicht ſo verhält es ſich mit dem Verfaſſer der „Epheuranken", F. W. F. von Rekowski, den wir den Tenor nennen dürfen; er iſt höchſtens ein leidlicher Dilettant, der ſeinem Stile nach viel beſſer zu einem Polizeiinſpector als zu einem Novelliſten paßt. Man ſchreibt nicht in ſolchem Polizeiſtil ſchöne Literatur und gebraucht nicht ſo ungehörige Mistöne wie „patzige Sprecher", oder „verdammt in die Patſche kommen", oder wie an einer andern Stelle, wo der von uns zum Tenor
genommene Cavalier ſich in faden und unbedeuten
verſucht, gar einen poetiſchen Ausdruck wie „cra
Unſere Tenöre ſind auch craſſe Götzen, es iſt wa
von Rekowski iſt zu entſchuldigen, umſomehr
Schule im Novellenſtil hat und ſeine mitgetheilte
ſehr bleichen, modernen Chronikenſtil hält. In
ein ſehr ehrwürdiges, früher vielgeleſenes Blatt: „
ter an der Spree", welches heute nur noch von
ſtern, Unteroffizieren, Droſchkenkutſchern und
geleſen wird. Wir würden dem Verfaſſer der „
den Rath ertheilen, ähnliche Novellen wie ſeine
Geſpenſter" dieſem Wochenblatte einzuſenden; läßt
ſpuken und vielleicht in jeden Capitel einen ermor
er mit ſeinem Erzählertalent ein ſehr beliebter Le
der obengenannten Blattes werden und Buchhändl
der in Verſuchung ſetzen, ſeine magern Legenden
als Buch in die Welt zu ſenden.

Es iſt etwas Qualvolles, wenn Schriftſteller
ſo nüchtern und ohne Geiſt abhacken, daß man
maten halten möchte, denen vermittels einer Maſ
ſchichte in den Mund gelegt wird. In gegenw
ſcheint es faſt ſo. Um eine ziemlich trockene Sag
Geſpenſterſpuk aus der preußiſchen Ordensritterzeit
gende beſcheidene Erzählung wie abgeſtorbener Ep
Euphroſyne und Lothar haben ſich Liebe geſchwore
obenein, was von Beiden höchſt reſpectabel iſt;
Schmied, kommt nun nach fünfjähriger Wanderſ
Städtchen zurück, um Euphroſyne zu freien.
der Bürgermeiſterſohn und Wüſtling, ſieht das
gern, weil er Jungfrau Euphroſyne zu erwerben
läßt deshalb den armen Lothar unter der Anklag
verraths verhaften; natürlich aber kommt deſſen
den Tag, der Ordensmeiſter von Preußen gibt
heit zurück und nun heirathen ſich beide Verliebte
Grimm Hans Kilian's. Am Ende iſt der Sto
daß man wol Anſprüche an die nothwendigen A
feinen Ausführung machen darf. Aber davon
Spur; der Tenor unſers Novellenquartetts kanzel
gabe mit der gewiſſenhafteſten hölzernen Manier
mit ſelbſt, wie er vielleicht annimmt, ein intereſ
der preußiſchen Ordensgeſchichte mitzutheilen.

Unſere dritte Stimme, der Baryton, hat bereit
Ruf und macht dieſem durch die neue, uns vorliege
Ehre. Die Novellen Arnold Schloenbach's trage
pel einer unverkennbaren Eigenthümlichkeit an ſich,
iſt kräftig, faſt rauh; ihre Zeichnung croquisartig,
Talent. Der Verfaſſer liebt es, das Zuſammenziſ
den Elemente zu malen und beſitzt zu dergleiche
Darſtellungen eine kräftige Sprache, einen markige
wie wir ihn ſelten bei den jüngern Novelliſten fi
vielfach hierin mit der Hebbel'ſchen Art und Weiſe zu

Die erſte Novelle „Die Stedinger" zeichnet
und männlichen Naturen jenes alten Volksſtamm
den Grafen zu Oldenburg vernichtet worden iſt.
ger ſind derbe Naturen, welche ſich ihr Recht
laſſen und Schloenbach malt in dem Schultheiße
in der Margarethe, welche dem jungen Grafen
ihres Volks willen entſagt, Charaktere, welche zu
Derbheit und Ungefügigkeit der Vernichtung anhei
ſen, die aber trotzdem die Geſinnung der alten
präſentiren. Die Novelle iſt an und für ſich nur
um ſo compacter iſt der hiſtoriſche Hintergrund,
Sitten dieſes rauhen deutſchen Volksſtamms und ſe
tung darſtellt. Die Grafen von Oldenburg, in
mit dem Kreuzheer des fanatiſchen Inquiſitionsge
rad von Marpurg beſiegen ſie endlich in der Todesſ
Thale unten wurde der letzte Kampf, wurde Stedin
den geſchlagen; das letzte Banner hielt der Sch

eß es nicht los, bis es mit ihm ſank, und kein Mann blieb
brig. Was von Alten, Mädchen und Knaben fliehen konnte,
oh zu den Frieſen.“

Dieſelbe kräftige Zeichnung bietet uns die Novelle „Anton
nd Cordelia“, nebenbei geſagt vom „Hannoverſchen Kurier“
it dem zweiten Preiſe gekrönt. Auch hier ſind es zwei Ele-
ente, die zuſammengerathen, das Stadt- und das Landelement,
nd wie es bei ſolchen Darſtellungen ſich häufig einſtellt, ſie
interlaſſen einen faſt beklemmenden Eindruck. Faſt möchte
an dieſe Novelle dem Genre der Dorfgeſchichten zutheilen,
der einem beſondern Genre derſelben, wie es etwa Gottfried
keller in den „Leuten von Seldwyla“ vertritt. Die Bauern
ind ſo eckig, ſo kräftig und derb, daß dem Leſer unheimlich
muthe wird; die Geſtalt des Schultheiß benimmt faſt den
them, und man ahnt es ſofort, daß die zarte Cordelia, welche
as Weib Anton's und damit die „Schwiegerſche“ des Schult-
eißen wird, in der Nähe dieſer rauhen, bauernſtolzen Natur
grunde gehen muß. Der Verfaſſer hat überdies keine Sorge
afür getragen, dieſe übervolle Kräftigkeit durch ein Aequiva-
nt des Zarten ausreichend zu mildern; mit Ausnahme des
it humoriſtiſch geſchilderten pedantiſchen Profeſſors, des
aters der Cordelia, und einiger andern volksthümlich hu-
riſtiſchen Figuren ſind alle ſanftern Charaktere nur ſkizzirt;
die Hauptperſon ſelbſt, Cordelia, ſo das „Blümchen“, ſo
r Graf, der mit ſeiner Liebe zur Frau Anton's eine ſehr
wankende Stellung gefunden hat. Schloenbach ſorgt nicht
für, dieſe Charaktere abzurunden, ſondern während er die
ſtalten des Schultheißen, Anton's und des Bilderhannes
ermäßig kräftig und unheimlich malt, brechen die übrigen
e unter ihrer Leichtigkeit zuſammen.

Die Vorliebe Schloenbach's, den Kampf der entgegenge-
ten Naturen herbeizuführen, macht ſich bei vielen Gelegen-
iten ſichtbar; ja, es ſcheint uns, als wäre jede ausführlicher
malte Situation nur herbeigeführt, um die Stätte eines ſol-
en Kampfes zu bilden. Als Cordelia den Bauernſohn gehei-
thet hat und am erſten Morgen in der Tracht einer Bäue-
, aber mit goldener Uhr am Gürtel, dem Schultheißen ſich
ellt, erfährt ſie die bittere Kränkung, von ihm nicht für
ürtig oder vielmehr ſtandesgleich gehalten zu ſein. Den
n Bauer ärgert es, daß ſeine „Schwiegerſche“ eine Uhr
Gürtel trägt, und er lacht ſie verächtlich aus, als ſie ihm
geſticktes Sammtkäppchen ſchenkt. Mehre dergleichen Sce-
ziehen allmälig immer mehr Fäden unheimlichen Geſpin-
um die Herzen von Vater, Sohn und Schwiegertochter.
nun gar Cordelia ein Kind gebärt, welches nach einigen
nden wieder ſtirbt, iſt der Alte empört über ſie und kann
nicht tröſten darüber, daß ſein Sohn nicht „das Blüm-
“ geheirathet habe. Der junge Graf gibt dem Schultheißen
ies noch Anlaß, ſeiner verhaßten Schwiegertochter zu miß-
n. Eines Abends als der Graf wieder mit der allmälig
enden Cordelia unter der Buche ſitzt, tritt der Schultheiß
ich zu ihnen; erſchreckt flüchtet die junge Frau in ihr Zim-
, während der Graf dem knirſchenden Bauer die Unſchuld
delia's betheuert. Anton iſt zugleich vom Förſter mistrauiſch
acht; gegen den Bilderhannes, als den „Aufhetzer“ ſeines
rs; in ſeiner Wuth ſchießt er dieſen Menſchen nieder,
n Charakter im Uebrigen undeutlich bleibt; der Graf, der
n dem Bilderhannes reitet, ſtürzt vom Pferde. Nach allen
n gewaltſamen Auftritten ſchließt endlich dieſes Drama
dem Tode Cordelia's, mit der Geneſung des Grafen und
Erkenntniß ſeines Unrechts von ſeiten des Schultheißen.
e Frage aber bleibt unwillkürlich ſchweben: Weshalb wird
on, für den man gar kein rechtes Intereſſe gewinnt, nicht
den verſuchten Mord am Bilderhannes beſtraft? Unſer
fühl verlangt dies ganz natürlich; aber es iſt gar keine
e davon, ſondern der Schluß dieſer ſonſt ſehr ſpannenden
friſchen Novelle häuft noch mehr Unheimlichkeit auf das
üth des Leſers, weil das bäueriſche, zerſtörend wirkende
ment ſiegt und ſogar nach der Schuld, welche äſthetiſch auf ihm in Hinſicht Cordelia's liegt, eine recht roſenfarbene Zukunft erhält. Anfangs lebt der Schmerz um Cordelia auf dem Bauerhofe; aber bald verändert ſich mit der Situation auch das Gefühl für die Todte. Der Graf findet ſich damit ab, daß er Anton ſagt, Cordelia wäre im Grunde für ihn beſtimmt geweſen; der Bilderhannes ſteckt ruhig ſeinen Schuß in die Bruſt ein und iſt entzückt, daß ihm Anton noch verzeiht und er nun ein beſſerer Menſch werden kann; Anton ſelbſt heirathet das Blümchen; der Schultheiß wird mild durch das Glück ſeines Sohns mit ſeiner zweiten Frau und wo man noch eben ein Gefühl für die todte Cordelia ſucht, ſchließt die Novelle mit dem Schäkern Blümchen's und Anton's.

Abgeſehen von dem Eindruck, den dieſe von ſo vielen wilden Erregungen durchzogene Erzählung macht, räumen wir ihr doch eine beachtenswerthe Stellung ein und grollen mit dem Verfaſſer nur, daß ſeine kräftigen Bilder und ſeine erregte Phantaſie nicht in jener ſanften Harmonie verſchmelzen, wo man neben der befriedigenden Leiſtung auch die Empfindungen und die wachgerufenen Wallungen nach einem ewigen Naturgeſetze wieder beruhigt ſieht.

Wir kommen nun zur vierten Stimme, dem Baßroman „Antoinette von Steinwart“. Als wir das Vorwort zu dieſem zweibändigen Erſtlingswerk Oswald Stein's laſen, nahmen wir uns vor, ſeinem „der Baumſchule unſerer beſſern Romane“ ſelbſt zugetheilten Werke mit Aufmerkſamkeit zu folgen, beſonders da uns andere Stellen des Vorworts neugierig machten; denn der Verfaſſer verſprach uns „ein Sittengemälde der Gegenwart“ und „ein Spiegelbild der wenig günſtigen und glücklichen Verhältniſſe des immer mehr ſinkenden Mittelſtandes und der Noth und Dürftigkeit der Armen zu geben“. Das reizte uns ſehr und wir freuten uns darauf, umſomehr als der Verfaſſer ſehr richtig unſerer Romanliteratur die Verpflichtung auferlegt, „für das Wohl der Menſchheit zu wirken, und für alles Schöne, Wahre und Gute anzufeuern“. Wir verſprachen uns etwas Gutes, denn der Anfang des Romans iſt gut geſchrieben und ſpannend in ſeiner Anlage. Leider aber verloren wir immer mehr, je weiter wir laſen, das gefaßte Vertrauen, und wenn wir auch nie die Nachſicht hintenanſetzten, die die Kritik jungen Autoren gegenüber beobachten ſoll, ſo war es uns zuletzt doch ſchwer, ein günſtiges Reſultat für unſer Urtheil zu gewinnen.

Oswald Stein iſt keineswegs ohne Talent; ſeine Darſtellung iſt friſch und leicht, ſeine Phantaſie zuweilen lebendig und ſeine Reflexionen ſind nicht ohne geſunden Fond, aber vor allen Dingen iſt ſein Roman kein Sittengemälde der Gegenwart; es wäre jammervoll, wenn es unter unſerm Adel ſo erbärmliche Menſchen gäbe, wie der Verfaſſer ſchildert; ferner fanden wir nichts, was als eine Darſtellung der Noth im Volke oder der Bedrängniß des Mittelſtandes gelten könnte. Oder ſoll der Pachter Trautmann, der als ein Opfer adeliger Intriguen hingeſtellt wird, etwa den „wenig günſtig und glücklich“ ſituirten Mittelſtand repräſentiren? Das hieße uns in der That ſehr viel zugemuthet, da der Verfaſſer ihn ſehr willkürlich und ohne Logik in bedrängte Verhältniſſe gerathen läßt und gar ſchließlich den einfachen Pachter zum Landrath, als Krone ſeines Verdienſtes, ernennen läßt. In dieſer Beziehung iſt der ganze Stoff nicht fruchtbar genug; weder ein Bild unſers jetzigen Adels, noch der Bureaukratie, noch des Mittelſtandes und gar des Volks wird uns gegeben, ſondern eine oft ſehr haltloſe und wenig erbauliche Charakteriſtik einzelner Böſewichte, die der Verfaſſer mit adeligen Namen belegt, und einzelner ausgezeichneter Menſchen, die natürlich ſchlichte Bürgersleute, mit Ausnahme der Heldin des Romans, Antoinette von Steinwart, ſind. Freilich ſagt ſchon Goethe, daß im Volke doch die beſten Menſchen wohnen, und Tieck ſagt es auch; aber wir können es doch nur für ſehr ungerechtfertigt halten, als „Gemälde der Gegenwart“ die elendeſten Böſewichte zu unumſchränkten Herrſchern über alle Menſchen zu machen und Leute,

wie den Baron von Brandeis, den Hrn. von Armbruſt und den Juden Schinder mit ihrer grenzenloſen Bosheit mächtiger als den Fürſten zu ſehen, der den Baron gar in einem Tage bis zum Geſandten erhebt.

Die einzige Moral des Ganzen iſt die ſehr gewöhnliche, daß „Alles an das Licht der Sonnen kommt" und der Gute endlich doch belohnt wird, wenn er, nebenbei geſagt, bis dahin nicht verhungert iſt. Dies Wirthſchaften mit Intriguen, Cabalen, Launen, Verbrechen, Wohlthaten und Belohnungen iſt ſo willkürlich, daß es an manchen Stellen ſehr unangenehm berührt. In einem Capitel werden alle Menſchen plötzlich arretirt, in einem andern vollführt ein jeder eine nichtswürdige Bosheit, in einem dritten verſchwinden ſie alle miteinander. Dieſes äußerliche ſyſtematiſche Einwirken auf die Schickſale der Helden iſt eine ſehr gewöhnliche Art der Romanſchreiberei, man läßt ohne weiteres in dieſem Capitel einen Menſchen unglücklich werden und überſchüttet ihn im nächſten mit Wohlthaten oder umgekehrt. Ein Roman beſſerer Art führt dem Leſer aber die geheimen Triebfedern vor, welche die Logik dieſer Ereigniſſe bewirkt haben; er entwickelt das verborgene Walten, das pſychologiſche Element in den verſchiedenen Gemüthern und läßt das Ereigniß als unmittelbare Conſequenz des innern Denkens erfolgen. Doch die Ereigniſſe blindlings und willkürlich zuſammenzuwürfeln und bei Gelegenheit irgendeinen Grund dafür anzugeben, das gehört nicht in den Bereich der „Baumſchule beſſerer Romane".

Auch die eingeſtreuten Reflexionen über politiſche und ſociale Verhältniſſe wollten uns keineswegs ſehr behagen; wir erkennen ſehr gut die wohlmeinende Abſicht des Autors darin, aber ſie erſcheinen doch zu deutlich als mit Abſicht eingezwängte Excurſe und als jugendliche Aufſätze mit beliebten Stichworten, die vom Verfaſſer bei dieſer Gelegenheit eingeſchaltet wurden, nachdem er vielleicht ſchon lange danach getrachtet, ſie paſſend unterzubringen. Ebenſo iſt die Nachläſſigkeit des Stils an manchen Stellen zu tadeln, noch mehr aber die ungeſchickte Wahl der Namen, z. B. Polizeirath „Rothkamm", Jude „Schinder", Freiherr „Schalk zu Traunicht", Hauptmann „von Haferkorn", General „von Thronſchutz", „Dr. Pfiffig", „Hr. Drachenfels von Ochſenſtein" u. ſ. w.; Namen, die ſich allenfalls nur in einem eigentlich komiſchen Roman entſchuldigen ließen. Doch wir wollen mit der Aufzählung der Mängel dieſes Romans, welche die gelungenen Partien deſſelben bei weitem überwiegen, hier einhalten. Der Verfaſſer ſagt im Vorwort noch, daß der Autor einem Vater gleiche, der ſeinem in die Fremde wandernden Sohne Segen und Glückwünſche nachſchicke, aber den beunruhigenden Gedanken nicht unterdrücken könne: wird er mir auch Freude bringen? Da der Sohn trotz einzelner löblicher Anlagen nun nicht viel taugt, ſo mag ſich der Vater damit tröſten, daß er einen andern und hoffentlich beſſern folgen laſſen kann, der ſeine Aufgabe beſſer erfülle.

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Des däniſchen Etatsraths Eſchricht Vorleſungen über Kaspar Hauſer.

Es gibt räthſelhafte Erſcheinungen, die immer wieder den Scharfſinn der Menſchen herausfodern, und ſo oft man ſie auch beſchreiben und zu erklären verſuchen mag, immer erneutes Intereſſe finden werden. Dahin gehört die bekannte Geſchichte des Findlings Kaspar Hauſer. Ueber dieſen iſt jetzt eine neue Schrift erſchienen unter dem Titel:

Unverſtand und ſchlechte Erziehung. Vier populäre Vorleſungen über Kaspar Hauſer von Daniel Friedrich Eſchricht. Berlin, Decker. 1857. 8. 15 Ngr.

Der Verfaſſer, däniſcher Etatsrath und Profeſſor der Phyſiologie an der Univerſität in Kopenhagen, hielt ſeine Vorträge über die „noch immer nicht zum Abſchluß gekommene" Angelegenheit Kaspar Hauſer's im letzten Winter vor einer Verſammlung kopenhagener Herren und Damen, nachdem ein Beſuch
in der Sägert'ſchen Idiotenanſtalt in Berlin ſein In
die Idioten aufs lebhafteſte angeregt hatte. Sein
ehrter Freund", Generalconſul Ryno Quehl, war
Zuhörern, hielt das deutſche Publicum in Betreff di
legenheit noch viel mehr intereſſirt als das däniſche
trug nun die däniſchen Druckbogen ins Deutſche, „ſc
vielleicht irgendeine andere Hand ſie abzuſchreiben v
So hatte Eſchricht die Freude, „nach der gemeinſam
ſicht des deutſchen Manuſcripts ſowol als der deutſch
turbogen, eine wahre deutſche Originalausgabe dieſe
und zwar trotz des entlegenen Druckortes ungefähr
mit der däniſchen ans Licht treten zu ſehen". Kasp
war nach Eſchricht ein verwahrloſter Idiot, der a
die Wichtigkeit, die man ihm beilegte, und durch
Verhätſchelung und Erziehung, die ihm namentlich
ſeines ſpätern Pflegevaters Daumer zutheil wurde, ſic
daran gewöhnte zu lügen, zu heucheln und die Leu
lich zu täuſchen, und der ſich ſchließlich, um die Au
keit in noch höherm Grade zu erregen, ſich ſelbſt ei
beibrachte, an deren Folgen er ſtarb. Bekanntlich h
im Jahre 1830 der Polizeirath Merker in Berlin ei
in ähnlichem Sinne verfaßt, und auch Lord Stanhop
den merkwürdigen Idioten adoptirte, war ſchließlich
geneigt, Hauſer für einen Gaukler zu halten. In
haben Feuerbach und Daumer, wie überhaupt das n
Publicum, in der Beurtheilung wie Behandlung Ha
die wunderlichſten Misgriffe zuſchulden kommen la
es ſind mit ihm Experimente vorgenommen worden,
unglaublich ſind. Eſchricht rechnet daher auch dieſe
merei für Kaspar Hauſer zu der Kategorie der Ma
etwa das Tiſchrücken. Indeſſen ſind die Räthſel d
ſamen Geſchichte auch durch Eſchricht nicht endgült
worden. Es drängt ſich immer wieder die Frage auf
der erſte Pflegevater, der laut eines dem Kaspar na
berg mitgegebenen Briefs das halbjährige Kind an
gefunden haben will, dieſes in tiefſter Verborgenheit
riſch aufzog, womit er doch weder dem Kinde noch
nutzte? warum er den Fall bei keiner Behörde zu
brachte? warum er ſich nicht ſchon früher ſeines Pfle
entledigen ſuchte, ſondern erſt in deſſen ſechszehntem Le
und zwar auf eine ſo höchſt ſonderbare Weiſe? We
Kaspar ein Idiot war, ſo läßt ſich doch ſchwer anneh
er aus bloßer Ruhmſucht, blos um von ſich ſprechen z
ſich mit einer bei einem Idioten gewiß unerhörten En
heit und Ueberlegung eine Wunde in der Bruſt beibr
ihm den Tod zuziehen ſollte. Iſt ſchon je ein ähnli
bei einem Idioten dieſer Gattung vorgekommen?
Eſchricht herbeigezogene Analogie mit der bekannten
Rachel-Herz in Kopenhagen will nichts beweiſen, d
keine Idiotin war. Liegt nicht die Vermuthung vi
daß man durch die Ermordung Hauſer's der doch z
tenden Entdeckung zuvorkommen wollte, auf die ſo v
Preiſe ausgeſetzt waren? Das wol abſichtlich in
Stil geſchriebene Billet, welches der myſteriöſe Fr
Unglücklichen angeblich in einem ſeidenen Beutelchen
hatte, war wenigſtens ſo geſchrieben, wie Hauſer ge
ſchreiben konnte und enthielt Angaben, die darauf
ſchienen, von der wahren Fährte abzulenken. Daß ab
Hauſer von Anfang an ein Gaukelſpiel getrieben u
Idiotismus nur fingirt habe, iſt ſchwerlich anzuneh
wird ja auch von Eſchricht nicht angenommen.

Notiz.

Shakſpeare.

In dem weiter oben ſchon erwähnten Eſſay Emerſ
Shakſpeare finden wir einen Ausſpruch, welcher mi
Nr. 27 d. Bl. erwähnten Scribe'ſchen, daß man durch
Form ein Eigenthumsrecht an den in der Welt in Um

en erwerbe, ziemlich übereinſtimmt. Emerſon ſagt:
ei den Schriftſtellern eine Art praktiſcher Regel ge-
aß, wer ſich einmal befähigt gezeigt hat, ſelbſt Ori-
ſchaffen, hinfort auch die Werke Anderer auf diſ-
beſtehlen dürfe. Der Gedanke iſt Eigenthum Deſ-
hn zu repräſentiren vermag, nicht weniger Deſſen,
ine würdige Stelle anweiſen kann. Eine gewiſſe
verräth den Gebrauch erborgter Gedanken, wiſſen
mit, ihnen umzugehen, dann werden ſie unſer Ei-
In welchen Grenzen und unter welchen Voraus-
vir mit dieſem Grundſatze übereinſtimmen, und un-
nicht, darüber haben wir uns in Nr. 27 d. Bl.
en. Jedenfalls verſteht ihn Emerſon in ganz an-
ne als Scribe, deſſen Handwerk vor Emerſon's
ſich ohnehin aus bloßen Theaterintereſſen gar nichts
viß keine Gnade finden wird; er verſteht darunter
niß, ja die Nothwendigkeit, auf den Ideen Anderer
en, wie ſich dies ja auch in den weitern Worten
„Jeder Denker blickt hinter ſich", ſo klar als
kündigt. Emerſon erwähnt bei dieſer Gelegenheit
nen Berechnung Marlow's, daß von den 6043 Ver-
drei Theilen des „Heinrich VI." 1771 von irgend-
gänger Shakſpeare's geſchrieben, 2373 von dieſem
ſſert und nur 1799 ganz und gar ſein Eigenthum
merſon ſelbſt glaubt auch in „Heinrich VIII." eine
deutlich hindurchblicken zu ſehen. Das urſprüngliche
e ein gedankenreicher, begabter Mann geſchrieben,
ör aber fehlerhaft war. Emerſon verſichert, die
s urſprünglichen Bearbeiters und ihren Rhythmus
ſzuerkennen, ſo in Wolſey's Monolog und in der
Scene mit Cromwell. Was nichts tauge, z. B. die
afte Begrüßung der Königin Eliſabeth, habe einen
nſhakſpeare'ſchen Rhythmus. Ueberhaupt wird man
n müſſen, daß über Shakſpeare's Leben und Schaf-
n Schleier liegt, der nicht gelüftet iſt und wol auch
werden wird. Die philoſophiſche Tiefe und Schwere,
ichfaltigkeit und der Umfang der Kenntniſſe, die
Leidenſchaften, die erſtaunliche faſt furchtbare Kennt-
bens und der Menſchen, die ſich in Shakſpeare's
wahrnehmen laſſen, ſind allerdings ſchwer zu verein-
ſeinem Bildungsgange und ſeinen Beſchäftigun-
ſchauſpieler und ſpätern Mitinhaber des Blackfriars-
Er ſei, ſagt Emerſon, ſoviel bekannt ein Mann
excentriſche Weſen, ein ſehr guter Hauswirth und
Geſchäftsmann geweſen, wie ſich unter Anderm
ebe, daß er einmal, als er gerade am „Macbeth" ar-
ilipp Rogers wegen einer Foderung von 35 Shill.
für Korn, welches er ihm zu verſchiedenen Zeiten
or dem Schuldgerichte von Stratford verklagt habe,
ings die Handlung eines Geſchäftsmanns aber
ines Dichters iſt. Daher hat bekanntlich auch eine
anerin die Hypotheſe aufgeſtellt, die in England an
th einen Vertheidiger gefunden hat, daß Francis Bacon
che Verfaſſer der Shakſpeare'ſchen Dramen geweſen,
peare ſie nur für die Bühne eingerichtet und ſeinen
u hergegeben habe. Dieſe Annahme iſt freilich eine
ürliche und durch nichts beglaubigte. Vergeſſen wir
in der engliſchen Nation neben einem Fonds ge-
enſchenverſtandes eine ganz beſondere Kraft des
und urſprünglichen Hervorbringens liegt, und daß
als jede andere Nation auf allen Gebieten und
auch auf dem der Poeſie hervorragende Männer
icht den gewöhnlichen gelehrten Curſus durchgemacht
ter allen Umſtänden bleibt die ganz außerordentliche
Shakſpeare's eine nach den gewöhnlichen Geſetzen
eſſende und zu erklärende, und dieſes Unerklärliche
as Bauernfeld ſchon vor Jahren zu dem Epigramm

Gern mach' ich meine Reverenz
Nachträglich unſerm wackern David Strauß;
Stets unbegreiflich war mir Shakſpeare's Exiſtenz —
Mit einer Shakſpeare-Mythe komm' ich d'raus.

H. M.

Bibliographie.

Balde, J., Die Marien-Geſänge aus den Büchern der Oden und dem der Epoden. In deutſche Reimſtrophen überſetzt von C. B. Schlüter. Paderborn, Schöningh. Gr. 16. 12 Ngr.

Boguslawski, G. v., Die Kometen und ihre Bedeutung als Weltkörper. Nach den Reſultaten der neueſten wiſſenſchaftlichen Forſchungen gemeinfaßlich dargeſtellt. Stettin, Cartellieri. Gr. 8. 12 Ngr.

Clemens, A., Das Ferngefühl nach Zeit und Raum. Frankfurt a. M., Hedler. 8. 14 Ngr.

Eickhorn, F., Charlotte Corday, ein Trauerſpiel in vier Aufzügen. Düſſeldorf, Kaulen. 16. 10 Ngr.

— — Der Damascener-Schmidt von Solingen. Dramatiſches Gedicht in zwei Aufzügen. Düſſeldorf, Kaulen. 16. 7½ Ngr.

Des berühmten italieniſchen Magiers Eſtella Deutung aller Träume. Berlin, Bieler u. Comp. 16. 5 Ngr.

Für und gegen Skandinavien. Darſtellung und Prüfung der Anſichten und Zwecke verſchiedener Anhänger und Gegner des Skandinavismus. 1ſtes Heft. Kopenhagen. Gr. 8. 8 Ngr.

Horkel, J., Die Lebensweisheit des Komikers Menander. Vortrag gehalten in der Königl. deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg am 6. März 1857. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 10 Ngr.

Jacob, T., Die entſcheidende Frage im Streit über Leib und Seele. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.

Jost, J. M., Geschichte des Judenthums und seiner Secten. 1ste Abtheilung. 1stes bis 3tes Buch. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Jürgens, K., Zur Bundesreform-Frage. Frankfurt a. M., Hedler. 8. 14 Ngr.

Kober, F., Der Kirchenbann nach den Grundſätzen des canoniſchen Rechts dargeſtellt. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Kutzen, J., Vor hundert Jahren. Zwei Gedenktage deutſcher Geſchichte. In zwei Abtheilungen: der Tag von Kolin und der Tag von Leuthen. Breslau, Hirt. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Nolcken, E. Freih. v., Rußland hat allein noch die Wahl! Socialpolitiſche Betrachtungen. Berlin, Heinicke. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Sperlinge des Herrn. Von B. F. Saarbrücken, Neumann. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Tagesliteratur.

Authentiſcher Bericht von der am 8. Juni 1857 erfolgten ſchrecklichen Exploſion des Laboratoriums des Königl. Preuß. Theaterfeuerwerkers F. Dobermont. Nebſt einer kurzgefaßten Lebensbeſchreibung des F. Dobermont. Berlin, Induſtrie-Comptoir. 8. 2½ Ngr.

Huber, M., Beitrag zur Verſtändigung über das öſterreichiſche Concordat. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Koſchate, Ueber Kometen und Kometen-Furcht. Ein ernſtes Wort an das Volk. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 1 Ngr.

Phosphor. Humoriſtiſche Wochenſchrift. Redacteur: A. Glaßbrenner. Jahrgang 1857. Juli bis December. 26 Nummern. Hamburg, Jowien. Imp.-4. Vierteljährlich 15 Ngr.

Schramm, Zwei Predigten zur Empfehlung der Friedensgerichte. Angehängt ſind die Statuten für Friedensgerichte, von dem Herrn Amtmann Raſch verfaßt. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unſere Zeit.

Jahrbuch zum Converſations-Lexikon.

Das fünfte und ſechste Heft dieſes neuen populär-encyklopädiſchen Werks ſind ſoeben erſchienen und nebſt den frühern Heften ſowie einem ausführlichen Proſpect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Dieſelben enthalten Folgendes:

Die Memoiren des Herzogs von Raguſa. Erſter Artikel. — **Das Donaudelta.** — **Das Ultramarin.** — **Klaus Groth.** — **Robert Lowe.** — Kleinere Mittheilungen: Andronikow (Iwan Malchaſowitſch, Fürſt). — Brown (Sir George). — Burgoyne (Sir John Fox). — Campbell (Sir Colin). — Chrulew (Stepan Alexandrowitſch). — Dundas (Sir Richard Saunders). — Dundas (Sir James Whitley Deans-). — Liprandi (Paul Petrowitſch). — Lüders (Alexander Nikolajewitſch). — Nachimow (Paul Stepanowitſch). — Raglan (Fitzroy James Henry Somerſet, Lord). — Seymour (Sir Michael). — Simpſon (Sir James). — Todleben (Franz Eduard). — Aupick. — Chambon (Eduard). — Dias (A. Gonçalves). — Kemble (John Mitchell). — Medhurſt (Walter Henry). — Muſſet (Louis Charles Alfred de). — Nekrolog zum „Converſations-Lexikon“ bis Ende 1856. (Fortſetzung.)

Das neue Paris. — Rauchverzehrende Feuerungen. — Die beiden Charles Napier und ihre Familie. — Das Kanalproject von Kuſtendſche. — Elias Lönnrot. — Kleinere Mittheilungen: Almeida-Garrett (João Baptiſta de). — Avellaneda (Gertrudis Gomes de). — Batjuſchkow (Konſtantin Nikolajewitſch). — Beaufort (Henry Somerſet, Herzog von). — Beöthy (Ladislaus). — Braham (John). — Brüllow (Karl Pawlowitſch). — Carro (Jean, Ritter de) — Catel (Franz). — Cauchy (Auguſtin Louis). — Douglas (Lord James D., Baron Douglas). — Elgin und Kincardine (James Bruce, Graf von). — Ellesmere (Francis Egerton, Graf von). — Fife (James Duff, Graf von). — Hyde de Neuville (Jean Guillaume, Graf von). — Ilmoni (Immanuel). — Krüger (Ferdinand Anton). — Nebenius (Karl Friedrich). — Paſtoret (Amédée David, Marquis de). — Perowſky (Leo Alexiejewitſch, Graf). — Retzſch (Moritz). — Scoresby (William). — Smidt (Johann). — Tileſius von Tilenau (Wilhelm Gottlieb). — Toldy (Franz). — Ure (Andrew). — Verdi (Giuſeppe). — Vidocq (Eugène François). — Nekrolog zum „Converſations-Lexikon“ bis Ende 1856.

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Beſitzer der zehnten Auflage des Converſations-Lexikon

ſowie für die der „Gegenwart“ und der verſchiedenen Converſations-Lexika. Daneben hat daſſelbe jedoch einen durchaus **ſelbſtändigen Werth**, indem es beſtimmt iſt, **das Zeitleben in Staat, Geſellſchaft, Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur** zu ſchildern und alle neuen Ereigniſſe, Perſönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetiſche Reihenfolge friſch und anſchaulich darzuſtellen.

Das Unternehmen iſt von der deutſchen Preſſe mit ſeltener Einſtimmigkeit höchſt anerkennend begrüßt worden und hat ſich bereits einen ſehr anſehnlichen Leſerkreis erworben.

Monatlich erſcheint ein Heft von 4—5 Bogen zu 5 Ngr., ſodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zuſammen einen Band bilden.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinsius' Bücher-Lexiko

Zwölfter Band,

die von 1852—56 erschienenen Bücher und Berid früherer Erscheinungen enthaltend. Herausgege ***Albert Schiller.*** Erste Lieferung. (A—B 4. Preis einer Lieferung auf Druckpapier 25 N Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der **achte** und **neunte Band** dieses Werk gegeben von **O. A. Schulz**, und der **zehnte Ba** ausgegeben von **A. Schiller** — die Erscheinungen 1828—51 enthaltend —, bilden unter dem Titel **meines deutsches Bücher-Lexikon auch sich bestehendes Werk und werden zusammeng für 16 Thlr. erlassen.** Sämmtliche zehn Bände 49) **zusammengenommen** kosten im **erm Preise** 26 Thlr. 20 Ngr. Der elfte Band kostet 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Dramatiſche W

Erſter Band bis neunten Bandes erſte Abtheil Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule de III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatſcheff. des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acoſta. — weber. — VII. Liesli. Der Königsleutenant. — VIII. Ottfried. Fr Lenz und Söhne. — IX. 1. Lorber und Myrte.

Einzeln ſind in **beſonderer Ausgabe** zu bezich

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. ſpiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ng

Werner oder Herz und Welt. Schauſpiel in fünf **Dritte** Auflage. 1 Thlr.

Patkul. Ein politiſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen Auflage. 25 Ngr.

Die Schule der Reichen. Schauſpiel in fünf **Dritte** Auflage. 25 Ngr.

Ein weißes Blatt. Schauſpiel in fünf Aufzügen. Auflage. 20 Ngr.

Zopf und Schwert. Hiſtoriſches Luſtſpiel in fünf **Dritte** Auflage. 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatiſches Seeleng drei Aufzügen. **Zweite** Auflage. 20 Ngr.

Uriel Acoſta. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. **Zw** lage. 1 Thlr.

Liesli. Ein Volkstrauerſpiel in drei Aufzügen. Liedern von C. G. Reiſſiger. 25 Ngr.

Der Königsleutenant. Luſtſpiel in vier Aufzügen.

Ottfried. Schauſpiel in fünf Aufzügen. — **Fremde** Vorſpielſcherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.

Lenz und Söhne oder Die Komödie der Beſ Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 25 Ngr.

Lorber und Myrte. Hiſtoriſches Charakterbild in zügen. 20 Ngr.

Außerdem erſchienen in **Miniatur-Ausgabe:**

Uriel Acoſta. Trauerſpiel. Geh. 20 Ngr. **Geb.**

Zopf und Schwert. Luſtſpiel in fünf Aufzügen. **Geh** Geb. 24 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

terariſche Unterhaltung.

rſcheint wöchentlich. —— Nr. 30. —— 23. Juli 1857.

lt: C. H. Weiße's neueſte theologiſche Schriften. Erſter Artikel. — Heinrich Koenig Hedwig, die Waldenſerin. — iſche und nordiſche Poeſie. — Ein Brief Lavater's. — Erinnerungen eines preußiſchen Veteranen. Von **Karl Guſtav von Berneck. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.**

H. Weiße's neueſte theologiſche Schriften.

Erſter Artikel.

ophiſche Dogmatik oder Philoſophie des Chriſtenthums.
C. H. Weiße. Erſter Band. Leipzig, Hirzel. 1855.
8. 3 Thlr. 10 Ngr.

bgleich die Beſprechung reinwiſſenſchaftlicher Schrif-
enggenommen außerhalb der d. Bl. geſteckten Gren-
egt, ſo dürfte doch dieſe Regel in einem doppelten
eine Ausnahme erleiden; ein mal wenn ein wiſ-
aftliches Werk von ſo eingreifender Bedeutung er-
t, daß wenigſtens eine allgemeine Kenntnißnahme
auch für weitere Kreiſe als die eigentliche
enoſſenſchaft unumgänglich wird, und ſodann,
die eine oder die andere ſtrengwiſſenſchaftliche
ft Gelegenheit bietet, daran eine allgemeinere
cht über den dermaligen Stand des betreffenden
s der Wiſſenſchaft anzuknüpfen. In der einen
n der andern Beziehung dürfte ſich auch die vor-
d angeführte Weiße'ſche Schrift in der That zu
Beſprechung vor einem größern Leſerkreiſe eignen,
Referent entledigt ſich mit Freuden des ihm gewor-
Auftrags, an dieſem Orte über die neueſte größere
giſche Leiſtung eines Mannes Bericht zu erſtatten,
uch abgeſehen von ſeiner ehrenvollen Stellung in
iſſenſchaftlichen Welt, den Leſern d. Bl. als ein
ähriger geiſtvoller Mitarbeiter bekannt iſt.

ekanntlich gehört Weiße ſeiner philoſophiſchen Rich-
nach dem Kreiſe jener Männer an, welche über
etzte große philoſophiſche Syſtem, das Hegel'ſche,
ſtrebend unter Aneignung des im Pantheismus ent-
en Wahrheitsgehalts dennoch ſeine Einſeitigkeit zu
inden ſuchen. Er gehört ebenſo wie J. H. Fichte,
häus, Wirth u. A. zu den Vertretern des ſpecu-
n Theismus, denen Gott nicht wie den Pantheiſten
ſtalt in der Welt aufgeht, daß er nur in dem Ent-
ungsproceſſe der endlichen Dinge ſein eigenes Da-
ealiſirte, als die an ſich bewußtloſe Idee, die nur
ewußtſein endlicher Geiſter ſich ſelbſt ergreift, per-
h wird nur in den endlichen Perſönlichkeiten, ſon-
Gott iſt dem ſpeculativen Theismus eine concrete,

in ſich lebendige Perſönlichkeit, zwar zugleich innerwelt-lich, aber zuerſt und vor allem in einem überweltlichen, auf ſich ſelbſt beruhenden Daſein die eigene Lebensfülle entfaltend; Gott und Welt ſtehen ſich zwar nicht, wie die Lehre jenes alten, von der Kritik des Pantheismus zerſetzten Theismus war, in ſtarrer abſtracter Jenſeitigkeit gegenüber, ſondern Gott geht mit ſeinem Leben ein in die Welt als das ſie belebende, beſeelende und geſtaltende Princip; das Leben der Welt iſt ein Leben aus Gott, ihre unendliche Geſtaltenfülle nichts als die Offenbarung einer ewigen innergöttlichen Geſtalten- und Ideenwelt; aber dieſes innergöttliche Leben geht doch in keinem Augenblicke rein auf in der jedesmaligen Weltwirklichkeit, ſondern nimmt ſich immer wieder aus ihr zurück, und greift als der ewig unerſchöpfliche Quell immer neuer Lebensgeſtaltungen über ſie hinaus in ununterbrochener Schöpferthätigkeit, ohne doch je in ſeiner Schöpfungen Fülle des eigenen Lebens Reichthum zu erſchöpfen. Die Welt ſelbſt aber, obwol ihr die Geſetze ihrer Entwickelung ebenſo vorgezeichnet ſind durch die abſolute göttliche Vernunft, wie die individuelle Mannichfaltigkeit ihrer Geſtaltungen bedingt iſt durch die in dem göttlichen Weſen ſelbſt geſetzte Mannichfaltigkeit von Beſtimmungen, gewinnt dennoch bei dieſer Auffaſſung eine wenigſtens relative Selbſtändigkeit Gott gegenüber. Ihre Geſtaltungen bedeuten auch etwas für ſich, ſie ſind keine bloßen Durchgangspunkte im Selbſtvermittelungsproceſſe des Abſoluten, keine immer nur um wieder aufgehoben zu werden geſetzten Momente; ſondern wie ſie ihrer individuellen Weſenheit nach in Gottes Weſen ihre Wurzel und ihr Beſtehen haben, als beſtimmte, zwar endlich begrenzte, aber in dieſer ihrer Begrenztheit eben eigenthümliche Offenbarungen des an ſich Einen göttlichen Lebens, ſo iſt ihre Beſtimmung eine unvergleichbar höhere als die von zeitweiligen Formen der Idee, gleichſam von Eierſchalen, die zerbrochen werden, wenn dem heranwachſenden Hühnchen die Hülle zu eng wird; ihre Aufgabe iſt vielmehr umgekehrt dieſe, immer mehr zu werden, was ſie an ſich ſchon ſind, Individualitäten von ewigem göttlichem Lebensgehalt, endlich Individualitäten, ſofern

ſie eben in ihrer Individualität ihre Schranke haben, aber zugleich unendlich ſich entwickelnde Individualitäten, in fortſchreitendem, durch die Wechſelwirkung in der Gemeinſchaft bedingtem Werdeproceſſe ihr eigenes Weſen immer reiner herausläuternd und der eigenen, aus Gott geborenen Lebensfülle immer voller und reiner ſich bemächtigend.

Wir glauben mit dem Geſagten die Grundgedanken des ſpeculativen Theismus bezeichnet zu haben in ſchroffem Gegenſatze zu jener dermalen noch in ziemlich weiten Kreiſen verbreiteten pantheiſtiſchen Anſchauungsweiſe, welche, indem ſie den Dualismus zwiſchen Gott und Welt zur Einheit aufzuheben vorgibt, in Wahrheit beide vernichtet, und die Gottheit zu einem alles concreten Lebensinhalts entleerten Abſtractum, zu einem caput mortuum des todten Begriffs, die Welt zu einem bloßen Schein am Sein, zu einem flüchtigen, ewig aufund niedertauchenden Wellenſchaume im weiten Ocean herabſetzt. Dieſem heilloſen Pantheismus gegenüber, der weder die Räthſel der Welt zu löſen noch den religiöſen, ethiſchen und äſthetiſchen Bedürfniſſen des Geiſtes zu genügen vermag, tritt nun jene Phalanx gewappneter Männer in die Schranken, in deren vorderſter Reihe Weiße ſeit einer langen Reihe von Jahren gekämpft hat. Bei aller Verſchiedenheit der ſonſtigen metaphyſiſchen Vorausſetzungen ſehen wir ſie gemeinſam Fronte machen gegen jenen Begriffsabſolutismus des letzten großen philoſophiſchen Syſtems, in welchem der Pantheismus ſeine ganze furchtbare Kraft zuſammengefaßt hat; immer neue Anläufe ſehen wir ſie nehmen, um jene Alleinherrſchaft des abſtract-logiſchen Denkens zu durchbrechen und Raum zu gewinnen für anderweite, dem Denken ebenbürtige Lebensfunctionen, die das genannte Syſtem nur inſoweit anzuerkennen vermochte, als es ihm gelang, ſie unter die Herrſchaft des Begriffs zu knechten, ihnen gleichſam das Lebensblut auszuſaugen und nichts von ihnen übrigzulaſſen als weſenloſe Schatten und Schemen. Jenem alles Lebendige mit ſeinem eiſigen Hauche ertödtenden Formalismus gegenüber iſt es in hohem Grade charakteriſtiſch, daß der erſte glückliche Verſuch, den harten Panzer des logiſchen Begriffs zu durchbrechen gerade auf äſthetiſchem Gebiete erfolgt iſt, alſo innerhalb einer Lebensſphäre, welche ſich ihrem eigenthümlichen Weſen nach der Analyſe entzog. Durch das vor mehr als 20 Jahren von Weiße veröffentlichte „Syſtem der Aeſthetik" iſt es ihm zuerſt auf methodiſch-wiſſenſchaftlichem Wege gelungen, der Idee des Schönen eine ſelbſtändige Bedeutung unabhängig von den reinlogiſchen Kategorien zu ſichern und den grundverkehrten Vorausſetzungen der Hegel'ſchen Schule mit Erfolg entgegenzutreten, welche das äſthetiſche Princip dem logiſchen unterzuordnen und Gefühl und Anſchauung des Schönen zu einer niedern Stufe der Wahrheitserkenntniß herabzuſetzen befliſſen war. Hier zuerſt ward auch für die ſchulmäßige Philoſophie — denn die Romantiker hatten es längſt in dithyrambiſcher Begeiſterung ausgeſprochen, und für den Genius des Dichters und Künſtlers iſt dies ſtets eine Thatſache innerer Erfahrung geweſen — die folgenreiche Einſicht eröffnet, daß an die concrete Fülle des Lebens das anatomiſche Meſſer des logiſchen Begriffs nicht heranreicht, und daß jeder Verſuch, die ſchöpferiſche Werdeluſt des Lebendigen durch jenes „Eins, Zwei, Drei" der Logik in die Kategorien des Verſtandes zu bannen, nur dahin ausſchlagen könne, den Geiſt hinauszutreiben und von „der lebendigen Natur, da Gott den Menſchen ſchuf hinein", nichts als „Thiergeripp und Todtenbein" übrigzulaſſen.

Von dem äſthetiſchen Gebiete lag der Uebergang zum religiöſen nicht fern, und es bedurfte nur eines einzigen Schritts, um durch die dort neugewonnenen Einſichten zu dem Begriff eines wahrhaft lebendigen Gottes zu gelangen. Dieſen Begriff in ſein richtiges Verhältniß zu dem Abſoluten der reinen Vernunft einzuſetzen und jenen lebendigen, ewig ſchöpferiſchen Proceß, durch welchen allein Gott ein wirklicher perſönlicher iſt, von der reinen Idee ebenſo wol abzuſcheiden als umgekehrt dergeſtalt mit derſelben zu verknüpfen, daß er in der That und nur er allein als die concrete lebendige Wirklichkeit der in ihrem Anſich ſtarren und bewegungsloſen Idee erſcheint: dies iſt die allerdings ſchwierige, aber zugleich unendlich viel verheißende Aufgabe, auf deren Löſung die gegenwärtige Speculation immer erfolgreicher hindrängt, wenn es auch zur Zeit noch nicht gelungen iſt, eine allſeitige Verſtändigung auch nur unter Denen herbeizuführen, welche gemeinſam auf dieſes eine Ziel hinſteuern. Es bedarf eben nur des Hinweiſes auf dieſe einfache Thatſache, um die Grundloſigkeit der gegenwärtig ſo oft ausgeſprochenen Anſicht zu erkennen, daß die philoſophiſche Speculation ſeit dem durch ſeine conſequenteſten Jünger herbeigeführten ſchmählichen Bankrott des Hegel'ſchen Syſtems ihre Kraft erſchöpft und fortan einer reinempiriſtiſchen Methode der Forſchung Platz gemacht habe, welche freilich da, wo ſie zur Herrſchaft gelangt, den unausbleiblichen Tod alles philoſophiſchen Denkens herbeiführt. Es bedarf, ſagen wir, um der Selbſtgenügſamkeit dieſes modernen Empirismus, der leider dermalen in den Naturwiſſenſchaften wie in der Theologie in der widerwärtigſten Weiſe ſich aufbläht, mit Erfolg entgegenzutreten, eben nur des Hinweiſes auf jene ernſten Geiſtesarbeiten auch auf dem Gebiete der philoſophiſchen Speculation, von denen freilich das heutige „Chronikenzeitalter" conſequent keine Notiz zu nehmen entſchloſſen ſcheint. Uns, die wir durch den Gang unſerer Studien zunächſt dem theologiſchen Gebiete zugewendet ſind, intereſſirt hier vorzugsweiſe der Gewinn, welcher aus jener neuern Speculation für die wiſſenſchaftliche Theologie entweder ſchon erwachſen iſt oder früher oder ſpäter mit Nothwendigkeit erwachſen wird. Namentlich erkennen wir in den Leiſtungen von ſpeculativen Philoſophen wie Weiße und dem jüngern Fichte die gewaltigſten Anläufe zu einer Neubelebung der proteſtantiſchen Dogmatik, die wir mit um ſo größerer Freude begrüßen müſſen, je mehr gerade auf dieſem Gebiete der Theologie eine empfindliche Abnahme der productiven Kraft

ſein ſcheint, eine Abnahme, die ſich durch die
Begriffsverwirrung der „kirchlichen“ Specu-
der einen Seite, wie durch die byzantiniſche
z der dogmatiſchen Arbeit unter die ſtarren
er ausgelebten Vergangenheit auf der andern
allerbedenklichſten Weiſe an den Tag legt.
er in der That die dogmatiſche Theologie der
nicht entrathen könne, ja allererſt durch ſie
rklichen Wiſſenſchaft erhoben werde, dies hat
den einleitenden Abſchnitten ſeiner „Philo-
Dogmatik“, namentlich Schleiermacher gegen-
ns bedünken will treffend gezeigt. Wir fin-
ein Hauptverdienſt ſeiner neueſten ſyſtemati-
t in der richtigen Feſtſtellung des keineswegs
ichen Verhältniſſes, in welchem die dogmati-
ie zur Philoſophie ſteht, eines Verhältniſſes,
ich nur dann richtig gewürdigt werden kann,
einerſeits zu ſcheiden gelernt hat zwiſchen
d Theologie, andererſeits aber den Unterſchied
hält, der innerhalb der philoſophiſchen Dis-
ſt zwiſchen Metaphyſik und Realphiloſophie
den muß. Was das erſtere betrifft, ſo hat
beraus lichtvoller Erörterung den Erfahrungs-
ler Religion und der chriſtlichen insbeſondere
hierin im entſchiedenen Anſchluß an Schleier-
nur darin ſcheinbar nicht unerheblich von
jend, daß ihm das Luſt- und Wehegefühl
äſthetiſchen Gebiete auch im religiöſen das
iſt, da es vielmehr nur zum Ausgangspunkt
angspunkt für Thätigkeiten diene, deren Ziel
ßere und innere That, andererſeits ein be-
Daſein des Geiſtes ſei. Das höchſte Ziel der
ihm ſo das Heil, ihr eigentliches „Weſen“
Gut, welches im Gefühl ſich ankündige und
be im Gefühl habe, aber weſentlich in einer
nſchaft der Geiſter, in der Gemeinſchaft des
leichs oder des Himmelreichs beruhe. Das
werde alſo nur in der Gemeinſchaft ver-
d ſetze als nothwendige Grundlage die Mit-
nd Gemeinſamkeit nicht blos, wie Schleier-
e, der Stimmungen, ſondern vor allem auch
Zwecke voraus. Daher ſei denn die religiöſe
weſentlich Geſammterfahrung, und ein Ver-
Religion nur möglich auf Grund dieſer
in dem religiöſen Geſammtleben oder in der
iſt hier nicht der Ort, eingehender zu zei-
rch dieſe Auffaſſung der Religion allerdings
ender Schritt über Schleiermacher hinaus ge-
er zwar die Bedeutung des religiöſen Ge-
und der religiöſen Geſammterfahrung in
len Umfange zu würdigen aber ſie nicht
in Einklang zu ſetzen verſtand mit ſeiner
sſetzung, daß die Religion weder ein Wiſſen
n, ſondern eine Beſtimmtheit des Gefühls
mittelbaren Selbſtbewußtſeins ſei. Dagegen
ings Weiße's Einſpruch gegen die Schleier-
Begriffsbeſtimmung der Religion ſelbſt dieſe
darum wol ſchwerlich treffen, weil Schleiermacher unter jenem „unmittelbaren Selbſtbewußtſein“ ſicher nichts Anderes verſtanden hat als eben Das, was Weiße ein „beharrendes Daſein des Geiſtes“ nennt, wenn auch die ſpeciellere Faſſung jenes unmittelbaren Selbſtbewußtſeins bei Schleiermacher eine nicht völlig über ſich ſelbſt verſtändigte und darum mancherlei Misverſtändniſſen raumgebende iſt.

Es erhellt aber von ſelbſt, wie auch durch Weiße's Begriffsbeſtimmung der Religion ein von aller Philoſophie unabhängiges Gebiet geſichert wird, daher er denn mit vollem Rechte ſagen kann, daß ſie ihrem urſprünglichen Weſen nach nicht ſelbſt Philoſophie, ſondern ein Größeres und Mehres ſei. So wenig aber die reale weltgeſchichtliche Bedeutung der Religion und der chriſtlichen zumal verflüchtigt werden darf in Speculation, ebenſo wenig kann doch das Chriſtenthum der Philoſophie entbehren, ſobald es zum Gegenſtande des Wiſſens erhoben wird und wie der Verfaſſer durch einen lichtvollen Ueberblick des Geſammtverlaufs des kirchlichen Denkens bis auf Scheiermacher darthut, ſo iſt thatſächlich die chriſtliche Dogmenbildung zu keiner Zeit freigeblieben von dem Einfluſſe der jedesmal herrſchenden philoſophiſchen Anſchauungen. Das Chriſtenthum iſt aber, wie der Verfaſſer weiter zeigt, nicht blos als geſchichtliche Thatſache Gegenſtand der philoſophiſchen Betrachtung, ſondern es ſoll zugleich Das, was es an ſich iſt, auch für das Bewußtſein ſein; der chriſtliche Geiſt ſoll ſich alſo den geſammten Glaubens- oder kirchlichen Erfahrungsinhalt auch für das Denken vermitteln, und dazu bedarf es wieder der Philoſophie, freilich keiner ſogenannten vorausſetzungsloſen oder außerhalb des chriſtlichen Lebens- und Erfahrungsgebiets ihren Standpunkt nehmenden, ſondern eines Denkens, welches auf den Thatſachen der innern religiöſen Erfahrung ebenſo ruht wie die Naturwiſſenſchaft auf den Thatſachen der äußern Sinneserfahrung. Die alte Eiferſucht aber der Theologen gegen Einmiſchung des philoſophiſchen Denkens in den Bereich der Theologie wurzelt, wie der Verfaſſer vortrefflich zu zeigen verſteht, zuletzt lediglich in der irrthümlichen Beſchränkung der Philoſophie auf dasjenige Wiſſen, welches durch reines Denken aus allgemeinen, aller Erfahrung vorhergehenden Vernunftbegriffen gewonnen wird, oder, ſofern man der Philoſophie das außerreligiöſe Erfahrungsgebiet preisgab, auf einer unberechtigten Abſcheidung der religiöſen Erfahrung von der außerreligiöſen, d. h. auf einer mangelhaften Einſicht in das Weſen der Offenbarung, der Quelle aller religiöſen Erfahrung. Wir müſſen es uns verſagen, auf die intereſſante Erörterung einzugehen, welche der Verfaſſer im zweiten Abſchnitte ſeiner Einleitung über das Weſen der göttlichen Offenbarung und die Urkunden derſelben, die Heiligen Schriften Alten und Neuen Teſtaments, anſtellt, und nur ſo viel ſei bemerkt, daß die Weiße'ſche Faſſung des Offenbarungsbegriffs, gleich erhaben über ſupranaturaliſtiſche Verknöcherung wie über rationaliſtiſche Verflachung, einerſeits nach Schleiermacher's Vor-

gang jeder neuen religiöſen Erfahrung, alſo überhaupt jeder ſchöpferiſchen That religiöſer Genialität den Offenbarungscharakter im weitern Wortſinne zuſchreibt, andererſeits aber für die Gottesoffenbarung in den bibliſchen Urkunden ein engeres und eigenthümliches Gebiet, nämlich die Enthüllung der Idee des höchſten Guts oder des göttlichen Reichs, auszuſcheiden verſteht. Indem aber der geſammte, aus Schrift und kirchlichem Geſammtleben immer aufs neue zu ſchöpfende religiöſe Erfahrungsgehalt dem philoſophiſchen Denken angeeignet werden ſoll, ſtellt ſich dem Verfaſſer die ſpeculative Dogmatik ſelbſt in die Reihe der philoſophiſchen Realdisciplinen, oder vielmehr als deren Gipfel an das Ende dieſer Reihe. Ihr Realprincip iſt eben die Thatſache der Gottesoffenbarung ſelbſt oder die in der Welt ſich verwirklichende Idee des göttlichen Reichs, aber ihre wiſſenſchaftliche Ausprägung empfängt ſie wie jede andere philoſophiſche Realdisciplin durch die Geſetze des reinen Denkens oder der Metaphyſik.

Für unſere Zwecke iſt es nun von beſonderer Wichtigkeit zu conſtatiren, wie in der ſcharfen und principiellen Sonderung Deſſen, was in allem philoſophiſchen Wiſſen dem reinen Denken und Deſſen, was der Erfahrung angehört, von Weiße der Ariadnefaden gefunden iſt, der ihn nicht nur durch die Labyrinthe des theologiſchen wie des philoſophiſchen Dogmatismus hindurchleitet, ſondern ihm namentlich auch den Weg wies, zu dem Begriffe eines perſönlichen ſelbſtbewußten Gottes, dieſer Grundvorausſetzung aller lebendigen Religion, zu gelangen. Wenn wir gerade hierauf im Folgenden etwas ausführlicher eingehen, ſo geſchieht dies aus keinem andern Grunde als darum, weil wir hiermit den Punkt getroffen zu haben meinen, in welchem die epochemachende Bedeutung der Weiße'ſchen Dogmatik beruht. Der Verfaſſer findet das unſterbliche Verdienſt Kant's in der Orientirung über die Bedingungen einer möglichen Erfahrung, vor allem in der reinlichen Ausſonderung der Vernunfterkenntniſſe a priori, deren Beſitz erſt eine gegenſtändliche Erkenntniß durch Erfahrung, eine Beziehung der Vernunft zum wirklichen Daſein möglich macht, ohne an ſich ſelbſt die Erfahrung erſetzen zu können. Der Fehler Kant's war nur ſein Befangenbleiben im Subjectivismus, indem er dieſen reinen Vernunftinhalt nur für die Möglichkeit des ſubjectiven Denkens, nicht aber für die Möglichkeit eines objectiven Seins der Dinge überhaupt nahm; das aber hatte er völlig richtig erkannt, daß man aus den Vernunftbegriffen nicht die Exiſtenz der Dinge herausklauben, aus der in ihnen enthaltenen Möglichkeit eines objectiven Daſeins nicht die äußere Wirklichkeit deſſelben erſchließen könne, und in dieſer Beziehung muß als die epochemachende That der Kant'ſchen Kritik die Ueberwindung des Dogmatismus bezeichnet werden. Dogmatismus nämlich nennt der Verfaſſer mit Kant

jedes ſolche Verfahren in weltlicher oder geiſtlicher Wiſſenſchaft, welches aus Unkunde der transſcendentalen Bedingungen, an denen die Möglichkeit der Erfahrung, und der empiriſchen Bedingungen, an denen die Möglichkeit einer gegenſtändlichen Erkenntniß des erfahrungsmäßig Wirklichen hängt, die Gebiete
der Vernunft und der Erfahrungserkenntniß verme
mittelbar durch Erfahrung das Vernunftnothwe
reine Vernunft das erfahrungsmäßig Wirkliche, ſei
zen oder im Einzelnen, zu erkennen unternimmt.
phie, die Theologie wird zum Dogmatismus, wen
zug auf Gegenſtände des Wiſſens, die nicht ohn
erkannt werden können, der Erfahrung vorgreift,
Erfahrung ſich zu vermitteln; ſie wird es auch dann
Dem, was nur Thatſache der Erfahrung iſt, ſche
halt ſpeculativer Vernunfterkenntniß zu erblicken m

Der Verfaſſer erhebt daher den Vorwurf
matismus namentlich gegen die Hegel'ſche „
der Logik", welche zwar von entſcheidender
in methodologiſcher Beziehung geweſen ſei, d.
Ausarbeitung und Darſtellung der abſoluten
form für jeden Inhalt einer möglichen Erfah
freilich in der „abſoluten Idee" nicht blos d
im Sein und Erkennen ſich ſelbſt gleiche
möglichen Erfahrung finde, die als ſolche alle
Inhalt nicht äußerlich ſei, ſondern ihre
ebenſo in ihrem Inhalte habe, wie umgekehrt
ſeine Wahrheit in der Form. Aber nach Heg
abſolute Idee die Totaleinheit oder der Kern
lität in allem Realen, kurz Alles in Allem,
in allen realphiloſophiſchen Erkenntnißgebiete
reine Begriff in ſeiner Selbſtbewegung, wenngle
„Andere ſeiner ſelbſt", das „Außerſichſeiende
das allein in Wahrheit Seiende, jene Den
alſo das allein wahrhafte Geſchehen. Hiermi
jener „Monismus des Gedankens" begründet,
wirklich Ernſt, wahrer voller Ernſt mit ihm
werden ſollte, gleich dem Spinozismus weder
religiöſe Erfahrung, noch überhaupt für eine
Platz laſſen würde. Nach dem Verfaſſer beſ
gerade in jener Meinung, es könne vom B
Daſein ein dialektiſcher Fortſchritt ſtattfinden,
gang gleicher Art, wie er innerhalb des Be
ſchen deſſen verſchiedenen Momenten beſtehe: d
irrthum der Hegel'ſchen Philoſophie, eben je
principii, welche allem ſpeculativen Dogmati
grunde liege.

Dieſem neuen Dogmatismus gegenüber
Weiße ſeine Foderung zu begründen, daß auf
geſchieden werden müſſe zwiſchen der Idee und
lichkeit. In erſterer ſei kein realer Unterſchied,
genſatz zwiſchen Subject und Object, zwiſchen
nem und Beſonderm, Unendlichem und Endliche
ſie ſei mit einem Worte die rein ſchlechthin
identiſche Vernunftidee oder die abſolute Identi
welche als ſolche in ihrem ſtarren unbewußten
beweglichen Anſich verharren muß, ohne durch
manente dialektiſche Nothwendigkeit zur Auseinan
der in ihr aufgehobenen Momente fortzuſchreiten
daher andererſeits wieder behauptet wird, daß
lative Methode wenigſtens auf dem Gebiete d
Vernunftwiſſenſchaft ganz den Charakter der
und ſtrengen Dialektik trage, ſo iſt der Ausdruck
tiſcher Proceß" doch nach der Erklärung des

ive Seite zu beſchränken, auf die Gedan-
die in dem methodiſchen Erkennen vorſichgeht.
iſt daher nach Weiße nichts Anderes als
und Daſeinsmöglichkeit ſelbſt, in der Geſammt-
mmungen, die als ſolche das unbedingt Noth-
Nicht-nicht- und Nicht-anders-ſein-können, das
und Urſprüngliche oder das abſolute Prius
it ſind.

Vernunftwiſſenſchaft aber iſt die Wiſſen-
Bedingungen des Möglichen, ſofern die-
ngig von aller Erfahrung in reiner Ver-
hr innewohnenden Idee des Abſoluten gegeben
er Seite des erkennenden Subjects iſt die-
griff der reinen Denknothwendigkeit, nach
lichen Seite iſt ihr Inhalt die reine Da-
, das reine Seinkönnen als das Allge-
Wirklichkeit des Daſeins Gültige und aller
orangehende, als ſolches, aber nur in die-
das Schlechthinſeiende, Das, was nicht
nicht anders ſein kann als es iſt. Als
llein und vollſtändig durch die Denknoth-
reinen Vernunft zu erkennende Daſeins-
die abſolute Idee die Möglichkeit des gött-
ebenſo gut als des creatürlichen, der Grund
gung ſeiner Wirklichkeit. Dieſer Satz ge-
lle Bedeutung namentlich für die S. 311
ne Kritik des ontologiſchen Beweiſes für
iottes. Das, was durch reine Vernunft-
vonnen werden kann, iſt nach Weiße eben
der allen Geſetzen des Daſeins zugrunde
m Satze vom Widerſpruch zuerſt ins Bewußt-
griff der allgemeinen, unbedingten und vor-
Möglichkeit, das reine Seinkönnen, welches
gliche ſelbſt erſt alles Wirkliche möglich
Urmöglichkeit, welche Weiße als das Ab-
ien Vernunft zu bezeichnen pflegt, findet
in jenen ewig denknothwendigen Grund-
der reinen Mathematik, den Begriffen der
ms und der Zeit, zuſammengefaßt zu einem
rundbegriffe, dem Abſoluten. Dieſe Ur-
ihm Gott, aber noch nicht der wirkliche,
er mögliche Gott, in deſſen Möglichkeit
öglichkeiten eingeſchloſſen ſind; nicht die
dern die essentia Gottes, welche ſeiner
ſo vorhergehe, wie überhaupt aller Wirk-
öglichkeit. Die Anſicht, daß es der Ver-
h falle, eine Möglichkeit ohne eine Wirklich-
bezeichnet Weiße als eine dreiſte Behaup-
matismus, welche ſchon durch Hinweiſung
ffe des Raums und der Zeit als reiner
nſchauung widerlegt werde.

o als bis zu dem Begriffe eines „mög-
führt nach Weiße der ontologiſche Be-
ur umſomehr aber bedarf derſelbe einer
s der Erfahrung, welche zunächſt durch
chen Beweis geboten wird.

l iſt aus reiner Vernunft zu erkennen, daß
oder alle Realität nichts iſt als ein In-
der-Zeit- und Im-Raume-ſein oder als ein Zeit- und Raumerfüllen, ſo auch Gott, wenn er iſt, nur ſein kann in der Urgeſtalt aller Zeiterfüllung, welche zugleich die Bedingung für jede Raumerfüllung iſt, d. h. in der Form des Denkens, als das Urdaſein oder Urſubject, welches als ſolches nur ſich ſelbſt zum Gegenſtande hat, als das Denken der Idee in der Unendlichkeit ihrer Beſtimmungen, welche aber nur dadurch, daß ſie ſich ſelbſt denken, von ſich ſelbſt unterſchieden und durch dieſe Unterſcheidung verwirklicht werden. Wenn alſo die abſolute Idee nicht für alle Ewigkeit in ſich verſchloſſen bleiben, wenn die Urmöglichkeit ſich zur Urwirklichkeit erſchließen ſoll, ſo kann die Urwirklichkeit nur gedacht werden als ein ſelbſtbewußtes, d. h. ſich ſelbſt denkendes Urſubject, als Urperſönlichkeit. Dies und nichts Anderes lehrt der ontologiſche Beweis, und die reine Vernunftſpeculation muß als ſolche die Möglichkeit, daß Gott nicht ſei, offenlaſſen, weil dieſelbe keinen Widerſpruch involvirt, freilich aber nur unter der Bedingung, daß überhaupt nichts als ſeiend geſetzt werde. Wird dagegen etwas als ſeiend geſetzt, etwas, d. h. ein beſtimmtes, von anderm möglichen Daſein unterſchiedenes Daſein, ſo wird damit nothwendig Gott als daſeiend geſetzt, als Dasjenige, welches allein den Grund und Urſprung ſeines Daſeins in ſich ſelbſt und eben damit zugleich in ſich den Grund und Urſprung des Daſeins aller Dinge hat. Der kosmologiſche Beweis geht alſo zwar von der Erfahrung aus, hat aber den ontologiſchen zu ſeinem Hintergrunde und entlehnt von ihm allein alle Beweiskraft; ſeine Bedeutung ruht nur darin, daß er zu dem lediglich auf ontologiſchem Wege zu gewinnenden Was oder dem allgemeinen Inhalte des Gottesbegriffs das Daß hinzufügt, und zwar mit einer Gewißheit, die dem Gewiſſeſten in allem Erfahrungsinhalt gleichkommt, mit der unmittelbaren Gewißheit, die jedes vernünftige Subject in ſeinem Selbſtbewußtſein von ſeinem eigenen Daſein hat.

In dem Erörterten liegt der eigentliche Nerv der Weiße'ſchen Philoſophie, der Schlüſſel zu ſeinen ganzen philoſophiſch-theologiſchen Anſchauungen. Die weitere Entwickelung ſeines Gottesbegriffs zeichnen wir jetzt nur in den allgemeinſten Umriſſen. Von jenem nothwendigen Inhalt des Gottesbegriffs, der durch das reine Vernunftabſolute beſtimmt wird, unterſcheidet Weiße noch einen andern, erfahrungsmäßigen Inhalt, der aber auch nicht wie das Daſein Gottes ein unmittelbarer Gegenſtand der Erfahrung iſt. Er findet dieſen in ähnlicher Weiſe wie J. H. Fichte (in ſeiner „Speculativen Theologie") in dem das ganze Reich der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit durchwaltenden Princip der Zweckbeziehung, welche ſchon der reinen Denknothwendigkeit als ſolcher innewohnt, ſofern ſich in dieſer Ordnung die von der reinen Vernunftidee ſelbſt gefoderte Einheit in allem Wirklichen darſtellt. Kann auch auf dieſe Ordnung für ſich allein kein Beweis für Gottes Daſein gegründet werden, ſo wird doch durch ſie diejenige Seite des Daſeins des Urwirklichen gefunden, vermöge deren Gott in freier teleologiſcher Thätigkeit als Zweck ſeiner ſelbſt ſich ver-

wirklicht. Frei aber ſoll dieſe Thätigkeit inſofern ſein, als Gott neben dem ihm durch Nothwendigkeit geſetzten Zweck noch eine Unendlichkeit anderer durch freie Willkür hervorgerufener Daſeinszwecke verfolgen könne, die nur als Möglichkeit in den Gedanken, in welchen das Urwirkliche ſich ſelbſt denkt, enthalten ſeien: eine Vorſtellung, die der Verfaſſer durch die immanente Teleologie alles Organiſchen auf reinempiriſchem Wege zu begründen ſucht. Die Einheit dieſer das ganze empiriſche Daſein durchwaltenden Zweckbeziehungen ſucht der Verfaſſer auf dem Wege ethikologiſcher Beweisführung zu gewinnen, indem er den bekannten moraliſchen Beweis Kant's dahin modificirt, daß er das höchſte Gut, in welchem dieſe Einheit enthalten ſein ſoll, in zwei Elemente, ein logiſches und ein äſthetiſches, zerlegt, erſteres in der Idee der Wahrheit oder der durch Natur und Geſchichte hindurch ſich verwirklichenden und zum Wiſſen von ſich ſelbſt im endlichen Bewußtſein hinſtrebenden Vernunftidee, letzteres in der Idee der Schönheit als beſeligendem Schauen einer aus der innern Fülle des Geiſtes erzeugten Geſtaltenwelt findet. Beide Ideen, ausſchließend und ſelbſtändig gegeneinander, ſollen zur lebendigen Einheit zuſammengefaßt ſein in der Idee der Gottheit, weil Gott nur inſofern Zweck ſeiner ſelbſt ſein könne, als in ihm zugleich die Möglichkeit geſetzt werde, auch in das äußere Daſein, durch welches er ſich in der Weiſe eines teleologiſchen Proceſſes ſein eigenes vermittele, die Bedeutung eines Selbſtzwecks hineinzulegen: eine Möglichkeit, deren Wirklichkeit nach Weiße wieder nicht auf reinmetaphyſiſchem Wege, ſondern nur auf dem Wege der Erfahrung und zwar der religiöſen Erfahrung erwieſen werden könne und keine andere Gewißheit habe, als eben nur die, welche die religiöſe Erfahrung gewährt.

Den Erweis, welchen Weiße aus einer Unterſuchung des bibliſchen Gottesbegriffs und des bibliſchen Gottesnamens zu gewinnen ſucht, können wir hier übergehen, und wir wenden uns ſofort zu einer kurzen Charakteriſtik der Weiße'ſchen Dreieinigkeitslehre, die unter hiſtoriſcher Anlehnung an den Trinitätsbegriff Auguſtin's weſentlich auf die oben eingehender geſchilderte Unterſcheidung einer Möglichkeit und einer Wirklichkeit in Gott ruht. Dieſe Unterſcheidung ſoll ausdrücklich keine blos logiſche ſein, obwol der Verfaſſer anderwärts ſich doch wieder damit zu begnügen ſcheint, daß jene Urmöglichkeit in Gott ſelbſt, wenn auch nicht der Zeit ſo doch dem Begriffe nach, aller Wirklichkeit vorhergehe. Dieſe Urmöglichkeit iſt nichts Anderes als eben jene uranfängliche Daſeinsmöglichkeit, als der Urgrund oder Ungrund nicht blos der Welt, ſondern auch der perſönlichen Gottheit ſelbſt, nicht identiſch mit dem Vater, ſondern nur in dieſem ſelbſt als ſeine Urvorausſetzung enthalten. In ihrem Anſichſein das begriffmäßige Prius der Gottheit, kommt dieſe Urmöglichkeit nämlich kraft ihrer eigenen Natur und Beſtimmung zum Fürſichſein im Vater, als dem ſich ſelbſt denkenden, durch Denken und Wiſſen ſeiner ſelbſt ſich verwirklichenden Urgrunde, der Urwirklichkeit oder Urperſönlichkeit. Ihrem Weſen nach reine Vernunft oder reines Ich enthält dieſe Urperſönlichkeit in ſich die Welt der reinen Gedankenweſen oder der ewigen und nothwendigen Wahrheiten, deren einheitlicher Inbegriff vom Verfaſſer als die abſolute Idee bezeichnet wird. Inſofern Gott aber als Urſubject Beſitz ergreift von der in ſeinem Weſen enthaltenen reinen Möglichkeit, erweiſt er ſich als Herr oder als Macht über die Möglichkeit, nicht nur inſofern als durch die uranfängliche Werdethat des reinen Denkens die abſolute Identität der reinen Idee ſich als unendliches Object einem unendlichen Subject gegenüberſtellt, ſondern jene Urthat iſt zugleich eine That der Verwirklichung Deſſen, was in der Idee nur als ein Mögliches nicht als ein Wirkliches geſetzt iſt. Es iſt dies die Beſonderung des unendlichen und allgemeinen Weſens der abſoluten Idee, als ein unendlicher Proceß der Gedankenzeugung, oder einer ſchlechthin urſprünglichen und uranfänglichen Zeiterfüllung, ſich darſtellend in Gefühl und Empfindung, zugleich aber gedacht als unendliche Raumerfüllung, wodurch die Empfindung den Charakter der Anſchauung und Vorſtellung eines innergöttlichen Nebeneinander gewinnt. Auch in Gott iſt daher ein Vermögen der Productivität von Vorſtellungen oder eine Bildkraft (Imagination) anzunehmen, deren Erzeugniſſe als eine innergöttliche Bilderwelt oder Natur in Gott bezeichnet werden, in welcher die Dinge der creatürlichen Welt als wirkliche, wenn auch nur erſt noch innergöttliche Erſcheinungen vorhanden ſind. In dieſem unaufhörlich fließenden Strome von Gedankenzeugungen, deren jede einzelne unbeſchadet ihres ſtetigen Zuſammenhangs untereinander das Gepräge unendlicher Individualität oder Beſonderheit trage, beruht dem Verfaſſer der Begriff des innergöttlichen Lebens, aber dieſe unendliche Mannichfaltigkeit göttlicher Zeugungen wird durch das Geſetz der innewohnenden Zweckbeziehung immer wieder zu concreter, in ſich ſelbſt gegliederter Einheit zuſammengefaßt in dem göttlichen Selbſtbewußtſein, welches als ein unendlich concretes, mit dem Inhalte jener Zeugungen erfülltes ſtreng geſchieden werden muß von dem reinen Vernunftbewußtſein und eben darum als eine zweite innergöttliche Perſon, als der göttliche Logos oder auch als Gottſohn, als das einheitliche Charakterbild der Gottheit bezeichnet wird. Nichts anderes als eben jene im Selbſtbewußtſein zuſammengefaßte Fülle von Gedanken und Empfindungen, von zeit- und raumerfüllenden Geſtalten in Gott will auch der andere vom Verfaſſer im Anſchluß an Auguſtin gewählte Ausdruck des göttlichen Gemüths beſagen. Sonach findet in der Gottheit ein doppelter Lebensproceß ſtatt, ein mal der reine Gedankenproceß der Vernunft als ſolcher, deſſen einzelne Momente ſich nach dem Verfaſſer im unendlichen Kreislaufe wiederholen, und der Proceß des göttlichen Gemüthslebens, analog dem productiven Gedankenverlaufe der menſchlichen Einbildungskraft. Beiden Proceſſen oder vielmehr beiden Seiten des einen innergöttlichen Lebensproceſſes kommt nach dem Verfaſſer noch nicht Freiheit, ſondern nur Spontaneität zu, d. h. eine unbewußt zweckſetzende Teleologie als die unumgäng-

uſſetzung der ſelbſtbewußten und freien Zweck-
Der Begriff dieſer Spontaneität fällt im
es creatürlichen Daſeins mit dem Begriffe or-
Bewegung im Gegenſatze zur mechaniſchen zu-
inſofern durch eben jene Bewegung der Orga-
lbſt ſich erzeugt und erhält; er wird aber zu-
ewendet auf jene zwei Seiten des innergött-
ensproceſſes: auf den Proceß der göttlichen
ſofern derſelbe ſich ohne zwingende Urſache
lbſt beſtimmt und ohne Möglichkeit einer äußern
as einfache göttliche Selbſtbewußtſein oder das
unftbewußtſein verwirklicht, und auf den Le-
des göttlichen Gemüths, welcher den Namen
och in dem beſondern Sinne führt, daß nicht
ſt, ſondern zugleich auch ſeine beſondern Er-
obwol ihre Beſchaffenheit durch das Ganze
lsweiſe untereinander formal bedingt, alſo rela-
ndig iſt, dennoch in ſtofflicher Beziehung den
der Zufälligkeit tragen, d. h. auch nicht und
s ſein können. Das Geſammterzeugniß jenes
Proceſſes iſt aber, wie ſchon bemerkt, das con-
r Gottheit, Gottes concretes lebendiges Selbſt-
Wie nun aber in dem Begriffe der gött-
unft von vornherein die Möglichkeit enthalten
tſächlich zum Gemüthe zu erſchließen, ſo liegt
creten Selbſtbewußtſein Gottes die Möglichkeit
bewußten Erhebung über das innergöttliche
durch freie Wahl unter den idealen Gebil-
öttlichen Gemüths. In dieſer freien Wahl,
dem ausdrücklichen Bewußtſein über andere,
wirklichung auserſehenen Möglichkeit entgegen-
Möglichkeiten begleitet ſein muß, beruht die
mung oder die Freiheit des göttlichen Willens.
Willen wird die innergöttliche Natur noch-
herer Weiſe geformt und geſtaltet, indem die
n innern Möglichkeiten derſelben innern ſelbſt-
Zweckbeziehung unterworfen werden, welche
rganiſchen Zuſammenhang des ſpontanen gött-
nkenlebens zu ihrer Vorausſetzung hat, aber
dieſe vom Willen geſetzten Zwecke aus jener
, dem Willen vorausgehenden Teleologie mit
keit hervorgingen. Vielmehr wird im ſchar-
tze zu jeder wirklich oder ſcheinbar determini-
rſtellung vom göttlichen Willen behauptet,
ille das in Kraft ſeiner Freiheit allein Be-
ſei und ſeinerſeits durch keinerlei Gründe,
er ihm zurücklägen und entweder der Ver-
der Natur in Gott angehörten, beſtimmt-
rnunft und Natur reichen dem Willen viel-
den Stoff ſeiner Thätigkeit dar; die letzte
Geſtaltung und Formung dieſes Stoffs fällt
Wahl anheim. Der Wille ſelbſt aber, der
lichen Selbſtbewußtſein nur erſt als Möglich-
tenz) enthalten iſt, verwirklicht ſich ſelbſt erſt,
der innergöttlichen Natur etwas Beſtimmtes
nt reales actuales Daſein erſt durch den Act
Wahl unter den unendlich mannichfaltigen,

vorher noch in der göttlichen Phantaſie aufundniederſchwebenden Geſtalten. Auf den ſo beſtimmten, ſeiner Möglichkeit nach von der göttlichen Vernunft und der göttlichen Natur zugleich ausgehenden, ſeiner Wirklichkeit nach ſich ſelbſt freiſetzenden Willen trägt der Verfaſſer abermals im Anſchluß an Auguſtin das Prädicat des Heiligen Geiſtes über und weiſt ihm ſo die dritte Stelle in der innergöttlichen Dreieinigkeit an; in ſeiner concreten Wirklichkeit aber iſt dieſer Wille identiſch mit der göttlichen Liebe, oder genauer geſagt, der Wille Gottes gibt ſich ſelbſt, indem er ſich ſelbſt realiſirt, durch ſeine Freiheit zum Inhalt die Liebe, mit welcher er ſelbſt den Inhalt ſeines eigenen Daſeins erfaßt, um aus ihm eine Unendlichkeit gleichartigen Daſeins aus ſich zu erzeugen. Dieſer göttliche Liebewille wird vom Verfaſſer ebenſo wie das abſolute Vernunftbewußtſein und die innergöttliche Natur als Perſon, als Hypoſtaſe einer geiſtigen Weſenheit Gottes bezeichnet, und erſt durch Unterſcheidung dieſer dreifachen göttlichen Weſenheit wird nach ihm Gott concrete Perſönlichkeit, ſo jedoch, daß das eigentliche Moment der göttlichen Perſonalität, der ſelbſtbewußte und freie Wille, erſt durch das dritte Glied ausgedrückt wird.

Auf Grund dieſer ſpeculativen Begründung der Dreieinigkeitslehre führt nun der Verfaſſer die Lehre von den göttlichen Eigenſchaften aus, durch welche Vieles von dem früher Geſagten noch in ein helleres Licht tritt, auf die wir jedoch genauer einzugehen uns enthalten müſſen. Wir merken daher nur im Allgemeinen an, daß der Verfaſſer zwiſchen metaphyſiſchen, äſthetiſchen und ethiſchen Eigenſchaften Gottes unterſcheidet, indem er das Princip der Unterſcheidung für die Reihe der göttlichen Eigenſchaften von der Gliederung des Dreieinigkeitsbegriffs entlehnt. Unter metaphyſiſchen Eigenſchaften verſteht er das beſtimmte Verhältniß, in welches die Gottheit als perſönlich ſelbſtbewußter Wille zu den allgemeinen Beſtimmungen der reinen Denk- und Daſeinsmöglichkeit tritt, und hierher werden gerechnet die Einheit (d. h. nicht der abſoluten Idee, ſondern des Selbſtbewußtſeins) mit ihren Nebenbeſtimmungen der Einfachheit und Unveränderlichkeit; die Unendlichkeit als unendliche Möglichkeit wie eines Daſeins außer ihm, ſo des Denkens und einer das Denken begleitenden Thätigkeit und Zuſtändlichkeit in ihm, die im Verhältniſſe zum Raumbegriffe als Unermeßlichkeit und Allgegenwart, im Verhältniſſe zum Zeitbegriffe als Ewigkeit bezeichnet wird; ferner die auf die innewohnende Vorausſetzung der unendlichen in ſich ſelbſt begrenzten Daſeinsmöglichkeit ruhende, aber im unendlichen Proceſſe der Willensthätigkeit ſich ſelbſt ſetzende Allmacht, der die Allwiſſenheit zur Seite tritt nicht nur als ein ruhendes Wiſſen der nothwendigen reinen Vernunftwahrheiten, ſondern auch als ein lebendiges, im unendlichen Werdeproceſſe begriffenes Anſchauen und Erkennen, welches thatſächlich mit dem Lebensproceſſe der göttlichen Allmacht zuſammenfällt. Zu den äſthetiſchen Eigenſchaften, deren nähere Modalität allerdings erſt durch die ethiſchen Attribute bedingt wird,

rechnet Weiße die Seligkeit oder die dem göttlichen Gemüthe eigene, mit der überſchwänglichen Fülle geiſtigen Wohlgefühls verbundene Zeugungs- und Schöpfungsluſt, welche als nach außen gekehrte Erſcheinung ausſtrahlend in eine ſtets bewegte Welt aufundabſteigender geiſtiger Lichtgeſtalten den Namen der Herrlichkeit, als ein inneres Schauen des Geſtalteten den Namen der Weisheit (im Sinne von Sprüche Salom. 8, 22 fg.) empfängt. Zu den ethiſchen Eigenſchaften endlich werden gezählt die Güte als das ethiſche Grundattribut, welche nach innen als die Selbſtbejahung oder innere Vollkommenheit des göttlichen Weſens, nach außen als das Princip geiſtiger Expanſion erſcheint, in deſſen Begriff die Vervielfältigung ihres perſönlichen Daſeins und die Mittheilung ihres eigenen Weſens liegt, eine Vervielfältigung und Mittheilung, die nur der Möglichkeit nach durch die Allwiſſenheit und Weisheit Gottes geſetzt, erſt durch den freien Entſchluß des göttlichen Liebewillens ſich verwirklicht; die Heiligkeit, welche alle dem göttlichen Willen des Guten entgegenſtehenden Möglichkeiten zwar von dem innern göttlichen Lebensproceß ausſchließt, ſofern dieſelben aber als Möglichkeiten von dem Entwickelungsgange der zu relativer Selbſtändigkeit hinausgeſetzten creatürlichen Schöpfung unzertrennlich ſind, ſchon vor dieſer Schöpfung zugleich mit dem Gedanken derſelben Regungen des Zorns und Unwillens hervorruft. Sofern dieſer heilige Gotteszorn einerſeits in gleichſam perſönlicher Geſtalt in Gott hineintrete, andererſeits als Verſucher zum Böſen wie als rächende Eumenide auch in der wirklichen Welt geſchäftig ſein ſoll, findet der Verfaſſer hier die bibliſche Idee vom Satan ebenſo wieder, wie in der innergöttlichen Licht- und Geſtaltenwelt die bibliſche Vorſtellung einer den Thron Gottes umgebenden lichten Engelſchar. Die letzte ethiſche Eigenſchaft Gottes iſt nach Weiße die Gerechtigkeit, deren Begriff auf den teleologiſchen Proceß im Innern der Gottheit zurückgeführt wird. Unmittelbar durch die göttliche Willensthat iſt nämlich nur das Ziel dieſes Proceſſes geſetzt, nicht die nähere Beſtimmung und Beſonderung dieſes allgemeinen Zwecks, durch welche dieſer Proceß ſelbſt erſt verwirklicht wird. In dieſer nach Maßgabe der jedesmaligen Umſtände (d. h. der Beſchaffenheit jener durch den allgemeinen Willen der Gottheit verſelbſtändigten Kräfte der innergöttlichen Natur) ſich ſelbſt beſtimmenden Willensthätigkeit Gottes erkennt Weiße den bibliſchen Begriff der göttlichen Gerechtigkeit wieder, welche nichts Anderes als die individuelle Verwirklichung der göttlichen Güte ſelbſt iſt, alſo nichts zu ſchaffen hat mit jenem zur Güte in Gegenſatz getretenen juriſtiſchen Vergeltungsbegriffe, welchen die Dogmatiker an die Stelle des bibliſchen Begriffs von der göttlichen Gerechtigkeit geſetzt haben.

Die letzten Abſchnitte des bisjetzt vorliegenden erſten Bandes bildet die Theorie der ſogenannten „erſten Schöpfung" oder der Schöpfung der Materie. Wir können hierauf an dieſem Orte nicht weiter eingehen, ohne uns in die ſchwierigſten naturwiſſenſchaftlichen Erörterungen einzulaſſen; daher merken wir nur im Allgemeinen an, daß Weiße die Schöpfung der Materie als eine Verſelbſtändigung oder Verdichtung der Gebilde der innergöttlichen Natur ſich vorſtellt, welche durch einen freien Willensentſchluß der Gottheit, durch ein Hereintreten der Willenskraft in die raumzeitlichen Erzeugniſſe der göttlichen Imagination erfolgt ſei, ſo jedoch, daß dieſe Willensthat als eine That der göttlichen Selbſtentäußerung oder Depotenzirung des göttlichen Willens, als das Setzen eines dem Weſen nach mit dem Ich der Gottheit ſchlechthin identiſchen, dem Daſein nach ebenſo ſchlechthin unterſchiedenen Nichtich gedacht werden müſſe, oder als die Potenz, in welche der unendliche Actus der göttlichen Ichheit zum Behufe der Erzeugung eines außergöttlichen gottähnlichen oder ebenbildlichen Daſeins zurückgeht, ohne jedoch dadurch das Mindeſte von der Fülle ihres innergöttlichen Lebens ſelbſt zu verlieren.

Wir haben uns in Vorſtehendem darauf beſchränken müſſen, einen gedrängten Abriß der Weiße'ſchen Gotteslehre zu geben, ohne daß wir weiter Bezug nehmen konnten auf die überall im hohen Grade anziehenden Ausführungen, durch welche der Verfaſſer ſeine Anſicht zu ſtützen und in ein helleres Licht zu ſtellen bemüht iſt. Allenthalben geht derſelbe zur Begründung ſeiner Anſchauungen auf die Lehre der Heiligen Schrift Alten und Neuen Teſtaments ein, und ſein Buch iſt ein wahrer Schatz der geiſtvollſten exegetiſchen und bibliſch-theologiſchen Erörterungen, durch die oft ein ganz überraſchendes Licht auf bisher arg misverſtandene bibliſche Gedanken fällt. Wir heben hier namentlich die überaus treffende Erörterung des bibliſchen Gerechtigkeitsbegriffs hervor, deſſen echter Sinn, wie auch Referent an einem andern Orte eingehender zu zeigen bemüht geweſen iſt, allerdings gewaltig weit abliegt von jener äußerlich juriſtiſchen Faſſung, in welcher er bei den meiſten Dogmatikern noch immer aufzutreten pflegt, obwol ſchon Luther unſere Herren Theologen eines Beſſern hätte belehren können. Und auch da, wo man den Deutungen des Verfaſſers ſeine Zuſtimmung wird verſagen müſſen, wird man ſich doch durch dieſelben jederzeit im hohen Grade angezogen und zu weiterer Forſchung angeregt fühlen. Ein nicht geringer Vorzug des Buchs beſteht aber zum andern auch in den zahlreichen Belegſtellen aus den Schriften der Kirchenväter der mittelalterlichen Scholaſtiker und vor allem der ältern und neuern Myſtiker, aus denen der Verfaſſer überall mit erſtaunenswerther Beleſenheit die den ſeinigen verwandten Anſchauungen herauszufinden und in den längern erläuternden Anmerkungen in die eigene Darſtellung dergeſtalt zu verweben verſtanden hat, daß bei aller immer wieder hindurchleuchtenden Originalität ſeines Syſtems dennoch der geſchichtliche Zuſammenhang mit den Vorſtellungen früherer Denker gewahrt bleibt. Auch auf Abſchnitte der kirchlichen Dogmengeſchichte geht der Verfaſſer bei Gelegenheit ein, und weiß nicht ſelten in der überraſchendſten Weiſe ſcheinbar ſehr unfruchtbaren und gleichgültigen Streitigkeiten, wie z. B. dem Streite der abendländiſchen und morgenländiſchen Kirche über das Ausgehen des Heiligen Geiſtes, eine tiefere ſpeculative Bedeutung abzugewinnen

nter den alten Kirchenvätern iſt es namentlich Auguſtin, ſſen Trinitätslehre der Verfaſſer in ſo eingehender Weiſe rückſichtigt, daß man ſeine eigene ſpeculative Darſtel-ng dieſes Dogmas geradezu als eine Neubelebung der uguſtiniſchen Lehre bezeichnen darf. Unter den mittel-lterlichen Kirchenlehrern finden namentlich der gefeierte cholaſtiker Duns Scotus und neben ihm der geiſtvolle ikolaus von Cuſa eingehende Berückſichtigung, mit denen er Verfaſſer weſentlich auf demſelben ſpeculativen Bo-en ſteht; unter den Myſtikern wird neben dem tiefſinni-en Jakob Böhme, dem Philosophus Teutonicus, auch ranz von Baader herbeigezogen und mehr noch als die enannten der erſt neuerdings bekannter gewordene Oetin-er, deſſen Ideen ſich bei dem Verfaſſer einer beſonders ünſtigen Aufnahme erfreuen. Umgekehrt ſetzt er ſich ach mit den hauptſächlichſten entgegenſtehenden Anſich-n überall aufs gründlichſte auseinander, wie er denn amentlich das Hegel'ſche Syſtem nirgends aus dem uge verliert, ſondern daſſelbe bei allen Knotenpunkten iner Darſtellung einer eingehenden kritiſchen Beleuch-ng unterwirft.

Wenn wir ſchließlich die Frage aufwerfen nach dem eitrage, welchen die vorliegende Weiße'ſche Schrift zur öſung des „philoſophiſchen Problems der Gegenwart" geben hat, ſo würde eine eingehendere Auseinanderſetzung it den Principien ſeines Syſtems natürlich die durch n Zweck dieſer Darſtellung uns geſteckten Grenzen über-reiten. Worin die allgemeine Bedeutung der gegen-rtigen Schrift beruhe, glauben wir bereits im Ein-ge unſers Berichts zur Genüge bezeichnet zu haben; iſt ein erneuter, rüſtiger Anlauf zu gründlicher Ueber-ng des Pantheismus und zur Herausläuterung wahrhaft lebendigen Gottesbegriffs und verdient in Beziehung den bedeutendſten Erſcheinungen auf Gebiete der ſpeculativen Theologie an die Seite ge-zu werden. Im Einzelnen meinen wir, daß der faſſer namentlich durch die richtige Faſſung des eigent-Weſens jenes Vernunftabſoluten, welches die noth-dige Vorausſetzung aller concreten Wirklichkeit bildet, doch ſelbſt ein Wirkliches, d. h. ein im lebendigen eſſe ſich ſelbſt mit Nothwendigkeit Setzendes zu ſein, Grundfehler des Hegel'ſchen Pantheismus, jenes ver-liche dialektiſche Umſchlagen der reinen Idee ins ete endliche Daſein, ein für allemal überwunden . Mit der richtigen Faſſung jenes Vernunftabſolu-hängt weiter eine von den gewöhnlichen Anſchauun-allerdings nicht unweſentlich abweichende Faſſung Begriffe von Zeit und Raum zuſammen, in welcher Verfaſſer nothwendige immanente Beſtimmungen der Vernunftidee erkennt oder, wie er ſich ausdrückt, liche und nothwendige Gegenſtände einer reinen unftanſchauung, welche indeß, wie wir die Weiße'-Erörterung verſtehen zu müſſen glauben, erſt durch Denk- und Anſchauungsproceß des Urwirklichen ſelbſt Wirklichkeit gelangen und inſofern wol auch im e des Verfaſſers als die nothwendigen Formen alles hens überhaupt, alſo als die Daſeinsformen des im Denkproceſſe ſich ſelbſt beſondernden und beſtimmenden Vernunftabſoluten bezeichnet werden müſſen. So verſtanden, können wir nicht umhin, nicht blos der Annahme einer innergöttlichen Zeit, ſondern auch der dem gemeinen Verſtande allerdings ſchwerer faßlichen und auch nach den vorliegenden Erörterungen des Verfaſſers noch etwas dunkel gebliebenen Vorſtellung eines Raumes in Gott unſere Zuſtimmung zu geben, inſofern ja eine Mannichfaltigkeit von Gedanken und Anſchauungen in Gott nur möglich iſt unter Vorausſetzung wie eines Nacheinander oder einer zeitlichen Succeſſion, ſo auch eines Nebeneinander, d. h. eben einer innergöttlichen Räumlichkeit. Ebenſo rechnen wir dem Verfaſſer als ein ſehr weſentliches Verdienſt den (unter Anknüpfung an J. G. Fichte gegebenen) Nachweis an, daß wenn die abſolute Vernunftidee in dem oben bezeichneten Sinne exiſtiren ſoll, ſie nothwendig exiſtiren müſſe in der Form des Denkens, d. h. in der Form eines Urſubjects, das zu ſeinem nothwendigen Inhalt nur ſich ſelbſt, das reine Denken in der unendlichen Vielheit ſeiner Beſtimmungen haben müſſe. Auch was der Verfaſſer dann weiter über die Natur in Gott oder den innergöttlichen Lebens- und Entwickelungsproceß der ſpontanen Gedanken und Empfindungen ſagt, desgleichen über den Unterſchied der unter dem Geſetze einer unbewußten Teleologie ſtehenden Spontaneität von der Freiheit als einer bewußten Zweckſetzung, durch welche Gott erſt wahrhaft zur Perſönlichkeit gelangt, erſcheint uns nicht nur der ernſtlichſten Erwägung werth, ſondern auch in allem Weſentlichen treffend und wahr.

Dennoch können wir nicht umhin, wenigſtens auf einen Punkt in der Kürze aufmerkſamzumachen, in welchem uns noch ein erhebliches Bedenken gegen die vorgetragene Anſicht geblieben iſt. Es betrifft dieſes die vom Verfaſſer vorausgeſetzte Möglichkeit, daß jenes „Vernunftabſolute" in alle Ewigkeit in ſich hätte verſchloſſen bleiben können, ohne jemals zum wirklichen Daſein Gottes ſich zu erſchließen. Wir geben ohne weiteres zu, daß aus der reinen Daſeinsmöglichkeit, aus der reinen logiſchen Vernunftidee das Daſein Gottes nun und nimmermehr herausgeklaubt werden kann; aber wenn trotzdem dieſer Uebergang aus der reinen Möglichkeit zur Wirklichkeit, aus der Potenz zum Actus irgendeinmal erfolgt ſein muß, da er thatſächlich erfolgt iſt, ſo bleibt der Hergang dieſes Uebergangs nach den Weiße'ſchen Prämiſſen ein ſchlechthin unerklärter und unerklärlicher. Da die reine Idee als die in ſich unbewegliche und unveränderliche ſich nicht mit dialektiſcher Nothwendigkeit zum Daſein erſchließen kann, ſo hängt nach dieſer Auffaſſung das Daſein Gottes ſammt allem wirklichen Daſein überhaupt an einem Zufall, einem blinden Ungefähr, für welches ein zureichender Grund gar nicht aufgeſucht werden darf, und im Hintergrunde dieſer Vorſtellung lauert als ewig drohendes Geſpenſt die entgegengeſetzte Möglichkeit, daß irgendeinmal durch einen gleich unerklärlichen Zufall umgekehrter Art die lebendige Perſönlichkeit Gottes ſammt der ganzen

Fülle der Welt in daſſelbe uranfängliche Nichts, aus dem Alles, auch Gott, geworden iſt, wieder verſinken könne und eben nichts übrigbleibe als die uralte Nacht, als jene reine, aller Wirklichkeit, alles wirklichen Seins bare und ledige Möglichkeit. Auf alle Fälle aber bleibt unerklärt, wie überhaupt eine Möglichkeit, die blos logiſche formale Möglichkeit, keine reale Möglichkeit oder lebendige Kraft iſt, je zur Wirklichkeit ſich habe erſchließen können, da ſie ja überhaupt noch gar nichts Wirkliches, nichts Subſtantielles iſt, und jedem Verſuche, eben doch aus dem Begriffe der logiſchen Möglichkeit die Möglichkeit der Exiſtenz herauszuklauben, wird von unſerer Seite derſelbe Vorwurf eines noch Befangenſeins im Dogmatismus entgegengehalten werden, den Weiße mit ſo vollem Rechte wider die Hegel'ſche Speculation erhoben hat. Weil dieſe logiſche Möglichkeit nichts Wirkliches im eigentlichen Wortſinne iſt, ſo iſt, ſolange ſie noch nicht überhaupt in der Form des Denkens exiſtirt, überhaupt nichts, und ſo wird es wol bei dem alten trivialen Satze: aus nichts wird nichts, auch der Weiße'ſchen Deduction gegenüber, nach der aus nichts Alles werden ſoll, ſein Bewenden haben. Sagt man daher auch mit Weiße, daß die Kraft des Denkens und Wiſſens nicht von außen her zu der reinen Denk- und Daſeinsmöglichkeit herantrete, ſondern daß es ihre eigene Natur und Beſtimmung ſei, ſich ſelbſt zu denken und zu wiſſen, ſo kommt dies, ſofern darin der Gedanke ausgeſprochen ſein ſoll, daß jene Möglichkeit ſich aus eigener Kraft zur Wirklichkeit erhebe, wieder nur auf jene dogmatiſtiſche Verwechſelung logiſcher und realer Möglichkeit heraus; denn jene erſtere Möglichkeit in ihrem Anſich iſt noch gar nichts weiter als die ſchlechthin ſelbſtverſtändliche Vorausſetzung für ein denkendes Sein überhaupt, das an ſich nothwendige Was und Wie für jedes wirkliche Denken; ſoll aber hieraus die reale Möglichkeit eines denkenden Ich geſchloſſen werden, ſo wird jene reinformale Möglichkeit ſelbſt wieder als eine irgendwie ſchon reale Kraft zu ſein vorgeſtellt, mithin an die Stelle jenes reinen Vernunftabſoluten ein weſentlich anderer Begriff geſetzt. Es muß daher im Gegenſatze zu der Weiße'ſchen Anſicht, daß jene reine Denk- und Daſeinsmöglichkeit die „Natur" und Beſtimmung habe, ſich zum Daſein zu erſchließen, vielmehr behauptet werden, daß ſie nicht blos in alle Ewigkeit hätte verſchloſſen bleiben können, ſondern wenn ſie je verſchloſſen war, in alle Ewigkeit hätte verſchloſſen bleiben müſſen. Sonach bleibt nur eine einzige Annahme übrig, zu der ſich der Verfaſſer, wenn anders er ſich ſelbſt verſteht, früher oder ſpäter gedrängt fühlen wird, dieſe nämlich, daß dem Begriffe Gottes oder dem Vernunftabſoluten nur ein logiſches Prius für unſer Denken, kein reales oder zeitliches Prius von der Exiſtenz Gottes zugeſtanden werden kann, oder mit andern Worten, daß jene reine Daſeinsmöglichkeit thatſächlich nie ohne eine entſprechende Wirklichkeit geweſen iſt. Gott iſt nicht blos als Urmöglichkeit ſeines wie alles Daſeins, ſondern ebenſo ſehr auch als Urwirklichkeit oder als Urperſönlichkeit ſchlechthin *weil* er iſt, und von Ewigkeit ſchlechthin *was* er iſt, das eine wie das andere mit einem Schlage. Wird aber umgekehrt das Daſein Gottes aufgehoben, ſo freilich nicht auch zugleich jene reine logiſche Möglichkeit oder Denkbarkeit ſeines Begriffs an ſich, da nur von der realen Möglichkeit, von dieſer aber allerdings, behauptet werden muß, daß ſie ſtets nur inſofern iſt, als zugleich ein wirkliches Etwas, dem jene reale Möglichkeit inhärirt, alſo eine lebendige Kraft, exiſtirt; wol aber ſchwindet damit zugleich auch alle reale Möglichkeit eines Daſeins Gottes für alle Ewigkeit dahin, und man muß alſo allerdings ſagen, daß in dem Begriffe eines möglichen Seins überhaupt der Begriff eines ſchlechthin nothwendigen Seins dergeſtalt enthalten ſei, daß wenn überhaupt ein Wirkliches möglich ſein ſoll, es ein ſchlechthin nothwendig Seiendes geben muß, welches iſt, weil es iſt. Daß aber dieſes ſchlechthin nothwendige Sein nur in der reinen Ichform exiſtiren könne, dies folgt allerdings aus dem Begriffe jenes Vernunftabſoluten ſelbſt, in welchem an ſich nur das Was, nicht das Daß eines Urwirklichen enthalten iſt.

Es kann aber nicht verſchwiegen werden, daß ganz dieſelben Bedenken, welche gegen die Weiße'ſche Auffaſſung der Entſtehung des Urſubjects obwalten, ſich auch auf den weitern Stadien ſeines theogoniſchen und koſmogoniſchen Proceſſes wiederholen. Wenn nämlich in dem Urwirklichen nur die Möglichkeit einer unendlichen Gedankenzeugung geſetzt wird, der die andere Möglichkeit als völlig gleichberechtigt gegenüberſteht, daß es unbeſchadet der Exiſtenz des göttlichen Urich zu keiner ſolchen Beſonderung des unendlichen Weſens der allgemeinen Idee in einem fortlaufenden zeiterfüllenden Proceſſe ihrer Selbſtgebärung gekommen wäre, ſo iſt zu ſagen, daß unter der Vorausſetzung, jene unendliche Mannichfaltigkeit der Gedankenzeugung habe zu irgendeiner Zeit nicht ſtattgefunden, die Exiſtenz jenes Urich ſelbſt wieder aufgehoben wird, da ein wirkliches Denken eben nicht möglich iſt ohne das Moment der Endlichkeit und Beſonderung. Dieſem Einwande wird freilich der Verfaſſer die von ihm gemachte Scheidung eines doppelten Naturproceſſes entgegenhalten, eines reinen Gedankenproceſſes der göttlichen Vernunft und eines productiven Gedankenproceſſes des göttlichen Gemüths, ſodaß nur erſterer als nothwendig, letzterer dagegen auch als nichtſeiend gedacht werden könne. Aber ganz abgeſehen von der Frage, ob es wirklich möglich ſei, beide Pcoceſſe auseinanderzuhalten, und ob nicht der erſtere, um ſich ſelbſt zu verwirklichen, nothwendig des letztern bedürfe, ſo wiederholt ſich dieſelbe Schwierigkeit, daß wenn jener Proceß des göttlichen Gemüthslebens zu irgendeiner Zeit nicht ſtattgefunden hätte, er in alle Ewigkeit nicht hätte eintreten können. Setzte nun der Vernunftproceß zu ſeiner eigenen Verwirklichung den Gemüthsproceß voraus, ſo ſänke mit dem Wegfall des letztern auch das göttliche Denken in die uralte Nacht zurück; unter Vorausſetzung aber der ſpecifiſchen Verſchiedenheit und Selbſtändigkeit beider Proceſſe würde in der reinen Vernunft wiederum keine reale, ſondern eben nur jene logiſche oder begriffliche Möglich-

 jöttlichen Gemüthslebens enthalten ſein, welche
ɔeres wäre als die ganz abſtracte Voraus-
:r Vernünftigkeit, an welche auch die Gebilde
en Bildkraft, wenn es deren gibt, bei aller
ät gebunden wären. Die Realität des Urich
unter jener Vorausſetzung ebenſo wenig als
Möglichkeit ſolcher göttlichen Bildkraft bezeich-
; denn in ihm liegt wieder nichts als die ab-
ſche Möglichkeit, jenes Gemüthsleben zu den-
es exiſtirt. Soll alſo ein von dem reinen
oceſſe ſpecifiſch geſchiedener Proceß der gött-
ɔildungskraft in Gott exiſtiren, ſo muß auch
chlechthin ſeiend geſetzt werden. Aehnliche Ein-
würden ſich gegen die Art und Weiſe er-
en, wie der Verfaſſer durch theogoniſchen
n ſelbſtbewußten göttlichen Willen gewinnt.
dürfte ſich nachweiſen laſſen, daß nur ein dop-
offenſteht, entweder den göttlichen Willen
aus dem Proceſſe einer immanenten Dialektik
n, damit aber zugleich als einen nothwendigen
, oder denſelben als ein zwar ſelbſtändiges,
deshalb auch gleich ewiges Moment im innern
Gottheit der Vernunft und der Natur in
zeſellen, in welchem Falle wieder auf die An-
zichtet werden müßte, daß Gott auch ohne
ten Willen eine zeitlang wirklich exiſtirt habe
habe exiſtiren können.
ıben in der Kürze deſſen Hauptpunkt aufgezeigt,
n das Syſtem des Verfaſſers uns nicht ge-
ı Punkt, der freilich ſowenig als ein verein-
ht, daß dieſelben Bedenken, welche uns abhiel-
jegenwärtigen Faſſung des göttlichen Werde-
uzuſtimmen, auch im weitern Verlaufe der
n Darſtellung des Verfaſſers wiederkehren
Wir dürften durch dieſe Bedenken genöthigt
nur dem Freiheitsbegriffe des Verfaſſers, ſon-
ſeinem Begriffe von der Weltſchöpfung we-
der vorliegenden Faſſung unſere Zuſtimmung
:ten, und daſſelbe wird vorausſichtlich der Fall
ı der Verfaſſer ſeine Lehre vom Böſen in
nmung mit der bisherigen Entwickelung dar-
. Denn ſobald der Verfaſſer an allen dieſen
ıit ſeinen Kategorien des Auch-nicht- und Auch-
ı-können (deren relative Bedeutung auch wir
:nnen) ſchlechthin vollen Ernſt machte, ſo
ihm ſchwer fallen, die Freiheit von einer zwar
hren vernünftigen und natürlichen Voraus-
wol aber im Act wie im ſpeciellen Object
ließung ſelbſt blinden und unmotivirten Will-
eiden, die Weltſchöpfung vor dem Einwurfe
, daß ſie etwas Zufälliges und durch den gött-
willen nicht unbedingt Gefodertes ſei, und den
s Böſen endlich vor pelagianiſirender Verküm-
wahren, welche weder der Bedeutung deſſel-
smiſchen Princips noch der thatſächlichen All-
des Sündenbewußtſeins gerecht zu werden

Indeß ſoll andererſeits nicht verkannt werden, daß ſelbſt jene, wie uns bedünken will, bedenklichen Partien des Weiße'ſchen Syſtems aus dem ebenſo ſpeculativ berechtigten als religiös-ſittlich unabweisbaren Streben hervorgegangen ſind, jenem pantheiſtiſchen Determinismus, der alle Freiheit und ſittliche Zurechnung aufhebt, gründlich den Weg zu verlegen, und wenn durch die dermaligen Anſtrengungen des Verfaſſers das uralte Problem einer tiefern Syntheſe von Freiheit und Nothwendigkeit ſchwerlich bereits gelöſt iſt, ſo erkennen wir um ſo bereitwilliger an, daß namentlich durch den energiſchen Hinweis auf den äſthetiſchen Lebensproceß in Gott eine bisher noch lange nicht genug beachtete Inſtanz wider den Determinismus in ihr gebührendes Recht eingeſetzt iſt, wie denn andererſeits auch zu einer richtigen Conſtruction des Schöpfungsbegriffs tüchtige Bauſteine vorliegen in der doppelſeitigen Auffaſſung der Schöpfung einmal als einer Selbſtentäußerung (wir möchten noch lieber ſagen Selbſtverleugnung) des göttlichen Willens, und doch wieder zugleich als einer That, durch die der lebendige Gott ſeinem eigenen Liebesbedürfniſſe genügethut: eine Antinomie, die ſich ſchwerlich auf einem andern Wege wird löſen laſſen als durch die Annahme einer ethiſchen Nothwendigkeit der Schöpfung. Wir unſererſeits halten uns überzeugt, daß das Weiße'ſche Syſtem großartig genug angelegt iſt, um aus ſich ſelbſt heraus den Ausbau der annoch unausgefüllten Lücken vollziehen zu können, ſollte dabei auch einigen Hauptbegriffen eine nicht unweſentliche Modification bevorſtehen. 86.

Hedwig, die Waldenſerin. Eine Novelle von Heinrich Koenig. Zwei Theile. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenſer". (Fünfter und ſechster Band der „Geſammelten Schriften" von Heinrich Koenig.) Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Seit dem erſten Erſcheinen dieſer Novelle ſind ungefähr zwei Jahrzehnde verfloſſen. Sie wird daher einem großen Theile des ſeit jener Zeit herangewachſenen Publicums eine völlig neue Erſcheinung ſein, und ſelbſt Diejenigen, welche ſie damals geleſen, werden von ihr nur noch ein ſo allgemeines, der unmittelbaren Farbenfriſche und Formenbeſtimmtheit verluſtiggegangenes Bild im Gedächtniß tragen, daß ſie von ihr ziemlich denſelben Eindruck, wie von einer noch ungekannten Erſcheinung empfangen werden, umſomehr, als ſie ihnen diesmal nicht nur unter einem neuen Titel, ſondern in weſentlich veränderter Geſtalt entgegentritt. Referent hat dieſe Erfahrung an ſich ſelbſt gemacht und er ſieht ſich daher, da ihm gerade ein Exemplar der erſten Bearbeitung nicht zugänglich iſt, außer Stande, einen Vergleich zwiſchen beiden Auflagen zu ziehen und die unterſcheidenden Punkte im Einzelnen nachzuweiſen. Nur ſo viel iſt ihm fühlbar geworden, daß die Erzählung eine beträchtliche Kürzung und nach Inhalt und Darſtellung eine ſolche Beſchränkung und Umgeſtaltung erfahren hat, daß der Verfaſſer ſich veranlaßt fand, ſie nicht mehr als einen „Roman", ſondern als eine „Novelle" zu bieten, obſchon wir unſererſeits geſtehen müſſen, daß der größere Theil deſſelben wegen des vorherrſchenden ſtofflich-hiſtoriſchen Intereſſes immer noch mehr dem Begriff des Romans als dem einer Novelle entſpricht.

Die Zeit, in die uns der Dichter einführt, iſt eine an ſich

ſehr unerfreuliche, wüſte, wildbewegte, aber eben hierdurch auch vielſeitig intereſſante und an Elementen, die ſich für eine poetiſche Behandlung eignen, reichhaltige und ergiebige. Die großartigen Kämpfe der Hohenſtaufen gegen die römiſche Hierarchie neigen ſich ihrem Ende zu; die phyſiſchen, weltlichen Kräfte haben ſich erſchöpft und gehen ſichtbar ihrer Auflöſung entgegen, während umgekehrt die geiſtliche, kirchliche Macht neu erſtarkt und keine Mittel ſcheut, des trotzigen Gegners wieder Herr zu werden. Während Kaiſer Friedrich II. ſeine Kraft in Italien und auf einem Kreuzzuge zerſplittert, überläßt er Deutſchland ſeinen Söhnen. Von dieſen bricht ihm der ältere, Heinrich, ſelbſt die Treue; der jüngere aber, König Konrad IV., hat trotz ſeiner Energie mit unſaglichen Schwierigkeiten zu kämpfen und vermag es nicht zu hindern, daß ihm unter dem Einfluß des Papſtes von einer Anzahl pfäffiſch geſinnter deutſcher Fürſten ein Gegenkönig, der ſogenannte Pfaffenkönig Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen, entgegengeſtellt wird. Inmitten dieſes Zwieſpalts ſinkt die ohnehin nicht allzu ſtarke zuſammenhaltende und leitende Kraft der königlichen Würde geradezu auf Null herab; jeder Fürſt, jeder Graf, jeder Ritter fühlt ſich mehr oder minder als ſelbſtändiger, unbeſchränkter Herr und ſetzt Alles daran, es noch in höherm Grade zu werden. Wer Muth und Mannen genug beſitzt, ſeiner nächſten Umgebung Trotz zu bieten, darf ſich innerhalb derſelben Alles erlauben; die Frechheit des Sinns, die Gewalt der Fauſt iſt es, die über Alles entſcheidet. Und wie in den weltlichen, iſt es auch in den kirchlichen Verhältniſſen. Das Band eines einheitlichen, die ganze katholiſche Chriſtenheit umſchlingenden Glaubens iſt zerriſſen, die religiöſe Begeiſterung, die noch vor kurzem das Abendland dem Morgenlande zugeführt hatte, iſt in und mit den Kreuzzügen verraucht und erloſchen. Statt ihrer ſtellt ſich auf der einen Seite Bedürfniß und Durſt nach einem neuen Licht, nach einem gereinigten, vom Wuſt entſtellender Zuthaten befreiten Chriſtenthum, auf der andern Seite ein um ſo verfinſterterer Aberglaube, ein um ſo leidenſchaftlicherer Fanatismus ein, der die Regungen einer neuen Welt- und Gottanſchauung in den erſten Keimen mit Feuer und Schwert vertilgen zu müſſen glaubt.

Dies iſt der hiſtoriſche Boden, der zeitliche Hintergrund unſers Romans. Der engere Kreis, in welchem ſich derſelbe bewegt, iſt die gefürſtete Abtei Fulda — inſofern für die Schilderung der damaligen Zeitverhältniſſe ein beſonders günſtiges Terrain, als gerade in dieſer Gegend Heinrich Raspe vorzugsweiſe ſeinen Anhang fand und gerade hier der Fanatismus des damaligen Ketzerrichters Konrad von Marburg mit beſonderer Roheit gegen das im Volke auftauchende Waldenſerthum ſein Weſen trieb und endlich ſeinen Untergang fand. Bei der Erzählung, die der Autor auf dieſem Grunde aufbaut, ſcheint ihm beſonders die Idee vorgeſchwebt zu haben, ein hiſtoriſch-poetiſches Bild von den Unbilden und Gefahren zu entwerfen, denen inmitten ſo wüſter, anarchiſcher Zeitverhältniſſe gerade die beſſern und edlern Perſönlichkeiten ausgeſetzt ſind, weil ſie nicht denjenigen Grad von Frechheit und Egoismus beſitzen, der nothwendig iſt, um in ſolchen Zeiten zu dominiren oder wenigſtens zu imponiren, und weil ſie im Gefühl dieſer ihrer Machtloſigkeit ſelbſt einen Theil derjenigen Energie einbüßen, die ſie unter andern Umſtänden beſeſſen haben würden und die vielleicht ſelbſt in dieſen Zeiten ausgereicht hätte, ſie vor Vielem, was ihnen Verletzendes und Drohendes widerfährt, ſicherzuſtellen, wenn ſie eben noch in ungeſchwächtem Grade vorhanden geweſen wären.

Der Hauptvertreter dieſer durch die Zeitumſtände gelähmten Energie iſt der Fürſtabt Konrad von Fulda, und Die, welche zumeiſt darunter zu leiden haben, ſind ſeine ſchöne, reichbegabte Nichte, Hedwig von Malkos, und ein in ſeinem Dienſte ſtehender, nach ihm gleichfalls Konrad benannter Ritter, der trotz ſeiner nicht ganz ebenbürtigen Stellung zu Hedwig ſein Auge zu erheben wagt und bei ihr Erwiederung ſeiner Neigung findet. Konrad wie Hedwig ſind Beide an ſich mit Muth und Willenskraft ausgeſtattete Naturen, und ſoweit [illegible] untergeordnete Stellung des Einen und das Geſchlecht [illegible] Andern es geſtatten, legen ſie davon im Verlauf der Geſchichte mehrfache Proben ab; zu voller Entfaltung der in ihnen liegenden Geiſtes- und Thatkraft können jedoch auch ſie nicht gelangen, denn es ſteht ihnen hierbei nicht nur die allgemeine Macht der Verhältniſſe, ſondern auch die Unentſchloſſenheit des zu ihrem Schutz berufenen Abts im Wege. So geſchieht es, daß insbeſondere Hedwig nach und nach einer Reihe von Gewaltthätigkeiten und Gefahren ausgeſetzt wird und endlich infolge einer unwillkürlichen Theilnahme an einer Waldenſerverſammlung in die bedrohliche Lage geräth, vom fanatiſchen Ketzerverfolger Konrad als Ketzerin angeklagt und entweder zum Scheiterhaufen verdammt oder doch einer entehrenden Buße unterworfen zu werden. Die ganze Entwickelung [illegible] Romans bis zur Abhaltung dieſes Ketzergerichts iſt reich [illegible] wechſelnden und ſpannenden Situationen und ſchreitet [illegible]mäßig, lebendig, in der Wirkung ſich ſteigernd fort. Hat [illegible] auch der Dichter in der Form der Darſtellung nicht ganz [illegible] der hiſtoriſchen Objectivität zu behaupten gewußt, ſondern [illegible] hier und da verführen laſſen, das düſtere Gemälde jener Zei[illegible] bisweilen durch Schlag- und Streiflichter der modernen [illegible] dem Autor insbeſondere eigenthümlichen Anſchauungs- [illegible] Ausdrucksweiſe zu unterbrechen, ſo gewinnt man doch im Ga[illegible]zen wie in den meiſten und bedeutſamſten Einzelzügen ein [illegible] charakteriſtiſches, farbenreiches, lebensvolles Bild der damali[illegible] Wirren und folgt dem Gange der Erzählung mit Theilna[illegible] und Befriedigung. Nicht in demſelben Grade iſt dem Au[illegible] die Fortſpinnung der Geſchichte nach dem genannten Ketzerg[illegible]richt gelungen. Von hier an beginnt das Intereſſe zu [illegible]bröckeln. Statt der Hauptperſonen treten Nebenperſonen in [illegible] Vordergrund, zum Theil mit Handlungen und Erlebniſſen, [illegible] mit der Entwickelung des Ganzen in ziemlich lockerm Zuſa[illegible]menhange ſtehen und die ſelbſt als ſolche nicht beſonders [illegible]ſam ſind. An die Gefahr, in der die Hauptperſonen jetzt [illegible] ſchweben ſollen, vermag man nicht mehr recht zu glauben; [illegible] Schwäche und Unentſchloſſenheit des Fürſtabts, deren Zei[illegible]nung einen ſehr weſentlichen Theil dieſer Schlußpartien [illegible]macht, erſcheint hier ſo übertrieben und unberechtigt, daß [illegible] die Achtung und Theilnahme für diejenigen Perſonen [illegible] leidet, welche ſich dieſer Schwäche unterwerfen, und [illegible] wenig, wie man die Unlöslichkeit des Knotens einzuſehen [illegible] mag, kann man ſich von der Nothwendigkeit des gewaltth[illegible] Mittels überzeugen, durch welches zuletzt der bereits in [illegible] Auflöſung begriffene Knoten durchhauen wird. Es ſoll [illegible] keineswegs geſagt ſein, als ob wir nicht ein derartiges [illegible] des blutgierigen Ketzerverfolgers für wohlmotivirt und [illegible] dient hielten; wir meinen nur, es hätte unter Umſtänden [illegible] ſchehen müſſen, in denen man ſich auf andere Weiſe [illegible] dings nicht vor ihm hätte retten können. Wie in [illegible] Beziehung befriedigen die letzten Capitel des Romans auch [illegible] ſeiten ihrer Darſtellung in weit geringerm Maße. [illegible] modern-novelliſtiſche, ſpecifiſch Koenig'ſche Diction gewinnt [illegible] geradezu die Oberhand, und ſoviel feine Wendungen und [illegible] fende Bemerkungen, ſoviel Pointen und Wortſpiele [illegible] auszeichnen, ſo erſcheint ſie doch hier nicht am rechten [illegible] und vermag für den Mangel einer einfachen, unmittelba[illegible] dem Stoff ſelbſt herauswachſenden Selbſtentfaltung der [illegible] ſchichte nicht zu entſchädigen.

Glücklicherweiſe bilden die hier als minder befriedigend [illegible] zeichneten Partien einen verhältnißmäßig nur kleinen Theil [illegible] Romans, und wenn auch der Umſtand, daß ſie ſich gerade [illegible] Schluſſe deſſelben befinden, den Endeindruck etwas beeinträcht[illegible] ſo kann doch der Werth des Ganzen im Weſentlichen nicht [illegible] durch alterirt werden, umſoweniger als die Dichtung [illegible] ihren poetiſchen Schönheiten auch einen reichen Schatz von [illegible] herzigenswerthen Gedanken und Wahrheiten über religiöſe [illegible] kirchliche, politiſche und ſociale Fragen inſichſchließt, die [illegible] nur für die damaligen Zeiten, ſondern auch für unſere ge[illegible]

Verhältniſſe noch Geltung und Bedeutung haben.
türlichen Weſen“, ſagt einmal der Pater Borgias,
ſem Roman eine ähnliche Stelle einnimmt, wie der
der griechiſchen Tragödie, „ruhen auf unerforſch-
:unde: es iſt die unerſchöpfliche Ewigkeit. Wie
neßliche Seeroſe hängt die Erde mit ihren großen
ättern in dieſem — Weltmeer. Auch die Sterne
: Nymphäen. Wir leben im Kelch dieſer Roſe mit
er Art. Von unten herauf, von oben herab benetzt
Ewigkeit; wir wachſen aus ihrer Tiefe, leben von
u, und ſo geht ihr Weſen in uns über. Unerſchöpf-
e ſelbſt ſind ihre Einflüſſe, ihre Offenbarungen an
nkenden, begreifenden Geſchöpfe. Wie die Brunnen
:nterirdiſchen Wäſſern füllen ſich die Herzen mit dem
:es Ewigen, und der Glaube iſt der Schöpfeimer.
nen duften, die Vögel ſingen, das Gethier brüllt,
h ſpricht; nichts als Laute des Ewigen, wer ſie nur
und verſtehen kann! Nun iſt aber Einer mehr em-
für dieſe, der Andere für jene Offenbarung. Der
ende verſteht die Schrift der Natur und vernimmt
ıe des Geiſtes; der Gläubige hält ſich an die Lehren
Männer, die der Himmel von Zeit zu Zeit kindlichen
:ndet. Der Eine folgt ſeiner entwickelten Vernunft,
:m führt ein Lehrſatz, ein Sprichwort, zuweilen ein
e durch den Markt des Lebens. Ein Jeder aber
ſo glücklich am Brunnen, aus dem gerade er ſchöpft,
ht begreifen kann, wie ein anderswoher Schöpfender
ewig verſchmachten müſſe. Er winkt einem Solchen
Irrenden zu oder verfolgt ihn als einen Gottloſen,
er ſelber mehr von Liebe oder von Eifer beſeelt iſt.
verkümmern oder vergiften die Thoren einander die
Quellen der Offenbarung! Glücklich, wer ſeines
Bornes ſtill und rein genießt, oder auch den großen
runnen der Kirche — den vielumdrängten, von ein-
Händen, von Abfällen des Lebens oder gewinn-
Eigennutz getrübten — für ſich zu läutern und zu
ß!“

ſmuckloſerer Form, aber von nicht minder gediegenem
üttet derſelbe Prieſter eine Fülle tiefer Lebensanſichten
ı Sterbelager aus. Im Menſchen lebe ſein aus der
nitgebrachtes Ewiges, und das ſei ſein Wille. Ihm
:rete das Leben mit hundert Widerſprüchen, an denen
Lenſch beſinnen, veredeln, erheben ſolle, um ſich die
ſnien zu erkämpfen, an denen er als Herrſcher der
ınnt werde. Zuerſt ſtelle ſich dem Menſchen die
t der Uebermacht ihrer Zerſtörungen, mit der Ver-
rer Genüſſe, ſpäterhin der Hochmuth ſeines eigenen
tgegen. Das Geſetz der Natur ſei die Nothwendig-
Widerſpruch gegen das im Willen erwachende Recht.
pf gegen ſie führe nicht der Einzelmenſch, ſondern
hheit; der erſte Einklang der Menſchheit, ihr Kriegs-
ı die Natur ſei daher der Staat. Wie aber in der
s Einzelgeſchöpf, ſo wachſe im Staat der Einzelwille,
lcher dem Staat gegenüber mächtiger, ungebundener
as Geſchöpf der Natur gegenüber. Um dieſem nicht
ı, müſſe auch der Staat das Geſetz der Natur, den
um Mittelpunkt ſeiner Schlachtordnung machen. Dem
er Einzelwille entgegen und ſo entſtehe der Einzel-
Freiheit gegen die Zwinggewalt des Staats. Die-
f ſei von beiden Seiten ein berechtigter und könne
ch gelöſt werden, daß der Einzelmenſch ſeinen Willen
:e und veredle, um den Zweck des Staats in ſein
:reben aufzunehmen. Hierbei trete nun aber der eigene
dem Menſchen als zweiter Widerſacher entgegen.
s ihm, den zu bewältigen, ſo erwerbe er mehr als
d Recht; er erwerbe Tugend und werde in ihr der
Abkunft eines Willens inne. Aber dieſer Kampf ſei
Die große Maſſe könne ihn nicht beſtehen, nur der
zelne ſei Sieger und dieſer trete als Kämpfer und
Erlöſer für die ganze Menſchheit ein. Das Göttliche bilde nämlich in einem beſonders günſtigen Zeitmomente einen vorzüglichen Menſchen zum edelſten Organ und verkündige ſich als Offenbarung. Jede Offenbarung ſei eine Kriſe, in welcher die tief erkrankte Menſchheit ſich dadurch rette, daß ſie das in ihr verborgene Göttliche aus ſich heraus auf ein einzelnes Glied, auf eine begnadigte Perſönlichkeit werfe, und es in geſteigerter Thätigkeit, in beſonders gearteter Erſcheinung herausſtelle, zur Anſchauung und Erkenntniß bringe. Dies Glied ſterbe dann gewöhnlich als leidender Erlöſer, ab; aber die Offenbarung breite ſich in der Maſſe aus, die an ihr neu erſtarke und ſich emporrichte. Um aber auf die Maſſe dauernd wirken zu können, bedürfe auch ſie der zuſammenhaltenden Gewalt, und ſie entlehne dieſe vom Staate, wie dieſer ſie einſt der Natur abgelernt. So entſtehe die Kirche. Hier wiederhole ſich nun derſelbe Entwickelungsgang. Die Kirche, berufen aus der gemeinſamen Offenbarung die Vernunft der Einzelnen zu erleuchten, wie die Kerzen des Altars an der ewigen Lampe entzündet würden, fodere geradezu dieſe Vernunft zum Opfer. Der königliche Wille des Menſchen ſolle ſein eingeborenes Geſetz abſchwören, um ein Vaſall der Kirche zu bleiben, die bald genug eine Burg der Prieſterſchaft zu werden pflege. Daher habe nun der Menſch einen doppelten Kampf der Freiheit gegen die Uebergriffe des Staats, wie gegen die der geiſtlichen Herrſchaft zu beſtehen. Ihm zum Glück ſeien zuweilen beide Gewalten miteinander ſelbſt in Fehde; öfter aber verbänden ſie ſich zu ſeiner Unterjochung. Der Inbegriff und Fortſchritt dieſer Kämpfe ſei die Weltgeſchichte. Jedes Jahrhundert nehme eine Feſſel und Hülle hinweg. Eine Gewalt nach der andern müſſe von der Menſchheit überwunden werden, die berufen ſei, zur Weltherrſchaft zu kommen. Daher fange die Freiheit mit dem Siege des Einzelnen über ſich ſelbſt an. Des freien Menſchen Bruſt müſſe zu einem eigenen Staate gebildet werden, von der Natur und der Ewigkeit begrenzt und das Herz als freie Kirche umſchließend. Erhöbe alsdann der Menſch ſein Scepter, dann werde die Natur ihm huldigen und der Staat ein Vaſall ſeiner Unſterblichkeit werden.

So gehaltreiche Lebensanſchauungen finden ſich in dem Buche noch viele, und ſie ſind ihm nicht blos äußerlich angeheftet, ſondern wachſen naturgemäß aus den Entwickelungsmomenten der Geſchichte ſelbſt heraus, und wenn ſie auch zuweilen im Munde Derer, die ſie verkündigen, wie vorzeitige, „frühreife“ Früchte erſcheinen, wie der Dichter ſelbſt andeutet, ſo verfehlen ſie doch ihre Wirkung nicht, da es der Autor verſtanden hat, ſie in angemeſſene Situationen zu verlegen und ihnen eine mehr oder minder wirkſame dramatiſche Einkleidung zu geben. 17.

Griechiſche und nordiſche Poeſie.

1. Blütenleſe aus Altem und Neuem von E. M. Arndt. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Altengliſche und ſchottiſche Dichtungen der Percy'ſchen Sammlung, überſetzt von Adolf von Marées. Berlin, G. Reimer. 1857. 8. 1 Thlr.

Der Leſer findet hier zwei Schriften zuſammengeſtellt, von denen die von E. M. Arndt außer Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen eine gute Reihe rhythmiſcher Bearbeitungen altſkandinaviſcher, altſchottiſcher und altengliſcher Poeſien, die von Adolf von Marées ausgewählte Balladen aus der berühmten Percy'ſchen Sammlung in deutſcher Ueberſetzung enthält, denen Friederike von Marées noch einen Anhang von Bearbeitungen engliſcher Gedichte von Wither, Carew, Byron u. ſ. w. folgen läßt. Beide Schriften ſind daher Beiträge zur Kenntniß altnordiſcher Balladenpoeſie und als ſolche ſchätzbar, die Marées'ſche namentlich durch die Einleitung, die, wie wir ſehen werden, einige intereſſante Geſichtspunkte bietet, während bei der

erſtern noch das perſönliche Gewicht ihres Verfaſſers in Anſchlag zu bringen iſt.

Als man den König Ludwig Philipp, da er in der Verbannung lebte, einmal nach ſeinem Befinden fragte, antwortete er: „Schlecht; ich leide an einer unheilbaren Krankheit, an hohem Alter.“ Auf Arndt's geiſtiges Befinden ſcheint aber dieſe Krankheit gar keinen Einfluß zu haben, denn er dichtet noch heute mit einem ſolchen Feuer, daß er die Mehrzahl der jüngern Dichter beſchämt. Ein patriotiſches Gedicht Arndt's, das wir jüngſt aus Schad's „Deutſchem Muſenalmanach“ theilweiſe in d. Bl. abdruckten, dann die poetiſche Widmung an Welcker und Dahlmann und das Vorwort, welche dem oben angezeigten Buche vorgedruckt ſind, beweiſen dies neuerdings. Arndt, Leopold Schefer und Alexander von Humboldt ſcheinen die alte Tradition von der Erſchöpfung der geiſtigen Kräfte in hohem Alter Lügen zu ſtrafen. In dem „Gruß“ an Welcker und Dahlmann lauten die beiden letzten Strophen:

Fern ſchon ſauſt es und wird kommen —
Deutſchland, ſüßes Vaterland! —
Alle Tapfern, Treuen, Frommen
Sind dem Wetter zugewandt.

Schrei' der Pöbelſchwarm ſich heiſer
Was ſich fern zuſammenballt,
Aus dem blitzt der Donnerweiſer
Neuen Lebens Lichtgeſtalt.

Möchte das alte Deutſchland doch an Feuer, Muth und Hoffnung ſeinem alten Sänger gleichen!

Die Ueberſetzungen ſelbſt ſind ältere Arbeit. Arndt ſagt davon im Vorwort: „In den Jahren unſers entſetzlichen deutſchen Unglücks, zwiſchen 1805 und 1812, haben mich in Schweden und in der Heimat vor allen Andern die edeln Griechen getröſtet, beide, die Großen und die Kleinen: die Geſchichtſchreiber und Dramatiker wie die Lyriker. Ich hoffe, ich habe doch einigen Honig aus ihnen zu ſaugen verſtanden, wenn nicht fröhlichen und anmuthigen der Schönheit, doch tapfern und geiſtigen des Muths. In Schweden lebte ich ferner noch viel mit den ſkandinaviſchen und altſchottiſchen und altengliſchen Sagen und Liedern. In jenen düſtern deutſchen Jahren ſind, wie geſagt, die meiſten helleniſchen und nordiſchen Nachbildungen und Ueberſetzungen entſtanden, andere in ſpätern Jahren hinzugefügt. Indem ich nun jene jugendlichen Arbeiten im höchſten Alter wieder durchleſe, durchſehe und hin und wieder auch durchbeſſere oder vielmehr zurechtſtelle und ordne, dünke ich mir, wenn ich mich nicht ſelbſt täuſche, zu gewahren, daß ich in meiner Jugend ſchon gutes Deutſch, das heißt gutes Volksdeutſch, zu ſprechen verſtanden habe“ — was ihm gewiß Jedermann von Herzen gern zugeſtehen wird.

Mit Vergnügen wird man auch folgende Erinnerung aus ſeinem Aufenthalte in Schweden leſen: „Ich habe vier Sommer in Schweden gelebt und ich erinnere mich noch mit Freuden, wie prächtige Sommermorgen, wie fröhliche Sternen- und Mondſcheinnächte ich in luſtigen Gelagen mit fröhlichen Menſchen zu Schiffe und zu Wagen, auf Inſeln und an Küſten im fröhlichen, wirklich ſchwärmeriſch myſtiſchen Naturdienſt mitgefeiert habe. Wir haben bei uns kaum eine Vorſtellung davon, mit welchem Entzücken dort der Ausbruch der grünenden Blätter und duftenden Blumen begrüßt, mit welcher Wonne überhaupt der Umgang mit Frühling und Sommer gepflegt und ausgebeutet wird. Dem Schotten und Schweden iſt die Blume und der Baum noch ein gar anderes, ein viel lieblicheres, wunderbareres Weſen als dem Deutſchen, vollends als dem Italiener oder Spanier.“

Die Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen bringen die Kriegslieder des Kallinus, Tyrtäus und Kalliſtratus, die, als Mahnrufe an die Deutſchen, im zweiten Theile des „Geiſt der Zeit“ (London 1813) abgedruckt waren, und die zur Kenntniß griechiſcher Sitte und Anſchauungsweiſe ſo hochwichtige „Anthologia graeca“, nach Jacobs' Ausgabe geordnet.
maß behandelt Arndt in ſeinen Ueberſetzungen ſe
er in folgenden Worten zu entſchuldigen und zu
ſucht: „Was die griechiſche Wortmeſſung betrifft,
den Meiſtern vom Stuhl — von Voß, Böckh und
auf Goethe, Lachmann, Ritſchl u. ſ. w. hinunter — n
volle Einſtimmigkeit, wie weit die Alten in ihren
mer genau waren und wie weit wir Neuen (D
den Schritten und Klängen unſerer Sprache da
wohltönend oder vielmehr anmuthig nachtönend ſ
Wenn ſich auch die Arndt'ſchen Diſtichen meiſt
vorzüglich leſen laſſen, da der Hexameter in ihne
häufig rein und voll ausklingt, ſo geben ſie do
des Originals um ſo deutlicher und bezeichnender,
erfundenen Worten wieder, und mit dem richtigen
Dichters, deſſen Ohr und Seele für Wohllaut ge
vermeidet Arndt alle ſchwerfälligen und mistönende
wie ſie bei den bloßen philologiſch gelehrten Ver
oft angetroffen werden. Charakteriſtiſch ſind unte
grammen der „Anthologia graeca“ die vielen a
der Athenienſer, womit ſie ihre großen Männer ve
die zahlreichen auf die Vergänglichkeit aller irdi
und des Lebens. In der Regel wird dann aufgef
zu leben und zum Becher zu greifen:

Iß und trink und kränze die Stirne mit Roſen,
Denn ach! jenen gleich werden wir nur zu bald

oder den Gaben der Muſe ſich zuzuwenden (II, 1
cobs' Ausgabe der „Anthologia graeca“).

Auch das heitere Volk der Griechen war, w
dieſen Epigrammen ſieht, durchaus nicht frei von
Melancholie und Lebensüberdruß; auch ſie empfand
und den Plack der Welt:

— — — — Du heiratheſt, wirſt ohne So
Auch nicht ſein; thuſt du's nicht, ſtehſt du vereinſamt
Kinder ſind Mühen; doch iſt kinderlos freudlos, die J
Unvernünftig, der Greis kümmerlich, thatenlos.
Hier bleibt von zwei'n nur die Wahl: entweder nimm
Werden oder ſogleich ſterben nach der Geburt.

Oder II, 88:

Loben möchte die Thracier einer, die jammern, wen
Schooſe der Mutter ein Kind ihnen kommt an das
Selig wiederum preiſen, die dieſes Leben verlaſſend
Rafft ein plötzlicher Tod, Diener der Moiren, hin.

Und ſo wird der Tod noch öfter als der „A
geprieſen, der allen Leiden und Plagen der Arm
mache.

Wie boshaft die Griechen ſein konnten, b
Anderm das Epigramm III, 12 auf ein „Schand
die Odyſſee „Dreck“ hieß, und das bekannte auf N
Arndt ſo wiedergegeben:

Sei der Erde Sand dir leicht, armſel'ger Nea
Damit die Hunde dich leichter kratzen heraus.

Dieſe wenigen Auszüge mögen zugleich als P
ſcher Ueberſetzungsweiſe dienen. Daß auch ſch
Griechenland von der Landplage vorleſungsſücht
heimgeſucht war, beweiſt folgendes beißende Epigr

Der vortrefflichſte Dichter iſt jener mir wahr und w
Welcher ein gutes Mahl ſeinen Zuhörern gibt;
Wenn er aber vorlieſt und ungeſpeiſet ſie heimſchickt,
O da bleib' er für ſich nur ſein eigener Narr!

In den Arndt'ſchen Bearbeitungen altſchwed
und Kehrreimballaden zeigt ſich eine gewiſſe Urkraf
und Unmittelbarkeit des Ausdrucks, wie wir ſie v
warten dürfen. Nichts kann kräftiger und gewalti
und Ausdruck ſein als die Ueberſetzung von „
Marſch“, die wir daher hier vollſtändig mittheilen

ſch, Burſche! Friſch drein in des Herrn Namen!
ınet den Hahn! Friſchauf! Legt dann eifrig an!
Feu'r! Brecht ab! Nun den Degen in die Hand!
) drauf ein! Fürchtet weder Mord noch Brand.
oärts! Friſch drein für das Vaterland!
Leben wagen für ſeinen König, ſein Geſchlecht,
iſt beide Gott und Menſchen ſchön und recht.
Drum unverzagt,
In unſrer blauen Tracht.
Drauf ein! — Steht, donnert und ſchlagt,
Und dreſcht Alle los auf ſie ſo,
Daß ſie todt niederliegen wie Stroh.

wenig erſchreckt uns des Feindes Hauf!
:' er auch kommen mit Mordgeſchrei herauf,
ſeinen ſtolzen Burſchen in unendlicher Zahl,
Pferd und zu Fuß über Berg und Thal,
machen ſie uns keine Qual.
. der Himmel, der weiß, daß unſ're Sache iſt gut,
ibt uns Stärke und der Kräfte Flut
Und ſtärkt unſer Blut
Zu einem unendlichen Muth,
Daß es ſchallt weltbekannt,
Daß Städte und Land
Werden gerettet durch unſ're tapf're Hand.

ıh, meine Burſchen! Hört ihr der Trommel Ton?
Waldhörner ſie klingen und der Marſch anſchlägt ſchon.
Svealands Helden, euch friſch aufgeſtellt!
drein! Feſtgeſchloſſen! Den Trupp voll und dicht geſtellt!
nit friſchem Muth und Hoffnung ins Feld!
e Wenigkeit die kümmert uns nicht,
ſind doch Viele, weil Gott für uns ficht.
So laßt uns friſch drein geh'n!
Und rechtſchaffen ſteh'n!
Sodaß wir ſehen hell und klar,
Sie flieh'n wie eine Mückenſchar.
Noch ſteht Gott bei Schwedens König fürwahr.

'olchen martialiſchen Rhythmen muß ſich wol prächtig und dreinhauen laſſen. Uebrigens ſoll der große Feld- Magnus Stenbock die Worte verfaßt haben, weshalb , dem ſich gewiß kein deutſches Marſchlied zur Seite , von den Schweden auch der Stenbocksmarſch ge-), wie Arndt in einer Note bemerkt. Von beſon- eſſe ſind unter den hier mitgetheilten ſkandinaviſchen noch „Die Königskinder“ und „Sven im Roſen- ene weil ſie eine innige Verwandtſchaft mit der be- utſchen Volksballade von den zwei Königskindern e, weil in ihr ein ähnlicher Stoff und Gedanken- adelt ſind wie in der berühmten ſchottiſchen Ballade ', nur daß dieſe wegen ihrer Energie und Gedrun- : ſchwediſchen weit vorzuziehen iſt.*)

---

r Ueberſetzung engliſcher Balladen zeigt Marées mehr mentlich auch in den ſehr charakteriſtiſchen launiger Arndt mehr Natur und größere volksthümliche Ein- d Naivetät. Marées hat es mit ſeiner Sammlung auch darauf abgeſehen, die Einflüſſe nachzuweiſen, Percy'ſche Sammlung auf das Entſtehen der deut- ıdenpoeſie gehabt hat, wie er dies in ſeiner Einlei- r ausführt. Zu Bürger's Balladen und Liedern ıder Graurock und die Pilgerin“, „Der Abt von ı“, „Die Entführung“, „Frau Schnips“ und „Des iebeswerbung, Hochzeitsgedicht für Voß“, ferner zu : Flauſrock“ und zu Claudius' Lied „Ich bin ver- Siegeston“ wird man hier die Urbilder finden, auch eine Ueberſetzung der Ballade „Sweet William's ghost“, die auf die Entſtehung von Bürger's „Lenore“ wol nicht ohne Einfluß geblieben iſt, obſchon Bürger dies in Abrede ſtellte und dafür ein paar abgeriſſene Verszeilen einer plattdeutſchen Ballade, die er von einem Landmädchen gehört haben wollte, als ſeine Quelle ausgab. Mit Recht nennt Marées das zuerſt durch Herder in Deutſchland bekanntgewordene und überſetzte „Edward“ die vollkommenſte Ballade; die von Arndt überſetzten engliſchen Balladen „Die zwei Raben“ und „Lord Randal“ und die ſkandinaviſche vom Olof und den Elfen, die der hochver- diente Herder ebenfalls zuerſt in Deutſchland bekannt machte, kom- men ihr vielleicht zunächſt, aber nicht gleich; unter den deutſchen aber Goethe's „Erlkönig“, denn Bürger's Meiſterwerk „Lenore“ ſchreitet ſchon aus dem Rahmen einer Ballade heraus und nimmt den Charakter einer epiſchen Erzählung an. Wir möchten bei dieſer Gelegenheit im Vorübergehen bemerken, daß die viel- leicht wirkſamſte Stelle in der bekannten Heine'ſchen Ballade „Die Grenadiere“ faſt wie eine Reminiscenz aus der Ballade „Edward“ ausſieht. Als der eine Grenadier ſagt, er habe Weib und Kind zu Haus, für die er ſorgen müſſe, ruft der andere:

Was ſchert mich Weib, was ſchert mich Kind,
Ich trage weit beſſ'res Verlangen;
Laß ſie betteln geh'n, wenn ſie hungrig ſind —

Als in der altſchottiſchen Ballade die Mutter ihren Sohn Edward fragt, was denn nun aus ſeiner Gattin und ſeinen Kindern werden ſolle, ruft Edward (nach Marées' Ueber- tragung):

Die Welt iſt weit, laß ſie betteln fortan,
Mutter, Mutter,
Die Welt iſt weit, laß ſie betteln fortan,
Denn ich will ſie ſeh'n nie mehr! O! —

Aber ein ſo ſchneidender Ausſpruch erſcheint in der Situation Edward's viel natürlicher als in der des Napoleoniſchen Gre- nadiers.*) **H. M.**

Ein Brief Lavater's.

Unter den bedeutenden Menſchen gibt es wol wenige, in deren Leben Licht und Schatten in ſo gewaltigen Maſſen neben- und gegeneinanderliegen als bei Lavater. Es zeigt ſich dies am lebendigſten in den Verhältniſſen des Mannes zu andern bedeutenden, ihm auf längere oder kürzere Zeit befreundeten, wie uns dieſelben in veröffentlichten Briefen klar vor Augen liegen: in dem Verhältniß zu Zimmermann, Herder, Jacobi, Goethe u. A. Sie wurden früher oder ſpäter getrübt, am entſchiedenſten abgebrochen und vernichtet durch den Letzt- genannten. Wer, der mit deſſen Leben bekannt iſt, kennt nicht und hat nicht empfunden den gewiß auch für Goethe ſchmerzlichen Bruch, der doch natürlich war zwiſchen dem die Natur verleugnenden Schwärmer und Dem, der die Natur vom göttlichen Weſen beſeelt ſah und bewunderte.

Lavater's Verirrungen auf dem geiſtigen Gebiete, deſſen für den Menſchen geſteckte Grenzen er immerfort zu überſchrei- ten trachtete, ſeine Anmuthungen zu Geßner, Caglioſtro u. A. ſind bekannt. Selbſt ſeine Verehrer verſchweigen ſie nicht, auch

---

*) die von R. Warrens überſetzten ſchwediſchen Volksballaden mmlung von Geijer und Afzelius vergleiche den Bericht ſchall's in Nr. 28 d. Bl.

*) Eine neue Sammlung älterer engliſcher Balladen und Volks- lieder erſchien jüngſt unter dem Titel: „Ancient poems, ballads and songs of the peasantry of England, taken down from oral reci- tation, and transcribed from private manuscripts and scarce publi- cations. Edited by *Robert Bell*“ (London 1857). Das Intereſſe dieſer Sammlung, für welche James Henry Dixon dem Herausgeber ſeine werthvollen Collectaneen zur Verfügung ſtellte, wird dadurch er- höht, daß darin auch die engliſchen Hauptdialekte vertreten ſind. Viel- leicht würde ſich Marées durch eine Ueberſetzung dieſer Sammlun ein noch größeres Verdienſt erwerben, als durch ſeine Bearbeitung gewähl- ter Balladen aus der ſchon ſtark ausgebeuteten Percy'ſchen Sammlung.

nicht die Zweifel, die manchmal ſeinen Glauben ſtörten und trübten. Merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht, was ein Verehrer Lavater's (bei U. Hegner, „Beiträge zur nähern Kenntniß Lavater's", S. 331) erzählt: „Noch auf ſeinem Todbette, wo ihn körperlicher Schmerz und die Verſagung erwarteter Erhörung plagte, erſchütterte mich ſeine vorher nie gehörte Bemerkung: er ſei doch ein guter Narr mit dem lieben Gott."

Auch in Hegner's eben angeführtem Buche findet ſich genug von Dem, was zu Lavater's Schattenſeite gehört. Hegner ſchließt ſein Buch mit den Worten: „Man hat ſo viele Geiſtesauszüge (esprits) aus den Schriften berühmter Männer ans Licht geſtellt, daß es ſich gewiß der Mühe lohnen würde, auch eine ſolche Quinteſſenz von dem guten Lavater abzuziehen"; und der Verfaſſer des Anhangs ſagt: „Der Tod kam nicht nach ſeiner Vermuthung; denn in geſunden Tagen hatte er immer darauf gezählt, daß ihn ſein Gott vor wundärztlichen Operationen bewahren werde. Doch auch in ſein bitteres Schickſal ergab er ſich mit geiſtiger Gelaſſenheit, und verbot ſogar, dem elenden Menſchen, der ihn zu langer Qual verwundet, nachzuforſchen. Er ſtarb wie er gelebt hatte, im Glauben der Vergangenheit, in Liebe der Gegenwart, in Hoffnung der Zukunft. Und nimmt man die ganze Summe ſeines Lebens zuſammen, ſo leuchtet bei großem Geiſt eine ſeltene Stätigkeit im Guten und Edeln hervor, die der Menſchheit zur Zierde gereicht."

Man hat oft bemerkt, bei nahendem Tode offenbare ſich, was im Menſchen iſt. So war es bei Lavater. Seine Schwärmereien, ſein Streben Raum für ſie zu gewinnen, ſeine Schwächen und Eitelkeiten treten in Schatten vor dem Licht der Liebe, das in ſeinen letzten Jahren, Tagen und Stunden ſo herrlich leuchtet, vor dem treuen Schweizerſinne, der ihn Mühſeligkeit, Gefahr und Tod nicht achten ließ.

Der folgende Brief, von Lavater wenige Wochen vor ſeinem ſchmerzensvollen Tode vom Krankenlager an einen ehrwürdigen Geiſtlichen in D. gerichtet, wird Denen willkommen ſein, die, wenn auch fern von dem Glauben Lavater's, doch in ihm den reichbegabten, weitwirkenden Mann erkennen.

Zürich, den 28. November 1800.

Wie, lieber M., ſoll ich mein unverantwortlich ſcheinendes Stillſchweigen entſchuldigen? Für ein mal nur damit, daß ich dieſe Zeilen rückwärtsliegend im Bette, und mit Mühe unter ſchreienden Schmerzen — von peinlichem bruſtzerreißenden Huſten unterbrochen — ſchreiben kann.

÷

(Dieſe Abſätze von Lavater immer ſo bezeichnet. — Es iſt bekannt, daß dieſer, als Maſſéna am 26. September 1799 Zürich einnahm, bemüht, leidende Soldaten zu erquicken, herumſchwärmende zu beſchwichtigen, von einem Grenadier durch einen Schuß in der Seite verwundet wurde, was ein langes Krankenlager und unſagliche Schmerzen zur Folge hatte.)

Ich habe indeß Ihnen, lieber guter Bruder, melden laſſen, daß ich Ihre drei Ueberſendungen der außerordentlichen Wohlthaten für die kriegsbeſchädigten Schweizer richtig erhalten, hab' auch gewiß ſelbſt wenigſtens für die erſte ein Dankſchreiben abgehen laſſen. Ach, meine Gebundenheit, das Dringendſte aufſchieben zu müſſen, iſt wahrlich kein geringes meiner Leiden. (Lavater ſtand an der Spitze eines Comité, welches für die leidenden Schweizer ſorgte.)

Mittwochs, 3. December 1800.

Soweit, lieber M., ſchrieb ich ungefähr vor acht Tagen — und alle Morgen ward auf mein Promemoria geſetzt: an M. ſchreiben — und doch blieb es bis auf dieſe Stunde unausgeführt, und ebenſo ging es mit Briefen an L. A. P. und noch viele Andere; ſo mit einem Neujahrsgedicht für eine Geſellſchaft, das mir alle Morgen ruft: kein Menſch auf Erden iſt ſeiner Zeit und Kräfte weniger Meiſter als ich itzo; zu dieſem kommen dann noch oft viele Beſuche von Einheimiſchen und Fremden, und beinahe täglich noch Trauer- und Troſt- und
Gelegenheitsgedichte, die mir abgefodert werden,
waren die letzten acht Tage ſchwerer als manche
herige, obgleich die eigentliche Lebensgefahr mit
menden Schmerzen nicht in gleichem Schritte zuzune

÷

Gottlob! Meine „Saulus- und Paulusbriefe"
gen oder übermorgen die Preſſe verlaſſen. Ich hab
Exemplare und zu viele Freunde, um deren ve
können; aber einem ſo freundſchaftlichen Chriſten
lichen Freunde als Sie ſind, darf ich wol ohne
Eitelkeit ſagen, ich wünſchte dieſe unter Schmerze
machten erzeugte Schrift von Ihnen geleſen, wei
darf, daß die Liebe zu Chriſtus in manchem Herze
und der Glaube an ihn geſtärkt werde.

÷

Auch der zweite Theil meiner „Briefe über d
tionsweſen" rückt gegen ſein Ende; freilich kein ei
giöſes Werk; doch wird auch die Religioſität ih
darin finden.

(Lavater wurde unter franzöſiſcher Direction
digung eines verrätheriſchen Einverſtändniſſes mit
der Republik im Jahre 1796 nach Baſel deportirt
einigen Monaten wieder entlaſſen. Er fuhr fort,
muth thätig für die wahre Freiheit ſeines Vaterlan
ken, wofür auch die erwähnte Schrift ein Zeugniſ

÷

Seit meinem Geburtstage hab' ich auch mei
nengeſang, zwar mit langſamer Hand, angefang
kein Gedicht, es iſt eine Herzenserklärung des ſch
vater über Jeſus Chriſtus. Er wird von allen mö
ten betrachtet und in ſeiner abſoluten Unerfindl
geſtellt; es wird gezeigt, wie die Widerſprüche
Charakter und in ſeinen Schickſalen ſich in die ſ
monie auflöſen: mit einem Worte, ich lege Rech
meinem Glauben ab und zeige der Welt, wie vie
ter der Chriſt denkt und handelt als der Ungl
Zweifler. Freilich ein weitläufiges und äußerſt ſch
von dem es dahinſteht, ob ich es nur zur Hälfte
enden können.

÷

Ueber Stolberg's Kirchenveränderung bin ich
ter allen ſeinen Freunden am wenigſten befre
fromme, poetiſche Natur wie die ſeinige iſt leicht
durch glänzende Phantome, und wenn ſich die Kat
ligion ſeinem guten Herzen in den tugendhafteſte
und liebenswürdigſten Charakteren darſtellte, ſo iſt
begreifen, wie ein Kopf wie Stolberg's, der we
große Beweiſe logiſcher Präciſion und philoſophi
ſinns gegeben hat, von ſeinem Herzen hing
den konnte, einen Schritt zu thun, den ſchwerli
Vernunft wird vernünftig nennen können.

÷

Wie ſehr er übrigens nach Ueberzeugung ge
wie ſehr er bei ſeiner neuen Ueberzeugung ſelig ſe
nen die beiliegende Antwortſchrift von ihm an mich
Ich bitte aber dieſe Abſchrift nie zu publiciren; da
theilt ſie dem Vertrauenswürdigen mit.*) Sie ſ
Monument religiöſer Redlichkeit und äußerſter Ge
zu ſein. Alles, was erſt bewieſen werden ſollte,
als ausgemacht vorausgeſetzt. Werden Sie es gl
ein gelehrter und verſtändiger Katholik, einer m
Freunde, dem ich dieſen Brief mittheilte und der
ſchon bis auf dieſen Tag an meiner Bekehrung zu
cismus arbeitet, dieſen Brief als von Gott auf m

*) Die Antwortſchrift iſt bekannt genug geworden.

)et und als etwas anſah, das am Tage des Ge-
:r mich in große Betrachtung kommen könnte?

÷

)ie Vieles, mein Lieber, haben wir doch noch an
ı und Liebſten zu tragen! Wie gerne theilte ich
ere Correſpondenz mit, das aber für diesmal nicht
. Sie würden wol brüderlich zugeben, daß ich auf
:ine Weiſe in liebſamer und chriſtlicher Geduld geübt
s iſt aber dies Alles heilſamer für uns; wir werden
ıkender, prüfender, demüthiger dadurch und auch
die geprüfte Wahrheit zu bekennen und uns durch
ſo fromme, noch ſo gewiſſenhafte, noch ſo zärtliche,
le Freundſchaftlichkeit irremachen zu laſſen.

÷

eins, Lieber! Eine meiner freilich armſeligen Be-
;en in meinen Schmerzenstagen iſt, wie Sie vielleicht
n, ein paar kurze Denkzeilen zu ſchreiben, an Freunde
m Tode zu übergeben. Haben Sie doch die Güte, mir
nächſten Schreiben klar und deutlich und ohne einige
die Namen von etwa 12 oder 15 osnabrückiſchen
Freunden zu nennen, denen ein ſolches Denkzeilchen
m Tode nicht unwillkommen ſein würde. Vielleicht
ıe Zeit noch hin, ſie alle zu befriedigen. Ob-
ſchon mehre Tauſende zuſammengeſchrieben habe,
) weiter thun, was in meinen Kräften ſteht, und
ich lebe, zumal ganze Stunden und auch halbe
ehen, wo ich nicht das Allergeringſte thun kann.
arme Briefchen wird unter großen Schmerzen und
zerſchneidenden Krämpfen dictirt. Doch iſt es mir
Labſal, mich mit einem Manne wie Sie offenherzig
clich zu unterhalten.
uns Einer des Andern vor dem Herrn in herzlicher
:denk ſein.
), Mittwoch Abends, den 3. December 1800.

Johann Caspar Lavater.

Wochen nach Beendigung dieſes Briefs, den 2. Ja-
, ſtarb Lavater. Am 10. December ſchrieb er noch
ı den Geiſtlichen, an den der obige Brief gerichtet
um Theil eigenhändig; er ſchließt mit den von ihm
riebenen Worten: „Gott laſſe Ihnen und mir das
sfeſt zum ewigen Segen werden!“
ındzwanzig Jahre vor dem Uebertritt Stolberg's ſchrieb
n den „Phyſiognomiſchen Fragmenten“) über ihn:
n blühenden Jüngling von 25 Jahren! Das leicht-
, ſchwimmende, elaſtiſche Geſchöpf! Es liegt nicht,
cht, es ſtemmt ſich nicht, es fliegt nicht: es ſchwebt
mmt. Zu lebendig, um zu ruhen; zu locker, um
.; zu ſchwer und zu reich, um zu fliegen. Ewiger
Seher, Idealiſirer, Verſchönerer.“ 102.

ıerungen eines preußiſchen Veteranen.

e Unterhaltungsbibliothek. Erſter Theil. Erſtes und
Bändchen. Von Auerſtädt bis Bellealliance. Nach
ınerungen eines preußiſchen Veteranen bearbeitet von
ıand Pflug. Berlin, Rauch. 1856. 8. 1 Thlr.

Unternehmen, deſſen Anfang die beiden vorliegenden
bilden, verdient die volle Anerkennung der militäri-
ſe, für welche es zunächſt beſtimmt iſt. Es will, wie
amm ſagt, den ſoldatiſchen Geiſt ehren und ent-
es will dem Soldaten eine Lectüre bieten, in welcher
imiſch fühlt, weil ſie ſeine heiligſten Gefühle ehrt,
andere Werke unſerer heutigen Literatur nur zu
gegenſtellen. Der erſte Theil dieſer „Militäriſchen Un-
sbibliothek“ iſt vollkommen dazu geeignet, das Ganze
:en. Auch der Name des Herausgebers hat ſich be-
die Mittheilungen aus dem Tagebuche eines deut-
ſchen Militärarztes in ruſſiſchen Dienſten („Unter dem Doppeladler“) während des Feldzugs in der Krim rühmlich bekanntgemacht. Er bietet uns hier Erinnerungen eines preußiſchen Veteranen, denen er den ſehr geſchickten Titel gegeben hat: „Von Auerſtädt bis Bellealliance.“ Nur ſind es wol nicht Erinnerungen eines Veteranen, da es zwar denkbar iſt, daß ein und derſelbe Krieger, der 1806 bei Braunſchweig-Oels Infanterie geſtanden und bei Lübeck gefangen worden, dennoch 1807 dem Streifcorps des Lieutenant Schill angehört habe, denn er kann ſich ranzionirt haben, auch kann er, zur Cavalerie verſetzt, 1809 bei den Huſaren Schill's Zug nach Stralſund mitgemacht haben; aber es iſt wol nicht recht glaublich, daß derſelbe nachher beim brandenburgiſchen Ulanenregiment, 1812 und 1813 bis zum Waffenſtillſtande, kurz darauf aber bei Hagelsberg wieder bei der Infanterie, dem Elbregimente, geſtanden habe. Wir müſſen daher annehmen, daß es Erinnerungen preußiſcher Veteranen ſind und damit wir gleich alle Bedenken ausſprechen: derjenige von ihnen, der beim brandenburgiſchen Ulanenregiment geſtanden, hat wol, wie es alten Soldaten zuweilen geht, die Begebenheiten ein wenig verwechſelt. Er erzählt allerdings ſehr lebhaft und ſchildert Alles, als könne es gar nicht bezweifelt werden. Aber es ſei mir erlaubt, ſein Gedächtniß ein wenig aufzufriſchen, da ich in beſagtem Regiment ſelbſt 35 Jahre geſtanden habe und ſehr genau deſſen Kriegsgeſchichte kenne. Davon an ſeinem Ort; doch ſei es vorweg ausgeſprochen, daß ich den Erzählungen an ſich trotz dieſer und anderer kleiner Umſtellungen der Thatſachen mit dem größten Intereſſe gefolgt bin und ſie meinen Kameraden jedes Grades aus wahrer Ueberzeugung als anziehende Lectüre empfehle. Wie ſchön, wenn auch noch ſo ſchmerzlich, ſind gleich die beiden Bilder des erſten Buchs: „Auerſtädt“ und „Lübeck“, dargeſtellt! Wie trefflich das erſte Motto gewählt! Wir folgen den braven Truppen, welche hier an dem Ungeſchick der Führung erlagen, in die unſelige Schlacht, welche gewonnen werden mußte, wenn nur noch im letzten Moment die ganz intacte Reſerve, wie ein Brennusſchwert in die Schale, auch da ſie bereits hoch ſchwebte, geworfen worden wäre. Mit ſteigendem Antheil leſen wir die Schilderungen der verſchiedenen Momente des Gefechts, nicht aus der Vogelperſpective, ſondern aus dem beſchränktern, aber daher auch zu ſchärferer Beobachtung geeigneten Geſichtskreiſe eines Mitkämpfers in der Fronte. Schlachtbilder darzuſtellen iſt ſehr ſchwierig, das wird Jedem fühlbar, der es verſucht hat. Wenn man die Schilderungen einer und derſelben Schlacht von verſchiedenen Schriftſtellern ſelbſt aus einem Heerlager lieſt, erkennt man oft die Momente kaum wieder. Der Verfaſſer hat viele von den Klippen, welche hier dem unerfahrenen Schiffer drohen, glücklich vermieden. Daß der Grimm der Truppen, welcher ſich bei aller altpreußiſchen Disciplin endlich ausſprach, ſeinen Ausdruck findet, wird man für gerechtfertigt halten, wenn man auch die „Helden gleichen Gelichters“ nicht gutheißen kann. An Ehre und Tapferkeit hat es doch wahrlich nirgends gefehlt, wenn auch die Führergeſchicklichkeit und der rechte Entſchluß fehlte. Ergreifend iſt der Schluß des erſten Buchs, welcher die Capitulation von Rattkau ſchildert; wir geben ihn unſern Leſern zugleich als eine Probe von der Kraft der Darſtellung, welche dem Verfaſſer eigen iſt:

„Vor Rattkau ſtanden die letzten Reſte des kleinen Preußenheers in Linie aufgeſtellt, und ringsherum in weitem Halbkreiſe reihten ſich die franzöſiſchen Regimenter. Jetzt erſchien der General in Begleitung des kleinen Reſtes ſeiner Unterbefehlshaber. Drei feindliche Marſchälle, jeder von einer glänzenden Suite begleitet, eilten ihm von verſchiedenen Seiten entgegen. Die Papiere wurden ausgewechſelt und Blücher, das Pferd herumwerfend, daß es ſich hoch aufbäumte, ſprengte zu ſeinen Truppen zurück. Langſam ritt er deren Fronte entlang, die Augen tief eingeſunken, Todtenbläſſe im Geſicht, mit geſenktem Haupt und ſchlaff niederhängenden Gliedern, ſchien er, der kräftige Mann, der Schlachtengott des preußiſchen

Heers, gebrochen, wie dieſes ſelbſt, ohne Vertrauen zu ſich und der Zukunft. Kein Auge blieb trocken bei dieſem Anblick, wol aber wären die Thränen, die den Blick der Krieger umflorten, wenn Blücher ſie geſehen, ihm die Gewähr einer beſſern Zeit geweſen. Vor der Mitte ſeiner Truppen richtete er ſich auf; das alte Feuer ſtrahlte wieder in ſeinen Augen, die Lippen zuckten, er wollte ſprechen, aber von Schmerz bewältigt, konnte er es nicht. Eine letzte Handbewegung ſeinen Kriegern zuwerfend, wendete er das Pferd und pfeilſchnell dahinſprengend verſchwand er unſern Blicken. Die Trommeln wirbelten, zum letzten male erſchollen die Klänge des Deſſauer Marſches, die in ſo mancher Schlacht das Preußenheer zum Siege geführt; dann wurden die Gewehre niedergelegt, die Fahnen und Standarten in den Staub geſenkt — wir waren kriegsgefangen.“

Das zweite Buch iſt Schill gewidmet; es ſchildert aus ſeinem erſten Parteigange 1807 das ſiegreiche Gefecht von Naugard, aus ſeinem letzten von 1809 das blutige, mit großen Opfern erkaufte von Dodendorf und die Kataſtrophe von Stralſund, aus welcher ſich mit Wenigen der Veteran, welcher ſie erzählt, rettete. Dann folgen wir — nach unſerm Dafürhalten einem Andern, dem ſein Gedächtniß etwas untreu geworden iſt — im dritten Buche nach Rußland, auf das Schlachtfeld von Borodino. Ueber dieſe Schlacht ſcheinen nach den neueſten Veröffentlichungen aus Toll's Tagebüchern und Papieren die Acten geſchloſſen zu ſein; die Leiſtungen der Cavalerie hat der General von Schreckenſtein als Theilnehmer der Schlacht in einer trefflichen, in Nr. 51 d. Bl. f. 1855 beſprochenen Monographie dargeſtellt. Wir halten uns hier an das, was der Veteran unſers Buchs von ſeinen eigenen Wahrnehmungen im combinirten preußiſchen Ulanenregimente erzählt, von wüthenden Angriffen, mehrfachem Handgemenge mit ruſſiſchen Küraſſieren, deren hochrothe Kragen ihm ſogar noch erinnerlich ſind, auch von dem bekannten Zweikampfe des Majors von Werder. Dem müſſen wir jedoch entgegenſetzen, daß jenes Regiment in der Schlacht von Borodino zwar im heftigſten Geſchützfeuer ſtundenlang gehalten, aber keine einzige Attake gemacht hat, und nur einmal gegen eine Batterie angetrabt iſt, welche ſogleich abfuhr. Dem Major von Werder wurde ein Pferd unter dem Leibe erſchoſſen, für welches ihm Murat tags vorher 200 Napoleond'or geboten (dieſelbe Kugel tödtete den Regimentsadjutanten von Lavalette); aber den vielbeſprochenen Zweikampf hatte er bereits vier Wochen früher bei Rudnia beſtanden, in welchem Gefecht das Ulanenregiment ſich mit Ruhm bedeckte. Es war aber kein Küraſſierregiment, deſſen Commandeur mit Werder den Zweikampf beſtand, ſondern das Iſum'ſche Huſarenregiment, von welchem ein Escadronchef vorſprengte, Werder auf Deutſch zurief: „Mann auf Mann!“ und von dieſem in einem kurzen Zweikampf zu Pferde vor der Fronte beider lautlos zuſehenden Regimenter, nachdem er Werder einen Halbmond der Epaulette zerhauen, durch einen Kopfhieb zu Boden geſtreckt wurde. Ohne Signal ſtürzte bei dieſem Anblick das Ulanenregiment auf den Feind und warf ihn. Daß Napoleon dem Regimente keineswegs, wie der Veteran erzählt, immer ein finſteres und ungnädiges Geſicht zugewendet, beweiſt, daß der Commandeur das Offizierkreuz und ſieben Offiziere (von nur zwei Escadrons) des Regiments, die ich namhaft machen könnte, das Ritterkreuz der Ehrenlegion erhielten, welches ihnen 1813 durch den Orden pour le merite erſetzt wurde. Dies nur, lieber alter Kamerad, deſſen Namen ich nicht errathen kann, als „thatſächliche Bemerkung“; ebenſo erinnern Sie ſich doch, daß von unſerm Regiment kein Theil die Schlacht von Großgörſchen mitgemacht hat, ſondern daß die beiden in Rußland aufgelöſten Escadrons noch in Schleſien in der Formation begriffen, die beiden andern aber bei dem Blockadecorps vor Glogau waren! Nach dem Waffenſtillſtande und 1814—15 hat aber das Regiment eine ſo glorreiche Geſchichte, daß ſich davon viel Schöneres erzählen ließe. Endlich hat der tapfere Werder allerdings den Befreiungskrieg erlebt, er führte darin noch eine Brigade und ſtarb erſt nach der Schlacht von Kulm infolge eines Sturzes bei Teplitz.

Doch thun dergleichen kleine Irrungen den ſchönen Kriegsbildern des Werks keinen Eintrag und wir wollen weiter nicht danach ſpüren, ſondern dem Leſer auch die Folgereihe der Schilderungen des zweiten Bändchens angeben. Im erſten Buche deſſelben, „1813“, findet er „Großgörſchen“; „Lübnitz und Hagelsberg“; „Dennewitz“; „Leipzig“. Wiederholt machen wir darauf aufmerkſam, daß nicht die ganze Schlacht, ſondern ſtets nur das Partialgefecht derſelben, an welchem der Veteran unmittelbar theilgenommen hat, den Gegenſtand der Darſtellung bildet und gerade deshalb das Intereſſe des Leſers umſomehr feſſelt. Welcher von den genannten der Vorzug zu geben, wäre ſchwer zu entſcheiden; beſonders glücklich ausgeführt erſcheint uns das mörderiſche [illegible] von Hagelsberg, und es ehrt den Verfaſſer nicht blos hier, ſondern überall, daß er auch dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren läßt. Girard ſelbſt, der dort geſchlagen wurde, war einer der perſönlich tapferſten Männer des Kaiſerheers, der 1815 auf dem Schlachtfelde blieb. Das zweite Buch, „1814“, gibt uns das Gefecht von Etoges und die Schlacht von Paris; erſteres mit beſonderer Ausführlichkeit geſchildert, wird den Leſer [illegible] die Thatſachen an ſich, wie durch die ſpannende, lebendige Erzählung vorzüglich intereſſiren: Blücher auf dem Rückzuge in Gefahr wie bei Rattkau gefangen zu werden! Im dritten Buche, „1815“, finden wir, wie der Titel ſchon angibt, [illegible] Schluß: „La Belleallianee.“ Der Veteran iſt ein Mitkämpfer [illegible] elften Infanterieregiment und erzählt, wie dieſes bei dem hartnäckigen Gefecht um Planchenoit ſich betheiligt hat. Die letzten Scenen der Entſcheidungsſchlacht einer ganzen Weltepoche, [illegible] Nacht auf dem Schlachtfelde, ſind von ergreifender Wirkung [illegible] wenn auch der Geſang der Sieger: „Lobet den Herrn, [illegible] mächtigen König der Ehren!“ am folgenden Morgen, als [illegible] eroberten Fahnen entfaltet wurden, nicht buchſtäblich zu nehmen, ſondern wie der mittelalterliche Schlachtruf „Stadt gewonnen“ bei Leipzig und Paris, nur eine licentia poetica iſt, ſo [illegible] er doch die begeiſterte Stimmung jener herrlichen Tage [illegible] haft bezeichnend aus. Möchte die Erinnerung daran in [illegible] ſerer nüchternen, von Materialismus und Parteiung beherrſchten Zeit nicht ganz und gar erblaſſen! Wir begrüßen [illegible] Werk mit Freuden, welches darauf hinwirkt, ſie wieder zu erwecken und wachzuerhalten, und dazu iſt das vorliegende ganz beſonders geeignet. Die nächſten Bände verſprechen [illegible] minder intereſſante Gaben: „Die erſten fünf Jahre der Regierung Friedrich's des Großen“, vom General von [illegible] Hiſtoriographen der preußiſchen Armee; ferner unter dem [illegible] „Preußens Heer“ eine Geſchichte der einzelnen Regimenter, wozu Quellen des geheimen Kriegsarchivs zur Dispoſition geſtellt ſind. Vielleicht wird das Unternehmen, was wir [illegible] wünſchen können, auch auf das allgemeine deutſche Vaterland erweitert, deſſen Söhne auch in dem kleinſten Contingent, [illegible] es zum Kriege berufen worden iſt, ihren Waffen Ehre gemacht haben.

Karl Guſtav von Berneck.

Notiz.

Eine wiener Dramaturgie.

Ein uns bisher ſeinem Wirken und ſelbſt ſeinem [illegible] nach unbekannt gebliebener wiener Schriftſteller oder Feuilletoniſt, Guſtav Birnbaum, hat ſeine in verſchiedenen Zeitungsblättern erſchienenen Theaterreferate ohne alle ſyſtematiſche [illegible] ordnung, ja ſelbſt ohne Berückſichtigung der chronologiſchen [illegible] vom Buchbinder aneinanderheften und unter dem Titel erſcheinen laſſen: „Dramaturgiſche Blätter aus Oeſtreich“ ([illegible] Prandel und Mayer, 1857). Daß die Nachwelt dieſe wiener Dramaturgie der berühmten hamburger von Leſſing an [illegible] Seite ſetzen werde, iſt nicht zu fürchten. Was läßt ſich [illegible] über dramatiſche Eintagsfliegen wie F. A. Lang's „Die Herzogin von Praslin“, Franz Niſſel's „Ein Wohlthäter“, Alois Berla's

: todte Gaſt", Gründorf's „Trau, ſchau, wem?", Hugo
in's „Das Brünndl zu Sievring", über die dramatiſirten
llen der Charlotte Birch-Pfeiffer, über die Erzeugniſſe der
ſten wiener Volksdramendichter, über den Abhub der pariſer
ter u. ſ. w. Leſenswürdiges ſagen, ſelbſt wenn man ein Leſſing
? Ein gewiſſer kritiſcher Blick und einzelne gute Einfälle ſind
Verfaſſer übrigens nicht abzuſprechen, und hier und da weiß
inen Einfällen ſelbſt einen originellen Ausdruck zu geben,
. wenn er im Vorwort bemerkt: „Jene kennen die Kritik
, die ſie negativ ſchelten; denn ſie lebt im Weſen, im
lt, in der Sache, und ſie hat ebenſo warmes Blut zu
ritzen als alle jene poetiſchen Männlein, denen ſie den Kopf
ſt oder ihnen erſt einen aufſetzt!" Mit Recht klagt
ch über die „leergebrannte Stätte" im Gemüth der jetzigen
nd. Schwerlich wird er aber dieſe „leergebrannte Stätte"
nem Neubau tüchtig machen, wenn er das neufranzöſiſche
piel feiert und an einer Stelle bemerkt: „Jener über-
ige Ton, der aus der Geſammtliteratur des modernen
kreich in ſo barbariſchen Nüancen herausſchlägt, trägt
zugleich die Bürgſchaft in ſich, daß hier ein frohes Ath-
der Dichtung iſt, daß hier der Pulsſchlag ſiegreicher Kunſt
i nahrhafteſten Boden habe." „Barbariſche" Nüancen
dabei „frohes Athmen der Dichtung" und „Pulsſchlag
icher Kunſt"! Der Verfaſſer ſucht nachzuweiſen, daß der
ter von Ravenna" kein Tendenzſtück ſei und verſichert:
: Idioten werden die Unſterblichkeit dieſes Stücks nicht
." Man kann die mancherlei Vorzüge und Schönheiten
Tragödie bereitwillig zugeben, aber doch in Zweifel darüber
ob ſie genügend ſein werden, ihr unter der Elite der
e Unſterblichkeit deſignirten Tragödien einen Platz anzu-
n. Dagegen ſpricht ſich der Verfaſſer mit zu ſicht-
Animoſität außer gegen Hebbel auch gegen Laube's
ödie „Graf Eſſex" aus, die, wie es ſcheint, trotz ein-
r Mängel und namentlich des ſchwächlichen fünften Acts,
en beſtcomponirten Tragödien letzter Zeit gehört. Der
ſer hält „Monaldeschi" für Laube's gelungenſtes Stück,
ch eine ziemlich zerhackte Compoſition iſt und ſich mit
nicht vergleichen läßt. Manches iſt ſehr wunderlich
faſſer ausgedrückt, ſo wenn er von einem Schauſpieler,
Gaſt den Mortimer gab, bemerkt, er ſei ihm wie ein
rter Eiszapfen" vorgekommen, „der am Kamin, unter
eheul, ſich langſam auflöſt". Ein Eiszapfen, und
verzauberter, der ſich unter „Schmerzgeheul" auflöſt!
ſagt: „Eiſenbahn und Dampfkeſſel ſind der «Nar-
eau» der Jetztzeit!" Was fängt der geſunde Men-
ſtand mit einer ſolchen Behauptung an? H. M.

Bibliographie.

pyuhn, A. W., Feſtpredigten. Magdeburg, Heinrichs-
Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

umoriſtiſche Bilder aus dem Kaufmannsleben. Ge-
lt und herausgegeben von einem alten Commis-Voyageur.
, Reymann. 16. 7½ Ngr.

vrrodi, A., Reiſebriefe aus der Schweiz und Mailand.
, Kaiſer. 8. 1 Thlr.

eutinger, M., Das Princip der neuern Philoſophie
e chriſtliche Wiſſenſchaft. Regensburg, Manz. Gr. 8.

chenbach, W. v., Parzival und Titurel. Ritter-
. Ueberſetzt und erläutert von K. Simrock. 3te,
ere Ausgabe. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

eiſtige Feldzüge. Bedeutſam bleibende literar-geſchichtliche
e von Achim von Arnim, Helmina von Chezy, J. Ellen-
C. J. Th. Ganßer, F. W. Gubitz, T. Heinſius, H.
mann, F. L. Jahn, Verus Momus, Wilh. Müller, A. Müllner, Karl Roſenberg, F. von Schönholz, F. Schuchard, Wilh. Waiblinger und Ernſt Woldemar. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Göschen, A., Achselmannstein bei Reichenhall. Eine Bade-Skizze. Berlin, G. Reimer. Lex.-8. 5 Ngr.

Heldenbuch der Schweiz. Herausgegeben von J. Kübler. Winterthur, Steiner. 16. 18 Ngr.

Helfer, F. W., Zunftweſen und Gewerbefreiheit. Ein Lebensbild. Der Jugend des deutſchen Gewerbſtandes gewidmet. Gotha, Scheube. Br. 8. 15 Ngr.

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 37ſter Jahrgang für 1858: Winkelränke. Luſtſpiel v. F. W. Gubitz. Roſe u. Röschen. Origin.-Schauſpiel v. Charlotte Birch-Pfeiffer. Maria, Königin v. Schottland. Hiſtor. Trauerſpiel v. E. Raupach. Karl der Große daheim. Vorzeit-Bild v. F. W. Gubitz. Virginia. Trauerſpiel v. J. Ch. F. Rage. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1858. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kurz, H., Handbuch der poetiſchen National-Literatur der Deutſchen von Haller bis auf die neueſte Zeit. Vollſtändige Sammlung von Muſterſtücken aus allen Dichtern und Dichtungsformen, nebſt Angabe der frühern Lesarten, biographiſchen Notizen und literariſch-äſthetiſchem Kommentar. 3te verbeſſerte und vermehrte Auflage. 1ſte Abtheilung. Zürich, Meyer u. Zeller. Hoch 4. 24 Ngr.

Lauckhard, Aus einem Lehrer-Tagebuch. Gotha, Scheube. Br. 8. 24 Ngr.

Marlowe's, C., Doctor Fauſt (gedichtet um das Jahr 1588). Und die alte engliſche Ballade vom Doctor Fauſtus. Deutſch von A. Böttger. Nebſt einer Einleitung über die Fauſtſage, über Marlowe und deſſen Schriften. Leipzig, Hartung. Gr. 8. 1 Thlr.

Mayhew, Gebrüder, Gepflaſtert mit Geld oder Roman und Wirklichkeit der Straßen Londons. Unter Autoriſation der Herren Verfaſſer ins Deutſche übertragen von A. Laßmann. 1ſter Band. 1ſte Lieferung. Caſſel, Vollmann. Gr. 16. 7½ Ngr.

Newton, B. W., Jeruſalems Bedeutung in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Berlin, Evangeliſche Buchhandlung. 8. 3 Ngr.

Pickler, F., Schickſalswege oder: das Erbe des Verbrechens. Roman aus der Gegenwart. Zwei Bände. Berlin, Nelte. Gr. 8. 1 Thlr.

Proſchko, F. J., Der Jeſuit. Hiſtoriſcher Roman aus dem Schwedenkriege in zwei Bänden. Prag, Kober. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Proudhon's, P. J., Handbuch des Börſen-Speculanten. Nach der 4ten Auflage des Originals bearbeitet. Hannover, Meyer. Gr. 8. 1 Thlr.

Ring, M., Hinter den Couliſſen. Humoriſtiſche Skizzen aus der Theaterwelt. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

Unger, M., Künſtler und Fürſt. Ein dramatiſches Gedicht. Berlin, Dümmler. Gr. 16. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Das Scheel'ſche Regiment und deſſen Nachwirkungen in Holſtein. Hamburg. Gr. 8. 6 Ngr.

Souchon, A. F., Von der Wiedergeburt. Predigt am Trinitatisfeſte den 7. Juni 1857 gehalten. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 2 Ngr.

Prof. Dr. v. Sybel's Vortrag über das Verhältniß der erſten Chriſten zu Staat und Geſellſchaft im römiſchen Reiche vor dem Tribunal der Geſchichte. Von einem Altbayer. Frankfurt a. M., Hedler. 4 Ngr.

Hedley Vicars, der Capitain. (Geblieben vor Sebaſtopol am 22. März 1855.) Berlin, Evangeliſche Buchhandlung. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon
von Rotteck und Welcker.

Dritte, umgearbeitete, verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollſtändig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Erſter Band (Erſtes bis zwölftes Heft).

Vorrede zur erſten bis dritten Auflage, Syſtematiſche Encyklopädie der Staatswiſſenſchaften. **A, Abc**, politiſches — **Atheismus.**

Dieſe **dritte Auflage** des berühmten Werks hat ſich troß der weſentlich veränderten Zeitumſtände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den erſten Namen der deutſchen Wiſſenſchaft** unterſtützt.

Der erſte Band oder das erſte bis zwölfte Heft ſind nebſt einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſammtausgabe von Frederike Bremer's Schriften.

Bremer (Frederike), Geſammelte Schriften.
Aus dem Schwediſchen.

Vierter und fünfter Band. Skizzen aus dem Alltagsleben. **Die Nachbarn.** Fünfte verbeſſerte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

Die Verlagshandlung veranſtaltet hiermit die **erſte Geſammtausgabe von Frederike Bremer's Schriften**, die alle ihre beliebten, bereits in mehrfachen Auflagen erſchienenen Romane und ſonſtigen Schriften zu dem **wohlfeilen Preiſe von 10 Ngr. für den Band** enthalten wird. In dem ausführlichen Proſpect darüber (der in allen Buchhandlungen zu erhalten iſt) heißt es unter Anderm: „Unter den Schriftſtellerinnen, welche in neuerer Zeit eine Miſſion im edelſten Sinne erfüllt haben, nimmt die Schwedin Frederike Bremer wol den erſten Platz ein.... Seit langem hatte das Palladium des Hauſes, ſein Innerſtes, ſeine Seele, möchte man ſagen, keine ſo beredte und herzliche Fürſprecherin gefunden als Frederike Bremer. Echtweibliche Reinheit paarte ſich in dieſen wahrhaften Familienromanen mit einem tüchtigen praktiſchen Verſtand, Tiefe des Geiſtes mit allgemein verſtändlichem Ausdruck, Gemüth und Herzlichkeit mit einem gewiſſen Humor, wie er in dieſem Grade wol keiner andern Schriftſtellerin zugebote ſteht."

Dieſe Ausgabe wird zunächſt folgende, meiſt ſchon in mehrfachen Auflagen erſchienenen Schriften Frederike Bremer's umfaſſen: **Die Töchter des Präſidenten.** Erzählung einer Gouvernante. — **Das Haus, oder Familienſorgen und Familienfreuden.** Zwei Theile. — **Die Nachbarn.** Zwei Theile. — **Nina.** Zwei Theile. — **Die Familie**
nere Erzählungen. — Streit und Friede,
Scenen in Norwegen. — Ein Tagebuch.
— **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geſch**
Drei Theile. — **Sommerreiſe.** Eine Wall
Theile. — **Leben im Norden.** Eine Skizze. -
Wachen. Ein Glaubensbekenntniß. — **Die**
der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen
während zweijähriger Reiſen in Nordamerika un
Neun Theile. — **Hertha.** Drei Theile.

Die einzelnen Bände werden in raſcher Fol
Jeder Band koſtet 10 Ngr. Auch ſind elegant
Exemplare zu beziehen.

Das bereits Erſchienene iſt in allen Buch
vorräthig und werden daſelbſt Beſtellungen a

Verlag von F. A. Brockhaus in Leip

BILDER-ATLA
zum Conversations - Le

(500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst eine
Texte von mehr als 100 Bogen und einem Namen- und
24 Thlr.; cartonnirt 26 Thlr. 20 N
Prachtausgabe, gebunden, 32 Thlr. 10

Dieses ganz selbständige, höchst lehrreiche
Werk kann fortwährend auf einmal vollst
allmälig bezogen werden. Gegenwärtig erschei

Neue vierte Ausgabe in 24 Lieferungen

Eine zweckmässige Zugabe zu dieser neu
unter dem Titel „Verzeichniss und Erklärung
dungen", wird den frühern Abnehmern des „
auf Verlangen *gratis* nachgeliefert.

Jede der **zehn Abtheilungen** des Werks i
betreffenden Texte unter besondern Haupttitel
nachstehenden Preisen zu beziehen:

I. **Mathematische u. Naturwissenschaften.** (141
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.)
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.)
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 T
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft.** (35 Tafeln.) 1 Thl

Mappen zur Aufbewahrung der Tafeln
8 Ngr., **Prachteinbände** der Tafeln und des
25 Ngr. für jede Abtheilung berechnet.

Eine Probelieferung und ausführliche
über das Werk sind in allen Buchhandlungen

Brockhaus' Reise-Atlas:
Eisenbahnkarte von Mitteleurop

(Mit Verzeichniss der Eisenbahnen etc.) Zwei

Preis 7½ Sgr.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
terariſche Unterhaltung.

)eint wöchentlich. — Nr. 31. — 30. Juli 1857.

: Die dresdener Schillerſtiftung und ihre Jahrbücher. Von Hermann Marggraff. — Religiöſe, didaktiſche und be-
e Dichtungen. — Kutzen, Das deutſche Land. — Aus Heinrich Heine's Jugendzeit. Von Eduard Schmidt-Weißenfels.
— Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

resdener Schillerſtiftung und ihre Jahrbücher.

:r zur Schillerſtiftung. Erſter Band. Mit einer
Langer geſtochenen Abbildung des Goethe-Schiller-
ildes von Ernſt Rietſchel. Dresden, Kuntze. 1857.
1 Thlr.

dresdener Schillerſtiftung hat ſich in der hier
n Schrift ein eigenes literariſches Organ ge-
das wir mit Freude begrüßen und der Theil-
es Publicums angelegentlich empfehlen. Wer
plar kauft, wird die Genugthuung haben, ſich
dürfen, daß er auch ſein Scherflein zum Stif-
ds beigetragen habe. Ueber die nähern Motive
dung dieſer „Jahrbücher" erfahren wir aus dem
orwort Folgendes.

provisoriſche Vorſtand der dresdener Schiller-
hatte in ſeinem erſten Aufruf verſprochen, über
gangenen Beiträge in der augsburger „Allge-
Zeitung" zu quittiren. Der Erfüllung dieſes
)ens ſtellten ſich Schwierigkeiten entgegen; auch
nicht rathſam, die Berichte über die dem Un-
n gewordene Unterſtützung zu zerſplittern. Es
aher ſchon bei den ſpäter erfolgten Veröffent-
und Anſprachen des Vorſtandes ein ausführ-
echenſchaftsbericht in Ausſicht geſtellt. Theils
Koſten deſſelben zum Nutzen der Stiftung min-
können, theils um dem der Schillerſtiftung ge-
Vereinswirken einen literariſchen Mittelpunkt
, iſt dieſer Rechenſchaftsbericht mit einigen lite-
Arbeiten der gegenwärtigen Mitglieder des pro-
n dresdener Vorſtandes vermehrt worden und
ze nun unter dem oben angegebenen Titel er-

ſt, wie wir weiter aus dem Vorwort erfahren, die
es Vorſtandes, dieſem erſten Bande der „zur Bil-
er Schillerſtiftung" erſcheinenden „Jahrbücher" in
einzuhaltenden Zeitfriſten Fortſetzungen folgen
. Ihr nächſter Zweck ſoll der ſein, von der
ntwickelung dieſer nationalen Stiftung die mög-

lichſt vollſtändige Kunde zu verbreiten und vorzugsweiſe die ferner einlaufenden Beiträge zur öffentlichen Kenntnißnahme zu bringen. Ihnen ſollen ſich dann, und zwar aus den Kreiſen allgemeinerer Mitwirkung, neue literariſche Gaben anſchließen. Es wird die Hoffnung ausgeſprochen, daß ſich zur Mehrung derſelben auch vielleicht die Comités der bisher entſtandenen und hoffentlich noch in größerer Zahl entſtehenden Zweig-Schillerſtiftungen anſchließen werden, zuvörderſt wenigſtens durch Veröffentlichung ihrer Rechenſchaftsberichte.

Dieſer erſte Band der „Jahrbücher" enthält zuvörderſt eine begeiſterte, tiefſinnige Betrachtung „Ueber die Sixtiniſche Madonna des Rafael" von C. G. Carus, in der er nicht nur das Ideal aller Madonnenbilder, ſondern ſelbſt das „erſte Bild der Welt" erblickt. Dies habe er einmal, ſagt er im Eingange, während einer Unterhaltung gegen den König von Sachſen geäußert, er habe ſich hinterher gefragt, ob er nicht auch zu viel geſagt habe, aber eine innere Stimme habe ihm ſofort erwidert: „Nein, du haſt nicht zu viel geſagt, es iſt wirklich das erſte Bild der Welt." Wir haben bei weitem nicht alle vorzüglichen Bilder der Welt geſehen, aber doch eine gute Anzahl derſelben in den größten deutſchen Muſeen, und wir geſtehen gern, daß wir dieſem Madonnenbilde in ſeiner Art kein zweites an die Seite zu ſtellen wüßten. Aber es gibt noch eine andere Art, es iſt noch eine andere Auffaſſung möglich, vielleicht minder erhaben, groß und feierlich, aber dem Begriff der Gottesmutter und ihrem Verhältniß zu Gott ſelbſt, zu dem gottgeſandten Kinde und der zu erlöſenden Menſchheit vielleicht angemeſſener. Dieſe Auffaſſung finden wir ja in der dresdener Gemäldeſammlung ſelbſt durch die Holbein'ſche Madonna vertreten, die wir auch deshalb nicht unter, ſondern neben die Rafael'ſche ſtellen, wie dies auch jüngſt A. von von Sternberg, ſonſt kein ſehr enthuſiaſtiſcher Verehrer der altdeutſchen Meiſter, in ſeiner Novellenſammlung „Die Dresdener Galerie" gethan hat. „Es iſt", ſagt Sternberg von der Holbein'ſchen Madonna, „das vollendetſte Madonnenideal, das geſehen werden kann." So hat man alſo

Behauptung gegen Behauptung. Carus erblickt in der Rafael'ſchen, Sternberg in der Holbein'ſchen Madonna das vollendetſte Ideal einer Muttergottes. Holbein's Madonna blickt freilich nicht wie die Rafael'ſche ſiegend und herrſchend in die Welt hinaus; demüthig und gottergeben ſenkt ſie den Blick, die jungfräuliche Mutter, die begnadet worden iſt, den Weltheiland zu gebären und auf ihren Armen zu tragen. Dabei fehlt es ihr auch gewiß nicht an dem Ausdruck königlicher Hoheit; auch ſie iſt eine himmliſche Erſcheinung, der wir in dieſer Weiſe noch nicht auf Erden begegnet ſind, aber ſie iſt uns menſchlich nähergerückt, und dabei ſo echtdeutſch, daß wir auf ſie als auf ein Vorbild germaniſcher Madonnenſchönheit wol mit Recht ſtolz ſein dürfen.

Ein ſehr leſenswerther Aufſatz iſt der folgende: „Die Feldzüge der Römer in Deutſchland", von E. von Wietersheim. In einem kleinen Vorwort ſpricht ſich der Verfaſſer ſehr beſcheiden dahin aus, daß der Abdruck dieſes ohne vorherige Niederſchrift frei gehaltenen Vortrags nur durch den milden Zweck, dem der Ertrag gewidmet, zu entſchuldigen ſei. Derſelbe fügt mit Recht hinzu:

> Indeß dürfte dieſe Arbeit auch in der vorliegenden unvollkommenen Geſtalt, abgeſehen vom Intereſſe, welches der Gegenſtand gewährt, als Leitfaden zur populären Orientirung, ſowie für gründlichere Bearbeitung des Gegenſtandes wol zu benutzen ſein. Daß ſolche übrigens nicht blos das Ergebniß bisheriger Forſchungen wiedergibt, ſondern großentheils auf eigenem Urtheil beruht, würde eine Vergleichung mit dem beſten Werke über dieſen Gegenſtand: Barth, „Deutſchlands Urgeſchichte" (Th. 2, Abſchn. 2, S. 340—448), leicht darthun. Insbeſondere gilt dies von Druſus' letztem Feldzuge, worüber bei der Dürftigkeit der ihrem Inhalte nach vollſtändig angeführten Quellen gegenwärtiger Vortrag, abgeſehen von der Form der Darſtellung, kaum eine weſentliche Lücke laſſen dürfte.

Nach Wietersheim iſt Druſus auf der uralten frankfurter Handelsſtraße nach der Elbe vorgerückt; denn

> ſelbſt in dem wildeſten und roheſten Zuſtande eines Landes hat die Natur dem friedlichen wie dem feindlichen Verkehr der Völker gewiſſe Bahnen vorgezeichnet, welche der Naturinſtinct derſelben ſicher erkennt und fortdauernd feſthält. Dergleichen finden wir heute noch im Innern von Afrika und Amerika. Die Cultur hat ſie benutzt und vervollſtändigt, aber in ihrer weſentlichen Richtung nicht verändert. . . . Jener Naturſtraße verdankt, meines Erachtens, Leipzig ſeine commercielle Größe; ihr verdankt es aber auch, daß deſſen Umgegend die Wahlſtatt ſo vieler blutiger Entſcheidungsſchlachten geworden iſt.

Indem Druſus aus dem Lande der Katten nach Suevien vordrang, mußte er dieſe Straße erreichen. Hier wollte man ihm den Weg verlegen, aber er überwältigte die Feinde und rückte nun auf dem Wege, wo jetzt Eiſenach, Gotha und Erfurt liegt, an die Saale vor und dieſe entlang an die Elbe, die er hiernach in der Gegend von Calbe erreichte. Auch findet es Wietersheim nach der Lage des merſeburger Schloßbergs wahrſcheinlich, daß Druſus bei Merſeburg ein Lager aufgeſchlagen und vielleicht einen ſtärker befeſtigten Reſerveplatz zurückgelaſſen habe. Nach des Druſus und Tiberius Feldzügen trat nun wirklich ein Zuſtand ein, der die Germanen der Romaniſirung entgegenzuführen drohte. „Die Germanen", ſagt Dio Caſſius, „nahmen immer mehr von

römiſcher Sitte und römiſchem Weſen an, S
zahlreiche Märkte wurden gegründet", und Fl
„Es herrſchte der tiefſte Friede, die Geſtalt
änderte ſich, ſelbſt der Himmel wurde milde
Zweifel infolge der Straßenbauten und der
den Bodencultur, die zur Lichtung der Wälder
trocknung der Sümpfe führte. Da folgte auf
gen Sontius Saturninus der unglaublich verble
rus Quintilius, von dem Wietersheim ſagt:
gutmüthig und mild, aber von einer fabelhaften
und Beſchränktheit des Geiſtes, womit ſich, wi
len der Fall iſt, Dünkel und Entêtement in
licher Weiſe verbanden." Durch ſeine Erpreſ
und ſeine gewaltthätigen Maßregeln, die dahin
die Streitigkeiten der Germanen nach römiſche
und Geſetzen zu entſcheiden und ſie bald ganz
ſchen Unterthanen zu ſtempeln, brachte er die
der Deutſchen in Aufruhr und dieſe Stimmung b
geniale, kühne und dabei ſchlaue Armin in der
Weiſe, um das Heer des römiſchen Stattha
deutſchem Boden zu vertilgen. Die Darſtel
Varusſchlacht wird man auch bei Wietersheim
tereſſe leſen, ja ſelbſt mit einigem Mitgefühl
dem Verderben geweihten Römer, gegen die
die Elemente verſchworen zu haben ſchienen:
tägige Vernichtungsſchlacht in dichten Urwälde
die man ſich den Weg bahnen mußte, auf ſchl
Boden, unter wüthendem Sturm und Rege
Wietersheim nahm Varus ſeinen Rückzug
Dörenpaß, während Kloſtermeier in ſeinem B
Hermann den Varus ſchlug" — welches der Ve
einzige gute nennt, welches über dieſen Gegenſtan
— behauptet, daß Varus links abgeſchwenkt und
nach Detmold marſchirt ſei. Wietersheim be
vielleicht der Wunſch, ſeine Vaterſtadt Detmold
zu machen, viel zu dieſer Vermuthung Kloſ
beigetragen haben möge. Sicherlich wird ma
len künftigen Darſtellungen dieſes Ereigniſſes
Feldzüge des Druſus den Wietersheim'ſchen
zurathe ziehen müſſen, und man muß über di
heit, womit der Verfaſſer ſeinen ſo viele
Détail- und Quellenkenntniß erfodernden G
beherrſcht, billig erſtaunen, wenn man erwägt
dies Alles frei vorgetragen hat. Nach der Va
war es mit der Einigkeit der Deutſchen bekan
bald wieder aus, und ſo ſcheint ſich das Wort
citus damals wie ſpäter zu beſtätigen, daß di
nen nur in plötzlichen Anſtrengungen gewal
Aber auch mächtige Züge von Heroismus tr
aus dieſem Gemälde entgegen, ſo der heroiſ
gang jener edeln Sigambrer, die als Sendboten
guſtus erſchienen und, nachdem ſie von ihm
in verſchiedene galliſche Städte abgeführt wo
ſelbſt tödteten, um ihre Bundesgenoſſen von je
ſicht zu entbinden.

Guſtav Klemm bringt eine „Erinnerung
deutſche Dichterinnen des vorigen Jahrhunderts"

aretha Suſanne von Kuntzſch, geborne Förſter 1651, geſtorben 1717), Henriette Katharina ı Gersdorf, Anna Barbara geborne Teuberin, e Knackrüggin, Chriſtiane Marianne von Ziegler, es bekannten leipziger Bürgermeiſters Romanus, onie Hedwig Zäunemann aus Erfurt, die im '83 von der Univerſität Göttingen zur kaiſeretin gekrönt wurde und Lorberkranz und Di- den Händen des Grafen Heinrich's XV. von pfing. Am 11. December 1740 bei Plauen rnſtadt über einen Steg ſchreitend, fiel ſie ins nd ertrank. Wir bitten die Bewohner der Stadt icht zu ſtolz zu werden, wenn ſie hier folgenamm dieſer gekrönten kaiſerlichen Poetin leſen:

man vordem in Rom, Athen und Tyro fand,
dieſe wünſcheten, wornach Karthago ſtand,
läßt die Lindenſtadt, das ſchöne Leipzig ſehen:
Pinſel, welcher Kiel kann deſſen Ruhm erhöhen?

e hat das der Stadt Leipzig beigelegte Prädicat n-Paris, welches er einem trunkenen rüden Stu- den Mund legte, ohne Zweifel ironiſch geer die Zäunemann meinte ihren Vergleich Leip- Rom, Athen, Tyrus und Karthago ganz ernſt- lche Hyperbeln waren bei den Poeten der daeit an der Tagesordnung, fanden aber ſicher- Gläubigen; denn nichts können Individuen wie ädte und Völker in ſo reichlichen Doſen ver- das Lob des Schmeichlers. Intereſſant und nd war uns namentlich ein Klagelied der Mar- Suſanne von Kuntzſch auf die Wegnahme von g, welches beweiſt, daß dieſes ſchmähliche Er- Gemüther ſelbſt der Frauen aufs tiefſte be- Es lautet:

das feſte Thor von Deutſchlands beſten Straßen?
er verſchmitzte Hahn auch Strasburg weggerafft?
er iſt es weg, ja faſt nur weggeblaſen,
ieb kein Mann davor, es fiel durch Goldes Kraft!
ſich allhier ein ſchelm'ſches Rathsglied blenden
nge Strasburg hin, das beſte Thor iſt hin.
eutſchland dich in Acht! hat man das Thor in Händen,
mmt man gerne auch die Gaſſen zum Gewinn.

fein geſchriebenen, ſcharfſinnig gedachten und an Geſichtspunkten reichen Aufſatz lieferte Karl : „Ueber Kaiſer Julianus Apoſtata." Der Verimpft darin die Anſichten, welche Strauß, der des „Leben Jeſu", in ſeiner vor zehn Jahren ebenen Schrift über Julian den Abtrünnigen gt hat. Strauß verglich bekanntlich darin den ſtenthum abgefallenen Kaiſer mit den Romand Rückwärtsmännern unſerer Zeit, indem er uf der Wiedereinſetzung des Alten beſtanden l ihm ein conſervatives und reactionäres Syſtem und poetiſcher bedünkte; Julian habe ſich eine ung raffinirt, die er ſelbſt nicht hatte. Gutz- npft dieſe Anſicht wie die Schloſſer's, welcher ı nur einen „Büchermenſchen" erblickt. Nach dagegen lag es Julian daran, das große Welt- Römer zuſammenzuhalten und ſeine Herrſchaft auf den Geiſt aufzubauen, der dies Weltreich geſchaffen hatte. Als der eigentliche geheime Feind dieſes Weltreichs erſchien ihm aber das Chriſtenthum, das in ſeinen Fortſchritten zu hemmen zu Julian's Zeit noch immer als möglich erſcheinen konnte. Die Chriſten waren keine Patrioten im altrömiſchen Sinne. Gutzkow ſagt:

Die antike Tugend des Bürgers, die zunächſt dem Wohle ihrer Stadt ſich widmete und mit einſeitiger Vorliebe die eigenen Laren ſchützte, war im Entſchwinden. Julian vermißte ſie bei den zum Chriſtenthum Uebergetretenen ſo ſehr, daß er ſogar den einſeitigen Wahn der Juden, für ſich und ihr eigenes Volk und ihren Gott noch eine Zukunft zu hoffen, höherſchätzte als eine Lehre, die keine Heimat und kein anderes Vaterland mehr kannte als ein geiſtiges Jenſeits.

Noch mehr aber als die Erhaltung des Weltreichs habe ihm die Sache der Menſchheit ſelbſt gefährdet geſchienen, wenn eine Religion umſichgriffe, die den Menſchen ſo ganz von der Erde löſte; denn ſchon ſah man die Ausſchweifungen der Asceſe, die Säulenheiligen, die Einſiedler der thebaiſchen Wüſte. Der Verfaſſer fährt fort:

Julian entſetzt ſich vor der Misachtung geiſtiger Vorzüge, die durch die Seligpreiſung der Armen am Geiſte verbreitet wurde; er will die Geiſtesgröße der vergangenen Jahrhunderte, die großen Namen der alten Dichter und Denker gerettet ſehen vor der anſchwellenden Flut des geprieſenen Nichtwiſſens, vor den Fiſchern, den Zöllnern, den Bettlern, die in der That in allen Städten das Chriſtenthum ſchon zum Schrecken der Beſitzenden gemacht hatten; denn nur aus den geſpendeten Wohlthaten, aus der Theilung der Güter, aus der Beförderung des Müßiggangs ſchöpfte dieſe Lehre, hieß es, ihren Anhang und ihre wahre Kraft.

So erſcheint bei Gutzkow Julian als ein berechtigter Kämpfer, als ein tragiſcher Held, bei Strauß, deſſen Schrift überhaupt zumeiſt als Tendenzſchrift gegen gewiſſe Beſtrebungen der Zeit angeſehen werden muß, als eine Art Don Quixote, und es gewährt jedenfalls ein intereſſantes Schauſpiel, zwei Männer von dem Geiſte wie Gutzkow und Strauß ihre ſo gänzlich verſchiedenen Anſichten mit einem Aufwande aller Mittel, des Scharfſinns durchfechten zu ſehen wie bei einem advocatiſchen Plaidoyer. Dabei bleibt es aber doch immer richtig, daß Julian, mochte ſeine Handlungsweiſe von dem Standpunkt, von dem aus er die Dinge anſah, und in ihren tiefern Motiven noch ſo berechtigt ſein, doch in einer Täuſchung begriffen war und für möglich hielt, was eben unmöglich war. Der antike Geiſt war nicht mehr vorhanden, auch in der großen Mehrzahl Derer nicht, welche es aus dieſen oder jenen Gründen verſchmähten, ſich zum Chriſtenthum zu bekennen. Man mag decretiren ſoviel man will: ein verſchwundener Glaube, ſelbſt angenommen, daß er der beſſere war, läßt ſich nicht zurückdecretiren, höchſtens friſtweiſe gewiſſe Aeußerlichkeiten, der ceremonielle Aufputz, eine Hülſe ohne Kern. Wenn es Julian für nöthig hielt, ſich ſelbſt bei öffentlichen Proceſſionen an den Altären der Götter mit der Prieſterbinde ſehen zu laſſen, heilige Körner zu ſtreuen, Stiere zu opfern, ſo beweiſt dies nur, in welche falſche Stellung er ſich gebracht hatte. Er wurde vor der Welt Schauſpieler, während er es doch mit der Sache, die er vertrat, im Herzen ganz ehr-

lich meinte. Die Reſultatloſigkeit ſeines Beginnens — und nicht dieſem, ſondern ſeinen Motiven und ſeinem Charakter gilt Gutzkow's Schutzſchrift — bleibt für alle Zeiten, für heute wie morgen, eine große Lehre. Dem neuen Geiſte einer Zeit das Bett zu graben, wo er auszutreten droht, Abzugskanäle zu eröffnen und ihm überhaupt eine vernünftige Richtung zu geben, Formen für ihn zu finden, in denen er ſich ebenſo ausbreiten wie begrenzen, überhaupt ſich ſelbſt genügen kann, das allein ſcheint das durch eine weiſe Staatsraiſon Gebotene zu ſein. Freilich iſt dieſer Grundſatz, der ſo einfach iſt, daß man ihn faſt trivial nennen könnte, bisher in der Weltgeſchichte mehr nur dadurch bewahrheitet worden, daß man ihm zuwidergehandelt und ſo die Widerſtandskraft nur vermehrt, den allgemeinen Unfrieden genährt und auf ſpätere Zeiten fortgepflanzt oder den nothwendigen Gang der Entwickelung, den man hemmen wollte, zum eigenen Verderben übermäßig beſchleunigt und zu einem beſinnungsloſen Sturmlauf geſteigert hat.

Den Aufſatz „Blick in die Bedeutung naturhiſtoriſcher Muſeen in den deutſchen Reſidenzen" von Ludwig Reichenbach, deſſen Gegenſtand der mehr literariſchen Tendenz d. Bl. etwas abſeits liegt, übergehen wir, um uns zu dem letzten, die Schillerſtiftung ſelbſt betreffenden und deren Entſtehen und Wachſen darſtellenden Aufſatz Julius Hammer's, „Die Geſchichte der Schillerſtiftung", zu wenden. Der Verfaſſer hat bekanntlich die Idee zur Schillerſtiftung zuerſt in der „Sächſiſchen Conſtitutionellen Zeitung" angeregt und zu deren Realiſirung ohne Zweifel das Meiſte beigetragen, unter thatkräftiger Mitwirkung des Geheimen Medicinalraths Carus, des Oberbibliothekars und Hofraths Klemm und des ſeitdem verſtorbenen Hofraths Winkler, denen ſich bald darauf Karl Gutzkow, Staatsminiſter a. D. von Wietersheim und Major Serre auf Maxen anſchloſſen. Doch ſollten auch die Verdienſte des in dieſer Sache bisher weniger genannten Advocaten Ludwig Siegel, Herausgebers der genannten Zeitung, nicht vergeſſen werden, indem derſelbe ſich von vornherein der Angelegenheit mit lebhafteſtem Eifer annahm und weſentlich dazu beitrug, daß die ſchöne Schillerfeier in Loſchwitz (10. Mai 1855) in einer von Hammer ſelbſt nicht geahnten und beabſichtigten großartigen Weiſe begangen werden konnte. Die Schilderung dieſer Feier, die dabei geſungenen, von Moritz Heydrich und Julius Hammer verfaßten Feſtgedichte und die ſchönen, geiſtvollen oder kräftigen Reden von Wolfſohn, Gutzkow und Auerbach nehmen einen bedeutenden Raum in dem Hammer'ſchen Aufſatze ein. Der Grundſtein zu der wohlthätigen Stiftung, für deren Entſtehen künftige Schrifſtellergenerationen den Gründern zu unvergänglichem Dank verpflichtet ſein werden, war nun gelegt; anſehnliche Schenkungen floſſen ihr gleich anfangs zu, und bald bildeten ſich in lebhaftem Wetteifer Filialſtiftungen in Berlin (namentlich durch die Mühwaltung des Dr. Julius Pabſt), München, Darmſtadt, Offenbach, Hamburg, wo beſonders Robert Heller für ſie wirkte, und Stuttgart. Doch müſſen wir bitten, hierüber wie über die

weitere Entwickelung der Mutterſtiftung in D
Nähere in dem Hammer'ſchen Aufſatze nachzu
angehängter „Rechenſchaftsbericht" von dem M
weiſt nach, daß die eingelaufenen oder bis
1859 zugeſagten Beiträge, mit Einſchluß d
dahin anſammelnden Zinſen, für die dresdene
ſtiftung zur Zeit der Abfaſſung des Rechenſch
bereits eine Summe von über 7000 Thale
und daß die Filialſtiftungen zu derſelben Zeit
eine gleiche Summe in Ausſicht ſtellten.

Wir ſind ſo weit entfernt, in dieſem bishe
Reſultat einen Fehlſchlag oder einen Grund
loſigkeit zu erblicken, daß wir vielmehr in Anl
eigenthümlichen Schwierigkeiten, womit gerat
vielfach und nicht blos politiſch zerſplitterten T
die Durchführung einer ſolchen Idee zu käi
immer noch wenn auch nicht ſanguiniſche do
Hoffnungen für das fernere Wachsthum dieſer
ſtiftung hegen. Man hat uns ja ſo oft geſag
heit der deutſchen Nation ſei nur eine ideelle
den Arbeiten ihrer Dichter und Denker beruh
wir nicht glauben können, die deutſche Nation
der Schillerſtiftung gegenüber ſäumig finden laſſ
ſich's die deutſchen Dichter und Denker etwas
ſen, ihr wenigſtens dieſe ideelle Einheit zugeben
ſich's auch die deutſche Nation etwas koſten laſſe
Dankbarkeit zu beweiſen und die Vernachläſſi
ſie ſich früher ſo oft gegen die Vertreter de
Arbeit zuſchulden kommen ließ, an den ſpät
gutzumachen. Ein ehrliebendes Volk ſollte ſei
ſteller nicht dem bloßen Zufall überlaſſen, wie
händler die Erzeugniſſe ihres Geiſtes honorirt
riren kann. Mag der Buchhändler gegen dieſen
Schriftſteller, ſoweit es ſeine Kräfte und di
niſſe erlauben, den Mäcen ſpielen, es wird ih
Ehre bringen, aber das Mäcenatenthum lieg
der Tendenz des buchhändleriſchen Geſchäfts,
ſeiner Exiſtenz unvereinbar. Was der Buch
dem einen Autor gewinnt, verliert er vielleic
andern; ja, ſelbſt wenn ſein Gewinn auf der
dreifach und zehnfach größer wäre als ſein
der andern, ſo würde das Mäcenatenthum
Gewinn aufzehren und ihm weitere Unternehm
möglich machen, was wieder den Schriftſteller
zum Schaden gereichen müßte. Am wenigſten
der einzelne Buchhändler verpflichtet ſein, S
in der Noth beizuſpringen, von denen er
paar vielleicht nicht einmal einträgliche Sch
anderer wieder andere verlegt hat; und bloß
von einem Buchhändler zu empfangen, müßt
ehrliebenden Schriftſteller aufs äußerſte widerſt
Aber wol iſt es moraliſche Verpflichtung oder
der Nation hier helfend einzutreten und ein Nati
ins Leben zu rufen, dazu beſtimmt, dem ohn
den in Noth gerathenen verdienſtvollen Schriftſ
ſeinen Hinterlaſſenen Unterſtützung zu gewähren
auch ein deutſcher Buchhändler, wie Hammer

ig ſich dahin ausgeſprochen hat, daß die der
ſtung zugrunde liegende Idee berufen und ge-
, „eine weſentliche Lücke in den deutſchen lite-
Verhältniſſen auszufüllen". Wenn die Nation
n ſäumig finden läßt, ſo fällt die Schmach da-
ſie ſelbſt zurück und wird dann in den Anna-
Literatur verewigt wie ein ſtehendes Brandmal.
ir, daß die Nation dies mehr und mehr be-
nd in ihr Gewiſſen ſchreiben und daß mit ihrer
Schillerſtiftung auch den empfindlichen Schlag
wird, welchen ihr der unter allerlei Vor-
jefaßte ungroßmüthige Mehrheitsbeſchluß in der
rſammlung der deutſchen Buchhändler ohne Zwei-
t hat. Wir meinen damit nicht ſowol die Ver-
j der in Antrag gebrachten Geldbewilligung als
liſchen Eindruck des Beſchluſſes, der für den
k ganz gewiß nur ein deprimirender und hem-
in kann. Denn jede neue Idee hat ihre Wider-
t ohne jedes weitere Motiv als das des bloßen
ichs, dann aber in noch größerer Zahl zweideu-
lauwarme Freunde, die wol ein Opfer bringen
wenn es nur eben nichts koſtete, und die mit
Bereitwilligkeit auf ſolche öffentliche Stimmen
elche die Zweckmäßigkeit und Lebensfähigkeit eines
ſtituts von der Tendenz der Schillerſtiftung in
iehen. Erheblichen Troſt für die Zukunft ge-
och das Factum, daß öffentliche Erklärungen
wonach die Mehrheit der Buchhändler auch
orationswegen (denn von einzelnen iſt dies
vatim geſchehen) ſich zu einer Geldbewilligung
werde, wenn die definitive Abfaſſung der Statu-
ebensfähigkeit der Stiftung außer Frage ſtellen
Wirkſamkeit derſelben auch auf Gelehrte und
iftſteller im Allgemeinen ausdehnen ſollte.
Hammer'ſche Aufſatz iſt ſehr fleißig zuſammen-
nd in ſehr würdigem Tone geſchrieben, doch
darin eine Bemerkung, bei der ich ſelbſt per-
tereſſirt bin und der ich eine Gegenbemerkung
u ſein glaube. Der Verfaſſer erwähnt gelegent-
nachdrücklichen Anregungen", durch welche Ernſt
n und ich in dieſer Richtung gewirkt hätten,
dann fort:

ichen Mahnungen nicht ſelten mit bittern Vorwürfen
geweſen, iſt, den vielfältig gemachten traurigen Er-
gegenüber, natürlich. Eine freiere Anſchauung wird
häufig genug in trüber Befangenheit erhobene An-
Deutſchen ſeien gleichgültig gegen das Wohl und
ender Geiſter, vorzugsweiſe ihrer Dichter, nicht für
halten. Die unter den Völkern der Erde geiſtig am
ehende Nation beſitzt auch die tiefſten Eigenſchaften
hs, zu denen vorzugsweiſe die Dankbarkeit gehört, —

gehören ſollte, ſetze ich hinzu. Allerdings,
e es, habe ich in den Aufſätzen, die ich über
der Schriftſteller und die Nothwendigkeit einer
und Penſionskaſſe zu verſchiedenen Zeiten ver-
nicht an Vorwürfen fehlen laſſen. Es galt
n zu beackern und aufzureißen, und wenn ein
er einen bisher nicht oder wenig beackerten Boden geht, ſo muß er ſchneidend und ſcharf ſein. Die Gründer der dresdener Schillerſtiftung waren in einer ganz andern Lage. Sie traten unter ſchon günſtigern Verhältniſſen mit directen Vorſchlägen hervor, ſie richteten eine Petition an das deutſche Volk, und es wäre für einen Petenten eine ſehr unzweckmäßige Politik, wenn er ſein Bittgeſuch in das ſtachlichte Gewand von Vorwürfen und Anklagen hüllen wollte. Wenn ich hier von meiner Perſon ſelbſt ſpreche, ſo geſchieht dies um der Sache willen; auch Hammer kann ja in ſeinem Aufſatze ſeine eigenen Bemühungen von der Sache der Schillerſtiftung nicht trennen.

Noch in ſehr jungen Jahren, ehe ich irgend daran dachte oder denken konnte, eine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit ausüben zu wollen, drängte ſich mir bei der Lectüre der Jördens'ſchen Biographien deutſcher Dichter und Schriftſteller die trübe Wahrnehmung auf, daß die Mehrzahl derſelben ein kummervolles Leben führte oder im Elend ſtarb. Schon damals ſchwebte mir dunkel die Aufgabe vor, ſpäter einmal in dieſer Richtung zu wirken, wie oder wodurch, das wußte ich ſelbſt nicht. Keiner entgeht ſeinem Schickſale, das mit ſeinem innern Berufe gleichbedeutend iſt: ich wurde Schriftſteller und hatte als ſolcher die Genugthuung, daß auf meinen in Verbindung mit Ernſt Willkomm im leipziger Schriftſtellerverein geſtellten Antrag die erſte deutſche Schriftſtellerkaſſe zuſtande kam, die wenigſtens den localen Bedürfniſſen Leipzigs bis zu einem gewiſſen Grade genügte. Meine Beſtrebungen für das Zuſtandekommen eines allgemeinen deutſchen Unterſtützungsfonds ſetzte ich in der „Allgemeinen Zeitung" in Aufſätzen fort, in denen ich namentlich auf das Beiſpiel Englands hinwies und die, wie ich glaube, in der ſchriftſtelleriſchen Welt wie auch außerhalb derſelben ziemlich bekannt geworden ſind. Sie ſtießen anfangs auf Widerſpruch und zwar, wunderlich genug, bei ſchriftſtelleriſchen Collegen ſelbſt. Es fehlte nicht an Entgegnungen, zuweilen ziemlich bittern. Man ging dabei namentlich von dem Standpunkt aus, daß es nicht angemeſſen ſei, die doch aller Welt hinlänglich bekannten ungünſtigen Verhältniſſe und Nothſtände der Schriftſteller vor dem Publicum bloßzulegen, während doch in England, dem ſtolzen und reichen, dem Lande der Pfunde, dieſe Angelegenheit ganz öffentlich discutirt wurde, ohne daß irgendwer daran Anſtoß nahm oder das Anſehen des Schriftſtellerſtandes dadurch Einbuße erlitten hätte. Im Gegentheil, es wuchs, weil man ſah, daß die Schriftſteller Kraft und Muth genug beſaßen, alten Uebelſtänden Abhülfe zu bringen und ſich als eine Art Corporation zu fühlen. Der Widerſtand minderte ſich mit den Jahren, und endlich ſteigerte ſich die richtige Einſicht auch in Deutſchland ſo weit, daß die Schillerſtiftung gegründet werden und ſichern Boden gewinnen konnte. Ja, ich erlebte die Genugthuung, daß Jemand, der noch im Jahre 1853 meine Vorſchläge als unzweckmäßig bekämpft und einen Schriftſtellerfonds in Deutſchland als einen unrealiſirbaren Traum bezeichnet hatte, jetzt zu den eifrigſten Förderern der Stiftung gehört und Mitglied

des proviſoriſchen Vorſtandes iſt. Ich glaube nicht, daß ich angeſichts dieſes Reſultats mir den Vorwurf zu machen habe, die Art meines Auftretens in dieſer Angelegenheit ſei eine unzweckmäßige und unpraktiſche geweſen.

Julius Hammer hebt das Gemüth als eine die Deutſchen beſonders auszeichnende Tugend hervor. Gewiß gibt es viele gemüthvolle Menſchen in Deutſchland, aber die Verhältniſſe ſind es weniger; auch ſollte man eine gewiſſe äußerliche Gemüthlichkeit nicht mit Gemüth ſelbſt verwechſeln. Gerade in Deutſchland wurde der Satz aufgeſtellt, daß mit dem Geldgeben alle Gemüthlichkeit aufhöre, und es iſt zu fürchten, daß der Vorſtand der Schillerſtiftung in dieſer Hinſicht noch manche trübe Erfahrung, ja auch die Erfahrung machen wird, daß in Deutſchland auch im Geldfodern ſehr oft alle Gemüthlichkeit aufhört. Denn es iſt vorauszuſehen, daß an die Schillerſtiftung die maßloſeſten Anſprüche, auch von ganz Unberufenen, werden erhoben werden. Ob gemüthloſer Klatſch und Neid in Deutſchland weniger als in andern Ländern herrſchend ſei, möchte ich billig bezweifeln. Ein Blick auf die polemiſchen Klopffechtereien im Gebiete der Literatur, die den animus nocendi und die hämiſche Luſt, perſönlich wehezuthun, oft nur zu deutlich an der eiſernen Stirne tragen, ſcheint das Gegentheil zu beweiſen, und auch der Widerſtand, den die Schillerſtiftung von gewiſſen Seiten zu erleiden hat, ſcheint mir nicht gerade aus einem Uebermaß von Gemüth hervorzugehen. Selbſterkenntniß iſt aller Weisheit und aller Beſſerung Anfang, auch bei den Völkern, und eine Gemüthlichkeit, die ſich ihrer bewußt iſt und mit ſich ſelbſt kokettirt, hört am Ende auf, gemüthlich zu ſein. Jedenfalls iſt es beſſer, daß wir uns ſelbſt Vorwürfe machen, als daß wir dem Auslande es überlaſſen, uns Vorwürfe zu machen, z. B. wenn der Franzoſe Escudier im Hinblick auf das Lebensloos Beethoven's bemerkt, daß die Deutſchen kalt ſeien wie ihr Himmel. Thatſache iſt, daß die Engländer, wie in andern Zweigen genoſſenſchaftlicher Wohlthätigkeit, uns auch in der Gründung von Unterſtützungsfonds für hülfsbedürftige Schriftſteller, Dichter und Gelehrte vorausgeweſen ſind. Sie haben außer andern Stiftungen ähnlicher Art den ſehr reich fundirten Royal literary fund, die Royal literary society, den Bounty fund, deſſen Ueberſchüſſe Lord Palmerſton zur Unterſtützung von Dichtern zu verwenden begonnen hat, die Penſionen, welche die Krone und welche das Parlament verdienten Schriftſtellern und Gelehrten und namentlich ihren Hinterlaſſenen gewähren. Auch der von Bulwer, Dickens und dem jüngſt verſtorbenen Douglas Jerrold projectirten Guild of literature and art ſcheint es an Capital nicht zu fehlen, aber wol an Solchen, welche von den Wohlthaten dieſer Stiftung Gebrauch machen möchten. Denn es ſoll, wie es ſcheint, mit dieſem Capital eine Art Spittel für invalide Schriftſteller und Künſtler auf einem von Bulwer zu dieſem Zwecke geſchenkten Grundſtücke aufgerichtet werden, und welcher Geiſtbegabte möchte ſich in einen ſolchen Spittel einſperren laſſen? Die Engländer haben, neben ihrer prakti-
ſchen Erbweisheit, doch laut alter Erfahrung o
ſehr wunderliche Einfälle. Im Ganzen ſchein
die obengenannten Fonds und Penſionen dem aug
lichen Bedürfniß vollkommen zu genügen. Der
literary fund allein hat im vorigen Jahre gegen 800
als Unterſtützung oder Penſion vertheilt und dab
einen anſehnlichen Zinſenüberſchuß, der zum Gr
geſchlagen wurde, übrigbehalten. Hierzu kom
immer bereite Privatwohlthätigkeit in England.
vor einiger Zeit der Schriftſteller Haydn, Verfaſſe
rer „useful books", geſtorben war, ſo beeilten ſich
Buchhändler und menſchenfreundliche Frauen, ſeine
laſſenen Kinder an Kindesſtatt aufzunehmen und
ziehen oder in öffentliche Erziehungsanſtalten ei
ſen, während ſeine Witwe Unterſtützungen au
Royal literary fund erhielt. Ich möchte bei dieſ
legenheit noch auf die pariſer Société des ge
lettres hinweiſen, die faſt ganz auf den Grundſ
genſeitiger Hülfleiſtung und genoſſenſchaftlichen W
gegründet iſt. Dieſer Geſellſchaft hat der Miniſter
ſoeben ein gutes Geſchäft zukommen laſſen. Er
beauftragt, von einem Schulbuche, das für den b
gen Verleger ſehr einträglich geweſen, eine neue A
zu veranſtalten und ſelbſt zu verlegen, um ihr dieſ
theile zuzuführen, und zugleich erklärt, daß auch de
nahme von Verſen misliebiger Dichter wie Victor
A. de Muſſet und Lamartine nichts im Wege
Das iſt übrigens für die halbruſſiſchen Zuſtände
reichs bezeichnend genug. In Deutſchland, welche
doch in mancher Hinſicht vorgeſchrittener iſt, braucht
licherweiſe kein Verleger eines Leſebuchs auf die
drückliche Erklärung der Regierung zu warten, ob
auch geſtatte, ungefährliche Stücke von oppoſitionellen
tern, wie Freiligrath, Kinkel oder Herwegh, aufzun

Weiterhin ſucht Julius Hammer den Paragrap
rechtfertigen, wonach die Wohlthaten der Stiftung n
chen Schriftſtellern zugute kommen ſollen, welche ſich
ſcher Formen bedient haben, indem er übrigens dara
weiſt, daß ja die Statuten des Vereins nur proviſoriſch
Ich war immer der Anſicht, daß eine ſolche Stiftu
breiteſter Baſis zu errichten ſei, daß ſie alle Schriftſte
ſie ſich nun poetiſcher Formen bedienten oder nicht
faſſen müſſe und keinen Schriftſteller von Verdien
ihren Wohlthaten grundſätzlich ausſchließen dürfe.
engliſchen Unterſtützungsgeſellſchaften machen zwiſche
ten und Nichtpoeten keinen Unterſchied. Auch wa
auszuſehen, daß ſich an dieſen Paragraphen alle
jenigen ſtoßen würden, welche in unſern Tagen von
überhaupt nichts wiſſen wollen und in ihr ſogar
ſchädlichen und feindlichen Gegenſatz gegen die W
ſchaft erblicken. Sie bedenken freilich nicht, daß da
ſchwung und die Blüte der Wiſſenſchaften bei allen
kern und zu allen Zeiten mit dem Aufſchwung und der
der Poeſie Hand in Hand gegangen ſind. Hört ein
erſt zu dichten auf und zeigt es ſich überhaupt
gültig gegen poetiſche Schöpfungen, ſo wird es ſch
ſich auch gegen die Wiſſenſchaften wie überhaupt

ı geiſtigen Güter ebenſo gleichgültig verhalten,
ıde Hauch des Materialismus wird bald jede
Geiſtes zu einer Wüſte ausdörren und die
tliche Forſchung ſelbſt wird an Trockenheit und
zu ſiechen und des befruchtenden geiſtigen
ı entbehren anfangen. Wenn ſo viele der
Männer jetzt über den Verfall, über Verweib-
ıd Verweichlichung der Poeſie klagen, ſo be-
nicht, daß ſie ſelbſt daran zumeiſt ſchuld ſind;
n ſie allen poetiſch Schaffenden jede Theil-
d jede Ermunterung verſagen, ja ſich ihnen
egenüberſtellen, ſo iſt es klar, daß ſelbſt die
eten ermüden und ihr Publicum da ſuchen,
noch einzig und allein Empfänglichkeit ent-
ıt — unter jüngern Leuten und Frauen.
}at auch geſagt, daß es gegenwärtig keinen
er mehr gebe, welcher der Unterſtützung be-
. Nun, ich könnte nur aus den letzten Jahr-
ine ganze Reihe von Schriftſtellern nennen,
kümmerten, Schriftſteller, die in einem Elend
aß man, wie für Karl Herloßſon und Au-
ezler, in Privatkreiſen ſammeln mußte, um
t einigem Anſtand unter die Erde zu bringen.
e ich nur aus den jüngſten Tagen drei Fälle
nen die Zeitungen faſt gleichzeitig berichteten:
ie freihändleriſchen Principien ſehr verdiente
nomiſche Schriftſteller Wilhelm Lüders ſtarb
Noth und Kümmerniß, wie es ſcheint gänz-
en und vergeſſen; Moritz Reich, ein junger
Schriftſteller, freilich außerhalb Oeſtreichs kaum
kannt, nahm ſich das Leben, und der Novelliſt
Schiff mußte es noch als eine Gnade und beſon-
hat anſehen, daß man ihn auf ſein Geſuch im
Armenhauſe unterbrachte, wo er ſich zu noch
rſonen, darunter kranke Leute, eingeſperrt fand.
Menſchenfreundlichkeit von Privatperſonen, die
ı kleines Capital ſammelten, verdankt man es,
ınächſt aus ſeiner demüthigenden Lage befreit
rd, wenn dies nicht inzwiſchen ſchon geſchehen
*) Am beſten laſſe ich hier einen Buchhänd-
ı, der mit den Verhältniſſen der Schriftſteller
Wenige bekannt iſt, Hrn. Heinrich Brockhaus.
t in einem Schreiben, womit er ſeine Schen-
1000 Thlrn. an die Schillerſtiftung begleitete:
m längern Geſchäftsleben habe ich es nur zu häufig
e Talent und geiſtige Begabung den Schriftſteller
ßerer Sorge, ja vor bitterer Armuth ſchützen, und
dem Buchhändler vorzugsweiſe vor Augen treten-
nur ſelten ausreichend helfen zu können, gibt mir
nerzlichſten Eindrücke. Ehre den Männern, welche
iner Stiftung zur Unterſtützung hülfsbedürftiger
gefaßt haben und dieſelbe in würdiger und dauern-
ns Leben zu führen ſuchen!

ire auch an das Loos einiger Theaterdichter zu erinnern,
Ploetz, deſſen Luſtſpiel „Der verwunſchene Prinz" den
ȝnen einen ſo anſehnlichen Ertrag gewährte, an Albini
mmer), von denen der erſte in Kummer endete, der
n den ärmlichſten Verhältniſſen lebte, an Karl Töpfer's
ahren in öffentlichen Blättern erhobenen Nothruf.

Dieſer Brief iſt als Actenſtück von Julius Hammer in ſeinem Aufſatze vollſtändig mitgetheilt worden und mag daſelbſt nachgeleſen werden.

Das „Morgenblatt" veröffentlichte jüngſt einen Vortrag über Schiller's „Menſchenfeind", welchen R. Binder am 30. März zu Ulm zum Beſten der Schillerſtiftung gehalten hat. Binder ſagt darin unter Anderm:

Manche deutſche Schriftſteller ſcheiden leider noch immer von einem Leben, das ihnen die größten Mühſeligkeiten und Anſtrengungen auferlegte, mit der bitterſten und ſchmerzlichſten aller Empfindungen, ihre ſie überlebenden Familien einem ſichern Mangel und Elend preisgegeben zu ſehen. Hätten ſie beim Beginn ihrer Laufbahn einen ſolchen Fortgang derſelben für ſich und ein ſo trübes Loos für die Ihrigen in ſichere Rechnung nehmen können, ſie würden wol jeden andern Brot und Lohn gewährenden Beruf vorgezogen haben. Aber es war in ihnen ein innerer Drang, wie in Schiller, es war wol Schiller's Vorbild ſelbſt, was ſie lockte und vorwärtstrieb, und wenn ſie nicht durch gleich unſterbliche Werke ihre Namen in Eine Reihe mit dem ſeinigen zu erheben vermochten, ſo haben ſie doch durch Das, was ſie in treuer oft recht ſchmerzlicher Arbeit ſchufen, uns manche frohe und lehrreiche Stunde verſchafft. Sollen nun ſie, die Diener und Prieſter der Muſen, rückſichtlich ihrer Stellung im Leben und des Schickſals ihrer liebſten Angehörigen nicht wenigſtens rinen Theil der Beruhigung haben dürfen, welche der Staat und die Gemeinde ihren Dienern für ſich und ihre Hinterbliebenen gewähren?

Beſſer als mit dieſem ebenſo einfach gehaltenen als nachdrücklichen Mahnruf, der auch mir aus dem Herzen geſchrieben iſt, glaube ich meine Betrachtung nicht ſchließen zu können.

Hermann Marggraff.

Religiöſe, didaktiſche und beſchreibende Dichtungen.

Wenn wir unter Religion das Band zwiſchen Himmel und Erde, „den reinen, freien Glauben, der das Herz zur wahren Liebe erwärmt und ein gutes Gewiſſen vor Gott und den Menſchen erhält", demnach unter religiöſer Dichtung diejenige verſtehen, welche einen ſolchen Glauben zu fördern, die Gottesidee in uns lebendig zu machen und den Blick über den ſinnlichen Horizont in das Gebiet einer ſittlichen Weltordnung zu erheben ſucht, ſo iſt die gezogene Grenze weit genug, um uns zu berechtigen, die nachfolgenden ſieben Werke unter die Rubrik religiöſer Dichtungen zuſammenzuſtellen.

1. Das ewige Leben. Wahrheit in Dichtung von Karl Auguſt Exter. Zerbſt, Römer. 1855. 8. 7½ Ngr.
2. Himmel und Erde. Gedichte von Karl Ziegler. (Carlopago.) Wien, Grund. 1856. 8. 20 Ngr.
3. Die Pilgerin. Von Wilhelm Waldner. Leipzig, Spamer. 1855. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Hie Schwert des Herrn und Gideon. Gedichte von Johann Schiller. Neuſtadt a. d. H., Gottſchick. 1856. Gr. 16. 1 Thlr.
5. Palmen des Frieden. Eine Mitgabe auf des Lebens Pilgerreiſe. Dichtungen von Ferdinand Stolle. Leipzig, Magazin für Literatur. 1855. 16. 27 Ngr.
6. Sechzig Kreuze und Troſtlieder. Mit einem Anhange von Liedern auf des Kindes Tod. Weihnachtsgabe für die Trauernden der Vaterſtadt von Friedrich Oſer. Baſel, Schweighauſer. 1856. 8. 12 Ngr.
7. Lieder vom Jenſeits von Auguſt Münckner. Dresden, Türk. 1856. 8. 16 Ngr.

Die Dichtung „Das ewige Leben" von Karl Auguſt Ex-

ter enthält zwar keine neuen Aufſchlüſſe über das große Thema, das ſie an der Spitze trägt, iſt aber ein ſchöner Oſtergeſang. Die Verſe wechſeln etwas willkürlich zwiſchen vier- und fünffüßigen Jamben und Trochäen, erheben ſich an ſchwunghaften Stellen zu daktyliſcher Form, und ſind, abgeſehen von jener Willkürlichkeit, harmoniſch und durchweg glatt, fließend und rein. Die Sprache iſt edel, doch würde die Dichtung gewonnen haben, wenn ſie etwas weniger blos äußerlichen Schmuck enthielte. Wir ſchließen mit einer freilich ſtark an Tiedge's „Urania“ erinnernden Probe:

Kraft und Ziel, wie abgemeſſ'ne Gleichen
Sind ſie beide auf dem Schöpfungsrund!
Nur beim Menſchen ſoll die Regel weichen?
Gibt da weniger ſich Weisheit kund?
Zeigt die Gottheit höh'rer Wahrheit Kerzen
Dem Vertrauenden als Sterbensziel,
Um mit ihm zur Kurzweil nur zu ſcherzen,
Treibt ſie mit dem Schwachen loſes Spiel?

— — — — — — — —

O, ich kann es ſonder Zweifel glauben:
Auch der Wahrheit mattes, trübes Licht
Iſt Verheißungsſtrahl, der aus den Lauben
Einer ſchattenloſern Lichtflur bricht.
Wie der Morgenröthe Purpurglühen
Kunde gibt vom nahen Tagesglanz,
So die Knospen, die dem Geiſt entblühen,
Von dem reichgefüllten Blütenkranz,
Der auf heil'ger Himmelsflur gewoben,
In dem Tempel der Verklärung hängt
Und als Mahnung nach dem Lichte droben
Blütenduft auf nied're Geiſter ſenkt.

Der Dichter von „Himmel und Erde“, Karl Ziegler, beſitzt Gedankenfülle und reiche Phantaſie. Die letztere ergeht ſich jedoch mitunter in ſeltſamen Bildern und Wendungen, und der Gedankengang macht Sprünge, die ans Paradoxe grenzen, wie im Eingange des Gedichts: „An meinem Geburtstage“, das wir vollſtändig mittheilen:

Ernſte, heilige Stunde,
Die mich dem Tod geweiht,
Die du mich haſt geboren,
Stunde voll Herrlichkeit!

Sei mir drei mal geſegnet,
Die mich ins Leben rief,
Die mir das Herz gegeben,
Welches ſo weit und tief.

Die mich gebar den Schmerzen,
Unausſprechlichem Leid,
Elend, Jammer und Mühſal,
Stunde voll Herrlichkeit!

Die mich gebar dem Entzücken,
Unausſprechlicher Luſt,
Die mir Gott und die Himmel
Senkt' in die glühende Bruſt.

Sei mir drei mal geſegnet,
Die mich dem Tod geweiht,
Ernſte, heilige Stunde,
Stunde voll Herrlichkeit!

Die Gedichte ſind ſämmtlich ernſter Natur und werden durch die Titel der einzelnen Abtheilungen, „Natur“, „Herz“, „Gott“, charakteriſirt. Oft ſteigert ſich des Dichters Enthuſiasmus zu einer maßloſen Ueberſchwänglichkeit. Nach dem Anſchauen einer Sonnenfinſterniß läßt er den „Prieſter des Herrn“ ſagen:

Ein Sacrament empfing ich
Aus Gottes Händen heute u. ſ. w.

Und den Künſtler:

Ich ſah den Herrn im Eiskoloß des Gletſchers,
Im weißen Katarakt der Schneelavine,
Ich ſah den Herrn im heißen Wüſtenſamum,
Sah ihn im Nordlicht, ſo des Eiſes Blöcke
In glüh'nde rieſige Demante wandelt,
Und dennoch ruf' ich laut:
„Heut' hab' ich ihn zum erſten mal geſeh'n!“

Auch des Dichters Natur- und Herzenscultus, wie
dem Gedichte „Am Waldſtrome“ äußert: „Ich be
du rauſchender Wald“ — „Und ich bete dich an,
ſtrom“, — „Und dich, du gewaltiges, ſtürmiſches Herz
wir nicht theilen. Hier zwar ſcheint es, als lieg
formeller Misgriff vor; denn Wald, Strom und
digen den Ewigen“. Allein in der Dithyrambe „D
mein Gott“ lautet der Schlußvers:

Du ſchimmernde Schar,
Die ſich immerdar
In Kreiſen bewegt,
Umkreiſe der Stern,
Des Weltalls Kern,
Der im Buſen mir ſchlägt,
In Jubel und Schmerz!
Mein Gott iſt das Herz!

Der Dichter iſt, wie ſich aus dem Abſchnitt „
gibt, weder Atheiſt noch Pantheiſt, ſondern wirklic
wie aber mit dieſem Glauben jene Vergötterung des
Einklang zu bringen ſei, darüber haben wir in alle
theilungen umſonſt nach Aufklärung geſucht.

„Die Pilgerin“ von Wilhelm Waldner iſt e
menhängende, aus einzelnen Balladen und Liedern gebil
lung und behandelt die ſchon früher bearbeitete Sag
treuen deutſchen Gattin, die, als Harfner verkleidet, ihr
einen gefangenen Kreuzritter, erlöſt, ohne ſich ihm ehe
nen zu geben, als bis ſie im heimatlichen Schloſſe wie
kommt. Auf den Namen eines Epos macht das Gedi
Anſpruch, iſt es auch nicht; denn dazu fehlt es
greifender Charakteriſtik und gehöriger Motivirung
andergereihten Thatſachen. Läßt infolge deſſen da
als Ganzes betrachtet unbefriedigt, ſo entſchädigt es
vielen Partien, namentlich in der letzten Hälfte de
durch friſche, lebenskräftige Poeſie, die von dem wa
giöſen Anhauch, der das Ganze durchweht, noch meh
wird. Selbſt reine Reflexionen weiß der Dichter
geſtalten, wie z. B. die nachfolgende:

. . . . Den niedern Mann
Rühmt nicht die Todtenklage; ein dunkler Bann

Umhüllt mit ſeiner Wolke des Armen Wiege,
Sein makelloſes Dulden und ſeine Siege,

Wenn er mit Noth und Sorgen voll Glauben ringt
Und vor der Welt verborgen die Sünde zwingt,

Und wenn er ſtill vollendet ſein frommes Walten,
Wenn ſeine Händ' ermüdet ſich betend falten,

Sein greiſes Haupt ergeben dem Herrn ſich neigt,
Von ſeinem Tod und Leben die Rede ſchweigt —

Doch nur der Menſchen Rede, daran gelegen
Iſt wenig. Seinen Mühen quillt reich'rer Segen:

Die Gattin und die Lieben auf ihrem Schoos,
Die ſind ihm ja geblieben; ein mäßig Loos

Hat er mit eig'nen Händen für ſie gegründet,
Hat ihnen ſeinen Glauben treulich verkündet,

In ihren zarten Seelen ein Haus beſtellt
Dem Herren ohne Fehlen, das nicht zerfällt.

So ſchaffen ämſig Lerchen und ſingen Lieder
Der Gattin und den Kindern, der Wald hallt's wi

Ob Menſchen ſie vernehmen auf ſtiller Flur?
Sie ſingen ohne Grämen nur dir, Natur.

ie Dichtung zeugt von einem ſchönen Talent, dem wir
Anerkennung zollen, jedoch nicht ohne die Rüge damit
binden, daß ſich dieſes Talent hier und da vergeſſen
u Flüchtigkeiten, Unklarheiten und Verſtößen gegen die
ja ſelbſt gegen die Grammatik hat verleiten laſſen.
lan glaubt den Kranz im Spiele erringen zu können;
icht die Kraft, die ſich um die Schwierigkeiten nicht
rt, nein, nur die Kraft, die ſie beherrſcht, macht den
r.

---

a Johann Schiller's „Hie Schwert des Herrn und
" iſt der Titel paſſend gewählt; der Dichter weiß
Schwert tüchtig zu handhaben und kann dies um ſo
gter thun, als er den Satz aufſtellt:

Wer nicht vermag von Herzensgrund zu haſſen,
Vermag auch nicht der Liebe Glut zu faſſen.

Sprache iſt kernig, und die Darſtellung hat dann und
einen Anflug von der Weiſe Abraham's a Sancta Clara,
ihr jedoch Das abgeht, was man dem Abraham nach-
, daß er nämlich ſtrafte, ohne zu verletzen. Auch fehlt
t an häufigen Wiederholungen, wie z. B. in dem Ge-
„Beten". „Beten heißt ſein Herz ausſchreien bis es
m Himmel hört — Heißt in Gottes Herz ſich betten,
uns Satans Pfeil umſchwirrt — Heißt vom Staube
erkehren mit der höchſten Majeſtät — Beten heißt
ſich ſingen, bis erreicht der Gnade Thron — Beten
den Herrn begrüßen trotz der Morgenröthe Glut —
heißt dem Herrn juchheien ohne Ziel und ohne Maß"
). Der rigoriſtiſch-hyperorthodoxe Standpunkt, auf wel-
er Dichter ſteht, wird am ſicherſten durch ſeine eigenen
bezeichnet. Wir entlehnen die nachfolgenden Strophen
m Gedichte „Proſelytenmachen":

das Proſelytenmachen rügt ihr nur an uns Paſtoren,
t, falls ich mich recht erinn're, wenn die Herren Profeſſoren,
s Wegſcheider oder Paulus noch ſo tolle Weisheit lehren,
: ihr, es iſt Ueberzeugung, Ueberzeugung muß man ehren.

nicht ſämmtliche Paſtoren ſind euch ſo ein Dorn im Auge,
, Bretſchneider und Genoſſen dürfen die moderne Lauge,
t der lautern Milch des Wortes, der Gemeine Gottes bieten,
ihr ſeid's nicht blos zufrieden, freut euch noch der Proſelyten.

wenn Johannes Ronge die Gewiſſen frech beirret,
t der Freigemeindler Uhlich liſtiglich die Weiblein kirret,
ann muß es jede Zeitung, jedes Blättlein austrompeten,
hr rühmet jene Geiſter gar als neue Parakleten.

Dichter auch nach einer andern Seite hin zu charak-
, laſſen wir ein paar Strophen aus „Sonſt und Jetzt"

Sonſt war die Sabbathſchänderei
Selbſt mit dem Tod beſtraft;
Jetzt aber iſt ſie frank und frei,
Wenn nicht gar tugendhaft.

Sonſt gab man der Schauſpielerzunft
Kein ehrlich Chriſtengrab;
Jetzt zieht die liebe Unvernunft
Den Hut gar vor ihr ab.

— — — — — —

Zwar war die Welt auch früher Welt
Und nie ſehr lobenswerth;
Wann aber war ein Bühnenheld
Von Fürſt und Volk geehrt? u. ſ. w.

rſe ſind faſt durchgehends glatt und fließend.

---

n entſchiedenſten Gegenſatze zu dem polemiſchen Geiſte
 beſprochenen Gedichte ſtehen „Die Palmen des Frieden"
rdinand Stolle. Dieſe Klänge kommen aus einer Seele,
die im Gottesreiche heimiſch iſt. Und wie rein, voll und melodiſch, wie leicht und gefällig und doch dabei ſo empfindungsvoll und befruchtend klingen ſie uns ins Herz hinein. Die Lieder des Frühlings, die den Reihen eröffnen, ſind lieblich wie der Frühling ſelbſt. Man möchte dem Dichter die Worte zurufen, die er an das „Vöglein im grauen Kleide" richtet:

O flieg' nicht fort, du Sänger, du,
O harre noch ein Weilchen,
Mir klingt dein Lied, als hätteſt du
Die ganze Bruſt voll Veilchen.

Der Dichter will mit ſeinen Liedern die bangen Herzen himmelwärts leiten, und es gelingt ihm auch da, wo dieſe Tendenz unausgeſprochen bleibt und wo er nur in den Zauber der Natur und in die Tiefen des Herzens blicken läßt. Gern aber, wo der Stoff es geſtattet, knüpft er auch unmittelbar an das Höhere an:

Der manche Winternacht voll Sturm
Und manche Donnernacht geſehen,
O ſieh den alten Kirchenthurm
In ſeinem Frühlingskleide ſtehen.

Aus weißem, reichen Blütenmeer,
Das bis zum Dach emporgedrungen,
Ragt er empor, bemooſt und hehr,
Von Lerchen frühlinghaft umklungen.

Das Haupt in reinem Himmelblau,
Das Kirchlein ganz umhüllt von Blüten,
So ſteht er, für die ganze Au'
Ein Bild vom ſchönen Gottesfrieden.

— — — — — —

Die Poeſie geht mit der Religion bei unſerm Dichter getreulich Hand in Hand; überall trifft man Einheit, Rundung und ſchönen Schlußgedanken. Wir können es uns nicht verſagen, zur Probe noch ein kurzes Gedicht vollſtändig zu geben:

Und als die Nachtigall geendet
Im Lindenbaum ihr ſchönſtes Lied,
Da iſt in heil'ger Morgenſtunde
Die rothe Roſe aufgeblüht.

Und trunken von dem Morgengolde,
Das durch die grünen Ranken fällt,
Grüßt ſie mit ſchauerndem Erröthen
Zum erſten mal die Gotteswelt.

Da zittert in dem gold'nen Auge
Wol eine Perle ſilberrein,
Es ſoll der Dank der ſchönen Blume
Für ihren Himmelsſchöpfer ſein.

Und alle Zauber zu vollenden
Ward ihr auf roſ'ge Stirn geküßt
Das holde, reizende Geheimniß,
Daß ſie nicht weiß, wie ſchön ſie iſt.

Die weitern Abtheilungen der gehaltvollen kleinen Sammlung tragen die Ueberſchriften: „Gottvertrauen", „Lieder für das Herz", „Saaten von Gott geſät, am Tage der Garben zu reifen" und enthalten theils reinreligiöſe Gedichte, theils trefflich geſchilderte Lebensbilder mit Anklang nach oben oder nach denjenigen Herzensrichtungen hin, in denen ſich unſer himmliſches Theil offenbart.

Was den Geiſt, in dem die beiden letzten der von uns oben zuſammengeſtellten Gedichtſammlungen geſchrieben ſind, anlangt, ſo ſtehen ſie mit dem vorhergehenden auf einer Linie, ſind jedoch, beziehendlich mehr oder minder, nicht ſo reich an Poeſie und Gedankenfülle.

Friedrich Oſer beſitzt Formengewandtheit und die Gabe einer gefälligen Darſtellung; aber die „Kreuz- und Troſtlieder" leiden an zu großer Allgemeinheit. Man lieſt von Nacht, Sturm, Schwüle, Dunkel, Gram, Trauer, Schmerz, Noth, Weh, Leid, Kreuz und Kampf, ohne daß die Zuſtände, auf

welche alle dieſe Abſtracta zu beziehen ſein mögen, irgend näher berührt oder auch nur im entfernteſten angedeutet würden, was dem Leſer umſomehr auffallen muß, als nach dem Titel zu ſchließen ganz beſondere locale Ereigniſſe zur Entſtehung der Gedichte Veranlaſſung gegeben haben. Weit vorzüglicher iſt der Anhang: „Vierzig Lieder auf des Kindes Tod.“ Hier gewinnt die Dichtung Leben und Geſtalt, und es ſind manche liebliche Züge vom Walten der Mutter über und mit dem Kinde, ſowie aus dem Kindesleben allein mit Glück benutzt. Zur Probe folge hier das kurze zwölfte Liedchen:

Du bauteſt dir ſo gern,
Von den Geſpielen fern,
Nach Kindesart dein eigen Kämmerlein;
Und ſaßeſt glücklich drin
Wie eine Königin,
Verkläret ganz von lichtem Freudenſchein.

Und warbſt betrübt ſo ſehr,
Trat unberufen wer,
Dein ſinnig Walten ſtörend, zu dir ein;
O Kind, nun ſtöret dich
Kein Menſch mehr ewiglich.
Haſt ganz für dich dein ſtilles Kämmerlein.

Daß aber die Mutter, der dieſe Lieder in den Mund gelegt ſind und welche den Gatten und andere Kinder noch am Leben hat, auch nachdem ſie geſungen:

Sanfter, ſtiller ward die Trauer;
— — — — — —
Alles Dunkel, Kind, zerſtreuet
Mehr und mehr des Glaubens Sonne,
Daß allein mein Herz ſich freuet
Deiner tiefen, tiefen Wonne —

doch wieder, wol drei bis vier mal, auf den Wunſch zurückkommt:

Ach, eins nur würde frommen,
Käm' ich, mein Kind, zu dir!

das iſt ein falſches Gefühl.

Den „Liedern vom Jenſeits“ August Münckner's würden wir, wenn es darauf ankäme eine Rangordnung zu treffen, die Stelle zwiſchen Nr. 5 und 6 einräumen. Wie in einer heitern, überall nahe aber freundlich begrenzten Herbſtlandſchaft, am Schluſſe eines ſchönen warmen Tags, beim Abendläuten, ſo fühlt man ſich durch dieſe Liederklänge aus der Bruſt eines greiſen aber noch jugendlich friſchen Sängers geſtimmt. Schlicht und klar in Gedanken und Form und unter völliger Beherrſchung der letztern zeugen ſie von einem Gemüth, das, in ſich abgeſchloſſen, von keinen Stürmen mehr bewegt, in ſeinem Glauben ſeinen Frieden gefunden hat. Die Perle der Sammlung iſt das Gedicht „Die Mutter“:

Die Mutter meiner Kinder
Hat ein gar tief Gemüth,
Das iſt wie eine Flamme,
Die im Verborg'nen glüht.

Und dies ihr heißes Lieben,
Durch frommen Sinn verklärt,
Das hat ſich an den Kindern
Gar wunderbar bewährt.

Doch ſeit ſie eins begraben,
Das liebſte ſchien's zu ſein,
Umſtrahlt es dieſe Liebe
Als wie ein Heil'genſchein.

Da ſitzt ſie oft ſo ſtille,
Das Auge wie verklärt,
Als trüg' ſie noch am Herzen,
Was ihre Bruſt genährt.

Und hört ſie hin und wieder
Von Tod und Ewigkeit,
Da ſpricht's aus ihren Zügen
Wie ſtille Seligkeit.

Und wer ſich ängſtlich ſcheuet
Dem Tode wo zu nah'n,
Den ſieht ſie mit dem Blicke
Des tiefſten Mitleids an.

Und hört ſie zweifelnd fragen,
Ob's auch ein Jenſeits gibt,
Da ſpricht's aus ihrem Auge:
Habt ihr denn nie geliebt?

Und ſo iſt's allewege;
Ihr iſt es ganz gewiß,
Sie ſieht das Kindlein wieder,
Das ihr der Tod entriß.

Und wer es nicht kann glauben,
Daß wir uns wiederſeh'n,
Der muß nach meinem Rathe
Zu ſolcher Mutter geh'n.

Denn da iſt Glaubensleben
Voll Mutterzuverſicht,
Die keine Macht der Erde
Mit ihrem Arm zerbricht!

Wir haben das Gedicht vollſtändig gegeben, w
Dichter charakteriſirt. Er hat in der zweiten St
Dichter über dem Vater vergeſſen und würde durch
derſelben, ſowie durch zweckmäßige Zuſammenziehung
und dritten dem Gedichte noch größern Reiz verlieh
Der Dichter ſieht im Jenſeits eine Stätte, „die zu
beit ruft“, und findet für das Eingehen in dieſelbe
ſchaft in dem Drange, der in unſer Herz gelegt i
wirken und fortzuſchaffen. Denn wozu hätte Gott
Wünſche geweckt? Und: „Was Liebe kann, verſagt

Wir reihen an dieſe religiöſen Dichtungen noch
zahl didaktiſche und beſchreibende:

8. Die Schöpfung. Ein Gedicht in ſechzehn Geſä
Eugenius Hermann. Berlin, Huber. 1855
1 Thlr.
9. Neue Originalfabeln und erzählende Dichtungen
guſt Dové. Berlin, J. Abelsdorff. 1856. 8
10. Drei Invaliden. Illuſtrirt von mehren Mitgli
hamburger Künſtlervereins. (Der Ertrag dem
fonds.) Hamburg, Perthes-Beſſer und Mauk
Br. 8. 18 Ngr.
11. Chriſtabend. Feſtidyll von Friedrich Dörr
Anton. 1856. 16. 15 Ngr.
12. Der Rhein. Ein Gedicht in dreizehn Geſängen
Wilhelm Schultz. Leipzig, G. Wigand. 185
1 Thlr. 20 Ngr.

Eugenius Hermann beſchreibt in ſeinen 16
zuerſt die eigentliche Schöpfungsgeſchichte unter der
„Der Anfang und das Ende“; ſodann Religion,
Erde, Menſchen; endlich Leben, Seele, Geiſt, Herz,
Geſundheit, Sprache, Geſchlechter und Ehe, Liebe,
Die Dichtung iſt reindidaktiſcher Natur und leidet a
fälligkeit in Versbau und Darſtellung. Hier eine
dem neunten Geſang:

Vom Ernſte mußt den heitern Sinn nicht trennen,
Das eine gibt dem andern ſeinen Werth:
Dies würd'ſt frivol, das üble Laune nennen,
Wenn es des andern hier und dort entbehrt.

Und auf derſelben Seite heißt es weiter unten:

Doch über And're lachen; das Vergnügen,
Sich an der Schwäche Komik zu erfreu'n
Zeigt, wie Verſtand mag unſer Herz betrügen,
Und läßt uns herzlos, wenn wir kritteln, ſein.
Im Lachen ſtets ein eigen Ueberheben;
Vom Geiſt das Mitleid und das Herz verdrängt,
Die Mängel höhnend, wir uns nur erheben
Und Bosheit ſich in unſer Kritteln mengt.
Bewußt — und unbewußt, ſo Fehler — und Verbrechen:
Das hier, das dort, an menſchlicher Natur,
Wird über uns den Stab das Lachen brechen,
Zeigt Härte immer, Herzensfehler nur!

Es iſt, als ob ſich der Dichter das Verſetzen des Zeit-orts in jeder beliebigen Weiſe zur Regel gemacht hätte; es ɔht überall (z. B. auch ſo: „Du Vieles kannſt in deine Worte gen"), nur nicht am rechten Platze. Dazu kommen eine Menge ıgerechtfertigter Auslaſſungen bald des Fürworts, bald des ülfszeitworts; und dieſes Gebahren mit der Sprache erſtreckt h von der erſten Seite des Buchs bis zu der letzten, ſodaß ich der geduldigſte Leſer am Ende die Geduld darüber ver-ren muß. Iſt bei einem didaktiſchen Gedichte die Form ſo rchaus verfehlt, ſo kann man füglich über den Inhalt ſchwei-n. Sollte derſelbe den Leſer für die Mühe, ſich durch dieſe rmellen Hinderniſſe hindurchzuwinden, entſchädigen, ſo müßte ſich durch ganz ungewöhnliche Vorzüge auszeichnen. Dies nnen wir aber trotz vieler guter und ſchöner Gedanken, die den einzelnen Geſängen zu finden ſind, von den pſycholo-hen Studien und metaphyſiſchen Speculationen des Dich-, unter denen die letztern ſich in ihren Endpunkten mit heiſtiſchen Anſchauungen abſchließen, im Ganzen genommen behaupten.

Die „Neuen Originalfabeln und erzählenden Dichtungen" von uſt Doyé ſind, ſoweit wir ſie verſtanden haben — denn der Erzählungen iſt ſo unklar und verworren, daß wir von Dem, was der Verfaſſer damit ausſprechen wollte, deutliche Vorſtellung machen konnten —, recht gutge-, und die den Fabeln angehängte Moral enthält zum Theil praktiſche und wohlausgeſprochene Lebensregeln. iſt aber auch Alles, was ſich zu ihrem Lobe ſagen läßt. ſucht man vergebens, und die Unbeholfenheit der Dar-g beherrſcht Form und Gedanken in ſolcher Weiſe, daß erfaſſer hier und da, anſtatt den beabſichtigten ernſten ruck zu machen, einen entgegengeſetzten hervorruft. Viele n ſind ſelbſt in der Idee verfehlt, z. B. „Apfelbaum und ſtrauch", welche verdorbene Früchte gegeneinander aus-hen, der Apfelbaum bewußt, der Haſelſtrauch unbewußt, der Moral: „Einfalt und Verworfenheit tragen oft die-n Früchte"; oder die Fabel: „Biene und Hund", in wel-die Biene als Symbol des Arbeitsſtolzes und der Selbſt-aufgeſtellt wird. Daß der Verfaſſer in mancher Bezie-originell iſt, wollen wir nicht beſtreiten; nur hätten wir nſcht, etwas mehr zum Lobe dieſer Originalität ſagen zu en.

Mit den „Drei Invaliden" wollen wir den Ueber-von den didaktiſchen zu den beſchreibenden Dichtungen en. Das Büchlein iſt mit zahlreichen charakteriſtiſchen ſchnitten illuſtrirt und hat ſich dadurch, daß es einem mil-Zwecke dient, der Kritik entzogen. Wir beſchränken uns r auf eine kurze Inhaltsangabe. Der Dichter läßt drei swig-holſteiner Invaliden, von denen der eine aus dem demiſchen Hörſaal, der andere aus der Werkſtatt und der tte vom Pfluge weg in das Kriegslager gezogen ſind, erzäh-auftreten und vertheilt ihre Schilderungen ſo, daß der e die wichtigſten Ereigniſſe vom Kriegsſchauplatze des Jah-1848, der zweite von 1849 und der dritte von 1850 be-tet. Am Schluſſe ſagt der Dichter:

Sie weilten vor dem Lazareth
Gebannt in ferne Weiten;
Dann ſuchten ſie ihr Schmerzensbett,
Die Opfer ſchwerer Zeiten.
Es hatte mich ſo tief erfreut,
Daß ſelber ſie nicht klagten,
Bei ihres Vaterlandes Leid
Von ihrer Pein nichts ſagten!
— — — — — —
Nicht denken mag ich es, daß den der Hunger zehrt,
Der einſt für uns hier zog das nun zerbroch'ne Schwert!

Der „Chriſtabend" von Friedrich Dörr iſt ein Idyll nach Voß' Weiſe, erreicht aber, trotz anſprechender Einzelheiten, das Vorbild weder in Trefflichkeit der Schilderungen noch in der voll-endeten Form des Versbaus. Der Dichter beſchreibt die Feier des Weihnachtsabends in der Familie eines gebildeten ſchleswiger Land-wirths, wobei natürlich weder ſpannende Ereigniſſe, noch irgend-eine Verwickelung oder Verkettung der Umſtände platzgreifen, nur daß die Rückkehr eines infolge der Feldzüge erkrankten und wiedergeneſenen Sohnes und die Verlobungsanzeige, mit der ein hageſtolzer Vetter und Hausfreund ſeine Verwandten zum Feſte überraſcht, eine größere Mannichfaltigkeit in die Scene bringen. Allein trotz des einfachen Verlaufs der Erzählung macht ſich doch hier und da Mangel an künſtleriſcher Anordnung bemerkbar, wie z. B. im zweiten Geſange, wo Mathilde, an-ſtatt dem Vater und dem Gaſte das von der Mutter bereitete Vesperbrot ſammt Punſch zu überbringen, „die Laſt zurück-ſetzt" und ein langes Zwiegeſpräch mit der Mutter beginnt, welches ſich über zwei Seiten ausdehnt und in dieſem Augen-blicke gar nicht am Platze war, und zwar, aller andern Gründe zu geſchweigen, ſchon deshalb nicht, weil der „bereits ſorglich in zwei Gläſer ausgegoſſene Punſch" darüber nothwendig kalt werden mußte. Aehnliche Verſtöße, auch kleine Lücken kommen öfter vor. Abgeſehen von dieſen formellen Ausſtellungen iſt neben den ſonſt echtſittlichen, in dem Idyll vertretenen Lebens-anſchauungen der Umſtand befremdend, daß der Vetter, von dem man dergleichen gar nicht erwartet hätte, ſeinen bevor-ſtehenden Ehebund in keinem andern Lichte auffaßt, als in dem, daß er in der Gattin eine gute Haushälterin zu erwer-ben hofft. Der Dichter ſagt in der Vorrede: „Die treuher-zigen Bewohner des Schwabenlandes werden mit Verwunde-rung vernehmen, daß ihre zum Sprichwort gewordene Ge-müthlichkeit im hohen Norden Deutſchlands ein Gegenſtück habe." Allein dieſer Zug in einem der Hauptcharaktere des Idylls, der auch bei den andern Mitgliedern der Familie wo nicht ausdrückliche doch ſtillſchweigende Billigung findet, iſt nicht geeignet, für die nordiſche Gemüthlichkeit, welche ſich im Uebrigen in dem Gedichte mehrfach abſpiegelt, Zeugniß abzulegen.

Wir machen den Beſchluß mit einem äußerlich wie inner-lich gleich anſprechenden Werke, „Der Rhein", von Karl Wil-helm Schultz. In derſelben Weiſe wie Hebel die liebliche Wieſe im badiſchen Oberlande durch eine ſeiner reizendſten Dich-tungen verherrlicht hat, beſingt unſer Verfaſſer den Rhein; ein großes Thema, das mit ſeinem überaus reichen Stoffe einen minder gewandten Geiſt leicht zu überwältigen im Stande ge-weſen wäre, das aber in dem uns hier dargebotenen und ebenſo gut angelegten als durchgeführten Gedichte in ſchöner Ab-rundung beherrſcht, wenn auch nicht vollſtändig erſchöpft iſt. Schon der erſte Geſang führt uns „von des Gotthards Felſen-kamme, wo der erſtgeborne Drillingsſohn, als Säugling ſchon ein Jüngling faſt, in ſeinem Glaspalaſte lag", bis über den Rheinfall hinaus und bis zu ſeiner Vermählung mit der „hol-den, jungfräulichen Aar". Die folgenden Geſänge beſchreiben die „Flitterwochen" und führen den noch kinderloſen Aeltern die Findelſöhne Neckar und Main zu. Im vierten und fünften Geſang wird der nun auf der Höhe des Mannesalters ſtehende

Rhein zuerſt als „Frohnknecht“, unter ſeinen Laſten ſtöhnend und ſeufzend, dann als „Kriegsmann“, und zwar als ſolcher in zwiefacher Geſtalt aufgeführt, mit dem Kriege an ſeinen Ufern und mit dem, durch den er ſelbſt im Eisgange ſeine Gebiete befehdet. Die mit vielem Humor geſchilderte Weiſe, wie er zum „Vater“ Rhein wird, wollen wir hier nicht verrathen. Er wird nun auch ein reicher, dann ein kranker Mann, hat eine Tochter auszuſtatten und ſucht als Greis im Meer ſein Grab:

Da liegt das Meer! Es wogt und flutet
Vom letzten Sonnenſtrahl umglutet!
Tief hat die Sonne ſich geneigt,
Und auf den grauen Wellen ſchwimmend
In Gold- und Purpurfarben bricht,
Allmälig ſterbend und verglimmend,
Im Meere ſich ihr letztes Licht.
Die Meerflut ſenket ſich und ſteigt;
Steil aufgethürmt und hochgeſchwollen
Wie eines Berges Rücken rollen
Die langen Wellen an den Strand.
Da ſteht die Woge aufgebäumt
Wie eine ſchroffe Felſenwand;
Ihr Kamm zerreißt, und rauſchend ſchäumt
Die weiße Flut im grauen Sand,
Und tief in ihren Schaum begräbt
Die Welle, die ſich wieder hebt,
Des großen Stromes kleine Leiche.

Die Anwendung auf das Leben, die der Dichter überall geſchickt und anmuthig einzuflechten weiß, iſt hier mit einer glücklichen Wendung eine hoffnungsreiche:

So ſinkt der arme Strom der Zeit
Hinab ins Meer der Ewigkeit.
— — — — — —
Und himmelweit und rieſengroß
Dehnt uferlos und bodenlos,
Von trübem Nebel dicht umzogen,
Die Meerflut ihre ſtillen Wogen!
Doch aus dem trüben Nebel bricht
Sanft dämmernd uns ein Freudenlicht,
Und leuchten ſehen wir von fern
Der Hoffnung ſilberhellen Stern!

Es iſt „der Abendſtern der Zeit“, der ſich aber nur zum Untergange neigt, um als „Morgenſtern der Ewigkeit“ wieder emporzuſteigen.

Der Rhein iſt viel gefeiert und viel beſungen worden, wird aber trotzdem immer wieder gefeiert und immer wieder beſungen werden. Es gilt hier daſſelbe, was von hundert ſchönen poetiſchen Stoffen gilt, ſie ſind ewig alt und ewig neu. Und wie uns in jedem neuen Jahre der neuen Blumen nimmer zu viel werden, ſo ſollen uns auch der neuen Lieder nimmer zu viel werden, wenn ſie nur eben Blumen, Kinder eines der Natur gleichſchöpferiſchen Geiſtes ſind und Alles inſichtragen, was die Blume hat: nicht blos Geſtalt, Farbe, Duft, Glanz und Schimmer, ſondern auch die befruchtende Kraft, die neues Leben hervorbringt. 30.

Das deutſche Land. Seine Natur in ihren charakteriſtiſchen Zügen und ſein Einfluß auf Geſchichte und Leben der Menſchen. Skizzen und Bilder von J. Kutzen. Breslau, Hirt. 1855. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Ein Mann, der das deutſche Land in faſt allen ſeinen Gebieten aus eigener Anſicht kennengelernt, manche Landſchaften und Gegenden an Ort und Stelle erforſcht hat, der mit regem Fleiß aus einer erleſenen Anzahl ſchriftſtelleriſcher Arbeiten Saft und Leben für ſeine Aufgabe eingeſ den Kern einer deutſchen Geſinnung und Bildung erhebenden, ja faſt feurigen Begeiſterung zum Wirke terländiſches Wiſſen und vaterländiſche Geſinnung i ein ſolcher Mann unternimmt es, in Skizzen und Bi deutſche Land zu ſchildern, auf die Vorzüge und den vaterländiſchen Geſammtgebiets unſern Blick zu ri dem deutſchen Boden innewohnende Kraft und Entw fähigkeit mit Bezugnahme auf die Thatſachen der unſerer Betrachtung vorzuführen und einzuſchärfen. Spitze ſteht die einleitende Ueberſicht der phyſiſch-geog Verhältniſſe Deutſchlands, eine Charakteriſtik ſeiner in dem europäiſchen Welttheil, nebſt einigen freilich leiſe andeutenden, nicht aber tief eingehenden Bemerku die Entwickelung des deutſchen Volks im Allgemeine läßt der Verfaſſer das deutſche Land in ſechs verſchiede ſchaftlichen Abtheilungen oder Gliedern, gleichſam in nach ihrer verſchiedenen Natur verſchiedenartig aus und eingerahmten Gemälden ſich vor uns ausbreiten. die folgenden: 1) „Das Gebiet des deutſchen Hochgeb die deutſchen Alpen“; 2) „Das nördliche Vorland oder das Gebiet der ſchweizeriſchen und oberdeutſche biſch-bairiſchen) Hochfläche und das öſtreichiſche Don 3) „Die mittlern Stufenlandſchaften Deutſchlands Länder unmittelbar ſüdlich vom mitteldeutſchen Hau kamm“; 4) „Die nieder- und mittelrheiniſchen und fäliſchen Plateau- und Berglandſchaften“; 5) Die Hügellandſchaften nördlich vom mitteldeutſchen Hau kamm oder das heſſiſche und Weſer-Berg- und Hügella ringen und der Harz“; endlich 7) „Das norddeut land“.

Innerhalb dieſer „Rahmen“ gibt der Verfaſſer gewiſſen Freiheit der Behandlung hin, denn er hat zogen, dieſe ſechs landſchaftlichen Glieder als in ſchloſſene Geſtaltungen oder, ſollen wir ſagen, als Individuen zu betrachten, die er nicht wiederum n einzelnen Theilen zerlegt, ſondern vielmehr nur nach nen geographiſchen Geſichtspunkten ſchildert. Ob dieſe unbedingt und allein richtig ſei, laſſen wir dahingeſt ſchöpfend iſt ſie nicht; ihr Ergebniß iſt: daß wir ſyſtematiſch-chorographiſche Ueberſicht, ſondern eine freili ordentlich reiche und mannichfaltige Reihe einzeln und Skizzen erhalten, unter welchen manche eige Landſchaften, z. B. das Ries, der Flemming, das H die Ukermark, die Priegnitz, die Magdeburger Börde übergangen ſind. Dagegen iſt anzuerkennen, daß der ſeinen Stoff vortrefflich beherrſcht, indem er, auf die Prin Ritter'ſchen Schule für die allgemeine Geographie ſich beſ in charakteriſtiſchen Zügen, bald in Digreſſionen, bald einmal deſultoriſch die unterſcheidenden Merkmale, die ſtiſchen Eigenthümlichkeiten jedes jener ſechs von ihm a Gebiete darzuſtellen verſucht und die Oberflächenbildung, thümliche Bodenbeſchaffenheit, den Gang der hiſtoriſchen lung, die politiſche und commercielle Bedeutung mit le Farben zeichnet. Zu bemerken iſt noch, daß er Deutſ weiteſten Sinne auffaßt, daß er es ſich nicht verſagt, di Schweiz und mit beſonderer Bedeutung auch das Elſ Kreis ſeiner Darſtellung zu ziehen. Er kann ſich hi dies iſt ſehr bezeichnungsvoll, einer tiefen Wehmuth halten, indem er die Vorzüge der Lage und die Strasburgs ſchildert. Die Beſchreibung der Alpen einer vielleicht zu ſehr hervortretenden Begeiſterung pittoreske Element gearbeitet; die Darſtellung ſtreift an idealiſirenden Dilettantismus. Mit großem Fleiß Stromſyſteme und die eigenthümliche Lage der St wickelt. Durchaus anerkennenswerth iſt der Adel ſchauung, der ſich durch alle Partien hindurchzieht. am Schluſſe hinzugefügten Erläuterungen und Be ſieht man, wie ſehr der Verfaſſer es ſich angelegen

ten, Auffaſſung und Forſchungsergebniſſe Derjenigen,
it ihm auf gleichem Gebiete bewegten, zu ſammeln
hten. Unſers Erachtens iſt er hierin faſt zu weit ge-
ſein Buch iſt ſtellenweiſe zu anthologiſch geworden.
d auch dies wieder manchem Leſer erwünſcht ſein.
iſt es uns aber doch geweſen, die „Briefe eines in
id reiſenden Deutſchen" nirgends auch nur erwähnt
ein Werk, welches in ſeinen vier Bänden trotz der
)en Auswüchſe und Schlacken doch einen reichen
: Erkenntniß der Eigenthümlichkeiten Deutſchlands im
enthält. Nahm unſer Verfaſſer vielleicht an der oft
lusdrucksweiſe dieſer Julius Weber'ſchen „Briefe" An-
ſchien ihm die leichtſinnige Spötterei gegen confeſſio-
ände, die Frivolität und Zuchtloſigkeit extravagant
eulich, daß er das Buch aus der Hand ließ? Auf
erkennen wir einen ſehr ſtarken Gegenſatz zwiſchen
itoren: Kutzen zeigt überall einen höchſt achtbaren,
Ernſt, ſowie die äußerſte Vorſicht und Zurückhaltung
des kirchlich-confeſſionellen Elements. Er iſt be-
Katholik. Wer dies indeß nicht anderweit weiß, wird
Buche ſchwerlich irgendeine Spur entdecken. Eine
nehme Zugabe iſt das Regiſter, welches beim Auf-
s reichlich ausgeſtreuten und doch oft etwas zer-
Inhalts im Einzelnen jeder Schwierigkeit begegnet.

31.

Aus Heinrich Heine's Jugendzeit.

t nichts Wunderbares, daß über Heinrich Heine all-
: anſehnliche Literatur entſteht; es beweiſt dies viel-
s Niemand leugnen kann, daß Heine wirklich etwas
Nation war und daß ſich über ihn etwas ſagen
Fall, der nur immer einem Dichter gegenüber ein-
in er in ſich und in ſeinen Leiſtungen die Zeit
der er angehörte. Heine aber war, wie der Unter-
)ies in ſeiner eigenen Schrift über Heine beſonders
, ein echtes Kind ſeiner Zeit, welches launiſch und
rhand Capricen mit ſeiner Mutter ſpielte. Heißen
auch folgenden neueſten Zuwachs zur Heine-Literatur
n:

Denkwürdigkeiten und Erlebniſſe aus meinem Zu-
leben mit ihm. Von Friedrich Steinmann. Mit
rträt und zwei Autographen H. Heine's. Prag, Kober.
3. 1 Thlr. 10 Ngr.

Werk hat inſofern ein ganz beſonderes Verdienſt,
) vornehmlich mit der Jugendgeſchichte Heine's be-
nd intereſſante Notizen über die allererſten Leiſtungen
mittheilt. In dieſer Hinſicht muß man dem Ver-
rkennung zollen; denn, wenn auch Vieles, was er
beibringt, keinen beſondern Werth beanſprucht, ſo
e Mühe alles Lobes werth, mit welcher Steinmann
ialen oder Jahrbüchern, Manuſcripten und Briefen
die Jugendleiſtungen Heine's zuſammentrug. Es
s die vielfach eingeſtreuten Gedichte, welche bisher
bekannt waren, gelehrt, wie viel echtes, olympiſches
en Adern des Verfaſſers des „Buchs der Lieder" rollte
e von Haus aus zarte Seele derſelbe beſaß, um es
bedauern zu müſſen, daß ſich dieſer ſchöne Fond
er der Dornendecke des Sarkasmus und unter dem
des Witzes begrub. Dieſe Jugendzeit des Dichters
im Vieles lieber als die ſeines Verfalls, und wir
aher auch die Alles bejahende Freundſchaft Stein-
hr wohl begreifen; ja, da ſein Buch gar keinen kriti-
akter in Anſpruch nimmt, ſo ehren wir die vielfach ſich
de Begeiſterung für Heine und für jedes ſeiner Producte
usdruck einer pietätvollen Freundſchaft. Heine war
r Bedeutung zwar kein Mann, deſſen Schularbeiten
ie Nachwelt wichtig ſein können; aber da ſeine letzte
Lebenszeit gerade zu ſchweren Anklagen berechtigt, ſo iſt es nicht mehr als gerecht, daß ſich Berufene finden, die durch Schilderung ſeiner Jugendzeit dieſe Anklagen zu mildern ſuchen und uns zeigen, was Heine urſprünglich war. In ſolcher Beziehung hat das Steinmann'ſche Buch für die Jugendgeſchichte Heine's geſorgt, wie das von Meißner für deſſen letzte Jahre; die darin mitgetheilten Thatſachen haben ohne Zweifel ihren literarhiſtoriſchen Werth, und Steinmann, der einer der erſten Jugendfreunde, der Schul- und Studiengenoſſe Heine's war, auch vielfach mit ihm in Berührung blieb, hat mit richtigem Takt an Thatſachen beigebracht, was noch nicht oder nur wenig bekannt geweſen.

Bekanntlich ſagte Heine einmal, daß er einer der erſten Männer des Jahrhunderts ſei und zwar, weil man ſeinen Geburtstag als den 1. Januar 1800 angegeben hatte. Gérard de Nerval behauptete darauf in der „Revue des deux mondes", daß Heine 1799 geboren worden. Steinmann bringt nun einen Brief an Saint-René Taillandier bei, worin Heine ſelbſt das Jahr ſeiner Geburt als ſehr zweifelhaft angibt. „Dieſe Ungenauigkeit", heißt es darin, „mag die Folge eines abſichtlich begangenen Fehlers zu meinen Gunſten während der preußiſchen Invaſion ſein; man wollte mich dadurch vom Dienſt des Königs von Preußen befreien. Seitdem ſind nun faſt alle unſere Archive durch wiederholte Feuersbrünſte in Hamburg vernichtet worden. Indem ich meinen Taufſchein zurathe ziehe, ſo finde ich daſelbſt als meinen Geburtstag den 12. December 1799." In einem andern Briefe vom 20. October 1821 gibt Heine dagegen ſein Alter mit 24 Jahren an und nach Steinmann's Verſicherung ſoll in der That 1797 das einzig richtige ſeiner Geburt ſein, wie er denn auch anſtatt des Vornamens Heinrich den urſpünglichen Harry hatte.

Seine erſten poetiſchen Productionen fallen in das Jahr 1810 und Steinmann theilt das Erſtlingskind der jungen Heine'ſchen Muſe mit. Es behandelt den Einzug Napoleon's in Düſſeldorf:

Im Hofgarten zu Düſſeldorf
Der Kaiſer ritt durch die Allee,
Mit grünem Rock und kleinem Hut,
Auf einem R a p p e n w e i ß w i e S ch n e e (!?)

Das Reiten bei fünf Thaler iſt
In der Allee verboten.
O Polizei, wagſt dich nicht an
Den Kaiſer mit deinen Pfoten.

Auch machte er 1815 ein begeiſtertes Lied auf „Deutſchland", dem 1816 die Entnüchterung „Der Traum" nachfolgte. Indeſſen erſchien von dieſen, theilweiſe auch ſehr unreifen Gedichten keins im Druck. Das erſte veröffentlichte er 1817 in der damals in Hamburg erſcheinenden Zeitſchrift „Der Wächter" unter dem aus „Harry Heine aus Düſſeldorf" mühſam geförderten Anagramm „Sy Freudhold Rieſenharf". Die als Student gemachten „Gedichte" und Ueberſetzungen Byron'ſcher Dichtungen erſchienen dagegen nicht 1822, wie angegeben iſt, ſondern 1821, im Maurer'ſchen Verlage.

Von den mancherlei Briefen und Recenſionen, die Steinmann noch anführt, war uns wie natürlich eine Auslaſſung Heine's über die Romantik im „Rheiniſch-weſtfäliſchen Anzeiger", zur Zeit als er noch in Bonn ſtudirte, die intereſſanteſte. Wir nehmen zum Schluß Folgendes heraus:

„Im Alterthume, das heißt eigentlich bei Griechen und Römern, war die Sinnlichkeit vorherrſchend... Als aber ein ſchöneres und milderes Licht im Orient aufleuchtete, als die Menſchen anfingen zu ahnen, daß es noch etwas Beſſeres gibt als Sinnenrauſch, als die überſchwänglich beſeligende Idee des Chriſtenthums, die Liebe, die Gemüther zu durchſchauern begann: Da wollten auch die Menſchen dieſen geheimen Schauer, dieſe unendliche Wehmuth und zugleich unendliche Wolluſt mit Worten ausſprechen und beſingen. Es mußten

jeẞt neue Bilder und neue Worte erdacht werden, und juſt ſolche, die durch eine geheime ſympathetiſche Verwandtſchaft mit jenen neuen Gefühlen dieſe leẞtern jederzeit im Gemüth erwecken und gleichſam heraufbeſchwören konnten. So entſtand die ſogenannte romantiſche Poeſie, die in ihrem ſchönſten Lichte im Mittelalter aufblühte, ſpäterhin vom kalten Hauch der Kriegs- und Glaubensſtürme traurig dahinwelkte und in neuerer Zeit wieder lieblich aus dem deutſchen Boden aufſproßte und ihre herrlichſten Blumen entfaltete... Die romantiſchen Bilder ſollen an und für ſich ſchon ergötzlich ſein; ſie ſind die koſtbaren, goldenen Schlüſſel, womit, wie alte Märchen ſagen, die hübſchen, verzauberten Feengärten aufgeſchloſſen werden. So kommt es, daß unſere zwei größten Romantiker, Goethe und A. W. von Schlegel, zu gleicher Zeit auch unſere größten Plaſtiker ſind."

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Notizen.

Zur Goethe-Literatur.

Wir haben in Nr. 29 d. Bl. in dem Aufſatze über Lewes' Werk „Goethe's Leben und Schriften" des großen central-literariſchen Einfluſſes gedacht, welchen Goethe auf die europäiſchen, namentlich die germaniſchen Literaturen ausgeübt hat und fortdauernd ausübt. Hiervon iſt ein neuer Beweis die holländiſche Ueberſetzung der Schäfer'ſchen Biographie Goethe's, die im vorigen Jahre zu Utrecht in zwei Bänden unter dem Titel erſchien: „Het leven van Goethe, door J. W. Schäfer. Uit het hoogduitsch vertaald door *C. M. van Hals.* Met en vorrede van *C. W. Opzoomer.*" Die Ueberſetzung zeichnet ſich, wie ein Berichterſtatter im „Literaturblatt des Deutſchen Kunſtblatts" verſichert, durch leichten gefälligen Fluß der Sprache aus. Profeſſor Opzoomer, der zu Hollands Notabilitäten gehört, empfiehlt in ſeiner umfaſſenden und geiſtreichen Vorrede die Ueberſetzung ſeinen Landsleuten als die beſte Anleitung zum Studium Goethe's dringend an und verbreitet ſich dabei über die Bedeutung Goethe's für die geſammte Literatur Europas, die ſich aus dieſer reinen Quelle der Poeſie zu erfriſchen und zu verjüngen habe. „Alles was man als Menſch fühlen kann", bemerkt Opzoomer, „iſt auch von Goethe gefühlt worden, und zwar mit all der Glut, womit allein der wahre Dichter fühlen kann, wie dies auch aus ſeinen kleinen lyriſchen Gedichten warm und innig zu unſerm Gemüth ſpricht. Er war nicht gleich dem Marmor, der den Seelenzuſtand ohne ihn zu empfinden wiedergibt, ſondern er war das überſtrömende Gemüth, das ſich in Worten entäußern und ſich an der Bruſt eines Freundes ſeiner Bürde entlaſten mußte." Gegen den ihm ſo häufig gemachten Vorwurf der Gemüthskälte hat auch der Brite Lewes, wie ſich unſere Leſer erinnern werden, den deutſchen Dichter aufs nachdrücklichſte in Schutz genommen unter Anführung von Thatſachen, welche beweiſen, daß der Goethe'ſche Moralſatz: „Edel ſei der Menſch, hülfreich und gut!" bei ihm keine bloße Phraſe war. Neue und intereſſante Belege hierzu liefert ein jüngſt im „Morgenblatt" veröffentlichter Brief von Heinrich Voß dem Sohn an einen holſteiner Freund Namens Bärm. Heinrich Voß lebte bekanntlich einige Tage im Goethe'ſchen Hauſe, unterrichtete deſſen Sohn Auguſt und wurde auf Goethe's Vorſchlag am Gymnaſium in Weimar angeſtellt. Wir wollen kein großes Gewicht darauf legen, daß Goethe bei der Lectüre der „Luiſe" einmal tiefergriffen ausrief: „Eine heilige Stelle!" und ſich die Augen trocknen mußte, ebenſo wenig wie wir es Schiller beſonders hoch anrechnen, daß er einmal, wie Voß erzählt, auf einem Maskenball ſich der fröhlichſten Stimmung hingab, einem Dutzend Flaſchen Champagner die Hälſe brechen half und ſein Lieblingsſtücklein: „So leben wir" u. ſ. w. anſtimmte, wodurch er begreiflicherweiſe einige anweſende Studenten höchlichſt
in Erſtaunen ſetzte. Solche momentane Aufwallungen
eben nur, daß Goethe und Schiller doch auch Menſchen
Aber folgende Stelle hat für uns volle Beweiskraf
jüngere Voß ſchreibt: „Ich glaube ſelbſt, daß
(Goethe und Herder) nicht zum beſten ſtanden; a
hat Goethe treuer gepflegt, als er vor drei Jahren
lag, als Herder? Wer hat an Herder's Hinſcheiden i
Antheil genommen als Goethe? Goethe erfuhr, daß ei
von Herder 80 Thlr. Schulden habe. (Dies weiß
Profeſſor Stark). Aus Beſorgniß, die Schuldner
Herder noch ſeine letzte Lebensſtunde trüben, hat Go
ganze Schuld aus ſeiner Taſche bezahlt. Geſtern ſa
eine Frau, bei der ich meinen Mittagstiſch habe,
wäre der Segen Weimars, Alles brächte er ins Glei
er ſei der Wohlthäter aller Hülfsbedürftigen." Es iſt
daß dieſer in jeder Hinſicht ſeltene Menſch fortdauern
ſehr anſehnlichen Theil ſeines Amtsgehalts zu Unterſt
zwecken verwandte. **H.**

Für Militärbibliotheken.

Ein neues und vollſtändiges Werk über „Die
handfeuerwaffen" von Cäſar Rüſtow iſt im Verla
A. Bath in Berlin 1857 erſchienen. Es enthält d
ſultat der wiſſenſchaftlichen Forſchungen und praktiſch
fahrungen, welches den jetzigen noch immer ſteigende
ſchritt der Feuerwaffen in den europäiſchen Armeen
hat. Der praktiſche Geſichtspunkt, welchen der Verfaſſe
all feſthält, macht das Werk beſonders empfehlenswe
Dieſelbe für die Militärliteratur thätige Verlagshandl
kürzlich noch eine „Geſchichte des königlich preußiſchen
zwanzigſten Infanterieregiments" vom Hauptmann von Z
gebracht, deren zweiter Theil auch für das allgemeine P
von großem Intereſſe ſein dürfte, da er den Uebergang
Kriegs- in die Friedenszeit und die ſocialen Verhältni
Regiments ſchildert und einem gewöhnlich für ſpröde
tenen Stoff eine ganz neue und höchſt anziehende Seit
wonnen hat. Es wäre ſchade, wenn das Werk aus d
litärbibliotheken nicht auch den Weg in größere Kreiſe fä
Unter den deutſchen Ueberſetzungen der „Memoiren de
ſchalls Marmont, Herzogs von Raguſa" verdient, wie
dieſer Gelegenheit erwähnen, die von Karl Goldbeck
Meyer (Potsdam, Auguſt Stein, 1857) erſchienene eine
Erwähnung, beſonders weil ſie unter den Briefen und Docu
der erſten Bände nur eine Auswahl getroffen hat. Di
ſelben, deren Inhalt ſchon wörtlich im Texte gegeben
ſind in der That höchſt überflüſſig. Der Preis dieſer
ſetzung wird ungefähr ein Drittheil von dem des D
betragen.

Bibliographie.

Albrecht, F., Religion. Eine Sammlung vo
digt-Vorträgen im Geiſte des 19. Jahrhunderts. A
nachdenken, nicht nachglauben, zur Belehrung und Er
gewidmet. 1ſte Lieferung. Ulm, Gebr. Rübling. Gr. 8.

Balduin, E. M., Weiße Camelien. Lyriſche
tungen. Regensburg, Puſtet. 8. 20 Ngr.

Baumann, J. F., Das alte und neue Heil
mit Medicin. Nach den Schriften Anderer und nach
Erfahrung für das denkende Publikum beſprochen.
mingen, Beſemfelder. Ler.-8. 20 Ngr.

Bertram, Baltiſche Skizzen, oder Funfzig Jahre
1ſtes Bändchen. 2te vermehrte Auflage. Berlin, A. D
16. 15 Ngr.

Birnbaum, G., Dramaturgiſche Blätter aus De
Wien, Prandel u. Meyer. Gr. 12. 25 Ngr.

Briefe aus dem Hauptquartier oder die Wahrheit
den Krieg in der Krimm. Von einem Offizier des en

Ueberſetzt von F. S. Zwei Bände. Berlin, F. Schnei-
2 Thlr. 10 Ngr.
chner, L., Natur und Geiſt. Geſpräche zweier Freunde
Materialismus und über die real-philoſophiſchen Fra-
Gegenwart. In allgemeinverſtändlicher Form. 1ſter
Makrokosmos. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u.
8. 1 Thlr.
hel, E. v., Aus den Alpen. Ueber Gott, Geiſt und
chkeit. Nürnberg, v. Ebner. 16. 7½ Ngr.
iderius oder der Weg zur Liebe Gottes. Eine Allegorie
Spaniſchen. Aufs Neue herausgegeben von J. A.
Schaffhauſen, Hurter. 16. 12½ Ngr.
enter, F. J., Amerika ohne Schminke. Eine Quel-
ung zur Darſtellung des amerikaniſchen Lebens in der
eit. 1ſter Band. 1ſtes Heft. Zürich, Beyel. 8.

)er, J., Treue Liebe oder das Banditen-Schloß Albano.
ian aus der Gegenwart. Drei Bände. Leipzig, Gräfe.
)lr.
Familienleben. Ein Roman nach Thatſachen von
v. M. Leipzig, Hübner. 16. 20 Ngr.
edrich, J. M., Erſte Liebe. Feſtgabe. Berlin,
16. 10 Ngr.
den Friedhof der evangeliſchen Gemeinde in Gratz
mark. Erzählungen, vermiſchte Aufſätze und Gedichte
deutſchen Gelehrten, Schriftſtellern und Dichtern die-
cke gewidmet. Mit einer muſikaliſchen Beilage von
rbeer. Braunſchweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 12.

tersberg, C. Freih. v., Die beiden Comteſſen. Ein
aus den Papieren eines ruſſiſchen Officiers. Zwei
Leipzig, Gräfe. 8. 2 Thlr.
int, J., Bothwell oder die Tage der Königin Maria
Hiſtoriſcher Roman. Vier Bände. Leipzig, Koll-
). 2 Thlr. 20 Ngr.
ivell, F., Goethe im Recht gegen Newton. Mit 4
Berlin, Herbig. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
iner, L., Die Basreliefs an der Vorderseite des
Orvieto. Marmor-Bildwerke der Schule der Pi-
; erläuterndem Texte von Emil Braun. 1ste Ab-
Leipzig, Brockhaus. 1858. Qu. gr. Fol. 15 Thlr.
ppe, C. F., Ruth — Tobias — Sulamith. Drei
Geſänge. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.
eck, Bernd v., Die Hand des Fremden. Hiſtori-
nan. Zwei Bände. Leipzig, Coſtenoble. 8. 2 Thlr.
r.
tländer, F. W., Zur Ruhe ſetzen. Luſtſpiel in
ügen. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr.
mbürger, H. C., Wilhelm der Jüngere, Herzog
unſchweig-Lüneburg und Stammvater des Hauſes
. Ein Lebens- und Zeitbild nach ungedruckten
uckten Quellen dargeſtellt. Celle, Schulze. Gr. 12.

nrich, A., Die Schlacht bei Novara. Wien, Manz
16. 12 Ngr.
ppen, C. F., Die Religion des Buddha und ihre
ng. Berlin, F. Schneider. Lex.-8. 3 Thlr.
pen, F. v., Colberg 1807. Ein vaterländiſches Ge-
olberg, Poſt. Lex-8. 25 Ngr.
o, F. G., Zur Kirchen-Geſchichte Berlins. Ein
h-ſtatiſtiſcher Beitrag. Berlin, Hayn. Gr. 8.
7½ Ngr.
iner, J., Handwerksburſchen. Bilder aus dem
n. Prag, Kober. 16. 20 Ngr.
llen aus der Theaterwelt. Berlin, Vereins-Buch-
. Gr. 12. 18 Ngr.
ipios-Bey, J. G., Die orientaliſche Kirche. Ge-
Darſtellung ihrer Trennung, dann Wiedervereinigung
mit der römiſchen Kirche. Stetiges Uebereinſtimmen beider Kirchen in den Dogmen des Glaubens. Fortbeſtand der Union ꝛc. Deutſch von H. Schiel. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Riehl, W. H., Muſikaliſche Charakterköpfe. Ein kunſtgeſchichtliches Skizzenbuch. 2te, umgearbeitete und ſtark vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Roth, J., Der Vesuv und die Umgebung von Neapel. Eine Monographie. Mit 9 Tafeln und Holzschnitten. Berlin, Hertz. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Sammlung der Geſetze und internationalen Verträge zum Schutze des literariſch-artiſtiſchen Eigenthums in Deutſchland, Frankreich und England. Herausgegeben von C. F. M. Eiſenlohr. Nachtrag. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. Gr. 8. 20 Ngr.

Schücking, L., Günther von Schwarzburg. Hiſtoriſcher Roman in zwei Bänden. Prag, Kober. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Smidt, H., Devrient-Novellen. Zwei Theile. 2te vermehrte Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr.

Stintzing, R., Ulrich Zaſius. Ein Beitrag zur Geſchichte der Rechtswiſſenſchaft im Zeitalter der Reformation. Mit urkundlichen Beilagen. Baſel, Schweighauſer. Gr. 8. 2 Thlr.

Süskind, E., Vergangenheit und Zukunft, Kirchen-Regiment und Glaubensfreiheit. Zur Beleuchtung der Gegenwart. Ulm, Gebr. Nübling. 8. 12 Ngr.

Volger, G. H. O., Erde und Ewigkeit. Die natürliche Geſchichte der Erde als kreiſender Entwicklungsgang im Gegenſatze zur naturwidrigen Geologie der Revolutionen und Kataſtrophen. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 2 Thlr.

Waechter, O., Das Verlagsrecht mit Einschluss der Lehren von dem Verlagsvertrag und Nachdruck nach den geltenden deutschen und internationalen Rechten mit besonderer Rücksicht auf die Gesetzgebungen von Oesterreich, Preussen, Bayern und Sachsen systematisch dargestellt. 1ste Hälfte. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Wagner, R., Der Kampf um die Seele vom Standpunkt der Wiſſenſchaft. Sendſchreiben an Herrn Leibarzt Dr. Beneke. Göttingen, Dieterich. 8. 1 Thlr.

Wehl, F., Herzensgeſchichten. Novellen. Göttingen, Wigand. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Werel, C., Goethe's Fauſt, in Bezug auf Scenerie und Bühnendarſtellung. Breslau. Gr. 8. 16 Ngr.

Winter, C. F., Die Bedeutung der Vor- oder Taufnamen. Berlin, Th. Grieben. 8. 3 Ngr.

Zaſtra, J., Bilder aus des Heilands letzten Stunden. Sonette. Neiſſe, Graveur. 16. 5 Ngr.

Tagesliteratur

Das galante Hamburg. Berlin, Verlags-Magazin. 16. 3 Ngr.

Hopf, A., Brennecke's wunderbare Abenteuer auf ſeiner Reiſe nach dem Kometen. Berlin, Wedel. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Der Komet am Theaterhimmel, oder: die Prophezeihung vom Untergange der Kunſt. Berlin, Wedel. Gr. 8. 1 Ngr.

Horſtig, R. M., Colberg im Jahre 1807. Eine Jubelſchrift. Stolp, Kölling. 16. 15 Ngr.

Die Kirchenviſitation. Ein Wort der Belehrung dargeboten den evangeliſchen Gemeinden Sachſens. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 1½ Ngr.

Schweder, G., Die evangeliſche Miſſion mit beſonderer Beziehung auf das evangeliſche Deutſchland. Berlin, Seelhaar. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rahel und ihre Zeit.

Von

Eduard Schmidt-Weißenfels.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rahel Varnhagen von Enſe iſt von ihrem Gemahl, kurz nach ihrem Tode, ein ſchönes Denkmal durch die Herausgabe des Briefwechſels geſetzt worden, den ſie mit den größten Geiſtern des erſten Viertels unſers Jahrhunderts unterhielt.

Mit Zugrundelegung dieſes Materials iſt das vorliegende Buch gearbeitet worden, als eine Charakteriſtik dieſer vielbedeutenden Frau und der großen Zeit, welche zwiſchen der Franzöſiſchen Revolution und der Julibewegung liegt und Deutſchlands größte Dichter- und Denkerzeit einſchließt. Die hervorragenden Perſönlichkeiten, die ſich um Rahel bewegten, von Goethe an bis Hegel, bilden in dieſem Werke die Gruppen eines Tableau, als deſſen Hauptperſon Rahel erſcheint. Die Verhältniſſe Norddeutſchlands in jener Zeit bilden den Hintergrund dieſes Gemäldes, während die Verbindungen, die Rahel mit den bedeutendſten Männern ihrer Zeit unterhielt, Gelegenheit zu einer Menge von literariſchen Porträts geben, wie von Prinz Louis Ferdinand, Wilhelm von Humboldt, Schlegel, Goethe, Jean Paul, Fouqué, Varnhagen von Enſe, Fürſt de Ligne, Gentz, Fichte, Görres, Iffland, Frau von Staël, Börne, Hegel, Victor Hugo, Thiers, Benjamin Conſtant u. A.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Meine Wanderung durchs Leben.

Ein Beitrag zur innern Geſchichte der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts

von Dr. Gerd Eilers,

königl. preuß. Geheimen Regierungsrathe a. D.

Zweiter Theil. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der erſte Theil dieſer Schrift hat in den literariſchen und politiſchen Kreiſen ſo viel Aufmerkſamkeit erregt und in den öffentlichen Blättern ſo günſtige Beurtheilungen erfahren, daß die gegenwärtige Fortſetzung gewiß allgemein willkommen geheißen werden wird. Es ſind intereſſante und werthvolle Memoiren zur Zeitgeſchichte, die hier geboten werden: Schilderungen des geiſtigen und politiſchen Zuſtandes Deutſchlands ſeit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, angeſchloſſen an eigene Erlebniſſe und Berührungen mit hervorragenden Perſönlichkeiten, beſonders dadurch ſich auszeichnend, daß der Verfaſſer überall die volle Wahrheit geben kann und ſie ohne Scheu und Verhüllung wirklich gibt.

Während der erſte Theil (2 Thlr.) in Jever, Heidelberg und Göttingen, Frankfurt a. M. und Bremen ſpielt und u. A. den Geſchichtſchreiber Schloſſer, Voß, Paulus, Neander und den Freiherrn vom Stein ſchildert, behandelt der zweite Theil die politiſchen, kirchlichen und pädagogiſchen Zuſtände Preußens und insbeſondere der Rheinprovinz in den zwanziger Jahren, wobei namentlich Schleiermacher und andere bedeutende Perſonen ausführlicher vorgeführt werden.

Brockhaus' Reise-Bibliothek:

Die Böhmiſchen Bäder.

Von Siegfried Kapper.

Der bekannte Verfaſſer ſchildert hier die Bö Bäder, die er als daſelbſt prakticirender Arzt beſ nau kennt, nämlich Franzensbad mit Eger, Ma Karlsbad und Teplitz nebſt ihren nähern und w gebungen. Die Schrift wird deshalb gewiß Allen, die dieſer Bäder die Cur gebrauchen oder ſie ſonſt beſu Lectüre während des Aufenthalts ſowie als Erinne kommen ſein.

Prag.

Böhmiſch, Deutſch und Czechiſch.

Von F. Guſtav Kühne.

Allen Prag und Böhmen Beſuchenden kan „Prag" als intereſſante und unterhaltende Lectüre werden. Die merkwürdige Vergangenheit Prags u ebenſo geiſtvoll charakteriſirt wie ſeine Gegenwart.

Wien in alter und neuer

Von F. Guſtav Kühne.

Eine geiſtvolle, zur Orientirung für den Beſuche trefflich geeignete kleine Schrift des bekannten Sch beſtehend aus „Wanderungen durch Wiens Vergange denen Wien als Minnehof, unter Rudolf von Habsb ſer Max, Karl VI., Joſeph II., Franz II. und endl dem jetzigen Kaiſer geſchildert wird) und einem k überſichtlichen „Fremdenführer für Wien von heute".

Preis jedes Bändchens 10 Sgr.

In allen Buchhandlungen zu habe

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Thienemann (F. A. L.),

Die Fortpflanzungsgeschicht gesammten Vögel

nach dem gegenwärtigen Standpunkte der schaft, mit Abbildung der bekannten E Mit 100 colorirten Tafeln.

Zehntes Heft. Tafel XCI—C nebst Namensve der abgebildeten Vogeleier. 4. In Carton. Preis

Das erste bis neunte Heft (Strausse und Hüh Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel, Singvögel; Sh Würger bis Krähen; Krähen, Schwalben, Eulen, Raubvögel bis Wadvögel; Wadvögel; Wadvögel, S vögel; Schwimmvögel) erschienen zu demselben 1845—52.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
iterariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. —— Nr. 32. —— 6. Auguſt 1857.

le Blätter für literariſche Unterhaltung erſcheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preiſe von 12 Thlrn. hrlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an.

nhalt: Revue der dramatiſchen Literatur. Von Rudolf Gottſchall. Erſter Artikel. — Waſhington Irving's Biographie org Waſhington's. — Briefe eines philoſophiſchen Dilettanten. Von Julius Frauenſtädt. — Juſtus Möſer. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Revue der dramatiſchen Literatur.

Von Rudolf Gottſchall. *)

Erſter Artikel.

Wer die Klagen der Bühnenleitungen über den Man- an Novitäten in der gegenwärtigen Saiſon vernimmt, würde es kaum glauben, welche erſtaunliche Pro- vität die dramatiſche Muſe in neueſter Zeit entwickelt mit welchem Eifer beſonders nach den Kränzen der ödie gerungen wird. Tragen nun die Dichter oder Directionen die Schuld, daß alle dieſe Beſtrebungen uchhandel vergraben bleiben und nie auf den Bre- welche die Welt bedeuten, in der abendlichen Glo- ines Theaterabends dem Publicum vorgeführt wer- Wenn es auf der einen Seite befremden muß, dramatiſche Werke, die nicht zur Aufführung ge- ten, dennoch Verleger finden, da das Publicum, der ckten Melpomene und Thalia gegenüber, die ſich nicht bereits auf der Bühne vorgeſtellt, eine an chtung grenzende Gleichgültigkeit zur Schau trägt, regt dies Todte Meer dramatiſcher Literatur anderer- auch deshalb Befremden, weil in den Dichtern der enwart faſt ohne Ausnahme, dank den Beſtrebun- der modernen Schule, welche die romantiſchen Vor- ile ſiegreich bekämpfte, das Bewußtſein lebendig iſt, das Drama der Bühne angehört und nur dort ſein tliches Publicum, die eigentliche Stätte ſeines Wirkens findet. Freilich, das Bewußtſein allein genügt nicht dazu, die ſchönen Träume der Dichter zu verwirklichen, und in der That finden wir oft die ſonderbarſten Anfoderungen an die Bühne der Gegenwart und an das große Publicum in den Vorreden unſerer dramatiſchen Poeten. Faſt alle beſtimmen ihre Stücke zur Aufführung und rühmen ſich, daß ſie dazu geeignet ſind. Um indeß für die Bühne zu ſchreiben, muß man ſie kennen, d. h. dem Dichter muß ein lebendiges Bild jeder Scene vorſchweben, wie es ſich in der unmittelbaren Wirklichkeit der dramatiſchen Darſtellung entrollt. Die ſceniſche Möglichkeit genügt dazu keineswegs. Man kann im Gegentheil bei den techniſchen Hülfsmitteln der heutigen Bühne ſagen, daß es nur ſceniſche Schwierigkeiten aber keine ſceniſche Unmöglichkeit gibt. Es genügt daher nicht, wenn keine allzu häufigen Verwandlungen vorkommen, keine zu kühnen Anfoderungen an den Maſchiniſten und die Garderobière, wenn die Acte die wünſchenswerthe Länge nicht überſchreiten u. dgl. m. Dagegen verlangt die Bühne Vieles, was auch das äſthetiſche Geſetz des Dramas verlangt: zunächſt eine energiſch fortſchreitende und ſich durch Stoß und Gegenſtoß entwickelnde Handlung, ohne welche bei jeder Aufführung das Intereſſe des Publicums bald erlahmt; dann Charaktere, welche dem Schauſpieler Gelegenheit bieten, ſeine darſtellende Kunſt zu zeigen und zu entwickeln, nicht blos mit hohlem Pomp der Redekunſt ausgefüllte Figuren, Marionetten des Dichters. Nach allen dieſen Seiten hin iſt die Bühnenwirkſamkeit eines Stücks zugleich die Probe für ſeinen dramatiſchen Werth. Dann aber verlangt die Bühne vor allem die geiſtige Atmoſphäre der Gegenwart, das Element nationaler und moderner Bildung; denn die Bühne iſt ein nationales Inſtitut, ſie gehört der allgemeinen nicht der excluſiven Cultur an; ihr ſitzt nicht das gelehrte Publicum, nicht ein Kreis äſthetiſcher Feinſchmecker

*) Die Redaction hat, wie der Leſer ſieht, an Rudolf Gottſchall . neuen Berichterſtatter über die dramatiſche Literatur gewonnen. Jahre hindurch hat Hermann von Bequignolles dieſe Function ſern Blättern anonym ausgeübt; mit welcher Liebe zur Sache und edler echtdeutſcher Tendenz, weiß der Leſer. Seine Geſchäfte rector des liegnitzer Theaters nehmen ihn, wie er uns erklärte, in Anſpruch, um in dieſer ihm ſelbſt liebgewordenen Thätig- ner fortfahren zu können; indeß freuen wir uns, ihn auf dem zeitraubenden Gebiete der Dramaturgie auch fernerhin zu Mitarbeitern zählen zu dürfen. D. Red.

gegenüber, ſondern das Volk, gewiß empfänglich für alles Große und Schöne, wenn es nur ohne gelehrte Vermittelung ihm genießbar iſt. Die Bühne iſt keine Stätte für alle möglichen künſtleriſchen Experimente, für die Auferweckung todter Kunſtformen, die nicht im Leben der Gegenwart wurzeln, kein Tummelplatz aller erdenklichen Stoffe, und gerade das vergeſſen unſere Dramatiker am häufigſten. Die grillenhafte Wahl des Stoffs, die Schwelgerei in allen möglichen antiken, romaniſchen und weiß Gott was für Formen verdammen ihre Schriften zu einem ſchattenhaften Daſein in den Buchläden, und es iſt ein Glück für die Nation, wenn die Bühnenleitungen nicht mit dem Merkurſtabe dies Schattengefolge über die Breter führen. Ebenſo wenig iſt indeß zu verkennen, daß auch ſie einen nicht unbedeutenden Theil der Schuld tragen, daß die dramatiſche Literatur und die Bühne nicht in der wünſchenswerthen Wechſelwirkung ſtehen. Sie ſehen durch verſchiedenartig gefärbte Brillen, haben in der Regel nicht den richtigen Inſtinct für die dramatiſche Bedeutung eines Werks oder nicht den Muth, die Initiative der Aufführung zu ergreifen. Eine wartet immer auf die andere, und dieſe komiſche Situation der auf der Lauer liegenden Intendantenweisheit hat ſchon oft die Schuld getragen, daß manches bedeutende dramatiſche Werk ſehr ſpät oder gar nicht auf den Bretern das Licht der Welt erblickt hat. Von den 15 Tragödien z. B., welche wir heute unter die kritiſche Lupe nehmen wollen, hat, ſoviel uns bekannt, außer dem in Gotha aufgeführten „Arnold von Selenhofen“ keine einzige die Feuerprobe der Aufführung beſtanden. Melpomene leuchtet hier nur mit ihrer Fackel dem buchhändleriſchen Krebsfang: ein trauriges Reſultat ſo vieler beim Schein der mitternächtigen Lampe verſchwendeten Begeiſterung!

Zunächſt betrachten wir zwei dramatiſche Werke, welche mit reformatoriſcher Tendenz auftreten: die „Alexandrea“ von Märcker und den „Thomas Morus“ von Redwitz.

1. Alexandrea. Tragiſche Trilogie von F. A. Märcker. Berlin, Decker. 1857. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die berliner Zeitungen haben in mannichfachen Notizen dieſem meſſianiſchen Kinde der neuen Dramatik Weihrauch geſtreut und uns auf ſeine wunderbare Erſcheinung vorbereitet. Nun tritt es vor uns hin, funfzehnactig, im Rieſenformat, eingeführt durch einen Commentar wahrſcheinlich aus der Feder des beſorglichen Vaters, und unſere Erwartung iſt aufs höchſte geſpannt. Was wird uns in jenem Commentar nicht Alles in Ausſicht geſtellt! „Es gilt für die deutſche Bühne den großen hiſtoriſchen Stil wiederzugewinnen und der Tendenzpoeſie entgegenzutreten!“ „Die Tragödie dient nur der Weltgeſchichte und der reinen Humanität und ihr göttlicher Stempel iſt die Erhabenheit.“ Welche nichtsſagenden Phraſen! „Die Erfindung der Fabel und ihre ganze Zuſammenſtellung gehört dem Verfaſſer!“ Das klingt doch unglaublich komiſch! Wer hat ſie ihm denn ſtreitiggemacht oder wer wird ſie ihm ſtreitigmachen, umſomehr, da wir von dichteriſcher Erfindung in allen drei Tragödien nichts bemerken konnten und uns ihr Inhalt vollſtändig aus Becker's „Weltgeſchichte“ bekannt war. Doch eine andere Stelle des Commentars zeigt uns erſt den im Mantel verhüllten Pferdefuß: „Die Form des Ganzen iſt für unſere Bühne zum Theil neu, weil es darauf ankommt, der modernen Tragödie ein Element wiederzugeben, ohne wel-
ches ſie mehr oder weniger mangelhaft bleiben m
das lyriſche Element; aber die Verſuche dazu halte
innerhalb der Grenzen der Klarheit für die deut
und der Darſtellbarkeit für die deutſche Bühne!“
ſtaunlich, daß ein Autor oder ſein Herold von ein
Dichtwerke oder von deutſcher Lyrik rühmen muſ
zen der Klarheit für die deutſche Sprache ſeien ge
klingt außerordentlich verdächtig, und hier erhaſch
auch gleich den Schlüſſel zum Myſterium dieſer L
ganzen dichteriſchen Schöpfung. Es iſt hier nicht
deutſche Lyrik gemeint, die auf allen Zweigen ſingt
höchſt trivialen Verſtändlichkeit ſchuldigmacht, an dieſ
es auch ſeit Schiller der modernen deutſchen Tra
aus nicht; nein, es handelt ſich hier um die antik
es wird nur Verwahrung dagegen eingelegt, daß d
kommenden Chorſtrophen ſo unverſtändlich ſein ſoll
ſchlecht überſetzten Verſe des Sophokles und Aeſc
gemeſſene Würde der ſtolzen Sechsfüßler gewahr
bald, daß wir uns in einer vollkommen antikiſiren
die bewegen, welche mit den Anſprüchen auftritt,
der Gegenwart zu reformiren.

Märcker iſt ohne Frage ein großer Kenner
thums und er handhabt die deutſche Sprache mit
kennenswerthen Sicherheit. Er hält die Senare fe
und Zügel; ſie halten den Kopf immer hoch und
Mähnen mit der Würde eines olympiſchen Siegsgeſ
vertreten ſie ſich ſelten den Fuß. Die Beſtrebunge
ten Alexander's werden von allen Seiten mit Einſ
einem gewiſſen Schwung beleuchtet; die welthiſt
der geiſtige Schwerpunkt ſeines Wirkens tritt klar
erhalten ein ziemlich vollſtändiges Bild von den m
Hof-, den athenienſiſchen Volksintriguen, den mace
ſiſchen Sitten der Beſieger Aſiens; aber waru
ſeine Abhandlung über Alexander den Großen un
gerade in iambiſchen Sechsfüßlern und in der Form
zehnactigen Tragödie geſchrieben, das will uns nic
leuchten, ebenſo wenig daß die dramatiſche Poeſie
wart irgendetwas Anderes daraus lernen kann,
zu vermeiden hat! Denn wir finden zunächſt in
ſition einen vollſtändigen Mangel an Einſicht in
des Dramas. Wir wollen das Verhältniß der drei
zueinander nicht näher beleuchten, ihre höhere M
der Verfaſſer im Commentar ſelbſt beleuchtet:

„Die «Alexandrea» ſtellt die weltgeſchichtlich
Alexander's des Großen dar. Die erſte Tragödie, «
zeigt ihn im Kampfe gegen ſeinen Vater; die zu
moſthenes» (in welcher Alexander, beiläufig bemer
Perſon mitſpielt), im Kampfe gegen das Hellenenthu
höchſte Tugend, den Patriotismus, und endlich
«Alexander der Große», im Kampfe gegen die Ele
eigenen Reichs und Volks.“

Ohne Conflict keine Tragödie; je tiefer, je
Conflict, deſto ergreifender die Tragödie. Doch in,
bleibt der Dichter darin ſelbſt gegen die Geſchi
Welches matte Hinundherſchlendern der Perſonen, o
Charaktere einmal energiſch aufeinanderplatzen! D
dieſes declamatoriſchen Spazierengehens iſt natürli
lichſte Langweile, da der Dichter nicht verſteht, a
geringſte Spannung zu erregen, oder mehr als zw
in dramatiſche Wechſelwirkung zu bringen. Es i
lichſte Dramatik von der Welt! Die Perſonen tre
gen, was ſie auf dem Herzen haben, was ſie denk
pfinden, was ſie gern thun möchten, declamiren von
und von ihrem Haſſe, und das Alles geht dann f
matiſche Handlung ſpurlos vorüber. Der Kampf
gegen den Vater ſoll nach der Angabe des Comm
Colliſion der erſten Tragödie bilden, aber wo in
kämpft denn Alexander gegen den Vater? Ein
Schwankungen je nach der Anſprache, die ihm zu

einen höchſt gelinden Kampf in Alexander ſelbſt, von
weder ihm noch den Hörern warm wird. Er ſpricht
ıen Zwecken, ebenſo wie ſeine Mutter Olympias, aber
olgen ſie nicht. Philippos wird am Schluſſe von Pau-
umgebracht, den er perſönlich gereizt; das Alles hat
Intriguen der Olympias, mit dem Streben Alexan-
icht das Geringſte zu thun. Hätte der Dichter auf die
des Ariſtoteles nur ebenſo gehört wie ſein Held, ſo
er die dramatiſche Einheit nicht vernachläſſigt, die That
ſanias durch ſeine dichteriſche Erfindung in Zuſammen-
nit den Intriguen der Olympias, ja mit dem Streben
er's ſelbſt gebracht haben, umſomehr, als ſchon die ge-
he Tradition ihm dafür einen Anhalt gibt. *) Wie
pos" jetzt vor uns liegt, iſt dieſe Tragödie nichts als
ihe inſcenirter Capitel aus Becker's Weltgeſchichte, und
ſo laut proclamirte „klare" Lyrik betrifft, welche einem
der modernen Tragödie abhelfen ſoll, ſo beſchränkt ſie
dieſem erſten Stücke auf einen kurzen Krieger- und
chor, der für das Ganze ebenſo unweſentlich iſt, wie
„Hinko" und „Pfefferröſel" auf der Bühne geſungen wird.

as zweite Stück, „Demoſthenes", iſt womöglich noch
r. Die Frau des Demoſthenes und die Geliebte des
es haben zwei weibliche Statiſtenrollen, die in keiner Weiſe
en und mit höchſt unnöthiger Beredtſamkeit ausgeſtat-
. Die Reden „De corona" werden uns nicht geſchenkt.
henes läßt ſich von Harpalus beſtechen (nach der Auto-
s Plutarch) und ſtirbt verbannt und verfolgt auf der
alauria. Alles lockere Bilder, wie ſie die Weltgeſchichte
Und wie matt die Volksſcenen, die Schilderung der
niß des athenienſiſchen Volksgeiſtes!

e dritte Tragödie, „Alexander der Große", iſt etwas
er, dramatiſch bewegter, wie es der Stoff mitſichbringt,
ne jeden bacchantiſchen und dämoniſchen Hauch, ohne
as die Geſchichte ſelbſt an die Hand gibt, zu erſchöpfen.
erweiſe wiederholen die Frauencharaktere in ihrer
g zum Helden — denn von etwas Anderm kann kaum
e ſein — wieder die Stellung der Olympias und Kleo-
um Philippos, ſodaß das dramatiſche Kaleidoſkop des Ver-
wenig Variationen zu bieten ſcheint. Dieſe Wieder-
n gehen ſogar durch die einzelne Situation. Es iſt
ekannt, daß die Macedonier große Trunkenbolde waren;
tten wir an Einer königlichen Trinkſcene wol genug.
ten Stücke ſehen wir Philippos, im letzten Alexander in
nationalen Leidenſchaft, und wie im erſten die Gattin
tra ſich über dieſen Rauſch empört fühlt, ſo im letzten
der's Gattin Statira. Die Wiederholung eines ſolchen
in der Tragödie ſcheint uns doch allzu bedenklich, auch
e nicht einen nach der Schablone arbeitenden Mangel an
ng verriethe.

enn die Erfindungskraft des Autors ſchwächlich iſt, ſo
es wol damit zuſammen, daß die Charakteriſtik nirgends
gemeinen Linien überſchreitet, nirgends lebendiger, wär-
d tiefer wird, als etwa in der Antike, zu den Zeiten
nit der Maske ſpielenden Schauſpielkunſt. Unſere mo-
Tragödie verlangt aber einen ganz andern Reichthum
ueller Züge, oder unſere Schauſpieler müßten wieder die
vornehmen. Selbſt die leidenſchaftliche Olympias wird
hologiſch malend bei dem Ausbruche des Affects, daß
s Heidenthum wie Blei an ſeine Schwingen hängt:

> Verſtoßen, hülflos, ohne Gatten, regungslos
> Dahingegeben allem Elend, allem Schmerz,
> Der ſo des Weibes Buſen nur zerreißen kann!
> Ihr Götter, die ihr droben in dem Aether thront,
> O ſendet einen Boten, einen Strahl des Lichts
> Zu mir hernieder, laſſet einen Hoffnungsſtern
> Am Horizont aufleuchten durch die Finſterniß u. ſ. w.

Oder:

> Hervor denn aus des Tartaros tief unterm Grund
> Steig', blut'ger Geiſt der Rache!

Die erſte Stelle mag zugleich als Beweis dafür dienen, daß die Helden und Heldinnen der Tragödie viel ſprechen, ohne viel zu ſagen, und daß dadurch trotz der getragenen Würde der Senare die Leidenſchaft einen verwaſchenen Ausdruck erhält. Derſelbe mythologiſche Ballaſt gibt auch den zahlreichen Sentenzen einen ſehr ſchwerfälligen Beigeſchmack, z. B.:

Alexander.

> Wem Ueberzeugung in der Seele Tiefen wohnt,
> Gleich einer Gottheit, deſſen Rathſchluß lenkte ſtets
> Der Dike wie der Sophroſyne feſter Sinn,
> Und ſeine treu'ſte Bundsgenoſſin iſt die Zeit.

Und nun noch eine Probe der Lyrik, die ſich „innerhalb der Grenzen der Klarheit für die deutſche Sprache hält":

Chor der Prieſterinnen.

> Jungfrauen, geweiht für der Here Dienſt,
> Laßt preiſen uns laut die erhabene Macht
> Der Genoſſin des Zeus auf gold'nem Thron,
> Die Rhea gebar, urmächt'ger Geſtalt,
> Die unſterbliche Herrin des Himmels.
>
> Hoch waltet mit ihm ſie, dem Könige Zeus,
> Der Bruder zugleich und Gemahl ihr iſt,
> Helleuchtend und hehr, und es neigen ſich ihr
> Die Unſterblichen all in dem weiten Olymp,
> Gleichwie vor dem Donn'rer, in Ehrfurcht!

Eine höchſt proſaiſche Biographie der Frau Jupiterin wird uns in dieſen ungereimten Strophen als epochemachende Lyrik aufgetiſcht. Für wen ſchreiben denn unſere Poeten, für das Publicum des 19. Jahrhunderts oder für die Secundaner eines Gymnaſiums? Ein Dramatiker, der einen Alexander behandeln will, mag ihn behandeln wie Shakſpeare einen Julius Cäſar und Coriolanus, d. h. im Geiſte unſerer Zeit. Er kehre das ewig Menſchliche an ihm heraus, das uns zwar im Commentar als Grundgedanke der Tragödie angekündigt wird, in ihr ſelbſt aber vor lauter hohler und hochtrabender Sentenzenweisheit nicht zum Rechte kommt. Es genügt nämlich dafür nicht der gute Wille, ſondern dies erfodert eine geſtaltende dramatiſche Kraft, welche eben dem Verfaſſer fehlt.

Wir hätten an dem Stücke, wäre es als beſcheidene ſprachliche und dramatiſche Studie aufgetreten, Manches zu loben gefunden: die Reinheit und gemeſſene Würde der Sprache, manche treffliche Schilderung, manchen ſinnigen Gedanken, manchen gelungenen Ausdruck der weltgeſchichtlichen Situation. Da es aber mit der Prätenſion auftritt, ein tonangebendes Meiſterwerk zu ſein; da es eine, die Beſtrebungen der Gegenwart niederſchmetternde Würde zur Schau trägt, ſo mußten wir dieſer Monſtretragödie etwas näher ins Geſicht leuchten und erkannten alsbald die kunſtvoll aufgetragene antike Schminke, die Koketterie mit einer der Gegenwart ſchulmäßig octroyirten Form. Wir halten ſolche Verſuche für um ſo bedenklicher, weil das Publicum ſich leicht von ihnen imponiren läßt und vielleicht gerade die erhabene Langweile, die es empfindet, nur ſeiner eigenen Unbildung ſchuldgibt, welche die Vorzüge der Tragödie nicht begreift. Die Nation aber ſoll ſich von einem dramatiſchen Dichter nicht zum Laienthum verurtheilen, das Publicum durch keine gelehrte Würde verblüffen laſſen. Sein geſunder Inſtinct ſteht höher als der äſthetiſche Dilettantismus, der, ohne ſelbſtändige Schöpferkraft und ohne den Geiſt des Jahrhunderts begriffen zu haben, in formellen Nachahmungen ſchwelgt.

---

*) ie Art, wie der Verfaſſer dieſen Zuſammenhang an einer Stelle
ten verſucht, zeugt von ſeiner dramatiſchen Kindlichkeit, indem
Weſentlichſte dramatiſcher Motivirung hinter die Couliſſen ſchiebt.

2. Thomas Morus. Hiſtoriſche Tragödie von Oskar von Redwitz. Mainz, Kirchheim. 1856. Gr. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Sowie Märcker, hat auch der Dichter der „Amaranth“ eine Reformation des deutſchen Dramas oder vielmehr eine vollkommene Wiedergeburt deſſelben angekündigt: er hat die chriſtliche Tragödie in Ausſicht geſtellt. Der erſte Verſuch auf dieſem Gebiete: „Sieglinde“, war vollkommen misrathen; eine ſo ſüßliche Kindlichkeit, ein ſo unglücklicher Humor, eine ſolche überall abſichtlich und unnöthig aufgepinſelte Frömmigkeit war bisher wol noch in keinem deutſchen Drama zur Schau getragen worden. Jetzt hat Redwitz ſich auf das hiſtoriſche Gebiet begeben und Thomas Morus zum Helden einer „chriſtlichen“ Tragödie gemacht. Das „chriſtlich“ hat indeſſen ſeinen beſtimmten Beigeſchmack. Thomas Morus tritt auf als der begeiſterte Anhänger des Papſtthums gegenüber dem König Heinrich VIII. und ſeinen reformirenden Suprematstendenzen; er ſtirbt mit einer Apotheoſe der Hierarchie. Nimmt man noch dazu, daß die Beförderer der engliſchen Reformation, Cromwell und Cranmer, als incarnirte Teufel dargeſtellt werden, jener einen ſehr geſchwätzigen mephiſtopheliſchen Humor, dieſer eine achſelträgeriſche Sophiſtik zur Ausſtattung mitbekommt, ſo ſieht man gleich, daß man es hier mit einer vollkommen tendenziös gefärbten Dichtung zu thun hat, in welcher der Dichter ſeinem Groll über den Abfall der engliſchen Kirche vom Papſtthum beredte Worte leiht und dieſen Abfall in der Darſtellung der Charaktere und ihrer Motive brandmarkt.

Die Billigkeit verlangt indeß einzuräumen, daß man nach der „Sieglinde“ ein Werk wie den „Thomas Morus“ von Redwitz nicht erwarten durfte; denn es wäre ungerecht, ſeine Vorzüge zu verkennen. Die Charakteriſtik erhebt ſich weit über das Schablonenartige, beſonders die Charaktere des Königs, der Anna Boleyn und ſelbſt des Cromwell ſind mit einer Fülle jener Züge bereichert, welche ihre Handlungsweiſe in menſchlicher Weiſe erläutern und auch der darſtellenden Kunſt ſichere Handhaben geben. Die Sprache iſt reich an kühnen, freilich auch an geſchmackloſen Metaphern und athmet an einigen Stellen jenen fanatiſchen Schwung, welcher auch der „Amaranth“ eine große Menge von Verehrern zugeführt. Der Conflict iſt tragiſch, ebenſo der Schluß, überhaupt der Stoff für den beſtimmten äußerlichen Zweck des Poeten gut gewählt.

Dennoch ſcheitern dieſe Vorzüge alle daran, daß der Conflict nicht ſtraff, nicht energiſch genug gehalten iſt, und dies liegt wieder an einer unbegrenzten poetiſchen Schwatzhaftigkeit; denn anders können wir die Eigenthümlichkeit des dramatiſchen Stils von Redwitz nicht bezeichnen. Wir wollen nicht einmal erwähnen, daß das Stück denſelben Umfang hat wie die funfzehnactige Tragödie von Märcker, ſodaß ſich die heidniſche und chriſtliche Reformtragödie darin begegnen; aber bis zu welcher Ausdehnung iſt jede einzelne Scene darin breitgeſchlagen! Wie ſchwatzhaft ſind die Volksſcenen, wie ſchwatzhaft iſt Cromwell, der advocatus diaboli, der den ganzen geiſtigen Staatsſchatz Seiner hölliſchen Majeſtät und alle ſeine geprägten Wortmünzen in und außer Curs plündert, wie ſchwatzhaft iſt die fromme Königin in ihren Ergüſſen und vor allem der Held ſelbſt! Wie viele die Entwickelung nicht fördernde und deshalb müßige Scenen enthält das ganze Stück! Denn Scenen, welche irgendeine Seite des Charakters, die aber in der dramatiſchen Handlung ſelbſt nicht weiter zur Geltung kommt, ausmalen, ſind müßig und fehlerhaft. So kommt es z. B. Redwitz darauf an, ſeinen Helden als echten Chriſten hinzuſtellen und ihn auch vom Verdachte reinzuwaſchen, der damals erwachenden humaniſtiſchen Wiſſenſchaft zu ſehr gehuldigt zu haben. Der Verdacht liegt nahe, da er ein Freund des Erasmus von Rotterdam war und auch in ſeinen Schriften einen Geiſt an den Tag gelegt, der doch vom „ſpecifiſchen Chriſtenthum“ des Redwitz um einige Breitengrade entfernt iſt. Der Dichter läßt alſo einen humaniſtiſchen Gelehrten, einen Dr. Sebaldus Lupus bei Thomas Morus mit einem Gruß von Erasmus erſcheinen und den Kanzler mit folgen[…] begrüßen:

Eh', du geprieſ'ner, im Glanz der Gelahrtheit ſtrahlend[…]
Ehe Gekoſe entweichend den Pforten des Munds mir [...]
Laß mich des Vorſpruchs Erſtling dir, o Göttlicher, [...]
Frevel ja wär's an den Göttern, den Liebling nicht würd[…]
Biſt du doch an Gelehrſamkeit
Kühn und mächtig, wie Ajax' Arm!
Weiſ' im Rath wie Neſtor's Geiſt,
Odyſſeus gleich klug und gewandt,
Steuerruder des Staats!
Fliegt dein Geiſt nicht raſch wie Achill durchs All hin[…]
Ja, du biſt ein göttlicher Mann!
Mögen drum die Götter in Huld
Lächelnd dir kränzen und ſegnen das Haupt,
Thronend hoch im Olympos.

Dieſe Anrede wirkt unleugbar komiſch, um ſo[…] wenn man kurz vorher die „Alexandrea“ von Mär[…] hat. Redwitz' Morus erwidert indeſſen nicht mit f[…]fender Ironie darauf, ſondern purgirt den unglücklich[…] von ſeinem anſtudirten Heidenthum mit ganzen Str[…] logiſcher Beredtſamkeit. Dieſer, raſch bekehrt, „e[…] Bewunderung“. Der unendliche Redeerguß aus[…] öffneten Schleußen der Sprache hindert indeß nicht[…]zelne Wendungen und Metaphern von einer oft cyniſ[…] ſind. So z. B. wenn König Heinrich, der auf Lu[…] ſchlecht zu ſprechen iſt wie Redwitz ſelbſt, in die [...] bricht:

Bin ich ſtets der Thor,
Der ungeſtraft ſich läßt mit Koth beſudeln,
Wie Einer, der am Wege liegt im Blödſinn,
Den freche Rangen ohne Furcht verſpotten?
Bin ich in England nicht der König? — Ne[…]
Ich bin es endlich ſatt, und gar von dieſen,
Die raſtlos mir mein gläubig Volk verführen,
Und deren aufgeblähter Herr und Meiſter
Die ſtink'ſche Jauche ketzeriſcher Grobheit
So frech mir auf den Königsmantel ſpritzte.

Ei, ei, wo iſt der zierliche Galanteriedegen Ju[…]geblieben? Doch der Dichter ſingt nicht mehr „de[…]ſang nach Frauenart“, er ſingt als Mann „ein [...] Mannesſinne“, wie es in der Widmung heißt. A[…]lichen, ſchiefen, geſuchten Metaphern iſt ebenfalls [...]gel; ebenſo wenig an phraſenhaften, die den Ausdru[…]denſchaft ſchwächen, ſtatt ihn zu kräftigen, z. B.:

Sieh, dieſes befleckte, verrath'ne, verſtoßene Kin[…]
Aus der Lüge nichtigem Ocean
Als rettender Nachen
Zur Inſel des Friedens zu tragen —

Eine Mutter, die ſich ſelbſt mit einem hölzernen [...] gleicht, iſt ein etwas hölzernes Bild! Auch ſolche z[…]hetzte Bilder wie das vom Feuerofen der Verleum[…] welchem der Kanzler 16 Zeilen heizt, ſind in der T[…]wiß unzuläſſig, wo den Helden die Zeit zu ſolcher a[…] Malerei fehlt.

Am meiſten Talent verräth die Charakterſchild[…] Königs ſelbſt, in welcher der Dichter eine kaum ge[…]matiſche Kraft entfaltet. Ebenſo iſt es zu loben, [...] ſich zu weitſchweifigen Volksſcenen, welche die Kriti[…] glücklich parodiren, einen ſelbſtändigen tragiſchen A[…]winnen und daß die Schlußſcenen des Ganzen mi[…]licher Lebendigkeit die hereinbrechende tragiſche Ka[…] Verſöhnung vorführen.

Daß Redwitz ſich ſelbſt in der Widmung einen [...] von Gottes Gnaden“ nennt, mag mit Recht gegen[…] ſtimmen. Menſchen werden ihm gewiß nicht [...] ſchaden, aber auch die Kritik wird ihm nichts nütze[…] ein urſprüngliches Talent, das ſich ſo tendenzwüthig

rloren. Ein Sänger von Gottes Gnaden aber iſt auch
n Prophetengeiſte begabt, welcher ſeinem Jahrhundert
ɔtet und nicht rückwärts gewandt mit Größen koket-
ber welche die Weltgeſchichte bereits zu Gericht geſeſſen.

---

ver Cromwell. Ein Drama von Emil Palleske.
lin, Beſſer. 1857. 16. 25 Ngr.

egenüber den beiden frühern Tragödien, finden wir hier
hten dramatiſchen Geiſt und Stil, der mit keinem groß-
Reformplan auftritt, ſondern die Shakſpeare'ſche Tra-
treulich weiterpflanzt. Die Sprache hat männlichen
ind männliche Kraft; die Charakteriſtik iſt einfach, wahr
arkig. Dennoch gewährt das Stück keine vollſtändige
igung. Es iſt zu ſehr Bruchſtück, erſchöpft keinen tra-
Conflict, ſondern deutet ſeine Löſung blos an. Frei-
iſt ſchwer, jene rieſige Tragödie der engliſchen Revo-
dramatiſch zu gliedern, aus ihrem Kreiſe ein Segment
uſchneiden, das zugleich ihren ganzen Inhalt enthält.
Stück motivirt mit rühmenswerther pſychologiſcher Schärfe
mwell das Werden und Wachſen des Revolutionärs;
t uns, wodurch ein redlicher Geiſt zur Gewaltſamkeit
n wird; es zeigt uns in Karl Stuart das Königthum,
Zeit nicht verſteht, gläubig in ſeinem göttlichen Berufe,
falſch auslegt, feſthält, kein Mittel verſchmäht, ſich zu
ten und durch hinundherſchwankende Falſchheit die Kriſis
nigt. Aber dieſer Kampf zwiſchen dem König und dem
hen Feldherrn erreicht erſt da ſeine tragiſche Größe,
imoniſche Tiefe, wo unſer Drama abbricht, und wenn
ch Cromwell's Erhebung miterleben und des Königs
vor Augen ſehen, ſo iſt doch erſt Cromwell an der
Karl's der vollkommen gewordene, hiſtoriſche Charakter;
nicht Aeußerlichkeiten, welche tragiſchen Schrecken her-
n, ſondern der Conflict erhält dann erſt ſeine erſchüt-
Gewalt. So hat das Drama mehr den Werth einer
inten pſychologiſchen Studie. Sein Glanzpunkt iſt die
zwiſchen dem König und Cromwell im vierten Act, in
die Charaktere und Principien lebhaft und energiſch
nderſtoßen und welche außerdem dramatiſch gut moti-
. Als Probe für den durchaus ſachlichen und ener-
Stil des Autors theilen wir eine Stelle aus dieſer
mit:

Karl.

Ihr ſprecht, als wäret Ihr der Staat!

Cromwell.

Ich bin's!
Ihr zwingt mich, es zu ſein. Denn eine Hand
Muß Ordnung ſchaffen in dem großen Chaos.
Allmächt'ger Gott, du weißt's, ich hatte nicht
Die meinige gewollt. Euch ſollte, Euch
Dies kranke Land die Arzenei verdanken,
Wir zeigten offen ſeine ſchweren Wunden.
Wir klagten Niemand an, wir baten nur
Um Balſam, Ihr goſſ't brennend Gift hinein.
England hungerte nach dem Korn des Friedens,
Wir kamen bittend, es von Euch zu kaufen,
Verſöhnung, Liebe boten wir Euch an;
Ihr nahmt die Münze, fülltet unſ're Säcke,
Als wir ſie öffneten, war Spreu darin.
Jetzt klag' ich Euch der Wunden Englands an.
Zertreten habt Ihr durch ein gottlos Vorrecht
Die Magna charta, Englands ält'ſtes Recht,
Verwirrt die ſich're Meinung aller Menſchen,
Durch unerhörte Ausſchreibung von Steuern,
Durch grauſame Beſtrafung einz'ler Bürger,
Durch Antaſtung der Parlamentsmitglieder
Den Bürgerkrieg entflammt,
Und ein Jahrhundert voll Gewalt und Noth
Heraufgeführt, ja eine Zukunft, Sire,
Wer weiß, von welchem Schrecken noch erfüllt,
Und weil Ihr ſeid ein Menſch von Fleiſch und Blut
Und von Vernunft und von Gewiſſen, Sire,
So wird der König aller Könige
Früh oder ſpät zur Rechenſchaft Euch fodern.

---

4. Dramatiſche Schriften von Peter Lohmann. Fünfter und ſechster Theil: Karl Stuart I. Hiſtoriſches Trauerſpiel in fünf Acten. — Girolamo Savonarola. Hiſtoriſches Trauerſpiel in drei Acten. Leipzig, Wagner. 1856. Gr. 8. Jeder Theil 20 Ngr.

Uns ſind die frühern dramatiſchen Schriften Lohmann's unbekannt; wir können uns aber nach den vorliegenden ein ungefähres Bild von ihnen entwerfen.

Wir haben ſchon bei Palleske's „Cromwell" den fehlenden Abſchluß getadelt, was ſollen wir aber zu einer Tragödie wie „Karl Stuart" ſagen, die nicht mit dem Tode dieſes Königs, ſondern mit ſeiner Flucht aus London endet? Und es iſt nicht Schüchternheit des Autors im Umſpannen größerer geſchichtlicher Zeiträume, die ihn daran verhindert — denn er überſpringt einen Zeitraum von zehn Jahren in ſeiner Tragödie, ohne daß man es ſonderlich bemerkt —, es iſt nur jene Rathloſigkeit in Bezug auf die Behandlungsweiſe eines hiſtoriſchen Stoffs, welche den Schluß des Ganzen ebenſo charakteriſirt wie die übrige Compoſition. In der That iſt in beiden Dramen von dramatiſcher Oekonomie keine Rede; die weltgeſchichtlichen Ereigniſſe werden, künſtleriſch unverarbeitet, in die Tragödie aufgenommen; und wenn von einem tragiſchen Helden die Rede ſein ſoll, ſo iſt es in dem erſten Stücke weder Karl noch Cromwell, ſondern Strafford, der einigermaßen das Intereſſe in Anſpruch nimmt. Man kann daher mit Recht behaupten, daß in „Karl Stuart" die Epiſoden nicht etwa blos ſtörend wirken, ſondern daß das ganze Stück aus einer Moſaik von Epiſoden beſteht, und daſſelbe gilt, wenn auch in geringerm Maße, von „Savonarola".

Der vermuthlich junge Dichter möge vor allem künſtleriſche Begrenzung und Eintheilung des Stoffs lernen; denn ohne die richtigen Dimenſionen der Zeichnung kann das Colorit durchaus keinen Eindruck machen. Was nun das Colorit betrifft, ſo taucht der Verfaſſer noch mit einem etwas borſtigen Pinſel in den übervollen Farbentopf. Seine Phantaſie mag reich ſein, aber ſie iſt noch wüſt; der Bilderſchmuck iſt echt Lohenſtein'ſche Ueberladung. Ganz anders die Shakſpeare'ſche Metapher; ſie iſt für den dramatiſchen Stil unentbehrlich, denn ſie gibt ihm die dichteriſche Energie des Ausdrucks; er wird ſchlagender und präciſer. Die Lohmann'ſchen Metaphern aber ſchleppen den eigentlichen Ausdruck nach; ſie ſind matt, verſchwommen, gedehnt, z. B. in „Karl Stuart": „Cromwell: Wenn's kleine Kind vor einem Wolfe flieht, die Mutter wehrlos beut den Buſen dar, wenn Regen, Sturm und Ungewitter droh'n, die Hütte winkt dem bangen Wand'rer Schutz; und wenn ein Volk geängſtigt iſt, wenn Willkür naht mit Sturmsgewalt und Wolfsmiene: ſo ſucht das Volk, der eig'nen Ohnmacht kund, im Geiſt der Kundigen den einz'gen Hoffnungsanker!" Welche bombaſtiſche Umſchreibung eines ſehr einfachen Gedankens!

Als Probe für die Verworrenheit und Schiefheit des metaphoriſchen Ausdrucks diene ferner die folgende Stelle aus „Savonarola": „Savonarola: Dem Papſte ich mich beugen? O der Schmach! Wie ein Gethier des Waldes eingeengt, ein dunkler Horizont, mit falbem Blitz erfüllt, zur Seite Ungethüme, vor mir Tod: ſo ſteh' ich hier, erregt, gereizt, geſloh'n von Allen, die ich einſt auf Erden liebte! .... Dahin, dahin und Alles nun dahin! Nun iſt mein Volk mein einz'ger Stab und Glaube mein Getränk! Ein wogend Schneemeer hoch auf Alpenhöhe, zu Eis geworden, doch nicht lange währt's — ich ſeh' es ſchimmern — krachend, bebend, hallend, lange, bange quillt es empor in mir, und

droh'nde Rufe in Poſaunenſchall verweben ſich und leben, ſtreben, das Eis zergeht vor ihrer Macht, die Wolken ſtieben auseinander, die Sonne blinkt, ſie winkt, ſie winkt zum reinen Aether auf!“

Welche Wortmalereien ohne Gedanken! Die Diction iſt außerdem amphibiſch, ſie ſchwankt zwiſchen Verſen und Proſa, oder vielmehr inſektenartig; denn es ſind Jamben, die auf ungezählten Füßen einherkrabbeln. Ueberall, in Compoſition, Ausdruck, Stilart fehlt die organiſche Sonderung, und die Stücke ſind im wahren Sinn des Worts dramatiſche Klumpen, wenn auch keine Lingotsd'or.

---

5. Herodes der Große und Mariamne. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Rudolf Neumeiſter. Leipzig, Gebhardt und Reisland. 1856. 8. 22½ Ngr.

6. Hannibal und Livia. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Rudolf Neumeiſter. Leipzig, Gebhardt und Reisland 1856. 8. 22½ Ngr.

Was Bildung und dramatiſchen Stil betrifft, ſtehen dieſe Stücke hoch über den vorangehenden; aber auch ihnen fehlt die dramatiſche Oekonomie, und man könnte ſie förmlich als Proben betrachten, um e contrario zu beweiſen, was das ewig gültige ariſtoteliſche Geſetz der dramatiſchen Einheit der Handlung zu bedeuten hat. Die Sünde gegen dies Geſetz tritt um ſo deutlicher hervor, je mehr die Stücke ſonſt in Umfang und Anordnung den ſceniſchen Anſprüchen entſprechen.

Beide Stücke haben das gemeinſam, daß ſie uns hiſtoriſche Charaktere in Herzensbeziehungen vorführen. Hier liegt bereits ein bedenklicher Dualismus vor, an welchem der Verfaſſer geſcheitert iſt, da er es ſich nicht von Haus aus klarmachte, daß das tragiſche Intereſſe ſeiner Stoffe nur auf der Dialektik der Leidenſchaft beruhen kann, für welche die weltgeſchichtliche Situation nur den Hintergrund bilden kann. Statt deſſen drängt er dieſe ſo in den Vordergrund, daß nicht nur das Intereſſe geſpalten wird, ſondern daß man beſonders von „Hannibal und Livia“ ſagen kann, die Haupthandlung ſei als Epiſode behandelt. Das dramatiſche Leben, das durch kriegeriſche Handlungen und Vorbereitungen, politiſche Reden und Scenen, Schlacht- und Volksbilder hervorgerufen wird, iſt der Tod eines Dramas, das nicht einen großen geſchichtlichen Stoff als ſolchen behandelt, ſondern in ganz andern Vorausſetzungen wurzelt.

Zur Erläuterung der Tragödie, die zwiſchen Herodes und Mariamne ſpielt, zur Erhellung ihres hiſtoriſchen Hintergrundes genügten wenige Scenen und Reden, welche den Haß der Makkabäer und Idumäer und dann die Vorladung des Herodes vor Antonius und den Zuſtand des damaligen Weltreichs beleuchteten, letzteres nur, um die Abweſenheit des Herodes zu motiviren. Statt deſſen bietet uns der Dichter ganze Acte und Verwandlungen, wie die Introduction und die Scene mit Octavian im fünften Acte, welche aufs ausführlichſte die politiſchen Verhältniſſe der damaligen Zeit inſceniren und unſer Intereſſe umſomehr zerſtreuen, je mehr ſie mit äußerlichem dramatiſchem Leben ausgeſtattet ſind. Wie ganz anders Hebbel's „Herodes und Mariamne“, deren Compoſition, deren Beſchränkung auf den eigentlichen Kern der Handlung und die dialektiſche Entwickelung der Leidenſchaft ebenſo meiſterhaft iſt, wie die nüchterne und farbloſe Ausführung ſchwergenießbar! In dieſer Einheit der Compoſition iſt es gerade das Gegenbild gegen Neumeiſter's zerfahrene Tragödie, und ein Vergleich zwiſchen beiden wird das ariſtoteliſche Geſetz und die Anwendung, die wir von demſelben auf das vorliegende Werk machen, aufs klarſte beleuchten.

Noch mehr gelten dieſe Ausſtellungen bei „Hannibal und Livia“, einer Tragödie, in der wir zum eigentlichen Kern der Handlung, dem Verhältniß der Römerin zum karthagiſchen Feldherrn, der bekannten Dialektik von Haß und Liebe, den halben Puniſchen Krieg, die Vorbereitungen zur bei Canná, römiſche Senatsſitzungen, die Belagern Rom, die genaue Schilderung der Intriguen in K der Parteiſtellung in Capua, kurz, ein gutes Stück mit in den Kauf bekommen. Daß davon die eigentli gödie erdrückt wird, iſt wol keine Frage. Sie begi mit der ſechsten Scene des zweiten Acts, dann tritt din in den erſten Scenen des dritten Acts wieder der kurzen Schlußſcene des vierten und der noch kürz fünften; Alles was dazwiſchenliegt iſt Geſchichte d ten Puniſchen Kriegs. Wo bleibt da die Einheit matiſchen Colliſion? Iſt Livia nicht eine faſt üb Figur in der Tragödie, die ihren Namen trägt? Der muß vor allem wiſſen, worauf er ſeinen dramatiſchen legen, wofür er uns intereſſiren will. Können wir u für ein ſo ſtiefmütterlich behandeltes Verhältniß inte eine ganz vorübergehende Liebesneigung, welche in ihre tigkeit darzuſtellen der Verfaſſer ſelbſt gegen ſein wohl denes Intereſſe eifrig bemüht iſt? Denn er läßt H ſagen:

> Von Livia trennt ſich Hannibal. Sie iſt
> Mir theuer, doch nicht Alles. War ſie
> Mir mehr als eine Blume, deren Duft
> Das Warten mir verſüßen ſollte?

Für eine ſolche Nothnagelliebe kann ſich kein Menſch i ren. An dieſem organiſchen Grundfehler krankt die C tion. Wir heben ihn um ſo ſtärker hervor, als die St Uebrigen nicht ohne Talent ſind und die Gabe verrathen raktere in einzelnen ſcharfmarkirten Zügen mit dram Lebendigkeit darzuſtellen, und auch ein gewiſſes, wenn a zu äußerliches ſceniſches Leben zu entfalten. Die Neigu Verfaſſers geht dahin, das größere weltgeſchichtliche zu erfaſſen und auszumalen, eine Neigung, bei welcher die gewählten Stoffe leiden. Möge er eine große fragl ſtoriſche Colliſion erfaſſen, dann wird ſeine Darſtellung am Platze ſein! Die Sprache iſt einfach und klar ge ohne höhern Schwung, ohne hinreißende Genialität, ab faſt durchgängiger Angemeſſenheit in Bezug auf Ch und Situation.

---

7. Coligny. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von El Mohr. Amſterdam, Seyffardt. 1857. 8. 22½

Auch hier haben wir es mit dem Werke eines ge und ſinnigen Geiſtes zu thun, deſſen Talent ſich nur v Shakſpearomanie freizumachen braucht, um Erfreuliches ſten. In der That, nicht nur wie Shakſpeare ſich rä und ſpuckt, hat ihm unſer Dichter abgeſehen; nein, es durchaus einer gewiſſen geiſtigen Verwandtſchaft, wen nicht in den kanoniſchen Graden, um im Stil ſo an den Briten zu erinnern. Das Stück lieſt ſich von Anfang Ende wie eine gute Ueberſetzung Shakſpeare's, freilich die Energie der Colliſion und die Größe der Leidenſchaf nächſt fehlt in den proſaiſchen Scenen nicht das Shakſpe Ringelrennen nach Witzen, in den mehr dichteriſchen ni eigenthümliche Sinnigkeit der Sprache, die bis auf einzel dungen, bis auf die Art und Weiſe des metaphoriſchen drucks Shakſpeare — oder wie man nach der jüngſten ſchen Kritik der Engländer ſagen müßte, Lord Bacon gelauſcht iſt. Doch erreicht er dieſe Aehnlichkeit nur i Ruhe der Reflexion, im Sturm der Leidenſchaft ſteht ih Shakſpeare'ſche Pathos nicht zugebote, wenn auch das Auftreten des Königs und des Marſchalls Tavannes nicht dramatiſche Kraft iſt. Auch Charaktere wie der mißtrauiſch rières erinnern in ihrer Zeichnung an die Art und Weiſe des Zum Unglück erinnert aber auch daran die für unſere gänzlich ungeeignete dramatiſche Einrichtung des Stücks, oft in einem einzelnen Acte acht Verwandlungen hin ſo den beſten Willen der Directionen und Intendanzen

t. Dieſe fragmentariſche Compoſition thut aber auch dem
iſchen Fortgang der Handlung Eintrag. Hierzu kommt,
der Held Coligny, deſſen Heldenthum wir aus der Ge-
te und der Bewunderung der Mitſpielenden bona fide
hmen müſſen, ſich in der Tragödie ſelbſt vollkommen
verhält und eigentlich nur das Heldenthum einer arglos
ie Falle gehenden Maus zur Schau trägt. Heroiſch,
llich, trefflich in ſeinen Reflexionen, iſt Mohr's Coligny
der thatloſe Zuſchauer in einer von Intriguen bewegten
, nur das Opfer der Bartholomäusnacht, nur der Märty-
einer Bedeutung und einer hinter den Couliſſen ſpielenden
angenheit. Die dramatiſche Bewegung des Stücks con-
irt ſich um Guiſe, Tavannes, Katharina, um die Vorbe-
ngen der Bluthochzeit, den König ſelbſt, nächſt Ferrières,
am beſten gezeichnete Charakter des Stücks, in ſeinem
anken noch mehr das Intereſſe in Anſpruch nehmend als
ny, Heinrich, Condé, die geladenen Gäſte, die an und für
trefflich individualiſirt ſind, aber durchaus nicht in die
lung eingreifen. So fehlt es dem Stücke an energiſcher
nung, die ein Dramatiker der Bartholomäusnacht wol
iner „Reine Margot" von Alexander Dumas hätte ler-
önnen. Doch wiederholen wir, daß der dramatiſche Stil
ſer Tragödie von einer rühmenswerthen Kraft und Klar-
ſt, daß ſich Sentenzen von großer Tragweite des Gedan-
und Prägnanz des Ausdrucks zahlreich darin zerſtreut
, und daß einzelne Hebel der Charakteriſtik mit jenem
ick eingeſetzt ſind, welches den Dramatiker von Talent
eichnet. Als Probe der Diction diene folgende Stelle,
lcher Heinrich anfangs von dem miſtrauiſchen, ſchwarz-
den Ferrières ſpricht:

Oft hab' ich ihn beklagt,
Wenn er am Weg nach gift'gen Pflanzen ſpähte,
Und Unſer Auge in den weiten Raum
Der Schöpfung ſich ergoß; wenn ſeine Weisheit
Ihn nach dem Boden lenkte, während Wir,
Der Gottheit voll, den Baum mit Staunen maßen,
Der nach dem Himmel ſtrebt. Ach, wenig gleich
Geſchah die Theilung unſ'rer höchſten Güter!
Und doch, empfind' ich jetzt nicht ſelbſt das Gift
In der Natur? Ein Tropfen in dem Blut,
Und ſchon erſchöpft die Heilkunſt ihre Mittel.
Hin iſt mein Leben. Alles, was ich wollte,
Was eine ſchmeichleriſche Phantaſie
Als die Beſtimmung dieſer Spanne Zeit
Mir vorgegaukelt: Thaten, dieſen Puls
Zu überdauern; Züge, dem Geſchlecht
Zu hinterlaſſen, um in folgenden
Jahrhunderten dem ſchwankenden Gefühl
Die Linien des Rechten vorzuzeichnen —
Das Alles war die Hoffnung eines Thoren!
Unſterblich ſchon erſchien mir der Entwurf
Von dieſem ſtolzen Bau. Ich glaubte mich
Das Werkzeug einer höheren Vernunft;
Denn die Natur — ſo ſchloß ich übereilt —
Erſchafft nicht zwecklos ihre Keime; Alles
In dieſer Ordnung huldigt dem Bedürfniß;
Der Menſch entſchlägt ſich der Geſetze nicht,
Wonach er für das Ganze wirkt — doch ach!
Schon liegt geſchleift, was dieſer Glaube kaum
Zu bauen angefangen.

---

rnold von Selenhofen, Erzbiſchof von Mainz. Trauer-
iel in fünf Aufzügen von Alexander Schnetger.
otha, Scheube. 1856. 16. 24 Ngr.

Der Erzbiſchof Arnold liegt im Krieg mit ſeinen rebelli-
Mainzern, die ſich von ihm nicht beglücken laſſen wollen.
ard, ſein Vertrauter, ein klerikaler Richard III., eifer-
g auf das von Natur und Geſchick begünſtigte Geſchlecht der
Selenhofen, verräth ihn in dieſem Kampfe. Die tragiſche Wendung des Stücks liegt aber darin, daß auch Burchard's Neffe, Georg, der Liebling, der treueſte Schützling des Erzbiſchofs, zum Abſalon wird. Der Erzbiſchof hat eine Tochter Elsbeth, die bei einem Fiſcher am Rheine lebt. Dieſe Elsbeth liebt Georg, ohne zu wiſſen, daß es Arnold's Tochter iſt. Den Beſuch Elsbeth's beim Vater deutet Georg in eiferſüchtiger Weiſe und wird hierin von Burchard beſtärkt, der in das Geheimniß eingeweiht iſt, aber die Eiferſucht Georg's benutzt, um gegen Arnold zu intriguiren. So wird Georg zum Abfall verleitet, ein Abfall, der den Untergang des Erzbiſchofs zur Folge hat.

Schon die Fabel zeigt uns den organiſchen Fehler, an welchem die Tragödie leidet. Ihren Angelpunkt gibt der Zufall, der im Luſtſpiel an ſeinem Platz, in der Tragödie unberechtigt iſt. Eine Zuſammenkunft zwiſchen Georg und Elsbeth, und die ganze Tragödie iſt vermieden! Der Dichter iſt ſo naiv, uns das ſelbſt auszuplaudern und auf den wunden Fleck ſeines Werks hinzuzeigen in jenem Monolog der Elsbeth, der in verjüngtem Maßſtab die Schwächlichkeit der ganzen Compoſition zur Schau trägt, die durch ein einfaches „Doch nein" ſich in eine Tragödie verwandelt:

Vermeiden ſoll ich den Geliebten jetzt?
Wohl, wohl, ſonſt käm' ja Alles an den Tag. (!)
Georg iſt hier, das hab' ich klug erforſcht;
Erwarten werd' ich ihn am äußern Thore.
Doch nein — hinweg — denn Boten müſſen fort
An meinen Vater mit der Schreckenskunde,
Daß Burchard, dieſe Schlange, ihn verräth u. ſ. w.

Dieſelbe Zufälligkeit der Motivirung zeigt ſich überall. So iſt der Schluß des zweiten Acts, wo Georg Elsbeth im Hauſe des Erzbiſchofs erblickt, ebenſo willkürlich herbeigeführt. Elsbeth weilte nämlich im Nebenzimmer. Dann heißt es von Georg: „Indem er abgehen will, erblickt er Elsbeth, die aus dem Nebenzimmer der Mittelthür zueilt, und taumelt zurück." Jeder unbefangene Verſtand, der nicht weiß, wie Tragödien gemacht werden, ſagt ſich natürlich: wenn Elsbeth nur eine einzige Minute länger im Nebenzimmer geblieben wäre, ſo würde ſehr viel Unheil verhütet worden ſein!

Indem wir die Fehler der Compoſition rückſichtslos aufgedeckt, wollen wir dem Verfaſſer damit nicht das dramatiſche Talent abſprechen, das ſich beſonders in dem wilden verzweifelten Humor Georg's im vierten Aufzuge zeigt. Die Diction iſt einfach, oft kräftig, ohne Ueberladung; aber die Willkürlichkeit der Compoſition läßt die einzelnen Vorzüge der Ausführung nicht zu ihrem Rechte kommen.

---

9. Karl der Fünfte. Drama in fünf Acten von Arthalis Freeſe. Berlin, Stage. 1857. 8. 1 Thlr.

Der Dichter phantaſirt im Vorwort vom Ernſt ſeines Strebens, der Schwierigkeit ſeiner Aufgabe, der Würde ſeines Stoffs, dem Verzicht auf äußere Hülfsmittel und ſchließt mit den Worten: „So weniger bemüht, dem Geſchmack des heutigen Theaterpublicums oder den Anfoderungen der Bühne zu genügen, habe ich nachſtehendes Drama mehr zur Befriedigung meiner ſelbſt geſchrieben, den reichſten Lohn, die höchſte Anerkennung und Ermuthigung ſuchend in der Billigung eines denkenden Freundes vaterländiſcher Geſchichte und Poeſie." Bedenklich muß es erſcheinen, daß der Verfaſſer ſchon hier der Geſchichte den Vorzug vor der Poeſie verſtattet, eine Bedenklichkeit, die noch durch das an und für ſich heitere Curioſum erhöht wird, daß wir unter dem Perſonenverzeichniß die Notiz finden: „Die mit „—" bezeichneten Stellen ſind hiſtoriſch wortgetreu" und beim Nachſchlagen auch eine nicht geringe Zahl dieſer gleichſam mit weltgeſchichtlichen Ordensſternen decorirten Stellen entdecken. Aus dieſem Allen geht hervor, daß ſich der Verfaſſer das Verhältniß, in welchem die beiden Damen Geſchichte und Poeſie zueinander ſtehen, nicht klargemacht

hat und beſonders nicht einſieht, daß in einem Dichterwerke die Poeſie, mag ſie ihren Stoff nehmen, woher ſie will, immer den Vortritt hat oder vielmehr allein den Maßſtab der Beurtheilung hergibt. *) Wie die großen Naturforſcher aus einem Knochen die Organiſation des ganzen Thiers, ſo kann die Kritik aus einer einzigen derartigen Notiz bereits den ganzen Organismus der Tragödie conſtruiren. Freeſe gibt uns in der That, ſtatt uns ein Drama zu geben, eine hiſtoriſche Studie über Karl V. und ſein Zeitalter, illuſtrirt mit einigen lebenden Bildern, Weltgeſchichte in puris naturalibus, die der Geſchichtsfreund lieber in hiſtoriſchen Werken findet. Die redneriſche Ausmalung, mit welcher ja auch die Hiſtoriker des Alterthums ihre Werke ſchmückten, iſt keine Poeſie. Die drei erſten Acte illuſtriren den regensburger Reichstag; der vierte die Flucht Karl's V. aus Innsbruck, der fünfte ſein Kloſterleben in San-Yuſte. Man ſieht, es ſind große geſchichtliche Fresken, die uns der Autor vorführt, ohne dramatiſchen Zuſammenhang. Er verſteht es nicht, einen Charakter und ſeine Handlungsweiſe uns dramatiſch begreiflich zu machen: das zeigt er am meiſten in der Charakteriſtik von Moritz, der, trotz aller Scenen mit Melanchthon und Margarethe, in ſeiner innern Entwickelung unverſtändlich bleibt. Der Stil iſt gebildet, aber trotz einiger ſchmuckhaften Redewendungen nicht poetiſch. Da der Verfaſſer das Stück vorzugsweiſe „zur Befriedigung ſeiner ſelbſt" geſchrieben hat, ſo wird die Kritik ihn darin nicht ſtören, ſondern nur „den Geſchmack des heutigen Theaterpublicums" in Schutz nehmen, wenn es dieſe dialogiſirte hiſtoriſche Studie langweilig finden ſollte.

---

10. Johann von Leyden, König der Wiedertäufer in Münſter. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von H. Brinckmann. Münſter, Coppenrath. 1855. Gr. 8. 12 Ngr.

Eine gereimte Puppenkomödie von Anfang bis zu Ende. Haben dieſe Wiedertäufer nicht genug gebüßt, daß ſie der Autor noch ein mal „mit den glühendrothen" Zangen ſeines dramatiſchen Pathos zwickt und ſie in ſeinem dramatiſchen Käfig zur Schau ſtellt? Ein Wanderer, der nach Münſter heimkehrt, bildet den Prolog des Stücks, das ſich, abgeſehen von der Epiſode der geraubten Eliſabeth, ziemlich hiſtoriſch abſpielt. Nur fragen wir den Verfaſſer, wenn er in Johann von Leyden nichts ſieht als einen blutigen Hanswurſt, warum machte er ihn zum Helden einer Tragödie? Statt aller Kritik folgende Stellen:

Johann (allein, vor den Spiegel tretend und ſein Schwert ziehend).

Ich muß mich üben, daß ich würdevoll,
Sowie ein König ſtets ſich zeigen ſoll,
Mit feinſtem Takt an meine Arbeit gehe,
Und nicht als Stümper auf der Bühne ſtehe.
Ein ſich'rer Blick, ein feſter Stand,
Haarſcharf das Schwert, ſchwungvoll die Hand,
So ſauſt hinweg der Kopf bei meiner Ehre,
Und wenn am Stumpf er feſtgeſchmiedet wäre.

Es handelt ſich nämlich um die Execution eines Kebsweibes, die Seine Majeſtät ſelbſt vollziehen will. An einer andern Stelle:

Des Onkels Tochter, ſpricht Erinn'rung wahr,
Schlank, ſchön, und älter kaum als funfzehn Jahr,
Iſt, wie es ſcheint, in ſchlimmes Garn gerathen,
Und, ahn' ich recht, erſeh'n zum Königsbraten!

Oder:

Ich bin betäubt, das hallt im Herzen nach,
Wie wenn durch Wolken rollt der Wetterſchlag,
Wie wenn Ertrinkenden in kaltem Grauſen
Die Todeswellen dumpf im Ohre brauſen;
Er ſchlägt die Arme zappelnd um ſich her,
Doch, was er thut, nicht weiß er's ſelber mehr.

*) Hiermit können wir uns doch nicht ſo ganz einverſtanden erklären. Auch in der Geſchichte liegt etwas Heiliges, was reſpectirt werden ſollte. Die Poeſie überſchreitet ihre Befugniß, wenn ſie, wie dies ſo häufig der Fall iſt, durch Entſtellung geſchichtlicher Charaktere und Thatſachen falſche und geſchichtswidrige Vorſtellungen im Volke verbreitet. Leider iſt unſere Geſchichtſchreibung ſelbſt von dieſem Fehler nicht immer freizuſprechen. D. Red.

Bei der folgenden Stelle, in welcher Johann
ten Eliſabeth zu imponiren ſucht, ſieht Jeder mit
Phantaſie den Draht zucken und die Puppe an d
ſchlagen:

Ich bin ſehr gnädig, will ſehr gnädig ſein,
Doch rath' ich, Kind, ſtellt dieſes Reden ein;
Nicht wünſch' ich, daß Ihr ins Verderben rennt
An meiner Seite hängt ein Inſtrument,
Das, wenn mein Arm es durch die Lüfte ſchwin
Den ärgſten Schwätzer leicht zum Schweigen br

---

12. Hermann der Cherusker. Hiſtoriſches Dram
Theilen von Auguſt Schmitz. Erſter Theil. —
Hermann und Varus. Hiſtoriſches Drama in f
Muſik von R. Magnus. Für die Bühne bear
Regiſſeur F. Kruſe. Deſſau, Neubürger. 18
15 Ngr.

13. Franz von Sickingen. Hiſtoriſches Drama in
von Auguſt Schmitz. Muſik von R. Mag
die Bühne bearbeitet vom Regiſſeur F. Kruſe
Neubürger. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

Beide Stücke gehören zur originellen Kraftdram
nicht auf eine hohe Stufe derſelben. Sie ſind ſehr
aber ebenſo grob, wüſt, ungekämmt, cheruskerhaft;
auffallend, daß der deutſche Patriotismus ſo oft in
ben ungeläuterten Form erſcheint. Beide Stoffe
lingsſtoffe deutſcher Dramatiker; ſie ſind ſehr häufig
von Klopſtock, Kleiſt, Grabbe u. A. der erſtere,
ler, Bauernfeld, Rellſtab u. A. der letztere. Jene
ſammt und ſonders keine Meiſterwerke, welche jüng
ermuthigen könnten, ſich noch ein mal an dieſe Held
gen; aber was uns Schmitz bietet, iſt doch ſo juge
reif, daß es ſich mit ihnen nicht vergleichen kann
Helden ſind alle überſchwängliche Phraſenmacher; d
ſition iſt dramatiſch roh, beſonders in „Sickingen";
ter verſteht es nicht, einen Conflict auszuführen. W
lich iſt z. B. die Colliſion in Thusnelda zwiſchen
zum Vater und Bräutigam behandelt, ſo unglücklich
Heroine ihrem Vater gegenüber ganz lieblos wie
gelaufene Dirne daſteht. Der Römer Varus iſt ſo
ten, daß Hermann weſentlich dagegen in den Sch
wie überhaupt dieſer diplomatiſche Armin ſich w
eignet, ein Träger des verherrlichten germaniſche
ſeiner Treue und Biederkeit zu ſein. An einer zu ve
oder zu ſchwärmeriſchen Auffaſſung dieſes Charakte
alle dramatiſchen Teutoburger Schlachten ſcheitern.
dramatiſche Velleda und die prieſterlichen und k
Gruppirungen, Schluß- und anderweitigen Chöre de
ſchen Tragödie geben ihr nur ein opernhaftes Leben.

Noch roher iſt „Sickingen", ein Conglomerat vo
Kampf-, Bauernaufſtands-, Belagerungsſcenen, Hutten
nologen, Sickingen'ſchen Tiraden über freie Selbſtbeſtim
Metzeleien, unter denen das ſtumme Würgen in der
den erſten Rang einnimmt. Der Stil von Schmi
an den Stil von Lohmann; es ſind ebenfalls iambiſ
verſe, mögen ſie nun in Proſa wie in „Hermann"
Verszeilen wie in „Sickingen" geſchrieben ſein; es
falls, wenigſtens bei den idealen Helden und Heldi
Ausdruck ohne alle Realität, ein ſchattenhafter Bild
nichts bezeichnet, nur daß Schmitz auf der andern
Cynismus weitergeht als Lohmann und eine Roheit
drucks zur Schau trägt, in welcher die Genialität
unſere Zeit glücklicherweiſe verlernt hat. Der römiſ
feldherr Fabius ſagt zu Varus: „Was ſtierſt du un

eriſch ins Blaue? Wir ſind verrathen, iſt nun 'mal nicht ders, du glaubteſt ja in deiner Weisheit nicht, daß du uns die Patſche führſt. Da iſt der Braten, nun hilf ihn ſſen!" ein dramatiſcher Kraftſtil, von dem wir hundert oben aus beiden Stücken geben könnten. Wir empfehlen m Autor das Studium von Roſenkranz' „Aeſthetik des Häß- hen".

Wir fügen dieſer Reihe hiſtoriſcher Tragödien noch zwei amatiſche Dichtungen bei, welche den Ueberlieferungen der llenischen Mythe und deutſchen Heldenſage ihre Stoffe ent- mmen haben:

. Prometheus, der Verdammte. Ein dramatiſches Gedicht von Karl Köllner. Verden, Steinhöfel. 1856. 16. 12½ Ngr.

l. Helke. Schauſpiel aus der deutſchen Heldenſage. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 16 Ngr.

Gegen die Wahl ſolcher Sagenſtoffe wollen wir nichts awenden; doch müſſen wir uns gegen eine Behandlungsweiſe klären, welche nicht den Hauptnachdruck auf das Allgemein- enſchliche und den Gedankeninhalt legt, ſondern den äußerlichen nhalt der Ueberlieferung zu ſehr in den Vordergrund drängt. adurch ſchließen ſich jene Dichtungen ſelbſt von der Nation s und gerathen in die Kreiſe der gelehrten und dilettantiſchen eſie. Der moderne Poet muß bei Allem, was er dichtet, n Volk und ſein Jahrhundert feſt im Auge halten. Wählt Stoffe anderer Zeiten oder gar der ſagenhaften Vorzeit, ſo ß er ihren allgemeingültigen Inhalt für das moderne Be- ßtſein verwerthen, aber nicht an der mythologiſch glänzenden hale haften bleiben. Wenn die obenerwähnten Dichter auch einzelnen Stellen und Scenen zeigen, daß ſie einen auch unſer Jahrhundert gültigen Gedanken, ein auch uns ſym- hetiſch erregendes Empfinden in ihre Werke hineingelegt, bleibt doch im Ganzen ein unerquicklicher Reſt ſagenhafter ßerlichkeit, ein trüber Niederſchlag gelehrter Nachdichtung. erzählt uns Köllner im „Prometheus" allzu ausführlich die erlichkeit des Titanenkampfes, entwickelt uns alle ſeine hologiſchen Vorausſetzungen; der Titanen- und Götter- t hält ſich ebenfalls ganz in dieſem allgemeinen, von keinem en Gedankenſtoff durchdrungenen mythologiſchen Aether; ja metheus ergeht ſich noch ein mal in einer Wiederholung der hreibung des Gigantenſturms; auch der Raub des Feuers in einer allzu äußerlichen Weiſe beſchrieben. „Prometheus" n für uns nur eine Gedankentragödie werden, wie ſie auch Goethe's großartiger Skizze angedeutet liegt. Der Stoff auf unſerm philoſophiſchen Horizont viſirt und von jenen, n auch glänzenden doch werthloſen Schlacken geläutert den, welche die beſchreibende Poeſie leicht zu ausführlichen ilderungen trivialer oder verſchollener olympiſcher Ereigniſſe ocken. Dabei wollen wir nicht verkennen, daß die dichteri- Sprache im „Prometheus" vollkommen tadellos iſt, ſo- ig dramatiſche Bewegung auch das Gedicht enthält. Wir len zur Probe eine Stelle, welche auch durch ihren Ge- keninhalt anſpricht:

Prometheus.

Es iſt vollbracht, nun jauchze alle Welt!
Die Nacht der Knechtſchaft neigt zu Ende ſich.
Ich bring' ihr eine neue Morgenröthe!
Ich ſegne dich, o Erde, grün' und blühe
Aus ew'gem Tod zu neuem Leben auf!
Ich ſegne dich, o Tag, der du mit Roſen
Das weite Land in holdem Lichte kleideſt,
Ich ſegne dich, o Jahr, das du mit ſüßem
Genuß des Frühlings und mit reichen Früchten
Die Creatur beſeligſt, unerſchöpflich!
Jauchzt auf, ihr Menſchen, hebet eu're Stirn
Getroſten Muthes zu dem Himmel auf!
Mein altes Erbe, dieſe holde Erde
Mit allen ihren Bergen, ihren Thälern,
Mit ihren Ländern, Meeren geb' ich euch!
Beherrſchet ſie, genießet ihre Frucht
In Frieden! Laßt das Himmelsfeuer euch
Den Geiſt, das Herz erleuchten, daß in Weisheit
Das ewig Feſte ihr in dieſem Wechſel
Der ſchwankenden Erſcheinung finden könnt!
Euch ſetz' ich nun zu Himmelskindern ein!
So nehmet hin den Segen der Titanen,
Nehmt heil'ges Feuer auf in euer Herz.

Aehnlich wie im „Prometheus" das epiſche, beſchreibende Element, wiegt es auch in der deutſchen Sagendichtung „Helke" vor, und auch hier haften dieſe Beſchreibungen zu ſehr an unge- nießbaren Aeußerlichkeiten der Sage. Gleich der erſte Act bringt uns drei Erzählungen: ein Bote beſchreibt den Tod des Sohnes Rüdiger's, ein anderer den Tod der Söhne Etzel's, Dietrich von Bern ſelbſt ſeinen Kampf mit Wittig. Das iſt im Drama gewiß ungehörig! Was wir aber unter dem ungenießbaren Sagenbeiwerk verſtehen, erläutere z. B. folgende Stelle:

Unwiderſtehlich wie ein Waldbrand drängte
Der grimme Wittig uns, der Sohn des Albs,
Aus geiſterbleichem Antlitz furchtbar blickend.
Ihn trug ein elbiſch Roß, Schinning genannt,
Hierhin und dort in ungeſehenen Sprüngen,
Und in der Hand des Schrecklichen erglänzte
Die Klinge Mimung, die ihm Wieland einſt,
Sein Vater, hinterließ, der weiſe Alb,
Im Schmiedewerk von Keinem je erreicht u. ſ. w.

Die Idee des Dramas iſt der Sieg chriſtlicher Verſöhnung über heidniſchen Rachegeiſt. König Etzel verlangt Dietrich's Leben, als ſeine Söhne gefallen, für deren Schutz es der Held verpfändet; doch die Beredtſamkeit der chriſtlich fühlenden Helke weiß Etzel umzuſtimmen. Solche Bekehrungen ſind im Drama immer mislich, weil ſie zu innerlich ſind und ſich nicht mit dramatiſcher Glaubhaftigkeit anſchaulich machen laſſen. Ohne die Verbrämung mit epiſchem Beiwerk ließ ſich der Stoff ganz gut in einem Acte erſchöpfen. Doch wie im „Prometheus" müſſen wir auch hier den reinen, vortrefflichen, dramatiſchen Stil rühmen, der auch die größere Bewegtheit des dritten Acts mit gemeſſenem Schwunge trägt und im Allgemeinen für die geſchmackvolle Bildung des Verfaſſers ſpricht.

Waſhington Irving's Biographie Georg Waſhington's.

Lebensgeſchichte Georg Waſhington's. Von Waſhington Irving. Aus dem Engliſchen von dem Ueberſetzer der Werke Prescott's. Erſter bis dritter Band. Leipzig, Brockhaus. 1856—57. 8. Jeder Band 1 Thlr.

Neuern vollkommen zuverläſſigen ſtatiſtiſchen Mittheilungen zufolge iſt Waſhington Irving ohne allen Vergleich der ver- breitetſte, mithin jedenfalls auch der geleſenſte und beliebteſte Schriftſteller unter ſeinen Landsleuten. Dieſe Thatſache ſpricht um ſo entſchiedener zu ſeinen Gunſten, je weniger gerade Waſhing- ton Irving nach der oft unausſtehlichen Art jüngerer Schrift- ſteller in den Vereinigten Staaten das ſpecifiſch Amerikaniſche herauskehrt und je inniger ſich derſelbe mit europäiſchen Zu- ſtänden vertraut gemacht und befreundet hat. Daher auch die wahrhaft ſeltſame Erſcheinung, daß er allein unter den Ame- rikanern in Altengland unbeſtrittenes Bürgerrecht gewonnen hat und die engliſche Literatur ihn unbedenklich als Muſter des reinen, claſſiſchen Stils gelten läßt, während ſie über die immer greller in die Augen fallende Ausartung deſſelben bei den amerikaniſchen Epigonen laute Klage führt. Sein „Skizzen- buch" fehlt nicht leicht in der einfachſten engliſchen Haus- bibliothek und auch ſeine ſpätern Schriften ſcheinen jener ſeltenen

Gattung anzugehören, an der jede neue Generation neuen Geſchmack gewinnt. Auch auf dem europäiſchen Continente zählt er zahlreiche Verehrer; namentlich haben außer dem unübertrefflichen „Neuen Skizzenbuch“ oder der „Alhambra“, ſein „Leben des Columbus“, ſein „Mohammed“ und ſeine „Nachfolger Mohammed's“ eifrige Leſer gefunden. Kommen auch die genannten Werke ihrem wiſſenſchaftlichen Werthe nach in keinen Betracht, ſo ſind ſie dafür Muſter volksthümlicher Behandlung geſchichtlicher Stoffe. Sein Omar, Ali und Hoſein, ſein Kaleb und Amru u. ſ. w. ſind in der That unter ſeiner Feder zu wahrhaft epiſchen Geſtalten geworden und haften feſt in der Erinnerung jedes, auch des einfachſten Leſers. Die Kunſt ſolche epiſche Geſtalten zu ſchaffen, ohne ſich an der ſtrengen hiſtoriſchen Wahrheit zu vergreifen, iſt aber das eigentliche Geheimniß des echten Volksſchriftſtellers auf dem Gebiete der Geſchichte.

Wir heißen daher die neue Gabe, womit uns der ſeit Jahren befreundete Schriftſteller zuletzt beſchenkt, herzlich willkommen, um ſo herzlicher, je geeigneter gerade er zur Behandlung des von ihm gewählten Stoffes ſein muß und je dringenderes Bedürfniß in gegenwärtiger Zeit eine populäre Biographie ſeines großen Mitbürgers auch für uns iſt. Die Arbeit iſt allerdings wol zunächſt für ſeine Landsleute berechnet und wird ſich den gleichfalls amerikaniſche Stoffe behandelnden claſſiſchen Werken eines Prescott und Bancroft nicht unwürdig anreihen. Allein ebenſo wie dieſe, ja wegen ihres eigenthümlichen Stoffs mehr noch als dieſe, wird ſie auch in Europa und insbeſondere in Deutſchland allgemeine Verbreitung und günſtigen Boden für eine ſegensreiche Wirkſamkeit finden.

Man hat neuerdings wiederholt, namentlich auch in d. Bl., die Foderung ausgeſprochen, daß die Geſchichtſchreibung mehr als bisher in die Sphäre des eigentlichen Volks hinabſteigen, ſich mit ſeinen Anſchauungen vertraut machen und ſeine ſittlichen Bedürfniſſe durch Auswahl paſſender Stoffe und geeignete, ſtets die einfachen, unmittelbaren, praktiſchen Lebenszwecke deſſelben berückſichtigende Darſtellungsweiſe befriedigen ſolle. Dieſe Foderung iſt vollkommen berechtigt, nur muß man ſich dabei vor einem naheliegenden Misverſtändniſſe hüten. Man ſuche nicht etwa den Zweck der Geſchichtſchreibung überhaupt in den etwa daraus zu gewinnenden Aufſchlüſſen, Lehren und Regeln in Bezug auf einzelne Fragen, Verhältniſſe und Zwecke des praktiſchen Lebens. Wollte man dies thun, ſo würde man ganz in denſelben unglückſeligen Irrthum verfallen, aus dem ſich die Philoſophie des Schönen ſeit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts glücklich herausgearbeitet hat. Sowenig die Kunſt unmittelbare Lehren zu ertheilen, unmittelbare praktiſche Zwecke zu erfüllen hat, ſowenig die Geſchichte, jenes größte Kunſtwerk, jene Schöpfung des objectiven Geiſtes. Der dramatiſche Dichter z. B. wird nicht danach fragen, ob der Zuſchauer aus ſeinem Stück irgendeine Wahrheit oder Klugheitsregel fix und fertig mit nach Hauſe nimmt; ebenſo wenig aber wird ſich der Hiſtoriker bei der Darſtellung einer großen, welterſchütternden Begebenheit oder bei der Charakterſchilderung eines durch ſeine welthiſtoriſche Beſtimmung hoch über die alltägliche Sphäre beſchränkter ſittlicher Lebensverhältniſſe emporgehobenen Helden um das Qu'est ce que cela prouve? des Pedanten kümmern. Freilich liegt in dieſer Rückſichtsloſigkeit für den einen wie für den andern wieder eine Gefahr, die Gefahr nämlich, ſich widerſtandslos dem äſthetiſchen Reize des Unſittlichen hinzugeben und dabei die höchſte, principielle Einheit der Ideen des Guten und des Schönen außer Augen zu verlieren. So wird es z. B. möglich, daß der Hiſtoriker über dem äſthetiſchen Genuſſe, den ihm ein Charakter wie Napoleon gewährt, das bodenlos Unſittliche deſſelben vergißt und unwillkürlich auf ſeine Leſer demoraliſirend einwirkt. Dieſe Gefahr zu neutraliſiren, dazu dient eben die von Zeit zu Zeit als Correctiv angewandte Berückſichtigung der unmittelbaren Bedürfniſſe einer ſchlichten bür-

gerlichen Moral. Der dankbarſte Stoff für den Hiſt
Biographen wird daher derjenige ſein, wo er beid
rungen zu gleicher Zeit gerecht werden kann und die
zung zwiſchen dem äſthetiſch Schönen und dem moral
ſo innig und deutlich iſt, daß ſie auch dem blödeſte
fort ſichtbar wird. Solche Stoffe ſind indeß ſelten;
herrlichſten aber iſt Waſhington. Darum, ſagen w
volksthümliche Behandlung eines ſolchen Gegenſtan
genug anzuerkennendes Verdienſt. Wenn wir ſeh
daß man z. B. in eine Geſchichtsbibliothek für da
Volk Werke wie Laurent's „Geſchichte Napoleon's“
ſo können wir Waſhington Irving für eine Arbeit w
gegenwärtig vorliegende nicht dankbar genug ſein.

Während der Geſchichtſchreiber eine der gr
Epochen der Weltgeſchichte, einen ihrer rieſenhaft
wickelungskämpfe und eine Reihe der erſchütterndſte
und gewaltigſten Charaktere vor unſern Blicken entro
deren Mittelpunkt ſeinen Helden, den großen St
Krieger und Geſetzgeber, Allen, die ihre Beſtimmu
ihm auf die Höhen der Menſchheit führt, als leuchte
bild hinſtellt, gibt er zu gleicher Zeit dem ſchlichte
dem einfachen Manne, welchem ſein Schickſal eine b
Lebensſphäre angewieſen hat, die beherzigenswerthe L
alle jene Großthaten ſeines Helden und der Ehrenplat
er ſich durch dieſelben in der Weltgeſchichte errungen h
lich die Reſultate ſeines tugendhaften Strebens un
rungenſchaften ſittlicher Anſtrengungen ſind, die v
ebenſo ſehr in ſeinem eigenen Bereiche liegen. Er
wie Waſhington auf die Lebensbühne tritt, ohne
gezeichneten Geiſtesanlagen ausgeſtattet oder vom Gl
gewöhnlicher Weiſe begünſtigt zu ſein; wie aber ſeine
lautern, ſittlichen Grundſätze ſich unwiderſtehlich Bah
und zur Geltung hindurchringen, und wie er nur dieſ
ſich in ſeinem eigenen Kreiſe zum Muſter zu nehme
um ebenfalls ſeine Lebensſtellung würdig auszufüllen
höhere zu erringen. Er bringt ihm die Ueberzeugung
Waſhington gethan hat, das vermagſt du ebenfalls
bloße Macht deines ſittlichen Willens! Sei fleißig u
diſch, ſei geduldig und ausdauernd, ſei wahrheitslie
redlich, ſei anſpruchslos und menſchenfreundlich, ſei
aufopferungsfähig und die Bahn zum höchſten Z
dir offen!

Der erſte Band enthält außer einem einleitende
über Waſhington's Geſchlecht, welches ſich urkundli
11. Jahrhundert und muthmäßlich bis auf die Eroberu
führen läßt, die Geſchichte des Helden bis zu ſeine
als Oberbefehlshaber bei dem Heere vor Boſton a
1775; umfaßt mithin ſeine Jugendgeſchichte, die dem
der Colonien vorausgehenden Ereigniſſe und die Erheb
bis zur Schlacht bei Bunkershill. Die Darſtellung z
durch eine geſunde hiſtoriſche Kritik und ſtrenge W
liebe aus; insbeſondere hat der Verfaſſer alle jene
Anekdoten, mit denen man die erſten Lebensjahre Wa
ausgeſchmückt hat, vollſtändig ausgemerzt. Nichtsde
genügen die von ihm beigebrachten hiſtoriſch beglaubi
vollkommen, um uns eine klare Einſicht in die Cha
wickelung des Helden zu gewähren. Wir wollen bei
nur auf zwei Punkte hinweiſen. An dem einen Ort
Verfaſſer hervor, wie der noch nicht vierzehnjährige
ein Moral- und Sittengeſetz verfaßt, das unter de
„Regeln zum Benehmen in Geſellſchaft und in der
tung“ noch vorhanden iſt. Es iſt ſehr genau und
und in einigen Punkten ſehr geſucht und förmlich, de
ſache nach aber von der Art, daß man einem junge
kein beſſeres Erziehungsbuch in die Hand geben könnt
vom Verfaſſer geſchickt hervorgehobene Thatſache, w
Leſer an das völlig übereinſtimmende Verfahren de
Franklin erinnert, wirft nicht nur ein helles Schlag
ſeinen ganzen Charakter, ſondern enthüllt uns auch die

: Geſchichte, welche damals Männer von dieſem
:e Zwecke erzog, Männer der abſtracten Grund-
'eit des Oceans ſozuſagen dem Zuge des katego-
ativ folgten, den zu gleicher Zeit der größte Den-
ls Ausgangspunkt einer neuen Moral aufzuſtellen
ar. Wie paſſend weiß derſelbe ferner den Kern-
uheben, durch welchen ſich Waſhington's Ueber-
yalſten Anhänger des Königthums zum Oberan-
neter Rebellen ſchlagend und einleuchtend moti-
von ihm und Maſon zuerſt verabredeten non-
sociation (für Virginien) erkennt der Leſer nicht
entſcheidendſten Maßregeln, wodurch die Kriſis
)ard, ſondern zu gleicher Zeit die ſittliche Recht-
großen politiſchen Grundſatzes vom paſſiven Wi-
: deſſen Durchführung für jeden moraliſch lautern
innere Zwieſpalt beim Bruche bisher anerkann-
hältniſſe und Pflichten ſich hebt und dem uner-
Entſchluſſe zum Kampf für neue Rechtsformen
Auf dieſe Art verfährt der Verfaſſer durch-
'rall finden wir den Zuſammenhang der einzelnen
ar und anſchaulich entwickelt und dabei zugleich
Grunde der Ereigniſſe waltenden ſittlichen Mächte
Dabei iſt das Ganze im Tone ſchlichter pragma-
llung gehalten. Oft will es uns ſogar dünken,
Verfaſſer einzelne Partien kräftiger hervorheben,
von Licht und Schatten anbringen und ſich einem
)athos hingeben können. Die Kämpfe um Fort
B. und die welthiſtoriſche, über die Herrſchaft des
und Romanismus in Nordamerika entſcheidende
Quebec zwiſchen zwei ſo romantiſchen Helden-
ie Wolfe und Montcalm hätten eine Darſtellung
)raſtiſcher Wirkung zugelaſſen. Doch wollen wir
dem Verfaſſer nicht rechten; beſſer dieſe einfache
ſige Schreibweiſe des gewiſſenhaften Hiſtorikers
)ende Zwitterform zwiſchen Geſchichte und hiſto-
an, welche ein Lamartine in unſern Tagen ge-

ar.n es ja bei einem Geſchichtſchreiber, der, ſeiner
ıbe getreu, nur den Stoff für die Form maßge-
t, nicht aber umgekehrt, kaum fehlen, daß mit
n Wichtigkeit und Großartigkeit des Gegenſtandes
ſtellung an Kraft, Glut und Schwung gewinne.
h im zweiten und dritten Bande des vorliegenden
ı urſprünglichen Plane zufolge ſollte daſſelbe mit
änden abgeſchloſſen ſein; es iſt aber Irving mit
)hie Waſhington's ähnlich ergangen, wie es einer
ıl unſerer zeitgenöſſiſchen Hiſtoriker, z. B. Thiers
Geſchichte des Conſulats und Kaiſerreichs" und
ıder Macaulay mit ſeiner „Geſchichte Englands"
ie es allem Anſchein nach unſerm Gervinus mit
:chte der neueſten Zeit" ergehen wird: der Stoff
lutor während der Behandlung mit Gewalt unter
an, er läßt ſich anfangs durch das Intereſſe des
ßen und ſieht ſich ſodann in die unangenehme
:rſetzt, entweder dem Leſer ein unverhältnißmäßig
an Zeit und Geld zuzumuthen, das nur Wenige
en, und dadurch die Verbreitung und Wirkſam-
chs zu beeinträchtigen oder aber gegen den Schluß
allzu ſehr zu eilen und auf dieſe Weiſe die Pro-
einzelnen Theile und die Harmonie des Ganzen
s wäre über dieſen nicht blos in äſthetiſcher Be-
ſt wichtigen Punkt gar viel zu ſagen; wir können
:ſigen Bemerkungen jedoch inſofern füglich auf eine
enheit verſparen, als Irving ſich zwar einerſeits
wenn auch in geringerm Grade, ebenfalls hat zu-
nen laſſen und dadurch, wie die Behandlung der
Jahre 1778 und 1779 in Vergleich zu den der
gehenden Jahre lehrt, zu dem letztern der vorhin
Auskunftsmittel gezwungen worden iſt, andererſeits aber das infolge dieſes Umſtandes eingetretene geringe Misverhältniß ſich durch das außerordentliche Intereſſe des namentlich unſern deutſchen Leſern anderswoher kaum zugänglichen Detail ausgleicht und überdies mit Beſtimmtheit zu erwarten ſteht, daß das Werk mit zwei weitern Bänden zu vollſtändigem Abſchluſſe gedeihen werde.

Der zweite und dritte Band tragen ein weſentlich anderes Gepräge als der erſte. Waſhington iſt hier nicht mehr der werdende, er iſt der vollkommen fertige, in ſich ſelbſt beruhende, plaſtiſch abgerundete Charakter, der ſeinen innern Gehalt unter den ihn umgebenden ſchwierigen, ſeine ganze Energie herausfodernden Bedingungen zur äußern Erſcheinung bringt. Auch der Schauplatz, auf dem er auftritt, iſt jetzt erſt ein welthiſtoriſcher geworden, und er ſelbſt ſteht von Anfang bis zu Ende auf der Mitte dieſes Schauplatzes und beherrſcht denſelben, bewußt, ſicher, feſt, unbedingt, ausſchließlich. So verſteht es ſich von ſelbſt, daß die Geſchichte ſeines Lebens von 1775—82 zugleich die Geſchichte des ganzen Unabhängigkeitskriegs iſt und dieſem ſein eigentliches ſittliches Gepräge aufdrückt. Ein unſchätzbarer Vortheil für ſeinen Biographen, der alle großen und entſcheidenden Thatſachen jener Zeitepoche auf dem bezeichneten Schauplatze ſeinem Helden als unmittelbares oder mittelbares Eigenthum vindiciren darf. Und ein nicht minder großer Vortheil für die Nation, welche ſich in jenem Kampfe ihre Unabhängigkeit errang! Wenn wir auch nicht gerade, wie die meiſten Hiſtoriker, apodiktiſch behaupten wollen, daß Amerika ohne Waſhington unterlegen ſein würde, ſo ſteht doch unzweifelhaft feſt, daß der amerikaniſche Revolutionskrieg ohne ihn kein ſo glänzendes Blatt in den Annalen der Menſchheit ausfüllen würde wie jetzt. Das hat Irving ſeinen Landsleuten in dem vorliegenden Werke ſonnenklar bewieſen und damit ihrem bornirten Nationalſtolze, der alles Errungene ſeiner eigenen Fähigkeit und Tugend zuſchreibt und auf andere Völker, denen das Glück und äußere Umſtände minder günſtig geweſen ſind, mit Verachtung herabſieht, eine heilſame Zurechtweiſung ertheilt. Iſt irgendein weltgeſchichtliches Ereigniß geeignet die Völker jenes Phariſäerſtolzes zu entwöhnen, mit dem z. B. die Engländer, die freilich neuerdings eine praktiſche Lection in der Tugend der Beſcheidenheit erhalten haben, hintreten und ſagen: „Wir danken dir, Gott, daß wir nicht ſind wie dieſe Deutſchen oder Italiener!" und ihnen Achtung vor höhern weltgeſchichtlichen Mächten als ihre eigene armſelige Fähigkeit und Tugend beizubringen; iſt irgendein welthiſtoriſches Ereigniß dazu geſchaffen die Hoffärtigen zu beugen und den Unglücklichen und im endlos ſcheinenden Kampfe mit der Tücke des Schickſals Selbſtachtung und Selbſtvertrauen wiederzugeben, das ſich gleich entfernt hält von thörichter Ueberſchätzung ſeiner Kräfte wie von ſtumpfer Reſignation; iſt irgendein welthiſtoriſches Ereigniß dazu gemacht, Völkern und Individuen das Urtheil der Mitwelt gründlich verachten zu lehren und ſie lediglich auf die ewig wahren ſittlichen Anfoderungen ihres eigenen Gewiſſens als den ausſchließlichen Maßſtab für die Beurtheilung ihrer Handlungen hinzuweiſen: ſo iſt dieſes Ereigniß der nordamerikaniſche Unabhängigkeitskrieg. Und das große Verdienſt Irving's iſt es, dieſe Wahrheit mit ſeltener Ueberzeugungskraft anſchaulich gemacht zu haben. Man leſe nur, was er von dieſem Mangel an Aufopferungsfähigkeit neben einzelnen begeiſterten Impulſen, von dieſer Feigheit der Maſſe neben einzelnen Kundgebungen des Heroismus, von dieſen Parteiintriguen innerhalb und außerhalb des Congreſſes, von der allmäligen Entartung dieſer vordem ſo achtunggebietenden Körperſchaft, von dieſen Provinzialeiferſüchteleien u. ſ. w. berichtet, und man wird ſicher den Eindruck mit hinwegnehmen, daß Amerika ſeine Befreiung durchaus nicht ſeiner eigenen Tugend, ſondern dem Walten höherer geſchichtlicher Mächte zu verdanken hatte, welche es fügten, daß an der Spitze des engliſchen Cabinets Miniſter wie North und Germaine und an der Spitze der engliſchen Heere Feldherrn wie Gage, Howe und Burgoyne ſtanden, ihm ſelbſt aber in der Perſon

Waſhington's einen Heerführer erweckten, deſſen Seelengröße, Mäßigung und Ausdauer allein das begonnene Werk hinauszuführen im Stande waren.

Und ein ſeltener Mann muß er allerdings geweſen ſein, dieſer Rebellengeneral, vor dem ein Autokrat wie Kaiſer Nikolaus ſeine Bewunderung ausgeſprochen und der vor den Augen eines Hiſtorikers wie Leo Gnade gefunden hat! Dies iſt ein zweiter großer Vortheil für ſeinen Biographen, dem die Klippe, an der ſo viele andere Biographen ſcheitern, nicht gefährlich werden kann. Waſhington's Charakter, insbeſondere ſein öffentlicher, der faſt ausſchließlich in Frage kommt, bietet kaum eine Schattenſeite. Vor der nicht minder naheliegenden Verſuchung aber, ſeine Lichtſeiten als blitzende Glanzſeiten und ſeine kernhafte, durch eigene Anſtrengung errungene Tüchtigkeit als Genialität darzuſtellen, hat den Verfaſſer einerſeits ſein ruhig prüfender, jeder Ueberſchwänglichkeit des Urtheils abholder Sinn und andererſeits die gewiſſenhafte Treue bewahrt, womit er die Erzählung ſich am Faden der bewährteſten geſchichtlichen Documente in objectivſter Weiſe entwickeln läßt. Ueber einzelne Fragen, z. B. darüber, ob Waſhington überhaupt ein großer Feldherr geweſen und ob dieſer oder jener Vortheil, den er errungen, wirklich ein Reſultat ſeiner „fabianiſchen Strategie" geweſen ſei, ließe ſich allenfalls rechten; daß aber die ganze Situation wirklich das von ihm mit ſo feſter Conſequenz und ſo ſtaunenswerther Selbſtverleugnung durchgeführte Syſtem erheiſcht habe, wird heutzutage, wo das Defenſivſyſtem in der Kriegswiſſenſchaft eine ſo vorwiegende Geltung wiedergewonnen hat, kaum noch bezweifelt werden. Waſhington iſt eben durch und durch Herr und Repräſentant der Situation, und was uns in dieſer ſo gewaltig erſchüttert und ſo heilſam belehrt, das ſpiegelt ſich in ſeinem Charakter und ſeiner Handlungsweiſe bis in die einzelſten Züge ſcharf und deutlich ab. Darin, daß uns Irving dieſen Zuſammenhang überall klar herausfühlen läßt, liegt hauptſächlich das Ergreifende ſeiner Darſtellung. Mit welch tiefem, erſchütterndem Ernſte ſchildert er uns jene nur zu häufig wiederkehrenden Kriſen, bei denen es ſich um nichts Geringeres handelte als darum, ob Waſhington in den Augen der Mitwelt und vielleicht ſelbſt der Nachwelt nur als ein großer Verbrecher oder im günſtigſten Falle als ein unfähiger, feiger und charakterloſer, durch den Erfolg hinlänglich gerichteter Empörer gegen Geſetz und Ordnung, oder aber als einer der größten und edelſten Männer, welche die Geſchichte aufzuweiſen hat, und als ein Wohlthäter der Menſchheit daſtehen ſollte! Und wie bezeichnend iſt nicht, um nur noch einen Zug hervorzuheben, jene eiſerne Feſtigkeit, womit dieſer ſo milde, ſo ruhige, ſo maßvolle, mit ſolcher Achtung und Pietät gegen das Hergebrachte und Beſtehende erfüllte, jedem ehrgeizigen Streben fremde und für die ſtillen Berufsarbeiten und Genüſſe des ländlichen und häuslichen Lebens ſo empfängliche Charakter jeden Vorſchlag zu einem Compromiß mit dem Mutterlande, nachdem daſſelbe einmal durch ſeine Ungerechtigkeit die Verbindung mit den Pflanzſtaaten zerriſſen hatte, unbedingt zurückweiſt und ſich für den äußerſten Fall bereiterklärt, ſich mit dem letzten Reſte ſeiner Getreuen, Schritt für Schritt kämpfend, über die Blauen Berge zurückzuziehen und dort den Krieg nach Indianerart fortzuſetzen! Hier iſt eine Studie für den Staatsmann! Und nicht blos für den Staatsmann, ſondern für den Menſchen überhaupt in jeder ſittlichen Lebensſphäre; denn die hier obwaltenden Verhältniſſe und Motive treten überall in ihrer allgemeinmenſchlichen Geltung zutage und zwar um ſo deutlicher, je mehr der Biograph es ſich angelegen ſein läßt, uns ſeinen Helden in der untrennbaren Totalität ſeiner Erſcheinung, nicht blos als Feldherrn oder Politiker, ſondern auch als Ehegatten, Hausvater, Bruder und Freund vorzuführen.

Mit der Großartigkeit des Stoffs gewinnt auch die Darſtellung an Lebhaftigkeit und Schwung. Zwar kennzeichnet ſich dieſelbe noch immer durch edle Einfachheit; aber wenn auch die gewiſſenhafte Treue, womit ſich der Verfaſſer überall möglichſt genau an ſeine Quellen anſchließt, eine gewiſſe Lockerheit der Fügung zur Folge hat und der Schilderung hier und da ſogar ein moſaikartiges Ausſehen verleiht, ſo kommt nichtsdeſtoweniger der Inhalt zu ſeinem vollen Rechte und jene bereits oben angeführte epiſche Geſtaltungskraft des Verfaſſers tritt in dem zweiten und dritten Bande auf das glänzendſte hervor. Und allerdings iſt kaum ein zweites Ereigniß in der ganzen neuern Geſchichte ſo reich an epiſchen Momenten wie der nordamerikaniſche Unabhängigkeitskrieg. Wo fände ſich ein ähnlicher Schauplatz wie dieſe Geſtade des Delaware, des Hudſon und des St.-Lorenzſtroms mit ihren Zuflüſſen, dieſe Hochlande mit ihren Seen, ihren Wäldern und Einöden, die Meeresufer, Buchten, Inſeln und Hafenſtädte? Wo eine Bevölkerung wie dieſe Abkömmlinge der Pilgerväter von Maſſachuſetts und der Cavaliere von Virginien, der Niederländer [illegible] Neuyork und Neujerſey und der Franzoſen von Canada? [illegible] trüge die große Maſſe der Kämpfenden ein ſo originelles [illegible]präge wie dieſe neuengländiſchen Yeomen in den Reihen [illegible] Continentalheers und der Landwehr, dieſe Pflanzerſöhne [illegible] dem Süden, dieſe Green-Mountain-Boys aus Vermont, [illegible] Hinterwäldler Morgan's und hinwiederum dieſe engliſchen [illegible]röcke mit ihren erkauften heſſiſchen und braunſchweigiſchen [illegible]desgenoſſen, dieſe loyaliſtiſchen Flüchtlinge und dieſe grauſamen Indianer? Und welche Charaktere! Der excentriſche Lee, [illegible] intriguante Gates, der biedere Greene, der originelle alte [illegible] Putnam, der wackere George Clinton, der geniale jugen[illegible] Hamilton, der abenteuerliche kühne Arnold (wol der intereſ[illegible]teſte von Allen), der ſtürmiſche Wayne (der tolle Anthony [illegible] und wie die Sterne zweiter und dritter Größe alle heißen [illegible]gen, und an ihrer Seite die Lafayette, die Kalb, die [illegible] die Koſciuſzko, die Pulawſki, und ihnen gegenüber die [illegible] die Howe, die Carleton, die Clinton, die Burgoyne u. ſ. [illegible] die humoriſtiſchen und grotesken Geſtalten eines Ethan [illegible] eines Wilkinſon, eines Rahl und Anderer: alle dieſe, [illegible] Bild ſich dem Gedächtniß des Leſers unauslöſchlich [illegible] ſind die handelnden Perſonen in den Hauptpartien [illegible] ſoden des großen Epos, deren Auffaſſung und Behandlung [illegible] Einzelnen wie im Ganzen von der künſtleriſchen Begabung [illegible] Verfaſſers Zeugniß ablegt. Wir müſſen uns begnügen, [illegible] die Hauptereigniſſe zu erwähnen, welche den Zeitraum von [illegible] 1775 bis Ende 1779 ausfüllen. Der zweite Band [illegible] die Belagerung und Einnahme von Boſton durch die [illegible]kaner; den Zug Montgomery's und Arnold's gegen [illegible] und die fruchtloſe Belagerung dieſer Stadt; die [illegible] Neuyorks durch die Engländer, die Schlacht auf Long-[illegible] und die Räumung der Stadt durch die Amerikaner; die [illegible] um das Lager bei White-Plains und die Erſtürmung [illegible] Waſhington durch die Engländer; den unheilvollen [illegible] Waſhington's durch die Jerſeys bis über den Delaware; [illegible] Rückkehr über dieſen Fluß, den Ueberfall der Heſſen in [illegible] und ſeine glücklichen Operationen von dem [illegible] Morristown aus. Der dritte Band ſchildert: den [illegible] Briten von Canada, die Räumung von Ticonderoga, [illegible] Burgoyne's bis an den Hudſon und die Capitulation [illegible] Heers in Saratoga; die Landung Howe's in [illegible] die Schlacht am Brandywine, die Einnahme [illegible] durch die Engländer, die Schlacht bei Germantown, [illegible]zug der Amerikaner in das traurige Lager zu [illegible] die Zurüſtungen zu dem neuen Feldzuge, die Räumung [illegible]ladelphias durch die Engländer nach dem Uebergange [illegible]befehls an Sir Henry Clinton, deſſen Rückzug durch [illegible]ſeys nach Neuyork, die Maßregeln Waſhington's [illegible] Lager in Peekſkill aus und den verfehlten Angriff [illegible]einigten Amerikaner und Franzoſen auf Rhode-Island. [illegible] dieſer kurzen Inhaltsanzeige müſſen wir uns begnügen; [illegible] die intereſſanten Détails auch nur beiſpielsweiſe [illegible] müſſen wir uns leider verſagen.

Der Verfaſſer hat alle vorhandenen Quellen, darunter [illegible] uns wenig oder gar nicht bekannte Memoiren und Biogr[illegible]

nehmern und Zeitgenoſſen der Revolution, auch viele
luellenſchriften, z. B. die jetzt faſt verſchollenen, höchſt
:en Denkwürdigkeiten der Baroneſſe von Riedeſel
nweſenheit mit ihrer Familie im Lager Burgoyne's
ider als die Schickſale ihrer Gefährtin, der Lady
Auckland, der Schilderung des Feldzugs im Norden
hſt romantiſchen Anſtrich verleihen) und handſchrift-
ebücher heſſiſcher und braunſchweigiſcher Offiziere und
iere, auf das gewiſſenhafteſte benutzt. Die Grund-
Werks bildet Waſhington's Briefwechſel, wie er ſich
n in der bekannten Ausgabe von Jared Sparks, deren
ntliche Genauigkeit und Zuverläſſigkeit Irving rüh-
:ugt, ſondern auch handſchriftlich in den amerikaniſchen
hiven vorfindet. Seine Urtheile zeichnen ſich durch
ibefangenheit, Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe aus;
: nimmt ſogar hin und wieder den Charakter ritter-
ßmuth oder Galanterie an, die uns bei Leuten wie
: nicht einmal am rechten Orte zu ſein ſcheint. Ob
und da eine etwas zu große Vorliebe für alte neu-
milien, insbeſondere die Schuyler'ſche, hindurchblickt,
en wir an dieſem Orte füglich unerörtert laſſen.

72.

---

iefe eines philoſophiſchen Dilettanten.

en der Vernunft in Briefen an denkende Leſer.
. P. Mit fünf Steintafeln. Karlsruhe, Bielefeld.
Gr. 8. 2 Thlr.

Briefform geſtattet manche Freiheiten. Sie erlaubt
ſchriftſteller, ſich gewiſſermaßen vertraulich und per-
den Leſer zu wenden, ihm die Sache ſo vorzutragen
iflich zu machen, wie man es im mündlichen leben-
trage thun würde. Dieſem Umſtande iſt es wol auch
ven, daß in der neueſten Zeit für Populariſirung wiſ-
her Gegenſtände ſo häufig die Briefform gewählt
t. Aber es heißt die Briefform offenbar misbrauchen,
1, wie der Verfaſſer der vorliegenden Schrift thut,
nblicke von ſeinem Gegenſtande abſchweift und nicht
e Gehöriges einmiſcht. Dadurch wird die Aufmerk-
es Leſers zerſtreut, ſtatt daß ſie gerade auf das Thema,
man ſpricht, concentrirt werden ſollte. Von abſtract-
ſchen Fragen, wie vom Verhältniß des Idealen und
u ſocialen und politiſchen Tagesfragen, wie Commu-
Napoleonismus, Orientaliſche Frage u. ſ. w., überzu-
blos um dem Leſer die Ermüdung durch abſtracte
eme zu erſparen, das iſt doch etwas zu ſtark. Wollte
Verfaſſer kein Syſtem ſchreiben, ſo hätte er doch be-
len, daß der Titel „Forſchungen der Vernunft" etwas
eres erwarten läßt, als Plaudereien über dies und
achdem es den Verfaſſer gerade intereſſirt. In Brie-
wiſſenſchaftliche Gegenſtände iſt ſo gut eine Methode
hten, wie in den Paragraphen eines Compendiums.
lnen Briefe müſſen, wenn auch nicht im trockenen
henſtil geſchrieben, doch der Sache nach Paragraphen
ızen, Zuſammenhängenden ſein. Um den Leſer nicht
:n, braucht man ihn wahrlich nicht alle Augenblicke
gehörige Unterbrechungen zu zerſtreuen, braucht z. B.
der Verfaſſer thut, von Metaphyſik auf Muſik über-
nd ſeine äſthetiſchen Anſichten über dieſelbe auszukra-
dern man braucht nur das abſtract Allgemeine aus
reten, Anſchaulichen zu entwickeln, die Vernunftfor-
auf Thatſachen zu begründen und die Gedanken, die
utragen hat, organiſch zu gliedern, Mannichfaltig-
r Einheit aufzuweiſen. In dieſer Hinſicht läßt aber
t des Verfaſſers ſehr viel zu wünſchen übrig.
achlicher Beziehung kann ſie mehr befriedigen als in
Der Verfaſſer zeigt ſich in vielen Punkten als einen
loſen Denker, d. h. als Selbſtdenker. Er nimmt
rücklich für ſich das Recht des Selbſtdenkers in An-
ſpruch, „überall freimüthig und beſcheiden der Wahrheit zu dienen, vorzüglich auch dem Zunftzwange in dem Reiche der Gedanken entgegenzutreten". Der denkende Menſch, verlangt er, ſoll ſich nicht gleichſam zu einem „perſonificirten abſoluten Compendium", nicht zum „Sklaven von Dingen und Sachen" machen, ſondern die Ergebniſſe des Wiſſens lebendig erringen, und in dieſem Sinne macht er auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht das „non me rebus submittere" zum Wahlſpruch, obwol eigentlich das „mihi res, non me rebus submittere" mehr ein praktiſch als theoretiſch gültiges Motto iſt, da wir praktiſch die Dinge nach den Ideen geſtalten, theoretiſch aber umgekehrt unſere Ideen nach der objectiven Beſchaffenheit der Dinge bilden ſollen.

Der Verfaſſer hat in vielen Dingen ein geſundes unbefangenes Urtheil, ſpricht aber viel zu ſehr im dogmatiſchen Tone, als daß er überall überzeugen könnte. Seine Abſicht iſt, den einſeitigen Zeitrichtungen gegenüberzutreten, dem ultramontanen Köhlerglauben ebenſo ſehr wie dem naturaliſtiſchen Unglauben. Er ſpricht ebenſo ſehr gegen jene ſich breitmachende unphiloſophiſche und beſchränkte Richtung in der Wiſſenſchaft, „über die Berechtigung der Naturkräfte in letzter Inſtanz zu entſcheiden, indem ſie Alles, was nicht in ihre Natur paſſen will, und was ſie nicht mit Händen greifen kann, für Träumereien, wunderliche Meinungen und Aberglauben erklärt", als er andererſeits auch jener verdummenden und verfinſternden Richtung entgegentritt, welche die Vernunft nicht zu ihrem Rechte kommen läßt. Auf der einen Seite wie auf der andern ſieht er Negationen, denen noch die wahre Poſition entgegenzuſetzen ſei. Unſere Zeit, ſagt er, bedarf „dieſer beiden Stützen vor allem; auf der einen Seite den Troſt und die Hoffnung in einem vernünftigen, dem Zeitalter angemeſſenen religiöſen Glauben, und auf der andern Seite die Beruhigung in einer geiſtigen Anſchauung der Natur als der erſten Quelle unſers eigenen Daſeins, ſowie aller höhern Offenbarungen. Wenn man aber Dasjenige, was der einfache Menſch ſo gern glauben möchte, auf das vernunftwidrigſte verunſtaltet, ſo wird damit nothwendig jede Glaubensbedingung zerſtört und damit auch der Glaube an Dasjenige, was von uns ſelbſt ausgehen muß, nämlich der Glaube an eine moraliſche Freiheit, denn dieſe iſt nur möglich, ſofern wir daran glauben. Und wenn dann eine Naturanſchauung, wie ſie heutzutage in unſerer naturwiſſenſchaftlichen Literatur immer mehr Boden gewinnt, uns nur noch als phyſiologiſche Automaten will gelten laſſen, ſo dürften die weitern Folgerungen unſchwer zu entnehmen ſein."

Der Verfaſſer macht gegen den „Cynismus der entgeiſteten Natur", der den Gedanken als Auswurfſtoff betrachtet und ihn durch „Theïn" oder „Caffeïn" erzeugen zu können meint, eine ideale Weltanſchauung geltend. „Wie ſehr", ſagt er, „die erſten philoſophiſchen Grundſätze abhandengekommen zu ſein ſcheinen, muß ſchon daraus erhellen, daß nur der Gedanke möglich iſt, ein Ideales aus einem Realen als hervorgegangen, als von ihm erzeugt deshalb anzunehmen, weil das erſtere an das letztere in der Erſcheinung gebunden iſt. Ein Ideales, d. i. ein Geiſtiges, müßte doch wol als ſeiend vorausgeſetzt werden, ehe es in der Geſtalt von irgendwelchen Gedanken, durch reale Wirkungen des Nervenſyſtems und des Gehirns vermittelt, erſcheinen könnte." „Bei folgerichtigem Denken müſſen wir jedenfalls erkennen, daß alles Reale oder Stoffliche, wenn es auch nicht erſt aus unſerm Idealen hervorgeht, doch nur von einem abſolut Idealen ſeinen Urſprung erhalten und daher doch nur die Schale oder äußerliche Hülle unſers Idealen darſtellen könne." In dem „Abſoluten, aus dem wir entfloſſen", erkennt der Verfaſſer „die höchſte geiſtige und ſelbſtbewußte Urquelle alles Daſeins". Seine metaphyſiſche Weltanſchauung iſt eine Art von idealem Pantheismus, denn Gott iſt ihm der „erhabene Weltgeiſt, der ſich ſelbſt und des aus ihm von Ewigkeit entfloſſenen und bis in Ewigkeit entfließenden Univerſums immer als in der Gegenwart bewußt iſt".

„Von unſerm heutigen philoſophiſchen Standpunkt ausgehend, können wir Gott nur in uns ſelbſt und in der vor unſerm geiſtigen Auge liegenden unendlichen Welt zu erkennen beſtrebt ſein. Das nothwendig als unendlich zu denkende Univerſum, von dem daher auch nur ein unendlich kleiner Theil als Gebiet des Immanenten unſerer Anſchauung vorliegen kann, müſſen wir uns auch nothwendig als den unendlich fortlebenden Ausfluß des Weltgeiſtes denken, und wenn es erlaubt iſt, das Unendliche mit unſern endlichen Gedanken vergleichen zu wollen, ſo dürfen wir auch das ganze intelligibele aber unendliche Univerſum mit dem ſchwachen menſchlichen Ausdruck: das Gedankenreich Gottes bezeichnen.“ Da das Abſolute, der erhabene Weltgeiſt, keinen Anfang hat, ſo verſteht es ſich nach dem Verfaſſer von ſelbſt, „daß die Vorſtellung von einer Erſchaffung der Welt oder des Univerſums als ſehr unpaſſend und kleinlich, ja als unwürdig erſcheinen müßte, oder man müßte annehmen, daß der erhabene Weltgeiſt vor Erſchaffung der Welt geſchlafen hätte oder gedankenlos geweſen wäre, wie dies bei uns kleinen Geiſtern wol öfters der Fall iſt“. Nur „die einzelnen Beſtandtheile des Univerſums, die ganzen Weltſyſteme, Sonnenſyſteme und die einzelnen Weltkörper, ſowie Alles, was ſich innerhalb derſelben befindet, iſt unſtreitig der Wandelbarkeit, den vom Weltgeiſte gedachten Geſetzen der Bewegung und des ewigen Lebens unterworfen.“

Obgleich der Verfaſſer uns Menſchen mit unſerm ſelbſtbewußten und denkenden Geiſte für „unendlich kleine Ausflüſſe“ des unendlich großen Weltgeiſtes betrachtet, ſo wäre es, meint er, doch „eine ebenſo kleinliche als unrichtige Folgerung, wenn wir uns darum als vorherbeſtimmte — als beſeligte oder verdammte — Weſen betrachten wollten, gleich Automaten, die nur verrichten könnten, was in ſie hineingelegt wurde. Wäre es wol eine würdige Vorſtellung vom Weltgeiſt, daß er ſich gleichſam zum Spielzeug eine Welt von Automaten gedacht hätte?

Dieſe metaphyſiſche Partie des Buchs iſt die ſchwächſte. Die in dogmatiſchem Tone über Gott und Welt ausgeſprochenen Sätze des Verfaſſers entbehren aller wiſſenſchaftlichen Begründung. Sie ſind nicht entſchieden pantheiſtiſch; denn im entſchiedenen Pantheismus, wie im Spinoziſtiſchen, hat die menſchliche Freiheit keinen Raum; ſie ſind auch nicht theiſtiſch, denn der Verfaſſer leugnet die Schöpfung der Welt. Seine Metaphyſik iſt ein unklares, confuſes Gemiſch von Theismus und Pantheismus, wie man es jetzt bei einer gewiſſen Claſſe von Philoſophen an der Tagesordnung findet.

Zufriedenſtellender als des Verfaſſers metaphyſiſche Sätze ſind ſeine Betrachtungen über praktiſche Dinge, namentlich über Verhältniſſe des bürgerlichen und geſelligen Lebens. So ſagt er z. B. im vierten Brief: „Anfänglich erſchien mir die große Mehrheit der Menſchen in zwei Hauptclaſſen zu zerfallen, wovon die bei weitem kleinere nur darauf bedacht ſchien, ſich die Zeit ſo gut oder ſchlecht als möglich zu vertreiben, während die andere viel zahlreichere dazu beſtimmt ſchien, ihr Leben mehr oder weniger in Arbeit, Sorge, Kummer und Elend hinzubringen. Nach näherer Bettachtung mußte ich jedoch wahrnehmen, daß dieſe beiden Claſſen nicht ſo ſcharf geſchieden, ſondern daß für die große Mehrheit derſelben die obenbezeichneten anſcheinenden Beſtimmungen faſt gleichmäßig vertheilt waren, d. h. daß bei der erſten Claſſe Sorgen, Kummer und Elend ebenſo wenig fehlten, als bei der zweiten der Trieb zum Müßiggang und zur Genußſucht, obgleich ſich beide in ſehr verſchiedener Weiſe darſtellten. Denn was oft das Glück vieler Familien auf der einen Seite hätte begründen können, diente oft gerade zur Lebensüberſättigung und dadurch zum Elend auf der andern. Und umgekehrt würde vielleicht ein zeitweiliger Mangel und die Nothwendigkeit zur Anſtrengung der eigenen moraliſchen und phyſiſchen Kräfte den Lebensüberdruß eines überſättigten Müßiggangs geheilt haben.“ Der Verfaſſer iſt nach vielen Erfahrungen und in Erwägung der verſchiedenen Bedürfniſſe in dem Zuſammenleben, ſowie der verſchiedenen

Anlagen und Neigungen der Individuen zu dem E
kommen, daß die menſchliche und bürgerliche Geſel
dadurch beſtehen können, daß der bei weitem größere
ſelben „ſein tägliches Brot im Schweiße ſeines Ang
verdienen müſſe“, während es dem andern kleinern
liegen ſollte, die ihm zugebote ſtehenden Mittel und
wol zur möglichſten Verbeſſerung der allgemeinen Zu
auch zur Erweiterung der eigenen Intelligenz zu
Dem erſtern Ausſpruch, meint der Verfaſſer, dürft
ſeiner Härte benommen werden, wenn der andere T
füllung ginge. Denn es ſcheint ihm keinem Zwei
worfen, daß unter gehöriger vernunftmäßiger Au
und Verbeſſerung der allgemeinen Zuſtände vielleicht
fache Anzahl von Menſchen auf dieſer Erde Platz fi
ten, um bei mäßiger Arbeit Jeder in ſeinen Verhält
gutem Willen zufrieden nebeneinanderzuleben. Se
nach dem Verfaſſer das Geſetz der Welt, die von
dictirte Nothwendigkeit treffend und wahr in den V
geſprochen:

Doch weil, was ein Profeſſor ſpricht
Nicht gleich zu Allen dringet,
So übt Natur die Mutterpflicht,
Sie ſorgt, daß nie die Kette bricht
Und daß der Reif nicht ſpringet.

Einſtweilen, bis den Bau der Welt
Philoſophie zuſammenhält,
Erhält ſie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

„Was wäre wol“, fügt der Verfaſſer hinzu, „
ſchengeſchlecht ohne den Hunger und ohne Liebe, vor
daß wir noch nicht vollkommen geiſtige Weſen wären

Was die dem bemittelten Theile der bürgerliche
vom Verfaſſer zugedachte Aufgabe betrifft, ſo widerle
Einwand, daß vom Staate und von der Kirche hinlä
Volksbildung und für Verbeſſerung allgemeiner Zu
ſorgt ſei. Der Staat könne nicht Alles thun, daher
Beiſpiel, die Anleitung und Unterſtützung der reichen
bildeten Claſſen immer thätig miteinwirken und dad
ihren Einfluß bei den arbeitenden Claſſen immer me
gen, damit dieſe nicht in unruhigen Zeiten das Opfer
Haufens werden. Die kirchlichen Einrichtungen betre
könnte in manchen Ländern von den Einkünften de
und der Klöſter das Proletariat des ganzen Landes
tet und zu nützlichen Bürgern herangezogen werden,
ſie jetzt oft nur dazu beſtimmt ſcheinen, um die Men
dümmer und träger zu machen. Ja ſelbſt in dem p
ſchen England bleibt in dieſer Hinſicht Vieles zu
übrig.“

Sehr vernünftig urtheilt der Verfaſſer über S
und Communismus. „Es war“, ſagt er, „nur
Philanthropismus, welcher, in wilder Ehe mit der
und ſpäter mit böſen Leidenſchaften, den ſogenannten
mus und Communismus gezeugt hat.“ Den Grun
dieſer zu Syſtemen ausgebildeten Thorheiten könnte
ausdrücken, „daß die menſchliche Geſellſchaft nicht ein
Landſchaft oder einem wohlangebauten Garten verglei
ſolle, wo die verſchiedenſten Pflanzen und Bäume,
und Gräſer nebeneinander gedeihen, ſondern daß
Fruchtfelde oder Walde gleichen müſſe, wo nur Gem
einerlei Beſchaffenheit und Höhe geduldet werden dürf
Gleichheit, die der Communismus fodert, „könne eige
in dem Tode repräſentirt ſein“. Die Productionen de
lichen Geiſtes, wenn die Vernunft nicht den Vorſitz
hauptet, „gleichen nicht ſelten dem Gange eines Be
der, anſtatt einer geraden Richtung zu folgen, ſtets
Aeußerſten nach dem andern taumelt und ſich zu beide
beſchädigt“. Mit der dem Socialismus zugrunde
Idee verhalte es ſich wie mit manchen Arzneien: „in

nur in beſondern einzelnen Fällen angewendet kön-
ohlthätig wirken, während ſie im Allgemeinen oder
rauchţ als narkotiſche Gifte lähmende oder zerſtörende
ben müſſen." Abgeſehen von einzelnen induſtriellen
en dürfe die ſocialiſtiſche Idee keine weitere Ausdeh-
lten, „denn es iſt gerade die Idee der Perſönlichkeit
ſtändigkeit, welche in Beziehung auf alles Menſchliche,
hum, Beſitz, Fleiß und Nacheiferung allein im Stande
iges äußerliches und innerliches Leben in der menſch-
ellſchaft zu erhalten. Ohne dieſes niemals raſten
erment würde in der Geſellſchaft die langſame oder
rung, d. h. die Verweſung unfehlbar eintreten."
wir den metaphyſiſchen Erörterungen des Verfaſſers
erlichen Werth beilegen konnten, ſo auch ſeinen pſy-
n nicht. Er ſchreibt dem Gemüth, welches ihm „die
rſte Aeußerung unſers Seelenlebens iſt", vier Functio-
) innerliche Beweglichkeit zum Wollen, 2) innerliche
keit des Wollens, 3) äußere Beweglichkeit des Wol-
l) äußere Beharrlichkeit des Wollens, die man auch
rzen Ausdrücken: Beweglichkeit, Behaglichkeit, That-
eharrlichkeit bezeichnen konne. Dieſe vier Functionen
vier Temperamente, das ſanguiniſche, das phlegma-
choleriſche (der Verfaſſer ſchreibt koleriſch) und me-
entſprechen, und dieſen vier Grundſtimmungen des
ſollen folgende vier Functionen des Begehrungsver-
rallel gehen: 1) Luſt, 2) Beſitz, 3) Macht und An-
4) Erkenntniß. Innerhalb dieſer Richtungen liegen
Verfaſſer alle möglichen und denkbaren Antriebe, ob-
nicht rein, ſondern nur gemiſcht vorkommen. Auch
ſche Empfindungsvermögen werde durch ſie modificirt,
unter dem moraliſchen Empfindungsvermögen das
alles Entſprechenden und Widerſprechenden, alles
lichen Natur Angemeſſenen und Nichtangemeſſenen
auch das Recht und Unrecht zu verſtehen haben.
llem dem iſt wol Wahrheit, aber es fehlt Schärfe
ſsbeſtimmungen. Der Verfaſſer macht den Eindruck
ſophiſchen Dilettanten, der zwar, frei vom „Zunft-
anches Schöne und Wahre trifft, von deſſen Mei-
er, eben weil ſie nur Meinungen ſind, Das gilt,
im ſechsten Buch der „Republik" überhaupt von
ngen im Gegenſatze zur Wiſſenſchaft ſagt, daß „die
r ihnen blind ſind". Plato vergleicht die Meinen-
Blinden, die einen Weg richtig gehen". In der
t kommt es jedoch nicht blos darauf an, das Rich-
ngs zu treffen, ſondern man muß es auch als das
iſſen und beweiſen. Es genügt nicht die Reſultate
ungen hinzuſtellen, ſondern man muß auch nachwei-
an zu ihnen gekommen iſt. Nur das Was im Ver-
em Wie macht die wiſſenſchaftliche Erkenntniß aus.
er an dem Wie, an der Methode beim Verfaſſer
lt, ſo hätte er ſein Buch richtiger „Meinungen der
als „Forſchungen der Vernunft" betitelt.
em Werke beigegebenen Tafeln enthalten die bild-
amenſtellung der metaphyſiſchen und pſychologiſchen
iffe und Eintheilungen des Verfaſſers.

Julius Frauenſtädt.

Juſtus Möſer.

ſer. Geſchildert von F. Kreyßig. Mit einer Ab-
von Möſer's Denkmal zu Osnabrück. Berlin, Ni-
857. 8. 25 Ngr.

wird dem Verfaſſer vorliegender Schrift dankbar ſein
enn er es unternahm, dem deutſchen Volk das per-
d literariſche Bild eines Mannes vor Augen zu brin-
lle mit der höchſten Achtung nennen und den doch
enige aus ſeinen Schriften zu kennen ſcheinen, eines
welchem Goethe ſelbſt ein ausgezeichnetes Lob ſpen-
dete, indem er bekannte, ihm Niemand als Franklin vergleichen zu können, und von dem Varnhagen mit Recht bemerkt: „Man kann mit Beſtimmtheit behaupten, daß ſeit der Befreiung von der Fremdherrſchaft im deutſchen Staats- und Volksleben nichts Wichtiges vorgegangen, wobei nicht Möſer's Ideen thätig geweſen, ja, ſich als ausgeſprochene Richtungen mehr oder weniger geltendgemacht hätten." Man ſieht an dieſem Beiſpiel, daß nicht immer die geleſenſten, in ſtets neuen Auflagen verbreiteten Schriftſteller auch die einflußreichſten ſind. Die Ideen eines Autors, der, wie Möſer, zu volksthümlich und körnig iſt, um einem eleganten Publicum die Zeit zu vertreiben, und doch wieder zu gelehrt, parador und geiſtreich, um von der Maſſe verſtanden zu werden, gehen oft ihren ganz eigenen Weg, auf dem ſie ſich verbreiten und fortpflanzen. Möſer's Schriften ſind eine Fundgrube für die Kenner, die den Goldgehalt daraus gewinnen und in Form kleinerer Münze in Curs bringen. Solche Münzen gehen dann von Hand zu Hand und werden überall nach ihrem Vollwerth angenommen, ohne daß Jemand noch davon weiß oder danach fragt, aus welchem Schacht ſie ſtammen und von wem ſie zuerſt geprägt wurden. Ja, Juſtus Möſer iſt ſelbſt als Vater der modernen Dorfgeſchichten zu betrachten, deren er ſo manche vortreffliche geſchrieben oder beſſer nur ſkizzirt hat, doch ohne den koketten äſthetiſchen Aufputz, deſſen die einen, noch ohne die materialiſtiſche Roheit, deren die andern neuern Dorfgeſchichtenſchreiber ſich ſchuldigmachen. Juſtus Möſer lebte eben zu einer Zeit, wo der geſunde Menſchenverſtand unter den deutſchen Schriftſtellern noch viel häufiger anzutreffen war als jetzt und ſie auf der einen Seite vor Verwilderung, auf der andern vor Verweichlichung bewahrte. Wir glauben kaum, daß ohne des Weſtfalen Juſtus Möſer Vorgang Immermann ſeine berühmte weſtfäliſche Dorfgeſchichte geſchrieben hätte oder daß ſie ohne ſein Beiſpiel ſo ausgefallen wäre wie ſie ausgefallen iſt; denn der Immermann'ſche Dorfſchulze iſt das Ideal eines weſtfäliſchen Hofgeſeſſenen, wie es ſich der Verfaſſer der berühmten „Patriotiſchen Phantaſien" etwa dachte und annähernde Beiſpiele davon in der Wirklichkeit vorfand. Immermann vereinigte nur die einzelnen zerſtreuten Züge, welche Möſer von einem ſolchen mit ſeinem Grund und Boden wie in Eins verwachſenen Hofbauern entwarf, zu einem geſchloſſenen Geſammtbilde. Ohne Immermann's Dorfgeſchichte würden wir aber den langen Schweif neuerer Dorfgeſchichten, in denen ſein Dorfſchulze bald in dieſer bald in jener Geſtalt, bald unter dieſem bald unter jenem Namen immer wiederkehrt, ſchwerlich erlebt haben. Dieſe Geſtalt iſt es, welche ſtets wie ein knorriger Eichbaum über das romantiſche Unterholz hervorragt, welches die Spätern hinzugefügt haben.

Der Verfaſſer der vorliegenden mehr analytiſchen als biographiſchen, übrigens mit Verſtand und Einſicht abgefaßten und gut ſtiliſirten Schrift über Juſtus Möſer geht von einem ſehr richtigen Standpunkt aus, wenn er bemerkt: „Wir ſchreiben dieſe Blätter in der Abſicht, das Studium des weit mehr genannten und gerühmten als geleſenen und wirklich gekannten Vaters deutſcher Publiciſtik neu anzuregen und zu erleichtern. Sollte die Hoffnung uns täuſchen, daß ein treues Bild dieſer gewaltigen und reichen Natur mit all ihren Schroffheiten und Widerſprüchen ihm mehr verſtändige Leſer zuführen wird, als die Verherrlichung eines berühmten Mannes im biographiſchen Kanzleiſtil?" Lebensbeſchreibungen, im „biographiſchen Kanzleiſtil" abgefaßt, dienen allerdings nur zu häufig dazu, „Irrthum ſtatt Wahrheit zu verbreiten". Dieſer Sünde hat ſich der Verfaſſer nicht ſchuldiggemacht. Stets bemüht, den durchaus gediegenen, geſunden Kern des Geſchilderten nachdrücklich ins Licht zu ſtellen, verſchweigt er doch nicht ſeine Paradorien, Schroffheiten und falſchen Conſeauenzen, die, auf die modernen Verhältniſſe angewendet, nur vom äußerſten Uebel ſein würden, wenn ſie überhaupt anwendbar wären und ſich durch den gegenwärtigen Geſellſchaftszuſtand nicht von ſelbſt verböten. Es war in Möſer zu viel Advocatiſches; er war im Stande, zu gleicher Zeit die Proceſſe zweier ſich ſchroff gegenüberſtehenden

rade ihn und legte ihm dadurch die Verpflichtung auf, die ritterſchaftlichen Intereſſen mit denen der Regierung in Einklang zu bringen. Ebenſo dachte die Regierung, und beide Theile haben ihre Wahl nicht zu bereuen gehabt. Für beide war Möſer's funfzigjährige Wirkſamkeit in dieſer Stellung eine vortheilbringende, für das ganze Land eine ſegensreiche.

Aus dieſer zweiſeitigen, nicht zweideutigen Stellung entſprangen aber auch ſeine vielen paradoxen und widerſpruchsvollen Behauptungen. Er ſelbſt ſchrieb an Nicolai: „Das Sonderbarſte iſt, daß man mich daheim als den größten Feind des Leibeigenthums und auswärts als den größten Vertheidiger deſſelben angeſehen hat." Und an einer andern Stelle: „Ich würde dem Leibeigenthum offen den Krieg erklärt haben, wenn nicht das hieſige Miniſterium und die ganze Landſchaft aus lauter Gutsherren beſtände, deren Liebe und Vertrauen ich nicht verſcherzen kann, ohne allen guten Anſtalten zu ſchaden." Als Menſch verwarf er das Leibeigenthum, aber als Advocat einer Partei vertheidigte er es mit einem erſtaunlichen Aufwand von Scharfſinn und Caſuiſtik, und er vertheidigte es, weil er ſonſt fürchten mußte, „allen guten Anſtalten zu ſchaden", alſo in einer durchaus löblichen Abſicht. Alles war ihm recht, was ihm als Mittel dienen konnte, einen an ſich nützlichen praktiſchen Zweck zu erreichen. So war ihm auch im Grunde die Religion nur ein Mittel zur Erreichung eines Staatszwecks, er nennt ſie „die Politik Gottes unter den Menſchen". Dieſe Anſicht von der bloßen Zweckdienlichkeit der Religion verfolgt er dann mit gewohnter Hartnäckigkeit bis zu den äußerſten Conſequenzen. „In Gottes Augen ſind wir Alle Pöbel", ſagt er einmal, „und Gott hat beſſer gethan, uns ſeinen Zaum an die Seele als an die Naſe zu legen. Der Menſch iſt eben ein Thier, das an der Kette ſeiner Einbildung liegt." In dieſem Sinne wagte Möſer ſogar den Satz: jede Religion müſſe öffentlich behaupten, daß außer ihr kein Heil zu finden ſei. Nur ſo bewahre man die Kraft, die Gewiſſen zu binden, was doch nöthig ſei, um den bürgerlichen Endzweck des Eides, „dieſes unentbehrlichen obgleich traurigen Mittels", zu erhalten. Selbſt die Ewigkeit der Höllenſtrafen erſcheint ihm aus dieſem Grunde als eine praktiſche Lehre, und ſogar den Aberglauben nimmt er von dieſem Standpunkt in Schutz gegen die dürren Verſtandesabſtractionen des philoſophiſchen Jahrhunderts. Er befürwortet ferner das Cölibat in ſeiner Schrift „Das Cölibat der Geiſtlichkeit, von ſeiner politiſchen Seite betrachtet"; denn er erblickt in den eheloſen Geiſtlichen die allein zuverläſſigen Bewahrer des Kirchenvermögens und jener Machtſtellung, deren die Kirche bedürfe, um eine Schutzwehr gegen den Despotismus der weltlichen Macht zu gewähren. Die Klöſter empfiehlt er ebenfalls, beſonders aber als brauchbare Verſorgungsſtätten für verdiente Beamte und Offiziere. Dagegen freilich

Als eigentlicher Stamm aller Rechtsverhältniſſe g Recht des urſprünglich freien Grundbeſitzes, und Grundſatz ſchreitet er zu den ſchneidendſten Conſeq ter. „Wo finden wir die Nation?" fragt er. „An Das wird Niemand behaupten. In den Städte fehlte und verdorbene Copien, in der Armee abge ſchinen, auf dem Lande unterdrückte Bauern. Di jeder Franke und Sachſe paterna rura (d. h. ſein a Erbgut) baute und in eigener Perſon vertheidigte, ſeinem Hofe zur gemeinen Landesverſammlung ka Menſch, der keinen Hof beſaß, und wenn er auch Krämer geweſen wäre, zur Claſſe der Armen und Leute gehörte: dieſe Zeit war im Stande, uns zu zeigen; die gegenwärtige iſt es nicht." Unbede tet Möſer der „Nation", nach Bedürfniß ihre V ändern; aber unter dieſer Nation verſteht er nur „di lichen Beſitzer des Landes", die Hundredarii oder der weſtfäliſchen Urzeit; alles Uebrige iſt „loſes Vo auf ſeinen Contract" wohnt. Daher iſt er auch en ſtändiſche Gliederung als eine heilige nationale Ue und Grundbedingung der Freiheit, entſchieden geg jectiv willkürliche, revolutionäre Verfahren der Schule, gegen die Lehre von den „Menſchenrechten". ging ſogar ſo weit, den Beſchluß des Reichstags der eine Menge „unehrlicher Leute" zunftfähig m nachdrücklichſte zu tadeln (im erſten Bande ſeiner „ Phantaſien"). Noch mehr! Er kommt ſchließlich rioſen Vorſchlage, die Fortpflanzung des Geſchlechts wegen zu einem Monopol des Landmanns zu mach Saatsbeamten und Gelehrten das Heirathen zu ve noch beſſer phyſiſch unmöglich zu machen (!), damit im Dienſte erſcharrt und erpreßt würde, immer an mann zurückfallen müßte, wovon Jeder zu dieſem einen Jungen dem Staate opfern würde".

Uns, die wir in der Mitte des 19. Jahrhu unter gänzlich ſelbſt ſchon auf dem Lande modif hältniſſen leben, muß dieſer Möſer'ſche Vorſchlag f erſcheinen. Wer wird ihn aber auch au seurie wollen? Schwerlich hat Möſer ihn ſelbſt im Er oder an die Möglichkeit ſeiner Verwirklichung g vielleicht hat er ſelbſt gelächelt, als er dieſen ſonde fall zu Papier brachte. Aehnlich verhält es ſich auch Anſichten über das Leibeigenthum, die, wie Möſer kennt, dem Wunſche, es mit Regierung und Lan zu verderben, ihre Entſtehung verdankten. Er wollt nützlich ſein, und um dies in möglichſt weitem U zu können, war es nöthig, das Vertrauen der La zu erhalten. Unter andern Umſtänden würde er

einer Partei, und es iſt Pflicht eines Sachwalters,
nd den Nutzen ſeiner Partei auch in irgendeinem
er faulen Punkte zu vertheidigen. Um im Großen
Gutes wirken zu können, darf ich ja wol in einem
unkte meine Ueberzeugung der Ueberzeugung An-
dnen. Und nachdem er in dieſer etwas ſophiſtiſchen
Bewiſſen ſalvirt hatte, ſchrieb er: „Nicht Einfalt
t, nicht Unterdrückung und Kriegsgefangenſchaft
eibeigenthum zuerſt eingeführt und bisher erhalten,
praktiſche Menſchenverſtand hat die Nothwendig-
ontracts erfodert, wodurch Derjenige, der ein Amt
r ein fremdes Beſitzthum benutzte, Das, was er
arb, zum beſten des Amts oder des Beſitzthums
mußte.“ Der ſogenannte „Sterbefall“ galt ihm
Recht des Siegers über den Beſiegten, ſondern
als der natürliche Lohn des Beamten für Regelung
. Hierzu kam, daß der weſtfäliſche Hörige keine
ſon war, wie ſeine Standesgenoſſen in Mecklen-
noß den Schutz der Gerichte faſt wie jeder Freie,
alt des gutsherrlichen Gerichts erſtreckte ſich nicht
uf 24 Stunden Gefängniß, der inſolvente Leib-
wol ohne gerichtliche Hülfe gepfändet, durfte aber
ſe aus dem Gute geſetzt werden, auch wurde der
ſt nie in natura erhoben, ſondern bei Uebernahme
rtragsmäßig beſtimmt u. ſ. w. Und wenn auch
etiſch das Recht des Sterbefalls zu begründen
nderte dies ihn doch nicht, in ihm ein „allezeit
ht“ zu erblicken. „Denn was kann trauriger ſein“,
, „als Witwen und Waiſen ſofort in der größten
überfallen, Alles was ſie im Hauſe und im Ver-
, aufzuſchreiben und wegzunehmen, und ihnen
findungen der Vornehmen die allerunanſtändigſten
ubringen?“ Religion, Sitte, Mode, Ton, Sa-
as noch kräftiger ſei, das Intereſſe aller Landes-
eten, meint Möſer weiter, gegen ein zu ſtrenges
n. Dahin gehört auch Möſer's kleine und ergrei-
ung „Die Abmeierung“, worin er das Schickſal
ſchildert, der „abgemeiert“, d. h. von Haus und
b und Kind vertrieben wird. Kein Wunder, wenn
er an Nicolai ſchreibt, auswärts als der entſchie-
d, daheim als der entſchiedenſte Gegner des Leib-
ngeſehen wurde.
lich war Möſer ein ſcharfer Opponent gegen den
Polizeiſtaat und die bureaukratiſche Vielregiererei
r erſten in Deutſchland, welche für die Einführung
nengerichte eiferten, wie in der trefflichen Abhand-
m ſollten Gelehrte nicht Criminalurtheile ſprechen.“
itdem in Deutſchland für dieſes Inſtitut geſagt
eigentlich nur Wiederholung des ſchon von Möſer
lber man traut ſeinen Augen kaum, wenn er in
gen die „loſen Leute“, alſo vielleicht neun Zehntel
ung, darunter natürlich auch die Kaufleute oder
ner altdeutſchen Rechtswohlthaten unfähig, jeden
nen als rechtlos, als einen Feind (hostis) erklärt;
ill, daß Heuerleute nach dem erſten Diebſtahl
ſeien, und dabei die Hoffnung ausſpricht, daß
barn ſolche dann nicht aufnehmen würden; wenn
inderung der Zuchthäuſer das Verkaufen der Ver-
die Stempelung derſelben mit einem glühenden
m Rücken oder gar das Blenden empfiehlt, Stra-
nan in Zeiten, „da noch gar keine Zuchthäuſer und
eute in der Welt waren“, ausgelangt ſei. „Jetzt
lche verlaſſen“, fährt Möſer in einem faſt ſchau-
riſtiſchen Tone fort, „weil wir glauben, man könne
Gottes wol an den Galgen hängen, aber nicht
berauben. Allein ob wir wohl daran gethan
ob es nicht den größten Eindruck machen würde,
gt Uebelthäter geblendet und zum Radlaufen ver-
en, iſt eine andere Frage. Zum Radlaufen findet
ſich überall Gelegenheit, und unſere Glandern, welche jetzt ein Pferd koſtbarlich zieht, könnten weit wohlfeiler mit einem Rade, worin ein ſolcher Geblendeter laufen müßte, getrieben werden. Er kann ſeinem Herrn nicht entlaufen und allemal leicht von ihm gezüchtigt werden.“ Der Verfaſſer der Schrift erblickt hierin „die blutigſte Satire gegen die ungemeſſene Selbſtſucht des «befeſtigten Grundbeſitzes», gegen die furchtbaren Conſequenzen einer nur auf ihn gegründeten Ariſtokratie“. Indeß ſind wir der feſten Ueberzeugung, daß Juſtus Möſer ſich wol gehütet haben würde, die Wiedereinführung ſolcher barbariſchen Strafen zu empfehlen, wenn er geglaubt hätte, daß man ſeinem Rath Gehör geben würde oder daß die Wiedereinführung dieſer Barbareien auch nur möglich ſei.

Man weiß ja auch, daß Möſer, was er auf der einen Pagina behauptet, oft auf der andern ſelbſt wieder umſtößt, und wenn er einmal ausführlich ſeine Anſicht entwickelt, „daß man ſich der beſondern Aufklärung des Landmanns entgegenſetzen müſſe“, ſo ſagt er wieder an einem andern Orte: „Ein Verbot des Studirens würde die Leute von geringem Stande am erſten treffen, und ich getraue mir doch zu ſagen, daß aus dieſem Stande die dauerhafteſten, fleißigſten und arbeitſamſten Menſchen gezogen werden. Aus den ſogenannten Kindern von guter Familie kommen jetzt faſt nichts als Zärtlinge und Hypochondriſten, die, wenn es zum Handwerk kommt, gewöhnlich in der Cur begriffen ſind.“

Der Verfaſſer der vorliegenden Schrift hat offenbar ſehr recht daran gethan, wenn er auf dieſe Widerſprüche und zum Theil Verirrungen, in die ſich Möſer's tüchtiger und reicher Geiſt verſtrickte, aufmerkſammachte, damit man wiſſe, daß Möſer's Schriften für unſere Zeit nur mit Vorſicht zu leſen und zu brauchen ſind. Noch heutzutage leben Viele, die Möſer nur vom Hörenſagen kennen, in dem Wahne, daß Möſer der Urvater des modernen Liberalismus in Deutſchland und ſeine Schriften der Inbegriff aller freiſinnigen Tendenzen neuerer Zeit ſeien. Hat man ſich erſt darüber verſtändigt, daß er dies nicht ſei, ſo wird man ihn mit um ſo mehr Nutzen ſtudiren können. Kreißig bemerkt unter Anderm: „Seine kühnen, zum Theil gewagten, immer aber genial angelegten und ſcharfſinnig vertheidigten Hypotheſen ſind recht eigentlich das Samenkorn für die Geſchichte des deutſchen Volks geworden. Möſer's echtſtaatsmänniſche Natur begrüßte die ehrwürdigen Reſte altſächſiſchen Rechtslebens, wie ſie ſeiner Beobachtung und Forſchung ſich allmälig enthüllten, ganz mit der enthuſiaſtiſchen Freude, mit der innigen Pietät, die für das Auge eines Winckelmann jedes aus den Ruinen Roms hervorgegrabene Stück Marmors zu einer Offenbarung des Schönheitsideals glücklicherer Jahrhunderte adelte.“ Und an einer anderen Stelle: „So behauptete Möſer in den politiſchen, rechtlichen und religiöſen Fragen der Zeit eine durchaus ſelbſtändige, aber keineswegs iſolirte, meiſt praktiſche und weſentlich nationale Stellung: nicht ohne Schroffheit und einſeitige Härte, wo er der Luſt des Syſtems, dem Rauſch der Theorie ſeinen Tribut zollte, aber ſtets billig, vermittelnd, human gegenüber dem einzelnen Falle, ſeines Volkes kundig wie keiner ſeiner Zeitgenoſſen, wie wenige der Nachkommen, weithin anregend und befruchtend auch da, wo er irrte.“ Bewundernswerth iſt namentlich die Klarheit ſeiner Methode und ſeines Stils, der zugleich ein echtdeutſcher Stil iſt, einfach, correct, kräftig, dabei anſchaulich und fern von jener Trockenheit, die von Deutſchen bei der Behandlung ähnlicher Themas nur ſelten vermieden wird. Gerade in dieſer Hinſicht iſt das Studium der Möſer'ſchen Schriften unſerer jetzigen Generation aufs nachdrücklichſte zu empfehlen. Unterſtützt wurde Möſer ebenſo durch eine ſeltene Menſchenkenntniß wie durch ſeinen kerngeſunden Humor, der den trockenſten Gegenſtand unter ſeinen Händen genießbar macht, Blei in Gold verwandelt und oft mit wahrer epigrammatiſcher Schlagkraft wirkt. Eine beſſere Satire gegen die Widerſprüche des Schutzzollſyſtems z. B. kann es nicht geben als Möſer's Aufſatz: „Der Geringe bleibt doch immer

Sklave des Mächtigen.“ In dieſem Aufſatze läßt Möſer die fürſtliche Kammer zu Gericht ſitzen über den Handel mit Leinſaat. Der eine Rath will den Samen im Lande behalten zu Gunſten des Flachsbaus, der zweite den Flachs zu Gunſten des Garns, Andere das Garn im Intereſſe der Leinwand, die Leinwand um der Hemden willen, die Hemden für den Papiermüller, bis am Ende der Kammerpräſident reſolvirt: „Ritter Mengs brachte vier Ellen Leinwand auf 1000 Dukaten durch ſeinen Pinſel. Man behalte alſo alles Linnen im Lande und laſſe ein Hundert Mengſe kommen, um es auf gleiche Weiſe zu veredeln.“ Ueberhaupt war wol Möſer der erſte und wirkſamſte Befürworter des Freihandels in Deutſchland, und auch hier wußte er ſeine Theorie in wenige ſchlagende Sätze zuſammenzufaſſen, die den ganzen Kern der Lehre enthalten. In ſeiner Schrift „Von der Fruchtſperre“ (Erfurt 1772) fragt er: „Iſt es beſſer, die Unterthanen alle zehn Jahre ein mal eine Theuerung ausdauern zu laſſen, und ihnen dafür neun Jahre lang einen guten und ſichern Markt zu ſchaffen, oder ein mal im zehnten Jahre zu ſperren und dagegen den Ackerleuten neun Jahre lang den Markt zu verderben? Ich bleibe der Meinung, daß die Getreideſperre ſo nützlich ſei als die Confiscation der Bücher, wobei Schelme und Waghälſe reich werden, ehrliche Leute aber verlieren.“

Auf allen Gebieten zu Hauſe, ſprach Möſer auch auf äſthetiſchem manches entſcheidende Wort, beſonders durch ſeine berühmte Schrift: „Harlekin oder Vertheidigung des Burlesk-Komiſchen“, und ſeine Abhandlung „Virgil und Tintoret“ trug ihm ſelbſt Leſſing’s warme Anerkennung ein. Aller Empfindſamkeit von Grund des Herzens abgeneigt, ſtand er zu Nicolai, als dieſer den „Werther“ parodirte und ſprach über die „Freuden des jungen Werther“ ſeine volle Billigung aus. Dagegen war er begreiflicherweiſe von Goethe’s „Götz“ entzückt, und in dem „Schreiben über die deutſche Sprache und Literatur“, ſeiner freimüthigen Entgegnung auf Friedrich’s des Großen Pasquill auf die deutſche Literatur, preiſt er Goethe’s Drama als „eine Sammlung wahrer lebendiger Gemälde aus dem Volkston unſerer Vorfahren“. Die ſpäter helleniſirende Richtung Goethe’s würde dagegen ſchwerlich Möſer’s Beifall gehabt haben, denn er warnt in der genannten Schrift vor Verfolgung des „einförmigen“ Schönheitsideals der Griechen und empfiehlt dafür die Mannichfaltigkeit Shakſpeare’s als den Weg, den uns der allmächtige Schöpfer in der Natur gezeigt habe. Zugleich warnt er aber auch vor der bloßen Nachahmung Shakſpeare’s und der Engländer; der eigene Boden werde die beſte Nahrung liefern. Seine Hinneigung zu deutſch-nationalen Stoffen bethätigte er ſchon in ſeiner ſchwachen Jugendarbeit, dem in Alexandrinern geſchriebenen Trauerſpiel „Armin“ (1748). Hier zeigte er ſich freilich noch als Anhänger der Gottſched’ſchen Doctrin, aus deren Feſſeln, wie es ſcheint, ihn beſonders das Beiſpiel und die Lehre Leſſing’s und die Lectüre engliſcher Dichter und namentlich Shakſpeare’s befreiten. So behauptet Juſtus Möſer ſeinen Ehrenplatz als einer der erſten und energiſchſten Vorkämpfer der national-deutſchen Richtung in der Geſchichtſchreibung, im Rechtsleben und in der Literatur, und wenn er vielleicht zu einſeitig den Stand der Ackerbauern und Grundbeſitzer mit Monopolen auszurüſten ſuchte, ſo geſchah dies, weil er hier noch allein das germaniſche Weſen in ſeiner Urkraft zu erkennen meinte, während es ihm unter den übrigen Ständen und in den Städten ſchon damals erloſchen zu ſein ſchien. Indeß die Schickſale und Entwickelungen der Völker gehen ihren eigenen Weg, und es ſind mächtigere und allgemeinere Factoren, durch die ſie beſtimmt und geleitet werden, als die theoretiſchen Poſtulate eines noch ſo ſcharfſinnigen Kopfes.

H. M.

Notizen.

Johannes Dantiscus.

Eine intereſſante Perſönlichkeit aus dem 16. Jahr[illegible] dert, der zugleich zu den beſſern lateiniſchen Dichtern ſeine[illegible] Zeit gehörende ermeländiſche Biſchof Johannes Dantiscus, wi[illegible] der jetzigen Generation durch folgende Publication in Erin[illegible] rung gebracht: „Des ermeländiſchen Biſchofs Johannes Danti[illegible] cus und ſeines Freundes Nikolaus Kopernicus geiſtliche G[illegible] dichte. Nach den Ausgaben von Cardinal Hoſius und P[illegible] Broski herausgegeben und überſetzt von Franz Hipler“ (Münſter, Theiſſing, 1857). Beigegeben ſind eine Biogra[illegible] phie und das Bildniß des Dantiscus. Aus der erſtern erfa[illegible] wir, daß des Dantiscus Vater Bierbrauer in Danzig [illegible] und Flachsbinder hieß; ſein im Jahre 1485 geborener S[illegible] Johannes bediente ſich dieſes Namens wie des Namens [illegible] Hoven, den er nach ſeiner Erhebung in den Adelſtand d[illegible] Max I. angenommen hatte, in ſpätern Zeiten ſehr ſelten, [illegible] dern nannte ſich nach ſeiner Geburtsſtadt Dantiscus. [illegible] Leben war ein ſehr bewegtes. Nachdem er in Krakau [illegible] und als polniſcher Unterthan an einem Kriege gegen die [illegible] taren (1502) und einem Feldzuge gegen den Woiwoden [illegible] Walachei und Moldau (1503) theilgenommen, machte [illegible] eine Reiſe nach Jeruſalem und Arabien und kehrte [illegible] Italien und Sicilien wieder nach dem Norden zurück. Kön[illegible] Sigismund I. zog den geiſtbegabten gewandten jungen [illegible] als Geheimſchreiber in ſeine Nähe und verwandte ihn zu [illegible] reichen diplomatiſchen Miſſionen, die ihn mit den hervorrage[illegible] ſten Männern ſeiner Zeit in Berührung brachten, und [illegible] mehrfach nach Deutſchland, Italien, Belgien und Span[illegible] führten. In letzterm Lande macht er die Bekanntſchaft [illegible] Ferdinand Cortez, der ſelbſt, als er nach Mexico zurückge[illegible] war, den Verkehr mit ihm nicht abbrach. Daß Kaiſer Karl V. [illegible] Männern germaniſcher Abkunft ſonſt nicht ſehr geneigt, [illegible] dem Reichstage von Worms unter allen Diplomaten ge[illegible] unſern Dantiscus erwählte, um ihn nach Spanien zu begl[illegible] ten und ihm zu Ehren ſogar eine große Denkmünze ſchla[illegible] ließ, läßt auf die große geiſtige Begabung und die lie[illegible] würdigen perſönlichen Eigenſchaften des Dantiscus ſchlie[illegible] In vollem Maße hatte er auf ſeinem bisherigen Leben[illegible] die Genüſſe der Welt, aber auch ihre Eitelkeiten und [illegible] keiten kennenlernen. In ſeinem an eine Geliebte, die [illegible] Grinäa nennt, und unter welcher vielleicht Iſabella del [illegible] zu verſtehen iſt, gerichteten Gedicht bekennt er ſelbſt, [illegible] Zechgenoſſen ein willkommener Gaſtfreund geweſen zu ſein [illegible] feurigen Sinnes in „Cypria’s wonnigem Reich am Altar [illegible] Paphos“ geopfert zu haben. Er ſehnte ſich nach Ruhe [illegible] einem ſtillern Wirkungskreiſe und fand dieſe nachdem er [illegible] Biſchof von Kulm und dann von Ermeland ernannt [illegible] in welcher Stellung er übrigens ſo die Rechte Preußens [illegible] Eingriffen Polens gegenüber zu vertreten hatte, wie [illegible] die Foderungen Polens gegen die Uebergriffe der preu[illegible] Stände. Dantiscus ſtarb 1548. Zu bedauern iſt es, [illegible] der Ueberſetzer der lateiniſchen Gedichte des Dantiscus, [illegible] Text den Uebertragungen gegenübergedruckt iſt, auf Form [illegible] Sprache nicht größere Sorgfalt verwandt hat, wogegen [illegible] im Anhang mitgetheilte glühende Liebesepiſtel an die [illegible] von dem Geheimrath Moritz Bachmann in Paderborn [illegible] vortreffliches Deutſch übertragen iſt. Beigefügt iſt d[illegible] pernicus „Siebengeſtirn“, d. h. ſieben Oden an die [illegible] des Heilands, in denen man, wie der Ueberſetzer von ſ[illegible] Standpunkt triumphirend hervorhebt, dieſen großen Re[illegible] der aſtronomiſchen Wiſſenſchaft als „ſchlichten, frommgläu[illegible] Prieſter“ kennenlernt. Auch die Grabſchrift, die Kopernik[illegible] auf ſich ſelbſt verfaßte, iſt merkwürdig. Er fleht darin [illegible] brünſtig nicht um die Gnade, welche den Apoſteln Pa[illegible] und Petrus zutheil wurde, ſondern um die Gnade, welche [illegible] Schächer am Kreuz gefunden.

und Goethe als Autodidakten.

be machte jüngſt in ſeinen „Fliegenden Blät-
auf die eigenthümliche Erſcheinung aufmerk-
t niemals eine öffentliche Schule beſucht zu
ıd fügte dann hinzu: „Es konnte auch nicht
r ſich von ſeinem ſiebenten Jahre an, faſt die
über, auf Reiſen befunden hat. Zwar lagen
:n Aufenthalts in Salzburg dazwiſchen, aber
:it hören wir zwar von eifrigen muſikaliſchen,
Schulſtudien. Ebenſo wenig ſind Andeutun-
daß er beſondere Vorliebe für Lectüre gezeigt
hrung geſchöpft habe.“ Dennoch erwarb er
Kenntniſſe, denn wenn er auch wenig in
:n las, ſo hat er „deſto mehr in dem großen
hen Buche der Natur und der Menſchenwelt
ieſe Art Lectüre von großem glücklichen Ein-
bildung ſeines Verſtandes geweſen, ſieht man,
t, „aus den ſcharfen und treffenden Urtheilen,
da in ſeinen Briefen vorfinden, ſowie aus der
ıaltung, die er zu führen verſtand, wo er ſich
ılte“. Merkwürdig iſt es, daß Goethe, den
Rozart verglichen hat, in ſeiner Jugend auch
ıd eine öffentliche Schule beſuchte, und zwar
ı ein nothwendig gewordener Umbau ſeines
rte. Der junge Goethe lernte während dieſer
ns, Widerwillen gegen öffentliche Schulen,
er in den häuslichen Unterricht wieder zurück-
neint, Deutſchland würde einen andern (ob
Goethe haben, wenn er in Elementarſchule
ſich zur Univerſität vorbereitet hätte, und be-
ıuf das Wort von Gervinus, daß Goethe's
auſe es verſchulde, wenn er Geſchichte nicht
as Beſtreben der Maſſen nicht zu achten ge-
, das Beſtreben der Maſſen wiſſen auch An-
ßen, obſchon ſie Elementarſchulen und Gym-
und nicht mit Unrecht bemerkt Lewes: „Nur
ie viele Menſchen in öffentlichen Schulen er-
hne daß ſie geſchichtlichen Sinn und Ver-
Raſſen erhalten, brauchen wir zu beobachten,
aß Goethe's Eigenthümlichkeiten einen andern
haben müſſen, als ſeine häusliche Erziehung.
:akter ſtammten ſie.“ Beachtenswerth bleibt
mſtänden, daß der größte Dichter und der
Deutſchlands, über deren Schöpfungen die
muth, Naivetät und Heiterkeit verbreitet ſind,
eben durch die humanſte Geſinnung auszeich-
gend keine öffentliche Schule beſucht und kei-
:erricht genoſſen haben, und was den ſpätern
ıe betrifft, ſo weiß man, wie fern ſich dieſer
rasburg von dem eigentlichen Studententrei-
ıfür vorzügliche Menſchen aufſuchte, um von
n. Unter den Neuern beſuchte ein Dichter,
üdemann als den Glücklichſten der Sterblichen
ıaſium nur vorübergehend und die Univerſität
d Schefer. Und Shakſpeare? Wird Gervinus,
:i Bände ſchrieb, behaupten wollen, daß dieſer
er Autodidakten Geſchichte nicht zu ſchätzen
ıß wir mit dieſer Hinweiſung auf eine jeden-
rthe Erſcheinung in einſeitiger Verkennung
orzüge einer ſtrengen Schulbildung dem ge-
ıidaktenthum nicht das Wort reden wollen,
nicht erſt ausdrücklich zu verſichern.

H. M.

tſche Literatur in England.-

31. ſchon öfter bei ähnlichem Anlaß citirte
view“ hat es ſich zu einer ihrer Hauptaufgaben gemacht, die Arbeiten deutſcher Denker und Gelehrten für die engliſche Bildung zu verwerthen. Eine beſondere Vorliebe und Ehrerbietung widmet ſie unſerer Philoſophie, durch deren Schwierigkeiten einige ihrer Mitarbeiter ſich glücklich durchgeſchlagen haben. Mit Anerkennung beſpricht die neueſte Nummer Schaarſchmidt's Geſchichte der Philoſophie und Bähr's Schrift über Schopenhauer. Hervorzuheben iſt die folgende allgemeine Bemerkung: „Der heutige Zuſtand der deutſchen Philoſophie bezeichnet eine Periode der Ruhe, der Sammlung, der Abrechnung. In einer ſolchen Zeit werden die Ergebniſſe früherer Thätigkeit zuſammengefaßt, geordnet und durchgearbeitet; das Eigenthum Weniger wird zum Gemeingut Vieler; die harten, ſtrengen Formen des Denkens werden in eine faßliche Sprache überſetzt, und ein gemeinſamer feſter Boden wird gewonnen, von dem aus der Eine oder der Andere den Sprung in die Zukunft verſuchen mag.“ Man ſieht, der engliſche Beurtheiler hat eine beſſere Meinung von der deutſchen Speculation, als jener preußiſche Staatsmann, der kürzlich geäußert hat, „es werde hoffentlich mit dem deutſchen Schwindel bald aus ſein“. Die hochconſervative „Quaterly review“ iſt dem hellen „Germanismus“ ſpinnefeind, dagegen dem dämmerigen „Teutonismus“ nicht abgeneigt. Die einzige deutſche Schrift, die ſie in ihrer neueſten Lieferung der Beachtung werthhält, iſt die Rede des Herrn von Gerlach über die Eheſcheidungsfrage, welcher die Ehre widerfahren iſt, von Henry Drummonds ins Engliſche überſetzt und dem „Salz der Erde“ warm empfohlen zu werden. 84.

Bibliographie.

Albert, K., Drei Dichtungen. Ludmilla. — Nero. — Ariadne. Leipzig, Hübner. 16. 12 Ngr.

Bameſius, Volksgedichte aus Schwaben. Reutlingen, Bardtenſchlager. 8. 15 Ngr.

Bitter, A., Geſchichten aus dem Emmenthal. Langnau. Br. 8. 20 Ngr.

Gladſtone, T. H., Bilder und Skizzen aus Kanſas während des jüngſten Bürgerkriegs geſammelt. Mit Titelbild und einer Karte. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Haas, G. E., Gedichte. Leipzig, Wengler. 16. 20 Ngr.

Hoffmann, F., Miſſionsgeſchichten. Mit einem Vorwort von W. Hoffmann. 1ſtes Bändchen. Potsdam, Riegel. Gr. 8. 15 Ngr.

Jacob, F. T., Chriſtliche Lieder. 2te, ſtark vermehrte Auflage. Dresden, am Ende. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Carl, J., Die gnadenreiche Errettung unſerer geliebten Vaterſtadt aus den Schreckniſſen einer neunmonatlichen Belagerung im 30jährigen Krieg. Eine Mahnung zum Feſthalten an evangeliſchem Glauben und konfeſſionellem Frieden. Feſtpredigt, gehalten am 13. Juni. Hanau, König. 8. 2 Ngr.

Denkſchrift über die Neuenburger-Frage. 1856. Bern, Blom. Gr. 8. 18 Ngr.

Superintendent und Paſtor Profeſſor Dr. Chriſtian Gottlob Leberecht Großmann, Skizze ſeines Lebens nebſt ſeinem Portrait und Facſimile und der Beſchreibung ſeines feierlichen Begräbniſſes. Leipzig, Glück. Gr. 8. 6 Ngr.

Hagenbach, K. R., Das Weſen der evangeliſchen Freiheit und unſere Stellung zu ihr. Predigt am Gedächtnißtage der Reformation (Sonntag Trinitatis) gehalten zu Baſel. Baſel, Bahnmaier. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Lasaulx, E. v., Zur Feier des Stiftungstages der Königl. Ludwig-Maximilians-Universität zu München am 26. Juni 1857. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 4. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Brockhaus'
REISE-BIBLIOTHEK
für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Die Thüringische Eisenbahn. (Leipzig-Eisenach). Von **Adolf Bock.**
Das hessische Land und Volk. (Eisenach-Frankfurt a. M.). **V. E. Müller.**
Von Frankfurt a. M. nach Basel. Von **Aurelio Buddeus.**
Der Rhein von Mainz bis Köln. Von **Nikolaus Hocker.**
Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Von **Nikolaus Hocker.**
Von Minden nach Köln. Von **Levin Schücking.**
Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von **Levin Schücking.**
Von Berlin nach Hamburg. Von **Ernst Willkomm.**
Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen. Von **Max Kurnik.**
Das Schlesische Gebirge. Von **Rudolf Gottschall.**
Prag. Böhmisch, Deutsch und Czechisch. Von **F. Gustav Kühne.**
Die Böhmischen Bäder. Von **Siegfried Kapper.**
Wien in alter und neuer Zeit. Von **F. Gustav Kühne.**
Münchener Skizzenbuch. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**
Brüssel. Von **J. E. Horn.**
Die Schlachten bei Leipzig. Von **Karl Gustav von Berneck.**
Harzbilder. Von **Heinrich Pröhle.**
Schillerhäuser. Von **Josef Rank.**
Briefe aus Südrussland. Von **Marie Förster.**
Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von **Josef Rank.**
Reise-Pitaval. Criminalgeschichten, erzählt von **Willibald Alexis.**
Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. Von **Friedrich Gerstäcker.**
Casanova's Flucht aus den Bleikammern in Venedig.

Preis des Bändchens 10 Sgr.
In allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Memoiren
des königlich preußiſchen Generals der Infanterie
Ludwig von Reiche.

Herausgegeben von ſeinem Neffen
Louis von Weltzien,
großherzoglich oldenburgiſchem Hauptmann und Brigademajor.
Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 20 Ngr.

Eine neue wichtige Bereicherung der Memoirenliteratur über die Geſchichte der Freiheitskriege und der vorhergehenden Zeit aus der Feder eines der tüchtigſten preußiſchen Generale. Der Prinz von Preußen hat die Dedication dieſer Memoiren angenommen, nachdem er dem Verfaſſer, ſeinem frühern Lehrer in der Kriegskunſt, kurz vor deſſen Tode ſeine Anerkennung wegen des rühmlichen Antheils deſſelben an dem Siege bei Großbeeren ausgeſprochen hatte. Der Erſte Theil (1775—1814) enthält folgende Abſchnitte: Meine Lebens- und Dienſtverhältniſſe von 1775—1805; Preußens Prüfungszeit und Fall, 1805—12; Preußens Erhebung und Wiedergeburt, 1813. Der Zweite Theil (1814—55) enthält: Deutſchlands wiedergewonnene Freiheit, 1814; Der Krieg von 1815; Die Occupationsarmee in Frankreich; Schlußüberſicht; Anhang (Actenſtücke).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unſere Zeit.
Jahrbuch zum Converſations-Lexikon

Das ſiebente Heft dieſes neuen populär-encypädiſchen Werks iſt ſoeben erſchienen und nebſt den [...]hern Heften ſowie einem ausführlichen Proſpect in [...] Buchhandlungen zu erhalten.

Daſſelbe enthält Folgendes:

Das chineſiſche Reich, ſein Ländergebiet, ſeine G[...]ſtellung zu Großbritannien und Rußland. — Oeſtr[...] Eiſenbahnweſen. — Die geheime Geſellſchaft Mari[...] in Frankreich. — Die Soda. — Henry Wadsworth L[...]fellow. — Kuno Fiſcher und die gegenwärtige Stel[...] der Philoſophie im deutſchen Geiſtesleben. — Bern[...] von Watzdorf. — Kleinere Mittheilungen: Hahn [...] Friedrich, Graf von). — Jerrold (Douglas). — Kapodiſtrias [...]guſtin). — Keil (Johann Georg). — Keller (Heinrich Adalbert) [...] Macgregor (John). — Molbech (Chriſtian). — Poe (Edgar Allan [...] Stroganow (Grigorji Alexandrowitſch, Graf). — Thénard (Louis [...]ques, Baron). — Tzawellas (Kitzos). — Wurzbach (Conſtant[...] Nekrolog zum „Converſations-Lexikon" bis Ende 1856. (Fortſetzun[...]

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Beſitzer der zeh[...] Auflage des Converſations-Lexikon

ſowie für die der „Gegenwart" und der verſchiedenen [...]verſations-Lexika. Daneben hat daſſelbe jedoch einen dur[...] **ſelbſtändigen Werth**, indem es beſtimmt iſt, **das Zeitl[...] in Staat, Geſellſchaft, Wiſſenſchaft, Kunſt und Liter[...]** zu ſchildern und alle neuen Ereigniſſe, Perſönlichkeiten ꝛc. [...] die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln [...] alphabetiſche Reihenfolge friſch und anſchaulich darzuſtellen.

Das Unternehmen ist von der deutſchen Preſſe mit [...] Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und ha[...] bereits einen ſehr anſehnlichen Leſerkreis erworben.

Monatlich erſcheint ein Heft von 4—5 Bogen zu 5[...] ſodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, [...] zuſammen einen Band bilden.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Bei A. W. Unzer in Königsberg iſt ſoeben erſchienen [...] in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Lehre
von der ſtellvertretenden Genugthuun[...] in der heiligen Schrift begründet.

Eine wiſſenſchaftliche Unterſuchung, mit beſonderer Rückſicht [...] Dr. v. Hofmann's Verſöhnungslehre geführt
von
Dr. **Johannes Heinrich Auguſt Ebrard.**
Gr. 8. Geh. 15 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
terariſche Unterhaltung.

rſcheint wöchentlich. —— Nr. 33. —— 13. Auguſt 1857.

alt: Ueber antike Kunſt. Von Moritz Carriere. — Das antike Element in der deutſchen Poeſie. Von Karl Roſen-
. — Eine Serie Gelegenheitsſchriftſteller. — Macaulay über Friedrich den Großen. — Zur Schillerſtiftung. — Notizen.
— Bibliographie. — Anzeigen.

Ueber antike Kunſt.

er vaticaniſche Apollo. Eine Reihe archäologiſch-äſtheti- er Betrachtungen von Anſelm Feuerbach. Zweite ɩflage. Stuttgart, Cotta. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

orſo. Kunſt, Künſtler und Kunſtwerke der Alten. Von dolf Stahr. Zweiter Theil. Braunſchweig, Vieweg d Sohn. 1855. Gr. 8. 3 Thlr.

eſchichte der griechiſchen Künſtler. Von Heinrich Brunn. veiter Theil. Erſte Abtheilung. Braunſchweig, Schwetſchke d Sohn. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

)ie Schrift Anſelm Feuerbach's über den bel- ſchen Apoll gehört längſt zu den berühmteſten Schrif- der Archäologie. Sie erſchien in einer Zeit, in welcher Antiquariſche über das Künſtleriſche, das minutiös Ge- über die Freude am Schönen und Ganzen unter Archäologen ein Uebergewicht zu gewinnen drohte, macht Winckelmann's Geiſt und Richtung ſchon ch wieder lebendig, daß ſie an ein Werk anknüpft, es dieſer große Mann vorzugsweiſe geliebt, dem er egeiſterten Hymnus gehuldigt hatte, während die lige Generation mit einiger Geringſchätzung darauf zuſehen ſich anſchickte. Ergriffen vom Feuer des kelmann'ſchen Geiſtes hatte Archenholz die Statue as herrlichſte Erzeugniß ſämmtlicher Künſte erklärt, ſelbſt Kotzebue, der in der Mediceiſchen Venus nichts als ein Kammermädchen ſah, welches der junge vom Hauſe im größten Négligé überraſcht hat, bue, der durch den Laokoon an einen Menſchen- erinnert ward, den er in ſeiner Jugend bei Wei- hatte rädern geſehen, er rief im Vatican dennoch „Ich ſtehe vor dem Apoll von Belvedere, und ial knie ich willig nieder!" Nachdem aber Lord die Marmorbilder aus Phidias' Werkſtatt vom Par- n nach London gebracht hatte, nannte ein Englän- unſere Statue geradezu a theatrical coxcomb, und bach hatte eine Reihe von Bedenken gegen dieſel- zu regiſtriren. Mag der Kunſtfreund, ſagt er, die lt übermenſchlich ſchön und erhaben finden, die ge des Ganzen geiſtvoll, die Conturen rein und nd: der Kenner der Natur vermißt die ſtrenge Richtigkeit der Anatomie, der Zeichner Correctheit der Zeichnung, der Archäologe das unverfälſchte Ideal der Griechen; der Bildner wünſcht den Marmor anders be- handelt, der Kenner weniger Manier, und den gangbar- ſten Hypotheſen über die hiſtoriſche und mythiſche Be- deutung des Werks iſt nur durch Verjährung das Recht geworden, immer wieder nachgebetet zu werden. Den letzten entſcheidenden Stein kann man endlich noch mit der Bemerkung in die Schale legen, daß die ganze Statue nicht im wahren Geiſte der bildenden Kunſt gedacht ſei.

Dieſe Widerſprüche ſucht Feuerbach zu löſen, und es iſt ihm gelungen. Er gibt zu, daß das Werk die Ruhe und Stille der Tempelbilder nicht hat, daß es überwältigend auf den Beſchauer eindringt, ſtatt ſeine eingehende Betrachtung zu erwarten; aber er führt aus der Kunſtgeſchichte den Beweis, daß die alten Griechen ſelbſt aus der ägyptiſchen Starrheit durch den Gegenſatz dreiſter, heftiger Bewegung ſich herausgearbeitet und der Energie des thätigen Lebens einen viel größern Spiel- raum gegönnt, als das Heiligthum des Tempels und das Cultusbild geſtatten konnte, die allerdings die Stille der Seele und ein ſeliges Beruhen in ſich ſelbſt verlan- gen. Er wies auf Gruppen und Reliefs, auf die Sta- tuen der Olympiaſieger hin und erinnerte an die vielen Bronzen von Ringern, Springern, Tänzerinnen, deren kühne, oft auf der Spitze eines einzigen Moments ſchwe- bende Bewegung gerade die Bewunderung der Griechen erweckte. Feuerbach vergißt hierbei, wie es der Plaſtik gelingt und nöthig iſt, dennoch Ruhe in der Bewegung darzuſtellen, indem gerade auf dem Höhen- und Um- ſchwungspunkte die ſtreitenden Kräfte für einen Augen- blick einander die Wage halten, und daß die Kunſt ge- rade dieſen Moment ergreift. Eine Schaukel, ein Pen- del wird in die Höhe getrieben, da zugleich zieht die Schwer- kraft abwärts; ehe der Rückflug erfolgt, iſt eine Secunde des Gleichgewichts, der Ruhe da; ähnlich beim Gehen und bei aller lebhaften Thätigkeit. Denn die Stadien oder Linien der Bewegung feſthalten zu wollen, welche ununterbrochen und ſtetig durchlaufen werden, iſt der bildenden Kunſt-

unmöglich; der Gehende außer dem Gleichgewicht würde zu ſtürzen ſcheinen, das geſchwungene Schwert nicht herabſauſen, ſondern der Arm mit ihm nur deuten.

Feuerbach wies ferner auf den Zuſammenhang der Plaſtik mit der Poeſie, in der Zeit nach dem Peloponneſiſchen Kriege namentlich mit der tragiſchen Bühne, unſers Werks im Beſondern mit dem Apoll in Aeſchylus' „Eumeniden“. Dieſer Gedanke iſt für die innere Entwickelungsgeſchichte der griechiſchen Plaſtik ein fruchtbarer; Phidias und ſeine Zeit ſtehen noch im epiſchen Geiſte unter der Herrſchaft Homer's, die Praxiteliſchen Geſtalten ſind vorzugsweiſe Stimmungsbilder, Darſtellung von Empfindungen, ſomit lyriſch, und inſofern die Handlung zum Ausdruck von Gemüthsbewegungen wird, tritt ein dramatiſches Element ein, wie ſchon bei den Niobiden. In dieſe letztere Claſſe gehört der Apoll von Belvedere. Daß er der die Eumeniden aus ſeinem Heiligthume vertreibende Gott ſei, wie Feuerbach weiter beweiſen möchte, folgt aber daraus noch keineswegs. Er hält den Bogen in der linken Hand, der linke Arm iſt noch in der Schußlage, einen Pfeil hat er aber gegen die Furien nicht entſandt, mit einem Pfeil vielmehr den pythiſchen Drachen erlegt, und als pythiſcher Sieger wie als Muſenführer wurde er ſeit Skopas dargeſtellt. Es iſt kein Grund vorhanden, von der Winckelmann'ſchen Idee abzugehen. Apoll iſt als ſiegfreudiger Gott dargeſtellt, gleich der Morgenſonne die das Gewölk durchbricht, aber der Künſtler ſtellt dies nicht in ſeiner Allgemeinheit dar, wie Viſcher in ſeiner „Aeſthetik“ wollte und Andere ihm nachſprachen; der Künſtler nimmt bei ſo bewegten und in dramatiſcher Erregung dargeſtellten Geſtalten vielmehr ſtets etwas Individuelles und Concretes zum Ausgangspunkt, das er aber durch die Behandlung zum Ausdruck eines Allgemeinen durchbildet.

Feuerbach hat das eine Werk, das er in ſeinem Buch im Zuſammenhange mit vielen andern der hervorragendſten Schöpfungen des griechiſchen Meißels behandelte, als eine der letzten Blüten einer reichen Entwickelung betrachtet; die mit eigener Begeiſterung entworfenen Schilderungen ſo vieler Meiſterwerke machen das Buch zu einer genußreichen Lectüre und machten es zur Quelle mehrer nachfolgenden Kunſtgeſchichten; ſein Studium leuchtet aus Hettner's „Vorſchule der Kunſt der Griechen“ und aus Stahr's „Torſo“ klar hervor.

In dem zweiten Bande dieſes „Torſo“ hat Stahr auch eine Hypotheſe über den vaticaniſchen Apoll aufgeſtellt. Er ſieht darin den Apoll, welcher nach den Geſängen der Dichter in der Schlacht bei Actium dem Heere des Octavian hülfreich geworden, und am Beginn der Schlacht erſchienen ſei, nach Properz' Worten:

> Wol mit dem Pfeil, der einſt Agamemnon traf, da vor Troja
> Leichen auf Leichen dahinraffte ſein zürnender Pfeil,
> Oder wie er zerſchoß die geſchlungenen Knäule des Drachen
> Pytho, vor dem der Klang friedlicher Leier erbebt.

Im Tempel von Actium wurde das Bild des lautenſchlagenden Apoll als Denkmal aufgeſtellt, das erwähnt Stahr und dennoch meint er, ſeine Vermuthung würde
zur Gewißheit durch die fernern Verſe von Pr
er zum Schrecken aller Metriker folgendermaßen

> Denkmale wurden dem Phöbus von Actium, weil er
> Einzigen Pfeilſchuſſe zehn feindliche Schiffe beſi

Solcher grundloſer Hypotheſenſpinnerei ſollte
enthalten, wenn man ſogar einige Seiten ſpäte
ſcher den Gott gar nicht in der Situation
ſtimmten Kampfes, ſondern nur als reinen Licht
Zerſtörer alles Unreinen ſehen will. Ueberhau
ſo manche Widerſprüche in Stahr's Buche v
ſchwer zu entſchuldigenden Flüchtigkeit, die i
herben und gerechten Tadel von ſeiten der Ar
zugezogen hat, und deren auch ich (Nr. 42 d. Bl.
bei der Anzeige des erſten Bandes gedacht ha
Abhängigkeit von tüchtigen Vorgängern ſeit Win
und Visconti bis auf Thierſch und Feuerbach ſo
ihm nicht zum Vorwurf machen, er verleugnet
er will nach eigener Anſchauung die Reſultate der
ſchaft zum Gemeingut der Gebildeten machen, de
Publicum ein Buch zur Einführung in das
antiken Kunſt darreichen, und das hat er auf
ſchmackvolle und gewandte Art gethan. Wen
der Schilderung berühmter plaſtiſcher Werke ſich
einen, bald dem andern jener Gelehrten anſchließt,
ſollte er, wenn das rechte Wort bereits gefu
eine ſchwächere Bezeichnung wählen, um doch
zu erſcheinen? Daß er ſelbſt manche ſpecielle
angeſtellt hat, iſt ebenſo wenig zu leugnen al
auch ohne Vorgänger mit Talent und Glück ei
werk zu beſchreiben verſteht. Deß zum Zeugniß
ſeine Worte über den lateraniſchen Sophokles
eine erſt in unſerer Zeit zu Terracina aufgefun
daher noch wenig bekannte Statue, ein Mu
Porträtbildung, wie es für unſere Tage auf n
liſtiſche Weiſe der Leſſing von Rietſchel gewo
Stahr ſagt:

> Hoch und frei aufgerichtet ſteht der göttliche D
> Das weite Gewand von der linken ſcharf nach der rec
> herübergenommen, läßt die rechte Hüfte und die gan
> Seite des Beins ſtraff und mächtig hervortreten.
> Arm ruht eingebogen im Gewande, das unter der rec
> weg über die linke Schulter geworfen iſt, faſt in d
> wie die Italiener noch heute den Mantel tragen,
> Theil in ſchönen Falten hinten über die Schultern h
> Der linke Arm iſt in die Seite geſtemmt, und dieſe Ha
> mehrt den Geſammteindruck des Sicherberuhenden, we
> der ganzen Geſtalt ergoſſen liegt. Wenn wir zu
> Haltung des heutigen Römers aus dem Volke noch
> dete Würde und das geiſtige Bewußtſein des angeſeh
> ners hinzudenken, ſo haben wir einen Begriff von
> ſammteindrucke dieſes Sophokles. Der Bart ſpielt
> kraus um Kinn und Lippe; das Haupthaar fällt
> ſchlicht herab auf Stirn und Schläfen. Die Tänie,
> umflochten hält, bezeichnet den ſiegreichen Dichter;
> poetiſche Diadem, das nach der Stimme des Volk
> bührte als einem Könige der Literatur. Das Geſich
> aufgerichtet, ſchaut frei und ſicher in die Welt. Der
> iſt ebenſo heiter, klar als ernſt und tief geiſtig;
> dem göttlichen Poeten an, daß er die Schönheit
> Seheriſche des Dichters verbindet ſich mit der
> Durchbildung des außerordentlichſten Zeitalters zu ein

ſ zugleich fern iſt von jeder Spur dämoniſcher Er-
t. Wir haben einen ganzen vollen ſchönen Menſchen
den Dichter, der zugleich Staatsmann und Krieger
: Athens mit Perikles zum Siege führte. Obſchon
ntlich das höchſte Greiſenalter erreichte, ſo hat ihn
Kunſt nicht in dieſem vorgeſtellt, ſondern in der
ernfriſche des noch kräftigen reifen Mannesalters.
e ſind beſchuht, Hals und ein kleines Stück der obern
id nackt. Nun aber die Gewandung! Wie klar und
groß und doch auch künſtleriſch conventionell (hier hieße
: ſtiliſirt) iſt ſie behandelt! Hier ſieht man es recht,
lten es gewußt, daß die Kunſt eine Natur in ſich iſt
eigenen Geſetzen. Vergleicht man mit dieſem So-
den Aeſchines des Muſeo Borbonico (derſelbe galt
r die ausgezeichnetſte Gewandſtatue), ſo erſcheinen
ng und Gefält des letztern faſt kleinlich, überladen,
angeſtrafft, nicht dienend um die Geſtalt ſelbſt her-
n, ſondern ſelbſtändige Geltung und Beachtung in
nehmend. Dadurch aber wird die Wirkung des Gan-
trächtigt, die Geſtalt tritt zurück und erſcheint gebun-
gehemmt. Im Sophokles dagegen iſt das Gewand
Lhat nur das Echo der Geſtalt, und ſeine ſtattliche
nt gleichſam als muſikaliſche Begleitung des ganzen
Gliederbaus. Hauptmaſſen, untergeordnete Falten,
erern Faltenzügen beherrſcht, Gruppen in Gruppen,
n freies Ausathmen im Faltenloſen, bilden ein einzi-
componirtes Ganze, das dennoch zugleich einem höhern
erbleibt.

en ſolch eine Schilderung ſticht es dann freilich
ab, wenn der Verfaſſer im Farneſiſchen Hercules
us und Repräſentanten der ganzen zum harten
ienſt verdammten Proletariermenſchheit ſieht, und
bedünken will, als ſänne der Held darüber nach,
ie goldenen Aepfel, die er in ſeiner auf den
gelegten Rechten hält, denn wirklich ſeinem fei-
ngherrn abliefern oder den Preis ſeiner Arbeit
für ſich behalten ſolle! Daß ſo etwas einem
r einmal einfällt, mag ſein, aber daß ein Schrift-
niederſchreibt und drucken läßt, zeigt eine große
für ſolche willkürliche Einfälle und kann von
gen leicht auf den Mangel an nothwendigen
n, an wirklicher Erkenntniß gedeutet werden.

zweite Band des „Torſo“ behandelt die plaſti-
ſt von der Zeit Alexander's des Großen bis zu
ten Aufſchwung oder ihrer noch ein mal hell-
en Abendröthe unter Hadrian. Lyſippus wird
ächſt vorgeführt und an ihn eine Schilderung
üglichſten erhaltenen Hercules- und Alexander-
der-Büſten angereiht. Dann folgen die Kunſt-
von Rhodos, Pergamon, Epheſus. Die ganze
der Zeit geht nicht mehr auf die Ausbildung
teridealen in reiner Schönheit, ſondern wird hiſto-
realiſtiſch; das Pathetiſche wie das Spannende
ereſſante des Moments kommt mehr und mehr
tung. Das Porträt wird mit großer Meiſter-
handelt; die Künſtler, die ſich in ihm der Wirk-
nſchließen, bewahren ſo viel vom idealen Stil,
den Ausdruck der Lebenstotalität und des Cha-
rſtreben und für die mannichfaltigen Thaten des
n den Träger im innerſten Kern ſeiner Perſön-
u erfaſſen und darzuſtellen verſtehen. In der
riſtik dieſer Periode treten uns wieder die Wider-
ſprüche entgegen, die wir ſchon in der Kritik des erſten Bandes rügen mußten. Stahr hat richtig erkannt, daß von Phidias bis zu Hadrian von einem eigentlichen Verfall der Kunſt nicht die Rede ſein könnte, indem in der treuen Bewahrung und Fortpflanzung des einmal gefundenen Großen und Rechten die griechiſchen Plaſtiker uns das der Nacheiferung wie der Bewunderung werthe Beiſpiel geben, die vom bahnbrechenden Genius erklommene Höhe durch Jahrhunderte zu behaupten. Stahr aber vergißt darüber die Unterſchiede hervorzuheben, die nun doch im Laufe der Zeit eintreten, oder vielmehr er muß dieſe ſtets im Beſondern anerkennen, nachdem er ſie in ſeine Schilderung des Allgemeinen nicht aufgenommen hat. Er ſagt: „Da iſt es vergeblich zu reden vom Verfall der Kunſt und zu klagen über den Abfall von ihren alten hohen Idealen.“ Und dann folgt von ihm ſelbſt die Klage über die Ausartung des Geſchmacks, über die Erniedrigung der Kunſt zum Dienſte der Eitelkeit und Verſchwendungsluſt der Höfe. Er entnimmt aus Brunn's „Geſchichte der griechiſchen Künſtler“ die Erörterung, wie an die Stelle der frühern ſchöpferiſchen Unmittelbarkeit der Kunſtausübung die berechnende Abſichtlichkeit und bewußte Reflexion tritt, wie der Künſtler die Ueberwindung der Schwierigkeiten und die Bravour in der Ausführung den Beſchauer empfinden laſſen will, und das Streben nach Effect die plaſtiſchen Werke dieſer Periode von der ſtillen Größe und edeln Einfalt der frühern unterſcheidet. Dann ſagt er wieder, daß die jetzt beliebte Darſtellung des Wirklichen, das hiſtoriſche Kunſtwerk höherſtehe als das mythiſch-ideale, alſo ein ſterbender Fechter höher als die Niobe, ein Porträt höher als der Zeus des Phidias! Daß dieſer Zuſatz berechtigt iſt, beweiſt das Wort, welches Stahr ſelbſt anreiht, „daß der Menſch höherſteht als der Gott“, ein Ausdruck, über deſſen kecke Gedankenloſigkeit man nur ſich deswegen vielleicht nicht entrüſtet, weil die an den ganz undogmatiſchen Ludwig Feuerbach angeſchloſſene Dogmatik des Unglaubens ihre unbewieſenen Sätze ſolange wiederholt hat, bis weder ſie ſelbſt noch das Publicum ferner einen Begriff mit den Worten verbindet, an die man ſich gewöhnt hat. Ein andermal macht ſich Stahr aus einer bei Viſcher noch flüſſigen, aber immerhin ſchiefen Entwickelung ein Dogma über das Erhabene; er ſagt: „Es überſchreitet das Maß, welches für jede Sphäre des Lebens aus deren Qualitäten hervorgeht, es überſchreitet dies Maß und zwar ins Unendliche, während es doch — dem Widerſpruch ſeines Weſens gemäß — die Form, alſo das begrenzte Maß feſthalten muß.“ Wie iſt es denn nur möglich, ſo ſinnloſe Phraſen zu machen! Wie kann denn das Maß zugleich ins Unendliche überſchritten und zugleich in der Begrenztheit feſtgehalten werden! Seit wann iſt denn das Erhabene das Maßloſe? Alles Schöne hat Größe, wußte ſchon der alte Ariſtoteles, deſſen Studium Stahr ſo hätte fortpflegen ſollen, wie er es in ſeiner Jugend begonnen. Wenn nun dieſe Größe des Schönen uns vorwiegend, überwältigend entgegentritt, erweckt ſie in uns das Gefühl des Erhabenen. Wo iſt denn

„der Widerſpruch ſeines Weſens"? Es iſt niemals formlos, es iſt immer ein Schönes; jene Erſcheinung, die von ihrer Idee überragt würde, die ſolche nicht völlig offenbaren könnte, wäre nicht erhaben, wie eine neumodiſche Schule will, ſondern ſchwach, und könnte bei ihrem eigenen Ungenügen wahrlich nicht unſer Gemüth erheben.

In Bezug auf die Kunſtanfänge Roms und die Kunſt der Etrusker hält ſich Stahr an Theodor Mommſen, deſſen „Römiſche Geſchichte" allerdings ein Werk von großer Geiſtesenergie und gründlicher Gelehrſamkeit, aber voll einſeitiger Härten und Schroffheiten iſt und daher ſtets mit Berückſichtigung ſeiner Natur benutzt werden muß. Die ſtammverwandten Römer erſcheinen als ein friſchkräftiges Element in der alternden alexandriniſchen Cultur, deren Miſſion, die Annäherung, das Wechſelverſtändniß, die Durchdringung des Orients und Occidents, ſie fortſetzen; Cäſar, der praktiſche Mann, nimmt auf, was Alexander, der begeiſterte Jüngling, begonnen. Die Literatur wie die bildende Kunſt erhalten unter dem Einfluß althelleniſcher Vorbilder einen neuen Aufſchwung. Einige vortreffliche Abſchnitte des „Torſo" zeugen nun von ämſiger Quellenforſchung in Bezug auf das Verhältniß der römiſchen Literatur zur bildenden Kunſt, über die Kunſträuberei der Römer, über Cicero und ſein Verhältniß zur Kunſt. Was dieſem Manne auch zum großen Staatsmann wie zum Philoſophen gefehlt haben mag, er iſt immer der beſte Repräſentant für die Bildung ſeiner Zeit, an deren Entfaltung er ſelbſt entſchiedenen Antheil nimmt, und die in dem Fluß und Reiz ſeiner ſprachlichen Darſtellung ihre Blüte findet. Er diente denn auch Stahr zum Beweiſe, daß die Römer keineswegs Barbaren ohne Sinn und Geſchmack für die Kunſt geweſen. Stahr ſagt:

In Cicero haben wir einen Mann, der weniger als viele ſeiner Zeitgenoſſen auf ſeine Kunſtliebe Gewicht legte, einen Staats- und Geſchäftsmann, den Beruf und Neigung an ganz verſchiedene Intereſſen knüpften, einen Schriftſteller, unter deſſen zahlreichen Werken nicht ein einziges ſich mit der bildenden Kunſt hiſtoriſch und äſthetiſch beſchäftigte; und doch finden wir bei ihm eine Kenntniß der alten Kunſtgeſchichte und ihrer Werke und ein richtiges Urtheil über beide, wie wir ſie in gleichem Verhältniſſe nur ſelten bei einer ähnlichen Perſönlichkeit unſerer Zeit antreffen dürften. „Alle Kunſt", ſagt Cicero, „hat ihren Ausgang genommen von der innerſten Natur des Menſchen, und ſie hat nichts geleiſtet, wenn ſie nicht durch ihre Werke dieſe innerſte Menſchennatur bewegt und erfreut."

Wir theilen eine längere Stelle aus dem betreffenden Capitel des Stahr'ſchen Buchs mit, da ſich manches herkömmliche Vorurtheil durch ſie berichtigt:

Es iſt nach Cicero die innere Nothwendigkeit der Sache, die in ihrer entſprechendſten Erfüllung die Schönheit als nothwendige letzte Conſequenz im Gefolge hat, und er weiſt dies nach für die bildende Kunſt in der ſchönheitsvollen Geſtaltung der Säule und des Tempelgiebels, durch deren künſtleriſch vollendete Form das dem Weſen nach blos einem äußern Zweck Dienende ſo frei und ſelbſtändig erſcheine, daß es ſelbſt als ein Schönes, als freies Kunſtwerk vor uns hintrete. Für Cicero iſt die Geſundheit nicht nur in der Natur ſelbſt eine Bedingung der wahren Schönheit menſchlicher Lebensbildung; er trägt dieſe Anſchauungsweiſe auch über auf das Gebiet der bildenden Kunſt, und gibt der geſunden Kraft und würdevollen Anmuth Polyklet's im Gegenſatze zu vielen ſeiner Zeitgenoſſen den Vorzug vor der üppigen Weichheit jener Bildungen, welche aus der Praxiteliſchen Schule hervorgingen. Er hat endlich den würdigſten Begriff von der Erhabenheit des Schönen und der Kunſt über das materiell und praktiſch Nützliche. Er möchte lieber ein einziges Meiſterwerk der Beredtſamkeit ſeines großen Landsmanns Craſſus geſchrieben haben, als [illegible] mal die Ehre eines Triumphs genießen. Aber er beſchränkt ſolchen Idealismus nicht auf die vorzugsweiſe römiſche Kunſt der Beredtſamkeit. Wenn es auf den Nutzen ankäme, meint er, ſo war es freilich für die Athener auch wichtiger, gutes Fachwerk an und auf ihren Wohnhäuſern zu haben, als das herrlichſte Bild der Minerva aus Gold und Elfenbein zu [illegible] ſitzen. Aber doch möchte er lieber Phidias ſein als der [illegible] kommenſte Zimmermeiſter. Nicht wie viel einer nützt, ſondern wie viel einer iſt, gibt den Ausſchlag. Auch ſind vortreffliche Bildner und Maler ſtets eine Seltenheit, während es an [illegible] werkern und Arbeitern nie fehlen kann. Gemahnt das [illegible] wie jener berühmte Ausſpruch Goethe's, daß es mehr [illegible] thue das Schöne zu fördern, das Wenige hervorbringen [illegible] Alle bedürfen, als das Nützliche, das Viele zu ſchaffen [illegible] ſind und Keiner entbehren kann?

Nachdem Stahr die hauptſächlichſten Kunſtwerke [illegible] römiſchen Zeit geſchildert, ergeht er ſich zum Schluß [illegible] einer emphatiſchen Lobrede auf Hadrian, zu der er [illegible] Material aus der ebenfalls etwas enthuſiaſtiſch [illegible] nen aber gediegenen Arbeit von Gregorovius über [illegible] ſen Kaiſer und ſeine Zeit entlehnt. Die Charakte[illegible] des Antinous, ſeines Opfertodes und der ihm gew[illegible] Bildwerke dürfen als beſonders wohlgelungen bez[illegible] werden. Und ſo iſt denn trotz mancher Mängel [illegible] Stahr'ſche Buch ein dankenswerthes, indem es auf [illegible] wohlgefällige, leichte, anregende Art die Reſultate [illegible] ler Forſcher und Aeſthetiker für ein größeres Publi[illegible] zu einem Ueberblick über den Entwickelungsgang der [illegible] ken Plaſtik theils zuſammengeſtellt, theils verarbeitet, [illegible] gelungenſten Schilderungen der Meiſterwerke ane[illegible] gereiht und mit manchem eigenen ſinnigen Worte [illegible] treffender Anmuth bereichert hat. Etwas mehr [illegible] nene Gründlichkeit, etwas weniger Wohlbehagen an [illegible] klangvollen Phraſe würden dem Buche wohlgethan [illegible] ben. Es wollte ſelbſt aber mehr ein Werk der [illegible] triſtik als der ſtrengen Wiſſenſchaft ſein. Ein [illegible] Ruhm iſt freilich der des fachbeherrſchenden [illegible] wenn es ihm gelingt, zugleich durch die Schönheit [illegible] Form einer allgemeinverſtändlichen Darſtellung die [illegible] rungenſchaft des ernſten Studiums zum Gemeingut [illegible] Nation zu machen. Aber bis der Winckelmann [illegible] Jahrhunderts die Summe Deſſen zieht, was [illegible] ſchlechter zutage gefördert, wird Stahr's „Torſo" [illegible] viele Gebildete ein willkommenes Buch, ein [illegible] Belehrung und des Kunſtgenuſſes ſein.

Brunn hat im zweiten Theile ſeiner „Geſchichte [illegible] griechiſchen Künſtler" (der erſte Theil wurde in Nr. [illegible] Bl. f. 1855 beſprochen) die Namen der Architekten, [illegible] ten und Münzſtempelſchneider alphabetiſch zuſammen[illegible] und mit einzelnen Bemerkungen begleitet, eine [illegible] hängende Geſchichte ließ ſich indeß nicht herſtellen. [illegible] hat er bei den Malern verſucht, in deren Chara[illegible] er uns zugleich den Entwickelungsgang der grie[illegible] Malerei veranſchaulicht. Hier hat nun freilich die [illegible]

tik bei den Schriftſtellern, die uns Nachricht geben, ch viel zu thun, ſowol um Sinn und Wort feſtzuſtel- n, als beſonders auch das Gewicht einer Notiz oder es Urtheils gegenüber andern Beſtimmungen nach der ndividualität des Urhebers oder Mittheilers richtig zu ſchätzen. Vorläufig bleibt der Vermuthung noch man- er Spielraum, und ſie erhält allerdings in dem orga- iſchen Zuſammenhang, der auf allen uns klar vorliegen- en Gebieten des griechiſchen Geiſtes und ſeiner Ge- ſchichte herrſcht, eine Stütze ihrer Wahrſcheinlichkeit, ſo- ald es ihr gelingt, denſelben auch innerhalb der Malerei nzulegen, und die Analogien in der Entwickelung der uern Malerei, namentlich in Italien, können ihr bald zur eſtätigung, bald zum Ausgangspunkt dienen. Auf dieſe rt iſt es Brunn gelungen, einmal muthig eine Reihe von nien zu ziehen; mag die Folgezeit Mancherlei zu berich- igen haben, ſelbſt die Lücken der Forſchung reizen dann m weitern Studium. Ein größeres Gewicht würde ich rigens auf die Vaſenmalerei gelegt haben. Hier haben wir le erhaltene Arbeiten, zwar von mehr handwerklicher sführung, aber doch oft von einem Geiſt und einer arheit der Compoſition, einer Sicherheit der Zeichnung d Schönheit der Form, daß ſie Bewunderung erregen d einen Rückſchluß auf die hochberühmten Tafelbilder ſtatten. Wir finden Compoſitionen im epiſchen Stil, e uns an die Schilderungen Polygnot's erinnern, wir den viele andere Vaſen, die nur mit wenigen aber r ſinnig gedachten und fein ausgeführten Figuren ge- ſchmückt ſind und uns dadurch einen Anklang an die Weiſe Zeuxis geben. Zudem bieten uns die Vaſen auch h Inſchriften eine Reihe von Malernamen, die hier etracht kommen. Brunn hat es indeß vorgezogen, m Kunſtzweig eine beſondere Betrachtung zu wid- , die nebſt einer Abhandlung über die Gemmen- ider ſein verdienſtvolles Buch beſchließen ſoll. Ver- en wir einen Umriß der Geſchichte der griechiſchen lerei zu geben, der ihren Entwickelungsgang andeutet, ſolchen Brunn aus den Nachrichten der alten im Ver- he mit den Analogien der neuern Zeit gezeichnet hat. Nachdem Kimon eine ſtrengere Rückſicht auf die r der Form genommen, tritt uns in Polygnot ein ſtlergeiſt erſten Ranges entgegen, der ſich in Bezug Idee und Compoſition an Phidias anſchließt, aber eigentlich Maleriſche, die Modellirung der Geſtalt h Licht und Schatten, den Reiz und die Naturwahr- der Farbe noch nicht kennt, ſondern die Umriſſe nur einem einfachen Farbenton ausfüllt, Muskeln aber, wandfalten und ähnliches Détail in das Innere durch ien hineinzeichnet. Ariſtoteles ſtellt ihn vor Allen als den Maler des Ethos, des geiſtigen Weſens des ſittlichen Grundcharakters der Perſönlichkeiten; vorübergehende Gemüthserregungen, ſondern der artige Ausdruck bedeutender Individualitäten als Dar- ung einer Grundrichtung oder Grundſtimmung der ſchlichen Natur war ſeine Sache; ſeine figurenreichen älde gaben in gleichzeitigem Nebeneinander eine epi- Erzählung der Hauptmomente einer Begebenheit. Wenn in der Mitte ſeiner Zerſtörung Trojas Aias die Kaſſandra ergreift, ſo vollziehen andere Helden links das Werk der Verwüſtung der Mauer und gegen das Ende hin werden trojaniſche Todte begraben, während rechts andere helleniſche Helden neben gefangenen Trojanerinnen in mannichfach bewegten Gruppen erſcheinen und einzelne Sieger bereits die Schiffe zur Abfahrt rüſten. Er und der ihm geiſtesverwandte Panänus malten Wände von Tempeln und Hallen im Anſchluß an die architektoni- ſche Gliederung des Raums; in der räumlichen Größe ihrer Bilder fand die geiſtige Großartigkeit den ſinnlich entſprechenden Ausdruck, in einer ſymmetriſchen Grup- pirung zeigte ſich der Zuſammenhang mit der Archi- tektur. Daneben begann Pauſon mit Witz und Ironie auch das Gewöhnliche, ſelbſt Häßliches in den Kreis der Darſtellung zu ziehen, und öffnet die Scenen- oder De- corationsmalerei durch Agatharchos für die Theater, durch die Perſpective und das Streben nach Illuſion eine ganz neue Bahn, indem Polygnot ſeine Bilder noch ohne Hintergründe und Verkürzungen zeichnete und ſeine Ge- ſtalten im Reliefſtil nebeneinander entfaltete, und alle in gleichem Lichte, in gleicher Größe wie auf einer und derſelben Ebene darſtellte. Unwillkürlich wird mancher Leſer bei Polygnot an Cornelius denken, der auch weni- ger im eigentlich Maleriſchen als in der Größe der Com- poſition und der tiefſinnigen Charakteriſtik ſeine Stärke hat und nicht in Staffeleibildern, ſondern in großen Wand- gemälden ſeinen Ruhm begründete.

Den Ruhm des Pinſels ſieht Plinius erſt bei den folgenden Meiſtern, die unmittelbar nach den genannten lebten, während des Peloponneſiſchen Kriegs namentlich in Kleinaſien ihre Kunſt entfalteten. Apollodoros heißt der Schattenmaler, weil er die Modellirung der Geſtal- ten, die Illuſion der runden Körperlichkeit in den Ab- ſtufungen von Licht und Schatten und deren Vertreiben ineinander ausführte; Zeuxis und Parrhaſios, die ſich ihm anſchließen, gehen bekanntlich bis zu täuſchender Natur- wahrheit. Sie malen Einzelfiguren von vollendeter Schönheit, ſie lieben genremäßige Situationen, ſie cha- rakteriſiren durch die äußere Lage, ſie ſtellen Zuſtände des menſchlichen Lebens dar und befleißigen ſich einer pſychologiſchen Charakteriſtik, die auch die vorübergehend- ſten Züge zur Darſtellung der Affecte beobachtet. Zeuxis ſcheint dabei mehr der Farbe, Parrhaſios mehr der Form zugewandt. Timanthes, der berühmte Maler vom Opfer der Iphigenia, ſuchte nicht blos die Sinne zu befriedi- gen, ſondern auch den Geiſt zum Nachdenken anzuregen.

Von da bis zur Zeit Alexander's entwickelt ſich in der Sikyoniſchen Schule durch die Naturſtudien des Eu- pompos und die wiſſenſchaftliche Ergründung der Maler- kunſt durch Pamphilos ein Streben nach allſeitig gründ- licher Ausbildung, beſonders durch die ausgezeichnete Lehr- thätigkeit des Letztern, ſodaß Verkürzungen und Per- ſpective fortan den Griechen nicht mehr fremd ſind, ſon- dern richtig angewandt werden. Melanthios war wegen der Anordnung ſeiner Compoſitionen, Pauſias als Blu- menmaler geprieſen.

Mit dieſer Schule läuft eine thebaniſch-attiſche Parallel. Ihre Meiſter gefallen ſich in dramatiſch bewegten Compoſitionen, und einige von ihnen lieben es gleich den Florentinern, den engen Kreis der eigentlich handelnden Perſonen durch einen Chor minder betheiligter Zuſchauer zu erweitern. So namentlich Nikias, während Ariſtides durch Innigkeit der Empfindung und Seelencharakteriſtik an Fieſole erinnern darf, Euphranor aber einem naturaliſtiſchen Realismus ſich zuwendet, in der Darſtellung der Thaten weniger den beherrſchenden Geiſt als die Anſtrengung der Körperkräfte hervorhebt und das Großartige bei der Darſtellung des Affects durch die Stärke ſeiner materiellen Aeußerung anſtrebt. Von einer Alexanderſchlacht des Philoxenos ſagt Plinius, ſie ſei keinem andern Gemälde nachzuſetzen, ein Urtheil, das wir zu beſtätigen nicht anſtehen, wenn wir in der herrlichen pompejaniſchen Moſaik ein Nachbild derſelben bewundern dürfen. Nikomachos vertrat in ſeinen Götterbildern eine ideale Richtung, die auch in der Alexanderſchlacht das wirkliche Leben beſeelt und durchdringt.

Apelles erſcheint wieder als ein Gipfelpunkt. Er verband mit einer großen Begabung, die allen ſeinen Werken den Zauber der Anmuth verlieh, die gründlichſte Bildung, die Herrſchaft über die Technik, die vollendete Kunſt des Zeichnens und Malens. Seine Weiſe offenbarte ſich weder in großen epiſchen Compoſitionen wie bei Polygnot, noch in der Darſtellung von Begebenheiten durch die Hervorhebung eines prägnanten, ſcharf abgegrenzten Moments, zu dem alle Einzelnen dramatiſch zuſammenwirken, ſondern mehr nach Art der ältern Kleinaſiaten in Einzelgeſtalten, die er aber zugleich zum Ausdruck eines allgemeinen Gedankens ausbildete, ſodaß ſeine Porträts in tiefſinniger Symbolik zugleich in den Perſonen die Träger oder die Verkörperung einer welthiſtoriſchen Idee erkennen ließen. In mancher Beziehung erinnert er an Kaulbach, welcher indeß weniger durch die Virtuoſität des Malens und mehr durch die Compoſition figurenreicher Bilder hervorragt, aber die Ideendarſtellung und den Zauber der Anmuth mit Apelles theilt. Dem Apelles nahe verwandt war ſein Zeitgenoſſe Protogenes von Rhodus, der durch Ausdauer und Sorgfalt erſetzt, was er im Vergleich mit jenem an Naturbegabung ermangelt. Aëtion's Alexander und Roxane mit Erota, die ſich ſpielend der Waffen des Helden bemächtigt haben, ward ſelbſt in ſkizzenhafter Weiſe von Rafael, in großartiger Ausführung von Sodoma nachgebildet.

Antiphilos ſuchte dagegen ſeinen Ruhm in Scenen aus dem Alltagsleben, in Caricaturen und Lichteffecten. Theon übertrug die Bühneneffecte auf die Malerei, und hob erſt den Vorhang von ſeinen zum Kampfe ſtürmenden Soldaten, wenn ein Trompeter das Signal zum Angriff geblaſen. Peiranikos dagegen wandte ſich dem Stillleben zu, und ſuchte in der Darſtellung des Niedrigſten den höchſten Ruhm; er malte Barbier- und Schuſterbuden, Eſelein, Eßwerk und Aehnliches und erhielt davon den Namen des Schmuzmalers.

Einen glänzenden Schluß der großen M
macht Timomachos, den man gewöhnlich als Z
des ihn ſehr hoch ſchätzenden Cäſar anſieht, de
aber in die Periode der Nachfolger Alexander'
rückt. Im Glanz der Abendröthe ſchienen ſi
verſchiedene Vorzüge früherer Künſtler zu ve
Er malte Bilder aus der Heroengeſchichte, in
zugleich Affecte und Seelenzuſtände veranſchaulich
und wußte vortrefflich Maß zu halten, indem
den raſenden, ſondern den aus der Raſerei erwa
Tod beſchließenden Aias und die Medea darſt
ſie, Mordgedanken in der Bruſt, auf die harmlo
den Kinder hinſah. Seine Iphigenia erkennt
der im Oreſt, den ihr prieſterliches Schwert o
Wir hatten früher bald das Streben nach leb
wegter Handlung, bald die Rückſicht auf die
rung von Gedanken, bald eine vorwiegend wi
liche Gründlichkeit in der Technik und bald ei
dern Naturalismus; wenn Timomachos in kei
Richtungen ſeine Vorgänger überbieten konnte,
ihm das Verdienſt eines geiſtvollen Verbindens
bei einer echtkünſtleriſchen, poeſiereichen Auffaſſu

Moritz Car

Das antike Element in der deutſchen P

Geſchichte der deutſchen Poeſie nach ihren antiken ten von C. L. Cholevius. Zweiter Theil: Von ſtellung des claſſiſchen Ideals durch Winckelmann Auflöſung des Antiken in der eklektiſchen Poeſie genwart. Leipzig, Brockhaus. 1856. Gr. 8. 20 Ngr.

Die günſtige Erwartung, mit welcher wir di
des erſten Theils dieſer Schrift (Nr. 14 d. Bl. f. 1
ſchloſſen, iſt durch den vorliegenden zweiten nicht
worden. Cholevius hat ſeine ſchwierige Aufgabe mi
Treue und Ausdauer durch die ganze Breite der ne
bis zur nächſten Gegenwart fortgeführt. Alle gute
ſchaften, die wir an ihm zu rühmen Urſache fanden,
auch hier bewährt; wir finden dieſelbe Gründlichkeit d
niß, Redlichkeit und Selbſtändigkeit des Urtheils, Kl
Darſtellung. Aber auch die Mängel der Behandlun
nämlichen geblieben, wenn ſie auch, wie ſich zeigt,
mehr als in dem erſten Theil durch die Natur de
ſtandes Entſchuldigung finden. Die allgemeine Auf
Cholevius iſt die Verfolgung des Antheils, welchen d
Element an der Bildung der deutſchen Poeſie hat.
ment iſt jedoch allmälig nach ſo tauſendfältigen Be
mit unſerer geſammten modernen Cultur verſchmol
faſt jede Erſcheinung nach irgendeiner Seite hin
hältniß dazu gewonnen hat. Es bedarf daher im
ſtrengen Ueberlegung, die richtige Grenze zu ziehen,
muß bei ſolchen Unterſuchungen der literariſche Takt
wahl des Einzelnen leiten. Der Geſchichtſchreiber hat
der mannichfaltigſten Verſuchungen zu erwehren, um ni
Hingabe an untergeordnete Objecte und zufällige Zu
hänge das Weſentliche und die Nothwendigkeit ſei
wickelung aus den Augen zu verlieren.

Wir hatten bei dem erſten Theil eine Haupt
markt, in welcher das antike Element ſucceſſiv von d
lichkeit als das lateiniſch-volksthümliche, von dem
das romantiſch-antike, von den Schulgelehrten als d
logiſch-humaniſtiſche gepflegt war. In der zweiten

vir daſſelbe als das franzöſirend pſeudoantike, als
kritiſche der Deutſchen und als das nationalhel=
inen. Wir zeigten, daß die Deutſchen die Son=
hellenıſchen Elements von dem römiſchen zu be=
zen, und daß mit dieſer Hervorſchälung des echten
kerns eine neue äſthetiſch=ethiſche Reform begann.
bemerklich, daß die Deutſchen einer ſo innigen
es helleniſchen Elements bedurft hätten, um
en anhaftende Neigung zu einem ſtarken Dualis=
dem Geiſtigen und Sinnlichen und einer daraus
n Formverwilderung hinauszukommen; allein zu=
wir nicht vergeſſen, daß eine bloße Reproduction
jen dem univerſellern Standpunkt des modernen
iſtes nicht genügen könne.
en wir nun zunächſt, wie Cholevius verfahren
elt in ſeinem ſechsten Buch den claſſiſchen Idea=
Kampf mit der Naturdichtung und die Verſchmel=
tiken mit dem Romantiſchen ab. Begründer des
legriffs des claſſiſchen Ideals iſt ihm Winckelmann,
es modernen romantiſchen Hamann durch ſeinen
riff und an ihn ſich anſchließend Herder, der
ntike als formales Vorbild anerkannte, allein
urdichtung ermuthigte und dem didaktiſchen Zuge
jen Symbolik huldigte. Die Schilderung Herder's,
r den ausgezeichneten Sinn für das Muſikaliſche
odurch derſelbe die plaſtiſche Anſchauung Winckel=
nzte, iſt von Cholevius mit großer Liebe und
hrieben. Er vertheidigt dieſen ſeinen Liebling mit
gen den Tadel, mit welchem Gervinus und nach
e ihn belaſtet haben. Von Herder geht er zu
ty, Voß und den Stolbergen über. Bei den
ı hebt er die Vereinigung des Antiken mit dem
hervor; bei Voß beſonders die Ausarbeitung des
Theokrit'ſchem Muſter; bei den Stolbergen die
uffaſſung des antiken Ideals als der Einheit des
dem Guten, die freilich ſpäterhin dem zum chriſt=
smus gewandten Friedrich Stolberg nicht mehr
dieſer Darſtellung, die reich an intereſſanten
beachteten Einzelheiten iſt, feſſelt uns vorzüglich
von der unermeßlichen Wirkung Homer's, für
Auffaſſung die Begeiſterung des göttinger Hain=
zum Herold machte. Voß' Ueberſetzung der
önigsberg 1781) eröffnete den Deutſchen eine neue
uf ihnen eine neue epiſche Sprache, deren Fü=
Zuſammenſetzungen, an die wir uns heute voll=
öhnt haben, damals den Anhängern Adelung's
ncorrect erſchienen. Simon Schaidenreißer, Stadt=
München, hatte 1737 zuerſt die „Odyſſee", und
ng, kaiſerlicher Notar zu Augsburg, 1610 zuerſt
erſetzt, Erſterer in Proſa, Letzterer in kurze gereimte
ſched überſetzte dann 1737 das erſte Buch der
etrum Opitianum; 1754 übertrug Blohm die erſten
der „Ilias" in Alexandriner und in demſelben
ı nach der franzöſiſchen Ueberſetzung der Dacier
tändige deutſche Homer in Proſa als Theil einer
r merkwürdigſten Reiſebeſchreibungen. Nun folgten
etzungen von Damm 1769—71, von Küttner 1771
ich 1778 Bodmer und Stolberg die „Ilias" in Hera=
teten. Bürger überſetzte bruchſtücksweiſe die „Ilias"
fünffüßige Jamben, ſpäter erſt in Hexameter.
d viele längſt vergeſſene Verſuche übertraf Voß
rtreffen gilt namentlich auch, wenn man ihn mit
n engliſchen Ueberſetzung Pope's (1715 — 26)
t weniger berühmten franzöſiſchen der Dacier
vergleicht. Dann erkennt man recht, wie viel
utſche Geiſt ſich dem griechiſchen hinangearbeitet
ie viel griechiſcher ſeine Sprache zu ſein ver=

ndete Vereinigung des Antiken mit dem Romantiſchen erblickt Cholevius in den Dichtungen Schiller's und Goethe's, denen er eine ausführliche Analyſe widmet. Die Natur des deutſchen Volks wurde von dieſen beiden Dichtern in der That auf den Gipfel ihres ethiſchen und äſthetiſchen Idealismus gehoben, was ohne Vermittelung des helleniſchen Ideals unmöglich geweſen wäre. Inſofern iſt die Wichtigkeit, mit welcher Cholevius beide behandelt, gerechtfertigt. Wir können jedoch uns nicht überzeugen, daß die Betrachtung in ſo ausgedehnter Weiſe mit den einzelnen Werken dieſer Dichter zu verfahren gehabt hätte. Hier konnte nach unſerer Meinung Vieles als bekannt vorausgeſetzt und der Nachdruck mehr auf allgemeinere Geſichtspunkte gelegt werden, die zwar überall durchklingen, allein ſich nicht entſchieden genug geltendmachen, weil ſie zu ſehr in der Erzählung des Détail aufgehen. Z. B. die Frage, wie dieſe Dichter auf den verſchiedenen Stufen ihrer Entwickelung die Idee des Schickſals erfaßt haben und wie ſie darin mit den Griechen theils divergiren, theils convergiren, konnte beantwortet werden, ohne die einzelnen Dramen ſo ſpeciell als geſchehen zu zergliedern. Bei der „Iphigenia" Goethe's bekennen wir umgekehrt, daß der Vergleich derſelben mit der des Euripides uns für die Darlegung des Unterſchieds des antiken Standpunktes vom modernen noch nicht ausführlich genug geweſen iſt.

Das letzte (ſiebente) Buch beſchreibt die Auflöſung des antiken Elements in der romantiſchen und modernen Poeſie.

Cholevius hat Recht, wenn er annimmt, daß Schiller und Goethe, obwol ſie für ihre Kunſt die Weihe des helleniſchen Genius ſuchten, doch weſentlich romantiſche Dichter waren. Wenn ſich alſo eine Poeſie entwickelte, die ſich der ihrigen gegenüber als eine romantiſche bezeichnete, ſo mußte dieſe Romantik zu ihrer Unterſcheidung vornehmlich ein anderes Verhältniß zur Antike haben. Bei allen Darſtellungen der romantiſchen Schule iſt dies zur Sprache gekommen. Der affirmative Punkt, auf welchen die Romantik ſich dem claſſiſchen Alterthum gegenüber ſtützen konnte, war die Univerſalität des Chriſtenthums, denn in derſelben ſtand ſie wirklich höher als die griechiſch=römiſche Welt. Allein die Humanität als chriſtliche konnte ſich zu derjenigen, welche auch die Alten in Kunſt und Philoſophie erreicht hatten, nicht im Widerſpruch befinden, ſondern als höhere konnte ſie dieſelbe ſich integriren. Cholevius hat nun die Misauffaſſung des Alterthums, die ſich bei den Romantikern entwickelte, nach allen Seiten hin beleuchtet. Er zeigt an der Bildungsgeſchichte des jüngern Schlegel, wie derſelbe anfangs noch den Hellenismus feiert, aber durch ſubjective Annahmen bereits entſtellt; wie er in einer zweiten Periode zwar die myſtiſch=ſymboliſchen Anſchauungen der Mythologie zur Fortbildung empfiehlt, jedoch dem Realismus und den Formen der antiken Poeſie ſchon allen Werth abſpricht, bis er zuletzt nur noch die Platoniſche Divination beachtet, weil ſie eine dunkle Ahnung des chriſtlichen Spiritualismus ſei. Dieſer Nachweis iſt von Cholevius mit überzeugender Gründlichkeit gegeben. Weil ſich den Romantikern an Stelle des Chriſtenthums der römiſche Katholicismus unterſchob, weil an Stelle der plaſtiſchen Formen des Alterthums die muſikaliſchen, ins Unendliche ausſtrebenden aber auch unbeſtimmtern des Mittelalters traten, ſo vermochte die Kunſt einerſeits nur zu wiederholen, was der Katholicismus des Mittelalters längſt hervorgebracht hatte, andererſeits nur in eine gegenſtandloſe Lyrik überzugehen, die im Nihilismus ironiſcher Verzweiflung endete. So oft nun neuerdings dieſer Proceß auch dargeſtellt iſt, ſo glauben wir doch, daß die Art und Weiſe, wie Cholevius ihn behandelt, ſehr beachtenswerth iſt. Obwol er nämlich darlegt, welche Mängel dem capricirten Romanticismus dadurch erwuchſen, daß er den Claſſicismus von ſich auszuſchließen ſtrebte, ſo bleibt er doch von dem Vorurtheil frei, in das Heine, Ruge und nach Ruge noch andere Literarhiſtoriker verfallen ſind, in ihm eine nur negative Erſcheinung, eine bloße Caricatur zu erblicken. Seine ausführliche Kenntniß unſerer Literatur hat ihn davor bewahrt, ſtereotyp gewordene

Urtheile zu wiederholen und gegentheils Momente hervorzuheben, die in ihrer Bedeutung nicht hinreichend gewürdigt ſind, wohin wir z. B. ſeine Schilderung von Ernſt Schulze's „Cäcilie", von Pyrker's „Tuniſias", von Baggeſen's „Parthenais", von Collin's Tragödien u. ſ. w. rechnen. Als ſeine vorzüglichſte Leiſtung in dieſem Abſchnitt betrachten wir ſeine Darſtellung der Odendichter, ſowol der norddeutſchen: Baggeſen, Koſegarten, von Halem, Schmidt-Phiſeldeck, Schmidt-Werneuchen, Moltke und Lappe, als der ſüddeutſchen, von denen Mathiſſon*), Salis, Reuffer und Conz die Voß'ſche Schule fortſetzten, während Hölderlin, Platen, Waiblinger und Weſſenberg den Idealismus mit der Claſſik zu vereinigen bemüht waren.

Cholevius hat nacheinander die Lyrik, Epik und Dramatik durchgenommen und bei letzterer auch die Komödie nicht vergeſſen, die als Nachahmung der Ariſtophaniſchen bei uns aus der Romantik hervorwuchs. Er hat eine Ueberſicht der bedeutendern Komödien dieſer Art gegeben, die bei uns verſucht ſind, von denen aber faſt nur die Platen'ſchen ſich in lebendiger Erinnerung erhalten haben. Was er darüber ſagt, iſt im Allgemeinen richtig. Doch glauben wir, daß die Komödie nach dieſer Richtung hin bei uns eine noch höhere Bedeutung hat, als er ihr in Uebereinſtimmung mit den meiſten Literarhiſtorikern zugeſteht. Es iſt uns nicht bekannt, daß die romaniſchen Völker eine ähnliche Neigung gezeigt hätten. Daß wir Deutſche uns an dieſe Form gewagt haben, ſcheint uns ein Beweis zu ſein, wie gern wir uns bis zum kühnſten Humor auch in der dramatiſchen Form erheben möchten. Daß wir es trotzdem nur zu Literaturkomödien, zu Nachahmungen der Ariſtophaniſchen „Wolken" und „Fröſche" gebracht haben, liegt in unſern öffentlichen Verhältniſſen, in dem Mangel eines wahrhaften, einheitlichen nationalen Selbſtbewußtſeins. Nur in unſerm literariſchen Cultus hebt ſich unſere politiſche und kirchliche Zerſpaltenheit einigermaßen auf. Unſere den Ariſtophanes nachahmende Komödie hätte ſich mit den volksthümlichen, romantiſchen Elementen verbinden müſſen, die in unſerer Zauberpoſſe liegen. Die Productionen der wiener Leopoldsſtadt von Bäuerle, Raimund, Neſtroy u. A. haben oft die glücklichſte komödiſche Anlage, allein ſie halten ſich wieder von aller claſſiſchen Behandlung zu fern, entbehren der Folie höherer Ideen, deren Gehalt die griechiſche Komödie begeiſterte, und ſinken in der Ausführung zu oft ins Triviale. Die Philoſophie in Berlin hatte wol Ideen, aber es fehlte ihrer Scholaſtik der Humor; die Poeten der Leopoldsſtadt in Wien hatten wol Humor, aber es fehlte ihrem Witz eine höhere Perſpective. Idealismus und Realismus fielen auch hier, wie ſo oft in Deutſchland, auseinander. Noch eine andere Seite bietet die Komödie für die Betrachtung.

Hatten die Deutſchen mit Voß' Ueberſetzung der Homeriſchen „Odyſſee" endlich die helleniſche Anſchauung und Sprache ſich zueigengemacht, ſchritten ſie von hier zur Eroberung aller übrigen Formen der griechiſchen Poeſie weiter, ſo war es wol unvermeidlich, daß ſie auch die Ariſtophaniſche Komödie reproducirten. Das heroiſche Epos und das genrebildliche Idyll, die Ode und das Epigramm waren vollkommen aſſimilirt. Die Tragödie hatte als fataliſtiſche einen breiten Spielraum gewonnen; die Komödie, die zum Theil aber dieſe Tragik parodirte, konnte nicht ausbleiben und für ſie war die Phantaſtik der romantiſchen Dichtung günſtig. Der Mangel ethiſcher Tüchtigkeit war es aber, der dem beweglichen Spiel des ausgelaſſenen Scherzes bei den Romantikern diejenige Würde verſagte, ohne welche die Komödie nicht Ariſtophaniſch ſein kann. Was hätte Tieck mit ſeiner außerordentlichen Begabtheit für die Komik nicht leiſten können, wenn er ſich ernſter

concentrirt hätte. Noch ſeine ſpätern Novellen, z. B.
gelſcheuche" und in ihr der Hofrath Ledebrinna, h
Fülle echtkomiſcher Motive, die leicht zu den treffli
matiſchen Wendungen hätten benutzt werden können.

Das allgemeine Reſultat der Unterſuchung von Ch
die Erkenntniß, daß unſere Poeſie, unbeſchadet der
lität ihres Gehalts und der Eigenthümlichkeit ih
doch des Studiums der Claſſiker nicht entbehren ka
ſie wahrhaft modern ſein will. Nicht um eine n
Nachahmung iſt es zu thun, zumal ſeit wir die alt
in ſo herrlichen deutſchen Ueberſetzungen leſen könne
um eine Reinigung des ethiſchen und äſthetiſchen G
ſie nur durch dieſe einfachen, abſoluten Muſterbilde
iſt. Unſer Autor hat eine etwas undankbare Ar
unternommen, daß er das heutige deutſche Drama
kow, Laube, Prutz, Hebbel, Gottſchall u. ſ. w.
Grundſätzen verglichen hat, welche der Claſſicismus fü
gödie aufſtellt. Er iſt hierbei jeder parteiiſchen Vor
menheit für oder gegen ferngeblieben, ſieht ſich abe
dem Schluſſe genöthigt, daß die Helden unſerer jetzi
matiker theils zu tief ſtehen, theils gegen die fun
tragiſche Vorausſetzung ſchuldloſe Opfer der Intri
Bosheit werden, theils durch den Peſſimismus der gan
anſchauung, wie bei Grabbe, Büchner, Hebbel, all
zu einem echten tragiſchen Pathos wieder auflöſen m
oft dicht daran ſind ins Komiſche umzuſchlagen. Um
ſtractionen auszuweichen, in welche der claſſiſche Id
oft verfallen, ſei der heutige Realismus mit ſeinem
nach dem Charakteriſtiſchen ſtufenweiſe in die Schilde
genialiſchen Titanismus, des Sonderlingthums und
der gemeinen Naturen hineingerathen.

Dies im Allgemeinen iſt der Inhalt der ausführli
terſuchung, die Cholevius in dieſem Theil abgehan
Was die Art ſeiner Ausführung betrifft, ſo haben
angedeutet, daß ſie ganz in der Weiſe der frühern Da
gehalten iſt. Cholevius ſchreibt ſachdenklich ohne alle
ſion. Er will kein Aufſehen machen; er ſchreibt nicht
tereſſe einer Coterie. In ruhiger Klarheit, ohne jene
matiſchen Pointen, wie ſie durch Heine und Ruge be
neuern Literatoren beliebt geworden ſind, geht ſein
eine einfache, möglichſt überzeugende Darlegung der
aus. Selten geſtattet er ſeinem unverkennbaren Enth
für einen Schriftſteller einen gehobenern enkomiaſtiſch
druck, wie z. B. wenn er von Schiller einmal ſagt,
Dichter in dem Grade wie er den Namen eines
Homer verdiene. Dies kann parador erſcheinen, we
bedenkt, daß Homer am Anfang einer Literatur als B
derſelben, als Epiker, Schiller am Ausgang eines
ſchlungenen, weſentlich durch Kritik bedingten literariſ
ceſſes nicht blos als Dramatiker, nicht blos als philoſ
Dichter, ſondern ſelbſt als Philoſoph daſteht. Lieſt
doch die Motivirung, welche der Verfaſſer ſeinem
gegeben, ſo erkennt man leicht, was er Richtiges d
ſagen wollen. Wir heben nur einige Worte heraus.
ler's poetiſche Werke ſind in allen Kreiſen bekannt;
findet ſich oft auch da, wo man ſonſt nur die Bibel
Geſangbuch hat." „Schiller repräſentirt die ſich ihrer
freiheit und Gemüthstiefe bewußte Humanität; darin
nächſt ſein deutſcher Charakter. Die Deutſchen mö
aller Verunglimpfung fortfahren, es für einen Ruhm
ten, daß man ſie eine denkende Nation genannt hat;
auch ihre Nationalität, ſo ſehr dies die Ausbildung ei
viduellen Charakterform erſchweren mag, ſich mehr u
in den höhern Gattungsbegriff der Menſchheit auflöſ
dieſem Wege iſt uns Schiller vorangegangen. Seine
gen fielen in eine Zeit, welche von der Idee des Wel
thums erfüllt war und jede Neigung zu einer ſpecifiſ
ſonderheit im Nationalleben für eine Beſchränktheit
umſomehr ſah Schiller, wiewol er wußte, daß das

*) Matthiſſon iſt wol nur uneigentlich zu den Süddeutſchen zu rechnen. Er lebte zwar längere Jahre in Stuttgart, war aber bekanntlich in Hohendodeleben bei Magdeburg geboren, und ſtarb in Wörlitz. Auch in ſeinen Gedichten zeigt ſich viel ſpecifiſch norddeutſches Element. D. Red.

: Wurzel unſerer Kraſt ſei und trotz ſeines uni-
ndpunkts die «Jungfrau von Orléans» und den
ie Patrioten ſchrieb, auch in dem Deutſchen vor-
Menſchen. Dieſe gereifte Humanität zeigt ſich
in der Gewohnheit, alles Erſcheinende mit den
a in Verbindung zu ſetzen und das ganze ſitt-
ebiet der Vernunftfreiheit zu unterwerfen. Sie
Dichter zum Vorbilde und zum Führer ſeines
war nach Goethe's Ausdruck jene Chriſtusten-
en, daß er nichts Gemeines berührte, ohne es zu
dieſer Verbindung von Geiſt und Natur, von
eben, von Gottestiefe und Weltbreite liegt der
der deutſchen Wiſſenſchaft, der Philoſophie, der
Charakterbildung. Schiller war nicht blos Philo-
ı ein philoſophiſcher Dichter. Die Erhabenheit
en und Grundſätze konnten nicht ſo gänzlich das
vußtſein durchdringen, hätte es ihm nicht, wie er
nik gegen Kant die Vernunft mit der Sinnlich-
ſeine eigene Natur zum Bedürfniß gemacht, die
Empfindung zu verſchmelzen. Der Denker und
varen in ihm Eins; ſein ganzes volles Daſein
gen und ernſten Dingen geweiht, und indem er
Gedanken zwar für die Vernunft darſtellte, ſie
das Herz legte und mit lyriſcher Wärme belebte,
Jedanken ſelbſt, faſt ohne einer Veranſchaulichung
chen Geſtaltung zu bedürfen, zur Poeſie."
: bei der Darſtellung unſers Autors früher ſchon
n, entbehren wir in dem letzten Buch noch un-
meinen die Kunſt, die Reſultate ſeiner Forſchung
, ſchärfer, contraſtirender zuſammenzufaſſen. Die
:s ſolche fehlt nicht, allein in dem milden, gleich-
e der Erzählung, in der zum Dogmatismus ge-
am phlegmatiſch ſichern Reflexionsform ſtellen ſich
e nicht in derjenigen Energie heraus, die ihren
mehr veranſchaulichte, und bleiben auch die Auf-
Widerſprüche ohne die Kraft des Eindrucks, die
ıſchen wäre. Hierdurch iſt es geſchehen, daß Cho-
ıtlich bei der Behandlung des Dramas ſich zu
: Erzählung des Inhalts vertieft hat. Wir ver-
wegs das Eingehen auf den Inhalt, allein abge-
daß derſelbe bei Schiller und Goethe in der That
vorauszuſetzen war, glauben wir, daß ſtatt der
s Stoffs in Lyrik, Epik und Dramatik, wie das
n ſondert, noch allgemeinere Beſtimmungen hät-
werden können, denen dieſe Kategorien erſt wie-
dnen waren. Cholevius kennt, wie ſchon zuge-
dieſe Wendungen, allein er hebt ſie nicht genug-
heraus. Wir widerſtehen der Verſuchung, ſelbſt
:rallgemeinerung der Geſichtspunkte in ihrem Zu-
zu ſkizziren, allein wir glauben uns nicht mit der
irren, daß eine ſolche namentlich das Verhältniß
! zum Claſſicismus in noch ganz anderm Lichte
en laſſen, denn es würde ſich gezeigt haben, daß
, Oden und Dramen dieſer letzten Periode alle
en als Momente ſich wieder reproduciren mußten
der Art, daß auf der einen Seite das Extrem
ı der Wiederholung von Inhalt und Form des
der andern Seite das Extrem der Wiederholung
rlich Romantiſchen in mittelalterlichen romaniſchen
en, während zwiſchen ihnen eine Scala von Aus-
iegt. Solche allgemeinere Auffaſſung hätte bis
der einzelnen Dichtungen und der einzelnen Dich-
Art comparativer Phyſiologie der poetiſchen Werke
cht, z. B. Goethe's „Achilleis" iſt antik in Inhalt
ein „Reineke Fuchs" gehört nach dem Urſprung
dem Mittelalter an, während er in der Form
n „Hermann und Dorothea" iſt eine vollendete
dernen Inhalts und antiker Form u. ſ. w. Es
ner ſolchen Behandlung ſich vielleicht auch beſſer

herausgeſtellt haben, wie die Modernen dazu gekommen ſind, weder dem Claſſicismus noch dem Romanticismus ſich hingeben zu wollen; wie ſie, ähnlich der Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts, die Selbſtändigkeit ihrer Production durch eine Reihe von äſthetiſchen und ethiſchen Irrthümern hindurch haben ſuchen müſſen.

Die Poeſie iſt als Kunſt an ewige Geſetze gebunden, die nicht ungeſtraft verletzt werden dürfen; als Erſcheinung aber iſt ſie mit der Entwickelung des Bewußtſeins des Geiſtes über ſein Weſen auf das innigſte verbunden und empfängt von hier aus den ideellen Gehalt ihrer Schöpfungen. Die ſkeptiſche Zerriſſenheit unſers Zeitalters hat ſich auch im Reflex ſeiner Dichtungen abſpiegeln müſſen, aber die Entzweiung wird wie immer in die Verſöhnung ſich aufheben, und um ſie darſtellen zu können wird das Studium des Hellenismus, richtig verſtanden, keineswegs retardirend, vielmehr nur progreſſiv wirken. Dieſe Erkenntniß feſtgeſtellt zu haben, weil der Hellenismus weder mit den religiöſen noch mit den nationalen Grundlagen unſerer Cultur und Kunſt in Widerſpruch ſteht, bleibt das ſchöne Verdienſt von Cholevius, und die ernſtern Geiſter werden aus ſeinem Werk immer von neuem die fruchtbarſten Anregungen ſchöpfen. **Karl Roſenkranz.**

Eine Serie Gelegenheitsſchriftſteller.

Es gibt eine Zahl von Schriftſtellern, welche man direct als Gelegenheitsſchriftſteller bezeichnen kann. Wir nehmen dieſes Wort nicht in dem Sinne, in welchem man von Gelegenheitsdichtern ſpricht, als einer beſondern Gattung von Verſemachern, die für Geld oder Tabatièren, Verdienſtehrenzeichen, Wiſſenſchaft- und Kunſtmedaillen und Aehnliches arbeiten, ſondern dieſe Bezeichnung iſt eine durchaus unverdächtige und nicht verdächtigende, wie ſich aus dem Folgenden von ſelbſt ergibt.

Viele Schriftſteller, welche zu den Claſſikern gezählt werden unter Engländern, Franzoſen und Deutſchen, haben als Gelegenheitsſchriftſteller ihre Laufbahn begonnen. Es gibt Gelegenheitsſchriftſteller im höhern und im niedern Sinne des Worts. Einige finden die Gelegenheit vor, andere ſuchen dieſelbe; einige finden oder ſuchen ſie in weltgeſchichtlichen Momenten, andere in ephemeren Tagesereigniſſen; einige finden oder ſuchen ſie in großen Problemen, durch welche die Zeitgenoſſen zu allgemeiner Theilnahme aufgeregt werden, andere in materiellen Tagesintereſſen; einige wiſſen das Alltägliche in das Licht des ewig Nothwendigen zu ſtellen, andere verſtehen nur an große Probleme große Gedanken zu knüpfen. Man ſieht, daß ich von dem echten Gelegenheitsſchriftſteller groß denke. Ich rechne Adam Smith, Benjamin Franklin, J. J. Rouſſeau, Juſtus Möſer, Schlözer — um nur einige unbeſtritten große Namen zu nennen — in jene Kategorie. Man wird mir beiſtimmen, wenn ich ſage, daß vor 60 Jahren das Anſehen eines Gelegenheitsſchriftſtellers in Deutſchland ſehr groß war; es war die Zeit, wo deutſcher Witz an engliſchem Humor ſich wetzte; auch Lichtenberg und Käſtner, Männer ernſter Wiſſenſchaft, hielten ihre wiſſenſchaftliche Autorität nicht für geſchmälert, wenn man ſie außerdem noch für Gelegenheitsſchriftſteller erklärte. Auch jetzt noch gibt es anerkannte Talente unter den Gelegenheitsſchriftſtellern; allein heutzutage, wo alles Moderne leicht gehalten iſt, gibt es eine vorzüglich große Menge von Gelegenheitsſchriftſtellern, welche alltägliche Vorkommniſſe, die Schickſale intereſſanter Zeitgenoſſen und Aehnliches zum Vorwurf erzählender Mittheilungen nehmen und zwar in der Art, daß die anekdotenartige Behandlung vorherrſcht. Dabei iſt merkwürdig genug, daß Das, was den Werth des ſchriftſtelleriſchen Products verringert, die Anzahl der Leſenden vermehrt, mit andern Worten, je gewöhnlicher, je trivialer, je anekdotenhafter ein Erzählungsſchriftſteller ſeine Bücher ſchreibt, um deſto beliebter ſind dieſelben. Und warum? Weil

die Zahl Derjenigen überall ſehr klein iſt, welche das Talent haben ein Kunſtwerk genießen zu können; dagegen aber iſt jedes noch ſo wenig geiſtig angeregte Individuum noch im Stande, die Erzählung einer Anekdote aufzufaſſen; dazu gehören ſeiten des Hörenden oder Leſenden keine großen Vorausſetzungen. In Obigem liegt zugleich der Grund angedeutet, warum ein Roman, wenn man ihm das ehrenvolle Prädicat Kunſtwerk zugeſtehen muß, in Deutſchland weit weniger Leſer findet, als z. B. die Beſchreibung eines Wettrennens, oder einer Reiſe nach Algier, oder des Hoflebens unter Louis Napoleon. Uebrigens aber gab es und gibt es unter dieſer Art von Gelegenheitsſchriftſtellern noch jetzt manche harmloſe Naturen, welche gar nicht voraus calculiren, was für ein Buch man wol ſchreiben müßte, um dieſen oder jenen Verleger, oder um ein halbes Dutzend goldener Tabatièren mit den Bildniſſen verſchiedener Sereniſſimi, oder um ein paar Orden mit der Schleife ſich zu gewinnen; andere, mehr induſtrielle Naturen, finden dieſe genannten Gegenſtände des Schweißes werth. So viel ſcheint mir gewiß, daß die meiſten Gelegenheitsſchriftſteller von heute Schriftſteller aus eigener Wahl ſind; aber wer ſich ſelbſt dies geſtehen müßte, der ſollte ſich ſelbſt doch auch die Frage vorlegen: welcher iſt denn der Geiſt, dem du mit deiner Schriftſtellerei dienſt? Dienſt du dem Geiſt, welcher an der ewigen Schönheit, an der unwandelbaren Tugend, an der ewigen Wahrheit theilhat, oder dienſt du nur dem ganz uneigentlich ſogenannten Geiſt deines Decenniums, oder hätteſt du demſelben gar jemals geſchmeichelt? Müßteſt du das Letztere dir eingeſtehen, ſo wirf deinen Gänſekiel von dir und gieße ruſſiſche Schwärze über Das, was du geſchrieben haſt.

Wenn man ſeit einiger Zeit in franzöſiſchen und engliſchen Schriften, unvermeidlich alſo auch in deutſchen, die Behauptung ausgeſprochen findet, daß die Kritik eigentlich Niemand nütze, am wenigſten Dem, für den ſie geſchrieben iſt: ſo meint der Verfaſſer dieſer Zeilen etwas ganz Richtiges zu thun, wenn er die obigen Bemerkungen den kurzen Notizen über die folgenden Bücher voranſtellt; es wäre nicht unmöglich, daß der Eine oder der Andere richtig fände, was hier im Allgemeinen und ohne Beziehung auf einen Einzelnen geſagt iſt.

---

1. Erlebtes. Kleinere Erzählungen von Friedrich Wilhelm Hackländer. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1856. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Hackländer iſt ein durchaus moderner Schriftſteller; ſeine Genrebilder ſind vielerorten bekannt; die Auffaſſung des Lebens, ſeiner Verhältniſſe und Chancen iſt bei dieſem Autor eine mehr äußerliche als innerliche; die Männlein und die Weiblein von heute wollen keine tiefern Erregungen, keine kräftigen Emotionen; manchmal ein bischen Schauerliches, eine leichte Geſpenſtergeſchichte läuft auch in dem vorliegenden Buch mit unter das Andere hinein, juſt ſoviel wie Leſer von heute ungefähr vertragen können; für Männer von poetiſchem Bedürfniß, für femmes à grands sentiments will Hackländer gar nicht ſchreiben. Derſelbe ſtellt in obigem Buch ſeine Mittheilungen durchaus auf den Boden der „wahren Geſchichte". Das muß ihm ein großes Publicum verſchaffen in einer Zeit, wo man die Claſſiker, illuſtrirt, in Leder gebunden, reichvergoldet auf den Tiſch im Salon legt. Hackländer hat ein hübſches combinatoriſches Talent; in den vorliegenden zwei Bänden iſt Orient und Occident, Kriegsleben, bürgerliches Leben, Offizier- und Cavalierleben gut verbunden; auch an kleinen ſatiriſchen Partien fehlt es nicht; und doch, meine ich, Hackländer könnte mit ſeinem Talent noch bedeutendere Sachen ſchreiben, wenn er wollte.

2. Sieſta. Von Rudolf Hirſch. Zwei Theile. Peſth, Geibel. 1856. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rudolf Hirſch iſt nicht ohne Talent für Beobachtung und Darſtellung des Lächerlichen, des Barocken, des Sentimentalen; aber es fehlt ihm die Ruhe, ſeine Darſtellungen ſcharf zu umgrenzen, innerlich zu organiſiren und künſtleriſch zu
was er gibt, iſt faſt immer nur ſkizzirt. Bei dieſe
keit der Arbeit geht er oftmals über die gewöhnlichen
in Schilderung ſeiner Perſonen und Situationen ni
eine Nachläſſigkeit, die wir Hirſch umſomehr
wurf machen müſſen, als man doch nicht ſelten in
ſtellungen von den treffendſten Ausdrücken überr
Wenn die in dieſen zwei Theilen zuſammengeſtellt
entſtanden ſind zu jener Zeit, als Hirſch den Herl
„Komet" redigirte, alſo in einer Zeit, wo der
Muße haben mochte, ſo wird er, ich zweifle nicht
blicum bald zeigen können, was er leiſtet, wenn er
auf einen Gegenſtand concentrirt.

3. Der Storch von Nordenthal. Ein wahrhaftiger
erlebt und erzählt von Ludwig Walesrode.
Hoffmann und Campe. 1857. 16. 24 Ngr.

Der Verfaſſer erklärt ſein Märchen für eine G
ſchrift, indem er am Schluß des Büchelchens ſagt:
barer Verehrung hat der Autor das vorſtehende Sto
der Familie Hillmann auf Nordenthal bei Marggr
widmet; möge es eine nachſichtige Aufnahme finden
freundliches Andenken." Mit der erläuternden Vor
des Verfaſſers ſind wir ganz einverſtanden; es iſt rich
es daſelbſt heißt: „Wer Empfänglichkeit und offene
die ſprechende Phyſiognomik hat, mit welcher die
in ſchalkhaften Parodien und bedeutungsvollen Sym
Menſchenleben illuſtrirt, der könnte täglich die wah
Märchen erleben, ohne des Taſchenſpieler- und Zaub
einer entfeſſelten Dichterphantaſie zu bedürfen."
der Anſicht, daß der obengenannte Verfaſſer mit ſein
eine ſchwer zu beſiegende Concurrenz zu beſtehen hab
die mit den Märchen des Dänen Anderſen. Ich
aus nicht, daß Walesrode den däniſchen Dichter
ahmen wollen; aber man wird unwillkürlich durch die
an Anderſen's Märchen erinnert. Freilich, das poetiſch
welches bei Anderſen in voller Berechtigung ſich
iſt in dem Walesrode'ſchen Storch ſo arg verſteckt
meiſten Leſer es für unfindbar erklären werden.

An das Obige reihe ich ein paar Worte über

4. Hinzelmeier. Eine nachdenkliche Geſchichte von
Storm. Berlin, A. Duncker. 1857. 16. 15

Auch dieſes kleine Werk gehört ins Gebiet des
Wir haben daran zu loben die Haltung, welche ma
lich und kunſtgerecht nennen darf; aber der Inhalt
wenig angeſprochen. Wenn Storm dieſes Büchelch
als ſeine mit Recht gelobten Gedichte veröffentlicht
würde er nicht ſo bald die Aufmerkſamkeit des Publi
ſeinen Namen hingelenkt haben.

5. Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Aus me
gen. Von T. S. Erlangen, Deichert. 1856. 16

Der Verfaſſer gibt eine kleine romantiſche Erzä
der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs und weiß ſie m
vorzutragen; da er ſich ſeine Leſer der Mehrzahl
generis feminini denkt, ſo zweifeln wir nicht, daß
wartung ſich erfüllen werde, nämlich, daß „Andere
ihm an ſeinem Büchelchen freuen könnten".

6. Die Sängerfahrt. Novelle von Jakob Maehly.
Scheitlin und Zollikofer. 1857. 16. 7½ Ngr.

Dieſe Novelle iſt ein mit friſchen Farben alla
maltes Bildchen, natürlich in der Erfindung, leicht in
führung, anſprechend in der Haltung; das im Jahr
St.-Gallen gehaltene Sängerfeſt gab die Veranlaſſung

7. Bilder und Humoresken. Aus dem Schreibtiſch ein
ſtädters. Ratibor, Wichura. 1856. 8. 21 Ng

Es iſt ein nicht ſelten vorkommender Irrthum,
mand das Intereſſe, welches er an Kunſt und Poeſi

ihigkeit verwechſelt, ſelbſt Künſtleriſches und Poeti-
en zu können. Die Fähigkeit, Künſtleriſches und
zu empfinden iſt allerdings Grundbedingung der ei-
öpfungskraft, aber das Schöpfungsvermögen ſelbſt
nicht. Im jugendlichen Alter iſt dieſe Verwechſe-
hlich und ein ſchönes Zeugniß für die Bildungsfähig-
Individuums; in vorgerücktem Alter ſollte Selbſt-
nd Selbſtkritik dieſen Irrthum nicht aufkommen laſſen.
ſer obengenannter „Bilder und Humoresken“ würde un-
tigenden Umſtänden ſeine Empfindungsfähigkeit für
und Humoriſtiſches vielleicht zu productiver Kraft
nnen; was er uns in ſeinem kleinen Buch vorlegt,
ch eine allzu ſtark präponderirende Subjectivität in
ſchönem Aufblühen gehemmt zu ſein. Dem Ver-
es, wie es uns Allen bei Publicirung unſers erſten
Werks ergangen iſt: man verfolgt mit Vorliebe die
as wird die Welt ſagen? In den meiſten Fällen —
davon wollen wir vielleicht ein andermal ſpecificiren —
Welt wenig genug; Referent, als wohlwollender Be-
antwortet dem Autor mit einem Ausſpruch J. J.
, welcher lautet: „Avec quelque talent qu'on puisse
'art d'écrire ne s'apprend pas tout d'un coup.“

hronik der Sperlingsgaſſe. Herausgegeben von Ja-
orvinus. Berlin, Stage. 1857. Gr. 16. 1 Thlr.
gr.

Verfaſſer führt ſich in ſeinem Buch dem Leſer als
er Mann vor; ob dies Fiction ſei oder nicht, das
nicht zu unterſuchen; aber wenn es nicht Fiction
gäbe dies Werk den Beweis, daß die Richtung des
d Gemüths auf das ewig Bleibende den Menſchen
t, aller Wucht der Jahre zum Trotz. Unter allen
uns angezeigten Büchern iſt dieſe „Chronik der Sper-
' das einzige von poetiſchem Werth. Es zieht ſich
ganze Werk der Gedanke, daß das Menſchenleben
: Schmerz ſei, nicht in jener hinlänglich perſifflirten
der modernen Weltſchmerzler, ſondern in jenem
n, in welchem der Dichter vom deutſchen Vaterlande
es das Land ſei, wo Lieb' und Treu' den Schmerz
lebens ſtillt. Sowie Jean Paul zum Hintergrunde
tungen nicht ſelten das kleinbürgerliche Leben macht,
auch Jakob Corvinus. Die Perſönlichkeiten, die er
nd echtmenſchliche, die Situationen einfach und wahr.
nliche, Schwächliche, Unreife iſt dem Werke fern; der
zieht uns durchweg zur Höhe hinan. Wir begrüßen
mit dem Zuruf: Vivat sequens!

der Ernſt und Stacheln der Laune. Geſammelte
gen des Humors von F. W. Gubitz. Berlin, Ver-
hhandlung. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt dieſes Buchs gehört einer fernern Vergangen-
Theil dem erſten Viertel des laufenden Jahrhunderts
Verfaſſer beweiſt einen achtungswerthen moraliſchen
wagt Wahrheit zu ſagen, die, wie Gellert ſingt,
en Großen wehethut. Die Form mancher dieſer
cheint uns heute veraltet; ſie erinnert an Lichten-
Käſtner'ſche, manchmal auch an Hippel'ſche Manier;
t nicht blos die Form, welche an jene Größen er-
iſt auch in den meiſten dieſer Gubitz'ſchen Sachen
fe, prägnante Geiſt, der, wie Blitz, nicht ſelten in-
wirkt. Referent hat die Ueberzeugung, daß die
on Lichtenberg'ſchem und Käſtner'ſchem Esprit dieſes
alten Gubitz hin und wieder mit vieler Freude zur
men werden. Gubitz gehörte dieſem Buche nach zu
n deutſchen Gelegenheitsſchriftſtellern. 77.

Macaulay über Friedrich den Großen.

Friedrich der Große von Thomas Babington Macaulay. Mit einem Vorwort des Ueberſetzers. Halle, Graeger. 1857. 8. 15 Ngr.

Der berühmte Schotte, deſſen „Geſchichte Englands ſeit dem Regierungsantritte Jakob's II.“ in mehren Ueberſetzungen dem deutſchen Publicum noch bekannter geworden iſt als ſeine in der „Edinburgh review“ veröffentlichten und mehrfach geſammelten „Essays“, hat vor einer längern Reihe von Jahren bei Gelegenheit der Herausgabe des Campbell'ſchen „Friedrich der Große und ſeine Zeit“ Veranlaſſung genommen, ſein kritiſches Urtheil über dieſen Heroen, der weltbekannt eine zweifellos welthiſtoriſche Bedeutung hat, in einer mindeſtens das ſpecifiſch preußiſche Nationalgefühl verletzenden Weiſe abzugeben. Dieſe biographiſche Arbeit des britiſchen Hiſtorikers, welche ſeither in den deutſchen Ausgaben der „Essays“ fehlte und in Deutſchland ebendeswegen wenig gekannt war, hat nunmehr ebenfalls Verbreitung gefunden und iſt in einer Zeit an das Licht der deutſchen Welt getreten, die mit Erinnerungen an die Großthaten Friedrich's, den die Poeten den „Einzigen“ nennen, reich geſättigt iſt.

Ohne unterſuchen zu wollen, welche wirklichen Gründe die Uebertragung des gleich allen übrigen Arbeiten Macaulay's brillant ſtiliſirten Verſuchs einer kritiſchen Beleuchtung des gedachten Geſchichtswerks ſo lange Zeit verzögert haben, können wir doch der im Vorwort des Ueberſetzers ausgeſprochenen, unſerm Dafürhalten nach zu ideellen Meinung nicht unbedingt beitreten, daß „aus wohlmeinendem Patriotismus, aus der ehrenwerthen Beſorgniß, die edelſten und theuerſten Gefühle der Nation zu verletzen, ihre beſten Erinnerungen und ihren beſten Glauben anzutaſten, aus der Beſorgniß mit einem Worte, ein öffentliches Aergerniß zu geben und die letzte (?) Stütze gegen den weiter und weiter umſichgreifenden politiſch-nationalen Skepticismus wankend zu machen“, eine Ueberſetzung des vorliegenden Eſſay eines zu hoher literariſcher Berühmtheit gelangten Schriftſtellers unterdrückt worden ſei? Denn, fragen wir unter Anderm, warum iſt z. B. in Oeſtreich, deſſen nationale Intereſſen durch einen ſo ungerechten Angriff auf den großen Hohenzollern, der einſt ſeiner hohen Kaiſerin ſiegreicher Feind war, gewiß nicht verletzt werden konnten, eine deutſche Herausgabe des engliſchen Werkchens nicht erfolgt?

Wir glauben übrigens kaum, daß auf irgendeinen gebildeten Geiſt die gewandte Darſtellung des Charakters des preußiſchen Friedrich ſo nachtheilig einwirken könne, daß demſelben ein beträchtlicher oder nur nennenswerther Theil von der ihm mit vollem Recht zuerkannten Verherrlichung entzogen würde. Die Meinung der Mittelmäßigen und Unreifen iſt und bleibt aber gleichgültig oder doch ohne Einfluß auf das naturgemäße Reifen der von Friedrich geſäeten Früchte jeglicher Art. Wir wollen dagegen dem Ueberſetzer dieſes Macaulay'ſchen Aufſatzes beipflichten, daß er dem deutſchen Publicum einen größern Dienſt erwieſen habe, nachdem er jenen aus ſeiner Verborgenheit in der „Edinburgh review“ ans Licht gezogen, als wenn er es aus obigen Gründen unterlaſſen, nicht, weil wir den Aufſatz vorzugsweiſe für ein literariſches Meiſterſtück halten, oder weil er es verdient, von Macaulay's blinden Verehrern als ſolches geprieſen zu werden, ſondern weil wir glauben, daß durch das Regiren der hiſtoriſch erwieſenen Größe Friedrich's ein entgegengeſetztes Reſultat, ein poſitiv günſtigeres, abgeklärteres Urtheil über dieſelbe, zugleich zur Bekräftigung des patriotiſchen Gefühls gewonnen werde. Weſſen Patriotismus — wir ſprechen hier im Speciellen von den der preußiſchen Nationalität Angehörenden — nicht ſtichhaltig iſt gegen die Verlockungen einer gewandten Advocatenrede, deren Zauber in kunſtvoller Täuſchung der Wahrheit beſteht, auf deſſen ſich bethätigende Liebe hat das Vaterland ſo wie ſo nicht zu rechnen, und andererſeits geſchähe ein Unrecht, wollte man dem die Intelligenz vertretenden kleinern Theile der Nation irgendein Mistrauen

gegen die Gediegenheit ihrer Neigungen und Empfindungen, ihres ganzen Denkens und Dichtens durch die Vorenthaltung einer literariſchen Arbeit wie der vorliegenden zeigen.

Dem engliſchen Parteiſchriftſteller wird Niemand, der überhaupt zu ſelbſtändiger Denkweiſe gereift iſt, unbedingten Glauben ſchenken, zumal nicht, wo jener mit geſchmeidigem aber allzu ſcharfem Meſſer die anatomiſche Zerlegung der Denk- und Handlungsweiſe eines deutſchen Helden verſucht. Wir wiſſen, daß die engliſche Nation oder deren Stimmführer von einer geiſtigen Krankheit befallen ſind, welche darin beſteht, ſelbſt den bloßen Gedanken an germaniſchen Einfluß auf ihr literariſches, politiſches und ſociales Leben, das in ſeiner Geſammtheit zum Macht- und Bedeutungsloſern merklich zurückſchreitet, als Verrath an der Würde dieſes zumeiſt aus germaniſchem Blute abſtammenden Inſelvolks zu verdammen. Um wie viel weniger wird ein engliſcher Parteimann einen deutſchen Fürſten, der nach ſeiner Meinung nicht gebildet war, weil er nicht Engliſch verſtand, gerecht zu beurtheilen geneigt ſein, gegen deſſen politiſche Combinationsgabe die durch maßloſen, ſtets gegen Schwächere rückſichtslos geübten Uebermuth unterſtützte politiſche Schlauheit und Untreue John Bull's nicht aufkommen konnte. Englands Erinnerungen an den Krieg von 1756—63 ſind durch mancherlei Flecken arg getrübt; und Friedrich war der Urheber der ſchlimmſten Verwickelungen, die ſich England ſelbſt bereitete. Wir wollen nur auf ſeine maritimen Verhältniſſe, in denen es den Ton anzugeben ſich ſchon gewöhnt hatte, flüchtig hinweiſen, um bei Anführung Deſſen, was Friedrich in Betreff der geltenden Grundſätze des Völkerrechts gethan, den Zorn Englands gegen ihn erklärt zu finden. Der Vertrag zu Weſtminſter (16. Januar 1756) ſchaffte ihm eine hinreichende Entſchädigung für die durch engliſche Kaper und engliſche Priſengerichte ſeinen Unterthanen zugefügte Beſchädigung, und wenn England auch den Anſichten des Königs nicht beitrat, ſo ſah es doch aus dieſem Streit den Bund ganz Europas gegen ſeine ſeevölkerrechtlichen Grundſätze erſtehen. Es fühlte auf ſeiner Inſel, hinter ſeinen wooden walls das Gewicht der preußiſchen Macht, ohne die Laſt abſchütteln zu können. Doch wozu des Weitern die empfindlichen Punkte Englands in ſeiner ſchmählichen Politik zur See zu berühren, einer Politik, die ihren Schweſtern ähnlich ſieht wie ein Ei dem andern, da alle Welt weiß, daß das ſtolze britiſche Inſelreich niemals Anſtand genommen hat, ohne jegliche Anſprüche Ländergebiete zu occupiren und dem alten Beſitze zuzufügen. Alle Welt weiß es, was Europa, Aſien und Amerika, Afrika und Auſtralien durch die wucheriſche Handlungsweiſe des Krämers Albion verloren hat; doch Macaulay, der große Hiſtoriker, wagt es, achſelzuckend auf die „veralteten und verjährten" Anſprüche des Hauſes Brandenburg auf Schleſien hinzuweiſen, als wären ſie durch die Königskrone aufgewogen, die der „Emporkömmling von Brandenburg" ſich von Oeſtreich erkauft habe.

Wir merken die Abſicht des Verfaſſers, jede Handlung, jeden Gedanken, jede Empfindung und Neigung Friedrich's in ihren individuellen Aeußerungen aus luftiger Höhe in den Staub zu ziehen; wir merken ſeinen Federſtrichen an, daß ſie in der Abſicht, ein edles Bild zu verunſtalten, geführt worden ſind; wir merken das Alles und ſind „verſtimmt". Es kann uns nicht gleichgültig ſein, unſern Stolz auf die Größe und Erhabenheit eines deutſchen Fürſten mit cyniſchem Lächeln angezweifelt zu ſehen; doch gerade in der Darſtellung dieſes ſehr frühen kritiſchen Verſuchs Macaulay's finden wir, die Abſicht des Regirens feſthaltend, eine Beruhigung für uns umſoeher, als wir unſern Blick von den Blättern des Eſſay über poſitive Segenſpenden Friedrich's ſchweifen laſſen und uns auf Culturwegen finden können, welche der große König ſeinem Staate gebahnt hat. Wir können den praktiſchen Beweis gegen Macaulay's Behauptungen antreten. Wir können bei nur einiger Kenntniß des Wahren und Thatſächlichen aus dem Regenten- und Privatleben Friedrich's, wie es uns urkundlich überliefert iſt, die entſtellenden Federſtriche
vollen Schriftſtellers vom Originale löſchen, ohne
müſſen, das Blatt, auf welchem es gezeichnet ſteht,
Wir können die glänzende Hülle, in welche Mac
biographiſche Lüge gekleidet hat, auseinanderbreite
nackte Gebilde Macaulay'ſcher Kunſt in ſeiner Hö
erkennen.

Mit der Charakteriſtik des großen Friedrich i
Manchem gegangen wie dem Schatten: die Einen
Andern tadeln über das Maß des Rechten hinaus,
kommen mußte, ſo iſt es infolge der extremen An
auch geſchehen. Es haben ſich zwei gegneriſche Lag
in deren einem der Götze „Friedrich" umtanzt, in
anderm ſein Bild verbrannt wird. Die Götzendi
ſeine philoſophiſchen Anſichten und Grundſätze über
und Redefreiheit zu Gunſten ihrer Abſicht, die „
Welt zu reformiren und mit einem Dinge, das ſie
„Freiheit" nennen, zwangsweiſe zu beglücken, mit
hehltem Eifer auszubeuten verſucht, und die Manen
ebenſo wenig verherrlicht wie die Andern, die in
„Atheiſten" gewittert oder doch einen „Deiſten",
Moral ein Spiegelbild ſeiner ſelbſt ſei. Macaulay
riſirt den Helden des 18. Jahrhunderts wie ein
dem wir ſelbſt die ſchlimmſten Irrthümer als kriti
graph um ſeines Geiſtreichthums willen verzeihen
wenn nicht eben die Fülle geiſtiger Kraft dazu ben
die Abſicht, das Gute zu verdunkeln und Schwächen
Licht zu ziehen, mit glanzvoller Schärfe durchzufü
beurtheilt Friedrich's politiſche wie private Handl
nicht im Zuſammenhange mit den Zeit- und politi
hältniſſen, in und unter denen er lebte, ſondern mi
dem heutigen Maße, er lockt den Leſer auf eine
Standpunkt und macht durch die Gewalt ſeiner Uebe
kraft ihn glauben, daß es der einzige ſei, auf dem
könne, um den Helden vorüberwandeln zu ſehen.

Wir ſind nicht der Meinung, Alles loben und gu
dürfen, was Friedrich gedacht und gethan, nur we
Siegel untergedrückt hat; ſein Weſen war der Grundl
jedes andern menſchlichen Weſens unterworfen und d
Irrthum nicht minder ausgeſetzt als die Heroen vor
ihm: doch wie er das auf ihn Einwirkende und ihn U
als brauchbaren oder unbrauchbaren Stoff zu ſeine
erkannte, das ſeine Meiſterhand bearbeitete, wie er
legte mit rieſiger Kraft, um das lebendige Weſen a
Formen herauszuheben, wie er für die Zukunft wirk
Glanz nur aufging, ſeine Gruft zu umleuchten, darü
ßens Macht und Wohlſtand Blüten und Früchte treibt
was wir an Friedrich bewundern und was ihn zum
Friedrich" gemacht hat. Den hat uns Macaulay nic

Zur Schillerſtiftung.

Die dresdener Schillerſtiftung, deren in Nr. 3
ausführlicher gedacht wurde, hat nicht nur von ſ
Mehrzahl des Buchhändlerſtandes, ſondern ſelbſt v
Theile der Journaliſtik Widerſpruch erfahren, wa
Intereſſe der Sache nur beklagen können. Ernſt K
ſeiner „Berliner Montagspoſt" findet wie die Herr
händler die bis dahin geſicherte (ſeitdem noch um
Pflummern'ſche Legat von 2000 Fl. vermehrte) Su
7000 Thlr. ſehr geringfügig, ohne zu bedenken, daß die
tungen ſchon jetzt mindeſtens eine gleiche Summe in Au
len, und daß dieſelbe ſich im Laufe der Zeit noch anſehnlic
ren dürfte. 14,000 oder gegen 16,000 Thlr., während zw
für einen ſolchen Zweck aufgebracht, wollen in Deutſchla
etwas bedeuten und ſcheinen uns ein gar nicht übler Anfan
Doch Koſſak verſichert, er könne ſich das Zeugniß ausſt
an ein gedeihliches Fortkommen der Schillerſtiftung geg

n. Ohne Zweifel iſt an dieſem Widerſpruch des berliner
naliſten die unglückliche, übrigens nur proviſoriſche exclusive
immung ſchuld, daß die Wohlthaten der Stiftung nur
en Schriftſtellern zugute kommen ſollen, welche ſich poeti-
Formen bedient haben. Nicht ohne Wahrheit bemerkt
ak: „Was uns zunächſt angeht, iſt der Stand der Jour-
ken, welcher in den letzten 10 Jahren die zahlreichſten
glieder zählt. Die Geſammtentwickelung der Literatur
zt unaufhaltſam in dieſer Richtung vorwärts. Faſt alle
haften deutſchen Schriftſteller ſind theils als Redacteure,
s als Mitarbeiter an den verſchiedenſten Journalen be-
tigt, der politiſche Theil beanſprucht ſo gut wie der wiſ-
haftliche und künſtleriſche eine Widmung des geſammten
nsinhalts und die hervorragendſten, gelehrten Männer, von
päiſchem Ruf, dienen unverdroſſen der Belehrung und Beſ-
ng des Volks.“ Koſſak ſchlägt nun vor, daß dieſe ſo an-
liche Claſſe der Journaliſten unter ſich eine Rentenanſtalt
) dem Muſter der Perſeverantia begründen möchten, und
nt, daß ſelbſt das Publicum einer ſolchen „ſtreng geſchäfts-
ßig organiſirten und verwalteten Anſtalt Manches zuwenden
ſte, das ſie einer Stiftung, welche ihre Gaben nur nach
r gewiſſen äſthetiſchen Abſchätzung zu vertheilen gedenkt,
verſagen für nöthig hält.“ Meiner Anſicht nach ſollte
1 aber die Kräfte für den Augenblick nicht theilen, ſondern
auf weiteres ſich vertrauensvoll einer Anſtalt anſchließen,
wenigſtens fundirt iſt. Sollte der ſpätere (nach welchem
)us und von wem zu wählende?) definitive Vorſtand ſich
Nepotismus oder einer zu einſeitigen „äſthetiſchen
zung“ ſchuldigmachen, ſo wird es dann an der Zeit ſein,
drücklichen Proteſt zu erheben. Was aber ſpeciell die
rnaliſten betrifft, ſo ſind dieſe, wie ich fürchte, unter ſich
neins und in Deutſchland ſelbſt geographiſch zu ſehr zerſplit-
um dem von Koſſak gegebenen Impulſe zu folgen, und
bloßen Mitarbeiter an Journalen in einer viel zu ſchwan-
en Lage, als daß man von ihnen regelmäßige Einſchüſſe
rten könnte.*) Koſſak bemerkt ferner: „Die neuliche Wei-
ng der Buchhändlermajorität in Leipzig, aus ihrem reichen
ds auf Antrag des Herrn Brockhaus 1000 Thlr. der Schil-
ftung beizuſteuern, berechtigt, wenn nicht zu mehr, doch
einer düſtern Betrachtung über die Lebensſtellung, das
muthmaßliche Ende der deutſchen Schriftſteller und die Be-
erheit der öffentlichen Meinung über einen zahlreichen
nd, den ſelbſt ein ſo abſprechender Geiſt wie Riehl als
n großen Theil des Proletariats des Geiſtes nimmt.“ Ja
l gibt der Cantatebeſchluß und namentlich ſo manche bei
r Gelegenheit gefallene Aeußerung Anlaß genug, über die
hauungen, die in gewiſſen Kreiſen des Buchhandels über
Verhältniß zwiſchen Buchhändlern und Schriftſtellern herr-
d ſind, die düſterſten Betrachtungen anzuſtellen.

Mit dieſer Frage hängt zuſammen, was wir über den
iſt verſtorbenen engliſchen Journaliſten Douglas Jerrold nach
„Literary gazette“ zu berichten haben. Wir nennen ihn
n Journaliſten, denn obſchon er einige auch durch die Auf-
ung erprobte treffliche Luſt- und Schauſpiele verfaßt hat, von
n merkwürdigerweiſe noch keins auf einer deutſchen Bühne
acht wurde, ſo ſchreibt ſich ſeine Popularität doch zumeiſt
ſeinen zahlreichen humoriſtiſchen Beiträgen für den „Punch“,
entlich von ſeiner „Story of a feather“ und ſeinen „Candle
ures“, von ſeiner Redaction des „Lloyd's weekly news-
paper“ her. Die „Literary gazette“ berichtete bald nach ſeinem Ableben: „Es iſt traurig zu hören, daß es für nöthig gefunden wurde, Anſtalten zu treffen, um ſeiner nachgelaſſenen Familie einige Unterſtützung zu verſchaffen.“ Sie bemerkt dann, daß ſich zu dieſem Zwecke ein Comité gebildet habe, und fügt hinzu: „Dieſes Beginnen ehrt aufs höchſte die Gentlemen, von denen es ausging, und iſt ein höchſt wohlthuender Beweis für jenen genoſſenſchaftlichen Sinn und jenes Mitgefühl, wodurch, wie zu wünſchen wäre, alle Schriftſteller wie durch ein gemeinſames Band verbunden ſein ſollten. Wir haben in Erfahrung gebracht, daß man Grund zu hoffen hat, es werde der Mrs. Jerrold ein Jahrgehalt bewilligt werden.“ Wahrſcheinlich iſt unter dieſem Jahrgehalt nicht eine jährliche Unterſtützung aus dem Royal literary fund oder ſonſt einem literariſchen Unterſtützungsfonds, ſondern einer jener Jahrgehalte verſtanden, welche das Parlament den Nachgelaſſenen verdienſtvoller Schriftſteller alljährlich gewährt. Denn allerdings pflegt ſich das engliſche Parlament, trotz aller indiſchen und chineſiſchen Schwierigkeiten, mit ſolchen Allotrien und Kleinigkeiten abzugeben, welche lden erleuchteten deutſchen Kammern, die ſoviel wir wiſſen gerade nicht mit ſolchen Schwierigkeiten, ſondern höchſtens mit den Schwierigkeiten des Eheſcheidungsgeſetzes zu kämpfen haben, ein Greuel ſind. Sie müſſen ja beweiſen, daß ſie Vertreter des „gebildetſten, gemüthvollſten und intelligenteſten Volks, eines Volks von Denkern“ ſind, und wie könnte dies am beſten geſchehen als dadurch, daß ſie ſich geberden, als ob die Schriftſteller ihrer Nation lauter Capitaliſten ſind, oder wenn ſie dies nicht ſein ſollten, ihren Familien doch das „Denken“ hinterlaſſen, um davon zu zehren und über das Glück, einem Volk von Denkern und von ſo vielen Kammern anzugehören, ſich ihre eigenen Gedanken zu machen! Kurz, jenes Comité für Douglas Jerrold iſt ins Leben getreten und hat am 27. und 30. Juni, am 7., 11., 15., 22. und 29. Juli Concerte und öffentliche Vorleſungen veranſtaltet, die ohne Zweifel für die Familie Jerrold's einen beträchtlichen Ertrag abgeworfen haben werden. Charles Dickens las ſein „Christmas Carol“, W. H. Ruſſell, der Times-Correſpondent, über ſeine Erlebniſſe in der Krim, Thackeray über die „week-day preachers“. Im Haymarkettheater wurde Jerrold's Luſtſpiel „The housekeeper, im Adelphitheater ſein berühmteſtes Drama „The rent day“ und ſein Stück „Black-eyed Susan“ aufgeführt, und Charles Dickens veranſtaltete eine Privataufführung des romantiſchen Dramas „The frozen deep“ und gab ſeine Rolle mit ſolcher Meiſterſchaft, daß er ſeitdem, um den vielfachen an ihn gerichteten Wünſchen zu entſprechen, ſeine Darſtellung noch drei mal und außerdem für den Hof wiederholt hat. Auch zu ſeiner mit „deafening acclamations“ aufgenommenen Vorleſung von „Christmas Carol“ drängte ſich das Publicum in ſo ſtarken Maſſen, daß ſehr Viele keinen Platz fanden und Dickens ſeine Vorleſung zu wiederholen ſich veranlaßt ſah.

Auch was über Douglas Jerrold's Leichenbegängniß berichtet wird, iſt erwähnenswerth. Nicht nur Schauſpieler, nicht nur Schriftſteller wie Monckton Milnes, Thackeray, Charles Dickens u. A. betheiligten ſich daran, ſondern auch berühmte Künſtler wie Sir Charles Eaſtlake, Charles Landſeer u. ſ. w. „Selten“, ſagt die «Literary gazette», „iſt dem Andenken eines Literaten ein ſo ausgezeichneter und ehrenvoller Tribut von Achtung gezollt worden.“ Und Deutſche, die ihr Aſyl in England fanden, wagen das engliſche Volk ein kaltes, engherziges und gemüthloſes zu nennen, weil ſie allerdings dadurch, daß ſie ihre mehr als radicalen Geſinnungen zu ungeſcheut zur Schau tragen und in deutſchen Blättern Haß gegen England zu ſchüren ſuchen, ſich um das Vertrauen gebildeter Briten gebracht haben! Und dieſer Zoll der Achtung wurde in London einem einfachen Journaliſten und Theaterdichter abgetragen! Man denke dagegen an die Leichenbegängniſſe deutſcher Dichter, etwa das Klopſtock's ausgenommen, man denke an Bürger's, an Schiller's einſame Grablegung!

*) Die Frage wäre freilich, ob nicht der künftige Vorſtand der Schiller-
ng ein zweckmäßiges Werk thäte, wenn er irgendeine der beſtehenden
anſtalten dazu benutzte, Schriftſteller, die darum nachſuchen,
für den Fall ihres Ablebens deren Gattin oder ihre Kinder verſichern
ſſen, vielleicht gar, falls die Beſtätigung zu erlangen wäre, ſelbſt
ähnliche nur für Schriftſteller beſtimmte Rentenanſtalt mit der
ung zu verbinden nach einem Plane, welcher dem ſich einkaufenden
ftſteller die möglichſten Erleichterungen gewährte. Hierüber
en freilich Sachverſtändige gehört werden.

Die jenenſer Studenten ſtrömten wol in Scharen zu der Aufführung einer neuen Schiller'ſchen Tragödie nach Weimar, aber bei der Beſtattung des verehrten Dichters ließ ſich keiner blicken. Die Betheiligung der in Paris ſo zahlreichen Deutſchen an Heine's Beerdigung war ſo gering, daß Szarvady das Ganze einen „traurigen Anblick, ein wahrhaftes Todtengericht" nennen durfte. Dagegen mußte bei Béranger's Leichenbegängniß Militärgewalt aufgeboten, mußten ſogar Kanonen aufgefahren werden, um das Volk von einer zu lebhaften Betheiligung abzuhalten! Man urtheile, ob es in irgendeiner Stadt Deutſchlands nöthig ſein würde, Batterien aufzufahren, um das Volk von einer zu lebhaften Betheiligung an der Grablegung eines deutſchen Dichters, wer und wie groß er auch ſei, zurückzuſchrecken! **H. M.**

Notizen.

Grabbe's Witwe und ſein Grab.

Schon ſeit längerer Zeit lag uns eine Beſchwerde des Obergerichtsprocurators Ziegler in Detmold vor, gerichtet gegen eine von uns in Nr. 1 d. Bl. mitgetheilte Stelle aus einer uns zum Zweck der Veröffentlichung zugeſandten Erklärung Ignaz Hub's, worin Ziegler's Buch als eine aus Animoſität gegen Grabbe's Witwe hervorgegangene „herzloſe" Darſtellung und als eine literariſche Mishandlung dieſer Frau bezeichnet war. Wir beabſichtigten, von Ziegler's Reclamation Notiz zu nehmen, wenn ſich einmal ein directer Anlaß dazu bieten ſollte; da dieſer Anlaß jedoch ſich bisher nicht bieten wollte, ſo bemerken wir, um die Sache nicht zu lange zu verſchieben, daß Ziegler aufs entſchiedenſte verſichert, das detmolder Publicum, welches mit der Frau Auditeurin Grabbe lange Zeit zuſammengelebt und daher auch einzig und allein competent ſei, über die Wahrheit oder Unwahrheit ſeiner Schilderung zu urtheilen, ſei mit ſeiner Darſtellung in voller Uebereinſtimmung; es ſei keine einzige Stimme gegen ſein in Detmold vielgeleſenes Buch lautgeworden, vielmehr gebe es Viele aus der Auditeurin nächſter Nähe, unter Anderm von ihren nächſten Verwandten mütterlicherſeits, welche behaupteten, daß er die Frau Grabbe, die ſchon als Mädchen einen „wahrhaft diaboliſchen Charakter" gehabt, noch ziemlich ſchonend behandelt habe. Auf die weitern Eröffnungen, die uns Ziegler über die Frau Grabbe macht, können wir hier nicht weiter eingehen; ſie ruht im Grabe; möge ſie hier ſo ſtill und ungeſtört ruhen wie Grabbe ſelbſt, auf deſſen Grabe Ignaz Hub im Jahre 1840 folgende uns von ihm gelegentlich ſchriftlich mitgetheilte Diſtichen improviſirte:

Grabbe's Grab zu Detmold.

Wiſſ' es, was Ehren gezollt Detmold dem Poeten, o Deutſchland!
Wiſſ' es: als Standsperſon ward ihm ein ehrliches Grab.
Traun, im Standsfriedhofe der Stadt aus gnädiger Rückſicht
Schläft Graubitor Grabbe den ewigen Schlaf.
Aber kein Kreuz, kein ärmlicher Stein mit üblicher Inſchrift,
Pfähle nur, traurige vier, ſtarren am Hügel empor.
Um ihn ruhen ſo Viele, mit Titel und Wappen, ... wer kennt ſie?
Ueber ihm wandeln ſo viel lebende Todte, ... er lebt!

Soleman Ibn Gebirol.

Von Dr. David Aſher erhielten wir nachſtehende Zuſendung:

Bereits im Jahre 1846 hatte der verdienſtvolle und rühmlichſt bekannte Orientaliſt Salomon Munk in Paris die Identität des Avicebron mit dem jüdiſchen Dichter und Philoſophen Soleman Ibn Gebirol von Malaga, welcher in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts lebte, unwiderlegbar feſtgeſtellt, wie ſolches auch ſofort von dem berühmten Hiſtoriker Heinrich Ritter in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" anerkannt worden. Während nun Dr. Segerlen jetzt die dem Avicebron zugeſchriebene Schrift: „De materia universali sive de fonte vitae" in den „Theologiſchen Jahrbüchern" von Baur und Zeller (Jahrgang 1856, Heft 4, S. 182 fg.) nach einem auf der Bibliothèque Mazarin entdeckten Manuſcript auszugsweiſe mittheilt und deſſen Syſtem darſtellt, hat vor kurzem ein Werk von Munk, unter dem Titel „Mélanges de philosophie juive et arabe" die Preſſe verlaſſen, und enthält daſſelbe die von ihm damals verſprochenen hebräiſchen Auszüge des Schem Tob Ibn-Falquera, nebſt franzöſiſcher Ueberſetzung aus dem Werke „Source de vie" des Gebirol, welche er ſeinerſeits auf der kaiſerlichen Bibliothek vorgefunden. Nach einem Vergleich der Excerpte unterliegt deren Identität keinem Zweifel und muß ſomit die Autorſchaft der Schrift „Fons vitae" ein für alle mal dem Gebirol zuerkannt werden. Was mich nun aber beſtimmt dieſe Mittheilung zu machen, iſt die auffallende Aehnlichkeit, welche das Syſtem des Gebirol mit dem Arthur Schopenhauer's auch auf den oberflächlichſten Blick darbietet. Von einem Plagiat kann hier ſelbſtverſtändlich nicht die Rede ſein. Auch würde es mir, der ich mich bemüht die Prioritätsfrage zwiſchen Schelling und Schopenhauer zu erledigen, ſchlecht anſtehen, dem „frankfurter Weiſen" jetzt einen andern Vorgänger nachzuweiſen, geſchähe es nämlich in der Abſicht, ſein Verdienſt dadurch zu ſchmälern. Allein, da es ſich hier um ein ganz unbewußtes Zuſammentreffen zweier in der Zeit ſo weit auseinanderliegenden Syſteme handelt, ſo wird es mir kein noch ſo warmer Anhänger Schopenhauer's verargen, wenn ich es ſpäter unternehme, dieſe höchſt merkwürdige Uebereinſtimmung näher darzuthun, und dem viel Angefeindeten [illegible] durch vielleicht nur noch mehr Verehrer zu gewinnen ſuche. Der Vergleich beider Syſteme muß übrigens für den Forſcher um ſo intereſſanter ſein, als es hier der Jude und der Chriſt iſt, die eine und dieſelbe Lehre vortragen und zu einem und demſelben Reſultate gelangt ſind. Auch dürfte Schopenhauer ſelbſt dadurch zur Ueberzeugung gebracht werden, daß das Judenthum, aus dem ja auch ein Spinoza hervorgegangen, der freien Forſchung keineswegs Eintrag thut und den Ingrimm nicht verdient, mit welchem er es bekämpft hat.

Das „Wir" der Recenſenten.

Bei Gelegenheit einer literariſchen Fehde zwiſchen Wilhelm Müller und Adolf Müllner im Jahre 1817 (vgl. die [illegible] in Berlin erſchienene Sammlung „Geiſtige Feldzüge", auf die wir noch zurückkommen) rückte der Letztere dem Erſtern, als der Unbeſcheidenere dem Beſcheidenern vor, daß er im „pluralis majestatico" geſprochen und geſagt habe: „Wir halten (Müllner's Ueberzeugung) für eine Uebereilung." Auch jetzt gibt es noch Viele, welche in dem „wir" der Kritiker eine Anmaßung und Ueberhebung erblicken Im Gegentheil dürfte das „wir" der Kritiker eher einem Gefühl der Beſcheidenheit und dem Wunſche, ſich mit ihren Leſern zu identificiren, ſeine Entſtehung verdanken. Taktvolle Kritiker und Recenſenten werden auch zwiſchen dem „wir" und „ich" einen Unterſchied machen; ſie werden „wir" ſagen, wenn ſie im Namen und im Geiſte ihrer Leſer zu ſprechen glauben, und „ich", wenn ſie fühlen, daß ſie mehr perſönliche Ueberzeugung und reinſubjective Anſicht ausſprechen. Man umgeht ja das „ich" gern auch durch andere Wendungen, z. B. durch „man", „der Verfaſſer (oder der Herausgeber) meint, denkt, glaubt, hofft, fürchtet", „Schreiber dieſer Zeilen" — was freilich eine ziemlich ſchwerfällige, aber für manche Fälle doch paſſende Wendung iſt — und andere Redensarten. In den meiſten Fällen iſt jedoch das „wir" eine bloße traditionelle Formel der Bequemlichkeit; man denkt ſich gar nichts mehr dabei. Ich glaube (oder ſoll ich ſagen „wir glauben?"), daß dieſe Bemerkung durchaus nicht überflüſſig iſt, da es wol auch noch in unſerer Zeit manchem Kritiker verdacht worden iſt, im plurali majestatico geſprochen zu haben. **H. M.**

Bibliographie.

L., Gräfin Eliſa von Ahlefeldt, die Gattin
Lützow, die Freundin Karl Immermann's. Eine
Nebſt Briefen von Immermann, Möller und
lzow. Mit dem Bildniß Eliſa's. Berlin, Beſſer.
lr. 20 Ngr.

H., Reiſen und Entdeckungen in Nord- und
:a .in den Jahren 1849 bis 1855. Tagebuch
ſtrag der Brittischen Regierung unternomme-
2ter Band. Mit Karten, Holzschnitten und
ha, J. Perthes. Gr. 8. 6 Thlr.

H., So ſollſt du rauchen. Myſterien des Ta-
Cigarre. Ein unentbehrliches Hülfsbüchlein für
. Leipzig, E. H. Mayer. 8. 7½ Ngr.

haftliche Betrachtung des Menschen, der Theo-
Religion, des Christenthums, der religiösen
chen Entwickelung und des höheren Religions-
ı ihrer wechselseitigen Beziehung. Aus dem
einer niederländischen Zeitschrift zur Verbrei-
ahrheit und Aufklärung etc. übertragen von
ıer. Amsterdam. 8. 20 Ngr.

atharina, Agnes Bernauer. Gedicht. Berlin,
24 Ngr.

J. H. A., Die Lehre von der ſtellvertretenden
in der heiligen Schrift begründet. Eine wiſſen-
:rſuchung mit beſonderer Rückſicht auf Dr. von
erſöhnungslehre. Königsberg, Unzer. Gr. 8.

orff, J. Freih. v., Lucius. Leipzig, Voigt u.
15 Ngr.

L., Zeitbilder aus der neueren Geſchichte der
mit beſonderer Rückſicht auf Ferdinand Franz
t Beilagen und dem Bildniſſe Wallraf's. Köln,
hauberg. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

zählungen und Novellen unter Mitwirkung deut-
ändiſcher Schriftſteller herausgegeben von H. E.
Frankfurt a. M., Hedler. Br. 8. 2 Thlr.

J., Der Aberglaube und die katholiſche Kirche
:rs. Ein Beitrag zur Kultur- und Sittenge-
:tgart, Gebr. Scheitlin. Gr. 8. 21 Ngr.

, C., Kirche und Staat. 1ſter Band. 1ſte Ab-
ınkfurt a. M., Hedler. Br. 8. 17 Ngr.

Henriette Baronin v., Der weibliche Ma-
wei Bände. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Maria Gabriella, Der Scheikh. Novelle.
.er. Br. 8. 1 Thlr.

:, G., Der Zeitgeiſt und der Geiſt der Zeiten.
M., Hedler. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

i, A. v., Szekszárder Alterthümer. Vorlesung.
mp.-4. 1 Thlr.

Vicomte de, Schweſter Roſalie. Ein Lebensbild
ſten Zeitgeſchichte. Nach dem Franzöſiſchen von
roß. Regensburg, Manz. 8. 18 Ngr.

F., Deutſche Märchen für deutſche Herzen. Zwei
rfurt, Otto. 8. 10 Ngr.

T., Lyriſche Perlen. Nebſt einem Anhang aus
ngliſchen Dichtern. Geſammelt und überſetzt von
Hannover, Lohſe. 1856. 16. 10 Ngr.

von der Werra, Amoranthos. Ein Frühlings-
ungen. Leipzig, Voigt u. Günther. 16. 1 Thlr.

l., Die Verſuchung des Herrn eine äußere That-
kritiſcher Verſuch. Wetzlar, Rathgeber. 4.

ann, J., Ein Marſchall von Frankreich. Tra-
Acten. Wien, Walliſhauſſer. Hoch 4. 12 Ngr.

Otto, Louiſe, Eine Grafenkrone. Roman. Drei Bände. Leipzig, Hübner. Gr. 16. 2 Thlr.

Reichel, L., Acht Geheimniſſe aus dem Orient. 2te, mit weſentlichen Zuſätzen vermehrte Auflage. Breslau, Aland. Gr. 8. 10 Ngr.

Ribbeck, O., Ueber die mittlere und neuere Attiſche Komödie. Oeffentlicher Vortrag, gehalten zu Bern. Leipzig, Teubner. 8. 7½ Ngr.

Rogge's, F. W., ſämmtliche Werke. Vier Bände. Berlin, Decker. 16. 5 Thlr.

Aloyſius Schnapp's politiſche Irrgänge von H. K. E. Zwei Theile. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schrader, L., Der Verkehr des Auferſtandenen mit den Seinen. Fünf Betrachtungen. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 12. 15 Ngr.

Schröder, J. F., Der Graf Zinzendorf und Herrnhut, oder Geſchichte der Bruderunität bis auf die neueſte Zeit und Schilderung ihrer Inſtitute und Gebräuche. Für Gebildete aller Stände bearbeitet. Nordhauſen, Büchting. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwarz, H., Gott, Natur und Menſch. Syſtem des ſubſtantiellen Theismus. Hannover, Lohſe. Gr. 8. 25 Ngr.

Seippel, E. und R. Flebinghaus, Belletriſtiſche Gaben. Herausgegeben von R. Flebinghaus. Zwei Theile. Hagen, Butz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Shakespeare's Hamlet. Herausgegeben von K. Elze. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ruſſiſche Studien zur Theologie und Geſchichte. Herausgegeben von J. A. M. Brühl. 1ſtes Heft. Münſter, Theiſſing. Gr. 8. 8 Ngr.

Virgil's Aeneide in deutſcher Bearbeitung von P. E. L. Lots. Leipzig, Arnold. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Volckmar, K., Geſchichte der Kloſterſchule zu Walkenried. Nordhauſen, Büchting. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Wieseler, F., Phaethon. Eine archäologische Abhandlung. Nebst 1 Kupfertafel. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr.

Wohlmuth, L., Dramatiſche Werke. 3ter Band. Die Zerſtörung von Jeruſalem. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Nürnberg, v. Ebner. 8. 16 Ngr.

Wüſt, W. F., Lehrerfreuden und Lehrerleiden. Seinen Amtsbrüdern gewidmet. Reutlingen, Enßlin u. Laiblin. 12. 7½ Ngr.

Tagesliteratur

Aus den Verhandlungen der Schleswigſchen Ständeverſammlung pr. 1856/57. — A. u. d. T.: Die Verhandlungen der Schleswigſchen Ständeverſammlung, Sprache, Nationalität, und ſtaatsrechtliche Verhältniſſe des Herzogthums betreffend. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 28 Ngr.

Krummacher, F. W., Johann Knox und die Königin Maria. Ein Vortrag gehalten auf Veranſtaltung des evangeliſchen Vereins in Berlin. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 4 Ngr.

Liebner, T. A., Das Weſen der Kirchenviſitation. Kurze Denkſchrift und Anſprache an die Viſitatoren in der evangeliſch-lutheriſchen Landeskirche des Königreichs Sachſen. Leipzig, Teubner. Lex.-8. 6 Ngr.

Die Schreckenstage auf dem Hauenſtein. Nach den Berichten von Augenzeugen dargeſtellt von einem ſchweizeriſchen Schriftſteller. Langnau. 8. 5 Ngr.

Seiler, F., Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon. Vortrag, gehalten im Frauenverein zu Halle. Halle, Mühlmann. 12. 3 Ngr.

Tholuck, A., Die Verdienſte des Chriſtenthums um die Zuſtände des weiblichen Geſchlechts. Vortrag im Halliſchen Frauen-Verein gehalten. Halle, Mühlmann. 12. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon
von Rotteck und Welcker.

Dritte, umgearbeitete, verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollſtändig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Dieſe **dritte Auflage** des berühmten **Werks** hat ſich trotz der weſentlich veränderten Zeitumſtände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den erſten Namen der deutſchen Wiſſenſchaft** unterſtützt.

Die bisher erſchienenen Hefte ſind nebſt einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Inhalt des **dreizehnten Hefts:**

Athen. Von K. Schwenk. — **Attila.** Von G. F. Kolb. — Aubaine (Droit d'), ſ. Gaſtrecht. — **Aufenthaltsrecht und Ausweiſung.** Von H. Marquardſen. — Aufholung, ſ. Abmeierung. — **Aufkauf.** Von K. Mathy. — Aufklärung, ſ. Aberglaube und Obſcurantismus. — **Auflagen.** Von Rotteck. — Auflauf, Aufruhr, Aufſtand, ſ. Hochverrath. — **Auflöſung der Ständeverſammlung.** Von H. v. Rotteck. — **Aufſchlag.** Von K. Mathy. — **Aufſehende Gewalt, Aufſicht.** Von Welcker. — Aufwandgeſetze, ſ. Luxusgeſetze, Luxusſteuern. — Augsburger Confeſſion, ſ. Reformation. — Ausgabe, ſ. Budget. — Ausgangszoll, ſ. Zoll. — **Ausgleichungs- oder Uebergangsabgaben.** Von K. Mathy. — **Auslegung der Geſetze, der Geſchäfte.** (Authentiſche und doctrinale, logiſche, grammatiſche, ausdehnende, beſchränkende, declarative Auslegung, Analogie, Auslegungswiſſenſchaft. Von Welcker. — **Auslegung** (als politiſches Mittel). Von G. F. Kolb. — **Auslieferung.** Von Rotteck. Mit einem Nachtrag von H. Marquardſen. — Ausmärker, ſ. Gemeinde. — Ausnahmegericht und Ausnahmegeſetz, ſ. Belagerungszuſtand. — Ausſchuß, ſ. Gemeinde und Landſtände. — Ausſetzung, ſ. Kindermord. — Austräge, Austrägalinſtanz, ſ. Friedensgericht und Schiedsgerichte. — **Auſtralien.** Von F. Liſt und W. Schulz-Bodmer. — **Auſtralien** ſeit 1845. Von W. Schulz-Bodmer.

Inhalt des **vierzehnten Hefts:**

Auswanderung, ſ. Einwanderung und Auswanderung. — Ausweiſung, ſ. Aufenthaltsrecht und Gaſtrecht. — **Auto de Fé** oder Unduldſamkeit und Glaubenszwang in folgerichtiger Durchführung. Von H. Amann. — **Autokratie.** Von Welcker. — **Autonomie.** Von P. A. Pfizer und Welcker. — **Autorität.** Von Welcker. — **Autorität.** Von A. v. Rochau. — Avarie, ſ. Havarei. — **Avocatorien.** Von Rotteck. — **Bacon** und die von Macaulay vertheidigte Bacon'ſche Nützlichkeitstheorie. Von J. Weitzel. Mit einem Nachtrag von Welcker. — **Baden.** (Geſchichte.) Von J. Bader. — **Baden.** (Statiſtik.) Von J. Bader. — **Baden als conſtitutioneller Staat.** (Badiſche Verfaſſung und Verfaſſungsgeſchichte, badiſche Landſtände.) Von Rotteck. Mit einem Nachtrag von Welcker.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte
von
Karl Ludwig Kek.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20

Dichtungen, in denen männliche Geſinnung,
fülle und warme Empfindung in ernſtem wie in hun
Gewande und in correcteſter Reinheit der Form auft
halb dieſe Sammlung eine ehrenvolle Stelle unter
reichen lyriſchen Productionen der Gegenwart einnim

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gräſer's Lehrbücher der engliſchen S

Gräſer (K.), Praktiſcher Lehrgang zur
und leichten Erlernung der **Engliſchen Spra**
Ahn's Methode. Zweite Auflage. 8. Geh

———————, **Praktiſche Schulgramm**
Engliſchen Sprache. Mit vielen Uebun
zum Ueberſetzen aus dem Deutſchen in das
8. Geh. 16 Ngr.

Das erſte Werk iſt ein neuer Lehrgang zu
Erlernung der **engliſchen Sprache,** nach der beka
jetzt allgemein für die beſte gehaltenen **Ahn**'ſchen
aber in weſentlich vervollkommneter Einrichtung.
competenteſten Seiten iſt dieſer Lehrgang für
erklärt worden und ſchon wenige Monate na
Erſcheinen war eine zweite Auflage nöthig.

Das zweite Werk iſt eine vollſtändige und hö
mäßige Grammatik der engliſchen Sprache, die ſi
„Lehrgang" des Verfaſſers anſchließt, aber auch o
als Schulbuch wie beim Selbſtudium benutzt wer

Der Verfaſſer war durch langjährige Erfahrung ſe
die Ausarbeitung ähnlicher, in demſelben Verlage e
und mit großem Beifall aufgenommener Unterrichtsſch
Engländer und Franzoſen zu dieſen Schriften vorzug
fähigt und dieſelben ſind auch bereits mehrfach in
eingeführt.

☛ **Lehrer erhalten von der Verlagshand**
ein Gratisexemplar beider Werke, um ſich nä
vertraut zu machen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Platon's ſämmtliche Werk

Ueberſetzt von **H. Müller,** mit Einleitungen beg
K. Steinhart. Erſter bis ſechster Band. 8. 18

Geh. Jeder Band 3 Thlr.

Dieſe Ueberſetzung der Werke **Platon's** von **Hi**
Müller iſt von den competenteſten Richtern für eine
erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausge
Einleitungen von **Karl Steinhart** noch bedeuten

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
erariſche Unterhaltung.

int wöchentlich. —— Nr. 34. —— 20. Auguſt 1857.

Neueſte deutſche Lyrik und Epik. Von **Auguſt Henneberger.** Dritter Artikel. — Kaulbach's Illuſtrationen zu
kſpeare. Von **Hermann Ulrici.** — Rahel und ihr Salon. — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

eueſte deutſche Lyrik und Epik.

Dritter Artikel. *)

n in aller Welt wollen ſo Wenige noch un-
und Epiker leſen? Ich möchte zu den ſchon
noch einen Grund hinzufügen und zwar
es den Meiſten ſcheinen wird, recht trivialen.
ein bekannter Grundſatz der Nationalökonomie,
er Preis nach der Maſſe des Angebotenen
i je mehr der Markt befahren wird, um ſo
Preiſe bedungen werden. Auch für die deut-
gilt dieſer höchſt proſaiſche aber darum nicht
htige Grundſatz. In der guten alten Zeit,
ßiger Muſenalmanach und einige wenige Ge-
ungen jede Oſtermeſſe auftauchten, war die
weil „wenig davon umging", „gefragt". Heut-
die Zufuhr über allen Bedarf hinausgeht,
oet (und wir zählen deren nach Hunderten),
einer Panique, um jeden Preis ſeine Pro-
lägt — was iſt natürlicher, als daß „flaue und
timmung" eintritt und nichts oder wenig mehr
tikel „gemacht" wird.

Bild. Als noch die literariſche Production
er gegenwärtigen ſündflutartigen Höhe ange-
oar, konnte der Einzelne noch auf Aufmerk-
Theilnahme rechnen. Gegenwärtig erſchreckt
den harmloſen Leſer, und weil er nicht Allen
den kann, ſo mag er ſich auch mit dem Ein-
t einlaſſen.

as für eine Moral ziehe ich aus dieſer höchſt
und proſaiſchen Bemerkung? Ebenfalls
iisliebige und hausbackene, die noch dazu den
nichts weniger als neu zu ſein. Es muß
oducirt werden. Und ſoll denn durch ein
die Lyrik in Schranken gehalten werden?
t. Vielmehr hat ſchon der alte gute Horaz,
niges vom Handwerk verſtanden haben ſoll, das
fache Mittel angegeben:

> Nonumque prematur in annum
> Membranis intus positis. Delere licebit
> Quod non edideris: nescit vox missa reverti.

Doch ich beſinne mich, daß Horaz wol auch zu den „überwundenen Standpunkten" gehört, und indem ich für dieſen Anachronismus um Verzeihung bitte, wende ich mich ſofort zu den Vertretern der Neuzeit.

1. Lieder und Balladen von Hermann Hölty. Hamburg, O. Meißner. 1856. Gr. 16. 7½ Ngr.

Ob Hermann Hölty ein Verwandter des alten Ludwig Heinrich Chriſtoph Hölty, des weichen und elegiſchen Hainbundſängers, ſein mag, weiß ich nicht zu ſagen. Eine innere Verwandtſchaft der beiden Dichter findet ſich nicht: die Gedichte Hermann Hölty's gehören in Empfindungen und Gedanken der Neuzeit an und von der Naivetät des ältern Hölty findet ſich wenig. Das vorliegende Bändchen iſt nicht ſtark, zeigt aber eine gewiſſe Mannichfaltigkeit der Stoffe und Behandlung in den wenigen Gedichten, die es bietet. Es ſcheint, daß der gewiß noch junge Dichter bisjetzt noch in keine Gattung oder Richtung ſich einſeitig verrannt hat: ein gewiß lobenswerthes Beſtreben, dem wir allen Erfolg wünſchen. Ein allgemeines Urtheil iſt aus ſo wenigen unter ſich auseinandergehenden Proben ſchwer zu fällen. Von der Behandlungsweiſe des Verfaſſers nach einer Seite hin möge das Sonett „Die Elbflut" Zeugniß ablegen:

Sie hört von fern des Oceanes Sauſen,
Wallt ſchneller, den Erſehnten zu umfangen,
Und wie er hört in nahender Eil' ihr Brauſen
Da faſſet ihn ein ſtürmiſches Verlangen.

Er hebt ſich, rauſcht empor, landeinwärts dringt er.
Willkommen! Rieſenkräftiges Umſchlingen!
Ihr zu gewaltig und zurück ſie zwingt er;
Sie ſtaunt, ſie bebt, ſie ſtrebt ſich zu entringen

Der niegeahnten Macht in bangem Fliehen.
Da ahnt er ihre Angſt und nun erſchrickt er,
Und ſtill mit leiſerem Rauſchen rückwärts weicht er.

Und froh darf die Beruhigte er ziehen
An ſeinen Buſen wieder, milder blickt er
Und ſeine Hand zu ſanfterem Gruße reicht er.

*) ersten Artikel in Nr. 44 d. Bl. f. 1856 und den zwei-
f. 1857. D. Red.

Wir ziehen für den Dichter zwei Lehren aus dieſem Gedicht. Erſtens: das Bild iſt gewiß ſchön, aber die Ueberſchrift weggedacht, verliert daſſelbe an Klarheit und — an dieſer fehlt es überhaupt hier und da. Zweitens nimmt ſich der Poet hier und anderwärts gegen die Geſetze des Metrums Freiheiten heraus, zu denen heutzutage Niemand mehr ein Recht hat, am allerwenigſten ein Dichter, da faſt jeder Gebildete unſerer Zeit ſeinen Vers zu bauen verſteht.

2. Feldblumen. Lieder von Auguſt Aderholdt. Frankfurt a. M., Auffarth. 1856. 16. 10 Ngr.

Einzelne der vorliegenden Lieder ſind ſchön empfunden und in einen ſangbaren Rhythmus paſſend eingefügt. Dies gilt beſonders von den Liebesliedern der erſten Abtheilung. Der zweite Theil enthält Gedichte religiöſen Inhalts. Hier ſtellt ſich oft an die Stelle der Gedanken Rhetorik, und ſchöne Worte laſſen uns einen tiefern Inhalt vermiſſen. Mit den formalen Begriffen Licht, Wahrheit u. ſ. w. iſt nicht viel anzufangen, bevor ſie nicht mit einem beſtimmtern Inhalt erfüllt werden. Bei dem Standpunkt, den der Verfaſſer in religiöſer Beziehung einnimmt, iſt dieſe Unbeſtimmtheit und Unklarheit freilich natürlich. Die Natur ſeiner religiöſen Ueberzeugung ſcheint ſich nämlich aufs beſtimmteſte aus dem Umſtand zu ergeben, daß er an den Schluß des zweiten Theils ein Gedicht ſetzt, welches er „Am Jahrestag der Begründung der Freien Gemeinde zu Nordhauſen" überſchrieben hat. Ich theile daſſelbe als charakteriſtiſch für dieſe Seite des Dichters den Leſern d. Bl. mit:

Was füllt uns heut' mit hohem Muth und Feuer?
Was ſchwellt die Bruſt, bewegt das Herz ſo tief?
Heil dieſem Tag, der uns ſo lieb, ſo theuer,
Der uns vor Jahresfriſt zum Kampfe rief.
Preis ſei der ſchönen Stunde,
Die uns vereint zum Bunde!
Preis ſei dem Geiſt, der ſegnend in uns ſchafft,
Der uns erfüllt mit Licht und Lieb' und Kraft!

Die Wahrheit iſt es, der wir Treu' gelobten,
Die Liebe iſt es, der wir uns geweiht,
Wir ſtanden feſt, ob Stürme uns umtobten,
Wir reichten uns die Hand in Freud' und Leid.
Ja, Preis der ſchönen Stunde,
Die einſt uns rief zum Bunde,
Preis ſei dem Geiſt, der ſegnend in uns ſchafft,
Der uns erfüllt mit Licht und Lieb' und Kraft.

Was wir errungen, laſſet feſt uns halten,
Doch vorwärts immer auf der Siegesbahn!
Nichts hält ja auf die himmliſchen Gewalten,
Das Banner Chriſti weht uns hoch voran.
Ja, Preis der ſchönen Stunde,
Die einſt uns rief zum Bunde,
Preis ſei dem Geiſt, der ſegnend in uns ſchafft,
Der uns erfüllt mit Licht und Lieb' und Kraft.

So ſchweb' empor mein Geiſt auf Sturmesſchwingen,
Du ſieheſt ſchon ein Paradies erblüh'n!
Nur wohlgemuth! Es muß ja doch gelingen
Und unſ're Enkel ſegnen unſ're Müh'n!
Preis für und für der Stunde,
Die uns vereint zum Bunde!
Was kümmert, Brüder, uns der Feinde Spott?
Heil uns! Ein' feſte Burg iſt unſer Gott.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es bei dem ✱ des alten Fritz ſein Bewenden haben muß: Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden! Was Poeſie betrifft, ſo wird es noch mehr bei d Ausſpruch einer geſunden Aeſthetik ſein Bewe halten: aus bloßen Abſtractionen entſteht kein Bild, geſchweige ein Gedicht! Sowenig es u in den Sinn kommen kann, mit dem Verfa ſein religiöſes Bekenntniß uns in einen Streit ei der freigemeindlichen Poeſie müſſen wir das Exiſtenz a priori und auch nach der vorliegend des Verfaſſers entſchieden abſprechen.

3. Vermiſchte Gedichte von Franz Zauber. Münch 16. 12 Ngr.

Die gemüthliche und gutmüthige Sinnesart faſſers, die aus dem Büchlein auf jeder Seite leuchtet, windet der Kritik das Schwert aus d das ſie ſonſt mit Ernſt und Schärfe ſchwinge Dieſe Lieder gehören nicht vor die Kritik: ich ſie als Manuſcript für Freunde des Verfaſſers, ſpruchslos wie er ſelbſt ſind. Der Verfaſſer h an der Natur, er hat ein Gärtchen, das er ganzen Reihe von Gedichten beſingt. Sollen darin ſtören? Wenn er ſein Gärtchen mit d in Parallele ſetzt:

Hier iſt's der Waſſerſpiegel,
Hier des Kanales Blau,
Auf die ich heimlich blicke,
Auf die ich freudig ſchau'.

Dort iſt's das Blau der Berge
Im Zauber duft'ger Fern',
Auf dem mein ſehnend Auge
Stets ruhet, ach! ſo gern!

Du fragſt mich nun, o Leſer,
Welch dir genannter Ort
Wol tiefer faſſ' mein Inn'res,
Das Hier wol oder Dort?

O Freund! erlaß mir gütig
Die Antwort dieſer Frag',
Der ich in meinem Herzen
Des Wahlkampfs Schwere trag'

Ach! nur in dem Verbande,
Im innigen Verein
Der beiden kann dir Antwort
Von mir beſchieden ſein —

was ſollte wol die Kritik und Aeſthetik gegen ei von ſolcher Primitivität in Inhalt und Form w gen haben?

4. Klänge aus dem Saalthal. Gedichte von Ernſt Naumburg, Garcke. 1856. 16. 15 Ngr.

Nach langem Schweigen (wenigſtens h rent ſeit geraumer Zeit nichts von ihm angezeig taucht hier wieder einmal Ernſt Ortlepp auf, kannte Sänger der „Polenlieder", in gewiſſem Begründer der neuern politiſchen Poeſie. Es iſt offenbar Unrecht geſchehen, daß man ſeinen Na dem ſeines Nachfolgers Herwegh ganz hat in den

und treten laſſen. Umſomehr verdient die fortdauernde be Anerkennung, mit welcher er ſich der poetiſchen oduction, die ihm doch nicht viel Dank gebracht hat, mer in gleicher Treue hingibt. Die poetiſche Gabe, lche uns vorliegt, anlangend, ſo iſt freilich die politi-e Poeſie, die einſt Ortlepp's Domäne bildete, kaum geſtreift. Es liegt dies in der Zeit, welche nach einem zen Halleluja ein ebenſo entſchiedenes Anathem über dieſe ichtung ausgeſprochen hat, beides mit ungefähr gleichviel echt und Unrecht. Noch mehr Schuld daran, daß die litiſche Lyrik auch in dieſer Sammlung faſt ganz ſchweigt, ag der Umſtand haben, daß der Dichter unterdeſſen ter geworden. Wie dem ſei, die vorliegenden Gedichte nd ſehr unſchuldiger Art. Zwar nicht aller Inhalt wird n Naturſchilderungen gebildet, wiewol die Reize des aalthals, die Sehnſucht nach dem heimatlichen Naum-urg (der Dichter iſt, wenn ich nicht irre, in deſſen Nähe boren) viel Stoff abgeben und ſich vielleicht etwas breit machen. Aber auch der übrige Inhalt iſt harm-er Natur und wir nehmen ihn harmlos wie er ge-ten wird. Nur darüber können wir unſere Verwun-ung nicht zurückhalten, daß ein alter Praktikus wie tlepp neben wahrhaft Poetiſchem ſo proſaiſch Gedach-t einen Platz einräumen mochte. Wir geben von der tern Gattung eine kleine Probe:

In einer Frühlingsnacht.

Es ſchläft der Tag; ſie iſt erwacht
Die grenzenloſe ſel'ge Nacht;
In Frieden liegen Thal und Au,
Der Himmel ſchwimmt im tiefern Blau,
Aus brauner Schatten dunkelm Flor
Steigt geiſterhaft der Hain empor,
Den Berg umwallet Nebelduft
Und kühlern Athem haucht die Luft;
Die Lebenspulſe der Natur
Erklopfen ringsum leiſe nur;
Das flüſternde Laub und der Waſſerfall
Vermählen ihren Zauberhall
Und ſpielen dem einſam lauſchenden Ohr
Melodiſche Muſik noch vor;
Und banger ſchlägt in Liebesglut
Die Sängerin, in deren Herzen
Die Sehnſucht Tag und Nacht nicht ruht,
Ihr Lied der Wonne und der Schmerzen.
  Das tönet ſo innig, das ſchwellet die Bruſt,
  Als müßt' ſie zerſpringen vor Weh und vor Luſt!
In des Himmels endlos tiefem Meer
Schwimmen die Inſeln des Lichts umher,
Die ewigen Sterne, leuchtend in Pracht,
Ein millionfacher Tag in der Nacht;
Und ob den Bergen an dem Wald
Erhebt ſich des Mondes holde Geſtalt
Und gießt aus gold'nem Angeſicht
Ins tiefe Dunkel ſein Zauberlicht.
  O lächelnder Strahl, o ſüßes Bild!
  O Antlitz ſo ſelig, ſo ſanft und mild,
  Bald leiſ' von wolligem Flaum umwoben,
  Bald heller durch ſchwarze Wolken gehoben,
  Bald ſegelnd auf dem Silberkahn
  In reinen Blaues Ocean;
  So unaufhaltſam jagend und eilend,
  Bald wieder ſo freundlich zögernd und weilend,
  In ewigem Wechſel Bilder malend
  Und ſtumme Gefühle niederſtrahlend
  Ein Quell holdgaukelnder Phantaſien,
  Die kommen und lächeln und weilen und fliehen!

Gewiß ein ſehr hübſch gedachtes und ausgeführtes Bild, dem ſich noch manches Scherzhafte und Ernſte in dieſem Bändchen an die Seite ſtellen darf; deſto un-angenehmer ſtechen davon Plattheiten wie „Das Vexir-dorf" ab. Scheide alſo in Zukunft der Verfaſſer ſorg-fältiger die Schafe von den Böcken!

5. Die ſchöne Magelone. Volksmärchen in zwölf Geſängen von Ellen. Lahr, Geiger. 1856. 16. 1 Thlr.

Im voraus muß ich wiederum bemerken, was ich ſchon öfter in d. Bl. ausgeſprochen habe, daß ich die Umgießung unſerer alten deutſchen Volksbücher in epiſche Gedichte im Allgemeinen nicht billigen kann. Denn wenn die neuere Zeit dem Epos überhaupt ſowenig günſtig iſt, daß vielmehr Stoffe, welche in alter Zeit im epiſchen Gewande aufgetreten ſein würden, gegenwärtig in der Form von Romanen, welche jene ältere Form abgelöſt haben, mit Recht auftreten, ſo ſcheinen mir insbeſondere die Sujets unſerer Volksbücher bei ihrer Einfalt und Kunſtloſigkeit in der kunſtloſen und einfachen, ja mitunter derben Faſſung der alten Proſa am beſten aufgehoben und noch des ſicherſten Eindrucks gewiß.

Sehe ich aber von dieſem grundſätzlichen Bedenken ab, ſo muß ich geſtehen, daß die Umwandlung in dem vorliegenden Falle mit zarter und kundiger Hand vor-genommen iſt. Der Verfaſſer hat die alte einfache Ge-ſchichte beibehalten; er erzählt, wie Peter von der Pro-vence an den Hof von Neapel kommt und, in allen ritter-lichen Tugenden ſich auszeichnend, die Liebe der ſchönen Königstochter Magelone erringt. Um dieſe von verhaß-ten Ehefeſſeln, die ihr aufgedrungen werden ſollen, zu retten, entführt ſie der Geliebte, verliert ſie aber unter-wegs in der naiven Weiſe, die ſchon das alte Volksbuch erzählt. Nachdem nun Peter von Sarazenen gefangen und an den Hof des Sultans von Babylon gekommen, erſteigt er bei dieſem die höchſten Ehrenſtufen, aber im-mer bleibt die Sehnſucht nach der geliebten Magelone in ſeinem Herzen. Dieſe iſt unterdeſſen nach der Pro-vence gepilgert und hat in einem von ihr ſelbſt geſtifte-ten Hospital die Dienſte einer Krankenwärterin und hei-ligen Tröſterin verrichtet. Nach manchem Abenteuer kehrt Peter zurück, die Liebenden finden ſich wieder und der Segen der Aeltern weiht das Glück des treuen Paars. Die Einfachheit, mit welcher die alte Quelle dieſe Ge-ſchichte entwickelt, die innige Ueberzeugung von der Wahr-heit des Themas, daß keuſche Treue zum glücklichen Ziele führe, welche den Reiz der Geſchichte ausmacht, ſind von dem neuen Bearbeiter gewiſſenhaft beibehalten und dagegen alle moderne Empfindſamkeit und Re-flexion ausgeſchloſſen worden. So bleibt denn auch der Eindruck ein erfreulicher und urſprünglicher. Ueber die Form ließe ſich wol inſofern mit dem Dichter rechten, als es doch mehr als zweifelhaft iſt, ob fünffüßige un-

gereimte Trochäen ein für ein längeres deutſches Gedicht angemeſſenes Metrum heißen können. Indeſſen ſoll auch in dieſer Beziehung nicht verkannt werden, daß das einmal gewählte Maß mit Geſchick durchgeführt iſt und in ſeinen beſten Stellen an die Handhabung des Trochäus in der Herder'ſchen Bearbeitung des „Cid" erinnert, ſodaß auch hier wie in Betreff der Wahl des Stoffs die Ausführung das principiell vielleicht nicht zu Rechtfertigende zu Ehren bringt.

---

6. Lückenbüßer. Von F. E. Scherer. Wien, Seidel. 1857. 16. 20 Ngr.

„Und am Namen liegt es nicht, was wir in Geſellſchaft gelten", ſagt der Verfaſſer im Vorwort und deutet damit an, wie er wol wiſſe, daß ſeine Gedichte beſſer, als ihr Name vermuthen ließ. Der Dichter iſt ſeinem Stande nach, wie es ſcheint, Arzt; widmet er ja, ein gewiß ſonderbarer Einfall, ſein Büchlein einem Militärſpital, ſeinem Lieblingsprojecte, oder wenigſtens den Ertrag deſſelben, ganz in Form einer Zueignung. Aber der Beruf hat ihm ein allſeitiges Intereſſe für das Verſchiedenartigſte nicht geraubt und im Gegentheil wol hier und da ſeinen Blick geſchärft für die Auffaſſung mannichfacher Lebensverhältniſſe und Menſchennaturen. Daß der Verfaſſer Oeſtreicher iſt, würden außer der jetzt, wie es ſcheint, im Kaiſerſtaat zum guten Ton gehörigen Schwärmerei für öſtreichiſche Zuſtände auch einige Austriacismen und die Nonchalance verrathen, mit welcher der Verfaſſer hier und da in höchſt radicaler Weiſe die deutſche Proſodie handhabt. Außerdem aber, daß der Verfaſſer Arzt und Oeſtreicher, ſcheint er auch ein Mann von Geiſt und Gemüth, das beweiſen, neben manchem Mislungenen natürlich, nicht wenige gut gedachte oder empfundene Lieder. Klingen die folgenden epigrammatiſchen Zeilen nicht wie von Heine?

Laß dein Sinnen, laß dein Streiten!
Keiner ſind wir ohne Fehle,
Dies bedenke, liebe Seele,
Und ertrag's als guter Chriſt:
Daß in unſern hellen Zeiten
Dummheit auch ein Schickſal iſt!

Aber auch das Gefühlvolle mislingt dem Verfaſſer nicht:

Die beiden Roſen.

Zur rothen Roſe die weiße ſprach:
„Geliebte Schweſter, ſprich,
Wie kommt's, daß du ſo friſch und roth
Und bleich und farblos ich?"

Zur weißen Roſe die rothe drauf:
„Das macht die Liebe, Kind!
Die Lieb' allein macht mich ſo roth,
Mich liebt der Morgenwind!"

„Und liebte dich Morgen- und Abendwind",
Die weiße Roſe ſpricht,
„Doch kann dies nicht von Liebe ſein,
Allein von Liebe nicht!

Denn was ſich in mir gewaltig regt
Mit unnennbarem Weh,
Iſt Liebe auch — bedenk' es wohl!
Du blühſt — und ich vergeh'!"

Zur weißen Roſe die rothe drauf:
„Wohl fühl' ich deinen Schmerz,
Du liebſt, ich aber bin geliebt,
Mir lacht, dir bricht das Herz!"

---

7. Die Jungfrau von Orléans. Ein Gedicht in ſiebe
ſängen von Joſeph Faſching. Ulm, Ebner.
32. 24 Ngr.

Eine Ilias post Homerum, wenn je eine geſch
wurde! Wie kann man nur auf den Gedanken
men, neben das glänzende, farbenſtrahlende, hand
mächtige Drama Schiller's ein epiſches Gedicht de
Stoffs ſtellen zu wollen! Wenn es etwas ſehr B
liches hat, Epiſches in die dramatiſche Form umzu
ſo kann bei dem umgekehrten Manoeuvre die W
noch viel weniger gewinnen. Statt Handlung E
lung, ſtatt lebendiger Gegenwart Referat des Ge
nen: das iſt ein Tauſch, den man freiwillig ni
gehen wird. Das vorliegende übrigens gutgemeint
fließend verſificirte Gedicht iſt in aufgelöſter Ni
genſtrophe geſchrieben und man kann ſich wol d
wie dieſer ruhige und in ſeiner modernen Behanl
wo er nach Jamben ſtatt nach Hebungen und Se
gen gemeſſen wird, einförmige Vers im Effect gege
heißblütige Werk des großen Dramatikers abſticht.
wähle zur Probe die Schlußſtrophen, die zugleich z
daß Faſching in Bezug auf das Ende der Johann
Geſchichte zurückgekehrt iſt, wobei freilich weder da
glückliche Ende der Gottgeſandten irgendwie m
noch für die Befreiung Frankreichs ein verſöh
Ausblick in die Zukunft gewonnen wird.

Zu Rouen tönt vom Dome
Der neunten Stunde Klang,
Mit dumpfem Ton verkündend
Johanna's Todesgang.
Aus allen Straßen ſtrömte
Das Volk der Richtſtatt zu,
Die Stadt ſchien ganz verlaſſen,
Es herrſchte Todesruh.

An einen Pfahl gebunden
Den Heiland in der Hand,
Johanna Gott ergeben
Stirbt für das Vaterland.
Die Schergenknechte fachen
Voll Hohn die Flammen an,
Um durch des Feuers Mächte
Zu enden ihre Bahn.

Und ſchon ergreift die Flamme
Der frommen Jungfrau Kleid,
Sie betet wie ein Engel,
Ergeben in ihr Leid.
Und horch, Orkane toben,
Es ſchäumt der Seine Flut,
Der Feinde Schiff zerſchellet
Der Stürme blinde Wuth.

Johanna ſtirbt unter Gebet und ein Täubchen e
ſich aus ihrer Aſche zu den Wolken.

Nicht ſchließet eine Urne
Johanna's Aſche ein;
Noch zeiget ihre Stätte
Der Ruhe uns ein Stein;

Es ſtreute ihre Aſche
Im Wahn der Feinde Wuth,
Daß ſie die Welt vergeſſe
Ins Bett der Seineflut.

Doch in dem Buch, wo Werke
Mit ew'gen Schriften ſteh'n,
Wo niemals große Thaten
Der Menſchheit untergeh'n:
Dort ſteht auch, daß Johanna
Ihr theures Vaterland
Mit ſelt'ner Thaten Stärke,
Mit Gott dem Feind entwand.

---

ichte von Kaſimir Buch. Frankfurt a. M., Hermann.
5. Gr. 8. 1 Thlr.

e einzelnen Gedichte des vorliegenden Bandes ſind
hreszahlen bezeichnet, die bis in das vorige Jahr-
zurückgehen. Ich weiß nicht, ob der Dichter
in dieſem hohen Alter ſteht, welches danach zu
iren wäre. Der Inhalt der Gedichte, welcher vor-
iſe ſentenziös und apophthegmatiſch iſt, würde der
ne, daß ein Greis hier die Früchte ſeines Lebens-
nkens niedergelegt, nicht widerſprechen. Und wirk-
d viele dieſer Sprüche Früchte eines ernſten Den-
nd einer edeln Seele, während über andere ein
myſtiſches Dunkel ſich breitet. Jedenfalls iſt
heinung bedeutend genug, um die Mittheilung
Proben zu rechtfertigen, an deren Gehalt ſich die
Bl. erfreuen mögen, während andere den Scharf-
Erklärungen anreizen. Zuerſt ein Gedicht von
ern Art:

er Menſch iſt ſtets des Gottes Widerſchein,
en er im Buſen trägt,
as ew'ge Sein
ach ſeinem Bilde ausgeprägt;
och Gott nur iſt,
rſchaff'nes kann nur werden!
o trägt auch Gott des Menſchen Bild auf Erden,
is daß der Menſch erſt wieder Gottes iſt.

ſer etwas ſibylliniſch ausgedrückten und dennoch
iſt durchleuchteten Weisheit gegenüber ſtelle ich
prüche, die in Klarheit und Geſundheit an Goe-
lanier erinnern:

Sage doch: wie ſoll ich's machen,
Was iſt löblich, was iſt rechtlich?
Leb' ich planlos, heißt's — verächtlich!
Wenn mit Vorſicht — zu bedächtlich!

Wer viel fragt in eig'ner Sache,
Iſt noch nicht der Mann vom Fache.
Wie du kannſt, ſo mußt du's machen.
Eig'ne Kraft vermehrt beträchtlich
Sich durch Uebung; Arbeit, Wachen
Und geſunder Schlaf allnächtlich
Stärken ſelbſt den Weichen, Schwachen.
Thoren werden immer lachen;
Allen läßt ſich's recht nicht machen.

Fache nur die Flamme an;
Iſt ſie da, ſie wird ſchon brennen.
Haſt du erſt dein Werk gethan,
Wird ſie ſchon das ihre kennen.

Solcher Kernſprüche finden ſich mehr; wer wollte darum zürnen, daß nicht alle nach Inhalt und Form dieſen gleichkommen?

---

9. Gedichte von Clara Gärtner. Görlitz, Heinze u. Comp. 1856. 16. 6 Ngr.

Es iſt immer erfreulich, wenn man ſtatt des galanten Stillſchweigens, welches die Kritik den Damen gegenüber zu beobachten Veranlaſſung hat, einer Dichterin Anerkennung ausſprechen kann, ohne dabei ſein kritiſches Gewiſſen mit chevaleresken Rückſichten beruhigen zu müſſen. Dies iſt bei den vorliegenden Gedichten der Fall. Dieſelben enthalten viel innig Empfundenes und zart Gedachtes und auch die Form iſt den einfachen Vorwürfen wohl angepaßt. Die Liebhaber mannweiblicher Emancipationsgelüſte werden freilich hier ihre Rechnung nicht finden; wer aber auch in der Dichterin gern weiblichen Sinn und weibliches Gefühl aufſucht, den werden viele dieſer Lieder anſprechen. Nichts Himmelſtürmendes, kein Titanenthum im Unterrock, aber, wie ſchon geſagt, Gefühle und Gedanken, welche von echtweiblicher Bildung zeugen: darin beſteht der Vorzug dieſer einfachen Lieder. Wir heben zur Probe ein Gedicht aus, welches zugleich beiläufig zeigen kann, wie ſich eine ſinnige echtpoetiſche Naturbetrachtung von der raffinirten Naturpoeſie unterſcheidet, welche über jedes Johanniswürmchen womöglich ein Epos in 24 Geſängen ſchreiben möchte:

Wer hat's gethan?

Geſtern war ſie noch ganz feſt geſchloſſen,
Als ich Abends ſorglich ſie begoſſen —
Heut' find' ich die Roſe aufgeblüht,
Die im Sonnenſchein ſonſt nur erglüht.

Hat geſprengt der Mondſchein deine Hülle?
Gab der Thau dir ſolche Blütenfülle?
Küßt' ein Stern dich wach auf ſeiner Bahn?
Hat's des Nachtwinds kühler Hauch gethan?

Nicht von Mondes bleichem mildem Glanze,
Strahlend in des Thaues Perlenkranze —
Nicht vom Sternengruß in ſtiller Nacht
Iſt die Knospe aus dem Schlaf erwacht.

Kleine Elfen zogen leicht und leiſe
Mitternachts im Garten luſt'ge Kreiſe;
Müde mocht' die kleine Schar dann ſein,
Schlüpfte in die Blumen ſacht hinein.

Jedem ward ſo eine Lagerſtätte —
Nur die kleinſte Elfin fand kein Bette:
Suchend ſchwebt' ſie zu der Knospe hin,
Brach ſie leiſe auf — und ruhte drin.

Iſt das nicht poetiſcher als „Jungfrau Viola“ und „Luana“? Bei dieſer gewiß um nichts weniger ſinnigen Auffaſſung der Natur kann doch auch der geſunde Menſchenverſtand beſtehen und das iſt nebenbei auch etwas werth.

Ich ſchließe hieran eine Dichtung epiſcher oder, um weniger vornehm zu reden, erzählender Gattung, die ebenfalls einer Dichterin ihre Entſtehung verdankt:

10. Nora. Dichtung von Auguſte Kurs. Berlin, Sacco. 1856. Gr. 16. 15 Ngr.

Auch dieſem Gedicht kann man, was die Richtung und allgemeine Tendenz betrifft, Beifall nicht verſagen. Es iſt vor einiger Zeit in d. Bl. ausführlicher von Auguſte Kurs die Rede geweſen; was die vorliegende Dichtung betrifft, ſo muß man den geſunden Sinn, den ſittlichen Takt und die weibliche Empfindung der Dichterin entſchieden anerkennen. Der Inhalt des Gedichts iſt folgender. Nora iſt die Tochter eines armen Fiſchers am germaniſchen Meeresſtrand, zur Zeit, da die alten heidniſchen Götter noch kaum dem Kreuz gewichen ſind und fortſpukend als böſe Geiſter die Menſchen berücken. Auch Nora verblenden ſie; während ihre Schweſter Maria in treuer Liebe Genügen und Glück findet, verſchmäht Nora die Bewerbungen des liebenden Bauernſohns Ralph. Ihr Sinn ſteht nach Höherm, nach Reichthum, Glanz, Herrſchaft. Da naht die Verſuchung: die zauberiſch waltenden Mächte bieten ihr das Erſehnte, aber unter der Bedingung, daß ſie für immer der Liebe, der Freundſchaft, der Zärtlichkeit entſagt. Mit Freuden willigt ſie ein und alsbald finden wir ſie als Königin wieder, umgeben von allem Glanze des Reichthums und der Krone. Aber ſo ſehr ſie dieſe Güter erſehnt und mit Verzichtleiſtung auf die Liebe billig genug zu erkaufen gedacht hat, bald fühlt ſie ſich unglücklich, denn ſie ſteht allein und einſam, und über die Oede um ſie her und die Leere ihres Innern kann keine äußere Pracht ſie tröſten. Erinnerungen an die Heimat tauchen auf; ſie entſagt der Krone und entflieht, um noch ein mal in der armen Fiſcherhütte die Glückſeligkeit der Liebe zu ſchauen und zu empfinden. Dort ſtirbt ſie in den Armen der Liebe, ein lebendiges Beiſpiel des von ihr ſelbſt ausgeſprochenen Satzes: „Die Liebe ſchafft des Weibes Glück allein."

Wenn man ſich demnach mit der Idee des Gedichts einverſtanden erklären kann, ſo erweckt dagegen die Darſtellung ein erhebliches Bedenken. Es iſt nämlich offenbar die pſychologiſche Entwickelung, wie unter Glanz und Ehre das Herz bei Nora leer bleibt und ſo zuerſt das Liebesbedürfniß in ihr entſteht, bei weitem zu oberflächlich gehalten. Abgeſehen von dieſer Ausſtellung läßt ſich nicht verkennen, daß die Verfaſſerin die Form zu beherrſchen und auch die richtigen Mittel zu den von ihr jedesmal erſtrebten Wirkungen auszuwählen verſteht.

---

11. Dichtungen von Conſtance. Zweite Auflage. Breslau, Aland. 1856. 16. 15 Ngr.

Aller guten Dinge ſind drei; ſo mag Conſtance für diesmal den Reihen der Sängerinnen ſchließen. Vieles in den vorliegenden Gedichten zeugt von poetiſchem Sinn, und die Formgewandtheit iſt anerkennenswerth. Aber es fehlt nicht nur im Einzelnen hier und da an der rechten Klarheit, was ſich in falſchen Bildern und phraſenhaften Wendungen zeigt, ſondern die Dichterin neigt auch zu jener Schule, deren Ueberzartheit und Empfindungsſeligkeit ein geſunder äſthetiſcher Sinn nur als poetiſchen Schwindel bezeichnen kann. So finden ſich in
dieſen Gedichten „Lieder der Lampe", die in all
ſehr nahe an Das anſtreifen, was Referen
im Scherz als das letzte Ziel dieſer Kleinmei
zeichnete, an die Biographie eines elektriſchen
pragmatiſch dargeſtellt. Zwar nicht dieſen behan
Lieder, aber ſie erzählen des Weitern die
des „Lampenlichts", mit Pallas Athene, die
baum gepflanzt, beginnend bis zu dem verhäng
Augenblick, wo „zur Dichterſeele ward der Lamp
mer". Da hört doch in der That aller Spaß
daß der Ernſt anfinge. Wohin werden uns un
ten noch führen? Und gibt es wirklich ein
welches dergleichen Kindereien auch, nachdem
Stupor der Neuheit verflogen, als etwas Beſon
zuſtaunen im Stande iſt? Wir würden bei ein
dergleichen vielleicht mit Stillſchweigen übergehe
nicht auch in andern Gedichten derſelben dieſe
und Schwebeln ſich geltendmachte und wenn
auf der andern Seite in manchem hübſchen Lie
daß ſie auch Sachen zu ſchaffen vermag, die
nießen kann, ohne geradezu aller Logik Valet
Wie anſprechend ſind dagegen Gedichte wie „F
dem Tode" und ähnliche, in welchen geſunde
dung und mancher ſinnige Gedanke den Leſer
kann. Auf einen andern Fehler dürfen wir ein
wol nur ein mal aufmerkſammachen. Conſtanc
mit Vorliebe die antike Mythologie: Hygiea,
Saturn, Iris und andere claſſiſche Fabelweſe
die Verſe der deutſchen Dichterin verzieren. He
bedarf, wie geſagt, wol nur der Erinnerung,
Herbeicitiren dieſer göttlichen Ci-devants ſcho
trächtlicher Zeit gänzlich außer aller Mode iſt,
Dichterin zu veranlaſſen, denſelben künftig
nicht zu misgönnen; wir ſind überzeugt, daß
Leichtes ſein wird, ſich auch ohne dieſelben zu
Richtet man ſich nach der Mode, wenn ſie um
iſt, wie viel mehr wenn ſie für ihre Edicte ſo
tige Gründe anzuführen hat, als dieſes in d
genden Caſus der Fall iſt.

---

12. Garniſongeſchichten. Ein Bilderbuch von A.
terfeld. Berlin, Janke. 1857. 16. 10 N

Der Verfaſſer hat ein entſchiedenes Talen
obachtung und Belauſchung kleiner luſtiger Z
ſo hoch und ernſt er den Beruf des Soldaten
hat er doch mit Recht den Soldaten im F
dem nöthigen Humor geſchildert, und Paraden
citien nicht verſucht durch zweckloſes Pathos
nen Gegenſtänden der Betrachtung zu ſtempe
ſeine hübſchen Beobachtungen hätte er uns in
ben ſollen, wo ſie einen ähnlich angenehmen
wie Hackländer's Arbeiten, des Meiſters auf die
würden haben hervorbringen können. Er ve
dieſen Eindruck großentheils dadurch, daß er ſ
zen in Verſe gepreßt hat, die theilweiſe wenig
wahrhaft polizeiwidriger Bauart ſind. Aber
theile ſelbſt, ob z. B. die folgende Schilderung

gs eines Balls in einem kleinen Städtchen, welche
durch prächtige kleine Züge auszeichnet, nicht in
ſa, wo dem Dichter mehr freie Hand zum Ausfüh-
bliebe, weſentlich gewinnen würde, obgleich gerade
die Verſe etwas mehr reglementsmäßig zugeſchnitten,
). richtiger ſind:

Der Ballſaal hat ſein Feſtkleid angezogen —
Denn alltags eſſen dort die Offiziere —
Die Wände ſind hübſch ſauber abgeſtäubt,
Und rundherum ſind Lichter dran befeſtigt,
Die widerſtrebend ihrer Pflicht gehorchen,
Und nonchalant in ihren Leuchtern hängen.
Und an der altersgrauen Decke, wo
Der gute Will' der Wirthin ſteht geſchrieben
In ſanftgebog'nen breiten hellen Streifen,
Die mit dem Vorſtwiſch zog das Küchenmädchen,
Hängt majeſtätiſch jetzt die große Krone
Von weißgeſtrich'nem Blech, doch hie und da
Wich ſchon dem Zahn der Zeit die dünne Farbe.
Die Dielen, die ein wenig ſich geworfen,
Und langen Mulden gleichen, die getrennt
Von tiefen ſchwarzen Ritzen, ſind geſcheuert,
So blank und rein, wie es nur möglich war.
Nur unterm Kronenleuchter iſt ein Fleck,
Von altersher, der kaum dem Hobel weichet,
Weil lange ſchon die alte Krone leck,
Wie heute auch die blanken Tropfen melden,
In denen hell das Licht des Saales glänzt.
Die Tänzer kennen ſchon das alte Uebel,
Sie meiden es geſchickt, wie Lootſen Riffe,
Und nur der unerfahr'ne Fähnrich führt
Die arme Tänzerin zu jener Traufe.
Auch die Gardinen ſind ſo weiß wie Schnee,
Und ihre geiſterhafte Bläſſe ſticht
Zu grell faſt ab von dieſen dunkeln Wänden,
Die miteinander parallel nicht laufen,
Weil ſich das Haus, wie alle hier im Städtchen,
Vor Müdigkeit zur Seite hat gelehnt u. ſ. w.

Wir erwarten von dem Verfaſſer bald einmal eine
eiſtiſche Proſaſchilderung und empfehlen ihm Boz
Hackländer zu eifrigem Studium; unter ſolcher An-
g wird ſein Talent Erfreuliches leiſten.

Heinrich und Leonore von F. Rohde. Berlin, Schindler.
1857. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Verfaſſer des vorliegenden epiſchen Gedichts zeigt
urchweg als einen Mann von Bildung und ent-
in unſerer glaubensarmen, in peſſimiſtiſche Ver-
ung verſunkenen Zeit einen ſo begeiſterten Patrio-
und eine ſo entſchieden nationale Geſinnung, daß
von dieſer Seite her ihm alle mögliche Achtung
. Deſſenungeachtet kann ich mich über das Gedicht
nicht lobend ausſprechen. Der Inhalt deſſelben iſt
olgender. Heinrich, der Sohn eines reichen Gutsbe-
entflieht dem liebenden Vater, um in dem ſchleswig-
ſchen Krieg unter der deutſchen Fahne für den deut-
Bruderſtamm zu fechten. Er macht verſchiedene Affai-
durch, wird verwundet und verliebt ſich in Kolding
ſchöne Pflegerin Leonore, die Tochter eines jüti-
Grafen däniſcher Geſinnung. Auch Leonore liebt
ſchönen deutſchen Jüngling. Da kommt der Friede
der Rückzug. Heinrich reißt ſich blutenden Herzens
los und lebt nun bei ſeinem Vater, der ihn mit offenen Armen empfangen, in ländlicher Abgeſchiedenheit und Reſignation. Leonore aber kann nicht reſigniren; ſie wirft ſich in Knabentracht und reiſt dem Geliebten nach. Triumph der Liebe — Hochzeit. Ich laſſe eine Reihe höchſt unzweckmäßiger Epiſoden in dieſer Inhaltsangabe weg und halte mich nur an die Hauptſache. Alſo zuerſt Heinrich. Er wird von dem Verfaſſer als Ideal ſchöner Männlichkeit behandelt, ohne daß uns irgendwie geſtattet wäre, die Berechtigung zu dieſem Anſpruch aus den Leiſtungen des jungen Mannes zu beurtheilen. Seine Begeiſterung für die deutſche Sache iſt recht ſchön, genügt aber ſchwerlich, ihn zu einem epiſchen Helden zu qualificiren. Und nun Leonore. Referent iſt kein Freund von Entſagungsgeſtalten aus der Lafontaine'ſchen Schule; aber ein Mädchen aus den beſten Kreiſen der Geſellſchaft, die ihren Vater verläßt, um in Männertracht dem entflohenen Geliebten nachzueilen — aufrichtig geſtanden, da ziehe ich eine blaſſe Entſagende immer noch vor. Dazu kommt endlich, daß das an ſich ſehr lobenswerthe Streben, der Liebesaffaire in dem holſteinſchen Feldzug einen hiſtoriſchen Hintergrund zu geben, an dem unglückſeligen Ende eben dieſes Feldzugs ſcheitert. Welch ein Abſchluß, den begeiſterten Patrioten, den Kämpfer für Deutſchlands Ehre in kleinbürgerlicher Stillſeligkeit zur Ehe ſchreiten zu ſehen, nachdem die deutſche Sache in ſchmachvollſter Weiſe geſcheitert. Freilich kann Heinrich nichts zu dieſem Ende; aber kann es uns Befriedigung für den traurigen Ausgang der großen Sache gewähren, daß wir einen ihrer Helden ſein privates Glück finden ſehen? Die Ausſicht, die uns der Dichter eröffnet, daß Heinrich deutſchen Sinn pflegen werde, ein Vorbild dem wachſenden Geſchlecht, daß „Flammenſchrift im Buch der Weltgeſchichte einſt deſſen Ruhm und Heldenmuth berichte", iſt zu allgemein und unbeſtimmt, um für eine noch ſo neue Schmach, als die ſchleswig-holſteinſche Niederlage iſt, poetiſch verſöhnenden Troſt bieten zu können. Man ſoll friſche Wunden nicht aufreißen!

---

14. Aus dem Zauberwalde. Romanzenbuch von Adolf Ritter von Tſchabuſchnigg. Berlin, Schindler. 1856. 16. 1 Thlr.

Ich hab[illegible] unſern modernen Romanzendichtern hauptſächlich auszuſetzen, daß ihre Producte nicht einfach und volksmäßig genug gehalten ſind, und doch fehlt ihnen auch wieder der große gedankliche Inhalt, welcher Schiller's glänzende derartige Producte auszeichnet. Der Name Tſchabuſchnigg's iſt bekannt genug, um mich der Mühe zu überheben, zu ſeiner allgemeinen Charakteriſtik noch etwas ſagen zu müſſen; die Romanzen des vorliegenden Bändchens ſtehen meiſt auf dem durchſchnittlichen Höhepunkt, welchen unſere jetzigen Romanciers einzunehmen pflegen. Zur Probe diene „Der Graf zu Rhein":

Am Rhein, wo die Waſſer rauſchen,
Wo er reift, der duftigſte Wein,
Da ſtand ein Schloß in Reben,
Da hauſte der Graf zu Rhein.

Er ſah mit den erſten Lerchen
Des Morgens zum Strom herab,
Auch Abends ging ſein letzter
Sein ſeligſter Blick hinab.

Es ſang ihn der Rhein in Schlummer
Schon einſt in der Wiege Raum,
Seine Sehnſucht blieb er im Wachen,
Und rauſchte durch ſeinen Traum.

Viele Ritterfahrten beſtand er,
Nie wich er dem Feind im Strauß,
Nur Heimweh trieb ihn immer
Und immer zum Rheine nach Haus.

Und ſah er ihn wieder ziehen
Den blauen, treuen Strom,
Da mußte er niederknien
Und beten faſt wie im Dom.

Die ſchmeichelnde Welle küßte
Die frohe, kräftige Bruſt,
Im goldenen Weine trank er
Des Lebens ſchöne Luſt.

Nie hat er ſein Wort gebrochen,
Seinen Mund nie mit Lüge getrübt,
Die Locke war grau geworden,
Ohne daß er ein mal geliebt.

Die Locke war ausgegangen,
Zu Aachen ſtand er am Thron,
Da kam der Tod und winkte,
Der Rheingraf kannte ihn ſchon.

Das Herz fing an zu brechen,
Und trübe wurde ſein Blick,
Doch konnt' er noch nicht ſterben,
Es hielt ihn noch eines zurück.

Zu Roſſe mußten ſie ſetzen
Den alten Grafen ſchnell,
Zwei Knechte mußten ihn halten,
Und weiter ging's zur Stell'.

Und zwiſchen Leben und Sterben
Ward geritten der Tage zwei,
Da hielten ſie ſtill am Hügel:
Der Rhein zog unten vorbei.

Da horchte der Graf hinunter,
Da ſtarrte der Graf hinein:
Er konnte nirgends ſterben
Als nur am heiligen Rhein.

Das iſt nun gewiß nicht ſchlecht, aber ebenſo wenig vortrefflich, ſodaß der Name Durchſchnittspoeſie wol zutreffend ſein dürfte.

15. Prinz Eugenius von Savoyen. Romanzenkranz von Emil von Borberger. Fulda, Maier. 1855. 16. 8 Ngr.

Wir haben zunächſt die Gewandtheit anzuerkennen, mit der der Verfaſſer verſchiedene Versmaße zu handhaben verſteht. Daß er ſich aber in ſeinem Romanzenkranz verſchiedener Metra bedient hat, finden wir in der Ordnung und zu billigen. Denn da überhaupt unſere ſchnelllebende Zeit viel zu ungeduldig und aufgeregt iſt und lieſt, als daß ſie ſich immer mit dem rechten Behagen einem epiſchen Gedichte hingeben ſollte, ſo muß der Dichter dieſer fieberiſchen Haſt nicht dadurch neuen Anſtoß bereiten, daß er dem Publicum die Lectüre eines längern Werks in dem ruhig und gleichmäßig hingleitende
Rhythmus eines und deſſelben Versmaßes zu
wenigſtens ſetzte er ſich dadurch der Gefahr der E
in ungleich höherm Maße aus. Was die S
Stoffs betrifft, ſo wird nicht geleugnet werden
daß der edle Ritter Prinz Eugen einen Poet
locken wol geeignet ſei. Muthet uns doch d
deſſelben in dem alten unvergleichlichen Volkslied
herzlich an und wer dieſes Lied mit ſeiner eige
packenden Melodie hören kann, ohne aus der
Form die Poeſie herauszuhören, nun, dem g
haupt der Sinn für Poeſie ab. Wenn nun eb
Stoff in dem vorliegenden Gedicht nicht denſelb
ſchen Eindruck macht, ſo liegt das eben daran,
nicht ganz derſelbe Stoff iſt. In dem Volksli
eine That des Helden in ſchärfſter Weiſe hervo
und zu plaſtiſcher Greifbarkeit vorgeführt. De
Dichter beſingt, wenngleich ebenfalls in einzel
dern, das ganze Leben des Helden. Da aber d
ben und dieſe Thaten in ihrer Geſammtheit ein
nalen Gehalt nicht haben, ſo ſehen wir uns e
die Figur Eugen's ſelbſt hingewieſen. Und b
malung dieſer Geſtalt iſt der Verfaſſer wieder
im Allgemeinen geblieben. Es iſt eben ein Feld
Heldencharakter wie viele andere: er kämpft, er
ſtirbt, wie ein Held kämpfen, ſiegen und ſter
Aber um uns zu feſſeln, bedarf es individuelle
und Geſtalten; denn das Abſtracte widerſpricht de
So kommt es, daß man wol behaupten kann,
am Ende Jemand aus dem kurzen Volkslied
beſtimmtere und lebendigere Anſchauung von de
von Belgrad bekommen, als aus dem epiſchen
des modernen und gebildeten Dichters, obgle
denſelben durch das ganze Leben begleitet, wäh
doch nur das epiſche Fragment eines ſehr un
Rhapſoden darſtellt.

16. Gnaden von Gedeon von der Heide. Mit ein
ſtich. Schaffhauſen, Hurter. 1856. 8. 1 Thlr

Der Dichter der „Gnaden“ (Johann Baptiſ
Pfarrer zu Boppard am Rhein) iſt ſtrengkath
ſeine Lieder ſind ein Ausdruck dieſes Geiſtes.
den die Jeſuitenmiſſionen geprieſen und die Ver
geſcholten, die ſich gegen die frommen Väter
hat. Inſtitutionen der katholiſchen Kirche wie
ten und Ohrenbeichte werden mit dem Glanz de
keit umgeben. Natürliches und Wunder, zum
an die Spielereien der Myſtik anſtreifend, werde
wegung geſetzt, um „die irren Schäflein“ in de
der Mutter zurückkehren zu machen. Durch
mung des Biſchofs ergießt ſich der Heilige G
den Bekehrten. Das Meßopfer ergreift einen
tiſchen Prediger und ſeinen Freund durch das
der Transſubſtantiation ſo mächtig, daß ſie
thum abſchwören. Eine Frau, lange ſchon
katholiſch, verlangt auf dem Todtenbette die letzte
da beginnt ſie zu geneſen und dieſes Wunder
auch ihren Arzt. Ein Anderer wird durch Geiſt

,epackt und wieder ein Anderer durch die Liebens- t und Gelehrſamkeit eines Kapuzinerprovincials ertritt bewogen. Ein Spötter wird bekehrt, in- dicht vor dem trierer Heiligen Rocke ſtehend, ht ſehen kann; erſt nachdem er gläubig gewor-) ihm der Anblick zutheil. Von unrecht erwor- ut werden Klöſter geſtiftet und der Cultus der nt durch das Buch.

raucht wol kaum der Verſicherung, daß Re- en dieſen katholiſchen Anſchauungen ſo fern ſteht lich. Deſſenungeachtet trage ich kein Beden- e Dichtungen für ſehr bedeutend zu erklären. ndgedanke, daß auf dem verſchiedenſten Wege nade auch an die verhärtetſten Herzen poche, wieder zu erwärmen für das Himmliſche, iſt an ſich ein tiefpoetiſcher, ſondern auch in vie- ichteriſchen Bildern durchgeführt. In vielen t uns das katholiſche Dogma und dennoch wer- die dichteriſche Kraft nicht verkennen können, der Geſtaltung und Ausmalung der Bilder- welcher ſich jener Gedanke von der erweckenden arlegen ſoll, ſich bewährt hat. Es ſind andere gen in dem Buche, ſelbſt geeignet als Boten kenden Gnade auch von dem Nichtkatholiken be- u werden. Ich möchte dieſe Dichtungen mit en zuſammenſtellen, was die romantiſche Schule ieſer Gattung geſchaffen hat; nur daß unſerm ieſſittlicher Ernſt iſt, was den meiſten Roman- iel der Phantaſie. Hier iſt keine prédilection für den Katholicismus, wie A. W. von Schlegel oliſirenden Neigungen nannte, ſondern Glaube.

Klänge der Weltgeſchichte. Von F. von Pechlin. e erweiterte Ausgabe. Berlin, Hertz. 1856. Gr. 12. r. 15 Ngr.

kennte nicht unſere mittelalterlichen Welt- und niken wenigſtens dem Namen nach? Mit die- te ich das vorliegende Werk zunächſt zuſammen- elches in neun Abſchnitten (I. Aſien, Hellas, , III. Roms Bürgerkriege, IV. Chriſtus, Im- , Völkerwanderungen, V. Neue Reiche, Byzanz, ed u. ſ. w.) die Geſchichte bis auf die Juli- von 1830 herabführt. Ich habe nur einzelne des Werks durchflogen und möchte aus einer uswahl von Fragmenten die Leſer d. Bl. ſelbſt Art und Weiſe der Behandlung urtheilen laſſen. e dieſe Abſchnitte, wie ſie mir zunächſt in die llen:

Der Krieg auch tritt jetzt anders auf:
Veji, das ſeiner Mauern Stärke
Und der Vejenten Muth beſchirmt,
Will zur Belag'rung große Werke.
Zehn volle Jahre gehen drauf
Bevor Camill die Stadt erſtürmt,
Die nun zu Rom ein Rom noch fügte.
Das Feld, des Sieges Beute, g'nügte,
Benutzt zu neuer Ackertheilung,
Zu einer tiefen Wunde Heilung.

Doch wieder droht Antonius,
In Gallien hat Lepidus
Mit Cäſar's alten Legionen
Zu ſeiner Fahne ſich geſchlagen,
Und der Senat beginnt zu zagen:
So iſt Octavius zu ſchonen.
Er wird dem Decimus geſellt.
Der gegen jene ſteht im Feld.
Nun aber will nicht dieſen mehr,
Octavius allein das Heer.
Mit ihm erzwingt er vom Senat,
Der Jüngling, ſchon das Conſulat,
Und will an Cäſar's Mördern rächen
Trotz Amneſtie das Blutverbrechen.

Philippa iſt zu werth der Ehre
Geſellt zu ſein auf Englands Throne
Dem König Edward, und zum Sohne
Den Schwarzen Prinzen ihm zu ſchenken,
Als daß wir ihr zum Angedenken
Nicht noch verweilen in der Sphäre
Von Crecys und von Poitiers Tagen,
Der Schlachten, welche ſie geſchlagen.

In Portugal iſt aufgeſtanden
Dom Miguel; von Cortesbanden
Befreit er Luſitaniens Krone,
Die er ſich dann beſtimmt zum Lohne.
Drum ſchickt der König ihn nach Wien:
Fürſt Metternich ſoll ihn erzieh'n,
In ihm erwecken eine Reue,
Die ihn bekehrt zur Sohnestreue.
Bald reißt Braſilien ſich los
Von Portugal, in ſeinem Schoos
Hat auch die Freiheit ſich gebettet,
Die hier ein Kaiſerthum nun kettet
An Grundgeſetze von dem Schlage,
Wie fördert ſie die Zeit zutage.

Wie auch das äſthetiſche Urtheil laute, die politiſche Geſinnung des Verfaſſers wird, wie ſchon aus der letzten Probe erkannt werden mag, als ultraconſervativ bezeichnet zu werden verdienen; daß dieſelbe hier und da an einiger Unklarheit leidet, kann nicht befremden, da dies bei der bezeichneten Richtung nicht ganz ſelten vorkommen ſoll.

---

18. Bar-Cochba, der letzte Judenkönig. Dichtung von Karl Heigel. Hannover, Rümpler. 1857. 8. 22½ Ngr.

Hadrian fand zwar auf ſeiner Reiſe durch die römiſchen Provinzen Paläſtina im Jahre 130 n. Chr. beruhigt, aber die Tyrannei ſeiner Statthalter und vollends ſeine Wiederherſtellung des ſeit Titus zerſtört gelegenen Jeruſalem zu einer heidniſchen Stadt (Dio Caſſius, 69, 12) bewirkten ſchon zwei Jahre nach ſeiner Abreiſe eine Erhebung Iſraels. Von Cyrene aus ließ ein gewiſſer Simon, ſpäter Bar-Cochba, d. h. Sternenſohn, genannt, an ſämmtliche Juden den Ruf ergehen, ſich zu bewaffnen, das verhaßte Joch abzuwerfen und nach Eroberung der Heiligen Stadt ein neues, freies Judenreich zu gründen. Aus allen Ländern ſtrömten ihm die vertriebenen, gedrückten Juden zu und die Weiſeſten des Volks wieſen auf ihn als auf den Meſſias hin.

Simon beſiegte die Römer, eroberte Jeruſalem und wurde zum König gekrönt. Als aber Kaiſer Hadrian ein großes Heer unter Severus gegen dieſe Erhebung ſandte, wurde Jeruſalem von neuem zerſtört, Bar-Cochba fiel und das Volk nannte den Sternenſohn Lügenſohn. Dieſe Geſchichte, welche an ſich ſchon ſowol durch den jähen Glückswechſel als durch den tiefern Gedanken, der in der Wiederherſtellung und dem Wiederuntergang Judas zutage tritt, poetiſches Intereſſe zu erwecken geeignet ſein dürfte, hat Heigel durch manche Einzelzüge individualiſirt und unſerer Theilnahme nähergebracht. Die verſchiedenen Parteien der Juden, die Liebe des Königs zu Lydia, der Griechin, die Verweltlichung Joel's, der in fremden Landen Weltbürger und dem Judenthum entfremdet worden iſt, ſind ſolche mehr oder minder ausgeführte Züge. Die Behandlung iſt im Ganzen ernſt und ſtreng, hier und da vielleicht etwas zu ſtark von modernen Gedanken durchſtrömt. Oder wäre das Reich der Brüderlichkeit, welches der Sternenſohn beſingt, wirklich Eigenthum des Judenkönigs und nicht des chriſtlichen Dichters? Wie kommt Simon, der früher die nationale und religiöſe Wiederherſtellung Judas will, plötzlich zu dieſen kosmopolitiſchen Träumen oder, je nach der Auffaſſung, zu dieſen echtchriſtlichen Gedanken? Jüdiſch wenigſtens iſt dieſe Anſchauung ſicher nicht.

---

19. Minone. Von Werner Bergmann. Hannover, Rümpler. 1856. 8. 22½ Ngr.

Eine eigenthümliche Idylle, eigenthümlich durch fremdartige Scenerie und Färbung. Minone iſt die Pflegetochter eines Pfarrers im amerikaniſchen Columbia, chriſtlich gläubig und in gläubiger Liebe thätig. Der junge Häuptling eines Indianerſtamms, Miantonimoh, wird von dieſem in Liebe kräftigen Glauben erfaßt und wendet ſein Herz zugleich dem Chriſtenthum, welches ſo die Herzen zu verklären vermag, und der Predigerin deſſelben zu. Ein Eiferſüchtiger tödtet Minone ſtatt des Wilden, den er treffen wollte, und die mildverzeihende Liebe, mit der ſie ſegnend ſtirbt, führt den Häuptling vollends dem Glauben in die Arme, der die Verſöhnung predigt. Alſo ein Sohn der Wildniß, deſſen Bekehrung aber beſſer motivirt erſcheint als die des Friedrich Halm'ſchen. Aber auch hier iſt wie bei Friedrich Halm die Entwickelung natürlicherweiſe mehr eine innere, pſychologiſche, doch ſtört dies in einem epiſchen Gedicht weniger. Von der Beſonderheit des Tons mögen die Strophen zeugen, in welchen Minone dem Wilden die Geſchichte Chriſti erzählt:

Einſt in der Erde Jagdgebiete,
Wo Mond und Sonne ſie umkreiſt,
Kam er, deß Friedenspfeife glühte
In Wald und Zelt, der gute Geiſt.
Und aller Völker Häuptling' hörten,
In ihrer Sprach' ſein leiſes Wort,
Und alle Kinder Miquons kehrten
Die Mocaſſins zu ſeinem Ort.

Die Beil' und Schädelmeſſer waren
Vom Feindesblute nicht mehr roth;
Der Warwhoop ſchien verſtummt. Die Scharen
Der Häuptling' ehrten ſein Gebot.
Doch waren nah', die ihn verachtet
Trotz ſeiner Friedenspfeife Pfand,
Trotz ſeiner Liebe ihn geſchlachtet,
Ihn, den der große Geiſt geſandt.

Er drohte nicht, als er gelitten,
Und ſchwur nicht Rache, als er ſchied;
Er ſegnete der Mörder Hütten,
Vergebung war ſein Todtenlied.
Den Hungernden gab er die Speiſe,
Den Durſtenden den Honigtrank,
Und ſeine Weisheit war dem Greiſe
Ein Licht auf ſeinem letzten Gang.

Heut' mit dem großen Geiſte lebt er
Noch in den himmliſchen Prairien,
Und ewig unſichtbar umſchwebt er
Die, gleich wie er, in Liebe glüh'n.
Denn unſ'rer Herzen leiſes Klopfen
Und jedes Athmen unſ'rer Bruſt,
Gleichwie am Blatt des Thaues Tropfen,
Iſt ihm, dem großen Geiſt, bewußt.

Einſt ruft der Sachem aus den Gründen
Die Squaw, den Krieger und den Greis,
Um am Berathungsfeu'r zu künden
Gerechten Spruch, den er nur weiß.
Er will erfreu'n und Alle ſchonen;
Wir ſind ihm Kinder, wenn er ſpricht.
O fühlſt du ſolcher Liebe wohnen
Ein kleines Theil in mir auch nicht?

Ich ſchließe dieſen Artikel mit einer Sammlu der ich nur Günſtiges zu ſagen weiß. Es ſind

20. Gedichte von Heinrich Juſtus Heller. Leipz big. 1856. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Sowol die Wahl der Vorwürfe, als die klare und ſaubere Ausführung derſelben nehmen über der Verſchrobenheit und Verzwicktheit, di unſern Poeten ſich ſo breitmacht, von vornhere ſtig ein. Kommt dazu, wie bei Heller, eine tüch ſinnung, feine Beobachtung und eine ganze Reih thümlicher Gedanken, und wird dies Alles gröſ von echtpoetiſchem Hauch durchgeiſtigt, ſo wird gebniß ein jeden geſunden äſthetiſchen Sinn an des ſein. Ich wäre in Verlegenheit, ſollte ich ganzen ſtarken Sammlung eine oder mehre Prob leſen; denn der Verfaſſer verſucht ſich in manni Richtungen, wenn auch im Allgemeinen ſeine ſich mehr an den Charakter der Schiller-Goe Periode anlehnen. Seine Poeſie iſt in ihrer faltigkeit durch ein Gedicht daher ſchwer zu charakt möge es alſo genügen, das geſunde Urtheil, we auch ſonſt und poſitiv über den Beruf des Dicht Schriftſtellers an den Tag legt, in der negativen hervortreten zu laſſen, die er einer gewiſſen A Schriftſtellerthums ertheilt:

Der Literat, wie er ſein muß.

Die Rechte, jeden Winks gewärtig,
Die Feder hält, zum Schreiben fertig;
Die Linke ruht am Puls der Zeit,
Zu prüfen, welche Bücher heut'

Die Menge allermeiſt begehret,
Mit größtem Appetit verzehret,
Und drum am beſten auch bezahlt.
Dies Bild den Literaten malt,
Der, wie die Linke es ihm heißet,
Mit Rechter ſich zu thun befleißet.
Drum „macht“ er heut' in Wiſſenſchaft,
„Sie iſt des Lebens höchſte Kraft!“
Wenn Wiſſenſchaft der Leute Wahl;
In Politik ein andermal,
Läßt mit politiſchen Broſchüren
Die Welt ſich bei der Naſe führen.
Hier habt ihr lyriſche Gedichte
[„Es munden auch wol die Gerichte“];
Ein Buch da zum Complimentiren;
„In feiner Welt ſich wohl aufführen,
Iſt jedes Menſchen heil'ge Pflicht.“
Hier kauft — „es reut euch ſicher nicht“ —
Den philoſophiſchen Roman;
„Er geht die höchſten Fragen an“;
Hier die hausbackene Novelle;
„Reales iſt jetzt an der Stelle“;
Ein Mondſcheinmärchen überſchwänglich;
„Denn Wunderbares unvergänglich
In Menſchenſeelen Anklang findet“;
Flink, eh' noch das Int'reſſe ſchwindet,
Tiſchrückerei und Geiſterpochen;
Hier: ſtarken Kaffee kalt zu kochen;
Telegraphie und Mesmerismus,
Mikroſkopie, Somnambulismus;
Land-, Völker-, Jagd-, See-, Reiſe-Bilder
Und noch Natur-, Kriegs-, Zonen-Bilder;
Auswahl merkwürdiger Verbrechen,
Die Sittenlehre in Geſprächen;
Von unſerm Daſein nach dem Tode
Und von dem Nutzen der Collode.
Die Bücher wollen nicht mehr geh'n;
So muß man ſich dazu verſteh'n,
Für Zeitungen zu referiren
Und auswärtshin correſpondiren.
Um Neuigkeiten aufzugreifen,
Muß man durch alle Straßen ſtreifen,
Einholen ſie bei Kneipengäſten
[Den Schund bezahlen ſie am beſten];
Wie iſt die Welt jetzt? Communiſtiſch?
Noch atheiſtiſch, ſocialiſtiſch?
Noch demokratiſch, gar anarchiſch?
Nein, theokratiſch und monarchiſch;
Danach muß man, will man beſteh'n,
Sich richten oder — untergeh'n.
Heut' ſingt man Barrikadenlieder
Und morgen für den Treubund wieder.
Du lieber Gott! Will man nicht hungern,
Darf man nicht feiern und nicht lungern.
Willſt du dich ſchmiegſam ſo nicht placken,
Dann — geh' und handle mit Tabacken.

Qui se sent galeux qu'il se gratte.

August Henneberger.

Kaulbach's Illuſtrationen zu Shakſpeare.

1. Shakſpearegalerie. Von Wilhelm von Kaulbach. Zweite Lieferung: 1. Fernando, Miranda und Proſpero (Act 3, Scene 1), geſtochen von C. von Gonzenbach und C. C. Schäffer. 2. Kaliban, Trinculo, Stephano, Ariel u. ſ. w. (Act 3, Scene 2), geſtochen von denſelben. Berlin, Nicolai. 1857. Gr. Folio.
2. Wilhelm von Kaulbach's Shakſpearegalerie, erläutert von Moriz Carriere. Zweites Heft: Shakſpeare's Seelenleben und Geiſtesgeſchichte. Der Sturm. Berlin, Nicolai. 1857. Gr. 4. 10 Ngr.

Bulwer, der bekannte engliſche Romanſchreiber, hat uns die Ehre angethan, uns ein „Volk von Denkern“ zu nennen. Vielleicht wäre er der Wahrheit nähergekommen, wenn er uns ein Volk von Kritikern genannt hätte. Wenigſtens gibt es von Leſſing und Goethe bis herab zu Nikolaus Lenau und Geibel keinen bedeutenden Dichter, keinen großen Künſtler und Philoſophen, der nicht vom Secirmeſſer der Kritik zerſtückelt, von Widerſachern und Nebenbuhlern in den Staub gezogen worden wäre. Was wunder, daß auch Kaulbach dieſem Schickſal unterliegt: iſt es doch gewiſſermaßen ein Kennzeichen deutſcher Größe und Bedeutung geworden, zum Zielpunkt geifernder Kritiken und ſchmähender Zeitungsartikel auserkoren zu werden! Das erſte Heft der Kaulbach'ſchen „Shakſpearegalerie“, das uns drei Scenen aus Shakſpeare's „Macbeth“ vorführte, hat, namentlich in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“, die ſchärfſten Angriffe erfahren. Man hat beſonders die Auffaſſung der Lady Macbeth getadelt: man vermißte den Ausdruck der Kraft und Größe, der heroiſchen Energie, des dämoniſchen Trotzes in ihrem Weſen; man fand ihren Charakter ſchwächlich, weibiſch, oberflächlich dargeſtellt. Und im Anſchluß an dieſen Tadel warf man dem Künſtler überhaupt Mangel an Schärfe und Tiefe der Charakteriſtik, an prägnanter Individualiſirung, an richtigem Verſtändniß der Shakſpeare'ſchen Intentionen vor, und ſprach ihm damit die Fähigkeit ab, Shakſpeare's Dramen in wahrhaft würdiger Weiſe durch eine Galerie bildlicher Darſtellungen zu erläutern. Das „Deutſche Kunſtblatt“ (in einer Recenſion über die letzte berliner Kunſtausſtellung) dehnt dieſen Vorwurf über die vorliegende zweite Lieferung aus, indem es meint, daß Kaulbach gegenwärtig überhaupt einem Stile in Auffaſſung und Behandlung ſeiner Stoffe ſich ergeben habe, der es ihm unmöglich mache, der individuellen Durchbildung und ſcharfen, detailirten Ausprägung der Shakſpeare'ſchen Charaktere gerecht zu werden. Wir laſſen den erſten Punkt, die Ausſtellungen in Betreff der Auffaſſung der Lady Macbeth, hier unberückſichtigt: ſie waren leicht vorauszuſehen, und ich habe daher bereits in der Anzeige der erſten Lieferung der „Shakſpearegalerie“ auf jene Einwendungen und Vorwürfe geantwortet (vgl. Nr. 10 d. Bl. f. 1856). Außerdem iſt der ganze Punkt gegenüber jener Achtserklärung, die man über den Künſtler und das Unternehmen ſelbſt verhängt hat, nur Nebenſache, und die Berechtigung des Tadels, den er involvirt, folgt von ſelbſt, wenn dieſe Achtserklärung Recht hat.

Worin beſteht denn nun der Stil, dem Kaulbach angeblich ſeit einiger Zeit huldigt? Er wird nicht näher bezeichnet; man wirft ihm nur vor, daß er über dem Streben nach einer gewiſſen typiſchen Schönheit und formellen Abrundung der Darſtellung die charakteriſtiſche Durchbildung der einzelnen Geſtalten vernachläſſige. Wenn man tadeln will oder ohne feſte und klare äſthetiſche Grundſätze an die Beurtheilung von Kunſtwerken geht, ſo wird man ſtets und überall zu tadeln finden. Hätte Kaulbach das Charakteriſtiſche in ſchärfſter Weiſe hervorgehoben und in dieſer Beziehung allen Anfoderungen genügt, ſo würde man ihm vielleicht umgekehrt vorgeworfen haben, daß er die formelle Schönheit in der Geſtaltung des Einzelnen und der Compoſition des Ganzen zu ſehr vernachläſſigt habe. Es iſt allerdings Geſetz der bildenden Kunſt und

lich genügt die äußerliche Schönheit nicht für ſich allein, weil ſie ohne Leben und Geiſt ein todtes Machwerk iſt, weil das Schöne an ſich eine Idee, das Ideal aus dem Geiſte geboren, an ſich geiſtiger Natur iſt. Wo alſo Leben und Ausdruck ohne Verletzung der formellen Schönheit nicht zu erreichen iſt, da muß letztere, in der Malerei wenigſtens, weichen. Aber ſie darf nur weichen, wenn und ſoweit ihr Zurücktreten nothwendiges Erfoderniß für den Ausdruck der Idee iſt: jeder Zoll, um den dieſe Norm überſchritten wird, iſt ein entſchiedener Fehler. Dieſe Grenzlinie in jedem Punkte mit voller Genauigkeit einzuhalten iſt die höchſte Aufgabe des Künſtlers, das klarſte Zeugniß ſeiner Meiſterſchaft; ſie im einzelnen ſtreitigen Falle mit Sicherheit zu treffen und richtig zu bezeichnen das ſchwierigſte Geſchäft des Kritikers. Geht man von dieſen Principien einer geſunden Aeſthetik ab, ſo iſt der Willkür, dem individuellen Geſchmacke, den perſönlichen Sympathien und Antipathien Thor und Thür geöffnet, und die Kritik ſinkt zum leeren Geſchwätz herab.

Dieſe Geſetze der bildenden Kunſt haben ohne Ausnahme für alle Gegenſtände, die ſie zur Darſtellung bringt, ihre Geltung und Anwendung. Auch Shakſpeare, ſo hoch er immerhin alle übrigen Dichter überragen mag, kann in dieſer Beziehung auf kein Privilegium Anſpruch machen. Vielmehr können die Scenen und Figuren ſeiner Dramen nur bildlich dargeſtellt werden, wenn und ſoweit ſie jenen Geſetzen ſich fügen; wäre es nicht möglich, ſie ihnen unterzuordnen, ohne ihr eigenſtes Weſen zu verletzen und zu ſtören, ſo müßten ſie eben undargeſtellt bleiben. Ich meine, darüber läßt ſich ſtreiten, ob Shakſpeare's Dichtungen überhaupt ein Gegenſtand für die Kunſt des Malers ſein können, ob ſie nicht in der Schnelligkeit der dramatiſchen Bewegung und der Schärfe der Individualiſirung jene Grenzlinie übertreten, bis zu welcher der Maler dem Dichter folgen kann. Iſt es doch eine alte äſthetiſche Controverſe, ob überhaupt die Gebilde der dramatiſchen Poeſie maleriſch darſtellbar ſeien. Hätte man alſo dieſen Punkt in Frage geſtellt und Kaulbach vorgeworfen, daß er ſich an Dinge gewagt habe, für welche die Mittel ſeiner Kunſt nicht ausreichen, ſo hätte möglicherweiſe der Angriff mit ſiegreichen Waffen geführt werden können. Aber wenn man einmal die Darſtellbarkeit der Shakſpeare'ſchen Dramen zugibt, ſo muß man auch einräumen, nicht nur daß der Maler berechtigt iſt, ſondern auch daß Shakſpeare's Scenen und Charaktere es vertragen, ſie den Geſetzen der bildenden Kunſt gemäß zu behandeln. Und demnach kann der Streit ſich nur noch um die Frage drehen, ob und wo Kaulbach dieſe Geſetze verletzt habe, wo er

bleibt einzig und allein die Geſtalt der Miranda
die ſich jener Tadel anlehnen kann. Bei ihr allerd
auch wir nicht ein geringeres Maß formeller Sch
aber mehr Individualiſirung derſelben gewünſcht.
heit iſt eine zu allgemeine, faſt die Schönheit einer
Göttin; es fehlt ihr der Ausdruck jener abſonderli
thümlichkeit, die ſie vor allen übrigen Frauengeſta
ſpeare's auszeichnet, der Ausdruck jener reinkindlich
und Naivetät, Vertraulichkeit und Hingebung, die
iſt, wo wie hier das Kind zur Jungfrau erwachſen
liger Unbekanntſchaft mit der Welt, fern von aller
mit den Menſchen und ihren ſelbſtiſchen Intereſſen,
Augen eines liebenden Vaters, im alleinigen Un
ihm, mit der Natur und einem ſeltſamen Zwitte
Kaliban. Aber mag auch hier in dieſem einzelnen
Anſicht der Gegner Kaulbach's eine gewiſſe Berech
ſichhaben, wir fürchten, daß ihr Tadel in der
rechtigten Allgemeinheit, in der er ausgeſprochen
ein Zeugniß und Erzeugniß der mehr und mehr
fenden realiſtiſchen, naturaliſtiſchen und materialiſt
denzen unſerer Zeit iſt, die bereits auch in der Ku
alten idealiſtiſchen (antikiſirenden und romantiſirende
um die Herrſchaft ſtreiten. Man verwirft das S
formeller Schönheit, weil man allem Idealismus
man fodert und preiſt das Charakteriſtiſche, weil
ſer es ausgeprägt erſcheint, deſto mehr dem Real
Naturalismus verfällt; man erhebt Das, was in W
das Band zwiſchen der Idee und ihrer Verſinnli
geiſtige Medium ihrer Verwirklichung durch die
iſt und ſein ſoll, zum letzten Ziele der Kunſt, we
der Idee und vom Ideal nichts weiß oder wiſſen
ſtreicht in Shakſpeare die Naturwahrheit und
Charakteriſtik heraus, als wenn nur auf ihr ſeine
Größe beruhte, als wenn ſein Prospero und ſein
Macbeth und Lady Macbeth, Romeo und Julia,
Desdemona, Hamlet, Portia und Shylock u. A. ni
völlig ideale Geſtalten wären, weil man für die
Ideen, für die Fülle des idealen Gehalts ſeiner
keinen Sinn hat. Mag Kaulbach immerhin im ein
des Guten zu viel gethan haben, als Vertreter de
ſchen Idealismus, als muthiger, thatkräftiger, ge
kämpfer für das Reich der Idee und der idealen
ſteht er nicht nur uns an der Spitze der moderner
dung, ſondern wird ihm auch vor dem Richterſtuhle
die hohe Stellung, die er unter den Künſtlern der

n in dieſer Beziehung zu übertreffen und mit dem
en Maße formeller Schönheit noch mehr Kraft und
Charakteriſtiſchen zu verſchmelzen. Ueber dieſe Frage
r nicht mit ſeinen Gegnern. Aber wenn ſie Recht
ollen, ſo müſſen ſie jene von ihnen behauptete Mög-
h darthun. Sie müſſen uns Darſtellungen zeigen,
der Reichthum charakteriſtiſcher Züge, welche der
akſpeare über die ganze Länge und Breite der dra-
lction ausſtreut, in den einen Moment, deſſen der
in mächtig iſt, mit größerer Klarheit und Vollſtän-
mmengefaßt erſcheint, als es von Kaulbach geſche-
müſſen uns Illuſtrationen zu Shakſpeare's Dichtun-
ſen, welche in dieſer Beziehung die bisjetzt erſchie-
nungen Kaulbach's übertreffen, ohne das Geſetz ma-
chönheit zu verleugnen. Solange ſie dies nicht
wenn ſie es zu thun nicht vermögen, werden wir
ach's Freunde Recht behalten, wenn wir behaupten,
Shakſpearegalerie" unter allen Werken ähnlicher Art
te und großartigſte ſei, das bisjetzt ans Licht getreten.
Beſtätigung dieſer unſerer Meinung finden wir in
enden zweiten Lieferung beſonders in dem zweiten
lben. Es zeigt uns die Scene des dritten Acts von
s „Sturm", in der Ariel und ſeine Luftgeiſter Ste-
nculo und Kaliban überfallen, um ſie zur Strafe
mplot, das ſie ſoeben gegen Proſpero verabredet
uſtiger Jagd über die Inſel zu hetzen und ihnen die
nken im eigentlichſten Sinne des Worts zu vertrei-
an liegt noch auf den Knien vor Stephano, in
bezeichnenden Stellung, in welcher er ihm als ſei-
nd Herrn (in der Scene ihres erſten Zuſammen-
ne Huldigung dargebracht hat; Stephano hält noch
in der Hand, der er ſeine Erhebung zum Könige
en Unterthanen und zum Herrn der Inſel verdankt,
Miene und Haltung zeigen deutlich, daß ihm ſeine
e bereits etwas drückend und bedenklich zu werden
rinculo, deſſen Muth nur auf der Schnelligkeit ſei-
eruht und der früher ſchon bei dem Gewitter un-
's Fiſchhaut Schutz ſuchte, ſteht in einer Stellung
die deutlich den Anfang eines Fluchtverſuchs vor
en Muſikanten in der Luft bezeichnet. So ſind
die Wahl des Moments, den Kaulbach uns vor-
der als Uebergangspunkt von der einen Hauptſcene
en Zwiſchenſpiels zur andern beide in ſich befaßt,
die Haltung und Stellung der drei Figuren die
elden des Stücks vortrefflich individualiſirt. Daß
ßerdem, in Miene, Geberde, Körperbildung, höchſt
che Geſtalten ſind, wird jeder Unbefangene, der
auf die Darſtellung wirft, einräumen. In bewun-
er Weiſe namentlich ſcheint uns der Gedanke, den
durch das ſeltſame Zwitterweſen Kaliban's — die
Geſtalt, die wol je ein Dichter unter den handeln-
n ſeines Stücks auf die Bühne gebracht hat — aus-
lte, wiedergegeben zu ſein. Wie man auch den
lbſt ſo wunderſamen Dramas faſſen möge, ſo viel
den erſten Blick ein, daß der erdige, halb thieriſche
ſche Kaliban den diametralen Gegenſatz zu dem äthe-
igen und duftigen Weſen Ariel's bildet: man könnte
, in jenem den Erdgeiſt, der den Menſchen mit
der Materie in den Schlamm der ſinnlichen Be-
der gemeinen Selbſtſucht herabdrückt, in dieſem
er Luft und des Aethers, der den Menſchen empor-
urückführt zum Rechten und Guten, das Böſe be-
das Gute unterſtützt, ſymboliſirt zu finden. Jeden-
er Charakter Kaliban's nur von ſeinem Gegenſatze
s begriffen und dargeſtellt werden. Dieſen Con-
at Kaulbach in prägnanteſter Weiſe zur Anſchauung
ier die im Staube kriechende, Stephano's Flaſche
eſtalt Kaliban's, zwar menſchlich gebildet, aber mit
ohen Geſichtszügen, plumpem, behaartem Körper,

den Rücken mit einer Fiſchhaut bedeckt, deren Schwanzfloſſen ſich zwiſchen ſeinen Beinen auf dem Boden ausbreiten, umgeben von Igeln, Krebſen, Schlangen, die an ihn herankriechen, um ihn für ſeinen Verrath an Proſpero zu ſtechen und zu zwicken; dort hoch in der Luft ſchwebend Ariel, in der Geſtalt eines zürnenden Genius, von der zarteſten Schönheit umfloſſen, eine Lilie als Herrſcherſtab in der Hand, um ihn her in anmuthige Gruppen vertheilt das Geiſterorcheſter, das er dirigirt, liebliche Kindergeſtalten, die theils ihre verſchiedenen Inſtrumente mit komiſchem Ernſte bearbeiten, theils ſpielend umherflattern und mit neckiſchem Blick auf die armen Sünder unter ihnen herabſchauen. Will man ſich die Mühe nehmen, näher zuzuſehen, ſo wird man in jedem dieſer vielen Köpfchen einen beſondern geiſtigen Ausdruck, eine zwar noch kindliche, eben erſt aufkeimende, aber doch bereits feſtbeſtimmte Individualität erkennen. Ich denke, in der Meiſterſchaft, mit der Kaulbach jeder beliebigen Zahl von Kindergeſtalten Leben und Ausdruck der verſchiedenſten Art einzuhauchen weiß und die er an ſeinem großen Frieſe im Treppenhauſe des berliner Neuen Muſeums auf das glänzendſte bewährt hat, zeigt er ein Talent der Charakteriſtik und Individualiſirung, das unter den neuern Künſtlern keiner, unter den ältern nur ſehr wenige übertroffen haben dürften.

Carriere hat die neue Lieferung nicht nur mit Erläuterungen zum „Sturm" ſelbſt und zu den beiden bildlichen Darſtellungen, ſondern auch noch mit einer Abhandlung ausgeſtattet, welche in ſinnigen, prägnanten Zügen Shakſpeare's Seelenleben und Geiſtesgeſchichte ſchildert und zur Dichtung des „Sturm" in Beziehung zu ſetzen ſucht. Er vergleicht die Lebensepoche Shakſpeare's mit der Goethe's und Schiller's; wie in der ſogenannten Sturm- und Drangperiode der deutſchen Literatur, ſo war auch damals unter den engliſchen Geiſtern ein Ringen und Gähren, an welchem Shakſpeare's bedeutendſte Vorgänger, Robert Green und Chriſtopher Marlowe — wie Lenz und Bürger — zugrunde gingen, weil ſie ſittlich wie künſtleriſch das Maß nicht finden konnten. „Denn nur wer ſich ſelbſt zu zügeln verſteht, vermag auch einen Stoff zu beherrſchen, und die dichteriſche Größe ruht ſtets auf der menſchlichen. Wie in Deutſchland Goethe und Schiller, ſo rang ſich in England Shakſpeare's Kraft zu Maß und Klarheit empor, wie jene ſtand aber auch er in ſeiner Jugend innerhalb der Gährungen und Verirrungen ſeiner Zeit." Carriere verfolgt dieſes „Emporringen" durch ſeine einzelnen Stufen in künſtleriſcher Beziehung, indem er eine kurze Charakteriſtik der verſchiedenen Epochen der dichteriſchen Laufbahn Shakſpeare's aus deſſen Werken gibt; er verfolgt es ebenſo in ſittlicher Beziehung, indem er, wiederum geſtützt auf Shakſpeare's Dichtungen, insbeſondere auf die Sonette, zu zeigen ſucht, wie Shakſpeare von jugendlicher Unbeſonnenheit und Ausgelaſſenheit allmälig zu dem Ernſte einer ebenſo tiefen als reinen und milden Sittlichkeit ſich erhebt, wie dieſer Ernſt gegen das Ende ſeiner künſtleriſchen Laufbahn eine gewiſſe Schwere und Strenge annimmt und wie zuletzt, wol infolge der offenkundigen Zeichen des Verfalls Englands in Kunſt und Wiſſenſchaft, in politiſcher und ſittlicher Beziehung, ſeine ganze Lebensanſicht ein tieferes, dunkleres, Licht und Schatten ſchärfer contraſtirendes Colorit erhält. In dieſe letzte Periode ſeiner dichteriſchen Thätigkeit fällt der „Sturm"; das kann als feſtſtehend angeſehen werden, indem wir wiſſen, daß die Schrift, welche ohne Zweifel den Anlaß zu dem Drama gegeben hat, Jourdan's „Entdeckung der Bermudasinſeln" und Beſchreibung des Sturms, der zu ihr führte, im Jahre 1610 erſchienen iſt, und daß nach der erſten Notiz, die wir von der Exiſtenz des Stücks haben, daſſelbe am 1. November 1611 bei Hofe aufgeführt wurde. Carriere meint nun, daß es überhaupt das letzte von allen Dramen Shakſpeare's ſei, ja daß er es mit der beſtimmten Abſicht gedichtet habe, um in ihm von ſeinem Publicum und ſeiner Kunſt Abſchied zu nehmen, auch wol um das engliſche Volk über die traurigen Zuſtände der Gegenwart zu tröſten und es

auf die geheime wunderbare Macht, welche die Geſchicke der Menſchen leitet, und damit auf eine beſſere Zukunft hinzuweiſen. Er führt für ſeine Anſicht an, daß Shakſpeare mit einer ſo ſchreienden Diſſonanz, wie ſie durch mehre Stücke der letzten Periode, z. B. „Troilus und Kreſſida“, „Timon von Athen“, hindurchtöne, unmöglich habe ſchließen können: er, der ſo hochherzig an den unverwüſtlichen Adel der Menſchennatur, ſo vertrauensvoll an das ſiegreiche Walten der göttlichen Gerechtigkeit und Liebe geglaubt, habe unmöglich die Wahrheit ſeiner eigenen Werke, daß jede große Natur ihre Beſtimmung erfüllt und Schickſal und Charakter ſich gegenſeitig bedingen, Lügen ſtrafen können; er wäre nicht er ſelbſt geweſen, wenn er anders als harmoniſch geendet hätte. Der „Sturm“ aber ſei kein Luſtſpiel im gewöhnlichen Sinne des Worts, ſondern ein „Verſöhnungsdrama“ in ähnlichem Stile wie Leſſing's „Nathan“, Goethe's „Iphigenia“ und Schiller's „Tell“. Der Ernſt der Betrachtung ſei zu mächtig neben den komiſchen Scenen, als daß die ſorgloſe Heiterkeit des Luſtſpiels zur herrſchenden Stimmung werden könne; das Gelächter verhalle, wenn Prospero jene gewichtvollen Worte von der Richtigkeit und Vergänglichkeit aller irdiſchen Größe ausſpreche, die man als Inſchrift auf Shakſpeare's Denkmal in der Weſtminſterabtei geſetzt habe. Dieſer Ernſt aber erkläre ſich in dem Geiſte und Sinne, in welchem Shakſpeare das Ganze gedichtet habe, zu milder Verſöhnung. Denn dieſer Geiſt leite uns an, daß wir den Sturm nicht blos ſinnlich, ſondern auch geiſtig als den Sturm des Schickſals faſſen, der die Blätter im Buch des Lebens hinundherwirft, der, durch die Handlungen der Menſchen heraufbeſchworen, die Welt reinigt, die Böſen zur Buße, die Guten zur Läuterung und zum Heile führt; der Sturm, von dem wir nicht wiſſen, von wannen er kommt und wohin er brauſt, von dem wir aber glauben und aus dem Erfolg erkennen, daß er von einem höhern Willen geſandt und geleitet, vom göttlichen Geiſt der Liebe beherrſcht werde. So ſchließe ſich der Sinn der Dichtung nicht nur tröſtend und erhebend an die allgemeinen Zeitverhältniſſe an, ſondern entſpreche auch vollkommen dem Zwecke des Dichters, in ihr ein letztes, verſöhnendes, alle Disharmonie löſendes Abſchiedswort an das engliſche Volk zu richten. Wenn daher der greiſe Held des Stücks zuletzt ſage:

> Noch hoff' ich die Vermählungsfeier
> Des herzgeliebten Paares anzuſehen,
> Dann zieh' ich in mein Mailand, wo mein dritter
> Gedanke ſoll das Grab ſein —

ſo werde man berechtigt ſein, dieſe Worte nicht blos auf Prospero, ſondern ebenſo ſehr auf Shakſpeare's Rückkehr von London nach Stratford (die um 1613 erfolgte) zu beziehen. Namentlich aber ſpreche für eine gewiſſe ſymboliſche Identität Prospero's und Shakſpeare's der Epilog, den jener nicht mehr blos als Prospero, ſondern als Schauſpieler im Namen des Dichters und der Schauſpielergeſellſchaft an das Publicum richtet. Hier ſage er, daß es nun mit ſeinen Zauberkünſten zu Ende ſei, er bittet die Verſammlung, ſie möge ihn entlaſſen, er bittet um einen günſtigen Hauch aus ihrem Munde, der ſeine Segel ſchwelle; und wenn er ſchließe:

> Mein Ende wird Verzweiflung ſein,
> Wird nicht Gebet mir Hülfe leih'n,
> Das auch Gewalt der Gnade thut
> Und macht jedweden Fehltritt gut:
> Wie eure Schuld euch Gott verzeih',
> So macht durch eu'r Verzeih'n mich frei —

ſo ſei dieſe Wendung als bloße Theaterphraſe eine im Munde Shakſpeare's unmögliche Frivolität, als Abſchiedswort dagegen von der Bühne und von ſeiner Kunſt ein ſchwermüthiger Ernſt, der dem ſcheidenden Dichter unter den obwaltenden Verhältniſſen wol gezieme.

Ich kann nicht leugnen, daß Carriere's Hypotheſe viel Anſprechendes hat. Es fragt ſich nur, ob ſie auch mit den hiſtoriſchen Daten, die wir über Shakſpeare's letzte dichteriſche

Thätigkeit beſitzen, vollkommen ſtimmt. In dieſer
werden den Kennern der Shakſpeare-Literatur alle
nige Zweifel auffſteigen, namentlich darüber, ob nicht
oder „Heinrich VIII.“ einen größern Anſpruch habe auf
das letzte Erzeugniß der Shakſpeare'ſchen Muſe zu ſe
die erſtgenannte Tragödie betrifft, ſo iſt zwar nach ein
dings von Collier entdeckten handſchriftlichen Notiz ein
bereits im Auguſt 1602 zur Unterhaltung der Kö
dem Landſitze Lord Ellesmere's von Shakſpeare's Tr
geführt worden, und Collier iſt geneigt, dies Stü
der Verfaſſer nicht genannt iſt, für Shakſpeare's „O
halten. Allein Carriere ſelbſt, der feine Kenner d
ſpeare'ſchen Dichtungen, wird einräumen, daß gegen
nahme Sprache, Charakteriſtik und Compoſition de
faſt in jeder Zeile entſchiedenen Einſpruch erheben und
viel ſpätere Entſtehung Zeugniß ablegen. Aber auch
ßern Gründen kann der „Othello“, wie er uns ge
vorliegt, nicht ſchon 1602 geſchrieben ſein; denn
ſich in ihm eine ziemlich deutliche Anſpielung auf d
Patent König Jakob's über die Einſetzung des Na
Baronets, dies Patent datirt aber vom 28. Mai 161
mers, „Suppl. Apol.“, S. 460; Drake, II, 527 fg.). Di
Kritiker ſetzen daher den Urſprung des Stücks in das Ja
Dazu kommt, daß es von der Novelle Giraldi Cinthi
Quelle des Sujets, zu Shakſpeare's Zeit keine engliſc
ſetzung gab, und daß Shakſpeare, mit Ausnahme de
beth“, den Stoff aller ſeiner großen Tragödien au
Stücken entlehnte, was danach auch für den „Othello“ wa
lich wird. Wenn aber auch der „Othello“ von 1
Shakſpeare'ſche war, ſo zwingen uns doch Geiſt und C
des Ganzen mindeſtens anzunehmen, daß ihm der Di
1612 durch eine völlige Umarbeitung ſeine gegenwär
ſtalt gegeben. Einer ſolchen Umarbeitung gegenüber
indeß immer noch behaupten, daß der „Sturm“ l
dichteriſche Production Shakſpeare's geweſen ſei. Be
rich VIII.“ dagegen fällt dieſer Einwand weg. Denn hi
wir das beſtimmte Zeugniß eines Zeitgenoſſen, Si
Wotton's, daß an dem Tage, an welchem im Jahre 1
Globus abbrannte, ein neues Stück aufgeführt wa
dem Wotton zwar den Titel „All is true“ gibt,
nach ſeiner Beſchreibung des Inhalts nur Shakſpeare'
rich VIII.“ geweſen ſein kann. Für dieſe ſpäte Entſteh
chen auch innere Gründe, die ich in meinem Buche üb
ſpeare (S. 715 fg.) dargelegt habe und hier nicht wi
will. Ich bemerke daher nur noch, daß auch in „Heinri
Anſpielungen auf Ereigniſſe des Jahres 1612 ſich fin
wiederum nur aus einer ſpätern Ueberarbeitung de
ſich erklären laſſen würden. Eine ſolche aber voraus
verbietet uns hier die augenfällige Nachläſſigkeit in
und Versbau, mit der ganze Scenen und Reden a
ſhed's Chronik faſt wörtlich in das Drama übertr
ſcheinen, was deutlich auf drängende Eile oder F
der Abfaſſung hinweiſt.

Immerhin jedoch ſind auch dieſe Gründe nicht
zwingend; es bleibt noch immer möglich anzunehm
jene Anſpielungen bloße ſpätere Zuſätze ſeien und da
Wotton ſich geirrt habe und das Stück, von dem a
kein neues oder trotz der Uebereinſtimmung des Inh
Shakſpeare's „Heinrich VIII.“ geweſen ſei. Allein C
poſitive hiſtoriſche Gründe für ſeine Hypotheſe zu Gun
„Sturm“ haben auch keine zwingende Kraft. Denn ſei
grund, die angeführte Stelle des Epilogs, verliert da
von ſeinem Gewichte, daß es nicht als ausgemacht a
werden kann, ob der Epilog überhaupt von Sha
Hand herrühre. Diction und Versbau ſprechen nicht d
dafür, und daß es in damaliger Zeit gar nicht unge
war, Prologe und Epiloge von einem Andern als dem
des Stücks anfertigen zu laſſen, ja daß ſie nicht ſel
von irgendeinem Schauſpieler oder Regiſſeur ohne

iſation des Dichters hinzugefügt wurden, ergibt ſich aus
a vom Theaterunternehmer Henslow hinterlaſſenen Tage-
he und aus den Worten Benvolio's in „Romeo und Julie"
t I, Scene 4). Der Prolog z. B. zu der ebengenannten Tra-
die, obwol er in den alten Quartausgaben ſich findet, iſt
r Wahrſcheinlichkeit nach nicht von Shakſpeare, wenigſtens
den ihn Heminge und Condell, Shakſpeare's Freunde und
ſtgenoſſen, welche die erſte Geſammtausgabe ſeiner Werke
nſtalteten, weggelaſſen, und Inhalt und Sprache beſtä-
en entſchieden ihr Caſſationsurtheil. Von der hiſtoriſchen
te wird daher Carriere's Anſicht nur für eine ſinnreiche
pothese gelten können, ſo trefflich ſie auch mit dem Charakter
d dem ideellen Inhalt des „Sturm" harmonirt.

Hermann Ulrici.

Rahel und ihr Salon.

hel und ihre Zeit. Von Eduard Schmidt-Weißen-
els. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfaſſer hat vorliegender Schrift den Titel „Rahel
ihre Zeit" gegeben; wir wählten dagegen für gegenwär-
r Aufſatz den Titel „Rahel und ihr Salon", der uns ent-
chender zu ſein ſcheint. Denn ſowenig wir die anregenden
üſſe der Rahel von Varnhagen auf ihren Kreis in Abrede
n wollen, ſo war dieſer Kreis doch immer nur ein klei-
r innerhalb des großen der Zeit, ja ſelbſt nur der Nation.
Salon war weſentlich ein preußiſcher oder berliner, trotz
gelegentlichen Hinzutritts von Nichtpreußen und ſelbſt
oſen, und wenn Schmidt-Weißenfels den Einfluß der
l und ihrer Freunde ſo darzuſtellen ſucht, als ob in dieſem
lſchaftscirkel im Grunde nicht blos aller nationale Auf-
ng, ſondern ſelbſt die literariſche Größe Deutſchlands aus-
tet worden ſei, ſo dürfte er in letzterer Hinſicht auf be-
ichen Widerſpruch ſtoßen. „In dem Rahel'ſchen Salon"
der Verfaſſer, „wurde Unendliches geleiſtet, was dem ſpä-
ugendbund zu Gunſten kam und die Kraft des Vater-
gefühls weckte." Der Verfaſſer ſagt es und wir können
wollen ihm in dieſem Punkte nicht widerſprechen, da es
ig ſein würde, den Gegenbeweis zu führen, daß nämlich
r Rahel'ſchen Salon nicht „Unendliches" für die Zwecke
ugendbundes geleiſtet worden ſei. Wir wollen dem Ver-
auch zugeben, daß z. B. das Ehepaar Varnhagen für
uhm und das literariſche Emporkommen Heinrich Heine's
ganzen geſelligen wie literariſchen Einfluß verwandt und
den großen Vorſchub geleiſtet habe. Auch wir ſind ganz
nſicht, daß ohne dieſen Varnhagen'ſchen Einfluß Heine
ens nicht ſo raſch der Abgott der höhern berliner Bil-
und beſonders der ſtudentiſchen Jugend geworden wäre,
ſelbſt erinnere mich noch recht wohl des außerordentlichen
cks, welchen ein lobpreiſender, vortrefflich geſchriebener
Artikel im „Geſellſchafter" über Heine's „Reiſebilder"
arnhagen's Feder auf uns Zöglinge eines Provinzial-
ſiums machte. Für einen jungen erſt emporkommenden
r wie Heine mußte die mündliche wie literariſche Varn-
ſche Propaganda von ungemeinem Nutzen ſein. Dagegen
wir folgende Verſicherung Schmidt-Weißenfels' aufs
denſte beſtreiten; er ſagt: „Charakteriſtiſch für dieſe ſich
rend ſteigernde Begeiſterung Rahel's für Goethe iſt es,
ſchon ſehr früh, weit früher als von irgendwem der
des Dichters gefeiert wurde, Goethe's Außerordentlichkeit
ſie verehrte und von ihr bezaubert worden war. Noch
r Dichter des «Werther» von irgendeiner literariſchen
ng als Autorität hingeſtellt wurde, hatte Rahel ihn über
ergleichung hinausgeſetzt, in ihm den höchſten und ein-
Dichter begrüßt und für ihn einen Cultus der Begei-
an den Tag gelegt, der bei dem bedeutenden Einfluß,
bald darauf auf viele der bedeutendſten Geiſter gewann,
ſeine bedeutende Wirkung ausüben mußte. Durch Rahel
wurde Goethe ſchon früh zu dem Autoritätsruhm verholfen, der ihm blieb und deſſen er ſich immer würdiger machte." Rahel alſo ſoll dem Dichter des „Werther" eigentlich erſt zu ſeinem Ruhm und „Autoritätsruhm" verholfen haben! Rahel, 1773 geboren, war aber noch ein Kind, als ſchon „Werther" Epoche gemacht, Ueberſetzungen in alle gebildeten Sprachen erlebt und den Namen ſeines Verfaſſers über alle europäiſchen Länder bis zu transoceaniſchen Nationen getragen hatte; ſie war noch ein Kind, als „Götz von Berlichingen", in demſelben Jahre gedichtet, in welchem Rahel geboren wurde, bereits hundertfach nachgeahmt worden war, ſie war erſt angehende Jungfrau, als „Iphigenia" erſchien, erſt 17 Jahre, als „Taſſo" und die erſten Fragmente des „Fauſt", und erſt 19 Jahre, als „Wilhelm Meiſter" veröffentlicht wurde. Wer die Geſchichte der deutſchen Literatur nur etwas gründlicher ſtudirt hat, weiß, daß Goethe ſchon damals, und nicht blos in Deutſchland, eine Autorität war, wie nur je eine geweſen iſt, und daß es nicht des Einfluſſes und der Fürſprache der jungen Rahel bedurfte, um ihm zu einem „Autoritätsruhm" zu verhelfen. Den abgöttiſchen Goethe-Cultus, wie er eine zeitlang in den berliner Kreiſen Brauch war, mag ſie gefördert haben; aber von dieſem, der zuweilen ziemlich carikirte Formen annahm, ſprechen wir hier nicht.

Indeß Schmidt-Weißenfels gefällt ſich in ſolchen paradoxen und kühnen Behauptungen, und es dürfte hier der Ort ſein, von dem Verfaſſer vorliegender Schrift ſelbſt Einiges zu ſagen. Er iſt unſern Leſern als Mitarbeiter d. Bl. übrigens ſchon bekannt, und gewiß als ein ſtrebſamer, talentvoller, leicht erregbarer Schriftſteller. In der That glauben wir, ihn zu den friſcheſten und regſamſten Kräften rechnen zu dürfen, welche in jüngſter Zeit der Literatur zugewachſen ſind. Er iſt ein Mann von Gemüth und poetiſchem Gefühl, aufrichtig und treuherzig, zugleich enthuſiaſtiſch und ſcharf und mit dem Inſtinct eines Naturkindes begabt, welches für viele Erſcheinungen der Zeit und Literatur, namentlich ſocialer Art eine ſehr richtige Witterung beſitzt. Aber er überläßt ſich dieſem Naturinſtinct mit zu großem Vertrauen und erſcheint daher bisweilen einſeitig oder ſich ſelbſt widerſprechend, weil er zu ſehr den Eingebungen des Augenblicks folgt; er wirft ſeine Gedanken hin, wie ſie ihm kommen, ohne ſie in logiſche Ordnung zu bringen, und wenn auch der innere Zuſammenhang einer Tendenz unverkennbar iſt, ſo fehlt doch häufig die formelle Folgerichtigkeit und die organiſche Verbindung der einzelnen Gedankenglieder. So erſcheint bei ihm Manches als Phraſe, ohne es doch dem Weſen nach zu ſein, weil es ohne Verbindung hingeſtellt iſt. Dann ſcheint uns auch Schmidt-Weißenfels zu wenig darauf Rückſicht zu nehmen, was Andere über denſelben Gegenſtand, den er behandelt, geſchrieben und geurtheilt haben, und es war uns auffallend, in ſeiner Schrift nirgends einem Citat, einem Urtheil Anderer über Rahel begegnet zu ſein, während doch z. B. Theodor Mundt bei dieſem Gegenſtande kaum zu umgehen war, mochte der Verfaſſer nun Mundt's Anſichten über Rahel und den Varnhagen'ſchen Kreis zu beſtreiten oder zu beſtätigen Urſache haben. Es iſt freilich überhaupt nicht mehr Brauch, ſich auf die Urtheile Anderer zu berufen; man bringt ſie lieber in eigene Façon, ohne das Firmazeichen des eigentlichen Erfinders daranzuheften. Zu einem guten Stiliſten hat Schmidt-Weißenfels alle Anlage; ſein Stil iſt beweglich, friſch, klar, energiſch, nicht ohne dichteriſche Färbung; aber er iſt nicht correct, nicht präcis und zu ſorglos. Schmidt-Weißenfels hat früher in Paris viel für franzöſiſche Blätter geſchrieben, und obſchon er ganz gut deutſch denkt und fühlt, leſen ſich ſeine Schriften und Aufſätze doch ſtellenweiſe wie Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, indem er ſich daran gewöhnt hat, die Geſetze der franzöſiſchen Grammatik und Syntax auf die deutſche zu übertragen. Angewöhnungen laſſen ſich freilich oft am ſchwerſten abſchaffen, wenn man nicht aufmerkſam auf ſich ſelbſt iſt, und doch wieder ſo leicht, wenn man nur ernſtlichen Willen hat.

Man kann fragen, ob es jetzt noch an der Zeit war, ein

Buch über Rahel von Varnhagen zu ſchreiben. Ohne Bedenken glauben wir jedoch dieſe Frage bejahen zu dürfen. Es beſtand über dieſe durch ihren Geiſt ausgezeichnete Frau noch kein Buch, welches für das größere Publicum beſtimmt ihr eigenthümliches Wirken, Denken und Thun in einem gedrängten Bilde zuſammenfaßte und gleichſam einen raiſonnirenden Katalog über die Manifeſtationen ihres Geiſtes und über ihre Berührungen mit merkwürdigen Perſonen gäbe. Der Verfaſſer hat die in dem weitſchichtigen Werke „Rahel's Briefwechſel“ enthaltenen disjecta membra in ein organiſches Gebilde, in ein Portrait écrit, wie der Verfaſſer ſein Buch nennt, zu vereinigen geſucht. Eine ſolche Arbeit darf auch noch in unſerer Zeit eine dankenswerthe genannt werden. Rahel hat auch für die Gegenwart ihre Bedeutung, denn ſie wälzte (nach Theodor Mundt's Worten) „wie eine Prophetin Vergangenheit und Zukunft in ahnender Seele und ſagte daraus für das Werden und Entwickeln der Dinge tiefe lakoniſche Weiſſagungen her. Freilich Löſungen (ſagt Mundt weiter), die nur vom künſtleriſch geſtaltenden Genius und vom epochemachenden Helden ausgehen, konnte auch ſie nicht in dieſe Probleme bringen. Naturen ihrer Art dienen eigentlich mehr dazu, die allgemeine Verwirrung zu ſteigern, aber freilich auf eine bedeutſame und vielleicht den künftigen Reformator und Sieger anregende und beſtimmende Weiſe.“ Dahin gehören auch ihre Anſichten über eine freiere Einrichtung der Ehe. Wir für unſere Perſon halten die Geſchloſſenheit der Ehe und des Familienlebens für eine weſentliche moraliſche Grundlage des Beſtandes der Dinge wie ſie ſind. Nichtsdeſtoweniger wird man zugeben dürfen, daß ſich in faſt allen Schichten der Geſellſchaft und namentlich leider auch ſchon in den untern eine gewiſſe Lockerung in den Anſichten über die Ehe faſt allgemein bemerkbar macht, und ſo wird es ſich immerhin fragen, ob man in ſpäterer Zeit nicht freiere Formen für dieſes Verhältniß wird ſuchen müſſen. Den Nimbus der Heiligkeit, inſoweit er ihr durch einen kirchlichen Act zugebracht werden kann, hat die Ehe ſchon jetzt in den Augen vielleicht der Meiſten verloren. In der Form eines blos bürgerlichen Contracts iſt ſie ſchon jetzt, dem ganz civilen Charakter unſerer Periode entſprechend, den Meiſten genügend, und wohin die Sitte und das blos praktiſche Intereſſe, nach denen ſich zuletzt die geſetzlichen Einrichtungen obſchon widerſtrebend doch formen müſſen, in dieſer Richtung in künftiger Zeit führen werden, kann man für jetzt noch durchaus nicht wiſſen. So weit ſind wir freilich in Deutſchland glücklicherweiſe noch nicht wie in Frankreich, wo Balzac offen das Maitreſſenthum in Schutz nehmen konnte, weil ja eine Maitreſſe die einzige Frau ſei, die den Geſinnungen des Liebhabers vollen Glauben ſchenken könne, da ſie unabhängig ſei von Pflichten, von Geſetzen, von der Welt und den Intereſſen der Kinder, und ſo finde ſie in der Zuneigung ihres Liebhabers, wenn dieſe Beſtand habe, einen Zauber und ein Glück, das ſie für den größten Kummer, welchen ihr das Urtheil der Welt bereiten könne, vollauf entſchädige. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß gerade dieſe verführeriſche Sophiſtik am meiſten dazu beigetragen haben mag, Balzac bei ſeinen Landsleuten populär zu machen, wie Béranger frivole Lieder dichtete, um ſeinen patriotiſchen Gedichten deſto mehr Eingang zu verſchaffen. Es herrſcht in Frankreich in dieſer Hinſicht eine ſo große Aufrichtigkeit, daß man in der That nicht weiß, ob man dieſen Zuſtand nicht dem in andern Ländern herrſchenden vorziehen ſoll, wo die Sache nur in vielleicht gröbern Formen beſteht, aber der heuchleriſche Mantel der Scheinheiligkeit darübergebreitet wird.*)

Auch durch die Religion in ihrer jetzigen Form
Rahel keineswegs befriedigt. „Die jetzige Geſtalt d
ſagte ſie einmal, iſt ein beinahe zufälliger Moment
wickelung des menſchlichen Gemüths, und gehört m
Krankheiten. Sie hält zu lange an und wird zu
halten. Beides thut großen Schaden. Beſonders
ſchon närriſch, da dieſes unbewußte Anhalten mit ei
leeren Bewußtſein vollführt wird, und wo Bew
treten ſollte, wirklich bewußtloſe Starrheit, wie
heit zu heilen vor uns ſteht.“ Wir berühren dam
lich bedenkliches Gebiet, aber wenn wir nach gewi
tomen und nach dem Erlöſchen des religiöſen Lebens
gerade ſchon in den Maſſen urtheilen ſollen, ſo lieg
die Frage nicht allzu fern, ob es nicht künftigen G
vorbehalten iſt, ein ganz neues Experiment dur
Wir meinen das Experiment, äußerlich als Geſellſc
beſtehen, ohne das Band einer religiöſen Disciplin
kirchlichen Cultus. Denn daß jetzt ſchon Millionen
außerkirchliches Leben führen, wird von den kirchl
ten ſelbſt zugeſtanden. Der Verfaſſer vorliegender
ſitzt den für einen Zögling der pariſer Bildung nic
lichen Muth, in dieſer Hinſicht zu bemerken: „De
Generation lockt es leider ein Lächeln ab, wenn
Glauben und Liebe zur Religion hat; ſie möchte in
gleich einen Katholiken oder einen Bigoten erblick
erröthet nicht, über Das zu ſpotten, was doch imme
ligſte des Menſchen bleibt und was ein Jeder hat,
überhaupt eine Seele beſitzt. Wie arm, wie bekla
iſt dieſe Luſt an der Misachtung des Höchſten! Der
uns ja alle Poeſie, er verſchönt und reizt unſer Lebe
einer elenden, erniedrigenden Vegetation gliche, n
ein Schatz unſerer Seele uns Troſt geben könnte,
menſchliche Troſt aufhört, und der Hinblick auf ein
Seelenleben uns nicht hienieden ſchon zum Veredel
Seele treibt. Leider iſt die Generation unſchuldiger
unſeligen Misachten der Religion, denn die Lehrer
welche vergeſſen haben, daß ſie die Lehre der Liebe,
heit und des Edelmuths iſt.“

Auch Rahel war keineswegs gemeint, die Menſch
religiöſen Glaubens berauben zu wollen, der den Ma
eine Richtung nach dem Höhern gibt und die ve
Schichten als gemeinſames ideales Band verknüpft.
ſehr wohl, daß an Stelle der religiöſen Disciplin
äußerliche, polizeiliche und criminelle tritt, und d
Angſt und Unruhe und zeitweilige Betäubung durch
Genüſſe die nothwendigen Folgen der Entleerung von
Ideen ſind. Sie wußte, daß Mangel an Pietät
giöſem Gebiete auch das Erlöſchen der Pietät in alle
Verhältniſſen zur nothwendigen Folge hat. Aber d
Formen der Religion ſchienen ihr im Verfall oder doch
tiefere religiöſe Bedürfniß nicht mehr ausreichend zu
begehrte eine Religion, die das Herz befriedigt, nicht
ligion, die ſich in bloßen Dogmen und vorgeſchriebenen
artikeln genugthun will. Sie ergab ſich einer
Myſtik, ſchwärmte mit Saint-Martin und Angelus
und fand auch in Lavater einen Kern innerer religiöſ
heit. Zum Beweiſe führt Schmidt-Weißenfels einige
Rahel'ſche Ausſprüche über die rechte Art und die
des Betens an, die ein nach den Tiefen des Gottesba

*) Das pariſer Studentenblatt: „La voix des écoles“ ſagte jüngſt bei Gelegenheit des Paul Avenel'ſchen Romans „Les étudiants de Paris“: „Ces femmes, qu'ils ont eues pour maitresses ont changé, mais leur nom est resté; c'est toujours Frisette, Pomponette, Blondinette et autres noms en ette, seulement elles portent aujourd'hui chapeau, robe et crinoline empesée.“ Die Sitte, daß
ſich die franzöſiſchen Studenten „femmes“ als Maitreſſen
ſteht alſo heute noch wie im Jahre 1845 und früher,
ſowenig Arg dabei, daß man davon, wie von etwas ſich
Verſtehendem öffentlich ſpricht. Ueber die gegenwärtige
zunehmende Ausbreitung des weiblichen Demi-monde und
ſanenwirthſchaft, in der man vielleicht auch eine Mitur
gern Kinderreichthums in Frankreich erkennen darf, enthält
ein intereſſanter Aufſatz „Das neue Paris“ in „Unſere Zeit“
leſenswerthe Mittheilungen.

Gemüth bekunden und ſehr geeignet ſind, die An-
nigen zuſchanden zu machen, welche Rahel, die ſie
)örenſagen kennen, für eine Irreligiöſe und Atheiſtin
lber ſie war Todfeindin alles blos Aeußerlichen,
)en, Betrüglichen und Selbſtbetrüglichen im Gebiet
nd der Familie, der Religion und des Staats. Nur
r Das, was an die Stelle des Verbrauchten treten
d ſie ſich, wie gegenwärtig die Meiſten, im Unklaren.
bloße Oppoſition gegen das Beſtehende, wenn auch
uer vielleicht Unhaltbare, kam auch ſie nicht hinaus.
aben uns mit dem Verfaſſer noch über einige ſeiner Be-
auseinanderzuſetzen. Er ſcheint uns unter Anderm
ng des Salon und der Salonconverſation, wenigſtens
hland, zu hoch anzuſchlagen. Das Salontreiben
und für allemal nicht in der Natur des Deutſchen,
zu innerlich, zu ſehr Individuum, zu wenig Gattungs-
ſchaftsmenſch iſt. Der Rahel'ſche Salon war nur
und unter den damaligen Verhältniſſen möglich, jetzt
s nicht mehr ſein, ſelbſt in Berlin nicht. Er war
ergehende glänzende Erſcheinung, und Copien da-
dern deutſchen Städten waren noch flüchtiger und
)er. Ein pariſer Salon vereinigt die Blüte der
n Intelligenz, in Deutſchland iſt ein Salon nur
vanſerai, eine Station, auf der ſich Durchrei-
lig für einen Augenblick begegnen. Der Deutſche
der Geſellſchaft meiſt etwas von dem weſtfäliſchen
en, wie Juſtus Möſer und Immermann ihn ſchildern,
ſtherrliches, Abgeſchloſſenes und Umzäuntes; er will
)eil eines Ganzen, ſondern ein Ganzes für ſich ſein und
hes reſpectirt wiſſen. Die Theilnahme an einem Salon
Zwang und er ſegnet die Stunde, wo er wieder mit
iſt. Jean Paul wurde in den berliner Salons wie
rthier herumgeſchleppt und erfreute ſich auch bei
r ganz beſondern Verehrung. Aber er war nicht
, auch ſuchte man ihn wol nicht feſtzuhalten, nach-
ugier an ſeiner Perſon geſättigt war; er zog ſich
nſiedelei in Baireuth zurück und fühlte ſich hier un-
)atronat der Frau Rollwenzel viel wohler und viel
eigen als unter dem Patronat der Rahel.*)
dt-Weißenfels iſt im Allgemeinen kein Freund der
nden Frauen und er rühmt es an Rahel be-
aß ſie nicht den Ehrgeiz gehabt, als Schriftſtellerin
. Er ſcheint es faſt zu billigen, daß der Deutſche
lieber „züchtig und freundlich bei den Kochtöpfen"
ſchreibtiſche ſähe und ſcheint Napoleon beizuſtimmen,
r auf die Frage der Staël, welche Frau in ſeinen
erſte der Welt ſei, brüsk antwortete: „Celle qui a
s d'enfants." Hätte Napoleon in galanterer Weiſe
t, ſo würde der Friede zwiſchen Beiden leicht zuſtande
ein; aber dieſer ihr ſo gänzlich unerwartete Ausſpruch
ihren Haß bis zum Grade der Unverſönlichkeit. Indeß,
n einer ſehr weiblichen Periode, und es iſt nicht einzu-
ſehen, warum nicht auch talentvolle Fräuen ihre geſellſchaftlichen Erfahrungen in Romanen, Memoiren u. ſ. w. niederlegen ſollten. Es gibt einzelne ſociale Fragen, über welche die Frauen vielleicht ein unbefangeneres Urtheil haben als die Männer, es gibt Stimmungen im Weibe, von denen die Männer nichts wiſſen können, und auch das ungenirte und friſche autodidaktiſche Element, das in ihnen zutage kommt, behält ſeinen Werth gegenüber der oft ſo ſchwerfälligen doctrinären Gravität der Männer, die mit all dem Gewicht auftreten, welches ſie ſchon in Quarta oder Tertia bei dem Memoriren des τύπτω empfanden und die ſchon in ihrem achtzehnten oder neunzehnten Lebensjahre die höchſten Löſungen der Philoſophie, an welchen ſich bisher die genialſten Denker mit oder ohne Erfolg ihre harten Köpfe zerbrachen, in die Feder dictirt bekommen, um ſie dann Schwarz auf Weiß nach Hauſe tragen zu können. Eine ähnlich verfehlte Methode, nebenbei geſagt, würde es ſein, wenn ein Rechenlehrer ſeinen Schülern, ſtatt ſie ſelbſt danach ſuchen zu laſſen, immer nur Factum oder Product an die Tafel ſchreiben wollte. Die Frauen ſuchen ihre Aufgabe wenigſtens als Selbſtdenkerinnen zu löſen, wobei ihnen freilich manches arge Quid pro quo unterläuft und zwar beſonders deshalb, weil der Mann ihnen in der Geſellſchaft ſelten anders als unter einer Maske entgegentritt, infolge des Coder einer falſchen Galanterie, die den wahren Menſchen verhüllt. Laſſen wir die ſchriftſtellernden Frauen doch ruhig und ohne Neid die zarte ſeelenhafte Blumenmalerei in der Poeſie betreiben; weiter als bis zur Blumen- und Porträtmalerei haben ſie es im Grunde auch in der bildenden Kunſt bisher nicht gebracht. Ob ſie es in der Zukunft auch bis zur wirklichen Hiſtorienmalerei bringen werden, iſt fraglich und muß jedenfalls abgewartet werden.

Zwei Behauptungen des Verfaſſers waren es noch beſonders, welche uns auffielen. Er ſagt: „Das Volk vom Jahre 1740 und früher ſchon bis 1822 war ſehr apathiſch, ſehr empfindungslos, ſehr unempfänglich; kaum daß es ſich an Rabener und Gellert, dieſen populärſten Schriftſtellern ergötzte. Der Adel war es, welcher die große Zeit machte, die unſere Literatur von da ab datirt". Dagegen ſpricht die Thatſache, daß unſere größten Dichter und Denker des vorigen Jahrhunderts bürgerlicher Geburt, ja meiſt aus ſehr niedrigen Verhältniſſen hervorgegangen waren, daß die Tauſende und Zehntauſende von Exemplaren ihrer Werke, theils Originalausgaben, theils Nachdrucke, gewiß nur zum geringſten Theile vom Adel verſchlungen wurden, daß die Jugend, die ihnen zujauchzte, daß die Zuſchauer, die ſich in die Theater drängten, zum größten Theile dem bürgerlichen Stande angehörten. Richtig iſt nur, daß der Adel damals viel mehr als jetzt ſeinen Ruhm darin ſuchte, das Patronat über Dichter und Schriftſteller auszuüben, ſtatt wie jetzt durch eigene poetiſche Leiſtungen und Federübungen den bürgerlichen Schriftſtellern Concurrenz zu machen. Die andere uns beſonders auffallende Behauptung iſt folgende über Goethe: „So hat denn Goethe nie für die deutſchen Dichter den unmittelbar heilſamen Einfluß geübt wie Schiller .... Eben ſo wenig hat Goethe irgendeine Wirkung auf die Zeitſtrömung geäußert; er nahm, wie zu den Menſchen, ſo auch zu ſeiner Zeit eine gänzlich abgeſchloſſene Stellung ein, welche gegen alles Begeiſterte und Menſchliche, gegen vieles Nationale und Erhebende gewiſſermaßen undurchdringlich war, und die in Allem ſich als eine nur loſe mit der Menſchlichkeit zuſammenhängende angeſehen wiſſen wollte." Das iſt eine harte Anklage, die ſich zu ſehr ſelbſt widerlegt, als daß wir ein Tröpfchen Tinte zu dem Zwecke opfern dürften, ſie zurückzuweiſen. Wenn der Verfaſſer behauptet, daß Goethe irgendeine Wirkung auf die Zeitſtrömung nicht geäußert habe, ſo iſt dem einfach die Gegenbehauptung entgegenzuſtellen, daß Goethe nicht blos auf die geiſtige Strömung in Deutſchland, ſondern auch außerhalb deſſelben einen wahrhaft unermeßlichen Einfluß ausgeübt hat.

Von dieſen Ausſtellungen und andern, die wir noch machen könnten, abgeſehen, wird man die Schrift mit Vergnügen

s hatte bekanntlich Jean Paul ſo enthuſiaſtiſche Verehrer
chiller, während gegenwärtig die Jean Paul-Gemeinde in
ſelbſt ziemlich zuſammengeſchmolzen iſt. Dagegen ſind ihm
einzelne Bewunderer treugeblieben. Zu ihnen gehörte
s Jerrold, über deſſen Tod wir in Nr. 33 berichteten.
tſcher Schriftſteller die engliſchen Humoriſten über Alles
Jerrold ein Buch vom Tiſch und rief ſehr lebhaft:
ſie alle auf! O, wie bedauere ich, ihn nicht in ſeiner
rache leſen zu können!" Es war eine eben erſchienene
erſetzung von Jean Paul's „Blumen-, Frucht- und Dornen-
Verlaufe des Geſprächs bemerkte Jerrold dann noch wieder-
„Siebenkäs" mehr Gedanken ſtäken, als in den ſämmtlichen
nanches modernen engliſchen Novelliſten. Gewiß finden ſich
nd beſonders in „Levana", in der „Vorſchule der Aeſthetik"
r wirklich fruchtbare Ideen als in Allem, was die jetzigen
kleinerer Jean Paul's je geſchrieben haben.

und nicht ohne geiſtige Anregung leſen, da ſie, immer mit Rahel im Mittelpunkte, eine Reihe der intereſſanteſten Porträts in lebhafter Darſtellung den Augen des Leſers vorführt: darunter Mirabeau, Frau von Staël, Prinz Louis Ferdinand, Wilhelm von Humboldt, Friedrich von Schlegel, Jean Paul, Tieck, Fouqué, Heinrich von Kleiſt, Fichte, Gentz, Cuſtine, Oelsner, Koreff und viele Andere. Hierzu kommt das Bild einer Zeit, an welche die jetzige Generation nicht oft genug erinnert werden kann, einer Zeit, in welcher Berlin ganz ohne Zweifel der Herd eines nationalen Geiſtes war, welcher die ſpätere kraftvolle Erhebung der preußiſchen wie der deutſchen Nation möglich machte und vorbereitete. Der Verfaſſer hebt mit Recht hervor, daß Berlin nie moraliſch größer war als in der Zeit der Prüfung, unter dem Druck franzöſiſcher Herrſchaft und franzöſiſchen Uebermuths. Weimar und Berlin ergänzen einander in jener Zeit wie literariſcher und patriotiſcher Aufſchwung.

H. M.

Notizen.

Entdeckungszüge der Deutſchen in Venezuela im 16. Jahrhundert.

Eine recht dankenswerthe und fleißig zuſammengeſtellte Schrift, bei der man nur die zu trockene Darſtellung und den zu reizloſen Stil zu bedauern hat, iſt die folgende: „Antheil der Deutſchen an der Entdeckung von Südamerika oder Abenteuer des Ambroſius Dalfinger und des Nikolaus Federmann, beider von Ulm, des Georg Hohemut von Speier und des fränkiſchen Ritters Philipp von Hutten unter der Herrſchaft der Welſer von Augsburg in Venezuela. Nach den Hauptquellen dargeſtellt von Karl Klunzinger" (Stuttgart, Sonnewald, 1857). Bekanntlich hatten die reichen Welſer von Augsburg mit Karl V., nachdem ſie ihm fünf oder ſogar zwölf Tonnen Gold geliehen, einen Vertrag abgeſchloſſen, wonach ihnen das Recht zugeſtanden wurde, in dem an die Provinz St.-Marta grenzenden Theile des amerikaniſchen Feſtlandes Eroberungen zu machen und Niederlaſſungen zu gründen. Ambroſius Dalfinger führte 1528 als Statthalter die erſte Expedition dahin, 400 Mann nebſt 80 Pferden in drei Schiffen, und ihm gebührt (nach Herrera) der Ruhm, Neugranada entdeckt, die Stadt Venezuela erbaut und am See Maracaibo eine Niederlaſſung gleiches Namens gegründet zu haben. Er ſtarb 1532 in Coro an einer im Kampf mit den Wilden erhaltenen Wunde. Ein großer Theil der Schrift beſchäftigt ſich mit den merkwürdigen, an Mühſalen, Gefahren und Kämpfen reichen Entdeckungszügen des Nikolaus Federmann, der dem Dalfinger zu Hülfe nachgeſchickt und zum Viceſtatthalter ernannt worden war. Federmann ſchrieb ſpäter ſeine Reiſeabenteuer nieder. Als Statthalter folgten Johann der Deutſche (Juan Aleman), der aber ſchon 1534 ſtarb, dann Georg Hohemut von Speier, der eine äußerſt mühſame und gefährliche Entdeckungsreiſe bis in die Nähe des Maragnon unternahm. „Iſt ein Grau", ſchreibt Philipp von Hutten, der an dem Zuge theilnahm, „was Ungeziefers als Schlangen, Kröten, Heydexen, Ottern, Lacerdas, Wurmkraut und Wurzel die armen Chriſten auf dieſem Zug geſſen haben, auch etlich wider die Natur Menſchenfleiſch geſſen haben." Georg Hohemut von Speier ſtarb 1540, Federmann, der inzwiſchen einen zweiten Entdeckungszug unternahm, verſcholl. Philipp von Hutten wurde nun zum Statthalter ernannt, ſodann der Spanier Juan de Carvajal, der Hutten, nachdem er mit ihm thätlich zuſammengerathen war, verhaften und nebſt Bartholomäus Welſer und zwei edeln Spaniern hinrichten ließ, welcher Gewaltthat wegen Carvajal ſpäter zum Tode verurtheilt wurde. Der letzte Statthalter der Welſer war Juan de Villejos (1552). Mittlerweile war zwiſchen den Welſern und dem Hofe von Madrid ein förmlicher Proceß entſtanden, der 1555 zum Nachtheil der Welſer entſchieden wurde, wodurch der Antheil der Deutſchen an Südamerika verloren-
ging. An Tapferkeit, Umſicht, Unerſchrockenheit u[...]
nehmungsſinn fehlte es den deutſchen Führern nicht, d[...]
ſich einige derſelben ſo gut wie die ſpaniſchen Feldherr[...]
ſungen und Grauſamkeiten zuſchulden kommen, worü[...]
Caſas gelegentlich Klage führt; doch ſcheinen ihre H[...]
meiſt aus ſpaniſchem Geſindel beſtanden zu haben.
findung des Goldlandes war auch ihr Ziel. Das D[...]
die Fugger und Welſer in jenem Jahrhundert und C[...]
und Melbourne, die Rothſchild und Pereira im je[...]
Parallelen. Hierzu kamen freilich auch edlere Motiv[...]
Gott", ſchrieb Philipp von Hutten 1539 aus Coro
Vater, „kein Geitz Gelds hat mich bewegt dieſe Reiß[...]
denn allein ein ſonderlicher Luſt, ſo ich vor langer Ze[...]
dünkt mich auch wäre nicht mit Ruh geſtorben, wo i[...]
nicht erſt geſehen." Sehr dankenswerth iſt eine de[...]
beigegebene Karte von Venezuela, auf der die Züge
finger, Federmann und Georg Hohemut von Speier
ben ſind.

Erblichkeit des Plagiats.

Mehrfach iſt gerade in letzter Zeit in d. Bl. d[...]
wegen des literariſchen Plagiats zur Sprache gebracht
Um ſo intereſſanter war es uns daher, in der Schrift,
english literature: its blemishes and defects. B[...]
H. Breen" ein ganzes und ſehr intereſſantes Cap[...]
dieſe Frage unter der Ueberſchrift „Plagianism" an[...]
Das „Athenaeum" bemerkt darüber: „Prächtig iſt
Breen ſehr berühmten Vögeln die Federn ausrupft
dann in ihrer Nacktheit laufen läßt, nicht ohne ihnen
ſpotten. Der letzte Biograph des Dr. Young ſalba[...]
deſſen Originalität; aber Breen entlarvt ihn als ei[...]
ſolchen poetiſchen Dieb, wie irgendeiner von ihnen w[...]
wiſſen Alle, daß Pope beſchuldigt wurde, Pascal gepl[...]
haben; aber Breen weiſt nach, daß die angeblich den
abgeſtohlenen Gedanken von dieſem wieder irgendeine[...]
Diebe geſtohlen waren, der ſie wieder irgendeinem and[...]
ſtibitzt hatte. Und daſſelbe wird noch von einem Du[...]
derer großen Autoren und Plünderer nachgewieſen." Hie[...]
vielen von Breen angeführten Beiſpiele: „Da iſt", ſa[...]
„der berühmte Ausſpruch: «The proper study of ma[...]
man», der aber aus Pascal's «Pensées» geſtohlen iſ[...]
heißt: «J'ai cru trouver bien des compagnons dan[...]
de l'homme, puisque c'est celle qui lui est propr[...]
Pascal ſtahl dies wieder aus folgender Stelle in C[...]
«De la sagesse»: «La vraye science et la vraye [...]
l'homme c'est l'homme.» Aber der Urſprung des G[...]
läßt ſich auf keinen geringern Autor als Sokrates zur[...]
über welchen Xenophon bemerkt: «Der Menſch, und
auf den Menſchen bezog, waren die einzigen Gegenſt[...]
denen er ſich zu beſchäftigen pflegte.»" Es wäre g[...]
ſant, wenn auch Jemand in der deutſchen Literat[...]
Vererbungen des Plagiats nachſpüren wollte, und n[...]
jüngſt den ſchönen Gedanken Herwegh's: „Das arme [...]
herz muß ſtückweis brechen", als eine ſehr deutliche [...]
eines Thomſon'ſchen Gedankens bezeichneten, ſo w[...]
dann fragen, ob und woher ihn wieder Thomſon entl[...]
Freilich muß man dabei immer mit einiger Vorſicht
gehen, denn es läßt ſich nicht einſehen, warum z[...]
mehre vielleicht geiſtesverwandte Denker oder Dichter [...]
nicht auch ganz unabhängig voneinander auf einen und [...]
Gedanken gerathen, ja ihn ſelbſt in faſt gleichen Wo[...]
drücken ſollten. Dieſer Breen iſt allerdings ein arger [...]
keitskrämer, obſchon man durch ihn und bei dieſer G[...]
heit durch das „Athenaeum" manches Curioſum erfä[...]
daß Saunders den Namen Alba einmal für den Na[...]
einem Damenalbum hielt, und daß bei Hazlitt eine [...]
von 110 Zeilen und darin das Wort „and" nicht wen[...]
97 mal vorkommt. Wenn man die Erzeugniſſe der d[...]

r ſo durch die Lupe betrachten wollte, würde man :l auch manches ſehr Drollige entdecken, und auch Entdeckungen haben ihren Nutzen. **H. M.**

Bibliographie.

dt, P., Eine Auswahl deutſcher Sprichwörter, er-vangeliſirt. Gettysburg. 1853. Gr. 16. 15 Ngr.

meiſter, G. A., Die Erde und ihre Bewegungen Forſchung dargeſtellt. Soeſt, Wehrle. 8. 6 Ngr.

el, A., Was lehrt Hr. Prof. Dr. Thomaſius in n zweiten Theile ſeiner Dogmatik von der Perſon Jeſu Chriſti im Stande der Erniedrigung. Ein en. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 10 Ngr.

n, J. N., Das Leben und Zeitalter Menno's, des holländiſchen Reformators. Aus dem Engliſchen :it einem Porträt. Philadelphia. 1854. 12. 15 Ngr.

te Comödie vom Arzt und Tod oder: Schuſter inem Leiſten! Ein ſcherz- und ernſthaftes Spott-l in drei Aufzügen verfaßt von Peter Sch———. Wigand. 8. 15 Ngr.

ıgen der Angelſachſen ſtabreimend überſetzt von Jrein. 1ſter Band. Göttingen, Wigand. Gr. 8.

Fortſetzung von „Emma's Herz." Deutſch von erbſt. (Flygare-Carlén's ſämmtliche Romane. e.) Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. Ngr.

H., Das Lutherbuch, oder Leben und Thaten des nnes Gottes, Dr. Martin Luthers. St. Louis. 15 Ngr.

r, G. G., New-York über und unter der Erde. tereotyp-Ausgabe. New-York 1855. Gr. 16.

ens, Die Gegenwart der Volksſchule. Kritik und der volkspädagogiſchen Fortſchrittsverſuche. 1ſtes , Typographiſch-literariſch-artiſtiſche Anſtalt von Gr. 8. 10 Ngr.

cker, F., Waidmanns Heil! Ein Buch für Jäger unde. München, Braun u. Schneider. Gr. 4.

ann, A. F., Der Begriff des Rechts. Abhand-erin, Stiller. Gr. 8. 6 Ngr.

n, D. A., Der moderne Materialismus und die Volksſchule. Oldenburg i. H. Gr. 8. 7½ Ngr.

randt, Wilhelmine, (Dies Buch gehört der Wer hat Recht? Keine Erzählung. Leipzig, 1858. 8. 25 Ngr.

K. v., Noblesse oblige. Roman in drei Bän-Kober. 16. 2 Thlr.

), D., Madame Kaudel's Gardinenpredigten. ueſten vermehrten und verbeſſerten Originalaus-von Ludwig Stern. Leipzig, O. Wigand.

Fremde. Lieder eines Verſchollenen von A. K. Vorworte von P. Galen. Leipzig, Kollmann. 25 Ngr.

T., Geſchichte der bayeriſchen Heeresabtheilung gegen Rußland 1812. Freunden der Geſchichte dem Bildniß des General Grafen Deroy und des Kriegs-Schauplatzes. Augsburg, Kollmann. Ngr.

), J., Rhigmurmel. Gedichte in Basler Mund-Schweighauſer. 1856. 8. 24 Ngr.

im, W., Menſch und Schickſal. Ein Roman. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

im, R. v., Soldaten-Welt. Dresden, Meinhold G. 1 Thlr.

Meyer, F. H., Studentica. Leben und Sitten deutſcher Studenten früherer Jahrhunderte. Meiſt aus literariſchen Seltenheiten und Curioſen geſchöpft. Als Anhang: Die Studenten. Ein Luſtſpiel von C. Stymmel. (Geſchrieben 1545.) In den Versmaaßen des Originals zum erſten Male verdeutſcht. Leipzig, Hartung. 8. 12 Ngr.

Mökern, P. van, Oſtindien, ſeine Geſchichte, Cultur und ſeine Bewohner. Reſultate eigener Forſchungen und Beobachtungen an Ort und Stelle. Deutſche Original-Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Coſtenoble. Gr. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Wilfred Montreſſor oder die Sieben. Ein Roman aus dem New-Yorker Leben. New-York. 1855. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Moore's, T., Lalla Rukh. Deutſch von A. Schmidt. Berlin, Decker. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Neumark, J., Die Revolution in China in ihrer Entſtehung, ihrer politiſchen und religiöſen Bedeutung und ihrem bisherigen Verlauf, nebſt Darſtellung des auf chriſtlicher Grundlage beruhenden Religionsſyſtems der Inſurgenten. Nach Meadows' The Chinese and their rebellions etc. bearbeitet. Mit einer Karte von China. Berlin, Schindler. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Paſſavant, J. K., Sammlung vermiſchter Aufſätze. Herausgegeben von F. Hoffmann. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 12½ Ngr.

Pescheck, C. A., Die böhmischen Exulanten in Sachsen. Zur Beantwortung der von der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft gestellten historischen Preisfrage: „Untersuchung der bis zur Mitte des XVII. Jahrhunderts stattgefundenen Uebersiedelung aus Böhmen nach Sachsen und den Folgen, welche diese auf Sachsens Cultur gehabt haben." Leipzig, Hirzel. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Beleuchtung der jüngſten kirchlichen Bewegungen in der proteſtantiſchen Landeskirche Bayerns. Eine Denkſchrift. Mit den betreffenden Beilagen. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 15 Ngr.

Erklärung der Grundſätze der katholiſchen Chriſten in Schwaben, welche unlängſt von dem biſchöflichen Ordinariat zu Augsburg erkommunizirt worden ſind. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 3 Ngr.

Die Frage über weibliche Bildung, erörtert auf der 9ten allgemeinen deutſchen Lehrer-Verſammlung zu Frankfurt a. M. am 2. u. 3. Juni 1857. Nach ſtenographiſchen Berichten. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 5 Ngr.

Hirſch, M., Skizze der volkswirthſchaftlichen Zuſtände von Algerien. Mit Rückſicht auf die deutſche Auswanderung. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Das Leben des Oberſten Fremont. New-York. 1856. Gr. 8. 8 Ngr.

Nitzſch, Predigt über 1. Johs., 4, 12—16. vor der Conferenz der deutſchen evangeliſchen Kirchenregierungen am 11. Juni 1857 in der Wartburgkapelle gehalten. Darmſtadt, Leske. Gr. 8. 3 Ngr.

Siegwolf, A. S., Ueber die Arbeiter-Bewegungen der Gegenwart. Frauenfeld, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 7½ Ngr.

Waſhington's Abſchieds-Addreſſe nebſt einem kurzen Abriß ſeines Lebens. Zur Gedächtnißfeier von Waſhington's Geburtstag am 22. Februar 1856 in Cincinnati. Philadelphia, Schäfer u. Koradi. Gr. 8. 6 Ngr.

Zeiß, G., Carl Auguſt Großherzog von Sachſen, Weimar und Eiſenach, als Menſch, Fürſt und Beſchützer von Kunſt und Wiſſenſchaft. Rede zur Feier des Geburtstags Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Carl Alexander gehalten in Weimar. Weimar, Kühn. Gr. 8. 5 Ngr.

Zezſchwitz, C. A. G. v., Die Zeugen Chriſti und die erſte Lebensthat der Kirche. Zwei Predigten gehalten in Leipzig. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Allgemeinen Zeitung. Nachſtehend einige Auszüge daraus.

Proteſtantiſche Kirchen-Zeitung

(1857, Nr. 3, vom Geh. Kirchenrath Dr. K. Haſe in Jena):

„Unter der Aufſchrift «Gott in der Geſchichte» hat der berühmte Staatsmann, der als Zeichendeuter der Zeit in den letztvergangenen Jahren die Herzen unſers Volks zu einem Für und Wider bewegte, ein Werk begonnen, welches die Entwickelung des ſittlichen Gottesbewußtſeins in der Menſchheit darſtellt. Der Stil, wie wir es an dieſem Autor gewohnt, iſt edel und gemeinverſtändlich, der Inhalt für Alle, die an den höchſten Gütern der Menſchheit als Wiſſende theilzunehmen Luſt haben, für die ganze Schriftthums-Gemeinde dieſſeit und jenſeit des Ocean. .... Die Vergleichung mit zwei verwandten Werken bei aller Verſchiedenheit hier des Standpunktes, dort des Inhalts, drängt ſich uns auf. Vorerſt und beſonders im Abſchnitte über die Bibel mit Pascal's «Pensées». Auch der Gott in der Geſchichte wird zu einer Apologie des Chriſtenthums; mag dem Verfaſſer, darin glücklicher, vergönnt ſein, die Gedanken ſeines Herzens vollſtändig auszuführen, ſie werden einen tiefen Eindruck hinterlaſſen, den die Jeſuiten, auch die aus der lutheriſchen Kirche, zu verlöſchen nicht vermögen. Sodann die Vergleichung mit dem «Kosmos» unſers Alexander, des gelehrten Welteroberers. Bunſen hat die Geſchichte des ſittlichen Kosmos zu ſchreiben übernommen, er hat ſich engere Schranken geſetzt als Humboldt, aber die Welt des Geiſtes iſt auch größer als die Welt mit allen ihren Sternen."

Allgemeine Kirchen-Zeitung (1857, Nr. 8):

....„Wer nicht gerade von Parteihaß geblendet iſt und den Wahrheitsſinn im Dienſte der Selbſtſucht ohne Mühe verleugnen gelernt hat, der wird dieſes Werk nicht aus der Hand legen ohne dem Verfaſſer im Geiſte die Hand gedrückt zu haben für den großen Sinn, mit welchem er die Weltgeſchichte anſchauen und beurtheilen lehrt, für die chriſtliche Wärme, mit welcher er für die unzerſtörbaren Wahrheiten des Evangeliums auf den Plan tritt, für den männlichen Muth, mit welchem er ſeine Ueberzeugung einem großentheils überzeugungs- und charakterloſen Geſchlechte gleichgültig gegen Gunſt oder Ungunſt ins Angeſicht ſagt, für den Ernſt und die Begeiſterung endlich, mit welcher er in einer Zeit allgemeiner ſinnlicher Erſchlaffung uns zu neuer Hoffnung entflammt und vom Vergänglichen und an ſich Nichtigen unſern Blick — bisweilen mit beinahe prophetiſchem Feuer — auf das unvergängliche und ewige Ziel des Gottesreiches hinweiſt..... Kein Neid und keine Bosheit wird die Bedeutung dieſes Buchs zu verkleinern oder gar zu

dem Herrn Verfaſſer übereinzuſtimmen, ſeine Gru
gungen theilen und die Kunſt, den Muth, die
den Ernſt, womit er ſie ausſpricht, ehren und ho
Sie wird ſich an den geiſtvollen, ſchwungreichen
ſchauungen, womit der Herr Verfaſſer aus den d
rungen der Gegenwart uns auf die Sonnenhöhen
Zukunft ſtellt, aufrichten und erquicken. Sie wi
daß durchſchneidende Kritik einmal von einem
wird, der eine im tiefſten Grunde vollendete poſi
gung hat und mit den Ergebniſſen ſeines Sch
ſeiner eigenen Perſon oder einer beifallsſüchtigen
Tempel des Ruhms bauen, ſondern nur Dem d
will, dem ſie allein gebührt von Ewigkeit zu

Allgemeine Zeitung (1857, Nr. 5

„Die «Zeichen der Zeit» waren eine K
gegen die zu ſichtbar und empfindlich gewordenen
Prieſterherrſchaft über die Gewiſſen in dem einen
wiederherzuſtellen, in dem andern neu zu beg
Es war die Normalidee der Religion, die Geſundh
ſen Lebens, womit gewiſſe Tageserſcheinungen unt
lichen Rechtstitel der Religion in den «Zeichen
glichen wurden, die Vergleichung zeigte jene be
weichungen, worauf Bunſen ſo nachdrücklich un
das theilnehmende Zeitalter aufmerkſammachte.
Compaß der Religion in ſeiner Hand, und ſagte
männern, die das Schiff der Kirche lenken: «Ihr
ihr führt das Schiff der Kirche aus dem Strom
lichen Lebens heraus, worin es allein wohl ſeg
ihr nicht beizeiten einlenkt, ſo werdet ihr beize
Das war mit wenigen Worten der Inhalt ſeiner «Ze
Man ſieht wol, daß dieſe Schrift eine große Affirm
Hintergrunde hat. Sie iſt nichts weniger als
nur polemiſch. Bei dem polemiſchen Zweck kon
affirmative Inhalt nicht der alleinige ſein, er la
Seele des Verfaſſers als in dem Buch. Aber e
faſſer ſehr wohl möglich jenen affirmativen Inhal
ſtellen, ohne alle polemiſche Abſicht; ja es iſt
wahrſcheinlich ein intimeres Bedürfniß, die Natu
und des religiöſen Lebens in ihrer Wahrheit zu
zu enthüllen, als mit Denen, zu hadern die beide ent
Bedürfniß zu befriedigen, ſchreibt Bunſen, währe
um die «Zeichen der Zeit» noch forttobt, ſein a
nicht (direct) polemiſches Buch: «Gott in der Geſ
Bunſen's «Gott in der Geſchichte» iſt eine neue
höhern geſchichtlichen Verſtande. Leibniz ſchrieb

Blätter

für

erariſche Unterhaltung.

it wöchentlich. —— Nr. 35. —— 27. Auguſt 1857.

Friedrich Halm. Von Hermann Marggraff. — Die „Edinburgh review“ über Goethe. — Auguſt von Blum-
er's Lebenserinnerungen. Von Karl Guſtav von Berneck. — Notiz. — Bibliographie. — Anzeigen.

Friedrich Halm.

)alm's (Eligius Freiherrn von Münch-Bel-
en) Werke. Sechs Bände. Wien, Gerold.
. 8. 9 Thlr.

Bände geſammelte Werke, darunter ein Band
and 1) und fünf Bände dramatiſchen Inhalts
), ſind gewiß ein reiches Lebensreſultat zu nen-
hn Theaterſtücke, meiſt fünfactig, meiſt Tragö-
mit Ausnahme eines einzigen Stücks, in Verſen
wollen gearbeitet ſein. Das weiß Der am beſten,
al ſelbſt in dieſer Gattung poetiſcher Production
ſucht hat, um wenigſtens eine Vorſtellung
eigenthümlichen Schwierigkeiten zu haben.
ſen ſich ohne Zweifel dergleichen Producte
als ſie ſich machen laſſen, und Heine geſtand,
einer lyriſchen Tragödie „Almanſor“ arbeitete:
geſagt, ich fange an zu glauben, daß eine
die zu ſchreiben viel ſchwerer ſei, als eine
zu führen.“ Die Aufgabe wird dann um
er, wenn der Dichter, ohne ſeine Souverä-
als Poet ganz an die Bühne abzutreten,
n Anfoderungen zu entſprechen ſucht, welche
n einen Theaterdichter ſtellt. Friedrich Halm's
alle aufführbar und auch alle, mit Aus-
Bruchſtücks „König Wamba“ nach Lope de
eführt worden. Auch zu dieſem Reſultat iſt
Glück zu wünſchen. Nimmt man aber
Standpunkt als den des blos augenblick-
gs, fragt man, was Friedrich Halm künfti-
ionen werth ſein werde, fragt man nach ſei-
iſtoriſchen Bedeutung, fragt man, ob das
Ideen durch ihn nach irgendeiner Seite hin
eträchtliche Erweiterung gewonnen habe, dann
te das Urtheil über das Schlußreſultat ſei-
n Schaffens bei weitem minder günſtig lau-
yriſchen Dichter hat ihm, trotz ſo mancher
und ſchönen Gabe, ſchon die Gegenwart
in erſter Reihe angewieſen, und unter ſei-
iſchen Dichtungen waren es doch nur drei,
„Der Sohn der Wildniß“ und „Der Fechter
von Ravenna“, dieſe in mancher Hinſicht allerdings reiſſte und inhaltreichſte Frucht ſeines ſchönen Talents, welche wirkliches Glück machten. Und auch dieſe Dichtungen ſcheinen bereits ihre Zeit gehabt zu haben; ſie waren wie glänzende Lufterſcheinungen, die für eine Weile das Auge feſſeln oder auch blenden, bald aber ſich verflüchtigen und verflattern. Selbſt das jüngſte von dieſen Stücken, „Der Fechter von Ravenna“, ſcheint bereits ſeinen Rückzug hinter die Couliſſen und in das papierene Reich der Druckſachen angetreten zu haben, und wenn hierzu auch der theils ridicüle theils traurige Zwiſchenfall mit dem Schulmeiſter Bacherl etwas beigetragen haben mag, ſo treffen wir doch auch in dieſer ſonſt ſo glanzvollen Dichtung auf Spuren innerer Gebrechlichkeit, ja Ungeſundheit, die ihrer Dauerbarkeit Eintrag thun. Es gibt große Fehler, Auswüchſe einer überwallenden genialen Natur, bei welchen und trotz welcher eine dramatiſche Dichtung ſich jahrhundertelang lebenskräftig halten kann; es gibt aber kleine verborgene Schäden, die ſich unter dem eleganten glatten Außengetäfel wie Wurmfraß in den Kern eingefreſſen haben und die damit behafteten Dichtungen nur ſo lange dauern laſſen, als der falſche Zeitgeſchmack dauert, dem dieſe Schäden zumeiſt ihre Entſtehung verdanken. Indeß müſſen wir um der Gerechtigkeit willen hier die Bemerkung beifügen, daß uns einige der weniger beliebten oder bekannten Theaterdichtungen Friedrich Halm's innerlich viel geſünder zu ſein ſcheinen als die beiden erſten der oben genannten, denen der Dichter ſeine Popularität hauptſächlich verdankt. Jedenfalls entwickelt Friedrich Halm Eigenſchaften, die es rechtfertigen, wenn wir von ihm, dem Vielbeſprochenen, auf Grundlage ſeiner vorliegenden geſammelten „Werke“, eine Geſammtcharakteriſtik zu entwerfen ſuchen.

Friedrich Halm (fahren wir fort, ihn bei ſeinem nom de plume zu nennen) iſt ein vom Glück vor den meiſten deutſchen Dichtern Bevorzugter. Zuvörderſt iſt es unleugbar, daß ihn die Natur von Haus aus mit einem beneidenswerthen, leicht producirenden poetiſchen Talent und einem feinen Formenſinn ausgeſtattet hat.

Sodann wurde ihm das ebenfalls nicht gering anzuſchlagende Glück zutheil, an Michael Enk von der Burg, der ſo unglücklich endete, einen Erzieher ſeiner Jugend zu haben, der ſeinem poetiſchen Talent die ihm angemeſſene Richtung gab, ſeinen Formenſinn läuterte und ihn auf die ſpaniſchen Dramendichter, namentlich Lope de Vega hinwies, deſſen Vorbild er für die Ausbildung ſeines dramatiſchen Talents ohne Zweifel ſehr viel verdankt. Denn die Spanier mit ihrer glänzenden Rhetorik, ihrer ritterlichen Romantik und ihrer Neigung für die Darſtellung von Conflicten, die oft wie auf der Meſſerſpitze hinundherſchwanken und dann mit dialektiſch-ſophiſtiſcher Kunſt gelöſt werden, mußten einem Talent wie Friedrich Halm viel mehr zuſagen als Shakſpeare, welcher der Natur unmittelbar in das Herz greift und die Leidenſchaften ihrem gewaltigen Zuge überläßt, womit freilich äußere Eleganz und Glätte nicht immer verträglich ſind. Einen weitern Vortheil gewährte ihm ſeine äußere Lebensſtellung, ſeine unabhängige Lage. Er war frei von jenem Druck, der auf Dichtern laſtet, die entweder den größten Theil ihrer Tagesſtunden in vielleicht ſehr untergeordneter Stellung an das Bureau geſchmiedet ſind und mit dumpfem Kopf und verbittertem Herzen an den Dienſt der Muſen gehen, oder nur ſcheinbar frei und unabhängig daſtehen, in Wahrheit aber die Sklaven ihres Publicums ſind, indem ihnen die Muſe ihr tägliches Brot verdienen helfen muß. Dieſe ſind daher auch ſelten in der Lage, ihre Stoffe bis zur vollendeten Reife auszutragen oder diejenigen zu wählen, welche in ihrem innerſten Leben Wurzel geſchlagen haben, ſondern zumeiſt ſolche, nach denen im Publicum gerade Nachfrage iſt, wenn auch vielleicht nur eine durch Theaterdirectionen und den Buchhandel künſtlich hervorgerufene. Man ſagt zwar, daß der Genius eben vermögend ſei, Alles zu überwinden, und führt dafür gemeinhin das Beiſpiel Schiller's an, deſſengleichen nur wenige im Laufe der Jahrhunderte gefunden werden und der doch ſelbſt aufs tiefſte gefühlt hat, wie mühſelig „Pegaſus im Joche" arbeitet. Und er lebte noch zu einer glücklichen Zeit, wo ſeinen ungeſtümen, wildgenialen Jugenddramen das Publicum und ſelbſt die Bühnen bereitwillig entgegenkamen, während in unſerer ſo ganz anders geſtimmten Zeit Niemand mit Schöpfungen dieſer Art Glück machen und bei den Bühnen durchdringen würde.

Friedrich Halm, um auf dieſen zurückzukommen, brauchte ſeinen Pegaſus nicht mit dem Stier, der den Pflug täglicher Brotarbeit zieht, ins Joch zu ſpannen, obſchon auch er, was wir ihm zum Vorwurf machen müſſen, mehr als nöthig ſeinen Pegaſus nach den Winken und Gelüſten des Publicums courbettiren und kokette Stellungen und Wendungen annehmen ließ. Aber wol tragen faſt alle ſeine dramatiſchen Schöpfungen den Charakter einer gewiſſen Reife an ſich, der uns häufig über den Wurm täuſcht, welcher im Innern der Frucht den Kern benagt. Auch fielen ſeine freiherrliche Geburt und ſeine Lebensſtellung ohne Zweifel bei den Theaterdirectionen ſchwer ins Gewicht, und dieſer Rückſicht wird man es auch zuſchreiben dürfen, daß ſeine dramatiſchen Dichtungen ſämmtlich, darunter auch ſolche, von denen man ſich von vornherein keinen eigentlichen Erfolg verſprechen konnte, auf dem wiener Hofburgtheater zur Aufführung kamen. Auch dies iſt ein großer Vortheil, da ein dramatiſcher Dichter von dem Nichterfolg eines Stücks lernt, was er bei ſeinem künftigen Drama zu vermeiden hat, von dem Erfolg eines Stücks aber, was auf das Publicum am draſtiſchſten wirkt. Die beſte Schule eines dramatiſchen Dichters iſt nicht, immer nur Stücke zu ſchreiben, ſondern ſie aufführen zu ſehen. Kurz, Friedrich Halm hat gerechte Urſache, den Göttern, welche die Gaben ſo ungleich vertheilen, für das Glücksloos zu danken, das ſie ihn aus ihrer mit Nieten oder ſehr geringfügigen, den Einſatz kaum deckenden Gewinnen nur zu reich ausgeſtatteten Lotterie ziehen ließen.

Indeß jedes Glück hat ſeine Grenzen wie ſeine Nachtheile. Friedrich Halm mag zwar auch die kleinen Leiden des menſchlichen Lebens und manche ſchmerzliche Eindrücke kennengelernt haben, denn welcher Sterbliche entginge ihnen? Aber ein Kampf mit den finſtern Dämonen der Noth und Nahrungsſorgen, ein Herumſchlagen mit demüthigenden Lebenslagen blieb ihm erſpart. Dies hat ſein Talent verweichlicht und verweiblicht. Seine Dichtungen zeigen faſt nirgends jene tiefe und ſcharfe Erbitterung gegen Gemeinheit und niedrige Geſinnung oben und unten, die geringere Geiſter leicht zugrunde richtet, aber bei wahrhaft genialen, ſich in die Abgründe des Denkens ſtürzenden Dichtern wie Shakſpeare und Schiller ſehr weſentlich zur tragiſchen Vertiefung ihres Talents beiträgt. Er hat wol eine Ahnung dieſes Haſſes und dieſer Verachtung, die doch wieder zur echten frommen Menſchenliebe führen; aber er weiß dafür nicht den paſſenden energiſchen Ausdruck zu finden; er hat ſie mehr aus Büchern als, wie es ſcheint, aus der praktiſchen Erfahrung geſchöpft. Einem Mann von ſeiner Geburt und Stellung tritt im Leben Alles huldigend und dienend, nichts eigentlich ſchroff entgegen, und überhaupt iſt in den Geſellſchaftskreiſen, in denen er ſich von Jugend auf bewegt hat, eigentliche Lebens- und Menſchenkenntniß wol nicht zu erwerben. Es iſt da Alles maskirt, und ſelbſt Feindſchaft und Haß nehmen heuchleriſche feine Formen an. Die Leidenſchaften gehen hier nicht gegeneinander wie ergrimmte Kriegsleute, ſondern belauern einander wie ſchleichende Diplomaten. Dieſe Abſchwächung, dieſes Diplomatiſiren der Leidenſchaften zeigt ſich auch in Friedrich Halm's dramatiſchen Dichtungen. Sie ſind im Salon und für den Salon geboren. Es iſt nichts darin, was die vornehme Welt verletzen könnte; ſelbſt das Blumenmädchen Lyciſca ſpricht die unſauberſten Grundſätze in den gewählteſten Worten, im eigentlichen Salondeutſch aus. Damit iſt denn die vornehme Welt zufriedengeſtellt, ja findet dergleichen äußerſt pikant, weil der Schleier der delicaten Form die nackte Häßlichkeit eben nur durchſchimmern läßt. Faſt allen Perſonen in den Stücken Friedrich Halm's fehlt der eigentliche Lebensinhalt, mit äußerſt wenigen Ausnahmen

ie noch ſpäter in Betracht kommen ſollen. 'Sie ſind :ine Gebilde von Fleiſch und Bein, ſie führen, wie am)raht gezogen, meiſt irgendeine Abſicht des Dichters us und handeln daher auch nicht wie freigeſchaffene We- n, von den mächtigen Impulſen der Leidenſchaft oder en höhern der Vernunft getrieben. Sie handeln ſo auf Befehl des Dichters, weil er will, daß dieſer oder jener ramatiſch wirkſame Conflict zuſtande komme, der ſich ber nach den uns bekannten pſychologiſchen Geſetzen icht rechtfertigen läßt. Dadurch erhalten faſt alle ſeine figuren etwas Raffinirtes, die Conflicte etwas Peini- ndes; beide, Charaktere wie Conflicte, ſtellen ſich als Producte eines Zuſtandes der Hypercivilisation dar, wo er Sinn für Natur, Wahrheit und Einfachheit abhan- engekommen iſt und der verwöhnte Gaumen keine erbe geſunde Koſt mehr verträgt, ſondern durch ſchar- es Gewürz gereizt ſein will. Es iſt dies übrigens ein Tadel, den wir nicht allein Friedrich Halm und nicht llein manchen dramatiſchen Dichtern, ſondern auch ſo manchen Romandichtern zu machen haben. Namentlich ber werden die Frauencharaktere von Friedrich Halm theils abgeſchwächt und verſüßlicht, theils auf die Spitze eſtellt, und gewiß wird er ſich ſelbſt ſagen müſſen, daß ine Griſeldis und Parthenia nichts von der Einfach- it und geſunden Naivetät Gretchen's oder Clärchen's aben, daß ſie, wie die meiſten ſeiner Charaktere, recht entliche Theaterfiguren ſind. Die Frauen, und ſelbſt die utſchen, ſind ja aber überhaupt gar nicht ſo ſentimental, als ſere Dichter ſie darzuſtellen belieben. Da die höhere Bil- ung des weiblichen Geſchlechts in unſerer Zeit meiſt e ſehr raffinirte, echauffirte und künſtliche iſt, ſo ha- n die Frauen und Mädchen Friedrich Halm's gerade i dem jetzt ſo einflußreichen weiblichen Beſtandtheil des heaterpublicums Beifall und Zuſtimmung gefunden.

Dieſe Schwächen und Gebrechen, für die Belege bei- bringen bei Betrachtung der einzelnen Stücke noch Ge- enheit genug ſich bieten wird, werden allerdings verdeckt urch die ſehr einſchmeichelnde, ungemein fließende, mit iſchen Bildern geſchmückte, dabei freilich ziemlich oft das geſchwätzige und ſüßliche Sprache, der man faſt er und da zur Unterbrechung eine kraftvolle Härte wün- en möchte, durch das ausnehmend geſchickte techniſche rrangement, durch einzelne ſchöne und ſelbſt einige Tiefe r Empfindung verrathende lyriſche Stellen und durch ht wenig zahlreiche, pikante und fein calculirte Wen- ungen, die um ſo wirkſamer ſind, je weniger man ſie wartete. Auf der Bühne ſicherte ihnen namentlich eine ng beſonders kluge Maßregel ihren Erfolg. Friedrich lm verſteht es nämlich wie Keiner ſonſt, in ſeinen Dra- en, zwei Hauptcharaktere, einen männlichen und einen iblichen, ein das Enſemble beherrſchendes Duett ab- elen zu laſſen, ſodaß das Publicum faſt immer einen rzüglichen Schauſpieler und eine vorzügliche Schau- ielerin vor Augen hat, die dann ſchon um ihres Spiels llen des Beifalls ſicher ſind. So in „Griſeldis“ Per- val und Griſeldis, im „Sohn der Wildniß“ Ingomar nd Parthenia, in „Sampiero“ Vanina und Sampiero, in „Eine Königin“ Donna Maria und Diego, in „Imelda Lambertazzi“ Fazio und Imelda, im „Fechter von Ravenna“ Thusnelda und Thumelicus, und wenn er in irgendeinem Act eine dritte Hauptperſon auftreten läßt, wie im zweiten Act des „Fechter von Ravenna“ Caligula und in „Eine Königin“ Aben Esra, ſo überläßt er ihr für dieſen Act das Feld faſt ausſchließlich, ſodaß es am Schluſſe des Acts ihr an Beifall nicht fehlen kann. Man ſieht, daß Friedrich Halm ſein dramatiſches Handwerk aus dem Grunde verſteht.

In chronologiſcher Folge ordnen ſich ſeine Stücke ſo: „Griſeldis“ wurde auf dem Hofburgtheater zum erſten male 1835 aufgeführt, „Der Adept“ 1836, „Camoens“ 1837, „Imelda Lambertazzi“ 1838, „Ein mildes Urtheil“ und „Die Pflegetochter“ 1840, „König und Bauer“ 1841, „Der Sohn der Wildniß“ 1842, „Sampiero“ 1844, „Eine Königin“ 1847, „Verbot und Befehl“ 1848, „Der Fechter von Ravenna“ 1854. Man ſieht hieraus, daß ſeine productivſte Periode in die Jahre 1835 bis Anfang der vierziger Jahre fällt. Später floſſen ſeine dramatiſchen Gaben ſpärlicher. Der Dichter ſcheint ſich ſeitdem größere Gewiſſenhaftigkeit zur Pflicht gemacht und höhere Zielpunkte geſteckt zu haben, und in der That möchten wir auch „Eine Königin“ und „Der Fechter von Ravenna“ als die innerlich vollendetſten und bedeutſamſten unter ſeinen Stücken bezeichnen; denn in dem Trauerſpiel „Der Adept“ entſpricht die Ausführung der bedeutſamen Anlage nicht. Man kann dem Dichter zu dieſem Fortſchritt nur Glück wünſchen.

Freilich darf man bei Friedrich Halm nicht an eine mit hohem Bewußtſein durchgekämpfte und nach einem idealen Ziele gerichtete Fortentwickelung denken, wie wir ſie z. B. bei Schiller antreffen. Auch in ſolchen dramatiſchen Arbeiten, in denen er einen höhern Standpunkt nahm, iſt er immer wieder in gewiſſe das Ganze verunzierende Unarten zurückgefallen, denen er ſich deshalb überließ, weil er wußte, daß er damit dem Geſchmacke ſeines Publicums ſchmeichelte. Es wird daher auch ſchwerlich einem ſpätern Literarhiſtoriker einfallen, Friedrich Halm zu einer Aufgabe ſeines ſpeciellen Studiums zu machen. Allgemeine Regeln für das Drama ſind aus ſeinen Stücken nicht zu abſtrahiren; eher Regeln, wie man es nicht machen ſoll, um Natur und Wahrheit nicht zu verletzen.

Für das eigentlich Techniſche und das ſceniſche Arrangement dagegen wird man auch künftig von ihm Manches profitiren können. Und gerade in techniſcher und formeller Hinſicht ſteht „Griſeldis“ vielleicht ganz ebenſo hoch als ſeine letzte Tragödie: „Der Fechter von Ravenna“, vielleicht ſogar höher, da ſie conſequenter und in einheitlicherm Guſſe gearbeitet iſt. Um ſo ſchlimmer aber ſcheint es mir in „Griſeldis“ (womit der erſte Band ſeiner „Dramatiſchen Werke“ beginnt) mit der pſychologiſchen Begründung und dem ideellen Inhalt beſchaffen. Von dem ſonderbaren Gelüſt, womit Friedrich Halm die mythiſchen Perſonen an König Artus' Hof in echtmoderne Hoffräulein und Hofjunker verwandelte, will ich

gar nicht einmal ſprechen, obſchon dies jedenfalls ein ſchwer zu rechtfertigendes Attentat gegen die Hoheit der Artusmythe iſt. Aber welche Unnatur liegt nicht in dem Conflict zwiſchen Griſeldis und ihrem Gatten! Wir halten es ſchon für eine baare Unmöglichkeit, daß ein edler Ritter, der ſeine Gattin wirklich mit der innigen Glut liebt, wie Percival ſeine Griſeldis, eine ſolche Wette eingehen und ſeiner Gattin ſo Unnatürliches anſinnen ſollte, und wir halten es für ſehr zweifelhaft, daß eine Mutter, die ihr Kind wirklich ſo liebt wie Griſeldis das ihre, in das Dilemma verſetzt, ihr Kind oder ihren Gatten aufzugeben, jenes vonſichſtoßen ſollte, beſonders nachdem ſich ihr Gatte ſo verächtlich gezeigt wie hier Percival. Dieſer verſichert, daß er im Weigerungsfalle mit Bann und Acht bedroht ſei, daß man ihn wie ein Wild hetzen, daß man ihn wol gar auf das Blutgerüſt ſchleppen werde. Unſerer Meinung nach mußte Griſeldis hierauf erklären: Wol, laß uns mit Acht und Bann verfolgt und ins Elend gejagt werden; ich begleite dich, ich werde meine Bruſt den Häſchern entgegenwerfen, ich werde mit dir zu ſterben wiſſen, wenn es ſo ſein muß — aber mein Kind laſſe ich nicht. Hätte Percival ſich hiervon ungerührt gezeigt und, des lieben Lebens willen, wenn auch nur ſcheinbar auf ſeiner Foderung weiter beſtanden, ſo mußte es mit ihrer moraliſchen Achtung für Percival zu Ende ſein und ſie durfte von rechtswegen ihren Mann aufgeben, um ihr Kind zu behalten. Am richtigſten aber war es, daß Percival, von dieſer einer Mutter und Gattin ſo natürlichen Erklärung erſchüttert, ſeine Wette, von deren Niederträchtigkeit er ja innerlich ſelbſt überzeugt ſein mußte, verlorengab und ſo über ſich ſelbſt den ſchönſten und edelſten Triumph feierte. Indeß damit wäre das Stück ja ausgeweſen, und nach des Dichters Abſicht mußte Griſeldis noch drei Acte hindurch geiſtig aufs gräßlichſte gefoltert werden, zur innigen Erbauung und nervöſen Folterung der Zuſchauerinnen, die gar nicht einſehen, wie ſehr Griſeldis die höchſte Pflicht des Weibes, die Mutterpflicht, durch ihr Verfahren compromittirt. Denn nachdem Griſeldis ihrem brutalen Gatten die hohlen Phraſen ins Geſicht geſchleudert:

Eh' mein Augenlicht!
Verſucht es, blut'ge Mörder, kommt heran,
Reißt ihn empor aus ſeinen ſüßen Träumen,
Eh' ihr nicht leblos mich dahingeſtreckt!
Vergießt ſein Blut, eh' ihr nicht mein's verſtrömt!
Verlaſſ'nes Kind, dich ſchirmt dein Vater nicht,
Ich will es, ich, ein Weib, doch eine Mutter!

und nachdem Percival nur die Möglichkeit angedeutet, daß er im Weigerungsfalle mit dem Bann und dem Tode bedroht ſei, fragt Griſeldis:

Dem Bann verfällſt du, und dein Leben
Bedroht des Königs Zorn?

Percival.

So iſt's, Griſeldis!

Griſeldis (faſt tonlos).

So nimm den Knaben hin!

In der That, dieſe prompte und wahrhaft ſklaviſche Artigkeit, womit ſich Griſeldis dazu entſchließt, ihr Kind zu opfern, läßt die vorher von ihr ausgeſtoßenen bramarbaſirenden Floskeln und die ganze Situation dem unbefangenen Sinne faſt komiſch erſcheinen. Zu ſolchen Unnatürlichkeiten kommt man, wenn man eben nur wirkſame Theaterſtücke ſchreiben will und ſie auf die allerdings leider richtige Annahme baſirt, daß die Zuhörer ihrer Mehrzahl nach auf der möglichſt niedrigſten Stufe pſychologiſcher wie äſthetiſcher Erkenntniß ſtehen, trotz der Belehrungen, die ſie in dieſer Hinſicht durch Shakſpeare und Leſſing, Goethe und Schiller empfangen haben. Die weitern, oft ſehr auffallenden pſychologiſchen Unwahrſcheinlichkeiten und Folgewidrigkeiten übergehe ich, und bemerke nur, daß „Griſeldis" beſonders noch inſofern von Bedeutung iſt, als von ihr die ſüße Amaranthpoeſie ihren Anfang nahm. Des alten Cedric Geſang, der ſich im Munde eines Greiſes wunderlich genug ausnimmt:

Ein Ritter kam gegangen,
Und ſah das Röſelein;
Da brennt er im Verlangen
Nach ſeinem Purpurſchein —

dieſes Lied, von dem Cedric's Tochter ſpäter eine weitere Probe gibt, iſt ganz amaranthiſch.

Das Trauerſpiel „Der Adept" iſt von bedeutenderer Anlage und ſteht in Bezug auf ideellen Gehalt hoch über „Griſeldis". Werner, der Adept, trachtet danach, Gold zu bereiten, in der Abſicht, die ganze Welt glücklich zu machen. Die chemiſche Präparirung von Gold gelingt ihm; er verſchwendet nun ſein ihm aus unerſchöpflicher Quelle zufließendes Gold mit vollen Händen, aber er bereitet ſich und Andern damit nur Elend und moraliſches und leibliches Verderben. Leider entſpricht die Ausführung trotz eines Aufwandes von wirklich ſchönem Talent der Tendenz und Idee der Dichtung, die gerade jetzt ſo zeitgemäß wären, keineswegs. Friedrich Halm mußte uns die moraliſche Verderbniß, welche das Gold auch auf wohlgeſinnte, ſchuldloſe und Edles beabſichtigende Perſonen auszuüben vermag, in ſowol mannichfaltigern als ſchlagendern Beiſpielen vor Augen führen. Eigentlich iſt doch nur der erſt gegen den Schluß des Stücks auftretende ſchweizer Hirt Ruodi die einzige Perſon, deren moraliſche Reinheit durch Werner's Gold vergiftet wird; denn an dem vornehmen Volk, welches ſich im zweiten und dritten Act etwas unruhig durcheinanderbewegt, war von Haus aus wenig oder nichts zu verderben. Man kann dieſe Schwächen in der Ausführung nur bedauern, da die Introduction z. B. wirklich vortrefflich und echtdramatiſch iſt und das Drama auch in ſeinem Verlauf viele ſehr ſchöne Stellen enthält. Wir führen hier nur folgende aus einem Monolog des Adepten an:

Fluch über dich, unſeliges Verlangen!
Fluch, Golddurſt, deinem niegeſtillten Brand!
Du wühlſt im Schacht, du ſuchſt im Flutenſchlamme,
Du haſt zuerſt das wüſte Meer beſchifft,
Du warſt des Zwangs, du warſt der Knechtſchaft Amme,
Du wölbteſt Kerker, fälſchteſt Wort und Schrift;
Du fachteſt an des erſten Krieges Flamme,
Du ſchärfteſt Schwerter, brauteſt ätzend Gift;

Fluch dir, du Abgott meiner Zeit! Verderben
Der künft'gen Zeiten, die von ihr dich erben!

ätte der Verfaſſer darauf verzichten wollen, ſeine Idee r die Couliſſen zu appretiren, ſo war ihm hier Ge- genheit geboten, eine wirklich bedeutende und bleibende ichtung zu ſchaffen.

Das dramatiſche Gedicht in einem Act „Camoens“ eint eine Jugendarbeit zu ſein und iſt von ziemlich zzenhafter, ſelbſt etwas roher Ausführung, dabei aber r unſere Zeit, wo ſich Idealismus und Realismus ſo glühenden Haſſes auf Tod und Leben bekämpfen, ht ohne Bedeutung. Der reichgewordene Krämer er Handelsherr Quebedo, Camoens' Jugendfreund, be- cht den todtkranken Dichter im Hospital, brüſtet ſich r ihm mit plumpem Geldſtolz und ertheilt dem Dich- moraliſche Lectionen über ſein verfehltes Leben. Ca- oens ſelbſt iſt in Verzweiflung über ein Leben, das er Anbetracht ſeiner elenden Lage allerdings für ein altloſes halten muß. Da erſcheint Perez, des Que- do Sohn, ein enthuſiaſtiſcher Verehrer des Camoens ſelbſt Dichter, und überzeugt ihn davon, daß er poetiſche Miſſion zur Ehre Portugals glänzend llt habe. So getröſtet und erhoben ſtirbt Camoens. gegen eine Stelle wollen wir eine Bemerkung ma- . Camoens beklagt beſonders, daß er nicht im Kreiſe nder Kinder, nicht im Arm der Gattin ſterbe, daß der „Liebe weiche Hand“ das Auge nicht zudrücke. dieſer Anſchauung liegt ein feiner und verführeriſcher ismus, wie wir ihm bei unſerm Poeten ſo oft be- n. Auch entſpricht ſie nicht der Wirklichkeit. Der einer verzweifelten Gattin und einer Schar wei- Kinder, die man vielleicht in Dürftigkeit zurück- iſt wol eher geeignet, das Abſcheiden von dieſer zu erſchweren ſtatt zu erleichtern. Doch dergleichen mit der Neigung zu gedankenloſen weichlichen ſen zuſammen, welche im Allgemeinen unſere Poeſie namentlich unſere Theaterpoeſie beherrſcht.

„Imelda Lambertazzi“ im zweiten Bande der „Drama- n Werke“ iſt wol eins der ſchwächſten Stücke Friedrich 's, wenn es nicht das ſchwächſte iſt, ganz abgeſehen von durch den Inhalt nahegelegten Vergleich mit „Romeo ulia“, der um ſo ungünſtiger für Friedrich Halm aus- da er in dieſer Dichtung ſelbſt unter dem Niveau eigenen Leiſtungsfähigkeit geblieben iſt, zu dem inzelne gelungene Partien hinanreichen. Die Liebes- , in der bekannten fließenden Jambenſprache des ers geſchrieben, enthalten viele unechte ſchimmernde ſen, aber auch einzelne wirklich ſchöne lyriſche Stel- ſo wenn Imelda bei dem Erblicken des in nächt- Stunde nahenden Fazio ausruft:

Am Morgen komm, komm in des Mittags Helle,
Nicht jetzt im grauen Dämmerkleid der Nacht,
Nicht, wenn das Lied der Nachtigall erwacht,
Nicht, wenn es Liebe rauſcht im Fall der Quelle,
Nicht, wenn im Thau der Mondenſtrahl ſich bricht!
Komm du allein, nicht mit der Macht der Stunde,
Nicht mit mir ſelber gegen mich im Bunde;
Komm, wenn ich ſtark bin, heute, jetzt komm nicht!

Das Stück hat nur den einen Fehler, der aber auch der ſchlimmſte iſt, welcher einem Theaterſtück anhaften kann — es iſt langweilig und durch Breite ermüdend. Auch kann ich mir nicht vorſtellen, daß es auf der Bühne einen guten Eindruck machen könne, wenn Imelda an der Hand des ſterbenden Fazio, der von einer vergifteten Waffe getroffen worden, ſaugt, um auch ihrerſeits an dem todtbringenden Gift zu ſterben. Dieſes Raffinement iſt widerlich und ſtört ſelbſt ſchon im Leſen. Viel inter- eſſanter, wenigſtens bei der Lectüre, iſt das in gewandten, wenn auch zuweilen etwas matten Trochäen geſchriebene Trauerſpiel „Ein mildes Urtheil“, das zwar weder in der Charakteriſtik noch in der Idee ſehr gehaltreich, aber ſpannend in der Handlung, verwickelt und intereſſant in den Conflicten und nicht arm an theatraliſch wirkſamen Effecten iſt. Der zweite Band enthält ferner noch das Bruchſtück einer freien Bearbeitung von Lope de Vega's „Vida y muerte del rey Bamba“ unter dem Titel „König Wamba“. Wir bedauern, daß Friedrich Halm uns davon nur ein Bruchſtück gibt. Soweit ſich aus ihm erkennen läßt, hat die Anlage des ſpaniſchen Stücks eine offenbare Aehnlichkeit mit Shakſpeare's „Macbeth“. Auch Wamba wird von einer Hexe prophezeit, erſt daß er Alcalde, ſodann daß er König von Spanien werden ſolle, was auch geſchieht. Leider aber bricht hiermit das Stück bei Friedrich Halm ab, und es iſt uns da- durch unmöglich gemacht, den intereſſanten Vergleich zwi- ſchen König Wamba und Macbeth weiter zu verfolgen.

Im dritten Bande der „Dramatiſchen Werke“ iſt die hervortretendſte Originalproduction, das dramatiſche Gedicht „Der Sohn der Wildniß“; ein Stück, welches ſeiner- zeit viel aufgeführt wurde, ja auch auf engliſchen Büh- nen in Ueberſetzung zur Aufführung gekommen iſt, ein Glück, deſſen ſich unter den neuern deutſchen Dramen äußerſt wenige zu rühmen haben. Die zugrunde lie- gende Idee, Civiliſirung eines uncultivirten aber inner- lich edeln Menſchen durch die Liebe, iſt nicht neu. Schon mancher bäuerliche Chriſtoph oder Chriſtian hat ſich auf der Bühne durch die Liebe zu einer gebildeten Stadtmamſell für die Cultur gewinnen laſſen müſſen. Aber neu iſt bei Friedrich Halm die Ausführung dieſer oft benutzten Idee, und es iſt nicht zu leugnen, daß das Stück viele ſehr glückliche und theatraliſch wirkſame Züge hat, über- haupt, von gewiſſen Friedrich Halm'ſchen Grundfehlern abgeſehen, ſehr geſchickt componirt iſt und durch einen gewiſſen Glanz und heitern, oft lieblichen Charakter be- ſticht. Es fehlt darin auch nicht an einzelnen treffenden Gedanken und Einfällen, und die Charaktere ſind in wirk- ſamen Contraſten gegeneinander abgeſetzt. Aber auch in dieſem Stücke müſſen ſie ſich der Tendenz des Dichters beugen, und dieſe Tendenz war ohne Zweifel früher da als die Erfindung und der Stoff, das Facit eher als die einzelnen Poſten. Wir haben auch hier ein Rechen- exempel des calculirenden und combinirenden Verſtandes vor uns. Das Ganze iſt raffinirt und namentlich die anſcheinende Naivetät der Parthenia eine künſtliche, ge- machte, äußerſt kokette. Wir ſind mit dieſem Stücke

doch im Weſentlichen da wieder angelangt, wo man im vorigen Jahrhundert ſtand, als an den verderbteſten Höfen Schäferſpiele voll künſtlicher Unſchuld und allerlei idylliſche Mummereien voll gemachter Naivetät aufgeführt wurden. Es beruht Alles auf gewiſſen Vorausſetzungen des Calcul. Parthenia hat, trotz ihrer ohne Zweifel ſehr peinlichen und bedenklichen Lage unter den wilden Tectoſagen, doch Gemüthsruhe genug, Kränze zu flechten. Ingomar fragt ſie: „Ei, was ſchaffſt du da?“ und Parthenia antwortet: „Ich? Kränze flecht' ich.“ Sie umſchlingt mit ihrem Kranze einen der Krüge und fragt weiter: „Läßt das nicht ſchön?“ und Ingomar muß geſtehen, daß dies „Ding“ ihm ſehr gefalle. Mit dieſem Spiel, das ſich auf der Bühne allerdings ganz allerliebſt macht, gewinnt ſie Ingomar's Theilnahme, indem ihm dabei das Herz weich wird. Dieſe Scene beruht aber nur auf der Vorausſetzung, daß die Tectoſagen keine Kränze kannten, mithin auf einer ſo niedrigen Culturſtufe ſtanden wie etwa die Botocuden oder Peſcherähs. Dabei aber ſpricht Ingomar ſo erſchrecklich gebildet, als ob er jahrelang in einer Leihbibliothek und ein eifriger Abonnent eines deutſchen Theaters geweſen. Ueberhaupt muß ich mich bei dieſem Stück immer unwillkürlich fragen, in welcher Sprache beide Perſonen parliren. Dieſe Frage liegt ohne Zweifel nahe, da wol nicht anzunehmen iſt, daß Parthenia ſo viel Tectoſagiſch oder der barbariſche wenn auch grundgute Ingomar ſo viel Griechiſch gelernt habe, um ſich in ſo weitläufigen Declamationen und wohlgeſetzten Redensarten zu ergehen und ſogar das berühmte Liedchen „Mein Herz, ich will dich fragen?“ auszuhauchen — eins jener ſüßen Liedchen, die, beiläufig bemerkt, faſt in keinem Stücke unſers Dichters fehlen dürfen. Indeß muß man ſich bei der Vorſtellung beruhigen, daß Beide eben gutes Deutſch und zwar Friedrich Halm'ſches Deutſch ſprechen.

Es iſt auf den „Sohn der Wildniß“ eine Traveſtie gemacht und, irre ich nicht, auch in einem wiener Volkstheater aufgeführt worden, und in der That gibt es wol kein Stück im ganzen Gebiete der deutſchen dramatiſchen Production, welches zu einer Traveſtie ſoviel Handhaben böte. Ingomar iſt äußerſt leicht in einen deutſchen Dorftölpel, Parthenia in eine eben dem Ei einer Penſionsanſtalt entſchlüpfte deutſche Jungfrau zu verwandeln; der Timarch von Maſſalia iſt ein deutſcher Bürgermeiſter, Actäa ein echtes deutſches beſchränktes Hausmütterchen und Polydor ein deutſcher Kleinkrämer, von dem Parthenia einmal ſehr treffend bemerkt:

> Thut er nicht,
> Als läg' das Heil der Welt auf ſeinen Schultern,
> Und rechnet, wett' ich, ein'gen Hellern nach!

Es hat auf mich, namentlich auch bei der Aufführung, ſtets einen peinlichen Eindruck gemacht, wenn Parthenia am Schluſſe des dritten Acts Ingomar dazu bewegt, ihr Körbchen zu tragen, während ſie ſeinen Schild und ſeinen Speer trägt — einen halb peinlichen, halb komiſchen Eindruck. Mir iſt dabei immer unwillkürlich ein durch die Liebe gezähmter Commis eingefallen, der bei einer Sonntagspartie ſeinem Mädche[n] abnimmt, während ſie ſeinen Spazierſtock tr[ägt] es iſt hier Alles wie zu einer Traveſtie gem[acht] iſt ſchwer, dergleichen im Stile ernſter K[...] ſprechen.

Für die Sprache des Stücks iſt das h[...] brachte „Ei!“ ſehr charakteriſtiſch. Ich ſchl[...] S. 327 auf und finde hier: „Ei, willk[...] Maſſalias Gebiet!“ S. 330: „Ei, wie [...] dich?“ S. 331: „Ei, gemach, gemach!“ [...] wer ſonſt?“ S. 333: „Ei, wer das End' [...] den Anfang wollen“ u. ſ. w. Es wäre klei[nlich, dem] Verfaſſer ſeine „Ei!“ nachrechnen zu wollen, [...] von anderer Seite die ſonſt von dramatiſche[...] und wir geben zu im Uebermaß angewand[t ...] ſo ſcharf gerügt worden wären. Aber dieſe[...] doch Ausbrüche der Leidenſchaft, während[...] Friedrich Halm auch in andern Stücken übe[r...] brauchten „Ei!“ für ſeine etwas weichlich[...] äußerſt charakteriſtiſch ſind. Im Uebrigen g[...] gern, daß namentlich im vierten Act, in den[...] zwiſchen Ingomar und Parthenia, wirklich [...] echtpoetiſche Stellen vorkommen.

Außerdem enthält dieſer dritte Band der [...] ſchen Werke“ ein kleines Stück „Die Pflegeto[chter“ ...] ches zum Vortheile des Inſtituts der B[...] Schweſtern auf dem Hofburgtheater a[m ... No]vember 1840 aufgeführt wurde und von dem [...] weiter ſagen läßt, als daß es ein dieſem In[...] ſtattetes Compliment iſt, und eine ſehr wo[...] Nachbildung nach dem Spaniſchen Lope [...] „König und Bauer“. Es iſt in dieſem B[...] von der knorrigen Natur der deutſchen D[...] wie unſere neueſten Dorfnovelliſten ſie ſchildern[...] ſich nichts aus dem König und will ihn nicht ſe[...] ſagt er:

> Ich denk', Clement, ich bin wol ſelbſt ein [...]
> Und dieſes Thales Winkel iſt mein Reich,
> Und Könige ſind Alle, die da leben
> Von ihrer Hände Arbeit, ihrem Fleiß.

Das Ganze läuft aber zuletzt doch auf ein[e Verherr]lichung der königlichen Majeſtät und Autokra[tie hinaus,] wie es von einem ſpaniſchen Dichter älterer [...] warten iſt. Wenn auch der greiſe ſtolze Baue[r zu ſei]nem Königreiche, ſeiner Hufe, zurückkehrt, ſo [...] ſeine Kinder glücklich bei Hofe untergebracht.

Der „Dramatiſchen Werke“ vierter Ban[d ...] mit dem Trauerſpiel „Sampiero“, das aus[...] in Proſa und zwar, was zu erfahren unſere[...] leicht ein wenig überraſchen dürfte, in einer [...] körnigen Proſa geſchrieben iſt, ſodaß wir fa[ſt ...] möchten, nicht mehr dieſer Art von Friedrich [Halm zu] beſitzen. Es iſt das phraſenloſeſte Stück, w[...] von ihm haben, und daher als eine Reaction [...] frühere redſelige Jambenmanier zu betrachten. Di[eſer Über]gang durch die Proſa ſcheint auch eine heilſame[...] auf ſeine ſpätern Dichtungen gehabt zu haben, [...]

eniger rhetoriſch ſind als ſeine frühern. Wenn ngeachtet „Sampiero“ keinen rechten Bühnenerfolg hat und auch beim Leſen nicht recht erwärmt nnt, ſo liegt dies an dem ſpröden herben Stoff, der Art der Ausführung. Auch hier ſehen wir „Griſeldis“ ein Weib, Vanina, Sampiero's Gat- on Anfang bis zu Ende gefoltert und gequält, ß wir die gleiche Theilnahme für ſie wie für s empfinden könnten, während auch die Theil- für Sampiero eine durchweg getheilte iſt. Wir nicht, ob wir uns für die Idee des Patriotis- er für die Idee der Liebe entſcheiden ſollen? Ob von Vanina hinter dem Rücken ihres Gatten enen Intriguen, ihn mit Genua zu verſöhnen, ampiero's Beſtrebungen für die Befreiung Cor- lück wünſchen ſollen? Ob wir wünſchen ſollen, nina für Corſica oder Corſica für Vanina ge- verde? Der Schluß iſt ſchneidend und ohne Ver- . Sampeiro erſticht, der Geſchichte treu, ſeine und kniet mit ſeinen Anhängern an der Leiche mordeten nieder mit dem Rufe: „Corſica über Sampiero hat ſeine Gattin geopfert, ohne daß ſen, ob der Erfolg auch dieſes Opfers werth ſei. miſſen die Nemeſis, wie ſie den Mohr Othello r Erwürgung ſeiner Gattin ereilt; wir ſcheiden n Stück mit tiefem Mitleid für die geopferte und ohne Liebe und Theilnahme für ihren

Noch zwei Umſtände ſind es, welche unſere me für den Helden des Stücks weſentlich ab- n. Er opfert ſeine Gattin nicht, weil dieſes ür die Befreiung Corſicas unumgänglich nöthig ndern um den regegewordenen Verdacht, daß er re Intriguen begünſtige und mithin ſelbſt Ver- ei, durch einen ſo unnatürlichen Beweis ſeines smus niederzuſchlagen, alſo weſentlich durch ein es Egoismus geleitet. Sie muß fallen, damit edem Verdacht gereinigt daſtehe. Ferner drängt die Frage auf, was denn Corſica dadurch ge- wenn es, um der genueſiſchen Herrſchaft zu , ſich Frankreich in die Arme wirft? Und wir dabei auf eine Charaktereigenſchaft der Italie- ch die ſie ſich manchen Stämmen der Deutſchen zeigen: ſie dulden eher die Herrſchaft des Aus- ls die ihrer Stammgenoſſen. Uebrigens hat ro“ einzelne Stellen von großer Kraft, ſo wenn o ausruft:

Menſch, wär's ein Mann, ein Held, ein Halbgott, ie ein Blatt am Baume, grünt es oder welkt es, luſtig am Zweige oder wirbelt's abgefallen im Winde — t danach? Vaterland! Recht! Freiheit! Das iſt m, das Mark, der Kern des Lebens, und wer nicht , lebt gar nicht! O verflucht, wer ein großes, wür- ungekröntes Daſein alltäglicher Beſchränktheit zum in den Schoos wirft; verflucht, wer ſein Leben an hängt; verflucht! verflucht!

dem grauſamen Entſchluß Sampiero's, ſeine n morden, iſt durch einen leidenſchaftlichen Aus- nina's von nicht gewöhnlicher Kraft und durch eine kunſtreiche Wendung etwas von ſeiner Herbigkeit genommen. Vanina ruft:

Corſica, ſagſt du — was iſt mir Corſica am Rande des Grabes? Ein ohnmächtiger Name, ein Name, der dich hin- riß, deinen Wohlſtand, deinen Ruhm, dein Leben an ein Phan- tom zu ſetzen, das du nie faſſen, nie feſthalten wirſt, denn Corſicas Freiheit ſteht nicht im Buche des Schickſals!

Sampiero.

Halt ein, ſag' ich!

Vanina.

Corſica — was iſt mir Corſica als die Wiege meines Elends, das Grab meines Glücks, ein unwirthbares Eiland, eine Wildniß, bewohnt von Raubthieren und von Menſchen, unzähmbar und grauſam wie ſie —

Sampiero.

Du läſterſt, bei meinem Zorne —

Vanina.

Droh' Denen, die leben wollen; ich, die Todgeweihte, ſage dir, wie ich dich liebte, ſo haſſe ich Corſica, wie ich in heißer Sehnſucht nach meinen Kindern die Arme ausſtrecke, ſo verabſcheue ich Corſica, wie ich aus tiefſter Seele für ſie, für dich Segen vom Himmel herabflehe, ſo fluch' ich, fluch' ich Corſica —

Sampiero (außer ſich vor Zorn ihr den Dolch in die Bruſt ſtoßend).

Unſelige, ſtirb und ſchweig!

Das nun folgende dramatiſche Gedicht „Eine Köni- gin“ hat uns lebhaft intereſſirt; es iſt eine treffliche Compoſition, und man kann nur den Geſchmack des Publicums bedauern, wenn es „Griſeldis“ und den „Sohn der Wildniß“ hätſchelte, während es ſich gegen dieſe Dichtung kalt bewies. Beſonders trefflich iſt der würdige Charakter der Königin Donna Maria und der des Don Diego behandelt. Der Seelenkampf, womit ſie gegen ihre Liebe ankämpfen, die Königin aus Pflicht- gefühl gegen ihren Sohn und ihr Volk, Don Diego aus Pflichtgefühl gegen die Königin, iſt ein echtmenſch- licher und in der Tiefe erfaßt, die Reſignation von er- greifender Wirkung. Die Sorgfalt für ihr Volk be- kundet die Königin in den einfach ſchönen Worten, wo- mit ſie dem Anſinnen ihres Miniſters, neue Steuern auszuſchreiben, zurückweiſend begegnet:

Steuern!
Wie, regnen Steuern mir wie Thau vom Himmel?
Nur ein mal reift die Frucht im Jahr, und ſoll
Ich zwei mal Steuern nehmen, ſtatt der Wolle
Gleich lieber Vließ und Klauen ganz und gar?

Auch das Nachſpiel, in welchem die Undankbarkeit der Welt, ſelbſt in der Perſon ihres von einem ſchlechten Rathgeber getäuſchten, inzwiſchen aufgewachſenen Sohns, die niederträchtigſten Anſchuldigungen gegen die Königin erhebt, iſt trefflich gelungen und intereſſirt namentlich durch die majeſtätiſche und kluge Art, wie die Königin dieſe Verleumdungen niederzuſchlagen weiß. Dann redet ſie ihren Sohn an:

Verletze frevelnd nicht des Volkes Rechte,
Verſprich ihm nicht, was du nicht hältſt; verſcherz'
Nicht ſein Vertrauen; denn ein Volk, mein Sohn,
Verſöhnt ſich nicht ſo leicht wie eine Mutter,

Und weiß nichts von Vergeſſen und Vergeben!
Und endlich bitt' ich dich, thu' deine Pflicht!
Was dich's auch koſte, wie dein Herz auch blute,
Als Menſch, als König immer deine Pflicht!
Denn was beſitzt der Menſch auf dieſer Erde,
Wovon er ſagen könnte: Das iſt mein!
Das bleibt mir! — Nichts, mein Sohn — ich fühlt' es heute,
Da Alles ich an einem Tag verlor,
Da eine Welt ſich gegen mich verſchwor --
Nichts als das Eine: ich hab' Recht gethan!

Die Unart des Floskelweſens zeigt ſich freilich auch in dieſer Dichtung in mannichfachen Spuren, beſonders in den beliebten Reimen bei Abgängen, ſo wenn einmal Donna Maria „langſam abgehend" ſagt:

Zur Ruhe, Herz, und ſammelt euch, Gedanken!
Und kehrt auch nie des Lebens Mai zurück,
Uns blüht an ernſter Mühe Dornenranken,
Uns blüht ja noch, wenn alle Blüten ſanken,
Der Pflichterfüllung blaſſes, ſtilles Glück.

Oder wenn ſie beim Erblicken ihres Söhnleins ein andermal ausruft:

Beglückte Kindheit! Lindenwipfel rauſchen
Und Quellgerieſel flüſtert um dich her!
O, wer wie du ein Kind, ein Kind noch wär'!

Das ſind Floskeln erſter Qualität, taube Blüten Friedrich Halm'ſcher Rhetorik! Auch ſcheint mir der zweite Act, worin Aben Esra, einer jener im modernen Drama ſo beliebten Emancipationsjuden, die Hauptrolle ſpielt, zu ſehr aus dem Ganzen herauszufallen, und daß Donna Maria bei dem Anblick ſeiner Leiche einen verzweiflungsvollen Ausruf ausſtößt und das Geſicht in den Händen verbirgt, iſt einfach blos theatraliſch und einer an viel Schrecklicheres gewöhnten Königin von dem männlichen Geiſte der Donna Maria nicht würdig.

„Verbot und Befehl", womit ſich der fünfte und letzte Band der „Dramatiſchen Werke" eröffnet, iſt ein Verſuch im Luſtſpiel und ſoviel Friedrich Halm bei dem Mangel an eigentlichem Humor und wahrhafter Luſtigkeit machen konnte, hat er daraus gemacht. Die Anlage iſt ſogar gut und die Einleitung enthält Stoff zu Verwickelungen, die zu den drolligſten und luſtigſten Scenen benutzt werden konnten. Die Satire richtet ſich gegen die Vielregiererei und die zu pedantiſche Inſpectionstendenz der Regierungen, hier der alten venetianiſchen. Das hochehrwürdige Tribunal verſammelt ſich und man meint wunder, über welche wichtige Staatsangelegenheiten es zu berathen haben werde. Es beſchließt aber nur, dem edeln Venetianer Piſani aufzugeben, ſich ernſtlicher als bisher um die Witwe Stella Vendramin zu bewerben, und dem Hafencommiſſar Pasquale Beccari, ſich an öffentlichen Orten nicht einer zu großen Zärtlichkeit gegen ſeine Gattin zu befleißigen, weil die Republik es nicht dulden könne, daß ihre Beamten vor dem Volke Maß und Anſtand verletzten. Unglücklicherweiſe iſt der Secretär Antonio Tentori berauſcht und verwechſelt die Namen, ſodaß jeder der beiden Herren den entgegengeſetzten Auftrag erhält. Darin liegt, wie bemerkt, der Kern zu den drolligſten Verwickelungen, und an dieſen fehlt es auch wol nicht, aber an der eigentlichen vis comica. Die Ausführung iſt zu ſchleppend, und ohne Zweifel würde das abwechſelnd in Verſen und in Proſa geſchriebene Stück an concentrirter Heiterkeit gewonnen haben, wenn es dem Verfaſſer gefallen hätte, den Stoff in etwa drei Acte zuſammenzudrängen, ſtatt ihn in fünf Acte weitläufig auszuſpinnen.

Wir gehen nun zu der letzten und vielleicht berühmteſten dramatiſchen Dichtung Friedrich Halm's, der Tragödie „Der Fechter von Ravenna", über. Die Streitfrage, wem die Priorität der Erfindung gehöre, ob Friedrich Halm oder dem Schulmeiſter Bacherl, laſſen wir hier am beſten auf ſich beruhen, zumal da die Vermuthung naheliegt, daß, wenn die Idee wirklich einem Bacherl'ſchen Theatermanuſcript entlehnt worden, Bacherl ſeinerſeits aus irgendeiner frühern, wahrſcheinlich novelliſtiſchen Arbeit geſchöpft und dieſe Quelle ſeinerſeits auch verſchwiegen habe. Die bei der Angelegenheit zunächſt betheiligten wiener Herren, Heinrich Laube und Friedrich Halm, haben es ſich übrigens infolge ihrer ſehr unzweckmäßig abgefaßten Erklärungen ſelbſt zuzuſchreiben, wenn der gegen ſie angeregte Verdacht der Preisgebung und Benutzung eines Theatermanuſcripts bei Vielen haften blieb. Laube ließ ſich auf eine lange Auseinanderſetzung über das Benutzungsrecht ein, wodurch er, wie durch einzelne unrichtige Briefcitate, nur die Schwäche ſeiner Sache zu verrathen ſchien, und Friedrich Halm ſchweifte auch weit von der Sache ab, ſtatt, was nicht geſchehen, die runde Erklärung abzugeben, daß er das Bacherl'ſche Manuſcript nicht eingeſehen und nicht benutzt habe. Je bündiger dieſe Erklärung abgefaßt war, umſomehr würde man ihm als einem Ehrenmann Glauben geſchenkt haben. Hierzu kam namentlich jene merkwürdige Mittheilung aus Wien, welche zum in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd", lange bevor von Bacherl die Rede war, veröffentlicht wurde, wonach die Idee des „Fechter von Ravenna" aus einem ſonſt unbrauchbaren Theatermanuſcript, „Thusnelda", geſchöpft ſei, Laube das Werk ſcenirt und ein Dritter, „der zum ſchwunghaften Redeſtil Talent beſitzt", das Ganze in Verſe gegoſſen habe. Läge die Vermuthung ſo fern, daß eine Schauſpielerin in dem Intendanzzimmer die Theatermanuſcripte und auch das Bacherl'ſche durchblättert und gefunden habe, daß wenigſtens die Partie der Thusnelda, von einem tüchtigen Dichter appretirt, eine dankbare Aufgabe für ſie ſein würde? Wenn aber ſelbſt ſehr würdige Männer von einem ebenſo dreiſten als ſchlauen Menſchen, wie dieſer Bacherl zu ſein ſcheint, dupirt worden ſein ſollten, ſo muß man wenigſtens geſtehen, daß ihm dabei ſehr eigenthümliche und wunderliche Umſtände zu Hülfe kamen. An Indicien (vgl. Schorn's Enthüllungen in der „Allgemeinen Zeitung" und ſeine Broſchüre über dieſe Angelegenheit) fehlte es wahrlich nicht, und wenn man den jetzt verſtummten Advocaten Bacherl's das unedle Motiv unterlegt, daß ſie nichts weiter bezweckt hätten, als den beiden wiener Herren zu ſchaden

ı ſie für ſich geltendmachen, daß ſie nur
: eines Mannes, gegen den man allem An-
) nicht loyal verfahren und den man nicht nur
er, ſondern auch als Schulmeiſter verſpottete,
ı die Abſicht gehabt. Ganz abſurd iſt es aber,
ür die jetzige allerdings ſehr bedauerliche öffent-
ère Bacherl's moraliſch verantwortlich zu ma-
al da es wol Niemand eingefallen iſt, Bacherl
bedeutenden Dichter hinzuſtellen, dieſer vielmehr
lumpe und rohe, von Lächerlichkeiten, Barba-
) Bavarismen aller Art wimmelnde Ausführung
nannten Tragödie die ſchlimmſten Dinge anhö-
und Niemand vorausſehen konnte, daß er dieſe
Backenſtreiche als Complimente und Schmeiche-
n würde. Er ſcheint aber, wie der General Tom
ı die Hände irgendeines ſpeculativen deutſchen
Barnum gefallen zu ſein, der ihn für Geld ſehen
nebenbei ausbeutet. Uebrigens ſtände der Fall
des „Fechter von Ravenna“ nicht allein. So
„Wiener Zeitung“ in Nr. 69 für 1856 darauf
ı, daß, lange bevor noch Schiller's „Maria
ſchien, eine Tragödie deſſelben Titels von dem
ı Romanſchriftſteller C. H. Spieß auf dem wiener
eater zur Aufführung kam, und daß dieſelbe
ürdige Aehnlichkeit mit der Schiller'ſchen ver-
ſelbſt der Wortſtreit zwiſchen beiden Königin-
tern- und Knotenpunkt beider Stücke, finde
bei Spieß, nur in milderer Form, und Spieß
ſogar, als er ſpäter das Stück drucken ließ,
Romanſchriftſteller ſeiner Qualität gewiſſenhaft
dieſe gegen die geſchichtliche Wahrheit ver-
eiheit, die er ſich als Dichter genommen, in
rkung entſchuldigen zu müſſen geglaubt. Nun
n aus einer Mittheilung Arnold Schloenbach's
enblatt“, daß in einer Sitzung des Theater-
in Manheim, welcher Schiller als damaliger
er beigewohnt, dieſe Spieß'ſche „Maria Stuart“
ung gekommen ſei und daß Schiller nach münd-
tion ſchon damals den Plan gefaßt habe, das
ma zu bearbeiten. Wie aber jetzt nur noch
chiller'ſchen „Maria Stuart“, nicht von der
die Rede iſt, ſo wird künftig auch nur von
rich Halm'ſchen „Fechter von Ravenna“, nicht
acherl'ſchen „Cheruskern in Rom“ die Rede
betrachten daher hier die Tragödie Friedrich
ſchließlich als Originalwerk, wobei wir uns
auf die Hervorhebung einzelner bemerkens-
mente beſchränken, da der Gang des Stücks,
l annehmen dürfen, unſern Leſern theils durch
ufführungen, theils durch kritiſche Analyſen
tlichen Blättern hinlänglich bekannt iſt.
da iſt — und dies ſcheint uns ein nicht zu
Moment zu ſein — eine alte Liebe Friedrich
der er im „Fechter von Ravenna“ nochmals
Seine „Gedichte“, die im Jahre 1840 er-
hielten eine in ſeinen geſammten „Werken“
uckte Rhapſodie „Thusnelda“, worin er die
Cheruskerfürſtin, in einem Römerzelt gefangen, an die Deutſchen die Mahnung richten läßt, ſich zu einigen für den Tag der Befreiung, für den Tag der Rache, und nachdem ſie ausgeſprochen ergreift der Dichter in etwas nüchtern referirender Weiſe ſelbſt das Wort:

Thusnelda ſprach's, und Deutſchland hat's vernommen,
Und mehr als ein mal brach es ſeine Haft,
Gedenket daß, wenn eu're Tage kommen,
Ihr führt den Namen, zeigt der Väter Kraft.

Indeß Thusnelda vor 1848 und Thusnelda nach 1848 ſpricht und denkt verſchieden; es iſt noch derſelbe Patriotismus in ihr, aber die Hoffnung iſt geſunken, und während Thusnelda in dem ebenerwähnten Gedichte von dem innigſten Vertrauen zu dem Vaterlands- und Einheitsgefühl der Deutſchen durchdrungen iſt, macht Thusnelda im „Fechter von Ravenna“ ihrem Gefühl vorzugsweiſe in bittern Vorwürfen und Anklagen Luft. Daher muß man auch den „Fechter von Ravenna“ als ein echtes Tendenzſtück bezeichnen, wie ſehr auch die wiener Kritik dies in Abrede zu ſtellen bemüht war. Wollte die berliner Kritik doch ſogar eine ſpeciell gegen Preußen gerichtete Tendenz herauswittern, wonach der plumpe Thumelicus Preußen repräſentiren ſoll, das dann von der Germania, durch Thusnelda repräſentirt, zum Schluß abgeſchlachtet wird. Eine Handhabe hierzu bot beſonders des Thumeſicus Ausſpruch im dritten Act: „Ich bin ein Römer, will ein Römer ſein!“ worin allerdings die Anfangszeile eines bekannten preußiſchen Nationalliedes „Ich bin ein Preuße, will ein Preuße ſein!“ ſicherlich nicht ohne Abſicht parodirt iſt.

Die beiden erſten Acte ſind nach unſerer Anſicht auch die trefflichſten. Die erſte beginnt mit einer Scene, die voll Bewegung iſt und uns mitten unter das rohe und wüſte Treiben der Gladiatoren verſetzt. Nur die Unterhaltung zwiſchen Thumelicus und Glabrio über des Letztern Tochter Lycisca ſcheint uns bedenklich und die Grenzen des Erlaubten ein wenig zu überſchreiten. Von moraliſch verkommenen, gewinn- und leichtſinnigen Müttern hört man wol, die ihre Töchter preisgeben; aber daß ein Vater ſeine Tochter ſyſtematiſch für die Proſtitution erzieht und dazu noch ſo frank und frei darüber ſpricht, ſcheint mir wider die Natur. Aber in dieſer Hinſicht kann unſerm Publicum unglaublich viel geboten werden. Der zweite Act, obſchon er als ein zu ſelbſtändiges Bild aus dem Ganzen heraustritt und den Gang der Handlung mehr unterbricht als verknüpft, iſt vielleicht das Meiſterhafteſte, was Friedrich Halm je geſchrieben, ſodaß ſelbſt ein engliſches Blatt verſicherte, dieſer Act ſe, Shakſpeare's nicht unwürdig. Hier iſt wahre prägnante Charakteriſtik, und ſelbſt die Sprache iſt eine ganz andere als die wir ſonſt von Friedrich Halm gewohnt ſind; viel knapper, ſchärfer, dramatiſcher, energiſcher, faſt an die Shakſpeare's im „Julius Cäſar“ erinnernd. Man höre des Caſſius Erzählung:

Alles dir zu ſagen,
Caligula iſt krank! — Du weißt, er war
Ein feiner Kopf ſonſt, faßte ſchnell und prüfte
Und wog die Dinge, war der Rede mächtig,

Den Künſten wohlgeneigt! — Doch nun ſeit Wochen —
Es ſei nun beim Geſchäfte, im Geſpräch —
Verſinkt er plötzlich in traumähnlich Brüten,
Starrt vor ſich hin, fährt jählings jetzt empor,
Jauchzt, tanzt und ſpringt, dann ächzt er kläglich wieder:
Er habe Gift, man wolle ihm ans Leben!
Und ſchwankt und taumelt, bis erſchöpft, ohnmächtig
Er in ſich ſelbſt wie todt zuſammenbricht;
Nachts irrt er ſchlaflos durch die Hallen, ſieht
Geſpenſter da und dort in allen Ecken
Und tritt hinzu und ſpricht die Wände an,
Erwidert Geiſterreden, die nur er
Vernimmt —

Wie eigenthümlich und charakteriſtiſch ſpricht ſich das aus Sinnlichkeit und Blutdurſt, Feigheit und Mordluſt gemiſchte Weſen Caligula's in folgenden Worten aus, womit er ſeiner Gemahlin Cäſonia, die er kurz vorher dem Piſo ſtahl, zu ſchmeicheln glaubt:

Du aber ſtrahlſt wie Aphrodite ſelbſt!
Dies reizende Gewand, die edlen Glieder
Mehr zeigend als verhüllend, dieſes Haupt,
Das ſtolz ſich auf dem weißen Nacken wiegt,
Und denk' ich erſt, daß dieſes ſchöne Haupt —

Cäſonia.

Daß dieſes Haupt? Nun —

Caligula.

Daß es fallen muß,
Wenn ich's befehle, ſo entzückt mich's doppelt.

Vielleicht dürfen wir in dieſem Act eine neue Wendung des Friedrich Halm'ſchen Talents erkennen, dem in ſeiner lyriſchen Ueberſchwänglichkeit und modernen Weichlichkeit nichts nützlicher wäre, als ſich an Shakſpeare's Beiſpiel zu ſtärken und zu concentriren.

Vom dritten Act ſinkt die Tragödie, um ſich erſt wieder gegen den Schluß des fünften zu ihrer frühern Höhe zu heben. Die Schuld davon tragen unbeſtritten die beiden Perſonen Thumelicus und Lyciſca, die für eine Tragödie viel zu niedrig gehalten ſind und der reinen Wirkung, die ſonſt die edle Geſtalt Thusneldens auf uns ausüben würde, empfindlichen Eintrag thun. Die wirklich an geiſtige Gemeinheit ſtreifende Tölpelhaftigkeit des Thumelicus könnten wir nur dann gerechtfertigt finden, wenn der Dichter beabſichtigt hätte, die Fürſten an die Schwäche der menſchlichen Natur zu erinnern und ihnen an des Thumelicus Beiſpiel zu zeigen, daß das in fürſtlichen Adern kreiſende Blut eben auch nichts weiter als gewöhnliches Menſchenblut iſt und daß auch aus einem Fürſtenſohne nichts oder ein bloßer roher und ſinnlicher Tölpel wird, wenn er unter niedrigen Umgebungen aufwächſt. Indeß wer möchte unſerm Dichter dieſe verſteckte Ironie zutrauen?

So ſehr iſt in dieſem Thumelicus, in welchem im Grunde die deutſche Nation ſelbſt lächerlich gemacht und an den Pranger geſtellt wird, jeder edlere Trieb unterdrückt, daß ihn nichts in ſeiner niedrigen Geſinnung zu erſchüttern vermag, nicht daß ſich ihm ſeine Mutter zu erkennen gibt, nicht daß er ſich ſelbſt als einen Fürſtenſohn, als einen Sohn des großen Armin erkennt, nicht daß man ihn als Oberfeldherrn an die Spitze der deutſchen Völkerſchaften beruft. Mit dieſem Moment mußte aber naturgemäß eine geiſtige Wendung bei Thumelicus, ein innerer Conflict eintreten, wie in ſolchem Augenblick bei Jedem, der nicht ein gänzlicher und unheilbarer geiſtiger Cretin iſt. Auf der einen Seite der Ehrgeiz, die deutſchen Völker zum Siege zu führen, und vielleicht, neben dem aufwachenden Bewußtſein fürſtlicher Abſtammung, das Aufſprühen eines ſchon längſt im Stillen genährten Römerhaſſes, auf der andern die Genüſſe und die Pracht Roms, liebgewordene Gewohnheiten und die Liebe zu einer Römerin — aber nicht zu der Fechterstochter, ſondern zu einer Römerin aus edelſtem Geſchlecht, warum nicht zu Cäſonia ſelbſt? — ſo wäre Alles in eine höhere tragiſche Sphäre entrückt, ſo wäre uns die thieriſche Verſunkenheit des Thumelicus, ſo wäre uns der empörende Fußfall der Thusnelda vor der Fechterstochter, ſo wäre uns dieſe ſelbſt und gewiß nur zum Vortheil der Dichtung erſpart worden. Eine Zuſammenkunft zwiſchen Thusnelda und Cäſonia — und warum ſollte dieſe nicht zu einem ſchönen germaniſchen Fechter Neigung gefaßt haben? — würde einen ganz andern Charakter tragen, als ihre Zuſammenkunft mit Lyciſca. Zugleich wäre dadurch dem Dichter die Gelegenheit geboten geweſen, in Cäſonia oder welche edle Römerin es ſonſt war, die tiefe und unheilbare Verderbniß Roms noch gründlicher zu ſchildern, als dies im zweiten Act geſchehen. Daß eine arme Fechterstochter, von ihrem Vater ſelbſt dazu verführt, nur um ſich ſatt eſſen und als Blumenmädchen hübſch putzen zu können, dem Laſter in die Arme ſinkt, das iſt leider nichts Neues unter der Sonne, das wiederholt ſich täglich allerorten, das iſt mithin für die ſittliche Fäulniß Roms von gar keiner Bedeutung. Dieſe Fäulniß haftete aber vorzugsweiſe in den vornehmen Römerinnen und nahm gerade bei ihnen die cyniſchſten und ſittenloſeſten Formen an, wie wir dies aus den Sittenſchilderungen der Kaiſerzeit genau wiſſen. Cäſonia iſt aber bei Friedrich Halm ein ganz liebes Weibchen. Indeß unſer Dichter nimmt ſich überhaupt in Acht, verderbte oder böſe Weiber aus den höhern Ständen zu ſchildern, um bei der weiblichen Ariſtokratie in den Logen keinen Anſtoß zu geben; denn gerade von hier aus iſt ein Wink ihm Befehl. Die bekannte Friedrich Halm'ſche Rhetorik rauſcht in dieſer Tragödie in mächtigerer und vollerer Strömung und treibt weniger hohle Blaſen an die Oberfläche und die Verſe haben im Ganzen einen männlichern Klang als in ſeinen übrigen Stücken. Trotzdem würde ſich nichts leichter traveſtiren laſſen als die drei letzten Acte dieſes Trauerſpiels. Niemand denkt bei einer Shakſpeare'ſchen oder Goethe'ſchen Tragödie auch nur an die Möglichkeit einer Traveſtie; bei der Lectüre Friedrich Halm'ſcher Stücke findet ſich der Appetit zu traveſtiren meiſt von ſelbſt ein.

Werfen wir noch einen Blick auf Friedrich Halm als lyriſchen Dichter, alſo auf den erſten Band ſeiner „Werke“, welcher unter dem einfachen Titel „Gedichte“ einen reichen Vorrath ſeiner lyriſchen Ergüſſe enthält. Das Publicum iſt, wie wir ſchon früher gelegentlich hervorhoben, in neuerer Zeit gar ſehr in die Un-

:, Dichter, welche ſich in der einen Gattung ſtark
in jeder andern von vornherein für ſchwach und
g zu halten. Wer viel kritiſirt, ſoll ſich nach
cht Vieler nicht herausnehmen wollen, auch Dich-
:ein, wer ernſte Sachen ſchrieb, ſoll für das Ko-
abſolut kein Talent haben und umgekehrt, wer
amen oder Dorfgeſchichten Glück machte, ſoll es
laſſen, auch mit Gedichten aufzutreten, und wenn
:in tüchtiger Lyriker eine dramatiſche Arbeit ver-
)t, ſo wird man dieſe mit dem ungünſtigſten
)eil in die Hand nehmen. Friedrich Halm hatte
eaterſtücken Glück gehabt, man hat daher ſeine
Erzeugniſſe kaum beachtet, wie unter Anderm
ich der Umſtand beweiſt, daß in Anthologien der
Friedrich Halm nur äußerſt ſelten gefunden wird,
ein Lied „Mein Herz, ich will dich fragen“ aus
Sohn der Wildniß“ faſt populär geworden iſt.
) verdient er als Lyriker dieſe Zurückſetzung nicht.
er auch gerade nicht den lyriſchen Meiſtern er-
anges, einem Arndt, Uhland, Rückert, Heine,
is Lenau, Platen zur Seite zu ſtellen iſt, ſo
n ſeine Gedichte doch manche Blüten von reizen-
de und angenehmem Dufte, manches anſprechende
che Lied, manchen ſinnvollen Gedanken und manche
nte poetiſche Erzählung. Hier und da verräth
: zu geſuchte, etwas puerile Spielerei, wie in
:dichte „Rothe, weiße, blaue Blumen“ mit dem
e:

Rothe, weiße, blaue Blumen!
Freiheitsfarben allerorten!
Iſt die Wieſ' franzöſiſch worden,
Daß mit Roth und Weiß und Blau
'Rings uns grüßen Flur und Au?

ne zu deutliche Nachahmung Anaſtaſius Grün's
eine's, des Letztern z. B. in dem ſonſt ganz an-
:n Liedercyklus „Auf der Wanderung“. Die Form
n oft äußerſt ſalop, und unechte Reime wie
“ und „wallt“, „komme“ und „Strome“, „Wort“
mflort“, „copulirt“ und „geirrt“ u. ſ. w. berühren
hr nicht ſelten aufs unangenehmſte. Ganz ge-
los wird die Nachahmung Heine's in dem Cyklus
eitlieder“. Friedrich Halm ſtellt ſich darin unter
ı vor, wie er im ſpäten Lebensalter mit ſeiner
ß mit einem andern Manne verheiratheten Ge-
zuſammentrifft:

Da werd' ich zierlich ſprechen:
„Wie geht es dem lieben Mann?“
Und du wirſt höflich knickſen:
„Nu, wie es eben kann!“

Ich werde charmant dich finden,
Und du mich conſervirt,
Und denken wir unſ'rer Jugend,
So werden wir Beide touchirt.

Ich werde dich fixiren,
Und du wirſt mühſam roth;
Du ſeufzeſt: „Die ſchönen Zeiten“,
Und ich: „Du lieber Gott!“ —

Ich mache meinen Bückling,
Du ladeſt zum Speiſen mich ein;
Dann gehen wir Beide ſoupiren,
Und ſchlafen bis früh um neun! —

So wird ſich friedlich enden
Die ganze Liebesnoth;
Es müßt' nur ſein, ich ſchöſſe
Mich etwa früher todt.

Der Dichter preiſt in einem andern Gedichte „Fünf Treppen hoch“ das Glück eines Studenten, der fünf Treppen hoch in einem Dachſtübchen wohnt, aber glücklich und zufrieden iſt, weil ihn Dionyſios und Cythere beſuchen. Dionyſios erſcheint aber in Geſtalt eines Kellners mit einer Flaſche Wein und Cythere in Geſtalt eines „Nähermädchens“:

„Ach, wie die Sonne drückt und ſticht!“
Spricht ſie mit zücht'gen Mienen,
Und blickt umher, und ſucht und ſucht
Vergebens nach Gardinen.

Da hat vor's Fenſter ſie alsbald
Ihr rothes Tuch gehangen,
Da ſitzt ihr nun und herzt und koſt
Von Purpurſchein umfangen.

Ja, Purpur gießt ganz königlich
Um dich her ſeine Lichter,
Und König wahrlich biſt du auch,
Mein junger blonder Dichter.

Vielleicht wird dieſer Student einſt Miniſter, deſſen „ſterngeſchmückter Bruſt“ dann aber „leiſe leiſe“ der Seufzer entſchlüpfen wird:

Wenn ich Student, Student noch wär'
Und wohnte unterm Dache,
Fünf Treppen hoch, fünf Treppen hoch,
In winkligem Gemache!

Ja, die Welt iſt gar zu unvollkommen! Warum muß der Menſch auch alt werden? Warum muß er vielleicht ſelbſt das Unglück haben, Miniſter zu werden, um die Geſchicke eines Volks leiten zu helfen, nachdem er ſich früher vielleicht das Vergnügen gemacht, das Lebensſchickſal eines armen weiblichen Geſchöpfs zugrunde zu richten?

In andern Gedichten erhebt ſich Friedrich Halm zu einer beredten, zuweilen auch etwas redſeligen Rhetorik, wie in dem Gedichte „Italien“ und „Am Tag der Begegnung“, worin er ſich über ſein eigenes Leben und Schaffen Rechenſchaft gibt, oder zu ſinnvollen Reflexionen, in denen es mitunter auch nicht an tiefern Klängen fehlt, wie in den Gedichten „Am Brunnen“, „Hoffe nur, warte nur!“ „Glück“ u. ſ. w. In dem Gedichte „Zu ſpät“ herrſcht ſogar eine ſehr düſtere Betrachtung vor. Der Dichter beklagt das Unglück der Epigonen, in einer Zeit zu leben und zu dichten, wo der friſche Sinn, die Jugend und des „Lebens echte Freudigkeit“ dahin ſeien, und er ſchließt:

Zu ſpät, zu ſpät! Der Vorhang iſt gefallen,
Und auf die Bühne treten wir hinaus;
Wir ſprechen; aber ſtaunend fragt das Haus:
„Wo kommt ihr her, was wollt ihr mit dem Allen?“

Zu ſpät, zu ſpät, ein Arzt am Bett des Kranken,
Deß Seele ſchon des Todes Froſt umwand,
Zu ſpät erſchienen wir; Begeiſt'rung ſchwand,
Wem frommen noch begeiſternde Gedanken!

Zu ſpät erſchienen wir, das letzte Flimmern
Des Sternes, eh' ihn Wolkennacht begräbt,
Die letzte Woge, die das Schiff erhebt,
Die nächſte aber ſpielt mit ſeinen Trümmern!

Unter den vierzeiligen Sinngedichten mit dem Titel „Meinungen und Stimmungen“ befinden ſich manche ſehr beherzigenswerthe und gehaltvollere, z. B.:

Es kennen Zwei ſich manches Jahr,
Und kennen doch ſich nicht am Ende;
Zwei drücken ein mal ſich die Hände
Und kennen ſich ſchon manches Jahr!

Philoſophie wird jetzo viel getrieben
Und Politik von aller Art noch mehr;
Ob's nicht vielleicht am kürzeſten doch wär',
Uns Alle nur recht brüderlich zu lieben?

Daß einſt ein König jenes Wort gewagt:
Der Staat bin ich! erſcheint euch ungebührlich;
Doch daß ihr All' mehr oder wen'ger ſagt:
Die Welt bin ich! das findet ihr natürlich!

Die Hälfte deines Lebens iſt Erwerben;
Verluſt, Enttäuſchung, Trübſal Schlag auf Schlag,
Verzichten und Entſagen Tag für Tag
Erfüllt den andern Theil; der Reſt iſt Sterben!

Liebe blendet, Haß verwirrt;
Wenn Parteienkampf entzündet,
Hat nur Der ſich nie geirrt,
Der mit keiner ſich verbündet!

Die Welt will nicht das Weſen, nur den Schein;
Und läßt ſie auch den Demant ſich gefallen,
So ſpielt ſie doch, geſteht ſie's gleich nicht ein,
Im Grund viel lieber noch mit Glaskorallen!

So begegnen wir auch in ſeinen Gedichten wie in ſeinen Dramen einem eigenthümlichen Gemiſch von leichtem und ſchwerem Sinn, von wahrer und affectirter Empfindung, von frivoler oder doch oberflächlicher und tieferer Auffaſſung des Lebens.

Unter den zahlreichen Gelegenheitsgedichten, in denen eine Menge Perſonen angeſungen und verherrlicht werden, befindet ſich eins zu Grillparzer's funfzigſtem Geburtstage, worin Friedrich Halm in etwas breiter Weiſe erzählt, daß er als Knabe die „Ahnfrau“ geleſen und von dieſer ſo hingeriſſen worden ſei, daß er gleich damals ausgerufen:

Der iſt's, der iſt der Rechte;
Wie der, ſo möcht' ich ſein.

In den erzählenden Gedichten ſind meiſt recht intereſſante Stoffe in gewandter Form und lebendiger Darſtellung behandelt. Die gelungenſten darunter ſind wol „In der Spinnſtube“, ein derbes Bild aus dem magyariſchen Dorfleben, „Die arme Seele“, ſinnreich gedacht und voll Phantaſie und Energie in den Schilderungen, und „Die Glocke von Inniskare“, ſpannend, was die Handlung, und lebendig und anſchaulich, was die Beſchreibungen betrifft. Der grauſige Inhalt der Erzählung „Die Brautnacht“ wirkt um ſo peinlicher, je ſorgfältiger der Dichter den Vorfall im Détail behandelt hat, und es iſt ſchwer zu begreifen, wie die Phantaſie eines Dich-
ters daran Gefallen finden konnte, ſich an
qualvollen als „wahr“ bezeichneten Unglücksfa
den. Eigentlich balladenartigen Charakters iſt
gair“. Aber auch der balladenartigſte Stoff
bei Friedrich Halm zur Breite einer epiſchen
ausfächern, weil es in der Eigenthümlichkeit ſ
ſens überhaupt liegt, in die Breite zu gehen
behaglichen Ausmalung durch Wort und Gl
viel Uebergewicht zu geſtatten.

Hermann Mar

Die „Edinburgh review“ über Goet

Die „Edinburgh review“, das Organ der alter
tei und ihres begabteſten Vertreters Macaulay, brin
neueſten Nummer einen Aufſatz über „Goethe's Cha
ſittlichen Einfluß“, der an das bekannte Buch von
knüpft. Die Ueberzeugung des Letztern, daß Goeth
ein „großer Dichter“, ſondern auch ein „großer A
weſen ſei, wird von dem Kritiker angefochten. Vor
des Dichters beugt ſich auch dieſer: „Vorzüge, die ma
zuſammen antrifft, daß ſie einander auszuſchließen ſch
einigen ſich in ihm in höchſter Vollkommenheit:
vollſte Geiſt und die ruhigſte Ausdauer, die
Phantaſie und der klarſte Verſtand, Leidenſchaft g
den Genius zu beflügeln, und Selbſtbeherrſchung
dieſer Leidenſchaft Meiſter zu bleiben“ u. ſ. w.
wir bedenken, auf wie vielen Gebieten er der zwei
Denen, die nur auf Einem Gebiete die erſten ſind,
wir kaum, wen wir über ihn ſtellen ſollen.“ Al
unſer Kritiker hinzu, „nichts iſt wahrhaft erhaben
liche Größe“, und ſo iſt ſeiner Meinung nach Goethe k
ßer Mann“ geweſen, weil er kein „guter Mann“
drei Anklagepunkte ſtützt er dieſes Urtheil: 1) auf
Benehmen gegen Friederike von Seſenheim; 2) auf
tragen gegen ſeinen Freund Keſtner und deſſen Gatti
ſein Verhalten als Deutſcher, beſonders zur Zeit
heitskriege. Die erſten zwei Punkte werden ganz no
ausgeführt; der Advocat der Tugend wird zum Poete
hellſte Licht der Schilderung auf Friederike, Keſtner
fallen läßt, damit der Böſewicht Goethe in beiden
um ſo ſchwärzer erſcheine. „Mit der argloſen Unſch
Alters und ihrer einfachen ländlichen Erziehung ga
arme Mädchen ganz dem Reize ſeiner Geſellſchaft
plauderte mit ihm in der zutraulichen Weiſe eines
Wohlgemerkt eines Kindes; es war eine kindliche
ſche Liebe, und von der Seite Friederikens nicht nu
auch von ſeiten des jungen Dichters; kein Ankl
einen Zug aufweiſen können, der den reinen unſch
Charakter dieſer tändelnden Liebe entſtellte. „I
des Jahres 1771 kam Friederike mit ihrer Mutter u
ſter nach Strasburg. Sie kamen in ihren ländliche
die im heimatlichen Dorfe Goethe's Phantaſie ſo
hatten; aber nun in der ſtädtiſchen Geſellſchaft, u
tigen Modedamen, erſchien der Edelſtein nicht meh
riger Faſſung; der Geſchmack des Künſtlers empört
Er ſchämte ſich ſeiner ſchönen liebevollen Friede
ſehen klar, daß der Entſchluß, ſich von dieſer Verbind
machen, ſchon in ihm reif war, und daß er ernſtlich
wiſchen dachte. In dieſer Stimmung reiſte er na
furt.“ Dieſe Darſtellung iſt vollkommen falſch.
wahr, daß ſich Goethe Friederikens jemals geſchämt h
leſen in „Wahrheit und Dichtung“, daß die liebliche
tochter in der ſtädtiſchen Geſellſchaft ſich keineswegs z
fühlte, ſondern dieſelbe vielmehr beherrſchte und be
der junge Dichter ſehr glücklich war, wenn ſie ihm

in „als ihren Diener anerkannte“, daß bei ſeiner
des „Hamlet“ Friederikens Beifall „der einzige Lohn
dem er ſtrebte“. Es iſt ferner unwahr, daß Goethe
iklaren Verhältniß zu Friederike, mit dem feigen Ge-
entwiſchen“, nach Frankfurt zurückgekehrt ſein ſoll.
Elſaß verließ, ging er „noch ein mal“ nach Seſenheim
en peinliche Tage“ —, unter heißen Thränen nahmen
Kinder Abſchied fürs Leben, und erſt in dieſem
ging ihnen die Bedeutung des holden Traums, des
s ihrer Liebe auf. Der engliſche Kritiker würde auch
t ſo ſtreng tadeln, daß er ſich mit Friederike „un-
ingelaſſen“, da er doch „nicht gerade die Abſicht
zu betrügen“, hätte er „das Andenken ſeiner
ie beſſer geehrt“, hätte er ſeine Geliebte nicht „der
d Verleumdung der Welt“ ausgeſetzt, hätte er ſie
Heldin einer hübſchen und zweideutigen Geſchichte“
Wir geſtehen, daß wir die Erzählung Goethe's von
durchaus nicht zweideutig finden, und wenn einige
Schmarotzer, die vom Geſchwätz über große Na-
gewiſſenlos genug geweſen ſind, das Andenken des
hens zu beflecken, ſo wird ſie doch jedem warm
fühlenden Leſer von „Wahrheit und Dichtung“ lieb
bleiben, und er wird bekennen, daß Goethe ihr
gar nicht ſchöner ehren konnte.

eite Punkt der Anklage bezieht ſich auf die Entſtehung
er“. Den Hauptſtoff zu dieſer tragiſchen Erzählung
lich das Schickſal des jungen Jeruſalem; die idylliſchen
erſten Buchs aber gründen ſich auf Goethe's eigene
r hatte dabei ſich ſelbſt, ſeinen Freund Keſtner und
it Lotte im Auge. Die Benutzung dieſer wirkli-
en und wirklichen Verhältniſſe im Roman bezeichnet
he Kritiker als einen abſcheulichen Verrath, der
ge von Nachahmern“ gefunden habe; Goethe wird
ich gemacht für das ganze „auf ihn folgende Ge-
tariſcher Spione und Verräther“, die ſich auf das
es ſo großen Dichters berufen haben ſollen *); er ſoll
in ſein, daß Schriftſteller und leider auch Schrift-
„die Geſchäfte, die Perſonen und die Charaktere
de und Bekannten unter einem dünnen Schleier, in
kleidung vor dem Publicum zur Schau geſtellt ha-
ſeit Goethe's „Werther“ iſt unter Europas Ro-
en die Sitte aufgekommen, wirkliche Perſonen zu
und ihre Erlebniſſe zu benutzen. Der engliſche
iß nicht, daß dieſe Sitte aufkommen mußte, ſobald
ins gemeine, geſellige Leben der Menſchen herab-
d jene Halbpoeſie entſtand, die wir Roman und
nen? Er weiß nicht, daß dieſe Sitte oder Unſitte
rden iſt beſonders auch von den Unterhaltungs-
n ſeines Landes, längſt vor Goethe, und nach Goethe
igen, welche die Geſchichte von Keſtner und Lotte
kannten, dieſelbe erſt jetzt aus der „Edinburgh
fahren, und ſich demnach erſt ſeit dem Juli 1857
Beiſpiel des großen Goethe berufen konnten? An
muß der Dichter immer anknüpfen: an die Thaten
n und Feldherren, ſolange man nur dieſe für wür-
eſungen zu werden, an das Leben von Privatleuten,
rn und Bauern, ſobald man in dieſen poetiſchen
kte. Die Frage iſt nur, ob der Schriftſteller die
irklichkeit geiſtlos nacherzählt oder auch, was ſich
ſigkeit recht wohl verträgt, durch boshafte Zuſätze
t, oder ob er ſie zur Wahrheit erhoben und
war wohlgetroffen doch weſentlich anders dargeſtellt
e dem gemeinen Auge erſcheint. Im erſtern Falle
Dichter zum Pasquillanten herabſinken, im zweiten
r. Man ſieht, daß die beiden Anklagen nicht gut
d, welche den großen Vorwurf gegen Goethe be-
llen, „daß er ſein eigenes Vergnügen, Behagen und Wohlſein den heiligſten Intereſſen und den ernſteſten Anſprüchen Anderer ſyſtematiſch vorgezogen habe“. Ob dieſer Vorwurf ſelbſt vollkommen ungerecht ſei? Er enthält das alte, oft ausgeſprochene Urtheil der Philiſter, und es dünkt uns gefährlich, die Meinung dieſer in ihrem Kreiſe recht achtungswerthen Menſchen ganz zurückzuweiſen. Denn ſie bilden ein heilſames Gegengewicht gegen jene Schar eitler „Anbeter des Genius, welche, gleich den Schmeichlern der Könige, nicht dulden wollen, daß durch ihr Beifallsgeſchrei hindurch die Stimme der Gerechtigkeit, der Wahrheit, des Mitleids vernehmlich werde“. Sie wollen das nicht, weil ſie ſich ſelbſt für Genies halten und es vor allen Dingen durch Ungezogenheiten beweiſen. Freilich wird der Philiſter, wie ſich auch im vorliegenden Falle zeigt, nie zu einem vernünftigen Schlußurtheil kommen können, denn die Frage, von der er ausgeht, ob Goethe ebenſo wol ein großer Mann als ein großer Dichter oder nur eins von beiden geweſen ſei, iſt eine Kinderei. Wenn er ein großer Dichter war, ſo war er ganz gewiß eben dadurch ein großer Mann; und ſo ſchwankt auch unſer Kritiker zuletzt, ob er folgerichtig mit Goethe's Charakter auch ſeine Poeſie verurtheilen oder ſie ferner hochhalten ſolle; er entſchließt ſich aber, nachdem er einige ſchwache Verſuche zu dem erſtern gemacht hat, zu dem letztern.

Was nun die dritte Anklage betrifft, die Gleichgültigkeit des großen Dichters gegen ſein Volk und Vaterland, ſo geſtehen wir allerdings, daß hier ſelbſt der engliſche Philiſter etwas Edles, etwas Heiliges in ſeiner Bruſt trägt, was dem größten deutſchen Genius fehlte; und wenn wir, ſeine Landsleute, dieſen Fehler aus der Natur der Verhältniſſe, aus der Entwickelung Goethe's u. ſ. w. begreifen, erklären, entſchuldigen, ſo macht es dem Engländer alle Ehre, daß er ihn nicht begreift und nicht begreifen kann. Die folgende Stelle iſt wie für die deutſche Jugend geſchrieben: „Wohin ſoll es führen, wenn jeder junge Mann, der ſich der Kunſt geweiht hat, ſich einbilden wollte, ein Recht auf eine Stellung zu haben, die über die gemeinen Intereſſen ſeiner Mitbürger hoch erhaben wäre; wenn er der Geſellſchaft den Dienſt entziehen wollte, auf den ſie, die ihn beſchützt, einen Anſpruch hat? Es iſt nur zu klar, daß ein Volk, welches an öffentlichen Rath und gemeinſame That ſich nicht gewöhnt hat, äußerſt hülflos iſt, ſei es gegen die ſchlechte Regierung eines Einzigen oder gegen die ſchlimmere Tyrannei Vieler, und daß, um eine gute Regierung zu haben, ein Volk erzogen und gewöhnt werden muß, ſeine Foderungen und Beſchwerden, ſeine Plane und Fehlverſuche frei berathen zu hören von den Männern, zu denen es das meiſte Vertrauen hat.“ ... Politiſche Gleichgültigkeit iſt politiſche Unfähigkeit, iſt ein Mangel der Natur oder der Bildung, iſt ſicherlich — keine Ehre. Die Deutſchen haben angefangen das einzuſehen, und ſie haben in ſchweren Lehrjahren die Elemente ihrer politiſchen Studien durchgemacht. Man empfiehlt ihnen England als Vorbild und man hat Recht. Vor allen Dingen mögen ſie von den Engländern Eins lernen: Selbſtgefühl. Dies beſteht in der Einſicht, daß man das hohe Gut der Freiheit nur durch eigene Kraft erwerben und beſitzen kann. Von den Engländern lernen, das iſt vernünftig; von ihrer gütigen Theilnahme und Vermittelung politiſche Fortſchritte erwarten, das iſt ein Irrthum. Ein freies, reiches, mächtiges Deutſchland wäre dem ganz natürlichen und verzeihlichen Eigennutz der Engländer ebenſo wenig willkommen als dem der Franzoſen oder Ruſſen. Wir erinnern daran, daß der beſprochene Aufſatz gegen Goethe mit der berühmten Schmähſchrift gegen Friedrich den Großen (die man kürzlich aus dem Engliſchen ins Deutſche überſetzt hat) wenn nicht aus derſelben Feder, doch aus derſelben Schule hervorgegangen iſt.

84.

---

wo, wann?

August von Blumröder's Lebenserinnerungen.

Meine Erlebniſſe im Krieg und Frieden, in der großen Welt und in der kleinen Welt meines Gemüths, von August von Blumröder. Sondershauſen, Eupel. 1857. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Autobiographie eines Ehrenmannes! Als Schriftſteller durch poetiſche Erzeugniſſe ſchon früher bekanntgeworden, ſpäter mit vielfacher Anerkennung für Werke über allgemeine Intereſſen belohnt, übergibt er nun im achtzigſten Jahre die Geſchichte ſeines an äußern und innern Erfahrungen reichen Lebens der Welt. Wir heißen ſie willkommen. Er täuſcht ſich nicht, wenn er die Hoffnung ausſpricht, daß ſeine Mittheilungen auch für ein größeres Publicum von Intereſſe ſein möchten. Auch ſeine Anſichten über die Zeitfragen werden ſelbſt von Denen, welche ſie nicht überall theilen, wenigſtens die achtungsvolle Anerkennung finden, daß der Verfaſſer nichts ſagt, wovon er nicht auf das innigſte überzeugt iſt. Es iſt etwas Schönes, wenn ein ſo hochbetagter Greis, der das Vertrauen ſeines Fürſten, die Verehrung ſeiner Mitbürger genoſſen, ſagen kann: „Mit dieſer Ueberzeugung bin ich freudig vor meinen höchſten Richter zu treten bereit, deſſen Ruf ich jede Stunde erwarte.“

Nach einigen kurzen Notizen für ſeine Kinder und Nachkommen über ſeine bürgerlichen Vorfahren, ſchildert der Verfaſſer in der erſten Abtheilung ſeine Erlebniſſe in der großen Welt, wie er in beſchränkten Verhältniſſen ſeine Kinder-, Schul- und Univerſitätsjahre, letztere in Jena, verlebt, und hier anfangs Theologie ſtudirt, dieſe aber, durch Griesbach und Paulus nicht befriedigt, vielmehr in Zweifel geſtürzt, bald aufgegeben und ſich, in unbeſtimmter Hoffnung auf Broterwerb in ſeiner Armuth, der Mathematik gewidmet habe. Wir leſen dieſe erſten Entwickelungen mit großem Intereſſe. Dann folgen wir ihm in den preußiſchen Artilleriedienſt, in welchen er, einer Auffoderung des Herzogs von Sachſen-Weimar an die Studirenden gemäß, 1798 trat. Die Zeit vor 1806 iſt oft geſchildert worden, der Verfaſſer gibt über die Verhältniſſe der jungen, auf Avancement dienenden Leute von damals einen kleinen Beitrag, welcher zu einer ſeltſamen Parallele mit heute dienen könnte. Er wurde endlich 1802 Offizier und erlebte 1806 in ſeinem erſten Feldzuge die ſchändliche Capitulation von Hameln, von allen vielleicht die ſchmachvollſte. Auf ſein Ehrenwort entlaſſen, kehrte er in ſeine Heimat zurück, erhielt auf Anſuchen ſeinen Abſchied aus preußiſchem Dienſt und fand in harter Bedrängniß endlich eine Anſtellung als Lehrer bei Salzmann's Inſtitut in Schnepfenthal, wo er jedoch nicht lange blieb, ſondern, nach kurzer Vacanz, als Hauslehrer in die Familie des Geheimraths von Weiſe zu Sondershauſen trat, deren Mitglied er ſpäter wurde. Aber die Sorge um eine ſichere Zukunft führte ihn wieder in den Militärdienſt. Der Fürſt von Schwarzburg ſtellte ihn 1809 als Capitän an und übertrug ihm die Formation einer neuen Compagnie, welche für die nach Spanien entſendete errichtet werden mußte. Mit dieſer „ungeübten und undisciplinirten, in graue Mäntel gehüllten, mit alten preußiſchen Musketen, theilweiſe auch nur mit Stöcken bewaffneten“ Mannſchaft marſchirte er dann in ſeinen zweiten Feldzug. Wir thun hier und in den folgenden Schilderungen einen Blick in die Verhältniſſe der kleinern Rheinbundscontingente, deren Fürſten Napoleon gegenüber vollſtändig ihrer Souveränetät beraubt ſchienen.

Zur Waffenthätigkeit kam das aus den Contingenten Schwarzburg, Waldeck und Reuß formirte Regiment im Feldzuge von 1809 nicht, wie z. B. das der Herzoge von Sachſen, das von dem franzöſiſchen Diviſionsgeneral Rouyier, der die ſämmtlichen Rheinbundstruppen der kleinen Fürſten commandirte, auf die nichtswürdigſte Weiſe bei Brixen preisgegeben wurde. Dieſe Geſchichte iſt in dem vorliegenden Buche nicht erzählt, ſie mag daher auch unbeſprochen bleiben, ſo Manches ich auch darüber noch nach 33 Jahren in Tirol gehört habe.

Das vierte Regiment, bei welchem Blumröder ſtand, erhielt aber am Weihnachstage 1809 plötzlich in Paſſau Befehl, nach Spanien zu marſchiren. Was konnten die ihrem hohen Protector gegenüber völlig rechtloſen deutſchen Fürſten dagegen thun? So ſchildert denn der Verfaſſer ſeinen dritten Feldzug, auch was er auf dem Marſch durch Südfrankreich und in Spanien geſehen hat. Das ſind nun freilich, wie die im vorigen Capitel enthaltene tiroler und ſalzburger Scenerie, viel beſprochene Dinge, indeſſen geben ſie uns immer die eigenen damals friſch empfangenen Eindrücke, die man gern lieſt. Zu dem Material über den Halbinſelkrieg erhalten wir noch einige düſtere Beiträge. Wen ſchaudert nicht, wenn er hört, daß in Gerona während der Belagerung eine Ratte mit einem Franc (8 Sgr.) bezahlt wurde, daß die Spanier 80 Wagen mit Kranken und Verwundeten, die ihnen in die Hände gefallen waren, angezündet und die Unglücklichen lebendig verbrannt haben! Alle Repreſſalien Augereau's, der ſelbſt Geiſtliche im Druck, mit den Waffen in der Hand gefangen, hängen ließ, alle Milde des edeln Macdonald, welcher den geweſenen ſpaniſchen „Tambor mayor“ Augereau im Commando erſetzte, halfen dagegen nichts. Für Blumröder war es vielleicht ein Glück, daß er Ende 1810 bei der Muſterung des Inſpecteur, der von Paris mit officiers de santé wegen der großen Sterblichkeit in Gerona abgeſchickt war, als dienſtunfähig erklärt und zur Heimkehr ermächtigt wurde. Sein ganzes Regiment hatte keinen einzigen Geſunden und das der Herzoge von Sachſen nur noch 27 Dienſtfähige! Alle deutſchen Truppen, mit Ausnahme der Regimenter Naſſau, Berg und Würzburg wurden darauf aus Spanien gezogen, mußten aber noch eine zeitlang die franzöſiſche Küſte bewachen, wahrſcheinlich um ſich erſt zu erholen und in Deutſchland durch ihre Jammergeſtalten die Wohlthat der franzöſiſchen Protection nicht zu verdächtigen. Blumröder, zum Major ernannt, erhielt den Befehl über das fürſtliche Contingent, das er neu organiſiren mußte, er führte daſſelbe 1812 nach Hamburg, wo dieſe Rheinbundstruppen wieder zuſammengeſtellt und während des Sommers zur Beſetzung von Oſtfriesland verwendet wurden. Anfangs October marſchirten ſie nach Rußland ab, überſchritten Anfangs December den Niemen und trafen am 11. auf die große franzöſiſche Retirade, „die heranbrauſte und wie eine wilde trübe Flut durch die Thore der Stadt (Kowno) ſtrömte“. Bei dem fortgeſetzten Rückzuge in Preußen wurde eine aus allen Contingenten zuſammengeraffte Truppe, die eine Recognoſcirung machen ſollte, durch Schuld ihres Führers, gefangen, mit ihr ... Blumröder; er brachte daher das ganze Jahr 1813 in ruſſiſcher Gefangenſchaft zu, zum Glück in Kurland, wo er ... von ſeiten vieler kurländiſchen Edelleute der beſten Aufnahme erfreute. Im Februar 1814 heimgekehrt, mußte er wieder das Commando des ſchwarzburgiſchen, neugebildeten Contingents übernehmen, das zum dritten deutſchen Armeecorps ... und mit in das unglückliche Gefecht von Courtrai verwickelt wurde. Es waren freilich faſt lauter ungeübte Rekruten, ... im zerſtreuten Gefecht, das ſie nicht kannten, leicht über den Haufen geworfen wurden. Dieſer Feldzug iſt von Bucher ... trefflich bearbeitet und deſſen Werk auch in d. Bl. beſprochen worden. Der Verfaſſer erwähnt der ſächſiſchen K... welche die Flucht aufgehalten; ihr Führer, in Sachſen ... bekannt als ein deutſcher Haudegen von altem guten ... und Stahl, der kürzlich verſtorbene General von Berge, ... mitten unter eine ſolche Schar von Flüchtlingen: „Ihr ... verbrannten Kerls (ſo war ſein Lieblingswort, mit dem ... nicht blos Niedrige beehrte), wer commandirt euch?“ „... —ſche Herre!“ Hier nannten ſie das Rittergut ihres Commandeur, der zugleich ihr Gutsherr war, charakteriſtiſch, ... ſich noch als Landleute nicht als Soldaten fühlten. Die ... des Verfaſſers Erzählung. Den Feldzug von 1815, ... ſechsten und letzten, machte er bei dem norddeutſchen ... corps vor den Feſtungen mit. In den folgenden langen ... densjahren lebte er zu Sondershauſen, wo ihm der Fürſt ...

ouverneur des Erbprinzen übertrug und ihn in
erhob, dann aber, als der Prinz erwachſen war,
ndrath ernannte. Im Jahre 1848 nahm er auf
des Fürſten die Wahl zum deutſchen Parlament
rt an; bald nach der Rückkehr von dort ſuchte er
geſchwächten Geſundheit die Entlaſſung aüs dem
nach, die er 1850 endlich erhielt. Seitdem lebt
ezogenheit.
eſer einfach und anſprechend erzählten Lebensge-
n uns Erinnerungen an einige merkwürdige Män-
kanntſchaft mitgetheilt, an deren Spitze er den
Fürſten Günther Friedrich Karl ſetzt, um ihn, der
nnt worden, zu ehren. Dann begegnen wir Can-
Vater des Geographen, welcher als Kirchenrath
unkirchlichem Standpunkte ſtand; Wezel, dem zu
r beliebten Schriftſteller, der die 33 letzten Jahre
im Wahnſinn zubrachte, und vielen Andern. Von
allgemeinerm Intereſſe werden die Perſönlichkeiten
lskirche ſein, unter denen General von Radowitz
treffenden Zügen gut gezeichnet iſt: auch ein viel-
eiſt, deſſen hochherzige und edle Natur Jeder, der
eten iſt, wie auch ich in ſeinem letzten Wirkungs-
rdigen gelernt hat. Originell iſt Blumröder's Ver-
dy geweſen, der ſich als „Leibgeber redivivus“ mit
ſpondenz ſetzte. Bruchſtücke ſeiner Briefe, welche
erden, ſind höchſt ergötzlich.
ite Abtheilung führt außer dem bezeichneten den
: „Die Bewegungen meines geiſtigen Lebens.“
hau, in welcher die Anſichten des Verfaſſers über
oſophie und Religion, wie er ſie in zahlreichen
geſprochen hat, gleichſam zuſammengefaßt ſind.
die Zukunft, auf die Vergangenheit geſtützt, be-
Werk. Wir verſagen uns, in dieſe zweite Ab-
er einzugehen, da wir beſcheidentlich ſtets das
feſthalten und nicht über Dinge abſprechen wol-
wir nicht mitſprechen können. Der Leſer urtheile

Karl Guſtav von Berneck.

Notiz.

Béranger.

Mäurer in Zürich hat im Feuilleton der „Neuen
ng“ einen durch mehre Nummern laufenden Auf-
anger erſcheinen laſſen, deſſen wir hier gedenken,
ihm hervorgeht, Mäurer in Paris, wo er länger
re die beiden Söhne des Oberſten Thorn unter-
in dieſer Stellung die intereſſanteſten Bekannt-
achen Gelegenheit hatte, mit Béranger auch in
Verkehr geſtanden hat. Béranger bemerkte einmal
n Kaminfeuer „in der einfachen ſchlichten Weiſe,
hr auszeichnete“, gegen Mäurer: „Meine Ver-
n mir früher häufig vorgeworfen, daß ich unter
he verſäumt Das zu machen, was man ſo oben-
nt. Ich habe aber wol immerhin ein viel höheres
ſie mir gewünſcht haben. Wer ſich an einer
er an einem Pot-au-feu geſättigt, dem lüſtet
ch Braten. Die Verhältniſſe, worin ich meine
Jugend verlebt, haben mich vor Magenſchwäche
vor einer Menge von Bedürfniſſen bewahrt, die
in der Wiege anerzogen werden. Als ich ſie
ſah ich die tiefe Sklaverei, worein ſie ſonſt brave
zen, und ich ließ mich nicht weiter mit ihnen
fürchtete, ihnen meine Freiheit, meine Muſe
um Opfer bringen zu müſſen. Sie ſehen, ich
die Noth mir nicht gerade mehr ihre Geſetze vor-
urem Egoismus der Mäßigkeit und Enthaltſam-
Ich begreife übrigens auch ganz gut die Leute,
oismus zuweilen vergeſſen, und habe ſie mit
beſchenkt, weil ich es nicht für ſchicklich halte,

ſtumm ins Glas zu ſchauen. Was meine Abneigung gegen öffentliche Staatsämter betrifft, ſo habe ich geſehen, daß immer Leute vorhanden waren, die dazu ſtärkern Hang und größere Vorliebe zeigten als ich. Es wäre alſo ſehr unrecht von mir geweſen, wenn ich geſucht hätte, den Vorſprung über ſie zu gewinnen oder ihnen gar in die Beine zu rennen. In der Republik, wo nicht der Einzelne nach Gunſt und Laune über Aemter verfügt, würde ich anders gedacht und gehandelt haben und das Vertrauen, das meine Mitbürger in meine zweifelhafte Staatskunſt geſetzt, hätte vielleicht das Vertrauen zu mir ſelbſt erweckt.“ Mäurer bringt hierbei Manches zur Sprache, was nicht nur für Béranger als Menſch und Dichter, ſondern auch für die Franzoſen ehrenvoll iſt. Als Béranger unter der Reſtauration wegen einiger oppoſitionellen Gedichte zu neunmonatlichem Gefängniß, 10,000 Fr. Geldbuße und zur Tragung der Koſten verurtheilt wurde, war dieſe Summe wie im Umſehen von ſeinen Verehrern aufgebracht. Er ſelbſt erzählte: „Außer den Beſuchen Chateaubriand's, Caſimir Delavigne's, Jacques Lafitte's, Caſimir Perier's, der Generale Lafayette und Lamarque empfing ich während dieſer Zeit die rührendſten Beweiſe von der Sympathie des Volks. Jeden Morgen beſchenkte es mich mit einem friſchen Blumenſtrauße, mit Früchten und andern Dingen, die meinem Herzen Freude machten, weil ſie mir in ſo ſchlichter einfacher Weiſe geboten wurden. Auch ſtehen dieſe Monate, obwol ich während derſelben der Freiheit beraubt war, in meiner Bruſt als Feſttage eingeſchrieben, die ich um keinen Preis aus meinem Leben wegwiſchen möchte.“ Sechs Auflagen ſeiner Gedichte wurden während dieſer Zeit vergriffen. Schmidt-Weißenfels, der dem Dichter jüngſt in der „Gartenlaube“ einen begeiſterten Nachruf widmete, bemerkt, daß die hunderttauſend Arbeiter, denen es unterſagt war, ſich an dem Leichenbegängniß zu betheiligen, zur Kundgebung ihres Schmerzes ſich wenigſtens mit Immortellenſträußchen geſchmückt hatten, und an andern Orten laſen wir, es liefen täglich ſo viel Kränze und Immortellenſträuße für Béranger's Grab ein, daß ſie bereits einen kleinen Berg darauf bildeten und auf 40—50,000 geſchätzt wurden. Wir wollen weiter keine Vergleiche anſtellen, ſondern nur bemerken, daß dieſer Ausdruck von Sympathie als ein ebenſo zarter wie gemeinſam nationaler Bewunderung verdient, und daß man es nur beklagen muß, wenn eine ſo generöſer Aufwallungen fähige Nation doch durch ein eigenthümliches Ungeſchick ſich ſelbſt dazu verurtheilt, immer wieder in den Schraubſtock willkürlicher Maßregeln gepreßt zu werden und der Freiheit höchſtens Immortellenſträußchen widmen zu können. **H. M.**

Bibliographie.

Apel, T., Vom Herzen zum Munde, vom Munde zum Herzen. Lieder und Gedichte. Leipzig, O. Wigand. 16. 20 Ngr.

Auslegung der Epiſtel St. Pauli an die Koloſſer. Aus dem Nachlaſſe einer chriſtlichen Jungfrau. Mit einem Briefe von Claus Harms als Vorwort. Berlin, W. Schultze. 16. 10 Ngr.

Baader's, F. v., sämmtliche Werke. 15ter Band. 2te Hauptabtheilung: Nachgelassene Werke. 5ter Band. — A. u. d. T.: Biographie und Briefwechsel. Herausgegeben von F. Hoffmann. Leipzig, Bethmann. Gr. 8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Bagge, O., Ein Wort der Verſtändigung in den kirchlichen Wirren der Gegenwart mit beſonderer Beziehung auf die von Herrn Ober-Conſiſtorial-Rath und Hofprediger Dr. Schwarz zu Gotha am 9. November 1856 gehaltene Antrittspredigt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 16 Ngr.

Die Leipziger Credit-Anſtalt als Muſterbild des Credit-Anſtalt-Syſtems. Ein Beitrag zur Culturgeſchichte des 19. Jahrhunderts. Dresden, am Ende. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rahel und ihre Zeit.

Von

Eduard Schmidt-Weißenfels.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rahel Varnhagen von Enſe iſt von ihrem Gemahl, kurz nach ihrem Tode, ein ſchönes Denkmal durch die Herausgabe des Briefwechſels geſetzt worden, den ſie mit den größten Geiſtern des erſten Viertels unſers Jahrhunderts unterhielt.

Mit Zugrundelegung dieſes Materials iſt das vorliegende Buch gearbeitet worden, als eine Charakteriſtik dieſer vielbedeutenden Frau und der großen Zeit, welche zwiſchen der Franzöſiſchen Revolution und der Julibewegung liegt und Deutſchlands größte Dichter- und Denkerzeit einſchließt. Die hervorragenden Perſönlichkeiten, die ſich um Rahel bewegten, von Goethe an bis Hegel, bilden in dieſem Werke die Gruppen eines Tableau, als deſſen Hauptperſon Rahel erſcheint. Die Verhältniſſe Norddeutſchlands in jener Zeit bilden den Hintergrund dieſes Gemäldes, während die Verbindungen, die Rahel mit den bedeutendſten Männern ihrer Zeit unterhielt, Gelegenheit zu einer Menge von literariſchen Porträts geben, wie von Prinz Louis Ferdinand, Wilhelm von Humboldt, Schlegel, Goethe, Jean Paul, Fouqué, Varnhagen von Enſe, Fürſt de Ligne, Gentz, Fichte, Görres, Iffland, Frau von Staël, Börne, Hegel, Victor Hugo, Thiers, Benjamin Conſtant u. A.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Meine Wanderung durchs Leben.

Ein Beitrag zur innern Geſchichte der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts

von Dr. **Gerd Eilers,**

königl. preuß. Geheimen Regierungsrathe a. D.

Zweiter Theil. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der erſte Theil dieſer Schrift hat in den literariſchen und politiſchen Kreiſen ſo viel Aufmerkſamkeit erregt und in den öffentlichen Blättern ſo günſtige Beurtheilungen erfahren, daß die gegenwärtige Fortſetzung gewiß allgemein willkommengeheißen werden wird. Es ſind intereſſante und werthvolle Memoiren zur Zeitgeſchichte, die hier geboten werden: Schilderungen des geiſtigen und politiſchen Zuſtandes Deutſchlands ſeit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, angeſchloſſen an eigene Erlebniſſe und Berührungen mit hervorragenden Perſönlichkeiten, beſonders dadurch ſich auszeichnend, daß der Verfaſſer überall die volle Wahrheit geben kann und ſie ohne Scheu und Verhüllung wirklich gibt.

Während der erſte Theil (2 Thlr.) in Jever, Heidelberg und Göttingen, Frankfurt a. M. und Bremen ſpielt und u. A. den Geſchichtſchreiber Schloſſer, Voß, Paulus, Neander und den Freiherrn vom Stein ſchildert, behandelt der zweite Theil die politiſchen, kirchlichen und pädagogiſchen Zuſtände Preußens und insbeſondere der Rheinprovinz in den zwanziger Jahren, wobei namentlich Schleiermacher und andere bedeutende Perſonen ausführlicher vorgeführt werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Liepzi

Conversations-Lexil

Allgemeine deutsche Real-Encyklo
die gebildeten Stände.

Zehnte, verbesserte und vermehrte Au

Vollständig in 15 Bänden.

Gr. 8. 20 Thlr. Elegant gebunden in Leinwan
in Halbfranz 25 Thlr. 25 Ngr. **Prachtausgabe**

Diese zehnte Auflage des **Conversations-L**
im Laufe eines halben Jahrhunderts zu einem **N**
der Deutschen geworden ist und vor allen direc
directen Nachbildungen stets den Vorrang beh
die allgemeinste Anerkennung und lebhafteste
gefunden. Sie kann **in allen beliebigen Termi**
dermassen bezogen werden:

vollständig auf einmal zu dem Preise von 2
in einer neuen Ausgabe in 15 Bänden zu 1 Th
in 120 Heften zu 5 Ngr.;
in 60 Viertelbänden zu 10 Ngr.

Vor dem Veralten des Werks sind die Abnel
ein **Ergänzungswerk** von zugleich **selbständig**
gesichert, unter dem Titel:

Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations

Dieses erscheint seit Januar 1857 in **monatl**
ten zu 5 Ngr. und ist von der Kritik bereits
höchst anerkennend besprochen worden.

Aeltere Auflagen des Conversations-Le
werden durch jede Buchhandlung gegen die neue
Auflage für 12 Thlr. (statt 20 Thlr.) umgetauscht

Brockhaus' Reise-At

Entworfen und gezeichnet von **Henry La**

Plan von Leipzig (mit 10 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Leipzig nach Dresden. Zweite Auflage.
Plan von Dresden (mit 10 Abbildungen). Zweite Auflage.
Die Sächsische Schweiz (mit 9 Abbildungen). Dritte Auflage.
Eisenbahn von Prag nach Bodenbach (mit 3 Abbildungen). Zw
Eisenbahn von Leipzig nach Hof (mit 2 Abbildungen). Zwe
Eisenbahn von Hof nach Nürnberg (mit 6 Abbildungen). Zw
Eisenbahn von Nürnberg nach Augsburg (mit 2 Abbild.). Zw
Eisenbahn von München nach Augsburg u. Ulm (mit 8 Abb.).
Plan von München und **Eisenbahn von München nach Starnb**
Die Donau von Donauwörth bis Passau (mit 2 Abbildungen).
Die Donau von Passau bis Linz und Wien (mit 6 Abbild.). (D
Eisenbahn von Frankfurt a. M. nach Bamberg (mit 2 Abbild
Der Rhein von Mainz nach Koblenz (mit 4 Abbildungen).
Der Rhein von Koblenz nach Köln (m. 1 Abb. u. Karte d. Sie
Plan von Kassel.
Eisenbahn von Leipzig und Halle nach Eisenach (Der Thüring
Eisenbahn von Berlin nach Hamburg (mit 4 Abbildungen).
Plan von Hamburg.
Plan von Breslau.

Preis des Blattes 5 Sgr.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

rariſche Unterhaltung.

wöchentlich. — Nr. 36. — 3. September 1857.

für literariſche Unterhaltung erſcheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preiſe von 12 Thlrn.
[rn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Aus-
landes nehmen Beſtellungen an.

Wiſſenſchaftslehre. — Deutſche Dialektdichtungen. Von Emanuel Raulf. — Pſychologiſche Studien in Novellen. — Notiz. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Wiſſenſchaftslehre.

mus der Wiſſenſchaft und die Philoſophie der
Von Adolf Helfferich. Leipzig, Brockhaus.
3. 2 Thlr. 20 Ngr.
haftslehre von Guſtav Biedermann. Erſter
Lehre vom Bewußtſein. Leipzig, Teubner.
8. 1 Thr. 15 Ngr.

i dieſe beiden Werke unter eine und die-
ſammen, nicht nur weil ſie im Allgemei-
en wiſſenſchaftlichen Gebiet, dem philoſo-
hören, ſondern vornehmlich, weil ſie trotz
rſchiedenheit in Anlage und Behandlung
iverſaliſtiſchen Charakter anſichtragen und
inen nicht unbedeutenden Einfluß auf die
kelung unſerer Wiſſenſchaft ausüben wer-
ſe gegenwärtig eines ſolchen wohlthätigen
dringend bedarf, darüber ſind wol Alle,
innerhalb ihrer Schranken ſtattfindenden
ungen zuſehen, vollkommen einig. Cha-
zunächſt die äußere Erſcheinungsform ins
und dem unmittelbaren Eindrucke folgend,
is eine vorwiegend materialiſtiſche, ſo dürfte
l gegen dieſe Einſeitigkeit, inſofern dieſelbe
itig ganz berechtigten Reaction gegen eine
Transſcendentalphiloſophie und dem Streben
aus den Feſſeln eines beſchränkten aprio-
ms ihren Grund hat, zunächſt in der Re-
tes nach den inzwiſchen gewonnenen Er-
eiterten und zugleich vertieften rationalen
ſuchen ſein, wie die Biedermann'ſche
ehre" ihn in Ausſicht ſtellt. Sieht man
ſo wird man erkennen, daß nicht blos
, ſondern auch die Urſache jener bedauer-
keit in der Zerſplitterung des wiſſenſchaft-
liegt, vermöge deren ſich zuvörderſt die
aft von der Geiſteswiſſenſchaft losgeriſſen,

den Anbau der letztern zurückgedrängt und beeinträchtigt, aber damit zugleich den höchſten gemeinſamen Erkenntnißgrund verloren und ſich, wie dies bei der organiſchen Natur des Wiſſens nicht anders möglich war, auch der Gefahr einer anfangs wenig beachteten, aber jetzt immer mehr zutage tretenden innern Zerriſſenheit bloßgeſtellt hat, ein Zuſtand, der natürlich auch auf die Geiſteswiſſenſchaften nicht ohne nachtheiligen Einfluß geblieben iſt und allmälig ſelbſt unſere ſittlichen Beſtände mit gleicher Zerrüttung bedroht. Denn theilen wir auch nicht die wirkliche oder angebliche Befürchtung Jener, welche ohne weiteres den theoretiſchen und praktiſchen Materialismus miteinander identificiren und daraus Veranlaſſung nehmen, uns ihren „Köhlerglauben" als puren Idealismus aufzutiſchen und der freien Wiſſenſchaft den Krieg zu erklären, die Befürchtung nämlich, als ob durch die materialiſtiſche Richtung der Wiſſenſchaft der ſittliche, freilich nicht von nackten poſitiven Dogmen getragene Kern unſers Volksbewußtſeins bereits angegriffen und mit den vor den handgreiflichen Reſultaten naturwiſſenſchaftlicher Forſchung nicht mehr beſtehen könnenden objectiven Grundlagen der bisherigen ethiſchen Grundanſchauung der großen Maſſe jede ſolche Grundlage überhaupt in Frage geſtellt ſei, ſo läßt ſich doch nicht in Abrede ſtellen, daß bei dem weſentlichen, in gleichem Urgrunde beruhenden Zuſammenhange des theoretiſchen und praktiſchen Selbſtbewußtſeins mit der Zeit eine ſolche nachtheilige Einwirkung, zunächſt auf die Pfleger der Wiſſenſchaft, welche, wenn ſie ihres ihnen ſchon von einem Fichte und Schleiermacher ſo eindringlich und klar vorgezeichneten prieſterlichen Berufs eingedenk bleiben, zugleich Wächter der Sittlichkeit untet ihren Volks- und Zeitgenoſſen ſind, nicht wohl ausbleiben kann. Wir ſprechen es, darin allerdings von der Auffaſſung Helfferich's einigermaßen, wenn auch nicht weſentlich abweichend,

geradezu aus, daß für unſere Zeit der Drang nach Univerſalismus des Erkennens ganz ebenſo als die Herzwurzel einer geſunden moraliſchen Exiſtenz und Fortentwickelung anzuſehen iſt, wie zur Zeit und auf dem Standpunkte der Reformation der Glaube im Gegenſatz der Werkheiligkeit. Es wäre eine lohnende Aufgabe für die Geſchichte der Ideen, den Entwickelungsgang des Verhältniſſes der katholiſchen Kirche einerſeits und der proteſtantiſchen andererſeits zu der mehr oder weniger univerſaliſtiſchen Auffaſſung der Wiſſenſchaft genau zu verfolgen, wobei namentlich der Jeſuitismus beziehungsreiche Anknüpfungspunkte darbieten würde. Was alſo der Gegenwart vor allem noththut, das iſt die Rückkehr zu einem freilich nicht blos mit abſtracten Begriffen ſpielenden, in den Feſſeln eines Syſtems oder den Formeln einer einſeitigen Methode befangenen, ſondern mit wahrhafter Freiheit auf dem von Tag zu Tag ſich immer mehr erweiternden Felde naturwiſſenſchaftlicher und hiſtoriſcher Forſchung ſelbſtändig ordnenden und organiſirenden, dabei aber zugleich von einem echtſittlichen Bewußtſein des höchſten Erkenntnißzwecks durchdrungenen Univerſalismus der Wiſſenſchaft. Aus dieſem Grunde begrüßen wir das oben angezeigte Werk von Helfferich als eine der bedeutendſten Erſcheinungen nicht blos auf dem Gebiete unſerer philoſophiſchen Literatur, ſondern unſers nationalen Geiſteslebens überhaupt: es iſt mehr als ein Verſuch, es iſt ein glänzendes Muſter der Ausführung der ſoeben von uns bezeichneten Aufgabe, ſoweit nämlich der Stand der Forſchungen in den einzelnen Wiſſenſchaften dieſelbe bisjetzt möglich macht.

Helfferich ſelbſt ſagt uns im Vorwort, daß er keine philoſophiſche Encyklopädie in herkömmlicher Weiſe habe ſchreiben wollen, ſondern den weltgeſchichtlichen Proceß der Ideenwelt und deren unmittelbaren Zuſammenhang mit den Thatſachen unſers Selbſtbewußtſeins — was freilich jede wahrhaft wiſſenſchaftliche Encyklopädie ſein ſollte — darzuſtellen unternommen habe, wobei er nach Kräften bemüht geweſen ſei, die Natur der Dinge ſelbſt und vor allem die menſchliche Seele zum Worte kommen zu laſſen und bei den einzelnen Abſchnitten insbeſondere den geſchichtlichen Beruf der Philoſophie in das richtige Verhältniß zu bringen mit dem ſich maſſenhaft anſammelnden Stoffe und damit zugleich die hervorragenden Probleme in die für ſie günſtigſte Perſpective zu rücken. Dieſes ſelbſtgeſteckte und überall klar im Auge behaltene Ziel hat nun auch der Verfaſſer in wirklich meiſterhafter Weiſe erreicht. Vorurtheilsfreie Dahingabe an die Erſcheinung und ihren Zuſammenhang mit der Ideenwelt und in Uebereinſtimmung damit eine den jedesmaligen Erfoderniſſen der einzelnen Partie der Darſtellung naturgemäß angepaßte Methode, die der Verfaſſer im Allgemeinen als eine zwiſchen analytiſchem und ſynthetiſchem Verfahren vermittelnde genetiſche bezeichnet, auf der einen Seite, und auf der andern Seite eine echtſittliche Auffaſſung als Grundlage ſeiner intellectuellen Weltanſchauung im Großen und Ganzen ſowie als Beſtimmungsgrund der den einzelnen Wiſſenſchaften geſteckten Zielpunkte ſind die Eigenſchaften, welche das Werk charakteriſiren. Jene Unbefangenheit in der Auffaſſung, jene Freiheit in der Behandlung, jenes überall hervorleuchtende und Alles durchdringende perſönliche ſittliche Bewußtſein und außerdem eine zugleich lebendige und würdevolle, anmuthige und kernige, klare und ſchwungvolle, oft begeiſterte Darſtellung laſſen in dem Verfaſſer einen würdigen Schüler und Nachfolger Schleiermacher's erkennen. Wir können dem bereits in der Einleitung ausgeſprochenen Grundſatze, daß es gegen den bisher in der Wiſſenſchaft herrſchend geweſenen rationellen Formalismus kein wirkſameres Heilmittel gebe als die Rückkehr zu dem friſchen und unmittelbaren Denkſyſtem und der ethiſchen Weltanſchauung dieſes großen Philoſophen, ſowie dem überall im Einzelnen, namentlich aber auf dem Gebiete der Rechts- und Religionswiſſenſchaft beigebrachten und mit Entſchiedenheit hervorgehobenen Nachweiſe, daß in der Schleiermacher'ſchen Philoſophie inſofern ein weſentlicher Gegenſatz zu und Fortſchritt über die letzten idealiſtiſchen Syſteme läge, als erſt in ihr das in der letztern verkümmerte perſönliche Moment und damit die Grundbedingung aller ſittlichen Freiheit wieder zur Geltung gekommen ſei, vollkommen beiſtimmen, vorausgeſetzt, daß man den Schleiermacher noch von ſeinem Ausgangspunkte, dem ſubjectiven Idealismus Fichte's, her anklebenden Mangel einer objectiv hiſtoriſchen Auffaſſung gehörig in Anſchlag bringt und die unſterblichen Errungenſchaften Schelling's und vor allem Hegel's auf dieſem Gebiete anerkennt und mit der ſubjectiv ethiſchen Weltanſchauung Schleiermacher's zu vermitteln ſtrebt. Helfferich hat dies im Ganzen auch anerkannt, im Einzelnen jedoch, wie es ſcheint infolge ſeines überall entſchieden hervortretenden Widerwillens gegen den kalten und oft leeren Formalismus und Schematismus der vorausgegangenen Syſteme, nicht ſo allſeitig durchgeführt, wie es unſerer Anſicht nach hätte geſchehen ſollen.

Wir würden unſere Aufgabe gänzlich verkennen, wollten wir auf eine genauere Kritik der einzelnen Theile des uns vorliegenden Werks eingehen. Dieſe müßte nicht nur die uns geſteckten Grenzen weit überſchreiten, ſondern auch den Standpunkt der verſchiedenen Specialwiſſenſchaften einnehmen müſſen, deren Gebiete ſein reicher Inhalt berührt. Da ohne Zweifel die kritiſchen Organe dieſer Wiſſenſchaften ohnehin von einer ſo wichtigen Erſcheinung Notiz nehmen werden, ſo glauben wir in Uebereinſtimmung mit der Tendenz dieſes mehr das allgemeine literariſche und culturhiſtoriſche Intereſſe vertretenden Blattes unſern Leſern am meiſten damit zu dienen, wenn wir ihnen eine gedrängte Ueberſicht des Inhalts bieten, die freilich, da das Buch ſelbſt im Grunde genommen auch nur eine freilich in echtkünſtleriſchem Geiſte verarbeitete Ueberſicht der bisher auf den verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Gebieten erzielten Reſultate enthält, nur ganz ſkizzenartig ausfallen und am allerwenigſten von der faſt überall ſcharfſinnigen und tiefen und ſelbſt da, wo ſich eine Lücke und ein Sprung fühlbar

kreichen und eleganten Ausführung einen Br-
kann.
n erſten Abſchnitte mit der Ueberſchrift „Die
und Wiſſenſchaft" ſtellt uns der Verfaſſer
vornherein auf den ihm eigenthümlichen prak-
en Standpunkt, welcher ſpäterhin für die An-
ınd Eintheilung der ganzen Stoffmaſſe von
wird und dem Buche einen von den gewöhn-
yklopädien, namentlich auch von der Hegel'-
entlich abweichenden Charakter verleiht. Da-
ie Univerſitätswiſſenſchaft für den Culturſtaat
enſchliche Geſellſchaft die Vermittlerin zwiſchen
iſchen Erkenntniß und dem praktiſchen Ge-
elben, zwiſchen dem Wiſſen und dem Leben;
phie aber hat nur den Anſpruch, ihre Propä-
ein, zwiſchen den beſondern Disciplinen ver-
wirken und die von Tag zu Tag ſich häu-
aſſen des wiſſenſchaftlichen Stoffs gewiſſer-
ſig und in Berührung untereinander und mit
es Wiſſens überhaupt zu erhalten. Dieſen
Zuſammenhang zwiſchen Leben und Wiſſen
ſodann der Verfaſſer in einer kurzen Darſtel-
on den Univerſitäten ſeit ihrem Entſtehen bis
egenwart eingenommenen Stellung und der
n Philoſophen der Neuzeit, einem Kant (im
r Facultäten"), Fichte (in den „Vorleſungen
Beſtimmung des Gelehrten"), Schelling (in
eſungen über die Methode des akademiſchen
"), Schleiermacher („Gelegentliche Gedanken
rſitäten im deutſchen Sinn") und Steffens
e Idee der Univerſitäten"), gemeinſamen ſitt-
aſſung von dem Inhalt und Zweck der Uni-
ung.
der Name der Univerſität, fährt der Verfaſſer
zweiten Abſchnitte, „Der Menſch als Indi-
fort, ſetzt nothwendig ein einheitliches Object
ſchaft voraus; dieſes Object iſt der Menſch
allein, aber nicht jenes verkümmerte Schatten-
man nichts läßt als das bischen Leben und
, ſondern der Menſch in dem ganzen Umfang
eit, in der Fülle ſeines individuellen, ſubjecti-
erſönlichen Seins, als der Reflex der ewigen
einem Worte: der Menſch als vollkommene
eit, gleichmäßig ausgerüſtet mit intellectuellen
en Kräften, mit dem Beruf, das Ewige der
r reiner an ſich darzuſtellen und mit der An-
auf eine unmittelbare Gemeinſchaft mit dem
Idee. Dieſe Foderung tritt von ſelbſt zu einer
punkte der heutigen Wiſſenſchaft entſprechenden
, die ſich fruchtbar und maßgebend erweiſt
griffsbeſtimmung der einzelnen Wiſſenſchaften.
ch iſt die vollendetſte Form organiſchen Lebens
er Schranken von Raum und Zeit. Sowol
iſche als die organiſche Naturbetrachtung kom-
Weſentlichen darin überein, daß der Lebens-
h ein doppeltes Reflexionsverhältniß des leben-
ividuums zu der Welt bedingt ſei: entweder
reflectirt ſich die Außenwelt in das lebendige Individuum, oder das Individuum reflectirt ſich in die Außenwelt. Wie ſich das Ich in erſterer Beziehung theoretiſch, in letzterer praktiſch verhält, ſo ließe ſich daſſelbe von jedem lebenden Organismus ſagen: man braucht nur das theoretiſche Verhalten organiſche Empfindung und das praktiſche organiſche Bewegung zu nennen, in deren fortwährendem Wechſelſpiel ſich das Leben offenbart. Auf der niederſten Stufe ſind beide noch untrennbar ineinander verſchlungen und ſchlechthin identiſch mit dem Proceß der Ernährung und Fortpflanzung; in höhern Bildungen treten ſie immer beſtimmter auseinander; die Vortrefflichkeit eines Organismus beſtimmt ſich aber lediglich nach der gleichmäßigen und harmoniſchen Entwickelung aller Empfindungs- und Bewegungsorgane. Nach dieſem Maßſtabe ſteht der Menſch auf der Spitze dieſer Pyramide lebendiger Bildungen. Bei geſteigerter Fähigkeit zur Reflexion mannichfaltigerer Reize wird die einfache Empfindung zum Sinn, die Bewegung zum Trieb, in denen es zur definitiven Scheidung zwiſchen Subject und Object kommt und die ſich nach den verſchiedenen Zuſtändlichkeiten des (materiellen) Objects als einzelne Sinne und Triebe darſtellen. Die wirkliche Einheit von Sinn- und Triebleben macht das Weſen der Individualität aus, die ſonach nur den Thieren zukommt und ihr feſtes Gepräge durch den Inſtinct erhält, welcher, richtig aufgefaßt, die Seele des Individuums oder das Individualitätsprincip iſt. Ein Reſultat des geſammten Wechſelverhältniſſes zwiſchen Sinnen und Trieben, eine Frucht des Inſtincts, keineswegs aber das Ergebniß einzelner Sinne iſt die Geſammtanſchauung des Raums, von deſſen localer Färbung das Individuum ſein ganzes Leben über nicht loskommen kann. Und wie das Individuum überhaupt mit dem Boden in innigſter Wechſelbeziehung ſteht, ſo zerfiel auch die Menſchheit durch das Zuſammentreffen klimatiſcher, atmoſphäriſcher und örtlicher Verhältniſſe in der Zeit ihrer Kindheitsentwickelung, wo die vegetativen und plaſtiſchen Syſteme im Organismus noch vorherrſchten, in eine Mehrheit ſogenannter Racen, die bisher von der Wiſſenſchaft nach verſchiedenen willkürlichen Analogien verſchieden beſtimmt worden ſind. Legt man aber das Verhältniß von Trieb und Empfindung der Eintheilung zugrunde, ſo hat man drei verſchiedene Racen zu unterſcheiden: die Neger als Repräſentanten des reizbaren Sinnenlebens, die Mongolen (Turanier) als Repräſentanten des beweglichen Trieblebens und die Kaukaſier (Iranier) als Repräſentanten einer glücklichen Miſchung zwiſchen Sinnen- und Triebleben mit feſtausgeprägter Individualität, eine Eintheilung, welcher auch die geographiſchen Profile der ſogenannten Alten Welt und der bisherige Entwickelungsgang der Geſchichte das Wort reden, wogegen die Bewohner der neuen Continente nur als Miſchbevölkerungen in Betracht kommen können. Aehnlich verhält es ſich mit den Unterſchieden der auf einer Wechſelwirkung zwiſchen der Beſchaffenheit des Leibes und der Seele beruhenden Temperamente.

Die Seele, ſo iſt der Gedankengang im dritten Abſchnitt vom „Selbſtbewußtſein", entwickelt ſich allmälig von dem ſchon im Thiere vorhandenen dunkeln Bewußtſein, welches die einzelnen Acte der Naturſeele in einen gemeinſamen Mittelpunkt ſammelt, zur höhern Potenz des Selbſtbewußtſeins, deſſen doppelte Reflexion ſich hier als Intelligenz und Freiheit offenbart, von denen man jene als Selbſtſchauung, dieſe als Selbſtbejahung bezeichnen kann. Mit den Sinnen geeint producirt das Selbſtbewußtſein durch Begrenzung der einzelnen Empfindungen die Wahrnehmung, in welcher die Anſchauung von Raum und Zeit ſowie die Maßbeſtimmungen für die allgemeinen Cohäſionsverhältniſſe der Materie bereits mitbegriffen ſind. Indem der ſelbſtbewußte Wille der Intelligenz durch die Aufmerkſamkeit Nachdruck verleiht, entſtehen Vorſtellungen, d. h. Wahrnehmungen ohne die Empfindung und ihren Gegenſtand. In der Aſſociation der Vorſtellungen ziehen ſich auch bei halb wiedererſchlaffter Willenskraft einzelne Reihen vermöge des in der ganzen Natur herrſchenden Geſetzes je nach ihren verwandtſchaftlichen Verhältniſſen einander an; productiv erſcheint dieſelbe aber erſt da, wo das Bewußtſein ſie für einen beſtimmten Zweck in Verbindung zu bringen ſucht. In der Erinnerung reproduciren ſich die Wahrnehmungen; die Einbildungskraft ſchafft neue, von dem Inhalt der Wahrnehmungen und dem Erinnerungsvermögen unabhängige Vorſtellungen. Es iſt dies dieſelbe Thätigkeit, vermittels deren wir einander verſtehen; ſelbſt der abſtracteſte Gedanke muß erſt durch das Medium der Einbildungskraft hindurchgegangen ſein und auch die Sprache ſelbſt muß als ihr Werk gedacht werden. Nur darf ſie ſich der Leitung des Verſtandes nicht entſchlagen, ſondern muß Schemata der Vorſtellungen bilden und dieſelben bis in ihre kleinſten Theile zerlegen und generaliſiren. Um dem Schema ſeine Unbeſtimmtheit zu nehmen, bedarf es des Urtheils, welches das Schema als Begriff begrenzt und als ein ſchlechthin Allgemeines begreift. Daß das Urtheil eine Zuſammenſetzung zweier Begriffe ſei, iſt ein altes Misverſtändniß, dem die neuerdings wiederhergeſtellte Verbindung der Logik mit der Grammatik ein Ende gemacht hat: vielmehr bildet die ſchematiſche Vorſtellung den Ausgangspunkt, der Begriff den Zielpunkt für das Urtheil. Aus dieſem pſychologiſchen Hergang folgt unter Anderm die Priorität des Subſtantivs vor dem Verb; denn auch das unperſönliche Urtheil iſt im Grunde nur eine verſtümmelte Form des identiſchen, der Grundſäule, ohne die all unſer Denken zuſammenſtürzt. Erſt mit der identiſchen Vorſtellung kann die Urtheilskraft jenen analytiſchen Proceß beginnen, der die treibende Macht in aller Erfahrung iſt, indem zunächſt die äußern, ſpäter auch mittelbar die innern Merkmale ins Auge gefaßt werden. Alsdann kommt das ſynthetiſche Vermögen der Urtheilskraft an die Reihe, welches das Verhältniß der Merkmale unter ſich in ihrer Beziehung zu dem einheitlichen Zweck des Begriffs feſtzuſtellen, das Gleichnamige zu coordiniren, das Ungleichnamige zu ſubordiniren und während dieſer Operation abſtrahirend das Zufällige und Weſentliche aus der Sphäre des Begriffs auszuſcheiden hat. Allein der ſchematiſche Begriff iſt nur dann für den Geiſt von Nutzen, wenn ſein Grund und ſeine Nothwendigkeit erkannt ſind. Ueber dieſe höchſte Aufgabe der Erkenntniß kann nur das Schlußvermögen Rede ſtehen, das zuletzt bis zur oberſten Urſache, der Vorausſetzung alles wiſſenſchaftlichen Erkennens fortſchreitet. Der Geiſt, inſofern er denkend thätig iſt, wird am beſten durch den Ausdruck Verſtand bezeichnet. Dieſer bedarf, um wirkſam ſein zu können, des Gedächtniſſes, in dem Alles, was der Geiſt durch theoretiſche Thätigkeit an Wahrnehmungen, Vorſtellungen, Begriffen verarbeitet hat, niedergelegt iſt. Der durch das Selbſtbewußtſein geadelte Trieb iſt das Gefühl und zwar, inſofern das Ich überhaupt begehrt, Selbſtgefühl, deſſen Energie Selbſtliebe heißt und im ſubjectiven Ich das Ewige und Allgemeine der Menſchennatur liebt. Wird das Selbſtgefühl unmittelbar erregt, ohne daß noch eine ſelbſtändige Reaction gegen das Object ſtattfindet, ſo entſteht Das, was wir mit dem beſondern Namen „Gefühl" belegen, und zwar bei unmittelbarer Förderung der Energie des Wollens durch das Object Freudigkeit, bei unmittelbarer Hemmung Traurigkeit, als gemiſchtes Gefühl zwiſchen beiden Hoffnung. Das Gefühl ſteigert ſich zum Affect, ſobald das Subject ſich auf das Object zurückbezieht, wodurch die Gemüthsaffection ſelbſt eine vermittelte wird. Vom Affect [illegible] deshalb ein gewiſſes Handeln unzertrennlich; geht dieſes angreifend zuwerke, ſo heißt der Affect Muth, verhält es ſich abwehrend, Furcht, vereinigt es beide Beziehungen, Scham. Eigentlich handelnd verhält ſich aber [illegible] Subject erſt da, wo es ſeine Ueberlegenheit über [illegible] Object zu erkennen gibt, in der Leidenſchaft, welche [illegible] reine Willensenergie auf zweifache Weiſe offenbart, [illegible] weder durch Aneignung des ihr homogenen Stoff[illegible] in der Liebe, oder durch Abwehr des heterogenen [illegible] Haß. „Ein Mittleres aber, wie beim Gefühl und [illegible]fect, kann es in der Leidenſchaft nicht geben, weil [illegible] die reine Energie des freien Willens zur Erſchein[illegible] kommt und darum von einem geſpannten oder [illegible]geordneten Verhältniß des Subjects zum Object gar [illegible] die Rede iſt." (Dieſer Grund dürfte Wenige überz[illegible] ſo ſehr wir es billigen, daß der Verfaſſer hier nicht [illegible] jeden Preis ſchematiſirt, ſo erlauben wir uns doch [illegible] Frage: warum nicht z. B. die Bewunderung?) [illegible] Geſammtinhalt des praktiſchen Geiſtes nennen wir [illegible]müth, und wenn daſſelbe blos durch Vernunftzwecke [illegible] Grundſätze beſtimmt wird, Charakter; alle Funct[illegible] dieſer Entwickelungsſtufe aber faßt man am beſten [illegible] den Begriff Geiſt oder Subjectivität zuſammen, als [illegible] anomale Zuſtände der Traum, der Somnambulismus [illegible] der Ekſtaſe und die Geiſteskrankheit zu bezeichnen [illegible]

Die ſchöpferiſche Thätigkeit des Denkens und [illegible]lens, ſo knüpft der vierte Abſchnitt, von der „Perſ[illegible]keit", ſich an den vorhergehenden an, beginnt als [illegible] wo der von der Vernunft geleitete Wille ſich perſ[illegible] Der frei producirte Vernunftzweck ſind die Ideen, [illegible]

nſchlichen Perſönlichkeit zu erſchaffende Welt, roduct dieſer Thätigkeit die Perſon. Ihren nmt dieſelbe bei dem individuellen Habitus: ücken die Neigungen und Schickſale, die Mie- altung und Bewegung des Körpers, insbe- Arme und Hände, die jedesmalige Stim- Legt der Wille in die einzelnen Bewegun- ieder augenblicklich ſeine Abſichten hinein, ſo Geberdenſpiel, der Anfang aller Kunſt, zu- Vermittelung des Tanzes und der Mimik. tſten kommt die in der Geberde liegende Mit- zum Ausdruck in der Geberdenſprache, welche die in der ganzen beſeelten Natur verbrei- ſprache vorangedeutet iſt, aber erſt beim Men- ichenſprache wird. Die Sprache iſt der ſym- danke und bei aller Verſchiedenheit der Form lt nach ſämmtlichen Menſchen gemeinſam. menſter Ausdruck iſt die eigentlich ſogenannte ie Perſonification des idealen Gedankens ver- Lautelements. Dieſe erſcheint als unmittel- auch des organiſchen menſchlichen Weſens in cher und geiſtiger Geltung, indem ſich das nſo durch den ſprachlichen Ausdruck bildet, urch das Denken gefördert wird. In wei- ckelung zerlegt dann die perſonbildende Thä- beiden in der Sprache ſich organiſch durch- Beſtandtheile in zwei beſondere Stoffe, die wieder künſtleriſch verarbeitet. Richtet der Thun vorherrſchend auf das Lautelement, ſo Geſang, die Mutter aller muſikaliſchen Lei- ogegen es die Anfänge der bildenden Kunſt wenn zunächſt der Sinn fixirt und nunmehr ſchauung producirt wird. Man kann die he definiren als die ins Objective überſetzte ache, gleichviel ob ſie Bilder- oder Ideen- rift iſt. Schon in der Schriftſprache greift iber ſeine Leiblichkeit hinaus und faßt einen on Natur zugehörigen Stoff. Wenn er frei fügen will, muß er ein Recht dazu haben. ſich auf den erſten Blick, daß das Recht Dieſes ſubjective Rechtsprincip tritt am durch- und einſeitigſten im Römiſchen Recht hervor; hwert iſt die römiſche Welt gegründet und das r der Speer iſt das älteſte Symbol des Römi- , das urſprünglich nur originäre Erwerbungs- nach Gründung des Staats ſpricht ſich der- ſatz im Princip der abſoluten Volksſouveränetät tbindung des Delegatars derſelben von den Ge- Gegen dieſe äußerſte Conſequenz des einſeitig echtswillens liegt die nächſte und nothwendigſte de Gewalt in der Familie, wo ſich das Recht innen durch Unterordnung der Glieder unter als nach außen durch das ſich von dieſem von ſelbſt ordnende Verhältniß der Familien n analogen Zweck verfolgenden und analog Gemeinde organiſirt, weshalb auch die Ehe bjectiven Willen die objective Vorausſetzung des Rechts bildet. Für die indogermaniſchen Völker iſt es charakteriſtiſch, daß ſie von jeher eine wohlgeordnete Familie beſaßen, ſchon dadurch weiſt dieſer Stamm ſich als vorzugsweiſe zur Rechtsbildung geeignet aus; und doch, welche Kluft liegt zwiſchen der römiſchen und deutſchen Auffaſſung der Familie! Während dem römiſchen Paterfamilias die Familie als eine homogene Maſſe gegenüberſteht, über die er ein unbedingtes Verfügungsrecht hat, gliedert ſich die germaniſche Familie in heterogene Beſtandtheile, die vom Hausvater nach ihrer individuellen Art behandelt ſein wollen. Das germaniſche Recht unterſcheidet zwiſchen der Gewere an Sachen und der Vormundſchaft über Perſonen und individualiſirt dann jedes Recht weiter nach der concreten Natur des ſpeciellen Verhältniſſes. Darin liegt der gediegene Kern des feſten Autoritätsprincips, deſſen das Recht zu ſeiner lebendigen Darſtellung ebenſo wenig entrathen kann als des ſich fortwährend aus ſeinem eigenen Grunde erneuernden Willens. Mit der Vervielfältigung der Rechtsbedürfniſſe entwickelt ſich das Familienrecht zu dem der Genoſſenſchaft und des Staats, für den zuletzt nur noch die Ehe und das älterliche Verhältniß von weſentlicher Bedeutung bleiben, und inſofern iſt es richtig, daß die äußere rechtliche Organiſation der Familie im umgekehrten Verhältniß zur Reife der Staatsentwickelung ſteht. Allein das in dem Staatsbegriff zugeſpitzte Volksthum iſt eine Abſtraction und kann ſich zu erneuerter Freiheit und Selbſtändigkeit anders nicht kräftigen, als wenn es alle Lebensordnungen wieder eintaucht in ihre urſprüngliche Quelle: die Familie und deren natürliche Gewalt. Immer aber iſt das Recht um ſo vollkommener, je wirkſamer der ſubjective Rechtswille und die objective Rechtsmacht zu organiſcher Einheit ineinandergreifen, deren vollkommenſter Ausdruck gegenüber der todten Satzung das durch das Chriſtenthum geſchaffene freie Staatsbürgerthum iſt.

Mit dem Recht als ihrer Vorausſetzung aufs engſte verknüpft iſt die Sitte, die ſich außer der Familie bildet und etwas durchaus Freiwilliges bleibt, weil der hier von der perſonbildenden Thätigkeit bearbeitete Stoff die Geſelligkeit oder die freie Beziehung der durch das Recht gebundenen Subjecte zueinander iſt. Sie erſcheint zunächſt als ein ernſtes Spiel, das zu einer dauernden Gewohnheit und dadurch zu einer conſtanten Regel wird. Die Nachahmung nämlich, welche den in der Gewohnheit feſtgewordenen Gehalt der Perſönlichkeit durch Aneignung des an Andern Wahrgenommenen zu erweitern ſtrebt, geſchieht in der Regel ſpielend; die eigentliche Triebfeder des Spiels aber iſt das Misverhältniß zwiſchen Vorſtellen und Darſtellen, weshalb Spielen ſoviel heißt wie Symboliſiren: ein Act, wodurch die Sinnenwelt zum bloßen Träger der Innenwelt herabgeſetzt wird, ſodaß für das Bewußtſein dieſe Fiction ebenſo wirklich iſt wie das ſinnlich wahrgenommene Object, ja in höherm Grade wirklich, weil ſie ſeinem ſelbſtändigen Daſein angemeſſener iſt als die äußere Gegenwart und daher auch einen pathetiſchen Beigeſchmack erhält. Bei feſtausgepräg-

ten geſellſchaftlichen Zuſtänden begleitet die Sitte den Menſchen ſein ganzes Leben hindurch und tritt namentlich bei der Geburt, Namengebung, Erziehung, den Spielen, dem äußern Benehmen, der Körperhaltung, der Rede, der Tracht (Schnitt und Farbe), den Geräthſchaften, der Eheſchließung und Beerdigung, kurz überall hervor, wo die perſonbildende Thätigkeit im ungebundenen Menſchenverkehr ein Stoffliches findet. Sie iſt für die Ideen Daſſelbe, was die Philoſophie für die Wiſſenſchaften: ſie vermittelt und verknüpft in Sprache, Recht und Religion. Allgemein ausgedrückt iſt jedes noch nicht zu ſtatutariſchen Normen erſtarrte Recht Rechtsſitte, und ſelbſt das geſetzliche oder ſtatutariſche Recht behält einen Ueberreſt davon in der Rechtsſymbolik. Bei den Griechen hat das Ethos dieſe übergreifende Machtvollkommenheit ſtets behalten und es zu keiner ſyſtematiſchen Ausbildung des Privatrechts kommen laſſen, weil ſich für den plaſtiſchen Sinn der Hellenen die ſubjective Rechtsbefugniß in der allbeherrſchenden Idee der Staatseinheit ſymboliſirte, was dadurch ermöglicht wird, daß der griechiſche Gemeindeſtaat für den unmittelbaren und wirklichen Ausdruck der durch die Sitte verbundenen Gemeinſchaft gelten konnte. Nur wiegt hierbei nach dem ganzen Charakter des Volks die Richtung auf das künſtleriſche Schaffen vor, während der kaum geringere Trieb der alten Deutſchen zum Symboliſiren ſich vielmehr auf die ſinnliche Einkleidung der rechtlichen und ſittlichen Lebensordnungen richtete. Von ganz anderer Beſchaffenheit iſt die Rechtsſymbolik bei den Römern; ſie ſcheint ſich hier auf manus und hasta zurückführen zu laſſen, von denen jene den Rechtswillen, dieſe die Rechtsgewalt ſymboliſirt und neben denen nur noch die Kaufhandlung eine wichtige Rolle ſpielt. Bei den alten Deutſchen kommen ähnliche Symbole vor, doch war hier das Zugreifen keineswegs die Hauptſache; vielmehr tritt die Mundſchaft an die Stelle der manus, ein Schutzverhältniß an die eines einfachen Beſitzverhältniſſes, daher hier auch die Symbole der Rechtsgewalt ohne Vergleich zahlreicher und mannichfaltiger ſind als die des Rechtswillens. Der Schwerpunkt der altdeutſchen Rechtsſymbolik ſcheint in der durch Blut beſiegelten Bundesfreundſchaft zu liegen. Eigenthümlich ſind ihre Rechtsſprichwörter.

Das Egoiſtiſche, welches im Recht liegt, ſofern daſſelbe überall auf Eigenthumsverhältniſſe gerichtet iſt und deshalb auch in ſeiner Entwickelung mit dem Proceß der Gütererzeugung Hand in Hand geht, und das Spielende und Willkürliche, welches dem freien Erguß der Sitte anhaftet, wird getilgt in dem eigentlich ſogenannten ſittlichen Vernunftzwecke, bei dem der ganze Ernſt einer tüchtigen Geſinnung die Perſönlichkeit gleichſam durchleuchtet. In der Gemeinſchaft erſtrebt die Sittlichkeit das Ideal eines vollkommenen Menſchen oder reiner Perſönlichkeit; was wir Tugend nennen, iſt weiter nichts als ein inneres wie äußeres Hingerichtetſein unſers Wollens auf das Ideal menſchlicher Vollkommenheit. Jenachdem dieſes Ideal anders vorgeſtellt wird, iſt die Sittlichkeit, iſt der Tugendbegriff ein anderer bei verſchiedenen Völkern. Vom ſittlichen Standpunkt aus wird der äußere Rechtszwang dem Menſchen ins Gewiſſen geſchoben, wo Rechtswille und Rechtsgewalt zuſammenfallen. Thun und Schaffen iſt daher von dem Begriff der Tugend unzertrennlich, und nichts widerſtreitet einer organiſchen Weltbetrachtung mehr als jener Wahnglaube, Selbſtbeherrſchung ſei Enthaltſamkeit von allem Thun. In Kaſtenſtaaten entſteht eine Verdrehung und Verkrüppelung der Sittlichkeit aus der gewaltſamen Einſchränkung des Menſchlichen, das nicht weitergehen darf, als die einzelnen Kaſten reichen, und die Tugend iſt identiſch mit der minutiöſen Befolgung des Ceremonial- und Ritualgeſetzes. Eine wirkliche perſönliche Offenbarung des Sittlichen iſt dagegen den Griechen eigen. Es gibt nicht leicht etwas Impoſanteres als den ethiſchen Univerſalismus in der Weltanſchauung dieſes Volks, wie ſich dieſelbe namentlich im Mythus vom Herakles, als demjenigen Zeusſohn, der den Menſchen ſelbſt als den Träger einer Welt, die dem All mikrokosmiſch ſelbſtändig und von der Idee der Freiheit begeiſtigt gegenübertritt, zum Gehorſam zurückführt, und bei der Blüte der griechiſchen Philoſophen, denen die Verwirklichung der Idee des Menſchen Zweck des Ethos war, ausſpricht. Daß aber die Perſönlichkeit Selbſtzweck ſei und in letzter Beziehung höherſtehe als der Staat, dieſe Wahrheit ward von den Hellenen nur geahnt, nicht erkannt, und es blieb darum an ihrer ſo reich ausgeſtatteten und ſchön entfalteten Perſönlichkeit immer noch etwas Unvollendetes, ein Reſt ungebändigter Naturgewalt. Das Chriſtenthum kann als weltgeſchichtliche Macht nicht untergehen wie das Hellenenthum, weil ſein oberſter Grundſatz lautet, alles Natürliche in ein Ethiſches zu verwandeln, und es deshalb nach ſeiner Tugendidee im Staat nicht aufgehen kann, ſondern nur perſönliche Beziehungen knüpft und die ſittliche Auswirkung menſchlicher Perſönlichkeiten zum Endzweck hat.

Der Umſtand, daß das Sittliche nur Ausdruck der Geſinnung und Zielpunkt des Handelns, nicht der Menſch als ſolcher, ſondern die Idee des Menſchen iſt, weiſt auf ein ſchlechthin Ueberſinnliches, auf eine ſittliche Macht, die, wenn auch innerhalb der Erſcheinungswelt wirkſam, ihrem Weſen nach doch über dieſelbe hinausreicht. In der Religion ſchafft ſich der ſubjective Wille jenes ſittliche Ideal als ein Gegenſtändliches, woraus folgt, daß der Gott, den Einer verehrt, der zuverläſſigſte Spiegel ſeiner eigenen Perſönlichkeit iſt. In der Geneſis des Gottesbewußtſeins offenbart ſich das perſönliche Bewußtſein ebenſo ausdrücklich von ſeiten der intellectuellen wie der praktiſchen Vernunftidee. Die freie Vernunftthätigkeit gewahrt außer ſich eine Reihe von Wirkungen, die weder von ihr ſelbſt noch von Ihresgleichen herrühren, die ſie in ihrer Urſächlichkeit nicht verſteht und darum ſich auch nicht zur Erweiterung ihrer eigenen Perſönlichkeit aneignen kann. Dieſe unfaßbare Größe wird erſt dann für ſie faßbar, wenn ſie ihre eigene Weſensbeſtimmung als das geheime Weſen der Naturerſcheinungen entdeckt hat. Daher der Trieb, die Natur zu vergöttlichen, weil dies ſie vermenſ

ıem perſönlichen Willen aneigenbar machen
laturreligion beruht auf dem Princip der
ıſofern der Unfreiheit, wie denn auch der
ieſer Stufe des religiöſen Bewußtſeins nur
frei heißen kann. Das Gefühl blinder
von blinden Naturkräften veranlaßt ihn
zen und Thiere göttlich zu verehren, jedoch
: oder undeutlicher, als Symbole der man-
Birkungen des Naturlebens und Repräſen-
on ihm ſelbſt hineinverlegten ideellen Kraft.
t ſich in der Naturreligion die Gebunden-
hlichen Willens in dem durchaus willkür-
ı des Göttlichen kund. Gleichwol iſt in der
glichkeit und Anlage ſelbſt die ſinnlichſte
monotheiſtiſch. Ihre höchſte Stufe erreicht
ıcultus. Die Dämonenverehrung iſt von
jion unzertrennbar, weil der menſchliche
pt den idealen Kern der Natur nur inſo-
erehrt, als er denſelben kennt, d. h. ſein
: hineinverlegt; eine ſelbſtändige Stellung
die Dämonen und Geiſter erſt im Scha-
ıo ſie außer und neben den ſinnlichen Din-
nd Wirkſamkeit haben. Soll die geſammte
s ein beſeeltes Ganzes im Bewußtſein re-
nd die Dämonen unerlaßlich, weil ſie die
mente unter ſich verknüpfen; auch der rei-
tiſchen Gottesverehrung wird es ſchwer,
)en Geniencult zu verzichten. Auf dieſer
ich die übermenſchliche Macht des Gött-
hlten Menſchenkindern mit: Zauberern, Pro-
n. Hier gewinnt der Somnambulismus
ȝtliches Recht im Orakelweſen' und inſpi-
enthum. In der griechiſchen Religion wer-
in der menſchlichen Bruſt ſchlummernden
oniſicirt; was bei andern Völkern ſich zer-
, iſt bei den Griechen ein organiſcher Pro-
zu keiner vollendeten göttlichen Perſönlich-
ınte, weil überall, und noch bei Ariſtoteles,
ȝ des cauſalen Nexus der Dinge vorſchlägt,
htig zu einer Verſtandesreligion führen
ganze Weisheit darin beſteht, der oberſten
Dinge Vernunft und Allmacht beizulegen.
ttlichkeit aber fodert gebieteriſch auch einen
. eine tugendhafte Perſönlichkeit, ein ewi-
:genwärtiges Weltenherz. Laſſen wir jetzt,
: ein Beiſpiel von der Darſtellungsweiſe
zu geben, denſelben an einer Stelle, wo
oder wenigſtens ihre Begründung nicht
, unverkürzt ſelbſt ſprechen:

ſache wird von Einzelnen immer wieder beſtrit-
e Maſſe der Menſchen, deren unſchuldiges Ge-
iel weiter ſieht als der Verſtand der Verſtän-
ı in dem Glauben an einen perſönlichen Gott
:emachen als in der Ueberzeugung von der In-
nſchennatur. An dem ſittlichen Bewußtſein, an
Bedürfniſſen, welche die Bruſt des Menſchen
:n alle noch ſo geſchickt angelegten Verſuche
Glauben an einen perſönlichen Gott als einen
Wahnglauben zu verdrängen. Schon in der deutſchen Mythologie treten Vorſtellungen, deren das menſchliche Herz hauptſächlich bedarf, an denen es ſich aufrechterhält, ſtark und rein hervor. Der höchſte Gott wird vorgeſtellt als ein Vater, der Lebenden Heil und Sieg, Sterbenden Aufnahme in ſeine Wohnung gewährt. Dem Allvater zur Seite ſteht die höchſte Göttin als Mutter. Der Gott iſt hehr, die Göttin leuchtend von Schönheit, beide ziehen um und erſcheinen im Lande, er den Krieg und die Waffen, ſie ſpinnen, weben, ſäen lehrend. Und dieſes Erbe unſerer Väter, zu dem die köſtliche Gabe des Chriſtenthums ſich geſellt, ſollten wir uns verkümmern laſſen! Unendlichkeit und Innerlichkeit werden wirklich in der Heiligkeit des chriſtlichen Gottes. Unſer Glaube zieht uns himmelan, weil er in der unmittelbaren Lebensgemeinſchaft mit dem Allheiligen unſere Sehnſucht nach ſittlicher Vollendung zu ſtillen verheißt. Der Heilige iſt ja auch der Gnadenreiche, der dem Sünder, dem Unheiligen, wenn er auch nur dürſtet nach der göttlichen Gerechtigkeit, die Vaterarme entgegenbreitet. Das erſte Gebot und das innerſte Weſen des Chriſtenthums iſt Liebe, aber nicht die faule Liebe, die ſich und dem Chriſtenthum genuggethan zu haben glaubt, wenn ſie die äußere Noth philanthropiſch lindert, vielmehr jene ſtarke Liebe, welche die Pforten der Hölle ſprengt, indem ſie die Sünde im Andern wie in ſich ſelbſt tilgt. Jeder Chriſt ſoll nach dem Vorgang des Welterlöſers Erlöſer in dem Kreiſe werden, in deſſen Mittelpunkt ihn die göttliche Liebe geſtellt hat. Die einigende, bindende, Gemeinſchaft erzeugende Liebe iſt das Gegentheil der ſelbſtſüchtigen, zerklüftenden, auflöſenden Sünde mit dem Nothbehelf kleiner Zwecke. Die Liebe überwindet die Sünde, indem ſie ſich weit aufthut wie das Weltenherz, deſſen Ausfluß ſie iſt. Die Sünde löſt alle Ordnungen des Daſeins, verrückt den Weltenbau und ſein Gefüge — die Liebe rückt ſie zuſammen, die zerſtreuten Beſtandtheile zu harmoniſchem Gliedbau ordnend.

Das ſittliche Moment der Religion iſt in allen Formen des Heidenthums erhalten, nur läßt der Menſch im Zuſtand der Bildungsloſigkeit ſeinen Gott Gutes und Böſes unterſchiedlos, ohne Sinn und Zweck an die Menſchenkinder vertheilen; erſt allmälig erblickt und erſtrebt er ſein Ideal in der höhern Ordnung eines Sittengeſetzes, das die freie Selbſtbeſtimmung zum Guten obenanſtellt und mit Rückſicht darauf durch die allmächtige und allgerechte Gottheit Lohn und Strafe vertheilen läßt. Auf der höchſten wie auf der niedrigſten Stufe dieſes ſittlichen Proceſſes aber fühlt ſich der Menſch im Vergleich zur Gottheit machtlos und ſündig, alſo ſtrafwürdig. Um dieſes Misverhältniß auszugleichen, ſucht das religiöſe Gemüth auf ſymboliſchem Wege im Cultus dem Göttlichen nahezukommen. Eine Hingabe an das Göttliche drückt ſchon das Gebet aus; mit Rückſicht auf das ſittliche Verhalten des Menſchen jedoch bedarf es des Opfers, welches den erzürnten Gott durch Darbringung der Perſönlichkeit, zuerſt des Beſitzes, dann des Dienſtes ſeines Leibes, zuletzt des Leibes ſelbſt, bei tiefſittlichen Religionen aber der ſündlichen Geſinnung, verſöhnen ſoll. Weſentlich iſt, daß religiöſe Geſinnung und kirchlicher Cultus ſich gleichmäßig durchdringen und zuſammen jene erhabene Einheit erzeugen, in der ſich die höchſten Vernunftzwecke gegenſeitig ſtützen und bedingen. Nur die gotterfüllte Perſönlichkeit iſt eine unendliche im wahren Sinne des Worts; von ihr aus erhalten denn auch die vorangehenden Momente der perſonbildenden Thätigkeit, Sprache, Kunſt, Recht, Sitte, Sittlichkeit, ihre Weihe und Vollendung.

Hiermit ſind die Thatſachen des Selbſtbewußtſeins entwickelt und die weitere Darſtellung hat nun die Aufgabe, den weltgeſchichtlichen Proceß der Ideen in ihrem Zuſammenhange mit dieſen Thatſachen nachzuweiſen. Dieſen Nachweis gibt die Wiſſenſchaft in ihrem organiſchen Zuſammenhange. Die Wiſſenſchaft iſt nämlich der Anſicht des Verfaſſers zufolge nicht ſelbſt eine Idee, obwol ſie mittelbar den von der Form der Perſönlichkeit umſchriebenen Inhalt fördern kann, ſondern nur die vernunftmäßige oder ideale Reproduction der realen menſchlichen Perſönlichkeit. Mit dieſer Anſicht, welche allerdings die nothwendige Conſequenz ſeines Princips der Perſönlichkeit iſt, tritt Helfferich in entſchiedenen Gegenſatz zu dem Idealismus und ganz beſonders zu dem Hegel'ſchen Syſtem, das bekanntlich auf die organiſch-geſchichtliche Natur der Wiſſenſchaft den Hauptnachdruck legt und in ihr ſeine eigene Spitze, die höchſte Idee, anerkennt. Uns ſcheint hierin ein Rückſchritt zu liegen, inſofern dadurch in der That der einheitliche Organismus des Wiſſens wiederaufgehoben wird; denn wenn die Wiſſenſchaft den Inhalt der Perſönlichkeit blos mittelbar fördern kann, nicht aber ſelbſt einen und zwar den weſentlichſten Theil dieſes Inhalts ausmacht, ſo werden zwei verſchiedene Organismen des Seins und des Denkens ſtatuirt und nur auf äußerliche, mechaniſche Weiſe miteinander verbunden. Wir werden weiterhin auf dieſen Punkt zurückkommen. Geſtattete es uns der Raum, tiefer auf die philoſophiſche Grundanſicht des Verfaſſers einzugehen, ſo wäre dieſes die Stelle, um ſeinen Perſönlichkeitsbegriff einer genauern Kritik zu unterwerfen; da dies nicht der Fall iſt, ſo müſſen wir uns mit der Erklärung begnügen, daß der abſolute Werth der Perſönlichkeit, die trotz alles in ſie verarbeiteten Inhalts bei Lichte beſehen doch auch nur ein Abſtractum bleibt, nichts weniger als erwieſen, vielmehr eine petitio principii iſt. Wir haben oben abſichtlich die Stelle, worin Helfferich ſo begeiſtert und ſchön von dem höchſten Ausdruck der Perſönlichkeit ſpricht, wörtlich eingerückt, weil ſie dem Leſer das Unbefriedigende des allerdings kaum verſuchten wiſſenſchaftlichen Beweiſes klar vor Augen legt. Abgeſehen davon, daß wir in dem Perſönlichkeitsbegriffe eben nicht den höchſten und letzten erkennen, können wir der Art und Weiſe, wie der Verfaſſer die Geneſis deſſelben vor unſern Blicken entrollt, vollkommen beipflichten, bemerken jedoch, jedenfalls in Uebereinſtimmung mit ſeiner eigenen Anſicht, daß es ſich bei dieſer Geneſis keinesfalls um eine reine Syntheſe handelt, ſondern daß der Fortſchritt der begrifflichen Entwickelung durch eine auf den objectiven Fond geſchichtlicher Thatſachen geſtützte, wenngleich gewiſſermaßen verſteckt vorſichgehende Analyſe bewerkſtelligt wird, ein Vorgang, der im Grunde genommen ſelbſtverſtändlich iſt, aber deshalb beſonders urgirt zu werden verdient, weil der Verfaſſer, abgeſehen von der Rechtsidee, das objective Moment allzu ſehr hinter dem ſubjectiven zurücktreten läßt.

Der Gliedbau der Wiſſenſchaft muß der Gliederung des menſchlichen Weſens entſprechen; mit dieſem unbeſtreitbaren Satze eröffnet der Verfaſſer den zweit
ſeiner Aufgabe. Hat er nun aber dieſes von i
aufgeſtellte Geſetz wirklich befolgt? Im Gro
Ganzen, ja. Allein der gleich von vornherein a
mene praktiſche Standpunkt der Univerſitätswi
wirkt im Einzelnen ſtörend genug ein; die Di
der einzelnen Wiſſenſchaften werden unverhält
ihre gegenſeitige Lage verſchiebt ſich, es wird an
Stelle das zu Sondernde verbunden, an der an
wiederum das zu Verbindende getrennt. Kön
geneigt ſein, hierin einen blos äußerlichen Uebel
erblicken, ſo iſt es jedenfalls umſomehr zu
wenn der gedachte Standpunkt Veranlaſſung
iſt, einige höchſt wichtige Disciplinen im Gebiete
ſteswiſſenſchaft ſo gut wie völlig zu überſehen
gilt namentlich von der Nationalökonomie, deren
ſche und praktiſche Bedeutung von Tag zu Tag
und die jetzt unter den Händen der deutſchen ſoge
hiſtoriſchen Schule ſich als vollberechtigtes Glied
Geſammtorganismus der ethiſchen Wiſſenſchaften
Lehre von den „Mitteln" im ausgedehnteſten Si
Worts einzuordnen im Begriff iſt. Zwar wir
gelegentlich beim Uebergang vom Recht zur Si
des Proceſſes der Gütererzeugung gedacht und auf
Weiſe kommt weiter unten in dem von der Recht
ſchaft handelnden Abſchnitte da, wo vom Gegenſ
iraniſchen zu dem afrikaniſch-turaniſchen Rechte d
iſt, zwiſchen den bedeutſamen Kategorien der Re
und der Ehre auch die der Arbeit zum Vorſchei
geſchieht aber nur obenhin und augenſcheinlich o
wußtſein von dem ſelbſtändigen Werthe dieſer
welche doch von jeher und namentlich in der
Zeit auf die Entwickelung der Ideen des Rech
Sitte und der Moral einen unberechenbaren Einfl
geübt haben. Uebrigens lag es um ſo näher, dieſ
ciplin, wenn auch nicht ein beſonderes Capitel,
wenigſtens eine abgeſonderte Behandlung zu
als bekanntlich mehre Univerſitäten, z. B. Münch
ſondere ſtaatswiſſenſchaftliche oder ſtaatswirthſchaf
cultäten beſitzen.

Hat man eine Wiſſenſchaft aus dem We
Menſchen abgeleitet — ſo fährt der Verfaſſer fort —
dann kommt es darauf an, ihren geſchichtlichen
gen nachzuſpüren, und zu ergründen, durch welche
und Methoden das menſchliche Erkenntnißvermö
Object der Wiſſenſchaft ſich anzueignen verſu
Dieſe Aufgabe hat nun auch der Verfaſſer in
nächſten Abſchnitten, ſoweit dies in einer gedrängte
ſicht möglich war, meiſterhaft gelöſt. Es hand
lich zunächſt der fünfte Abſchnitt von der „
deren Object der individuelle Menſch und deren
das Heilen, d. h. das Wiederherſtellen und Erh
normalen Lebensbedingungen iſt. Da uns der
dieſes Abſchnitts, die Geſchichte der Heilwiſſen
nerliegt, ſo begnügen wir uns mit einem
Verweiſe des Leſers an das Buch ſelbſt und
nur noch, daß daſſelbe durch ein herrliches, in

ıd kräftigen Zügen dargeſtelltes Geſammtbild des Natur-ens nach Humboldt's „Kosmos" eingeleitet wird. In m ſechsten Abſchnitt mit der Ueberſchrift: „Die Phi-ſophie", als deren Gegenſtand das Selbſtbewußtſein er die menſchliche Subjectivität bezeichnet wird, behan-lt der Verfaſſer die Pſychologie als Lehre von der ele, die Grammatik als Lehre von dem ſchematiſiren-n Selbſtbewußtſein, die Logik als Lehre vom Denken, e Mathematik als Lehre vom Verhältniß des Raums d der Zeit zum Denken, endlich die Metaphyſik als hre vom realen Sein. Ueber dieſe Anordnung und eſe Begriffsbeſtimmungen, die ja im Weſentlichen als gemein angenommen gelten können, wollen wir hier mſoweniger mit dem Verfaſſer rechten, als wir ſpäter-n Veranlaſſung finden werden, auf den Inhalt dieſes bſchnitts theilweiſe zurückzukommen. Wir begnügen s einſtweilen damit, auf den reichen Stoff, die ſcharf-nige Anordnung und wahrhaft geniale Verarbeitung sſelben und den Reichthum an neuen und überraſchen-n, für die Zukunft der Wiſſenſchaft höchſt bedeutſamen ſichten, insbeſondere rückſichtlich der Methodik, hinzu-ſen. Behufs einer zuſammengedrängten Darſtellung hlen wir den Abſchnitt von der Grammatik aus, theils gen der Vorliebe, womit der ſcharfblickende Verfaſſer dieſem von der Philoſophie bisher ſo ſehr vernach-ſigten Erkenntnißgegenſtande widmet, theils wegen der ngen Beachtung, die derſelbe, ſoviel wir uns erin-n, bisher in d. Bl. gefunden hat.

Der Gedankengang iſt kurz folgender. Wie zwiſchen Vorſtellung und dem Denken die Sprache liegt, ſo t auch der Logik die Grammatik voraus, eine Wiſſen-ft, die ſich gegenwärtig noch auf der Vorſtufe ihrer wickelung zur Sprachphiloſophie befindet. Beim Spre-n verhält ſich das Selbſtbewußtſein durchweg ſchema-rend und inſofern einbildend, zunächſt in dem ſubjecti-n Sinne, daß die Einbildungskraft die Reflexe der pfindung, Wahrnehmung und Vorſtellung zu einem nzen in räumlicher und zeitlicher Verknüpfung zuſam-nfaßt und dann erſt als Ganzes objectiv dem Laute bildet. Nur dadurch iſt die Sprache geeignet, als verſalmittel für die Offenbarung des Selbſtbewußt-s in allen ſeinen Schattirungen vom Ausruf der pfindung bis zur höchſten Sublimirung des Gedan- zu dienen. Gleichwol hat der grammatiſche Ver- in der Sprache, logiſch ausgedrückt, weiter nichts thun als das gegenſeitige Verhältniß des Subjects Prädicats in allen möglichen Wandelungen und Be-ngen auszudrücken, und der innere Gehalt einer ache hängt lediglich davon ab, inwieweit ſie dies ag, d. h. wieweit Nomen und Verbum entwickelt . Die Sprache der Kindheit vermag die Worte nicht rs zu verbinden, als ſich die Dinge in der Wahr-ung dem Selbſtbewußtſein darſtellen, und da in die- gewiſſermaßen blos mechaniſchen Acte zwiſchen dem ge und ſeinen Eigenſchaften nicht unterſchieden wird, lgt auch ſolche Redeweiſe den Geſetzen eines form-n, gleichviel ob reiniſolirenden oder gewaltſam zuſammendrängenden Mechanismus. Die Sprache der Vorſtellung dagegen verfährt ſchon organiſch; ſie unterſcheidet, um zu ſubſumiren, was ohne eine gliedernde Thätigkeit nicht möglich iſt; dazu bedarf es der Flexion. Nun erſt kommt der Schematismus der Einbildungskraft zu ſeiner vollen Geltung. Soweit dieſer die Subſtanz der Worte erfaßt, bringt er die Synonyma hervor; vorzugsweiſe aber richtet er ſich auf die Beziehungen derſelben, zunächſt durch Abgrenzung des Dinges nach außen in der Präpoſition als dem Ausdruck eines raumzeitlichen Verhältniſſes, ſodann aber nach innen durch Beziehung der Vorſtellungen auf ſich ſelbſt. Die Merkmale löſen ſich gleichſam vom Weſen des Dinges ab, es gliedert ſich das Nomen zum Subject mit ſeinen Merkmalen als Prädicat. So bildet ſich das eigentliche Nennwort und das Verbum, aus welchem letztern ſpäterhin durch Vermittelung des Adverbiums das Adjectivum entſteht. Das Nomen drückt vorzugsweiſe die räumliche, das Verbum die zeitliche Beziehung aus; um aber beide ſo beſtimmt wie möglich zu faſſen und in ihren individuellſten Beſonderheiten auszudrücken, dazu dient die Gliederung nach Genus und Numerus, von denen jenes das Pronomen, dieſer das Zahlwort zur Vorausſetzung hat. Decliniren und Conjugiren heißt nichts Anderes als das Nomen in das Verbum und das Verbum in das Nomen hinüberleiten, der Vorſtellung ihr Doppelgewand verleihen, durch das ſie ſich auf Anderes und auf ſich ſelbſt bezieht. Die Declination macht das Nomen fließend und wandelbar, die Conjugation das Verbum feſt und ſubſtantiell; der Caſus (mit ſeinem Correlat, dem Verbalgenus) verleiht Bewegung, die Perſon Beſtand. Bisher theilt das Verbum mit dem Subſtantiv deſſen weſentlich räumliche Bedeutung; erſt wo der ſprachliche Gedanke ſich der realen Bedingungen des Sichtbaren entſchlägt und in reinidealer That (im Denken) ſtatt der leicht ziehbaren Linie des Nebeneinander die unendliche Linie des Nacheinander beſchreitet, bilden ſich die Tempora, und inſofern iſt das Verbum die geiſtigſte That der Sprache. Endlich entſteht der Modus, um das Verhältniß des Verbums zum ſubjectiven Erkennen anzuzeigen. Aus dieſen Elementen beſteht das Skelet der Sprache; die Bänder und Sehnen, welche ſich an die feſten Beſtandtheile anſchließen und die organiſche Füllung der ſchematiſchen Sprachbildungen, deren Auswirkung zu plaſtiſchen Kunſtwerken vermitteln, ſind die wunderbaren Bindewörtchen, die in einer mehr weichen und lockern Beziehung zu Nomen und Verbum ſtehen, aber ebendarum ganz beſonders geeignet ſind, den ſchematiſirenden Mechanismus der Sprache in den Hintergrund treten und die Idealität des Gedankens in freigeſchwungenen Linien ſich offenbaren zu laſſen. Wie die Präpoſition zum Nomen, ſo verhält die Zeitpartikel ſich zum Verbum; in jener erſcheinen die räumlichen, in dieſer die zeitlichen Beziehungen hypoſtaſirt. Aber der anfangs enge Kreis ſolcher Beziehungen zwiſchen Nomen und Verbum erweitert ſich ins Unendliche durch die Conjunction, welche der Sprache den zarteſten und ſchönſten Ausdruck von

Leben und Schönheit verleiht, indem ſie alle Wendungen, deren Hauptwort und Zeitwort in ihrer gegenſeitigen Relation fähig ſind, bis in die innerſten Falten des Cauſalitätsgeſetzes verfolgt und wiedergibt.

Gegen Ende dieſes Abſchnitts hin ſtoßen wir auf die Bemerkung, daß die Metaphyſik eine eigentliche Geſchichte nicht habe. Wir geſtehen aber offen, daß wir Berechtigung und Sinn derſelben umſoweniger begreifen, als der Verfaſſer ſelbſt hinzufügt, es gebe wol eine Geſchichte des Materialismus, des Idealismus und des (von ihm ſelbſt vertretenen und als die abſolute Syntheſe der Freiheit bezeichneten) Realismus, aber keine Geſchichte der Philoſophie in der ſonſt üblichen Bedeutung, ſondern höchſtens ein Fortſchreiten der Frage, ſofern die drei möglichen Standpunkte nach dem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte hin gravitiren und mit Berückſichtigung der genetiſchen Fortbildung, deren Pſychologie, Grammatik, Logik und Mathematik zu gleicher Zeit ſich erfreuen. Welcher weſentliche Unterſchied indeß hierin liegen ſoll, iſt nicht wohl abzuſehen. Es führt uns aber dieſer Ausſpruch zur Erörterung einer andern tiefergreifenden Frage, der eigentlichen Kernfrage aller wiſſenſchaftlichen Forſchung und Methode. Es fragt ſich nämlich nicht ſowol: Haben alle Wiſſenſchaften eine Geſchichte? da man über die bejahende Beantwortung dieſer Frage im Weſentlichen allgemein einverſtanden iſt, als vielmehr: Hat der Inhalt aller Wiſſenſchaften, haben alle Ideen oder nach einer andern Terminologie alle Begriffe, hat das geſammte Sein, das ideale wie das reale, in Natur und Geiſt eine Geſchichte? Dieſe Frage beantwortet nicht einmal der rationale Idealismus mit einem runden und unzweideutigen Ja, und doch iſt ohne die beſtimmte Ueberzeugung von dieſem Ja keine Einheit des Wiſſens, dieſes höchſte, nie abzuweiſende, immer wiederkehrende, unbedingte Poſtulat der Vernunft, möglich oder denkbar. Darüber freilich, daß Sprache, Kunſt, Recht, Sitte, Religion ihre Geſchichte haben, kann füglich auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Wiſſenſchaft kaum ein Zweifel obwalten, und daß die Natur im Großen und Ganzen eine Geſchichte habe, das predigen die Eingeweide der Erde und das verkünden die Nebelflecke und Milchſtraßen des Firmaments mit feurigen Zungen. Daß aber dieſe Entwickelung auf keinem Punkte des Weltalls zu Ende iſt oder, wie die oberflächliche Anſchauung und die unreife Wiſſenſchaft wähnt, als Niederſchlag eines ehemals geweſenen Gährungsproceſſes einen monotonen, ewig unter denſelben Formen wiederkehrenden Kreislauf zurückgelaſſen hat, dies würde ſchon aus dem Begriffe der Geſchichte, ja der bloßen Bewegung folgen, wenn es auch nicht die alltäglich ſich erweiternde Erfahrung lehrte. Es kann ſich alſo nur noch darum handeln, ob auch der Inhalt des reinen Denkens, der Logik im Hegel'ſchen Sinne, die Kategorien der Grammatik, Logik, Mathematik und Metaphyſik im Syſteme Helfferich's (von der Pſychologie, die er ſelbſt als Naturwiſſenſchaft anerkennt, ganz zu ſchweigen) ihre Geſchichte haben. Das aber leugnet auch der Idealismus, und

wenn uns Hegel nichtsdeſtoweniger ein einheitl
loſophiſches Syſtem vor unſern Augen zuſam
ſelt, ſo geſchieht dies, wie heutzutage kein vn
Mann mit geſunden Sinnen mehr in Abrede ſt
lich durch Anwendung dialektiſcher Kniffe und
künſte. Jeder echtſittliche und für die Erforſ
unverfälſchten Wahrheit begeiſterte Philoſoph n
rich muß daher, wenn er die weſentlich geſchich
tur jener „reinen Denkbegriffe" nicht anerkennt,
oder weniger auf die Seite Herbart's ſchlagen
innere weſentliche Einheit des Syſtems aufopfer
hat auch unſer Verfaſſer gethan und zwar,
nommen, ſogar in doppelter Beziehung, ein
fern ihm im Gegenſatz zum Idealismus die W
überhaupt keine Idee, ſondern blos die ideal
duction der Ideen iſt, und das andere mal inſo
abſolute Syntheſe der Freiheit noch eine abſol
theſe des Idealgrundes vorausſetzt. Aus dieſem u
lichen Dilemma kommt man nur dann heraus, w
mit dem geſchichtlichen Begriffe endlich vollkom
macht und von der Vorausſetzung ausgeht,
die logiſchen Kategorien im Sinne Hegel's ihre
liche Entwickelung haben, wenn es auch der
Forſchung noch nicht gelungen iſt, mehr als dun
ren dieſer Entwickelung aufzufinden. Selbſt
ſtellungen des Raums und der Zeit, auf d
Mathematik im guten Glauben ihr wunderba
mit Ausnahme dieſer Grundſteine ſelbſt unzer
Gebäude aufführt, ſind keineswegs etwas Un
und Ewiges, ſondern ebenfalls etwas Beding
Gewordenes, wenn wir auch jetzt von dem
dieſes Werdens kaum eine dunkle Ahnung hab
nug, daß uns der Weg zur allmäligen Erkenntn
ben nicht verſchloſſen iſt. Die Sprachwiſſenſ
die Mythologie haben hier zunächſt Bahn zu
ſobald dieſelben einige, wenn auch nur annäher
läſſige Reſultate erzielt haben, wird es möglich
von da aus weiter zurückzuſchließen, das D
Urgeſchichte aufzuhellen und für jede, auch die al
Wiſſenſchaft eine Stelle ausfindig zu machen,
den einzig ſichern Hebel des Fortſchritts, den h
ſchen Methode, von welcher die analytiſche und
ſche nur einzelne, eben infolge jenes mangelnde
punktes losgeriſſene Seiten ſind, anſetzen kan
dieſe Stelle anfangs auch nur als ein mathe
Punkt erſcheinen. Wir brauchen kaum noch
fügen, daß hierin zugleich der einzig vernunftge
griff der Offenbarung, deſſen keine Erſcheinungs
Idee entrathen kann, der aber auch für die Re
gut wie für jede andere dieſer Erſcheinungsfor
nügt, und daher auch die einzig mögliche Ver
zwiſchen blindem Autoritätglauben auf der ei
hohlem Idealismus auf der andern Seite zu f

Nach dem Geſagten iſt es leicht erklärlich,
ſiebente Abſchnitt mit der Ueberſchrift „Die Ph
faſt ausſchließlich die Geſchichte nicht blos der
wiſſenſchaft, ſondern auch der Sprache ſelbſt

aben kann, obgleich die Lehre von der Gram-
ts einen ziemlich umfangreichen Theil des
en Abſchnitts bildete. Der letztere behandelt
Sprache, inſoweit ihre Entwickelung außer-
ſtere, inſoweit ſie innerhalb der geſchichtlichen
oder richtiger ausgedrückt, innerhalb der mit
icherheit erkannten geſchichtlichen Vorgänge
eleitet wird dieſer Abſchnitt durch eine kurze,
ortreffliche und an neuen und für eine richtige
uung fruchtbaren Theorien reiche Aeſthetik,
r den Leſer leider einfach verweiſen müſſen.
oder Kunſtſprache als letzte Vermittelung
in natürlich Lebendiges ein künſtlich Lebendi-
nden Proceſſes bildet den naturgemäßen Ueber-
eſchichtlichen Entwickelung der Sprachwiſſen-
der Sprache, der ſich auf analoge Weiſe im
nitt, „Die Rechtswiſſenſchaft", die Geſchichte
iſſenſchaft und des Rechts und endlich im
Die Theologie", die der Moral- und Re-
ſchaft ſowie der Moral und Religion an-

ten drei Abſchnitte des Werks enthalten alſo
man gemeiniglich unter dem Namen „Philo-
Geſchichte" zu verſtehen pflegt. Was die-
n unter dieſem Namen bekannten Hegel'ſchen
vortheilhaft unterſcheidet, iſt zuvörderſt der
Vergleich größere Reichthum an wichtigen,
rgebniſſe der bis auf die neueſte Zeit herab
wiſſenſchaftlichen Forſchungen auf den be-
nd vielen verwandten Gebieten umfaſſenden
die geſchickte, oft wahrhaft künſtleriſche Be-
Vertheilung und Gruppirung dieſer in der
nerregenden Stoffmaſſe, die Gewandtheit und
r Darſtellung, die im Ganzen unbefangene
das Gegenſtändliche, der ſittliche Geiſt der
und vor allem das überall wenigſtens nach
bruch ringende, wenn auch nicht vollſtändig
hende Bewußtſein von dem Walten der per-
eiheit als des einen Hauptfactors der welt-
Entwickelung. Dagegen müſſen wir die, aller-
er eigenthümlichen Anlage des ganzen Werks
ſequent durchgeführte Trennung der verſchiede-
des Geiſteslebens als einen Umſtand bezeichnen,
die Darſtellung einen nachtheiligen, den ge-
ganiſchen Charakter derſelben beeinträchtigen-
ausgeübt hat. Ein Vortheil hätte ſich aus
erung allerdings ziehen laſſen: es wurde da-
ich, in den verſchiedenen Gebieten auch von
, jeder einzelnen Sphäre eigenthümlichen
und Gegenſätzen des Selbſtbewußtſeins aus-
eſen Vortheil zu ziehen hat aber der Ver-
Einheit ſeines Syſtems zuliebe verſchmäht.
ſich der unbefangene Leſer über den Werth
eit nicht täuſchen; ſie iſt, genau betrachtet,
ßerlicher, formeller, ſchematiſcher Natur und
ich nicht verhehlen, daß den Thatſachen hier und
iſſer Zwang angethan werden mußte, um das

Schema aufrechtzuhalten. Der Verfaſſer geht nämlich überall von dem Gegenſatze der Afrikaner und Turanier aus und charakteriſirt jene, wie bereits oben erwähnt iſt, als Repräſentanten des reinen Empfindungslebens, dieſe als Repräſentanten des reinen Trieblebens. Iſt es nun ſchon an ſich mislich, daß er den letztern nicht nur mit Max Müller alle aſiatiſchen Völkerſtämme außerhalb Indiens, Arabiens und Kleinaſiens, alſo neben dem tunguſiſchen, tatariſchen, mongoliſchen und finniſchen im Norden, dem thaïtiſchen, malaiiſchen, gangetiſchen, lohitiſchen und tamuliſchen im Süden ganz China und Japan mit ihren Nebenſtaaten, ſondern auch alle Bewohner Auſtraliens, Polyneſiens und Amerikas von den Eskimos bis zu den Feuerländern mit Einſchluß der alten halbcultivirten Mexicaner und Peruaner beizählt, ſo wird dieſer Umſtand dadurch noch bedenklicher, daß uns der Verfaſſer zwar den Entwickelungsproceß der Empfindung und des Triebes zum Selbſtbewußtſein vortrefflich geſchildert, aber eigentlich nirgends ausführlicher geſagt hat, was Empfindung und Trieb an ſich ſind, und deshalb die einzelnen Merkmale derſelben jedesmal an der Stelle nachtragen muß, wo er ſie gerade zum Beweiſe ſeiner Behauptungen braucht. Wie wenig übrigens mit ſolchen allgemeinen und unbeſtimmten, nach allen Seiten hin dehnbaren Begriffen gedient iſt, können wir leicht mit ein paar aufs gerathewohl herausgegriffenen Beiſpielen beweiſen. So wird (S. 310) der Umſtand, daß die afrikaniſchen Idiome ausſchließlich präfigiren, die turaniſchen dagegen nur ſuffigiren, dadurch erklärt, daß der Sinn an ſich heranziehe, der Trieb aber vor ſich herſtoße, ohne darum die Formelemente ganz abzuſtoßen, eine Erklärung, die augenſcheinlich ebenſo zuläſſig wäre, wenn gerade das entgegengeſetzte Verhältniß ſtattfände. Ein zweites Beiſpiel iſt folgendes. S. 390, wo von den Auſtraliern die Rede iſt, heißt es:

> Den Triebmenſchen zeichnet recht augenfällig der Corroborri, eine Art heiliger Tanz, welchen die Männer, von den Weibern getrennt, mit Schild und Lanze bewaffnet und abenteuerlich bemalt, in langſamem Tempo beginnen, während die Weiber, am Feuer gekauert, die feierlichen Bewegungen mit Geſchrei begleiten. Bald wird der Rhythmus ſchneller, die Geberden lebhafter und grotesker, bis zuletzt die ſchwarzen Unholde mit Sturmeseile und ſtarrem, vorgebeugtem Oberkörper eine Reihe Raſender bilden.

Bei dieſer Schilderung denkt wol Jeder unwillkürlich an die Negertänze, der Verfaſſer kommt uns jedoch in dieſer Beziehung ſelbſt zu Hülfe (S. 547):

> Den Mangel alles ſittlichen Gehalts empfindet man am unangenehmſten in den religiöſen Feſten der Neger, die häufig in reinthieriſche Wildheit ausarten. Bei dem Yamfeſt der Aſchantis herrſcht die tollſte Ausgelaſſenheit. Sehr oft fließen Ströme von Menſchenblut, namentlich bei den Feſtlichkeiten, die einem bevorſtehenden Kriegszug vorangehen u. ſ. w.

Doch genug hiervon. Daß die reiche Mannichfaltigkeit der Lebenserſcheinungen bei jenen ſo verſchiedenartigen Völkern ſich nicht unter die einfache Zauberformel des Gegenſatzes von Sinn und Trieb bannen läßt, liegt auf der Hand; danken wir es dem Verfaſſer, daß die Wahrheit der Thatſachen, trotz des Verſuchs dieſelben

ſeiner Lieblingskategorie einzuordnen, nicht geſchmälert worden iſt. Dagegen ſcheint es uns, als hätte der welthiſtoriſch ungleich bedeutſamere und auffallender hervortretende Gegenſatz zwiſchen den Semiten und Indogermanen ſich ſchärfer formuliren laſſen, als dies vom Verfaſſer geſchehen iſt: unſers Erachtens würde es ſich nach den von einem W. von Humboldt und Laſſen aus den ſcharfſinnigſten Unterſuchungen gewonnenen Reſultaten ſo ziemlich rechtfertigen laſſen, wenn man, den Gegenſatz von Sinn und Trieb auf einer höhern Entwickelungsſtufe des Selbſtbewußtſeins erfaſſend, als das charakteriſtiſche Merkmal jener den Affect oder die Leidenſchaft, dieſer die Anſchauung oder Intelligenz bezeichnete; nur müßte man auch hier nicht à tout prix alle Erſcheinungen dieſem ſchon viel inhaltsvollern Gegenſatze accomodiren wollen und namentlich dürfte man den durch das Chriſtenthum vollzogenen großartigen Vermittelungsproceß zwiſchen beiden Richtungen nicht in Anſchlag zu bringen vergeſſen.. Daß Helfferich dies ebenfalls außer Acht gelaſſen, erſcheint uns als ein weſentlicher Mangel ſeiner außerdem ſo meiſterhaften Darſtellung. Uebrigens theilt derſelbe in gewiſſem Grade den Hegel und der hiſtoriſchen Schule gemeinſamen Fehler, die Entwickelung der geſchichtlichen Ideen nicht bis auf die unmittelbare Gegenwart herab zu verfolgen, ſondern gerade da abzubrechen, wo die Reſultate der Unterſuchung ſich für die Praxis und das Bedürfniß des Augenblicks wahrhaft fruchtbringend zu erweiſen anfangen würden. Nichtsdeſtoweniger muß man geſtehen, daß Helfferich alle ſeine Vorgänger auf gleichem wiſſenſchaftlichen Boden weit überragt, daß die einzelnen Gebrechen ſeines Buchs gegen die glänzenden Vorzüge deſſelben kaum in Betracht kommen, und vor allem, daß die aus dieſen Gebrechen etwa herzuleitenden Vorwürfe nicht den Geſchichtsphiloſophen, ſondern vielmehr die Vertreter der Specialwiſſenſchaften und die unbefriedigenden Reſultate der hiſtoriſchen Forſchung auf den Einzelgebieten der menſchlichen Erkenntniß und Willensthätigkeit treffen würden.

Wie wenig wir noch in der Philoſophie der Geſchichte zu auch nur annähernd befriedigendem Ergebniſſe gelangt ſind, beweiſt unter Anderm, um nur ein eclatantes Beiſpiel anzuführen, die diametral entgegengeſetzte Auffaſſung Helfferich's und Mommſen's von der welthiſtoriſchen Stellung Griechenlands und Roms. Während der Letztere Griechenland zum Repräſentanten der ſubjectiven Willkür gegenüber dem feſten objectiven Ethos macht, dreht der Erſtere, jedenfalls mit größerm Rechte, das Verhältniß geradezu um. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte; doch bleibt es immerhin ein großes Verdienſt Helfferich's, die Wichtigkeit des perſönlichen Princips in der geſchichtlichen Entwickelung Roms ſo entſchieden betont zu haben; Uebertreibungen wie die, welche die römiſchen Könige zu unumſchränktern Autokraten als die ſpätern Kaiſer macht, ermäßigen ſich wol von ſelbſt. Wem es noch an der heilſamen Einſicht in die traurige, aber unleugbare Wahrheit gebrechen ſollte, daß all unſer Wiſſen Stückwerk iſt, den wird die auf-
merkſame Lectüre dieſes Buchs, worin der B
fragmentariſchen Reſultate, wenn auch nich
lebensvollen Ganzen, was unmöglich war
zu einem kunſtvollen Moſaikbild verarbeitet
überzeugen.

Und daß auch unſer „Weiſſagen“ Sti
ſcheint uns wenigſtens aus der Unbeſtimmthei
cher der Verfaſſer die Probleme der nächſt
auf dem rechtlichen und ſittlich-religiöſen
gefaßt und formulirt hat, deutlich hervorzug
dem Grundſatze, daß das Volksthum ſich n
zu erneuerter Freiheit und Selbſtändigkeit kräf
als wenn es alle Lebensordnungen wieder
ſprüngliche Quelle, die Familie und deren
Gewalt, eintauche, iſt auf der einen Seite ſel
auf der andern ſehr wenig anzufangen, wi
ſteme eines Haller, Adam Müller und aller
tionspolitiker beweiſen. Vor allem ſcheint un
faſſer den Umſtand außer Acht gelaſſen zu h
die Familie, urſprünglich allerdings die orga
heit des Rechtswillens und der Rechtsgewalt,
den Momente im Verlauf der Geſchichte im
auseinandergelegt hat und daß das Problem u
und die Löſung der ſocialen Frage nicht d
nach dem Schema der Familie willkürlich an
Intereſſengenoſſenſchaften zwiſchen die Perſ
zuſtände, denen gegenwärtig die Familie ſelbſt
werden kann, und die ſtaatliche Einheit ein
ſondern vielmehr die Gegenſätze der Perſönlic
des Staats oder vielmehr der Menſchheit ſich
lichſter Reinheit und Beſtimmtheit auswirken
damit die ſchaffende Triebkraft der erſtern ſich
freien und ebenen Gebiete der letztern ungeh
falten könne, womit indeß keineswegs geſagt
nicht, ſoweit dieſe Vorausſetzungen bereits theil
handen ſind, der ſchon an manchen Punkten glü
geleitete Proceß der Fortbildung vermittelnder
men ungehemmt verlaufen könne.

Ebenſo ſchwebend erſcheint uns der Begriff
barung, auf den die ganze religiös-ſittliche A
des Verfaſſers und ſeine Anſicht von der A
nächſten Zukunft ſich ſtützt. Glauben und W
bei ihm nicht mehr weſentlich vermittelt, ſon
augenſcheinlich auseinander, wie dies nach ſ
entwickelten eigenthümlichen Anſichten von der
der Wiſſenſchaft zu den Ideen kaum anders
ten war; nur findet man nirgends die Grenzli
auf die es unter ſolchen Umſtänden doch ha
ankommen würde, mit ſicherer Hand gezogen.
wiegende Hinneigung deſſelben zu dem Poſiti
dem Gebiete der von ihm mit der Sittlichkeit
mittelbar verknüpften, ja beinahe identificirten
läßt ſich nicht verkennen; wie wäre es ſonſt
lich, daß er von einer tiefern Einſenkung de
cismus und Proteſtantismus, des Lutheranis
Calvinismus in ihren eigenthümlichen Lebens
Aufhebung der großen Gegenſätze und die Ver

s Ideals der Univerſalkirche erwarten könnte? Was ſerer Zeit auch in dieſer Sphäre des Geiſteslebens vor em nothʒthut, iſt die freie Geltendmachung der Per- nlichkeit, die unbedingte Anerkennung des großen Grund- zes der Duldung in dem poſitiven Sinne eines Leſſing, n dem aus allein eine Verſöhnung der Gegenſätze in r wahren, auf der Geſammtoffenbarung der ganzen eltgeſchichte beruhenden und ebendeshalb in ihrem We- sgrunde chriſtlichen Menſchheitsreligion, der einzig rkſamen Anſtalt für äußere und innere Miſſion, zu warten ſteht. Und hiermit wäre zugleich die brennende liche Frage unſers und der kommenden Jahrhunderte löſt. Es iſt ein ſchlimmes Zeichen, daß die ganze utſche Philoſophie von Schelling an dieſem ſchneiden- n ſittlichen Probleme nicht ehrlich und nicht muthig s Auge geſchaut und es zwei ausländiſchen, wenn ch ſtammverwandten Philoſophen, dem Engländer Car- e und dem Amerikaner Emerſon, überlaſſen hat, das roblem der ſittlichen Wiedergeburt der Menſchheit aus n Tiefen der freien Perſönlichkeit in ein klares und zweideutiges Licht zu ſtellen. Die genannten beiden enker haben auch das mit unſerm unſterblichen Fichte mein, daß ſie ihre Philoſophie nicht blos lehren, ſondern ch leben. Und wenn wir daher in der Art und Weiſe, e die Grundanſchauung unſers Verfaſſers auf dem chichtsphiloſophiſchen Gebiete der Religion ausläuft d als praktiſche Aufgabe für die nächſte Zukunft ſich for- lirt, nothwendig eine Inconſequenz und einen Man- erkennen müſſen, ſo iſt und bleibt doch dieſe durch durch ſittliche, ſonſt überall mächtig hervorbrechende undanſchauung an ſich eine Thatſache von ſo großartiger icher Bedeutung, daß ſie allein genügen würde, einem loſophen, welcher der von ihm ausgeſprochenen Ueber- gung, daß die freie Forſchung ihr Correctiv immer ſich ſelbſt habe und nur der Machtſpruch Indifferen- en oder Heuchler ſchaffe, unwandelbar treugeblieben einen ehrenvollen Platz in der Geſchichte der Wiſſen- aft und der Achtung ſeiner Zeitgenoſſen zu ſichern.

Doch wir müſſen ſchließen, ohne daß es uns mög- gewesen wäre, dem Buche Helfferich's vollkommen echtzuwerden. Wir wären geneigt, es einen „Kos- s" des Geiſteslebens der Menſchheit zu nennen, wenn it die allerwärts hervortretende rühmenswerthe Be- idenheit des Verfaſſers ſelbſt einen ſolchen Vergleich ückweiſen würde; doch wollen wir wenigſtens hinzu- en, daß es durch den Adel des Stils und die Mei- ſchaft der Darſtellung an jenes Muſterwerk unſerer tſchen Literatur erinnert und wie dieſes ein Volksbuch edelſten Sinne iſt, ohne der wiſſenſchaftlichen Gründ- keit, Tiefe und Weihe auch nur im Geringſten zu behren.

Rückſichtlich des zweiten der oben angezeigten Werke nen und müſſen wir uns ſchon um deswillen kürzer en, weil daſſelbe nur den Anfang eines auf noch e Theile berechneten Ganzen bildet und ſchon ſeinem genſtande nach, der Lehre vom Bewußtſein, nicht ge- rade viel weſentlich neue und eigenthümliche Ergebniſſe erwarten läßt. Die Lehre vom Bewußtſein iſt dem Verfaſſer der erſte Theil der Wiſſenſchaftslehre, welche ſich außerdem in die Lehre des Geiſtes und die Seelen- lehre ſcheidet, als Ganzes aber die Wiſſenſchaft des Gei- ſtes bildet und ſich mit dem ihr vorausgehenden gegen- ſätzlichen Momente der Naturwiſſenſchaft zu der Lebens- weisheit vermittelt und hiermit das Syſtem der Ge- ſammtwiſſenſchaft abſchließt.

Dieſe Gliederung des wiſſenſchaftlichen Organismus würde allein hinreichend ſein, um uns darüber aufzu- klären, daß wir es mit einem entſchiedenen Jünger He- gel's zu thun haben, wenn es uns Biedermann auch nicht ausdrücklich verſicherte. Zu gleicher Zeit gibt ſie uns einen ungefähren Maßſtab für die Selbſtändigkeit ſeines Syſtems dem ſeines Meiſters gegenüber an die Hand, obgleich die Hauptaufſchlüſſe rückſichtlich dieſes Punktes erſt aus den nachfolgenden Theilen des Werks zu entnehmen ſind, da die Hegel'ſche Methode bei allem Scheine von Geſetzmäßigkeit und innerer Nothwendigkeit, den ſie ſo ernſthaft anzunehmen verſteht, dennoch eine ungeheuere Schmiegſamkeit beſitzt, welche denſelben Kate- gorien, nackt oder in eine einfache oder mehrfache Schale eingehüllt, an verſchiedenen Punkten des Syſtems eine Art Heimatsrecht zu ſichern verſteht. In dieſer Beziehung muß es nun unſerm Verfaſſer, ſoweit der vorliegende Abſchnitt ein Urtheil geſtattet, zum Ruhme nachgeſagt werden, daß er ſich der Hegel'ſchen Methode mit einer Gewiſſenhaftigkeit und mit einem unbefangenen, offenen Blicke für die erfahrungsmäßig gegebenen Thatſachen des Bewußtſeins bedient, wie man dieſelben bei den orthodoxen Anhängern der Schule und beim Meiſter ſelbſt nicht immer findet. Es iſt freilich auch ein ganz anderes Kunſtſtück, aus dem völlig inhaltsleeren Begriffe des Seins den ganzen Reichthum der logiſchen, mathe- matiſchen und metaphyſiſchen Begriffe und nach einem zweiten, im Grunde genommen ebenſo müheloſen An- ſatze den ganzen concreten Inhalt der Erſcheinungswelt in Natur und Geiſt hervorzuzaubern, als aus zwei ſo reichen, ſozuſagen mit ſpontaner Gewalt nach Ent- wickelung drängenden Kategorien wie Sinne und Dinge auf dem Wege einer verſtändigen Analyſe und Syntheſe die Formen des Bewußtſeins zu conſtruiren; dies aber und nichts Anderes charakteriſirt die vom Verfaſſer in Hegel'ſchem Zuſchnitt angewandte Methode, deren einzi- ger, leicht zu ertragender Nachtheil darin beſteht, daß uns der ſymmetriſchen Dreitheilung zu Gefallen hier und da in der Antitheſe oder Syntheſe eine Kategorie geboten wird, die als bloßer Lückenbüßer, ohne einen in der Wiſſenſchaft hergebrachten Namen, ja zuweilen ohne einen Namen überhaupt (z. B. das „Auseinanderkommen der Sinne und Dinge" oder die „Ueberzeugung thätig zu ſein"), füglich wegbleiben könnte. Gefährlich wird dieſe Methode erſt dann, wenn man bei ihrer Anwendung von der Anſicht ausgeht, als ſeien die Begriffe Knotenpunkte eines einfachen, meinetwegen ſich auch in ſeinen Anfang zurückſchlingenden Fadens und als ſeien alle frühern Stu-

ſtn vollkommen abgethan, ſobald man eine ſpätere erreicht hat. Dieſe Meinung theilt der Verfaſſer nicht; er weiß vielmehr, daß ſich von faſt jedem Knotenpunkte aus neue Fäden in die Breite und in die Tiefe verzweigen, und ſcheint nirgends die Mühe, wieder auf die frühern Standpunkte zurückzugehen und dieſelben an die jeweilig neugewonnenen wiederanzuknüpfen. Gleichwol würde es von ihm verdienſtlich geweſen ſein, wenn er ſich veranlaßt gefunden hätte, ſeine Methode einleitend in mehr als den allgemeinſten, der Willkür immer noch einen unendlichen Spielraum laſſenden Zügen auseinanderzuſetzen; denn wenn überhaupt die Methode als das Denken des Denkens der eigentliche Prüfſtein eines philoſophiſchen Syſtems iſt, ſo gilt dies namentlich von dem Hegel'ſchen, bei dem Inhalt und Methode ſich gewiſſermaßen vollſtändig decken.

Das Werk, von deſſen Gegenſtand der Verfaſſer ſonderbarerweiſe behauptet, daß er an die Stelle der ſogenannten empiriſchen Pſychologie trete, enthält in der That nichts mehr als den die Lehre vom theoretiſchen Bewußtſein umfaſſenden Theil der Phänomenologie des ſubjectiven Geiſtes, deſſen Thatſachen allerdings durchgehends von der ſcharfen Beobachtungs- und Auffaſſungsgabe eines mit naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen aller Art und namentlich im Gebiete der Anthropologie vielbeſchäftigten (Biedermann iſt praktiſcher Arzt) und wohlvertrauten Mannes Zeugniß ablegen, wobei die in ſeltener Reinheit ausgeprägte und mit anerkennenswerther Conſequenz feſtgehaltene idealiſtiſche Richtung, namentlich inmitten der gegenwärtigen Zeitſtrömung, um ſo lebhaftere Anerkennung verdient. Die neun Hauptkategorien, durch welche der Faden der dialektiſchen Entwickelung ſich hindurchzieht, ſind innerhalb der Sinnlichkeit die Empfindung, die Wahrnehmung und die Erfahrung; innerhalb der Ueberſinnlichkeit die Erinnerung, die Vorſtellung und die Erkenntniß; innerhalb des Bewußtſeins das Gefühl, die Beſtimmung und die Gewißheit, während das Bewußtſein ſelbſt je nach ſeiner Beziehung auf die Sinnlichkeit, Ueberſinnlichkeit oder auf ſich ſelbſt als ſinnliches Bewußtſein, überſinnliches Bewußtſein und Selbſtbewußtſein erſcheint. Auf die weitere Gliederung dieſer Kategorien und alle einzelnen Momente derſelben einzugehen, müſſen wir uns verſagen, obſchon wir behufs der Vergleichung mit der oben gegebenen kurzen Entwickelung Helfferich's namentlich den in der That geiſtreichen, wenn auch hier und da etwas ſchwerfälligen dialektiſchen Proceß, welcher uns von der Einbildung durch die Bezeichnung des Bildes und die Bedeutung des Zeichens zur Vorſtellung und von dieſer durch Inhalt und Geſtalt zur Sprache mit den Momenten der Geberde und Stimme führt, zu verfolgen geneigt wären.

Die Philoſophie, wenigſtens die deutſche, hat bekanntlich das Eigenthümliche, daß ſie in ihren vorwiegend ſpeculativen Theilen wenig feſtſtehende Begriffe und ſelbſt für dieſe wenigen keine vollkommene Uebereinſtimmung in der Bezeichnung bietet, ſodaß jeder Philoſoph ſich eine beſondere Terminologie ſchafft, welche ſich der Leſer im ſpeciellen Falle erſt zueigenmachen und mit der ihm früherhin geläufig gewordenen, ſo gut es eben gehen will, amalgamiren muß. Dieſes Verhältniß liegt in der beweglichen, geſchichtlichen Natur des philoſophiſchen Erkennens begründet; es wird erſt dann zum Uebelſtande, wenn das in derſelben geſchichtlichen Natur zugleich liegende Princip der Gemeinſamkeit gänzlich verkannt oder abſichtlich vernachläſſigt wird. Gewiſſe Haupt- und Grundbegriffe kann ſich jeder Denker aus dem geſchichtlichen Beſtande der Philoſophie aneignen, und was insbeſondere die deutſche Speculation betrifft, ſo dürfte es für dieſe gerathen ſein, ſoweit wie nur möglich auf den Sprachgebrauch des Ariſtoteles und Kant zurückzugehen. Biedermann konnte dieſer gewiß billigen Anfoderung ein umſoweniger Genüge leiſten, als er ſich bei ſeiner Terminologie eines ſprachlichen Purismus befleißigt, der unſerer Anſicht nach ſein Ziel überſchießt und mit weſentlichen Nachtheilen verknüpft iſt. Solange der ſchöne Traum eines Leibniz von einer Univerſalſprache noch ſeiner Verwirklichung entgegenharrt, ſolange ſollte man ſich wenigſtens nicht beeifern, das auf geſchichtlichem Wege Ueberkommene und auf wirklich organiſche Weiſe gemeinſam Gewordene, alſo den Grundſtock jener Entwickelung, gewaltſam zu entfernen, am allerwenigſten in der Philoſophie, wo das nationale Element nie auf Koſten des Allgemeinmenſchlichen zur Geltung kommen darf. Es wird dadurch, wie das Beiſpiel Biedermann's lehrt, der Willkür in der Terminologie Thür und Thor geöffnet und eigentlich doch nur an die Stelle eines allgemein verſtändlichen Fremdworts ein unverſtändliches deutſches Wort geſetzt. Daß das Fremdwort ſich ſeiner urſprünglichen concreten Vorſtellung gänzlich entkleidet hat und [illegible] reinen Abſtractum geworden iſt, dieſer Umſtand macht [illegible] gerade vor allem zu einem geeigneten Werkzeuge der Speculation und hindert den Philoſophen, ſich jenen Sprachſpielereien hinzugeben, mit denen namentlich Hegel und ſeine Schule, insbeſondere in der Logik, ſo[illegible] Misbrauch getrieben haben. Dieſer Verſuchung hat [illegible] Biedermann nicht widerſtanden; im Gegentheil, dieſes Etymologiſiren und Deuteln macht ſich faſt bei jeder einzelnen Kategorie geltend und übt nicht ſelten auf die Speculation ſelbſt einen ſichtbar nachtheiligen Einfluß aus. [illegible] wir die Bedeutung der Etymologie für die Philoſophie keineswegs unterſchätzen, ſondern ihr vielmehr als [illegible] eigentlich hiſtoriſchen Wiſſenſchaft der ſogenannten [illegible] Denkbegriffe eine Stelle einräumen, die ihr bisher [illegible] von Niemand ſo entſchieden zuerkannt worden [illegible] glauben wir oben zur Genüge dargethan zu haben; [illegible] verlangen auf der andern Seite aber auch, daß ſie [illegible] nicht über ihre Kräfte täuſche und die Ergebniſſe [illegible] genügender Forſchungen als ſichere Unterlage der Speculation betrachten wolle. Was iſt z. B. der Wiſſenſchaft damit gedient, das neuhochdeutſche „Gebärde“ auf [illegible] Wurzel pir zurückzuführen, wenn man am Ende [illegible] nicht die urſprüngliche Bedeutung ferre, ſondern die [illegible] geleitete parere benutzt, um Gebärde als „nach [illegible]

immung verſchieden", als „das erzeugte, im Mutter- b gezeitigte und zur Welt gebrachte älterliche Erbe id tiefgreifende Gepräge, das weder durch Zeit noch erhältniſſe je gänzlich verwiſcht wird", als „das kör- rlich Angeborene" u. ſ. w., was die Gebärde bekannt- h gerade nicht iſt, ſtatt einfach und natürlich als das r ſich Getragene, zur Schau Getragene (gestus) zu zeichnen? Dergleichen Beiſpiele ließen ſich noch manche ſführen, offenbarer Unrichtigkeiten, wie z. B. der Ab- tung von „achten" und „trachten" aus derſelben Wur- ', ganz zu geſchweigen. Wir haben durchaus nichts gegen, wenn das philoſophiſche Denken, nachdem es f dem ihm eigenthümlichen Wege ſelbſtändig zu ge- iſſen Reſultaten gelangt iſt, dieſelben wie überhaupt an r Erfahrung, ſo insbeſondere an den Spracherſcheinun- n prüft, ja wir halten ein ſolches Verfahren zur Ver- ſchaulichung dieſer Reſultate ſogar für zweckmäßig. ber gerade dieſes Streben nach Veranſchaulichung iſt rgends in Biedermann's Werke zu entdecken, vielmehr ht derſelbe in echt Hegel'ſcher Weiſe auf den „Stand- nkt des gemeinen Bewußtſeins", auf „die Krücken des iſpiels und des Gleichniſſes" mit ſouveräner Verach- ng herab.

Damit ſoll indeſſen nicht geſagt ſein, daß die Dar- lung des Verfaſſers an großer Dunkelheit oder Schwie- keit leide; im Gegentheil wird Jeder, der nicht an r philoſophiſchen Stil die Anſprüche des Romanſtils cht oder Philoſophie ſtudiren zu können vermeint, ne ſeine Denkkraft anſtrengen zu wollen, bereitwillig erkennen, daß das Werk ſich verhältnißmäßig durch volle Klarheit und Ueberſichtlichkeit auszeichnet. Rück- ſich des Satzbaus wird das Streben des Verfaſſers Deutlichkeit ſogar peinlich. Bei reinphiloſophiſchen andlungen kann es auch dem geübteſten Denker ren, daß er hier und da eine Periode zwei mal chleſen, vielleicht ſogar grammatiſch conſtruiren muß; iſt kein Unglück, aber es iſt ein Fehlgriff, hier dem er durch zwei-, dreimalige Wiederholungen deſſelben gliedes zu Hülfe kommen zu wollen. Dieſer „Krücke" n ſich wol der Kathedervortrag bedienen, aber nicht Schreibſtil. Hier wäre der Purismus an ſeinem e geweſen und ebenſo hätten Neuerungen wie die e" mit dem Dativ ſtatt mit dem Accuſativ, „außer- ", „innerhalb" u. dgl. mit dem Dativ ſtatt mit Genitiv zu verbinden, die Hülfszeitwörter ohne alle h zu häufen u. ſ. w. füglich unterbleiben ſollen. , wie z. B. S. 278: „Die Entwickelungsſtufen, die Bewußtſein geführt, hatten ganz und gar, oder zumeiſt ohne aller Gewißheit, ja genug oft ohne Beſinnung, hatten überhaupt noch ſehr unbefan- ſtattgefunden gehabt" u. ſ. w., ſind doch wahre Con- tionsungeheuer.

Wir durften mit dieſen einzelnen Ausſtellungen in ug auf die Form, rückſichtlich welcher dieſes Werk dem Helfferich'ſchen allerdings nicht den entfernteſten leich zuläßt, nicht zurückhalten, müſſen jedoch hinzu- en, daß dieſe Mängel gegen die anderweitigen Vor- züge des Werks kaum in die Wagſchale fallen. Das Unternehmen, den abſoluten Idealismus in ſolchem Um- fange, mit ſoviel Hülfsmitteln und ſo hohem Ernſte auf einer neuen Grundlage zu reconſtruiren, iſt wahrhaft be- deutend und in einer Zeit wie die unſrige doppelt heil- ſam und dankenswerth. Die wichtigſten Reſultate ſind allerdings erſt von den folgenden Theilen zu erwarten und wir ſehen dem Erſcheinen derſelben ſehnſüchtig ent- gegen. 72.

Deutſche Dialektdichtungen.

1. Gedichte in weſtricher Mundart von Ludwig Schandein. Stuttgart, Cotta. 1854. 16. 1 Thlr.

Der Verfaſſer hat in einem Anhange für nöthig befunden, Erläuterungen zu machen, woraus wir zu Gunſten unſerer Leſer Einiges notizenhaft entlehnen: „Die weſtricher Mund- art wird von der eigentlich pfälziſchen durch das Hardtgebirge, den nördlichen Auslauf der Vogeſen, geſchieden. Die Bewohner dieſes Berglandes verleugnen bei all ihrer Innerlichkeit und Naivetät nicht den ſtarken Zug einer gewiſſen Schalkhaftigkeit. Das Eigenthümlichſte und Alleineigene der weſtricher Mundart iſt die Neigung, die Zahnlaute d, t, dd, ja ſelbſt tt nach langem Vocal in das flüſſige r oder rr zu wandeln; z. B. ſtatt ledig, lerig; ſtatt Gewitter, Gewirrer." Jene, vom Ver- faſſer ſelbſt als charakteriſtiſch angedeutete Schalkhaftigkeit zeigt ſich beſonders in den Gedichten: „Däuſching", „Was ſoll das nor bedeure?" und „Am Brinnche wollt ich annegah". Da- gegen offenbart ſich in dem reizenden Liebesliedchen: „Mei Herz is's Milerrädche" Naivetät in hohem Maße. Eins der beſten Gedichte der ganzen Sammlung, ein wahrhaft volks- thümlicher Klang mit köſtlichem Wechſel von Zärtlichkeit und Derbheit iſt jedenfalls: „Beim Schlafe." Wir nehmen nicht den geringſten Anſtand, das Buch allen Freunden der Dialekt- dichtung warm zu empfehlen.

2. Oeſtreichiſche Feldlerchen. Lieder und Geſänge in obder- enſiſcher Mundart von K. A. Kaltenbrunner. Nürn- berg, v. Ebner. 1857. Gr. 16. 1 Thlr.

Hier haben wir eine der ebenbeſprochenen ähnliche Er- ſcheinung. Da wir jedoch bereits bei verſchiedenen Gelegenheiten in d. Bl. dem Verfaſſer jene Anerkennung zutheilwerden ließen, die ſeinem Talente gebührt, ſo wollen wir heute, um jüngern Autoren einige Aufmerkſamkeit ſchenken zu können, nur erwäh- nen, daß ſich in dieſen „Feldlerchen" ſo manches Schöne vorfindet.

Unter dieſen Jüngern macht ſich der Verfaſſer folgender Schrift in eigenthümlicher Weiſe bemerkbar:

3. Aus der Heimat. Lieder und Gedichte in der öſtreichi- ſchen Volksmundart von Alexander Baumann. Berlin, Hofmann und Comp. 1857. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Baumann iſt total Oeſtreicher; dies kommt ihm bei der Richtung, die er eingeſchlagen, ſehr zugute. Er hat ſich näm- lich eine Art von gemiſchtem Dialekt aus der unteröſtreichi- ſchen Bauernſprache und dem wiener Jargon gebildet; es mangelt uns hier an Raum, um das Bedenkliche dieſes kühn- ſprachlichen Unternehmens kritiſch zu beleuchten; wir geſtehen jedoch auf der andern Seite dem Verfaſſer gern zu, daß er uns mit dem Effect, den er dadurch manchmal äußerſt glück- lich zu erzielen weiß, überraſcht hat. Mehre Bruchſtücke nahm er aus ſeinen Singſpielen: „'s Verſprech'n hinterm Herd" und „Das erſte Buſſerl" auf; es will uns jedoch bedünken, daß die Form des Dialogs inmitten lyriſcher Naturklänge nicht recht paſſe, etwas Geſpreiztes anſichhabe. Gibt man ihm den ſich ſelbſt gewählten, früher angedeuteten Standpunkt zu, ſo wird man auch willig anerkennen, daß er mitunter Ausgezeich- netes geliefert, z. B. in folgendem Gedichte, worin ſich der

bekannte Frohſinn und die durch nichts zu trübende Lebensluſt der öſtreichiſchen Gebirgsſöhne vortrefflich abſpiegelt.

Di zwoa Pfeifabubn.

Mir ſan di zwoa Pfeifabubn vom Grundelſee!
In alla Frua ſteig'n ma in d' Arbad auf d' Heh.

Mir ſcheich'n koan Weda, koan Mia und koan Plag
Und trag'n unſri Pfeifa in bockledern Sack.

Mir ſan di zwoa Pfeifabubn, Sep und da Franz,
Und ham ma koan Arbad, ſo pfeif ma an Tanz.

Wia luſti klingt's abi ins Thal und zum See,
Pfeif i und mei Bruda vom Berg auf da He!

Mir ſan di zwoa Pfeifabubn, kent's uns mal bald,
In Berg pfeift mei Bruda und i dort im Wald.

Und kimen an Sunda die Dirndl'n dazua,
Da hat d' Schwegelpfeifa erſcht nimma an Rua.

Mir ſan di zwoa Pfeifabubn, wegen nit g'ring,
Ob d' Welt ſi a umdraht, dös is uns oan Ding.

Mir ham a guads G'wiſſ'n und kenn koan Schreck,
Und kahm a da Teiſl, mir blaſat'n weg!

Unter den erotiſchen Liedern zeichnet ſich „'S Leichtkäferl" durch zartpoetiſchen Anhauch und „Da Pfiffige" durch bäueriſche Schalkhaftigkeit aus; in ſeiner Art ebenſo gut klingt das, bei jedem Strophenſchluß mit ſehr glücklich getroffenem Vergleiche rhythmiſch pointirte Lied: „'S is anderſcht"; jedoch das beſte iſt unbedingt der treffliche Erguß: „Frialings-Gſangl", worin ſich das bisher verſchämt zurückhaltende Herz einer Bauerdirne plötzlich, wie überrumpelt von der hereinbrechenden Macht des Frühlings, ihrem Burſchen im Liebesgeſtändniß gleich einer ſpringenden Knospe erſchließt. Man höre:

Birberl, mei Birberl!
I g'ſchbür's ſchon, ja ja,
Kim außa a Wengerl,
Der Frialing is da!
Siachſt, omad am Bergl
Vakriacht ſi da Schnee,
Und d' Bleamln, die guka
Blühweis ſchon auf d' He.

Birberl, mei Birberl!
Wie grean all's da ſteht.
'S is grad, als ob d' Sun
Am ins Herz ſcheina tät!
Laß d' Arbat, laß 's Gſangl,
Liegt netta nix dran!
Kim außa! Siachſt d' Lercheln?
Dös Gſangl hör' an!

Birberl, mei Birberl!
Ja, heint darfſt di g'frein,
Han's allweil dir g'laugnt,
Aba izt g'hör i dein!
Kann's volli nit ſagn,
Wia's Herz ſchlagt da drein,
Do dös darfſt ma glaube:
Von heint g'hör i dein!

In plaſtiſch abgerundeter Zeichnung verſchiedenartiger Volkscharaktere ſind vorzüglich: „Da Hoagliche", „Da kloani Linza-Poſtilion" und „Da Traunkirchner Bua". Originell, bei wirklich ſeltener Einfachheit iſt das Lied der Sennin: „Kim ha!" Somit möge das Buch Freunden der Dialektpoeſie beſtens empfohlen ſein.

4. Der lahrer Proceß in lahrer Mundart. Nach dem Tagebuche eines Zeitgenoſſen. Nebſt dem Freiheitsbriefe. Von R. Steinmann. Lahr, Geiger. 1855. Gr. 16. 6 Ngr.

Der Verfaſſer eröffnet die Vorrede mit den Worten: „Vorliegendes Werkchen war nicht für die Oeffentlichkeit beſtimmt, und wenn ich es derſelben dennoch übergebe, nur auf vielfache und fortgeſetzte Anfoderungen. ben jedoch trotzdem, daß der Gegenſtand nur Intereſſe dortiger Bewohner für ſich in Anſpruch Der Verfaſſer beſitzt die Gabe ſchlicht zu erzähl es ihm dankwiſſen, daß er von dem „Freihei Stein in ſeiner „Geſchichte und Beſchreibung de nicht gab, eine getreue Abſchrift ſeinem Werk Dieſes für die Stadt Lahr einſt wichtige betitelt: „Freiheitsbrief, welcher von Herrn Geroldeck, Herrn zu Lahr, der Stadt Lahr i ertheilt worden iſt."

5. Basleriſche Kinder- und Volksreime aus d Ueberlieferung geſammelt. Baſel, Schweigh 8. 12 Ngr.

Der anonyme Autor gibt in der Vorrede die uns ganz geeignet ſcheinen, den Leſer auf punkt zu verſetzen, der allein der richtige iſt, un ſtens einiges im Buche Vorkommende falſch z wir wollen daher jene Stelle hier einrücken: „ geber kann nichts dafür, daß er trotz des beſte ſeiner lieben Vaterſtadt keine gewaltigen Epen und lieder vorgefunden, ſondern nur Kinderreime und Viele derſelben tragen aber in ihren kecken Sprün unverkennbare Gepräge des echten Volkslieds, innere Gedankenfolge entwickelt, ſondern objectiv Außenwelt gibt, wie ſie oft ſehr heterogen in keit nebeneinanderliegen."

Dies Buch wird gewiß jeden Leſer auf das ſeine Kinderjahre erinnern und ihm jene Liedchen niß rufen, die er einſt mit Vergnügen geſungen. ſelbſt dürfte es intereſſiren, daß wir einige derſ ganz Deutſchland verbreitet fanden; z. B.:

Rege Rege Tropfe!
D' Buebe mueß me klopfe

Oder:

Stirbt der Fuchs, was gilt der Balg?
Lebt er lang, ſo wird er alt.

In dem Abſchnitt: „Allerlei Reime, wie Alt ſingen und ſagen" macht ſich theils ein fei Hohn, theils ein offen ſtechender Spott nicht ſelten

My Vatter iſch e brave Ma,
Hat d' Suntigshoſen am Werktig a!

Oder:

Wenn ein Junge Taback raucht.
Sug an eme Zipfeli Leberwurſt,
'S iſch beſſer für ſo kleini Burſch.

Der Verfaſſer hat jedenfalls mit großem Fle terial geſammelt und geſchichtet. In Anbetracht, menſchliche Seite des Kinderlebens darin oft zur kommt, wünſchen wir ſeinem verdienſtvollen B beſten Erfolg. Beſonders Kinderfreunden wird eine willkommene Gabe ſein. Wir erwähnen, hier rechten Orte, ſogleich ein zweites Schweizerproduct

6. Wintermapeli. Von Theodor Meyer-Meri Schweighauſer. 1857. 8. 9 Ngr.

Das Buch zeichnet ſich durch mehre ſinnige aus, die der Muſe des Verfaſſers alle Ehre mach durchweht der zarteſte Hauch jenes magnetiſchen zwiſchen Mikro- und Makrokosmos ſeine gehei ſpinnt, wie z. B. in „Frühlingsſunne". Eine ko iſt. „Die erſte Veietli". Eine glückliche Anw Gegenſatzes, ohne die mindeſte Effecthaſcherei, ſchönen Gedichte „Dürr und grün" eine eigenthüm Wir bedauern es ſeiner Länge wegen nicht gan können, doch wollen wir wenigſtens jene Stroph

riginellen Vergleich den Sieg des zaudernden Früh- ›er den ſtörriſchen Winter plaſtiſch andeutet, unſern um beſten geben:

Nei lug au! tauſig Thürli
Die gahn jez eismal uf
Und 's gückelet us jedem ſacht
E Köpfli uſe, loost und lacht
Und wogt ſi füre druf.

e gute Satire auf das Wichtigthun des Gelehrten- t das Gedicht: „Der Storch." Unter den längern Producten verdienen wegen ihrer lebendigen Anſchau- :igens namhaft gemacht zu werden: „Us der Meſſ" asler-Leckerli."

). A. Hallenſtein's Volkstheater in frankfurter dart. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Auffarth. 1855. 16. 2 Thlr.

wie es ſcheint in Frankfurt ſtereotyp gewordenen lmanniaden" ſind in dieſem Buche ſehr ſtark vertreten. nen ihrem ganzen Colorit nach an die ehemals in Süd- ıd beliebten ſogenannten „Staberliaden". Den erſten ffnet: „Ein Abenteuer des Herrn Hampelmann, oder: mann wider Willen. Eine Hampelmanniade in drei Bil- Dieſes Stück iſt im Vergleich mit den übrigen arm an ıch dort und da die Charakterzeichnung mangelhaft. eſſer: „Der Dippegucker, oder: In der letzten Dutt Alles. Locallustſpiel in zwei Acten." Hierauf folgt: ıs Eppelwein, oder: Urſachen und Wirkungen", eine ›es Lustſpiels: „Ein Glas Waſſer." Unſers Bedünkens Verfaſſer die Schwächen und Fehler des franzöſiſchen weit lächerlicher machen können. Noch enthält der ıd: „Herrn Hampelmann's galante Abenteuer, oder: die Wett? Eine Hampelmanniade in vier Bildern" und t das gelungenſte der bisher citirten Stücke; der dra- Knoten iſt hier feiner geknüpft, der Scenenwechſel :. Der zweite Band beginnt mit der zweiactigen Local- Zwei Tage aus dem Leben eines Friſeurs, oder: For en nuß m'r Alles duhn!" Der Friſeur Peter iſt eine er- Geſtalt, die gut dargeſtellt allein genügte, dem Stücke nſtigen Erfolg auf den Bretern zu ſichern. Daran abermals eine „Hampelmanniade" in vier Bildern: ›ampelmann im Wäldchen, oder der Pfingſtdienstag." ſſe iſt, was komiſche Färbung anbelangt, am reichſten; kfurter Leben ſpiegelt ſich darin ſehr getreu ab; es ıs auch in bühnenpraktiſcher Beziehung vor allen an- zu verdienen. Die dramatiſche Reihe des „Volks- beſchließt: „Der Maskenball"; eine Hanswurſtiade, ›erfaſſer wol für die frankfurter Proletarier geſchrie- wollen deshalb dazu ſchweigen, denn „Prügelſuppen" ıcht auf Kritik Anſpruch machen. Den Schluß des bilden „Vermiſchte Gedichte und Aufſätze". Der Gehalt der erſteren iſt ſehr gering; dagegen macht ſich Erzählung des Inhalts der Oper «Tanhäuſer»" eine ›te Satire auf eine modern-muſikaliſche Partei-Luft, die „Todesanzeige des frankfurter Stadttrumpeter er, der an den Folgen eines in ſeinem Berufe ge- zeblaſenen Trillers ſtarb", eine echthumoriſtiſche Ader

Emanuel Raulf.

Pſychologiſche Studien in Novellen.

ıin. Erzählungen von Hieronymus Lorm. Zwei Berlin, Allgemeine deutſche Verlagsanſtalt. 1857. Thlr.

Novelliſtik gehört eigentlich nicht in mein kritiſches ndeß da ich einmal Hieronymus Lorm's „Am Kamin", h nicht am Kamin, geleſen und zugleich gefunden habe, Erzählungen nicht, wie ſich dies von Hieronymus Lorm ›runde von ſelbſt verſteht, dem gewöhnlichen, aus fabrik- mäßiger Thätigkeit hervorgegangenen Novellengenre angehören, ſo will ich mich für heute einmal auch auf dieſes Gebiet begeben. Hieronymus Lorm's Erzählungen ſind eigentlich pſychologiſche Studien in erzählender Form, ſcharfſinnige Verſuche, pſycho- logiſche und geſellſchaftliche Probleme an lebendigen Menſchen- exemplaren zu erörtern und zu löſen. In dem Dogma, zu welchem man das realiſtiſche Princip jetzt auch in der Dichtung erheben möchte, wurzeln ſie nicht. Der Verfaſſer bemüht ſich vielmehr, um uns einer ſchriftlich uns vorliegenden Aeußerung über dieſe Novellen zu bedienen, „bei Vermeidung alles von der ſogenannten Romantik Ueberkommenen dennoch das ſo verſchriene Recht ſubjectiver Freiheit und Natur zur Geltung zu bringen und das wirkliche Leben noch auf anderm Gebiete als auf dem Dorfe zu zeichnen, das in der Literatur nachge- rade anfängt um ſo lügenhafter zu werden, je mehr es die einzige deutſche Wirklichkeit zu ſein beanſpruchen möchte".

Der Verfaſſer verſteht es nicht oder verſchmäht es viel- mehr, effectreich zu erfinden und die Neugier auf die Folter zu ſpannen, aber er weiß ſinnvoll und ſinnig zu combiniren und eigenthümliche Situationen zu ſchaffen, aus denen ſich die Fäden für die Darſtellung eines tiefern Seelen- und Ge- müthslebens herausſpinnen laſſen. Er ſpricht ſich in der No- velle „Philoſophie des Kuſſes" ſelbſt aufs entſchiedenſte gegen die effectreichen Taſchenſpielerſtückchen des blos auf Spannung und Ueberraſchung berechneten Feuilletonromans aus. Das ganze Geheimniß des Feuilletonromans ſei dies: „Der Leſer wird gereizt, er wird hingeriſſen einen gewaltigen, einen wahrhaften Tigerrachen der Neugierde aufzuſperren, der fort- während gefüttert und nie geſättigt werden darf. Und ein ſolcher Tigerrachen verſchlingt Alles ohne Auswahl mit dem gleichen Behagen, Sinn und Unſinn, Wahrheit und Unmög- lichkeit. Der Feuilletonroman iſt ein aus allen denkbaren ſchlechten Ingredienzien deſtillirter Fuſel, der aber Aufregung hervörbringt, jene Wirkung, um die es allein den Franzoſen zu thun iſt, und die ſie, unüberſetzbar, Emotion nennen. Selbſt ihre Geſchichte iſt nur eine der Emotionen, ein großer Feuilletonroman, bei dem es ſich fortwährend um die Frage handelt, was nun kommen wird." Aehnlich ſprach ſich auch der verſtorbene Douglas Jerrold (deſſen Leben und Nachlaß ſoeben un- ter dem Titel „**The life and remains of Douglas Jerrold. By his son Blanchard Jerrold**" erſchienen ſind) über dieſe Art der Ro- manſchriftſtellerei aus. Seit die leidige Manier eingeführt wor- den, Romane in monatlichen Lieferungen zu ſchreiben, bemerkte Jerrold, ſei die Novelliſtik eine Art Fabrikation geworden. Der Abonnent müſſe zwei Jahre hindurch geſpannt bleiben. Um ihn alſo auf der Folter der Neugier zu erhalten, müſſe man die Handlung mehr künſtlich als künſtleriſch verwickeln. Man müſſe die Perſonen ohne innere Motive vermehren und einen kleinen Gedanken, der kaum ein Quentchen wiege, wie einen Draht unendlich in die Länge ziehen. Schriftſteller und Dichter verdürben ſich dadurch gegenſeitig. Der Parnaß werde immer mehr nivellirt und werde bald ſo flach ſein wie eine Heer- ſtraße. Jerrold's Aeußerungen mochten, wie es ſcheint zugleich direct gegen ſeinen Freund Dickens gerichtet ſein, deſſen neueſten Romanen Spuren dieſer Entſtehungsweiſe nur allzu deutlich auf- geprägt ſind. In dieſer Richtung und auf dieſe Weiſe werden aber gegenwärtig nicht blos die Romane geſchrieben, welche ausdrücklich für Zeitungsfeuilletons beſtimmt ſind, ſondern auch die meiſten werden ſo geſchrieben, d. h. ohne innere Nöthigung und nach der traditionellen Schablone. Daher be- gegnet man auch ſelten noch einem Roman, welcher der Ausdruck einer mächtigen achtunggebietenden Subjectivität und geeignet wäre, unſern Geiſt mit tiefen, erhabenen und weit- tragenden Ideen zu befruchten.

Doch um von der Manier unſers Verfaſſers einen Be- griff zu geben, wollen wir den Inhalt der Erzählung „Jakob und Rahel" als einer der dramatiſchſten in möglichſter Kürze angeben. In der Introduction erblicken wir Malwina, die Tochter einer unbemittelten Witwe, wie ſie im dresdener Mu-

ſeum Giorgione's Bild „Jakob und Rahel" copirt. Ein Herr in reifen Jahren, den wir mit dem Verfaſſer Jakob nennen, widmet ihrem Fleiße, noch mehr aber ihrer Perſon die geſpannteſte Aufmerkſamkeit. Es entſpinnt ſich zwiſchen Beiden ein Verhältniß, das bald in innige Zuneigung, in Liebe übergeht. Er bietet ihr ſeine Hand. Sie ſchlägt ſie aus, weil ſie unbemittelt und doch zu ſtolz iſt, durch ihn verſorgt zu werden. „Für mein leibliches Fortkommen muß ich", ſagt ſie, „durch eigene Kraft ſorgen können, obgleich nur ein Weib; das war der leitende Gedanke meines Lebens." Der aus den ſieben Himmeln ſeiner ſchönſten Lebenshoffnung geſtürzte Jakob reiſt nun ab, Malwina weiß nicht wohin. Da erſcheint bei ihr eines Tags ein angeblicher kunſtliebender Engländer, zahlt ihr für ihre ſelbſtverfertigten, vielfach mangelhaften Bilder und Copien, die Niemand haben wollte, 1500 Pfundnoten der engliſchen Bank und läßt die Bilder ſogleich verpacken, um ſie, wie er ſagt, nach ſeiner Heimat zu ſchicken. Es fehlt Malwina nun nicht mehr an Geld, aber an ihrem Jakob. Dieſer läßt jedoch nicht allzu lange auf ſich warten, er erſcheint plötzlich, aber als Bettler, wie er ſagt. Doch ſie beſitzt ja ein Capital, ſie ſelbſt bietet ihm nun ihre nicht mehr leere Hand an. Jetzt erklärt Jakob, verzichten zu müſſen, nicht die Liebe ſolle es ſein, die ihm Brot gebe, die Ehe ſolle kein Verſorgungshaus für einen im Lebenskampf invalid Gewordenen ſein. Da iſt ihr Stolz gebrochen, ſie erklärt, geirrt und an ihm gefrevelt zu haben. „Während ich den irdiſchen Beſitz zu verachten ſchien, indem ich ihm keinen Antheil an meinem Glück geben wollte", ſagt ſie, „habe ich ihn ſündhaft überſchätzt; denn ich habe ihm die Macht eingeräumt uns zu trennen." Die Verſöhnung bleibt nach dieſer Erklärung nicht aus und ſie werden Mann und Weib. Während einer vierzehntägigen Abweſenheit ihres Mannes trifft eine Kiſte ein; ſie öffnet ſie, und was ihr zuerſt entgegenſchimmert iſt ihr großes Gemälde „Jakob und Rahel". Alle ihre Bilder werden ihr zurückgeſchickt. Jakob hatte ſie nämlich ſelbſt angekauft für eine Summe, welche dem Mädchen hinreichen mochte, um ihren langgenährten Traum von Selbſtändigkeit dadurch verwirklicht zu ſehen, die aber auch der Betrag ſeines ganzen Vermögens war. Ein Bruder von ihm, der ſich in Nordamerika als Kunſthändler anſäſſig gemacht, hatte den Engländer geſpielt, der ihr die Bilder abkaufte; er hatte die Bilder nach Amerika mithinübergenommen, um ſie womöglich loszuſchlagen, aber es hatte ſich kein Käufer dazu finden wollen. Er hatte ſie nun zurückgeſchickt, mit der Bemerkung, daß, „wenn ſie nicht eine Zierde des Kunſtſaals ſeien, ſie doch immerhin eine Zierde des Hauſes bleiben würden, in welchem die Malerei walte". Das war ein harter Schlag für Malwina's Stolz, aber auch trefflich geeignet, ſie von ihrem Dilettantismus zu heilen. Sie gab die Malerei auf, um fortan nur noch ihrer Pflicht als Gattin und Mutter zu leben. Jakob aber äußerte eine ungeheuchelte Freude, ſich wieder in Beſitz von Malwina's Bildern zu ſehen. „Sie waren ihm als Werke ihrer Hand koſtbarer denn Kunſtwerke. Er wußte zuletzt ſogar Malwina mit denſelben zu verſöhnen, und namentlich gewann ſie «Jakob und Rahel» wieder lieb, nachdem ſie entdeckt hatte, was ſie damals, unter einem halb unbewußten Eindrucke malend, überſehen, daß der junge Hirt auf dem Bilde weniger die Züge des Originals als die ihres Gatten trug." Dieſe Erfindung iſt, wie man ſieht, eigenthümlich und ſinnig, und ſie wird durch die Darſtellung des Verfaſſers auch glaublich und wahrſcheinlich, was ſie vielleicht in dieſer Skizze nicht iſt. Sie würde ſich ohne Zweifel auch ſehr gut als Stoff für ein kleines Schauſpiel geeignet haben. Die Dresdener übrigens werden von einer Bemerkung des Verfaſſers nicht ſehr erbaut ſein. Er nennt Dresden, unbeſchadet ſeines Ranges als Hauptſtadt, eine kleine Stadt und fährt dann fort: „Das öffentliche Leben iſt ein ſo ſtilles, es bietet der Unterhaltungsſucht ſo geringe Ausbeute, daß die im Winter unſaglich verödeten Straßen ein treuer Spiegel davon ſind. Da gewährt denn des Nach-

bars Haus noch am meiſten einen Gegenſtand von
da kann man fremde Geſchicke beobachten und oh
Schaden ſelbſt Schickſal ſpielen; man vertreibt ſich
damit, als Freund zu erſcheinen und in Ermangel
andern Amüſement, Rathſchläge, Warnungen und
Weisheit dieſer Art zu produciren, unbekümmert,
nicht dadurch das Zarteſte und Beglückendſte plump
wiederbringlich zerreiße!"

Der Leſer möge ſich an dem Auszug dieſe
als Probe genügen laſſen, da es offenbar zu w
würde, wenn wir auch die übrigen Erzählungen
ſpecieller Weiſe beſprechen wollten. Ihr Werth iſt
ungleich, aber faſt ſämmtlich ſind ſie reich an ſin
merkungen und feinen Beobachtungen. Wir führen
davon an. Hier eine Stelle über das Glück: „Das
eine Empfindung und nicht ein Beſitz, und es g
Beſitz, aus dem nothwendig die Empfindung des
gen müßte."

In der Novelle „Vereint und getrennt" äußert
liſcher Lord: „Ein Menſchenleben in ſeinen Gedanken
nüſſen iſt mehr werth als die Welt, die in Jahr
nicht zu ſo allgemeinem Wohlgefühl gelangen wird,
Einzelne ſchon jetzt in einem Tage empfinden kann."
dieſen egoiſtiſchen Grundſatz erhebt ſich Woldemar, d
liche Held der Novelle, mit den Worten: „Den W
Menſchenlebens zu beſtimmen hat wol Niemand m
Recht als Derjenige, der es lebt. Wenn dieſer nun ſ
für geringer achtet als die Idee, für die er es hinge
ſo genießt er es wol erſt ganz, indem er es opfert."

„Die Eremiten", heißt es in der Novelle „Die Be
„wohnen nicht mehr im ſchönen Wald, in ungeſtörte
beſchauung, auf den Umgang mit lieblich gedeihenden
und mit dem frommblickenden Reh beſchränkt. Die
Eremiten unſerer Zeit leben mitten in der Geſellſchaft
die magere Nahrung mit viel härterer Mühe abringe
als der andächtige Waldbruder nöthig hatte, um ſie
tur abzugewinnen."

Der Verfaſſer betrachtet in der Erzählung „
der Welt" eine große Stadt im Zuſtande der
und bemerkt dann: „Wenn im Auguſt die bewegte
ſchäftsſtunden vorüber ſind, und ſelbſt Jene, die de
der Verhältniſſe niemals an eine Ortsveränderung de
wenigſtens in den Gärten der Vorſtädte einen däm
Wunſch nach Naturgenüſſen befriedigen, dann waltet
großen Plätzen und Straßen, denen mit ihren rei
wohnern die eigentliche Seele entflohen iſt, eine g
hafte Ruhe. Wie das Meer zur Zeit der Ebbe ſe
ſtaltete Muſcheln und Gewächſe, abenteuerlich gef
ſchöpfe zum Vorſchein bringt, ſo treten, wenn ſich
des großſtädtiſchen Lebens verlaufen hat, an der
ſelben bisher ganz unbemerkte Exiſtenzen an die O
ſonderbare märchenhafte kleine Welten, in denen ſich
ein noch ungelöſtes Geheimniß des Menſchenlebens
hat. Sie nehmen Beſitz von den breiten Steinen des
von hohen Thorwölbungen, ja ſelbſt von Sälen
mächern, und wo im Winter die eleganteſten Form
nüchternen Alltäglichkeit glänzten, die zierlichen Fußbe
auf jenen Trottoirs, die ſchöngebauten Wagen unter je
wölbungen, die Balltänze geſchmückter Herren und Dam
nen Sälen und Gemächern, da walten jetzt Schatten,
unheimliche Ironie zu den Orten ihres Aufenthalts
Seelen, die unter der Oberfläche des großſtädtiſchen
meers und unter einem verborgenen Einfluß deſſelben
abſonderlichen moraliſchen Gebilden auswuchſen."

Dieſe Proben werden auch eine ungefähre
von der gewählten Schreibweiſe des Verfaſſers geben;
ebenſo delicat und reinlich wie der ganze Inhalt. D
faſſer behandelt in ſeinen Erzählungen nicht erſ
hochtragiſche Conflicte, nicht religiöſe, confeſſionelle

itfragen, ſondern die innerlichen Vorgänge, die
eheimen Grunde des Gemüthslebens ſtattfinden, die
iſchen Herzen und Herzen, Seelen und Seelen,
)en dieſe Erzählungen, wie ſie es verdienen, bei
nüthern gewiß Anklang finden. **H. M.**

Notiz.

ilitariſche Richtung in der Literatur.

elegentlich ſchon erwähnte Artikel „Das neue
„Unſere Zeit" (Heft 6) behandelt unter andern
ſcheinungen auch die Einflüſſe, welche der Indu-
der Finanz- und Handelsgeiſt, die Gewinnſucht
t zu der Stellung einer autoriſirten geſellſchaft-
t gelangte Courtiſanenweſen (Demi-monde) auf
Kunſt und Literatur in Frankreich ausüben. Das
Betrachtung iſt ein um ſo betrübenderes, je weniger
) die Dinge ſtillſtehen und was für einen Ausgang ſie
en. Mit der äußern Lebensweiſe, bemerkt der Ver-
ieit Decennien in Paris gelebt hat und des Ter-
imen kundig iſt, habe ſich auch die Lebensanſicht ge-
Principien und Theorien ſeien ganz beiſeitegeſetzt. Wie
n Alles auf perſönlichen Genuß, auf unbedingten
nauslaufe, ſo ſeien die Geſinnungen nur nach ein-
:werb und grenzenloſem Gewinn hingerichtet. Die
ſelbſt fördere die gegenwärtige Richtung aufs
)em ſie Poeſie und Kunſt gegen Induſtrie und
iomie herabſetze. Der Verfaſſer fährt fort: „Auf
n Wege können die Franzoſen gute mechaniſche
Geſchäftsmänner werden; um die ſchönen Künſte
haften iſt es wol geſchehen, wenn es ſo bleibt.
tigt ſich nur mit dem Poſitiven und Realen und
nicht mehr in das luſtige Gebiet der Theorie
ie. Das Praktiſche und Factiſche, das Nützliche
ißige im Fabrik- und Gewerbeweſen, in Finanz-
ſachen iſt das Feld, das der heutige Franzoſe mit
orliebe bearbeitet. Da wo dieſer poſitiv utilita-
ils das Abſolute ſich geltendmacht, als herrſchen-
auftritt, iſt eine unausbleibliche Folge, daß die
e und Wiſſenſchaften verkommen. Nicht die vielfältige
der bürgerlichen Geſellſchaft, nicht die rohe Geſchmack-
ieuen Kunſtgönner, nur jene realiſtiſche und utilita-
z der öffentlichen Meinung iſt der wahre, wenigſtens
id ihres jetzigen Verfalls; denn für den Zeitgeiſt
z ſtellen ſich die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften
iegriff eines Ueberflüſſigen und werden unter dem
)gültiger Dinge als unnützer Quark preisgegeben
s als Abarten feiner Gewerbe behandelt." . . .
t hat die neunapoleoniſche Aera, das republika-
:egnum miteinbegriffen, auch nicht Ein ſchrift-
Talent von mehr als gewöhnlicher Bedeutung
ıt, und wenn Lamartine und Victor Hugo dahin
a werden, wo Béranger und Alfred de Muſſet be-
irdFrankreich ohne einen irgend nennenswerthen
*) Freilich bemerkt man auch in allen übrigen
faſt gleiche Dürre, und erſt noch jüngſt ſchrieb
liſche Notabilität: „In England literature is at
possible ebb; nearly everything ground down
l-readers, shops are underselling each other,
most wild spirit of emulation; intellect and
ain may flash, but they cannot keep rail-road
riftſteller, welche dieſer wahrhaft dämoniſchen über-

letzten Jahresſitzung der Akademie eiferte Montalembert,
iten Beifall der Verſammlung, gegen dieſen „elenden
ateriellen Intereſſen", namentlich gegen die Blaſirtheit
ng der Jugend und foderte Jung und Alt in glühenden
dieſem niedrigen und ſervilen Seelenzuſtand zu entſagen".

dies auch ohne ihr Zuthun ihren Weg verfolgenden reinutilitariſchen Richtung der Zeit in raiſonnirenden Schriften oder Romanen das Wort reden, mögen ſich ein dankbares Publicum erwerben, ob ſich ihnen aber auch die Nachwelt zum Dank verpflichtet fühlen, vielmehr nicht mit ihnen ſcharfe Abrechnung halten wird, iſt fraglich. Schlimm iſt es nur, daß die Geſellſchaft wie das Individuum meiſt nur durch Schaden klug wird und daß der dann unvermeidlich eintretende Moment der Selbſterkenntniß leider zugleich auch der der Selbſtzerknirſchung und dieſe die Quelle meiſt ganz entgegengeſetzter Thorheiten zu ſein pflegt. **H. M.**

Bibliographie.

Belani, H. E. R., Ruſſiſche Hofgeſchichten. Neue Folge: Von Katharina II. bis Nicolaus I. Drei Bände. Leipzig, E. L. Fritzſche. 8. 4 Thlr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerſpiel. Leipzig, Coſtenoble. 16. 24 Ngr.

Brandt, M. G. W., Ueber Erziehung und Unterricht der weiblichen Jugend. Einige Worte an Mütter und Lehrer. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 7 Ngr.

Brunner, S., Kennſt Du das Land? Heitere Fahrten durch Italien. Wien, Braumüller. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Dahn, F., Studien zur Geſchichte der germaniſchen Gottes-Urtheile. Habilitations-Schrift. München, Kaiſer. Gr. 8. 12 Ngr.

Daſchkoff, Fürſtin, Memoiren. Zur Geſchichte der Kaiſerin Katharina II. Nebſt Einleitung von A. Herzen. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 3 Thlr.

Dichterfürſten. Von J. Scherr. Leipzig, O. Wigand. 16. 2 Thlr.

Ernſt, K., Der Pfarrer von Buchendorf. Ein Roman. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Frantz, C., Vorſchule zur Phyſiologie der Staaten. Berlin, Schneider. Br. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Ebert, W., Die Bauſtätten des evangeliſchen Vereins der Guſtav-Adolph-Stiftung. Nachgewieſen in zwei zu Caſſel gehaltenen Vorträgen. Caſſel, Bertram. Br. 8. 7½ Ngr.

Gerke, F. C., Der Electro-Magnetismus als Maſchinen-Triebkraft. Verſuch einer Löſung des Problems. Mit einer Abbildung. Hamburg, O. Meißner. 8. 3 Ngr.

Hein, M., Die öſterreichiſche Creditanſtalt in ihrem Gebahren und die nothwendigen Reformen derſelben. Wien, Wallishauſſer. Lex.-8. 14 Ngr.

Henninger, A., Gedenkblätter aus der neunten allgemeinen deutſchen Lehrerverſammlung am 3., 4. und 5. Juni 1857 zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Auffarth. 8. 4½ Ngr.

Lange, W., Anti-Georgens. Eine Antwort auf den Aufſatz „Langes Reden — kurzer Sinn" in „Die Gegenwart der Volksſchule, Nr. 1" von Dr. Georgens. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 5 Ngr.

Makower, H., Die Stellung der Vertheidigung im preußiſchen Strafverfahren. Berlin, Wagner. Gr. 8. 10 Ngr.

Pfeil, L. Graf, Der Einfluß der Kometen und Meteore auf die Entſtehung und Entwickelung unſerer Erde. Eine Vorleſung, gehalten in Berlin. Berlin, Wagner. Gr. 8. 5 Ngr.

Riecke, E., Die Waiſenhäuſer. Entſprechen ſie den Anforderungen der Zeit, oder nicht? Eine Abhandlung. Stuttgart, F. Köhler. 1856. 8. 6 Ngr.

Schickh, M. J. v., Rückblicke auf die 32. Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte in Wien, Ende September 1856, mit Beziehung auf den Stand der Naturwiſſenſchaften in der Gegenwart, in Ernſt und Scherz, und beſonderer Erwähnung der Phänologie, Sagacitognoſie und Electrognoſe. Graz. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unſere Zeit.

Jahrbuch zum Converſations-Lexikon.

Das achte Heft dieſes neuen populär-encyklopädiſchen Werks iſt ſoeben erſchienen und nebſt den frühern Heften ſowie einem ausführlichen Proſpect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Daſſelbe enthält Folgendes:

Neuenburg und der Aufſtand vom 3. September 1856. — Alfred de Muſſet. — Jakob Moleſchott. — Sir George Cornewall Lewis. — Ludwig von Rönne. — Reiſeleben und Reiſeliteratur. — Kleinere Mittheilungen: Bäuerle (Adolf). — Bambas (Neophytos). — Czerny (Karl). — Franscini (Stephan). — Großmann (Chriſtian Gottlob Leberecht). — Kane (Eliſha Kent). — Kaſtner (Karl Wilhelm Gottlob). — Nekrolog zum „Converſations-Lexikon“ bis Ende 1856. (Fortſetzung.)

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Beſitzer der zehnten Auflage des Converſations-Lexikon

ſowie für die der „Gegenwart“ und der verſchiedenen Converſations-Lexika. Daneben hat daſſelbe jedoch einen durchaus **ſelbſtändigen Werth**, indem es beſtimmt iſt, **das Zeitleben in Staat, Geſellſchaft, Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur** zu ſchildern und alle neuen Ereigniſſe, Perſönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetiſche Reihenfolge friſch und anſchaulich darzuſtellen.

Das Unternehmen iſt von der deutſchen Preſſe mit ſeltener Einſtimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat ſich bereits einen ſehr anſehnlichen Leſerkreis erworben.

Monatlich erſcheint ein Heft von 4—5 Bogen zu 5 Ngr., ſodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zuſammen einen Band bilden.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Karl Ludwig Kehr.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dichtungen, in denen männliche Geſinnung, Gedankenfülle und warme Empfindung in ernſtem wie in humoriſtiſchem Gewande und in correcteſter Reinheit der Form auftreten, weshalb dieſe Sammlung eine ehrenvolle Stelle unter den zahlreichen lyriſchen Productionen der Gegenwart einnimmt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Die Lieder des Ha

Persisch mit dem Commentar des Sudi herau
von ***Hermann Brockhaus.*** E
viertes Heft. 4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr.

Hafis, der grösste Lyriker der Perser un
endetste Repräsentant der über den ganzen moh
schen Orient weitverbreiteten Ghazelendichtung,
Goethe, Hammer, Platen, Rückert u. A. in all
ein hochgefeierter Name geworden. Eine voll
Ausgabe seiner Lieder im Original fehlt un
senschaftlichen Literatur noch; die hier geboten
Ausgabe, die erste in Europa gedruckte, wird
wiss allen Freunden der orientalischen Poesie w
sein. Durch vollständige Vocalisation und Int
des Textes wird das unmittelbare Verständniss de
bedeutend gefördert werden; die hinzugefügte
und Paraphrasen des Sudi heben alle Schwieri
der sichern Auffassung der Dichtungen. In de
spricht sich der Herausgeber ausführlich hierüber
typographische Ausstattung entspricht dem hohe
schaftlichen Werthe des Werks.

*In gleichem Verlage erſchien früh*e

Liebe, Wein und Mancherlei. Perſiſche Lieder na
mi's Text zum erſten mal deutſch gegeben vo
Wickerhauſer. 8. 1855. Geh. 24 Ngr. Ge

Ibn-Jemin's Bruchstücke. Aus dem Persischen
Freih. **von Schlechta-Wssehrd.** 8. (Wien.) 185

Der Fruchtgarten von Saadi. Aus dem Persi
zugsweise übertragen durch **O. M.** Freih. **von**
Wssehrd. 8. (Wien.) 1852. 2 Thlr.

Moslicheddin Sadi's Roſengarten. Nach dem
dem arabiſchen Commentar Sururi's aus dem
überſetzt mit Anmerkungen und Zugaben von **K.**
12. 1846. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kathâ-Sârit-Sâgara. Die Märchenſammlung des
madeva Bhatta aus Kaſchmir. Erſtes bis fünftes B
krit und deutſch herausgegeben von **Hermann B**
8. 1839. 8 Thlr.

Die Märchenſammlung des Somadeva Bh
Kaſchmir. Aus dem Sanskrit ins Deutſche üb
Hermann Brockhaus. Zwei Theile. 12. 184
18 Ngr.

Prabodha-Chandrodaya Krishna-Misri Comoedi
scholiisque instruxit **Hm. Brockhaus.** 8. 184
15 Ngr.

Vendidad Sade. Die heiligen Schriften **Zoroast**
Vispered und Vendidad. Nach den lithograph
gaben von Paris und Bombay mit Index un
herausgegeben von **Hermann Brockhaus.** 4. 185

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

:erariſche Unterhaltung.

eint wöchentlich. —— Nr. 37. —— 10. September 1857.

Das Nationalepos der Finnen, Kalewala. Von Adolf Zeiſing. — Gräfin Eliſe von Ahlefeldt. — Berliner Satire in Verſen. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Nationalepos der Finnen, Kalewala.

ſich die Induſtrie bei der jährlich zunehmenden
zkeit der lebendigen Waldungen und Forſten
Ausbeutung der in grauer Vorzeit untergegan-
d verkohlten Wälder zu entſchädigen weiß, ſo
ich auch das auf Poeſie gerichtete Bedürfniß,
ie Dichtung der Gegenwart immer mehr den
Wäldern ähnlich zu werden beginnt, an die
Erzeugniſſe einer längſt entſchwundenen Ver-
t, und ſie iſt hierbei nicht minder glücklich als
n ſchon iſt es ihr gelungen theils aus den Grä-
Klöſter und Bibliotheken, theils aus dem
ehr verſiegenden Strome der Tradition eine ſehr
he Anzahl längſt verlorengeglaubter oder gar
r gekannter poetiſcher Schätze wieder zutage zu
und bei den raſtloſen, immer weiter ſich aus-
Forſchungen auf dieſem Gebiete ſteht zu
daß der Eifer auch fernerhin durch erfreuliche
gekrönt werden wird. Zu den bedeutendſten
Errungenſchaften gehört unſtreitig das Natio-
er Finnen, „Kalewala", welches, wenn es auch
riffen, die man mit einem künſtleriſch-abge-
Epos verbindet, noch ferner liegt als irgend-
re der Volksdichtungen, doch in jeder andern
g den Stempel einer urſprünglichen, unmittelbar
ſinnlichen und zugleich religiös-mythiſchen Welt-
nsanſchauung entquollenen Poeſie trägt und ſich
nalepen der Inder, Griechen, Deutſchen, Skan-
Serben u. ſ. w. als eine ebenbürtige, für die
und Culturgeſchichte gleich intereſſante Erſchei-
eiht. Da von dieſem Epos erſt jüngſt bei Gelegen-
Longfellow's „Hiawatha" viel die Rede geweſen iſt,
ppelt angemeſſen erſcheinen, wenn wir auf Grund-
on Anton Schiefner nach der zweiten Ausgabe
deutſchen Ueberſetzung (Helſingsfors, Frenckell
n, 1852) in längerer Betrachtung gegenwärtig
lbe hier zurückkommen.

es überhaupt eine finniſche Volkspoeſie gebe,
: dem Vorwort der Schiefner'ſchen Ueberſetzung in Deutſchland zuerſt durch den gelehrten Polyhiſtor Daniel Georg Morhof bekannt, indem dieſer in ſeinem „Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie" ein aus Bång's „Historia ecclesiastica Sveo-Gothorum" entnommenes Bärenlied in finniſcher Sprache nebſt Ueberſetzung mittheilte. Abgeſehen von einzelnen zerſtreuten Erſcheinungen, wohin z. B. das von Goethe bearbeitete „Finniſche Lied": „Käm' der liebe Wohlbekannte" gehört, gelangte jedoch die Sache zu keiner allgemeinern Bekanntſchaft und Beachtung. In Finnland ſelbſt wandte zuerſt der mit Recht gefeierte Profeſſor Porthan und in Verbindung mit mythologiſchen Forſchungen Ganander und Lencquiſt den Volksliedern eine nähere Aufmerkſamkeit zu, doch behielten ihre Verſuche einen fragmentariſchen Charakter. Eine größere Sammlung in fünf Theilen gab 1822—36 Zacharias Topelius heraus, und nachdem bereits 1822 Profeſſor von Becker einen Verſuch gemacht hatte, eine Anzahl Lieder über Wäinämöinen, den Haupthelden der finniſchen Nationalpoeſie, in ein Ganzes zu vereinigen, faßte zuerſt Dr. Lönnrot den Gedanken, ſämmtliche nicht nur auf Wäinäimöinen, ſondern auch die auf Ilmarinen, Lemminkäinen und andere Helden bezüglichen Lieder zu einem Epos zuſammenzufügen. Zu dieſem Zwecke ſuchte er zunächſt auf mehrjährigen Wanderungen durch Finnland die einzelnen Geſänge oder Runen zu vervollſtändigen, und ſchon im Jahre 1835 konnte er mit ſeiner Zuſammenſtellung, die unter dem Titel „Kalewala" erſchien und über 12,000 Verſe in 32 Geſängen enthielt, hervortreten. Die Wichtigkeit dieſer Sammlung für die epiſche Poeſie erörterte in Deutſchland zuerſt Jakob Grimm in ſeinem Aufſatz „Ueber das finniſche Epos" in Höfer's „Zeitſchrift für die Wiſſenſchaft der Sprache" (I, 13—55, 1846); eine deutſche Ueberſetzung jedoch wollte bisher nicht zuſtande kommen, und wer des Finniſchen nicht mächtig war, konnte nur vermittels der trefflichen ſchwediſchen Ueberſetzung von Alexander Caſtrén (1841) und der franzöſiſchen von Léouzon Le Duc (1843) zu einer Kenntniß des Gedichts gelangen. Inzwiſchen hatte die finniſche Literaturgeſellſchaft eine noch umfaſſendere Sammlung finniſcher Runen veranlaßt und demzufolge

erſchien 1849, ebenfalls unter Lönnrot's Redaction, eine neue Ausgabe der „Kalewala“ von 22,793 Verſen in 50 Geſängen. Um die Verbreitung derſelben machte ſich beſonders Caſtrén verdient, und unter ſeinem Einfluſſe und ſeiner beſondern Pflege iſt auch die vorliegende Ueberſetzung von Anton Schiefner, der ſich bereits auch durch andere Arbeiten auf dieſem Gebiete vortheilhaft bekanntgemacht hat, entſtanden, durch welche es nun auch dem größern deutſchen Publicum möglich gemacht iſt, ſich mit dem in gar mannichfachen Beziehungen höchſt intereſſanten Nationalepos der Finnen bekanntzumachen. Um hierzu in weitern Kreiſen eine Anregung zu geben, will ich hier in möglichſter Kürze den Inhalt und Fortſchritt deſſelben mittheilen und zu lebendigerer Charakteriſtik einzelne Proben einſtreuen.

Den eigentlichen Kern und Grundſtock des Gedichts bilden die Kämpfe der Finnen mit den Lappen, oder, wie es im Gedichte ſelbſt heißt, der Bewohner Kalewalas mit denen Pohjolas oder des Nordlands. Als der Hauptheld und Stammvater der Finnen erſcheint Wäinämöinen oder Wäinö, auch Held von Kalewa u. ſ. w. genannt; nächſt ihm treten die jüngern Helden Ilmarinen, der Schmied, und Lemminkäinen, der „Muntere“, am bedeutendſten hervor. Auf ſeiten der Lappen ſpielt Louhi, die Fürſtin Pohjolas, oder, wie ſie gewöhnlich genannt wird, des Nordlands Wirthin, nebſt ihrer ſchönen Tochter die Hauptrolle, und die letztere iſt es, um deren Beſitz der Kampf zwiſchen den beiden Völkern entbrennt. Außerdem gilt es, ihr den als Preis für die Tochter erlangten heilbringenden Schatz Sampo wiederabzuerobern. In die Hauptfabel ſind zahlreiche Epiſoden eingeflochten, unter denen die von Kullerwo, der an Untamo, dem Fürſten des düſtern Nordlands, den Mord ſeines Vaters Kalerwo rächt und den Tod der an Ilmarinen vermählten Tochter des Nordlands herbeiführt, die bedeutendſte iſt. Der Gang, den die Dichtung nimmt, iſt in den weſentlichſten Momenten folgender.

Die erſte Rune enthält eine Art Kosmogonie, natürlich mit Beſchränkung auf Finnland; denn jedem Volke iſt ſein Vaterland die Welt und ſein Stammvater der erſte, unmittelbar aus der Hand des Schöpfers und den Elementen hervorgegangene Menſch. Nach einem Eingange, in welchem vom Inhalt und Urſprung der folgenden Geſänge die Rede iſt, beginnt die Dichtung folgendermaßen:

Hörte oftmals alſo ſagen,
Hörte oft im Liede ſingen:
Einzeln nahen uns die Nächte,
Einzeln leuchten uns die Tage,
Einzeln ward auch Wäinämöinen,
Dieſer ew'ge Zauberſprecher,
Von der ſchönen Lüftetochter,
Die ihm Mutter war, geboren.

Jungfrau war der Lüfte Tochter,
Sie, die ſchöne Schöpfungstochter,
Trug gar lang ihr einſam Daſein,
Allezeit ihr Mädchenleben
In der Lüfte langen Räumen,
Auf den flachgebahnten Fluren.

Einſam ward ihr dort das Leben
Und das Sein gar unbehaglich,
Immerfort allein zu weilen,
So als Jungfrau dort zu wohnen
In der Lüfte langen Räumen,
In der weitgeſtreckten Oede.

Nieder ließ ſich da die Jungfrau,
Senkt ſich auf des Waſſers Wogen,
Auf des Meeres klaren Rücken,
Auf die weitgedehnte Oede;
Fing ein Sturmwind an zu blaſen,
Aus dem Oſten wildes Wetter,
Treibt das Meer zu wildem Schäumen,
Daß die Wellen wüthend wogen.

Sturmwind wiegte dort die Jungfrau,
Mit ihr ſpielt des Meeres Welle
Auf dem blauen Waſſerrücken,
Auf den weißbekränzten Fluten;
Schwanger blies der Wind die Jungfrau
Und das Meer verlieh ihr Fülle.

Und es trug des Leibes Härte,
Seine Fülle ſie mit Schmerzen
Ganze ſiebenhundert Jahre,
Trug ſie neun der Mannesalter,
Ohne daß das Kind geboren,
Daß zum Vorſchein es gekommen.

Alſo ſchwamm als Waſſermutter
Bald nach Oſten, bald nach Weſten,
Bald nach Norden, bald nach Süden,
Sie zu allen Himmelsrändern,
Angſtvoll ob der Frucht des Windes,
Bei des Leibes argen Schmerzen,
Ohne daß das Kind geboren,
Daß zum Vorſchein es gekommen.

Fing da leiſe an zu weinen,
Redet Worte ſolcher Weiſe:
„Weh mir Armen ob des Schickſals,
Wehe mir ob meines Wanderns!
Wohin jetzo ich gerathen,
Daß ich aus der Luft gekommen,
Daß der Sturmwind mich hier wiege,
Daß die Welle mit mir ſpiele
Auf den weiten Waſſerſtrecken,
Auf den ausgedehnten Fluten.

„Beſſer wäre es geweſen,
Wär' ich Jungfrau in den Lüften,
Als in dieſen fremden Räumen
Waſſermutter jetzt zu werden.
Froſtvoll iſt mir hier das Leben,
Müh'voll iſt hier die Bewegung,
In den Wogen ſo zu weilen,
In dem Waſſer ſo zu wandern.

„Ukko, du, o Gott dort oben,
Du des ganzen Himmels Träger!
Komm herbei, du biſt vonnöthen,
Komm herbei, du wirſt gerufen,
Löſ' das Mädchen von den Qualen,
Von den Wehen du die Jungfrau,
Komm geſchwind und eile ſchneller,
Schneller, wo man dich erſehnet!“

Wenig Zeit war hingegangen,
Kaum ein Augenblick verfloſſen,
Sieh, herbei eilt eine Ente,
Fliegt herbei der ſchöne Vogel,
Suchet ſich zum Neſt ein Plätzchen,
Suchet eine Wohnungsſtelle.

Flog nach Oſten, flog nach Weſten,
Flog nach Norden und nach Süden,
Kann kein ſolches Plätzchen finden,
Nicht die allerſchlecht'ſte Stelle,
Wo ihr Neſt ſie machen könnte,
Eine Stätte ſich bereiten.

Flieget langſam, ſchauet um ſich,
Dachte nach und überlegte:
„Baue ich mein Haus im Winde,
Auf den Fluten meine Wohnung,
Würd' der Wind mein Haus zerſtören,
Weit die Wogen es entführen."

Da erhob des Meeres Mutter,
Sie, der Lüfte ſchöne Tochter,
Aus dem Meere ihre Knie,
Aus der Flut die Schulterblätter,
Wo die Ent' ein Neſt ſich bauen,
Wo ſie friedlich weilen könnte.

Entlein nun, der ſchöne Vogel,
Flieget langſam, ſchauet um ſich,
Sieht das Knie der Waſſermutter
Auf dem blauen Meeresrücken,
Hielt's für einen Wieſenhügel,
Meint', es wär' ein friſcher Raſen.
Hin nun fliegt ſie, ſchwebet langſam,
Läßt ſich auf das Knie dann nieder;
Bauet dort ihr Neſtlein fertig,
Legt hinein die gold'nen Eier,
Gold'ner Eier ganze ſechſe,
Siebentes ein Ei von Eiſen.

Setzt ſich brütend auf die Eier,
Wärmte raſch des Knies Wölbung;
Brütet einen Tag, den zweiten,
Brütet auch am dritten Tage,
Schon bemerkt die Waſſermutter,
Sie, der Lüfte ſchöne Tochter,
Merket, daß es heißer wurde,
Daß die Haut erwärmet wurde:
Meinte, daß die Knie ihr brennen,
Alle Adern ihr zerſchmelzen.

Haſtig rührt ſie ihre Knie,
Schüttelt heftig ihre Glieder,
Daß die Eier in das Waſſer,
In die Flut des Meeres ſtürzen,
In der Flut in Stücke brechen
Und in Splitter ſich zerſchlagen.

Nicht verkommen ſie im Schlamme,
Nicht die Stücke in dem Waſſer,
Sondern werden ſchön verwandelt,
Schön geſtaltet alle Splitter:
Aus des Eies unt'rer Hälfte
Wird die nied're Erdenwölbung,
Aus des Eies ob'rer Hälfte
Wird des hohen Himmels Bogen;
Was ſich Gelbes oben findet,
Strahlet ſchön als liebe Sonne,
Was ſich Weißes oben findet,
Leuchtet hold als Mond am Himmel;
Von dem Hellen in dem Eie
Werden Sterne an dem Himmel,
Von dem Dunkeln in dem Eie
Wird Gewölke in den Lüften.

Und die Zeiten ſchwinden raſcher,
Immer fort und fort die Jahre
Bei der jungen Sonne Leuchten,
Bei des jungen Mondes Glanze;
Immer ſchwamm die Waſſermutter,
Sie, der Lüfte ſchöne Tochter,
In den ſchlummerſtillen Wellen,
Auf der nebelreichen Fläche,
Vor ſich hatte ſie die Fluten,
Hinter ſich den hellen Himmel.

Endlich in dem neunten Jahre,
Zu der Zeit des zehnten Sommers
Hebt ihr Haupt ſie aus dem Meere,
Ihre Stirn ſie aus den Wogen;
Jetzt beginnt bei ihr das Schaffen,
Fängt ſie an hervorzubringen
Auf dem dunkeln Meeresrücken,
Auf den weiten Wogenflächen.

Wo die Hand nur hin ſie wandte,
Da entſtanden Landesſpitzen,
Wo ſie mit dem Fuße ruhte,
Grub gar raſch ſie Fiſchesgruben;
Wo ins Waſſer ſie ſich tauchte,
Senkten ſich des Meeres Tiefen.

Wo die Hüfte hin ſie wandte,
Da erſchienen eb'ne Ufer,
Wo den Fuß zum Land ſie lenkte,
Da entſtanden Lachſesſchluchten,
Wo der Kopf dem Lande nahte,
Da erwuchſen breite Buchten.

Schwamm noch weiter von dem Lande,
Ruht' ein wenig auf dem Rücken,
Schuf ſo Klippen in dem Meere,
Riffe, die dem Aug' verborgen,
Wo die Schiffe oft zerſchellen,
Wo der Männer Leben endet.

Schon geſchaffen waren Inſeln,
Klippen in dem Meer begründet,
Feſtgeſtellt der Lüfte Pfeiler,
Flur und Felſen ſchon geſchaffen,
Bunt die Steine ſchon geſprenkelt,
Schön gefurchet ſchon die Felſen,
Wäinämöinen nur, der Sänger,
War und blieb noch ungeboren.

Wäinämöinen alt und wahrhaft
Wandert noch im Leib der Mutter
Dreißig Sommer nacheinander,
Eine gleiche Zahl von Wintern
In den Wellen voller Ruhe,
Auf der weichen Wogenfläche.

Dachte nach und überlegte,
Wie zu ſein und wie zu leben
In dem nimmer hellen Raume,
In der unbequemen Enge,
Wo er nicht das Mondlicht ſchaute,
Nicht den Sonnenſchein gewahrte.

Sprach darauf mit dieſen Worten,
Ließ auf dieſe Art ſich hören:
„Bring', o Mond, und bring', o Sonne,
Bringe mich, o Bär am Himmel,
Von den ungewohnten Thüren,
Von den unbekannten Pforten,
Hier aus dieſem kleinen Neſte,
Aus dem ew'gen Aufenthalte!
Daß ich auf der Erde wand're,
Wie ein Menſchenkind im Freien,
Daß des Himmels Mond ich ſchaue,
Daß die Sonne ich gewahre,
Daß den Bären ich erblicke,
Daß die Sterne ich betrachte!"

Da der Mond ihn nicht befreiet,
Nicht die Sonne ihn erlöſet,
Wird das Sein ihm unbehaglich!
Ihm das Leben dort verdrießlich;
Sprengt der Feſte ſchmale Pforte
Mit dem Finger ohne Namen,
Schlüpfet durch das Schloß, das ſtarre,
Mit des linken Fußes Zehe,
Kriechet mit der Hand zur Schwelle,
Auf den Knien durch das Vorhaus.
Stürzte häuptlings in das Waſſer,
Wendet mit der Hand die Wogen;
Alſo blieb der Mann im Meere,
So der Held im Naß der Wogen.

Ruht im Meere fünf der Jahre,
Fünf der Jahre, ja der ſechſe,
Selbſt das ſiebente und achte;
Endlich hält er auf dem Meere,
An der Landzung' ohne Namen,
An dem baumberaubten Strande.

Rafft ſich auf den Knien zum Lande,
Wendet mit der Hand ſich haſtig,
Hebt ſich, um den Mond zu ſchauen,
Um die Sonne zu gewahren,
Um den Bären zu erblicken,
Um die Sterne zu betrachten.

Alſo wurde Wäinämöinen,
Dieſer kräft'ge Zauberſprecher,
Von der Lüfte ſchönen Tochter,
Die ihm Mutter war, geboren.

Nach dieſem ebenſo phantaſie- als ſinnvollen Mythus von der Welt- und Menſchenſchöpfung, in welchem nicht nur die urſprünglichen Elemente und Kräfte der Natur, die Materie als Luft, Waſſer und Feſtland, die Bewegung als Wind, Wärme u. ſ. w., ſondern auch die geiſtigen Urbedingungen des Seins und Lebens, die Ideen der Gottheit, der Perſönlichkeit und eines ſich ſelbſt befreienden Willens ihre Vertretung gefunden haben, folgt nun in der zweiten Rune die mythiſch-poetiſche Darſtellung der erſten Anfänge der vom Menſchen ausgehenden Cultur. Wäinämöinen ſteigt ans Land, welches eine „baumentblößte Fläche" und ein „wortberaubtes Eiland" genannt wird. Anbau des Bodens und Erfindung der Sprache und des Geſangs erſcheinen alſo als die erſten Bedürfniſſe, welche zu beſchaffen ſind, wenn ein des Menſchen würdiges Daſein zuſtande kommen ſoll. Den Anbau des Bodens läßt Wäinämöinen durch Pellerwoinen, der „Sohn der Fluren", auch „Sampſa, der ſchlanke Knabe" genannt wird, vollziehen. Dieſer ſät zunächſt Bäume, die Tannen auf die Berge, die Fichten auf die Hügel, Haidekraut in die Haide und ſo jeden in den ihm gebührenden Boden. Nur die Eiche will anfangs nicht gedeihen, bis ein Rieſe aus dem Meere ſteigt, das in Schwaden liegende Heu in Brand ſetzt und in Aſche legt und ihr ſo einen fetten Boden ſchafft. In dieſem aber gelangt ſie zu einem ſo üppigen Wachsthum, daß ſie die Wipfel bis zum Himmel erhebt, die Wolken im Laufe aufhält, der Sonne nicht zu ſtrahlen, dem Monde nicht zu leuchten vergönnt. Da ſtie gauf Wäinämöinen's Flehen ein Held aus dem Meer:

Lang gleich einem Männerdaumen,
Hoch wie eine Weiberſpanne,
Kupfern war des Mannes Mütze,
Kupfern an dem Fuß die Stiefel,
Kupfern an der Hand die Handſchuh
Kupfern ihre bunten Streifen,
Kupfern war am Leib der Gürtel,
Kupfern war das Beil im Gürtel,
Daumenslänge hat der Beilſchaft,
Seine Schneide Nagels Höhe —

unter welchem man ſich vielleicht eine Perſoni urſprünglich kleinen, aus dem Feuchten Flamme zu denken hat. Als Wäinämöinen dieſer kleine Mann auch im Stande ſein Rieſenbaum zu ſtürzen, verwandelt ſich derſe in einen Rieſen, der die Füße auf der Erde mit dem Haupte die Wolken hält, dem der bis über das Knie, die Haare bis zu den Fer deſſen Augen und Beine klafterweit vonein deſſen überbreite Hoſen gar weit im Winde flat Dieſer taumelt erſt über den lockern Sandb über das Land dunkler Fläche bis zur Wurzel und haut dieſe dergeſtalt mit der Schneide ſe daß Funken aus derſelben ſprühen, Feuer au entflieht, der mächtige Baumſtamm zuſamme die Aeſte und Splitter nach allen Winden werden, woraus der Zauberer ſich Pfeile und ſich Waffen ſchafft. Nach dieſer Bewältigung womit augenſcheinlich die Ueberwindung der Ur die Beſiegung des übermächtigen vegetativen meint iſt, beginnen nun Sonne und Mond ſcheinen und die Periode der Agricultur ni Anfang.

Schön erhoben ſich die Haine,
Ganz nach Wunſche wuchſen Wälder,
Baumesblätter, Erdenkräuter,
Vögel ſangen in den Bäumen,
Luſtig lärmten heiter Droſſeln,
Und der Kukuk ließ ſich hören.
Beeren wuchſen aus dem Boden,
Gold'ne Blumen aus den Fluren,
Kräuter mancher Art entſtanden
Und Gewächſe jeder Weiſe;
Nur die Gerſte wollte noch nicht,
Nicht die ſchöne Saat gedeihen.

Da holt ſich Wäinämöinen ſieben ſchö körner aus dem Meeresſande und fällt auf der Reiſe die Bäume des Waldes. Nur die er ſtehen „als ein Ruheplatz den Vögeln, wo rufen könnte". Aus Dankbarkeit hierfür ſchlä Adler Feuer an, mit deſſen Hülfe er den W brennt. Nun ſtreut er unter Anflehung de mutter" oder „Flurengöttin" und Ukko's, des „ oben" oder des „Vaters in dem Himmel" b aus, und Ukko

Hielt nun Rath im Wolkenraume,
Guten Rath im Raum der Lüfte,
Schickt von Oſten eine Wolke,
Ließ in Nordweſt eine ſteigen,
Sandte eine aus dem Weſten,
Früher eine aus dem Süden,
Fügt die Säume aneinander,
Stößt die Seiten raſch zuſammen,

Sendet Regen von dem Himmel
Tröpfelt Honig aus den Wolken,
Daß die Aehren ſich erhoben,
Daß die Saaten munter rauſchten;
Es erhoben ſich die Halme,
Es entſtanden farb'ge Aehren
Aus der Erde weichem Boden
Durch die Mühe Wäinämöinen's.

o begründet Wäinämöinen den Ackerbau, die Baſis othwendigen und Nützlichen; aber er vergißt darüber das Süße und Erhebende nicht und ruft dem Kukuk, n er die Birke ſtehengelaſſen, zu:

Rufe hier, o lieber Kukuk,
Singe ſchön aus weicher Kehle,
Singe hell mit Silberſtimme,
Singe klar mit Zinnesklange,
Rufe Morgens, rufe Abends,
Rufe um die Mittagsſtunde,
Zum Gedeihen dieſer Stätte,
Zu des Waldes beſſerm Wachsthum,
Zu des Strandes größerm Reichthum,
Zu der Raine Kornesfülle!

iermit iſt der natürliche Uebergang zur dritten Rune n, in welcher Wäinämöinen als Meiſter des Ge- und der Weisheit geprieſen wird. Sein Ruf als ew'ger Zauberſprecher" dringt auch nach dem nde und reizt dort Joukahainen, einen Lappen- ng, ſich mit ihm in einen Wettkampf einzulaſſen. i rühmt er mit großer Selbſtgefälligkeit ſeine Weis- ndem er z. B. ſagt:

Weiß gar wohl ſo manche Dinge,
Tiefes weiß ich voller Klarheit,
Seh' ich ein mit großer Klugheit:
In dem Dache iſt das Rauchloch,
Und der Herd ſteht an dem Ofen.
Luſtig iſt der Robbe Leben,
Herrlich ſind des Seehunds Tage,
Frißt die Lachſe, die ihm nahen,
Schlingt die nachbarlichen Schnäpel u. ſ. w.

äinämöinen erklärt jedoch alles dies für Kinder- t und Weiberweisheit und verlangt dafür von der e Urſprung und Weſen" zu hören. Hierüber weiß oukahainen ebenfalls nichts Geſcheites zu ſagen; und ſich trotzdem vermißt, zu behaupten, er ſei bei der ſung der Welt mit zugegen geweſen und habe als und ſiebenter der Helden ſelbſt dabei geholfen, ihn Wäinämöinen für einen frechen Lügner und n die Macht ſeines Geſangs fühlen; denn dieſer gewaltig, wie die griechiſche Sage den des Or- ſchildert:

Seen ſchwankten, Länder bebten,
Kupferberge ſelbſt erdröhnten,
Starre Steine ſelbſt erſchraken,
Felſen flogen voneinander,
Klippen an dem Strand zerſchellten.

sbeſondere aber äußert ſich ſeine Zaubergewalt an ainen, denn er verwandelt ihm das Krummholz Schlittens in junge Zweige, das Kummet des s in Stroh, die Riemen in Ruthen, den Schlit- bſt in Strauchwerk, die Peitſche in Schilfrohr s Pferd in einen Steinblock am Waſſerfall; ja dem Mann die Mütze vom Kopfe und wandelt ſie in Wolkenhaufen, die Handſchuhe von den Händen und macht Waſſerblumen daraus, und den Joukahainen ſelbſt zaubert er durch ſeinen Geſang „bis zum Gurt in tiefe Sümpfe, bis zur Hüft' in Waſſerwieſen, bis zum Arm in Sandestiefen".

Da erkennt Joukahainen die Ueberlegenheit Wäinämöinen's an und verſpricht ihm alles Mögliche, um ihn zu einer Löſung des Zaubers zu bewegen. Wäinämöinen aber gibt dieſen Bitten erſt nach, als ihm Joukahainen ſeine Schweſter Aino zur Gattin verſpricht. Mit dieſem Siege des Stammvaters der Finnen über den Lappenjüngling im Zweikampf des Geſangs ſchließt die dritte Rune, und hiermit iſt zugleich der Anlaß zur Fortſpinnung des Kampfes zwiſchen beiden Völkern gegeben.

In der vierten Rune nämlich erſcheint Wäinämöinen, wie er ſich um Aino's Liebe bewirbt. Dieſe aber will von einem ſo alten Manne nichts wiſſen, und als die Mutter ſie zu der Heirath nöthigen will, geht ſie unter Klagen über ihr Geſchick zum Meere und macht ihrem Leben ſelbſt ein Ende, worüber ihre Mutter bittere Thränen vergießt, die drei breite Bäche bilden.

Und in jedem dieſer Bäche
Brauſt ein Waſſerfall voll Feuer,
In dem Schaum des Waſſerfalles
Stehen drei vereinte Felſen,
An dem Rande jedes Felſens
Hebet ſich ein hübſcher Hügel,
Auf der Spitze jedes Hügels
Wachſen drei gar ſchöne Birken,
In dem Wipfel jeder Birke
Sitzt ein hübſches Kukuks-Kleeblatt.
Fangen Alle an zu rufen,
Einer rufet: Liebe, Liebe,
Dann der And're: Freier, Freier,
Und der Dritte: Freude, Freude.

Welcher „Liebe, Liebe" rufet,
Rufet alſo drei der Monde
Jener Jungfrau ohne Liebe,
Die nun in den Wogen ruhte.

Welcher „Freier, Freier" rufet,
Rufet alſo ſechs der Monde
Jenem Freier, der für immer
Ohn' Erhörung bleiben ſollte.

Welcher „Freude, Freude" rufet,
Rufet ſo das ganze Leben
Jener Mutter ohne Freude,
Die nun alle Tage weinte.

Auch Wäinämöinen bricht über den Tod der Jungfrau in ſchmerzliche Klagen aus und fragt Untamo, den Träumer, wo des Waſſers Götter weilen, wo Wellamo's (Waſſerwirthin) Jungfrauen ruhen, und als er vernommen, daß des Meeres dunkle Tiefe an des Eilands nebelreicher Spitze ihr Wohnſitz iſt, begibt er ſich dorthin und fängt dort mit der Angel einen wunderſchönen Fiſch, den er für einen Lachs hält und zerſchneiden will. Aber er entſchlüpft ihm wieder und gibt ſich ihm als Joukahainen's Schweſter zu erkennen, die ihn darüber verhöhnt, daß er ſie ſchon in Händen gehabt und wieder habe entwiſchen laſſen. Wäinämöinen ſucht ſie nun wiederzufangen,

Zog voll Fleiß das feine Netzlein
Kreuz und quer durch das Gewäſſer,
Durch die Buchten, durch die Engen,
Zieht es durch das ſtille Waſſer,
Zieht es durch des Lachſes Klippen,
Durch die Fluten von Wäinölä,
Durch die Klippen Kalewalas u. ſ. w.

aber vergebens; er fing gar viel von andern Fiſchen, nur nicht den einen, den er ſtets im Sinne hatte, nicht Wellamo's Wogenjungfrau, nicht der Fluten einz'ge Tochter. Als er hierüber jammert und ſich ſelbſt einen Thoren ſchilt, erſcheint ihm ſeine Mutter und räth ihm, ſtatt zu klagen, lieber zu des Nordlands Töchtern zu gehen, wo er noch weit ſchönere und zartere Mädchen finden werde.

Dieſem Rath zufolge eilt er auf ſeinem Roſſe, dem „ſtrohhalmleichten" und „erbſenſtengelgleichen", über Land und Meer nach dem Nordlande. Auf dieſem Ritte bemerkt ihn aus der Ferne Joukahainen, und trotz der Warnung ſeiner Mutter ſchießt er aus Rache mit ſeinem Feuerbogen drei Pfeile auf ihn ab, deren dritter zwar nicht Wäinämöinen ſelbſt, aber ſein mit trockenem Fuße über die Wogen dahineilendes Roß durchbohrt. Wäinämöinen iſt nun den Fluten des Meeres preisgegeben, bis der Adler erſcheint, der ihn aus Dankbarkeit für die den Vögeln ſtehengelaſſene Birke auf ſeinen Rücken nimmt und nach dem Nordlande trägt. Hier wird er im jammervollen Zuſtande eines verirrten Fremdlings, ähnlich wie Odyſſeus von Nauſikaa, von des Nordlands ſchlankgewachſener Jungfrau, der ſchönen Tochter der Nordlandswirthin, gefunden und von ihrer Mutter gaſtfreundlich aufgenommen und gepflegt. Er ſehnt ſich jedoch zurück nach dem lieben Heimatlande, denn:

Beſſer iſt's, im eig'nen Lande
Waſſer aus dem Schuh zu trinken,
Als im fernen fremden Lande
Honigtrank aus gold'ner Schale.

Da fragt ihn Louhi, was er ihr biete, wenn ſie ihn nach Hauſe ſchaffen laſſe, und als er ihr Gold und Silber verſpricht, erklärt ſie ihm:

Nie werd' ich nach Golde fragen,
Nimmer mich um Silber kümmern;
Gold iſt wie der Kinder Blumen,
Silber wie der Roſſe Zierrath.
Kannſt du mir den Sampo ſchmieden,
Mir den bunten Deckel hämmern
Aus der Schwanenfeder Spitze,
Aus der Milch der güſten Sterke,
Einem einz'gen Gerſtenkorne,
Aus der Wolle eines Schafes,
Ja, dann geb' ich meine Tochter,
Dieſes Mädchen dir zum Lohne,
Bringe dich zum Heimatlande,
Daß du dort die Vögel ſingen,
Dort den Kukuk rufen höreſt
An dem Saum des eig'nen Feldes.

Wäinämöinen, „alt und wahrhaft", erwidert darauf, daß er ſelbſt deſſen nicht fähig ſei, daß er aber den Ilmarinen ſenden werde, um ſich durch Schmiedung des Sampo die Tochter zu gewinnen.

Dieſer iſt ein Schmied, wenn einer
Iſt ein Meiſter in den Künſten,
Hat den Himmel ſchon geſchmiedet,
Hat der Lüfte Dach gehämmert,
Nirgends ſieht man Hammerſpuren,
Nirgends eine Spur der Zange.

Ilmarinen erſcheint mithin als der Hephäſtos de
ſchen Epos; und wenn Wäinämöinen als den Vertr
Geſangs und der Poeſie ſich darſtellt, iſt jener
Perſonification der plaſtiſchen Kunſt zu denken. C
riſtiſch hierbei iſt, daß die finniſche Sage jenen
dieſen als jung ſchildert, während der griechiſc
thus umgekehrt dem Apollo ewige Jugend u
Hephäſtos ein höheres Alter beilegt; es läßt ſich
erkennen, daß der nach außen gewandte Sinn de
chen die höhere Reife in der Plaſtik, der intuiti
der Nordländer hingegen in der weisheitsvollen K
Wortes ſah.

Wäinämöinen ward nun in die Heimat entl

Nordlands wunderſchöne Jungfrau,
Eine Zier von Land und Waſſer,
Saß grad' auf der Lüfte Bogen,
Glänzte an des Himmels Wölbung
In dem ſtrahlendſten Gewande,
In dem glänzendweißen Kleide;
Webte ein Gewand von Goldſtoff,
Sorgſam ſchmückt ſie es mit Silber,
Mit dem gold'nen Weberſchiffchen,
Mit dem Weberkamm von Silber.

Als Wäinämöinen auf ſeinem Heimritt über
Haupte das Schnurren der Spindel vernimmt,
das Haupt zu ihr auf, wird von ihrer Schönh
geriſſen, und fodert ſie auf, mit ihm zu gehe
ſtellt ihm dagegen mehre ſchwere Aufgaben, zul
ihr aus den Splittern ihrer Spindel ein Boot
mern. Bei dieſer Arbeit lenken Hiiſi und Lem
Perſonificationen des böſen Princips, das Beil
es in Wäinämöinen's Knie fährt und ihn ſchw
wundet. Wäinämöinen vermag das Blut ſelbſt
ſtillen und ſucht auch unterwegs in verſchiedenen
vergeblich nach Hülfe.

Endlich findet er einen alten Mann,
Blutſtrom zu hemmen verſpricht; doch auch er
es nicht, weil er den Urſprung des Eiſens nich
Da erzählt ihm Wäinämöinen die Geſchichte vo
Entſtehen und Wachſen des Eiſens und von d
arbeitung deſſelben zu verſchiedenen Geräthſchaf
Waffen durch den Schmied Ilmarinen: ein
poetiſchen und charakteriſtiſchen Zügen ausgeſtatte
thus. Hierauf ſpricht der Alte das blutſtillende
wort und die Wunde wird mit Hülfe von Sal
heilt. Wäinämöinen kommt nun nach Hauſ
fodert Ilmarinen auf, ſich durch Schmiedung des
des Nordlands Jungfrau zu erwerben. Dieſer h
Luſt dazu; Wäinämöinen aber lockt ihn auf d
ihm ſelbſt durch die Macht des Geſangs geſchaffen
alſo ins Reich der Phantaſie, und regt dann di
ſelbe Macht einen Sturm auf, der Ilmarinen w
nen Willen nach dem Nordlande trägt. Hier
denn auch Ilmarinen nach mehren vergeblichen Ve
den Sampo zuſtande.

Er, der ew'ge Schmiedekünſtler,
Schmiedet gar geſchickt den Sampo,
Daß er Mehl auf einer Seite,
Auf der zweiten Salz er mahlet,
Auf der dritten Geld in Fülle.
Friſch geſchmiedet mahlt der Sampo,
Schaukelt hin und her den Deckel,
Mahlt ein Maß bei Tagesanbruch,
Mahlt ein Maß, daß man es eſſe,
Mahlt ein zweites zum Verkaufen,
Mahlt ein drittes zum Verwahren.

otzdem empfängt er die Tochter des Nordlands, die bei ihren rothen Preißelbeeren bleiben will, noch und reiſt ohne ſie, „ſchlechtgelaunt, geſenkten es, ſeine Mütze ſchief geſchoben", wieder nach Hauſe. it dem elften Geſange beginnt eine neue Fabel edichts, die bis zum Schluß des funfzehnten Ge- reicht und ſpäterhin mit der Hauptfabel verflochrd. Lemminkäinen, auch Ahti, Kauko oder Kauko- genannt, wuchs im Hauſe ſeiner zauberkundigen : zu einem der beſten Männer auf, roth von Blut, 'lich von Haupt und von Wuchs ausgezeichnet, nicht ohne Fehler und frevelhaft von Sitten:

Stets bei Weibern war ſein Leben,
Wanderte umher zur Nachtzeit,
Bei der Mädchen muntern Freuden,
Bei dem Tanz der Zopfgeſchmückten.

r allen reizt ihn Kyllikki, eine Jungfrau, die ſchöne lume genannt; aber obſchon es auf Saari kein keuſches Mädchen gab, die er nicht alsbald umnd an ihrer Seite weilte, wollte doch ſie gerade von ihm wiſſen, bis er ſich entſchließt, ſie gewalt- : einem Schlitten zu entführen und ihr gelobt, n den Krieg zu ziehen, wogegen ſie verſpricht, u Tanze gehen zu wollen. Sie hält jedoch ihr chen nicht, und nun treibt auch ihn der Drang ampf und Abenteuern, nach dem Nordlande zu nd dort um die Nordlandstochter zu freien, was der Warnungen ſeiner Mutter auch ausführt. ordlande findet er die Zauberſänger der Lappen nelt; er aber zaubert ſie alle durch ſeinen Geſang nur den Naßhut, den Heerdenhüter, ſchont er, : ihn verachtet. Dieſer beſchließt, ſich für dieſe ung an ihm zu rächen. Als er um die Nordchter wirbt, legt ihm deren Mutter drei Arbeiten es Elennthier vom Hiiſifelde zu holen, dem wilſtroſſe Zügel anzulegen und den Schwan im en Fluſſe des Tuoni, des Todesgottes, zu ſchießen. den erſten Arbeiten bringt er mit Hülfe von Tapio's, ldgottheit, Tochter und Ukko's glücklich zuſtande. m Fluſſe Tuoni's lauert ihm Naßhut auf, tödtet rch eine Waſſerſchlange und wirft ihn in den der den Leichnam in Stücke reißt. Lemminkäi- Mutter, durch die blutende Bürſte deſſelben von Tode unterrichtet, eilt nach dem Nordlande, harkt er von Ilmarinen geſchmiedeten Harke die Stücke aus dem Waſſer, fügt ſie durch Zauberlieder wieammen und belebt den Körper wieder durch Saldenen ihr die Bienen den Honig aus dem Himmel; aus Ukko's unmittelbarer Nähe holen müſſen. Dann kehrt ſie mit ihm in die Heimat zurück.

Mit der ſechzehnten Rune wird die Hauptfabel wiederaufgenommen und mit Einſchluß einiger Epiſoden bis zum Schluß der fünfundzwanzigſten Rune ununterbrochen fortgeführt. Wäinämöinen baut ſich aus dem Holz der Eiche, die ihm Sampſa Pellerwoinen fällt, ein neues Boot, kann es aber nicht vollenden, weil ihm drei Worte fehlen. Um dieſe zu holen, ſteigt er in das Todtenreich hinab, ſoll dort feſtgehalten werden, befreit ſich aber durch ſeine Zauberkraft und richtet an die Menſchen folgende Ermahnung:

Handelt nie, o Menſchenkinder,
Nie im Laufe dieſer Zeiten
Unrecht an den Schuldentblößten,
Schadet nie den Unſchuldvollen,
Daß man nicht den Lohn bezahle
In den Häuſern von Tuoni.
Dorten iſt der Schuld'gen Stelle,
Dort das Bett der Laſterhaften:
Unter Steinen voller Hitze,
Unter flammenreichen Blöcken;
Eine Decke wird aus Schlangen,
Wird von Nattern dort bereitet.

Wäinämöinen ſteigt nun in den Bauch des ſprüchekundigen Rieſen Antero Wipunen hinab und peinigt dieſen trotz den Bannſprüchen, womit ihn derſelbe zu vertreiben ſucht, hier ſo lange, bis er von ihm den Urſprung aller Dinge vernommen und auch die drei ihm fehlenden Worte gehört hat. Dann kehrt er zurück, vollendet ſein Boot und ſegelt mit demſelben nach dem Nordlande, um des Nordlands Jungfrau zu erfreien. Als Ilmarinen dies durch ſeine Schweſter erfährt, eilt auch er nach dem Nordlande und trägt trotzdem, daß Wäinämöinen durch Louhi begünſtigt wird, vermöge ſeiner Jugend und als Schmied des Sampo über dieſen den Sieg davon. Die Jungfrau entſcheidet ſich für ihn, doch muß er zuvor noch ſchwere Aufgaben löſen, die er mit Hülfe der Jungfrau glücklich vollendet und nun dieſelbe zur Braut erhält. Wäinämöinen iſt hierüber ſchlecht gelaunt und warnt, mit einem jüngern Manne zugleich auf die Frei zu gehen. Indeſſen erſcheint er doch bei der Hochzeitfeier und verherrlicht das Feſt durch ſeinen Geſang. Die Braut wird alsdann zur Abreiſe gerüſtet, es folgen die Abſchiedsklagen, die Tröſtungen, Ermahnungen und Unterweiſungen für Braut und Bräutigam, Ilmarinen bringt ſeine Braut in ſeine Heimat, es finden hier neue Feierlichkeiten ſtatt, wobei Wäinämöinen abermals ſingt und dann nach Hauſe fährt, unterwegs den Schlitten bricht, ihn mit Hülfe eines aus dem Todtenreich geholten Bohrers wieder zuſtande bringt und glücklich in ſeine Wohnung gelangt.

Vom ſechsundzwanzigſten bis zum dreißigſten Geſange handelt das Gedicht wieder von Lemminkäinen. Dieſer iſt nicht zur Hochzeit der Nordlandstochter miteingeladen und will ſich dafür rächen. Trotz der Warnungen ſeiner Mutter eilt er nach dem Nordlande, geräth hier infolge ſeines Uebermuths mit dem Nordlandswirth in einen Zweikampf und tödtet denſelben, muß aber dann, weil

Louhi Kriegsſcharen gegen ihn ſchickt, fliehen und ſich auf einer fernen Inſel verbergen. Hier führt er jedoch mit den Weibern und Mädchen ein ſehr frevelhaftes Leben und muß vor den Männern abermals die Flucht ergreifen. Nach mancherlei Abenteuern gelangt er in ſeine Heimat, findet ſein Haus zerſtört und ſeine Mutter vertrieben, trifft ſie jedoch im Walde, erfährt, daß das Volk des Nordlands ſein Haus in Aſche gelegt, und macht ſich nun in Begleitung eines frühern Kampfgenoſſen Tiera abermals gegen das Nordland auf. Des Nordlands Wirthin ſchickt ihm aber ihr „liebes kleines Söhnchen“, den Froſt, entgegen, dem Lemminkäinen nur mit genauer Noth entgeht, irrt dann lange in trauriger Lage im Hungerlande umher, bis er ſich ſelbſt „aus Sorgen raſche Roſſe, ſchwarze Pferde aus dem Kummer, Zügel aus den böſen Tagen, Sattel aus geheimem Schaden“ ſchafft und endlich im Sande voller Mühe zu ſeiner Mutter zurückgelangt.

Mit der einunddreißigſten Rune beginnt abermals eine neue Fabel, die ſich in der Folge mit der Hauptfabel verflicht. Zwei Brüder, Untamo und Kalerwo, leben miteinander in ewiger Fehde, bis Kalerwo in derſelben getödtet und ſein ſchwangeres Weib in die Gefangenſchaft geführt wird. Hier gebiert ſie den Knaben Kullerwo, der ſchon in der Wiege droht, den Tod ſeines Vaters an Untamo zu rächen. Dieſer ſucht ſich daher ſeiner zu entledigen, aber alle Mittel, ihn zu tödten, ſchlagen nicht an. Später will er ihn als Knecht zu verſchiedenen Arbeiten benutzen; aber was er ihm auch aufträgt, wird verkehrt ausgeführt, und ſo verkauft er ihn endlich aus Aerger als Knecht an Ilmarinen. Ilmarinen's Hausfrau macht denſelben zum Hüter ihrer Heerde, backt ihm einen Stein in ſein Brot und ſendet dann die Heerde unter den üblichen Gebeten und Beſchwörungen, die ſehr viele ſchöne Stellen enthalten, auf die Weide. Als Kullerwo ſein Brot ſchneiden will, zerbricht er an dem Steine das Meſſer, das einzige Andenken an ſeinen Stamm. Aus Rache treibt er nun die Heerde in den Sumpf, ſammelt dafür eine Heerde von Wölfen und Bären und treibt dieſe Abends nach Hauſe. Als die Wirthin dieſe melken will, wird ſie von den wilden Thieren zerriſſen. Kullerwo macht ſich nun auf die Flucht und beklagt, als vater- und mutterloſe Waiſe umherirren zu müſſen. Da erfährt er von einer Alten, daß ſeine Aeltern noch leben und er findet ſie auch wirklich an den Grenzen Lapplands wieder, wo er von ſeiner Mutter erfährt, daß er noch eine Schweſter habe, die aber beim Beerenpflücken im Walde verlorengegangen ſei. Er ſoll nun im Vaterhauſe zu verſchiedenen Arbeiten benutzt werden; aber durch ſeine allzu große Kraft richtet er auch hier Alles verkehrt aus, und ſo wird er vom Vater auf Reiſen geſchickt, um die Steuern zu entrichten. Auf der Heimfahrt begegnen ihm nacheinander drei ſchöne Mädchen, die er zu ſich in den Schlitten ladet, die ihm aber ſchnöde Antworten ertheilen. Von den beiden erſten läßt er es ſich ruhig gefallen; die dritte aber nimmt er mit Gewalt zu ſich, weiß ſie durch Verſprechungen von Geſchenken zu gewinnen und genießt mit ihr der Liebe. Erſt hinterher entdeckt er, daß es ſeine verlorene Schweſter iſt; ſie ſtürzt ſich aus Verzweiflung über das Geſchehene in den Fluß und auch er will, nachdem er ſeiner Mutter das Erlebniß erzählt, ſeinem Leben ein Ende machen. Die Mutter hält ihn jedoch hiervon ab, und er zieht nun aus, um an Untamo Rache zu nehmen, vertilgt das ganze Volk Untamo's und legt ſein Haus in Aſche. Nach Hauſe zurückkehrend, findet er Alles ausgeſtorben und verödet, und er ſtürzt ſich nun an der Stelle, wo er ſeine Schweſter entehrt, in ſein eigenes Schwert.

Mit dem ſiebenunddreißigſten Geſange kehrt die Dichtung zum Schmied Ilmarinen zurück, der troſtlos den Tod ſeines Weibes beweint. Er ſchmiedet ſich zum Erſatz ein Weib aus Gold, vermag aber bei ihr nicht warm zu werden und bietet ſie daher dem alten Wäinämöinen zum Geſchenk an. Dieſer aber will auch nichts von ihr wiſſen und räth ihm, ſie nach Rußland oder Deutſchland zu entführen, daß im Kampfe ſie die Reichen und Mächtigen gewinne; an ſein eigen Volk aber richtet er die Ermahnung:

> Wollet nicht, ihr armen Söhne,
> Nicht ihr Helden, die ihr wachſet,
> Nach den gold'nen Mädchen freien,
> Eine Silberbraut euch wählen!
> Kalt nur iſt der Glanz des Goldes,
> Froſt nur hauchet aus dem Silber.

Ilmarinen wirbt nun im Nordland um die jüngere Schweſter, wird verhöhnt, entführt ſie, erleidet aber von ihr unterwegs ſolche Beſchimpfung, daß er ſie im Zorn in eine Möve verwandelt. Er fodert nun Wäinämöinen auf, ſich mit ihm des Sampo zu bemächtigen, in deſſen Beſitz das Nordland ſorgenfrei lebe. Sie brechen auf und unterwegs geſellt ſich als dritter Held Lemminkäinen zu ihnen. Sie kommen an einen Waſſerfall, wo das Boot auf dem Rücken eines großen Hechts ſitzenbleibt. Der Hecht wird getödtet und aus den Kinnbacken deſſelben macht ſich Wäinämöinen ſeine Kantele. Auf dieſer ſpielt er ſo wunderſchön, daß alle Weſen und Elemente davon hingeriſſen werden und er ſelbſt zu Thränen gerührt wird, die bis zum Meere fließen und ſich dort in Perlen verwandeln. Die Schilderung dieſes Geſanges gehört zu dem Schönſten, was in dieſer Hinſicht von der Poeſie jemals geleiſtet iſt. Mit Hülfe der Kantele verſetzt dann Wäinämöinen auch das ganze Volk des Nordlands in Schlaf und der Sampo wird glücklich entführt. Als ſie aber noch auf dem Meere ſind, ſendet ihnen die erwachte Louhi einen dicken Nebel und einen Sturm nach, bei welchem dem Wäinämöinen die Kantele ins Meer fällt. Es kommt darauf auf dem Meere zwiſchen beiden Völkern zum Kampfe, in welchem [illegible] ſiegt, jedoch der Sampo ins Meer fällt und in Stücke geht. Die größern Stücke bleiben im Meere und begründen deſſen Reichthum, die kleinern treibt zu Wäinämöinen's Freude die Flut an ſeiner Heimat Ufer, und nur den leeren Deckel bringt die Nordlandswirthin [illegible]

ıat zurück. Wäinämöinen ſammelt die Sampo·
und läßt ſie wachſen; auch fertigt er ſich aus
rke eine neue Kantele, mit der er Alles erfreut.
unruhigt Kalewala durch Entſendung von Krank·
vilden Thieren u. ſ. w., Wäinämöinen ſchafft
en Alles Hülfe. Als jedoch auch Sonne und
om Himmel ſteigen, um Wäinämöinen's Ge·
lauſchen, bekommt ſie die Nordlandswirthin in
valt, hält ſie in einem Berge gefangen und
:s Feuer aus Kalewalas Stuben. Da ſchlägt
Gott des Himmels, aus Misbehagen über die
it Feuer zu einer neuen Sonne an, das Feuer
ɔen Alunſee, wird von einem Fiſch verſchlungen
dieſem von Wäinämöinen und Ilmarinen auf·
. aber es verbrennt den Letztern, entſchlüpft wie·
et den Wald an und verheert viele Länder, bis
lich ſeiner habhaft wird und es in Kalawa's
ıntführt. Ilmarinen ſchmiedet eine neue Sonne
ı neuen Mond, kann ſie aber nicht zum Leuchten
Wäinämöinen eilt nach dem Nordlande und
ganze Volk dort nieder, doch vermag er die
ınd den Mond nicht zu befreien und kehrt zu·
ı ſich von Ilmarinen die nöthigen Werkzeuge
zu laſſen. Inzwiſchen entläßt Louhi aus Angſt
ınd Mond aus der Haft, und Wäinämöinen
ie mit ſeinem Geſange. Hiermit iſt das Wirken
öinen's zu Ende. Denn als der Jungfrau
ein Knäblein geboren wird, welches beſtimmt
nig von Karjala und Hüter aller Mächte" zu
zieht er ſich ſelbſt nach den höhern Länder·
ınd niedern Himmelsräumen zurück, hofft jedoch,
Zeit kommen werde, wo man ſeiner wieder be·
· So ſchließt das merkwürdige Gedicht, in dem
eine unſchätzbare Bereicherung der epiſchen
ſie verkennen wird. **Adolf Zeiſing.**

Gräfin Eliſe von Ahlefeldt.

:ſe von Ahlefeldt, die Gattin Adolf's von Lützow und
ındin Karl Immermann's von Ludmilla Aſſing.
ographie. Nebſt Briefen von Immermann, Möller und
:e Paalzow. Mit dem Bildniß Eliſa's. Berlin,
1857. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

zeiſtreiche Nichte Varnhagen's von Enſe ſetzt in die·
: ihrer Freundin ein ſchönes Denkmal, das zugleich
heoſe ihres Lebens iſt, und die mancherlei Gerüchte,
t dunkeln Wolken umgaben, zerſtreut. Ihre hohe
rde erſcheint darin im Glanze reiner Sittlichkeit, die
weifelt und den erniedrigendſten Verleumdungen preis·
ɔar. Folgende Skizze des Buchs wird dies darthun.
Gräfin von Ahlefeldt-Laurwig wurde 1790, am 17. No·
m Geburtstage ihres Vaters, geboren. Ihr Vater beſaß
er und führte eine fürſtliche Hofhaltung. Ihre Mutter,
:, edle und verſtändige Frau, mußte ſich von dem einſt
:liebten Gatten wegen ſeines ausſchweifenden Lebens
Im Jahre 1808 ging die Gräfin mit ihrer Tochter
Bade Nenndorf, wo Eliſens jugendliche Schönheit
ıthsvolle Hoheit großes Aufſehen erregte, aber ein
cher Stolz, der immer aus ihrem Weſen hervorleuchtete,
ɔe, eine Höhe, wie Schiller ſagt, entfernte die Ver·
traulichkeit. Als einſt an der Table d'hôte ein junger franzö·
ſiſcher Offizier in lebhafter Unterhaltung ihre Hand erfaßte,
fühlte ſie ſich dadurch ſo verletzt, daß ſie die Waſſerflaſche er·
griff, damit ihre Hand begoß und ſie ſchnell abtrocknete. An
der Tafel ſaß Adolf von Lützow mit mehren preußiſchen Offi·
zieren; er ſah in dieſer Handlung nur Franzoſenhaß, und be·
mühte ſich ſofort, die franzoſenfeindliche Jungfrau näher kennen·
zulernen. In dem unglücklichen Kriege Preußens gegen Frankreich
hatte er ſich ausgezeichnet, trug den Orden pour le mérite
und war zur Heilung ſeiner Wunden nach Nenndorf gekommen.
Die Glorie des Helden umſtrahlte ſeine jugendliche Erſcheinung
und die für Ideale ſchwärmende, von den Schöpfungen großer
Dichter erfüllte Eliſe erwiderte ſeine Bewerbung mit inniger
Liebe. Sie war damals 18 Jahre alt, voller Geiſt, Leben
und Poeſie, jugendlich ſchön und anmuthsvoll: eine reizende
Blondine mit blauen Augen und der ſanftgerötheten Haut·
farbe der Däninnen; wunderſchöne Hände und Arme bekunde·
ten ihren vornehmen Stand. Lützow, damals 26 Jahre alt,
faßte eine heftige Leidenſchaft für ſie, und wie die Folge
bewies, hatte die vornehme Grafentochter, die reiche Er·
bin das Ihrige dazu beigetragen. Eliſens Vater verſagte an·
fangs ſeine Einwilligung zu dieſer Heirath, weil Lützow's Ver·
hältniſſe nicht glänzend waren, aber die Mutter gab gern ihren
Segen dazu, weil ſie wahres Herzensglück verſpreche. End·
lich waren alle Hinderniſſe beſiegt und 1810 wurde die Hoch·
zeit des jungen Paars gefeiert. Einige Jahre lebte Lützow mit
ſeiner Gattin in Berlin in beſchränkten Verhältniſſen, da er noch
immer außer Thätigkeit war und ihr die ihr von ihrem Vater
verſprochenen Einkünfte nicht gezahlt wurden, doch entſchädigte
ſie dafür der Umgang mit ausgezeichneten Geiſtern.

Das Jahr 1813 begann und mit ihm die hohe Begeiſterung
für Freiheit, König und Vaterland. Wie Madame Roland in
Paris einſt der Mittelpunkt der Girondiſten war, ſo wurde
Eliſe der Mittelpunkt der für die Befreiung des Vaterlandes
ſchwärmenden Jugend. Lützow begab ſich nach Breslau, um ein
Freicorps anzuwerben und konnte anfangs nur in einer niedrigen
Schenke mit ſeiner Frau unterkommen. Dort, in einer engen Bier·
ſtube mit hölzernen Bänken, empfing Eliſe die ſtürmiſche Jugend,
die ſich zum Kampfe meldete; unter ihr war auch der Dichter
Theodor Körner, der ihr die innigſte Verehrung zollte.
Lützow war meiſt in ſeinen Geſchäften abweſend. Wie die
Jungfrau von Orléans begeiſterte ſie die wilde verwegene Schar
der Schwarzen zum Kampfe, wenn ſie auch nicht ſelbſt die
Fahne trug: Lützow war ihr Schwert, Eliſe ihr Geiſt, und
der Genius Preußens wird nicht vergeſſen, was ſie geleiſtet
hat, und ihrem Namen ein verdientes Andenken widmen.
Eliſe war keine Amazone, aber eine begeiſterte Prieſterin der
Vaterlandsliebe. Die Verwundeten, unter denen ſich auch ihr
Gemahl öfter befand, pflegte ſie mit der zarteſten unermüdlich·
ſten Sorgfalt und Aufopferung.

Auf dieſe von großartigen Empfindungen und Thaten er·
füllte Zeit folgte eine ehrenvolle Ruhe für Lützow. Er wurde
Brigadecommandeur in Münſter und lebte dort mit Eliſe
in glänzenden Verhältniſſen. Das dortige Leben genügte aber
ihrem verlangenden Geiſte nicht; es bildete ſich eine öde Leere
in ihrem Gemüth, die ſie durch den Umgang mit Natur und
Poeſie auszufüllen ſtrebte. Schmerzlich empfand ſie nun, daß
ihr Gemahl wenig Sinn dafür hatte, obgleich er ſie nie hin·
derte, ihren Neigungen zu folgen. Auch er war unzufrieden
und unbefriedigt in ſeiner Ruhe. Es erging ihm, wie Lord
Byron im dritten Geſange des „Childe Harold" ſagt:

> So der Flamme muß geſchehen,
> Die ohne Nahrung ſich nun ſelbſt verzehrt,
> Wie ein in Ruh' und Roſt unrühmlich ſterbend Schwert.

Er bedurfte eines Ringens und Strebens, einer Leiden·
ſchaft, eines Kampfes, um auf ſeinen errungenen Lorbern
glücklich zu ſein. Die Erinnerung an ſeine Kriegsthaten, Pferde
und Hunde vermochten nicht ſeine Seele auszufüllen; die Schwere

des Daſeins, das ermüdende Gleichmaß der Tage, wie Schiller ſagt, bedrückten ihn. Das Schickſal ſandte ihm darum bald das Unglück.

Eliſe hatte ſich mit Bewunderung und Innigkeit dem jungen Dichter Karl Immermann angeſchloſſen, der ihre geiſtreichen Abendcirkel verſchönte. Sei es nun, daß Lützow Eiferſucht empfand, daß ſein Selbſtgefühl gekränkt wurde, daß Andere ihn auf Immermann's Leidenſchaft für Eliſe aufmerkſammachten: er fühlte ſich nicht mehr beglückt durch ſie und machte nun, von gekränkter Eitelkeit getrieben, einer reichen jungen Dame den Hof, die ſich dadurch ſehr geehrt fühlte. Seines Siegs gewiß wie ein kühner General, im Wahne, daß auch Eliſe es wünſche, um ihrer Neigung für den geiſtvollen Dichter folgen zu können, machte er ihr den Vorſchlag zur Scheidung, und Eliſe, voll gekränkten Selbſtgefühls, nahm ihn an. Sie wurden geſchieden.

Das Ereigniß machte großes Aufſehen und ſetzte allen Scharfſinn in Bewegung, um die Urſache zu ergründen. Lützow kam dabei am beſten weg. Die junge reiche Dame, um die er ſich bewarb, war katholiſch, und ihre Religion verbot ihr, einem Geſchiedenen die Hand zu reichen. Eliſe verſchwieg großmüthig, daß ihr Gemahl die Scheidung gewünſcht habe; ſo fiel alle Schuld auf ſie, und man erwartete, ſie werde ſich nun nächſtens mit Immermann vermählen, aber ſie that es nicht. Sie zog zwar nach Magdeburg, wohin ihr Freund verſetzt war, und lebte viel mit ihm, ſchlug aber wiederholt ſeine Hand aus, was die Verfaſſerin ihrer Biographie beklagt, was aber ſicherlich ihr guter Genius verhinderte. Die Verleumdung hätte durch ihr Jawort neue Kraft empfangen und ſie als die Schuldige in der Scheidung erkannt. Vielleicht dachte ſie nicht daran, auch daran nicht, daß ein häusliches bürgerliches Leben ihr, dem hochgeborenen Grafenkinde, peinlich ſein würde. Sie fürchtete nur, durch Lützow's Wankelmuth erſchüttert, daß Immermann's Leidenſchaft nicht von Dauer ſein würde, beſonders weil ſie mehre Jahre älter war als er. Für die hohe Reinheit ſeines Verhältniſſes zu ihr ſprechen beſonders die im Buche abgedruckten Briefe Immermann's an ſie, die, ohne alle Leidenſchaft und Zärtlichkeit, in dem ehrerbietigen Tone gehalten ſind, in dem ein junger Dichter an einen hochgeſtellten Freund ſchreiben würde. Die ebenfalls in dem Buche mitgetheilten Briefe eines alten Freundes Eliſens, des Conſiſtorialraths Möller in Münſter, athmen dagegen den Enthuſiasmus einer ſchwärmeriſchen Zärtlichkeit. Ein Druckfehler darin verurſacht ein komiſches Misverſtändniß. Möller erzählt Eliſe, ſeine alte Freundin, Chriſtiane Engels, habe einen kleinen Handel zum Beſten der *Armee* angefangen, ſoll heißen: zum Beſten der *Armen*.

Die Haupturſache der Scheidung des Lützow'ſchen Ehepaars lag wol in der damaligen leichtfertigen Anſicht vom Ehebündniß. Noch hat ſich in der Frauenwelt die Anſicht erhalten, daß, wenn die Liebe aufhöre, die Ehe getrennt werden müſſe. Sie hat ſogar, wo das chriſtliche Erkenntniß fehlt, ſcheinbar eine ſittliche Seite, und man kann Diejenigen nicht verdammen, denen nicht geſagt wurde, daß die Ehegatten einander unter allen Verhältniſſen treubleiben, und ihre Verirrungen, wenn es keine Verbrechen ſind, einander vergeben und überwinden helfen müſſen. Kein Ehepaar hat wol tiefer die Scheidung bereut, wie Lützow und ſeine Frau. Gleich nachdem ſie ausgeſprochen war, erfaßte ihn die heftigſte Reue; er fühlte, daß er ſich von ſeiner Herzens- und Seelenfreundin, durch eine thörichte Verblendung bewogen, getrennt habe, und beſchwor ſie bis an ſein Ende in leidenſchaftlichen Briefen, ihm ihre Freundſchaft zu erhalten. Seine zweite Verbindung mit der Witwe ſeines Bruders war ſehr unglücklich. Er mußte ſich von ihr trennen; ſie zog nach Dresden und er ſtarb einſam und verlaſſen plötzlich in Berlin. In ſeinem Zimmer fand man die Dichterwerke, die Eliſe beſonders liebte, und mit denen er, der wenig Geſchmack für Poeſie beſaß, ſich nun aus nieerloſchener Liebe zu ihr umgeben hatte.

Auch Eliſe ſprach ihre Reue über die Scheidung vielfach aus. Sie ſagte noch in ihren letzten Lebenstagen: „Ich rathe keiner Frau, ſich ſcheiden zu laſſen, auch wenn ſie noch ſoviel zu erdulden hat. Lützow war immer ſehr gut gegen mich und wir Beide haben es oft bereut, daß wir uns ſcheiden ließen.“ Sie fühlte wohl, daß ihr Onkel Hedemann Recht hatte, als er ihr ſchrieb: „Haſt du, gute liebe Seele, dich nicht übereilt, als du ihm zu früh ſeine Freiheit angeboten?“ Eliſe fühlte wohl, daß, wenn ſie ſich der Scheidung widerſetzt hätte, Lützow gar bald von ſeiner Verblendung zurückgekommen wäre. Wie loſe und leicht aber auch in jener Zeit das Band der Ehe gehalten wurde, geht am beſten aus dem Scheidungserkenntniß für die Lützows hervor: „Dieſe Ehe war anfangs glücklich; es wurde aber ſpäter der eheliche Friede durch verſchiedene Anſichten der Welt und des Lebens getrübt“ u. ſ. w. Wenn ſolcher Scheidungsgrund hinlänglich wäre, würden wol alle Ehen damit zu trennen ſein, denn ſowenig wie zwei grüne Blätter in der Natur vollkommen gleich ſind, wie Leibniz der Königin Sophie Charlotte von Preußen gegenüber bemerkte, ſowenig ſind es Welt- und Lebensanſichten zweier Menſchen, und wäre es möglich, ſo würde es langweilig ſein.

Als Immermann zum Oberlandesgerichtsrath in Düſſeldorf ernannt wurde, bot er Eliſe noch einmal ſeine Hand an; ſie blieb bei ihrer Weigerung. Dagegen leiſteten ſie einander das Verſprechen, ſich nie zu verheirathen. Unter dieſer Bedingung folgte ihm Eliſe nach Düſſeldorf. Es war thöricht, daß ſie darauf einging, denn für den Mann kommt immer die Zeit, wo er ſich nach eigener Familie und eigener Häuslichkeit ſehnt. Dies Verlangen führte auch Goethe zu ſeiner Verbindung mit der Vulpius.

Eliſe führte von 1827—39 ein ideales Leben in Düſſeldorf als Immermann's Muſe. Sie bewohnte mit ihm gemeinſchaftlich ein Landhaus in dem heitern Dorfe Derendorf. Gelehrte, Künſtler und Dichter fanden ſich häufig bei ihr ein und ſie genoß die ſchönſten Blüten des Lebens, welche der Kunſtverein und das Theater, von Immermann geleitet, erzeugten. Die beſten Werke des Dichters entſtanden hier unter Mitwirkung der Freundin. Sie war die Leonore des Taſſo; dennoch tadelten ihre Freunde das Zuſammenleben mit ihm als eine Herausfoderung der Verleumdung, und wol nicht mit Unrecht.

Aber der Schutzgeiſt der Ehe verfolgte rächend die beiden Geſchiedenen. Immermann lernte auf einer Reiſe nach Magdeburg bei einem Tauffeſte ſeines Bruders Ferdinand, ein junges achtzehnjähriges Mädchen aus Halle, Marianne Niemeyer, kennen und verlobte ſich mit ihr. Als er wieder mit Eliſe zuſammentraf, war ſein Betragen gegen ſie völlig verändert, zurückhaltend, verlegen und ſchweigſam. Das Gerücht ſeiner Verlobung drang bis zu ihr, und ſie empfand es tief, daß er ihr ſein Vertrauen entzogen hatte. Endlich erfuhr ſie Alles durch einen Brief an ſie, den Immermann auf ſeinen Schreibtiſch niedergelegt hatte, den ſie immer ordnete und mit Blumen ſchmückte. Sie las den Brief und ein tiefer Schmerz, ein troſtloſes Gefühl der Einſamkeit und Verlaſſenheit ergriff ſie. Lange Jahre hatte ſie nur für ihn und durch ihn gelebt, nun ſollte zwiſchen Beide eine fremde Geſtalt treten? Immermann wünſchte, Eliſe möchte ferner mit ihm und ſeiner jungen Frau zuſammenleben, aber ſie ſah ſogleich ein, wie die junge Gattin es ſchmerzlich empfinden würde, hätte Immermann neben ihr noch eine Herzens- und Seelenfreundin. Jacobi hat in ſeinem Romane „Woldemar“, die Unhaltbarkeit eines ſolchen Verhältniſſes ergreifend geſchildert.

Seit dem Tode ihres Vaters hatte Eliſe mit ſeinem Neffen, an den die Güter fielen, eine Uebereinkunft getroffen, wodurch ihr zwar keine Reichthümer, aber doch eine anſehnliche Rente zutheilwurde. Sie konnte ſich demnach eine Reiſe nach Italien geſtatten und trat ſie in Begleitung einer Freundin, Johanna Motherby und eines Dichters, Philipp Kaufmann an. Immermann begleitete ſie bis Köln. Zu Anfang des Jahres 1840 ließ ſie ſich mit ihrer Freundin in Berlin nieder. Kaum war ſie hier heimiſch geworden, ſo traf ſie die Nachricht von Immermann's Tode.

iſe bewährte ſich nun die Wahrheit vom Ausſpruch „Der Tod hat eine reinigende Kraft!“ Der Stachel erzes verlor ſich in ſanfte Wehmuth; es war reund ihr durch ſeinen Tod wieder nähergetreten ſei. die junge Witwe und Immermann's Geſchwiſter, Tochter eine Penſion aus und lebte fortan ruhig und Berlin als Gräfin Ahlefeldt; ihren Geburtsnamen Lützow's zweiter Verheirathung wiederangenommen. lin fand Eliſe viele Freunde und verſammelte ſtets ichen Kreis um ſich, machte auch öfter Reiſen zu ädten in Holſtein und in die Bäder. Treue Freund- önerte noch ihren Lebensabend, als General Leo Jugendfreund, im Jahre 1851 nach Berlin und in ng mit ihr zog. Er fehlte niemals in ihren Ge- ſen, ging mit ihr ſpazieren, las ihr vor und um- während mit der zarteſten Aufmerkſamkeit. Sie angem Leiden, das ſie mit großer Seelenſtärke er- re alt, an ihrem Hochzeitstage, den 20. März 1855. rem Tode ſchrieb ſie noch in ihr Gedenkbuch die Hartmann's:

> Von keinem Leid, wie ſchwer es ſei,
> Laß ſtimmen deine Seele trüber;
> Geht auch dein Leiden nicht vorbei,
> So gehſt du doch vorüber.

die Biographie. Den Anhang bilden zahlreiche Immermann, Möller und Henriette Paalzow, ein erſchütterndes Gemälde des ſchweren Lei- , das ihren Tod herbeiführte. Zum Schluß iſt n Auguſt Vietinghoff an Helmenſtreit abgedruckt, aue Beſchreibung des Todes von Frieſen enthält, ann auch in ſeinen „Epigonen“ feierte. anze Buch iſt der Nachklang einer romantiſch- eit und die Verklärung eines edeln Frauenbildes; uſtand der Geſellſchaft kann ſolche Erſcheinungen ringen, darum ſollen Poeſie und Geſchichte ſie auf-

32.

Berliner Satire in Verſen.

rener Sohn. Roman in Octaven von Karl Eck. Hirſch. 1857. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
ei Tag. Ein Epos in Knittelverſen. Hamburg, n und Campe. 1857. 16. 12 Ngr.

Deutſchland die Bevölkerung Berlins den meiſten e größte Virtuoſität im Witzemachen beſitze, wird n zugeſtanden. Weniger iſt der Humor, der immer es Gemüthsleben hinweiſt, das Feld des Berliners. ihm an Gemüth fehlte. In dieſer Hinſicht iſt der leicht beſſer als ſein Ruf; er iſt hülfreich, mitleidig ch großen Impulſen des Augenblicks, wenn er ihnen ubleibt. Daran hindert ihn ſeine angeborene Neigung ohnheit, das Lächerliche und Nichtige in allen Erſchei- uſuchen und mit den Schlaglichtern des Witzes und der euchten. Das Bonmot, das aber dann ſtets ein ſpeci- hes Gepräge trägt, iſt auch in der Metropole an ie in der an der Seine eine Macht. An Witz, raſcher abe, Frivolität und vorkommendenfalls auch an dürfte der berliner Gamin ſeinem pariſer Namens- nachgeben; er iſt ſtets ſchlagfertig und für Pro- ie Erwiderungen jederzeit gerüſtet. Dieſes kecke rtige Weſen iſt auch eine Haupteigenſchaft des ber- überhaupt, und auch eine Art Gamin iſt es, deſſen le Karl Eck in ſeinem „Roman in Octaven“ be-

en jungen Talenten, die ſeit 1848 emporgetaucht ch eine gewiſſe Anarchie, ein gewiſſer abenteuerlicher Sie wiſſen nicht recht, woran ſie mit ſich und der Sie fahren hin und her, ſind auf der einen Seite conſervativ, auf der Rückſeite radical, bald ernſt bald frivol, bald gemüthlich bald boshaft; bald ſchwärmen ſie für irgend- einen Herold der demokratiſchen Ideen, bald für irgendein fürſtliches Haupt; bald bringen ſie der Größe Napoleon's I. ihre Huldigungen dar, bald der geiſtigen und politiſchen Freiheit, welcher derſelbe Napoleon mit der Spitze der Cenſur- ſcheren und Bayonnete den Garaus machte; bald feiern ſie das Franzoſenthum, bald das Deutſchthum. Es iſt ein Chaos, aus dem hier und da ein Lichtblitz aufſchlägt, das aber von keinem geſtaltenden und ſchöpferiſchen Geiſte beherrſcht wird. Ein Einfall, mitunter ein guter, löſt und thut den andern ab, und das Nichts bleibt übrig.

Ebenſo willkürlich verfahren ſie in Betreff der Sprache und der Form. Sie zeigen ſich oft in beiden äußerſt gewandt und keck, aber ſie laſſen ſich häufig die unentſchuldbarſten Incorrectheiten und die auffallendſten Verſtöße gegen Grammatik, Syntax und Metrik zuſchulden kommen. In ihrer Proſa wie in ihren Verſen wechſeln glänzende mit höchſt matten und verſchrobenen Perioden ab, und wenn ſie in der einen Verszeile einen Fuß zu wenig geben, ſo machen ſie dies Unrecht wieder gut, indem ſie in der andern einen Fuß zu viel geben. Man denkt faſt gar nicht mehr daran, ein durchdachtes in allen Theilen organiſch gegliedertes Kunſtwerk zu ſchaffen, wofür man ſich freilich damit entſchuldigen kann, daß das jetzige Publicum im Allgemeinen für Kunſtwerke höherer Ordnung keinen Sinn mehr hat. So zeigt ſich überall lauter Wildwuchs, aber nicht der eines üppigen Urwaldes, ſondern eines verödeten und verwilderten Culturgartens rings um ein ebenſo verfallenes Herrenſchloß. Doch mag zu Zeiten ein wenig Anarchie und Barbarei in Ideen wie Formen als Gegenſatz gegen blaſirte Regelmäßigkeit nöthig ſein, und ſelbſt ein verwilderter Garten hat ſeine eigenthümlichen Reize.

Zu dieſen Talenten der modernen Anarchie wird man wol auch Karl Eck rechnen müſſen. Und doch iſt es immerhin ein friſches und keckes Talent, das uns aus dieſem verſificirten Roman entgegentritt. Zum Beweiſe dafür mögen folgende Anfangsſtrophen des dritten Geſanges dienen:

> Paris! Die eitle Metze, feile Dirne!
> Mit jedem Buhlen ſie geliebelt hat,
> Höhnt' ihn dann fort mit kalter, frecher Stirne,
> Nach Neuem ſuchend — weil des Alten ſatt.
> Heut' liebeglühend – morgen Eiſesſirne;
> Heut' beifallrufend, morgen ſterbensmatt.
> Und hat ſo oft die Herren ſchon gewechſelt,
> Sich die Tyrannen immer ſelbſt gedrechſelt.
>
> Paris! Putzſücht'ges, lautes Rom der Mode!
> Auf Roſen und im Elend tanzt dein Fuß.
> Der Freiheit manche ſieggewohnte Ode,
> Auch den Tyrannen ſangſt du Jubelgruß.
> Den quält die Luſt, den Hunger hier zu Tode;
> Den weckte Noth, den fetter Ueberfluß;
> Den ſchleudern hoch empor des Lebens Fluten —
> Für ſeinen Ehrgeiz muß ein Volk verbluten.

Eck's Held, Guilbert, iſt nichts Höheres als ein berliner Bummler der beſſern Art und gemüthlicher Kosmopolit:

> Einſt ſpielt' mein Held auf dem berliner Pflaſter,
> Wo Preußens Jugend ſich im Glanze zeigt.
> Den Wechſel liebt' er, und das Stäte haßt' er,
> Zu Kampf und Streit iſt Mund und Arm geneigt.
> Ihm dünkt Beſtändigkeit das ärgſte Laſter,
> Schon in der Kindheit ward ſein Geiſt geſäugt
> An voller Mutterbruſt der Voß'ſchen Zeitung,
> Sie lieh' ihm Mannesſinn — polit'ſche Leitung.
>
> — — — — — — —
>
> Wo irgend feſt noch ſtand ein Fürſt, ein Thrönchen,
> Zog ihn der Hang nach Abenteuern hin;
> Zu machen überall ein Rev'lutsjönchen,
> Dünkt für die Menſchheit Heil ihm und Gewinn u. ſ. w.

Für einen ſolchen Helden würden wir uns nur dann recht lebhaft intereſſiren können, wenn er ein komiſcher Held wäre, wenn der Verfaſſer ſeinen Charakter und ſeine Fahrten mit der volksthümlich derben und ergötzlichen Komik behandelt hätte, wie Kortüm den Candidaten Jobs im erſten Theile ſeiner „Jobſiade“. Schon das Versmaß, die achtzeilige Stanze, eignet ſich gerade nicht ſehr zu populärer Behandlung deutſcher komiſcher Stoffe, obgleich der Verfaſſer hier und da auch durch bloße geſchickte Benutzung der Reime eine komiſche Wirkung zu erzielen gewußt hat. Aber auch die Zeichnung des Helden ſelbſt hat durchgehends etwas Zweifelhaftes, in gebrochenen Farben Spielendes; ſeine Handlungsweiſe hat nichts eigentlich Komiſches, höchſtens etwas Abenteuerliches, ja er handelt in einzelnen Momenten ſelbſt edel und die ihm in der Introduction beigelegte Luſt an der Revolution ſchrumpft im Verlaufe doch auf ein ſehr dürftiges Maß zuſammen. Guilbert fertigt in ſehr jugendlichem Alter Verſe, und macht dadurch allerdings Oppoſition gegen ſeinen Pflegevater, einen Juden, welcher gemäß ſeinem Grundſatz „Nur was baar Geld bringt, das iſt wahrhaft praktiſch“ alles Verſemachen verachtet und es nur dann gelten laſſen will, wenn es im Dienſt fürſtlicher Perſonen geſchieht, weil man dadurch vielleicht doch Hofagent werden könne. Guilbert geräth auch einmal in einen bekannten berliner Dichterverein, bei welcher Gelegenheit der Dichter „Meſſerthal“ (Scherenberg) einen „Schlachtbericht“ lieſt und der „Spreemarryat“ in nicht ſehr liebreicher Weiſe als eine „wäſſerige aufgeſchwemmte Figur“ geſchildert wird. Guilbert kommt nach und unter mancherlei Liebesabenteuern nach Paris, wo er die Februarrevolution mitmacht. Er rettet bei dem Sturm auf den Deputirtenſaal die Herzogin von Orléans vor dem ihr drohenden Todesſtreich und bringt ihr auch einen ihrer Söhne, wie Jakob Lipman den andern zurück. Der Verfaſſer, der hiernach zu urtheilen weder Demokrat noch Napoleoniſt iſt, ſtimmt bei dieſem Anlaß einen Hymnus auf die Herzogin von Orléans an, nennt ſie „die herrlichſte der Frauen“ und tröſtet ſie mit dem Prophetenwort, daß der Königsthron von Frankreich einſt ihrem Erſtgeborenen gehören werde. Guilbert kommt dann nach Deutſchland und ſchwärmt für die deutſchen Farben, und weiter nach Berlin, wo er einen Geheimrath mit „tellergroßer Tricolore“ ſchildert, der mit „rußigen Kumpanen“ Arm in Arm geht, der den Arbeitern die ſchwielige Hand drückt und zärtlich mit den Hökerinnen plaudert, „um der Urwähler Stimmen zu gewinnen“. Dann wird die Bürgerwehr, „ehrliche doch eitle Seelen“, in ihrem Treiben und Aufzuge geſchildert, nur beiläufig erzählt, daß Guilbert auch in Schleswig und Baden mitgefochten, daß ihn die berliner Polizei, weil er durch fünfjährigen Aufenthalt in Paris die Heimat verwirkt, ausgewieſen, daß er wieder nach Paris ging und nach dem 2. December nach Cayenne deportirt wurde. Er hat jedoch ſpäter, wie uns in den Schlußſtrophen berichtet wird, ſein Glück beim Kaiſer Fauſtin und dann beim Kaiſer von Japan gemacht, und der Verfaſſer verſpricht uns, daß die Muſe von ihm noch „manche Strophe“ ſingen werde, wenn ihm das Publicum durch milde Nachſicht den Fleiß lohne.

Trotz der Zerfahrenheit des Ganzen verräth ſich doch, namentlich in den erſten fleißiger gearbeiteten Geſängen, ein friſches nur nicht künſtleriſch durchgebildetes Talent, und man kann die Dichtung wol einen kecken Griff nennen. Denn es gehört allerdings einige Kühnheit dazu — und Kühnheit iſt nur das Prärogativ talentvoller raſch zugreifender Leute — heutzutage eine verfemte und mit Bann und Interdict belegte Zeit in dieſer Weiſe zu behandeln. Der Verfaſſer hat daher auch einige Mühe gehabt, ſeine Dichtung ins Publicum zu bringen, was ihm erſt gelang, nachdem er ſich dazu verſtanden, einige der bedenklichſten und doch vielleicht dem Weſen nach auf Welterſchütterung nicht berechneten Stellen zu ändern. Stehengeblieben iſt dabei eine Stelle, worin ſich der Verfaſſer dahin ausſpricht, daß bei dem jetzigen Zuſtand der Polizeigeſetze Jeſus und die Apoſtel, wenn ſie wiederkämen, als

„politiſcher Verein“ verboten und dem Heiland die
rechte verweigert werden würden, was freilich ſehr
iſt. Im Uebrigen erſcheint uns aber die Dichtung
Beſtand der europäiſchen Ordnung ſehr ungefährlich, n
Manches darin für Manche unbequem ſein mag.

„Berlin bei Tag“ nennt ſich ein Epos in Kni
iſt aber einfach eine gereimte Satire meiſt literariſcher
von der Art wie „Heinrich Heine's Höllenfahrt“ u
Gegenſtimme „Heinrich Heine's Himmelfahrt“.
Versmaß iſt daſſelbe, namentlich von Heine in ſeinen
und polemiſchen Gedichten cultivirte; nur bezeichnet e
faſſer wol nicht ganz mit Recht als „Knittelverſe“,
er ſie nicht etwa deshalb ſo genannt hat, weil er da
wie mit einem Knittel dreinſchlägt. Kunſt- und Zwan
die aus zwei Worten gebildet ſind, begegnen wir
ſehr häufig, und wiewol ſie ſpärlich angewendet (wie z
in der alten „Jobſiade“) eine komiſche Wirkung herv
können, ſo ſind ſie doch mehr ſtörend als komiſch,
zu gekünſtelt ſind und zu häufig in Anwendung kom
vorliegendem Gedicht lautet z. B. eine Strophe:

Ik möchte wiſſen, ob man nicht auch
In's Königliche jeh, um
Die Damens — Sie verſteh'n mir, ick bin
Der Zettel von's Orpheum.

Das läßt ſich kaum leſen! Wiederholt haben
ſchon gegen dieſe ganze Gattung polemiſcher Reimere
ſprochen, da mit ihr dem Gedeihen und Anſehen der
nicht genützt, nur geſchadet wird. Höchſtens kann ma
ſolche vergiftete Pfeile dem Einzelnen, der davon
wird, wehethun, aber weder ihn noch Andere dadurch
Waltete in ſolchen Satiren ein guter Geiſt des Hum
ließe ſich gegen ſie nicht viel einwenden, in der Regel ſind
nur biſſig, grob und hämiſch. Auch die körperliche Ge
Schriftſteller wird von unſerm anonymen Verfaſſer n
ſchont; ſo ſagt er von dem ehrenwerthen Wilibald Ale

Er iſt ein kleiner dicker Mann
Mit einem Dreiergeſichte,
So dick ſind ſeine Romane auch
Und von ebenſo leichtem Gewichte.

Einen andern berliner Romanſchriftſteller fodert
die Memoiren ſeiner Frau zu ſchreiben; dieſe würde
Abſatz finden. In gleich boshafter Weiſe werden a
übrigen hervorragenden berliner Autoren und Dichter be
Bettina, Eichendorff, Varnhagen von Enſe, Mundt nebſt
Max Ring, die Birch-Pfeiffer, Tempeltey, Brachvog
Schmidt, die Mitglieder der königlichen Bühne. An
guten Witzen und Anſpielungen fehlt es nicht, z.
der Verfaſſer eine gewiſſe Gruppe berliner Schauſpieler
ſen-Früchte“ nennt oder, für ihn wol bezeichnend ge
Opernhaus als die Univerſität, auf der er ſeine Stu
macht, die dem Opernhaus gegenüberliegende Univerſ
gegen als Opernhaus ſchildert:

Doch hört man lederne Soli nur,
'S iſt immer die alte Leier,
Und doch bezahlet ſein Entrée
Das Publicum ſehr theuer.

Es ſitzt auf hölzernen Bänken da
Und ſchläft und gähnet ſtille,
Bisweilen fällt als Chor es ein
Mit Scharren und Gebrülle.

Doch hat man hier andre Namen als
Die übrigen Opernhäuſer,
Der Sänger wird Profeſſor genannt,
Und iſt auch ſelten heiſer u. ſ. w.

Aus der frivolen Haltung des Ganzen ſcheint al

ıgehen, daß der Verfaſſer nicht ſehr tief in Collegien-
blickt, dagegen Manches tiefer geſehen habe

. . . als man
Es ſonſt bekommt zu ſehen,
Sobald das Corps de Ballet begann
In Kreiſen ſich zu drehen.

ꝛr und da findet man eine Wendung zu poetiſcher Ge-
, ſo wenn in der Introduction einer der wilden Männer
ı preußiſchen Wappen leibhaftig vor den Verfaſſer tritt,
:nn die Komödienzettel vor ſeinen Blicken leibliche Ge-
halten und ſich mit ihm in ein Zwiegeſpräch einlaſſen.
ꞌrigen wünſchten wir dem Verfaſſer ein andermal auf
ndern für ſein Talent erſprießlichern Gebiete und nicht
ꞁloſſenem Viſir zu begegnen. Es iſt nicht fein, Leute,
der Landſtraße ihres Wegs ziehen, als verkappter
ꝩman aus einem Verſteck zu überfallen. Hat der
ꝛ Muth und fühlt er ſich ſeinen Gegnern moraliſch
iſtig gewachſen oder überlegen, ſo zeige er ſein Geſicht
ıne ſeinen Namen. Wem es ernſtlich um Heilung lite-
: Schäden zu thun iſt, greife nicht einzelne Perſön-
n heraus, um an ihnen ſeinen Witz zu üben, ſondern
ſich gegen die Wurzel des Uebels. Unſer Urtheil über
n dieſer Art wird ſich freilich weſentlich modificiren,
ꞌir ſie als Geburten und Symptome der Zeit ſelbſt be-
, um dieſer eine genauere Diagnoſe zu ſtellen.

H. M.

Notizen.

andier über das deutſche Element im Elſaß.

ıint-René Taillandier knüpfte jüngſt an die „Gedichte"
guſt Lamey (2 Bde., Strasburg 1856) in der „Revue
ıx mondes" eine Betrachtung über die deutſche Litera-
Elſaß, aus der wir folgende charakteriſtiſche Stelle
ꞌben: „Das Elſaß iſt eine der intereſſanteſten Provinzen
ichs; in ſeinen geiſtigen Gewohnheiten deutſch, iſt es
ꝛrzen gründlich franzöſiſch (profondement français).
beruht ſeine Originalität und ſeine Miſſion ... Schon
ıger Zeit bilden ſeine Söhne unter uns keine Sonder-
:hr; ſie ſind ſeit zwei Jahrhunderten mit den Ereig-
ınſerer Geſchichte ſo innig verflochten, ſie haben ſich an
Siegen ſowol wie an unſern Unfällen in ſo mannhafter
ꝛetheiligt, daß ſich ihr Blut von dem unſern nicht mehr
ꞌeidet. Das Vaterland Kleber's iſt ſicherlich eine der
ſchſten Provinzen Frankreichs..... Hier haben wir
Dichter, den letzten deutſchen Dichter des Elſaß, der
Bänden ſämmtliche Inſpirationen einer langen und
llen Laufbahn geſammelt hat. Es iſt der letzte deutſche
des Elſaß, denn die Gefühle, welche dieſes Land
, ſind entſchieden zu franzöſiſch, als daß der Gebrauch
emden Sprache nicht als ein auffälliger Widerſpruch er-
ſollte. Deſſen bedarf es keines andern Zeugniſſes als
liegenden Buchs ſelbſt. Ich kann mir wol einen Dich-
ꞌellen, der, einer für immer verſchwundenen Vergangen-
t hartnäckiger Treue anhängend, gegen die neuen Be-
ıgen ſeines Landes in der Sprache ſeiner Vorfahren
t; aber ein Dichter, der Frankreich ergeben iſt, ein
, der an allen Bewegungen Frankreichs theilnimmt, der
ıe Freuden und Triumphe beſingt, und zwar in einer
, welche Frankreich nicht verſteht — das iſt eine Er-
g, welche man in Zukunft nicht mehr wiederſehen
Die Lage Lamey's hat daher auch etwas Schmerzliches.
zu ſchreiben anfing, während der letzten Jahre des
hrhunderts, war das Deutſche noch die literariſche
: des Elſaß. Lamey wollte dichten wie Pfeffel, aber
ſchon ein halbes Jahrhundert verfloſſen, ſeit er ſeine
erſten Verſe machte*), und während dieſes langen Zeitraums hat die Sprache, deren er ſich bedient, aufgehört das literariſche Organ der gebildeten Claſſen zu ſein. Was geſchah nun? Lamey verlor ſein Publicum; Deutſchland muß den Gefühlen, die er ausſpricht, ſeine Sympathie verſagen, und Frankreich, das ſich daran erbauen würde, kann ihn nicht verſtehen." Schließlich verſichert Taillandier wiederholt und aufs beſtimmteſte: „Noch ein mal, Lamey iſt der letzte der deutſchen Dichter ſeines Landes; er hat den franzöſiſchen Patriotismus in deutſcher Sprache ausgedrückt, während einer Periode, in der dieſe Sprache mehr und mehr vor der unſern verſchwand." So ſpricht und denkt ein Franzoſe! Wir Deutſche dagegen würden ebenſo überraſcht ſein als uns geſchmeichelt fühlen, wenn jemals ein polniſcher Unterthan Preußens oder Oeſtreichs Selbſtverleugnung genug beſäße, in ſeiner Mutterſprache begeiſtertes Gefühl für deutſche Zuſtände auszuſtrömen; ja, wir würden mehr thun, wir würden ſeine Lieder wahrſcheinlich ins Deutſche überſetzen. Uebrigens wird es jetzt die Aufgabe der ſtrasburger Dichterbrüder Stöber u. A. ſein, gegen die Verſicherung Taillandier's, daß Lamey der letzte deutſche Dichter des Elſaß und das Deutſche nicht mehr literariſches Organ der gebildeten Claſſen ſei, zu proteſtiren. Schweigen ſie, ſo wäre dies ein Zugeſtändniß, daß der Franzoſe im Weſentlichen leider doch Recht habe. Ein Lebenszeichen gab das deutſche Element erſt vor kurzem durch ein periodiſches Unternehmen, betitelt: „Der Nachtwächter. Elſaſſiſch-lothringiſches Album" (Strasburg, Silbermann), beſtimmt, die localen Erinnerungen und die hiſtoriſch intereſſanten Ueberlieferungen des Elſaß und Lothringens durch künſtleriſche Darſtellungen ſowol des Zeichners, Kupferſtechers und Holzſchneiders als des Dichters und Geſchichtsſchreibers im Volke wachzuerhalten. Nur Mitarbeiter, die in dieſen beiden Provinzen und hauptſächlich in Strasburg zu Hauſe ſind, haben ſich hierzu verbunden.

„Der Philoſoph in der Dachſtube."

Je zahlreicher die aus dem Franzöſiſchen überſetzten Schriften bei uns ſind, die des Ueberſetzens nicht werth waren, umſomehr erſcheint es als Pflicht, auf ſolche aufmerkſamzumachen, denen man des allgemeinen Nutzens wegen, welchen ſie ausüben können, eine weitere Verbreitung wünſchen muß. Zu dieſen gehört die von A. Diezmann überſetzte und bereits in dritter Auflage erſchienene Schrift: „Der Philoſoph in der Dachſtube. Tagebuch eines Glücklichen, von Emile Souveſtre." Statt eines eigenen Urtheils geben wir hier einige beachtenswerthe Bemerkungen des „Frankfurter Muſeum", weil ſie beweiſen, daß die Zahl der Blätter wächſt, die mit Eifer aber auch zugleich mit Liebe ſich mit der Erkenntniß und Heilung der tiefern Zeitgebrechen beſchäftigen. Das „Frankfurter Muſeum" ſagt: „Der ſtets weitergreifende Erwerbſchwindel unſerer Zeit bedroht nebſt andern Gütern der Menſchheit auch die uralte, auf Einfachheit und Pflichttreue beruhende Sittenlehre und Lebensweisheit. In den Kreiſen, welche jetzt vorzugsweiſe «die Welt» ausmachen, hat nur die auf ſchrankenloſe Vermehrung des Eigenthums zielende Thätigkeit einen Werth. Sparſamkeit und Genügſamkeit ſind hier längſt keine Tugenden mehr und ein begrenztes Lebensloos, ſei es noch ſo reichlich mit äußerm Behagen und innerm Frieden ausgeſtattet, erregt nur Mitleid. Beſorgt fragt ſich der ringende Mittelſtand, ob er das nachwachſende Geſchlecht noch in den Formen einer veralteten Moral erziehen oder es einzig ſo heranbilden ſoll, daß es ſich einſt mit Gewandtheit im Strudel bewege." Hiermit

*) Auguſt Lamey feierte ſchon im Jahre 1790 das franzöſiſche Revolutionsbanner in einem Gedicht „Die Reichsflagge am Rhein", worin er Frankreich das „Land der geretteten Menſchheit" nennt. Ich habe dieſe Ode in meiner Sammlung „Politiſche Gedichte aus Deutſchlands Neuzeit" (Leipzig 1843) mitgetheilt. Ob ſie ſich in der jetzt erſchienenen Sammlung von Lamey's Gedichten befindet, weiß ich nicht.

hat in der That das „Frankfurter Muſeum“ eine der brennendſten Fragen und Gefahren der Gegenwart oder vielmehr der Zukunft berührt; denn jene Alternative, die Kinder entweder in den Grundſätzen älterer Solidität zu erziehen, ſie aber dadurch der Bedingungen zu einer glücklichen Carrière zu berauben, oder ſie gewiſſermaßen principiell zu Glücksrittern und fortune hunters auszubilden, läßt für die Zukunft die bedenklichſten Folgen befürchten. Das „Frankfurter Muſeum“ fährt fort: „Dieſer Zeitſtrömung entgegenzuwirken, wäre eigentlich zunächſt Sache der Religion. Leider aber haben die Landeskirchen großentheils ebenſo alle Idealität wie alle Liebe zu dem kämpfenden, mit Nahrungsſorgen belaſteten Theil der Menſchheit verloren.... Unter dieſen Umſtänden iſt es höchſt erfreulich, wenn die Poeſie, namentlich auch die Erzählungsliteratur, ſich der Sache annimmt, ſtatt, wie ſie gern thut, dem modernen Lebensgewühl blendende Motive abzuborgen. Als ein Symptom der ſo nothwendigen ſittlichen Reaction iſt Souveſtre's «Philoſoph in der Dachſtube» zu bezeichnen und von dieſer Anſicht ausgehend hat ihm die Akademie der Wiſſenſchaften in Paris einen Ehrenpreis zuerkannt. Wo das Uebel am ärgſten waltet, von da muß auch das Bedürfniß der Heilung ausgehen. Souveſtre entwickelt das Glück der Beſchaulichkeit, der Selbſtbegrenzung, der erfüllten Berufspflicht in einer Reihe von Lebensbildern voll Wahrheit und Menſchenkenntniß.“

Ein romantiſcher Touriſt.

Von einem kleinen nur 87 Seiten ſtarken Büchlein „Reiſeblätter von Reding von Biberegg“ (München, Lentner, 1856) nehmen wir hier Notiz, da der Verfaſſer in ſeinem „der hohen Frau mit dem deutſchen Herzen zu Herrnheim“ gewidmeten Schriftchen auch auf Literatur und Schriftſteller gelegentliche Blicke wirft. Er ſchildert darin ſeine ohne Zweifel nur flüchtigen Beſuche in Stuttgart, Wildbad, Heidelberg, Speier, Worms, eine Rheinfahrt von Mainz bis Bonn und ſchließlich Köln, und berührt oder betippt vielmehr namentlich Gegenſtände der Kunſt. Schreibweiſe und Darſtellung ſind ſehr modern und jungdeutſch; der Verfaſſer ſagt z. B.: „Hier (in Heidelberg) lebte die Günderode, jene kranke Nachtigall, die in unendlicher Liebesſehnſucht ihr armes Herz mit dem Meſſer durchſtach und ihren ſchönen Leib in die Wellen ſtürzte; hier träumte Bettina, jener Wechſelbalg von Phantaſie und Caprice, von Genialität und Verrücktheit“ u. ſ. w. Dergleichen galt wol in den dreißiger Jahren für geiſtreich; heutzutage will man ſtatt des bloßen ſpaniſchen Pfeffers oder der Baiſers nahrhaftere Koſt. Dabei iſt aber der Verfaſſer ſeinem Weſen nach doch kein Moderner, ſondern ein echter Romantiker; indeß ſchließt das Moderne in ſeiner eklektiſchen Buntheit das Romantiſche ja auch keineswegs aus, und ſelbſt, was wir heutzutage in Politik, Literatur, Nationalökonomie u. ſ. w. geſunden Menſchenverſtand zu nennen belieben, iſt oft eben auch nur ein ſehr künſtlich bereitetes, romantiſches Schaugericht, das man dem Publicum als angebliches Hausbrot vorſetzt. Biberegg ſagt von der Periode der Romantik, daß ſie „unvergleichlich daſteht im Gebiete der Poeſie, der guten Laune und des ſprudelnden Humors, werth eines tüchtigen Genremalers. Seither zog die oft und heute noch misverſtandene Romantik in alle Lande, Glück und Segen ſtreuend in alle Herzen, die die Sprache jener Fee verſtanden, doch truthahniſchen Zorn und Unmuth erregend bei allen aufgeklärten Geiſtern, die ihren J. H. Voß, den ſaſſiſchen Bauerndichter, und deſſen Superlativ, den Heidelberger Paulus, als Rieſen und Giganten verehren.“ In Stuttgart beſuchte er Menzel, und er findet in dieſem einen freundlichen Alten, „dem man es anſieht, daß er wie ein zürnender Gott über uns arme Autoren zu Gericht ſitzen könne. In ſeinen Augen blitzt aber der Geiſt, der ſchlagend, zündend und leuchtend aus ſeinen Werken ſpricht, ſeine Stirn iſt der Thron der Geduld und ſein Mund voll lieblicher Rede. Möge ihn Gott noch lange erhalten in ſeiner alten Kraft und dem heiligen Feuer der Begeiſterung, mit der er die Blätter der Ge-
ſchichte auslegt und Schickſale der Generationen ſchreib
klingt ohne Zweifel auch ſehr romantiſch! Wir geſt
dieſe Andeutungen über den Standpunkt dieſes To
miniature und dieſe wenigen Auszüge zu geben,
kleine Schriftchen außer in Recenſionsexemplaren un
Freunde und namentlich für die anonyme „hohe Fra
deutſchen Herzen zu Herrnheim“ beſtimmten Exempl
Verbreitung finden möchte. Denn bei einem ſolch
hingeſchleuderten und improviſirten Schriftchen mu
doch immer fragen: Cui bono?

Deutſche Literatur in Frankreich.

Auch in Frankreich beginnen die Ueberſetzunge
reichen Schätze deutſcher Lyrik allmälig häufiger z
wenn ſie auch noch bei weitem nicht ſo zahlreich
England. Paul de Lacourt's Anthologie aus dem
„Bouquet de Lieder“, haben wir ſchon vor einig
ſprochen. Jetzt hat auch Joſeph Boulmier einer
Sammlung, „Rimes loyales“ Uebertragungen einig
von Heinrich Heine, Zacharias Werner, Luiſe Brach
verleibt, welche die „Revue de Paris“ in ihren Bü
cherbeſprechungen „savantes et profondes traduction
Auch die Gedichte von Nicolas Martin, die unter
„Poésies complètes“ jetzt bereits in dritter vermeh
lage erſchienen ſind, enthalten Ueberſetzungen aus d
ſchen, wie aus folgender Bemerkung in derſelben fra
Revue hervorzugehen ſcheint: „Ce volume renferme
et l'énergie, l'originalité et l'imitation, la France
magne. Il est tel précieux morceaux d'une poe
delà du Rhin qu'on ne trouvera que chez M. Nico
tin.“ Bei dieſer Gelegenheit wollen wir noch erwäh
von der neuen Ausgabe der Edgar Quinet'ſchen W
neue Bände erſchienen ſind, welche unter Andern ſei
lichen „Essai sur les oeuvres de Herder“ enthal
daß in Paris eine neue Schrift über Mozart herausk
dem Titel „Mozart, vie d'un artiste chrétien
siècle, par *J. Goschler*, anchoine honoraire“. Die
des deux mondes“ bemerkt darüber: „Goſchler gibt
ter dieſem Titel den Briefwechſel Mozart's mit ſeine
aus der umfangreichen Biographie von Niſſen über
einer angenehm zu leſenden Partie ſeines Buchs e
Verfaſſer, wie ihm der Gedanke dazu kam. In
war es, wo Goſchler, noch erfüllt von den Eindrücke
allen religiöſen Feierlichkeiten ausgeführten großen m
Schöpfungen Deutſchlands, die Idee zu biographiſ
ſchungen über die deutſchen Componiſten und beſo
berühmteſten unter ihnen, Mozart, faßte. Bald jedoc
Lectüre der Briefe des großen Tonkünſtlers, ſah er ei
beſte Biographie Mozart's in deſſen Briefen ſelbſt
ſei. In der That iſt nichts ſo ſehr geeignet, zugleich
nie des Künſtlers und den Charakter des Menſchen
ren und ans Licht zu ſtellen als dieſe Briefe, die ſ
jener liebenswürdigen Bonhomie und jener heitern Ei
kraft ſind, wodurch ſich der Schöpfer der «Zauberfl
zeichnet. Das Gemälde dieſes dem Cultus der Kunſ
häuslichen Tugenden gewidmeten patriarchaliſchen
lebens verdient in mehr als einer Hinſicht, die Aufm
der Künſtler unſerer Zeit aufſichzuziehen.“ Eine S
Emile Maurial: „Le scepticisme combattu dans
cipes. Analyse et discussion des principes du sc
de Kant“, wird in derſelben Revue von Taillan
„glänzenden hallenſer Profeſſor“ Erdmann empfohlen,
in einer künftigen zweiten Auflage ſeiner „Geſchichte
ſchen ſpeculativen Philoſophie ſeit Kant“ ſeine
darüber abgebe. H.

Bibliographie.

ſige Antworten eines Menſchen auf die Lebensfra-
ölker: Was ſind die Staaten, die Kirchen und die
Warum ſind ſie das, was ſie ſind? Wie ſind ſie
:n ſie zunächſt und ſollen ſie zuletzt ſein? ꝛc. Ein
ıdſchreiben an die Führer der Völker. Vom Ver-
Werke: „Logos oder Encyclopädie der Wiſſenſchaft.“
ſberg. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

, T., Ueber den Verfall der Sitten in den großen
Mit beſonderer Berückſichtigung der Zuſtände in
der betreffenden Polizei-Verſuche während der letz-
ıhre. Berlin, Friedländer. 8. 6 Ngr.

mer, F., Zur Literatur des Kölner Doms. Ber-
mer. Gr. 8. 20 Ngr.

ſchef, J., Reiſe in Oſtſibirien. Aus dem Ruſſi-
. Baumgarten. 1ſter Band: Jakutskiſcher Kreis,
r Landſtrich. Leipzig, Schlicke. 1858. Gr. 8.

r, G., Ueber die Errichtung ſtaatswiſſenſchaftlicher
auf den deutſchen Univerſitäten nebſt einem Bericht
atswiſſenſchaftliche Seminar zu Jena. Jena, Mauke.
Ngr.

:, Seraphine von, Die Glorie des Chriſten-
chtungen. Tübingen, Riecker. 16. 7½ Ngr.

he Gedichte, überſetzt von H. Velten. Aachen,
Vogelgeſang. 12. 1 Thlr.

icker, F., Das alte Haus. Erzählung. Leipzig,
8. 1 Thlr. 15 Ngr.

, A., Die Lehre von der Nothwehr. Eine ſtraf-
ɔhandlung. Jena, Mauke. Gr. 8. 20 Ngr.

e's Egmont für die Bühne bearbeitet von Schiller.
Cotta. 8. 20 Ngr.

nd ſeine Schöpfung. Von dem Autor der Kritik
:griffs in den gegenwärtigen Weltanſichten. Nörd-
. Lex.-8. 28 Ngr.

n, W., Die Sage von Polyphem. Berlin, Dümm-
. 10 Ngr.

rn, A. v., Der Squire. Ein Bild aus den Hinter-
ırdamerikas. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann
8. 2 Thlr.

ɟeſchichtliche Hausbibliothek. 1ſter Band. Weſt-
Närchenſchatz. Ein Charakterbild der Böhmen,
ı Slowaken in ihren Märchen, Sagen, Geſchichten,
en und Sprüchwörtern. Deutſch bearbeitet von
ȷ. Mit Muſikbeilagen. Leipzig, Lorck. Gr. 8.

Adele, Durch eigene Kraft. Novelle. Leipzig,
8. 1 Thlr. 24 Ngr.

, H., Poetiſche Werke. 1ſter Band. — A. u. d. T.:
:ieder. 15te Auflage. Hamburg, Hoffmann u.
1 Thlr. 15 Ngr.

eldt, C. C., Maureriſcher Nachlaß. Dresden.
Ngr.

J. E., Das Creditweſen in Frankreich. National-
Skizze. 2te, verbeſſerte und vermehrte Auflage.
ɔner. Gr. 8. 20 Ngr.

ches geſchichtliches Jahrbuch 1856. Der Europäi-
ik neue Folge. Im Verein mit mehreren Publici-
ɟegeben von A. Buddeus. Mit 82 politiſchen
Gotha, Scheube. Gr. 8. 3 Thlr.

, C., Das Puppenhaus, ein Erbſtück in der Gon-
amilie. Bruchſtücke aus den Erinnerungen und
ıpieren eines Siebenzigers. Mit Lilli's Portrait.
M., Jügel. Gr. 8. 5 Thlr.

ıborn, C. v., Geſchichte der deutſchen Bundes-
ınd Einheitsbeſtrebungen von 1806 bis 1856 unter
ung der Entwickelung der Landesverfaſſung. Zwei
rlin, C. Heymann. Gr. 8. 5 Thlr.

Kinkel, G., Nimrod. Ein Trauerſpiel. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kletke, C. A., Zur Beurtheilung und Würdigung des deutſchen Realſchulweſens. Breslau, Kern. Gr. 12. 10 Ngr.

Tempeltey, E., Klytämneſtra. Tragödie. Berlin, Schröder. 16. 20 Ngr.

Theophanie. Ein kirchlich-politiſches Bekenntniß aus Anlaß von Friedrich Beck's: „Theophanie“. Regensburg, Manz. Gr. 8. 4 Ngr.

Tocqueville, A. de, Das alte Staatsweſen und die Revolution. Deutſch von A. Boscowitz. Leipzig, Mendelsſohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Wörckel, J. D., Martin Rinkart. Ein evangeliſches Lebensbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges, in Lied und geſchichtlichem Abriß nebſt Auszügen aus einigen ſeiner Schriften dargeſtellt. Eilenburg, Offenhauer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Thomas Waldau. Ein Lebensbild aus der Gegenwart. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wichern, Der Dienſt der Frauen in der Kirche. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes. 16. 6 Ngr.

Wilkens, C. A., Petrus der Ehrwürdige, Abt von Clugny. Ein Mönchs-Leben. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ziller, T., Die Regierung der Kinder. Für gebildete Aeltern, Lehrer und Studirende bearbeitet. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Ackermann, C., Rede am Luther-Denkmal bei Altenſtein den 26. Juli 1857. Meiningen, Brückner u. Renner. Gr. 8. 2 Ngr.

Ein Beitrag zur Beantwortung der Prägravationsfrage zwiſchen dem Königreich Dänemark und dem Herzogthum Holſtein. Kiel, Schwers. Gr. 4. 12 Ngr.

Beſeler, W., Zur ſkandinaviſchen Frage und zur Schleswig-Holſteiniſchen Sache im Juli 1857. Braunſchweig, Schwetſchke u. Sohn. Gr. 8. 21 Ngr.

Briggs, J., Oſtindien und England. Eine gemeinverſtändliche Darſtellung des großen oſtindiſch-britiſchen Reiches mit Bezug auf ſeine gegenwärtige Lage und den Aufſtand. Nach dem Engliſchen. Berlin, Heinicke. Gr. 8. 12 Ngr.

Krummacher, E. W., Ueber Weſen und Zweck des evangeliſchen Bundes. Referat und Theſen bei der am 29. Juli ſtattgehabten Paſtoral-Conferenz in Bonn. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 2 Ngr.

Krummacher, F. W., Die Bedenken gegen die evangeliſche Herbſtverſammlung in Berlin. Ein Vortrag gehalten in Berlin den 24. Juli 1857. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 2 Ngr.

Möbius, P., Der Seegen des Gebets. Predigt über Matthias 7, 7—11. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 3 Ngr.

Schroff, K. D., Die Universität als Heilmittel. Rede gehalten beim Antritte des Rektorats an der Wiener Hochschule. Wien, Braumüller. Gr. Lex.-8. 5 Ngr.

Schwarz, C., Die Ehe. Predigt über Epheſer 5, 22—32, gehalten in der Schloßkirche zu Gotha. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Rede, gehalten bei der Trauung eines in Preußen geſchiedenen Beamten in der Schloßkirche zu Gotha, nebſt einem Vorwort zur Rechtfertigung und Abwehr. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 4 Ngr.

Das Unglück im Hauenſteintunnel. Leipzig, Keil. Fol. 5 Ngr.

Voigt, F., Die Urſachen und Folgen der Geldcalamität und die Mittel für deren dauernde Beſeitigung. Ein Vortrag gehalten im kaufmänniſchen Verein zu Breslau. Breslau, Kern. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Eine Stimme des Auslandes über religiöſe Freiheit.

Urtheil des franzöſiſchen Rechtsgelehrten und Hiſtorikers

Eduard Laboulaye

über Bunſen's „Die Zeichen der Zeit"
und deren Bekämpfer Stahl.

Deutſch bearbeitet von **Leopold Auguſt Warnkönig**.

8. Geh. 16 Ngr.

Eine meiſterhafte Vertheidigung der religiöſen Freiheit und insbeſondere der Anſchauungen **Bunſen's** vom katholiſchen Standpunkte, aus der Feder des berühmten franzöſiſchen Rechtsgelehrten und Hiſtorikers **Laboulaye**; eine Schrift, die, wie der Herausgeber, der gleichfalls angeſehene katholiſche Rechtsgelehrte Geh. Hofrath **Warnkönig**, Profeſſor des katholiſchen Kirchenrechts in Tübingen, ſagt, „ein ſo wahres, ein ſo überzeugendes Wort iſt, daß es, obgleich mehr an Frankreich gerichtet, ſelbſt was in Deutſchland in dieſer wichtigen Sache geſchrieben wurde in den Hauptbeziehungen aufwiegt" und „von allen Gebildeten gekannt und beherzigt zu werden verdient". „Ein tiefes religiöſes Gefühl, hoher wiſſenſchaftlicher Ernſt, die gründlichſten Kenntniſſe wie der franzöſiſchen, ſo der engliſchen und deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte, Geſchichte und Literatur, eine unbefangene freimüthige Kritik und ein durchaus geſundes, in klarſter Weiſe ausgeſprochenes Urtheil, ſowie eine beneidenswerthe Darſtellungsgabe in einer zwar einfachen, aber höchſt geiſtreichen Sprache zeichnen Laboulaye unter allen jetzt lebenden Schriftſtellern Frankreichs aus. Mehr als jeder andere ſeiner Landsleute war er berechtigt und geeignet, im Streite Stahl's gegen Bunſen ein Wort mitzuſprechen."

In demſelben Verlage erſchien:

Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewiſſensfreiheit und das Recht der chriſtlichen Gemeinde. Von **C. C. J. Bunſen.** Erſtes Zehend. Briefe an Ernſt Moritz Arndt über den chriſtlichen Vereinsgeiſt und die kirchliche Richtung der Gegenwart. Dritte unveränderte Auflage. Zwei Bändchen. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Soeben erſchien im Verlage von **Heinrich Schindler** in Berlin:

Das Leben der Seele

von

M. Lazarus.

Zweiter Band. 8. Geh. Preis 1⅓ Thlr.

Inhalt: I. Geiſt und Sprache: Wechſelwirkung zwiſchen Seele und Leib. Urſprung der Sprache. Erlernung und Fortbildung der Sprache. Einfluß der Sprache auf den Geiſt. Die Congruenz von Geiſt und Sprache und das Verſtändniß. — II. Der Takt. — III. Die Vermiſchung und Zuſammenwirkung der Künſte. 1) Malerei und Muſik. 2) Baukunſt, Bildhauerei und Malerei. 3) Plaſtiſche und redende Künſte.

Soeben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu

Reiſe in Oſtſibirien

von

J. Bulitſchef,

wirkliches Mitglied der kaiſerl. ruſſ. Geographiſchen Geſ

Aus dem Ruſſiſchen von

H. Baumgarten.

Erſter Band.

Preis elegant broſchirt 22½ Sgr.

Leipzig, September 1857.

Bernhard Schl

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BILDER-ATLAS

zum Conversations - Lexi

(500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem e
Texte von mehr als 100 Bogen und einem Namen- und Sa

24 Thlr.; cartonnirt 26 Thlr. 20 Ngr.

Prachtausgabe, gebunden, 32 Thlr. 10 Ng

Dieses ganz selbständige, höchst lehrreiche un
Werk kann fortwährend auf einmal vollstän
allmälig bezogen werden. Gegenwärtig erscheint d

Neue vierte Ausgabe in 24 Lieferungen zu

Eine zweckmässige Zugabe zu dieser neuen
unter dem Titel „Verzeichniss und Erklärung de
dungen", wird den frühern Abnehmern des „Bild
auf Verlangen *gratis* nachgeliefert.

Jede der **zehn Abtheilungen** des Werks ist a
betreffenden Texte unter besondern Haupttiteln d
nachstehenden Preisen zu beziehen:

I. **Mathematische u. Naturwissenschaften.** (141 Taf
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 T
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ng
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Th
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15

Mappen zur Aufbewahrung der Tafeln we
8 Ngr., **Prachteinbände** der Tafeln und des Te
25 Ngr. für jede Abtheilung berechnet.

Eine Probelieferung und ausführliche Pro
über das Werk sind in allen Buchhandlungen zu e

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
[li]terariſche Unterhaltung.

[Er]ſcheint wöchentlich. —— Nr. 38. —— 17. September 1857.

[Inhalt]: C. H. Weiße's neueſte theologiſche Schriften. Zweiter Artikel. — Deutſche Polemik. — Briefe über Goethe's ... Von F. Bröckerhoff. — Ein däniſches lyriſch-epiſches Gedicht. Von Rudolf Gottſchall. — Das literariſche Proletariat. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Weiße's neueſte theologiſche Schriften.

Zweiter Artikel.

:hriſtologie Luther's und die chriſtologiſche Aufgabe
angeliſchen Theologie. Zur dogmatiſchen Begründung
angeliſchen Union. Von C. H. Weiße. Zweite mit
Abhandlung über progreſſive und conſervative Union,
n und Verbeſſerungen vermehrte Ausgabe. Leipzig,
1855. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Evangelienfrage in ihrem gegenwärtigen Stadium.
C. H. Weiße. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1856.
1 Thlr. 10 Ngr.

größere dogmatiſche Werk C. H. Weiße's, dem
ſerm erſten Artikel in Nr. 30 d. Bl. eine eingehende
ing gewidmet haben, ſteht in engem Zuſammen-
it einer Reihe von andern theologiſchen Arbei-
inermüdlich thätigen Verfaſſers, und je bedeut-
eſe Arbeiten nicht blos für das engere theologi-
licum, ſondern überhaupt für alle Diejenigen
en die Wiedergeburt unſers kirchlichen Lebens
n liegt, deſto mehr möchte es ſich der Mühe
, auf den einheitlichen Grundgedanken aufmerk-
hen, der ſich durch alle dieſe ihrem Inhalt nach
ſo verſchiedenartigen Schriften hindurchzieht.
ir nun in unſerm erſten Artikel vornehmlich die
e Bedeutung der „philoſophiſchen Dogmatik"
oben, oder den Beitrag, den ſie zur Heraus-
eines wahrhaft lebendigen Gottesbegriffs lie-
müſſen wir heute unſere Betrachtung einer
Seite zuwenden, auf welcher ſich die genannte
mit den brennenden Streitfragen der heutigen
berührt.

n oder Confeſſion? ſo lauten bekanntlich die
orte, welche dermalen unſere geſammte evan-
irche in zwei feindſelige Heerlager theilen. Wäh-
einen Partei die Unterſcheidungslehren der luthe-
nd der reformirten Confeſſion für praktiſch in-
gelten gegenüber der Uebereinſtimmung in allen
en Artikeln des Glaubens, ſo legt die andere
ohne jene Uebereinſtimmung zu leugnen, den-
noch ein erneutes Gewicht auf die Unterſcheidungslehren, und weit entfernt, in dieſen ein nur verſchwindendes Moment zu ſehen, erhebt ſie vielmehr gegen die Union die Anklage, daß ſie das geſchichtliche Recht der Sonderkirchen verkümmere und namentlich die lutheriſche Kirche aufs ſchwerſte durch die Foderung von Zugeſtändniſſen bedrohe, zu denen dieſe ſich nicht verſtehen könne, ohne ſich ſelbſt aufzugeben. Wenn jene durch ihr Unionsſtreben dahin geführt worden ſind, die entgegenſtehenden Bekenntniſſe in ein neues „Conſenſusſymbol" zu verſchmelzen, welches angeblich den confeſſionellen Eigenthümlichkeiten beider Theile ihr Recht widerfahren laſſe, ſo hält man lutheriſcherſeits ein ſolches Conſenſusſymbol für ein hölzernes Eiſen, und urtheilt, daß eine Verſchmelzung der Bekenntniſſe, wie ſie von den Gegnern angeſtrebt werde, in Wahrheit nur durch Abſtumpfung der lutheriſchen Eigenthümlichkeit, alſo durch eine Benachtheiligung der lutheriſchen Kirche zu Gunſten der reformirten möglich ſei, wie ſich denn thatſächlich unter den Reformirten genau ſoviel Eifer für das Unionswerk zeigt als unter den Lutheranern Eifer dagegen.

In der That wird man nicht umhinkönnen, die meiſten der Beſchwerden, welche die confeſſionelle Partei gegen die Vertreter der ſogenannten „conſervativen" Union erhebt, nur für allzu begründet anzuerkennen. Solange der Streit ſich aber nur innerhalb des engen Geſichtskreiſes des Conſenſus und Diſſenſus der reformatoriſchen Bekenntniſſe bewegt, wird der confeſſionelle Standpunkt als der klarere und conſequentere nothwendig das Feld behaupten; denn es iſt und bleibt ein innerer Widerſpruch, auf der einen Seite an jene Bekenntniſſe ſich nach wie vor in ſeiner Ueberzeugung gebunden erklären, und doch auf der andern Seite die Gültigkeit dieſer Bekenntniſſe gerade da verleugnen, wo ihr eigenthümlicher und ſpecifiſcher Charakter am beſtimmteſten zutage tritt. Freilich wenn es ſich nur darum handelte, ein paar vereinzelt daſtehende ſcholaſtiſche Spitzfindigkeiten beiſeitezulaſſen, um ſofort allenthalben die ſchönſte Harmonie in der Lehre zu gewinnen und das Conſenſusſymbol

der evangeliſchen Kirche fix und fertig wie Minerva aus Jupiter's Haupte hervortreten zu ſehen, dann allerdings würde nichts leichter ſein als die Herſtellung der Union, und man hätte ein Recht, über die Engherzigkeit der Confeſſionellen zu klagen, welche durch ihren übel angebrachten Eifer das ſchöne Friedenswerk immer aufs neue gefährdeten. Allein ſo ſteht die Sache keineswegs. Man braucht eben kein blinder Verehrer der altlutheriſchen Dogmatik des 17. Jahrhunderts zu ſein, um zu erkennen, daß jene Unterſcheidungslehren beider Kirchen nichts weniger als indifferent, ja daß ſie nur die ſcharf hervortretenden Spitzen zweier in ihrem Entwickelungsgange völlig verſchiedenen Geſtaltungen des evangeliſchen Princips ſind. Bisher hat jeder Verſuch, eine Verſchmelzung derſelben unter Aufrechthaltung der beiderſeitigen Bekenntnißſchriften zu bewirken, nur dazu geführt, die tiefere Verſchiedenheit derſelben in ein helleres Licht zu ſtellen. Gerade jene, bei aller wohlmeinenden Abſicht doch innerlich unwahren Beſtrebungen, alle Riſſe und Spalten zu verkleiſtern und aus den disparateſten Werkſtücken ein ſcheinbar aus einem Stein gehauenes Gebäude zuſammenzuſetzen, mußten nothwendig früher oder ſpäter dazu führen, daß die künſtlich verklebten Fugen nur um ſo ſchärfer auseinandertraten und die wider ihre Natur zuſammengehaltenen Elemente, jedes dem Geſetze ſeiner eigenen Schwere folgend, auseinanderſtrebten. Die Kirchengeſchichte lehrt zur Genüge, wie alle jene Bemühungen, durch ſchwankende Formeln und ſchillernde Phraſen einen Lehrſtreit zum Stehen zu bringen, jederzeit gerade die entgegengeſetzte Wirkung gehabt haben. Wenn einmal das Bewußtſein eines Unterſchieds in der Lehre erwacht iſt, ſo läßt es ſich weder erdrücken noch einſchläfern, und mit innerer Nothwendigkeit vollzieht ſich die Bewegung durch alle ihre Momente hindurch, bis die letzte Wurzel des Gegenſatzes bloßgelegt iſt. Es iſt daher kaum zu begreifen, wie noch immer eine große Zahl unſerer erſten Theologen mit jenen Calmirungsverſuchen ſich abquälen kann, an denen Zeit und Mühe ewig verloren ſind. Der neuerwachte lutheriſche Eifer, der wie dereinſt im 16. und 17. Jahrhundert das Banner der „reinen" lutheriſchen Lehre aufpflanzt, iſt ebenſo wenig ein wunderlicher Anachronismus als ein Kunſtproduct der politiſchen Reactionsſtimmung unſerer Tage; er iſt im umfaſſendſten Sinne des Worts eine geſchichtliche Nothwendigkeit. Der Streit war zeitweilig beſchwichtigt, aber er hatte ſich nicht überlebt; darum mußte er mit verdoppelter Macht aufs neue entbrennen und nun erſt auch an ſolchen Punkten zum Vorſchein kommen, wo bisher die Uebereinſtimmung ausgemachte Thatſache ſchien.

Wie viel nun auch immer bei dieſen confeſſionellen Streitigkeiten auf den blinden Eifer und die unverſtändige Leidenſchaft der Parteien zurückzuführen ſei, ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit bleibt es immer, daß gerade in der Gegenwart die Vergleichung des beiderſeitigen Lehrbegriffs ein Gegenſtand der umfaſſendſten und gründlichſten wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen geworden iſt. Von unſcheinbaren Anfängen ausgegangen,
iſt dieſe Vergleichung durch die Arbeiten eines S
burger, Schweizer, Baur, Zeller u. A. zu einer
wiſſenſchaftlichen Disciplin herangewachſen, die
wundernswürdiger Schnelligkeit ausgebildet ſchon
dem Ergebniſſe geführt hat, daß unter allen eva
Dogmen auch nicht ein einziges ſei, in welch
evangeliſche Kirchen völlig übereinſtimmten. !
durch die Gemeinſamkeit des urſprünglichen Pri
dingten Verwandtſchaft iſt jedes Lehrſtück dod
hier ein anderes als dort, ſei es auch nur der
denen Stellung nach, die es im Organismus des
einnimmt.

Aber freilich würde es ein gewaltiger Irrthum
meinen, daß mit jener ſcharfen Hervorſtellung d
renzlehren der theologiſche Entwickelungspro
für allemal ſeinen Zielpunkt erreicht habe, ſod
nichts übrigbleibe, als ſich ruhig in das Unver
zu fügen und die Unmöglichkeit einer Vereinig
der Kirchengeſellſchaften für alle Ewigkeit anzue
Dies am allerwenigſten iſt der Sinn jener erſ
lehrten geweſen, welche sine ira et studio ledi
Dienſte der theologiſchen Wiſſenſchaft den hiſ
Thatbeſtand zu conſtatiren den letzten und verbo
Wurzeln jener Lehrunterſchiede nachgegangen ſin
mehr iſt gerade die tiefere und gründlichere Ei
die letzten Urſprünge des Gegenſatzes der erſte
zu einer dauerhaftern und feſtern Union als der
gen, einer Union, die nicht künſtlich gemacht od
ſie aus den Fugen gehen will durch königliche C
ordres und oberkirchenräthliche Hirtenbriefe i
zwiſchen Leben und Tod ſchwankenden Zuſtand
lich erhalten wird, ſondern die als die reife Fr
der ganzen bisherigen Entwickelung des evan
Glaubenslebens und der evangeliſchen Wiſſenſch
von ſelbſt hervorwächſt. Erſt dann, wenn der an
einem beliebigen Punkte zuerſt ins Leben getre
genſatz auf ſeine letzten Principien zurückgeführt i
die Entwickelung des Dogmas mit derſelben Not
keit, die auf dem erſten Stadium den Streit nic
ließ, wieder über die einander ausſchließenden G
hinaus: beide werden als gleichberechtigte, aber
ebenſo auch als gleich einſeitige Betrachtungswe
kannt und aufgehoben in eine höhere Einheit.
daher auch keineswegs blos eine abenteuerliche
quenz, wenn unſere Neulutheraner, hierin ganz
denkend als die Zionswächter des 16. und 17
hunderts, die Reformirten als chriſtliche Brüder
kennen bereit ſind, wenn ſie nur nicht den Anſp
heben, mit ihnen in einem Hauſe zu wohnen. E
hier von ihnen allen das Wort, ſie wiſſen nicht
thun, in Wahrheit iſt dieſe veränderte Stellung
thatſächliches Zeugniß dafür, daß beide Genoſſe
zwar relativ gleichberechtigte Geſtaltungen des P
tismus ſind, die erſt, wenn jede ihre volle Eigenthü
ausgeprägt hat, übergehen können zu einer höhe
wickelungsſtufe, auf welcher jeder ihr Recht wi
wenn auch die eine wie die andere in ihrem bi

in zerſtört wird. Weit entfernt daher, daß die ichſt ſcharfe Herausſtellung der Unterſcheidungslehren die theologiſche Wiſſenſchaft der Sache der evan- hen Union hinderlich wäre, dient ſie gerade zur Be- nigung jenes innern Entwickelungsproceſſes, deſſen eine neue höhere Form des Proteſtantismus ſein . Dies hat ſchon der unſterbliche Schleiermacher t, der, obgleich einer der Hervorragendſten unter den ündern der preußiſchen Union, dennoch in ſeiner mten Abhandlung über die Prädeſtination mit dem iele einer tiefern Durchforſchung der Unterſchei- slehren voranging.

lnter dieſen Geſichtspunkt müſſen nun auch die n theologiſchen Arbeiten Weiße's geſtellt werden, ſie in ihrer ganzen Tragweite gewürdigt werden .

Soweit entfernt auch der Verfaſſer von dem Wahn- en iſt, als ob durch ein ſo äußerliches Verfahren, ie Aufſtellung eines Conſenſusſymbols der evange- n Kirche iſt, die tiefen und verborgenen Schäden s kirchlichen Lebens geheilt werden könnten, ſowe- erzichtet er ſeinerſeits auf die Hoffnung, auf einem n Wege das von jener Seite angeſtrebte Ziel, die Her- ng einer einigen evangeliſchen Kirche, zu erreichen.

Welches dieſer Weg ſei, das hat er ſelbſt ſchon in frühern, aber, wie es ſcheint, nur wenig beachteten ift, in den „Reden über die Zukunft der evangeli- Kirche", für welche er ſich ausdrücklich ein weiteres kum als die engere theologiſche Fachgenoſſenſchaft t, auseinandergeſetzt, und dieſelben Grundgedanken t neuerdings theils in ſeiner „Philoſophiſchen Dog- ", theils und vornehmlich in ſeiner „Chriſtologie Lu- " entwickelt. Letztere, ſchon ihrer Ueberſchrift nach Begründung der evangeliſchen Union beſtimmt, iſt Verfaſſer in der gegenwärtig vorliegenden zweiten abe mit einer Abhandlung über progreſſive und ative Union vermehrt worden, in welcher er Stellung zu dem dermaligen Bekenntnißſtreite in s klarer und lichtvoller Weiſe dargelegt hat. In „Philoſophiſchen Dogmatik" bezeichnet er als das auf welches die gegenwärtige Entwickelung unſerer logie hindränge, eine philoſophiſche Glaubenslehre angeliſchen Kirche, welche an die Stelle der bis- Sonderbekenntniſſe zu treten habe. Die evange- Kirche iſt ihm aber weder der Inbegriff der ver- nen Secten und Sonderkirchen als ſolcher, noch eine in der dermalen angeſtrebten Weiſe auf den ſus der lutheriſchen und reformirten Bekenntniſſe dete neue Sondergenoſſenſchaft, ſondern

ädicat der Evangeliſchen hat nicht minder wie das der iſchen einen wohlbegründeten Anſpruch darauf, als Prä- der chriſtlichen Kirche überhaupt zu gelten, der einigen gemeinen, neben der es keine andere Kirche im wahren me gibt noch geben kann. Auf einen beſondern Theil llgemeinen Kirche übertragen kann es nicht dieſen Theil e Kirche unter vielen bezeichnen ſollen, ſondern es be- t ihn als Vertreter der geſammten Kirche, was er eben geworden iſt, daß er ſich vor andern die Eigenſchaft der Kirche, welche durch das Wort Evangeliſch ausgedrückt wird, zum Bewußtſein gebracht und ihre Verwirklichung in ſeinen Kreiſen zur Aufgabe gemacht hat. Veranlaßt aber iſt ſolche Uebertragung durch den Umſtand, daß in den andern Theilen der Kirche, die nicht evangeliſche heißen, die richtige Erkenntniß dieſer Eigenſchaft verdunkelt und ſie ſelbſt ganz oder zum Theil unwirkſam geworden iſt.

So gefaßt tritt der Begriff der evangeliſchen Kirche, wie der Verfaſſer beſonders in ſeiner „Chriſtologie Luther's" eingehender entwickelt hat, in Gegenſatz nicht nur zu der nur misbräuchlich ſo genannten katholiſchen, ſondern auch zu jedem aus der Reformation wieder hervorgegangenen Sonderkirchenthum und ſeinen ſatzungsmäßigen Lehrbegriffen. Wie nämlich das Werk der Reformation in ſeiner innerſten Wurzel nur eins ſei, nämlich die Erneuerung des chriſtlichen Grundgedankens im Bewußtſein der Chriſtenheit und die organiſche geſchichtliche Entwickelung dieſes Grundgedankens innerhalb des Chriſtenthums, ſo könne auch

unter evangeliſcher Theologie nur die wiſſenſchaftliche Entwickelung des chriſtlichen Lehrbegriffs überhaupt verſtanden werden, inſofern dieſelbe durch die in der Reformation erfolgte Selbſtbeſinnung des Geiſtes der Chriſtenheit und die darin enthaltene Erneuerung des chriſtlichen Grundprincips bedingt iſt und von dem Bewußtſein dieſes Princips getragen wird.

Hierdurch ſtellt ſich aber die evangeliſche Theologie nicht blos zu der Theologie der Parteien, welchen das Princip der Reformation fremdgeblieben iſt, ſondern auch zu der Theologie der Sonderkirchen, die ſich in der eigenen Mitte der evangeliſchen Kirche gebildet haben, in entſchiedenen Gegenſatz.

So unzweifelhaft es nämlich in der Natur dieſer Sonderkirchen liegt, daß ſie ihre Theologie an die Satzungen, an denen ihr eigenes Beſtehen hängt, feſtbinden müſſen; ebenſo entſchieden liegt es dagegen in der Natur der evangeliſchen Theologie ſowie der chriſtlichen Theologie überhaupt, an keine menſchlichen Satzungen gebunden zu ſein, ſondern allein an das Wort Gottes, ſo wie daſſelbe in der Heiligen Schrift Alten und Neuen Teſtaments enthalten, obwol von dem Buchſtaben der Schrift wohl zu unterſcheiden iſt.

Hieraus erwächſt dem Verfaſſer der Begriff einer freien chriſtlichen kirchlichen Wiſſenſchaft, welche für die wahrhaft evangeliſche Kirche daſſelbe iſt wie der ſymboliſche Lehrbegriff für die Sonderkirchen, eine Wiſſenſchaft, die ihren Stoff aus dem Erfahrungsgehalt des Chriſtenthums, aus dem geſchichtlich entwickelten Glaubensleben der chriſtlichen Kirche zu ſchöpfen, ihre Geſtaltung aber zu empfangen habe von der philoſophiſchen Speculation, die ja ſelbſt nicht etwa eine äußere, dem eigenen Selbſt der Kirche fremde Macht, ſondern erſt aus der Mitte des Chriſtenthums herausgeboren, durch den chriſtlichen Geiſt „ſchon in der Wiege geweiht" ſei.

Welches nun die Bedingungen ſeien, unter welchen man allein zu einer ſolchen evangeliſchen Wiſſenſchaft zu gelangen vermöge, hat der Verfaſſer wie in den „Reden über die Zukunft der evangeliſchen Kirche", ſo namentlich in der Vorrede zu ſeiner „Chriſtologie Luther's" auseinanderzuſetzen geſucht. Es handelt ſich nach ihm vor allem um die endliche Ueberwindung jenes Misverhältniſſes der Theologie zu dem Geiſte und den Principien

unſerer allgemeinen Geiſtesbildung. Wenn dieſer letztern vor allem eine tiefere Durchdringung mit den Lebenselementen des Chriſtenthums noththue, ſo habe umgekehrt die erſtere vollen Ernſt mit dem großen Ziele zu machen, auf Erfahrungserkenntniß eine einheitliche Wiſſenſchaft zu gründen. Dies aber ſei nur möglich unter der Vorausſetzung einer durchgängigen, den allgemeinen Geſetzen der Natur und der menſchlichen Erkenntniß entſprechenden Geſetzmäßigkeit dieſer Erfahrungen: folglich fodere die Begründung einer echten Erfahrungswiſſenſchaft nothwendig das Abſtreifen aller jener ſupranaturaliſtiſchen Elemente des Dogmas und ihre Auflöſung in naturgemäße und ſpeculativ erkennbare. Mit klarer Entſchiedenheit müſſe ein Standpunkt aufgegeben werden, über den uns ohnehin das Geſammtbewußtſein unſers Zeitalters gebieteriſch hinausdränge und den wir nur mit Darangabe der höhern Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit gegen uns ſelbſt behaupten können.

Es iſt unſerer deutſchen Nation nun einmal nicht beſchieden, in der ſorgloſen Weiſe wie es andere Völker zu thun vermögen — obwol auch dieſe ſelten ohne Nachtheil der höhern Sittlichkeit — die Sphäre des religiöſen Bewußtſeins abzuſcheiden von der Sphäre des weltlichen Bewußtſeins und weltlichen Thuns und ein gänzlich getrenntes Leben in beiden Sphären zu führen. Ihr iſt in den Geſchicken der Welt die Aufgabe zutheilgeworden, durch angeſtrengte Geiſtesarbeit die Einigung dieſer beiden Sphären und eben damit auch die höhere Geſtalt des chriſtlich-kirchlichen Lebens herbeizuführen, in welcher die bisherigen Spaltungen ihre poſitive Ausgleichung finden ſollen. Wagt ſie es, ſich dieſer Aufgabe zu entziehen, unternimmt ſie es wol gar mit Abſicht oder Bewußtſein, das religiöſe Leben, in dem Wahne daſſelbe ſo am bequemſten fördern und vor den Gefahren der Weltbildung ſichern zu können, in die engen von der Vergangenheit aufgerichteten Formen eines ſatzungsmäßigen Kirchenthums einzupferchen, ſo wird die immer ſteigende Verdumpfung ihrer öffentlichen Zuſtände und das allmälige Erlöſchen auch des geiſtigen Lebens in Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft, welches bisher unſer Troſt und unſer Stolz geblieben iſt, davon die unausbleibliche Folge ſein.

Es verſteht ſich nach dieſen ſchönen und treffenden Worten wol von ſelbſt, daß der Verfaſſer ebenſo entſchieden wie gegen das confeſſionelle Sonderkirchenthum ſo auch gegen ein neues Conſenſusſymbol, jenes Danaergeſchenk der „bekenntnißtreuen“ Unionsmacher, proteſtirt. Er findet hierin einen Abfall von der reinen und hohen Idee der Union zu dem Begriffe nur einer neuen Particular- und Confeſſionskirche neben oder anſtatt der bisher beſtehenden, keine Erleichterung, ſondern eine Erſchwerung der Laſt, mit welcher die kirchlichen Bekenntnißformeln einer ſchon weit in der Vergangenheit zurückliegenden Zeit auf den Gewiſſen drücken, da es offenbar etwas Anderes heißen wolle, zu erneutem kirchlichem Gebrauche ein Bekenntniß aus den Worten jener Vergangenheit neu zuſammenzuſetzen, als nur die längſteingeführten beizubehalten. Er lehnt aufs entſchiedenſte die an die evangeliſche Wiſſenſchaft gerichtete Anmuthung ab, das kümmerliche Daſein der Union als einer Bekenntnißkirche neben Bekenntnißkirchen dadurch zu friſten, daß ſie aus den untereinander ſtreitenden Bekenntniſſen des

Reformationszeitalters einen ſchielenden
ſammenbettelt und zuſammenflickt.

Einer Theologie, die ſich in einem ſolche
gefallen wollen, würden wir ebenſo wie jeder
rirten Confeſſionstheologie die Worte unſers e
Sympathien für das Heidenthum ein beſſer
als manche Derer, die gar eifrig zu Chriſtu
ſagen, im Herzen tragenden Dichters zurufen
Weh!

O weh der Lüge! Sie befreiet nicht
Wie jedes and're wahrgeſproch'ne Wort
Die Bruſt; ſie macht uns nicht getroſt, ſie
Den, der ſie heimlich ſchmiedet, und ſie ke
Ein losgedrückter Pfeil von einem Gott
Gewendet und verſagend, ſich zurück
Und trifft den Schützen.

Gewiß ſind es ganz andere Aufgaben,
tig verſtandene Bedürfniß der Gegenwart
giſche Wiſſenſchaft ſtellt. Sowenig auch D
Anſpruch auf den Namen evangeliſcher C
die ſich in ihrem Denken nicht mehr im Ei
mit den großen Principien der Reformatio
ſamen Subſtanz der reformatoriſchen Be
wenig kann doch die heutige Wiſſenſchaf
theologiſchen Formulirung jener Bekenntni
welche eben nur der dem Bildungsſtande
loſophiſchen Vorausſetzungen jener Zeit ang
druck für den evangeliſchen, d. h. für d
chriſtlichen Glaubensinhalt waren. Die
echten proteſtantiſchen Wiſſenſchaft iſt dahe
Ueberzeugung dieſe doppelte, einerſeits fe
jenem echtevangeliſchen Glaubens- und Be
und in dieſem immer tiefer und tiefer ſich
andererſeits aber auch wieder hinauszuſchr
ſtarren Formen einer ausgelebten Vergange
lebendigen Proceß den wiſſenſchaftlichen
Dogmas aus dem kirchlichen Ideenſchatze
neue zu erzeugen. In dieſem Sinne iſt
zu verſtehen, wenn der Verfaſſer diejenige U
er ſelbſt in die Schranken tritt, als die pr
Gegenſatz zu der ſogenannten conſervative
zeichnet, und doch auch wieder für eine
die ſich in den Dienſt der progreſſiven Unio
Charakter des echten Conſervatismus in Anſ
Er hat zu ſolchem Anſpruche ein um ſo gr
als er die Ueberwindung jenes Sonderkirche
in ſeinem Urſprunge ſchon ein Abfall von
lichen Kirchenbegriffe war, eben von einer e
tiefung in die Grundgedanken der Reformati
einer reinern und vollſtändigern Entwickelung d
gedanken, als es im Reformationszeitalter
erwartet. Eben in jener Rückkehr zu den
Anfängen der evangeliſchen Kirche bewährt
nem Urtheile umſomehr der wahrhaft conſe
rakter dieſer progreſſiven Union, als der wahre
und Vollgehalt der reformatoriſchen Anſcha
aus den Bekenntnißſchriften ſelbſt noch aus
Dogmatik zu entnehmen ſei.

Hier iſt nun die Stelle, wo die ſpeciellen

r Verfaſſer in ſeiner „Chriſtologie Luther's“ hat, in den Zuſammenhang der bisher ent- deen eingreifen. Er glaubt in der Chriſto- Punkt gefunden zu haben, an welchem die g des kirchlichen Lehrbegriffs in der Refor- nicht blos durch Zufall nach zwei verſchiede- ıgen auseinandergegangen iſt, und wie er die er Spaltung in dem ſupranaturaliſtiſchen findet, den die kirchliche Chriſtologie bisjetzt n habe, ſo hofft er eine Ausgleichung dieſes eben nur von der klaren und entſchiedenen ıg jener alle wiſſenſchaftliche Entwickelung ſupranaturaliſtiſchen Vorausſetzungen. Man dem Verfaſſer wenigſtens in der einen Be- echtgeben müſſen, daß in der That bisjetzt ſuche, auf religiöſe Erfahrungserkenntniß eine ınd geſchloſſene Wiſſenſchaft zu gründen, ge- Chriſtologie geſcheitert ſind. Es trifft dieſe namentlich auch die beiden großartigſten un- ern theologiſchen Syſtemen, das von Schleier- das von Richard Rothe. Beide ſind gerade n von der Menſchwerdung und der Erlöſung ſonſt allenthalben im Zuſammenhange ihrer ich überwundenen ſupranaturaliſtiſchen Vor- hängengeblieben, daher denn ein wahrer er dogmatiſchen Arbeit vor allem die Auf- n haben wird, die chriſtologiſchen Dogmen haft organiſches Lehrganzes einzufügen. Die dieſes Ziels aber hängt ab von der ſchärfern haltung der beiden, bisher mehr oder minder urcheinandergeworfenen Begriffe des idealen iſtoriſchen Chriſtus. Weiße hat es völlig nt, daß eben in jener Unklarheit, welche die es idealen Chriſtus ohne weiteres auf den und umgekehrt die Prädicate des hiſtoriſchen ne weiteres auf den idealen überträgt, der jener Verworrenheit zu ſuchen iſt, von wel- ulative Chriſtologie noch immer behaftet iſt, rrenheit, als deren gleich traurige Kehrſeite denloſe Oberflächlichkeit bezeichnen müſſen, der Rationalismus die chriſtlichen Dogmen reieinigkeit und der Menſchwerdung Gottes ndliche und ſinnloſe Spitzfindigkeiten in den Sowenig nun auch die Nothwendigkeit für iſche Denken geleugnet werden darf, den den hiſtoriſchen Chriſtus trotz ihrer begriff- ſcheidung doch auch wieder zuſammenzufaſſen r Einheit zu begreifen, ſo hängt doch eben Erkenntniß jener Einheit von der vorherigen des Unterſchieds ab, und nur wenn man die Unterſchiede, den Unterſchied in der Einheit wußtſein gebracht haben wird, iſt wirkliche rhanden, zu einer wahrhaft wiſſenſchaftlichen des chriſtologiſchen Dogmas, nicht blos zu den Uebertünchung veralteter, der modernen fremdgewordener Vorſtellungsformen mit ſpe- ſollenden Floskelkram zu gelangen.

Für den Ausbau einer wahrhaft evangeliſchen Glaubenswiſſenſchaft, die in dem oben bezeichneten Sinne an die Stelle der confeſſionellen Dogmatik zu treten den Beruf hat, iſt es nun in hohem Grade beachtenswerth, daß der lutheriſche und der reformirte Lehrbegriff ſich in jene zwei Seiten der Chriſtologie dergeſtalt theilen, daß erſterer den idealen, letzterer den hiſtoriſchen Chriſtus zum vorzugsweiſen Gegenſtande ſeiner Bearbeitung gemacht hat, wenn auch, was ausdrücklich etwaigen Mißverſtändniſſen gegenüber zu betonen iſt, ein klares Bewußtſein über jenen Unterſchied den Reformatoren noch nicht aufgegangen war. Der Grund jener Verſchiedenheit des beiderſeitigen Lehrbegriffs muß aber allerdings noch tiefer geſucht werden als in jenen der Reformationszeit noch anklebenden ſupranaturaliſtiſchen Vorausſetzungen, wobei man ſchließlich doch nur auf die ſicher ebenſo unhiſtoriſche wie unphiloſophiſche Vorausſetzung hinauskommen würde, daß der Urſprung der Spaltung der reformatoriſchen Kirche in zwei ſchroff auseinandertretende Confeſſionen in letzter Inſtanz zurückzuführen ſei auf eine einzige große Verirrung, ganz abgeſehen davon, daß obendrein unerklärt bleibt, warum nun gerade Luther das Hauptgewicht auf den idealen, die Reformirten auf den hiſtoriſchen Chriſtus gelegt haben, und nicht ebenſo gut der umgekehrte Fall hätte eintreten können. Der tiefere Grund jenes Auseinandergehens der reformatoriſchen Arbeit nach zwei verſchiedenen Seiten hin liegt vielmehr nach unſerer Meinung, der wol auch Weiße nicht ſo fern ſteht, als es nach manchen ſeiner Aeußerungen ſcheinen möchte, in einer urſprünglich verſchiedenen Faſſung des evangeliſchen Heilsprincips, genauer in einer verſchiedenen Stellung des ſubjectiven Bewußtſeins zu der in Chriſtus vollbrachten Thatſache der Erlöſung. Die reformirte Anſchauung geht aus von der unmittelbaren Gewißheit des Heils, die ſie ein für allemal verbürgt findet in der Thatſache der göttlichen Erwählung; dogmatiſch gerechtfertigt wird dieſe Lehre durch den Begriff der Unbedingtheit der göttlichen Wirkſamkeit und des göttlichen Weſens, durchgeführt mit einer Kraft des wiſſenſchaftlichen Gedankens, welche ſelbſt in Beziehung auf den Urſprung der Sünde die naheliegenden Conſequenzen nicht ſcheute. Zeigt ſich in dieſem Stücke zugleich die Beziehung der reformirten Lehre zur Philoſophie, in Zwingli namentlich zur ſtoiſchen, ſo erweiſt ſich nach der praktiſchen Seite hin die ganze Energie der als von Gott erwählten und zum Werkzeuge ſich auserſehen wiſſenden Perſönlichkeit mit dem unverwüſtlichen Triebe nach außen hin zur Bethätigung durch Werke praktiſcher Frömmigkeit, durch Reinigung und Neugeſtaltung des Kirchenthums. Ausgegangen von den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen der Zeit wußte die ſchweizer Reformation die ſubjective Heilsgewißheit, jenen Kern und Stern des evangeliſchen Princips, durch philoſophiſche Begründung zu ſtützen und hat ſo den Humanismus vertieft, ohne hindurchzugehen durch die lange ſchwere Angſt des um ſeine Seligkeit bekümmerten Gewiſſens; in der ihr gleich von Anfang an innewohnenden Verbindung mit politi-

ſchen Reformationsgedanken iſt ſie zugleich ſchöpferiſche Neugeſtaltung der Kirchenverfaſſung und Aufrichtung feſter kirchlicher Ordnungen mit dem immer wieder hervorbrechenden Triebe, die Geſammtheit des bürgerlichen Lebens in theokratiſch-republikaniſche Formen zu gießen; aber wie hier ihr Streben einerſeits auf radicale Reinigung des Kirchenweſens von allen dem Urchriſtenthume fremden Verunſtaltungen hinausgeht, ſo ordnet ſie ſich andererſeits von Anfang an der abſoluten Autorität des geſchriebenen Gottesworts als eines ſchlechthin in allen ſeinen Theilen praktiſch wie theoretiſch normirenden Geſetzbuchs mit derſelben Reſignation unter, mit der ſie ſich in den unbedingten und unwiderſtehlichen göttlichen Rathſchluß ergibt; Gott und Menſch ſtehen einander ſchroff gegenüber, nur wie Schöpfer und Geſchöpf, abſoluter Herr und unbedingt ergebener Diener. Nur eine Conſequenz dieſer Grundanſchauung iſt es, wenn die Menſchwerdung Gottes für die Reformirten nicht die Bedeutung eines ewig in der Menſchheit ſich wiederholenden Proceſſes, ſondern nur eines ein mal geſchehenen, ſchlechthin wunderbaren Ereigniſſes hat; und wenn es einerſeits im Gottmenſchen ſelbſt zu keiner vollen Durchdringung des Göttlichen und Menſchlichen, ſondern nur zu einer mehr oder minder äußerlichen neſtorianiſirenden Verknüpfung kommt, ſo ſteht auf der andern Seite wieder der Gottmenſch ſelbſt dem Gläubigen nur äußerlich gegenüber, alles Gewicht fällt daher nicht auf den Chriſtus in uns, ſondern auf den Chriſtus für uns oder auf den Chriſtus in der Schrift.

Ganz anders die lutheriſche Lehre, wenigſtens in ihrer echten, urſprünglichen, von der tiefſinnigen Myſtik des Mittelalters durchdrungenen Geſtaltung. Das Princip ſelbſt iſt das nämliche: die ſubjective Heilsgewißheit im Gegenſatze zu aller menſchlichen Autorität und aller äußerlichen Vermittelung des Heils. Aber wie dieſe Heilsgewißheit nur herausgeboren wird aus dem Schrecken der Sünde und der Noth des an ſich ſelbſt und an aller menſchlichen Vermittelung verzweifelnden Gewiſſens, alſo die Einkehr des Gemüths in ſeine eigenen Tiefen, und einen langen, ſchmerzlichen, innern Kampf zu ihrer Vorausſetzung hat, ſo findet das heilsbegierige Gemüth die innerſte eigenſte Gewißheit der Verſöhnung mit Gott in dem lebendigen Glauben an die in Chriſtus erſchienene Gnade, und indem es in der Gemeinſchaft mit Chriſtus ſeiner Einheit mit Gott lebendig bewußt wird, fühlt es die gottentfremdende Macht der Sünde gebrochen und nimmt den menſchgewordenen Gott auf in das eigenſte Leben. Hiermit iſt der Dualismus zwiſchen Gott und Menſch in der Wurzel beſeitigt: die Gottheit geht wahrhaft in die Menſchheit ein und die Menſchheit wird ihrerſeits wieder in die Gottheit verklärt; und wie beide als eins vorgeſtellt werden in der Perſon Chriſti, ſo wiederholt ſich dieſe Einheit im continuirlichen Werdeproceß in jedem einzelnen Gläubigen vermöge ſeiner Einheit mit Chriſtus. Die weltgeſchichtliche Heilsthat Chriſti gewinnt ihre Bedeutung für das Subject erſt, indem ſie ſich in ſeinem eigenen Innern aufs neue vollzieht: der Gläubige und Chriſtus werden alſo vereinigt, daß aus beiden gleichſam eine Perſon entſteht, „welche mit aller Freudigkeit von ſich ſagen mag, ich bin Chriſtus, nicht perſönlich, ſondern Chriſti Gerechtigkeit, Sieg, Leben, und Alles, was er hat, iſt mein eigen". Tod, Hölle und Teufel werden durch die Macht des unmittelbar dem Subject gegenwärtigen Gottes überwunden, der im Glauben jedem Einzelnen perſönlich angeeignete Chriſtus erſteht in ſeiner Seele aufs neue und pflanzt ihn als ein lebendiges Glied ein in die Gemeinſchaft ſeines Leibes. Während ſo die Anſchauung der Reformirten doch wieder bei einer äußern Objectivität des abſoluten göttlichen Rathſchluſſes und der ebenſo abſoluten Autorität des geſchriebenen Buchſtabens anlangt, wird nach der echten lutheriſchen Lehre alles Aeußerliche hereingenommen in das Subject und umgeſchmolzen zu lebendigen Momenten in dem Proceſſe des ſubjectiven Bewußtſeins; ſelbſt die Schrift hat für ſie keine Autorität ſofern ſie Geſchriebenes iſt, ſondern nur inſofern ſie „Chriſtum treibt", und neben der demüthigſten Verehrung des in Wort und Sacrament gegenwärtigen Gottes geht die freieſte Kritik der bibliſchen Urkunden her. Ebenſo erklärt ſich auch, wie ſtatt des den Reformirten innewohnenden Triebes nach praktiſcher Thätigkeit, die nur an den unverbrüchlichen göttlichen Ordnungen eine freilich dem Subject äußerliche Schranke findet, dem Lutherthume von Anfang an ein myſtiſch-contemplativer Zug eigen iſt, das Streben, ſich in das ſubjective Bewußtſein zu vertiefen, über die innern Erfahrungen von Sünde und Gnade, über den Heilsgang im einzelnen Subject und die verſchiedenen Stufen, welche der Proceß der Wiedergeburt des Einzelnen durchläuft, zu reflectiren.

Wir glauben in dem Bisherigen wenigſtens andeutungsweiſe die ſpecifiſche Verſchiedenheit des lutheriſchen und des reformirten Bewußtſeins charakteriſirt zu haben; hoffentlich wird durch dieſe Charakteriſtik unſer Urtheil gerechtfertigt erſcheinen, daß der Urſprung der Spaltung allerdings noch tiefer zu ſuchen iſt als in jener beiden Theilen eigen geweſenen, freilich von uns auch keineswegs in Abrede geſtellten Befangenheit in ſupranaturaliſtiſchen Vorausſetzungen. Auch die Differenz über das chriſtologiſche Dogma möchten wir nicht als die eigentliche Wurzel dieſes Zwieſpalts betrachten, ſowenig wir andererſeits verkennen, welche centrale Bedeutung dieſelbe für die Ausgeſtaltung des beiderſeitigen Lehrbegriffs gehabt hat. Allerdings aber läßt ſich die chriſtologiſche Verſchiedenheit nicht präciſer bezeichnen, als es vom Verfaſſer geſchehen iſt, wenn er bei Luther den Begriff des idealen Chriſtus, bei den Reformirten den Begriff des hiſtoriſchen Chriſtus vollſtändiger ausgeprägt findet, wenn auch weder dem einen noch den andern das Bewußtſein von der urſprünglichen Verſchiedenheit beider Begriffe aufgegangen ſei. Und auch darin müſſen wir dem Verfaſſer beiſtimmen, daß unſere neuere Theologie, ſoweit ſie den Charakter freier evangeliſcher Wiſſenſchaftlichkeit bereits anſichträgt, d. h. alſo namentlich die Theologie Schleiermacher's, vorzugsweiſe den reformirten Typus verräth,

:r einer Ergänzung von der andern Seite be-
ı gerade die tiefſinnigen Lehren Luther's bisher
ʒe nicht in ihrer ganzen Tragweite gewürdigt
weniger von der dogmatiſchen Wiſſenſchaft aus-
ſeien. Dieſe annoch verborgenen Schätze zu
: nun die Hauptaufgabe des Verfaſſers in gegen-
Schrift geweſen, und Referent ſteht nicht an,
ıen, daß die oben entwickelten Anſichten über
:liche Bedeutung der lutheriſchen Lehre, obwol
ern Ausgangspunkt nehmend als die Anſchauung
aſſers, dennoch weſentlich durch die reichen und
en Mittheilungen Weiße's angeregt und ge-
orden ſind.

müſſen es uns verſagen, dem Entwickelungs-
; Verfaſſers im Einzelnen zu folgen, oder das
perſönlichen, freilich von den ſpätern Luthera-
altig verkümmerten und nur von der Myſtik
ıhrten Lehre unſers großen Reformators auch
:n allgemeinſten Umriſſen zu zeichnen. In vier
n entwickelt der Verfaſſer dieſe Lehren, indem
ıander Luther's Lehre von der Gerechtigkeit des
, von der ſtellvertretenden Genugthuung, von
pfe Chriſti mit den Mächten des Böſen, von
nigung der göttlichen und menſchlichen Natur
:rſon des Erlöſers oder von der der Gottheit
iſches Moment einverleibten Menſchennatur han-
ei denn auch der vom Verfaſſer gefundene tie-
: der Lehre vom verklärten Leibe Chriſti und
ıuſſe dieſes verklärten Leibes im Abendmahl
che kommt. Hierauf erörtert der Verfaſſer in
r Weiſe den Gegenſatz der lutheriſchen und
n Chriſtologie, wie derſelbe namentlich in der
ılslehre zum Vorſchein kam. Er zeigt, wie in
:e, welcher die Trennung der evangeliſchen Kir-
n und Bekenntniſſe veranlaßte, ein poſitiver
nhalt einem andern poſitiven Glaubensinhalt
tand,

ırter Seite der Begriff des hiſtoriſchen Chriſtus in
n menſchlich-lebendigen Wirklichkeit, deren Bedin-
ar nicht abſichtlich und ausdrücklich, aber unwillkür-
r Sache nach durch Luther verleugnet wurden. Auf
Seite der Begriff einer durch Chriſti Auferſtehung
der Allgemeinheit und Unendlichkeit hergeſtellten,
duen des menſchlichen Geſchlechts zur Aneignung
ıben und Taufe und zu lebendigem ſacramentlichen
ıablaͤſſig dargebotenen gottmenſchlichen Natur oder

em hierauf der Zuſammenhang dieſer Differenz
übrigen Unterſcheidungslehren beider Kirchen-
:ingehend erörtert iſt, gibt der Verfaſſer dem
der chriſtologiſchen Principien des reformirten
:iſchen Syſtems folgenden abſchließenden Aus-

lutheriſchen Syſtem iſt der eigentliche Gegenſtand
ıbens der ideale Chriſtus, der ewige Sohn oder Lo-
nergöttliche Perſönlichkeit mit der ausdrücklichen Be-
jedoch, durch die That ſeiner Menſchwerdung das
Weſen der menſchlichen Natur ſich einverleibt zu
in der hiſtoriſchen Perſönlichkeit Jeſu von Nazareth

zu einer ſeinem Weſen vollſtändig entſprechenden Erſcheinung und Offenbarung für das Glaubensbewußtſein der Menſchen gelangt zu ſein. Das reformirte Syſtem hat dagegen zu ſeinem weſentlichen Gegenſtande den realen hiſtoriſchen Chriſtus, in der Bevorzugung zwar, welche ihm durch die Verbindung der Natur des göttlichen Sohns mit ſeiner Perſon vor allen andern Gliedern des menſchlichen Geſchlechts zutheilgeworden iſt, aber doch eben als creatürliche, auch in ihrer Verklärung und Verherrlichung von Gott unterſchiedene Perſönlichkeit.

Beide Syſteme verſuchen alſo die Löſung des großen Problems, Chriſtus als wahrhaftigen Gott und zugleich als wirklich leibhaftigen Menſchen zu faſſen, in einſeitiger Weiſe; das eine, indem es die weſentlichen Attribute der Menſchheit auf ein göttliches, das andere, indem es die weſentlichen Attribute der Gottheit auf ein menſchliches Subject überträgt. Hierdurch beſtimmt ſich dem Verfaſſer ſchließlich die Aufgabe der evangeliſchen Theologie dahin, daß in der lutheriſchen Richtung die ſpeculativ-theologiſche Erkenntniß des idealen, in der reformirten die hiſtoriſch-theologiſche Erkenntniß des hiſtoriſchen Chriſtus ſich vollenden müſſe, was freilich nicht anders möglich ſei als durch einen Auflöſungs- und Umſchmelzungsproceß beider Syſteme, in welchem ſie ihre Sprödigkeit gegeneinander aufgeben, indem ſie zu dem Bewußtſein gelangen, daß eine jede der beiderſeitigen Grundanſchauungen zu ihrer Ergänzung der andern bedarf. Der Weg aber, auf welchem allein aus beiden Syſtemen ein Syſtem gebildet werden könne, ſei kein anderer als dieſer, daß die in der chriſtlichen Glaubensanſchauung als eine unmittelbare vorausgeſetzte Einheit des idealen und hiſtoriſchen Chriſtus erſt durch wiſſenſchaftliche Vermittelung oder durch eine von dem Momente des Unterſchieds ausgehende dialektiſche Entwickelung gewonnen werde. Zu dem Ende habe ſich die Wiſſenſchaft mit Bewußtſein ſowol auf den idealen als auf den hiſtoriſchen Standpunkt zu ſtellen und auf jedem durch ein von dem andern völlig unabhängiges Verfahren dem Ziele nachzuſtreben, welches, auf beiden Seiten vollſtändig erreicht, die Vereinigung von ſelbſt zur Folge haben werde.

Der Vermittelungsproceß auf der idealen Seite habe zu beginnen von einer erneuten Prüfung und Durcharbeitung des aus tiefſter, von reicher religiöſer Erfahrung durchdrungener Speculation ſtammenden Dreieinigkeitsbegriffs, um ihn von den ihm annoch anklebenden Verunreinigungen zu befreien. Der hiſtoriſchen Chriſtologie dagegen werde als Problem geſtellt werden müſſen:

die Erkenntniß der Art und Weiſe, wie, gemäß der Grundanſchauung des chriſtlichen Glaubens, das lebendige Charakterbild der Gottheit ſich in der Perſon des hiſtoriſchen Chriſtus verwirklicht hat und, damit in nothwendiger Verbindung, die Erkenntniß der geſchichtlichen Bedingungen, an welche dieſe Verwirklichung geknüpft iſt.

Die hiſtoriſche Chriſtologie hat ſich zu dem Ende aller Mittel hiſtoriſch-kritiſcher Forſchung zu bedienen:

Denn ſie weiß ja zum voraus, nicht nur, daß jedes lebendige Charakterbild, deſſen Züge einer echten urkundlichen Ueberlieferung eingepflanzt ſind, auch der ſtrengſten wiſſenſchaftlichen Kritik ſtandhalten wird, ſondern auch, daß nur aus einer

ſolchen Kritik die wahrhafte lebendige Erkenntniß dieſes Charakterbildes hervorgehen kann.

Man wird manchen Punkten der vom Verfaſſer gegebenen Entwickelung gegenüber ſich in der Lage finden, mit dem zuſtimmenden Urtheile zurückzuhalten; auch dürfte die Darſtellung namentlich des lutheriſchen Lehrbegriffs nicht völlig freigeſprochen werden von einer allerdings unwillkürlichen Annäherung an neuere, dem Verfaſſer ſelbſt geläufige und liebgewonnene Ideen; indeſſen dürfte dieſer Einwand, ſelbſt der vom Verfaſſer gegebenen Ausdeutung der Lehre vom verklärten Leibe gegenüber, doch mehr den Ausdruck als das eigentliche Weſen der Sache treffen, und wie uns die Grundgedanken Luther's vom Verfaſſer in der Sache richtig aufgefaßt zu ſein ſcheinen, ſo wird man ſich ihm auf alle Fälle zu lebhaftem Dank verpflichtet fühlen theils für die reiche Belehrung, die er uns über das Détail der allerdings in der lutheraniſchen Lehre übel verunſtalteten lutheriſchen Anſchauungen gegeben hat, theils aber auch und ebenſo ſehr für die geiſtvolle Art und Weiſe, in welcher er Andern die Bahn zu weiterer ſelbſtändiger Forſchung zu brechen verſteht. Aber der Verfaſſer hat ſich nicht blos damit begnügt, die Probleme in der Ferne gezeigt zu haben, er iſt auch ſelbſt mitten in die von ihm gefoderte Arbeit eingetreten und hat mit einer bewunderungswürdigen Vielſeitigkeit ſowol der idealen als der hiſtoriſchen Seite der wiſſenſchaftlichen Forſchung ſich zugewendet. Wie er den ſpeculativen Begriff der Dreieinigkeit neu zu geſtalten ſucht, haben wir in unſerm frühern Artikel bei Beſprechung ſeiner „Philoſophiſchen Dogmatik" in der Kürze entwickelt. Dagegen ſei uns noch ein kurzes Wort über ſeine hiſtoriſch-kritiſchen Arbeiten geſtattet, nicht um dieſelben ins Einzelne zu verfolgen, ſondern lediglich um deren Zuſammenhang mit den hier geſtellten Problemen darzulegen.

Es ſchlägt hier außer ſeiner bereits vor beinahe 20 Jahren erſchienenen „Evangeliſchen Geſchichte" ſeine neueſte Schrift „Die Evangelienfrage" ein, in welcher er eine Ueberſicht des dermaligen Standes der Forſchung auf dieſem Gebiete nebſt reichhaltigen Ergänzungen und ſpeciellern Ausführungen ſeiner eigenen frühern Arbeit bietet.

Wenn es dem unbefangenen Betrachter bereits bei ſeiner frühern Arbeit über die evangeliſche Geſchichte nicht zweifelhaft bleiben konnte, daß trotz des ſcheinbar ſehr negativen Charakters derſelben, in welchem ſie ſich zum Entſetzen der Theologen mit dem berühmten Strauß'ſchen Werke berührte, ihr eigentlicher Zweck ein durchaus poſitiver war und auf die Gewinnung eines feſten hiſtoriſchen Bodens hinauslief, ſo tritt dieſe Tendenz des Verfaſſers in der gegenwärtigen Schrift noch weit beſtimmter und ausdrücklicher hervor. Der Verfaſſer findet durch eingehende Unterſuchungen über das Verhältniß der evangeliſchen Berichte untereinander die Grundlagen der evangeliſchen Literatur in zwei urſprünglichen Schriftwerken, von denen das erſtere die nach dem Zeugniſſe des Papias von dem Apoſtel Matthäus verfaßte, in unſern gegenwärtigen Matthäustext wie in das Lucas-
evangelium verwebte Sammlung von Reden
das zweite eine Reden und Thaten Jeſu
Schrift des Petrusſchülers Marcus ſei, welch
zelnen Auslaſſungen in unſerm gegenwärtige
evangelium noch vorliege, und auch dem
dritten Evangeliſten bei Ausarbeitung ihrer
werke zur Unterlage gedient habe. Dieſe Hy
auch wir wenigſtens in ihren weſentlichen
für die allein haltbare erkennen, hat der Verfa
in ſeiner „Evangeliſchen Geſchichte" ausführl
gründen geſucht; in der gegenwärtigen Schrift
Evangelienfrage" führt er dieſelbe, namentlich
rückſichtigung der Ewald'ſchen Arbeiten, noch w
insbeſondere durch die nähere Betrachtung vor
ſogenannten Doubletten im Matthäusevangeli
ſolchen Ausſprüchen des Herrn, welche ſich zu
verſchiedenem Zuſammenhange beim erſten E
vorfinden, wo denn eine nähere Betrachtung e
ſie nur aus zwei verſchiedenen Quellen gefl
können, deren eine eben die urſprüngliche
ſchrift, die andere unſer Marcusevangelium iſt.

Ueber Einzelnes wird man freilich mit dem
noch rechten können, z. B. darüber, ob es
war, der Ewald'ſchen Hypotheſe zuliebe die eig
nicht eingehender begründete, aber auf einem
Gedanken ruhende Anſicht aufzugeben, daß die
liche Matthäusſchrift allerdings nicht bloße „
ſondern auch hiſtoriſche Partien enthalten habe,
ſicht, die unſerm Urtheil nach um ſo zuverläſ
gehalten werden muß, als ſonſt jeder Weg ab
wird, der zu einer klaren und ſichern Einſicht i
ſprüngliche Beſchaffenheit jener Grundſchrift führ
Auch darüber möchte wol noch ſehr ernſtlich
werden müſſen, ob es zuläſſig ſei, die im erſ
gelium vorliegenden judaiſtiſch-particulariſtiſche
unter völliger Umkehrung der von der Baur'ſch
aufgeſtellten Anſicht auf Rechnung des Ueberar
ſetzen, ſtatt in ihnen gerade ein Zeichen gr
ſprünglichkeit zu erkennen. Die Abgeneig
Verfaſſers, das letztere anzuerkennen, dürfte
mehr auf Vorausſetzungen aprioriſtiſcher Ar
wirklich hiſtoriſchen Gründen beruhen, und wi
nicht zu irren, wenn wir die Anſicht auf d
principii zurückführen, daß einem perſönlicher
des Herrn eine Befangenheit im Judaismus
zutrauen ſei. Thatſächlich verrathen aber gerad
vorragendſten univerſaliſtiſchen Partien des erſ
geliums deutlich den letzten Ueberarbeiter,
Referent darin völlig mit dem Verfaſſer über
daß die Annahme einer Befangenheit des H
in particulariſtiſch-nationalen Vorurtheilen ſchle
der Hand gewieſen werden muß.

Nächſt den drei erſten Evangelien hat der
auch dem vierten Evangelium eine beſondere
ſamkeit zugewendet. Sein Streben iſt hier
auf den Nachweis gerichtet, daß zwar nicht d
gelium in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt, wohl

ich die Chriſtusreden enthaltende Kern deſſelben
von dem Lieblingsjünger, der an der Bruſt des
elegen, geſchrieben ſei. Der Verfaſſer hat gegen-
den Verſuch begonnen, durch Ausſcheidung der
1 angenommenen Einſchiebſel das urſprüngliche
ige wiederherzuſtellen, und Referent räumt gern
der von Weiße hergeſtellte Text mehrfach einen
frappanten Zuſammenhang bietet. Dennoch dürfte
faſſer gerade mit dieſer Anſicht ſo ziemlich ver-
leiben, wenn auch Referent mit ſeinem eigenen
um ſo lieber zurückhält, je verwickelter und ſchwie-
:ade dieſe Johanneiſche Frage iſt, und je weni-
der leidenſchaftlichen Heftigkeit, mit welcher die
enen Parteien gerade hier einander befehden, ein
er Verſtändigung auf eine günſtige Aufnahme
hat. Nur das Eine kann Referent nicht um-
nigſtens andeutungsweiſe zu erwähnen, daß er
da in der Kritik, welche der Verfaſſer an Dem-
ausübt, von welchem die hiſtoriſchen Partien des
iums herrühren ſollen, das rechte Maß von Bil-
s Urtheils vermiſſen muß, wie wir denn nament-
t zugeben können, daß der Urheber des Erzäh-
fs hinter dem Concipienten der Reden an Geiſt
ſinn ſo gewaltig, wie Weiße urtheilt, zurückſtehe.
in der Verfaſſer aber auch die Johanneiſchen
:eden unmittelbar auf den Apoſtel Johannes
)rt (der ihm freilich nicht identiſch iſt mit dem
ohn der Apokalypſe), ſo verhehlt er ſich doch
its den weſentlichen Unterſchied keineswegs, der
dem Gepräge derſelben und dem ſtrengeinheit-
:ilcharakter der ſynoptiſchen Chriſtusreden beſteht,
in ihrer wörtlichen Faſſung eine ganz andere
er Selbſtbeglaubigung beſitzen als die Johannei-
So ſehr er daher auch (und dies wol mit völligem
zugibt, daß den vom Vierten überlieferten Reden
) urſprüngliche Ausſprüche des Herrn zugrunde
o ſcheinen ſie ihm doch in ihrer jetzt vorliegen-
m verſchwommen und ganz und gar mit der
Schreibweiſe des Evangeliſten übereinkommenden
iicht geeignet, um ſie ebenſo wie die Geſammt-
r ſynoptiſchen Chriſtusreden zum Mittelpunkte
ſchichtsdarſtellung zu machen. Um ſo größeres
dagegen legt der Verfaſſer auf den in der ſie-
läuternden Abhandlung der gegenwärtigen Schrift
1 Verſuch, aus den ſynoptiſchen Chriſtusreden
n und innern Zuſammenhang der perſönlichen
s Herrn zu entwickeln. Gerade in dieſer Ab-
kommt die poſitive Tendenz, die den Verfaſſer
ſeinen kritiſchen Arbeiten geleitet hat, am be-
en zur Erſcheinung, wie er es denn ſelbſt als
danken aller ſeiner Arbeiten über die evangeli-
hichte hinſtellt,

ſichere hiſtoriſche Erkenntniß auf dieſem Gebiete
einem Punkte ausgehen kann, nämlich von einer
ı Auffaſſung und Anſchauung des perſönlichen Cha-
's Jeſus Chriſtus', ſowie daſſelbe ſich in Stil, Hal-
Inhalt der von ihm überlieferten Reden und Lehr-
: offenbart.

Die Selbſtdarſtellung jenes gottmenſchlichen Charakterbildes, welche der Verfaſſer in Sinn und Inhalt der ſynoptiſchen Chriſtusreden ausgeſprochen findet, hat nach ihm zum Mittelpunkte jene drei großen Worte, auf deren inhaltsſchwere Bedeutung er bereits in der ſiebenten Rede über die Zukunft der evangeliſchen Kirche und dann wiederholt in ſeiner „Philoſophiſchen Dogmatik" hingewieſen hat: himmliſcher Vater, Menſchenſohn, Himmelreich. Er findet in jener idealen Dreiheit

den lebendigen, in unmittelbarer urgewaltiger Intuition hervorſprießenden Keim der geſammten Glaubenslehre des Chriſtenthums, ausgeſprochen in jener änigmatiſchen Weiſe durch die für ſolche Keimgeſtalt die organiſche Einheit des Inhalts und der Form bedingt iſt.

Wir müſſen es uns verſagen, dieſer trotz mancher Bedenken, die wir gegen einige der beigegebenen kritiſchen Unterſuchungen zu erheben hätten, dennoch in hohem Grade beachtenswerthen Erörterung des Verfaſſers im Einzelnen zu folgen. Das Weſentliche ſeiner Darſtellung iſt Folgendes. Er ſucht zunächſt zu zeigen, wie durch das erſte jener drei Worte der altteſtamentliche Gottesname ſammt dem damit unzertrennlich verbundenen altteſtamentlichen Gottesbewußtſein beſeitigt ſei. Mit dem Umſchwunge des Gottesbewußtſeins aber ſei zugleich die Erhebung des ſittlichen Bewußtſeins eingetreten, welches ſeinen Ausdruck in der von Jeſu ſelbſt zuerſt gebrauchten Bezeichnung des Menſchenſohns gefunden habe, einem Worte, welches einerſeits zur perſönlichen Selbſtbezeichnung Jeſu ſelbſt diene, andererſeits aber die von jeder äußerlichen hiſtoriſchen Beziehung abgelöſte Idee der in ihrem göttlichen Urbilde verklärten und mit dieſem Urbilde dem ewigen Gottesſohne wiedervereinigten Menſchheit bezeichne. Mit dieſer Idee endlich in der engſten Beziehung ſtehe die Idee des himmliſchen oder Gottesreichs, deſſen naher Eintritt in die geſchichtliche Wirklichkeit des Menſchenlebens Jeſus in geheimnißvoller Bilderrede verkündigt habe, aber nicht in dem Sinne einer äußerlich ſichtbaren Weltkataſtrophe, wie die Jünger freilich misverſtändlicherweiſe die Worte des Herrn gedeutet hätten, ſondern als einen innern geiſtigen Proceß im Leben der durch Chriſtus mit Gott geeinigten Menſchheit, der ſeinen Anfang genommen habe mit dem geiſtigen Wiedererſcheinen des Auferſtandenen unter den Seinen, als dem

thatſächlichen Beginn des irdiſchen Meſſiasreichs durch Gründung jener Gemeinſchaft unter den Jüngern des Herrn, welche fortan den Mittelpunkt des Heils im menſchlichen Geſchlechte bilden ſollte.

Wenn wir zum Schluſſe dieſer unſerer Anzeige die Bemerkung ausſprechen müſſen, daß allerdings auch nach der vorliegenden Arbeit des Verfaſſers auf dem Gebiete der evangeliſchen Geſchichte gar manche und gar bedeutende Probleme ihre letzte Löſung noch nicht gefunden haben, ſo glauben wir für dieſes Urtheil der eigenen Zuſtimmung des Verfaſſers gewiß zu ſein; umſomehr aber fühlen wir uns gedrungen, die tiefeingreifende Bedeutung zu betonen, welche ſeine bisherigen Leiſtungen

für die Erreichung des großen Ziels einer lebendigen Auffaſſung und Anſchauung des wahrhaft hiſtoriſchen Chriſtusbildes zu beanſpruchen berechtigt ſind. 86.

Deutſche Polemik.

Geiſtige Feldzüge. Bedeutſam bleibende literargeſchichtliche Kämpfe von Achim von Arnim, Helmina von Chézy, J. Ellendorf, C. J. Th. Gantzer, F. W. Gubitz, L. Heinſius, H. Hermann, F. L. Jahn, Verus Momus, Wilhelm Müller, A. Müllner, Karl Roſenberg, F. von Schönholz, F. Schuchard, Wilhelm Waiblinger und Ernſt Woldemar. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Deutſchen ſelbſt pflegen von ſich zu behaupten, daß ſie von allen Völkern das gemüthvollſte ſeien, und mir als einem Angehörigen der blondhaarigen und blauäugigen deutſchen Nation geziemt es nicht, dieſen Nationalruf als einen nichtverdienten in Zweifel ziehen zu wollen. Nichtsdeſtoweniger wird man geſtehen müſſen, daß ſich auf religiöſem, politiſchem und literariſchem Gebiete, wie dies in ſprechenden Thatſachen und Actenſtücken Allen vor Augen liegt, dies deutſche Gemüth meiſt in ſehr ſonderbaren Formen geäußert hat. Ueberall ſtoßen wir da auf Hader, Feindſchaft, Kampf, der oft mit den gehäſſigſten Waffen geführt wurde. Der Deutſche als ein Menſch der Theorie iſt ſehr rechthaberiſcher Natur, ein geborenes animal disputax, und kennt keine Verſöhnung, wenn es gilt, ſeine individuelle Anſicht zur Geltung zu bringen. Die politiſche Zerſplitterung Deutſchlands, ſein Zerfall in ſo und ſo viele ſouveräne Herrſchaften war im Grunde auch nur dadurch möglich, daß jeder Stamm Recht behalten und vor den andern etwas voraushaben wollte, und niemals hörte man ſoviel Schmähreden der deutſchen Stämme gegeneinander, als gerade in jenen gewiß uns Allen unvergeßlichen Tagen, wo es ſich angeblich um die Einheit aller deutſchen Stämme handelte. Auf literariſchem Gebiete waren von jeher die Klopffechtereien deutſcher Gelehrten im Auslande verrufen, zumal da dieſe Fehden ſelten mit Geiſt und Feinheit, ſondern mit ſehr wenigen Ausnahmen in plumper, grober und oft brutaler Weiſe geführt wurden. Auch die deutſchen Dichter und Aeſthetiker verfuhren in ihren Polemiken meiſt nicht viel höflicher und humaner als die Philologen und Theologen. Zwar iſt es zur Durchführung des Weltzwecks unerlaßlich, daß in entſcheidenden Augenblicken „die Geiſter aufeinanderplatzen", um Luther's bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen; aber ſehr oft handelte es ſich bei dieſen literariſchen Fehden nicht um große allgemeine Fragen, ſondern um höchſt geringfügige Gegenſtände, um eine griechiſche Partikel, um eine Variante, um einen fraglichen Punkt der Metrik, um einen zweifelhaften Versfuß oder Reim, und ſehr oft dienten ſie gar dazu, den Gefühlen perſönlicher Antipathie, des Haſſes, des literariſchen und ſelbſt nur des Brotneids Luft zu machen. Kurz, überall dieſe deutſche itio in partes, das Auflöſen der großen Parteien in kleinere, in Coterien und Cliquen und dieſer wieder in einzelnſtehende Fauſtkämpfer, denen es oft Freude macht, wenn es überhaupt nur Schläge regnet!

Eine Geſchichte der deutſchen Polemik iſt noch nicht geſchrieben worden, und wir finden dies begreiflich, da dieſe Aufgabe eine ſo ſchwierige und verwickelte iſt, daß ſie auch beim eiſernſten Fleiß kaum zu überwältigen wäre. Inzwiſchen muß man dem Zuſammenſteller vorliegenden Buchs immerhin dafür dankbar ſein, daß er durch dieſe Veröffentlichung einer Anzahl literariſcher Actenſtücke, die in die Jahre 1816—42 fallen, wenigſtens einen intereſſanten Beitrag dazu geliefert hat. Es ſind polemiſche Aufſätze Verſtorbener und von dem Herausgeber (F. W. Gubitz) wahrſcheinlich meiſt dem „Geſellſchafter" entlehnt. Die hier vereinigten Aufſätze ſind übrigens in einem anſtändigen meiſt würdigen Tone gehalten, auf den ja bekanntlich Gubitz in ſeinem „Geſellſchafter" etwas hielt. Man nannte ihn deshalb „zahm". Indeß geſtehen

wir, daß wir ſolche zahme Blätter ſo manchen w
ſpäter das Feld der Literatur mit ihren Hufen z
immer noch vorziehen. Wir für unſern Theil glauben
daß es, um ſeine Meinung zu verfechten, durchaus n
ſei, grob, brutal und perſönlich zu werden. Wer f
denkend genug iſt, in einer literariſchen Fehde zu
Ton anzuſchlagen, gegen den wird es auch erlaubt ſe
gleichen Waffe zu bedienen, wenn man es nicht fü
hält, ihm als einem plebejiſchen Mann ſchweigend d
zu wenden.

Das erſte polemiſche Actenſtück iſt eine über Oper u
ſpiel im Jahre 1817 ausgebrochene Fehde zwiſchen
Müller und Adolf Müllner. Bekanntlich hatte
die Oper, wie ſie zu ſein pflegt, „ein Rührei von
Unſinn" genannt. Gegen dieſen Ausſpruch erhob
Müller, unſerer trefflichſten Liederdichter einer, in einem
dem man nur vorwerfen kann, daß ſein Verfaſſer
nach allſeitiger Motivirung ſtrebend, nicht bei dem G
bleibt, ſondern ſich allſeitig über das ganze Gebiet
terweſens und namentlich auch über die damaligen
des berliner Theaters verbreitet. An treffenden und
merkungen und Winken fehlt es dabei nicht. Der i
liſtiſchen Handwerk erfahrnere Müllner antwortete
kurzen Replik, worin er verſichert, ſein Gegner habe
verſtanden, er habe nicht die Oper als muſikaliſch
werk, ſondern nur den Text, das Operngedicht ein ſolch
genannt. Im Uebrigen verſichert Müllner auch
die Oper „für die Geiſtesbildung des Volks, für die
lung großer Ideen, heller Verſtandesbegriffe, ſchöner
und für Verbreitung der Kunſt ſich mit Worten au
wenig oder nichts vermag". Dieſer Antwort fol
eine Antwort Müller's, dieſer wieder eine Antwort
dieſer noch eine Müller's, bis endlich Müllner de
Streit ein Ende machte, indem er folgenden ganz
abgefaßten „Verzicht" drucken ließ: „Der Schluß
welche mein ritterlicher Gegner, Herr W. Müller, mi
nen will, entſage ich in beſter Rechtsform zum Vo
jenigen Leſer, welche jeden Streit abſchmeckend finde
eine Partei anfängt, über «Anfeindung» zu klagen."
war bekanntlich ſonſt ein rückſichtsloſer Burſche, ein
nen, welche es ſich zur Ehre machen, die berühmte de
lehrtengrobheit ohne den ſtörenden Zuſatz der gleich
deutſchen Gemüthlichkeit lebendig zu erhalten und zu
daß dieſe Species einmal ausſterbe, was auch kaum zu
iſt. In ſeiner Fehde mit Wilhelm Müller kann m
nicht ſagen, daß er in irgend ungebührlicher Weiſe a
ten ſei, wozu ihm freilich Wilhelm Müller, dem es
Fehde offenbar mehr um die Sache zu thun iſt, a
Anlaß bot. Gubitz hat dieſer Fehde ein Nachwort
fügt, worin er mit männlichem Zorn die traurigen
des deutſchen Theaters aufdeckt und bekämpft. E
Polemik voll edeln Unwillens über Schäden, die a
meinen Verderbniß entſpringen, wird wenn auch l
immer den größten Einfluß, doch jederzeit die größ
tigung haben. Gubitz fodert von dem dramatiſchen
was Goethe von ihm fodert: „Ein dramatiſcher Di
ſeine Beſtimmung kennt, ſoll unabläſſig an ſeine
Entwickelung arbeiten, damit die Wirkung, die vo
das Volk ausgeht, eine wohlthätige und edle ſei."
indeß, bemerkt Gubitz, jetzt mehr als jemals Hinde
er fährt fort: „Welchen Einfluß aber die zeitigen
ſtände haben, möge man ſich entwickeln, wenn
durchdrungen ſein dürfen, daß die erſten Bühnenw
ler's, wären ſie neu und in gleichem Kampfe mit de
Zuſtänden und Stimmungen, wie unſer Dichter es
Zeit war, jetzt nicht auf die Bühne kommen, wir
ſeine Meiſterwerke nicht beſitzen würden, hätte man
Eingang zur Bühne verſchloſſen und er nothgedr
ſeinen Geiſt andere Wege ſuchen müſſen." Nur ver

genwärtig die Oppoſition gegen dramatiſche Dich-
: Art nicht blos von den Theaterdirectionen oder
nzen, ſondern von einem großen Theil des Pu-
: und in vielleicht noch höherm Grade von den
Dichtern, die jetzt als Repräſentanten des echt-
iſtes am Ruder ſind, ausgehen würde.
:ite Actenſtück führt am Schluß zu einem Turnier
n Herrn und einer Dame. Achim von Arnim
ine Reihe von Briefen und Gedichten abdrucken
e die Karſchin an einen ihrer adeligen berliner
:on Labes, von der Dichterin Phaon und Alceſt
chtet hatte und in der Einleitung folgende komiſche
ählt: „Der Freund gab häufig Trinkgelage, wo
ntlich darauf abgeſehen war, einander auf die
llen. Wer ſich nicht halten konnte, wurde auf
elegt, die ſchwarz angeſtrichen war, und in ein
geſetzt. Unſere Dichterin improviſirte bei einem
gelage, und wurde von dem Freunde feierlich mit
nzt; dies begeiſterte ſie noch mehr; ſie trank gern
d ſank ſo mitten in einer heftigen Begeiſterung
:ſch. Welche Verwunderung für ſie am andern
ihr das Bewußtſein zurückkehrte, ſich, mit Lor-
, auf jener Bahre zu finden, die den Betrunkenen
ſen ihres Rauſches beſtimmt war.“ Hiergegen
Enkelin der Karſchin, Helmina von Chézy, auf
iens manche Eigenſchaften ihrer Großmutter ver-
einer Erklärung, in der ſie jene Erzählung für
rte, da das ganze Leben der Verewigten und die
Zeitgenoſſen gegen die Wahrheit derſelben zeuge,
ber auch ein wenig anzüglich wird, indem ſie be-
iſt ein ſchwer zu löſendes Räthſel, wie reichbe-
ſtatt des ſo ſeligen Waltens und Schaffens ſich
en abgeben und mit Regenwürmern begnügen:
dten ihre Todten begraben!» Und ſoll aus dem
berühmten Todten etwas an das Licht, ſo ſei es
reuliches und Gutes.“ Ob Helmina von Chézy
ioiren, von denen man uns ſpricht, dieſem Grund-
eben ſein wird? Soweit wir ſie kennen, glau-
n zweifeln zu müſſen. Achim von Arnim ver-
hierauf mit gutem Humor und ritterlichem An-
die Frau von Chézy und nahm dabei auch die
lte Anekdote in Schutz. Wie aus Ironie ſchließt
tzrede damit, ein Gedicht der Karſchin mitzu-
es nichts Anderes iſt, als eine in Verſen verfaßte
n Freiplatz an den damaligen Director der könig-
piele und Vergnügungen:

ebor'ner Herr, den ich bei meinen Heſſen
n hörte, den ich lange ſchon verehr'!
es doch nicht zu vermeſſen,
urch dieſen Brief dich in Geſchäften ſtör'! u. ſ. w.

ferner darin:

auch tief in deiner Schuld —
gern die Spieler rühmen.

möchte es doch ſcheinen, als ob ein ſolches
nehr zur Unehre gereiche als ein aus augenblick-
cter Stimmung hervorgegangener Rauſch. Ueber-
n die hier mitgetheilten Briefe der Karſchin oder,
elbſt unterſchreibt, „Sappho“ manches Verwun-
. ein „Sendſchreiben, als ſie ein kleines Bauer-
einem Kornwagen bei ihrem Phaon hatte vor-
, mit dem Anfange:

ie ſchöne jugendliche,
Kleinigkeit, die faſt
göttin völlig gliche?
je, fuhr bei dir die Venus heut' zu Gaſt? u. ſ. w.

heimnißvolle mythologiſche Anſpielung erklärt ſich
olgende Stelle in Proſa äußerſt nüchtern: „Eine
kleine glänzende Schönheit ſtieg dieſen Mittag vor Ihrer Thüre ab; ich vermuthe ganz ſicher, daß es Cythere war, oder iſt es Ceres geweſen? Ha, ha! In Wahrheit, die Erntegöttin war es, die auf dem prächtigen Wagen ſaß mit hohen Leitern, mit Weizenſäcken beladen, von Ihrem Landgute her“ u. ſ. w. In der That, man kann es Friedrich dem Großen, der unmittelbar zu ſeinen Füßen ſolche Geſchmackloſigkeiten und Albernheiten vorgehen ſah, ſo ſehr nicht verdenken, daß er ſeinen Widerwillen gegen deutſche Literatur und Dichter nicht verwinden und auch der Karſchin, die ſich ſo hinreißen ließ, keine Sympathie zuwenden konnte.

Weiter folgen Streitaufſätze von H. Hermann und T. Heinſius unter der Ueberſchrift: „Herr Joachim Lange und ſeine Grammatik. Nebſt Gedanken über Erziehung in Schule und Haus.“ Hermann hatte 1821 in einem Aufſatze das Leben und Wirken Joachim Lange's, Verfaſſers der unter dem Namen der Lange'ſchen ehemals berühmten lateiniſchen Grammatik, gewürdigt und dabei dem Schulweſen, wie es zu Lange's Zeit beſtand, vor dem modernen im Ganzen den Vorzug gegeben. Es iſt nicht zu leugnen, daß der Verfaſſer dabei manche beherzigenswerthe Bemerkung einfließen ließ, z. B. folgende: „Jetzt hört man von Gleichungen des dritten Grades, von höhern Gleichungen ſogar, ja — credite posteri! — ſelbſt von der Differentialrechnung auf unſern Gymnaſien lallen. Käſtner und Karſten klagten einſt darüber: daß dergleichen tiefſinnige Herrlichkeiten den meiſten jungen Leuten noch auf der Univerſität zu früh kämen, und wir wären unter dem heilloſeſten Druck der Zeitumſtände bei dem offenbar immer mehr abnehmenden Maße geiſtiger und körperlicher Kraft gegenwärtig ſchon in Prima, wo nicht gar in Secunda und Tertia zu ſo etwas reif?“ Auch daran denkt er nicht, der lateiniſchen Sprache wieder ihr altes Uebergewicht auf Gymnaſien und Univerſitäten einzuräumen; ja er wagt in dieſer Hinſicht die ſeitdem bereits erfüllte Prophezeiung: „daß nicht noch 30 Jahre ins Land gehen, ſo wird man ſich ſehr in Acht nehmen müſſen, von der Kunſt, zierliches Latein zu reden und zu ſchreiben, falls man ſie beſitzt, ſich etwas änmerken zu laſſen, wenn man ſich nicht ein wenig damit lächerlich machen will“. Aber die alte Schulzucht, bei der nach Luther's Lehre „der Apfel bei der Ruthen“ liegt, wollte Hermann eingeführt haben. Hiergegen erhob ſich Heinſius in zwei Aufſätzen, in denen es unter Anderm heißt: „Kenntniſſe und Bildung ſind allgemeiner geworden, und der junge Menſch, den Menſchen nähergetreten, wird, was er unbezweifelt doch auch iſt, mehr als Menſch behandelt.“ Und an einer andern Stelle: „Zu einer vernünftigen Erziehung rechnet aber gewiß Keiner die durch die Peitſche oder den Stock, welche doch wol zunächſt für Weſen ohne Vernunft, bis auf beſſere Anſicht auch hierüber, beſtimmt bleiben.“ Gewiß ſind auch unſere größten Geiſter nicht durch den Stock gebildet worden; und zwei der größten, Goethe und Mozart, beſuchten, wie wir ſchon bei früherer Gelegenheit hervorhoben, gar keine öffentliche Schule. Wir wollen nicht die Zeit zurückwünſchen, wo der Rector Baumeiſter in Görlitz in einem Programm ſagen konnte: „Wir unterſcheiden adeliger und vornehmer Leute Kinder von andern, ſo niedriger Geburt ſind, auch dadurch, daß wir ihnen theils einen nähern, vertrautern und liebreichern Umgang mit den Lehrern unter Bezeugung aller Höflichkeit geſtatten, theils auch, daß ſie von gewiſſen Verrichtungen ausgeſchloſſen ſind, denen ſich die Andern unterziehen müſſen. Bringen vornehmer Leute Kinder einen Hofmeiſter mit ſich, ſo ſind ſie nicht ſchlechterdings verbunden, die öffentlichen Stunden zu beſuchen.“ Ja, der Rector Müller in Zittau wollte für dieſe vornehmen Zöglinge ſelbſt die Heraldik nicht „negligirt wiſſen“. Dagegen laſtete auf den bürgerlichen nicht privilegirten Zöglingen die alte klöſteriſche Zucht mit ihrer ganzen Strenge. Baden, Schlittſchuhlaufen, Leibesübungen waren ihnen unterſagt; die Bearbeitungen ihrer Rücken durch den Stock erſetzte ihnen gewiſſermaßen dieſe Leibesübungen. Wenn auch auf manchen Gymnaſien noch bedauerliche Spuren dieſer

96*

Ungleichheit vor dem Schulgeſetz zu finden ſein mögen, ſo läßt ſich doch zum Glück der Zuſtand der Gymnaſien und Schulen von jetzt mit dem von ehemals gar nicht vergleichen.

Die nun folgende Streitſchrift von Wilhelm Waiblinger, mitgetheilt von Franz Catel 1830, trägt den Titel: „Die deutſchen Künſtler in Rom und die Deutſchen in Italien“, und handelt „über die Senſation, welche eine Stelle in dem «Taſchenbuch aus Italien und Griechenland von W. Waiblinger» unter den Künſtlern in Rom hervorbrachte“. Es iſt eine anonyme Selbſtvertheidigung, in welcher Waiblinger von ſich als von einer dritten Perſon ſpricht und die er in einer Künſtlergeſellſchaft Roms vorlas. Waiblinger hatte in ſeinem oben genannten Taſchenbuch unter Anderm geſagt: „Uns achtet der Römer wenig oder nicht. Tedesco! ſagt er, und zuckt mitleidig die Schultern und ſetzt vielleicht ein verächtliches Poveretto hinzu. Wer armſelig gekleidet geht, den nennt man hierzulande einen Deutſchen, und man bezeichnet uns nur mit dem vertrackten «Froſch» und «Trink' es Wein!» Du biſt Inglese! Und ſchon beim Klange dieſes Namens fliegen Camerieri, Facchinen, Lohnbediente, Ciceroni und Ruffiani herbei.“ Dieſe und andere Behauptungen, die den fürchterlichſten Zorn der deutſchen Künſtler gegen Waiblinger erregt hatten, ſucht dieſer nun in ſeiner Vertheidigungsrede näher zu begründen und mit Beiſpielen zu belegen. Der Italiener, ſagt er, ſei gewohnt, die Menſchen nur nach ihrer äußern Erſcheinung zu beurtheilen; nun ſei es aber unleugbar, daß der Deutſche im Vergleich mit Franzoſen und Italienern höchſt linkiſch, langſam, ſteif, nachläſſig, ungefällig und unceremoniell erſcheine. Weil insbeſondere der deutſche Künſtler gemeiniglich nicht wie andere Menſchen gekleidet gehe, entweder höchſt nachläſſig, zuweilen ſchmuzig oder burſchikos in den Straßen Roms umherlaufe, ſo ſei er ſo leicht zu unterſcheiden als der ſchweizer Trabant in ſeiner pomphaften Uniform. Das nenne nun der Italiener einen Tedesco, jeder modiſch und ſauber gekleidete Fremde werde davon ausgeſchloſſen und erhalte den Ehrentitel Forestiere oder geradezu Inglese. Sonderbar erſcheint hierbei nur, daß Waiblinger, wie Franz Catel in einer Anmerkung hinzufügt, ſelbſt wie ein wildes Genie in den Straßen Roms umherſtrolchte und auch immer das beſte Bild eines armen Teufels geblieben iſt. In der neueſten Zeit ſeien jedoch, fährt Waiblinger fort, beſonders die Prussiani zu Ehren gekommen, und vielleicht trage außer der feinern Ausſprache viel dazu bei, daß dieſe gewöhnlich ſorgfältiger und anſtändiger gekleidet gingen, als die Süddeutſchen (Waiblinger war ſelbſt ein Süddeutſcher) und beſonders die münchener Akademiſten. Uebrigens habe es immer einzelne Deutſche in Rom gegeben, welche unſerm Vaterlande hohe Ehre machten und von jedem gebildeten Italiener anerkannt und verehrt würden. Beſonders trage der preußiſche Miniſter Bunſen dazu bei, die Ehre der deutſchen Nation zu heben. Zum Schluß bemerkt Waiblinger: „Gewiß iſt, daß Niemand grimmiger wird, wenn man von ihm ſchreibt, als der deutſche Künſtler.“ Mit dieſer Behauptung mag es noch heutzutage ſeine Richtigkeit haben, während die übrigen jetzt wol weniger zutreffend ſein mögen. Wenn Waiblinger behauptete, daß die deutſche Literatur in Italien nie Eingang finden werde, ſo hat ſich dieſe Vorausſagung glücklicherweiſe nicht beſtätigt. Man kennt jetzt in Italien nicht blos den „Werther“ und hält Kotzebue nicht mehr für den erſten deutſchen Dichter.

Ein Aufſatz von Friedrich Ludwig Jahn: „Leut, Volk und Deut“, als „Manuſcript vom Jahre 1816“ bezeichnet, hat als Reliquie und wegen der originellen Einkleidung der ihm zugrunde liegenden etymologiſchen Forſchungen einigen Werth. Jahn empört ſich, wie zu vermuthen, gegen das ausländiſche Wort „Nation“: „Im gemeinen Leben iſt es ein Schimpfwort; die Leute reden von Nationszeug wie von Luderzeug und Rackerzeug, als von Stoff und Zuthat zu nichtsnutzigem Geſindel.“ Folgende Stelle gibt zu denken: „Nach Kant ſind wir ein Volk, nach Seume nur eine Nation; nach Her-
der ſind wir noch keine geworden, und nach M
wir aufgehört eine zu ſein.“ Ich habe einmal, zu
der den weniger Gebildeten naheliegenden Verw
„Schriftſetzer“, für „Schriftſteller“ das Wort „Sc
vorgeſchlagen; Jahn braucht in dieſem Aufſatze das
ner“. Auch Jahn fühlte wahrſcheinlich, daß das
ſteller“ die Function dieſer ehrenwerthen Claſſ
mechaniſche bezeichne. Wie man gerade auf dieſe
Wort als Kunſtausdruck für eine reingeiſtige
kommen iſt, finde ich in der That ſchwer begreifl

J. Ellendorf klagt in ſeinem Aufſatz aus dem
„Der kölner Dombau und was er uns erwarten
die materielle Richtung der Zeit, über das „dür
und öde“ moderne Leben, über das Verſchwinden
der Gemüther, die einzig zu dem wahrhaft Große
Was würde Ellendorf erſt zu dem zuſammengeſchwi
rialismus unſerer Tage ſagen?

Karl Roſenberg knüpft in dem Aufſatz „Hei
über Deutſchland“ an eine perſönliche Begegnung m
in Auteil eine Parallele zwiſchen Börne und Heine
uns in Betreff des Letztern ein faſt unglaublich erſch
tum. Heine fand auf dem Tiſche Roſenberg's eine
Schiller's ſämmtlichen Werken in einem Bande,
„Ach, Schiller! Sind die Gedichte gut?“ (er meinte
„Ich habe ſie nie geleſen, ſoeben will ich's verſuch
mir die beiden Bände mitgebracht.“ Auf die
Frage Roſenberg's: „Wie? Sie haben Schille
nie geleſen? Wie kam das?“ habe Heine geantw
hatte mit mir zu thun, das Hemde iſt Einem nä
Rock, begreifen Sie.“ Die Erklärung hierzu finde
in Heine's „maßloſem Dünkel“. Jedenfalls wollt
nur ſagen, daß er Schiller's Gedichte noch nicht vo
leſen habe, was allerdings möglich iſt, wenn man
daß Heine in Bonn ein Schüler und Verehrer
Schlegel's war, der Schiller nicht leiden mochte.
wol kein deutſcher Dichter von Schiller'ſchem Pathos
ſowenig als Heine, der trotzdem zu unſern erſten
nächſt Lichtenberg auch zu unſern erſten Humori
Roſenberg ſucht weiterhin nachzuweiſen, daß Heine
oberflächlichen Schriften über die deutſche Literatur
ſehen bei den Franzoſen mehr geſchadet als genützt
Vergnügen haben wir übrigens in dieſem Aufſatz
prachtvolle Börne'ſche Charakteriſtik Deutſchlands
„Bulletin scientifique du Reformateur“) geleſe
immer unvergeßlich war und allerdings einen Sc
eine Tüchtigkeit der Geſinnung bekundet, wie m
bei Heine nur zu ſehr vermißt.

Der Aufſatz von F. von Schönholz: „Ein
Franz Liſzt“ (aus dem Jahre 1842), ſchildert in
licher Weiſe die komiſchen Vorgänge bei einem Liſz
cert und verſetzt uns mitten in jene Zeit, wo neb
beralismus das Klaviervirtuoſenthum in üppigſter
und die Leute toll machte, wogegen jetzt wieder
ſpielervirtuoſenthum an die Reihe kommen zu wollen
das Publicum doch immer einen Gegenſtand haben m
daran ſattzutoben. Dem Aufſatz „Theaterkritik der
Schule“ von Verus Momus aus dem Jahre 18
die Hegel'ſchen Beurtheiler der Uechtritz'ſchen Tra
xander und Darius“ gerichtet iſt, habe ich, offenba
den, keinen beſondern Geſchmack abgewinnen könn
der Verfaſſer in der Hauptſache auch rechthaben m
Th. Gantzer bemüht ſich in dem Aufſatze „Das
Goethe. Mit beſonderer Berückſichtigung des «F
chriſtliche Element in Goethe und namentlich in ſei
nachzuweiſen, und der Aufſatz „Wieland und ſeine
von F. Schuchard (1835) und „Ein Geſpräch i
von Ernſt Woldemar (1822) bezwecken eine
gung Wieland's gegen ſeine Ankläger oder Verklei
Verfaſſer der „Abderiten“ und Dichter des „Obero

:erer für alle Zeiten ein köſtliches Stück deutſcher Poeſie
ben wird, verdient, ſeine übrigen großen literariſchen Ver-
iſte namentlich um feinere Durchbildung der deutſchen
rache ungerechnet, die Zurückſetzung nicht, daß, wie der
rfaſſer des erſtern Aufſatzes mit Bedauern behauptet, „die
riften des berühmten Mannes ganz ungeleſen bleiben wür-
, wenn nicht die ſogenannten beiſpiellos wohlfeilen Aus-
en, die von ſeinen Schriften beſorgt ſind, ihn hin und wie-
in Erinnerung gebracht hätten“. In der That dürfte unter
Bänden, welche Wieland's ſämmtliche Werke bilden, „Obe-
“ der einzige ſein, der in Privat- und Leihbibliotheken nicht
u ſehr beſtaubt und von Zeit zu Zeit geleſen oder verlangt
d. Und doch gehört Wieland zu den Reformatoren der
tſchen Literatur und zu den europäiſchen Berühmtheiten
zeichnete ſich durch jene productive Triebkraft aus, wie
nur wahrhaft großen Talenten eigen iſt, obſchon er ſich
nche Unarten zuſchulden kommen und im Allgemeinen hohe
würdige Geſichtspunkte vermiſſen ließ. **H. M.**

Briefe über Goethe's „Fauſt“.

ethe's Fauſt. Briefwechſel mit einer Dame. Herausgegeben
on Albert Grün. Gotha, Scheube. 1856. Gr. 8.
l Thlr.

Der Verfaſſer oben genannter Schrift lebt, wie wir aus
Zueignung erſehen, in Strasburg. Er hält dort zuzeiten
rariſche Vorträge und aus ſolchen iſt, wenn wir nicht
n, die vorliegende Arbeit, wenn ſie gleich in einer andern
m auftritt, entſtanden. Es iſt erfreulich wahrzunehmen,
an jener Grenzmarke deutſcher Sprache und Geſittung trotz
fremden Herrſchaft der Sinn für nationale (deutſche)
ſſenſchaft und Kunſt noch keineswegs erſtorben iſt. Man
d dieſes treue Feſthalten an deutſcher Art und Bil-
g umſomehr anerkennen, wenn man weiß, mit wel-
Conſequenz die dortige Regierung auf die Beſeitigung
deutſchen Elemente hinarbeitet und ſtatt ihrer das
nzöſiſche Weſen überall zu fördern und aufzudrängen be-
ht iſt. Wünſchen wir, daß es dem deutſchen Geiſt der
wohner des Elſaß gelingen möge, ſich dieſen Beſtrebun-
gegenüber in ſeiner Kraft und Eigenheit zu behaupten.
wird dazu um ſo eher im Stande ſein, je ſtetiger und
iger die Beziehungen ſind, welche er mit dem geiſtigen
en des deutſchen Mutterlandes unterhält. In dieſer Rück-
t iſt es natürlich von größter Bedeutung, daß es im Elſaß
ſt Männer gebe, die befähigt ſind, die deutſche Literatur
Wiſſenſchaft in würdiger Weiſe zu vertreten. Wir
men keinen Anſtand, Grün als einen ſolchen Repräſen-
ten zu bezeichnen. Seine Schrift läßt nicht den min-
ten Zweifel darüber, daß er wie den Willen ſo auch die
aft beſitzt, den deutſchen Geiſt in ſeiner ganzen Größe und
fe zur Geltung zu bringen. Schon aus dieſem mehr
ßern Grunde verdient dieſelbe nähere Beachtung, die dann
lich in höherm Grade auch ihrem eigenen innern Werth
ührt.

Wir wenigſtens ſchlagen dieſen Werth höher an, als der
rfaſſer ſelbſt zu thun geneigt iſt. Wenn er glaubt, ſeine
beit „ſei klarer und genießbarer für das leſende Publicum
Allgemeinen, wie die Werke ſeiner Vorgänger“, ſo ſtim-
n wir dem unbedenklich bei. Es gibt in der ganzen Fauſt-
ratur, ſoweit uns dieſe bekannt iſt, kein Buch, das eine ſo
volle Expoſition des weſentlichen Inhalts der Dichtung in
r gleich ſchönen und anziehenden Darſtellung enthielte.
Verfaſſer, das merkt man auf jeder Seite, iſt von
em Gegenſtande wahrhaft erfüllt. Er ſteht ihm nicht
erlich gegenüber, um ihn mit dem Scheidewaſſer der philo-
iſchen oder äſthetiſchen Kritik in abſtracte Begriffe aufzu-
n oder mit allerlei buntem Flitter aus der Rumpelkammer
Gelehrſamkeit zu behängen. Er lebt in dem Helden der
Dichtung, wie dieſer in ihm; liebevoll gibt er ſich ihm hin, denn er fühlt ſich ihm nahe verwandt, erkennt in ihm den reinen Typus des Menſchen der Gegenwart, findet in ſeinem innern und äußern Leben den vollendeten Ausdruck Deſſen, was er in und an ſich ſelbſt erfahren hat. Dieſe innige Beziehung zu dem Helden und ſeiner Entwickelung durchdringt die Darſtellung mit jenem Hauche warmen Lebens, den man nur da wahrnimmt, wo nicht blos der Geiſt, ſondern auch das Herz betheiligt iſt. Es iſt eine ſchöne, reine Begeiſterung, die in dieſem Buche waltet und die um ſo mächtiger wirkt, da der Verfaſſer die Sprache in nicht gewöhnlichem Grade beherrſcht. Doch trübt ſie ſelten oder nie die Klarheit des Blicks, die zur unbefangenen Würdigung des behandelten Gegenſtandes erfoderlich iſt. Grün ſteht mitten in der Sache, darum durchſtrömt ihn die ihr einwohnende Lebenswärme; zugleich aber ſteht er über ihr und wird dadurch in den Stand geſetzt, ihren geiſtigen Gehalt und ihre allgemeinen Beziehungen ſcharf und beſtimmt zu erfaſſen. Wir werden weiter unten auf Das, was er in dieſer Rückſicht geleiſtet hat, etwas näher eingehen; vorab möchten wir uns eine Bemerkung über die Form ſeiner Schrift erlauben.

Grün hat bei Abfaſſung ſeines Werks die Form des Briefwechſels mit einer Dame gewählt und mit dieſer Form, die heutzutage meiſt nur als Aushängeſchild benutzt wird, wirklich Ernſt gemacht. Es iſt bekannt genug, wie es um die Literaturkenntniß unſerer Frauenwelt beſtellt, wie weit dieſelbe trotz allen äſthetiſchen Geſchwätzes von einem wahrhaften innern Verſtändniſſe der nationalen Dichtwerke entfernt iſt. Irren wir nicht, ſo hat Grün dieſen weiblichen Theil des Publicums zunächſt im Auge gehabt und da er ohne Zweifel von der richtigen Vorausſetzung ausging, daß es in dieſem Falle einer Darſtellung von möglichſt ſubjectivem Charakter bedarf, ſo hat er die ſeinige in die Form eines perſönlichen Wechſelverkehrs gebracht. Er ſchreibt und läßt ſich ſchreiben nicht in der tiefen, hölzernen Manier einer gemachten Correſpondenz, ſondern in der natürlichen, ungezwungenen Weiſe, in welcher zwei Perſonen, wie ſie hier gedacht werden, ſich auch in der Wirklichkeit recht wohl unterhalten könnten. Die in Scene geſetzte Dame iſt ein nicht mehr ganz junges Mädchen, bei welchem eine gewiſſe Reife der Bildung, ſowie ein gewiſſes Maß von Lebenserfahrungen vorausgeſetzt wird, die aber zu dem ältern Manne wie eine Schülerin zum verehrten Lehrer hinaufſieht. Man bemerkt bald, daß der Verfaſſer die Abſicht hatte, beide Correſpondenten und zwar jeden in einer ſeiner Natur entſprechenden Weiſe an der vorliegenden Arbeit activen Antheil nehmen zu laſſen, ſodaß dem einen vorzugsweiſe die begriffliche Entwickelung, dem andern die lebendige Schilderung zufiele. Dadurch werde der Briefwechſel ein um ſo größeres Intereſſe gewinnen, da im Fortgange ihrer ſich gegenſeitig tragenden und weiterführenden Erörterungen das perſönliche Verhältniß der Correſpondenten ein innigeres, vertrauteres werden müſſe, was Jeder zugeben wird, der da weiß, daß die gemeinſame Beſchäftigung mit einem Objecte, welches die innerſten und heiligſten Intereſſen des Menſchen betrifft, die Betheiligten, wenn ſie anders nicht leere blaſirte Schwätzer ſind, auch perſönlich näherbringt. Das ſind, wie uns dünkt, die Geſichtspunkte, welche den Verfaſſer bei der Wahl ſeiner Darſtellungsweiſe leiteten, und wir ſehen nicht, was ſich mit Grund dagegen einwenden ließe. Ob die Ausführung des Plans eine gelungene zu nennen, iſt eine andere Frage, die wir nur in bedingter Weiſe bejahen können. Es war vielleicht ſchon ein Misgriff, daß der Verfaſſer gerade den Fauſt zum Thema eines ſolchen Briefwechſels wählte. Wir zweifeln, daß dieſer Typus des männlichen Ringens und Strebens dem Intereſſe und Verſtändniſſe einer Frau mit Erfolg nahegebracht werden kann, wenn wir auch nicht leugnen wollen, daß die eingehende Betrachtung dieſer großen Erſcheinung auch im Herzen des Weibes den Sinn für menſchliches Wirken und Dulden zu reinigen und zu heben vermag. Es ſcheint uns

ferner gewiß, daß der Verfaſſer in der Vertheilung des Stoffs nicht immer das Richtige getroffen hat; namentlich wären manche Entwickelungen, die dem Mädchen in den Mund gelegt werden, beſſer dem männlichen Theile zugewieſen worden. Auch artet der Ausdruck der perſönlichen Beziehungen hin und wieder in eine unpaſſende Tändelei aus, die den Eindruck des Künſtlichen und Sonderbaren macht, wie der Verfaſſer auch nicht hätte überſehen ſollen, daß, wenn er ſich loben läßt, der Leſer infolge einer kaum abzuweiſenden Reflexion dem immerhin ſtörenden Gedanken Raum gibt, er lobe ſich ſelbſt. Doch das ſind Kleinigkeiten, die nicht einmal den Erfolg der formellen Behandlung in Frage ſtellen und ſelbſtverſtändlich für die Beurtheilung des Inhalts und Werths der Schrift durchaus irrelevant ſind.

Wenden wir uns nun zum Inhalt der vorliegenden Schrift, ſo möchten wir es als ein weſentliches Verdienſt derſelben bezeichnen, daß ſie die verſchiedenen Stadien im Lebensproceſſe des Fauſt ſowol an ſich wie beſonders in ihrem innern Zuſammenhange mit lichtvoller Klarheit darſtellt. Ein zweiter nicht minder wichtiger Vorzug dürfte darin beſtehen, daß der Verfaſſer es ſich hat angelegen ſein laſſen, alle Theile der Dichtung in eine nothwendige, innere Beziehung zu ihrem Helden zu ſetzen. Mehr, ſcheint uns, kann gegenwärtig von einem Bearbeiter des „Fauſt" nicht füglich erwartet werden. Die unterſcheidenden Züge im Charakter deſſelben ſind bereits ziemlich ſcharf, beſtimmt, die Phaſen, welche ſein inneres Leben durchläuft, im Ganzen richtig erkannt worden. Dagegen iſt über die Verbindung und Zuſammengehörigkeit der erſtern, wie in Bezug auf die Uebergänge, welche zwiſchen den letztern ſtattfindet, noch Manches zu ſagen. Ebenſo kann über Zweck und Anlage der Dichtung im Allgemeinen, über die Hauptmomente der dramatiſchen Handlung und die verſchiedenen Stadien ihrer Entwickelung kaum noch ein Zweifel obwalten. Das Ganze und ſeine Bedeutung liegt ziemlich klar vor Augen, aber die innere Cohärenz der einzelnen Theile, ihre Nothwendigkeit an der ihnen angewieſenen Stelle iſt noch keineswegs genügend aufgeklärt. In der einen wie in der andern Rückſicht hat Grün manchen erheblichen Beitrag zum beſſern Verſtändniß der Dichtung geliefert.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man über den Goethe'ſchen „Fauſt" nicht wol ſprechen kann, ohne ſeine Grundlage, die Fauſtſage, in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Auch Grün hat das gefühlt und darum eine einleitende Erörterung vorausgeſchickt, in welcher er ſeine Anſicht über Urſprung und Bedeutung dieſer Nationalſage wie über die Urſachen mittheilt, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die poetiſche Neugeſtaltung derſelben veranlaßten. Wir wollen die betreffende Stelle hier theilweiſe ausheben: „Das 16. Jahrhundert war der Ausgangspunkt einer Wiedergeburt des deutſchen Volks. Der alten Kirchenlehre, die im Widerſpruch mit der philoſophiſchen Grundidee des Chriſtenthums die Natur ſammt den Menſchen jeglichen höhern Werths bar geſprochen, um dieſen ausſchließlich in den über Wolken thronenden Gott zu verlegen; der Lehre, die in allem ſinnlichen Sein nicht die Verkörperung, ſondern das Gegentheil des Geiſtes erblickte; dieſer Kirchenlehre gegenüber fühlte und vertrat es die Gegenwart der ewigen Wahrheit und des Guten in der Welt des Dieſſeits, den unendlichen Geiſt in der Natur, das Göttliche im Menſchen, und heiße Sehnſucht empfand es, dieſen Inhalt aus ſich herauszuſtellen, das Drüben ins Hienieden aufzulöſen, im Endlichen das Unendliche zu ergreifen und den Menſchengeiſt zum Heiligen Geiſte zu verklären. Noch aber fehlte die Unbefangenheit; die Zeit wußte ſich dem ererbten Glauben, daß die reinſte Verkörperung alles Weſenhaften als außerweltlicher Gott im Jenſeits wohne, bei aller Ahnung des Gegentheils nicht zu entziehen. Die Vernunft fühlte ſich erniedrigt von der Vorſtellung des Höchſten als eines Ueberirdiſchen und Uebermenſchlichen und ſah ſich gedrungen, es im Menſchen, in der Erdenwelt aufzuweiſen; der Glaube empfand das als Uebermuth und mahnte an die entſetzlichen Strafen, welche der Empörung gegen die von oben prädeſtinirte Ordnung und Unterordnung vorbehalten ſeien. Von der einen Seite fodert man die Freiheit, im eigenen Geiſte und in dieſer Welt Genüge, Verſöhnung zu ſuchen, und mußte doch andererſeits die Verpflichtung zum Gehorſam gegen Gott und zum aus ſchließlichen Trachten nach dem Ueberirdiſchen anerkennen. Dieſer Widerſpruch beunruhigte immer heftiger, der Fortſchritt erſchien mehr und mehr als ein Schritt auf dem Wege des Böſen. Voll innern Grauens ſtellte man ſich die Entartung Deſſen vor, der ihn conſequent verfolge und, weil er dem Himmel Trotz geboten, zuletzt bei der Hölle ankommen müſſe. Man malte ſich die Vorſtellung als Schreckbild aus, knüpfte ſie unwillkürlich an einen als Teufelsgenoſſen berüchtigten Himmelsſtürmer und — die Fauſtſage war fertig."

Die Sage von Fauſt iſt, wie der Verfaſſer an einer andern Stelle ſagt: „der mit nichts vergleichbare Ausdruck der Wehen, die das Reformationszeitalter bei der ſchweren Geburt unſerer modernen Bildung vom Scheitel bis zur Zehe durchſchütterten". Wir haben in Fauſt ein Product des deutſch-proteſtantiſchen Geiſtes oder vielmehr er iſt dieſer Geiſt ſelbſt, wie er, noch gebunden durch ſeine geſchichtlichen Vorausſetzungen, vor dem gewaltigen Drange ſeiner eigenen Natur zurückbebt und über ſich den Stab bricht, weil er ſich noch nicht kennt. Wir müſſen geſtehen, daß wir die hiſtoriſchen Prämiſſen dieſer Auffaſſung nicht ohne Einſchränkung zugeben, alſo auch ſie ſelbſt nicht unbedingt theilen können. Doch würde die Ausführung unſerer abweichenden Anſicht hier zu weit führen; wir wollen uns nur ein paar kurze Bemerkungen erlauben. Grün hält das Streben des Fauſt oder was er als den Inhalt deſſelben bezeichnet, ohne Zweifel für durchaus berechtigt. Die Tendenz, das Göttliche aus dem Jenſeits in das Dieſſeits hinüberzuführen, es in der Natur wie im Menſchen freithätig zu ergreifen, iſt ihm das treibende Princip wie der im Zeitalter der Reformation hervortretenden Bewegung, ſo auch der auf ihr baſirenden Gegenwart. Wie kommt es nun, daß der Proteſtantismus, in welchem ſich jene Bewegung zuſammenfaßt, ſeinen eigenen ſubſtantiellen Inhalt, wie das doch in der Fauſtſage geſchieht, preisgibt? Aus zwei Gründen antwortet der Verfaſſer. Ein mal war der proteſtirende Geiſt, als er ſich zuerſt regte, über ſein eigentliches Ziel noch nicht im Klaren; daſſelbe machte ſich eben erſt in Form der Ahnung als ein unbeſtimmter Drang geltend. Sodann aber war er ſelbſt noch in der religiöſen Abſtraction befangen, die er aufzuheben beſtimmt iſt. Wir wollen zugeben, daß der Proteſtantismus, wie er ſich in der Reformationszeit und in dem nächſtfolgenden Jahrhundert hiſtoriſch darſtellt, nicht Das iſt, was er eigentlich ſein ſoll. Daß er aber das gerade Gegentheil ſeiner ſelbſt geweſen, [illegible] aus der Deduction des Verfaſſers gefolgert werden [illegible] können wir doch nicht annehmen. Es iſt, ſcheint uns, [illegible] möglich, daß irgendeine geſchichtliche Macht ihren eigenen Inhalt, auch wenn dieſer nur erſt als Ahnung in ihr leb[illegible] iſt, vernichte. Sie kann das wenigſtens nur dann, wenn dieſer Inhalt in einer ihm unangemeſſenen, einſeitigen Form auftritt. Der Verfaſſer darf uns nicht einwenden, der Proteſtantismus verwerfe die im gewöhnlichen Sinne antireligiöſe Richtung des Fauſt, weil er ſelbſt noch religiös ſei. Denn [illegible] ſeiner Anſicht iſt er religiös — das Wort immer nur im vulgären Sinne genommen — nur im Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Die Religioſität iſt ſeine unwahre, negative Seite, und [illegible] kann unſers Erachtens, wenn wir ihr auch eine [illegible] Macht zugeſtehen, nie ſtark genug ſein, die poſitiven [illegible] aufzuheben. Die Sache ſteht, glauben wir, ſo: Iſt der Proteſtantismus Das, wofür der Verfaſſer ihn hält, ſo kann Fauſt — wir ſprechen natürlich nur vom Fauſt der Sage — nicht Das ſein, wofür der Verfaſſer ihn ausgibt; das Ziel [illegible] Strebens muß anders beſtimmt werden. Oder aber: Hat der Verfaſſer das Weſen des Fauſt richtig erklärt, ſo trifft [illegible] Erklärung des „Proteſtantismus — nicht blos des hiſtoriſchen [illegible]

uch des principiellen Proteſtantismus — nicht zu. Sollen
andeuten, was wir ſelbſt über das in Rede ſtehende
iß denken, ſo würden wir ſagen: Die Idee, welche
aſſer dem Proteſtantismus wie dem Helden der Sage
ei, ob mit Recht oder Unrecht — unterlegt, lebt in
nen Form weder in der einen noch in der andern.
teſtantismus erkennt er das an, nicht aber vom Fauſt,
t ſtrenggenommen als ein ziemlich ſchuldloſes Opfer
ſelbſt verleugnenden proteſtantiſchen Geiſtes erſcheint.
r der hiſtoriſche Proteſtantismus noch in der reli=
bſtraction befangen, ſo ſteckte Fauſt in dem ebenſo
Gegenſatze, daher ſein Streben ganz mit Recht
, teufliſch aufgefaßt wurde. Wir glauben, Grün
Fauſt der Sage vom Goethe'ſchen Fauſt nicht ſcharf
ſchieden, über der weſentlichen Einheit beider, die er
betont, ihren Unterſchied zu ſehr zurücktreten laſſen.
kommt noch Eins dazu, was der Verfaſſer auf ſei=
ndpunkte wol ſchwerlich gelten laſſen wird. Wenn
he Volk Fauſt trotz des ſcheinbar edeln Wiſſensdrangs,
eſeelt, der Hölle überantwortet, ſo hat es das rich=
hl, daß er zu jenen Geiſtern gehört, die nicht in das
Sein und Leben aufgehen, ſondern es für ſich uſur-
chten. Freilich verurtheilte es in Fauſt im gewiſſen
ch ſich ſelbſt; denn dieſer in ſeiner letzten Conſequenz
Egoismus der Erkenntniß ſteckt auch in ihm.
ſt ohne Frage ein ſehr richtiger Gedanke, wenn der
zwiſchen dem 18. und 16. Jahrhundert eine innere
ſchaft ſtatuirt und auf dieſe die Wiederaufnahme der
zurückführt. Er ſagt darüber im Anſchluß an
mitgetheilte Stelle: „Das 18. Jahrhundert aber,
rer Stufe in analogen Verhältniſſen lebend, ſah
Schleier des Bildes, erblickte in Fauſt's Gebahren
typ ſeines eigenen Strebens und war ſo zu dem Ver=
ungen, in ihm ſich ſelbſt zu rechtfertigen. Aufgetaucht
ehr das Bewußtſein, daß jene Vorſtellung von einem
ber der Erde, von einem Gott über der Welt zwar
ologiſcher Nothwendigkeit aus dem kindlichen Sinne
er Zeiten hervorgehen mußte, darum aber noch keine
, nur ein Bildniß, ein Gleichniß iſt. Dem 18. Jahr=
iſt die Welt des Dieſſeits Gottes Wohnſitz, und
t kein apartes, für ſich beſtehendes Weſen, ſondern
, die Wahrheit und das Leben von Allem was iſt.
eue Auffaſſung exiſtirte alſo der quälende Widerſpruch
nd nicht, es galt jetzt nur, den Gottesgeiſt im Men=
und voll ins All hinauszuſtrömen, den Geiſt des
und frei in ihn hineinzubilden: freies Leben
Wiſſenſchaft. Wer dieſe Doppelfreiheit unbe=
n Anſpruch nahm, war, wenn auch tauſendfacher
g ausgeſetzt, nicht auf dem Wege zur Hölle, ſondern
Bahn des Heils, der echten Tugend, der wahren
keit. Und ſo drängte es den größten Dichter der
die volle Berechtigung, Nothwendigkeit und Sittlich=
s einſt ſo gefürchteten Standpunktes poetiſch dar=

ſtehen nun am Eingange der Goethe'ſchen Dichtung,
uns aber verſagen, der Exegeſe des Verfaſſers
r Schritt zu folgen. Nur auf einzelne Punkte, deren
ng uns vorzugsweiſe gelungen oder zu neuen Reſul=
hrt zu haben ſcheint, wollen wir noch in aller Kürze
nmachen. Dahin gehört z. B. was über die Wir=
Feſtgeſangs in der Oſternacht bemerkt wird: „Was
nacht Bleibendes in dem Trübſinnigen zurückläßt,
iglich eine Neigung zum Reſigniren und in ihrem
in leiſer, ein geheimer Zug zum Sinnenleben ſein."
h iſt ferner die Schilderung des allmäligen Er=
der Sinnlichkeit in Fauſt und der Nachweis der ver=
Stadien, die der vergebliche Kampf gegen dieſelbe
. Auch die Bemerkung, daß im Charakter des Me=
s, der „die auf Fauſt einſtürmende Verſuchung ver=
tritt", zwei Momente zu unterſcheiden ſind, iſt unſers Erachtens ebenſo intereſſant wie richtig. „Mephiſtopheles iſt (auch) der Inbegriff alles Deſſen, was uns (von außen her) der Sünde zuführt, vertritt alſo auch die geſellſchaftlichen Vorzüge, die ſogenannten glücklichen Verhältniſſe, die die gefährlichſten Gelegenheitsmacher zu ſein pflegen."

Meiſterhaft iſt die Charakteriſtik der vier Studenten in Auerbachs Keller; von beſonderer Wichtigkeit aber für die Compoſition des Ganzen der Nachweis der Bedeutung, welche die Scene in der Herenküche für die Entwickelung des Fauſt hat. Noch gedenken wir der Darſtellung des Kampfes, den der gute und böſe Geiſt in Fauſt führen, bevor er ſich der Sinnlichkeit in die Arme wirft, ſowie der Erörterung des Charakters und der Stellung Valentin's. Ueberraſchend iſt die Erklärung des Kindesmordes, wahrhaft ergreifend die Schilderung der Sterbeſtunde Gretchen's. Schließlich ſei dann noch des Abſchnitts gedacht, in welchem der Verfaſſer die Bedeutung der Walpurgisnacht und ihre Stellung im künſtleriſchen Organismus unſers Dramas auf eine geiſtvolle Weiſe entwickelt.

F. Bröckerhoff.

Ein däniſches lyriſch=epiſches Gedicht.

Des Hirſches Flucht. Aus dem Däniſchen des Chriſtian Winther von Ryno Quehl. Berlin, Decker. 1857. 16. 1 Thlr.

Ryno Quehl, jetzt wie bekannt preußiſcher Generalconſul in Kopenhagen, benutzt ſeine Mußeſtunden in dankenswerther Weiſe dazu, auch die neuere däniſche Poeſie in Deutſchland einzubürgern, nachdem er in ſeiner anziehenden Schrift über Bornholm einen wichtigen Beitrag zur Charakteriſtik des däniſchen Inſellebens gegeben. Er hat den in Ausſicht geſtellten Kreis dichteriſcher Ueberſetzungen mit einem der populärſten neuern däniſchen Gedichte, mit „Des Hirſches Flucht" von Winther, eröffnet, einem Gedicht, das in einem Jahre drei Auflagen erlebt hat und von verſchiedenen däniſchen Componiſten und Malern zu künſtleriſchen Schöpfungen benutzt worden iſt. Auch hat ſich die däniſche Preſſe einſtimmig in anerkennender Weiſe über das Gedicht vernehmen laſſen.

„Des Hirſches Flucht" gehört der Gattung der „poetiſchen Erzählung" an, welche in neueſter Zeit bei faſt allen Nationen ſo beliebt geworden iſt. Da ein großes Nationalepos im Culturleben der Gegenwart kaum Wurzel faſſen kann und ſeine Dimenſionen die Geduld des heutigen Publicums auf eine zu harte Probe ſetzen würden; da auf der andern Seite der Roman mit ſeiner breitausmalenden, alles Détail erſchöpfenden Behäbigkeit dem dichteriſchen Gemüth einen zu geringen, der rhythmiſchen Kunſt gar keinen Spielraum geſtattet: ſo tritt die lyriſch=epiſche Miſchgattung, die poetiſche Erzählung in den Vordergrund, welche im Wechſel von Schilderung und Reflexion der Vielſeitigkeit dichteriſcher Geſtaltung entgegenkommt. Zwar hat ſchon das Alterthum Muſter dieſer Gattung geliefert, z. B. Ovid's „Metamorphoſen"; doch erſt im Mittelalter ſchoß um den Kern der verſchiedenen Sagenkreiſe jene Fülle poetiſcher Erzählungen an, die, wie „Parcival", „Titurel", „Lohengrin", „Triſtan und Iſolde" der modernen Romantik zum Muſter dienten. Unſere Claſſiker ließen, Wieland ausgenommen, dieſe Gattung unbeachtet beiſeiteliegen: Goethe's „Hermann und Dorothea" gehört der ſtrengern Epik an. Die Romantiker verſuchten ſich wol in ihr, aber bei ihrem formloſen Streben überwog die Proſa. Mindeſtens verdient Fouqué's „Undine" den Vorzug vor ſeinen rhythmiſchen und gereimten Gedichten. Erſt Byron's und Shelley's Vorbild brach hier wieder die Bahn faſt für alle europäiſchen Nationen — wir erinnern nur an Puſchkin — und ſeit Jahren wird der deutſche Markt mit poetiſchen Erzählungen überſchwemmt, in denen oft die unbedeutendſten Ereigniſſe einen lyriſchen Pfauenſchweif ſchlagen müſſen, von deſſen Farbenpracht man geblendet wird. Daß

auch die Dänen auf dieſem Gebiete nicht zurückbleiben, beweiſt das vorliegende Gedicht.

Wir befinden uns hier mitten im Zauberkreiſe der Romantik. Königsſchlöſſer, Burgen am Meer, Klöſter, Waldeinſamkeit, Felſenſchluchten, heidniſche Götterlempel bilden die Scenerie; Fürſten, Ritter, Klausner, Zauberinnen, fahrende Sänger ſind die handelnden Perſonen. Das Gedicht beginnt mit dem „Hirſchritt" und führt uns ſo in medias res. Der junge Ritter Strange liebt das Hoffräulein Ellen:

Im Gurver Roſengarten
Stand an des Raſens Saum
Ein Kronhirſch angebunden
An einem Lindenbaum.
Dorthin ſind oftmals Beide
In dunkler Nacht geeilt;
Es hat dort ihr Geheimniß
Freundlich der Hirſch getheilt.

Dies Liebesverhältniß wird von Doritt, der Geliebten des Königs Erich, welche ſich an Strange für unerwiderte Liebe zu rächen ſucht, dem König verrathen, der zur Strafe den Ritter auf einen Hirſch binden läßt. Mit der Beſchreibung dieſer Mazeppatour auf dem Kronhirſch beginnt das Gedicht. Fräulein Ellen wird inzwiſchen auf dem verfallenen Schloſſe ihres Vaters eingeſperrt. Die den König verzaubernde Doritt mit ihren „abgrunddunkeln Augen" iſt eine Art weiblicher Merlin, eine Tochter Lucifer's und der Jungfrau, auf der Inſel Rügen von ihrer Mutter und einem teufliſchen Heidengotte erzeugt. Dieſer myſtiſche Vorgang wird mit einem Aufwande glühender Phantaſie geſchildert; doch ſchildert der Dichter das Dämoniſche mehr in äußerlicher Art, ohne in ſeine geiſtigen Tiefen hinabzuſteigen. Die magiſche Kraft der ſchönen Doritt iſt ebenfalls ſehr äußerlicher Art; ſie trägt eine kleine ganz goldene Schlange im linken Ohr, welche ihr denſelben Dienſt leiſtet, wie dem Philiſterbeſieger Simſon ſein kräftiger Haarwuchs. Als dem Herzen des Mädchens ein Eulenherz aufgelegt, als ihr die goldene Schlange geraubt und in den Teich geworfen worden iſt, da iſt ihr Zauber gebrochen. Die romanhafte Entwickelung des Gedichts geht nun darauf hinaus, daß durch eine Erkennungsſcene mittels eines goldenen Kreuzes die ſchöne Ellen ihren Vater wiederfindet, indem ihm die Unſchuld ihrer Mutter bewieſen wird, an der er zu zweifeln ein Recht hatte. Da dies goldene Kreuz ebenfalls um dem Hals des Kronhirſches hängt, auf welchen der Ritter Strange gebunden war, ſo iſt dieſer Zwanzigender nicht blos das Marterinſtrument des Delinquenten, ſondern auch der Deus ex machina, welcher den verſchlungenen Knoten glücklich löſt. Denn daß Ritter Strange die Hand der ſchönen Ellen erhält, bedarf weiter keiner Erwähnung.

Daß die Compoſition des Gedichts keine künſtleriſch maßvollen Verhältniſſe, keinen organiſchen Einheitspunkt hat, um den ſich Alles gliedert, ſondern ſich in einem Reichthum von Epiſoden ergeht, von denen einige ins allzu Joviale und Triviale verfallen, das beweiſt nur das Ueberwiegen der lebhaften Phantaſie des Verfaſſers über ſeinen künſtleriſchen Takt, obwol es ſich mit dem Mangel an Rhythmik, der alle romantiſchen Dichtungen charakteriſirt, entſchuldigen läßt. Dagegen iſt nicht zu verkennen, daß die Vertheilung von Licht und Schatten glücklich durchgeführt, der maleriſche Effect der Compoſition glücklich erreicht iſt, daß ſowol die lyriſche Heiterkeit des Liedes wie der Ernſt der tragiſchen und rührenden Situation zu ihrem vollen Rechte kommt; daß die Charaktere mit ſichern und feſten Umriſſen und mit naiver Haltung vor uns hintreten, wenn auch ihre Ausführung mehr lyriſch als epiſch iſt. Einzelne Schilderungen zeugen von einer lebendigen Verſenkung in das Naturleben, in die landſchaftliche Idylle oder von ſchwunghafter Darſtellungskraft. Wir begrüßen in dem Dichter ein anmuthiges Talent, das beſonders in der Lovelyfärbung glücklich iſt, aber auch den Ton höherer Stimmung zu treffen weiß. Sein dichteriſcher Stil iſt ohne Kühnheit und überraſchende Neuheit, aber im Ganzen einfach und g
und von einem Fluſſe, den die gewandte Ueberſetz
ders in der zweiten Hälfte auf das glücklichſte
Der Vers iſt eine modificirte Nibelungenſtrophe mit
ſchen Licenzen, welche der Ueberſetzer, dem Original
noch ermäßigt hat.

Als Probe der dichteriſchen Sprache des Ori
der Ueberſetzung führen wir folgende Strophen an:

Wenn blauer Sommerhimmel
Bleigrau Gewölk verdeckt,
Wenn Meereswogen ruhen
Und Buchen wie erſchreckt
Lautlos im Walde ſtehen,
Und wenn Waldmeiſters Duft
Berauſchend wie der Weindampf
Noch würzt die ſchwere Luft —

Dann zähmt der Staar die Zunge,
Der Kibitz ſchreit nur matt,
Die Kröte nimmt zum Obdach
Der Klette breites Blatt;
Der Fuchs aus ſich'rer Höhle
Schickt Späherblicke aus,
Die Spinne rollt zum Balken
Aus dem gewebten Haus.

Im hohen Königsſchloſſe,
Im Winkel wie im Saal,
Droht jetzt ein gleiches Wetter
Mit ſeinem tück'ſchen Strahl,
Umdüſtert die Gedanken
Und macht die Herzen bang,
Der Athemzug wird kürzer,
Die Zeit wird doppelt lang.

Mit wicht'gen ſcheuen Blicken
Auf den Treppen, im Flur,
Geht jetzt das Hofgeſinde
Auf Zehenſpitzen nur.
In Küche wie im Keller
Niemand mehr reden will,
Und ſelbſt im Burggemache
Iſt es nun grabesſtill.

Nur Erich's Schritt dort dröhnend
Den Ritterſaal durchmaß;
Sein Hut mit weißen Federn
Schief auf dem Haupt ihm ſaß;
Matt war ſein Blick, ſein Antlitz
Weiß wie die kalk'ne Wand,
Es hielt den Bart, den buſch'gen,
Umfaßt die rechte Hand.

Und ſeltſame Beklemmung,
Den König überfiel,
Ein Sehnen — blieb verborgen
Ihm auch der Sehnſucht Ziel.
Sein Herz war ihm ſo öde,
So leer wie Scheunen ſind,
Wenn durch die grünen Aehren
Noch ſtreift der Sommerwind.

Er fühlt ſich ſo verlaſſen,
So arm in ſeiner Pracht;
Sein Sinn, gleich einer Jolle
Im Meer, bei finſt'rer Nacht,
Treibt in der Seele Dunkel;
Vergang'nes Misgeſchick
Wie Blitz auf Blitz dann zeigte
Sich ſeinem innern Blick.

Wir haben dieſe Stelle ausgewählt, weil ſie ein
derreichſten iſt, wenn auch der Dichter in ſeinen Bild

ner die höhere pſychologiſche Haltung wahrt. Die Leerheit Herzens mit der Leerheit einer Scheuer zu vergleichen, das ört doch einer allzu naiven Darſtellungsweiſe an.

Wir haben die Kritik des Gedichts sine ira et studio chrieben, obwol das ſtarre Dänenthum des Dichters keine legenheit vorübergehen läßt, ſich Holſtein und den Deutſchen jenüber in eine Fechterpoſitur à la Alfred de Muſſet zu ſetzen:

> Denn ſüdlich vor der Eider
> Lag ewig auf der Lau'r,
> Der Lindwurm, ſich zu wälzen
> Ueber Danevirks Mau'r.
> Mit ihm hat er geſtritten,
> Der lechzt nach ſeinem Blut —
> Nie waren Holſteins Grafen
> Dem Dänenvolke gut.

Ohne näher zu unterſuchen, inwieweit ſie dazu Veranlaſ- ung hatten, ohne auf jenen hämiſchen Ausfall Rückſicht zu ehmen, in welchem der Dichter ſeine junge Here Doritt ſich it der „ſchwarzrothgelben Farbe" ſchmücken läßt, wünſchten wir ır der Phantaſie des Dichters einen höhern Schwung und nem Patriotismus einen minder engherzigen Horizont — die utſche Kritik hat zu viel nationalen Stolz, um ſich zur oſaiſchen Erwiderung ſolcher poetiſchen Ausfälle zu er- drigen.

Rudolf Gottſchall.

Das literariſche Proletariat.

Die urſprünglich von Arnold Schloenbach begründeten üddeutſchen Blätter für Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft" anheim, Redaction und Verlag von Georg Friſch und Heinrich Grefe), die im Ganzen recht nobeln Zielpunkten zuſtreben manchen intereſſanten Aufſatz brachten, enthielten in . 37 eine kurze Betrachtung über das „literariſche Prole- tariat", über die wir einige Bemerkungen zu machen haben. wird darin allerdings anerkannt, „daß auf dem literariſchen d wie ſonſt nirgends manches tüchtige und vielverheißende reben ſein Lebenlang ohne Aufmunterung, manches hohe und e Verdienſt ohne Lohn bleibt; allein das liegt eben (heißt weiter) in der Natur der Sache, weil das ewig Wahre, g Gute, ewig Schöne, wie es mit neuer Urſprünglichkeit einem hellen Kopfe und warmen Herzen hervorſtrömt, er oft erſt ſpät erkannt und gewürdigt wird. Selten legt n einem großen Manne während ſeines Lebens ſchon den ber auf das Haupt, und die meiſten derjenigen Dichter Schriftſteller, die während ihres Lebens ſchon mit Titeln Orden geſchmückt werden und ſich ſelbſt für groß halten, rleben gewöhnlich ihren Ruhm oder ſind doch nach ihrem de bald vergeſſen. Wer aber für eine hohe Idee ſeines ens, für ſeinen innern Genius des Lebens äußere Annehm- keiten nicht zu opfern, wer mit der Ungunſt des Schickſals nicht zu vertragen vermag, wer nicht ohne Murren ſein ot in Thränen eſſen kann, der werfe die Feder weit von weg und ſehe ſich nach einem andern redlichen Erwerb ." Das iſt allerdings in einſeitiger Richtung ganz wahr; nn aber damit, wie auch aus dem weitern Verlauf der trachtung hervorzugehen ſcheint, geſagt ſein ſoll, es ſei ge- ermaßen ein ehrenvolles Vorrecht der Schriftſteller, ihr Brot Thränen zu eſſen und nicht nach Verdienſt belohnt zu wer- , ein Vorrecht, das man in alle Ewigkeiten aufrechtzu- alten ſuchen müſſe, ſo iſt dies eitel Gerede, welches uns an odor von Küſtner's treffenden Ausſpruch erinnert: „Haben nige ſagen wollen, daß Armuth und Dürftigkeit beſſere Werke Dichtkunſt hervorbringen als Wohlſtand, ſo ſind dies leere antaſien und barocke Behauptungen, die es wol verdienten, ſie an dem Urheber derſelben, wenn er Talent hätte, er- bt würden." Es liegt auch vielleicht einige Wahrheit in weitern Bemerkung der „Süddeutſchen Blätter", daß es unſern Tagen zu den Ausnahmen gehöre, „wenn wirk- lich geiſtige, ſtrebſame und fleißige Kraft verhungere und ver- kümmere oder ihren Unterhalt wie Spinoza auf unwürdige Weiſe verdienen müßte". Doch ſind dieſe Ausnahmen auch heutzutage noch nicht ſo gar ſelten, daß das Gegentheil davon als Regel angeſehen werden dürfte, und wol niemals ſchützt auch der eiſernſte Fleiß den Schriftſteller vor dem beklagens- werthen Looſe, in langwierigen Krankheitsfällen, in höherm Lebensalter u. ſ. w. dem Elend oder mit ihrer Familie der demüthigenden und ärmlichen Privathülfe oder Gemeindewohl- thätigkeit zur Laſt zu fallen.*) Es iſt freilich Geſchmackſache, in einer Zeit wie der unſrigen, wo der Werth des Menſchen mehr als je nach ſeiner äußern Lage beurtheilt und die „pauvreté" als ein Verbrechen und Brandmal betrachtet wird, im Dienſt der geiſtigen Arbeit zu darben und ſich über die mancherlei drückenden Demüthigungen, denen eine ſolche Lage ausſetzt, wie über eine natürliche Schickung mit dem Bewußt- ſein innern Werths zu tröſten; wir unſererſeits halten es für eine Ehrenſache der Nation und der Bildung überhaupt, das Ihrige ſoviel an ihr liegt dazu beizutragen, daß man künftig in den Annalen der Literatur nicht mehr ſo häufig wie bisher von verkümmerten und in Elend und Jammer untergegangenen Dichtern und Schriftſtellern leſe. Wunderbar! Die deutſchen Schriftſteller finden es ganz in der Ordnung, wenn hervorra- gende Maler, Bildhauer und Baukünſtler mit Reichthümern überſchüttet werden, ſie tragen durch überſchwänglich lobhudelnde Artikel dazu bei, daß kunſtreiſende Schauſpieler und Virtuoſen ihren Säckel füllen, fürſtlichen Aufwand machen, ſich Villen bauen u. ſ. w.; nur für ſich ſelbſt nehmen ſie es als eine Art Ehre in Anſpruch, ihr Daſein in einer wenigſtens im Auge der Welt wenig ehrenvollen Lage hinzuſchleppen, nur unter- einander misgönnen ſie oder untergraben wol auch die Bedin- gungen zu einer auch äußerlich befriedigten Exiſtenz!

H. M.

Notizen.

„Hiob's drei Freunde."

Nicht um uns an dieſer Stelle in die religiöſe Contro- verſe unſerer Tage einzulaſſen, ſondern weil ſie uns nament- lich auch in ſtiliſtiſcher Hinſicht bedeutend erſcheint, erwähnen wir hier die Schrift: „Hiob's drei Freunde oder Bunſen, Stahl und Prälat Ritter als Helfer der leidenden Chriſtenheit. Chri- ſtus — König die Loſung der Zukunft. Von IJHJEL" (Hamburg, Nolte und Köhler, 1857). Die Schrift beſteht aus drei Aufſätzen, deren einer über Bunſen handelt, den der Verfaſſer im Weſentlichen gegen Stahl in Schutz nimmt; denn Bunſen habe ein Wort zur rechten Zeit geſprochen, und daß ein ſolches Wort endlich geſprochen werden könne, ſei „eine höchſte Wohlthat des Allmächtigen". Von ſeinem Standpunkt tadelt der Verfaſſer Bunſen nur wegen ſeiner „nicht ſchrift- gemäßen Neigung, den Menſchen wie er iſt, nicht wie er erſt

*) Auch die Ausſchreitungen, die ſich manche Schriftſteller und Dichter zu Aufregungs- oder Beſchwichtigungszwecken zuſchulden kom- men ließen, hatten zum Theil wenigſtens ihren Grund in ihrer un- geſicherten, wechſelvollen Lage, deren trüben und verdüſternden Ein- drücken ſie entrinnen wollten. Seitdem die Schauſpieler reichlich, oft nur zu reichlich bezahlt und zum Theil für die Dauer ſichergeſtellt ſind, haben ſie ſich mehr und mehr an ein bürgerlich ſolides Leben gewöhnt; ob ſie deshalb genialere Künſtler ſind als die frühern, möchte freilich zu bezweifeln ſein. Auch unter den jetzt ſehr ernüchterten Schriftſtellern macht ſich eine ähnliche Wendung bemerkbar, ſeit die meiſten derſelben eine feſte Stellung und regelmäßige Beſchäfti- gung an Blättern und Zeitungen einer ungeregelten literariſchen Thä- tigkeit vorgezogen haben. Hierzu kommt freilich auch der allgemeine Charakter unſerer für geniale Ausſchreitungen wenig geſtimmten, mehr proſaiſchen und berechnenden Zeit, der auch auf Leben und Schaffen der Künſtler, Dichter und Schriftſteller nicht ohne Einfluß bleiben konnte.

durch Chriſtus wird, das Ebenbild Gottes zu nennen“, und wegen der Auffoderung, „an Gott, Chriſtus und die Menſchheit zu glauben“. Dieſe Anſicht laſſen wir hier auf ſich beruhen. Der zweite Aufſatz iſt eine energiſche und wie es uns ſcheint auf gründlichen Kenntniſſen beruhende Zurechtweiſung Stahl's, der dritte eine kräftige Polemik gegen den Prälaten Ritter als Vorkämpfer der Anſprüche der römiſchen Kirche. Eine unleugbare Thatſache iſt, daß die Richtung, welcher der Verfaſſer angehört, eine bedeutende zu werden und dem das gemeindliche und innere Leben zerſtörenden Kirchenthum empfindliche Stöße zu verſetzen beginnt. Dieſe Macht ſchreibt ſich zum Theil daher, daß die Vertreter dieſer Richtung ſich nicht ſcheuen, die innerſten Schäden der Geſellſchaft bloßzulegen und nach oben und unten, Conſiſtorialräthen und noch Höhergeſtellten die Wahrheit zu ſagen, und zwar in einer beredten Sprache, wie ſie lange nicht auf dieſem Gebiete vernommen worden iſt. „Iſt Herr Stahl“, ſagt der Verfaſſer, „wirklich der Meinung, daß die Zeit keine durchgreifenden Maßregeln fodert? Iſt es nicht wahr, daß in allen Städten der Chriſtenheit Tempel dem Mammon und der Aſtarte errichtet ſind? Schickt nicht jeder Tag und jede Nacht ihre Millionen in die Höhlen, wo man den Weltgötzen, der Fleiſchesluſt, der Augenluſt und dem hoffärtigen Leben fröhnt? Werden nicht zahlloſe Opfer und alle Jahre mehr dem Moloch der Unmäßigkeit gebracht? Iſt es nicht bekannt, daß Myriaden von Armen ihr Leben unter den Juggernaut-Rädern des faulen ſocialen Syſtems aushauchen? Weiß man nicht, daß mit jedem Jahre das Verhältniß der Seelenzahl zu den Kirchen und Dienern der Religion ungleicher wird, daß die Zahl der Verwahrloſten immer zunimmt und der Halt der Religion immer ſchwächer wird bei der großen Maſſe von Denen, die doch unſer Fleiſch und Blut und was mehr ſagen will Chriſti Brüder ſind? ... Sieht man nicht ganze Völker auf dem Altar der politiſchen Uebereinkunft traditioneller Grundſätze aufgeopfert? Vollzieht Chriſtus ſeinen Beruf, den Armen, Unterdrückten ein Helfer zu werden? ... Kann man umhin, wahrzunehmen, daß ſich die Boten des Evangeliums ſcheuen, die empfindlichen Stellen der Geſellſchaft zu berühren und ſich in dogmatiſchen wie altvetteliſche Fabeln klingenden Phraſen bewegen, die das Gewiſſen nie treffen noch ſtacheln? ... Wer geräth nicht in Erſtaunen vor den alle Tage von neuem auftauchenden Beweiſen, wie ſich das ganze Gemeinweſen hinundherwirft, gleich einem ſchwer Kranken?“ In ähnlichen gewichtigen Fragen fährt der pſeudonyme Verfaſſer noch eine gute Weile fort, während er ſich im Schlußwort zu einer wirklich bibliſchen Schwunge erhebt. Ob nun der kranke Hiob bei dieſem ſeinem neuen Freunde beſſer berathen ſein wird, als bei ſeinen alten, muß man freilich abwarten. Jedenfalls würde eine ſolche Sprache, wenn ſie allgemein von den Kanzeln ertönte, den Kirchen mehr Beſucher zuwenden; denn man erſchrickt in der That, wenn der Verfaſſer gelegentlich anführt, daß es unter den mehr als 400,000 Einwohnern Berlins nur 20,000 Kirchengänger gibt.

„Het groote dietsche Vaderland.“

So heißt eine Dichtung des Belgiers Rolet de Brauwere van Steeland, die in deutſcher Ueberſetzung von J. M. Dautzenberg unter dem Titel „Das große deutſche Vaterland“ jüngſt in Brüſſel erſchienen iſt. Ueber dieſe merkwürdige, das deutſche Vaterland im weiteſten Sinne faſſende und in kraftvollen Klängen feiernde Dichtung berichtet Luiſe von Ploennies, eine Frau mit männlichem deutſch-patriotiſchem Geiſte, in Nr. 101 des „Magazin für die Literatur des Auslandes“, und nimmt davon unter Anderm Gelegenheit zu der Bemerkung: „Die vlämiſche Bewegung, die der geniale Willems 1820 durch ſein begeiſtertes Lied «Aen de Belgen» erweckt hat, iſt nicht erloſchen; ſie entwickelt ſich vielmehr ruhig und ſicher und vielverſprechend aus dem Herzen des Volks, dem die Dichter zum Organ dienen. Einen neuen erfreulichen Beweis dafür bringt uns die vorliegende Dichtung.“ Daß die Vorkämpfer der vlämiſchen Bewegung auch in den jüngſten Jahren nicht müßi
ren, bewies unter Anderm auch der kräftige Proteſt, w
das in Brüſſel ſeßhafte Centralcomité der Vläminger am
vember 1855 an den belgiſchen Juſtizminiſter richtete, n
der belgiſche „Moniteur“ ſich dazu hergegeben hatte, ein
tikel des pariſer „Moniteur“ wiederabzudrucken, worin d
hauptung aufgeſtellt war, daß Frankreich und Belgien
Urſprung, Sprache, Sitten und Intereſſen Schweſtern
das beweiſt der auf den 17. September d. J. angeſetzte C
vlämiſcher Lehrer zu Mecheln, um zu berathen, auf w
Wege dem Unterricht der vlämiſchen Sprache in Volks
eine größere Ausdehnung und geſundere Richtung zu ge
Es thut wohl dergleichen regiſtriren zu dürfen in eine
wo die pariſer officiellen wie nichtofficiellen Journaliſten
blos den Belgiern, ſondern ſelbſt ſchon den Elſaſſern ve
wollen, deutſch zu ſchreiben und mithin deutſch zu denke
der zweiten Strophe ſeiner Dichtung, um auf dieſe wied
rückzukommen, weiſt Rolet darauf hin, daß die deutſche Sp
obgleich in drei verſchiedenen Lauten: hoch-, platt- und
deutſch ſich kundgebend, doch einig nach demſelben Ziele
und klingen müſſe, und er fährt dann fort:

Fromm ſteige ſie zum Herrn empor,
Sie ſäuſ'le Liebe will'gem Ohr,
Sie ſchrecke weg des Laſters Chor!
Verſtumme, wälſcher Ton und Tand,
Im großen deutſchen Vaterland!

Möge dieſer ſchöne Refrain vom „großen deutſchen Vater
in Deutſchland ſelbſt wiederklingen; denn an den Grenze
in der Mitte Deutſchlands gibt es nur zu Viele, welche be
ſem Mahnruf des Belgiers ſchamroth zu werden Urſache h

Ein napoleoniſcher Katechismus vom Jahre 18

Leider nicht wenige Deutſche jüngerer Generation ſch
es faſt ihren Vätern zu verdenken, daß ſie Blut und
opferten, um den deutſchen Boden von den Scharen und
fecten Napoleon's reinzufegen. Mögen ſie nachleſen,
Gerd Eilers in dem zweiten Bande ſeiner ſo inhaltreichen
intereſſanten Schrift „Meine Wanderung durchs Leben“
die Beſtrebungen der franzöſiſchen Behörden, in den in
zöſiſche Departements verwandelten Rheinprovinzen de
Sprache und Geſinnung „womöglich im Mutterleibe z
ſticken“, S. 26 und 27 berichtet. Die Schulſprache ſollt
franzöſiſche ſein, die Schüler ſollten nach franzöſiſchen Schulbü
Griechiſch und Lateiniſch, Geſchichte und Mathematik le
und ihrem Gedächtniß möglichſt tief einen Katechismus ei
gen, in welchem folgende Fragen und Antworten vorkom
„Frage: Warum ſind wir ſchuldig, dieſe Pflichten gegen
ſern Kaiſer zu erfüllen? Antwort: Erſtens, weil Gott,
die Staaten errichtet und nach ſeinem Wohlgefallen auſth
unſern Kaiſer ſowol im Frieden als in Kriegszeiten reich
begnadigt, ihn zu unſerm Oberhaupte eingeſetzt und zum
ner ſeiner Macht, ja zu ſeinem Bilde auf Erden (!) aufgeſtellt
Wenn wir alſo den Kaiſer ehren und ihm dienen, ſo
und dienen wir Gott ſelbſt. Frage: Gibt es nicht beſon
Beweggründe, welche unſere Ergebenheit gegen unſern Ka
Napoleon I., noch um Vieles verſtärken ſollen? Antwort:
denn er iſt Derjenige, den Gott der Herr unter den ſchwierig
Umſtänden erweckt hat, die öffentliche Ausübung der he
Religion unſerer Väter wiederherzuſtellen und der Beſch
derſelben zu ſein.... Frage: Was ſoll man von Denjen
halten, die gegen unſern Kaiſer treulos handeln? Antw
Sie machen ſich nach der Lehre des heiligen Apoſtels Pa
der ewigen Verdammniß ſchuldig.“ Dieſer ſaubere Kate
mus, der wol läſterlicher als irgendein zu ähnlichem Z
in Rußland eingeführter die Perſon des Kaiſers mit Gott
identificirt, iſt 1809 in Trier gedruckt „zum Gebrauch
Kirchen des franzöſiſchen Reichs“. Wir wollen nicht wünſ
daß die Kryptonapoleoniſten in Deutſchland jemals eine

dieſes Katechismus erleben und genöthigt ſein ſoll-
swendigzulernen; aber eine gerechte Strafe würde
in. H. M.

Bibliographie.

ebeck, E. v. dem, Ferdinand Herzog zu Braun-
) Lüneburg während des ſiebenjährigen Krieges. Aus
und preußiſchen Archiven geſammelt und herausge-
)ei Bände. Hannover, Helwing. Gr. 8. 5 Thlr.
J., Segen und Fluch. Eine wahre Geſchichte dem
Volke gewidmet. Langenſalza, Schulbuchhandlung
ger Leſe-Vereins. 8. 12 Ngr.
g, T., Ein Bild der Zeit. Leipzig, O. Wigand.
. 24 Ngr.
)ld, F., Ungereimte Lieder und Gedichte. Franken-
3. Gr. 16. 25 Ngr.
n. Ein poetiſches Familienbuch. Herausgegeben
Frankl. Wien, Zamarski. 1855. Gr. 8.
Ngr.
F. A., Ruth, lyriſches Drama in zwei Handlun-
nem Vorſpiele: Der Tod Simſon's. Schwerin,
Schloepke. 16. 20 Ngr.
Rädchen aus der Fremde. Lieder-Album aus des
)ichtergarten. Sondershauſen, Reuſe. 16. 22½ Ngr.
), P. A., Der Pangermanismus. Eine Schrift
land und die nordiſchen Reiche gegen den däniſchen
smus und das Ruſſenthum. Aus dem Norwegi-
iit Anmerkungen. Hamburg, Hoffmann u. Campe.
.
ıger, E. M., Geſchichte des däniſchen Hofs von
. bis Friedrich VII. 4ter Band. Hamburg, Hoff-
ımpe. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
ı, J., Engadin. Zeichnungen aus der Natur und
:ben eines unbekannten Alpenlandes. St.-Gallen,
Zollikofer. 16. 24 Ngr.
er, W., Die Bürgſchaft. Eine germdniſtiſche Ab-
Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 24 Ngr.
z, G. v., Geſchichte des franzöſiſchen Calvinismus
ıtionalverſammlung im Jahre 1789. Zum Theil
riftlichen Quellen. 1ſter Band. — A. u. d. T.:
:s franzöſiſchen Calvinismus in ſeiner Blüthe. Bis
ıde ven Amboiſe im Jahre 1560. Gotha, F. A.
ır. 8. 4 Thlr.
ana, M. J., Lebensbeſchreibungen berühmter Spa-
ßt durch W. Grafen von Baudiſſin. Berlin,
Gr. 8. 3 Thlr.
I., Wanderungen eines Zeitgenoſſen auf dem Ge-
ik. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe.

r, A., Der heiligen Liebe natürliches Licht und
Kraft. Augsburg, Rieger. 12. 15 Ngr.
berg, J., Ein Herbſt in Wales. Land und
)en und Lieder. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr.

t, F., Die Weisheit des Brahmanen. Ein Lehr-
Auflage. Leipzig, Hirzel. 8. 2 Thlr.
t, L. J., Ein Büchlein von der Kirche. Jena,
. 8. 1 Thlr.
r, E., Sophonisbe. Trauerſpiel in 5 Acten. Go-
ıann. 18. 15 Ngr.
ges, G., Der Rheinstrom. Ein Beitrag zur
ler Geschichte, Handelsstatistik und Gesetz-
Rheins, nebst der Rheinschifffahrts-Acte vom
331 sammt allen ihren Supplementar-Artikeln,
ėn, ihren wichtigsten Regulativen und Instructio-
:, v. Zabern. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.
d aus Schwarzenberg, X., Christliche Religionsphilosophie in drei Büchern. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schubart, F., Erfurt im Jahre 1848. Volksbewegung und Preußentreue. Nach eigenen Erlebniſſen und authentiſchen Mittheilungen geſchildert. Erfurt. 12. 15 Ngr.

Schulze, Zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig 1813 und den zweiten Krieg 1815. Seinen Kameraden und Freunden gewidmet. Neurode, Fiſcher. 8. 1½ Ngr.

Schwerin, Franziska Gräfin, Sonntagsblätter. Breslau, Kern. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Sirt, C. H., Paul Eber. Ein Stück Wittenberger Lebens aus den Jahren 1532 bis 1569. Ansbach, Seybold. Gr. 8. 12 Ngr.

Sprichwörter und ihre Weisheitslehren in Fabeln, Mährchen, Erzählungen. Mit 13 Bildern von Köpper. Berlin, A. Sala. 16. 15 Ngr.

Der Staatshämorrhoidarius. Von F. P. München, Braun u. Schneider. Gr. 4. 15 Ngr.

Stichart, F. O., Galerie der ſächſiſchen Fürſtinnen. Biographiſche Skizzen ſämmtlicher Ahnfrauen des Königlichen Hauſes Sachſen. Quellengemäß dargeſtellt. Leipzig, C. F. Fleiſcher. 8. 2 Thlr.

Tomaſchek, K., Schiller und Kant. 1ſte Abhandlung. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Geſangbuchsſache im Königreich Hannover mit beſonderer Beziehung auf das Fürſtenthum Osnabrück. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 4 Ngr.

Groß, Freiherr von, Eine Brandſtifterin. Rechtfertigung der gegen Johanne Begeholdt aus Oberheldrungen wegen vorſätzlicher Brandſtiftung durch das Schwurgericht zu Eiſenach am 10. December 1856 ausgeſprochenen Verurtheilung, gegenüber den Bedenken des Herrn Pfarrer Gräſer. Nebſt drei Beilagen. Eiſenach, Baerecke. Gr. 8. 6 Ngr.

Heilbutt, E. M., Denkſchrift über die nach auswärtiger Requiſition, auf Verfügung des Holſteiniſchen Miniſteriums, am 1. Februar 1857 erfolgte polizeiliche Beſchlagnahme des Verlagswerks: Geſchichte des Rabbi Jeſchua ben Joſzef hanootzri, genannt Jeſus Chriſtus, zur Begründung meiner Beſchwerde über das Miniſterium, eingereicht bei der Holſteiniſchen Ständeverſammlung, im Auguſt 1857. Hamburg, Rüter. 8. 5 Ngr.

Hermann, D., Ein Beitrag zur Prüfung der evangeliſchen Allianz mit beſonderer Rückſicht auf eine Eingabe der evangeliſchen Allianz an Se. Maj. den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Stuttgart, S. G. Lieſching. Lex.-8. 8 Ngr.

Luger, F., Das Lübeckiſche Schullehrerſeminar nach ſeiner Entſtehung und ſeinem 50jährigen Beſtande. Ein Vortrag gehalten bei der Jubelfeier der Anſtalt. Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 5 Ngr.

Rudelbach, A. G., Die Zeichen der Zeit innerhalb der evangelisch-lutherischen Kirche, namentlich auf dem Lehrgebiete derselben. Ein Conferenz-Vortrag gehalten in Leipzig. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 6 Ngr.

Tholuck, A., Predigt am Jahresfeſte der Reformation und des Guſtav-Adolphvereins zu Hamburg gehalten. Halle. 1856. Gr. 8. 4 Ngr.

Wollheim da Fonſeca, Chevalier A. E., Die Moldau und Wallachei, oder: l'Union ne fait pas la force. Ein Beitrag zur Beleuchtung der Donaufürſtenthümerfrage. Hamburg, F. Schuberth. Lex.-8. 8 Ngr.

Zur Coburg-Gothaer Unionsſache. Inhalt: 1) Bericht der Majorität der Verfaſſungs-Commiſſion, die Vereinigung der Herzogthümer Coburg und Gotha betreffend. 2) Rede des Landtagsabgeordneten Oberländer in der Sitzung vom 1. Auguſt 1857. Coburg, Riemann. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Dramatiſche Werke.

Erſter Band bis neunten Bandes erſte Abtheilung. 8.

Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatſcheff. Das Urbild des Tartuffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acoſta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. Der Königsleutenant. — VIII. Ottfried. Fremdes Glück. Lenz und Söhne. — IX. 1. Lorber und Myrte.

Einzeln ſind in beſonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.
Werner oder Herz und Welt. Schauſpiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.
Patkul. Ein politiſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 25 Ngr.
Die Schule der Reichen. Schauſpiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 25 Ngr.
Ein weißes Blatt. Schauſpiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.
Zopf und Schwert. Hiſtoriſches Luſtſpiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.
Der dreizehnte November. Dramatiſches Seelengemälde in drei Aufzügen. **Zweite** Auflage. 20 Ngr.
Uriel Acoſta. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. **Zweite** Auflage. 1 Thlr.
Liesli. Ein Volkstrauerſpiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reiſſiger. 25 Ngr.
Der Königsleutenant. Luſtſpiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.
Ottfried. Schauſpiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorſpielſcherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.
Lenz und Söhne oder Die Komödie der Beſſerungen. Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 25 Ngr.
Lorber und Myrte. Hiſtoriſches Charakterbild in drei Aufzügen. 20 Ngr.

Außerdem erſchienen in **Miniatur-Ausgabe:**

Uriel Acoſta. Trauerſpiel. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.
Zopf und Schwert. Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Im Verlage des **Oeſterreichiſchen Lloyd** in Trieſt erſchien ſoeben:

Venedig.

Hiſtoriſch = topographiſch = artiſtiſches Reiſehandbuch.

Herausgegeben vom Oeſterreichiſchen Lloyd in Trieſt.

Mit 12 Anſichten und 1 Stadtplan in Stahlſtich.

Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Gebunden. Preis $1\frac{1}{3}$ Thlr., oder 2 Fl. C.-M.

Im Verlage des Unterzeichneten erſchien ſoeben un
jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Revolution in China, in ihrer E
ihrer politiſchen und religiöſen Bedeutung
bisherigen Verlauf nebſt Darſtellung des auf
Grundlage beruhenden Religionsſyſtems d
genten. Nach Meadows bearbeitet von
mark. Mit einer Karte von China. Kl.
Preis $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Ueber jenen großen Aufſtand, welcher das
Reich ſeit mehren Jahren erſchüttert, und da
der ganzen gebildeten Welt in mehrfacher Beziehu
ſpruch nimmt, ſeine Bedeutung, ſeine leitenden Perſ
und ſeinen bisherigen Verlauf gibt uns das obige
führlichere Mittheilungen, als die dürftigen Berichte
preſſe es vermochten. Auf die Partien des We
das ſich an das Chriſtenthum anlehnende Religion
Inſurgenten behandeln, möchten wir beſonders di
ſamkeit aller Derjenigen lenken, die ſich für chriſtli
nen in fremden Welttheilen intereſſiren.

Die Kölniſche Zeitung bezeichnet dies Buch in
demſelben gewidmeter Leitartikel als eine der
und beachtenswertheſten Erſcheinungen der letzten

Uhden, H. F., Geſchichte der Cong
naliſten in Neu-England. Ein Be
Kirchengeſchichte Nordamerikas. Mit einem
A. Neander's, nebſt 2 Karten. Zweite A
Geh. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Berlin, Auguſt 1857.

Heinrich Sch

Brockhaus' Reise-At

Entworfen und gezeichnet von **Henry La**

Plan von Leipzig (mit 10 Abbildungen). **Zweite Auflage.**
Eisenbahn von Leipzig nach Dresden. Zweite Auflage.
Plan von Dresden (mit 10 Abbildungen). **Zweite Auflage.**
Die Sächsische Schweiz (mit 9 Abbildungen). **Dritte Auflage.**
Eisenbahn von Prag nach Bodenbach (mit 3 Abbildungen). **Zw**
Eisenbahn von Leipzig nach Hof (mit 2 Abbildungen). **Zwe**
Eisenbahn von Hof nach Nürnberg (mit 6 Abbildungen). **Zw**
Eisenbahn von Nürnberg nach Augsburg (mit 2 Abbild.). **Zw**
Eisenbahn von München nach Augsburg u. Ulm (mit 8 Abb.).
Plan von München und **Eisenbahn von München nach Starnb**
Die Donau von Donauwörth bis Passau (mit 2 Abbildungen).
Die Donau von Passau bis Linz und Wien (mit 6 Abbild.). (D
Eisenbahn von Frankfurt a. M. nach Bamberg (mit 2 Abbild
Der Rhein von Mainz nach Koblenz (mit 4 Abbildungen).
Der Rhein von Koblenz nach Köln (m. 1 Abb. u. Karte d. Sie
Plan von Kassel.
Eisenbahn von Leipzig und Halle nach Eisenach (Der Thürin
Eisenbahn von Berlin nach Hamburg (mit 4 Abbildungen).
Plan von Hamburg.
Plan von Breslau.

Preis des Blattes 5 Sgr.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für [..]terariſche Unterhaltung.

[..]rſcheint wöchentlich. —— **Nr. 39.** —— 24. September 1857.

[..]alt: Wolfgang Müller und die Poeſie des Rheinlandes. Von **Hermann Marggraff**. — Zur Culturgeſchichte. — Die [..]jen Theaterzuſtände der Gegenwart. Von **Hermann von Bequignolles**. — Soldatenlectüre. Von **Karl Guſtav von Berneck**. — **Notiz**. — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

[..]fgang Müller und die Poeſie des Rheinlandes.

[..]edichte vor Wolfgang Müller von Königswinter.
[..]ſtes Bändchen: Mein Herz iſt am Rheine! Liederbuch.
[..]veites Bändchen: Gedenk' verſcholl'ner Tage! Erinne-
[..]ngsbuch. Zweite ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage.
[..]annover, Rümpler. 1857. Gr. 16, 2 Thlr. 7½ Ngr.
[..]relei. Rheiniſches Sagenbuch. Von Wolfgang Mül-
[..]r von Königswinter. Dritte Auflage. Köln, Du Mont-
[..]chauberg. 1857. Gr. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.
[..]er Rattenfänger von St.-Goar. Rheiniſche Kleinſtädter-
[..]ſchichte. Von Wolfgang Müller von Königswinter.
[..]veite Auflage. Köln, Du Mont-Schauberg. 1857.
[..]r. 16. 16 Ngr.

[..]aß es ſich am Rhein ganz anders dichten und ſin-
[..]aſſen muß als etwa an der Spree oder Pleiße und
[..] an der Elbe oder Donau, wird Jeder wiſſen oder
[..]t, der auch nur eine flüchtige Dampfſchiffahrt auf-
[..] oder abwärts des Rhein gemacht hat. Nicht
[..]der Anblick des prachtvollen Stroms, der grotesken
[..]wechſelnden Uferſcenerie, der alterthümlichen Städte
[..]der zahlreichen ſtolzen und maleriſchen Burgtrüm-
[..]ſind poetiſchen Eindrücken günſtig, auch die auf-
[..]kte, lebendige, joviale Gemüthsart der Rheinländer
[..] auf die Productionsluſt eines Dichters nur anre-
[..] und erheiternd wirken. Wer zum erſten mal in
[..]rheiniſche Stadt kam, wird ſich geſtehen müſſen,
[..]nds in einer andern deutſchen Stadt ſo viele Men-
[..] mit fröhlichen Mienen und Geberden geſehen zu
[..]ß, und ſelbſt den rheiniſchen Arbeiter verläßt auch
[..]m ſchwerſten Verrichtungen die ihm eigene Jovia-
[..] nicht. Die ſchönſte Gegend ohne fröhliche Men-
[..] wird das Schaffen eines Dichters weniger för-
[..] als die ödeſte, in der er ſich unter heitere geiſt-
[..]te Menſchen verſetzt ſieht. Beide Vorzüge, ſchöne
[..]ſchaft und aufgeweckte Menſchen, findet man aber
[..]n Rheingegenden gepaart.
[..]ennoch hat das Rheinland, obſchon der Sitz ſo
[..] Volkslieder und Volksſagen, während der letzten
[..]hunderte nur wenige bedeutende Dichter hervor-
[..]ht. Friedrich von Spee im 17. und Johann Georg Jacobi, der Bruder des Philoſophen, im 18. Jahrhundert ſtehen ziemlich vereinzelt. Goethe kann man nicht unbedingt zu den Rheinländern rechnen, da die Frankfurter an ſich ein ſchwererer Menſchenſchlag ſind als die eigentlichen Anwohner des Rheins, auch in ſeinen Adern vom Großvater her noch norddeutſches Blut floß, woraus ſich vielleicht zum Theil jene vorzügliche Miſchung von Phantaſie und Gedankentiefe, Ernſt und Heiterkeit, Empfindung und geſundem Menſchenverſtand erklärt, welche ſeine Schöpfungen ſo unvergleichlich erſcheinen läßt. Einestheils drückte früher die geiſtliche Herrſchaft ſchwer und beklemmend auf das Rheinland, ſodaß Köln im vorigen Jahrhundert als ein Sitz geiſtiger Finſterniß betrachtet und geflohen wurde, anderntheils gab ſich der Rheinländer einem zu behaglichen Lebensgenuſſe hin; er trank ſeinen Wein und überließ es norddeutſchen Dichtern wie Klopſtock, Claudius und Stolberg, die Poeſie des Rheinweins und den Rhein ſelbſt als vaterländiſchen Strom und deutſchen Grenzhüter zu feiern. Namentlich haben die Rheinbewohner Urſache, dem wackern Claudius für ſein bekanntes Trinklied: „Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſ're Reben!" dankbar zu ſein; es hat den Rhein, den Rheinwein und die Rheinweinpoeſie in Deutſchland populär gemacht.

Erſt in den letzten Decennien hat das Rheinland auch zu dem Contingent der deutſchen Lyrik zahlreichere Mannſchaften geliefert. Unter den rheiniſchen Lyrikern ſind es jedoch im Grunde nur zwei, welche recht eigentlich den ſpecifiſch rheinländiſchen Charakter ausprägen: Simrock und Wolfgang Müller, der ſich zur Unterſcheidung von den vielen Müllern „von Königswinter" nennt. Heine, in Düſſeldorf geboren, zeigt wol einzelne Spuren rheinländiſcher Gemüthsart, die aber, um von ſeiner jüdiſchen Abſtammung nicht zu ſprechen, in dem ganzen Gemenge ſeiner poetiſchen Eigenſchaften wenig ins Gewicht fallen. Der Rheinländer gibt ſich den Gegenſtänden ſeiner Liebe ungetheilt hin, und die Heine'ſche kauſtiſche Schärfe und zerſetzende Säure, welche die Empfindung nicht blos theilt, ſondern zerfrißt, iſt ſeiner

Natur fremd. Wol aber findet ſich dieſe volle begeiſterte Hingebung bei Kinkel, dem jedoch wieder bei überwiegendem reflectirenden Element die rheiniſche Heiterkeit und Jovialität nicht in gleichem Maße zugebote ſtehen. Dieſe aber finden wir in reichſter Fülle bei Simrock und Wolfgang Müller, der von jenem manche Anregungen erhalten zu haben bekennt. Ihre Gedichte tragen mit wenigen Ausnahmen den entſchiedenen Charakter der Heiterkeit, bald der aufbrauſenden Lebensluſt, bald der ſinnigen Behaglichkeit. Sie feiern den rheiniſchen Wein und die rheiniſchen Mädchen, ſie lieben die alte Sage und das deutſche Vaterland, die geſetzmäßige Freiheit, vor allem aber ihr ſchönes Rheinland, den herrlichen Fluß mit ſeinen regſamen maleriſchen Städten, ſeinen Felſen und Burgen, ſeinen Weingärten und Fruchtfeldern, das rheiniſche Volk mit ſeinen Sitten und frohen Gebräuchen und Feſten. „An den Rhein, an den Rhein, geh' nicht an den Rhein!" warnt Simrock, weil da das Leben zu freundlich ſich einſchmeichle und Niemand, der dort geweſen, ſich ſo leicht wieder losreißen könne, und Müller ſingt: „Mein Herz iſt am Rheine, im heimiſchen Land" und „Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz iſt am Rhein!" Der ungetheilte Strom der Empfindung läßt beide Dichter nicht eben häufig zu Reflexionen, zu tiefen Sprüchen der Weisheit und faſt nie zu epigrammatiſchen Pointen kommen; ſie nehmen das Leben und ſeine Erſcheinungen wie ſie ſind, und genießen die Freuden, die ſich ihnen auf ihrem Lebenswege bieten, und wenn auch Müller wie jeder Dichter ſeine melancholiſchen Anwandelungen hat, ſo ſind ſie doch nur flüchtig und dringen bei ihm nicht in die Tiefe. Die Sprache iſt einfacher bei Simrock, voller bei Müller; aber bei Beiden anmuthig, ungeziert und ungeſchnörkelt, bei Simrock nie, bei Müller ſelten zu Bildern und Gleichniſſen Zuflucht nehmend, die nur äußerer Luxus wären. Im hohen Grade preiswürdig iſt bei Beiden die echtdeutſche Geſinnung; ſie widerlegen theils dadurch die im Norden ziemlich verbreitete Anſicht, daß es keinen Rheinländer geben könne, welcher der vaterländiſch-deutſchen Geſinnung nicht untreu geworden ſei und nicht mit den gefährlichen galliſchen Nachbarn liebäugele, theils ſtehen ſie als Wächter deutſcher Art in jenen exponirten Grenzgebieten und helfen durch ihr Beiſpiel deutſche Geſinnung unter ihren nähern Landsleuten verbreiten.

Noch ſpecieller als Simrock hat ſich Müller die Verherrlichung des Rhein zu ſeiner Aufgabe gemacht. Vielleicht kennt Müller nicht die Ode „Die Grenze", welche F. L. von Stolberg 1844, alſo im hohen Lebensalter dichtete, und worin es heißt:

An beiden Ufern ranket die Freude, glüht
Auf hohen Felſen, ſpielet im Blumenthal,
Hier Kühlung aus des Alten Wogen
Saugend, ſich kräftiger dort entflammend!

An beiden Ufern tönet des Deutſchen Sinn
Aus deutſchem Wort; dem edelſten Weine gleich,
Und dir, o Rhein, iſt unſ're Sprache
Reich wie dein Strom, mit geheimen Tiefen;
Vom eiteln Nachbar, der ſich im Schaum berauſcht,
Verſtanden nimmer, nimmer empfunden! Laßt
Ihm ſeinen Schaum im Becher! ihm die
Sprache, die an der Empfindung hinſtreift.

Kennt Müller dieſe Ode nicht, und ſie iſt wie viele Tüchtige früherer Zeit gegenwärtig gewiß Wenigen bekannt, ſo wird er ſich, und wir hoffen mit Vergnügen, ſelbſt geſtehen, daß er in dem Geiſte, in welchem ſchon Stolberg den Rhein beſang, wenn auch in andern modernen Formen weitergedichtet hat. Müller hat ſchon im Jahre 1846 dem Rhein und ſeinen Herrlichkeiten ein ganzes Buch gewidmet, die Dichtung „Rheinfahrt", wenn man will ein poetiſcher Wegweiſer längs den Ufern des Rhein von Mainz bis Kleve. Die Dichtung erinnert entfernt an die berühmte, glänzende und farbenreiche Schilderung des Rhein in Byron's „Childe Harold", iſt aber wieder ſo ganz anders, ſo echtdeutſch, ſo liebevoll eingehend, auch wol etwas ſtudentenhaft [illegible] liſtiſch, daß ſich beide Schilderungen doch wieder [illegible] vergleichen laſſen. Jenen Hymnus an den Rhein [illegible] tete ein mit der Welt grollender Lord, der zum Vergnügen und zur Zerſtreuung oder um poetiſche Eindrücke zu ſammeln reiſte, der ſich nur an der Scenerie, gewiſſermaßen an den bloßen Couliſſen und Hintergardinen [illegible] Rheintheaters begeiſterte, dem aber die geiſtige, die [illegible] boliſche Bedeutung des Rhein natürlich verſchloſſen [illegible] und den die vaterländiſchen Erinnerungen, die ſich [illegible] ihn knüpfen, vollkommen kalt ließen. Dem [illegible] Dichter, welcher der Reihe nach ein vollſtändiges [illegible] rama des Rhein an unſern Blicken vorübergehen [illegible] iſt der Rhein ein Symbol des Vaterlandes ſelbſt, [illegible] guter Genius; er verfolgt längs ſeinen Ufern die [illegible] welche Geſchichte und Sage dort zurückgelaſſen [illegible] er ruft nach Recht und Freiheit, wo er Reſte des [illegible] weltlichen und geiſtlichen Despotismus erblickt; er [illegible] die bedeutenden Männer, welche das Rheinland [illegible] gebracht: Gutenberg, Beethoven, Cornelius, Friedrich [illegible] Spee u. ſ. w., wie die vielen, welche nur Adoptiv[illegible] des Rhein waren, die Männer der Wiſſenſchaft in [illegible] die Maler in Düſſeldorf. Er vergißt aber dabei [illegible] trinkluſtiger Rheinländer auch nicht, die rheiniſchen [illegible] zu ſtudiren und zu charakteriſiren, den „berühmten [illegible] ter von Rüdesheim", den „Dombechant von Hoch[illegible] den „Minneſänger von Markobrunn", den „Herzog [illegible] Steinberg", den „apoſtelgleichen Helden von Johannis[illegible] An manchen allgemein-liberalen Phraſen vor[illegible] Stils erkennt man, daß das Gedicht noch vor dem [illegible] 1848 geſchrieben wurde; doch wußte der Dichter [illegible] damals in ſeinen politiſchen Excurſen Maß zu [illegible] er war nie ein Drauf- und Dreinſchläger wie [illegible] der ſelbſt die Kreuze aus der Erde zu reißen [illegible] Schwerter zu verwandeln auffoderte. Wolfgang [illegible] begehrte immer nur einen Kampf mit geiſtigen [illegible] was zur Charakteriſtik des Dichters beſonders [illegible] gehoben zu werden verdient. Er ruft:

O wann beginnt das tauſendjähr'ge Reich,
Die Zeit, wo wir des Friedens Fülle haben,

Wo wir in allen Lebensrechten gleich,
Genießen der Natur gerechte Gaben,
Wo wir am nieverſiegenden Genuß,
Nach freier friſcher Arbeit froh uns laben,
Und wo in ihrem vollen Ueberfluß
Die Erde Himmel wird?

it verbindet ſich freilich ein etwas transſcendentaler nopolitismus:

— — Vergeſſet Reichthum, Titel, Stand,
Um euch als Menſchenbrüder zu umſchlingen!
Was ſoll noch Sprache, Sitte, Vaterland?

Dieſe Stelle ſteht jedoch ſo abgeriſſen von dem deutſchotiſchen Geiſte des Ganzen, daß wir in ihr nur ein iltes Zugeſtändniß an eine hoffentlich beſeitigte Modeng erblicken dürfen. Kein Individuum würde ſich verſtehen, ſich von ſeinem Elende, auch vom gröſloszukaufen, wenn dies nur auf Koſten ſeiner Indiilität, nur — inſofern dies möglich wäre — dadurch hen könnte, daß es ganz in der Individualität eines rn aufginge, ſelbſt wenn es ſie zu beneiden Urſache ; es würde die vollſtändigſte Vernichtung einem ſol- Aufgehen in ein Andersſein vorziehen. Aehnlich lt es ſich mit den Völkern. Dieſe mögen vonder lernen, ihr Gutes gegeneinander austauſchen, in gegenſeitigen Rechten einander anerkennen; aber che, Sitte, Vaterland aufgeben, hieße ſich ſelbſt vern und in ein Andersſein verlieren. Ein allgemeiner ſchenbund iſt möglich, aber nur dann, wenn jedes ſich erſt vollſtändig ſelbſt beſitzt; er iſt nur möglich em Boden eines ſtolzen ehrgeizigen Patriotismus, der o wenig gegen Andere ausſchreitet, als gegen ſich breiten läßt. Möge man niemals in jenen inhalt- Kosmopolitismus zurückfallen, dem auch Müller ergehend gehuldigt hat. Er war gewiß auch ſchon s bei ihm nur eine Floskel, die mit ſeiner inner- Geſinnung und Gemüthsart nichts zu thun hatte. was Müller ſonſt in ſeiner Dichtung feiert, ſind utſche Erſcheinungen und Perſönlichkeiten, und nir- läßt ſich eine Neigung für ausländiſches Weſen n. Ja, er legt bei Gelegenheit des kölner Dombaus ein beredtes Wort für Deutſchlands Einheit und dauch für die Integrität deutſcher Sitte und Sprache ein. n unſern Tagen, wo auch Dichter bereits ihre Ehre hren Vortheil darin ſuchen, den kaufmänniſchen rb als den höchſten Segen menſchlicher Thätigkeit iern, machen einige Strophen in der Müller'ſchen ung, die ganz das Gegentheil davon ſind, einen eigenlichen Eindruck. Er gedenkt des kaufmänniſchen ens in Köln und ſagt:

Doch lange feſſelt nicht der Selbſtſucht Spiel,
Das hier ſo üppig wuchernd ſprießt, den Dichter,
Des Lebens friſcher Hauch iſt nur ſein Ziel,
Den Zweck verdammt er, ein geſtrenger Richter.
Den Handel und den Wucher flieht er bald,
Er haßt die eigennützigen Geſichter,
Er flucht den Seelen, feilſchend, nüchtern, kalt,
Er läßt die vollen Schiffe, ämſ'gen Krahnen,
Er läßt den buntgeflaggten Maſtenwald:
Es zieht des Sängers Herz auf andern Bahnen.

den frankfurter Kaufleuten ruft er zu:

Behaglich führt eu'r frohes Leben fort,
Dem Falter gleich im Kelch der Sonnenblume;
Nur thut nicht ſtolz mit euerm Heimatort,
O brüſtet euch mit keinem falſchen Ruhme,
Preiſt nicht den Reichthum, der hier ſtets gelacht,
Sprecht nicht von eu'rer Mauern Alterthume,
Von deutſcher Kaiſer Herrlichkeit und Macht,
Die hier zur Krönung in den Römer traten,
Von eurer Bürgerehre ſtolzer Pracht,
Von eurer Achtung bei den großen Staaten!

Das thut nicht noth! Wer weiß, ob nicht gemach
Die alten Herrlichkeiten all zerfallen,
Ob nicht zerbricht des Reichthums Säulendach,
Ob nicht des Goldes Klänge hier verſchallen?
Es änderte ſich mancher ſtolze Sitz
Zu ſturmdurchbrauſten, öden, leeren Hallen;
Am liebſten fährt ja ins Metall der Blitz!

Er erinnert die Bewohner Frankfurts daran, daß ſie die größten Geiſter ihrer Vaterſtadt nicht feſtzuhalten vermochten, weil ſie zu ſehr in ihr „blödes Götzenthum" verſunken geweſen und auf „des Genius Blitz" nicht geachtet hätten. Und in der That iſt es auffallend, daß die Männer, welche Frankfurt zum größten Ruhme gereichten, nicht in ſeinen Mauern wirkten und ſtarben, ſo Klinger, Börne, Brentano, vor allem Goethe. Es bedurfte eines freimenſchlich denkenden Fürſten wie Karl Auguſt, um der Welt zu beweiſen, daß ein genialer Dichter, in den Rath eines Fürſten berufen, auch Staatsgeſchäfte mit vorzüglichem Erfolge leiten könne, und ohne Zweifel würde auch die Bürgerſchaft von Frankfurt nicht ſchlecht gefahren ſein, wenn ſie es über ſich gewonnen hätte, Goethe die Functionen eines erſten Bürgermeiſters ihrer Stadt in die Hand zu legen. Indeß mochte ſich Goethe an der Seite eines Fürſten, der frei und genial denkend war wie er ſelbſt, viel wohler befinden als er ſich je unter den Verhältniſſen des damaligen Frankfurt befunden haben würde.

Aber wie ſtark auch die Antipathie iſt, welche Müller in dieſer Dichtung gegen die Plutokratie (wir glauben nicht gegen den Handel, der ja auch ſein Großes hat, als ſolchen) und an andern Stellen gegen das einſeitige Fabrikantenthum ausſpricht, ſo iſt er doch weit entfernt, den Segen, ja die Poeſie tüchtiger Arbeit zu verkennen und der bloßen poetiſchen Romantik zu opfern. Er betritt die Ebene:

Wie jene Wilden ſchmäht die Eb'ne nicht,
Wo fromm der Landmann pflegt ſein ernſt Geſchäfte,
Auf daß eu'r täglich Brot euch nicht gebricht!
Bedenkt es, euers Lebens beſte Säfte
Verdanket ihr der Aehren gold'ner Flut:
Sie gibt dem König wie dem Bettler Kräfte.
Und thatet ihr's in keckem Uebermuth,
So tretet an den kargen Tiſch des Armen
Und ſchaut, wie wohl ihm ſeine Kruſte thut;
Es muß eu'r Herz für dieſe Flur erwarmen!

Dann erſt verſteht ihr dieſe Poeſie!
Rings aus dem Klee und Oel und Korn bewegen
Gedanken voll von ſüßer Harmonie,
Wie die Natur ſie ſingt, ſich euch entgegen u. ſ. w.

Wir haben bei dieſer Dichtung länger verweilt, weil ſie zur Darlegung der Geſinnung und rheiniſchen Ge-

müthsart des Dichters ſo reichen Stoff bietet. Verſe und Reime fließen dem Dichter darin mit ungemeiner Leichtigkeit zu, wodurch er ſich in Stand geſetzt ſah, auch Gegenſtände, die auf den erſten Blick etwas ſpröde erſcheinen, in eleganter und harmoniſcher Darſtellung zu behandeln. Mit dieſer Leichtigkeit und Anmuth iſt freilich auch Mangel an originellem Ausdruck und eine gewiſſe Gleichförmigkeit und breite Behaglichkeit verbunden, obſchon es nicht an einzelnen wirklich ſchwunghaften Stellen fehlt. Einer gewiſſen kecken Burſchikoſität und Reminiſcenzen aus dem ehemaligen Studententreiben, das er in dem Capitel über Bonn mit lebhaften Farben ſchildert, glaubten wir in dieſer Dichtung häufiger zu begegnen als in ſeinen ſpätern Producten. Unſere jüngern Dichter pflegen überhaupt Spuren dieſes etwas übermüthigen, ſelbſtgenügſamen und herausfodernden ſtudentiſchen Weſens lange Zeit mitſichzutragen, ehe es ihnen gelingt, ſie gänzlich abzuſtreifen und zu einer tiefern und ruhigern Lebensweisheit durchzudringen.

Ebenfalls eine poetiſche Wanderung den ganzen Rheinlauf entlang vom Bodenſee bis Niederland und mit Excurſionen längs der Nebenflüſſe iſt die nur aus ſelbſtverfaßten Producten beſtehende Balladenſammlung „Lorelei", deren erſte Auflage im Jahre 1851, die zweite 1856 erſchien, aber ſehr anſehnlich vermehrt, wogegen dieſe vorliegende dritte unverändert geblieben iſt. Der Berichterſtatter über die erſte Auflage in d. Bl. (Nr. 31 f. 1852) nannte dieſe Sammlung treffend ein „Sagenpanorama des Rhein"; auch kann ſie als ein Supplement zur „Rheinfahrt" betrachtet werden. Ueber die Tendenz derſelben äußert ſich der Dichter in einem aus der zweiten Auflage wiederabgedruckten Anhang:

Als meine rheiniſchen Sagen vor fünf Jahren zuerſt in die Welt gingen, war der literariſche Geſchmack der Menge gerade nicht beſonders auf diejenige Poeſie hingerichtet, die ſich mit heimiſchen Stoffen beſchäftigte. Nach den rauhen und rohen Tagen der Revolution folgten die weichen und ſüßlichen Zeiten der Reaction. Hier waren es frömmelnde, dort gefühlsſelige Blumen- und Mondſcheindichtungen, welche vornehmlich die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. Wer noch friſch dachte und fühlte, der ging wenigſtens an die orientaliſchen Uebertragungen nippen. Seltſame Verirrungen! Die Zukunft des Vaterlandes muß uns aus dem Grund und Boden echtdeutſchen Weſens aufwachſen. Der Künſtler hat aber die Pflicht, mitzuhelfen in Lied, Bild und Ton, zu denen er den Stoff und die Form nicht im Auslande, ſondern in der Heimat zu ſuchen hat. Wer wollte ſich dem großen und edeln Werke entziehen, an der Fülle, Macht, Pracht und Einheit des Vaterlandes mitzubauen! In dieſem Sinne iſt dieſes rheiniſche Sagenbuch entſtanden.

Man ſieht an dieſen entſchiedenen Worten des Anhangs, der mit dem Rufe „Deutſchland über Alles!" ſchließt, daß die kosmopolitiſchen Anwandelungen des Dichters nur ganz flüchtiger Natur, nur eine Laune der Zeit waren, und daß ſie jetzt vollkommen überwunden ſind. Der Verfaſſer verſichert, daß es mehr als 20 Jahre bedurfte, ehe das Buch Das wurde, was es gegenwärtig iſt. Mehre Balladen wie „Der Ritter von Altenahr", „Schwert und Pflug" und „Der Feuermann" wurden angelegt, als der Dichter noch in Düſſeldorf

das Gymnaſium beſuchte. Während ſeiner Un
zeit in Bonn fand er bei ſeinem trefflichen Fre
Simrock zu weitern Verarbeitungen von S
fache Ermunterung und Anregung. Manche di
den fanden Aufnahme in der zweiten und dr
lage von Simrock's „Rheinſagen". Als er
beiden erſten Jahrgänge des „Düſſeldorfer
album" (1850 und 1851) redigirte, behandelte
Stoffe, um den Künſtlern Gelegenheit zu Il
zu geben. Um jene Zeit machte ihm der B
Michael Du Mont den Vorſchlag, ihm eine S
rheiniſcher Sagen für ſeinen Verlag zuſammenzuſ
es gegen ſein Gewiſſen und ſeinen Geſchmack
Andern zu borgen", zog er es vor, die zu ve
Zeiten früher entſtandenen Balladen mit neue
mehren, und ſo entſtand „Lorelei. Rheiniſche
wie er das Buch in erſter Auflage betitelte.
unter der Vollendung des Werks ging ihm die B
Schönheit und Fülle der Sage in ihrer wa
deutung auf. Jetzt erſt verſenkte er ſich in tie
dien der Quellen, Forſchungen und Deutunge
Literatur in der letzten Zeit ſo höchſt umfang
worden. Er ſetzte von Zeit zu Zeit ſeine Bear
fort, weil er der feſten Ueberzeugung war, „
das trockene Berichten der Sagen aus den ſch
Quellen und dem Volksmunde dieſelben dem V
der zugänglich machen könnte, wie es manche
glauben, ſondern daß die poetiſche Behandlung d
Weg ſei, um die ſchönen alten Stoffe aufs neue zu
So wuchs das Buch in zweiter Auflage aus ei
„Rheiniſcher Sagen" zu einem „Rheiniſchen Sag
an, das jetzt ſtatt der frühern 70 mehr als 120
enthält. Beſonders vermehrte der Dichter nun di
lung um ſolche Sagen, welche dem Kreiſe d
Heldenſage angehören, dann um ſolche, in d
nationale Element vorſpringt, aber auch um
Schwänke und Stadt- und Burggeſchichten.
Anordnung und Reihenfolge der Gedichte blie
frühern Plane treu. Er verfolgt nämlich de
von ſeinen Quellen bis zu ſeinen Mündungen,
jeder Ballade ſtromabwärts wandelnd ihre b
Stelle, während er in den Nebenflüſſen hinauf
in derſelben Weiſe ſtromaufwärts ziehend verfä
vielfach inſtructiven Hinweiſungen auf die Q
dem Anhange beweiſen, wie gründlich und
die Studien waren, aus denen dieſes Sagenbu
ner jetzigen Geſtalt ſich gebildet hat. So ſind
dieſes Buch wahrſcheinlich zu einer vollſtändige
ſicht der Sagen des Rheingebiets gekommen, al
Fall ſein würde, wenn es der Verfaſſer vorgez
„bei Andern zu borgen".

In der That muß man die Virtuoſität
wandtheit, die rhythmiſche Volubilität, um ſo
erſtaunenswerth finden, womit der Dichter eine
Zahl von Stoffen der verſchiedenſten Art,
manche, die ein ſehr rohes und ſprödes Ma
gaben, poetiſch arrangirt und geſtaltet hat. D

ſorgfältig gebildet, die Reime ſind ſauber gefältelt, Sprache iſt durchweg eine reine und geſchmackvolle, kaum ſtößt man irgendwo auf eine Spur von Flüch- :it. Die Form ſpricht daher faſt überall an, ſelbſt Balladen, deren Stoff derart war, daß auch der ite Dichter nicht vermögend geweſen wäre, etwas ius zu machen. Dahin gehört die Ballade „Der lige Muſikant"; denn daß ein durch einen Buckel mſtalteter Geiger den Elfen zum Tanz aufſpielt und der Elfenkönigin zum Dank dafür entbuckelt wird, gänzlich nichtsſagend, und man möchte den Fleiß faſt uern, der auf die Einkleidung eines ſo unergiebigen ffs offenbar verwandt iſt. Auch läßt ſich immerhin ;en, ob der Verfaſſer nicht beſſer gethan haben würde, bekannte Stoffe, von denen bereits zum Theil ſehr ebte Bearbeitungen beſtehen, lieber unbearbeitet zu en oder ſtatt einer eigenen frühere Bearbeitungen zunehmen. Heine's „Lorelei" z. B. hat ſich ſo ins k eingeſungen, daß es der neuen Müller'ſchen Bear- ung, trotz der darin verwandten natürlichern Motive,)erlich gelingen wird, ſich neben ihr Geltung zu ver- ffen.*) Dahin gehören auch die öfters und von Theil trefflichen Dichtern bearbeiteten Sagen und chichten vom Biſchof Hatto, der verſunkenen Stadt, bod, Tanhäuſer, Kaiſer Max und Albrecht Dürer; er volksthümlichen Sagen wie Meluſine, Genoveva w. gar nicht zu gedenken. Der Stoff der Anekdote chts Neues!" iſt ſchon von Chriſtian Daniel Schubart in neuerer Zeit von Anaſtaſius Grün behandelt wor- ; doch enthält die neue Müller'ſche einige neue Wendun- gegen den Schluß und kann mit Ehren neben den ältern then. Zu den ſinnreichern zählt die Ballade „Schwert Pflug", die, zu den Jugendgedichten Müller's gehö- , zugleich beweiſt, in wie früher Zeit bereits der hter den Werth der Arbeit begriff und höher an- g als die zerſtörenden Werke des Schwerts. Ein f gibt bei ſeinem Lebensende dem älteſten Sohn das wert und das väterliche Schloß, dem jüngſten den g zum Erbe:

Doch ſprecht, was ward denn aus dem Stahl,
Dem Schloſſe und dem Krieger?
Was ward denn aus dem ſtillen Thal,
Was aus dem ſchwachen Pflüger?

O, fragt nicht nach der Sage Ziel,
Euch künden rings die Gauen:
Der Berg iſt wüſt, das Schloß zerfiel,
Das Schwert iſt längſt zerhauen!

Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
Im lichten Sternenſchimmer,
Da wächſt und reift es weit und breit:
Man ehrt den Pflug noch immer!

Einen eigenthümlichen Werth behaupten die Sagen humoriſtiſcher Gattung als Blüten des jetzt faſt ganz verſiegten deutſchen Volkswitzes. Ueberhaupt iſt es wol eine bedauerliche und bedenkliche Erſcheinung, daß das Volk jetzt alle Fähigkeit verloren zu haben ſcheint, zu dichten, was es auch ſei, Lied oder Märchen, moraliſche Geſchichten oder humoriſtiſche Erzählungen. Es hackt und gräbt, plagt Andere und läßt ſich plagen, ſcharrt zuſammen oder lebt wüſt in den Tag hinein, aber kann keine vier Zeilen voll Humoriſtik oder innigen zarten Gefühls mehr ſchaffen; es überläßt das Dichten uns ſtudirten Leuten, die nun auf dem Felde der ältern Volksdichtung mühſam jede liegengebliebene Aehre aufleſen, um ſie nutzbar zu machen. So finden wir bei Wolfgang Müller die drollige Geſchichte von den ſieben Schwaben in einem kleinen Epos von acht Erzählungen ergötzlich wiedererzählt. Da iſt der Neſtleſchwab:

— — — Ein Schweizer, der Marketend'rin Sohn,
War klein, einfältig von Weſen und neununddreißig ſchon,
Er konnte die Hoſe nicht knöpfen, die gute Mutter gab
Ihm Neſteln drum; ſo hieß er im Land der Neſtleſchwab.

Dann der Gelbfußſchwab:

— — — Von Bopfingen kam er her.
Einſt fuhr er Eier zu Markte; da ſchien der Korb ihm zu leer;
Um mehr hineinzubringen, trat er mit den Füßen drein,
Da wurden ihm gelb die Stiefel, drum mußt' er Gelbfuß ſein.

Ferner der Spiegelſchwab:

— — — Entſproß des Schwarzwalds Grund,
Er war ſein Leben nicht trocken zwiſchen Naſe und Mund.
Dort wiſchte er ſtets mit dem Aermel, der Aermel wurde ſo blank,
Daß er ſich drin ſpiegeln konnte, deß hat er den Namen zu Dank.

Weniger bekannt iſt die lehrreiche Geſchichte von dem „Starken Hermel", dem gutmüthigen Rieſen des bergiſchen Landes, deſſen merkwürdige Abenteuer hier in zehn Balladen erzählt ſind; ferner die Anekdoten von dem Pater Crescentius. Dieſer hatte ſich einmal an der Tafel des Bürgermeiſters von Bingen weidlich ſattgegeſſen und getrunken und war guter Dinge und ſehr voll. Keuchend erklärte er, er ſei fertig und habe geſchloſſen. Da kam aber noch indiſches Confect mit ſpaniſchem und griechiſchem Wein, und Pater Crescentius ließ ſich Confect und Wein trefflich munden. Lachend erinnert man ihn an ſeine kurz zuvor abgegebene Erklärung. Da ſagt er:

Ihr habt ganz Recht, das Haus iſt zu,
Doch geh'n ſolche Kleinigkeiten noch
Ganz fügſam durch das Schlüſſelloch.

Sehr anerkennenswerth iſt auch in dieſer Sammlung die oft energiſch hervorbrechende vaterländiſche Geſinnung des Dichters, wie ſie ſich in dem Widmungsgedicht an

Ich war zwar jedenfalls nicht der Erſte, der die Entdeckung machte, Brentano zuerſt und nach ihm Iſidor Orientalis (O. von Loeben) „Lorelei" dichteten — beide Balladen finden ſich in der Hub'ſchen abenſammlung —, aber meines Wiſſens der Erſte, der davon öffentlich h. Einige Verehrer Heine's haben mir dies, wunderlich genug, genommen. Wollte man verwehren, dergleichen Entdeckungen öffent- bekanntzumachen, ſo müßte ja zuletzt jede literarhiſtoriſche For- g oder Unterſuchung ein Ende haben, ſo dürfte ſich Niemand unehmen wollen, die Balladen Bürger's, Goethe's oder Schiller's ihre Quellen oder die erſten Anregungen dazu zurückzuführen. dem iſt die Forſchung noch weiter gegangen: Alexander Kaufmann, Hans Hocker u. A. haben nachgewieſen, daß die Loreleiſage der neuern angehöre und keinen volksthümlichen Urſprung habe, daß ſie we- ch ein poetiſches Erzeugniß Brentano's ſei. Müller iſt derſelben cht. Nur Menzel hat in ſeinem „Odin" einen ſchwachen Verſuch acht, die Sage zu retten.

Uhland (Widmungsgedichte ſind wieder wie in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Mode geworden), der Ballade „Deutſchlands Wächter" und namentlich in dem Gedicht „Der Geiſt Karl's des Großen" bekundet. Der Geiſt Karl's, im aachener Dome umgehend, ruft:

Ach Deutſchland — ſchier ein Namen,
Ein Schatten, körperlos!
Weh dir! Mein eig'ner Samen
Gab dich der Schande bloß!
Viel Fürſten ſah ich krönen,
Um ohne Scham und Scheu
Dem Eigennutz zu fröhnen,
Doch nie der Heimat treu!

Des Vaterlandes Liebe
Verlor das Volk zugleich:
Des Fremdlings fremde Hiebe,
Wer rächte ſie im Reich?
Wer half den ſchönen Landen,
Die man in Stücke brach?
Der Heimat Laute ſchwanden,
Wo Deutſch der Deutſche ſprach!

Doch iſt der Geiſt des großen Karl guten Muths:

Getroſt, einſt wird erſcheinen
Der Tag goldſtrahlend, klar,
Deutſchland wird ſich vereinen
Und werden, was es war:
Das Reich vor allen Reichen!
Ein Haupt, Ein Herz, Ein Geiſt!
Dann wird die Klage weichen,
Die mich hier wandeln heißt!

Auch eine Anzahl epiſch-lyriſcher Dichtungen „Die Maikönigin. Eine Dorfgeſchichte in Verſen" (Stuttgart 1852), „Prinz Minnewin. Ein Mittesommerabendmärchen" (zweite Auflage, Köln 1854), ein ausnehmend fließend verſificirtes, holdes, anmuthiges und oft mit feiner Wieland'ſcher Ironie gewürztes Märchenepos, und das in der Ueberſchrift genannte „Der Rattenfänger von St.-Goar. Rheiniſche Kleinſtädtergeſchichte" ſpielen an den Ufern des Rhein und dienen zu ſeiner Verherrlichung. Die Erfindung iſt freilich Müller's Hauptſtärke nicht. In „Prinz Minnewin" hat er, laut dem Widmungsgedicht an G. Spiller von Hauenſchild, eine von Waſhington Irving in der „Alhambra" erzählte ſpaniſche Fabel benutzt und von dem Strande des Xenil an den Strand des Rhein verlegt, und was die Erfindung in der „Maikönigin" betrifft, ſo dreht ſich dieſe um ſehr einfache, ſchon vielfach gebrauchte Motive. Ein alter ſtörriger Hofbauer darf natürlich in keiner echten Dorfgeſchichte fehlen, mithin auch in dieſer nicht. Beſagter Hofbauer hat begreiflicherweiſe ein Töchterchen, das uns gerade nicht ſehr bäuerlichen Charakters zu ſein ſcheint, und dieſe liebt einen aus der Fremde, aus Weſtfalen, zugezogenen jungen Menſchen, der bei ihrem Vater dient und ſchon mannichfache Proben ſeltenen Muths und Edelſinns abgelegt hat. Der Vater aber ſträubt ſich, die Hand ſeiner Tochter einem Knechte zu geben und begünſtigt einen reichen aber widerlichen Freier, der noch dazu rothhaarig iſt, obſchon er ebenſo gut blond- oder ſchwarzhaarig und dabei doch auch verrucht ſein könnte, wovon man Beiſpiele hat. Endlich aber, nachdem des

Vaters Stolz durch eine erſchütternde Kataſtr
brochen iſt und der „rothe Philipp" ſeinen
Lohn empfangen hat, endigt Alles zum Vergn
liebenden Paars wie der Leſer. Dagegen verleihe
der Dichtung eingeflochtene rheiniſche Gebräu
Sitten der Erzählung oft einen eigenthümlich
Mit großem Glück iſt z. B., außer der Sitte
feſtes, die des ſogenannten „Weinbergsrechts"
wonach eine Dirne verpflichtet iſt, einem Burſ
dem ſie an einem Stocke las, einen Kuß zu geb
ſie aus Nachläſſigkeit oder, was wol noch öfter
men mag, aus Vorbedacht oder Berechnung ein
ſtehen ließ. Die Schönheit der Dichtung liegt ü
in der künſtleriſchen Ausführung und Darſtell
in den vielen trefflichen Schilderungen. Auch der
ſtolz iſt charakteriſtiſch, wenn auch keineswegs
gezeichnet:

Das iſt der rechte Bauernſtolz,
So widerſpenſtiſch, herb und hart,
So feſtgefahren und erſtarrt,
Daß ihn kein Gott zerbrechen mag,
Und käm' er mit dem Jüngſten Tag! —
Was ſteckt dahinter? — Blöder Witz! —
Nur weiter Hof- und Landbeſitz! —
. . . .
So haben ſie es ſtets getrieben,
Die Seinesgleichen ſind! Das hetzt
Und tobt und fluchet, ſchilt und wetzt
Die Zähne gleich! Nach Gut und Geld
Wird Jedem nur der Platz beſtellt.
Wie übermüthig er ſich hebt,
Ob er auch ſelbſt am Boden klebt!

Uebrigens müſſen wir in Betreff der „
gin" auf den Bericht in Nr. 17 d. Bl. f. 1
in Betreff des „Prinz Minnewin" auf den Be
Rudolf Gottſchall in Nr. 36 f. 1854 verweiſen.

Die rheiniſche Kleinſtädtergeſchichte „Der R
ger von St.-Goar" iſt zwar in d. Bl. noch
ſprochen worden, doch glauben wir uns über dieſ
faſſen zu dürfen, da ſie uns von Müller's epi
ſchen Dichtungen die am wenigſten bedeutende
ſcheint. Florens, der Rattenfänger von St.-G
gleich Geiger, iſt von italieniſcher Abſtammung
genial, aber großherzig, der endlich nach viele
teuern ſein blondes deutſches Mädchen, die
über alle Berge entführt, ohne deshalb ein Ultra
zu werden. Er liegt im Kampfe mit der deutſche
ſtädterei und namentlich mit dem Bürgermeiſ
St.-Goar, der natürlich dem Fluche der Läch
anheimfällt; warum iſt er auch Bürgermeiſter ei
nen Stadt? In der That gibt es auch wol nirg
der Welt, außer vielleicht in dem zopfigen China,
lächerlich kleinliche Elemente als in den kleinen
Städten, und auch ſo manche Städte, die Groß
ſein prätendiren, machen davon keine Ausnahme.
haben wir es hier mit einer echtdeutſchen Satire
die ſich in ſehr engen Schranken hält, wie
haupt Wolfgang Müller in ſeinen kleinen epiſche
tungen größere hiſtoriſche Perſpectiven anzubring

Nur in „Prinz Minnewin" fehlt es nicht an
r politiſcher Perſiflage; doch iſt dies auch mehr
rchen als eine epiſche Dichtung. In der erſten
es „Rattenfänger von St.-Goar" finden ſich
; viele reizende oder lebendige Schilderungen,
e Beſchreibung der Behauſung Frau Hilden's,
alten Kartenſchlägerin, im Herenthurm gehört:

Buckelnd ſtreicht
Der ſchwarze Kater Schnurremurr
An ihrem Bein, ſein Auge blitzt,
Eintönig ſpinnet ſein Geſchnurr.
Auf dem zerbroch'nen Faſſe ſitzt
Herr Quackerack, der große Rabe.
Bedenklich ſieht der alte Knabe
Sie oft mit einem Auge an,
Das and're hält er zugethan.
Siſi, die Eidechs, kriecht am Herd,
Dem warmen Feuer zugekehrt u. ſ. w.

iiger Geſchmack haben wir für unſere Perſon
ten Hälfte der Dichtung abgewinnen können, ob-
ich ſie ihre Liebhaber finden wird. Der Scha-
den der Verfaſſer an dem Bürgermeiſter und
heleiblichen Kindern verüben läßt, iſt zu bösartig,
ntlich komiſch zu ſein; doch finden ſich hier und
folgenden Capiteln viele Schnurren, die man ohne
am Rhein erzählt und die daher für das Trei-
rheiniſchen Völkchens vielleicht charakteriſtiſch ſind.
en dieſer Art liegen, wie es ſcheint, im deutſchen
doch glaube ich nicht, daß ſie dem deutſchen
hr zur Ehre gereichen und uns in unſerer An-
z das berühmte deutſche Gemüth nicht von echtem
ilt ſei, wankend machen könnten. An komiſchen
ſt dieſe Dichtung, wie geſagt, nicht arm, ſie iſt
um noch nicht eine eigentlich komiſche Dichtung,
ihrem Weſen nach doch ſein ſollte. Sie will
as Anderes, Höheres ſein, wie die vielen übri-
gelungenen poetiſchen Schilderungen ernſterer Art
Freilich gewähren die modernen Verhältniſſe
nig humoriſtiſche Impulſe; das Leben iſt ſehr
geworden, die Stimmung verbittert, die naive
ung getrübt, und nur der Kladderadatſchhumor,
s und zuletzt ſich ſelbſt für nichtig erklärt, be-
ht.

bleiben uns noch die „Gedichte" übrig, die uns
weiter ſehr vermehrter und verbeſſerter Auflage vor-
id in das Liederbuch „Mein Herz iſt am Rheine!"
Erinnerungsbuch „Gedenk' verſcholl'ner Tage!"
lt ſind. Schon im Jahre 1841 gab Wolfgang
„Junge Lieder" heraus, in denen er von ſich ſagte:

Brütet nur ob meinen Liedern,
Krittelt nur, ihr feinen Richter!
Sollt mir's einmal doch bekennen:
Seht, auch dieſer war ein Dichter!

n man Müller's bisherige poetiſche Hervorbringun-
n blos überblickt, ſondern auch tiefer in ſie hinein-
r wird man ihm das Zeugniß, daß er ein Dich-
nicht verſagen können. Innigkeit und Wärme
pfindung, leichte Form, die ſich in anmuthigen
den Gedanken anſchmiegt, und hoher Wohllaut
und Muſik der Sprache zeichnen ſeine Lieder, deren
ſchönſte der erſte Band enthält, aufs vortheilhafteſte
aus. Es ſind natürliche Laute eines weich und meiſt
muthig und heiter geſtimmten Herzens, die in ihrer Ein-
fachheit oder Süße häufig an die Klänge des Volksliedes und
des Minnegeſangs erinnern und faſt ſtets einer beſtimm-
ten Situation und der dadurch hervorgebrachten Erre-
gung ihre Entſtehung verdanken, mithin geworden und
nicht gemacht ſind. Der Dichter beſingt zwar die her-
kömmlichen Gegenſtände der deutſchen Lyrik: Liebesluſt
und Liebesſchmerz, Frühling, Natur und Wein, nämlich
den Wein ſeines geliebten Rheinlandes, aber meiſt in
ſehr glücklichen Variationen. Namentlich befinden ſich
unter den Liebesliedern manche, die ſich dem Schönſten
anreihen, was die auf dieſem Gebiete ſo reiche deutſche
Lyrik hervorgebracht hat. Hier einige Proben:

Ich kann es dir nicht ſagen,
Wie ich ſo verloren bin,
Mein Herz iſt mir zerſchlagen,
Zerriſſen iſt mein Sinn:
Ich bin ſo krank und trübe,
Und Alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

Am blauen Himmel ziehen
Die Wolken luftig hin,
Im Feld die Bäume blühen,
Die Saaten grünen drin;
Ich ſeh' hinüber ſo trübe,
Und Alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

Die Lüfte füllt ein Klingen,
Die Vöglein jubeln drin,
Blühende Jungfrau'n ſingen
Durch helle Gärten hin:
Ich lauſche hinaus ſo trübe,
Und Alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

O Lenz, dich grüßt das Leben
Durch Erd' und Himmel hin.
Was ſoll ich Armer geben?
Der Schmerz iſt mein Gewinn:
Ich traure krank und trübe,
Und Alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

Ich kann es dir nicht ſagen,
Wie ich ſo verloren bin,
Mein Herz iſt mir zerſchlagen,
Zerriſſen iſt mein Sinn:
Ich bin ſo krank und trübe,
Dahin iſt meine Liebe,
Mein Leben iſt dahin!

Die Haide iſt braun, einſt blühte ſie roth,
Die Birke iſt kahl, grün war einſt ihr Kleid; —
Einſt ging ich zu zwei'n; jetzt geh' ich allein, —
Weh über den Herbſt und die liebloſe Zeit!
O weh, o weh,
Weh über den Herbſt und die liebloſe Zeit!

Der Fink iſt verſtummt, einſt ſang er ſo hell,
Die Nachtigall ſchlug, jetzt ſchweiget ſie müd'; —
Einſt ſang ich zu zwei'n, jetzt ſing' ich allein
Von meiner verlorenen Liebe ein Lied.
O weh, o weh,
Von meiner verlorenen Liebe ein Lied!

Einſt blühten die Roſen, jetzt welkten ſie all,
Voll Duft war das Kraut, jetzt zog er heraus; —
Einſt pflückt' ich zu zwei'n, jetzt pflück' ich allein,
Es wird ein dürrer, ein duftloſer Strauß.
O weh, o weh,
Es wird ein dürrer, ein duftloſer Strauß!

Die Welt iſt ſo öd', einſt war ſie ſo ſchön,
Einſt war ich ſo reich, jetzt bin ich voll Noth; —
Einſt ging ich zu zwei'n, jetzt geh' ich allein; —
Mein Lieb iſt falſch, o wäre ich todt!
O weh, o weh,
Mein Lieb iſt falſch, o wäre ich todt!

Verklungen ſind des Tages Stimmen,
In Thal und Fluten,
Dort am tiefblauen Berg verglimmen
Die Abendgluten.

Der ſtille Wald ſtellt ein ſein Flüſtern,
Der Strom ſein Rauſchen.
Welch ſeltſam mäliges Verdüſtern!
Welch weites Lauſchen!

Horch, Schmerzensruf! — Ein Vogel ſtreifet,
Vom Neſt verirret.
So ſchreit mein Herz, das lieblos ſchweifet,
Von Angſt verwirret.

Mit dieſen wetteifern die Lieder „Nun iſt die holde Maienzeit", „Die Luft ſo ſtill und der Wald ſo ſtumm", „Es zieht herauf die ſtille Nacht", „O danke nicht für dieſe Lieder" u. ſ. w. Schöne Gedichte ſind ferner: „Mein Herz iſt ſo leicht und ſo froh und frank", „Auf ſchwindelndem Pfad, den kaum wer betrat", „Das iſt die helle Frühlingszeit", „O hätt' ich fern von Hof und Haus", „So warm und herrlich liegt die Welt", und viele andere, zu denen wir natürlich auch das bekannte „Mein Herz iſt am Rheine" trotz der Reminiſcenz an Burns zählen. Solche Reminiſcenzen finden ſich auch in andern Gedichten. Das mit dem Refrain „Singſt du mein Lieb an meiner Seite" erinnert an ein bekanntes Byron'ſches Gedicht, das mit dem Anfang „Heut' kam ich an der Wieſe her" und dem in jeder Strophe wiederkehrenden Ruf: „Tririli, tririli!" an das ſchöne Lied Walther's von der Vogelweide mit dem „Tandaradei", der Vergleich des Himmels mit Pergament und des Meers mit Tinte an einen ähnlichen Vergleich in einem bekannten Volksliede. Viel ſeltener ſtört eine Diſsphonie, eine Zuſammenſtellung hartlautender Worte oder Silben wie „Und der Storch iſt Taktſtockmeiſter!" Das auszuſprechen ſollte ein Ausländer, ſelbſt wenn er der deutſchen Sprache ziemlich mächtig wäre, wol bleiben laſſen.

Dunkler gefärbte melancholiſche Stimmungen, denen ſo leicht wol kein Dichter entgeht, tauchen wol hier und da auf, wie in den Liedern „Auf meinem Weſen ruht ein Fluch", „Ach, eine dunkle Blume iſt mein Herz", „In dunkeln Träumen ſchweift mein Geiſt" u. ſ. w., doch iſt Heiterkeit und Munterkeit, ein friſches Hellauf die Grundſtimmung dieſer Lieder des erſten Bandes. Dagegen beginnt das zweite Bändchen oder das Erinnerungsbuch „Gedenk' verſcholl'ner Tage" mit einem Cyklus von Gedichten: „Stilleben der Natur", die, und namentlich die „Bilder der Haide", ziemlich elegiſchen Charakters

ſind; doch ſcheinen ſie uns nicht ſo friſch und
bar aus dem Herzen des Dichters zu quellen
Lieder. Die nun folgenden „Sonette", die „
im antiken Versmaß und der Cyklus „Bege
zeigen den Verfaſſer mehr von der Seite ein
dichters, der ſich auch in weniger ihm zuſage
men und Anſchauungen zu bewegen weiß. A
ihm eigenthümlichern Grund und Boden begegne
Dichter in ſeinen „Deutſchen Grüßen", die an
von Humboldt, Immermann, C. F. Leſſing,
Jakob Becker, Overbeck, die Brüder Grimm
und Arndt gerichtet und, wenn es deren
dürfte, neue Zeugniſſe für die preiswürdige deu
ſinnung des Dichters ſind, und in einigen Ged
„Geſtalten" überſchriebenen Abtheilung, name
den Liedern Friedel's und Hans Strolch's. D
ditationen" ſcheinen uns zu beweiſen, daß das
weniger des Dichters Feld iſt als das raſche Erg
genblicklicher lebensvoller Eindrücke. Dagegen
vollſten Gemüthlichkeit und Liebenswürdigkeit al
Gatte und Vater zeigt ſich der Dichter in de
lung „Von Haus und Herd", und wir kön
nicht verſagen, von den beiden Gedichten „Mit
ben" wenigſtens das zweite mitzutheilen:

Zu viel Ruhe.

Weib und Kinder auf dem Lande,
Daß ein Jedes Luft dort ſchöpfe!
Ruh' läßt mir die ganze Bande,
Lockenkopf und Lockenköpfe.
Welcher Frieden! Dort im Schranken
Hör' ich laut das Heimchen picken,
Wachſen ſchier der Reben Ranken,
Die mir durch das Fenſter blicken.
Welcher Frieden! — Sonnenlichter
Spielen hell entlang am Tiſche,
Raſche Schwalben, irr Gelichter,
Zwitſchern an der Fenſterniſche.
Welcher Frieden! Recht zum Denken,
Recht zum Dichten und Geſtalten! —
Nein, ich ſitz' auf Folterbänken,
Und es iſt nicht auszuhalten!
Wo ſind meiner Kinderſtimmen
Süße holde Lerchenlieder?
Soll der Dichtung Feuer glimmen,
Tobet, rufet, lärmet wieder!
Weib, Max, Paul und Hans herbei!
Eher fühl' ich mich nicht frei!

Bei aller Anerkennung der vorzüglichen Ga
ler's kann ich doch nicht leugnen, daß manche
dieſer Gedichte den Eindruck großer Einförmi
mich gemacht haben. Doch liegt dies vielleicht
der Art, wie man Gedichte zu leſen genöthigt i
man eine Geſammtkritik über einen Dichter z
beabſichtigt. Gerade Gedichte wollen nur in klei
tionen, zur Erholung nach des Tages Laſt u
zur Erquickung und Erhebung in trüben Stund
in gewiſſen Stimmungen geleſen ſein. Der
einer Geſammtkritik kann ſie ſo nicht leſen; er
im Zuſammenhange und mit der Feder in d
leſen, um dies oder jenes ſich zu notiren, und er de

ı, ob er ſich gerade in einer Stimmung be-
ſich für die Lectüre von Gedichten beſonders
n erwäge man, daß „Lorelei" und die beiden
›ichte allein nahe 1000 Seiten umfaſſen und
rigen vier Dichtungen zuſammen nahezu eine
:enzahl ergeben möchten, und man wird zu-
eine ſolche Maſſe, ſo geleſen, wie ſie zum
Kritik geleſen werden muß, häufig den Eindruck
›nie machen muß, der vielleicht dann verſchwin-
man ſie des poetiſchen Genuſſes oder der Er-
ȷen lieſt. Verliebte und Trinkluſtige würden
er Müller's Liebesgedichte und Weinlieder noch
ſchreiben als ein Kritiker, der zur Zeit eben
›t und nicht trinkluſtig iſt, während es auf
Seite freilich auch geſchehen kann, daß er
nvater an den ſchönen Gedichten „Von Haus
die allerherzlichſte Freude empfindet, wo-
Verliebte und der Weinſelige dabei kalt bleiben.

Hermann Marggraff.

Zur Culturgeſchichte.

ſchichte des deutſchen Volks in der Zeit des Ueber-
us dem Heidenthum in das Chriſtenthum. Von
) Rückert. Zweiter Theil. Leipzig, T. O. Wei-
4. Gr. 8. 3 Thlr.
ie Culturwiſſenſchaft von Guſtav Klemm. Die
n Grundlagen menſchlicher Cultur. In fünf
Erſter Band: Werkzeuge und Waffen. Leipzig,
. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

e Theil von Rückert's „Culturgeſchichte", welcher
Bl. f. 1854 bereits beſprochen wurde, beſchrieb die
:ter denen das Chriſtenthum unter den germaniſchen
:er Geſtalt einer von den Römern angenommenen
›n äußerlich Platz gewann; der zweite Theil zeigt, auf
die germaniſchen Völkermaſſen ſich daſſelbe ſelbſt in
:rn aneigneten. Nachdem die arianiſche Glaubens-
unfähig erwieſen hatte, der Boden für eine ſolche
ıeignung zu ſein, trat die römiſchkatholiſche mit
igerm Erfolg an ihre Stelle. Nicht als ob der
s den Arianismus an Reinheit und Erhabenheit
hätte, eher war wol das Umgekehrte der Fall.
ır der Katholicismus die reichere und anſchauli-
nsform, und dieſes gab hier den Ausſchlag. Die
:rn, als er durch den lebendigen Verkehr mit der rö-
tlichkeit den ganzen Reichthum römiſchheidniſcher
: ſich im Geleite führte, von welchem der Aria-
) ſeine iſolirte Stellung mehr abgeſchnitten war.
lichere, inſofern durch die Erhöhung des Gott-
einer Perſon in der Gottheit der Gottesbegriff
Zuſatze ſinnlicher Anſchaulichkeit behaftet wurde,
Phantaſie jener an abſtractes Denken nicht ge-
:nſchen ſehr zu Hülfe kam. Denn da die neue
en, zunächſt ihren Königen, im Anfange für nichts
ls für ein erworbenes Zaubermittel, wodurch ſie ſich
iber ihre heidniſchen Feinde feſt verſicherten, ſo
ige Aneignung der Außenwerke dieſer Religion in
Gemüth und Sitte das höchſte Ziel, welches zu-
t werden konnte. Das Chriſtenthum mußte ihnen
und über Alles geliebter, obwol in ſeinem inner-
völlig unbekannter Hausgenoſſe werden. Und die-
de durch den Katholicismus vollſtändig erreicht.
war aber die Einwirkung eine gegenſeitige. Denn
und neu die Eindrücke ſein mußten, welche die ſo-
rtigen Abſchluß gekommene dogmatiſche Lehre der
damaligen römiſchen Kirche auf die friſchen aber rohen Gemüther der neubekehrten Franken hervorbringen mußte, ſo bedeutend war auch wieder die Rückwirkung, welche bei dieſer einſeitigen Aneignung des Chriſtenthums durch die Völker der Zuſtand der Kirche davontrug. Da die Gemüther der Neubekehrten für die dogmatiſche Speculation und die bis dahin noch lebendig und flüſſig geweſene kirchliche Discuſſion innerhalb des Dogmenkreiſes weder Bildung noch Sinn beſaßen, dagegen für die religiöſe Beruhigung und Zuverſicht, welche aus den Anſtalten der Erlöſung, Sündenvergebung und des göttlichen Beiſtandes fließt, einen ſehr geſchärften Sinn mitbrachten, ſo mußte in Frankenland die Richtung der Kirche eine zwar nicht nach der Seite der chriſtlichen Ethik, deſto mehr aber nach der bezeichneten Seite hin reinpraktiſche werden, und dies läßt ſich immerhin als ein durch Ueberſiedelung der Kirche auf germaniſchen Boden veranlaßter Fortſchritt derſelben betrachten. Mit ihm waren aber zwei Nachtheile verknüpft, welche ſich ebenſo wenig umgehen ließen. Da die dogmatiſche Speculation der frühern Kirche nicht zu entfernen war, ſondern wenigſtens immer noch in ihren Reſultaten nothdürftig dem Gedächtniß anvertraut werden mußte, ſo erſtarrte dieſer Theil des kirchlichen Glaubens bald zu einem in ſich ganz unbeweglich gewordenen und verknöcherten Aggregat von mannichfaltigen untereinander ziemlich ſchlecht ſtimmenden Ergebniſſen lebendiger Speculationen der Kirchenväter, welches nun in dieſer unfruchtbaren und ſtarren Form als eine dornige Mitbedingung der Seligkeit ohne alles Verſtändniß hingenommen werden mußte. Und weil das durch dieſe ſpeculativen Reſultate kaltgelaſſene Gemüth ſich dafür auf der andern Seite durch eine um ſo ſtärkere perſönliche Hingabe an die in der Kirche als fortwirkend gedachten Geiſter der Märtyrer und kühnen Streiter im Dienſte des göttlichen Heils bis zum Ueberfluſſe entſchädigte, ſo wurde dadurch der früher ſo einfache Kirchenglaube durch eine Märchenwelt von Heiligenlegenden und abenteuerlichen Wunderwirkungen überwuchert, welche kein urſprüngliches Erzeugniß der römiſchen Kirche als einer ſolchen war, ſondern durch eine anfangs mit Widerſtreben vollzogene Nachgiebigkeit derſelben gegen die Bedürfniſſe der ihrem intellectuellen Bildungsinhalt unzugänglichen Neubekehrten naturgemäß aufwuchs. Dieſer Proceß nun eben wird mit meiſterhafter Darſtellungsgabe im Speciellen verfolgt, ſodaß der Leſer gleichſam überall ſelbſt mit dabei iſt, und zur lebendigſten Mitempfindung ſowol Deſſen gebracht wird, was dem Franken unverſtändlich und unempfunden bleiben mußte, als auch Deſſen, was ſein Gemüth bewegen konnte, ja oft bis zu einem weit über die urſprünglichen Abſichten der Kirche hinausgehenden Grade in Feuer und Enthuſiasmus bringen mußte. Dieſe Darſtellungen erheben ſich in Beziehung auf die Perſon Gottes des Vaters als des ſtrafenden und zürnenden, auf die Unterſcheidung der im Leben Jeſu anſprechenden wunderbaren, ſagenhaften und übernatürlichen Beſtandtheile von den den Neubekehrten durchaus unverſtändlichen Theilen (welche theils die Zuſtände der damaligen jüdiſchen Cultur, theils die allgemeinen ethiſchen Principien eines auf Menſchenliebe, Duldung und Sanftmuth hinſtrebenden Humanismus betreffen), ferner in Beziehung auf die großen, durch tapfere Todeskämpfe der Märtyrer geweckten Sympathien einer kriegeriſchen Nation, nicht minder in Beziehung auf die Geſtalten der Engel und himmliſchen Heerſcharen, namentlich des eigentlich allein zum Verſtändniß gelangenden Erzengel Michael u. ſ. w., zu einer Anſchaulichkeit und Ueberzeugungsgewalt, welche nichts zu wünſchen übrig läßt. Ja, wenn nicht unter einer poetiſchen Darſtellung gewöhnlich etwas ganz Entgegengeſetztes verſtanden würde, nämlich eine Ausſchmückung der Rede mit allerlei äußerm Tand und Flitter (wovon hier auch nicht der allerentfernteſte Anflug iſt), ſo würden wir ſagen, daß in dieſen Partien des Werks ſich eine tiefe Poeſie offenbare.

Es wird uns alſo hier ein kleiner, aber höchſt wichtiger

ſprungen im Süßwaſſerquarz rühren von Holz-
n oder Bohrſtücken her, die im Feuerſtein von
hlüſſen, welche nach der Erhärtung ſich auflöſten,
an den Küſten von Helgoland und Rügen. Der
en Aeſten gibt ferner dem Menſchen den Haken,
Rodell zur Axt, zur Hacke und zum Hammer iſt.
n der Gegend der Wurzel finden wir das Mo-
einem Knopfe bewehrten Stocks oder der Keule.
der Dornſträucher bieten Modelle zu Pfriemen
die ſteifen Blätter mancher Schilfarten Modelle
Die Zähne der Sägefiſche konnten zur Herſtel-
e führen, die Scheren der Krebſe und Zangen
zu ähnlich geformten Inſtrumenten.
darf als die Blüte derjenigen Werkzeuge be-
n, welche vor der Benutzung der Metalle ſich
ie iſt aus den einfachen, glatten und keilförmigen
wachſen. Wir finden unter den Alterthümern
ite ſolche meißel- oder keilförmige Klingen aus
, Klingſtein, Grünſtein, Granit, Syenit, Porphyr,
hen Zone auch aus Nephrit, welche offenbare
tragen, daß ſie in den Händen der Menſchen
n ſind und von dieſen Abänderungen in ihrer
n haben. Der norddeutſche Bauer nannte ſie
ind war überzeugt, daß in ſein Haus der Blitz-
einſchlage, wenn er einen ſolchen in demſelben
Derſelbe Glaube fand ſich bei den Galliern, den
n Finnen, den Chineſen, den Negern und den
erikas. Auch die älteſten kupfernen Axtklingen
r Form noch ſehr den ſteinernen aus Geſchieben
oder aus Feuerſtein gehauenen und angeſchlif-
kupfernen Meißel der einfachſten Form finden ſich
im nördlichen Europa, dann in Griechenland,
ien, Aegypten, Hindoſtan und Amerika. Es iſt
Tacitus. Unter den römiſchen Alterthümern ſind
ſehr ſelten. Die Römer führten ſchon zu den
cretius eiſerne Aexte. Auch die Franciska der
wahrſcheinlich von Eiſen. Wenigſtens war es
ſehr vom Roſte zerſtörte Axtklinge, die man im
ränkiſchen Königs Childerich bei Tournay fand.
intereſſant ſind in norddeutſchen und ſkandina-
n die S. 135 beſchriebenen kleinern gekrümmten
aus deren Klinge ein ſchmaler geringelter Stiel
Schon Chriſtian Detlev Rhode bezeichnete ſie als
nan hat dann auch Pincetten oder Haarzangen
nden. Die ſchweriner Sammlung beſitzt eine
von 3 — 5 Zoll Länge und 1 — 2 Zoll Breite;
abgekuppte Spitze. Der ſehr kurze Stil endigt
n aufgeringelten Dorn, theils in einen Ring,
nen kurzen ſtarken Stil. Ferner verdient be-
erkſamkeit der Anfang der Handmühle aus
orphyr, nämlich zwei aufeinanderliegende mehr
usgehöhlte Steine, zwiſchen denen die Getreide-
rot und Mehl zerrieben wurden. Der die feſte
dende Stein iſt größer als der, welcher auf
rundherbewegt wird. Eine Handmühle von
anit ſtammt vom Broidſchenberge bei Bautzen.
de größere Stein iſt 18 Zoll lang, 8 Zoll
Zoll dick, der kleinere darauf paſſende 13 Zoll
breit und 3 Zoll hoch. In der Umgegend von
ch in Schleswig hat man ſolche Mühlen ge-
liche für das Maismehl hat man noch heute in
ind aus Lava. In Indien reibt man ſo das
im Räucherwerk. Ebenſo ſehr als dieſer uns
n Farbenreibſteinen gegenwärtige Anfang aller
verdient die Aufmerkſamkeit die tragbare Dreh-
rücken, welche nach Pallas und Bergmann als
Werkzeug dieſer Art beſchrieben wird. Wird
e Drehkünſtler in ein Zelt geholt, um hier eine
chen, ſo bringt er ſeine Drehbank auseinander-

genommen unter dem Arme mit und ſtellt ſie auf, indem er den Grundblock, einen zwei Fuß langen Holzklotz von vier Zoll Breite mit zwei Pflöcken im Fußboden befeſtigt. Dann ſteckt er den Walzenſtempel in den Boden, legt den Cylinder darauf, ſchlingt die Schnur um, und läßt ſeinen Gehülfen drehen (welches, da bei dieſer Maſchine noch kein Rad angebracht iſt, nur in hinundhergehender Bewegung geſchehen kann). Er ſelbſt nimmt den Meißel in die Hand, der mit Lederriemen an einen Birkenſtock geſchnürt iſt, legt den linken Arm auf einen kleinen Bock, und verfertigt ſo z. B. ganz ſaubere Holzſchalen aus Birkenfaſer, ſogar nette ſilberne Schalen, wie ſie in dem Buddhatempel der königlichen Porzellan- und Gefäßſammlung zu Dresden zu ſehen ſind. Dieſe und ähnliche Beſchreibungen dieſer Art ſind fortwährend durch in den Text eingedruckte kleine Holzſchnitte (342 Figuren) verdeutlicht. Auf die Werkzeuge und Waffen werden in den vier folgenden Bänden (von denen der zweite bereits erſchienen iſt) das Feuer, die Nahrung, Getränke, Narkotika, Kleidung, Trachten und Schmuck, Wohnſtätte, Hausrath und Fahrzeuge, endlich die Gefäße folgen. 23.

Die deutſchen Theaterzuſtände der Gegenwart.

Das deutſche Theater der Gegenwart. Ein Beitrag zur Würdigung der Zuſtände von F. C. Paldamus. Zwei Bände. Mainz, Kunze. 1857. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Es iſt doch ein eigen Ding um die deutſche Gründlichkeit und Sachliebe; mit uneigennützigſter entſagungsvollſter Hingabe vertieft ſie ſich in den Gegenſtand, für welchen ihre Neigung wachgeworden und nichts in der Welt iſt im Stande, ſie von der einmal ergriffenen Aufgabe abzubringen. Mag daran immerhin etwas Komiſches und Philiſterhaftes ſitzen, uns erſcheint eine ſolche ideale Aufopferung geradezu ehrwürdig: denn ſie quillt aus dem Edelſten der Menſchenbruſt, aus jener Liebe, welche nichts weiß von der Hetzjagd unſerer Tage nach Gewinn und Genuß und welcher die Menſchheit die funkelndſten Perlen ihrer Krone verdankt. Solche Empfindungen muß unwillkürlich ein Werk anregen, welches die Schilderung und Beurtheilung des gegenwärtigen Theaterweſens in Deutſchland mit der Gründlichkeit, Innigkeit und Détailverarbeitung, wie Paldamus dies in zwei ziemlich dicken Bänden geleiſtet hat, ſich zur Aufgabe macht. Das deutſche Theater der Gegenwart! Welch troſtloſer Gegenſtand, welch von den Autoritäten des deutſchen Geiſtes faſt aufgegebener Kranker! Wahrlich, um dieſer Türkei beizuſpringen und ihrer Geneſung ſich zu getröſten, muß man etwas von dem Glauben haben, der Berge verſetzen kann, und von der Liebe, die am Kreuze zu leiden vermag. Es wird nicht fehlen an Solchen, die das Paldamus'ſche Buch, ohne es geleſen zu haben, mit jenem unſerer Zeit ſo geläufigen Mundwinkelzucken beiſeiteſchieben: freilich, eine Abhandlung über den Credit mobilier oder ein Skandalroman wäre eine willkommenere und lucrativere Lectüre geweſen. Und doch iſt in dieſer Paldamus'ſchen Dramaturgie ſo viel wiſſenſchaftliche und moraliſche Solidität und eine ſolche Fülle ebenſo intereſſanter Thatſachen als anziehender Entwickelungen, daß kein Unbefangener ohne Belehrung und Anregung das Buch aus der Hand legen wird.

Nachdem unſer Autor die eigentliche Aufgabe des Theaters eingehend ausgeſprochen und deſſen Stellung als nothwendiges Glied in der Kette geiſtiger, moraliſcher, nationaler und geſellſchaftlicher Entwickelungen begründet hat, verſucht er eine Eintheilung der Theater nach den verſchiedenen Poſitionen der höfiſchen, ſtädtiſchen und ambulanten Bühnen und tritt ſodann ſofort in einen ſehr düſtern Theil der deutſchen Theaterwirthſchaft, in das Gebiet der Wanderbühnen. Dieſer unglückſeligen Exiſtenzen als dem ſchreiendſten Jammer der modernen Komödiantenmiſère hatte ſich der Verfaſſer dieſer kritiſchen Beſprechung vor einiger Zeit in der leipziger „Theaterchronik"

in detaillirter Weiſe angenommen und Paldamus verarbeitet dieſe dramaturgiſchen Stoßſeufzer, indem er vor jedem noch ſo verborgenen Winkel der beklagenswerthen Zuſtände den Lappenvorhang aufzieht und nachweiſt, daß der Staat hier einer nicht unbeträchtlichen Menge von Menſchen gegenüber ſein Aufſichts- und Behütungsrecht in einer unverantwortlichen Weiſe vernachläſſigt. Es zeigt ſich in dieſem Gebiete ein Sklaventhum und ein allgemeiner äußerer und innerer Bankrott, eine Negierung aller von Sitte und Zucht geheiligten Bande, ein Zigeunerthum und eine Entwürdigung des Menſchen, daß man gern das Auge von dieſem Elende fortwendete, wenn das Mitgefühl nicht ſtets wieder dahin zurückkehrte; denn das eben fühlt ſich durch: die Depravirung dieſer Zuſtände iſt weniger die Schuld der Depravirten, als vielmehr der Behörden, welche die naheliegenden und wenig oder vielmehr gar nicht koſtſpieligen Mittel außer Anwendung gelaſſen haben, um auch auf dieſem Gebiete wenigſtens Ordnung und Geſetzlichkeit herrſchend zu machen. Aber ſtatt der Herabwürdigung der Bühne, wie ſie durch die Allgemeinheit des ambulanten Theaterweſens erzeugt iſt, Einhalt zu thun, hat der Staat vielmehr einer Gattung des Komödiantenthums Eingang geſtattet, welche unter dem Namen der Sommer-, Tivoli- und Arenatheater die deutſche Bühne ſchändet. Ueber das innere und äußere Unweſen dieſer Buden haben wir uns in dem an der Gleichgültigkeit der deutſchen Bühnenvorſtände eingegangenen ſtuttgarter Centralorgan ſeinerzeit ausführlich ausgeſprochen und Paldamus ſchließt ſich unſern Darlegungen vollkommen an, indem er die Kaffeetheater nicht blos im Intereſſe der Bühne, ſondern der Dichtkunſt beſonders unbedingt verbannt wiſſen will.

Nachdem auf dieſe Weiſe die beiden eclatanteſten Specialauswüchſe des gegenwärtigen Theaters beſprochen ſind, wendet ſich unſer Autor zu demjenigen Theile der Bühne, welchem, als dem durch ſeine äußere Lage bevorzugten, die eigentliche künſtleriſche Aufgabe obliegt: zu den großen und kleinern Hoftheatern und zu den ſtädtiſchen Haupt- und Mittelbühnen. Auch hier kann der Verfaſſer, und wir mit ihm, nicht viel Erfreuliches entdecken: die trotz der ſchweren und belaſteten Zeit enormen Zuſchüſſe, welche die großen Hoftheater verſchlingen, erſcheinen in gar keinem Verhältniſſe zu den nicht eben bedeutenden Kunſtreſultaten und den übermäßigen Gagenſätzen und Gaſtſpielhonoraren, entſprechen ebenſo wenig den betreffenden Einzelleiſtungen, als die gewaltigen Summen, welche für die ſogenannte Ausſtattung verwandt werden, der innern Solidität der bühnlichen Aufführungen zur Förderung und Hebung gereichen. Die Ausſtattungsſummen ſonderlich füllen nur der ſchon übermäßig aufgeregten Sinnenluſt unſerer Tage den Becher und ſetzen das Raffinement an die Stelle der Kunſt. Dieſer, wenn wir ſo ſagen dürfen übermäßig geſicherten Bühnenſtellung der Hoftheater tritt die Exiſtenz der großen und kleinern Stadttheater als eine durchaus ungeſicherte, weil dem Zufalle des jedesmaligen Ertrags ausgeſetzte, meiſt noch durch mancherlei Abgaben hart belaſtete, gegenüber. Während dort wenigſtens eine amtliche Wirkſamkeit ex officio über dem Ganzen waltet, tritt in letzterm Kreiſe das Kaufmänniſche und Commerzielle in den Vordergrund: es iſt eben ein Geſchäft, es ſoll eben Geld gemacht werden; letzteres iſt Zweck, die Kunſt Mittel. Und wie ſelten dabei noch der Zweck erreicht wird, wie oft ein mehr oder weniger unehrenhafter Bankrott dem Dinge ein Ende macht, und wie ſehr das ganze Geſchäft auf Gefahr baſirt iſt, das lehren uns die finanziellen Schwankungen und Genickbrüche im Bereiche der ſtädtiſchen Theaterunternehmungen täglich. Wo aber ſoll, abgeſehen von der materiellen Tendenz, bei ſolchem fortwährenden Wechſel der betreffenden Leitungen der Kunſt irgendein Plätzchen gewidmet bleiben? Es gibt gewiß hier und da Einzelerſcheinungen, die nicht in dieſe allgemeine Troſtloſigkeit mitinbegriffen ſind, allein ſie beſtätigen als Ausnahmen nur die Regel und die Behauptungen unſeres Autors, welchem wir nur beipflichten können. Bei ſo bewandten Dingen muß natürlich das Repertoire der Stadttheater im Allgemeinen ein der claſſiſchen und edlern, der eigentlich poetiſchen Richtuug des Dramas ziemlich abgewandtes ſein, und auch die Hoftheater ſehen wir mit blutwenigen Ausnahmen dieſelben Bahnen wandern. Es iſt eben die Materie, es iſt eben das Sinnliche Herrſcher des Tags und darum ſind das raffinirte Effectſtück und die Oper Hätſchelkinder des Publicums.

Wenn aber der Verfaſſer hier die deutſche Dramenproduction der Gegenwart beſchuldigt, eine bloße Theaterſchriftſtellerei an Stelle des dichteriſchen und poetiſchen Geiſtes geſetzt und ſo den Verfall des Repertoire weſentlich erzeugt zu haben, ſo halten wir uns verpflichtet, dieſen ſchweren Vorwurf zurückzuweiſen. Seit längerer Zeit beſprachen wir die neuen dramatiſchen Erſcheinungen des Vaterlandes in d. Bl. und gaben dieſes Amt, das wir mit liebevoller Redlichkeit und Treue verwaltet zu haben glauben, nur von uns, weil überhäufte Berufsgeſchäfte hindernd dazwiſchentraten; allein unter der allerdings nicht hinwegzuleugnenden Wuſte bloßer theatraliſcher Mache und gänzlicher Talentloſigkeit bot ſich uns ſtets eine keineswegs unbeträchtliche Reihe wahrer Berufung, an welcher gerade das von Paldamus vermißte Dichteriſche in ſchöner und erquicklicher Fülle vorhanden war, während die Breterhandlichkeit eben fehlte. Dieſen jungen Talenten mangelte die theatraliſche Pflege und weil die Gegenſtände ihrer Dichtungen der augenblicklichen Tagesſtimmung fernliegen, weil ihnen der prickelnde, auf pſychologiſches Raffinement baſirte Reiz nicht eigen iſt, den die moderne nervöſe Begehrlichkeit fodert, ſo bleiben ſie in den Theaterregiſtraturen als Actenſtücke liegen, indeß die Theaterſcribenten als beati possidentes auf den Bretern floriren. Verſucht auch hier und da ein Theater der jungen poetiſchen Production ſich anzunehmen, ſo zwingt die herrſchende Luft ſehr bald von ſolchen „Träumen“ abzuſtehen. Es quillt auch dieſer Jammer aus dem vorwiegenden Realismus unſerer Tage; allein es hat ſich uns im Laufe unſerer dramaturgiſch-kritiſchen Thätigkeit eben das als ein herzerfriſchender Troſt und als eine ſchöne Hoffnung auf beſſere Zeiten herausgeſtellt, daß gerade in der jungen Dramenproduction der deutſchen Muſe das Echtpoetiſche vom Materialismus nicht erſtickt werden kann, ſondern ſich in immer neuen und friſchen Blüten zur Geltung bringt, denen freilich öfter der durch die Praxis zu gewinnende Schliff fehlt. Aber was ſoll das heutige Schauſpielerthum — rühmliche Ausnahmen ſind eben nicht die Geſammtheit — mit wirklicher Poeſie beginnen? Es fehlen ihm ja die Empfänglichkeit und die Mittel dazu, vor allem jene Innigkeit der Empfindung, jene Klarheit des Gedankens und jene heilige Begeiſterung, durch welches Alles unſere große Theaterzeit ſo mächtig wirkte. Experimentiren und künſteln, irgendeine pikante Rolle ſozuſagen auf dem Seile tanzen, durch frappirende Coups die Nerven aufrütteln, eine im Détail zerfahrene Geiſtreichigkeit, günſtigſtenfalls eine berechnete Verſtandesleiſtung: das iſt eben das Ganze dieſer modernen Moſaikſchauſpielerei, die in ſelbſtgefälliger Eitelkeit nur an ihre Einzelverherrlichung denkt und, gekitzelt von dieſer, das Totale jeder echten Kunſtproduction dünkelhaft belächelt. Die Luſt am Experimentiren und der eitle Subjectivismus der modernen Welt wirken auch nach dieſer Richtung mächtig ein und es baſirt ſich auf dieſer allgemeinen Neigung das heute zum förmlichen Unfug gewordene Gaſtſpielweſen unſerer Bühne, deſſen große Nachtheile Paldamus nicht verſchweigt, bei allen ſeinen Schilderungen und Urtheilen ſtets das hohe Ziel der echten Bühne vor Augen und im Herzen behaltend. In conſequenter Verfolgung deſſelben begründet er die Wichtigkeit und Bedeutung des Theaters im Staate, dem es als ſittlichem Ganzen je nach der herrſchenden Bühnenrichtung ebenſo förderlich als höchſt gefährlich werden könne, und deshalb verlangt unſer Autor mit Energie die Pflege und den Schutz des Staats für die Bühne, damit ſie ſich zu derjenigen Stelle erhebe, welche ihr als einer Vereinigung aller Künſte zu einer [illegible]ten neuen Kunſt und als Bildungsſchule des Volks gebührt.

Nachdem er ſo die ſtaatliche Lage und Bedeutung des [illegible]

n hat, gelangt der Verfaſſer zu dem Verhältniſſe der
über der Kirche, welches im günſtigſten Falle das
ten nothwendigen Uebels iſt und bekennt, daß
gegenwärtige realiſtiſch-unſittliche und unchriſt-
der Bühne dieſe ſchiefe Stellung ſich ſelbſt zuzu-
:, hingegen trage das Theater, wie es ſein ſolle
uch ſchon hier und da geweſen ſei und in ſehr
rſcheinungen wol noch ſei, die Berechtigung in ſich,
e in ſeiner ganzen geiſtigen, nationalen und ſitt-
n Bedeutſamkeit gewürdigt zu werden. Bei die-
it entwickelt der Verfaſſer den religiöſen Urſprung
verfolgt ſie ſodann als eine weſentlich kirchliche
: und ſchildert ihren allmäligen Abfall von der
em Chriſtenthum. Dieſes Capitel iſt unſtreitig
e und tiefſte im ganzen Buche, und wir würden
bſchnitt gern ausführlicher referiren, wenn der
es geſtattete. Ein Bedenken nur können wir nicht
der Autor ſcheint uns mit ſeinem Chriſtenthum
tendenziös zu verfahren und mit der abſoluten
ſolle und müſſe Alles, ſomit auch die Bühne
n, die letztere aus dem Gebiete des Reinmenſch-
Beſonderheit confeſſioneller Anſchauung herabzu-
ſich mit der künſtleriſchen Freiheit nicht verträgt.
t ſittlichem Geiſte durchdrungen — und dieſer
inbedingt von der Bühne zu verlangen — wird ſie
antichriſtlich ſein und ihrer Aufgabe, welche eine all-
iche iſt, gewiß beſſer genügen, als wenn ihr
clegt werden, welchen ſich keine Kunſt unterwerfen
von der Höhe ihres ſelbſteigenſten Zwecks zum
eitiger Tendenzen herabzuſteigen. Leider Gottes
Theater diejenige Kunſt, die überhaupt von allen
neiſten zu grundfremden Zwecken gemisbraucht
welcher Tauſende von Schmarotzern ſich mäſten.
Schmarotzer, gegen die unberufenen Kritiker
mus mit der ganzen Kraft einer edeln Ueber-
dieſem faulen Theaterſcriblerthum ballt ſich ein
am kranken Leibe der deutſchen Thalia zu-
dem faden phraſendrechſelnden Schwätzer und
tiſchen Kunſtſchwärmer bis herab zu dem gemei-
:, der die Dienſte ſeiner Feder an den Meiſt-
kauft. Dieſes verkommene Zigeunerliteraten-
indung mit den Winkelagenturen, welcher Gat-
lenverkäuferei unſer Autor zu wenig eindringliche
enkt und welche doch eine Hauptquelle unſerer
Depravation ſind, mit Einem Hiebe zu vernichten,
öglich: es kann ihm nur nach und nach dadurch
werden, daß ſich die Bühne aus ſich ſelbſt heraus
Vorſtänden und Mitgliedern ſittlich erkräftigt und
und daß die echte Kritik mit ſchonungsloſer
n das theatraliſch-literariſche Buſchklepperthum
:. Leider hat die berechtigte Kritik dem Theater
ne ſehr zurückgezogene Stellung eingenommen,
Beurtheilung bühnlicher Leiſtungen und Zuſtände
mäßig und beiläufig betreibt. Ein eigenes auf
tlichen Principien begründetes dramaturgiſches
ſeit dem misglückten Verſuche des ſtuttgarter
1 für die deutſchen Bühnen" nicht mehr vorhanden,
bei den Organen ſolider Theateragenturen das Ge-
wohl oder übel doch immer mitſprechen wird und
t die Bühne der Gegenwart im Allgemeinen faſt
eingehender und umfaſſender Pflege der wah-
id wird hinundhergezerrt von den literariſchen
en Beute ſie geworden iſt und unter deren Ge-
nen ernſten Stimmen berufener Mahner wirkungs-
Dieſen Jammer hat ſich unſer Theater ſo recht
eigenen Händen herbeigeholt und trägt ihn nun
ie Schande zum Skandal vor aller Welt herum;
hne ſelbſt hat die Kritik vonſichgeſcheucht und
afür eingetauſcht. Sie erntet denn auch hiervon wie von ſo mancher andern viel weniger verſchuldeten Sünde die Frucht, indem ſie in der Geſellſchaft ſelbſt eine wenig neidenswerthe Stellung einnimmt und dieſer, ſehr vereinzelte Ausnahmezuſtände abgerechnet, kaum etwas Anderes iſt und gilt, als eine Beluſtigungsanſtalt und als ein Zeitvertreib. Selbſt die Geiſtesariſtokratie wendet ſich ab von der modernen Geſtalt unſerer Bühne und Diejenigen, die ſich ihr als ſogenannte Theaterfreunde anſchlängeln, würden ihre Feinde und Verächter ſein, wenn ſie ſo wäre, wie ſie ſein ſollte. Das iſt das traurige Bild des deutſchen Theaters der Gegenwart; darf da überhaupt noch auf eine Zukunft, auf ein Hellwerden gehofft werden? Jenachdem die Reform der Bühne in die Hand genommen wird oder nicht, meint Paldamus und wir mit ihm; Hülfe aber kann nur kommen durch Befreiung der Bühne aus dem kaufmänniſchen Verhältniſſe, indem die verſchiedenen ſtädtiſchen Communen ihre Theater als Communalinſtitute anſehen, indem moraliſch und geiſtig befähigte Perſönlichkeiten zu ihrer Leitung beſtellt werden, indem man dem theatraliſchen Bummlerthum durch Bildungsſchulen entgegenwirkt und indem man, einerſeits die enorme Verſchwendung für das Aeußere der Bühne aufgebend, andererſeits das Proletarierelend durch finanzielle Sicherung der Bühnen aufhebt. Der Staat muß die Bühne unter ſeine directe Obhut nehmen und ſie als Kunſtanſtalt, nicht als Geſchäftsſache proclamiren und pflegen.

Soweit haben wir die Paldamus'ſchen Schilderungen und Anſichten durch unſere Anſchauung wandern laſſen und mußten ihnen meiſt aus Grund der Seele beipflichten. Dies Buch mit ſeiner kernigen Solidität und ſeiner edeln ſittlichen Geſinnung, dem die praktiſche Einſicht keineswegs mangelt, iſt werth von Denen gründlich gekannt zu ſein, welche die Macht der Initiative in den ſo nothwendigen Bühnenreformen beſitzen und verpflichtet Alle, die trotz ſeiner Erniedrigung noch ein Herz behalten haben für das Theater unſers Vaterlandes, zum aufrichtigſten Danke gegen den Verfaſſer, der mit ſoviel Liebe und ſoviel Mühe an ein zunächſt doch ſehr wenig lohnendes Werk gegangen iſt. Möchten Diejenigen, welche als Leiter und Mitglieder des deutſchen Theaters fungiren, dieſe nur zu wahrhaftigen Schilderungen leſen und ſich dadurch überzeugen, in welchem Schlamme ſie herumwühlen und wie es die höchſte und äußerſte Zeit iſt, den an ſich ſo erhabenen Tempel ihrer Kunſt zu reinigen, wenn ihn der Schmuz nicht für immer verſchlingen ſoll. Noch iſt, Gott Lob, die Rettung möglich, noch bieten ſich inmitten des allgemeinen Moraſtes grüne Plätzchen zu Anhaltepunkten, noch iſt auch in unſerm Volke nicht alle Achtung vor einer Bühne erſtorben. Aber es iſt eben die letzte Friſt und geht auch ſie ungenützt vorüber, dann freilich hatten wir einſt eine Bühne und werden ſie vielleicht irgendwo in fernſter Zeit einmal wiederhaben. Indeß ſind Anfänge von Reformen ſeiten einiger Staaten gemacht worden: in Preußen wendet ſich eine neuere Verordnung des Miniſteriums mit beſonderer Eindringlichkeit der Bühne zu, indem ſie den entſittlichenden Einfluß gewiſſer Lorettenſtücke und Poſſen bekämpft, alſo dem Repertoire eine edlere Haltung zu geben trachtet, und die in Berlin begonnenen Maßnahmen gegen das Unweſen der Liebhabertheater, ſowie die größere Vorſicht bei Ertheilung neuer Conceſſionen nebſt manchen andern Thatſachen deuten darauf hin, daß der Staat ſich von der Nothwendigkeit theatraliſcher Reformen überzeugt hat. Nur wolle man dabei Eins nicht vergeſſen: die ſittliche Erhebung der Bühne in ſich ſelbſt und dadurch in der Achtung des Volks iſt die erſte Aufgabe und dieſe wird nicht von oben nach unten, ſondern in umgekehrter Steigung zu bewerkſtelligen ſein. In den großen Hauptſtädten findet ein viel zu maſſenhafter Conflurus der Laſterhaftigkeit und Liederlichkeit ſtatt, als daß in ihnen irgendeine moraliſche Beſtrebung einen geſunden Anfang nehmen könnte; vielmehr ſind es die deutſchen Mittelſtädte, in welchen, verbunden mit der bei der heutigen Verallgemeinerung der Intelligenz keineswegs mangelnden geiſtigen Bildung und äſtheti-

ſchen Empfindung, eine ungebrochene Sittlichkeit und Zucht die geeignetſte Baſis für derartige reformatoriſche Verſuche bietet, wie wir ſie ſoeben beſprochen haben. Möchte das wackere Buch von Paldamus endlich das letzte Wort in dieſer Angelegenheit ſein und ihm die reformatoriſche That ohne Säumen folgen; die deutſche Literatur hat für Hebung der deutſchen Bühne redlich das Ihrige gethan — das ſoeben beurtheilte Buch iſt ein neuer ſchlagender Beweis dafür —, es iſt jetzt Sache des Staats, das praktiſche Werk in die Hand zu nehmen und damit eine Schuld zu ſühnen, die er durch ſeine Paſſivität dem deutſchen Theater gegenüber unſtreitig aufſichgeladen hat. **Hermann von Bequignolles.**

Soldatenlectüre.

Zur Milares. Neue Geſchichten für das Militär und ſeine Freunde von Julius Ebersberg. Prag, Bellmann. 1857. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Titel wird Nichtrauchern, deren das Militär und deſſen Anhang doch auch zählt, einigermaßen in Verlegenheit ſetzen, auch iſt vielleicht die „blonde, anregende, erheiternde Milares" nicht allüberall ſo bekannt, als hier vorausgeſetzt wird. Mag ſich aber dieſer Theil des militäriſchen und ſoldatenfreundlichen Publicums nicht abhalten laſſen, auch ohne eine Milares oder ſonſtige Cigarre die gute Unterhaltung zu genießen, welche ihm die neuen Geſchichten des bereits durch frühere ähnliche Werke bekanntgewordenen Verfaſſers bieten werden. Das vorliegende Buch, welches dem k. k. General der Cavalerie, Grafen Schlik, gewidmet iſt, enthält ſechs Erzählungen, von denen, wie der Verfaſſer im Vorworte aus Gewiſſenspflicht erklärt, nur die erſte und größte ſein völliges Eigenthum iſt, während die andern mit mehr oder weniger Freiheit engliſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Originalen nachgebildet worden. Wir erklären dafür gleich von vornherein, daß, was die Unterhaltung betrifft, uns die eigene des Verfaſſers am beſten gefallen hat und gewiß Allen, die friſchen Soldatenhumor verſtehen, ebenſo gefallen wird. Es iſt die originelle „Geſchichte eines alten Commißmantels", von dieſem ſelbſt erzählt. Sie führt uns unmittelbar in das Soldatenleben mit all den kleinen, naturwahren Zügen hinein, die nur Derjenige ſchildern kann, der ſie aus eigener Anſchauung, nicht als Laie, ſondern als Eingeweihter kennt. Freilich geht es da nicht immer fromm und ſittig zu; Soldaten ſind nun einmal keine Heiligen und werden es ſchwerlich werden; die Leſer, für welche die Geſchichten „Zur Milares" beſtimmt ſind, nehmen gewiß keinen Anſtoß an den geſchilderten Scenen, wenn wir auch ſagen müſſen, daß die der ſchönen Kathi doch allzu dramatiſch behandelt iſt. Dafür kommen aber andere, von frivolem Beiſatz freie, ergötzliche Schilderungen vor und wo es der Anlaß gibt, weiß der Verfaſſer auch ernſt und ergreifend zu reden. Intereſſant war uns eine Parallele zwiſchen der Zeit vor 1848 und jetzt in Bezug auf das Unteroffiziercorps der k. k. Armee. Auch dort, wie in andern Heeren, ſind die altgedienten Feldwebel und Unteroffiziere, auf welche ſich der Hauptmann unbedingt verlaſſen konnte, allmälig ausgeſtorben. Daß der innere Dienſt darunter leidet und nur durch größere Anſtrengungen der Offiziere aufrechterhalten werden kann, verſteht ſich von ſelbſt; überraſchend war uns aber eine andere Folge, die ſich z. B. in der preußiſchen Armee gerade umgekehrt geſtaltet hat. Hier gab es ſonſt wenig Unteroffiziere, welche der Feder mächtig waren; ich rede aus Erfahrung, da ich noch lebhaft der Zeit gedenke, wo ich, ein blutjunger Offizier, ſolchen zum Theil mit dem eiſernen Kreuz decorirten Braven in der Schwadronsſchule die von der Säbel- und Zügelführung ſteifen Finger zum Schreiben gerecht machen mußte. Jetzt fehlen dieſe Alten, aber die jüngere Generation ſteht in der Schulbildung, dank den Elementarſchulen des Landes, auf einer bedeutend höhern Stufe, die meiſten Unteroffiziere möchten wol ſogar
eine leidlich gute Handſchrift beſitzen. In Oeſtreich
umgekehrt zu ſein, wenn der Verfaſſer Recht hat
„daß man leider größtentheils auf Feldwebel triff
eine gerade Linie ziehen und nicht ſechs dreiziffe
fehlerfrei ſummiren können, weil man Unteroffi
denen Leſen und Schreiben zwei ſüdſpaniſche Dö
Die k. k. Armee trifft dadurch kein Vorwurf, a
Licht werfen dieſe wenigen Worte auf die Volks
Kaiſerſtaate! Daß die Regierung auch im Unte
bedeutende Reformen und Verbeſſerungen anſtrebt,
und die neuen Schöpfungen, welche der Kaiſer i
bildungsweſen in das Leben gerufen hat, verdie
gemeinſte Anerkennung und Beachtung. Die zu
ziehungshäuſer und die Schulcompagnien aller W
dazu, „meiſt aus Soldatenkindern, alſo aus krieg
Fleiſch und Blut, der kaiſerlichen Armee einen neu
dienſtgewohnten und praktiſch ausgebildeten, nie au
Stamm von Unteroffizieren zu liefern". Es iſ
Ort nicht, über die Vortrefflichkeit der neuen D
der Militärbildungsanſtalten eingehend, wie ich
könnte, zu ſprechen; ihr Segen wird ſich in wen
bekunden.

Kehren wir zu unſerer Milares zurück. Au
moriſtiſchen Commißmantel, der eine geſunde Beo
gabe hat und manche Wahrheit freimüthig ausſpric
zwei Geſchichten, welche ihren franzöſiſchen Urſprun
Beziehung bekunden. „Der Schatten Joſeph's II."
einem Krieger Napoleon's 1809 bei nächtlicher
Schloſſe zu Neuſiedel das Schickſal ſeines Herrn, we
bei ſeinen bisherigen Erfolgen nicht genügen läßt. Di
taſtiſchen Geſchichte folgt eine tragi-komiſche „Intere
kanntſchaft". Ueber dieſe leichtere Unterhaltung l
weggehend wird der Leſer bei den anziehenden „Ka
dern" um ſo länger verweilen. Sie ſchließen ſich w
Schilderungen des unglücklichen Beſtuſchew an, ſin
denfalls einer deutſchen Quelle entnommen. Engliſch
ſchildert uns dann „Das Leben und Treiben des
Soldaten von heute" und läßt uns wiederum einen
mit dem des deutſchen thun, wobei unſer Patrioti
zum Vortheile des letztern entſcheidet. Der Verfaſſer
Geſchichte nach der engliſchen Quelle ſehr geſchickt l
ſollte aber „Die Sühne" wirklich einer ſpaniſchen a
ſein? Das Colorit ſcheint uns nicht der ſpaniſchen
ganz entſchieden der neufranzöſiſchen Schule an
welche übrigens auch ihre Verdienſte hat. Mag
Verfaſſer unſern Dank für ſeine Gabe nehmen, di
ſehr beſcheiden „für ſo leicht und nicht koſtbarer er
die bläulichen Wolken einer Milares", und wenn
unſern Geſchmack theilt, ſo hoffen wir bald eine F
zu erhalten, in welcher wie hier auf eine anregende
thuende Abwechſelung, die wir in andern Soldaten
nur zu oft vermiſſen, Bedacht genommen iſt.

Karl Guſtav von Be

Notiz.

Wunderliche franzöſiſche Anſichten über
Literatur.

Ein Studentenurtheil kann zwar für uns von k
tiſchen Gewicht, aber doch vielleicht als Sympton
werth ſein. Henri Forterre, einer der pariſer Studen
die „Voix des écoles" als Organ des Quartier
Leben gerufen haben, wagte ſich an die ſchon für ein
lichen Literarhiſtoriker keineswegs leichte Aufgabe, e
ſicht und Charakteriſtik der franzöſiſchen, engliſchen
ſchen Romanliteratur zu geben. In Bezug auf letzte
er: „England iſt reich an Romanen, es hat Richardſo
Walter Scott (und Smollet, Fielding, Goldſmith,

ckens, Thackeray?); Deutſchland iſt arm. Wir haben be- ts Goethe genannt; dies iſt faſt der einzige deutſche Roman- riftſteller. Seltſam! Die Deutſchen ſind ausgezeichnete ilosophen, ihre Forſchungen ſind gehaltvoll und tief; kühn ſenken ſie ſich in die düſterſten Abgründe der dunkelſten d trockenſten Wiſſenſchaften; ſie haben eine große Anzahl n Commentaren, Diſſertationen und Unterſuchungen in Folio gefertigt. Alle Gelehrte in us ſind Deutſche. Aber in ihren ... lich literariſchen Erzeugniſſen ſind ſie immer lyriſch; der ...mus iſt ihrer Poeſie ſo nothwendig, daß ſie diejenigen ...ungen, wohin ſie ihn nicht verpflanzen konnten, brachlie- ... ließen; den Roman z. B. Außer «Werther» können wir k noch eine alte Dichtung nennen, das Nibelungenlied, reich, ...end, voll von Bewegung, Leben und Energie, ſodann phantaſtiſchen Erzählungen Hoffmann's, der «nous autres ...çais» gefallen hat, weil ſeine Manier für uns ungewöhn- ...und neu war." Jedenfalls beweiſt dieſe Stelle, daß in ...kreich von den deutſchen Romanen nur der „Werther" die Hoffmann'ſchen Novellen allgemeiner bekannt ſind, weil mit ſeinen Literaturkenntniſſen ſich brüſtender Student und ...dacteur ſonſt auch noch andere genannt haben würde, um vor dem Publicum und ſeinen Commilitonen keine Blöße zu ...en. Da hat ſich nun Taillandier ſeit Jahren in der „Revue deux mondes" Mühe gegeben, ſeine Landsleute mit einer ...ge neuerer deutſcher Romane bekanntzumachen, unter denen manche außerordentlich herausſtrich, und Frankreich hat keinen ...n im Gedächtniß behalten. Wie ganz anders in Deutſch- ...d, wo es — wir möchten faſt ſagen leider! — kaum noch ...n Studenten gibt, der auf Befragen nicht ſofort ein Dutzend ...zöſiſcher Romanſchriftſteller an den Fingern herzählen würde. ...haupt machen von den franzöſiſchen Literatoren, welche ...fe ſtehen, mit der deutſchen Literatur gründlicher be- ...t zu ſein, manche ihren Landsleuten oft recht ſonder- ...e Mittheilungen. So erzählt ihnen Philarète Chasles im ...tionnaire de la conversation et de la lecture", daß ...bue ein literariſches Agenturbureau gegründet und den ...nten ihre Manuſcripte abgekauft habe, um ſie zu über- ...en und in brauchbare Bühnenſtücke zu verwandeln, und ...enhaft nennt er dann diejenigen, die Kotzebue allein ge- ...hatten, darunter „Guſtav Waſa", „Octavia", „Die Spa- ...in Peru". Auch ſcheint er Kotzebue nur als Verfaſſer ... und empfindſamer Stücke zu kennen; denn ſeine bedeu- ...e Seite, ſeine Luſtſpielproduction, ignorirt er gänzlich.

H. M.

Bibliographie.

... 1806. Geſchichtlicher Roman. Leipzig, Kollmann. 1858. ... Thlr. 15 Ngr.

...lpenburg, J. N. Ritter v., Mythen und Sagen Ti-... Geſammelt und herausgegeben. Mit einem einleitenden ...ort von Ludwig Bechſtein. Zürich, Meyer u. Zeller. ...8. 2 Thlr. 20 Ngr.

...nzenberger, J., Der Menſch und die Arbeit. — Der ...liſche Geſellen-Verein zu Paſſau. Ein Leſeſtück für Je- ...mann. Landshut, Krüll. 8. 4 Ngr.

...innewerck, F., Chriſtine. Erzählung. Leipzig, Koll- ...n. 1858. 8. 20 Ngr.

...lum, K. L., Ein ruſſiſcher Staatsmann. Des Grafen ... Johann Sievers Denkwürdigkeiten zur Geſchichte Ruß- ... 1ſter und 2ter Band. Mit 13 Bildniſſen. Leipzig, ... Winter. Gr. 8. 4 Thlr. 24 Ngr.

...rachvogel, A. E., Friedemann Bach. Ein Roman. ...Bände. Berlin, Janke. 1858. 8. 5 Thlr.

...urow, Julie, Der Glücksſtern. Novelle. Bromberg, ... 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

...ombe, G., Die Wiſſenſchaft in ihrer Beziehung zur ...ion. Deutſche Originalausgabe. Unter Mitwirkung des Verfaſſers nach der 4ten Auflage des engliſchen Originals be- arbeitet von J. v. B. Leipzig, E. H. Mayer. Gr 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diedrich, J., Wider den Chiliasmus. Leipzig, Dörff- ling u. Franke. Gr. 8. 5 Ngr.

Diezmann, A., Goethe und die luſtige Zeit in Weimar. Mit einem Plane vom damaligen Weimar und mit einer bis- her ungedruckten Abhandlung von Goethe. Leipzig, Keil. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Erziehungs-Reſultate. Geſchichten, Charakteriſtiken und Bilder nach dem Leben. Ein Beitrag zur praktiſchen Erziehung für Eltern und andere Erzieher. Hannover, Ehlermann. Gr. 8. 1 Thlr.

Gerſtäcker, F., Die Welt im Kleinen für die kleine Welt. Mit 2 Karten in Buntdruck. Leipzig, Schlicke. Br. 8. 20 Ngr.

Goethe, Acht Lieder. Zum erſtenmale mit Erläuterun- gen herausgegeben von T. Bergk. Wetzlar, Rathgeber. 8. 15 Ngr.

Hallberg, Emilie Emma von, Najade. Dichtung. Trier, Troſchel. 16. 18 Ngr.

Hocker, N., Die Stammsagen der Hohenzollern und Welfen. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie und Hel- densage. Düsseldorf, Kaulen. Gr. 8. 20 Ngr.

Johannes Secundus, Das Buch der Küsse. Aus dem Lateinischen übersetzt von R. Falck. Berlin, Schle- singer. 16. 5 Ngr.

Koſſak, E., Schweizerfahrten. (Brockhaus' Reiſe-Biblio- thek.) Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Möller, W., Das Volks-Rechtsbewußtſein der Gegen- wart über Beſtrafung der Verbrecher. Kaſſel, Appel. Gr. 8. 20 Ngr.

Mühlbach, L., Napoleon in Deutſchland. 1ſte Abthei- lung. — A. u. d. T.: Raſtatt und Jena. Vier Bände. Ber- lin, Janke. 1858. 8. 6 Thlr.

Neumann, R., Aus dem Leben Friedrich Wilhelm III. Königs von Preußen. (Wahrheit und Dichtung.) Erfurt, Bornemann. 16. 10 Ngr.

Das Nibelungenlied in der ältesten Gestalt mit den Veränderungen des gemeinen Textes. Herausgegeben und mit einem Wörterbuch versehen von A. Holtzmann. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Oeſterreichs tapfere Söhne. Erinnerungen aus Italien und Ungarn von 1848 und 1849 eines Veteranen, Verfaſſer der Aphorismen und der äſthetiſchen Weltanſchauung. Klagen- furt, Leon. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Pape, J., Gedichte. Mainz, Kirchheim. 16. 1 Thlr.

Schuller, J. C., Ueber einige merkwürdige Volks- sagen der Romänen. Sylvestergabe. Hermannstadt, Stein- haussen. Gr. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Bening, Zur Gewerbeordnung. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 5 Ngr.

Weil, J., Wagener, Stahl, die Juden und die proteſtan- tiſchen Diſſidenten. (Mit beſonderer Beziehung auf: Wagener, das Judenthum und der Staat. Stahl: Rede über chriſtliche Toleranz, und: Wider Bunſen.) Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 4 Ngr.

Wollheim da Fonſeca, Chevalier A. E., Eine deut- ſche Antwort auf die däniſche Frage. Unparteiiſche Betrach- tungen und Vorſchläge. Hamburg, F. Schuberth. Lex.-8. 9 Ngr.

Zur Erinnerung an die Feier des 3. und 4. September 1857, die Tage der Grundſteinlegung zum Carl-Auguſt-Denk- mal und der Enthüllung der Goethe-Schiller- und Wieland- Standbilder zu Weimar. Weimar, Kühn. Gr. 4. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Franz Baco von Verulam.

Die Realphiloſophie und ihr Zeitalter.

Von **Kuno Fiſcher.**

8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der durch ſeine erfolgreiche Lehrthätigkeit in Heidelberg bekannte, dann an die Univerſität Jena berufene Verfaſſer, zugleich einer der ausgezeichnetſten philoſophiſchen Schriftſteller der Gegenwart, hat in dieſem Buche den Engländer Baco behandelt und damit nicht blos ſeine „Geſchichte der neuern Philoſophie“, ſondern zugleich eine ſehr fühlbare Lücke unſerer philoſophiſchen Literatur ergänzt. Denn es fehlte bei uns noch bis heute eine **erſchöpfende und zuſammenhängende Darſtellung Baco’s**, des größten unter den engliſchen und überhaupt realiſtiſchen Philoſophen der neuen Zeit. Eine ſolche wird hier zum erſten male geboten. Allgemein iſt das Werk von den competenteſten Seiten als ein treffliches und bedeutendes bezeichnet worden, nicht nur in Deutſchland, ſondern auch im Ausland, namentlich in England, wo die angeſehenſten Journale (Spectator, Quarterly Review, Westminster Review, Saturday Review etc.) ſehr anerkennende Beſprechungen deſſelben brachten und ſoeben eine Ueberſetzung davon erſcheint. Beſonders wird von allen Kritikern die ſtiliſtiſche Vollendung und leichte Lesbarkeit des Werks gegenüber der Schwerfälligkeit und Unverſtändlichkeit vieler philoſophiſcher Bücher hervorgehoben, wodurch daſſelbe den weiteſten Kreiſen des Publicums, für die es beſtimmt iſt, zugänglich werde.

In der oben erwähnten Beſprechung des Spectator heißt es unter Anderm: „Hier iſt, wunderbarerweiſe, ein philoſophiſches Werk aus der Feder eines Deutſchen, welches das ganze gebildete England mit Vergnügen leſen kann. Mit Ausnahme der Wörter «objectiv» und «ſubjectiv» vermeidet Dr. Fiſcher alle jene techniſchen Ausdrücke, welche ſonſt als ebenſo viele ſpaniſche Reiter zwiſchen cis- und transrhenaniſchen Denkern liegen, und überdies ſchreibt er in einem leichten fließenden Stil, würdig eines edinburger oder pariſer Philoſophen.... Die Fiſcher’ſche Schrift iſt wirklich ein leicht gemachter Baco. Fiſcher’s Buch iſt aber wol noch etwas mehr, und verdient auch von Denen geleſen zu werden, welche den Grundtert des engliſchen Philoſophen verſtanden haben, oder es meinen.“ Macaulay’s übertriebene Baco-Verehrung, urtheilt der Spectator, habe der Deutſche auf das gebührende Maß zurückgeführt, und überhaupt das Verhältniß der Real- zur Idealphiloſophie fein und richtig feſtgeſtellt. Auch der Scharfſinn, womit Fiſcher den ſittlichen Charakter Baco’s folgerecht aus ſeinem Naturell entwickelt, während Macaulay ſich über dieſen traurigen Widerſpruch zwiſchen Moralität und Intelligenz eben nur verwundert, ſcheint in England Beifall zu finden.

Das Buch bildet ein abgeſchloſſenes Ganzes für ſich. Es entwickelt in allen ſeinen Theilen die Baconiſche Philoſophie und zeigt deren Fortbildung in Hobbes, Locke, der franzöſiſchen Aufklärung, Berkeley, Hume bis an die Grenzen der Kant’ſchen Epoche. So enthält es zugleich die Geſchichte der Realphiloſophie, die dem Geiſte der Gegenwart naheſteht.

Unſer Zeitalter kennt keinen mächtigern und erfolgreichern Factor, als den Geiſt der Induſtrie, der naturwiſſenſchaftlichen Erfindung, der praktiſchen Cultur. Baco iſt der [...] dieſer Richtungen. Der Verfaſſer hat dieſen helllſte Licht geſetzt und dadurch ſeine Schrift i[...] Weiſe auf die Gegenwart bezogen. Dabei beleu[...] Baconiſche Philoſophie in ihrer eigenthümlichen [...] keit, indem er ſie andern gegenüberſtellt, bald vergle[...] unterſcheidend. Solche Parallelen werden gezogen zu[...] und Carteſius, Spinoza, Pierre Bayle, Leib[...] u. A. Bis in die Gegenwart hinein verfolgt der [...] auf Baco bezüglichen Parteiſtellungen. Er trifft [...] blinden Gegner Baco’s in dem franzöſiſchen Ro[...] Maiſtre, als den blinden Bewunderer in dem eng[...] ſchichtſchreiber Macaulay.

Im Verlage des Unterzeichneten erſchien und iſ[...] Buchhandlungen vorräthig:

Oſtindien,

ſeine Geſchichte, Cultur und ſeine Be[...]

Reſultate

vieljähriger Forſchungen und Beobachtungen [...] und Stelle.

Von Philipp van Möker[n].

Deutſche Originalausgabe.

Zwei Bände. Elegant broſchirt. Gr. 8. 4⅓ [...]

Durch das vorſtehende Werk, die Frucht la[...] Studien und Forſchungen auf dem weiten Gebiete de[...] gen **oſtindiſchen Reichs**, werden nicht nur viele [...] Lücken ausgefüllt, irrige Anſichten und Thatſachen [...] ſondern es tritt uns aus dem Ganzen ein **groß[es] volles Bild jener Länder und ihrer Bewohn[er]** [...] Augen. Die Darſtellung vereinigt das **hiſtoriſch[...] phiſch**, **ethnographiſch** und **merkantiliſch Wi[...]** glücklich in einer **unterhaltenden** und **feſſelnden** [...] daß das Werk außer Fachmännern jeden Gebildete[n] intereſſiren wird.

Für die dortigen kriegeriſchen Verhältniſſe iſt [...] jetzt von doppelter Wichtigkeit.

Leipzig, 1857.

Hermann Coſte[noble]
Verlagshandlun[g]

☛ **Bücher zu ermässigten Preisen.** ☚

Bücherkäufer werden auf das von F. A. Br[...] in Leipzig ausgegebene

Verzeichniss werthvoller Werk[e] zu bedeutend ermässigten Preis[en]

eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur [...] besonders aufmerksam gemacht. Dasselbe ist [...] Buchhandlung **gratis** zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
·terariſche Unterhaltung.

rſcheint wöchentlich. —— **Nr. 40.** —— 1. October 1857.

Blätter für literariſche Unterhaltung erſcheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preiſe von 12 Thlrn. ·ich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an.

ılt: Heinrich Barth's Reiſen in Afrika. — Kober's Romanbibliothek. Von **Adolf Zeiſing.** — Emerſon über England und die nder. — Epiſche Dichtungen. — Zur Geſchichte der Freimaurerei in Frankreich. Von **Friedrich Voigts.** — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Heinrich Barth's Reiſen in Afrika.

und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den
ren 1849—55 von Heinrich Barth. Tagebuch ſeiner
Auftrag der britiſchen Regierung unternommenen Reiſe.
er und zweiter Band. Mit Karten, Holzſchnitten und
ern. Gotha, J. Perthes. 1857. Gr. 8. 12 Thlr.

eit langer Zeit hat kein Buch vor ſeinem Erſchei-
ie allgemeine Erwartung und nach demſelben die
ieine Aufmerkſamkeit ſo lebhaft erregt wie das vor-
de. Und in der That war und iſt dieſes Intereſſe
er Hinſicht ein vollkommen gerechtfertigtes. Denn
wir zuvörderſt auf ſeinen Inhalt, ſo verſpricht
gewährt es einen überraſchenden Einblick in eine
liche Fülle bisher unbekannter Thatſachen aus dem
nißvollen Innern jenes in ſich und von uns mehr
lle übrigen Länder des Erdkreiſes abgeſchloſſenen
n und Jahrtauſende hindurch räthſelvoll geblie-
Welttheils — Afrika. Was von den Berich-
es Alterthums und des Mittelalters darüber auf
euzeit herabgekommen war, diente, unvollſtändig
nzuverläſſig wie es iſt, mehr dazu die Neugierde an-
eln, als ein wiſſenſchaftliches oder praktiſches Be-
ß zu befriedigen. Nicht eher als mit Mungo
erſter Reiſe im letzten Decennium des vorigen
underts wurde die Bahn eigentlicher Entdeckungen
tralafrika betreten und durch wiederholte Unterneh-
n einer Reihe durch jenes erſte Beiſpiel zur Nach-
g angefeuerter Männer von unbezwinglichem Mu-
nd Wiſſensdrange zunächſt für die Wiſſenſchaft
de Reſultate gewonnen. England war es, deſſen
und Regierung theils aus philanthropiſchen, theils
andelspolitiſchen Gründen dieſe Unternehmungen an-
und unterſtützten, und engliſche Namen — außer
enannten die eines Oudney, Denham, Clapperton
und der Gebrüder Lander — waren es, auf die ſich der Geograph und Ethnograph bei der Schilderung jener Gegenden hauptſächlich, als ſeine Gewährsmänner zu beziehen hatte. Auch die neueſte Expedition, diejenige, deren Ergebniſſe in dem Barth'ſchen Reiſewerke niedergelegt ſind, wurde unter den Auſpicien der engliſchen Regierung und zum großen Theil auf deren Koſten unternommen. Veranlaßt wurde dieſelbe dazu zunächſt durch den lange Zeit als Miſſionar thätig geweſenen und namentlich für die Aufhebung der Negerſklaverei begeiſterten James Richardſon, der bereits 1845 eine größere Erforſchungsreiſe in den ſüdlich von Tripolis gelegenen Theil der Sahara bis Rhat unternommen und dabei dem engliſchen Handel nicht unweſentliche Vortheile geſichert hatte. Die engliſche Regierung ernannte ihn deshalb 1849 (bald nach dem Erſcheinen der von ihm verfaßten Beſchreibung jener Reiſe) zum Leiter der neuen in einem ungleich großartigern Maßſtabe zu veranſtaltenden Expedition, erbot ſich aber zugleich gegen Bunſen, welcher damals noch als preußiſcher Geſandter in London weilte, unter gewiſſen Bedingungen einem deutſchen Reiſenden die Theilnahme an derſelben zu geſtatten. Dr. Barth aus Hamburg, welcher eben damals die Beſchreibung ſeiner dreijährigen Reiſe durch die Küſtenländer von Nordafrika, Syrien und Kleinaſien herausgegeben hatte, ging bereitwillig auf dieſes Anerbieten ein, und als er ſich ſpäter aus Familienrückſichten bewogen fand, dieſen Plan wiederaufzugeben hatte die engliſche Regierung zum Glück ſeine Erklärung bereits acceptirt, wodurch er ſich für unwiderruflich gebunden hielt; indeß gab dieſer Zwiſchenfall dazu Veranlaſſung, daß auch Dr. Overweg, ebenfalls aus Hamburg, der in ſeine Stelle einzutreten ſich erboten hatte, der Expedition beigeordnet ward. Von einer ſolchen Reiſegeſellſchaft waren natürlicherweiſe ganz andere Reſultate zu erwarten als von den frühern immerhin mit den zu einem ſo gefahrvollen

Unternehmen erfoderlichen moraliſchen Eigenſchaften in ſeltenem Maße ausgeſtatteten, wiſſenſchaftlich aber ihrer ſchwierigen Aufgabe nur zum geringſten Th ile einigermaßen gewachſenen Beſuchern dieſes auf jedem Schritte dem fähigen Beobachter neue und überraſchende Erſcheinungsformen des Natur- und Menſchenlebens erſchließenden Wunderlandes. Fügt man noch hinzu, daß der diesmaligen Expedition infolge der bereits früher angeknüpften Verbindungen wenigſtens an einzelnen Punkten eine leidliche Operationsbaſis geſichert war, daß die Mitglieder derſelben ſich die von ihren Vorgängern auf gleichem Terrain gemachten Erfahrungen zunutze machen konnten und daß ſie wenigſtens für den Anfang mit den zur Erreichung ihrer Zwecke unentbehrlichen Inſtrumenten und ſonſtigen Hülfsmitteln vergleichsweiſe genügend ausgerüſtet waren, ſo wird man dieſe Erwartung vollkommen gerechtfertigt finden, unter der Vorausſetzung nämlich, daß ſich der Ausführung des Unternehmens keine außerordentlichen Hinderniſſe in den Weg ſtellten. An ſolchen mangelte es leider nicht: wie bekannt ſtarb der Führer der Expedition, Richardſon, bereits am 1. März 1851 in Nghurutua, wenige Tagereiſen von ſeinem nächſten Beſtimmungsorte, Kukaua, und auch Overweg erlag den Mühſeligkeiten der Reiſe im Anfange des Jahres 1853. Das waren allerdings harte Schläge und ſchwere Verluſte, von denen wenigſtens der erſtere eine zeitlang den Fortgang des ganzen Unternehmens in Frage zu ſtellen ſchien; allein ein gütiges Geſchick wollte, daß gerade das eifrigſte und tüchtigſte Mitglied der Expedition, Barth, am Leben und bei vollen Kräften blieb, und da derſelbe bis dahin bereits die eclatanteſten Beweiſe von ſeiner vorzüglichen Befähigung gegeben hatte, ſo ward ihm die wohlverdiente Anerkennung zutheil, daß Lord Palmerſton ihn mit der fernern Leitung betraute und ihm hinreichende Mittel zur weitern Verfolgung ſeiner Plane zur Verfügung ſtellte. Dieſe Plane gingen aber weit über Dasjenige hinaus, was als urſprünglicher Zweck der Expedition feſtgeſtellt worden war. Barth's Forſchungen waren ſo umfänglich und zu gleicher Zeit ſo tief eingehend, daß ſie alles bisher auf demſelben Gebiete Geleiſtete in den Schatten ſtellen.

Und hier ſei es uns geſtattet auf einen andern Umſtand hinzudeuten, der wol nicht minder als die gewonnenen Reſultate die allgemeine Aufmerkſamkeit auf dieſes wichtige Unternehmen hingelenkt hat. Ich ſpreche nicht von dem gerechten Stolze, mit dem es uns Deutſche erfüllen muß, daß die britiſche Regierung die Wahrnehmung der gewichtigſten nationalen und humanen Intereſſen den Händen eines Landsmanns von uns anvertraut, und daß dieſer ſeine Miſſion in ſo glänzender Weiſe ausgeführt hat: das Beiſpiel Barth's ſteht keineswegs vereinzelt da, da bekanntlich, älterer Fälle zu geſchweigen, Ruſſegger und Knoblecher ſich in neuerer Zeit die größten Verdienſte um die Erforſchung des öſtlichen Sudan erworben haben, da noch in dieſem Augenblicke zwei deutſche Reiſende, nachdem die mit ſo großem Pomp angekündigte Unternehmung des Grafen Escayrac de Lauture geſcheitert iſt, ſelbſtändig gegen die Nilquellen vordringen, und da endlich zu Anfang des Jahres 1853 ein zweiter Deutſcher, Dr. Vogel aus Leipzig, auf den Schauplatz der Thätigkeit Barth's und ſeiner Begleiter nachgeſandt worden iſt, wo derſelbe bereits glänzende Reſultate für die Wiſſenſchaft errungen hat und noch jetzt unermüdlich an der Berichtigung und Erweiterung der von ſeinen Vorgängern geſammelten Thatſachen arbeitet, dafern ſich nicht [illegible] die Nachricht von ſeiner Hinrichtung in der Hauptſtadt von Wadai beſtätigen ſollte. Was ich im Sinne habe, iſt vielmehr der bedeutſame Umſtand, daß ſich in dieſer Unternehmung ein ſo ſtaunenswerther Grad ſittlicher Energie und eine ſo reine, durch keine unlautern Motive gefälſchte Begeiſterung kundgegeben hat. Wenn ich das ganze geräuſchvolle Thun und Treiben der Gegenwart betrachte, ſo drängt ſich mir die Ueberzeugung auf, daß dieſelbe trotz ihres überſchwänglichen Selbſtbewußtſeins und trotz ihres Pochens auf ihre Rieſenfortſchritte im Kampfe gegen die Mächte der Natur doch unendlich weit zurückſtehe hinter jenen Zeiträumen, wo die Probleme der Wiſſenſchaft und des Lebens eine ſchwere moraliſche Verantwortlichkeit involvirten, wo man mit ſeiner ganzen ſittlichen Perſönlichkeit für die Ergebniſſe ſeines Denkens und Forſchens einzuſtehen hatte, und wo man in dem feſten Glauben, daß jede gewonnene Wahrheit dem Heile der Menſchheit dienen müſſe, die Wiſſenſchaft um ihrer ſelbſt willen pflegte, ohne danach zu fragen, welcher Generation ihre Früchte zugute kommen würden, während heutzutage nur die handgreiflichſten Reſultate der Naturwiſſenſchaften als Reingewinn geiſtiger Thätigkeit gelten, vorausgeſetzt obendrein, daß ſie ohne weiteres in den Dienſt der Technik eintreten oder mit andern Worten ſich verſilbern laſſen.

Bei einer ſo troſtloſen Erſcheinung möchte man an der Würde und an der Zukunft der Menſchheit zu zweifeln, wenn nicht aus der ungeheuern Waſſerwüſte des Materialismus hier und da einzelne Punkte hervorragten, auf denen jene idealern Mächte eine Zufluchts- und Warteſtätte gefunden haben. Den Eindruck, [illegible] Concentrationspunkte wiſſenſchaftlich und ſittlich [illegible] Strebungen zu ſein, machen nun gegenwärtig hauptſächlich, wo nicht ausſchließlich, jene großartigen Reiſeunternehmungen, deren Ausführung einen ſo lautern Wiſſensdurſt und eine ſo begeiſterte Aufopferungsfähigkeit [illegible] Hingabe an den Zweck erheiſcht, wie wir ſie anderwärts vergeblich ſuchen würden. Die Namen Franklin, [illegible] Leichhardt, Richardſon, Overweg werden als die [illegible] von Märtyrern der Wiſſenſchaft mit unvertilgbaren [illegible] gen in die Tafeln der Geſchichte eingegraben ſtehen, [illegible] nicht minder unvergeſſen ſein werden ihren [illegible] glücklichern Mitarbeitern auf gleichem Felde, [illegible] Barth, Burton, Livingſton, Andersſon u. A., die [illegible] lichen Gefahren, Mühſeligkeiten, Entbehrungen und [illegible] unter denen ſie ihre Aufgabe glücklich gelöſt und [illegible] ſie ſich, wie die Erfahrung faſt ohne Ausnahme [illegible] vielleicht doch kaum mehr als eine weitere kurze [illegible] friſt erkauft haben. Was insbeſondere Barth [illegible]

vereinigte derſelbe in ſeltenem Maße die zu ſeinem
wierigen Berufe erfoderlichen, geiſtigen und moraliſchen
genſchaften: lebendige Empfänglichkeit für alles Charak-
iſtiſche in Natur- und Menſchenleben; ſchnelle Auffaſ-
ngsgabe; eine echthumane Weltanſchauung, die bei eigener,
ter, religiös-ſittlicher Ueberzeugung leicht das Gemeinſame
d Weſentliche aus den abweichenden Meinungen Anderer
auszufinden und herauszuheben weiß; die Fähigkeit
ſchnell in die Denkweiſe, die Vorſtellungen und Sit-
fremder Völker einzuleben und ihnen anzubequemen,
e ſeine eigene Selbſtändigkeit dabei zum Opfer zu
ngen; der feine diplomatiſche Takt, welcher für ſeine
ecke zu gewinnen verſteht, ohne ſeiner Würde etwas
vergeben; jugendlicher Wiſſensdurſt und Drang in
Weite, gepaart mit maßvoller Selbſtbeſchränkung
d weiſer Berechnung der ihm zugebote ſtehenden Mög-
keiten und Hülfsmittel; Muth und Unerſchrockenheit in
Gefahr, Geduld und Ausdauer unter Beſchwerden,
hſalen und Entbehrungen, verſtändige Beachtung aller
gerzeige der Natur und Erlebniſſe unter den Menſchen,
ich ein unter allen Umſtänden friſcher Lebensmuth
ein heiteres Gottvertrauen.

Alle dieſe Vorzüge allein aber würden ihn nicht be-
igt haben, das begonnene Werk hinauszuführen, wenn
nicht zugleich einen kerngeſunden und kräftigen Kör-
beſeſſen und ſich bei mehr als einer kritiſchen Ge-
nheit der außerordentlichen Gunſt des Glücks zu er-
en gehabt hätte. Sein Verdienſt, im Intereſſe der
ſten Angelegenheiten der Menſchheit die ganze Energie
s edeln Geiſtes entwickelt zu haben, wird dadurch
ſo wenig geſchmälert wie durch die Betrachtung, daß
officielle Zweck der Expedition — die Abſchließung
Verträgen und Anknüpfung von Handelsverbin-
gen mit den ſudaniſchen Fürſten — fürs erſte mis-
gen iſt. Gerade ſo wie das Ergebniß uns vorliegt,
t das ideale Moment, in dem nicht minder als in
poſitiven Thatſachen der außerordentliche Reiz des
th'ſchen Reiſewerks enthalten iſt, nur um ſo deut-
er hervor. Und in dieſer Beziehung möchte man
etwas Providentielles darin erblicken, daß gerade ein
tſcher beſtimmt war Dasjenige in ſeinem Sinne hin-
uführen, was die engliſche Regierung in dem
en, ungleich beſchränktern, unternommen hatte. Da-
arf jedoch nicht verſchwiegen werden, daß die letztere
nur mit einer in der That ungewohnten Liberalität
wichtige Unternehmen anfangs zum größten Theile,
e und bis heute ausſchließlich Ausländern in die
de gelegt und freigebig unterſtützt, ſondern auch von
herein ihr Hauptaugenmerk mit auf einen der edelſten
nthropiſchen Zwecke, die Abſchaffung des Sklaven-
els im innern Afrika als Grundbedingung des zu-
tigen friedlichen Gedeihens der ſudaniſchen Staaten
tet hat. Auch wollen wir nicht vergeſſen, daß die
iſche Regierung ſtatt der deutſchen Forſcher allenfalls
iſche Gelehrte, Barth und Overweg aber, wie die
hältniſſe einmal liegen, gewiß keine andere Regierung
ihre Abſichten gefunden haben würden, und daß
mithin, wenn auch in der That ein Zuſammenwirken der
verſchiedenen Stämme germaniſcher Nation im Sinne
Bunſen's ſtattgefunden hat, der Haupttheil des Ruhms,
ſoweit die Völker als ſolche in Betracht kommen,
jedenfalls der britiſchen Nation gebührt.

Um die räumliche Ausdehnung der Barth'ſchen Ent-
deckungen näher zu beſtimmen, muß man zweierlei un-
terſcheiden. Seine eigenen Beobachtungen knüpfen ſich
ſelbſtverſtändlich an die von ihm verfolgte Reiſeroute,
welche eine ungeheuere, mannichfach verſchlungene Linie
darſtellt, die ſich von Tunis im Norden bis Jola (unter
dem 9° n. B.) im Süden erſtreckt, und als deren äu-
ßerſte Endpunkte in der Richtung von Weſten nach
Oſten ſich Maſeña (95° ö. L. von Greenwich) und
Timbuktu oder vielmehr Saraiſamo (4° w. L. von
Greenwich) betrachten laſſen. Nun würde freilich dieſes
Gebiet unmittelbarer Beobachtung nur einen verhältniß-
mäßig ſehr kleinen Theil des von den vier erwähnten
Endpunkten eingeſchloſſenen Flächenraums bilden, wenn man
an Afrika den Maßſtab eines dichtbevölkerten und hoch-
cultivirten Erdtheils legen könnte; da dies aber natürlicher-
weiſe völlig unthunlich iſt, inſofern, abgeſehen vom In-
tereſſe der speciellen Naturwiſſenſchaften, die Grundzüge
des centralafrikaniſchen Natur- und Völkerlebens ſich
vorzugsweiſe um die großen Karavanenſtraßen und Ver-
kehrswege concentriren, welche Oaſe mit Oaſe, Handels-
platz mit Handelsplatz und Hauptſtadt mit Hauptſtadt
verbinden, ſo leuchtet ein, daß, ſolange die ſudaniſche
Civiliſation keine breitere Baſis in einer zahlreichern
Bevölkerung gefunden hat, neue Forſcher innerhalb deſ-
ſelben Gebiets nicht ſehr viel neue Bahnen werden be-
treten können, obgleich ſich zweifelsohne ſelbſt auf den
von Barth betretenen die Beobachtungen leicht werden
verhundertfachen laſſen. Soweit möglich iſt indeß auch
für die Ausfüllung des obenbezeichneten Flächenraums,
deſſen größter Theil allerdings der Wüſte Sahara an-
gehört, durch Beſtimmung wichtiger Punkte und Sta-
tionen geſorgt worden. Noch mehr Gelegenheit hierzu
fand ſich bei den über die äußerſten erreichten Punkte
hinausliegenden Grenzbezirken, namentlich im Süden des
Tſadſee und Benue und im Weſten des Kuara (Niger).
Den Hauptanhalt dabei gewährten die Itinerarien zwi-
ſchen den bedeutendſten Städten und Handelsplätzen,
welche ſeit geraumer, zum Theil uralter Zeit unverän-
dert feſtſtehen und bei deren Mittheilung daher die Ein-
geborenen nicht wohl irren konnten. Die Entfernung der
einzelnen Haltpunkte, d. h. die Länge der Tagereiſen iſt
faſt bis auf die Stunde genau angegeben, und da dieſe
Straßen ſich vielfältig kreuzen, ſo läßt ſich auch die
Richtung derſelben und mithin die Lage der einzelnen
Orte mit ziemlicher Sicherheit beſtimmen. Der bloße
Name ohne irgendein näheres Merkmal, der uns häufig
dabei geboten wird, dient wenigſtens zur Orientirung
für den Geographen und Reiſenden und iſt in der
Regel für den Sprachforſcher und Hiſtoriker von Wich-
tigkeit; nicht ſelten knüpfen ſich aber auch umfänglichere
topographiſche, ſtatiſtiſche und geſchichtliche Notizen daran,

die einen wenn auch nur entfernten Einblick in den Zuſtand jener wenig oder gar nicht bekannten Gegenden geſtatten und dem zukünftigen Forſcher und Darſteller ein höchſt ſchätzbares Material gewähren. Für die Zuverläſſigkeit derſelben bürgt der gewiſſenhafte Eifer, womit Barth, durch eine ſeltene Fähigkeit ſich die verſchiedenen Landesſprachen anzueignen und mit den Landeseingeborenen der verſchiedenen Stämme zu verkehren unterſtützt, die ihm von mehr als einer Seite her gewordenen Mittheilungen verglich und in Uebereinſtimmung brachte. Noch fruchtbringender in dieſer Hinſicht als der Verkehr mit den Bewohnern Sudans war aber vielleicht für Barth der mit einzelnen gleich ihm ſelbſt nur zeitweilig unter den mohammedaniſchen Negern ſich aufhaltenden Arabern, die überhaupt einen der eigenthümlichſten und intereſſanteſten Züge im ſudaniſchen Leben bilden, und bald als weitgereiſte und vielerfahrene Handelsleute, bald als Pilger, bald als Glücksritter an den Höfen der mohammedaniſchen Fürſten und Statthalter eine Rolle ſpielen, die unwillkürlich an die Recken des früheſten Mittelalters und deren Auftreten an den Höfen der germaniſchen Heerkönige erinnert. So machte Barth unter Anderm während ſeines kurzen Aufenthalts in Zola die Bekanntſchaft eines Arabers aus Mocha, der in Bombay und Madras geweſen und viele Jahre lang in der ganzen Ausdehnung der öſtlichen Küſte zwiſchen Mombas und Sofala gereiſt war. Nach den Angaben dieſes Mannes ſchrieb Barth die Richtung der Straße von Mozambique nach Moala und Ngombo an der Oſtſeite und nach Rongue, der Reſidenz des Fürſten auf der Weſtſeite des berühmten Sees Nyaſſa (ſüdlich von Uniameſi) nieder. Faßt man das ganze Gebiet ſeiner unmittelbaren und mittelbaren Forſchungen zuſammen, ſo umfaßt daſſelbe ganz Nordafrika bis zum 5° n. B. mit Ausnahme Aegyptens und der davon abhängigen Länder, Marokkos und Algiers, ſowie endlich des Küſtenſtrichs zwiſchen dem Senegal und der nördlichſten Mündung des Niger.

Die Frage, welchen wiſſenſchaftlichen Forſchungen ſich Barth innerhalb des ſo abgeſteckten Gebiets vorzugsweiſe zugewendet, und welche Aufſchlüſſe alſo der Leſer in dem vorliegenden Werke zunächſt zu erwarten habe, beantwortet ſich am einfachſten dahin, daß Barth die Erdkunde durchgehends im Geiſte ſeines Lehrers Ritter, d. h. „in ihrem Verhältniſſe zur Natur und Geſchichte des Menſchen" auffaßt. Er ſelbſt geſteht, daß er kein Naturforſcher und auch kein Aſtronom ſei; für die mathematiſche und phyſikaliſche Geographie wird daher auch ſein Werk verhältnißmäßig die geringſte Ausbeute gewähren. Nicht zwar, als ob wir das auch auf dieſen Gebieten von ihm Geleiſtete unterſchätzen dürften: ſoweit es die wenigen in ſeinem Beſitze befindlichen und bald ziemlich unbrauchbar gewordenen Inſtrumente geſtatteten, hat er die Lage und Höhe der Hauptpunkte mit oft überraſchender Sicherheit beſtimmt und alles auf die Oberfläche der Erde und deren unorganiſche ſowol wie organiſche Erzeugniſſe Bezügliche mit hinlänglicher Genauigkeit erforſcht, um keine der weſentlichen Vor[illegible]ſetzungen und Grundlagen der geſellſchaftlichen Zuſtä[illegible] unerklärt zu laſſen. Dieſe letztern in ihren mannich[illegible]tigen Erſcheinungsformen ſind dasjenige Gebiet, auf w[illegible]chem der Autor des vorliegenden Werks, ein Mann [illegible] urſprünglich vorwiegend claſſiſcher Bildung, ſich ſo w[illegible] eigentlich heimiſch fühlt. Insbeſondere iſt es die G[illegible]ſchichte der ſudaniſchen Völkerſchaften und Staaten, we[illegible] ihm viel Intereſſe abgewonnen und über die er hier [illegible] da ein überraſchendes Licht verbreitet hat. Was [illegible] frühern Reiſenden in Centralafrika abging, eine ver[illegible]tere Bekanntſchaft nämlich mit den Quellenſchriftſtellern [illegible] frühern Geſchichte dieſer Länder, das ſteht Barth, dem [illegible] nur in den bezüglichen Autoren des claſſiſchen Alterthu[illegible] und der neueſten Literatur über ſeinen Gegenſtand, ſon[illegible] auch in den Reiſewerken eines Ebn Said, Ebn [illegible] Ebn Chaldun, Makriſi, Leo Africanus und [illegible] arabiſcher Schriftſteller bewanderten, in reichem [illegible] zugebote. Mit beſonderer Ausführlichkeit iſt die [illegible]ſchichte von Bornu behandelt, deren Darſtellung [illegible]ſächlich eine Reihe einheimiſcher, von ihm ſelbſt [illegible] aufgefundener und veröffentlichter, bis hinter den [illegible]ginn des gegenwärtigen Jahrtauſends zurückgehender [illegible]kunden, namentlich der Auszug aus einer, allem [illegible]then nach noch vorhandenen Chronik über die [illegible] Geſchichte Bornus von der Zeit Mohammed's bis [illegible] letzten engliſchen Expedition in dieſes Land und [illegible] ausführliche Geſchichte der zwölf erſten Regierungs[illegible] des Königs Edris Alaoma (1571 — 1603) von [illegible] gleichzeitigen Imam Achmed ben Sofia zugrunde [illegible] Man kann ſagen, daß hierdurch ein ganz neues [illegible] für die Geſchichte erobert worden iſt und manche [illegible] leere Seite derſelben mit bedeutungsvollen [illegible] ausgefüllt werden wird, zumal wenn die allem [illegible] nach gegründete Hoffnung Barth's, daß es im [illegible] der Zeit gelingen werde, weitere Urkunden dem [illegible] der Vergeſſenheit zu entreißen, ſich bald erfüllen [illegible] Neben der Geſchichte ſind es vorzüglich die [illegible] Centralafrikas, denen Barth ſeine Aufmerkſamkeit [illegible] ſeine Studien zugewandt hat. Der Natur der [illegible] nach treten die Ergebniſſe derſelben, als von zu ſpe[illegible] Intereſſe, in der vorliegenden, für das größere Publi[illegible] rechneten Reiſebeſchreibung weniger zutage, da der [illegible] dieſe ſpäterhin in einem beſondern Werke zu veröff[illegible] beabſichtigt; die Spuren derſelben ziehen ſich aber [illegible] das ganze Buch hindurch, inſofern uns hier zum [illegible]mal eine durchgängig geläuterte Orthographie [illegible] und manches langjährige, auf Unkenntniß der [illegible] beruhende Misverſtändniß beſeitigt wird, wie unter [illegible]derm in dem häufig vorkommenden Falle, daß [illegible] Reiſende das Nomen appellativum für das Nomen [illegible]prium gehalten haben (z. B. Denham's und [illegible]ton's „Yeu", d. i. Fluß, für „Komadugu").

Das vorliegende Werk iſt auf fünf Bände be[illegible] von denen in der engliſchen Ausgabe Anfang [illegible] d. J. bereits drei erſchienen waren. Die deutſche [illegible]gabe iſt mit einer bei uns ungewohnten Eleganz [illegible]

ınd hat in jedem Falle den Vorzug, daß ſie
ıgen die Ungeheuer engliſcher Orthographie bei
ung der Fremdwörter erſpart. Die Hauptter-
er Expedition ſind bereits anderwärts, nament-
n Zeitſchriften der britiſchen königlichen geo-
ı Geſellſchaft, im londoner „Athenaeum“, in
tsberichten der berliner Geographiſchen Geſell-
Petermann's geographiſchen „Mittheilungen“,
ht worden; jetzt erſcheint das Ganze zum er-
in der Form der Reiſebeſchreibung, d. h. in
ſcher Reihenfolge am Faden der perſönlichen
Dieſe letztern treten nicht in dem Umfange
e es vielleicht derjenigen Leſerclaſſe, welche mehr
altung als die Belehrung im Auge hat, ge-
ı dürfte und wie es insbeſondere dem Ge-
er Engländer zuſagt, die in dieſer wie in jeder
ttung hiſtoriſcher Darſtellung das Anekdotiſche
te lieben. Barth hat dieſem Geſchmacke ab-
ht gedient, ja er hat die Selbſtbeſchränkung
vähnten Hinſicht ſo weit getrieben, daß er ſich
auf das Anfang 1853 in London unter
„Narrative of a mission to Central-Africa,
in the years 1850—51, under the orders
he expense of Her Majesty's government“
Bänden von Bayle St.-John herausgege-
ch nicht ins Deutſche überſetzte Tagebuch
's bezieht, das mit großer Sorgfalt geführt
h unſtreitig den diesfallſigen Anfoderungen des
Publicums mehr accommodirt als das Barth'-
Doch wolle man aus dem Geſagten nicht
ßen, daß in dem letztern die Schilderung der
ı Erlebniſſe, Abenteuer und Gefahren unver-
ig gegen die Maſſe der wiſſenſchaftlichen Be-
n zurücktrete oder das Intereſſe des Leſers
einen Augenblick erlahmen könne.
ge aus zwei Bänden von zuſammen 1400 Seiten
iſt aus mehrfachen Gründen in d. Bl. nicht wohl
nd um ſo überflüſſiger, je mehr Zeitſchriften
ung Partien aus demſelben in extenso mit-
ich beeilt haben. Auch eine ausführlichere In-
e kann ich mir der gebotenen Raumbeſchrän-
er erſparen und geſtatte mir in dieſer Bezie-
den im neunten Hefte der unter dem Titel
eit. Jahrbuch zum Converſations-Lexikon“ er-
Fortſetzung des „Converſations-Lexikon“ ent-
ntereſſanten Aufſatz über Barth's Reiſe zu
Das Nachfolgende ſoll nicht mehr als eine
: Skizze Desjenigen ſein, was der Leſer in
enden zwei Bänden zu ſuchen hat.
8. Januar 1850 trafen die beiden deutſchen
der Expedition nach einer beſchwerlichen Küſten-
and und zu Waſſer über Bona und Tunis
s ein. Da der eigentliche Leiter des Unter-
Richardſon, noch nicht angekommen war, ſo
ie die ihnen geſtattete Friſt zu einem nament-
für die Kenntniß römiſcher Alterthümer frucht-
Ausflüge durch das Djebel-, Ghurian-, Tar-
hona- und Meſellata-Gebirge im nördlichen Theile des Paſchaliks Tripolis. Am 24. März brach endlich die Expedition in das Innere auf und erreichte nach einem gerade einmonatlichen Marſche durch die mit vielen breiten und zum Theil fruchtbaren Thälern durchſchnittene Wüſtenlandſchaft Ghadama und die ſteinige, unbewohnte und waſſerloſe Hochebene der Hammada die Nordgrenze des Paſchaliks Feſan und der ſchwarzen Bevölkerung. Ein ganz eigenthümlicher Zug dieſer jetzt völlig verödeten Gegenden ſind außer den arabiſchen Burgen des Mittelalters die Ueberreſte römiſcher Denk- und Grabmäler, von denen das ſüdlichſte ſich in der großen und fruchtbaren Oaſe des ſüdlichen Feſan, dem Wadi Gharbi, kaum ſieben deutſche Meilen nördlich von Murſuk befindet. Nach einem faſt ſechswöchentlichen Aufenthalt in der letztgenannten Hauptſtadt von Feſan und deren Umgebung, währenddeſſen die Zurüſtungen zur weitern Reiſe und die Unterhandlungen mit den Tuareghäuptlingen zur Sicherung des Weitermarſches betrieben wurden, ſchlug die Karavane endlich die große weſtliche Naturſtraße über eine weite kahle Ebene am Nordabhange einer hohen Kette Sandhügel ein, überſchritt am Ausgange der Landſchaft von Tayta die Weſtgrenze Feſans, durchſchnitt die nördlichen Ausläufer der hohen Akakuskette und betrat das Land der Tuareg, d. h. zunächſt des zu dieſen gehörigen Asgar- oder Hogarſtammes. Auf dieſem, jetzt wieder in gerader ſüdlicher Richtung am Weſtabhange der genannten Bergkette hinführenden Wege war es, wo Barth, der allein zur Erſteigung des 2400 Fuß hohen Idinen oder Kasr Djenun (Geiſterpalaſt) aufgebrochen war, ſich verirrte, 27 Stunden lang im Zuſtande völliger Erſchöpfung inmitten der glühenden Sandwüſte liegenblieb und endlich dem Verſchmachteten nahe von einem zur Karavane gehörigen Targi aufgefunden und gerettet ward, worüber man außer Barth's eigener Erzählung auch die höchſt graphiſche Schilderung in Richardſon's Tagebuche vergleichen mag. Nach einem ſechstägigen Raſte bei Rhat (Ghat) ſetzte man den Marſch in gleicher Richtung fort und erreichte, nachdem man die ſüdlichen Ausläufer des Akakus durchſchnitten hatte, die 4—5000 Fuß hohen Hochlande der Asgar, zog ſodann wieder nach Weſten über eine große, öde, waſſerloſe Ebene bis zum Brunnen Faleſſeles und ſchlug von hier aus abermals die ſüdliche Richtung ein. Auf die ſchöne und fruchtbare Gebirgslandſchaft von Anahef bis zum Brunnen Aiſſala folgte eine ausgedehnte, öde, ſteinige Ebene, in deren Mitte die Grenze der Kel-owi, eines zweiten Tuaregſtammes, ſich hinzieht. In dieſer unbewohnten Wüſte wurden die europäiſchen Reiſenden zwei mal von den räuberiſchen Landeseingeborenen geplündert und erreichten nur nach vielen Fährlichkeiten, über die Gebirgslandſchaften von Fadrangh und Asben und am Weſtabhange der Berggruppe von Timge hinziehend, am 3. September Tintelluſt, die Reſidenz des Scheich Annur, des mächtigſten Häuptlings und thatſächlichen Gebieters von Air oder Asben. Von hier aus unternahm Barth allein ſeinen an intereſſanten Erfahrun-

gen und Beobachtungen reichen Ausflug durch die Landſchaften der Kel-n-Neggaru (im Süden des Bundayund Eghellal- und im Oſten des Baghſengebirges) und Imrhad, zweier anderer Tuaregſtämme, nach Agades, der ſüdweſtlich gelegenen Hauptſtadt von Air und Reſidenz des nominellen Landeshauptes oder Sultans. Unmittelbar nach ſeiner Rückkehr brach die Expedition unter dem Schutze der Salzkaravane des Scheich Annur und in deſſen eigener Geſellſchaft weiter nach Süden auf, durchzog zuerſt eine mannichfach geſtaltete Reihe von Thälern am öſtlichen Abhange der obengenannten Gebirge, hierauf ein großes, unbewohntes und waſſerloſes Wüſtenplateau, ſodann die Weidegründe des Nomadenſtammes der Tagama, und erreichte am 7. Januar 1851 Täghelel in dem fruchtbaren Grenzlande von Air, Damerghu, wo ſich die deutſchen Reiſenden von Richardſon, der den Weg weſtlich über Sinder nach Kukaua einſchlug, trennten und unter der Führung eines Bruders Annur's ihre Reiſe ſüdöſtlich nach Teſſaua fortſetzten, wo auch Overweg zurückblieb, um eine Excurſion nach Gober und Maradi auszuführen. Nach Beſiegung mannichfacher Hinderniſſe durchzog Barth die zum Reiche Hauſſa gehörigen Provinzen Katſena und Kano, weilte in der gleichnamigen, als Mittelpunkt des ſudaniſchen Handels berühmten Hauptſtadt des letztern vom 2. Februar bis zum 8. März, überſchritt vier Tage ſpäter die Weſtgrenze von Bornu und eilte durch die zu dieſem Staate gehörigen Provinzen Gummel, Maſchena, Bundi, Nguru, wo er die erſte Nachricht von Richardſon's Tode erhielt, und Menga nach Kukaua (Kuka), wo er am 2. April allein und im ärmlichſten Aufzuge ankam, aber vom Scheich Omer und deſſen Vezier wohlwollend aufgenommen ward. Die Reſidenz des Scheich zum Ausgangspunkte ſeiner fernern Forſchungsreiſen machend, unternahm er zunächſt einen Ausflug nach den Ufern des Tſadſees, deſſen Einzelheiten ich jedoch übergehe, um das letzte und glänzendſte der in dieſen beiden Bänden niedergelegten Ergebniſſe ſeiner Reiſe kurz zu erwähnen. Am 28. Mai nämlich verließ er kurz nach Overweg's Ankunft Kukaua im Geleite einer eben nach Jola zurückkehrenden Geſandtſchaft des dortigen Statthalters und eines ihm vom Scheich mitgegebenen Begleiters, durchzog die fruchtbare und bevölkerte bornuiſche Grenzprovinz Gamerghu und betrat das ebenſo wie Hauſſa von den Fulbe (Fellata) unterworfene und nominell vom Emir el Mumenin in Sokoto abhängige, zum größten Theile aber noch von Heidenſtämmen, namentlich den Marghi und Batta bewohnte, von verſchiedenen Bergketten durchzogene und von der Natur überaus begünſtigte Reich Fumbina oder Adamaua. Am Morgen des 18. Juni endlich war es, wo er den Benue, den großen ſüdlichen Arm des Niger, deſſen oberer Lauf bisher völlig im Dunkel geblieben war, erreichte, und zwar infolge eines glücklichen Zufalls an einer Stelle, wo ſich ein zweiter, bis dahin ebenfalls unbekannter, an ſeiner Mündung 900 Schritte breiter Fluß, deſſen oberer Lauf ſich im fernen Süden hinter dem Oſtabhange des ungefähr 9000 Fuß hohen Atlantikabergs verlor, mit dem Haupt-ſtrome vereinigte, deſſen Breite an dieſer Stelle nicht weniger als 1300 Schritte betrug. Dies war in der That die Krone, aber auch das Ziel ſeiner Entdeckungen. Denn obgleich er den Fluß überſchritt und am 20. Juni wirklich in der Hauptſtadt Jola eintraf, ſo ſah er ſich doch nach viertägigem Aufenthalte daſelbſt zur Rückkehr gezwungen, da der Herrſcher von Adamaua, Mohammed Loël, infolge feindſeliger Verhältniſſe zum Scheich von Bornu, Verdacht gegen ſeine Abſichten ſchöpfte und ihn am weitern Vordringen nach Süden verhinderte. Abd-el-Kerim — dies war der Name, welchen Barth während ſeiner ganzen afrikaniſchen Reiſe führte — mußte ſich zur ſchleunigſten Rückreiſe nach Kukaua bequemen, allem Anſcheine nach zu ſeinem eigenen Heile, da ſeine Geſundheit bereits aufs äußerſte geſchwächt war und den verderblichen Einflüſſen der eben eingetretenen Regenzeit in der Nähe des Aequators muthmaßlich erlegen wäre.

Der Bericht Barth's über dieſe Entdeckung an das britiſche Miniſterium hatte bekanntlich die Folge, daß die ſeit der letzten völlig verunglückten Nigerexpedition im Jahre 1841 aufgegebenen Verſuche, ſtromaufwärts zu Waſſer in das Innere des Landes einzudringen, wieder aufgenommen wurden und, namentlich auf Betrieb der Geographiſchen Geſellſchaft, der Schraubendampfer Plejade zu dieſem Zwecke ausgerüſtet ward. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Die Plejade fuhr unter dem Commando des Dr. Baikie den Niger (Kwora) hinauf, bog ſodann in den Benue ein und erreichte wenigſtens mit ihren Booten, einen Punkt nicht weit unterhalb der Stelle, wo Barth den Fluß überſchritten hatte. Von dieſer wichtigen Expedition erſchienen im Laufe des vergangenen Jahres zwei intereſſante Beſchreibungen, die eine von dem Führer („Narrative of an exploring voyage up the rivers Kwora and B[illegible] commonly known as the Niger and Tsadda in 185[illegible]) und die zweite von einem andern Theilnehmer derſelben, Hutchinſon, beide noch unüberſetzt.

Die zahlreichen Karten, welche der Leſer allein fortwährend zur Hand haben muß, wenn es ihm um eine einigermaßen deutliche Vorſtellung zu thun iſt, ſind von dem berühmten Geographen Dr. Petermann mit einer im Verhältniß zu den natürlich oft ſchwankenden Ortsbeſtimmungen überraſchenden Combination und Genauigkeit entworfen worden, während die vortrefflichen Bilder, von dem bekannten Künſtler Bernatz, dem frühern Begleiter von Sir William Harris auf ſeiner Miſſion an den Hof von Schoa, nach Barth's Skizzen und unter ſeiner Anleitung gezeichnet, die Anſchaulichkeit der vielen an Ort und Stelle aufgenommenen Anſichten ungemein erhöhen.

Schließlich ſei noch bemerkt, daß Barth auch die Herausgabe der von Overweg hinterlaſſenen Papiere in Ausſicht geſtellt hat. Leider hat dieſer nur wenige Partien ſeiner Reiſe vollſtändig ausgeführt, die [illegible] für Geologen von Intereſſe ſein dürften; im Uebrigen hat er ſich nach der Art aller unerfahrenen Reiſenden

Notizen begnügt, die oft ſo hieroglyphiſcher
daß wol kaum Jemand außer Barth ſie zu
im Stande iſt. Der Letztere dagegen hat
n Augenblick während der Reiſe zur ſofortigen
ing ſeiner Memorata benutzt und dadurch allen
rſtändniß oder Vergeßlichkeit erwachſenden Irr-
lücklich vorgebeugt. 72.

Kober's Romanbibliothek.

ibliothek deutſcher Originalromane der beliebteſten
ller. Herausgegeben von J. L. Kober. Elfter
g. 24 Bände. Prag, Expedition des Albums. 1856.
r Band 10 Ngr.

ns vorliegende elfte Jahrgang des Kober'ſchen
enthält in 24 Bänden zehn verſchiedene Romane
n Holtei, Elfried von Taura, E. M. Oettin-
Prutz, Levin Schücking, E. Willkomm, Th.
F. J. Proſchko, Julie Burow und J. Scherr,
tlich von mehr oder minder renommirten und
Schriftſtellern, aber trotzdem von ſehr verſchie-
erthe. Der erſte derſelben:

zwaldau. Von Karl von Holtei. Zwei Bände.

iſtreitig zu den ſchwächſten Leiſtungen der
g und entſpricht dem Rufe des Verfaſſers
Beifall, den ſich ſein Roman, „Die Vaga-
errungen, in keiner Weiſe. Der Verfaſſer
emſelben den ſittlichen Verfall und Untergang
en düſtern Waldungen zwiſchen Dresden und
geſeſſenen gutsherrlichen Familie zu ſchildern,
es ihm blos darauf ankam, den Leſer in wirk-
ge, ja ſchlechthin widerwärtige Regionen des
zuführen, ſo muß man eingeſtehen, daß ihm
nehr als zu gut gelungen iſt. Es enthält in
der Roman auch nicht ein einziges, nur eini-
erfreuliches Moment; ſämmtliche Perſonen ſind
ſittlichen Halt, ja, man möchte ſagen, ohne
Lebensfähigkeit. Sie tragen ſchon von vorn-
Tod, die Fäulniß im Herzen, und das ganze
ches ſie innerhalb des Romans noch entfalten,
als ein kläglich ſich hinſchleppendes Schein-
hts als ein ſchon vor dem Tode beginnender
gsproceß. Die Erzählung beginnt ſogleich da-
ſich die Hauptfigur des Romans, der Guts-
von und zu Schwarzwaldau, erdolchen will
nur durch ſeinen Jäger Franz, einen ſchofeln
verhindert wird, weil derſelbe, in der Abſicht
ſchießen, zufällig dieſelbe unheimliche Waldes-
cht. Und zu welchem Zwecke wird er, wie
r, am Leben erhalten? Blos um trotz der
n äußern Verhältniſſe mit ſeiner jungen ſchö-
ein that- und freudloſes Daſein fortzuſpinnen,
Grund und Urſache durch freiwilliges Zuſammen-
ſittlich und geiſtig erbärmlichen Perſönlichkeiten
Scrupel und Qualen zu bereiten, ſeine Frau
Eiferſüchteleien zu verfolgen, bald ſie einem
lichen Roué gefliſſentlich preiszugeben und dadurch ſittlich wie phyſiſch zu ruiniren, und endlich an dieſem Menſchen und an ſeinem Helfershelfer Franz zum ganz gemeinen Mörder zu werden und zum Schluß, um dem Galgen oder Fallbeil zu entgehen, ſich mit demſelben Dolche, den ihm Franz einſt entwunden, zu entleiben. Und wozu nun dieſer jammervolle Kreislauf nicht des Lebens, ſondern des Todes? Was kann der Verfaſſer mit der Ausmalung dieſes troſtloſen, grau in Grau gemalten Bildes bezweckt haben? Irgendeine äſthetiſche Erheiterung oder Erhebung des Leſers ſicherlich nicht. Aber vielleicht irgendeine Belehrung oder Warnung, irgendeine ſittliche, tragiſche Erſchütterung, irgendeine gemüthveredelnde Rührung und Bewegung des Herzens? Referent bekennt, auch von einer Wirkung dieſer Art nicht eine Spur empfunden zu haben. Die Geſchichte läßt von Anfang bis zu Ende kalt, weil die Menſchen, welche in ihr leiden, auch nicht eine Seite zeigen, derentwegen man ſich wirklich für ſie intereſſiren könnte; ſtatt Mitleiden zu erwecken, erwecken ſie nur Widerwillen oder Verachtung, und es gehört die ganze Geduld und Ausdauer eines gewiſſenhaften Kritikers dazu, um ſich nicht nach wenigen Capiteln von ſo traurigen, widerwärtigen Schemen und Schattengeſtalten abzuwenden. Wir ſprechen dies um ſo entſchiedener aus, je mehr es uns darum zu thun iſt, das in gar vielen Beziehungen ſehr ſchätzbare und weit höher zu verwerthende Talent Holtei's vor ähnlichen Verirrungen zu bewahren. Wer, wie Holtei, das Leben nach allen Seiten und Richtungen durchkreuzt, mag allerdings auch ſo unerquickliche troſtloſe Regionen kennenlernen und das Bedürfniß fühlen, ein Bild davon zu entwerfen. Zu verlangen, dieſes Bedürfniß ganz zu unterdrücken, würde ungerecht ſein; aber ſo viel darf mit Recht gefodert werden, daß uns der Autor ſolche Bilder nicht iſolirt und nicht durch Scheiben, welche das Düſtere noch verdüſtern, ſondern im verklärenden Spiegel der Poeſie zeige. Dies hat Holtei verſäumt, und darum können wir nicht umhin, dieſen Roman als ein zwar was die Erzählung betrifft nicht talentloſes, aber ſonſt völlig verfehltes, mit ſeinem Ruf und ſeiner ſonſtigen Lebensanſchauung in Widerſpruch ſtehendes Product ſeiner Feder zu bezeichnen.

Einen weit befriedigendern Eindruck macht die zweite Gabe der Sammlung:

2. Eine reiche Erbin. Novelle von Elfried von Taura.

Zwar bewegt ſich auch ſie zum Theil im Gebiet unerquicklicher Beziehungen und ſelbſtquäleriſcher Gemüthsentwickelungen und entbehrt der eigentlich friſchen und unmittelbar wohlthuenden Elemente; aber wir haben es doch in ihr mit ganz andern, theilnahmswürdigen Perſönlichkeiten zu thun; ſelbſt die ſchlechteſte derſelben, ein mit blendenden Eigenſchaften ausgeſtatteter Weiberverführer, obgleich eine ſchon ziemlich oft geſchilderte und hier gerade nicht mit neuen Zügen ausgerüſtete Figur, zeigt in ſeinem Charakter und deſſen Entwickelung Züge von wirklich pſychologiſchem Intereſſe und wiegt ſämmtliche Figuren des vorigen Romans auf; noch mehr aber haben

die übrigen Figuren Anſpruch auf des Leſers Theilnahme, ſowol um Das, was ſie ſind, als auch wegen Deſſen, was ſie erleben und durchzumachen haben. In Betreff ihres ſittlichen Weſens und Verhaltens leiden die Perſonen dieſes Romans eher an dem umgekehrten Fehler als dem ſittlicher Haltloſigkeit. Die meiſten und wichtigſten derſelben ſind in dem Maße tadellos und edel, daß man von vornherein mit ihnen fertig und auch über ihr Schickſal im Klaren iſt; denn man weiß von Anfang an, daß ſo vortreffliche, tugendhafte Leute, wenn der Dichter nicht ganz willkürlich, ſondern nach Maßgabe der poetiſchen Gerechtigkeit mit ihnen umſpringt, zuletzt über die Gefahren und Widerwärtigkeiten, welche ſich eine zeitlang ihrem Glücke in den Weg ſtellen, glücklich hinauskommen müſſen. Demzufolge ſind die Spannungen und Ueberraſchungen dieſer Novelle nicht ſehr bedeutend; aber dafür entſchädigt ſie durch glückliche Ausmalung einzelner Charakterzüge und Situationen und durch eine dem Ganzen entſprechende kunſtgerechte Entwickelung des Stoffs und Aneinanderreihung der Fortſchrittsmomente. Sie erſcheint nicht als ein originelles, geniales, aber als ein mit Einſicht angelegtes und mit Geſchick durchgeführtes Product, von dem man nicht gerade mit Enthuſiasmus, aber mit Befriedigung ſcheidet.

3. Auf dem Hradſchin, oder Kaiſer Rudolf II. und ſeine Zeit. Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde von Eduard Maria Oettinger. Vier Bände.

Dieſe dritte Gabe der Sammlung iſt von weſentlich anderm Charakter, ſowol von ſeiten des Stoffs wie von ſeiten der Behandlung. Es iſt kein Roman; der Verfaſſer hat das ſelbſt erkannt und darum die Benennung „hiſtoriſch-romantiſches Gemälde" vorgezogen. Genaugenommen iſt es aber auch das nicht: denn ein Gemälde ſetzt immer eine vorwiegend künſtleriſche Compoſition, die einheitliche Zuſammenſtellung und organiſche Gliederung der verſchiedenen Elemente zu einem harmoniſchen Ganzen voraus; an einer ſolchen fehlt es aber der vorliegenden Arbeit ganz und gar; denn ſie beſteht aus zwei der Form nach durchaus heterogenen Beſtandtheilen, welche ſich gegenſeitig, wie es dem Verfaſſer gerade genehm und bequem iſt, in buntem Wechſel ablöſen: nämlich einerſeits aus wirklich romanartigen, mehr oder minder poetiſchen, und andererſeits aus hiſtoriographiſchen, in nackteſter Proſa zuſammengeſtellten Partien. Strenggenommen iſt alſo dies Erzeugniß der Oettinger'ſchen Feder nicht ein wirkliches Gemälde, ſondern nur ein Mixtum-Compoſitum von Romantik und Hiſtorie. Als ſolches verträgt es natürlich eine Kritik vom reinäſthetiſchen Standpunkte nicht; ſieht man aber hiervon ab, faßt man nicht das Ganze, ſondern nur das Einzelne, wie es gerade geboten wird, ins Auge, ſo läßt ſich nicht verkennen, daß darin des Intereſſanten und Unterhaltenden, ja auch des Belehrenden und Anregenden gar viel enthalten iſt. Oettinger iſt weder ausgeprägter Dichter, noch ausgeprägter Hiſtoriker, aber er beſitzt von beiden gerade diejenigen Qualitäten, durch die

man ſich in Sphären, denen die freie, nachläſ
mehr zuſagt als die ſtrenge, geſetzmäßige, vo
intereſſant zu machen pflegt: nämlich vom D
ſche, anſchauliche, munter fortſchreitende
und jene Beweglichkeit des Geiſtes, welche ſich
tigkeit in alle möglichen Stimmungen und Ge
zu verſetzen vermag, vom Hiſtoriker hingegen
lich verwunderungswürdige Fülle von einzeln
niſſen, die in ſeinem Gedächtniſſe wie in einer
und Apothekerladen ordnungsmäßig in Fäche
und Büchſen vertheilt ſind, ſodaß er ſie ſtets u
wie er ſie gerade gebraucht, zur Hand hat
Belieben darüber verfügen kann. Von beid
ſchaften gibt er, wie in ſeinen frühern Compoſ
auch in der vorliegenden, die zahlreichſten Bele
wird darin einerſeits eine nicht geringe Anzahl
nen finden, welche, wenn auch nicht in ihrer
rung doch in ihrer allgemeinen Anlage, faſt
litäten guter, wirkſamer Romanſcenen und jeder
Werth von Bildern beſitzen, die zwar nur flü
ſkizzenhaft, aber von einer ſcharfen und vielſeitige
beobachtung aus und mit ſicherer Hand entwo
Andererſeits wird man darin einer Maſſe mehr od
pikanter Mittheilungen begegnen, welche zur Cha
jener in vielem Betracht intereſſanten Zeit un
ihr lebenden Perſönlichkeiten die kennzeichnend
liefern: ſo namentlich über Kaiſer Rudolf II. ſe
ſeinen Bruder und Nachfolger Matthias, üb
Kanzler Jakob Khurtz von Senfftenau, ſeinen
Chriſtoph Guarinonius nebſt ſeinen Collegen
von Hájek und Michael Mayer, über den Obe
ſter Popel von Lobkowic, deſſen willkürliche Ei
und lebenslängliche Gefangenhaltung den Ausg
Angelpunkt des Romans bilden, über die ve
Alchemiſten, Aſtrologen und ſonſtigen Abenteu
der ſelbſt der Magie befliſſene Kaiſer nach und
ſeinen Hof gezogen hatte, z. B. John Dee,
Talbot, Georg Kretzſchmar, Girolamo Scotto u
wie auch über die damals in Prag vereinigte
ten und Künſtler, z. B. den berühmten A
Tycho de Brahe und deſſen nicht minder
Studiengenoſſen Johannes Kepler, von denen
der Erſte ſeinem ganzen Lebenslauf nach in ei
intereſſanter Anekdoten gezeichnet iſt, über
und Phyſiker Anſelmus Boethius, über de
riographen Jakobus Typotius, über die engliſ
ſche Dichterin Eliſabeth Jane Weſton, die
Alexander Colin, Adrian van Fries u. ſ. w.,
Maler Johann von Aachen, Roland Savery,
Mecheln u. ſ. w. Der Mehrzahl der Romanl
den allerdings dieſe und andere Mittheilungen
Eindruck von ſtörenden Unterbrechungen als vo
unterhaltenden, zur Belebung des Intereſſes bei
Zugaben machen und wahrſcheinlich zum gro
überſchlagen; und ſofern ſich das „Album"
zu vielen andern als den gewöhnlichen Romanle
irren wird, dürften die derartigen Zuſammen

aſſers, zumal ſie in zu aphoriſtiſcher, anekdoten-
orm geboten werden, als daß ſie um ihrer ſelbſt
on Leſern wiſſenſchaftlicher Richtung aufgeſucht
ollten, ziemlich ungenoſſen bleiben und die Mühe,
wahrſcheinlich gekoſtet, ſie aus alten Chroniken
hiven zuſammenzutragen, kaum belohnen. Zu-
ſie geeignet, ſolche Leſer zu befriedigen, die be-
an den Curioſitäten und Raritäten der Geſchichte
finden, und dieſen wollen wir daher dieſes
-romantiſche Gemälde" beſonders empfohlen

. Ein Frauenleben. Roman in drei Bänden. Von
rt Prutz.

dieſem Titel erſcheint Robert Prutz ſelbſt als
aſſer; aus einem in Form eines Briefs abge-
orwort erfahren wir jedoch, daß er nicht, we-
nicht im vollen Sinne des Worts, der Ver-
ondern nur der Herausgeber iſt. Iſt dieſes
nicht blos poetiſche Einkleidung, ſondern Wahr-
ührt der eigentliche Inhalt dieſer Erzählung von
Herausgeber beſonders naheſtehenden, jetzt be-
ſtorbenen Frau her, welche ihm denſelben in
n autobiographiſchen Erinnerungsblättern hinter-
t. Er ſchildert dieſe Frau, wie er ſelbſt ſie ge-
, als eine höchſt verehrungswürdige, unermüd-
ge, überall Rath, Troſt und Hülfe ſpendende
und bezeichnet ihr Leben als ein ſolches, welches
che Lehre enthalte, daß der Menſch in allen
n des Lebens, bei allen Niederlagen, die wir
Schickſal und den noch viel ſchmerzlichern, die
uns ſelbſt erfahren, niemals den Glauben auf-
l an die angeborene ſittliche Kraft und jenen
es Göttlichen, den die Vorſehung in uns gelegt
den Niemand erſticken könne als wir ſelbſt.
ffaſſung des ſich ſelbſt darlegenden Frauenlebens
er wenigſtens verſichert, der Grund geweſen,
en Autor zur Herausgabe und Veröffentlichung
ünglich nicht für die Oeffentlichkeit beſtimmten
ermocht hat. Er ſpricht ſich ſelbſt über den In-
Charakter derſelben folgendermaßen aus:

nd keine ſpannenden Abenteuer, keine neuen und
iden Charaktere, keine pikanten und glänzenden Ge-
elche der Leſer darin findet: es iſt nur der ſchlichte
einer Frau, deren früheſte Kindheit von Verhält-
eben war, welche die gleichmäßige Ausbildung ihrer
nd ſittlichen Kräfte verhinderten, und die daher auch
als der Strom des Lebens die Widerſtrebende er-
annichfache Kämpfe beſtehen und vielfach irren und
ite, zuweilen gerade da am bitterſten, wo ſie es am
eint hatte: bis ſie endlich durch Muth und Ent-
hindurchrang nicht blos zu jenem äußern Frieden,
uch zu jener innern Klarheit, jener Heiterkeit und
Seele, durch die der Abend ihres Lebens ſo wohl-
rd und ſo erquicklich für Alle, die ihr jemals nahe-

Charakteriſtik iſt im Allgemeinen der Wahr-
rechend; nur das müſſen wir bemerken, daß
sbild, ſoweit es von der in ihm die Hauptrolle
ſpielenden Frau ſelbſt aufgezeichnet und hier zur Mittheilung gekommen iſt, uns nur mit den frühern Lebensſchickſalen derſelben, insbeſondere mit ihren eigenen Verirrungen bekanntmacht und daß es daher die Verfaſſerin noch nicht im Beſitz jener Eigenſchaften zeigt, die ſie in ihrem Alter zu einer ſo ehrwürdigen Erſcheinung, wie ſie der Herausgeber ſchildert, gemacht haben. Zwar gehen der eigentlichen Lebensgeſchichte zwei einleitende Capitel voraus, worin erzählt wird, wie die Frau zur Aufzeichnung ihrer Schickſale veranlaßt iſt, und hier erſcheint ſie in der That dem von ihr entworfenen Bilde entſprechend. Aber dieſe beiden Capitel zeigen uns eben nur das ſchließliche Reſultat, nicht die zwiſchen ihm und der frühern Lebensperiode liegende Entwickelung, es fehlt alſo dem Lebensbilde gerade ein ſehr weſentlicher Theil, der nämlich, welcher uns darüber unterrichtet, wie und wodurch es geſchehen, daß ein weibliches Weſen, das bis zur Schlußkataſtrophe ihres Tagebuchs zwar keine wirklich auf das Böſe gerichteten Eigenſchaften, aber auch keine wirkliche Willenskraft, keine Klarheit und Entſchloſſenheit des Geiſtes, ja nicht einmal jenen den Frauen eigenthümlichen und ſie vor größern Verirrungen bewahrenden unmittelbaren Takt beſaß, ſich trotzdem noch zu einer Frau von ſo ausgezeichneten Qualitäten entfalten konnte. Dieſer Mangel nimmt dem Buche einen nicht geringen Theil der günſtigen Wirkung, den es ſonſt machen könnte. Als erſte Hälfte einer Lebensentwickelung betrachtet, bietet die Erzählung in der That viele pſychologiſch intereſſante Züge und naturgetreue Schilderungen verſchiedener Perſönlichkeiten und Zuſtände, insbeſondere ſind die Erinnerungen aus der Kindheit durch manche eigenthümliche Beobachtungen und Erfahrungen gewürzt, im Ganzen auch mit einer gewiſſen Naivetät mitgetheilt, obſchon hier und da eine Bitterkeit und Schärfe fühlbar wird, welche dem ſonſtigen Ton nicht ganz entſpricht; als Ganzes betrachtet aber vermag der mitgetheilte Lebensabſchnitt nicht zu befriedigen. Zwar ſehen wir Helene, indem wir von ihr ſcheiden, in ihrer äußern Exiſtenz geſichert, auch von einem ihrer Entwickelung und ihrem Lebensglück hemmend im Wege ſtehenden Zubehör befreit; darüber aber, ob ſie nun auch die Kraft des Willens und die Reife des Geiſtes beſitzen werde, ſich unter den erlangten günſtigern Verhältniſſen vor ähnlichen Verirrungen beſſer als bisher zu bewahren, dafür bietet uns die Erzählung durchaus noch keine Garantie, und wenn ſie trotzdem abgebrochen und uns nur das glückliche Endreſultat der weitern Entwickelung mitgetheilt wird, ſo brauchen wir zwar nicht an der Möglichkeit einer ſolchen Wendung abſolut zu zweifeln, aber einigen Widerſpruch zwiſchen Anfang und Schluß werden wir immerhin empfinden, oder wenigſtens den organiſchen Zuſammenhang, die nothwendige Continuität zwiſchen beiden vermiſſen, zumal wenn, wie auf dem Titel geſchehen, das Mitgetheilte geradezu als „Roman" bezeichnet, alſo die Erwartung einer den Geſetzen dieſer Kunſtform entſprechenden Compoſition angeregt wird. Ueber das Verhältniß, in welchem der Herausgeber zu

was dem Handwerk angehöre, Alles, was an den Schriftſteller erinnere, ſei ſeine Zuthat, für die er die volle und alleinige Verantwortung übernehme. Hiernach kann ſich die Kritik auf die Beurtheilung des Einzelnen nicht wohl einlaſſen; denn will ſie nicht dem am Schluſſe des Vorworts gegebenen Rathe folgen und ihm alles Verfehlte und Mislungene und der Freundin alles Gute und Wirkſame zuſchreiben, ſo dürfte ſie nach den obigen Angaben ſchwerlich zwiſchen Dem, was ſein und ihr Werk iſt, eine ſichere Grenze ziehen können. Es handelt ſich daher nur um Entſcheidung der Frage, ob das Buch, wie es jetzt vorliegt, als Roman oder überhaupt veröffentlicht zu werden verdiente, und hierüber haben wir uns im Obigen bereits ausgeſprochen.

---

5. Der Sohn eines berühmten Mannes. Hiſtoriſche Erzählung von Levin Schücking.

Hier begegnen wir einer wohlangelegten und größtentheils auch gut ausgeführten Compoſition. Beſonders gilt dies von dem in den drei erſten Capiteln enthaltenen Eingang, der gewiſſermaßen ein kleines Drama für ſich bildet, in welchem der Knoten einer intereſſanten, ſpannenden Verwickelung ebenſo raſch geſchlungen als mit Geſchick und Glück wieder gelöſt wird. Die beiden Hauptperſonen deſſelben ſind die franzöſiſche Herzogin von Longueville einerſeits und der berühmte öſtreichiſche Reitergeneral des Dreißigjährigen Kriegs, Johann von Werth, andererſeits. Die Erſtere trifft mit ihrem Gefolge auf dem Wege nach Münſter, wo ſie bei den Unterhandlungen des Weſtfäliſchen Friedens mitwirken ſoll, in einer einſam gelegenen bairiſchen Dorfſchenke mit dem Letztern zuſammen, und da ſie ihn ohne ausreichende Begleitung glaubt, ſo will ſie ihn verhaften laſſen. Er ſcheint ſammt ſeinem Freunde, dem alten Oberſt Leynen, und deſſen Tochter Ulrike wirklich gefährdet, da er kurz vorher ſeine militäriſche Begleitung, ſeinen Sohn Anton an der Spitze, auf einen Streifzug ausgeſandt; bald aber

folgender. Anton, als Sohn eines ſo berüh
nes, iſt von dem Verlangen erfüllt, ſich d
Thaten des ruhmgekrönten Namens werth
Da aber der Krieg zu Ende geht, iſt kein
vorhanden, gerade durch Waffenthaten ſich aus
er kommt daher auf den Gedanken, ſich um
land dadurch verdient zu machen, daß er ei
den vortheilhaften Einfluß auf die in Münſte
den Friedensunterhandlungen zu gewinnen ſu
bietet ihm ſeine Beziehung zur Herzogin von
eine erwünſchte Gelegenheit. Indem er nä
Dame, welche nach dem Ausſpruch des Car
ihre Liebſchaften höherhielt als die Politik,
ſter geleitet, erkannte er bald, daß ſie an i
jungen ſchönen Manne, ein mehr als gewöhnli
eſſe nahm, und da er wußte, welchen mächtig
ſie als Hauptvertreterin der franzöſiſchen Poli
Gang der Friedensverhandlungen ausübte,
trotzdem, daß er ſich unmittelbar vor dieſer
der obenerwähnten Ulrike verlobt hatte, z
auf ein Liebesverhältniß mit der Herzogin ein,
ſie möglichſt günſtige Friedensbedingungen fü
land zu erreichen. In der That erwirkt er
ſchlaue Art, wie er die Herzogin behandelt,
die Bisthümer Bremen und Verden nicht den
überliefert, ſondern dem Deutſchen Reich erhal
Aber er iſt hiermit nicht zufrieden, auch das
er retten und fodert, daß die Herzogin auch
ſetzen ſoll. Hier ſtößt er aber bei ihr auf e
Widerſpruch, und als er ſieht, daß ſein fal
vergeblich geweſen, macht er der Herzogin im
bittern Unwillens und Hohns die Eröffnun
von Anfang an nur ſein Spiel mit ihr getr
und verläßt ſodann in Eile Münſter, um zu
ter und Ulrike zurückzukehren. Dies iſt für i
giſche Wendepunkt. Er hat zwar etwas an
gewollt, aber es durch Falſchheit und Unwah
reichen geſucht. Für dieſe Schuld muß er b

lt, um ſich bei ihr von dem Verdacht der
zu reinigen, findet er ſie nicht mehr; er eilt
ung ihren Spuren nach, ereilt ſie wirklich,
n ihren Entführern, fällt aber ſelbſt in dem
auf dieſe Weiſe zugleich thätig und leidend
zu ſühnen. Es läßt ſich nicht leugnen, daß
Weiſe, wie der Dichter ſeinen Helden fehlen
äßt, für den Sohn eines Reitergenerals aus
ährigen Kriege faſt zu fein berechnet iſt und
itverhältniſſen, in denen die Geſchichte ſpielt,
mdendes hat. Abgeſehen hiervon aber ent-
Anlage den allgemeinen Bedingungen einer
ntwickelung nicht nur in befriedigender, ſon-
neuer Weiſe, und dies gibt der Erzählung
Halt und idealen Mittelpunkt, wie ihn der-
gniſſe nur ſelten beſitzen. In der Ausfüh-
m Verfaſſer nächſt der obenerwähnten Ein-
beſonders die Scenen zwiſchen Anton und
: gelungen. Die Partien, in welchen die
Ulrikens und der Ueberfall ihres Schloſſes
rird, ſind zwar lebendig und ſpannend,
r ein wenig nach den gewöhnlichen Ritter-

---

nmering. Hiſtoriſcher Roman in zwei Bänden.
ſt Willkomm.

Titel genannte Held dieſes Romans iſt ein
der Volksſage lebender Bürgermeiſter der
t Stadt Flensburg aus der zweiten Hälfte
hrhunderts. Durch außergewöhnliche, be-
enſchaften des Geiſtes und Körpers, welche
underung der Menge, die Gunſt des Königs
hatte ſich derſelbe in ſeiner Vaterſtadt die
de, welche damals mit bedeutenden Macht-
erbunden war, zu erringen gewußt, ließ ſich
durch ſeine Herrſchſucht, Rachſucht und
im Verkehr mit Weibern zu einer Reihe
er Willkür, Grauſamkeit und Ungerechtigkeit,
wirklichen Verbrechen fortreißen, gab hier-
zahlreichen Gegnern Gelegenheit, ihn in
ige Unterſuchung zu verwickeln, die mit ſei-
g und Aechtung endete, und führte hierauf,
h überall von den Geiſtern der unſchuldig
pferten verfolgt glaubte, aber trotzdem nicht
ſondern ſich durch Beſchäftigung mit der
Mittel zur Beſchwörung jener Geiſter und
gung ſeiner Rachegedanken zu verſchaffen
t ſeinem Tode ein unſtätes, verachtetes, qual-
. Die Verarbeitung dieſes vielfach inter-
ffs iſt dem Verfaſſer in einzelnen Partien
en; namentlich ſind die Schilderungen der
zeitlichen Verhältniſſe, in denen die Ge-
, die Zeichnung der jenen Gegenden eigen-
Naturerſcheinungen, die Ausmalungen einzel-
nen und die Expoſitionen der einzelnen Bü-
ſſern Theil nach zu anſchaulichen und wirk-
m geſtaltet; auch macht das in der ganzen Erzählung ſich kundgebende Beſtreben, überall den ſittlichen Principien gerecht zu werden, ohne doch in den Ton eines rigoroſen Moralismus zu verfallen, durchweg einen guten Eindruck. Den Werth eines wirklichen Kunſtwerks beſitzt jedoch das Ganze als ſolches nicht. Um den Bedingungen eines ſolchen zu entſprechen, müßte die Figur Pommering's zu einer wirklich tragiſchen Perſönlichkeit erhoben ſein; zu einer ſolchen fehlt ihr aber durchaus die wahre Größe und Erhabenheit, ſowie auch jener Adel, um deſſenwillen man ſich getrieben fühlte, an ſeinen Verirrungen und Frevelthaten mit wirklicher Sympathie Antheil zu nehmen. Allerdings läßt es der Verfaſſer nicht daran fehlen, ihn als einen Mann von ausgezeichneten Qualitäten und Geiſtesgaben zu rühmen; aber einen wirklich überzeugenden, thatſächlichen Beweis gibt er uns hiervon innerhalb des Romans nicht. In Allem, was Pommering vom Anfang bis zum Ende des Romans thut, iſt auch nicht ein einziger Zug, um den man ihn als wirklich groß bewundern könnte, und keine einzige ſeiner Beſtrebungen iſt von der Art, daß man wünſchen könnte, ſie möchte zum Ziele gelangen. Vielmehr trägt all ſein Sinnen und Handeln den entſchiedenen Charakter kleinſtädtiſchen Hochmuths, engherzigen Rachegelüſtes, gemeiner Habgier. Selbſt die Conſequenz und Unbeugſamkeit, mit der er lieber zugrunde geht, als Reue und Demuth zeigt, macht nicht den Eindruck wirklicher Energie, ſondern nur den der Verſtocktheit und Hartnäckigkeit; ſie iſt, bei Licht betrachtet, nicht Kraft, ſondern Schwäche, die Schwäche eines Willenloſen, eines Hirnkranken, der ſich nur in Einer Richtung zu bewegen vermag und nicht die Fähigkeit beſitzt, ſeinen Schritt umzuwenden und ſo zu lenken, wie es ihm heilſam iſt. Ebenſo erhalten wir von der ihm nachgerühmten Geiſtesüberlegenheit keinen nur irgend ausreichenden Beleg; im Gegentheil, er erſcheint in dieſer Beziehung bedeutend geringer als ſeine Gegner, die, wenn ſie auch activ keine ausnehmende Klugheit an den Tag legen, doch in paſſiver Weiſe geſcheit genug ſind, um einzuſehen, daß ſie ihn nur ſeiner eigenen Unklugheit zu überlaſſen brauchen, um über ihn den Sieg davonzutragen. Sogar an die Größe ſeiner ſinnlichen Leidenſchaftlichkeit vermögen wir nicht zu glauben. In keinem einzigen ſeiner Liebeshändel verräth er eine ſolche, bewahrt vielmehr überall eine abſtoßende Kälte, und läßt es daher als ein vollkommenes Räthſel erſcheinen, wie eine ſo kalte Natur derartigen Verhältniſſen die Plane ſeiner Herrſchſucht habe zum Opfer bringen können. Alle dieſe Umſtände laſſen im Leſer kein tieferes Intereſſe an Pommering aufkommen, als welches man an jedem Verbrecher, an jedem Menſchen von außergewöhnlichen Schickſalen nimmt; die Wirkung des von ihm entworfenen Lebensbildes iſt daher mehr die einer Criminalgeſchichte als die eines im Gebiet des Schönen ſich bewegenden Kunſtwerks. Einigermaßen gemildert wird dieſer Eindruck allerdings durch die Einverwebung ſolcher Elemente, die an ſich freundlicher Natur ſind oder deren Diſſonanzen wenigſtens zuletzt zur Harmonie aufgelöſt

ſich gegenſeitig zugrunde richten, erinnert zu lebhaft an die Geſchichte von den beiden Löwen oder an die Lehre, welche Goethe in Betreff der Raupen, Maulwürfe, Erdflöhe u. ſ. w. dem Gärtner gibt: „Laß ſie nur Alle, ſo frißt Einer den Andern auf", als daß man dadurch wirklich ſo tief erſchüttert werden könnte, wie es geſchieht, wenn man wirklich große Naturen an den Folgen ihres Uebermuths zugrunde gehen ſieht.

7. Neues Leben. Novelle in drei Bänden. Von Theodor Mügge.

Mit dieſer Novelle fühlen wir uns wieder in das unmittelbare Leben der Gegenwart und in heimiſche Kreiſe zurückverſetzt. Mügge beweiſt durch dieſelbe, daß er über den fernen Regionen Lapplands und Finnlands, in denen ſich ſeine letzten größern Romane „Afraja" und „Erich Randal" bewegen, die Beobachtung und Auffaſſung der ihm näherliegenden Verhältniſſe nicht aus dem Auge verloren hat und daß er ſich auch in der Darſtellung dieſer mit der ihm eigenthümlichen Gewandtheit zu bewegen verſteht. Das Thema dieſer Novelle drückt ſich am kürzeſten in der ſtereotypen Redensart eines darin mitagirenden Blechſchmieds aus, welche lautet: „Blech muß doch Blech bleiben", das ſoll heißen: das in unſerer Zeit vielfach vorkommende Beſtreben, die Standesunterſchiede der bürgerlichen Geſellſchaft durch eine oberflächliche, Alles nivellirende Bildung oder durch eine nicht aus ſittlichen, ſondern blos ſinnlichen Motiven hervorgegangene Amalgamation heterogener Elemente beſeitigen zu wollen, iſt ein verkehrtes und vergebliches, ſowol von ſeiten der niedern Stände, die in ihrer Art ebenſo bedeutend, ebenſo ehrenwerth ſind als die höhern, und daher durch künſtliche Emporſchraubung nichts gewinnen, wol aber den gerade ihnen eigenthümlichen Werth verlieren werden, als auch von ſeiten der höhern Stände, die weder durch Heraufziehung der niedern Elemente zu ſich, noch durch ein Hinabſteigen zu ihnen das ihnen ſelbſt fehlende und nur in jenen Sphären heimiſche Glück zu erlangen vermögen und ſich daher mit denjenigen Vortheilen, die ſie ihrerſeits vor jenen voraushaben, begnü-

Frau; ſeine bereits über die Grenzen
hinausgebildete und dadurch um die Na
Herzensempfindungen gebrachte, zu höh
emporgeſchrobene Tochter Marie; und e
Stark, des alten Blechſchmieds Werkführ
chem Maße Sinn und Talent für Bildu
Vervollkommnung, wie Liebe und Anhän
nen Stand beſitzt und demgemäß jenen L
nüge leiſtet, ohne ſich irgendwie aus den
Sphäre hinauszuverlieren. Nicht ſo a
ihm die Zeichnung der den höhern Region
Perſönlichkeiten geglückt. Zwar der He
ein junger Edelmann im edelſten Sinne d
Rang und Reichthum nur Mittel ſind, g
chen und auf dieſem Wege ſelbſt glückl
Hedwig, ſeine kindlich-lebensluſtige, z
wöhnte und anſpruchsvolle aber herzensgu
würdige Braut; und Emma, das ſogenan
welche im Hauſe ihres Vaters an Mutte
eine kerngeſunde, praktiſche Natur, die
Herz und Kopf auf dem rechten Flecke h
lich anſprechende, lebensvolle, in intereſſant
begriffene Figuren; dagegen der Präſident
ter, in manchem Betracht die Hauptfigu
da er es eigentlich iſt, welcher durch ſe
ein „neues Leben" zu begründen, in die
ſich entwickelnden Verhältniſſe Unruhe
bringt, iſt eine Miſchung von ſo eigen
einander zum Theil widerſprechenden Cha
man kaum die Exiſtenz einer ſolchen P
möglich halten kann oder wenigſtens, w
Handlungsweiſe nur als die Folge einer t
zensverirrung und Geiſtesverfinſterung
tiefern und ſtärkern Motiven, als der Ver
verlangt. Einerſeits nämlich erſcheint er
der bisher nur an dem vornehmen Leben Ge
andererſeits iſt er darauf erpicht, durch T
der Blechſchmiedstochter ſich die Fortſetzung
unmöglich zu machen, ja er geht in d
dieſes Vorhabens ſo weit, daß er entſch

den Letztern durch künſtliche Intriguen zum Selbſtmorde zu reizen. Um Extravaganzen dieſer Art zu erklären, iſt weder ſeine Liebe leidenſchaftlich genug, noch ſeine Natur gemein-ſinnlich, ſein Charakter verworfen, die äußere Veranlaſſung verführeriſch genug geſchildert, man vermag daher an ſeine Handlungsweiſe nicht recht zu glauben, noch auch zu ihr in die rechte Beziehung zu kommen; denn um ſie blos in komiſchem Lichte aufzufaſſen, iſt ſie zu herzlos, zu ſchuldvoll, zu verbrecheriſch; und um ſie mit ernſten Augen zu betrachten, erinnert ſie zu ſehr an das Sprichwort, daß Alter nicht vor Thorheit ſchützt, und bietet ſo viele lächerliche Seiten dar, daß der Ernſt daneben nicht recht aufkommen kann. Dieſer Widerſpruch im Weſen des Präſidenten iſt der ſchwächſte Punkt im ganzen Roman, und ſofern ſich aus ihm alle Conflicte deſſelben entwickeln, entbehrt allerdings die Compoſition eines hinlänglich feſten Kern- und Mittelpunktes. Gleichwol ſind die Conflicte als ſolche von ſpannender Kraft und wirkſamem Fortgang, und das Intereſſe, welches die übrigen Elemente des Romans haben, wird dadurch nicht zerſtört; Schlingpflanzen ähnlich, die ſich in üppiger Fülle um einen an ſich kranken Stamm winden, gewähren ſie vielmehr zufolge des Contraſtes ein nur um ſo friſcheres Bild des Lebens. Unter dieſen Elementen verdienen noch drei ihrer Bedeutung für den Roman und ihrer gelungenen Zeichnung wegen hervorgehoben zu werden: der Regierungsrath von Wolters, der Bankagent Niedlich und der Muſiker Herzberg. Der erſte derſelben gehört noch unter die Figuren der vornehmen Region und vertritt jene Schattirung derſelben, deren alleiniger Gott ein exquiſiter, ſublimirter Lebensgenuß iſt und deren kalter Egoismus und ſchlau berechnende Lebensgewandtheit ſie nie um Mittel verlegen ſein läßt, durch die ſie ſich auf Koſten Anderer ſtets neue Quellen zu verſchaffen wiſſen. Der Charakter dieſes feinen Wüſtlings iſt mit ſcharfen Zügen gezeichnet; für die ſchwarze Seele aber, die er in ſeinem ganzen Thun und Treiben entfaltet, läßt ihn der Verfaſſer zum Schluß allzu gut wegkommen; es wäre ihm wol eine etwas empfindlichere Lection zu gönnen geweſen. Die beiden andern Figuren ſind Repräſentanten der Mittelregion und zwar ſolcher Elemente, welche nicht die poſitiven Vorzüge der höhern und niedern Sphären poſitiv in ſich vereinigen und conſolidiren und dadurch zu den eigentlichen Trägern der Geſellſchaft werden, ſondern ſelbſt halt- und inhaltslos zwiſchen beiden hinundherſchwanken und weder da noch dort noch in der Mitte zwiſchen ihnen feſten Fuß faſſen können. Bankagent Niedlich, Vertreter jener reinoberflächlichen, faden Bildung und Weltklugheit, die ſich überall niedlich, liebenswürdig, unentbehrlich machen möchte, iſt vom Verfaſſer mit beſonderer Vorliebe ausgemalt und mit vielen ſignificanten Zügen ausgeſtattet; aber faſt hat er ihm zu viel Raum und Aufmerkſamkeit gewidmet; nach unſerm Geſchmack würde die Wirkung dieſer Figur eine noch beſſere ſein, wenn ſie mehr ſkizzenhaft als detaillirt ausgeführt wäre, oder wenn ſich der Verfaſſer mit der Ausmalung von einigen wenigen Scenen begnügt hätte. Auch geht der Verfaſſer in der Wiederholung gewiſſer ſtereotyper Züge zu weit. So läßt er namentlich Niedlich gar zu oft den Mund ſpitzen und die langen ſchmalen Hände aneinanderreiben, gerade wie er den Regierungsrath allzu oft den Pferdefuß ſeines Spazierſtocks in ſein Kinn bohren läßt. Von tieferer Anlage iſt die Figur Herzberg's. Er iſt das ſich ſelbſt überſchätzende Künſtlertalent, welches auf Grund ungewöhnlicher, aber unreifer Leiſtungen ſich berechtigt glaubt, aus den niedern Regionen über alle Klüfte der Geſellſchaft und alle Schranken der Sitte und Convenienz ſofort in die höhern Regionen hineinzuſpringen, darüber in halben Wahnwitz verfällt und endlich zugrunde geht. Iſt auch dieſe Figur im Verhältniß zu dem heitern Grundton des Ganzen faſt zu düſter gehalten und vielleicht hier und da ein wenig ins Grelle gezeichnet, ſo hat ſie doch dem Verfaſſer zu mehren ſehr wirkſamen Situationen Gelegenheit geboten und bringt in die Entwickelung eine wohlthuende Abwechſelung. Einzelne Züge ſeines Weſens zeugen von tiefen Blicken in ein derartiges Gemüth, wie denn überhaupt der ganze Roman als das Product einer vielſeitigen und ſcharf auffaſſenden Lebensbeobachtung anerkannt werden muß.

8. Ein deutſches Schneiderlein. Hiſtoriſcher Roman in zwei Bänden. Von Franz Iſidor Proſchko.

Der Verfaſſer behandelt in dieſem gleichfalls zu den den beſſern Gaben der Sammlung gehörenden Roman die Geſchichte des berühmten Hans Georg Derfflinger, der als Schneidergeſell zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs infolge der Proteſtantenverfolgungen aus dem Oeſtreichiſchen nach Sachſen auswanderte, hier, weil ihn ein Fährmann nicht umſonſt über die Elbe ſetzen wollte, kurz entſchloſſen unter die Dragoner trat, die eben übergeführt wurden, als Soldat ſich bald durch Muth und Einſicht auszeichnete und ſich erſt in ſchwediſchen Dienſten bis zum Generalmajor, ſodann in brandenburgiſchen Dienſten bis zum Generalfeldmarſchall und Reichsfreiherrn emporſchwang. Der Gedanke, dieſe Perſönlichkeit zum Helden eines Romans zu machen, iſt ein ſehr glücklicher und im Allgemeinen iſt dem Autor auch die Ausführung wohl gelungen. Zu einem Roman im vollen Sinne des Worts fehlt es der Compoſition allerdings an einer engern Verflechtung der Elemente. Sie beſteht mehr aus einer Reihe von locker verbundenen Scenen, als aus einem Gewebe kunſtvoll verſchlungener Fäden. Der Verfaſſer liebt es, faſt jedes Capitel wie einen neuen Roman anzufangen und zu einem mehr oder minder in ſich abgeſchloſſenen Bilde abzurunden. Dies verleiht dem Einzelnen nicht ſelten eine größere Wirkungsfähigkeit, hebt aber mehr als der epiſche Charakter des Romans verträgt den Charakter der Continuität auf. Gleichwol werden die einzelnen Bilder und Entwickelungsphaſen des Helden nicht blos chronologiſch, ſondern auch durch eine leitende Idee, ja ſelbſt durch die Abſpinnung eines romanartigen Verhältniſſes zuſammengehalten, welches wenn auch nicht gerade reich und tief ausgebeutet aber richtig angelegt iſt und zur He-

bung des tüchtigen Charakters wie zur Milderung des an ſich etwas wüſten Hintergrundes beiträgt. Der größere Werth des Romans liegt jedoch in den wirklich hiſtoriſchen oder ſagenhaften Elementen deſſelben. Dieſe zeugen durchweg von ſorgfältigen und umfaſſenden hiſtoriſchen Studien und geben nicht nur von den weſentlichſten Entwickelungsmomenten in der intereſſanten Lebensgeſchichte des Helden, ſondern auch von dem Treiben der damaligen Zeit, namentlich von den unglücklichen Zuſtänden Oberöſtreichs und Böhmens zur Zeit der dortigen Bauernkriege, eine Reihe lebendig ausgemalter Bilder. In der Ausführung hiſtoriſcher Specialitäten geht der Verfaſſer nicht ſelten über die Form und Grenzen, welche der Roman vorſchreibt, hinaus; umgekehrt verfällt er in den mehr romanartigen Scenen zuweilen in einen allzu romantiſchen, ſüßlich überſchwänglichen oder gekünſtelt naiven Stil, kurz, die Vermittelung des Hiſtoriſchen und Poetiſchen iſt nicht vollſtändig gelungen. Gleichwol übt der Stoff durchweg eine feſſelnde Wirkung aus. Beſonders charakteriſtiſche Bilder ſind: „Der Bockkönig", „Der Aſtrolog", „Der Statthalter von Kammin", „Das Bauernlöchel an der Traun", „Das frankenburger Würfelſpiel", „Landsknecht", „Der Taufer", „Im Olymp", „Der Flickſchneider" und „Der Adept". Intereſſante Epiſoden ſind die Sagen vom „Faulen Wenzel" und vom „Paſſauer Fidel".

9. Erinnerungen einer Großmutter. Roman in zwei Bänden. Von Julie Burow.

In einer einleitenden Vorerzählung theilt uns die Verfaſſerin dieſes Romans unter Anderm auch mit, aus dem Munde zweier ihr befreundeten Perſonen das Urtheil gehört zu haben, daß alle ihre Bücher den Stempel der Wahrheit inſichtrügen und daß man ihnen anfühle, wie ſie eigentlich nur Erlebtes, Wirkliches enthielten. Es liegt eine gewiſſe Kühnheit darin, ein ſo günſtig lautendes Urtheil über ſich ſelbſt öffentlich zu wiederholen, aber die Verfaſſerin durfte es ohne Bedenken wagen, denn auch der vorliegende Roman macht einen dieſem Urtheil entſprechenden Eindruck. Alle darin erzählten Begebenheiten, obſchon keineswegs von alltäglichem Charakter, ſondern mit vielen eigenthümlichen Situationen, ſpannenden Verwickelungen, intereſſanten und ergreifenden Kataſtrophen ausgeſtattet, entwickeln ſich ſo einfach und naturgemäß einerſeits aus den örtlichen und zeitlichen Verhältniſſen, in denen die Geſchichte ſpielt, andererſeits aus dem innerſten Kern der darin miteinander in Beziehung tretenden Perſönlichkeiten, daß man in der That bei Verfolgung der Erzählung niemals aus dem Gefühl herauskommt, daß man es hier nicht mit einer Erfindung, nicht mit einem Product der Phantaſie, ſondern mit einer Aufzeichnung und Reproduction wirklicher Erlebniſſe und Thatſachen zu thun habe. Denſelben Eindruck macht auch die natürliche, ungeſuchte Form der Einkleidung, die Einverwebung einer Menge von urſprünglichen, nur durch unmittelbare Anſchauung und Lebensbeobachtung zu gewinnenden Charakterzügen und Seelenregungen, die Wärme, mit welcher die Erzählerin ſelbſt ihre Mittheilungen zu durchhauchen weiß, ohne ſich doch auf eine wirkliche Darlegung ihrer ſubjectiven Mitempfindungen einzulaſſen und dadurch die objective Entwickelung der Thatſachen zu unterbrechen, kurz, eine Unmittelbarkeit der Darſtellung, wie ſie in Erzeugniſſen, die auf künſtleriſchem Wege entſtanden ſind, nur noch höchſt ſelten gefunden wird. Wir müſſen daher faſt vermuthen, daß die vorausgeſchickte Erzählung von der Entſtehung dieſes Romans aus Erinnerungsblättern einer Großmutter keine bloße Form iſt, ſondern daß der Verfaſſerin in der That Aufzeichnungen wirklicher Erlebniſſe zugebote geſtanden haben, denen ſie mit taktvoller Feſthaltung ihres urſprünglichen Charakters nur die letzte künſtleriſche Abrundung zu einem Ganzen verliehen hat. Sollten wir jedoch hierin irren, ſollte vielmehr Alles eine eigentliche Dichtung, ein Werk der ſchaffenden Phantaſie und der geſtaltenden Kunſt ſein, ſo hat die Dichterin darin ohne Frage etwas Außerordentliches, in unſerer überall Bewußtſein und Abſicht zur Schau tragenden Zeit kaum noch Vorkommendes geleiſtet. Nur in einer Beziehung enthält die Erzählung zuweilen Züge, an deren Wahrheit man ſchwer zu glauben vermag; es begegnet der Verfaſſerin nämlich öfter, Kindern Worte und Gedanken in den Mund zu legen, die mit ihrem Alter nicht im Einklange ſind und ihnen das Gepräge einer unnatürlichen Frühreife aufdrücken. In der Wirklichkeit kommt dergleichen allerdings annäherungsweiſe vor, aber doch nur ſehr ausnahmsweiſe, und die Poeſie hat ſich vor derartigen Abnormitäten umſomehr zu hüten, als ſie faſt immer mehr beleidigend als wohlthuend wirken. Was die Geſchichte als ſolche betrifft, ſo bewegt ſie ſich hauptſächlich um diejenigen Intereſſen, welche in Frauenromanen faſt ohne Ausnahme die erſte Rolle ſpielen und für deren Auffaſſung das weibliche Talent auch ohne Zweifel vorzugsweiſe geeignet iſt; ſie beſteht nämlich in der Entwickelungsgeſchichte zweier weiblicher Herzen und in einer Darſtellung der mancherlei Gefahren und Conflicte, welche das Weib unter gewiſſen gegebenen Verhältniſſen ſchon von der erſten Kindheit an zu beſtehen hat. Daß hierbei auf die Entwickelung der Liebesverhältniſſe der Hauptaccent gelegt wird, verſteht ſich von ſelbſt; trotzdem würde man ſehr irren, wenn man in dieſem Romane einen gewöhnlichen Liebesroman erwartete. Einerſeits kommt es der Verfaſſerin ſelbſt bei der Darſtellung dieſer Verhältniſſe nicht ſowol auf eine ſpannende Verſchlingung und überraſchende Löſung der Fäden als auf eine Zeichnung der Seelenzuſtände und der unter den Einflüſſen der Liebe ſtattfindenden Charakterentwickelungen an, andererſeits zieht ſie außer der Liebe auch das Verhältniß des Weibes zur Religion, zur bürgerlichen Geſellſchaft, zum Vaterlande, zur Kunſt und Wiſſenſchaft, zum Erwerb u. ſ. w. in den Kreis ihrer Darſtellung, und der hiſtoriſche Hintergrund des Romans — er ſpielt in Oſt- und Weſtpreußen zur Zeit der Napoleoniſchen Kriege — gibt ihr dazu in reichem Maße Gelegenheit. Die

ſtänden gewidmeten Partien des Romans enthal-
önen und Treffenden ſehr viel und bezeugen, daß
:rin das Leben nach allen Seiten und Richtun-
it tiefeindringendem Blick und warmem Herzen
ragen, an denen ſich jahrhundertelang die Phi-
übe gedacht hat, werden von ihr zuweilen in
Weiſe gelöſt, z. B. wenn ſie einen Zweifler,
vollkommenheiten der Welt mit der Vollkom-
ottes nicht zu vereinigen vermag und darum
ſtenz eines Gottes zweifelt, durch eine Frau
ißen widerlegt:

rlangen eine vollkommene Welt! Was iſt Voll-
Ich denke, der Grad des Guten, Schönen und
n, der den Fortſchritt unmöglich macht. Mit der
heit müßte ein Stillſtand eintreten oder ein Rück-
nvollkommenheit; Stillſtand wäre Tod, und Rück-
wigen Macht ſowol als der ewigen Liebe unwürdig.
mußte der Vervollkommnung fähig und bedürftig
r ewigen Liebe Gottes würdig und Das zu ſein,
ein Gewimmel von Leben, das heißt von Glück
lung und Vervollkommnung. Fortſchritt, Vervoll-
ſt das höchſte Geſetz, das durch alle Himmel wal-
s iſt nur möglich bei dem Lebenden und Unvoll-

ninder wahr und ſchön iſt, was ſie über die
er Frauen zum Staate ſagt; jedoch ſagt ſie
nicht blos, ſondern ſie bringt es zugleich in
kelungsgange der in ihrem Roman gezeichne-
ichkeiten zu concreter, anſchaulicher Geſtaltung.
iſt beſonders der Charakter der beiden Schwe-
h durchgeführt; ebenſo der ihrer Mutter, der
hie, des blinden Vetters u. ſ. w. Schwächer
ſind die Zeichnungen der beiden jungen Män-
die Herzen jener beiden Schweſtern gewinnen.
ehr äußerlich als innerlich, mehr typiſch als
gezeichnet; jedoch enthalten auch ſie Züge,
die gewöhnlichen Frauenromanhelden erheben,
Treuſack. Der Totaleindruck des Romans iſt
den wohlthuender und er darf insbeſondere
en Leſewelt als eine harmoniſch befriedigende
nde Lectüre empfohlen werden.

---

at es uns, über die letzte Gabe des vorliegen-
ngs:

. Culturgeſchichtlicher Roman in ſechs Büchern.
hannes Scherr. Vier Bände.

günſtiges Urtheil fällen zu können. Der Ver-
n demſelben mit vielem Fleiß eine große Maſſe
literarhiſtoriſchen Materials zuſammengehäuft,
cht würde es ſein, nicht anzuerkennen, daß
er gar vieles Intereſſante und Belehrende
r die Form, in welcher er es bringt, die Art
, wie er die einzelnen Elemente und Ent-
omente an uns vorüberführt und zu einem
verflechten ſucht, hebt den günſtigen Ein-
der Stoff als ſolcher machen könnte, zum
il wieder auf. Die Idee, Schiller's ganze
ichte in Form eines Romans zu verarbeiten,
von vornherein keine glückliche zu ſein; jeden-

falls iſt die Ausführung derſelben dem Verfaſſer nicht gelungen. Eine Biographie und ein Roman verfolgen zwei weſentlich verſchiedene Ziele, die ſich nicht auf einem Wege erreichen laſſen. In jener kommt es nur auf eine wahrheitsgetreue Darlegung der äußern und innern Thatſachen an, die in ihrer Continuität das Leben ausmachen; in dieſem gilt es, aus gegebenen oder frei erfundenen Thatſachen ein einheitliches Ganzes zu conſtruiren, wie es den Bedürfniſſen der Phantaſie entſpricht. Ein und derſelbe Stoff kann allerdings nach jener und nach dieſer Rückſicht behandelt werden, aber die Behandlungsweiſe muß in dem einen und dem andern Fall eine weſentlich verſchiedene ſein, und man muß ſich daher, bevor man an die Bearbeitung eines ſolchen Stoffs geht, die vollkommenſte Klarheit darüber verſchafft haben, welchen Anſprüchen man eigentlich genügen will. So iſt jedenfalls der Dichter desjenigen Romans *), der in derſelben Zeit und Sphäre ſpielt wie der vorliegende, verfahren und hat uns daher in ihm einen echten Roman, eine wirklich poetiſche, den Geſetzen der Schönheit entſprechende Schöpfung geliefert, in die zugleich mit Feſthaltung derjenigen Rückſichten, die das Kunſtwerk verlangt, alle charakteriſtiſchen und intereſſanten Elemente der dem Roman zum Hintergrund dienenden Sphäre ſo lebendig und farbenfriſch hineinverarbeitet ſind, daß ſie zugleich als das treueſte Gemälde jener Zeit, als ein wahrheitsgemäßes Bild vom Jugendleben unſers großen Dichters gelten kann, wenngleich in ihm nicht Schiller ſelbſt, ſondern ſein Freund Roller den eigentlichen Mittelpunkt bildet. Ein Gleiches läßt ſich von der vorliegenden Compoſition nicht ſagen. Ihr Verfaſſer hat geglaubt, ſchon dadurch einen Roman zuſtande zu bringen, wenn er das ihm zugebote ſtehende literar- und culturhiſtoriſche Material nur in das Gewand eines Romans ſteckt, z. B. von Perſonen, die in der Geſchichte auftreten, erzählen läßt; oder auch dadurch, daß er zuweilen die Unterhaltungen, welche dem gedachten Zwecke gewidmet ſind und den bei weitem größern Theil des Ganzen einnehmen, hier und da durch mehr romanartige Epiſoden unterbricht. Hiermit iſt es aber nicht gethan; ja die Wirkung iſt eine geradezu entgegengeſetzte als die, welche der Autor beabſichtigt hat. Statt die biographiſch-culturgeſchichtlichen Elemente durch die erwähnte Einkleidung zu heben und zu beleben, reißt er ſie aus ihrem natürlichen Zuſammenhange und miſcht ihnen fremdartige Beſtandtheile bei, die doch andererſeits nicht mächtig genug ſind, jene in wirklich anderm Lichte zu zeigen; und ſtatt den romanhaften Partien durch die Einverwebung hiſtoriſcher Thatſachen nur einen reellen, ſoliden Kern zu verleihen, gibt er ihnen in denſelben reinproſaiſche und nüchterne Ingredienzien, ähnlich den Holzfaſern und ſteinichten Subſtanzen, die ſich ungebührlich auch in die fleiſchigen und ſaftigen Theile einer Frucht eindrängen und ſie dadurch genußunfähig machen. Hätte der Verfaſſer daſſelbe Material in einer wirklichen Biographie oder einem culturhiſtoriſchen Zeit-

*) „Schiller's Heimatjahre von Hermann Kurz", kürzlich in zweiter durchgeſehener Auflage (Stuttgart, Franckh, 1857) erſchienen.

überhaupt nur neues Licht zu rücken, iſt ihm nicht gelungen. **Adolf Zeiſing.**

Emerſon über England und die Engländer.

Ralph Waldo Emerſon. Engliſche Charakterzüge. Deutſch von Friedrich Spielhagen, Verfaſſer von „Clara Vere". Hannover, Meyer. 1857. 8. 1 Thlr.

Der Nordamerikaner Emerſon iſt in letzter Zeit auch in Deutſchland durch ſeine beiden Eſſays über Goethe und Shakſpeare und namentlich durch den erſtern bekanntgeworden. Inhaltreicher noch als ſeine literariſchen Eſſays ſind ſeine „English traits", von denen uns hier eine wohlgelungene deutſche Ueberſetzung vorliegt. Emerſon iſt kein Gelehrter im deutſchen Sinne, der, wenn er über einen Schriftſteller oder Dichter ſchreibt, Alles lieſt, was dieſer geſchrieben hat und was über ihn geſchrieben worden iſt. Er begnügt ſich, wie wenigſtens aus ſeinen Eſſays hervorzugehen ſcheint, von dieſem oder jenem Schriftſteller, welcher zu ſeinen Lieblingsſchriftſtellern gehört, dieſes oder jenes Werk zu leſen, welches ihn beſonders anſpricht. Groß im Combiniren, im inſtinctiven Errathen des ganzen Menſchen aus wenigen einzelnen Zügen, ſpricht er dann ſehr viel Wahres und Geiſtreiches, zuweilen ſelbſt überraſchend Tiefſinniges aus, aber es ſind doch immer nur Aphorismen, durch gelegentliche Lectüre entſtanden, und von erſchöpfender Gründlichkeit und Vollſtändigkeit kann bei ſowenig ausreichender Kenntniß des Gegenſtandes nicht wohl die Rede ſein. Anders verhält es ſich mit ſeiner Schrift über England. Dieſes hat er zwei mal in inſtructiver Abſicht bereiſt; er ſah Vieles, er ſah faſt Alles, wie jeder denkende Reiſende, der mit offenen Augen reiſt; England war ihm ein Buch, in welchem er nicht blätterte, ſondern welches er las, wenn auch vielleicht dieſes oder jenes Capitel weniger gründlich als das andere. Aber wenn ſeine Schrift auch hier und da lückenhaft und einſeitig erſcheint, ſo hat es doch Emerſon wie Wenige verſtanden, in allen Einrichtungen Englands, in ſeinen Sitten und Gebräuchen, in ſeinem Handel und Wandel, in ſeinen Kunſtfertigkeiten und praktiſchen Kniffen, in ſeinem religiöſen Leben, ſeiner Politik und Literatur den Einen nationalen Urſprung und gemeinſamen Grundzug nachzuweiſen und uns die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß in dieſem Lande Vorzüge und Gebrechen einander nothwendig bedingen, daß, was uns an England groß erſcheint, nicht beſtehen oder doch nicht ſo ſein könnte ohne jene Schroffheit, Einſeitigkeit und ſelbſt kleinliche Beſchränktheit, die neben dieſer Größe einhergehen. Dieſe Schrullen ſind es auch, welche den Ausländer oft aufs wunderlichſte und unangenehmſte berühren, ſolange er nicht gelernt hat einzuſehen, daß Eins das

continentale Neuerung, ſelbſt wenn ſie an ſich g
wäre, namentlich aber gegen die Denkreſultate
ſchen und beſonders der deutſchen Philoſopheme.

Der Ueberſetzer ſagt im Vorwort: „Wenn
er ſeinen Roman «Maltravers» dem deutſchen
uns das nur halb wahre und ſehr fragliche Lob
Nation von Denkern und Kritikern zu ſein,
wol mit größerm Rechte den Engländern das b
ſo zweideutige zurückgeben, daß ſie ein Volk
ſind, die es ganz mit dem alten Satze: «Primo
philosophari» halten und nur manchmal üb
nicht zum letztern kommen. Davon wird auch d
Amerikaners Ralph Waldo Emerſon, eines M
Name in ſeiner vaterländiſchen Literatur einen
hat und der auch dem deutſchen Publicum b
und liebgeworden iſt, ein neuer, und obglei
heit des Factums von Niemand in Abrede
nicht überflüſſiger Beweis ſein. Es iſt gewiß n
Ueberſetzers, zum Lobe ſeines Autors in einer
beizuſteuern, als indem er gewiſſenhaft dafür
daß das Werk ſelbſt den Meiſter loben könne;
merkung möge man uns immerhin geſtatten, da
indem es die großartige Energie, die unermüdli
den geſunden Sinn, die feſtgewurzelte Liebe zu
wie die mannhaften Eigenſchaften ſonſt noch heiß
Engländer — ſollen wir ſagen: zu der erſte
Erde? — gemacht haben, mit Nachdruck hervor
neidloſer Bewunderung anerkennt, auf manche
uns Deutſche geradezu ein Erbauungsbuch iſt,
zeichnung wahrlich viel beſſer verdient als m
Schriften, an denen nichts erbaulich iſt als de
man glaube deshalb nicht, daß der Verfaſſer d
zenden Eigenſchaften, denen er ſo willig huldi
kein Auge habe für die minder hellen, oder
Schatten- und Nachtſeiten." ....

Ganz gewiß hebt Emerſon auch dieſe nachdr
und obſchon er behauptet, das engliſche Volk ſei
jetzigen Nationen, beſſer als irgendeine der Race
Mengung und Miſchung es hervorging, ſo hat er a
der ſo viele Mängel und Gebrechen zu rügen, daß
telnd fragen müſſen: wenn dies die beſte Nation
traurig muß es dann mit den übrigen Nationen b
Man darf auch nicht vergeſſen, daß Emerſon we
aus freundlichen Aufnahme, die ihm in England
der britiſchen Nation zum Dank verpflichtet war
es für zweckmäßig halten mochte, mit dem Zucke
gemein gehaltenen ſchmeichelhaften Compliments
ſeines vielfachen Tadels zu verſüßen. Denn bei

aner doch ganz andere Kerle ſeien: „Ich liebe das engliſche Volk", ſagt er an einer Stelle, „die Menſchen ſind ebenſo gut ie ſie ſchön ſind; ſie haben Alles und können Alles; und ichtsdeſtoweniger weiß ich, daß, ſobald ich nach Maſſachu-etts zurückkehre, mich augenblicklich wieder das Gefühl, wel-hes die geographiſche Lage Amerikas unvermeidlich einflößt, berkommen wird, nämlich daß wir das Spiel mit ungeheuerm Vortheil ſpielen; daß dort nicht hier der Sitz und das Cen-rum der britiſchen Race iſt, und daß keine Thätigkeit und ein Geſchick auf die Dauer mit den gewaltigen natürlichen Vortheilen jenes Landes, wenn ſie derſelben Race in die Hände ge-eben ſind, wetteifern können, und daß England, eine alte und rſchöpfte Inſel, einſt, wie andere Aeltern auch, wird zufrieden in müſſen, nur in den Kindern ſtark zu ſein." Sehr ſchön agt er an einer andern Stelle: „Dort in jenem großen trä-en Continent, in den hohen Weiden von Alleghany, in der eerweiten himmelgegürteten Prairie ſchläft noch immer die roße Mutter und murmelt im Schlaf, ſie, die ſchon längſt us den netten Hecken und dem übercultivirten Garten von England geflohen iſt." Er wünſcht ſich Glück dazu, noch in egenwärtiger Zeit London geſehen zu haben, „da manche eichen verkünden, daß es ſeinen höchſten Glanz erreicht hat, Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Engländer uns ſeit inigen Jahren etwas weniger intereſſiren; und daher wol der Eindruck, daß die britiſche Macht in ihrem Höhepunkt ange-ommen ſei oder ſchon abnehme". Können ſich die Englän-er durch das ihnen geſpendete Lob, daß ſie die beſte der Na-onen ſeien, ſehr geſchmeichelt fühlen, wenn man ihnen zugleich as Geſicht ſagt, daß ſie im Untergange begriffen ſeien, nd ihre glänzende Exiſtenz nur durch künſtliche Mittel friſteten? Die erſten Menſchen werden ſich an den Gedanken, ſterben zu müſſen, freilich auch ſchwer gewöhnt haben. So geht es den Nationen ebenfalls. Nach ſo und ſo viel Jahrtauſenden werden ber die Völker ebenſo davon überzeugt ſein, daß ſie ſterblich nd und ſterben müſſen, wie wir jetzt davon überzeugt ſind, aß kein Individuum dem Tode entgeht. Die Völker unter-nander ſorgen ja wol dafür, daß keins ein zu hohes Alter reicht. Ein Individuum bringt es vielleicht auf 80, ein Volk uf 2000 oder 3000 Jahre; aber es iſt Alles nur Galgenfriſt.

Die Veranlaſſung zu der Reiſe, deren Eindrücke Emerſon der vorliegenden Schrift ſchildert, war eine Einladung von ligen Handwerkervereinen in Lancaſhire und Yorkſhire, die, er für ſich in ganz ähnlicher Weiſe wie die amerikaniſchen eeen organiſirt, ſich im Jahre 1847 zu einer „Union" ver-igt und Emerſon auf „ſehr liberale" Bedingungen hin auf-odert hatten, in allen eine Reihe von Vorleſungen zu hal-. Emerſon geſteht, daß er ungern dem Rufe gefolgt ſei; an er ſei kein guter Reiſender und habe nicht gefunden, daß f langen Reiſen die Ausbeute vernünftiger Stunden eben s ſei. Aber die Einladung ſei dringender wiederholt wor-, er, Emerſon, habe einige Erholung nöthig gehabt und habe er ſich am 5. October 1847 in Boſton eingeſchifft.

Emerſon ſchildert England zuvörderſt mit wenigen geiſt-hen Strichen als Land, das er ſeiner Geſtalt nach mit em Schiffe vergleicht und kommt dann auf das engliſche lk zu ſprechen, von dem er eine Charakteriſtik gibt, die wol Trefflichſte iſt, was wir wenigſtens über die Eigenthüm-keiten der engliſchen Race geleſen zu haben uns erinnern. r würden das Capitel „Race" hier vollſtändig abzudrucken verſucht fühlen, wenn wir dadurch den Raum d. Bl. t zu ſehr in Anſpruch zu nehmen befürchten müßten, und nen uns daher nur auf die Hervorhebung einzelner inter-nter Bemerkungen einlaſſen. „Race thut viel", bemerkt erſon, „wenn es wahr iſt, was behauptet wird, daß alle en Katholiken und alle (?) Germanen Proteſtanten ſind, die Celten die Macht in einer Hand ſehen wollen und die manen dem Repräſentativſyſtem den Vorzug geben.... las zufällig vor nicht langer Zeit, in Miſſouri und dem zen von Illinois, Tacitus' Buch «Von den Sitten der Germanen» und ich fand nicht wenige Vergleichungspunkte zwiſchen den Germanen des hercyniſchen Waldes und unſern Pelzhändlern, Holzfällern und Dachsjägern der amerikaniſchen Wälder." Ueberhaupt ſcheint Emerſon für die Nordamerikaner einen noch reinern germaniſchen Typus in Anſpruch zu nehmen als für die Engländer, was allerdings richtig ſein mag; denn jener Theil der Ariſtokratie Englands, welcher auf die Normannen oder die „franzöſiſchen Dänen", wie ſie der Verfaſſer nennt, ſeinen Urſprung zurückleitet, betheiligte ſich an der Auswanderung wenig oder gar nicht. Emerſon ſucht nun nachzuweiſen, welche Eigenſchaften die Engländer den Celten, den Germanen und den Normannen verdanken. „Zwanzigtauſend Diebe landeten zu Haſtings", ſagt er. „Dieſe Gründer des Hauſes der Lords waren habgierige und wilde Rittersleute, Söhne von gierigen und wilden Piraten. Sie waren Einer wie der Andere, ſie nahmen Alles, was ſie tragen konnten, mit ſich, ſie brannten, peinigten, ſchändeten, quälten und mordeten, bis ganz England an den Rand des Verderbens gebracht war. Und doch, ſo groß iſt der Nimbus alter Herkunft und des Reichthums, daß anſtändige und würdige Männer ſich heute noch rühmen, von dieſen Dieben abzuſtammen." Aber auch die eingewanderten Sachſen, wie die erobernden Normannen gewiß gerade die kräftigſten Männer ihres Stammes, waren gewaltthätige Eroberer, und ſo wurde die gewaltthätige Politik bei den Engländern bis auf die neueſte Zeit erblich und nicht mit Unrecht nennt Emerſon die Engländer „das beutegierigſte Volk, das je exiſtirte". Nur brachte der Sachſe auch ein anderes friedlicheres Element ins Land: „Der Sachſe baute, pflügte, fiſchte, trieb Handel mit germaniſcher Gründlichkeit und Stetigkeit.... Es kam an den Tag, daß der Sachſe mehr Kraft und Dauerhaftigkeit hatte als der Normanne; er hatte den Sieger dahingebracht, die Sprache des Beſiegten zu ſprechen und deſſen Geſetz und Sitte anzunehmen; hatte den Baron gezwungen, den normanniſchen Königen ſächſiſche Bedingungen zu dictiren, und Schritt für Schritt alle weſentlichen Bedingungen bürgerlicher Freiheit erfunden und befeſtigt." Und an einer andern Stelle ſagt er: „Wenn man bedenkt, welche Menſchlichkeit, welche Hülfsquellen geiſtiger und ſittlicher Kraft die Züge der blonden Race repräſentiren, ſo bezeichnet ihr Gelangen zur Herrſchaft eine neuere geiſtigere Epoche, in welcher die alte Urkraft endlich durch Menſchlichkeit unterjocht werden und fortan in dieſer Richtung wirken ſoll."

Emerſon ſchildert weiter die Vorzüge des engliſchen Volks, ſeine Wahrheitsliebe, ſeine Geradheit, ſeine Abneigung gegen perfide Kunſtgriffe, ſeinen Gerechtigkeitsſinn, ſeinen geſunden Menſchenverſtand. Es iſt ein kräftiges Volk, es liebt ſtarke Leibesübungen, Boxen, Laufen, Springen, Ruderwettfahrten, Reiten (der junge Engländer liebt „Pferde mehr als Profeſſoren", ſagt der Verfaſſer einmal), Fiſchen und Jagen. Auch ſei das Volk „im Ganzen und Großen wohlwollend". Anmaßung, Prahlerei, Sentimentalität und übertriebener Ausdruck ſeien ihm zuwider. „Die Hauptleidenſchaft der Engländer iſt heutzutage ihre Furcht vor dem Humbug. Sie lieben einen Mann, dem es mit ſeiner Beſchäftigung Ernſt iſt; ſie haſſen die Franzoſen als frivol; ſie haſſen die Irländer als ziellos; ſie haſſen die Deutſchen als Profeſſoren." Ganz beſonders aber haßt er die Franzoſen, weshalb auch als ſicher anzunehmen iſt, daß die jetzige franzöſiſch-engliſche Allianz auf keiner moraliſchen Grundlage ruht, ſondern nur das Ergebniß zeitweiliger politiſcher Berechnung iſt. „Ich vermuthe", bemerkt Emerſon, „daß Alle vom engliſchen Blut in Amerika, Europa oder Aſien ein Gefühl ſtiller Freude haben, daß ſie nicht Eingeborene von Frankreich ſind. Man erzählt von Coleridge, daß er nach einer Vorleſung öffentlich Gott dafür gedankt haben ſoll, daß er ihm die Fähigkeit, auch nur eine Phraſe in der franzöſiſchen Sprache zu ſprechen, verſagt hätte." Ebenſo abgeſchloſſen wie als Volk iſt der Engländer als Individuum. Während der Deutſche ſehr neugierig iſt, iſt es der Engländer gar nicht; während

jener ſich in kleinlichſter Weiſe um das Thun und Laſſen ſeines Nächſten bekümmert, bewahrt dieſer gegen Das, was Andere thun, eine „ſteinerne Gleichgültigkeit", vorausgeſetzt, daß er ſelbſt dadurch nicht beläſtigt wird. „Ich kenne kein Land, wo jede perſönliche Excentricität ſich ſo frei geltendmachen kann, und kein Menſch ſich darum bekümmert", ſagt Emerſon; und an einer andern Stelle hebt er hervor, wie empfindlich ſich die franzöſiſche Preſſe in Bezug auf engliſches Urtheil zeige, während die engliſche Preſſe ſich niemals vor der franzöſiſchen Meinung fürchte, ſondern ſtets anmaßend und voller Verachtung ſei.

Freilich iſt das engliſche Weſen auch nicht ohne Schattenſeiten: „Die germaniſche Melancholie zeigt ſich bei dem Pöbel, dem vornehmen und dem niedrigen, als Ausbrüche ſchlechter Laune, die jeder Tadel zu biſſigen und heftigen Reden empört. Es gibt Maſſen von rohen jungen Engländern, die, mit der Selbſtgenügſamkeit und der Derbheit ihrer Nation überreichlich ausgeſtattet, durch ihre Verachtung der übrigen Menſchheit und ihre Unduldſamkeit und ihr galliges Weſen den engliſchen Reiſenden zum Sprichwort für unbequeme und beleidigende Sitten gemacht haben." Ein Hauptübel erkennt aber Emerſon in der allzu großen Huldigung, die der Engländer dem Reichthum zolle. In Amerika geſchehe es nicht ohne Scham, daß ein Mann den Beweis großen Vermögens zur Schau ſtelle, aber der Engländer ſei ſtolz und nur ſtolz auf ſeinen Reichthum. Dieſer Reichthum erzeuge ſich nicht ohne den Gegenſatz fürchterlicher Armuth. Man habe Hospitäler, Sparkaſſen, Arbeiterinſtitute, öffentliche Spielplätze und andere Wohlthätigkeitsanſtalten geſtiftet, „aber", fährt Emerſon fort, „die Gegenmittel ſind bedenklich unverhältnißmäßig, und das Uebel verlangt eine gründlichere Heilung, welche die Zeit und eine einfachere ſociale Organiſation gewähren müſſen. Für den Augenblick beherrſcht England ſeinen Reichthum nicht. Es iſt einfach ein gutes England, aber keine Gottheit, keine weiſe und einſichtige Seele. Auch England iſt in dem Strom des Geſchicks, ein Opfer mehr in der allgemeinen Kataſtrophe."

Von dem überall hervortretenden praktiſchen Sinn der Engländer zeugt unter Anderm ein auf den Univerſitäten herrſchender Gebrauch, von dem der Verfaſſer erzählt: „Die Examinanden werden durch tüchtiges Gehen, tüchtiges Reiten, mäßiges Eſſen und Trinken auf der Höhe ihrer Kraft erhalten, und zwei Tage vor der Prüfung arbeiten ſie nicht, ſondern gehen müßig, reiten und laufen, um an dem verhängnißvollen Tage friſch zu ſein." Die Examinanden in Deutſchland pflegen ſich bis zur letzten Stunde vor dem Examen abzuquälen, oft halbe und ganze Nächte hindurch, um dann abgeſpannt und abgemattet vor ihre Examinatoren zu treten. Indeß iſt jene engliſche Methode als vorſchriftsmäßiger Allgemeingebrauch auch nur auf den ſo eigenthümlich eingerichteten engliſchen Univerſitäten möglich.

In dem Capitel „Religion" tritt Emerſon mit ſeinen Anſichten über die Muthloſigkeit der Engländer, philoſophiſchen Ideen Gehör zu geben und Eingang zu geſtatten, entſchiedener hervor. Der Engländer, meint er, reſpectire nicht den innern Gehalt, ſondern die Form; er ſchätze die Ideen nur nach ihrem ökonomiſchen Nutzen, und Wellington habe einen Heiligen nur ſoweit geachtet, als er ein guter Feldprediger ſein könne. Er bemerkt weiter: „Die Schläfrigkeit des engliſchen Verſtandes in Beziehung auf Religion beweiſt, wie viel Sinn und Unſinn zuſammen in einem Gehirn Platz finden. Ihre Religion iſt Phraſe, ihre Kirche eine Puppe, und jede Kritik wird mit Schreckensgeheul zurückgewieſen. Ihr erwartet, daß ſie in guter Geſellſchaft über den Fanatismus des Pöbels lachen; aber ſie thun es nicht; 'ſie ſelbſt ſind Pöbel'". Ueberhaupt iſt Emerſon der Anſicht, daß heutzutage kein Volk aus ſeiner Religion erklärt werden könne, denn die Religion liege weit außerhalb der Sphäre der modernen Völker.

Dieſelben Vorwürfe wiederholen ſich in ſeiner Betrachtung über die engliſche Literatur; was er zumeiſt an ihr lobt, iſt etwa der durchgehende Zug von Schlichtheit, Wahrhaftigkeit

und Einfachheit. Indeß fährt er fort: „Das ihnen an
Nützlichkeitsprincip verleugnet ſich auch in ihrer Poe
Brot und Heringe kommen ihnen niemals aus den
Nach Emerſon hat Walter Scott von Anfang bis
nur „ein gereimtes Reiſebuch nach Schottland" ge
und Macaulay, „das Organ der für den Augenblick in
herrſchenden Claſſen" lehre ausführlich, „daß man u
«Guten» zu verſtehen habe: gut eſſen, gute Kleidun
rielles Wohl; daß der Ruhm der modernen Philo
ihrer Richtung auf das Nützliche liege und es ihr b
Verdienſt ſei, ſich von Ideen und der Moral fernz
Die Naturwiſſenſchaft in England ſei „ſo entblößt v
gination und freiem Spiele des Gedankens wie ei
brief. Sie ſteht im ſcharfen Gegenſatz mit dem G
Deutſchen, dieſer Halbgriechen, die Analogien lieben,
vermöge der Höhe ihres Standpunktes den Enthuſias
wahren und für Europa denken." Emerſon hat hier
dings auf einen offenbaren Mangel in der geiſtigen
rariſchen Entwickelung Englands hingewieſen; darü
freilich auch die Vorzüge und Tugenden der engliſche
tur und Poeſie nicht wenig verkannt. Der oft etwas
reiche Idealismus, der Doctrinärismus und die transſcen
Allgemeinheiten, in denen ſich der Deutſche gefällt,
auch in Krankheit ausarten, und gegen ſie gibt es k
ſameres Mittel und Gegengewicht als ein ernſtliches
der engliſchen Poeſie und Literatur, der ja auch die
nachweislich ſehr viel verdankt. Ueberhaupt ſcheint uns
gerade über reinliterariſche Fragen nicht ſo gründlic
richtet zu ſein, um über ſie ein erſchöpfendes und m
ſches Urtheil abgeben zu können. Mr. C., der „letzte
Englands" (Carlyle?), mit dem Emerſon einen Ausfl
Stonehenge machte, bemühte ſich vergebens, die Anſich
Amerikaners zu rectificiren. Dieſer „letzte Denker Eng
äußerte einmal zu Emerſon: „Ja, die Kunſt iſt eine gro
ſchung, und Goethe und Schiller verſchwendeten viel
mit." Mr. C. wollte auch bemerkt haben, daß d
Goethe dies eingeſehen und in ſeinen ſpätern Schrift
Ton geändert habe.

Die letzten Capitel der Schrift und der Anhang ſ
vorzugsweiſe die Beſuche, welche Emerſon ſchon bei ſeiner
europäiſchen Reiſe 1833 bei Landor, der, obſchon De
ein vornehmes doch höfliches Weſen zeigte, bei Coleridge
lyle, Wordsworth, dann bei Letzterm zum zweiten mal
abſtattete. Man erfährt bei dieſer Gelegenheit manches
eſſante über dieſe Männer. Von ſeinem erſten Beſu
Wordsworth erzählt er: „Ich fragte, ob er (Wordsworth
lyle's kritiſche Aufſätze und ſeine Ueberſetzungen geleſen
Er ſagte, er halte ihn manchmal für wahnſinnig. E
dann fort, und ſchmähte weidlich auf Goethe's «W
Meiſter». Er ſei voll von Unzucht aller Art. Es ſei,
ſich Fliegen in der Luft begatteten. Er ſei nie übe
erſten Theil hinausgekommen und ſo entrüſtet geweſen,
das Buch vonſichgeſchleudert habe. Ich ſuchte dieſen
zu mildern und ſagte, was ich konnte, für die beſſern
des Buchs und er verſprach höflich, es noch ein mal le
wollen." Bei ſeinem ſpätern Beſuche 1847 fand er Word
anfangs verſtimmt und ſchweigſam; es war aber auch g
von Emerſon, einen ſo alten Mann, wie Wordsworth
war, in ſeinem Mittagsſchläfchen zu ſtören. Bald
Wordsworth jedoch geſprächig. Emerſon erzählt: „
aus Gründen der Nationalität ſchlecht auf die Franzo
ſprechen; gegen die Schotten nicht beſſer. Kein Schotte,
er, kann Engliſch ſchreiben. Auch Jeffrey, auch die «Edin
review» könnten kein Engliſch ſchreiben; ebenſo wenig
es * * *, der eine Peſt für die engliſche Zunge iſt. I
ſelben Augenblicke fügte er hinzu: Gibbon kann nicht E
ſchreiben. Die «Edinburgh review» ſchreibe Alles, w
ſchreiben und verkaufen ließe" u. ſ. w. Miß Martineau,
Wordsworth's Nachbarſchaft wohnte, rühmte den Dichte

Poeſie, ſondern wegen ſeiner Sparſamkeit und
Sie erzählte Emerſon z. B., daß Wordsworth
ſeines Haushalts in dem Landhauſe, in welchem
ote, gewohnt geweſen ſei, ſeinen Freunden Brot
fachſte Koſt anzubieten; wenn ſie etwas Beſſeres
inſchten, mußten ſie Koſtgeld bezahlen.
m lernte Emerſon Englands berühmteſte Dichter,
und Gelehrte: Macaulay, Dickens, Rogers, Hallam,
Tennyſon, Leigh Hunt, D'Israeli, Robert Brown,
rs. Jameſon und viele Andere kennen, und er fügt
höne Gaſtfreundſchaft machte mir manche Privat-
weniger bekannt und werth. Es iſt gerade nicht
Cirkeln, daß Weisheit und edlere Charaktere ge-
en, oder daß ſie, wenn auch dort gefunden, auf
t wären; und die Erinnerungen meiner beſten
hen auf vertrauliche Unterredungen mit wenigbe-
ſonen in den verſchiedenen Theilen des Königreichs
och entſchiedener über dieſen Punkt ſpricht er ſich
n ſpäter aus: „Die beſten Kräfte für das ge-
werden durch literariſchen Erfolg faſt immer
denn er hebt jene Freiheit und Unbefangenheit
ie ein wahrhaft herzlicher Verkehr nicht möglich
ſehr wahrſcheinlich, daß ihr in der Kneipe oder
euers ländlichen Aufenthalts einen mit richtigem
und geſunder Lebensphiloſophie ausgeſtatteten ob-
eraden verließt, als ihr über Länder und Meere
erſtecken mit gefeierten Schriftſtellern zu ſpielen."
ndelt nicht ungeſtraft unter Palmen; aber man ver-
icht ungeſtraft mit Berühmtheiten, mögen ſie ihren
ſchen oder künſtleriſchen Erfolgen oder auch nur
Stellung und ihrem Reichthum verdanken. Mit
theiten letzterer Sorte verkehrt es ſich wol noch

iſt im Ganzen ein freimüthiger und origineller
der ſeine Gedanken auch in originelle, oft ſonder-
aber charakteriſtiſche Worte zu kleiden weiß, ein
Geiſtesverwandter Carlyle's, doch weniger ver-
dunkel. Er ſteht den Erſcheinungen des Lebens
f einem unvergleichlich freiern und höhern Stand-
rgendein Nationalengländer, und er denkt und
wieder ſo ganz anders, als ein deutſcher Doctri-
eſelben Erſcheinungen ſchreiben würde. Es iſt
es Denken und Anſchauen mit dem energiſchen
d dem praktiſchen Blick des Nordamerikaners ver-
Wir nehmen dieſelbe Erſcheinung auch bei einigen
amerikaniſchen Schriftſtellern wahr. Freilich ſind
nſätze zu einer wirklich originellen Literatur; aber
ſer Blick nicht, ſo werden künftige Zeiten jenſeit
eine Literatur ſich entwickeln ſehen, welche die
deutſchen und der engliſchen Literatur verſchmelzen
ler und Einſeitigkeiten der einen wie der andern
rd. **H. M.**

Epiſche Dichtungen.

lfred. Epiſche Dichtung von **Wilhelm Oſter-**
Berlin, Beſſer. 1855. 16. 2 Thlr.
zfrau von Orleans. Romantiſches Heldenlied von
Meier. Mit einem Plan von Orleans und den
Baſtillen. Zürich, Höhr. 1854. 16. 23 Ngr.
. Ein Gedicht von **Karl Arend.** Kaſſel, Luck-
853. Br. 8. 1 Thlr.
der Deutſche. Ein Heldenlied. Bremen, Küht-
d Comp. 1855. 16. 16 Ngr.
Ein Seelengemälde in vier Schilderungen, frei
on's „Braut von Abydos" von **E. R. Harfenton**
Franzen und Große. 1855.
aſſer der Dichtung von „König Aelfred", **Wilhelm**
der für ſein umfangreiches Werk (488 S.) die Ti-
turelſtrophe Wolfram's von Eſchenbach wählte, ſagt, um dies zu rechtfertigen, im Anhange der Dichtung unter Anderm Folgendes: „Unſere neuern und neueſten Dichter haben viel experimentirt, um das rechte Versmaß für das moderne Epos zu finden. Hexameter, Alexandriner, Nibelungenvers ſtrophiſch und einzeln, kurze Reimpaare, vier- und fünffüßige Trochäen, fünffüßige Jamben mit und ohne Reim, die achtzeilige Stanze, die Terzine, die Spenſerſtrophe — dies Alles iſt verſucht und angewendet, und dazwiſchen ſind (ganz gegen die Natur des Epos, das durchaus einen conſtanten Grundton des Vortrags fodert) Miſchungen epiſcher und lyriſcher Formen oder Häufung und Abwechſelung zwiſchen verſchiedenen epiſchen Formen innerhalb deſſelben Gedichts beliebt geweſen, bis zuletzt Max Waldau, der zu früh von ſeinem Ungeſtüm verzehrte, trotz ſeines feinen Formenſinns zu der wunderlichen Unform der cäſurloſen Anapäſten oder der nach Kleiſt's Vorgang mit einem Auftakt verſehenen daktyliſchen Tetrameter gegriffen, die weder dem Genius der Sprache angemeſſen, noch den Bedürfniſſen des epiſchen Vortrags genügend ſind." Der Verfaſſer vertheidigt hierauf die alten Formen des deutſchen Epos, und gibt als Hauptgrund, warum er die Titurelſtrophe gewählt, an: „nicht weil ſie die am wenigſten bekannte iſt, auch nicht, weil mich ihr Wohllaut und ihr harmoniſches Ebenmaß entzückt hat, ſo lange ich ſie kenne, ſondern weil ſie mir die richtige Mitte zu halten ſcheint zwiſchen der gedrungenen und ſtrenggeſchloſſenen, ja ſtarren Kraft der objectiven Nibelungenſtrophe, aus der ſie durch das Zwiſchenglied der Gudrunſtrophe erwachſen iſt, und der ſubjectiven Weichheit der neuern lyriſchen Strophen. Durch dieſe Eigenſchaft empfiehlt ſich, wie ich glaube, die Titurelſtrophe ganz beſonders dem modernen Epiker, der bei allem Streben nach Objectivität ſich dennoch ſeiner ſubjectiven Natur weder entſchlagen kann noch darf, wenn er nicht ſein Gedicht zur ſtarren und kalten Studie machen will." Dies (obſchon wir gegen die letztere Verſicherung doch einige Bedenken haben) iſt Alles ſehr ſchön, indeß es genügt nicht. Es handelt ſich nicht bei der Sache um die Rückkehr zu dieſem oder jenem ältern Versmaße, ſondern um die glückliche Auffindung eines neuen; es iſt vielleicht ein Verdienſt Max Waldau's, dies eingeſehen zu haben, und wir erlauben uns, den Verfaſſer in dieſer Hinſicht auf unſern Aufſatz „Max Waldau und Adolf Böttger" in Nr. 6 d. Bl. zu verweiſen. Oſterwald iſt es mit der Titurelſtrophe ebenſo ergangen wie jenen Verehrern Altgriechenlands, die den Hexameter den modernen Epikern octroyiren wollten; er hat ſich ſo lange in ſie hineingeleſen, bis er ſich förmlich in ſie verliebte. Ein Hauptvorwurf, den wir der Titurelſtrophe machen, iſt der, daß ſie der metriſchen Rede häufig einen proſaiſchen Anſtrich verleiht und der Dichter ſeine Noth hat, wenn er nur einigen Rhythmus und melodiſchen Fluß im Deutſchen erzielen will; es ſteckt in ihr etwas mittelalterlich Rauhes und Eckiges, mit dem ſich der Zeitgeiſt nicht mehr befreunden kann, ebenſo wenig als mit ſo vielen ſteifen Geſtalten altdeutſcher Malerſchulen. Der Stoff, das Leben König Aelfred's, iſt ſeit Albrecht von Haller's hiſtoriſchem Tendenzroman „Alfred" (Göttingen 1773) von mehren deutſchen Schriftſtellern wiederaufgenommen worden, in letzter Zeit von Reinhold Pauli („König Aelfred und ſeine Stelle in der Geſchichte Englands", Berlin 1851) und von J. B. Weiß („Geſchichte Alfred des Großen", Schaffhauſen 1852). Das franzöſiſche Gedicht „Alfred" von Millevoye (1843) iſt nach des Verfaſſers Anſicht von keiner Bedeutung. Oſterwald hat augenſcheinlich ſehr gründliche hiſtoriſche Vorſtudien gemacht; dieſe Bemerkung allein dürfte das Buch allen Freunden der Geſchichte empfehlen; das große Publicum wird ſich jedoch ſchwerlich daran betheiligen, denn es überſchreitet die Länge des Nibelungenliedes bedeutend, daher die Lectüre auf uns wenigſtens, offenherzig geſtanden, etwas ermüdend wirkte. Eine nur etwas auf die Sache eingehende Kritik wäre kaum unter einem Druckbogen zu liefern; da wir hier nicht ſoviel Raum in Anſpruch nehmen können, ſo erſuchen wir diesmal un-

ſere Leſer, ſich ſelbſt über das umfaſſende Werk ein Urtheil zu bilden.

Der Verfaſſer der als „romantiſches Heldenlied“ bezeichneten Dichtung „Die Jungfrau von Orleans“, Konrad Meier, hat für nöthig befunden, ſeinem Gedichte eine längere Einleitung vorauszuſchicken, die dem öffentlichen Vortrage des Dr. Hans Locher: „Ueber den Schlaf und die Träume, das Nachtwandeln und die Viſionen“, gehalten in Zürich den 16. December 1852, entnommen iſt. Um unſern Leſern gleich vornweg einen Begriff zu verſchaffen, welch überſchwänglich pietiſtiſcher Richtung dieſe beiden Herren huldigen, heben wir folgende Stelle aus: „Wir halten die Jungfrau von Orleans für eine der großartigſten Erſcheinungen im ganzen Gebiete der Weltgeſchichte, vielleicht für die allergroßartigſte. In ihr vereinigen ſich nämlich Größe des Geiſtes und Größe des Herzens in einer Weiſe, wie wir kein zweites Beiſpiel kennen. (!) Wenn wir Kriegshelden wie Alexander, Cäſar, Napoleon neben ſie ſtellen; wie ſchrumpfen dieſe in nichts zuſammen, wenn man von der Bewunderung ihres Genies zur Betrachtung ihres moraliſchen Werths übergeht. An dieſen Sonnen wie viele Flecken! Nur die Jungfrau von Orleans leuchtet einzig und allein als Sonne ohne Flecken, als Licht ohne Schatten, als Gold ohne Schlacke!“ Wir haben, um nicht viel Worte zu verſchwenden, nicht unterlaſſen können, wenigſtens unſere Verwunderung durch Ausrufungszeichen anzudeuten. Auch Schiller wird der Text gehörig geleſen; es heißt: „Die weitverbreitete Auffaſſung der Jungfrau von Orleans als eines ſchwärmeriſch begeiſterten Mädchens, welches mit flatternder Fahne, feuerſpeiendem Auge und wallenden Locken für Gott und Vaterland blindlings und tollkühn in den Feind hineinſprengt und Alles vor ſich niedermacht, rührt namentlich aus Schiller's bekanntem Trauerſpiele her. Schiller hat aber ſeiner Heldin beinahe ſo Unrecht gethan als Voltaire. (!) Dieſer hat ſie in den Schlamm gezogen, ein ebenſo unauslöſchliches Denkmal ſeiner ſittlichen Niederträchtigkeit als ſeines Witzes. Schiller hat ihr dagegen durch falſchen Pathos und widernatürliche Verwickelungen ihren höchſten Schmuck abgeſtreift, und es liegt jedenfalls ein Beweis für die eminente Höhe der Jungfrau von Orleans darin, daß ſie eine weit edlere und großartigere Erſcheinung iſt, als ſie von unſerm edelſten Dichter in ſeinem begeiſtertſten (?) Werke geſchildert worden iſt.“ Zuweilen ſtreift dieſe Einleitung ganz in das Abſurde hinüber, z. B.: „Lächle nur, du durch und durch gutes und edles Bauermädchen von Domrémy, im ſtolzen Selbſtbewußtſein über die Genoſſen, in deren Reihe wir dich geſtellt, über einen Taſſo und einen Cellini, einen Mohammed und einen Luther und wie ſie Alle heißen mögen, die Viſionäre verfloſſener Jahrhunderte!“ Was ſoll man von einem Dichter denken, der ſolche abſurde Tiraden wählen konnte, um ſein Werk dem Publicum zu empfehlen? Man müßte denn als Entſchuldigung gelten laſſen, daß der Verfaſſer von ſich ſelbſt ſingt:

Ich bin ja ſelbſt ein Hirtenkind, wie ſie,
Und hütete das Vieh auf blum'gen Gründen;
Ich trieb am Pflug die glatte Rinderſchar,
Und half die Laſten gold'ner Aehren binden.

Theilen wir gleich die Anſicht, weder der dramatiſche noch der epiſche Dichter habe ſich buchſtäblich ſtreng an hiſtoriſche Daten zu halten, ſo ſind wir doch der Meinung, beide mögen ſich wohl vor Extremen hüten. Für Schiller unſere Lanze einzulegen, iſt hier nicht am Platze. Uebrigens iſt das Gedicht mindeſtens bedeutend beſſer als die Einleitung; es iſt ſtellenweiſe feurig und gewandt verſificirt und enthält einige gelungene Schilderungen, von denen wir folgende, um nicht ungerecht zu erſcheinen, citiren wollen:

Und wie ein Leu, von Racheglut durchdrungen,
Aus des Urwaldes üppigem Revier,
Und wie ein Tiger, dem geraubt die Jungen,
Auf ſeinen Todfeind ſtürzt in wilder Gier:
So kam Graf Dunois ins Feld geſprungen,
Aus weichem Flaum ins blutige Turnier,
Um mit den Franken, mit den treuen Schotten
Die Briten und Burgunder auszurotten.

Von ungeheuern Balken iſt errichtet
Orleans Baſtei zum ſchönen Kreuze. Bäume
Und Steine, centnerſchwer, ſind aufgeſchichtet
Zum breiten Thurme, ausgefüllt die Räume
Mit Erde, Schutt und Sand. Mit hohen Zinnen
Und feſten Wehren iſt der Rieſenwall
Gekrönt. Des Feindes Lager zu gewinnen
Sprüht hier ohn' Raſt der glüh'nde Feuerball.

Und dringen auch auf Blöcken und Sturmleitern
Die Britenſcharen ein mit aller Macht:
Graf Dunois erſcheint mit ſeinen Streitern,
Und ſchlägt zurück ſie in des Abgrunds Nacht.
Wild brauſt der Kampf; da ziehen Mädchen, Frauen
Begeiſtert auf den Wall, mit Todesgrauen
Erfüllen ſie den Feind, denn Schwefelbrände
Und ſiedend Oel entſenden ihre Hände.

Die epiſche Dichtung „Athelſtan“ von Karl …
wird etwas unruhig durch die capitelartige Einſchaltung
lyriſcher Ergüſſe wie „Oskar's Gefühle“, „Hulda's Sch…
„Oskar's Klage“ u. ſ. w., die den Leſer plötzlich überru…
und den Faden der Erzählung abreißen. Was dieſe b…
ſo hat der Verfaſſer dabei augenſcheinlich durch die trübe…
des Jahres 1848 geblickt und aus modernen Zuſtände…
Verhältniſſen den Rahmen ſeines „Athelſtan“ gebildet, …
wir uns nicht einverſtanden erklären können; denn jen…
hat genugſam bewieſen, daß es ihr faſt gänzlich an Ch…
ren fehlte, ein epiſches Gedicht kann jedoch ſolche nic…
behren. Am glücklichſten war der Verfaſſer bei jenen…
ſoden, worin ſich durch maſſenhaftes Wirken dem Leſ…
unbeſtimmtes Etwas, wie der Vorbote einer Kataſtroph…
kündigt; ſo hat er z. B. jene Schwüle, die ſich über eine …
verſammlung lagert, wenn der erſte hochauswollende …
banger Erwartung weicht, in folgenden Verſen gelung…
ſchildert:

Jetzo ſteigt die ſteilen Stufen
Kuno ſchnellen Schritts hinauf,
Und ein tauſendſtimm'ges Rufen
Dringt zum hohen Himmel auf.
Nimmer will der Jubel enden,
Jeder ſchwenkt den Hut im Kreis,
Und in ſchöner Frauen Händen
Flattern Tücher, bunt und weiß.
Plötzlich tönen die Fanfaren,
Sieh! die Tricolore fliegt
Luſtig hinundhergewiegt,
Und es ſchweigen rings die Scharen.
Todtenſtille herrſcht umher;
Alſo ſchweigt das hohe Meer,
Eh' der Sturm entfeſſelt waltet
Und allmächtig tobt und ſchaltet.
Wetterſchwüle laſtet ſchwer
Auf dem dichten Volksgewimmel,
Schwere Wolken zieh'n empor
Ferne an dem glüh'nden Himmel,
Und ein Windſtoß bricht hervor,
Wirbelnd Laub und Staub empor.

Auch in dem Heldenlied „Hermann der Deutſche“ b…
nen wir einer modernen Weltanſchauung, die zu jener Zeit, …
es Hermann der Deutſche mit den Römern zu thun h…
nicht paßt. Es iſt etwas Weichliches in dieſen faſt m…
wir ſagen tanzenden Verſen, das dem männlichen Ernſt …
Stoffs nicht gerecht werden kann. Wir vermiſſen das …

Derbe, das Stammartige des alten Deutſchthums, auf der
ern Seite den militäriſchen Eigenſinn, den hochfahrenden
lz des damals die Welt beherrſchenden Römerſtaats. In
fortwährenden Wechſel des Versmaßes kleidet ſich auch
buntes Gemiſch von Gedanken, die an anderm Platze
rlich mehr wirken könnten. Der Verfaſſer ſingt zwar
Epilog:

o ſind wir auf immer zum Schaffen bereit, und kommen die wahren Geſtalten,
ann treibt uns der rüſtige, wirkende Geiſt in Liedern ſie dauernd zu halten.
ramatiſche Kühnheit und lyriſche Luſt und epiſche ſchwellende Fülle,
as bietet der Dichter aus tiefem Gemüth in des Rhythmus poetiſcher Hülle.

müſſen jedoch gegen ſolchen Miſchmaſch als Kritiker pro-
ren; Alles zu rechter Zeit am rechten Orte! Dramatiſche
nheit, lyriſche Luſt und epiſche Fülle zuſammengerüttelt
höchſtens ein unäſthetiſches Ragout für fade Dandies ge-
, der Dichtung aber thut Einheit noth, insbeſondere der
hen. Das Beſte im Buche iſt unſers Erachtens die ſkiz-
Schilderung des Waldlebens der jungfräulichen Thusnelda,
Allgemeinen jene Capitel, wo ſich der Verfaſſer ungereim-
Versmaße bediente, und damit, im Gegenſatze zu ſeiner
hnlichen hüpfenden Manier, zeigte, daß er vor der Würde
deutſchen Sprache die gebührende Achtung habe.

Der Verfaſſer der „Zuleika", der ſich E. R. Har-
ton nennt, muß wol der Anſicht ſein, daß Byron in ſei-
„Braut von Abydos" die Form verfehlte, und ſie in zu
ngter Kürze dem Publicum überlieferte; denn der Verfaſſer
für nöthig erachtet, das ebengenannte Werk zu paraphra-
und mit eigenen Zuthaten zu verwäſſern. Glaubte der
faſſer, Byron verbeſſern zu müſſen? glaubte er ihn gar
treffen zu können? Er ließ ſich dabei in ein ſehr undankbares
äft ein, denn wahrſcheinlich wird jeder Leſer lieber die
ut von Abydos" des berühmten Britenſängers als die
ka" E. R. Harſenton's zur Hand nehmen. Seine Sprache
dies Liebesgedicht viel zu hart und eckig, alles erotiſchen
unges entbehrend; der Leſer läßt ſich von Capitel zu Ca-
mitnehmen, ohne ſonderlich davon aufgeregt zu werden;
fehlt jener orientaliſche Nimbus, jenes Sprühen der
taſie, das uns Sitte und Gewohnheit, Typus und Leben
Abendlandes vergeſſen macht. 68.

---

r Geſchichte der Freimaurerei in Frankreich.

ichte der Freimaurerei in Frankreich aus echten Urkunden
rgeſtellt (1725—1830). Von Georg Kloß. Zwei Bände.
rmſtadt, Jonghaus. 1852—53. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Die Freimaurerei iſt, ſeit ſie auf dem europäiſchen Conti-
bekanntwurde, periodiſch Gegenſtand literariſcher Contro-
geweſen, und eben in unſern Tagen ſehen wir von ver-
nen Seiten her Streitſchriften erſcheinen, welche unter
m in Sachſen die officielle Ausſchließung activer Militär-
nen aus den Logen zur Folge hatte, alſo eines Standes,
r vorzugsweiſe die Einführung der Freimaurerei auf dem
inente förderte, und dem ſie nach zahlreich vorliegenden
richten namentlich dem Feinde gegenüber ſich eben da hülf-
erwies, wo chriſtliche Liebe und Barmherzigkeit verſchwun-
waren. Gegenwärtig nimmt dieſe Controverſe wie in ſo
hen andern Lebensfragen einen kirchlichen Standpunkt ein:
will zunächſt die Prediger aus den Logen entfernt wiſſen,
da die Gemeinden doch auch einer Confeſſion angehören,
ſteht es ſich eigentlich ganz von ſelbſt, daß dieſe folgen
n. Die Kämpfer für dieſe Intention möchten ſich dabei
in der Waffen bedienen, welche die Kirche ihnen vielleicht
tet: allein entweder ſcheinen ihnen dieſe nicht ſtark genug,
ſie können der ziemlich allgemeinen Schwäche nicht wider-
, nach Allem zu greifen, was dem einer ruhigen Prü-
fung nicht zugänglichen Eifer als weſentliches Hülfsmittel erſcheint. Dahin gehört namentlich Alles, was unter dem Ausdruck „Geſchichte" zuſammengefaßt wird, und das iſt die ſchwächſte Seite jener Abgünſtigen. Freilich kann es nicht fehlen, daß ihnen manches Impreſſum zugänglich iſt, denn ein geſchriebenes oder gedrucktes Wort iſt kein Geheimniß mehr. Will man jedoch Schriften als Autorität benutzen, ſo muß man bekanntlich in der geſammten Literatur des fraglichen Gegenſtandes kein Fremdling ſein; man muß zu unterſcheiden wiſſen, ob das eben vorliegende Document wirklich eine Quelle ſei oder eine Pfütze. Das iſt bei jeder hiſtoriſchen Forſchung nicht immer ſo ganz leicht, und da, wo es ſich um eine Geſellſchaft handelt, welcher das Prädicat „geheim" beigelegt iſt, vorzugsweiſe mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft. Eben deshalb hat auch z. B. das uns am nächſten liegende Deutſchland noch keine Geſchichte ſeiner Freimaurerei, und das weithin zerſtreute Material zu einer ſolchen verzeichnet, ſoweit es gedruckt iſt, großentheils Kloß in ſeiner „Bibliographie der Freimaurerei und der mit ihr in Verbindung geſetzten geheimen Geſellſchaften" (Frankfurt a. M. 1844, vgl. Nr. 219 d. Bl. f. 1846). Eben dieſes Werk, deſſen Titel ſogleich ſonſtiger Geſellſchaften gedenkt, ſagt ſchon mit ſeinem Inhaltsverzeichniſſe Jedem, der es nur zur Hand nehmen will, daß nicht jedes Werk geeignet ſei, ein Urtheil über die Freimaurerei zu begründen. Wollte man aber ſagen, eben die vielen Abarten bezeugen ſchon, daß die Freimaurerei ſchwach, unhaltbar in ihrer Grundlage ſein müſſe, ſo wäre ein ſolches Urtheil nur Zeugniß für Oberflächlichkeit in der Anſicht alles menſchlichen Thuns auf unſerer Erde.

An der Hand dieſer Ueberzeugung tritt Referent zu dem letzten Werke eines Mannes, der den beſten Theil ſeines leider nun geſchloſſenen Lebens dem Studium der Geſchichte geheimer Geſellſchaften mit Eifer widmete und kein Opfer ſcheute, ſich den Beſitz jedes erreichbaren Materials zu ſichern. So ward ſeine Bibliothek, ſein Archiv der reichſte Schatz, den in Deutſchland wol jemals ein Privatmann beſeſſen, und daß derſelbe nunmehr ins Ausland (nach dem Haag) gewandert, alſo für Deutſchland ſo gut wie verloren iſt, muß aufrichtig beklagt werden. Der vorliegenden Schrift ging eine „Geſchichte der Freimaurerei in England, Irland und Schottland" voraus, die in England gerechteſte Anerkennung und gegenwärtig wol ſchon einen Ueberſetzer gefunden hat. Welche Aufnahme die vorliegende Geſchichte bei den Franzoſen auch finden mag, ſo werden ſie doch einräumen müſſen, daß der Deutſche nichts verſäumt hat, jedes ſeiner Worte möglichſt zu begründen, und das unterlag eben bei der bunten, überall ſich ſelbſt durchkreuzenden Entwickelung der überrheiniſchen Zuſtände nicht geringen Schwierigkeiten, welche die franzöſiſchen Hiſtoriker ſelbſt ſchon längſt einräumten. Frankreich empfing die Freimaurerei wie der übrige Continent ebenfalls aus England: allein der lebhafte, dem äußern Glanz huldigende Franzoſe mochte ſich mit dem höchſt einfachen Geſchenke nicht begnügen. Dazu war er ſeit Ludwig XIV. gewohnt, in gar vielen Dingen den Ton anzugeben, den die politiſche Rivalität gegen England noch unterſtützte, und außerdem glaubte die im Anfange des vorigen Jahrhunderts noch weitverbreitete Sucht, den Isisſchleier der Natur durch myſteriös geweihte Hände zu heben, in dem ſymboliſchen Charakter der Freimaurerei ein weſentliches Hülfsmittel entdeckt zu haben, um ein ſolange ſchon vergeblich geſuchtes Univerſale für geiſtige und leibliche Gebrechen endlich herzuſtellen. Daß dabei auch abſichtliche Täuſchungen nicht ausblieben, kann Niemand befremden, und kurz, kaum hatte der in der franzöſiſchen Literatur eine Stelle einnehmende Ramſay im Jahre 1740 mit einem „Discours prononcé à la reception des Frée-Maçons" (vielfältig in deutſchen und franzöſiſchen Schriften abgedruckt, auch in Lenning's „Encyklopädie", Leipzig 1822—28) den Franzoſen das Märchen aufgedrungen, daß der Urſprung der Freimaurerei in den Kreuzzügen, zunächſt im Maltheſerorden zu ſuchen ſei, als einem unabſehbaren Reihen von ſogenannten hohen Graden Thür und Thor

geöffnet war, und davon haben die Franzoſen bisjetzt ſich noch nicht wieder losmachen können. Sie verleihen ja ſo außerordentlich glänzende Titulaturen, und es hat doch einen ſehr bedeutenden Klang, wenn von Einem geſagt werden kann, er habe den dreiunddreißigſten Grad. Wenn übrigens, beiläufig erwähnt, ein Staat gegen geheime Verbindungen einzuſchreiten nöthig erachtet, ſo wäre es eben da von dem weſentlichſten Nutzen, wo es ſich um dergleichen hohe Grade handelt. Abgeſehen davon, daß die Freimaurerei ſelbſt ſie nicht anzuerkennen vermag, laſſen ſie in ſtaatlicher Beziehung immer ſchwerer ſich überwachen, je mehr derſelben thätig ſind.

Sehen wir nun den Inhalt des Werks näher an. Daſſelbe zerfällt außer Vorwort und Einleitung, ſowie einigen Nachträgen in folgende ſechs Perioden: Erſter Band: 1) Einführung der Freimaurerei bis auf den Großmeiſter Clermont, 1725—43. 2) Vom Großmeiſter Clermont bis zur Errichtung der Großen Loge von Frankreich, 1743—54. 3) Von Errichtung der Großen Loge bis zu Clermont's Tode, 1755—71. 4) Der Grand Orient de France bis zur Revolution, 1771—93. 5) Von Wiederrichtung des Grand Orient bis zur Reſtauration, 1795—1814. Zweiter Band: 6) Von der Reſtauration bis zur Julirevolution, 1814—30. Die drei letzten Perioden haben noch beſondere Unterabtheilungen, und ein ſehr ſpecielles Inhaltsverzeichniß erleichtert das Auffinden jedes gewünſchten Gegenſtandes. Ausnahmsweiſe mag davon einer aus I, 482 hier wol eine Stelle finden. Es iſt das Urtheil Napoleon's I. aus dem Jahre 1809: „Wenn die Freimaurerei protegirt wird, iſt ſie nicht zu fürchten; iſt ſie autoriſirt, ſo würde ſie zu ſtark und könnte gefährlich werden. So wie ſie iſt, hängt ſie von mir ab; ich mag nicht von ihr abhängen.“ Daß bei dieſem Urtheil lediglich die Formen maßgebend waren, in welchen die Franzoſen die Freimaurerei ausgeprägt hatten, bedarf wol nicht beſondern Hervorhebens; wol aber erinnert daſſelbe an die Beſchuldigungen einer namentlich in Deutſchland ſehr thätigen Propaganda, wonach die Freimaurer die (erſte) franzöſiſche Revolution angefacht hätten. Man kann darüber nur I, 325 nachleſen, um ſich vom Gegentheil zu überzeugen, und danach den Werth hinlänglich würdigen, welchen die Abgünſtigen unſerer Tage einer und anderer Druckſchrift beilegen möchten, die im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts Regierungen und Publicum gegen die Freimaurer aufzuſtacheln vergebens ſehr lebhaft beſtrebt war.

Der oben vorgelegte Inhalt bezeugt ſchon ausreichend den Reichthum eines Werks, dem eiſerner Fleiß und deutſche Bedachtſamkeit in jedem Wort anzuſehen ſind, wie denn auch an unzähligen Stellen die Nummer der ſchon erwähnten Bibliographie angezeigt iſt, welche die Quelle für das eben Dargeſtellte nachweiſt. Wenn Deutſchland daher dieſes Werk ſich immer zur Ehre anrechnen kann, ſo mag Frankreich daſſelbe zugleich als einen ſchwer ins Gewicht fallenden Dank für das dem deutſchen Nachbar ſchon ſehr früh zugewandte Pandorengeſchenk höherer Grade hinnehmen, deſſen unſere Väter ſich in ihrem Nachahmungseifer nicht erwehren konnten. Glücklicherweiſe iſt die deutſche Beſonnenheit längſt wiedererwacht, und gegenwärtig bilden die frühern Zuſtände wol Material für das Studium der Culturgeſchichte im vorigen Jahrhundert, nicht aber bieten ſie eine irgend verlaßliche Waffe den Gegnern einer Geſellſchaft, die für ihre Exiſtenz mindeſtens wol daſſelbe Recht beanſpruchen dürfte, was andern Vereinen für achtungswerthe Zwecke nicht verſagt iſt.

Damit ſei hier Abſchied von dem Buche genommen, welches bald nach ſeinem Erſcheinen allerdings ſchon in einigen andern Blättern angezeigt wurde, gegenwärtig aber wol wieder in Erinnerung gebracht werden darf, um das unbefangene gebildete Publicum, welchem neuerdings wieder mehrfache Schriften gegen die Freimaurerei aufgedrungen wurden, der Stimme der Wahrheit näherzuführen.

Friedrich Voigts.

Notizen.

Zur Goethe-Literatur.

„Goethe's Fauſt in Bezug auf Scenerie und D
ſtellung“ (Breslau, Kern, 1857) heißt eine Schrift
Wexel, die manches Verwunderliche enthält. Der
der namentlich auf eine großartige prächtige Ausſt
Tragödie dringt, behauptet, daß die ganze Rolle Ri
ein „Kinderſpiel“ gegen den erſten Act des „Fauſt“
ſo Othello, Lear, Hamlet; alle andern aber von
Wittelsbach bis herab zu König Wenzel ſeien nur
auszüge von Leidenſchaften gegen die Rieſenpartit
Freilich wenn man den Fauſt auffaßt wie der Verfa
bleiches gramdurchfurchtes Antlitz ſtarrt uns entgegen
„Mit einem herzzerreißenden Schrei raſt er empo
wie wahnſinnig im Kerker umher“, oder: „Fauſt ſp
er declamirt nicht, er muß ſtürmen, er muß raſe
Verfaſſer will, daß Fauſt und Mephiſtopheles in
kannten Scene des letzten Acts wirklich auf „ſchwar
daherbrauſen“ ſollen, doch brauchten dies keine „
Pferde“ zu ſein, „denn das Traben derſelben wü
Phantaſie ſtörend entgegenwirken“. Vielleicht
Schaukelpferde? Den Mephiſtopheles will der Ve
der humoriſtiſchen Seite dargeſtellt wiſſen, und al
des Mephiſto gilt ihm daher Döring, obſchon er g
ihm nicht viel mehr als die Schülerſcene geſehen
Döring iſt ihm ein Genie, Karl Devrient ein „Ri
und von dem Schauſpieler Wagner erzählt er gar
ſträubendſten Dinge: „Er trifft euch mit glühend
wie mit Feuerbränden, er dringt mit grauenhaf
ſchaftlichkeit in die Herzen der Menge, er ſchleuder
redtſamkeit aus, die ihnen Schauder einflößt, er
überwältigender furchtbarer Gewalt, die glüht und
erhebt und vernichtet.“ Wexel erzählt, daß dieſ
ſpieler einmal in ſeiner Aufregung eine Ader am
ſprungen ſei, und daß das Publicum bei dieſem A
Schrei des Entſetzens ausgeſtoßen habe, und als W
Wagner „vor Verzweiflung in ſein langes Haar,
ihm übers Geſicht wie ein Gitter, durch welches zw
Augen blitzten“. Unter ſolchen höchſt komiſchen Uebertr
begegnet man dann auch wieder einzelnen Bemerkun
nicht ohne alle Wahrheit ſind, z. B. folgender: „D
längerer Zeit ſchon der Kothurn ſehr verächtlich auf
herabzuſchauen beginnt, ſo iſt dennoch das Feld de
Darſtellers ebenſo groß und vielleicht ſchwerer zu
als das des tragiſchen, da ungleich weniger Men
Sittenkenntniß zu dem letztern als zu dem erſtern g
Bei dieſem Anlaß möge erwähnt ſein, daß Karl S
Schrift: „Goethe und ſeine Werke“ eine zweite
und vermehrte Auflage (Königsberg, Gebr. Bornträ
erlebt hat. Der Verfaſſer bemerkt in der Vorred
überall eine billige Rückſicht auf die wirklichen Fort
nommen, welche ſeit dem Erſcheinen der erſten Auf
Buchs die Literatur in Goethe's Auffaſſung gem
Viele kleinere Veränderungen ſeien vorgenommen,
tergreifende Zuſätze namentlich über die „Wanderjah
gefügt, auch die urſprüngliche Form von akademiſ
trägen jetzt in eine allgemeinere umgewandelt worde
in der Hauptſache habe er ſein Buch unverändert
weil es ſeinerzeit zu ſehr aus Einer concentrirteſten
aus Einem Guß hervorgegangen, als daß ohne
Aenderung ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit eine al
Umgeſtaltung hätte vorgenommen werden können.
ſeiner Eigenthümlichkeit habe das Buch ſich nun ei
lich und geltend gemacht und mit ihr ein Recht auf
ſeiner Exiſtenz gewonnen. — Gewiſſermaßen für den
brauch ſcheint eine Schrift von Ernſt Julius Saupe:
Fauſt“ (Leipzig, F. Fleiſcher, 1856), beſtimmt,
dieſer Gelegenheit noch mitnennen. — Mit deſſelben

chrift „Goethe's Leben und Werke in chronologiſchen Tafeln", : ſchon in Nr. 9 d. Bl. f. 1855 erwähnt wurde, verwandt folgende neu erſchienene von Ludwig Lancizolle: „Ueberſicht : wichtigſten Schriften von und über Goethe. Mit Rückſicht ſein Leben. Tabellariſch geordnet" (Berlin, Nicolai, 57). Der Verfaſſer zollt dem Saupe'ſchen Werke in der rede großes Lob, hofft aber, daß neben demſelben auch ne Schrift „theils als eine kürzere und leichtere Ueberſicht s Wichtigſten von Goethe, theils als eine Ergänzung durch ausgewählten Schriften über Goethe nicht als unnütz erinen werde".

Die Frau Dote.

Unter dem außerhalb Schwabens wol Wenigen verſtändn Titel „Die Frau Dote. Eine wahre Geſchichte. Ert von Charlotte Späth. Mit dem Bildniß der Frau " (Stuttgart, Schmidt und Spring, 1857) erſchien die raphie einer einfachen Frau Paſtorin, deren als Uebert dieſer Notiz gewählter Beiname ſich aus folgender Stelle ſten erklärt: „Die Frau Pfarrerin, das einſt ſo ſchüchund gering ſcheinende Lorchen, genoß ein ſolch gutes Zu, daß man ſie in den vornehmſten Familien zur Pathin lte, wie ſie denn auch ebendeswegen noch als alte Frau iten Kreiſen nur unter dem Namen «Frau Dote» (Pa bekanntblieb; hatte ſie doch nahezu an hundert Pathchen, ilich nach und nach zu Männern und Frauen, zum Theil r bedeutender Stellung heranwuchſen." Und an einer n Stelle heißt es: „Wo ſie ſich ſehen ließ, ſtreckten ihr e Knaben und freundliche Mädchen die Hände entgegen, Guten Morgen, Frau Dote!» und «Guten Abend, Frau » hieß es früh und ſpät. Kein Wunder, daß man ſie nicht nur in Owen, ſondern überall und Jedermann Dote» nannte. Kam ſie nach dem nahen Kirchheim, nſt einem Nachbarort, gleich konnte man hören: «Die Dote iſt hier!» und Jung und Alt freute ſich, die gute Dote zu ſehen. Denn ſchon ihr Anblick hatte etwas Herzendes, faſt möchte man ſagen Friedebringendes." Lorr die Tochter eines Dekans oder Specials, wie in früZeit in Schwaben der erſte Geiſtliche eines Sprengels t wurde. Sie wurde die Gattin eines Paſtors und gem zehn Kinder, alle ſchön und kräftig, bis auf den borenen; ſie ſtarben ihr ſämmtlich, meiſt ehe ſie das erſte Jahr erreicht hatten, weg, und nur der älteſte, ſchwächund kränkliche, übrigens geiſtig begabte Sohn, blieb Doch ſollte ſie an dieſem große Freude erleben, denn de ein beliebter Prediger. Indeß auch ihn überlebte ſie, tan in ihrer Liebe zu ihren Enkeln und im Wohlthun oſt ihres Alters zu finden. Sie ſtarb eines plötzlichen, loſen Todes. Es iſt ein einfacher Lebenslauf, aber aft durch geſunde Frömmigkeit und Gottergebenheit h an innerer Poeſie, die umſomehr Werth hat, da ſie ahrheit beruht. Mütter werden daraus für eine ruhige rnünftige Lebensauffaſſung mehr lernen können als manchen Phantaſieſchöpfungen, die meiſt einen mehr nden als calmirenden Eindruck machen. Auf dem pfer tritt uns Lorchen's liebes ſchwäbiſches Geſicht ent: es iſt nicht eigentlich ſchön, aber ſanft, gemüthvoll und ig.

H. M.

Bibliographie.

alvin's, J., Büchlein vom Leben eines Chriſtenmenſchen. bearbeitet von P. G. Bartels. Aurich, Seyde. 16. gr.

rün, K., Die Gefahren des Bankfiebers oder Entg des Kapitalbegriffs. Stuttgart, Sonnewald. 15 Ngr.

Haas, K., Beleuchtung großer Vorurtheile gegen die katholiſche Kirche. Tübingen, Laupp. 8. 24 Ngr.

Hagen, A., Die Deutſche Kunſt in unſerem Jahrhundert. Eine Reihe von Vorleſungen mit erläuternden Beiſchriften. 1ſter Theil. Berlin, Schindler. Gr. 8. 2 Thlr.

Hausbibliothek für Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von K. Andree. 12ter Band. — A. u. d. T.: Zwei Nordpolarreiſen zur Aufſuchung Sir John Franklins von E. K. Kane. Deutſch bearbeitet von J. Seybt. Mit 2 Karten. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Hegener, T., Gunhilde. Eine Mähr. Berlin, Decker. Gr. 16. 15 Ngr.

Johanna Hudſon. Aus dem Engliſchen frei überſetzt von Jenny Dyckhoff. Osnabrück, Meinders. 18. 6 Ngr.

Jeſchurun. Zeitſchrift für die Wiſſenſchaft des Judenthums. Geſammelt und herausgegeben von J. Kobak. Deutſche Abtheilung. 1ſtes Heft. Lemberg. Gr. 8. 8 Ngr.

Aktenmäßige Inquiſitionsgeſchichte des Balthaſar Fernſemer, excommunicirten Prieſters und ehemaligen Pfarrers zu Dietershofen. Nebſt einer hiſtoriſch-dogmatiſchen Abhandlung über die Kirche. Von ihm ſelbſt herausgegeben. Ulm, Müller. Gr 8. 28 Ngr.

Klaunig, K. und H. J. Schneider, Ernſt der Fromme, Herzog von Gotha, nach ſeinem Leben und Wirken dargeſtellt in Wort und Bild. Leipzig, R. Weigel. Hoch 4. 3 Thlr.

Klunzinger, K., Antheil der Deutſchen an der Entdeckung von Südamerika oder Abenteuer des Ambroſius Dalfinger und des Nikolaus Federmann, beider von Ulm, des Georg Hohemut von Speier und des fränkiſchen Ritters Philipp von Hutten unter der Herrſchaft der Welſer von Augsburg in Venezuela. Nach den Hauptquellen dargeſtellt. Stuttgart, Sonnewald. 8. 17 Ngr.

Kutzner, J. G., Die Reiſe Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Waldemar von Preußen nach Indien in den Jahren 1844 bis 1846. Aus dem darüber erſchienenen Prachtwerke im Auszuge mitgetheilt. Mit dem Porträt des Prinzen, 4 Karten und 4 Schlachtplänen. Berlin, Decker. Gr. Lex.-8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Manilius, Marcus, Himmelskugel, oder der als ein Ganzes für ſich beſtehende aſtronomiſche Theil ſeines Werkes. Im Versmaße des Orginals zum erſten Male überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. Merkel. 2te verbeſſerte Auflage mit 2 lithographirten Abbildungen der Farneſiſchen Himmelskugel. Aſchaffenburg, Krebs. Gr. 4. 10 Ngr.

Olive. Ein Roman. Aus dem Engliſchen der Verfaſſerin von: „The head of the family", „The Ogilvies" etc. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Die glückliche Omnibusfahrt. Roman von der Verfaſſerin von „Emma's Herz". Aus dem Schwediſchen von C. Eichel. Leipzig, Kollmann. 1858. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Ueber die Regierungs-Vorlage an die Holſteiniſchen Stände d. d. 15. Auguſt 1857. Hamburg, Perthes-Beſſer u. Mauke. Gr. 8. 3 Ngr.

Verhältniß der katholiſchen zur evangeliſchen Konfeſſion in Beziehung auf die in den letztverfloſſenen Jahren vor den Schwurgerichten des Preußiſchen Staats verhandelten Verbrechen. Ein Beitrag zur Criminal-Statiſtik, beachtenswerth für Katholiken und Evangeliſche. Münſter, Regensberg. Gr. 8. 6 Ngr.

Vilmar, A. F. C., Das Königtum des alten Teſtaments und das Königtum des deutſchen Volkes. Rede zur akademiſchen Feier des Geburtsfeſtes Seiner Königlichen Hoheit des Kurfürſten Friedrich Wilhelm I. zu Marburg gehalten. Marburg, Elwert. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Erſchienen: Die **erſte** Lieferung eines **höchſt intereſſanten** neuen **hiſtoriſchen, künſtleriſchen** und **autographiſchen** Unternehmens, eines **Prachtwerks** in Großfolio, unter dem Titel:

Die
Männer der Reformation.

Mit Portraits, Biographien und Facſimiles.

Subſcriptionspreis: 25 Sgr. für die Lieferung.

Das Werk, das nach jahrelanger Vorbereitung hiermit zur Veröffentlichung kommt, bildet eine Galerie von Bildniſſen aller der Männer, welche im großen Drama der Reformation eine hervorragende und eingreifende Rolle geſpielt haben. Es wurde veranlaßt durch eine Sammlung von Originalhandzeichnungen Hans Holbein's des Jüngern, die, aus einer baſeler Verlaſſenſchaft ſtammend, durch Kauf an das Bibliographiſche Inſtitut gelangten. Bei der Koſtbarkeit dieſer bisjetzt größtentheils noch unbekannten Porträts lag der Gedanke ihrer Veröffentlichung um ſo näher, als ſich in Karl Barth ein Künſtler darbot, der der Löſung einer ſolchen Aufgabe in jeder Beziehung gewachſen war.

Die Holbein'ſchen Zeichnungen erſtrecken ſich indeſſen nur auf die Schweizer-Reformatoren und wenige andere. Um daher dem Werke ein allgemeineres Intereſſe, als das blos künſtleriſche, zu geben, um es auch in hiſtoriſcher Hinſicht einem abgeſchloſſenen Ganzen zu nähern, das die geſammte Zeit der Reformation in ihren Hauptvertretern umfaſſe, wurden andere gleichzeitige Meiſter zu Hülfe gezogen und nach deren Originalen die fehlenden Porträts geſtochen. Auf dieſe Weiſe entſtand eine Galerie von Reformatorenköpfen, wie ſie ohne Widerrede noch nicht exiſtirt und das Intereſſe des Kunſtkenners, wie des Geſchichtsfreundes und des Mannes von allgemeiner Bildung in hohem Grade in Anſpruch nimmt. Es enthalten unſere „Männer der Reformation" nicht allein die Träger jener weltbewegenden Ideen des 16. Jahrhunderts, ſondern auch die Vorkämpfer und Märtyrer der neuen Lehre, ferner die Häupter der Humaniſten, neben ihnen die wackern Mitſtreiter der Reformatoren, ihre fürſtlichen Beſchützer, ſowie endlich einige der genannteſten Gegner.

Jeden dieſer Stiche begleitet ein kurzer Lebensabriß der Männer, größtentheils aus der Feder Ludwig Bechſtein's, außerdem aber, ſoweit es ausführbar war, ein Facſimile ihrer Handſchrift, was bei der Aufmerkſamkeit, die man in unſern Tagen den Schriftzügen großer Menſchen mit Recht ſchenkt, den Werth und das Intereſſe unſers Werks um ein Bedeutendes erhöht. Es wird jedes Heft die Biographien von 4 Männern enthalten, dazu 3 Bildniſſe und 3 bis 4 Facſimiles.

Das Ganze wird 12 — 14 Hefte umfaſſen, deren monatlich eins ausgegeben wird; Titel und Einleitung des Werks erſcheint mit dem letzten Heft. Inhalt des **erſten** Heftes:

Friedrich der Weise (Portr. und Autogr.), **Calvin** (Port. und Autogr.), **Dr. Eck** (Portr. und Autogr.), **Amsdorf** (Autogr.).

Hildburghauſen, im Auguſt 1857.

Das Bibliographiſche Inſtitut.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzi

Das Staats-Lexik

von Rotteck und Welcker.

Dritte, umgearbeitete, verbeſſerte und vermehr

Herausgegeben von **Karl Welcke**

Vollſtändig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heft

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des **funfzehnten Heftes:**

Baden als conſtitutioneller Staat ſeit 1844. Sei im Zuſammenhange mit der Politik des Bundest Deutſchen Nationalverſammlung. Von Welcker. (Geſchichte und Statiſtik, ſtaatsrechtliche und politiſ des Landes.) Von G. F. Kolb.

Dieſe **dritte Auflage** des berühmten Werks der weſentlich veränderten Zeitumſtände einer glei Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Au bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarb** frühern bewährten Artikel und wird von **den erſ der deutſchen Wiſſenſchaft** unterſtützt.

Die bisher erſchienenen Hefte ſind nebſt führlichen Ankündigung in allen Buchhandlu ben, wo auch Unterzeichnungen angenommen

---

Im Verlage von **L. Holle** in Wolfenbüttel und sind ausführliche Prospecte darüber grati erste Lieferung zur Ansicht durch alle Buch- u lienhandlungen zu beziehen:

L. van Beethoven'
sämmtliche Compositi

Stereotypausgabe in 25—30 Bänd

unter Revision von

Dr. Franz Liszt.

Jede Abtheilung und jeder Band wird auch dem billigen Subscriptionspreise von $1\frac{1}{4}$ Sgr. bogen abgegeben. Zuerst erscheinen die 36 Cla in 2 Bänden. Preis 5 Thlr. 15 Sgr. mit Beeth trät im feinsten Stahlstich als Prämie.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzi

Platon's ſämmtliche We

Ueberſetzt von **H. Müller**, mit Einleitungen v **K. Steinhart.** Erſter bis ſechster Band. 8. 1

Geh. Jeder Band 3 Thlr.

Dieſe Ueberſetzung der Werke **Platon's** von H **Müller** iſt von den competenteſten **Richtern** für d erklärt worden. Ihr Werth wird durch die Einleitungen von **Karl Steinhart** noch bede

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

terariſche Unterhaltung.

rſcheint wöchentlich. —— Nr. 41. —— 8. October 1857.

ılt: Die Religion Jeſu. — A. von Sternberg über das vormärzliche Berlin. — Ein Ausflug nach Oberitalien. — Andreas Schlüter. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Religion Jeſu.

eligion Jeſu und ihre erſte Entwickelung nach dem gegen-
tigen Stande der Wiſſenſchaft. Von Guſtav Volkmar.
zig, Brockhaus. 1857. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

ieſes Buch iſt mit tiefer Einſicht in eins der weit-
tetſten geiſtigen Bedürfniſſe unſerer Zeit und zu
ankenswerthen Zwecke geſchrieben, ſolches Bedürfniß
llen, denen es um Befriedigung deſſelben zu thun
h ſeinem Theile befriedigen zu helfen. Es hat daſſelbe
ineswegs nur einen theoretiſchen, ſondern auch und
sweiſe einen praktiſchen Zielpunkt und Werth. Dabei
es allerdings die Theilnahme auch des gelehrten
gen vollſtändig in Anſpruch; denn es erörtert ſehr
ngreifende Fragen ſeiner Wiſſenſchaft. Aber ſeine
aufgabe liegt im Kreiſe gebildeter Laien, wie es denn
us einem Cyklus von Vorträgen vor gebildeten Män-
ınd Frauen Zürichs entſtanden iſt. Dieſe Laien will
dem erkennenden Geiſte auf einem Gebiete orienti-
ıd heimiſch machen, welchem ſie mit ihrem Herzen
iren müſſen, wenn ihr Leben einem geſunden
baume gleich werden ſoll, und dem doch Herz und
ſich ſo leicht entfremdet, wenn der Geiſt der Vernei-
und des Zweifels ſeinen begründeten Widerſpruch
traditionelle Satzungen und innerlich unwahre Zu-
ngen erhebt. Gewinnen für und feſſeln an das
Gebiet der Gedankenwelt will das Buch ſeine Le-
on welchem aus der böſe Geiſt der Gedankenloſig-
ıd die noch viel ſchlimmern, weil unheiligen, Dä-
ı der Lüge, Knechtung und Unduldſamkeit ihre
iſchen Einfälle in das Gebiet des Staats und des
ienlebens ſo lange fortſetzen werden, bis der heilige
der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe ſie aus
Schlupfwinkeln vertrieben haben wird und ſie we-
ıs zunächſt innerhalb der evangeliſchen, zuletzt auch
ıalb der katholiſchen Kirche keine Zuflucht mehr fin-
mit andern Worten, bis es eine wahrhaftige evan-
e Kirche gibt und dieſe die katholiſche, die allge-
, geworden iſt.

Daß dies Gebiet im Allgemeinen das religiöſe Gebiet ſei, im Beſondern das der Religion Jeſu, iſt genugſam hiermit ausgeſprochen und ſagt ſchon der Titel des Volkmar'ſchen Buchs. Jenes Bedürfniß aber, deſſen Befriedigung es dienen ſoll, ergibt ſich aus einem Blicke in das Vorwort und in die Schlußbetrachtung des Ganzen über „Die Aufgabe der Gegenwart". Demzufolge iſt es zuvörderſt ein Bedürfniß intellectueller Natur, wiſſenſchaftlicher Belehrung. Auch außerhalb der theologiſchen Welt wünſcht man, die Fortſchritte kennenzulernen, welche die geſchichtliche Wiſſenſchaft in den letztverfloſſenen 20 Jahren ſeit Strauß' „Leben Jeſu" gemacht hat; und da der wichtigſte Fortſchritt durch die Tübinger Forſcherſchule, an ihrer Spitze Ferdinand Chriſtian Baur, geſchehen iſt, ſo erwächſt hieraus gleichzeitig das Verlangen, die Ergebniſſe der Tübinger Schule und ihre Anſchauungen von der Religion Jeſu überhaupt und in ihrer früheſten Entwickelung ſpeciell durch eine unbefangene und gründliche Kritik kennenzulernen. Es iſt aber auch und in ſeiner letzten Inſtanz ein Bedürfniß moraliſcher Natur, kirchlicher Erbauung. Denn nachdem Strauß mit ſeinem „Alles verfinſternden Mythengewirr" das Gebäude des Glaubens an die Wahrheit der evangeliſchen Geſchichte aus ſeinen Fugen getrieben und ſeine Nachfolger, Feuerbach und Bruno Bauer, mit ihrem ungeſchichtlichen Verfahren dieſes Gebäude und den mit ihm ſolidariſch zuſammenhängenden Bau der kirchlichen Glaubenslehre von Grund aus zerſtört haben, ſind nicht nur viel Tauſende von Laien, ſondern auch mancher Theolog mit ſeiner Ueberzeugung obdachlos, heimatlos geworden. Fürwahr, ein trauriger Zuſtand für den gewiſſenhaften Laien, noch viel trauriger für den Theologen, zumal wenn er praktiſcher Diener der Kirche und nicht minder gewiſſenhaft iſt als jener. Nun hat es allerdings nicht an Bauleuten gefehlt, welche jenes Gebäude mit eilfertigen Händen wiederherzuſtellen ſich befliſſen haben. Aber gerade die morſcheſten Tragbalken und die verwittertſten Steine der evangeliſchen Geſchichte und der kirchlichen Dogmatik haben ſie zuſammengefügt; darum

ſie denn auch ihren Bau mit den Stützen der Gewalt von außen her gegen den Sturmwind der Zeitbildung befeſtigen und zu ſeiner Bewohnung durch Darbietung irdiſcher Vortheile in einträglichen Aemtern und in Ehre vor den Menſchen einladen müſſen. Die Namen dieſer Bauleute in Berlin, München, Roſtock, Marburg und anderwärts ſind in Jedermanns Munde. Ebenſo aber weiß man, daß die große Menge der gebildeten Laien und alle ſelbſtändig denkenden Theologen der Gegenwart es nicht über ſich gewinnen können, ſich jenem baufälligen Gebäude des neueſten Kirchenthums anzuvertrauen.

Inmitten dieſes troſtloſen Zuſtandes nun und neben vielen anerkennenswerthen Verſuchen der Vermittelung zwiſchen Dichtung und Wahrheit, zwiſchen Tradition und Kritik haben andere Wortführer auf kirchlichem Gebiete einen andern Weg eingeſchlagen. Ebenſo fern von Feuerbach-Bauer'ſcher Willkür wie von Hengſtenberg-Vilmar'ſcher Autoritätsherrſchaft, nicht minder unbekümmert um das kirchenſtürmeriſche Gebahren einer materiellen Naturanſchauung als um die bodenloſen Theorien myſtiſcher Speculationen, haben ſie, im Beſitze umfaſſender ſprachlicher und geſchichtlicher Kenntniſſe, ausgerüſtet dabei mit Schärfe des Urtheils und mit aufrichtiger Wahrheitsliebe, nicht nur die kanoniſchen Schriften des Neuen Teſtaments, ſondern auch die des nachapoſtoliſchen Zeitalters, beide an ſich und in ihrem Verhältniſſe zueinander, einer ſtrengwiſſenſchaftlichen hiſtoriſchen Kritik unterworfen, und ſo das Urchriſtenthum der erſten Jahrhunderte in ein bis auf die neueſte Zeit ungekanntes Licht geſetzt. Die Mehrzahl nun von ihnen, darunter das Haupt der hierin epochemachenden Tübinger Schule, Baur, hat dieſes Verdienſt unmittelbar nur um die Theologie, um die Religionswiſſenſchaft ſich erworben. Einige Wenige dagegen haben, unter gelehrter Fortführung des von der Neuzeit begonnenen Werks einer kritiſchen Erforſchung der chriſtlichen Urzeit, die Reſultate dieſer Forſchung durch Vorträge und Schriften auch der Gemeinde in ihren gebildeten Gliedern zugänglich gemacht, hiermit der Ueberzeugung derſelben ein den Anfoderungen der Gegenwart an innere Glaubensgewißheit entſprechendes Gebäude errichtet und auf ſolche Weiſe das moraliſche Bedürfniß der Laienwelt befriedigt: das Bedürfniß kirchlicher Erbauung auf dem Grunde wiſſenſchaftlich ſichergeſtellter Anſchauung von Dem, was die Religion Jeſu in ihrer erſten Entwickelung geweſen iſt, zugleich was ſie nachmals wurde und was ſie werden ſoll. Iſt dies aber das Verdienſt, das — neben Bunſen, welchem der gelehrte Verfaſſer ſeine „Religion Jeſu" gewidmet hat, durch ſeine „Zeichen der Zeit" ebenſo wie durch ſein Werk „Gott in der Geſchichte" und neben Karl Schwarz durch ſeinen Beitrag „Zur Geſchichte der neuern Theologie", Beide in ihrer Weiſe — Volkmar durch die von ihm in Zürich gehaltenen Vorträge im engern, durch Verarbeitung derſelben zu der in Rede ſtehenden Schrift in weitern Kreiſen ſich zu erwerben bemüht geweſen iſt: ſo iſt hiermit ebenſo wol der anerkennenswerthe Standpunkt, den ſein Werk innerhalb der theologiſchen Wiſſenſchaft

einnimmt, wie die Bedeutung charakteriſirt, w
ſem Werke mit Recht die Kirche in ihrer Geſ
die Gemeinde, ſelbſt dann beizulegen hat, we
der theologiſch befähigte Leſer noch auch die fr
wohnheit ſich entſchließen kann, jede Folgerung
ſchichtlich-kritiſchen Princips anzuerkennen.

Was aber bietet denn nun dieſe Frucht an
theologiſcher Erkenntniß ſtofflich? Und nach
Plane entwickelt ſich dieſer Stoff vor dem Aug
ſers? Zur Beantwortung der erſten dieſer be
gen werden wir nach obigen Andeutungen i
zeitgemäßen Zweck der Volkmar'ſchen „Religio
nachfolgend einen berichterſtattenden Auszug i
halts geben. Indem wir dies aber an der
Buchs ſelbſt thun, wird ſich von ſelbſt die äu
innere Oekonomie deſſelben darſtellen und ſi
auch die zweite Frage beantworten. Soviel nu
thunlich, laſſen wir den Verfaſſer ſelbſt reden.
können wir ſelbſtverſtändlich nur die leitenden
der Betrachtung und zu ihnen gehörige Bruchſt
einanderreihen. Aber auch ſo hoffen wir das
ſeiner weſentlichen Wirklichkeit zu kennzeichnen.

An der Spitze des Ganzen ſteht eine kurze
tung, welche den „Gang der Betrachtung" ſkizz
das Buch in ſeinen zehn Capiteln nehmen ſoll.
der hierbei gegebenen Erklärung des Verfaſſers
ſich die Aufgabe des Buchs durch eine geſchichtli
leitung in die Schriften des Neuen Teſtaments
die übrige altchriſtliche Literatur, welche vorzugs
evangeliſche Geſchichte, ſowol unſere als die d
außerkanoniſchen Evangelien, dann die ältern und
Apoſtelgeſchichten, die nach Lucas wie die Clem
aber auch die damit verknüpften Apokalypſen, die
barung Johannis im Beſondern, wie den Hi
Hermas und die ähnlichen erklärt. Auch We
Einfluß der übrigen Lehrſchriften legt ſie dar, ſo
apoſtoliſchen wie der nachapoſtoliſchen, die an
oder apoſtoliſche Väter, wie Clemens, Polykarpus,
tius und Juſtinus, anknüpfen. Zugleich aber
muß dieſe Darlegung des erſten chriſtlichen Leb
ner Geſchichte und ſeiner Literatur eine Einlei
die Kirchengeſchichte überhaupt werden, auch m
Hauptepochen und Hauptſymbolen der ſpätern
woraus ſich dann eine Einleitung in alle chriſtli
ligionslehren nach dem Stande der gegenwärtigen
ſchaft ergibt, die, wie der Verfaſſer erwa
proteſtantiſche Kirche um ſo tiefer und getreu
gen werde.

Ausgehend aber von der äußern Geſchichte de
ſtenthums hat das erſte Capitel, ſeiner Ueberſch
mäß, „Die älteſte Verfolgung und das Weſen de
ſtenthums" zum Gegenſtande. In farbigen Zü
jene Verfolgung von Nero bis auf Marc Au
ſes Ideal der Alten Welt, alſo bis auf die
Polykarp von Smyrna (geſtorben 169 n. Ch
welchem ſich das Biſchofsideal darſtellt, geſchild

Chriſtenthums beruht in der Negation der
der Alten Welt; hier abſolute Beſtimmtheit
ußere, ſinnliche Natur, Geltung des Men-
Geburt, Blut, Nationalität, daher Alleinherr-
Mannes und Werthloſigkeit des Weibes, da-
der Unterſchied zwiſchen Freien und Skla-
das Gipfeln der ſtaatlichen Ordnung im Kai-
gegen, im Chriſtenthume, durch Jeſus von
erſt und für immer Erfaſſung des innern, ſitt-
chen in ſeiner Gotteinigkeit und hiermit An-
es Menſchenwerths an ſich, infolge deſſen aber
ur Gewinnung einer Freiſtätte für die Wiſſen-
Geiſtes, die Philoſophie, und Begründung
nſchaft des Guten oder der Ethik, ſondern
ſeltſam es klingen mag, Umgeſtaltung der
ibung in Naturforſchung. Aus dieſem Ge-
ſprang der tiefe Haß der Alten Welt gegen
he Weſen, der Haß des Juden-, Hellenen-
hums gegen das Chriſtenthum; es war der
as Leben gegen ſeinen Tod hat, die Finſter-
das Licht, welches ſie zu vernichten droht.
theilt ſich aber die ganze Weltgeſchichte nun
upttheile, in die vorchriſtliche oder antike und
iche oder neuere, in die Geſchichte der natur-
ſo ſich zu Tod entzweienden, ſchließlich knech-
ſchheit und in die Geſchichte des reinen, in-
eſtimmenden, damit ſich befreienden und unend-
iden Menſchen. Etwas Ungründlicheres und
res kann es nicht leicht geben, als die her-
intheilung der Weltgeſchichte in alte Geſchichte,
und neuere Zeit.

e iſt nun dieſes neue Weſen geſchichtlich ins
ten? Mit dieſer wichtigen Frage beginnt
gt ſich das zweite Capitel; daher ſeine Inhalts-
ie geſchichtliche Entſtehung des Chriſtenthums,
eben Jeſu, die Vorgeſchichte und die Auf-
Antwort aber hierauf gebend zeigt das Ca-
em erſten Abſchnitte, der Vorgeſchichte, wie
elt, zunächſt die heidniſche, einerſeits mit ſich
öttern zerfallen, ſich nach Errettung aus ihrer
ſehnen mußten, wie andererſeits aber auch von
in Ariſtoteles, Plato und Zeno einzelne
Lichtſtrahlen in die Nacht der Alten Welt
erten, und wie in der Univerſalität theils des
eltreichs, theils des Gebrauchs der griechiſchen
hemmenden Naturſchranken gefallen waren,
em aber die Wiege für „das Kind mit den
elsaugen voll Gnade und Wahrheit" in Hel-
m zubereitet ſtand. Aber

oos, aus dem das Chriſtenthum hervorgegangen
lung von allem jenem Sehnen, Ahnen und Rin-
ungfräuliche Schoos des einen, in ſeinem tiefſten
orbenen Volks. Die Welt der Götter hat wol
rfallen, aber den ſchöpferiſchen neuen Gedanken
ingen können. Der Vater des Chriſtenthums iſt
e, der lebendige Gott Iſraels. Das jüdiſche Volk
eſchichtliche Bedeutung, daß es in ſeiner Eigen-
it, die Unſichtbarkeit des allgemeinen, ewigen all-
mächtigen Weſens von den älteſten Zeiten her erfaßt und bei allem Straucheln und allem Rückfallen in das Kindesbedürfniß, ein Bild zu haben, endlich feſt, ſeit ſeinem tiefſten Unglück, dem Exil, unverbrüchlich feſthielt. Die Einheit des lebendigen, unabbildbaren, nur geiſtig zu ſchauenden Gottes iſt der Grundzug in der ihm gewordenen Offenbarung, der durch alle ſeine Literatur hindurchgehende Grundton, die damit nicht blos für dies Volk eine heilige geworden iſt, ſondern zugleich für alle Menſchheit ein Heiligthum, die Grundlage dauernden, wahren Heils. In dem Alten Teſtament liegt das A-B-C für jede wahrhafte Freiheit, dieſe Schule kann kein Volk entbehren, dieſer Schatz iſt der Ausgangspunkt des wahren Menſchenſeins geworden.

Lag aber in dem Glauben des einen Volks an den einen allmächtigen Gott auch die beſtimmte Erwartung, daß derſelbe ſeine Allmacht, ſeine Herrſchaft über alle Welt in dieſem Volk und durch daſſelbe verwirklichen werde; entſprang hieraus „die wunderbare Hoheit in ſeinen Hymnen, den Pſalmen" und „die Energie ſolcher Helden, wie die Propheten waren": kein Wunder, wenn die Nachtgeſichte des Sehers Daniel aus der Zeit des tiefſten Elends den Heldenmuth des Makkabäergeſchlechts zum Kampfe gegen Antiochus Epiphanes entflammten. Wie groß aber auch war die unmittelbar national-patriotiſche, mittelbar allgemein-menſchheitliche Noth, als nach dem Aufglänzen unabhängiger Herrlichkeit unter Herodes dem Großen Judäa in römiſche Knechtſchaft kam, zur Provinz Syrien geſchlagen, ein Unterſtatthalter des Proconſuls, ein Procurator eingeſetzt, der Cenſus eingeführt ward! „Wild brauſte Judas Gaulonites mit ſeinen Galiläern auf; als das Siegel auf dieſe Knechtſchaft aufgedrückt, der Cenſus eingeführt werden ſollte." Aber umſonſt. „In dumpfer Verzweiflung hieß es nun dulden, hoffen; aber worauf noch? Es mußte eine Hülfe gefunden werden. In der verſchiedenſten Weiſe ſuchte man ſie." Die Sadducäer und mit ihnen die feilen Herodianer buhlten deshalb um die Gunſt Roms; die Eſſäer trachteten durch eine communiſtiſche Verbrüderung die Idee eines geheiligten Volks von Prieſtern Gottes durchzuführen; die Phariſäer trieben die Beobachtung religiös-nationaler Satzung auf die Spitze und identificirten ſo den glühendſten Patriotismus mit der innerſten Unſittlichkeit, der Heuchelei. Johannes der Täufer endlich will die innere Reinigung des Menſchen, verfällt aber auch deshalb und wegen ſeines Kampfes wider den römelnden Herodes Antipas dem Machtſpruche dieſes Apoſtaten. Das war die Vorgeſchichte des Chriſtenthums, die Vorbereitung auf Chriſtus bei dem jüdiſchen Volke. „Das führte zu Jeſus Chriſtus."

Hiermit wendet ſich der zweite Abſchnitt dieſes Capitels zum Leben Jeſu. Voraus geht die Parallele zwiſchen Johannes und Jeſus, ſo vortrefflich, wie wir ſie anderwärts nirgends gefunden haben. Ihr folgen die Grundzüge ſeiner Lehre, deren Kern die Reinigung des Herzens durch „Gottesliebe, volle, wahre, abſolute Liebe" iſt, und die Grundzüge ſeiner Wirkſamkeit in Galiläa und Judäa. Den Beſchluß macht in einfacher Gliederung die kritiſche Darſtellung der neuteſtamentlichen Berichte über Tod, Grab, Auferſtehung und Auffahrt. Die

Ergebniſſe dieſer ſcharfſinnigen Kritik liegen in nachfolgenden Sätzen. Vor allem iſt an keinen Scheintod, an keine Erweckung daraus, auch an kein Geſicht der Nacht zu denken; der wirkliche Tod iſt Thatſache.

Der älteſte aller Auferſtehungsberichte, der allein Norm geben und von den ſpätern nur näher in ſein Licht geſetzt oder ergänzt werden kann, iſt Das, was Paulus ſelbſt gegen 59 unſerer Zeitrechnung überliefert hat, indem er ſich veranlaßt fand, es der Gemeinde zu Korinth (1 Kor. 15, 3 fg.) ins Gedächtniß zurückzurufen.

Ihm aber iſt der Auferſtandene nur geiſtig erſchienen auf dem Wege nach Damascus.

Die zweitälteſte Urkunde über die Auferſtehung des Gekreuzigten zur Herrlichkeit haben wir in der zwiſchen Auguſt 68 bis Januar 69 unſerer Zeitrechnung geſchriebenen Offenbarung Johannis.

Hier wie dort iſt die Rede von einem Begrabenſein Chriſti gleich den Verbrechern.

In jedem Falle iſt die meſſiaswürdige Beſtattung des heiligen Leibes, welche uns in unſern Evangelien ſeit 80 n. Chr., alſo erſt ein halbes Jahrhundert nach Jeſu Kreuzestod, entgegentritt, von der älteſten Kunde, aus der apoſtoliſchen Zeit ſelbſt (Korintherbrief), ausgeſchloſſen. … Erſt dem Auferſtandenen iſt das Grab der Herrlichkeit gebaut worden, das Felſengrab, wie es dem Hohen nach Jeſaias (22, 16) zukommt, erſt von der Liebe des ihm Treuen, der zuerſt ſeine Herrlichkeit auf Erden zur Anſchauung bringen wollte, von dem erſten Evangeliſten Marcus. … Das iſt das Ergebniß der urſprünglichen Kunde aus der wirklich apoſtoliſchen Zeit. Allerdings tritt damit die ganze Evangelienerzählung über die Art der Wiedererſcheinung Jeſu in ihrer beſtimmten Form unter den höhern Geſichtspunkt idealer Geſchichte.

Noch mehr:

Die Auferweckung und die Auffahrt zur Rechten Gottes fällt zuſammen in Eins. Auferſtehen und Auffahren zur Rechten Gottes iſt identiſch.

Iſt aber Jeſus den Tod der Verbrecher geſtorben und Verbrechern gleich im Tode behandelt worden, hat er von dem jüdiſchen Meſſiasideal nichts anſichgetragen, woher kommt es dann, daß ihn die Jünger nach ſeinem Tode in der idealen himmliſchen Herrlichkeit geſchaut haben, welche ſich in dem Epos von ſeiner leiblichen Auferſtehung, Wiedererſcheinung unter ihnen und Himmelfahrt ausprägt?

In Jeſu ganzem Leben iſt irgendwie, aber mit unwiderſtehlicher Macht, unſagbar aber wirklich Gottes Nähe ſichtbar, fühlbar geweſen, ſo wunderbar ergreifend, daß ſie an keinen andern Mangel denken konnten. Und es bleibt in jedem Falle dabei: Gott hat ſich, wenn auch das Nähere nicht mehr ſich ſagen läßt, in Jeſu wahrhaftig, Gott ſelbſt hat ſich in ihm offenbart und deshalb hat er auch nicht den Mächten dieſer Welt verfallen, nicht im Tode bleiben können.

Hierauf wird im dritten Capitel „Die apoſtoliſche Zeit und ihr Gegenſatz, oder Petrus, Paulus und die Offenbarung Johannis" behandelt. Was urſprünglich geiſtig war, die Lehre von dem Gottesſohne, welcher auferſtanden iſt, zum Himmel erhoben zur Rechten Gottes ſitzt und zum Gericht kommen wird, wird nun ſinnlich vorgeſtellt. In der Gemeinſchaft der Erretteten des heiligen Volks gibt ſich das Entzücken der Errettung in ekſtatiſcher Rede kund. Das Zungenreden „der Urgemeinde iſt das ſtammelnde Entzücken des aus der tiefſten Noth
zu ſeliger Gewißheit erweckten Menſchen". Alle
das Band der Brüdergemeinſchaft. Dabei ve
im Synagogenverbande, aber als die „rechte
Galiläa und Judäa waren der Sitz der zerſtr
der. Gleichzeitig mit dem Wachsthume der
deren Glieder Beſchneidung und Johannistau
den, entwickelte ſich ihr Glaube: der Kreu
Lammes Gottes ward zum Verſöhnungstode, d
feſt ward mit Brot und Wein zum Gedäch
Todes begangen, der Freitag zum Trauer- un
der erſte Tag der Woche zum Gedenktag
gangs ins neue Leben gemacht. Zum Au
Theilnahme von ganz Iſrael an dem Hei
zwölf Vertreter der zwölf Stämme erwählt,
Spitze Simon Petrus; die Leitung des Geme
ward den Aelteſten (Presbytern) übertragen;
Wiederkunft des Herrn ließ den irdiſchen
werthlos erſcheinen und ſchuf die von Diak
Diakoniſſen verwaltete Gemeinſchaft der Gü
Jeruſalem, der Muttergemeinde, drang die f
ſchaft in die fernen Synagogen, auch in die
Allmälig aber erhoben die chriſtlichen Juden W
gegen die nichtchriſtlichen. Streit und Blu
— Stephanus, Jakobus — waren die Folge
In Paulus kommt das von Jeſu nur gegeben
der Univerſalität zur praktiſchen Geltung. Aber,
echte, noch ganz unbefangene Judenchriſtenthum
lus gegenüber hartnäckig, feſt, Judaismus ga
und da Petrus der Träger des excluſiven Jud
thums iſt in ſeiner Verſchiedenheit vom univerſ
denchriſtenthum, ſo iſt hiermit der Gegenſatz ge
welchem ſich (die Geltendmachung dieſer geſch
Wahrheit iſt das unbeſtreitbare Eigenthum Ba
ganze apoſtoliſche Zeit des 1. und die nachap
Zeit des 2. Jahrhunderts bewegt: der Gegen
ſchen Petrinismus und Paulinismus. Dem
des Kampfs zwiſchen ihnen verdanken wir die
ſten koſtbaren Briefe von der Hand des Paul
erſten Schriften des Chriſtenthums überhaupt, d
an die bethörten Galater und die beiden Schr
die verſtörten Korinther". Ihnen nach folgte
Winter 59 n. Chr. von Korinth aus „ſeine gr
Epiſtel, die an die zerſpaltenen, in großer Mehrh
ihn mismuthigen Brüder zu Rom".

Dieſe Schrift gehört zu dem Bewundernswürdig
es wol in aller Literatur gibt. Dem feindlichen
Paulus ſeine ganze tiefſinnige Auffaſſung des Chri
in ſeiner univerſalen Beſtimmung ganz gleicherweiſe
wie Hellenen klar vor Augen, und in welch ver
Weiſe!

Der unter Nero auf Anlaß des Brandes
mit vielen andern Chriſten erduldete Märtyr
Paulus in Rom ſetzte ſeinem Wirken für die
tung des wahren Chriſtenthums ein zum Himmel
des Ende.

Soweit der erſte Theil des dritten Capitels.
anknüpfend führt ſein zweiter Theil in ebenſo
als geiſtvoller Weiſe zunächſt den Satz näher

Die Offenbarung Johannis iſt mit einem Wort die Darſtellung r feſteſten Zuverſicht, daß Chriſtus bald nach Nero zum Gericht ber die widerchriſtliche Weltmacht und zur vollen Errettung der einen kommen werde, die Antwort des über ſein unſchuldig rgoſſenes Blut empörten Chriſtenherzens auf dieſe Greuel- at der heidniſchen Gewalt. Sie iſt geſchrieben präcis zwi- hen Auguſt 68 n. Chr. bis Anfang Januar 69. Alles ſtimmt auch zu der Gewißheit zuſammen, daß Chriſtus nun ohne erzug kommen werde zum furchtbaren Strafgerichte über das ufliſch gewordene Götzenreich der Welt, wie zur vollſten Ge- ißheit ſeligſter Entſchädigung der unſchuldig hingeſchlachteten reuen.

Nero alſo iſt der in der Offenbarung bezeichnete Anti- riſt, und mit dieſem Nachweiſe iſt

s Siegel auf die geſchichtliche Auffaſſung des Räthſelbuchs drückt, daß nun kein Popanz für die Angſt mehr werden nn, kein Werkzeug mehr des Betrugs. Es bleibt eine groß- tige Poeſie für immer, zugleich eine der denkwürdigſten Quel- n für das älteſte Chriſtenthum, wie ſelbſt für die römiſche eſchichte jener revolutionären Zeit überhaupt, als Manifeſt r tiefſten und glühendſten Empörung gegen das götzendiene- ſche Cäſarenthum Roms.

Dabei feiert es aber keineswegs ſo ganz im All- emeinen den Sieg des Chriſtenthums über das Juden- um und Heidenthum (Herder), oder trifft auch bei ecieller Beziehung auf Nero doch gleichmäßig das Ju- enthum (Hengſtenberg), ſondern (Baur) der Verfaſſer er Offenbarung iſt ein entſchiedener Judenchriſt und s ſolcher ein unverſöhnlicher Gegner des Paulus;

e Offenbarung Johannis iſt nicht blos das Manifeſt des denchriſtenthums gegen die antichriſtliche Heidenmacht, ſon- rn zugleich ein Manifeſt gegen den Heidenapoſtel und ſeine meinden. Sie iſt nicht blos durchaus unpauliniſch, ſondern tipauliniſch.

Dieſe judenchriſtliche Beſchaffenheit der Offenbarung d die Nichterfüllung ihrer judenchriſtlichen Erwartun- n der ſichtbaren Wiederkunft Chriſti kennzeichnet der rfaſſer der „Religion Jeſu“ im Eingange des vierten pitels, als deſſen Hauptgegenſtand „Die erſte Periode : ausgleichenden Vermittelung oder das erſte Evange- m und ſeine Zeit“ in der Aufſchrift bezeichnet iſt. as erſte urſprüngliche Evangelium aber iſt (nach Wil- s „Urevangeliſt“) das zwar nicht von Marcus verfaßte, er nach Marcus benannte, welches nach allen Spuren ter Titus um 80 n. Chr. von einem Pauliner, nach n vielen Latinismen in ſeiner Sprache möglicherweiſe Rom ſelbſt verfaßt worden iſt.

Wir beſitzen es noch faſt ganz rein in unſerm Marcus- angelium, doch iſt der Text ſchon den Handſchriften nach, uns erhalten ſind, mehr verdorben als der von irgendeinem ern Evangelium.

Nach ſeiner Stellung zu den übrigen Evangelien iſt es

Grundlage aller folgenden epiſchen Erzählungen des Chri- thums, aller Evangelien im Beſondern geworden, ſowol er, welche in unſerm Neuen Teſtament neben ihm von der che empfohlen ſind, als auch von der Evangelienliteratur, von der Kirche nicht heiliggeſprochen iſt.

Nicht ſowol Biographie als epiſches Gemälde des ens Jeſu enthält es im offenen Gegenſatze zu der enchriſtlich-petriniſchen Offenbarung, eine Darſtellung echtchriſtlicher Lehre pauliniſchen Sinnes in erzählender Form nach einer durchgreifenden Sachdispoſition. Hierbei iſt Moſes das Vorbild für die epiſche Schilderung Jeſu, Elias für die des Täufers; die Verwerfung Jeſu durch die Juden iſt in „die beſtialiſche Figur“ des (ungeſchichtlichen!) Verräthers eingekleidet.

Erſt als Tendenzſchrift betrachtet und von ſeinem ſpeciellen Gegenſatz aus gegen die jüdiſch-chriſtliche Apokalypſe gewinnt dies großartige Werk ſeine lebendige geſchichtliche Bedeutung und verliert nicht das Geringſte an ſeiner Wahrheit oder an ſeiner erbauenden Kraft. Im Gegentheil, erſt ſo lebendig erfaßt, wird es auch lebendig zu Herzen gehen und Liebe, Reinheit, Friede, das wahre Chriſtenthum, das Chriſtenthum des Geiſtes, der Kraft und ſo auch des Gerichts für alles fleiſchliche Sinnen erwecken. ... Das apoſtoliſche Evangelium (des Paulus) beſteht in der großen frohen Botſchaft, daß der Erretter oder Chriſtus erſchienen iſt in Jeſu dem Gekreuzigten aber Auferſtandenen. Das erzählende Evangelium (nach Marcus) iſt nur eine neue höhere Form deſſelben, ganz wie dieſes lehrhaft und geſchichtlich. Es iſt nicht etwa ſo untermiſcht Wahrheit und Dichtung, alſo etwa zu einem Achtel geſchichtlich, außerdem luftige Phantaſie, aus der Luft gefallene Wundergeſchichte; ſondern das urſprüngliche Evangelium iſt ganz geſchichtlich und ganz Poeſie, Beides in Einem, eins der großartigſten Werke, die es geben kann. ... Die Wirkung dieſer höhern Offenbarung vom Leben des Auferſtandenen aber ſehen wir in den Nach- und Ausbildungen dieſer neuen Lehrform, in der Evangelienentwickelung, in welcher die ausgleichende Vermittelung des urchriſtlichen Gegenſatzes ſich zuerſt fortbewegt hat.

Zu dieſer Evangelienentwickelung wendet ſich das fünfte Capitel, indem es „Die geſchärfte Reaction und Apologie oder das ausdrücklich Pauliniſche Evangelium und ſeine Vorgänger“ in den Kreis der Unterſuchung zieht. Demzufolge war durch das poetiſche Evangelium nach Marcus das univerſaliſtiſche Weſen des Chriſtenthums im Sinne Pauli von Anfang bis zum Ende geltendgemacht, aber doch auch das Haupt des Judenchriſtenthums, Petrus und die Zwölf, die judenchriſtliche Gemeindeform überhaupt. Der Glaube hatte wiederholt und immer wieder in dieſem Evangelium gerecht gemacht und errettet, aber das Geſetzeswerk war doch nicht verneint. Wie befriedigend jedoch und vermittelnd dies auch nach allen Seiten hin wirken konnte, ſo entſprang dennoch hieraus einerſeits die geſchärfte Reaction des Petrinismus theils in judaiſtiſcher und eſſeniſcher Bearbeitung des urſprünglichen Evangeliums, theils in einer judenchriſtlichen Apoſtelgeſchichte, welche, unter Benutzung von Lucas' „Bericht über die letzten Heldenzüge des großen Apoſtels“ nach Lucas benannt, den Paulus unter der Geſtalt des Simon Magus darſtellt, und ſo ſeine Apoſtelwürde zu vernichten ſucht; andererſeits die geſchärfte Apologie des Paulinismus, der es im Gegenſatze zur Ableitung Jeſu aus jüdiſchem Urſprunge darauf vor allem ankam, Jeſum als Sohn Gottes und ſo als Heiland aller Völker zu verherrlichen. Dieſe Apologie iſt in dem ebenfalls nach Lucas genannten Evangelium niedergelegt. Seiner Tendenz gemäß ſchließt es ſich zwar an das Marcus-Evangelium an, aber derſelben Tendenz gemäß berichtigt und vervollſtändigt es auch daſſelbe in freier Vereinigung mit Elementen ſelbſt aus Judaiſten-

bearbeitungen des evangeliſchen Stoffs. Namentlich hat der Verfaſſer dieſes Evangeliums in der Gleichnißform ein reiches poetiſches Talent gezeigt. Auch in dieſer Fülle geiſtiger Productivität bewährt ſich ſein Paulinismus.

Hieran ſchließt ſich von ſelbſt, was über „Die Pauliniſche Apoſtelgeſchichte und das Evangelium der Erfüllung" im ſechsten Capitel geſagt wird. Das Evangelium des Lucas hatte indirect die Judenchriſten mit der Wirkſamkeit des Paulus ausſöhnen wollen.

Jetzt kam es darauf an, auch direct den kalten Grimm des Judenchriſtenthums gegen den Apoſtel als das angeblich verworfene Haupt der Simonianer zu überwinden. Die judaiſtiſche Petrus-Geſchichte war durch eine wirkliche Apoſtelgeſchichte, eine Geſchichte der, der beiden Apoſtelhäupter zu überflügeln, um dadurch den Einen ganz apoſtelgemäß erſcheinen zu laſſen, den Andern einig mit ihm.

Für dieſen Zweck ward die Geſchichte der Urgemeinde in ihrer ganzen idealen Haltung bewahrt und die Ergänzung des Apoſtolats nur wiedergegeben. Dagegen lud das Pfingſtfeſt mit ſeiner heiligen Geiſtesbegabung zum Reden in Zungen zu einer Umbildung ein; Petrus und Philippus mußten heidenapoſtoliſche Wirkſamkeit entfalten; der Conflict des Paulus und Petrus war zu übergehen und ſtatt deſſen dem Paulus Anbequemung an Petriniſche Foderungen beizumeſſen, derſelbe aber auch gleichzeitig gegen die Anklage, ein „Neuerer und Simon" zu ſein, ebenſo in Schutz zu nehmen, wie in ſeiner vollen Uebereinſtimmung mit den Säulenapoſteln Petrus, Johannes und Jakobus darzuſtellen, um ſo eine Apologie des Paulus zu ſchreiben. „Das iſt das apologetiſche Werk des Nach-Lucas aus dem Anfange des 2. Jahrhunderts (gegen 100—105)." Aber ſo ſehr auch die Apologie auf Unkoſten der wahrhaftigen Größe des Paulus, ſeiner ganzen eigenthümlichen Weiſe und Selbſtändigkeit bewirkt war, das Anſtreben, den Heidenapoſtel durchzubringen, war zu offenbar. Daher machte dieſer Verſuch einer Vermittelung zwiſchen Petrinismus und Paulinismus kein großes Glück unter den Zeitgenoſſen und namentlich für die judenchriſtlichen Kreiſe war dieſe Apoſtelgeſchichte noch um 165 n. Chr. ſo gut wie gar nicht vorhanden.

Was war nun zu thun, wenn die judaiſtiſche Evangelienform, überhaupt die für die Ausbreitung der Kirche immer nachtheiligere Engherzigkeit des Judaismus ſelbſt überwunden werden ſollte? Die Antwort auf dieſe Frage gibt Volkmar im zweiten Theile dieſes Capitels, indem hier das Matthäus-Evangelium nach Tendenz, Grundgedanken, Compoſition und Verhältniß zu Marcus und Lucas beleuchtet wird.

Ein ſchriftgelehrter Judenchriſt, der zwar den höchſten Werth auf gute Werke legte, aber doch zugleich gegen die eigentlich jüdiſchen Rabbis wie gegen die Excluſivität des ſtarren Judenchriſtenthums kämpfte, ein ſolcher Judenchriſt war es, der dies Werk der ausgleichenden Vermittelung in evangeliſcher Form übernahm. Gegen die Extravaganzen des Lucaniſchen Evangeliſten wie der vorangegangenen judaiſtiſchen Evangelienbearbeitungen richtete er ſich, indem er weſentlich auf das urſprüngliche Evangelienbuch zurückging. Dieſes ſtattete er mit dem Anſprechendſten aus dem neuen Pauliniſchen Werke aus, aber nahm auch die Hauptſchlagworte aus den Judenevangeliſten herüber, um ſie dann deſto entſchiedener zu überwinden.

Auf ſolche Weiſe iſt dieſes vereinigende Evangelienwerk entſtanden. Es iſt nach Matthäus genannt und uns noch ganz, auch dem Texte nach noch am treueſten erhalten. Den iſraelitiſchen Standpunkt behauptet der Verfaſſer in der Aufrechterhaltung der fleiſchlichen Davidſchaft Chriſti, in dem Beſtreben, in Chriſtus die Erfüllung des Alten Teſtaments zu ſehen, das Geſetz gleicherweiſe als ewig gültig zu behaupten, und in der Betonung der judenchriſtlichen Gemeindegeſtalt, des Petrus als eines Eckſteins für die Kirche Chriſti. Die Erzählung vom Stater im Munde des Fiſches kleidet ſymboliſch die Verpflichtung der Juden gegen die heidniſche Obrigkeit ein, beurkundet den heidenfreundlichen Standpunkt des Verfaſſers und richtet ſich ebenſo gegen die ſtarren Petriner, wie die Warnung, ſich Rabbi nennen zu laſſen, gegen die hierarchiſchen Petriner gerichtet iſt. Ein echtes Stück rabbiniſchen Combinirens und Wortdeutens iſt ſeine Ausführung des Verrätherbildes. Auch beim Wiedergeben des Evangelientextes vom Tode Jeſu, ſowie weiterhin auch von der Auferſtehung verräth der Verfaſſer dieſer Evangelienverbeſſerung eine ſpätere Zeit, die Zeit ſeines Urſprungs unter der Regierung des Kaiſers Trajan, um das Jahr 110. Seine ganze Arbeit beſteht dem Stoffe nach weſentlich aus einer Compoſition oder Combination der beiden vorangegangenen Evangelien, ſo jedoch, daß das Urſprüngliche zugrunde gelegt und dem geſammten Gange nach möglichſt feſtgehalten wird. So iſt dieſe Lehrerzählung daher eine Art erſter Evangelienharmonie geworden. Die Erzählung iſt in ihm etwas Untergeordnetes; die Hauptſache ſind die hier zuerſt ausgearbeiteten Reden. Sie ſind der Hauptſchatz dieſer Evangeliengeſtalt, durch die es das wahre Predigt- und Predigerevangelium geworden iſt.

Das war nun ein gelungenes Evangelium, das [illegible] durch. Das beſeitigte die frühern judaiſtiſchen Evangelienformen ſo vollkommen als veraltet, daß dieſe nicht weiter erhalten geblieben ſind. Dies judenchriſtlich-pauliniſche Evangelium der rechten Mitte ward fortan das von Allen erkorenſte, einem Apoſtel ſelbſt beigelegt, dem hier (9, 9) dazu gewordenen Zöllner Matthäus, dem Schreiber unter den Fiſchern. Es iſt das beliebteſte, iſt das erſte geworden und geblieben bis auf unſere Zeit. Praktiſch mit allem Rechte, als die beſte Grundlage für Lehre und öffentliche Erbauung, zu um ſo größerm Nachtheil aber für ein geſchichtliches Verſtändniß der Evangelien. Denn dies iſt ſolange unmöglich, ſolange man auch nur ein [illegible] davon in den Anfang der Evangelienentwickelung ſetzt, und wäre es nur ein Stück von der Bergrede oder von dem Hauptmann von Kapernaum: es zieht Alles nach ſich zu [illegible] Verwirrung. Vielmehr macht dies Evangelium in [illegible] Reihe der drei erſten Evangelien den Schluß und ſo [illegible] wirklich auch die Krone. Natürlich aber iſt die ganze [illegible]liche Entwickelung unmöglich zu verſtehen, wenn man ſie mit dem Voranſtellen des Matthäus-Evangeliums geradezu auf den Kopf ſtellt.

Hiermit iſt die weſentlichſte Differenz zwiſchen Volkmar und Baur ausgeſprochen, ſofern dieſer noch [illegible] Priorität des Matthäus behauptete. Allein auch [illegible]

lung der beiden Gegenſätze genügte, wenn auch
en Menge, doch bei weitem nicht Allen. Die
lung war doch auch zu äußerlich, der Paulinis-
ſeinem geiſtigen Rechte allzu ſehr zukurzge-
Lag aber auch wiederum in Pauli Lehre bei
ſe doch zu viel myſtiſch Ueberſchwängliches und
ſches, als daß dieſe erſte Form der neuen Offen-
es Auferſtandenen haltbar ſein konnte, ſo galt
euer Weiſe oder ſelbſtändig das Recht des Uni-
us völlig durchzuführen. Hiervon nun handelt, in
ptpartien gruppirt, das ſiebente Capitel unter
rſchrift: „Das Zeitalter der abſoluten Vermitte-
er die Gnoſis und die Reaction der neuen Pro-
Der erſte derartige Verſuch, das Princip des
oſtels durchzuführen, das Alte Teſtament zu
en durch chriſtliche Aneignung, rührt von einem
aus dem erſten Viertel des 2. Jahrhunderts
findet ſich in dem Briefe an die Hebräer. Die
ng der pauliniſchen Gottesſohnſchaft Chriſti durch
riff der Erſtgeburt Gottes und Aufhebung des
Opferdienſtes in der hoheprieſterlichen Selbſt-
Chriſti ſind ſeine Grundgedanken. In dem-
edankenkreiſe, aber zum Theil in der abenteuer-
eſtalt, bewegte ſich der Brief, welcher ſpäter der
hen Hauptautorität der Kirche von Alexandrien,
nabas, beigelegt worden und im Jahre 119 n. Chr.
it geſchrieben iſt, wo unter Hadrian der zerſtörte
zu Jeruſalem als Heiligthum Jupiter's wieder-
t ward. Ebenſo iſt erſt unter Hadrian, und
ſchen 119—125, der Brief verfaßt, den die
eit, die Alles perſönlich nahm und Namen für
ben mußte, dem der Urzeit der römiſchen Ge-
ngehörigen Clemens von Rom beimaß, der
nbar ein Schreiben römiſcher Pauliner an die
e Schweſtergemeinde war, um dieſelbe zur Un-
g unter die rechtmäßig beſtehende Presbyterial-
mahnen. Auch dieſer Clemens-Brief diente der
ng pauliniſcher Denkweiſe in einer milden, die
ben dem Glauben gleich hochpreiſenden Form. Mit
eßt ſich die erſte Zeit der abſoluten Vermitte-
e noch immer ausgleichend verfuhr. Aus ihr
eſtaltet ſich ein völlig neues Stadium der ur-
Entwickelung: es iſt das Zeitalter der Gno-
n dieſer Gnoſis oder Erkenntniß, welche die
kenntniß des chriſtlichen Weſens in ſeinem Ver-
zur ganzen Welt, zum Abſoluten ſelbſt ſein
t es:

ſt die erſte chriſtliche Religionsphiloſophie in der für
tſprechenden Form, welche in der ſinnlichen Anſchauung
und Alles perſönlich zu faſſen ſucht. Die Gnoſis iſt
nnichfachſten Weiſe aufgetreten; gemeinſam aber iſt
n Formen folgender Grundzug: Das Judenthum
nnerſten Grund mit dem ſinnlichen Heidenthum in
Linie. Das Chriſtenthum iſt ein völlig neues, un-
eres, der Gott des Chriſtenthums, dieſer Gott des
ſtes, der Liebe und der Wahrheit, iſt ein vorher ganz
geweſener, eigener; der Gott des Alten Teſtaments
erer, der bloße Schöpfer der ſinnlichen Welt und
her, der auch durch ſeine Dämonen das Heidenthum begründet hat. Der höhere, gute Gott iſt ein anderer als dieſer Demiurgos, als Jehovah mit ſeinem guten und böſen Engelreich. Es kommt nun darauf an, das fleiſchliche Weſen des Alten Teſtaments, wie das Fleiſch überhaupt, als ein ungöttliches, dem höhern Gott zuwiderlaufendes aufzuheben. Die volle Fleiſchesüberwindung iſt durch die Erkenntniß des höhern Gottes dieſer Gnoſis herbeizuführen und darin beſteht die Erlöſung, in dieſem geiſtigen Aufſchwung zu dem höhern Gott des Geiſtes die Auferſtehung, die alſo ſchon geſchehen iſt. Chriſtus ſelbſt hat mit dem fleiſchlichen Weſen der Welt nichts gemein, er iſt eine Emanation Gottes des Himmels und des Geiſtes allein, ſeine Erſcheinung im Fleiſche iſt nur Schein (Dokeſis), er iſt reingeiſtigen Weſens wie der höhere Gott, der Vater.

Einer der erſten Vertreter dieſes Fortſchritts war Cerinthus aus Alexandrien um 120 n. Chr. Größere Vertiefung fand die Gnoſis durch Baſilides und Saturnin. Seltſam und romanhaft klingt die Kosmogonie des Valentinus; doch iſt viel Geiſt darin niedergelegt. Zu ihren bedeutendſten Umgeſtaltungen gehört die von Markos, welche namentlich in Gallien den größten Anklang fand. Bis zur ſchamloſeſten Emancipation des Fleiſches verirrte ſich die Gnoſis durch Karpokrates.

Noch gefahrdrohender aber für den Beſtand des Chriſtenthums als durch dieſe Sittenloſigkeit, welche ihre Verurtheilung von ſelbſt inſichtrug, ward die Gnoſis der Emanationslehre in praktiſcher Hinſicht durch die Conſequenz, daß ſelbſt das Bekenntniß des Chriſtenthums der reinen Erkenntniß gegenüber als etwas Aeußerliches und Unnöthiges erklärt ward, wovon man ſich losſagen dürfe. Mitten aber hinein in dieſe ſpeculativen und praktiſchen Verunſtaltungen des Chriſtenthums trat um 137 Marcion aus dem Pontus, einer der merkwürdigſten und der am einflußreichſten gewordenen Männer dieſer chriſtlichen Periode. Ausgehend von völliger Verwerfung des Alten Teſtaments als Werk des Judengottes und fortſchreitend zu alleiniger Anerkennung Pauliniſchen Chriſtenthums veranſtaltete er zuerſt eine Sammlung heiliger Schriften der neuen Offenbarung. Sie enthielt ein von allen judaiſtiſchen Schlacken gereinigtes Lucas-Evangelium und die beiden Sammlungen Pauliniſcher Briefe, welche ſchon 135 n. Chr. in Pauliniſchen Kreiſen verbreitet waren, gleichfalls gereinigt von den Anerkennungen des Alten Teſtaments, welche, wie er meinte, auch darein von den Judaiſten eingeſchwärzt waren. Ertödtung des Fleiſches durch Enthaltſamkeit von der Ehe und von Fleiſchſpeiſen, volles Dulden alles Unrechts und Bekenntnißtreue bis in den Märtyrertod bildeten die puritaniſchen Foderungen Marcion's und ſeiner ultrapauliniſchen Anhänger. Von kirchlich gewordenen Lehrſätzen ſtammt nach ſeiner Idee aus dieſer Periode der Gnoſis der Satz von der Höllenfahrt Chriſti als Einkleidung der Wahrheit, daß auch die vorchriſtliche Welt, das Alterthum, gleichſam verſöhnt, erlöſt worden ſei von ſeinen particulariſtiſchen Schlacken, die auch an ſeinen ſchönſten Kunſt- und Wiſſenſchaftsgebilden kleben. Von den Briefen des Neuen Teſtaments ſind zu dem Zwecke der Verſöhnung zwiſchen Judenchriſtenthum und Paulinismus zwiſchen 120—135 geſchrieben, mithin nach ihrer Verfaſſerſchaft

unecht, die Briefe an die Philipper, Koloſſer und Epheſer, und der erſte Brief des Petrus. Auf dem Gebiete der Lehrform entſtanden unter dem Einfluſſe der Gnoſis theils für theils wider Paulus oder Petrus das Evangelium der Hebräer, das Evangelium Petri, das Evangelium der Aegypter und die Umzüge Petri. Gegen Marcion erklärten ſich Juſtin der Philoſoph, Polykarp von Smyrna (um 150 n. Chr.), der nicht von Clemens verfaßte zweite Clemens-Brief, der unechte zweite, urſprünglich erſte Brief an Timotheus, der ebenfalls unechte Brief an Judas, der Brief an Diognet und (um 155 n. Chr.) der erſte von den dem Johannes beigelegten, aber nicht von ihm geſchriebenen Briefen. Vorzugsweiſe galt es, die göttliche Würde Chriſti als des Logos feſtzuſtellen und dieſelbe gegen die gnoſtiſche Verflüchtigung der Perſon Jeſu in ein Scheinweſen zu retten. Ebenſo erſcholl, „noch ehe Marcion's Blasphemien in die Welt getreten waren", um 130 n. Chr., in Rom an Rom ein judenchriſtlicher Ruf zur Buße in der merkwürdigen Schrift, die wir unter dem Titel des „Hirten des Hermas" (Pastor Hermae) noch ganz (überſetzt) beſitzen. In der Form apokalyptiſcher Viſion ſchildert ſie die Geſunkenheit der greiſen Kirche und mahnt zur Buße. Ihr verwandt ſind die „Orakel der alten Sibylle", die ſogenannte „Auffahrt des Jeſaias" und das vierte Buch Esra, ſämmtlich aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. Noch drohender, aber ſtrenger, ſchroffer ward der Bußruf des Judenchriſtenthums, als die Zeit ſich immer mehr erfüllte und in Marcion der Erſtgeborene des Satan, der Antichriſt in ſeiner ganzen Bosheit und Feindſchaft gegen den Gott des Alten Teſtaments hervorgetreten war. Jetzt endlich ſchienen die Geſichte der Johanneiſchen Offenbarung ſich erfüllen zu wollen; Bereitſchaft auf die ſichtbare Wiederkunft Chriſti und auf das damit verbundene Gericht war darum Erfoderniß. Geltend machten daſſelbe eine Anzahl neuer Propheten beider Geſchlechter aus Phrygien, an ihrer Spitze Montanus, der ſich für den Paraklet, den verkörperten Gottesgeiſt ausgab, neben ihm Maximilla und Priscilla. Verband ſich aber mit dieſer judaiſtiſchen Reaction in der neuen Prophetie des Chiliasmus und der Bußwerke, mit dem zu puritaniſchem Geſetzesdienſte erſtarrenden Montanismus gleichzeitig ein gewaltiger Aufſchwung der judenchriſtlichen Hierarchie und bedrohte beides

die Geiſtigkeit des Chriſtenthums aufs äußerſte, ſo bedurfte es nun eines abſoluten Kampfes für das gute Recht chriſtlicher Freiheit und Geiſtigkeit, für die wahre Gnoſis. Einer der größten Männer dieſer ſo tief aufgeregten Zeit hat ihn übernommen, und ihn ebenſo ſinnig als mächtig durchgeführt mit der geiſtvollſten Fortbildung einer ſchon gegebenen Form, nämlich der vergeiſtigten Johannes-Geſtalt und des erzählenden Evangeliums, alſo nach Maßgabe der ſchon ſo zahlreich vorliegenden Evangelienmannichfaltigkeit, welche jetzt als nach Marcus, Lucas, Matthäus, nach den Hebräern, den Aegyptern, dem Paulus (Marcion's) und nach Petrus gekennzeichnet war, wie nach dem Johannes-Briefe.

Dieſer geſchichtlichen Entwickelung gemäß wird im achten Capitel „Das Evangelium der wahren Gnoſis und ſein Kampf" beſprochen. Dieſes Evangelium iſt das Johannes-Evangelium, nach dem Weſen ſeines Inhalts das Logosevangelium genannt. Durch die Streitfrage der aſiatiſchen und europäiſchen Gemeinden über die rechte Zeit der Oſterfeier (ſeit 160) veranlaßt, bildet es einen principiellen Gegenſatz gegen das Judenthum, kämpft gegen die neuen Propheten, zumal gegen den Montanismus und gegen die Autorität des Petrus, indem es jeden hierarchiſchen Vorzug des Apoſtelthums aufhebt, und bildet die frühern Evangelien vielfach, auch in der Leidensgeſchichte weiter.

Es iſt ein großartiges, einziges Evangelium, das letzte, aber auch das höchſte. Iſt das urſprüngliche mit Gold zu vergleichen, das Lucas-Evangelium breiterm aber reinem Silber, unſer Matthäus-Evangelium mit der zwar etwas legirten, aber um ſo curſiver werdenden Gold- und Silbermünze, ſo haben wir hier ein Juwel, ſo rein und hell und unſchätzbar wie der köſtlichſte Rubin, der bei aller Reflexion des Lichts doch lichtklar iſt. Es hat ſich darin alles Große und Schöne, was in den frühern Evangelien wie in der ganzen weitern Entwickelung des Chriſtenthums und allen ihren Schriftdenkmalen lag, zu einer einigen ſtrahlenden Geſtalt zuſammengefaßt, zu einem Spiegel chriſtlicher Geiſtigkeit und Tiefe, welchen kein jüdiſcher Blick fortan mehr hat ertragen können. Es iſt Alles neu in dieſem Evangelium und doch iſt das ganze alte Evangelium darin, nur in neuer, höherer, tiefſinnigerer Weiſe. Vorzüglich hat es, außer dem urſprünglichen ſelbſt, das auch am entſchiedenſten pauliniſche, das Evangelium nach Lucas benutzt, aber beide ſo von eigenſtem Geiſte aus, daß wir ein Werk ganz aus Einem Guſſe haben, bei dem nur ſelten noch wörtliche Benutzungen vortreten. Alles in dieſen Evangelien hat hier einen neuen höhern Sinn erhalten, oder der tiefere Sinn, der für den Blick des fortgeſchrittenen Bewußtſeins, wie ſo vielfach ſchon bei Juſtinus, bei noch ſpätern Schriftſtellern aus den ältern Evangelien ſich erzeugte, iſt hier nun auch zu ſeiner factiſchen Darſtellung gekommen.

Knüpft ſich aber hieran die Frage: „Welche Folge hat nun das Hervortreten dieſer Frucht des ganzen Ringens jener Zeit gehabt?" ſo gibt unſer Autor im neunten Capitel unter der Ueberſchrift „Der Erfolg des höchſten Evangeliums oder der Hervorgang der altkatholiſchen Kirche" Antwort auf dieſe Frage und erſchöpft hiermit im Weſentlichen die Hauptaufgabe ſeines Werks. Hierbei zeigt ſich einerſeits, welchen bedeutenden Einfluß das Logosevangelium auf die innere Geſtaltung der Kirche hatte: „das Judenchriſtenthum, ſoweit es noch mit der Apokalypſe dachte, war von dieſem neuen Johanneiſchen einem Seher, der nun wahrlich in die Tiefen der Gottheit geblickt hatte, völlig überwunden", auch in der Paſſahfrage ward das neue Evangelium ſichtlich von maßgebendem Einfluſſe; der Montanismus iſt an ihm allmälig aber ſo zugrunde gegangen, wie die ſinnliche Paruſie-Erwartung durch ſie verdrängt worden iſt; die Logosanſicht iſt die Grundlage der ganzen ſpätern Kirchendoctrin (der Trinitätslehre) geworden, und durch den Abklärungsproceß, der ſich im Logosevangelium vollzogen hatte, iſt die eine allgemeine (katholiſche) Kirche zu der innern Geſtaltung gelangt, bei welcher Petrus und Paulus das Schibboleth der Kircheneinigung bilden. In der Judas-Epiſtel, noch mehr in dem zweiten Hirtenbriefe des Petrus iſt dies katholiſirende Beſtreben nach dem wegbahnenden

organg des Evangeliſten ſeinen reinſten Ausdruck funden. Andererſeits dagegen zeigt ſich, wie das Jo-nnes-Evangelium ohne allen Sieg in ſeinem Kampfe gen das drohende Uebergewicht der Hierarchie, gegen Petrus-Autorität im Beſondern, alſo ohne Einfluß f die äußere Ordnung der Kirche geblieben iſt, wie lmehr unaufhaltſam die klerikale Herrſchaft ausgebildet, bischöfliche Allgewalt ſeit 180 n. Chr. nirgends mehr ſtritten und der Primat Petri zur unzweifelhaften An-kennung gebracht wurde. Auch dieſem hierarchiſchen wecke dienten eine Zahl in jener Zeit entſtandener Schrif-unbekannter Verfaſſer: der Anhang zum Johannes-vangelium (Capitel 21), der erſte, eigentlich zweite, Brief Timotheus, die ſieben Briefe des Ignatius und die iedererkennungen (Recognitionen) oder Unterredungen omilien) des Clemens. Dieſe letztere Schrift insbe-ndere iſt frühzeitig mehr oder weniger entſchieden als ction' oder Roman erklärt worden. Aber wer ſollte es auben, daß auf dieſem Romane der Hauptroman aller hriſtenheit, nämlich das römiſche Papſtthum ſelbſt ge-ichtlich beruht? In Anſchluß an dieſe kirchlichen Er-heinungen gleichzeitig mit dem Biſthum iſt auch der chriftkanon heiliger Schriften Neuen Teſtaments ſei-m Hauptbeſtande nach zu allgemeiner Anerkennung ge-mmen und

r reformatoriſche Fortſchritt über das Mittelalter hat vor m den biſchöflichen Bann, dieſen einen Theil altkatholiſcher adition, durchbrochen, den Kanon heiliger Schriften Neuen ſtaments dagegen hat er beibehalten. Mit allem Recht auch dieſe Sammlung urchriſtlicher Schriften bewahrt, und ſie die reinſten Träger wahrhaft chriſtlicher Lehre bei aller ſchiedenheit der Standpunkte über alle ſpätern Kirchen-ngen hin erhoben und heiliggehalten worden. Es iſt bleibt dieſe Sammlung mit der heiligen Literatur des n Volks des einen Gottes das unentbehrliche Grund- und angsbuch für alle Kirche, die unverrückbare Grundlage für chriſtliche oder wahrhaft menſchliche, an die geſchichtliche wickelung anknüpfende Bildung, zugleich ein unerſetzlicher atz für jede private und öffentliche Erbauung. Nur darf auch nicht mehr als das Angegebene werden, kein Bann die freie geſchichtliche Forſchung, oder gar götzendieneriſch die Stelle des lebendigen Wortes Gottes geſetzt werden, wel-allein der geſchichtliche Jeſus Chriſtus ſelbſt iſt, wie ihn Apoſtel in Wahrheit verkündet haben. Die Bibel iſt das B-C, Jeſus Chriſtus aber das A und O, Anfang und e des Wortes von Gott.

Ein Bedenken allerdings könnte ſich noch gegen die geſchichtliche Betrachtung aller dieſer urchriſtlichen riften erheben: das Bedenken eines frommen Betrugs Anſehung der Verfaſſer der Mehrzahl von ihnen, rn von den neuteſtamentlichen Schriften nur die vier auliniſchen Briefe, an die Galater, Korinther und mer in dieſer Folge, dem Apoſtel zweifellos an-ören, und nur möglicherweiſe die Apokalypſe dem oſtel Johannes, der Philemon-Brief dem Paulus ſt beizulegen iſt. Dieſes Bedenken erledigt ſich jedoch ls vom Standpunkte des Alterthums überhaupt, theils ch die urſprüngliche Anonymität einer Reihe jener hriften, denen erſt die Folgezeit ihre perſönlichen Na-n verliehen hat. Dies gilt beiſpielsweiſe von den Evangelien. Erſt in ihrer Zuſammenfaſſung in Ein Buch ſind alle vier Evangeliſten, mit ſolchen charakteriſti-ſchen Namen bezeichnet, ſo unterſchieden worden. Nur die Unterſchiebung der Clementinen und die Verfäl-ſchung des Polykarpus-Briefs durch den Verfaſſer der Ignatius-Märtyrerſchreiben ſind bewußter Betrug auf dem Gebiete der urchriſtlichen Literatur. Einmal aber berühren ſie den neuteſtamentlichen Schriftkanon nicht; und ſodann

gehören dieſe beiden Fictionen auch charakteriſtiſch genug zum Beginne der altkatholiſchen Kirche ſelbſt und verfechten in höch-ſter Inſtanz das Machtbegehren des Klerus, der ſich einmal für ſo allberechtigt hält, als es Gott iſt, zu deſſen höherer Ehre er auftreten will. Alle übrigen frühern Einkleidungen im Namen von Apoſteln ſelbſt ſind nicht blos durchaus harm-los, ſondern haben auch ihr volles ideales Recht. Es gehört zu dem geiſtigen Leben dieſer erſten Chriſten, ſich bewußt zu ſein, nicht in eigenem Namen und eigenem Intereſſe zu der Gemeinde Gottes zu reden, ſondern wie für den durch ſeine größten Apoſtel geoffenbarten Herrn und Heiland Aller, ſo auch im Sinne und Geiſte dieſer Träger des wahren, alſo ur-chriſtlichen Gottesgeiſtes.

Die Verfaſſer unſerer neuteſtamentlichen Schriften waren überzeugt, das Gemeinbewußtſein auszuſprechen; daher, je nach ihrer verſchiedenen Zeit, das ideelle Recht dieſer Schriften.

Umſomehr behält auch ihre allgemeine kurze Benennung bleibende praktiſche Bedeutung, gar für die Kirche oder für alle Kreiſe und Fälle, in denen es auf unmittelbare Erweckung zum Leben im Geiſte, auf Erbauung, nicht auf geſchichtliche Erörterung ankommt, die nur um ſo geſchickter machen wird, das Leben, das ewig Lebendige und ſo wahrhaft Erbauende darin zu erfaſſen. Durch ihr Weſen, ihre erbauende Kraft ſind und bleiben ſie heilige Schriften, durch welche apoſtoliſcher Geiſt, wenn auch in noch ſo großer Mannichfaltigkeit der Zun-gen und Zeiten, der Standpunkte und Beſtrebungen, geredet hat und zum grundlegenden Heil für alle Welt auf immer redet.

Mit dieſer Erklärung beendet Volkmar die bezeich-nete Hauptaufgabe ſeiner „Religion Jeſu": Nachweis ihrer erſten Entwickelung bis zum Hervorgang der alt-katholiſchen Kirche und in demſelben eine Einleitung zum geſchichtlichen Verſtändniß der neuteſtamentlichen Schriften, beides an der Hand der geſchichtlichen Kritik.

Allein das Urchriſtenthum hat eine höhere Bedeutung als blos zu dieſer erſten Kirchengeſtalt geführt zu haben. Es trägt einen göttlichen Lebenskeim in ſich, der durch die katho-liſche Kirche oder den mit jener Geſtalt zunächſt beginnenden Erſtarrungsproceß nicht abſorbirt worden iſt. Geſchichte und Literatur der erſten Chriſten haben für alle Folgezeit die Bedeu-tung unmittelbarer Offenbarung und ſo auch ihre unmittel-bare, die heiligſte Beziehung auf die Gegenwart ſelbſt.

Darum reiht der Verfaſſer den neun Capiteln ſeiner Schrift noch ein zehntes an, in welchem er „Die Hauptepo-chen der Kirchenentwickelung, die neuere Naturanſchauung und die Kritik der katholiſchen Tradition", Alles freilich nur in kurzen Zügen zum Zwecke der Ueberſichtlichkeit, darſtellt und ſo den Leſer bis herein in die Gegenwart mit ihren kirchlichen Erſcheinungen führt. Die erſte der drei Haupt-epochen der Kirchenentwickelung iſt die chriſtologiſche Epoche; ſie dauerte bis ins 6. Jahrhundert und ſtellte

in der Trinitätslehre das Dogma von dem Verhältniſſe Chriſti als des abſolut gotteinigen Menſchen zu Gott feſt. Sie zerfällt innerlich wie äußerlich in zwei Hauptperioden: die „frei katholiſche“ Zeit bis zur Aufnahme des Chriſtenthums in den römiſchen Staat, bis zu der vom Kaiſer der Oekumene berufenen Synode zu Nicäa 325; ſie iſt zugleich eine ſubſtantiell-productive, und die kaiſerlich beſtimmte oder ökumeniſch-katholiſche Periode bis zu Juſtinian, dem letzten Beherrſcher des Oſtens wie Weſtens. Ihre Productivität iſt mehr die der Conſequenz, eine weſentlich durcharbeitende. Sie endet mit der letzten ökumeniſchen Synode unter Juſtinian zu Konſtantinopel 553. Hand in Hand ging mit der chriſtologiſchen Entwickelung die Verbreitung des erhöhten Kreuzes ſowie die Ausbildung der Kirchenverfaſſung, des Cultus und der Sitte. Auch die Frage nach der Stellung des einzelnen Menſchen zu dem abſoluten Menſchen trat im Abendlande beſonders durch Auguſtinus ſchon hervor; erſt in der zweiten Aera der chriſtlichen Entwickelung jedoch kam ſie zur Durchbildung. Dieſe zweite Aera war die hierarchiſche Epoche. Ihre Aufgabe war es, die Herrlichkeit des Gottmenſchen auch in der weltlichen Wirklichkeit zur Herrſchaft gegen alle Völkermacht zu erheben. Vollzogen ward dieſelbe von der lateiniſchen, kaiſerfrei gewordenen Kirche oder dem römiſchen Papſtthum, während die orientaliſche byzantiniſche Kirche mit ihrem Genügen bei bloſer richtiger Chriſtologie in ein Leben des Traums, der Schlaffheit, neuer Knechtſchaft verſank. Die Ausbildung des Cultus, zumal des Mariendienſtes, war Wirkung und Träger dieſer Kirchengewalt, die ihren Höhepunkt in Innocenz III. erreichte. Recipiren, Sammeln und Erhalten des von der Kirche Gegebenen, dann objective Verſtandesbetrachtung, Scholaſtik bildeten die theoretiſche Thätigkeit des hierarchiſchen Zeitraums. Die Keime des Verfalls zeigten ſich ſchon unter Innocenz in den Albigenſern. Sie waren die erſten Vorkämpfer der Reformation, deren ſich Innocenz nur durch Kreuzzüge gegen ſie erwehren konnte. Von hier aus beginnt die dritte Epoche, die der Reformation. Anfangs und in Wiclef, Huß und der Myſtik ſich fortſetzend war ſie nur ringend, in allen ihren Beſtrebungen noch ohne rechtes Maß und ohne die rechte Tiefe; perſönlich durch den Luther Deutſchlands und aller Chriſtenheit, wie durch den Zwingli der deutſchen Schweiz ſo auch für alle Chriſtenheit, ſachlich durch den Satz: „Durch den Glauben, durch die Hingebung an Chriſtum allein werden wir gerecht“, iſt die Reformation ſiegend geworden; dieſe evangeliſche Grundwahrheit iſt das große Panier der ganzen neuen Weltgeſchichte, die Grundlage für alle die geiſtige Regung, Erleuchtung, Sittigung, Befreiung, welche aus dem Boden der Reformation der in Chriſto freien Chriſtenheit emporgeſproßt iſt. Hierin beſteht die Subſtanz in allen Bekenntniſſen der nur in der Ausführung divers gewordenen Kirchen der Reformation. Und ſie ſollten wir je verleugnen können? Im innigen Zuſammenhange aber mit der Reformation ſteht die neuere Naturanſchauung. Theils iſt ſie [illegible] eine Frucht der erſtern, theils hat ſie den Grundſätzen der Reformation zu ihren bisherigen Siegen verholfen: die Anſchauungen der Alten vom Weltgebäude, von Himmel und Hölle ſind ſeit Kopernicus, Galilei und Newton ebenſo untergegangen, wie infolge derſelben die Meinung von Engelerſcheinungen und von übernatürlichen Wundern.

Doch hat es nicht fehlen können, daß ſeit dem Hervorgang des vollen, immer bewußtern Gegenſatzes zu der Naturanſchauung, welche in der ganzen alten Kirche und ebenſo im Alten wie Neuen Teſtament durchgreifend vorliegt, zuerſt der Untergang für die Kirche und alles Chriſtenthum ſelbſt geſucht worden iſt.

Die Deiſten Englands, Frankreichs und Deutſchlands haben ſich bis zur Vergötterung der ſogenannten reinen Vernunft verirrt; mit neuer Lebendigkeit iſt dieſe kirchenſtürmeriſche Tendenz in der neueſten Naturforſchung erwacht, der roheſte Materialismus iſt in ihr zur Erſcheinung gekommen. Aber dieſe ganze Erhebung des Materiellen zum Abſoluten und Einzigen trägt wiſſenſchaftlich vollen Widerſpruch in ſich und nimmermehr kann irgendeine Naturbetrachtung die Religion ſelbſt berühren, in je größerer geſchichtlicher Treue und Wahrheit dieſe erfaßt wird; nur immer reiner und unmittelbarer kann ihre verſöhnende, ſittlichende, erlöſende Kraft werden. Aber noch einflußreicher als alle Naturforſchung zur Erfüllung der weltgeſchichtlichen Aufgabe der Reformation iſt die philoſophiſche und geſchichtliche Kritik ſeit dem letzten Jahrhundert geworden. Angebahnt von Semler und gepflegt von Kant, war ihre erſte, auf die Dauer unhaltbare Form jener proteſtantiſche Rationalismus, der auf neuteſtamentlichem Gebiete in den natürlichen Wundererklärungen von Paulus in Heidelberg ſeinen Höhepunkt erreicht und auf gleiche Weiſe die bibliſche Glaubenslehre mishandelt hat. Wohlverdientermaßen theoretiſch und dann auch mit vollem Rechte praktiſch von dem ſogenannten Myſticismus aus ſeiner Poſition verdrängt, vollendete der Fortſchritt der Philoſophie über Kant hin, im Beſondern durch [illegible] Schelling, Hegel, Schleiermacher, wiſſenſchaftlich innerhalb der Kirchenlehre den Untergang jener oberflächlichen [illegible] und geiſtloſen Auffaſſung. Nur hinſichtlich des Lebens Jeſu waren alle dieſe Philoſophen und Theologen ziemlich einig in der abſoluten Willkürlichkeit, indem [illegible] ein Jeder Das aus den vier Evangelien [illegible] was ihm gerade am meiſten zu entſprechen ſchien. Dieſer Willkür trat in voller Würdigung des Lebens Jeſu zuerſt Strauß (1835) entgegen. Sein „Leben Jeſu“ [illegible] die Conſequenz des gegen den alten Rationalismus [illegible] Recht erwachten Beſtrebens, Jeſum Chriſtum ſelbſt [illegible] Mittelpunkt aller wahren Religion zu erfaſſen. [illegible] ginnt das zweite Stadium der proteſtantiſchen [illegible] deren negatives Ergebniß in Ludwig Feuerbach [illegible] Bruno Bauer culminirte. Ferdinand Chriſtian [illegible] in Tübingen und ſeine Forſcherſchule haben den [illegible] ſchritt zur poſitiven Kritik auf geſchichtlichem [illegible] die Bahn gebrochen und den Blick der Kritik über [illegible]

s Kreis unſerer Evangeliſten hier auf das
iet des Urchriſtenthums, auf das nachapoſto-
lter überhaupt zu erweitern begonnen. Es
s Verdienſt, die große Differenz zwiſchen
enthum und Paulinismus in der urchriſt-
der beiden erſten Jahrhunderte in ihrer gan-
ttung erfaßt und zur Erklärung jener Zeit
zu haben.

nnoch hat die ganze Darſtellung von Baur etwas
friedigendes, ſodaß auch Solche, die das Recht der
für ihre freie Forſchung völlig in Anſpruch neh-
e Wege zu ſuchen bemüht waren. Das Weſen
en Kritik beſteht nämlich darin, das Wahrſchein-
die traditionelle Anſicht zu ſuchen.

ioden iſt der der geſchichtlichen Hypotheſe, auf
Wahrſcheinlichkeiten, alſo im Grunde nur
ten geſucht werden, ſodaß es aber bei einem
hen Schwanken über faſt Alles, zugleich über
htlich und kirchlich Wichtigſte, über den Her-
es Chriſtenthums und über die Perſon Jeſu
tiefſten Dunkel bleibt. Der einflußreichſte
um dieſer geſchichtlichen Hypotheſenkritik iſt
nung des Marcus als Urevangeliſten. Hieraus
ie Nothwendigkeit eines Fortſchritts zur rein-
en abſoluten Kritik der katholiſchen Tradition
Er beſteht überhaupt darin, alle ältere Kritik
n. „In dieſer abſoluten Durchführung der ge-
Forſchung führt ſie aber zur vollen Verſöhnung
irche, die von der katholiſchen Menſchenſatzung
eſu Chriſto allein gebunden iſt.“
llem dem ergibt ſich dem Verfaſſer von ſelbſt,
fgabe die Gegenwart an alle Gebildeten der
t: lebendigſte Theilnahme aller Gebildeten an
der Reformation. Sie, die proteſtantiſche Kirche,
angelium mit ſeiner befreienden, verſöhnenden,
raft zur Grundlage aller Erbauung gemacht
as Salz der Erde. Aus dieſer Theilnahme
Geſchlecht und Alter reicher Segen für Ge-
Leben erwachſen. Wie mannichfach aber auch
ten und Geſtaltungen der Kirche und des
ms wechſeln, Eins bleibt durch Alles und
hin der eine Grund: „Jeſus Chriſtus geſtern
und derſelbe in Ewigkeit.“ Mit dieſer Er-
det die Schlußbetrachtung, deren bereits ein-
er Berichterſtattung gedacht worden iſt.

---

el — oder im Verhältniß zu dem Reichthum
s ſo wenig — über den Inhalt der „Religion
Beurtheilender Einſchaltungen haben wir uns
htlich faſt gänzlich enthalten. Wir wollten
Bericht erſtatten und das Buch wie es iſt
n zur Anſchauung bringen. Dagegen halten
ſachgemäß, zu demſelben Zwecke unſern Be-
durch einige Bemerkungen über die Behand-
des vorſtehend ſkizzirten Stoffs zu vervoll-
wobei wir die materielle und formelle Seite
unterſcheiden.
nun zunächſt die materielle Seite des Buchs betrifft, ſo würde daſſelbe allerdings einen gelehrtern Anſtrich erhalten haben, wenn der Verfaſſer nach dem gangbaren Gebrauch deutſcher Gelehrter die ſich ihm darbietenden zahlreichen Gelegenheiten zu wiſſenſchaftlichen Citaten und anmerkungsweiſen Excurſen ausgebeutet hätte. Auch wäre dies für ihn eine leichte Mühe geweſen. Denn die von ihm ſelbſt bekanntermaßen früher angeſtellten kritiſchen Unterſuchungen über die verſchiedenen Evangelien, über Hippolytus, über die Schriften und die Zeit Juſtin's des Märtyrers, über Simon Magus, über Clemens von Rom u. ſ. w., ſowie ſeine ausgebreitete Kenntniß der einſchlagenden Literatur hätten ihm weiter nichts als die Arbeit des Ausſchreibens verurſacht. Allein einmal wäre dadurch der Umfang des Werks weſentlich erweitert und der Preis vertheuert worden; ſodann aber hat ja Volkmar einen Leſerkreis von gebildeten Männern und Frauen im Auge gehabt, dem es um Reſultate, nicht um Forſchungen, um ein Gebäude, nicht um das Gerüſt zu demſelben zu thun iſt. Mit klarem Bewußtſein alſo dieſes Perſonalzwecks hat derſelbe ſich begnügt, die betreffende Literatur, ſoweit ſie von ihm ſelbſt herrührt, in dem Vorworte, und die fremde in beſondern Anmerkungen aufzuführen. Nur hier und da ſind im Laufe der Darſtellung ſelbſt die Quellen namhaft gemacht. Auf dieſe Weiſe iſt das Intereſſe des Fachgelehrten ausreichend berückſichtigt und doch das überwiegende Nichtintereſſe des Laien an derartigem Beiwerke zum namhaften Vortheile für die Handlichkeit, Billigkeit und Genießbarkeit des Buchs bevorzugt. Ebenſo hat der Verfaſſer bei aller Rückſicht, die er geiſtesverwandten und gegneriſchen Genoſſen in der theologiſch-kirchlichen Arbeit der Zeit geſchenkt hat, den darſtellenden Charakter möglichſt wenig durch antithetiſche Erörterungen unterbrochen und polemiſche Discuſſion thunlichſt vermieden. Auch das iſt eine materielle Lichtſeite ſeiner Schrift. Denn dem Laien fehlen die wiſſenſchaftlichen Vorbedingungen zur ſelbſtändigen Einſicht in die Streitfragen und es gelüſtet ihn auch nicht nach Mitbetheiligung an denſelben. Eine ruhig verlaufende Darlegung der unter Kampf gewonnenen Ueberzeugungen unter friedlicher und unparteiiſcher Andeutung der weſentlichſten Differenzen ſagt dem nach Belehrung und Erbauung verlangenden Leſer beſſer zu. Und eben dieſe gewährt das Buch, wie es denn auch ſich ſelbſt „ein Werk des Friedens“ nennt, und von ſeinem Urheber am Schluſſe des Vorworts mit dem Wunſche begleitet wird:

> So gehet denn hin, ihr friedlichen Blätter, in alle Welt, beſonders in dem deutſchen lieben Vaterland umher, und helft verſöhnen und erquicken, verdüſterte Gemüther aufhellen, bange zweifelnde Herzen aufrichten, den Uebermuth aber, jeglichen Uebermuth aufheben in die rechte Demuth, in die freudige Unterordnung unter das Eine Joch, Jeſu Chriſti! Helft mehren das Reich des Friedens und der Wahrheit, der Liebe und der Gerechtigkeit, fördern die Grundlage aller öffentlichen Wohlfahrt, die Kirche der Reformation.

In gleicher Weiſe günſtig läßt ſich über die formelle Beſchaffenheit des Buchs urtheilen. Denn nicht nur iſt das Ganze nach einem höchſt umſichtigen Plane ange-

legt, ſondern auch innerhalb deſſelben ſind die einzelnen Partien ſo wohl gruppirt, daß ſich hieraus der große Vorzug der Klarheit und Durchſichtigkeit ergibt. Daß dem ſo ſei, wird der von uns gegebene Auszug bezeugen, ſofern es eben nur vermöge dieſer formellen Eigenſchaft möglich war, die Umriſſe des Ganzen mit Beſtimmtheit herauszuheben und das Einzelne in eine Copie zuſammenzudrängen, die bei aller Gedrängtheit doch die Grundzüge des Originals deutlich wiedergibt. Geht aber nicht ſelten dem eigentlichen Gelehrten die Gewandtheit ſprachlicher Darſtellung in Periodenbau und treffendem Ausdruck mehr oder weniger ab, und fehlt noch häufiger dem theologiſchen Schriftſteller die ſeinen Stoff in wohlthuender Weiſe durchdringende, den Leichnam der Gelehrſamkeit belebende Wärme, ſo macht „Die Religion Jeſu" hiervon eine der rühmlichſten Ausnahmen; ihr Periodenbau iſt einfach, ihr Ausdruck edel-populär, ohne allen jenen hohlen Bombaſt und ohne alle die Trivialität, in denen ſich heutzutage ein gutes Theil der Wortführer auf kirchlichem Gebiete gefällt. Wie warm aber Volkmar geeigneten Orts ſeinen Stoff behandelt, lehren unter Anderm ſchon Stellen, wie die in unſerm obigen Referate erſichtlichen über die Herrlichkeit des Johannes-Evangeliums und über die Würde des neuteſtamentlichen Schriftkanons. Noch wärmer aber wird, zur Begeiſterung ſteigert und in das Gewand des Redners kleidet ſich ſeine Sprache da, wo er gegen Ende ſeiner gelehrten Erörterungen die Folgen der reinnegativen Kritik und den Segen poſitiv gewordener ſchildert, und wir können uns nicht verſagen, dieſen Ausdruck ebenſo wahrer Anſchauung, wie tiefer Empfindung hier zu wiederholen.

Es iſt nicht zu leugnen, die ununterbrochen aufeinandergefolgten Gewitterſtürme der negativen Kritik haben wie ein Hagelſchlag das Saatfeld religiöſen Lebens ſchwer getroffen. Gerade ſoviel kühn und frei Emporſtrebendes iſt davon geknickt, während ſo manches Unkraut oder doch taubes, unfruchtbares Kraut um ſo üppiger danach emporgewuchert hat. Doch auf dem Gebiete des Geiſtes kann wol gebeugt, das Wahre nie zerſtört werden. Einen ſo öden Anblick auch dies Saat- oder Brachfeld bieten mag: die Hand aufs Herz, die Religion Jeſu iſt nie zerſtört, nie anders als von der Deſperation des Unverſtandes und ſich richtenden Uebermuths berührt worden, der dann ganz zerſchellen ſollte. Auch die von der betonten Form abgeſtoßenſten und verdüſtertſten Gemüther haben immerfort im Allerinnerſten ihre geheime Nahrung gehabt und behalten aus dem göttlichen Leben Jeſu und ſeiner ewigen Wahrheit. Sie haben ihr Korn bewahrt, um in dem neudurchfurchten, um ſo gereinigtern Boden ein um ſo höheres, volleres Leben zu entfalten.

Der Gottesfrieden jedes Morgen- und Abendgebets, der ewig reich und höher iſt denn alles Verſtehen, wird immer reicher und umfaſſender werden, je inniger Gott im Geiſte Jeſu erfaßt wird, die Seligkeit der Weihnachtsfreude immer reiner, je heller das Licht aufgegangen iſt, eben auch über Bethlehems Hütten, von dem Menſchenſohne, der Gottesſohn iſt und darum auch allein der Erbe David's, die Erfüllung aller Verheißung von Anbeginn. Die ſtille Feier des bangſten Leidens wird um ſo ernſter und tiefer ſein die Feier des erſten und letzten Opfers für Alle. Der Oſterjubel aber immer lauter und erweckender, je klarer das Licht ſeiner Auferſtehung geworden iſt. Der Feſttag ſeiner Erhebung zur Rechten der Macht, ſeiner Herrſchaft und ſeines Kommens zum Gericht für alle, alle Menſchenwelt wird immer allgemeiner erhöhen und erneuen. Die Pfingſtzuverſicht immer getroſter ſein, gerade ob der Mannichfaltigkeit der Zungen, durch welche das Eine Evangelium von Anbeginn geſprochen hat, auch gleich viel ob pauliniſch, petriniſch, johanneiſch oder noch allgemeiner apoſtoliſch. Das Nachtmahl des Gekreuzigten wird immer reicher wahrhaftigen Bruder- und Schweſterſinn erwecken, indem wir Alle gleich arm und gleich niedrig, durch den Einen gleich reich und gleich hoch ſind. Und immer allgemeiner wird man erkennen, wie gar nicht zu entbehren, zu erſetzen gerade eine ſinnliche Bezeugung, und gerade dieſes Denkzeichen der Taufe iſt für Jeden, daß bloßes Naturſein und Geburt nicht den wahren Menſchen macht, daß es gilt rein ſein und rein werden geiſtig, von Gott aus durch Jeſu erlöſende Zucht. Und wer könnte, wer möchte noch einen Sonntag Gottes, einen Gedenktag des Sieges des Auferſtandenen entbehren, um Den in ſeiner Gemeinde zu preiſen, der der Eine Herr iſt über Alles, was hoch ſein mag auf Erden. Auch nicht um Menſchen zu hören, ſondern Gottes ewiges Wort aus der Urzeit wahrhaftigen Menſchwerdens, zur Mahnung zu wachen über das ſchwache Herz, über Haus und Gemeinde, und ſoweit das Gebet und das Vermögen eines Jeden reicht, auch über das Vaterland. Je lebendiger und voller aber die Gemeinde Gottes in Jeſu überall wird, um ſo ſicherer wird es auch zu um ſo höherer Erneuung des urchriſtlichen [illegible] kommen. Es bedarf nur immer klarerer Selbſtbeſinnung, und dazu hat dieſe treue Erforſchung jenes Urbeginns des Evangeliums von Jeſu Chriſto; dem Sohne Gottes, im Beſondern anregen wollen.

Nachdem wir aber auf dieſe Weiſe das Buch nach Bedeutung, Inhalt und Beſchaffenheit charakteriſirt haben, wünſchen wir noch demſelben recht zahlreiche und denkende Leſer. Daß die letztern zu mancher Frage ſich angeregt fühlen werden, welche in dem Buche ſelbſt keine oder nicht genügenden Beantwortung findet, liegt in der Natur des Gegenſtandes und in ſeiner nothwendigerweiſe zum Theil ſummariſchen Behandlung. Jedenfalls iſt auch dieſe Anregung ein Gewinn, der ausgeſprochenermaßen im Zwecke des Buchs liegt, und es kommt nur darauf an, ſich denſelben durch eigenes Nachdenken oder anderweite Belehrung fruchtbar zu machen. Uebrigens werden der echten Wiſſenſchaft auf dieſem Gebiete immer Fragen zu erörtern bleiben; nur die Theologie des Hochmuths verkennt es, daß alles Wiſſen Stückwerk iſt.

105.

A. von Sternberg über das vormärzliche Berlin.

Erinnerungsblätter von A. von Sternberg. Dritter [illegible]. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 24 Ngr.

Den beiden erſten Theilen der Sternberg'ſchen „Erinnerungsblätter" die wir in Nr. 11 d. Bl. f. 1856 beſprochen haben, iſt [illegible] in anderm Verlage, ein drittes gefolgt, wieder klein im [illegible] aber reich an anziehenden intereſſanten Détails. Der [illegible] ſchildert darin, wie es im Anfang der vierziger Jahre, als [illegible] ſchon allerlei verdächtige Sturmvögel blicken und [illegible] Wetterzeichen wahrnehmen ließen, in den höhern [illegible] Berlins ausſah; er führt uns bei Hoffeſten, in die [illegible] der Vornehmen und in die Kreiſe der ſtimmführenden [illegible] ſchen und künſtleriſchen Notabilitäten ein. Man tanzte und [illegible] ſirte ſich damals nicht gerade auf einem Vulkan, hierzu [illegible] die grollenden Kräfte nicht elementariſch genug; aber [illegible] tanzte über Kellern voll künſtlich zubereiteten Pulvers, bei [illegible] die brennende Lunte lag. Die Stimmung war eine [illegible] unbehagliche, aber doch eine erregte, keine ſo [illegible]

Man lebte noch in poetiſchen Illuſionen, auf der
uf der andern Seite; man glaubte noch an eine
ität der Menſchennatur, an die Kraft blos morali-
lſe, an die hohe Miſſion der Poeſie und der
immer noch neben den materiellen Mächten eine
tende Stellung behaupteten und nicht in dem
etzt den letztern dienſtbar waren. Es lief dabei viel
unter, denn die moraliſche und äſthetiſche Ver-
er Maſſen wie der Gebildeten ſchritt im Geheimen
g vorwärts; aber dieſe Täuſchungen warfen doch
ein verklärendes Licht auf die geſelligen Verhältniſſe;
äuſchungen gruppirte man ſich und fühlte ſich we-
ter den Gleichgeſinnten wohl, von denen Alle das
n, um einander im Glauben an ihre Illuſionen
. Man war wol auf einen großen Kampf, der früher
eintreten müſſe, gefaßt, aber auf jeder Seite rech-
uf entſchiedenen Sieg und gewaltige Reſultate.
das Schickſal mit jener Zuverſichtlichkeit heraus,
eine gehobene Stimmung verleiht. Der Kampf
ein als man erwartete, beide Theile wurden trotz
eitungen in gleicher Weiſe davon überraſcht, und
wurde ſchließlich in einer Weiſe beendigt, daß die
elbſt kaum wiſſen, ob ſie ihren Sieg ihrer eigenen
Ueberlegenheit oder dem Unverſtand der Unterle-
nken. Ein ſolches Reſultat iſt nur geeignet, nach
hin die Verſtimmung, die Vereinzelung und das
ller gegen Alle zu vermehren. Man ſucht Schutz
teriellen Intereſſen, die, wie man uns ſagt, den
Kitt abgeben. Aber welche Intereſſen ſind ſo ge-
gerade die materiellen, ſchließlich aufeinanderzu-
in Kampf zu 'gerathen, mögen ſie auch noch ſo
ander Hand in Hand gegangen ſein? Nur einem
ichen Princip geſellt ſich jene Fähigkeit der Selbſt-
d Selbſtentſagung, die allein Dauer und Beſtand

Sternberg hat die Salons und das höhere Ge-
en ſtudirt wie ein Naturforſcher. Er beſuchte die
t ſowol um ſich zu amüſiren, als um ſie zu er-
zu beſchreiben, in allen ihren Species und Erem-
n Arten und Unarten. Er ſelbſt liebt den feinen
der geleckte Firniß blendet ihn nicht über den
im innern Holzwerke. Kein Deutſcher könnte uns
childern wie Sternberg, und wenn er es auch könnte,
nicht ſo wollen. Denn ohne Indiscretion laſſen ſich
ungen der höhern Salons nicht gründlich ſchildern.
dieſe Indiscretion auch Muth and Offenheit nennen.
ſind ja auch keine Ausſchnitte des Privatlebens,
Stück öffentlichen Lebens. Die Mittheilungen
en von Mund zu Mund, ihre Geheimniſſe ſind
heimniſſe, und ſo iſt nur noch ein ganz kleiner Schritt
tlichung derſelben in Büchern. Große Ehrfurcht
ſe ſchillernden Seifenblaſen des modernen Lebens
ht. Sie verſtoßen gegen die Sittlichkeit nicht,
räſentiren auch nicht die Sittlichkeit. In der Re-
man in ihnen auch nur die Langweile durch Lang-
nterer Form. Similia similibus! Die Salons haben
n Glanz ſchon längſt verloren und ſcheinen im Ver-
griffen zu ſein, ſelbſt in Paris, ihrer ehemaligen
Die Vertreter der Plutokratie haben zu viel Zah-
c, um das zu einem Salon nöthige geiſtige Par-
nen zu laſſen; ihnen iſt es mehr um Schauſtellung
ums als um ſonſt etwas zu thun. Das Streben
machung des Individuums läßt eine innige Hin-
Salongeſelligkeit, wie ſie ehemals war, jetzt nicht
men; auch befindet ſich, wie Sternberg in ſeinem
rkt, die Geſellſchaft ſeit den letzten Jahren „in
f untereinander, der bis in die höchſten Schichten
is in die niedrigſten hinabreicht". Endlich haben
ie Männer im Ganzen den Werth der Zeit beſſer
ſchätzen lernen, ſie ſind nicht ſo geneigt wie ehemals, ſie in geſellſchaftlichen Nichtigkeiten zu vertändeln; ſie ziehen ſich mehr zurück, ſei es auch nur, um ſich in minder koſtſpieliger und zeitraubender Weiſe mit ſich ſelbſt zu langweilen.

Die angenehme Weiſe zu erzählen und zu plaudern, wie ſie Sternberg eigen iſt, beſitzt unter den Deutſchen wol Keiner, außer etwa Pückler-Muskau. Bürgerliche Autoren werden ihnen auch vergebens nacheifern, und ſollten es überhaupt bleiben laſſen; denn ſie ſind in einer ganz andern Atmoſphäre aufgewachſen. Sternberg hat eine ſo ungezwungene pikante und feſſelnde Art zu ſchreiben, daß, wenn man erſt zu leſen angefangen hat, man das Buch nicht wieder aus den Händen legt, bis man damit zu Ende iſt. Sternberg haſcht nicht nach geiſtreichen Wendungen, und iſt doch geiſtreich, wenigſtens weltmänniſch geiſtreich. Die Indiscretion, womit er Perſonen ſchildert und Anekdoten erzählt, iſt ſtets allerliebſt, wenn man ſie auch nicht immer billigen möchte. Aber er kennt ſeine Leute, und wird ihnen gegenüber ſeine Indiscretionen zu verantworten wiſſen. Wie über die Geſellſchaft, ſo macht er auch über Gegenſtände der Literatur oft äußerſt treffende Bemerkungen; er ſchont dabei weder Feind noch Freund, und wenn er ſchon zu einſeitig auf dem Boden der modernen Eleganz ſteht, ſo empfindet er doch immer ſehr richtig, wenn dieſe Eleganz bei Andern in bloße ungeſunde Künſtelei ausartet. Es ſchiene uns für Sternberg eine Aufgabe zu ſein, eine Charakteriſtik der modernen Literatur, namentlich in ihren Zuſammenhängen mit der Literatur des Rococozeitalters zu ſchreiben. Keiner wäre wol ſo geeignet wie er, Das, was man Modernität nennt, auf gewiſſe Geſetze und Regeln zurückzuführen und ſie in die Schranken des geſunden Menſchenverſtandes zu bannen. Ein ſolches Buch aus Sternberg's Feder würde kein tiefes, kein gelehrtes, aber ein äußerſt unterhaltendes und auch vielfach inſtructives Buch werden. Außerdem gehört Sternberg keiner Coterie an, als derjenigen, die er ſich ſelbſt ſchafft, und ſo würde ein ſolches Buch in gewiſſem Sinne auch ein unparteiiſches, jedenfalls freimüthiges ſein.

Am Eingang des neuen Theils der „Erinnerungsblätter" erblicken wir gewiſſermaßen als Thürſteher oder Pförtner die elegante Figur des Fürſten Pückler-Muskau, von dem Sternberg verſichert, er ſei ebenſo ſchön als ein anderer Schriftſteller, den er gleichfalls nennt, häßlich — eine Bemerkung, die jedenfalls beſſer weggeblieben wäre. „Doch (fährt Sternberg fort) dieſe Schönheit war keine apolliſche; es war eine moderne, durch Mittel der Toilette unterſtützte und aufrechterhaltene. Doch immerhin — wollen wir denn die Natur ſehen? Und wäre es nicht das Grauſenvollſte, was man ſich denken könnte, wenn unſer modernes Geſchlecht plötzlich eines ſchönen Tags auf den Einfall käme, griechiſche Nacktheit an den Tag treten zu laſſen? Unſere Schmach, aber auch unſer Troſt ſind die Kleider. Gott erhalte ſie uns!" Auf dieſe pikantluſtige Bemerkung folgt ein pikantes Capitel über den Fürſten als Menſch und Schriftſteller. Natürlich nimmt ein ſo eleganter Autor wie Pückler-Muskau bei Sternberg einen der erſten Literaturplätze ein: „Seit Thümmel's «Wilhelmine» war ſo weltmänniſch fein in deutſcher Zunge nicht geſchrieben worden. Heutzutage, durch die «Poeſie des Düngerhaufens», wie ſie durch die Dorfgeſchichtenliteratur Mode geworden, hat das Publicum den Sinn verloren für die feine Perſifflage und die boshafte Anmuth, die in dieſer Art, die Welt aufzufaſſen, liegt. Pückler iſt der letzte Repräſentant der ſogenannten Salon- oder ariſtokratiſchen Literatur. Um dieſer Literatur einen Inhalt zu geben, kokettirte er mit den liberalen Ideen und war ſo glücklich, hier und da Glauben zu finden. Ihm ſelbſt waren alle Dinge in der Welt gleichgültig; er war bis auf die letzte Faſer «abgenutzt». Ein echter Schüler des Epikur wählte er nur ſich und ſein Vergnügen zum Gegenſtand der Beachtung, darin war er nicht ſchlimmer und nicht beſſer als die Zeit, in der er lebte." Sternberg fährt in ſeiner pikanten Plauderei fort: „Die Berliner erzählten ſich, als der Fürſt zurück-

kam, er hätte einen «Molch» mitgebracht. Dieſer Molch war eine äthiopiſche Sklavin, die langſam verdorrte und verkümmerte bei der lauſitzer Luft und in der unmittelbaren Nachbarſchaft der Poeſien Leopold Schefer's." Dem wohlwollenden Gemüth des Fürſten zollt Sternberg ſeine Anerkennung: „Als echter Grand Seigneur that er ſoviel Gutes, ohne daß die Welt es erfahren hat noch erfahren wird. Nie hat man ihn prahlen gehört, nie renommiren, und wenn man ihn gelten ließ für Das, was er war, ſo war es gut, wenn nicht, ſo that er auch keinen Schritt, ſich ein Lob zu erbitten und zu erzwingen. Dem Publicum gegenüber war er in ſeinen Productionen gar zu nachläſſig; es hätte ihm wenig Mühe gekoſtet und er hätte Das, was er brachte, in eine feſte Form bringen können; aber er warf Papierſchnitzel hin, wie er ſie beim Glaſe Champagner aus ſeinem Papierkorbe zog; namentlich gilt dies für die Aufſätze, die er in Deutſchland über deutſche Verhältniſſe ſchrieb." Sternberg deutet darauf hin, daß Pückler gewiß auch Memoiren niedergeſchrieben habe und knüpft hieran die Bemerkung: „Es iſt kläglich zu ſehen, wie wir ewig an Schiller und Goethe haften, als wenn ſonſt nichts in der Welt paſſirt wäre, als was in jenem Kreiſe eingeſchloſſen iſt. Wir wiſſen nun zur Genüge, was Schiller geſagt, was Goethe gemeint, was Knebel berichtet, was Einſiedel geträumt, was Karl Auguſt geurtheilt hat, was Frau von Wolzogen und die alte Rath gefaſelt haben — jetzt weiter! Es ſind noch andere intereſſante Leute auf der Welt. Es hat ſich eine neue Gruppe gebildet von Staatsmännern, von Dichtern, von Frauen — an die trete man heran!" Es iſt hieran etwas Wahres, und doch liegt es in der Natur der Sache, daß die Nation als ſolche an dem Verfaſſer halb oder ganz vergeſſener Schriften wie „Tutti Frutti", „Semilaſſo", „Der Vergnügling" u. ſ. w. nie und nimmer auch nur entfernt das Intereſſe nehmen kann wie an den Dichtern des „Fauſt" oder „Wallenſtein".

Hierauf zeichnet Sternberg das Porträt eines andern Schriftſtellers, den man wol auch zu den Repräſentanten der eleganten Literatur rechnen kann, obſchon ſeinen Schöpfungen doch das feinere ariſtokratiſche Aroma fehlt, das ſich auf künſtlichem Wege nicht vollkommen erreichen läßt. Es iſt das Porträt Heinrich Laube's, das mit Liebe gezeichnet iſt. Aber obſchon Sternberg den Laube'ſchen Roman „Die Gräfin von Châteaubriand" ein „vortreffliches Buch" nennt, denkt er von ſeinen dramatiſchen Leiſtungen minder vortheilhaft. „Von dem franzöſiſchen Geiſte beſeelt, ging er (Laube) daran, ein paar alte deutſche Pedanten ſo zuzubereiten, daß ſie für die Bühne tauglich wurden; es gelang ihm aber nicht mit dieſer Manier durchzudringen. Dieſe verhackten, auf die Spitze geſetzten und wenn ſie umfielen, immer wieder auf die Spitzen gebrachten Phraſen, dieſer Dialog, wo immer Einer dem Andern das Wort von der Lippe wegfängt, und endlich dieſe Fabel, die, um pikant zu ſein, den Weg, den ſie wandelt, mit lauter kleinen Steinchen belegt, um künſtlich zu ſtolpern, iſt und wird dem deutſchen Geſchmack fremd bleiben. Es iſt keine Ruhe darin, kein ſentimentales Phlegma, keine handgreifliche Moral. Die Scenen im «Monaldeschi» ſind alle pikant erfunden und zuſammengeſtellt, nichtsdeſtoweniger wirkt das Ganze wenig oder nichts, es huſcht wie ein Schattenſpiel an der Wand vorüber." Indeß hat Laube in ſeiner letzten Tragödie „Graf Eſſex" ſich einer andern mehr declamatoriſchen Manier bequemt, aber ſich darin auch (wie in der Unterredung der Königin mit dem über Gebühr albernen Haushofmeiſter des Grafen) Verſtöße gegen alle conventionelle Schicklichkeit erlaubt, die einem von Geburt aus an ariſtokratiſche Sitte gewöhnten Mann wie Sternberg ein Horreur ſein müſſen. Laube redete in Sternberg hinein, daß er auch für die Bühne ſchreiben ſolle, und zwar weil er einen guten Dialog zuſtande zu bringen wüßte; „als wenn der Dialog es allein machte", fügt Sternberg hinzu. Dabei rief Laube ein mal übers andere: „Es iſt eine verteufelte Sache mit dem Theater, man verliert dabei

ſeine gute Laune, man verſchlimmert zugleich ſeinen
und ſeine Verdauung." Sternberg fragte hierauf n
„Wie! und Sie wollen mir eine ſo dämoniſche Ku
thigen?" Sternberg nimmt hierauf einen andern
Karl von Holtei, vor, an dem er es namentlich rüg
zu den Poeten gehöre, „die ſich ſelbſt mit einer
ſchauerlichen Gemüthlichkeit «Vagabunden» und «
nennen." Sehr treffend und energiſch bemerkt dann S
„Unmöglich kann ſich ein Mann in dieſem unmänn
kenntniß gefallen, und noch weniger kann es ein Di
Autor, der ſich in ſeiner Stärke als Prieſter der
und des Schönen fühlen muß. Das Publicum in
iſt ohnedies geneigt, ſehr familiär mit ſeinen großen
umzugehen, man muß ihm nicht auf halbem Wege
kommen und ſich ſelbſt zum Fußteppich hinbreiten. .
mit der Welt lebt und mit den «Beſtien» dieſer Welt
hat, ſoll nur ja den Kopf in die Höhe tragen und
bogen in Bereitſchaft, um jeden Stoß zu pariren un
erwidern."

Recht ſäuberlich geht Sternberg mit Varnhagen
um, allerlei kleine Pikanterien abgerechnet, die nun ein
Sternberg's Darſtellungsweiſe unzertrennlich ſind.
Varnhagen nicht nur als Schriftſteller und Salonm
ſondern, was noch mehr bedeuten will, als Ehrenm
hoch, lobt an ihm auch namentlich, allen Ankläge
Trotz, die Tugend der Discretion, was um ſo unparteii
da Sternberg ſelbſt dieſe Tugend nicht gerade in de
„verwegenſter Bedeutung" beſitzt. Doch wo iſt der
hagen'ſche Salon geblieben? Er hat keine Nachkomm
gehabt. Sternberg bemerkt: „Heutzutage, wo einer
vornehmen Flegel der großen Geſellſchaft die Sitten v
andererſeits die nachgemachte Bauernwelt der Dorf
eine pöbelhafte Gemüthlichkeit Mode gemacht, iſt kein
mehr vorhanden von dem pikanten, alle Kräfte in ſp
Thätigkeit erhaltenden Geiſtesſpiel der damaligen Sal
Varnhagen's Reden fand man ihn wieder. Der G
dieſe Art Unterhaltung und dieſen Verkehr im engſte
menhielt, war die «Rückſicht», der Zwang, den Jeder
legte, bei aller Freiheit ſich geiſtig zu bewegen, niem
durch irgendein Wort, durch Spott oder durch ein S
laſſen der Geſellſchaft oder einem Mitgliede derſelben
zutreten. Dies iſt, was man heutzutage gar nic
Hat Einer gegen ſeinen lieben Nächſten etwas auf
zen, er tritt ihm plump auf die Hühneraugen und l
dazu. Die alte Geſellſchaft war darum um kein Ha
was die Moralität betrifft, ſie hatte ihre Kriege, ihre
thien wie die jetzige, aber ſie brachte ſie nicht offen z
war boshaft, aber immer unter einer Form, ſodaß man
Verletzung der Geſetze vorwerfen konnte, unter den
eine Zuſammenkunft, die erheitern und beleben ſoll,
iſt." Beruhte aber hiernach die größere Gemüthlich
Geiſtigkeit des frühern Geſellſchaftstons einzig und a
einer blos äußerlichen conventionellen Form, ſo weiß
ob man den Untergang dieſer Herrlichkeit ſehr zu bekl

Der Verfaſſer führt uns nun in höhere Regionen
großen und kleinen Hofcirkel; wir lernen den regieren
nig von Preußen, die Prinzeſſin von Preußen (von der
daß er noch nie eine Erſcheinung geſehen, die in der
Alles vereinige, was die Romantik und Würde ihrer
mitſichbringe als dieſe Frau, und daß ſie allein an die
wiſſe, was „repräſentiren" heiße), die Prinzeſſin Alb
Fürſtin Liegnitz, die Gräfinnen Waldenburg, Töchter
ſtorbenen Prinzen Auguſt, und dieſen ſelbſt von Perſ
Savigny, Meyerbeer, Tieck, den alten Fürſten Wi
u. ſ. w. kennen. An einem dieſer Abende ſang
Schröder-Devrient, die ſich „purpurroth" ſchrie, „um
glücklichen «Erlkönig» von Schubert in ſeiner gan
ſträubenden Gräßlichkeit dem Publicum vorzuführen".
berg geht ſo weit, ſie mit der „widerlichen" Pepi

…le zu bringen. Unſer Verfaſſer hat eben manche Anti… …ien und Idioſynkraſien, die ſich faſt nur pathologiſch oder …h das Reichenbach'ſche Od erklären laſſen; aber der Frei…h, womit er ſich zu ihnen bekennt, bleibt doch immer an…nenswerth. Er iſt ſtets der Ritter ſeiner eigenen, nicht …dienende Schildknappe der Jedermannsmeinung. Zu die… Antipathien gehört auch der alte Tieck, und es iſt in der …n ſchwer zu begreifen, wie Tieck daran Vergnügen finden …te, ſeine „alten Jugendpoſſen“ mit ihren antiquirten lite…ſchen Anſpielungen von dem Perſonal der berliner Hof… wieder ins Leben gerufen zu ſehen. „Das Stück“ («Der …ieſelte Kater»), ſagt Sternberg, „machte einen unbe…eiblich peinlichen Eindruck; es konnte nicht komiſch genannt …den, einen Schauſpieler hertrottiren zu ſehen, mit einer …enlarve vor dem Antlitz und einem langen Katzenſchweife, …hm zwiſchen den hohen Reiterſtiefeln herabhing; ebenſo …ig machte der alberne König Glück, der als Schild eine …ſale Coeurkönigkarte vor ſich hertrug.“ Sternberg erlaubt …aber noch ein weiteres Attentat gegen Shakſpeare's …mmernachtstraum“ und die Mendelsſohn'ſche Muſik dazu: …e das Stück, ſo die Muſik — beides unerquicklich, wenig …echend, falſch und heuchleriſch gelobt, im Geheimen völlig …gültig laſſend.“ Ferner: „Die Komik Shakſpeare's iſt …o veraltet, nicht was ihren Kern betrifft, denn der iſt … noch ſo friſch, wie er damals war und wird es bleiben, …ge es Thoren gibt, ſondern die Schale, wie es Molière … Die «Luſtigen Weiber von Windſor» und die Prahlereien …aff's ſind gerade ſo ungenießbar — wenn wir ehrlich ſein …n — wie die «Précieuses ridicules»“. Ich für meine …n muß bekennen, daß mich noch jüngſt bei einer Darſtel… des Falſtaff durch Karl Grunert dieſer unerſchöpfliche …del des Shakſpeare'ſchen ausgelaſſenen Humors wahrhaft … und hingeriſſen hat, wiewol ich zugebe, daß manche …chſe, die unſerm Geſchmack allerdings nicht mehr zu…n, wol beſchnitten und die überzahlreichen koloſſalen …pfworte auf ein geringeres Maß zurückgebracht werden … Und wenn man uns Shakſpeare und vielleicht auch … Leſſing, Goethe und Schiller nehmen will — durch wen …man ſie uns erſetzen? Etwa „Romeo und Julia“ durch „Valentine“? Oder „Nathan den Weiſen“ durch den …rziß“? Oder „Wallenſtein“ durch den „Monaldeschi“? … „Fauſt“ durch den „Sohn der Wildniß“? Sternberg …doch ſelbſt fühlen, wie ſehr wir bei einem ſolchen Tauſch …chaden gerathen und uns nur lächerlich machen würden. …n einem folgenden Capitel verſetzt uns Sternberg in die …ſchaftskreiſe des Generaldirectors Olfers, wo wir einige …iſtiſchen Notabilitäten Berlins kennenlernen, unter An… …ie Bildhauer Wichmann und Tieck. Letzterer befand ſich …iner beſtändigen Jagd nach ſchönen Händen, die er mit … gewiſſen „artiſtiſchen Unverſchämtheit“ einem Examen …ſum unterwarf, als ſei die Eigenthümerin dieſer Hand …ht vorhanden. „Ebenſo machte er es mit den Füßen, … murmelte manchmal ſogar etwas über darüberſtehende …en, wodurch er den Prüden läſtig wurde.“ Auch klagt …berg darüber, daß in dieſen Zuſammenkünften die vom … begünſtigten Künſtler (z. B. der Paradenmaler Krüger) …dern oft verdientern ungebührlich in Schatten ſtellten, … man weiß ja“, fügt er hinzu, „wie leicht ein deutſcher …r auf dem Boden des Parquet in Schatten zu ſtellen iſt“. …ſchah es unter Andern dem nach Sternberg's Anſicht „viel… größten Künſtler, den Preußen hat“, dem Hiſtorienmaler … Menzel. Rauch, Schelling, Ranke, Henſel waren nicht …fehlende Gäſte; „aber man hatte wenig von ihrem Da… …es kam zu keiner lebhaften Discuſſion“. Anziehend ſind …ittheilungen über den originellen Oberſten B., der die … zum Tage machte, Abends 10 Uhr von ſeinem Lager …nd, nun frühſtückte, und von 11 bis 4 Uhr Nachts in den …en Berlins umherwandelte; dann die über die „Coteletten…ſchaft“, wie die alten Theecirkel die Zuſammenkünfte bei der ſchönen Thereſe von Bacheracht zu nennen pflegten, weil man bei dieſen Reunionen nahrhafte Cotelets verſpeiſte und Bier ſtatt Thee trank. „Hier und da brachte auch die ſchöne Thereſe ganz verſtohlen eine Cigarre zum Vorſchein und unter ungeheuerm Applaus der Männer ſteckte ſie ſie zwiſchen die Lippen. Alles neu, Alles reizend! — Wäre Thereſe nicht ſo ſchön geweſen und Fanny Lewald nicht ſo geiſtvoll, es hätte unleidlich ſein können; ſo aber fügte man ſich.“

Nachdem uns Sternberg ein beziehungsreiches Märchen, „König Kamäleon“, erzählt und uns von den unter der Regierung des jetzigen Königs ausgeführten oder blos projectirten großartigen Neubauten, namentlich aber von der neuen Einrichtung des Opernhauſes unterhalten, verſetzt er uns plötzlich auf ein einſames Schloß in Franken, wo er, ſeiner Angabe nach, zuerſt die Idee zu ſeinem Werke „Berühmte deutſche Frauen des 18. Jahrhunderts“, einem ſeiner beſten Bücher, faßte. In der Schilderung dieſes Schloſſes, das nur von einem alten Caſtellan und einem ihr Daſein hier auslebenden alten Fräulein, einer kartenſchlagenden Sibylle, bewohnt war, erhebt ſich der Verfaſſer auf die Höhe ſeines Talents. „Ich war“, ſchreibt er, „in mein geliebtes 18. Jahrhundert verſetzt und zwar wie durch den Zauberſtab einer Fee, denn wir hatten das Schloß einſam, von Kornfeldern umgeben, von einer ſchweigſamen Oede eingefaßt, gerade ſo gefunden, wie die Wanderer im Märchen alte verwünſchte Schlöſſer zu finden pflegen. ... Eine Reiſe durch allerlei Städte und Gegenden hatte meine Seele an den raſchen Wechſel der Umgebungen gewöhnt, farbenreiche Bilder hafteten an der Wand des Gedächtniſſes, Geſpräch, Lachen, Geſang, tiefſinnige und muntere Rede, Alles war an dem Ohre vorbeigerauſcht und — jetzt die tiefe Stille! Eine Stille ganz eigenthümlicher Art, eine Stille, wie ich ſie noch nie empfunden hatte. Schon war ich oft die halbe Nacht hindurch ein Wanderer auf Kirchhöfen geweſen, ich hatte lange einſame Haideſtrecken befahren; allein was dort einſam genannt werden konnte, war es hier nicht. Die Natur nimmt nie in ihrem Antlitz dieſe Züge von Trauer und troſtloſem Stillſtehen auf; ein flüſterndes Baumblatt iſt allein ſchon genug, um in den alten herrlichen Gottestempel Leben und wenn auch eine melancholiſch-träumeriſche, doch eine Bewegung zu bringen“ u. ſ. w. In Bezug auf ſein genanntes Buch bemerkt Sternberg: „Eine Fiction, ſei ſie noch ſo blühend, trage ſie den ſchaffenden Geiſt auch in die hellſten Räume, entbehrt doch immer des feſſelnden Intereſſes, das allein die Wahrheit verleiht. Die urſprünglichen Farben des Lebens ſind durch nichts zu erſetzen.“

Dieſer dritte Theil der „Erinnerungsblätter“, der im Stil ſorgfältiger gearbeitet und auch ſonſt noch inhaltreicher iſt als die beiden erſten, ſchließt mit einem Blick auf Steffens und Fouqué, dem Sternberg es nicht verzeihen kann, „daß durch ihn die Ariſtokratie auf lange Zeit ein Ridicule angehängt bekommen.“ Mit unſern kurzen Auszügen haben wir die pikanteſten Seiten des Büchelchens noch nicht einmal berührt, und wie wir glauben aus guten Gründen. Wir als Kritiker haben aber dem Verfaſſer noch unſern beſondern Dank abzuſtatten; denn ſo leicht ſich die Sternberg'ſchen Bücher leſen laſſen, ebenſo leicht iſt es, ſie zu beſprechen. Das Recenſiren ſeiner Schriften wird zu einer Erholung, und das iſt ein im Ganzen ſehr ſeltener Fall. **H. M.**

Ein Ausflug nach Oberitalien.

Villa Carlotta. Poetiſche Reiſebilder vom Comerſee und aus den lombardiſch-venetianiſchen Landen von Ludwig Bechſtein. Weimar, Voigt. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Dichter des „Todtentanzes“, Hofrath Bechſtein, der ſeit längerer Zeit am Hofe zu Meiningen lebt, hat in genanntem Buche dem Publicum einen geiſtreichen poetiſchen Wegweiſer in das ſchöne Land der Madonna gegeben. Es iſt der Mutter des Erbprinzen von Sachſen-Meiningen, geborenen

Prinzeſſin von Kurheſſen, zugeeignet und feiert das Andenken der ſchönen, geiſtreichen und liebenswürdigen Erbprinzeſſin, die ſchon 1855 ſtarb. Dieſe gebildete Fürſtin veranlaßte den Dichter, in einem Sonettenkranze die ihr von ihrer fürſtlichen Mutter geſchenkte Villa Carlotta am Comerſee zu beſingen. Er bildet den Anfang des Buchs, und der Dichter belehrt uns zugleich, daß ein ſolcher Sonettenkranz aus 15 Sonetten beſteht und die erſten 14 immer ihre Endzeilen als Anfangszeilen des folgenden wiederholen müſſen, während das funfzehnte, sonetta magistrale genannt, aus den Anfangs- und Endzeilen der 14 vorhergehenden Sonette beſtehen und den Grundgedanken des Ganzen ausdrücken muß. Der Dichter ſchuf mit ſeiner Phantaſie dieſen Sonettenkranz, noch ehe er die Villa geſehen hatte und fand ſie ſpäter in der Wirklichkeit ſeiner Schilderung ſehr ähnlich. So malte Jean Paul den Lago maggiore und die Alpen in ſeinem „Titan", ohne ſie je erblickt zu haben; ein ſpäterer Reiſender nach Italien, Dr. Förſter, nahm des unſterblichen Schriftſtellers Schilderung in ſeinen Reiſebericht auf.

Der Erbprinz von Sachſen-Meiningen reiſte in Bechſtein's Begleitung nach Italien, beſchiffte den Bodenſee und verweilte zum Wagenwechſel in Ragaz, wo 1854 der Philoſoph Schelling ſtarb, der ein Denkmal erhält. In Reichenau gedachten die Reiſenden des Königs Ludwig Philipp von Frankreich, der hier in einer Erziehungsanſtalt in Geſchichte, Mathematik und neuern Sprachen Unterricht gab. Benjamin Conſtant war einſt auch Zögling in Reichenau und Heinrich Zſchokke Lehrer.

Der Gipfel des Splüger Paſſes liegt 6450 Fuß über der Meeresfläche. Der Wagen des Reiſenden machte hier eine kurze Wendung und verſchwunden war das ſchweizeriſche Alpenland; man erblickte nur noch Italien. Die kaiſerlich öſtreichiſche Dogana liegt hier in öder Bergeinſamkeit, die Reiſenden fanden auf dieſem Mauthamte ſchnelle und redliche Beſorgung ihrer Geſchäfte ohne Beſtechung. Die Straße führte nun ſchnell abwärts und zu beiden Seiten lagen die ſteinernen Hütten der Hirten; es ſind Bergamasken mit ihren Schafherden. Die Straße iſt mit bewunderungswürdiger Kunſt an ſchroffen Felswänden in zahlreichen Windungen geführt und tunnelartig durch manchen Felſen. Die alte Straße war noch weit gefährlicher; auf ihr führte Marſchall Macdonald 1800 im Winter eine Armeediviſion über den Splügen und bei dem Oertchen Candinell wurden ganze Colonnen von Lavinen verſchüttet oder in den Abgrund gedrängt. Hier ſtürzt auch der Madeſimofall 700 Fuß herab in einem mächtigen brauſenden Strahl.

Die Karavane der Reiſenden zog von Chiavenna nach Colico, den Fluß Maira entlang, deſſen Ufer wenig Reize bieten. Die Wieſen ſind zum Theil mit Sand und Kies überſchüttet und mit Maulbeerbäumen und Maisfeldern begrenzt. Auch der Lage di Mezzola bietet wenig Schönheit dar und endet in einem langen ſumpfigen Gebiet, das man paſſiren muß, um den Comerſee zu erreichen, der in ſeiner weltberühmten Schönheit dem Reiſenden entgegenlacht. Der Monte Legnone erhebt ſich 8068 Fuß hoch über den See und den Spiegel des Adriatiſchen Meeres, der Monte Berlinghera mit ſeinen Zuckerhutſpitzen und die Felſenmaſſen des Monte Cortafo faſt ebenſo hoch. Von der Villa Carlotta verkündete ein Signalſchuß die Ankunft des Beſitzers und eine lange Allee führt von dem Gaſthauſe Cadenabbia längs der Mauer des Parks nach dem Eiſengitterthor der Villa, von da eine breite Freitreppe zum öffentlichen Wege am See. Der Palaſt erhebt ſich aus dem mächtigen Terraſſenbau mit ſeiner Baum- und Blumenfülle die Umgegend beherrſchend empor. Eine hochſpringende Fontaine, von ſchönblätterigen Zierpflanzen umgeben und im feuchten Schooſe ſeltene Nelumbien nährend, ſchmückt die oberſte Terraſſe. Marmortreppen führen zwiſchen mit Moos und Frauenhaar (Adiantum capillus veneris) bewachſenen Tuffſteingrotten, in denen Waſſerſtrahlen ſpringen, empor. Die Reiſenden verweilten lange auf den untern Balconen, wo der Vollmond hinter dem Gipfel des Monte Biondino aufging und über dem Monte Croce, wo vo
der Sonne eine von Blitzen durchflammte Wolke ſt
hochgegipfelten Höhen ſind ganz unbewaldet und
den Charakter des hohen Alpenlandes; um ſo p
erſcheinen die Ufer des Sees mit Maulbeer- und
wäldchen, Cypreſſenalleen, Weinbergen, klaren Bächen
den Villen. Der See ſelbſt, mit flatternden Segeln,
Ruderbarken bedeckt, gewährt ein anmuthiges Bild
Lebens. Ueber den See zog das Abendgeläute n
ſchaften, aber der Verfaſſer fand darin nicht die
des deutſchen Glockengeläutes, dagegen rühmt er
zither, die von der Bergmannszither ſehr verſchied
ein anregendes poetiſches Inſtrument.

Die Villa Carlotta wurde unter ihrem letzten
mer, Grafen Sommariva, mit herrlichen Kunſtwerken
das bedeutendſte darunter iſt der Alexanderzug von
ſen. Die Hauptfigur, Alexander, ſieht Napoleon I
lich, der ihn für den Quirinalpalaſt in Rom beſti
als ſein Stern unterging, erſtand Graf Sommariva
liche Kunſtwerk und in den Quirinalpalaſt kam
ahmung aus Gips. Die drei Stockwerke der Villa ſind
die Bedürfniſſe eines fürſtlichen Haushaltes eingerichte
halten viele herrliche Gemälde, deren Zahl der Erb
bedeutend vermehren läßt; auch der Sängerkrieg auf
burg gehört zu den neuen Entwürfen und der Male
ler hat bereits die Farbenſkizze dazu fertig.

Von der Villa Carlotta fuhren die Reiſenden
Dampfſchiff nach Mailand. Der Dom daſelbſt,
nach der Peterskirche in Rom und dem Dom zu Sevilla
innen kunſtvoll ausgehöhlter, von außen filigranirt
übertraf ihre Erwartung trotz Allem, was ſie darüb
hatten. Alles Geſtein iſt von weißem Marmor, und
Schiffe des Innern wirken gewaltig auf die Ein
„Hier", ruft der Dichter aus, als er im Mondſchein
betrachtet, „läßt es ſich phantaſtiſch träumen, aber da
Jugend und Jugendliebe, womöglich platoniſche."

Die Lage von Mailand beſitzt eine zaubervolle
Die Stadt breitet ſich weit in der Ebene aus mit
chen, Paläſten, Vorſtädten, rundum mit Alleen bepfl
mächtigen Höhen der ſchweizer und tiroler Alpen
ihren Horizont. Unter ihnen der Montblanc, der Mo
Monte Fee, St.-Gotthard und andere. Dann
der Richtung des Lago maggiore eine prachtvolle
und Gletſcherwelt mit den Gipfeln des Simplon,
frau, des Finſteraarhorn und mehren andern. An
ſich eine Reihe italieniſch benannter Berghäupter. Di
kette umgibt nur die Hälfte des Horizonts; die fern
nenkette im Süden erſcheint in der Geſtalt ſanfter
umfaßt nur ein Drittel der Zenithhälfte.

Bei Betrachtung der Kunſtſchätze von Mailand
Verfaſſer folgende zu beherzigende Bemerkung: „Der
Mann muß außer ſeiner Familie und ſeinem Berufe
haben, das ihn dem Alltagsleben der Tabagien un
gießerclubs entrückt, um nicht ein Stockphiliſter ode
dant zu werden."

Den Boden der Lombardei fand der Reiſende übe
gepflegt, jedes Ackerſtück ſorglich abgezäunt, die Wi
mal des Jahres gemäht und fleißig bewäſſert.
gibt es hier nicht mehr; das Maisbrot iſt weiß und
kraftlos.

Das alte Verona, Wohnſitz des alten Feldmarſch
detzky, iſt jetzt einer der wichtigſten Waffenplätze der
ſchen Monarchie, mit einem Gürtel von Baſtillen
Am 15. October feierten die Reiſenden in Venedig
burtstag des Königs von Preußen. Der Dichter
aller Beſchreibung dieſer ehemals ſo ſtolzen Stadt
nur ſeine dortigen Erlebniſſe. Unter Anderm erblickte
ſende hier ein großes, ſchmuziges Boot, das mit einer
rothen Brühe gefüllt war, die der Reiſende zuerſt

man aber Wein nannte. Aus dem Boote wurde ſie Rinnen gefüllt, die ſie in einen Keller leiteten.

ı Benedig gingen die Reiſenden über Padua, Pia- Lonza und über das Wormſer Joch nach Deutſchland ıs ſie mit Jubel begrüßten, nachdem ſie in Tirol von ıeeſtürmen des November viel gelitten hatten.

e Reiſebeſchreibung iſt mit anmuthigen Gedichten ;, die der Zauber des Augenblicks erſchuf. Daß man ſchönen Italien die Nachtigallen und andere Sing- Leckerbiſſen verſpeiſt, wird jeder Leſer mit dem Dich- inen Barbarismus erklären, der vielleicht noch aus es Römers Lucullus, welcher ſeinen Gäſten Ragouts von lenzungen vorſetzte, herſtammt. 32.

Andreas Schlüter.

ien berühmter Baumeiſter und Bildhauer. Erſter — A. u. d. T.: Andreas Schlüter. Ein Beitrag ınſt- und Baugeſchichte von Berlin. Nach amtlichen en bearbeitet von K. F. von Klöden. Nebſt zwei riſſen des königl. Schloſſes in Berlin. Berlin, Rie- 855. Gr. 8. 2 Thlr.

üter hat dem preußiſchen Königthume bei ſeiner Grün- Seite geſtanden, und er hat der Hauptſtadt deſſelben irgendein anderer Künſtler das Gepräge ſeines Genius kt; er iſt der größte Plaſtiker ſeines Jahrhunderts durch dieſelbe geſunde Kraft, die den friſch aufblü- Staat auszeichnet, in einer Zeit manierirter Ueberla- ensernſt und lebensmuthig hervor. Wie der Name en herrlichen deutſchen Künſtlers war auch der ſeine f hinter ſeine Werke zurückzutreten, als das eifrige Stu- › die wiſſenſchaftliche Schöpfung der Kunſtgeſchichte, unſerer Tage, noch im rechten Moment ihn auf den ›b. Das „Deutſche Kunſtblatt“ ſelbſt ſchmückt einen hrgänge mit Schlüter's Bild, und die obengenannte phie von Klöden hat alle über ihn vorhandenen en zu einer ziemlich vollſtändigen Biographie zuſam- t und ſeine Arbeiten mit Liebe und Einſicht charak- Klöden macht es wahrſcheinlich, daß Schlüter, 1662 der Sohn eines Bildhauers, der mit dem Knaben ıburg nach Danzig überſiedelte, ſeine eigentliche Ju- ng durch eine italieniſche Reiſe erhielt, indem der Michel Angelo's vornehmlich bei ihm erſichtlich iſt; Deutſche brachte einen einfachen und tüchtigen Sinn ; aus mit und erhielt denſelben, ſodaß bei ihm die g in willkürliche Combinationen, in prahleriſche Ef- :ei und äußerlichen Prunk nicht eintrat, ſondern ſeine diegen und maßvoll bei allem Glanze ohne Verziererei ladung daſtehen. Im neunundzwanzigſten Jahre trat er ıeiſter in die Dienſte des Königs von Polen, doch kam 1692 nach Berlin. Der Oberbaudirector Nering, Stadt außerordentlich viel verdankt, zog ihn dort- er ſchmückte als Plaſtiker zunächſt deſſen Architektur- Die Bildhauerarbeiten am Zeughauſe ſind die be- und wichtigſten. Da ruht im mittlern Giebelfelde f Trophäen, während zu beiden Seiten des Giebels e Figurengruppen ſich erheben. Mars, von gefeſ- laven umgeben, zückt in kriegeriſcher Haltung das ſchaut aber zugleich in geſpannter Erwartung nach d zur Linken des Giebels thront Minerva, von Krie- Kriegsgeräth umgeben; ſie wendet ſich gegen Mars t beſchwichtigend die Rechte. Der Gedanke iſt wür- paſſend: die Weisheit gebietet der Kraft, der Krieg eher beginnen, bis jene ihn beſchloſſen hat. In der ng der Mythologie huldigt Schlüter dem Geiſte t, aber wir dürfen dabei nicht vergeſſen, daß in der- Plaſtik gar oft nicht blos etwas national Griechiſches niſches dargeſtellt, ſondern für allgemeinmenſchliche Ideen die allgemeingültige und verſtändliche Formenſprache gefunden hat, und es iſt die materialiſtiſche Nüchternheit eines übertriebenen Realismus, wenn der Künſtler darauf oder auf das Recht der perſonificirenden Idealbildung überhaupt verzichten ſoll. Weiter hat Schlüter 20 Helme zur Verzierung im erſten Geſchoſſe an der Außenſeite angebracht, deren jeder ein freigeſtaltetes Kunſtwerk für ſich iſt. Am meiſten bewundert man die Ausführung der Masken ſterbender Krieger, die Schlüter ſtatt der Helme im Hofe angebracht. Er wollte nicht blos den Glanz und die Ehre, er wollte auch die Schrecken und die Noth des Kriegs darſtellen, und ſchuf die ergreifendſten Bilder des letzten Kampfes und der Todesangſt, und indem er ſie im Innenraum des Gebäudes ausführte, ahnen wir mit Klöden den Sinn, daß der Krieg ein glänzendes Elend ſei, daß ſein Ruhm nur durch furchtbares Weh gewonnen werde.

Das eherne Standbild Friedrich's I., jetzt vor dem Schloß in Königsberg aufgeſtellt, ward übertroffen durch die Reiterſtatue des großen Kurfürſten auf der Schloßbrücke zu Berlin. Sie iſt das plaſtiſche Meiſterwerk eines ganzen Jahrhunderts; ſeit Michel Angelo bis zu Thorwaldſen und Canova iſt wenigſtens nichts Größeres von einem Bildhauer geſchaffen worden. Wilhelm Lübke ſagt im „Deutſchen Kunſtblatt“: „Dieſe mächtigen, energiſch behandelten Formen, in denen ein Hauch von Rubens'ſcher Lebensfülle und Thatkraft weht, wie überzeugend geben ſie uns das Bild jener ſtarken Zeit, wo der Wille und die Macht einer vollwichtigen Perſönlichkeit kaum eine Schranke für eigenſtes Wirken fand! Und wenn auch in manchem Nebenſächlichen, vorzüglich aber in der antikiſirenden Gewandung das conventionelle Gepräge der Zeit den Künſtler gefangenhält, ſo gibt es wol keine Figur bildender Kunſt, welche mit ſolch angeborenem Adel, ſolchem Imperatorenſtolze das römiſche Feldherrnkleid trägt wie dieſe Heldengeſtalt mit dem Adlerkopfe, die ſo feſt und ſicher auf dem frieſiſchen Schlachtroſſe einherreitet. Das ganze 17. Jahrhundert hat kein zweites Werk dieſer Art und Bedeutung hervorgebracht.“ Gegen Ende des Jahrhunderts begonnen, ward ſie 1703 aufgeſtellt und enthüllt. Als Gegenſatz der im Fürſten verkörperten Herrſchermacht hat Schlüter am Piedeſtal Sklavengeſtalten angebracht, Repräſentanten des ſchweigenden Gehorſams, wie Klöden ſie nennt, der ſie mit dem antiken Standpunkte des Künſtlers entſchuldigt; uns erinnern ſie an jene nackten Geſtalten im Deckengerüſte der Sixtiniſchen Kapelle neben den bekleideten Propheten Michel Angelo's; ſie ſind trefflich behandelt, und geben uns die Kehrſeite jenes großartigen und hiſtoriſch berechtigten Abſolutismus. Erſt Friedrich der Große ward am Abend ſeines Lebens des ſtummen Gehorſams müde und hätte lieber ein freies Volk regieren mögen.

Wir überlaſſen es dem Leſer, ſich über die andern, mehr decorativen Bildhauerarbeiten Schlüter's bei Klöden zu unterrichten. Der Umbau des berliner Schloſſes, die Geſtaltung eines neuen mit ſchonender Beibehaltung des alten, war die große architektoniſche Aufgabe, die ihm, der mittlerweile Profeſſor der Plaſtik an der Kunſtakademie geworden, ſein König ſtellte. Klöden hat einen Plan des alten und neuen Schloſſes beigelegt, und die ganze Geſchichte des Baus ausführlich dargeſtellt. Die Errichtung eines hohen Thurms auf gegebenem Unterbau lehnte Schlüter anfangs ab; ſpäter ließ er ſich doch beſtimmen ſie zu unternehmen; bald gab die Fundamentirung nach, die Mauer erhielt Riſſe; Schlüter ſuchte zu ſtützen und weiterzubauen, bis endlich der Thurm abgetragen werden mußte und die Kabale gelungen war, die ein neidiſcher Nebenbuhler, Johann Friedrich Eoſander Freiherr von Göthe, gegen ihn ſchlau angezettelt hatte. Er fiel in Ungnade und ſtarb bald nachher, 1714. „Aber“, ſo können wir mit Nicolai ſchließen („Nachrichten von berliner Künſtlern“, S. 112; Berlin 1786), „ſeine unſterblichen Werke, welche Berlin verſchönern, ſtehen da: ſtille Zeugen wider ſeiner Zeitgenoſſen Verleumdung, und unwiderſprechliche Beweiſe von den Talenten eines Künſtlers

der erſten Größe, dem wenige gleichkommen, den noch wenigere übertreffen, und welchem mit Fortgang nachzueifern nie das Werk eines gemeinen Kopfes ſein wird.“ 49.

Notizen.

Eine Erinnerung an Lichtenberg.

In unſern Tagen, wo wenigſtens in Deutſchland der Gedankenwitz immer mehr durch den bloßen Wortwitz verdrängt zu werden ſcheint, werden Liebhaber echter Satire und gehaltvollen Witzes wohlthun, zu einem ältern Schriftſteller, zu Lichtenberg, ihre Zuflucht zu nehmen. Ich habe ſeine „Vermiſchten Schriften“ wieder einmal nach längerer Zeit ernſtlich vorgenommen und war von neuem erſtaunt über die unendliche Fülle von Geiſt und Witz, von weittragenden Schlaggedanken, welche die Schriften dieſes Mannes zu einer unerſchöpflichen Fundgrube machen. Wir möchten kaum anſtehen, Lichtenberg das witzigſte Genie Deutſchlands zu nennen, inſofern man unter Witz etwas Höheres verſteht, als was man gewöhnlich ſo nennt. Hier iſt wahrer Esprit mit geſundem Menſchenverſtande, Geiſtesſchärfe mit erſtaunlicher Lebens- und Menſchenkenntniß verbunden und — was bei Deutſchen ſelten iſt — nicht eine einzige Phraſe. Humoriſten veralten ſonſt leicht, aber Lichtenberg wird und kann nicht veralten, weil ſein ſtiliſtiſcher Ausdruck ſtets claſſiſch, rein, klar und präcis, faſt mathematiſch abgezirkelt iſt und auf Allgemeingültigkeit Anſpruch hat. Ich greife hier auf gut Glück ein paar Sätze heraus, die noch heute ſo ſtichhaltig ſind wie zu ſeiner Zeit und beherzigenswerthe Winke enthalten: „Wenn unſere Gelehrten ſo fortarbeiten, ſo werden ſie ſich immer mehr von der gemeinen Menſchenclaſſe entfernen, und der Eifer, jene nachſichzuziehen, wird immer größer, aber auch die Verachtung größer werden, womit man jene Menſchen anſieht.“ — „Alles was unſere Schriftſteller noch zu ſchildern vermögen, iſt etwas Liebe, und auch dieſe wiſſen ſie nicht in die etwas entferntern Verrichtungen des menſchlichen Lebens zu verfolgen.“ (Hat heutzutage noch mehr Gültigkeit als damals.) — „Wenn ein Volk ſich einmal aus der edeln Einfalt in das mehr Schimmernde verloren hat, ſo geht, wie ich glaube, der Weg nach dem Einfachen zurück durch das höchſt Affectirte, das mit dem Ekel endigt.“ — „Die Ausdrücke Herz verſchenken, Gunſt verſchenken, ſind wieder poetiſche Blümchen. Kein Mädchen ſchenkt ihr Herz weg, ſie verkauft es entweder für Geld oder Ehre, oder vertauſcht es gegen ein anderes, wobei ſie Vortheil hat oder zu haben glaubt.“ – „Die metalliſchen Alter der Welt ſind jetzt verkalcht.“ — „Die Menſchen verſprechen ſich jetzt ſo viel von Amerika und deſſen politiſchem Zuſtande, daß man ſagen könnte, die Wünſche, wenigſtens die heimlichen, aller Europäer hätten eine weſtliche Abweichung wie unſere Magnetnadeln.“ — „Die menſchliche Haut iſt ein Boden, worauf Haare wachſen; mich wundert's, daß man noch kein Mittel ausfindig gemacht hat, ihn mit Wolle zu beſäen, um die Leute zu ſcheren.“ — „Der Charakter der Deutſchen in zwei Worten: patriam fugimus.“ — „Keine Nation fühlt ſo ſehr als die deutſche den Werth von andern Nationen, und wird leider von den meiſten wenig geachtet, eben wegen dieſer Biegſamkeit. Mich dünkt, die andern Nationen haben Recht: eine Nation, die allen gefallen will, verdient von allen verachtet zu werden.“ — Lichtenberg theilte die Wiſſenſchaften nach folgender Scala ein: „Brot und Ehre: Jurisprudentia, Medicina, Theologia, Analysis. Kein Brot und keine Ehre: Metaphysica, Logica, Critica. Ehre und kein Brot: Poesia, Belles lettres, Mathesis, Philosophia. Brot und keine Ehre: Advocatia, Oeconomia, Anatomia, Rechnen und Schreiben.“ Ein Zug eigenthümlicher Größe ſpricht aus dem Einfall: „Ich glaube, daß ein Gedicht auf den leeren Raum einer großen Erhabenheit fähig wäre.“ Auffallend war uns gerade bei Lichtenberg die Oppoſition gegen das in Deutſchland
„bis zur Raſerei“ geſtiegene Studium der Natu
„Wo eine Schmetterlingshiſtorie ſteht“, ſagt er ein
Platz für Plutarch's Biographien geweſen, die doch
Thaten angefeuert hätten. Iſt nicht Geſchichte d
nothwendiger und nützlicher? Ich wollte lieber wi
in der Geſchichte der Handwerke und Künſte ſteht,
was Linné je gedacht und geſchrieben, weiß, wußte
vergeſſen hat.“ Indeß weiß man ja auch, auf welch
gen Standpunkt die Naturwiſſenſchaften und der
darin ſich damals noch befanden. In der fein perſifflirend
war Lichtenberg Meiſter, und nie ſind die abenteue
gefährlichen Verirrungen der Lavater'ſchen Phyſio
ſchlagend widerlegt worden als von Lichtenberg.
als einem Grunde iſt die Lectüre der „Vermiſchten
Lichtenberg's, aus denen in mancher Hinſicht meh
praktiſche und geſunde Lebensauffaſſung zu lernen i
Klopſtock, Schiller und andern Claſſikern, gerade
Tagen dringend zu empfehlen. Zu dem Zwecke grö
breitung der Lichtenberg'ſchen Schriften wäre jedoch
derauflage in verſtändiger Auswahl wünſchenswerth;
ſechs Bände der neueſten Auflage (1844—45) enth
ſo Manches, was für unſere Zeit ſeinen Werth
Brauchbarkeit verloren hat.

Hans Sachs' „Klagred der neun Muse

Unter den poetiſchen Erzählungen Hans Sachs'
mir keine rührender, als die „Klagred der neun M
Künſt, über gantz Teutſchland“, die im Weſentlichen a
noch ihre Gültigkeit hat. Der ehrliche Hans Sachs
darin, wie er mitten im Winter im tiefen Wald
Schnee „krabeln“ hört. Erſt denkt er, das Geräu
von Wölfen her, bald aber erblickt er

Neun Adelicher Weibsbild zart,
Geklehdt nach Heydeniſcher art,
In Seiden, doch alt und beſudelt,
Aufgeſchurtzt, zerflambt und zerhudelt,
Ganz magrer Leib, bleicher antlitz,
Erſchienend doch ſinnreiche witz.

Dieſe neun „Weibsbild“ geben ſich ihm als die neu
zu erkennen, und die eine ergreift das Wort und
klagt:

— — — ach, merck doch du,
Wie wucher und betriegerey
So vnverſchämbt im Teutſchland ſey,
Wer Gelt hat, der hat was er will,
Derhalb ſo gilt die Kunſt nit vil,
Das vnſer forthin niemand gerd.
Ich ſprach zu jr: Ir ſeid noch werd
Bei manchem vernünfftigen Mann.
Sie ſprach: Daſſelbig iſt nit an,
Verſtendig Leut die hab wir noch,
Die vns halten ehrlich und hoch,
Ihr aber iſt leider zu wenig,
Gegn die großen thörichten menig,
Die werden auch ſampt vns veracht,
Als Fantaſten verſpott, verlacht,
Können ſich hungers kaum erwehrn,
Weil man ſie thut ſampt vns verehrn,
Vnd doch allein lob, ehr vnd preiß,
Der Kunſt, iſt jr einige ſpeiß!
So müſſen wir neun wol Hungers ſterben,
Mit dem thörichten Volck verderben,
Darum wöll wir raumen Teutſchland,
Laſſen Kunſtlos vnd ohne verſtand,
Vnd wider in Griechen mit ehrn
Zu vnſerm Berg Parnaſſo kehrn,
Zu vnſerm Gott Apollini
Vnd vnſer Göttin Palladi u. ſ. w.

m Munde des alten nürnberger Schuſterpoeten finde ich ieſe in ihrer Schlichtheit eigenthümlich ergreifende Hinweiſung af das kunſtheitere Griechenland in der That rührend. Der findungsreiche Hans Sachs, dem ſelbſt Goethe ſo viel ver⸗ ankt und dafür auch dankbar war, mochte die proſaiſche Phi⸗ ſterei und kleinſtädtiſche Engherzigkeit des Krämervolks, in eſſen Mitte er lebte und Schuhe und Verſe flickte, und die rnehme aber wenig einträgliche Gunſt herablaſſender Patri⸗ er ſo gut wie der geniale Albrecht Dürer aus dem Grunde nnengelernt haben. Wenn man die engen und ſchmuzigen erhältniſſe erwägt, die auf Beide drückten, ſo wird man ſich icht mehr wundern, wenn Hans Sachs kein Shakſpeare und lbrecht Dürer, bei vielleicht derſelben Begabung und noch ündlicherer Bildung, kein Rafael werden konnte. Macht es och auch jetzt noch wie damals dem deutſchen Pfahlbürger öherer und niederer Gattung Vergnügen, jedes ihn überra⸗ ende Talent das Gewicht ſeiner bettelſtolzen Autorität empfin⸗ en zu laſſen, und wenn trotzdem die deutſche Poeſie in der eriode des weimariſchen Karl Auguſt zu ſo hoher Blüte langt iſt, ſo iſt dies ein vorübergegangenes Phänomen, an m der Allgemeincharakter des deutſchen Lebens wol ſehr we⸗ g Antheil hat.

H. M.

Bibliographie.

Detker, F., Helgoland. Sonette. Leipzig, C. F. Win⸗ Br. 8. 12 Ngr.

Prutz, R., Ludwig Holberg, ſein Leben und ſeine hriften. Nebſt einer Auswahl ſeiner Komödien. Stuttgart, ta. Gr. 8. 3 Thlr.

Reid, M., Die Kriegs⸗Fährte. Ein Roman aus dem icaniſch⸗indianiſchen Leben. Deutſch von O. Mylius. 1ſte 2te Lieferung. Stuttgart, K. Müller. 12. à 7½ Ngr.

Roſen, L., Der Buchenhof. Ein Roman. Leipzig, ckhaus. 1858. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Roth von Schreckenſtein, C. H. Freiherr, Herr Wal⸗ von Geroldseck, Biſchof von Straßburg. (1261—1263.) ingen, Laupp. Gr. 8. 12 Ngr.

Sandreczki, C., Reiſe nach Moſul und durch Kurdiſtan Urumia, unternommen im Auftrage der Church Missio- y Society in London, 1850. In brieflichen Mittheilungen (ſeinem) Tagebuche. 3ter und 4ter Theil. — A. u. d. T.: Urumia. Rückreiſe durch das Land der Berg⸗Neſtorianer r Moſul nach Smyrna. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schmid, J. K., ’s Kiniſchieß’n vö Tölz 1855. Gedicht oberbayriſcher Mundart. Freyſing. 1856. 16. 2 Ngr.

Schneeflocken. Poetiſches Jahrbuch aus Rußland. Erſter nter. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 16. 20 Ngr.

Schöll, A., Carl⸗Auguſt⸗Büchlein. Lebenszüge, Aus⸗ üche, Briefe und Anecdoten von Carl Auguſt Großherzog Sachſen⸗Weimar⸗Eiſenach. Weimar, Böhlau. 8. Ngr.

Die ſteiermärkiſchen Schützen⸗Freiwilligen⸗Bataillone, und e Leiſtungen in den Jahren 1848 und 1849. Herausgegeben dem Ausſchuſſe des hiſtoriſchen Vereins für Steiermark. tz. Gr. 8. 8 Ngr.

Sloman, H., Leibnitzens Anspruch auf die Erfindung Differenzialrechnung. Leipzig, Teubner. 4. 1 Thlr.

Springer, A., Geſchichte der bildenden Künſte im 19. rhundert. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. Ngr.

Studien über Katholizismus, Proteſtantismus und Ge⸗ ensfreiheit in Deutſchland. Schaffhauſen, Hurter. Gr. 8. hlr.

Teichmann, J. V., Zur Erinnerung an Carl Auguſt, herzog von Sachſen⸗Weimar. Ein Vortrag zur Feier ſeines 100jährigen Geburtsfeſtes in der Berliniſchen Geſell⸗ ſchaft für Deutſche Sprache gehalten. Berlin, Decker. Gr. 8. 10 Ngr.

Treumund, G., Weimars Genius. Eine Feſtgabe in Lebensbildern. Zu der am 3. September 1857 ſtattfindenden 100jährigen Geburtstagsfeier von Carl Auguſt, Großherzog von Sachſen⸗Weimar⸗Eiſenach. Mit einer kurzen Lebensbe⸗ ſchreibung Carl Auguſt’s, ſeinem Bildniß und anderweitigen hiſtoriſch⸗biographiſchen Anmerkungen. Weimar, Kühn. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Die Verketzerungsgeſchichte des excommunicirten Prieſters Lorenz Egger, ehemaligen Kaplans in Hannſtetten, von ihm ſelbſt aktenmäßig erzählt und herausgegeben. Ulm, Müller. Gr. 8. 6 Ngr.

Bocke, C., Erzählungen aus der Herberge. Zur Cha⸗ rakteriſtik der Handwerksburſchen unſerer Zeit. Nordhauſen, Büchting. Gr. 12. 6 Ngr.

Warneford, Schmugglergeſchichten. Zwei Bände. Leip⸗ zig, Kollmann. 1858. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Welcker, F. G., Griechiſche Götterlehre. 1ſter Band. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Weltzien, L. v., Militairiſche Studien aus Oldenburgs Vorzeit und Geſchichte des Oldenburgiſchen Contingents. Ol⸗ denburg, Schulze. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenig, C., Goethe in ſeiner welthiſtoriſchen Bedeutung, als eine der Hauptſäulen am Tempelbau der Menſchheit. Ein möglichſt vollſtändiges Repertorium der von ſeinen denkwür⸗ digſten Zeitgenoſſen bekannt gewordenen Urtheile über ihn und der geſammten Goethe⸗Literatur überhaupt. Während eines Menſchenalters zuſammengetragen. 2te, zur Feier der Inau⸗ guration des Goethe⸗Schiller⸗Denkmals, mit Nachträgen ver⸗ mehrte Ausgabe, beſorgt von H. Doering. Weimar, Voigt. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Willkomm, E., Meteore. Novellen⸗Cyclus. Zwei Bände. Nordhauſen, Büchting. 1858. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wißmayr, L., Meine Selbſt⸗Biographie für Freunde und Freundlichgeſinnte. In meinem 90ſten Lebensjahre zum Drucke befördert. Freyſing, Datterer. Gr. 4. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Huyſſen, G., Die evangeliſche Allianz und ihre Gegner, beleuchtet vom Standpunkte der unirten Kirche Rheinland⸗ Weſtphalens aus. Ein Conferenz⸗Vortrag. Elberfeld, Bädeker. Lex.⸗8. 3 Ngr.

Kraft, J., Offene Briefe an Herrn Pfarrer Hermann in Freudenthal (in Würtemberg) auf Veranlaſſung ſeiner Schrift über die Evangeliſche Allianz. Berlin, F. Schulze. Lex.⸗8. 1½ Ngr.

— —, Der Geiſt des heiligen Apoſtel Johannes und der Geiſt des evangeliſchen Bundes. Ein Vortrag mit Be⸗ zug auf die im September d. J. ſtattfindende Verſammlung evangeliſcher Chriſten. Berlin, F. Schulze. Gr. 8. 1½ Ngr.

Kuntze, E., Das Eigenthümliche der in Berlin zu hal⸗ tenden großen Verſammlung evangeliſcher Chriſten aus allen Ländern. Vortrag. Berlin, F. Schulze. 8. 1½ Ngr.

Liebetrut, F., Die evangeliſche Allianz und ihre Stel⸗ lung zur Kirche, inſonderheit zu der evangeliſchen Kirche in Preußen. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Müller, M., Patriotiſche Phantaſien aus dem europäi⸗ ſchen politiſchen Concert der jüngſten Vergangenheit und Ge⸗ genwart. Leipzig, Hübner. 8. 5 Ngr.

Oken, H. v., Der Untergang der Welt, wie er, rein chriſtlich und hiſtoriſch gerechtfertigt, wirklich geſchehen kann und wird, trotz der falſchen Kometenbahn⸗Berechnung durch Profeſſor Babinet in Paris. Altona, Verlags⸗Bureau. Gr 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Deutſche Allgemeine Zeitung

„Wahrheit und Recht, Freiheit und Geſetz!“

Die **Deutſche Allgemeine Zeitung** hat ihren Leſerkreis in den letzten Jahren bedeutend ſteigen ſehen, n
Sachſen und den angrenzenden Ländern, ſondern ebenſo in andern Theilen Deutſchlands, Oeſterreichs und des Ausl
glaubt ſich zu den **erſten deutſchen Zeitungen** rechnen zu dürfen. Sie wird auch in Zukunft den Anfoderungen,
ſie geſtellt werden, in jeder Weiſe zu entſprechen ſuchen: durch **unabhängige freiſinnige Haltung**, gediegene l
zahlreiche und zuverläſſige **Originalcorreſpondenzen**, regelmäßige **telegraphiſche Depeſchen**, unterhaltendes **Feui**
endlich durch ſorgfältigſte Beachtung und Vertretung des **Handels** und der **Induſtrie**. **In letzterer Hinſich**
Deutſche Allgemeine Zeitung neuerdings beſondere Veranſtaltungen getroffen, um dieſe in neueſter Zeit
größerer Wichtigkeit gelangten Factoren des öffentlichen Lebens in möglichſt vollſtändiger und in gewiſſ
Weiſe zu berückſichtigen und dadurch der Handelswelt ſowie dem zahlreichen Theile des großen Public
ſich dafür näher intereſſirt, fortwährend eine Ueberſicht darüber zu gewähren. Als ſächſiſches Blatt ſucht
Deutſche Allgemeine Zeitung in Betreff der **ſächſiſchen Angelegenheiten** die Anſprüche ihrer ſächſiſchen wie ihrer a
Leſer gleichmäßig zu befriedigen.

Das **Abonnement** auf die Deutſche Allgemeine Zeitung beträgt **vierteljährlich nur 1½ Thlr. Inſerate**
2 Ngr.) finden durch ſie die weiteſte und zweckmäßigſte Verbreitung.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **L. Holle** in Wolfenbüttel erscheinen und sind ausführliche Prospecte darüber gratis sowie die erste Lieferung zur Ansicht durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

L. van Beethoven's
neun Sinfonien für das Pianoforte

zu zwei und vier Händen

bearbeitet von

F. W. Markull,

königlich preussischem Musikdirector.

Jeder Subscribent auf alle 9 Nros. der zwei- oder der vierhändigen Ausgabe bekommt mit der 9ten Lieferung das Portrait Beethoven's im feinsten Stahlstich als Prämie gratis.

Subscriptionspreis

aller 9 Nros. für Pft. à 2 ms. 3 Thlr. 10 Sgr.
aller 9 Nros. für Pft. à 4 ms. 5 Thlr. 20 Sgr.

Bücher zu ermässigten Preisen.

Bücherkäufer werden auf das von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ausgegebene

Verzeichniss werthvoller Werke
zu bedeutend ermässigten Preisen,

eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthaltend, besonders aufmerksam gemacht. Dasselbe ist in jeder Buchhandlung **gratis** zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gräſer's Lehrbücher der engliſchen S

Gräſer (K.), Praktiſcher Lehrgang zur
und leichten Erlernung der **Engliſchen Sprac**
Ahn's Methode. Zweite Auflage. 8. Geh

———, **Praktiſche Schulgramm**
Engliſchen Sprache. Mit vielen Uebun
zum Ueberſetzen aus dem Deutſchen in das
8. Geh. 16 Ngr.

Das erſte Werk iſt ein neuer Lehrgang zu
Erlernung der **engliſchen Sprache**, nach der beka
jetzt allgemein für die beſte gehaltenen **Ahn**'ſchen
aber in weſentlich vervollkommneter Einrichtung.
competenteſten Seiten iſt dieſer Lehrgang für
erklärt worden und ſchon wenige Monate na
Erſcheinen war eine zweite Auflage nöthig.

Das zweite Werk iſt eine vollſtändige und hö
mäßige Grammatik der engliſchen Sprache, die ſi
„Lehrgang“ des Verfaſſers anſchließt, aber auch e
als Schulbuch wie beim Selbſtſtudium benutzt werd

Der Verfaſſer war durch langjährige Erfahrung ſ
die Ausarbeitung ähnlicher, in demſelben Verlage er
und mit großem Beifall aufgenommener Unterrichtsſch
Engländer und Franzoſen zu dieſen Schriften vorzugs
fähigt und dieſelben ſind auch bereits mehrfach in
eingeführt.

Lehrer erhalten von der Verlagshandlu
ein Gratisexemplar beider Werke, um ſich nähe
vertraut zu machen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

[illegible]erariſche Unterhaltung.

: wöchentlich. —— Nr. 42. —— 15. October 1857.

[illegible]ur Geſchichte der Malerei. — Frauenromane. Von F. Gegenbaur. — Jean Paul in Baireuth. — Die Lehnwörter der deutſchen Sprache. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geſchichte der Malerei.

[illegible] peintres de toutes les écoles, depuis la re-
[illegible]jusqu'à nos jours, par *Charles Blanc*. Accom-
[illegible] portrait des peintres, de la reproduction de
[illegible]eaux tableaux et du fac-simile de leur signa-
[illegible]es et monogrammes. Paris 1849—57.

[illegible]de Geſchichte der berühmteſten Maler aller
[illegible] ſeit 1849 heftweiſe erſcheint und noch
[illegible]loſſen iſt (bisjetzt ſind faſt 200 Liefe-
[illegible]n erſchienen), gewinnt das Anſehen eines
[illegible]n Prachtwerks, deſſen Verhältniſſe und Ge-
[illegible]ſich jetzt ſo ziemlich überſehen laſſen. Da-
[illegible] es freilich zu einer Art Literatur, die
[illegible]mehr dem Luxus und dem Zeitvertreib
[illegible]iſſenſchaft dient; der anhaltende Beifall,
[illegible]o weitläufigen Unternehmen zutheilgewor-
[illegible]und rechtfertigt ſich indeß vollkommen durch
[illegible] Ausführung und Ausſtattung, die ſo ge-
[illegible] daß das Werk für jeden Gebildeten und
[illegible] wie für den Künſtler und Kunſtliebhaber
[illegible]n Reiz und Werth hat. Es bietet in ſei-
[illegible] und Gliederung keine zuſammenhängende
[illegible]er den Entwickelungsgang der Malerei in
[illegible]en Malerſchulen, ſondern gibt in bunter
[illegible]olge vereinzelte Berichte von dem Leben und
[illegible]ornehmſten Maler aller Schulen. Wir haben
[illegible]unſtgeſchichte, ſondern Künſtlergeſchichten.

[illegible]nahme von Deutſchland iſt übrigens dieſe
[illegible]ſtgeſchichte zu ſchreiben faſt in allen euro-
[illegible]raturen gäng und gäbe. In Italien und
[illegible]rlanden, gerade da, wo ſie ſo herrlich ge-
[illegible] Bewundernswürdiges geleiſtet, hat die Ma-
[illegible]Hiſtoriker im philoſophiſchen und ſtrengen
[illegible]Worts, ſondern blos Chronikenſchreiber, Hi-
[illegible]. Auch in Frankreich, wo man ſich viel
[illegible]riſchen Studien abgegeben, hat man eine Art
[illegible]ragmatiſchen oder ſyſtematiſchen Bearbeitun-
[illegible]lt ſich vorzugsweiſe an die Art und Weiſe
Kunſtgeſchichte chriſtlicher Zeit, die lediglich
Novelle iſt, und nicht beweiſen und dociren, ſondern nur erzählen und intereſſiren will. Vaſari, der Vater der neuern Kunſtgeſchichte, hat in der Vorrede zu der zweiten Ausgabe ſeiner Künſtlerbiographien, die 1568 zu Florenz bei den Giunti in drei Quartbänden herauskam, nur zu deutlich ſelbſt eingeſtanden, daß er Dichtung mit Wahrheit gemiſcht habe und daß ſeine Erzählung häufig Erfindung ſei. Von der ſtrengen wortklauberiſchen und rechthaberiſchen Kritik unſerer Forſcher wird ihm bald hier bald dort Einzelnes als unbegründet, mitunter ſogar Ganzes, wie z. B. die Exiſtenz und Perſönlichkeit des luſtigen Malers Buffalmaco, als aus der Luft gegriffen nachgewieſen. Aber deſſenungeachtet iſt Vaſari nicht blos als der angenehmſte Darſteller der mittlern italieniſchen Kunſtgeſchichte anzuſehen, ſondern es muß ihm auch das Zeugniß der Wahrheit verbleiben, zwar nicht jenes der hiſtoriſchen Genauigkeit, aber dasjenige der innern Treue in Zeichnung des Charakters der Künſtler und ihrer Werke. Iſt auch Vieles von localpatriotiſchem Vorurtheil eingegeben oder durch individuelle Meinung bedingt und in beiderlei Hinſicht thatſächlich unhaltbar, ſo treten doch im Durchſchnitt die biographiſchen Schilderungen und die artiſtiſchen Beurtheilungen mit einer Deutlichkeit, Beſtimmtheit und Sicherheit hervor, daß wir, hinzugenommen den Beifall, welchen ſie ſich um des Inhalts wie der Form willen in dem Vaterlande des Schriftſtellers von Anfang an erworben hatten, nicht anſtehen dürfen, ihnen im Allgemeinen auch hiſtoriſche Glaubwürdigkeit, factiſche Wahrheit beizumeſſen. Unſere Zeit hat verlangt, daß Vaſari's Werk von hiſtoriſcher Seite vervollſtändigt und kritiſch berichtigt werde, und dieſem Verlangen iſt auf die mannichfachſte Weiſe durch gelehrte Herausgeber entſprochen worden. Gleichwol aber bleibt bei allen Nachbeſſerungen und Ausſtellungen das weſentlichſte Verdienſt ſeiner Geſchichten, die lebendige Charakteriſtik der Meiſter und ihrer Werke, unverkümmert ſtehen, und immer aufs neue werden Jünger und Freunde der Kunſt zu den Quellen ſeines Buchs hingewieſen, und immer aufs neue ſchöpfen daraus Die, ſo es leſen, das reichſte Bild des künſtleriſchen Le-

den weſentlichen Vorzugen, die ihn auszeichnen. Das Altväterliche, Schlichte und Treuherzige in ſeiner Denk- und Schreibart, ſogar die nicht immer ſehr geſchmackvolle Zuthat und Einmiſchung der aus der Mythologie und Antike hergeholten Bilder- und Schulſprache, wie ſie zu ſeiner Zeit Mode war, verbreitet einen höchſt eigenthümlichen Reiz über ſein Malerbuch, welches man freilich in der erſten Ausgabe (Harlem 1604) oder in der wenig veränderten zweiten Auflage (Amſterdam 1648), nicht aber in de Jongh's bearbeiteter Uebertragung (2 Bde., Amſterdam 1764) leſen muß, wenn man es in ſeiner urſprünglichen naiven Faſſung kennenlernen will. Damit verbindet van Mander eine bei ſeinen äſthetiſchen Gefühlen und Anſichten ſehr merkwürdige Sachdenklichkeit für die Schönheiten und weſentlichen Vorzüge in den Werken der älteſten niederländiſchen Meiſter, als der Gebrüder van Eyck, des Hughe van der Goes u. A., worüber er ſich mit mehr Liebe, Achtung und Einſicht äußert, als z. B. Vaſari über ſo manche Nachfolger Cimabue's und Giotto's ſich ausläßt. Im Allgemeinen freilich iſt van Mander, wie Vaſari, mit dem Ausſtreuen des Lobes und mit dem Auskramen von Kleinigkeiten allzu verſchwenderiſch, gewährt aber durch die redſelige Mittheilung vieler einzelner Züge und Umſtände, die er über die Perſönlichkeit der Künſtler entweder nach mündlicher Ueberlieferung oder aus eigener Erfahrung beibringt, den großen Vortheil, daß er mit dem Künſtler zugleich den Menſchen vor Augen ſtellt, ſowie auch die eigenthümliche Richtung deſſelben in der Kunſt beſtimmter veranſchaulicht; und bei aller theilweiſen Lücken- und Novellenhaftigkeit der Nachrichten iſt ſein Malerbuch im Ganzen ein reichhaltiges und zuverläſſiges Werk, welches entſchieden das Gepräge der innern Wahrheit anſichträgt und lebhaft in die Zeiten zurückverſetzt, wo die Künſtler blühten, von denen es handelt.

Wenn uns dennoch auch in unſern Tagen Künſtlernovellen dargeboten werden, nicht Künſtlerromane wie „Ardinghello" oder „Sternbald's Wanderuugen", die blos wei-

liche und von allen Kunſtfreunden ger
geſchichte iſt, umſomehr, da es hinſicht
henden und geſchmackvollen Darſtellung
belletriſtiſcher Leſer befriedigt. Wenn e
vollkommen den Anfoderungen entſprich
ein Buch machen kann, welches den
ſchichtlichen Stoff nach dem gegenwärtig
der Wiſſenſchaft behandeln ſoll, ſo gi
Mehrzahl der Gebildeten Gelegenheit, ü
teſten Maler eine ungleich beſſere und
lehrung einzuholen, als ſie aus den ſo m
unvollſtändigen Büchern der ältern fran
hiſtoriographen zu ſchöpfen iſt. Félibi
und weitſchweifige „Unterhaltungen", n
Geſchichte der Malerei in einem durch zw
bände fortlaufenden Geſpräche zwiſchen
und einem lernbegierigen Kunſtfreunde
Piles' kurze, compendiariſche „Lebensbeſ
Malern" und lange Abhandlungen über P
rie der Malerei, Florent Lecomte's ve
lung, eine wahre Rumpelkammer von K
fetten Malerbiographien von d'Argenville
d. h. Stoppelwerke von der dürrſten und
ſind die namhafteſten Kunſtſchriften, wel
zwei letzten Jahrhunderte in Frankreich hervor
Für die Geſchichte der Malerei haben dieſe
lich nur einen ſehr untergeordneten Werth
zumal die Werke von d'Argenville und
Frankreich und ſelbſt im Auslande heutz
fach zugrunde gelegt werden; für die Geſch
kritik ſind ſie jedoch immerhin ſehr merk
Es gibt nicht leicht etwas Geiſtloſeres u
res als die Anſichten, worin die damal
bildung und Kunſttheorie befangen war.
fand für die Dilettanten und Kritiker
Inſtrument, das nur ein mürriſcher K
hecken kann, die ſogenannte Malerwage (
peintres), eine Wage, womit Maler v

Grad; die dageweſene, aber ſelten ins Le-
e Vollkommenheit = 18 Grad. Dieſe
inmal feſtgeſtellt, war die Anwendung davon
el. Man hatte nur noch auf jeden Maler
Anzahl Grade, 10, 12, 15, 16, mehr
, für Compoſition, Zeichnung, Colorit und
zuſchlagen und brauchte nachher blos das
diren, um genau zu wiſſen, wie ſchwer der
. Nach de Piles' Rechnung wiegen Rafael
gleichſchwer, jeder 65 Grad, Annibale
t 58, Leonardo da Vinci 49, Dome-
Rembrandt 48, Lebrun 56, Tizian 51,
bani 49, Michel Angelo 37, Pietro da Cor-
lbrecht Dürer 36, Taddeo Zuccaro 46,
eyden 24 u. ſ. w. Dieſe klägliche Ma-
gewaltiges Aufſehen und ſetzte mehr als
Bewegung. Anſtatt ſie liegen zu laſſen
erfen, wollten viele Leute ſie gebrauchen,
h gehöriger Verbeſſerung und Berichtigung,
t mehr bearbeitet worden als dieſer kritiſche
rat. Ich für meinen Theil habe davon
Exemplare geſehen, eins immer richtiger
iger als das andere, und wofür jeder Aus-
ß gern ein Patent verlangt hätte. Prakti-
e Kunſtkenner, wie Mariette, befaßten ſich
mit ſolchem albernen Zeug, ſchwiegen aber
m Ganzen dauerte das Unweſen fort, bis
äſthetiſchen Marktkram, wo Menſchen und
raft mit falſchem Gewicht gewogen wurden,
in ſeinen blitzenden und funkelnden „Sa-
richtigern und gehaltvollern Ton anſchlug.
nheitsſchriften, durch die jährlichen Kunſt-
im Salon des Louvre veranlaßt, beweiſen
rſblick und enthalten freilich manches Para-
er dabei ſo geiſtreich, lebendig und ergötzlich
ß A. W. von Schlegel, deſſen Kunſtberichte
ehend ſind, ſagte: „Sich von Diderot eine
lung beſchreiben zu laſſen, iſt ein wahrhaft
rus." Diderot's äſthetiſche Anſichten ſind,
icht immer ſtichhaltig, doch von den damals
geltenden unendlich zu ihrem Vortheil ab-
lfach wahr, vortrefflich und durch Neuheit
ihr Grundirrthum liegt darin, daß der übri-
Lehrſatz, die Natur nachzuahmen, zu einſei-
brücklich auf Koſten des poetiſchen Moments
wird. In dieſem Sinne ſchrieb Diderot
s", die in ihrer Art Meiſterſtücke genannt
n, und trotz der leichten Form von Flug-
nachhaltigſten Einfluß übten: ſie brachten
, welche in Unnatur und akademiſches For-
sgeartet war, wieder beſeelende Kraft und
, weckten und verbreiteten in Sachen des
wieder den in Schulſtaub und mechaniſchen
vergrabenen Natur- und Kunſtſinn, und er-
rankreich die Kunſtkritik, wie ſie ſich ſeitdem
nd entwickelt hat, keck, enthuſiaſtiſch geſtimmt,
usdrucksvoll, und faſt ebenſo farbenreich als die Palette der Meiſter, die ſie bewundert. Freilich iſt faſt ein Jahrhundert verfloſſen, ſeitdem jene „Salons" geſchrieben worden, und jetzt geht es mit dieſem kaiſerlichen Luxusartikel wie mit andern: was ſonſt in köſtlicher Ausführung nur den Großen zugebote ſtand, iſt Bedürfniß des gewöhnlichen Haushalts geworden. Auch die Kunſt hat ſich dem Fabrik- und Krämergeiſte der Zeit nicht entziehen können; ihre Werke beziehen die öffentlichen Ausſtellungen und Verſteigerungen, gleichſam künſtleriſche Meſſen, und müſſen ſich gefallen laſſen, aus ihrer Stille heraus in ein bewegtes und buntes Leben zu treten. Bei dieſem Drange der Zeit werden dann ſchnelle Berichte nothwendig, die nicht mehr ſo koſtbare Würdigung haben können. Was Viele geſehen haben, davon wollen Mehre hören, und wenn auch an ſich dieſes Wander- und Zeitungsleben der Kunſt nicht gerade natürlich und zuträglich iſt, ſo wirken ſolche Nachrichten doch mittelbar nützlich. Durch das Leſen erhält zunächſt die Neigung zum Schauen Nahrung, aber es arbeiten Kunſtberichte und Kunſtausſtellungen ſich in die Hand, um zuletzt ſich überflüſſig zu machen, denn endlich wird man auch bleibend beſitzen wollen, was man bisher mit Wohlgefallen, aber nur flüchtig ſah, und ſo wird der bewegten und wortreichen Zeit wieder ein ruhigerer Zuſtand folgen, wo die Kunſt nach ihren Wanderjahren wieder anſäſſig werden und zur ehrbaren Meiſterwürde gelangen wird.

Bei einem ſo ausgebreiteten Kunſthandel und Kunſtgeſchmack, wie ſie in Paris heimiſch ſind, iſt es nicht zu verwundern, daß die franzöſiſche Kunſtkritik der Gegenwart ſich bedeutend gehoben. Sie hat zumal in ſtiliſtiſcher Hinſicht ganz Vortreffliches geleiſtet und in der franzöſiſchen Kunſtſprache ein Wortregiſter aufgebracht, das mit der Ton- und Farbenleiter ſozuſagen gleichen Schritt hält; aber die Virtuoſen dieſer Pinſel- und Palettenſprache haben leider ihre beſten Aufſätze in Tagblättern und Zeitſchriften zerſplittert, anſtatt ſie in Büchern zu verarbeiten. Mancher dieſer Berichte über Kunſtausſtellungen, Gemäldeverkäufe und Bildercabinete ſind wirklich ſo witzig, ſo voll feiner, heller und ſcharfer Blicke, daß es ſchade iſt, daß ſie nach ihrem kurzen Tage vergeſſen werden: denn nur für den Tag berechnet, gehen ſie auch mit ihm unter. Wer über Vorfälle des Tags in Journalen ſchreibt, ſchreibt auf Sand oder Waſſer: Wind und Welle ſpülen und wiſchen am andern Morgen die ſchwachen Spuren der verfließenden Minute und des flüchtigen Augenblicks hinweg.

Eine Malergeſchichte, wie die neuere franzöſiſche Kunſtkritik ſie zu ſchreiben verſteht, war in Frankreich nicht vorhanden, und dieſe Lücke ſuchte das Werk von Charles Blanc auszufüllen. Es hatte um ſo größern Erfolg, als es ganz neuen Anſprüchen und Gelüſten entgegenkam, die auf Befriedigung warteten. Die Richtung eines Volks nach dem Aeſthetiſchen hin iſt in mehr als einer Hinſicht das Symptom wichtiger innerer Proceſſe. Die Theilnahme des großen Publicums in unſerer Zeit an Kunſtſachen iſt der Beweis von einem ganz andern

Gange der Bildung als ſolcher ſonſt war. Wir wollen hier keine weitern Parallelen über den Gewinn oder Verluſt dieſer beiden Schulcurſe machen. Einleuchtend aber iſt, daß bei der gegenwärtigen Richtung die Maſſe der Gebildeten von den Früchten zehrt, welche die Schriftſteller auf dem Gebiete der Wiſſenſchaften und Künſte mühſam geſammelt und geerntet. Hierdurch iſt der gefährlichſte Luxus unter das Volk gekommen. Das berüchtigte Zeitalter der Ludwige in Frankreich iſt nicht allein wegen der Steigerung aller materiellen Bedürfniſſe und ſinnlichen Genüſſe luxuriös zu nennen, vielmehr verdient es dieſes Prädicat in Rückſicht auf äſthetiſche Bedürfniſſe. Galerien, Bilderſammlungen, Theater, Opern u. ſ. w. wurden in gewiſſen Kreiſen als eine Art von nothwendiger Nahrung bekannt. Seitdem iſt die Kunſtliebe, die ſich ſonſt auf eine verhältnißmäßig kleine Anzahl von Männern hohen Standes oder feinen Geſchmacks beſchränkte, eine weitverbreitete Liebhaberei und allgemeine Genußſache geworden. Frankreich zählt gegenwärtig Cabinete, Sammlungen, Liebhaber und Sammler zu Hunderten; eine ganze Legion Künſtler lebt davon, die großen und kleinen Meiſter aller Schulen ſind um das Zehnfache im Preiſe geſtiegen, und es iſt jetzt nicht mehr blos ſprichwörtlich wahr, wenn man ſagt, daß koſtbare Bilder mit Gold aufgewogen werden. Was ehedem lediglich eine Herzensangelegenheit und Luſt der Eingeweihten war, iſt nunmehr eine Lieblingsbeſchäftigung und Unterhaltung reicher Weltleute, oft leider eine Spielerei und Zeitvertreibſache der Mode. Gemälde, Handzeichnungen und Kupferſtiche ſind heutzutage ein zugleich ſeltener und gewöhnlicher Luxus; ſie ſchmücken Paläſte und einfache Wohnhäuſer; es gibt keine nur einigermaßen bedeutende Landſtadt, die nicht ihr Muſeum anlegt oder bereichert. In Paris veranlaſſen der ſchnelle Glückswechſel und die natürliche Bewegung der Bevölkerung eine Unzahl Verſteigerungen von Kunſtſachen aller Art, für welche regelmäßig die ſechs Wintermonate angeſetzt ſind, und obſchon während dieſer Monate täglich in mehren Localen verkauft wird, iſt doch die Nachfrage und Begierde der Liebhaber ſo groß, daß die Auctionsſaiſon ſich oft bis tief in den Sommer hineinzieht. Die Malerei hat wie die Muſik ihre Schwärmer, Narren und Dilettanten; nie kam daher ein Buch zu ſo rechter Zeit und konnte ſo ſicher auf ein Publicum zählen.

Die „Histoire des peintres" iſt zugleich eine Malergeſchichte und eine Bildergalerie. Die zahlreich in den Text eingeſchobenen Holzſchnitte reproduciren die vornehmſten Stücke aller Maler, deren Leben und Werke beſchrieben und beſprochen werden. Was zunächſt an der Art und Weiſe des Verfaſſers zu loben, iſt die Miſchung von ſpeciellen Fachkenntniſſen und literariſchen Eigenſchaften, die er in ſeine Schilderungen hineinzubringen gewußt. Er hat ſehr wohl eingeſehen, daß der Maler vor allen Dingen in ſeinen Malereien ſteckt, und daß das weſentliche und charakteriſtiſche Intereſſe ſeines Lebens zunächſt in dem Studium ſeiner Bilder, in der Angabe ſeines Stils, in der Auseinanderſetzung der Schattirungen, Zufälligkeiten und Verwandlungen ſeines Talents beſteht; indem er aber in ſeinen Abhandlungen den Bildern der Meiſter den erſten Platz einräumt, ſchmückt er ſie mit einem Kranz dramatiſcher oder romanhafter Epiſoden und Vorgänge aus ihrem Leben wie mit einem reich geſchnitzten Rahmen, und läßt um den Künſtler die Sitten, Gebräuche, Trachten, Vorſtellungen und Zuſtände ſeiner Zeit und ſeines Landes herumlaufen: lauter Dinge, die ihn erläutern, ergänzen und beleuchten, dadurch daß ſie ihn wieder in daſſelbe Licht ſtellen, worin er bei ſeinen Arbeiten ſtand, und unter die Menſchen und Sachen zurückverſetzen, die er als Modelle vor Augen hatte. Auf dieſe Weiſe iſt es dem Verfaſſer gelungen, die anſcheinend ſo ſpeciellen Lebensbeſchreibungen zugleich für den Künſtler belehrend und für jeden Gebildeten anziehend zu machen, und er erreichte damit das Hauptziel, welches er bei der Herausgabe ſeines Werks ſich vorſetzen mußte, nämlich die Geheimniſſe der Kunſt allgemeiner zu verbreiten, ohne ſie ins Platte zu verflachen, und die Künſtlerwerkſtätten der Menge aufzuſchließen, ohne ſie zu entweihen.

Der Verfaſſer beſitzt etwas Beſſeres als Fach- und Büchergelehrſamkeit; er hat Geſchmack und Kunſtſinn, verſteht die Meiſter und irrt ſich ſelten über ihr eigenthümliches Weſen. Seine Kritik iſt mehr andeutend und anregend als ausführend und erſchöpfend; ſie ſchlüpft mehr ſpielend über viele Umſtände weg, als daß ſie ergründend darauf eingeht; aber dem ſcharfſinnigen und lebendigen Geiſt ſeiner Beurtheilungen fehlt es weder an Reiz, noch an Richtigkeit. Was die äſthetiſche Tendenz ſeines Werks betrifft, darauf iſt ſchon im Vorhergehenden ſattſam hingewieſen, und ich will alſo das Geſagte nicht wiederholen oder weiter ausſpinnen. Aber eine Art, die allen neuern franzöſiſchen Kunſthiſtorikern mehr oder weniger eigen iſt, kann ich nicht unerwähnt laſſen. Ein jeder Schriftſteller muß die Kunſt des Ausdehnens, des Reckens und des Schaffens aus nichts verſtehen; aber wie dies der Verfaſſer kann, iſt unbegreiflich und unbeſchreiblich. Wie wäre es ſonſt möglich, daß er über Künſtler, von denen wir nicht viel mehr wiſſen, als auf einem Leichenſteine ſteht, anderthalb Bogen füllen könnte. Der Verfaſſer gibt ſelbſt dem Dürrſten und Dürftigſten dieſer Gattung eine freundliche Magie, weil die Phantaſie immer Punkte findet, worüber ſie brüten, und die Beſchauung Regionen ſieht, wo ſie umherſchwärmen kann. Man möchte bisweilen den romanhaften und lockern Anſtrich ſeiner Darſtellungen rügen, und wer die Malerei an und für ſich ſchätzt, hätte vielleicht lieber einen ſtrengern, techniſchern Stil; denkt man aber an die Anſprüche einer ausgedehnten Publicität und an die kleine Zahl Derjenigen, welche die Kunſt in ihrem [illegible]ſten und geheimſten Treiben und Schaffen ergründen können, ſo iſt man gern bereit, ſich dieſe geiſtreiche [illegible] pikante Darſtellungsweiſe gefallen zu laſſen, die im [illegible] genommen blos das aufgeräumte Weſen der Wiſſenſchaft und das freundliche Lächeln der Gelehrſamkeit iſt [illegible] ihrem Zweck als Ausſtreuerin des Salzes der Erde [illegible]

ſpricht; denn jene äußere Glätte und Leichtig-
:m benimmt dem Werke des Verfaſſers nichts
eigentlichen Gehalt und Gewicht; es bietet
Fülle von Thatſachen, Zuſammenſtellungen,
en und Nachweiſungen aller Art, und ver-
ın auch nicht mit der kritiſchen Strenge eines
n Lehrbuchs, doch mit der geſchmackvollen Aus-
populären Blumenleſe, Hunderte von zer-
ɔtizen und Angaben, die man mühſam aus
en Wuſt und Plunder alter Bücher hervor-
i.

über das Werk im Ganzen; mit Ausſtellun-
nzelnen wollen wir uns nicht befaſſen. Die
Verfaſſers iſt etwas enthuſiaſtiſch und lobſüch-
ıt, und hält es abwechſelnd mit jedem von
ı, die ſie mit dem Eifer und Feuer einer im-
euem entbrennenden Liebe ſtudirt. Beim Ab-
Ganzen wird daraus in der Anlage des Buchs
in Mangel von durchgehenden Grundriſſen
tniſſen zwiſchen den großen und kleinen Mei-
hen; aber dieſer Mangel bringt den Vorzug
ɔer dafür entſchädigt, nämlich die Liebe des
es, ohne welche die Kritik eine ungeſegnete
ɔt.

Verfaſſer hat kein ſtrengausgebildetes äſtheti-
m, und dieſer Umſtand kommt bei dem ſo
en und verſchiedenartigen Werke, das er un-
, um ſo beſſer zuſtatten. Er iſt von der
Schule, die in Kunſtſachen die beſte, wozu
Liebhaber und feinen Kunſtkenner gehören, die
n Schwung der Zeichnung wie den üppigen
ırbe zu ſchätzen wiſſen und ohne Naſerümpfen
Himmel Rafael's und den luftigen Höhen
gelo's zu Rubens'ſchen Bacchanalien und in
Rauchſtuben hinabſteigen.

:t uns an Raum, die uns vorliegenden Lie-
acheinander durchzublättern; höchſtens können
lüchtigen Blick darauf werfen und ein paar
Worte darüber ſagen.

r franzöſiſchen Schule erwähnen wir das Le-
ıu's, geſchildert mit einer Feder, die in pikan-
ichtem Vortrage, ſcheint es, mit dem Roth-
ndzeichnungen dieſes Meiſters wetteifern wollte;
Pouſſin's, ein feſt und ſcharf umriſſenes Cha-
on dieſem Epiktet der Malerei; die Abhand-
Leſueur, deſſen mädchenhaftes und ſentimenta-
ſehr warm und zart hervorgehoben iſt. Va-
düſtere Kneipenmaler, hat ein ſehr effectvoll
geſchriebenes Capitel; neben ihm glänzt die
Geſtalt des großen Lothringers, ſeines Mit-
Rom, wie in der Lichtatmoſphäre einer ſon-
ſchaft. Die Gebrüder Lenain, die man ſo
kannte und verkannte, werden in einer ge-
Notiz ganz neu beleuchtet und wieder zu Eh-
t. Boucher, Fragonard, Lancret, die Klein-
Schule, die ſo lebendig, ſo geiſtreich behende,
zöſiſch und bei uns freilich ſtark verrufen,
hierzulande *) aber gegenwärtig hochangeſehen ſind, haben an dem Verfaſſer einen Liebhaber gefunden, der ſie herausſtreicht und mit ſeiner Feder ebenſo anſchaulich hinſtellt, als Lépirié, Larmeſſin und Saint-Non ſie mit dem Grabſtichel wiedergegeben haben. Greuze und Chardin, die in ſo vielen Beziehungen einen entſchiedenen Gegenſatz gegen jene galanten Maler bilden und in ihren Werken moraliſirende Tendenzen hervorkehren, werden mit gleicher Vorliebe und Sorgfalt geſchildert. Die traurigen Lebensumſtände und heitern Werke Prudhon's ſind in einem langen Aufſatze voll ſchöner Stiche nach den Handzeichnungen des Meiſters und voll ſinniger Kunſturtheile beſchrieben. Géricault iſt von Kopf bis zu Fuß in ſeiner militäriſchen Reiterhaltung abgemalt, und das Andenken des Schlachtenmalers Gros von der ſchnöden Schmach gereinigt, die ihn zum Selbſtmörder werden ließ. Wir erwähnen noch die Lebensbeſchreibungen von Jouvenet, Carle Vernet, Monoyer, Lantara, Desportes, Oudry, Caſanova, Loutherbourg, Huë, Callot, Gaspard Dughet und Sébaſtien Bourdon, die mit den obengenannten zuſammen bereits den größten Theil der franzöſiſchen Schule ausmachen.

Unter den Holländern heben wir hervor: Rembrandt, deſſen wunderſame Art zu malen richtiger und gründlicher beſchrieben iſt als ſeine angeblich ſonderbare Art zu denken und zu leben; Adrian van Oſtade, ebenfalls ein Zauberer, deſſen Proteuspinſel an die gewöhnlichſten Wohnſtuben Schätze von Licht und Blendwerke von Helldunkel verſchwendet und holländiſche Bauernhütten in morgenländiſche Feenpaläſte verwandelt; Adrian Brouwer, der lärmende, wüſte Trunkenbold in der Schenke, wo Oſtade der ſtille und friedſame Stammgaſt iſt; Jan Steen, der luſtige Schenkwirth von Leyden, der an derbem Witz und ausgelaſſenem Humor Seinesgleichen nicht hat; Metzu, Mieris und Terburg, die feinen Herrchen der amſterdamer und harlemer Salons und Damenſchlafzimmer, der erſte kräftig, geiſtreich, ſcharf und geſchliffen in ſeinem Vortrage wie eine feine Rappierklinge; der andere zimperlich, pretiös, förmlich und ſuperfein galant gegen Damen; der letzte ausgezeichnet in zarter Schilderung der eleganten Formen des geſelligen Lebens und unübertroffen in meiſterhafter Darſtellung prächtiger Seidenkleider; Philipp Wouwerman, der Oberjägermeiſter der adeligen Hetz- und Falkenjagden, der Hofpoet der tollen Lager- und Marketenderwirthſchaft, deſſen Bilder dieſer Art man nicht anſehen kann, ohne an Wallenſtein's Feldlager und Schiller's Reiterlied: „Friſch auf, Kameraden! aufs Pferd, aufs Pferd!" zu denken; Karl Dujardin, der Meiſter der bis auf den höchſten Grad der Kunſt, des Witzes, der Virtuoſität und feinen Vollendung getriebenen Genremalerei; Berghem, der ländliche Idyllenmaler und Fabeldichter der Heerden; Albert Cuyp, der über die trübe holländiſche Natur die Heiterkeit des italieniſchen Himmels wie ein ſtrahlendes Lächeln über ein mürriſches Geſicht verbreitet; Ruysdael, der ſie im

*) Der Aufſatz iſt von einem Deutſchen in Paris geſchrieben.
D. Red.

Gegentheil in ihrer ganzen ſchwermüthigen Herbe auffaßt und unausſprechliche Stimmungen und Anklänge aus ihr hervorlockt; Paul Potter, der naive, gemüthliche Maler des Acker- und Weideviehs; Willem van der Velde, deſſen künſtliche Seebilder die ſtillen Anſichten des Meeres ſpiegelklar und haarſcharf genau wiedergeben; Adrian van der Velde, der geiſtreiche und lebendige Maler, der ſeine Figürchen wie Schmuck- und Glanzperlen in die Landſchaften vertheilt; van Huyſum, der im Bilde die wunderbaren Tulpen verewigt, die ſeine Landsleute ſo hoch verehrten und ſo theuer bezahlten.

Die minder zahlreiche flandriſche Schule iſt in der „Histoire des peintres“ vertreten von ihrem Hauptmeiſter Rubens, von Jordaens, dem Silen jenes Bacchus der ſtrotzenden Formen und rieſelnden Farben, und von Teniers, dem Witz in Malergeſtalt und dem ſchlauen Kneipwirth der flandriſchen Bauernwelt. Die Biographien von Velasquez und Murillo eröffnen die weitverzweigte und verwirrte ſpaniſche Schule mit ihren beiden Häuptern und Matadoren, und die Lebensbeſchreibungen Albrecht Dürer's und Dietrich's geben zwei Malzeichen für die deutſche Schule ab.

Die „Histoire des peintres“ iſt, wie geſagt, zugleich ein Geſchichtsbuch und ein Kupferwerk. Holzſchnitte von den Meiſterwerken oder Hauptbildern der Maler ſind reichlich eingeſchaltet, und begleiten den Text der Lebensbeſchreibungen Seite für Seite, ſodaß ſie den lehrreichſten und prächtigſten Commentar dazu liefern. Dieſe Holzſchnitte ſind zum Theil kleine Meiſterſtücke, und durchweg von tüchtigem Machwerk. In Frankreich hatte die Holzſchneidekunſt bisher noch keine ſolche Bravour im Wiedergeben der maleriſchen Vortragsweiſe erreicht. Einige Stücke nach Oſtade, Claude Lorrain, Berghem u. A. wetteifern im Gefühl der Farbe, in der Durchſichtigkeit der Schatten, in der Schärfe und Beſtimmtheit des Détail, in der Klarheit der Hintergründe und Lüfte mit den ſchönſten Erzeugniſſen des Grabſtichels und der Radirnadel. In die große Anzahl von Holzſchnitten haben ſich unſtreitig unvollkommene Platten miteingeſchlichen, aber im Ganzen iſt die Ausführung zu loben, obſchon einige Lieferungen in dieſem Stücke eine Abnahme ſorgſamer Aufſicht und geſchmackvoller Auswahl merken laſſen. 28.

Frauenromane.

Es liegt uns heute eine Reihe geiſtiger Erzeugniſſe ſchriftſtellernder Frauen vor, deren Namen theils in der Tagesliteratur ſchon rühmlich bekannt, theils auch noch für einen größern Theil des Publicums neu ſind. Wir beginnen mit:

1. Der Armuth Leid und Glück. Roman von Julie Burow. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 4 Thlr.

Es zeichnet ſich dieſes Buch vortheilhaft durch dieſelben Eigenſchaften aus, die wir bereits früher an den Novellen der Verfaſſerin rühmlich anerkannt haben. Lebendigkeit der Schilderung, Weichheit und Zartheit der Geſinnung ohne ſüßliche Verſchwommenheit, Mannichfaltigkeit in den Situationen und Charakteren ſind weſentliche Eigenſchaften, die bei glatter Form der Darſtellung dieſes Buch ſicher zu einer beliebten

Lectüre namentlich für die gebildete Damenwelt m
den, da ja die weibliche Seite des Gemüthslebens
ſchend darin zur Schilderung kommt und einzelne
Buchs mit ergreifender Tiefe gedichtet und empf
Die Erzählung ſelbſt und der Verlauf der Handl
reichend ſpannend, obgleich wir von dieſer Seite b
mancherlei Bemerkungen Urſache haben werden. Z
geln in der Conſtruction gehören vor allen Ding
zu künſtliche Verwickelung, der allzu große Sch
die geſuchte Aneinanderreihung urſprünglich frem
Perſonen, deren Auftreten überhaupt für den Ro
künſtleriſches Ganzes von höchſt untergeordnetem Z
zuſehen iſt. Die Verfaſſerin verſteht es übrigens glei
herein durch eine eigenthümliche Verwickelung d
des Leſers zu ſpannen und daſſelbe bis an da
Buchs mit wechſelnder Höhe regezuerhalten.
kurze Angabe des Inhalts wird den Leſer d. L
Stand ſetzen, den Reichthum an Scenen und Char
nenzulernen und ihn wahrſcheinlich auf die Lectüre
begierig machen. In einer Stadt Preußens leb
rühmte Violiniſt Bergenau mit ſeiner Gattin He
ſeinen Kindern Eduard und Gertrud. Bergenau
muth gerathen und nährte ſich und ſeine Familie
merlich von Stundengeben; ſo dürftig auch ihr
war, ſo verſtand es dennoch ſeine Frau durch Saub
Reinlichkeit das kleine Hausweſen zuſammenzuhalten
den und Stille im Familienkreiſe zu erhalten; allein
konnte dieſen Zuſtand der Dürftigkeit nicht ertragen;
elende Lage zu vergeſſen, ſuchte er ſich durch geiſtige Get
täuben und ward ſo, wenn auch in lichten Augenb
erwachtes beſſeres Gefühl dagegen ſich ſträubte, ein v
Trunkenbold, der roh, hart, unzurechnungsfähig
ſeine Familie benahm und dadurch dieſelbe ſowie d
Unthätigkeit der vollſten Armuth zutrieb. In dieſer
Lage lernte Hermione bei der Räthin Anna We
reichen Witwe, früherer Schauſpielerin, den jungen
Fürſten, Prinz Alexis Moroſchin kennen, der aus l
licher Liebe ſie heirathen wollte. Hermione, um d
Schritt für ihren Mann und ihre Kinder Unterſ
finden, willigte in die Scheidung mit Bergenau,
Prinz einen reichen Jahresgehalt auszahlen wollte.
lehnte jedoch ebenſo wie ſeine Kinder jegliche Unterſ
und Hermione hatte ſo dieſen entſcheidenden Sc
Lebens ohne Nutzen gethan, ſie folgte ihrem neu
auf ſeine prächtigen Güter in Polen mit dem tiefe
des Unrechts und der heißen Sehnſucht nach ihren
Herzen. Das Hausweſen Bergenau's wurde nun
rütteter, er ſelbſt ſank immer tiefer, ſo ſehr auch ſe
ſich Mühe gaben, dem Verfall zu ſteuern. Berge
thete endlich ſeine Magd Nanni, welche bereits b
eines Kindes werden ſollte, das ſeinen Vater an e
ßiſchen Huſarenunteroffizier Heiking hatte. Nanni
halbblödſinnigen Componiſten zu bewegen, ſie zu hei
dem ſie ohne ſein Wiſſen und heimlich die Gelder i
nahm, welche Hermione für ihn und ſeine Kind
Sie gab bald nach der Heirath dem neuen Gatten ſo ri
wein, als er nur trinken wollte, in der verbrecheriſch
ihn dadurch um ſo raſcher dem Tode entgegenzuf
ihren Geliebten heirathen zu können; da ſie jedoch
genug auf dieſe Weiſe zu ihrem Ziele gelangte, ſo
ihre Zuflucht zu Gift, wurde aber darüber ertappt und
ſuchten Gattenmordes vom Schwurgericht zu zwan
Zuchthausſtrafe verurtheilt. Die Kinder Bergenau's
um ſo verlaſſener, als Gertrud nun auch noch für ihre
Leontine ſorgen mußte; zum Glück hatte ihr Bru
und Unterſtützung bei einem reichen Engländer gef
ihn ſelbſt ſoweit ausbildete, daß er als Geometer i
war, ſeine Geſchwiſter zu unterhalten. In dieſe Zeit
Gertrud's Bekanntſchaft mit dem reichen aber leid

s; durch ihre Anmuth und geiſtige Reinheit
ief und anhaltend auf dieſen blaſirten Menſchen,
uer Thätigkeit ſich aufraffte und ſpäter Gertrud
in heimführte. Eduard, nachdem er die Schmer-
n Liebe zu einer ſchönen Jüdin, die einem reichen
r Krim folgte, überwunden hatte, heirathete ſpäter
Pflegekind der Räthin Werder und wirkliche
Schauſpielers Laubach. Hermione war mit ihrem
Krim gezogen; der neue Ehebund kam jedoch
me, da Hermione fortwährend in Sehnſucht nach
ſich aufzehrte, worüber der Fürſt Alexis ſehr
eiferſüchtig war. Hermione fühlte ſich um ſo
als ſie lange Jahre ohne Nachricht von ihren
und ihr der Fürſt jede Verbindung mit den-
erhalten verboten hatte. Erſt durch die Räthin
viederholt bei ihr zu Beſuch war, erfuhr ſie die
rer Kinder und deren Schickſal; dadurch wurde
um ſo lebendiger, und als ihr Gatte — der ſich in
r Weſtmächte gegen Rußland in der Krim com-
e und nachdem der Frieden geſchloſſen war flüch-
ußte — ihr ihre Freiheit wiedergab, konnte ſie
ſie hinreichend das Ungenügende, das in dem
ichthums allein liegt, zu würdigen gelernt hatte,
hne und ſeiner fleißigen Frau der Armuth Leid
ilen.
n uns bei dieſer Inhaltsangabe lediglich an den
r Geſchichte halten können, mannichfacher, ver-
rd der Leſer daſſelbe im Buche ſelbſt finden, wo
ſo vieler Menſchen wie durcheinandergeſchlungen
ndlich zu ihrer Löſung kommen.
eten ſchon oben an, daß wir die ſchwache Seite
gerade in ſeiner Fabel oder vielmehr in deren
finden. Das Motiv der Trennung der Ehe
ione und Bergenau, worauf die ganze Anlage
Handlung ihre eigenthümliche Spannung ver-
swegs ein äſthetiſches zu nennen; es erweckt in
enden Menſchen eine Empfindung, die beunru-
igt, ſtatt blos anzuregen, wenn man ſich die
delnden Perſonen recht nahe rückt: die Mutter
ren Kindern, die ſie liebt, ſie ſcheidet von ihrem
hre Jugendliebe iſt, mit ſolcher Gleichgültigkeit
eit, als ob man einen Poſtwagen verläßt, in
ſein Ziel erreicht hat. Die Verfaſſerin ſcheint
der Dichtung auch empfunden zu haben, ſie
lt dieſen Schritt aus der kalten leidenſchaftloſen
rmione's zu rechtfertigen; ſie ſucht die Kluft zu
m Mantel der Liebe, daß ſie ja dieſen Schritt
be, um das Beſte ihrer Kinder und ihres Man-
hen; ein Weib verkauft ſich, ſie läßt Das,
der Welt am theuerſten iſt, im Stich, um die
ſenen nachher mit Geld zu unterſtützen; Contraſte,
entſtehen, ſind allerdings pikant und ſpannend,
nruhigend und peinigend. Das craſſe Element,
hen Scenen zutage tritt, die Trunkſucht Ber-
Schlechtigkeit Nanni's, der Cynismus Heikings,
e Blaſirtheit oder richtiger Liederlichkeit Dubois'
die allzu grell aufgetragen und darum wenig
; der Blutſturz Eduard's und die dadurch her-
muth, die Nothwendigkeit, daß Gertrud ihren
hmuck an den Friſeur verkauft, und gar die Scene,
ne Bergenau ſeine Tochter Abends im Winter zur
ausſchleudert, ſie ohnmächtig wird und erſt am
n faſt entkleidet im Bette Dubois' ſich befin-
eht, ſich ankleidet, mit dem fremden Manne früh-
as ſind Scenen, die mehr Theatercoups ſind,
den, als daß ſie aus dem Weſen der handelnden
vorgingen. Die Verfaſſerin möge wol bedenken,
ich iſt, den einfachen, ſchlichten Weg, als ihrem
angemeſſen, zu verlaſſen und ſich auf einem
ſo coupirten Terrain weiterzubewegen. Ebenſo gefährlich wie für die Verwickelung ſolcher Kataſtrophen ſind übrigens auch für die Entfaltung der Charaktere zu weitläufige Reflexionen, die, aus der Handlung, aus dem objectiven Verlaufe heraustretend, in ſubjectiver Weiſe die Verfaſſerin vor uns anſtellt; ſo (I, 268) die Anſichten über das Verbrechen, die, ſtatt pſychologiſcher Natur zu ſein, mehr in Bildern und phantaſtiſchen Phraſen die Sache erſchöpfen ſollen; auch die Betrachtungen, welche die beiden Geſchwiſter miteinander anſtellen, ſind hier und da etwas weitläufig und namentlich mit Rückſicht auf ihre Jugend zu altklug. Sodann erlauben wir uns noch ſchließlich die Verfaſſerin aufmerkſamzumachen, wie bei der Schilderung des Criminalproceſſes gegen Bergenau's zweite Gattin, Nanni, wol kein Schwurgericht ſo verfahren und wie eine Verurtheilung in der Weiſe wol nun und nimmer ſtattgefunden hätte, da der ſogenannte objective Thatbeſtand, daß eine Vergiftung ſtattgefunden habe, durchaus unerwieſen iſt und die Verfaſſerin ſpäter ſelbſt noch zur Rechtfertigung angibt, daß es gar kein Gift geweſen ſei; welcher Phyſikus oder welches Medicinalcollegium würde nach den vorliegenden Ausſagen ein ſicheres oder auch nur annäherndes Urtheil auf eine Vergiftung gründen! Wir glauben beide nicht; ebenſo wenig wie ein Staatsanwalt ſo leichtſinnig verfahren würde, daß er die Ausſage Nanni's, wonach die Schachtel mit dem vermeintlichen Gifte ihr entfallen und wahrſcheinlich noch in der Wohnſtube vorhanden ſei, unbeachtet läßt und darauf hin keine Unterſuchung einleitet.

---

2. Zwei Generationen. Roman von Luiſe Otto. Drei Theile. Leipzig, Hübner. 1856. 12. 2 Thlr.

Auch dieſer Roman zeichnet ſich vortheilhaft aus durch eine geſchickte Verſchlingung, Mannichfaltigkeit der Scenen, Entwickelung der Charaktere und wird in dieſem Sinne ebenfalls eine angenehme Lectüre bilden. Hier treten aber namentlich im Stil die Schwächen einer weiblichen Feder ſtärker zutage, die Sprache hat nicht den einfachen Schwung wie bei Julie Burow, ſondern iſt oft geſucht und mit Bildern überladen; ſo wird eine Gewitterwolke mit einem Sammetvorhange verglichen, es heißt dann: „ſchlaftrunken berauſchte Inſekten ſchlummern", und S. 149 ſteht folgender Satz: „Es war die ganze Heuchelei des guten Tons, der ſich von ſchaumiger Crème oder pikanten Saucen nährt, um durch Ueberreizung den Hunger nach conſiſtenter Wirklichkeit niemals aufkommen zu laſſen." Sodann wird bei Schilderung der Anzüge der handelnden Perſonen mit großer weiblicher Genauigkeit verfahren; da kommt ein weites Barègekleid, durchſchimmernd roth und weiß, Schößchenkleid von roher, naturfarbener Seide, bis an den Hals hinaufgehend, mit einem Zackenkragen, Aermel von Batiſt in reicher Stickerei u. dergl. m. vor. Auch die Einführung eines Hundes als wiederholt vorkommende Figur könnte man füglich entbehren, wenn das arme Thier auch noch ſo klug und anhänglich iſt. Zwei Selbſtmordverſuche berühren unangenehm, zumal man an dem einen wirklich vollzogenen ſchon genug hat. Daß eine Dame ins Waſſer fällt, iſt etwas Natürliches, daß ſie aber immer gerade der Liebhaber rettet, iſt ein abgenutztes Motiv der Romane aus den zwanziger Jahren; auch die Späße, wenn ein Menſch wirklich vom Tode gerettet iſt, ſind in dieſer Lage nicht wohl angewendet und die Scene Laſtenau's mit Eliſe im Park iſt, weil als Einleitung einer Gewaltthat anzuſehen, widerwärtig, unnütz aber, weil ſie für den Gang der Handlung gleichgültig iſt, und endlich falſch, weil ſie nicht zum Charakter der handelnden Perſonen paßt. Das Buch führt den Titel „Zwei Generationen", weil darin an Söhne und Töchter Verhältniſſe herantreten, die durch Handlungen ihrer Väter veranlaßt worden ſind. So verliebt ſich ein junger Franzoſe Latour in Apollonia, die Tochter des reichen Kaufmanns Ruhlmann. Der Vater Latour's war vor vielen Jahren am Rheine beraubt und ermordet worden von einem Müllerweibe und ihrem Mühlburſchen, in denen wir das Ehepaar Ruhlmann wiedererkennen. Der Präſident von

Laſtenau hatte ein Mädchen unglücklich gemacht und ſein Sohn hatte ſich ſpäter in die Tochter ſeines Vaters verliebt. Die Ehefrau Ruhlmann's, von fortwährender Angſt getrieben, daß ihr Verbrechen entdeckt würde, hatte ſich einſt heimlich im Garten aufgehängt, wurde aber von ihrer Tochter gerettet; der Präſident Laſtenau zeigte ſeinem Sohne ein Raſirmeſſer, womit er ſich den Hals abſchneiden wolle, wenn der Sohn beim Bankier Ruhlmann nicht Geld ſchaffe. Dieſe allzugrellen Motive ſind Einzelheiten, welche leicht hätten vermieden werden können; aber leider reißt auch nach den franzöſiſchen Muſtern bei uns die Luſt ein, in Knalleffecten die Handlung zu verpuffen.

---

3. Wechſelwirkungen. Novelle von Gräfin Mathilde von Reichenbach. Zwei Bände. Leipzig, Matthes. 1856. 8. 2 Thlr.

Der Majoratsherr Graf von Wiltſchinsky hatte ſieben Brüder, welche als Offiziere in der Armee dienten; der eine derſelben, Karl, brauchte mehr als ſeine Gage einbrachte; er machte deshalb Schulden und ward gezwungen, da er dieſelben nicht bezahlen konnte, ſeinen Abſchied zu nehmen. Er lebte nun bei ſeinem Bruder, gerieth dort bei einem Wettrennen in ärgerliche Händel, es kam zu einem Duell, Karl verwundete ſeinen Gegner lebensgefährlich und mußte flüchten, und um ſich der Strafe zu entziehen, trat er als Kutſcher Karl bei der Baronin Schönborn ein, deren liebenswürdiger Tochter gar bald der ritterliche Kutſcher gefiel; es war das adelige Blut, welches hier im Geheimen in Wechſelwirkung trat, denn ſonſt wäre es in der That eine ſehr unnoble Paſſion geweſen und die Scene, wo der Kutſcher Karl auf dem Bocke ſein Incognito enthüllt und von dort her ſeine Liebeserklärung ergehen läßt, würde unendliche unfreiwillige Komik haben, aber „ein Graf Karl von Wiltſchinsky iſt es, der es wagt, Ihnen zu ſagen, daß er Sie liebt, daß er bis zum letzten Pulsſchlag nicht aufhören wird, Sie zu lieben!“ Und damit iſt nun Alles geſühnt; auch der ſtolze Majoratsherr auf Siebenwüſten, der wegen des dummen Kutſcherſtreichs ſeinen Bruder nach Amerika ſpediren wollte, iſt zufriedengeſtellt. Das iſt der ſchwache Faden der Erzählung, neben welchem die Geſchichte eines Recenſenten Vox, einer Dichterin Wurmſtich, eines Kunſthändlers Malmann und einer Malerin Elfriede langſam hergeht; wir ſagen langſam, denn einer ſolchen conſequenten Ruhe, einer ſo breit ausgeſponnenen Behaglichkeit, einer oft erdrückenden Schwüle im Dialoge ſind wir ſonſt immer aus dem Wege gegangen, diesmal haben wir der Conſequenz und Kritik wegen ſtillgehalten. Seitenlange Dialoge über Kunſtgegenſtände, endloſe Converſationen über Literatur ermüden aber endlich doch dergeſtalt, daß, wenn wir auch der ſchriftſtelleriſchen Frauenfeder die unendlichen Détails in Kleidern und Zimmereinrichtungen zugute halten wollen, wir dennoch fürchten müſſen, ungalant zu werden, wenn wir ſagen, daß die ganze Haltung und Einrichtung des Buchs, der langweilige Unfug des Tiſchrückens und Geiſterklopfens, wie er darin beſchrieben wird, bei faſt gar keiner Handlung geeignet iſt, die Wechſelwirkung der Langweile zu erzielen.

---

4. Iberie. Ein Roman von Ottilie Kapp. Zwei Bände. Leipzig, H. Schultze. 1856. 8. 2 Thlr.

Dieſe Iberie macht ganz im Sinne der Verfaſſerin auf den Leſer den Eindruck einer öden, weiten, unbekannten Gegend; vergebens ſucht das Auge nach einem Baume, der Himmel lagert ſich trübe und grau über der ganzen weiten Fläche; der Himmel wird immer trüber und düſterer und ſenkt ſich zuletzt thränenvergießend herab auf die Flur und erquickt eine einſame Birke, die vom Sturm gebeugt ihren Stamm trauernd nach Süden ſenkt. Dieſe Birke iſt das Sinnbild Iberiens, und der vorherrſchende Ton im ganzen Buche iſt eine Trauer, ein Schmerz, die eben, weil ſie faſt ohne allen Contraſt ſind, den Leſer niederdrücken und ermüden. Auch hier haben wir
wiederum zu rügen das Haſchen nach Bildern, wel
lich bei Darſtellung von Seelenzuſtänden ſtatt di
ſcharf zu kennzeichnen, dieſelbe vielmehr im Bilde e
heißt es: „Ich fand mich nicht innerlich be
(Liebeszeichen) zu erwiedern, und ſo legte ſich die
nicht weich und linde wie Roſenblätter, die bis
Atom ſüße Düfte geben, um meine innere Welt,
abſpringende harte Camellienblätter.“ Und ſod
Liebe dieſer Frau war rauh und eckig, durchadert vo
Kummer und ſchwarzgerändert von der durch Mang
Schwermuth.“ Noch ſtärker zeigt ſich dieſer Bilde
Schilderungen von Landſchaften, von Nacht, Haide,
denen die Verfaſſerin mit beſonderer Vorliebe verweil
und Regen“, ſchreibt die Verfaſſerin, „ließen nach und
gann jenen klagenden Geſang, der herzerhebend zu u
Bäume des Gehölzes, das wir durchliefen, ſchienen d
dem mächtigen Textblatte der unſichtbaren Concert
die Spitzchen der Walze an der Orgel, über welch
mer tönend dahinfährt“. Ein andermal werden „
ſiegt, welche unerwiedert zu harten Kryſtallen anſch
die Erbitterung ſie nicht grau und ſchwarz färbt“.
ein Leichtes, noch viele dergleichen Belege zu citiren,
len wir es bei dieſen Proben misverſtandenen weibl
mannswaldau'ſchen Bilderſchwulſtes bewenden laſſ
auch Reflexionen über Männer und Frauen ſo
weit ausgedehnt ſind, daß ſie an und für ſich ſcho
und Geſpräche über Glück und Liebe uns oft an
erinnerten, die nach Jeruſalem zog, um dort ihre
büßen.

Der Inhalt des Buchs iſt durch dieſe Eigent
des Stils auch oftmals ſehr verworren; er zerfällt
zählung der Geſchichte Iberien's und zwar mit v
Epiſoden; ſo iſt die Geſchichte der Mutter Iberie
Roman nur Epiſode; desgleichen die Schilderung
Didier's zu ſeiner Schweſter, ebenſo wie die Geſch
Der Hauptfaden der ganzen Erzählung iſt, daß I
den mannichfachſten Schickſalen und Reiſen als Geſe
als Bonne, als Freundin, als Gouvernante endlich i
und zwar als Jeſuiten wiederfindet. Iberie iſt d
der Iſabella Eudoxia, eines Mädchens aus den La
vages; dieſe hatte einſt einem Jäger das Leben gerett
ſie zum Danke dafür in einem Kloſter erziehen
ſpäter in das Mädchen verliebte und deswegen ſe
Leonore verließ; Leonore ſann darum auf Rache u
waltſam Iſabella an einen Diener verheirathen, der
Strasburg zog, während ihr Geliebter Robin Do
ſend war. Der ihr gewaltſam aufgedrungene Ga
das erhaltene Geld durchgebracht hatte, gewöhnt
Trunk an, während Bella in Wahnſinn verſank.
der Liebe Iſabella's und Robin Donato's war Iberi
ſtarb im Wahnſinn und die Erinnerung an das
ihrer Liebe beherrſchte alle die nachfolgenden Tage und
an die unwandelbare Treue Robin's verklärte noch
ihre Züge durch ein mildes Lächeln. Iberie begann
bereits oben angedeutet, ihren Vater zu ſuchen.

---

5. Ein dunkler Faden. Familiengeſchichte von Am
Clausberg. Leipzig, Kollmann. 1857. 8.

Es könnte dies Buch ebenſo gut den Titel füh
heller Faden“ und mit vielleicht größerm Rechte,
weiß ſo nicht recht, was eigentlich an dieſer Geſchi
ſein ſoll, dieſelbe iſt vielmehr ungemein durchſichti
ohne Hintergrund und faſt ohne alle Verwickelung;
harmloſes Geplauder ohne alle Prätenſion, freilich
oft ſehr nüchtern und nur ein Spiegelbild des ge
Lebens, eine Familiengeſchichte, die ſich von ſelbſt
ein Bächlein ohne Tiefe, das gleichmäßig ſein Wa
rollt, bis es ihm endlich ausgegangen iſt. Ein
Baron in Thüringen hat zwei Töchter; die eine, Joſ

wider ſeinen Willen an einen bürgerlichen Beamten verrathet, und die zweite ſoll den Herrn von Trotha heirathen; er dieſe Franziska liebt den Bruder des Gemahls ihrer hweſter, einen Apotheker; eine Couſine liebt dieſen auch d weiß durch einen Brief den Geliebten zu täuſchen über s richtige Verhältniß zwiſchen Trotha und Franziska, worch Letztere in die Lage kommt, dieſem ſich wirklich zu verm; allein ſie wird krank, ſie kann den Kampf nicht tragen und bt. Die falſche Couſine heirathet den Apotheker. Das iſt h gewiß ſehr ſchlicht und hausbacken.

Dunkle Wege. Roman von Marie Norden. Zwei Theile. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1856. 8. 2 Thlr.

Die dunkeln Wege, welche Gegenſtand des Romans ſind, len ſich als ein Verbrechen dar, welches der Senator Bal- mit einem Gehülfen begangen hat. Beide haben nämlich der Nacht heimlich die Speicher des reichen Handelsmanns der angezündet; verſchiedene Verſicherungsgeſellſchaften hatdie dort ruhenden Waaren mit bedeutenden Summen gairt und mußten die hohen Gelder, obgleich die Waaren tentheils abgeſetzt waren, voll zahlen. Der Gehülfe Bal- war ſpäter in die Hände der drei Brüder Rontal gekom- , welche das Geheimniß benutzten, den Senator durch hungen mit gerichtlichem Verfahren zu ängſtigen; ſie hatumſomehr ihrer Anſicht nach Grund dazu, weil die Spetion eines dieſer Brüder auf die Hand der reichen Tochter lde durch Mittheilungen eines jungen Kaufmanns Strabau den eigentlichen Charakter der Brüder mislungen war. rch Vermittelung eines Dr. Tromberg gelang es endlich, die e zu ſchlichten; Balder findet ſich mit den Verſicherungslſchaften ab, zahlt ihnen die Summe wieder heraus und eirathet ſeine Tochter Elfriede an Strabau, während von drei Schwindlern einer im Delirium ſtirbt, die andern en Betrugs und ſonſtiger Vergehen in ſchwere Strafen rtheilt werden. Die Erzählung der Handlung würde noch r das Intereſſe des Leſers erregen, wenn ſie nicht durch ele und breite Converſationen ausgeſponnen wäre: ein ler, den dies Buch mit vielen andern theilt, ebenſo wie minutiöſe Beſchreibung von Kleidungsſtücken und von der che; da erfahren wir alle Gerichte, die auf der Tafel des nators Balder gereicht wurden: zierliche Butterbrödchen, e Salate, pikante Ragouts, eine Gänſeleberpaſtete, hell- dunkelfarbige Gelées, weißes und rothes Eis, ſüße Biscuits Torten, ſüßer Malaga, kräftiger Madeira, das rothe benblut des Burgunders, Liqueure von erquickender Milde, cher Tokayer und Rheinwein, ſilberne Teller und Schüſſeln, allene Flaſchen u. ſ. w. Wollten wir auch Phraſen, wie Harfe des Gefühls", oder „die Stimme war metallrein, wie ines zuſammenklingenden Glockenſpiels" gelten laſſen, ſo en wir dies doch nicht thun bei der Schilderung Tromberg's; unwürdig iſt die Situation dieſes ſonſt ſo edel gehaltenen es am Krankenbette des Rontal; er wird als Arzt gen und benutzt das Delirium ſeines Patienten, um wäh- der Zeit den Secretär der Brüder und ihre Briefſchaften durchſuchen. Die rechtlichen Fragen, ſowie das geſammte ichtsverfahren dagegen wollen wir ſtillſchweigend mit in Kauf nehmen, obgleich es ſtarke Spuren einer weiblichen taſie anſichträgt.

Die Schweſtern oder das enthüllte Geheimniß. Von Emilie Kahlert. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1857. 8. Thlr.

Der Graf von Hohenſee, der Vater zweier Töchter, ein Anhänger Napoleon's; als darum ſeine Tochter einen ſchen Offizier, der nach der Schlacht bei Bautzen als undeter in das Schloß gebracht worden war, heirathen e, ſo ward er ſehr zornig. Mathilde ſollte entweder Liebe entſagen oder mit dem Verluſte ihres Vermögens ben angehören. Die Schweſter Mathildens begünſtigte nun das Verhältniß aus Habſucht und ſo wurde denn Mathilde des Rittmeiſters von Treufels Gattin. Später überkam den Grafen von Hohenſee Reue und er beſchloß vor ſeinem Tode, ſeine enterbte Tochter wieder in die Hälfte ihres Vermögens durch ein Teſtament einzuſetzen. Thereſe aber und ihr Gatte, Baron von R..., ſuchten das Teſtament zu unterſchlagen; der Plan würde auch gelungen ſein, wenn nicht Klaus Bender aus Gewiſſensangſt das Actenſtück gerettet und von deſſen Exiſtenz Kenntniß an den Oberſten Treufels hätte gelangen laſſen. Da jedoch die Ehe Beider kinderlos war, ſo hatten Beide an dem Beſitz kein allzu großes Intereſſe und ſie ſuchten daſſelbe ihrem Schweſterkinde Valeria zuzuwenden und dadurch die Zuſtimmung der Baronin von R. zu einer Verheirathung Valeriens mit Konſtantin von G.... zu erzwingen. Dies gelang, und am Tage, wo die Verlobung Beider gefeiert wurde, erhielt die Baronin von R. das Teſtament ausgeliefert.

8. Eine gute Verſorgung. Roman von Amely Bölte. Zwei Theile. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1856. 8. 2 Thlr.
9. Liebe und Ehe. Erzählungen von Amely Bölte. Drei Theile. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1857. 8. 3 Thlr.

Von derſelben Verfaſſerin erſchien bereits früher: „Viſitenbuch eines deutſchen Arztes in London" und nun haben wir ſchon wieder fünf Bände vor uns liegen; ſie arbeitet, wie es danach den Schein hat, mit Leichtigkeit, ohne daß man darum berechtigt wäre, ihr den Vorwurf der Flüchtigkeit zu machen; im Gegentheil ſind einzelne Partien, namentlich des Romans, mit Sauberkeit ausgearbeitet und nicht ohne Wärme und Tiefe der Empfindung gehalten, wozu wir insbeſondere die Scheideſcene Herminens von dem Bildhauer Mitſcherlich rechnen. Wenn auch das literariſche Treiben Berlins, wie es hier vorgeführt iſt, durchaus weder den Charakteren noch den Anſichten nach im Stande iſt, unſer Gemüth zu einer tiefern Theilnahme anzuregen, ſo läßt ſich doch bei dieſen Plaudereien gern und gut einige Zeit hinbringen. Die drei Theile Erzählungen enthalten in größern und kleinern Rahmen Bilder und Scenen des Lebens, die ſich alle mehr oder weniger auf das Thema Liebe und Ehe beziehen; ſie ſind einfach und ſchlicht gehalten und wenn die kleinern Erzählungen des zweiten und dritten Theils im Allgemeinen auch eine leichte Lectüre darbieten, ſo iſt namentlich die Erzählung des erſten Theils: „Eine Heirath nach Wunſch", mit beſonderm Geſchick durchgeführt, nur will uns der Schluß nicht ſonderlich zuſagen, da er gegen jedes ſittliche Gefühl verſtößt. In dieſer Novelle iſt faſt ein ähnlicher Grundgedanke, nur natürlich in knapperer Form wie im Roman „Eine gute Verſorgung" behandelt. Die Tochter des Majoratsherrn von Hottenrot war an den Baron von Lechzen verheirathet; der Vater hatte, nachdem ſeine einzige Tochter aus dem Hauſe war, ſich wieder vermählt und aus dieſer Ehe einen Sohn erhalten, der nach ſeinem Tode Univerſalerbe werden ſollte. Dem Baron von Lechzen entging damit die reiche Erbſchaft, auf welche er ſo ſicher gerechnet hatte; um ſo willkommener kam ihm daher der Plan, den ſein verſtorbener Schwiegervater in ſeinem Teſtamente angedeutet hatte, daß ſein Sohn, der halb blödſinnig war, die Tochter Guſtave, ſeine Enkelin, heirathen ſolle. Der Baron betrieb mit Eile dieſen Plan; Guſtave wurde von ihrer Tante, bei der ſie längere Zeit gelebt hatte, abgeholt und von ihren Aeltern beredet, das Ehebündniß einzugehen. Guſtave ließ die Trauung vollziehen, aber alsbald erwachte in ihr das Gefühl, daß ſie ihr Lebensglück damit geopfert hatte; ſie entfloh darum noch in derſelben Nacht zu ihrer Tante; daſelbſt erkrankte ſie ſchwer und um den Nachſtellungen ihres Vaters zu entgehen, der ſich bemühte, ſie zu ihrem Gatten zurückzubringen, brachte ſie dieſe in ein Narrenhaus zur Heilung. Sie genaß, machte ſpäter große Reiſen durch Europa und kam ſo unter dem angenommenen Namen Hermine von Wildmuth als Schriftſtellerin in das Haus des Bildhauers Mitſcherlich nach Berlin; hier lebte ſie längere

Zeit, bis endlich ihr Vater von ihrem Aufenthalte Kunde erhielt und ebenfalls in Berlin erſchien, um ſie zurückzubringen. Die Frau des Bildhauers Mitſcherlich war mittlerweile geſtorben und dieſer wünſchte Hermine zu heirathen; da entdeckte ſie ihm denn, daß ſie bereits die geſetzliche Frau eines Mannes ſei. Hermine entfloh von Berlin nach Dresden, woſelbſt ſie infolge ihrer Leiden und Schickſale ihre Aeltern, die gekommen waren, ſie abzuholen, todt fanden. Wir begnügen uns mit dieſer gedrängten Inhaltsangabe, können aber nicht verſchweigen, daß das Verhältniß des Barons zu der Dienerin Anna, ſowie dieſer zu dem jungen Hottenrot und die ganze Geſchichte mit dem Producte dieſer Verhältniſſe, dem Sohne, etwas ungemein Widerliches anſichhat, indem Ehebruch, Raffinerie, knabenhafte Unſittlichkeit die Haupttriebfeder dieſer an und für ſich müßigen Zwiſchenſcenen bilden.

---

10. Frauenliebe und Künſtlerberuf. Roman von Karoline von Göhren. Zwei Theile. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1856. 8. 2 Thlr.

Das legt ſich anfangs etwas breit und nüchtern an, wird jedoch ſpäter friſcher und weniger gedehnt, obgleich die langen Unterhaltungen über Malerei und Muſik anfänglich ermüdend auf den Leſer wirken. Der Hofrath Förſter hat zwei Söhne, Richard und Oswald; der erſtere iſt Juriſt, der zweite Künſtler; die Verfaſſerin führt uns mit Beiden auf Univerſität und Akademie. Richard iſt geſetzt und Oswald leichtſinnig; während Richard bereits Beamter iſt, treibt ſich Oswald noch brotlos in München umher, dort kam er durch ſeine muſikaliſchen Talente in das Haus des Geheimraths Braun, deſſen Tochter Helene er liebt. Die Entwickelung dieſer Liebe iſt ſehr hausbacken. Oswald ſinkt vor der Geliebten, die er im Salon allein überraſcht hat, auf die Knie; Helene will das Zimmer verlaſſen: „Um Gottes willen, ſtehen Sie auf!“ fleht Helene, „man könnte kommen!“ „Nicht eher“, erwidert er, „als bis du mein Urtheil geſprochen.“ Da flüſtert Helene: „Ich will die Mutter fragen; ſie wird uns rathen.“ Die Mutter iſt damit zufrieden, aber nicht ſo der Papa. „Wie? Ein ſolcher Kleckſer“, ſagte er, „will meine talentvolle Tochter heirathen? Nie!“ Helene wurde nun ſtill und ergeben, aber ihre Heiterkeit war auf immer entflohen. Da ſtarb der Vater, Oswald durfte nun wieder ins Haus kommen, es fand die förmliche Verlobung ſtatt, Oswald zog hierauf mit dem Lützow'ſchen Freicorps in den Krieg, und in Dresden, wohin Mutter und Tochter gereiſt waren, erfolgte die Trauung. Oswald machte den Krieg bis zum Friedensſchluſſe mit. Helene fiel in Ohnmacht, als er plötzlich heimkehrte, und Frau Braun bewillkommnete den Schwiegerſohn aufs herzlichſte und als dann die Theemaſchine dampfte, da mußte er von den Gefahren erzählen. Das junge Paar ging nun zu Beſuch nach Königsberg zum Bruder Richard, der Regierungsrath geworden war, Oswald aber bald darauf nach Wien, um dort ſein Glück zu verſuchen, während ſeine Gattin bei ihrem Schwager blieb. Oswald, der allmälig einſah, daß ſein Beruf die Malerei nicht ſei, beſchloß bei Wiederausbruch des Kriegs von neuem mitzuziehen, während ſeine Gattin trauernd in Königsberg blieb. Die Schlacht von Waterloo war geſchlagen; Oswald wurde vermißt, man wußte nicht, ob er noch lebte; ſeine Kameraden hielten ihn für todt, aber nicht ſo Helene; ſie wies einen neuen Heirathsantrag entſchieden ab und verließ endlich das Haus ihres Schwagers, als dieſer in leidenſchaftlicher Liebe zu ihr entbrannte und infolge deſſen nach Amerika auswanderte. Helene, die ſich ſtill in München von Stundengeben nährte, erfuhr denn endlich auch, daß Oswald nicht geblieben war, ſondern daß er ſich in Lyon wieder verheirathet und unter einem fremden Namen mit ſeiner Gattin nach Spanien gegangen wäre; dieſen neuen Schlag des Geſchickes konnte ſie nicht ertragen, ſie ſtarb in den Armen ihrer Mutter. Die Männer kommen bei dieſem Romane im Allgemeinen ſchlecht weg: „Der gröber organiſirte Mann iſt nicht fähig“, ſagt die Verfaſſerin, „Liebe, wie ſie die Frau empfindet, zu fühlen; dieſe gänzliche Selbſtentäußerung, dies Aufgehen, dieſe Opferfreudigkeit, die der weichen Frauennat
ſind nichts für den Mann!“ Aber dieſer Oswald, ſ
denn doch von der Verfaſſerin ſo charakterlos gez
man ſich nur wundern kann, wie ſie ihn zu einen
des Romans machen konnte!

---

11. Hertha von Frederike Bremer. Aus dem
Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1856. Gr.

Das iſt wieder ſo recht Lectüre für einen groſ
Damenwelt, wenn die Zünglein am Winterabend
gem Geplauder ruhen, die Theetaſſen unberi
wenn die Stricknadel fliegt und die Maſchen
zeug ruhevoll zum Gewebe herabſinken; ja das
wo die Erzählungen der Bremer ſo recht ihre H
wo ſie den Geiſtern begegnen, mit denen ſie Geſ
Harmloſes Familienleben, flüchtige Plauderei, gu
ſinnung, behagliches Détail, alles das ſind ja d
Vorzüge der Verfaſſerin, die bereits längſt
von Leſern namentlich in der Damenwelt gefund
dieſem Buche ſchildert die Verfaſſerin in Hertha e
pirte, aber eine gutmüthige Emancipirte, eine
Emancipirte, die lange nicht ſo gefährlich handel
nicht ſo ſchlimm iſt, als uns von vornherein die Ver
gemacht. „Eine Wolke“, ſagt ſie von Hertha, „ſch
zes Weſen zu umhüllen und gab ihren übrigens ni
ßigen Zügen einen unklaren, nicht eben angenehme
ſie ſaß ſtill und gleichgültig, faſt unbeweglich wi
ſäule und ſcheinbar leblos da; eine graue eint
lag auf ihrem ganzen Geſicht und die Augen
ſchwer über den dunkeln lebloſen Augen und nun
ſie ſpricht: das iſt eine erbärmliche Welt, in
Männer die Herren ſind, dieſe Männer! Sind ſi
rechter, billiger, hochſinniger als die Frauen?
handeln ſie mehr aus dem Innerſten des Lebens he
einem Wort, beſitzen ſie wahre menſchliche Bildu
Und dennoch ſind ſie Herren! Wie äußerſt erbär
Erziehung der Frauen, wie beſchränkt und arm i
aufgabe!“ Ja, äußert dieſe Hertha an einem an
„Wenn wir nur irgendetwas gründlich gelernt hät
Freiheit beſäßen, unſere Kräfte zu verſuchen, wie j
ner es thun, ſo würde ich gar nicht klagen.
wunderlich, daß man die Knaben ſtets fragt, was
wollen, wozu ſie Neigung oder Fähigkeit haben un
ihnen dann Gelegenheit gibt, ſich nach ihren Ne
entwickeln und auszubilden, während man dies
Mädchen nicht thut?“ In ihren begeiſterten Idee
daran nach Stockholm zum König zu reiſen, ſie
weiblicher Poſa die Rechte der Frauen vor Sr. M
fechten. „Sire“, will ſie ſagen, „man hat uns
digen gemacht, um uns zu hindern, vollkommene
werden. Unſere Hände ſind gebunden und dennoc
berufen, frei zu ſein.“ Sie will, der König ſoll
mit den Frauen darüber machen, daß ſie ſich ſelbſt
forthelfen können. Sie hofft, daß der König ein
daß den ſchwediſchen Frauen großes Unrecht geſchie
man ihren Werth herabzuſetzen verſucht und dam
Zukunft des Staats verſchließt. Das ſind die Gru
emancipirten Seele; dieſe Debatten eines weiblichen
Kopfes laſſen ſich ſchon mit anhören, man kann da
zelnes auch billigen, zu Anderm aber muß man bedenkli
ſchütteln; Träume jedoch, oder vielmehr ein Traum, w
erzählt wird und bis S. 118 reicht, das ſind gar zu p
Spielereien, denen man gern und bereitwillig aus
geht, wo ſie uns begegnen; auch die ſorgfältige
einer Unterhaltung, wie ſie gleich anfangs bei
einer Verlobungsfeier vorkommt, und wo die einzelne
den mit A B und C numerirt werden, ſind eher
gaben als Intereſſe gewährende Scenen. An faſt all
romanen findet ſich derſelbe Erbfehler des Geſchlecht

rt und räſonnirt; und davon iſt die Bremer faſt
wie die Flygare-Carlén, die Pichler ſo wenig wie
frei. **F. Gegenbaur.**

Jean Paul in Baireuth.

Paul's Aufenthalt in Baireuth und ſeine Lieb-
Mit zwei Beilagen von E. C. von Hagen.
1857. 8. 4 Ngr.

nz dünne Schrift, im Umfange von wenig mehr als
die aber doch als eine freundliche Erinnerung an
inellſten und dabei gemüthvollſten deutſchen Schrift-
mmenzuheißen iſt. Jean Paul's erzenes Stand-
kein großes Schwanthaler'ſches Meiſterſtück, prangt
ymnaſiumsplatze in Baireuth, und es war dies
is das erſte lebensgroße Standbild, welches einem
riftſteller auf öffentlichem Platze errichtet wurde.
!aum, ob wir einem deutſchen Dichter zu einer
vigung in Erz Glück wünſchen ſollen. Es ſieht
findung aus. Herder und Jean Paul ſind nie-
: geleſen und niemals mehr verkleinert und gar
worden, als ſeitdem man ihnen Bildſäulen er-
nd ſelbſt von Leſſing, dem gewaltigen Reformator
er aller deutſchen Kritik, iſt, wie uns bedünken
er Vererzung durch Rietſchel weniger die Rede
Indeß wollen wir gern zugeben, daß dieſe Er-
t blos zufälligen und hoffentlich vorübergehenden
ſammenhängt.

: aber wünſchenswerth, daß das deutſche Gemüth
ul, dem „Dichter des deutſchen Volksherzens“,
dt in ſeiner „Geſchichte der Literatur der Gegen-
, zuweilen wieder zurückflüchtete, um bei ihm jene
Erquickung zu ſuchen, wonach ſich das Gemüth
riſchen Producten der Gegenwart meiſt vergebens
hat freilich keine Façon, und die Formloſigkeit, wo-
riften behaftet ſind, ſchreckt in unſerer façonnirten
ten zurück. Dieſe Formloſigkeit wurde ſchon früh
unſerer erſten Geiſter gefühlt und gerügt. Schon
annte Jean Paul zwar einen „außerordentlichen“
e aber, er ſei zuweilen kaum erträglich und
h weniger werden, wenn er nicht bald dahin
er ruhen müſſe; er würze Alles mit cayenni-
Lichtenberg hatte wol für Jean Paul's humo-
: Verſtändniß, aber nicht für ſeine ſentimentale;
llen deutſchen Schriftſtellern war wol keiner von
ntalität ſo fern als eben Lichtenberg und vielleicht
Möſer. Noch weniger konnte ſich Schiller in
„wunderliches complicirtes Weſen“ finden, obſchon
Intereſſe abnöthigte. Herder dagegen fand in
er Verdüſterung bei Jean Paul eine Quelle der
d des Troſtes. Und in der That, wenn der
haupt Gemüth beſitzt — und wer wollte ihm dieſes
rechen? — ſo dürfen wir wol ſagen, daß wir es
eutſchen Schriftſtellern bei Jean Paul am reinſten
nden. Man vernimmt in ſeinen Producten das
warmfühlenden, mit den Armen an Geiſt und
mitleidenden Herzens, und ſeine Sentimentalität
naſſe wie bei Andern, ſondern natürliche Ueber-
s Gefühls. Heutzutage, wo man mehr mit dem
t dem Herzen arbeitet und auch das Gefühl meiſt
chnetes Scheinmanoeuvre iſt, um dieſe oder jene
erreichen, dient gerade dieſe naive Gemüths-
nicht ſehr zur Empfehlung. Hinter dieſer Ge-
ei arbeitet aber bei Jean Paul — dem letzten
dem neben der Liebe auch das minder egoiſtiſche
gefühl eine gleichberechtigte Rolle ſpielte — auch
, klarer, wenn auch kindlich inſtinctiver Verſtand,
ßen und tiefen Gedanken ſpielend umſichwirkt.
dieſe goldenen Früchte deshalb verſchmähen, weil ſie uns nicht immer in goldener Schale wohlgeordnet und geſchmackvoll gruppirt dargereicht werden, und wollen wir Alles ohne Arbeit und Mühe haben? An Anerkennung hat es übrigens glücklicherweiſe Jean Paul bis in letzter Zeit nicht gefehlt. Wir haben ſchon früher angeführt, daß der verſtorbene Douglas Jerrold behauptete, ein einziger Roman von Jean Paul wiege an Inhalt und Gedankenfülle alle modernen engliſchen Novelliſten auf, und wir wiſſen von Carlyle, daß er Jean Paul „den Einzigen“ nannte, und von A. Kenney, welcher mehre Stücke von Jean Paul überſetzte und mit einer Lebensſkizze deſſelben begleitete (in der Schrift „The death of an angel“ etc.), daß er bekennt, unter allen Schriftſtellern ſeiner Heimat und des Auslandes vergebens nach einem geſucht zu haben, der ihm für langjähriges Leiden und deren Druck auf das Gemüth Troſt, Beruhigung und Erholung gewähre, bis er endlich an Jean Paul gerathen ſei. Unter den neueſten deutſchen Literarhiſtorikern haben, um nicht bis auf Börne's glänzende Denkrede auf Jean Paul's Tod zurückzugehen, namentlich Theodor Mundt und Rudolf Gottſchall ſchöne Worte über ihn geſprochen. Letzterer äußert in ſeinem Werke über die deutſche Nationalliteratur unter Anderm: „Seit Viſcher mit der Schärfe und architektoniſchen Meiſterſchaft, die ihn auszeichnen, dem Komiſchen und dem Humor ſeine bedeutſame Stelle im Reiche des Schönen angewieſen, hat auch der Literarhiſtoriker die Pflicht, unſern größten humoriſtiſchen Dichter neben Goethe und Schiller ebenbürtig hinzuſtellen.“ Es kann uns an dieſer Stelle nicht um eine irgend erſchöpfende Charakteriſtik Jean Paul's zu thun ſein, aber unterlaſſen können wir nicht, hier noch folgende Worte der „Edinburgh review“ aus dem Jahre 1827 zu wiederholen: „Ein Mann von ſolcher Größe gehört nicht einer Nation, ſondern der Welt. Die Zeit drängt Viele, die einen großen Ruf beſitzen, in den Hintergrund; von Friedrich Richter dürfen wir aber behaupten, daß er Viele überleben wird. Es iſt etwas in ihm, was unvergänglich iſt: jene Schönheit und jener Ernſt der Seele, jener Geiſt der Humanität, Liebe und milden Weisheit, worüber der Wechſel der Mode keine Gewalt hat.“

Nach dieſen kurzen Vorbemerkungen kehren wir zu unſerer Broſchüre zurück. Jean Paul hatte ſchon im Jahre 1794 Baireuth auf einem Ausfluge von Hof kennengelernt und liebgewonnen. Er fand hier eine anmuthige Gegend, aber auch einen Verein gebildeter Menſchen, welche an Fragen der Literatur und Kunſt theilnahmen und einen Mann von dem Ruf und dem Talent Jean Paul's zu ſchätzen wußten. Auch Baireuth hatte einen zwar kleinen aber glänzenden Fürſtenhof gehabt und um ſolche Höfe pflegt ſich in Deutſchland ſtets eine gewiſſe Summe von Bildung und Geiſt zu concentriren. Beſaß es doch ſelbſt ein Theater, welches, nach dem Muſter der Opéra française im Hôtel Soubiſe zu Paris erbaut, damals in Deutſchland nicht Seinesgleichen hatte. Der ſplendide Markgraf Friedrich hatte es bauen laſſen, infolge der Spöttereien, womit ſich ſeine Geliebte, die berühmte Schauſpielerin Clairon, über die alte Theaterbude luſtiggemacht. Das Theater war es nun freilich nicht, was Jean Paul nach Baireuth zog, aber die Gegend, die Menſchen gefielen ihm — das Bier nicht zu vergeſſen. „Hier in Baireuth“, ſchrieb Jean Paul 1796 an ſeinen Freund Otto, „iſt es anders als in Hof, wo man Jedem das Buch ſchenken muß, damit er's lieſet.“ Er verſuchte es in Weimar, Meiningen und Koburg, behielt aber Baireuth ſtets im Auge und 1804 überſiedelte er mit ſeiner Familie für immer dahin. Hier in Baireuth empfing er die Beſuche des Prinzen Paul von Würtemberg, der ſich unter dem Namen Paul Stiefel bei ihm hatte anmelden laſſen, Varnhagen von Enſe's, Steffens', Friedrich Perthes' u. A. Man kennt die ſchöne Schilderung, welche Varnhagen von dem mit Jean Paul in deſſen Behauſung verlebten Abend entwirft. „Er iſt ein reiner, edler Mann“, ſchreibt Varnhagen von ihm, „kein Falſch und kein Schmuz iſt in ſeinem Leben, er iſt ganz, wie er ſchreibt, liebevoll, innig, ſtark und brav.“ Ungünſtiger

zu da, vor Jedem, der ihn heimſucht und vielleicht in ſeiner beſten Arbeitsſtunde überfällt, ſofort ſein innerſtes Leben auszubreiten und ſich ſeine Weisheit wie bei einem Examen rigoroſum abfragen zu laſſen? Hat nicht der Beſucher, ſelbſt wenn er geringern Geiſtes iſt, ſchon dadurch einen bedeutenden Vortheil vor dem heimgeſuchten Dichter voraus, daß er gerüſtet und in ſich geſammelt kommt, während der Dichter vielleicht in einer Stunde ſchönſter Weihe geſtört wird? Soll Jemand, der Bücher ſchreibt, auch immer Bücher ſprechen? Verlangte Perthes, daß Jean Paul zu ihm reden ſolle wie ſein Albano oder ſein Schoppe? War es ihm nicht genug, daß, wie er ſelbſt geſteht, Jean Paul ſich ihm als ein „redlicher, wahrheitsliebender und guter Menſch“ zeigte? Und gibt es in der Welt etwas Höheres als einen „redlichen, wahrheitsliebenden und guten“ Menſchen?

Intereſſant war uns ein von dem Verfaſſer mitgetheilter, übrigens wol ſchon früher bekanntgewordener Briefwechſel Jean Paul's mit dem (preußiſchen) Miniſter von Schuckmann. Im Jahre 1807 ſollte den Capitaliſten von der Kriegs- und Domänenkammer zur Deckung der Kriegscontribution eine Steuer aufgelegt werden. Jean Paul proteſtirte dagegen und Schuckmann erwiderte: „Gedanken ſind contributions- und zollfrei, ſowol die vergangenen wie die gegenwärtigen und künftigen, ſobald ſie nicht in eine nach firem Tarif verdungene Waare übergegangen ſind; und die wandernden Nachtigallen ſucht man wol zu fangen, aber man rupft ſie nicht wie die Hofgänſe. Es geht Sie daher, mein werther Freund, das Capitaliſtenweſen nichts an, wohl aber wünſchte ich, daß Sie heute Mittag mein frugales Mahl mit mir theilen möchten.“ Ob aus unſerer Zeit ein ähnlicher humaner Brief eines Miniſters an einen Dichter auf die Nachwelt gelangen wird?

Der Verfaſſer ſchildert in ſeiner Broſchüre ganz kurz und vielleicht zu kurz die Lieblingsplätze Jean Paul's, den Miedel'ſchen Garten und die Laube darin, den von Hagen'ſchen Garten, das Haus der Frau Rollwenzel (von Perthes Frau Schabenzel genannt) u. ſ. w. Die Frau Rollwenzel habe ich ſelbſt noch geſprochen — eine gemüthliche rundliche Frau, aus deren Mittheilungen aber nicht viel Bedeutendes zu entnehmen war. Sie bildete ſich etwas auf ihre Bekanntſchaft mit Jean Paul ein, zumal da dieſer Umſtand ihrem höchſt beſcheidenen Local manche Gäſte zuführte; aber von der Bedeutung Jean Paul's hatte ſie natürlich keinen Begriff. Sie erzählte, wie Jean Paul mit ſeinem Pudel und einer Flaſche Burgunder im Dachsranzen ins Feld hinausgepilgert, zuweilen auch in einem Zuſtande zurückgekehrt ſei, der es ihr einigermaßen zur Pflicht gemacht, ihm unter die Arme zu greifen und ihn die Stiegen

Schwäche und Paſſivität des Charakters, wel
der Unabhängigkeit nur als Maske vornimmt ur
der Nächſtſtehenden verletzt, um der eigenen S
ſchaden.

Die Lehnwörter der deutſchen S

Schon im 17. Jahrhundert wurden Be
die eingedrungenen und eindringenden Fremd
ſerer Mutterſprache zu verbannen, und di
vorigen Jahrhunderts ſchritten auf dem betrete
kühner voran. Die Sprachreiniger wirkten einz
ſich zu Geſellſchaften zuſammen; noch jetzt läſ
Zeit in öffentlichen Blättern der Potsdamer Ver
reinheit ſeinen Kaſſandraruf erſchallen. Wie we
gend im Ganzen aber dieſe Bemühungen gew
die Erfahrung gelehrt; nicht die Grammatiker
Volksſchriftſteller bringen, wie ſie überhaupt a
entwicklung einwirken, Wörter in Aufnahme. U
mit dem manche Verſuche der Puriſten aufgeno
oft ein wohlberechtigtes geweſen. Die, welche d
nigen wollten, kannten dieſelbe oft ſehr ſchlecht
nicht, ob ein Wort ein heimiſches oder ein aus d
lehntes ſei und erklärten daher gutdeutſchen Wör
Sie huldigten dem grundfalſchen Satze, daß
ähnlichkeit die Verwandtſchaft der Wörter in
Sprachen beweiſe, wonach z. B. das deutſche
lateiniſche calidus (warm) verwandt ſein müßten
demgemäß an den Wörtern, daß es zum Erbar
denn ein weſtfäliſcher Gelehrter dieſes 19. Jah
aus dem griechiſchen ἀλώπηξ ein pex, fex, fu
und ſo den Beweis lieferte, daß das deutſche W
Reineke aus dem Griechiſchen komme. Die P
unter Anderm das Wort Naſe wegen des lat
für ein Fremdwort, ohne zu bedenken, daß m
uns kein anderes Wort für einen doch ſo auffäll
wendig zu benennenden Geſichtstheil hatte, un
es vermeintlich ſchön durch Geſichtserker, deſſen
gerade ein Fremdwort iſt. Sind nun aber ſo
Bemühungen meiſt erfolglos, ſo iſt es doch etwas
mit der Einſicht, ob ein Wort ein urſprüngli
lehntes ſei. Die Sprache bleibt immerhin, w
erhabenſte, doch einer der würdigſten Gegenſtände
und die genaue Kenntniß der Mutterſprache ei
für jeden Gebildeten. In dies Gebiet fällt au
logie. Nun aber iſt überhaupt eine gründlich

nn es deutſch klingt, ſei ein urſprünglich deutſches.
ntlehnt iſt, läßt ſich nur durch vergleichende Sprach-
aitteln. Wenn etwa die Zahlwörter, die Ver-
ezeichnungen im Deutſchen, Lateiniſchen, Griechi-
). übereinſtimmen, ſo iſt darum nicht an eine
er einen Sprache von der andern zu denken. Dies
e Reſultat der Forſchung, daß die Geſchichte von
he weiß, aus der die Sprachen unmittelbar hervor-
en; als Schweſterſprachen ſtehen nebeneinander das
andern indiſchen, die ariſchen Sprachen (Perſiſch,
etiſch, Armeniſch), die griechiſche, lateiniſche, ce-
iſche, lithauiſche und ſlawiſche Sprache; ſie haben alle
e Anzahl von Wörtern gemein, beſaßen dieſelben
he ſie ſich voneinander zu ſelbſtändiger Entwicke-
. Dagegen haben aber auch nach dieſer Schei-
elnen Sprachen von andern Formen und Wörter
, wozu beſonders hiſtoriſche und geographiſche
beitrugen. Es iſt hier nicht die Rede von den
er Wiſſenſchaft und der Mode, die jeder Tag neu
ach allen Himmelsgegenden hin verbreitet, ſie be-
hre urſprüngliche Geſtalt und ſind für Jedermann
ich. Indeſſen ſchon in den früheſten Zeiten hat es
erkehr zwiſchen den Völkern mit ihrem Wortvorrath
die fremde Waare hat jedes Volk nach ſeiner Weiſe
elbſt aus nicht zunächſt verwandten Sprachen haben
Wörter entlehnt, ſo nicht nur die ſpaniſche viele
abiſchen, ſondern auch die deutſche verſchiedene
ſche Wörter aus den orientaliſchen Sprachen, wie
Matze aus dem Hebräiſchen, und das Wort matt
abiſchen mit dem Schachſpiel in der Zeit der
uns gekommen iſt. Von weit größerer Wichtig-
der Einfluß, den nahverwandte Sprachen, wie
nnten Familien, ausüben; hier tritt beſonders
der Fremdwörter hervor, indem die einen in
Form von der Adoptivmutter aufgenommen, die
den Geſetzen der Lautfügung und Wortbildung
Sprache gemäß gemodelt werden. Jene nennt
rter im engern Sinne, dieſe, welche bereits durch
gewand völlig eingebürgert ſind, zum Unterſchiede
In älterer Zeit iſt nun die Aſſimilationskraft der
eutend ſtärker als in ſpäterer, wo man ſogar die
n oft aus dem Beſtreben gelehrter zu erſcheinen
ben hat, wie dies mit den deutſchen Benennun-
ir Nancy, Bern für Verona, Raben für Ravenna
Wo nun fremde Wörter ganz germaniſirt ſind, iſt
unter den fremden Urſprung nachzuweiſen. So
icher wir daher auch für die Fremdwörter im engern
, ſind die Lehnwörter doch noch nicht zuſammen-
ein vollſtändiges Lexikon iſt allerdings auch noch
, da die Unterſuchungen einzelner hier ſehr wich-
n und ihres Schatzes, wie des Celtiſchen, erſt be-
. Einen ſehr dankenswerthen Verſuch beſitzen wir
kleinen Gelegenheitsſchrift, der Einladungsſchrift
der Zöglinge des Inſtituts zu Oſtrowo bei Fi-
t von H. Ebel *), die umſomehr der Beach-
en zu werden verdient, als der Verfaſſer, durch
en Arbeiten in der „Zeitſchrift für vergleichende
ng" bekannt, auf dem Gebiete der Sprachverglei-
wandert und mit den Arbeiten der Germaniſten,
akob Grimm's, gründlich vertraut iſt.
un zunächſt von den Kriterien die Rede, die über
ichkeit eines Wortes entſcheiden. In der Regel
othwendigſten Begriffe nie durch Lehnwörter be-
haben ſich ſelbſt in die Verwandtſchaftsbegriffe
gedrängt, und das deutſche Haupt iſt erſt in neuerer
as aus dem Mittellateiniſchen (cupa) ſtammende
Kopf, welches früher faſt nur für Becher, ſelten für Hirnſchale gebraucht wurde, verdrängt. In den Wörtern des kaufmänniſchen Verkehrs beſitzen wir vieles Italieniſche, in der Schiffahrt Engliſches und Holländiſches, im Recht und in der Kirche Lateiniſches. Ein ſicheres Kriterium bietet die Form eines Wortes, indem das von Jakob Grimm entdeckte Lautverſchiebungsgeſetz in der deutſchen Sprache ſo maßgebend iſt, daß, wo im Deutſchen die ſtummen Conſonanten mit den urverwandten Sprachen ſtimmen, Entlehnung auf einer Seite anzunehmen iſt, ebenſo wenn blos hochdeutſche Verſchiebung eingetreten iſt, wie denn alle Anlaute pf auf Entlehnung deuten; man muß bei der Verfolgung dieſes Geſetzes nur immer auf die ältere Form zurückgehen, weil im Neuhochdeutſchen namentlich zwiſchen media und tenuis im Anlaute große Verwirrung eingetreten iſt.

Das Griechiſche liegt dem Deutſchen ferner, die Quelle unſerer Lehnwörter iſt hauptſächlich das Lateiniſche, dann auch das Celtiſche und das Lithauiſch-Slawiſche, ſpäterhin unter den romaniſchen Sprachen beſonders das Provenzaliſche. Nachdem der Verfaſſer zuerſt die aus dem Lithauiſch-Slawiſchen aufgenommenen Lehnwörter (wie Pflug, Grenze, Kutſche, Knute, Peitſche, Petſchaft, Dolmetſch) aufgeführt hat, ordnet er die andern zahlreichen, aus dem Lateiniſchen ſtammenden nach den Jahrhunderten, in denen ſie zuerſt vorkommen. Es iſt dies eine ſehr lehrreiche Zuſammenſtellung, aus der Mancher zu ſeiner Verwunderung lernen wird, daß eine unendliche Menge der ſcheinbar deutſcheſten Wörter aus der Sprache Latiums ſtammen. Denn wer, der nicht gelehrte Studien gemacht hat, ſieht den lateiniſchen Urſprung Wörtern an, wie kahl, Vogt, Eimer (von amphora), Kampf, Kette, Keller, Zins, Schürze, kurz, Lehm, Markt, Mauer, Pfad, Pfand, Pfühl, Schemel, Schindel, Semmel, ſicher, tünchen, impfen, Gaukler, pfropfen, Arzt (nicht von artista, ſondern von archiatros), Kappe, Keſſel, koſen, Käfig, Kiel, Kerbel, Küche, Kopf, tilgen, Fidel, Greif, Gruft, Pfahl, Büchſe, Sarg, Segen, Pferd (aus paraveredus, und dies aus per ad rectam viam abgeleitet), Laune (von luna, Mond), Kanne, Quitte, Butter, Erker, mäkeln und ſo vielen andern? In ähnlicher Weiſe wie vorliegende Probe, mit Benutzung der neueſten Forſchungen ausgeführt, darf ein Wörterbuch der Lehnwörter unſerer Mutterſprache gewiß auf allgemeines Intereſſe rechnen. *) 9.

Notizen.

Das Königthum des jüdiſchen und das des deutſchen Volks.

Eine Rede, welche der Conſiſtorialrath A. F. C. Vilmar zur akademiſchen Feier des Geburtsfeſtes des regierenden Kurfürſten von Heſſen am 20. Auguſt in der Aula der Univerſität zu Marburg gehalten hat, iſt jetzt als Broſchüre unter dem Titel „Das Königthum des Alten Teſtaments und das Königthum des deutſchen Volks" (Marburg, Elwert, 1857) erſchienen. Eine Stimme wie die Vilmar's verdient unter allen Umſtänden gehört zu werden; denn ſie iſt eine einflußreiche Stimme. Seine „Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur" hat ſoeben eine ſiebente Auflage erlebt, alſo mehr Auflagen als irgendeine andere deutſche Literaturgeſchichte von gleichem Umfange. Nun ſind uns ſchnell aufeinanderfolgende zahlreiche Auflagen zwar keineswegs ohne weiteres ein Beweis für den Werth und die Dauerbarkeit eines Buchs, aber jedenfalls ein Beweis, daß dahinter ein großes Publicum oder eine große Partei ſteht, deren geiſtige Bedürfniſſe es befriedigt, deren Anſchauungen

*) ie Lehnwörter der deutſchen Sprache von H. Ebel"

*) Die Etymologie hat in neueſter Zeit gewiß vortreffliche Dienſte geleiſtet, aber auch in ihrem Ableitungseifer ſich oft zu Hypotheſen verirrt, die einen mehr als gewöhnlichen Glauben erfodern. Oder erinnert die Ableitung des Worts luna nicht gar ſehr an das pex, lex, fix, fux des weſtfäliſchen Gelehrten? D. Red.

es vertritt, deren Tendenzen es entgegenkommt. Dieſe wichtige Parteiſtellung, welche Vilmar einnimmt, verleiht allein ſchon vorliegender Rede einige Bedeutung. Der Verfaſſer ſucht in ſeiner Rede, die mit dem Rufe ſchließt: „Se. königl. Hoheit, unſer allergnädigſter Kurfürſt Friedrich Wilhelm I. lebe hoch!“ eine Parallele zwiſchen dem Königthum des Alten Teſtaments und dem des deutſchen Volks zu ziehen, und findet, daß beide weſentlich auf denſelben Bedingungen und denſelben Aufgaben beruhen, was uns jedoch ſelbſt nach den von Vilmar hervorgeſuchten Argumenten, zu denen auch die Krönung der alten deutſchen Könige durch den Papſt, alſo durch einen Ultramontanen, gehört, nicht ganz einleuchten will. Ja, dieſe Parallele ſcheint uns ſogar bedenklich, wenn wir uns an die kurze Dauer und die bald eintretende Verderbniß des Königthums der Juden erinnern. Freilich erinnert der Verfaſſer ſelbſt daran, nur in ſeiner Weiſe und ſeiner Tendenz gemäß. Das jüdiſche Königthum verdarb und ging unter, weil es von ſeinem Urſprung abfiel, weil es ſich von den Verkehrtheiten und Sünden der Väter nicht losſagte, im Gegentheil die Traditionen des Böſen bewahrte oder wenigſtens ſchonte. „Das Schlimmſte aber wäre“, meint der Verfaſſer klüglich, „wenn nicht der König und das Königthum, ſondern wenn das Volk mit den Traditionen des Königthums bräche.“ Und er bemerkt dann weiter: „Das Gericht über unſer Volk könnte wol ein gleich grauenhaftes werden, wie das Gericht über das Volk in Juda ein grauenhaft ſchweres war.“ Leider müſſen wir uns fragen: wo iſt zur Zeit das deutſche Königthum? Mit dem Zerfall des jüdiſchen Reichs in die beiden Sonderſtaaten Juda und Iſrael war der Untergang des jüdiſchen Königthums beſiegelt; wir aber haben eine Unzahl Königthümer, Kurfürſtenthümer, Großherzogthümer, Herzogthümer und Fürſtenthümer, deren Bildung auf ziemlich profanem Wege und durch weltliche Motive erfolgt iſt; von einem „deutſchen Königthum“ aber ſehen wir nichts, am wenigſten aber von einem, welches große Luſt bezeigte, von dem Heiligen Vater in Rom oder ſonſt einem geiſtlichen Oberhaupte die Weihe zu empfangen. Jene „Kinder dieſer Zeit“, vor denen der Verfaſſer ſeinen Abſcheu ausſpricht, ſcheinen nicht blos im Volke geſucht werden zu müſſen, und was könnten wir Mitlebende auch wol anders ſein, als „Kinder dieſer Zeit“, einer Zeit, in der wir leben, weben und ſind?

Das „Athenaeum“ über O. H.....r's „English poets“

Auch das „Athenaeum“ widmete in ſeiner Nummer vom 29. Auguſt der deutſch-engliſchen Anthologie von O. H.....r „English poets“, die wir bereits in Nr. 10 d. Bl. beſprochen haben, wie früher ſchon andere engliſche Blätter, darunter namentlich der „Examiner“, einen beſondern Artikel. „Die Luft Sachſens“, beginnt der Berichterſtatter, „ſcheint für poetiſche Uebertragungen günſtig zu ſein. Vom Throne dieſes Landes wurde der Welt eine elegante und gelehrte Ueberſetzung des Dante dargeboten, während der lange Zug engliſcher Dichter, welcher dem deutſchen Gemüth in vorliegendem Werke vor Augen geſtellt wird, aus der einſamen Zelle eines ſeiner Kerker hervorgegangen iſt. Unterthan und Herrſcher, Gefangener und «jailer» ſcheinen in dieſem «most bookmaking of all German kingdoms» die Sorgen und Drangſale ihrer Stellung in der friedlichen und angenehmen Beſchäftigung des Uebertragens fremdſprachlicher Verſe in ihre Zunge zu vergeſſen. Mit Vergnügen ſieht man die engliſche Muſe die Gefängniſſe beſuchen. Es iſt dies eine ihrer edelſten Aufgaben. Sie iſt die Muſe der Freien und es ſteht ihr wohl an, Denen Troſt zu bringen, welche um der Freiheit willen Feſſeln tragen. Shakſpeare, Milton, Byron und Shelley ſind dem gefangenen Vaterlandsfreund ruhmreiche Gefährten. . . . Es iſt für uns eine erhebende Genugthuung zu ſehen, daß ihre hohen und hehren Schatten zu ſeiner Zelle Eingang finden.“ Der Berichterſtatter läßt nun kurze biographiſche Notizen über den Verfaſſer folgen, und bemerkt dann, daß, wie auch die Anſicht über ſeine politiſchen Tendenzen ſein möge, doch ſelbſt ſeine politiſchen Gegner ihm Ehrenhaftigkeit und [cut off]
Charakters nicht abſprechen könnten, und daß er [cut off]
Mann von poetiſchem Talent und literariſchen Ker[cut off]
das beweiſe eben vorliegendes Buch, „that meek[cut off]
ching appeal to the hearts and memories of h[cut off]
men“. Der Berichterſtatter fährt dann weiter [cut off]
müſſen geſtehen, daß unſer Intereſſe an einem [cut off]
ſem mehr reinmenſchlicher als literariſcher Natur i[cut off]
auch ſein literariſches Verdienſt ein bedeutendes, [cut off]
allen Umſtänden nimmt es unſere Anerkennung i[cut off]
wenn man dabei auch nicht an «stone walls» und [cut off]
erinnert würde. Die Auswahl aus unſern Dich[cut off]
Takt und Geſchmack getroffen, und die Ueberſetzu[cut off]
zum größten Theil das Gepräge eines wahrhafte[cut off]
müths. Natürlich mit einigen Ausnahmen. [cut off]
ſtoßen wir auf eine falſche Deutung, hier und d[cut off]
es uns ſcheint, dem Ueberſetzer nicht geglückt, [cut off]
Ton des Originals zu treffen. Doch laſſen wi[cut off]
in kleinliche Kritteleien dieſer Art ein, ſondern [cut off]
uns daran, daß es das Werk eines Mannes iſt, [cut off]
aller literariſchen Bequemlichkeit und allen literari[cut off]
mitteln im Gefängniß lebt, bewundern wir vielm[cut off]
erſchrockenen Muth, die ungebeugte Seelenſtärke [cut off]
dende Entſagung, die unter ſo widrigen Umſtände[cut off]
ſo trefflich zu Stande brachten.“ Das Uebrige iſt [cut off]
zur Freilaſſung des Verfaſſers, wohin auch die [cut off]
einiger Strophen von Richard Lovelace zweckt; [cut off]
der Berichterſtatter ſchon in dem Umſtande, daß [cut off]
ſein Werk ausführen und veröffentlichen konnte, [cut off]
liche Milderung ſeines Looſes, die für die Zukun[cut off]
erwarten laſſe.

Bibliographie.

Aſträa. Taſchenbuch für Freimaurer auf das [cut off]
Herausgegeben von A. W. Müller und L. Bechſt[cut off]
Jahrgang. Sondershauſen, Eupel. Gr. 16. 1 T[cut off]

Blumenleſe aus Dichtern neuerer und neueſte[cut off]
F. O. Nicolas. Leipzig und Magdeburg, Gebrüd[cut off]
1858. Gr. 16. 1 Thlr.

Boetticher, C., C. F. Schinkel und sein [cut off]
lerisches Vermächtniss. Eine Mahnung an seine [cut off]
in der Zeit in drei Reden und drei Toasten an [cut off]
der Geburtstagsfeier des Verewigten gesproche[cut off]
Ernst u. Korn. Gr. 8. 20 Ngr.

Brugsch, H., Monumens de l'Égypte. Dé[cut off]
mentés et reproduits pendant le séjour qu'il a[cut off]
ce pays en 1853 et 1854 par ordre de Sa M[cut off]
de Prusse. 1re Livraison. Mit 18 Steintafel[cut off]
Gr. Folio. 6 Thlr. 20 Ngr.

Carus, C. G., Symbolik der menſchlichen Ge[cut off]
Handbuch zur Menſchenkenntniß. 2te vielfach verm[cut off]
lage. Mit 161 eingedruckten Holzſchnitten. Leipz[cut off]
haus. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Chemnitz, B. P. von, Königlichen Schw[cut off]
Teutſchland geführten Kriegs. (5te Lieferung:) [cut off]
Worin deſſen völliger rechter verlauff vnter des [cut off]
ſchalln H. Leonhard Torſtenſſons ꝛc. Kriegs-Direction[cut off]
Feld Marſchalln H. Johan Baners ꝛc. todtlichen hi[cut off]
auf erſtgemeldten Feld Marſchalln abreiſen aus T[cut off]
beſchrieben wird. Aus glaubwürdigen vnd mehrenth[cut off]
nal-Acten, Documenten vnd Relationen zuſammenget[cut off]
in ſechs Bücher abgefaſſet. Stockholm. Folio. 2 Thl[cut off]

Dähnhardt, L., Katharine. Gruß an [cut off]
Holſtein. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 8. 2 Th[cut off]

Doering, H., Goethe und Schiller. Poetiſch[cut off]
bilder. Ein Beitrag zur Feier der Errichtung des [cut off]
Denkmales in Weimar. Jena. Gr 8. 15 Ngr.

Eckardt, L., Die theiſtiſche Begründung der

ße zu der pantheiſtiſchen. Eine Studie. Jena,
8. 12 Ngr.
ſe Erzählungen aus dem letzten ruſſiſchen Feldzuge in
Mitgetheilt von einem Augenzeugen. Berlin, A.
. 1 Thlr. 15 Ngr
reimaurerthum in ſeinen ſieben Graden. Nach den
r Großen Loge Englands von einem Royal-Arch-
eſtellt. Leipzig, Mendelsſohn. Gr. 8. 2 Thlr.
born, F. L., Was iſt der Zweck unſers ſogenann-
Daſeins? Eine auf die Wirklichkeit und auf die
lich übereinſtimmende reine Chriſtusreligion gegrün-
ung. Berlin, Wagner. Gr. 8. 15 Ngr.
ge, Amara, Mythen und Sagen der Indianer
In deutscher Darstellung. Düsseldorf, Arnz u.
6. Hoch 4. 3 Thlr.
neiſter, C. H., Johann Georg Hamann's, des
Norden, Leben und Schriften. 1ſter Band.
A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.
d-Faultrier, Das Martyrerfeld von Angers.
aus der franzöſiſchen Schreckenszeit. Ein Bei-
ſchichte der Verfolgung der katholiſchen Kirche in
ur Zeit der Revolution. Nach der 2ten franzö-
ge. Bearbeitet von J. B. Braun. Mit einem
v. Hefele. Biberach. 8. 15 Ngr.
ann, Julie v., Freud' und Leid. Sechs ein-
chten. Zwei Bände. Nordhauſen, Büchting.
2 Thlr. 20 Ngr.
l, F., Gedichte. Geſammt-Ausgabe, ſtark ver-
verbeſſert. Stuttgart, Cotta. 8. 2 Thlr.

, R., Ausgewählte Erzählungen. 1ſter Band. —
Der Reichspoſtreiter in Ludwigsburg. Novelle
ichem Hintergrunde. Frankfurt a. M., Meidinger
mp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
nn, C., Philoſophiſche Grammatik. Leipzig, F.
858. Gr. 8. 2 Thlr.
Krönung der Kaiſer durch die Päpſte. Aus
iſchen überſetzt von Baron v. S. Schaffhauſen,
. 8. 27 Ngr.
G., Beiträge zur Kenntniß des Harzes, ſeiner
nd Literatur. Eine Reihe von Abhandlungen.
Aſchersleben Manniske. Gr. 8. 16 Ngr.
r, F. v., Geſchichte Kaiſer Ferdinands II. und ſei-
Perſonen-Haus- und Landesgeſchichte. 8ter Band.—
Geſchichte Kaiſer Ferdinands II. 1ſter Band.
, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
, J., Geſchichte der Entſtehung des 26. Geſetz-
1790/1 über die Religionsangelegenheit. Mit ſtaats-
emerkungen auf Grundlage des wiener und linzer
ſſes. (Erläuterung der geſetzlichen Stellung der
in Ungarn.) Mit einem Anhang. Peſt, G.
8. 1 Thlr. 14 Ngr.
J. A., Der philoſophiſche und theologiſche Ratio-
ſeinem Einfluſſe auf Wiſſenſchaft und Leben.
, Hurter. 8. 10 Ngr.
n des Neuen Teſtaments. In Bearbeitungen
ichter herausgegeben von H. Bonaventura.
rn. 16. 12 Ngr.
ardi, G., Nacht und Morgen. Erzählungen
hichte der evangeliſchen Heidenmiſſion. Geſammelt
egeben. Leipzig, Bredt. 8. 15 Ngr.
t, G., Ludwig Uhland. Eine Skizze. Hamburg,
8. 10 Ngr.
ch, A., Die Reiſe zum Oheim oder Irrthum auf
. Novelle. Nordhauſen, Büchting. 1858. 8.
gr.
ellow, H. W., Balladen und Lieder. Deutſch
Rielo. Münſter, Coppenrath. 16. 25 Ngr.

Maltitz, A. v., Noch ein Blatt in Lethe! Weimar, Kühn. 16. 1 Thlr.

Mayer, G. K., Der Glaube. I. Der Glaube an Gott, den Vater, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde. Schaffhauſen, Hurter. Gr. 8. 6 Ngr.

Meyern, G. v., Ein Kaiſer. Politiſch-dramatiſche Studie in vier Aufzügen. Gotha, Scheube. Gr. 16. 28 Ngr.

Rebel-Leben. Dichtungen und Erfahrungen von einem Bürger Weimars. Weimar, Kühn. 16. 1 Thlr.

Reteler, Grundgeſetze der geſchichtlichen Entwicklung des Menſchengeſchlechtes. Münſter, Regensberg. 1856. Gr 8. 10 Ngr.

Pfeilſchmidt, E., Heilige Zeiten. Dichtungen. Leipzig, Brockhaus. 1858. 16. 24 Ngr.

Schleicher, A., Litauiſche Märchen, Sprichworte, Räthſel und Lieder. Geſammelt und überſetzt. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schubert, G. H. v., Vermiſchte Schriften. Mit Nachträgen zu des Verfaſſers Selbſtbiographie. 1ſter Band. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers. Erlangen, Palm u. Enke. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Sighart, J., Albertus Magnus. Sein Leben und ſeine Wiſſenſchaft. Nach den Quellen dargeſtellt. Mit Porträt und 2 Kunſtblättern in Farbendruck. Regensburg, Manz. Ler.-8. 1 Thlr. 25½ Ngr.

Stier, W., Heſperiſche Blätter. Nachgelaſſene Schriften. Berlin, Ernſt u. Korn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ungariſche Volksmärchen. Nach der aus Georg Gaals Nachlaß herausgegeben Urſchrift überſetzt von G. Stier. Mit 23 Holzſchnitten. Peſth, Heckenaſt. Gr. 8. 1 Thlr.

Ungerer, C. A., Abälard und Heloiſe. Ein Gedicht in fünf Geſängen. Leipzig, Wagner. 16. 10 Ngr.

Wallach, J., Das Leben des Menſchen in ſeinen körperlichen Beziehungen für Gebildete dargeſtellt. 1ſte Hälfte. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Andenken an den erſten Tag der Berliner Verſammlung von evangeliſchen Chriſten aus allen Ländern, enthaltend die auf den einſtimmigen Wunſch der Verſammelten beſonders herausgegebenen Reden des Herrn Hofpred. Dr. Krummacher und des Herrn Prof. Dr. Merle d'Aubigné. Berlin, F. Schulze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Dingelſtedt, F., Der Aerntekranz. Vorſpiel für die Weimariſche Jubelfeier. Weimar, Böhlau. 8. 10 Ngr.

Droyſen, J. G., Carl Auguſt und die deutſche Politik. Ein Feſtgruß zum 3. September 1857. Jena, Frommann. 4. 7½ Ngr.

Der Kampf der liberalen und der katholiſchen Partei in Belgien, eine Warnung für Deutſchland. Briefe eines Belgiers an einen Süddeutſchen. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 15 Ngr.

Krummacher, F. W., Ueber die Einheit und Verſchiedenheit der Kinder Gottes. Vortrag vor der Verſammlung des evangeliſchen Bundes am 14. September 1857. Berlin, F. Schulze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Orlich, L. v., Sendschreiben an Lord W. über den Militair-Aufstand in Indien, seine Ursachen und seine Folgen. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 5 Ngr.

Schöll, A., und C. Heiland, Reden bei der Enthüllung der Dichter-Denkmäler in Weimar am 4. September 1857 gehalten. 1ſte und 2te Auflage. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 3 Ngr.

Zimmermann, K., Predigt bei der 15. Hauptverſammlung des evangeliſchen Vereins der Guſtav-Adolf-Stiftung, gehalten am 1. September 1857 zu Caſſel. Darmſtadt, Leske. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

In der Fr. Hurter'ſchen Buchhandlung in Schaffhauſen iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu be

Geſchichte Kaiſer Ferdinands II. Durch Friedr. von Hurter. Erſter

(A. u. d. T.: **Geſchichte Kaiſer Ferdinands II. und ſeiner Eltern.** Achter
2 Thlr. 15 Ngr.; 4 Fl. 24 Kr. Rh.; 9 L.

Mit dieſem Bande beginnt die zweite Hauptabtheilung dieſes Werks, das namentlich für die Geſchichte des Drei Kriegs unentbehrlich ſein wird, da bisher noch Niemand die öſtreichiſchen Archive in dem Maße wie dem Hrn. Verf net waren. Die erſte Abtheilung beſchränkte ſich noch ſpeciell auf öſtreichiſche Geſchichte; mit der Erhebung Ferdi Kaiſerwürde zieht dieſe zweite Abtheilung die allgemeinen deutſchen Verhältniſſe in den Bereich ihrer Darſtellung. — jeſtät, Kaiſer Franz Joſeph, haben die Dedication anzunehmen geruht.

Studien über Katholizismus, Proteſtantismus und Gewiſſensf in Deutſchland.

2 Thlr.; 3 Fl. 30 Kr. Rh.; 7 L. 50 C.

Der Verfaſſer des vorliegenden Buchs verſucht in wenigen Grundſtrichen darzuthun, wie ſich das Verhältniß feſſionen und der Gewiſſehsfreiheit in Deutſchland geſchichtlich entwickelt habe. Mag dieſe offene Darſtellung viellei in ihren Träumen ſtören, ſo lebt er doch der Hoffnung, die Anerkennung Anderer zu finden, welche die Wahrheit der kennen oder kennenzulernen ſich bemühen.

Krönung der Kaiſer durch die Päpſte.

Von Abbé Hery. Aus dem Fran von **Baron v. S....** 27 Ngr.; 1 Fl. 30 Kr. Rh.; 3 L. 25 C.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unſere Zeit.

Jahrbuch zum Converſations-Lexikon.

Das neunte Heft dieſes neuen populär-encyklopädiſchen Werks iſt ſoeben erſchienen und nebſt den frühern Heften ſowie einem ausführlichen Proſpect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Daſſelbe enthält Folgendes:

Heinrich Barth's Reiſen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—55. Erſter Artikel. — **Kautſchuk und Guttapercha.** — **Charles Vicomte Vilain XIIII.** — **Jakob Dubs.** — **Wilhelm Adolf Lette.** — Kleinere Mittheilungen: Agra. — Allahabad. — Cawnpore. — Gennadios (Georg). — Ghika (Fürſt Gregor Alexander). — Marcy (William Larned). — Martin (Chriſtoph Reinhard Dietrich). — Naumann (Johann Friedrich). — Overweg (Adolf). — Randon (Jacques Louis Céſar Alexandre, Graf). — Richardſon (James). — Schiller (Karl Friedrich Ludwig, Freiherr von). — Sue (Eugène). — Ward (Edward Matthew). — Nekrolog zum „Converſations-Lexikon" bis Ende 1856. (Fortſetzung)

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Beſitzer der zehnten Auflage des Converſations-Lexikon

ſowie für die der „Gegenwart" und der verſchiedenen Converſations-Lexika. Daneben hat daſſelbe jedoch einen durchaus **ſelbſtändigen Werth**, indem es beſtimmt iſt, **das** **in Staat, Geſellſchaft, Wiſſenſchaft, Kunſt und** zu ſchildern und alle neuen Ereigniſſe, Perſönlichkeit die Fragen des Tags in längern oder kürzern Arti alphabetiſche Reihenfolge friſch und anſchaulich darzuſt

Das Unternehmen iſt von der deutſchen Preſſe m Einſtimmigkeit höchſt anerkennend begrüßt worden un bereits einen ſehr anſehnlichen Leſerkreis erworben.

Monatlich erſcheint ein Heft von 4—5 Bogen z ſodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben we zuſammen einen Band bilden.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Karl Ludwig Bek.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 N

Dichtungen, in denen männliche Geſinnung, G fülle und warme Empfindung in ernſtem wie in humori Gewande und in correcteſter Reinheit der Form auftrete halb dieſe Sammlung eine ehrenvolle Stelle unter de reichen lyriſchen Productionen der Gegenwart einnimmt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. —— Nr. 43. —— 22. October 1857.

Inhalt: Karl Auguſt und Goethe. Von **Hermann Marggraff**. — Zur Sittengeſchichte des Zeitalters der Reformation. Von **Karl Zimmer**. — Eine italieniſche Reiſe. — Thomas Wright's Geſchichte der engliſchen Sprache. — **Notizen**. — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Karl Auguſt und Goethe.

1. Goethe und die luſtige Zeit in Weimar. Von Auguſt Diezmann. Mit einem Plane vom damaligen Weimar und mit einer bisher ungedruckten Abhandlung von Goethe. Leipzig, Keil. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Karl-Auguſt-Büchlein. Lebenszüge, Ausſprüche, Briefe und Anekdoten von Karl Auguſt, Großherzog von Sachſen-Weimar-Eiſenach. Zuſammengeſtellt von A. Schöll. Weimar, Böhlau. 1857. 8. 20 Ngr.
3. Karl Auguſt und die deutſche Politik. Ein Feſtgruß zum 3. September 1857 von J. G. Droyſen. Jena, Frommann. 1857. 4. 7½ Ngr.
4. Karl Auguſt, Großherzog von Sachſen, Weimar und Eiſenach, als Menſch, Fürſt und Beſchützer von Kunſt und Wiſſenſchaft. Rede zur Feier des Geburtstags Sr. königlichen Hoheit des Großherzogs Karl Alexander, gehalten im großherzoglichen Gymnaſium zu Weimar von Guſtav Zeiß. Weimar, Kühn. 1857. Gr. 8. 5 Ngr.
5. Zur Erinnerung an Karl Auguſt, Großherzog zu Sachſen-Weimar. Ein Vortrag zur Feier ſeines hundertjährigen Geburtsfeſtes in der berliniſchen Geſellſchaft für deutſche Sprache am 20. Auguſt 1857 gehalten von J. B. Teichmann. Berlin, Decker. 1857. Gr. 8. 10 Ngr.
6. Weimars Genius. Eine Feſtgabe in Lebensbildern von G. Treumund. Zu der am 3. September 1857 ſtattfindenden hundertjährigen Geburtstagsfeier von Karl Auguſt, Großherzog zu Sachſen-Weimar-Eiſenach. Mit einer kurzen Lebensbeſchreibung Karl Auguſt's, ſeinem Bildniß und anderweitigen hiſtoriſch-biographiſchen Anmerkungen. Weimar, Kühn. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.
7. Der Erntekranz. Vorſpiel für die weimariſche Jubelfeier von Franz Dingelſtedt. Weimar, Böhlau. 1857. 8. 10 Ngr.
8. Reden bei der Enthüllung der Dichter-Denkmäler in Weimar am 4. September 1857 gehalten von A. Schöll und C. Heiland. Weimar, Böhlau. 1857. Gr. 8. 3 Ngr.

Man muß ſich in Deutſchland darauf gefaßt machen, daß ſich an jede öffentliche Gelegenheitsfeier von nur etwas allgemeinerer Bedeutung eine kleinere oder größere Schicht von Schriften anlegt, welche mit dieſem Anlaß in fernerer oder näherer Verbindung ſtehen. Da kann es nicht wundernehmen, daß wir in der Lage waren, oben eine ganze Reihe von Schriften zu verzeichnen, welche durch die Septemberfeier in Weimar entweder direct hervorgerufen wurden oder zu deren Veröffentlichung doch der Verleger gerade dieſen günſtigen Zeitpunkt benutzte. Denn allerdings gibt es unter den hier aufgeführten Schriften einige, wie gleich die erſte und zweite, welche von ſo ſelbſtändiger Bedeutung ſind, daß ſie, ohne an ihrem Werth auch nur ein kleinwenig zu verlieren, zu jeder Zeit an die Oeffentlichkeit treten konnten.

Aus der Gruppe berühmter oder doch intereſſanter Perſönlichkeiten, welche in dieſen Schriften flüchtiger oder ausführlicher ſkizzirt ſind, heben ſich aber zwei in überragender Weiſe hervor: Goethe und Karl Auguſt, ſodaß ſelbſt Schiller — von Herder und Wieland gar nicht zu ſprechen — gegen ſie in den Hintergrund tritt und die Septemberfeier recht eigentlich als eine Goethe- und Karl-Auguſt-Feier betrachtet werden darf. Mit dieſer Anſicht werden freilich die ſpecifiſchen Verehrer Schiller's nicht einverſtanden ſein, und doch verhält es ſich ſo, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Karl Auguſt und Goethe die eigentlichen Schöpfer und ſtützenden Säulen des weimariſchen Literaturkreiſes waren und ihr Wirken ſich zugleich auf die ganze innere und politiſche Entwickelung des Ländchens Weimar erſtreckte, das durch ſie erſt wurde, was es geworden iſt. Daher iſt auch in den vorliegenden Schriften von den andern Koryphäen der weimariſchen Literaturperiode verhältnißmäßig wenig die Rede. Dagegen wird durch mehre dieſer Schriften Goethe's Wirken und Weſen als Menſch und Staatsmann und ſein Verhältniß zu Karl Auguſt heller beleuchtet, als dies bisher der Fall war, und mit Recht bemerkte der Berichterſtatter über die Diezmann'ſche Schrift in der „Allgemeinen Zeitung“:

> Man ſtellt ſich vor, man kenne Goethe, man habe nichts weiter über ihn zu lernen. Und bei jeder Wendung unſers Schickſals, bei jeder neuen Situation, in der wir ein altes oder neues Wort des Dahingegangenen hören, iſt es uns, als ob wir neue Aufſchlüſſe über den Zuſammenhang der Welt und der Menſchen erhielten, ſei's indem es uns wie ein tiefes Räthſelwort zur Löſung der Wirren unſers dunkeln Daſeins entgegentönt, ſei's daß uns klar ausgeſprochen wird, was längſt dunkel unſere Bruſt bewegte.

Wie aus Diezmann's Schrift beſonders über Goethe, ſo erhalten wir aus der zweiten von Schöll eine Reihe der intereſſanteſten Mittheilungen und Aufſchlüſſe über den genialen Charakter und das ſegensreiche landesväterliche Wirken Karl Auguſt's.

Zuvörderſt wollen wir Diezmann's Schrift „Goethe und die luſtige Zeit in Weimar" etwas näher ins Auge faſſen. Der Verfaſſer ſchildert darin jene frühern Abſchnitte der Genoſſenſchaft zwiſchen Karl Auguſt und Goethe, als beide genialen Männer die ungemeine Triebkraft ihrer Natur in allerlei ausgelaſſenen Streichen austobten, mit ihren Umgebungen ihr muthwilliges Spiel trieben und ſie die Ueberlegenheit ihres Geiſtes und Charakters fühlen ließen; ſeine Schrift eröffnet uns aber zugleich intereſſante Blicke in die innern Kämpfe, welche namentlich bei Goethe dieſes übermüthige Spiel mit den Menſchen und Verhältniſſen unterbrachen und ſeine tüchtige Natur reinigten und läuterten. Diezmann entwickelt hier, wie in ſeiner frühern Schrift über Schiller, ein außerordentliches Geſchick, ohne ſelbſt viel aus eigenen Talentmitteln hinzuzuthun, die bezeichnendſten Bekenntniſſe und Geſtändniſſe Goethe's zu einer lebendigen Charakterzeichnung aneinanderzureihen und ihn ſich ſo pſychologiſch aus ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt entwickeln zu laſſen. Es iſt etwa die praktiſche Methode, deren ſich auch der Engländer Lewes in ſeinem verdienſtvollen Werke über Goethe bedient, nur auf einen kürzern Abſchnitt von des Dichters Leben angewandt, und weniger räſonnirend und künſtleriſch verarbeitend. Wir erkennen in dieſer Methode, obſchon ihr die Gefahr nahe liegt, ſich zu ſehr ins Anekdotiſche und Reinperſönliche zu verlieren, doch immerhin einen gewiſſen Fortſchritt zu einer mehr menſchlichen und pſychologiſchen und dabei auf weſentlich culturhiſtoriſcher Grundlage beruhenden Betrachtungsweiſe. Auch die größten Geiſter ſind ja Kinder ihrer Zeit, ehe ſie vielleicht zu Vätern und Erzeugern einer neuen heranwachſen; ſie unterliegen den Einflüſſen ihrer nähern oder fernern Umgebungen und ſind von gewiſſen Bedingungen abhängig, über die ſie ebenſo wenig hinauskönnen, als die Pflanze über die Bedingungen von Klima und Boden. Dabei war Diezmann in der Lage, manche bisher unbekannte Documente ſowie andere Mittheilungen zu benutzen, wie dem Kenner nicht entgehen wird; doch kann, bemerkt der Verfaſſer im Vorwort, „die ganze volle Wahrheit erſt geſchrieben werden, wenn einſt die Siegel von den Papieren fallen, die wohlverwahrt in Weimar theils im Staatsarchiv, theils im Goethe'ſchen Archiv liegen und deren ſo viele ſind, daß ſelbſt durch eine Auswahl mehre Bände gefüllt werden könnten". Diezmann bemerkt ferner, daß er lange unentſchloſſen geweſen, ob er die Schrift, ſo wie ſie iſt, dem Publicum vorlegen dürfe oder nicht. Ein vorzüglicher Kenner der Goethe-Literatur habe jedoch die Zweifel und Bedenken, die er, Diezmann, zu erkennen gegeben, einigermaßen gehoben (der Verfaſſer theilt die betreffende Stelle aus der Zuſchrift jenes Kenners mit); und dann habe er ſich noch an eine hochgeſtellte, hochbetagte Dame gewendet, „welche die «luſtige weimariſche Zeit» beſſer als Jemand unter den Lebenden kennt, weil ſie dieſelbe durch die Betheiligten ſelbſt ſchildern hörte, ja einen Theil ſelbſt noch mit durchlebte". Diezmann berichtet weiter:

> Ihr legte ich den betreffenden Theil des Manuſcripts vor. Sie hat die Güte gehabt, ſich daſſelbe vorleſen zu laſſen, und erſt als ſie ein nicht ungünſtiges Urtheil darüber abgab, glaubte ich die Herausgabe wagen zu dürfen. Sie ſchrieb mir unter Anderm: „Die Wahrheit des Inhalts wirkte ſo mächtig auf meine Phantaſie, daß ich mich plötzlich aus der traurigen Gegenwart in die heiterſte Vergangenheit zurückverſetzt wähnte, denn ich ſah wie in einem Zauberſpiegel längſt entſchlafene Gönner und Freunde ſo lebensfriſch und geiſtvoll wie ehemals in der Wirklichkeit an mir vorübergehen."

Diezmann ſchildert in dem erſten Capitel ſeiner Schrift die Anfänge des Freundſchaftsbundes zwiſchen Goethe und Karl Auguſt und die Reiſe des Erſtern nach Weimar, und verſetzt uns in dem zweiten, „Weimar bei Goethe's Ankunft", nach Weimar, welches noch heutzutage keine große Stadt iſt, damals aber ſo klein war, daß das Schloß und die dazu gehörigen Gebäude etwa ein Drittel des ganzen Stadtraums bedeckten. Es folgt nun eine weitere Beſchreibung der zu jener Zeit noch ſehr dörflich ausſehenden Stadt, ſo dörflich, daß damals noch der Hirt der Reſidenz das ſtädtiſche Vieh zu beſtimmten Stunden mit Horntönen zuſammenberief, um es auf die Weide zu treiben; dann eine Schilderung der mittlern und untern Stände, die echte Kleinſtädter waren und wol auch jetzt ſchwerlich zu eigentlichen Großſtädtern erwachſen ſind. Das Alles ſtimmt mit den Berichten und Urtheilen des Engländers Lewes überein, und ſolchen Leuten konnte man wol, wie dies auch geſchah, von oben herab die ausgelaſſenſten Poſſen vorſpielen. Ein ſolcher Kleinſtädter tritt dann höchſtens aus der Thür, ſchiebt die Mütze vom rechten aufs linke Ohr und legt ſich hierauf ſchlafen, nachdem er Gott dafür gedankt, daß er nicht iſt wie dieſer, ſelbſt wenn dieſer Eine ein Karl Auguſt oder Goethe wäre. „So viele Familien ebenſo viele Schneckenhäuſer", ſagt Schiller noch ſpäter, „aus denen der Eigenthümer nur herausgeht, um ſich zu ſonnen." Dagegen war in den höhern Ständen, ſoweit ſie mit dem Hofe zuſammenhingen, die Moral ſehr lax. Schiller verſichert 1787, faſt jede Dame habe noch ein Verhältniß oder habe ein ſolches gehabt, und Wieland, der lascive Dichter, wurde ſeiner ehelichen Treue wegen vielfach verſpottet, ſelbſt von Karl Auguſt. Diezmann erzählt:

> Die Damen trugen nicht blos den Buſen ſehr entblößt, auch ihr Herz war leicht zugänglich ..... Die überall hervortretende ſtarke Sinnlichkeit erklärt, daß man Dinge, welche man heutzutage kaum anzudeuten wagt, ungeſcheut, mit den gemeinſten Worten bezeichnete und ſie ſelbſt in Frauenkreiſen ausſprach. Man leſe z. B. nur die erſte Ausgabe von Goethe's „Puppenſpiel" und denke ſich, daß daſſelbe überall geleſen, ja in Ettersburg aufgeführt wurde.

Dergleichen Sittenzuſtände muß man berückſichtigen, um Goethe's hier und da hervortretende Frivolitäten und

des bürgerlich unbeſcholtenen Wieland Lascivitäten billiger zu beurtheilen. Ebenſo wird man Bürger's Cynismen und Roheiten, wie wir dies ein andermal nachzuweiſen gedenken, zum Theil auf den Geiſt zurückführen müſſen, der in den Kreiſen herrſchte, in denen er ſich bewegte und zu bewegen genöthigt war. Es ſcheint uns nicht fein und billig, für dergleichen immer nur den Einzelnen verantwortlich zu machen, wo ſo Viele mitſchuldig ſind, obſchon dies freilich eine ebenſo bequeme als in aller Welt beliebte Methode iſt, und zwar die Methode der echten Phariſäer. Schiller, deſſen Jugendgedichte keineswegs alle von demſelben ſinnlich-cyniſchen Zuge freizuſprechen ſind, trat ſchon in gereinigtere Zuſtände, die inzwiſchen in Weimar platzgegriffen hatten, die er aber gar ſehr mit ſeinem inzwiſchen ebenfalls gereinigten Weſen läutern half. Andererſeits gewährte freilich dieſe naive Sinnlichkeit und geſunde Derbheit den Dichtern manche Vortheile, die ihnen in prüdern und blaſirten Zeiten entgehen.

In einem dritten Capitel ſchildert uns Diezmann den Kreis, in welchen Goethe 1775 in Weimar eintrat und der, was wol zu berückſichtigen iſt, aus meiſt ſehr jugendlichen Perſonen beſtand. Der Neſtor unter ihnen war damals Wieland mit 42 Jahren; der Herzog und ſeine Gemahlin waren jedes erſt 18, Goethe 26, Bertuch 27, von Einſiedel 25, die verwitwete Herzogin Amalie 36 Jahre alt u. ſ. w. Die Meiſten ſtanden alſo in einem Alter, wo das Blut in den Adern noch leicht und feurig fließt, die Organe ſinnlichen Eindrücken geöffnet ſind und allzu trübe Erfahrungen das Herz nicht verbittert haben. Der Verfaſſer führt uns nun in dankenswerthen Porträts die Hauptperſonen des weimariſchen Kreiſes vor: Karl Auguſt, ſeine Gattin Luiſe, die verwitwete Herzogin Amalie, den Prinzen Konſtantin, Knebel, Corona Schröter, über welche er mehres Neue mittheilt, von Einſiedel, den Grafen und die Gräfin Werther, die neckiſche und vielgeneckte Thusnelda von Göchhauſen, Charlotte von Stein, den Freiherrn von Seckendorf u. A. Geiſtesverwandt und ſinnlichen Feuers voll waren unter ihnen beſonders die Herzogin Amalie, der Herzog und Goethe, die daher zueinander auch ganz vortrefflich paßten. Ja, Schiller „in ſeiner ſchroffen Weiſe und ganz gegen die Wahrheit" bemerkt von der Erſtern: „Nichts intereſſirt ſie, als was mit der Sinnlichkeit zuſammenhängt", und erzählt dann: „Sie macht ſich durch ein Attachement lächerlich, das ſie für einen jämmerlichen Hund, einen Sänger hat, der bei Bellomo geweſen und nun in ihrem Dienſte iſt." Dieſes ſchneidende Urtheil, das ſich zuletzt zu einer Klatſchgeſchichte zuſpitzt, iſt aber jedenfalls mindeſtens höchſt einſeitig, wenn man bedenkt, daß Amalie als Regentin 16 Jahre lang das Land in rühmlichſter und den Unterthanen nützlicher Weiſe verwaltete, daß ſie ſpäter, als die Zügel der Regierung in die Hände ihres Sohnes übergegangen waren, zwar den Vergnügungen, aber auch den Künſten und dem Studium lebte, und es iſt gewiß ein ſprechendes Zeugniß für die geiſtige Größe dieſer Frau, daß ſie noch im Jahre 1782 die griechiſche Sprache zu erlernen begann und ihre größte Freude daran hatte. „Wie habe ich doch ſo verlaſſen ſein können und dieſe Sprache nicht eher erlernt!" ruft ſie einmal aus. „Mir iſt es, als wäre ich in einer ganz andern Welt." Sie war gelegentlich derb im Ausdruck, doch das war man damals überhaupt; ſelbſt Herder in ſeinen frühern Briefen war es nicht ſelten. An Merck in Darmſtadt ſchrieb ſie z. B. im Jahre 1778: „Daniſchmend (Wieland) hat ſchon wieder taufen laſſen. Je crains, qu'à la fin il se ressente un peu von dem häufigen Accouchiren ſeiner Frau und des Mercur. Er ſcheint aber an beiden viel Spaß zu finden, alſo muß man ihn machen laſſen." Ueberhaupt ſcheint Wieland dieſen übermüthigen Perſonen nicht wenig zum Stichblatt ihres Muthwillens gedient zu haben. So ſchrieb Karl Auguſt ganz ähnlich: „Wieland hat einen Jungen ganz incognito gemacht und ſo gebären laſſen. Er dünkt ſich nicht wenig, einen Jungen und «Oberon» zugleich machen zu können; deſſen rühmte er ſich noch vor kurzem in einer Geſellſchaft." Auf dieſen Fürſten, der zwar nicht immer fein zu ſcherzen, aber löblich zu regieren verſtand, etwas ausführlicher zurückzukommen, werden uns jedoch die andern Schriften und namentlich die von Schöll Gelegenheit genug geben. Fürs erſte wollen wir uns hier mit Goethe beſchäftigen, welcher, wie den Mittelpunkt des weimariſchen Kreiſes, ſo auch den Mittelpunkt der Diezmann'ſchen Schrift bildet.

Der Verfaſſer beginnt das vierte Capitel ſeiner Schrift:

> Doctor Wolfgang Goethe war, als er in Weimar ankam, ein langer, ſchmächtiger, faſt dürrer junger Mann mit hoher Stirn, langer Naſe, ſchwellenden Lippen und leuchtenden großen ſchwarzen Augen, die ſchwermüthig-ſchwärmeriſch ſchmachten, übermüthig keck und humoriſtiſch lachen und im Zorn vernichtende Blitze ſchleudern konnten. Dabei beſaß er eine Fülle von Körperkraft, war gewandt in allen Leibesübungen, voll kecken Uebermuths und neckiſchen Muthwillens, unerſchöpflich an Poſſen und närriſchen Einfällen, überſprudelnd von Geiſt und Witz, an ein luſtiges Leben gewöhnt und ſicher in dem Gefühl ſeines Werthes und ſeines jungen großen Dichterruhms. So erſchien er, ein ſchöner Mann, unabhängig, anerkannt und angeſtaunt als ſeltenſtes Genie am Hofe zu Weimar, wo, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, „eine tolle Compagnie von Volk beiſammen war, wie es ſich auf einem ſo kleinen Fleck, wie in einer Familie, nicht wieder ſo findet", in einem Kreiſe nicht blos hochgeſtellter, ſondern auch hochgebildeter Perſonen, welche Kunſt und Literatur liebten, ja, was namentlich in jener Zeit mit Auszeichnung hervorgehoben zu werden verdient, welche deutſche Kunſt und deutſche Literatur liebten.

Beide, der Herzog und Goethe, liebten Wein und Weiber und herzhafte Späße. Man tanzte zuweilen mit Bauerdirnen, von Goethe damals „Miſels" genannt, die ganze Nacht hindurch, ging auf die Jagd und Parforcejagd, veranſtaltete im Winter Redouten, Fackeltänze auf dem Eiſe und Schlittenfahrten mit fratzenhaften Masken, und machte, ohne Rückſicht auf das Wetter, Gewaltritte im ſchärfſten Trabe. Dann gab es Foppereien, Neckereien und Myſtificationen, die nicht immer gerade ſehr gemüthvoll ausfielen und unter denen namentlich auch das hierzu freilich provocirende Fräulein von Göchhauſen zu leiden hatte.

Die weimariſche Skandalchronik ließ es natürlich nicht an ſich fehlen, zu vergrößern, zu verdrehen und nach Kräften hinzuzulügen. Vieles, was ihm ſelbſt widerſtand, mochte Goethe wol nur mitmachen, um im veredelnden Sinne ſeinen Einfluß auf den jungen Herzog zu behaupten und ihn vor Verwilderung wie vor Verweichlichung durch zu materielle Genüſſe zu bewahren. Goethe's angeborene edle Natur und ſeine menſchenfreundliche uneigennützige Geſinnung, die ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten (ſo z. B. gegen den Dichter Bürger, bei mehren Feuersbrünſten, bei der großen Ueberflutung Jenas *) im Jahre 1784) im ſchönſten Licht zeigte, hielt ihn über dem Schlamme aufrecht. Endlich wurde ihm dies Treiben ſelbſt zu viel. Zu verſchiedenen Zeiten hatte er ſich dem lärmhaften zerſtreuenden Leben in Weimar auf Tage und Wochen entzogen, wie im Winter 1777, wo er ſeine bekannte Reiſe in 'den Harz machte und hier jene Claſſe von Menſchen kennenlernte, „die man die niedere nennt, die aber (wie Goethe dann weiter bemerkt) für Gott die höchſte iſt! Da ſind doch alle Tugenden beiſammen: Beſchränktheit, Genügſamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichſte Gut, Harmloſigkeit ... dulden ... dulden ... ausharren." Dagegen wurde es ihm immer klarer, „wie die Großen mit den Menſchen und die Götter mit den Großen ſpielen", daß „je größer die Welt, um ſo garſtiger die Farce, daß keine Zote oder Eſelei der Hanswurſtiaden ſo ekelhaft als das Weſen der Großen, Mitteln und Kleinen durcheinander". Diezmann bemerkt:

Der Anflug von Roheit, der Karl Auguſt und einem Theil ſeiner Umgebung bis dahin eigen geweſen war, ſchliff ſich nicht ab und ſo konnte auch zwiſchen ihnen und Goethe das ſonſtige faſt ununterbrochene Zuſammenleben nicht ferner beſtehen; die innige Freundſchaft zwiſchen dem Herzog und Goethe erhielt ſich zwar, aber der Erſtere klagte gar häufig über das Stillwerden und das verſchloſſenere ernſte Weſen des Freundes und ſo zeigte ſich, daß ſie ſo feſt vereint wie im Anfange nicht durch das ganze Leben gehen würden.

Er zog ſich ſo zurück, daß er ſchon 1782 ſagen konnte: „Ich ſehe faſt Niemand außer in Geſchäften ... und ſo fange ich an, mir ſelbſt wieder zu leben und mich ſelbſt wiederzuerkennen."

Doch man leſe die Darſtellung dieſer intereſſanten Periode bei Diezmann ſelbſt nach, der dafür manches wiederaufgefundene, bisher nicht gedruckte Blatt aus dem weimariſchen Nachlaſſe benutzt zu haben ſcheint. Dagegen war der auch von Diezmann mitgetheilte, höchſt charakteriſtiſche Brief Klopſtock's vom 8. März 1776, worin er Goethe und dem jungen Herzog über ihr Treiben Lectionen ertheilt, ſchon früher bekannt. Ganz gewiß ging dem Sittenprediger in Hamburg der weimariſche Spectakel nicht das geringſte an; aber dennoch iſt der Muth und Freimuth, womit der Brief geſchrieben iſt, immerhin anerkennenswerth. „Es kommt auf Sie an", bemerkt Klopſtock am Schluß, „ob Sie dem Herzog dieſen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich habe nichts dawider. Im Gegentheil; denn da iſt er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund ſagt, nicht mehr hören mag." Welcher Dichter würde jetzt einen ſolchen Brief zu ſchreiben wagen, oder wie würde er aufgenommen werden! Goethe antwortete in einem von aller Gereiztheit freien, würdig abweiſenden Tone: „Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Exiſtenz übrigbliebe, wenn ich auf alle ſolche Anmahnungen antworten wollte. Dem Herzog that es einen Augenblick wehe, daß es von Klopſtock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wiſſen Sie eben das" u. ſ. w. Im Uebrigen dürfte der Brief Klopſtock's als eines Mannes von damals höchſter Autorität in Deutſchland doch nicht ſo ganz ohne wohlthätige Folgen geblieben ſein.

Das nun folgende Capitel „Goethe und das fürſtliche Privattheater" iſt voll intereſſanter Détails und um ſo werthvoller, da Diezmann in der Lage war, gerade für dieſes Capitel ſich mannichfachen, bisher unbenutzt gebliebenen und von ihm in den weimariſchen Archiven aufgefundenen Materials zu bedienen. Leider müſſen wir, um nicht zu ausführlich zu werden, darauf verzichten, aus dieſem Abſchnitt längere Auszüge zu bringen, ſo charakteriſtiſch für den weimariſchen Hof die hier gegebenen Mittheilungen zum größten Theil auch ſind. Von hoher Bedeutung waren uns immer die Worte, die Goethe am 5. März 1779 niederſchrieb: „Hier will das Drama («Iphigenia») nicht fort; es iſt verflucht, der König von Tauris ſoll reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte." Goethe fühlte alſo zu Zeiten wol den ſchneidenden Contraſt zwiſchen der von ihm geſchaffenen poetiſchen und der realen Welt, zwiſchen ſeinem Könige Thoas und einem armſeligen thüringiſchen Strumpfwirker, dem alle Redensarten des tauriſchen Königs kein Dreierbrot auswirken können, um damit die hungernden Mäuler ſeiner Kinder zu befriedigen. Dem guten Wieland, der anfangs Goethe wie einen Götterjüngling verehrt hatte, wollte das ariſtophaniſche Weſen, das man zu Ettersburg trieb, gar nicht zu Kopfe. Als man eine Arie aus ſeiner „Alceſte" traveſtirt hatte, ſchrieb er: „Der unſaubere Geiſt der Poliſſonerie und der Fratze, der in unſere Obern gefahren iſt, verdrängt nachgerade alles Gefühl des Anſtändigen, alle Rückſicht auf Verhältniſſe, alle Delicateſſe, alle Zucht und Scham" u. ſ. w. Später hat ſich Goethe ſelbſt gegen alles Traveſtiren und Parodiren energiſch ausgeſprochen, doch vielleicht mit Unrecht; denn gegen falſches Pathos und ungeſunde Sentimentalität gibt es keine wirkſamere Waffe als die Traveſtie. Das wirklich Erhabene und das geſunde natürliche Gefühl wird Niemand zu traveſtiren wagen; es verbietet ſich von ſelbſt.

Für das Capitel „Goethe und Charlotte von Stein" wird man dem Verfaſſer dankbar ſein, obſchon es nicht eigentlich in das „Luſtige Weimar" gehört. Ob nicht bei der glühenden Schwärmerei, welche Goethe für Charlotte von Stein offenbarte, einige poetiſche Selbſttäuſchung mitunterlief, möchte doch wol zu fragen ſein. Goethe hatte in ſeinem Leben ſo viel geliebelt und „

*) „Goethe hat ſich bei der hieſigen Gefahr ſehr brav gehalten", ſchreibt Karl Auguſt an Knebel, Jena den 6. März 1784.

miſelt" und Mädchen und Frauen ſo ſehr als poetiſchen Stoff behandelt und verarbeitet, daß dieſe Frage wenigſtens nicht ganz abgewieſen werden darf. Es war ihm vielleicht Bedürfniß, auch einmal die glühendſte ſchwärmeriſchſte Sprache der Liebe zu reden; hierzu bedurfte er aber eines Weſens, das dieſe Sprache verſtand, das ſeine Ekſtaſe zu nähren und zu ſteigern wußte, und in Charlotte von Stein hatte er endlich ein ſolches Weſen gefunden. Auch hinderte ihn bekanntlich dieſe Schwärmerei nicht, ſein weniger platoniſches Verhältniß mit Chriſtiane Vulpius anzuknüpfen.

Größern Dank ſind wir dem nun folgenden letzten Capitel „Goethe als Miniſter Karl Auguſt's" ſchuldig, da dieſe Seite ſeines erſtaunlich vielſeitigen Wirkens bisher meiſt nur vorübergehend gewürdigt und erörtert worden iſt und Diezmann für dieſes Capitel manche neue Quelle aufgefunden und benutzt hat. Auch in dieſem Zweige ſeiner Thätigkeit nöthigt uns Goethe Erſtaunen ab. Klinger, der im Sommer 1776 nach Weimar kam, ſchrieb: „Goethe iſt ſo groß in ſeinem politiſchen Leben, daß wir's nicht begreifen." Er beſorgte ſeine Geſchäfte mit äußerſter Pünktlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit, hielt die ſtrengſte Ordnung und wohnte den Sitzungen des geheimen Conſeil ſo regelmäßig bei, daß er ſich rühmen konnte, er habe dieſelben nie verſäumt, als wenn er durch Krankheit oder andere unabweisliche Hinderniſſe abgehalten worden ſei. Diezmann ſagt:

> Wenn man die Archive in Weimar durchſucht, findet man tauſendfache Spuren ſeiner Arbeitskraft und amtlichen Thätigkeit. Abgeſehen von den Berichten u. ſ. w., die er ſelbſt lieferte und die ſich bei den Acten befinden, hat er eine große Maſſe von Concepten geprüft, zum Theil corrigirt und dann ſein zuſtimmendes G. darangeſetzt.

Von ſeinem Detailfleiß, der ſich auf die trockenſten und kleinſten Dinge erſtreckte, zeugt die der Diezmann'ſchen Schrift beigegebene „Nachricht von dem ilmenauiſchen Bergweſen", welche von Goethe ſelbſt im Mai 1781 aufgeſetzt iſt und ſich bei den Acten über den ilmenauer Bergbau befindet. Auch die Direction des Bauweſens, zu welchem der Wegebau gehörte, und ſelbſt die Direction der Kriegscommiſſion war ihm aufgebürdet worden. Dabei poetiſche Arbeiten in Hülle und Fülle, kunſt- und naturwiſſenſchaftliche Studien, Theaterregie, Vergnügungen und Zerſtreuungen aller Art, Liebſchaften, Geſellſchaften, die er beſuchte oder gab, Reiſen auf kürzere oder längere Zeit, eine ausgebreitete Privatcorreſpondenz mit Männern und Frauen — in der That, man begreift nicht, wie er das Alles möglich machte. Diezmann bemerkt:

> Freilich konnte ein Mann wie er ſich viel zumuthen, der die geiſtige Spannkraft beſaß, auf Rekrutirungsreiſen zu Pferde im Lande umher, nachdem er den Tag über die langweiligſten und proſaiſchſten Geſchäfte abgethan hatte, Abends in dem erſten beſten Gaſthauſe einer kleinen Stadt oder eines Dorfs ſich hinzuſetzen und an einer „Iphigenia" zu ſchreiben.

Dem Herzog, dem die Gefahr nahelag, ſich leicht in irgendeiner Lieblingsneigung feſtzurennen und auszuarten, ging Goethe wie ſein guter Genius zur Seite. Er ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, den Herzog darauf aufmerkſamzumachen, daß es etwas Beſſeres gebe als Pferde und Hunde, Reiten und Jagen. Als er ſich 1778 mit dem Herzog zum Beſuche auf dem Stein'ſchen Gute Kochberg befand, erſchien er plötzlich vor Letzterm in Bauernkleidung und trug ihm ein poetiſches Geſuch vor, das ſich im ſechsten Bande ſeiner Werke befindet und worin es unter Anderm heißt:

> Nur laßt euch ſein uns angelegen;
> Denn wir bäuriſch treues Blut
> Sind doch immer euer beſtes Gut,
> Und könnt euch mehr an uns erfreu'n,
> Als an Pferden und Stuterei'n u. ſ. w.

Ganz beſonders war es des Herzogs Luſt am Militär und ſeine ſich kundgebende Neigung, in Kriegsdienſte eines andern Staats zu treten und ſich dem eigenen Lande alſo doch zum Theil zu entziehen, was Goethe unangenehm berührte und ihn zu den bittern Worten hinriß: „Die Kriegsluſt, die wie eine Art Krätze unſern Prinzen unter der Haut ſitzt, fatiguirt mich" u. ſ. w. Ueberhaupt fehlte es an trüben Stimmungen nicht, aus denen Ausſprüche wie folgende: „Die Verdammniß, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen", und ſo manche andere hervorgingen, die man bei Diezmann nachleſen kann. Kurz, er ſah ein, wie wenig ſich gerade in der Staatsverwaltung etwas Vollkommenes erreichen läßt, und er äußerte:

> Eigentlich bin ich zum Schriftſteller geboren. Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut geſchrieben habe. . . . Recht zum Privatmenſchen bin ich geſchaffen, und ich begreife nicht, wie mich das Schickſal in eine Staatsverwaltung und in eine fürſtliche Familie hat einflicken mögen.

Das Wirken zu beſtimmten praktiſchen Zwecken war ihm ſeiner ganzen Natur nach die Hauptſache. Ein Patriot, ein deutſcher Patriot im höhern Sinne war er nicht, und hierin wird er von ſeinem jüngern Freunde und Zögling, dem Herzog, bei weitem überflügelt. Der Verfaſſer des in Nr. 35 d. Bl. beſprochenen Artikels über Goethe in der „Edinburgh review" findet es unbegreiflich, wie Goethe ſo viele Gemüthsruhe haben konnte, am Tage der leipziger Schlacht den Epilog zu der Tragödie „Eſſex" für Frau Wolf zu ſchreiben und ſich zu jener Zeit gerade in chineſiſche Studien zu vergraben, und fährt dann fort: „Wer vermochte ſein Ohr dem Nothſchrei, ſeine Augen dem Todesſtreit, ſein Herz dem leidenſchaftlichen Mahnruf ſeines Vaterlandes in jener entſcheidenden Stunde ſeines Schickſals zu verſchließen?" Ueber den Einfluß, den das vielgenannte Geſpräch Goethe's mit Napoleon in Erfurt bei jenem hinterlaſſen, bemerkt der Reviewer:

> Napoleon war es, der den Hofmann ſpielte; und ach, mit welchem Erfolg! Wir ſagen nichts von den kritiſchen Urtheilen über dramatiſche Kunſt, über Shakſpeare u. ſ. w., womit der Sieger den Dichter bewirthete. Wenn dieſer, ohne das Gefühl von Verachtung, auf dergleichen hören konnte, ſo muß er noch befangener im Zauberbann der Schmeichelei geweſen ſein, als wir es für möglich halten. Wie es ſcheint, vermied er in ſpätern Jahren gern, von dieſer Zuſammenkunft zu ſprechen.

Auch was wir oben berührten, das etwas ſelbſtſüchtige oder lockere Spiel, welches Goethe mit den weiblichen Geſchöpfen trieb, die er durch ſeine Zuneigung auszeichnete, wird von dem Briten ſtreng getadelt. Derſelbe ſagt:

Wir würden Goethe's Benehmen gegen Friederike nachſichtiger beurtheilen, wenn er dem Gedächtniß ſeiner Geliebten ſo viel Achtung und ſo viel Rückſicht geſchenkt hätte, um wenigſtens das an ihr begangene Unrecht nicht zu vermehren, wenn er die ganze Geſchichte ſeines kurzen unſeligen Verhältniſſes in ſeinem Buſen verſchloſſen und das verlaſſene Mädchen in der Dunkelheit gelaſſen hätte, in der er ſie fand — ein düſteres und melancholiſches Obdach gegen die Neugier und die Verleumdungen der Welt. Aber dies wäre mit Goethe's Anſichten von dem Gebrauch, den man von menſchlichen Weſen zu machen hat, nicht im Einklang geweſen. Friederike war ein zu liebliches und reizendes Geſchöpf, um nicht mit ihr des Dichters Lebensgeſchichte auszuſchmücken.

Ebenſo wirft er Goethe in Bezug auf Keſtner die „rückſichtsloſe Weiſe“ vor, womit er ſeine Freunde zu verarbeiten gewohnt geweſen. Dagegen ſagt der Reviewer im Tone vollſter Anerkennung für das Talent Goethe's:

Wenn wir die Mannichfaltigkeit, die Kraft, die Anmuth ſeines Stils, die tiefe und zarte Einſicht in das menſchliche Herz, die von jedem pedantiſchen Anſtrich freie claſſiſche Politur und Grazie, die umfaſſenden, tiefen und harmoniſchen Naturanſchauungen, den feinen Kunſtgeſchmack und die meiſterhafte Behandlung einer Sprache, die man früher für rauh hielt, die er aber muſikaliſch, ausdruckſam und anmuthig gemacht hat *) — wenn wir dies Alles erwägen und dann noch in Betracht ziehen, in wie vielen Gattungen er der zweite war nach Denen, welche nur in einer allein die erſten waren, ſo wiſſen wir nicht, wen wir über ihn ſtellen ſollen.

Und zum Schluß:

Wenn wir an das Entzücken denken, womit wir uns in Goethe's ſchönſte Producte verſenkt haben, an die Muſik ſeines Verſes und an die Feinheit ſeiner Proſa, die nicht Ihresgleichen hat, an die Mannichfaltigkeit der Bilder und Gedanken, womit er unſern Geiſt bereichert hat, an die wunderbaren Schönheiten des „Fauſt“, an die majeſtätiſche Anmuth des „Taſſo“ und der „Iphigenia“ und vor allem an die einfache Vollendung von „Hermann und Dorothea“, fehlerlos im Gefühl wie im Stil: wenn wir uns alles deſſen und unſerer andern mannichfaltigen Verpflichtungen gegen Goethe erinnern, ſo kommt es uns vor, als ſeien wir undankbare Schuldner, treuloſe Unterthanen, unehrerbietige Kinder. Aber es gibt Verpflichtungen, die heiliger ſind als dieſe. Die Fehler gemeiner und gewöhnlicher Menſchen ſollten und können nicht ſo leicht zu Verdienſten erhoben, noch ſollte die Vernachläſſigung gewöhnlicher Pflichten als Beweis des Genius ausgelegt werden. Nur Männer, ſo mit Allem begabt, was das Urtheil verblenden oder verbiegen kann, wie Goethe war; er, ſo gemacht bewundert und faſt angebetet zu werden: nur ſolche Männer haben das verhängnißvolle Vorrecht, Recht mit Unrecht zu vermengen, den Strom der Meinung in falſche Kanäle zu leiten und der Welt einen falſchen Größenmaßſtab zu geben.

Wir haben dieſe Stellen vollſtändig mitgetheilt, weil aus ihnen hervorgeht, daß der Brite wenigſtens das ungemeine Genie Goethe's gebührend anerkennt, während man nach den früher von unſerm londoner Mitarbeiter gegebenen Auszügen und Bemerkungen darüber ein wenig zweifelhaft ſein konnte. Ueber die weitern mehr moraliſchen Bedenken des Briten läßt ſich ſtreiten, denn ſie ſind allerdings ein fraglicher Punkt. Vielleicht würde aber der Brite den großen Deutſchen auch als Menſchen milder beurtheilt haben, wenn er ſo genau wie jetzt wir Deutſche hätte wiſſen können, was Goethe, auch ohne Patriot und Politiker im eigentlichen Sinne zu ſein, in praktiſcher Hinſicht für das Land, dem er diente, und überhaupt als Wohlthäter meiſt im Stillen geleiſtet hat, ohne Ruhmredigkeit, ohne Eigennutz und ohne Anſpruch auf Dank. Dazu gehört auch moraliſche Größe.

Das „Karl-Auguſt-Büchlein“ von A. Schöll führt uns Karl Auguſt, den Förderer ſo vieles Guten, Schönen und Nützlichen, erſchöpfender als irgendeine andere vor ihr oder gleichzeitig mit ihr erſchienene Schrift vor Augen. Der Verfaſſer geſteht, daß er hiermit dem Leſer keine ausführliche Lebensbeſchreibung des Fürſten darbiete. Hierzu müßten Archive ſich öffnen, die, meint der Verfaſſer, beſſer noch ſo lange geſchloſſen blieben, bis einer unveränderten Veröffentlichung ihres Inhalts keinerlei Bedenken mehr entgegenſtänden; aber Bauſteine zur ausführlichen Darſtellung dieſes Fürſtenlebens und ſchöne urkundliche Zeugniſſe deſſelben finde man hier geſammelt. Die erſte zwar kurze, aber zu ihrer Zeit ſehr verdienſtliche Biographie Karl Auguſt's gab Weiland 1827, der dem allgemein Bekannten Einzelnes von Bedeutung als unmittelbarer Zeuge beifügen konnte. Gleichzeitig erſchienen die „Denkwürdigkeiten des Grafen Görtz“, die beſonders über Karl Auguſt's Betheiligung am Fürſtenbunde Licht verbreiteten. Weitere Quellen wurden dann die Briefe aus „Knebel's Nachlaß“, der Merck'ſche Briefnachlaß, verſchiedenes Urkundliche in „Weimar's Buchdruckeralbum“ (1840) und dem „Weimariſchen Herder-Album“ (1845), ſowie die immer ſich mehrenden Herausgaben der verſchiedenen Briefwechſel Goethe's und Schiller's. Einen Theil der Aufſchlüſſe dieſer Briefliteratur hat ſchon Wachsmuth in ſeinen „Weimariſchen Muſenhof“ geſchickt verflochten. Für innere Regierungshandlungen iſt nach Vogel's „Goethe in amtlichen Verhältniſſen“ (1854) bisjetzt Stichling's „C. Chr. Aug. Freiherr von Gersdorff“ (1853) das Werthvollſte, was vorliegt. Hierzu kamen ſpäter noch die von Schade herausgegebenen „Briefe an Döbereiner“ (1856) und die ſoeben erſt von Freifrau Eliſe von Gleichen-Rußwurm zuſammengeſtellten Briefe Karl Auguſt's und ſeiner Gemahlin, auf die wir wol noch beſonders zurückkommen. A. Schöll hat in ſeiner Schrift namentlich auch die Bewahrung ſolcher Erinnerungen an Karl Auguſt's Perſon und Charakter, die bisher nur in der mündlichen Ueberlieferung anzutreffen waren, vor Augen gehabt, auch befand er ſich in der Lage, einige ungedruckte Briefe des Fürſten an Einſiedel hier zum erſten mal zum Abdruck zu bringen. Schöll's Mittheilungen ſind zwar nicht eigentlich zu einer Biographie verarbeitet, die irgend

---

*) In merkwürdiger Uebereinſtimmung hiermit ſagte Wolfgang Müller ſchon 1847 in ſeiner „Rheinfahrt“ in Betreff Goethe's:

Die Sprache, die man hart und ſpröd' geglaubt,
Entquoll ihm in harmoniſch vollen Tönen.

auf die Bedeutung eines literariſchen Kunſtwerks Anſpruch machen könnte, aber ſie ſind inhaltreich und dabei überſichtlich aneinandergereiht und beſtehen meiſt aus eigenen Aeußerungen Karl Auguſt's. Ganz beſonders dankenswerth ſind auch die eingeflochtenen chronologiſchen Mittheilungen über das weimariſche Hofleben und über die Lebensereigniſſe und Regierungshandlungen des Herzogs.

Karl Auguſt war, wie Goethe ihn noch in ſeinem Alter gegen Eckermann charakteriſirt,

ein geborener großer Menſch — eine dämoniſche Natur..... Er übte auf die Menſchen eine Anziehung, ohne daß er ſich eben gütig und freundlich zu erweiſen brauchte. Alles, was ich auf ſeinen Rath unternahm, glückte mir. Er war größer als ſeine Umgebung. Neben zehn Stimmen, die ihm über einen gewiſſen Fall zu Ohren gekommen waren, vernahm er die elfte beſſere in ſich ſelbſt.

Er hatte den großen freien Blick, der dem Genie immer eigen iſt, war frei von aller jener ſonſt in Deutſchland ſo gewöhnlichen Pedanterie und fragte, wenn er die Tüchtigkeit eines Menſchen erkannt hatte, nichts danach, ob er die reglementsmäßigen Vorbereitungsſtufen für eine Carrière durchgemacht hatte. Dies bewies er, als er Goethe in ſein Conſeil berief, als er Döbereiner, der keine Univerſitätsſtudien und Examina durchgemacht hatte, als Hochſchullehrer anſtellte, das bewies er auch gegen Herder, Schiller u. A. Wie viele große Kräfte ſind in Deutſchland bei einem meiſt entgegengeſetzten Verfahren unbenutzt geblieben oder an falſcher Stelle verwendet worden! Durch das gleiche Verfahren, wie das von Karl Auguſt beobachtete, kann ſich auch England rühmen, ſtets eine Fülle der tüchtigſten und brauchbarſten Kräfte im Dienſte des Staats und der Nation zu haben, und man kann nur bedauern, daß Karl Auguſt's Land ſo klein, obſchon glücklicherweiſe die wohlthätigen Folgen ſeines Verfahrens ſich weit über die Grenzen ſeines Ländchens hinauserſtreckten. Freilich ſind ſolche große Charaktere nie ohne Schattenſeiten. Auch Friedrich der Große, Napoleon und Kaiſer Joſeph hatten oft recht kleinliche Fehler, die wir mit ihrer übrigen Geiſtesgröße nicht wohl zuſammenreimen können, die man aber als menſchliche Schwächen eben ertragen muß. Wir haben geſehen, daß Goethe ſehr viel zu thun hatte, um die zu große Vorliebe Karl Auguſt's für Militär und Jagdweſen auf ein geringeres Maß zurückzuführen und ihm Liebe zu dem gemeinen Manne einzuflößen. In dieſer Richtung war Goethe's Einfluß auf ihn gewiß ungemein ſegensreicher. Außerdem liebte der Herzog in einer gewiſſen Periode ſeines Lebens die Mädchen und den Wein in vielleicht zu ſtarkem Grade. An Einſiedel ſchrieb er 1792 aus dem Lager zu Verdun: „Wie gut der Dragées und Liqueurs ſind, ſollſt du bald ſelbſt erfahren, weil ich dir welche ſchicken will; die Mädchens werde ich erſt ausprobiren und dir dann die Adreſſen der ſicherſten zukommen laſſen." Seinen Grund mochten dieſe Exceſſe wol zum Theil in ſeinem wenig erfreulichen Eheverhältniſſe haben. „Sein Unglück iſt", ſchrieb Goethe einmal an die Frau von Stein, „daß es ihm zu Hauſe nicht wohl iſt." Seine Gemahlin Luiſe war ein durchaus edles Weſen, aber kühl, formell, an der höfiſchen Etikette hängend und durchaus nicht geeignet, Karl Auguſt's geniale Natur zu begreifen und ihn demgemäß zu behandeln und Nachſicht gegen ihn zu üben. Er fühlte zu Hauſe „Ennui", und dieſem zu entgehen, wählte er oft Mittel, die nicht die zweckmäßigſten waren und ihn und ſeine Umgebungen in Unruhe und Verwirrung ſtürzten. Daher wurde ſelbſt Goethe zuweilen an ihm irre, wie ſeine Aeußerung in einem Briefe an Frau von Stein beweiſt: „Der Herzog hat im Grunde doch eine enge Vorſtellungsart, und was er Kühnes unternimmt, iſt nur im Taumel; einen langen Plan durchzuſetzen, der in ſeiner Länge und Breite verwegen wäre, fehlt es ihm an Folge der Ideen und an wahrer Standhaftigkeit." Doch, wie geſagt, das waren Alles nur kleine Schwächen, womit er dem allgemeinen Geſetz von der Mangelhaftigkeit und Gebrechlichkeit der Menſchennatur auch ſeinerſeits ſeinen Zoll abtrug. Können wir doch auch mit der idealen Natur Schiller's ſchwerlich ſeine Neigung zum Kartenſpiel in Uebereinſtimmung bringen: eine Neigung, die ihm Goethe einmal in einem ſeiner Briefe ſanft vorrückte, indem er geſtand, keine Idee davon zu haben, wie man gleich Schiller beim l'Hombre Zerſtreuung und Freude finden könne; er, Goethe, entſchädige ſich in ſolchen Augenblicken durch mancherlei „wiſſenſchaftliche Spiele", wie Mineralogie u. dgl.

Einige kurze charakteriſtiſche Auszüge aus Karl Auguſt's Briefen dürften den Leſern vielleicht willkommen ſein. Wir wählen hierzu namentlich einige äſthetiſche Urtheile. Schiller hatte ihm das Manuſcript ſeiner Phädra-Ueberſetzung zugeſchickt, was zugleich beweiſt, wie viel Urtheil er ihm in Geſchmacksſachen zutraute, und Karl Auguſt erwiderte unterm 29. Januar 1805, daß eine Vergleichung der Ueberſetzung mit dem Original ihn mit Bewunderung über ſein „Meiſterwerk" erfüllt habe. Unterm 5. Februar folgte dann ein ganzer Bogen mit eigenhändigen Bemerkungen des Herzogs über einzelne Stellen in Schiller's „Phädra" rückſichtlich des Tonfalls und Wohllauts in Begleitung eines Schreibens, worin es unter Anderm heißt:

Allerhand Nachdenken hat mir dieſe Beſchäftigung über die ſogenannte freie Versart verurſacht, in der Sie ſo beſonders Meiſter ſind, und ich habe gefunden, daß dieſe Freiheit mehr Schwierigkeiten haben mag, als die gebundene, bei welcher man oft der Nothwendigkeit des Reims etwas verzeihen muß. Die deutſche Sprache ſanft klingen machen, iſt gewiß ſehr ſchwer; ſie tönt gar zu häufig wie Hagel, der an die Fenſter ſchlägt. Indeß werden Ihre fortgeſetzten Bemühungen, mit der nachſichtigen Aufmerkſamkeit verbunden, die Sie der öftern Stecherei erlauben, gewiß die rauhe Schale unſers angeborenen Idioms zerſprengen. Sie haben dieſe Sprache ſchon ſo ductil gemacht, daß unter Ihren Händen die übrigen Unebenheiten noch ganz verſchwinden werden.

So gewiſſenhaft wurde in Weimar die formelle Seite der Poeſie betrieben, daß ſelbſt des Herzogs Beirath für Verscorrecturen erbeten und auch geleiſtet wurde. Dieſer Brief ſcheint übrigens zu beweiſen, daß Karl Auguſt entweder noch ſehr an die Formen und die Klangart der

franzöſiſchen Sprache gewöhnt war oder wenigſtens an den Schiller'ſchen Verſen den leichten und anmuthigen Gang der Goethe'ſchen vermißte. Denn Goethe war und blieb doch ſein Ausgewählter. Als er ihm im Frühjahr 1776 die Anſtellung als Geheimer Legationsrath mit Sitz und Stimme im geheimen Conſeil verliehen hatte, begegnete er dem lautgewordenen Misvergnügen einiger Beamten mit einem Erlaß, in welchem es unter Anderm hieß:

Einſichtsvolle wünſchen mir Glück, dieſen Mann zu beſitzen. Sein Kopf, ſein Genie iſt bekannt. Einen Mann von Genie an anderm Orte gebrauchen, als wo er ſelbſt ſeine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn misbrauchen.... Das Urtheil der Welt, welches vielleicht misbilligt, daß ich den Doctor Goethe in mein wichtigſtes Collegium ſetze, ohne daß er zuvor Amtmann, Profeſſor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen u. ſ. w.

Im März 1782 ſchrieb er an Knebel:

Goethe reiſt im Lande herum, mißt das Volk (Rekruten) und macht vortreffliche Sachen. «Mieding» iſt fertig, und die Corona bekommt darin einen ganz unverwelklichen Kranz. Schade, daß der Minneſold in neuern Zeiten ſo theuer iſt; wäre er es weniger, gewiß, ſie könnte Goethen nicht anders als mit ihrer Perſon danken; o, wie wollten wir nicht noch in unſern alten Tagen Verſe machen lernen!

Und an Merck, der ihm über den von Neker geſchnittenen Kopf Goethe's, „mit dem in wenigen Monaten Alle ſiegeln würden", Mittheilung gemacht, am 9. April 1789: „Mit Ehren kann man Goethe's Bild als Siegel führen. Wer dieſes Petſchaft mit demjenigen Reſpect braucht, welchen es verdient, wird gewiß nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt ſchicken."

Als er die Cervantes'ſchen Novellen in deutſcher Ueberſetzung geleſen, ſchrieb er an Knebel:

Sie intereſſiren mich ſehr. Der Ton iſt ſeltſam und Schreibart und Diction außerordentlich ſchön. Es dünkt mich, man ſehe aber hier und da das hohe Alter des Verfaſſers durch; denn hier und da in der ſchönſten Wärme kommt unerträgliche Kälte; es hat mich in ihnen eine ſeltſame Gleichheit mit Wieland'ſchen Unvollkommenheiten gewundert.

Sehr ſchön drückt ſich der Herzog über den Rafael in der dresdener Galerie in einem andern Briefe an Knebel aus:

Mir war es, ſo oft ich ihn ſah und wieder wegſah, immer nur wie eine Erſcheinung vor der Seele; ſelbſt die ſchönſten Correggios waren mir nur Menſchenbilder; ihre Erinnerung, wie die ſchönen Formen, ſinnlich palpabel. Rafael blieb mir aber immer blos wie ein Hauch, wie eine von den Erſcheinungen, die uns die Götter in weiblicher Geſtalt ſenden, um uns glücklich oder unglücklich zu machen; wie die Bilder, die ſich uns im Schlaf wachend und träumend wieder darſtellen und deren uns einmal getroffener Blick uns ewig Nacht und Tag anſchaut und das Innerſte bewegt.

Ueberhaupt ſtand ihm, wiewol von ihm nur ein paar Gelegenheitsgedichte mehr jovialen Inhalts an Frau von Stein bekannt ſind, in erregter Stimmung ein maleriſcher und poetiſcher Ausdruck zugebote. Er ſchildert z. B. ein Flußbad, das er zur Nachtzeit nahm:

Das Waſſer war kalt, denn Nacht lag ſchon in ſeinem Schooſe. Es war als tauchte man in die kühle Nacht. Als
ich den erſten Schritt hineinthat, war's ſo rein, ſo n
kel. Ueber den Bergen hinter Oberweimar kam der
Es war ſo ganz ſtille. Wedel's Waldhörner hö
von weitem, und die ſtille Ferne machte mich
hören, als vielleicht die Luft erreichten.

Dann ſtößt man wieder auf Betrachtungen w

Unter Tauſenden und aber Tauſenden iſt
oder Zwei, die irgendetwas Mehres begehren
ihrer Natur weiter getrieben werden, als ſich um
pfahl der Erhaltung und Fortpflanzung zu drehe
Schickſal ſcheint neuerlich Ekel gegen dieſe Einf
kommen zu haben, es läßt deshalb Wiſſenſchaften p
den, zu welchen ſich ſonſt nur die höchſten Geiſte
läßt, meine ich beſonders, die Naturkenntniß gem
und inſpirirt viel Leute, dieſem Studium zu f
wahrſcheinlich ſonſt auch nur zur Erhaltung und F
ſich erhalten und fortgepflanzt hätten.

Ganz beſonders reich an ſolchen tiefern
ſeine Briefe an Knebel. Kein Zweifel, daß K
wenn er ſich ernſtlich darauf hätte legen w
als Schriftſteller, Dichter oder Philoſoph e
haben leiſten können. Aber dieſe Sorte v
hatte er nicht. Es ſchien ihm eines Fürſte
Schriftſteller zu protegiren, als ſelbſt Schri
treiben.

Karl Auguſt beſaß ein ſehr ausgeſproche
ſchaftsgefühl und eine Zähigkeit darin, die
land und wol überhaupt ſelten iſt. Er bew
wir wiſſen, gegen Goethe, nicht minder gegen de
Fürſten von Deſſau. Ueber dieſen ſchrieb er
„Der Fürſt von Deſſau iſt doch eine der ſch
len, die ich kenne. Ich habe nie Jemanden
durch ſeine bloße Exiſtenz mehr Wohlwollen, T
und Menſchenliebe allen Denen, ſo um ihn ſind
als dieſer Fürſt. Man iſt ordentlich beſſer
Und an Merck: „Der Fürſt von Deſſau i
eine neue Bergart; ich bemerke Vermiſchung
die ich mir nie träumen ließ und eine Reichhal
ich ſie nie mit ſolchen Verſetzungen vermuthet
Wer einem Zweiten ein ſo neidloſes Ehrenzeu
ſtellt, ſtellt es ſich ſelbſt aus.

Etwas hatte er vor den Dichtern ſeines H
der vielleicht ausgenommen, voraus: ein en
und energiſches deutſches Nationalgefühl, und a
fallend, daß Schiller und Goethe, in deren Bri
man weiß, kaum je von dem deutſchen Vaterla
ſeinen damals beſonders ſo verhängnißvollen A
heiten die Rede iſt, in dieſer Hinſicht ſo wenig
profitirt haben. Aufs lebhafteſte intereſſirte er
den von dem Markgrafen von Baden 1787 a
„Plan einer Akademie für den Allgemeingeiſt
lands". Er wandte ſich zu dieſem Zwecke an
nicht etwa an ſeinen Freund Goethe; er wußte
ſeine Leute zu wählen. Herder verfaßte nun
Titel „Idee zum erſten patriotiſchen Inſtitut
Allgemeingeiſt Deutſchlands" ein Programm, w
ches ihm Karl Auguſt unterm 11. Januar 1788
„Jeder kluge Mann, dem ich Ihren Aufſatz
freute ſich über den großen Geſichtspunkt, aus

.che angeſehen haben.“ Seinen Antrag an
begründete er mit den Schlußworten:
eichelt man ſich, daß der Nationalgeiſt in unſerm
rweckt werden könnte, von dem leider auch die
n täglich mehr zu erlöſchen ſcheinen. Man hoffte,
Schlummergeiſt, der Deutſchland ſeit dem Weſtfä-
drückt, endlich einmal zerſtreut werden könnte u. ſ. w.
an kam nicht zur Ausführung, und konnte
cht zur Ausführung kommen, ſo gutgemeint
eſer deutſchen Geſinnung geſellte ſich begreif-
n energiſcher Franzoſenhaß. Er ſchrieb unter
92 an Knebel:
e Nation in der Nähe ſieht, muß einen wahren
aſſen. Sie ſind Alle ſehr unterrichtet, aber jede
noraliſchen Gefühls iſt bei ihnen ausgelöſcht. ...
r ſogenannte und ſo hochgelobte Atticismus (oder
ſonſt nennen will) den Franken, dieſer Nation,
alles Honnette, Dauerhafte, Erhaltung und wür-
er Sichernde gänzlich erloſchen iſt?
l Auguſt hierbei im Stillen nicht auch ein
en Atticismus Goethe's und Wieland's ge-
mag? Mit der Ertheilung einer ſtändiſchen
ging bekanntlich Karl Auguſt allen deutſchen
n, ſchwerlich zum großen Vergnügen, wenn
r nothgedrungenen Zuſtimmung Goethe's, der
Alles durch die große Perſönlichkeit, die
ie ſeines Fürſten, gewirkt haben wollte.
chluß verbreitet ſich A. Schöll über die vie-
en Verbeſſerungen und gemeinnützigen Inſti-
arl Auguſt während ſeines letzten Lebens-
ſeinem Lande einführte, theilt den für Goe-
den Herzog, nunmehrigen Großherzog, gleich
Brief mit, worin Letzterer dem Erſtern am
1825 für geleiſtete treffliche Dienſte in warmen
te, und berichtet dann mit Alexander von Hum-
ten über einige der letzten Aeußerungen Karl
rz vor ſeinem am 14. Juni 1828 erfolgten
dieſem Geſpräch mit Humboldt klagte er be-
über den einreißenden Pietismus und den
ng dieſer Schwärmerei mit politiſchen Ten-
Abſolutismus und Niederſchlagen aller freien
gen, nannte die Vertreter dieſer Richtung
urſchen, die ſich dadurch den Fürſten ange-
chen glauben, um Stellen und Bänder zu
eſtand aber zugleich, wie er jetzt viel Tröſt-
chriſtlichen Religion finde. „Das iſt eine
ndliche Lehre“, äußerte er, „aber von Anfang
ſie verunſtaltet. Die erſten Chriſten waren
nten unter den Ultras.“ Endlich läßt der
noch eine Reihe von Anekdoten folgen, die
ſachheit, die Wißbegier, die verſöhnende Ge-
den Witz und die Seelengüte des Groß-
höchſt charakteriſtiſch ſind. Solcher Fürſten
ſcher Tüchtigkeit und gutmüthiger, mit einer
ſchalkhaften Witz gepaarten Derbheit beſaß
im vorigen Jahrhundert noch manchen, doch
nen, der dabei einen ſo freien Geiſtesblick
wie Karl Auguſt. Es war nichts Gemach-
künſteltes in ihm, er war von echtem Men-
ſchengepräge. Nur noch einen Zug, der für das Verhältniß zwiſchen Goethe und Karl Auguſt äußerſt bezeichnend iſt, wollen wir hier aus dem Schöll'ſchen Buche anführen. Goethe ſtellte eines Tags in einer Angelegenheit ſeine abweichende Meinung dem Großherzog in ſehr beſtimmter Form entgegen. Endlich ſagte der Großherzog: „Du biſt ein närriſcher Kerl, du kannſt keinen Widerſpruch vertragen.“ „O ja, mein Fürſt“, antwortete Goethe, „aber er muß verſtändig ſein.“ Karl Auguſt ging ein mal das Zimmer entlang, trat dann wieder ans Fenſter zu Goethe und führte das Geſpräch ruhig fort.

Ueber die übrigen obengenannten Schriften dürfen wir uns kürzer faſſen; über die präcis gedachte und gut geſchriebene Broſchüre von Droyſen „Karl Auguſt und die deutſche Politik“ ſchon deshalb, weil es nicht Aufgabe d. Bl. ſein kann, ſich zu tief in das dornige Flechtwerk der politiſchen Controverſe einzulaſſen. Droyſen betrachtet Karl Auguſt als einen Hauptträger der deutſchen Einheitsideen, und führt dieſe Anſicht mit Conſequenz im Sinne der gothaiſchen Unionspolitik durch, weshalb auch die öſtreichiſche Kritik ſeine Abhandlung als eine Parteiſchrift ſignaliſirt und ihre Tendenz mit dem allgemein deutſchen Charakter der Septemberfeier im Widerſpruch ſtehend gefunden hat. Wie man hierüber auch denken möge, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß die Unionsideen ſchon früh von Karl Auguſt aufgefaßt und gefördert wurden, daß er ſchon früh jene Politik beklagte, wodurch, wie er ſelbſt ſchreibt,

die großen Staaten ihre Länder von jenen ihrer Nachbarn wie Inſeln in dem offenen Meer abſondern und die ſicherſte Art, ihre Macht zu vermehren, darin zu finden glauben, daß ſie alle Diejenigen, welche nicht di Ehre haben, ihre Unterthanen zu ſein, aushungern, damit ſich dieſe aus Noth ihnen unterwerfen.

Daher auch ſeine lebhafte Betheiligung an dem vom Markgrafen von Baden 1783 vorgeſchlagenen Unionsplan, womit das oben ſchon erwähnte Project einer „Akademie für den Allgemeingeiſt Deutſchlands“ in Verbindung ſtand. Droyſen war es vergönnt, die auf dieſe Dinge bezüglichen weimariſchen Papiere und Correſpondenzen aus den Jahren 1784—90 zu ſtudiren, die, wie er ſagt, einen tiefen Einblick in den Gang der damaligen Angelegenheiten und in die Plane und Hoffnungen der leitenden Perſonen gewähren. Dieſe Partie ſeiner Schrift dürfte daher auch wol manche neue Aufſchlüſſe gewähren. Was Karl Auguſt's Verhalten zur Zeit der tiefſten Erniedrigung Deutſchlands betrifft, ſo ſagt Droyſen: „Auf Karl Auguſt's Namen haftet aus dieſer furchtbaren Zeit auch nicht der Schatten eines Vorwurfs, auch nicht der Schein einer Zweideutigkeit.“

Die beiden Broſchüren „Karl Auguſt“ u. ſ. w. von Guſtav Zeiß und „Zur Erinnerung an Karl Auguſt“ von J. B. Teichmann ſind mehr oder minder intereſſante Ueberſichten über die Beſtrebungen und Leiſtungen des Herzogs und Großherzogs auf den verſchiedenen Gebieten ſeiner vielſeitigen und ſegensvollen Thätigkeit.

große Zahl ausgezeichneter Männer als das deutſche, kein anderes Volk hat zu jeder Zeit, in den Tagen des Glücks wie in den Stürmen der Bedrängniß ſich ſtets ſo treu und feſt um ſeine Fürſten geſchart als das unſrige". Das ſind ſo officiell herkömmliche Redensarten. Wie kommt es denn, möchte man fragen, daß trotz jener „großen Fürſten" und dieſer Treue des Volks Deutſchland ſo politiſch gelockert und zerſplittert iſt, während Frankreich, Rußland und England zu ſo großen, feſt zuſammengelötheten Volks- und Staatskörpern erwachſen ſind? Kann ſich überhaupt etwas zerſplittern und auseinanderfallen, was einander treu iſt? Wir möchten den Verfaſſer doch bitten, die Jahrbücher unſerer Kaiſergeſchichte, unſerer Reformationskriege, der vielerlei Bündniſſe und Gegenbündniſſe ſelbſt mit auswärtigen Todfeinden Deutſchlands, der zahlreichen innern Staatenkriege, des Rheinbunds u. ſ. w. mit unbefangenem Auge zu leſen und auf die ewigen Veränderungen der Karte Deutſchlands einen prüfenden Blick zu werfen! Er wird ſich dann, wenn auch mit tiefem Schmerz, geſtehen müſſen, daß die gerühmte deutſche Treue doch ganz eigenthümliche Reſultate zur Folge gehabt hat.

Die Feſtgabe „Weimars Genius" von G. Treumund enthält zuvörderſt ebenfalls eine Lebensſkizze des Großherzogs, die eine vielfach verdienſtliche Arbeit genannt werden darf. Man erſtaunt, wenn man hier lieſt, was Alles Karl Auguſt trotz ſeines regelloſen Lebens, dem, wie der Verfaſſer bemerkt, Goethe „mit dem angeborenen Takt und ſeinem edeln Sinne für Maß und Form manche der ſchärfſten Spitzen abbrach", ſchon in ſeinen erſten Regierungsjahren für ſein Land geleiſtet hat:

Im Jahre 1775 eine neue Proceßordnung; 1776 eine neue Organiſation des geſammten Vormundſchaftsweſens; Abſchaffung der dem Geiſte des Jahrhunderts und einer erleuchteten Chriſtlichkeit nicht mehr angemeſſenen Kirchenbuße; Begründung des Schullehrerſeminars; Berufung Herder's zur Umgeſtaltung des geſammten Kirchen- und Schulweſens; mannichfache Einrichtun-

geſetzt hatte", daß, als dem Lande nach
feſte und andern Vorkommniſſen von auß
maßregeln aufgezwungen wurden, dies n
rung noch lebender Zeugen ihm ſeine le
als man glaube verbittert habe.

Dieſem biographiſchen Aufſatze läßt
eine große Zahl von Gedichten auf ver
dienſtliche oder hochgeſtellte Perſonen,
zur Zierde oder zum Nutzen gereichten,
liche Anſtalten u. ſ. w. folgen, die er in
pen theilt: 1. Fürſtenhaus (Gedichte au
glieder des Hauſes Sachſen-Weimar-Eiſe
neuerer Zeit); 2. Religion und Kirche;
4. Kunſt (Muſik, Malerei und Dichtkun
Künſte; 6. Poeſie neuerer Zeit; 7. dra
8. Oper; 9. Kammermuſik; 10. Zukunfts
ein aus dem Ungariſchen des Vörösmarty
dicht „An Franz Liſzt"), worauf noch
die Schiller- und Goethegruppe und ein
Fürſtengruft", folgen. Manches darunter
eben nicht zu hohe poetiſche Anfoderung
gut gelungen zu nennen, und auch in
lungenen Gedichten ſind wenigſtens imm
und warmes Gefühl für den gefeierten
zuerkennen. Ein wunderlicher Einfall w
Verfaſſer, auch das weimariſche Streich
Violine: Edmund Singer; zweite Violi
u. ſ. w.) zu beſingen, und das Gedicht
ſchließt doch gar zu philiſterhaft und klein

Doch kehret dürſtend dann, beglückt durch
Im Rückweg wol auch gern er in „Neuwei
Wenn's Montag iſt, anſonſt mag's die „Er
Um im geſelligen Verein,
Nach altem Dichterbrauch, ſich — ſtädtiſch

Im Ganzen aber läßt ſich dieſes All
noch eine große Anzahl fleißig geſamm
Theil Dankenswerthes enthaltender „Hiſtor
ſcher Anmerkungen" beigegeben iſt, den Fe

ſind wir mitten in die weimariſche Feſtfeier hineinverſetzt. Es mag gerade nicht viele Feſtſpiele geben, denen man wie dieſem das Lob ertheilen darf, unabhängig von dem zu einem Feſtſpiel nöthigen Theaterapparat, auch einen ſelbſtändigen Werth als Dichtung zu haben. Begreiflicherweiſe treten freilich die Fehler einer ſolchen Dichtung bei der Lectüre lebhafter vor die Augen, als dies bei der Aufführung der Fall iſt, wo dieſe Fehler zum Theil durch blendende Ausſtattung und effectvolles Spiel verdeckt werden. Das Feſtſpiel, als Dichtung betrachtet, leidet an dem Fehler, daß die allegoriſchen, der Mythenwelt entnommenen Beſtandtheile mit den aus der Wirklichkeit entlehnten nicht innig verſchmolzen ſind, auch nicht verſchmolzen werden konnten. Zuerſt erblicken wir im Kyffhäuſer die ehrwürdige Geſtalt Friedrich Barbaroſſa's in Geſellſchaft der Frau Holle und eines Zwergs; dann plötzlich werden wir in eine thüringiſche ländliche Gegend unter allerlei Figuren des modernen dörflichen Lebens verſetzt, die ein ziemlich derbes Stück der realſten Wirklichkeit vor uns aufſpielen; als dritte Gruppe erſcheinen dann noch einige Hauptgeſtalten aus den Dichtungen Schiller's und Goethe's, die Muſe Wieland's, Prometheus u. ſ. w. und zum Schluſſe ſpricht dann noch Kaiſer Friedrich eine Anzahl ſchwunghafter Verſe, worin das „Pantheon der Deutſchen, Ilm-Athen" und die Größe Deutſchlands, die es nicht hat, verherrlicht werden. Dieſe in allen Farben der Romantik ſpielende Buntheit macht einen etwas unruhigen Eindruck, ſo geſchmackvoll und geiſtreich auch faſt durchweg die Einzelheiten gefaßt ſind. Wir wiſſen Alle, worin die Neuern mit Goethe und Schiller nicht concurriren können, aber nach der Seite der patriotiſchen Vertiefung wenigſtens haben ſie einen Fortſchritt gemacht; ſie wurzeln mehr im Kerne des wirklichen deutſchen Lebens, und ſelbſt die Heraufbeſchwörung ſolcher Schatten, die uns wie Friedrich Barbaroſſa ein vaterländiſches Symbol geworden ſind, war ein heilſames Gegengewicht gegen die Ueberwucherung der deutſchen Poeſie mit griechiſcher Mythologie und Allegorie. Für dieſe Wiedererweckung der deutſchen Volksſage als eines nährenden Quells für deutſches Gemüth und deutſche Geſinnung werden wir der romantiſchen Schule, der wir zunächſt doch dieſe Anregung danken und die überhaupt ein tief im deutſchen Gemüth liegendes Bedürfniß zu befriedigen ſuchte, manche Auswüchſe und Verſündigungen nachzuſehen haben. Recht glücklich ſind Dingelſtedt die Volksſcenen gelungen; namentlich iſt der Invalide, obſchon er etwas ſtark an den Soldaten Buyck im „Egmont" erinnert, eine ſehr wirkſame lebensvolle Geſtalt. Auch ſonſt begegnen wir in dieſem Feſtſpiel keiner zu großen Zahl bloßer Phraſen und Floskeln, und wenn Dingelſtedt, trotz ſeines großen und dabei ironiſchen Verſtandes, zuweilen doch zu ihnen ſeine Zuflucht genommen hat, ſo möge man dies damit entſchuldigen, daß man einem deutſchen Publicum gegenüber, namentlich bei ſolchen Gelegenheiten, nicht wol ohne Tiraden auskommt. Ueber die Einführung des Studenten mit der ſchwarzrothgoldenen Fahne, einem Emblem, welches für den Augenblick nur trübe Erinnerungen und kaum große Hoffnungen erwecken kann, darf man freilich getheilter Anſicht ſein. Ein einziger wirklicher Mislaut war für uns nur die Art, wie in dieſem Feſtſpiele Herder's gedacht iſt:

Halt, Einer fehlt noch! Wie im Leben
Will er auch hier die Andern flieh'n u. ſ. w.

Statt eines Mannes wie Herder bei ſolcher Gelegenheit in dieſer Weiſe zu gedenken, wäre es beſſer geweſen, ſeiner gar nicht zu gedenken. Ein Denker wie Herder ſteht übrigens nie allein; er gehört der Menſchheit. Auch fehlte es ihm bis zuletzt nicht an einem ausgebreiteten Kreiſe inniger Freunde und Verehrer, und ob bei der Erkaltung ſeiner Freundſchaft mit Goethe und ſeiner unfreundlichen Stellung zu Schiller das Unrecht allein auf ſeiner Seite lag, bliebe noch zu erwägen.

Einen Hauptmoment des Feſtes betreffen die „Reden bei Enthüllung der Dichterdenkmäler". A. Schöll hatte die in unſerer Zeit nicht ſehr dankbare Aufgabe, vor dem Wielanddenkmale zu ſprechen, und er hat ſich dieſer Aufgabe, wie es uns ſcheint, in ſehr geſchmack- und taktvoller Weiſe entledigt und die Verdienſte und literariſche Stellung Wieland's kurz, präcis und gerecht gewürdigt, ohne irgend in den phraſenhaften Ton zu verfallen, von dem Feſtredner ſich ſelten freizuhalten wiſſen. Dagegen hat die Rede C. Heiland's vor der Schiller-Goethe-Gruppe unſern Erwartungen, die freilich durch das ihr geſpendete reiche Lob etwas zu hoch geſpannt ſein mochten, nur in geringem Grade entſprochen, obgleich wir uns erklären können, wie ſie, wahrſcheinlich gut vorgetragen, gerade durch das angeſpannte allgemeine Pathos, das ſie durchzieht, und unter den Eindrücken des feierlichen Moments, den Beifall finden konnte, den ſie allen Berichten nach gefunden hat. Das deutſche Publicum iſt freilich gewohnt, namentlich über Schiller nur gewaltig klingende Redensarten zu vernehmen, womit wir jedoch nicht ſagen wollen, daß bei Heiland, dem ein gewiſſes oratoriſches Talent nicht abzuſprechen iſt, Alles nur Redensart ſei. Wenn aber der Redner unter Anderm ſagte: „Und wenn auch der idealſte aller Dichter der volksthümlichere iſt — ein Beweis mehr für jenen tiefinnerlichen Zug unſers Volks zum Idealen, der es an allen Wendepunkten ſeines Daſeins befähigt hat, ein lauteres Gefäß höchſter göttlicher Offenbarung zu ſein" u. ſ. w., ſo fürchten wir, daß er damit einer nicht wenig ſchädlichen nationalen Selbſttäuſchung huldigt. Dieſer Idealismus ſteht nur auf dem Papier, im wirklichen Leben hat er bisher noch keinen irgend befriedigenden Ausdruck gefunden, wie ſich der Redner bei näherer Umſchau wol ſelbſt geſtehen wird. Schiller ſelbſt dachte von dem deutſchen Publicum nicht ſo günſtig. Er ſchrieb z. B. an Goethe: „Was Cotta von dem Abſatz der «Propyläen» ſchreibt, zeigt das kunſttreibende und kunſtliebende Publicum in Deutſchland von einer noch viel kläglichern Seite, als man bei noch ſo ſchlechten Erwartungen je hätte denken ſollen"; und ein andermal: „So viel iſt auch mir bei.

meinen wenigen Erfahrungen klar geworden, daß man den Leuten im Ganzen genommen durch die Poeſie nicht wohl, hingegen recht übel machen kann.“ Gelegenheiten wie diejenige, die ſich bei dem weimariſchen Septemberfeſt darbot, ſollte man vielmehr dazu benutzen, das Auditorium daran zu erinnern, wie viel die deutſche Nation als ſolche noch zu thun habe, um ſich ihrer großen Geiſter würdig zu machen und ſich zu der Höhe ihres idealen Standpunktes zu erheben. Doch wäre damit freilich kein Applaus zu erringen. Dankenswerth wäre es geweſen, wenn auch die kurze Rede, welche der weimariſche Staatsminiſter von Watzdorf bei der Grundſteinlegung zum Karl-Auguſt-Denkmal hielt und die in Nr. 37 des „Weimarer Sonntagsblatts“ in dem die ganze Nummer füllenden Bericht über das Septemberfeſt mitgetheilt iſt, in dieſer Broſchüre mitabgedruckt worden wäre.

Man hat in Weimar unter den Auſpicien des jetzt regierenden Großherzogs ein ohne Zweifel ſchönes und erhebendes Feſt gefeiert, und an ſchönen Phraſen darüber hat es natürlich ebenfalls nicht gefehlt, auch nicht an der, daß die Sonne ſo gütig war, in dem Augenblick durchzubrechen, als die Statuen enthüllt wurden. Dennoch war das Feſt nicht, wie wir erwartet hatten, ein europäiſches, es war kaum ein nationales. Von Ausländern berühmten Namens, welche ſich zu dem Feſte eingefunden hätten, hat man gar nichts gehört. Die chriſtliche Orthodoxie mied das nach ihren Anſchauungen heidniſche Feſt; die deutſche Ariſtokratie war höchſt kärglich vertreten; ebenſo die Theater und Univerſitäten, von den letztern, außer Jena, nur drei durch je einen Profeſſor. Gerſtäcker führt öffentlich darüber Klage, daß ſich, außer den Reporters für Journale, ſo wenige Repräſentanten des Dichter- und Schriftſtellerſtandes eingefunden hätten. Doch bemerkten hiergegen die hamburger „Jahreszeiten“ ſehr richtig, daß eben leider nur wenige von unſern Dichtern und Schriftſtellern ſo unabhängig geſtellt ſeien, um ſich eine längere Reiſe und eine mehrtägige Abweſenheit von ihrem Wohnort und aus ihrer Berufsthätigkeit geſtatten zu dürfen. Um unſere Klagen vollzumachen, bemerken wir noch, daß von allen deutſchen Städten, die Beiſteuern der deutſchen Bühnen abgerechnet, für die Dichterſtandbilder im Ganzen nur 5408 Thaler zuſammengebracht worden ſind. Hiervon kommen auf das zunächſt betheiligte Weimar allein 2405 Thaler, die ihm durch das Septemberfeſt unzweifelhaft in zehnfachem Maßſtabe erſetzt worden ſind. Gerade die größten und reichſten Städte Deutſchlands ſind in dieſer Geſammtſumme mit Beiträgen vertreten, die man zu nennen ſich ſchämt. „Den Commentar, zu dem dieſe Angaben auffodern, macht ſich wol jeder Leſer von ſelbſt; einen beſonders erfreulichen Nachtrag zu der eben ſtattgehabten Jubelfeier bildet derſelbe freilich nicht“, bemerkte Prutz im „Deutſchen Muſeum“, und ſchwerlich mit Unrecht.

Hermann Marggraff.

Zur Sittengeſchichte des Zeitalters der Reformation.

Beiträge zur Geſchichte der Reformation und der Sitten jener Zeit mit beſonderm Hinblick auf Chriſtoph Scheurl II. Nach archivariſchen und andern handſchriftlichen Quellen bearbeitet von Franz Freiherrn von Soden. Mit Scheurl's Bildniß nach Lukas Cranach und einem Facſimile. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 9 Ngr.

Es gibt im ganzen Gebiete der Geſchichte kaum eine Zeit, die in Entwickelung und Regſamkeit neuer Geiſteskraft für die Schöpfung und Verwirklichung einer neuen Welt von Gedanken und Meinungen ſo anziehend und groß daſtände als die erſte Hälfte des Jahrhunderts, in welchem das neue Licht des Evangeliums wieder hell zu leuchten anfing; aber es gab auch keine Zeit, in welcher der Geiſt gegen den Geiſt, Kraft gegen Kraft und Meinungen gegen Gedanken in ſo heftigem Kampfe lagen und die Welt der Ideen und geiſtigen Beſtrebungen durch die Außenwelt und die Gemeinheit des Lebens in aller Hinſicht mit ſolcher Gewalt beſchränkt, niedergehalten und gedrückt wurde. Und, kann man noch hinzufügen, es hat vor der Reformation kaum ein Zeitalter gegeben, welches ſo viele Männer auf dem geiſtigen Kampfplatze erſcheinen ſah, die entweder Denkmäler ihrer Thätigkeit hinterlaſſen haben oder deren Andenken bei der Nachwelt aufbewahrt zu werden verdient. Daher die Unerſchöpflichkeit der Fundgruben, aus denen die Reformationsgeſchichte gleichſam immer neue Lebenskraft zieht.*) Dafür ſpricht abermals das obengenannte Werk. Wie man es aber beim erſten Anblick manchem Werke nicht anſieht, was es enthält und welcher Werth ihm innewohnt, ſo iſt es auch mit dem vorliegenden der Fall: es iſt ein vortrefflicher Beitrag zur Specialgeſchichte des Reformationszeitalters theils in politiſcher Beziehung, theils und namentlich in culturhiſtoriſcher Hinſicht; es bildet zugleich ein neues ſchönes Blatt in dem Ehrenkranze des alten ehrwürdigen Nürnberg. Wie reich iſt doch dieſes mittelalterliche Athen an ausgezeichneten Männern, an hochachtungswerthen Charakteren geweſen! Und wer möchte es einem echten Deutſchen verargen, wenn er doppelt der an Wahnſinn grenzenden Wuth des Dreißigjährigen Kriegs grollt, der auch dieſer Stadt mit ſchonungsloſer Fauſt Wunden ſchlug, zu deren gänzlicher Heilung zwei volle Jahrhunderte noch nicht ausgereicht haben. Da wird man lebhaft an den Schmerz erinnert, den der Dichter empfand, als er die berühmten Worte ſchrieb: „Quo, quo, scelesti ruitis, aut cur dexteris aptatur enses conditi?“

Bereits im Jahre 1837 gab der Verfaſſer eine Schrift „Chriſtoph Scheurl II. und ſein Wohnhaus in Nürnberg“ heraus, in der Ueberzeugung, daß der Stoff damit vollſtändig erſchöpft ſei. Allein dem war nicht ſo. Durch die Gefälligkeit des Profeſſors Dr. von Scheurl in Erlangen erhielt der Verfaſſer Einſicht in das Familienarchiv deſſelben: er fand es überraſchend reich an intereſſantem hiſtoriſchen Material. Schnell ward nun der Entſchluß gefaßt, das Leben eines Mannes mit allen jenen Epochen zu beſchreiben, die er durchlebt, an welchen er größtentheils thätigen Antheil genommen und der jedenfalls zu den berühmten Männern jener vielbewegten Zeit gehört. Und da gleichzeitig noch vieles Andere aus handſchriftlichen Urkunden, die theils im Rathsarchive, theils in Privathänden ſich befanden, geſchöpft werden konnte, ſo erhielt das vorliegende Werk eine Selbſtändigkeit, die es von der 1837 veröffentlichten Biographie völlig unabhängig erſcheinen läßt. Außer 36 Druckſchriften, unter denen mehre ſehr ſeltene ſich befinden, hat der Verfaſſer folgende handſchriftlichen Quellen benutzen können: das Scheurl'ſche Familienarchiv, das Scheurl'ſche Geſchlechtsbuch, Rathsacten,

---

*) So geht uns außerdem zu: „Andreas Bodenſtein von Carlſtat. Ein Beitrag zur Geſchichte der Reformationszeit aus Originalquellen gegeben von C. F. Jäger“ (Stuttgart 1856).

Stadtrechnungen, Müllner's Annalen, Schenkbuch, Jahresregiſter, ein Manuſcript von Wölkerns*), Scheurl's II. eigenhändige ungedruckte Ueberſetzung der von ihm verfaßten „Vita Anthonii Kressen“ (Nürnberg 1515) und endlich das Tucherbuch.**) Bemerkt zu werden verdient, daß die überwiegende Mehrzahl aller Perſönlichkeiten des erſten Reformationszeitalters, die von irgendeiner Bedeutung oder hiſtoriſchen Merkwürdigkeit ſind, in irgendeine Berührung mit Chriſtoph Scheurl II. kommt, wodurch eben das vorliegende Werk einen ungleich höhern und gleichſam weitergreifenden Werth erhält, als man anfänglich glaubt. Das Ganze zerfällt in ſechs Abſchnitte und endigt mit Scheurl's Tode (1542) und Charakteriſtik, die Haltung der Darſtellung zeichnet ſich durch Einfachheit und Klarheit aus, ſodaß auch Diejenigen das Werk mit Vergnügen leſen werden, die ſich an daſſelbe nicht ſowol um ihre hiſtoriſche Gelehrſamkeit zu erweitern wenden, ſondern eine unterhaltende und zugleich nützliche Lectüre in Geſchichtsbüchern zu ſuchen gewohnt ſind, umſomehr, da der Verfaſſer ſeinem Zwecke getreu, einen culturhiſtoriſchen Beitrag zu liefern, viele charakteriſtiſche und anziehende Mittheilungen aus urkundlichen Quellen in ſeine Erzählung aufgenommen hat.

Blieb nun aber auch Scheurl der katholiſchen Kirche ſtandhaft zugethan, ſo war er doch weder ein zelotiſcher Gegner Luther's, noch auch blind für die Gebrechen und vielen Mängel ſeiner Kirche. Den ſprechendſten Beweis dafür liefert ſeine Unterhaltung mit dem Cardinal Campeggi, als dieſer von der päpſtlichen Curie abgeſendet in Nürnberg ſich aufhielt; er ſuchte ihm namentlich zu beweiſen, daß über die in Nürnberg lutheriſch Geſinnten falſche Gerüchte und Uebertreibungen in Umlauf ſeien und daß der Cardinal ſich nicht verleiten laſſen dürfe, von den Thorheiten und Tollheiten Einzelner auf die Geſammtheit zu ſchließen. Scheurl hatte aber noch einen andern Grund als ſeine religiöſe Ueberzeugung, weshalb er ſich nicht an die Lutheraner anſchloß: er ſah in der kirchlichen Spaltung eine politiſche Gefahr für Deutſchland, und legt deshalb bei der Beurtheilung ſeiner Stellung, die er ſtets zu behaupten entſchloſſen war, den Accent nicht darauf, daß er katholiſch ſein und bleiben wolle, ſondern vor allem darauf, daß er gut kaiſerlich geſinnt ſei. Er gehörte alſo zu dem allerdings nicht ſehr großen aber intelligenten Kreis von Politikern jener Zeit, die wie Chriſtoph von Carlowitz die Kirchentrennung vom ſtaatlichen Standpunkte aus betrachteten und deshalb unausgeſetzt bemüht waren, den dauernden Bruch durch gegenſeitiges Nachgeben und durch eine Ausgleichung zu beſeitigen; ſie hatten eine Ahnung von den unglückſchwangern Folgen einer unausfüllbaren Kluft zwiſchen zwei Kirchen des deutſchen Reichs. Mit ebenſo großer Klugheit als Mäßigung benahm ſich übrigens der Rath zu Nürnberg in der Zeit, in welche wir durch Scheurl's Biographie verſetzt werden; zahlreiche Beweiſe liegen in derſelben urkundlich vor. Wir empfehlen ſie allen Denen, die jener Zeit ihre Studien oder ihre Feder widmen.

Von beſonderm Intereſſe und anziehend geſchildert iſt der Reiſebericht der Geſandten, welche Nürnberg nach Spanien abſchickte, um Karl V. zu ſeiner Kaiſerwahl zu gratuliren. Die Geſandtſchaft beſtand aus Niklas Haller und Chriſtoph Scheurl. Am 13. September 1519 trat dieſelbe ihre Reiſe an das Hoflager zu dem neuerwählten König in Spanien an. Haller führte vier Pferde mit ſich, Scheurl nur drei. Sie wurden auf dieſer Reiſe von einigen jungen Bürgern begleitet, welche auf ihre Koſten mitritten. Sie hießen Hans Tucher, Sebald Geuder, Jörg Volkhammer und Jörg Schlaudersbach. „Alle in Schwarz, ohne Harniſch, ganz von neuem und wohl geputzt.“ Die Geſandten betraten von Perpignan aus das ſpaniſche Gebiet und kamen am 18. October nach Barcelona. Hier überreichte die Botſchaft dem Secretär und Audienziar des römiſchen Königs, dem Johann Hanart, im Namen des Rathes ein Geſchenk von 100 Dukaten und ſeiner Hausfrau eine Kette von 85 Dukaten. Dem Poſtmeiſter zu Barcelona ſchenkte man 12 Gulden. Um der Peſt auszuweichen hatte der Kaiſer von dort nach dem drei Meilenſteine davon entfernten Dorfe „Königsmühle“ ſich begeben. Als er die Ankunft der nürnbergiſchen Geſandten erfuhr, ſchickte er ſo ſchnell wie möglich die beiden Hofräthe Georg von Eniſteck, Propſt von Caſſeleto, und Johann von Mattena, um ſie zur glücklichen Ankunft zu begrüßen. Sie vertauſchten die Herberge mit dem Dorfe Maturello, wo auch die Geſandten des Papſtes und der Könige (?) eingekehrt waren. Die königlichen Abgeſandten bezeichneten der nürnbergiſchen Botſchaft den folgenden Tag als ſolchen, an welchem ihr der Kaiſer Audienz ertheilen würde. Dieſe erfolgte am 21. October. Der Kaiſer ſaß auf einem Throne, umgeben von einer Menge vornehmer Männer, weil die verſchiedenen Nationen den lebhaften Wunſch hegten, dem neuen Schauſpiele beizuwohnen, indem ja noch Niemand zur Gratulation wegen des vor kurzem übertragenen Römiſchen Reichs geſchickt worden war. Der Kaiſer reichte den Geſandten die rechte Hand hin, jedoch nicht zum Kuß, obgleich ſie entblößt war. Dies hielt man bei den Spaniern für eine große Ehre, denn der Kaiſer war der leutſeligſte aller Fürſten. Nach eingetretener Stille befahl man Scheurl zu reden. Er begann nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe mit zitternder Stimme. Als aber der Kaiſer ſeine gnädigen Blicke auf ihn richtete und Alle mit geſpannter Aufmerkſamkeit ihm zuhörten, ſo faßte er Muth und hielt ſeine Rede feſt und ohne Anſtoß. Der Hauptinhalt derſelben war folgender: Die Nürnberger dankten vor allem Gott, ihnen durch einſtimmige Wahl der Kurfürſten einen ſolchen Fürſten verliehen zu haben, daß ſie keinen beſſern und gerechtern ſich wünſchen könnten. Dann beglückwünſchte Scheurl die römiſchen Adler. Hierauf wendete er ſich wieder an den Kaiſer und begrüßte ihn als den einzigen, wahren, natürlichen und rechtmäßigen Fürſten ſeiner Republik, rühmte ihren Gehorſam, empfahl ſie ihrem irdiſchen Gott und geſtand ohne Zögern, ſie empfange nach dem unſterblichen Gott alle ihre Güter, ihr Leben, Heil und ihren Nutzen von dem Kaiſer. Der Letztere befahl nun nach einiger Berathung, die er mit ſeinen Vornehmſten pflog, dem Biſchof, Peter von Parentum, die Rede Scheurl's zu beantworten. Dieſer erklärte im Eingange Jenes Rede für eine ſehr geſchmückte und zierliche; darauf ſchilderte er das Vergnügen, welches die nürnbergiſche Geſandtſchaft dem Kaiſer gemacht; dann lobte er in nicht gewöhnlicher Weiſe ihre Republik, ihre herrlichen Einrichtungen, ihr öffentliches Glaubensbekenntniß, ihre Treue, ihre Redlichkeit, Klugheit und Bereitwilligkeit. Der Biſchof beſtätigte auch, Kaiſer Karl ſei der beſte Fürſt und würde ein ſolcher Herrſcher werden, der nicht leicht etwas zu wünſchen übriglaſſe. Dafür dankten die Geſandten. Bald verbreitete ſich das Gerücht, dem Kaiſer habe die Huldigung ſeiner Nürnberger deshalb ſo wohl gefallen, weil ſie ihn nicht ſowol mit Worten als mit aufrichtigem Gemüthe als ihren einzigen und gnädigen Fürſten betrachteten. Der Herzog Adolf von Cleve, einige Hofleute, ſowie einige Spanier lobten die Rede nicht nur, ſondern baten auch ohne Unterlaß dringend um ihre Mittheilung; denn man erkannte es dankbar an, daß Scheurl der einzige von allen Geſandten ſei, der den Herrſcher der Welt in der Anrede, wie es ſich gebühre, den hochheiligen Kaiſer, den Mehrer des Reichs, den katholiſchen König, den Fürſten aller Fürſten, beſonders aber den Herrn aller Herren genannt habe. Ja, ſelbſt der Herzog Alba und Andere von ſpaniſchem Geſchlecht, ſowie auch Diejenigen, welche ſich freuten nächſter Tage nach Deutſchland zu reiſen, erklärten unumwunden, es ſei Vaſallenpflicht, Diejenigen nach Kräften zu ehren, welche

*) Nicht zu verwechſeln mit deſſen 1739 zu Nürnberg gedruckten „Singularia Norimbergensia“.

**) Dieſes von Scheurl begründete Stammbuch der Familie Tucher, vom 13. bis 16. Jahrhundert, iſt ein Prachtwerk in großem Folioformat und mit ſchwarzem Sammet eingebunden. Die Beſchläge ſind von vergoldetem Silber und getriebener Arbeit.

ihrem Fürſten angenehm ſeien. Man konnte manchmal bei einer Mahlzeit 80 Gerichte zählen*), von welchen Scheurl freilich nur das Wenigſte genoß. Das Silbergeſchirr war herrlich, ja man trank ſogar aus Gefäßen von reinem Gold. Anweſend waren außer den nürnbergiſchen Geſandten die des Papſtes, Frankreichs, Englands, Portugals, Dänemarks, Polens, Venedigs, Savoyens, Parmas, Baierns, Ferraras, Mantuas, des Kurcollegiums und Oeſtreichs. Von allen aber wurden die Nürnberger geehrt. Und der Erzbiſchof Cuſtentinus, ein ehrwürdiger Greis, erklärte ſie für eine Zierde des kaiſerlichen Hofs. Sie weilten 60 Tage daſelbſt. Ueber die Perſönlichkeit Karl's berichtet Scheurl Folgendes: Der Mund, mit dem derſelbe betete, war ſehr geöffnet, das Kinn mehr als gewöhnlich hervorragend, die untern Zähne ſtimmten nicht ganz mit den obern überein; die Sprache war etwas ſchwerfällig und langſam; die Geſtalt ſchlank, die Glieder waren ſtark. Den Körper übte Karl durch Reiten, Jagen und dann und wann durch Ballſpiel. Dieſes ſpielte er bisweilen ohne Rock im Beiſein der Geſandten nicht nur mit ſolchen Großen, die ihm an Alter gleich waren, ſondern auch mit ältern. Scheurl ſah den Kaiſer täglich an verſchiedenen Orten knieend die Meſſe hören. Häufig betete er mit lebhafter Bewegung des Kinns vor den Bildern Gottes und der Heiligen; man hielt ihn leicht für einen religiöſen Privatmann. Dann verwendete er einen großen Theil des Tags zum Unterzeichnen von Schriften oder Briefen. Die Geſandten ſahen den Kaiſer öfters im Freien ſchnell unterſchreiben und während er dies that, trieb er etwas Anderes oder betrachtete den Himmel. Im Rathe war ſein Urtheil treffend, ſeine Einſicht und Klugheit ſchienen ſein jugendliches Alter zu überflügeln. Nach dem Kaiſer zog die Aufmerkſamkeit der Geſandten zumeiſt Gattinara auf ſich. Seine Charakterzeichnung mögen aber die Leſer bei dem Verfaſſer ſelbſt kennenlernen. Vergleicht man nun die Verhältniſſe, wie die Geſandten ſie uns erſcheinen laſſen, mit der Lage der Dinge und mit der Stimmung in Deutſchland nach einem Zeitraume von kaum zehn Jahren — welcher Umſchwung iſt da erfolgt!

Karl Zimmer.

Eine italieniſche Reiſe.

Kennſt du das Land? Heitere Fahrten durch Italien. Von Sebaſtian Brunner. Wien, Braumüller. 1857. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Ueber Italien ſoll allerdings Niemand zu unſerer Zeit ſchreiben, der ſich nicht der Kraft bewußt iſt, eine Arbeit eigenen Charakters liefern und dieſe zum Kunſtwerk für ſich geſtalten zu können. Objectiv iſt Italien ſo gut wie erſchöpft; eine Reiſe in Italien kann daher nur noch mittels des ſubjectiven Elements durch ſympathiſche und antipathiſche Auffaſſung der uns längſt bekannten Gegenſtände, durch die Empfindung Intereſſe erwecken und neu ſein. Daß dieſe Auffaſſung aber zu einer künſtleriſchen Darſtellung durchgearbeitet ſein muß, wenn ſie uns befriedigen ſoll, verſteht ſich ganz von ſelbſt. Die ſo geſtellte Aufgabe wird nun in ſehr verſchiedener Weiſe gelöſt. Der Eine verſucht es mit dem Enthuſiasmus: dieſe Weiſe iſt in hohem Grade verbraucht; der Andere verfährt kritiſch: auch hier iſt faſt Alles erſchöpft; ein Dritter wirft ſich auf die üble Nachrede, die Ironie, die Verhöhnung: hier aber ſchrecken von Smollett bis Nicolai die Spuren der Vorgänger. Die idylliſche Darſtellung muß misglücken, ſobald es der Autor mit der Schilderung der Menſchen verſucht, die elegiſche Weiſe kann kein Glück mehr machen und der epiſche Ritt auf dem Alterthum iſt zum Uebermaß ausgeführt. Was bleibt da übrig, als die dramatiſche Form? Italien, überall mit lebendigen Gruppen, Menſchen und Gegenſtänden in Scene geſetzt, das iſt etwas Neues und kann, wenn es mit Geiſt geſchieht, reizend und willkommen ſein!

In dieſer dramatiſchen Weiſe hat der Verfaſſer des vorliegenden Werks ſein „Kennſt du das Land?“ durchgeführt. Dem höhern geiſtlichen Stande angehörend, wenn nicht gar Kloſtergeiſtlicher, ſtrenger und eifriger Katholik, frappirt er zuvörderſt durch Friſche, Fülle und Geiſt der Auffaſſung. „Heitere Fahrten“ nennt er ſein Buch, und in der That, eine ſo lebhafte, witzige und durch Laune anziehende Schilderung Italiens iſt uns lange Zeit her nicht geboten worden. Indem er die Gegenſtände ſelbſt als hinlänglich bekannt vorausſetzt, läßt er überall die Gedanken und die Empfindung ſprechen, die ſie in ihm anregen, und da es hier an Geiſt, Urtheil und mannichfacher Bildung nicht fehlt, ſo vergegenwärtigt er uns in höchſt dankenswerther Weiſe die Dinge und ihren Geiſt zugleich. Im Ganzen genommen iſt dies zwar die Weiſe der franzöſiſchen Reiſebeſchreiber, der Dumas, Hugo und ihrer unrühmlichen Nachtreter; allein vor dieſen hat der Verfaſſer alles Das voraus, was der deutſche Geiſt vor dem franzöſiſchen überhaupt voraushat: Univerſalität, Bildung und Tiefe. Zuweilen zwar geht er in dem Vorſatz, neu und heiter zu ſein, etwas zu weit und zwingt ſeinem Witze etwas Künſtliches auf; allein niemals verfällt er in jenen Ton verletzenden Hohns, der uns an namhaften Reiſeſchilderern ſo widerwärtig iſt, weil Italien ihn nicht verdient. So führt er uns heiter und gedankenvoll, Scherz und Ernſt miſchend, durch den Citronenwald:

> Bald ruhend in Gedanken, am Grabe von Virgil,
> Wo Jeder um zwei Franken kann ſchwärmen, wie er will,
> Bald Ochſen brüllen hörend, an jenem Platze, wo
> Einſt ſeine langen Reden gehalten Cicero.

Wie in dieſen Verſen, charakteriſtiſch für ſein Buch, wirkt ſeine Laune ſympathetiſch auf den Leſer durch Geiſt und Wahrheit: er lehrt uns Italien lieben, bedauern und achten, obwol das letztere ganz aus der Mode gekommen zu ſein ſcheint, wie undankbar wir uns auch damit gegen unſere erſten Lehrer in Allem, was Cultur und feine Sitte heißt, gegen die Conſervatoren der alten Civiliſation in Europa bezeugen mögen, welche Univerſitäten aufrichteten, während bei uns noch die Vergewaltigung der Ritterfauſt herrſchte. Mit allem dieſen ergießt er über ſein Buch einen Reiz und eine Anziehungskraft, welche, läge der Verfaſſer nicht zuweilen, wie es öſtreichiſchen Autoren leider geſchieht, mit der Grammatik und Idiomatik der Sprache in Hader, ſeinem Buche einen Platz nicht weit unter dem in vieler Beziehung unvergleichlichen Kephalides anweiſen würde.*)

Aber auch ſo, wie er iſt, laſſen wir uns gern von ihm führen: zuerſt nach Venedig, dann durch die Lombardei und Genua nach Rom, hierauf nach Neapel und Pompeji und endlich über Rom, Florenz u. ſ. w. nach Venedig zurück, durch 140 kurze Capitel, deren letztes wir ungefähr mit der Empfindung erreichen, als habe uns Jemand durch eine friſche, heitere Gartenanlage, an mancher wunderlichen Gruppe vorüber, zu unſerm Eingangspunkt zurückgeführt, wobei uns denn freilich überraſcht, wie der Verfaſſer, Redacteur der „Wiener Kirchenzeitung“, Doctor der Philoſophie und Theologie, Autor zahlreicher in mehren Ausgaben erſchienener homiletiſcher, kirchenhiſtoriſcher und ſatiriſcher Schriften, ſich ſoviel Weltgeiſt und ſo offenen Naturſinn erhalten, ſoviel antiquariſches Wiſſen gewonnen, dabei aber ſoviel Uncultur und Unbeholfenheit im Gebrauch der Sprache bewahrt hat.

Venedig findet der Verfaſſer einzig, bewunderungswürdig. Es gibt nur Ein Venedig und nur Eine Ausſicht vom Marcusthurm. Er findet die Stadt aber auch höchſt belebt und das Gegentheil der hier erwarteten Stille und Schweigſamkeit

---

*) Sollte dabei Karl's welthiſtoriſcher Appetit nicht ſchon eine Rolle geſpielt haben? Doch erzählt Scheurl's Bericht nichts davon.

*) Das hier und weiterhin der Brunner'ſchen Schrift geſpendete Lob hat der Berichterſtatter zu verantworten, während Diejenigen, welche Brunner's Thätigkeit als ultramontaner Journaliſt und Pamphletiſt genauer kennen, ſich dadurch etwas befremdet fühlen dürften. D. Red.

Den widerlichſten Eindruck aber macht ihm die Kirchenmuſik in S.-Salvator. „Was war das für ein kannibaliſcher Lärm“, ruft er aus, „von Erhebung keine Spur; eine Muſik für einen raſenden Tanz, ein Hopſaſa und Heiſaſa, daß einem die Ohren gellten; eine Behandlung der Orgel, die eine wahre Schändung dieſes herrlichen Inſtruments war!“ Intereſſant iſt es, aus einer Gegenüberſtellung Deſſen, was der Reiſende jetzt in Venedig zu ſehen und zu bewundern hat, mit Dem, was der alte Seume davon in zehn Zeilen referirt, den unermeßlichen Fortſchritt abzunehmen, den die Kunſtkennerſchaft und der Touriſmus ſeit 50 Jahren gemacht haben. Denn während Seume nur zu ſagen weiß, daß Militär und Bevölkerung ſich am meiſten am Marcusplatz und am Rialto zeigen und Venedig ſonſt nicht viel Merkwürdiges habe, „man müßte denn gern Kirchen beſuchen, die hier wirklich ſehr ſchön ſind“, werden heute ganze Bände über die Kunſtſchätze der Lagunenſtadt geſchrieben und eifrig geleſen. Und wie hat ſich Italien auch in anderer Hinſicht ſeit Seume verwandelt? Sehen wir nur das kaffeehäusliche Wunder zu Padua, Café Pedrocchi, an, wie es der Verfaſſer beſchreibt, der von ihm ſagt, daß der Paduaner Titus Livius in den gerechten Stolz ſeiner Vaterſtadt einſtimmen würde, welche ganz Italien mit dem erſten Kaffeehauſe der Welt den Rang abgelaufen habe. Dann entzückt den Verfaſſer die herrliche Fahrt durch den gerühmten lombardiſchen Garten, vorüber an Verona, das ſeine Feſtungskrone deſto feſter auf ſeinen grünen Scheitel drückt, je mehr Lärm die „Spadi“ von Italien in Turin machen, und vorüber am ſchönen Gardaſee, wobei er nicht verfehlt, uns durch die äußerſt launige Schilderung einiger unbehaglichen Nachtquartiere in eine heitere Stimmung zu verſetzen, wie denn dergleichen komiſche Schilderungen der Vetturino-Gaunereien, Paßplackereien und Facchini-Kniffe überhaupt die eigenthümlich ſtarke Seite des Verfaſſers ſind. Der Dom zu Mailand und der zu Monza geben zu einer Verherrlichung des Mittelalters Anlaß, die nicht feuriger ſein kann; aber die Taxe, welche für die Anſchauung heiliger Gebeine zu entrichten iſt, verſetzt den Autor in üble Laune. Von modernen Triumphbogen urtheilt er, daß ſich das Heidenthum doch nicht wieder lebendig machen laſſe, ſie bleiben vielmehr immer Denkmale des Unbeſtandes und der Wandelbarkeit, wie der Arco di trionfo zu Mailand ein ſolches iſt. Wie hier, ſo trifft der Verfaſſer oft das Rechte mit beſonderer Schärfe und klarem Blick. Erſtaunlich iſt der Eindruck allgemeinen, faſt übermäßigen Wohlſtandes, Fülle und Reichthums, den Mailand macht; daneben läuft eine Luſt an Prellerei und Uebervortheilung hin, die z. B. von den Bewohnern Monza's das Sprichwort wahr macht: „Un Monzasco non fa collazione, pria che non abbia imbrogliato sette (in Monza frühſtückt man nicht, ehe man nicht Sieben betrogen hat). Von Turin, das damenbretartig gebaut iſt, heißt es, daß es eine ſtille Stadt ſei, der man es anſieht, daß die „Krawallzündhölzer“ ſtets von außen hineingeworfen werden; denn Cavour führt den Spinnrocken (croica di Cavour), aus dem er die Fäden der Agitation ohne Unterlaß herausſpinnt. Dagegen wer Genua ſieht, empfängt ein Farbenbret der Phantaſie zum tüchtigen Malen für lange Zeit; wunderbar, prachtvoll und paradieſiſch. Er hat Recht: „Genove la superba“ iſt ebenſo einzig, wie ihre alte Rivalin Venedig. S.-Lorenzo bewahrt bekanntlich die Schüſſel, auf der das Haupt des heiligen Johannes ruhte; hier heißt es von der Reliquienverehrung, daß die katholiſche Kirche ſie empfehle, aber nicht mit ihrer Lehrautorität für die Echtheit der Reliquien einſtehe: ein Satz, der doch manchem proteſtantiſchen Reiſenden zur Beachtung zu empfehlen iſt. Die Paßſcenen und wie dabei „im Citronenland ein Jeder offen hält die Hand“ begeiſtern aber wieder zu einem Liede:

Würdig eines greiſen Barden
Wär' zur Harfe ein Geſang,
Wie dies edle Volk der Sarden
Lüſtern iſt nach Silberklang.

Ueberhaupt iſt der Verfaſſer an Reimſprüchen reich; er haßt den „kritiſchen Waſchbären, welcher die Galerien nicht beſucht, dagegen aber beim Ofen in ſeiner Stube trinket ſeine Biere und Kritiken ſchreibt nach Willküre“, wogegen er die Sammlungen beſucht, über dieſelben aber nicht ſchreibt. Volk, Land und Leute ſind ſein Thema und ſo malt er uns auch die Bettler von Livorno im Stil Caravaggio's, die von Piſa, das ihm ſehr gefällt, in Hogarth's Manier. Als Pilger in Rom einziehend:

Wo alle Glocken hell
In ſeinem Herzen klangen

vergißt er die jammervolle Fahrt nach Civita-Vecchia und die leidige Poſtwagenreiſe von hier durch die Campagna, um kaum angelangt noch um Mitternacht zum Pantheon zu eilen. Man kann eben in Rom doch nicht ſchlafen, ohne etwas davon geſehen zu haben und hier waren eben noch die bekannten Eſelsohren des Bernini zu ſehen. Hôtel Minerva erwies ſich dann höchſt comfortable, die Betten mit Vorhängen gegen die Herren Lanzara und Comp. geſchützt. „Der erſte Tag in Rom iſt ein Feſttag der Seele“, ſagt der Verfaſſer; „der mächtige Wogenſchlag ungeahnter Eindrücke dringt auf dich ein und überflutet dich völlig; ſpäter gewöhnt ſich der Geiſt an das Großartigſte der Erſcheinungen.“ Die Beſichtigung Roms, wie ſie der Verfaſſer in raſcher Folge theils mit feinen, theils mit launigen und zuweilen etwas übermüthigen Bemerkungen begleitet, müſſen wir übergehen. Im Ganzen genommen iſt Neuheit und Charakter genug in dieſer flüchtigen Ueberſicht, um dem Leſer eine angenehme Unterhaltung zu gewähren; von Entdeckung und Belehrung aber hat der Verfaſſer wol ſelbſt von vornherein abſtrahirt. Auf dem tarpejiſchen Felſen findet er den capitoliniſchen Gänſen zum Trotz viele Gallier, und der alte Römer, der die Thür zu dem Felſen, nachdem man geklingelt hat, aufſchließt, denkt bei ſich: „Heute geht die Sache gut: je mehr Gallier, deſto mehr Bajocchi.“ Das iſt denn allerdings ein komiſches Bild! Dabei leidet der Stolz, der auch beim Bettler noch dem römiſchen Namen anhaftet, keinen Schaden; der Stolz, der den Römer denn auch mehr als andere Italiener innerhalb der Grenzen der Ehrlichkeit bannt. Den Anblick des Forums bei Mondſchein findet Brunner „zerſchmetternd großartig; hier ahnt man das alte Rom, man fühlt den Pulsſchlag der Weltherrſchaft, die hier ihr Herz hatte. Wen die Leidenſchaft des Ehrgeizes ſtachelt, hierher ziehe er, wo die Lohe des Bürgerkriegs noch raucht“ u. ſ. w. Aber den frommen Mann jammern alle dieſe großen Geiſter, die in ihrer Herrlichkeit keine Luſt, kein Genügen, keinen Frieden fanden; freilich wol, denn zwiſchen dem Pater Seraphicus und Cicero iſt ein mächtiger Unterſchied gar nicht zu verkennen! Auch die abendliche Anſicht vom Pincio herab auf Rom mit ſeinen 35,000 Häuſern und 365 Kirchen begeiſtert den Verfaſſer, und wie dem denkenden Geiſte in Rom zumuthe iſt, malt er uns gut aus. Nachdem er ſodann den Kirchen und Grabmälern der Päpſte ein fleißig gearbeitetes Capitel gewidmet hat, berichtet er uns über einen Beſuch beim Cardinal Antonelli und eine Audienz beim Papſte ſelbſt, zu der er durch ein Kammerſchreiben des Cardinals Pacca „jedoch in abito talari“ beſchieden wird. Dieſe Audienz iſt nicht ohne Intereſſe. In einem unſcheinbaren Zimmer, neben den für den König von Rom einſt eingerichteten Prunkgemächern, an einem mit rothem Sammet bekleideten Büchertiſch, im weißen Talar ohne jegliches Abzeichen, empfing ihn Pius IX. Die liebenswürdige Unterhaltung wurde lateiniſch geführt und der Verfaſſer empfing zum Andenken daran eine ſilberne Denkmünze mit dem Porträt des Papſtes, der, wie der Autor ſagt, „die lautere Liebe iſt“. Der Beſuch der Muſeen gibt dem Verfaſſer zu einer eigenthümlichen Bemerkung Anlaß; er meint, daß in den Köpfen der alten Künſtler die Verklärung von Fleiſch und Bein doch eigentlich als die Hauptſache erſcheine: der Logos, der Ausdruck des Gewiſſens, des Bewußtſeins aber ſtrenggenommen fehle, ſowie in den Frauenköpfen niemals jene Anmuth angetroffen

werde, welche Keuſchheit und Jungfräulichkeit dem Angeſicht aufprägen. Sollte der Verfaſſer ganz Unrecht haben? Und wäre der Ausdruck einer Madonna, einer heiligen Agneſe, einer heiligen Cäcilie nicht wirklich als ein Triumph der chriſtlichen Kunſt zu bezeichnen? Die Frage führt weit und wir laſſen ſie daher unerörtert; allein daß der Verfaſſer ſie anzuregen vermochte, gereicht ihm zum Verdienſt. Edle, züchtige Frauengeſtalten ſind nur im griechiſchen Basrelief und ſelten zur Darſtellung gekommen; die römiſche Kunſt gelangte gar nicht ſo weit. Auch über manche berühmte Gemälde bringt der Verfaſſer kühne und nicht ganz verwerfliche Urtheile bei; ſo ſagt er von Michel Angelo, daß er in der Sixtina die Grenzen der künſtleriſchen Freiheit doch „um einige Meilen" überſchritten habe, was in gewiſſer Beziehung völlig wahr iſt, ſowie denn überhaupt ein gewiſſes friſches und kühnes, oft aber treffendes Kunſturtheil ihm zugebote ſteht. Dagegen begegnet es ihm dann auch wieder fehlzugreifen und, wo er in allem Ernſt als Ritter der Katholicität auftritt, uns ein kritiſches Lachen abzunöthigen; z. B. wo er es ausführlich rechtfertigt, daß ein paar Camaldulenſermönche im Gewühl des Café nuovo Abſtinenz üben, indem ſie behaglich ihre Taſſe „Schwarzen" ſchlürfen!

Eine ſtürmiſche Seefahrt bringt den Reiſenden nach Neapel. Die Paßbehörden lehren ihn hier das Sprichwort „Veder Napoli e poi morire" in „Neapel ſehen und vor Ungeduld ſterben" überſetzen; überhaupt iſt merkwürdig, was er von dieſen Behörden zu erzählen weiß, indem er die Koſten ſeiner Paßviſa auf etwa 600 Fr. berechnet. Die bekannten neapolitaniſchen Scenen und Bilder ſkizzirt der Verfaſſer in ſeiner lebhaften Farbengebung ganz unterhaltend und wir folgen ihm ebenſo gern durch die Scenen des Toledo, durch den Poſilipp und Capo di morte, wie durch das unermeßliche Museo Borbonico und die Kirchen Neapels, die er meiſt öde, geſchmacklos und im Zopfſtil gebaut findet. Alle Räume des Muſeums im langſamen Schritt zu durchſchreiten erfodert drei Stunden Zeit, ſeine 100,000 Gegenſtände einzeln zu betrachten mindeſtens ſo viele Monate. Den ehernen Faun auf dem Weinſchlauch reitend läßt der Autor die Beſucher anreden und ihnen ſagen: ſie ſeien trunkener als er, die alten Götter hätten ſie verleugnet um des Einen willen, und den Einen wieder verlaſſen um der alten Götter willen u. ſ. w. Dergleichen gehört nun einmal zu ſeinen Sonderbarkeiten! Er ſelbſt überläßt die metallenen Götter, Menſchen und Thiere ihrem fernern ſtillen Nachdenken, um Pompeji zu beſuchen, wo er uns wieder ein geiſtvoller und ſehr unterhaltender Führer iſt. Wie viel iſt hier doch wieder des Anziehenden in neueſter Zeit zum Vorſchein gekommen, vom Jupitertempel bis zu der Eintrittskarte ins Theater, mit Cav. II. Cun. III. grad. VIII. Casinai Plauti bezeichnet, wo eben die „Casina" des Dichters am Tage des Untergangs der Stadt gegeben werden mochte! Was der Denker mit dem Ausruf „O vanitas vanitatum" bezeichnet, hier kommt es zu greifbarer Faßlichkeit; aber vielleicht eben deshalb bleibt und iſt Pompeji einer der feſſelndſten Punkte unſers Erdballs und der Verfaſſer läßt ihm durch eine genaue und eingehende Schilderung ſein Recht widerfahren. Die Alhambra z. B., wie wenig iſt ſie uns eigentlich mit Pompeji verglichen, dieſem Friedhof des römiſch-griechiſchen Alterthums! Die Geſchichte der Verſchüttung und die Ausſagen der Augenzeugen über dies immerhin wunderbar-providentielle Ereigniß, gibt der Verfaſſer ſpeciell, bevor er nach Civita-Vecchia zurückkehrt, um von hier eine völlig abnorme und deſparate Landreiſe nach Viterbo und Siena zu unternehmen. Er, der bisher die gewöhnlichen Reiſewege durchs Land vermieden, lernt hier kennen, was es heißt, unbetretene Wege in Italien aufzuſuchen. Seine gute Laune indeß begleitet ihn treulich und ſo laſſen wir uns auch auf dieſem Wege nicht von ihm trennen. Die Schilderungen von Aquapendente und Buonconvento ſind anziehend genug und hier endlich wird Italien wieder — Italien. Florenz bezaubert den Reiſenden, in Bologna erhebt er ſich gegen Goethe's Kunſtkennerei ſehr unzeitig bei Gelegenheit des Einen ſchiefen Thurms, den der Dichter hier nur erwähnt (der andere nämlich iſt nur ſehr wenig ſchief); in Ferrara gedenkt er Guarini's, von deſſen „Pastor fido" er mit einem Gymnaſialwitz ſingt:

Das iſt der Pastor Fado,
Den ich allhier dir Trado.
Ich leſe ihn nicht auso
Er wurde mir zum grauso.

Und nachdem wir hiermit dargethan, daß der Verfaſſer auch ſchlechten Witz zu machen verſteht, wollen wir ihm glauben, daß es keine geiſtige Größe gibt, die nicht auch eine ſittliche wäre und daß der moderne Cultus des Genius eine Sünde ſei — worauf wir ihn nach Venedig begleiten und ihm atteſtiren, daß er war in „Arkadien und empfand der Sonne heiße Radien":

Sodaß viel hundert Sprüchlein
Im Geiſte ihm erwacht,
Bis er am End' ein Büchlein
Davon zuſammengebracht.

Bona mixta malis, wie die meiſten irdiſchen Gaben; immerhin aber ein recht lesbarer, unterhaltender und anregender Beitrag zur Kenntniß Italiens, wie es geſtern war und bis auf unbeſtimmte Zeit ſein wird. Wer dabei an ein Erwachen zu höherm ſittlichen und politiſchen Leben denkt, hat dies Spiel ſeiner Phantaſie umſonſt; für uns iſt Italien ſchon groß, als wir klein waren, ein fallendes Blatt vom Baum der Völkergeſchichte — geweſen. 2.

Thomas Wright's Geſchichte der engliſchen Sprache.

Von dem correſpondirenden Mitgliede des kaiſerlichen Inſtituts von Frankreich, Thomas Wright, erhielten wir folgende Schrift zugeſandt: „On the history of the English language. Reprinted from the transactions of the historic society of Lancashire and Cheshire, Vol. IX." (Liverpool 1857). Thomas Wright hat ſeine Schrift dem Herrn Joſeph Mayer in Liverpool gewidmet, auf deſſen Veranlaſſung dieſe Vorleſung geſchrieben und zu Liverpool in der hiſtoriſchen Geſellſchaft von Lancaſhire und Cheſhire am 23. April d. J. gehalten wurde. Linguiſten, welche ſich namentlich mit der Bewegung und Entwickelung der germaniſchen Sprachen beſchäftigen, machen wir auf dieſe Schrift beſonders aufmerkſam, da ſie uns manche neue beachtenswerthe Anſichten zu enthalten ſcheint und außerdem in jenem klaren allgemeinfaßlichen Stil geſchrieben iſt, wie wir ihn bei den Engländern, auch wenn ſie gelehrte Aufgaben behandeln, anzutreffen gewohnt ſind. Nach Thomas Wright hatte in Britannien ſo gut wie in Gallien die lateiniſche Sprache infolge faſt vierhundertjähriger römiſcher Herrſchaft und Coloniſation das Celtiſche verdrängt, als deſſen eigentlichen Repräſentanten man das jetzt noch in Irland herrſchende Idiom zu betrachten habe; Schottland aber hatte eine urſprünglich teutoniſche (germaniſche oder ſcandinaviſche) Bevölkerung. Das Lateiniſche in Britannien mußte weichen, als die drei niederdeutſchen Stämme, die Angeln, Sachſen und Jüten das Land eroberten und coloniſirten. Die Jüten, die hauptſächlich im Königreiche Kent ſaßen, hatten zwar einen beträchtlichen Grad von commerzieller Wohlfahrt und Macht erlangt, übten aber auf die große angelſächſiſche Conföderation keinerlei beſtimmenden Einfluß. Die Angeln, als der zahlreichſte und mächtigſte unter den drei Stämmen, traten an die Spitze der geiſtigen Bewegung. Die älteſten bekannten Documente und Traditionen der Angelſachſen ſcheinen hauptſächlich dem Stamme der Angeln anzugehören. Die drei Stämme erhielten von ihnen den Namen der Engländer („of which we are proud", ſagt der Verfaſſer) und die Sprache den Namen „Engliſch", der ſelbſt dann blieb

aufe des 8. Jahrhunderts die Sachſen (Weſtſer oder
igreich der Weſtſachſen) die Oberhand gewannen. An
ches Element in der engliſchen Sprache, „obgleich es in
en Jahren Mode geworden, den Dänen viel größern
zuzuſchreiben, als ſie in Anſpruch zu nehmen haben",
er Verfaſſer nicht, ebenſo wenig an ein celtiſches. Wie
ichen die in neulateiniſchen Sprachen redenden Völker
" zu nennen pflegten, ſo nannten auch die Angelſach-
britiſche Urbevölkerung, welche Lateiniſch radebrechte,
" (wealh, ein Fremder, waelisc oder wylisc, fremd),
ichnung, die ſich noch in dem Provinzialnamen „Wa-
„Welsh" erhalten hat. Die Normänner brachten
ateiniſche, wie es in der Normandie geſprochen und
n wurde, oder das Franzöſiſche nach England, das
: von der ariſtokratiſchen Kaſte geſprochen wurde.
e mittlern und gebildeten Claſſen ſchrieben nicht Fran-
ondern Engliſch (wegen ſeiner verderbten Formen von
n auch wol das „Halbſächſiſche" genannt), wie die lite-
Monumente aus jener Zeit beweiſen: die angelſächſi-
nik aus dem 12. Jahrhundert, die metriſche Chronik
mon, die metriſche Evangelienharmonie oder das Or-
Der Verfaſſer weiſt nun in intereſſanter Weiſe nach,
beiden Sprachen nach dem Sturze des Feudalismus
ſo miſchten wie die verſchiedenen Claſſen der Geſell-
is im 15. Jahrhundert das große Werk der gramma-
Reinigung und Feſtſtellung dieſer Miſchſprache be-
Auffallend iſt es, daß gerade die Namen der Waffen
der Sprache, welche die normanniſchen Sieger mitge-
atten, entlehnt wurden, ſondern die alten ſächſiſchen
behalten wurden: alſo sword, nicht épée; bows und
nicht arcs und fletches, spear, nicht lance; der
bſt nannte ſich nicht mehr chevalier, ſondern Knight.
h wendet ſich der Verfaſſer, den man weſentlich als
maniſten betrachten kann, gegen die engliſchen Gram-
n, welche, mit den Latiniſten Hand in Hand gehend,
herweiſe vergeſſen hätten, daß das Engliſche eine
ge in itself" ſei, und er dringt darauf, daß an den
Schulen und Collegien die Sprache Alfred's des Gro-
die von Piers Ploughman und Chaucer allgemeiner
r gelehrt werde. **H. M.**

Notizen.

e Widmungen von Büchern betreffend.

Menſchen kommen, man mag ihnen noch ſo viel
predigen, immer wieder auf ihre alten Thorheiten
Wie hat man nicht das Titelweſen lächerlich gemacht,
hat man Dichter, Schriftſteller und Künſtler nie mit
ifer wie gegenwärtig jede Gelegenheit ergreifen ſehen,
men auch ihre Titel, wenn ſie welche haben, vorzu-
gewarnt durch die Lächerlichkeit, die es für uns hat,
: jetzt in alten Schriften oder Recenſionen von einem
rath" Goethe oder einem „Hofrath" Schiller leſen,
„Kanonikus" Gleim gar nicht zu ſprechen. Sein
rbener Name iſt Das, wodurch ein Schriftſteller oder
vor dem Publicum gilt, und dieſer Name kann durch
ung mit einem ſo oder ſo erworbenen Titel nichts ge-
eher verlieren. Ein ähnliches Unweſen wird gegen-
it den Widmungen von Büchern und namentlich poeti-
öpfungen getrieben, wie zur Zeit des tiefſten Verfalls der
Literatur in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhun-
riedrich Halm widmet in ſeinen ſämmtlichen Werken
er Stücke Irgendeinem oder Irgendeiner, denen er
bar beweiſen will, in Begleitung von Sonetten, in
namentlich gegen die Schauſpieler und Schauſpie-
die in ſeinen Stücken eine Hauptrolle ſpielten, einen
er eines Dichters ganz würdigen Ton anſchlägt. Bei
nüſſen Kaiſer und Könige, Großherzoge, Herzoge und
erhalten. Gegen eine einfache Widmung kann man freilich nicht viel haben, obſchon ſie nicht eigentlich vor das Publicum gehört und in allen Fällen beſſer Privatſache bliebe. Bedenklicher erſcheint es, wenn der Widmer eine längere Motivirung folgen läßt, wie Brachvogel der Widmung, womit er ſeinen vielfach intereſſanten und demnächſt von uns zu beſprechenden Roman „Friedemann Bach" dem Großherzog und der Großherzogin von Weimar, „den erhabenen Freunden der Kunſt", dedicirt. Die Widmung beginnt: „Als ich zu Weimar in der Fürſtengruft ſtand, inmitten der letzten Reſte von Ew. königlichen Hoheiten erhabenen Vorfahren, vor mir Goethe's und Schiller's Sarg, da habe ich recht geweint; das Herz wollte mir ſpringen. Als ich acht Wochen ſpäter, abends von jenem lieben Landhauſe in Wilhelmsthal ſchied — die Sterne ſpiegelten ſich im See und die Schattengeiſter der rieſigen Buchen und Edeltannen umſtanden mich und nickten mir leiſe zu —, da habe ich wieder geweint, und dieſe Thränen des Schmerzes und der Seligkeit ſind unvergänglich in meinem Leben! Was damals mich Alles bewegte, weiß ich nicht; ich fühle es nur unbeſtimmt nach. Dies dunkle, aber heiße Gefühl war es, was mich magnetiſch antrieb, Ew. königliche Hoheiten dieſe Arbeit anzubieten." Welche gewaltige, faſt oſſianiſche Inſcenirung von Schattengeiſtern, Buchen, Edeltannen und — Thränen! Eine Mannesthräne, bei beſonders ergreifenden Anläſſen vergoſſen oder beſſer im Auge zerdrückt, hat ihren Werth, den ſie aber verliert, wenn man damit vor dem Publicum prunkt. Die ziemlich lange Widmung ſchließt: „Mit dieſem letzten Segenswunſche lege ich Ew. Ew. königliche Hoheiten (an einer andern Stelle heißt es: «Ew. Ew. königliche königliche Hoheiten») meinen armen Friedemann ans Herz. Möge er dort wärmer ſchlafen und nicht ganz ſo vergeſſen, wie die trübe Aſche ſeines Urbildes auf dem verfallenen Kirchhofe zu Berlin." Dem meiſt gedankenlos in den Tag hineinleſenden und an allerlei devote Sentimentalitäten gewöhnten Publicum, wie es ſich gewöhnlich um Romane ſchart, werden die Schwächen dieſer Widmung vielleicht entgehen, aber ſchwerlich dem feingebildeten Geſchmack des großherzoglichen Paars. Ein Mann von ſo hervorragender Begabung wie Brachvogel, dem es ſelbſt an genialen Blicken in die düſtern Abgründe der menſchlichen Seele und in die Tiefen des Menſchendaſeins nicht fehlt, ſollte doch fühlen, daß eine ſolche Sprache eines hochgeborenen Talents nicht würdig iſt. Es gehört zu einer ſolchen Widmung entweder ſehr viel Berechnung oder ſehr viel Naivetät.

Der Fall des Heidenthums.

Die Jahrtauſende der Geſchichte des Menſchengeſchlechts bieten keine merkwürdigere und intereſſantere Begebenheit, keine die mehr zu denken gäbe, als den Zuſammenſturz und Untergang des Heidenthums. Der Director des Gymnaſiums zu Parchim, Friedrich Lübker, hat über dieſe gewaltige Kataſtrophe am 5. December 1855 einen Vortrag gehalten und ihn in Form einer kleinen Schrift unter dem Titel „Der Fall des Heidenthums" (Schwerin, Stiller, 1856) erſcheinen laſſen. Die Schrift iſt im Ganzen geiſtreich gedacht und gut geſchrieben. Der Verfaſſer weiſt nach, wie ſowol Judenthum als Hellenenthum die Vorbereitungsſtufen für das Chriſtenthum waren; denn ein Altes vergeht vor einem mächtigen Neuen, wie der Verfaſſer bemerkt, „nicht alſo, daß es ſpurlos verſchwindet, ſondern vielmehr, daß es in dem jungen und lebenskräftigen Neuen ſein alt und ſtumpf gewordenes Daſein aufgehen läßt, in demſelben aber das eigene Leben in höherm Maße und vollkommenerm Werthe wiedergewinnt". Gleicherweiſe iſt der Verfaſſer überzeugt, daß „die Reformation Luther's ebenſo wol die Schätze der Weisheit und Erkenntniß, wie ſie aus der tiefen Auffaſſung eines Paulus und Johannes uns entgegentreten, als die Klarheit und Fülle ethiſcher Beſtimmungen ſich anzueignen ſtrebte, wie ſie von einem Auguſtinus mit wunderbarer Schärfe und in einer der abgeſchloſſenen Rundung des alten römiſchen Idioms entſprechenden Form

getreten: Uebelſtände, gegen die uns alle „Datteln Jerichos“ und alle „Oliven Attikas“ in Verbindung mit allen „Ulmen Latiums“ nichts helfen können. Die Krankheitsgeſchichte des Alterthums iſt noch gar nicht in ihrem ganzen organiſchen Zuſammenhange treu und ehrlich geſchrieben worden, und das iſt ſchade, weil wir da auf ſo manche merkwürdige Analogien ſtoßen würden. Doch iſt eine Berechnung Quetelet's, Präſidenten der ſtatiſtiſchen Centralcommiſſion von Belgien, merkwürdig. Nach ihm beſtand Aſſyrien 1580, Aegypten 1663, Jüdiſches Reich 1522, Griechenland 1410, Rom 1129 Jahre; mittlere Dauer: 1461 Jahre. Dieſe Zahl entſpreche genau der Hundſternperiode der Aegypter. Die Regierungsformen der Alten hatten ein zarteres Leben, denn ihre Hundſternperiode betrug nur ein Drittel des Beſtandes der Nationen. Höheres Alter erreichten ſchon die Städte: Tyrus 680, Karthago 701, Syrakus 501 Jahre; mittlere Lebensdauer: 627 Jahre. Auch die neuere Zeit hat ſchon manche Staaten verſchwinden oder auf eine vollkommen bedeutungsloſe Stufe herabſinken ſehen; ſelbſt die Gegenwart hat ihre Todescandidaten, manchen „kranken Mann“. Vielleicht wird man nach ſo und ſo viel Jahrtauſenden eher im Stande ſein als jetzt, über die mittlere Lebensdauer der Staaten, Städte und Regierungsformen, wie über die tiefern Urſachen ihres Verfalls und die untrüglichen Symptome ihres beginnenden Todes etwas Beſtimmtes zu wiſſen. Intereſſante Beobachtungen über dieſen allerwichtigſten Punkt in der Geſchichte des Völkerlebens enthalten übrigens die beiden Werke „Ethnogoſie und Ethnologie“ (Marburg 1853—54) und „Polignoſie und Polilogie“ (ebendaſelbſt 1855) von dem marburger Profeſſor Karl Vollgraff.

Aus England

In Nr. 23 d. Bl. hatten wir in der Notiz über den waldeckſchen Conſiſtorialrath Karl Curtze, auf Grundlage der über ihn von dem Gymnaſialconrector Karl Beck zuſammengeſtellten biographiſchen Mittheilungen, zum Schluſſe bemerkt, daß Karl Curtze auf der Univerſität zu Göttingen auch mit dem vielgenannten Dr. Puſey, dem Beck in ſeiner Schrift die Vornamen John Pye beilegt, in Verkehr geſtanden und eins von deſſen Büchern: „The scripture testimony to the Messiah“ zum Andenken nebſt einem in deutſcher Sprache verfaßten Brief Puſey's bis an ſeinen Tod aufbewahrt habe. Zur Berichtigung dieſer aus der Beck'ſchen Schrift entlehnten Stelle erhielten wir von John Macray, dem Verfaſſer der „Stray leaves, or translations from the lyric poets of Germany“, der „Golden lyre, an annual of foreign literature for 1829 — 30“ und anderer Ueberſetzungen aus dem Deutſchen, ein Schreiben, datirt „Oxford, Sir R. Taylor's In-

Bibliographie.

Beckmann, Herrn C. L., (Verfaſſer
venatorius“) Reinke Fuchs. Das iſt: Ein
und Lehrreiches Büchlein, darein auf verblüm
Schreibart der Thierwelt Weſen, Tugenden
lich beſchrieben. Aufs Neue in jetziger Zei
erten verarbeitet und mit ſehr angenehmen
(Deutſche Volksbücher.) Düſſeldorf, Arnz
Gr. 4. 27 Ngr.

Briefe über die Unſterblichkeit der Seele,
hang merkwürdiger Träume, Ahnungen un
aus dem Nachtgebiete der Natur. Erlang
27 Ngr.

Bröcker, L. O., Briefe über moderne
römiſche Geſchichte. 1ſtes Heft. Hamburg,
7½ Ngr.

Buek, F. G., Die hamburgiſchen Oberal
liche Wirkſamkeit und ihre Familien Ham
Beſſer u. Mauke. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Dornblüth, F., Die Sinne des Men
wiſſenſchaftlich dargeſtellt. Mit 84 Abbildu
O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.

Eſſellen, M. F., Das römiſche Kaſtell
toburger Wald und die pontes longi. E
Geſchichte der Kriege zwiſchen den Römern u
der Zeit vom Jahre 12 vor bis zum Frühjahr
ſtus. Mit 4 Karten und einem Anhang „
Steindenkmäler, die ſogenannten Hünenbetten
und den angrenzenden Provinzen“. Hanno
Gr. 8. 2 Thlr.

Till Eulenſpiegels auserleſene Schwänke.
ſten Drucken hergeſtellt von Karl Simrock.
tionen von A. Schrödter. (Deutſche Volksb
dorf, Arnz u. Comp. Gr. 4. 27 Ngr.

Fechner, H. A., Jakob Böhme. Sein
Schriften, mit Benutzung handſchriftlicher Que
Ein Beitrag zur Geſchichte der neuern Philo
ſchrift. Görlitz. Gr. 8. 25 Ngr.

Ficker, J., Ueber einen Spiegel de
und dessen Stellung zum Sachsen- und Sc
Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen
Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 Thlr. 2 N

Fritze, E., Erinnerungs-Blätter aus de
Criminaliſten. Neue Folge. Leipzig, Matthes.

Gagern, H. v., Das Leben des General
Gagern. 2ter Band. Zwei Abtheilungen.
Winter. Gr. 8. 4 Thlr.

Goethe's ſämmtliche Werke in 30 Bänden.

Halm, F., Gedichte. Vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

— — Eine Königin. Dramatiſches Gedicht in vier Akten und einem Nachſpiel. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 Thlr.

— — Ein mildes Urtheil. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 Thlr.

— — Verbot und Befehl. Luſtſpiel in fünf Akten. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 Thlr.

Ein Kaiſer-Zug durch die Krim. (Von S. Safonow.) Frei nach dem Ruſſiſchen von Fridolin Schoultz. Berlin, A. Duncker. Gr. 16. 15 Ngr.

Klöpper, F., Barnemor und Gieſela, oder Rügen vor 680 Jahren. Ein romantiſch-hiſtoriſches Gemälde. Drei Theile. Stettin, Graßmann. 8. 3 Thlr.

Korff, M. v., Die Thronbeſteigung des Kaiſers Nicolaus I. von Rußland im Jahre 1825. Nach ſeinen eigenen Aufzeichnungen und den Erinnerungen der Kaiſerlichen Familie auf Befehl Sr. Majeſtät des Kaiſers Alexander II. herausgegeben. Deutſche Ausgabe. Berlin, Allgemeine deutſche Verlagsanſtalt. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Die Thronbeſteigung Kaiſer Nicolaus I. von Rußland im Jahre 1825. Nach ſeinen eigenen Aufzeichnungen und den Erinnerungen der Kaiſerlichen Familie. Auf Befehl Sr. Majeſtät des Kaiſers Alexander II. herausgegeben. Deutſche Ueberſetzung. In drei Lieferungen. 1ſte Lieferung. Berlin, Springer. 8. 7½ Ngr.

Der Krieg gegen Rußland 1853 — 1856. Militäriſche Studien vom k. k. Offizier J. M. R. A*****. 1ſter Theil. Mit 1 Plane. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kritzinger, F. W., Lebensblüthen in Liedern. Berlin, A. Duncker. 8. 20 Ngr.

Krummacher, A., Harfenklänge. Berlin, Dümmler. 12. 20 Ngr.

Löhr, J., Drei Blimcher aus Frankfort. Hanau, König. 8. 4 Ngr.

Ludwig, O., Thüringer Naturen. Charakter- und Sittenbilder in Erzählungen. 1ſter Band. — A. u. d. T.: Die Heiterethei und ihr Widerſpiel. Zwei Erzählungen. 1ſter Theil. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 2 Thlr.

Lyell, C., Geologie oder Entwickelungsgeſchichte der Erde und ihrer Bewohner. Nach der 5ten Auflage des Originals vom Verfaſſer umgearbeitet. Die Ueberſetzung durchgeſehen und eingeführt von B. Cotta. 1ſter Band. Mit 332 Abbildungen des Originals. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Marx, J., Geſchichte des Erzſtifts Trier, d. i. der Stadt Trier und des Trieriſchen Landes, als Churfürſtenthum und als Erzdiöceſe von den älteſten Zeiten bis zum Jahre 1816. In drei Abtheilungen. 1ſte Abtheilung: Die Geſchichte der Stadt Trier und des Trieriſchen Landes von der Zeit der römiſchen Herrſchaft in demſelben bis zum Beginne der Regierung des erſten Churfürſten. 1ſter Band. Trier, Lintz. 1858. Lex.-8. [illegible] Thlr.

Motley, J. L., Der Abfall der Niederlande und die Entstehung des holländischen Freistaats. Aus dem Englischen. In drei Bänden. 1ster Band. Dresden, Kuntze. Lex.-8. 3 Thlr.

Muallakat. Die ſieben Preisgedichte der Araber ins Deutſche übertragen von P. Wolff. Rotweil, Degginger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Mügge, T., Romane. Neue Folge. Vier Bände. 1. Die Standpunkte der Geſellſchaft. 2. Der Pfarrer vom See. Eine Lebensgeſchichte. 3. Die Documente. 4. Adam und Eva. Berlin, Janke. 1858. 8. 6 Thlr.

Des Freiherrn von Münchhauſen einzig wahre Erlebniſſe zu Waſſer und zu Land, zu Pferd und zu Fuß, im Krieg und Frieden, in der Luft ſowie in mehrerer Herren Länder. In dieſem Jahre ganz neu verfaßt von Ihm Selbſt. Und verſehen mit ſehr wunderlichen Zeichnungen nach der Natur aufgenommen von dem Maler A. v. Wille. (Deutſche Volksbücher.) Düſſeldorf, Arnz u. Comp. Gr. 4. 27 Ngr.

Das Mutterhaus der Frauen vom guten Hirten in Angers. Reiſenotizen von P. B. Lander. Ulm. 12. 6 Ngr.

Mythoterpe. Ein Mythen-, Sagen- und Legendenbuch. Dichtungen von Amara George, G. F. Daumer und A. Kaufmann. Herausgegeben von Amara George. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Pearſon, T., Der Unglaube oder: Die verſchiedenen Geſtaltungen, Urſachen und Beförderungsmittel des Unglaubens. Erſte von der evangeliſchen Alliance gekrönte Preisſchrift in deutſcher Bearbeitung von H. Rogge. Elberfeld, Haſſel. Gr. 12. 20 Ngr.

Petöfi, A., Dichtungen. Aus dem Ungariſchen, in eigenen und fremden Ueberſetzungen herausgegeben von K. M. Kertbeny. Mit einem Vorwort von F. Bodenſtedt. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Schmidl, A., Die Donau von Ulm bis Wien. (Brockhaus' Reiſe-Bibliothek.) Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 10 Ngr.

Schmidt, C., Briefe aus und über die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika an Freunde in der Heimath in geographiſcher, ſtatiſtiſcher, landwirthſchaftlicher ꝛc. Beziehung. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 1 Thlr.

Schöll, A., Weimar's Merkwürdigkeiten einſt und jetzt. Ein Führer für Fremde und Einheimiſche. Mit 1 Plan von Weimar. Weimar, Landes-Induſtrie-Comptoir. 12. 20 Ngr.

Schreber, D. G. L., Kallipädie oder Erziehung zur Schönheit durch naturgetreue und gleichmässige Förderung normaler Körperbildung, lebenstüchtiger Gesundheit und geistiger Veredelung und insbesondere durch möglichste Benutzung specieller Erziehungsmittel. Für Aeltern, Erzieher und Lehrer. Mit 72 Abbildungen im Texte. Leipzig, Fr. Fleischer. 1858. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wickerhauſer, M., Die Papageimärchen. Mit 8 Skizzen illuſtrirt von F. Gauermann. Leipzig, Fr. Fleiſcher. 1858. Br. 8. 3 Thlr.

Willborn, J., Matthias. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Matthes. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Köberle, G., Offener Brief an die Frankfurter Filiale der Berliner Central-Preßbureau's und an alle ihm untergebenen Journale. Frankfurt a. M., Hedler. 8. 5 Ngr.

Müller, A. F., Was ſoll uns erwecken zum Wandel im Geiſte? Predigt am Stiftungsfeſte der Königlich Sächſiſchen Landesſchule zu Grimma den 14. September 1857 gehalten. Grimma, Genſel. 1858. Gr. 8. 3 Ngr.

Ooſterzee, J. J. van, Rom's Ueberwinder. Ein Zeugniß. Nach dem Holländiſchen. Beim Zuſammentritt des Evangeliſchen Bundes in Berlin herausgegeben mit einer Einleitung und Erläuterungen von J. J. Krebs. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 5 Ngr.

Peterſen, F., Der gegenwärtige Zuſtand der Kirche und Schule des Herzogthums Schleswig. Nach neueſter eigener Anſchauung. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 8 Ngr.

Rau, H., Die ländliche Urproduction und der Real-Credit. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 27 Ngr.

Stiehler, A., Predigt bei der 7ten Jahresverſammlung des Landesvereins der Guſtav-Adolph-Stiftung für das Fürſtenthum Reuß Jüngerer Linie den 24. Auguſt 1857 in der Kirche zu Tanna gehalten. Nebſt der Altarrede vom Kirchenrath Superintendent Dr. F. C. Schorch. Schleiz, Hübſcher. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Dramatiſche Werke.

Erſter Band bis neunten Bandes erſte Abtheilung. 8.

Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatſcheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acoſta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. Der Königsleutenant. — VIII. Ottfried. Fremdes Glück. Lenz und Söhne. — IX. 1. Lorber und Myrte.

Einzeln ſind in beſonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.
Werner oder Herz und Welt. Schauſpiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.
Patkul. Ein politiſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 25 Ngr.
Die Schule der Reichen. Schauſpiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 25 Ngr.
Ein weißes Blatt. Schauſpiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.
Zopf und Schwert. Hiſtoriſches Luſtſpiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.
Der dreizehnte November. Dramatiſches Seelengemälde in drei Aufzügen. **Zweite** Auflage. 20 Ngr.
Uriel Acoſta. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. **Zweite** Auflage. 1 Thlr.
Liesli. Ein Volkstrauerſpiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reiſſiger. 25 Ngr.
Der Königsleutenant. Luſtſpiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.
Ottfried. Schauſpiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorſpielſcherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.
Lenz und Söhne oder Die Komödie der Beſſerungen. Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 25 Ngr.
Lorber und Myrte. Hiſtoriſches Charakterbild in drei Aufzügen. 20 Ngr.

Außerdem erſchienen in Miniatur-Ausgabe:

Uriel Acoſta. Trauerſpiel. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.
Zopf und Schwert. Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

In Nr. 42 der „**Europa**" findet ſich in einer mit F. G. K. unterzeichneten Beſprechung von Büchner's „Natur und Geiſt" folgende Stelle:

„Kraft und Stoff" erlebte vier wirkliche Auflagen, was man beim jetzigen Buchhandel und nach dem täuſchenden Vorgange von Freytag's „Soll und Haben" ꝛc. ausdrücklich angeben ſollte, denn es gibt der gemachten und fingirten Auflagen jetzt ſo viele u. ſ. w.

Als Verleger von Freytag's „Soll und Haben" habe ich gegen den verantwortlichen Redacteur **Dr. F. Guſtav Kühne** gerichtliche Klage wegen Verleumdung angeſtellt.

Leipzig, 15. October 1857.

S. Hirzel.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzi

Das Staats-Lexik

von **Rotteck** und **Welcker.**

Dritte, umgearbeitete, verbeſſerte und vermehrt

Herausgegeben von **Karl Welcke**

Vollſtändig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des ſechzehnten Heftes:

Baiern. (Geſchichte und Statiſtik, ſtaatsrechtliche ſche Zuſtände des Landes.) Von G. F. Kolb. (F

Dieſe **dritte Auflage** des berühmten Werks der weſentlich veränderten Zeitumſtände einer glei Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Au bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarb** frühern bewährten Artikel und wird von **den erſ der deutſchen Wiſſenſchaft** unterſtützt.

Die bisher erſchienenen Hefte ſind nebſt führlichen Ankündigung in allen Buchhandlun ben, wo auch Unterzeichnungen angenommen

---

Im Verlage von **Hermann Mendelsſohn** in erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu e

Das alte Staatsweſen und die Rev

Von **Alexis von Tocqueville.**

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von A. Bosc

Deutſche vom Verfaſſer genehmigte Ausgabe.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Dieſes neueſte Werk des berühmten Verfaſſers der werthvollſten Bereicherungen der hiſtoriſch-politi ratur allſeitig anerkannt und enthält eine Fülle ſchlüſſe und Berichtigungen vielfach verbreiteter Irrth das vorrevolutionäre Frankreich.

Die deutſche Bearbeitung wird dazu beitragen, ſich auch in Deutſchland mit einem Werke bekanntz dem viel politiſche und geſchichtliche Weisheit zu lern

---

Bücher zu ermässigten Preisen.

Bücherkäufer werden auf das von **F. A. Br** in Leipzig ausgegebene

Verzeichniss werthvoller Werke zu bedeutend ermässigten Preis

eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur e besonders aufmerksam gemacht. Dasselbe ist i Buchhandlung **gratis** zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

[li]terariſche Unterhaltung.

[Erſche]int wöchentlich. —— Nr. 44. —— 29. October 1857.

Ida Pfeiffer. — Kosmologiſche Naturkunde. Von **Heinrich Birnbaum**. — Ein politiſches Drama. Von **Rudolf** — Engliſche Freiheit. Von **Eduard Schmidt-Weißenfels**. — Goethe's „Egmont“ in der Schiller'ſchen Bearbeitung. — **Notizen**. — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Ida Pfeiffer.

[Zwe]ite Weltreiſe. Von Ida Pfeiffer. Vier Theile. [G]erold's Sohn. 1856. 8. 4 Thlr.

Ida Pfeiffer kann als eine der merkwürdig- [...]einungen nicht blos unſerer Tage, ſondern [...]n in der Geſchichte der Menſchheit betrachtet Denn daß eine unverkennbar ſehr verſtändige, [u]nd anſpruchsloſe Witwe, ihrem Stande und [...]ung nach den Kreiſen des höhern Bürger- gehörend, noch in ihren ältern Jahren —, in- [...]re Kinder verſorgt ſieht und die Laufbahn ih- [...]ienlebens gewiſſermaßen als abgeſchloſſen be- –, ohne durch eine beſondere, geographiſche [...]g angeregt oder durch Vermögensumſtände [...]zu ſein, mit einem male die großartig- [...]weitgehendſten Reiſepläne faßt und mit ei- [...]heroiſchen Unerſchrockenheit zur Ausführung [...]s Alles iſt in der Geſchichte der Frauenwelt [...]e Beiſpiel geweſen. Die Verfaſſerin der vor- [...]Schrift eröffnete, ſoviel wir wiſſen, ihre Unter- [...]i im Jahre 1842 durch eine Reiſe in den [...]ch der Türkei, Syrien, Paläſtina und Aegyp- [...]), deren Beſchreibung, von ihr ſelbſt verfaßt, vor [...]n die vierte Auflage erlebte. *) Drei Jahre nach- [...] ſie ihren Wanderſtab nach der Heimat der alten [...]n und der Stätte ihrer Anſiedelungen im äußer- [...]n von Europa bis nach Island hinauf. **) [...]wie kühn und außerordentlich dieſe Fahrten [...]derungen für eine Frau erſcheinen, ſo ſind [...]nur ſchwache Anfänge und Vorſprünge ih- [...]i „Weltreiſen“. ***) Die Rückkehr von der erſten dieſer Weltreiſen (4. November 1848) fällt in die entſcheidungsvollen Tage des bewegungsvollen Jahres. Mit Staunen und Bewunderung wurde die Kunde ihres muthvollen Unternehmens, die Erzählung ihrer Erlebniſſe und die Proben ihres ſeltenen Muthes und einer unglaublichen Ausdauer vernommen, obgleich die Perſon der Verfaſſerin nur Wenigen noch bekannt, und die Aufmerkſamkeit faſt ausſchließlich auf die politiſchen Ereigniſſe und Entwickelungen gerichtet war. Sie hatte in Braſilien mit der höchſten Lebensgefahr und nicht ohne einige Wunden davonzutragen, den Kampf mit einem räuberiſchen Neger beſtanden und gleichwol ſich durch keine Abmahnungen davon abbringen laſſen, in Begleitung eines Führers auf einem Maulthier die unbekannten und gefahrvollen Wildniſſe im tiefen Innern von Braſilien zu beſuchen. Nur mit dem ſtärkſten Widerſtreben wurde das von ihr mit lebhafteſter Vorliebe gehegte Vorhaben, mitten durch die Breite des centralen Südamerika nach den Küſten des Stillen Meeres vorzudringen, als unausführbar aufgegeben. Sie ſah es als eine herbe Fügung an, daß ſie ſich damit begnügen mußte, den chileniſchen Hafen auf dem Wege über das Cap Horn zu erreichen, von wo ſie dann weiter, nach einem Beſuch der Inſel Otaheiti, ſich nach China wandte. Hier war ihr von neuem beſchieden, einen Lieblingsplan ſcheitern zu ſehen: ſie mußte davon abſtehen, die friedlichen, durch Verkehr und Conflicte ausländiſcher Nationen nicht gereizten oder verderbten Chineſen im Binnenlande kennenzulernen. Das entſcheidende Hinderniß für ſie lag diesmal nicht ſowol in dem allgemein verbreiteten Haſſe gegen die Europäer, als vielmehr in der altherkömmlichen, zur Zeit allgemein gegenwärtig gehaltenen Weiſſagung, daß das „himmliſche Reich“ durch eine Frau zugrunde gehen werde. Wie hätte ſie daran denken können, der Wuth des fanatiſchen Aberglaubens in einem ſo ſehr zur Tücke geneigten

[*) „Reiſe] einer Wienerin in das Heilige Land, nämlich von Wien [nach Conſtan]tinopel, Bruſſa, Beirut, Jaffa, Jeruſalem u. ſ. w. und [...] Malta, Sicilien, Neapel, Rom u. ſ. w. Unternommen im [Mär]z–[De]cember 1842. Nach den Notaten ihrer ſorgfältig geführ[ten Tagebüch]er“ (vierte verbeſſerte Auflage, 2 Bde., Wien 1856).

[**) „Reiſe] nach dem ſkandinaviſchen Norden und der Inſel Island [im Jahre 18]45“ (2 Bde., Peſth 1846).

[***) „Eine] Frauenfahrt um die Welt. Reiſe von Wien nach Braſilien, Chile, Otaheiti, China, Oſtindien, Perſien und Kleinaſien“ (3 Bde., Wien 1850).

manche peinvolle Erfahrungen ſich befriedigt zu fühlen, ſchien ihre Reiſeluſt nur um ſo höher geſteigert. So finden wir die unermüdliche Touriſtin, trotz aller Gefahren, die ihr gedroht hatten, trotz der bittern Täuſchungen und Hemmungen, welche ihr entgegengetreten waren, bereits im Frühjahr 1851 wieder unterwegs, um neue weite Reiſen zu unternehmen. Außer ihren Erſparniſſen und den disponibeln Erträgen ihres kleinen Vermögens ſah ſie ſich durch „einen Zuſchuß der öſtreichiſchen Regierung“ von 150 Pf. St. (1500 Fl.) unterſtützt. Indeſſen waren, ſoviel ſich aus verſchiedenen Aeußerungen im Anfange der vorliegenden Reiſebeſchreibung ſchließen läßt, ihre Plane nichts weniger als feſt angelegt oder abgeſchloſſen.

Ein unbeſtimmtes, wennzleich an ſich nicht gerade unklares Verlangen, in unerforſchten Gegenden den Zuſtand von Völkern und Menſchen kennenzulernen, wie ſie unberührt von der modernen Civiliſation in ihren Bergen, Thälern oder Wäldern lebten, hatte ſie von neuem nach London geführt. Ihr nächſter Gedanke ſcheint diesmal auf Südafrika im weiteſten Sinne des Worts gerichtet geweſen zu ſein. Nachdem ſie anderthalb Monate (vom 10. April bis 24. Mai 1851) in London ſich umgeſehen, ſchreitet ſie zur Ausführung des Entſchluſſes, ſich zunächſt nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung zu begeben. Die Anfänge dieſer Reiſe, beſonders die fünfundſiebzigtägige Fahrt nach Capſtadt, waren eine harte Probe der Ausdauer und Geduld. Das Segelſchiff, welchem die Reiſende ſich anvertraut hatte, ging äußerſt langſam; die Verpflegung war ſehr ſchlecht, die Geſellſchaft überaus unbehaglich. Die Verfaſſerin hatte die Abſicht, ihren Aufenthalt in Capſtadt möglichſt abzukürzen; ihre Blicke waren auf die großen Binnenſeen im ſüdlichen Afrika, namentlich auf den Ngami- und Nyaſſi-See gerichtet, unter welchen der letztere bis auf den heutigen Tag noch von keinem Europäer erreicht iſt und die erſte Stelle jener Geheimniſſe des Erdtheils einnimmt, deren endlicher Enthüllung mit unbeſchreib-

Beiſpiel des Miſſionars David Livingſtone
der bekanntlich in neueſter Zeit das außeror
nehmen einer Wanderung mitten durch da
afrika zwiſchen Mozambique und Loando m
facher Ausrüſtung zu Ende geführt hat.

Zunächſt beſchäftigte ſich die Verfaſſeri
danken, die auſtraliſche Antipodenwelt zu b
auch dieſer Plan trat ſchnell wieder in de
als ſich eine günſtige und ſehr wenig k
legenheit zur Ueberfahrt nach Singapore
hatte auf ihrer erſten Reiſe um die Welt
dort die Schiffe für alle Himmelsgegende
ten. Jetzt geſtaltete ſich Alles freundliche
Fahrt nach Singapore wurde faſt von Ta
ziehender und lohnender. Bei ihrer Ank
die Reiſende dort von alten Bekannten, e
Jahre zuvor, aufs freundlichſte bewillkommn
bergt. Nach einigen Wochen ergreift ſie
Gelegenheit, das Fürſtenthum Sarawak a
Borneo zu beſuchen. Hier war es zwar e
tes Misgeſchick, daß der Rajah Sir Jame
Zeit auf einem Beſuch in England abweſen
ſein Sohn, Capitän Brooke, bietet Alles
gekommenen die größte Aufmerkſamkeit u
freundlichſte Aufnahme angedeihen zu laſſ
nicht blos das Gebiet von Sarawak, ſonder
intereſſante Partien der Umgegend kennengel
Schilderung, welche ſie davon gibt, wird
ſo größerer Theilnahme geleſen werden, ſeitd
ſchaft in neueſter Zeit durch die tückiſche
dortigen Chineſen ein arger Schauplatz der
Verwüſtung geworden iſt. Neben den
Malayen treten hier auch die eingeborenen
der Erzählung auf; denn vor allem gibt di
ein klares Bild ihrer Auffaſſung des Chara
tigen Volkselemente, vorzüglich der Malay
Chineſen. Sie ſagt über die letztern unter

Man kann die Chineſen als das Glück un

mitzt bekannt und ſowenig ſie in fremden Län-
n, Gebräuche und Kleidung ablegen, ebenſo
ihren Charakter ab.

Reiſende (17. Januar 1852) von Sa-
d nimmt, hat ſie den Gedanken gefaßt,
es Sekamil- oder Batang-Lupargebirgs
tiefer landeinwärts gehenden Flüſſe (auf
aracan) ſoweit als möglich in das Innere
inzudringen, dann mitten durch die bisher
ten Wildniſſe der unabhängigen Dayaker
er den Kamm der Gebirge zu ſuchen und
Abhange derſelben auf dem Fluſſe Kapua
ch der holländiſchen Colonie Pontianak zu
Gegenvorſtellungen und Abmahnungen unge-
m ſie die Ausführung dieſes Plans, und
geweſen, denſelben vollſtändig verwirk-
und wieder einmal einige Tage hindurch,
hne ſchaudervolle Erlebniſſe und Gefahren,
durchwandern, die bis dahin kein europäi-
ten hatte. Wir erwähnen folgender zwei
dem Tagebuche, die zugleich als Probe der
lten mögen:

. Während des Tags fiel nichts vor; wir
ren Dayakerplätzen ungeſtört vorüber. Nach-
wir wieder bei einem Stamme ein. Hier ſah
hr gemüthlich aus, denn die Leute waren erſt
von einem Kampfe heimgekehrt und hatten
itgebracht, der nebſt den andern ſchon beinahe
eten über der Feuerſtelle hing, an der mein Lager
Es iſt dies nämlich der Ehrenplatz, der dem
ird: eine höchſt widerliche Auszeichnung, die
ausſchlagen darf. Die dürren Schädel, die in
gwinde gegeneinanderklapperten, der unbe-
kende Geſtank, der von dem friſchen Kopfe
en mir der Luftzug zeitweiſe ins Geſicht trieb,
Leute, die noch ſehr aufgeregt ſchienen und be-
n Lager kreiſten, als ſchon alle Feuer erloſchen
mich um Schlaf und Ruhe. Ich geſtehe auf-
lngſt war ſo groß, daß ich in eine Art Fieber

.... Auf einer kleinen Erhöhung am Ufer ſtan-
gewiß hundert an der Zahl. Bei unſerm An-
Geſchrei aufs höchſte und ihre Geberden wur-
Das Herz erbebte mir im Leibe; doch zur
s zu ſpät. Entſchloſſenheit allein konnte uns
Hügel gegenüber mitten im Fluſſe lag eine
f dieſe ſprang mein wackerer Koch und begann
ng mit dem Rajah, von welcher ich leider kein
da ſie in dayakiſcher Sprache vorſichging. Um
meine Beſtürzung, als plötzlich die Wilden die
erabſprangen, ſich theils in Canots, theils ins
, rudernd und ſchwimmend auf mein Prauh
und es von allen Seiten umringten und er-
achte ich, der letzte Augenblick meines Lebens
Doch bald vernahm ich die Stimme des Kochs,
e, daß man uns willkommen heiße. Wer je
h nahe war, der allein kann ſich eine Vorſtellung
Angſt, die ich ausgeſtanden, ſowie von der
h nun erfüllte, als ich mich gerettet ſah! ...
Flagge war der Talisman, der uns ſchützte.

Liebhaberei der Dayaker an den Köpfen erſchlagener
roße Werth, den ſie denſelben beilegen, ſind bekannt.
nenden Namen Head-hunters und Koppensneller
n und Holländern.

Die Reiſende kam am 6. Februar glücklich zu Pontianak an und ging am 22. wieder zunächſt nach Batavia unter Segel. Sie hatte auf der großen Inſel Borneo die mannichfaltigſten Erfahrungen geſammelt, namentlich von Pontianak aus noch einige Ausflüge (nach den Demantminen von Landak und nach dem holländiſchen Fort Sambas) gemacht, mehre eingeborene Fürſten und Häuptlinge, ſowie auch einige ausgezeichnete Perſonen aus der holländiſchen Beamtenwelt kennengelernt. Zu den letztern gehörte der Reſident Willer, an welchem ſie „großes Intereſſe nimmt, nicht nur weil er ein ſehr vollſtändiges Werk über die Battaker auf Sumatra und die Alforen auf Ceram geſchrieben hat, ſondern auch weil er ſich die Abſchaffung des Pfandrechts ſo ſehr angelegen ſein ließ".

In Batavia wurde der Reiſenden in der Familie des Reſidenten van Rees die beſte Aufnahme zutheil. Einige Tage nach ihrer Ankunft wurde ſie bereits von dem Generalgouverneur Deimar van Twiſt nach Buitenzorg (man könnte den Namen dieſer Reſidenz füglich durch „Sansſouci" überſetzen) eingeladen; alle Sehenswürdigkeiten der Stadt und Umgegend ſtanden ihr offen. Sie beſuchte unter Anderm die Cochenillepflanzungen des Grafen van der Boſch auf Ponde Gedé, ferner die an Schwalbenneſtern höchſt ergiebige Schwalbengrotte in der Nähe von Buitenzorg, ſowie auch die Theepflanzungen zu Bandong und die große Kaffeemühle zu Lembang, welche jährlich über 25,000 Pikul (mithin weit über 30,000 Centner) reinen Kaffee liefern ſoll. Auch Ausflüge nach hervorragenden Punkten fehlten nicht. Unter Anderm wurde der 9600 Fuß hohe Pangerang erſtiegen: freilich, wie ſie bemerkt, nur eine ſehr geringe Mühe, da man bis zum Gipfel reiten konnte.

Weit entfernt, durch die bisherigen Erkundungen, Abenteuer und Begegniſſe ſich befriedigt zu finden, richtet ſich jetzt das Verlangen der Touriſtin auf diejenige der großen Sundainſeln, welche verhältnißmäßig bisjetzt am wenigſten erforſcht iſt und deren Eingeborene durch Roheit und wilden Kannibalismus vorzugsweiſe berüchtigt ſind. Sie eröffnet den zweiten Band der vorliegenden Reiſebeſchreibung mit ihrem Beſuche der Inſel Sumatra, indem ſie verſichert, daß unter allen ihren Reiſen dieſe die intereſſanteſte geweſen ſei. Ihr Ausgangspunkt war die dortige holländiſche Hauptſtadt Penang, wo die Reiſende ſich von dem Gouverneur und andern Beamten aufs freundlichſte bewillkommnet und aufgenommen ſah. Als ſie ihr Vorhaben entdeckte, „das ſogenannte Oberland, Benjol, Mandelling, Ankolla, Groß-Toba zu beſuchen und bis zu den freien, wilden Battakern unter die Kannibalen zu gehen", fehlte es nicht an den eindringlichſten Abmahnungen. Allein die Verſicherung, daß ſich kein Europäer mehr ohne Militärbegleitung unter die Battaker wage, ſeitdem im Jahre 1835 die beiden amerikaniſchen Miſſionare Layman und Manſor von ihnen getödtet und gefreſſen ſeien, dieſe Verſicherung ſcheint beinahe mehr als ein neuer Sporn, wir möchten ſagen wie ein treibender Zauber ihren Entſchluß beſtärkt zu haben. Am 16. Juli tritt ſie ihre Reiſe nach den „ver-

rufenen“ Landſchaften an. Zwei Wochen ſpäter, eben im Begriff, die Grenzen nach jenen wilden Volksſtämmen hin zu überſchreiten, wirft ſie einigen mit den Holländern verbündeten battakiſchen Rajahs die Frage vor:

Ob es wahr ſei (wie manche Reiſebeſchreibungen behaupten), daß die Battaker die Leute nicht gleich tödteten, ſondern lebend an Pfähle bänden, ihnen das Fleiſch ſtückweiſe vom Körper ſchnitten und es warm mit Tabak und Salz verzehrten. ... Dieſes langſame Hinmorden — fügt ſie hinzu — hätte mich doch ein wenig abgeſchreckt. Aber man betheuerte mir einſtimmig, daß dies nur mit Jenen geſchähe, die ſchwerer Verbrechen wegen zum Tode verurtheilt ſeien. Die Kriegsgefangenen werden an einen Baum gebunden und enthauptet; dann fängt man ihr Blut ſorgfältig auf und trinkt es warm oder verzehrt es mit gekochtem Reis vermiſcht. Hierauf geht es an die Theilung. Die Ohren, die Naſe, die Leber und die Fußſohlen ſind ein ausſchließendes Vorrecht des Rajah, der außerdem noch ſeinen Antheil von dem Körper erhält. Die ſchmackhafteſten Theile ſind die Fußſohlen, das Innere der Hand, das Fleiſch vom Kopfe, das Herz und die Leber. Gewöhnlich röſten ſie das Fleiſch und verzehren es mit Salz.

Die Reiſende gedachte von der äußerſten holländiſchen Station Padang-Sidimpuang (Fort mit einer kleinen Beſatzung) aus „durch das große Thal Silindong bis an den Landſee Eier-Tau (d. h. großes Waſſer) vorzudringen, den noch kein Europäer geſehen hat und von deſſen Vorhandenſein man blos durch die Erzählungen der Eingeborenen unterrichtet iſt“. Die vorhandenen Nachrichten erwieſen ſich aber ſo unvollſtändig und verworren, daß nicht daran zu denken war, einen Reiſeplan zu entwerfen. Vom Controleur des Grenzforts, Hammers, mit Briefen für einige Rajahs im Innern, die mit den Holländern in Verkehr ſtanden, und mit einem Führer verſehen, nimmt die Verfaſſerin unverkennbar in Stimmung einer ſehr ernſthaften Reſignation am 2. Auguſt von dem „letzten Europäer“ recht herzlichen Abſchied. Sie läßt einige bei dieſer Gelegenheit geordnete Papiere auf den Fall ihres Nichtwiederkehrens für ihre Familie zurück. Vom 5. Auguſt ab ſieht ſie ſich für den weiten Weg ausſchließlich auf Fußwanderung angewieſen; am 8. Auguſt beſteht ihre Begleitung außer ihrem Führer nur noch aus einem Rajah von der äußerſten Grenze des freien Battakerlandes, der verſicherte, daß ſie ohne ſein Geleit jenes Gebiet nicht betreten könne und ſich daher bewogen fühlte, mit fünf ſeiner Männer an ihrer Seite zu gehen.

Der Weg führte in den nächſten zwei Tagen durch finſtere, beinahe undurchdringliche Wälder oder durch ſechs Fuß hohen Alang-Alang. Unter ſtarken Regenſchauern wurde das erſte Nachtquartier im Walde aufgeſchlagen, dann kamen ſie ins Freie, aus den Beſchwerden und Mühen in die tauſendfache Gefahren drohende Heimat der wilden Kannibalen. Die Landſchaft an ſich war reizend, das Thal groß und wellenförmig, manche Flächen reich mit Reis bepflanzt. Unter den beſondern Merkwürdigkeiten heben wir die am 10. Auguſt von der Reiſenden überſchrittene Hängebrücke des Fluſſes Pandang-Toru hervor, die aus einem einzigen wenigſtens 70 Fuß langen Bambusrohre beſtand, das kaum ſechs Zoll im Durchmeſſer haben mochte, u
men frei in der Luft ſchwebte, ſodaß blos die
auf Baumſtämmen ruhten, während dünn
an den Seiten ein Geländer formten.

Sowol die Wanderung als die Nachtherb
auf Pfählen gebauten Battakerhäuſern war
fahrvollſten und erſchütterndſten Scenen begl
unaufhörlich drohte, bald von den Tigern, de
den Wald erfüllte, bald von Rieſenſchlangen
kodilen in den Niederungen und Flüſſen u
ſten von den kannibaliſchen Einwohnern die ſ
Lebensgefahr. Dafür aber bot ſich auch d
Gelegenheit dar, den Charakter der Landſcha
ben und Treiben des Volks, ſeine Geſinnung
und Sitte, ſeinen rohen Geſchmack, ſeine
Vergnügungen, Hausthiere und Nahrungsquel
zulernen. An den erſten Tagen erſchien das
dieſer Wilden noch leidlich, bisweilen ſogar
und wohlwollend. Aber am 13. Auguſt kam
das Schlimmſte drohenden Begegnung:

Mehr als 80 bewaffnete Männer ſtanden am
erwarteten uns. Als wir an ihnen vorüber wollte
ſie den Weg und in einem Augenblicke hatten
knechte einen Kreis um mich geſchloſſen. Die Leute
alle Beſchreibung fürchterlich aus. Sie waren gr
tig, viele an ſechs Fuß hoch, die Geſichtszüge le
bewegt, was ſie noch viel häßlicher machte — das
mit den hervorſtehenden Zähnen glich wahrlich me
chen eines wilden Thiers als einem menſchlichen
hatte zwar Angſt, die Scene war zu entſetzlich,
ich nicht meine Geiſtesgegenwart und ſetzte mich,
ruhig und vertrauensvoll, auf einen Stein, der am
Einige Rajahs traten auf mich zu, mir mit Worten
drohend, daß, wenn ich nicht umkehre, man mich
verzehren würde. Ich erhob mich, klopfte dem
der ſich am meiſten an mich herandrängte, freundli
Achſel und ſagte mit heiterer, lächelnder Miene, halb
halb battakiſch: „Ihr werdet eine Frau nicht t
auffreſſen, am wenigſten eine ſo alte wie ich bin, de
ſchon hart und zähe iſt.“

Durch dieſes muthige und taktvolle Benehm
zwar zunächſt eine leidliche Wendung der Dinge an
die geſchloſſene Reihe der Lanzenknechte öffnete ſich
fingen an“, erzählt die Verfaſſerin, „über mein
welſch, über meine Pantomimen zu lachen. Mein
loſigkeit, mein Zutrauen gefiel ihnen — ich hatte
Allein ſchon am folgenden Tage unterbrachen wi
wilde Scenen entſcheidungsvoll den Weg.
Utta (Battakerdorf) ihres dermaligen Quartiers
melten ſich verſchiedene Rajahs mit ihren Be
und beſchloſſen in ihrer Berathung, daß unſere
nicht weiter vordringen dürfe. Alle Wünſche
mühungen, alle Anträge und Bitten, ihren Ausſp
zuwenden, erwieſen ſich vergeblich. Das erſch
der Eier-Tauſee, war der Beſchreibung der Ein
zufolge nur 2 — 2½ deutſche Meilen (10 — 1
d. h. Pfähle zur Bezeichnung des Wegmaßes)
dennoch vermochte ſie auf keine Weiſe die Erla
erringen, ſelbſt nur in alleiniger Begleitung eine
nes aus der Mitte der Verſammelten die

ıgelkette zu erſteigen und eines Blicks auf das ge- mnißvolle „große Waſſer“ theilhaft zu werden. Spä- verlautete, daß eine gegenſeitige Uebereinkunft zwiſchen „Königin von Eier-Lau“ und den Silindongern der eiterreiſe entgegengeſtanden habe. Wie dem auch ſei, ſere Reiſende wurde, nachdem ſie bis zum folgenden ittag angehalten, unter wilden Drohungen genöthigt, einem andern Wege wieder umzukehren. Sie ſchreibt am August aus Padang-Sidimpuang: „Man kann ſich keine Vorſtellung machen von dem angenehmen Ge- ıle, das ich empfand, als ich mich wieder in voller herheit ſah, mich an eine reinliche Tafel mit guten richten ſetzte, in ein herrliches Bett zur Nachtruhe ging.“ Daß die überſtandene Gefahr keine eingebildete war, ıt das Schickſal dreier franzöſiſcher Miſſionare, die dem bei ihren Verſuchen in jene Landſchaft einzudrin- unweit der von Ida Pfeiffer erreichten Stelle ein fer des Kannibalismus geworden ſind. Man kann er ſagen, daß dieſes Unternehmen trotz des endlichen ßlingens als höchſter Zenith der Thaten unſerer Tou- in glänzt. Gleichwol folgen wir ihr nicht ohne Inter- auf den beiden ſpätern Beſuchen der Inſel Java, ihren weitern Fahrten nach den Molukkeninſeln Banda, ıbon, Ceram, und insbeſondere bei ihren Wanderun- auf der Inſel Celebes. Ueberall findet ſie bei den ländiſchen Reſidenten und Coloniſten das freundlichſte tgegenkommen, uneigennützige Gaſtfreundſchaft und ıſtige Gelegenheit, über Sitte und Charakter der Ein- orenen nicht blos die erwünſchte Kunde, ſondern auch nittelbare Anſchauungen an Ort und Stelle zu ge- ınen. Bemerkenswerth iſt, daß ſie die Alforen auf am, welche ſie den Koppenſneller-Dayaken auf Borneo wandt glaubt, von den ſogenannten Alforen auf Ce- s ganz verſchieden findet.

Die beiden letzten Theile der zweiten Weltreiſe ſind ausſchließlich den Reiſen in Amerika gewidmet. Zu- ſt wendet ſich die Reiſende mit glücklicher Gelegen- nach San-Francisco, wo ſie unter Anderm auf n ihrer Ausflüge zu Marysville der Gaſtfreund- t des berühmten Entdeckers der californiſchen Gold- ır, des Generals Sutter, genießt. Auch dem eigen- lichen Intereſſe für wilde Völkerſchaften wurde durch keineswegs gefahrloſen Beſuch der Rogue-River- aner eine gewiſſe Befriedigung geboten. Wie wenig elbſt jetzt noch der Sinn für verwickelte und weit- hende Unternehmungen fehlte, zeigte ſich in dem aben, mit welchem ſie jetzt nach Lima ging: über Cordillerengebirge durch die Wildniſſe am öſtlichen nge deſſelben nach dem Amazonenſtrom vorzudrin- und von Loretto aus dieſen mächtigſten aller Ströme zu ſeiner Mündung zu befahren. Sie ließ ſich diesmal durch die Fährlichkeiten der zur Zeit (im nge 1854) ausgebrochenen Revolution zurückſchrecken. Ende des Februar entſchloß ſie ſich, ihr „Glück über zu verſuchen“. Unter unſaglichen Beſchwerden und ehrungen gelang es ihr, während ungünſtigen trüben erwetters die hochgelegene Stadt zu erreichen. Allein die gehoffte Wirkſamkeit der Empfehlungen an die Staatsmänner und andere angeſehene Perſonen in Ecuador verſagte ſo ſehr und der Geſundheitszuſtand der Reiſenden hatte dergeſtalt gelitten, daß ſie nicht blos der Plane auf den Amazonenſtrom, ſondern ſelbſt eines demnächſt gefaßten Vorſatzes, über Bogota nach Guayaquil zurückzugehen, ſich entſchlagen mußte. Indeß hatte ſie doch auf den Rückwegen die große Freude, den Chimboraſſo bis zu ſeinem Gipfel vier mal vollſtändig und klar zu erblicken, ein Genuß, der ihr auf dem Hinwege nach Quito ganz verſagt geblieben war.

Der vierte und letzte Theil beſchließt die Beſchreibung dieſer Weltreiſe mit Schilderungen des Beſuchs von Nordamerika, d. h. eine Miſſiſſippifahrt von Neuorleans bis zu den canadiſchen Seen, mit Bemerkungen über bemerkenswerthe Punkte, z. B. Neuorleans, den Niagarafall u. ſ. w., über Sitte, Leben und Zuſtände, namentlich über Dampfſchiffahrts- und Eiſenbahnweſen, über die Verhältniſſe der Indianer und der Sklaven. Zuletzt wendet ſie ſich über Neuyork und Boſton nach England zurück, nach ungefähr $3^1/_2$ Jahren (vom 24. Mai 1851 bis 12. November 1854). Das Schlußcapitel behandelt noch einen von London aus unternommenen Beſuch der freundlichen Azoreninſel S.-Miguel (vom 31. December 1854 bis 21. Mai 1855).

Die bekannte ſchriftſtelleriſche Eigenthümlichkeit der Verfaſſerin tritt beſonders auch in den Proben, welche dem vorſtehenden Ueberblick eingewebt ſind, ſprechend hervor. Ihre Darſtellung iſt einfach und dem Sinn der Beobachtung gemäß höchſt unbefangen, warm und gemüthvoll. Auf die Treue der Schilderungen fällt nirgends ein Schatten, ſofern ſie von den Erinnerungen und Auffaſſungen nirgends abweichen. Sehen wir doch, wie ſie die Anfechtungen der Angſt und des Schreckens ſtets mit aller Aufrichtigkeit eingeſteht; man muß ſich nur wundern, wie ſie dieſe Situationen, dieſe innern Kämpfe alsbald wieder vergißt und ſich unaufhörlich in neue Conflicte derſelben Art hineinſtürzt. Daß Stil und Ausdrucksweiſe nicht immer ſtreng correct ſind, wird man ihr gern zugute halten; im Ganzen geht das Talent der Darſtellung und Erzählung der Verfaſſerin nicht ab. Wenn ſie ihren Dilettantismus auf das Gebiet der Kosmopolitik hinüberſpielen läßt, ſo geſchieht dies in einer ſo naiven, anſpruchsloſen Weiſe, daß man die immerhin nur kurzen Digreſſionen dieſer Art ganz natürlich und angemeſſen finden kann. Auffallend würde es ſein, wenn ſie an ſo bedeutenden Entwickelungen und Thatſachen, wie ſie z. B. die holländiſchen Colonien in Java und Borneo, das Sklavenweſen u. ſ. w. darbieten, hätte vorübergehen und die Erfahrungen derſelben in ſich aufnehmen können, ohne ſich ihr Urtheil darüber zu bilden. Daß dieſe Urtheile den Standpunkt der wiſſenſchaftlichen Politik und Volkswirthſchaftslehre nicht erreichen, daß unwillkürlich perſönliche Eindrücke einſeitig dabei einfließen, wird um ſo eher entſchuldigt werden, da die gegebenen Mittheilungen das Alles offen und frei zur Schau tragen. Indem die Reiſende ſich namentlich von den holländiſchen

Colonialbeamten mit großer Uneigennützigkeit aufs gaſtfreundlichſte beherbergt ſieht, wie könnte ſie anders als mit günſtigem Vorurtheil ihre Blicke auf deren Wirkſamkeit lenken? Wenn ſie unter den wilden Völkern oft freundliche Herberge und wohlwollende Aufnahme findet, und dann unter Anderm im Freiſtaate Ecuador von vornehmen Chriſten, denen ſie als ſchutzbedürftige Wandernde ſich vertrauensvoll mit Empfehlungsbriefen nähert, ſich verächtlich behandelt und ſogar mit ſchnöden Betrügereien überliſtet ſieht: wer mag ihr verargen, wenn ſie derartige Erfahrungen auf ihre Stimmung ſichtbar einwirken läßt? Wohin ſie auch immer kommt, eine freie ſittliche Anſicht, einen philanthropiſchen Sinn, Freude an Fleiß, an häuslicher Einfachheit, an ſchmuckloſer Offenheit und echter Moral bringt ſie überall mit, und wir können verſichert ſein, daß die Erinnerungen an ſie bei den Wilden, mit welchen ſie verkehrt, in beſtem Andenken und vielleicht ſelbſt fruchtbar fortleben werden.

Von geſchichtlichen, ſtatiſtiſchen und geographiſchen Misverſtändniſſen und einzelnen Irrthümern ſind die vorliegenden Bände nicht frei. Aber viele Mittheilungen auf dieſen Gebieten ſind doch aus guten Quellen geſchöpft und immerhin recht willkommen. Niemand wird ſich verſprechen, aus denſelben eine allſeitige oder befriedigende Kenntniß von Inſeln und Landſchaften gewinnen zu können; an bemerkenswerthen Beiträgen fehlt es indeß nicht und die Nachrichten über das Geſchehene und Erlebte enthalten vielen anregenden Stoff. Bei der Lectüre des Buchs iſt uns unwillkürlich der Wunſch nahegetreten, daſſelbe mit Illuſtrationen und Kartenſkizzen begleitet zu ſehen; vorzüglich vermißten wir die letztern, da es nur zu oft unmöglich iſt, mit den allgemein zugänglichen kartographiſchen Mitteln der Reiſenden auf dem Fuße zu folgen.

Den Leſern d. Bl. wird bekannt ſein, daß Ida Pfeiffer ſeit einigen Monaten wieder unterwegs iſt und diesmal die verrufene und im Innern unerforſchte Inſel Madagaskar mit ihren kannibaliſchen Einwohnern zum Ziel ihrer Reiſe erſehen hat.*) Keine Abmahnungen, keine Vorſtellungen der furchtbaren Gefahren, welchen ſie entgegengeht, haben ſie abzuſchrecken vermocht. Referent hat Gelegenheit gehabt, die „heroiſche Frau" perſönlich kennenzulernen und über ihren Plan nähere Mittheilungen im Zwiegeſpäch aus ihrem Munde zu vernehmen. Das Bild des einfachen, anſpruchsloſen, gemüthvollen Weſens, die Aufrichtigkeit und Offenheit, mit welcher ſie durch Nachfragen ihre zur Zeit nichts weniger als ausreichende Kunde über Afrika und Madagaskar zu ergänzen und zu berichtigen ſtrebte, und die ruhige Zuverſicht, welche ſie allen Gemälden des Schreckens entgegenhielt, werden ihm unvergeßlich ſein. 31.

*) Den neueſten Nachrichten zufolge iſt die muthige Reiſende ſammt den übrigen in der Hauptſtadt der Hovas anweſenden Fremden auf Befehl der Königin Ranavalo ausgewieſen worden. D. Red.

Kosmologiſche Naturkunde.

F. Pfaff. K. H. Baumgärtner. J. Richert

Die Neigung der Gelehrten, ihr Forſchen,
Glauben auf das Schöpfungsganze zu beziehen, iſt
Zeit wieder recht lebendig geworden. Faſt allen
Wiſſenſchaften gibt man eine ſolche Richtung, daß ſie
auftreten können in der Beantwortung der großen
dem Uranfange der irdiſchen und himmliſchen Ge
Im Allgemeinen darf uns ein ſolches Beſtreben nic
befremden, es beſteht ſchon ſo lange, als die M
Denkkraft über die einzeln ſie eng umgebenden D
in das abſtracte Gebiet des Univerſums zu erheben
waren. Dieſer geiſtige Blick in das Weltall iſt ein
deter Charakterzug in der Natur der höhern En
geſchichte des Menſchen. Das darf uns nicht auff
darin ließe ſich vielleicht etwas Befremdendes finden,
heutige Naturkunde von ihrem ſo vielgerühmten
und ſcharfbegrenzten Erfahrungsſtandpunkte aus
geneigt ſein könne, einen reinidealen Geſichtskreis
um über Gegenſtände, welche weit über alle wirk
rung erhaben ſind, ein Phantaſiegemälde aufzu
Glaubensbekenntniß auszuſprechen. Indeß mag de
ihm wolle, ſo wäre es doch wieder gar nicht
dieſer ſcheinbaren Inconſequenz viel Aufhebens zu m
ſtrenggenommmen läßt ſich daraus nur die Lehre
der Geiſt des Menſchen ſich nie mit den nackten
thatſachen allein begnügen mag, daß es ganz unb
in ſeinem wahren Weſen liege, der Phantaſie
geben und auch das Gebiet der Möglichkeiten mit
ſo oft dazu Gelegenheit geboten wird. Es thut
der ſtrengen Wiſſenſchaft keinen Abbruch, wenn ſi
dem denkenden großen Publicum gegenüber ihr er
einmal vergißt und lebensfriſch und poetiſch kühn
in das Grün des Lebens hineintritt und ſich auch h
und glücklich fühlt. Einer Urgeſchichte der Schö
die Erfahrungsgrundlage nicht fehlen, aber ſie iſt d
nicht aufzubauen; ohne Hypotheſen, ohne Ideale
haltlos und kraftlos in ſich zuſammenſchrumpfen.
Denker der inductiven Wiſſenſchaften haben es nie
ihre höchſte Geiſteskraft zur Erforſchung der Wah
keit des Urſprungs der Schöpfung anzuwenden.
ſich dazu gedrungen, obgleich ſie wußten, daß ſie n
licher ſein würden als Tauſende vor ihnen, die
verſucht hatten. Bei jedem neuen Aufſchwung der
ſchaften, bei jeder Entdeckung epochemachender neue
heiten fehlten die kosmologiſchen Verſuche nicht. Un
ſern Tagen, wo alle Naturwiſſenſchaften ſo reich geſe
mit klarer Erkenntniß des Einzelnen, da muß ſich
Blick über das Ganze erſtrecken und mit neubelebter
kraft hier nach Licht zu forſchen trachten. Die Schöp
ſchichte hat daher überhaupt, aber ganz beſonders in
erfahrungsreichen Gegenwart ihre volle Berechtigung.

1. Schöpfungsgeſchichte mit beſonderer Berückſichtig
bibliſchen Schöpfungsberichts von Friedrich Pfaf
zahlreichen Holzſchnitten und einer Karte. Frankfurt
Heyder und Zimmer. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 1

Das iſt ein ſehr empfehlenswerthes Buch. Es be
ſeinen Gegenſtand mit der Ruhe eines gründlich ge
Gelehrten und bewegt ſich dabei doch mit feinem
anſprechender Leichtigkeit ſelbſt durch die ſchwierigſten
hindurch. Die Auswahl ſeines Stoffs iſt reich
obgleich der Verfaſſer eigentlich doch nur gerade Da
delt, was er gern beſpricht und was ihm durch
Studien ein wirkliches Eigenthum geworden iſt.

Die Geologie und Aſtronomie ſind die beiden
lichen Grundlagen, worauf das Werk ſeine Schöpfungs

aufbaut; da es aber einen populären Standpunkt einnimmt, ſo ſetzt es dieſe Wiſſenſchaften nicht voraus, ſondern gibt ſie in ihren Hauptzügen überall ſelbſt mit, wird aber dabei nie weitläufig und verliert auch ſeinen eigentlichen Gegenſtand nie aus dem Auge. Es iſt überall neu und friſch und bringt doch faſt immer nur das ehrwürdige gute Alte vor. Seine wichtigſte Seite iſt aber eine höchſt vernünftige Beziehung zur Bibel. Wer den Titel des Buchs lieſt und ſeinen Verfaſſer nicht kennt, der vermuthet darin entweder ein feindliches Auftreten gegen die Heilige Schrift oder gegen die Naturwiſſenſchaften; es iſt aber keins von beiden wahr. Der Verfaſſer iſt von ganzer Seele Naturforſcher und hält auch zugleich die Bibel hoch in Ehren. Es gibt zwei Urkunden, erwähnt der Verfaſſer, welche uns über die Geſchichte der Schöpfung Aufſchluß ertheilen können: die Bibel und das Buch der Natur. Beruft ſich der Theolog im Kampfe ſeiner Gegner darauf, daß die Bibel Gottes Wort ſei, ſo kann der Naturforſcher entgegnen, daß die Natur Gottes Werk ſei. Beide Bücher bedürfen der Auslegung und aller Streit zwiſchen den Forſchern der Bibel und der Natur beziehe ſich nur auf die Meinungsverſchiedenheit in der Auslegung des ehrwürdigen Textes. „Wir verkennen durchaus nicht die ſchwierige Stellung“, ſagt der Verfaſſer, „in der ſich der Theolog dem Naturforſcher gegenüber befindet und entſchuldigen damit das viele Unrecht, das namentlich in früherer Zeit der Naturforſchung von ſeiten der Theologie zugefügt worden iſt... Wenn wir daher als maßgebend über die Entſcheidung aller Differenzen zwiſchen Theologen und Naturforſchern ganz allein die Reſultate einer wahrhaft wiſſenſchaftlichen Naturforſchung anerkennen, ſo ſprechen wir damit eine Theorie aus, gegen die von ſeiten der Theologen wol vielfach Widerſpruch erhoben werden wird, wie ihr auch in früherer Zeit ſchon widerſprochen worden iſt. Nichtsdeſtoweniger müſſen wir ſie aber als die einzig richtige hinſtellen, wie ſie auch trotz allen Widerſpruchs doch in der Praxis ſtets Anerkennung ſelbſt von ihren Widerſachern gefunden hat und immer finden wird... Man hört nun freilich oft theils als Vorwurf, theils als Klage von ſeiten der Theologie den Ausſpruch: Ja, wenn wir nur wiſſen könnten, was eigentlich als ſicheres Reſultat der Naturforſchung angenommen werden könnte? Eine allgemeine Uebereinſtimmung ja über die wenigſten Punkte bei den Naturforſchern zu finden und gerade über die Streitfragen zwiſchen Theologen und Naturforſchern am ſeltenſten. Woran ſollte man ſich da halten? Daran iſt allerdings viel Wahres, aber deswegen die Schwierigkeit, ſich ein richtiges Urtheil zu bilden, doch ſo groß, als ſie oft angeſehen wird, und jene Klage vielleicht ebenſo oft von Bequemlichkeit als von Aengſtlichkeit her. Es iſt freilich bequemer das mühevolle Suchen zu erſparen, weil man die Wahrheit doch nicht finden als wirklich gewiſſenhaft ſich danach umzuſehen... Man aber von Jedem, der Partei ergreifen will, verlangen, er ſich über den Stand der Angelegenheit und die Gründe oder wider unterrichte.“ Das ſind die Grundſätze, welche Verfaſſer in der Darſtellung ſeiner ganzen Schöpfungsgeſchichte immer vor Augen behält. Er ruft dem Naturforſcher Ihr ſeid keine Exegeten der Bibel, ſondern der Natur, mahnt er die Theologen beſtändig daran, daß ſie von reinbibliſchen Standpunkte aus nie Naturforſcher ſein n. Das Erforſchen der Natur und das der Bibel ſeien verſchiedene Wege, obgleich ſie beide zu demſelben Reſulführten: zur Bewunderung, Verehrung und Anbetung des Baumeiſters aller Welten. Der Naturforſcher muß ſich gut wie der Bibelausleger frei und unbefangen bewegen. Jeder muß das Recht haben, die Reſultate ſeiner Wiſſenfreimüthig auszuſprechen. Wahrhafte Naturforſcher werden ebenſo wenig von dem Schöpfer, wie die wahrhaften gen von der Natur der Schöpfung Gottes abgezogen. können Vieles lernen von den großen religiöſen Tonn, welche in der Auffaſſung des göttlichen Bibelworts und in dem Geiſte der Natur zu den erhabenſten Meiſterwerken begeiſtert wurden. Wir erinnern in dieſer Beziehung nur an Haydn's ewig ſchöne „Schöpfung“; eine größere Verherrlichung hat das Bibelwort wol noch nicht gefunden, und dabei war der große Meiſter doch auch ein ganzer Freund der Natur, das geht aus allen ſeinen Werken, ganz beſonders aber aus ſeinen „Jahreszeiten“ hervor. Unſer Verfaſſer weiſt jeder Partei ihre richtige ehrenvolle Stellung an und ſpricht ſich mit durchaus gerechtfertigter Entrüſtung über die falſchen Bibelfreunde wie über die falſchen Naturfreunde aus. Wir ſtimmen ihm vollkommen bei, wenn er die ſchiefen gedankenloſen Wortmachereien eines Schöpffer dem wahren Geiſte der Bibel für unwürdig erklärt. Wir ſtimmen mit ihm auch vollkommen überein, wenn er die oft leichtfertigen Ausſprüche Karl Vogt's gar nicht für unverfälſchte Reſultate der Naturforſchung nehmen kann, und wenn er der Anſicht iſt, daß dieſe Gattung anmaßender Scheinnaturforſcher der wahren Naturkunde ebenſo wenig Nachtheil bringen wird wie jene Menge von Scheinexegeten der wahren Bibelkunde Gewinn bringen kann.

Doch nun ſpeciell zu dem Inhalt des Werks ſelbſt. Nach einer allgemeinen Einleitung beſpricht das Buch zunächſt unſere Erde, weiſt nach, daß dieſelbe wirklich eine Geſchichte habe und wie ſich dieſelbe aus phyſikaliſchen und geologiſchen Gründen mit Wahrſcheinlichkeit aufſtellen laſſe. Darauf geht der Verfaſſer zu der Welt der Welten über und gelangt auch da zu ähnlichen Reſultaten. Dann wird die Schöpfungsgeſchichte der Erde noch ein mal beſonders ins Auge gefaßt und dargethan, wie die bereits nachgewieſene Entwickelung auch jetzt noch ununterbrochen fortdauere. Zuletzt werden dieſe Ergebniſſe noch mit den moſaiſchen Schöpfungsberichten in Vergleich gebracht, es wird die Frage der Abſtammung der Menſchheit von einem Paare zu beantworten geſucht, auch ſchließlich noch der Sündflut ausführlich Erwähnung gethan.

Um die Art der Behandlung der vom Buche beſprochenen Gegenſtände kennenzulernen, vergönnen wir dem Verfaſſer ſelbſt das Wort und zwar in dem ſehr intereſſanten Capitel über die hiſtoriſch nachgewieſenen Hebungen und Senkungen der Erdoberfläche. „Ein ſehr intereſſantes Beiſpiel einer Hebung nach vorausgegangener Senkung bieten, ſagt der Verfaſſer, die Ruinen des Seraspistempels bei Puzzuoli, einige Stunden von Neapel. Man findet an demſelben noch drei aufrechtſtehende 40 Fuß hohe aus einem Stück gearbeitete Marmorſäulen. Als man den Tempel 1749 entdeckte, waren die Säulen bis zur Hälfte von vulkaniſcher Aſche, Sand u. ſ. w. bedeckt. Nach der Wegräumung dieſer Maſſen fand man die Säulen bis zu 12 Fuß hoch über ihrer Baſis glatt und unverſehrt, dann aber einen 9 Fuß breiten Gürtel an denſelben von Bohrmuſcheln durchlöchert, deren Schalen noch in den Löchern ſteckten, wie ſie in der benachbarten See in den Felſen gefunden werden. Das Waſſer mußte alſo offenbar früher bis zu 21 Fuß Höhe an den Säulen geſtanden haben. Da man dieſen Tempel aber gewiß nicht unter Waſſer gebaut hatte, ſo mußte derſelbe ſo tief geſunken ſein, daß er theilweiſe unter das Niveau des nahen Meeres zu ſtehen kam und die Bohrmuſcheln ſich in dieſer Zeit in die Säulen eingraben konnten; deren unterer Theil bis zu 12 Fuß Höhe von Schichten vulkaniſcher Aſche gegen die Bohrmuſcheln geſchützt war, die ſpäter, nachdem der Tempel bereits wieder über das Meer gehoben war, noch reichlicher fallend, dieſelben halb bedeckten. Zu ſeinem frühern Niveau iſt derſelbe jedoch noch nicht vollkommen wieder gehoben, indem der Boden des Tempels noch gewöhnlich vom Meere umſpült wird. Sowol nördlich wie ſüdlich von Puzzuoli finden ſich eine Menge von Beiſpielen für frühere Senkungen und ſpätere Hebungen an Felſen und Gebäuden.“ Dieſe und andere den berühmten „Grundſätzen der Geologie“ von Lyell entnommene Mittheilungen ſind ſehr anſprechend für das größere Publicum bearbeitet. Ueberhaupt legt der Verfaſſer überall eine ebenſo große Beleſenheit in der ſeinen Gegenſtand betreffenden

Literatur als eine meiſterhafte Geſchicklichkeit an den Tag, die eingeſammelten geſunden Leſefrüchte populär zu behandeln.

---

2. Anfänge zu einer phyſiologiſchen Schöpfungsgeſchichte der Pflanzen- und Thierwelt und Mittel zur weitern Durchführung derſelben. Dargeſtellt von K. H. Baumgärtner. Stuttgart, Rieger. 1855. Lex.-8. 3 Ngr.

Der bedeutungsvolle Titel und die ſehr überraſchende Kürze des Schriftchens ſind für den erſten Augenblick ſchwer miteinander in Einklang zu bringen. Lieſt man ſich aber erſt etwas hinein, ſo erfährt man, daß das Ganze blos die Präliminarien zu einem ausführlichern Werke abgeben ſoll. *) Der Verfaſſer hat als Phyſiolog und Anatom und überhaupt als Forſcher der Natur des Menſchen ſchon lange einen ſehr geachteten Namen, ſodaß man von ihm etwas erwarten darf. Die vorliegenden aphoriſtiſchen Grundſätze ſpannen dieſe Erwartung noch höher. Das vorliegende Schriftchen ſucht zu der Ueberzeugung zu führen, daß die höhern Pflanzen und Thiere urſprünglich aus Keimen entſtanden ſind, welche von niedriger ſtehenden Organismen abſtammen, und ſtellt ſich dann die Aufgabe, die Metamorphoſenreihen aufzuſuchen und beſonders nach den Keimen zu forſchen, aus welchen die Menſchen und Menſchenracen hervorgegangen ſind. Es macht auch ſchon auf die Hülfsmittel aufmerkſam, wodurch ſich der große Zweck erreichen laſſe, und deutet in dieſer Hinſicht auf die Paläontologie, auf die vergleichende Anatomie, auf die Entwickelungsgeſchichte der einzelnen Thiere, auf die Phyſiognomik, auf die pſychiſchen Aeußerungen und die Nahrungsmittel der Thiere, auf die Paraſiten eines Thiers, auf die auffallende Uebereinſtimmung in den chemiſchen Verhältniſſen, auf ſämmtliche äußere Verhältniſſe, unter welchen die vorweltlichen Pflanzen und Thiere exiſtirten und die jetzigen leben. Um dem Leſer Gelegenheit zu geben, den ganzen Plan auch in dem Einzelnen näher kennenzulernen, theilen wir den Paſſus mit, welcher ſich auf die Paraſiten eines Thiers als Hülfsmittel einer Schöpfungsgeſchichte bezieht: „Unter den Paraſiten ſind es namentlich diejenigen, welche einen Generationswechſel durchlaufen, aus deren Lebensgeſchichte vielleicht einiges Licht auf die Verwandtſchaft und Stufenfolge der Thiere mit der Zeit fallen wird. Man muß nicht glauben, daß Thiere, welche den nämlichen Paraſiten auf verſchiedenen Metamorphoſenſtufen beſitzen, in der Weiſe miteinander verwandt ſein müſſen, daß das höherſtehende Thier aus der vorweltlichen Gattung des andern Thiers entſproſſen ſein müſſe; denn abgeſehen davon, daß auch eine zufällige Aufnahme dieſer Thiere in den Leib von größern Thieren ſtattfinden konnte, iſt auch die Vermuthung geſtattet, daß die Vorläufer dieſer verſchiedenartigen Mutterthiere nur zueinander verwandt waren. Da die Paraſiten nicht allein auf beſtimmte Thiere, ſondern ſelbſt auf beſtimmte Organe angewieſen ſind, ſo gibt dieſes der Vermuthung Raum, da nämlich eine Generatio aequivoca, wodurch die Paraſiten in dem lebenden Körper erzeugt würden, nicht angenommen werden kann, daß in den Schöpfungsperioden die zerfallenden Körper der Thiere zur Entſtehung der Thiere beitrugen. Es iſt mir übrigens unwahrſcheinlich, daß unmittelbar aus Theilen der Organe paraſitiſche Thiere entſtanden ſind, etwa aus Leberzellen ein auf die Leber angewieſenes Entozoon, ſondern daß die verweſenden Organe nur die Elemente lieferten, aus welchen von neuem Urzellen wurden, daß aber doch die Qualität dieſer Stoffe einen Einfluß auf die neue Vegetation und die Entſtehung der Protozoen äußerten. Es iſt natürlich, daß die dieſen Urſprung nehmenden Thiere zur Fortſetzung ihres Lebens ähnliche Verhältniſſe verlangen, als die ſind, die ihre Entſtehung bewirkt haben, und daß ſie alſo die Thiere und die Organe aufſuchten, aus welchen ihre Elemente genommen waren. So fanden alſo ſchon die Larven eines neuen Thiers, wenn die Eichen, aus denen ſie wurden, in der Nähe des verweſenden Thiers liegen blieben und nicht etwa durch Waſſerſtrömungen an günſtigere Orte geführt wurden, in den ſie umgebenden Medien paraſitiſche Pflanzen und Thiere, mit welchen ſie die nämlichen Vorläufer hatten, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie ſich aus den hinterlaſſenen Keimen des frühern Thiers (den von ihm abgegangenen Eiern) entwickelte, während der Paraſit aus den Elementen des todten Thiers und den daraus ſich bildenden Urzellen entſtand. Die Paraſiten ſind auch ein Beweis gegen den Urſprung des Menſchengeſchlechts aus einem Paare; denn da keine Generatio aequivoca außer der Schöpfungsperiode ſtattfindet, ſo müßten die zahlreichen Paraſiten ſämmtlich in den erſten zwei Menſchen ihre Wohnſtätte gehabt haben, was den Tod dieſes erſten Paars, ſowie den der Paraſiten zur nothwendigen Folge gehabt haben müßte."

Man ſieht, der Verfaſſer hat ſeinem umfaſſend gebildeten Geiſt keine engherzigen Schranken angethan. Er iſt kühn und voll Phantaſie, wie man es bei dem Maler eines großartigen Schöpfungsgemäldes vorausſetzen muß. Es wird ihm ſein denkendes Publicum nicht fehlen, obgleich er ſich auch auf gelehrte Widerſacher gefaßt machen muß. Die Sache iſt übrigens intereſſant genug.

---

3. Briefe über die Schwere. Von Johannes Richers. Leipzig, Dörffling und Franke. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.

Das iſt ein luſtiges Büchelchen! Wer geneigt iſt ſich ein vergnügtes Stündchen zu machen, der nehme dieſe Briefe Richers' zur Hand und leſe ſeine geiſtreiche Idee der allgemeinen Gravitation, wodurch Himmel und Erde zuſammen[illegible] und erſt eigentlich Das wird, was es iſt, ſein muß, ſein ſ[illegible] Wie dumm, wie einfältig waren Kopernicus, Galilei, Newton, Huygens, Laplace, daß ſie einem ſo haltloſen Phantom der Schwere nachjagten, das doch eigentlich gar nichts weiter iſt als ein gemachtes Etwas, welches Niemand ſelbſt kennt, von dem nur behauptet werden kann, daß es vielleicht exiſtiren kann. Und wie klug, wie ſcharfſinnig muß dagegen Richers ſein, da er ſo mit einem Schlage Licht in dieſe Finſterniß des Irrthums zu bringen gewußt hat. Welchen Namen hat ſich dieſer neue Schöpffer einer Schöpfungstheorie ſchon gemacht, und welche Bewunderung der Nachwelt wird ihm erſt zutheil werden! Wo wohnt denn der Glückliche? wo iſt er geboren? daß man doch ja nicht vergißt, dieſe wichtigen Fragen zu beantworten; denn ſicher wird auch ein zweiter [illegible] kommen, der in dem Geburtszimmer eine Gedenktafel [illegible] ſtellt mit dem hochbegeiſterten poetiſchen Ausſpruch:

> Nature and nature's laws lay hid in night.
> God said „Let Richers be", — and all was light.

Man wird ihm wie dem Laplace ein Denkmal ſetzen [illegible] darein graben:

> Sous un modeste toit ici naquit Richers,
> Lui, qui sut de Newton agrandir le compas,
> Et s'ouvrant un sillon dans les champs de l'espace
> Y fit encore un nouveau pas.

Doch wir dürfen die geneigten Leſer nun nicht länger ſpannen in der heitern Erwartung, von der luſtigen Sache auch ſelbſt etwas zu vernehmen. Wir bemerken aber noch, daß die 16 Briefe nur der kleine Anfang eines viel größern Opus ſind, welches ſchon lange parat lag, in irgendeiner Zeitſchrift veröffentlicht zu werden. „Leider ſind aber die meiſten Tagesblätter, welche Raum für größere Aufſätze bieten, von einem Geiſte beherrſcht, der eben nichts als was ſich ſelbſt auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft aufkommen laſſen will, jede andere Stimme aber zurückweiſt. Auch [illegible]

*) Dieſes Werk iſt inzwiſchen erſchienen unter dem Titel: „Schöpfungsgedanken. Phyſiologiſche Studien für Gebildete. Erſter Theil. — A. u. d. T.: Der Menſch. Lebensproceſſe, Schöpfung und Beſtimmung" (Freiburg i. Br., Wagner, 1856).

urde die Thür zur Aufnahme verſchloſſen und ſo
>enn ſeit länger als 15 Monaten im Pulte einge-
da!“ Das dauert uns ſehr! Doch beherrſchen wir
nde innere Stimme der Wehmuth und bringen uns
er in unſere gute Laune. Das Leiden iſt ja vor-
vir ſind glücklich mit des Verfaſſers Glück.

dahin hatte Jedermann die Erde als ſtillſtehend ge-
t ſollte ſie auf einmal laufen. Kopernicus riß
rer Ruhe heraus und ließ ſie gleich den übrigen
im die Sonne kreiſen. Er enthob ſie ihrer centralen
und führte ſie dafür in den Reihen peripheriſchen
s um die Sonne.“ Wer ſieht den Verfaſſer bei
hwilligen Einfall nicht herzlich lachen? Ja wir freuen
mit und ſehen in Gedanken neben dem Tanzmeiſter
den ſeelenfrohen Richers.

:n beſondern Lorbeerkranz hat man übrigens noch
m das Haupt des Galilei, wie um das Koperni-
yſtem zu winden verſucht, daß man Jenen zum
des Letztern gemacht hat, das heißt in dem Kerker
ſition hat ſchmachten laſſen, aus welchem er durch
in welchem er die neue Lehre abſchwört, ſoll wieder
rden ſein.“ Was die Menſchen nicht alles thun,
n ihrer Bewunderung einmal unklug geworden ſind!
ze?! Und Kopernicus? Galilei? Herab mit ihnen,
en ihnen nicht; hier ſteht ein viel Würdigerer
hm auf! Und welche Dichtung die im Irrthum
ngene Menſchen aus den Fingern geſogen haben!
Inquiſition, Abſchwören; ihm, es iſt lächerlich!
ſind die Menſchen denn aber zu ſolcher Verkehrt-
men? Durch die Schwere, antwortet unſer Ver-
Eifer und innerer Luſt, dieſe Krankheit der
hwere zu heilen. Hören wir dieſen geſchickten Heil-
lbſt: „Die Schwere bildet demnach die eigentliche
lität der Materie. Soweit Materie, ſoweit Schwere,
t Schwere, ſoweit Materie; und abermals: So-
Materie, d. h. ſoweit Leben, Seele und Geiſt,
) keine Schwere. Schwere iſt demnach das reine
die reine Subſtantialität der Materie als ſolcher
leichzeitige Ausſchließung' der Idealität oder der
des Geiſtes ihrerſeits; Materie und Schwere ſind
nd mit dem Einen iſt auch das Andere geſetzt, ob-
cht einerlei ſind.“ Hu — wie ernſt philoſophiſch
Das geht über meinen ſchwachen Verſtand. Ich
der Meinung, daß ich Das, was identiſch ſei, auch
i halten könne. Vielleicht liegt dieſe Schwachheit
r nicht vollſtändig geheilten Schwerekrankheit. Das
Hülfe Richers' gewiß bald beſſer werden. So dachte
und warf beſtürzt und verſchämt einen neuen Blick
eſe, wo auf die Frage: was iſt das Fallen? eine
ne Antwort gegeben wird: „Fallen!“, ſagt der Ver-
t ein Scheidungsproceß, und tritt in der Natur da
irgendein Gebilde aus dem bisherigen Bildungs-
sproceß abgeſondert und von demſelben nicht mehr
t mit ſich umfaßt und getragen wird. Die Urſache
s liegt alſo zunächſt weſentlich in dem Bildungs-
proceſſe des bildenden Individuums oder Elements.“
begriff ich den Sinn nicht recht und ging abermals
neuen Stelle: „Galilei war der Erſte, der der
r Materie Trägheit beilegte, d. h. wie die Schule
kt, ein Weſen oder eine Eigenſchaft, der zufolge
in dem Zuſtande, worin ſie eben iſt, beharrt,
nicht durch einen andern Körper daraus gebracht
in Ruhe bleibt, wenn die Ruhe nicht durch etwas
ufgehoben wird, in Bewegung, wenn dieſe nicht
Hinderniß in Ruhe gebracht wird. Hiermit geht
Verwirrung der Begriffe, womit die Aera der heuti-
nſchaft anhebt, einen bedeutenden Schritt weiter,
an hiernach der Maſſe, abgeſehen von allem Vor-
n, auch noch Millionen andere Eigenſchaften beilegen
n.

kann, womit man ſie aber in das Reich nichtiger Phantaſien und Albernheiten entrückt. Denn danach kann man z. B. auch ſagen: Es iſt eine allgemeine Eigenſchaft der Materie, daß ſie weiß iſt, wenn nicht das Gegentheil ſtattfindet.“

Am Schluſſe wird Richers auch Dichter, und er bringt ſich in dieſe poetiſche Stimmung durch ein andauerndes herzhaftes Schimpfen über die Menſchen, welche Menſchen oder ein Perpetuum mobile zu ſchaffen wähnten. „O glückſeliges Geſchlecht des 19. Jahrhunderts“, ruft er berauſcht aus, „mit deiner Wiſſenſchaft ſammt deren Vätern und Reformatoren!

Wie kannſt du jauchzen, jubiliren!
Maſchine ganz, kannſt du dich ſchmieren
Mit Beefſteaks derb und bair'ſchem Bier.
Zerbricht einſt, alt, auch die Maſchine,
Was thut's, ſo denkſt du: jetzo diene
Ich ſelbſt im Räderwerk als Schmier'.“

Nun wollen wir unſerm Spaß für diesmal ein Ziel geſetzt haben. Wer damit noch nicht genug haben ſollte, muß das Werk ſelbſt leſen. Die mitgetheilten Proben werden zur Genüge das Herrliche erkennen laſſen, was es inſichſchließt. Uebrigens iſt hier noch darauf aufmerkſamzumachen, daß der Verfaſſer auch noch mehr geſchrieben hat. „Wie falſch dieſe und andere hier ausgeſprochene chemiſche und phyſikaliſche Theorien ſind, das wirſt du erſehen, wenn du anders meine geſammten Schriften durchleſen wirſt.“ Er tritt alſo mit allen Naturforſchern in Oppoſition. Umſomehr iſt es zu bewundern, daß man von dieſem luſtigen kühnen Kampfhahn noch wenig oder nichts vernommen hat. **Heinrich Birnbaum.**

Ein politiſches Drama.

Ein Kaiſer. Politiſch-dramatiſche Studie in vier Aufzügen von Guſtav von Meyern. Gotha, Scheube. 1857. Gr. 16. 28 Ngr.

Während die politiſche Lyrik in der Epoche nach 1840 ganz Deutſchland in einen Champagnerrauſch verſetzte, gilt jetzt wieder der Goethe'ſche Spruch: „Ein garſtig Lied, pfui, ein politiſch Lied“, und wenn nicht der greiſe Moritz Arndt hin und wieder einen geharniſchten Chanſon gegen das goldene oder vielmehr goldgierige Zeitalter vom Stapel laufen ließe, man würde die politiſche Lyrik für ausgeſtorben halten müſſen. Dagegen ſcheint ſich die Politik jetzt im Drama eine Stätte gründen zu wollen, deſſen mehr objective, gediegene Form von ſelbſt den Rauſch von Stimmungen, Hoffnungen und Wünſchen ausſchließt, der gerade in unſerer deutſchen politiſchen Lyrik eine allzu große Rolle geſpielt. Im Grunde iſt jedes wahrhaft hiſtoriſche Drama zugleich ein politiſches. Es handelt ſich in Shakſpeare's großem Tragödiencyklus, welcher den Kampf der Weißen und Rothen Roſe behandelt, in Schiller's „Wallenſtein“ und „Tell“, in Goethe's „Egmont“ und „Götz“ weſentlich um innere und äußere Beziehungen der Staaten: Verſchwörungen, Bürgerkriege, Uſurpationen, Revolutionen bilden den am meiſten benutzten Mittelpunkt der Tragödien, deren große Helden aus ſolchen Bewegungen auftauchen und ihr Pathos zu ihrem eigenen machen. Schon „Die Perſer“ von Aeſchylos behandelten die Ereigniſſe der jüngſten Vergangenheit, die von den Zeitgenoſſen miterlebt worden waren, und können geradezu ein politiſches Drama genannt werden. Die Weltgeſchichte iſt die in Scene geſetzte Politik. In dieſem weitern Sinne gefaßt würde alſo der alte Spruch: „Nil novi sub sole“ auch hier ſeine Beſtätigung finden, und, das Verdienſt des Herrn von Meyern, der Erfinder einer neuen Gattung zu ſein, weſentlich geſchmälert werden. Doch ſein politiſches Drama unterſcheidet ſich vom hiſtoriſchen durch ſo hervortretende Merkmale, daß wir eine kurze Begriffsbeſtimmung dieſer von einem ſtrebſamen Dichter angebahnten Gattung vorausſchicken müſſen, ehe wir die „Studie“ ſelbſt kritiſch ins Auge faſſen.

Das politiſche Drama im Sinne des Herrn von Meyern

beruht nicht auf hiſtoriſcher, ſondern auf ſtaatsrechtlicher Grundlage. Es handelt ſich nicht darum, große weltgeſchichtliche Charaktere und ihre Tendenzen auf dem gegebenen Hintergrunde eines beſtimmten Volks- und Staatslebens auszuarbeiten, ſondern es gilt, für politiſche Principien lebensfähige Träger zu ſuchen, dieſe in dramatiſche Verwickelungen zu führen, aus denen die Idee des Dichters ſelbſt reſultirt. Wir haben es mit einem politiſchen Problem zu thun, mit einem Schachräthſel, deſſen Löſung in geiſtvollen Zügen den Scharfſinn beſchäftigt und befriedigt. Zwar iſt auch in den meiſten großen geſchichtlichen Tragödien ein politiſches Problem enthalten; im „Tell“ handelt es ſich um die Frage, inwieweit ein Volk zum thätigen Widerſtand gegen ungeſetzliche Unterdrückung berechtigt iſt, im „Wallenſtein“ wird die Uſurpation gegenüber oberherrlicher Gewalt, die Geneſis des ſoldatiſchen Imperatorenthums dargelegt: Paragraphen aus dem Gebiete des revolutionären Staatsrechts, das zu Schiller's Zeiten die Geiſter lebhaft beſchäftigte und in gleichzeitigen Ereigniſſen ſeine lebensvolle Erläuterung fand. Aber das politiſche Problem war in dieſen hiſtoriſchen Tragödien gleichſam latent, überkleidet mit der Fülle concreten Stoffs und an Träger gebunden, deren großartige Charakterentwickelung, deren feſſelndes Schickſal ſo in den Vordergrund trat, daß die politiſche Idee nur gleichſam über ihnen ſchwebte wie die dunkelwaltende μοιρα über der olympiſchen Götterwelt. Im politiſchen Drama aber nimmt die Idee das vorwiegende Intereſſe in Anſpruch. Die Charaktere ſind nur ihre Gefäße, und die Anlage des Ganzen iſt auf Combinationen berechnet, aus denen der Grundgedanke des Dichters mit vollkommener Klarheit hervorgeht. Das Drama ſchließt gleichſam mit der Formel: „Quod erat demonstrandum.“ Was ein ſolches Stück an lebensvoller Unterlage einbüßt, das gewinnt es wieder an idealem Aufſchwung; denn es gibt gleichſam die Geſchichte der Zukunft, der es prophetiſch zugewendet iſt.

Es wäre kleinlich, einer ſolchen Gattung ihre Berechtigung abzuſprechen, weil ſie in keine der Schubläden paßt, welche die landesübliche Aeſthetik aufzuziehen liebt. Sind die Grundbedingungen des Dramas gewahrt, waltet darin ein ernſter und einheitlicher Conflict, haben die Charaktere Fleiſch und Blut, intereſſiren wir uns für ihre Zwecke und treten dieſe mit vollkommener Klarheit vor uns hin, ſo iſt kein Grund vorhanden, die Lebensfähigkeit dieſer neuen dramatiſchen Gattung in Frage zu ziehen. Ohne Zweifel aber ſind die Schwierigkeiten des politiſchen Dramas größer als die des hiſtoriſchen. Die Geſtalten des letztern ſind entweder wie Julius Cäſar, Wallenſtein, Maria Stuart ſo volksthümlich, daß ſie vor jeder Phantaſie mindeſtens in unbeſtimmten Umriſſen ſchweben, oder ſie gehören einem Volke, einem Jahrhundert an, mit deſſen Culturſtandpunkt wir vertraut ſind, ſodaß wir zu den Zeichnungen des Dichters den Farbenkaſten gleich bei der Hand haben. Die Geſchichte gibt eine Lebensfriſche, die ſich in keiner andern Weiſe erreichen läßt. Wer auch die ſchottiſche Specialgeſchichte nicht kennt und von Macbeth nichts weiß, der kennt doch Schottland, ſeine Felſen und Moore, deſſen Phantaſie zaubert unwillkürlich jene oſſianiſchen Nebel um das Shakſpeare'ſche Bild, deſſen Heren und Helden um ſo gewaltiger und lebenswahrer aus dem traumhaften Hintergrunde hervortreten. Der Dichter des politiſchen Dramas muß der Phantaſie ſeines Publicums Alles geben: eine Welt ihm ſchaffen, einen Staat, an den wir nicht recht glauben wollen, weil er auf keiner Karte zu finden iſt und deſſen innere und äußere Verhältniſſe uns deshalb mit größter Klarheit auseinandergeſetzt werden müſſen; Charaktere, die in dieſem Staat eine große Rolle ſpielen; Staatsmänner und Feldherren, deren Namen uns unbekannt ſind, deren Ruhm wir auf Treu und Glauben hinnehmen. Liegt dabei nicht die Gefahr einer Ariſtophaniſchen Wolkenkukuksburg nahe oder mindeſtens das Bedenken, daß wir dem Utopien eines Thomas Morus, dem Ikarien einer Cabet entgegenſtellen, indem wir ein durch Phantaſiegebilde erläutertes Staatsrecht als bodenlos verwerfen?

Doch ſo groß dieſe Schwierigkeiten ſind, unüberwindlich ſind ſie nicht, und unſer Dichter hat den größten Theil derſelben durch die That aus dem Wege geräumt. Sein Phantaſiereich iſt uns deshalb glaubwürdig und erweckt unſere Sympathien, weil es ein in den Wolken abgeſpiegeltes Deutſchland iſt, weil zwar nicht die Charaktere und Verhältniſſe, aber der ſtaatliche und geiſtige Hintergrund dem deutſchen Leben entnommen ſind. Wir haben es mit keinem Utopien und Ikarien zu thun, mit keinem nagelneuen, wie ein Meteorſtein aus dem Himmel gefallenen Staate, ſondern mit einer Fata Morgana des deutſchen Reichs, mit Combinationen der Verhältniſſe, wie ſie zwar die Vergangenheit nicht bietet, aber die Zukunft als möglich erſcheinen läßt, und mit einem politiſchen Gedankeninhalt, der den Beſtrebungen der Gegenwart angehört. So iſt das Gefühl der Fremdheit augenblicklich überwunden; wir fühlen uns heimiſch auf vaterländiſchem Boden, ein echtdeutſcher Geiſt durchweht das ganze Stück.

Wir befinden uns in einem Reiche, das Reichsverfaſſung, Staatenparlament und Reichsgericht hat, und dem das Siegel vollſtändiger Einheit durch die Wahl eines Kaiſers aufgedrückt werden ſoll, welche in die Hand der Reichserbin Beatrix gelegt iſt. Die Prinzen von Nord- und Südland werben um ihre Hand; ihr Herz aber, wie das Herz ihres Volks, gehört dem Reichsfeldherrn Emanuel, dem hochbegabten Retter des Landes. Eine geiſtliche Ordenspartei intriguirt indeß für den Prinzen des Südlandes, Victorin, für den ſich auch die Vormundſchaft der Reichserbin, die bis zur Krönung die Regierung führt, erklärt hat. Der Vater Victorin's, der Fürſt von Südland, hatte ſich früher mit einer nordländiſchen Prinzeſſin vermählt, und mit ihr einen Sohn erzeugt, der in den Bürgerkriegen bei einer Flucht über den Strom mit ſeinem Gouverneur ertrunken ſein ſoll. So geht wenigſtens das Gerücht; Prinz Victorin ſelbſt indeß und wir mit ihm werden durch Malpart, den Ordensgeneral, und den Ordensbruder Battiſta alsbald in den wahren Sachverhalt eingeweiht. Die Nordprinzeſſin war „eine ränkevolle Ketzerin“, gewann bald Gewalt über den Fürſten, erzog den Sohn im Geiſt „der frechen Bildung“, ſodaß die Kirche ſich vor der drohenden Gefahr ſchützen mußte. Sie brachte es durch ſchlaue Intriguen dahin, daß Adolar, ein Mitglied des Ordens, ein gewandter Cavalier, Erzieher des jungen Prinzen wurde; doch als auch ſeine Erziehungsgrundſätze durch den Einfluß der Mutter wirkungslos gemacht worden, beſchloß man, den Prinzen durch einen „Unglücksfall“ zu beſeitigen. Adolar indeß vollzog nicht das Gebot des Ordens; man fand nach dem Verſchwinden des Prinzen nur zwei Hüte, nicht zwei Leichen, ſodaß der Orden die Ueberzeugung gewann, der Prätendent und ſein ehrgeiziger Lehrer ſeien noch am Leben, obgleich es trotz aller Nachforſchungen ihm unmöglich blieb, ihre Spur zu entdecken.

Das iſt die Vorgeſchichte, welche der erſte Act auf das klarſte exponirt und aus deren Bedingungen ſich das Drama mit innerer Conſequenz entwickelt. Während das Hauptintereſſe der Beatrix und dem Emanuel zugewendet bleibt, welcher Letztere mit großartiger Entſagung, um das Reich nicht in neue Bürgerkriege zu ſtürzen, die Liebe der mächtigen Kaiſerin zurückweiſt, in einer Scene, die vor allem reich iſt an innerm dramatiſchen Leben, ſind es die Geſtalten des Ordensſpürhundes Battiſta und des edeln Malers Leonardo, welche die eigentliche dramatiſche Maſchinerie ſpielen laſſen, die Fäden der Handlung in ihren Händen haben und den Schluß des Ganzen herbeiführen. In der That haben dieſe Charaktere das meiſte individuelle Leben, beſonders Battiſta, in welchem der Witterungsgeiſt ſeines Ordens ſich in faſt naturwüchſiger Weiſe verkörpert hat. Er ahnt und entdeckt, daß jener Maler Leonardo Adolar, jener Emanuel der todtgeglaubte Kronprinz des Südlandes iſt; doch Battiſta's Dolchſtoß kommt zu ſpät. Leonardo offenbart im entſcheidenden Augenblicke, noch vor ſeinem Tode, das Ge-

(II, 190; 1840) vom jüngern Leſſing ſehr gut über-
ren Aufführung in Berlin, wie der «Stella» ihre,
purde. Eine beſondere Erſcheinung!" Jedenfalls
eine „beſondere Erſcheinung", daß Goethe mit dem
ezeichneter Stelle ſo beiſeite geworfenen Wagner
ſſelbe Schickſal in Berlin gehabt haben ſoll. Uebri-
eſer Wagner nicht der von Musculus und Andern
.Advocat in Frankfurt", ſondern ein verlorenge-
genanntes „Genie", das zwar auch eine zeitlang
:t lebte, aber in fahrigen und zerfallenen Verhält-
Advocat Wagner hingegen, der ſich freilich auch
beſchäftigte, war ein angeſehener, rangirter Mann,
das wirkliche Talent ſeines unglücklichen Namens-
106.

Bibliographie.

iller, F., Erntebüchlein. Göttingen, Wigand.
:.

bach's B., geſammelte Schriften. Erſte, neu
ie Geſammtausgabe. In 20 Bänden. 1ſter und
Stuttgart, Cotta. 8. à 12 Ngr.

's, Mark, Meditationen. Aus dem Griechiſchen von
neider. Breslau, E. Trewendt. 16. 15 Ngr.

mont-Baſſy, E. de, 1830—1851. Geſchichte
:. 3ter Theil. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8.

naturwiſſenſchaftliche Bibliothek. 1ſte Abtheilung.
ſen, Reuſe. 1858. Br. 8. 22½ Ngr.

he Blätter. Eine Wochenſchrift für Wiſſenſchaft,
ratur und bildende Unterhaltung in der Familie.
W. Wulff. 1ſter Jahrgang. October 1857—
1858. 52 Nummern. Hamburg, F. Schuberth.
Thlr.

n, C. A., Antichriſtus. Dramatiſches Gedicht.
i. 10 Ngr.

ich von uns Wienern in luſtig-gemüthlichen Reim-
uſticocampius. Leipzig, Hirſchfeld. 1858. 8.
Ngr.

Dinge. In treuer Ueberſetzung aus dem Engliſchen.
Bertelsmann. 16. 5 Ngr.

iſch, T., Amarillen und Bartnelken. Geſammelte
rzählungen und Humoresken. Zwei Bände. Leip-
8. 2 Thlr.

rmelbuch des Bischofs Salomo III. von Konstanz
Jahrhundert herausgegeben und erläutert von
er. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

penberg-Pöttmes, F. Freih. v., Die Wege
ng, oder der treue Tyroler. Eine vaterländiſche
aus dem Tyrolerkrieg im Jahre 1809. München,
8. 15 Ngr.

, E. E. v., Ueber Jean Paul's Aufenthalt in
und ſeine Lieblings-Plätze. Mit zwei Beilagen.
Frau. Gr. 8. 4 Ngr.

in, T. v., Reiſen in Nord-Oſt-Afrika. Tagebuch
von Chartum nach Abyſſinien mit beſonderer Rück-
logie und Geographie unternommen in dem Jahre
1853. Mit 1 Karte, 1 Gebirgs-Durchſchnitte
dern. Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

i, K. v., Bilder aus dem häuslichen Leben. Zwei
rlin, Artiſtiſche Anſtalt. 8. 2 Thlr.

, J. J., Nach Auſtralien! Briefe eines Ausge-
Mit 8 Bildern. St. Gallen. 8. 10 Ngr.

ck's, K. v., Allgemeine Geſchichte vom Anfang
hen Kenntniß bis zum neueſten Pariſer Frieden
e Auflage. (In 11 Bänden oder 40 Lieferungen
lſtichen und dem Porträt des Verfaſſers in Stahl-
ſtich) 1—4te Lieferung. Braunſchweig, Weſtermann. 8.
à 5 Ngr.

Schlatter, G. F., Zuchthausſtudien, die Frucht einer ſechsjährigen Einzelhaft. 1ſtes Heft. Mannheim. Gr. 8. 22½ Ngr.

Seemann, B., Die Palmen. Populäre Naturgeſchichte derſelben und ihrer Verwandten. Nebſt einem vollſtändigen Verzeichniß aller bisher in unſre Gärten eingeführten Arten. Unter Mitwirkung des Verfaſſers deutſch bearbeitet von C. Bolle. Mit 7 Illuſtrationen. Leipzig, Engelmann. Ler.-8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Stolle, F., Der König von Tauharawi. Launiger Roman in drei Bänden. Prag, Kober. 16. 2 Thlr.

Strodtmann, A., Gedichte. Leipzig, Magazin für Literatur. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tuti-Nameh. Das Papagaienbuch. Eine Sammlung orientaliſcher Erzählungen. Nach der türkiſchen Bearbeitung zum erſten male überſetzt von G. Roſen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8 .3 Thlr. 16 Ngr.

Vielliebchen. Ein Taſchenbuch für 1858. Neue Folge, 9ter Jahrgang. Von T. Mügge. Mit 7 Stahlſtichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Waldbrühl, W. v., Die Weſen der niederrheiniſchen Sagen. Elberfeld, Schmachtenberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Waldmann, H., Ueber den thüringiſchen Gott Stuffo. Eine Unterſuchung der ältern Geſchichte des Hülſensberges, eines berühmten Wallfahrtsortes im Eichsfelde. Heiligenſtadt, Delion. 8. 24 Ngr.

Willatzen, P. J., Hannibals Tod. Ein Gedicht. Bremen, Kühtmann u. Comp. 16. 15 Ngr.

Willkomm, E., Banco. Ein Roman aus dem Hamburger Leben. Zwei Theile. Gotha, Scheube. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zitz, Kathinka, Ein Quodlibet. Mainz, Faber. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Beiträge zur Unterhaltungsliteratur. Mainz, Faber. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Bläſi, P., Beſchreibung des Unglücks am Hauenſtein-Tunnel im Mai und Juni 1857. Olten. 8. 16 Ngr.

Krummacher, F. W., Eröffnungsrede und Schlußwort, geſprochen vor der Verſammlung evangeliſcher Chriſten aus allen Ländern zu Berlin, den 10. und 17. September 1857. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 4 Ngr.

Legismund, J. H., Rechtliches Bedenken in Betreff der neueſten Vorgänge auf dem Gebiete der Eheſcheidung. Mit Rückſicht auf die am 1. Juni 1857 von dem Hofprediger Dr. Schwarz in der Schloßkirche zu Gotha vollzogene Trauung eines in Preußen geſchiedenen Beamten. Merſeburg, Garcke. Gr. 8. 3 Ngr.

Mohl, M., Ein Beitrag zur Erörterung des deutſchen Handelsgeſetzbuches. Stuttgart, S. G. Lieſching. Gr. 8. 8 Ngr.

Schuchard, C., Catalog der Kunstwerke im Museum zu Leipzig. Nebst biographischen Mittheilungen über die Künstler. Leipzig. G. Wigand. 8. 15 Ngr.

Die preußiſche Verfaſſung in ihrer gegenwärtigen Geſtalt, mit Hinblick auf ihre Entſtehung und Entwickelung. Berlin, Allgemeine deutſche Verlags-Anſtalt. 8. 7½ Ngr.

Vogtherr, E., Der Humanismus. Synodalrede, gehalten am 28. Juni 1857 zu Freiburg in Schleſien. Glogau, Zimmermann. Gr. 16. 3 Ngr.

Der Vorſchmack der Hölle und des Himmels. Von C. B. Schneidemühl, Eichſtädt. 12. 1 Ngr.

Zur Verſtändigung über Union. Halle, Mühlmann. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unſere Zeit.

Jahrbuch zum Converſations-Lexikon.

Das zehnte Heft dieſes neuen populär-encyklopädiſchen Werks iſt ſoeben erſchienen und nebſt den frühern Heften ſowie einem ausführlichen Proſpect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Daſſelbe enthält Folgendes:

Anton Günther und ſeine Lehre. — Pierre Jean de Béranger. — Freiherr von Bruck. — Dampfkanonenboote. — Kleinere Mittheilungen: Baritu (Georg). — Bjelinſky (Wiſſarion Grigorjewitſch). — Blomfield (Charles James). — Croker (John Wilſon). — Fitzwilliam (Charles William Wentworth, Graf). — Havelock (Sir Henry). — Holman (James). — Indore. — Lichtenſtein (Martin Karl Heinrich). — Marlborough (George Spencer-Churchill, fünfter Herzog von). — Martin (John). — Meerut. — Nadeſhdin (Nikolai Iwanowitſch). — Pharmakidis (Theoklitos). — Schweigger (Johann Salomo Chriſtoph). — Trikupis (Spyridon). — Tſchernyſchew (Alexander Iwanowitſch, Fürſt). — Walz (Chriſtian). — Weikert (Johann Wolfgang). — Wellesley (William Pole-Tylney-Long-). — Nekrolog zum „Converſations-Lexikon" bis Ende 1856. (Schluß.)

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Beſitzer der zehnten Auflage des Converſations-Lexikon

ſowie für die der „Gegenwart" und der verſchiedenen Converſations-Lexika. Daneben hat daſſelbe jedoch einen durchaus **ſelbſtändigen Werth**, indem es beſtimmt iſt, **das Zeitleben in Staat, Geſellſchaft, Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur** zu ſchildern und alle neuen Ereigniſſe, Perſönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetiſche Reihenfolge friſch und anſchaulich darzuſtellen.

Das Unternehmen iſt von der deutſchen Preſſe mit ſeltener Einſtimmigkeit höchſt anerkennend begrüßt worden und hat ſich bereits einen ſehr anſehnlichen Leſerkreis erworben.

Monatlich erſcheint ein Heft von 4—5 Bogen zu 5 Ngr., ſodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zuſammen einen Band bilden.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Bei **Joh. Aug. Meissner** in Hamburg ist neu und vollständig erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Volger, Dr. W. Fr.,

Director der Realschule des Johanneums in Lüneburg,

Geschichtstafeln zum Schul- und Privatgebrauche. In drei Abtheilungen: Alte, Mittlere und Neuere Geschichte. 1855. Folio. In Umschlag 3 Thlr. 22 Ngr.

Bei **Friedrich Fleiſcher** in Leipzig iſt ſoeben er

Die Papageienmährc

erzählt

von **Moritz Wickerhauſer.**

Mit 8 Skizzen von F. Gauermann illuſtr

In Prachtband mit Goldſchnitt geb. 3 Thlr

Der Herausgeber, durch ſeine Kenntniſſe und
lung dazu vollkommen befähigt, liefert hier eine
anmuthigſten Märchen des Orients, wie ſolche durch
lichen Erzähler in den orientaliſchen Verſammlung
ein weſentlicher Theil angenehmer Unterhaltung
werden. Haben ſich die Märchen von 1001 Nac
allen Ländern Europas als ein Lieblingsbuch einget
werden es dieſe Märchen gewiß nicht minder th
große Zierde des Buchs ſind die trefflichen Skizz
rühmten Thiermalers Gauermann, aufs ſauberſt
geſchnitten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BILDER-ATLAS

zum Conversations-Lexi

(500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem e
Texte von mehr als 100 Bogen und einem Namen- und Sa

24 Thlr.; cartonnirt 26 Thlr. 20 Ngr.

Prachtausgabe, gebunden, 32 Thlr. 10 Ng

Dieses ganz selbständige, höchst lehrreiche un
Werk kann fortwährend auf einmal vollstän
allmälig bezogen werden. Gegenwärtig erscheint d

Neue vierte Ausgabe in 24 Lieferungen zu

Eine zweckmässige Zugabe zu dieser neuen
unter dem Titel „Verzeichniss und Erklärung de
dungen", wird den frühern Abnehmern des „Bild
auf Verlangen *gratis* nachgeliefert.

Jede der **zehn Abtheilungen** des Werks ist n
betreffenden Texte unter besondern Haupttiteln ei
nachstehenden Preisen zu beziehen:

I. **Mathematische u. Naturwissenschaften.** (141 Taf.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 T
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ng
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thl
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15

Mappen zur Aufbewahrung der Tafeln wer
8 Ngr., **Prachteinbände** der Tafeln und des Tex
25 Ngr. für jede Abtheilung berechnet.

Eine Probelieferung und ausführliche Pro
über das Werk sind in allen Buchhandlungen zu

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

terariſche Unterhaltung.

rſcheint wöchentlich. —— **Nr. 45.** —— 5. November 1857.

Blätter für literariſche Unterhaltung erſcheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preiſe von 12 Thlrn. ch, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an.

lt: Neueſte deutſche Lyrik und Epik. Von **Auguſt Henneberger.** Vierter und letzter Artikel. — A. E. Brachvogel manſchriftſteller. Von **Hermann Marggraff.** — Seetzen's Reiſen im Orient. Von **Julius Löwenberg.** — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Neueſte deutſche Lyrik und Epik.

Vierter und letzter Artikel.*)

lehr als das Publicum, dem ſie dargeboten wer-
– iſt es nicht ſeine eigene Wahl, ob es ſie leſen
— mehr als der Kritiker,, der ſie beſprechen muß
rum iſt er in dieſen harten Zeiten ein Aeſthetikus
den? — haben die beſſern Poeten ſelbſt Urſache
das Uebermaß lyriſcher Producte zu klagen. Wer
thöricht genug zu leugnen, daß es ſolche beſſere
n auch in unſerer Zeit gebe? Aber Niemand nimmt
ie Zeit, die Maſſe zu ſichten, zu unterſcheiden, aus-
1. So werden die Wenigen von der Menge er-
, ſo verſchwindet das Beſſere in der überflutenden
lmäßigkeit.

lücklich noch, wer in glücklichen Zeiten einen Na-
rrungen! Das deutſche Volk iſt nicht ſo vergeß-
nd undankbar, wie es alberne Demagogen und
te Poeten darſtellen. Es erinnert ſich Derer, an
es ſich einmal erfreut, und wer es einmal zu
gewußt, dem leiht es immer wieder ein offenes,
neigtes Ohr.

ber die jungen Poeten, die noch Niemand kennt?
oll ihre Stimme hindurchdringen durch das Geſchrei
larkts und den Lärm der Mitbewerber? Wer wird
ren, auch wenn ſie verdienen gehört zu werden?
Gefahr liegt nahe, daß ſie nie dazu kommen, ſich
zu verſchaffen, daß ſie verſchwinden, ohne den
g des Herzens und den Gedanken ihres Geiſtes
wandte Herzen und Geiſter hinübergeleitet zu haben.
Wol gibt es einzelne in ſich beſchloſſene Dichterſeelen,
ſingen wie der Vogel ſingt, der in den Zweigen
, die keiner Zuhörer bedürfen, denen der Geſang nicht nur Bedürfniß, ſondern auch an ſich ſchon Befriedigung und ſeligſter Lohn iſt. Aber die meiſten wollen gehört ſein, ſie wollen wirken, kämpfen, ſiegen.

Nicht der Tadel, nicht die Herabwürdigung, nicht der vernichtendſte Hohn iſt für dieſe das ſchlimmſte: ſchrecklicher iſt ihnen die Nichtbeachtung, das Beiſeiteſtehen.

Und doch iſt dies das Loos der meiſten. Wie viele Namen ſind es, die der Mund der Nation kennt? Wie viele unſerer neueſten Lyriker ſind über ihren nächſten Kreis hinausgedrungen und haben die Herzen und Seelen des Volks gewonnen? Wer kennt die Hunderte und aber Hunderte, deren geſungene Schmerzen und Freuden ſeit den letzten Jahrzehnden ſpurlos verweht ſind?

Mit der Mittelmäßigkeit, mit der Unfähigkeit habe ich nicht zu reden. Aber Denen, welche wirklich dichteriſches Talent in ſich fühlen, muß ein freundlicher Rath willkommen ſein. Mögen ſie ſich prüfen, ob ſie im Stande ſind von zweien eins zu leiſten: entweder zu entſagen und in beruhigter Stille, wenn die Welt nicht hören will, ſich ſelbſt mit ihrem Geſang zu genügen, oder aber hindurchzudringen durch allen den wüſten Lärm und ihr Talent geltendzumachen trotz der Widerſacher, trotz der Gleichgültigkeit, trotz der Ueberſättigung.

Fühlt ihr hierzu euer Talent nicht ſtark genug, findet ihr auch nicht in euch die Kraft, nöthigenfalls zu reſigniren, wenn man euch nicht hören will: dann tretet nicht heraus auf den Markt mit euerer Dichtung, die euch nur zu bald über ein „verfehltes Leben" würde weinen laſſen. Und „verfehlte Leben" haben wir gerade genug.

Salvavi animam. Niemand wird ſich durch dieſe Warnung abhalten laſſen. Die Lebhaftigkeit der Production und die Maſſe des Producirten lockt anſtatt ab-

*) Vgl. den erſten Artikel in Nr. 44 d. Bl. f. 1856, den zweiten
3 und den dritten in Nr. 34 f. 1857.

zuſchrecken und manchen Mund, der beſſer ſtumm geblieben wäre, begeiſtert Wetteifer und Nachahmung zu einem Anch' io sono pittore, das er zuletzt ſelbſt für Wahrheit hält.

1. Album aus Italien. Von Adolf Doerr. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 1 Thlr.

Keine Nation iſt ſo geneigt, ſich für das Fremde und Ausländiſche zu begeiſtern und daſſelbe im Gegenſatz zu dem Einheimiſchen zu preiſen als die deutſche. Und in dieſer nationalen Untugend, die man freilich, wenn man gut gelaunt iſt, mit dem ſchönklingenden Namen kosmopolitiſcher Empfänglichkeit auszieren kann, gehen die Dichter mit dem ſchlechteſten Beiſpiel voran. Jeder fremdländiſche Stoff iſt ihnen lieber als ein deutſcher, und beſonders wenn ſie aus Italien kommen, glauben ſie ſich berechtigt, ihre armen Landsleute dieſſeit der Berge wie halbe Barbaren und unſer ſchönes Deutſchland wie ein wahres Scythien zu behandeln. Hat doch in dieſer letztern Beziehung ſchon der maßvolle Goethe Einiges geleiſtet, wie ſollten unſere Heißſporne von Poeten neuern Datums nicht die Sache auf die Spitze treiben! Auch das vorliegende, Italien gewidmete Buch leidet an dieſer übertriebenen Begeiſterung und Schwärmerei für Wälſchland, die den Dichter gegen ſein eigenes Vaterland unbillig macht, woran freilich, wie es ſcheint, auch perſönliche Verhältniſſe Schuld haben mögen, und ihn andererſeits über der Farbenpracht und dem Glanz des italieniſchen Himmels, der alten Kunſt und den großen Erinnerungen den materiellen und ſittlichen Schmuz und die Verkommenheit des Volks überſehen läßt. Sehen wir hiervon ab, ſo läßt ſich nicht verkennen, daß Adolf Doerr hübſche Bilder italieniſcher Landſchaften, Sitten und Zuſtände an uns vorüberführt. Freilich ermüdet eine ganze Reihe poetiſcher Beſchreibungen immer, weil uns die menſchliche Handlung und Geſinnung am Ende doch das anziehendſte bleibt. Indeſſen hat es der Dichter verſtanden, die Natur mit geiſtigen Beziehungen zu durchdringen, und durch die Anklänge an Geſchichte und Vorzeit auch das ſympathetiſche Intereſſe rege zu erhalten. Die Form hat derſelbe in der Gewalt und dies verleitet ihn ſogar zu Aufzählungen geographiſcher Namen, wobei kaum ein anderes Intereſſe denkbar iſt als das an der überwundenen metriſchen und Reimſchwierigkeit. Z. B.:

Die träge Sprache gibt nicht Kunde,
Von Dem, was hier der Blick ergreift
In einer ſeligen Secunde,
Worin er überm Golfesrunde
In ſchrankenloſer Wonne ſchweift:
Vom Häuſermeer von Napoli,
Bis nach Reſina, Portici,
Torre del Greco, Annunziade,
Caſtellamar' im Wellenbade
Bis nach Sorrentos ſonn'gen Warten
Und ſeinem Fels- und Meeresgarten,
Wo die Sirene nicht mehr ſingt
Verlockend überm Meerespfade,
Doch Freude ihren Thyrſus ſchwingt
Bei Tag und Nacht an dem Geſtade:
Wo Vico, Maſſa, Meta glänzen
An Buchten, deren Rand ſie kränzen,
Bis wo zuletzt ins Meer hinab
Blauduftig fällt Minerva's Cap.

Hoffentlich kehrt der jedenfalls talentvoll
nachdem er die mächtigen Eindrücke, die das
ner Sehnſucht auf ihn gemacht, in dieſen Li
dergelegt und ſo dieſelben, wie Goethe pflegte
genſtändlich gemacht hat, zu heimiſchen St
Weiſen zurück. Denn das Intereſſe der Nati
genommen wir ſonſt für das Fremde ſind, wen
der Poeſie auf die Dauer doch nur dem Nati

2. Ritter Toggenburg. Das iſt die Mär, wie M
auch Demuth ſich zum Schmucke ſchafft. Von
Huber. St.-Gallen, Köppel. 1856. 32. 1

Der Verfaſſer dieſer Dichtung hat die u
Liebhaberei, ſeine Gedanken ſo unklar und ve
möglich auszudrücken, ſodaß ein förmliches
dazu gehören würde, ſich durch die Erzählung
zuarbeiten. Daß dieſe ganz verwerfliche Darſtell
haberei und nicht Folge von Ungeſchicklichkeit
fähigkeit, läßt ſich aus dem Umſtand ſchließen,
Verfaſſer im Uebrigen ſich als Mann von Bild
Aber der Leſer urtheile nach folgender Probe,
fangsſtrophen:

Auf Toggenburg Frau Idda, geliebt im Land
Befiehlt des Herzens Liebe der ſchönen Hand
Und zaubert Dank und Freude durch Berg und
So ſteht ſie wieder ſinnend im hohen Saale.

Auch diesmal ſinnt ſie Liebe und denkt zurück,
Nicht weit, wie ſie gewonnen der Minne Glück
Was ihr zur Freude worden in jenen Tagen,
Das möcht' ſie Allen preiſen und Jedem ſagen.

Drum hob ſie ſolche Bilder aus ihrer Bruſt,
Und ſtickte ſchön auf Linnen die fromme Luſt;
Da iſt an Saaleswänden die Zier zu ſchauen,
Sie blüht in Form und Farben wie Frühlingsa

Frau Idda ſchaut die Wonne, die Glückespracht
Da zittert ihr in Aengſten das Herz mit Macht
Was aber iſt ihr worden zu ſolchem Leide?
Noch blickt ſie hin und faltet die Hände beide.

Da prangt im Minnekranze als letztes Bild
Die Burg des lieben Gatten, ſie trotzt ſo wild;
Noch fehlt daran das Bildniß vom wild'ſten Ra
So wäre der das Schrecken im Glückestraume?

Kann man wol Das, was man ſagen w
uneigentlichern Worten ſagen? Oder iſt die
wirklich gegeben, um unſere Gedanken zu ve
Ich habe in einem der frühern Artikel über d
unſern modernen Poeten im Schwange gehend
geſprochen; bei Huber bedauere ich umſomehr,
in dieſen Fehler verfallen, als Vieles von De
ich verſtehe, von Gedanken und Geiſt zeugt.

3. Gedichte von Karl Preſer. Fulda, Maier. 18
21 Ngr.

Dieſe Gedichte, welche ich zunächſt zu erwähn
ſind dagegen mehr in der einfachen Manier unſ

hern Poeſie gehalten. Nicht als ob nicht hier und da ein unklarer Gedanke oder ein falſches Bild mit unterliefe: „ein Lied, das leicht gedacht um der Laute Saiten geſchlungen" wird, oder ein Kuß, der „gar zu gold'nen Ton" gab, ſind allerdings kleine logiſche Ungeheuer. Aber im Allgemeinen iſt die Darſtellung einfach wie die Stoffe, die behandelt werden. Natur und Liebe, die nie ausgeſungenen Themata der Poeſie, machen den Hauptinhalt dieſer Lieder aus, deren Einfachheit manchmal freilich beinahe zu einfach, d. h. proſaiſch wird, wozu wol beiträgt, daß der Verfaſſer mit ſchwierigern Metren, wie Daktylen, noch manchen Kampf kämpft. Im Ganzen ſind die Lieder anſpruchslos und haben den Referenten beſonders durch die Heiterkeit des Tons erfreut, welcher in ihnen herrſcht. Der Verfaſſer hat ganz Recht, wenn er erklärt, falls der Weltſchmerz ein nothwendiges Erfoderniß für den Dichter ſei, lieber auf dieſe Würde verzichten zu wollen.

Es kam der Frühling gezogen
Hernieder zu mir ins Thal,
Da ſtand an dem Himmelsbogen
Der Sonne wärmender Strahl.

Der Frühling zog über die Felder,
Zu Bächlein wurde der Schnee,
Dann wurden im Thale die Wälder
Und Fluren ein blühender See.

Und endlich ließ er ſich nieder
Im hohen bergigen Wald,
Der wurde dann dunkler, und Lieder
Erſchallten ins Thal alsbald.

Da war's eine Luſt zu ſtehen
Hoch auf des Thales Rand;
Da war's eine Luſt zu ſehen
Mein ſchönes Heimatsland.

Keine großen Gedanken, aber ich dächte, auch in der anſpruchsvollen Poeſie der Gegenwart wären die großen Gedanken noch nicht zahlreich wie die Brombeeren. Und klingt ein ſolches Liedchen nicht anheimelnd wie die gute alte Zeit? Klingt es nicht wie „Seht den Himmel, wie heiter" und andere Lieder, die unſere Jugend erheiterten?

---

4. Lebensklänge aus der Gemeine. Geiſtliche Lieder von A. Nicolai. Berlin, W. Schultze. 1855. 16. 20 Ngr.

Der Verfaſſer ſteht mit ſeinen geiſtlichen Liedern auf durchaus orthodox-lutheriſchem Standpunkt. Dagegen erſcheint mir ſeine allgemeine Welt- und Lebensanſicht durchaus nicht lutheriſch. Oder wo betrachtete etwa Luther, der werthe Gottesmann, der Alle für Narren erklärt, die Wein, Weiber und Geſang nicht lieben, die Erde als ein verächtliches Jammerthal, aus dem der Chriſt ſo ſchnell als möglich abzuſcheiden ſich ſehnen müſſe? Iſt es nicht überhaupt unchriſtlich, dieſe Erde, die der liebe Gott doch wahrlich nicht ſo ſchön geſchaffen hat, um ſie uns haſſenswerth zu machen, als etwas Verächtliches und Zu-Fliehendes zu verſchreien? Die Richtung des orthodoxen Verfaſſers ſollte ihn eigentlich von ſolcher Weltflucht und Weltverachtung freihalten, die ſonſt mehr eine Eigenthümlichkeit des Pietismus iſt. (Beiläufig geſagt, es iſt zum Erbarmen, mit welcher wahrhaft rührenden Unwiſſenheit viele unſerer Tagesblätter Orthodoxie, Pietismus, Myſticismus in einen Brei der Confuſion zuſammenrühren.) Abgeſehen nun von dieſer Weltanſicht, die dem geſunden Gefühl ewig widerſtreiten wird, ſind die Lieder alles Lobes werth. Sie ſind kräftig, voll Schwungs, ohne Spielerei: die Form verſteht der Verfaſſer mit Geſchick zu handhaben. Zur Probe das erſte beſte, das ich aufſchlage:

Weckruf (Sachar. 9, 9).

Steh auf, mein Volk, vom langen Winterſchlafe!
Der Frühling naht, ſchon zeigen ſich die Blätter,
Die Sonne ſteigt, aus kalter Nacht ein Retter,
Der Trägheit folgt des bleichen Mangels Strafe;
Steh auf, mein Volk, vom langen Winterſchlafe.

„Dein König kommt!" rauſcht's von den Bergen nieder,
Thu' auf die Thor' und mache weit die Thüren!
Zur Freiheit will er die Gebund'nen führen,
Und was verirrt, verloren, bringt er wieder;
„Dein König kommt!" rauſcht's von den Bergen nieder.

Sanftmüthig zieht er ein und ohne Prangen;
Sein Purpur iſt ſein Blut, für dich vergoſſen,
Sein Demantſchmuck die Thrän', um dich gefloſſen,
Dich ſegnen iſt ſein königlich Verlangen;
Sanftmüthig zieht er ein und ohne Prangen.

Drum auf, mein Volk! nicht Zeit iſt's mehr zum Träumen;
Die Dunkelheit ſie weicht der Tageshelle
Und deine Zeit enteilt mit Sturmesſchnelle,
Willſt du dein Heil, dein ewig Heil verſäumen?
Auf, auf, mein Volk! nicht Zeit iſt's mehr zum Träumen.

Eine bedeutende Anzahl dieſer Lieder, auf kirchliche Melodien gedichtet, hält ſich mit Glück in den vorgeſchriebenen Formen und dürfte ſich zur Aufnahme in die Geſangbücher wenigſtens theilweiſe beſtens eignen.

---

5. Harald Sängerkönig. Das iſt das Lied von der Liebe Macht. Dichtung von Curt Oswalt. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 24 Ngr.

Der Stoff iſt dem Saxo Grammaticus entnommen und in der Manier der altnordiſchen Lieder behandelt. „Warum", ſagt der Verfaſſer, „ſollten wir bei romaniſchen, ſlawiſchen und andern Völkern zu Borg gehen, wenn uns das Bereich germaniſcher Geſchichte und Sage, vornehmlich aber das des alten Nordens eine ſo ausgiebige Quelle epiſcher und dramatiſcher Stoffe bietet?"

Ich denke in d. Bl. es oft und entſchieden genug ausgeſprochen zu haben, wie ich kein Heil für unſere Poeſie erwarte, ehe ſie nicht wieder eine nationalere Richtung einſchlägt. Aber die altnordiſchen Stoffe zur Herbeiführung dieſer volksthümlichern Poeſie benutzen zu wollen, ſcheint mir unthunlich. „Was iſt ihm Hekuba, was iſt er ihr, daß er um ſie ſoll weinen?" ſagt Prinz Hamlet von dem Schauſpieler. Was iſt uns Freia, Balder, Loke, Odin, möchte ich fragen? Was ſind uns alle dieſe Helden der nordiſchen Urzeit, deren ganze Denk- und Handlungsweiſe wir nur mit einem Commentar verſtehen? Die Kunſt muß ſich ſelbſt erklären, und ein Gedicht, welches eine ganze Reihe mythologiſcher und antiquariſcher Anmerkungen erfodert, muß dar-

Reihe moderner Dichtungen bezieht, beziehendlich von denſelben veranlaßt iſt.

---

10. Gedichte von Felix Dahn. Berlin, Herbig. 1857. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ich freue mich, das Lob, welches ich im zweiten Artikel dieſer Rundſchau des Verfaſſers epiſchem Gedicht „Harald und Theano“ ausſprach, in noch viel ausgedehnterm Maße deſſen eben vorliegenden Gedichten ertheilen zu können. Dieſelben enthalten eine reiche Fülle der mannichfachſten Weiſen und wenn man in einer Anzahl Lieder vielleicht etwas mehr Klarheit über den Grund des Schmerzes und die Natur des Kampfes, den der Dichter beſingt, wünſchen könnte, ſo iſt doch der allgemeine Charakter der Sammlung ein durchaus beſtimmter und durchſichtiger. Patriotiſche Geſinnung, offener Sinn für Natur und Liebe und alles Menſchliche und eine geſunde, männliche, nur hier und da vielleicht etwas titaniſch übertrotzige Moral laſſen uns den Dichter liebgewinnen. Die Sammlung iſt eine ſehr reichhaltige, ebenſo wenig der erzählenden Gedichte als der eigentlichen Bilderpoeſie ermangelnd. Von dem lyriſchen Theile gebührt die Krone offenbar den Liedern, welche der Verfaſſer nach gegebenen Strophenanfängen dichtete. Dahn fand nämlich im Anzeiger des Germaniſchen Muſeums die Anfänge vieler alten Volkslieder alphabetiſch zuſammengeſtellt und verſuchte, ohne den Verlauf der Originallieder zu kennen, von dem kernigen Ausdruck jener Anfangszeilen angelockt, aus ihnen oder vielmehr an ſie entſprechende einfache Lieder anzudichten. Und dies iſt ihm nun in einem wirklich überraſchenden Grade gelungen. So volksmäßig klingen dieſe Lieder, ſelbſt wo der Inhalt vielleicht den Kunſtdichter verrathen ſollte, daß ſie ſich unwillkürlich in Muſik umſetzen. Nur ein paar zur Probe, wobei ich die gegebenen Anfangsworte geſperrt drucken laſſe.

Die arge Welt hat ſich geſtellt gen unſer Lieb mit Wüthen,
Mein Lieb getroſt! Wie grimm ſie toſt, Gott wird uns doch behüten.
Der rauhe Wind thut ungelind über alle Blumen fahren,
Wär' Gottes Hand nicht ausgeſpannt, wie könnten ſie ſich wahren?

Sie beugen ſich beſcheidentlich, kommt er vorbeigegangen,
Iſt er vorbei, aufſteh'n ſie frei, und blüh'n mit tauſend Prangen.
So in der Welt hat's Gott beſtellt: der Wind muß einmal wehen,
Doch wen Gott liebt und Gnade gibt, dem läßt er nichts geſchehen.

Die Frauen ſind oft fromm und ſtill, wo wir ungeberdig toben,
Und wenn ſich eine ſtärken will, dann blickt ſie ſtumm nach oben.
Ihr' Kraft und Stärke iſt gering, ein Lüftchen kann ſie knicken,
Doch iſt's ein eig'nes ſtarkes Ding, wenn ſie gen Himmel blicken.

Oft hab' ich ſelbſt mit aufgeſeh'n, ſah die Mu[illegible] oben,
Ich ſah nur graue Wolken geh'n und blaue Luf[illegible]
Sie aber, wenn ſie niederſah, war voller Kraft[illegible]
Mir iſt, die Frauen hie und da ſeh'n noch den [illegible]

Die erzählenden Gedichte zeichnen ſich d[illegible]
balladenmäßige Darſtellung und einfach m[illegible]
greifenden Inhalt in angemeſſener Form au[illegible]
kein Haſchen nach nie dageweſenen Motiven [illegible]
ſtimmungen zu bemerken, keine Pointen, die [illegible]
tung des Leſers überraſchen ſollen und zu di[illegible]
dem guten Geſchmack ins Geſicht ſchlagen: [illegible]
einfach, natürlich, ſachgemäß zu und das na[illegible]
venienter bewährt ſich auch in Bezug auf di[illegible]
Wirkung immer.

---

11. Vaterländiſche Gedichte. Von Heinrich von [illegible] Göttingen, Wigand. 1856. 16. 15 Ngr.

Alle Achtung zunächſt vor des Verfaſſe[illegible]
Durch Erinnerung an die große und ruhmvoll[illegible]
genheit unſers Volks möchte er daſſelbe wac[illegible]
zum Bewußtſein ſeiner Lage bringen, dam[illegible]
glanzvolle Zeit ſich erneue. Gewiß iſt dieſe [illegible]
richtige; denn daß es eine unzweckmäßige M[illegible]
ein Volk, deſſen ſchlummerndes Ehrgefühl [illegible]
kraft man wecken möchte, in Börne's und Hei[illegible]
mit Hohn und Spott zu überſchütten, darüb[illegible]
gegenwärtig alle Welt einig. Wer ſich tägli[illegible]
Schlafmütze, Bärenhäuter ſchimpfen hört, d[illegible]
zuletzt ſo weit, daß er die Michelei und Sch[illegible]
ſchaft als ſeinen Normalzuſtand anſieht. Aber [illegible]
aus der niedergedrückten Gegenwart in den Sp[illegible]
großen Vorzeit, den uns der Dichter vorhält, [illegible]
Sehnſucht nach beſſerer Zeit und reift männ[illegible]
ſchlüſſe, dieſe beſſere Zeit herbeiführen zu helf[illegible]
die nationale Macht der Poeſie nicht verkennt [illegible]
nicht als eitle Zeitkürzung betrachtet, der muß [illegible]
ter Dank wiſſen, der ſo Bedeutendes erſtrebt, [illegible]
Dank wiſſen in einer Zeit, die, wie aus einem [illegible]
erwacht, von allen ſtaatlichen und vaterländiſ[illegible]
danken ſich abwendet, um in materiellem Erw[illegible]
ſchöngeiſtiger Gefühlsſeligkeit ihr Genüge zu [illegible]
Ueber die gewählten Stoffe ließe ſich hier und [illegible]
dem Dichter rechten: ſtatt der Städtefehden, [illegible]
„Stedinger Ketzer“, welche letztere noch dazu ni[illegible]
Erbauliches inſichhaben, hätten wir allgemei[illegible]
kannte Züge lieber behandelt geſehen. Denn we[illegible]
merkungen, die zum Verſtändniß ſich nöthig [illegible]
jedem Kunſtwerk ſchaden, dann gewiß vor alle[illegible]
Poeſie, die an die nationalen Gefühle ſich wend[illegible]
Die preußiſche Geſchichte und die Zeit der Frei[illegible]
bieten dem Dichter geeigneten Stoff, auf wel[illegible]
Treitſchke ausdrücklich hingewieſen haben wollen. [illegible]
die Behandlung betrifft, ſo iſt dieſelbe meiſt [illegible]
ſprechend, und die Geſinnung des Verfaſſers iſt [illegible]
Zeit der Gleichgültigkeit und des Peſſimismus [illegible]
wohlthuend. Um die Leſer ſelbſt urtheilen zu [illegible]
gebe ich den Schluß des Gedichts „Die Siebenund[illegible]

n der Dichter den Kampf der 77 Hanſeſtädte
a Dänenkönig und ihren endlichen Sieg in leb-
farben geſchildert, ſchließt er ſein Gedicht folgen-
n:

' ich die Saiten greifen zum Schluß mit froher Hand
ten Melodeien — wie nächtens übers Land
ht der finſtern Wetter erhab'ne Donnermacht,
Elemente Loblied dem Schöpfer dargebracht!

uſt iſt Weh geworden im trüben Zeitenlauf,
Stolz hab' ich begonnen, mit Thränen hör' ich auf.
ſtehen die ſiebenundſiebzig, die ruhmesreichen all',
wogt durch ihre Gaſſen des Lebens bunter Schwall.

ſteh'n die ew'gen Dome, noch ſteht das hohe Haus,
der Rath der Bürger beſchloß den Dänenſtrauß.
ſteh'n die dunkeln Wälder, davon manch hoher Baum
htmuthig durchgefurchet der Nordſee Wogenſchaum.

ings in unſern Gauen hat junger Tage Macht
eu Geſchlecht von Städten zu raſchem Glanz gebracht,
gold'ne Königsſchlöſſer, manch Werkmannshaus ge-
baut,
treiben ſchwere Arbeit Geſellen kunſtvertraut.

icher ſind wir worden und wiſſenskundiger viel,
h'n der Väter Handwerk als wie ein Kinderſpiel.
och! — Wer froh will ſingen von deutſcher Herrlichkeit,
reift vom trüben Heute zurück in ferne Zeit!

nn mein Sohn einſt ſänge das Lied voll Stolz und
Glanz
einer Väter Größe, von unſ'rer Waffen Tanz:
ücke wollt' ich brechen die Harfe mein mit Luſt,
h! von ferner Größe zu ſingen nur gewußt.

legt' ich froh zur Erde mein müdes Greiſenhaupt,
Wahrheit wäre worden, was ich ſo treu geglaubt:
nden ſiegend wieder an Seelands Uferkies —
Volk hat Gott verlaſſen, das ſich nicht ſelbſt verließ.

glöckchen von R. Braun und R. Hennig. Brom-
, Aronſohn. 1856. Gr. 16. 20 Ngr.

zwei Verfaſſer, welche zu den „Maiglöckchen" bei-
, haben ihre Lieder durch untergedruckte B und
ſchieden. Ein ſehr entſchiedener Contraſt zwi-
den findet ſich nicht: Braun iſt etwas hochtra-
nd infolge davon hier und da unklar, während
ſich mehr auf der gewöhnlichen Heerſtraße hält.
Lied der letztern Art iſt bei Beiden nicht übel:
iſte freilich klingt ſehr wie ſchon dageweſen und
prachliche Unrichtigkeiten und Ungeſchicklichkeiten
n dabei in den Kauf nehmen. Frühlingshauch
ktylus erinnert an den Holzklotzpflock, den der
ann Heinrich Voß als Warnungstafel aufſtellt.

Liebesbangen.

O Gefährtin ſtiller Liebe,
Holde Wehmuth, fächle du
Mit geweihtem Palmentriebe
Meinem Herzen Kühlung zu.

Ha, ſchon beginnet
Der wüthende Schmerz,
Feuer durchrinnet
Verzehrend mein Herz.

Doch was iſt, das dieſe Klage,
Schmerzlich aus dem Buſen preßt?
O, wer löſt mir dieſe Frage,
Die ſich nicht begreifen läßt. (Sehr wahr!)

Seufzer entfliehen
Mir nimmer bewußt,
Stürme durchziehen
Die tobende Bruſt.

Wenn die Sonne ihre Schwingen
In das Meer von Golde taucht,
Hör' ich zarte Weiſen klingen,
Alles Leid iſt dann verhaucht.

Ach, es beginnet
Von neuem der Schmerz,
Feuer durchrinnet
Verzehrend mein Herz.

Drum Gefährtin ſtiller Liebe,
Holde Wehmuth, fächle du
Mit geweihtem Palmentriebe,
Meinem Herzen Kühlung zu.

Himmel beſchirme
Mein zagendes Herz,
Banne die Stürme
Und heile den Schmerz!

Aus dieſem Gedicht ziehe ich als Moral folgenden negativen Lehrſatz, den ich über den Schreibtiſch einer ganzen Anzahl Poeten mit goldenen Lettern ſchreiben möchte: Man iſt noch nicht tiefſinnig, wenn man unklar iſt, und der Esprit beſteht nicht weſentlich darin, daß man der Logik ins Geſicht ſchlägt.

Auguſt Henneberger.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Lieferung.)

A. E. Brachvogel als Romanſchriftſteller.

Friedemann Bach. Ein Roman von A. E. Brachvogel. Drei Bände. Berlin, Janke. 1858. 8. 5 Thlr.

Als wir dieſe drei ſtarken Bände vor uns erblickten, waren wir einigermaßen überraſcht. Der Verfaſſer hat mit ſeinem „Narciß" einen Bühnenerfolg gehabt, wie er in Deutſchland nicht gewöhnlich iſt. Nun konnten wir uns bisher nur vorſtellen, daß die Bühne für einen Dichter, der auf ihr einen ſolchen Succeß gehabt, etwa dieſelbe Anziehungskraft haben müſſe, wie das Licht für die Motte, die jenes in immer engern Kreiſen umſchwirrt, bis ſie ſich die Flügel und zuletzt Leib und Geiſt daran verbrennt. Und nun ein Roman in drei Bänden, jeder ſo dick, daß es dem Verfaſſer ſchwerlich mehr Mühe und Zeit gekoſtet haben würde, drei Bühnenpiècen dafür vom Stapel laufen zu laſſen! Entweder, ſagten wir uns, müſſe Brachvogel durch den Miserfolg ſeines „Adalbert von Babanberge" und überhaupt durch die Wahrnehmung, daß die Bühnenſchriftſtellerei heutzutage ein ſehr unſicheres Lottoſpiel ſei, eingeſchüchtert und bedenklich geworden ſein, oder es ſeien noch tiefere Tendenzen und Anſchauungen in ihm, für die der enge Geviertraum zwiſchen Rampe, Couliſſen und Hintergardine nicht genügende Breite und Tiefe habe.

Das glaubten wir auch ſchon aus ſeinem „Narciß" herauszuerkennen. Narciß ſelbſt iſt nur eine Verkörpe-

rung der Reflexionen des Verfaſſers über Welt und Leben, der Schlauch, in den er den theils reinen, theils unreinen Wein ſeiner Lebensphiloſophie eingelaſſen hat. Auch die Marquiſe von Pompadour, auch die Encyklopädiſten ſind, wie der Schutzjude Gogol im „Adalbert von Babanberge“, Tendenzfiguren. Zu einem tüchtigen Theaterdichter beſitzt zwar Brachvogel techniſches Geſchick genug; er weiß die Scenen wohl zu arrangiren, die Effecte gut zu berechnen, einen gewandten Dialog zu ſchreiben und wirkſame Charaktere zu erfinden. Das iſt viel, aber noch nicht Alles. Um ein Theaterdichter zu werden, der ſtets ſeines Erfolgs ſicher iſt, fehlt ihm die Naivetät und Unbefangenheit des Schaffens; es ſteckt in ihm zu viel reflectives Element; der Dichter ringt in ihm mit dem Denker. Wir wünſchten auch nicht, daß er dieſes reflective Element fahren laſſe, um ſich der bloßen Theatertechnik hinzugeben, und wir hoffen auch, daß er ſich hierzu nicht erniedrigen wird. Wer ſo über ſich und über den Räthſeln des Lebens brütet wie Brachvogel, kann dies auch nicht, ohne mit ſeinem eigenſten Weſen zu brechen und den Inhalt ſeines Gemüths in den Sand auszuſchütten.

Seltſam und für den reflectiven Standpunkt des Verfaſſers bezeichnend iſt ſchon das Bekenntniß, welches er der kurzen Allocution an den Leſer vorangeſtellt hat: „Als ich mir vor etwa drei Jahren vornahm, den Individualismus, oder ſchlechthin geſagt die Selbſtſucht, als Repräſentanten einer tragiſchen Zeit in dramatiſcher Form darzuſtellen, lagen mir zwei Stoffe zur Wahl vor: der «Neffe Rameau's» von Diderot und «Friedemann Bach».“ Das erinnert — sans comparaison — an Buridan's Eſel zwiſchen den zwei Bündeln Heu. Wer käme nicht auch zuweilen in dieſe precäre Lage zwiſchen Heubündel links und Heubündel rechts? Aber wunderlich iſt das Geſtändniß, daß er ſich „vorgenommen“ habe, den Individualismus oder die Selbſtſucht — was jedoch genau beſehen zwei etwas verſchiedene Dinge ſind — in dramatiſcher Form darzuſtellen. Man ſieht hieraus, daß die Tendenz eher da war als der poetiſche Impuls, der nothwendige Drang dramatiſchen Schaffens. Der Verfaſſer geſteht dann weiter, daß er den erſtern Stoff vorgezogen habe, weil er dramatiſcher war, und ſo ſei „Narciß“ entſtanden. Friedemann Bach aber habe er in einem Roman, „der modernen Form des Epos“, verarbeitet, „ſeines überwiegend lyriſchen Gehalts wegen“. Wir fürchten, daß Brachvogel mit ſeinen äſthetiſchen Begriffen noch nicht ganz im Reinen iſt. Den Roman das „moderne Epos“ zu nennen, iſt eine althergebrachte Redensart, über die wir mit dem Verfaſſer nicht weiter rechten wollen, obſchon aus dem Weſen des Epos unſchwer nachzuweiſen wäre, daß dieſe Bezeichnung eine ſchiefe ſei. Epen ſind die allerſeltenſten Erſcheinungen im Gebiete der Poeſie, und wenn wir jene Bezeichnung acceptiren wollten, ſo befänden wir uns plötzlich im Beſitze von Tauſenden von Epen, die jährlich noch um ſo und ſo viel vermehrt würden, um von den Abonnenten der Leihbibliotheken geleſen und meiſt ſpäteſtens in einem Decennium

vergeſſen zu werden. Vollkommen neu war uns a
Behauptung, daß ein Stoff ſich deshalb für den
eigne, weil er „überwiegend lyriſch“ ſei, wozu noch
daß wir dieſes „überwiegend Lyriſche“ in den
ſchickſalen Friedemann Bach's gar nicht zu e
vermögen. Doch brechen wir davon ab, da wi
befürchten müßten, uns in hierher nicht gehörig
läufige Unterſuchungen einzulaſſen, und hören w
Verfaſſer weiter. Er geſteht, daß die Charakte
Friedemann Bach und des Narciß viel Aehnlich
ben mögen, aber während er im „Narciß“ zu ſc
verſucht, wie ein ſolcher Charakter iſt, habe er d
ſich im „Friedemann Bach“ die Aufgabe geſtellt,
gen, „wie Jeder von uns unter ähnlichen Verhäl
ein ähnlicher Charakter werden kann“.

Dies hat uns aber der Verfaſſer nicht gezeigt,
es müßte als Thatſache angenommen werden, daß
fahrenheit, Hang zum Nichtsthun und Herumſt
und künſtleriſcher Eigenſinn und Eigendünkel uns
berechtigten, Lumpen zu werden und als ſolche u
zugehen. Der Verfaſſer bringt zwar ſeinen Helden,
freilich das Gegentheil eines Helden iſt, in die
ſehr verderbter Hofverhältniſſe, und hier war vielleicht
Gelegenheit, nachzuweiſen, wie dieſe üppige Atmoſphä
demoraliſirend auf den jungen Muſiker wirkte. Das g
ſchieht jedoch nicht. Friedemann's Liebe zu der von dem
Verfaſſer ſehr ſchwach gezeichneten Stieftochter des Gra
fen Brühl, Antonie, der natürlichen Tochter August
des Starken, iſt eine ganz reine, ſentimentale, wie ſie in
hundert und aber hundert Romanen angetroffen wird;
daß die Mutter Antoniens im Stillen ihn, den Liebhaber
ihrer Tochter, liebt, weiß er nicht, und als er es zu
ahnen anfängt, wird er auf Befehl des allmächtigen
Brühl heimlich aufgehoben und auf den Sonnenſt
abgeführt. Hier verfällt er vorübergehend in Raſe
die jedoch gerade keine ſehr tiefen Spuren in ſeinem
müthe zurückläßt. Von jenem innigen glühenden
gegen die Gemeinheit und Niederträchtigkeit chriſt
Paſchas, der unter ſolchen Verhältniſſen ſo natürlich
erklärlich wäre, erblicken wir bei Friedemann kaum
Spur. Er kommt nun unter edlere Menſchen,
durch ſein genial-excentriſches Orgelſpiel ſogar d
fall Friedrich's des Großen, und wird von die
Muſikdirector und Oberorganiſten der Marien
Halle ernannt. Hier aber läßt ihn ſein K
in Streitigkeiten mit dem pietiſtiſchen Superi
Schnabel gerathen, wobei im Anfange vielleich
auf ſeiner Seite iſt, das er aber im Fortg
ſein ziemlich albernes eigenſinniges Benehme
ſers Augen verwirkt. Hierzu kommt noch
einem Hofconcerte in Potsdam hatte er ſich
nigſte in die Sängerin Aſtrea verliebt,
ihre Neigung zu ſchenken erklärt, welcher ſi
Muſiker ſeiner Zeit aufſchwingen werde.
nun ein großes Oratorium „Lucifer“, da
geheuerlichen, für die Sängerin wenigſte
Charakters iſt, daß Aſtrea ihm die Par

dem Deſpotismus und Egoismus ſeiner Zeit ſchildern, ja ſelbſt ſeine muſikaliſchen Gönner in Berlin und anderwärts mußten neben ihm zu bloßen Mittelmäßigkeiten einſchrumpfen, deren Nichtigkeit Friedemann erkannte und bekämpfte. Mit der Einwendung, daß dies nicht der hiſtoriſche Friedemann geweſen ſein würde, kann uns gerade unſer Verfaſſer nicht kommen, da er, wie ſchon im „Narciß", mit geſchichtlichen Perſonen und Facten ſehr willkürlich umzuſpringen pflegt und ſie ſeinen Tendenzen dienſtbar macht. Stellt einmal ein Dichter ein ſolches vielleicht aus manchen ſtichhaltigen Gründen zu bekämpfendes Princip auf, ſo mag er es auch bis zu den letzten Conſequenzen verfolgen, um uns ſo durch die pſychologiſche Tiefe ſeines Werks die Sünden vergeſſen zu machen, die er an der Geſchichte begeht. Ganz beſonders mußte aber Brachvogel den Widerſpruch aufdecken, in welchem die ſtrengreligiöſe Erziehung im Hauſe ſeines Vaters mit der ganzen irreligiöſen Atmoſphäre und der atheiſtiſch-materialiſtiſchen Philoſophie ſeiner Zeit ſtand; an dieſem Widerſpruch namentlich mußte er ihn zugrunde gehen laſſen und darthun, wie eine ſtarr pedantiſche, dem Geiſt der Zeit gänzlich widerſtrebende Erziehung, die das Vernunftelement ausſchließt, in den Söhnen gerade das Gegentheil von Dem bewirkt, was man damit zu erreichen hoffte. Es gewährt ein tragiſches aber auch lehrreiches Schauſpiel, zu ſehen, wie derjenige Sohn des alten frommen Bach, den er am meiſten liebte und ſchätzte, ſo elend untergehen mußte. Die Richtung des alten Bach, der nichts als ſein Orgelſpiel, die Fuge und die geiſtliche Muſik kannte, war eine durchaus einſeitige; er hat ſie mit Ehren und „zur Ehre Gottes" durchgeführt; aber es war ein thörichtes Beginnen, wenn er glaubte, das Talent ſeines mit lebhafterm Temperament begabten älteſten Sohnes in dieſe einſeitige Richtung bannen zu können. Dazu ſetzte er ihm große Dinge in den Kopf und machte ihn eitel. Friedemann wähnte, ſeinen Vater übertreffen, wenigſtens erreichen zu müſſen. In dieſem Beſtreben quälte er ſich ohne Erfolg ab. Um zu ſchaffen, wie ſein Vater, dazu fehlte ihm der kindliche Glaube, der in den Wirbeln der großen Welt und einer gänzlich veränderten und durchaus verweltlichten Zeitſtimmung bald verlorenging. Es iſt faſt ſtets mehr ein Unglück als ein Glück, der Sohn eines großen Vaters zu ſein. Letzteres Moment wenigſtens hat Brachvogel hier und da wirkſam hervorgehoben.

Ehe wir noch, und zwar von ganzem Herzen, darangehen, zu loben, was uns an Brachvogel's Roman als lobenswerth erſcheint, wollen wir mit unſerm Tadel ſo ſchnell als möglich aufräumen. Der Roman iſt überreichlich mit geſchichtlichen Epiſoden verflochten, die aber mit der eigentlichen Erzählung meiſt in ſehr lockerm, oft in gar keinem Zuſammenhange ſtehen. Wo dieſe geſchichtlichen Epiſoden, wie diejenigen, welche das dresdener Hofleben unter den beiden Auguſt und beſonders die Brühl'ſche Wirthſchaft betreffen, einen mehr romanartigen Charakter haben, mag man ſie ſich noch gefallen laſſen, ja ſie haben für ſich allein oft ein ſehr großes Intereſſe, obſchon ſie den Gang der Erzählung nur zu oft ſtören[illegible] unterbrechen. Aber der Verfaſſer gibt uns auch eine [illegible] weilen ſehr trockene Darſtellung der politiſchen Ereigni[illegible] der diplomatiſchen Verhandlungen, ja des Siebenjährig[illegible] Kriegs, wobei ſelbſt die Schlachten chroniſtiſch [illegible] einander aufgezählt werden, womit er ſich den Ra[illegible] für die pſychologiſche Entwickelung Friedemann's beg[illegible] licherweiſe außerordentlich beengt. Er führt ſelbſt [illegible] Anmerkungen unter dem Text einzelne der Quellen [illegible] auf die er ſich ſtützt, was in einem poetiſchen Werke [illegible] immer etwas ſonderbar und pedantiſch ausnimmt. [illegible] dieſes Quellenſtudiums, wenn wir es ſo nennen [illegible] ſtoßen wir aber auf arge hiſtoriſche Schnitzer. [illegible] vogel läßt z. B. Friedrich den Großen von Fr[illegible] ſtatt von Regensburg aus in die Reichsacht erklä[illegible] der Schlacht von Leuthen „franzöſiſche" Generale [illegible] genommen, die Oeſtreicher bei Torgau „zuſammen[illegible] werden, als ob eine Armee von beiläufig 60,0[illegible] etwa wie ein Reiterregiment zuſammengehau[illegible] könnte, ſpricht von einer „Schlacht" bei Maxen, [illegible] höchſtens von einem Gefecht oder Treffen die Rede ſein kann u. ſ. w. Zwitterwerke dieſer Art, wo man ſich faſt auf jeder Seite fragen muß: iſt dies Irrthum oder Wahrheit? iſt dies Fiction oder Geſchichte? bringen [illegible] Poeſie ſchwerlich herauf, die Geſchichte aber gewiß [illegible] ter. Der Verfaſſer hat ohne Zweifel über das [illegible] in Dunkel gehüllte Leben Friedemann Bach's ſeine [illegible] gründlichen Studien gemacht: warum hat er dies Capitel nicht beſſer in einer ausführlichen Monographie [illegible] Biographie angelegt? In einer ſolchen Arbeit [illegible] die vielen Reflexionen, zu denen der Verfaſſer [illegible] viel mehr am Platze geweſen ſein als in einem Roman, wenn ſie ſich auch einer gemeſſenern, weniger [illegible] Form hätten bequemen müſſen; künftige Geſchichtſchreiber der Muſik würden ſich derſelben mit Dank und [illegible] bedienen können, während ſie es bleiben laſſen [illegible] an der Quelle eines in Bezug auf hiſtoriſche Wahrheit [illegible] ſo verdächtigen Romans zu ſchöpfen.

Unter den lobenswerthen Einzelheiten des Roman[illegible] treten uns zuvörderſt alle Epiſoden, in denen der [illegible] Sebaſtian Bach den Mittelpunkt bildet, in erfreu[illegible] oft ergreifender und zum Theil unwillkürlich rühr[illegible] Geſtalt entgegen. Ja, in der That, dieſer Sebaſtian [illegible] vortreffliche Figur, und der Verfaſſer, der hier [illegible] Dichter wird, hat in ihr einen der oberſten Zwecke [illegible] Kunſt erreicht: mit der Anwendung der einfachſten [illegible] tel die höchſte Wirkung zu erzielen. Anziehend [illegible] feſſelnd ſind beſonders der Wettkampf des alten [illegible] mit dem geckenhaften franzöſiſchen Virtuoſen [illegible] am dresdener Hofe und die Darſtellung des Triumph[illegible] den er auf der Orgel vor Friedrich dem Großen [illegible] wobei dieſer im Lichte liebenswürdigſter Menſchlichkeit [illegible] ſcheint. Voll Leben iſt die Schilderung der [illegible] Halle, die dem Verfaſſer Gelegenheit geben, [illegible] ziemlich bewegtes Bild des damaligen Studenten[illegible] vorzuführen, das ihm freilich noch beſſer gelungen [illegible] würde, wenn er Humor beſäße. Aber auch hier [illegible]

er zwiſchen Widerſprüchen, in denen er ſich
efangen zeigt. Er bemerkt: „Wer hat nicht
:ben die Achſel gezuckt und lächelnd den Kopf
wenn er den Muſenſohn «in halbem Wichs»,
c, Koller und Kanonen durch die Straßen
ıd pathetiſch den Varinas in vollen Strömen
langen Pfeife blaſen ſah? Wer hat nicht
:öſe Gänſehaut bekommen, wenn er jemals
mers, einem Fuchsritt, einer Taufe, einem
:r einer Spritzfahrt beigewohnt? Welch eine
.nſchauung, welches Champagnerblut gehört
an ſolchem Firlefanz Geſchmack zu finden!“
: ſetzt er hinzu: „O, ſeid nur Alle ja ruhig
e gewähren! Erkennt vielmehr unter dieſer
jelloſen und barocken Form den wahren In-
kurzen, ſchäumenden Zeit der Freiheit, des
Ja, wenn nur dieſe Reſte mittelalterlicher
ıſt mit mehr Geiſt und weniger Roheit und
rei (als ob es ſich dabei um das Wichtigſte
elt, um die eigentliche Aufgabe des Studen-
andele), nicht mit jener Verachtung aller übri-
: verbunden wären, während doch dieſelben
n vielleicht ſchon zwei oder drei Jahre ſpäter
Beruf genöthigt ſind, dieſen „Philiſtern“
der Religion von der Kanzel zu verkündigen
erzte und Rechtsgelehrte und überhaupt als
itglieder der menſchlichen Geſellſchaft mit ih-
engſte Verhältniß zu treten, und oft, ach, mit
wüſteten Kopfe und Herzen. Leider iſt aber
r Mitte der Studentenſchaft ſelbſt hervorge-
ʒeſtrebungen, dieſen Vergnügungen eine idea-
ınd tiefern Gehalt zu geben, oft von gewiſſen
egengewirkt worden, von denen man es am
ätte erwarten ſollen.

riedrich der Große, in welchem der Verfaſſer
ines großen Mannes in jeder Hinſicht erkennt
tritt in einigen Scenen klar und herrlich her-
iſt immer ein ehrenvolles Zeichen für das Herz
es, wenn er ſich einer großen Perſönlichkeit
glühenden Begeiſterung hingibt, wie Brach-
Preußenkönig. In folgender bedeutſamen
childert z. B. Brachvogel gegen den Schluß
den hochbetagten Helden und Philoſophen:

ɔdagra gepeinigt, die Melancholie des Schmerzes,
it des Geiſtes und des Herzens auf dem hagern,
ɦt, ſitzt Friedrich gekrümmt im Lehnſtuhl in ſei-
.zimmer zu Potsdam, den Krückſtock neben ſich,
:per mit ſeidenen Decken umhüllt. Das einzig
.n dieſem Manne iſt das Haupt und das große
das aber nur noch mit Argwohn in die Welt
ıe Zeit, die ihm läſtig zu werden beginnt. Hinter
le ſteht Fredersdorff, ſein alter treuer Diener, ihm
ʒt ſein erſter Vorleſer, Marquis Lucheſini, „ein
: kein Spitzbube war“, wie Friedrich ſagte.. „Hören
ırquis, es iſt genug. Ich verderbe mir ſonſt den
und gar an den Franzoſen. Raynal iſt gerade
ırr geworden, wie ſie nun Alle ſind. Jene Zeit der
iſt verflogen und wir haben nur Schwätzer und
del, die den Gedanken der Meiſter ausbeuten, um
Weltordnung zu machen. Gehen Sie, lieber Lucheſini, und bringen Sie mir nächſtens Beſſeres!“ — Lucheſini verbeugte ſich und ging. „Iſt Katt da, Fredersdorff?“ — „Zu Befehl, Majeſtät.“ — „Er ſoll kommen!“ Einen Augenblick ſpäter erſchien der Kammerherr von Katt, deutſcher Vorleſer des Königs. Friedrich begann nämlich in den letzten Lebensjahren an deutſcher Lectüre Gefallen zu finden. „Gott ſei Dank, daß Er da iſt, Katt! Der Lucheſini hat mich eben mit ſeinen neuen Franzoſen zur Verzweiflung gebracht. Ich bitt' Ihn, leſ' Er mir was Deutſches vor, was recht Schönes, hört Er? Ich habe ſo heute in der Audienz noch den Lafayette auszuhalten, da kann Er ſich denken, daß das mürbe macht. Was hat Er denn bei ſich?“ — „Klopſtock's Meſſiade, Majeſtät.“ — „Nichts für mich, weiter!“ — „Kant, Kritik der reinen Vernunft!“ — „Das iſt gut, der Kant iſt ein tüchtiger Kerl, ebenſo der Jude, der Mendelsſohn. Das iſt Recht, daß man in Deutſchland die Franzoſen ſo glücklich ergänzt, die ſchal werden. Laſſ' Er mir das Buch hier, ich will's allein leſen, wir ſprechen dann darüber, für jetzt iſt mir das zu ſchweres Geſchütz, hat Er kein Kleingewehrfeuer bei ſich?“ — „Gewiß, Majeſtät: Gellert, Gleim, Göckingk, Ramler. Aber wenn Ew. Majeſtät die hohen Lehren deutſcher Philoſophie in lieblichem Gewande haben wollen, würde ich mir erlauben, den Leſſing'ſchen Nathan den Weiſen vorzuſchlagen.“ — „Ah, iſt das nicht ein Theaterſtück? Ich glaube, die Döbbelin'ſche Bande hat es geſpielt?“ — „Ja wohl, Majeſtät, und das Volk vergöttert Leſſing!“ — „So ſo! Na, ich muß Ihm ſagen, daß ich ein philoſophiſches Drama für einen Unſinn halte. Das Schrecklichſte bei einem Theaterſtück iſt Langeweile, Katt, und Philoſophie in einem Kunſtwerk iſt langweilig!“

Katt beginnt die Vorleſung.

Die ſchönen Verſe rollten hernieder von den Lippen des jungen Mannes und glitten mit ihrer hohen, heiligen Seele in das lauſchende Ohr des Königs, der manchmal in ein „Hum!“ ausbrach oder leiſe vor ſich hin lächelte. Katt las bereits anderthalb Stunden und noch hatte ihn der Herrſcher nicht unterbrochen, noch ſaß der greiſe Prometheus Preußens und lächelte ſtill bei den Verſen, verſank in die Imagination, die ihm das Kunſtwerk heraufbeſchworen. — „Kein Menſch muß müſſen, und ein Derwiſch müßte?“ — „Vortrefflich!“ murmelte der König.

Der Vorleſer kommt nun an die herrliche Erzählung von den drei Ringen, nach deren Beendigung ſich der alte König vom Seſſel erhebt und an der Krücke das Zimmer durchmeſſend die Worte ſpricht:

„Ja, ſo habe ich's gehalten mein Lebelang! Mag ich vor dem großen Baumeiſter der Welt ein gar geringer Knecht ſein, das habe ich doch recht getroffen, daß die Religionen Formen ſind, daß ihr Inhalt, die Bruderliebe, die Gottesgläubigkeit, bei Allen gleich iſt! Katt, Leſſing iſt ein deutſcher Genius, dem ich mich beuge!“ Zu ſeinen Füßen ſollen die Franzoſen betteln um einen Funken ſeines hohen Geiſtes! Wo lebt der Mann? Er ſoll gleich nach Berlin, ich muß ihn bei mir haben!“ — „Majeſtät, Leſſing iſt todt!“ — „Leſſing todt! Oh!“ und der König preßte die Hände vors Geſicht. — „Will denn kein freier Genius dieſes Jahrhundert überleben, daß unſern Enkeln der Strahl der ewigen Wahrheit glänzt?“

Am verfehlteſten iſt wol die Epiſode mit den Zigeunern, in der eine ſehr gewöhnliche Romantik ſpukt. Daß der Verfaſſer das Zigeunermädchen in eine höhere Region zu erheben ſucht, indem er ſie ihren Geliebten und wild angetrauten Gatten, der eben kein Anderer iſt als unſer Friedemann, über die Geheimniſſe von Natur und Gottheit unterrichten läßt, macht das Uebel nur ärger. Ueberhaupt iſt der Verfaſſer in der Zeichnung von Männern durchweg viel glücklicher als in der Zeichnung

von Frauen, die bei ihm faſt alle etwas Schattenhaftes haben und der Subſtanz und Blutfülle entbehren. Wir führen dies nicht als einen Vorwurf, ſondern als ein charakteriſtiſches Merkmal ſeines Talents und Geiſtes an.

Außer durch hiſtoriſche Excurſe wird der Gang der Erzählung nur zu häufig auch durch Reflexionen der bunteſten Art unterbrochen; der Verfaſſer liebt es ſogar, die einzelnen Capitel ſeines Romans mit allgemeinen Betrachtungen zu eröffnen. Dieſe Reflexionen, in ihrem Kern oft ganz richtig, ſind ſehr häufig in höchſt ſonderbar klingende, oft monſtröſe und zuweilen bis faſt zum Komiſchen bizarre Sätze und Gleichniſſe gekleidet, die oft wie im Zuſtande eines geiſtigen Rauſches ausgeſtoßen zu ſein ſcheinen. Derſelbe künſtliche Wortſchwall herrſcht in der nicht ſehr geſchickt abgefaßten Widmung an den Großherzog und die Großherzogin von Weimar, namentlich in der von uns ſchon in Nr. 43 angeführten Stelle, etwas weniger bombaſtiſch in folgender: „Ich fühlte, daß die Idee, welche mein künſtleriſches Wollen entzündet, daß das Unſterbliche in mir, welches beſſer iſt als ich mit meiner ganzen Arbeit, und das unermüdliche Streben, dieſe Idee wie ein Gebet durch jedes meiner Tagewerke zu flechten, es allein iſt, was Ew. königlichen Hoheiten achten und ermuntern wollen.“ Doch ſo geziert der zugrunde liegende einfache, ſtolzbeſcheidene Gedanke hier auch ausgedrückt iſt, ſo iſt dies nur ein Kinderſpiel gegen andere Stellen des Buchs, wenn der Verfaſſer z. B. einmal im Gegenſatz zu dem „Flügelroß“ der Idee die Praxis einen „conſervativen Sperling“ und gleich darauf eine „alte Schildkröte“ nennt, „die in lungenſüchtiger Ermattung alle drei Schritte ſtillſteht“, oder wenn er in einer Betrachtung über den mehr und mehr zur Herrſchaft gelangenden Materialismus und Subjectivismus den „blinden Fauſt“ auf dem Söller ſitzen läßt, „neben ſich den alten verfluchten Buchhalter, die Zahlenlogik, die dreibeinige (!) Gedankenprogreſſion, den Mephiſto“, und hierauf weiter fortfährt: „Dann werden die vier Schattenſchweſtern kommen und klopfen mit eiſernen Fingern: Ich heiße der Mangel. Ich heiße die Schuld. Ich heiße die Sorge. Ich heiße die Noth. Da, hinterdrein kommt — der Tod! der Tod! Der hebt ihn mit eiſernem Griffel empor vom goldenen Stuhle, wirft ihn mit ſauſendem Schwunge hinab unter die Lemuren in ſein Grab, haha, in das enge Land, das er dem Meere abgezwungen“ u. ſ. w. Dennoch liegt trotz ſolcher wirren, wirbeligen, faſt Schwindel erregenden Worte gerade in dieſen Reflexionen ein tieferes Etwas, es bekundet ſich in ihnen eine Neigung, in den Geheimniſſen des Lebens zu wühlen, eine Furchtloſigkeit vor den düſtern Abgründen der Speculation, die der elegante ſalonfähige Weltverſtand klüglich zu vermeiden weiß. Talg, Syrup und Rübenzucker mögen in ihrer Art ſehr wichtige Gegenſtände ſein, aber es gibt allerdings wol noch wichtigere Fragen, die unſer ganzes moraliſches und geiſtiges Sein betreffen und mit denen ſich die Menſchheit von Beginn an bis heute beſchäftigt hat und auf die ſie wahrſcheinlich in alle Ewigkeit immer wieder zurückkom-

men wird. Im Uebrigen gibt es in dem B
ſchen Buche auch manche Sentenz, die, wie ſie
eigenthümlich gedacht, auch in klarer ſprachliche
ausgedrückt iſt, wie folgende:

> Wir ſind ein eigenes unerklärliches Geſchlecht!
> nicht Skepſis und Aberglauben ſehr gut in uns ne
> beſtehen können. Gerade weil ſie Antipoden ſind,
> das. Bei dem ewigen Wechſel der Stimmungen
> tionen, in denen wir uns befinden, können wir ehe
> geſetzte Zuſtände und Leidenſchaften in uns hegen
> einanderliegende. Man kann leichter volle Liebe
> Haß in ſich faſſen als volle Liebe und volle Freund
> erſtern ergänzen ſich viel leichter, indeß die letzte
> flict gerathen.

Brachvogel iſt kein Anhänger des moderne
mus, obſchon ſeine Schöpfungen ſtellenweiſe
realiſtiſches Gepräge annehmen, und noch we
rohen Materialismus, den er bekämpft; aber e
kein ſehr glücklicher Parteigänger des Idealism
Schiller in ſeiner Jugend ſein Ideal, im Geg
der ruchloſen Civiliſation, in einem Räuber fan
det Brachvogel ſein Ideal in verkommenen Ge
geiſtreichen Lumpen, die wie Karl Moor mit
niß und Schlechtigkeit der Welt zerfallen ſind
den Krieg erklärt haben. Wenn dieſe Ausg
ihren Krieg gegen die Civiliſation mit herausf
Geiſt und Witz führen wie Narciß, der ein
sui generis iſt, ſo mag dies noch hingehen, ja
pikantes Intereſſe haben; aber Friedemann B
wickelt als Menſch und Künſtler ebenſo wenig
Charakter und ſteht daher tief unter Narciß,
uns andererſeits die hiſtoriſchen Facta und Pe
dem Roman nicht ganz mit derſelben Willkür
Spitze geſtellt zu ſein ſcheinen wie im Drama.

Für Verehrer Bach's werden einige Beila
Intereſſe ſein. In einem Anhange theilt der
nämlich außer einem möglichſt vollſtändigen Ve
der Werke Friedemann Bach's, die ſich größten
der reichen muſikaliſchen Abtheilung der königlic
bliothek zu Berlin finden, auch eine von S
Bach gedichtete und componirte Arie mit dem
„Willſt du dein Herz mir ſchenken, ſo fang' e
lich an“, u. ſ. w. ſowol in Noten als in vollſt
Text mit. Er fand ſie, nebſt einem ebenfalls h
druckten Hochzeitscarmen Sebaſtian Bach's auf Am
dalena Wülkens, ſeine zweite Frau, und einer Hy
„Die Tabackspfeife“, in einem alten Notenbuche in
ſchen Archive der königlichen Bibliothek, und P
Dehn verſtattete dem Verfaſſer ausdrücklich und nu
ſem Zweck die Veröffentlichung der Arie, die der V
als das „ſchönſte der beiden einzigen Lieder,
Meiſter componirte und welche weder vom P
noch von ſeinen Zeitgenoſſen gekannt ſind“, be
und dann noch hinzufügt: „Ich verdanke dieſem
den Liebe, was Stimmung anbelangt, unendlich
daher ließ ich es oft in meiner Arbeit wiede
verwebte es in ſie und legte ihm ein tragiſche
bei, welches es hoffentlich in Wahrheit nicht h

hat.“ Ein Romanſchreiber der rechten Art würde ein Geſtändniß wie das letztere gar nicht thun, um den Leſer in ſeiner Illuſion nicht zu ſtören; aber Brachvogel iſt eine bis zur Naivetät offene und durch ihre Offenheit liebenswürdige Natur, und wenn er Jemand täuſcht, ſo täuſcht er ſich ſelbſt durch Stimmungen, die bisweilen nicht freiwilliger Art, ſondern das Product künſtlicher Erregung ſein mögen. **Hermann Marggraff.**

Seetzen's Reiſen im Orient.

Ulrich Jasper Seetzen's Reiſen durch Syrien, Paläſtina, Phönizien, die Transjordanländer, Arabia petraea, und Unterägypten, herausgegeben und commentirt von F. Kruſe, in Verbindung mit Prof. Dr. Hinrichs, G. F. H. Müller und mehren andern Gelehrten. Erſter bis dritter Band. Berlin, G. Reimer. 1854—55. Gr. 8. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Seetzen machte die Reiſe, deren Bericht jetzt zum erſten mal im Druck erſcheint, in der Zeit vom 9. April 1805 bis 30. März 1809. Der Reiſende ſelbſt fiel bald darauf als ein Opfer ſeines Wiſſensdranges und der Habſucht der Beduinen in der Arabiſchen Wüſte. Seine Manuſcripte und Sammlungen wurden zerſtreut, erreichten nur zum Theil den heimatlichen Ort ihrer Beſtimmung und wurden auch hier wieder theilweiſe durch mannichfache Schickſale zerſtört und verunſtaltet.

Erwägt man unter dieſen Umſtänden die Fortſchritte, welche die Länder-, Völker- und Naturkunde ſeit jener Zeit überhaupt gemacht hat, und namentlich was für diejenigen Gegenden, die Seetzen durchreiſte, nach ihm von Burckhardt, Robinſon u. A. gewonnen worden iſt, ſo könnte es vorweg ſehr fraglich erſcheinen, ob denn überhaupt die Beſchreibung einer Reiſe im Orient, welche vor faſt 50 Jahren gemacht wurde, in unſern Tagen nicht ſchon veraltet erſcheinen muß, und vollends, da die Herausgabe derſelben nicht einmal vom Reiſenden ſelbſt, ſondern von Fremden nach Tagebüchern und Notizen veranſtaltet werden konnte, deren Vollſtändigkeit vermißt, und deren Echtheit ſogar bezweifelt wurde.

Auf dieſe in größter Allgemeinheit ausgeſprochene Frage könnte zunächſt ebenſo allgemein geantwortet werden: der Werth einer jeden Reiſe ergibt ſich vor allem aus dem Gepräge und dem Charakter, den ſie als ausdrucksvolles Merkmal anſichträgt von der Zeitepoche und dem Zuſtande der Wiſſenſchaften, in denen ſie unternommen wurde. Seetzen's Reiſenachlaß, wie er auch immer ſich erhalten, trägt dieſe Eigenſchaft auf das prägnanteſte an ſich und würde ſchon allein daher ein hiſtoriſches Intereſſe in Anſpruch nehmen dürfen. Es hat aber auch überdies der tiefſte Kenner alles geographiſchen Wiſſens, Karl Ritter, bereits entſchieden, daß Seetzen's Leiſtungen noch heute eine für die fortſchreitende Wiſſenſchaft ſehr erwünſchte Erſcheinung und den claſſiſchen Arbeiten eines K. Niebuhr und Burckhardt, die für alle Zeiten unerſchöpft und unentbehrlich bleiben werden, anzureihen ſind. Dieſer Ausſpruch Ritter's möge auch zugleich die Ausführlichkeit des folgenden Referats entſchuldigen, wo nicht rechtfertigen.

Ulrich Jasper Seetzen war nur zwei Jahre früher als Alexander von Humboldt in der Herrſchaft Jever 1767 von bemittelten Landleuten geboren. Seine Jugend fällt ſonach in eine zwar vielfach bewegte Zeit, die aber für die Förderung der Naturwiſſenſchaften und große Reiſeunternehmungen ganz beſonders günſtig war. Die gebildetſten und mächtigſten Nationen Europas waren gerade damals mehr denn je von dem Streben beſeelt, die Kenntniß ihrer Länder und Meere zu vervollkommnen und durch wiſſenſchaftliche Darſtellungen zu begründen. Die unglücklichen Unternehmungen von Lapeyrouſe, d'Entrecaſteau, Bligh, Malaſpina vermochten die Reiſe- und Entdeckungsluſt nicht zu ſchwächen, welche vor ihnen Bougainville und Cook erweckt hatten. Die Beharrlichkeit, mit der Cook drei mal nacheinander die Meere durchſegelt, hatte der bisher ſo gut wie unbekannten Erdhälfte den Schleier hinweggeriſſen und die ganze civiliſirte Welt in Begeiſterung entzündet. Cook's und ſeiner Begleiter Banks', Solander's, Sparmann's und der beiden Forſter großes Muſter reizte zur Nachfolge und führte Vancouver, Flinders an die Küſte von Neuholland und Neuſeeland. Jetzt erſt war der Geiſt der wahren wiſſenſchaftlichen Entdeckungen erwacht.

Gleicher Eifer wie für die Erforſchung der Meere zeigte ſich auch für die Erforſchung der Continente. Das nördliche Aſien hatte Katharina von Rußland durch die Reiſen der petersburger Akademiker Gmelin, Pallas, Georgi, Güldenſtädt enthüllt. Thunberg brachte Nachrichten vom öſtlichen Aſien, und während die Londoner aſiatiſche Geſellſchaft Indien, die britiſchen Ambaſſaden Tibet, China, Java erforſchten, gaben Niebuhr, Volney, Choiſeul-Gouffier, Lechevalier die lehrreichſten Aufſchlüſſe über die Natur, Geographie und Geſchichte von Paläſtina, Syrien und Kleinaſien. Für Afrika war gleichzeitig mit der Stiftung der London African association (1768) eine gewaltige Triebkraft für Reiſen und geographiſche Entdeckungen in dieſem Erdtheile entſtanden. Vom Norden und Oſten hatten ſeitdem Sonnini, Niebuhr, Forskål, Hoeſt, Poiret, Desfontaines, Savary, Volney, Bruce, Houghton, Hornemann; vom Weſten Norris, Iſert, Golberry, Grandpré; vom Süden Thunberg, Sparmann, Paterſon, La Vaillant die wichtigſten Nachrichten verbreitet. Selbſt an die hyperboräiſchen Küſten Nordamerikas hatte der Geiſt der Zeit in Hearne und Mackenzie Entdecker und Erforſcher hingeführt.

Es war eben die Zeitſtimmung, in welcher man ſich mit ſchnellen Schritten der Löſung der Aufgabe näherte, die ganze Erde dem europäiſchen Forſchungsgeiſte zugänglich zu machen und die Lücken in der Erforſchung der Erdräume auszufüllen. Nationaleitelkeit, politiſches Intereſſe, kaufmänniſche Speculation, Enthuſiasmus für die Wiſſenſchaft und Erkenntniß, Alles arbeitete auf jenes Ziel hin. Der Brite mußte neue Wege, neue Zweige des Handels ſuchen, um die neuentdeckten Länder näher und in größern Intereſſen an ſich zu ziehen; die nordamerikaniſchen Colonien müſſen ſich vom Mutterlande losreißen; die Verbrecher der britiſchen Inſeln müſſen als Stammväter künftiger Rechtsmänner und Tugendhelden nach Neuholland geführt, der Brotbaum muß von ſeiner Heimat in dürftigere Regionen verpflanzt werden; kurz, unzählige Verhältniſſe wirken zuſammen, um von neuem einen Entdeckungseifer anzufachen, wie er zur Zeit der iberiſchen Navigatoren in den Gemüthern flammte. Doch waren die Motive edlerer Art und mehr im Dienſte der Wiſſenſchaft als der ſchnöden Habſucht.

So war die Stimmung der Zeit, als Seetzen voll kühnen und feurigen Jugendmuthes im Herbſt 1785 nach Göttingen kam, um hier Medicin zu ſtudiren. Und eben damals war Göttingen der Mittelpunkt, welcher auf dem Continent alle jene geographiſchen Beſtrebungen wiſſenſchaftlich concentrirte. Wie Heyne die geſammte alte Geographie durch die Reſultate der neuern erläuterte, wie Michaelis alles Neuere ſpeciell für die bibliſche Geſchichte und Geographie zu verwenden ſuchte, ſo war vor allem Blumenbach der begeiſterte Enthuſiaſt für jede naturhiſtoriſche Entdeckung und Beobachtung. Und ſo kam es denn, daß Seetzen, der wenig Neigung zur mediciniſchen Praxis hatte, zwar das theoretiſche Studium dieſer Wiſſenſchaft nicht vernachläſſigte, aber vor allem ſich den verſchiedenen Zweigen der Naturwiſſenſchaft, der angewandten Mathematik und Technologie widmete, in der beſtimmten Abſicht, ſich dadurch zu einer großen Entdeckungsreiſe vorzubereiten. In dieſem Streben befreundete er ſich unter Andern auch mit Alexander von Humboldt, der ſeit Oſtern 1789 in Göttingen lebte, und Beide ſtifteten in Ber-

bindung mit Link, van Geuns, Deimann, Kels, Schrader, Hoſmann die Göttinger phyſikaliſche Geſellſchaft, für die er, wie für andere wiſſenſchaftliche Inſtitute, viele Abhandlungen über Botanik, Ornithologie, Kanal-, Straßen- und Bergbau, über Technologie und Handel u. ſ. w. lieferte. Neben eigenen induſtriellen Unternehmungen während mehrer Reiſen in den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands, zum Theil im Auftrage des Reichsgrafen Münſter-Meinhoevel in der Oberlauſitz, und neben den eifrigſten naturhiſtoriſchen und kameraliſtiſchen Studien lernte Seetzen unter Leitung des Barons von Zach, der, ein enthuſiaſtiſcher Freund und Beförderer aller geographiſchen und aſtronomiſchen Wiſſenſchaften, 1786 die Sternwarte auf dem Seeberge bei Gotha gegründet hatte, auch den Gebrauch der Inſtrumente zu aſtronomiſchen Beobachtungen und Ortsbeſtimmungen kennen.

So ausgerüſtet mit den umfaſſendſten Vorſtudien und praktiſchen Fertigkeiten aller Art, phyſiſch abgehärtet und geſtählt durch Unerſchrockenheit und Charakterſtärke, verwerthete Seetzen ſein nicht unbedeutendes Vermögen zu baarem Gelde, um die Mittel zu gewinnen zur Befriedigung ſeiner unabweisbaren Reiſeluſt. Sein Plan, den er zuvor an von Zach und den erfahrenen Karſten Niebuhr mittheilte, war im Großen und Ganzen folgender. Er wollte von Jever aus im Anſange des Jahres 1802 mit einem Reiſegefährten Jacobſen, den er in Göttingen ſchon zu dieſem Zweck vorbereitet hatte und der ſich etwas auf Chirurgie verſtand, abreiſen. Er ſelbſt wollte im Orient als Arzt auftreten, und glaubte ſo am ſicherſten fortzukommen. Die Reiſe ſollte über Göttingen, Gotha, Leipzig, Wien, die Donau abwärts nach Konſtantinopel gehen. Hier wollte er einige Monate bleiben, um ſich mit den Sitten und Gebräuchen der Mohammedaner vertraut zu machen, und von dort wollte er zu Schiffe nach Syrien und Arabien gehen, von da aber nach Melinde in Afrika hinüberfahren und dann mit Handelskaravanen mitten durch Afrika vorzudringen ſuchen bis zur Weſtküſte dieſes Erdtheils.

Dieſer Plan fand allen Beifall und durch Vermittelung des Herrn von Zach ſchenkte der Herzog von Gotha dem Reiſenden alle ihm zur Reiſe nöthigen Inſtrumente und bewilligte ihm auch eine nicht unbedeutende Summe zum Ankauf orientaliſcher Handſchriften und anderer Kunſtgegenſtände zur Bereicherung der herzoglichen Bibliothek und der Muſeen, die dadurch ihre bedeutendſten Schätze gewonnen haben.

Seetzen war klein, ſein Körper wenig anſehnlich. Er ſelbſt ſagt von ſich: „Oeftere Reiſen haben mich die Beſchwerden derſelben mit leichter Mühe und ohne Nachtheil für meine Geſundheit ertragen gelehrt, obgleich ich meinen Körper keineswegs zu den robuſten zählen darf. Und in der That ſcheint auch nicht immer der robuſte Mann in einem heißen Himmelsſtriche von der Gefahr befreit zu ſein, eine Geſundheitsniete zu erhalten. Irwin ertrug alle die unendlichen Beſchwerden der Reiſe durch die Thebaiſche Wüſte mit Leichtigkeit und der athletiſche Ledyard wurde ſchon in Kairo ein Raub des wärmern Klimas.“ Seetzen machte dieſe Erfahrungen ſpäter an ſich ſelbſt. Er ertrug alle Beſchwerden bis zu ſeiner Ermordung mit bewunderungswürdiger Kraft, während ſein athletiſcher Begleiter Jacobſen ſchon in Smyrna ihn wieder verlaſſen und nach Europa zurückkehren mußte, weil er das Klima nicht vertragen konnte.

Am 13. Juni 1802 trat Seetzen ſeine Reiſe von Wien auf der Donau nach dem Orient an, von Bukareſt reiſte er indeß mit dem Fürſten Stourdza zu Lande durch Bulgarien und Rumelien über den Balkan nach Konſtantinopel, wo er ein Jahr verweilte, um ſich vorerſt in den orientaliſchen Sprachen zu üben und mit der orientaliſchen Geſchichte bekanntzumachen. Im October des nächſten Jahres, 1803, ging er nach Kleinaſien, Bruſa, Smyrna, Epheſus, von wo er ſich in muſelmaniſcher Kleidung einer Karavane über den Taurus nach Aleppo anſchloß, um auf dieſem Hauptmarkt und Zuſammenfluß des ganzen Orients ſich zu ſeiner fernern Unternehmung noch mehr auszurüſten. Durch einen längern Aufenthalt in Aleppo, vom 23. November 1803 bis 9. April 1805, und in Damascus wie in den nächſten Umgebungen auf dem Libanon und dem übrigen Syrien fühlte er ſich muthig und in jeder Hinſicht ſtark genug, das Schwierigſte zu wagen, nämlich den berühmten aber völlig unbekannt gebliebenen Haurân, die Heimat der Druſen und Beduinen auf der Grenze von Syrien, Arabien und Paläſtina, auf der Oſtſeite des Jordan und des Todten Meeres, die ganze Dekapolis und Peräa mit ihren ſo zahlreichen Denkmalen einer einſt hohen Culturperiode zu erforſchen. Kein Europäer hatte vor ihm dieſe Erdgegend bereiſt, und Seetzen konnte ſie meiſt nur als Bettler, in Lumpen gekleidet, mit dem Wanderſtabe durchziehen, um nicht ausgeplündert und erſchlagen zu werden. Es gelang ihm aber, wenn auch unter den mühſeligſten und drohendſten Gefahren den ganzen Haurân, das alte Gilead, Baſan, Boſtra, Belka, die Länder von Ammon und Moab, den Länderſtreif der israelitiſchen Einwanderung unter Moſes aus der bisherigen geographiſchen Finſterniß hervorzuziehen, und die ganze wüſte Oſt- und Südſeite des Todten Meeres bis gegen Petra zu umwandern, was vor ihm faſt für unmöglich gehalten und von Niemand gewagt worden iſt, und endlich Jeruſalem von der Weſtſeite zu erreichen. Von Jeruſalem aus machte er verſchiedene Ausflüge und kehrte immer hierher wieder zurück, wo er bald längere bald kürzere Zeit verweilte. So beſuchte und erforſchte er 1806 die Quellen des Jordan, die Umgebungen des Sees von Tiberias, Galiläa, Samaria, ſüdwärts Hebron bis Jaffa, und kehrte wiederholt zu ſeiner Aufgabe zurück, die Oſtſeite des Jordan und des Todten Meeres zu erforſchen, von wo er auf bisher nie beſuchten Wegen die Peträiſche Halbinſel bis zum Sinai durchzog, und von ihr über Suez im März 1807 in Aegypten anlangte, welches kurz vorher von den Franzoſen verlaſſen worden war, nachdem die Expedition Bonaparte's das alte Aegypten gewiſſermaßen von neuem entdeckt und wenigſtens für die Wiſſenſchaft zu neuem Leben auferweckt hatte. Kairo wurde nun der Mittelpunkt und ſozuſagen das Hauptquartier ſeiner ägyptiſchen Unterſuchungen, und ſein Aufenthalt hier währte vom 18. Mai 1807 bis zum 23. März 1809. An dieſem Tage ſchloß er ſein Tagebuch mit den Worten: „Ich ſchließe jetzt mein Tagebuch, um es einzupacken.“

Während ſeines Aufenthalts in Kairo ordnete Seetzen ſeine Tagebücher, ſchrieb viele Briefe und Abhandlungen, die zum Theil in verſchiedenen Journalen abgedruckt, zum Theil im Manuſcript vorhanden, zum Theil verlorengegangen ſind. Auch machte er einen Ausflug nach der Provinz Fajûm (dem alten Arſinoitis) als ägyptiſcher Kaufmann und ſorgte für die Aufträge ſeines fürſtlichen Mäcen in Gotha. Bereits im Juni 1808 hatte er in Kairo für das gothaer orientaliſche Muſeum 1162 Manuſcripte und 1464 Antiquitäten erworben.

Ende März 1809 verließ Seetzen Aegypten und ging über Suez nach Arabien. Vom Wüſtenſtaube faſt erblindet, als Zauberer verdächtig, weil er mit trockener Feder ohne Tinte (Bleifeder) ſchreibe, ging er zu Schiffe nach Dſchidda, ließ ſich in die Myſterien des Islam einweihen und erreichte als Pilger Mekka am 10. October 1809. Hier ließ er ſich im Tempel einſchließen, um heimlich einen recht genauen Plan von ihm aufzunehmen, daſſelbe glückte ihm auch in Medina; er wanderte dann über Dübbab an der Straße Bab-el-Mandeb nach Mocha. Aus dieſer Stadt ſind ſeine letzten Briefe vom 14. und 17. November 1810, die mit einigen andern ſchriftlichen Abhandlungen nach Europa gekommen ſind. „Bleibe ich leben und geſund“, heißt es in dieſem Briefe, „ſo werde ich bald nach beendigter Reiſe in Arabien dem Ziele meiner langen Reiſe in Afrika mit der größten Erwartung entgegeneilen, wobei mir hoffentlich die Maske des Islam ebenſo nützliche Dienſte leiſten wird, als ſie mir bisher in Arabien leiſtete.“ Leider iſt dieſe Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen.

Seit der Zeit des eben erwähnten Briefs ſchwebte lange tiefes Dunkel über Seetzen's fernere Schickſale. Erſt 1815 kamen durch den Reiſenden Buckingham die erſten Nachrichten

deren ſehr dankenswerthem Beiſtande ſind bisjetzt drei Bände von Seetzen's Reiſe erſchienen.

Sie umfaſſen, wie ſchon ihr Titel ſagt, nur einen Theil der großen Wanderung des Reiſenden, den während der Zeit vom 9. April 1805 bis 23. März 1809. Die Tour und die durchzogenen Landſchaften ſind bereits im Titel angegeben. Seetzen war hier nach dem Urtheile der competenteſten Fachmänner der große Vorläufer des trefflichen Burckhardt und dieſem an ausgebreiteter wiſſenſchaftlicher Bildung, namentlich in Mathematik und Naturwiſſenſchaften, überlegen. Seetzen war frei von jedem Vorurtheil, ſein Geiſtesauge ungetrübt, ſein Forſchungstrieb von reinſter Wiſſenſchaft geleitet. Die Fähigkeit gefälliger Darſtellung hatte er in hohem Grade, nur fehlte ihm die Zeit, ſeine Tagebücher druckfertig auszuarbeiten. Deſto reichhaltiger und gedrängter ſind die zahlreichen, oft ohne Zuſammenhang nur notizenartig hingeworfenen Bemerkungen; doch ſind auch größere Excurſe, wo Zeit und Gelegenheit es erlaubten, nicht ſelten, und Alles trägt den friſchen Farbenſchmelz der Gegenwart und die Wärme der eben angeregten Empfindung. Hiernach ſind die Vortheile und der Gewinn, wie die Mängel und die Unvollkommenheit zu bemeſſen, welche dieſen Nachlaß charakteriſiren. Doch hören wir ihn ſelbſt, wenn auch nur in einzelnen Stellen. In ſeiner Beſchreibung der Erſteigung des Sinai heißt es unter Anderm:

„Zehn Minuten vor 8 Uhr kamen wir an eine Stelle, wo uns unſer Führer eine kleine Vertiefung in dem Felſenboden zeigte, welches eine Spur von Mohammed's Kameel ſein ſoll. Fromme Chriſten werden über dies Vorgeben lachen; allein, ich kann ihnen verſichern, daß die Mohammedaner weit mehr Urſache zu lachen hätten, wenn die Mönche ihnen alle die ſchönen Sachen erzählten, wodurch ſie dieſer Gegend ein ehrwürdiges Anſehen zu geben ſuchen.“ ....

Und nach einer ſcrupulöſen, topographiſchen und geognoſtiſchen Beſchreibung der Berghöhen, Thalebenen und Felſengründe, nach einer pittoresken Schilderung der „fürchterlich erhabenen und grauſenerregenden Ausſicht“ bemerkt er:

„In der That hätte Moſes, oder, wenn man lieber will, Oſarſiphon, der ägyptiſche Prieſter von Heliopolis, nicht leicht eine Gegend in der Welt wählen können, welche beſſer ſeinem Plane paßte, als dieſe. Der auffallende Contraſt zwiſchen der unermeßlichen Ebene Niederägyptens, wo die Iſraeliten wahrſcheinlich größtentheils wohnhaft waren, mit dieſem auffallend wilden, ſchroffen und zackigen Felſengebirge mußte nothwendig einen ganz eigenen Eindruck auf dieſes Volk machen. Bei einer ſolchen Stimmung wurde es dem neuen Geſetzgeber leicht, ſich bei ihnen das Anſehen eines Vertrauten des Jehovah zu geben und ſeine Verordnungen als unmittelbare Befehle der Gottheit geltendzumachen. Da in Aegypten Gewitter ſehr ſelten und nie heftig ſind, ſo mußte ſie die Erſcheinung eines ſolchen in dieſem Gebirge in Furcht und Schrecken ſetzen, wo der Donner von Fels zu Fels geworfen lange nachhallt und ſeinen Ton hundertfach vervielfältigt.“ ....

„.... Von keinem Gegenſtande, den ältere Reiſende in dieſem berühmten Gebirge ſahen, wurde mehr gefabelt, als von dieſem wunderbaren Steine, aus welchem Moſes durch einen Schlag mit ſeinem Stabe eine reiche Quelle entdeckt haben ſoll. Nur geblendet von Vorurtheil war es möglich, daß jene Reiſende hier nicht die Arbeit des Meißels ſondern etwas Wunderbares erblicken wollten. Freilich iſt der Granit ſchwer zu bearbeiten; allein arbeiteten die alten Aegypter aus dieſer Steinart nicht die ſchönſten Werke ihrer Baukunſt, welche den Einwirkungen von Jahrtauſenden trotzten? Ich brauche wol kaum meine denkenden Leſer erſt zu verſichern, daß ich kein Waſſer aus dem Moſes-Stein herausfließen ſah und daß ich mich überzeugt halte, dies ſei nie geſchehen. Allein nur wenige Schritte weiter entſpringen etliche für die hieſige waſſerarme Gegend reiche Quellen unter Felsblöcken von Granit, von denen einer ſo groß iſt als der Moſes-Stein. Dieſe Quellen ergießen ſich in einen ſehr kleinen Teich, und werden von dort in einem Kanal zur Wäſſerung nach einigen Obſtgärtchen geleitet, welche in einer Reihe in dem Grunde hinab liegen. Ihr Waſſer iſt rein und ſehr gut. An jenem Kanal liegt einige Schritte unterhalb des Baſſins ein beträchtlich größerer Granitblock als der Moſes-Stein, und der Kanal fließt ſo dicht an ſeiner Seite herum, daß er von demſelben halb verdeckt wird. Wenn Moſes hier wirklich ein Wunder gethan zu haben vorgab, ſo ſetzt dies voraus, er habe gewußt, daß die Iſraeliten dieſe Quellen, deren Waſſer ſchon nach einem Laufe von einer Viertel- oder halben Stunde gänzlich verſchwindet, nicht kannten. Er hielt ſie alſo in dieſer Entfernung von den Quellen, begab ſich allein oder mit ſeinen Vertrauten zu den Quellen ſelbſt, und ließ hernach auch ſie herzunahen, ſich von deren Daſein zu überzeugen, das ſie einem Wunder zu verdanken haben ſollten. So könnte man ſich dieſes Factum erklären, wenn man es anders der Mühe werth halten ſollte, ein vermeintliches Wunder zu erklären. Indeß möchte ich lieber zur Ehre des berühmten Geſetzgebers der Iſraeliten glauben, daß eine ſolche Scene, wie ſo viele ähnliche, die man ihn ſpielen läßt, nie vorfiel, und ich halte mich gewiſſermaßen auch davon überzeugt, weil es in dieſem Gebirge an mehren Stellen Quellen gibt, die einem ſo zahlreichen Volkshaufen nicht unbekannt bleiben konnten.“

So frei und ungetrübt blieb Seetzen's Urtheil ſelbſt da, wo eine erhabene Natur und religiöſe Tradition den Sinn leicht befangen und ihm eine Stimmung geben können, die den Blick des Reiſenden umſchleiert. Und ebenſo klar und treffend iſt es auch in allen andern Bezügen. Lieſt man z. B. ſeine Anſicht über die Kanaliſirung der Landenge von Suez, die er vor einem halben Jahrhundert niedergeſchrieben, ſo ſollte man glauben, daß er ein Mitglied der internationalen Commiſſion von Leſſep's neueſtem Projecte ſei. Nachdem er mit kosmopolitiſcher Umſicht die Weltſtellung der kleinen Landenge als das Centrum des Welthandels und die Bahnen des großen Handelsverkehrs in ihrem Wechſel und ihrer Bedeutſamkeit bezeichnet, nachdem er ferner die hiſtoriſchen Nachrichten über die ehemaligen Kanalbauten zur Verbindung des Mittelländiſchen mit dem Rothen Meere, zum Theil auch aus bisher unbekannt geweſenen arabiſchen Quellen erörtert, bemerkt er:

„Die Wiederherſtellung dieſes Kanals (nämlich desjenigen des Rothen Meeres mit einem Arme des Nil) würde für Engländer und Franzoſen ein gar nicht ſchwer auszuführendes Werk ſein, weil ſie in ihrem Lande weit bewunderungswürdigere Werke dieſer Art zuſtande gebracht haben. Obgleich nun die alte Geſchichte verſichert, das das Waſſer im Arabiſchen Meerbuſen beträchtlich höher ſei als das Waſſer im Nil, und obgleich die neueſten Nachrichten der Franzoſen damit übereinzuſtimmen ſcheinen, indem der General Reynier den Unterſchied auf 25 Fuß angibt, ſo bin ich doch noch immer geneigt, daran zu zweifeln, ſolange ich nicht die genauen Nachrichten der Franzoſen über ihre angeſtellte Nivellirung geleſen habe. Denn erſtlich muß ich bemerken, daß der Arabiſche Meerbuſen zur Zeit der Flut und Ebbe eine verſchiedene Höhe habe, welche nach Niebuhr's Beobachtung einen Unterſchied von 3½—4 Fuß beträgt, und daß der Unterſchied zwiſchen dem höchſten und niedrigſten Stande des Nil bei Kairo weit größer ſei; und zweitens ſcheint es als Grundſatz angenommen zu ſein, daß das Weltmeer überall eine gleiche Höhe habe, und da der Arabiſche Meerbuſen durch eine 10 Stunden breite Mündung mit demſelben in Verbindung ſteht, ſich kein einziger, nur etwas bedeutender Fluß in denſelben ergießt, wodurch ſeine Waſſermaſſe anſchwellen könnte, ſo läßt ſich wenigſtens im voraus gar nicht erwarten, daß er höher als der Indiſche Ocean ſei. Das Mittelländiſche Meer hingegen, das Schwarze Meer mitgerechnet, nimmt eine Menge mächtiger Ströme in ſich auf, und es läßt ſich erwarten, daß ſeine Oberfläche höher ſei als der Atlantiſche Ocean, und daß es beſtändig durch die Meerenge von Gibraltar in daſſelbe [illegible]

ſein Niveau mit jenem in gleichem Stande zu er-
t ergießt ſich aber der Nil ſelbſt bei einem nie-
nde in das Mittelländiſche Meer, folglich müſſen
ündungen höher als der Atlantiſche und Indiſche
er Arabiſche Meerbuſen ſein."
wenn auch eine ſorgfältige Nivellirung das Un-
neiner Vermuthung bewieſe, ſo könnte dies den-
Grund abgeben, die Anlage eines ſolchen Kanals
h zu halten, indem ein paar Kaſtenſchleuſen voll-
änglich wären, alle mögliche Gefahr auf immer
Gibt es nicht in den Niederlanden weite Diſtricte,
ztlich niedriger ſind als das ſie umfließende Meer
, wo dennoch die Einwohner in völliger Ruhe
ſie durch Schleuſen geſichert ſind? Seit der Er-
Kaſtenſchleuſen, wodurch man die Schiffahrt über
nöglich machte, iſt dieſe Beſorgniß von gar keinem
verräth weiter nichts als eine tiefe Unwiſſenheit
rbaukunde."
wirklich der Arabiſche Meerbuſen ein höheres Ni-
Nil, ſo wäre dies ſogar weit entfernt, daß es ein Hin-
n ſollte, vielmehr ein ſehr glücklicher Umſtand. Man
n den wichtigen Vortheil haben, den Verbindungs-
das Meerwaſſer bei geöffneten Schleuſen und den
zten Strom aufs vollkommenſte zu reinigen und
wozu man die Zeit des niedrigſten Standes des
könnte, um deſſen Waſſer nicht zur Zeit ſeines
u verderben. Man hätte es alsdann ferner in
t, den Kanal beſtändig in einer beſtimmten Höhe
indem das Meer ihm ſogleich jeden Verluſt durch
und durch die Oeffnung der Schleuſen erſetzen
) darf man den vortheilhaften Umſtand nicht ver-
das Salzwaſſer des Kanals größere Laſten zu tra-
in würde, als wenn ſein Waſſer ſüß wäre; daß
ze in den Kanal gehen würden, und daß man an
überall Salzſümpfe anlegen könnte."
uch dem Gegentheile fehlt es nicht an Vortheilen,
noch überwiegen dürften. Denn würde der Kanal
r verſehen, ſo hätte eine weite Landſtrecke das
ſem unentbehrlichen Nahrungsmittel von der beſten
1 zu werden. Suez würde ungemein dadurch ge-
die Seeſchiffe würden alsdann Gelegenheit haben,
dem geſundeſten Waſſer in der Welt in Ueberfluß
ſowie ſich in dem ſüßen Waſſer des Kanals Süß-
rzeugen würden. Man würde den Schlamm, der
des Kanals anlegte, jährlich reinigen, und dadurch
efeſtigen, welche bei der Leichtigkeit ihrer Be-
hlreiche Coloniſten herbeilocken und ſich in blühende
Baumpflanzungen verwandeln würden, der Natur
welche dieſe Gegend zu einer ewigen Wüſte ver-
aben ſcheint. Gäbe man dem Kanal die Weite
es herrlichen ſchleswig-holſteinſchen Kanals, ſo
nicht blos die Schiffe des Nil und der arabiſchen
ern auch ſogar größere Seeſchiffe befahren können,
tande wären ſelbſt nach Indien zu ſegeln. Das
nt die Anlage dieſes Kanals zu begünſtigen, indem
ns auf dem Wege, den ich von Suez nach Kairo
ig oder gar keine Felſen, wenige Erhöhungen und
nd antrifft. Der Boden beſteht mehrentheils aus
nde, worauf der Wind wenig oder gar nicht wir-
Man würde alſo wenig von Zuſtäuben des Kanals
haben. Man verſicherte mir übrigens in Suez,
Kilarm ſei zwei Tagereiſen entfernt, und, wo ich
den habe, ſo trifft man auf dem Wege dahin
ungen an, worin ſich Salz erzeugt, welches die
m Verkauf hierher bringen, und welche man für
es alten Kanals hält. Auch will man noch jetzt
n vormaligen Schiffen in dieſer Gegend in dem
ngetroffen haben. Indeſſen, ſei dies wahr oder
de das Unternehmen, dieſen Kanal wiederherzu-
ſtellen nichts weniger als unausführbar und bin überzeugt, daß ein ſolches Werk einer künftigen weiſen Regierung aufbehalten ſei, um ſich um dieſes Land ein unſterbliches Verdienſt zu erwerben."

Auch Novelliſten finden vielleicht einen geeigneten Stoff zu einer ausführlichern Arbeit in der folgenden Erzählung aus dem Leben Montagu's, der mehr als gelehrter Reiſender wie als Sonderling bekannt iſt.

„Montagu", erzählt Seetzen, „hielt ſich als ein bejahrter Mann einige Zeit lang in Raſchid auf. Um dieſe Zeit kam dort ein engliſcher Schiffscapitän an, Mr. Ferway, welcher die Schweſter der Gattin eines holländiſchen Conſuls, der in Raſchid wohnte, geheirathet hatte, die katholiſcher Religion war. Der Schiffscapitän kehrte nach einiger Zeit nach Europa zurück, während ſeine Frau im Hauſe ihres Schwagers zurückblieb, wo Montagu ſie kennen und ihrer Schönheit und ihres Geiſtes wegen ſchätzen lernte. Einige Zeit darauf begab er ſich mit ihr nach Kairo, wo bald darauf ganz unerwartet die Nachricht ankam, daß der Capitän geſtorben ſei. Sie trauerte. Inzwiſchen machte ihr Montagu immer mehr den Hof, obgleich mit der größten Anſtändigkeit, indem er ſie nie allein ſprach. Sie war mit ſeinem Betragen zufrieden und machte ihm Hoffnung, daß ſie ihn heirathen könnte. Um dieſen Zeitpunkt zu beſchleunigen, kündigte er ihr an, daß er nach dem Sinai reiſen und nach 60 Tagen zurückkehren wolle, da er alsdann ihre Hand verlange. Er reiſte auch wirklich ab."

„Ein reicher venetianiſcher Conſul fing indeß während dieſer Zeit an, ihr ebenfalls den Hof zu machen und ladete ſie nach Gizeh in ſein Landhaus ein, um dort der Landluft zu genießen, weil ſie von einer Krankheit noch ſchwach war. Er bot dort Alles auf, um ihre Gunſt zu gewinnen, machte ihr große Verſprechungen, und ſie machte ihm Hoffnung. Schon glaubte er ſeiner Sache ganz gewiß zu ſein, als Montagu genau nach Verlauf von 60 Tagen ſich wiederum einfand und ſeine ältern Anſprüche erneuerte. Der venetianiſche Conſul ſtellte ihm vor, daß ſie ihm zugehöre. «Um darüber aufs Reine zu kommen», ſagte Montagu, «laßt uns mit ihr ſelbſt zuſammenkommen, und ſie mag alsdann entſcheiden.» — «Gut», fiel der Conſul ein, ſehr zufrieden darüber.»

„Der Tag kam. Herr von Roſetti wurde als Zeuge dazu gebeten. Man fragte: «Wem wollen Sie Ihre Hand geben?» Die Witwe fing hierauf eine Rede an, worin ſie zuerſt Montagu's Aufmerkſamkeit für ſie ſehr rühmte. Hierauf fing ſie an, auch das Betragen des Conſuls ſehr zu rühmen. Der Conſul, der ſich ſchon des Siegs gewiß hielt, fiel ihr ins Wort und ſagte: «Warum machen Sie ſo viele Worte? Sagen Sie auf ein mal Ihren Entſchluß!» «Nun, wenn Sie dieſen ſo dringend verlangen», ſagte ſie, «ſo erkläre ich, daß ich Montagu meine Hand gebe.» Der Conſul war aufs höchſte beſchämt und hielt ſich mehre Tage zu Hauſe eingeſchloſſen, ohne Jemand zu ſehen. Montagu verlangte getraut zu werden, allein dies machte Schwierigkeiten, weil er engliſcher Religion war, daher der Prior des Kloſters von Terra Santa die Trauung einem unter ihm ſtehenden Geiſtlichen übertrug, wodurch ſie aber nicht ganz gültig war. Montagu ladete den Prior alſo einſt unter dem Vorwande zu ſich, ihm einige Seltenheiten zu zeigen, ſchloß alsdann die Thüre ab, und erklärte ihm, daß er ihn nicht eher hinausließe, bis er ſeinen Segen gegeben, gab ihm aber zugleich das Verſprechen, die katholiſche Religion anzunehmen. So traute er ihn mit der Witwe."

„Einige Zeit darauf begab er ſich mit ihr nach Raſchid, wo er nach mohammedaniſchen Fuße lebte, weil er die Abſicht hatte, nach Mekka zu gehen. Indeſſen brachten es die Umſtände mit ſich, daß er nach Syrien reiſte. Er begab ſich nach Jeruſalem, nahm dort förmlich die katholiſche Religion an und erhielt den Segen vom Generalſuperior. Hierauf reiſte er nach Acre, wo er ſeine Gattin im Kloſter auf dem Karmel ließ."

„Währenddeſſen erſchien der engliſche Capitän Ferway auf einmal in Aegypten wieder in ſchwarzer Kleidung. «Wie,

Ihr lebt noch?» fragte man ihn erſtaunt, «und warum trauert Ihr?» «Iſt nicht mein Weib todt?» frug er wieder, «ich habe ja die Todesnachricht erhalten!» Er wurde über die Intrigue aufs höchſte aufgebracht, deren Urheber indeß nie bekannt wurde. Er begab ſich bald darauf nach Acre und verlangte von Montagu ſeine Frau zurück. «Ich habe ſie nicht gezwungen, mich zu heirathen», ſagte der ernſte Montagu, «laßt uns ſie zum Schiedsrichter zwiſchen uns machen.» Es wurde ein Tag hierzu feſtgeſetzt und ſie erklärte ſich zum zweiten male für Montagu, weil dieſer ihretwegen katholiſch geworden, ſtatt daß Ferway ihr dies zwar immer verſprochen, aber nie Wort gehalten. Der Capitän beruhigte ſich indeß hierbei nicht. «Gut!» ſagte Montagu, «noch eins! Laßt uns nach Rom reiſen und der Heilige Vater entſcheide, wem von uns das Weib zugehöre.» Sie reiſten nach Rom, und man kann leicht denken, daß der Heilige Vater für Montagu entſchied."

„Montagu aber mußte ſich in Geſchäften von Rom nach Venedig begeben. Seiner Gattin wurde inzwiſchen die Zeit lang, und da ihre Verwandten nach Marſeille reiſten, ſo begab ſie ſich auch dorthin. Montagu hatte hiervon nichts zuvor erfahren; er nahm es daher ſehr übel und entſchloß ſich, ſie zu enterben."

„Herr von Roſetti hatte ihm inzwiſchen einen jungen Negerſklaven gebracht. Als er nun teſtamentirte, ſetzte er dieſen Neger zum Erben aller ſeiner Güter ein, indem er denſelben für ſeinen Sohn erklärte, obzwar, wie er hinzuſetzte, er etwas ſchwarz ausgefallen ſei. Nach ſeinem Tode kam die Witwe, um ihre Anſprüche auf die Nachlaſſenſchaft von Montagu geltendzumachen; allein, obgleich Herr von Roſetti es bezeugen mußte, daß ſie wirklich mit Montagu verheirathet war, ſo konnte ſie doch nur ſo viel bewirken, daß ſie eine lebenslängliche Penſion erhielt. Der Neger wurde als Vollerbe anerkannt und genießt vielleicht noch jetzt in England die Früchte der ſeltenen Gunſt ſeines vormaligen Herrn."

Soviel genüge, um Inhalt und Werth der vorliegenden Theile von Seetzen's Reiſe anzudeuten und dem deutſchen Manne die ihm gebührende Anerkennung ſeiner Verdienſte in ein helleres Licht zu ſtellen, welche durch ein bedauernswerthes Misgeſchick ein halbes Jahrhundert im Dunkel und in kaum geahnter Verborgenheit geblieben waren.

Von der Theilnahme des Publicums an der bisherigen Publication ſcheint die frühere oder ſpätere Erſcheinung eines vierten Bandes aus Seetzen's Nachlaß abhängig zu ſein. Derſelbe ſoll unter Anderm ſeinen noch ungedruckten Briefwechſel mit Verwandten und gelehrten Freunden enthalten, der ſicher noch geeigneter ſein wird, ſeiner ungewöhnlichen Begabung, ſeiner innerſten, reinmenſchlichen Individualität ein ehrenvolles Andenken zu ſichern. **Julius Loewenberg.**

Notizen.

Couſin's philoſophiſche Rundreiſe durch Deutſchland.

Unter der Ueberſchrift „Promenade philosophique en Allemagne" brachte jüngſt die „Revue des deux mondes" einen aus Bruchſtücken beſtehenden Aufſatz von Victor Couſin über ſeinen Aufenthalt in Deutſchland im Jahre 1817, in welchem uns namentlich einige perſönliche Erinnerungen an Friedrich Schlegel, den er in Frankfurt kennenlernte, und Hegel intereſſant waren. Von dem Erſtern ſagt er in ſeinem ſchon damals geſchriebenen Tagebuch: „Schlegel iſt von einer ſchönen und regelmäßigen Geſtalt; ſeine Manieren ſind äußerſt einfach. Er nahm mich zuvorkommend genug auf, und lud mich ein, Abends mit ihm einen Spaziergang um die Stadt zu machen. Franzöſiſch ſpricht er wunderbar gut, und er drückt ſich darin mit vollkommener Leichtigkeit aus." Ueber die zur Zeit hervorragenden deutſchen Philoſophen äußerte ſich Schlegel ſehr bündig: „Fries und Krug ſind mittelmäßige Geiſter; Bouterweck iſt oberflächlich, Hegel ſubtil. In Berlin müſſen Sie Solger und Schleiermacher beſuchen. Die drei ausgezeichnetſten Männer Deutſchlands ſind Jacobi, Schelling und Baader." Hegel's Bekanntſchaft machte Couſin in Heidelberg; er ſagt: „Die ſo raſche und ſtarke Sympathie, die mich zu dem heidelberger Profeſſor zog, iſt nicht leicht zu erklären. Hegel beſaß den Ruf noch nicht, welcher die Einbildungskraft eines jungen Mannes irgend beſtechen konnte; er galt damals nur erſt als ein Schüler Schelling's. Ebenſo wenig waren es glänzender Vortrag und der Reiz des Worts, die mich an Hegel bezaubern konnten; im Deutſchen drückte er ſich ſtets unbeholfen aus und Franzöſiſch ſprach er ſehr ſchlecht. Aber Hegel liebte Frankreich, er liebte die Revolution von 1789, er war zugleich ſehr liberal und ſehr monarchiſch geſinnt, und gerade dieſe beiden Empfindungen ſind meinem Herzen und meiner Vernunft tief eingepflanzt. Sodann war Hegel ein Geiſt von unbegrenzter Freiheit. Alles unterwarf er ſeiner Speculation, ſowol Religionen wie Verfaſſungen, die Künſte, die Wiſſenſchaften und die ſchönen Wiſſenſchaften, und über alle ſtellte er die Philoſophie. Er ließ mich, möchte ich ſagen, das Phantom großer und weiter Ideen erblicken, er brachte mir in der ihm eigenthümlichen etwas ſcholaſtiſchen Sprache eine Maſſe allgemeiner Anſchauungen, eine immer kühner und ſonderbarer als die andere vor Augen, die auf mich den Eindruck der ſichtbaren Finſterniſſe des Dante machten." Im Ganzen erklärt ſich Couſin mit den Ergebniſſen dieſer Reiſe ſehr zufrieden; er habe Männer kennengelernt, deren Unterhaltungen ſeinen Geiſt tief bewegt und befruchtet hätten, habe Freundſchaften geſchloſſen, welche die Zeit befeſtigt habe und nur der Tod habe löſen können. Damals ſei er aufs zuvorkommendſte empfangen worden, und dieſe Erinnerung ſtimmt ihn elegiſch: „Gegenwärtig, wo ich einen Namen habe und der Mann meiner Schriften und einer Theorie bin, iſt man zurückhaltend gegen mich; die Geiſter ziehen ſich in ihre Sonderüberzeugungen zurück; ſelbſt die Herzen verſchließen ſich, und ſtatt in Deutſchland bekannt zu ſein, bin ich ihm fremd." Seufzend und ſehr richtig fügt er hinzu: „Es gibt im Jahre nur Einen Lenz, im Leben nur Eine Jugend, Einen flüchtigen Augenblick freiwilligen und gegenſeitigen Vertrauens zwiſchen den Mitgliedern der menſchlichen Familie." Schließlich behauptet er, daß die franzöſiſche Methode zu philoſophiren (die „pſychologiſche", wie er ſie nennt) die einzige Quelle alles wahren Lichts ſei, meint das deutſche Denken hülle ſich in Schleier, gleich als ob es die Abgründe, in die es ſich ſtürze, nicht ſehen wolle, und drückt ſeinen Schmerz darüber aus, „Deutſchland, dieſes durch ſeine theologiſchen und philoſophiſchen Arbeiten ſo berühmte Deutſchland ſich in einem Kreis verdächtiger Doctrinen umhertreiben zu ſehen, welche einen Augenblick wol blenden, aber einen geſetzten Geiſt nicht feſſeln können". Er erzählt auch, daß man (1817) in Saarbrück zu ihm geſagt habe: „Nous avons le corps prussien et le coeur français"; erſt in Frankfurt erſchien ihm Alles: Sprache, Sitten, Landſchaft wirklich deutſch, neu, merkwürdig. Natürlich, da die Franzoſen das Rheinland fortdauernd als franzöſiſches Land betrachten, ſo muß ihm ſelbſt das Deutſch, was die Rheinländer ſprechen, wie franzöſiſch klingen.

Schiller's Jungfrau vom Standpunkt katholiſcher Auffaſſung.

Es iſt wiederholt Schiller zum Vorwurf gemacht worden, daß er in einzelnen Scenen ſeiner „Maria Stuart", beſonders aber in der „Jungfrau von Orleans" der prachtvollen Romantik und Myſtik der katholiſchen Kirche Zugeſtändniſſe gemacht habe, die mit ſeinem Kant'ſchen Standpunkte nicht wol zuſammenzureimen ſeien. Erwähnenswerth iſt es nun, daß die Vorkämpfer des Katholicismus, die ohnehin in Schiller's „Geſchichte des Dreißigjährigen Kriegs" nur „fabelhafte Geſchichten" erblicken, die Schiller'ſche Auffaſſung der Jungfrau vollſtändig perhorresciren

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ulrich von Hutten.

Von

David Friedrich Strauss.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Dieſes Werk kündigt ſich ſelbſt am beſten durch die Namen an, die es auf dem Titelblatte trägt: ſein Gegenſtand iſt Ulrich von Hutten, ſein Verfaſſer David Strauß. Es iſt die erſte vollſtändige, ihre ſchwierige Aufgabe meiſterhaft löſende Biographie des edeln Vorkämpfers der Reformation von einem der erſten deutſchen Schriftſteller der Gegenwart: dem berühmten Verfaſſer des „Leben Jeſu" und der trefflichen Biographien von Schubart, Märklin und Friſchlin. Der Verfaſſer hat von jener ganzen ewig denkwürdigen Zeit, die mit der unſerigen ſo manche Vergleichungspunkte bietet, von ihren Perſönlichkeiten und Beſtrebungen, ein lebensvolles und farbenreiches Bild gegeben, und zwar, während er gründlich aus den Quellen ſchöpfte, in einer Sprache, welche jedem Gebildeten verſtändlich iſt. So wird das Werk nicht blos in der wiſſenſchaftlichen Welt, ſondern allgemein Aufſehen erregen, und als eine wirkliche Bereicherung der deutſchen Literatur in den weiteſten Kreiſen des deutſchen Volks Leſer und Freunde finden.

Der reiche Inhalt des Werks erhellt am beſten aus nachſtehender Angabe der einzelnen Capitelüberſchriften:

Erſter Theil. Erſtes Buch. Vorübungen und Kampfſpiele.

1. Hutten's Abkunft und Kloſterleben. 2. Univerſitätsjahre. Erſte Freunde. 3. Wanderungen und Abenteuer in Deutſchland. 4. Erſter Aufenthalt in Italien und Rückkehr nach Deutſchland. 5. Hans Hutten's Ermordung durch den Herzog Ulrich von Würtemberg, und Ulrich Hutten's Agitation gegen den Herzog. 6. Hutten's zweite Reiſe nach Italien. 7. Reuchlin's Kampf mit den Cölnern und Hutten's Betheiligung an demſelben. 8. Die Epistolae obscurorum virorum. 9. Hutten's Dichterkrönung und Eintritt in Mainziſche Dienſte. Seine Wendung gegen Rom. 10. Hutten in Augsburg während und nach dem Reichstage. 11. Hutten's Krankheit und die Guaiak-Cur. 12. Feldzug und Heirathsplane.

Zweiter Theil. Zweites Buch. Hutten im Kampfe gegen Rom.

1. Hutten in unabhängiger wiſſenſchaftlicher Muße. Seine Ausſichten und Plane. 2. Entſchiedenes Auftreten gegen Rom. Verhältniß zu Luther. 3. Hutten's Reiſe an den Hof des Erzherzogs Ferdinand. Enttäuſchung, päpſtliche Verfolgung. 4. Hutten auf der Ebernburg bei Franz von Sickingen. 5. Hutten fängt an, deutſch zu ſchreiben. 6. Franz von Sickingen Hutten's Schüler und der Held ſeiner neuen Dialoge. 7. Der Reichstag zu Worms. Hutten's Drohungen. 8. Hutten tummelt ſich in kleinern Fehden und bemüht ſich um eine Verbindung zwiſchen der Ritterſchaft und den Städten. 9. Sickingen's Feldzug gegen Trier. Hutten's Entfernung aus Deutſchland. 10. Hutten's Streit mit Erasmus. 11. Sickingen's und Hutten's Ende. 12. Stimmen über Hutten's Tod, und Ausgänge ſeiner alten Freunde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Karl Ludwig Kek.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dichtungen, in denen männliche Geſinnung, Gedankenfülle und warme Empfindung in ernſtem wie in humoriſtiſchem Gewande und in correcteſter Reinheit der Form auftreten, weshalb dieſe Sammlung eine ehrenvolle Stelle unter den zahlreichen lyriſchen Productionen der Gegenwart einnimmt.

In der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung erſchi
in allen Buchhandlungen zu haben:

Reiſen
in
Südweſt-Afr
bis zum
See Ngami
in den Jahren 1850 bis 1854
von
Charles J. Andersſon.

Mit 16 Stahlſtichen in Tondruck von Alexander Alb
zahlreichen Holzſchnitten, nebſt einer Karte.
Zwei Bände. Broſch. Lex.-8. Preis 5 Thlr. 15

Der wichtigen **geographiſchen Erſcheinung** de
ſchen Werks zur Kenntniß des **Nordweſtens** vo
ſucht ſich vorſtehende vierjährige Reiſe zur Kenntniß
dens und Südweſtens von Afrika würdig an di
ſtellen.

Der ſtrebſame Verfaſſer, welcher vier Jahre in
niſſen **Südweſt-Afrikas** zubrachte, die noch **kein**
päers Fuß betrat, gibt die Ergebniſſe und Ent
ſeiner Reiſe in **anſprechendſter** und **lebendigſt**
wieder.

Der bedeutende wiſſenſchaftliche Werth, welchen
ſon's Entdeckungen bilden, wurde bereits rühmend in
mann's Mittheilungen, im Auslande und and
graphiſchen Blättern anerkannt.

Die Ausſtattung ſchließt ſich ganz der mit
Beifall aufgenommenen **Reiſe nach Japan** von
Heine an.

Leipzig, 1857.

Hermann Coſten
Verlagsbuchhandlu

Verlag von **A. Büchting** in Nordhausen und i
Buchhandlungen zu haben:

Frantz, Dr. A., Die Prätensionen der e
Naturwissenschaft beleuchtet und mit pole
Glossen wider Herrn Professor Dr. Schleiden b
Gr. 8. 1857. Geh. Preis 20 Sgr.

Bücher zu ermässigten Preisen.

Bücherkäufer werden auf das von **F. A. Bro**
in Leipzig ausgegebene

Verzeichniss werthvoller Werke
zu bedeutend ermässigten Preise

eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur e
besonders aufmerksam gemacht. **Dasselbe ist i**
Buchhandlung **gratis** zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

wenn von „einem Antlitz voll Nibelungengehalt" die Rede iſt, und welch falſches Bild, wenn von dem Wein geſagt wird, er ſei „zerſtoben"? Wer kann ſich bei dem „bittern, ſtarren Loos" etwas leidlich Klares denken, welches darin beſteht, „zurück dem lautlos leeren, tauben All zu fallen in den nebelweiten Schoos"? Ein weiterer Uebelſtand bei der Lectüre dieſer Gedichte liegt darin, daß Eichrodt im guten Glauben die Verſe noch mit einer Nonchalance behandelt, wie ſie nur in den beſten Zeiten Heine'ſcher Schrankenloſigkeit Mode war. Ich mag nicht den Pedanten machen, der immer wieder von neuem den ſehr trivialen Satz predigt, daß wenn man das Metrum nicht beobachten will man beſſer überhaupt der ungebundenen Rede ſich bediente: aber ein für alle mal will ich hier doch noch ein mal Proteſt einlegen gegen dieſe geniale Bequemlichkeit, die ſich gerade auf ihre Formloſigkeit noch wer weiß wie viel einbildet. Unſere Claſſiker haben es ſich ſauerer werden laſſen, und nicht nur vor die Tugend, wie der alte Heſiod ſagt, auch vor das Schöne haben die Götter den Schweiß geſetzt.

Ich würde dieſe lange Philippika nicht geſchrieben haben, wenn ich nicht glaubte, daß der Verfaſſer bei ſtrengerer Sichtung ſeiner Productionen und recht ernſtem Weiterſtreben Erfreuliches leiſten könnte. Schon in dem vorliegenden Bande findet ſich mancher gute Gedanke, manches einfache Lied, deſſen wahres Gefühl leicht unſer Gemüth in gleiche Stimmung hinüberſtimmt. Ich gebe von beiden Gattungen eine Probe; ein Gedicht, in welchem ſich mehr die gedankliche Anſchauung des Dichters ausprägt und zwar ſo, daß wir auch mit dem Inhalt uns vollkommen einverſtanden erklären können (denn ganz richtig findet Eichrodt den Vorwurf des Epigonenthums gegen unſere moderne Poeſie begründet auf die Bemerkung, daß dieſelbe gemacht, nicht geworden, viel ſcheine, wenig ſei); und ein einfaches Lied, in welchem das hundert mal Geſagte durch die wahre Naivetät der Auffaſſung und des Ausdrucks einen neuen unwiderſtehlichen Reiz übt. Denn nicht das Neue nur, das Pomphafte macht Effect, ſondern das Richtige und Paſſende am paſſenden Ort: versibus exponi tragicis res comica non vult, ſagt Horaz, d. h. jede Gattung hat ihren eigenthümlichen Stil, den nicht die Aeſthetik, ſondern die Natur der Sache feſtſetzt. Viele unſerer Poeten aber ſchreiben ein Frühlingslied mit demſelben Griffel, mit welchem ſie eine Epopöe aufzeichnen.

Epigonenthum.

Was ſchleppet ihr in müß'gen Frohnen
Ein Pfündchen zu dem Haufen Gold?
Ihr ſeid und bleibet Epigonen,
Ihr mögt euch ſtellen, wie ihr wollt!

So hör' ich unſ're Weiſen ſagen,
Und fühle faſt, ſie haben Recht,
Doch nicht ſogleich will ich verzagen,
Denn auch ein Pfündchen Gold iſt echt.

Doch ſei es Gold! Heraufgegraben
Tief aus den Schachten des Gemüths,
Doch gold'ne Tugend ſoll er haben
Der Klang und Schimmer eu'res Lieds.

O ſuchet mehr als nur zu glänzen,
Und denket an ein altes Wort,
Wollt ihr bereichern und ergänzen
Der Dichtung Nibelungenhort!

Ihr ſollt nicht künſteln, nie erheucheln
Zum Selbſtgenuß ein Herzensfeſt,
Ihr ſollt nicht falſchen Göttern ſchmeicheln,
Wenn euch die inn're Macht verläßt.

Gebt Leidenſchaft! euch ſelbſt! ſo findet
Ihr ohne Künſte Form und Ton,
Glaubt an die Welt, die ihr verkündet!
Der Lügner nur iſt Epigon.

Sonne.

Und wieder kam die Sonne
Ins große Thal des Rheins,
Und hat gebracht die Wonne
Des warmen Sonnenſcheins.

Sie kam herfür die Berge
Und zündete ins Gras,
Und ihre erſten Werke
Die Blumen waren das.

Und wie ſie durchs Gebüſche
Die Bächlein aufgeküßt,
Da ſchwammen auf die Fiſche
Und haben ſie gegrüßt.

Und wie ſie aus den Bäumen
Das junge Laub gelockt,
Hat in den grünen Räumen
Kein Lied und Laut geſtockt.

Und wie ſie ganz den Winter
Verjagt mit ihrem Strahl —
Die ſchönen Menſchenkinder
Hinſprangen durch das Thal.

---

15. Gedichte von Bernhard Endrulat. Hambur ger. 1857. 16. 2 Thlr.

Hier tritt das erotiſche Element weſentlich in den
grund, freilich größtentheils in ſehr düſterer Weiſe.
das Verhängniß der Liebe des Dichters beſtehe,
wir ſo eigentlich nicht; nur daß er auf Triſt
Iſolde als hehre Vorbilder hinblickt, daß er die
„falſche Sitte", das Geſetz, und, wenn ich ihn
ſtehe, die Kirche anklagt, weil ſie nicht anerkenn
len, „daß über alle Rechte dieſer Welt das Her
ſein ewig Recht behält": nur all dies zuſ
genommen läßt uns die Art ſeines Schickſals h
errathen und veranlaßt uns, indem wir dahingeſt
laſſen, „ob ſo ein Fall ein Factum oder eine
theſe", zu der unmaßgeblichen Bemerkung, daß
alles lyriſchen Zorns bei jenem Geſetz und ſeine
ſchen Sitte" ſein Bewenden wird behalten müſſen,
wir nicht in Barbarei und Auflöſung verſinken
Abgeſehen hiervon muß anerkannt werden, daß der
ter die Liebeslieder ſehr zart und duftig gerathen
wenn ſie auf den Referenten zuletzt ermüdend gewirkt
ſo liegt das nicht daran, daß die einzelnen
wären, ſondern daran, daß der Kritiker zu viel
ten auf ein mal bewältigen muß. Indeſſen wär
hin zu wünſchen geweſen, daß es dem Dichter

te, auch andere Saiten anzuſchlagen. Nach der Wid- ng an Ernſt Moritz Arndt und Ludwig Uhland mußte n dies beinahe erwarten. Wirklich finden ſich eine zahl Gedichte „Vom Baum der Zeit“. Es ſind ihrer eſſen verhältnißmäßig wenige und ſtörend iſt bei man- n die Unbeſtimmtheit, in der die Situation gelaſſen d. Der Dichter iſt gefangen: warum? Er iſt Flücht- g in einſamem Dorf: weswegen? Wir ſind im Laufe Jahre von dem primitiven Liberalismus, der in jedem itiſchen Flüchtling oder Gefangenen einen Heros ſah, man zu verehren habe, weit abgekommen: wir llen wiſſen, wem wir unſere Sympathien ſchenken. wenn Endrulat vielleicht entgegnen wollte, die poe- ſchen Bilder, in welchen er als Flüchtling und Gefan- er erſcheint, ſeien auch an ſich verſtändlich, ſo iſt s zwar richtig, aber er ſelbſt ſetzt dieſelben dann zu fachen Genrebildern herab, die wir ohne innere Theil- nme des Herzens betrachten. Wenn ich dagegen dieſe denken beiſeite ſetze, ſo zeigt ſich auch in dieſen dichten ein poetiſches Talent, welches Beachtung ver- nt. Auch die Geſinnung des Dichters erſcheint als vaterländiſche und ein großer Theil der trüben Stim- ng, welche über den Liedern ausgebreitet iſt, dürfte auf Rechnung getäuſchter Hoffnung für die Größe Freiheit des Vaterlandes zu ſetzen ſein. Möge die eſie ihm über die traurige Zeit hinweghelfen, bis ein ferer Morgen anbricht. Singt er doch ſelbſt in dem nett „Dichterloos“ den Entſchluß auszuharren. Ich e dieſes Gedicht zur Probe heraus und bemerke, daß eine ganze Reihe Gedichte in Sonettenform vorfin- einer Form, die, ſo ſehr ſie einerſeits den Fluß des dankens durch die ſtreng abgemeſſene Eintheilung auf- alten und den Schwung des Gefühls zu dämpfen int, ebenſo auf der andern Seite den Dichter vor olutem Denken und Darſtellen bewahrt und oft mit äußern Schranke auch das innere ſchöne Maß her- zuführen ſcheint. Endrulat's Sonette erſcheinen mir recht gelungen und nirgends hat die Form den Ge- nken beeinträchtigt.

O ſchnöde Zeit, wo hochgeſchminkte Lügen
Am lichten Tage frech zu Markte geh'n,
Wo wir umſonſt nach Glanz und Hoheit ſäh'n,
Wenn nicht die Laſter gold'ne Kronen trügen;

Wol möchte dir, Verachtung in den Zügen,
Der echte Dichter gern den Rücken dreh'n,
Im Schweigendürfen höchſte Wohlthat ſeh'n,
Im ſtillen Sterben ſeligſtes Genügen!

Doch darf er's nicht. Nein, raſtlos fortgeſtalten
Am Bau der ſchönern Zukunft bleibt ſein Loos,
Mag auch das Herz ihm vor dem Sieg erkalten.

Es kommt die beſſ're Zeit! Wenn frei und groß
Dann ſeine Götter rings auf Erden walten,
Träuft holder Troſt in ſeines Grabes Schoos.

Bilder des Lebens in Gott. Dichtungen von Moritz Zille. Leipzig, Luppe. 1856. Gr. 16. 20 Ngr.

Das vorliegende Bändchen enthält religiöſe und kirch- e Geſänge, deren Eigenthümlichkeit zumeiſt darin be- ſteht, daß ſie ſtreng bibliſch gehalten ſind, ja theilweiſe an den Wortlaut der Heiligen Schrift aufs genaueſte ſich anſchließen. Daher kommt es, daß ſie weniger aus- ſchließlich dogmatiſche Färbung tragen, als dies jetzt der Fall zu ſein pflegt, vielmehr wird eine werkthätige chriſt- liche Moral hier und da bedeutend betont. Der Ver- faſſer gehört überhaupt keiner einzelnen chriſtlichen Con- feſſion mit Beſtimmtheit an, träumt er doch ſogar von einer Vereinigung der einzelnen Bekenntniſſe in eine Kirche. Mit dieſer mehr rationaliſtiſchen Auffaſſung weiß ich die Anſchauung des Verfaſſers von der Erde als einem Jammerthal, aus dem man ſich wegzuſehnen habe, freilich nicht ganz in Einklang zu bringen. Dies die Richtung des Verfaſſers in ſachlicher Beziehung. Setzen wir noch hinzu, daß es ihm nicht an Form- gewandtheit fehlt, um ſeinen Empfindungen den ange- meſſenen poetiſchen Ausdruck zu geben. Am höchſten ſte- hen einerſeits die „Bilder der Zukunft“, in welchen der Verfaſſer ſeinen Traum von Vereinigung der einzelnen Confeſſionen in einem kühnen Bilde darſtellt, nur daß andererſeits die Darſtellung hier nicht ohne Unklarheit iſt, vielleicht — weil der Gedanke ſelbſt, herrlich an ſich, an demſelben Fehler leidet. Folgendes iſt eine Bearbeitung des Stabat mater:

Mutter, ach, du kummerbleiche,
Schmerzbelad'ne, thränenreiche,
Die am Kreuz des Sohnes ſteht!
Durch die Seele voller Klagen,
Die dein Mutterherz zernagen,
Jetzt das Schwert zerſchneidend geht!

Seht die Hochgebenedeite,
Die dem tiefſten Schmerz Geweihte,
Sie iſt alles Troſtes bar!
Wie ſie zittert, wie ſie ſtöhnet,
Ach, ſie ſieht beſtraft, verhöhnet
Ihn, den pries der Engel Schar.

Menſchen, müßt ihr nicht vergießen
Eine Thräne, ſeht zerfließen
Ihr die Mutter in der Noth?
O, wer ſollte Leid nicht tragen,
Siehet er die Mutter zagen
Mit dem Sohn, betrübt zum Tod?

Ach, ſie ſieht ihn Marter dulden
Für der Brüder ſchwere Schulden,
Wie die Geißel ihn zerreißt!
Ach, nach gottverlaſſ'nen Leiden
Sieht den lieben Sohn ſie ſcheiden
Und verhauchen ſeinen Geiſt!

Mutter, voller Lieb' im Herzen,
Laß mich theilen deine Schmerzen,
Trauer fühlen täglich neu!
Daß mein ganzes Herz entbrenne
Und von Jeſu nie ſich trenne,
An ihm hang' in Liebe treu.

Laß am Kreuze mich erſcheinen,
Laß mit dir mich herzlich weinen,
Bis mein Herz im Tode bricht;
Mit dir will am Kreuz ich ſtehen,
Mit dir auf zum Sohne ſehen,
Thränen in dem Angeſicht.

Laß mich alle Sünde meiden,
Chriſti martervolles Leiden
Kraft und Gnade mir verleiht.
Laß, wenn dieſer Leib wird ſterben,
Meine Seele dann ererben
Paradieſes Seligkeit.

17. Gedichte von Wilhelm Grimme. Münſter, Cazin. 1855. 16. 27½ Ngr.

Der Verfaſſer dichtet ebenſo anmuthige Liebeslieder als tiefgefühlte religiöſe Gedichte: am meiſten haben mich die zahlreichen Lieder angeſprochen, welche in Form und Ton an das Volkslied ſich anlehnen. Die verſchiedenſten Stimmungen kommen zu ihrem Ausdruck, wie der Verfaſſer dies durch die Ueberſchriften „Rothe Blumen", „Dunkle Blumen", „Blaue Blumen", „Sonnenblumen", die er den einzelnen Abtheilungen gab, anzudeuten verſucht hat. Aber auch in der Trauer hält er ſich den Weltſchmerz fern, widmet vielmehr den Liebhabern dieſes Haut-gout-Gefühls folgende hübſche Liedchen:

Weltſchmerz.

Wer die Welt zerſtücken möchte,
Um ſie beſſer zu geſtalten,
Höre Lehr' und gute Weiſung
Eines vielgeprüften Alten.

Dich nur ſelbſt zu repariren
Sei mit ganzer Kraft gewärtig —
Und mit deinem Weltenneubau
Biſt du ſchon von ſelber fertig.

Das todte Herz.

Prahlt ihr mit erſtorb'nem Herzen,
Gute Freunde, laßt euch rathen:
Rufet doch den Todtengräber,
Mit der Hacke, mit dem Spaten.

Was noch athmet, athme auf!
Was lebendig, kann geneſen —
Wenn ihr mit dem Tode äugelt,
Laſſen wir euch gern verweſen.

In ganz gleichem Sinn hängt er einem recht netten Studentenlied die naive Pointe an:

Und meinem Spruche gebe ich
Noch die Moral als Schwanz:
Wenn Jemand etwas iſt und thut,
So ſei, ſo thu' er's ganz.

Wenn einer noch lebendig iſt,
So ſei er nicht wie todt,
Und ſei, wenn er geſtorben iſt,
Auch recht von Herzen todt.

So verſichert er an anderer Stelle, wo er erzählt, daß er an der Untreue ſeines Liebchens zu ſterben gemeint, im nächſten Mai aber wieder dumme und kluge Lieder geſungen habe:

Drum, ihr lieben deutſchen Knaben,
Sollt ihr noch das Sprüchlein haben:
Von der puren Liebesnoth
Ging (?) bis dato Keiner todt.

Empfindſame und hochgeſtimmte Seelen werden ſolche Sätze unzart, wenn nicht ordinär finden; wen aber das lyriſche Liebesgejammer mit ſeinen zerbrochenen Herzen lange genug ennuyirt hat, der wird ſich an dieſem friſchen Geſellen erfreuen, deſſen Lieder durchweg eine geſunde und heitere Lebensanſicht verrathen, ohne deshalb von tieferm Gefühl entblößt zu ſein. Und nach unmaßgeblichen Anſicht iſt es nicht unumgänglic wendig für Jeden, der nicht für herzlos gelte daß er gerade ein zerbrochenes Herz habe.

18. Singen und Ringen. Von Eginhard. Wien, 1857. 16. 1 Thlr.

Dieſe Lieder ſind im Ganzen ernſter Färbu ſcheinen das Erzeugniß eines Gemüths zu ſein ches nach manchen Prüfungen in dem Glauben tholiſchen Kirche Frieden gefunden hat. Die Fr keit, welche durch dieſe Gedichte weht, iſt indeſſ friedliche, in ſich beruhende. Es fehlt dem V nicht an Gedanken, aber hier und da gelingt ih der rechte Ausdruck. Insbeſondere läßt er ſich metriſche Sünden zuſchulden kommen und We das Diſtichon

Plato — Rouſſeau — Pyramiden ihr in der W
Geiſtes,
Plato der erſte Chriſt — letzter der Heiden Ro

ſollten eigentlich in einem civiliſirten Staate vom anwalt verfolgt werden. Von der ſonſtigen We Verfaſſers lege folgendes Lied Zeugniß ab:

Geheiligt ſei dein Name.

Und ſprecht ihr: Gott zum Gruße!
So bringt zum Gruß auch Gott —
Mit eu'res Mundes Liebe
Treib' euer Herz nie Spott!

Und ruft ihr: Gott mein Zeuge!
Bei falſcher Zeugenſchaft,
Müßt ihr darob einſt ſtöhnen
In Satans Kerkerhaft.

Und fleht ihr: Gott mir helfe!
Legt nicht die Hand in Schoos,
Helft euch, wird er euch helfen,
Er zieht nicht Feigheit groß.

Es kauft kein: Gott erbarm' ſich!
Euch ſelbſt vom Wohlthun frei;
Erbarmt euch ſelbſt und rufet
Erſt dann auch Gott herbei.

Und glaubt nicht, ein Gott lohn' es!
Vergelt' die Wohlthat ſchon,
Als Echo nur des Herzens
Iſt es ein Gotteslohn.

Und zürnt ihr: Gott verdamme!
Bedenkt der Seele Glück,
Ein ungerecht Verfluchen
Fällt auf euch ſelbſt zurück.

Geheiligt ſei dein Name
Im Schmerz wie in der Luſt,
Und ſchwebt er auf der Lippe,
So leb' er in der Bruſt.

Beſondere Anerkennung verdient noch, daß ſi unſerem Verfaſſer keine Spur jenes gemachten un cirten öſtreichiſchen Patriotismus findet, welchen je viele öſtreichiſche Poeten glauben zur Schau tragen müſſen: und doch ſpricht ſich die Liebe Eginhard's ſeinem ſchönen Vaterlande mehrfach aus.

en. Neue Gedichte von Otto Prechtler. Wien, ·. 1855. Gr. 16. 27 Ngr.

Titel „Zeitloſen", welchen der bekannte Dichter Lieder gewählt hat, ſoll das Motto erklären:

er Sommer dem Herbſt ſanft in die Arme ſinkt,
üde die Flur kühlere Lüfte trinkt:
heilige Zeit, wo die Zeitloſe blüht,
ihlt die Natur — Friede des Dichters Gemüth.

Otto Prechtler iſt ein Oeſtreicher, aber von alten Garde; hat er doch den Muth, in jetzi- noch politiſche Gedichte voll von dem ſchönen nus des Jahres 1848 zu ſingen. Iſt es ſeine denn das Lied, in welchem er die deutſche Fahne Stephansthurme begrüßt, uns mit Wehmuth Die Weiſe Prechtler's iſt wol hinlänglich m keiner allgemeinen Charakteriſtik zu bedürfen. egende Bändchen enthält viel Schönes, wenn nd da der Hippogryph mit dem Dichter durch- heint. Oder was ſoll man dazu ſagen, wenn Milanollo dem Vater Zeus, der eben im Be- das entartete Menſchengeſchlecht zu vertilgen, Geigenſpiel den Blitz entwindet? Dagegen ſich die größere Zahl der Gedichte durch gut und zart Empfundenes. Des Raumes we- : ich nicht ein größeres Gedicht zur Probe dern ein kleines Lied, das ſeinen Eindruck hlen wird, obgleich es eigentlich einem größern ngehört:

nen Frühling hat, dem blüht er nicht,
weigt, dem tönt kein Echo hier auf Erden!
erz nicht dichtet, der faßt kein Gedicht,
r nicht liebt, dem wird nicht Liebe werden.

: der Geiſt, der nie zum Geiſte ſpricht,
bſtgefällig will in ſich verweſen?
n Gemüth, das nie die Rinde bricht?
ne Schrift, die nicht und nie zu leſen?

et jeder Geiſt verwandte Geiſter!
erz, das einſam ohne Liebe bricht!
r ſich ſelbſt verlor iſt ein Verwaiſter!
nen Frühling hat, dem blüht er nicht!

---

te von Hugo Delbermann. Hamburg, Hoff- und Campe. 1856. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

modernſter Poet, ausgeſtattet mit allen Erfo- eines ſolchen. Gleich zum Beginn entblödet Dichter nicht, ſeinem Volk das Motto entgegen- n: „Dieſe Nation in ihrer jetzigen philiſterhaften oſigkeit, in ihrer dumpfen verzagten Theilnahm- t nicht mehr werth, daß die Sonne ſie be- Fühlen denn dieſe Herren nicht, daß ſie mit der- bgeſchmacktheiten ſich ſelbſt ins Geſicht ſchlagen? vielleicht das angehängte zweite Motto, wonach n klarſehenden Menſchen keinen reinen Gegen- Begeiſterung gebe, das deutſche Volk wieder entſchuldigen? Ein Nonſens wird durch den ht gut gemacht. Wir finden ſodann den „Kains- der aller modernen Poeſie aufgedrückt ſein muß, endlichen Leid, welches über dieſen Liedern lagert, ausgeprägt und auch in thesi ausdrücklich von dem Dichter für ſich in Anſpruch genommen. Natürlich fehlt die religiöſe Emancipation nicht, die auf das Chriſtenthum wie auf eine längſt überwundene Entwickelungsſtufe zurückſieht. Doch iſt der Dichter ſehr gnädig gegen den Stifter des Chriſtenthums geſinnt: „O, rechtet nicht mit ihm!" ſagt Hugo Delbermann von Chriſtus, „wie war er groß für jene finſtern Zeiten." Iſt das nicht rührend? Wie muß ſich der Poet gehoben fühlen, wenn er ſieht, „wie vor uns ein weiſer Mann gedacht und wie wir's dann zuletzt ſo herrlich weit gebracht"? „Ja wohl, bis an die Sterne weit!" Wir wiſſen nämlich jetzt und Hugo Delbermann verkündigt es, daß das Chriſtenthum nur noch enge Herzen auszufüllen vermag: ſchade nur, daß nach dieſem neuen Glauben auch „die große Seele wird der Würmer Raub". Ich begreife daher nicht recht, wodurch die maßloſe Selbſtüberhebung des Individuums, wie ſie ſich in unſerm Poeten darſtellt, gerechtfertigt werden ſoll. Eine Seele, die über lang oder kurz der Würmer Raub ſein wird, ſollte doch recht beſcheiden auftreten; oder iſt es die glückliche Ausſicht, die Moleſchott — „ein Heros dieſer Zeit, ein kühner Held der Frage des Pilates" (sic!), deſſen Lehre unſerm Poeten als Evangelium erſcheint — durch das „im Stoff durch die Welt kreiſende Leben" dem Dichter eröffnet, welche ihn mit ſo edelm Selbſtvertrauen erfüllt? Gewiß iſt es ſo. „Ihm thun des Jenſeits Hoffnungen nicht noth", und nur eins macht ihm Sorge und veranlaßt ihn zu einem langen, langen Schlußgedicht: die Todten ſollen hinfort verbrannt werden! „Dem Stoff ſein Recht!" ſagt der Dichter; „aus Luft und Aſche ward der Menſch gezeugt." Das Salz der Erde ſoll hinfort nicht mehr verlorengehen. Wozu will der Menſch begraben ſein, „ein Autokrat des phosphorſauren Kalks?" Nein,

Verbrennt die Todten! ſchwört dem Menſchenwohle;
Zur Aſche werde, was da ſtofflich iſt!
Durchwürzt die Luft mit Ammoniak und Kohle —
Und gebt dem Kreislauf, was des Kreislaufs iſt.
Dann eines Tags wird dieſe Erde prangen
Im Schmuck der Früchte, die wir nie geſchaut —

mit einem Worte: dann kommt nach Hugo Delbermann das goldene Zeitalter. Genug des Unſinns, bei dem man ſtets zu zweifeln geneigt iſt, ob Irgendjemand dergleichen wirklich im Ernſte vorbringen könne und ob ſich der Verfaſſer nicht etwa einen Spaß mit uns mache. Aber es iſt bitterer Ernſt.

Und nun trotz alledem und alledem: Delbermann iſt eine bedeutende poetiſche Kraft, die Hoffnungen erweckt. Das brauſt und gährt; was wunder, wenn unklare Gedanken und Bilder den Fluß des Liedes ſtören? Das ſtürmt und drängt, daher die Kraftworte, die wunderlichen Phraſen der Sturm- und Drangzeit. Aber eben dieſes Wogen der Bruſt, dieſer Sturm der Empfindungen bürgt für die dichteriſche Ader, in der das jugendliche Blut ſtärker pulſirt. Und ſo ſteht zu hoffen, daß der Poet, wenn es ihm gelingt durch ernſtes Studium, ſtrenges Streben das Unklare zu klären und durch die harte

Disciplin eines exacten Philoſophirens die geiſtreichen Sprünge phantaſtiſcher Gedanken zu erſetzen, uns noch goldene Früchte in ſilberner Schale werde bieten können. Schon jetzt erfreut die Friſche und der Schwung der Gedanken, wenn wir ſie auch theilweiſe nur lächelnd vorbeigaukeln ſehen können, und der Wohllaut des Verſes und der Sprache. Einſtweilen diene zur Charakteriſtik des Dichters „Die Poeſie der Modernen. An die letzten Romantiker“:

Bied're Jünger der verſunk'nen Tage —
Gram im Herzen und das Aug' voll Leid —
Ach! vergeblich haucht ihr eu're Klage
Um die mondbeglänzte Zauberſage
In den lauten Donnergang der Zeit!
Eu're Welt mit träumeriſchen Mienen
Sagte längſt das Eiſenroß ins Grab,
Klagend ſitzt ihr an den Eiſenſchienen,
Deren Geiſt den Todesſtoß ihr gab.

Mit den Hainen, drin ihr euch ergangen,
Gingen Aexte ſchaurig ins Gericht:
Wo die Seufzer ſchöner Seelen klangen,
Sieht euch heut' mit glatten Eiſenſpangen
Eine fremde Welt ins Angeſicht.
An dem Fluſſe, wo ihr luſtgewandelt,
Raucht die Eſſe, dröhnt der Hammerſchlag,
Und die Nixe ward dem Knecht verhandelt,
Und dem Färberſchmuz der Erlenbach.

Allen Zaubers iſt die Zeit entkleidet
Eu'rem Aug', und bar der Poeſie;
Wo am Hag ihr ſüß geklagleidet,
Werden Fröſche chemiſch ausgeweidet,
Wird verfolgt die Göttin Phantaſie!
In ſo mancher Laube Dämmerſchatten
Warf die Zeit des Lichtes grellen Schein,
Ueber tauſend duft'ge Blumenmatten
Brach der ſchwarze Kohlendampf herein!

Alſo klagt ihr, und in dunklem Zorne
Ruft ihr grimmig eu're Flüche aus
Ueber Zeiten, die aus anderm Borne
Leben ſchöpfen und aus anderm Horne
Tuſche blaſen durch der Erde Haus.
Traurig Schickſal, wenn in fremden Hallen
Müd' ein Greis an ſeinem Stabe ſteht!
Trauriger, durch eine Zeit zu wallen,
Deren Strömung man nicht mehr verſteht!

Ja, die Zeit iſt eine and're worden,
Nach dem ewigen Geſetz des Seins!
Aufgelöſt der holde Träumerorden,
Deſſen Jünger, „fern der Menſchen Horden“,
Sich erſchwärmten eine Welt des Scheins;
Oberon liegt in den letzten Zügen,
Schon ging ihm Titania voran;
Unterging das Reich der holden Lügen —
Und der Wahrheit ernſtes Reich begann!

Aber darum iſt nicht mitgeſtorben
Poeſie, wie eu're Klage meint!
Nur das Kleid, das alte, iſt verdorben,
Nur ein neu Object hat ſie erworben,
Das den Strahl des Lebens widerſcheint;
Eu're Klage iſt daſſelbe Irren,
Dem ſo oft verfiel der Menſchengeiſt,
Der nicht läßt von alternden Geſchirren,
Weil die Form ihm auch das Weſen heißt.

Poeſie muß Zeiten überdauern!
Poeſie iſt ewig wie die Welt!
Mit der Wälder ſagenhaften Schauern
Wird ſie nicht vergehen, nicht vertrauer
Wenn auf andern Boden ſie geſtellt!
Eine Quelle iſt ſie, die im Herzen
Tief entſpringt, im menſchlichen Gemüt
Eine Flamme, die, aus Luſt und Schm
Strahlen webend, in der Bruſt erglüht

Geh'n Objecte wechſelnd ihr verloren,
Die ſie einſt mit ihrem Hauch belebt,
Poeſie wird ewig neu geboren!
Ihr Verfall iſt nur ein Wahn der Thor
Und des Schwachen, der vor Neuem be
Wird Apoll mit ſeinem Segen fragen
Nach dem Wo des Raumes und dem W
Wo noch Menſchen ſie im Buſen tragen
Kann nicht untergeh'n die Poeſie!

Dies Jahrhundert mit dem ernſten Ring
Mit dem neunzehnendigen Geweih,
Mit des Denkens blitzgetrag'nen Schwin
Es begehrt ein kräftig Lied zu ſingen,
Abzuthun die weiche Träumerei!
Keine Zeit, die je zuvor erſchienen,
Häufte noch des Sangesſtoffs ſo viel;
Nur begehrt ſie hohe Sängermienen,
Mag nicht mehr das leichte Knabenſpiel.

Darum könnt ihr nimmer ſie verſtehen,
Dieſe Zeit mit ihrer ſtolzen Stirn!
Schlaft und träumt! ihr dürft zu Grabe g
Dies Geſchlecht will neue Sänger ſeh'n:
Starken Herzens und mit Glut im Hirn.
Schlaft und träumt und ſchlummert ſüß in T
Steigt hinab, die Gräber ſind bereit;
Schnaubend jagt mit dampfgeſchwärzten M
Drüberhin das Feuerroß der Zeit!

Möge es jagen, das lyriſche Feuerroß de
ich bin froh, daß ich ihm nicht weiter zu folge
Die lyriſche und epiſche Ernte eines ganzen
Buch zu bringen, wie ich es in d. Bl. gethan
eine harte Arbeit: gebe Apollo, daß es keine
gebliche geweſen!

Möge es mir zum Schluß geſtattet ſein,
Hauptſätze noch ein mal zu wiederholen, di
Grundbedingungen eines neuen Aufſchwungs d
einzuſchärfen mich bemüht habe.

Vor allem Klarheit! Bildet euch nicht ei
ſophen zu ſein, wenn ihr euch ſelbſt nicht verſt
geht nicht tiefer ins Waſſer, als ihr Grund hab
iſt noch lange nicht trivial und proſaiſch, we
natürlich und verſtändlich iſt; aber das Unverſ
iſt immer unverſtändig.

Und zweitens jammert nicht und kokettirt
dem Schmerz, ſondern ſeht die Welt aus geſun
gen an: dann wird ſie euch nicht als verfehlt e
und das einzelne Leid werdet ihr als Männer
ten überwinden. Dazu aber gehört eine ſittl
faſſung des Lebens, die höhere Güter kennt
werthe Ich und noch an die ewigen Ideen gla
eifriger an der Verwirklichung derſelben arbeit
der Verherrlichung der eigenen intereſſanten Perſ

ndlich, wenn das Volk euch hören ſoll, ſo
h über die kleinen Schmerzen und Freuden
duums und werft euch der Nation in die Arme!
s dem Volk, dann werdet ihr für das Volk
Nur nationale Stoffe, in nationaler Geſinnung
n, können auf die Dauer wirken. Lenz und
Wein ſeien keine verpönten Stoffe, aber in
ſſe der deutſche Charakter ſich ausprägen, und
e ſind ſie nicht. Ergreift das Banner des
gt ſeine Sehnſucht nach Größe, ſeine vergan-
ichkeit und — ſeine Zukunft.
ihr das Alles nicht und wollt ihr auch nicht
ſo werdet ihr manchen Tertianer ſtaunen ma-
erm Tiefſinn, manch empfindſames Damenherz
n gebrochenen Herzen eine ſentimentale Thräne
und der Philiſter ſich an euern genialen
ſchaudernd weiden; — das deutſche Volk aber,
wird ſich den Kukuk um euch kümmern.
iermit Gott befohlen.

Auguſt Henneberger.

---

n in Afrika, der Krim und Syrien.

über eine Sendung nach Centralafrika in den
850 und 1851. Von James Richardſon. Aus
liſchen. Nebſt einer Karte. Leipzig, Dyk. 1853.
2 Thlr.

n die Küſte und in das Innere von Weſtafrika.
yacinth Hecquard. Aus dem Franzöſiſchen.
Dyk. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 27 Ngr.

eines Forſchers im tropiſchen Südafrika. Von
s Galton. Aus dem Engliſchen. Nebſt fünf
ngen in Tondruck, einer Tafel mit ſechs Kupfern
r Buntdruckkarte. Leipzig, Dyk. 1854. Gr. 3.
27 Ngr.

och vor wenigen Jahren ungemein lebhafte Inter-
s in Europa ſowol die ſpecifiſch-wiſſenſchaftliche
as Publicum im Allgemeinen für die Forſchungen
ungen auf dem amerikaniſchen Feſtlande an den
t neuerdings einem andern, faſt noch geſpanntern ge-
zwiſchen den kühnen Entdeckungsreiſen im Norden
zogenen, eisumgürteten Ländercomplexes und zwi-
enſo muthvoll und großartig unternommenen Expedi-
nnere Afrikas getheilt iſt. Die Befriedigung reinwiſ-
n Dranges, Handelsſpeculationen, Abenteurerſinn,
ucht, religiöſe Propaganda, Privat- und Familien-
n, nationale Ehre, Humanitätsbeſtrebungen; — die
andern richten ihre theilnahmvollen Blicke nach dem
dem Süden. An die Namen eines Sir John
d eines James Richardſon knüpft ſich die ganze
Geſchichte der neueſten von den Engländern gelei-
tionen. Unter den Franzoſen ahmte Hecquard vor
das ruhmvolle Beiſpiel Caillé's nach und feſſelte
agtes Unternehmen das Intereſſe ſeiner Regie-
Theilnahme der höchſten Akademie ſeines Landes
ge ſeiner Nation. Infolge der Betheiligung von
weg und Vogel an der centralafrikaniſchen Expe-
infolge der bedeutenden Verdienſte dieſer Männer
hat und nimmt auch das deutſche Volk Antheil
en wie an den Leiden dieſer für die geſammte
o ungemein wichtigen Miſſion. In den mannich-
ſen iſt das Intereſſe für unſere Landsleute und
ache rege und lebendig geworden.

Durch die drei vorliegenden Werke, von denen das erſtere als ein Vorläufer des wichtigen Werks von Barth (vergl. Nr. 40 d. Bl.) zu betrachten iſt, wird uns das bisher unbekannte Afrika von drei Seiten her aufgeſchloſſen. Jedes der drei Werke bietet ſein Neues, jedes ſein Intereſſantes. Jedes bereichert auf ſeine Weiſe unſere Kenntniß von dem innerafrikaniſchen Terrain und deſſen Zuſtänden. Jedes berichtet von neu aufgefundenen, der civiliſirten Welt bisher gänzlich unbekannten Länderſtrichen und Völkerſchaften. Und inſofern ſie alle drei einen und denſelben Continent nur in ſeinen verſchiedenen Breitengraden, eine und dieſelbe Menſchenrace nur in ihren verſchiedenen Gliederungen, Entwickelungsſtufen, Miſchungen und Metamorphoſen behandeln, ſtellen ſie nur die verſchiedenen Farben und Nüancirungen eines einheitlichen, freilich noch unvollendeten Gemäldes dar. In der unwillkürlich gebotenen Zuſammenſtellung ſo vieler Aehnlichkeiten und doch wieder Verſchiedenheiten liegt ein ungemeiner Reiz. Die Fülle des Inhalts wird dem lang ertragenen Wiſſensdurſt wie der mehr gewöhnlichen Luſt an neuen Dingen eine um ſo größere Befriedigung gewähren, je überraſchender die Reſultate der von den verſchiedenen Punkten aus und weitausgedehnt vorgenommenen Forſchungen ſind, und je poſitiver zu Gunſten der Afrikaner — wenn auch nicht immer und überall — manche Anſichten und Vorurtheile über den Haufen geworfen werden, die wir Europäer über einzelne innerafrikaniſche Theile bezüglich ihrer Bewohner, ihrer Handelsverhältniſſe und Producte, ihres Anbaus und Ertrags bisher gehegt haben.

Wir müſſen uns hier darauf beſchränken nur die nothwendigſten Andeutungen über Inhalt und Werth eines jeden der drei Werke zu geben.

Richardſon's „Bericht über eine Sendung nach Centralafrika in den Jahren 1850 und 1851" (Nr. 1) iſt jedenfalls das wichtigſte ſowol in Bezug auf die Perſönlichkeiten des Verfaſſers und ſeiner deutſchen Reiſegeſellſchafter als rückſichtlich der werthvollen und umfangreichen Aufſchlüſſe über die Begebenheiten und Reſultate der Expedition. Die Form des Werks iſt die eines unmittelbar niedergeſchriebenen, von Tag zu Tag geführten Tagebuchs. Der Stil iſt einfach und ungekünſtelt, ſtellenweis loſe und kurz abgeriſſen, wie das bei derlei Reiſeberichten, die oft nur den Pauſen der Raſt und augenblicklicher Erholung abgeſtohlen werden, nicht anders ſein kann. Umſomehr bleibt ihnen aber dann die Unmittelbarkeit der Anſchauung, die Friſche des momentanen Eindrucks, die Farbe der Gegenwart, das Gepräge einer gewiſſen Lebendigkeit in Handlung und Erlebniſſen. Da Richardſon auf der Reiſe ſtarb, ſo iſt es ihm nicht möglich geweſen, ſein reichhaltiges Tagebuch ſelbſt zu ſichten, zu ordnen und zu einem Ganzen zu verarbeiten. Das Manuſcript des Werks iſt darum vor der Veröffentlichung einer Correctur unterworfen geweſen, die einer ſeiner Landsleute übernommen hat, ohne dabei dem Inhalt und der Form irgendwie zunahezutreten, außer wo ſich ganz offenkundige Fehler, aus Eile oder Sorgloſigkeit entſtanden, eingeſchlichen hatten. „Die Arbeit des Herausgebers hat hauptſächlich im Anordnen und Zuſammendrängen beſtanden." Er hielt es für das Beſte, „an dieſem merkwürdigen Reiſearchive das Gepräge der Authenticität zu laſſen, wenig mehr zu thun, als der Autor ſelbſt gethan haben würde".

In Bezug auf die Reiſeroute ſelbſt, auf die Gebiete und Völkerſchaften, über die wir in dem vorliegenden Werke Aufſchluß erhalten, möge hier nur erwähnt ſein, daß Richardſon von Tripolis aus quer durch die Wüſte nach Sudan zog, über Murzuk, die Hauptſtadt von Fezzan, durch den unabhängigen Staat Ghat nach dem bisher noch nicht erforſchten Königreiche Ahir oder Asban und durch die ſudaniſchen Provinzen Damagrem und Minyo nach Kuka zu, der Hauptſtadt des Reiches Bornu, in deren Nähe er dem afrikaniſchen Klima unterlag. Sein Weg führte ihn durch die Stämme der Fezzaner,

der Tuariks und Kuilais zu dem Negervolke Sudans. Barth und Overweg machten zu gleicher Zeit einzelne Nebentouren, ſowie nach Richardſon's Tode ihre ſelbſtändigen Reiſen von Kuka aus zur Erforſchung des Tſchadſees und der nächſten weitern Umgebung dieſes intereſſanten Binnenwaſſers.

Richardſon ſelbſt iſt kein Gelehrter, kein Naturforſcher. Nicht in dieſem Sinne und nicht unmittelbar im Dienſte der Wiſſenſchaft unternahm er die Expedition, nicht in dieſer Weiſe bietet ſein Tagebuch eine reiche Ausbeute. „Er legte nicht ſo große Wichtigkeit auf genaue Beſtimmung von Länge und Breite, der Höhe von Gebirgen und des Laufs von Thälern, als auf Gegenſtände, die ſich inniger mit der menſchlichen Sympathie vereinigen. Die Abſchaffung des Syſtems der Sklaverei, wovon viele rührende Erläuterungen in dieſem Werke gefunden werden, ſcheint ſeine Aufmerkſamkeit hauptſächlich beſchäftigt zu haben, ebenſo die Möglichkeit Freundſchafts- und Handelsverträge mit den wichtigſten Staaten Centralafrikas einzugehen. Aber gleichwol, da er faſt tagtäglich niederſchrieb, was er ſah und hörte, und von den Eigenthümlichkeiten des Landes und des Klimas, der Bewohner und ihrer Weiſen, der Thiere und ihres Vorkommens auf- und nachzeichnete, ſoviel ihm nur irgend möglich war, ſo iſt ſein Werk ein großer Schatz geworden in mannichfachſter Beziehung. Jedenfalls iſt es für den Anfang unſerer Kenntnißnahme dieſer ſo lange verſchloſſenen Gegenden Afrikas von ungemeiner Bedeutung. Der Herausgeber behauptet mit Recht: „In der gegenwärtigen Geſtalt wird Richardſon's Tagebuch ſtets eine Autorität über die Geographie und den gegenwärtigen Zuſtand eines großen Theils der Wüſte Sahara bleiben, der bisher unbeſucht, jedenfalls noch nicht beſchrieben iſt.... Der große Durchweg durch die Wüſte mit allen Wechſelfällen und Gefahren, der phyſiſche Anblick dieſer wunderbaren Gegend und die Sitten und Gebräuche der verſchiedenen Stämme, die ſie bewohnen, wird im gegenwärtigen Werke vollſtändig beſchrieben gefunden."

Für Deutſche hat daſſelbe noch etwas ſpeciell Anziehendes: wir meinen die verſchiedenen Bemerkungen des Verfaſſer's über unſere beiden Landsleute Barth und Overweg, zu deren perſönlicher Charakteriſtik er manchen intereſſanten Beitrag liefert. Dem Werke iſt noch ein Anhang beigefügt, der von beſonderer Bedeutung für Statiſtiker und Geographen, für Reiſende und Kaufleute ſein dürfte. Er enthält nämlich eine ſehr ſpecificirte Angabe der Gebietseintheilung des Königreichs Ahir, der einzelnen Städte und Bezirke nach Entfernung und Höhe der Männerzahl, ferner ein detaillirtes Verzeichniß der bedeutendſten Marſchrouten im Reiche Sudan nach Tagen und Stunden, eine völlige Poſt- und Reiſekarte. Den Schluß bildet eine oberflächliche „Fortſetzung der Ergebniſſe der Miſſion" unter der Leitung Barth's, datirt bis zum 14. Juni 1853.

„Reiſe an die Küſte und in das Innere von Weſtafrika" (Nr. 2) iſt der Titel der Ueberſetzung eines franzöſiſchen Werks, welches auf Veranlaſſung des Miniſteriums der Marine und der Colonien veröffentlicht worden iſt. Ihr Verfaſſer iſt ein gewiſſer Hyacinth Hecruard, ehemaliger Offizier der Spahis im Fort Bakel am Senegal, jetzigem Geſandtſchaftsſecretär in Bahia.

Bekanntlich beſitzt Frankreich außer Algier noch eine Menge anderer zerſtreut liegender Orte und Gebiete an den Küſten Afrikas, vorzüglich an der Weſtküſte an und zwiſchen dem untern Laufe des Senegal und Gambia. Von dort aus dringt es allmälig nach dem Innern vor, theils als erobernde, theils friedlich als Handelsmacht. Für die Zwecke dieſer letztern, im Auftrage ſeiner Regierung, vorzüglich aber einem innern Drange folgend, der ihn in die fernen unbekannten innerafrikaniſchen Länder gehen heißt, unternimmt Hecquard ſeine Reiſe, die ziemlich in dieſelbe Zeit fällt, wie die vorerwähnte Richardſon's. Vom Fluſſe Cazamenca reiſt er über den St.-Gregoire nördlich zum Gambia, dieſen aufwärts bis zur Factorei Fatatenda,

von hier nach Sudan quer durch die Königreiche
Kabu, durch das Land der Paulhs nach dem R
Dialon und in deſſen Hauptſtadt Timbo, verweilt v
an der Seite des Fürſten dieſes Landes, und kehrt
der nordwärts nach Fort Bakel und St.-Louis a
zurück.

Das vorliegende Werk enthält den Bericht ü
wähnte Reiſe, die ſich alſo auf ganz anderm Ter
als die Expedition Richardſon's. Wenn auch im B
dieſer die Ausdehnung der vom Verfaſſer bereiſ
keine beſonders große iſt, ſo hat er doch gerade
biete durchzogen und Völkerſchaften kennengelernt, di
niemals einen Weißen geſehen hatten. Und wenn ihn
eine günſtige Gelegenheit war, intereſſante und neue
dieſen ganz unbekannten Theil Afrikas zu geben, ſo
ihm für die genauere Kenntniß des Landes eine nod
darin, daß er wenn auch nicht immer in die angeneh
jedenfalls in recht echt eigenthümliche afrikaniſch
rum für ihn ſehr inſtructive Colliſionsfälle verwick
Sein viermonatlicher Aufenthalt endlich beim Fürſten
Dialon, dem intereſſanten Almami Omar, einem
Charakter, ſo groß und edel, wie wir ihn kaum
Volke der Schwarzen für möglich gehalten haben,
unſerm Reiſenden, ſich über vieles bisher nur
gänzlich Unerforſchte ganz genau zu inſtruiren und
Werke ſpecielle Auskunft darüber zu geben. Dieſer
bei Omar und eine dem unmittelbar vorangeganger
revolution bilden den Mittel- und Glanzpunkt der
des Werks. Die hierher gehörigen Capitel ſind ſchä
träge zur Charakteriſtik der gegenwärtigen Cultur- u
geſchichte jener ſchwarzen Stämme Weſtafrikas. Für
del Frankreichs mit dem innern Afrika, ſomit übe
die Anbahnung einer größern Verbindung Europas
kas wird überhaupt das Unternehmen Hecquard's jede
bleibendem Nutzen ſein.

Im Allgemeinen nimmt der Verfaſſer in ſeine
mehr Rückſicht auf die Eigenthümlichkeiten der Rac
Handels und Wandels, ihrer Sitten und Gebräuc
religiöſen Anſchauungen und bürgerlichen Einrichtun
ihre Tauglichkeit und Willfährigkeit zu etwaigen Ha
bindungen mit Frankreich, überhaupt auf ihren Cultu
Ein recht deutliches Bild der Natur des Landes un
der Landſchaft gibt er gerade nicht. Nur dann un
gelingt es ihm, hier mit feſten Umriſſen zu zeichnen.
gen konnte er verhältnißmäßig wenige vornehmen, da
abergläubiſchen und eiferſüchtigen Einwohner vielfach
hinderten. Von Wichtigkeit iſt, daß er die Quellen des
und Rio Grande, der Gambia und Faleme geſucht und wi
näher beſtimmt hat, ebenſo was er über das Vordringen
lam unter den afrikaniſchen Völkern und über die Abſta
und Familienverbindungen verſchiedener Stämme angibt.
quard will ſich übrigens nicht als Gelehrter, als Natur
oder als gewandter Schriftſteller betrachtet wiſſen.
was er kann, und ſchreibt ſo gut er kann. Das urſpr
Tagebuch iſt überarbeitet, und den einzelnen Capiteln
geeigneten Orte größere und ausführlichere Abſchnitte
taillirten Charakteriſtik der einzelnen Negerſtämme ein
Das Werk trägt in der Form das umgekehrte Gep
Richardſon'ſchen, gehört aber wie dieſes zu der Re
unſchätzbaren Blätter, die mit unſaglicher Mühe ge
und beſchrieben, allmälig doch das Buch einer ausfü
Geſchichte und Geographie Geſammtafrikas zuſamm
werden, nach dem wir Europäer uns ſchon ſolange,
leider vergeblich geſehnt haben.

Auf den neueſten ſelbſt ganz vortrefflich ausgear
Karten von Südafrika finden wir einen breiten
ſich ungefähr vom 17—22° ſüdl. Br. und von der
küſte im Weſten bis zum Ngamiſee im Oſten hinzieht,

t, als leeren Raum übriggelaſſen. Er gehört zu den
Partien Afrikas, von denen die leidige Bemer-
innntes Land" Alles ſagt, was überhaupt von
eſagt werden konnte. Francis Galton, ein Eng-
h das Verdienſt erworben, zuerſt in dieſen Strich
er ganz beſtimmten Abſicht ihn näher zu erfor-
ungen zu ſein und ihn der Welt erſchloſſen zu
leſultate ſeiner Erforſchungen, Entdeckungen und
der Verfaſſer in der kleinen Schrift „Bericht
s im tropiſchen Weſtafrika" (Nr. 3) nieder-

is eine Reiſebeſchreibung wie die beiden vorer-
orm eines laufenden Tagebuchs zuſammengeſtellt,
rieben, ebenſo anziehend durch ihren Stoff wie
faſſers Darſtellungsweiſe. Er iſt kurz, wo es
Hauptgegenſtände handelt, er beſchreibt genau
ich mit wenigen Worten das Neue und Charakte-
nd und Leuten, er gibt in der Schilderung ſei-
nternehmungen, ſeiner abenteuerlichen Erlebniſſe,
tenen Conflicte mit den Eingeborenen wie mit den
der Natur eine gute Charakteriſtik des bisher
Gebiets. Wir haben am Ende der Lectüre ein
Bild des Ganzen: von der Beſchaffenheit der
Geſtaltung des Landes, von den Eigenthümlich-
beſonders vorherrſchenden Thierſpecies, endlich von
id den Unterſchieden jener Stämme, die bis heu-
illgemein unter den Namen Buſchmänner und
uſammengefaßt wurden, ohne daß wir eine recht
ellung ihres Lebens und Treibens gehabt hätten.
iſſenſchaftliche Forſchungen und Angaben z. B. mit
ognoſie, Botanik, Sprachen u. ſ. w. hat der Ver-
geſtellt und nicht mitgetheilt, da er mehr Touriſt
igſtens nur kühner Reiſender und Forſcher, als
rſcher iſt. Dies wird jedoch hoffentlich ſeiner wich-
on und deren wiſſenſchaftlichen Ergebniſſen inſo-
ntrag thun, als — wie Richardſon die Gelehrten
erweg — er zu ſeinem beſtändigen Gefährten den
Naturforſcher Andersſon gehabt hat, der nach
des Buches zu ſchließen ſich vorzüglich des eigent-
tlichen Theiles der Expedition angenommen hat.*)
Intereſſanteſte und in jeder Beziehung Wichtigſte
den, daß Galton unterm 18° ſüdl. Br. hinter
Sandflächen, hinter Waſſermangel und Nomaden-
hr fruchtbares Land mit einem fleißigen Acker-
gefunden hat. Es iſt dies das Land der Owampos,
, ein gutherziges, fröhliches Volk und ſehr häus-
hnen herrſcht „gegenſeitiges Wohlwollen und
keit", ſie bereiten ſich „Bier, Zwieback und
gegenſtände, und das Bier iſt nicht zu verachten".
würdigen Lande heißt es: „Das reizende Korn-
npos lag gelb und breit vor uns wie ein Meer.
Zimmerholzbäume und unzählige Palmen von
waren darüber zerſtreut; ein Theil war zur
i anderer mit hohen Kornſtoppeln dicht bedeckt. . . .
ien hatte es das Anſehen von der reichſten
Dieſe Entdeckung iſt um ſo wichtiger, als An-
r Reiſenden dieſen Theil als wüſtes Land aus-
i. Im Uebrigen hat Galton der geographiſchen
arin einen Dienſt geleiſtet, daß er eine ſpecielle,
riſchen Meſſungen beruhende Karte des von ihm
es entworfen hat, deren Ausſtattung auch von
agshandlung eine anerkennenswerthe und beſſere
ie dem Hecquard'ſchen Werke beigegebene.

s darüber erſchienene Schrift iſt inzwiſchen auch ins
t worden unter dem Titel „Reiſen in Südweſtafrika
1850 — 54. Aus dem Schwediſchen von H. Lotze"
ble, 1858), und der erſte Band davon hat ſoeben die
D. Red.

Mit einem Rückblick auf alle drei Werke und mit Beziehung auf eine vielangeregte Zeitfrage, ſei hier noch bemerkt, daß ſich ein jeder unſerer afrikaniſchen Reiſenden mit mehr oder weniger Ausführlichkeit über Sklaven und Sklavenverhältniſſe ausgeſprochen hat, und daß alle Die, welche ſich über die betreffende Sache ein Urtheil erlauben wollen, nicht übel thun werden, die hierher gehörigen Stellen vorzüglich auch in der Richardſon'ſchen Schrift zurathe zu ziehen.

---

4. Die Krim und Odeſſa. Reiſeerinnerungen aus dem Tagebuche von Karl Koch. Leipzig, Lorck. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Dem wie in mehre andere Sprachen ſo auch 1853 ins Deutſche übertragenen berühmten Demidow'ſchen Werke: „Reiſe nach dem ſüdlichen Rußland und der Krim" iſt von deutſcher Feder dieſe kleinere Schrift über eben dieſs vielbeſtrittene europäiſche Ländchen gefolgt. Der von früher her durch ſeine Schriften bekannte Gelehrte und Reiſende K. Koch hat damit nicht ein großartiges und weitläufig bearbeitetes Reiſewerk zu geben beabſichtigt, ſondern ſie nur als „Reiſeerinnerungen aus ſeinem Tagebuche" bezeichnet. Die Reiſe ſelbſt datirt ebenſo wenig wie die Demidow'ſche aus den jüngſten Jahren, ſondern ſie wurde bereits vor einem Decennium unternommen, was übrigens der Sache ſelbſt keinen Eintrag thut. Denn Länder wie Südrußland und die Krim unterliegen nicht ſo ſchnellen Metamorphoſen wie ein Jowa oder Texas, und was ſich in der neueſten Zeit zufolge der Kriegsoperationen an Stadt- und Küſtengebiet verändert hat, iſt gering und berührt überdies zu wenig den wirklichen Charakter des Landes und ſeine Eigenthümlichkeiten, als daß es vor der Hand von eingreifender Bedeutung wäre. Dazu kommt, daß die in Rede ſtehende Schrift gerade ihr Verdienſt darin ſucht, weniger auf flüchtige Tageserſcheinungen und wechſelnde Reiſeerlebniſſe als auf ſtatiſtiſche Forſchungen, culturhiſtoriſche Merkwürdigkeiten und auf wiſſenſchaftliche Expoſitionen ſich einzulaſſen. Sie berührt im Allgemeinen nur das Wichtigſte und Wiſſenswertheſte, und enthält intereſſante Aufſchlüſſe beſonders für Geographen und Naturforſcher, aber ebenſo manchen nicht unbedeutenden berichtigenden Fingerzeig in Bezug auf den nunmehr beendigten weſtöſtlichen Krieg, ſei es für bloße Zuſchauer oder für die unmittelbar betheiligten Parteien.

Die Krim hat in der Phantaſie ſehr Vieler als ein überaus fruchtbares, blühendes, in jeder Hinſicht ſchönes und ergibiges Land gegolten, als eine auch ihrem innern Werthe nach beſonders koſtbare Perle in der ruſſiſchen Krone. Seit der Beſitzergreifung des Landes von ſeiten Katharina's II. bis jetzt, wo die ruſſiſchen Großen ihre Sommerreſidenzen an der geprieſenen kimmeriſchen Südküſte aufzuſchlagen beliebten, hat ſich dieſe Mythe fortgepflanzt. Koch lüftet den Schleier, bringt Facten ſtatt Mythen, wiſſenſchaftliche Beweiſe ſtatt oberflächlicher Zeitungsangaben, und enttäuſcht gewaltig. Die Lectüre ſeines Buchs läßt keinen beſonders freundlichen Eindruck von dem tauriſchen Ländchen zurück. Von Oſt nach Weſt, von Süden nach Norden vordringend, weiſt uns der Verfaſſer an der geologiſchen und klimatiſchen Beſchaffenheit des Landes die Nothwendigkeit ſeiner geringen Fruchtbarkeit, ſeiner ſpärlichen Bevölkerung, ſeines mangelhaften Anbaus, ſeiner wechſelnden Temperaturverhältniſſe nach. Die Ausnahmen, die hiervon die Südküſte in einzelnen Strichen und Städten gemacht hat oder noch macht, ſind gering und bedürfen dann noch einer beſondern politiſchen Conſtellation.

Die Angaben der Schrift ſtützen ſich übrigens auf Thatſachen der Geſchichte, wie vorzüglich auf die Eigenthümlichkeit des landſchaftlichen Charakters. Ueber Bodengeſtaltung und Bodencultur, über klimatiſche und Vegetationsverhältniſſe, über Pflanzenverbreitung, Obſt- und Weinbau iſt viel Ausführliches in derſelben niedergelegt. Verſchiedene können Verſchiedenes

daraus lernen, auch die Tagesſchriftſteller und ſelbſt der secretary of war im engliſchen Miniſterium. Intereſſant iſt, was Koch über die Sommerreſidenzen der ruſſiſchen Großen erzählt. Im Uebrigen hat die Schrift neben dem ſpeciell wiſſenſchaftlich Intereſſirenden nicht gerade das allgemein Anziehende gewandter Darſtellung und ſpannender Unterhaltung, woran wir Deutſche in unſerer neueſten Reiſebeſchreibung ziemlich gewöhnt ſind.

---

5. Mittelſyrien und Damascus. Geſchichtliche, ethnographiſche und geographiſche Studien während eines Aufenthalts daſelbſt in den Jahren 1849, 1850 und 1851. Von Alfred von Kramer. Wien, Braumüller. 1853. Gr. 8. 2 Thlr.

Obgleich dieſes Buch dem gewöhnlichen Kreiſe literariſcher, der Völker- und Länderkunde angehöriger Arbeiten etwas fernliegt und ſich unter den heutigen Tageserzeugniſſen ſeiner Art und Claſſe ganz eigen ausnimmt, ſo hat es dennoch gerade des Stoffs halber, der ſeinen Inhalt bildet, des Schauplatzes wegen, auf dem ſich der Verfaſſer bewegt, und um der geſchichtlichen Merkwürdigkeit des Landes willen, das uns geſchildert wird, ſeine höchſt anziehenden Seiten. Wer ſich nicht gerade mit ſpeciellen geſchichtlichen Studien beſchäftigt, kennt jenes Land meiſtens nur im Gewande des Märchens und der Romantik, aus den Kinderfreundgeſchichten, aus den Erzählungen vom Khalifen Storch, aus Tauſendundeiner Nacht, vielleicht auch aus manchen Kreuzfahrerabenteuern. Sonſt liegt uns Kindern der Neuzeit jenes Land mehr oder minder fern. In dem betreffenden Werke iſt uns Gelegenheit geboten, Land und Volk dieſes intereſſanten Weltwinkels näher kennenzulernen. Faſt alle Zeitalter gehen dabei an uns vorüber. Ein Gemiſch von Völkern und Culten, von Racen und Sitten, von Namen und Regenten, von Kriegs- und Friedensunternehmungen drängt ſich auf den kleinen Raum zuſammen. Das einſt blühende Damascus und das wieder neu erſtehende Palmyra, die Kämpfe der Muſelmanen und die Siege der Chriſten, die flüchtigen Maroniten und die immer freien Söhne der Wüſte, die Cedern des Libanon und die Wäſſer von Tiberias u. ſ. w., ſie bilden das bunte Colorit des einen Bildes.

Das Ganze iſt, um mich ſo auszudrücken, eine Monographie von Damascus, in die Alles hineinverwebt iſt, was geſchichtlich, diſtrictsmäßig, dem landſchaftlichen Charakter nach in unmittelbar wichtiger Beziehung zu dieſer berühmten Stadt irgend einmal geſtanden hat und noch ſteht. Um einer Darſtellung der gegenwärtigen Zuſtände von Mittelſyrien und Damascus einen ſtützenden Hintergrund zu geben, ſchickt der Verfaſſer in gedrängtem Ueberblick die Geſchichte dieſer Gegend und Stadt voraus, von Mohammed an bis ins 16. Jahrhundert. Er ſelbſt nennt dieſe Zuſammenſtellungen nur Umriſſe, die jedoch wegen ihrer ſtrengen Bearbeitung mit Zugrundelegung der älteſten beſten geſchichtlichen Urkunden ihre höhere Bedeutung haben. Sie finden ihre Vervollſtändigung in einem zweiten Abſchnitte, der über die jetzigen Bewohner Syriens und über deren Eigenthümlichkeiten und Bildungsſtufe in der ausgedehnteſten Weiſe handelt. Jedenfalls bildet er den anziehendſten Theil des Werks. Sogenannten Beiträgen zur geographiſchen Kenntniß von Mittelſyrien in Form von Reiſeſkizzen, die uns des Landes Natur an der Hand des reiſenden Verfaſſers kennen lehren, im Uebrigen als ſolche nicht gerade in der Darſtellung die glücklichſt geſchriebenen ſind, folgt ein kurzer Anhang über die „türkiſche Regierung des Paſchaliks von Damascus" und über die „Zuſtände der Chriſten und Juden", ſowie ſpecielle, für die Betreffenden recht lehrreiche Bemerkungen über die Handelsverhältniſſe von Damascus.

Zu bemerken iſt noch, daß von Kramer ganz nachdrücklich die theilweiſe Unvollſtändigkeit oder Fehlerhaftigkeit der bisher von dieſem Lande entworfenen Karten hervorhebt, unter Andern auch des Berghaus'ſchen Atlaſſes, mit gleichzeitiger Angabe der nöthigen Verbeſſerungen. Die Möglichkeit einer genauen Bekanntſchaft mit den Dingen, auch was Statiſtika anbelangt, und die Befähigung zu zuverläſſigen Angaben hat ihm der längere Aufenthalt in dieſen Gegenden während der Jahre 1849 und 1850 verſchafft. 3.

Heinrich Heine und Ludwig Uhland.

1. Heinrich Heine's Wirken und Streben, dargeſtellt an ſeinen Werken. Von Adolf Strodtmann. Hamburg, Bürger. 1857. 8. 22½ Ngr.
2. Ludwig Uhland. Eine Skizze von Guſtav Liebert. Hamburg, O. Meißner. 1857. 8. 10 Ngr.

Die beiden Dichter, deren poetiſches und literariſches Wirken in den zwei vorliegenden Schriften unterſucht und zur Anſchauung gebracht wird, ſind unter den neuern deutſchen Dichtern ziemlich die einzigen, deren Kunſtweiſe ſo großen Einfluß gehabt und ſo viele Nachahmer gefunden hat, daß ſie als Meiſter von Schulen angeſehen werden können. Weder von Platen, noch von Rückert und Freiligrath kann man dies ſagen, obſchon ſie im Einzelnen im Einzelnen nachgeahmt worden ſein mögen, und was Arndt betrifft, ſo möchte dieſer wol nur in der Gattung des politiſchen Liedes als Meiſter einer Schule zu gelten haben. Uhland und Heine, deren Zuſammenhang mit der Lyrik Goethe's und der Romantiker ſich allerdings nicht verkennen läßt, ergriffen das deutſche Gemüth ſelbſt in dieſer oder jener, ja ſogar in ſo entgegengeſetzter Richtung, daß wer für Uhland recht tief fühlt, nicht wol mit derſelben Intenſität für Heine fühlen kann, und umgekehrt. Der Gemüthsverwandte Uhland's wird von Heine immer nur dieſes oder jenes innigere Lied gelten laſſen, ſich aber von der ganzen Perſönlichkeit Heine's, wie ſie in ſeinen Erzeugniſſen ihren Ausdruck fand, eher abgeſtoßen als angezogen fühlen, und wieder wird der Richtungsverwandte Heine's nur an einzelnen Balladen und Liedern Uhland's wirkliches Wohlgefallen finden, im Ganzen aber in ihm einen wirklichen Fortſchritt nach irgendeiner Seite hin nicht erkennen wollen, vielmehr in ihm einen Widerpart der ſpecifiſchen modernen Emancipationstendenzen erblicken.

Dieſer bedeutende Einfluß rührt daher, daß jeder der beiden Dichter, wenn auch nicht ohne Schwankungen und Uebergänge, ein Princip vertritt: Uhland das weſentlich germaniſche, Heine das kosmopolitiſche; jener die Freiheit in der gebundenen Form des Rechts, dieſer die Freiheit in der ungebundenen Form der ſchrankenloſen, von Geſetz und Recht losgelöſten Subjectivität; jener im Allgemeinen das alte deutſche treuherzige Gemüth in ſeiner Reinheit, dieſer den ſelbſtbewußten echtmodernen Geiſt, der mit den Brandpfeilen negativer Ironie Alles um ſich her verſengt, um in der Wüſte ſeinen Thron aufzuſchlagen und ſich in ſeiner Selbſtherrlichkeit zu fühlen und zu genießen. So iſt auch die Liebe dem ſchwäbiſchen Dichter ein freundlicher Genius, der ihn tröſtend und durch die Trübſale des Lebens den Richtweg zeigend zur Seite ſteht, während ſie bei Heine als ein dämoniſcher Geiſt erſcheint, der die Sinne zur Begier und zum Genuſſe ſtachelt, freilich nicht ohne Momente der Buße und des Ueberdruſſes, in denen dann oft wunderbar rührende Seelentöne aus den verlorenen Tagen des Paradieſes widerklingen. Heine verflüchtigt den Begriff deutſcher Nationalität in lauter Dunſt, und das deutſche Element iſt ihm im Grunde nur ſo weit etwas werth, als es eine kosmopolitiſche Richtung nimmt und revolutionär, auflöſend und verflüchtigend iſt, wie er dies namentlich der deutſchen Philoſophie nachrühmt; Uhland dagegen nimmt in patriotiſcher Hinſicht einen ſo beſchränkten Standpunkt ein, daß er, bei aller Begeiſterung für die Zeiten des alten deutſchen Kaiſerthums, doch weſentlich ein Schwabe bleibt, der, wenn das altwürtembergiſche Recht nur feſtgeſtellt wäre, den Verluſt der deutſchen Einheit nicht allzu ſehr bedauern würde. Wir glauben in der That, daß es Uhland ſchwer ankommen würde zu wählen, wenn er zwiſchen einem Deutſchland ohne Würtemberg und einem Würtemberg ohne Deutſchland

wählen hätte. Das iſt eben ſchwäbiſche Treue, die wir ihm ich nicht zum Vorwurf machen; denn ſie weiſt auf ein an h löbliches Grundelement ſeines Gemüths hin, auf jene zähe emüthstreue, die zwar, wie jede Treue, in geiſtiger Hinſicht was Beſchränktes haben mag, in moraliſcher aber um ſo habener daſteht und gerade an Uhland einen hervorſtechenden harakterzug und den ſittlichen Halt- und Mittelpunkt ſeiner etiſchen Schöpfungen bildet. Ein ſolch treues deutſches Ge- üth iſt gerade in unſerer Zeit der Untreue, des Verraths, s Abfalls vom vaterländiſchen Geiſte von doppeltem und chſtem Werth.

Der Verfaſſer der obengenannten Schrift über Heine, dolf Strodtmann, ſelbſt ein Lyriker von Talent, hat die- lbe mit geringer Veränderung einer Reihe von Vorleſungen Ueber den Geiſt der deutſchen Literatur der Gegenwart" ent- mmen, welche er vor zwei Jahren in Milwaukee hielt. Die harakteriſtik Heine's trug er dann kurz nach deſſen Tode als Denk- de auf den Verſtorbenen in der vorliegenden Geſtalt abermals in hiladelphia vor. Er hielt es, laut dem Vorwort für nöthig, eſe Thatſachen zu bemerken, damit dem Leſer der Gedanke rnbleibe, als hätte die neueſte Broſchürenliteratur über Hein- h Heine irgendwelchen Einfluß auf ſeine Darſtellung gehabt. ie Aufgabe, die er ſich in ſeiner Schrift geſtellt, bezeichnet mit folgenden Worten: „Es ſchien mir an der Zeit, end- h eine Skizze des Dichters und ſeiner Stellung zu den gro- n Fragen des Jahrhunderts zu entwerfen, deren Wahrheit cht durch zufällige Anekdoten oder die trügliche Auffaſſung rſönlichen Verkehrs, wol aber durch einen Hinweis auf ſämmt- he Werke des geſchilderten Kämpfers verbürgt werden kann. as Privatleben Heine's mit ſeinen Irrthümern und Schwächen, e ich ſo wenig in Abrede ſtellen will, daß mir jede Rechtfer- zung oder poetiſche Verherrlichung derſelben als der ſchlechteſte reundſchaftsdienſt erſcheint, den man dem Verſtorbenen erzei- n kann, hatte ich in einer Darſtellung ſeiner literariſchen hätigkeit mit keiner Silbe zu erwähnen."

Wir billigen dieſen reinliterariſchen Standpunkt voll- mmen; wenn aber der Verfaſſer, wie aus dieſem Vorwort rvorzugehen ſcheint, ſich einbildet der erſte zu ſein, welcher eine's Stellung zu den „großen Fragen des Jahrhunderts" rgelegt habe, ſo iſt dies wol nur eine Selbſttäuſchung, da eſe Stellung Heine's ſchon unzählige male erörtert worden t, ſodaß ſich über dieſen Gegenſtand kaum noch etwas Neues ibringen läßt. Aber vorliegende im Allgemeinen fließend iliſirte Schrift iſt inſofern von Bedeutung, da ſie uns neuer- ngs beweiſt, daß es ſich in dem Geſinnungskreiſe, dem der Ver- ſſer angehört, bei der Verehrung Heine's nicht mehr ausſchließ- ch oder auch nur vorzugsweiſe um ein äſthetiſches und poetiſches ntereſſe, ſondern um ein ſociales Dogma handelt, das, wie des Dogma, mit fanatiſchſtem Eifer vertheidigt wird, während an die Gegner deſſelben zu Galgen und Rad verurtheilt oder och mindeſtens kritiſch in effigie verbrennt. Es hilft nichts, enn man die reiche Begabung Heine's, die Zartheit und In- igkeit mancher ſeiner Gedichte, ſeine glänzende, oft wahrhaft erauſchende Proſa, ſeinen ſcharfen Witz und originellen Humor, berhaupt ſeinen ſprudelnden Geiſt noch ſo bereitwillig aner- nnt: ſobald man in ihm nicht den erſten Dichter ſeiner oder berhaupt aller Zeiten erblickt, hat man es mit einer grim- igen Meute zu thun, mit der ſich im Tone einer gerecht und nparteiiſch abwägenden Kritik gar nicht ſprechen läßt. Dieſe rfahrung hatte ſchon früher Guſtav Pfizer gemacht, man acht ſie noch jetzt. Man darf Shakſpeare mit Voltaire einen hen Kannibalen, Klopſtock einen langweiligen, pedantiſchen atron, Goethe einen herzloſen Ariſtokraten, Schiller einen loſen Phraſenmacher nennen; aber an Heine die mancherlei narten zu rügen, zu ſagen und nachzuweiſen, daß er mit inem Talent und Gewiſſen vielfachen Misbrauch getrieben, n böſes Beiſpiel gegeben und nicht immer den reinen Wein er Poeſie eingeſchenkt habe, ſondern auch ſehr unreinen, das vergeſſen und vergeben ſeine orthodoxen Verehrer nie und nimmer, das gilt als ein Capitalverbrechen, für das man in Journalartikeln wie in ganzen Broſchüren mit Verdächtigungen aller Art, mit dem Vorwurf kleinlichen Neides oder doch mindeſtens der äſthetiſchen wie moraliſchen Bornirtheit beſtraft wird. *)

Dem Verfaſſer der vorliegenden Schrift muß man es allerdings nachrühmen, daß er den directen polemiſchen Ton in maßvoller Weiſe vermeidet, wahrſcheinlich in der Ueberzeugung, daß ſie indirecte Polemik genug enthalte. Nur in der Vorrede bemerkt er: „Ich hoffe, daß jenes ungerechte Urtheil über Heinrich Heine, welches eine grämliche Kritik im letzten Jahrzehnd dem Publicum leider nicht ohne Erfolg aufzudringen bemüht war, zuſchanden werde vor dem begeiſterungsfreudigen Sinn der Jugend!" Den Vorwurf der Grämlichkeit kann man ſich als einen ſehr mäßigen ſchon gefallen laſſen, und der Berufung des Verfaſſers auf den „begeiſterungsfreudigen Sinn der Jugend" darf man mit Ruhe entgegenſehen.

Das Heine'ſche Dogma, das man vertheidigt, iſt nun das der vollkommenen Rückſichtsloſigkeit gegen alle beſtehenden religiöſen, politiſchen und ſittlichen Formen, das vielfach misverſtandene Dogma von der „Wiedereinſetzung des Fleiſches". Es gibt allerdings viel Lüge in der Welt. Strodtmann bemerkt von dem jugendlichen Heine: „Ihn, den kecken Studenten, ergrimmte die ganze Verlogenheit unſerer Exiſtenz" u. ſ. w. Man würde nichts dagegen haben können, wenn Heine nachzuweiſen geſucht hätte, wie die Lüge gerade dadurch in die Welt gekommen iſt und in ihr feſtgehalten wird, daß ſo manche Einrichtungen mit dem Geiſte des wahren Chriſtenthums, welches die allgemeinſte Menſchenliebe predigt, nicht im Einklang ſtehen, daß man aus der Lehre Chriſti faſt überall nur ſo viel nimmt, als man zu äußerlichen, weltlichen Zwecken brauchen kann, Anderes aber beiſeite läßt oder gerade das Gegentheil davon thut. Diejenigen aber, die auf das Dogma Heine's ſchwören — und dieſes iſt allerdings ſo vorurtheilslos, daß man dieſe Vorurtheilsloſigkeit gerade ſein einziges Vorurtheil nennen könnte — opponiren dem Chriſtenthum als ſolchem und betrachten es fortdauernd als eine Religion der Entſagung. Nun möchte ich aber doch wiſſen, wem bei dem jetzigen Zuſtande des kirchlichen Lebens der Zwang auferlegt wäre, irgendeiner Lieblingsneigung, irgendeinem Genuſſe zu entſagen! Es beſtehen allerdings noch einige Ceremonien, die vielleicht von Millionen für ſehr überflüſſig gehalten werden mögen, ſonſt aber darf Jeder thun und laſſen was er will, ohne der Kirchenbuße zu verfallen; er hat es nur noch mit dem weltlichen Geſetz zu thun. Von der Licenz, ein völlig außerkirchliches Leben zu führen, machen auch die Maſſen ſchon den ausgedehnteſten Gebrauch. In Bezug auf die Mittel, Geld zu erwerben, herrſcht die maßloſeſte Liberalität, und wer Geld erworben hat, kann ſich heutzutage ſchon etwas erlauben. Viel mehr herrſcht eine gewiſſe Geſellſchaftslüge, eine blos conventionelle Moral vor, nach welcher das oft wirklich Schlechte und Bösartige frei ausgeht, während eine im Grunde oft ſelbſt löbliche Handlung, wenn ſie gegen dieſe egoiſtiſche Weltmoral verſtößt, mit dem Fluche der Lächerlichkeit geſtempelt wird. An dieſer Lüge iſt jedoch Chriſtenthum wie Kirchenthum unſchuldig, und es iſt ſehr zu bezweifeln, ob ſie aus einer nach Heine'ſchen Grundſätzen eingerichteten Geſellſchaft verbannt werden würde; im Gegentheil, wir fürchten, daß ſich dieſer eine noch größere und verderblichere Lügenhaftigkeit, die Verlogenheit des ſich ſelbſt zu Allem berechtigt haltenden, nur ſich

---

*) Auch das „Weimarer Sonntagsblatt" hat, unbekümmert um Das, was die hehren Manen Goethe's, Schiller's und Herder's dazu ſagen möchten, dem Heine-Cultus Worte geliehen und unter Anderm in Nr. 14 gegen einige beſcheidene Bemerkungen, die wir uns in dieſen Blättern an Schmidt-Weißenfels' Schrift über Heine und an die von den „Hausblättern" mitgetheilten Heine'ſchen Briefreliquien zu knüpfen erlaubten, einen Angriff gerichtet, der uns jedoch zu unerheblich erſcheint, um von unſerer Seite eine Erwiderung nöthig zu machen.

ſelbſt liebenden und ſich ſelbſt vergötternden Subject geſellen würde. Zu den Banden der Geſellſchaft, welche nach Heine'ſchen Grundſätzen aufgelöſt werden ſollen, gehört auch das der Ehe. Nun iſt aber zu fürchten, daß gerade das weibliche Geſchlecht in ſeiner weitaus überwiegenden Mehrzahl der Lockerung dieſes Inſtituts ſich widerſetzen würde, aus dem einfachen Grunde, weil es inſtinctartig den Vortheil begreift, den es bei einer feſtern Geſtaltung der Ehe zu erwarten, bei einer allzu großen Lockerung derſelben aber zu verlieren hat. Strodtmann aber hat nur die wenigen wirklich emancipationsſüchtigen Weiber vor Augen, die im Allgemeinen eine ſo große Minderheit bilden, daß eine ſogenannte „Emancipirte" zur Zeit noch ein Gegenſtand öffentlichen Aergerniſſes zu ſein pflegt. In einer Anmerkung, worin der bisherige Widerſpruch zwiſchen Poeſie und Leben ſehr treffend bezeichnet iſt, erkennt Strodtmann „die Rache der Weltgeſchichte für die Unterdrückung des Weibes zumal in dem Umſtande, daß (mit ſeltenen Ausnahmen) der Mann die Fähigkeit verlor, ſich ſelbſt als den richtigen Spiegel des Alls zu betrachten", wogegen ſich in der „einheitlichern Natur" des Weibes viel öfter noch die Welt in ungetrübter Reine ſpiegele als beim Manne. Er erwartet daher „eine Fülle herrlicher Dichtungen" von dem Weibe, „wenn unſer Leben künftig einmal würdigere und höhere Geſtaltungen zu ſpiegeln erlaubt als in unſerer traurigen Gegenwart". An jener Anſicht von der einheitlichern Natur des Weibes iſt allerdings etwas Wahres; aber wenn Strodtmann den Frauen und mithin auch den ſchriftſtellernden, zum Theil „ein Streben nach abſoluter Wahrhaftigkeit" nachrühmt, ſo iſt dies nur in ſehr beſchränktem Sinne richtig. Gerade die Frauen tragen vielleicht das Meiſte dazu bei, gewiſſe heuchleriſche Geſellſchaftsformen zu erhalten, weil ſie ſich darin am wohlſten befinden; und wenn ſie auch über das Stück Leben, das ſie beherrſchen — das aber aus naheliegenden Gründen ein viel kleineres iſt als das vom Manne beherrſchte —, oft recht ungenirte Enthüllungen machen, ſo hat ihre Wahrheitsliebe doch auch ihre ſehr engen Grenzen. Denn die Frauen, die in ihren Schriften den Männern gegenüber noch viel mehr kokettiren als im Leben, ſind, wo es ihren Vortheil betrifft, außerordentlich ſchlau und klug; ſie werden ſich hüten, über ihr Geſchlecht Geſtändniſſe zu machen, wodurch dieſes in den Augen der Männer weſentlich compromittirt werden könnte.

Der Verfaſſer beabſichtigt laut dem Vorwort, „weder den abgöttiſchen Panegyrikus, noch die misgünſtige Kritik des Herrn Eduard Schmidt-Weißenfels zu widerlegen", aber er hat doch in ſeiner Schrift nichts weiter geliefert als einen bloßen Panegyrikus, in dem von den Schwächen und Gebrechen der Heine'ſchen Muſe nirgends die Rede iſt. Nach ihm iſt Heine der Schöpfer der neuern Proſa, und dieſes „iſt für ihn ſicher ein unbedingtes Lob, für die übrigen Schriftſteller dagegen ein Tadel; denn ſie haben ihn alle — vom größten bis zum kleinſten — mehr oder minder nachgeahmt". Ja, der Verfaſſer macht ſogar den nicht undeutlichen Verſuch, die Jupitergeſtalt Goethe's vom Thron zu ſtürzen und ihn durch die (literariſch genommen) etwas fauniſche Geſtalt Heine's zu erſetzen. „Goethe", ſagt er, „hatte erſteres (das Herz) dem letztern (dem Verſtande) geopfert und befahl ſeinem Herzen: Schweig! Heine gebot ſeinem Herzen: Sprich! und dies Herz entfernte nun mit ſtürmiſchem Pochen den Schleier von jener ganzen Geiſtesrevolution, über welche uns Goethe durch die ſteinerne Plaſtik ſeiner Werke belog. Dies war der Kampf Heine's wider die Goethe'ſche Richtung!" Und ein andermal ſagt er von Goethe's Schöpfungen: „Die ſichtbare Form der Erſcheinung, jeder Zug des Geſichts, jede Muskel, die ganze äußere Signatur ſind mit täuſchender Vollendung dem Leben nachgebildet, aber es fehlt häufig die Seele, das Leben ſelbſt, das warm pulſirende Menſchenherz. Und dies Herz iſt es, welches bei gleicher techniſcher Vollendung die Heine'ſchen Lieder beſeelt." Sogar das Heine'ſche Tanzpoem, den „Doctor Fauſt" ſtellt er, der Idee nach, über den Goethe'ſchen „Fauſt". Ueber alle dieſe Phraſen eine Bemerkung zu machen, finden wir im höchſten Grade überflüſſig, indem der Leſer ſich ſelbſt ſagen wird, was zu ſolchen Behauptungen allein zu ſagen iſt. Uebrigens giebt Strodtmann zu, daß Heine in manchen Stücken immer ein Romantiker geblieben ſei, woraus er dem Dichter jedoch keinen Vorwurf macht, da der Verfaſſer nicht mit Unrecht auch in der Romantik eine Manifeſtation und einen Fortſchritt des deutſchen Geiſtes erkennt. Dieſe Romantik ſpielte Heine manchen Schabernack. Als Heine es an den Ufern des Ganges „duften und leuchten" ließ, dachte er nicht an jene Sumpf- und Schlangenlöcher des Ganges, die Sunderbunds, in denen das Miasma der Cholera ausgebrütet wird, und als er die Indier als „ſchöne ſtille Menſchen" vor „Lotosblumen knien" ließ, wußte er freilich nicht, daß dieſe „ſchönen ſtillen Menſchen", für die nun alle romantiſchen Gemüther Deutſchlands zu ſchwärmen anfingen, ſich wenige Decennien ſpäter in Beſtien verwandeln ſollten.

Wir wiſſen nicht, ob es an den Charaktereigenſchaften des Dargeſtellten oder des Darſtellenden liegt, wenn die zweite Schrift, die über Uhland von Guſtav Liebert, im Gegenſatz zu der erſtern einen ſo durchweg erfreulichen Eindruck auf uns gemacht hat, daß wir dieſe kritiſche Skizze nur mit innigſter Befriedigung aus den Händen legten. Der Verfaſſer verfährt in ſeiner Charakteriſtik Uhland's nach Leſſing's beherzigenswerthem Ausſpruch: „Das wahre Leben eines Dichters ſind ſeine Werke", was ihm freilich gerade bei Uhland um ſo leichter gemacht war, da dieſer nie mit ſeiner Perſon in den Vordergrund getreten iſt, noch zu treten verſucht hat. Es iſt dieſem beſcheidenen, aber gewiß ſeines innern Werthes bewußten Sänger, den der lauter und rein geſinnte Theil der deutſchen Nation zu ſeinen Lieblingen zählt und immer zählen wird, niemals eingefallen, ſeine Perſönlichkeit vor der Welt illuſtriren und glorificiren zu laſſen und ein pikantes Intereſſe auf ſich zu leiten; er lebt wie manche ältere Dichter, wie Hölty oder Claudius lebten, in ſtiller Zurückgezogenheit, und ſelbſt wenn er aus dieſer Stille heraustrat, um ſich an landſtändiſchen Verhandlungen oder an den Debatten des frankfurter Parlaments zu betheiligen, ſo geſchah dies gewiß nur in dem Gefühl, daß ſich ein vaterländiſch geſinnter Mann dem Rufe des Vaterlandes nicht entziehen dürfe. Zu Jenen, welche eine politiſche Rolle ſpielen und ſich durch eine hervortretende öffentliche Thätigkeit mit einem blendenden Nimbus umgeben wollen, hat Uhland ſicherlich nie gehört. Seine literariſche Perſönlichkeit liegt in ſeinen poetiſchen Erzeugniſſen abgeſchloſſen vor uns und nur an dieſe hat ſich zu halten, wer ein literariſches Porträt von ihm der Nation vor Augen ſtellen will.

Eine Kritik über eine Kritik, die uns noch dazu ſo wenig Anlaß zum Widerſpruch bietet, können wir hier nicht ſchreiben, ſondern ſie nur, falls dies nicht zu anmaßend erſcheint, gegenzeichnen und beſtätigen. Sie iſt mit echtdeutſchem Gemüth und innerer Wärme für den Gegenſtand geſchrieben, aber nicht mit jener blinden Vorliebe, die ſelbſt in den Schwächen und Gebrechen des Geſchilderten nur Vorzüge erblicken will. Wenigſtens legt Liebert an die dramatiſchen Schöpfungen Uhland's einen geziemenden, ziemlich ſtrengen Maßſtab, ohne auch hier den edlen und reinen Sinn und das poetiſche Gemüth, welche dieſe dramatiſchen Gebilde beleben, irgend zu verkennen. Auch was er über die hohe Bedeutung der „deutſchen Geiſtesarbeit", über die „freie Genoſſenſchaft deutſcher Bildung", über die ſogenannte reale Poeſie, welche die proſaiſche Lebenswirklichkeit zu ihrem Princip erhebt, über die Bedeutung mehrer hervorragender Dichter im Verhältniß zu der Uhland's ſagt, iſt ſehr zu beherzigen. Ueber Platen z. B. finden wir hier einige treffende Worte, und über Heine, der uns hier gerade am nächſten liegt, bemerkt der Verfaſſer: „Gegen die falſche Sentimentalität waffnete ſich Heine mit ſeinen Witzen und Schnurreien, ohne doch ſelbſt darüber hinauszukommen. Vielmehr brachte er die koketten «jungen Leiden» erſt recht in die Mode,

und es verſammelte ſich um ihn eine widerwärtige Schar Siebzehnjähriger, die ihre erlogenen und erſchwindelten Empfindungen mit unſaubern Späßen ausſtaffirten. Aber auch für viele anſtändigere junge Leute ward durch Heine der Witz anſtatt der Stimmung zum Princip der Lyrik. Lieder, wie das vom Fichtenbaum und der Palme, wurden als Muſter bewundert und nachgeahmt. Sie alle laufen, wie ſehr ſie verbildete und verkünſtelte Gemüther rühren mögen, auf einen kalten Witz, auf eine leere Spielerei mit Gegenſätzen hinaus. Unter zehn neuern Liedern gehören neun zu dieſer Gattung."

Uhland, wie man weiß, ſchickte einen ihm zugedachten Orden zurück. Man könnte dies vielleicht auch als eine Art unnöthiger Unzartheit bezeichnen, da durch dieſe Auszeichnung nicht ſowol der Mann als die deutſche Poeſie geehrt werden ſollte, und einen freiwillig dargereichten Orden empfangen noch nicht heißt ihn öffentlich tragen und mit ihm vor der Welt prunken. Indeß konnte Uhland, wenn er ſich nicht ſelbſt untreu werden ſollte, nicht wol anders handeln, und jedenfalls verdient dieſe Handlung in einer Zeit, wo ſo manche Dichter ihre Hände nach Orden und Titeln ausſtrecken, als eine rühmliche Probe ſelten gewordenen Mannesſinns genannt zu werden. Heinrich Heine, wie man weiß, verſchmähte es nicht, den Dienſt ſeiner Feder für einen Jahrgehalt an die Guizot'ſche Regierung zu verkaufen. In beiden Handlungen zeigt ſich der polare Gegenſatz zwiſchen den beiden Dichtern, die wir in dieſem Aufſatz nebeneinander geſtellt haben. **H. M.**

Johann Reuchlin.

Es iſt ein ſehr bedeutſamer Zug der neueſten Literaturgeſchichte, daß ſie ſich mit beſonderer Vorliebe und ſorglichem Fleiß dem 15. und 16. Jahrhundert, dem Zeitalter, aus welchem Reformation in kirchlicher, ſocialer und, was nicht das Geringſte iſt, äſthetiſcher Beziehung hervorging, zugewendet hat. Von einem umfaſſendern culturhiſtoriſchen Standpunkte aus müſſen wir in der ganzen Vertiefung unſerer Literatur in die Fundgruben des deutſchen Mittelalters, welche linguiſtiſche und hiſtoriſche Forſchungen neuerlich in kaum geahnter Weiſe erſchloſſen haben, ein für die ganze Bewegung und Fortentwickelung unſerer literariſchen Cultur höchſt wichtiges Moment erblicken: ein Moment, welchem gegenüber die tendenziöſe Romantik im Anfange dieſes Jahrhunderts als eine unſchuldige Naivetät, die Schwärmerei für mittelalterliches Ritter- und Kirchenthum, welche damit im Zuſammenhang ſtand, als eine anfangs harmloſe, bald aber verderbliche Verirrung erſcheint. Gerade in ſcharfem Gegenſatze zu letzterer ſteht der vorerwähnte Zug der neueſten Literaturgeſchichte. Es iſt die Periode des Uebergangs vom Mittelalter zur Neuzeit, eine Zeit voll ſo mächtiger Triebe und fruchtbarer Keime für die Cultur einer langen noch nicht abgeſchloſſenen Zukunft wie in wenigen Zeitaltern der Geſchichte; aber auch eine Zeit von ſolcher Urſprünglichkeit und Reichhaltigkeit des geiſtigen Bodens, daß auch wir, die Epigonen des 4. Jahrhunderts nachher, nicht blos reiche Schätze hiſtoriſchen Wiſſens hier ſammeln, ſondern auch friſche Quellen lebendigen Geiſtes auffinden können, an denen das Leben der Gegenwart ſich erquickt und ſtählt. Wir haben ein tiefes Bedürfniß einer ſolchen Nahrung und Kräftigung gegenüber den verflachenden ſowol als aufreibenden Richtungen unſerer Zeit im Dienſte oder doch Intereſſe des Materialismus. Wenn wir aber dieſe Nahrung und Kräftigung auch in der Vergangenheit unſers Volks und in den Elementen und Producten einer frühern Culturſtufe deſſelben ſuchen, ſo iſt dies keine retrograde Bewegung, kein Zurückgehen, ſondern nur ein Eingehen und Vertiefen in den eigenen Volksgeiſt, der hier in um ſo reinerer Geſtalt und um ſo friſcherer Kraft erſcheint, je weniger noch fremder Einfluß ihn gebeugt, wälſche Cultur ihn geſchwächt, undeutſche Politik ihn gelähmt hatte.

Zu dieſen Betrachtungen finden wir uns veranlaßt durch die Lectüre eines kleinen biographiſchen Büchleins, welches dem eingangs erwähnten Gebiete angehört: einer Lebensbeſchreibung Reuchlin's.*) Der beginnende Kampf des freien Denkens gegen menſchliche Autorität, der Glaubensfreiheit gegen Glaubenszwang iſt, wie der Biograph ſehr richtig ſagt, das Welthiſtoriſche an Reuchlin's Leben, und wenn es überhaupt einer Rechtfertigung für eine kurzgefaßte, im edlern Sinne populäre Biographie eines Mannes, der zu den gelehrteſten und bedeutendſten jener Zeit zählte, bedürfte, ſo läge hierin ſchon mehr als eine ſolche, es läge darin zugleich eine warme Empfehlung des Büchleins. Der Verfaſſer hat nicht blos Reuchlin's Leben — ein bewegtes und reiches Leben — mit Sorgfalt (von der insbeſondere noch eine Reihe literarhiſtoriſcher Anmerkungen zeugen) geſchildert, ſondern er hat auch die Bedeutung der einzelnen Abſchnitte und Wendungen dieſes Lebens in ſchmuckloſen, kräftigen Zügen hervorgehoben.

„Der enge Rahmen dieſes Bildes geſtattet nicht, die großen Motive zu beſchreiben, die ſchon länger her die abendländiſche Welt bewegten: die Unbefriedigtheit, welche von den Kreuzzügen her in den Gemüthern zurückgeblieben war, weil man den menſchgewordenen Gott geſucht und nur ein leeres Grab gefunden hatte; die daraus erzeugte Sehnſucht nach einer geiſtigern Auffaſſung, die ſich als Verlangen nach Wahrheit in den verſchiedenſten Gebieten thätig zeigte; die Buchdruckerkunſt, welche dem Suchen und Finden derſelben in überraſchender Weiſe Nahrung und Förderung brachte; zuletzt noch die Entdeckung der Neuen Welt, die den Blick allgemach aus dem engen Bann der feſtgewachſenen Alten Welt hinaus auf größere Gebiete und Anſchauungen führte: Alles machte jene Zeit zu einer erregten, mächtig ſtrebenden."

Aus dieſen Worten, mit denen der Verfaſſer „die großen Motive, die ſchon länger her die abendländiſche Welt bewegten", in wenig Zügen ſkizzirt, möge ein Beleg für Das, was wir von dem Büchlein ſagten, entnommen werden. Es iſt das Bild eines großen Lebens aus einer großen Zeit! **14.**

*) Johann Reuchlin. Eine biographiſche Skizze von Lamey. Pforzheim, Flammer. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.

„Trutz Frankreich!"

Der Herausgeber d. Bl. hat einmal im Jahre 1851 eine Sammlung Lieder zu Gunſten der Schleswig-Holſteiner unter dem Titel: „Trutz Dänemark!" herausgegeben; gegenwärtig erſchien ein

Trutz Frankreich! Sechs Helenalieder zum 18. October 1857. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1857. 16. 5 Ngr.

Aufrichtig geſtanden, ich halte, durch ſo manche Enttäuſchungen belehrt, zur Zeit nicht gerade allzu viel von ſolchem lyriſchen „Trutz", abgeſehen davon, daß damit in Deutſchland auch nicht der geringſte Dank zu verdienen iſt; und ebenſo wenig wie mein „Trutz Dänemark!" die Geſchicke der Schleswig-Holſteiner endgültig zu ihrem Beſten zu kehren vermocht hat, ebenſo wenig wird dieſes „Trutz Frankreich!" verhindern, daß die franzöſiſchen Legionen über die Brücke von Kehl nach Baden hereinbrechen, wenn es dem Herrſcher von Frankreich eines Tags ernſtlich gelüſten ſollte, ſeine Soldaten und Generale eine zeitlang auf Deutſchlands Boden vom Marke Deutſchlands ſich mäſten zu laſſen. Doch ſo nahe iſt die Gefahr wol nicht, obſchon es immerhin ein bedenkliches Symptom ſein mag, daß die Parole gegeben iſt, gegen Frankreich zu agitiren; denn wenn in Deutſchland einer ſolchen Agitation freier Lauf gegönnt wird, ſo hat das immer etwas zu bedeuten. Es iſt natürlich nicht der Beruf d. Bl., ſich in politiſche Zeitbetrachtungen einzulaſſen; aber bemerken möchten wir doch, daß der jetzige Kaiſer von Frankreich ein kluger Mann iſt und ſeinen Vortheil verſteht, ſeine Lage begreift. Er weiß, was bei einem Kriege im Centrum Europas, deſſen Wechſelfälle ſich nicht berechnen laſſen, auch für ihn ſelbſt

auf dem Spiele ſteht. Da jedoch ſelbſt der Weiſeſte und auch der Kaiſer nicht vorausſagen kann, wohin ſein Dämon, die Verhältniſſe und die Nationalleidenſchaften ihn noch treiben können, ſo kann man ſolche poetiſche Mahnrufe auch keineswegs misbilligen. Sie ſind ja doch immerhin ein Beweis für das Wiedererwachen eines lebendigern patriotiſchen Nationalgefühls, wie für die Berechtigung der inſtinctartig den politiſchen Ereigniſſen folgenden politiſchen Poeſie. Die hier vereinigten ſechs Gedichte, denen ein Anruf an den greiſen Arndt, den Herzog der politiſchen Dichter Deutſchlands, vorangeſtellt iſt, ſind durch die Helenamedaille hervorgerufen und zum Theil recht kräftige Klänge. In dem Gedicht „Keinen Frieden!“ mahnt der anonyme Verfaſſer Frankreich an Alles, was es uns genommen und was es uns zurückzuerſtatten hat:

Was bei uns war, ſo lang und alt,
Als Deutſchland deutſch geweſen:
Zurück gib den Ardennerwald,
Zurück uns die Vogeſen!
Sie rauſchen noch zu dieſer Zeit
In heimiſchen Accorden,
Und bis du gabſt, was unſer iſt,
Behalt auch deine Orden!

Möchten doch in gewiſſen Gauen Deutſchlands, wo noch Vorliebe für die Franzoſen ſichtbar und leider ziemlich ſichtbar iſt, ſolche Mahnrufe nicht gänzlich verhallen! Oder beneidet man die Elſaſſer um das von den officiellen Journalſchreibern in Paris an ſie gerichtete Anſinnen, nun doch endlich den lächerlichen Gebrauch ihrer deutſchen Mutterſprache ganz aufzugeben, da ſie ja doch allmälig veritable Franzoſen geworden ſeien? Oder um die Caricaturen in der „Illustration“? Vor längerer Zeit brachte dieſe Zeitſchrift eine bildliche Darſtellung des ſtrasburger Sängerfeſtes, auf welcher die guten Straßburger in lauter Fratzen verwandelt waren, und jüngſt ein Bild, auf welchem die dem Kaiſer vorgeſtellten deutſchen Maires als die lächerlichſten Figuren, überhaupt die Geſtalten auf der deutſchen Seite als Schlafmützen oder verkümmerte Jammergeſtalten erſchienen, während gegenüber auf der franzöſiſchen Seite die nobelſten und kriegeriſchſten Männergeſtalten gruppirt waren. Der Contraſt konnte nicht ſchlagender und nicht berechneter ſein. Die Elſaſſer müſſen mehr als man in Deutſchland glaubt heruntergekommen ſein, wenn ſie es ſich gar zur Ehre anrechnen ſollten, in dieſer Weiſe dem Gelächter der hoffärtigen Pariſer ausgeſetzt zu werden. Es iſt uns hier nahegelegt, an ein jüngſt von dem ſtrasburger Dichter Adolf Stöber in der „Zeitſchrift für deutſche Culturgeſchichte“ mitgetheiltes Edict aus dem Schreckensjahre 1793 zu erinnern, welches lautete: „Die Bürgerinnen Straßburgs ſind eingeladen, die deutſche Tracht abzulegen, da ihre Herzen fränkiſch geſinnt ſind.“ Die Volksrepräſentanten bei der Rheinarmee, St.-Juſt und Lebas, alſo Männer, die ſolchen lakoniſchen „Einladungen“ durch die Guillotine den nöthigen Nachdruck zu geben wußten, hatten dieſe Proclamation unterzeichnet. **H. M.**

Notizen.

Charles Boner.

Schon in Nr. 21 d. Bl. f. 1855 machten wir auf einen ſeit längerer Zeit in Deutſchland, gegenwärtig in Regensburg lebenden Briten, Charles Boner, aufmerkſam, der in ſeiner Schrift „Chamois hunting in the mountains of Bavaria“ ſeine Landsleute mit den Sitten der bairiſchen Gebirgsbewohner wie durch wohlgelungene Ueberſetzungen mit den Schnadahüpfln und Kobell'ſchen Dialektdichtungen bekanntmachte und 1855 eine treffliche Uebertragung von Hermann Maſius' „Naturſtudien“ unter dem Titel „Studies from nature“ in London erſcheinen ließ. Bei derſelben Gelegenheit empfahlen wir auch ſeine dramatiſche Dichtung „Cain“, von der die engliſche Zeitſchrift „The critic“ ſeinerzeit bemerkte: „ not as a totality, not as a complete triumph of ar[t] as a perfect developement of passion, but as com[...] portions of pure poetry and passages of dramatic v[...] that the poem «Cain» must by chiefly valued.“ „pure poetry“ wird man auch ſeinen jüngſten Dicht[ung] „The new dance of death and other poems“ (Londo[n] nachrühmen dürfen; namentlich gilt von dem erſtern [...] Gedicht, dem „New dance of death“, was die „L[...] gazette“ von ſeinem „Cain“ bemerkt: „Das Gedicht [...] ſich durch nicht geringe Kraft des Gedankens und Man[...] tigkeit der Empfindung aus. Was Boner hier geleiſ[tet] iſt gut und dem Geiſte nach ſehr verſchieden von Den[...] Dichter der Byron'ſchen Schule aus dem Stoff gemach[t] würden.“ Der Dichter charakteriſirt den Tod, den eige[...] demokratiſchen Nivelleur der Menſchheit, als den g[...] Sendboten Gottes, als den Freund und Erlöſer der Lei[...] Gedrückten und Verfolgten. Der Tod verwahrt ſich [...] ner's Dichtung dagegen, daß man ihn den „Great sp[...] den „King of terrors“, ſeine Wohnung das „Great [...] house“, ſein Reich das „Land of darkness“ und die „[...] night“ nenne. Der Ungerechte, der Despot, der Be[...] habe ihn zu fürchten; aber, ruft der Tod aus:

Love only defies me: love too survives,
As tough it alone had ten thousand lives:
That baffles my power; and whate'er I do,
'Tis the only thing I cannot subdue.

Außerdem enthält das Buch noch vier Gedichte meh[r] lyriſcher Art: „Springs arrival“, „The verderer's da[ughter] of Baierish Zell“, „The Madonna picture in the [...] und „A see-piece“. Das zweite der genannten G[...] das außerdem eine große Gewandtheit im Gebrauch d[...] engliſchen Idiom ſo wenig geläufigen weiblichen Reime d[...] iſt eine liebliche Beſchreibung einer anmuthigen Förſters[...] zu Baieriſch-Zell:

'Twas a piece of spotless nature,
Fresh of soul and fair of feature,
A young, guileless, healthy creature,
Tripping on beside the water.
«Who is she?» The verderer's daughter,
That lives in Baierish Zell.
— — — — — —
Brown her cheek, but fresh and glowing,
Health and strength, and vigour showing, —
A wild flower of nature's growing.
She was modest as a daisy,
Springing up beside the mazy
Brooklet of Baierish Zell.
— — — — — —
It is no poetic sally,
But she and her native valley
Did accord most musically,
Hers the voice belonging to it,
Trilling, as she wander'd through it,
Some song of Baierish Zell, etc.

Ein liebenswürdiges Gemüth, das den poetiſchen [...] im unverbildeten Menſchen mit ſicherm Blick erkennt und die Reize der Natur äußerſt empfänglich iſt, und eine [...] haft chriſtliche Humanität zeichnen Charles Boner aus, außerdem durch ſeine Sympathien für deutſche Sprache, de[...] Literatur und deutſches Volk unſere beſondere Beach[tung] verdient.

Ein mittelalterlicher Rebus.

Daß die Rebus keine neue Erfindung ſind, ſondern i[n] Zeiten des Mittelalters hinaufreichen, beweiſt folgende auf [...]

Grabdenkmal in München gefundene ſinnreiche Inſchrift, e jüngſt in „Bentley's Miscellany" mitgetheilt wurde:

Oh quid tua te
be bis bia avit
ra ra ra es
et in
ram ram ram
i i
ı *super*be, quid *super*bis? tua *super*bia te *super*avit.
*ter*ra es
et in
*ter*ram
ibis

Mönche beſchäftigten ſich überhaupt viel mit ſolchen Spie-n, und es fehlte ihnen dazu nicht an Muße, aber auch an Scharfſinn, wie obiges Worträthſel beweiſt.

H. M.

Bibliographie.

Frantz, A., Die Prätensionen der exacten Natur-nschaft beleuchtet und mit polemischen Glossen wider n Professor Dr. Schleiden begleitet. Nordhausen, ting. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.

Hiemer, K., Die Einführung des Chriſtenthums in den hen Landen. 1ſter Theil. — A. u. d. T.: Die Einfüh-der deutſchen Völker in das Chriſtenthum. Schaffhauſen, r. 8. 18 Ngr.

Hölty, L. H. C., Gedichte. 1ſte vollſtändige Ausgabe mit er-ten biographiſchen Nachrichten literariſch-kritiſch eingeleitet F. Voigts. Mit des Dichters Porträt in Stahlſtich, Anſicht der Nicolai-Capelle vor Hannover und einem Fac-. Hannover, Meyer. 1858. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Horn, F. W., Bauſteine für Zion. Potsdam, Riegel. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pädagogiſches Jahrbuch für Lehrer und Schulfreunde. Von A. Dieſterweg. 8ter Jahrgang. Berlin. 1858. 8. 20 Ngr.

Humbert, E., Don Manuel oder: Des Helden Stand-Trauerſpiel. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 12. gr.

Jägerbrevier. Jagdalterthümer: Waidſprüche und Jäger-:, Jagdcalender, Jägerkünſte und Jägeraberglauben, Jä-gen. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Köhler, H., Gemälde von Oſtindien. Nach den beſten en geſchildert. Stuttgart, H. Köhler. Gr. 16. 12 Ngr.

Löwenheim, H. J., Sentenzen, Sprüche und Lebens-aus dem Talmud und anderen Urquellen orientaliſcher heit. Eine reichhaltige Sammlung in hebräiſcher und her Sprache geordnet. Berlin. 8. 20 Ngr.

Mänß, J., Vaterländiſche Gedichte. Tangermünde, Doe-8. 15 Ngr.

Mayer, E., Graf und Prieſter. Ein Roman der Neu-Drei Bände. Leipzig, Hübner. 16. 2 Thlr.

Meißner, A., Der Prätendent von York. Trauerſpiel nf Aufzügen. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr.

Mundt, T., Graf Mirabeau. Vier Bände. Berlin, . 1858. 8. 6 Thlr.

Otte, H., Glockenkunde. Mit Holzſchnitten und 1 litho-irten Tafel. Leipzig, T. O. Weigel. 1858. Lex.-8. lr. 10 Ngr.

Pichler, A., Hymnen. 2te vermehrte Auflage. Nürn-Bauer u. Raspe. 1858. 16. 6 Ngr.

Planck, Parallelen römiſcher und griechiſcher Entwick-geſchichte. Ulm. Gr. 4. 10 Ngr.

Polko, Eliſe, Sabbathfeier. Roman. Mit einem Vor-von H. König. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1858. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Rüstow, W., Geschichte der Infanterie. In zwei Bänden. 1ster Band.: Bis auf den Anfang des 17. Jahrhunderts. Gotha, Scheube. Gr. 8. 2 Thlr.

Rutenberg, Agathe, Roſa. Ein Lebensbild. Leipzig, Hübner. 16. 20 Ngr.

Schlatter, G. F., Das Unrecht der Todesſtrafe dargeſtellt. Erlangen, Enke. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmidt, J., Geſchichte der franzöſiſchen Literatur ſeit der Revolution 1789. 1ſte Lieferung. Leipzig, Herbig. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Sigismund, B., Asclepias. Bilder aus dem Leben eines Landarztes. Gotha, Scheube. 16. 28 Ngr.

Steiner, M., Ueber den Amazonen-Mythus in der antiken Plastik. Mit 5 Tafeln. Leipzig, T. O. Weigel. Lex.-8. 2 Thlr.

Stern, A., Jeruſalem. Epiſche Dichtung. Leipzig, Hübner. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Temme, J., Deutſche Criminalgeſchichten. 1ſtes Bändchen. Leipzig, Magazin für Literatur. 1858. 8. 12 Ngr.

Griechiſche Tragödien in moderner Form von L. Klug. 1ſtes Bändchen. Gotha, Scheube. 16. 18 Ngr.

Trenkle, J. B., Freiburg's geſellſchaftliche, theatraliſche und muſikaliſche Inſtitute und Unterhaltungen und deren Entwicklung vom Jahre 1770 bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zur Culturgeſchichte Süddeutſchlands. Freiburg im Br., Wangler. 1856. Gr. 8. 25 Ngr.

Hans Karl von Winterfeldt und der Tag von Moys am 7. September 1757. Görlitz, Heinze u. Comp. Gr. 12. 15 Ngr.

Worte einer Mutter an ihre Tochter. Nach der 3ten Auflage aus dem Norwegiſchen übertragen von Julie Ruhkopf. Leipzig, Frieſe. 16. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Die vermeintliche Aggreſſion der römiſch-katholiſchen Kirche. Offener Brief an Hrn. Prof. Dr. Schenkel aus Heidelberg mit Beziehung auf deſſen am 15. September 1857 im evangeliſchen Bunde zu Berlin gehaltenen Vortrag. Von — R — R. Regensburg, Manz. Gr. 8. 4 Ngr.

Frommel, W., Worte der Liebe an meine theure Gemeinde, als ich den 3. Mai 1857 nach mehr denn 30jähriger Wirkſamkeit aus ihrer Mitte ſchied. Pforzheim, Flammer. 8. 2 Ngr.

Günther, G., Gottesklänge aus der Haide. Ausführlicher Bericht über das Miſſionsfeſt zu Hermannsburg am 24. und 25. Juni 1857, die daſelbſt gehaltenen Predigten und Reden u. ſ. w. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 5 Ngr.

Rück- und Vorſchau für die bevorſtehende Generalſynode der proteſtantiſchen Kirche Bayerns. Von einem Laien. Mainz, Kuntze. Gr. 8. 4 Ngr.

Schrader, L., Zeugniß für und wider. Ein Sendſchreiben, die Schleswigſche Kirchenfrage betreffend an Dr. Paſtor Hammerich in Kopenhagen. Kiel, Schwers. Gr. 8. 4 Ngr.

Stier, F., Rede bei der Grundſteinlegung des Carl-Auguſt-Denkmals in Weimar am 3. September 1857 gehalten. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 2 Ngr.

Trendelenburg, A., Die überkommene Aufgabe unserer Universität. Rede gehalten am 3. August 1857. Berlin. Gr. 4. 8 Ngr.

Kurze populäre Widerlegung der neueren materialiſtiſchen Behauptungen über Gott, Welt, Beſtimmung des Menſchen und angebliche Sterblichkeit des menſchlichen Geiſtes. Für Jedermann. Auch als Leitfaden beim Unterricht. Von einem Freunde der Menſchen und der Religion. Berlin, Weber u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſammtausgabe von Frederike Bremer's Schriften.

Bremer (Frederike), Geſammelte Schriften

Aus dem Schwediſchen.

Erſter bis zehnter Band.

Skizzen aus dem Alltagsleben.

I. **Die Töchter des Präſidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Mit einer Vorrede der Verfaſſerin. Fünfte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.

II. III. **Das Haus,** oder Familienſorgen und Familienfreuden. Fünfte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

IV. V. **Die Nachbarn.** Fünfte verbeſſerte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

VI. VII. **Nina.** Dritte verbeſſerte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

VIII. **Die Familie H.** Zweite verbeſſerte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.

IX. **Kleinere Erzählungen.** 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.

X. **Streit und Friede,** oder einige Scenen in Norwegen. Vierte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.

Die Verlagshandlung veranſtaltet hiermit die **erſte Geſammtausgabe von Frederike Bremer's Schriften,** die alle ihre beliebten, bereits in mehrfachen Auflagen erſchienenen Romane und ſonſtigen Schriften zu dem **wohlfeilen Preiſe von 10 Ngr. für den Band** enthalten wird. In dem ausführlichen Proſpect darüber (der in allen Buchhandlungen zu erhalten iſt) heißt es unter Anderm: „Unter den Schriftſtellerinnen, welche in neuerer Zeit eine Miſſion im edelſten Sinne erfüllt haben, nimmt die Schwedin Frederike Bremer wol den erſten Platz ein.... Seit langem hatte das Palladium des Hauſes, ſein Innerſtes, ſeine Seele, möchte man ſagen, keine ſo beredte und herzliche Fürſprecherin gefunden als Frederike Bremer. Echtweibliche Reinheit paarte ſich in dieſen wahrhaften Familienromanen mit einem tüchtigen praktiſchen Verſtand, Tiefe des Geiſtes mit allgemein verſtändlichem Ausdruck, Gemüth und Herzlichkeit mit einem gewiſſen Humor, wie er in dieſem Grade wol keiner andern Schriftſtellerin zu gebote ſteht."

Dieſe Ausgabe wird außer den obigen zunächſt folgende Schriften Frederike Bremer's umfaſſen: **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geſchwiſterleben.** Drei Theile. — **Sommerreiſe.** Eine Wallfahrt. Zwei Theile. — **Leben im Norden.** Eine Skizze. — **Morgen-Wachen.** Ein Glaubensbekenntniß. — **Die Heimat in der Neuen Welt.** Ein Tagebuch in Briefen, geſchrieben während zweijähriger Reiſen in Nordamerika und auf Cuba. Neun Theile. — **Hertha.** Drei Theile.

Die einzelnen Bände werden in raſcher Folge erſcheinen. Jeder Band koſtet 10 Ngr. Auch ſind elegant gebundene Exemplare zu beziehen.

Das bereits Erſchienene iſt in allen Buchhandlungen vorräthig und werden daſelbſt Beſtellungen angenommen.

Im Verlage von **Joh. Aug. Meissner** in H
ist neu erschienen und in allen guten Buchhandl
haben:

Flügel's
Practical Dictionary
of the
English and German langu
in two parts.

Bearbeitet von **Dr. Felix Flügel,** unter Mitw
von **Dr. J. G. Flügel,**
Consul der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Le

Dritter durchgesehener und verbesserter Abdruc
Zwei Theile. Geh. 5 Thlr. Pr. Crt.

Bei **Fr. Ludw. Herbig** in Leipzig iſt ſoeben erſchiene
allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu ha

Stein, Paul,
Aus dem ſchwäbiſchen Volksleben

Novellen. 8. Elegant broſch. Preis 1 Thlr. 22½

Inhalt: Der Segen der Sterbenden. — Die junge
Das ſtille Mareile.

Der „Beobachter" in Stuttgart ſagt hierüber un
derm: Dieſe Novellen ſchildern die Sitten und Ge
Schwabens in ſo anmuthiger und ſtreng naturgetreuer
heit, entwickeln ſo ſcharfe Sittengemälde in der pſychol
Entfaltung ihrer eigenthümlichen Individualitäten, daß
Recht den beſten Dorfgeſchichten ähnlicher Art an die
geſtellt werden dürfen und nicht allein hier, ſondern i
zen übrigen Deutſchland ſich einen ausgebreiteten Le
gewinnen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinsius' Bücher-Lexikon.
Zwölfter Band,

die von 1852—56 erschienenen Bücher und Berichtig
früherer Erscheinungen enthaltend. Herausgegeben
Albert Schiller. Vierte Lieferung. (Ecke
Gehe.) 4. Preis einer Lieferung auf Druckpapier 2
auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der **achte** und **neunte Band** dieses Werks, h
gegeben von **O. A. Schulz,** und der **zehnte** und
Band, herausgegeben von **A. Schiller** — die Erschei
der Jahre 1828—51 enthaltend —, bilden unter dem
Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon auch e
sich bestehendes Werk und werden zusammengen
für 16 Thlr. erlassen. Einzelne Bände 5 Thlr. S
liche elf Bände (1812—55) **zusammengenommen** i
im **ermässigten Preise** 36 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

terariſche Unterhaltung.

rſcheint wöchentlich. —— Nr. 47. —— 19. November 1857.

ılt: Lotze's Anthropologie. Von **Karl Fortlage**. — Zur Literatur des „Tuti-Nâmeh" (Papagaienbuch). — Ein weiblicher Satyr. — Poeſie und Proſa in Bezug auf Religion. — **Notizen**. — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Lotze's Anthropologie.

ikrokosmus. Ideen zur Naturgeſchichte und Geſchichte
Menſchheit. Verſuch einer Anthropologie von Hermann
tze. Erſter Band: Der Leib. Die Seele. Das Leben.
pzig, Hirzel. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
reitſchriften von Hermann Lotze. Erſtes Heft. In
zug auf Profeſſor J. H. Fichte's Anthropologie. Leipzig,
rzel. 1857. Gr. 8. 20 Ngr.

otze's „Mikrokosmus" iſt beſonders darum als eine
bedeutende Erſcheinung willkommen zu heißen, weil
neues lebendiges Zeugniß davon ablegt, daß in
Pſychologie als einer auf der Discuſſion innerer
rungen und empiriſcher Thatſachen des Seelenlebens
nden Wiſſenſchaft gegenwärtig die Arbeit in vollem
begriffen iſt. Das ſelbſtändige, reinempiriſche
chtungsfeld innerer Geſetze enthüllt ſich von Jahr
ihr deutlicher und zeigt einen Bezirk unmittelbarer
nehmung, deſſen Ergebniſſe über aller bloßen ſpe-
en Hypotheſe ebenſo erhaben ſtehen, als die Er-
ſe der Phyſik oder Aſtronomie. Der äußern
lehre tritt hier eine innere Naturlehre ins Angeſicht,
iese Stellung würde der wachſenden Wiſſenſchaft
r Seele ſelbſt auch dann zuzuerkennen ſein, wenn ein
geringerer Beſtand von pſychiſchen Grundgeſetzen
Grundproceſſen in ihr zur Feſtſtellung gekommen
als doch wirklich ſchon der Fall iſt; ja, wenn auch
ute noch nichts in ihr völlig ausgemacht beſtände,
s eine bereits völlig ſichergeſtellte Ergebniß: daß
rundproceſſe des Vorſtellens auf Naturgeſetzen be-
welche dem Naturgeſetze des phyſikaliſchen Mecha-
s durchaus entgegengeſetzt ſind.

ie nächſte Wirkung dieſer Sache erſtreckt ſich auf
yſiologie. Wenn früher das organiſche Leben des
erſchien als eine Pyramide, welche über den ebenen
der phyſikaliſchen Exiſtenz emporſteigt, oder als
Waſſerwoge, welche über die umgebende Meeres-
anſchwillt, ſo erſcheint es jetzt als eine Exiſtenz,
nicht nur von unten gehoben und geſtützt, ſondern
ſehr von obenher getragen und beherrſcht iſt,
enn z. B. in einem Saale die glänzenden Kronleuchter von der Decke herabhängen, damit in ihrem Lichte auf dem Fußboden die muntern Paare tanzen können. Daß letztere Vorſtellung die einzig richtige ſei, darüber iſt gegenwärtig ſchon kein Streit mehr möglich. Denn daß das Feld der Erfahrung nicht ein einfaches, ſondern ein zweifaches (gleichſam ein doppelter Boden) ſei, iſt eine bereits erwieſene Wahrheit.

Allerdings hat es lange Zeit und angeſtrengte Bemühungen gebraucht, bis man zu dieſer einfachen Wahrheit, welche nur erſt die Eingangspforte zur neuen Wiſſenſchaft, noch nicht ihr Aufbau ſelbſt iſt, gelangte. Und was das Werk des Aufbaus ſelbſt betrifft, welches von den verſchiedenſten Seiten her und mit den verſchiedenſten Mitteln, wie dieſes auch ganz recht iſt, unternommen wird, ſo wird daſſelbe ebenfalls noch ſelten in ſeiner ganzen Reinheit betrieben, ſondern gewöhnlich in Vermiſchung mit allerlei zufälligen Standpunkten und außerweſentlichen Vorausſetzungen, jedoch im löblichen Beſtreben, es allmälig immer mehr von dieſen loszuſchälen. So z. B. begann Herbart die Arbeit mit der offenbar irrigen Anſicht, daß eine nach univerſellen Grundgeſetzen der innern Natur forſchende Pſychologie ſich nur mit derjenigen Art von Monadologie vertrage, welche den Inhalt ſeiner Metaphyſik ausmacht. Wie wenig aber dieſe Anſicht Stich halte, zeigte ſich beſonders deutlich an Eduard Beneke darin, daß es dieſem pſychologiſchen Forſcher gelang, eines der durch empiriſche Induction beweisbaren Grundgeſetze der Herbart'ſchen Pſychologie höchſt ſiegreich durchzuführen und bedeutend weiter auszubilden, ohne an jener Metaphyſik den mindeſten Antheil zu nehmen. Dagegen theilte dieſer verdienſtvolle Mann noch vollkommen das Herbart'ſche Vorurtheil, daß zwiſchen einem inductiven Fortſchreiten auf dem Boden der neugegründeten Naturwiſſenſchaft und den aus der Wiſſenſchaftslehre entſprungenen Principien unſerer Transſcendentalphiloſophie niemals ein anderes Verhältniß beſtehen könne, als nur ein Kampf auf Tod und Leben. Nach verſchiedenen Vorbereitungen dazu durch Krauſe und ähnliche Denker widerlegte J. H. Fichte

dieſe falſche Meinung aufs glänzendſte dadurch, daß er in ſeiner „Anthropologie" thatſächlich bewies, wie und in welchem Sinne die ſpeculative Methode der Transſcendentalphiloſophie fähig ſei, zu ihrer eigenen Ergänzung die inductive Methode der Beobachtung im innern Sinne in ſich aufzunehmen, und durch dieſe Aufnahme ſelbſt zu reicherer Ausgeſtaltung zu gelangen.

Unterdeſſen hatte ſich Lotze durch ſeine „Mediciniſche Pſychologie oder Phyſiologie der Seele" (1852) zu dieſer Entwickelung der Sache ein wichtiges und bedeutendes Verhältniß gegeben. Als ein Mann, welcher ſich bereits früher durch ſeine Arbeiten auf dem Felde der allgemeinen Phyſiologie, Pathologie und Therapie einerſeits, auf dem der Metaphyſik und Logik andererſeits den Ruf eines in ungewöhnlichem Grade feinen, behutſamen, ſcharfſinnigen und ſcrupulöſen Kritikers erkämpft hatte, war er ganz beſonders geeignet, für die neue Wiſſenſchaft ein Gewicht in die Wagſchale zu legen, welches für den Augenblick kaum größer gedacht werden konnte. Denn er gehörte zu den Wenigen, war vielleicht ſogar der Einzige, welcher das Feld der phyſiologiſchen Thatſachen einerſeits, der ſpeculativen Geſichtspunkte andererſeits mit gleicher Kunde beherrſchte. Ihm daher vor Allen ſtand es zu, der neuen Wiſſenſchaft ihren Weg in die Phyſiologie und Medicin zu bahnen, und hierdurch ihre Wirkſamkeit, welche ſich bisher hauptſächlich auf die praktiſchen Gebiete der Moral, der Aeſthetik und Pädagogik erſtreckt hatte, auch zugleich mit auf die Naturwiſſenſchaft auszudehnen. Er that dieſes in einer Weiſe, welche als Anfangsſtellung einer pſychologiſchen Lehre vom Geſammtorganismus gar nicht günſtiger gewählt werden konnte. Denn er verband eine der Herbart'ſchen in mehren Stücken verwandt erſcheinende monadiſche Seelenlehre mit der Foderung einer ſtrengmechaniſchen Erklärung aller phyſiologiſchen Proceſſe, wonach beim allmäligen Sinken der naturphiloſophiſchen Ideen in der Medicin gerade damals in der erſten Hitze des Gegenſatzes ein weit verbreitetes Verlangen eingetreten war. So neu und unerhört die Einführung von (wie es ſchien) Herbart'ſchen Principien in die Medicin durch Lotze war, ſo hatte ſie doch darum nichts irgend Beunruhigendes in ſich, weil ſie, wenigſtens für den Anfang, nicht unternahm, weder die Phyſiologie durch Einführung neuer pſychologiſcher Begriffe in ihrer Lehre vom Triebmechanismus umzugeſtalten, noch auch die pſychologiſche Beobachtung durch ein näheres Aneinanderrücken mit der mediciniſchen Empirie mit neuen Werkzeugen zu verſehen; ſondern es ſchien hierbei, ſowol auf der philoſophiſchen Seite als auch auf der mediciniſchen, fürs erſte Alles vollkommen ruhig beim Alten bleiben zu können, und es ſchien nichts übriggelaſſen, als ſich über die ſchöne präſtabilirte Harmonie zu freuen, in welcher Herbart'ſche Philoſophie und Iatromechanik vom Schöpfer gegenſeitig füreinander hervorgebracht zu ſein ſchienen.

Dieſer harmloſe und heitere Anblick der Lotze'ſchen Seelenphyſiologie in ihrem Anfange iſt durch das Erſcheinen des „Mikrokosmus" auf bedeutende Art verändert
worden. Zwar was das Mediciniſche betr
hier auf den alten Principien fortgebaut.
es um ſo bedeutungsvoller und ſchärfer her
Verfaſſer nichts weniger iſt als ein Anhän
bart'ſchen Pſychologie. Soviel die Herbar
durch die Aufhellung dieſer vorhanden gew
heit verliert, ſoviel gewinnt durch ſie die
der Pſychologie.

Es iſt nämlich einer friſch aufblühenden
wiſſenſchaft nichts ſo verderblich, als da
ſtehen ihrer Bearbeiter in einer metaphyſiſc
culativen Partei. Denn nun gehen faſt
welche auf das Weiterforſchen gerichtet ſei
einer Polemik zur Aufrechthaltung der einma
Parteiſtellung verloren, und was imme
unterſucht, bezweifelt, geſiebt, zerſtreut un
ſammelt werden ſollte, das wird ſtatt deſſe
behauptet, vertheidigt und als das nie zu
Siegespanier aus dem Schulſtaube hitziger
wenn auch durchlöchert und ehrenvoll zerſ
Hauſe getragen. Es iſt die Natur der Sac
culative Hypotheſen, ganz ähnlich hierin d
und politiſchen Parteiſtellungen, ſich nur all
Weiſe behaupten und vertheidigen laſſen.
Empirie iſt es gut, wenn jeder Kopf ſei
ſpeculatives Syſtem hat, und wenn die Geiſt
weiter übereinſtimmen, als in den Thatſache
innern Naturgeſetzen, welche, ſobald ſie ei
beobachtet ſind, für einen jeden ſpeculativen
dieſelben bleiben.

So ſind denn die bei weitem intereſſan
werthvollſten Abſchnitte in dieſem erſten Theile
krokosmus" diejenigen, in denen ganz unab
der Herbart'ſchen Doctrin ein aus reiner B
im innern Sinne gewonnener Abriß der Fun
Seelenlebens gegeben wird. Sie bilden den
zweiten Buchs und führen die Ueberſchriften:
Daſein der Seele"; 2) „Natur und Vermögen d
3) „Von dem Verlaufe der Vorſtellungen"; 4),
men des beziehenden Wiſſens"; 5) „Von den
dem Selbſtbewußtſein und dem Willen". In
ſchnitten bewegt ſich der Verfaſſer mit der gr
heit und Originalität, und zwar in der Regel
er bei einem jeden einzelnen Punkte zwar auf
ſchauungsweiſe Herbart's eine genaue Rückſich
dagegen auch in einem mindeſtens ebenſo ho
die Anſchauungsweiſe der ältern Lehre von de
vermögen mit in die Discuſſion zieht und ſein
Anſichten gehörig motivirt in die Mitte ſtellt,
auf die eine, bald mehr auf die andere Seite ge
nicht ſelten einen dritten von beiden verſchiedenen
ſchlagend. So geſchieht es denn, daß dieſe Abſch
Fülle von ſcharfſinnigen und intereſſanten Mo
und Correcturen enthalten in Betreff Deſſen, wa
bart'ſche Schule für den bereits über allen Zwe
ſtellten empiriſchen Thatbeſtand unſers eigen
anzuſehen gewohnt iſt.

ſehen es für ein der Wiſſenſchaft beſonders
Ereigniß an, daß ſolche gewichtvolle Erinne-
nd größtentheils höchſt ſaubere Umzeichnungen
ıtigern Thatbeſtandes hier von einem Manne
orden, welcher in ſo naher Verbindung mit
rt'ſchen Schule geſtanden hat und noch ſteht.
handelt es ſich hier nun nicht um ſpeculative Ge-
te, ſondern um die reinere Feſtſtellung des rich-
iriſchen Thatbeſtandes. Ein ganz anderer Fall
mlich hierbei eintreten, wenn Lotze ein radicaler
er Herbart'ſchen Monadologie wäre. Denn
den ſeine vielen empiriſchen Feinblicke nur allein
ſpeculativen Polemik abgeleitet werden, während
Vermuthung einer ſolchen hinwegfällt, und da-
zu erwarten ſteht, daß die Schule ſelbſt durch
williges Eingehen auf die vielen feinen und
en, hier zur Discuſſion gebrachten Punkte in
oratorium des innern Beobachtens zu manchen
en Operationen ſich aufgefodert ſehen wird.
ann der Wiſſenſchaft, wenn es geſchieht, ein
ibar großer Nutzen entſpringen. Denn die
e Schule bleibt, wie die Aſpecten der Gegen-
ellt ſind, doch immer fürs erſte noch das
Laboratorium für naturwiſſenſchaftliche Pſy-
m Großen. Und da ihre ſtrenge Geſchloſſen-
ſpeculativer Seite eine ebenſo große iſt, ſo
e Anreger, wie Lotze, hier von beſonders großer
g.

iſt in der That ein feiner Zeichner innerer
ng. Er kennt die Mikroſkopie der Seele, und
mentlich als feiner Skeptiker ſeinesgleichen,
eine Hauptſache iſt. Hier verſenkt ſich der
mit ſeltener Luſt ins Studium, und die Dis-
ſo ſcharfſinnig, intereſſant, theils zu Beifall,
Ergänzung, Entgegnung und weiterer Aus-
ung im Einzelnen auffodernd, daß zu einer
nauen Durchwägung leicht wieder der dreifache
ner Abſchnitte verbraucht werden könnte. Den-
bleibt freilich ſein Forſchen immer noch bei-
derſelben Schranke ſtehen, wo auch Herbart
hte, nämlich an der Grenze des Vorſtellungs-
der Vorſtellungsſtoffs. Er erkennt zwar mit
Blick, daß die Activität des Bewußtſeins ein
nhalt hinzutretendes zweites Princip iſt, was
verborgen blieb; aber er dringt nicht weiter be-
in die Tiefe dieſes Princips ein. Seine Zeich-
gleichen daher in dieſer Hinſicht den correcten
en griechiſchen Büſten von vortrefflichen Con-
it offenen Augenlidern, aber ohne Augenſtern.
le des Bewußtſeins iſt richtig bezeichnet, die
nes Agens bleibt uns unenthüllt. Der Augen-
r Seele iſt die Fragethätigkeit, welche wie
hörlichen Blitzen aus einem ſich in ſich ſelbſt
den Triebleben aufſteigt. In die Zergliederung
Lotze nicht gedrungen, und darum fehlt dieſen
bei aller ſonſtigen Correctheit der eigentliche
Strahl.

Dazu kommt ferner, daß dieſe bei weitem wichtigſten und den eigentlichen Kern des Ganzen bildenden Abſchnitte dennoch hier nicht die Grundlage bilden, von welcher ausgegangen wird, ſondern dieſe bildet auch hier wieder der mediciniſche oder phyſiologiſche Theil, welcher im erſten Buche abgehandelt wird und welchem hinterher die Beobachtungen im innern Sinn nur als ein Ergänzendes hinzutreten. In dieſem Punkte iſt hier, verglichen mit den Herbart'ſchen Darſtellungen, ſogar ein entſchiedener Rückſchritt zu bemerken. Denn es iſt nicht eine Frage von blos formellem Belang, ob man in der Anthropologie den pſychologiſchen Theil vor dem phyſiologiſchen oder umgekehrt abhandeln wolle, ſondern es waltet hier derſelbe Unterſchied, wie wenn der Maler eine hiſtoriſche Scene als bloße Staffage in einem Landſchaftsgemälde anbringt, oder eine hiſtoriſche Scene malt und hinterher oder nebenbei auch alles Nöthige von der Landſchaft, worin dieſelbe vorſichgeht, damit ſie nicht in der Luft zu ſpielen ſcheine. Durch das Vorausſtellen der Phyſiologie vor die Pſychologie, des Hauſes vor ſeinen Bewohner, der Nebenſache vor die Hauptſache, wird die letztere umſomehr auf unrichtige Art zurückgeſtellt, als der allergrößte Theil der phyſiologiſchen Thatſachen, welche doch um einer gewiſſen Vollſtändigkeit willen hier mit erwähnt ſein wollen, zur Erläuterung des eigentlichen Menſchen, nämlich der Seele, nicht das Mindeſte beiträgt, und daher, ſobald man mit ihnen beginnt, den pſychologiſchen Blick ſogleich zerſtreut und ſeitab leitet, anſtatt ihn auf das Ich, von welchem die Rede iſt, mit aller Macht zu ſammeln und zu befeſtigen.

Lotze liebt im Ganzen mehr das deſultoriſche als das ſyſtematiſche Denken. Er ſchwebt über allen Thematen unermüdbar hin und wieder, und es iſt keins, in welches er nicht bis auf eine gewiſſe Tiefe einzudringen verſtände; aber zu einem eigentlichen einfachen und abgerundeten Bilde ſchließt ſich ſeine Anſicht nirgends ab. Dadurch, daß er beſtrebt iſt, ſeinem Gegenſtande von allen möglichen Seiten, und ſei es auch ſprungweiſe und hinterliſtig, beizukommen, überflügelt er den mehr ſyſtematiſchen und planmäßigen Denker durch eine größere Vielſeitigkeit. Der Kundige merkt es ſeinem Werke an, und es beſteht ein Hauptreiz ſeiner Durchleſung darin, daß er alles bedeutende Neue, was in der Wiſſenſchaft aufgetaucht iſt, höchſt ſtark hat auf ſich wirken laſſen, nicht nur kritiſch, was wenig wäre, ſondern auch eingehend und aneignend, was mehr iſt. Da iſt kein bedeutender Gedanke, kein neu gewonnener Standpunkt, kein origineller Verſuch, den er nicht als ein Anregungsmittel eigenen Weiterkommens zu benutzen verſtände. Ihm geht nichts verloren, ohne daß er doch etwas ſammelte oder eine Gelehrſamkeit zur Schau trüge. Alles dient ihm als Reiz entweder der Reaction oder Reproduction zu eigener Lebenserhöhung. Er iſt in dieſem Sinne ſo vielſeitig, daß man ihn faſt allſeitig nennen könnte.

Dagegen hat er gar keinen Sinn für die Ueberredungskünſte, welche durch ein Streben nach Verein-

geweihte Hypotheſen den methodiſchen Standpunkten vorzuziehen. So wird denn ſeine Wiſſenſchaft zu einem Bach'ſchen Fugenſatz des verwickelten Contrapunkts und der unverhofften ſcharfſinnigen Uebergänge. Hier wird häufig das klar Geglaubte dunkel, und das für unmöglich Gehaltene wahrſcheinlich. Man tritt ſelten auf völlig feſten Grund, ſondern verborgene Maſchinerien machen das Getäfel unter unſern Füßen lebendig, und überzeugen uns, daß wir uns auf umgehenden Rädern befinden. Deshalb, und weil faſt eine jede Theſis mit dem möglichen Vorbehalt aufgeſtellt wird, als ein vorläufiges Vorſtellungsmittel auf höhern Standorten wieder zurückzutreten, gewöhnt man ſich hier an Manches, was ſonſt parador und unerträglich erſcheinen würde, und trägt zum mindeſten eine Stärkung davon, wie ſie kräftige gymnaſtiſche Denkübungen immer mitſichbringen, wenn man ſich auch dabei im Stillen immer ſagen muß, daß das Alles unmöglich auf die Dauer ſo ſtehen bleiben kann, wie es ſteht.

Die unter den genannten Clauſeln und Vorbedingungen aufgeſtellte Grundhypotheſe Lotze's iſt nämlich eine der Leibniz'ſchen ähnliche Monadologie. Die Seele iſt nicht nur ſubſtantielle Monade, ſondern auch körperliches Atom. Daſſelbe befindet ſich in irgendeinem der Centraltheile des Gehirns. Alle körperlichen Atome ſind zwar inwendig ebenfalls Monaden oder von pſychiſcher Natur, und ſo könnte es recht wohl geſchehen, daß ein lebender Leib ſtatt einer recht viele Seelen bekäme. Lotze weiſt dieſen Gedanken nicht völlig von der Hand, indem er ihn geſchickt zu benutzen verſteht, um den Lebensproceß derjenigen Thiere zu verdeutlichen, bei denen wir eine Vervielfältigung durch Theilung wahrnehmen. Der menſchliche Leib aber hat an einer Seele genug, und darum verſchont ihn die Vorſehung mit mehren. Daß ein gewiſſes Unbehagen bei ſolchem Gedanken den gewöhnlichen Menſchen ergreife, iſt Lotze nicht geſonnen in Abrede zu ſtellen, und er läßt deshalb immer die Ausſicht frei, daß auf einem höhern Standpunkte des Denkens eine einleuchtendere Art des Zuſammenhangs zwiſchen Leib und Seele ſich herausſtellen könne. Nur

um. Was dem Phyſiker der Inhalt d
iſt, bezeichnet ihm bloße äußerliche Bezi
nen ſich das Atom zu andern ſeinesgleich
erſt ſobald es in eine gewiſſe erfoderlich
gebracht wird, offenbart es ſeinen wirk
Geſtalt von Vorſtellungen und andern
Das Eigenthümliche dieſer Anſicht bef
daß ſie der Seele eine Stellung inner
außerhalb der Materie anweiſt. Die M
der Geiſt. Es kommt nur darauf an, ſi
Lage und Stellung zu bringen, damit ſi
zeige. Die Hypotheſe verſpricht dahe
welches der Materialismus ungelöſt läß
der Geiſt zur Materie komme, von eine
aus zu löſen, welcher dem des Materia
als möglich liegt, ohne doch ſelbſt Materi
Der Materialiſt ſcheint daher kaum z
wenn er nicht zu ihr übergeht, um ſich
die Pſychologie zu bahnen. Denn er
hier nicht in höhere Regionen zu begel
keine ſtoffloſen Weſenheiten anzuerkennen,
auf das Handgreifliche zu verzichten, er
Materie, die er in Händen hat, feſter z
ſehen was darin iſt, ſie aufzubrechen wi
ſiehe da den Kern, den Geiſt!

Verhehlen wir uns aber auch nicht d
Sache. Die Leibniz'ſchen Atome ſind
lichen Atome des Phyſikers und können
mit ihnen übereinſtimmen. Sie bleiben
Phyſiker immer eine Art von ungenieß
gericht. Denn ſie machen den phyſikaliſch
Atoms, welches dem Phyſiker das Subſt
bloßen Nebenſache, und verſtoßen dab
Grundprincip der Phyſik, in eine E
etwas Anderes hineinzulegen, als was ſich
achtung und Experiment auf anſchaulich
entwickeln läßt.

Lotze ſelbſt ſetzt es vortrefflich auseina
Kräfte der Atome, von denen der Phyſike
weiter anzeigen als Bewegungen, in wel

Und gerade in dieſem Punkte wäre Lotze vermöge ſeiner oben gerühmten ſaubern Zeichnung der innern Thatſachen des Bewußtſeins, wenn er gewollt hätte, wohl im Stande geweſen, das Richtige einfach an die Stelle des Mangelhaften zu ſetzen, und damit alle den Leſer nur ermüdende unfruchtbare Polemik mit einem male abzuſchneiden. Es heißt nämlich bei ihm, wo er vom Triebe ſpricht, höchſt vortrefflich:

Prüfen wir die Mannichfaltigkeit der ſinnlichen Triebe, ſo werden wir als ihren eigentlichen Kern immer nur ein Gefühl antreffen, das in Luſt oder Unluſt uns den Werth eines vielleicht nicht zu bewußter Einſicht kommenden körperlichen Zuſtandes verräth. Nur weil wir Erfahrungen gemacht haben, die nun der Mechanismus der Erinnerung uns wieder vorführt, ſodaß die Vorſtellungen der Bewegungen oder des Gegenſtandes, die früher die Luſt verlängerten oder die Unluſt verkürzten, jetzt dem Bewußtſein wiederkehren, nur dadurch geht das Gefühl in eine Bewegung über, auf die Wiedererlangung dieſer günſtigen Umſtände gerichtet. Aber was hier zunächſt entſteht, das iſt nicht eine Aeußerung unſers Willens, ſondern völlig willenlos und mit mechaniſcher Abfolge regt das Gefühl ſelbſt und die mit ihm verbundenen Vorſtellungen ſogleich die Anfänge der leiblichen Bewegung an, die jenem Zwecke dienen u. ſ. w.

Obgleich in dieſen Worten nur allein von den bewußten Trieben die Rede iſt, und zwar ſpeciell von demjenigen Zuſtande derſelben, in welchem die mit ihnen verknüpfbaren Erinnerungsbilder bereits ausgebildet ſind, ſo genügen ſie doch vollkommen, um das Mittelglied zu ergänzen, welches von der Naturphiloſophie in ihrer Lehre von den leibbildenden Ideen überſprungen wurde. Die Idee (z. B. der zu genießenden Speiſe, des zu bekämpfenden Feindes, der zu vermeidenden Gefahr) iſt allerdings das eine Glied im Triebe, nämlich das, was Lotze vollkommen richtig das eine mal als den Mechanismus der Erinnerung, das andere mal als die mit dem Gefühle verbundenen Vorſtellungen bezeichnet. Aber das eigentlich Treibende im Triebe, nämlich das Gefühl, als das Element der Luſt und Unluſt, wird durch jenen Ausdruck nicht mit bezeichnet, und iſt alſo nothwendig zu ergänzen, wenn von einer ihren Leib geſtaltenden Kraft der Seele an der Hand der Erfahrungsthatſachen die Rede ſein ſoll. Denn da die Triebe theils im bewußten, theils im unbewußten Zuſtande wirken, ſo muß es auch theils ein bewußtes, theils ein unbewußtes Wirken von Gefühlen und Erinnerungsbildern in uns geben. Wir werden aber das unbewußte Wirken nach der Analogie des bewußten zu beurtheilen haben. Nun zeigt uns die Beobachtung dieſer Zuſtände, daß das bloße Gefühl zwar dem Triebe ſeine Gewalt oder ſeinen phyſikaliſchen Ausbruch verleiht, aber ohne alle beſtimmte Richtung, wie wir z. B. die Thiere in der Angſt, wenn ſie nicht wiſſen wohin, blos mit den Gliedern zappeln ſehen. Dagegen verleiht die Idee oder der Mechanismus der Erinnerung dem Triebe zwar eine beſtimmte Richtung, aber ohne alle Gewalt, wie z. B. das geſättigte Thier, das den Hunger nicht mehr fühlt, durch die bloße Idee der Speiſe oder den Mechanismus des Erinnerns an dieſelbe nicht in Bewegung verſetzt wird. Es ſind alſo die Gefühle und nicht die Ideen, aus denen die elektriſchen Quellen des Bewegens aufſprudeln. Aber man darf auch die Ideen oder den Mechanismus des Erinnerns hierbei niemals von den Gefühlen abtrennen, denn ſonſt würden ſogleich die elektriſchen Ströme ihre feſte Richtung verlieren und ins Unſichere umherſchwanken: ſondern beides zuſammen, Gefühl und Idee, iſt Das, was wir in gewöhnlicher Rede Trieb, Naturtrieb, ſinnliches Begehren, Inſtinct, auch wol Phantaſie nennen: Phantaſie nämlich nicht im abſtracten Wortverſtande des Geometers, ſondern im Sinne eines in uns waltenden ſchöpferiſchen Gefühls, welches nach den Geſetzen der Ideenerzeugung Bilder über Bilder in uns hervortreibt. Daher denn innerhalb des Triebes oder Inſtincts Phantaſie und Affect einen Gegenſatz bilden, indem Affect die Stärke anzeigt, mit welcher das im Triebe enthaltene Gefühl auf phyſikaliſche Art im Körper wirkt, Phantaſie aber die Stärke, womit daſſelbe nach den Geſetzen der Ideenerzeugung Bilder in der Seele hervortreibt, welche dann gemäß der Heftigkeit, welche der Affect ausdrückt, auf die phyſikaliſchen Kräfte zurückwirken.

So hätten Lotze's pſychologiſche Errungenſchaften wol hingereicht, ſeinen naturphiloſophiſchen Gegnern damit in wirklich belehrender Weiſe entgegenzutreten. Aber er wird durch eine Art von heiligem Eifer auch gegen das Geſunde in den Ideen der Naturphiloſophie daran verhindert. Alles, was nach irgendeiner Bildbarkeit des Leibes durch die Seele ſchmeckt, wird von ihm wie mit breitem Hammer auf eine und dieſelbe Fläche niedergeſchlagen. Ob die Wirkſamkeit der Seele auf den Leib in Geſtalt einer Lebenskraft, einer Idee, einer Phantaſiethätigkeit, eines Trieborganismus, oder auch in Geſtalt von Oreaden, Dryaden, Najaden und Nixen gedacht wird, gilt ihm ſo ziemlich gleich. Er ſieht in allen ſolchen Beſtrebungen nichts als Schiller's Klage um die verlorenen Götter Griechenlands. Das iſt zwar für hochgebrüſtete Polemik ein höchſt bequemer Standpunkt, aber weniger fruchtbar für die ſorgſame Pflege einer aufkeimenden und ihre frühen Knoſpen treibenden empiriſchen Wiſſenſchaft, wie die Pſychologie. Nicht der Hammer des Thor, ſondern Phöbus' Sonnenſtrahl und Heſtia's heilige Glut entwickeln die ſprießenden Halme.

Lotze's Polemik gegen die bildende Kraft der Seele in ihrem eigenen Leibe ſchmeckt manchmal etwas zu ſehr nach abſtracter Parteiſtellung. Er redet nicht überall und durchaus in den Ausdrücken des unbefangenen Forſchers, welcher das Auge unbekümmert über die Parteien hält und urtheilt ohne Anſehen der Perſon, ſondern er ſpricht zuweilen wie ein Beaufſichtigter, von Aufmerkern Umgebener, der da redet nicht ganz nur und allein wie er möchte, ſondern damit er den Medicinern keinen Anſtoß gebe. In der Streitſchrift gegen Fichte heißt es:

Ich ſprach zu Medicinern, denen die Vorſtellung einer geſtaltbildenden Seele muthmaßlich als eine etwas romantiſche Paradorie (!) hätte vorkommen dürfen, und die von ihrer Richtigkeit ſich durch eine philoſophiſch-aprioriſtiſche Deduction nicht ſonderlich würden überzeugt gefühlt haben.

Lotze macht hier den Medicinern des heutigen Tags ein ſchlechtes Compliment, und zwar ohne Grund. Die

praktiſche Mediciner als reiner Empiriker iſt viel zu unbefangen, als daß er neue Erklärungsprincipien unbeſehens von der Hand wieſe, ſobald dieſe ungezwungen, aus der Natur ſelbſt und nicht aus hinterhaltigen Reflexionen geſchöpft, und beſonders auf eine anſchauliche und fruchtbare Anwendung verſprechende Weiſe ihm entgegentreten. Er ſcheut ſich nicht vor dem Gedanken, daß die Seele nicht nur die willkürlichen, ſondern auch die unwillkürlichen Bewegungen des Organismus regulire. Dagegen ſcheut er ſich, und zwar mit Recht, vor allem Hohlen und Geſpreizten, vor aller unfruchtbaren Speculation, welche dem Blicke für die reinen Thatſachen die Unbefangenheit raubt. Ob ein ſolches ungenießbares Schaueſſen ſich unter der Geſtalt unphyſikaliſcher Lebenskräfte oder unphyſikaliſcher Atome präſentirt, macht ihm keinen weſentlichen Unterſchied.

Jeder reine Empiriker iſt zuerſt und von ſelbſt auf die Annahme gewieſen, daß die Seele ihren eigenen Körper bilde. Denn für den unbefangenen Blick und ohne künſtliches Nachdenken verſteht ſich dieſes nur ganz von ſelbſt. Der Körper iſt die Maſſe, die darin bildenden und bewegenden Kräfte nennt der natürliche Sinn eben die Seele. Die Phyſik lehrt, daß dieſe bildenden und bewegenden Kräfte zum Theil von chemiſcher und elektriſcher Art ſind. Folglich iſt die Seele zum Theil von chemiſcher und elektriſcher Art. Dies iſt der zunächſt ſich bietende Standpunkt, welchen kein Empiriker überſpringen kann.

Das Weitere iſt, daß man den niedern Theil der Seele vom höhern Theile derſelben durch einen Act der Abſtraction abtrennt. Nun fällt der niedere Theil ganz der Phyſik anheim, und wird fortan nicht mehr Seele genannt. Denn er iſt auch wirklich nicht die Seele, ſondern nur das leibgeſtaltende Organ der Seele, welches aber ohne die Seele nicht zur Bildung auch des geringſten Gewebes befähigt wäre. Die Seele ſelbſt aber enthüllt ſich der innern Erfahrung als eine in die Grenzen des innern Sinnes eingeſchloſſene und der äußern Sinnlichkeit vollkommen enthobene ſelbſtändige Subſtanz von ganz eigenthümlicher innerlicher Geſetzlichkeit.

Der Begriff der Subſtantialität und eigenthümlichen innern Geſetzlichkeit des Seelenlebens iſt bei Lotze zu finden. Aber er verſieht es dabei in zweierlei. Erſtlich hält er die Trennung zwiſchen der Seele und ihrem leibgeſtaltenden Organ nicht blos für eine begriffliche, ſondern auch für eine ſachliche, ſodaß er glaubt, das leibgeſtaltende Organ der Seele geſtalte den Leib ohne Beihülfe der Seele ſelbſt, was doch ebenſo wenig angeht, als wenn man bloßen Stricknadeln zumuthete, einen Strumpf zu Wege zu bringen. Und zweitens ſucht er für die Subſtanz des Seelenweſens oder Ich, gegen deſſen Subſtantialität gehalten alle übrigen Subſtanzen der Welt weniger dieſen Namen verdienen, noch überflüſſigerweiſe einen Träger im Gebiete des äußern Sinnes. Wer den Chimboraſſo mit Strebepfeilern ſtützen wollte, damit er feſter ſtehe, würde etwas Aehnliches unternehmen.

Im Ganzen iſt alſo Lotze's Anthropologie jenen Uebergangsſtellungen beizuzählen, in denen ſich die materialiſtiſche Denkweiſe, dieſes Wort in der weiteſten Bedeutung genommen, umherwirft, um aus unhaltbaren Poſitionen in immer haltbarere zu gelangen. Ja, er iſt unter dieſer Kategorie von Erſcheinungen unbedenklich die allerwichtigſte und bedeutendſte. Seine Anſchauungen grenzen an den höchſten und reinſten Idealismus. Sein Wille, reiner Empiriker im pſychologiſchen Beobachten zu ſein, hebt ihn über die Herbart'ſchen Einſeitigkeiten empor. Aber bei alledem bleibt ein materialiſtiſches Hemmniß wie Bleigewicht an ſeinen Füßen hängen, und hindert ihn, den neuen Weg, auf dem er ſich befindet, ſo fruchtbar zu machen, wie er ſonſt es können würde. Er kann ſich nicht erheben zur Annahme einer Subſtantialität der Seele ohne weiteres, zur Realität des ſich ſchlechthin ſetzenden Ich. Er bedarf eines Atoms, eines Maſſentheils, eines materiellen Punkts im Raum, um Das, was in ſich ſelbſt geſtützt und getragen iſt, daran zu lehnen. Aber der Pſychologe, welcher ſich nicht zum Begriff der Subſtantialität der Seele ſchlechthin und ohne weiteres erheben kann, kommt nie ganz ins Reine. Capituliren in dieſem Punkte hilft nichts. In dieſem Punkte iſt die materialiſtiſche Denkart ſchlechthin und ohne alle Clauſel auf dem Irrwege. Erſt wenn man dieſen Irrpunkt radical aus dem Wege geräumt hat, kann man ſich mit ihr im Einzelnen, und zwar dann an vielen Punkten recht leicht verſtändigen. Lotze hingegen gibt ihr nach in einem Punkte, wo der Idealiſt nicht nachgeben darf. Die Seele ſoll ebenfalls materielles Atom ſein. Aus ſolchen halben Stellungen entſteht nur ein fauler Friede, welcher für den Augenblick wol beſchwichtigen und beruhigen kann, am Ende aber die Verwirrung nur vergrößern hilft.

Jedoch darf die Nachgiebigkeit Lotze's gegen den Materialismus nicht ſo verſtanden werden, als ob er geſonnen wäre, auch in Leugnung der göttlichen Dinge mit ihm irgend gemeinſame Sache zu machen. Im Gegentheil, er benutzt alle Handhaben, welche ihm die Leibniz'ſche Monadologie darreicht, aufs ſorgfältigſte, um den religiöſen Poſtulaten, welche aus unſerer moraliſchen Anlage fließen, gerecht zu werden. Im dritten Buche ſind dieſen Speculationen insbeſondere die beiden letzten Capitel gewidmet unter dem Titel: „Das Leben der Materie" und „Von den erſten und letzten Dingen des Seelenlebens". Es lag ganz mit im Plane des Verfaſſers, auch dieſe theologiſchen Fragen in die Discuſſion zu ziehen. Denn obgleich der erſte Theil des „Mikrokosmus" ſich auf die anthropologiſche Aufgabe im engern Sinne beſchränkt, ſo iſt das Werk doch fernerhin auf einen noch weitern Plan angelegt, indem es auch die Entwickelungsgeſchichte der menſchlichen Cultur mit in ſein Gebiet ziehen will, deren Darſtellung mit dem zweiten Bande beginnen ſoll.

Was nun die theologiſche Anſicht des Verfaſſers betrifft, ſo ſchließt ſie ſich den vielen Beſtrebungen des heutigen Tags an, die Immanenz eines höchſten Weſens

mit der Transſcendenz ſpeculativ zu vermitteln, wobei der Gedanke der Vereinzelung der Seelenmonade in einem Atom durch die Idee einer Vereinigung der Seelen in einer ſie alle umfaſſenden Weltſeele ſeine höhere Ergänzung findet. Es heißt über dieſen Punkt:

Nicht der nichtige Schatten einer Naturordnung, ſondern nur die volle Wirklichkeit eines unendlichen lebendigen Weſens, deſſen innerlich gehegte Theile alle endlichen Dinge ſind, kann die Mannichfaltigkeit der Welt ſo verknüpfen, daß die Wechſelwirkungen über die Kluft hinüberreichen, welche die einzelnen ſelbſtändigen Elemente voneinander ewig ſcheiden würde. Denn von dem einen ausgehend verſinkt nun die Wirkung nicht in ein Nichts, das zwiſchen ihm und dem andern läge, ſondern wie in allem Sein das wahrhaft Seiende daſſelbe Eine iſt, ſo wirkt in aller Wechſelwirkung das unendliche Weſen nur auf ſich ſelbſt, und ſeine Thätigkeit verläßt nie den ſtetigen Boden des Seins. Was in dem einen ſeiner Theile ſich regt, iſt nicht abgeſchloſſen in dieſem und fremd für die übrigen; der einzelne Zuſtand hat nicht einen unſagbaren Weg zurückzulegen, um ein anderes Element zu ſuchen, dem er ſich mittheile, und hat nicht eine gleich unbegreifliche Gewalt auszuüben, um dies gleichgültige Andere zu nöthigen, an ihm theilzunehmen: jede Erregung des Einzelnen iſt zugleich eine Erregung des ganzen Unendlichen, das auch in ihm den lebendigen Grund ſeines Weſens bildet, und jedes vermag deshalb mit ſeiner Wirkung überzugreifen in Anderes, in welchem derſelbe Grund lebt; er iſt es, welcher aus der Einheit ſeiner eigenen Natur dem endlichen Ereigniß hier ſeinen Nachklang dort nachfolgen läßt. Nicht ein Endliches überhaupt wirkt aus ſich als aus dieſem Endlichen heraus auf das andere; jede Erregung des Einzelnen vielmehr, indem ſie den ewigen Grund bewegt, der in ihm, wie in allen, das Weſen ſeines endlichen Scheins iſt, vermag nur durch dieſe Stetigkeit der Weſensgemeinſchaft hindurch auf das ſcheinbar Entfernte überzuwirken.

Man begreift, wenn man dieſe in ihrer Art höchſt trefflichen Expoſitionen lieſt, in denen die angeführte Stelle einen Höhepunkt bildet, recht wohl, was Lotze im Sinne hat, wenn er zwiſchen einer Wiſſenſchaft von den letzten Gründen der Dinge und einer Wiſſenſchaft des Einzelnen ſo unterſcheidet, daß er die Erklärungsgründe der erſten niemals unmittelbar auf die andere will angewandt wiſſen. Hierzu iſt ſeiner Anſicht nach die Kluft zu groß, und um ihre Größe deutlicher zu zeigen, hat er die aller phyſikaliſchen Anknüpfungspunkte entbehrenden Principien einer höchſten Naturordnung hier ſelbſt mit Meiſterhand entworfen.

Die Kluft iſt vorhanden, und ſicher nicht minder groß, als Lotze ſie zeichnet. Aber uns will bedünken, daß wenn man ſie noch gefliſſentlicher und methodiſcher an ihrer größten Weite anfaßt (was Lotze nicht gethan hat), man vielleicht unverhofferweiſe aus mancher Verlegenheit käme, aus welcher Lotze uns mehr durch den guten Willen als durch die That emporhebt.

Wir wollen uns deutlicher erklären. Die Kluft beſteht darin, daß der Weg der Erfahrung, welcher uns in Bezug auf die irdiſchen Dinge offenſteht, in Beziehung auf die letzten Gründe aufhört, und nichts übrigbleibt als der Weg der Speculation. Lotze hat ſich für jene wie für dieſe einen eigenthümlichen Weg der Speculation erſonnen, und hält alſo durch das Mittel der Speculation wie durch eine über die Kluft gelegte Nabelſchnur noch immer das Hier mit dem Dort verknüpft. Verſuchen wir es, die Kluft dadurch zu vergrößern, daß wir die Nabelſchnur abſchneiden, ſo werden wir ſogleich beſſer daran ſein.

Indem wir für die irdiſche Anthropologie alle Speculation aufgeben, gewinnen wir ſogleich freiere Anſichten. Das Leibniz'ſche Atom verſchwindet, und die Seele gewinnt freie Hand, vermöge ihrer immanenten elektriſchen Polaritäten ihren Leib zu bilden und zu geſtalten. Die Beſchreibung ihres inwendigen Organismus und ſeiner Geſetze wird der Anfang der Wiſſenſchaft, ihre phyſiologiſchen Außenwerke treten in die Nebenſtellung zurück, die ihnen die reine Erfahrung anweiſt. Die Verknüpfung zwiſchen äußerer und innerer Erfahrung wird aus den äußerlichen Atomen in die inwendigen Triebe verlegt, nämlich in die bilderzeugenden Affecte, Gefühle und Inſtincte. Die Seele bleibt dem verweſenden Leichnam nicht in Geſtalt eines Hirnatoms einverleibt, ſondern entbindet ſich von ihm in Geſtalt eines ſich auflöſenden Aequivalents.

Zuerſt ſcheint bei dieſer reinempiriſchen Stellung der Wiſſenſchaft die höhere Speculation allerdings inſofern verkürzt zu werden, als nur allein eine Verbindung der Seele mit Molecularkräften zugegeben, dagegen alle Verbindung derſelben mit Maſſentheilchen abgeſchnitten wird, welche nun als etwas Fremdartiges der Seele gegenübertreten. Doch folgt hieraus noch nicht, daß dieſer Dualismus, welcher der empiriſchen Anthropologie anklebt, auch für eine höhere Speculation unauflösbar ſein müſſe. Die Abſperrung zwiſchen Seelenſubſtanz und Maſſentheilchen, welche die reine Erfahrung zeigt, dürfte vielleicht in einer höhern Sphäre keine Geltung mehr haben, ſodaß auch hier noch der Gedanke einer Weltſeele, in deren Harmonie nicht nur die Geiſter, ſondern auch alle Dinge bis zu den Atomen und ihren Bewegungskräften herab innerlich gehegte Theile bildeten, als ein möglicher bliebe. Wiſſen wir doch nicht, ob nicht die ganze Structur des Atoms, ſowol in Beziehung auf ſeine Geſtalt als auf ſeine Cohärenz, nur eben zu den Mitteln jener Abſperrung gehört, wodurch der einzelne Geiſt innerhalb der Weltſeele während des irdiſchen Lebens ſeine vereinſamte Stellung erlangt und ob nicht die Momente und Kräfte, aus denen das Atom beſteht, wenn wir im Stande wären ſie aus ihrer zähen Verknotung zu löſen, auch ihrerſeits in das Meer der Weltſeele als Ausflüſſe, wenn auch von der geringfügigſten Art, zurückrinnen würden.

Indem ſich Lotze dem Gedanken einer Geiſtigkeit der Materie in ihren tiefſten Gründen mit Vorliebe hingibt, ſucht er die Bildungsthätigkeit, welche bei ihm die empiriſche Seele ungerechterweiſe verſäumt, auf ſpeculativem Wege wieder einzubringen. Dadurch fällt bei ihm nun alles organiſche und zweckmäßige Geſtalten in den lebendigen Gebilden der Natur der Weltſeele oder dem Unendlichen anheim. Er läßt dieſes reiche Unendliche, ſich ausgebend und nach Herzensluſt und Drang Geſtalten und Organismen ſchaffend, gleichſam ſchwelgen in Bildungstrieb und Werdeluſt; aber dieſer in ihrem Leibe eing

ſchloſſenen kleinen Seele, dieſem emporgeſchnellten Tropfen aus dem großen Meere, erlaubt er nicht, einen einzigen Finger zu rühren, um bei dem großen Werke der Organiſation mit thätig zu ſein. Könnte man nicht mit ganz ähnlicher Conſequenz behaupten, das ganze Meer zwar ſei naß, der einzelne Tropfen aber nicht?

Jeder Schritt des Naturlaufs wird nach Lotze nur gethan durch die wirkende und geſtaltende Kraft des Unendlichen. Man täuſcht ſich ihm zufolge, wenn man die Wirkungsweiſen, welche die Dinge gegeneinander beobachten, als ganz ſelbſtverſtändliche Folgen aus den beſtimmten Eigenſchaften, welche nun einmal ihre Natur ausmachen, und aus dem Miteinfluß der jedesmal gegebenen Umſtände ableiten zu können glaubt. Eine aufrichtige Betrachtung führt uns vielmehr zu dem Geſtändniß, daß aus dieſen Vorderſätzen allein die Wirkungen als nothwendige Schlußſätze nicht hervorgehen, ſondern daß eine unbekannte Macht, wie Rückſicht nehmend auf Etwas, was wir in jenen Vorbedingungen nicht antreffen, an ihre Geſtalt die beſtimmte Geſtalt der Folge geknüpft hat. Das Unendliche iſt dieſe verborgene Macht, und Das, worauf es Rückſicht nimmt in dieſer Beſtimmung der Folgen, iſt ſeine eigene gemeinſame Gegenwart in allen endlichen Elementen, durch welche die Welt zur Einheit eines Weſens verbunden iſt. Nur ſo viel und eine ſolche Fähigkeit des Wirkens wird deshalb jedes Endliche beſitzen, wie viel und welche das Unendliche ihm als ſeinen Beitrag zu der Verwirklichung des Ganzen zugeſteht. Wie nahe liegt es, bei allem dieſem die Anwendung von der Weltſeele auf die Einzelſeele zu machen!

Zwar ſind wir darin mit Lotze einverſtanden, daß an der Hand ſolcher ſpeculativer Sätze, ſie mögen in ſich ſelbſt noch ſo richtig ſein, die Erfahrung nicht ſo aufs Gerathewohl zugeſchnitten werden dürfe. Aber wir wundern uns darüber, wie man ſich gegen gewiſſe Thatſachen der Erfahrung, welche ganz ungeſucht mit jenen Sätzen ſtimmen, hartnäckig die Augen verſchließen kann, während man andererſeits die Sätze ſelbſt, wodurch die Erfahrungen erklärbar werden, in einer meiſterhaften Form ohne allen Bezug auf ſie zu formuliren weiß. Man kann ſich bei allem dieſem des Eindrucks von etwas Verfrühtem, Ueberſtürzten ſchwer erwehren, wie wenn man bei einer Maſchine die Räder und Walzen wol erblickte, durch die ſie in Gang gebracht werden könnte, aber nebeneinanderliegend und noch nicht ineinandergefugt und zu lebendiger Bewegung verbunden.

Sind im Ganzen und Großen des Weltalls die Geſetze der Weltſeele im Gange, um die Welt keinen Augenblick völlig in ihrem alten Beſtande zu laſſen, ſondern von Moment zu Moment neue Lebensſtröme den materiellen Beſtänden einzuverleiben, neue Kraftquellen in ihnen aufzuſchlagen, neue Aequivalente alterirter Thätigkeit an ſie abzugeben; gleicht die Welt in dieſer Beziehung (zufolge S. 284) einem Wirbel, zu dem von allen Seiten her, nicht von ihm ſelbſt angezogen, nicht von ihm erzeugt, neue Fluten ſich einfinden: ſo dürfen wir feſt überzeugt ſein, daß auch in unſerm eigenen Organismus die inwohnende Seele fortwährend geſchäftig iſt, den Wirbel der Molecularbewegungen in Nerven, Muskeln und Häuten ebenfalls mit neuen Fluten zu vermehren, und zwar gemäß der inwohnenden Norm, welche durch die vorbewußte Phantaſiethätigkeit in ihren dunkeln Trieben vorgezeichnet wird. **Karl Fortlage.**

Zur Literatur des „Tuti-Nâmeh" (Papagaienbuch).

Unter den vielfachen Novellenſammlungen des mohammedaniſchen Orients nimmt das unter dem Namen „Tuti-Nâmeh" (Papagaienbuch) bekannte Werk eine der vorzüglichſten und geachtetſten Stellen ein. Das eigentliche Vaterland deſſelben wie anderer ähnlicher Sammelwerke iſt, wie nach neuern Unterſuchungen unzweifelhaft feſtſteht, in Indien zu ſuchen, wo es noch heute unter dem Namen „Çuka Septati" („Die ſiebzig Geſchichten des Papagaien") als beliebtes Volksbuch fortlebt. Dieſes indiſche Originalwerk bahnte ſich ſchon ziemlich frühzeitig den Weg nach Weſten und wurde aller Wahrſcheinlichkeit nach noch vor dem 14. Jahrhundert in das Perſiſche überſetzt. Ein Zeitgenoſſe der Dichter Saadi und Hafis, Dhijâ ed-dîn Nachſchebî bearbeitete um das Jahr 730 d. Fl. (1329 n. Chr.) daſſelbe von neuem und führte es in gefälligerer und anmuthigerer Form bei ſeinen Landsleuten ein. „Dieſes «Tuti-Nâmeh»", ſagt Koſegarten, „ſcheint mir eines der anziehendſten Werke dieſer Art in der perſiſchen Literatur zu ſein. Der Stil hält eine glückliche Mitte zwiſchen einem ganz einfachen, ungeſchmückten Vortrage und dem außerordentlich künſtlichen und mit Schmuck überladenen eines Waſſâf und anderer Proſaiſten. Dem Inhalt des «Tuti-Nâmeh» fehlt es weder an Neuheit der Erfindung noch an Geiſt und Witz." Unſtreitig nach dieſer Bearbeitung des Nachſchebî wurde das „Papagaienbuch" zur Zeit des osmaniſchen Sultans Bajaſid II., alſo gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in das Türkiſche überſetzt; doch wie es ſcheint ſeinem Umfang nach erweitert und hier und da etwas anders geformt. Hadſchi-Khalfa erwähnt in ſeinem großen bibliographiſchen Wörterbuch (herausgegeben von Flügel, IV, 172) dieſes Werkes nur mit wenigen Worten und nennt nicht einmal den Verfaſſer der türkiſchen Uebertragung, was einen nicht wundernehmen kann, da es bekannt iſt, wie ſehr die Männer der ſtrengen Wiſſenſchaft auch bei den Moslemim die ſchönwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen von oben herab anzuſehen gewöhnt ſind. Dieſe türkiſche Bearbeitung, im Morgenland zwar in Handſchriften vielfach verbreitet, blieb dem Abendland doch im Weſentlichen unbekannt, wenn auch ſeit langer Zeit manche ihrer Erzählungen in veränderter Geſtalt in unſere Novellenſammlungen übergegangen ſein mögen. Erſt eine ſpätere, aller Wahrſcheinlichkeit nach aus dem 17. Jahrhundert herrührende, Vieles abkürzende und verwäſſernde, im Ganzen unbehülfliche und anmuthloſe perſiſche Umarbeitung, welche Muhammed Kâdirî verfaßte, brach ſich Bahn. Sie erſchien 1800 zu Kalkutta, begleitet mit einer engliſchen Ueberſetzung von Gladwin, nach welcher ſie endlich C. J. L. Iken 1822 ins Deutſche übertrug und, mit vielfach intereſſanten und werthvollen literaturgeſchichtlichen Anmerkungen von Koſegarten vermehrt, herausgab. Mochte die ſchlichte, vielleicht allzu ſchlichte Art, in der Kâdirî den vorliegenden Stoff bearbeitet, oder mochte die Manier der Ueberſetzung, in welcher Iken das Buch bei uns einführte, die Schuld tragen: genug, das Bedürfniß nach einer nähern Kenntniß des „Papagaienbuchs" und anderer Bearbeitungen deſſelben ſchien durch Iken's Arbeit nicht ſehr rege gemacht zu ſein und weiteres Nachforſchen unterblieb. Eine vor zwölf Jahren erſchienene, leider nur in zwölf Exemplaren abgezogene, höchſt werthvolle Ausgabe einer Epiſode aus Nachſchebi's Werk: „Die ſieben weiſen Meiſter oder Veziere von Ziâï-ed-din Nakhſhebi" (von Profeſſor Hermann Brockhaus), blieb für das größere Publicum ein ver-

ſchloſſenes Buch. Jetzt endlich werden wir von Jeruſalem aus mit einer vollſtändigen Uebertragung der im Jahre 1256 d. Flucht (1840) zu Konſtantinopel erſchienenen türkiſchen Bearbeitung des „Tuti-Nâmeh" beſchenkt, unter dem Titel:

1. Tuti-Nâmeh. Das Papagaienbuch. Eine Sammlung orientaliſcher Erzählungen. Nach der türkiſchen Bearbeitung zum erſten mal überſetzt von Georg Roſen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 3 Thlr. 16 Ngr.

Roſen (gegenwärtig preußiſcher Conſul in Jeruſalem) iſt dem größern Leſerkreis durch ſeine Ueberſetzung des „Buch des Sudan" und eines beträchtlichen Theil des „Mesnewi" von Dſchelâl-eddîn Rûmi bereits als ſprachgewandter und feinſinniger Ueberſetzer morgenländiſcher Werke bekannt. Was genaue Kenntniß der Sitten, der Sprache und Denkweiſe der Türken, im Verein mit feinem Sprachgefühl und äſthetiſchem Sinn für die Bedürfniſſe unſers Geſchmacks zu leiſten vermag, iſt hier von neuem geleiſtet. Nachdem durch verſchiedene meiſterhafte Ueberſetzungen verwöhnt unſere Anſprüche an die Nachbildungen morgenländiſcher Dichtungen ſehr hoch geſtiegen ſind, iſt es ſchwer geworden, dieſen Anſprüchen vollſtändig zu genügen. Wir brauchen nicht zu verſichern, daß unſerm Ueberſetzer dies vollkommen gelungen iſt, und daß wir durch ſeine Arbeit ein treues Bild von dem türkiſchen Original erhalten zu haben glauben, ohne daß unſer an derartige Lectüre noch immer nicht genug gewöhnter Geſchmack irgendwie verletzt wird.

Der Rahmen, in welchen die dreiundſiebzig Geſchichten, Fabeln und Legenden eingefügt ſind, iſt im Weſentlichen dieſer:

„In einer großen, durch Reichthum und Wohlleben ausgezeichneten Stadt in der Gegend von Suf lebte ein reicher Kaufmann, Namens Saïd, welchen der Kummer kinderlos zu ſein tief betrübte und unglücklich machte. So oft er von Jemand hörte, deſſen Gebete Erhörung fanden, und wo immer man ihm von einer geſegneten Andachtsſtätte ſprach, da ging er hin und betete und flehte, daß Gott ihm ein frommes Kind beſcheren wolle. Einſt wallfahrtete er zu einem Grabe auf der Begräbnißſtätte gottheiliger Männer und flehte abermals um Nachkommenſchaft. Da fand ſein Gebet im Himmel Erhörung. Wenige Tage darauf trat in ſein Haus ein erleuchteter Greis, welcher bei ihm zu Gaſte blieb. Dieſer ſprach zu ihm: «O Saïd, wenn du willſt, daß dir ein Kind geboren werde, ſo gib von deinem wohlerworbenen Gute 1000 Goldſtücke den Armen. Dann waſche dich und erfülle deine Pflichten voll Vertrauen. Gott, der Erhabene, Herrliche, wird dir aus der Fülle ſeiner Barmherzigkeit einen Sohn verleihen, den ſollſt du Sâïd heißen.» Der Kaufmann that, wie ihm der Alte vorgeſchrieben und nach dem Willen des Höchſten wurde ihm nach neun Monaten ein Sohn geboren. Der Knabe wuchs heran und wurde von Tag zu Tage ſchöner, ſodaß er die ihn Sehenden entzückend — und die Herzen mit Liebespein umſtrickend — als der reizendſte Knabe in ſeinem Jahrhundert — nah und fern ward bewundert. Als er ſein zwanzigſtes Jahr zurückgelegt hatte, ſuchte man, um ihn zu behüten vor der Wüſte — der böſen Gelüſte — um ihn zu bewahren — beim Guten und Ehrbaren — in der ganzen Stadt nach einer guten, anſtändigen — edeln, verſtändigen — roſenwangigen, ſchönheitserkorenen — unter gutem Stern geborenen — reizenden Maid — der lieblichſten ihrer Zeit — um ſie mit ihm zu verheirathen. Man fand ſie in der Perſon der Mâhi-Scheker. Ueber der Liebe zu dieſer, welche in kurzem ſeine Frau wurde, vergaß Sâïd zu großer Betrübniß ſeines Vaters, dem er bei Führung ſeiner Handelsgeſchäfte bisher hülfreich zur Seite geſtanden, dieſe ganz; doch die Ermahnungen des letztern brachten dieſe momentanen Störungen des Geſchäftsbetriebs wieder in das Geleis zurück. Der Vater gab dem Sohn ein Grundcapital von 1000 Goldſtücken, um damit ein Geſchäft zu beginnen, dem er ſeine Tage widmete."

Eines Tags brachte man in den Bazar der Zeughändler einen Papagai, den ein Mäkler unter lauten Anpreiſungen umhertrug. „Dieſer Papagai", rief er aus, „iſt der Beredſamkeit befliſſen — ein Meiſter der Wohlredenheit, der ſüßen — gelehrt in des Korans Geheimniſſen — und bewährt in jeglichem Wiſſen. Tauſend Goldſtücke ſind ſein Preis; wer ihn kauft, dem wird tauſendfaches Glück und wunderbare Gnadengaben zutheil werden." Als Sâïd an das Wunderthier herantrat, um es näher zu betrachten, und einen ſcheinbar gewöhnlichen Papagai ſah, äußerte er ſeine Verwunderung über den hohen Preis und ſeine Zweifel, daß es recht ſei, denſelben für ſo viel Geld zu kaufen. Der Papagai widerlegte dieſe Zweifel ſelbſt und gab Sâïd den Rath, ihn dafür zu kaufen, er werde ſpäter ſelbſt einſehen, wie recht er thue. Sâïd folgte demſelben, und ſeine Handelsgeſchäfte, für welche ihm der kluge Papagai berathend zur Seite ſtand, erweiterten ſich infolge deſſen ſo ſehr, daß er in kurzem ein reicher Mann ward. Kein Wunder, daß das Thier ihm von Tag zu Tag werther wurde und er daſſelbe auch ſeiner Frau dringend anempfahl; er kaufte ihm ein Weibchen als Gefährtin und folgte in Allem, was er unternahm, dem Rathe des Vogels. Eines Tages, als ſie ſich in gewohnter Weiſe miteinander unterhielten, pries der Papagai dem Sâïd die Vortheile einer überſeeiſchen Handelsreiſe an; ſeine Worte machten auf den jungen Mann einen ſo lebhaften Eindruck, daß er ſich zu einer Seefahrt entſchloß und dies ſeiner Frau Mâhi-Scheker mittheilte. Trotz der Widerreden derſelben, welche die Trennung von ihm nicht aushalten zu können behauptete, beſchloß er die Abreiſe. Bei der letzten Abſchiedsſcene ſagte er zu der Weinenden: „Ich weiß, meine Mâhi-Scheker, daß deine Liebe zu mir unbegrenzt und deine Treue unausſprechlich groß iſt. Indeſſen heißt es mit Recht:

Hab' und Gut bringt Segen
Auf Freundes und Feindes Wegen.

Und bin ich auch äußerlich fern, ſo bleibe ich doch mit Herz und Sinn immer bei dir. Aber ich habe dir noch einige Rathſchläge zu ertheilen und bitte dich, meine Worte zu beachten und wohl zu beherzigen. Erſtens nämlich ſollſt du die beiden Vögel wohl behüten und verſorgen; zweitens ſollſt du bis zu meiner Heimkehr dich keinen Schritt vom Wege der Enthaltſamkeit entfernen, und, falls ich ein ganzes Jahr lang ausbleiben ſollte und dann deine Leidenſchaften und Lüſte auf dich einſtürmen, dir mit elenden, gemeinen Leuten nichts zu ſchaffen machen, ſondern lieber mit einem dir gemäßen ſchönen anſtändigen Mann von gutem Herkommen in Liebſchaft treten. Dem ſtände nichts im Wege; doch bitte ich dich, auch dann mit dem Papagai zurathe zu gehen." Sâïd beſtieg dann mit allerlei Waaren verſehen ein Schiff und fuhr ab. Seine Frau ertrug ein Jahr lang ſtandhaft und ohne ſich von dem Wege der Treue und Enthaltſamkeit zu entfernen die Trennung; am Ende nahte aber auch ihr die Verſuchung und ihr erliegend und in der Hoffnung, vielleicht eine Erleichterung für ihren Herzensgram zu finden, ſagte ſie einem von Liebe zu ihr entbrannten, ſchönen, vornehmen Jüngling, für den eine ſchlaue argliſtige Alte die Vermittelung übernommen hatte, eine Zuſammenkunft zu, denn

Von außen der Alten ſataniſche Liſt,
Von innen drängte unlaut'res Gelüſt.

Als Mâhi-Scheker am erſten Abend ſich geſchmückt hatte und im Begriff war, zu ihrem Geliebten zu gehen, erinnerte ſie ſich des Wunſches ihres Mannes, vorher den Papagai um Rath zu fragen, und ſprach zu ſich ſelbſt: „Rede ich mit dem weiſen Vogel von dieſem Verhältniß, ſo wird er mich von meinem Geliebten zurückhalten. Ein Mann nimmt ja immer für den andern Partei; das Weibchen, Muſcharik, dagegen iſt doch wenigſtens von meinem Geſchlecht und mir deshalb mehr zugethan. Es iſt verſtändiger, daß ich dieſem meine Herzensgeheimniſſe mittheile und von dieſem die Erlaubniß zu gehen nehme." Als jedoch das Weibchen auf ihr Befragen ſich verdammend über das Vorhaben ausſprach, öffnete Mâhi-Scheker haſtig den Käfig, und zornig die arme Muſcharik, ſchlug ſie heftig auf den Boden, und

Aufflog ihre Seele, das Vögelein,
Vom Neſte des Leibes zu beſſerem Sein.

Mâhi-Scheker war aber ſo erzürnt, daß ihr die Luſt, den ſchönen Jüngling zu beſuchen, vergangen war. Sie ging alſo in ihr Zimmer und blieb. Am zweiten Abend befragte ſie, des Wunſches ihres Sâïd eingedenk, ehe ſie fortgehen wollte, den weiſen Papagai um Rath. Dieſer dachte: „Rede ich die Wahrheit, ſo verliere ich durch die Hand dieſer Grauſamen das Leben; rede ich aber ihren Lüſten gemäß, ſo bin ich gleichſam ein Helfershelfer bei ihrer Treuloſigkeit, betrüge meinen Wohlthäter und verdiene mir damit ewige Strafe am großen Tage der Vergeltung". Er ſagte alſo: „Ich habe dir ſchon längſt dazu rathen wollen, denn „deine Schönheit kann nicht geſtatten — daß unter der Einſamkeit Schatten — du ſucheſt Raſt — und werdeſt ein Gaſt — im Winkel der Zurückgezogenheit — du die Perle der Zeit — das ſchönſte der Weiber weit und breit. — Was aber unſere Angelegenheit anbetrifft, ſo wäre es doch ein großer Fehler, jetzt gleich ohne Ueberlegung zur That zu ſchreiten. Der unbedachten Rede Ausgang iſt Unglück, ſagt das Sprichwort. Erlaube daher deinem Knechte, dieſe Nacht gründlich über die Sache nachzudenken, damit ich dir morgen Abend über die Pfade der Liebe genügende Belehrung ertheilen und meine Dankbarkeit gegen dich, meine Gebieterin, beweiſen kann." Dann wandte er die Nacht bis zum Morgen an, eine Liſt zu erſinnen. Dieſe beſtand nun darin, daß er ſie bis zum dreißigſten Abend jede Nacht bis zum Anbruch des Morgens mit Erzählung einer oder mehrer Geſchichten hinhielt und ſie ſo verhinderte, zu ihrem Geliebten des Nachts zu gehen. Als ſie endlich am dreißigſten Abend auf dringendes Anrathen des Papagais noch vor Anbruch des Morgens das Haus verließ, traf ſie in der Thür ihren zurückkehrenden Mann; dieſer, verwundert über den von ihr angelegten Schmuck und durch die von Mâhi-Scheker ſchnell vorgebrachte Lüge, daß ſie ihn erwartet, nicht beruhigt, befragte den Papagai, der ihm Alles erzählte; ihm verſicherte, daß ſeine Frau nichts gethan, was gegen das Geſetz ſtreite, ja daß ſie den vornehmen Jüngling nicht einmal von Angeſicht geſehen habe. „Aus übermäßiger Liebe und Sehnſucht nach dir", fügte er hinzu, „iſt ſie in ihrer Beſchränktheit auf eine ſo alberne Leidenſchaft verfallen, welcher ich mit feiner Liſt entgegengearbeitet." Durch dieſe Worte beruhigt, ließ Sâïd ſeine Frau Umkehr von dem Verbrechen, das ſie nicht begangen, geloben und den Herrn um Verzeihung bitten, worauf ſie wieder in vollkommener Liebe ein ruhiges Leben führten.

Viele der Erzählungen, welche in dieſen Rahmen eingefügt ſind, ſind reine Märchen, zum Theil auch abenteuerlicher Art, ähnlich denen, welche wir in „Tauſend und eine Nacht", den „Vierzig Bezieren" oder in indiſchen Novellenſammlungen, wie der des Somadeva Bhatta, treffen; andere enthalten Ereigniſſe aus dem wirklichen Leben, welche der Verfaſſer mit aller Kunſt der Darſtellung und mit feinem ſittlichen Gefühl erzählt. Bei einem großen Theile derſelben läßt ſich eine deutlich hervortretende paränetiſche Tendenz nicht verkennen, welche die Rathſchläge des Papagaien über Wohlanſtändigkeit, Klugheit u. ſ. w. noch kräftiger unterſtützen und erläutern ſollen, als ſich dies etwa durch das bloße Anpreiſen jener Tugenden thun ließe. Auf dieſe Weiſe gewinnt das ganze Kunſtwerk in unſern Augen noch bedeutend an Werth, und wenn wir hin und wieder in demſelben geſchickt eingeflochtenen Sittenſprüchen oder ſolche erläuternden Dichterſtellen begegnen, ſo erhalten wir dadurch einen willkommenen Beitrag zur Kenntniß jener im Orient ſo beliebten Spruchweisheit, welche tiefere Lebenserfahrungen ſo ſchlagend und kurz hinzuſtellen und zu charakteriſiren weiß.

Man könnte die Frage aufwerfen, was zweckmäßiger ſei, ob derartige Erzählungen in der Form des Originals, d. h. in einer treuen Ueberſetzung des letztern mitzutheilen, oder ſie frei zu bearbeiten. Je größer bei dieſer letztern Behandlungsweiſe die Gefahr iſt, die eigenthümlichen Nuancen des Originalkunſtwerks zu verwiſchen, jenem angehörige und daſſelbe charakteriſirende Züge durch andere, möglicherweiſe ihm fremde zu erſetzen und auf dieſe Weiſe dem europäiſchen Leſer einen falſchen Begriff von morgenländiſcher Denk- und Anſchauungsweiſe zu verſchaffen, umſomehr müſſen wir für jene erſtere Art der Bearbeitung ſtimmen und können es Roſen nur Dank wiſſen, daß er eben dieſe gewählt hat.

Vollkommen verſchieden von Roſen's „Tuti-Nâmeh" iſt folgende gleichzeitig mit dieſem in die Oeffentlichkeit gelangte Bearbeitung deſſelben Werks:

2. Die Papagaimärchen erzählt von Moritz Wickerhauſer. Mit acht Skizzen illuſtrirt von Friedrich Gauermann. Leipzig, F. Fleiſcher. 1858. Br. 8. 3 Thlr.

Der Name Moritz Wickerhauſer's, welcher dem größern Publicum durch die geſchickte Nachbildung von Dſchâmî's Liedern bereits rühmlich bekannt iſt, berechtigte uns allerdings zur Erwartung von etwas ſehr Tüchtigem. Sie wurde aber ſchon herabgeſtimmt, als wir die erſten Worte ſeiner Vorrede laſen, wo Wickerhauſer ſagt, daß in den nachſtehenden Blättern ſein Verſuch vorliege, Märchen und Fabeln in der Weiſe zu erzählen, wie er lange Jahre die Meddâhe oder öffentlichen Erzähler ſie vortragen hörte. Wir wurden alſo gleich zu Anfang unterrichtet, daß wir es hier nicht mit einer wort- und ſinngetreuen Ueberſetzung jenes geachteten Kunſtwerks, ſondern mit einer freien Bearbeitung des vorliegenden Erzählungsſtoffs zu thun hätten. Wir mußten uns unwillkürlich jener großen Gefahr erinnern, welcher ſo viele freie Bearbeiter fremdländiſcher Dichtwerke verfallen ſind: jener Gefahr, dieſe letztern ihres ſie charakteriſirenden dichteriſchen Gewandes mit den daſſelbe ſchmückenden feinern Farbennuancen zu entkleiden, die fremden ungewohnten Begriffe und Anſchauungen durch einheimiſche zu erſetzen, und ſo das Original mit ſeinen eigenthümlichen Zügen durch ein nicht wohl getroffenes Bild wiederzugeben. Selbſt die abſprechende Art, in welcher hier in der Vorrede von Iken's Ueberſetzung und Koſegarten's verdienſt- und immer noch werthvollen Anmerkungen dazu geſprochen wird, ſelbſt die am Schluſſe gegebene Verſicherung, daß Wickerhauſer's Papagai zum Axiom den Lieblingsſatz der Leute an der Seine wählen ſollte: „Tous les genres sont bons excepté le genre ennuyeux", konnte unſere Befürchtungen nicht verringern.

Wickerhauſer behandelt ſein Original in einer ſo freien Weiſe, daß wir daſſelbe an vielen Stellen kaum wiederzuerkennen vermocht. Nicht nur, daß er es oft abkürzt, wo die eigenthümlichen längern Ausführungen zur beſondern Charakteriſtik der Lebensbilder dienen, ſondern er legt auch ſeinem Papagai ſo ganz ſpecifiſch europäiſche Begriffe und Worte unter, daß wir oft eine deutſche Erzählung ſehr moderner Art vor uns zu haben glaubten; ſo ſpricht er von „Zweckeſſen", ein andermal von „Geſinnungstüchtigkeit", S. 6 redet der Papagai den Sâïd mit „ei du Blitzjunge" an oder hat „Katzenjammer", ein andermal ſpricht er von Mâhi-Scheker, die hier überall Rachita heißt, und nennt ſie eine „Schmachdirne". Wenn wir auch der Arbeit Wickerhauſer's ein gewiſſes Verdienſt nicht abſprechen, und anerkennen wollen, daß er manche Erzählung auf eine launige Weiſe darſtellt, ſo vermiſſen wir doch in dem Ganzen einen edlern Stil und müſſen bedauern, daß der Bearbeiter des vorliegenden Werks die höhern Tendenzen deſſelben durch die oft an das Burſchikoſe und Triviale grenzende Art und Weiſe, in welcher er daſſelbe bearbeitet, verwiſcht und unkenntlich gemacht hat. Zum Belege hierzu diene das (bei Roſen übrigens nicht zu findende) Schreiben eines Kaufmanns, der ſeine Tochter dem König anbietet: „Volksbeglückende durch Huld verrückende Majeſtät! Da der Gefertigte, der als dein unterthänigſter Sklavenhund zu gelten viel zu glücklich wäre und kaum zitternd wagt ſich die im Staube zu deinen Füßen kriechende Ameiſe zu nennen, mit einer dreizehnjährigen Tochter geſegnet iſt, die an Schönheit des Antlitzes, Ebenmaß der

Glieder, Schärfe des Verſtandes und Reinheit des Gemüths, die Mädchen und Frauen des bekannten Erdenplans ebenſo weit zurückläßt, als die ſchlanke, zierlich ſchreitende Gebirgsfaſanhenne die dämiſch-hopſenden (!) Sperlingsweibchen dieſer Stadt, halte ich, nach dem Spruche: «Die Beſte gehört dem Beſten», für meine Pflicht, ſie Deiner Majeſtät als Gattin anzubieten. Uebrigens ſind Huld und Gnade, Macht und Befehl Deſſen, der zu befehlen hat.“

„Dieſe Bittſchrift trug er in den Diwan und reichte ſie da ein. Wiſſend, daß in einem civiliſirten Lande, wie Sabal, der Fall, daß eine Eingabe von den Behörden länger als drei Monate unerledigt bliebe, gar nicht vorkommen könne, begab er ſich nach Hauſe“.

S. 282: „Der Philoſoph im Gebirge war eine myſtiſche Perſönlichkeit, die in Balch viel von ſich reden machte. Während die wenigen in der Stadt angeſiedelten Jndier feſt und ſteif behaupteten, er ſei ein Pantheiſt und zwar einer der edeln Sorte (!)“ u. ſ. w.; wozu die Anmerkung: „Ungefähr von Jenen, die der Polizeibeamte der Gegenwart, weil ſie ſich nur aus Bosheit ruhig verhalten, in ſeine Tagebuchsrubrik u. ſch. b. n. ſp. N. W. (ungehegelte ſchiefgekantete, beinahe noch ſpinozige Naturwühler) einträgt.“

Mögen auch die Meddâhe, denen Wickerhauſer hier zu folgen ſcheint, in dieſer Weiſe und mit ſolchen witzig ſein ſollenden, aber unſers Bedünkens nicht eben ſehr geiſtreichen und witzigen Anſpielungen auf die Gegenwart ihre Märchen erzählen, ſo ſollte man ſie es vor ihrem Publicum ſo thun laſſen, aber unſer Publicum nicht mit jenem verwechſeln, welches ſich ſo leicht abfinden läßt und ſo wohlfeilen Scherz belacht. Die Leute an der Seine würden dieſen genre wenn auch nicht ennuyeux, doch vielleicht mauvais genre nennen. Wir müſſen bezweifeln, daß dieſe Art geeignet ſei, die morgenländiſche Literatur, gegen die noch immer ſo viele Vorurtheile im Schwange ſind, bei uns einzubürgern und ihr Freunde zu verſchaffen, und wir können die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es uns bei der Lectüre des vorliegenden Buchs oft an das vorige Jahrhundert gemahnt hat, wo man die Dichterwerke des griechiſchen und römiſchen Alterthums in ähnlicher Weiſe zu populariſiren und den römiſchen Conſul in deutſcher Bürgermeiſtertracht bei uns einzuführen ſuchte, ohne zu bedenken, daß dadurch eben jenes Claſſiſche ſeine claſſiſche Geſtalt einbüßte und doch nicht deutſch wurde.

Was ſodann das numeriſche Verhältniß der Erzählungen, die ſich bei Wickerhauſer finden, zu der bei Roſen anbetrifft, ſo dürfen wir nicht unerwähnt laſſen, daß in der Wickerhauſer'ſchen Bearbeitung 18 ganz weggelaſſen ſind (nämlich bei Roſen im erſten Theile: die „Legende von Abraham“; „Geſchichte des Derwiſch Hawâji“; „Geſchichte von Scheich Djuneid“; im zweiten Theile: „Moſes und der Habicht“, Legende; „Geſchichte vom König Djâmasp und ſeinem Papagai“; „Der Schakal und das räudige Kameel“; „Der Wolf und der Schakal“; „Geſchichte von dem Khalifen und dem Giftmiſcher“; „Der Eſel in der Löwenhaut“; „Geſchichte des Königs von Chatai“; „Vom Eſel, der zur Unzeit ſchrie“; „Vom Holzhauer, der zur Unzeit tanzte“; „Geſchichte des Kaufmannsſohnes Obeida“; „Geſchichte von dem Barbier, der dem Kaufmann nachahmte“; „Geſchichte des Königs von China“; „Geſchichte von dem weiſen Landmanne“; „Von dem Käufer und Verkäufer“; „Heftreng, der verhängnißvolle Vogel“); andere ſind ſehr abgekürzt.

Die acht von Friedrich Gauermann gezeichneten Skizzen, mit denen das Buch illuſtrirt iſt, ſind — darunter vorzüglich die erſte dem Titelblatt gegenüberſtehende — im Ganzen recht hübſch entworfen, doch bleiben ſie hinter Wegner'ſchen Thierbildern immer noch weit zurück und ſind unſers Erachtens zu wenig in orientaliſchem Geſchmack, als daß man ſie gerade für dies echtmorgenländiſche Buch für paſſend halten könnte.

Faſſen wir ſchließlich das Werthverhältniß zwiſchen Roſen's und Wickerhauſer's Bearbeitung des „Tuti-Nâmeh“ näher in das Auge, ſo müſſen wir dem erſtern Werk unbedingt den Vorzug einräumen, mögen wir hierbei das ſachkundige Publicum oder das größere der Laien berückſichtigen. Dieſem letztern wird und muß es ein ſpecielles Intereſſe gewähren, die Kunſtwerke des Morgenlandes auch in ihrer eigenthümlichen Form kennenzulernen, und dies kann nur geſchehen, wenn der Ueberſetzer ſich treu an die durch das Original gebotene Form anſchließt, ohne dabei unſerer Sprache Gewalt anzuthun. Dies iſt den Ueberſetzern ähnlicher Novellenſammlungen, wie z. B. von „Tauſend und eine Nacht“, auch ſehr gut gelungen, und ſoviel wir wiſſen, haben ſolche treue Ueberſetzungen im Ganzen auch mehr Glück und Erfolg gehabt als die freien Bearbeitungen und Nachbildungen, deren Werth ſelbſt vor dem Richterſtuhle der ſtrengern Wiſſenſchaft weniger hoch angeſchlagen werden kann als der einer gelungenen, die vielen Schwierigkeiten des Verſtändniſſes und der geſchmackvollen Wiederdarſtellung des richtig Verſtandenen ſiegreich überwindenden Ueberſetzung. Auf dieſes Lob hat Roſen's Uebertragung den allergerechteſten Anſpruch und wir können ſeiner verdienſtvollen Arbeit nur wünſchen, daß ſie ſich in die weitern Kreiſe Bahn brechen und daß durch ſie von neuem die Ueberzeugung Platz und Anhänger gewinnen möge, daß die Literaturen des Morgenlandes eine ebenbürtige Stellung neben ihren abendländiſchen Schweſtern verdienen. Gilt irgendwo der Spruch „ex oriente lux“, ſo iſt es ſicher auf dem Gebiete der Novellen- und Märchendichtung, und wir dürfen in dieſer Beziehung getroſt den tiefern, wie wir hören bereits ſeit längerer Zeit vorbereiteten Unterſuchungen Benfey's über die Wanderzüge dieſer Dichtungen entgegenſehen, weil wir überzeugt ſind, daß durch ſie der tiefgreifende Einfluß der Bildung des Oſtens auf die des Weſtens von neuem dargethan wird. M.

Ein weiblicher Satyr.

Die neue deutſche Nationalliteratur, kritiſch, humoriſtiſch, ſatiriſch v. Verf. von Heinrich Heine's Himmmelfahrt. Erſtes Heft: H. Heine, N. Lenau, F. v. Sallet, W. Müller, R. Hocker, A. Meißner, R. Prutz, G. Herwegh. Nebſt einer Vorrede über einen Injurienproceß. Trier, Troſchel. 1857. 8. 15 Ngr.

Wir haben ſchon öfter unſere Verwunderung darüber ausgeſprochen, daß das Gebiet der Humoriſtik von ſchriftſtellernden Frauen ſowenig bebaut wird, da doch Mädchen und Frauen, ſolange ſie noch jung und beſonders wenn ſie unter ſich ſind, es an Foppereien, Neckereien, luſtigen Mummereien und ſatiriſchen Spötteleien durchaus nicht fehlen laſſen. Auch auf der Bühne haben ſich manche Frauen den männlichen Darſtellern an komiſchem Talent wenigſtens ebenbürtig und an übermüthiger Laune ſogar überlegen gezeigt. Nur in der Literatur machen ſie faſt ausnahmslos ein höchſt ernſthaftes Geſicht, und ſo reich auch die komiſche Literatur in England und Deutſchland ausgeſtattet iſt, wird man doch nur eine einzige Schriftſtellerin nennen können, die unter den Humoriſten einen Platz verdiente. Wir wollen dem Grunde dieſer auffallenden Erſcheinung hier nicht weiter nachſpüren, ſondern uns ſofort zu einer wenn auch nicht glänzenden, doch kecken Ausnahme wenden, die uns in der Verfaſſerin der obengenannten Schrift wie der ihr vorhergegangenen „Heinrich Heine's Himmelfahrt“ entgegentritt. Laut dem Vorwort iſt [illegible]lich ein weibliches Weſen, das ſich Emilie Emma unterzeichnet, die Verfaſſerin dieſer beiden polemiſchen Dichtungen, und dieſe Emilie Emma iſt keine andere als die in Köln am Rhein domicilirende Dichterin Emilie Emma von Hallberg, die bei demſelben trierer Verleger eben erſt eine Dichtung „Die [illegible]“ herausgegeben hat. Ob ſich nun das weibliche Geſchlecht zu dieſer erſten deutſchen Repräſentantin des Humors und der Satire aufrichtig Glück wünſchen darf, müſſen wir freilich dem Urtheil ihrer „Mitſchweſtern“ überlaſſen; wir fühlen uns [illegible]

klären uns in dieſer Hinſicht einigermaßen incompetent. Aber eine Erſcheinung wie dieſe gehört auch zu den „Zeichen der Zeit“, wenn auch nicht zu den Bunſen'ſchen, und verdient wenigſtens in dieſer Hinſicht einige Berückſichtigung.

Zuvörderſt das Vorwort! Die Verfaſſerin, die ſich offenbar an Heine „verſehen“ hat — denn ihre poetiſchen Kinder tragen ganz die Züge dieſes ihres geiſtigen Vaters — geſteht, daß es beim Schreiben von „Heinrich Heine's Himmelfahrt“ ihre Hauptabſicht geweſen, dem Verfaſſer der „Höllenfahrt von Heinrich Heine“ einen „Denkzettel“ zu geben, „da er ſich erdreiſtet, Heinrich Heine, unſern großen todten, aber dennoch unſterblichen Dichter anzugreifen“. Sie geſteht ferner, wie ſie erſt nachträglich eingeſehen, daß ein Dichter wie Heine keiner Vertheidigung bedürfe, und daß ſie den Zweck, den ſie verfolgte: nämlich „gewiſſe Schmuzlachen und Krebsſchäden unſerer Literatur in ein geeignetes Licht zu ſtellen“, auch in ihrer „Neuen deutſchen Nationalliteratur“ hätte erreichen können. Um ſo bedauerlicher ſei es ihr geweſen, daß ſich der Kunſthändler Arnz in Düſſeldorf „als Ritter Don Quixote der gepeitſchten Buben“ aufgeworfen, „wozu ihn wol ſeine kleinen Privatverbindungen angeſpornt haben mögen“. Herr Arnz ſcheine nämlich „ſtark liirt mit einer gewiſſen Clique rheiniſcher Schriftlinge“ u. ſ. w. „Auch intereſſirte ſich Herr Arnz“, fährt ſie fort, „für eine gewiſſe Dame, welche ich ebenfalls in der «Himmelfahrt» vorführte, weil ſie ſehr wenig Genie und deſto mehr Anmaßung beſitzt, über welche mehr zu ſagen ich aber unter meiner Würde halte. Dieſelbe ſuchte mich ſchon früher als Weib und als Schriftſtellerin zu verletzen, obgleich ſie nicht die Ehre hatte mich perſönlich zu kennen.“ Es befand ſich nun in beſagter „Himmelfahrt“ eine Stelle, welche „leider auf eine Weiſe gedeutelt werden mag, daß ſie vor dem Geſetze als Injurie gelten kann“. Kurz, Emilie Emma erhielt ſammt ihrem Verleger eines Tags eine Vorladung vor das Zuchtpolizeigericht in Trier. „Herr Arnz ſchrie“, fährt die Verfaſſerin fort, „ſein Credit ſei durch dieſe vier Zeilen gefährdet, trug auf Ehrenentſchädigung und Einſperrung an, kurz, die Klageſchrift hätte jeden Andern als mich zur Verzweiflung gebracht. Glücklicherweiſe bin ich im Gefühle meiner Unſchuld nicht leicht aus dem Concept zu bringen.“ Gute, ebenſo unſchuldige als heroiſche Seele! Die Dame ſchrieb ſofort an einen düſſeldorfer Freund, er möge die Sache mit Herrn Arnz zu vermitteln ſuchen, ja, ſie demüthigte ſich ſogar ſo weit, an die Herren Arnz und Comp. einen eigenhändigen Brief zu richten, worin ſie ſich erbot, in ihrer „Neuen deutſchen Nationalliteratur“, eben der vorliegenden, „die Sache auszugleichen und die Vorzüge ihres (des Arnz'ſchen) Etabliſſements ans Licht zu ſtellen“; dieſer Brief war, wie ſie verſichert, „ein kleines Meiſterwerk von Zartheit und reumüthiger Zerknirſchung“, ſie erbot ſich ſogar zu einer Entſchädigung; aber es half Alles nichts; der düſſeldorfer Kunſthändler ließ ſich nicht erweichen, der Proceß kam vor das Gericht und ſie wurde in contumaciam in die Koſten, zu einer Geldſtrafe von 10 und zu einer Entſchädigung von 20 Thalern verurtheilt. Sie geſteht, daß dies Urtheil ihr Herz mit „namenloſer Betrübniß“ erfüllt habe, nicht wegen der zu zahlenden Geldbuße, denn ſie habe ſchon in ihrem Leben „viel Geld weggeworfen“ und werde ſchon, wie Heine ſage, bald einen Narren finden, aus dem ſie dies Geld wieder herausſchreiben könne; aber dies Urtheil weckte „ein altes faſt vergeſſenes Weh — den Weltſchmerz“.

Zwiſchen dieſe von Naivetät gewiß überfließenden Geſtändniſſe fällt noch eine Reminiſcenz aus ihren Schuljahren an die falſchen Waden eines Lehrers, welche ein Knabe mit Stecknadeln geſpickt habe. Dieſer Spaß, geſteht ſie, habe ſie „unendlich amüſirt“, und als des einen Tags ihr Lehrer ihr ganz nahe geſtanden, habe ſie eine der Nadeln, die zu loſe angeſteckt geweſen, ergriffen, um ſie etwas mehr zu befeſtigen. „Bei dieſer Gelegenheit“, erzählt ſie weiter, „mochte ich wol zu tief geſtochen haben, denn er machte einen höchſt merkwürdigen Satz und ergriff gleichzeitig meinen kleinen Freund unſanft beim Ohr, da er ſah, wie derſelbe eben ſeine mit einer neuen Nadel bewaffnete Hand erhob, um ihm dieſelbe zu appliciren.“ Ihre Phantaſie, fügt ſie hinzu, habe ihr die verwundete Stelle aufs ſchrecklichſte ausgemalt: „ſie ſah juſt wie ein rothgekniffenes Ohr aus“. Man wird geſtehen, daß es der Verfaſſerin an eigenthümlich zarten Empfindungen und Späßen nicht fehlt. Sie geht dann weiter in einigen Klatſch über, behauptet, daß Herr H. ſie bei den Herren Arnz u. Comp. denuncirt, während ſie doch von ihm ihre Notizen über ſie erhalten, und daß derſelbe H. ihr den Verfaſſer der „Höllenfahrt“ genannt und ihm die „geiſtige Prügelſuppe“ der „Himmelfahrt“ gegönnt habe, obſchon es ihm ſpäter „etwas unheimlich bei der Sache geworden“ u. ſ. f. Da wir in d. Bl. ihre „Himmelfahrt“ mit einer flüchtigen Bemerkung abthaten, weil wir ſie für das Poem irgendeines unbedeutenden männlichen Autors und deshalb nicht der Rede werth hielten, richtet ſie ſich auch mit einigen Worten gegen uns, nennt unſere „Kritik“ (eine „Kritik“ über ein ſolches Reimwerk zu ſchreiben fiel uns aber gar nicht ein) „oberflächlich und lächerlich“ und uns ſelbſt einen „unreifen Scribenten“. Es war für uns ſehr luſtig, uns einen „unreifen Scribenten“ nennen zu hören, nachdem wir ein Vierteljahrhundert lang die Feder geführt und der Kritik obgelegen, und zwar von einer Dame, die viel beſſer thäte, die Löcher an Strümpfen als die Löcher der Literatur zu ſtopfen. Sie möge uns dieſe allerdings ungalante Bemerkung, für die ſie ja in der nächſten Fortſetzung der „Neuen deutſchen Nationalliteratur“ Revanche nehmen kann, verzeihen; wenn aber eine Dame ſich auf das Gewühl des literariſchen Marktes vordrängt, die Elnbogen in die Seite geſtemmt und nach links und rechts Stöße verſetzend, ſo begibt ſie ſich des Rechts, galant behandelt zu werden, welches das weibliche Geſchlecht nur dann in Anſpruch zu nehmen hat, wenn es als das „zartere“ in ſeinen Schranken bleibt. Sie bezieht ſich auch auf „ſonſtiges Geſindel“, tröſtet ſich aber mit der Ueberzeugung, daß ſie „die tiefer ſchauende und beſſere Partei“ auf ihrer Seite haben werde.

Dieſe „tiefer ſchauende und beſſere Partei“ laden wir zum Genuß folgender appetitlichen Stellen ein, die wir theils ihrer frühern, theils der vorliegenden Schrift entnehmen.

Er hat euch übel mitgeſpielt,
Gar ſchmählich euch gehudelt,
Er griff in euern Dreck und hat
Sich ſelbſt damit beſudelt.

Oder:

Man muckt die Concurrenten ab,
Und Eſel die Eſel loben,
Wer mit an dieſem Miſtkarren ſchiebt,
Wird ſelber mitgeſchoben.

Oder:

Wohlweislich erwarteteſt du die Zeit
An mir zu zerren und zauſen,
Wo ich impotent, einen hohlen Kopf
Mit geiſtigem Kolben zu lauſen.

Oder aus der Einleitung zu gegenwärtiger Schrift:

Dann düngen ſie mit eig'nem Miſte
Das einſt ſo blumenreiche Feld.

Und weiter:

Und ſitzen blieb er auch hier im Koth
Zuweilen bis über die Ohren.

Endlich noch:

Zuſammengeleimte Proſa iſt's,
Wie 'ne lederne Reiterhoſe
Und alte Stiefelſohlen ſo zäh,
Nebſt einer wäſſ'rigen Sauce.

Daß es um ſolche unſaubere Stellen von „Schmeißfliegen“, „Geſchmeiß“, „Sudelpoeten“, „Sudelblättchen“ u. ſ. w. wimmelt, iſt natürlich, und oft fühlt man ſich verſucht, Emilie Emma für einen verkappten Matroſen oder

Fuhrmann zu halten, wenn nicht ſie ſelbſt ſich als Verfaſſerin bekennte und ein kölner Correſpondent der „Allgemeinen Zeitung“ ihren vollſtändigen Autornamen aufgedeckt hätte. Sie feiert in ihrer neueſten Schrift ihre Lieblingsdichter Heine, Nikolaus Lenau, Sallet, Meißner, Herwegh, Prutz, und wenn wir uns mit dem dem Letztern als Dichter und Kritiker geſpendeten Lobe auch vollkommen einverſtanden erklären, ſo glauben wir Prutz doch ſo weit zu kennen, um mit Sicherheit anzunehmen, daß er die ihm aus ſolcher Hand gereichte Palme zurückweiſen werde, beſonders wenn er triviale Strophen über ſich leſen muß wie folgende:

Sie (die Prutz'ſche Satire) gleichet den Stichen der Mosquitos,
Ihr empfangt ſie faſt ohne zu zucken,
Doch hinterher erregen ſie euch
Ein gar empfindliches Jucken.

Seine politiſchen Lieder gehören zu
Dem Beſten, was derart geſchrieben,
Sie ſind voll Freiheitsglut und Kraft
Und doch nicht übertrieben.

Wir nennen nur dieſe: „Freiheit“, „Der Rhein“,
„Rechtfertigung“, „Was wir wollen“
Und „Freie Preſſe“ — Beifall muß
Verſtand und Gefühl ihnen zollen.

Hiermit wetteifern folgende Strophen:

Sallet's erſte Gedichte ſind
Bei Troſchel in Trier erſchienen,
Er nannte ſie „Funken“, es iſt gewiß,
Daß ſie dieſen Namen verdienen.

Es ſind Gedankenfunken darin,
Kühne, treffende, raſche,
Gleichzeitig erſchien in demſelben Verlag
Auch noch die „Wahnſinnige Flaſche“ u. ſ. w.

Sehr ſchlimm dagegen kommen ihre Landsleute, Wolfgang Müller, dieſer namentlich auch als angeblicher Verfaſſer der „Höllenfahrt“, und N. Hocker weg, wovon die nähern Gründe dieſen Herren beſſer bekannt ſein werden als uns. Sie und „ſonſtiges Geſindel“ werden ſich aber ohne Zweifel über ſo hausbackene Angriffe leicht zu tröſten wiſſen. Wir ſchließen unſere Auszüge mit folgendem Bekenntniß dieſer ſchönen Seele:

Ich habe geſchrieben die „Himmelfahrt“,
Ich will's ja gerne bekennen,
Und ſchäme mich nicht als Verfaſſerin
Hier öffentlich mich zu nennen.

Doch hab' ich ſie aus kleinlichem Groll
Und auch als Weib nicht geſchrieben, —
Der Geiſt des großen Todten hat
Mich mächtig dazu getrieben.

Herr Arnz hat ſich entblödet nicht,
Wegen Verleumdung zu klagen
Beim Zuchtpolizeigericht zu Trier,
Und die Strafe, die muß ich tragen.

Man ſtellte mir heut' das Urtheil zu,
Die Themis geht auf Krücken,
Ich muß die Ehre des Herrn Arnz
Mit zwanzig Thalern flicken.

So viel zur Gemüthsergötzung unſerer Leſer wie zu unſerer eigenen. Wir haben immer gewünſcht, in der Literatur auch einmal weiblichem Humor zu begegnen; aber dieſes ſein erſtes Debüt läßt uns faſt bedauern, je dieſem Wunſche Worte geliehen zu haben. Wenn wir uns mit dieſem Machwerk ausführlicher als es an ſich verdient beſchäftigten, ſo geſchah das darum, weil wir darin ein nicht ganz bedeutungsloſes Symptom jener geheim ſchleichenden Verwilderung zu erkennen glaubten, die nun auch bereits das weibliche Geſchlecht zu ergreifen ſcheint. Wir rathen der Verfaſſerin wohlmeinend, ihr Talent, von dem ſich doch hier und da in einzelnen bei aufgeſetzten Lichtern Spuren zeigen, zu edlern Zwecken und in würdigerer Weiſe zu verwenden; denn die Zeit — dies ſagen wir ihr mit aller Beſtimmtheit voraus — wird ſicherlich nicht ausbleiben, wo ſie ihre bisherige literariſche Richtung ſelbſt verwerfen und bitter bereuen wird. Ohnehin iſt dieſe ganze literariſche Polemik im Heine'ſchen Stile nur eine Mode mehr, die nur dazu da iſt, um ſpäteſtens in zwei oder drei Jahren gänzlich abgelegt zu werden und in Miscredit zu kommen. **H. M.**

Poeſie und Proſa in Bezug auf Religion.

Poeſie im weitern Sinne, als Hervorbringung, Darſtellung, Erſchaffung, iſt Anfang alles gewordenen Seins. Man hat ihr freilich den Poeten voranzuſtellen, allein die Poeſie macht ebenſo gut den Poeten, als dieſer die Poeſie. Metaphyſik, als Lehre von den erſten Urſachen, bleibt in dieſem Cirkel gebannt: Heraklit's Werden, Hegel's Proceß, alle Auffaſſung des Abſoluten, als eine Zurückweiſung auf ſich, auf den Anfang des Anfangs.

Gott hat die Welt geſchaffen, nicht ſich ſelbſt, durch die Weltſchöpfung iſt er Schöpfer; der Menſch ſchafft Werke, nicht ſich ſelbſt; durch ſeine Werke iſt er Poet. Poeſie iſt Schöpfung, die göttliche ſchafft Naturen, die menſchliche Dichtungen, letztere ſind abbildliche Nachſchaffungen aus Vorſchaffung, und in dieſem Sinne werden aus Vorſchaffungen ſo gut Häuſer und Maſchinen gedichtet, als Epos oder Drama gebaut.

Ueber göttliche Schöpfungsweiſe ſchweigen alle Gedanken; über die menſchliche iſt Einiges zu ſagen. Zwar das Erſte, was den Poeten und Künſtler anregt, die Idee, welche ſeine Kraft in Bewegung ſetzt, bleibt ein Geiſtesgeheimniß, und Plato knüpft es an die Erinnerung eines frühern Zuſtandes; allein der Fortgang des Bildens und Hervorbringens läßt ſich beobachten und merken, gleichwie Naturdinge aus unerforſchter urſprüglicher Kraft entſtehend in ihrem Werden und deſſen Eigenthümlichkeiten allerdings erkennbar ſind. Iſt doch der Menſch ſelbſt ein Naturgebilde und hat ſich für Wahrnehmungen eigener Beſonderheiten und Fortentwickelungen vor Augen.

Intelligentes ſelbſtbewußtes Leben zeigt eine Succeſſion von Vorſtellungen, die lebhafter oder minder lebhaft, einfacher oder vielfacher, getrennter oder verſchmolzener, einander hemmend oder unterſtützend hervortreten und pſychologiſche Berechnungen ihrer Verſtärkung, Schwächung und Complication veranlaßt haben. Intelligentes Leben iſt zugleich ein Leben in Begriffen, die ſich auf Vorſtellungen beziehen, ſie durch Gleichſetzung oder Ungleichſetzung ordnen und hierin Herrſchaft über die Vorſtellungsmaße ausüben. Als Auftauchen und Verſchwinden von Vorſtellungen, als Vereinigung oder Scheidung von Begriffen, als Vorſtellungsbewegung und Dialektik beſteht das menſchliche Bewußtſein, wird durch Gedächtniß ein Ganzes, macht Sprache und Mittheilung möglich.

Darum iſt denn Poeſie ein Thun und Treiben, ein Hervorbringen und Wiederbringen im Kreiſe von Vorſtellungen und Begriffen. Ohne ſie lebt kein Menſch, er wache oder träume, er wirkt als Poet im Wachen und Träumen, nur in letztern ungeordneter, ungebundener, ungehaltener; daraus erwächſt ſeine Geiſteswelt, und der beſte Dichter kennt die beſte. Wer im Wachen Haltung und Herrſchaft für die Welt der Vorſtellungen und Begriffe verliert, iſt verrückt, ſeine Vorſtellungen und Begriffe gehen mit ihm durch, rauben ein ſtändiges — ſtändiges — Bewußtſein, er geräth in Traumzuſtände und deren Wirrung. Gänzliche Sicherheit vor entfernten Spuren ſolcher Schwäche bei gewiſſen Veranlaſſungen und in einzelnen Reihen des Vorſtellens und Begreifens iſt vielleicht nur den ſeltenſten Naturen eigen.

Poeſie der Vorſtellungen macht den Dichter, Poeſie der Begriffe den Philoſophen. Nicht als ob jene wie dieſe einm

anz fehlten — dies wäre ein Aufhören des intel-
ußtſeins, — aber das Schaffen und Bilden weilt
dem einen oder andern Kreiſe. Tadel trifft den
er in Begriffen erſtarrt, die in ihrer Allgemeinheit
uelle Vorſtellung bringen; getadelt wird der Phi-
ſtatt allgemeiner Begriffe in ein ſchwimmendes
ueller Vorſtellungen geräth. Bezeichnet Phantaſie
Kraft des Geiſtes, ſo wäre Vorſtellungsphantaſie
m des Dichters, Begriffsphantaſie das Eigenthum
hen, und ein geringes Maß des Beſitzes hätte
nachzukommen, d. h. Dichtungen und philoſophi-
n ihrer Bedeutung zu faſſen.

ngspoeſie geht der Begriffspoeſie voraus, bei
e bei Völkern. An der Gemeinſchaft gegebener
rankt empor die gemachte innere; ſelbſt der Traum
ngung eines Wachlebens mit Irrungen und Ver-
ich in ihm folgt reflectirende Begriffspoeſie dem be-
llen, oft ebenſo wunderlich als dieſes. Wer neue
nd Trennung der Vorſtellung erfindet, iſt ſchaf-
r; wer neue Scheidung und Einigung der Be-
, iſt ſchaffender Philoſoph. Gegen lebhafte Vor-
iſt Begriffspoeſie ruhiger, wie Alter gegen Ju-
e Rede gegen Geſangsbewegung. Vorſtellungen
ualität, Begriffe Allgemeinheit; jene ſind Sach-
dieſe Wortbildungen: immer ineinanderſpielend,
erfahrend, Ausgleichung ſuchend und nicht immer
in eben das Fortdichten und Fortdenken der In-
eht und Eigenthümlichkeiten von Jahrhunderten
altern zum Vorſchein bringt.

che Poeſie fodert Proſa zum Gegenbilde; ſie hat
aber eine andere als die letztere, nämlich in ge-
rſtellungen und Begriffen zum Unterſchiede von
gegebenen mit ihren Verhältniſſen. Beide Wirk-
vergleichbar, ſtehen in fortwährender Beziehung
rgänzen ſich wechſelsweiſe, und man dürfte ſagen,
Wirklichkeit des geiſtigen Menſchenlebens ſei
erſchmelzung, ſodaß weder reine Poeſie ohne An-
oſa, noch reine Proſa ohne Anklang von Poeſie
de, wiewol das Ueberwiegen nach einer oder an-
äufig genug ſei und den Menſchen mit ſich ſelbſt
ern in Zwieſpalt bringe. Beide könnten edler
erhabener und niedriger, maßvoller und maßloſer
würden in ihrer beſondern Stärke oder Schwäche,
wechſelnder Miſchung den Charakter einzelner
n offenbaren.

angedeuteten Beſchaffenheit des Geiſtlebens ſteht
anz eigener Beziehung. Sie hat ihre Wirklich-
en Bewußtſein, aber ohne Proſa der Sinnenan-
wird deshalb ausſchließlich von Poeſie beherrſcht,
angel proſaiſchen Gegenbildes durch Schöpfung
r Vorſtellungen und überſchwänglicher Begriffe
icht, darauf das hierfür Geleiſtete mit innerer
aubens ſich aneignet. Das Heidenthum überließ
ichfaltigſten Vorſtellungsweiſe, bei den Indern
t überſchwänglichen Begriffen verflochten; das
zügelte den Hang des heidniſchen Bildens, zog ſich
moſaiſch-iſraelitiſcher Vorſtellungen und Begriffe
chiller in ſeinen „Göttern Griechenlands" beklagte
ter vielleicht beklagen konnte, wenngleich ein
Rückzug billigt.

ene Vorſtellungspoeſie ſchafft eine reiche Göt-
en iſt Monotheismus ein Werk der Begriffspoeſie.
chkeit bezieht ſich auf Vorſtellungen von Perſonen,
r Theismus vorſtellungsverwandter als Pantheis-
ehen deshalb Philoſophen der verſchiedenſten Zei-
n ſich annähern, und wenn ihnen der bloße Be-
inen unbefriedigend dünkt, vermählen ſie mit dem-
griff der Natur, ſetzen deren Fortgang der Ent-
ls Anfang und Perſönlichkeit als einen Theil
des Ganzen; Natur iſt dann ihr eigener Schöpfer, erſcheint als Poeſie der Begriffe des Seins und Werdens, mit Atomendrängung oder Potenzenkampf im Raume und in der Zeit, als Begriffsausdruck vorgeſtellter Extenſion und Succeſſion. Die Völker dagegen beharren im Polytheismus oder Monotheismus, welche ihrem Vorſtellungshange beſſer entſprechen, und finden den Begriff von Perſönlichkeit leicht im Bewußtſein ihrer eigenen.

Wenn Poeſie des gewöhnlichen Lebens — ſowol der Vorſtellungen als der Begriffe — ihre Sinnenproſa zur Seite hat, ſo hat die Poeſie der Religion keine. Weder All-Einheit für ſich, noch die der Geſammtnatur, noch Perſönlichkeit Gottes oder der Gottheiten ſind wahrnehmbar. Dennoch wird Wahrnehmbarkeit, die Proſa, geſucht: Wahrnehmung vom Weltall, deſſen Atomen, Potenzen, von perſönlich-göttlicher Gegenwart. Alle Mythen, heiligen Geſchichten, Incarnationen u. ſ. w. bieten einen Fund des Geſuchten, und Symbolik gibt eine Aushülfe d. h. Auffaſſung eines Sinnlichen mit überſinnlicher Bedeutung, proſaiſche Wirklichkeit mit Aufſchwung zur Poeſie, Durchdringung des Sinnenlebens mit religiöſem Bewußtwerden. Moſes ſah die Gottheit im brennenden Buſch, das iſraelitiſche Volk vernahm im Donner des Sinai Jehova's Gegenwart, ägyptiſche Erinnerungen ließen ein goldenes Kalb umtanzen. Wo das Symbol ſeine poetiſche Bedeutung verliert und als Proſa ſinnlich gelten ſoll, da iſt Götzenthum, und alle Volksreligionen und Gottesdienſtanſtalten haben einen Hang dahin auszuarten; es geſchieht baare Verkörperung des Geiſtigen, wogegen Moſes und Propheten eifern.

Selbſt das Chriſtenthum, welches götzenthümlicher Verkörperung entſchieden widerſtrebt, welches lehrt: „Gott ſei ein Geiſt, und die ihn anbeten, müßten ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten", hat von jenem Hange mancherlei Einwirkung erfahren, ſowol in Beziehung auf Vorſtellungspoeſie als auf Begriffspoeſie. Theologen, welche chriſtlichen Geiſt und Buchſtaben unterſcheiden, bezeichnen eben jene doppelte Proſaverkörperung, wovon diejenige der Vorſtellungen am leichteſten nachzuweiſen iſt, da ſie im Sinnlichen weilt, diejenige der Begriffe den Gedanken ſchwerer einleuchtet. Beide Richtungen durchkreuzen ſich und finden an chriſtlicher Symbolik mannichfache Nahrung, ſodaß eine ſcharfe Rüge und Ausmerzung des Ungeeigneten faſt jener Vertreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel in Jeruſalem gleichen und zu der Klage Anlaß geben könnten, der Tempel ſtehe leer.

Stimme des Gewiſſens iſt Stimme Gottes im Menſchen; ſie erweckt ein Bewußtſein der Schuld, des Vorwurfs, des Unglücks, darum mit Religion, als Beziehung der Creatur zum höchſten Weſen, aufs innigſte verbunden. Die Bibel ſpricht vom Ungehorſam der erſten Menſchen, von Verführung durch einen böſen Feind, Verluſt des Paradieſes, fortgeſetzten Folgen des Sündenfalls. Hierin wird Vorſtellungspoeſie kenntlich, welche den unheimlichen Zuſtand an ein Ereigniß knüpft, und die Begriffspoeſie bildet daraus den Begriff der Erbſünde chriſtlicher Dogmatik. Weiter verfolgte die Vorſtellungspoeſie ihre Richtung in den Opfergebräuchen als Mitteln, die Verſchuldung abzubüßen, den Zwieſpalt zwiſchen Gott und Menſchen aufzuheben, den drückenden Zuſtand der Sünde zu erleichtern, was, zur fortwährenden Beſchäftigung einzelner Menſchen gediehen, den Begriff der Prieſterſchaft zur Reife bringt, welche Gottheit und Menſchheit vermittelt, woran ſich weitere Vorſtellungen eines Hoheprieſters, ſeines bedeutſamſten Opfers, ſowie der einzelnen Zwecke beſonderer Opfer ſchließen können. Vielopfern wie Prieſterſchaft iſt im Chriſtenthum aufgehoben, an ihre Stelle tritt das ein für alle mal dargebrachte Selbſtopfer, worauf die dogmatiſchen Begriffe ſtellvertretender Genugthuung ſich ſtützen. Bei weiterer Ausarbeitung des kirchlichen Glaubens genügte das eine in der Vergangenheit dargebrachte Opfer nicht der Vorſtellungspoeſie, dieſe verlangte Fortſetzungen, ergriff die ſymboliſche Handlung des Abendmahls und knüpfte daran die tägliche Wiederholung des

ligion — ohne heilige Geſchichte. Geſchichtliches gehört der Sinnenwelt, gleicht als Begebenheit dem Ereigniß jedes Tags, worüber Vorſtellungen und Begriffe ſich aufbauen; daher Bedeutſamkeit des Geſchichtlichen für religiöſe Ueberzeugung. Herder ſagt: „Die menſchliche Seele will Gewißheit, ſie dürſtet nach Factis.“ Setzen wir hinzu: „Die menſchliche Seele dürſtet auch nach Poeſie, d. h. nach lebendiger Vorſtellung des Geſchehenen, nach vollſtändigem Begriff ſeines Zuſammenhangs“; dadurch verklärt ſich Proſa in Poeſie, und wenn jene dem ſichtbaren Sinnenleben angehört, dann dieſe dem unſichtbaren geiſtigen, zù welchem die Jünger Jeſu fortſchritten, als ſie Apoſtel des Evangeliums wurden. Derſelbe Zuſammenhang und Fortgang wird ſich bei heutigen Chriſten zeigen, anhebend von überlieferter Geſchichte, dieſe mit Vorſtellungen und Begriffen durchbildend für das innere Bedürfniß der Religion, und darauf zurückblickend bei Anſchauen und Bedenken der irdiſchen Erlebniſſe. Hierfür fand ſich im evangeliſchen Geſchichtskreiſe das Vorbild als Vermächtniß für die Nachwelt; Poeſie und Proſa waren zu Einem Ganzen vereinigt.

Chriſtlich-theologiſche Glaubensverſchiedenheiten mit dem Vernünftigen darin beziehen ſich auf das Maß von Vorſtellungspoeſie und Begriffspoeſie; denn Vernunft heißt, was beiden ihr Maß ertheilt. Alles Maß iſt begrenzend, und die Vorſtellungspoeſie überſchreitet es durch Vertiefung ins Sinnengebiet, die Begriffspoeſie durch Vertiefung in abſtruſe Speculation; das Mittelalter trieb Früchte in beiden, und ein Rationalismus der Reformation konnte zunächſt nur Einſchränkungen und Verneinungen zur Sprache bringen. Sinnliche Vorſtellungen von einem Läuterungsfeuer nach dem Tode, Fürſprache der Mutter Gottes und der Heiligen, Wirkſamkeit von Reliquien, ſpitzfindige Begriffe der Scholaſtiker über Eigenſchaften Gottes, Genugthuung und freie Menſchenthat wurden einer vernünftigen Maßgebung anſtößig, man fand ſie durch den Inhalt der heiligen Geſchichte keineswegs gerechtfertigt und die Autorität der Kirche unzureichend, ſonach aus dem Glaubensumfang zu verbannen. Außerdem wurden einige dieſer Dinge — was am ſicherſten ihre Maßloſigkeit kundgibt — der ſittlichen Richtung gefährlich und ſchmuzigem Eigennutz dienſtbar, wodurch Luther den Ablaßhandel als Ueberſchreitung aller Grenzen der Vorſtellungspoeſie rügte. Auf dem Felde der Begriffspoeſie möchte die ſtrenge Lehre der Prädeſtination eine gleiche ſittliche Rüge verdienen, obgleich ſie mit Ablaßhandel und einem Schatz von guten Werken in entſchiedenen Widerſpruch ſteht.

Unſere neueſten Religionsbewegungen in Deutſchland theilen ſich in drei Hauptlager: Katholicismus, Proteſtantismus,

dem Gläubige darzubringen; die Transſub
griffspoeſie dieſes Opfers — und göttliche Ve
werden gebilligt, ſo auch die Verehrung de
ligen Märtyrer, weil ſie lebendige Glieder
des Heiligen Geiſtes geweſen ſind und durch
von Gott Wohlthaten erwieſen wurden; gut
als Belohnung die Seligkeit. Biſchof Cont
wollte in lutheriſcher Weiſe die Rechtfertig
und Verdienſt Chriſti zurückführen, wobei di
bloße Zeichen des Glaubens und der Gerechti
aber überſtimmt. Der römiſche Katechismus
wo die nicht zur Seligkeit gelangenden Seel
aufbehalten werden: einen finſtern Kerker mi
Feuer für die Verdammten, ein reinigend
Seelen der Frommen auf beſtimmte Zeit,
Abraham's, wo die Gereinigten ohne Schmerz
bis Chriſtus ſie befreit. Zudem iſt es Eige
ſchreitender Vorſtellungspoeſie, das Symboliſch
lungen zu verkennen und in denſelben etw
ſinnlich Wirkſames, auf Zuſtand des Individu
niß zu Gott Einſließendes zu ſehen, was
Lehre von den Sacramenten hervortritt.

Vieles von den in Trient gefeſteten Vo
die Proteſtanten abgeſtreift, aber nicht Alles
untereinander in Zerwürfniß gerathen, wie
Abendmahlsſtreit daraus entſprang, daß Lut
Abſtreifung Zwingli's fortgehen wollte. S
Vorſtellungsweiſe ſuchte man durch ſpitzfin
heben und fiel dann in neue Verwickelung u
Kein Meßopfer, aber doch — geheimnißvolle
Geopferten und der Gedächtnißfeier; kein P
doch das Amt der Schlüſſel. Der Proteſtant
dem Franciscaner Dumont zu Trient beiſtim
ſtiker hätten die Glaubenslehre ſo aufgeklärt, d
thig habe ſie aus der Schrift zu lernen“; a
Jeſuiten, welche (nach Simon) die herr
von allgemein göttlicher Eingebung der Heil
geſunden Verſtande zuwider hielten. Exorcism
kam aus der alten Kirche und war vielleicht
ſymboliſch; als 1591 die Conſiſtorien in Me
und Leipzig ihn weglaſſen wollten, hielt der g
dies Verbot das Weſen der Taufe verändert
proteſtirten, und der fromme Arndt, dem ſ
Weglaſſung nicht erlaubte, verlor darüber ſei
Beza lehrte: Gott habe durch einen ewigen
Rathſchluß beſchloſſen, einige Menſchen in

Philoſophie nun allerdings haben Begriffe ihre
Hegel hat ihnen ſcholaſtiſche Bedeutung verliehen,
acht-Allgemeine zur Weſenheit und Wahrheit alles
nd Vorgeſtellten gemacht, man dürfte ſagen, zur
Vorſtellungspoeſie oder zum Erſten vor der zweiten
Des Menſchen Weſen iſt ſein Begriff, Gottes
Begriff; die Poeſie ihrer Begriffe, nicht ihrer Per-
ſie ſelbſt und die Welt. Der immanente Proceß-
s — „perennirend ſich von ſich ſelbſt unterſcheidend,
nterſchied ebenſo perennirend wieder aufhebend“ —
Nichts, dem abſtracten Sein durch Negation deſ-
Werden und durch Wiederaufnahme deſſelben ein
ſolcher abſolute Proceß waltet gleich einem poeti-
il, iſt Alles in Einem und Eins in Allem. Dieſe
e nähert ſich dadurch der Vorſtellungspoeſie, daß
n urſprüngliches Leben und Selbſtbewegung zu-
wird, auf deren Weſen die Vorſtellungen ſich be-
hes ſonach nur im Denken der Begriffe erfaßt
. Weil Perſonen dem ſinnlichen Vorſtellungskreiſe
rzeugt werden und verſchwinden, einzelne mit- und
r, ſo liegt jede Perſönlichkeit im Vorſtellungs-
h diejenige Gottes — und mit ihr aller Inhalt
n, welcher ſich auf perſönliches Verhältniß von
enſch bezieht; und der Völkerglaube kommt daher
inen Denken und Erkennen ſeiner ſelbſt wie ſeiner
welche in ihrem Verlauf nur die urſprüngliche
Bewegung der Begriffe des Seins und Werdens
ngsreihen darſtellt. Unterſchieden von der alten
dieſe neue nicht ſo unmittelbar vom Kirchendogma
rbindet ſich aber gern mit demſelben, und ſucht
t, Chriſtus, Erlöſung, ewiges Leben die von Vor-
efreiten Begriffe, um eine für Denken und Geiſt
e Religion hinzuſtellen.
tet des Preiſes theoſophiſcher Wiſſenſchaft und des
welchen dieſe ſcholaſtiſche Begriffspoeſie bei Philo-
den, haben die Bekenner des Chriſtenthums ſich
efreundet, haben das Lebendigere ihrer evangeliſchen
t den daranſchließenden Vorſtellungen und herkömm-
tiſchen Begriffen vorgezogen. Weil der Proteſtan-
Entrüſtung über unſittliche Folgen gewiſſer Kir-
ngen entſprang, verband er ſich leichter mit Kant'-
phie, welche das Moraliſche als Vernunftmaß reli-
eugung hinſtellt und theoſophiſche Begriffspoeſien
irchliche Gemeinſchaft wird aus Scholaſtik nie
wie denn dieſe im Mittelalter unter Vorausſetzung
ng, und was deswegen Einige als philoſophiſche
e der Zukunft erwarten mögen, entbehrt aller
ahrſcheinlichkeit. Geſchichte, Herkömmliches und
llungskreis haben größere Gewalt, können ſich
er verengern, mannichfach verſchlungen das gei-
er Völker beſtimmen, Begriffe auffodern oder zu-
ie werden für Religion weder untergehen noch in
e Begriffsdialektik ſich auflöſen.
: will glauben, Theologie will wiſſen, die Kirche
. Wo dieſe Richtungen in einem anerkannten
Vorſtellungen und Begriffen freundlich einander
iſt Ruhe, Friede und Freude; wo der anerkannte
rochen, verſchmäht oder entſtellt wird, da iſt Un-
und Verdruß; es erſcheinen Unglaube, Irrthum,
rch ſie wird das Gemüth des Einzelnen wie der
hriſtenheit verletzt, Religion, Theologie und Kirche
ch dem Uebel abzuhelfen, und daher der Eifer,
Unglaube, Irrthum und Ketzerei verfolgt ſind.
ußtſein des Menſchen Vorſtellungen und Begriffe
wußt werden, ſo iſt Theologie der Kampfplatz für
Kirche, und erwünſchte Ruhe wird eintreten,
rche ein beſtimmtes Wiſſen der Theologie heiligt
aube ſonder Wanken dieſer Weiſung folgt. In-
heologiſches Wiſſen der Begriffe nicht entbehren

kann, geräth es mit der Philoſophie in unausweichliche Berührung, welche auch ohne Kirche und deren geheiligten Glauben ihre Wege wandelt, daher die ruhige Alleinherrſchaft zu unterbrechen geneigt iſt. Selbſt Scholaſtik des kirchlich gläubigen Mittelalters mit ihrem Ariſtoteles muß dieſen Charakter kundgeben, den eine Legende über Albertus Magnus bezeichnet. Dieſer berühmte Mann des 13. Jahrhunderts, heißt es, war anfangs ſtumpfſinnig geboren, aber ihm erſchien die Jungfrau Maria, befreite ihn von ſeiner Schwäche, verhieß, er werde die Kirche erleuchten und dennoch rechtgläubig ſterben. Deswegen habe ſie bewirkt, daß er fünf Jahre vor ſeinem Tode alle Philoſophie vergeſſen und in der Orthodoxie früherer Jahre verſchieden ſei.

Zu einem ſolchen Vergeſſen kann und wird es unſere Zeit nicht bringen, daher ihre Kämpfe auf dem Gebiet der Theologie. Bedürfniß des Glaubens iſt wie von jeher vorhanden, allein der theologiſchen Leuchte unſicheres Licht läßt Unglauben aufkommen. Man ſucht eine heiligende Macht der Kirche und kann ſie außerhalb Rom nicht finden; mit ungetreuer Philoſophie hat man ſich vergebens abgemüht, kehrt zum Theil ihr und der Theologie den Rücken, und hofft auf eine Kirchenmacht ohne Philoſophen und Theologen. Heidniſch reicher Vorſtellungspoeſie iſt ein chriſtliches Zeitalter entwöhnt, doch ließen ſich Spuren derſelben im Cultus des Genius entdecken, der Einigen zur Religion geworden, und er wurde durch Hegel's theoſophiſche Begriffspoeſie gut genug unterſtützt. Wenn mit dialektiſchem Proceß Gott ſich im Menſchen findet, darf ihn der Menſch unter ſeinesgleichen ſuchen und kann Götter entdecken oder eigene Selbſtvergötterung gutheißen.

Geſinnung gibt der Religion und Theologie feſte Farbe. Innige Freundſchaft glaubt dem Freunde, weiß ſeine Theilnahme, hält Zweifelgedanken fern. Auf chriſtlicher Geſinnung wird demnach chriſtliche Religion und Theologie ruhen, in der Kirche geheiligt, und wenn nach Auguſtinus die menſchliche Seele von Geburt Chriſtin iſt, ſo erwächſt daraus die Macht des Chriſtenthums, welche zu Zeiten durch Unglauben, theologiſches Gezänk und Kirchenverderbniß geſchwächt ſcheinen kann, aber mit angeborener Macht ſich immer wieder darüber emporhebt, und auch unſern theologiſchen Tagen ein Heil zu bringen hat, welches ſie in den Tagen Chriſti ſeinen Jüngern und den apoſtoliſchen Gemeinden brachte.

„Die Offenbarung iſt eine erhöhte Poeſie, die Vernunft in heiliger Poeſie, ein Vernunftkörper, ſie ſtellt dar, ſie macht anſchaulich“, ſagt Hippel in ſeinen „Lebensläufen“; es ließe ſich ausdrücken: „Sie ſei Vernunftmaß für Begriffspoeſie und Vorſtellungspoeſie, dadurch Vernunftkörper und zugleich eine Feſtigung für jene ſelbſt.“ Will die eine maßlos ihre Beigängerin vernichten, oder die andere ſchrankenlos willkürlichen Begehrniſſen folgen, ſo verdorrt entweder — mit ungebändigter Denkaſceſe — der Körper, oder es erſtickt — mit Ueberfüllung des Leiblichen — der denkende Geiſt; nur im Vernunftkörper athmet geſundes Leben. Zum einen verleitet begriffzerſetzende Philoſophie, zum andern begriffloſes Vorſtellungsgelüſt; das Rechte bleibt, von ſolchen fehlerhaften Ausweichungen in das Mutterland gläubiger Menſchheit, zur heiligen Doppelpoeſie, zurückzukehren. Heutige Philoſophie und Theologie ſcheinen mehr als billig Ausweichungen zu begünſtigen und gerathen darüber in Streit, wiewohl ſie Einigung ſuchen und über das Friedensinſtrument wiederum miteinander zerfallen. Ob man mehr für den Körper oder für die Seele zu ſorgen habe, fragt ſich in allem menſchlichen Leben; der religiöſe Materialismus behauptet jenes, der religiöſe Spiritualismus dieſes; die Offenbarung aber — der „Vernunftkörper“ — zeigt poetiſche Einheit von beiden, deren eingedenk zu bleiben heilſam iſt, und wobei nur gerade das Poetiſche dem Philoſophen wie dem Theologen oft am wenigſten zuſagt, wenn ſie einer nackten Proſa der Begriffe oder der Vorſtellungen entgegenſtreben, die doch theils unmöglich iſt, theils das Hohe und Heilige der Religion und ihrer Poeſie unkenntlich macht.

wird ſie führen,? Religion im Herzen der Menſchheit wird ihr Weſen dauernd kundgeben, Theologie wird veränderte Maßgebungen erfahren, die Kirche an Selbſtändigkeit und Gewicht verlieren. • 26.

Notizen.

Nachklänge zu den weimariſchen Septemberfeſten.

Die weimariſche Feſtfeier wird wahrſcheinlich noch eine lange Schleppe daran anknüpfender Schriften nachſichziehen. Als ein Souvenir empfehlen wir Allen, welche an der Feier theilgenommen, die in Weimar bei Kühn erſchienene Schrift: „Zur Erinnerung an die Feier des 3. und 4. September 1857, die Tage der Grundſteinlegung zum Karl-Auguſt-Denkmal und der Enthüllung der Goethe-Schiller- und Wieland-Standbilder zu Weimar." In Quart gedruckt bringt dieſe Broſchüre das Programm für das weimariſche Feſt und ſodann je ein Facſimile von Karl Auguſt, Wieland, Goethe, Schiller und Herder. Von beſonderm Intereſſe darunter iſt das Facſimile des oft citirten Briefs von Wieland vom 10. November 1775, worin er Goethe einen „göttlichen Menſchen" nennt und unter Anderm verſichert, es ſei zwiſchen ihm und Goethe ſchon ſo weit gekommen, „daß Welt, Sünde, Tod, Teufel und Hölle nichts mehr dagegen ausrichten können". Mit größter Theilnahme laſen wir in Nr. 38 des „Weimarer Sonntagsblattes" die Betrachtungen des ruſſiſchen Fürſten W. Odoiewsky über die „Bedeutung der weimariſchen Feſte". Der reiſende Ruſſe verbreitet ſich darin über die Sympathien ſeiner Landsleute für deutſche Wiſſenſchaft und Literatur, beruft ſich darauf, daß die Hauptwerke Herder's und Wieland's, Goethe und Schiller faſt ganz, „Fauſt" nicht weniger als drei mal ins Ruſſiſche überſetzt ſeien, verſichert, daß die Bildniſſe dieſer Heroen ſich im tiefſten Sibirien fänden, daß von der Million fremder Bücher (außer Zeitungen und Journalen), die in Rußland jährlich eingeführt würden, die Hälfte aus deutſchen Büchern beſtände, daß die Schriften Kant's, Fichte's, Schelling's, Hegel's auf allen ruſſiſchen Univerſitäten ſtudirt würden, daß es wol keinen Zögling der Univerſitäten Moskau, Petersburg, Charkow, Kaſan und Kiew gäbe, „dem nicht die philoſophiſche, gelehrte und äſthetiſche Literatur Deutſchlands bekannt wäre, wenigſtens ſo viel als ſie es jedem gebildeten Deutſchen iſt". Die ruſſiſche Wiſſenſchaft, fährt der Fürſt fort, habe eine feſte Haltung gewonnen und wage auf neue Wege des Wiſſens zu ſinnen, mit jedem Tage vermehre ſich die Selbſtändigkeit der ruſſiſchen Literatur, niemals aber wür-

etwas vorſtellen, indem ſie das Vergang
die Monumente, die ſäcularen Lobreden
ergo bibamus, weil es einmal tüchtige Menſ
Ein Contraſt, der zu denken gibt, liegt aller
ſtande, daß, während man die Statuen un
roen umjubelt, die deutſchen Dichter ſich,
phius bis jetzt, im Leben ſelbſt ſtets oder fa
und vereinſamt, ja wie verloren vorkamen,
von Geſtändniſſen nachgeleſen werden könne
ſicht haben ſich ſelbſt minder bedeutende Mu
gewiß viel weniger zu beklagen.

Zur Schillerſtiftung.

Unter der Ueberſchrift „Zum elften N
proviſoriſche Vorſtand der Schillerſtiftung e
deſſelben von Karl Gutzkow unterzeichneten
aus dem wir folgendes mehr Thatſächliche en
reich und England, ja Länder kleinern Umfa
Literaturen Organiſationen gegeben, die ſo
Staat ſanctionirte. Nur in Deutſchland iſt
bende Kraft ſowol wie die ermattende den A
preisgegeben. Oder ſagen wir getroſt: ſie
Denn ſchon iſt die Ausſicht da, daß unſere
Jahre 1859, wo ſie durch gemeinſame Ber
Filiale eine definitive Geſtalt gewinnen wir
Beſitze von 14,000 Thalern iſt. Schließt ſich
fen ſteht, die dresdener Tiedgeſtiftung, wenn
Verwaltung an, ſo beſitzt ſie 20,000 Thaler.
bis zu Schiller's hundertjährigem Geburtst
Ausſichten erfüllt ſehen." Zu den in den
Schillerſtiftung" verzeichneten Spenden ſind
richtet wird, „neuerdings einige anſehnliche h
100 Dukaten von Sr. Majeſtät dem Kaiſer
Legat des kürzlich zu München verſtorbene
Pflumern mit 2000 Gulden Rheiniſch, ein B
antheil des breslauer Stadttheaters im Extra
lern. Ihre königlichen Hoheiten der Großh
und der Herzog von Koburg haben Benefi
ihren Hoftheatern für dieſen Winter bewilli
Vorleſungen, Concerten, literariſchen Herau
an Ehrenſolden, Erträgniſſe von Auffoderun
beliebter und verbreiteter Zeitſchriften ſtehen i
bei den weimariſchen Septemberfeſten wurde d
gedacht; ein Kreis edler Frauen trat zuſamn
niſſe ihrer Kunſtfertigkeit am nächſten 11. N

die Bitte, wie in Berlin, München, Stuttgart, Darmſtadt, Weimar, Frankfurt am Main, Hamburg, Offenbach, ja in einer kleinen Stadt, zu Nienburg im Hannoverſchen, bereits geſchehen iſt, zur Bildung von Filialſchillerſtiftungen zuſammentreten zu wollen. Die Abgeordneten derſelben werden am 11. November 1859 an irgendeinem paſſenden Orte ſich vereinigen und die nähere Zweckbeſtimmung und Organiſation der Schillerſtiftung gemeinſchaftlich berathen. Schon für das nächſte Jahr beabſichtigen wir eine Vorberathung einzuleiten zu vorläufiger Kenntnißnahme der gegenſeitig auszutauſchenden Wünſche und Anſichten." Indem wir dieſen Aufruf auch unſererſeits aufs angelegentlichſte befürworten, erlauben wir uns zugleich im Namen des Schriftſtellerſtandes, eines Standes, der aus Zuſtänden wie den unſerigen mit Nothwendigkeit hervorgegangen iſt, dabei aber von den Vortheilen ausgeſchloſſen bleiben mußte, „die Andern die Anlehnung an gegebene Verhältniſſe des Staats, der Kirche, der Wiſſenſchaft, der Welt des Gewinnes und Gewerbes gewährt", dem proviſoriſchen Vorſtande der Schillerſtiftung für ſeine edeln und unermüdlichen Bemühungen unſern lebhafteſten Dank an dieſer Stelle auszuſprechen. **H. M.**

Bibliographie.

D'Alembert, Unterſuchungen über die Präceſſion der Nachtgleichen und über die Nutation der Erdaxe nach Newton's Syſteme. Ueberſetzt von G. K. Seuffert. Nürnberg, Korn. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Andersſon, C. J., Reiſen in Südweſt-Afrika bis zum See Ngami in den Jahren 1850 bis 1854. Aus dem Schwediſchen von H. Lotze. In zwei Bänden. 1ſter Band. Mit 8 Stahlſtichen in Tondruck von A. Alboth und zahlreichen Holzſchnitten. Leipzig, Coſtenoble. 1858. Lex.-8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Andlaw, F. Freih. v., Erinnerungsblätter aus den Papieren eines Diplomaten. Wien. München. Paris. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Euſebius Ara oder die Kraft des Gebets. Ein Lebensbild. Zwei Bändchen. Zwickau, Verlagsbuchhandlung des Volksſchriften-Vereins. 1858. 8. 10 Ngr.

Der Baſtard von Caſtilien. Hiſtoriſcher Roman. Aus dem Spaniſchen. Frankfurt a. M., Hedler. 8. 15 Ngr.

Kritiſche Blätter für Literatur und Kunſt. Unter Mitwirkung von Schmidt-Weißenfels herausgegeben und redigirt von J. L. Kober. 1ſter Jahrgang. 1857. October bis December. 13 Nummern. Prag, Kober. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

En poa Blomen ut Annmariek Schulten ehren Goahrn von A. W. Herausgegeben von F. Reuter. Greifswald, Koch. 1858. 16. 15 Ngr.

Brugsch, H., Geographische Inschriften altägyptischer Denkmäler gesammelt während der auf Befehl Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preussen unternommenen wissenschaftlichen Reise in Aegypten erläutert und herausgegeben. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Geographie des alten Aegyptens nach den altägyptischen Denkmälern zum ersten Male zusammengestellt und verglichen mit den geographischen Angaben der heiligen Schrift und der griechischen, römischen, koptischen und arabischen Schriftsteller. Nebst 57 Tafeln und 2 Karten. Leipzig, Hinrichs. Hoch 4. 25 Thlr.

Julie Burow, Verſuch einer Selbſtbiographie. Prag, Kober. 16. 10 Ngr.

Büttner, Nordamerikaniſche Bilder und Zuſtände. II. — A. u. d. T.: Die Sclaven in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten. Ein Zeugniß für Onkel Tom's Hütte. Bamberg, Buchner. 8. 18 Ngr.

Der Hamburger Caſanova. Memoiren eines Liederlichen. 1ſte Lieferung. Hamburg, B. S. Berendſohn. 1858. 8. 7½ Ngr.

Clemens, A., Die Revolution in ihrem Einfluſſe auf Körper, Geiſt und Gemüth der Völker dargeſtellt. Frankfurt a. M., Hedler. Br. 8. 14 Ngr.

— — Schiller im Verhältniß zu Goethe und zur Gegenwart betrachtet. Frankfurt a. M., Hedler. 8. 5 Ngr.

Die Exulanten. Eine erzgebirgiſche Dorfgeſchichte von K—l G—ſch. Zwickau, Verlagsbuchhandlung des Volksſchriften-Vereins. 8. 10 Ngr.

Garben geſammelt und gebunden auf dem Weizenfelde der Schrift. Vom Verfaſſer der Herzensergüſſe und der Weckſtimme. Erlangen, Bläſing. Gr. 16. 12 Ngr.

Gedenke mein! Taſchenbuch für 1858. 27ſter Jahrgang. Mit 6 Stahlſtichen. Wien, Pfautſch u. Voß. Gr. 16. 2 Thlr.

Gentz, F. v., Briefe an Chrn. Garve. (1789—1798.) Herausgegeben von Schönborn. Breslau, Max u. Comp. 8. 10 Ngr.

Guhl, E., Die Frauen in der Kunſtgeſchichte. Berlin, Guttentag. 1858. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der illuſtrirte Hausfreund. Ein Familienbuch für alle Stände. 1ſter Band. Zwölf Hefte. Berlin, Verlags-Comptoir. Lex.-8. à Heft 5 Ngr.

Haym, R., Hegel und ſeine Zeit. Vorleſungen über Entſtehung und Entwickelung, Weſen und Werth der Hegel'ſchen Philoſophie. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Des Minnesangs Frühling. Herausgegeben von K. Lachmann und M. Haupt. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr.

Mühler, C., Die Freimünzer. Roman in drei Büchern. Drei Bände. Leipzig, Hartknoch. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Des Freiherrn von Münchhauſen höchſt wunderbare Abenteuer und Erlebniſſe auf ſeinen Reiſen zu Waſſer und zu Lande. Zur Ergötzung für Jung und Alt, auf's Neue herausgegeben von F. Cornelius. Berlin, Reymann. 16. 7½ Ngr.

Norddeutſcher Muſenalmanach. Herausgegeben von E. Weber. 1ſter Jahrgang. 1857. Hannover. 16. 24 Ngr.

— — Derſelbe. 2ter Jahrgang. 1858. Leipzig, Hübner. 1858. 16. 24 Ngr.

Otfrieds von Weiſſenburg Evangelienbuch. Aus dem Althochdeutſchen überſetzt von G. Rapp. Stuttgart, S. G. Lieſching. 1858. Br. 8. 22½ Ngr.

Reuter, F., Kein Hüſung. Greifswald, Koch. 1858. 12. 25 Ngr.

Riehl, W. H., Die Pfälzer. Ein rheiniſches Volksbild. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Schäfle, M., Ueber das religiös-myſtiſche Einheits-Princip des Chriſtenthums. Verſuch einer Theorie. Schaffhauſen, Hurter. 8. 12 Ngr.

Weber, K. v., Aus vier Jahrhunderten. Mittheilungen aus dem Haupt-Staatsarchive zu Dresden. 1ſter Band. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Sturm, K. A. G., Die Schlacht bei Roßbach. Eine getreue Darſtellung der Ereigniſſe vor, während und nach dieſer Schlacht; zur Secular-Erinnerung an den 5. November 1857. Weißenfels, Prange. 8. 5 Ngr.

Trutz Frankreich! Sechs Helena-Lieder zum 18. October 1857. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 5 Ngr.

Wortmann, K. A., Denkmal der Liebe, dem Hrn. Dr. Frz. Frdr. Graeber, General-Superintendent der Provinz Weſtphalen, geſetzt. Duisburg, Ewich. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von Rotteck und Welcker.

Dritte, umgearbeitete, verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollſtändig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des ſiebzehnten Heftes:

Baiern. (Geſchichte und Statiſtik, ſtaatsrechtliche und politiſche Zuſtände des Landes.) Von G. F. Kolb. (Schluß.) — **Bailly** (Johann Silvan). Von J. Weitzel. — Ballotiren, ſ. Abſtimmung. — **Banken und Bankweſen.** Von K. Mathy. — Bankrott, ſ. Concurs. — **Bann, bannen, Bannrecht.** Von Rotteck.

Dieſe **dritte Auflage** des berühmten Werks hat ſich trotz der weſentlich veränderten Zeitumſtände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den erſten Namen der deutſchen Wiſſenſchaft** unterſtützt.

Die bisher erſchienenen Hefte ſind nebſt einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Stereometrie

von

Hermann Schäffer.

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch der Geometrie für Schulen und zum Selbſtunterricht von **Karl Snell.** Dritter Theil.

Mit 16 lithographirten Tafeln. 8. Geh. 1 Thlr.

Wie Snell's „Lehrbuch der Geometrie" in erſter Auflage den Lehrern der Mathematik als ein naturgemäßer, anſprechender und echtwiſſenſchaftlicher Lehrgang ſich beim Unterricht nützlich und fruchtbringend erwieſen, ſo wird es in zweiter, erweiterter Auflage gleichzeitig den Schülern beim Selbſtſtudium dienen und ſei ſomit als Schulbuch zur Einführung allen Schulanſtalten beſtens empfohlen. Daſſelbe erſcheint in drei Theilen, wovon der erſte (24 Ngr.), die Planimetrie und der dritte, die Stereometrie behandelnd (von Hermann Schäffer), bereits vorliegt, während der zweite Theil, die Trigonometrie, bald nachfolgen wird.

Von Karl Snell erſchien in demſelben Verlage:

Einleitung in die Differential- und Integralrechnung. Zwei Theile. Mit 7 lithogr. Tafeln. 8. 3 Thlr. 26 Ngr.

Bei **Fr. Ludw. Herbig** in Leipzig erſchien ſoeben
allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu

Meissner, Alfred,

Der Prätendent von Yor

Trauerſpiel. 8. Elegant broſch. Preis 1 Thlr.

Früher erſchienen von demſelben Verfaſſer: **Das Arias.** Trauerſpiel. 8. Broſch. 1 Thlr. — **Reginald oder die Welt des Geldes.** Trauerſpiel. 8. Broſch. 1
Gedichte. Siebente Auflage. Miniatur-Ausgabe. 1½ Thlr., gebunden 1 Thlr. 27½ Ngr. — **Ziska.**
Siebente Auflage. Miniatur-Ausgabe. Broſch. 1
gebunden 1⅔ Thlr.

Indem ich hierdurch auf das neueſte Werk des Dichters aufmerkſam mache, bin ich der Erwartung, von ſeinen vielen Verehrern gleichfalls freundlich a
men wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geſchichten und Räthſelhafte Menſ

Sammlung verborgener oder vergeſſener Merkwürdig

Herausgegeben von

Friedrich Bülau.

Achter Band. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Anton von Schlieffen und Adam von Schlieben. —
Herzogin von Chevreuſe. Frei nach Couſin von E. Köhle
III. Die Gräfin von Berlepſch. — IV. Der Großkanzler
Nach Familienpapieren und zeither meiſt ungedruckten Actenſtück
V. Grafen Lynar. — VI. General Tottleben. — VII. Jean
Venel, Leben eines Arztes. Von E. Köhler. — VIII. Jean
çois Henri Venel. Leben eines Pädagogen. Von E. Köhle
Miscellen. — Nachträge und Berichtigungen.

Der **erſte bis ſiebente Band** dieſes für die
Kreiſe beſtimmten und von dem deutſchen Publicum weg
nes reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten
aufgenommenen Werks haben denſelben Preis.

Bücher zu ermässigten Preisen.

Bücherkäufer werden auf das von **F. A. Brock**
in Leipzig ausgegebene

Verzeichniss werthvoller Werke

zu bedeutend ermässigten Preisen,

eine reiche Auswahl aus allen Fächern der **Literatur**
besonders aufmerksam gemacht. **Dasselbe ist in**
Buchhandlung **gratis** zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

erariſche Unterhaltung.

it wöchentlich. —— Nr. 48. —— 26. November 1857.

Die Memoiren des preußiſchen Generals von Reiche. Von **Karl Guſtav von Berneck.** — Epigonenlyrik. Von
ulf. — Goethe und Leſſing auf der manheimer Bühne. Von **Arnold Schloenbach.** — Ueberſetzungen. — **Notizen.**
— **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

noiren des preußiſchen Generals von Reiche.

:s königlich preußiſchen Generals der Infanterie
von Reiche. Herausgegeben von ſeinem Neffen
n Weltzien. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus.
. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

wir im Allgemeinen die Veröffentlichung der
keiten von Männern, denen es vergönnt
oßen Zeiten mitten im Strom der Begeben-
ichen und handelnd einzugreifen, mit Freu-
n, ſo ſind wir dem Herausgeber des vorlie-
:ks zu doppeltem Danke verpflichtet, denn es
lein eine werthvolle Bereicherung der kriegs-
n Literatur, ſondern hat auch durch ſeine
allgemeiner Zuſtände ein hohes Intereſſe
eſten Leſerkreiſe. Der Verfaſſer ſchrieb dieſe
nach ſeinem Rücktritt aus dem activen Dienſte
ren 1842—45, anfangs nur in der Ab-
en ſeinen Angehörigen und Freunden als ein
i nach ſeinem Tode zu weihen, wobei er
vermeiden könne, ſich mitunter auch über das
auszulaſſen, da ohne ſolches ſeine Einzel-
Verbindung und Verſtändniß bleiben wür-
s „Auslaſſen über das Allgemeine“ nimmt
rweiterung des dienſtlichen Wirkungskreiſes,
rſtorbene gewonnen, immer mehr zu, und
Werke ſeinen größten Werth verliehen. Am
r Arbeit ſagt er: „Ob in ſpäterer Zeit,
ndelnden Perſonen jener Epoche das Erden-
ſen haben, Auszüge daraus einer größern
ung werth geachtet werden, muß ich dahin-
aſſen.“ Der Herausgeber, Neffe des Verſtor-
iber mit Recht ſtatt bloßer Auszüge das Ganze
und ſich dadurch wahrhaft verdient gemacht.
von Reiche, am 4. October 1775 zu Nien-
nnoverſchen geboren, wo ſein Vater Hofrath
dicus war, erzählt uns aus ſeiner Kindheit nur
: intereſſante Erinnerungen. So den Beſuch
ürdigen kleinen Feſte Wilhelmſtein, welches er
bekannte Graf Wilhelm von Bückeburg, Reformator des portugieſiſchen Heerweſens, auf einer künſtlichen Inſel im Steinhuder Meer 1762—65 hatte erbauen laſſen. Die Inſel war dazu von den Bauern — vergleichbar den Korallenthieren der Südſee — erſt gebildet worden durch angefahrene und verſenkte Steine. Damals befanden ſich noch einige von den kleinen goldenen Kanonen dort, welche der dankbare König von Portugal ſeinem Feldmarſchall zum Geſchenk geweiht. Als Reiche im Jahre 1847, nach 60 Jahren, ſeinen Beſuch auf Wilhelmſtein wiederholte, fand er nur noch eine von dieſen Kanonen vor, die andern waren nach und nach eingeſchmolzen worden. Das Rohr der Kanone, von gutem Golde, iſt etwa einen Fuß lang und ganz proportionirt gearbeitet, die Laffete von ſchwarzem Ebenholz, die Beſchläge von Silber, Alles ſehr ſauber und vollſtändig. Hoffen wir, daß dies Kunſtwerk erhalten bleibe!

Eine zweite Erinnerung, welche der Verfaſſer bewahrt hat, iſt die an die Rückkehr der hannoverſchen Truppen, die an der heldenmüthigen Vertheidigung von Gibraltar unter Elliot den rühmlichſten Theil genommen hatten. Der Lorberkranz, welchen weißgekleidete Mädchen den einziehenden Truppen entgegentrugen, hängt noch jetzt in der Kirche zu Nienburg.

Im Jahre 1788 trat Reiche in den preußiſchen Dienſt und zwar in ein Infanterieregiment, welches zu Weſel ſtand. Sein bisheriger Hofmeiſter hatte ihm den Unterricht ſo verleidet, daß er, als die Genehmigung des preußiſchen Generals einging, vergnügt rief: „Gottlob, nun brauche ich kein Latein mehr zu lernen!“ Die Schilderungen aus dem erſten Soldatenleben des dreizehnjährigen Knaben ſind höchſt ergötzlich. Unſerer heutigen verwöhnten Generation von Offizieraſpiranten wird es lächerlich und ſchmachvoll erſcheinen, wie ſich damals der Fahnjunker behelfen mußte und wie man mit ihm umſprang. Reiche's Budget betrug 8 Thaler, wobei noch 2 Thaler für Privatunterricht. Die Regimenter in Weſel, welche keinen Canton zur Aushebung hatten, weil die cleveſche Landſchaft davon befreit war, beſtanden ganz

beim Militär trug er Sorge: er errichtete eine Junkerſchule und eine „patriotiſche Geſellſchaft von Kriegskunſtverehrern“, welche ihre regelmäßigen Zuſammenkünfte hielt. Nach dem Muſter dieſes Vereins wurde ſpäter die Militäriſche Geſellſchaft zu Berlin und Potsdam geſtiftet, die bis 1806 fortdauerte und beinahe 40 Jahre ſpäter durch die Bemühungen des Fürſten Radziwill wieder in das Leben gerufen wurde, wie ſie gegenwärtig noch beſteht.

Es iſt eine Pflicht, die Verdienſte Schlieffen's, welchem das preußiſche Militärbildungsweſen für die nicht genug zu empfehlende Fortbildung der Offiziere den erſten Grundſtein verdankt, zu ganz beſonderer Würdigung hervorzuheben. Als die Rüſtungen gegen Frankreich gemacht wurden, ſuchte er vergebens ein Commando bei der mobilen Armee nach und nahm deshalb ſeinen Abſchied. Seine Aeußerungen, welche uns hier mitgetheilt werden, beweiſen den Scharfblick des trefflichen Mannes. „Man muß ſich die Sache ſehr leicht denken“, ſagte er im Unmuth. „Wer den Krieg in Amerika mitgemacht hat, weiß, daß es eine ganz andere Sache iſt, ob man eine ganze Nation oder nur eine Armee gewöhnlicher Soldaten gegen ſich hat.“ Schlieffen zog ſich auf ſeine Güter bei Kaſſel zurück. Hier erſchien ſpäter plötzlich bei ihm eine Deputation des franzöſiſchen Nationalconvents, die ihm das Commando der Armee antrug und den Marſchallſtab überbrachte. Seine Antwort in echtdeutſcher Geſinnung war durch eine Hinweiſung auf den preußiſchen Hut, die Schärpe und den Degen begleitet, die er noch in ſeinem Zimmer aufgeſtellt bewahrte. Er iſt erſt 1825, 93 Jahre alt, geſtorben.

Den Feldzug nach der Champagne machten die weſelſchen Regimenter nicht mit. Reiche, der nach dreijähriger Dienſtzeit zum Porteépéefähnrich avancirt war, lernte zu Weſel Lafayette kennen, als dieſer mit Alexander Lameth, Latour Maubourg und Bureau de Puzy, den ehemaligen Conventsdeputirten, die er hatte feſtnehmen laſſen, nun ſelbſt ein Gefangener, dort vorläufig untergebracht wurde, ehe er nach Olmütz kam. Im Jahre 1793 wurde das Regiment, bei welchem Reiche ſtand,

(1842) vor Augen geſtanden. „Ma
man nicht blos mit der Armee zu th
Pſychologiſch intereſſant iſt, was
ſtimmungen im Gefecht leſen. Reich
lich einem großen Leichtſinn zu, daß
noch Angſt im erſten Gefecht empfun
den Kartätſchen Reſpect bekommen ha
derung iſt naturgetreu.

Ich erinnere mich, als ich hier zum
Kartätſchenfeuer kam und vor mir auf d
Mäuſe durcheinanderkräuſelte, auch kleine
gen, ich ganz verwundert nachdachte, wa
dann aber einen heiligen Reſpect bekam, a
Kartätſchen ſeien. Ich leugne nicht, bei d
ſchen“ durchzog mich kein kleiner Schauer.

Aus demſelben Gefecht von Vicogne
ſchildert der Verfaſſer den großartigen
mitten im Feuer ein plötzlich aus heit
brechendes Gewitter gemacht. Man ko
nau die Linie, wo die Truppen geſtan
den Taſchen der Soldaten entfernten
nen. Ueber das moraliſche Element d
auf jeden Erfolg vom größten Einflu
ein unergründliches Räthſel der Menſc
Berechnung entzieht, leſen wir Worte de

Es iſt, als wenn den Soldaten ein g
herrſchte, der ihn die Grenze der Möglichkeit
man verſucht ihm anzuſinnen, dieſe zu übe
ſchwer, wenn nicht ein Zwiſchenfall eintri
zubringen. ... Rührend iſt es anzuſehen, n
dem Augenblicke, wo es ins Feuer geht,
meraden, gegen den er einen Groll hat,
ſchweigend die Hand reicht. Man erräth ſ
er inbrünſtig Vergebung ſeiner Sünden er
mer Menſch zu werden ſich vornimmt, wenn
ben ſollte!

Solche und ähnliche Bemerkunge
ſind es, welche der an ſich lebendige
Kriegsbegebenheiten noch mehr Intereſ
haft hiſtoriſchen Werth haben aber d
aus der Zeit, welche dem Frieden
„Wart't, kommt mir nur wieder nach
euch ſchon kriegen!“ hatte Reiche's

Alles wieder in die alten Fugen und Formen gezwängt. Zopf und Locken machten den Anfang, die Kamaſchen wurden wieder angezogen, der Degen wurde in Ruheſtand verſetzt und das Esponton wieder zur Hand genommen. Alle unnützen Friedenskünſte ſuchte man im Dienſt wieder hervor; die Erfahrungen des Kriegs, die neue Fechtart der Franzoſen: Alles vergeſſen oder vornehm ignorirt. Wie vorher avancirten und retirirten die Bataillone wieder in Linie im langſamen Schritt von 75 in der Minute und mit angefaßtem Gewehr 1000 Schritt und darüber, ohne Halt zu machen. Der jetzt gewöhnliche Exercirſchritt — Quickmarſch, von den Engländern in Amerika — wurde als eine ſchädliche Neuerung begutachtet. Man kann wol ſagen, daß der glänzende Ruhm, den die Preußen in den Hauptſchlachten jener Zeit davongetragen, ſie verblendet hatte über Das, was noth war und daß er ihnen zum Unglück gereichte.

Reiche, des Garniſonlebens und ſeiner faſt täglich vorkommenden „Executionen" müde, ging im Jahre 1796 zum Ingenieurcorps über und trat als Eleve in die neugeſtiftete Ingenieurakademie zu Potsdam, gewiß als Offizier eine große Selbſtüberwindung, welche ſich auch in dem angeſtrengteſten Fleiß bekundete. Das Ungewöhnliche dieſes Schritts erregte ſogar die Aufmerkſamkeit des Kronprinzen, der ihn kurz vor ſeiner Thronbeſteigung zur Tafel zog und wegen ſeines rühmlichen Strebens belobte. Er wurde dann als Lehrer bei der Akademie angeſtellt, Mitglied der Militäriſchen Geſellſchaft in Berlin und trat bald mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten in ſeiner Fachwiſſenſchaft auf, welche ihres bleibenden Werthes wegen über 40 Jahre als Lehrbücher benutzt worden ſind. Im Jahre 1805 zum praktiſchen Ingenieurdienſt nach Danzig verſetzt, blieb er nur ſo lange dort, bis die Armee 1806 mobil gemacht wurde, wo er dann eine Anſtellung bei der Avantgarde unter dem Herzoge von Sachſen-Weimar erhielt. Die Betrachtungen, welche wir über dieſe Zeit leſen, ſind die eines wahren Patrioten. Reiche hatte einen Gönner an dem Generaladjutanten des Königs, Oberſt von Kleiſt (ſpäter Kleiſt von Nollendorf), von welchem er mehre Briefſtellen an Tauenzien und mündliche Aeußerungen mittheilt, charakteriſtiſch genug. Kleiſt theilte die Verblendung keineswegs, welche den General von Rüchel auf der Parade in Potsdam ſagen ließ: „Generale, wie der Herr von Bonaparte, hat die Armee Sr. Majeſtät mehre aufzuweiſen!" Im Gegentheil warnte Kleiſt vor dieſer Sicherheit ernſtlich, konnte aber nicht mehr durchdringen. Ueber die Zuſtände im Heere vor der unglücklichen Doppelſchlacht ſpricht der Verfaſſer mit ſeiner bewährten Freimüthigkeit; wir heben beſonders die Lebensbilder aus damaliger Zeit hervor. Mancher Leſer wird hier Reminiſcenzen an ſchon Gedrucktes finden; der Verfaſſer hatte noch bei Lebzeiten ſein werthvolles Manuſcript einzelnen Autoren zur Benutzung anvertraut. Das Corps des Herzogs von Sachſen-Weimar wurde bekanntlich zu einer nutzloſen Expedition verwendet und wohnte daher der Schlacht nicht bei, in welche es wirkſam hätte eingreifen können. Reiche ſpricht ſich darüber nach ſo langer Zeit noch mit tiefem Schmerze aus. Er ſelbſt, ſpäter in Lübeck mit Scharnhorſt gefangen, kehrte bis zum Frieden in ſeine Heimat zurück, wo er Gelegenheit hatte, das deutſche Nationalgefühl der Hannoveraner unter dem feindlichen Drucke zu erkennen wie die Anhänglichkeit an ihr angeſtammtes Herrſcherhaus, die ſie niemals verhehlten. Ein franzöſiſcher General konnte nicht begreifen, wie ſie in ſo hohem Grade an ihrem Könige hängen könnten, da ſie ihn doch nie zu ſehen bekämen. Er erhielt die Antwort: „Es iſt damit wie mit dem lieben Gott, den man auch nicht ſieht." Nach dem Frieden verſchmähte Reiche eine Hauptmannsſtelle in der neu formirten weſtfäliſchen Armee, obgleich er keine Ausſicht hatte, in der preußiſchen wiederangeſtellt zu werden. Erſt 1809 gelang ihm dies; er kam nach Spandau in Garniſon, wo er mit tiefſter Betrübniß viele alte und ſonſt ehrenwerthe Generale fand, welche hier für die Uebergabe der Feſtungen ihre Haft verbüßten.

Der unerhörte Fall der preußiſchen Feſtungen findet hier durch einen Mann von tiefſter Einſicht noch eine andere Erklärung als die gewöhnliche. Er nimmt nicht an, daß nur Altersſchwäche oder irgendwo Feigheit die Urſache geweſen.

> Der Hauptfehler der Commandanten beſtand darin, daß ſie politiſchen Reflexionen Gehör gaben und nicht begriffen hatten, daß ein Commandant nur daran denken müſſe, wie er ſeine Feſtung am beſten vertheidigen könne und müſſe. Alles Uebrige geht ihn nichts an.

Sie glaubten aber, daß der Staat unrettbar verloren, ohne alle Ausſicht zu einem möglichen Erſatze, aller Widerſtand ihrerſeits vergeblich ſei und nur das Unglück des Orts und der Einwohner herbeiführen würde. Wichtig für den Militär ſind die weitern daran geknüpften Bemerkungen über die Pflichten eines Commandanten, wie denn überhaupt das ganze Werk eine Fülle der lehrreichſten Auslaſſungen für Militärs enthält, welche wir zur Beherzigung nicht genug empfehlen können. Der Verfaſſer hat es unter dem Text noch mit vielen Ergänzungen und Zuſätzen ausgeſtattet, unter denen auch die Angabe der ſpätern Lebensverhältniſſe der auftretenden Perſönlichkeiten dankenswerth iſt. Eine von dieſen Notizen ſchildert das ſpaniſche Corps La Romana's, das Reiche bei deſſen Durchmarſch 1807 geſehen. Die Erhebungen des Jahres 1809 berührt er mit Antheil, welchen er ſpäter bekundet hat, indem er zur Zeit ſeiner amtlichen Wirkſamkeit in Stralſund an der Stelle, wo Schill gefallen war, einen großen Stein mit der Inſchrift: „Schill, 31. Mai 1809" in das Straßenpflaſter legen ließ. Der Einzug des Königs und der Königin am 23. October wird aus friſcher Erinnerung geſchildert; für Reiche wurde er noch bedeutungsvoll, indem er dabei die Bekanntſchaft des damaligen Majors Menu von Minutoli machte, der ihn bewog, eine Stelle im Cadettencorps nachzuſuchen, weil im Ingenieurcorps keine Ausſichten zum Fortkommen mehr waren. Er wurde 1810 mit ſchmeichelhaften Aeußerungen des Königs, der ſo leicht Keinen vergaß, welchen er

kennengelernt hatte, als Stabscapitän im Cadettencorps angeſtellt und verblieb in dem neuen Wirkungskreiſe bis zum Feldzuge von 1813. Die damalige Organiſation des Cadettencorps von einem Zeitgenoſſen zu leſen, wird Allen, welche demſelben angehört haben, intereſſant ſein; vor kurzem iſt eine ſplendid ausgeſtattete, mit Kunſtblättern geſchmückte Geſchichte deſſelben vom Hauptmann von Crouſaz erſchienen, auf welche wir hierbei aufmerkſammachen wollen. Schon im erſten Jahre ſeiner Anſtellung wurde Reiche der Unterricht des Prinzen Wilhelm, jetzigen Prinzen von Preußen, und des Prinzen Friedrich übertragen; der Erſtere damals 15, Prinz Friedrich 16 Jahre alt. In dem edeln Bilde, das der Verfaſſer von den königlichen jungen Herren entwirft, ſind ſie noch heute, nach 47 Jahren, wiederzuerkennen. Welche Freude der Unterricht ihm gemacht, wo die Früchte nicht wie in andern Verhältniſſen Folge ſtrenger Nöthigung, ſondern freien Antheils und glücklicher Begabung waren, kann Referent ermeſſen, dem in neuerer Zeit ein ähnliches Vertrauen geſchenkt worden iſt.

Die Vorbereitungen, welche durch die Freunde des Vaterlandes in der Stille gemacht wurden, um daſſelbe von dem Drucke des Feindes zu befreien, fanden auch in Reiche einen eifrigen Theilnehmer; er genoß Gneiſenau's Vertrauen, der eine allgemeine Volkserhebung organiſiren und zu Stützpunkten derſelben verſchanzte Lager bei Spandau, Neiſſe und Kolberg anlegen wollte. Die von den Franzoſen beſetzten Feſtungen ſollten dann überfallen werden, ſelbſt Magdeburg hoffte man zu überrumpeln. Aber die Franzoſen drangen auf Einſtellung der Arbeiten bei Kolberg, und es mußte die Zeit, die noch nicht gekommen war, abgewartet werden. Von der Inſolenz der franzöſiſchen Marſchälle beim Durchmarſch nach Rußland leſen wir wieder einige Beiſpiele. Ney wollte die Neutralität von Potsdam nicht reſpectiren, und als der König den Major von Valentini (ſpäter Generallieutenant, bekannt durch ſeine militäriſchen Werke) mit der Drohung bewaffneten Widerſtandes an den Marſchall ſandte, wurde dieſer ſo beleidigend, daß ihn Valentini auf Piſtolen foderte. Ein anderer, Victor, vom Könige um 2 Uhr zur Tafel geladen, erſchien erſt um 4 Uhr (worauf natürlich nicht gewartet wurde) und brachte eine Escorte von 40 Huſaren mit, welche im Schloßhofe zu Charlottenburg während der Tafel aufmarſchirte. Berlin wurde von allen preußiſchen Truppen während des Durchmarſches der Franzoſen geräumt, nur das Cadettencorps blieb zurück und erhielt viel Beſuch von franzöſiſchen Offizieren.

„Preußens Erhebung und Wiedergeburt 1813" iſt der letzte Abſchnitt des erſten Theils betitelt. Reiche ſuchte, alle Anerbietungen für längeres Bleiben in ſeinem Verhältniß ablehnend, wieder eine Anſtellung im activen Heere und kam als Generalſtabsoffizier zum York'ſchen Corps, von deſſen Einzug in Berlin er ſagt, der Empfang habe an Begeiſterung und Freude Alles übertroffen, was die kühnſte Erwartung und die reichſte Phantaſie ſich nur irgend vorſtellen könne. Er wurde dann beauftragt, bei Roßlau in drei Tagen eine Brücke zu ſchlagen, wozu er ſich erſt das Material verſchaffen mußte, vollendete den Bau in zwei Tagen, und erntete deshalb doch nicht York's volle Zufriedenheit, der die Brücke zu ſchmal fand. Dies iſt für die Haltbarkeit einer Kriegsbrücke eher ein Vortheil, wie denn auch im Laufe des Feldzugs binnen kurzer Zeit hin und zurück über 100,000 Mann aller Waffen die Brücke zu Roßlau paſſirten; auch konnten die Belagbreter nicht länger gemacht werden, als ſie vorzufinden waren. Doch hatte York die Eigenheit, daß wenn er glaubte, Jemand thue ſich auf eine gelungene Leiſtung etwas zugute, er ihn abſichtlich kränkte, damit er ſich nicht überheben ſolle. „Scharf wie gehacktes Eiſen" war der Feldherr nun einmal und die Zeit bedurfte ſolcher Männer. Nach dem Gefecht bei Merſeburg, wo Reiche die Vertheidigungsanſtalten der Avantgarde getroffen, wurde er nochmals ſehr hart von York angelaſſen: „er wolle nichts mehr von ihm wiſſen"! und dennoch äußerte ſich dieſer, ſobald Reiche das Zimmer verlaſſen hatte, ſehr günſtig gegen ſeinen Adjutanten, welcher es 30 Jahre ſpäter Reiche erzählt, über ihn: „man müſſe ihn aber kurz halten"! Die Schlacht von Großgörſchen, welche aus bekannten Urſachen ſcheiterte, wird uns in Bezug auf dieſe noch mehr aufgeklärt. Reiche, in ſeinem Unmuthe, ſuchte Scharnhorſt auf, den er auch bald, aber allein und faſt theilnahmlos umherreitend traf. Als er ihm ſagte, ſo könne es nicht fortgehen oder ſie würden geſchlagen werden, er beſitze das Vertrauen des Monarchen, er möge ſich der Sache doch annehmen, antwortete Scharnhorſt: „Lieber Freund, ich habe die Bataille von Anfang an verloren gegeben." Bald darauf erhielt er die Wunde, an deren Folgen der ausgezeichnete Mann zu Prag ſtarb.

Wir verſagen uns ungern, von Reiche's perſönlichen Erlebniſſen und Bemerkungen noch mehr mitzutheilen, ſie ſind ebenſo intereſſant als belehrend. Auf dem weitern Rückzuge erblickte man eines Tags in der Ferne Truppen in weißen Mänteln und der Kaiſer Alexander rief: „Ah, ce sont les Autrichiens, qui arrivent!" als ſei er gar nicht von dem Gange der noch ſchwebenden Unterhandlungen in Kenntniß geſetzt. Es war aber ein neu errichtetes preußiſches Reſervebataillon, zu deſſen Bekleidung in der Eile kein anderes Tuch zu ſchaffen geweſen. Das Treffen von Königswartha gab Reiche Gelegenheit, auf eigene Verantwortung in einem der gefährlichſten Momente einen Cavalerieangriff anzuordnen, der vom glänzendſten Erfolge gekrönt war: eine Waffenthat, an welche er ſtets mit großer Genugthuung zurückdenkt. Nach dem Siege gab York im Gefühl deſſelben Erlaubniß, ſo nahe am Feinde Feuer anzumachen. Dieſer benutzte es jedoch und beſchoß ſie in der Dunkelheit, worauf ſie, wie Reiche ſagt, mit einer merkwürdigen Schnelligkeit im Nu erloſchen. Bei Bautzen — der Verfaſſer läßt es dahingeſtellt — kann der Grund der ſpätern Spannung zwiſchen Blücher und York entſtanden ſein, als Letzterer, in der Anſicht ſeine Poſition behaupten zu

er ſelbſt erhielt dafür das eiſerne Kreuz erſter Claſſe. Mit der Schlacht von Leipzig endigt der erſte Theil des Werks; der zweite enthält die Feldzüge von 1814 und 1815, die Zeit bis zur Auflöſung der Occupationsarmee 1818 und in einer kurzen, nur eine Seite füllenden Schlußüberſicht die weitere Laufbahn des Verfaſſers bis zu ſeinem Austritt aus dem Dienſte. Der Herausgeber hat eine Nachſchrift über die letzten Lebensjahre und das Privatleben ſeines Oheims hinzugefügt, welche dem Leſer, wie er mit Recht vorausſetzt, bei dem Intereſſe, das er für den Autor gefaßt, willkommen ſein wird.

Im erſten Abſchnitte des zweiten Theils, „Deutſchlands wiedergewonnene Freiheit" betitelt, finden wir manchen werthvollen Beitrag zur Charakteriſtik jener Zeit. Der Einfluß der Fremdherrſchaft hatte ſich im weſtlichen Deutſchland bereits ſehr fühlbar gemacht. Auf die Unzufriedenheit junger Damen mit der Befreiung Kaſſels, das künftig ſehr langweilig ſein werde, legen wir zwar kein Gewicht; aber wenn der Verfaſſer, ſelbſt ein Hannoveraner und, wie wir im erſten Theile geſehen haben, ein eifriger Vertreter ſeines engern Vaterlandes, die Gleichgültigkeit deſſelben bei dem Umſchwung der Dinge ſchildert; wenn wir leſen, daß Anſchläge des hannoverſchen Miniſteriums ein Verbot enthielten, den Requiſitionen der Verbündeten Folge zu leiſten und daß bei der zu organiſirenden Landesbewaffnung — während in andern freigewordenen Provinzen alt und jung zu den Fahnen ſtrömte — in Hannover der Weg der Werbung betreten werden mußte, ſo iſt das wahrhaft betrübend! Der Geiſt der Anhänglichkeit, welchen der Verfaſſer 1807 gerühmt, war gewiß nicht erloſchen, und dennoch!

Der Feldzug nach Holland, welchen Bülow ſelbſtändig unternahm, iſt zwar ſchon in andern kriegsgeſchichtlichen Werken ausführlich geſchildert, doch konnte dazu wol Niemand mehr berufen ſein als der Offizier des Generalſtabes, welcher die Operationen entwerfen und ausführen half. Für den militäriſchen Leſer wird darum dieſer Abſchnitt beſonders intereſſant ſein; er wird es aber auch für das allgemeine Publicum durch die lebendige Schilderung, deren Gabe der Verfaſſer in hohem Grade beſaß, und durch das ihn ehrende reinmenſchliche Gefühl, welches überall in ſchöner Weiſe ſich bekundet. Auch die Charakterbilder, die er von allen Perſönlichkeiten jener Zeit entwirft, ſind mit wenigen Strichen immer ſehr gelungen. Wer jene Zeit, wenn auch nicht als Theilnehmer, doch erlebt und aus ihr ſeine Jugendeindrücke, die bleibendſten, empfangen, manchen der genannten Männer auch noch in ſpätern Verhältniſſen gekannt hat, der wird die Wahrheit jener Schilderungen erkennen. Mit Freimuth äußert ſich der Verfaſſer über das Weſen und Treiben im großen Hauptquartier der Monarchen, wohin er mit einem Auftrage Bülow's geſendet wurde. Er iſt entrüſtet, wie oberflächlich und wahrhaft leichtſinnig dort die wichtigſten und dringendſten Angelegenheiten behandelt wurden.

Einem Feinde gegenüber, wo nur Ein Wille herrſcht, kann nur große Ueberlegenheit zum Ziele führen und dennoch würde daſſelbe ohne Alexander und ohne das aufrichtige, treue Feſthalten unſers ritterlichen Königs an den ihm verbündeten Monarchen nicht erreicht worden ſein. Das iſt meine feſte Ueberzeugung.

Auch über die Führung bei Laon, auf welche Napoleon's perſönliche Gegnerſchaft einen merkbaren Einfluß hatte — ſelbſt auf Gneiſenau! — ſpricht er ſich aus. Er ſelbſt hatte hier wiederum Gelegenheit, durch Ueberſchreitung ſeiner Stellung — worin er wenig ſcrupulös war, wie er nicht leugnet — einen gefährlichen feindlichen Angriff zu vereiteln. Der ganze Stab, wobei ſich auch der Prinz Friedrich von Preußen und der Prinz Friedrich der Niederlande befanden, war Zeuge ſeiner Waffenthat, wofür er die lebhafteſte Anerkennung erhielt. Die Belagerung von Soiſſons hielt ihn ab, bei der Schlacht und dem Einzuge von Paris zu ſein. Auf dem Marſch nach der Picardie, wo die preußiſchen Truppen hiernächſt Cantonnirungen beziehen ſollten, verweilte er in Compiègne, das er kurz vorher vergeblich angegriffen hatte; er erzählt ein ſeltſames Spiel des Zufalls, welches ſeine einſchlagenden Kugeln im Schloſſe angerichtet und das natürlich gleich in fataliſtiſcher Weiſe commentirt wurde. Eine Kugel hatte nämlich unter den Siegesemblemen an einem Plafond im Schloſſe den Namen der unentſchiedenen Schlacht von Eylau, deren Gewinn ſich Napoleon angemaßt, herausgeſchlagen; eine zweite von der Inſchrift über einem Gebäude die drei erſten Buchſtaben des Empereur zertrümmert, worauf dann ein Calembourg gemacht wurde; eine dritte war in das Schlafzimmer der Kaiſerin gedrungen und hatte ihr Bett zerſtört, eine vierte hatte in der Bibliothek eine Geographie von Rußland getroffen. Zu Compiègne fand auch das Wiederſehen zwiſchen Bülow und dem Kronprinzen von Schweden ſtatt, wobei zwar alle Mißhelligkeiten vergeſſen ſchienen, aber Bülow es doch nicht laſſen konnte, dem Prinzen ſarkaſtiſch zu ſagen: „Monseigneur, vous venez trop tard: Louis XVIII. est proclamé roi de France!" Reiche bezeugt, es ſei nicht zu verkennen geweſen, daß dieſe Worte getroffen, denn es habe ſogar eine Zeit gegeben, wo ein Verdacht gegen den Kronprinzen entſtanden, als ſei er, um ſeiner Abſichten auf den franzöſiſchen Thron willen, mit dem Feinde im Einverſtändniſſe.

Bald nachher wurde der Verfaſſer als Chef des Generalſtabes zum Corps des Generals von Borſtell verſetzt, aber nur für kurze Zeit, denn der König berief ihn nach Berlin, um dem Kronprinzen Unterricht in der Kriegskunſt zu ertheilen: eine ſchwere Aufgabe, da er der Nachfolger des geiſtreichen und ſcharfſinnigen Clauſewitz wurde. Der Congreß von Wien nahm damals die ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch, täglich kamen Kuriere, der Kronprinz erzählte Reiche davon, und ſo geſchah es auch, daß in den Stunden oft mehr Politik als Kriegskunſt getrieben wurde. Wie groß und edel der König in jenem diplomatiſchen Getriebe, deſſen Verſchuldung noch heute wie eine Erbſünde auf Deutſchland laſtet, durch ſeine Entſagung und Mäßigung gehandelt, das möchten die

Diejenigen ſich zurückrufen, die nur in einſeitiger Gehäſſigkeit Preußen verdächtigen. Auch in perſönlichen Angelegenheiten weiſt der Verfaſſer den Gegenſatz des Verfahrens von Hannover und Braunſchweig gegen Preußen nach. Jene, als ſie wieder zum Beſitz ihrer Erbländer — und durch weſſen Siege? — gekommen, entließen ſofort alle aus Preußen gebürtigen Beamten ihres Dienſtes. Der Civilgouverneur von Magdeburg dachte an Repreſſalien und fragte deshalb beim Könige an; dieſer aber befahl menſchenfreundlich und gerecht, daß alle aus Braunſchweig gebürtigen Beamten unverkürzt auf ihren Poſten gelaſſen werden ſollten.

Der folgende Abſchnitt enthält den Krieg von 1815. Reiche ſtellt von den Anſchauungen der franzöſiſchen Tagesblätter einen Gradmeſſer nach den Fortſchritten Napoleon's zuſammen, der von unwiderſtehlich komiſchem Eindruck iſt. Sie lauteten:

Der Unhold iſt aus ſeiner Verbannung entronnen, er iſt von Elba entwiſcht. — Der corſiſche Wehrwolf iſt bei Luz-Juan ans Land geſtiegen. — Der Tiger hat ſich zu Gap gezeigt. Truppen ſind von allen Seiten gegen ihn in Bewegung. Er endet damit, als elender Abenteurer in den Gebirgen umherzuirren. Entrinnen kann er nicht. — Das Ungeheuer iſt wirklich, man weiß nicht durch welche Verrätherei, nach Grenoble entkommen. — Der Tyrann hat in Lyon verweilt; Entſetzen lähmte Alles bei ſeinem Anblicke. — Der Uſurpator hat es gewagt, ſich der Hauptſtadt bis auf 60 Stunden zu nähern. — Bonaparte nähert ſich mit ſtarken Schritten, aber niemals wird er nach Paris gelangen. — Napoleon wird bis morgen unter den Mauern von Paris ſein. — Der Kaiſer iſt in Fontainebleau.

Feile Preſſe! Und das Volk, das ſeiner Bildſäule einen Strick um den Hals geworfen, um ſie herabzureißen von der Vendômeſäule, ſodaß die Alliirten ſie unter ihren Schutz nehmen mußten; dies Volk, veränderlich und treulos wie die Woge, war wieder ſein für hundert Tage.

Beim Ausbruch des Kriegs wurde Reiche als Chef des Generalſtabes beim erſten Armeecorps unter General von Ziethen angeſtellt. Daſſelbe bildete bekanntlich die Avantgarde der Blücher'ſchen Armee und hatte auch den erſten Angriff Napoleon's bei Charleroi zu beſtehen; der Verfaſſer konnte alſo die Ereigniſſe, die unter ſeinen Augen geſchahen, mit voller Sicherheit darſtellen, umſomehr, da die Auswahl der Stellung von Ligny ſein Werk war. Die Gründe, mit welchen er dieſe Wahl gegen eine um 25 Jahre jüngere Kritik vertheidigt, zu erörtern, iſt hier nicht der Ort, ebenſo wenig können wir die kriegsgeſchichtliche Darſtellung des verhängnißvollen kurzen Feldzugs in ihren höchſt intereſſanten Détails zergliedern. Unſere militäriſchen Leſer werden darin einen werthvollen Beitrag zur Geſchichte deſſelben finden, ausgezeichnet durch Klarheit in der Terrainbeſchreibung und taktiſchen Behandlung. Dem größern Publicum werden die lebendigen Schilderungen vieler Scenen und Perſönlichkeiten und manche noch unbekannte Charakterzüge willkommen ſein. Der Antheil des Ziethen'ſchen Corps, beſonders der beiden Batterien, welche, von Reiche placirt, faſt rechtwinkelig die franzöſiſche Stellung beſchoſſen, an dem Ausgange der Schlacht von Belle-Alliance iſt überzeugend dargeſtellt. Zwiſchenfälle der verſchiedenſten Art leſen wir noch: die Erbeutung der unermeßlichen Schätze Napoleon's durch das Füſilierbataillon des preußiſchen 15. Infanterieregiments, für deſſen Eigenthum ſie durch Gneiſenau erklärt wurden, die Gefangennehmung eines Franzoſen im grauen Rocke, welcher Napoleon ſo täuſchend ähnlich ſah, daß erſt der General von Ryſſel, früher in ſächſiſchen Dienſten, gerufen werden mußte, um ihn zu recognoſciren und viel Anderes von Intereſſe, auch erheiternde Anekdoten, wie die von dem zweimaligen Einzuge des Schlachtochſen, welchen das 19. Infanterieregiment, ſeiner Schönheit wegen, 1814 lebendig als Andenken an den Feldzug mit in die Friedensgarniſon genommen und 1815 bei der Mobilmachung abermals mit nach Frankreich führte, wo er dann wieder in Paris einzog; erſt beim Friedensfeſte erfüllte er ſpäter ſeine Beſtimmung. Den Zuſtänden in Paris nach der Capitulation widmet der Verfaſſer eine ausführliche Beſprechung, welche als Zeitbild von einem Augenzeugen von bleibendem Werthe iſt. Blücher's energiſches Vorgehen wird geſchildert, unter Anderm ein Verſuch, die Brücke von Jena, trotz aller Einwendungen, ſelbſt Wellington's, und vieler Misbilligung höherer preußiſcher Offiziere, zu ſprengen, der nur durch die mangelhafte Ausführung des damit beauftragten Offiziers ſcheiterte.

Als der Befehl zum Zünden gegeben war, erfolgte in dem Augenblick ein Lauffeuer und Getöſe, als wenn Hunderte von Böllern losgingen. Die Brücke war in Rauch gehüllt und Aller Augen waren unverwandt auf dieſen Schleier gerichtet, das kommende Schauſpiel anzuſehen. Der Rauch verzog ſich und mit Verwunderung ſah man die Brücke durchſchimmern, bis ſie bald klar und dem ſchwachen menſchlichen Willen Trotz bietend, noch mauerfeſt daſtand.

Der Offizier entſchuldigte ſich mit ſchlechtem Pulver, die Dazwiſchenkunft der Monarchen rettete die Brücke. Das mildere Princip, das nun eintrat, das Entgegenwirken und Einſchreiten der gekrönten Häupter übte auf Blücher's Stimmung einen übeln Einfluß, da er durchaus Frankreich wie ein erobertes Land behandelt und von ihm Alles zurückgefodert haben wollte, was es im Laufe der Zeiten Deutſchland entriſſen: Lothringen, Elſaß, Strasburg. Hätte die Politik doch dem alten Helden ſeinen deutſchen Willen gethan! Ein merkwürdiges Schreiben Blücher's an den König wird uns noch mitgetheilt. Die franzöſiſchen Contributionsgelder, die er gefodert, waren noch nicht eingegangen und ſchon ſollte der rückſtändige Sold aus vaterländiſchen Kaſſen gezogen werden, als Blücher im Namen der Armee bat, dieſe Zahlung bis zur Rückkehr ins Vaterland auszuſetzen. Das Schreiben ſchließt: „Wir wollen uns lieber auf das Aeußerſte einſchränken, als das mühſam zuſammengebrachte Einkommen unſers Landes nach Frankreich ziehen und dieſes verruchte Land bereichern, um das wiederaufkeimende Leben unſers Vaterlandes zu vernichten.“

Die Schilderung des Kaiſers Franz, welchem Reiche in Paris zum erſten male nahetrat, bezeugt ſeine Fähigkeit, Perſönlichkeiten richtig zu würdigen. Er hebt die gewinnende Einfachheit und das Gemüth des Monarchen, ſein ſinni-

ges, tiefblickendes Auge hervor: „Es war einem in ſeiner Nähe wohl.“

Der Aufenthalt in der Normandie, wohin ein Theil des Ziethen'ſchen Corps abrückte, wird als ſehr angenehm dargeſtellt. Ich erinnere mich, viel Aehnliches darüber in früherer Zeit von alten Regimentskameraden gehört zu haben. Reiche rühmt die ſchlichte und harmloſe Bevölkerung, aus deren Adern das germaniſche Blut noch nicht ganz verdrängt zu ſein ſcheine. Die normänniſchen Pferde gefielen ihm nicht minder: er ſtaunte, als er ein ſolches wegen ſeiner Ausdauer und ſeines Feuers kaufen wollte und vernahm, daß der Beſitzer daſſelbe bereits 25 Jahre reite. In neueſter Zeit ſind Pferde dieſes trefflichen Schlags auch in Preußen eingeführt worden. Ein Rückblick auf den Stand der alliirten Truppen zur Zeit der Einnahme von Paris, eine Ueberſicht der Einnahme franzöſiſcher Feſtungen, Betrachtungen über den Friedensſchluß füllen den Reſt des reichhaltigen Abſchnitts. Bei Gelegenheit der neuen Schöpfung des Königreichs der Niederlande theilt der Verfaſſer ein eigenhändiges Schreiben Gneiſenau's mit, in welchem dieſer ſeine Gedanken darüber ausſpricht; unter Anderm: „Es kommt nun darauf an, dieſen von Natur antigalliſchen Staat militäriſch ſo zu organiſiren, daß er werde, was er ſeiner Natur nach werden muß: Frankreich furchtbar!“ Wie ſteht es heute damit?!

Der letzte Abſchnitt des Werks enthält die Geſchichte der Occupationsarmee unter dem Herzog von Wellington in Frankreich bis Ende 1818. Im Hauptquartiere des preußiſchen Armeecorps war Sir Henry Hardinge commandirt, der ſpätere Generalgouverneur von Indien, zuletzt Generaliſſimus der engliſchen Armee. Dieſer hatte bei Ligny eine Hand verloren. Als die Offiziere von Blücher's Gefolge beſorgt hinzugeſprungen, hatte er mit britiſcher Kaltblütigkeit geſagt: „Cela arrive quelquefois en guerre!“ und ſich das Halstuch ruhig abgeknüpft und um die Wunde geſchlungen. Von den Verhältniſſen in Frankreich nach der Reſtauration, von der Stimmung des Volks, der Reorganiſation der Armee und vom Hofe der Bourbonen leſen wir genaue Berichte; die franzöſiſche Königsfamilie wird uns bei Gelegenheit einer Gratulationscour zum Namenstage Ludwig's XVIII. geſchildert; wir hören von der großen Revue der preußiſchen Truppen vor Wellington, welcher ſie durch ſeinen gläſernen Wagen, und faſt noch mehr durch ſeinen zu Pferd entfalteten Regenſchirm in Erſtaunen ſetzte. Jener Wagen, deſſen ſich Wellington im Halbinſelkriege faſt immer bedient, war auf allen Seiten, auch im Rücken mit Glasſcheiben verſehen, ſodaß ſich der Feldherr ohne auszuſteigen nach allen Richtungen umſehen konnte. Großartiger und prächtiger war die Revue über die Engländer, Hannoveraner, Sachſen und Dänen, zu welcher General Ziethen nebſt Begleitung eingeladen wurde. Allerdings trat hier am erſten Tage Regenwetter ein, wobei es ſich der engliſche Diviſionscommandeur geſtattete, die Herzoge von Kent und Cambridge wie ſeinen Feldherrn im Mantel mit um den Hals gebundenem herabhängenden Shawl zu empfangen und die Fronte hinunter zu begleiten. Dafür war aber der zweite Tag um ſo ſchöner und die zahlreiche Suite der Prinzen, unter welcher auch mehre engliſche Damen der erſten Geſellſchaft zu Pferde und Uniformen faſt aller Nationen zu ſehen waren, höchſt impoſant. Wellington leitete das Manoeuvre im größern Stil, was ihn nicht abhielt, den Damen Artigkeiten zu erweiſen und ſich wiederholt mit ihnen zu unterhalten. Reiche ſah es mit eigenen Augen, wie er abſaß und einer Dame den Steigbügel ſchnallte. Dieſe Damen ritten außerdem dreiſt und geſchickt, ſie ſetzten über Hecken und Gräben, welche die Herren ſich nicht ſcheuten durch einen kleinen Umweg zu umgehen. Im April 1817 fand eine ähnliche Revue bei dem ruſſiſchen Corps ſtatt, zu welcher der Großfürſt Nikolaus kam, der zuletztverſtorbene Kaiſer, damals 21 Jahre alt. Der Großfürſt unterhielt ſich bei dem darauffolgenden Diner und Ball oft mit Reiche und ſagte ihm unter Anderm mit vieler Anmuth: „Die Preußen werden ſehr böſe auf mich ſein, denn ich hole ihnen ihr köſtlichſtes Kleinod weg.“ Seine Vermählung mit der Prinzeſſin Charlotte wurde drei Monate ſpäter am 13. Juli 1817 gefeiert.

Im Herbſt deſſelben Jahres kam der König von Preußen nach Frankreich und nahm eine Muſterung ſeiner Truppen ab, wobei zahlreiche Gnadenbezeugungen ausgetheilt wurden. Die Occupationsarmee verließ endlich Frankreich im Jahre 1818, und der Verfaſſer ſchließt damit ſein Werk, indem er die Zeit von 1818—42 nur mit wenig Worten berührt. Wir ſcheiden von der ebenſo intereſſanten als lehrreichen Lectüre mit wahrer Befriedigung und hoffen, daß dies Werk in der Privatbibliothek jedes Offiziers, der nach Höherm ſtrebt, ſeinen Platz finden wird, da es neben dem Geſchichtlichen auch eine Fülle von trefflichen militäriſchen Bemerkungen und Rathſchlägen enthält, deren Beherzigung überall gute Dienſte leiſten mag.

Karl Guſtav von Berneck.

Epigonenlyrik.

1. Welt und Zeit. Aus dem Nachlaß eines ruſſiſchen Diplomaten. Herausgegeben von Levin Schücking. Berlin, H. Schindler. 1855. 16. 20 Ngr.
2. Gedichte von Michel Berend. Brüſſel, A. Schnee. 1854. 32. 1 Thlr.
3. Der Liederhort von Müller von der Werra. Dichtungen mit Originalcompoſitionen von L. Spohr, P. v. Lindpaintner, Schnyder von Wartenſee, F. Lachner und J. Eczadrowski. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1855. Gr. 16. 1 Thlr.
4. Frühling und Liebe. Dichtungen von Albert Bräning. Wriezen, Roeder. 1854. 16. 1 Thlr.
5. Hier und Dort. Lieder eines Erdenpilgers. Von Ludwig Koſarski. Berlin, Adolf u. Comp. 1855. 8. 22½ Ngr.
6. Im Schacht Gefundenes. Eine Sammlung Gedichte, herausgetragen und zum Beſten der durch Waſſernoth hart betroffenen Bewohner des Kreiſes Grünberg in Schleſien herausgegeben von Emmy. Grünberg. 1855. 16. 15 Ngr.

Gedachtes
Erlebt Kinder und Enkel,
Gemachtes
Sitzt traurig allein auf dem Bänkel.

Treffen den Verfaſſer auch einige jener Vorwürfe, die wir in der Einleitung ganz allgemein ausgeſprochen haben, ſo können wir doch mit gutem Gewiſſen dieſes an Sarkasmen reiche Buch allen Freunden des Epigramms warm empfehlen.

Michel Berend iſt ein thränenreicher Poet! Thränen bedeuten zwar Perlen, ſie ſind jedoch nichts als Waſſer, vom Dichter verlangt man Feuer; wahrſcheinlich hat der Verfaſſer mit dieſen ſalzigen Gewäſſern ſein Feuer gelöſcht. Auf der andern Seite fehlt es ihm gänzlich an äſthetiſcher Bildung; wir wollten noch ein Auge zudrücken über den Anfang des Gedichts: „Seekrank“, obwol die Verſe: „Und der Magen wandert langſam In dem Bauche mir herum“, mancher Dame, die das ſehr elegant ausgeſtattete Buch zur Hand nimmt, den Appetit verderben werden; dagegen iſt die Schlußſtrophe des Gedichts derart, daß wir uns dieſelbe gar nicht herzuſetzen getrauen.

Auch genirt ſich der Verfaſſer nicht, ſchöne Gedanken von andern Dichtern zu entlehnen; er ſingt z. B.:

Ja, eine ganze Weltgeſchichte
War ihres Auges Himmelblau,
Ihr Blick, ihr Lächeln ſprach Gedichte —
O, eine wundervolle Frau!

In Adolf Böttger's „Gedichten“ (ſiebente Auflage, Leipzig 1851), S. 118, lautet der Schluß eines ungemein zarten Sonetts:

In deinen Augen las ich Weltgeſchichte,
Die Weisheit holt' ich mir von deinen Wangen,
Und von den Lippen küßt' ich mir Gedichte.

Eine weitere Beſprechung dieſes Buchs müßte nach dem bereits Geſagten dem Leſer als überflüſſig erſcheinen.

Müller von der Werra, der Verfaſſer des „Liederhort“ macht in der Vorrede „An eine verſtorbene Freundin“ ſeinem Selbſtbewußtſein etwas ſtark Luft. Stellenweiſe wird er ſogar ſehr anzüglich z. B. S. 11: „Wir haben in neuerer Zeit wenige Liederdichter — obgleich es an Poeten nicht fehlt — ja Gedichte ſchreibt beinahe jede Waſchfrau — aber leider, componible Lieder, die ſind ſo rar geworden, wie die Menſchen von Treue und Glauben — nota bene, wäre nicht Emanuel Geibel, der münchener Hofpoet, deſſen «Juniuslieder» demnächſt die hundertfunfzigſte Auflage erleben dürften — Kladderadatſch, nimm dir's zu Herzen und halte einen Lorberkranz in Bereitſchaft.“ Weiter werden gegen Richard Wagner und Berlioz ebenſo heftige Ausfälle gemacht. Der Verfaſſer ſcheint in dem Wahn zu leben, daß er allein Lieder dichten kann, die ſich zur Compoſition eignen. Es iſt ihm ein ſehr hübſches Talent in dieſer Beziehung nicht abzuſprechen; er ſucht ſich dem Volkslied zu nähern. Doch wendet er viel zu oft den Refrain an, ſeine Lyrik artet dadurch zuweilen in Bänkelſängerei aus. Die Nachahmung eines beſtimmten Schalls durch das Klappen der Reime iſt am Ende doch nichts als eine Spielerei. Hier einige Proben. Der Verfaſſer ſingt z. B. im „Waldhornlied“:

In ſüßer Ruh':
Truruh!

ferner im „Huſarenlied“:

Trirum! trarum! trirum, tra!
Huſſa! huſſa! huſſa, ſa!

oder im „Trompeterlied“:

Trarah! tra! tra!
Trarah!

Gewiß wird jeder Muſiker lieber eines jener einfachen ſchönen Lieder wählen, die ſich dort und da zerſtreut in dem Werke finden. Für eins der beſten Gedichte halte[n] genden kraft- und ſchwungvollen, echtmännlichen Er[…]

Hymnus.

Vorwärts! ihr deutſchen Söhne
Im Frieden und im Feld!
Daß euch die Freiheit kröne
Und jeder werd' ein Held!
Wir wollen muthig ſtreiten,
Daß wir nicht untergeh'n,
Und treu in böſen Zeiten
Zur alten Fahne ſteh'n!
Vorwärts! mit uns iſt Gott!
Vorwärts! in Kampf und Noth!
Vorwärts! fürs Vaterland
Reicht, Brüder, euch die Hand!
Frei von der Donau bis zum Rhein,
Frei ſoll das ganze Deutſchland ſein!

Vorwärts! mit feſtem Schritte,
Breit iſt die Siegesbahn!
Doch haltet recht die Mitte
Durch Finſterniß und Wahn!
Seid ſtark in euerm Glauben,
Daß ihr den Eid nicht brecht,
So kann euch dann nichts rauben
Das alte gute Recht!
Vorwärts! mit uns iſt Gott! u. ſ. w.

Vorwärts! Der Wahrheit Flammen
Durchglüh'n die freie Bruſt!
Rafft euch mit Kraft zuſammen,
Des deutſchen Ruhms bewußt!
Der Feind von nah und ferne
Trifft uns zum Sieg bereit. —
Wohlan, wir ſterben gerne
Für Deutſchland allezeit!
Vorwärts! mit uns iſt Gott! u. ſ. w.

Für Freunde der Muſik bemerken wir noch, daß [...] Schluſſe eine Abtheilung betitelt „Geſang mit [...] gleitung“ befindet. Es ſind Lieder des Verfaſſers, [...] von Louis Spohr, Peter von Lindpaintner, Schn[...] Wartenſee, Franz Lachner und Heinrich Sczadrowsky.

In dem Verfaſſer von „Frühling und Liebe“, [...] Brüning, zeigt ſich uns ein ſehr weiches, faſt mäd[...] Gemüth, empfänglich wie Wachs für Natureindrücke, [...] rer Schwärmer für Frühling und Liebe, dazu gla[...] Verſe, aber keine Spur von männlicher Kraft, keine [...] kentiefe, keine Plaſtik im Strophenbau. Ohne des [...] ſers Namen auf dem Titel hätten wir darauf geſchwo[...] Buch ſei von einer Dame. Er liebt die Natur [...] idylliſchen Friedens willen, er trachtet nicht ihr di[...] Geheimniſſe abzulauſchen, er wiegt ſich in ſeinem [...] ten Seelenleben, unbekümmert was da der Morgen [...] werde. Er mahnte uns ein wenig an Hölty. Wi[...] ihm den Rath, Elegien zu ſchreiben, da ihm die te[...] Hülfsmittel dazu nicht mangeln; nur möge er ſich da[...] wir faſt befürchten, nicht von jener zu großen Weichhe[...] Individualität am Gängelbande leiten laſſen. Wir [...] unter den vielen zarten Liedern ein kurzes auswählen:

Die Blümchen, ſie flüſtern.

Hörſt du die Blümchen? Sie flüſtern!
Ich glaube ſie haben gelauſcht
Und haben in unſ're Gedanken
Die ihrigen ausgetauſcht.

Ein liebliches Völkchen, die Blumen,
So heiter im tändelnden Spiel;
Wir halten ſie für ſo ſchweigſam,
Und dennoch ſprechen ſie viel.

Nur, daß wir ſie nicht verſtehen,
Iſt freilich nicht ihre Schuld;
Sie würden uns öfter erzählen
Von Liebe, geprüft in Geduld.

„Hier und Dort. Lieder eines Erdenpilgers“, von Ludwig arski, ſind ein Cyklus von Gedichten, die faſt alle einen pie- ıen Beigeſchmack haben; die Pſalmen werden häufig citirt. iiſche und arabiſche Sagen treten bunt gemiſcht auf. beſtändige Hinweiſen auf das Jenſeits verräth ein un- denes, mit ſich ſelbſt zerfallenes Gemüth. In dieſen Lie- herrſcht durchweg eine trübe, düſtere Stimmung, man t nicht dazu frei aufzuathmen. Wer nicht leben will, ege ſich in den Sarg. Eins der beſſern Producte der nlung iſt das folgende, nach einem größern, von Güns- aus dem Arabiſchen überſetzten Gedichte, alſo en miniature ich wiedergegebene Poem:

Ewige Jugend.

Es wagte, fragend, hinzutreten
Ein frommes Weib vor den Propheten,
Dem ſie ihr greiſes Antlitz wies:
„Wenn einſt vom Tod' ich werd' erſtehen,
Darf, alt und häßlich, ein ich gehen
Ins wonnereiche Paradies?“

Als der Prophet ihr dies verneinte
Und bitterlich die Alte weinte,
Sprach lächelnd er: „Nur Jugendpracht,
Nicht Greiſe gibt's an jenem Orte;
Sie werden jung ſchon an der Pforte
Durch Paradieſes Zaubermacht!“

Ein ſinniges Frauengemüth bekundet Emmy, die Ver- in von „Im Schacht Gefundenes“; ſie hegt eine be- re Vorliebe für die Pflanzenwelt. Aeußerſt zart z. B. as Gedicht: „Bei Ueberſendung einiger Samenkör- Sie pflegt ihren Garten, von dem ſie das Schickſal trennt, mit derſelben Sorgfalt, als bliebe er das ganze hindurch ihr Eigenthum. Ein Mann würde ſich ſchwer- ıazu bequemen. Ein ſo zart geknüpftes Band mit dem n Naturleben, ein ſo inniges Wechſelverhältniß mit den n blühenden Kindern des Lenzes verräth einen Seelenadel, r ſich nur im Mutter gewordenen Weibe offenbart. Die Beſcheidenheit der Verfaſſerin auf der andern Seite, die iche Anſpruchsloſigkeit auf irdiſch-eiteln Ruhm, die ſo vie- ınſerer jetzt ſchriftſtellernden Damen fehlt, erhöhen den dieſer harmloſen Gedichte, die keine Roſen und Tulpen, Beilchen und Schneeglöckchen ſein wollen. Dem wohlthä- Zwecke des Buchs zu Gunſten hier eine Probe, worin in tiefes, echtweibliches Gefühl ausſpricht:

An der Wiege eines Kindes.

Wenn ich an deiner Wiege ſtehe,
Mein holdes, mein geliebtes Kind!
Beſeligt in die Züge ſehe,
Die ſo dem Vater ähnlich ſind,
Und wenn vom Schlaf du dann erwachſt,
Mit blauen Aeuglein mich anlachſt,
Das eine Aermchen gähnend reckſt,
Das and're mir entgegenſtreckſt:
Dann ſchlägt mein Herz hoch in der Bruſt
Dem Schöpfer ſolcher heil'gen Luſt.

Gedenk' ich nun der Muttertreue,
Die mich als Kind geliebt, genährt,
Und die noch jetzt, verjüngt aufs neue,
An meinem Kinde ſich bewährt:
Fühl' doppelt ich das Mutterglück
In meines Kindes Unſchuldsblick;
Dann fühl' ich, daß nichts Schön'res ſei
Als einer Mutter heil'ge Treu',
Und daß es gibt nicht rein're Luſt
Als ruh'n an einer Mutterbruſt!

Wir haben ſtets ein Mistrauen gegen ein mit größern Illuſtrationen verziertes Buch eines unbekannten Dichters. Er ſtellt ſich durch dieſes Hülfeſuchen bei einer Schweſterkunſt vorweg ſelbſt das Armuthszeugniß aus, daß er ſeinen eigenen Producten allein nicht die Kraft zutraue, das Publicum zu feſſeln. Dieſes unſer Mistrauen hat uns auch bei dem vorliegenden Buche: „Gedichte“ von Claus Claus, nicht getäuſcht. Der Verfaſſer ſchaukelt ſich in hohlen, nichtsſagenden Phraſen hin und her, reimt „Thränen“ auf „Sehnen“ und „Herz“ auf „Schmerz“, und läßt dem Leſer von einem verliebten Kapuziner in der Kutte ein Langes und ein Breites vorſchmachten. Hat er uns gänzlichen Mangel an Talent für das erotiſche Lied bewieſen, ſo zeigt er die gleiche Unfähigkeit in der Behandlung der Volksſage; in dem „Stier von Uri“ jagt ein Misgriff den andern. „Der Hochzeiter von Tilleda“, deutſche Volksſage, iſt ein ebenſo mattes Product. Wir dachten über die dramatiſchen Werklein des Verfaſſers, die den Schluß des Buchs bilden, ein günſtigeres Urtheil fällen zu können; denn wir ſind ſehr vorſichtig, ehe wir Jemand alles Talent abſprechen; jedoch auch „Der Junker vom Lande“, Vaudeville in einem Acte, ſtimmte uns nicht günſtiger. Wir vermiſſen darin jene ſtraffe Gliederung des Ganzen, ohne die eine dramatiſche Arbeit auf den Bretern verunglücken muß. Der Knoten iſt plump geſchürzt, die Unwahrſcheinlichkeit der Handlung in die Augen ſpringend, das Ganze ein Machwerk, worin der Prügelſtock die Hauptrolle ſpielt.

Ulrich Biſſinger's „Gedichte“ bilden einen ſtarken Band, in dem ſich viele Gedichte hiſtoriſchen Inhalts befinden. Der Verfaſſer gehört zu Jenen, die ſich nie, um der poetiſchen Seite mehr huldigen zu können, von der einmal gewählten hiſtoriſchen Grundlage weit entfernen. Er iſt bei der Wahl ſeiner Stoffe zuweilen ſehr glücklich, und benimmt ſich bei der metriſchen Durchführung ziemlich gewandt. Zum Beleg diene „Der Vogelfänger von St.-Kilda“; da jedoch das Gedicht zu lang iſt, um es hier abzudrucken, ſo wollen wir unſern Leſern einen kurzen Auszug in Proſa geben. Ein Fremder beſucht die vom Meere wildumrauſchte Felſenmauer von St.-Kilda; ſein Führer iſt ein Greis, der ſeltſam bewegt in die ſchauerliche Tiefe blickt; der Fremde ſtellt ihn zur Rede. Der Alte erzählt ihm nun, daß er ſich oft in ſeinen Jünglingsjahren an einem Lederſeile hinabgelaſſen habe, um die an der Felſenwand hängenden Eiderdunenneſter zu leeren. Es trug ſich ſogar oft zu, daß Dreie an dem ſtarken Seile zugleich hingen, um reiche Ausbeute zu machen: nämlich der Vater und zwei Brüder; der Vater am tiefſten, der Bruder in der Mitte und der Erzähler am höchſten. So hängend am Felſen Ronachan wollten ſie einſt mit den geſammelten Neſtern eben den Rückzug antreten, als der zu oberſt Schwebende mit Entſetzen gewahrte, daß ſich das Lederſeil in der Höhe an den ſcharfen Felſenkanten beinahe ganz zerrieben habe: drei Menſchenleben an einem dünnen Riemen! Er ſchrie mit ſtarrem Blut die gemachte Entdeckung dem Vater zu, und dieſer entgegnet ihm großherzig-ſtoiſch, er möge unter ſich das Seil mit dem Meſſer durchſchneiden, ſich auf dieſe einzig mögliche Weiſe retten, daheim die Mutter tröſten, und ſie in ihren alten Tagen pflegen. Der Junge gehorchte. Vater und Bruder ſtürzten von der ſchwindelnden Höhe ins brandende Meer und wurden nie wieder geſehen. Die poetiſche Ausſchmückung iſt dem Verfaſſer gelungen. So ſind auch „Attila und Veleda“, örtliche Sage, „Die Neubekehrten“ u. ſ. w. recht hübſche Erzählungen, nur rathen wir dem Verfaſſer, künftig nicht zu viel Worte zu machen. Das Buch enthält auch ein größeres romantiſches Gedicht in fünf Geſängen: „Otto mit

dem Pfeile." In einer „Nöthigen Vorbemerkung" ſagt der Verfaſſer in Betreff dieſes Gedichts: „Den vor etlichen Jahren bei Cotta erſchienenen «Otto, der Schütz», von G. Kinkel, habe ich zur Hand bekommen, als mein «Otto» ſchon zwei Jahre vorher fertig war. Dieſe Dichtung von Kinkel weicht, wie in ihrer Form und Compoſition, ſo in ihrem Inhalte ſelbſt von meiner Arbeit, die ich treu nach einem ſchon in frühern Jahren mir irgendwoher mitgetheilten alten Chronikfragmente bildete, oft weſentlich ab. Ich glaube aber aus einer zuverläſſigern Quelle geſchöpft zu haben als mein achtungswürdiger Rival, und laſſe daher auch meinen Verſuch hiermit hervorgehen." Warum nennt der Verfaſſer ſeine „zuverläſſigere Quelle" nicht? **Emanuel Raulf.**

Goethe und Leſſing auf der manheimer Bühne.

Folgende Notizen mögen als Seitenſtück gelten zu meiner, in Nr. 32 des „Morgenblattes" abgedruckten Mittheilung: „Schiller auf der manheimer Bühne." Zu ſehen und zu vergleichen, wenn zuerſt und wie oft die größten Dramendichter des Vaterlandes auf ſeiner weiland edelſten und berühmteſten Bühne gegeben wurden, muß immerhin von Intereſſe ſein.

1. Goethe.

„Clavigo", zum erſten mal: 16. December 1779; bisjetzt 23 mal. „Götz von Berlichingen", zum erſten mal: 17. Februar 1786; am 19. und 26. Februar wiederholt, dann liegengeblieben bis 11. Auguſt 1811 (von da an bisjetzt noch 6 mal), wo ihn Eßlair wieder auf das Repertoire brachte, und zwar nach der von Goethe eingerichteten Theaterausgabe, während die erſte Vorſtellung nach einem Manuſcripte ſtattfand, das mit allen bekannten Ausgaben variirt. Es iſt höchſt wahrſcheinlich daſſelbe, das ſchon zu Schiller's Zeit in Manheim einging und ihn zu einer Bearbeitung für die Bühne reizte. Es befindet ſich jetzt in wortgetreuer Abſchrift in Händen des Referenten; ebenſo ein zweites Manuſcript des „Götz", wieder durchaus variirend und durch Streichen u. ſ. w. eingerichtet. „Die Geſchwiſter", zum erſten mal 2. März 1788; bisjetzt 25 mal. „Egmont", zum erſten mal nach der Schiller'ſchen Bearbeitung in drei Acten am 26. December 1804; am 21. März 1824 zum erſten mal mit Beethoven's Muſik und nach der bekannten Ausgabe; im Ganzen bisjetzt 55 mal. „Iphigenia", zum erſten mal am 25. Auguſt 1820; bisjetzt 8 mal. „Taſſo", zum erſten mal am 8. Mai 1833; bisjetzt 14 mal. „Fauſt", zum erſten mal am 10. November 1834; bisjetzt 27 mal. In „Götz von Berlichingen" ſpielten bei erſter Aufführung von den Koryphäen des Theaters: Böck: Götz; Beil: Biſchof von Bamberg; Iffland: Bruder Martin; Beck: Adalbert von Weislingen; Demoiſelle Baumann (ſpätere Madame Ritter): Marie; Demoiſelle Witthöft: Adelheid.

Die Recenſionen, namentlich über „Clavigo" lauteten ziemlich ſcharf; ſo beginnt z. B. ein Bericht in den „Rheiniſchen Beiträgen zur Gelehrſamkeit" für 1780 mit den Worten: „Warum macht dieſes Trauerſpiel nur ſtückweiſe Wirkung? Warum erreicht es weder den Grad der Täuſchung, noch den Punkt der Rührung, den es ſeines Gegenſtandes wegen erreichen könnte? Weil es nur ſtückweiſe ſchön iſt, weil der Stufengang der Leidenſchaft verfehlt iſt, weil der Zuſchauer zu keinem großen Zuge, wie es ſein ſoll, vorbereitet iſt, weil endlich die Wahrſcheinlichkeit ſelbſt mehrmals beleidigt wird." Namentlich lautet das Urtheil über die Charaktere der Marie von Beaumarchais und beſonders des Clavigo ſelbſt ſehr ungünſtig, und was über die Inconſequenzen des Letztern geſagt wird, iſt zum Theil recht treffend. Weiter heißt es: „Der fünfte Aufzug ſcheint nicht ſowol eine Folge der vier vorhergehenden, als eine Folge der mächtigen Empfindung geweſen zu ſein, mit der Shakſpeare's «Romeo und Julie» das Herz des Dichters möchte erfüllt haben. Am Ende des dritten Aufzugs, da Alles wieder gutgemacht iſt, könnte ſich das Stück als ein luſtiges Drama ſchließen, wenn nicht Clavigo einige Ahnungen äußerte, die zu unwichtige Urſachen ſind, ein Schauſpiel weiter fortzuſetzen. Die Rolle des Don Carlos iſt das Beſte in dieſem Trauerſpiel. Schade, ewig ſchade, daß dieſe Rolle untergeordnet iſt." Der Schluß des Berichts lautet: „Die großen Talente des Verfaſſers ſind mir zu ſehr bekannt, als daß ich zweifeln könnte, er kenne den Werth ſeines Trauerſpiels von allen Seiten. Auch wurden dieſe wenigen Bemerkungen nur zum Unterrichte eines Theils unſers Publicums gemacht. Mit der Vorſtellung konnte man zufrieden ſein. Die Erzählung, die Meyer als Beaumarchais in dem zweiten Aufzuge machte, vierten Aufzugs zwiſchen Clavigo und Carlos wurde ſehr war meiſterhaft. Auch die vortreffliche Scene zu Anfang des gut, beſonders von Iffland, geſpielt. Hätte die Vorſtellung das Ende nicht ein wenig wahrſcheinlicher machen können?"

Ueber die Aufführung des „Götz von Berlichingen" ſagte das „Pfalzbairiſche Muſeum": „Nach «Julius Cäſar» war «Götz von Berlichingen» das erſte Stück, das Aufſehen erregte. Manheim und zehn Meilen in die Runde kamen zuſammen, um «Götz» zu ſehen; jede Erwartung war geſpannt; man ſah ihn aufführen. Ich ſchreibe dir nichts von dem Original. Faſt Alles, was die Bühne fodert, findet man in dem Stück nicht. Da iſt keine gedrängte Darſtellung intereſſirender Situationen, kein raſcher Fortſchritt der Handlung zur Entwicklung, kein ſteigendes Intereſſe. Das Bedürfniß der Bühne foderte, daß das Stück umgeändert werden mußte; man ließ Scenen weg, ſchmelzte verſchiedene Charakter in einen, und nun folgten die Auftritte meiſtens ohne gehörige Vorbereitung, ohne Wahrſcheinlichkeit.*) «Götz» war noch einigemal gegeben und Alles drängte ſich, ihn zu ſehen. Die Aufführung an ſich machte dem hieſigen Intendanten, Freiherrn von Dalberg, Ehre. Es war nichts geſpart, neue Decorationen, neue Kleider, eine Menge Statiſten erhoben den Pomp der Vorſtellung."

Das „Tagebuch der manheimer Schaubühne", drittes Stück 1786, faßte ſich ſehr kurz: „Dieſes Stück erweckt mehr Wirkung im Leſen als in der Aufführung. Böck ſpielte die Rolle des Götz von Berlichingen mit allgemeinem Beifall. Beil die Rolle des Fürſten von Bamberg unnachahmlich ſchön. Im Uebrigen war nichts vergeſſen, ſowol in neuen Kleidungen als Rüſtungen und Decorationen, was das Stück glänzend machen konnte."

Von Goethe's „Geſchwiſtern" gab daſſelbe „Tagebuch der manheimer Schaubühne" einen kurzen Abriß der Handlung, und ſchloß dann: „In dieſem Stücke iſt wenig Handlung und viele Empfindelei; der Dialog iſt etwas gezwungen und gedehnt; und die Sprache iſt nicht ganz rein. Aber das Spiel der Mademoiſelle Witthöft erſetzte dies Alles. Sie ſpielte die Marianne mit ſo viel Natur, Einfalt und Grazie, daß ſie Alle hinriß. Mit unendlicher Feinheit zog ſie die Linie zwiſchen der Liebe der Schweſter und der Liebhaberin; war ganz das liebende unſchuldige Geſchöpf, welches ſeinen Empfindungen, die es ſelbſt noch nicht kennt, folgt. Mademoiſelle Witthöft erſchien heute in dem ſchönſten Lichte, wir bewunderten ſie als eine der größten Künſtlerinnen auf Deutſchlands Bühne."

---

2. Leſſing.

„Minna von Barnhelm", zum erſten mal am 3. November 1779; wurde bisjetzt 23 mal gegeben. Von den Koryphäen der Bühne ſpielten darin: Böck den Major; I[illegible]

*) Die Scene indeß, worin der Biſchof von Bamberg erſchien, [illegible] auch einzeln, ohne Beziehung auf das Uebrige, große Wirkung; [illegible] allein iſt in meinen Augen mehr werth, als viele mittelmäßige [illegible] die der für die Schaubühne erfoderlichen Anordnung wegen, ſo [illegible] Verdienſt ſie auch übrigens haben, beſſer ausgefallen ſind als [illegible] Herr Beil ſpielte den Biſchof von Bamberg unnachahmlich. (Anmerkung im „Pfalzbairiſchen Muſeum".)

land: den Wirth; Beil: den Juſt. „Emilia Galotti", zum erſten mal am 25. Juni 1780; bisjetzt 54 mal; nach „Cabale und Liebe" und „Die Räuber" am meiſten gegeben von allen claſſiſchen Dramen. Von den Berühmtheiten waren nur Iffland als Marinelli und Böck als Appiani beſchäftigt. „Nathan der Weiſe", für die Bühne bearbeitet von Schiller (ſiehe meine eingangs erwähnten Beiträge zur Schiller-Literatur in Nr. 31 des „Morgenblattes"), zum erſten mal: 5. Mai 1805; von den Größen „der guten alten Zeit" ſpielte darin nur noch als Sittah Madame Ritter, als Demoiſelle Baumann von Schiller und Iffland zur Ehe begehrt.

Arnold Schloenbach.

Ueberſetzungen.

Wenn man über übermäßige literariſche Production klagt, ſo gilt dieſe Klage in neun unter zehn Fällen gewiß der Lyrik, die allerdings in Bezug auf Productivität außerordentlich viel leiſtet. Aber auch in den meiſten übrigen Zweigen herrſcht dieſelbe Ueppigkeit des Hervorbringens, namentlich auch auf dem Gebiet des Ueberſetzungsweſens, wobei wir von dem niedern Gewerbe jener Ueberſetzer, die für den täglichen Bedarf der Bühnen und Leihbibliotheken arbeiten, gänzlich abſehen; wir beziehen uns hier nur auf die Uebertragungen wirklich poetiſcher Werke. Eine der intereſſanteſten Erſcheinungen auf dieſem Gebiete iſt wol eine neue Bearbeitung der „Aeneide" von P. E. L. Lots".*) Bekanntlich hatte ſchon Schiller einige Geſänge der Aeneide in achtzeilige Stanzen umgedichtet, die Stanze aber dabei nach Wieland'ſchem Muſter ziemlich frei behandelt. Lots hat uns nun die ganze Aeneide in demſelben, aber von ihm ſtreng regelmäßig behandelten Vermaß geſchenkt, und offenbar gibt ſich unter den Dichtern des Alterthums Virgil noch am bequemſten einer ſolchen Behandlung in dem weichen epiſchen Versmaß Arioſt's und Taſſo's her. Auch iſt Lots' Ueberſetzung ein Werk der Liebe und des gewiſſenhaften Fleißes; ſeine Stanzen ſind meiſt rund, voll und fließend und dabei nicht ohne Kraft, ſodaß ſich ſein Werk als eine ganz angenehme Lectüre namentlich dem größern Publicum empfehlen läßt.

Den Verſuchen, die alten Tragiker in modernem Gewande dem deutſchen Publicum genießbar zu machen, reihen ſich auch die „Griechiſchen Tragödien in moderner Form" von Louis Klug an, deren erſtes Bändchen Sophokles' Tragödie „Aias" enthält.**) Nach dieſen Grundſätzen hat freilich Wilhelm von Humboldt ſeine metriſche Ueberſetzung des Agamemnon von Aeſchylus, wovon jetzt eine zweite Auflage ***) erſchienen iſt, nicht gearbeitet. Spricht Humboldt doch in der Einleitung, unter Dankſagungen gegen Klopſtock und Voß, die Erwartung aus, daß nur in der treu beibehaltenen metriſchen Form der Griechen „ſolange Deutſch geſprochen wird, allein die Alten deutſch wiedergegeben werden könnten". Gewiß iſt Wilhelm von Humboldt's aus dem tiefſten Studium und innigſtem Verſtändniß des Aeſchylus hervorgegangene Arbeit höchſt preiswürdig und dem Philologen von Fach von größtem Intereſſe und Nutzen; aber für das größere Publicum würde es nöthig ſein, ſeine Ueberſetzung erſt in ein geläufigeres Deutſch rückzuüberſetzen, um verſtanden zu werden. Wir führen als Beweis nur folgende Chorſtelle an:

Zurück der Heimat des Kriegsſpeers Gewühl,
der Schild' Anklang laſſend, ſammt Waffenſchar des Schiffszugs,
zum Brautgeſchenk Verderben bringend Ilion,
entwich leichtfüßig aus dem Thor,
unwagbar's wagend u. ſ. w.

Auch wir halten dafür, daß wenn man die alte metriſche Form aufgibt, auch der Geiſt dieſer alten Dichter wenigſtens ſehr abgeſchwächt wird. Aber man vergeſſe nicht, daß die metriſchen Geſetze der deutſchen Sprache doch ganz andere ſind, indem ihre Längen nur durch Wortwurzeln und Wurzelwörter gebildet werden können, und daß aus dieſem Grunde, wie auch wegen der vielen harten Conſonanten und Ziſchlaute, gehäufte Längen im Deutſchen, wenn ſie ſich in der Form ungeheuerlicher Silben- und Wortfügungen darſtellen und mit ſchwerfälligen Conſtructionen und gezwungenen Inverſionen in Verbindung treten, dem Ohr oft unerträglich werden. Daher wird es wol erlaubt, ja geboten ſein, mit den griechiſchen Metren etwas frei zu ſchalten, ſtatt ſie ängſtlich bis auf jede Kürze und Länge nachzubilden, wie gern wir auch zugeben, daß die frühern Experimente weſentlich dazu beigetragen haben, die Leiſtungsfähigkeit, Formengewandtheit und Bildſamkeit der deutſchen Sprache bis zu einem hohen Grade zu ſteigern. Wir ſind auch nicht gemeint, Moderniſirungen antiker Dichtungen geradeswegs verwerfen und den Reim, namentlich in der Uebertragung von Chorverſen ausſchließen zu wollen, da beſonders den Frauen und auch einem großen Theil des männlichen Publicums die alten Tragiker nur in der mehr modernen Form, wie ſchon Schiller des Euripides „Iphigenia" bearbeitete, genießbar ſein werden. Und ſo wird auch Louis Klug's oben angeführte Bearbeitung des „Aias" wol ihre Liebhaber finden; ſie iſt gefällig und fließend, ſowol in den dialogiſchen Theilen, die der Ueberſetzer in der uns geläufigen Form des fünffüßigen Jambus wiedergibt, wie in den gereimten Chören, in denen freilich der unübertreffliche Schwung der Schiller'ſchen Verſe begreiflicherweiſe nicht erreicht iſt, Einzelnes ſogar ziemlich matt klingt im Vergleich zu dem vollen Ton des Originals. In der Vorrede ſpricht ſich der Ueberſetzer dahin aus, daß das deutſche Ohr nicht ausgebildet genug ſei, um aus den griechiſchen, ihm fremdartigen Metren ſogleich den Rhythmus herauszuhören; unſere Sprache ſei in dieſer gezwungenen Form ſtets ungelenkig und unbeholfen; man müſſe jedem Volke ſeine Nationalität laſſen, und in der deutſchen Sprache ſei der Reim charakteriſtiſch. Beiläufig erwähnen wir, daß der Ueberſetzer von den dramatiſchen Verſuchen des jungen Geſchlechts ſo gering als möglich denkt, wogegen er in Betreff der neuern Lyrik bemerkt: „Die Lyrik hat in unſern Tagen ſo herrliche, ſo duftige Blüten getrieben, daß ſelbſt die Heroen der vaterländiſchen Poeſie, wenn ſie aus ihrem Grabe erſtänden, keinen Augenblick zögern würden, dieſes nachgeborene Kind als ebenbürtig anzuerkennen."

Sehr häufig ſind zur Zeit die Ueberſetzungen neuerer engliſcher Dichter. So hat A. R. Nielo, von deſſen Uebertragungen mehrer Byron'ſcher Dichtungen ſoeben eine zweite Auflage*) erſchienen iſt, Longfellow's lyriſche Gedichte**) rhythmiſch bearbeitet und dieſe Ueberſetzung, welche allerdings vor den frühern den Vorzug verdient, dem bekannten Maler Leutze gewidmet. Wilhelm Andreä gab „Lyriſche Perlen"***) heraus, die namentlich aus Thomas Moore's „Iriſchen Klängen" und „Nationalklängen" beſtehen, in einem Anhang aber auch

---

*) Virgil's Aeneide in deutſcher Bearbeitung von P. E. L. Lots. Leipzig, Arnold. 1857. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

**) Griechiſche Tragödien in moderner Form von Louis Klug. Erſtes Bändchen: Aias. Tragödie des Sophokles. Gotha, Scheube. 1857. 16. 18 Ngr.

***) Aeſchylos' Agamemnon metriſch überſetzt von Wilhelm von Humboldt. Zweite Auflage. Leipzig, E. Fleiſcher. 1857. Gr. 8. 25 Ngr.

*) Manfred, der Gefangene von Chillon, hebräiſche Geſänge und lyriſche Gedichte von Lord Byron. Deutſch von A. R. Nielo. Zweite Auflage. Münſter, Coppenrath. 1857. 16. 25 Ngr.

**) Balladen und Lieder von Henry Wadsworth Longfellow. Deutſch von A. R. Nielo. Münſter, Coppenrath. 1857. 16. 25 Ngr.

***) Lyriſche Perlen von Thomas Moore. Nebſt einem Anhange aus verſchiedenen engliſchen Dichtern. Geſammelt und überſetzt von Wilhelm Andreä. Hannover, Lohſe. 1857. 8. 10 Ngr.

Nachbildungen einzelner Gedichte von Pope, Longfellow, Felicia Hemans, Southey, Bayly, Tennyſon, J. Ruſſel Lowell, White und James Montgomery enthalten. Ausgezeichnetes Lob verdient eine Uebertragung von Thomas Moore's „Lalla Rukh“ von Alexander Schmidt*), die ſich, was man im Ganzen doch immer nur ſelten von Ueberſetzungen ſagen kann, fließend wie ein Original leſen läßt. **H. M.**

Notizen.

Ein kritiſches Nachtgemälde.

Die „Deutſche Vierteljahrsſchrift“ brachte in Nr. 80 „Betrachtungen über die deutſche Schaubühne“, Th. L. unterzeichnet, die im Einzelnen nur zu viel Wahres enthalten. Stehen aber die Dinge wirklich ſo, wie der Verfaſſer ſie darſtellt, dann freilich wäre Dante's bekannte Inſchrift an den Höllenpforten: „Ihr, die ihr hier eintretet, laßt alle Hoffnung zurück!“ das bezeichnendſte Motto zu dieſem allgemeinen Todtengericht und Gemetzel geweſen. Der Verfaſſer, welcher ſich als einen der „Preſſe Angehörigen“ bezeichnet, „der zu verſchiedenen Zeiten dem Theater nahegeſtanden“, beginnt zwar mit einem Ausfall auf Diejenigen, welche die Fortſchritte der Zeit verkennen, und nennt die „Laudatores temporis acti, geradezu ein „lächerliches Geſchlecht“; gleich darauf aber ſchildert er, im Zuſammenhange mit dem Charakter der Zeit, den Zuſtand der materialiſtiſch gewordenen Literatur, auch der populär-wiſſenſchaftlichen, namentlich der dramatiſchen, der geſammten Kritik, beſonders aber der Theaterkritik, des Schauſpielervölkchens, der Theaterverwaltungen, des Buchhandels u. ſ. w. als einen ſo gänzlich demoraliſirten, daß man vor einer Zeit, die ſolche Erſcheinungen gebiert, ein Grauen bekommen möchte. Man kann freilich nicht leugnen, daß der Verfaſſer einzelne faule Flecke mit Muth und Scharfblick enthüllt, und z. B. das egoiſtiſche und nihiliſtiſche Treiben unſerer Schauſpieler treffend ſchildert, und mit Recht ſagt er: „Wenn wir heute Alle mehr oder minder dem Materialismus huldigen, wenn wir Alle Schiller's ſchönen Spruch: Segen iſt der Mühe Lohn! dahin corrigirt haben: Thaler ſind der Arbeit Preis! wollen wir es dem Schauſpielerſtande als ein unſühnbares Vergehen anrechnen, wenn auch er ſich der herrſchenden Strömung nicht zu entziehen vermocht hat, wenn auch von ihm dem Götzen des Tags reichlich geopfert wird?“ Wo ſollen, fragt er, ſelbſtändige und originelle Leiſtungen herkommen in einer Zeit, „wo die Unterſchiede des Raums und der Zeit, in der Sitte und im Charakter ſich immer mehr verwiſchen, wo es faſt ein Unglück iſt, Selbſtändigkeit und Charakter zu haben? Mit welchem Recht klagen wir über die Legion der mittelmäßigen Figuranten, die nur äußern Schliff beſitzen, des innern Kerns aber entbehren? Trägt etwa unſere geſammte Geſellſchaft eine andere Phyſiognomie? Die Frackmenſchen mit Glacéhandſchuhen und mit Glacéredensarten dominiren; wir drücken nicht mehr die Hand, nur den Handſchuh.“ Ganz beſonders aufgebracht zeigt ſich der Verfaſſer über die Kritik. Alle Kritiken, meint er, würden nur aus Speculation geſchrieben; „die Willkür und der Nihilismus, weitverzweigtes Coterieunweſen und pietätloſe Impudenz“ ſeien das faſt allgemein verbreitete Gebrechen unſerer geſammten Kritik; walteten nicht „reinperſönliche und materielle Motive“ vor, ſo ſei der Recenſent doch lüſtern nach Ruhm, er handhabe das kritiſche Meſſer „wie Attila die Gottesgeißel“, der „leipziger Gottſched des 19. Jahrhunderts“ habe für dieſe Manier den Ton angegeben u. ſ. w. Dergleichen lieſt ein großer Theil des Publicums gern, obſchon gerade dieſes durch ſolche Anklagen im Grunde am härteſten mitbetroffen wird; denn ſehr Viele halten für eigentliche Kritiken nur ſolche Recenſionen, die in einem bloßen Abſprechen und „Herunterreißen“ beſtehen, wie auch ſolche politiſche Zeitungen für die einzig richtigen, welche nichts weiter thun als fort und fort zu opponiren und zu räſonniren, und zwar im möglich roheſten Ton. Wir zweifeln aber, ob der Verfaſſer, welcher z. B. Brachvogel's „Narciß“, allerdings kein hervorragendes, erhebendes Meiſterwerk, aber doch ein für unſere Zeit charakteriſtiſches und eigenthümlich geiſtreiches, wenn auch krankhaft geiſtreiches Drama ohne weiteres mit der „Grille“ der Frau Birch-Pfeiffer als bloßes „Machwerk“ zuſammenwirft, etwas Anderes thun würde als zerfleiſchen und die „Gottesgeißel Attila's“ ſchwingen, wenn er ſich dem Fache der ſpeciell literariſchen Kritik widmen wollte. Nirgends hebt er die edlern Beſtrebungen hervor, an denen es doch, dem Himmel ſei Dank, auch in unſerer Zeit nicht gänzlich fehlt; nirgends gibt er etwas Poſitives, nirgends eröffnet er einen lichten Durchblick von Hoffnung aus dieſer grenzenloſen Finſterniß und Verſunkenheit in eine beſſere Zukunft.

Eckermann.

Wol ſelten hat ein Schriftſteller für ſeine 62 Jahre ſo wenig Eigenes producirt und trotzdem einen ſo großen Namen erlangt als Eckermann. Doch war er immerhin eine intereſſante Perſönlichkeit, die ja auch Goethe in ihrer Tüchtigkeit und Brauchbarkeit erkannte, und ſo wird man mit Vergnügen die anziehende Schilderung leſen, welche der Herausgeber der „Fliegenden Blätter für Muſik“ in einer der diesjährigen Hefte dieſer Zeitſchrift (Band 3, Heft 1) von Eckermann entwirft. „Ich habe viel mit ihm verkehrt“, erzählt der Herausgeber. Er war ein einfacher, beſcheidener, liebenswürdiger Menſch, zu dem man gleich Vertrauen faſſen konnte. Er vergaß ſeine niedere Herkunft nicht, auch als er durch Goethe's Gunſt und Umgang emporgehoben wurde. Es iſt nichts Kleines, vom Hüten der Schweine in einer dem Städteverkehr entlegenen Haide bis in das Studirzimmer Goethe's zu gelangen, vom zerlumpten Bauerjungen ſich bis zum Hofrath und Mitlehrer eines Erbgroßherzogs und zum Freunde des größten Dichters ſeines Jahrhunderts emporzuarbeiten. Dies ſetzt jedenfalls eine geiſtige Kraft und einen Bildungstrieb nicht gemeiner Art voraus. Allerdings haben Glück oder Zufall ſpäter viel für Eckermann gethan. Die günſtigen Verhältniſſe, in die er gerieth, waren nicht das Werk einer beſondern Kenntniß der Welt und Menſchen und politiſchen Lebenskunſt. Er ließ ſich vielmehr vom Geſchick ziemlich ſorglos treiben, wohin es wollte, ohne ſelbſtthätig einzugreifen. Er war und blieb in gewiſſem Sinne ein kindliches Weſen, und ließ Andere mit ſich ſchalten ohne Widerſpruch“. Für die ſelbſtändige Entwickelung und Selbſtthätigkeit ſeines Geiſtes, meint der Herausgeber, dürfte jedoch der innige Anſchluß an Goethe nicht gerade ſehr vortheilhaft geweſen ſein, obſchon dieſes vertraute Verhältniß der literariſchen Welt eine ſchöne Frucht gebracht, die „Geſpräche mit Goethe“, „welche dauern und nützen werden, ſolange das Intereſſe für gediegene Literatur in der Menſchheit nicht untergeht“. Der Herausgeber fährt fort: „Er beſaß im Grunde eine ziemlich träge, mehr paſſive als active Natur. Schauen und über das Geſchaute nachdenken, dabei in Feld und Wald herumſtreichen, durch Straßen und Gäßchen wandern, Vogel ſchießen, Vogelneſter ausnehmen und die junge Brut ſorgfältig aufziehen, darin beſtand ein großer Theil ſeiner Genüſſe. Große Geſellſchaften waren ihm zuwider, in Wirthshäuſern und gewöhnlichen Geſellſchaften ſah man ihn äußerſt ſelten“. Eckermann, erzählt der Herausgeber weiter, habe ſich zwar immer mit großen namentlich dramatiſchen Planen beſchäftigt, aber wenn er zur Ausführung geſchritten und dann bemerkt habe, daß das gehoffte Große ausbleibe, ſo habe er die Arbeit in Erwartung der beſſern Stunde und Stimmung einſtweilen beiſeite gelegt, auf dieſe beſſere Stunde freilich auch ſtets vergebens gewartet. Dagegen rühmt ihm der Herausgeber kritiſchen Verſtand und eine „helle und vollſtändige Kenntniß der Bedingungen echter Kunſtwerke“ nach. In ſeinen Geſpräche

---

*) Thomas Moore's Lalla Rukh. Deutſch von Alexander Schmidt. Berlin, Decker. 1867. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

mit dem Herausgeber, deren inhaltreichſte in der genannten Zeitſchrift mitgetheilt ſind, ſuchte Eckermann den wol ſchwerlich ſtichhaltigen Satz zu beweiſen, daß in gar vielen, ja den meiſten Menſchen eine ebenſo ſtarke, lebendige Einbildungskraft wohne, als ſie nur immer der größte Künſtler und Dichter beſitzen möge, und daß man vermittels des bloßen, kräftigen und anhaltenden Willens die Einbildungskraft aufſtacheln und zu lebendiger und anhaltender Thätigkeit zwingen könne. Man ſollte meinen, Eckermann müſſe ja an ſich ſelbſt genugſam die Erfahrung gemacht haben, daß der beſte Wille ſich ohnmächtig zeige, wo die urſprüngliche lebhafte Einbildungskraft fehlt. Höchſtens kann man es in dieſem Falle auf dem Wege des Echauffements zu einem künſtlichen und unſchmackhaften Surrogat der Phantaſie bringen, dem man aber an allerlei Monſtroſitäten ſeine unnatürliche Entſtehung ſehr bald anſehen wird.

H. M.

Bibliographie.

Bacherl, F., Die letzten Stoßſeufzer nach der erſten Wanderung durch Teutſchland, nebſt früheren und neueſten Gedichten. München. 8. 9 Ngr.

Behrle, R., Joſef und ſeine Brüder. Bibliſch-hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Aufzügen. Regensburg, Puſtet. 8. 13 Ngr.

Boutigny, M. G. H., Studien über die Körper im ſphäroidalen Zuſtande. Neuer Zweig der Phyſik. Nach der 3ten Auflage des franzöſiſchen Originals überſetzt von R. Arendt. Mit 27 Holzſchnitten. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Breier, E., Die Sabbathianer. Hiſtoriſcher Roman aus der Zeit der erſten Theilung Polens. Drei Theile. Wien, Hartleben. 1858. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Briefe aus Afrika. Klöſterliches und Kirchliches. Regensburg, Manz. 8. 27 Ngr.

Clausberg, **Amalie** v., Kampf bringt Frieden. Roman in zwei Bänden. Leipzig, Kollmann. 1858. 8. 2 Thlr.

Corrodi, A., Sommerblumen für die Winterzeit. Geſchichten und Mährchen. Schwäbiſch-Hall, Nitzſchke. Gr. 16. 18 Ngr.

Culmann, P. T., Dornenröschen oder das Märchen unſerer Welt. Eine kosmogoniſche Dichtung nach Plato und Jacob Böhm. Landau, Kaußler. 8. 15 Ngr.

Dieffenbach, G. C., Gedichte. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 16. 1 Thlr.

Gerſtäcker, F., Eine Gemsjagd in Tyrol. Mit 34 Illuſtrationen in Holzſchnitten und 12 Lithographien nach Originalzeichnungen von C. Troſt. Leipzig, Keil. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Giſeke, R., Die beiden Caglioſtro. Drama in fünf Akten. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 24 Ngr.

Goldammer, L., Litthauen. Völker- und Naturbilder. Mit einem Vorwort von Scherenberg. Berlin, Janke. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Grant, J., Harry Ogilvie oder die ſchwarzen Dragoner. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thr. 10 Ngr.

Guinot, E., Ein Sommer in Baden-Baden. Illuſtrirt von Tony Johannot, Eug. Lami, Français und Jaquemot. Leipzig, Weber. 1858. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hägele, J. M., Erfahrungen in einsamer und gemeinsamer Haft sammt unmassgeblichen Gedanken über das Gefängnisswesen. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hensler, H., Erzählungen und Novellen. 1ſtes Bändchen. Stuttgart, K. Müller. 12. 20 Ngr.

Hoffmann, F., Acht philosophische Abhandlungen über Franz v. Baader und seine Werke. Leipzig, Bethmann. Gr. 8. 2 Thlr. 26 Ngr.

Hrotsvitha, Werke. Herausgegeben von K. A. Barack. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Körner's, T., ſämmtliche Werke. Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von K. Streckfuß. 5te rechtmäßige und einzig vollſtändige Geſammt-Ausgabe in einem Bande. Mit dem Bildniſſe des Dichters und einem Facſimile ſeiner Handſchrift. Berlin, Nicolai. 1858. 8. 1 Thlr.

Ludwig von Granada, Anleitung zur Betrachtung der göttlichen Wahrheiten unſerer heiligen Religion. Aachen, Cremer. Gr. 12. 1 Thlr.

Meißner, A., Die Sanſara. Roman in vier Bänden. Leipzig, Herbig. 1858. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Mettenleiter, D., Johann Gerſon und ſeine Zeit. Nach dem Franzöſiſchen. Augsburg, Kollmann. 8. 27 Ngr.

Die neue deutſche Nationalliteratur, kritiſch, humoriſtiſch, ſatyriſch v. Verf. von H. Heine's Himmelfahrt. 1ſtes Heft: H. Heine, N. Lenau, F. v. Sallet, W. Müller, R. Hocker, A. Meißner, R. Prutz, G. Herwegh. Nebſt einer Vorrede über einen Injurienprozeß. Trier, Troſchel. 8. 15 Ngr.

Scheurl, A. v., Sammlung fliegender Blätter für kirchliche Fragen der Gegenwart. Erlangen, Bläſing. Gr. 8. 18 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, E., Vier Jahre Memoiren. Porträts und Erlebniſſe. Prag, Kober. 8. 1 Thlr.

Schulte, A., Runen. Mit einem Vorwort von F. Hoffmann. Nördlingen, Beck. 1858. 8. 25 Ngr.

Stöber, A., Neue Reiſebilder aus der Schweiz. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 16. 12 Ngr.

Rheiniſches Taſchenbuch für das Jahr 1858. Mit Beiträgen von Gisbert Freih. Vincke, Claire von Glümer, J. Rank, E. Willkomm, F. Trautmann und F. J. Englert. Mit 5 Stahlſtichen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Br. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Treitzſchke, H. v., Studien. Leipzig, Hirzel. 8. 24 Ngr.

Ueberweg, F., Syſtem der Logik und Geſchichte der logiſchen Lehren. Bonn, Marcus. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Valentiner, **Dorothea**, Ueber Erziehung und Unterricht des weiblichen Geſchlechts. Mainz, Kunze. Gr. 16. 18 Ngr.

Vidal's, P., Lieder. Herausgegeben von K. Bartsch. Berlin, Dümmler. 8. 2 Thlr.

Wagner, A., Beiträge zur Lehre von den Banken. Leipzig, Voss. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Höfler, C., Die philoſophiſche Facultät, ihre Stellung zur Wiſſenſchaft und zum Staate. Eine Rede gehalten in der akademiſchen Aula der Carolo-Ferdinandea bei Gelegenheit der erſten Verkündigung von Preis-Aufgaben durch die philoſophiſche Facultät. Prag, Tempſky. Lex.-8. 4 Ngr.

Mezger, G. C., Ueber die Stellung der Gegenwart zu den Gymnaſien. Rede bei der Preiſevertheilung an der königl. Studienanſtalt bei St. Anna in Augsburg am Schluſſe des Schuljahres 1855/56. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 4 Ngr.

— — Ueber den Unterricht in der Geſchichte. Rede bei der Preisvertheilung an der königl. Studienanſtalt bei St. Anna in Augsburg am Schluſſe des Schuljahres 1850/51. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 4 Ngr.

Nitzſch, K. J., Ueber Lavater und über Gellert. Zwei Vorträge. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 10 Ngr.

Sagorszewsky, J., Oſtindien und die Engländer. Eine Erklärung der Gegenwart aus der Geſchichte der letzten Jahrhunderte. Leipzig, Hennings. 8. 10 Ngr.

Zur Orientirung in Schulſachen. Ludwigsluſt, Hinſtorff. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen von Julius Hammer.

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Siebente Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Feſter Grund. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Hammer's Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich", ſind mit vollem Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier" und Rückert's „Weisheit des Brahmanen" an die Seite geſtellt worden, und haben ſich auch raſch ſo zahlreiche Freunde im deutſchen Publicum erworben, daß davon bereits eine **ſiebente Auflage** nöthig geworden iſt.

Gleichfalls freundliche Theilnahme fanden ſeine nächſten Dichtungen: „Zu allen guten Stunden", poetiſche Productionen ähnlicher Geiſtes- und Gemüthsrichtung, wie ſie den Stimmungen entſprechen, die durch den Charakter der verſchiedenen Monate und Jahreszeiten im Menſchen angeregt werden. Dieſe liegen ebenfalls bereits in einer **zweiten Auflage** vor, welche mehrfach verändert iſt.

Die neueſte Gedichtſammlung Julius Hammer's: „Feſter Grund", wird den vielen Freunden der frühern gewiß ebenſo willkommen ſein, da ſie ſich an dieſe eng anſchließt und namentlich als ein **zweiter Theil** zu „Schau um dich und Schau in dich" bezeichnet werden kann. „Feſter Grund" heißen die neuen Dichtungen und ihn ſollen ſie gewinnen helfen durch Selbſterkenntniß und durch Erkenntniß der ſtufenweiſen Entwickelung des Ewigen und Höchſten im Menſchen; in die Vergangenheit zurückſchauend und an die Gegenwart ſich wendend, möchten ſie beitragen zur Feſtigung und Kräftigung, zur Verſöhnung und Läuterung zur Erhebung und Erbauung, zur wahren Frömmigkeit und Humanität.

Von dem Verfaſſer erſchien ebendaſelbſt:

Einkehr und Umkehr. Roman. Zwei Theile. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Geſchichte dieſes Romans, mit dem Julius Hammer zuerſt auch als Romanſchriftſteller aufgetreten, iſt dem realen Leben der Gegenwart entnommen, zu dem ſie das Beſte, den idealen Gehalt, in harmoniſches Gleichgewicht zu ſetzen bemüht iſt. Sie dürfte manchem Leſer und mancher Leſerin nützliche Winke auf der Bahn des Lebens geben, die, wenn ſie auch keine ungewöhnliche iſt, doch die Nothwendigkeit eines innern feſten Maßes dem Wandelnden nicht erſpart, aber auch die in der Widmung ausgeſprochene tröſtliche Wahrheit bekräftigt: „Es kehrt ſich leicht Alles zum Guten, was man unternimmt, wenn man nur Gott vertraut und etwas praktiſchen Sinn dazu mitbringt."

Soeben erſchien bei Fr. Ludw. Herbig in L
kann in allen Buchhandlungen des In- und Au
geſehen werden:

Schmidt, Julian,

Geſchichte der franzöſiſchen Literatur Revolution 1789.

Erſte und zweite Lieferung.

Das ganze Werk erſcheint in vier Lieferun der Lieferung im Subſcriptionspreiſe 1 Thlr. Ladenpreiſe 1 Thlr. 12 Ngr. Der Subſcription mit dem Erſcheinen der vierten Lieferung, am 30.

Dieſes Werk bildet ſowol der Zeit als der nach ein Seitenſtück zu deſſelben Verfaſſers Literaturgeſchichte", deren glänzender Erfolg nen davon in kurzen Zwiſchenräumen drei Auflage lagshandlung auf eine günſtige Aufnahme auch hoffen läßt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzi

Lehrbuch der Geometr

für Schulen und zum Selbſtun

von **Karl Snell.**

8. Geh.

Erſter Theil: Gradlinigte Plan von Karl Snell. Zweite Auflage 5 lithographirten Tafeln. 24 Ngr.

Dritter Theil: Stereometrie von Schäffer. Mit 16 lithographirten Tafeln.

Nachdem Karl Snell den Zweck, mit ſeinem „ der Geometrie" den Lehrern der Mathematik ein einem naturgemäßen, anſprechenden und echtwiſſenſch Lehrgang in die Hand zu geben und auf dieſe Weiſe form des mathematiſchen Unterrichts auf Schulen bei vollſtändig erreicht zu haben glaubte, hat er ſich ent die gegenwärtige zweite Auflage deſſelben zu eine ſtändigen Lehrbuch der Elementargeometrie geſtalten, welches in drei Theilen die Planimetrie, gonometrie und die Stereometrie behandelt und lich auch als Schulbuch gebraucht werden kann. Theil über Gradlinigte Planimetrie und der über Stereometrie (von Hermann Schäffer) ſi erſchienen; der zweite Theil, die Trigonometri bald folgen. Wie ſich das Lehrbuch in ſeiner frühern beim Unterricht, ſo möge es ſich in der zweiten Auflage beim Unterricht wie auch beim Selbſtſtudium und fruchtbringend erweiſen, und allen Schulanſtalten empfohlen ſein.

Von Karl Snell erſchien in demſelben Verlage:

Einleitung in die Differential- und Integral Zwei Theile. Mit 7 lithogr. Tafeln. 8. 3 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

den Thaten dieſer erſten engliſchen Flüchtlinge auf amerikaniſchem Boden, ihren Kämpfen, Leiden und Siegen geliefert, die wir für eine höchſt gelungene, ja für eine der beſten Leiſtungen im Gebiet des ethnographiſchen und naturmalenden Romans anerkennen dürfen. Es iſt ihm gelungen, unſere volle Theilnahme für ſeinen hiſtoriſchen Stoff, für ſeine Charaktere, ſeine Volks- und Naturgemälde zu gewinnen und eine anziehende, in gleichem Maße Lehre und Unterhaltung verbindende Lectüre zu bieten, die ihm unſern beſten Dank verbürgt. Zugleich iſt er zum Homer geworden für dieſe kühnen Streiter für altes Recht und Nationalität im trojaniſchen Kampf gegen die neue Sittenlehre, für dieſe Heldennamen irokeſiſcher Kaziken, welche die Geſchichte nicht nennt, obwol ſie ſo heldenmüthig ſtritten, blos deshalb nicht, weil kein Homer ſie nannte. Er hat dieſe neue Helena, Hilladih, gefeiert, nicht weniger reizvoll und nicht weniger klug, aber unglücklicher als jene, welche der Sänger der Ilias verewigt hat.

Das romantiſche Intereſſe der Erzählung, bei welcher der Stil Walter Scott's ſichtbar vorgeherrſcht hat, knüpft ſich nun an die Schickſale zweier junger, in Liebe verbundener Herzen, der reizenden Lovely, Enkelin und Tochter zweier flüchtigen Oberſten aus dem Rumpfparlament, und Thorkill's, eines Norwegers und Zögling des alten Fallenſtellers (Trapper) Grot Willem, deſſen Vater beim Heben eines auf Rhode-Island vergrabenen Schatzes von unbekannter Hand erwürgt worden war. Dies romantiſche Intereſſe, an ſich lebensvoll durchgeführt, kreuzt ſich mit der verſchwiegenen Liebe der ſchönen Hilladih, Schweſter des Häuptlings der Wampanogen und ſiegreichen Gegners der engliſchen Coloniſten, bis es durch Hilladih's Opfertod zum Schluß gelangt, nachdem es dem Erzähler Gelegenheit zu einer Reihe anziehendſter Charaktere und Menſchenbilder gegeben hat. Der grundehrliche aber rohe und wilde alte Trapper, die puritaniſchen Oberſten in ihrem rückſichtsloſen Fanatismus für Wortheiligkeit, in ihren phantaſtiſch-apokalyptiſchen Träumen und Hoffnungen; ferner das Naturkind Thorkill, die Geiſtlichen und Richter Roger Williams, Standiſh, Eaton und Blackſtone, der Flibuſtier de Luſſan, die ſchöne Hilladih, welche wie ein Mondſcheinſchatten durch dieſe Bilder huſcht, der kühne Häuptling Metacom endlich, Enkel einer langen Königsreihe für das Vaterland geſtorbener Helden; alle dieſe ſcharf und ſicher gezeichneten Geſtalten hat der Verfaſſer mit lebendiger Anziehungskraft ausgeſtattet und ins Spiel geſetzt. Vor allem gelungen iſt ihm aber der alte Trapper, Grot Willem genannt, der wie der Urgeiſt dieſer Wälder erſcheint und ein begabtes Zeichnertalent entſchieden bekundet. Zu dem romantiſchen Intereſſe der Erzählung gehört denn auch die falſche Anklage gegen den ehrwürdigen Pilgervater Eaton, der von Grot Willem für den Mörder von Thorkill's Vater gehalten wird, indeß dieſer von dem Sachem der Wampanagen, Metacom's Vater, erſchlagen worden war.

Soviel von dieſem Elemente des Romans. Bedeutender als dies erſcheint uns jedoch das naturmalende und culturgeſchichtliche Element deſſelben, das in tiefer Begründung ſowol den Kampf der Natur gegen die geiſtige Macht des Menſchen als den verzweifelten Widerſtand einer Cultur gegen die andere, der erlöſchenden Nationalität und des Glaubens gegen den Glauben, trefflich zur Anſchauung bringt. In dieſer Beziehung iſt dieſer Roman eine Quelle der Geſchichte für den nordamerikaniſchen Freiſtaat vom Beginn der Anſiedelung bis zum Jahre 1683, der Geſchichte des Erlöſchens der irokeſiſchen Volksſtämme, ihrer Kämpfe für den vaterländiſchen Boden und ihre Selbſtändigkeit, für ihre Hütten und ihren Glauben, der in ſeinen Nachtſeiten allerdings zu roh iſt, als daß wir uns des Siegs des Chriſtenthums über ihn nicht freuen ſollten. Indem wir Volk, Denkart und Sitte deſſelben kennenlernen, faſſen wir aber für ſeine liebenswerthen Seiten und für ſeine Leiden ein Intereſſe, das uns beim rettungsloſen Untergang dieſer tapfern Stämme immerhin mit Wehmuth erfüllt, wie geboten und nothwendig jener auch ſei. Die Naturlaute ihrer Volkslieder, die kindiſchen, aber oft heitern und lieblichen Ceremonien ihrer Feſte flößen uns Theilnahme an ihrem tapfer vertheidigten aber hülfloſen Daſein ein, und ihr großer Sachem (Fürſt) Metacom wächſt faſt zu einer hiſtoriſchen Perſon heran.

Endlich ſind die Naturgemälde des Verfaſſers kunſtgerecht und mit lebhaften blendenden Farben ausgeführt. Wir hören dieſe Urwälder rauſchen, wir folgen dem Bären auf ſeinen einſamen Raubzügen durch dieſe großen Naturſcenen, wir erſchrecken vor dieſer wildgewordenen Büffelheerde, wie ſie über den Plan dahinjagt, vor dieſen brennenden Wäldern und Haiden. Wie ſollten wir nach allem dieſen dem Verfaſſer nicht erkenntlich ſein, wenn er nach langer lebhafter Unterhaltung zum Schluß ſeiner Erzählung uns ſeine Helden in Lovelys-[illegible], wie der Ort bis zum Anfang dieſes Jahrhunderts hieß, der Frucht treuer Liebe genießend, die alten Oberſten, zu einer Volksſage geworden, über der Apokalypſe brütend und die Herſtellung des Reiches Iſrael in England erwartend, den alten Trapper als hundertjährigen Jäger vor der Civiliſation in die Alleghanyberge zurückweichend, den ehrwürdigen Patriarchen Rogers als Gründer des Freiſtaats Rhode-Island in hohen Ehren zeigt, nachdem Kampf und Leid ausgefochten ſind, der Ueberfall und die Zerſtörung von Swanſey, die Gefangenſchaft bei Metacom, der am Pfahl drohende Tod und die Belagerung in der Paliſſadenburg Wallaſton vergeſſen ſind. Aus der großen Anzahl reizvoller Scenen, an welchen das Buch reich iſt, heben wir eine hervor, um von Geſchmack und Stil des Verfaſſers eine Vorſtellung zu gewähren, die Scene des Verlöbniſſes zwiſchen Thorkill und Lovely. Die lange Zeit verſchwiegen Liebenden treffen durch einen Bach getrennt zuſammen.

„Thorkill", ſprach Lovely, „ein ſeltſames Mädchen [illegible] Euch vielleicht nicht verſtehen wollen. Aber die Fügung [illegible] tes, die uns zuſammenführt, iſt ſo wunderbar, daß ich [illegible] heucheln mag. Ich verſtehe Euere ſtumme Frage, [illegible] — ich kann nicht anders — da, nehmt die [illegible] ſchlug die Blätter der Bibel um und hielt das [illegible]

nigen Perſonen, welche in den Vordergrund treten, fehlt jeder Anſpruch auf unſere Mitempfindung. Plaſtiſcher Effect und individuelle Bedeutung der Charaktere iſt kaum vorhanden; Gauner und Verbrecher aber, wie Jones und Pyburn, haben kein Recht auf unſere Theilnahme. Andere Geſtalten, wie Dr. Gurgel, der Anwalt Tweezer und der ſeltſame Richter Taylor ſind zwar charaktervoll gezeichnet, allein die unglaubliche Roheit, Unwiſſenheit und Formloſigkeit, welche ſich über das Ganze ausbreitet, ſchreckt doch jede Theilnahme zurück. Ebenſo wenig wie die Charaktere ſind die Ereigniſſe von der Art, beſonders anziehend auf uns zu wirken, denn das gemeine Verbrechen und ſeine Beſtrafung gehört ſchwerlich in den Roman. Von dieſem abgeſehen ſchleppt ſich die Erzählung, den Squire und ſeine Familie betreffend, zaghaft hin und erſchöpft ſich oft gänzlich. Dagegen ſind die Naturgemälde des Romans nicht ohne Verdienſt: der allgemeine Anblick einer Blockhausanſiedelung, die Dampffahrt auf dem Arkanſasfluß in ſeiner pittoresken Bergpartie, die Dardanellen genannt, die Schilderung des Dorfs der Todten, einer völlig vom Fieber entvölkerten und der Natur wieder überlaſſenen Ortſchaft, das Bild jenes Embryos von Stadt, van Buren, deren ganzer Lebenskeim zur Zeit in dem Kramladen des „Storekeepers“ beruht, Pyburn's Schenke, das Lager der Creeks und dergleichen mehr mit Vorliebe ausgeführte Détailbilder feſſeln und ergötzen den Leſer; kurz, der inſtructive Theil der Arbeit überwiegt die äſthetiſchen Beſtandtheile deſſelben bei weitem; man erkennt hier überall die eigene Anſchauung und das etwas mühſame Beſtreben treuen Copirens der Wirklichkeit.

Im zweiten Theil gewinnt die Begebenheit den Vorſprung und nimmt unſer Intereſſe ſtärker in Anſpruch. Der brave Irokeſenhäuptling Ritchy, des Squires Hausfreund, iſt von Pyburn und Jones ermordet worden. Der Squire liefert den erſten der Mörder vor Gericht aus, indeß der zweite, Jones, einſtweilen entkommt. Die Gerichtsſcene zu van Buren, die ſeltſame Proceßverhandlung gegen den offenkundigen Mörder, der jedoch freigeſprochen, dann aber von einem Act der Lynchjuſtiz erreicht und gehängt wird, alle Roheit dieſer Zuſtände vor unſern erſtaunten Augen entfaltend; hierauf die Jagd des Squire auf den flüchtigen Jones, der endlich die Rothhäute gegen van Buren in feindliche Bewegung ſetzt, die Belagerung der Stadt durch dieſe wilden Scharen, vor welchen nur der Heldenmuth des Squire und ſeiner Mitanſiedler zu retten vermag, und der endliche Fall Jones', der von den Wilden ſelbſt gerichtet wird: alles dies würde uns in Spannung zu erhalten vermögen, wenn der Verfaſſer in ſeinen Détailzeichnungen ein beſſeres Maß beobachtete. Hierin aber fehlt er in ſeltſamſter Weiſe. Wird z. B. ein Menſch (Jones) von einem Felſen herabgeſtürzt, ſo geſchieht dies nicht, ohne daß der Verfaſſer uns jeden Abſatz dieſes Felſens aufs genaueſte vorzeichnet, mit dieſer Kleinmalerei natürlich aber ſeinen eigenen Effect gänzlich zerſtört. Auf die Kunſtwirkung der großen Striche, des Verſchweigens und Errathenlaſſens verſteht der Verfaſſer ſich nicht. Eine Figur jedoch, und zwar die eines deutſchen „Tyrannenhaſſers“ aus dem Jahre 1848, iſt ihm beſonders gelungen. Dieſer Menſch, wir ſehen ihn leibhaft vor uns, ganz Bart, ganz Grimm gegen ſein Vaterland, iſt die ergötzliche Figur in dem Drama dieſer blutigen Erzählung. Sei es, daß er aus Hunger in einem tiefen Brunnenſchacht mit der Spitzhaue arbeitet, von den kleinen Töchtern des Squire gehänſelt, ſei es, daß er im Gerichtsſaal gegen [illegible] perorirt und dabei den alten Homer citirt und Griechiſch und Lateiniſch ſpricht, was ſein Auditorium jedoch für Deutſch hält, oder gegen die Könige donnert, wobei die Zuſchauer an die Bibelholzſchnitte von Salomo und Nebukadnezar denken: dieſe Figur iſt leider, ſagen wir, immer überaus ergötzlich, wenn wir freilich auch nicht recht begreifen, wie der Verfaſſer, dem doch oft in der deutſchen Rede der logiſche Faden ausgeht, zu dieſen griechiſchen und lateiniſchen Verſen kommt, die für doch nur ein Zeugniß von geſchmackloſer Gelehrſamkeit zu geben vermögen. Doch genug; das Hauptverdienſt dieſes Buchs, der „Urwaldspoeſie“, wie ſie in Deutſchland noch immer graſſirt, durch eine treue Darſtellung der Lage, der Leiden und Freuden einer Blockhausanſiedelung in den Hinterwäldern des „fernen Weſtens“ und den Schattenſeiten des ruhmreichen Neunundzwanzig-Sternenbanners, wie die Phraſe lautet, einen Spiegel vorzuhalten; dies Verdienſt bleibt beſtehen. Und hiermit glauben wir dies Buch als ein unglaublich rohe Zuſtände wunderlich malendes rohes Gemälde hinreichend charakteriſirt zu haben und daſſelbe dem Leſer, der die darin enthaltene Belehrung gerade ſucht, als befriedigend empfehlen zu können. Ob jedoch der Verfaſſer der Meinung ſei, daß aus dieſen Zuſtänden dereinſt eine wirkliche Verjüngung des Menſchengeſchlechts an Leib und Geiſt, wie etwa aus dem germaniſchen Völkergange vom Kaukaſus her, hervorgehen könne, oder ob, wie man ſich befürchten möchte, der Wurm der Selbſtzerſtörung in dieſen Zuſtänden ſchon ſeine Arbeit begonnen habe; wir wiſſen es nicht! 2

Vier Jahre eines deutſchen Journaliſten.

Vier Jahre Memoiren. Porträts und Erlebniſſe. Von Eduard Schmidt-Weißenfels. Prag, Kober. 1857. 8. 1 [illegible]

In der Regel ſchreibt man in einem Alter von [illegible] Jahren noch keine Memoiren. Indeß man lebt jetzt ſchnell und wird daher auch ſchnell alt. Ein Alter von [illegible] 30 Jahren will jetzt ſchon etwas bedeuten, zumal [illegible] ſich in die Politik miſcht und auf dieſem Gebiet in jungen Jahren Erfahrungen macht, die man in frühern Jahrhunderten ſelbſt im höhern Lebensalter nicht machen konnte, aus dem einfachen Grunde, weil die Gelegenheit dazu fehlte. [illegible] die Wiſſenſchaft, ſo iſt in unſern Tagen auch die [illegible] Politik „populariſirt“ und für den Allgemeingebrauch [illegible] worden. Der Verfaſſer vorliegender intereſſanter Schrift hat [illegible] allerdings auf dieſem Gebiete Erfahrungen gemacht, wie [illegible] der von uns, und er mag mit Recht der Anſicht ſein, daß [illegible] ſolches Capital bei Zeiten verwerthen müſſe, um [illegible] lange die Zinſen davon zu genießen. Dieſes Capital von Erfahrungen hat heute noch Werth, und vielleicht morgen [illegible]

mehr. Es iſt alſo klug zuzugreifen, wenn — man einen Verleger dazu findet.

Der Verfaſſer ſchildert ja aber auch in ſeinen Memoiren nicht ſein ganzes Leben von Kindesbeinen an, ſondern nur einen kleinen Ausſchnitt davon, nur vier Jahre, die er unter ſehr wechſelvollen Ereigniſſen und zum Theil im Verkehr mit ſehr merkwürdigen Perſonen verlebte, in Paris und Italien, Holſtein und London. Er erzählt ſelbſt von ſich, daß es ihn immer ſehr gedrängt habe, „in die Welt hinauszukommen, in Gefahren und Kämpfe zu gerathen und mit dem Uebermuth einer feurigen Jugend ſich das Leben erſt zu verdienen“. Dieſe Luſt hat er denn auch reichlich gebüßt. Und er fühlt ſich, das ſieht man ihm an. Gehörte er doch zu jenen Deutſchen, welche der jetzige Machthaber Frankreichs ſeiner beſondern Rückſicht und Aufmerkſamkeit würdigte, indem er ſie transportiren oder ausweiſen ließ. Wem ſo etwas geſchieht, der hat immer etwas zu erzählen und mehr als „Herr Urian“. Auch trug er die Muskete bei Idſtedt und Friedrichsſtadt und roch däniſches Pulver, was noch unangenehmer zu riechen ſein ſoll als der Schwefeldunſt journaliſtiſcher Ausfälle. Er hat alſo für ſeine Ueberzeugung ſeine ehrliche deutſche Haut zu Markte getragen, was doch immer einen Muth bei ihm vorausſetzen läßt, der ihm hoffentlich auch bei ſeinen journaliſtiſchen Fehden zuſtatten kommen wird. Allerdings tritt der Verfaſſer hier und da wol zu ſehr mit ſeiner Perſon in den Vordergrund, aber doch ſtets in einer liebenswürdig humoriſtiſchen Manier, ſodaß man ihm nicht böſe ſein kann; franzöſiſche Bekannte nannten ihn, wie er erzählt, einen „drôle Allemand“. Ueberhaupt ſind eine gewiſſe liebenswürdige Bonhomie und ein guter Humor, der ihn ſelbſt in den verkniffenſten Verhältniſſen nicht verläßt, für den Verfaſſer charakteriſtiſch. Die ſprachliche Darſtellung iſt friſch, keck und lebendig, aber nicht hinlänglich gefeilt und gemeißelt, und erinnert bei allem deutſchen Grundcharakter bisweilen an die Schule der pariſer Journaliſtik, in der er ſich zum Schriftſteller ausbildete. Hätte er ſeine Lebenserinnerungen franzöſiſch geſchrieben, ſo würde manche Bewegung bei ihm ganz graziös ausſehen, die jetzt ein wenig wie verrenkt und verſchoben erſcheint. Rechten wir jedoch nicht zu ſtreng mit einem Manne, der das Leben mehr ſtudirt hat als deutſche Bücher. Seine Erzählungen tragen außerdem den Stempel der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit. Ob er einzelne Epiſoden, namentlich Liebesepiſoden, als dichteriſchen Aufputz hineingedichtet, wie dies ſeit Goethe's „Wahrheit und Dichtung“ ſo oft geſchieht, können wir freilich nicht wiſſen; wir müſſen uns dabei auf ſein durchaus ehrliches Geſicht verlaſſen. Gewiß aber iſt es, daß er Perſonen und Verhältniſſe ſo ſchildert, wie ſie ihm erſchienen ſind, und zwar mit dem größten Freimuth nach allen Seiten hin.

Wir übergehen das erſte Capitel, in welchem er erzählt, unter welchen eigenthümlichen Verhältniſſen er als heidelberger Student ſich aus Deutſchland fortmachte und dann nach Strasburg und Paris gerieth, wo er zuerſt bei einem humanen deutſchen Bankier Beſchäftigung fand, in deſſen Salons er auch manche Notabilitäten, den alten Bildhauer David, Ary Scheffer, Arago, Horace Vernet u. ſ. w. kennenlernte, auch den jetzigen Millionär Mirès, „damals ſehr unbemittelt und [illegible]rt bei einem kleinen Theaterjournal, nur als ein Genie von jovialer Auferlegung kleiner Anlehne zu 10 bis 20 Francs bekannt“. Dieſe Bekanntſchaften erweckten in ihm die Neigung ſich mit literariſchen und politiſchen Dingen zu beſchäftigen; er beſuchte nun die hohe Schule der Politik, das Café du Grand Balcon, wo ſich ein Cirkel von Journaliſten und andern jungen Leuten gebildet hatte, welche ihn mit jener Freundlichkeit aufnahmen, „die in jeder Hinſicht die ſchönſte Seite der franzöſiſchen Liebenswürdigkeit gegen Fremde bildet“. Namentlich war es die Partei des „National“, die hier „eine Art debattirender Station“ hielt. In dieſem und andern politiſchen Cafés wurde zum großen Theil in etwas leichtſinniger Weiſe die Februarrevolution ausgekocht, die aber, wie der Verfaſſer meint, ohne das Verbot des ſogenannten Reformbankets nicht ausgebrochen ſein würde. „Doch ſcheint es“, bemerkt der Verfaſſer ſehr treffend, „daß gerade in harmloſen Hüllen die Petarden enthalten ſind, welche die Mächtigen zerſtören; vielleicht deswegen, damit die Großen der Welt ſtets im Unklaren über die Nähe der Gefahr bleiben und einem Geſpenſte nicht entfliehen ſollen, welches mit ſeinen eiſernen Armen ihnen naht, um ſie zu vernichten.“

Wir übergehen des Verfaſſers Mittheilungen über die Februarrevolution, die zwar zum Theil recht pikant ſind, aber doch nicht viel weſentlich Neues enthalten. Frankreich war wie ein Handſchuh umgekehrt worden und hieß nun eine Republik, für deren Intereſſen auch ein gleichnamiges Organ, das Journal „La république“, geſtiftet wurde, bei welchem der Verfaſſer den Artikel Deutſchland übernahm. Er ſpricht von ſeiner neuen Function mit dem guten Humor der Selbſtironie: „Ich war ein Mann der Politik, ein Mann der Feder und der Zukunft, und nahm alle Gravität an, die einem Redacteur ſo ſchön ſteht, der jeden Tag Weltgeſchichte macht, Regierungen verketzert und ſeinem in Revolutionskrämpfen liegenden Deutſchland mit der Weisheit eines kleinen Sokrates von ungefähr Predigten hält. Freilich hüllte auch ich mich in jene große Erhabenheit, die Schriftſteller beſitzen, wenn ſie ſich von ihrer Nation mit Undank belohnt glauben und nun die edle Befriedigung genießen, auch einen Theil zur Anfertigung von Maculatur geliefert zu haben.“ Der Kreis ſeiner Bekanntſchaften mehrte ſich, er lernte den liebenswürdigen Träumer Gérard de Nerval, der ſo unglücklich enden ſollte, Arſène Houſſaye, den Director der Comédie française, den angenehmen Plauderer Theophile Gautier, den Satiriker Alphonſe Karr, Méry, Jules Janin, Merle, den alten Redacteur der „Quotidienne“ und eine der ſonderbarſten Perſönlichkeiten, den Archivar Stadler u. ſ. w. kennen. Wir machen hierauf mit dem Verfaſſer einen Abſtecher nach Italien, der ihn zum Schluß in ein ſeltſames und koſtſpieliges Abenteuer mit zwei „graziöſen Diebinnen“ verwickelte, welche ſeine Leichtgläubigkeit und Verliebtheit mit Erfolg ausbeuteten, und laſſen uns von ihm nach ſeiner Rückkehr in den ſchauerlichen Katakomben von Paris herumführen. „Symmetriſch hat eine grauſige Künſtlerhand, die Niemand kennt“, erzählt der Verfaſſer, „hier von den Gebeinen der Helden und Arbeiter, der Fürſten und Bettler, ohne allen Unterſchied der Stände und Geſchlechter, Altäre, Kapellen und Erker in erhabenem Enſemble errichtet. Und wahrlich, alle dieſe Knochen ſind gleich: gleich dünn, gleich ſteinern; kein Gold an dem einen, keine Lumpen am andern — alle ſind gleich! Man erkennt nicht die des Fürſten, nicht die des Weiſen, der ſtolzen Prinzeſſinnen, der Reichen und Bettler, der Tugend und des Laſters; ſie ſind alle gleich, alle Knochen, die ſich hier zum gemeinſamen Zweck haben hergeben müſſen und zuſammengereiht und kunſtvoll geſchichtet die ſeltſame Moſaik dieſer Wände bilden. Dort ſind in jeder Ecke vier Kapellen aus Todtenköpfen mit Kreuzen aus Knochen darin; die Mitte bildet quadratgetäfelter Stuck von Gebeinen, in die, wie zur Zier, ſymmetriſch ein Todtenkopf eingezwängt iſt. In den ſchönſten Schwingungen zieht ſich die Wand eines Altars vor einer dieſer Seitenwände; ſein Fuß ſind Knochen, ſeine Platten ſind Knochen, ſeine Kreuze ſind Knochen. Und ſie liegen feſt wie Stein, ſind einer dem andern feſt angewachſen, drücken einer den andern; der eines Narren vielleicht den eines Dichters, der einer ſchönen Gräfin den eines häßlichen Landſtreichers. Dort kann man Vieles lernen und Vieles vergeſſen!“

Es wird uns in den feuchten, finſtern und moderigen Gaſſen und Gäßchen dieſer unterirdiſchen Todtenſtadt unheimlich, und gern begeben wir uns mit dem Verfaſſer wieder auf die Oberwelt zurück in das noch lebende Paris, welches über dieſen Knochen taumelt, tanzt, ſchwelgt, feilſcht, betrügt und gaunert. Auch die pariſer Künſtler und Schriftſteller waren und ſind, mit wenigen Ausnahmen bloße Speculanten, nur darauf be-

dacht, mit dem größern oder geringern Capital ihres Talents zu wuchern. Drei derſelben führt uns Schmidt-Weißenfels gleich im folgenden Capitel vor: Balzac, Eugène Sue und Alexandre Dumas. Von dieſen Dreien entwirft der Verfaſſer ebenſo lebendige als intereſſante Porträts. Balzac hatte ſeine Wohnung mit einem fürſtlichen Luxus und orientaliſcher Pracht ausgeſtattet. Seine Leidenſchaft für Geld und Reichthum war eine faſt krankhafte, und doch war er nicht geizig. Er freute ſich wie ein Kind an dem blanken und gelben Glanz der Goldſtücke, die er ſich in wochenlanger unermüdeter Arbeit erſchrieben; er packte ſie ſtundenlang und legte ſie mit innigem Behagen in allerhand Figuren auf dem Tiſche zuſammen, um ſie bald darauf in kurzer Zeit mit der Seelenruhe eines großmüthigen Nabob zu verſchwenden. Heute empfing er ſeine Beſuche in einem auffallend beſcheidenen Zimmer und entſchuldigte ſich, nur mit einer Taſſe Bouillon aufwarten zu können, und acht Tage darauf bewirthete er ſeine Gäſte mit einem wahrhaft luculliſchen Mahl, inmitten von Parfüms und Blumendüften. Fortdauernd haderte er mit dem Schickſal, das ihm für ſeine Arbeiten die verdienten Schätze verweigere, und immer erregte er ſeine Phantaſie mit den Hoffnungen auf noch zu erwerbende Reichthümer, die ſich nie anders als auf dem Piedeſtal von Millionen erhoben. Der Verfaſſer beſuchte ferner Eugène Sue, der damals (1850) noch Volksrepräſentant war, und er glaubte ſeinen Augen nicht zu trauen, als der Diener ſeine Viſitenkarte „auf ſilbernem Teller und mit weißen Handſchuhen dem Verächter und Richter des Reichthums, des Luxus und der Verſchwendung hineintrug. Der Reichthum ſeiner Wohnung mußte etwas unangenehm berühren, wenn man die Anathema kannte, welche Sue in ſeinen Schriften gegen den Reichthum geſchleudert. Wie ein Fürſt hatte dieſer Socialiſt ſein Haus decorirt, hinter dem ein reizender Garten lag; die Zimmer waren durch die ſchwerſeidenen Fenſtervorhänge und die reichen Blumen in jenem echtariſtokratiſchen Dunkel gehalten, welches einen bedeutenden Vorſchub der Sinnlichkeit bildet; die Möbel waren die gediegenſten, die je einen Salon des legitimiſtiſchen Faubourg geziert haben; große Oelgemälde, Statuen und Sculpturen ſchmückten die tapezirten Wände jeder Pièce, die ich ſah, und eine koſtbare Galerie von Vaſen, Zierrathen, Porzellanen und Nippſachen war auf den Tafeln der Kommoden, der Tiſche und Spinden, welche die Zimmer mit ihrer Sauberkeit und ihrer luxuriöſen Arbeit verſchönerten" u. ſ. w. Eugène Sue ſoll, wie man dem Verfaſſer verſicherte, früher ein Abgott der Damen geweſen ſein, angeblich wegen ſeiner Schönheit, die zu dem Calembourg „Le bossu" (le beau Sue) Anlaß gegeben. Schmidt-Weißenfels' Erſtaunen war nun nicht gering, als er, dicht vor dem berühmten Autor, in eine der unangenehmſten und häßlichſten Phyſiognomien blickte; trotz aller Eleganz, welche Sue in ſeiner Garderobe entfaltete, habe man dennoch einen plebejiſchen Autor herausgeſehen, deſſen Manierirtheit einen ſehr widerlichen Eindruck machte. Sue hielt zwar die Feder, mit der er ſeine ſocialiſtiſchen Romane niederſchrieb, in der Hand, aber dieſe war mit den feinſten Jouvin'ſchen Handſchuhen bekleidet. Der dritte im Bunde iſt Alexandre Dumas, der durch ſeine literariſche Induſtrie Millionen erwarb und davon die prachtvolle aber bizarre Villa Monte Chriſto erbaute, mit zwölf Beſuchzimmern, mit einem Maleratelier, einem Theater, einem Marſtall u. ſ. w. Endlich aber verfiel die ganze Herrlichkeit, zuerſt das Theater, dann das Schloß ſelbſt dem Gerichtshammer und mußte Schulden halber verkauft werden. Intereſſant ſind des Verfaſſers Enthüllungen über die Art und Weiſe, wie Dumas ſeine Producte theils aus ältern namentlich Schiller'ſchen Schöpfungen zuſammenflickt, theils ſie von ſeinen literariſchen Handlangern Théaulon, Coucy, Gérard de Nerval, Paul Maurice, A. Maquet, der ihm nicht weniger als 50 Bände, darunter die „Drei Musketiere", lieferte, Montſereau u. A. anfertigen ließ oder läßt; ja bei der „Mademoiſelle de Belle-Isle" hatte er keinen Geringern als den Grafen Walewſki zum Mitarbeiter. Dumas bekennt ſich ganz offen zu dem Grundſatze, daß es kein geiſtiges Eigenthum gäbe, daß Jedermann das von Andern Geſagte, Gedachte und Erfundene nach Belieben benutzen, verarbeiten, breittreten könne. Dieſe Anſicht iſt jetzt eine ſehr gewöhnliche, und man beruft ſich dabei auf Shakſpeare mit demſelben Recht, mit dem ſich etwa Schinderhannes oder der bairiſche Hieſel auf irgendeinen großen Welteroberer hätte berufen können. Nur auf dem Gebiete der Komik iſt dieſes Entlehnen aus mehrfachen Gründen weniger ernſtlich zu nehmen und, wie auch Prutz in ſeinem Werke über Holberg nachweiſt, von je traditionell geweſen. Uebrigens rühmt der Verfaſſer die Generoſität, womit Dumas in oft verſchwenderiſcher Weiſe Wohlthaten zu ſpenden liebt.

Aus einem ſpätern Capitel des Buchs fügen wir gleich hier die Mittheilungen des Verfaſſers über zwei vielgenannte Journaliſten an, welche die Schriftſtellerei ebenfalls nur wie ein blos induſtrielles Unternehmen zu pecuniären Zwecken ausbeuten, über Emile de Girardin und Granier aus Caſſagnac in der Gascogne. Girardin, wie der Verfaſſer verſichert, ſpeculirte auf die liebenswürdige, reizende und hochbegabte Delphine Gay, nur um durch dieſe Verbindung Neid und Aufſehen zu erregen und ſich eine legitime Stellung in der Geſellſchaft zu verſchaffen, und obſchon zu der Zeit weder berühmt (eher durch den gegen ſeinen Vater geführten Proceß berüchtigt) noch beſonders liebenswürdig, trug er über ſeine glänzendern Nebenbuhler den Sieg davon. Um ſich dies Räthſel zu erklären würde man nur auf eine den Männern verborgen gebliebene Attractionskraft, welche Girardin auf das weibliche Geſchlecht und ſpeciell auf Delphine ausgeübt, ſchließen können, verſichert der Verfaſſer nicht, daß zwiſchen beiden Gatten keine eigentliche Sympathie beſtanden habe, daß ſie ſich innerlich fremd geweſen, daß Girardin den Salon ſeiner Gemahlin nicht betrat, „ſondern ſein Leben auf eigene Hand und oft in verſchleierten Reizen führte". Ja, der Verfaſſer erzählt von Intriguen, welche Girardin gegen das bekannte Stück Delphinens: „Die Schule der Journaliſten", geſponnen, weil er dadurch die Pfiffe und Kniffe des journaliſtiſchen Handwerks, dem er ſein enormes Glück, ſeinen politiſchen Einfluß ſelbſt bei Staatsmännern und all ſeinen Reichthum verdankt, verrathen und ſich an den Pranger geſtellt glaubte. Ueberhaupt war es ihm gar nicht recht, daß ſeine Frau neben ihm als Schriftſtellerin glänzte; Honorarzuflüſſe von dieſer Seite brauchten Küche und Keller nicht, und ſo hatte Girardin „ſchon manche ſtarke Verſuche gemacht, ihr das literariſche Handwerk zu verleiden". Gegen Granier empfand der Verfaſſer eine unüberwindliche Abneigung, die auch ganz gerechtfertigt erſcheint, wenn man bedenkt, daß Granier nacheinander Royaliſt, Republikaner, Legitimiſt, Orleaniſt, Fuſioniſt, Doctrinär, Communiſt geweſen, bis er endlich mit vollen Segeln in den Hafen des Bonapartismus einlief. Zu einer ſolchen Depravation im großen Stil hat es bei uns die Preſſe, ſo viel Corruptionselemente ſie auch in ihrem Schooſe bergen mag, doch noch nicht gebracht, und man erſchrickt, wenn man in dieſe von der pariſer Geſellſchaft privilegirte bodenloſe Corruption blickt, die jedes Mittel für erlaubt hält und zuletzt Treue und Conſequenz zu einem Ammenmärchen und Kinderſpott machen muß. Was hilft es uns, wenn der Verfaſſer uns die Perſönlichkeit Victor Hugo's und Lamartine's, die doch dem politiſchen Ehrgeiz mehr als ſich für Dichter ziemt gehuldigt haben, als anziehend ſchildert, für Delphinens Liebenswürdigkeit nicht genug Worte zu finden weiß und uns die Frau Dudevant im Bilde einer einfachen und natürlichen Hausfrau vor Augen ſtellt? Bei aller Achtung vor dem Geiſte der beiden Frauen werden wir doch ſagen müſſen, daß auch ſie von dem anſteckenden Miasma des franzöſiſchen Induſtrialismus nicht ganz unberührt geblieben ſind und nicht immer gedichtet und geſchrieben haben, wozu der Geiſt und das innere Bedürfniß ſie trieben. Man kennt die ſchriftlichen Verſuche, welche George Sand ganz unberufenerweiſe im Drama gemacht hat, und das oft indiscrete und [illegible]

Geplauder ihrer bändereichen Memoiren. Sucht von ſich ſprechen zu machen und in der Oeffentlichkeit zu glänzen, mag dazu das Hauptmotiv ſein; doch verſchmäht man es auch keineswegs, ſeinen ſchriftſtelleriſchen Ruf vom Verleger in einer Weiſe verſilbern zu laſſen und den Stoff ſo auszudehnen und breitzutreten, daß der Verdacht einer damit in Verbindung ſtehenden pecuniären Speculation nicht fernliegt.

Schmidt-Weißenfels ging von Paris nach Holſtein, wo er den unglücklichen Feldzug unter General Williſen mitmachte und namentlich bei dem erfolgloſen Sturm auf Friedrichsſtadt, das man nach dem Rückzug von Idſtedt ohne Noth den Dänen preisgegeben hatte, ins Feuer gerieth. Neue Enthüllungen über Williſen's Kriegführung und über die geheimen Manoeuvres und Gegenmanoeuvres der europäiſchen Diplomatie kann uns der Verfaſſer freilich nicht machen, aber Liebhaber von Feldlager- und Kaſernenlectüre werden das Capitel „Schleswig-Holſtein", welches unter Anderm Mittheilungen über allerlei Soldatenvergnügungen im Felde, über des Verfaſſers Beſuche im Herrenhauſe des Grafen Ahlefeldt und bei dem Paſtor Harring in Seeſtädt, über ſeinen Freund, den genial-humoriſtiſchen Lieutenant Wilhelm von Saint-Paul u. ſ. w. enthält, ſicherlich mit Vergnügen leſen. Zuletzt lernte er den Grafen B. kennen, der ihn der Kanzlei überwies, um dort die franzöſiſche Abfaſſung der Präliminarien zu beſorgen, die den wenige Tage ſpäter erklärten Waffenſtillſtand einleiteten und begab ſich dann, noch ehe die Auflöſung der Armee von ſeiten der Regierung bekanntgemacht worden war, wieder nach Paris zurück, wo ihn noch herbere Schickſale als bisher treffen ſollten.

Nach dem Decembergemetzel, über das er einzelne nicht unintereſſante Züge mittheilt, wurde der Verfaſſer von einem jungen Menſchen, einem Deutſchen, dem er früher Wohlthaten erwieſen hatte, der aber ein Mouchard war, bei der Polizei denuncirt und zwar durch Briefe, welche der Mouchard ihm heimlich entwendet hatte. Der Verfaſſer bemerkt hierbei, daß er von den im Auslande lebenden Deutſchen, die er kennenlernte, leider mehr als die Hälfte „als die herumwandelnde Schmach ihres Vaterlandes" kennengelernt habe. Das iſt nun freilich auch Corruption und zwar eine höchſt garſtige, die aber zumeiſt wol von der Schutzloſigkeit und Bettelhaftigkeit herrührt, womit ſo viele im Auslande ſich umhertreibende Deutſche behaftet ſind. Die Noth demoraliſirt, und da der Deutſche nicht wie der Engländer und ſelbſt der Franzoſe ein nationales Ehrgefühl mitbringt, da er ſich kaum einen Deutſchen zu nennen wagen darf, da er keinen wirkſamen Nationalſchutz über ſich fühlt, ſo verliert er, verlaſſen wie er iſt, zuletzt auch das Gefühl der individuellen Ehre, iſt nun zu Allem willig und verkauft für ein paar Francs oder Kopeken Freund, Vaterland und ſich ſelbſt. Kurz, der von ſeinem Landsmann verrathene Verfaſſer wurde zur Nachtzeit von einer Schar Polizeiſergeanten aus dem Bett geholt und, nachdem man „alle ſelbſt parfümirte Briefe und alle Manuſcripte, ſelbſt die keuſchen Ergüſſe einer frühern und heiligen Gymnaſialpoeſie zuſammengepackt", auf die Polizeipräfectur und von hier in die Conciergerie gebracht, und zwar in einen großen Saal, wo die Gefangenen ſo dicht zuſammengepreßt ſtanden, daß die von oben herab geworfenen Strohbunde, welche zum Lager dienen ſollten, zum Theil nicht auf den Boden gelangten, ſondern auf den Köpfen der eingepferchten Menge liegenblieben. Man tobte, lärmte und proteſtirte; aber eine plötzliche Stille trat ein, als ein Offizier in einer der im obern Raum angebrachten Logen erſchien und nach einer Flut von Flüchen verſicherte, daß ſeine Leute dazwiſchenſchießen würden, wenn man ſich nicht ruhig verhielte. Man wußte, daß hier nicht zu ſpaßen war, denn Aehnliches war ſchon vorgekommen; man machte zu jener Zeit wenig Umſtände mit dem Menſchenleben. Hier brachte der Verfaſſer eine ſchreckliche Nacht zu, um am Abend des folgenden Tags in eine Zelle des Gefängniſſes Mazas gebracht zu werden. Was der Verfaſſer über ſeinen Aufenthalt in dieſem Zellengefängniß erzählt, iſt intereſſant genug zu leſen; wir erwähnen hier nur als Curioſum, daß, wie der Verfaſſer mittheilt, dem viereckigen Loch in der Thür, durch welches die Nahrung hineingeſchoben wird, die Ehre zutheil geworden iſt, einen dem Deutſchen entlehnten Namen „Vasistas" (Was iſt das?) zu führen. Zu Weihnachten wurde er nach dem Bicêtre abgeführt und mit noch 80 Perſonen in einer Kaſematte untergebracht. Die Koſt rühmt der Verfaſſer als äußerſt gut; an jedem Tage gab es Fleiſch, des Sonntags ein Maß Wein; außerdem war es Jedem freigeſtellt, ſich ſelbſt zu beköſtigen. Die Franzoſen wiſſen ſich in Alles zu ſchicken, Allem die heitere geſellige Seite abzugewinnen. So auch hier. Man errichtete eine Art Parlament mit einem Präſidenten und zwei Vicepräſidenten, das politiſche Fragen mit größter Präciſion und Ordnung discutirte. Abends 7 Uhr wurden meiſt wiſſenſchaftliche Vorträge gehalten, dann noch einige Zeit der ungebundenen launigen Converſation gewidmet, Sonntags nach dem Mittagseſſen zuſammengelegt, um ein Stückfaß Wein von 50 Litres zu kaufen, deſſen Inhalt unter Scherz und Geſang geleert wurde, und Zeitungen erhielt man durch den Marketender, der ſie in einem ausgehöhlten Groſchenbrot hineingeſchmuggelt. Aber des Verfaſſers Fahrten waren noch nicht zu Ende. Das Kriegsgericht verurtheilte ihn zu 10 Jahren Deportation nach Algier und er machte nun die Reiſe durch das ſchöne Südfrankreich in Begleitung zweier Gendarmen nach Toulon, wo er ſich bereits auf dem Schiffe befand, als auf Verwendung ſeine Begnadigung eintraf.

Schmidt-Weißenfels war nun „expulsé" und ſollte bald einſehen, was das zu bedeuten hat. In Italien wollte man ihn nicht, in der „freien" Schweiz ebenſo wenig; kaum erhielt er die Erlaubniß aufs ſchnellſte durch Baiern hindurchzureiſen. Er kam nach Rheinpreußen, jetzt ohne Geld und ohne Paß, den er im Stich gelaſſen hatte, um nicht nach der Hauptſtadt transportirt zu werden, und in einer aufs elendeſte reducirten Garderobe wanderte er flüchtend durch die Gebirge, welche ſich längs der Saar bis nach Trier hinziehen. Die hartherzigen Bauern verweigerten ihm oft ſelbſt nur ein Stück Brod oder ein Nachtlager in der Scheune, ja einzelne machten Miene ihn anzuzeigen. Füße und Knie waren ihm ſo geſchwollen, daß er ſich zuletzt noch kaum aufrechterhalten konnte. So kam er nach Trier, wo ein Freund, früherer Theilnehmer an der Trier'ſchen Zeitung, ſich ſeiner aufs großmüthigſte annahm, und ihn mit Kleidern, Wäſche und Geld verſorgte. Wenige Tage ſpäter begab er ſich wieder auf Wanderung und erreichte Belgien, wo ihm überall, ſelbſt von Gendarmen, aller immer nur mögliche Vorſchub geleiſtet wurde, da die Bevölkerung über den Staatsſtreich empört war und Jedermann es für ein Unrecht hielt, einem Unglücklichen, der darunter gelitten, ſeine Unterſtützung zu verſagen. Aber die Behörden konnten ihn auf Belgiens Boden nicht dulden, und „verzweifelt, entmuthigt und niedergedrückt" ſchiffte er ſich nach England ein, wo man ſo wenig Begriffe von continentalem Anſtand und ſo wenig Furcht vor einem „expulsé de France" hat, daß Niemand ihn nach ſeiner polizeilichen Contremarke fragte. Den deutſchen Landsleuten ging er in London möglichſt aus dem Wege. „Es iſt ſehr traurig, aber ſehr weiſe", bemerkt der Verfaſſer, „wenn man lieber die Freundſchaft und Brüderlichkeit von Hottentotten ſucht als die ſeiner Brüder aus Deutſchland im Auslande. Die deutſchen Flüchtlinge, welche ich ſchon bei meiner erſten Anweſenheit in London kennenzulernen Gelegenheit fand, boten ein ſehr trauriges Bild ohnmächtiger Revolutionsplane, deutſcher Zerriſſenheit und Verkommenheit ſittlicher Ideen. Ich habe manchmal im Schärtner'ſchen Kaffeehauſe oder bei Gehringer dieſe exaltirten Männer unter der Aegide Willich's, Mayen's und Anderer beim dicken Porter und die kurze Thonpfeife rauchend über die Zukunft der deutſchen Republik nach ihrer Idee debattiren hören. War ich bisher über dieſen Gedanken noch in Zweifel geweſen, ſo viel lernte ich hier, daß mir die Zukunft Deutſchlands un-

ter der Herrſchaft dieſer maßloſen Fanatiker fürchterlich klar wurde.“

Er wendete ſich nun an die franzöſiſche Emigration, bei der er doch mehr Einigkeit und größere Vernunft fand und der er durch ſeine franzöſiſche Leidensgeſchichte ohnehin zugewieſen war. Durch Beiträge begüterter Republikaner in Frankreich und Exilirter im Auslande kam damals noch während jeder Woche eine ſo große Summe zuſammen, daß jedem der gänzlich Entblößten eine wöchentliche Unterſtützung von vier Schilling gezahlt werden konnte. Freilich, wie kann ein Mann von vier Schilling in London eine Woche lang leben? Da half das Syſtem der Aſſociation. Zehn Flüchtlinge zuſammen mietheten ein gewöhnliches zweifenſtriges Zimmer; zehn Matratzen hatte das Flüchtlingscomité geliefert; man lebte von Kaffee und trockenem Weizenbrot u. ſ. w. So hungerte man wenigſtens nicht, ſo traurig auch ein ſolches Daſein war. Der Verfaſſer porträtirt zum Schluß mehre der Häupter der franzöſiſchen und deutſchen Emigration: Louis Blanc, Felix Pyat, Ledru Rollin, Joſeph Déjaque, der ſeine republikaniſch exaltirten Gedichte metallographiren läßt und jedes Blättchen für einen Penny an ſeine Leidensgefährten verkauft, Harro Harring, der mit ſeinem Freunde Mazzini fortdauernd Plane für die Zukunft, namentlich aber, was den echten Deutſchen bekundet, für Polens Wiederbefreiung ſchmiedet, Kinkel und Freiligrath, von denen er behauptet, daß ſie jetzt von ihrem politiſchen, „Dichternaturen gerade am unheilvollſten“ Wahne geheilt ſeien; endlich erzählt er noch von ſeinen perſönlichen Erlebniſſen als Schulmeiſter in einer little boy school und als Hauslehrer bei einem Lord, die wir übergehen. Gegenwärtig iſt bekanntlich der Verfaſſer, den die bittere Schule des Lebens von ſo manchem trügeriſchen Wahn geheilt hat, Redacteur der von Kober in Prag neu begründeten „Kritiſchen Blätter“, in denen er ſich mit dem ihm eigenen idealiſtiſchen Feuer in die literariſche Debatte geſtürzt hat. Mögen ihm ſeine neuen öſtreichiſchen Landsleute freundlich ſein und ſein Unternehmen unter dem bei den Süddeutſchen ſo oft hervortretenden Argwohn gegen uns Norddeutſche nicht leiden laſſen! Der Verfaſſer erzählt zwar in ſeiner Schrift in ganz harmloſer Weiſe nur, was er ſelbſt geſehen und erlebt hat; dennoch gewährt uns ihr Erſcheinen in Oeſtreich die Ueberzeugung, daß in dem Kaiſerſtaate der Zuſtand der Preſſe im Verhältniß zu frühern Zeiten ein immer noch ganz erfreulicher iſt. Ein Staat wie Oeſtreich ſollte auch allerdings nie vergeſſen, daß es zu dem Weſen eines Großſtaats gehört, der Preſſe gegenüber einen möglichſt neutralen und großmüthigen Standpunkt einzunehmen.

H. M.

Stolberg's Ballade „Die Büßende“ in ihrem Zuſammenhange mit orientaliſchen Sagen.

Schon als ich Barthold's Aufſatz über Stolberg's Ballade in Nr. 27 d. Bl. f. 1856 zuerſt durchlas, drängte es mich, ihm einige Bemerkungen nachzuſenden; allein wie es mit Zeitſchriften, welche lange in Muſeen aufliegen und dann Leſecirkel durchlaufen, zu gehen pflegt, ſo ging es mir auch mit dem Blatt, welches dieſen enthält; es wurde mir lange aus den Augen gerückt und liegt erſt ſeit wenigen Tagen wieder vor mir; umſomehr beeile ich mich nun, meine frühere Abſicht auszuführen.

Barthold hat in ſeinem Aufſatz nachgewieſen, daß Stolberg den Stoff dieſer Ballade aus der zweiunddreißigſten Novelle des „Heptameron“ der Königin von Navarra entlehnt hat.*) Gegen dieſen Nachweis iſt auch nicht der geringſte Zweifel zu erheben, wie denn dieſer Zuſammenhang auch ſchon von Dunlop) „Geſchichte der Proſadichtungen, überſetzt von Liebrecht“) und von F. von Laßberg (in Mone's „Anzeiger“) erkannt war. Dagegen halte ich es für einen Irrthum, wenn Barthold, im Vertrauen auf den hiſtoriſchen Schein, welchen die Königin ihren Novellen überhaupt und dieſer insbeſondere mit großem Geſchick zu geben wußte, die Ueberzeugung ausſpricht, „daß er den Inhalt dieſer Novelle für geſchichtlich wahr und unerfindbar halte und daß die Erzählerin ſie aus dem Munde Bernage's berichte“, ja weiterhin als Ergebniß ſeiner Forſchungen hinzufügt: „Margarethe von Valois berichtet ein wahres Ereigniß, welches von hohem Intereſſe für die Kenntniß deutſcher Sittenzuſtände, des Ehemannsrechts und ſtrenger ſittlicher Begriffe der Zeitgenoſſen Maximilian's I. bleibt.“ Ich darf ſchon hier nicht unbemerkt laſſen, daß man, wie aus dem Folgenden hervorgehen wird, mit demſelben Recht dieſe Geſchichte für ein Gemälde der Sitten in Franken im Jahre 1689 ausgeben dürfte. Denn der Graf von Verdac erzählt ſie — mit Uebertreibungen und verändertem Ausgang — in ſeinen Memoiren („Mémoires du comte de Verdac, général des armées de l'Empereur 1703“) als eine von ſeinen vielen Abenteuern, und in dem Avertiſſement zu dieſen Memoiren verſichert er, daß die darin erzählten Evenements tous véritables ſeien, während in der Dedication mitgetheilt wird, daß der Baron d'Walef bemerkt habe, daß „les aventures les plus extraordinaires y avaient un air de vérité qui pouvait imposer à la vérité même“.

Auch im Prolog zum „Heptameron“ (pariſer Ausgabe, 1853) wird angegeben, daß die darin enthaltenen Novellen, obgleich Boccaccio's Vorbild die Veranlaſſung zu ihrer Abfaſſung gegeben, ſich dennoch dadurch von ihrem Muſter unterſcheiden, daß ſie nicht erfundene, ſondern wirklich geſchehene Begebenheiten erzählen, und ich bin weit entfernt in Abrede zu ſtellen, daß dieſes mit vielen, vielleicht ſelbſt mit der Mehrzahl derſelben in Wahrheit der Fall ſei; einen höchſt intereſſanten Beleg dafür gibt die in der erwähnten Ausgabe vorausgeſchickte Lebensbeſchreibung der Königin; allein daß nichts weniger als alle für Erzählungen von wirklichen Begebenheiten zu nehmen ſind, bedarf ſchon lange keines Beweiſes mehr. Nicht am wenigſten ſprechen dafür die chronologiſchen Widerſprüche und Ungereimtheiten, von welchen Barthold mehre Beiſpiele gegeben hat, und ich für meine Perſon kann nicht umhin, den Inhalt von ſehr vielen ſchon ohne weiteres an und für ſich für überaus unwahrſcheinlich zu halten. In der ſchon erwähnten Lebensbeſchreibung wird nun zwar die Anzahl der aus ältern Werken entlehnten und unzweifelhaft erfundenen — eine derſelben beruht in letzter Inſtanz auf dem bekannten indiſchen Fabelwerk, dem „Hitopadeſa“ (in der Ueberſetzung von Max Müller) — auf fünf bis ſechs beſchränkt (man vergleiche die Bemerkung zu der ſechsten Novelle [auch Loiſeleur Deslongchamp's „Essai sur les fables indiennes“ und Dunlop's ſchon oben genannte „Geſchichte der Proſadichtungen, überſetzt von Liebrecht“], zu der ſiebenten, der zwanzigſten [auch Morlini Nr. 36 bei Liebrecht zu Dunlop], der dreißigſten, der einunddreißigſten, der achtunddreißigſten und der ſiebzigſten); allein ſelbſt dieſe geringe Anzahl (es ſind übrigens ſieben) würde ſchon beweiſen, daß die Angabe im Prolog nicht buchſtäblich zu nehmen iſt, und in der That haben ſich weder Dunlop noch andere Kenner der Geſchichte der Novelliſtik durch dieſes Vorgeben, welches uns übrigens faſt bei allen alten Novellenſchreibern begegnet, imponiren laſſen und auch noch andere Novellen der königlichen Erzählerin als Entlehnungen und ältere Erfindungen anerkannt; ſo Dunlop noch die achte, neunundzwanzigſte, ſechsunddreißigſte und fünfundvierzigſte, Liebrecht (zu Dunlop) noch die ſechsundfunfzigſte und ich ſelbſt werde an einem andern Orte die dreiunddreißigſte auf ein indiſches Vorbild zurückführen, welches, wie gewöhnlich durch ein nachweisbares arabiſches Mittelglied in den Occident gelangte. Demnach dürfen wir für die Beurtheilung der Thatſächlichkeit dieſer Novellen auf jeden Fall in

*) Beiläufig bemerke ich, daß auch die vierunddreißigſte Novelle einen alten Bekannten vorführt. Sie iſt nämlich die Quelle zu Langbein's bekanntem Schwank: „Das Abenteuer des Pfarrer Schmolke und Schulmeiſter Bakel.“

dem betrogenen Ehemann kommt; in den „Gesta“ und den „Vierzig Vezieren“ übereinſtimmend ein Kaufmann; in allen dreien ſieht der Gaſt eine überaus ſchöne Frau: in den „Vierzig Vezieren“ in einem Winkel, bei Margarethe au bout de la table; in allen dreien erzählt der Ehemann ſeine Geſchichte in den „Vierzig Vezieren“, ſowie bei der Königin wird die große Liebe des Mannes hervorgehoben; in allen dreien iſt Ehebruch der Grund der Strafe; in den „Vierzig Vezieren“ iſt der Verführer ein Sklave, bei der Königin Margarethe ein im Hauſe erzogener Jüngling; in allen dreien wird nur der Verführer getödtet und das Leben der Frau geſchont; allein ſie wird mit einer Strafe belegt, deren Eigenthümlichkeit darin beſteht, daß ſie beim Eſſen insbeſondere hervortritt. Die Verſchiedenheiten dieſer drei Darſtellungen erklären ſich zunächſt aus den verſchiedenen Culturſtufen des Orients und Occidents und der Zeit, in welcher ſie literariſch fixirt ſind, ferner, wenigſtens bei der Königin, aus willkürlichen Umwandelungen der Erzählerin, und endlich beruhen ſie auch ſicherlich auf den verſchiedenen Mittelgliedern, welche zwiſchen ihnen vorauszuſetzen ſind. Denn es iſt weder meine Abſicht zu behaupten, daß die Königin dieſe Novelle aus den „Vierzig Vezieren“ entlehnt habe, noch auch, daß dieſe Sammlung ihre, wenn auch nur mittelbare Quelle geweſen ſei. Die „Vierzig Veziere“ ſind bekanntlich (vgl. die Ueberſetzung von Behrnauer) zwar erſt zwiſchen 1421 und 1451 abgefaßt, beruhen aber auf einer Abtheilung der arabiſchen Literatur, welche, bei dem im Mittelalter höchſt bedeutenden Einfluß des Orients auf den Occident, zu einem großen Theil auch in das Leben und die Literatur des letztern ihren Weg fand. So iſt mir in Bezug auf die beſprochene Erzählung keinem Zweifel unterworfen, daß ſie in die „Gesta“ und in die „Vierzig Veziere“ durch mehr oder weniger Mittelglieder aus einer gemeinſchaftlichen Quelle gedrungen iſt, und zwar in die „Gesta“, wie ſo vieles andere Orientaliſche (vgl. z. B. die Nachweiſungen in Gräße's Ueberſetzung), höchſt wahrſcheinlich durch Vermittelung der ſpaniſchen Mauren oder Juden; hier nahm ſie dann eine Geſtalt an, welche wol nicht auf unmittelbarer Ueberſetzung beruht, ſondern aus dem Gedächtniß oder mündlicher Ueberlieferung geſchöpft und durch den damaligen Culturzuſtand, Einfluß occidentaliſcher Anſchauungen und Sagen, ſowie die an ſie geknüpfte allegoriſche Auslegung (vgl. dieſelbe bei Keller) zu dieſer den weſentlichen Charakter der Geſchichte verwiſchenden und in eine andere Richtung hinüberleitenden Form umgewandelt iſt. Daß gerade in Spanien dieſe Geſchichte aus dem Orient in den Occident hinübertrat, folgere ich keineswegs blos aus dem im Allgemeinen hier vorzugsweiſe hervortretenden Zuſammenſtoß des orientaliſchen und occidentaliſchen Lebens, ſondern vor allem aus einer Darſtellung derſelben bei Vicente Espinel in dem „Leben und den Begebenheiten des Escudero Marcos Obregon“, welcher wir einige Worte widmen müſſen. Espinel lebte zwiſchen etwa 1550 und 1634 und konnte alſo der Zeit nach ſehr gut die Novellen der Königin Margarethe benutzt haben. Denn dieſe wurden ſchon 1558 zuerſt gedruckt und erlebten alsdann mehre raſch aufeinanderfolgende Wiederabdrücke. Allein ſeine Erzählung hat mehre auffallende Eigenthümlichkeiten, welche theils an die Darſtellung in den „Vierzig Vezieren“, theils an die „Gesta Romanorum“ erinnern, während ſie mit der der Königin nur in dem Allgemeinſten ſtimmt, ſodaß ich nicht umhinkann, ſie für völlig unabhängig von dieſer zu halten. Sie ſcheint mir vielmehr auf irgendeiner, etwa durch mündliche Ueberlieferungen vermittelten Faſſung zu beruhen, welche mit der jenen beiden Darſtellungen zugrunde liegenden Quelle identiſch oder nahe verwandt iſt; wie ſich von ſelbſt verſteht, hat der Dichter den ihm überlieferten Stoff nach ſeinem Geſchmack theilweiſe umgeſtaltet. Da die Tieck'ſche Ueberſetzung dieſes Werks allgemein zugänglich iſt, ſo verweiſe ich auf dieſe II, 32 fg. und begnüge mich hier die Hauptzüge der Darſtellung hervorzuheben. Die Scene iſt in die Nähe von Cremona verlegt. Der beleidigte Gatte wird einfach als Ritter bezeichnet; der Fremde findet ihn, ähnlich wie in den „Gesta“ mit einem Falken auf der Hand; er wird wie in dieſen ebenfalls von ihm nach ſeinem Schloß mitgenommen. Abweichend von allen drei Darſtellungen, aber infolge der Geſammtveränderung, welche Espinel vornahm, iſt die beſtrafte Gattin nicht bei Tiſch und der Ehemann erzählt ſeine Geſchichte faſt ohne alle äußere Provocation, nur von ſeinem Gram und dem Bedürfniß ſich mitzutheilen überwältigt. Es fehlt auch hier der Todtenſchädel, von dem ſich auch in den „Vierzig Vezieren“ keine Spur findet, und der, wie ſchon von Dunlop erkannt, ohne Zweifel durch Einfluß der Sage von der Roſamunde hinzugefügt iſt. In der Erzählung wird wie in den „Vierzig Vezieren“ und bei Margarethe, im Gegenſatz zu den „Gesta“, großes Gewicht auf des Mannes frühere Liebe gelegt. In Abweichung von den „Gesta“, wo der Verführer ein Herzog, und von Margarethe, wo er, um das Vergehen der Frau in einem mildern Licht erſcheinen zu laſſen und ſo die beabſichtigte Verſöhnung anzubahnen, ein edler Jüngling iſt, aber im Allgemeinen in Uebereinſtimmung mit den „Vierzig Vezieren“ wird er als ein vollſtändig unwürdiger dargeſtellt. In den „Vierzig Vezieren“ genügte dazu ſeine Bezeichnung als Negerſklave; hier wird ſeine ſowol phyſiſche als pſychiſche Unwürdigkeit weitläufig ausgemalt; dagegen iſt er in Uebereinſtimmung mit Margarethe und den „Vierzig Vezieren“, und im Gegenſatz zu den „Gesta“ ein dienender Hausgenoß, ſpeciell der Geſellſchafter des Ritters. Er ſucht ſich den Weg zur Verführung der Frau dadurch zu ebnen, daß er ein Geſpenſt darſtellt, welches die Hunde in Aufruhr bringt. Schon hier iſt die Erwähnung von Hunden auffallend, und noch weiterhin, wo ſie in das Zimmer, in welchem die Frau gefangen iſt, ſpringen, „um ihr Hände und Antlitz zu lecken und ihr ſo viele Liebkoſungen zu erzeigen, daß ſich“ u. ſ. w. Mich erinnern dieſe Hunde an das Hündchen in den „Vierzig Vezieren“; man kann ſogar ſagen, daß, wie letzteres den Herrn rettet, ſo jene durch ihr Gebell weſentlich dazu beitragen, den Betrug des Geſellſchafters zu entdecken. Im Ganzen aber ſind ſie in Espinel's Darſtellung ſo überflüſſig und nutzlos, daß man ſie auf keinen Fall für eine eigene Zugabe oder Erfindung von ihm anſehen darf; es iſt daher wahrſcheinlicher, daß er ſie in der ihm vorliegenden Faſſung *) vorfand, nicht weglaſſen mochte und daher mit ſeiner übrigen Darſtellung in Harmonie zu bringen ſuchte. Der Ritter ſucht lange vergebens, das Räthſel des Geſpenſtes zu löſen; endlich verräth ihm ein Diener, daß unter dieſer Verkappung ſein Geſellſchafter die Frau beſuche. Vor Wuth bringt er dieſen Diener um, findet eine Leiter, welche zum Schlafzimmer ſeiner Frau führt, in welches jener vermittels einer Oeffnung in der Mauer gelangt, die von innen mit einem Bilde verhängt iſt; er nimmt die Leiter weg und eilt zum Zimmer ſeiner Frau. Der Böſewicht will durch die Oeffnung vermittels der Leiter herabſteigen; da dieſe aber entfernt iſt, ſo ſtürzt er hinunter und bricht die Beine. Der Ritter tödtet ihn nun; alsdann will er auch ſeine Frau umbringen, aber die Hände verſagen ihm den Dienſt; da ſperrt er ſie in ein Zimmer, legt jene beiden Leichen zu ihr und gibt ihr fortan nur ſpärliche Lebensmittel, um ſie durch Hunger zu tödten. Dieſe beiden Leichen, von denen weder die „Vierzig Veziere“ noch Margarethe etwas wiſſen, ſind, obgleich verſchiedenen Perſonen angehörig, weſentlich identiſch mit den beiden Leichen in den „Gesta“. Ob die dieſen und Espinel zugrunde liegende Darſtellung in Beziehung auf ſie treuer in jenen oder dieſem widergeſpiegelt wird, können wir natürlich nicht entſcheiden. Der Charakter der ganzen Geſchichte macht es jedoch wahrſcheinlicher, daß Espinel treuer ſein möchte.

Nachdem der Ritter ſeine Geſchichte vollendet hat, führt er den Gaſt zu ſeiner Frau, worauf ſich alsdann ergibt, daß der Verdacht gegen ſie ganz ungerecht ſei, daß der Böſewicht

*) Ich bemerke, daß der Hund auch in der erwähnten Darſtellung bei Hrn. von Harthauſen erſcheint.

mehrfach verſucht habe, ſie zu verführen, aber ohne
g. Dieſe Auflöſung iſt das individuelle Eigenthum
el's, ſowie die Ausſöhnung das der Königin Marga-
Die „Vierzig Veziere" und die „Gesta" laſſen das
ltniß, wie ſie es finden. Bemerkenswerth iſt, daß die
occidentaliſchen Darſtellungen keine Spur von dem Zuge
, daß die Frau mit Hülfe des Verführers dem Manne
ellte. Bei der Königin Margarethe und Espinel würde
die Weglaſſung dadurch erklären, daß jene bei Be-
ing deſſelben den verſöhnenden Ausgang nicht hätte
führen können, dieſer aber überhaupt die Frau als un-
ig darſtellt; daß er auch in den „Gesta" fehlt, ſcheint
ch erklärt werden zu müſſen, daß nach den Anſichten,
in ihnen vorwalten, die Schonung der Frau, bei einem
ichen todeswürdigen Verbrechen, nicht gut denkbar ge-
ſein mochte.
Der Verlauf der bisherigen Darſtellung hat uns zu der
lich zu bezweifelnden Annahme geführt, daß dieſe Er-
ig aus einer Quelle herrührt, welche zugleich zu der in
„Vierzig Vezieren" erſcheinenden Sammlung beiſteuerte.
eſer aber ſtammt die große Mehrzahl der Erzählungen in
Inſtanz nachweisbar aus indiſchen Quellen, ſodaß auch
iejenigen Schriften, aus welchen ſie zunächſt geſchöpft
in den meiſten Fällen indiſche Werke als Grundlage an-
men ſind. So werden wir auch hier ſchon durch die all-
nen Verhältniſſe zu der Vermuthung geführt, daß die
Quelle dieſer Erzählung in Indien zu ſuchen ſei, und ich
eine Perſon bin überzeugt, daß ſie ſich in zwei (am
ſe dieſes Aufſatzes überſetzten) aufs innigſte miteinander
ndten indiſchen Erzählungen findet, welche augenſcheinlich
Varianten von einer und derſelben ſind. Die eine von
iſt uns im „Daçakumâratſcharita" („Abenteuer der zehn
inge") bewahrt, die andere in der an culturhiſtoriſcher
tung zu den wichtigſten Werken zu zählenden berühmten
und Märchenſammlung, welche den Namen „Pantſcha-
" („Die fünf Bücher") führt. Ich hege zwar keineswegs
tſchiedene Hoffnung, meiner Ueberzeugung allgemeinen
ng zu verſchaffen. Denn dieſe Darſtellungen weichen
edeutender von der in den „Vierzig Vezieren" ab, als
dieſen von der occidentaliſchen Auffaſſung. Allein ſie
ihr auch der Zeit nach unzweifelhaft viel ferner, ſo-
ier wol noch mehr umwandelnde Mittelglieder eingetre-
n mochten, und wie leicht und raſch ſich Umwandelungen
ſen Stoffen geltendmachen, werden dieſe beiden in vielen
ungen differirenden Faſſungen, welche ſchon die älteſte
t Indien hervorbrachte, am ſchlagendſten erhärten.
werden Demjenigen, welcher in der Maſſe von Ver-
ngen, die wir insbeſondere Keller (in ſeiner Ausgabe
Romans des sept sages" und des „Diocletianus") und
ur Deslongchamps („Essai sur les fables indiennes"
onſt) verdanken, und die ſich noch bedeutend vermehren
die Umwandelungen verfolgt hat, welche der mittelalter-
Novellenſchatz durch ſeine geographiſchen Wanderungen
ndere Momente erlitten hat, die Differenzen, welche hier her-
ten, keineswegs beſonders bedeutend erſcheinen. Beiſpiels-
erinnere ich an die vortreffliche aber ganz differirende Umar-
g, welche die ebenfalls urſprünglich aus Indien ſtammende
der an einem andern Ort) erſte Erzählung der „Vierzig
e" im „Conde Lucanor" erfahren hat (vgl. Keller,
ans des sept sages"; „Diocletianus", Einleitung, S. 49);
an die Umgeſtaltung, welche die Fabel von den dank-
Thieren und dem undankbaren Menſchen, welche zunächſt
er buddhiſtiſchen Legendenſammlung „Rasavâhini" ſich
(herausgegeben von Spiegel in ſeinen „Anecdota Pa-
, dann aber ſchon verändert in einer Handſchrift des
ſchatantra" (bisjetzt nicht herausgegeben, aber im Anhang
ner Ueberſetzung des „Pantſchatantra" in einer Ueberſetzung
n einem andern Ort im Original erſcheinend), im „Kalila
Dimna" und deſſen Umarbeitungen, bei Baldo, Matthieu
Paris, in den „Gesta Romanorum" und ſonſt vielfach erfah-ren hat (vergl. Edéléſtand du Méril, „Poésies inédites du moyen âge"). Ferner mache ich auf die Umwandelungen aufmerkſam, welche die Erzählung von dem in einen Mann verwandelten Mädchen erlitten hat. Ihre Quelle iſt, wie ſich in der Einleitung zu meiner Ueberſetzung des „Pantſchatantra" ergeben wird, die Epiſode des Mahâbhârata von der Amba, die ſich überſetzt in Holtzmann's „Indiſchen Dichtungen" findet. Von dort ging ſie mit geringen Umwandelungen in den ſüdlichen „Pantſchatantra" über (Dubois, „Pentchatantra") und erſcheint auch ſtark verändert in einem modernen indiſchen Roman „Die Roſe von Bakavali" („Literaturblatt des Auslandes", 1837, Nr. 65—71). Andererſeits ging ſie — ob unmittelbar aus dem „Mahâbhârata" oder einer Recenſion des „Pantſchatantra" läßt ſich nicht mit Sicherheit entſcheiden — in dasjenige Werk über, welches die Grundlage der orientaliſchen „Sieben Veziere" und der occidentaliſchen „Sieben weiſen Meiſter" bildete, und erſcheint infolge davon mit immer zunehmenden Umwandelungen im „Sindibad-Rama" („Asiatic Journal", XXVI, 16), den „Sieben Vezieren" (Scott, „Anecdotes"), dem „Syntipas" (überſetzt von Sengelmann), dem „Sandabar" (ebendaſ.) und in allen darauf beruhenden Bearbeitungen (vgl. Keller, „Romans des sept sages"; „Diocletianus", Einleitung S. 47; Loiſeleur Deslongchamps, „Essai"). Endlich will ich nur noch auf die Umwandelungen aufmerkſammachen, welche die Erzählung von der ebenſo tugendhaften als entſchloſſenen Devasmitâ (in Hermann Brockhaus' Ausgabe und Ueberſetzung von Somadeva's „Märchenſammlung") — um die wahrhaft faſt unzähligen Mittelglieder, welche ich an einem andern Orte aufzuführen und zu analyſiren beabſichtige, zu übergehen — bei Boccaccio II, 9 oder gar bei Senecé („Oeuvres choisies. Nouvelle édition par Em. Chasles", Paris 1855) erlitten hat. Wer ſich dieſer und einer Menge analoger Fälle erinnert, wird einerſeits die Verſchiedenheiten, die uns hier entgegentreten, keineswegs bedeutend genug finden, um die von mir behauptete Abſtammung in entſchiedene Abrede zu ſtellen; andererſeits wird er in manchen Zügen eine Uebereinſtimmung erkennen, welche ihm meine Annahme wenigſtens höchſt wahrſcheinlich machen wird. Die Verſchiedenheiten beruhen auf einem Princip, welches faſt durchweg die Umgeſtaltungen der hierher gehörigen Erzählungen bedingt hat. Von den verſchiedenen Momenten, welche in einer Erzählung vereinigt ſind, wird in der einen Darſtellung mehr das eine, in der andern mehr das andere hervorgehoben; auf dieſe Weiſe werden gewiſſermaßen verſchiedene Standpunkte gegen die Erzählung eingenommen und dies kann natürlich nicht verfehlen, ſie auch in ihrer Totalität mehr oder weniger oft ganz umzuwandeln. Es wird dies am deutlichſten bei der Claſſificirung der großen Anzahl von Erzählungen hervortreten, welche aus der ebenerwähnten Geſchichte der Devasmitâ ſich entwickelt haben. In der hier zu beſprechenden Erzählung wird im „Daçakumâratſcharita" und im „Pantſchatantra" das ganze Gewicht auf die Treuloſigkeit, Wolluſt und Ruchloſigkeit der Frau gelegt; daher wird faſt nur die Liebe und Aufopferung des Mannes und die Schwärze des Undanks von ſeiten der Frau aufs grellſte hervorgehoben. Auf die Strafe der Frau wird faſt gar kein Gewicht gelegt. Im „Pantſchatantra" kommt ſie zwar um, aber nur infolge der eigenthümlichen Form, in welcher die Aufopferung des Mannes hervortrat. Im „Daçakumâratſcharita", wo die Aufopferung des Mannes in anderer Geſtalt erſcheint, bleibt die Frau, dem indiſchen Criminalrecht gemäß, welches die Hinrichtung von Frauen nicht geſtattet, am Leben, verliert die Naſe und wird aus ihrer Kaſte geſtoßen und in die niedrigſte Claſſe der indiſchen Bevölkerung verſetzt. In den „Vierzig Vezieren" treten dieſe beiden Momente ungefähr in ein Gleichgewicht. Von der großen Aufopferung des Mannes, wie ſie, wenngleich in ihrer Aeußerung differirend, in beiden indiſchen Darſtellungen in höchſter Stärke hervortritt, iſt hier kaum noch eine Spur; blos ſeine Liebe wird hervorgehoben.

Auch die Schwärze des Undanks von ſeiten der Frau iſt etwas gemildert; der Anſchlag auf des Mannes Leben wird ihr nicht allein zugeſchrieben, wie in den indiſchen Darſtellungen; ebenſo wenig gelingt er ihr, ebenfalls im Gegenſatz zu den indiſchen Originalen. Alles dieſes wol insbeſondere deswegen, weil der Darſtellung in den „Vierzig Bezieren" diejenige indiſche Form zugrunde liegt, in welcher die Frau am Leben bleibt, die islamitiſche Anſchauung aber, welche mit der Ermordung der Frauen raſch bei der Hand iſt, dieſe Milde mit Verbrechen, wie ſie die indiſche Erzählung berichtet, nicht im Einklang fand. Daß an die Stelle des Krüppels oder Verſtümmelten, welche die indiſchen Erzählungen, um die unzügelbare Wolluſt der Frau hervorzuheben, als Gegenſtand derſelben darſtellen, in den „Vierzig Bezieren" ein Negerſklave getreten iſt, mag theils Folge eines äſthetiſch feinern Gefühls ſein, welches jenen grellen Contraſt nicht zu ertragen vermochte, theils auch mit Leichtigkeit ſich aus den Haremsverhältniſſen und dem vielfachen Gebrauch ſchwarzer Sklaven im weſtlichen Aſien ergeben haben. Das auf den erſten Anblick am ſtärkſten differirende, dennoch aber entſcheidendſte Moment für die innige Verbindung dieſer Erzählungen liegt in der Eigenthümlichkeit der Strafe, welche auf einer wörtlichen und darum eben misverſtandenen Ueberſetzung des Ausdrucks beruht, durch welchen ſie in der Darſtellung im „Daçakumâratſcharita" bezeichnet iſt. Es iſt ſchon bemerkt worden, daß die Frau hier in die niedrigſte Claſſe der indiſchen Bevölkerung verſetzt wird; dies iſt ausgedrückt durch die unten ebenfalls wörtlich überſetzte Wendung: „Sie wurde zu einer Hundekocherin gemacht." Für die des Sanskrits Kundigen bemerke ich, daß ſtatt çvabhya pâcikâ, wie die Wilſon'ſche Ausgabe des „Daçakumâratſcharita" hat, çvapâcikâ zu leſen iſt, was ſo unzweifelhaft gewiß iſt, daß ich darüber kein Wort hinzuzufügen brauche. „Hundekocher" iſt aber die gewöhnliche Bezeichnung der kaſtenloſen gemeinſten Bevölkerung Indiens, welche nichts Anderes beſitzen durfte als Hunde und Eſel. Dieſer Ausdruck wörtlich überſetzt, mußte außerhalb Indiens ſinnlos werden. Da nun der Menſch danach ſtrebt, für jedes überlieferte Wort, wenn ſein eigentlicher Sinn verlorengegangen iſt, einen neuen zu gewinnen, wobei denn die etymologiſche Bedeutung, der Kreis der verwandten Wörter und Anſchauungen und andere Momente vermittelnd zu Hülfe kommen, ſo verwandelte ſich auch hier die Hundekocherin, vielleicht durch manche Mittelglieder gehend, in eine, welche zur Strafe mit Hunden eſſen mußte; dann weiter mit einem Hunde, welcher, um die Verbindung zu motiviren, zum Retter des Mannes gemacht wurde. An dieſe Erniedrigung beim Eſſen knüpfte ſich aber augenſcheinlich im Occident der Todtenſchädel in den „Gesta" und bei Margarethe, und daran die weitern Greuel der beiden Leichen in den „Gesta" und bei Espinel. Auf die Uebereinſtimmungen zwiſchen den indiſchen Darſtellungen und den der „Vierzig Beziere" noch beſonders aufmerkſamzumachen, habe ich wol kaum nöthig. In beiden wird ein Mann trotz der größten Liebe von ſeiner Seite von ſeiner Frau aufs empörendſte betrogen, dennoch bleibt ſie in der einen indiſchen Darſtellung und in den „Vierzig Bezieren" am Leben, wird aber aufs tiefſte gedemüthigt. Dabei will ich nicht unerwähnt laſſen, daß, wie dieſe Erzählung in den „Vierzig Bezieren" als Beiſpiel „für die Lügenhaftigkeit und Treuloſigkeit der Frauen" mitgetheilt wird, ſo im „Pantſchatantra" dafür, „daß ſie kein Vertrauen verdienen" und im „Daçakumâratſcharita" als Beweis „der Grauſamkeit des weiblichen Herzens".

Dürfen wir dieſem gemäß die innige Verwandtſchaft der beiden indiſchen Darſtellungen mit der in den „Vierzig Bezieren" annehmen, ſo ſind ſie, da die der „Vierzig Beziere" mit den „Gesta", der Novelle der Königin, der Ballade von Stolberg und der Erzählung von Espinel wol keinem Zweifel unterworfen werden kann, auch mit den letztern aufs innigſte verwandt und wir alſo berechtigt, die indiſchen Darſtellungen als die bisjetzt letzterreichbare Quelle der Stolberg'ſchen Ballade zu betrachten. Doch ich will nicht weiter verſuchen, das Urtheil des Leſers durch derartige Erörterungen zu beſtechen. Ich erlaube mir vielmehr beide indiſche Darſtellungen, da ſie doch noch nirgends überſetzt ſind, hier vollſtändig mitzutheilen, und ſo Jeden in den Stand zu ſetzen, über die Richtigkeit oder Falſchheit meiner Annahme ein ſelbſtändiges Urtheil zu fällen.

Die eine dieſer Darſtellungen findet ſich in der Wilſon'ſchen Ausgabe des „Daçakumâratſcharita", die andere iſt die fünfte Erzählung des vierten Buchs des „Pantſchatantra". Obgleich das letztere Werk unzweifelhaft im Ganzen viel älter iſt, als das erſtere, ſo ſind doch nicht alle ſeine Theile gleich alt und insbeſondere gehört dieſe Erzählung nachweislich zu den jüngern Partien deſſelben (ich verweiſe darüber auf meine bald erſcheinende Einleitung zum „Pantſchatantra"). Aber ſelbſt wenn letzteres nicht der Fall wäre, ſo könnte dennoch im „Daçakumâratſcharita" eine ältere Faſſung dieſer Erzählung bewahrt ſein, ſodaß die Entſcheidung über die Priorität der einen und der andern Darſtellung nicht von äußern, ſondern innern Merkmalen abhängig iſt. Da dieſe Entſcheidung für meine Zwecke nicht nothwendig iſt, ſo will ich die Momente, aus welchen ſie bedingt wird, hier nicht erörtern; ich bemerke nur, daß die Darſtellung im „Daçakumaratſcharita" theilweiſe wenigſtens, nämlich in Bezug auf die grellere Schilderung der Treuloſigkeit der Frau, eine ältere Färbung trägt, weshalb ich ſie voranſchicke. Das „Pantſchatantra" hat hier die Farben etwas gemildert, ſowie es auch in der Unterſuchung des [illegible] durch die Zollbeamten ſehr moderne Zuſtände vorführt; dagegen weiß ich nicht, ob nicht die Form, in welcher die Aufopferung des Mannes in ihm hervortritt, einer ältern Faſſung angehöre.

Die Ueberſetzung der Darſtellung im „Daçakumâratſcharita" lautet folgendermaßen:

„Es gibt ein Land Trigarta*); da lebten drei überaus reiche Hausväter, welche Brüder waren, mit Namen Dhanaka, Dhânjaka und Dhanjaka. Während deren Leben ließ Indra**) zwölf Jahre lang nicht regnen; das Getreide verlor ſeine Lebenskraft, die Pflanzen trugen nicht, die Bäume hatten keine Früchte, die Wolken waren machtlos, die Flüſſe ohne Waſſer, die Teiche nichts als Schlamm, die Quellgebiete waren verſiegt; es mangelte an Knollen, Wurzeln und Früchten; man ſprach nicht mehr miteinander, alles Feiern von Feſten war zu Ende; dagegen hatten ſich viele Räuberſcharen gebildet, die Menſchen fraßen ſich einander; Menſchenſchädel, weiß wie Kraniche, rollten hin und her, Scharen von Vögeln flogen durſtig umher; öde wurden Städte, Dörfer, Flecken, [illegible] Klüfte und andere Wohnplätze. Dieſe Hausväter nun, nachdem ſie alle ihre Früchte aufgebraucht, und ihre Ziegen- und Schafheerden, ihre Büffelſchar, Rinderheerden, ihre [illegible]vinnen, Sklaven, Kinder und die Frauen des älteſten und mittlern Bruders aufgegeſſen hatten, kamen überein, daß am folgenden Tag Dhûmini, die Frau des jüngſten, gegeſſen werden ſollte. Dhanjaka aber, der jüngſte, unfähig ſeine liebe Frau zu eſſen, eilte noch in derſelben Nacht mit ihr davon, trug ſie, als ſie vom Weg ermüdet war, auf ſeinem Rücken und drang in den Wald; ihren Hunger ſtillte er auf dem Wege mit ſeinem Fleiſch, ihren Durſt mit ſeinem Blut. Nach einiger Zeit erblickte er auf dem Erdboden einen Menſchen mit abgeſchnittenen Füßen, Händen, Naſe und Ohren, der ſich nicht zu rühren vermochte. Aus Mitleid nahm er auch dieſen auf den Rücken, baute ſich mit Mühe eine Hütte von [illegible] in einem Dickicht, welches reich an Knollen, Wurzeln und Wild war und ließ ſich daſelbſt nieder. Jenen aber, deſſen Wunden zuheilten, pflegte er mit Ingudiöl und andern Oelen und mit demſelben Fleiſch und Kräutern, die er ſelbſt [illegible]. Wie er nun ſo wohlgenährt und vollſaftig war, wandte ſich eines Tags, als Dhanjaka ausgegangen war, um Wild zu

*) Im Pendſchab, in der Nähe des heutigen Lahore.

**) Gott des Himmels.

jagen, Dhûmini voll Liebesglut an ihn, und obgleich von ihm getadelt, nöthigte ſie ihn gewaltſam, ihrer Luſt zu dienen. Als darauf der Mann zurückkehrte und Waſſer begehrte, ſagte ſie zu ihm: «Zieh es dir ſelbſt aus dem Brunnen und trink! Mein Kopf wird von Kopfweh geplagt.» Dabei warf ſie den Eimer ſammt dem Strick vor ihn hin. Als er aber das Waſſer aus dem Brunnen heraufwand, trat ſie hinter ihn und ſtieß ihn in den Brunnen hinein. Jenen Verſtümmelten nahm ſie dann auf die Schulter, wanderte von einem Land in das andere und erwarb ſich den Ruf einer treuen Gattin und vielfache Ehrenbezeigungen. Durch die Gnade des Königs von Avanti*) aber lebte ſie in großer Wohlhabenheit. Ihr Gatte wurde von einem Karavanengenoſſen, welcher, um Waſſer zu holen, zu ihm gerieth, erblickt und herausgezogen und ſchweifte im Lande Avanti umher. Da bemerkte ihn Dhûmini und ſagte: «Das iſt der Böſewicht, von welchem mein Mann verſtümmelt iſt», und bewog den König in ſeiner Unkunde zu befehlen, daß dieſer brave Mann auf ſchreckliche Weiſe hingerichtet werde. Dhanjaka aber, als er mit auf den Rücken gebundenen Händen zum Richtplatz geführt wurde, ſprach trotzig zum Richter: «Es würde eine gerechte Strafe für mich ſein, wenn der Bettler, welchen ich verſtümmelt haben ſoll, da ihm nichts weiter als das nackte Leben gelaſſen iſt, zum Zeugen meines Unglücks gemacht würde.» Indem man dachte: «Was kann es ſchaden?» ließ man jenen holen und zuſehen. Da ſtürzte der Verſtümmelte, die Augen voll Thränen, dieſem Braven zu Füßen, und verkündete ehrenhaften Sinnes deſſen Wohlthat und die ſchlechte Handlung jener Böſewichtin. Da gerieth der König in Zorn, ließ der ſchlechten Perſon das Geſicht verſtümmeln und ſtieß ſie aus ihrer Kaſte in die Claſſe der Hundekocher. Dhanjaka aber wurde mit Gunſt überſchüttet."

Ich laſſe ſogleich die Darſtellung des „Pantſchatantra" folgen. Sie lautet:

„In einem gewiſſen Orte lebte ein Brahmane. Dieſer hatte eine Frau, die ihm lieber war als ſein Leben. Dieſe aber zankte ſich Tag für Tag unaufhörlich mit ſeiner Familie herum. Der Brahmane, welcher keinen Zank vertragen konnte, verließ daher, aus Liebe zu ſeiner Frau, ſeine Familie und ging mit der Brahmanin in ein anderes entferntes Land. Da redete in der Mitte eines großen Waldes die Brahmanin ihn an: «O Sohn eines Ehrwürdigen, mich quält Durſt! Suche deshalb irgendwo Waſſer auf!» Kaum hatte ſie das geſagt, ſo holte er Waſſer; als er aber zurückkam, fand er ſie todt. Als er nun aus übergroßer Liebe, voll Verzweiflung, jammerte, ſo hörte er eine Stimme in der Luft: «Wohlan denn, Brahmane! Wenn du die Hälfte deines eigenen Lebens abgibſt, ſo ſoll deine Brahmanin leben!» Nachdem er dies gehört, reinigte ſich der Brahmane, gab in drei feierlichen Worten die Hälfte ſeines Lebens ab und ehe er noch ausgeſprochen hatte, war die Brahmanin wieder lebendig. Dann tranken Beide Waſſer, aßen Waldfrüchte und machten ſich auf den Weg. Darauf kamen ſie, in Verfolg ihres Wegs, am Eingang einer Stadt, in ein Blumengärtchen. Da ſagte der Brahmane zu ſeiner Gattin: «Liebe, bleibe hier, bis ich mit Nahrungsmitteln zurückkomme!» Nachdem er ſo geſprochen, ging er weg. In dieſem Blumengärtchen drehte aber ein Krüppel das Schöpfrad und ſang mit himmliſcher Stimme ein Lied. Als jene dies hörte, wurde ihr Herz von dem mit dem Blumenpfeil Bewaffneten**) gequält; ſie ging zu ihm und ſagte: «Lieber! Wenn du mich nicht liebſt, ſo begehſt du an mir das Verbrechen des Frauenmordes!» Der Krüppel antwortete: «Was kann ich, ein von Krankheit Aufgeriebener, dir helfen?» Sie ſagte: «Wozu ſolche Rede? Ich muß dich nothwendig beſitzen.» Nachdem er dies gehört, ſo that er, wie ſie begehrte. Nachdem ſie die Liebe genoſſen, ſprach ſie: «Ich habe mich von jetzt an dir für mein ganzes Leben ergeben; dies präge dir ins Herz und komme auch du mit uns!» Er ſprach: «So ſei es!» Darauf kam der Brahmane mit Speiſe zurück und fing an, mit ihr zu eſſen. Da ſagte ſie: «Dieſer Krüppel iſt hungrig; darum gib ihm auch einen kleinen Biſſen!» Nachdem dies geſchehen war, ſagte die Brahmanin: «Brahmane! Wenn du allein in ein anderes Dorf gehſt, dann habe ich keinen Geſellſchafter zur Unterhaltung; darum laß uns gehen und dieſen Krüppel mitnehmen!» Jener ſagte: «Ich kann mich kaum ſelbſt tragen, geſchweige dieſen Krüppel noch.» Sie ſagte: «Ich will ihn in einen Korb ſetzen und ihn ſelbſt tragen.» Er nun, deſſen Herz von ihren gleißneriſchen Reden bethört war, bewilligte dieſes. Nachdem dies nun ſo geſchehen war und der Brahmane ſich eines Tags am Rande eines Brunnens ausruhte, gab ihm die Frau, welche ſich in den verkrüppelten Mann verliebt hatte, einen Stoß, ſodaß er in den Brunnen ſtürzte. Dann nahm ſie den Krüppel auf und ging in irgendeine Stadt. Da erblickten die Beamten des Königs, welche hier und da umherſchweiften, um Zolldefraudation zu verhüten, den Korb, welchen ſie auf ihrem Kopf trug. Sie nahmen ihn ihr mit Gewalt weg und brachten ihn zum König. Als der König ihn eröffnete, ſo erblickte er den Krüppel. Darauf kam die Brahmanin herbei, welche jammernd den königlichen Beamten gefolgt war. Der König fragte ſie, was das zu bedeuten habe? Darauf ſagte ſie: «Dies iſt mein von Krankheit gequälter Gatte, der, von der Schar ſeiner Verwandten verfolgt, von mir, mit von Liebe gequältem Herzen, auf den Kopf genommen und hierher zu dir gebracht iſt.» Nachdem er dies gehört, ſagte der König: «Brahmanin! Du biſt meine Schweſter! Nimm zwei Dörfer und lebe vergnügt, Freuden mit deinem Gatten genießend!»

Der Brahmane wurde durch den Willen des Schickſals von irgendeinem guten Menſchen aus dem Brunnen gezogen und kam, hier und da umherſchweifend, in dieſelbe Stadt. Das böſe Weib, ſowie ſie ihn erblickte, zeigte ihn dem König an: «O, König! Da iſt der Feind meines Gatten angekommen!» Der König aber befahl, ihn hinzurichten. Er ſagte: «Majeſtät! Sie hat etwas empfangen, welches mir gehört. Wenn du Gerechtigkeit liebſt, ſo befiehl ihr, daß ſie es mir zurückgibt!» Der König ſagte: «Liebe! Was du irgend ihm Gehöriges empfangen haſt, das gib ihm zurück!» Sie ſagte: «Majeſtät! Ich habe nichts empfangen!» Der Brahmane ſprach: «Gib mir die Hälfte meines Lebens zurück, die ich mit drei Worten feierlich dir gab!» Aus Furcht vor dem König ſagte ſie darauf: «Hier haſt du das mit drei Worten übergebene Leben!» und war in demſelben Augenblicke todt. Darauf ſagte der König voll Verwunderung: «Was iſt das?» Der Brahmane aber erzählte die ganze vorhergegangene Geſchichte."*)

Theodor Benfey.

*) Dem heutigen Udjein.

**) D. i. der Gott der Liebe.

*) Unbedenklich dürfen wir auch den Haupttheil des deutſchen Märchens „Die drei Schlangenblätter" (Grimm Nr. 16) hiermit verbinden. Auch da hat der Mann ſeiner ſchon verſtorbenen Frau das Leben wiedergegeben. Als ſie aber nach einiger Zeit mit ihm zum Vater reiſt und ſie auf dem Meere ſind, vergißt ſie „gänzlich der großen Liebe und Treue, die er ihr bewieſen und womit er ſie vom Tode gerettet". Sie verliebt ſich in den Schiffer und wirft mit deſſen Hülfe den Mann, während er ſchläft, ins Meer. Der treue Diener hat es aber geſehen und rettet den Mann („fiſcht ihn auf und belebt ihn wieder durch die Schlangenblätter", der deutſchen Faſſung gemäß). Der Vater der treuloſen Frau läßt ſie ſammt dem Schiffer umkommen.

Beſitzen die Deutſchen eine Geſchichte ihrer Literatur?

In der Beurtheilung des Werks von Rudolf Gottſchall über „Die deutſche Nationalliteratur" in Nr. 35 d. Bl. f. 1855 wird darauf hingewieſen, daß man zu richtigern Anſichten von der Nationalliteratur eines Volks erſt dann gelange, wenn

man dieſelbe vom Standpunkte der Bildungsgeſchichte aus betrachte und behandle. Dieſe Ausſage iſt wahr; denn das Schriftenthum kennzeichnet als ein Merkmal von einer Seite die Stufe und den Zuſtand der Bildung eines Volks, die Literaturgeſchichte iſt folglich ein Theil der Bildungsgeſchichte, welche das rechte Verſtändniß jener erſt eröffnet. Alle Thatſachen, Naturereigniſſe, Kriege, zeitgemäße religiöſe Anſchauungen, kirchliche, politiſche, gerichtliche Einrichtungen, rechtliche Begriffe, Sitten, Gebräuche, Familienbeziehungen, Vorurtheile u. ſ. w. durchdringen einander, ſtehen miteinander in Wechſelwirkung und ſpiegeln ſich in Kunſt und Wiſſenſchaft, im geſammten Schriftenthume ab. Daher haben Männer wie Koberſtein, deſſen Buch unter allen derartigen den oberſten Rang behauptet, längſt ſchon in ihren Literaturgeſchichten die dem Verſtändniſſe unentbehrlichen Hülfskenntniſſe aus der Bildungsgeſchichte ſorgfältig berückſichtigt.

Die Geſchichte und insbeſondere die Bildungsgeſchichte unter den höhern Begriff der Naturwiſſenſchaft zu bringen, hat keine Schwierigkeit, weil der Menſch als ein Erzeugniß der Natur mit Allem, was ihn angeht, alſo auch die Entwickelung des Menſchengeſchlechts in Zeit und Raum, unter den Begriff der Natur gehört. Inſofern iſt Naturgeſchichte der Literatur eine treffend gewählte Bezeichnung für Darſtellung der aufeinanderfolgenden ſprachkünſtleriſchen Arbeiten des menſchlichen Geiſtes. Nur vermeide man hierbei die verführeriſchen Gelegenheiten, von einem Gebiete des Wiſſens in ein benachbartes überzuſchweifen und zu weit ſich zu verirren, bezähme die Keckheit, mit welcher feurige Gemüther Mittelglieder in Schlüſſen gern überſpringen, um auf überraſchende bisher nicht geahnte Ergebniſſe zu kommen, und ſchreite lieber auf dem geraden und ſichern Wege der Forſchung langſam vorwärts. Aus dem Verfahren der gründlichſten Naturforſcher, welche allein ihre Wiſſenſchaft gefördert haben, lerne man und übe dann auch aus die ſchwere Kunſt, frei von allen Vorurtheilen, perſönlichen Abſichten und der ſchlimmern Unart, die Erſcheinungen willkürlich zu würdigen nach vorgefaßten Meinungen, an Beobachtung und Beſchreibung der Thatſachen heranzutreten, damit man ſie nicht mit einem ihnen ungleichartigen Maßſtabe meſſe und beſchneide oder ſtrecke, bis ſie in das Strafbett allgemeiner äſthetiſcher Grundſätze und zeitweilig beliebter Geſchmacksvorſchriften wohl oder übel paſſen. Denn einen allgemeingültigen Kunſtgeſchmack hat es niemals gegeben, jeder aber rechtfertigt ſich naturgemäß durch die Bedingungen ſeiner Entſtehung. Ich bin weit davon entfernt zu empfehlen, man möge alle Kunſtwerke ohne Unterſchied für gleich ſchön und vortrefflich halten, ſondern ich meine, man habe ſie vom Standpunkte der Bildungsgeſchichte (oder, wenn man ſo reden will, der Naturwiſſenſchaft) aus durchaus anders aufzufaſſen und zu beurtheilen als nach Maßgabe einer wiſſenſchaftlich ſtreng durchgeführten Kunſtlehre, welche den Fleiß des Gelehrten, den Scharfſinn des tiefen Denkers ehrt, aber nie ein Volk durchdrungen und deſſen zeitweiligen Geſchmack geleitet hat. Für den Geſchichtsforſcher haben Nero und Sokrates, für den Naturforſcher ein Vorurtheilen oder falſcher Empfindſamkeit ekelhafter Lurch und ein in glänzendem Farbenſpiel ſchimmernder Kolibri völlig gleichen wiſſenſchaftlichen Werth. Vom bildungsgeſchichtlichen Standpunkte aus dieſelbe eigenſtändige Geſchmacksartung zum Maßſtabe aller Erſcheinungen der Sprachkunſt zu nehmen und deren Werth oder Unwerth an jener ausſchließlich abzumeſſen und abzuwägen, iſt ebenſo thörichter Eigenſinn, als wenn ein Naturforſcher Sperlinge darum tadelte, daß ſie nicht wie Nachtigallen ſingen, oder die Geſtalt des Krokodils verhöhnte, weil ſie der des arabiſchen Roſſes nicht gleicht. Wie aber der Naturforſcher trotz aller Abweichungen dennoch allgemeine Geſetze der Bildung der unorganiſchen und der organiſchen Geſchöpfe kennen lehrt, ſo mag auch der Kunſtrichter, welcher von dem Gipfel der Bildungsgeſchichte aus ſeine Umſchau hält, ſolche Geſetze in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen der Sprachkunſt aufſuchen und die einzelne danach einordnen und beurtheilen, aber nicht deshalb ſchlechthin tadeln oder als Plunder verwerfen, weil ſie etwa ſeiner eigenen Geſchmacksartung widerwärtig iſt. Die altgriechiſche Kunſt und die mittelalterliche deutſche zum Beiſpiel haben kein gemeinſames Maß oder ſind äſthetiſch incommenſurabel, aber jede für ſich iſt für die Erkenntniß der Entfaltung des menſchlichen Geiſtes in den Griechen und den Deutſchen von höchſter Bedeutung. Der einſeitige Kenner und Verehrer des griechiſchen Alterthums verabſcheut die epiſchen Dichtungen des deutſchen Mittelalters, die Schauſpiele Shakſpeare's u. ſ. w. von ſeinem beſchränkten Geſichtskreiſe aus mit vollem Rechte, wie der gebildete Deutſche, welcher ſich in die griechiſche Literatur nicht eingeleſen hat, bei den griechiſchen Dichtungen, vorzugsweiſe den dramatiſchen, kalt und gleichgültig bleibt, nach Maßgabe ſeiner Geſchmacksartung ebenſo mit vollem Rechte. Die einſeitige Mißachtung und Herabſetzung der Dichtungen des deutſchen Mittelalters iſt ebenſo ungerecht und fehlerhaft, als die einſeitige Ueberſchätzung und Erhebung derſelben: ſie werden nur aus dem Geiſte des Volks und der Zeit verſtanden und richtig gewürdigt.

Soll nun die Geſchichte des deutſchen Schriftenthums von dem freiern Standpunkte der Bildungsgeſchichte aus betrachtet und mit gleichmäßig gerechter Berückſichtigung aller Schichten des Volks, nicht mit einſeitig bevorzugendem Hinblicke auf den Stand der Gelehrten und überhaupt der Leute höherer Bildungsſtufen behandelt werden, ſo wende man ein durchaus anderes Verfahren als das bisher übliche an: man ſchreibe, wie die „Blätter für literariſche Unterhaltung" treffend ſagen, der Wahrheit gemäß eine Naturgeſchichte des deutſchen Schriftenthums. Seit ungefähr 30 Jahren habe ich ſelbſt mit Vorliebe dieſem Gedanken nachgehangen; ich weiß daher, daß gar Vieles in anderer Beleuchtung, als in welcher es zu ſehen man ſich gewöhnt hat, erſcheinen wird.

Vor allem gebe man ſich keiner der vorherrſchenden Geſchmacksanſichten willenlos gefangen, denn ſie benebeln und verengen die Umſchau. Die zeitweilig beliebten Kunſtlehren dienen zur Erläuterung eines großen Theils der Schriften und zu der nicht immer leichten Erklärung der Wirkung derſelben auf die Leſer. Sie ſind alſo in dieſem Sinne für unſern Zweck von ſchwerem Gewicht. Gleichgefühl für religiöſe, kirchliche, politiſche und andere Beſtrebungen, freundliche Rückſichten, kurz alle die Dinge, welche die Gerechtigkeit beirren und ein ſchiefes Licht auf den Gegenſtand werfen, dürfen nicht zur Richtſchnur dienen, wie es leider gemeinhin oft genug der Fall geweſen iſt. Das Intereſſe der eigenen Partei zu begünſtigen und zu fördern iſt ſchlechterdings nicht Aufgabe des Verfaſſers einer Geſchichte der literariſchen Bildung des Volks. Einem, der dieſen Weg einſchlägt, folgen hundert Andere nach, und der verfitzte Knäuel wird unentwirrbar dem Wahrheitſuchenden. Unwürdig eines Geſchichtſchreibers, daher verwerflich iſt feiles Haſchen nach der Gunſt der Machtinhaber; Streben, bei den Wortführern des Tages ſich beliebt zu machen, um zweifelhaftes Lob ſich zu ſichern; die Leichtfertigkeit, mit welcher Manche auf die Ausſagen Anderer fußen, fremde Urtheile, ſei es auch nur um ſich die Mühe ſelbſtändiger Forſchung und Prüfung zu ſparen, blind nachſprechen und weiter verbreiten. Die Irrthümer, welche hieraus entſprungen ſind und als ausgemachte Wahrheiten umlaufen, alle zu berichtigen und launiſche Anſichten zu widerlegen, würde allein ein Werk von mehren Bänden erfodern. Retter der Ehre überſehener oder verkannter Schriftſteller, wie Leſſing einer war, wagen ſich ſelten hervor. In dieſer Beziehung iſt noch unermeßlich viel zu thun übriggeblieben, die Arbeit aber eine äußerſt mühſame, welcher nur Männer wie der verdienſtvolle Danzel gewachſen ſind und ſich gern unterziehen.

Während der letztvergangenen zwei Jahrhunderte iſt die deutſche Literatur zu einem ſtaunenswerthen Umfange angeſchwollen: alle Schriften derſelben ſelbſt geleſen zu haben und genau zu kennen iſt eine Anfoderung, welche die menſchlichſten Kräfte eines Menſchen bei weitem überſteigt. Es

hof an rechnend, habe ich 50 verſchiedene Bücher über
Beſchichte des deutſchen Schriftenthums verglichen und ge-
en, daß in ihnen durchſchnittlich 526 Schriftſteller genannt
en, welche alle zuſammen ungefähr 7000 Bände verfaßt
n. Wer alſo jährlich 100 Bände für den Zweck der Lite-
:geſchichte bewältigen kann, falls es irgendeiner unter der
gebenen Einſchränkung vermag, braucht dennoch 70 Jahre
ieſer Arbeit unausgeſetzt. Allein man würde ſehr irren,
ı man wähnte, dies ſei nun die volle Ausbeute der Werke der
ichkunſt, welche von Deutſchen ſeit Ulfilas verfaßt worden
Die reichſten Büchereien weiſen nicht aus, was man
ihnen erwartet; denn früherhin verwendeten die gelehrten
ıwarte die ihnen zugebote ſtehenden meiſt kärglichen
el nur ausnahmsweiſe zum Ankaufe von Schriften, welche
ihrer Meinung bleibenden Werth nicht hatten; zu ſolchen
ten ſie aber Werke der ſchönen Literatur der Deutſchen
bittlich zu rechnen. Die Meßkataloge Leipzigs nennen
was nach Leipzig verſandt wird, aber lange nicht Alles:
wie dürftig ſieht ihnen gegenüber die reichhaltigſte kri-
Zeitſchrift aus! Nach meiner Berechnung darf man
Anzahl der hierhergehörigen Bücher auf etwa 200,000
ıſchlagen: eine Zahl, die den wirklichen Beſtand ſicher
erreicht. Ich überlaſſe es Sachkundigern, dieſe unge-
:e Zahl, welche Nervenſchwache zittern macht, näher zu
n.

Achtet man auf die Auswahl, welche nur leichtſinnigen
ıſſern keine Qual iſt, in den verſchiedenen Literaturge-
ten, ſo kehren etwa 150 Schriftſteller überall wieder, von
ı zwei Drittheile dem Zwecke höherer Schulen genügen.
übrigen werden nach Laune und Belieben des Verfaſſers
ınt oder ſo, daß hinſichtlich derſelben die Wahl faſt gril-
ft erſcheint und bisweilen die Abſicht, dem einen oder dem
:n Schriftſteller der neuern Zeit etwas am Zeuge zu
ı, durchſchimmert. Unbefangene und vorurtheilsloſe Auf-
ıg fehlt minder oder mehr ſelbſt in urſprünglichen, aus
ändiger Forſchung hervorgegangenen Werken. Man ſtaunt
ber unbegreifliche Abſchätzung von Schriften, welche man
: und geprüft hat, und weiß jene mitunter nicht einmal
ↄen äſthetiſchen Grundſätzen der Verfaſſer der Literaturge-
ten zu erklären und zu rechtfertigen. In den abgeleiteten
ıturgeſchichten bemerkt man dann heilloſes Abſchreiben
Nachſchreiben der Urtheile, welche der erkorene Vorgänger
.t hat — oder nicht. Einige derſelben ſind ein luſtiges
hen, dem man das Vergnügen mitzutanzen nicht verargen

Von einem dieſer Bücher zum andern pflanzen ſich falſche
ıben fort, welche die äußern Lebensumſtände der Schrift-
: betreffen. Die Verſchuldung der Setzer dabei kann
ıand ermeſſen. Ortsnamen und Jahreszahlen, auch hin-
ich der Veröffentlichung der Schriften, worauf die Bil-
sgeſchichte in einzelnen Fällen ſehr ſorgfältig zu achten
ſind in arge Verwirrung gerathen, die ſchwer zu beſei-
ſein wird.'

Wonach ſollen Verfaſſer von Handbüchern, Leitfaden
w. der Geſchichte der deutſchen Literatur bei der Auswahl
iberreichen Stoffs ſich richten? Nach dem innern Werthe,
der Wirkung der Schriften, nach dem Beifalle von ſei-
er Leſermenge oder der gelehrten Kunſtrichter, nach dem
tſtelleriſchen Ruhme der Urheber? Man meint vielleicht,
fünf Dinge ſeien nach dem Geſetze der Urſächlichkeit
r miteinander verbunden; die Erfahrung berichtigt dieſe
ung durch die Antwort: allerdings oft, aber nicht immer.
innere Werth von Schriften iſt oft erſt nach vielen Jahren
nt oder gar überſehen worden, die Wirkung ausgeblieben,
Beifall, ſofern er überhaupt verlautete, ein getheilter
ein lauer geweſen; ein allgemeiner gehört in Deutſchland
:n Seltenheiten. Davon nachher Einiges. Der Deutſche
irmt gewöhnlich auch als Kunſtrichter; Das, was der von
angebeteten Kunſtlehre, dem in ihm lebendigen Denkbilde
vom Schönen wenig oder nicht entſpricht, erregt ihm Miß-
behagen, Widerwillen oder gar Abſcheu. Er liebt leidenſchaft-
lich ſeinen Singular und haßt die übrigen Singulare, bequemt
ſich aber unwirſch zum Hohne der Logik und der Grammatik
von Dingen im Plural zu reden, die ihrem Weſen nach ledig-
lich im Singular vorhanden ſind, wie z. B. Vaterland. Der
ſchriftſtelleriſche Ruhm entſpringt allerdings häufig aus wohl-
erworbenen Verdienſten, doch häufig auch aus zufälligen Um-
ſtänden: aus der äußern Stellung, aus dem Stande des
Schriftſtellers, aus perſönlichen Rückſichten, aus Beachtung
von ſeiten eines gutgelaunten Wortführers, aus Gunſt oder
Ungunſt einer Partei, aus Beliebtheit bei einer Menge, aus
dem ſchon vorbereiteten Verſtändniſſe, aus dem Anklange, wel-
chen die Schrift findet, aus Zeitverhältniſſen, aus den berühr-
ten Ereigniſſen des Tags. Weſentlichen Einfluß hierauf übt
auch die größere oder die geringere Zahl der Schriftſteller zu
einer beſtimmten Zeit aus: viele, die jetzt unbeachtet ver-
ſchwinden, würden, falls ſie in einem frühern Jahrhunderte
gelebt hätten, damals (und deshalb dann auch jetzt) ehrenvoll
genannt worden ſein. Indeß der erworbene Ruhm, die Er-
füllung der einzigen Hoffnung, das einzige Eigenthum manches
redlich ſtrebenden, im Schweiße des Angeſichts arbeitenden
Menſchen, iſt doch ein ſehr wandelbarer und bald vergäng-
licher. Man empfindet die innigſte Wehmuth, wenn man ſieht,
wie wetterwendiſch die leichtfertige Leſewelt ihre Zuneigung
wechſelt, wie raſch und gleichgültig ſie Diejenigen vergißt, welche
ihr Belehrung, Förderung der Bildung oder nur ein flüch-
tiges Vergnügen gewährt haben, wenn man weiß, mit wel-
cher Spannung und Sicherheit ein hochverdienter Schriftſteller
darauf gerechnet hat, nach der ihm reichlich zutheil gewordenen
Anerkennung in den Herzen ſeines Volks ewig fortzuleben.
Ich erinnere an Opitz, Gryphius, Haller, Klopſtock, Gleim, Ramler,
u. ſ. w. Es gibt in der That für Niemand Unſterblichkeit mehr. Die
Literaturgeſchichte iſt ein unabſehbarer Friedhof, auf welchem
der Leſer von Stein zu Stein wandelt, von den Trägern
vieler Namen nichts weiß als die Namen, bei einigen dankbar
verweilt, überall aber an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen
gemahnt wird. Wie poſſirlich und lächerlich erſcheint da die
Ehrſucht, der ſchele Blick, der Neid; wie verächtlich der Haß,
mit welchem Genoſſen des Geiſtes und der Bildung, die ſie
rechtſchaffen bewahrheiten ſollen, einander verfolgen! Nicht
blos anerkannt neben Andern will Jeder ſein, ſondern einzig
ſein, allein herrſchen, unduldſam jeden Nebenbuhler vernichten
und ſchließlich materielle Intereſſen wegen den ganzen Markt in
Beſchlag nehmen. Ein Wilder würde meinen, dieſes Ge-
bahren gehe darauf hinaus, die geprieſene Bildung von ihrer
Kehrſeite zu zeigen.

Wie prägt ſich denn die Bildung des geſammten deutſchen
Volks in deſſen Schriftenthum aus? Dieſe Frage, in wel-
cher das Gewicht auf die Geſammtheit, nicht auf einige
Schichten und Stände des deutſchen Volks gelegt wird, harrt
noch einer bildungsgeſchichtlich umfaſſenden und völlig befrie-
digenden Beantwortung; doch iſt für dieſelbe ſeit dem Beginne
des Streits zwiſchen Gottſched und Bodmer Erfreuliches ge-
ſchehen und eine große Zahl bis dahin dunkler Thatſachen
ſattſam aufgehellt. Seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts
iſt der bei weitem überwiegende Theil der deutſchen Literatur
ein Erzeugniß des Standes der Gelehrten, ſomit von allen
den beſondern Meinungen und einſeitigen Anſichten derſelben
hinſichtlich der Form und ſogar des Inhalts abhängig gewe-
ſen. Die ſchlimmſte Folge davon, wenn wir die natürliche
Empfänglichkeit der Leſer für die ſchöne Kunſt ins Auge
faſſen, iſt die wirklich krankhafte Heuchelei der Leute geweſen,
die eitel und ſtolz, obgleich im Bewußtſein ihrer Unzulänglichkeit,
den höher Gebildeten ſich anreihen und gern ſich ſchmeicheln, mit
den Gelehrten auf einer Stufe zu ſtehen. Ohne Bedenken erlügen
ſie Begeiſterung, von der ſie in Wahrheit nichts empfinden, für
Werke, die ſie nicht verſtehen. Was Alles nicht haben ſich in
äſthetiſchen Theegeſellſchaften Goethe's „Taſſo", „Iphigenia",

erſten Heftes (ein zweites iſt ſeitdem erſchienen) betrifft, ſo beſteht dieſer zu einem großen Theile aus Berichten und Betrachtungen, die ſich an die weimariſchen Septemberfeſte knüpfen, aus der Feder K. H. Schindler's und Oskar Schade's. Beigegeben iſt auch ein Urtheil Menzel's, worin er Wieland gegen die „prüden Hämlinge der Jetztwelt“ in Schutz nimmt und unter Anderm behauptet, Wieland habe, weit entfernt ein reines Geſchlecht zu verführen, „vielmehr ein durch die Gallomanie bereits verdorbenes Geſchlecht zu Anſtand und Mäßigung, zu einem heitern und geiſtreichen geſelligen Genuß zurückgeführt“. Eine ſolche Schutzrede läßt freilich die bekannten Anſichten Menzel's über Goethe's Frivolität als eine nur um ſo auffallendere Incónſequenz oder perſönliche Rancune erſcheinen. Während ſo die „Minerva“ für die Dauer dem Leben wiedergegeben zu ſein ſcheint, verſichert die „Weſerzeitung, „daß ſicherm Vernehmen nach das «Bremer Sonntagsblatt», dem Verleger und Redaction bedeutende Opfer an Geld und Zeit gebracht, mit nächſtem Januar eingehe (wie auch, dem «Phosphor» zufolge, der in Hamburg erſcheinende, von L. Walesrode redigirte «Compaß»), weil, wie es heiße, ihm nicht die heimiſche Unterſtützung zutheil werde, die nöthig wäre, um die Concurrenz, die ſein Beiſpiel in Frankfurt, Weimar, Manheim, Wiesbaden, Hamburg, Kaſſel rc. hervorgerufen, zu bekämpfen“. Schon früher bei Gelegenheit der Ankündigung des „Wiesbädener Sonntagsblattes“ bemerkte Prutz im „Deutſchen Muſeum“ mit Recht: „Ein gewiſſes Bedauern darüber, daß in der deutſchen Literatur und namentlich in der Journaliſtik jeder gute Gedanke durch übertriebene Nachahmung ſofort zu Tode gehetzt wird, können wir allerdings nicht unterdrücken. Jede Stadt will bei uns ihr eigenes Blättchen, jeder Schriftſteller ſein eigenes Organ haben; das iſt der ſicherſte Weg, das Intereſſe des Publicums immer mehr zu ſpalten und dadurch die Journaliſtik ſelbſt immer mehr herunterzubringen.“ Wir würden das Eingehen des „Bremer Sonntagsblattes“, das ſo manchen neuerſtandenen belletriſtiſchen Blättern zum Vorbild gedient, aufrichtig bedauern; denn es würde mit ihm ein Journal verſchwinden, welches wie wenig andere den literariſchen Anſtand zu wahren, das Beiſpiel eines guten Tons zu geben gewußt hat und das Rechte und Gute auf jeder Seite im Intereſſe der allgemeinen Bildung anzuerkennen bemüht geweſen iſt. Dieſer Nachruf wird dieſem älteſten der jetzt ſo beliebten belletriſtiſchen Sonntagsblätter und ſeinem verdienten Redacteur F. Pletzer bleiben, inſofern ſich die Nachricht der „Weſerzeitung“ zu unſerm Bedauern wirklich beſtätigen ſollte. Indeß ſcheint ſich, nach neuern Mittheilungen, ſeit Bekanntwerden dieſer Nachricht lebhaftere Theilname für das Blatt zu zeigen, und zwar zumeiſt in Bremen ſelbſt, ſodaß auf deſſen Fortbeſtehen gegründete Hoffnung ſein ſoll.

Lucian und unſere Zeit.

J. K. Hoffmann, Studienlehrer in Nürnberg, hat jüngſt ein Werkchen veröffentlicht: „Lucian der Satiriker in Hinſicht auf Glauben und Leben der Gegenwart geſchildert“ (Nürnberg, Bauer und Raspe, 1857), welchem R. Heller im Feuilleton der „Hamburger Nachrichten“ einen längern Artikel gewidmet hat, der mit den Worten ſchließt: „Hoffmann hat einen dankenswerthen Wurf damit gethan, daß er die allgemeine Aufmerkſamkeit auf Lucian zu lenken ſuchte. Die Gebrechen der Geſellſchaft, in welcher der griechiſche Philoſoph lebte, ähneln den Gebrechen aufs überraſchendſte, an denen unſere Gegenwart leidet. Denn wie groß auch der Glanz, wie unerhört das Glück der damaligen Welt war, ſo vereinigten ſich dennoch alle Anſichten in der Ueberzeugung, daß die großen Tage der Geſchichte längſt vorüber ſeien. Hatte doch ſchon Plutarch in ſeine Nationalgalerie griechiſcher und römiſcher Berühmtheiten keinen einzigen Mann aus der Kaiſerzeit aufgenommen, und durch Tacitus' melancholiſche Schilderungen ſeufzt die Verzweiflung an der Gegenwart; Sittenlehrer und Satiriker ſind im Zeitalter der Imperatoren die bedeutendſten Schriftſteller, weil die Ueberzeugung von der Unſeligkeit der vorhandenen Zuſtände ihren Gedanken eine kräftige und wahre Färbung gab. Das Unbehagen aber, welches gerade die Beſten ergriffen, beruhte nicht auf überſpannten Vorſtellungen und utopiſchen Träumen, ſondern auf der in den Dingen begründeten Vorahnung, daß das Menſchengeſchlecht, wenn es auf dieſem Wege fortgehe, unaufhaltſam in den Abgrund ſtürze. Daher darf dem 19. Jahrhundert gar wohl zur Warnung dienen, was ein Schriftſteller des 2. von der Kraft und dem Ernſte eines Lucian zur Kritik der verrotteten Anſichten ſeines Zeitalters und zur Züchtigung von deſſen Sittenloſigkeit geleiſtet hat.“ Wir citiren dieſen Mahnruf, weil man gerade aus der blühenden Handelsmetropole Deutſchlands nicht oft ſolche ernſte Stimmen vernimmt. Ueberhaupt geht neben den eudämoniſtiſchen Verherrlichungen unſerer nach verſchiedenen Seiten hin ſo glänzend entwickelten Epoche ſchon ſeit langer eine ſehr düſtere Betrachtungsweiſe her, der ſich gerade viele der tiefſten Denker und Kenner der Geſchichte hingeben. Wir wollen nicht von einigen der Jetztlebenden, wie Laſaulx in München, Vollgraff in Marburg, dem Franzoſen Gobineau u. A. ſprechen, welche ebenfalls der Anſicht ſind, daß die Civiliſation ihren Gipfelpunkt erreicht habe und die Völker in einem allmäligen Abſterben begriffen ſeien. Aber ſchon Niebuhr und Anſelm von Feuerbach weiſſagten den Hereinbruch der Barbarei, Freiherr von Stein befürchtete eine „Verthierung“ und ſelbſt Goethe nannte unſere Zeit eine „rückſchreitende“, weil ſie eine „ſubjective“ ſei. Das ſind freilich Anſichten, die man für falſch und übertrieben halten kann, die man aber doch als Warnungen gelten laſſen ſollte. Gewiß wird man ſich aber mit Goethe, dieſem tiefen und vielſeitigen Kenner menſchlicher Verhältniſſe, einverſtanden erklären, wenn er einmal geſteht, zeitig in die ſeltſamen Irrgänge geblickt zu haben, mit denen die menſchliche Societät unterminirt ſei, und dann fortfährt: „Religion, Sitte, Geſetz, Stand, Verhältniſſe, Alles beherrſcht nur die Oberfläche des ſtädtiſchen Daſeins. Die von herrlichen Häuſern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten und Jedermann beträgt ſich daſelbſt anſtändig genug; aber im Innern ſieht es öfters um deſto wüſter aus, und ein glattes Anſehen übertüncht, als ein ſchwacher Bewurf, manches morſche Gemäuer, das über Nacht zuſammenſtürzt.“ Seit Goethe dieſe Stelle, worin eine der düſterſten Fragen in Worte von wahrhaft claſſiſcher Ruhe gekleidet iſt, niederſchrieb, iſt dieſes glänzende Scheinleben nach außen bei innen vielleicht morſchen und hohlen Verhältniſſen wol noch allgemeiner geworden und tiefer in die mittlern und untern Schichten gedrungen; und ſelbſt in Poeſie und Kunſt beginnt der glatte und elegante Firniß der Form mehr zu gelten als die innere Solidität, als Wahrheit und einfache Natur. H. M.

Bibliographie.

Argo. Album für Kunſt und Dichtung herausgegeben von F. Eggers, T. Hoſemann, B. v. Lepel. 1858. Breslau, E. Trewendt. 1858. Gr. 4. 5 Thlr. 20 Ngr.

Aurora. Taſchenbuch für das Jahr 1858. Herausgegeben von J. G. Seidl. 34ſter Jahrgang. Wien, Lienhart. 8. 2 Thlr.

Beer, B., Jüdiſche Literaturbriefe. Leipzig, Hunger. Gr. 8. 10 Ngr.

Benkard, J. P., Die Reichspaläſte zu Tribur, Ingelheim und Gelnhauſen und das Schloß Trifels. Mit einem Anhange: Die Kaiſerbilder im Römerſaale zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Buch der Reiſen und Entdeckungen. Illuſtrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde. 1ſter Band. 1ſtes Heft. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 5 Ngr.

Erdmann, J. E., Vorleſungen über akademiſche

Leben und Studium. Leipzig, Geibel. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Hennes, J. H., Bilder aus der Mainzer Geſchichte. Aneinandergereiht in einem Ueberblick der Geſchichte der Erzbiſchöfe von Mainz. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 1 Thlr.

Heſekiel, G., Alte Stadt-Erzählungen. Iſter Band enthält: I. Die Stadtjunker. II. Die Zunftgenoſſen. Berlin, Heinicke. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hoefer, E., Zur Feier des Polterabends. Stuttgart, Krabbe. 1858. 8. 24 Ngr.

Iduna, Taſchenbuch für das Jahr 1858. 38ſter Jahrgang. Wien, Lienhart. 16. 1 Thlr.

Johannes-Album. Dichtung und Proſa in Originalbeiträgen verſchiedener Verfaſſer herausgegeben von F. Müller. Chemnitz, Starke. Lex.-8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Düſſeldorfer Künſtler-Album, mit artiſtiſchen Beiträgen von A. Achenbach, O. Achenbach, W. Camphauſen, J. Fay ꝛc. unter literariſcher Mitwirkung von E. M. Arndt, C. Arenz, F. Bodenſtedt, L. Bowitſch, Bund ꝛc. 8ter Jahrgang. 1858. Redigirt von Ellen. Düſſeldorf, Arnz u. Comp. Gr. 4. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Proteſtantiſche Lieder. Geſammelt und herausgegeben von F. R. Fay. Bielefeld, Belhagen u. Klaſing. 16. 4 Ngr.

Lindau, M. B., Geſchichte der Haupt- und Reſidenzſtadt Dresden von der früheſten bis auf die gegenwärtige Zeit. Iſter Band. Iſtes Heft. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 5 Ngr.

Lorenz, Wilhelmine, Aus Nürnberg's Vorzeit. Ein Volksbild. Zwei Theile. Zeitz, Streiber. Gr. 8. 1 Thlr.

Nächte der Kleopatra. Bremen, Strack. Gr. 16. 10 Ngr.

Nasr-eddin's Schwänke und Räuber und Richter. Aus dem türkiſchen Urtext wortgetreu überſetzt von W. v. Camerloher und reſpective W. Prelog. Mit 1 Titelkupfer. Trieſt. Gr. 16. 9 Ngr.

Obſtfelder, J. K. F., Die evangeliſchen Salzburger, ihre Auswanderung nach Preußen und ihr Durchzug durch Naumburg 1732. Ein kirchengeſchichtliches Lebensbild für das evangeliſche Chriſtenvolk. Naumburg, Garcke. Gr. 8. 15 Ngr.

Pape, J., Friedrich von Spee. Ein deutſches Trauerſpiel. Mainz, Kirchheim. 16. 20 Ngr.

Pauſch, C. und J. J. Brugger, Ein Liederſtrauß. Dichtungen. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1858. 16. 15 Ngr.

Piening, T., Snack un Snurren ut de Spinnſtuv. Plattdeutſche Dorfgeſchichten in ditmarſcher Mundart. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1858. 8. 1 Thlr.

Richter, L., Schiller's Lied von der Glocke in Bildern. 16 Zeichnungen in Holzſchnitten ausgeführt von A. Gaber. Dresden, Gaber u. Richter. Folio. 2 Thlr. 20 Ngr.

Römer-Büchner, B. J., Die Wahl- und Krönungs-Kirche der deutschen Kaiser zu St. Bartholomäi in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 15 Ngr.

Roßmäßler, E. A., Das Waſſer. Eine Darſtellung für gebildete Leſer und Leſerinnen. Mit 8 Lithographien und 47 Illuſtrationen in Holzſchnitten. Leipzig, Brandſtetter. 1858. Lex.-8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Schoene, G., Kardinallegat Kuno Bischof von Präneste. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeit Kaiser Heinrichs V. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 20 Ngr.

Sellier, Lebensgeſchichte der heiligen Coletta, Reformatorin des Franziskaner-Ordens. Nach den Quellen bearbeitet. Aus dem Franzöſiſchen. Innsbruck, F. Rauch. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Shakspere's ſämmtliche dramatiſche Werke. Ueberſetzt von A. Böttger, H. Döring, A. Fiſcher, L. Hilſenberg ꝛc. 12 Bände mit 12 Stahlſtichen. Leipzig, Ph. Reclam. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sobolewski, E., Oper, nicht Drama. Bremen, Strack. 8. 6 Ngr.

Spielhagen, F., Auf der Düne. Novelle. Hannover, Meyer. 1858. 12. 1 Thlr.

Steinhard, S., Oſtindien und die Europäer. Eine hiſtoriſche Skizze. Zwei Hefte. Gotha, Scheube. 8. 15 Ngr.

Stigler, J., N., Die Pſychologie des heiligen Gregor von Nyſſa. Syſtematiſch dargeſtellt. Regensburg, Puſtet. Gr. 8. 15 Ngr.

Norddeutſche Volksbibliothek. Herausgegeben von H. Schiff. Iſter und 2ter Band. Altona, Verlags-Bureau. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wachenhuſen, H., Rom und Sahara. Vier Bände. Berlin, Janke. 1858. 8. 6 Thlr.

Warnefried, C. B. A., Pilgerfahrt nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Enthaltend: Skizzen über die dortigen ſocialen und politiſchen Zuſtände während der Jahre 1849—1856. Köln, Bachem. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Werliſch, Julie, Harzer Waldblumen. Gedichte. Clausthal, Groſſe. 8. 1 Thlr.

Gaſteiner Zuſtände im Mittelalter. Von Emil * *. Iſtes und 2tes Bändchen. Salzburg. 1856. Gr. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Bohnſtedt, E., Rechtspflege in Preußen unter Ludw. Simons. Als Rechtswahrnehmung der Oeffentlichkeit übergeben. Hamburg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gottes weiſe Führungen, dargeſtellt aus dem Leben des Adjunkt und Pfarrer J. C. Pöſchmann zu Hainſpitz und Rauſchwitz im Herzogthum Altenburg, von ihm ſelbſt aufgezeichnet im Jahre 1857 bei Gelegenheit ſeiner funfzigjährigen Amtsjubelfeier. Eiſenberg, Schöne. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Löſung der däniſch-deutſchen Frage oder die Berechtigung des Skandinavismus und Schleswig-Holſteinismus. Bremen, Strack. Gr. 8. 5 Ngr.

Müller, A., Die Schlacht bei Roßbach. Eine Jubelſchrift. Mit einem Plane. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 15 Ngr.

— — Die Schlacht bei Leuthen. Eine Jubelſchrift. Mit einem Schlachtplane. Berlin, Fr. Schulze. 8. 6 Ngr.

Piſchon, F. A., Ueber meine Theilnahme an der evangeliſchen Alliance in Berlin und über bekenntnißloſe Union, nebſt einer Predigt über 1. Kor. 3, 21—23. Berlin, Geelhaar. Gr. 8. 5 Ngr.

Sicilien vom Standpunkte ſeiner politiſchen Vereinigung mit Neapel und ſeiner adminiſtrativen Trennung von demſelben. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Leipzig, Kittler. Gr. 8. 5 Ngr.

Stahl, Präſidialrede am Schluſſe der Verhandlungen über evangeliſche Katholicität auf dem Kirchentage zu Stuttgart am 23. September 1857. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1½ Ngr.

Stier, R., Die zehn Gebote im Katechismus. Proteſt und Aufruf gegen eine Stimme in der Evangeliſchen Kirchenzeitung. Barmen, Langewieſche. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Streicher, C. K. A., Predigt bei der Feier ſeines funfzigjährigen Amtsjubiläums am Sonntage Cantate 1857 in der Stadtkirche zu Roda gehalten. Jena, Deiſtung. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Verhandlungen des neunten deutſchen evangeliſchen Kirchentages zu Stuttgart im September 1857. Im Auftrag der vereinigten Ausſchüſſe herausgegeben von Biernatzki. Berlin, Hertz. Gr. 8. 24 Ngr.

Zur Löſung der Miniſterkriſis für Oldenburg. Bremen, Strack. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Dramatiſche Werke.

Erſter Band bis neunten Bandes erſte Abtheilung. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatſcheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acoſta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. Der Königsleutenant. — VIII. Ottfried. Fremdes Glück. Lenz und Söhne. — IX. 1. Lorber und Myrte.

Einzeln ſind in beſonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.
Werner oder Herz und Welt. Schauſpiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.
Patkul. Ein politiſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 25 Ngr.
Die Schule der Reichen. Schauſpiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 25 Ngr.
Ein weißes Blatt. Schauſpiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.
Zopf und Schwert. Hiſtoriſches Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.
Der dreizehnte November. Dramatiſches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.
Uriel Acoſta. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.
Liesli. Ein Volkstrauerſpiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reiſſiger. 25 Ngr.
Der Königsleutenant. Luſtſpiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.
Ottfried. Schauſpiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorſpielſcherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.
Lenz und Söhne oder Die Komödie der Beſſerungen. Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 25 Ngr.
Lorber und Myrte. Hiſtoriſches Charakterbild in drei Aufzügen. 20 Ngr.

Außerdem erſchienen in Miniatur-Ausgabe:

Uriel Acoſta. Trauerſpiel. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.
Zopf und Schwert. Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Bei mir erſchien ſoeben und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Quellenſammlung für die Geſchichte des Hauſes Hohenzollern. Herausgegeben von Dr. C. A. H. Burkhardt, Archivſecretär am germaniſchen Muſeum. Erſter Band. (Das Funfft merckiſch Buech 1471—73 enthaltend.) Elegant broſch. Preis 2 Thlr.

Der Verfaſſer hat ſich zur Aufgabe geſtellt, bisher noch unbenutzte, bedeutende archivaliſche Documente zur Aufklärung größerer abgeſchloſſener Fragen aus der Hohenzollern'ſchen Geſchichte, vorzüglich des 15. und 16. Jahrhunderts, in correcter Weiſe zu publiciren.

Jena, im November 1857.

Otto Deiſtung.

Soeben erſchien bei **Friedr. Ludw. Herbig** in [...] und iſt in allen Buchhandlungen des In- und Aus[...] haben:

Meissner, Alfred, Die Sans[...]

Roman in vier Theilen. Erſter und zweiter B[...] Eleg. geh. Preis des completen Werks 5[...] (Band drei erſcheint im November, der vi[...] Weihnachten.)

☛ **Dieſer Roman wird alle Claſſen d[...] Publicums befriedigen und ſich den Aufſehen er[...] Erſcheinungen der neuern Zeit zur Seite ſtellen[...]**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rahel und ihre Zei[...]

Von

Eduard Schmidt-Weißenfels.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rahel Varnhagen von Enſe iſt von ihrem [...] kurz nach ihrem Tode, ein ſchönes Denkmal durch die He[...] des Briefwechſels geſetzt worden, den ſie mit den größ[...] ſtern des erſten Viertels unſers Jahrhunderts unterhielt[...] Mit Zugrundelegung dieſes Materials iſt das vorliege[...] gearbeitet worden, als eine Charakteriſtik dieſer vielbe[...] Frau und der großen Zeit, welche zwiſchen der Fra[...] Revolution und der Julibewegung liegt und Deutſchlan[...] Dichter- und Denkerzeit einſchließt. Die hervorragende[...] lichkeiten, die ſich um Rahel bewegten, von Goethe an [...] bilden in dieſem Werke die Gruppen eines Tableau, [...] Hauptperſon Rahel erſcheint. Die Verhältniſſe Nordde[...] in jener Zeit bilden den Hintergrund dieſes Gemäld[...] rend die Verbindungen, die Rahel mit den bedeutendſten [...] ihrer Zeit unterhielt, Gelegenheit zu einer Menge ven[...] ſchen Porträts geben, wie von Prinz Louis Ferdina[...] helm von Humboldt, Schlegel, Goethe, Jean Paul, [...] Varnhagen von Enſe, Fürſt de Ligne, Gentz, Fichte, [...] Iffland, Frau von Staël, Börne, Hegel, Victor Hugo [...] Benjamin Conſtant u. A.

☛ **Bücher zu ermässigten Preisen.** ☚

Bücherkäufer werden auf das von **F. A. Br[...]** in Leipzig ausgegebene

Verzeichniss werthvoller Werke zu bedeutend ermässigten Preisen

eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur [...] besonders aufmerksam gemacht. Dasselbe ist i[...] Buchhandlung gratis zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 50. — 10. December 1857.

Inhalt: Zur Chronologie und Biographie Goethe's. Von **Karl Gödeke**. — Herbart'ſche Pädagogik. Von **Auguſt Henneberger**. — Beneke's Phyſiologie. Von **Heinrich Birnbaum**. — Friedrich Krug von Nidda. — Preußiſche Soldatengeſchichten. — **Notizen**. — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Zur Chronologie und Biographie Goethe's.

I.

Goethe lernte Frau von Stein zuerſt in der Silouette kennen, welche Zimmermann, der berühmte hanoverſche Leibarzt, ihm zeigte. Dies ſoll, wie Zimmer-ıann zu berichten ſcheint und alle Biographen Goethe's m nachſchreiben, im Jahre 1774 zu Straßburg ge-hehen ſein. Auguſt Kahlert hat den franzöſiſch geſchrie-enen Brief Zimmermann's an Frau von Stein, der as Factum erzählt, in den Beilagen zu den „Briefen oethe's an Friedrich von Stein" abdrucken laſſen, und as Datum des Briefs, der einem andern vom Ja-uar 1775 voraufgeſtellt iſt; lautet ganz deutlich: Han-ovre 22. Octobre 1774. Alles, was der Brief er-ählt, mußte alſo vor dem 22. October 1774 liegen. lnd doch fällt Alles erſt in ſpätere Zeit. Zimmermann onnte im October 1774 noch nicht in der Lage ſein, er Frau von Stein einen Beſuch Goethe's in Weimar nzukündigen, da Goethe, wenn er auch nach dem An-lick der Silhouette drei Tage ſchlaflos geweſen ſein ollte, wol ſchwerlich ſo abenteuerlich war, daß er, um as Original zu ſehen, auf eine Fahrt nach Weimar erfallen konnte. Zimmermann erwähnt in dem Briefe, aß er eine Reiſe von 450 Meilen gemacht habe, auf er er in Frankfurt bei Goethe logirt geweſen, und daß r von dieſer Reiſe mit ſeiner Tochter aus Lauſanne am 5. October wieder in Hannover angekommen ſei. In Stras-urg habe er Goethe Silhouetten gezeigt u. ſ. w. Von llen dieſen Angaben paßt keine einzige ins Jahr 1774. oethe machte im Sommer 1774 eine Rheinreiſe zu Thal; daß er ſtromaufwärts gekommen und in Stras-urg geweſen ſei, iſt weder erwieſen noch wahrſcheinlich, edarf aber keiner Unterſuchung, da Zimmermann we-igſtens nicht mit ihm zuſammentreffen konnte. „Zimmer-mann's Briefe an einige ſeiner Freunde in der Schweiz", erausgegeben von Albrecht Rengger (Aarau 1830), ge-en darüber die vollſte Gewißheit. Er berichtet am 0. December 1774 über die Reiſen des Jahres; danach machte er vom 31. Mai bis 9. Juni eine Reiſe nach Holſtein; den 16. bis 17. war er in Bückeburg; vom 30. Juni bis 31. Juli in Pyrmont; den 7. bis 9. Auguſt wieder in Pyrmont; vom 11. September an befand er ſich auf Fahrten nach Ballenſtedt, Halberſtadt, Wernigerode, Wolfenbüttel und traf am 26. September wieder in Hannover ein. Einer ſpätern Reiſe gedenkt er nicht, und zwiſchen dem 26. September und 5. October konnte er bei den damals zur Verfügung ſtehenden Communicationsmitteln eine Reiſe von 450 Meilen nicht zurücklegen. Das Datum ſeines Briefs an Frau von Stein iſt alſo falſch und gerade um ein Jahr zu alt. Seine Reiſe nach Lauſanne hat er in den Briefen an die Schweizerfreunde genau erzählt. Er ſchreibt aus Straßburg vom 11. Juni 1775, daß er am 29. Juni früh 3 Uhr eine Reiſe nach Brugg angetreten habe, am 3. Juli Abends in Frankfurt angekommen, am 4. Juli Nachmittags nach Darmſtadt gereiſt und, nachdem dort ein ſchweres und wichtiges Geſchäft erledigt worden, am 10. Juli in Straßburg eingetroffen ſei; am 14. oder 15. Juli werde er nach Baſel weitergehen, dort drei oder vier Tage bleiben und dann nach Brugg kommen. Er iſt dann in Zürich, Bern, Lauſanne, am 13. September wieder in Bern. Ende September will er gern wieder in Hannover ſein. „Mit meiner Tochter", ſchreibt er, „einem rechtſchaffenen, ſtillen, beſcheidenen und wohlgeſitteten Mädchen, bin ich ſo innig wohl zufrieden, daß ich ſie nach Hannover mitnehme. Mein Sohn weiß nicht und ſoll nicht wiſſen, daß er ſeine brave Schweſter nächſtens ſehen wird." Der nächſte Brief iſt aus Hannover vom 24. November 1775 und berichtet unter Anderm: „Meine Tochter iſt unausſprechlich wohl in Hannover aufgenommen worden, und ſie findet ſich jetzt hier glücklicher, als ſie es in ihrem Leben noch geweſen iſt."

Dieſe Data, von denen eins das andere beſtätigt, ſtehen zweifellos feſt und können nur zur Berichtigung widerſprechender dienen, nicht durch letztere berichtigt werden. Goethe machte, wie er 1774 eine Rheinreiſe abwärts gemacht hatte, im Jahre 1775 eine Reiſe in die Schweiz.

Am 28. Mai ſchrieb er noch aus Frankfurt an den Buchhändler Reich nach Leipzig, am 25. Juli wieder aus Frankfurt an Auguſte Stolberg; zwiſchen jenen und dieſen Brief fällt die Reiſe. Er begegnete auf der Rückreiſe zwiſchen dem 10. und 14. Juli Zimmermann in Straßburg und kann die Silhouette der Frau von Stein nicht früher geſehen und mit der bekannten Unterſchrift ausgeziert haben. Es ſcheint wenig darauf anzukommen, ob dies ein Jahr früher oder ſpäter geſchehen ſei; die Bedeutung des Zimmermann'ſchen Briefs ändert ſich aber, wenn bei der Abfaſſung die an Goethe ergangene Einladung nach Weimar und die beſtimmte Abſicht, derſelben Folge zu leiſten, bekannt ſein mußte. Da Goethe wenige Tage, nachdem Frau von Stein den Brief vom 22. October empfangen, in Weimar erwartet wurde und am 7. November endlich eintraf, ſo war er durch Zimmermann's Mittheilung der beſondern Aufmerkſamkeit der Frau von Stein auf das anmuthigſte empfohlen. Wie hätte die Dame es gleichgültig aufnehmen können, daß ein Dichter wie Goethe über den Anblick ihres Schattenriſſes ſo aufgeregt worden, daß ihn der Schlaf drei Tage floh! Und wie geſpannt mußte ſie ſein, dem Manne zu begegnen, der unter ihren Schatten geſchrieben: „Es wäre ein herrliches Schauſpiel zu ſehen, wie die Welt ſich in dieſer Seele ſpiegelt. Sie ſieht die Welt wie ſie iſt, und doch durchs Medium der Liebe."

Nach Zimmermann's Abreiſe aus Frankfurt ſchrieb Goethe an Lavater. Der Brief, wie er bei Hirzel ſteht, iſt vom „Juni 1775" datirt; ſicher ein Irrthum. Es wird darin erwähnt, daß der Herzog von Weimar (in Frankfurt) anweſend ſei und nun bald Luiſe davontragen werde. Die Vermählung des Herzogs fand am 3. October ſtatt. Da Zimmermann mit ſeiner Tochter in Frankfurt war, mit dieſer aber noch am 15. September in Bern ſich aufhielt, fällt der Brief ins Ende des September und bezieht ſich auf Zimmermann's Rückreiſe nach Hannover, nicht auf die Reiſe in die Schweiz. Goethe ſpricht von Zimmermann's Tochter: „Sie iſt ſo in ſich, nicht verriegelt, nur zurückgetreten iſt ſie, und hat die Thür leis angelehnt. Es würde ſie ein lispelnder Liebhaber eher als ein pochender Vater öffnen." Ueber Zimmermann ſelbſt äußert er in dem Briefe an Lavater: „Er und ich waren trefflich zuſammen, du ſtellſt dir's vor!" Ob das auf ein friedliches Zuſammenſein ausgedeutet werden muß, oder ob es ſagen ſoll, daß ſie, was man ſo nennt, aneinandergeweſen, ſich weidlich gezankt haben, mag dahingeſtellt ſein. Zimmermann ſpricht mit vollſter Befriedigung von ſeinem Aufenthalt in Goethe's Hauſe. Am 29. December 1775 rühmt er, daß Goethe ſeinen Aeltern gegenüber der beſte und liebenswürdigſte Sohn ſei, und an anderer Stelle nennt er die in Goethe's Hauſe verbrachten Tage die glücklichſten ſeines Lebens. Was Goethe ſpäter dazu bewog, in „Wahrheit und Dichtung" ſo aller Wahrheit zuwider und aller Dichtung unwürdig über Zimmermann und ſeine Tochter zu phantaſiren, iſt unerklärlich. Bloßer Irrthum kann nicht der Grund ſein, einen Vater, der ſeine Tochter und ſeinen Sohn zärtlich liebte, zu einem grauſamen Tyrannen zu machen, vor dem die Tochter bei der Frau Rath Schutz hätte ſuchen müſſen. Sie ſoll ſich Goethe's Mutter mit aufgeſchloſſenem Herzen zu Füßen geworfen und unter tauſend Thränen gebeten haben, ſie dazubehalten. Mit leidenſchaftlichſtem Ausdruck habe ſie erklärt, als Magd, als Sklavin wolle ſie zeitlebens im Hauſe bleiben, nur um nicht zu ihrem Vater zurückzukehren, von deſſen Härte und Tyrannei man ſich keinen Begriff machen könne. Ihr Bruder ſei über dieſe Behandlung wahnſinnig geworden; ſie habe es mit Noth ſo lange getragen, weil ſie geglaubt, es ſei in jeder Familie nicht anders oder nicht viel beſſer; da ſie nun aber eine ſo, liebevolle, heitere, zwangloſe Behandlung erfahren, ſo werde ihr Zuſtand zu einer wahren Hölle. Goethe's Mutter ſei ſehr bewegt geweſen, als ſie dem Sohne dieſen leidenſchaftlichen Erguß hinterbracht, ja in ihrem Mitleiden ſo weit gegangen, daß ſie nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, ſie würde es wohl zufrieden ſein, das Kind im Hauſe zu behalten, wenn der Sohn ſich entſchließen könnte, ſie zu heirathen. Wenn ſie eine Waiſe wäre, habe er verſetzt, ſo ließe ſich darüber denken und verhandeln, aber Gott möge ihn vor einem Schwiegervater bewahren, der ein ſolcher Vater ſei. Man habe zuletzt noch einen Ausweg gefunden, ſie in eine Penſion zu thun; ſie habe übrigens ihr Leben nicht hoch gebracht.

Friedrich Jacobi rühmt einmal, Goethe's „Wahrheit und Dichtung" ſei oft wahrhafter als die Wahrheit ſelbſt. Hier iſt wenigſtens die Dichtung weniger poetiſch als die Wirklichkeit. Es bedarf nicht vieler Mühe, um dieſem Luftgebilde ſichere Thatſachen entgegenzuſtellen. Man braucht nur die Briefe Zimmermann's an ſeine Freunde in der Schweiz zurathe zu ziehen. Goethe hat wie unendlich oft in „Wahrheit und Dichtung" Späteres und Früheres in umgekehrter Folge erzählt, diesmal nur nicht die Wirkung für die Urſache angeſehen, ſondern aus verwirrten Vorſtellungen ein Gemälde geſchaffen, das nirgendhin paſſen will.

Da Goethe meint, unter gewiſſen Veränderungen der Scene hätte ſich an eine Verbindung zwiſchen ihm und Zimmermann's Tochter denken laſſen, und da die Aeußerung, die er gegen Lavater über das Mädchen macht, nicht ganz undeutlich verräth, daß er die Rolle eines Liebhabers an der leis angelehnten Thür ihres Herzens zu übernehmen nicht ganz abgeneigt geweſen, ſo könnte hier der Haken eingeſchlagen ſein, an dem man ein Lebensbild der Katharina Zimmermann unter den Frauenbildern aus Goethe's Jugendzeit aufhängen dürfte. Wir wollen es Andern überlaſſen, dem ſtillen Leben des Mädchens nachzuforſchen. Hier ſoll nur mitgetheilt werden, was zur Berichtigung der Goethe'ſchen Angaben dient.

Nach dem Tode ſeiner Frau (23. Juni 1770) lebte Zimmermann mit ſeinem Sohne, ſeiner Tochter und ſeiner Schwiegermutter in Hannover, als geſuchteſter und in der vornehmen Welt faſt unentbehrlicher Arzt ſo ſehr beſchäftigt, daß er wenig an häusliche Freuden [illegible]

konnte. Als ſeine Schwiegermutter am 27. März 1771 an der Schwindſucht geſtorben war, ſorgte er zunächſt für die Unterbringung ſeiner beiden Kinder. Sein Sohn, der ſchon ſeit dem Tode der Mutter in Hannover in einem andern Hauſe als Koſtgänger gelebt hatte, blieb in dieſem Verhältniſſe, während der Vater in Berlin operirt wurde und auch nach deſſen Rückkehr, bis er am 26. April 1773 nach Göttingen kam, um unter Baldinger's unmittelbarer Aufſicht Medicin zu ſtudiren. Nach ſeiner Doctorpromotion ſollte er einige Jahre in Lauſanne zubringen, wo ihn Tiſſot, den Zimmermann als den größten Arzt Europas verehrte, zur Praxis anleiten wollte. Die Tochter wurde am Todestage der Schwiegermutter von einer hannoverſchen Dame, Frau von Döring, liebreich in ihr Haus genommen und mütterlich gepflegt. Bald darauf nahm die Frau von Ompteda, eine Schweſter des preußiſchen Staatsminiſters von Horſt, Mutter des hannoverſchen Reichstagsgeſandten, das verwaiſte Mädchen mit ſich auf ihre Güter im Herzogthum Bremen und ſuchte an ihr zu vergelten, was der glückliche Arzt, der ihr vor einigen Monaten das Leben gerettet, an ihr gethan hatte. Während Zimmermann der auf Leben und Tod gewagten ſchmerzlichen Operation in Berlin ſich unterzog, blieb die Tochter in der Familie der Frau von Ompteda, die mit den erſten und glänzendſten Häuſern des hannoverſchen Landes verſchwägert war und Zimmermann's Tochter den Glanz der großen Welt kennenlehrte, ohne ihr die ſtillen häuslichen Glückſeligkeiten im mindeſten zu verkümmern. Als Frau von Ompteda erſte Hofdame der Königin Karoline Mathilde in Celle wurde, trennte ſich Katharina Zimmermann von ihr, kehrte aber nicht in das Haus des Vaters zurück, der ſeinen Haushalt aufgegeben hatte und mit einigen Bedienten und einer Magd ganz für ſich lebte. Zimmermann entſchloß ſich, „dieſes geliebte Kind" nach Lauſanne zu ſchicken und ſie einige Jahre dazulaſſen. Er dankt mit Freuden Gott, daß er ihn in den Stand geſetzt, das Beſte für ſeine Kinder zu thun. Ungewiß, ob 400 Thaler jährlich für ſeine Tochter in Lauſanne genug ſein würden, gab er „Herrn Tiſſot carte blanche, Alles zu thun, was zu einer vollkommenen Education gehöre". Die Ueberſiedelung war auf den Spätſommer 1773 angeſetzt, da ſich aber ſchon im Mai unerwartet eine gute Gelegenheit bot, die Reiſe von Darmſtadt nach Lauſanne in Geſellſchaft einer Dame aus Morſee, Tochter des Aſſeſſeur Ballival Charbonnier, und ihrer Familie zu machen, ſo ließ Zimmermann ſeine Tochter von Minden, wo ſie bis dahin gelebt hatte, abholen. Sie kam am 2. Mai in Hannover an, wurde in der Geſchwindigkeit ganz neu zu ihrer Reiſe ausgerüſtet und ſchon am 10. Mai reiſte ſie „mit ſehr gutem Begleite" von Hannover ab. Am 11. Mai beſuchte ſie ihren Bruder in Göttingen auf eine halbe Stunde und war Abends in Kaſſel, wo ſie den 12. Mai (Mittwoch) ausruhte und äußerſt vergnügt war. Am 13. reiſte ſie von Kaſſel ab und traf Sonnabend den 15. Mittags in Frankfurt bei Zimmermann's gutem Freunde, dem Hofrath Deinet, glücklich ein. Den 16. brachte ſie Deinet in einer Damengeſellſchaft nach Darmſtadt und übergab ſie da der Dame, mit der ſie die Reiſe nach Lauſanne machen ſollte.

Es leuchtet ein, daß die von Goethe gemachte Erzählung auf dieſe Reiſe in die Penſion nicht paßt. Das Mädchen konnte ſich damals nicht in den Schutz der Frau Rath flüchten wollen, mit der ſie nicht einmal in Berührung kam, wozu der Aufenthalt bei Deinet allenfalls, die Kürze der Raſt in Frankfurt vom Mittag bis zum folgenden Morgen aber ſchwerlich Gelegenheit und Raum ließ. Katharina Zimmermann hätte aber auch gar keine Veranlaſſung gehabt, den Schutz anzurufen; denn die Gründe, deren ſie ſich in Goethe's Dichtung bedient, waren nicht vorhanden. Die Härte und Tyrannei des Vaters hatte den Bruder nicht zum Wahnſinn gebracht; dieſer ſtudirte vielmehr ſehr ämſig in Göttingen und die Schweſter hatte ihn dort vor ein paar Tagen zufrieden geſehen. Katharina hatte keine Urſache gehabt, die Behandlung des Vaters ſo lange „mit Noth" zu tragen, da ſie kaum mit dem Vater in Berührung geweſen war; ſie konnte auch nicht in der Täuſchung gelebt haben, daß es in jeder andern Familie nicht anders oder nicht viel beſſer ſei, da ſie in manchen Familien gelebt und die Liebe der Menſchen um ihres Vaters willen erfahren hatte; ſie konnte ſich am wenigſten erbieten, im Goethe'ſchen Hauſe als Magd, als Sklavin zu bleiben, nur um nicht zu ihrem Vater zurückzukehren, da ſie bereits von ihm getrennt war und die Ausſicht vorſichhatte, es mehre Jahre zu bleiben. Auch ſagt Goethe nicht ausdrücklich, daß der Fußfall vor ſeiner Mutter im Mai 1773 geſchehen ſei; die Bemerkung, daß ſie ſich in Gegenwart des Vaters nie geäußert habe, daß ſie einige Tage mit der Frau Rath allein geweſen ſei, widerſpricht geradezu der Annahme des Jahres 1773; andererſeits läßt ſich die Bemerkung, daß man zuletzt noch einen Ausweg gefunden, ſie in eine Penſion zu thun, mit dem Jahre 1775 ebenſo wenig in Einklang ſetzen, da man für ein Mädchen, das geradeswegs aus der Penſion kommt, nicht auf den Ausweg einer Penſion gerathen wird. Daß aber auf das Jahr 1775 die Darſtellung Goethe's auch ſonſt nicht paßt, daß ſie überhaupt auf keinen Zeitpunkt, auf keine Perſonen und Verhältniſſe zutrifft, mag noch mit Darlegung einiger Thatſachen erwieſen werden.

In Geſellſchaft der Dame aus Morſee machte Katharina Zimmermann die Reiſe von Darmſtadt nach Baſel. Unterwegs verlor ſie ihre Brieftaſche, die in eine große, in der Schweiz ſogenannte Schibiſiere von Silberſtück geſteckt war; letztere, ganz mit Silber beſchlagen und mit einem maſſiv-ſilbernen Haken verſehen, der das Verlieren hätte unmöglich machen ſollen, war ſo werthvoll, daß der Finder in Verſuchung gerathen konnte, den Fund zu unterſchlagen. Zimmermann erfuhr den Verluſt „mit unausſprechlichem Verdruſſe", da die Brieftaſche viele Briefe an ſeine Freunde in der Schweiz und andere Papiere von Wichtigkeit enthielt. Als das Verlorene ſich dennoch wiedergefunden und ein ſchweizer Freund

ſige Penſionairin bei ihnen geweſen, und dieſen Platz hatte damals gerade eine Tochter Heerenſchwand's aus Warſchau inne; da ſie aber Tiſſot's Bitten nicht abſchlagen mochten, nahmen ſie auch Katharina zu ſich, die mit der Polin auf demſelben Zimmer wohnte und dadurch vielleicht beengt wurde, in jeder andern Hinſicht ſich übrigens vortrefflich befand. „Sie wird", ſchreibt der Vater am 6. December 1773, „von den Mesdemoiſelles Murizet ſtrenge auferzogen, welches mir lieb iſt, und Herr und Madame Tiſſot verſchaffen ihr alles nur erdenkliche Vergnügen." Am 17. März 1775 meldet er:

Auf Oſtern wird meine Tochter in Bern eintreffen und daſelbſt nunmehr in dem Schooſe der Haller'ſchen Familie bei der Frau Oberſt von Braun (einer Tochter Haller's) wohnen. Herzlich wird ſie ſich freuen, Sie, mein lieber Herr Vetter, nebſt Ihrer lieben Familie daſelbſt zu umarmen. Ach, ſchreiben Sie mir doch bald und mit der äußerſten Freimüthigkeit, was Sie von dem guten Mädchen denken.

Nach einigen Bemerkungen über den Koſtenpunkt fährt er fort:

Ich werde äußerſt zufrieden ſein, wenn meine Tochter in Bern jährlich nicht mehr als 400 Reichsthaler braucht. Koſtet ſie mich aber mehr, ſo will ich es auch gern geben, wenn Jedermann Urſache hat, mit ihrer Aufführung zufrieden zu ſein. Ich beſchwöre Sie nochmals, beſter Freund, mir meine Tochter nach Leib und Seele und ſo dreiſte und ausführlich als möglich zu beſchreiben.

Einige Wochen ſpäter, 19. Mai 1775, ſchreibt er demſelben Freunde, der inzwiſchen in Bern geweſen war:

Sie werden meine Tochter nicht geſehen haben, weil Madame Tiſſot ſie durchaus den Sommer hindurch bei ſich behalten wollte; nach dieſem will die Frau Oberſt von Braun auf die großmüthigſte Weiſe ſie zuſichnehmen, nämlich durchaus ohne Koſtgeld.

Am 22. Mai hatte er ſich entſchloſſen, nach der Schweiz zu reiſen. Wie er den Entſchluß ausführte, iſt am Eingange dieſes Aufſatzes nachgewieſen.

Zimmermann's Sohn, deſſen in Goethe's Darſtellung gedacht wurde, hatte in Göttingen ſtudirt. Der Vater ſchreibt über ihn am 6. December 1773 nach der Schweiz:

. . . Ein äußerſt fleißiger und äußerſt ſtiller und eingezogener Menſch; er iſt bei meinem Freunde, dem Profeſſor Baldinger, in der Koſt und im Hauſe. Er hat eine ganz unglaubliche

feſſor Lobſtein beſonders empfohlen. Er
älteſten Sohne des Profeſſors Meckel aus
Kaſſel aus im November 1774 dahin
ſollte einige Jahre dort bleiben. Als ſein
1775 durch Strasburg kam, um in die S
hen, begleitete er ihn in Geſellſchaft Meckel
Es wäre auffallend, wenn Goethe damals
Zimmermann nicht geſehen, nicht wenigſte
ihm gehört haben ſollte, was dann in kei
eignet ſein konnte, die tyranniſche Behandl
ters, die im Munde der erdichteten Katha
mann den Sohn wahnſinnig gemacht hab
zeigen, weder an ſich noch in ihren Folgen.
Mann kehrte von Baſel zu ſeinen Studien
burg zurück. Seinen Vater hat er ſeit d
in Baſel oder doch nach deſſen Rückreiſe i
1775 mit Augen nicht wiedergeſehen.
ſeines ſpätern und langen Leidens mu
derswo geſucht werden als in Härte und
Vaters, der ihm, als er im Sommer
wurde, die Erlaubniß gab, zur Verbeſſerun
ſundheit von Strasburg nach der Schwei
Am 4. Juni traf er bei Lavater in Zür
5. Auguſt ſendet der Vater „ſeinem lieben
ſend herzliche Grüße" nach Brugg, der von
tigen Aufenthalte ganz entzückt war, wesh
mann von Hannover aus dem ſchweizer
unausſprechlich für Alles verbunden" nennt,
ſeinen Sohn thue (30. Auguſt 1776). Im
ſchreibt der Vater nach der Schweiz an de
Brugg: „Mein Sohn hat glückliche Tag
Hauſe gehabt und konnte mir nicht genug
lich), wie himmliſch wohl ihm bei Ihnen, Ih
und Jungfer Tochter geweſen ſei." Im Se
hatte der junge Zimmermann mit Erlaubni
wieder nach der Schweiz gehen ſollen; allei
Strasburg, unterwarf ſich dem Doctorexame
vortrefflich. Der Vater hatte die größte Fr
wollte ihn mit einer Reiſe nach Frankreich
belohnen, hatte ihm das Reiſegeld bereits

dergeſchmetterten Vater, der ſeinen Freunden in Hannover und der Tochter das traurige Schickſal verbarg und ihnen ſagte, ſein Sohn habe die Auszehrung und ſei in die Schweiz gegangen, um ſich dort herzuſtellen. Der Unglückliche lebte in Richtersweil und an andern Orten in tiefer Schwermuth, von dem Vater durch die ſchonendſten und liebevollſten Briefe aufzurichten verſucht, der ſorgfältigſten Pflege empfohlen; aber alle Güte, Liebe und Sorgfalt vermochten den ſeit 1779 gänzlich erloſchenen Geiſtesfunken nicht wieder anzufachen. Der junge Zimmermann vegetirte fort und überlebte, in völligen Blödſinn verſunken, den Vater, der an ſeinen Kindern zwar wenig Freude erleben ſollte, aber den ſchweren Vorwurf in keiner Weiſe verdient hat, den Goethe durch den Mund der Frau Rath aus dem Munde der Katharina Zimmermann gehört haben will. Ueber dieſe geben die Briefe Zimmermann's weitere Auskunft. Als Goethe im Januar 1776 noch in den weimariſchen Flitterwochen lebte, es „toll genug" machte, „Teufelszeug" trieb (was beim Lichte beſehen, nicht ſo fürchterlich war, wie es ſchien und gemacht wurde), befand ſich Katharina Zimmermann im Hauſe des Hofraths von Döring in Hannover ganz vortrefflich; man erwies ihr alle nur erdenkliche menſchenmögliche Höflichkeit und Güte. Frau von Döring, eine äußerſt liebenswürdige und geiſtvolle Dame, vertrat bei ihr in Allem Mutterſtelle. Sie erhielt morgens allen nöthigen Unterricht durch mancherlei Lehrmeiſter; nachmittags wurde ihr alle mögliche Freude in mannichfaltiger und abwechſelnder Geſellſchaft gemacht. Sie tanzte viel und gern, und hatte Alles, was ihr das Leben auf jede Art bequem und angenehm machen konnte. Als in der Woche zwiſchen Weihnachten 1775 und Neujahr ein junger, ſchöner, reicher Herr in Hannover, der eine einträgliche Bedienung bei der Regierung und eine zweite bei Hofe hatte, auf anſehnlichem Fuße lebte und mit dem Beifalle der Miniſter arbeitete, nachdem er ſie nur zwei mal in Geſellſchaft geſehen, ſie vom Vater zur Frau begehrte, überließ dieſer die Antwort völlig ſeiner Tochter, welcher der Freier nicht ſo ſehr gefiel wie vielen Andern. Zimmermann theilte den Korb, den die Tochter raſch und ohne Bedenken gegeben, ſo höflich als möglich noch vor Neujahr aus. Er ſchreibt darüber in die Schweiz:

> Einen Kummer dieſer Art habe ich in meinem Leben noch nicht gekannt, und Gott bewahre mich, daß ich denſelben nicht wieder haben müſſe. Reichthum und Glanz rühren meine Tochter, wie es ſcheint, durchaus nicht; ihre Ambition iſt aber deswegen nur größer, und dies erſchreckt mich. Sie würde einen Mann ohne alles Geld heirathen, wenn er in der Welt groß und berühmt wäre. Als ich ihr aber vorſtellte, daß ſie in ein prächtiges Haus einziehen, eine eigene Kutſche zu ihren Befehlen und ſonſt Alles im Ueberfluß haben könne, ſagte ſie nein, blos weil ihr der Herr, der ſie zur Frau begehrte, zu ſehr petitmaître ſchien. Hätten Sie — ſetzt er auf die Tage vor ſeiner Berufung nach Hannover ſcherzhaft zurückblickend hinzu — dieſes im Jahre 1768 von dem Gattüngi Zimmermann erwartet?

Im Juli 1778 berichtet er:

> Meine Tochter befindet ſich vollkommen gut; von dem Unglück meines Sohnes weiß ſie kein Wort. Sie war dieſen Sommer ſechs Wochen hindurch bei einer Freundin auf dem Lande, drei Meilen von Bremen, und lebte herrlich und vergnügt. Seit einer Woche iſt ſie wieder hier, munterer als ſie noch nie geweſen. Dieſe Woche reiſt ſie mit einer ſehr liebenswürdigen Freundin nach Hamburg.

Er dachte ſie im Auguſt wieder abzuholen, da es ihr aber in Hamburg gefiel und ſie dort gern geſehen wurde, ließ er ſie dort bis zum Frühling; dann, weil ſie dort äußerſt glücklich und vergnügt lebte, vortreffliche Bekanntſchaften, Umgang und Freude die Fülle hatte, gab er noch den Sommer zu. Sie kehrte dann in das Haus der Frau von Döring zurück. Am 31. December 1780 wurde ſie „plötzlich, äußerſt unerwartet und unverſehens mit einer entſetzlichen Blutſtürzung aus den Lungen befallen. Da das arme liebe Kind", klagt der Vater, der ein erfahrener Arzt war, „immer äußerſt mager, aber ſonſt im letzten Jahre und darüber ſehr geſund war, ſo ſah ich im erſten Augenblicke, was daraus entſtehen würde. Dies war mein gerechter Schrecken." Es war die Schwindſucht. Nach Art dieſer Kranken fürchtete ſie keinen ſchlimmen Ausgang, war bei allem Elende immer heiter und froh, und der Vater unterhielt, obgleich mit blutendem Herzen, ihren guten Humor. Sie erlag ihrem Leiden am 10. September 1781, in ihrem fünfundzwanzigſten Jahre.

Das ſind die Thatſachen zur Beurtheilung der Stelle in „Wahrheit und Dichtung", die über Zimmermann und ſeine Kinder handelt. Welche Kette von Irrthümern Goethe verleitet hat, das entſtellte Bild zu entwerfen und die Mutter ihm gerade in der Zeit, als er Lili ſo unvergleichlich geliebt haben will, eine neue Partie vorſchlagen zu laſſen, bleibt unerklärlich. Aus vielfachen Quellen hätte ihm das Irrige ſeiner Darſtellung bekannt ſein können. Zimmermann hat im dritten Theile ſeines größern Werks „Ueber die Einſamkeit" (1786) die Lebens- und Leidensgeſchichte ſeiner Tochter ausführlich erzählt. Man müßte ihn für einen ſchändlichen Heuchler halten, wenn man annehmen wollte, daß er der Tyrann, ſelbſt ohne es zu wiſſen, geweſen ſei und doch habe ſchreiben können:

> Sie war ein äußerſt folgſames Kind, das mich unausſprechlich liebte und es mir nie ſagte. Ich hätte mein Leben für ſie hingegeben und ſie das ihrige für mich. Es war meinem Herzen wohl, wenn ich ihr eine Freude machen konnte. Das Höchſte, was ſie zu meiner Freude wagte, war, daß ſie mir etwa eine Roſe brachte! aus ihrer Hand ein Schatz.

Er berichtet, daß ſie „zärtlich, liebreich und ohne den allergeringſten Schein einer Abneigung an ſeiner Hand die Schweiz verlaſſen". Einige Wochen nachher habe „ihre erſte und letzte Liebe, ein ſchöner, blühender, ſanfter, edler Jüngling ſich dort eine Kugel durch den Kopf geſchoſſen". Selbſt dies Geſchick hatte ſie, als ſie mit dem Vater Ende September im Goethe'ſchen Hauſe eintraf, noch nicht gebeugt, und da ihre „erſte und letzte Liebe" damals in der Schweiz noch lebte, iſt es geradezu unmöglich, daß die Frau Rath dem Sohne Andeutungen gemacht haben ſollte, er möge ſie heirathen. Ein anderer unbefangener Zeuge iſt Tiſſot, der ſeines Freun-

des Leben ſchrieb; ſchon 1797 erſchien eine deutſche Ueberſetzung. Nach dieſem Buche nahm Zimmermann 1775 ſeine Tochter mit aus der Schweiz.

Sie vereinigte alle Vollkommenheiten in ſich, um einem Vater unbegrenzte Zärtlichkeit einzuſtößen, deſſen Lebensglück ſie geweſen ſein würde, hätte nicht einige Zeit nach ihrer Abreiſe von Lauſanne ein heftiger Kummer ihre Geſundheit ſo zerrüttet, daß die Folgen nicht zu heben waren.

II.

Johannes Falk erzählt in ſeinem (kürzlich in dritter Auflage erſchienenen) Werke: „Goethe aus näherm Umgange dargeſtellt“ (Leipzig 1856), daß Goethe auf dem hohen, ſo romantiſch gelegenen Kickelhahn bei Ilmenau in einer kleinen Einſiedlerhütte, deren Fenſter die weiteſte Ausſicht in die Haiden des Thüringerwaldes eröffnen, den letzten Aufzug ſeiner „Iphigenia“ geſchrieben habe. Dieſe halbverfallene Moos- und Baumhütte ſtehe noch, und an ihren Wänden leſe man von Goethe's Hand folgende Inſchrift:

Unter allen Gipfeln iſt Ruh';
In allen Wäldern höreſt du
Keinen Laut!
Die Vöglein ſchlafen im Walde;
Warte nur! Balde, balde
Schläfſt auch du!

Die Verſe ſind offenbar aus ungetreuer Erinnerung nach dem Gedächtniß mitgetheilt, wie auch die übrigen Umſtände, die Falk anführt, nicht aus unmittelbarem Anblick, vielmehr nach getrübten Erinnerungen aufgezeichnet ſind.

Genauer ſcheint A. Kuhn im „Neuen Jahrbuche der berliniſchen Geſellſchaft für deutſche Sprache“ (Berlin 1843, V, 262 fg.) zu berichten. Er führt das ſchöne Lied

Ueber allen Gipfeln
Iſt Ruh',
In allen Wipfeln
Spüreſt du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein ſchweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruheſt du auch!

übereinſtimmend mit der Faſſung an, die in Goethe's Gedichten ſteht, und fügt hinzu, Goethe habe es auf dem Kickelhahn, einem Berge bei Ilmenau, gedichtet, wo er es am 7. September 1783 mit Bleiſtift an den Fenſterpfoſten des da oben ſtehenden herzoglichen Sommerhäuschens geſchrieben habe. Die Züge ſeien ſpäter noch ein mal mit Bleiſtift überzogen, und Goethe habe mit eigener Hand daruntergeſchrieben: „Ren. 29. Aug. 1813.“ Wahrſcheinlich habe er ſich auf einer Jagdpartie oder einem ähnlichen ländlichen Ausfluge mit ſeinem fürſtlichen Freunde dort befunden und da das Lied gedichtet.

In den beiden Zeitangaben liegt ein Irrthum. Erneuert wurde die Inſchrift nicht 1813, ſondern im Jahre 1831, als Goethe, um ſich der Geburtstagsfeier in Weimar zu entziehen, mit ſeinen beiden Enkeln ſich nach Ilmenau zurückgezogen hatte. Mit dem Rentamtmann Mahr fuhr er damals nach dem Kickelhahn hinauf und ſtieg durch Gebüſch und Geſtrüpp nach dem Breterhauſe, wo er die Inſchrift mit lauter Stimme vor ſich hin las und die ſtürzenden Zähren nicht zurückhalten konnte. Ob das am 27. oder 29. Auguſt geſchehen, bleibt unentſchieden.

Goethe ſelbſt gibt in einem Briefe an Zelter aus Ilmenau vom 4. September 1831 (VI, 280) die „Inſchrift vom 7. September 1783, auf einem einſamen Breterhäuschen des höchſten Gipfels der Tannenwälder bei Ilmenau“ ſo wie ſie unter ſeinen Gedichten ſteht. Das Datum, das offenbar das der Entſtehung ſein ſoll, iſt ſehr verdächtig, obgleich ſeit dem Erſcheinen des Zelter'ſchen Briefwechſels von allen Biographen und Erklärern gläubig angenommen. Der Herausgeber der „Briefe Goethe's an Frau von Stein“ macht (II, 334) zu einem aus Weimar geſchriebenen Briefe vom 6. September 1783 die Anmerkung, daß Goethe am 7. des Nachts im ilmenauer Forſt auf dem Kickelhahn geweſen ſei und an die Breterwand der Waldhütte die berühmten Verſe geſchrieben habe: „Ueber allen Gipfeln iſt Ruh'.“ Ein wenig Prüfung mußte dieſe Anmerkung als unrichtig und unhaltbar erkennen laſſen. Goethe ſtand am 6. September 1783 im Begriff, eine Harzreiſe anzutreten, und ſandte der Freundin drei Schlüſſel mit einem brieflichen Lebewohl. „Du hörſt balde von mir.“ Das nächſte Billet an Frau von Stein iſt aus Langenſtein vom 9. September 1783 datirt. Nach Schöll's Angabe müßte Goethe, der eine Harzreiſe machen wollte, alſo von Weimar nördlich zu gehen hatte, auf den Gedanken gekommen ſein, einen Umweg über das ſechs Meilen in ſüdöſtlicher Richtung von Weimar gelegene Ilmenau zu nehmen, und da er den 7. September Nachts, was doch wol ſpät Abends bedeutet, auf dem Kickelhahn gedichtet haben ſoll, müßte er von dort bis Langenſtein in zwei Tagen gereiſt ſein. Langenſtein, ein Gut der Marquiſe Branconi, in der Mitte zwiſchen Halberſtadt und Blankenburg, liegt in gerader Richtung von Ilmenau freilich nur etwa 18 Meilen entfernt und würde nach heutiger Art zu reiſen vom Kickelhahn allenfalls in zwei Tagen auf directem Wege zu erreichen ſein. Damals war es unmöglich. Welchen Weg Goethe zwiſchen dem 6. und 9. September genommen, iſt nicht nachweisbar, nur iſt ſicher, daß er nicht über Ilmenau gegangen ſein kann. Sechs Jahre früher machte er die Harzreiſe in folgender Weiſe: am 29. November bis Sondershauſen, wo er übernachtete; am 30. über Nordhauſen nach Ilfeld, wo er übernachtete. Am erſten Tage hatte er zu Pferde ſieben Meilen, am zweiten etwa vier Meilen gemacht. Den dritten Tag ritt er mit einem Boten von Ilfeld über Sophienhof, Trautenſtein nach Elbingerode, die drei Meilen legte er in fünf Stunden zurück. Von dort nach Blankenburg kommt man in drei Stunden, weiter bis Langenſtein in etwa anderthalb. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Goethe 1783 denſelben Weg einſchlug, vielmehr ſcheint er an der öſtlichen Seite des Harzes gereiſt zu ſein, da er bemerkt, der Harz ſchicke Stürme und Wolken und da er erſt von Langenſtein

nach Blankenburg ging. Dann war der Weg noch weiter und von Weimar und ohne den Umweg über Ilmenau mochten etwa 16 Meilen zurückzulegen ſein, die zwiſchen dem 6. und 9. September zu bewältigen waren; wogegen, wenn der Aufenthalt auf dem Kickelhahn dazwiſchenliegen ſollte, etwa 27 geographiſche Meilen in drei Tagen zu durchmeſſen waren, was nicht glaublich iſt.

Fällt demnach die Angabe weg, daß jenes Lied am 7. September 1783 auf der ilmenauer Höhe gedichtet ſei, ſo fragt ſich weiter, wann es entſtanden? Die Briefe an Frau von Stein geben darüber eine an Evidenz grenzende Auskunft. Am 6. September 1780 ſchreibt Goethe mit Bleiſtift an die Freundin:

Auf dem Kickelhahn, dem höchſten Berge des Reviers, habe ich mich gebettet, um dem Wuſte des Städtchens, den Klagen, dem Verlangen, der unverbeſſerlichen Verworrenheit der Menſchen auszuweichen. Es iſt ein ganz reiner Himmel, und ich gehe, des Sonnenuntergangs mich zu freuen. Die Ausſicht iſt groß, aber einfach. Die Sonne iſt unter. Jetzt iſt die Gegend ſo rein und ruhig und ſo unintereſſant, als eine große ſchöne Seele, wenn ſie ſich am wohlſten befindet. Wenn nicht noch hier und da einige Vapeurs von den Meilern aufſtiegen, wäre die ganze Scene unbeweglich. Nach 8 Uhr. Schlafend habe ich Proviſion von Ilmenau erwartet; ſie iſt angekommen, auch der Wein von Weimar, und kein Brief von Ihnen. Aber ein Brief von der ſchönen Frau (der Marquiſe von Branconi) iſt gekommen, mich hier oben aus dem Schlafe zu wecken u. ſ. w.

Vergleicht man die Schilderung der Abendruhe in dieſem Billet mit der Stimmung des Gedichts, ſo iſt es, als läſe man die Proſaüberſetzung des Liedes und man wird ſich der Annahme nicht erwehren können, daß Goethe es am 6. September 1780 bald nach 6 Uhr mit Bleiſtift an den Fenſterpfoſten des Breterhäuschens ſchrieb.

Karl Gödeke.

Herbart'ſche Pädagogik.

Kaum in irgendeiner andern Wiſſenſchaft hat ſich der Dilettantismus ſo breit gemacht, als in der Pädagogik. Iſt es doch ſo weit gekommen, daß faſt jeder unglückſelige Schulmeiſter in deutſchen Gauen es als eine Pflicht gegen die Menſchheit betrachtet, ſeine höchſt wunderbaren Erfahrungen und Entdeckungen im Erziehungsfach, ſeine nagelneue Methode das Einmaleins oder das A-B-C einer hoffnungsvollen Jugend beizubringen und philoſophiſch zu erhärten, ſeine unerhörten Entdeckungen im Felde der Disciplin auf den Altar des Vaterlandes gedruckt niederzulegen. Schulzeitungen und pädagogiſche Blätter dienen dazu, dieſen Emanationen ſchulmeiſterlicher Eitelkeit zur Oeffentlichkeit zu verhelfen.

Gegenüber dieſen irrlichterlirenden Tiraden einer oft rührenden Unwiſſenheit ſtehen Werke wie Herbart's „Allgemeine Pädagogik" gleich ehernen Säulen da. Immer wieder kehrt man zu dieſem edeln Denkmal des großen Denkers mit Nutzen zurück: nie entläßt uns das Buch, ohne uns eine neue Seite beleuchtet zu haben und wo wir es aufſchlagen, da iſt es anregend, zurechtweiſend, wegbahnend.

Mit dem größten Intereſſe begrüßen wir daher jeden Beitrag zur Vollendung des großen Gebäudes, deſſen Grundlagen Herbart vor einem halben Jahrhundert gelegt hat. Auch

Die Regierung der Kinder. Für gebildete Aeltern, Lehrer und Studirende bearbeitet von Tuisco Ziller. Leipzig, Teubner. 1857. Gr. 8. 24 Ngr.

iſt ein ſolcher Beitrag. Der Verfaſſer beabſichtigt die ganze Pädagogik nach Herbart'ſchen Principien zu bearbeiten. Eine „Einleitung in die allgemeine Pädagogik" iſt der vorliegenden Schrift vorausgegangen. Dieſe letztere enthält den erſten Theil der Pädagogik, welcher von der Regierung handelt. Bekanntlich zerfällt die Herbart'ſche Pädagogik in drei getrennte Theile: Regierung, Unterricht, Zucht, welche ſtreng auseinandergehalten werden müſſen. Beſonders nahe liegt eine Verwechſelung des erſten und dritten Theils. Aber während die Zucht auf die ſittlichen Ideen hinweiſt und das zu erziehende Individuum zur Tugend heranzubilden ſucht, hat es die Regierung einzig mit der Abwehr alles Deſſen zu thun, was der eigentlichen Erziehung hemmend und ſtörend in den Weg treten oder die geſellſchaftliche Ordnung verletzen könnte.

Ziller genießt bei ſeiner Arbeit den Vorzug, ſelbſt lange genug als Lehrer gewirkt zu haben, um die Trockenheit des ſyſtematiſchen Vortrags der von ihm ausgeführten Herbart'ſchen Principien durch vielfaches Détail aus der Erfahrung zu heben und zu beleben. Was er in ſeinem Werke gibt und wie mannichfaltig der ſcheinbar dürre Stoff ſich auseinanderlegt, werde ich den Leſern d. Bl. am beſten darlegen können, wenn ſie mit mir den Inhalt der Schrift durchfliegen wollen. Ich hoffe, durch eine ſolche Darlegung möglichſt Viele zum Durcharbeiten des Buchs ſelbſt anregen zu können.

Nachdem im erſten Paragraphen der Begriff der Kinderregierung feſtgeſtellt und dargelegt worden iſt, wie dieſelbe mit dem dritten Haupttheil der Erziehung, der Zucht, nicht vermengt werden dürfe, vielmehr nur äußerlich die Schranken aufrechtzuerhalten habe, innerhalb deren allein den geſellſchaftlichen Rückſichten genügt und die eigene Bildung möglich gemacht wird, ſodaß in der Regierung auch nicht von einem Unterweiſen, ſondern nur von einem Abrichten die Rede ſein könne, theilt der Verfaſſer ſeine geſammte übrige Aufgabe in zwei Theile, in deren erſtem er im Allgemeinen die Maßregeln bezeichnet, denen das Kind unterworfen werden ſoll, während in dem zweiten Theil die nähern Beſtimmungen hinzugefügt werden, welche bei der Anwendung der einzelnen Regierungsmaßregeln beobachtet werden müſſen, wenn der Zweck erreicht werden ſoll.

Die Regierung beginnt vom leiblichen Auferziehen. Denn da ſie Unordnungen verhüten will, die aus rohen Begehrungen hervorfließen, ſo muß ſie vorausſetzen, daß allen wirklichen Naturbedürfniſſen des Kindes volle Genüge geſchehe, damit nicht in der Nichtbefriedigung dieſer natürlichen Bedürfniſſe eine nothwendige Quelle von Unordnungen entſtehe.

Diejenigen Maßregeln der Regierung, deren Ausführung ihr ſelbſt ganz überlaſſen bleibt (denn bei der leiblichen Auferziehung hat ſie eigentlich blos ein Poſtulat zu ſtellen), bilden eine dreifache Reihe: 1) Beſchäftigungen; 2) äußere Gewalt; 3) Autorität und Liebe. 1 und 3 ſind poſitiv, 2 negativ.

Bei den Beſchäftigungen iſt der nächſte Geſichtspunkt der Regierung, daß derjenigen Thätigkeit des Kindes, die der geſellſchaftlichen Ordnung widerſtreitet, eine andere, die derſelben zuſagt, ſubſtituirt werde. Worin die Beſchäftigung beſtehe, iſt für die Regierung als ſolche gleichgültig, wenn nur der kindliche Unfug durch Ableitung vermieden wird. Je größer aber die kindliche Unruhe, deſto weniger wird ſie ſich durch Beſchäftigung vollſtändig ableiten laſſen. Wo der Ungeſtüm der Jugend trotz der Veranſtaltung von Beſchäftigungen losbricht oder loszubrechen droht, hat die äußere Gewalt einzutreten, um die Ordnung zu ſichern. Die Maßregeln derſelben beſtehen in Befehl oder Verbot, Drohung, Strafe, Aufſicht. Befehl oder Verbot fodern pünktlichen Gehorſam und in Vorausſicht des möglichen Ungehorſams wird Strafe angedroht, welche einzutreten hat, ſobald der als möglich vorgeſtellte Ungehorſam ein wirklicher wird. Um nicht blos ſtoßweiſe wie die Strafe, ſondern im Zuſammenhang zu wirken und den Gehorſam zu überwachen, wird die Aufſicht nöthig. Dabei iſt ein für alle mal feſtzuhalten, daß die Regierung zunächſt nicht auf Sittlichkeit, ſondern auf Ordnung hinwirkt, daß ſie alſo auch keinen freien ſittlichen Gehorſam fodert wie die Zucht, ſondern einen blinden,

der durch Gewalt hervorgebracht werden kann und geleiſtet wird„ ſelbſt wenn der Gehorchende die Gründe nicht kennt oder verwirft. So, daß alſo der Lehrſatz Rouſſeau's, que l'enfant ne fasse rien sur parole, in der Herbart'ſchen Pädagogik durchaus verworfen wird.

Allein einen ſo mächtigen Druck die Regierung durch Befehl und Zwang auf das Innere des Kindes auch zu üben vermag, ſo genügt doch der zwangsmäßige Gehorſam nicht. Zwiſchen dieſem und dem moraliſchen ſoll als Mittelglied derjenige erzeugt werden, welcher auf der Autorität des Erziehers über den Zögling und der Liebe dieſes zu jenem beruht. Was zuerſt die Autorität betrifft, ſo unterwirft naturgemäß der ſtärkere Geiſt den ſich ſchwächer fühlenden. Eine ebenſo mächtige Wirkung übt die Liebe auf die Folgſamkeit des Kindes aus, indem ſie dem Zögling die Geiſtesrichtung des Erziehers mittheilt.

Der Verfaſſer wendet ſich von dieſen allgemeinen Aufſtellungen zu den nähern Beſtimmungen, die bei der Ausführung der angegebenen Regierungsmaßregeln zu beobachten ſind.

Was zuerſt die leibliche Erziehung betrifft, ſo weiß die Regierung als ſolche nichts darüber, wie die Geſundheit des Kindes zu pflegen ſei, ſie verlangt nur, daß ſie gepflegt werde. Wenn ſie Verweichlichung und übermäßige Abhärtung verwirft, ſo thut ſie dies nicht aus phyſiſchen Gründen, ſondern weil jene beiden Extreme, jedes in ſeiner Art, Gefahren eines Anſtoßes an die Ordnung herbeiführen, welchen die Regierung verhüten muß.

Von den Beſchäftigungen ſind die ſelbſtgewählten die beſten, zumal wenn bei denſelben eine ſich gleichmäßig wiederholende Anſpannung der Kräfte ſich nöthig macht. Glücklich auch, wenn die Kinder ſchon durch ihre Umgebung auf eine paſſende Beſchäftigung hingeleitet werden. Damit die Beſchäftigungen und Spiele nicht wild und regellos werden, bedarf es der Leitung: man ſtelle ihnen Aufgaben und beſtehe auf Ausdauer, berückſichtige aber die Individualitäten und vermeide den Schein einer fremden und zwingenden Einmiſchung.

Von den Maßregeln der äußern Gewalt iſt zuerſt der Befehl zu beſprechen. Erſte Regel: Ein Gebot darf nie zurückgenommen werden, wenn es unbedingt gegeben wurde; wenn bedingt verſagt wurde, darf nur nach Erfüllung der Bedingung gewährt werden. Denn den ſchwachen Regierungen gehorcht man am ungernſten. Nachdem die Anordnung getroffen, iſt ſie auch dem Willen des Erziehers entrückt; ein Geſetz, an das er ſelbſt gebunden. Geſtattet man in einem Falle eine Ausnahme vom Geſetz, ſo entſteht dadurch eine Aſſociation im Innern des Kindes, aus der bei einem folgenden Fall durch Reproduction die Erwartung gleicher Schwäche des Geſetzes oder Geſetzgebers entſtehen kann. Aber die gegebenen Befehle dürfen weder zu allgemein noch unklar ſein und inſonderheit nichts Unausführbares gebieten. Man befehle nicht zu viel, ſondern behalte die gegebenen Verhältniſſe, wie ſie gerade jetzt ſind, im Auge. Nicht alle Möglichkeiten ſoll das Verbot erſchöpfen, ſondern nur das Gegenwärtige oder Drohende, damit es nicht erſt zu dem Verbotenen anreize. Daher keine geſchriebenen Geſetze, die für das wechſelnde Bedürfniß zu ſtätig ſind, ſondern nachdrucksvolles mündliches Verordnen, ohne alle moraliſchen Betrachtungen, kurz, ſcharf und trocken.

In ähnlicher Weiſe muß die nothwendig gewordene Strafe vollzogen werden. Die Regierung hat ſich auf nichts einzulaſſen, als ihre Abſicht durchzuſetzen. Sobald die Sache abgethan iſt, muß Alles vergeſſen ſcheinen. Von ſelbſt verſteht ſich, daß die Strafe nur vollzogen werden darf, wenn das Geſetz bekannt und Strafe angedroht iſt, wobei darauf zu ſehen, daß die Vorſchriften im Geiſt der Kinder haften. Bei der Regierungsſtrafe darf ferner nur auf Das Rückſicht genommen werden, was die That wirklich vollbracht hat, nicht auf mögliche aber nicht eingetretene Folgen. Dem aus dem wirklich angerichteten Schaden entſpringenden Luſtgefühl ſoll aber das Uebel gleichkommen, welches die Regierungsſtrafe zufügt. Um dieſes richtige Maß zu treffen, darf nicht im Affect geſtraft werden: andererſeits zeugt Raffinement beim Strafen immer von Roheit. Sehr wichtig iſt, daß das Strafübel den einzelnen Individualitäten angepaßt werde: um dieſes zu können, darf der Regierende nur im Allgemeinen Strafe androhen und das Nähere muß von ihm erſt im individuellen Falle beſtimmt werden. Daß er dabei ſeine Unumſchränktheit, die nothwendig erſcheint, nicht misbrauche, iſt vertrauensvoll zu erwarten. Welche Strafe wirkt nun am meiſten? Diejenige, die ſich in der Seele des Kindes am feſteſten mit ſeiner Handlungsweiſe verknüpft hat, weil es ſich dann ſpäter um ſo ſicherer bei ähnlicher Verſuchung an die Strafe erinnert: denn die Vorſtellungen werden um ſo höher und um ſo raſcher ins Bewußtſein gehoben, je größer die Verſchmelzungshülfen ſind, wodurch die Hebung geſchieht. Endlich ſei man möglichſt ſparſam mit Strafen und mit dem Strafquantum, damit weder die Empfindlichkeit des Kindes abgeſtumpft noch die Strafen überhaupt erſchöpft werden.

Indem der Verfaſſer ſodann zu den Arten und Graden der Strafen weitergeht, nennt er als die mildeſte den Verweis, als eine der härteſten die körperliche Züchtigung. Letztere iſt zuläſſig, inſoweit das Ehrgefühl des Zöglings nicht zu heftig gereizt wird. Noch andere Rückſichten ſind neben dieſer wichtigſten Bedingung zu beobachten und nur die Vernachläſſigung dieſer Beſchränkungen hat die pädagogiſche Abneigung gegen den Gebrauch dieſer Strafe im Allgemeinen hervorgerufen: eine Abneigung, die an ſich ebenſo ungegründet iſt, als der Fanatismus Anderer für dieſe Strafart. Als fernere Strafmittel werden Verſagung der Lebensmittel auf einige Stunden und Freiheitsſtrafen genannt. Die letztern wirken bei Denen am ſtärkſten, welche die Geſelligkeit lieben, aber Keinem iſt ſie unempfindlich; denn Alle bedürfen gewiſſer Anregungen von außen her und vermiſſen ſie, wenn ſie fehlen. Ein zweites Motiv für dieſe Strafe liegt in der Hemmung der geiſtigen Thätigkeit durch Verſetzung in eine fremde Sphäre aus der gewohnten Umgebung. Dazu kommt noch, daß durch dieſelbe die freie Bewegung des kindlichen Begehrens verhindert wird. Endlich empfiehlt ſich dieſe Strafart durch die mannichfaltigen Abſtufungen, deren ſie fähig iſt. Zu den ſchwerſten Strafen gehört endlich die Ausſtoßung, die nur verfügt werden ſoll, wenn entweder der Regierung kein anderes Mittel mehr übrig iſt, oder der zu befürchtende Schaden für das Ganze größer iſt als die Hoffnung auf beſſernde Einwirkung.

Was nun die Aufſicht betrifft, ſo iſt ſie um ſo nöthiger, je unbeſchäftigter die Kinder ſind, und ſie wächſt mit deren Anzahl. Dabei iſt aber die Ueberhäufung mit Geſchäften um von Unordnungen abzuhalten ein ebenſo ſchlechtes Mittel, als der allzu ſtark vermehrte Druck der Regierung. Durch allzu viel Regieren und allzu peinliche Beaufſichtigung bildet ſich geheimer Groll, Trotz, Heuchelei, und die nur zurückgedrängte Beſtialität erwartet nur die günſtige Gelegenheit in verſtärktem Maße hervorzutreten. Die Regierung iſt in der Regel verloren, wenn ſie ſich in einen Wettſtreit mit der Schlauheit der Zöglinge einläßt. Dazu iſt dieſe penible Aufſicht nicht nur für Zögling und Aufſeher gleich läſtig, ſondern ſie wird bei dem erſtern unvermerkt zum Bedürfniß, ſodaß die Aufhebung derſelben wirklich zur Gefahr werden würde. Deshalb ſoll die Aufſicht auf einen mäßigen Grad zurückgeführt werden, bei dem der Erzieher nicht ſein ganzes Selbſt zu opfern braucht. Machen ſich ſtrengere Aufſichtsmaßregeln nöthig, ſo muß man nicht Allen gleiches Mistrauen zeigen, ſondern die ganze Einrichtung mit Berückſichtigung der Perſonen nicht nur, ſondern auch der örtlichen und zeitlichen Verhältniſſe treffen. Schule und Haus aber, ſowie die Lehrer untereinander müſſen zuſammenwirken, wenn mit der Aufſicht Ernſt gemacht werden ſoll. Die demokratiſche Einrichtung mancher Schulen, wo man einzelne Schüler als Richter und Aufſeher

über die andern einſetzte, iſt zu verwerfen. Denn dieſes Abtreten von Machtfunctionen an Schüler über Schüler führt entweder zu planmäßiger Täuſchung des Lehrers, oder zum Pennalismus, oder zu beidem. Endlich legt der Verfaſſer noch ein außerordentliches Gewicht auf die Buchführung, d. h. auf die Aufzeichnung der Unordnungen und Strafen.

Wenden wir uns nun zu den gelindern Mitteln der Regierung: Autorität und Liebe. Die Autorität beruht auf einer Ueberlegenheit der Intelligenz und des Willens, die ſich ungeſucht wirkſam erweiſt. Kein leeres Reden, kein Prahlen kann zur Autorität verhelfen: der Erzieher braucht ſich nicht infallibel zu ſtellen, noch ſich das Anſehen zu geben, als ob er ein Orakel und ſein Kopf ein Lexikon ſei. Imponirende Körperbeſchaffenheit und das Anſehen, welches das Amt gibt, können die Autorität unterſtützen, aber nicht hervorbringen, wogegen ſie ohne die ſittlichen Eigenſchaften, die die Kinder ſelbſt als ſolche anerkennen, nicht gedacht werden kann.

Liebe erwirbt ſich der Erzieher zuerſt dadurch, daß er in die Empfindungen des Zöglings eingeht. Schwieriger iſt die zweite Art ſich Liebe zu erwerben, welche darin beſteht, daß der Erzieher ſich ſelbſt durch das Mitgefühl des Zöglings erreichen laſſe. Am beſten werden beide Wege verbunden. Im Allgemeinen iſt es übrigens leicht, ſich die Liebe gutartiger Zöglinge zu erwerben. Um ſie aber dauerhaft zu machen, muß Gewöhnung hinzukommen, durch welche die Verbindungen unter den ihr zugrunde liegenden Vorſtellungen befeſtigt werden. Dabei iſt immer noch ein gefährlicher Punkt, daß das gefällige Weſen des Erziehers, wodurch er ſich die Liebe erworben hatte, ein Ende nehmen muß, ſobald die Regierung nothwendig wird. Bei dieſen nicht zu vermeidenden Gefahren, die Liebe des Zöglings zu verlieren, vermeide man wenigſtens, ſie willkürlich durch Misbrauch zu verſcherzen.

Durch Autorität und Liebe wird nun das ganze Regierungsgeſchäft erleichtert. Die Kinder verlangen die Gründe der Befehle nicht zu kennen und gehorchen doch; die bloße Gegenwart des geliebten Erziehers wirkt; ſein Einfluß iſt ein weit größerer; der nothwendige Gehorſam nimmt einen andern Charakter an, jenen Mittelcharakter zwiſchen erzwungenem und moraliſchem Gehorſam, von welchem wir oben ſprachen; die Strafen können ſeltener und milder werden und an die Stelle der Lüge tritt offene Hingebung von ſeiten des Kindes. In der Familie wird dem Vater hauptſächlich Autorität, der Mutter Liebe zufallen; in der Schule tritt die Autorität vor der Liebe hervor, und ſelbſt die erſtere iſt viel ſchwerer zu erwerben als die in der Familie. So iſt das zu erziehende oder zunächſt zu regierende Kind in der Familie am beſten aufgehoben und jedenfalls ſoll ſich der Erzieher nicht einfallen laſſen, ohne jene oder gar gegen ſie regieren zu wollen.

Was endlich die Zeitdauer der Regierung betrifft, ſo muß ſie früh beginnen, ſtetig fortdauern, die Schranken nach Maßgabe der fortſchreitenden eigentlichen Erziehung erweitern und ſich endlich vor dieſer ganz zurückziehen.

Ich habe mich im Vorſtehenden abſichtlich auf ein einfaches Referat beſchränkt, obgleich ſich manche argumenta disputabilia, wie z. B. die Beurtheilung der ſtaatlichen Verhältniſſe, welche der Verfaſſer zur Parallele heranzieht, darboten. Denn einestheils ſind d. Bl. nicht der Ort für derartige polemiſche Discuſſionen, anderntheils kam es mir auch lediglich darauf an, die Aufmerkſamkeit eines größern Leſerkreiſes einem Buche zuzuwenden, welches mir dieſelbe zu verdienen ſchien. Möge den Verfaſſer zur Fortſetzung ſeines ſchwierigen Werks eine recht lebendige Theilnahme von ſeiten der Aeltern und Erzieher ermuthigen.

Auguſt Henneberger.

Beneke's Phyſiologie.

Phyſiologiſche Vorträge. Für Freunde der Naturwiſſenſchaften niedergeſchrieben von F. W. Beneke. Zwei Bände. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzſchnitten und zwei Abbildungen in Farbendruck. Oldenburg, Schmidt. 1856. Gr. 8. 4 Thlr.

Das iſt ein ſehr empfehlenswerthes Buch. Es führt eine edle, gewandte Sprache und iſt durchweg ſehr intereſſant. Auf ein ſolches Buch darf das feingebildete leſende Publicum nur aufmerkſamgemacht werden, um hoffen zu laſſen, daß ihm die Zuneigung in reichem Maße zutheilwerde. Das wollen wir hiermit nun auch gethan haben, zugleich aber auch die Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen laſſen, das Buch zu einer angenehmen literariſchen Unterhaltung für die Leſer d. Bl. zu benutzen.

Die Vorträge hat der Verfaſſer auf den Wunſch einiger Freunde der Naturwiſſenſchaften vor einem größern und gemiſchten Zuhörerkreiſe frei gehalten, dann ſchriftlich ausgearbeitet und dem Druck übergeben. Der raſche und große Fortſchritt aller Naturwiſſenſchaften ließ den Verfaſſer etwas in Sorge ſein, ob ſeine Leiſtungen auch einige Beachtung finden dürften und er fand ſich zu der Veröffentlichung derſelben nicht ohne Widerſtreben bereit. Daß dieſe Beſcheidenheit nicht blos ſchöne Worte, ſondern in ehrlicher Wahrheit begründet ſind, muß Jeder finden, der das Buch lieſt; darum ehrt ſie auch den Verfaſſer, und wir legen darauf in unſern Tagen umſomehr Gewicht, da Anſpruchsloſigkeit und Beſcheidenheit gar ſeltene Schriftſtellertugenden geworden ſind. Der Geſichtspunkt, von dem aus der Verfaſſer den Druck ſeiner Arbeit übrigens dennoch für wünſchenswerth halten möchte, iſt ein dreifacher. Zunächſt glaubt er dadurch den gebildeten Freunden der Naturwiſſenſchaften aller Stände einen leichtfaßlichen Ueberblick der Leiſtungen der Gegenwart bieten zu können. Dann hofft er damit der heranwachſenden Generation der jungen Aerzte einen Dienſt zu leiſten. Ihnen ſollen die Vorträge eine Vorbereitung ſein zu den Fachſtudien im engern Sinne des Worts; ihnen wünſchte er den unmittelbaren Zuſammenhang der praktiſchen Medicin mit den allgemeinen Naturwiſſenſchaften von vornherein klarzumachen; ihnen wünſchte er damit die eigene, ſo Manchem ſchon betrübende Erfahrung zu erſparen, daß es im praktiſchen Leben zu ſpät iſt, frühere Verſäumniſſe nachzuholen und tiefgefühlte Lücken des Wiſſens und Könnens auszufüllen. Hiernach ſoll das Werk alſo eine Propädeutik für angehende Mediciner ſein. Es iſt aber noch viel mehr: es iſt eine ebenſo vortreffliche Propädeutik für die angehenden Theologen, Juriſten, Schulmänner, eine ſolche, welche für alle gebildeten Stände paßt. Niemand ſollte in unſern Tagen mehr ausgeſchloſſen ſein von einer propädeutiſchen Bildung in der geſammten Naturkunde. Was das Buch bringt, kann jetzt Niemand mehr entbehren, der auf wahre Bildung Anſpruch machen will. Der dritte Geſichtspunkt bezieht ſich auf die Zuhörer der freien Vorträge. Dieſen möchte er Gelegenheit geben, das in wenigen Stunden Gehörte noch ein mal mit Muſe zu durchdenken damit es ihnen zur Handhabe weiterer Studien werden könnte. Dieſen möchte er die in den Vorträgen an den Tag gelegte Liebe zu den Naturwiſſenſchaften rege und wach erhalten.

Der erſte Band, auf den wir zunächſt unſere Aufmerkſamkeit richten, enthält acht Vorträge. Der erſte beſpricht die Elementarſtoffe und deren Verbindung, er gibt die Grundzüge einer Chemie der Gegenwart. Der zweite und dritte beſpricht die Erdbildung und die Metamorphoſen ihrer Rinde, ſie bringen die Grundzüge einer Geologie, wie ſie die heutige Wiſſenſchaft für wahr hält. Der vierte bezieht ſich auf die Organismen der Vorwelt und ſchließt ſich eng an die vorhergehenden. Der fünfte gibt Betrachtungen über die erſte Entſtehung und die allmälige Entwickelung der Organismen. Damit ſteht der ſechste in enger Beziehung, welcher den Kreislauf des Stoffs beſpricht. Die beiden letzten Vor-

träge beſchäftigen ſich mit dem Bau und mit dem Leben der Pflanze.

Wir wenden uns nun zu dem fünften Vortrag, wo die ſehr bedeutungsvolle Frage: wie entſtand der erſte Baum, das erſte Thier, überhaupt das erſte Leben auf Erden? zu beantworten verſucht wird. Es wird vor allem darauf hingewieſen, daß unſere geſammte Naturkunde gerade über den eben berührten Punkt noch gar nichts weiter als Anfänge zu Vermuthungen aufſtellen könne. Unſer ganzes Wiſſen ſei noch Stückwerk, am allermeiſten in dem vorliegenden Falle. Aber aus eben dieſem Grunde ſollten wir vorſichtig ſein in unſern Schlußfolgen und wir uns mehr und mehr anſtrengen unſer Wiſſen zu bereichern und gründlicher zu befeſtigen. „Es ſind noch nicht 20 Jahre verfloſſen, äußert der Verfaſſer, ſeit man faſt allgemein in den pflanzlichen und thieriſchen Organismen ſolche beſondere «Bildungskräfte» ſtatuirt. Aber die Schlag auf Schlag folgenden Entdeckungen geiſtreicher Chemiker und Phyſiker nahmen dieſen ſupponirten Kräften eine Stütze nach der andern. Man hat ſie aufgegeben; und was man für ein Erzeugniß dieſer damals Alles erklärenſollenden Phantaſiegebilde anſah, gilt heutzutage nur als das Product phyſikaliſcher und chemiſcher, in wunderbarer Verkettung ineinandergreifender Vorgänge. Ueberaus wichtig und gründlich zerſtörend war für die Lehre von jenen Lebens- und Bildungskräften inſonderheit die ſoeben erwähnte Entdeckung Wöhler's. Seit jener Zeit ſchreibt es ſich her, daß man die organiſchen Verbindungen mehr und mehr als ähnlich den unorganiſchen, nur aus zuſammengeſetzten ſtatt aus einfachen Radicalen hervorgehend, gebildet betrachtete. Und wenn wir uns Deſſen erinnern, was im erſten Vortrage von Hoffmann's Entdeckung in Betreff der dem Ammoniak ähnlichen Conſtitution der Pflanzenalkaloide bemerkt wurde, ſo darf man hier als Hoffmann's eigene Anſicht wiederholen, daß nicht viele Jahre mehr vergehen dürften, bis wir das bis dahin nur im Pflanzenreiche gebildete Chinin künſtlich darzuſtellen vermögen. Iſt alſo heutzutage die Entſtehung der organiſchen Verbindungen — und wir dürfen daran nicht zweifeln — nur Folge des Zuſammentreffens beſtimmter chemiſcher Stoffe und ſogenannter chemiſcher Kräfte, eines beſtimmten Grades von Wärme, von Licht und von daſſelbe begleitenden elektriſchen Strömungen u. ſ. w., konnte es dann nicht einen Moment in der Schöpfungsgeſchichte geben, wo alle dieſe Verhältniſſe auch außerhalb jedweden Organismus in einer ähnlichen Weiſe zuſammentrafen?" Der Verfaſſer beantwortet dieſe Frage mit Ja und bewahrheitet und bekräftigt ſeine Anſicht mit Ehrenberg's weltberühmten Entdeckungen in der Welt der Infuſorien, mit den feinen Studien Eſchricht's, Schwann's, Kölliker's u. A. Doch bleibt nach dem Nachweis der Möglichkeit der Zellenbildung aus unorganiſchen Stoffen mit unorganiſchen Naturkräften noch eine ſehr wichtige Frage zu beantworten übrig. Wie kam in dieſe Stoffe die Bewegung, welche wir Leben nennen? Wie kam es, daß ſich die Zellen einmal zu Pflanzen, zu Thieren entwickelten? Der Verfaſſer ſcheute die Beantwortung nicht und er kommt ziemlich mit Dem zuſammen, was Spieß, Baumgärtner, Du Bois-Reymond u. A. darüber ausgeſprochen haben; nur geht er ſehr rückſichtsvoll zuwerke und fällt nicht ſo maliciös über die Altgläubigen her, wie wir es von K. Vogt und ſeinem Anhange erfahren haben. „Das Leben", ſagt der Verfaſſer, „ſtellt in der Pflanze und dem Thiere weiter nichts dar, als eine Reihe vielfach verſchlungener und wunderbar combinirter phyſikaliſch-chemiſcher Vorgänge." Mit andern Worten will das ungefähr ſo viel ſagen: wir haben Grund zu vermuthen, daß Das, was man bisher in das dunkle Gebiet der Lebenskraft verſetzt hat, nun der Chemie und Phyſik zugewieſen werden ſoll, in denen es aber noch ebenſo gut ein unerklärliches, wunderbar combinirtes Räthſel bleibt wie zuvor. Die neue Auffaſſung der Sache hat Vorzüge vor der alten, inſofern das Verſtecken hinter Phantaſiekräfte aufgehört hat, indeß iſt übrigens der Gewinn noch nicht ſehr zu rühmen. Doch hören wir den Verfaſſer auch im Punkte ſeines phyſiologiſchen Glaubensbekenntniſſes: „Was gibt uns unſern freien Willen? Was gibt uns unſer Selbſtbewußtſein? Was läßt uns mit mächtiger Beſtimmtheit eine gewiſſe Beziehung unſerer ſelbſt zu jener überſinnlichen Macht ahnen, zu deren Erkenntniß und Liebe die Naturforſchung wol nur Diejenigen nicht hinführt, die man mit Recht der Kurzſichtigkeit oder einer das menſchliche Wiſſen und Können überſchätzenden Beſchränktheit zeihen darf? Die Phyſiologie lehrt uns mit aller Beſtimmtheit, daß das Gehirn der Sitz und das Werkzeug unſerer Ueberlegung und Sinnesempfindungen iſt. Nehmen wir einem Thiere das Gehirn weg, ſo lebt es fort; es athmet, es verdaut die ihm in den Mund gebrachten Speiſen, ſein Herz pulſirt fort; aber es ſieht nicht, es hört nicht, es fühlt nicht, es denkt nicht. Durchaus daſſelbe findet ſtatt bei dem Menſchen, deſſen Gehirn durch Krankheit gelähmt oder zerſtört iſt. Wir kennen nicht den Zuſammenhang zwiſchen geiſtiger Thätigkeit und Gehirn; trefflich nur vergleicht ihn Huſchke, wie ſchon erwähnt, dem Zuſammenhang von Licht und Farbe; wie dieſe nicht ohne Aetherſchwingungen, ſo iſt auch jene nicht ohne Hirnfaſer vorhanden... Doch wie dem auch ſei, jene Gefühlswelt, jene Geiſtesthätigkeit, daran läßt die Phyſiologie keinen Zweifel, ſtirbt mit dem Gehirn. Aber dieſer Geiſt, ſo ſcheint es, iſt verſchieden von Dem, was wir Seele nennen. Die Seele — und auch hierin möchte ich im Allgemeinen der Darſtellung Huſchke's folgen — erſcheint als das Göttliche in uns, was, untrennbar mit allem Sein verbunden, in uns ebenſo waltet, wie in jedem Theile des Weltalls. Und dieſe Seele ſtirbt nicht. Sie iſt das Unſterbliche in uns. Ein Theil der einen großen Weltſeele, die wir als Gott, als eine im Univerſum waltende Macht verehren, kehrt ſie nach dem Tode des Leibes zu ihrem Urſprunge zurück. Ob fortdauernd ſelbſtändig, in einem neuen Gewande? Folge ein Jeder in dieſer großen Frage ſeinem Glauben; der Wiſſenſchaft bleibt jede Antwort ſchuldig und es iſt nicht meines Orts, von neuem einen Streit anzufachen, der Jahrhunderte dauerte und den Jahrtauſende doch nicht ſchlichten werden." Das iſt ein offenes Wort eines ehrlichen Mannes von Geiſt und Herz. Zu ſolchen Anſichten und Ausſprüchen ſollte das Studium der Naturwiſſenſchaften eigentlich immer führen. Daß dies in neueſter Zeit nicht der Fall iſt, darf aber ja der Naturwiſſenſchaft ſelbſt nicht zum Vorwurf gemacht werden, ſondern den Männern, welche mit der Vernunft der Weltordnung zerfallen ſind, und nun wie es faſt ſcheinen möchte in der geiſtigen Unnatur ihr Heil ſuchen, um ſich zu betäuben und Andere irre zu führen.

Der zweite Band enthält ſieben Vorträge, welche ſich an an die vorher beſprochenen anſchließen. Im erſten Vortrage wird über die Grenzen und Unterſchiede zwiſchen Pflanzen und Thieren geſprochen. Der zweite Vortrag beleuchtet den Bau und die weſentlichen Verrichtungen des Nervenſyſtems, der dritte thut dies in Bezug auf die Sinne, der vierte in Bezug auf die Verdauungsorgane. Der fünfte Vortrag ſetzt die Blutbildung und Bluteirculation ins Auge und verbindet damit allgemeine Bemerkungen über den Bau der Drüſen, über die Bildung der Drüſenſäfte und den Aufbau der Gewebe des Thierkörpers. Der ſechste Vortrag handelt vom Bau und den Verrichtungen der Ausſcheidungsapparate, woran ſich allgemeine Betrachtungen über den Zerfall der Gewebe und Säfte des Thierkörpers geſchloſſen werden. Der ſiebente Vortrag bildet eine überſichtliche Schlußbetrachtung mit einer beſondern Berückſichtigung des gegenwärtigen Standpunktes und der Aufgaben einer rationalen Diätetik des Menſchen.

Alles regt zum Nachdenken an und führt den geiſtigen Blick überall auf die Punkte, für die ſich jeder Gebildete am lebhafteſten intereſſirt. Der Verfaſſer ſteht ziemlich mit [illegible] auf gleichem Standpunkte, nur iſt er noch mehr als dieſer Arzt und zwar ein recht erfahrener Arzt, der viel beobachtet und denkt

Beobachtung gelernt hat. Unter Anderm fand Beneke in den in 25 durchaus verſchiedenen Anſtalten Londons vorſchriftsmäßig eingehaltenen Diäten die wöchentlichen Durchſchnitte des Verhältniſſes der ſtickſtoffhaltigen zu den ſtickſtofffreien Subſtanzen nur zwiſchen $4_{/2}$ bis $5_{/8}$ ſchwankend; die erſtere Proportion fand ſich in dem Hospital for consumption, die zweite in dem Hackney Workhouse. Der Verfaſſer fährt fort: „Nicht die wiſſenſchaftliche Theorie, nur die praktiſche Erfahrung oder der Inſtinct hat dieſe Diäten geregelt, und daß ſich ähnliche Verhältniſſe überall finden werden, iſt kaum zu bezweifeln. Bedarf es aber hiernach noch des Beweiſes, weshalb ſchon lediglich bezüglich des Verhältniſſes eine faſt ausſchließliche Kartoffelnahrung oder ein vorwiegender Genuß von Buchweizenmehl den Organismus nicht nur nicht zu bedeutenden Leiſtungen befähigt, ſondern dem Siechthum entgegenführen muß? Weshalb ferner Thiere, die lediglich mit Stärke oder mit Zucker, oder mit fettfreiem Fleiſche gefüttert wurden, kränkelten, abmagerten und zugrunde gingen?... Und wahrlich, wenn man erſt einmal beginnen wird, bei Feſtſtellung diätetiſcher Vorſchriften für Verpflegungsanſtalten, Arbeitshäuſer, Erziehungsanſtalten, caſernirte Soldaten u. ſ. w. auf dieſe Verhältniſſe Rückſicht zu nehmen, wenn man es unternehmen wird, in ſorgſamer Ueberwachung des Volkslebens die gebräuchlichen Nahrungsmittel derſelben von dieſem Geſichtspunkte aus zu prüfen und zu beurtheilen, und nöthigenfalls zu corrigiren, es wird und muß ſich der Erfolg ſolcher Umſicht in dem Heranwachſen eines geſunden und kräftigen Volks, in der Verminderung der die Menſchheit frühzeitig decimirenden chroniſchen Krankheiten zu erkennen geben. Und iſt es der Armuth oftmals unmöglich, die für ein geſundes körperliches und geiſtiges Gedeihen erfoderlichen diätetiſchen Vorſchriften zu befolgen, kann es für den Staat eine höhere und ernſtere Aufgabe geben, als geeignete Mittel und Wege ausfindig zu machen, um ſolche Unmöglichkeiten hinwegzuräumen?" So weiſt der Verfaſſer klar und ſcharf darauf hin, daß die Phyſiologie die allerwichtigſte Grundlage der Diätetik, daß ohne ſie keine Geſundheitspflege, keine Heillehre denkbar iſt. Er macht darauf aufmerkſam, daß die Phyſiologie ſchon herrliche Früchte zur Reife gebracht habe, aber doch noch lange nicht zu einer fertigen Wiſſenſchaft herangewachſen ſei. Er tritt den Männern der Anmaßung mit Entſchiedenheit entgegen und zeigt ihnen ihre Ohnmacht ſo recht gründlich wie ein Mann, der die Welt kennt und weiß was ihr fehlt, der die Wiſſenſchaft kennt und weiß wozu ſie beſtimmt iſt.

Heinrich Birnbaum.

Friedrich Krug von Nidda.

Friedrich Krug von Nidda's Nachlaßſchriften. Herausgegeben mit Bewilligung ſeiner Witwe und unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Drei Bände. Querfurt, Schmid. 1855—57. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Dichter, deſſen nachgelaſſene Schriften hier geſammelt vorliegen, gehört nicht zu den hervorragenden Dichtern Deutſchlands, vielmehr zu jenen Poeten und Erzählern von ſecundärem Range, welche, wie beliebt ſie auch eine zeitlang bei einem gewiſſen Theile des Publicums geweſen ſein mögen, doch kaum auf eine dauernde Stellung in der Literatur Anſpruch machen dürfen. Er gehörte zu jenem Kreiſe von Lyrikern und Novelliſten, zu jener literariſchen Demi-Monde möchten wir ſagen, deren hauptſächliche Tummelplätze die ehemaligen Taſchenbücher, die „Zeitung für die elegante Welt" ältern Datums und die „Abendzeitung" waren. Ohne irgendwie frivole Tendenzen zu verfolgen, haben ſie im Allgemeinen doch dadurch nachtheilig gewirkt, daß ſie namentlich in den mittlern Ständen durch eine gleißneriſche, zu ſüßliche, halb oder ganz unwahre Auffaſſung und Darſtellung der meiſten Lebensverhältniſſe allerlei trügeriſche Illuſionen ausſtreuten, die beſonders dem weiblichen Geſchlecht vielfach verderblich wurden, weil es ſich gewöhnte, an Liebe und Leben einen durchaus falſchen idealromantiſchen Maßſtab zu legen. Als Erzähler waren ſie ein ziemlich ſaftloſer Abzweig der romantiſchen Schule und als Lyriker huldigten ſie meiſt der Schiller'ſchen oder eigentlich der mehr abgeblaßten, ſchon vielfach mit romantiſchen Elementen verſetzten Körner'ſchen Rhetorik.

Indeß darf man zugeben, daß Krug von Nidda unter ihnen einen ehrenwerthen Platz behauptet. Es war ihm Bedürfniß zu dichten, und darum machen ſeine Leiſtungen den Eindruck der Wahrheit und Aufrichtigkeit. Der adelige und ritterliche Anſtrich, der ihm eigen, war keine bloße Tünche, ſondern ging aus ſeinem Weſen, aus ſeiner Bildung, aus ſeiner Lebensentwickelung hervor. Seine Gedanken waren nicht tief und neu, aber löblich, edel und ſittlich. Gott und Tugend ſtanden bei ihm noch als höchſte Begriffe feſt. Außerdem gehört er zu jenen Dichtern, die, wie Theodor Körner, die Leier und das Schwert führten, und dieſer Umſtand allein ſchon verleiht ſeinem Dichten und Trachten eine höhere Weihe.

Das erſte Bändchen enthält außer einem hiſtoriſchen Trauerſpiel „Markgraf Eckard von Meißen", das ein ganz anerkennenswerthes dramatiſches Streben nach Schiller'ſchem Vorbild bekundet, aber auch viel conventionelle Romantik enthält, eine von dem Verleger H. A. Schmid unterzeichnete biographiſche Notiz. Hiernach war Friedrich Albert Franz Krug von Nidda am 1. Mai 1776 auf dem Familiengut in Gatterſtädt geboren, welches 1815 an Preußen fiel und ſich jetzt als freies Allod im Beſitz des Fürſten von Schwarzburg-Sondershauſen befindet. Die nähern und fernern Umgebungen ſeines Geburtsorts, der Kyffhäuſer, die Sachſenburg u. ſ. w., trugen ſchon früh dazu bei, ſein Gemüth romantiſch zu ſtimmen und zugleich einen ritterlichen kriegeriſchen Sinn in ihm zu wecken. Bereits 1791, erſt 15 Jahre alt, wurde er in das ſächſiſche Chevauxlégerregiment Prinz Waldemar, und zwar als Standartenjunker eingereiht. Der kampfloſe Feldzug am Rhein im Jahre 1795 brachte ihm weder Lorbern noch Wunden, indeß avancirte er allmälig zum Oberlieutenant. Der Unglückstag des Jahres 1806, der auch ihm den Schmerz der Geſchlagenen aufbürdete, vernichtete ſeine ſchönſten patriotiſchen Hoffnungen und trug „das liebſte Ideal des Dichters zu Grabe". Im Jahre 1812 zog er in Begleitung eines geliebten Bruders mit dem ſächſiſchen Heere nach Polen, wo er in den Cantonnirungsquartieren vielfache Gelegenheit fand, das Leben der polniſchen Ariſtokratie kennenzulernen, bis im berühmten Park des Fürſten Czartoryiſki zu Pulawie die Ordonnanz ihn im Anſchauen der Marmorgruppe „Tancred und die ſterbende Clorinde" mit der Nachricht überraſchte, daß der Krieg erklärt ſei und die Truppen in wenig Tagen dem Feinde gegenüberſtehen würden. Aber ſchon in Volhynien, an dem Ufer des Dniepr, ereilte unſern Dichter das traurige Geſchick eines nächtlichen Ueberfalls. Schwerverwundet, insbeſondere von einem Lanzenſtich durchbohrt, ſank er bewußtlos nieder. Als ruſſiſcher Gefangener wurde er nun anfänglich in Kiew, ſpäter in Bialyſtock internirt. Erſt 1814 kehrte er, als Invalid und noch ungeheilt, in ſein geliebtes Vaterland zurück. Seine zerrüttete Geſundheit geſtattete ihm nicht, die Ehren des Freiheitskampfes gegen den großen Feind des deutſchen Vaterlandes zu theilen. Als königlich ſächſiſcher Hauptmann verabſchiedet, führte er nun auf ſeinem väterlichen Gute Gatterſtädt ein idylliſches Stilleben und genas allmälig unter der Pflege ſeiner Mutter und einer treuen, ihm aber nur zu bald durch den Tod entriſſenen Schweſter, deren Andenken er in mehren ſeiner Gedichte feiert. Er vermählte ſich mit Luiſe von Hinckeldey, Schweſter des verſtorbenen Generalpolizeidirectors von Hinckeldey, die jetzt als Witwe in Berlin lebt und mit ſeiner Mutter in ſorgſamer Pflege des Dichters wetteiferte. Dieſer liebevollen Pflege und mehren Reiſen nach Italien, dem Rhein und der Schweiz, welche auf ſeinen Geſundheitszuſtand einen wohlthätigern Einfluß äußerten als die damals renommirteſten Bä-

der, verdankte es Krug von Nidda, daß er trotz der ſchweren Wunden und ihrer ebenſo bedenklichen als ſchmerzlichen Folgen das ſiebenundſechzigſte Lebensjahr erreichte. Er verſchied 1843 in den Armen ſeiner geliebten Gattin. Zu ſeinen bedeutendern Schriften gehören: „Gedichte“ (1820); „Erzählungen und Romanzen“ (1821); „Skanderbeg“, ein heroiſches Gedicht in zwei Theilen (1823); zwei Bände, „Schwertlilien“ (1827—30) und mehre Schriften, worin er Reiſeerinnerungen verarbeitete.

Das zweite Bändchen dieſer nachgelaſſenen Schriften, welches den Specialtitel „Gedenkbüchlein, oder Blicke durchs Leben“ trägt, enthält mehre Aufſätze, welche als autobiographiſche Fragmente und als Ergänzungen zu den von H. A. Schmid mitgetheilten Notizen über des Dichters Leben zu betrachten ſind. Darunter befindet ſich namentlich eine epiſodiſche Mittheilung: „Mein Sommer 1816“, hervortretend durch die Schilderung einer Begegnung mit Goethe im thüringiſchen Bade Tennſtädt. „Ein hoher Meeresfels von der Sonne beglänzt, von Zeit und Stürmen ungebrochen, erſchien er (Goethe) eines Tags in unſerer Verſammlung“, bemerkt Krug von Nidda in jener hochromantiſchen Schreibweiſe, die man damals für guten Stil hielt. Die Würde und die Sicherheit ſeiner Haltung, die milde Klarheit ſeines Blicks, welche ſeine geiſtvolle Unterhaltung begleiteten, hätten ihn, erzählt Krug von Nidda weiter, ermuthigt, ihm nahezutreten, um die Vergünſtigung zu erlangen, ihn auch in ſeinem Hauſe zu ſehen. Dieſe Vergünſtigung wurde gewährt, und Goethe empfing ihn „galant“. Nach einigem Hin- und Herreden wendete ſich das Geſpräch auf die Zuſammenſtellung der Goethe'ſchen Werke, welche bald darauf in 20 Bänden bei Cotta erſchienen, und als ihm Krug von Nidda einige der bei ſolchen Anläſſen faſt nicht zu umgehenden Complimente geſagt, bemerkte Goethe mit der Beſcheidenheit des echten Verdienſtes: „Man ehrt mich zu hoch! Ich habe mit meiner Zeit gelebt und verkehrt, und Einer hat ſich an dem Andern erhoben. Den Vordern ſind wir auf die Schultern geſtiegen, ſahen hierdurch vielleicht etwas weiter als ſie, und ſo geſtaltete ſich manche neue Erſcheinung.“ Goethe erlaubte ihm auch, ihm ſeine neueſte Arbeit, eine Nachbildung von Florian's „Gonſalvo von Cordova“ in deutſchen Octaven, zur Durchſicht mitzutheilen, und ſchon nach wenigen Tagen machte ihm Goethe einen „ungemein artigen“ Gegenbeſuch und äußerte in Betreff der genannten poetiſchen Arbeit: „Sie haben Octaven darunter, um die man Sie beneiden könnte!“ erlaubte auch, daß Krug von Nidda ihm ſein Product zueignen dürfe, was wenige Monate ſpäter geſchah und ihm einen ſchriftlichen Dank des Gefeierten eintrug. Als Krug von Nidda ihm vier Jahre ſpäter ein Exemplar ſeiner Gedichte ſandte, ſchrieb Goethe ihm folgende herzliche Zeilen: „Jedwedem wünſche ich Glück, den die Muſe begünſtigt, denn ich weiß, was mir eine ſolche Geneigtheit zeitlebens war und bleibt. Auch Ihnen, der Sie ſo viel gelitten, gönne ich von Herzen dieſen aus eigener Thätigkeit hervorquellenden Troſt, den Erſatz für ſo Vieles, was hinter uns blieb. Möchte ich immer vernehmen, daß Ihnen eine ſo einzige Quelle nie verſiegt, und daß ſie mein freundlichſt gedenken.“

Die Aufſätze: „Scenen aus dem Knabenalter“, „Drei Tage am Geſtade der Weichſel und des Dniepr“ u. ſ. w. führen ebenfalls Momente aus Krug von Nidda's Leben dem Leſer vor Augen, während die „Bilder innerer Anſchauungen“ uns in ſein inneres Gemüths- und Gedankenleben einführen und erkennen laſſen, daß der Dichter über die Erſcheinungen des Lebens wenn auch nicht in ſehr origineller, doch ernſter und ſinniger Weiſe nachzudenken wußte. Sehr richtig iſt die Bemerkung, daß der neuere Krieg, „bei ſeiner Fertigkeit fabrikmäßig zu tödten und wie zum Tanz ins Gefecht zu gehen“, im Grunde mehr Todesmuth erheiſcht, als dies im Alterthum und im Mittelalter der Fall war; ferner folgende Sentenz: „In der Jugend liebt man die Einſamkeit, elegiſch-tragiſche Poeſie, und mag kaum faſſen, wie es möglich iſt, im Alter Luſtſpiel oder Poſſe, ja wol die platteſte Farce zu ſehen um ſich an launigen Schriften zu laben. Und doch wie nahe liegt hier der Grund! Im Mittag ſucht man den Schatten gern, doch am Abend minder, denn die Nacht mit ihren Schauern ſteht ſchon zu nahe, man darf ſie nicht erſt durch Täuſchung beſchleunigen. Doch unter den Blumen des Scherzes und Humors vergißt man, wie weit ſchon die Sanduhr abgelaufen, und ſelbſt im Schooſe des tiefſten Ernſtes gaukeln wir gern vor dem Spiegel der Freude.“ Dies iſt wol auch der Grund, daß oft ſelbſt Dichter, die in früherer Zeit einen ſcharf ausgeſprochenen Zug zum Elegiſchen und Tragiſchen hatten, ſich in vorgerücktern Jahren mehr der Behandlung heiterer Stoffe zuwenden. Je mehr Tragödien man ſelbſt erlebt hat und im Leben Anderer vorgehen ſah und je mehr ſich die Ueberzeugung feſtſtellt, daß jeder für ſeine Perſon ſo wenig Tragiſches als möglich zu erleben hofft und wünſcht, um ſo weniger fühlt man ſich aufgelegt, aus der Behandlung der Leiden und tragiſchen Geſchicke Anderer, ſelbſt längſt verſtorbener Menſchen ein poetiſches Gewerbe zu machen. Dieſen „Bildern innerer Anſchauungen“ ſchließen ſich gereimte „Denkſprüche am Lebenswege“ an, in denen nur noch inniger auf Gott und Tugend Bezug genommen iſt. Ein treffender Spruch darin lautet:

> Kein Pyramidenbau ging je aus Menſchenhand,
> Der vor des Bauherrn Geiſt nicht noch weit kühner ſtand.

Die Gedichte ſeiner ſpätern Zeit, welche den dritten Band füllen, zeugen von einer gewiſſen poetiſchen Erregbarkeit und formellen Gewandtheit, doch fehlt ihnen vielfach ſtiliſtiſche Präciſion und Correctheit, und die techniſche Durchbildung, wie wir ſie jetzt verlangen. Krug von Nidda dichtete zu viel und darum häufig ſalop. Auch hatte ſeine Hand ſeit ſeinem fünfzehnten Lebensjahre mehr den Degen als die Feder geführt; es mangelte ihm daher an gediegener Vorbildung, Uebung und Reife. Jedenfalls aber müſſen wir dem Verfaſſer der biographiſchen Notizen recht geben, wenn er zum Schluſſe ſagt: „Wenn auch die tragiſchen Ereigniſſe ſeines Lebens und Vaterlandes es begünſtigten, daß ſich ſeine Muſe mehr einer elegiſchen als humoriſtiſchen Phantaſie überließ, ſo laſſen doch auch dieſe vermiſchten Nachlaßſchriften eine moraliſche Tiefe nirgends verkennen, welche jedem gemüthlichen Leſer bei den manchen frivolen Erſcheinungen der Gegenwart wohlthuend in ihrem Ernſt entgegentritt.“

H. M.

Preußiſche Soldatengeſchichten.

Die Soldaten Friedrich's des Großen. Preußiſche Soldatengeſchichten von Julius von Wickede. Vier Bände. Leipzig, Herbig. 1857. 8. 4 Thlr.

Die neuen Soldatengeſchichten des rühmlich bekannten Verfaſſers ſind dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen geweiht und haben den ausgeſprochenen Hauptzweck, eine möglichſt charakteriſtiſche Schilderung des ſo eigenthümlichen Soldatenlebens im Heere Friedrich's des Großen zu geben. In Rückſicht auf einen weiter ausgedehnten Leſerkreis, den der Verfaſſer dadurch vom Leſen ſchlechter, in ihren Grundſätzen verwerflicher Bücher mit abzuziehen gehofft, erklärt derſelbe in Nebenſachen die reinmilitäriſchen Schilderungen etwas zu laſſen und auch andere Perſönlichkeiten hineingeflochten zu haben; in ſeinen Hauptzügen ſei aber der Inhalt des ganzen Buchs ein ſtreng militärhiſtoriſcher. Mit dieſer ausgeſprochenen Tendenz kann man gewiß nur einverſtanden ſein. Wäre der Verfaſſer nur immer ſeiner Anſicht treugeblieben! Die vorliegenden Soldatengeſchichten haben alle Vorzüge ihrer Vorgänger, die auch von uns mit Freuden anerkannt worden ſind: der treffliche Soldatengeiſt, ehrenfeſt und untadelig, ſpricht ſich darin aus, und ebenſo das Talent zur Detailmalerei, das in der glücklich getroffenen Soldatenſprache ſeinen Ausdruck

nicht verfehlen wird. Aber wir müſſen doch geſtehen, daß uns Vieles in dem Buche verletzt hat. Die ganze Schilderung der Schlagemann'ſchen Compagniewirthſchaft iſt eher eine bitterſte Verhöhnung als ein Lebensbild zu nennen, und es iſt uns unbegreiflich, wie der Verfaſſer eine Offizierdame als eine ſo gemeine, widerwärtige Caricatur darſtellen konnte, welche in allen Scenen, in denen ſie ſpielt, eher geeignet iſt, das weitere Publicum von der Lectüre dieſer Soldatengeſchichten abzuſtoßen. Dem Verfaſſer ſteht ein ſo köſtlicher Soldatenhumor zugebote, daß er nicht nöthig hatte, zu ſolchen Mitteln zu greifen!

Doch wenden wir uns lieber zu den anſprechendern Seiten des Buchs. Wie lebendig beginnt es mit dem Einfangen der wilden Pferde! Das iſt geſchildert, als habe es der Verfaſſer ſelbſt mitgemacht. Noch bis in die zwanziger Jahre unſers Jahrhunderts, ehe ſich die vaterländiſche Pferdezucht ſo weit gehoben hatte, daß ſie den ganzen Bedarf für die Armee liefern konnte, bezog die preußiſche Cavalerie einen Theil ihrer Remonte aus der Moldau. In großen Heerden wurden dieſe noch niemals aufgeſtallten, ungezähmten Thiere auf Gefahr des Lieferanten — eines gewiſſen Lippmann, der ſelbſt in der Moldau „Tabunen" beſaß — bis Pleß in Oberſchleſien getrieben, wo die Remontecommandos ſie erwarteten. Der Modus der Vertheilung war aber zuletzt anders, als der Verfaſſer ihn ſchildert. Die Remonteoffiziere der verſchiedenen Regimenter loſten um die Reihenfolge der Wahl und jeder wählte danach unter den frei umherlaufenden oder graſenden Pferden nur eins auf ein mal aus, das er zum Einfangen bezeichnete. Es gehört ein Kennerauge dazu, um den Werth des Pferdes unter all dem Schmuz, den Zotteln und Weichſelzöpfen, mit denen die nie geſtriegelten oder gekämmten Thiere behaftet waren, zu erkennen. Dann fingen es die Tabunſchiks, und ſobald ihm die Halfter aufgelegt war, wurde es an ein altes Pferd, auf dem der Cavaleriſt ſaß, gekoppelt, mit dem es in der Regel ſofort durchging, bis es müde war oder die Kraft des alten Pferdes im Widerſtande überwog. Es waren meiſt ſehr böſe Pferde, von denen ſich viele bei der Dreſſur zuſchanden machten; was aber durchkam, war von unvergleichlicher Dauer. Referent erinnert ſich eines Schimmels, des beſten Läufers im Regiment, der einmal einem Rückfall in ſein Nomadenleben unterlag. Bei einem großen Cavaleriemanoeuvre riß er ſich im Lager bei Charlottenburg los, und wählte den Thiergarten zu ſeinem Aufenthalte, wo er zum Schrecken der berliner Luſtwandelnden hauſte und, da er ſehr böſe war, alle Verſuche ihn einzufangen verhinderte. Nachher ſchloß er ſich freiwillig ſeiner Escadron, als ſie zur Tränke ritt, wieder an und ließ ſich wieder auftrenſen und nach dem Lager führen. Auch eine Pferdegeſchichte, aber eine wahre! Der Unteroffizier, der jenen moldauer Schimmel ritt, lebt noch als Invalid.

Den Kriegsbildern des Verfaſſers, in denen uns die Helden Seydlitz und Ziethen begegnen, folgen wir mit Freuden. Wir betrachten ſie wie Compoſitionen eines Malers, an deren Kunſtwerth wir uns freuen, ohne viel nach der ſtreng-hiſtoriſchen Treue zu fragen. Mit dieſer hat es der Verfaſſer nicht genau genommen. Im Jahre 1744 z. B. konnten die Truppen Maria Thereſia's nicht kaiſerlich-königliche heißen, da Kaiſer Karl VII. ihr Gegner war, und 1712 hat es keinen Feldzug in Italien gegeben, welches ſchon 1706 durch Convention von den Franzoſen geräumt war. Mäntel trugen die Truppen damals nicht, ſie waren ſeit 1740 abgeſchafft, daher der Spaß des alten Deſſauers mit dem Corporal Darenberger nicht auf dies Kleidungsſtück ſich beziehen konnte. Ebenſo wenig hat der Fürſt von Deſſau an der Schlacht von Mollwitz theilgenommen, wie hier berichtet wird, da ihn der König bekanntlich, weil er den Mentor in ihm ſcheute, gar nicht zur Operationsarmee berufen hat. Welche Schlacht in der Gegend von Schweidnitz geliefert worden, wird der geſchichtskundige Leſer wol aus der Beſchreibung des Reitergefechts, in welchem Seydlitz eine Hauptrolle ſpielt, nicht erkennen: ſoll die von Hohenfriedberg gemeint ſein? Aus dieſer wären doch ganz andere Bilder aufzuſtellen geweſen. Wir haben ſo viel Gutes gefunden, daß wir es für unſere Pflicht halten, auch unſere Bedenken über die Verſtöße auszuſprechen, welche in einer Schilderung der „Soldaten Friedrich's des Großen" wol nicht vorkommen ſollten und ſo leicht zu vermeiden geweſen wären, wo die Quellen ſo reichlich fließen, daß man ſich nur die Mühe des Schöpfens zu geben braucht. Wer darüber hinwegſieht, wird aber gewiß an dieſem neuen Werke des beliebten Verfaſſers, wie an den frühern, deren Verdienſte wir mit wahrer Freude anerkannt haben, eine angenehme Unterhaltung finden. Beſonders empfehlen wir die Schilderung der Schlacht von Keſſelsdorf, die uns beſonders gelungen erſcheint. Ebenſo werden dem Leſer im dritten Bande die Scenen aus den Schlachten von Prag und Kollin gefallen. Ganze Schlachten oder gar den Krieg im Zuſammenhange hat der Verfaſſer nicht ſchildern wollen, ſondern „die Soldaten Friedrich's des Großen", daher wir die ſpringende Erzählungsweiſe gerechtfertigt finden. In dem wilden und naturgemäß rohen Gewirr iſt eine wahrhaft wohlthuende Epiſode das Stilleben im Walde bei Küſtrin, in welches wir dann geführt werden. Der Ueberfall von Gotha iſt ergötzlich geſchildert; es thut nichts, daß er in Wirklichkeit nach neuern Berichtigungen ſich anders zugetragen hat. Letztere haben denn auch die ſprichwörtlich gewordene Schmach der Reichsarmee wenigſtens von einigen Truppen derſelben genommen. Aus der Schlacht von Leuthen werden uns mehre Scenen mit gewohnter Lebendigkeit dargeſtellt. Einige kleine Verſehen hätten ſich wohl vermeiden laſſen, z. B.: das Regiment Modena, das von den Gardes-du-Corps geſprengt wurde, war nicht Infanterie, ſondern Dragoner.

Der vierte Band führt uns wieder nach der Gegend von Küſtrin, wo wir ſchön und anziehend das Hausweſen eines wackern Edelmanns geſchildert ſehen, die Greuel der feindlichen Koſacken leſen, einen friſchen Ueberfall derſelben durch preußiſche Huſaren und dann die Schlacht von Zorndorf. Der Verfaſſer weiß immer wieder geſchickt die Heldengeſtalt des großen Königs in den Vordergrund zu bringen, vorzüglich im Verkehr mit ſeinen Soldaten, die ſich Manches gegen den Herrn, den ſie vergötterten, herausnehmen durften. Unter den vielen Figuren, die als Repräſentanten der letztern vorgeführt werden, iſt der „Berliner" beſonders glücklich gezeichnet. Mit großer Vorliebe hat der Verfaſſer aber den General von Seydlitz behandelt, welcher nächſt dem Könige die Hauptperſon des ganzen Buchs iſt. Auch ſeiner ſpätern Schickſale, ſeiner unglücklichen Ehe, und daß er fünf Jahre nach dem Kriege im rüſtigſten Mannesalter geſtorben, iſt noch gedacht. Seine Tochter, welche vier mal verheirathet war und nach ihrer letzten getrennten Ehe wieder den Namen ihres Heldenvaters annahm, hat Referent noch in ihrem hohen Alter auf dem kleinen Landgute in der Lauſitz, wo ſie zuletzt lebte, gekannt. Das Werk ſchließt mit dem Hubertusburger Frieden und wird, wir wiederholen es, trotz der Bedenken, die wir ehrlich ausſprechen mußten, gewiß vielen Leſern eine angenehme Unterhaltung gewähren. Wir halten es für unſere Pflicht, auch die wahrhafte Soldatenfrömmigkeit noch beſonders hervorzuheben, mit welchen der Verfaſſer ſeine Gebilde, wo es der Anlaß gab, geſchmückt hat. Die Soldatenlieder aus jener Zeit, welche eingeflochten ſind, werden eine willkommene Zugabe ſein.

Die Correctur des Werks, die der Verfaſſer nicht ſelbſt beſorgen konnte, iſt übrigens unbeſchreiblich nachläſſig geſchehen, conſequent leſen wir z. B. Kardätſchen (das Franzöſiſche iſt namentlich malträtirt), Escorde, contant ſtatt content, u. ſ. w.; ſelbſt der Datum der Schlacht von Kollin iſt verdruckt.

54.

Notizen.

Eine neue Auslaſſung Taillandier's über den deutſchen Roman.

Saint-René Taillandier hält es für ſeine Pflicht und Schuldigkeit, von Zeit zu Zeit in der „Revue des deux mondes" ſein richterliches Urtheil über Erſcheinungen der deutſchen Literatur abzugeben und den deutſchen Poeten mit der Miene franzöſiſcher Ueberlegenheit und Unfehlbarkeit Rathſchläge und Lectionen zu ertheilen. Dies hat er neuerdings in dem erſten Novemberheft der genannten Revue in einem „Récits philosophiques et populaires de Berthold Auerbach" überſchriebenen Aufſatz gethan. Zuvörderſt beginnt Taillandier mit trübſeligen Klagen über das Darniederliegen der poetiſchen Production in England (hier jedoch mit Ausnahme des Romans) wie in Frankreich und Deutſchland. In letzterm Lande, meint er, ſtürben die Poeten immer mehr aus: Heine ſei todt, Uhland ſchweige, Rückert wiederhole ſich, was nur eine „facheuse façon de se taire" ſei; das Theater erſchöpfe ſich in vergeblichen Verſuchen, und der Roman, trotz theilweiſer Erfolge, könne bei weitem mit der engliſchen Schule nicht rivaliſiren. Während ſich ſo die Männer von Phantaſie nutzlos abquälten, die Nation das Hinſchwinden ihrer großen Meiſter vergeſſen zu machen, ſetze die „grande critique" ihre Eroberungszüge fort. Schiller und Goethe ſeien heimgegangen, ohne Erben zu hinterlaſſen; W. von Humboldt, Hegel, Otfried Müller, Schlegel, Schleiermacher hätten Schüler, welche ihre Grundſätze anwendeten, oder Nachfolger, welche ſie erneuerten. Das lieſt ſich faſt wie eine Ueberſetzung aus gewiſſen deutſchen Blättern, welche nicht müde werden, ihre Freude darüber zu verkünden, daß es mit der Fähigkeit zu dichten nun überhaupt aus ſei. Dabei verkennen auch wir keineswegs, daß auf einigen Gebieten der poetiſchen Production unter allen Völkern allerdings eine gleichmäßige fühlbare Ermattung eingetreten zu ſein ſcheint. Der Franzoſe geht hierauf zu einer ziemlich detaillirten Kritik der Schöpfungen Auerbach's über, und nennt unter Anderm das „Schatzkäſtlein des Gevattersmanns", trotz mancher „histoires un peu puériles", eins der beſten Bücher Auerbach's, eins der beſten Bücher dieſer Gattung überhaupt, welche ſeit langem in Deutſchland erſchienen ſeien. Am „Barfüßele" werden nur das erſte Capitel und einige Einzelheiten gelobt, ſonſt aber wirft er dieſem Product Mangel an Neuheit und Erfindung vor. Er ertheilt Auerbach den Rath, nun endlich doch mit Dorfgeſchichten, die als Reaction gegen die Sternberg'ſche Salonnovelliſtik ſehr verdienſtlich geweſen, aufzuhören und ſich an den großen Problemen zu verſuchen, indem er es unternehme, die Laſter und Tugenden der wahren Geſellſchaft dieſer Zeit zu zeichnen. Taillandier kommt dann, in etwas gezwungener Wendung, auf Dresden zu ſprechen, wo Auerbach jetzt lebe, neben ihm Ludwig Richter, der Maler volksthümlicher Sitten, Rietſchel, Hettner, Gutzkow, den man trotz ſeiner letzten Dramen doch nicht mit Stillſchweigen übergehen könne (wie großmüthig!), Julius Hammer, „un poète généreux", und vor Allen der „kraftvolle" Autor der „Makkabäer" und des Romans „Zwiſchen Himmel und Erde", Otto Ludwig. Man erkennt deutlich, daß es Taillandier nur darauf ankommt, ſeine Bekanntſchaft mit Dresden und einer Partie deutſcher Schriftſteller und Künſtler zu documentiren. Den deutſchen Romanſchriftſtellern, unter denen er noch ganz eilig Otto Müller und Hermann Kurz anführt, wird dann überhaupt der Rath ertheilt, ſich an die lebende Geſellſchaft zu wenden. Einige hätten dies zu thun verſucht, wie Gutzkow in den „Rittern vom Geiſte", aber es fehle ihnen insgeſammt die „gravité morale" und „netteté de style" Auerbach's. Gutzkow, der bei Taillandier ſehr in Ungnade gefallen zu ſein ſcheint, habe unerſchrocken ein Gemälde der zeitgenöſſiſchen Angelegenheiten in Angriff genommen, aber neben einigen glücklichen Scenen wie viele phantaſtiſche Erfindung! welcher Mangel an Wahrheit! wie viele Capitel, wo der Beobachter dem Belletriſten den Platz räume! Robert Prutz, deſſen Verſe er getadelt habe (die aber trotz dieſes Tadels doch eine vierte Auflage erlebt haben!), deſſen muthige und ehrenhafte Thätigkeit er aber hochſchätze, habe eine Reihe von Romanen geliefert, in denen die Erfindung bald ſchwächlich, bald gewaltſam ſei. Jetzt ſei er zu ſeinem Werke über Holberg auf das literarhiſtoriſche Gebiet zurückgekehrt, auf dem er bleiben möge. Fanny Lewald habe noch viel zu thun, um ſich von ihrem Pantheismus freizumachen und ihre ſinnigen Beobachtungen nicht durch „idées préconçues" zu beeinträchtigen. Die ziemlich kühle Stelle über Freytag theilen wir franzöſiſch mit: „Reste enfin Mr. Gustave Freytag. Il s'en faut bien toutefois que Mr. Freytag soit un talent complet. C'est l'absence des romanciers qui a fait son triomphe, c'est aussi le désir que l'Allemagne éprouve de ce voir représentée autrement que dans les études rétrospectives ou dans des histoires de village. Mr. Freytag a osé peindre les hommes de son temps, voilà sa force; il est diffus, il manque de concentration et de sel, c'est là sa faiblesse." Man ſieht, daß Taillandier etwa ein halb Dutzend Namen oder auch ein paar mehr kennt, die er immer wieder zu einem neuen Farbenſpiel zuſammenſchiebe, wenn er ſein kritiſches Kaleidoſkop dreht.

Ein Jahrbuch für Iſraeliten.

Das von Joſeph Wertheimer herausgegebene „Jahrbuch für Iſraeliten" (vierter Jahrgang; Wien, Sommer) gehört hierher im Grunde nur wegen einiger darin enthaltenen poetiſchen Beiträge: „Der Becher des Propheten", Legende in 12 Romanzen von A. Jeitteles, „Das gute Elend", Legende von Leopold Stein und „Die Prinzeſſin", eine Erzählung von Leopold Kompert. Letztere, bei der wir einen Augenblick verweilen wollen, iſt eigentlich eine jüdiſche Dorfgeſchichte, in der zweierlei Tendenzen verarbeitet ſind. Die erſte beſteht darin, die Iſraeliten für die Feldwirthſchaft und das bäuerliche Leben zu gewinnen. Dieſe löbliche Tendenz iſt dem Verfaſſer eigenthümlich und liegt auch ſchon ſeinem frühern Romane „Am Pfluge" zugrunde. Im Allgemeinen freilich ſcheinen dieſe an lebhaften Verkehr gewöhnten Kinder des Orients nicht den hervortretenden Hang der Germanen zu haben, ſich im Bereich eines Hufenbeſitzes abzuſperren, die Woche über im Schweiß des Angeſichts ſchwer zu arbeiten und dann Sonntags nach deutſcher Art ſich in der Dorfſchenke für ihre Mühſale zu entſchädigen. Die zweite Tendenz iſt eine ſchon hundertfach und in den mannichfaltigſten Variationen verarbeitete: es iſt die, den Contraſt zwiſchen der Geſundheit des natürlichen Verſtandes und der Krankheit der Ueberbildung aufzudecken. Allerdings iſt die Hyperbildung vom Uebel und mit manchen Gefahren gepaart; wenn aber der Verfaſſer die verbildete jüdiſche Stadtjungfer, an welcher er dieſes Uebel aufzudecken ſucht, ſo weit gehen läßt, daß ſie die Bücher, an denen ihr Geiſt erkrankt, in den Mühlbach wirft und ſo mit ihrer ganzen Vergangenheit bricht, ſo läßt ſich da doch mancherlei fragen; zunächſt: wird das „Prinzeſſel" Roſel wirklich im Stande ſein, eine vollkommene Bäuerin zu werden und nie mehr nach den Hülfsmitteln ihrer geiſtigen Bildung Sehnſucht empfinden? Sodann: iſt es wirklich vom höhern Standpunkt zu wünſchen, daß die Gefahren literariſcher Bildung nur dadurch beſeitigt werden, daß man die Geſellſchaft der Gefahr des Rückfalls in bäuriſche Roheit und eigennützige Beſchränktheit ausſetzt? Endlich drittens: wenn die Bücher vom Uebel ſind, warum ſchreiben wir ſelbſt noch Bücher? Warum werden wir Schriftſteller nicht ſelbſt ſämmtlich Oekonomen oder etwas Aehnliches? Geben wir mit ſolchen Polemiken nicht jenem Khalifen Recht, welcher kurzen Proceß machte und die ganze alexandriniſche Bibliothek mit all ihren koſtbaren Schätzen in Schutt und Staub verwandelte? Und wer ſoll unſere Bücher leſen, wenn Niemand die zu deren Lectüre doch gewiß ſehr nöthige Vorbildung erwerben ſoll? Davon abgeſehen, enthält die Kompert'ſche Erzählung manche recht glückliche Züge, die Charaktere ſind gut gezeichnet und

der Brief des gelehrt thuenden Lehrers Julius Arnſteiner an ſeine ehemalige, nun abtrünnige Schülerin lieſt ſich höchſt ergötzlich. In einem Aufſatze von Max Grünbaum über das amſterdamer Judenviertel mit der Ueberſchrift „Amſterdam von der weſtöſtlichen Seite“ begegneten wir einer eigenthümlichen Sage. Bekanntlich gehören Fiſche zu dem culinariſchen Sabbathapparate. Nun gibt es einen Fiſch, der ſogar einen jüdiſchen Namen „Moſche-Rabbenu-Fiſch“ trägt. Dieſer Fiſch hat den Rücken entlang einen deutlichen Streifen, zu deſſen beiden Seiten die Färbung etwas verſchieden iſt. Als nämlich Moſes das Rothe Meer ſpaltete, befand ſich der Urahn dieſes Fiſches gerade in der Theilungslinie, die mitten über ſeinen Rücken hinlief. Daher der Streifen und daher der Name.

H. M.

Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Der Verſchwender. Erzählung. Aus dem Engliſchen von W. E. Suſemihl. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1858. Gr. 16. 1 Thlr.

Arnim, Giſela v., Dramatiſche Werke. Zwei Bände. Bonn, Weber. 8. 2 Thlr.

Barach, C. S., Die gegenwärtige Aufgabe der Philoſophie, aus der bisherigen Stellung der Philoſophie zum Leben und den Foderungen des Lebens entwickelt. Wien, Braumüller. 1858. Gr. 8. 28 Ngr.

Bauer, Sophie, Roſengeplauder. Märchen für junge Damen. Stuttgart, Chelius. 1858. 16. 18 Ngr.

Blicke in die Apokalypſe. Baſel, Bahnmaier. Gr. 8. 10 Ngr.

Böttger, A., Buch der Sachſen. Originaldichtungen aus der ſächſiſchen Geſchichte. Mit einem Titelbild nach Kretſchmer geſtochen von Lämmel. Leipzig. 1858. Lex.-8. 5 Thlr.

Briefe Goethe's und der bedeutendſten Dichter ſeiner Zeit an Herder. Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. v. Herder. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1858. 8. 2 Thlr.

Briefe an Herder von Lavater, Jacobi, Forſter und Andern. Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. v. Herder. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1858. 8. 2 Thlr.

Chmel, J., Die österreichischen Freiheitsbriefe. 1ster Artikel. Wien, Gerold Sohn. Lex.-8. 9 Ngr.

Corrodi, A., Aus Wald und Feld. Geſchichten, Verſe und Bilder. Mit 8 colorirten Bildern. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1858. Br. 8. 27 Ngr.

Corvinus, J., Ein Frühling. Braunſchweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Droßbach, M., Die Harmonie der Ergebniſſe der Naturforſchung mit den Forderungen des menſchlichen Gemüthes oder die perſönliche Unſterblichkeit als Folge der atomiſtiſchen Verfaſſung der Natur. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Durſch, G. M., Symbolik der chriſtlichen Religion. In zwei Bänden. 1ſter Band. — A. u. d. T.: Symbolik des moſaiſchen und chriſtlichen Cultus. Tübingen, Laupp. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Eliſabeth. Eine Geſchichte, die nicht mit der Heirath ſchließt. Von der Verfaſſerin des „Tagebuchs eines armen Fräuleins“. Zwei Bände. Halle, Fricke. 1858. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Die Engländer in Paris. Humoriſtiſche Novelle. Aus dem Engliſchen von A. Kretzſchmar. Leipzig, O. Wigand. 1858. 16. 10 Ngr.

Eſchenbach, W. v., Parcival. Rittergedicht. Aus dem Mittelhochdeutſchen zum erſten male überſetzt von San-Marte. Zwei Bände. 2te verbeſſerte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 4 Thlr.

Fiſcher, J. C., Ueber die Freiheit des menſchlichen Willens. Leipzig, O. Wigand. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Frauenſtädt, J., Briefe über natürliche Religion. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Freytag, G. A., Zur Reform der Kirche. Ein Rathgeber für gebildete Proteſtanten, inſonderheit für die kirchlichen Vertreter der Gemeinden. Potsdam, Rolle. Gr. 8. 12 Ngr.

Friedrich, F., Des Zweiflers Umkehr. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Wiedemann. 1858. 8. 3 Thlr.

Galen, P., Baron Brandau und ſeine Junker. Aus den Papieren eines Arztes. Zwei Theile in vier Abtheilungen. Leipzig, Kollmann. 1858. 8. 5 Thlr.

Gundling, J., Verworfen. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Wiedemann. 1858. 8. 3 Thlr.

Hartmann, M., Erzählungen eines Unſtäten. Zwei Bände. Berlin, Beſſer. 1858. Gr. 8. 3 Thlr.

Jahrbuch deutſcher Belletriſtik auf 1858. 4ter Jahrgang. Mit Beiträgen von M. Beilhack, Fr. Bodenſtedt, G. Fr. Daumer, J. v. Düringsfeld ꝛc. Herausgegeben von S. Kapper. Mit dem Bildniſſe Karl Gutzkow's in Stahlſtich. Prag, Bellmann. 8. 1 Thlr.

Kieſel, K., Vorleſungen über die Geſchichte der vorchriſtlichen Zeit, gehalten zu Düſſeldorf im Winter 1855—56. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 24 Ngr.

Laris, Paula, Weiße Roſen. Gedichte. Berlin, R. Kühn. 1856. 12. 20 Ngr.

Melena, Elpis, Memoiren eines ſpaniſchen Piaſters. Zwei Theile. Braunſchweig, Vieweg u. Sohn. 8. 3 Thlr.

Menken, G., Schriften. Vollſtändige Ausgabe. Sieben Bände. Bremen, Heyſe. 1858. Gr. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Minerva. (Neue Folge.) Ein Journal in zwangloſen Heften für Geſchichte, Politik u. ſ. w. zugleich als Weimariſch-Jenaiſches Jahrbuch für deutſche Literatur, ſchöne Kunſt und Culturgeſchichte, redigirt von F. Bran. October 1857 — September 1858. Zwei Bände. Jena, Bran. Gr. 8. Jeder Band 2 Thlr. 21 Ngr.

Minnelieder eines Kloſterbruders. Schaffhauſen, Hurter. 8. 18 Ngr.

Niemeyer, E., Ueber Herder's Cid. Eine Monographie zur Würdigung und Erläuterung des Gedichts. Crefeld, Kühler. Gr. 8. 10 Ngr.

Novalis, Gedichte. Berlin, G. Reimer. 16. 1 Thlr.

Predigten von Freunden der Union. Herausgegeben im Auftrage des Comité's der Unionsvereine von W. Müller. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schliephake, F. W. T., Von dem Urſprunge des Hauſes Naſſau. Gegenwärtiger Stand dieſer Frage. Wiesbaden, Kreidel u. Niedner. Gr. 8. 10 Ngr.

Triſtans Eltern. Von Reimar dem Alten. Gießen, Ricker. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Bethmann-Hollweg, v., Referat über evangeliſche Katholicität auf dem Kirchentage zu Stuttgart am 23. September 1857. Berlin, Hertz. Gr. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Erinnerung an die Bedeutſamkeit des 24. November 1757 zum Säcular-Gedächtniß des ſiebenjährigen Kriegs in Hannover, Kurheſſen, Braunſchweig, Sachſen-Gotha und Bückeburg. Seinen Kameraden dortſelbſt gewidmet von einem norddeutſchen Offizier. Hanau, König. Gr. 8. 4 Ngr.

Kruger, F. J., Wohin ſoll der Deutſche auswandern? Entwurf einer deutſchen Kolonial-Politik. Hamburg, F. Schuberth. 8. 8 Ngr.

Lange, W., Anti-Georgens. 2tes Heft. Erziehung zur Arbeit durch Arbeit? Ein Beitrag zur Würdigung dieſer Frage. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 5 Ngr.

Seiler, F., 95 Theſen wider die falſche Union. Zur Nachfeier des Reformationsfeſtes allem Lutheriſchen Volke unſeres Vaterlandes dargeboten. Halle, Mühlmann. 1858. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unſere Zeit.

Jahrbuch zum Converſations-Lexikon.

Das elfte Heft dieſes neuen populär-encyklopädiſchen Werks iſt ſoeben erſchienen und nebſt den frühern Heften ſowie einem ausführlichen Proſpect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Daſſelbe enthält Folgendes:

Die gegenwärtigen Zuſtände des chineſiſchen Reichs und ſeine Stellung zu den Vertragsmächten. (Von Karl Friedrich Neumann.) — **Eugène Sue.** — **Konrad Kern.** Kleinere Mittheilungen: Boiſſonade (Jean François B. de Fontarabie). — Bright (John). — Bryant (William Cullen). — Cavaignac (Eugène Louis). — Dahl (Johann Chriſtian Clauſen). — Dana (Richard Henry). — Eugen (Friedrich Eugen Karl Paul Ludwig). — Greeley Horace). — Greenough (Horatio). — Held (Guſtav Friedrich). — Iſambert (François André). — Manin (Danielo). — Newolin (Konſtantin Alexejewitſch). — Ney (Napoléon Joſephe). — Quatremère (Etienne Marc). — Reyher (Karl Friedrich Wilhelm von). — Senkowſki (Joſeph). — Simonow (Iwan Michailowitſch). — Turner (Joſeph Mallord William). — Whittier (John Greenleaf).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Beſitzer der zehnten Auflage des Converſations-Lexikon

ſowie für die der „Gegenwart" und der verſchiedenen Converſations-Lexika. Daneben hat daſſelbe jedoch einen durchaus **ſelbſtändigen Werth**, indem es beſtimmt iſt, **das Zeitleben in Staat, Geſellſchaft, Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur** zu ſchildern und alle neuen Ereigniſſe, Perſönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetiſche Reihenfolge friſch und anſchaulich darzuſtellen.

Das Unternehmen iſt von der deutſchen Preſſe mit ſeltener Einſtimmigkeit höchſt anerkennend begrüßt worden und hat ſich bereits einen ſehr anſehnlichen Leſerkreis erworben.

Monatlich erſcheint ein Heft von 4—5 Bogen zu 5 Ngr., ſodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zuſammen einen Band bilden.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Soeben erſchien im Verlag des **Oeſterreichiſchen Lloyd** in Trieſt und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lloyd's illuſtrirte Reiſebibliothek.

III: Aegypten.

Reiſehandbuch für Aegypten und die angrenzenden, dem Paſcha unterworfenen Länder von Dr. **Moritz Buſch.** Mit 14 Anſichten, 1 Reiſekarte und 1 Plane von Kairo. In Callico gebunden. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. C.-M., oder 3 Fl. 36 Kr. Rh.

Bei **Friedr. Ludw. Herbig** in Leipzig erſchien | und iſt in allen Buchhandlungen des In- und Ausland | haben:

Dähnhardt, L., Katharina

Gruß an Schleswig-Holſtein.

Roman. Zwei Theile. 8. Eleg. geh. Preis 2

Ich erlaube mir das gebildete Publicum auf dieſes gemäße Werk aufmerkſam zu machen, welches in anmut und lehrreicher Erzählung das deutſche Element tr ſchildert und nationale Perſonen der Gegenwart auf de Schleswig-Holſtein ſpielenden Schauſpiele vorführt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geſchichten und Räthſelhafte Menſch

Sammlung verborgener oder vergeſſener Merkwürdigk

Herausgegeben von

Friedrich Bülau.

Achter Band. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Anton von Schlieffen und Adam von Schlieben. — II Herzogin von Chevreuſe. Frei nach Couſin von E. Köhler III. Die Gräfin von Berlepſch. — IV. Der Großkanzler Bei Nach Familienpapieren und zeither meiſt ungedruckten Actenſtücke V. Grafen Lynar. — VI. General Tottleben. — VII. Jean Venel, Leben eines Arztes. Von E. Köhler. — VIII. Jean çois Henri Venel. Leben eines Pädagogen. Von E. Köhle Miscellen. — Nachträge und Berichtigungen.

Der **erſte bis ſiebente Band** dieſes für die wei Kreiſe beſtimmten und von dem deutſchen Publicum wega nes reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten B aufgenommenen Werks haben denſelben Preis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinsius' Bücher-Lexikon.

Zwölfter Band,

die von 1852—56 erschienenen Bücher und Berichtigu früherer Erscheinungen enthaltend. Herausgegebe ***Albert Schiller.*** Vierte Lieferung. (Eckert Gehe.) 4. Preis einer Lieferung auf Druckpapier 25 N auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der **achte** und **neunte Band** dieses Werks, her gegeben von **O. A. Schulz**, und der **zehnte** und el **Band**, herausgegeben von **A. Schiller** — die Erschein der Jahre 1828—51 enthaltend —, bilden unter den Ti **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** auch als sich bestehendes Werk und werden zusammengen für 16 Thlr. erlassen. Einzelne Bände 5 Thlr. Säm liche elf Bände (1812—55) **zusammengenommen** be im **ermässigten Preise** 36 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. —— Nr. 51. —— 17. December 1857.

Inhalt: Friedrich von Gentz' Briefwechſel mit Chriſtian Garve und Adam Müller. Von **Hermann Marggraff.** — Epiſches und Lyriſches. Von **Emanuel Raulf.** — Aus der Geſchichte des ſächſiſchen Königshauſes. Von **Karl Zimmer.** — **Notiz.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Friedrich von Gentz' Briefwechſel mit Chriſtian Garve und Adam Müller.

1. Friedrich von Gentz' Briefe an Chriſtian Garve. (1789—98.) Herausgegeben von Schönborn. Breslau, Max u. Comp. 1857. 8. 10 Ngr.
2. Briefwechſel zwiſchen Friedrich von Gentz und Adam Heinrich Müller. 1800—1829. Stuttgart, Cotta. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Unter den Briefreliquien bedeutender Perſonen, die in letzter Zeit zum Druck befördert worden ſind, nehmen die vorliegenden Brieſſammlungen ein ganz beſonderes Intereſſe in Anſpruch. Beide Briefwechſel ſchließen ſich, nur mit der Lücke eines einzigen Jahres (1799) genau aneinander und hellen den innern Entwickelungsgang Friedrich's von Gentz, des bisher einflußreichſten deutſchen Publiciſten und eines der erſten Meiſter im Stil, mit einer Deutlichkeit auf, die nichts zu wünſchen übrig und ſchwerlich ein Winkelchen ſeines Seelenlebens unbeleuchtet läßt. Die feſtſtehenden Anſichten über die Charakterſchwäche des Mannes wie über ſeine mancherlei politiſchen Wetterwendigkeiten und Verſündigungen werden durch die Blicke, die wir hier in ſein Innerſtes thun, zwar nicht widerlegt, eher beſtätigt, aber auch in einer Weiſe pſychologiſch erklärt, daß in uns unwillkürlich für den Menſchen eine innige Theilnahme hervorgerufen wird, die wir dem Politiker vielleicht nothgedrungen verſagen müſſen, während unſere Achtung, ja Bewunderung für ſeine große geiſtige Begabung und Verſatilität durch die Lectüre dieſer Briefe unter allen Umſtänden nur geſteigert werden kann. Der zu große Luxus geiſtiger Gaben, womit er ausgeſtattet war, hemmte und erſtickte die Entwickelung ſeines Charakters. Dieſer überlegene Geiſt, der ihn zuletzt zu einer faſt diaboliſchen Verachtung und Negirung alles wahrhaft Hohen und Edeln im Völkerleben trieb, war aufs äußerſte erfinderiſch und bot ihm die reichſten Hülfsquellen, die dazu nöthig ſind, um einen irrenden, in Genuß- und Selbſtſucht befangenen Geiſt vor ſich ſelbſt ſophiſtiſch mit der Macht der Umſtände und der Schlechtigkeit der Welt zu entſchuldigen. Dabei werden wir aber, wenn wir nur aufmerkſam leſen, bei Gentz einen unzerſtörten Nerv des Guten und Wahren ſelbſt bis in ſeine letzten Tage hinein verfolgen können. Mit einem einſeitig fanatiſchen Urtheil würde man einem genial begabten Manne wie Gentz nicht gerecht werden, zumal in dem Staatengallert Deutſchland mit ſeinen innern Schwankungen, ſeinen getheilten religiöſen, politiſchen, finanziellen und geiſtigen Intereſſen, ſeinen chaotiſchen Widerſprüchen und Eigenſinnigkeiten, ſeiner noch in der erſten Kindheit liegenden Volksmeinung, ſeinem Dualismus und Pluralismus in Allem und Jedem.

Dreiſt aber dürfen wir behaupten, daß Gentz' Gemüth von Haus aus ein zartorganiſirtes, ja enthuſiaſtiſches und vielleicht nur zu weiches, daher auch gegen die Verlockungen der Welt zu nachgiebiges war. Ein epikuräiſches war es, kein ſtoiſches, und als einen ſeiner Hauptfehler bezeichnete Gentz ſelbſt die ihm angeborene Angſt und Furcht, die ihn auf Schritt und Tritt begleiteten und die er im Taumel fein ſybaritiſcher Genüſſe zu vergeſſen ſuchte. Daher auch ſein ſpäter immer wachſender Abſcheu gegen jeden gewaltſamen Umſchwung und ſein ſelbſt ſataniſches Geſtändniß, daß er über den Untergang alles Großen und Edeln eine ſataniſche Freude empfinde, bei welchem Geſtändniß er die prächtige Butter ſeines Frühſtücks herausſtrich. Mit der Offenheit, die ihm eigen war, nannte er ſich ſelbſt in einem Briefe an Rahel das erſte aller Weiber. Freiherr von Andlaw ſchildert ihn in ſeinen erſt kürzlich erſchienenen „Erinnerungsblättern aus den Papieren eines Diplomaten" wie folgt:

Als ich Gentz zum erſten male ſah, hatte er ſchon das ſechzigſte Jahr erreicht. Seine äußere Erſcheinung hatte nichts Ausgezeichnetes. Die Haltung war vorwärtsgebeugt, der Gang ſchleichend und unſicher; eine röthliche Perücke deckte den Kopf, ſein Anzug war reinlich, nicht ganz mit der Mode Schritt haltend. Der Ausdruck ſeiner Phyſiognomie war klug, ſein Blick aber ſcheu, ſowie ſich überhaupt in ſeinem Auftreten eine ſeiner Haupteigenſchaften, die Furcht, ausſprach. Man begegnete ihm daher ſelten zu Fuß, meiſtens im Fiaker, oder er ließ ſich in einer Sänfte tragen. In Geſellſchaft befand ſich Gentz nur dann behaglich, wenn ihn bekannte Geſichter umgaben; ein Fremder, eine ihm unheimliche Geſtalt oder gar

ein Schnurrbart machten ihn wortkarg. Ein paar große ſchwarze Brillen, welche er vor die Augen hielt, dienten ihm als Contenance und zugleich dazu, die Anweſenden zu muſtern. Alles, was ihm nicht gefiel, ihm Furcht einflößte, nannte er einen Greuel; jedes Poltern, jedes heftige Auftreten oder Geſchrei, jedes martialiſche Geſicht, jeder übermäßig Luſtige oder gar Betrunkene, vor allem jeder Revolutionär waren ihm ein Greuel; ein politiſcher Mord, ein Aufſtand brachten ihn wochenlang außer aller Faſſung. Gentz ſcherzte oft über dieſe nicht zu überwindende Furcht, nannte ſie Beſchaffenheit der Nerven. Was iſt Muth? fragte er oft; eine Gabe, die mir die Natur verſagt hat, wie ſie Andern die Empfänglichkeit für die Töne oder der Farben Reiz und Unterſchied verſagte.

Eine ſeiner edelſten Eigenſchaften dagegen war ſein Gefühl für Freundſchaft, das Bedürfniß des Sichhingebens an Individuen (z. B. auch an Rahel), denen er ſein Vertrauen ſchenkte, von denen er lernen konnte. Hier bewies er eine Zähigkeit, die ſonſt nicht in ſeinem Charakter zu liegen ſchien. Wir werden ſehen, mit welcher faſt rührenden Innigkeit er als junger Mann an Garve hing, mit welcher Zärtlichkeit und liebevollen Sorgfalt, faſt mit der eines Kindes um ſeinen Vater, er um ſeinen ältern Freund bemüht war. Dieſelbe Treue bewies er gegen Adam Müller, den er nicht locker- und losließ, obſchon es an Differenzpunkten nicht fehlte. Ueberhaupt bietet ſein Briefwechſel mit Müller manche Parallele zu dem Goethe-Schiller'ſchen. Die in beiden Correſpondenzen hervortretenden Tendenzen ſind allerdings ganz entgegengeſetzter Art. Goethe und Schiller behandelten in ihren Briefen ausſchließlich literariſche und äſthetiſche Fragen und gingen aller Politik aufs gefliſſentlichſte aus dem Wege. Gentz und Müller dagegen berühren kaum irgendwo, oder nur gelegentlich und zwar blos in den erſten Jahren, ſpäter aber gar nicht mehr, Fragen der Literatur und Aeſthetik; ſie discutiren Fragen der hohen Politik, der Religion, der Finanzwiſſenſchaft. Aber wie im Goethe-Schiller'ſchen Briefwechſel findet auch im Gentz-Müller'ſchen das Syſtem des wechſelſeitigen Unterrichts ſtatt. Jeder ſucht von dem Andern zu profitiren und zu lernen. Irgendein publiciſtiſcher Aufſatz des Einen oder Andern wird einer genauen Kritik unterworfen; man ſagt ſich ſehr häufig darüber die außerordentlichſten Schmeicheleien, ſehr oft aber, und im Fortgange des Briefwechſels immer häufiger, ergeben ſich auch Streitpunkte und abweichende Anſichten, über die man ſich, nicht immer mit Erfolg, zu verſtändigen bemüht iſt. Die beiden Dioskuren Gentz und Müller ſtreben mit demſelben Eifer und in derſelben excluſiv-ariſtokratiſchen Haltung nach der Feſtſtellung muſtergültiger Principien für die Kunſt der Politik, wie die Dioskuren Goethe und Schiller nach der Feſtſtellung der höchſten Principien für Kunſt und Dichtkunſt. In beiden Verhältniſſen ſuchten ſich zwei im Grunde ſehr verſchieden organiſirte Naturen zu durchdringen und einander zu ergänzen. Auf die Gefahr hin einen Vergleich anzuſtellen, der wie jeder Vergleich hinkt, kann man Gentz mit Goethe und Adam Müller mit Schiller vergleichen. Gentz ſucht aus Müller, wie Goethe aus Schiller, allmälig Alles herauszulocken, was er für ſich nutzbar machen und in ſein Syſtem einpaſſen kann, und Müller muß ihm, in ſeinen Zauberkreis gebannt, ſeine innerſten Geheimniſſe offenbaren, er mag wollen oder nicht. Dabei zeigt ſich Gentz, der ja auch offenbar viel größere Verwandtſchaft mit Goethe hatte als mit dem idealiſtiſchen Schiller, als der viel künſtleriſchere, geordnetere und realiſtiſchere Geiſt, weich, ſchmiegſam, duldſam: Müller dagegen, bei allem Anſpruch auf Erfaſſung des Realen, idealiſtiſcher, zufahrender, ſtürmiſcher, gewaltſamer, reformatoriſcher. Er iſt, wie Schiller, in ſeiner Kritik ſcharf und ſchneidend; Niemand macht es ihm zum Dank; er zeigt ſich unzufrieden mit den Verhältniſſen, mit den Menſchen, ja mit den Leitern der eigenen Partei; er geht weit, weit über die Zielpunkte ſeines Freundes hinaus; er bildet ſich, man merkt dies deutlich, wol gar ein, der überlegenere Geiſt zu ſein und Lehren zu ertheilen ſtatt zu empfangen. Aber er lernt doch, ſehr wider Willen, von Gentz und muß ſich immer wieder vor deſſen größerer geiſtiger Ruhe und praktiſcher Einſicht in den Lauf und Stand der Dinge beugen. Gentz weiß jede Gefahr, die irgendein Streitpunkt ihrer Freundſchaft bringen könnte, zu beſeitigen; er beſchwichtigt den Auffahrenden durch ein Compliment, er lenkt ein, gibt ſcheinbar nach, im Ganzen aber beherrſcht er ihn — mit Ausnahme vielleicht der allerletzten Zeit — und leitet ihn von einem höhern Standpunkt um ſo ſicherer, weil dieſer ſich nicht außerhalb, ſondern innerhalb der gegebenen Verhältniſſe befindet. Auch Gentz fühlt ſich vielfach unbehaglich, oft verzagt und verzweifelt; aber was ihn ängſtigt, iſt ihm nur ein natürliches Uebel; er verzichtet darauf, es durch idealen Hebel zu beſeitigen; er negirt den Idealismus, er ſpottet über ihn; und wenn die Welt nicht ſofort untergeht und der nächſte Augenblick gewonnen iſt, ſo iſt Alles wieder gut. Es gewährt ein intereſſantes Schauſpiel, dieſen ruheloſen, oft verzweifelten Dialog in Briefen zu verfolgen, in dem ſo viele wichtige Angelegenheiten zur Sprache, wenn auch nicht zur endgültigen Entſcheidung kommen.

Gentz, wie ſelbſt ſein ſcharfer Beurtheiler Oppermann in ſeinem leſenswerthen Aufſatz „Zwei deutſche Staatsmänner von ehedem" („Deutſches Muſeum", Nr. 43 und 44 f. 1857) zugibt,

> war ein guter deutſcher Patriot, wenn nicht immer, doch wenigſtens zu Zeiten und insbeſondere damals, als das Joch der Fremdherrſchaft auf uns laſtete. Keiner vielleicht hat die Schmach dieſes Jochs (fährt Oppermann fort) tiefer und inniger empfunden als der perfide ſybaritiſche Gentz; Keiner hat in den verhängnißvollen Jahren 1803—9 mehr gethan, engliſche Miniſter und Staatsmänner, deutſche Fürſten und Cabinete, ja eine Menge der ausgezeichnetſten Männer aller Stände zum Kampf gegen die Unterdrücker zu reizen und anzufeuern. Keiner hat das Netz der Intrigue feiner und liſtiger geſponnen und es mit ſicherer Hand zugezogen, da der Augenblick gekommen ſchien, als er; und bleibt es in dieſer Hinſicht ein Räthſel, wie Napoleon, der den nommé Stein bis Rußland hetzte und den Buchhändler Palm erſchießen ließ, Gentz ruhig in Dresden und Wien, Prag und Teplitz die geheimen Berichte für England abfaſſen, die Literaturzeitungen, in welchen ſich damals wie in ſpäterer Zeit (1830—41) viel verſteckte Pe-

litik geflüchtet hatte, mit Artikeln verſorgen und außerdem zahlreiche aufregende Schriften verfertigen und drucken ließ — denſelben Gentz, der das Kriegsmanifeſt von 1805 entworfen, das preußiſche Manifeſt von 1806 aber wenigſtens durchcorrigirt hatte.

Auch das meiſterliche Kriegsmanifeſt von 1809 hatte bekanntlich Gentz verfaßt. Später freilich lernte er immer mehr, ſich nur ſo weit im Kreiſe des deutſchen Intereſſes zu bewegen, und nicht einmal ſo weit, als der Faden reichte, der ihn an das ſpecifiſch-öſtreichiſche feſſelte. Das Schreckgeſpenſt der Revolution ließ ihn außerdem an nichts Anderes denken, als an die Auffindung von Mitteln, um dieſer europäiſchen und beſonders auch öſtreichiſchen Gefahr zu begegnen; denn Gentz wußte ſehr wohl, daß Oeſtreich nicht blos an Einer Ferſe verwundbar war. Das Uebrige that ſein Hang zum Quietismus und ſybaritiſchen Wohlleben.

Gentz war ſchon als junger Menſch für ſein Fortkommen aufs ängſtlichſte bemüht und er rechnete zu dieſem Zwecke ſchon damals auf ſeine Verbindungen mit einflußreichen Perſonen. Man könne ſich, ſchreibt er an Garve im Jahre 1789 oder 1790 (der betreffende Brief trägt kein Datum), einer gewiſſen Aengſtlichkeit nicht erwehren,

die einem bei dem Gedanken überfällt, daß man vielleicht für ſein Fortkommen, deſſen Beförderung doch wirklich eine Art von Pflicht iſt, beſſer betreiben würde, wenn man ſich mehr nach Geſchäften und den damit gewöhnlich verknüpften Connexionen mit Großen und Mächtigen drängte.

Gentz brauchte immer viel Geld; er gerieth ſchon früh in die Cirkel der geiſtreichen Lebemänner und Wüſtlinge Berlins, in jenen „Pfuhl von Sittenloſigkeit, Sinnlichkeit und Geiſtesſchwelgerei (wie ſelbſt ſein Verehrer Guſtav Schleſier zugibt), in den gerade damals mehr als alle andern Orte das geiſtig erregtere aber deſto tiefer verderbte Berlin verſunken war“. Auf dieſe Periode bezieht ſich wol auch Adam Müller, wenn er am 13. Januar 1823 aus Leipzig an Gentz ſchreibt: „Ihr Uebel ſelbſt liegt in einigen jugendlichen Exceſſen, die aber erſt durch die darangeknüpften Arzneikrankheiten bedeutend und nachhaltig geworden ſind.“ Genüſſe aller Art und ſein Umgang mit der hohen Ariſtokratie der preußiſchen Hauptſtadt nöthigten ihn zu Ausgaben, die ſeine finanziellen Mittel unverhältnißmäßig überſtiegen. Er machte Schulden auf Schulden, die ſich centnerſchwer an ihn hingen. Mit einem Gehalt von 4000 Gulden ging er 1802 als kaiſerlicher Rath in öſtreichiſche Dienſte. Oeſtreich bewies auch in dieſem Falle ſeine oft erprobte Geſchicklichkeit, tüchtige und geiſtreiche Männer aus andern Ländern und namentlich aus dem rivaliſirenden Preußen zu ſich herüberzuziehen, durch gute Gehalte und Ehrenbezeigungen zu gewinnen und an rechter Stelle zu verwenden, meiſt Männer, die in den mehr bureaukratiſchen Gang anderer Staaten nicht recht paſſen wollten. Aber dieſes Gehalt reichte für einen Lebemann wie Gentz nicht aus. Engliſche Subſidien und Geſchenke auswärtiger Höfe mußten zu Hülfe kommen, und wie Oppermann verſichert, berechnet man ſein ſpäteres jährliches Einkommen, mit Ausſchluß extraordinärer Geſchenke, jährlich auf 22,000 Thaler, die er freilich nicht rein genoß, ſeit die Liaiſon mit einer bekannten liebenswürdigen Tänzerin einen ſteten Abzugskanal für ſeine Finanzen eröffnete. Andlaw wirft ihm geradezu Beſtechlichkeit vor, „wozu ſeine ebenſo zweckloſe als lächerliche Verſchwendung allerdings Anlaß gab“, und daß er ſich „ohne Grundſätze, ſittenlos, ohne beſtimmten Lebensplan, durch lange Zeit von der Geſellſchaft zurückgezogen, ſich auch noch in den letzten Jahren geſelligen Freuden und frivolen Genüſſen hingab, welche die allgemeine Achtung für ihn nicht erhöhten“. Dieſe Lebe- und Verſchwendungsſucht macht einen um ſo widerwärtigern Eindruck gegenüber der eiſigen Kälte, womit Gentz gelegentlich über die Leiden des Volks ſpricht. So ſchreibt er 1807 aus Teplitz an Müller: „Das Leiden der Maſſe ſelbſt, die weder gut noch böſe iſt, reducirt ſich zuletzt darauf, daß ſie etwas ärmer wird, woran doch im Grunde, aus höhern Geſichtspunkten betrachtet, ſo viel nicht liegt.“ Dieſe ſogenannten „höhern Geſichtspunkte“ werden freilich leider von ſo Manchen getheilt, und doch ſollte man meinen, daß es dieſen Staatskünſtlern ſelbſt vom rein finanziellen Standpunkt keineswegs gleichgültig ſein könne, daß die Maſſe „etwas ärmer wird“.

Eine andere Leidenſchaft, welche Vieles in Gentz' Leben und Anſichten erklärt, war ſein Ehrgeiz, welchen Adam Müller einmal ſogar ſeine einzige Leidenſchaft nennt, als ob ſein Hang zur Verſchwendung und zu culinariſchen und andern Genüſſen für gar nichts zu rechnen ſei. Freilich könnte man dieſen Ehrgeiz mit Andlaw auch „unbegrenzte Eitelkeit“ nennen; denn Gentz zeigte ſich der Stimme von Schmeichlern in hohem Grade zugänglich. Sein Ehrgeiz war auch ganz beſonderer Art und beſchränkte ſich im Grunde darauf, in der Crême der Geſellſchaft, und dieſe war zu der Zeit die Diplomatie, eine wenn auch immer nur ſubalterne Rolle zu ſpielen. Die Diplomatie hatte ſich zu ſeiner Zeit von allen übrigen Claſſen als eine excluſive Körperſchaft ausgeſchieden, und die Verhältniſſe waren ihr hierzu günſtig. Friedrich der Große brauchte allerdings keine irgend ſelbſtändigen Diplomaten, aber Diejenigen, welche nach ihm auf den europäiſchen Thronen ſaßen, ſtanden der Franzöſiſchen Revolution und ihrem genialen Sohne Napoleon hülf- und rathlos gegenüber; nur Coalitionen konnten hier helfen und, den ſpätern Bewegungen gegenüber, Congreſſe, die wenigſtens augenblickliche Abhülfe gewährten. Das waren die fetten Jahre für die Diplomatie und auch für Gentz, und es iſt wol nicht zu leugnen, daß dieſes verwickelte und verdeckte Spiel, bei welchem es ſich nicht ſowol um das eigene Schickſal als um das Schickſal von Fürſten und Völkern handelt, immer noch intereſſanter ſein mag als eine Partie L'Hombre, zumal da ſich damit die ſchöne Sitte der diplomatiſchen Diners verband, die ſo viel dazu beitrugen, die europäiſche Kochkunſt der höchſten Stufe ihrer Vollendung zuzuführen. Gentz konnte ſich nun allerdings ſagen, daß er, der erſte unter Deutſchlands Publiciſten, nur durch ſeinen Geiſt

und ſein Genie, durch die er alle übrigen Diplomaten und Diplomatengenoſſen überſah, Sitz und Stimme in dieſem diplomatiſchen Areopag Europas erhalten, daß er, der bürgerliche Autor von beſcheidener Geburt, ſich zu europäiſcher Wirkſamkeit emporgeſchwungen habe. Er ſchuf (nach Andlaw) „die herrlichſten Actenſtücke, welche die diplomatiſche Welt kennt“; er war der Eingeweihte aller europäiſchen Cabinete und konnte von ſich rühmen, daß über die europäiſchen Angelegenheiten Niemand ſo viel wiſſe als er; er bewies, zur Ehre des deutſchen Geiſtes, wenn auch nicht des deutſchen Charakters, daß der Deutſche auch auf dieſem Felde, ſelbſt im Betreff eleganter Faſſung, mit allen übrigen Nationen zu rivaliſiren vermöge, ja an ſophiſtiſcher Kunſt, der wir auch ſonſt bei uns mehr als uns vielleicht lieb ſein kann begegnen, ſie alle übertreffe. Und dennoch blieb er, mit allen ſeinen erſtaunlichen Gaben, ein Subalterner, ein Galopin der Diplomatie. „Sein Charakter, ſein ganzes Weſen“, bemerkt Andlaw, „war von der Art, daß er immer nur als Werkzeug gebraucht werden konnte; als Staatsmann ſelbſtändig aufzutreten, dazu fehlten ihm gar viele Eigenſchaften.“ Auch hat die hohe Adelsdiplomatie über ihn wol immer ihre eigenen Gedanken gehabt; ſie hat ihn mit dem Freiherrn von Andlaw gewiß immer als einen „ſcharfſinnigen Gelehrten und Schriftſteller erſter Claſſe“ anerkannt, aber auch als „einen von Eitelkeit beherrſchten Geck“, zwar als einen „oft liebenswürdigen Geſellſchafter“, aber auch als einen „einſeitigen aufgeblähten Profeſſor“.

Man ſieht, daß Gentz ſelbſt bei ſeinen Collegen ziemlich arg beleumdet, wenigſtens von ihnen nicht als vollbürtig angeſehen war, und dies iſt ein Umſtand, der uns wieder zu einiger Nachſicht und zu dem Verſuche auffodern ſollte, der Ader ſeiner beſſern Natur nachzuſpüren. In ſeinem Briefwechſel mit Garve tritt uns dieſe ſeine beſſere Natur noch in ganz unzweideutigen liebenswürdigen Zügen entgegen.

Ueber den Briefwechſel ſelbſt, von dem wie von einem Verkehr zwiſchen beiden Männern überhaupt man früher nichts wußte, bemerkt der Herausgeber, der breslauer Gymnaſialdirector Schönborn:

Auf der Bibliothek der Kirche zu Maria Magdalena hierſelbſt befinden ſich aus dem Nachlaſſe von Chriſtian Garve nicht nur viele ſeiner Collectaneen, ſondern auch mehre Sammlungen von Briefen ſeiner Freunde an ihn. Die meiſten hat Garve's Mutter, welche wie an Allem, was ihren geliebten Sohn betraf, ſo auch an ſeinen literariſchen Beſchäftigungen innigen Antheil nahm, geordnet und in einzelnen Heften vereinigt. Die in ihren letzten Lebensjahren (ſie ſtarb 1792) angekommenen und die ſpätern fanden ſich ohne Ordnung zuſammengepackt vor, unter ihnen die von Friedrich Gentz, welche dieſes Bändchen enthält.

Aus einer gelungenen längern Parallele, welche der Herausgeber in der Vorrede zwiſchen Garve und Gentz entwirft, mögen hier nur folgende Stellen als Ergänzung zu unſern Bemerkungen über den Letztern mitgetheilt ſein:

Garve war durch ſeinen körperlichen Zuſtand und durch Neigung auf den mäßigſten Genuß der einfachſten Freuden des Lebens und ſeiner Reize angewieſen, wozu ſein nicht bedeutendes Vermögen bei haushälteriſcher Verwaltung ausreichte. Gentz, genußſüchtig und genußfähig in ſeltenem Grade, ſchwelgt in Allem, was Kunſt und Literatur und Umgang mit den bedeutendſten Menſchen darbieten kann, aber nicht minder in den ſinnlichſten Genüſſen, die er ausgekoſtet haben mag wie Wenige; er gebot über die größten Summen, die ihm früher aus England, ſpäter aus Oeſtreich zufloſſen, aber leichtfertig und verſchwenderiſch wie er war, befand er ſich oft in größter Geldverlegenheit. Garve iſt trotz der Größe ſeiner Leiden oft rührend dankbar für den kärglichen Lebensgenuß, der ihm geblieben. Gentz iſt von der Menge der geiſtigen und ſinnlichen Genüſſe viel häufiger ſo überſättigt, daß wir die Berichte darüber unglaublich nennen müßten, wenn ſie nicht auf ſeine eigenen Briefe u. ſ. w. gegründet wären. Garve erwartete vereinſamt faſt ſehnſüchtig den Tod, der ihn endlich von langer Qual erlöſte, aber er war noch am letzten Tage ſeines Lebens beſchäftigt, eine begonnene literariſche Arbeit zu fördern. Gentz fürchtete den Tod lange peinlich, ſah ihm aber zuletzt männlich entgegen, und ſtarb unter der zärtlichen Pflege einer noch von dem Greiſe glühend geliebten Tänzerin. Der bei untergeordneten Geiſtern oft unhaltbare Ausſpruch: „Le style c'est l'homme“, hat bei dieſen Männern volle Wahrheit. Garve ſchreibt klar, beſtimmt, einfach, ſchmucklos, faſt nüchtern; Gentz iſt ohne ein darauf gewendetes Studium im vollſten Beſitz aller Mittel der Dialektik und Rhetorik, und braucht ſie in vollſter Siegesgewißheit oft mit unbeſchreiblicher Sicherheit, Gewandtheit und Schönheit. Es iſt eine müßige Frage, ob Garve 15 Jahre ſpäter ſich zu Gentz ſo hingezogen gefühlt haben würde. Daß er damals dem jungen Manne eine mehr als gewöhnliche Beachtung, ja Neigung geſchenkt haben muß, das ſcheint mir nach den folgenden Briefen nicht zweifelhaft, wenn ſich auch die Ueberſchwänglichkeit, zu welcher die Zeit neigte, in den erſten Briefen nicht verkennen läßt. Garve ſcheint dieſelbe in Gentz vergeblich bekämpft zu haben.

In dem erſten Briefe, Berlin den 6. October 1789, drängt ſich Gentz an Garve, den er einen „unſchätzbaren, vortrefflichen“ Mann nennt, mit dem ganzen Enthuſiasmus ſeiner anſchlußbedürftigen Seele. Er ſchreibt:

Für mich iſt es ein wahres Bedürfniß, ein Bedürfniß der Schwachheit, mit vortrefflichen Menſchen umzugehen. Ich bin jung und habe viele Fehler. Wenn ich immer mit mir ſelbſt zufrieden ſein und immer ſo handeln ſollte, wie man zu dieſem Zweck handeln muß, ſo müßte ich einen Mann wie Sie oft vor mir haben und oft hören können. Die gewöhnlichen Menſchen um mich her ſind mir von der Seite der Theorie nicht immer gewachſen genug; die Gründe, die man mir in bedenklichen oder wichtigen Fällen vorlegen möchte, um gut zu handeln, ſind für meinen raiſonnirenden Geiſt und für meinen ſophiſtiſchen Kopf größtentheils zu ſchwach, und ſchlechte Gründe können bei mir der guten Sache oft ſo ſehr ſchaden, daß ich ſogar die Luſt verliere, auf die echten Gründe, die ich in meinen Principien finde, zu hören, und daher aus einem eigenſinnigen und tadelhaften Stolz, nicht aus Thorheit oder Irrthum gut zu ſein, fehle. Ein Muſter vor Augen zu haben, welches mich oft und lebhaft daran erinnert, daß die ehrwürdigen und herrlichen Grundſätze der Moral nicht blos kalt bewundert, ſondern auch ausgeführt werden können, daß man mit dem größten und hellſten Kopfe der Tugend und der Pflicht ebenſo ſtreng und gewiſſenhaft anhangen kann, als man ihr zuweilen aus frommer Eingeſchränktheit und abergläubiſcher Schwärmerei anhängt, und daß die beſte Philoſophie am Ende auch, wenn ſie praktiſch wird, die reinſten und ſchönſten Früchte hervorbringt: das wäre ein unſchätzbarer Vortheil für mich, und darum behaupte ich, daß ich für mein

Beſſerung ebenſo viel gewinnen würde als für meine Erleuchtung und Belehrung, wenn ich bei Ihnen beſtändig ſein könnte.

Wir haben dieſe Stelle ganz mitgetheilt, weil ſie für das gute Grundweſen in Gentz' Charakter ein Zeugniß ablegt, wie es beredter nicht gedacht werden kann. Das Streben nach ſittlicher Vervollkommnung war damals allgemein, und dieſem Streben verdanken wir den im Ganzen grundſoliden Charakter, welcher unſere Literatur von damals auszeichnet. Die Elemente der Corruption und des maßloſen Egoismus und Materialismus, worauf Napoleon ſeine Gewaltherrſchaft gründete, machten dieſem Streben als einem die Geiſter allgemein leitenden Princip ein Ende. Wie alle edlern Geiſter Deutſchlands begrüßte auch Gentz die erſten reinen und idealiſtiſchen Anläufe der Franzöſiſchen Revolution als den Anfang einer glücklichern Aera. Er ſchreibt noch am 5. December 1790:

Das Scheitern dieſer Revolution würde ich für einen der härteſten Unfälle halten, die je das menſchliche Geſchlecht betroffen haben. Sie iſt der erſte praktiſche Triumph der Philoſophie, das erſte Beiſpiel einer Regierungsform, die auf Principien und auf ein zuſammenhängendes conſequentes Syſtem gegründet wird. Sie iſt die Hoffnung und der Troſt für ſo viele alte Uebel, unter denen die Menſchheit ſeufzt. Sollte dieſe Revolution zurückgehen, ſo würden alle dieſe Uebel zehnmal unheilbarer.

Ein andermal ſchreibt er an Garve: „Sie haben den Regenten ſo trefflich ihre Pflichten gelehrt: ſprechen Sie doch auch einmal zu den Völkern von ihren Rechten.“ In ſeinen ſpätern Jahren freilich erkannte Gentz den Völkern kein Recht, ſondern nur Pflichten zu. Noch enthuſiaſtiſcher ſpricht ſich ſein Freiheitsdrang in folgender Stelle aus: „Der Geiſt des Zeitalters weht ſtark und lebendig in mir; es iſt wirklich Zeit, daß die Menſchheit aus einem langen Schlafe erwache; ich bin jung, und fühle alſo das allgemeine Streben nach Freiheit, was auf allen Seiten aufbricht, mit Theilnehmung und Wärme.“ Gentz gehörte aber nicht zu den jugendlichen Großſprechern, die ſich hervorzudrängen ſuchen; er war damals noch beſcheiden, was er Männern gegenüber, die er verehrte, auch in ſpäterer Zeit bis zu einem gewiſſen Grade immer blieb. Er nennt ſich ſelbſt einen „Schüler“, der nicht wagen dürfe, ſeine Stimme zu erheben, weil man ſeine Producte als bloße Redeübungen betrachten würde; Garve aber nennt er einen „alten Propheten“, deſſen Worte bei der Nation Anſehen und Gewicht hätten.

Die Franzöſiſche Revolution nahm freilich einen ganz andern Verlauf, als die deutſchen leichtgläubigen Idealiſten und Schwärmer ſich einbildeten. Was nur geſchehen konnte, um an der ſogenannten republikaniſchen Freiheit den Geſchmack zu verderben und den Militärdespotismus heraufzubeſchwören, das geſchah in Frankreich. Bald las Gentz Burke's „Reflections“ mit „ungleich größerm Vergnügen als hundert ſeichte Lobredner der Revolution“, obſchon er noch immer verſichert, daß er gegen die Grundſätze und Reſultate Burke's ſei. Aber 1798 hat er ſchon völlig mit den Grundſätzen der Franzöſiſchen Revolution gebrochen. „In Frankreich“, ſchreibt er in dieſem Jahre an Garve, „kommt weder Buch noch Broſchüre mehr ans Licht. Der Preßzwang iſt ſo groß, daß er ſelbſt die Luſt am Schreiben erſtickt! Und durch den unglücklichen Gang des neueſten Weltgeſchäfts iſt die hölliſche Tyrannei dieſer verruchten Regierung wieder auf ein Jahr geſichert.“

Seine zarte Sorgfalt für Garve zeigt er im Jahre 1790, nachdem er dieſen vermocht hatte, für ſein Leiden, welches ſich dann als ein unheilbares Krebsübel auswies, die berliner Aerzte zu conſultiren und zu dieſem Zwecke auf eine Zeit nach Berlin zu reiſen. Er miethet ihm eine Stube, ſorgt im voraus aufs liebevollſte für alle ſeine Bedürfniſſe, bietet ihm ſeine und ſeiner Aeltern Dienſtleiſtungen an u. ſ. w. und ſchreibt ihm über alles dies in größter Ausführlichkeit. Von beſonderm Intereſſe in dieſen Gentz'ſchen Briefen ſind ſeine Mittheilungen über Wilhelm von Humboldt, nicht blos in objectiver Hinſicht als Charakteriſtik dieſes Mannes an ſich, ſondern auch in ſubjectiver als Erguß einer neidloſen Begeiſterung und Anerkennung, deren doch immer nur edel organiſirte Naturen in dieſem Grade fähig ſind. Hier nur einige Stellen, charakteriſtiſch ſowol für den Geſchilderten als für den Schildernden:

Sie haben mich zuerſt auf dieſen merkwürdigen Menſchen aufmerkſamgemacht. Ihr ſcharfer Blick — ich erinnere es mich ſehr genau — hatte ihn in einer großen Geſellſchaft ausgefunden und hervorgezogen. Sie drangen recht eigentlich in mich, daß ich mich ihm nähern ſollte. Als ich ihm wirklich näherrückte, fing ich an, ſeinen Witz, die Gewandtheit ſeines Geiſtes, manchmal eine ganz eigene Größe in ſeinen Ideen zu bewundern. Das war noch lange nicht Humboldt. Als wir tiefer in philoſophiſche Materien hineingingen, als wir gar planmäßig gewiſſe Begriffe zu analyſiren, gewiſſe Grundideen zu prüfen und zu läutern begannen — das war die Zeit, wo noch Ancillon oft an unſern Unterredungen theilnahm —, da entdeckten wir in dieſem Kopf einen Tiefſinn, der oft unſere Zungen plötzlich lähmte, wenn er ein Fundament, was wir nun für das allertiefſte hielten, zu untergraben anfing; eine Promptitüde und eine Gewandtheit, die unſere Streiche ahnte, längſt ehe wir ſie beſchloſſen hatten; eine Vielſeitigkeit, die kein Einwurf befremdete, der es nichts koſtete, aus einem Geſichtspunkt heraus und in den allerabgelegenſten augenblicklich überzugehen; eine unüberwindliche Logik, die, wenn es auf eigentliches Streiten losging, alle Hoffnung auf Blößen ewig verzweifeln machte, und — was das Schrecklichſte war — dabei eine Verachtung dieſer Logik als eines elenden Werkzeugs, und eine raſtloſe Bemühung, Das, was man gewöhnlich Wahrheit nennt, das Objective in der Erkenntniß, als etwas höchſt Unbedeutendes darzuſtellen, und nichts für wichtig anzuerkennen als die Vollkommenheit des Erkennens im Subject; dieſe Vollkommenheit oft in Dem, was man Irrthümer nennt, was die Logik ſogar ſo nennen muß, aufzuſuchen und zu finden. Wir mußten wol einig werden, daß das ein erſtaunlicher Kopf war. Er demüthigte uns oft, es gab Augenblicke, wo er uns wirklich zermalmte — und noch nie habe ich dieſe Empfindung in dem Grade gehabt —, Augenblicke, wo wir ihn haßten, doch ſeine Größe drang ſich um ſo mächtiger auf. Aber alles das — war noch nicht Humboldt.

Am Ende des Monats Januar brachte eine Unpäßlichkeit, die mir den Vorwand reichte, faſt immer bei ihm zu ſein, eine wahre Anhänglichkeit, am Ende eine Liebe hervor, die von meiner Seite, obgleich ſie durch eine faſt läſtige Bewunderung gewaltig niedergehalten worden iſt, kaum gegen irgendeinen

Menſchen ſo groß geweſen iſt. Und jetzt öffnete ſich denn vor mir ein Charakter, bei dem ich allen Tiefſinn und alle Künſte des Kopfes vergaß: ein Charakter, deſſen unerſchütterliche Conſiſtenz, deſſen nie geſtörte Einheit, deſſen überwiegende Stärke nur Der, der ihn ſo ſtudirt hat wie ich, begreifen und würdigen kann, der dem Kraftloſeſten, wenn er ihn anſchaute, Muth geben, der Verzweiflung ſelbſt Heiterkeit zulächeln mußte. In dieſem ſonderbaren Sterblichen, der durchaus Alles kann und Alles iſt, was er will, iſt nun der Grundſatz: daß ſchlechterdings Alles, was Schickſal heißt, ganz gleichgültig ſei, und lediglich und allein Kraft oder Leere das Glück oder das Elend ausmachen und beſtimmen, bis zu einer ſo praktiſchen Feſtigkeit gediehen, daß ich ihn wirklich über alle Begebenheiten erhaben ſehe. Dieſe Kraft in ſich und in Andern immer aufs höchſte zu befördern, und ihr reines und freies Spiel in jedem menſchlichen Weſen hervorzulocken und zu fixiren, das iſt ihm der letzte Zweck alles Daſeins und ſein continuirliches Beſtreben, wovon ihn auch weder Schmerzen, noch Verdruß, noch Mislingen abſchrecken können. Dabei iſt er nun der größte und vollendetſte Geſellſchafter, den es geben kann (nämlich hauptſächlich im Umgange mit Einzelnen). Er lebt ewig nur in Dem, mit welchem er umgeht. Er belehrt nimmermehr aus ſich ſelbſt, und wenn er noch ſo viel zu ſagen wüßte, er berichtigt nur die Ideen des Andern. Er würde einen Einwurf, und wäre er auch ſo wichtig, daß er auf der Stelle dem ganzen Streite ein Ende machte, um keinen Preis vortragen, ſobald er nicht aus dem Gange, den der Andere genommen hat, hervorwüchſe. Wenn man mit ihm redet, ſo iſt es immer, als wenn man mit ſich ſelbſt redete, nur unendlich leichter. Man kennt ſich ſelbſt allemal beſſer, wenn man ihn verläßt. Ob er Launen hat, läßt ſich gar nicht ausmitteln, denn ſie zu beſiegen iſt ihm, der ganz andere Feinde ſchlagen kann, ein Spielwerk. Seine Wachſamkeit, ſeine Aufmerkſamkeit und ſeine Thätigkeit ſind immer da, immer rege, und ermüden auch nie. Denken Sie ſich nach dieſer Schilderung, daß ich mit dem Gegenſtande derſelben drei Monate hintereinander in der engſten und continuirlichſten Verbindung gelebt habe, und Sie werden ſich nicht wundern, daß dieſer Menſch einen dauernden, einen unverlöſchlichen Eindruck auf mein ganzes Weſen machen mußte. Weil wir Beide äußerſt viel zu thun hatten, und dabei wußten, daß wir uns bald, vielleicht auf immer trennen mußten, entſchloſſen wir uns kühn, dem Schlaf in ſeine Rechte zu greifen. Um 10 Uhr Abends kamen wir gewöhnlich zuſammen, und der helle Morgen überraſchte uns jedesmal. Und das ſo oft, ich fürchte mich, es Ihnen zu erzählen. Und nach allen dieſen Zuſammenkünften, nach ſo vielen wechſelſeitigen Ergießungen, nachdem alle Gegenſtände menſchlicher Rede dem Anſchein nach hätten erſchöpft ſein ſollen, war er mir immer neu und wurde mir täglich intereſſanter.

Auch über ſeine perſönlichen Verhältniſſe in Berlin enthalten dieſe Briefe manche anziehende Aufſchlüſſe. Seine Dienſtverhältniſſe in Berlin ſagten Gentz ſo wenig zu, daß er 1791 mit dem Plane umging, ſich um eine Rathsſtelle beim breslauer Magiſtrat zu bewerben. Zwar verbeſſerte ſich ſeine Lage, aber höchſt unglücklich fühlte er ſich, als er, nachdem Hoym das ſüdpreußiſche Departement verloren, von neuem dem Miniſter Voß beigegeben wurde. „Von Allem, was ich an Hoym liebte", ſchreibt er im April 1798, „beſitzt ſein Nachfolger nicht allein nichts, ſondern das Gegentheil; die Jahre, die ich ehemals unter ihm zugebracht, ſind die unangenehmſten meines Lebens geweſen" u. ſ. w. In demſelben Briefe bemerkt er: „Ich kenne überhaupt nur ein Uebel in der Welt, aber es iſt gräßlich genug, es iſt die Angſt. Dies iſt die wahre Peinigerin meines Lebens. Sobald etwas Unangenehmes entſchieden iſt, finde ich mich mit einer Leichtigkeit hinein, die mich oft ſelbſt in Erſtaunen ſetzt." Ueber Ancillon erfährt man gelegentlich, daß dieſer ſeinen geiſtlichen Beruf nicht geliebt, aber doch Ehrgeiz, ſelbſt Standesehrgeiz beſeſſen habe; Predigten zu machen habe ihn immer äußerſt verſtimmt, und doch ſei ihm darum zu thun geweſen, da er doch predigen müſſe, vortrefflich zu predigen. Wie ein Mann von wirklicher innerer Wahrheit es über ſich gewinnen könne, Prediger zu bleiben ohne Neigung und Liebe zu ſeinem Beruf, der doch gerade die vollſte Ueberzeugung und Begeiſterung erfodert, iſt ſchwer einzuſehen.

Wir gehen nun zu dem wichtigen Briefwechſel zwiſchen Gentz und Adam Müller über, der uns ein Freundſchaftsverhältniß vorführt, über das wir uns ſchon oben einige Bemerkungen geſtattet haben und worüber der anonyme Herausgeber in der Vorrede ſelbſt bemerkt:

> Wenn Gentz, der Rationaliſt und praktiſche Staatsmann, und Adam Müller, der Myſtiker und theoſophiſche Staatskünſtler, ſich ſo merkwürdig anzogen, und ſo oft ſie ſich auch abſtießen, immer wieder zuſammenſtrebten, ſo erklärt ſich die Erſcheinung eben aus dem Trieb der gegenſeitigen Ergänzung in zwei nach Geiſt, Gemüth und Willen grundverſchieden angelegten Weſen. Ihre Nerven, die überhaupt nur die große Erregbarkeit gemein hatten und faſt auf Alles ſo verſchieden reagirten, waren nur in Einer Richtung gleich aufgezogen und geſtimmt, in der Idioſynkraſie gegen auffallende meteoriſche Bewegungen, zumal die elektriſchen Entladungen in der Luft. Die Gewitterfurcht zieht ſich von beiden Seiten ſeltſam durch den ganzen Briefwechſel durch und äußert ſich oft in ſehr auffallender, ja in komiſcher Weiſe.

Dieſe meteorologiſche Empfindſamkeit, die wir auch bei andern Individuen deſſelben Geſellſchafts- und Bildungskreiſes, bei der Rahel, ſelbſt bei Wilhelm von Humboldt wahrnehmen, iſt in der That eine ſich ſo ſehr hervordrängende Seite dieſes Briefwechſels und geht bei Gentz und Müller ſo ſehr mit der nervöſen Furcht vor politiſchen und ſocialen Lufterſchütterungen Hand in Hand, daß wir einen Augenblick dabei verweilen müſſen. Adam Müller ſchreibt an Gentz aus Wien 1805 über einen furchtbaren Sturm und fährt dann fort:

> Ich habe ihn freilich gehört, aber ich bin überzeugt, daß nur die allerletzten und äußerſten Spitzen der Windtöne zu mir gekommen ſind. Ich habe nicht gut geſchlafen, bin aber jetzt ſo glücklich zu erfahren, daß der geſtrige und nächtliche und noch fortdauernde Wind zu den Menſchen und Häuſer umwerfenden gehört, daß ich alſo eigentlicher Todesangſt durch dieſe meine Wohnung entgangen.

Er erklärt daher, daß „keine irdiſche Macht" nach überſtandenen Aequinoctialſtürmen ihn aus dieſer vortrefflichen Wohnung herausbringen ſollte. Müller ſchreibt ferner am 31. December 1805 aus Dresden, daß er am 8. Februar in Wien eintreffen werde und bittet Gentz, ihm eine „womöglich doppelfenſtrige Stube" zu beſorgen, „in der man vor allen Dingen den Wind nicht ſehr hört". Gentz berichtet am 18. Mai 1805 aus Wien über einen außerordentlich ſtarken, „ganz ſenkrecht" herunterfallenden Gewitterregen und bemerkt dann: „Sie

Sache endigt gewiß mit einer furchtbaren Kataſtrophe." In einem Briefe vom 7. September 1805 ſchildert Adam Müller merkwürdige Wetterphänomene, verſichert, daß er den ganzen Auguſt hindurch, „während der fürchterlichen Conjunctur von Mond, Mars und Venus, auch Jupiters", viel gelitten habe und fügt dann nach Beſchreibung mehrer Gewitter („Gewitter beim Vollmond!") und „ſchweflichter blutiger" Sonnenaufgänge hinzu: „Eben unter finſterer Betrachtung dieſer außerordentlichen Polarität, am 29. Mittags, trifft die Zeitung von dem Erdbeben (im Neapolitaniſchen) ein; mit derſelben Poſt wird mir mein Manuſcript mit Proteſt zurückgeſchickt." Er erklärt, daß er von 12—1 Uhr „in mehr als Todesangſt" in jedem Augenblick auf Bewegungen der Erde (in Südpreußen!) gewartet habe, bemerkt jedoch weiter: „Unter allen dieſen Schmerzen gedeiht in mir der Glaube an Chriſtum und beſonders die Strafgerichte Gottes, auch meine Ideen über die Aſtrologie und den Umgang der Planeten miteinander. Hiervon verſtehe ich mehr als einer." Gentz erwidert unterm 26. September mit Wetterbeobachtungen aus Wien, und fragt in einem Schreiben vom 29. September: „Sollte etwa dies ſchreckliche Wetter daher kommen, daß das Aequinoctium und der Neumond faſt auf eine Minute zuſammenfallen??? Welcher große Gedanke!" Müller ſchreibt am 14. October 1805 aus Dresden: „Aſtrologie treibe ich wirklich, d. h. Umgang mit der Natur im hohen Stil. Noch gewährt ſie mir nichts als Furcht und Angſt, aber Liebe wird es werden!" Gentz bringt im November 1805 ein in Weſel gefallenes Meteor, einen Schneefall am 11. October in Wien und Lyon und ein Austreten der Donau mit den Unglückstagen von Ulm in Verbindung. Derſelbe ſchreibt aus Teplitz 1807: „Die Erdbebungen in Dresden ſind allerdings bedenklich; umſomehr, da mir hier vor einigen Tagen träumte, es käme einer mit der Nachricht hier an, Dresden ſei untergegangen." In einem Briefe vom 21. Juni ſchildert er eine „Bataille", welche ſich die Gewitter über der Stadt Teplitz geliefert hätten und bedauert, daß es nicht in ſeiner Macht ſtehe, ſeinem Freunde eine Wohnung in einem mit Fenſterladen verſehenen Hauſe zu verſchaffen. Am 30. Auguſt ſpricht er von einer Prophezeiung, wonach am Tage vorher die Welt hätte untergehen ſollen, nennt dieſe Prophezeiung zwar „närriſch", meint aber doch, daß „wir Alle einigermaßen geſpannt geweſen", und daß er um die genannte Zeit ein „ſonderbares Phänomen", ein unaufhörliches Blitzen am nördlichen Himmel wahrgenommen habe. Noch 1818 nennt Müller in einem Schreiben aus Leipzig das Wetter „nächſt der Religion, Politik und Philoſophie eine der wichtigſten Angelegenheiten". Im Uebrigen wollen wir nicht verſchweigen, daß dieſe meteorologiſchen Beobachtungen, die ſich bei Müller ſelbſt mit aſtrologiſchem Aberglauben verbinden, im Verlaufe der Correſpondenz immer mehr abnehmen.

Ein anderer charakteriſtiſcher Zug dieſes Briefwechſels beſteht in einem Uebermaß gegenſeitiger Schmeicheleien, wie wol in keinem zweiten angetroffen wird, obſchon auch in dieſer Beziehung beide Männer allmälig zu größerer Beſonnenheit zurückkehren und Gentz ſich bisweilen genöthigt ſieht, ſeinem zuletzt ſich immer mehr fühlenden und auf Wegen, die nicht ganz die ſeinen ſind, vorwärtsdrängenden Freund mit der ſcharfen Waffe der Kritik entgegenzutreten, wenn er auch in die Wunden, die er etwa dadurch ſeinem Freunde zu ſchlagen befürchtet, ſtets zugleich einige balſamiſche Tropfen beſchwichtigender Schmeichelei einfließen läßt. Während uns aber das Lob, welches Müller ſeinem ältern Freunde ſpendet, nicht ſelten etwas Gezwungenes und Rückhaltiges zu haben ſcheint, kommt die Bewunderung, welche Gentz für Müller ausdrückt, beſonders in den frühern Jahren gewiß aus vollem Herzen. Es gehört dies zu den Räthſeln in Gentz' Natur, daß er, auf der einen Seite übertrieben eingebildet und ſelbſtliebend, doch auf der andern Seite wieder ſehr bereit war, die Vorzüge Anderer anzuerkennen, ja ihnen oft eine Superiorität zuzugeſtehen, die ſie nicht beſaßen. Zum Theil mag dies in einer gewiſſen Schwäche ſeines Charakters, deren er ſich auch wohlbewußt war, begründet geweſen ſein, da er immer eines Adjuncten und Vorbildes bedurfte, um ſich anzulehnen und anzuklammern und in Augenblicken der Verzagtheit emporzurichten. Nicht ſelten macht dieſe Gewohnheit, einander mit Complimenten zu überſchütten, einen faſt widrigen, mindeſtens komiſchen Eindruck. Gentz nennt 1800 einen Brief Müller's „von mehr als einer Seite über alles Lob erhaben". Müller rühmt 1803 an ſeinem Freunde eine „wirklich dämoniſche Gutmüthigkeit". Gentz ſchreibt aus Wien am 22. Mai 1803:

Sie allein vereinigen Alles in ſich, und in Ihnen wohnt nun überdies dieſe ewig erweckende Kraft, die bei meiner zunehmenden Steifigkeit, Erkaltung und Blaſirtheit allein im Stande iſt, mir eine immerwährende Jugend anzuwehen. Sie allein ſind, bei aller Ihrer eigenthümlichen Größe, den äußern Schwierigkeiten dieſes harten Zeitalters nicht gewachſen; und ich muß ſchlechterdings etwas haben, was mich unaufhörlich über das Zeitalter emporhebt, wenn ich nicht endlich ſinken ſoll.

Dieſe Stelle iſt für uns zugleich deshalb von Werth, weil ſie unſere oben ausgeſprochene Anſicht über die Hülfsbedürftigkeit der Natur Friedrich's von Gentz beſtätigen hilft und ſein Anſchmiegen an Müller aufs natürlichſte erklärt. Am 8. Juni 1803 ſchreibt Gentz an Müller: „Solche Einſichten in das Innere eines Menſchen, eines Gegenſtandes überhaupt, hat noch kein Sterblicher gehabt; das nenne ich mir einen Gelehrten! Aber Ihr Licht muß leuchten vor der Welt; die Welt muß Sie erkennen und Ihnen huldigen." Am 9. Januar 1805 ſchreibt er an Müller: „Ihr Brief vom 28. Auguſt war eine der erſchütterndſten, entzückendſten und wundervollſten Erſcheinungen, die ſeit langer Zeit vor meiner Seele aufgingen." Zwar ſagt er in demſelben Briefe von einer Schrift Müller's, die dieſer ihm einſandte, daß ſie ihn nicht befriedigt hätte, aber er fügt hinzu: „Es verſteht ſich von ſelbſt, daß von einzelnen hellen, hohen, genialiſchen, zum Theil göttlichen Gedanken unter uns in einem gründlichen Urtheil nicht die Rede ſein kann." Müller ſchreibt am 2. Juli 1805 an Gentz:

Ich denke viel an die lange Verfinſterung des Dichters Gentz, an das Aufleben des antiken Sinns in Ihnen, der noch zu einer unermeßlichen Höhe aufſteigen wird. Große wunderbare Epochen ſtehen Ihrem Geiſte noch bevor, und in wie tauſendfältigen Verklärungen werde ich, der treue Zuſchauer, Ihr frommes kindliches Herz noch ſehen!

Dagegen nennt ihn Gentz in einem merkwürdigen Briefe vom 25. December 1805, auf den wir noch zurückkommen, ein „großes Herz", einen „überirdiſchen Geiſt"; in einem Briefe vom 16. December 1807 geſteht er, daß er von Dem, was er wiſſe und ſei, Keinem ſo viel verdanke als Müller, daß die Zeit, die er in Dresden mit ihm zubrachte, die wahre Durchgangsepoche des innern Lichts in ihm geweſen; und 1808 erklärt er ihn zum „erſten Kritiker", wie er ihn ſchon früher zum „erſten praktiſchen Kopf" erklärt hatte, unter deſſen Händen das „Außerordentlichſte" hervorgehen müſſe. Ueber eine Reihe von Aufſätzen Müller's in der „Pallas" geräth Gentz im Jahre 1808 in ein ſchwindelhaftes Entzücken. Wenn ein anderer Menſch in Deutſchland dieſe Stücke geſchrieben hätte, äußert er, ſo würde ein gewiſſes Gefühl der Scham und der Beklemmung über ſeine Inferiorität gegen ein ſolches Talent und einen ſolchen Kopf ihm das Vergnügen daran verbittert haben; aber vermöge einer unzerſtörbaren Illuſion, gegründet auf die Art von Vaterliebe, die ihn an Müller feſſele, denke er ſich Alles, was Müller leiſte, gewiſſermaßen als ſein. Gentz fährt dann fort:

Der Verſtand ſteht mir ſtill, wenn ich denke, daß Sie ſolche Producte gleichſam im Laufe erzeugen! Welches tiefe Eindringen in den Gegenſtand! Welche Höhe der Betrachtung! Welche unendliche Feinheit der Unterſcheidung der Nuancen! Welche Vornehmheit der Gedanken! Und welcher Stil!

Der Aufſatz, der ihn am meiſten mit „Erſtaunen" durchdrungen habe, bemerkt Gentz weiter, ſei der über Fox, der „erhabenſte" der über den Geburtsadel und Buchholz. Ueber Müller's Sendſchreiben an Görres bemerkt Gentz in einem Briefe vom 19. April 1808: „Um den Stil nach Würden zu loben, müßte ich ſo ſchreiben können wie Sie", und weiter: „Sie ſind der einzige Menſch in Deutſchland, von dem ich ſage, daß er göttlich ſchreibt, ſo oft er es will; und von allen Frechheiten unſerer Tage iſt keine, die mich mehr befremdet und mehr aufbringt, als die, ſich mit Ihnen meſſen zu wollen." Doch wir wollen hier mit Auszügen dieſer Art, die gewiß charakteriſtiſch ſind, innehalten, obſchon wir ſie noch ins Unendliche vermehren könnten. Auf einzelne ſchon angedeutete differirende Anſichten, ſelbſt Vorwürfe, die ſich ſpäter um ſo öfter einfanden, je gemeinſamer ihr praktiſches Wirken wurde, werden wir weiterhin zurückzukommen veranlaßt ſein. Im Ganzen aber bewahrte Gentz ſeinem politiſchen Freunde bis zuletzt eine ſeltene Treue und Anhänglichkeit.

Der Herausgeber und Vorredner bemerkt über dieſen Briefwechſel mit Recht:

So dankenswerth es erſcheinen muß, daß durch dieſe Briefe die Charakterbilder von beiden Männern vervollſtändigt werden, ſo iſt dies doch nur ein untergeordnetes Verdienſt gegenüber der allgemeinen geſchichtlichen Bedeutung: ſie bieten in großen und kleinen Zügen, in thatſächlichen Angaben und Anekdoten, wie in moraliſchen Momenten ein ſehr ſchätzbares Material zur Geſchichte und Literatur des Zeitalters der Blüte und des Sturzes der Napoleoniſchen Herrſchaft und der innern deutſchen Bewegungen, welche die Grundlage unſerer gegenwärtigen geiſtigen und öffentlichen Zuſtände geworden ſind.

Das geiſtige Uebergewicht liegt freilich in den Gentz'ſchen Briefen; die Müller'ſchen, durch ihre Tendenz bedeutſam, verlieren ſich zu einem großen Theil in einem phantaſtiſchen Wortſchwall; erſt in den ſpätern Jahren, wo auch Müller durch ſeine Stellung den politiſchen Angelegenheiten nähertrat, gewinnen ſie an realem Inhalt, an Mittheilungen, die auch in zeitgeſchichtlicher Hinſicht werthvoll ſind, namentlich aber durch die darin immer entſchiedener hervortretenden kirchenpolitiſchen Tendenzen, die keine andern ſind als diejenigen, welche auf ultramontaner Seite gegenwärtig in praktiſchen Vollzug geſetzt worden. Müller lernte ſich fühlen, je mehr er feſten Boden unter ſich fühlte, und oft tritt er ſeinem Herrn und Meiſter in ſeinen ſpätern Briefen mit einem Selbſtgefühl und einer Selbſtſicherheit, ja mit einer gewiſſen Superiorität gegenüber, die kaum mehr an jenen politiſchen Novizen erinnern, der ſich im Jahre 1802 noch als ein von Gentz' Werken betrachtete und ſich ſelbſt eine „unſelige Creatur" nannte. Abgeſehen von dem Inhalt feſſeln, ja bezaubern oft die Gentz'ſchen Briefe durch ihren Stil und die unter allen Umſtänden und Lagen ſich gleichbleibende Grazie und Nobleſſe des Ausdrucks, der ſelbſt gewöhnliche Gedanken in reizende Formen kleidet und oft die dürrſten und trockenſten wie mit erfriſchendem Thau benetzt. Noch einen Vorzug müſſen wir dieſem Briefwechſel, der freilich wie alle Sammlungen dieſer Art manchen Ballaſt enthält, nachrühmen, das Nichtvorhandenſein eigentlichen Perſonalklatſches, der ſonſt in Briefen deutſcher Notabilitäten eine ſo hervorragende Rolle zu ſpielen pflegt. Was ſich an ſcharfen Urtheilen darin vorfindet, gehört nicht eigentlich in dieſes Gebiet, ſondern bezieht ſich ausſchließlich auf literariſche Leiſtungen und politiſche Handlungen. Gentz war, wie man auch ſonſt von ihm denken mag, doch eine durchaus nicht kleinliche und hämiſche, ſondern noble und ſublime Natur, und auch Adam Müller lebte zu ſehr in Ideen, um ſich viel mit Perſönlichkeiten zu befaſſen.

Aus den Jahren 1800 — 1802 findet ſich hier nur eine kleine Partie Briefe, darunter nur zwei von Müller; auch das Jahr 1803 gewährt noch keine ſehr große Ausbeute. Der Inhalt der Briefe aus dieſen Jahren iſt zumeiſt noch ein literariſcher. Gentz nennt unter Andern einmal Fichte, deſſen „Reden an die deutſche Nation" ihm ſpäter einen großen Reſpect einflößen ſollten, einen „elenden Kerl", und Adam Müller bemerkt in einem Schreiben aus Berlin vom 20. Februar 1803:

Die Ziebing'ſchen (eigentlich Ziebingen'ſchen) Titanen liegen ohnmächtig und gelähmt unter der Laſt des Goethe'ſchen Sonnetts da, das über ſie hingewälzt iſt, wie der Aetna über den Typhon; die Griechen erheben ſich wieder über die Romantik; ich bin überzeugt, und wie von meinem Leben überzeugt, daß die wiſſenſchaftliche Revolution unſerer Zeit zu Ende iſt.

Wie aus einem berliner Briefe Müller's vom 12. Ja

deſſelben Jahres hervorgeht, war Müller damals für England noch ſehr eingenommen; er rühmt den „ruhigen, guten, ſchlichten Sinn von Altengland“, erkennt an der engliſchen „ſo ſehr verſchrienen“ Philoſophie „die Größe ihres ſpeculativen, obgleich häufig durch auswärtigen Einfluß oder durch Sekten- und Parteigeiſt misgeleiteten Talents“ bereitwillig an, und bittet Gentz, ihn, wo er nur könne, in England zu empfehlen; „ich cultivire die Sprache ſo“, fügt er hinzu, „daß ich dem Geſandten ſchon etwas damit habe imponiren können, wie ein Deutſcher überhaupt einem Engländer imponiren kann.“

Eine größere Anzahl von Briefen, im Ganzen 25, liefert das Jahr 1805. In einem Briefe vom 22. März drückt Gentz ſeinen ganzen Widerwillen gegen die philoſophiſche Speculation aus:

Ich, der ich auf die Speculation kaum ſo viel Zeit verwenden kann als aufs Mittageſſen, ich ſoll, in meinem vierzigſten Jahre, eine durchaus neue, Alles zerſtörende Anſicht der Welt annehmen, und mich in einen Strudel ſtürzen, von dem ich kaum begreifen kann, wie Sie, mit ganz andern Kräften ausgerüſtet, 15 Jahre jünger, frei wie die Luft, leicht und beweglich wie ſie, nicht jeden Augenblick darin zugrunde gehen.

Er bekennt, zwar keiner Schule unbedingt ergeben zu ſein, aber doch in einigen „göttlichen abſoluten“ Ideen zu leben und zu weben. Müller, der nur zwei Jahre vorher ſeine Uebereinſtimmung mit der engliſchen Philoſophie erklärt hatte, iſt plötzlich im Frühjahr 1805 zum katholiſchen Glauben übergetreten, oder wie Brühl ſich in ſeiner „Geſchichte der katholiſchen Literatur Deutſchlands“ ausdrückt, zum katholiſchen Glauben „zurückgetreten“ und verſichert: „Die Aufklärung, die Humanität kommt doch endlich einmal in die Lage, den Katholicismus vertheidigen zu müſſen.“

Unter dieſen Briefen des Jahres 1805 ragt als eine abſonderliche Erſcheinung ein merkwürdiges Briefſtück des „Geſchichtſchreibers der Schweiz“, Johannes von Müller, hervor, ein Schreiben an Adam Müller, datirt Berlin den 14. Juni 1805. Daß Johannes von Müller ein bedeutender Geiſt und großer Geſchichtſchreiber war, ſteht feſt; aber ebenſo feſt ſteht auch, daß er ein ſchwächlicher, wankelmüthiger Charakter und daß die Heldenkraft, die er an den alten Schweizern pries, bei ihm nur Phraſe war. Der ſchweizeriſchen Gewohnheit des Reislaufens konnte auch er nicht widerſtehen; „kein Geld, keine Schweizer“, und ſo ging auch Johannes von Müller aus preußiſchen Dienſten in die Dienſte des neucreirten weſtfäliſchen Königs über, nicht vielleicht weil er hier beſſer bezahlt wurde, ſondern weil er, abgeſehen von der glänzenden und einflußreichen Stellung, in dieſer Napoleoniſchen Phantaſieſchöpfung des weſtfäliſchen Königreichs mehr Garantien zu erblicken glaubte, als in der für den Augenblick zerrütteten Monarchie Friedrich's des Großen, die er, unritterlich genug, zur Zeit des Unglücks verließ. Hierzu mochte freilich ſeine ſkeptiſche verzweifelte Anſicht über die dermalige Weltlage beitragen. Adam Müller nennt ihn „gold- und engelrein, unendlich brav und groß“ u. ſ. w., meint aber, daß er für die Weltgeſchichte „zu beſchränkt, zu antik, zu verzweifelt“ ſei. Schwer bleibt es aber trotzdem, mit ſeiner ſpätern höfiſchen Dienſtbarkeit folgende Anſichten in dem citirten Briefe zuſammenzureimen:

Ganz richtig halten Sie Deutſchland für das Centrum der europäiſchen Civiliſation. Italien war, wie Spanien, längſt unterjocht, ohne Einfluß; Frankreich längſt zuſammengeſtoben in Ein Paris, ohne den Ruin des Ganzen; aber laſſen Sie die hundert Stämme der Deutſchen, die hundert Mittelpunkte unſerer Cultur, die Werkſtätte unſers Literaturweſens in Einen Pfeiler des Weltreichs ſchwinden — es iſt aus mit Europa. Sicilianiſche Vespern, ein Mithridatiſches Würgen möchte es unterweilen geben, aber nie wieder ſproßte die ungeheuere Eiche, zu der im Sturm die Völker flüchteten. Ich bin ganz in vollem Ernſt überzeugt, daß, wenn (was ſehr wohl möglich iſt) Deutſchland verlorengeht, Amerika und Südrußland die einzigen Freiſtätten ſind; ich ſelbſt werde nie vor dem verächtlichen Abgott, den die Furcht und die Kühnheit ſchuf, die Knie beugen; ich habe auf alle Fälle gedacht, und für andere Sitze von Cultur Plane entworfen.

Doch traut er ſich nicht ſo ganz, indem er mit folgenden Worten ſeine eigene Schwäche andeutet: „Vergib mir, Jüngling, wenn — ich glaube es zwar nicht — ermüdet von Jahren und Erfahrung, ich je mein ſelbſt vergäße.“ Dabei erklärt er aber immer wieder „die Charakterloſigkeit“ als den „Urſprung alles Jammers, der iſt und drohet“. Intereſſant iſt noch die Anerkennung, die er dem Journalismus zollt, wenn er bemerkt: „Nur darum recenſire ich oft und viel, weil nur unter der Adreſſe eines Journals etwas an das größere Publicum gebracht werden mag.“ Gentz bemerkt übrigens in einem Briefe an Adam Müller wenig ſpäter ſehr richtig: „Die Abſchrift des Briefs von Johannes habe ich mit allerlei gemiſchten Empfindungen geleſen; aber die ungünſtigen, ich geſtehe es, hatten die Oberhand; es iſt etwas Erkünſteltes in dem Ganzen“ u. ſ. w. Trotzdem fügt Gentz hinzu:

Alle dieſe Kritiken bleiben unter uns; von uns zur übrigen Welt iſt unſere einzige Pflicht, dieſen Namen bis zum Himmel zu erheben. In Allem, worauf es heute ankommt, iſt er unſers Glaubens, und ſeine Kraft, ſein Name und ſeine Autorität ſind für unſere heilige Sache von unberechenbarem Gewinn.

Ueberhaupt enthalten die Briefe aus dieſer Periode manche ſehr merkwürdige Ausſprüche. So ſchreibt Gentz unterm 13. Juli in Betreff Goethe's:

Die Noten zum „Rameau“ ſind blos trivial und platt; über Voltaire und Alembert ſo zu faſeln, iſt doch wirklich einem Goethe nicht erlaubt. Die Aufſätze über Winckelmann ſind gottlos. Einen ſo bittern tückiſchen Haß gegen das Chriſtenthum hätte ich Goethe nicht zugetraut, obgleich ich von dieſer Seite längſt viel Böſes von ihm ahnte. . . . Nein! vor dieſen beiden Büchern ſteht ſelbſt Goethe ſobald nicht wieder bei mir auf! Solche hatten wir von Schiller nie zu beſorgen! Dieſer ſtarb in dem Augenblick, wo ſeine beſſere (vermuthlich meint Gentz hier „chriſtliche“) Laufbahn erſt angefangen hätte.

Die Rollen ſcheinen hier umgetauſcht, denn während Gentz, der in Form und Weſen ſo viel Goethe'ſches hat, ſich für Schiller gegen Goethe erklärt, meint Adam Müller, der vermöge ſeiner idealiſtiſchen Stimmung mehr für Schiller hätte incliniren ſollen, in einem ſpätern

Briefe, daß Schiller's philoſophiſche Arbeiten, „wie gewiß ſie auch ſein Meiſterſtück ſein mögen", ihn zu einer Art „von Oberkammerherrn und Ceremonienmeiſter im Gefolge jenes königlichen Dichters" qualificiren. Mit Bezug auf die oben citirten Bemerkungen von Gentz über Goethe ſchreibt übrigens Adam Müller unterm 7. September:

Ihr geſtriger Brief hat mich wunderbar geſtärkt, beſonders der billige und heilige Eifer gegen Winckelmann und Goethe, und die rührende Beziehung auf den glücklichſten Entſchluß meines Lebens (Uebertritt zur katholiſchen Kirche), den ich vor fünf Monaten unter Ihren Augen faßte. Vor dieſer göttlichen Sache ſinken freilich alle Laokoons und, ich bekenne es, alle gottesläſterlichen Goethes in Staub. Ich ſage nichts weiter — ich umarme Sie, mein frommer Freund, feſter und feſter, und entſage hier feierlich aller Gemeinſchaft mit den Heiden, auch mit dem andern geborenen Heiden, unſerm Johannes. Vor ſechs Wochen habe ich ihm beſcheiden über ſein Heidenthum geſchrieben u. ſ. w.

Ueber die „gottesläſterlichen Goethes" und über die Anrede an den „frommen" Freund, der kein Anderer war als Friedrich von Gentz, und über die „göttliche" Sache brauchen wir wol keine weitern Gloſſen zu machen.

Intereſſant iſt Gentz' Bemerkung, daß man bei Beurtheilung deutſcher Bücher und deutſchen Verdienſtes überhaupt in 99 Fällen unter 100 von Dem, was claſſiſch, allgemein geltend, für alle gebildeten Nationen brauchbar, ja ſelbſt oft noch von Dem, was nur recht eigentlich national ſein möchte, abſtrahiren, und nichts als die Individualität vor Augen haben müßte; daß man aber, wenn man dieſen Geſichtspunkt einmal mit deutſchem Auge und deutſcher Kraft gefaßt, dann auch aus Büchern und von Menſchen, die jedem Ausländer eine Thorheit ſind und ſein müſſen, oft mehr lerne als aus aller claſſiſchen Weisheit der alten und neuen Welt; daß man ſich daher ſehr hüten müſſe, ſelbſt anſcheinende Extravaganzen zu verdammen, ehe man ſie auf dieſe Kapelle gebracht hätte; und daß oft er ſelbſt erfahren, daß ihm Menſchen, die er von ſeiner claſſiſchen Höhe herab kaum citiren möchte, durch ihre Originalität, durch ihre Irrthümer und ſelbſt durch ihre Ausſchweifungen ungeheuere Dienſte geleiſtet hätten. Dieſe Bemerkungen ſcheinen uns ebenſo richtig als fein.

Wie ſehr der Schlag von Ulm Gentz niederſchmetterte, erkennt man aus folgenden beredten Worten, die er an Müller richtet:

Nicht geſiegt zu haben, in einem Augenblick, wo aller Werth des Lebens am Siege hing; nicht geſiegt, den Teufel nicht gedemüthigt, dies Leiden iſt das höchſte; dagegen ſind alle ſogenannten poſitiven Uebel nur wahre Lumperei. In Berlin ſcheint es gut zu gehen! Aber das tröſtet mich nicht: redde, redde mihi legiones! Meine göttliche Armee von Mack! Meine himmliſchen Cavalerieregimenter! Meine braven Generale! Solche Armee gibt es gar nicht mehr!

Gegen das Unglück von Auſterlitz ſucht Adam Müller von ſeinem Standpunkt einen Troſt darin, daß doch das petersburger Cabinet allein nicht das neue Gleichgewicht beſtimmen dürfe, und meint, daß, da nun das katholiſche Europa unterdrückt ſei, es dem proteſtantiſchen Europa zieme, „wie es jenes durch allmälige Wunden wehrlos gemacht, durch die Heldenthat einer ſolchen Befreiung die ganze frühere Schmach wieder zu verſöhnen". Gentz acceptirt dieſen Troſt nicht; die Schlacht von Auſterlitz, ſagt er, ſei in ſeinen Augen tauſend mal verderblicher geweſen als die von Ulm; dieſe habe die öſtreichiſche Armee vernichtet, jene die Coalition getödtet. Er fügt hinzu:

Es kann nichts mehr gelingen; dies verzweifelte Geſtändniß iſt nicht etwa die Frucht einer innern Muthloſigkeit; Sie werden ſich wundern, wie feſt, wie ruhig, wie unerſchüttert ich bin: es iſt das Reſultat einer tiefen Kenntniß des jetzigen Zuſtandes von Europa, die ich nur durch ein Studium, wie vielleicht Keiner es machte, durch vieles Glück und durch viele Schmerzen erkauft habe.

Aus einigen Stellen dieſer Briefe geht übrigens hervor, wie unglaublich verblendet man noch im September des Jahres 1805 über die Hülfsquellen war, welche der „Teufel" (Napoleon) in ſeinem Genie und in der Kriegsbereitſchaft der Franzoſen beſaß. Dieſe Verblendung ſeiner Gegner hat zu ſeinen Triumphen ohne Zweifel ſehr anſehnlich beigetragen.

Das merkwürdige Jahr 1806 liefert nur ſehr wenig Briefe, nur 11, und es iſt doch kaum anzunehmen, daß beide Freunde in einem ſo verhängnißvollen Jahre einander ſo wenig mitzutheilen gehabt haben ſollten. Auch bemerkt Gentz in einem Billet vom 3. December: „In wie viel verſchiedenen Lagen habe ich nun ſeit drei Monaten, von Wien, von Brünn, von Olmütz aus, an Sie geſchrieben!" Sind dieſe Briefe verlorengegangen? oder ſind ſie — und von wem? — unterdrückt oder abſichtlich vernichtet worden? In einem Briefchen aus Teplitz äußert Gentz unter Anderm über Heinſe: „Wie dieſer über Kunſt ſchreibt, dagegen iſt doch Winckelmann vor ihm, und alle Schlegel und Tieck u. ſ. w. nach ihm, nur Waſſer- oder Luftblaſe!" Ein ſpäterer Brief enthält einige nicht unintereſſante Mittheilungen über die Umſtände, unter welchen der Tod des Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld ſtattfand. Doch ſcheint dieſer Brief und einige andere nur abgeriſſene Brieffragmente zu ſein.

Einen reichern Vorrath von Briefen, nämlich 7., liefert das Jahr 1807. Vor dem allgemeinen Unglück zog ſich nun auch Gentz mehr in ſich und in literariſche Genüſſe zurück. Sein Geſtändniß vom 21. März 1807 iſt eigenthümlich:

Jetzt habe ich es gefaßt, was Sie unter dem Flüſſigen verſtehen; über dies hölliſche Wort — das eigentliche Emblem der Hölle — iſt mir endlich das Licht aufgegangen. Ich wollte, ich hätte nie von dieſem gehört. In dieſem Flüſſigen und in dem Frieden der Geſchichte gehen alle meine Irrthümer unter. Aber ich will ſie mir nicht rauben laſſen.

Ziemlich ebenſo dunkel heißt es dann weiter:

Ich bleibe bei der wahren Liebe, die nicht ohne Ausſchließung, bei der wahren Sittlichkeit, die nicht ohne Haß beſteht, bei dem wahren Gotte, der etwas ganz Anderes als ein Antigegenſatz — horresco referens — ſein muß, ſtehen. Da haben Sie mein ewiges Glaubensbekenntniß.

In einem Briefe aus Prag vom 16. Mai beſchäftigt ſich Gentz namentlich mit Heinrich von Kleiſt und

Luſtſpiel „Amphitryon", über das er in eine wahr-
ithyrambiſche Begeiſterung ausbricht, während er
rndt in demſelben Briefe bemerkt, daß vier Bände
öchſt elenden „Reiſe durch Schweden" ihm „den
ſo verekelt" haben, daß er jetzt den „Geiſt der Zeit"
u vergeſſen ſuchen wolle, „denn es macht einen
toll, daß derſelbe Menſch ſo vortrefflich und doch
ieder ſo grenzenlos ſchlecht ſein kann". So ſehr
ſich Gentz um jene Zeit in literariſche Studien,
geſteht, wegen eines vierbändigen Werks von
res, „Histoire de l'anarchie de la Pologne", zwei
aufgeblieben zu ſein, „um es zu verſchlingen".
ächte durchzuleſen pflegte er überhaupt, wenn ein
ihn mächtig feſſelte. Der Verluſt der Schlacht
riedland preßt ihm das Geſtändniß ab, daß Alles
Rettung verloren ſei, und er fügt dann hinzu:

enn übrigens auch noch eine Bataille ſtattfinden könnte,
der einzige Gewinn dabei nur der — daß die Ruſſen
e mehr verloren hätten. Gewinnen können ſie keine;
ehen nicht Krieg zu führen. Sie mußten ewig Hülfs-
ſein; Europa wäre verloren, ſobald ſie anfingen,
guren zu ſein.

ber die „Corinne" der Staël äußert er in demſel-
riefe, daß ſie einzelne herrliche Stellen enthielte,
nzen aber ein „ſchlechtes Werk" ſei; doch ſei etwas
Frau, was ihn zu ihr ziehe. In einem Briefe
eplitz (ohne Datum) beginnt Gentz für die Süd-
en zu ſchwärmen. Er ſchreibt:

lebe das ſüdliche Deutſchland! Dabei bleibt es nun
ner, beſonders ſeitdem ich ſah, daß das nördliche mit
r Unzen esprit de calcul, die es vor dieſem voraus
ch auch weder die Welt noch ſich ſelbſt vom Verderben
Sklaverei zu retten vermochte.

ieſe Vorliebe für die Süddeutſchen und nament-
Oeſtreicher hindert jedoch nicht, daß er ſehr bald
g ſich höchſt unheimlich fühlt und nach Dresden
ehnt, wo er im Cirkel ſeiner dortigen Freunde
ald wieder zum frohen Leben erwachen würde".
ilen findet er gerade in ſeiner Verzweiflung an
elt ſeinen Troſt: „Ich finde im ganzen Ernſt",
er einmal, „daß jetzt die Zeit der Hoffnungen
en iſt. Selbſt das Schlimmſte alles Schlimmen,
entlich einzige Schlimme, die Niederträchtigkeit des
ers muß ſich endlich erſchöpfen" u. ſ. w.
s Jahr 1808 iſt durch 17 Briefe vertreten. Buch-
ekanntes Buch über den Adel gibt Gentz Anlaß,
üller in der Idee des Adels „eine echte, feſte,
r Idee der Geſellſchaft unzertrennliche Idee" zu
n; doch fügt er hinzu:

as aber aus unſerm wirklich vorhandenen alten Adel
em werden wird, ſchmerzt mich zu denken. Die Ankla-
es ſo verwegenen Demagogen ſind wirklich gar ſchwer
twortén, und je mehr man dieſen Adel in der Nähe
hat, deſto weniger darf man ihn mit gutem Gewiſſen
igen.

Teplitz lernte Gentz im Mai die Staël kennen,
iſt von ihr ſofort aufs höchſte entzückt; er fand
erdiemaßen flüſſig, klar, zuſammenhängend groß,
Sprechen einladend, wie noch keine Frau auf der Welt gefunden" u. ſ. w. „Ich habe ihr", ſchreibt er weiter, „ohne weiteres verſichert, daß Sie der erſte Kopf Deutſchlands ſind." Müller revanchirt ſich durch die Mittheilung, daß die Staël von Gentz geäußert: „C'est l'homme le plus intéressant que j'ai vu en Allemagne!" Mit Fichte fühlt ſich Gentz durch deſſen „Reden an die deutſche Nation" ausgeſöhnt; er geſteht, daß er, als er nun vollends an S. 270 kam, in den „höchſten Enthuſiasmus gerathen ſei". Sehr naiv iſt ſein Geſtändniß: „Ich liebe die Misbräuche bei den Finanzen"; noch naiver aber das Selbſtlob Müller's in einem Briefe aus Berlin vom 10. Juli 1810. Er ſtreicht ſeine Schriften heraus und bemerkt dabei unter Anderm, einer der erſten Aerzte, „Staatsmann" (ſoll wol heißen Staatsrath) Langermann, habe ihm ſo viel über ſeine „Elemente" geſagt, „daß er aus keinem mediciniſchen Buche je ſoviel über die Medicin gelernt habe als aus dieſem politiſchen" u. ſ. w. Das Jahr 1810 iſt übrigens nur durch ſehr wenige Briefe, ſämmtlich von Müller, repräſentirt. Auch die Jahre 1811 und 1812 bieten nur geringe Ausbeute, nur Billets, was daraus zu erklären iſt, daß ſich Müller ſeit 1811 in Wien, alſo in Gentz' unmittelbarer Nähe befand. Der Tod eines jüngern Bruders veranlaßt Gentz zu melancholiſchen Klagen:

Was iſt zu machen? Solange man ſelbſt noch lebt, muß man es nun immer ſchon ſo forttreiben, als ſollte man ewig leben. Indeſſen iſt das Gefühl der Sicherheit im Leben, das längſt bei mir einen Stoß erhalten hatte, durch dies plötzliche Hinſterben eines Jüngern von meinem Blute heftig erſchüttert worden. Mein Wohlgefallen an der Welt iſt ebenfalls in hohem Grade erloſchen.

In einem andern Billet nennt Gentz Schleiermacher eine „trockene Natur". Das Jahr 1813 fehlt in dem Briefwechſel ganz; aus dem Jahre 1814, wo Müller bekanntlich bei der Organiſationscommiſſion in Tirol thätig war, finden ſich nur wenige Briefe und meiſt nicht ſehr bedeutende. Am 13. October meldet Gentz ſeinem Freunde, daß er in einer der erſten Miniſterialconferenzen par acclamation générale zum Secretär des Congreſſes ernannt worden ſei; er ſei eine Art von Mittelsperſon zwiſchen fünf bis ſechs Miniſtern vom erſten Range,

die in einem der entſcheidendſten Augenblicke der Weltgeſchichte über Angelegenheiten von ungeheuerm Gewicht ſich vereinigen ſollen! Mir iſt jetzt ungefähr zu Muthe, fügt er hinzu, wie in den drei oder vier Tagen vor der Schlacht von Leipzig. Deutlicher kann ich Ihnen meinen Zuſtand nicht beſchreiben.

Aus dem Jahre 1815 finden ſich hier 18 zum Theil recht intereſſante Briefe, und von jetzt an tritt Adam Müller mit gewichtigern Mittheilungen in den Vordergrund. Fürs erſte iſt es freilich ſein unerquickliches Hauptgeſchäft, die Leiſtungen der Preußen, ſeiner ehemaligen Landsleute, während des kurzen Feldzugs von 1815 möglichſt zu verkleinern. Er verſichert zwar, daß ſich die preußiſche Infanterie bei Ligny vortrefflich geſchlagen habe, aber die Cavalerie ſo ſchlecht, daß die einzelnen Regimenter „nicht etwa geworfen wurden, ſondern 200 Schritte vor dem Feinde kurzweg und ohne weiteres um-

kehrten"; die preußiſchen Batterien ſeien ſchlecht dirigirt worden; der Hauptfehler ſei aber geweſen, „daß Blücher, wie gewöhnlich, und ſelbſt Gneiſenau die Sache zu leicht nahmen". Das Verdienſt der Preußen um den Sieg vom 18. Juni ſucht er namentlich dadurch zu verringern, daß er das Eintreffen des Blücher'ſchen Corps auf der Straße von Jemappes mehr als einen bloßen Zufall erklärt. Den erſten preußiſchen Schlachtbericht, verſichert er, habe Kneſebeck in 24 Stunden componirt, „um den preußiſchen Ruhm einigermaßen über Waſſer zu erhalten"; Blücher habe bis auf den Moment, „wo das Drauf und Vorwärts der Beine geltendgemacht werden konnte, einen Fehler über den andern begangen"; ja, er erlaubt ſich an einer andern Stelle über die berliniſirenden „Blücher'ſchen Römer" zu ſpotten. Allerdings ſcheint Blücher bei Ligny manchen Fehler begangen zu haben, allerdings haben die Preußen 1815 keine Schlacht für ſich allein gewonnen und eine Hauptſchlacht verloren; aber daß ſie am 15. und 16. Juni bei Fleurus und Ligny den erſten Gewaltſtoß Napoleon's aushielten und ſo Wellington Zeit verſchafften, ſeine Hauptmacht weiter rückwärts in vortrefflicher Stellung zu concentriren, daß ſie Grouchy's Corps nach Wavre ablenkten und hier am 18. Juni feſthielten, daß ſie auf dem Schlachtfelde von Waterloo im kritiſchſten Augenblick eintrafen, die für den letzten Stoß beſtimmten franzöſiſchen Reſerven beſchäftigten, die Niederlage Napoleon's entſchieden und durch kräftige unausgeſetzte Verfolgung jede Anſammlung franzöſiſcher Truppen unmöglich machten, das ſind im Ganzen genommen doch große Leiſtungen, welche Niemand den Preußen abſtreiten kann. In Paris, wohin Müller dem Feldhoflager des Kaiſers Franz gefolgt war, gefiel es ihm anfangs ſo wohl, daß er an Gentz ſchreibt: „Ich könnte in einem kleinen deutſchen Hauſe in der Mitte von Paris ein großer Schriftſteller werden. Auch weiß ich nicht, warum wir nicht Alle hier leben." Bald aber überfällt ihn Ueberdruß und am 7. Auguſt ſchreibt er: „Wie ich mich von hier wegſehne, würde ich vergeblich Ihnen deutlich zu machen ſuchen. Zurückgezogener habe ich ſelbſt in Tirol nicht gelebt." Dazu kommt ſein zunehmender Grimm gegen England. „Wer kann noch ſagen", ſchreibt er aus Paris vom 13. Auguſt, „die Revolution ſei überwunden, da ſie an allen Enden ihr Haupt erhebt, und ſolange ihr Foyer, nämlich England, ſteht, nicht fallen kann?"

Das Jahr 1816 liefert nur neun Briefe, die Müller'ſchen nur von Leipzig aus datirt, wo er von jetzt an bis zum Jahre 1826 als öſtreichiſcher Generalconſul fungirte. Gentz klagt in einem Schreiben aus Wien vom 12. Februar, daß er ſich „in dieſem caput mortuum von Wien" nicht wohlbefinde; „ich bin", ſchreibt er, „krank, matt und mismuthig, und bedarf äußerer Reize, um meine innere Lebenskraft anzufriſchen." Dazu ſchleichen ſich zwiſchen Müller und Gentz immer mehr Meinungsverſchiedenheiten ein. Ueber die erſten Hefte der Müller'ſchen „Staatsanzeigen" ſchreibt Gentz aus ſeinem Tusculum Weinhaus am 8. Juli:

Die Aufſätze tragen ſämmtlich, die Ihrigen nicht ausgenommen, das Gepräge einer Zeit, einer Anſicht und einer Manier, in welcher ich mich wildfremd, unbehaglich, unheimlich, desorientirt fühle. Vieles verſtehe ich nicht, theils weil es mir durchaus dunkel, theils weil es mir unreif und verworren ſcheint. ... Allenthalben eine ſchneidende, ſtolze, angreifende Polemik, aber nirgends ein reines beſtimmtes Reſultat. Es ſchwimmt mir Alles, wie in einen Nebel von hohen Worten gewebt, durch welchen keine Figur in feſtern Umriſſen hervortritt. Ich werde höchſtens gedemüthigt, nie belehrt.

Das ſagt er dem Manne, den er früher zum erſten Stiliſten und praktiſchſten Kopf Deutſchlands erklärt hatte! Sein Urtheil vom Jahre 1816 kommt aber der Wahrheit ohne Zweifel viel näher als ſein früheres. Er findet nun einen andern Lieblingsſchriftſteller heraus und dieſer iſt kein anderer als Guizot. Die in den fünf bis ſechs Aufſätzen, welche Guizot ſeiner Ueberſetzung einer Ancillon'ſchen Schrift anhängte, herrſchende Anſicht erklärt Gentz Wort für Wort für die ſeinige, und fügt dann hinzu: „Dieſe 20 Seiten ſind das Einzige, was ich ſeit vier oder fünf Jahren geſchrieben haben möchte." Uebrigens geſteht er, daß Philoſophie, Politik und ſelbſt Geſchichte keinen Reiz mehr für ihn hätten; er ſei ernſthaft entſchloſſen, Mineralogie und Botanik und was ſonſt damit zuſammenhänge zu ſtudiren; der Sommer habe dieſe Revolution in ihm vollendet. „Schon am 1. März", ſchreibt er, „zog ich in mein Weinhaus und beſchäftige mich hier, ohne Unterlaß, mit Blumenkenntniß und Blumencultur." Es ſollte ihm aber nicht beſchieden ſein, ſein Leben unter Blumen auszuhauchen, er ſollte es unter diplomatiſchen Protokollen aushauchen, und zuletzt ſollten leipziger Lerchen (vgl. die Briefe vom 9. October 1820 und 22. October 1821), deren erſte Sendung ihm Adam Müller zugleich mit der Trauerbotſchaft von des Feldmarſchalls Schwarzenberg's Tode zuſchickte, damit ſie in der „beſten Verfaſſung" eintreffen möchten, und das gute Eſſen, welches die Köche des Fürſten Metternich lieferten (vgl. den Brief aus Karlsbad vom 19. Juli 1818), neben Blumen- und Weltangelegenheiten ihr Recht behaupten.

Unter den Briefen des Jahres 1817 ſind namentlich die Gentz'ſchen aus Wien vom 15. März, 6. April und 12. Mai ſehr bedeutſam; ſie betreffen die zwiſchen Gentz und Adam Müller obwaltenden Differenzpunkte und enthalten die intereſſanteſten Selbſtbekenntniſſe, auf die wir jedoch aus Rückſichten auf den uns hier gebotenen Raum nicht ausführlicher eingehen können. Gentz wehrt ſich darin gegen die Bekehrungsverſuche Müller's: „Alles, was nicht durchaus praktiſch iſt", ſchreibt er, „ekelt mich heute an, und hieraus entſpringt eine Stimmung, in welcher es ſchwer iſt, ſich mit dem Ueberirdiſchen zu beſchäftigen. Der Hauptpunkt bleibt indeſſen immer, daß mir der Glaube fehlt, und dieſem Mangel iſt ſchlechterdings nur durch ein Wunder abzuhelfen." Er nimmt, mit Berufung auf einen Satz von Schloſſer, die Rechte der Vernunft in Schutz; das Gleichgewicht ſei auf der rationellen Seite bedroht; daß ihn Müller's harte und einſeitige Behauptungen nicht ſchon auf die ganz entgegen-

geſetzte Seite geworfen hätten, beweiſe nur, wie feſt er, Gentz, im Sattel ſitze u. ſ. w. Müller geſteht hierauf unterm 12. Juni, daß er nun von der „Unausgleichbarkeit“ der zwiſchen ihnen beſtehenden Differenzen überzeugt ſei; die Zeit werde entſcheiden, wer das beſſere Theil erwählt habe.

In der Correſpondenz des Jahres 1818 kommen ſie, infolge des von Müller bewieſenen zelotiſchen Eifers, mehrfach auf dieſen Punkt zurück. Müller erblickt ſchon am 10. Juli nicht mehr die „centnerſchweren“ Differenzen zwiſchen ihnen und findet am 24. Auguſt die Gentz'ſchen „Finalerklärungen“ über den Glauben, die in einem Schreiben vom 20. enthalten waren, nicht ſo „zurückſchreckend und ketzeriſch, als wofür ſie ihm nach Gentz' Anſicht ſelbſt gelten ſollten“. Die Rothſchilds nennt Gentz in einem Briefe aus München vom 15. December „gemeine Juden, von gutem äußern Anſtand, in ihrem Handwerk bloße Naturaliſten, ohne irgendeine Ahnung eines Zuſammenhangs der Dinge, aber mit einem bewundernswürdigen Inſtinct begabt“, und in demſelben Briefe bezeichnet er das Turnen als „eine Art Eiterbeule“, die geradezu weggeſchafft werden müſſe, ehe man zur gründlichen Cur ſchreite.

Ueberhaupt machte Gentz in den nun folgenden Jahren recht rapide Fortſchritte auf dem Wege nach rückwärts. In einem Briefe vom 19. April 1819 heißt er jeden Feudalismus, ſelbſt einen „ſehr mittelmäßig geordneten“, willkommen, „wenn er uns von der Herrſchaft des Pöbels, der falſchen Gelehrten, der Studenten und beſonders der Zeitungsſchreiber befreit“; er wirft den Aufgeklärten unſerer Zeit Seichtigkeit und Gottesvergeſſenheit, „die immer obenan ſtehen muß“, vor, und bemerkt ferner:

Es bleibt bei meinem Satze: Es ſoll zur Verhütung des Misbrauchs der Preſſe binnen ... Jahren gar nichts gedruckt werden. Punktum. Dieſer Satz als Regel, mit äußerſt wenigen Ausnahmen, die ein Tribunal von anerkannter Superiorität zu beſtimmen hätte, würde uns in kurzer Zeit zu Gott und zur Wahrheit zurückführen.

Aus den Briefen der Jahre 1820 und 1821 erfährt man gelegentlich Manches über den Zuſtand des Fürſten von Schwarzenberg (der ſich bekanntlich zu der Zeit in Leipzig befand, um ſich von Hahnemann wiederherſtellen zu laſſen), z. B. daß die Allopathen die Conſtitution des Feldmarſchalls nach und nach mit einer Legion von Blutegeln, im Ganzen 1200, verwüſtet hätten. Dieſe Partie liegt jedoch dem Zwecke d. Bl. abſeits. Man erfährt ferner aus einem Gentz'ſchen Briefe, daß Müller durch den ſcharfen und ſchneidenden Ton, womit er alle bisherigen Regierungs- und Verwaltungsmaßregeln zu verdammen gewohnt war, bei dem Fürſten Metternich Anſtoß gegeben hatte. Gentz räth ihm wohlmeinend, nicht immer nur „theologiſche Abhandlungen“ zu ſchreiben, von denen, ſo vortrefflich ſie auch ſein möchten, doch Niemand Notiz nähme. Aus Troppau beklagt ſich Gentz unterm 20. December 1820 über das „vornehme Hundeleben“, das man unter dieſen beſtändigen ambulirenden Congreſſen führe. Müller läßt auch in dieſem und dem folgenden Jahre nicht ab, mit dem alten Sünder Gentz Bekehrungsverſuche zu machen, und er ſtimmt dann immer mehr den Ton eines ſalbungsvollen ſüßlichen Bußpredigers an; ſo ſchreibt er am 20. Auguſt 1821, es werde doch noch die Stunde kommen, wo der dritte Abſchnitt unſers Glaubens, „welcher den Geiſt angeht, insbeſondere: Gemeinſchaft der Heiligen, Ablaß der Sünden, Auferſtehung des Fleiſches und ein ewiges Leben, Amen — in ſeiner unendlichen Süßigkeit mit dem Gefolge der Sehnſucht nach allen Sacramenten Sie ergreifen wird, um Sie nie wieder zu laſſen“. Seine Zuſammenſtellungen ſind oft ſehr ſonderbar. „Europa“, ſchreibt er einmal, „hat daneben nach meiner Anſicht nur zwei Bedürfniſſe: das Wort Gottes und eine Marine.“ In Betreff der griechiſchen Sache erklärt er mit Gentz, der einmal verſichert, „die Griechen, die alten wie die neuen, ſind mir in jeder Hinſicht zum Ekel“, vollkommen einverſtanden zu ſein.

Die Briefe vom Jahre 1822 übergehen wir als minder intereſſant, um uns zu denen des Jahres 1823 zu wenden. Adam Müller findet die von Gentz redigirte Circulardepeſche von Verona „über alles Lob erhaben“. „Dieſe Hand und dieſe Feder werden wol unerreicht bleiben!“ ruft er aus. Gentz berichtet ſeinem Freunde in einem intereſſanten Briefe aus Lambach vom 2. Januar über die Thätigkeit des veronaer Congreſſes, und namentlich über ſeine eigene; die Blumen von Weinhaus ſind vollkommen über den diplomatiſchen Salons der Gräfin Lieven vergeſſen, ſelbſt ſein Appetit „belebte ſich; keine Spur von Durchfall noch Verſtopfung“; nie, ſelbſt in ſeinen beſten Jahren nicht, verſichert er, habe er ein „lebhafteres Bewußtſein innerer Kraft, unerſchöpflicher Ausdauer unter allen Anſtrengungen, Fähigkeit zu allen Geſchäften, tiefſter Entwickelung der Ideen, Muth, Sicherheit und Heiterkeit“ in ſich geſpürt. Man erkennt jenen Gentz nicht wieder, der das Leben an vagabundirenden Congreſſen für ein „vornehmes Hundeleben“ erklärt und zu Müller geſagt hatte: „Die Vergangenheit ekelt mich an, und die Zukunft fürchte ich.“ Gentz war mit Schmeicheleien überſchüttet worden, und da er fühlte, wie wohl Schmeicheleien thun, läßt er es in dieſem Briefe auch für Müller an ſolchen Balſamtropfen nicht fehlen; außerdem eröffnet er ihm Ausſichten nach Wien. Italien, Land und Volk, hat ihm übrigens ſehr wenig behagt. „Verona“, ſchreibt er, „iſt ein Haufen von Ruinen, das italieniſche Volk eine häßliche, armſelige, bald Mitleid, bald Ekel (nur nie Schrecken) erregende Menſchenrace, die ich nie wieder zu erblicken wünſche. Es lebe Deutſchland, die Alpen und die deutſchen Alpenländer! — die Schweiz ausgenommen.“ In dem Antwortſchreiben Müller's fällt einigermaßen folgende Aeußerung auf: „Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die Geburtsprätenſionen in Europa, durch unſere ſehr weſentliche Mithülfe, ſich wieder ſehr breit zu machen beginnen.“ In dem letzten Schreiben aus dieſem Jahre, vom 20. September, geſteht Gentz, daß vor Conſtitutionen „wol Keiner mehr zittern kann als ich“.

Die Briefe aus den Jahren 1824, 1825 und 1826 ſind weniger anziehend. Müller ſpricht gelegentlich von der „innerlichen Jakobiniſirung" Deutſchlands, findet mit Gentz das Zuſammentreten von Landſtänden in Preußen „höchſt bedenklich", nennt die Anglikaniſche Kirche eine „verfaulte", verſichert, daß der „einzige echte Gelehrte, den Leipzig aufzuweiſen hatte", der vor einigen Tagen geſtorbene Domherr Haubold geweſen, und führt folgende Aeußerung des Königs von England über Metternich an: „C'est un homme charmant! C'est un charme que de négocier avec lui! et comme il sait poser et arranger les affaires!" Gentz freut ſich in einem Schreiben vom 18. März 1826 über das über Europa ausgebrochene „pecuniäre Ungewitter" als „das erſte große Strafgericht, welches Gott über den Hochmuth, und den Uebermuth, und die Unwiſſenheit und den ſtrafbaren Wahnſinn dieſer Generation verhängt", und findet darin, daß es gerade von England ausgehen mußte, einen „unſchätzbaren Umſtand".

Die letzten Briefe der Sammlung, meiſt nur Billets (denn Müller befand ſich nun als Hofrath in Wien und konnte ſo das Meiſte mit Gentz mündlich erledigen), zum Theil undatirt und ohne Namensunterſchrift, ſind aus den Jahren 1827, 1828 und 1829. Müller nennt Canning unter Anderm einen „verwegenen Schauſpieler" und wirft England „Imbecillität und Jämmerlichkeit" vor, nachdem er ſchon früher verſichert, daß die britiſche Macht „die Tête der jakobiniſchen Colonne" ſei, „welche dereinſt Europa zu zerbrechen droht"; Gentz nennt in einem Billet vom 23. Mai 1828 eine Rede Dupin's „das miſerabelſte Machwerk eines ſtatiſtiſchen Collectaneenſchreibers, voll Widerſpruch, Unſinn und Plattheit", und glaubt, daß der Couſin'ſche ſogenannte Eklekticismus, auf das praktiſche Leben angewendet, die „permanente Revolution" ſei, „die, wie Saturn, immer ihre eigenen Kinder frißt", muß dagegen zugeſtehen (wir halten wenigſtens das betreffende nicht unterzeichnete Billet von Gentz' Hand geſchrieben), daß es doch immer merkwürdig ſei,

wie viel geſunde und richtige Begriffe neben unendlichem Qualm und Wuſt in dieſem engliſchen Publicum verbreitet ſind. Gleichwol — fügt er hinzu — wird mir ſelbſt die Fertigkeit und Fruchtbarkeit der Menſchen unſerer Zeit im Raiſonniren immer mehr zum Ekel, und ich betrachte es als ein trauriges Loos, an die Tagespolitik geſchmiedet zu ſein.

Aus dem Jahre 1829 findet ſich nur ein einziges Billet, und zwar folgendes von Gentz vom 27. Januar 1829:

Schlegel's Tod hat mich wohl gerührt; ſoeben iſt aber ein ganz anderer Schlag erfolgt. Die Fürſtin Metternich iſt an einem in den Kopf getretenen Milchfieber verſchieden. Das iſt eine Begebenheit, deren Folgen ſich gar nicht berechnen laſſen. (!) Ich befinde mich in einer Art Gedankenſtillſtand, und es iſt mir, als wenn mein Blick nicht mehr über das Schneefeld hinausreichte, das ich vor meinem Fenſter ſehe.

Adam Müller ſtarb am Schlagfluß am Morgen deſſelben Tags, während ihm dieſes Billet von einem ſeiner Freunde vorgeleſen wurde. Zu viel Schläge für Gentz' Nerven auf ein mal! Das Schickſal, zufahrend und rückſichtslos wie es iſt, verſteht ſich freilich nicht ſo auf das „poser et arranger les affaires", wie der Fürſt von Metternich.

Wenn man ſchließlich das Reſultat des politiſchen Wirkens beider Männer vergleicht, ſo wird man allerdings ſagen dürfen, daß bis auf weiteres nicht der klare, praktiſche, geſchmeidige, diplomatiſche und in ſeiner Weiſe aufrichtige und ehrliche Gentz Recht behalten hat, ſondern der ſchroffe, mönchiſch polternde und dabei ſophiſtiſch hypokritiſche, auf den erſten Blick verworren, phantaſtiſch und chaotiſch erſcheinende Rhetoriker Müller, der ſelbſt in die Finanz- und Handelswiſſenſchaft ſeine theoſophiſchen Anſichten hinüberzutragen verſuchte. Gentz und Müller wollten im Grunde ein und daſſelbe, aber auf verſchiedenem Wege: Gentz auf weltlichem und ausſchließlich durch politiſch-diplomatiſches Arrangement, wie man etwa eine gemüthliche Tanzpartie arrangirt; Adam Müller vermittels der Souveränerklärung der Kirche und der mechaniſchen Unterwerfung der menſchlichen Vernunft unter die kirchliche Gewalt. Seine Anſicht war, daß der Gebildetſte auch der Gehorſamſte ſei, und daß es außer den Jeſuiten kaum irgendwo noch eigentlich erzogene Menſchen gebe. Wir brauchen die Staaten nicht zu nennen, in denen ſeine Grundſätze für den Augenblick ſiegreich ſind. Aber man verkennt dabei, daß der Gebildetſte nur ſo lange auch der Gehorſamſte iſt, als man ihm keine Unterwerfung unter Elemente der Unbildung zumuthet, und daß, wenn der einzelne Menſch nach Augenblicken zählt, die Geſchichte nach Jahrhunderten zählt.

Hermann Marggraff.

Epiſches und Lyriſches.

Die Kinder der Jetztzeit pflegen mit ihren Talenten umzuſpringen, wie jüdiſche Geldmäkler, die blitzſchnell beſchnittene Dukaten unter vollwichtige hüpfen laſſen; die Kritik jedoch, wir meinen die echte, die cliquenloſe, nimmt nichts auf Treu und Glauben an; ſie iſt das ungläubigſte Geſchöpf unter der Sonne: ſie zählt, nimmt die Goldwage zur Hand, und zählt noch ein mal, ehe ſie ſich zufrieden gibt. Es hat ſich eine gähnende Kluft zwiſchen der Weltanſchauung der Alten und jener der Modernen aufgeworfen; der Grundſtein aller Kunſt war bei den Alten: die Kunſt zu leben; das Loſungswort der Modernen dagegen iſt: die Kunſt zu genießen; ehe nicht die Verſöhnungsbrücke über dieſe Kluft geſchlagen wird, eher kann es auch wieder keine echte Kunſt geben. Ohne Grundſtein bauen wollen, iſt lächerlich, außer man begnügt ſich Kartenhäuſer aufzuführen. Ein ſpäteres Geſchlecht wird die Backen nicht ſehr voll zu nehmen brauchen, um die literariſchen Kartenhäuſer des 19. Jahrhunderts niederzublaſen; ein Erdbeben wird durch die Erſchütterung ſicherlich nicht entſtehen.

Zu dieſen Vorbemerkungen hat uns die Lectüre folgendes Poems veranlaßt:

1. Die Krethiplethiade. Ein heroiſch-komiſch-romantiſch-idylliſches Epos von **Karl Schröder**. Berlin, Bach. 1855. 16. 10 Ngr.

Ein höchſt ſonderbares Product! Es verdient als ein echtes Zeichen unſerer zerfahrenen Zeit einige Aufmerkſamkeit. Der Leſer höre nur einmal gefälligſt, wo ſich der Dichter ſeinen Helden geſucht hat. Das Epos beginnt mit der Strophe:

Hart an des Weltalls Marken, wo ein Bret
Den Schritt ins ungeheure Leere hemmt;
Wo Luft, zu Stein verdichtet, ſich honett
Anſtemmend zwiſchen Erd' und Himmel klemmt;
Wo ſtill Okeanos, im feuchten Bett
Mit Langerweile ſchlemmend, Seelen ſchwemmt
Zum Tartarus; wo Raum und Zeit verſchwinden,
Dort ſoll das Epos ſeinen Helden finden.

In dieſem ſcurrilen Tone geht es, die „Götter Griechen-
ds" und den Homer matt perſiflirend, eine Weile fort, ſchnappt
ch bald in einen modern-frivolen, nicht geſund-ſinnlichen um,
s ſich auf S. 11—13 offenbart; der Verfaſſer entſchuldigt
ſehr offenherzig mit den Worten:

Ja, würden blos Relata referirt,
Bekämt ihr mag're Brocken aufgetiſcht —
Verzeihet drum in Anbetracht der Mühe,
Daß ich hinzugelöffelt etwas Brühe.

Hierauf wird in Prinz Krethiplethi und in Maskeron
dem Nordpol der Conſervatismus und Communismus ver-
ttet, welche Partie des Buchs zu den beſſern gehört. Nun
mmen naturphiloſophiſche Reflexionen, die in der reimreichen
zeiligen Stanze allerdings genug Spectakel machen, an die
he und zuguterletzt muß gar Goethe in einer der Schluß-
phen des erſten Geſangs figuriren:

Nur Lumpe ſind beſcheiden, ſagt ein Dichter,
Der ſicherlich kein Lump geweſen iſt;
Der Eine thut den Andern ab, ſo ſpricht er,
Wie in den Xenien zu leſen iſt.
Auskehren mag derartiges Gelichter,
Wer eben nur ein guter Beſen iſt —
So meinen wir, weil eine Krähe nicht
Der andern, ſagt man, hackt ins Angeſicht.

Den Uebergang vom erſten zum zweiten Geſang bilden
iſchenverſe in Trochäen geſchrieben, bei welchen der Verfaſſer
mehr als gewöhnliche Gewandtheit, die ihm überhaupt
t abgeſprochen werden kann, an den Tag legt; ſie mahnen
r, wie er ſich überhaupt verſchiedenen Muſtern gefangen-
, ſtellenweiſe ſtark an Platen, doch ſind einzelne Strophen
reizend, ſo graziös, daß ſie der gewandteſte Verskünſtler
t abgerundeter liefern könnte. Z. B.:

Laſſet mich beim Nierenſteiner
Meine Jambenpfeile ſpitzen,
Und ein Häuflein kleiner, feiner,
Zierlicher Trochäen ſchnitzen.

Im zweiten Geſange wird der Verfaſſer noch perſönlicher,
anzüglicher als im erſten; Geibel und Redwitz bekommen
be, die mitunter gut ſitzen, und nachdem er ihre Poeſien
ßliche, ungenießliche Conditorwaare" genannt, ſchließt er
Strophe mit der beißenden Ironie:

Es geht der Mondenſchein auf allen Vieren
Am Ende noch im Mondenſchein ſpazieren!

Der Hegel'ſchen Schule und ihrem Stifter wird arg mit-
ielt, was juſt bei der eintönigen Halbheit dieſer Lehre,
he die Gefühlsſeite des menſchlichen Organismus ganz un-
htet ließ, nicht ſchwer war. Einzelnen Strophen wollen
unſer Lob nicht vorenthalten; z. B.:

Auch ich betrat das Auditorium,
Die Weisheit dort mit Löffeln zu verſpeiſen,
Da ſollt' ich im Collegium logicum
Und metaphysicum mich ſchwindlich kreiſen.
Es ging ein Mühlrad mir im Kopf herum;
Doch mußt' ich endlich Spreu für Weizen preiſen,
Thun, als begriff ich Alles comme il faut —
Denn meine Nachbarn thaten ebenſo.

Hierauf werden Kant und Fichte unter die Schere genom-
und weiter der Heilige Vater Pio nono mit einer län-
Apoſtrophe begrüßt, worin folgende Stelle unter manchem
ſſerigen gelungen zu nennen iſt:

Absolve nos von Schafen und von Böcken,
Von Pietiſten und von Jeſuiten;
Absolve nos von allen Kleiderſtöcken
In den Garderoben chriſtlicher Leviten;
Absolve nos von deinen heiligen Röcken,
Von krummen Buckeln und von Paraſiten;
Absolve nos vom Bettelbubentroß
Der ganzen Lumpenſchaft — absolve nos!

Nachdem der Verfaſſer Barbaroſſa und einige andere hiſto-
riſche Geſtalten vorübergehend heraufbeſchworen, wird das Zaren-
thum perſiflirt. Endlich fällt es dem Verfaſſer dann wieder
einmal ein, dem Leſer ſeinen Helden vorzuführen, worauf ein
Excurs über die Frauen folgt, an dem ſich dieſe juſt nicht er-
götzen werden. Das liebe Ich des Verfaſſers macht mehr als
ein mal Staffage, wenn ſeiner Muſe der Faden ausgeht; doch
er muß um jeden Preis weiter geſponnen werden. Die Nord-
polshelden, die unterdeſſen rührend Freundſchaft geſchloſſen,
ſchaufeln, graben und wühlen ſich bis in den Tartarus. Sie
beſtehen ein entſetzliches Abenteuer mit einem grauenhaften
Thier, das plötzlich zu ſprechen anfängt und unter Anderm die
ſeltſamen Worte vorbringt:

Ich bin der Hamſtermoloch, Geiſt der Geiſter,
Und halte dich in meiner Hamſtertatze.
Was man Verſtand nennt, will ich mit dem Kleiſter
Der Tollheit dir verkleiſtern, Heldenfratze.

Daran reiht ſich eine Satire auf die Freundſchaft, die
nicht übel iſt. Ein ſafrangelber Weiberſchuh und nach und nach
ein ganzes Weib ſteigt durch die Silberluke einer goldenen
Wolke hernieder. Krethiplethi erkennt ſie als ſeine Pathe.
Dieſe holde keuſche Göttin Bärobimbeline läßt eine Tirade los,
aus der wir nur folgende Stanze ausheben:

Sie bauten mir Altäre zwar und Tempel
Auf Lalenburgs romantiſchem Gefilde,
Doch ſchlecht beſtellet war es mit dem Stempel
Der Prieſterſchaft zu Gottes Ebenbilde.
Sie folgten korybantiſchem Exempel,
Non possum war das Zeichen ihrer Gilde.
Die Nägel kaut' ich ab in Gram und Schanden,
Und Reiz und Schönheit kamen mir abhanden.

Ueberhaupt wird zuweilen auf die Zerfahrenheit, Blaſirt-
heit der letzten Generation hingewieſen und dagegen das ge-
ſunde Element der Antike hervorgehoben, z. B. in folgenden
Strophen:

Gehet hin in alle Welt,
Lernet von den Heiden.
Unterm weiten Himmelszelt
Lernet euch beſcheiden.
Lernet jeden Unverſtand
Recht vernünftig meiden,
Und in Allem weiſe ſein,
Weiſe wie die Heiden.

Kämpfet um der Muſen Gunſt,
Aber laßt das Kriechen.
Lernet jede freie Kunſt
Ueben von den Griechen.
Bleibt geſund und ſchreibt geſund,
Denn die Kranken ſiechen;
Strebt der Schönheit eifernd nach,
Eifernd wie die Griechen.

Der Verfaſſer durfte aber unter keiner Bedingung im
erſten Geſange ſelbſt über die alten Griechen ſpötteln, wenn
er ſeinen zweiten Geſang mit dieſem Panegyrikus ſchließt;
hierin liegt ein arger Widerſpruch. Er hat ſich keinen der be-
rühmten helleniſchen Dichter, ſondern Lord Byron zum Vor-
bild genommen und wir befürchten, daß es ihm mit ſeiner
„Krethiplethiade", von der hier nur zwei Geſänge vorliegen, wie
jenem mit ſeinem „Don Juan" ergehen werde. Byron ließ ſei-

nen Helden durch 16 Geſänge oft wie wahnſinnig in der Welt umherlaufen, und endlich ſein Epos unvollendet, weil er ſich in der größten Verlegenheit befand, einen genügenden Schluß zu erdichten. Schröder hat ſich mit ſeinen zwei Geſängen ſchon ſo weit verrannt, daß gar nicht abzuſehen iſt, wie er das Ganze noch künſtleriſch abrunden könnte. Wer ſich auf das abenteuerliche Feld des Nonſens begibt, dem muß eine reiche komiſche Kraft zugebote ſtehen; dieſe fehlt dem Verfaſſer beinahe gänzlich; mit ſatiriſchen Seitenhieben iſt es da nicht abgethan. Das fortwährende Ueberſpringen zu neuen Perſönlichkeiten, das Perſifliren und Ironiſiren, das Häkeln und Mäkeln hat der Leſer bald ſatt, wenn nicht ein leitender Hauptgedanke das Ganze organiſch verbindet. Es herrſcht in dieſem Poem durchaus jener moderne Geiſt der Negation, der ſich in der Dichtung nur ausnahmsweiſe zeigen darf. Wir gehören nicht zu jenen pedantiſchen Splitterrichtern, die in der Kunſt an abſoluten, aprioriſchen Geſetzen feſthalten wollen. Warum ſollte ein Poet heutzutage nicht ebenſo gut das Recht haben, wie einſt die im Grabe ſchlummernden Notabilitäten, Regeln aufzuſtellen? Doch können muß er es! Schröder wollte etwas Niedageweſenes liefern und ging damit in die Irre. Ein Talent auf ſolcher Bahn zu ſehen, erweckt ſchmerzliches Gefühl. Die ins Maßloſe hinausſtürmende „Krethiplethiade" war ein ſehr gewagter Schritt von einem Dichter, der durch ſeine zwei Dramen „Iphigenia in Delphi" und „Catilina" bereits vortheilhaft bekannt iſt. Wäre es ein Erſtlingswerk, wollten wir ein Auge zudrücken; doch ſelbſt da würde Warnung unſere Pflicht geweſen ſein. Wir hoffen ihn bald wieder auf andern Pfaden zu erblicken.

2. Der Page des Kaiſers. Ein Gedicht von der Treue. Von W. Conſtant, dem Dichter der „Parallelen". Düſſeldorf, Arnz und Comp. 1854. 4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Nicht viel glücklicher in der Wahl des Stoffs war der zweite Epopöendichter, den wir heute unſern Leſern vorführen; ſein Name, W. Conſtant, iſt ihnen ſchon mehre male in d. Bl. begegnet. Conſtant gehört in gewiſſer Beziehung zu den ſonderbarſten Erſcheinungen. Seine größern poetiſchen Productionen ſind entweder ausgezeichnet oder ganz ſchwach. Er ſcheint eine jener Naturen zu ſein, die am beſten fahren, wenn ſie inſtinctartig ihr Ziel verfolgen; tragen ſie aber dem Verſtande das ihm allerdings zukommende Amt auf, die Phantaſie im Schaffungsdrange zu überwachen, zu zügeln, ſo ſind ſie ſammt ihrer Dichtung geliefert, weil ſich dieſe Naturen nicht ſelbſt klar ſind. Sie ſpielen gleichſam Lotterie mit ihren Talenten. Wir haben dem Verfaſſer in d. Bl. mehrfach die wärmſte Anerkennung zutheil werden laſſen, doch unſere Unparteilichkeit nöthigt uns, diesmal unſerm Landsmann einige bittere Wahrheiten zu ſagen. Wir gehen nun zu dem Werke ſelbſt, und des Dichters eigene Worte mögen unſern oben ausgeſprochenen Tadel bekräftigen.

Schon der Umſtand, Napoleon zum bloßen Rahmen einer Epopöe zu erniedrigen, hat uns das ganze, ſtrenggenommen nur aus aneinandergereihten Epiſoden beſtehende Gedicht ungenießbar gemacht. Der Verfaſſer hat ſich ſozuſagen zwiſchen zwei Stühlen auf den Boden geſetzt; denn nach der mitunter bombaſtiſch klingenden Einleitung erwartet jeder Leſer, daß Napoleon und nicht der Page der Held ſei. Um der Rüge auszuweichen, Napoleon als Nebenfigur benutzt zu haben, läßt er den Kaiſer von Zeit zu Zeit wieder auftreten; der jugendliche Page dagegen iſt an und für ſich keine Heldengeſtalt. Das Thema von der Treue hätte viel ſchöner an der legitimiſtiſchen Vendée ſeinen Vertreter gefunden, als an dieſem Bürſchchen, das Luſt in ſich verſpürt, einige Abenteuer zu beſtehen. Kurz, nicht nur die Wahl des Stoffs, ſondern auch die Art und Weiſe der Behandlung iſt eine verfehlte. Was die Rüge der Unklarheit anbelangt, ſo höre man z. B. nur folgende Strophe:

Vom Königthum läßt ſüßes Lied
Und liebliches ſich ſingen,
Das tief in deine Seele zieht:
Ein Täubchen mit Adlerſchwingen;
Doch auch gewaltig von ihm es klingt
Und minder fromm nicht und ſittig,
Daß es in deine Seele dringt:
Ein Aar mit Taubenfittig.

Was kann ſich ein vernünftiger Menſch unter einem Täubchen, das Adlerſchwingen beſitzt, denken? Ja, nach der Conſtruction des Verfaſſers weiß man kaum, ob mit dieſem apokalyptiſchen Täubchen das Lied oder das Königthum gemeint ſei. Die Verſification verräth beinahe auf jeder Seite den Deutſchöſtreicher; es wimmelt von Härten, die das Ohr beleidigen; z. B.:

Die Garde ohne Goldverbrämung,
Der Marſchallshaufen nied'rer Löhnung,
Hat den Marſchällen zur Beſchämung
Und ihrem Cäſar zur Verſöhnung, u. ſ. w.

Wir wollen es bei der Anführung dieſer beiden Stellen bewenden laſſen, um unſere Leſer nicht auf eine zu harte Geduldprobe zu ſetzen. Der Verfaſſer meinte wol mit dort und da geſpendeten Kraftausdrücken und eingeſtreuten Glanzbildern die Schwächen des Ganzen zu bemänteln, und an ſchönen Einzelheiten fehlt es allerdings nicht. Die buntfarbigen Illuſtrationen, womit das Buch ausgeſtattet iſt, erinnerten uns an Geiger's derartige kleinere Compoſitionen in der Manier und Auffaſſung; nur vermißten wir Geiger's Genialität.

3. Gedichte von Reinhold Mund. Leipzig, O. Wigand. 1855. Gr. 16. 15 Ngr.

Der Verfaſſer beſitzt ein weiches, elegiſch geſtimmtes Gemüth, hat ſich in unſern frivolen Tagen, wo die frühreif altkluge Jugend gewöhnlich naſeweis vorlaut den Ton angibt, ein unverdorbenes Herz erhalten, das ſich mit wirklich kindlicher Hingebung an den Wundern des friſchen grünen Waldlebens erfreut. Einige dieſer Gedichte ſind ſo rein, ſo idyllenartig heiter, daß man glaubt, ſo etwas könne nur aus dem ungetrübten Born einer Kinderſeele fließen. Ein Beleg dafür iſt das einfache, ganz harmlos gedichtete ſchöne Lied: „Der Morgen im Walde", auch „Die Meiſenhütte" und „Tränke", worin ſich die Thätigkeit der Gebirgsbewohner und die Freude, Luſt und Liſt des Vogelſtellers gelungen abſpiegeln. Für noch beſſer jedoch halten wir das Eingangsgedicht des Büchleins; wir wollen es zur Empfehlung des jungen Poeten citiren:

Des Waldes Kind.

In Waldes Nacht bin ich geboren,
In Waldes Dunkel ſtand mein Haus,
Da lebt' ich einſam, wie verloren,
Und ſehnte nimmer mich heraus.

Der erſte Ton, der mir erklungen,
War Waldes Flüſtern leis und lind;
Der Wald hat mir ein Lied geſungen
Wie eine Mutter ihrem Kind.

Und dieſem Ton, ſo langſam leiſe,
Ihm lauſchte ernſt des Kindes Ohr.
Schon klang ihm aus der düſtern Weiſe
Der ſüße Inhalt traulich vor.

Als ich geſetzt aus meinem Hauſe
Zum erſten mal den jungen Fuß,
Erklang durch Flüſtern und Gebrauſe
Für mich des Waldes trauter Gruß.

Und ich verſtand des Waldes Worte,
Er ſprach: Sei mir gegrüßt, mein Kind!
Gegrüßt an heilig ſtummem Orte!
So klang's zu mir im Abendwind.

Und weiter ſprach er: Jedem Kinde
Ziemt ein Geſchenk von Vaters Hand,
So wähle, was zum Angebinde
Dein junges Herz am ſchönſten fand.

Ich aber ſprach: So lehr' mich ſingen
Wie Das, was rauſchend dich durchweht,
Von dem die Berge mächtig klingen,
Was ſonſt von Baum zu Baume geht,

Was ſüß aus jedem Vogel ſchallend
So ſtark ergreift die Menſchenbruſt,
Und was die Quelle weiter wallend
Erzählt, ſich ſelber unbewußt.

So ſprach ich, und in alter Weiſe
Des Waldes Wipfel rauſchten lind
Und es ertönte flüſternd leiſe:
Dir ſei's gewährt, mein liebes Kind!

Es thut einem wohl, unter all dem hyperciviliſirten Kram rſen, den ein Kritiker zu verarbeiten hat, ſolch ſchuldloſer ſtimme zu begegnen. Möge der Verfaſſer ſich dieſen reinen bewahren! Wir ſprechen dies aus, weil ſich gegen das des Buchs hin Gedichte einſchlichen, die beweiſen, daß ch ſchon am Giftbecher unſerer modernen Zuſtände ge- habe. Der Verfaſſer hüte ſich ja, dem Geſpenſt des es nachzujagen, wozu er leider in dem Gedichte: „Der nt" den Anlauf nimmt; er erinnere ſich an den gehalt- Satz: „Unter der Sonne iſt Alles eitel!"

Emanuel Raulf.

---

der Geſchichte des ſächſiſchen Königshauſes.

ie der ſächſiſchen Fürſtinnen. Biographiſche Skizzen ſämmt- er Ahnfrauen des königlichen Hauſes Sachſen. Quellen- äß dargeſtellt von Franz Otto Stichart. Leipzig, F. Fleiſcher. 1857. 8. 2 Thlr.

Der Verfaſſer, jetzt Pfarrer in Reinhardsgrimma bei Dip- walde, der zuerſt als Schriftſteller bei dem bekannten uer Vereine zur Verbreitung guter Volksbücher auftrat, nigen Jahren aber einen in der Hauptſache misglückten ug auf das Gebiet der ſächſiſchen Geſchichte machte, hat als einen ſchriftſtelleriſchen Verſuch gemacht, der wie es darauf berechnet iſt, den übeln Eindruck möglichſt zu ſchen, den jener erſte hiſtoriſche Ausflug nicht blos bei igentlichen Sachverſtändigen, ſondern bei Allen hervor- n mußte, die es unangenehm berührt, wenn die Geſchichte h in das Joch einer gewiſſen Tendenz geſpannt wird. nun aber auch dieſe Tendenz in dem neuen Werke kei- gs ganz in den Hintergrund, woraus ſich der etwas ſüß- und ſalbungsvolle Ton in der Charakteriſtik der einzelnen nlichkeiten erklärt, ſo wird man diesmal doch viel weniger ch verſtimmt, und zwar aus folgenden Gründen: der ſſer hat ſein Buch unverkennbar theils für die Jugend aupt, theils für die Frauenwelt beſtimmt, und dieſer Be- ung zuliebe hat der Verfaſſer nicht ohne gewiſſe Be- zung den eben bemerkten Ton anſchlagen zu müſſen ge- t. Betrachtet man ſodann die zahlreichen wiſſenſchaft- iſtoriſchen Anmerkungen, die mit richtigem Takte ganz Texte getrennt ſind, ſo erkennt man mit großer Bereit- keit den Fleiß und die Fortſchritte des Verfaſſers in ſeinen iſchen Studien an: er hat die Quellen des ſächſiſchen tſtaatsarchivs und zahlreiche Druckwerke mit ergiebigem benutzt. Und auf dieſe Weiſe hat ſelbſt der Fachge- gar manchen Bauſtein für die ſächſiſche Geſchichte er- , der zu ſeiner Zeit weiter verwerthet werden kann. Aus Bemerkungen ergeben ſich die Kreiſe, denen wir die ie empfehlen zu können glauben: Lehrern der Jugend in Anfängen der ſächſiſchen Geſchichte, Frauen, die an einer bildenden und gemüthlichen Lectüre Gefallen finden und Fach- gelehrten, die für die eine oder andere Specialität einen be- glaubigten Nachweis wünſchen.

Der Verfaſſer hat, mit Luitgard von Schwaben, der Ge- mahlin Konrad's des Großen, beginnend, bis auf Karoline von Oeſtreich (geſt. 1832) 37 Ahnfrauen des ſächſiſchen Königshauſes, theils kürzer theils ausführlicher, je nachdem es die Quellen möglich machten oder die Perſönlichkeiten Veranlaſſung gaben, geſchildert. Heben wir jetzt Einiges zur Kennzeichnung des vorliegenden Buchs heraus, zugleich mit Rückſicht auf Erſchei- nungen, durch welche auf die betreffenden Zeitalter ein charakte- riſtiſcher Lichtſtreifen fällt. Für die Sittengeſchichte iſt Fol- gendes über die Vermählungsfeier Sophia's von Mecklenburg mit Johann dem Beſtändigen im Jahre 1500 von Intereſſe: *)

„Die Vorbereitungen zu dieſer Vermählungsfeier waren groß, und es bedurfte dieſer auch, denn der Gäſte waren viele. Neunzehn fürſtliche Perſönlichkeiten, 1 fürſtlicher Ab- geſandter, 4 Biſchöfe, 28 Freiherren, 47 Ritter, gegen 300 vom Adel, eine große Anzahl geladener Vaſallen von Sachſen, Thüringen, Meißen, Franken, Voigtland; Prälaten, Aebte, Pröpſte, Domherren, Grafen, Dynaſten, Stadtmagiſtrate u. ſ. w.; ingleichen die zahlreichen weltlichen hohen Gäſte, ſowie die große Begleitung der Braut aus Mecklenburg waren gegen- wärtig. Ueberhaupt wurden vom Hofe in dieſen Tagen 11,000 Perſonen mit Speiſe und Trank verſehen und 7000 Pferden Futter gereicht. Die fürſtlichen Perſonen und andern Herr- ſchaften wurden in der Stadt einquartiert, und allen weltlichen und geiſtlichen Gäſten vom fürſtlichen Brüderpaare, dem Kur- fürſten Friedrich dem Weiſen und dem Bräutigam Johann, nach eines Jeden Stand und Würden die glänzendſten Her- bergen geſichert. Die Herzogin Amalie von Sachſen und Baiern; Margarethe Herzogin von Sachſen, Braunſchweig und Lüneburg, ihre Schweſter; die polniſche Gemahlin Herzogs Bogislav von Stettin und Pommern; Sophia, die Mutter der Braut, Herzogin von Mecklenburg; deren noch unvermählte Tochter Katharina; die Braut ſelbſt und andere Matronen aus dem Geſchlechte der Fürſten, Grafen, Edelleute, welche mit ihnen gekommen waren, wurden in dem Schloſſe aufge- nommen. Die für dieſe fürſtlichen u. ſ. w. Frauen beſtimmten Gemächer waren ſämmtlich mit goldgemalten Tapeten und Vorhängen, welche auf das kunſtvollſte verſchiedene Perſonen und Ereigniſſe aus der Geſchichte dargeſtellt enthielten, be- kleidet; auch waren die Decken ſowie die Fußböden mit gol- denen und ſeidenen Zeugen verhüllt. Es ſtrahlte, ſagt der Berichterſtatter, allenthalben ein ſolcher Glanz, als er in der That ſeit der Väter Gedenken in dieſen Landen nie geſehen worden iſt. Die erlauchten Fürſten reichten allen Gäſten geiſt- lichen und weltlichen Standes Alles, was zum Leben und deſſen Annehmlichkeiten gehört, reichlich, füllten Küche und Keller mit koſtbaren Speiſen und den edelſten Getränken an. Zur Beſorgung deſſen waren beſondere Ausgeber beſtellt, welche mit allem Fleiße dafür ſorgten, daß es Niemand an irgend- etwas gebräche."

„Da indeſſen die Hochzeitfreuden auch durch Ritterkämpfe und Waffenſpiele belebt werden ſollten, ſo hatten die Fürſten auf dem Marktplatze zu Torgau einen Turnierplatz mit Schran- ken umgeben herrichten und Alles ſo beſorgen laſſen, daß Je- der von ſeinem Platze aus die Kämpfe bequem anſchauen konnte. Insbeſondere war außerhalb des Raums an deſſen mittlerer Seite eine hohe, prachtvolle Schaubühne mit drei Etagen er- richtet. Ebenſo hatten die Fürſten nach altem Brauche einen ſehr ſchönen und geräumigen Tanzplatz nahe bei dem Schloſſe errichtet, der allenthalben mit den koſtbarſten Tüchern und Vorhängen bekleidet war, welche ausgezeichnete geſchichtliche

*) Die Beſchreibung des Feſtes, das zu Torgau gefeiert ward, rührt von Spalatin als Augenzeugen her, und findet ſich bei Mencken „Scriptt. rer. german., praecipue Sax.", (Theil 2) und deutſch in Struve's „Hiſtoriſchem und politiſchem Archiv" (Theil 3).

Malereien enthielten. Der mit Schranken umgebene Platz war durch 24 Rieſenkerzen und eine Menge von Fackeln erleuchtet. Zur Vorſorge waren wegen etwaiger Unordnungen durch Volksaufläufe, Brandunglücksfälle u. ſ. w. aus mehren Städten mit Spießen und Harniſchen bewaffnete Soldaten nach Torgau berufen worden. Was die Gäſte anlangt, ſo hatten die Fürſten, Prälaten, Grafen, Herren, Barone u. ſ. w. (mit Ausnahme der im Gefolge der Braut eintreffenden Gäſte) die Leibfarbe des Bräutigams angelegt, nämlich die rothe Farbe mit den auf den rechten Arm geſtickten Worten «Glück zu mit Freuden».“

„Am Sonntage Eſtomihi 1500 traf nach dem Gottesdienſte die Nachricht ein, es nahe die erlauchte Braut nebſt andern Fürſtinnen und Fürſten. Der Bräutigam zog ihr daher ſammt allen anweſenden Fürſten u. ſ. w. entgegen. Von Eilenburg her kamen dann mit einem ungeheuer zahlreichen Gefolge die Aeltern der Braut, nämlich der Herzog Magnus von Mecklenburg und ſeine Gemahlin, Sophia von Pommern, ſowie die Braut ſelbſt und deren Schweſter. Im Gefolge waren die Brüder der Braut, die Herzöge Heinrich und Albrecht, ingleichen der Biſchof von Ratzeburg. Die fürſtliche Braut, ſowie deren Mutter und Schweſter hatten unter andern herrlichen Ausrüſtungen zwei vergoldete Wagen mit goldenen Decken, jeder von acht weißen Edelroſſen gezogen, deren zierlicher Kopfſchmuck in der Farbe des Bräutigams erglänzte. Dazu kam von Dommitzſch her von der Heide herab der Herzog Bogislav von Stettin und Pommern nebſt Gemahlin. Auch dieſe hatten zwei vergoldete Wagen mit gleichen Roſſen wie die erwähnten. Dieſe beiden Fürſten, Magnus und Bogislav, führten 838 Pferde bei ſich, und eine ſtattliche Trabantenſchar, ſchwarzgekleidet, mit bunter Stickerei auf dem Arm, ſämmtlich mit Harniſchen und mit Fahnen u. ſ. w. gerüſtet. Unter Denen, welche dem Brautzuge entgegengingen, befanden ſich 45 Mann in türkiſcher Tracht und auf türkiſche Weiſe bewaffnet, darunter zwei geborene Tataren; dabei ein gewaltiger Lärm von Pfeifen, Pauken u. ſ. w., drei Paar davon beſtanden vor den Augen der Braut einen Wettkampf. Dabei trieben die Kämpfenden miteinander allerlei Kurzweil, ſodaß es nicht ohne Gelächter und Ergötzung der Zuſchauer abging.“

„Nach der herkömmlichen und förmlichen Begrüßung bewegte ſich der Zug in die Stadt. Auf dem Schloſſe angekommen, begab man ſich ſofort in die Schloßkapelle. Die Trauung vollzog der Bruder des Bräutigams, Herzog Ernſt, Erzbiſchof von Magdeburg und Primas von Deutſchland. Nach Tiſche ward das Tanzfeſt eröffnet, welches ſich bis gegen Mitternacht ausdehnte. Montags am 2. März früh um 8 Uhr verſammelte ſich Alles bei Hofe und ging mit dem jungen Ehepaare zur Kirche. Hier nahm die Neuvermählte einen koſtbaren Brautſtuhl ein mit vergoldeten Kiſſen, Vorhängen, Rücklehne und Thronhimmel; vor ihr ſtanden zwölf Grafen, Herren und Edelleute mit Kerzen. Die Meſſe las der Biſchof von Meißen. Hierauf erfolgte der übliche Opfergang. Nach dem Abendeſſen brachten die anweſenden Fürſten und Herren, ſowie die Biſchöfe von Meißen, Merſeburg und Ratzeburg der jungen Herzogin äußerſt werthvolle Kleinodien als Hochzeitsgeſchenke dar, von denen einige auf 3000 Gulden geſchätzt wurden. Darunter von ihrem Gemahl «ein ſchönes Halsband mit einem köſtlichen Heftlein», vom Kurfürſten Friedrich dem Weiſen «ein köſtlich Halsband, daran ein Heftlein mit einem Vorgehäng ein faſt ſchöner Diamant war», vom Erzbiſchof von Magdeburg «ein Halsband mit einem Heftlein mit drei ſchönen Steinen, einem Rubin, Diamant und Smaragden». Am 3. und 4. März ward Turnier auf dem Markte gehalten. An letzterm Tage hatten Rudolf von Bünau und Heinrich von Zaſchwitz ſich und ihre Roſſe maskirt. Erſterer als ein wilder Mann gekleidet ritt auf einem Löwen, und Letzterer als ein Bär ritt auf einem wilden Schweine. Nach ihnen kam ein Jäger mit einem Leithunde und noch andern Hunden, und jagte einen Hirſch und einen Fuchs durch das Volk über die Rennbahn. Mit dem 5. März ſchloſſen die Feſtlichkeiten. Die Hochzeitsgäſte reiſten allmälig in den nächſtfolgenden Tagen ab.“

Zum Schluſſe noch folgende Bemerkungen. Wenn der Verfaſſer der ſogenannten „Mutter Anna“ eine beſonders ausführliche Charakteriſtik gewidmet hat — ſie gehört zu den ausführlichſten der ganzen Galerie —, ſo iſt dies mit vollem Rechte geſchehen. Nur hätten wir dabei eine Andeutung gewünſcht, daß, als Anna bei ihrem Gemahl auf eine ſtrenge Unterſuchung gegen die des Kryptocalvinismus Verdächtigen drang, ſie einen Erfolg nicht gehabt haben würde, wenn nicht Auguſt ſelbſt ein äußerſt ſtarrer Lutheraner geweſen wäre: er war überhaupt in mehr als einer Beziehung ein harter Charakter, und eine unparteiiſche Biographie dieſes einflußreichſten Kurfürſten ſeiner Zeit kann nur von einem völlig unabhängigen Hiſtoriker geſchrieben werden. Die Kurfürſtin Marie Antonie, Gemahlin Friedrich Chriſtian's, ſcheint uns von dem Verfaſſer doch nicht ganz nach Verdienſt gewürdigt zu ſein: ſie war unſtreitig die geiſtreichſte und mannhafteſte Frau, die je einem Wettiner angetraut worden iſt. An welchem Tage war Katharina von Mecklenburg, die Gemahlin Heinrich's dem Frommen geboren? Dieſe Frage ward jüngſt auch an uns von Dresden aus gerichtet, wahrſcheinlich in der Erwartung, daß das freiberger Erbbegräbniß der Wettiner von Heinrich dem Frommen bis Johann Georg IV. Auskunft gebe. Allein das iſt nicht der Fall. Ebenſo wenig weiß von Witzleben in ſeinem meiſterhaften Stammbaum der Wettiner den Geburtstag anzugeben. Auch unſer Verfaſſer hat ihn nicht, obwol er die Monographie des Grafen von Beuſt: „Zwei fürſtliche Schweſtern aus dem Hauſe Mecklenburg“ (Altenburg 1797), benutzte. Wir glauben, daß man ſich in Mecklenburg allein wird Raths erholen können.

Karl Zimmer.

Notiz.

„Die Fiammina.“

Es iſt gegenwärtig ſehr viel von einem Schauſpiel von Mario Uchard „Die Fiammina“ die Rede; es beſtehen davon bereits nicht weniger als vier Ueberſetzungen, und zwar von dem Intendanten Herrn von Gall, Theodor von Küſtner, Schövian und einem Pſeudonymus, hinter welchem ſich Wollheim (da Fonſeca) verbirgt; und es iſt nach einer oder der andern dieſer Ueberſetzungen in Wien, wo es der „Oeſtreichiſchen Zeitung“ zufolge nur eine kühle Aufnahme fand, in Hamburg, Leipzig und andern Orten aufgeführt worden. Die hamburger „Jahreszeiten“ haben mit Recht hervorgehoben, welches Armuthszeugniß dieſer Wetteifer, jede pariſer Ephemeride für die deutſchen Bühnen zu appretiren, der heimiſchen Production ausſtellt, und wie unnational dieſe Wirthſchaft iſt. Vier Ueberſetzungen! Man ſollte meinen, es müſſe ſich hier um eine Erſcheinung ganz ungewöhnlicher Art handeln. Auf uns hat das Schauſpiel, wir müſſen geſtehen, bei der Lectüre nur einen ſehr mäßigen Eindruck gemacht, es hat uns trotz einzelner gelungener oder frappanter Wendungen und der contraſtreichen, wenn auch etwas ſtereotypen Charaktere ziemlich kalt gelaſſen. Freilich muß man franzöſiſche Bühnenproducte dieſer Art aufgeführt, und zwar von guten franzöſiſchen Schauſpielern aufgeführt ſehen; denn ſelbſt der gerühmte Dialog, der in ſeiner pointirten krampfhaften [illegible] und künſtlichen Verve nirgends einen Ruhepunkt bietet, keiner der Perſonen ſich vernünftig auszuſprechen vergönnt, macht bei der Lectüre einen keineswegs angenehmen Eindruck. Man ſpricht ſo im Leben nicht; es iſt echtfranzöſiſche Bühnenſprache, wie ſie in Paris typiſch geworden iſt, die aber allerdings von der Bühne herab wirkſam iſt und namentlich im Munde franzöſiſcher Schauſpieler einen täuſchenden Schein von Natur und Wahrheit erhält, wie die unverarbeitete Couliſſenmalerei im Glanze des Lampenlichts. Die Tendenz des Stücks, welche

eine Heiligſprechung des Familienlebens hinzielt, iſt allerdings an ſich eine ſehr edle, aber es miſchen ſich ihr manche unreine Miasmen bei, die aus der ganzen pariſer Atmoſphäre ſich entwickelt und dem Drama mitgetheilt haben. Fiammina, eine Sängerin erſten Rangs, hat ihren Gatten und ihren Sohn verlaſſen und mit einem engliſchen Lord eine Liaiſon angeknüpft. Das iſt zwar eine durchaus nicht zu rechtfertigende Handlung; aber die Demüthigung und Bloßſtellung, die ſie am Schluſſe des Stücks vor ihrem Gatten und ihrem Sohne erfährt, kann auf ein deutſches Publicum trotzdem aus mehrfachen Gründen nur einen peinlichen Eindruck machen. Sie entſagt dem Lord, das iſt ganz in der Ordnung, obſchon eine ſittliche Ausgleichung aller Betheiligten gegenüber auch dadurch nicht erzielt wird. Sie entſagt aber auch der Bühne, und ſo muß die Kunſt büßen, was ſie verbrochen hat. Doch das Alles ginge noch. Uchard hat aber in dem Stücke ſeine eigenen unangenehmen Erlebniſſe mit ſeiner Gattin, der anmuthigen Schauſpielerin Madelaine Brohan, behandelt: ein Umſtand, der ohne Zweifel leider zu der Senſation, welche das Stück in Paris machte, viel beigetragen haben mag. Der Verfaſſer hat alſo perſönliche Rache geübt und eine beſtimmte Perſon, auf die Tauſende nun mit Fingern hinzeigen, an den Pranger geſtellt. Dieſer rohe Act verwerflichſter Indiscretion ſoll nun ſittlich und eine moraliſche Wirkung auszuüben im Stande ſein! Glasbrenner's witziger „Phosphor" hat übrigens das Stück gut perſiflirt. Er bringt eine Novelle „Fiammina" in Briefen. Eduard Lambert, der Sohn der Fiammina, ſchreibt unter Anderm aus dem Kloſter, in welchem ſich Fiammina befindet: „Wir haben der Fiammina verziehen. Iſt das aber eine Verzeihung, die «in ihrer Sünde Blüte» ihr Leben knickt und ſie täglich ſterben läßt bis zum Tage ihres ſie erlöſenden Todes? Ein Dolch in ihr Herz wäre milder geweſen als dieſe tigerhafte Sättigung. Und wenn wir ihr verziehen haben, wem opfern wir ſie? Der Ehre der Geſellſchaft? Dieſer Geſellſchaft, deren Ehre der Schein iſt, und in welcher ſich nichts weiter zu ſchämen hat und ridicül geworden iſt als die Tugend!" u. ſ. w. Zuletzt berichtet Eduard, daß er ſich ſeiner reuigen Mutter an die Bruſt geworfen und ſie beſtimmt habe, zum Leben und zu ihrer Kunſt zurückzukehren.

H. M.

Bibliographie.

Album der neuern deutſchen Lyrik. 3te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1858. 16. Geb. 2 Thlr.

Allen, C. F., Geſchichte der däniſchen Sprache und Nationalität im Herzogthume Schleswig oder Südjütland. Mit drei Sprachkarten. In zwei Theilen. 1ſter Theil. Schleswig. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Altes und Neues aus dem Bauernſtande. Ein Zeitſpiegel in Briefen an einen Landmann. Breslau, Dülfer. 12. 3 Ngr.

Aphorismen aus den Papieren eines Landgeiſtlichen hervorgerufen durch die gegenwärtigen Bewegungen auf dem Gebiete der Religion und Kirche. 1ſtes Heft. Jena. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Auerbach's, B., Deutſcher Familienkalender auf das Jahr 1858. Mit Bildern nach Originalzeichnungen von W. v. Kaulbach, L. Richter und A. v. Ramberg. Nebſt einem populäriſch-aſtronomiſchen Kalendarium von A. Drechsler. Stuttgart, Cotta. 8. 12 Ngr.

Barth, H., Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855. Tagebuch seiner im Auftrag der Brittischen Regierung unternommenen Reise. 3ter Band. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern. Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 6 Thlr.

Büchner, A., Franzöſiſche Literaturbilder aus dem Bereich der Aeſthetik, ſeit der Renaiſſance bis auf unſere Zeit. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Hermann. 1858. 8. 2 Thlr.

Chamiſſo, A. v., Gedichte. 15te Auflage. Berlin, Weidmann. 8. 1 Thlr.

Claus, F., Johannes Crocius, ein Beitrag zur Geschichte der evangelischen Kirche und Theologie des 17. Jahrhunderts. Cassel, C. Luckhardt. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Cummins, Maria S., Mabel Vaughan. Eine Erzählung. Autoriſirte deutſche Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1858. 8. 2 Thlr.

Dolch, O., Geſchichte des deutſchen Studententhums von der Gründung der deutſchen Univerſitäten bis zu den deutſchen Freiheitskriegen. Ein hiſtoriſcher Verſuch. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Erbauungsbuch für Denkende in alten und neuen Dichterworten mit Erläuterungen von M. Carriere. Frankfurt a. M., Hermann. 1858. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eye, A. v., Deutſchland vor dreihundert Jahren in Leben und Kunſt, aus ſeinen eigenen Bildern dargeſtellt. Erläutert und herausgegeben. In 25 Lieferungen. 1ſte und 2te Lieferung. Leipzig, T. O. Weigel. Folio. à 20 Ngr.

Freiligrath, F., Gedichte. 18te Auflage. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers in Stahlſtich. Stuttgart, Cotta. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Geibel, E., Brunhild. Eine Tragödie aus der Nibelungenſage. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Eine galiziſche Geſchichte. 1846. Schaffhauſen, Hurter. 1858. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Goethe-Schiller-Muſeum. Herausgegeben von A. Diezmann. Inhalt: Goethe und drei Muſiker. — Ein Brief von Goethe. — Theatraliſche Abenteuer. — Vergleichung der erſten Ausgaben von „Werthers Leiden" mit den neuern ꝛc. — Anhang: Ein Briefwechſel zwiſchen Carl Auguſt und Goethe. Leipzig, Gumprecht. 1858. Gr. 8. 24 Ngr.

Gottfried von Straßburg, ein Sänger der Gottesminne. Von J. M. Watterich. Leipzig, Engelmann. 1858. 16. 15 Ngr.

Götz, F., Einige Poeſie-Blätter. Mannheim, Götz. Gr. 8. 1 Thlr.

Gregorovius, F., Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Geſängen. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 24 Ngr.

Große, J., Gedichte. Göttingen, Wigand. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Grün, Anaſtaſius, Gedichte. 12te Auflage. Berlin, Weidmann. 8. 1 Thlr.

Günderode, Karoline v., Geſammelte Dichtungen. Zum erſten Mal vollſtändig herausgegeben durch F. Götz. Nebſt dem Bruſtbilde der Dichterin und ihrem Grabſteine. Mannheim, Götz. Hoch 4. 1 Thlr. 25 Ngr.

Haller's, A. v., Briefe über die wichtigſten Wahrheiten der Offenbarung, mit einer einleitenden Charakteriſtik Haller's auf's Neue herausgegeben von C. A. Auberlen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1858. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Das würtembergiſche Concordat und ſeine Folgen. Jena, Bran. Gr. 8. 12 Ngr.

Funk, J. A. L., Wer ſind und was wollen die Wiedertäufer oder Baptiſten? Aus Dr. Luther's und ihren eignen Schriften beantwortet. Leipzig, Dörffling und Francke. 8. 5 Ngr.

Gondon, J., Der Stand der neapolitaniſchen Frage nach den den beiden Häuſern des britiſchen Parlaments mitgetheilten amtlichen Aktenſtücken. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Leipzig, Kittler. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Great Eaſtern, das zu London gebaute Rieſen-Dampfſchiff für die Fahrt zwiſchen England und Canada. Berlin, Nicolai. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Dichtungen von Julius Sturm.

Neue Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Neue Fromme Lieder und Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Julius Sturm hat ſich durch Innigkeit des Gefühls, Klarheit und Friſche der Gedanken, verbunden mit einer ſeltenen Meiſterſchaft der Form, ſchon ſo viel Anerkennung und Theilnahme erworben, daß von ſeinen Dichtungen raſch neue Auflagen nöthig wurden und die vorliegenden Sammlungen ſeiner neuen Gedichte und Frommen Lieder einer freundlichen Aufnahme gewiß ſein dürfen. „Dieſe Lieder — ſagt ein Kritiker zur Charakteriſirung von Sturm's Lyrik —, eine Korallenſchnur echter ſchöner Lieder, die aus der reinen Empfindung quellen, tragen keine Schmerzen zur Schau, ſondern im Gegentheil ein in ſich ſelbſt vollberuhigtes Sein, ein Daſein, das mit ganzer Seele an der ſchönen Erde hängt, aber dem der Aufblick zu dem Himmel, der über ihr, keinen Augenblick mangelt. Dieſer Dichter verſteht es, ſeine Welt durch ſeinen Himmel zu verklären."

Julius Sturm's frühere Dichtungen erſchienen unter folgenden Titeln:

Gedichte. Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fromme Lieder. Dritte Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Zwei Roſen oder Das Hohe Lied der Liebe. Miniatur-Ausgabe. Geh. 12 Ngr. Geb. 16 Ngr.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

La Souveraineté du Monténégro

et le droit des gens moderne de l'Europe.

Par **JEAN VACLÍK.**

In-8. Broché 1 Thlr.

Soeben erſchienen in dritter Auflage:

Gedichte

von

Theodor Storm.

Elegante Miniatur-Ausgabe. Geb. 1⅓ Thlr.

Das in kurzer Zeit durch zwei Auflagen bekannt und beliebt gewordene kleine Buch ſei hiermit dem reifern und ernſtern Theil unter den Gebildeten von neuem in Erinnerung gebracht. Seine zierliche Ausſtattung macht es gleich ſehr wie ſein gediegener Inhalt zu einer ſinnreichen Weihnachtsgabe geeignet.

Heinrich Schindler.

Literariſches Feſtgeſchenk.

Soeben erſchien im Verlage von **Eduard Trewend**
Breslau und iſt in allen Buchhandlungen zu haben

Neue Gedichte

von

Rudolph Gottſchall.

8. 22¼ Bogen. Eleg. broſch. Preis 1¾ Thlr.

Von demſelben Verfaſſer erſchienen in gleichem Verla

Carlo Zeno. Eine Dichtung. Zweite Au 16. Höchſt eleg. geb. 2¼ Thlr.

Sebaſtopol. Dichtungen. 8. Eleg. broſch. 1

Blüthenkranz neuer deutſcher Dichtung. Höchſt eleg. geb. 2 Thlr.

Die deutſche Nationalliteratur in der e Hälfte des 19. Jahrhunderts. Literarhiſt und kritiſch dargeſtellt. Zwei Bände. Gr. 8. broſch. 5 Thlr.

Soeben ſind erſchienen und durch alle Buchhandlunge beziehen:

Motley, John Lothrop, Der Al der Niederlande und die Entstehung holländischen Freistaats. Aus dem Englisc In drei Bänden. Erster Band. Gr. 8. Br 3 Thlr.

Stirling, William, Das Klosterle Kaiser Karl's V. Deutsch von M. B. Lin Zweite **berichtigte** und **vermehrte Auflage** unter grundelegung der dritten Auflage des englisc Originals. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr.

Verlagsbuchhandlung von **Rudolf Kuntze** in Dres

Bücher zu ermässigten Preisen.

Bücherkäufer werden auf das von **F. A. Brockh** in Leipzig ausgegebene

Verzeichniss werthvoller Werke

zu bedeutend ermässigten Preisen,

eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthalt besonders aufmerksam gemacht. **Dasselbe ist in je** Buchhandlung **gratis** zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. —— Nr. 52. —— 24. December 1857.

Inhalt: Ein dichteriſcher Zeitgenoſſe der Jungfrau von Orléans. — Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf). — Boutigny's phyſikaliſche Entdeckungen. Von **Heinrich Birnbaum**. — Salomon Ibn-Gebirol in ſeinem Verhältniß zu Arthur Schopenhauer. Von **David Aſher**. — **Notizen**. — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Ein dichteriſcher Zeitgenoſſe der Jungfrau von Orléans.

Wer kennt nicht die Namen Karl's VII., der Seherin Johanna, der ſchönen Sorel, des tapfern Dunois, der ränkevollen Iſabeau und des guten Philipp? Unſer unſterblicher Dichter entnahm den düſtern Pergamenten der Geſchichte ihr Bild, und ſtellte es mit den glänzenden Farben der Dichtkunſt ſeinem Volk und aller Welt dar; während die Geſtalten ihrer Zeitgenoſſen und Gegner, des fröhlichen tapfern Heinrich und ſeines gutmüthig träumeriſchen Sohnes, mit den Ohmen Bedford und Glouceſter und König René's herrſchbegieriger Tochter von Shakſpeare der fernen Nachwelt aufbehalten ſind. Aber einer lebte damals, ihnen allen naheſtehend, in ihre Kämpfe mit verwickelt, dem ſeine fünfundzwanzigjährige Gefangenſchaft mit anderm Glück auch dieſes raubte, von den größten Tragödiendichtern beſungen zu werden, der aber, ſelbſt ein Dichter, ſeine Lieder und Klagen nach vier Jahrhunderten noch rührend und lebendig zu uns herübertönen läßt.

Seine Gedichte, die bis dahin nur in Manuſcripten in der königlichen Bibliothek zu Paris, im londoner Muſeum und zu Grenoble bewahrt wurden, ſind erſt in dieſem Jahrzehnd von Champollion-Figeac geordnet und herausgegeben.

Nebſt kurzen Lebensnachrichten folgen hier der Verſuch, einige dieſer altfranzöſiſchen Verſe zu überſetzen, von denen Villemain ſagt, daß ſie die letzte und zarteſte Blüte des Geiſtes der Ritterzeit ſind.

Karl, des Herzogs Ludwig von Orléans und der geiſtreichen Valentine von Mailand Sohn, ward im Mai 1391 geboren. Der Knappe, welcher der Königin Iſabeau ſeine Geburt anſagte, erhielt von ihr 200 Thaler (livres d'or), und ſie und der Herzog von Burgund, ſpäter ſeine bitterſten Feinde, hielten ihn zur Taufe. Die Jugend des Prinzen (dem ſein Oheim, der König, ſchon im zwölften Jahre 12,000 Livres jährlicher Einkünfte verlieh) war von Glanz und Wohlleben umgeben. Seine feingebildete Mutter, deren Geſchmack für das Schöne und Edle unter der Sonne Italiens gereift war, ſuchte ihn vor dem verderblichen Einfluß von Iſabeau's üppigem Hofe zu bewahren, indem ſie ihm Liebe zu den Wiſſenſchaften und Künſten einflößte; während ſein Vater mit dem Herzog von Burgund darum rang, wer bei des Königs Unfähigkeit die Zügel der Regierung führen ſolle. War jener der mächtigere Vetter, ſo war Orléans der näher verwandte Bruder. Ludwig von Orléans ſcheint oft raſch und unvorſichtig gehandelt und dadurch ſeines Bruders Unglück und ſpäter ſeinen eigenen Tod mit herbeigeführt zu haben. Es iſt bekannt, daß Karl's VI. Wahnſinn unheilbar ward, als er bei einem Maskenſpiel in Brand gerathen und vier der Mitſpielenden wirklich verbrannt waren! Sein Bruder war es geweſen, der, um ihn zu erkennen, weil er die Damen dreiſt geneckt, die Fackel ſo dicht an die feuerfangende Kleidung brachte.

Von nun an hatte bald dieſer, bald jener der Prinzen das Uebergewicht.

Des Königs Tochter, Iſabella von Frankreich, war nach ihres Gemahls, Richard's II., Ermordung aus England in ihr Vaterland zurückgekehrt. Sie iſt es, die Shakſpeare ſo ſüß klagende Verſe bei der Trennung ſagen läßt. Ludwig von Orléans, ihr Oheim, hatte ſich für ihren Beſchützer erklärt, und faßte nun den Plan, ſie mit ſeinem erſt dreizehnjährigen Sohne zu verheirathen (1404). Die Hochzeit ward mit verſchwenderiſcher Pracht gefeiert, ein eigener Orden geſtiftet und aus einer aufbewahrten eigenhändigen Handſchrift des Herzogs ſieht man, daß er ſein carmoiſinrothes Kleid mit 714 echten Perlen ſticken ließ. Aber andere Perlen entrannen den Augen der Braut, der das harte Loos geworden, als ſiebenjähriges Kind Richard II. verlobt und überſandt zu werden (1396), und, nun erblüht, einem Knaben ſich zu vermählen. Es findet ſich in den Gedichten Karl's von Orléans, der ſonſt oft Anſpielungen auf ſeine Schickſale macht, nirgend eine Stelle, die ſich auf ſie bezöge. Auch ſtarb ſie nach wenig Jahren.

Der Streit zwiſchen Burgund und Orléans war eben

feierlich am Altare verſöhnt, als den Letztern eines Abends, da er von einem Beſuch bei der Königin zurücktritt, gedungene Mörder tödteten (1407). Man ſchrieb die That der Eiferſucht Burgund's in der Herrſchaft ſowol wie in der Liebe zu, weil die Reize ſeiner Gemahlin zu keck in Verſen von Orléans beſungen waren. Champollion glaubt einen Beleg hierzu in einem Gedicht des Sohnes zu finden, wo die Jugend ihn der Liebe zuführt, die ihm die größte Verſchwiegenheit empfiehlt, mit dem Zuſatz, dies geht dich nahe an.

Dieſer Sohn, ein ſiebzehnjähriger Jüngling, ſtand nun der erſte ſeines Stammes da; er ſollte die Mutter ſchützen, den Vater rächen, und rings um ihn war nur Verwirrung. Das pariſer Parlament, vor dem der Herzog ſo frech war, ſeine That als Tyrannenmord preiſen zu laſſen, ſprach, von Parteiung geblendet, in Furcht verſtummend, kein Urtheil über ihn, und Karl von Orléans und die ihm verwandten Prinzen griffen zur Selbſthülfe des Kriegs gegen Burgund. Gegenſeitig wurden Provinzen verheert, und Mord und ungeſetzliche Hinrichtungen waren an der Tagesordnung, das ganze Land war von Zwieſpalt zerrüttet. Hauptſächlich Paris, im Ganzen burgundiſch geſtimmt, war der Schauplatz beſtändiger Meuterei und Blutvergießens, wobei ſich beſonders die Schlachterinnung auszeichnete, während die Brüderſchaft der Zimmerleute ſich für Orléans erklärte. Dieſer, dem erſt die Mutter in Kummer und Schmerz geſtorben war, hatte ſich, ſeine Partei zu verſtärken, enger mit dem Grafen von Armagnac verbunden, ſich mit deſſen ſchöner Tochter Bona (Bonne) 1410 vermählt und überließ ſich willig ſeiner Leitung. Aus dem Gewirr der Zwietracht und Zerriſſenheit, in das Ehre und Rache ihn trieben, das aber allen Empfindungen ſeines edeln und freundlichen Herzens widerſtrebte, rettete er ſich freudig in das Reich der Liebe und überließ ſich mit trunkener Seele ihrer ſüßen Gewalt. Damals war die Geliebte nicht das Spielwerk und die Puppe des Mannes, die nach Gefallen geſchmückt oder zerbrochen wird; ſie war dem Ritter der Leitſtern, der ihn zu Thaten ſpornte, der zuliebe er alles Schmähliche mied, weil es ihr Unehre bringen konnte, das Ideal, deſſen Namen er im Kampf mit ſchwärmeriſcher Begeiſterung als ein höheres Weſen anrief. Wie ſein ritterlicher Sinn ſeine Dame, der er dieſelbe Liebe bis zum Tode weihte, verherrlicht, zeigt folgende Ballade:

Die reiche Jugendblüte, friſche Schöne,
Der Blick, der zärtlich euch entgegenlacht,
Der weiſen Rede freundlich ſüße Töne,
Des ſchlanken Leibes weiblich edle Tracht,
Die ſtolze Haltung, doch ſo mild und ſacht
Und demuthvoll und fröhlich, naht man ihr,
Und dann ihr gaſtlich ſich'res Walten,
Von Jedermann gelobt, von Allen hochgehalten:
So großer Reiz ſchmückt meine Dame mir.

Sie ſcheint mir mehr als alle Götterfrauen.
Ich denke mir, ſie ſandte Gott allein
In alle Welt, daß wir den Reichthum ſchauen
Von ſeinen Gaben, die er ganz und rein
Im Ueberfluſſe wollte ihr verleih'n.
Es gleicht ihr Keine. Dies ſag' ich von ihr.
Ich Thor wollt' ſie zu preiſen wagen,
Doch Keiner kann's genügend ſagen:
So großer Reiz ſchmückt meine Dame mir.

Wenn einer iſt, den düſt'rer Kummer nage
Und kommt und ſieht die ſanfte Huldgeſtalt,
Ich bürge euch, daß welcher Schmerz ihn plage,
Der ſchnell entweicht der freundlichen Gewalt,
Und wird von ihm vergeſſen ganz und bald.
Man iſt im Paradies, iſt man bei ihr,
Gleichgültig Keinem, ſtets gefällt ſie Allen.
Wer oft ſie ſieht, möcht' öft'rer zu ihr wallen:
So großer Reiz ſchmückt meine Dame mir.

Ihr Damen, die ihr ſeht, wie ich ſie preiſe,
Die ich verehr' und lieb' in treuer Weiſe,
Wollt deshalb mir nicht zürnen, bitt' ich hier.
Ich wollt' euch nicht Verachtung zeigen,
Doch ſprach ich, als der ganz ihr eigen:
So großer Reiz ſchmückt meine Dame mir.

Aber immer weniger wurden die Stunden, die dem Glück und der Freude gehörten, immer düſterer bewölkte ſich der Himmel über Frankreich und das von Haß zerrüttete Haus Valois. Um nun den Gegner zu beſiegen, griffen beide Parteien zu dem verzweifelten Mittel, fremde Hülfe ins Land zu rufen. Der liſtige Heinrich IV. von England hatte 1411 dem Herzog von Burgund Verſtärkung geſendet; er nahm aber willig die günſtigern Bedingungen Armagnac's an und überſchickte ihm eine noch größere Zahl Hülfstruppen, als eine ſchnell vorübergehende Verſöhnung der Streitenden, wobei die engliſchen Intereſſen geopfert wurden, dieſem Bündniß ein Ende machte. Aber die an England gegebenen Geiſeln, unter ihnen Karl's von Orléans Bruder, der Herzog von Angoulême, waren nun Gefangene.

Der Tod des engliſchen Königs öffnete ſeinem Sohne die kurze, aber glänzende Laufbahn. Sein Vater hatte heimlich minirt, er griff offen an und foderte nach vermeintem Erbrecht die franzöſiſche Krone. Die Schlacht von Azincourt (25. October 1415), welche die Blüte des franzöſiſchen Adels hinraffte (man zählte unter den 10,000 Gefallenen 8000 Edelleute), koſtete auch zwei Brüdern des Herzogs von Burgund das Leben. Karl von Orléans ward unter einem Haufen Erſchlagener ſchwer verwundet gefunden, und nebſt den andern gefangenen Prinzen und Edeln mitgenommen, wo das Schloß Windſor ihn aufnahm, das auch den gefangenen ſchottiſchen Königsſohn, James Stuart, umſchloß. Der junge feurige Mann, dem 25 Jahre der Gefangenſchaft bevorſtanden, überließ ſich bald wieder der Hoffnung und ſann auf Mittel zur Freiheit. Er ſetzte in ſeinen Herrſchaften eine Verwaltung ein, von der er die größte Sparſamkeit und genaue Rechnungsführung foderte, um erſt das Löſegeld für ſeinen Bruder (dieſer erhielt die Freiheit 1419 für 6000 Thaler) und die andern Geiſeln dann für ſich zuſammenzubringen. Sein einziger Troſt waren Nachrichten aus Frankreich; er pries Den ſelig, der die Kunſt zu ſchreiben erfand; er erzählt ſeiner Dame in einem Gedicht, wie beim Abſchied ſein Herz mit den quellenden Thränen gekämpft und er kaum

icht geſprochen, weil er ihr und ſich nicht die Schande achen dürfen, daß man ihn weinen ſehe. Nun könne e denken, wie traurig er jetzt ſei. Wahrſcheinlich ſchrieb r in dieſer Zeit ſeine Klage über Frankreich.

Frankreich, ſonſt konnte man dich nennen,
In jedem Land, der Ehren Hort und Blüte,
Denn Jeder konnt' an dir erkennen:
Sinn, Höflichkeit und Tapferkeit und Güte,
Gelahrtheit, Ehre und ein treu Gemüthe;
Und willig folgten alle Fremden dir.
Doch nun ſeh' ich mit traurigen Gedanken
Erliegen dich dem Leide ſchier,
Sehr chriſtlich freies Königreich der Franken.

Weißt du weshalb? Soll ich's enthüllen?
Willſt deines Unglücks Urſach' du erwägen?
Ich ſag's, ich will die Pflicht erfüllen.
Hör' auf mein Wort, du wirſt die Weisheit hegen:
Dein arger Hochmuth, ohne Recht zu pflegen,
Die Lüſte, Trägheit, deine Schwelgerei,
Dein ſtolzes Prunken über alle Schranken,
Rief Gottes Strafe dir herbei,
Sehr chriſtlich freies Königreich der Franken.

Nun zählt er auf, was noch geblieben: die Oriflamme, t Schutz Roms; er erinnert an die Thaten Roland's, des eiligen Ludwig und Karl's des Großen und fährt dann fort:

Deshalb, o Frankreich, laß dir rathen,
Fang wieder an, den Weg der Pflicht zu wallen,
Entſühn' dich deiner Miſſethaten.
Laß reichlich Meſſe leſen ihnen allen,
Die in dem Kampfe ſind für dich gefallen,
Erduldeten des Todes herbe Pein,
Stets halte ihre Treue in Gedanken,
Die Alles gaben, um dich zu befrei'n,
Sehr chriſtlich freies Königreich der Franken.

Gott hält für dich die Arme offen,
Er will nicht mehr auf deine Sünden ſchauen;
Fleh' um Vergebung, du kannſt hoffen,
Die mächt'ge Hülfe Unſ'rer lieben Frauen;
Dein Schlachtruf, deine Herrin, dein Vertrauen,
Die Heil'gen, die in deinem Lande ruh'n,
Sie Alle ſteh'n dir bei, nur ohne Schwanken
Erwach' vom Schlaf, vom ſünd'gen Thun,
Sehr chriſtlich freies Königreich der Franken.

Ich, Karl von Orléans, ich nenne
Mich, der dies reimt, zur Zeit der Jugendtage;
Gefangen ſchrieb ich's, ich bekenne,
Daß oft vor Gott ich meine Bitten ſage
Und bete, eh' des Alters Laſt ich trage,
Daß überall erſchein' des Friedens Zeit.
So wünſche ich von Herzen und Gedanken,
Daß bald ich ſeh' ſich wenden all' dein Leid,
Sehr chriſtlich freies Königreich der Franken.

Wenn man die Sehnſucht des nach Freiheit Ringen-n mitempfindet, ſo kann man ſich auch die Freude rſtellen, wenn er nach langem Harren Nachrichten von iner Bona erhält:

O, laß dir viel Willkommen ſagen,
Das Herz ſchlägt froh entgegen dir,
Du gute Kunde, laß dich fragen,
Sahſt du die Herrin? Sag' es mir!
Erzähle etwas doch von ihr!
War ſie dieſelbe nicht geblieben?
Die, bannend meinen trüben Sinn,
So lieb und zärtlich mir geſchrieben:
„Du biſt es, dem ich Freundin bin."

Der Glücklichſte bin ich auf Erden,
Wenn ſie ſich meine Freundin nennt;
Denn wo ſie kann geſehen werden,
Sie Jeder als die Schönſte kennt.
Gott gebe, ob Gefahr uns trennt,
Daß Wiederſeh'n uns bald vereine,
Dann flüſt're mir ihr Mund es hin:
„Freund, denke nur, daß ganz alleine
Du biſt es, dem ich Freundin bin."

Froh hab' ich's in mein Herz geſchrieben,
Daß nie es ſchwind' aus meinem Sinn
Das Wort, ſo theuer meinem Lieben:
„Du biſt es, dem ich Freundin bin."

Die unglückliche Frau ſollte Alle verlieren, die ihr theuer waren. Ihr Vater, der Graf von Armagnac, der des gefallenen Connétable Stelle einnahm und den ſechzehnjährigen Dauphin völlig beherrſchte, reizte die Königin Iſabeau zu unverſöhnlicher Wuth, indem er die von ihr angehäuften Schätze zu den Kriegsrüſtungen foderte, ihren Günſtling tödten ließ, und ſie nach Tours ſandte, wo ſie ſtreng bewacht ward. Nun verband ſie ſich mit dem vorher tödtlich gehaßten Herzog von Burgund (1416), der das Land überzog und durch ſeinen Anhang einen Aufruhr in Paris erregte, dem der Dauphin nur mit Mühe entfloh, während viele ſeiner Freunde fielen und der Graf von Armagnac ins Gefängniß gebracht und vom wüthenden Pöbel ermordet ward.

Nun überfielen auch die Engländer das unglückliche Frankreich mit neuer Heeresmacht. Gefechte und Unterhandlungen wechſelten unter den drei Parteien ab; ſchon waren Heinrich V. mehre Provinzen und die Prinzeſſin Katharina verſprochen, als der Dauphin und ſein Vetter von Burgund ſich heimlich verſtändigten, die Engländer zu vertreiben und gemeinſchaftlich zu regieren. Aber die Zuſammenkunft, die ihre Freundſchaft beſiegeln ſollte, ward nur mit den Zeichen mistrauiſcher Vorſicht gewagt. Einer bewohnte die Stadt Montereau, der Andere das Schloß, ſodaß eine Brücke Beide trennte. Dieſe noch wieder durch Gitter bewahrte Brücke ward auf einer Seite von Burgundern, auf der andern Seite von Franzoſen bewacht; denn der Herzog fühlte, daß er Treue und Glauben nicht fodern noch erwarten konnte. Hier gingen ſich die Fürſten mit nur zehn Begleitern entgegen, als Duchatel und die übrigen Herren aus des Dauphin's Gefolge, alle eifrige Anhänger des Hauſes Orléans, ihre Schwerter zogen und den Herzog durchbohrten. Der Dauphin leugnete zwar, um die Verrätherei gewußt zu haben, aber ſie trug auch ihm bittere Frucht. Iſabeau, ihre burgundiſch geſinnten Miniſter und die Stadt Paris wütheten. Philipp der Gute von Burgund hielt ſich durch Kindesliebe und Ehre verpflichtet, die Mörder zu verfolgen; er verband ſich, nichts als Rache fodernd, mit Heinrich und dieſem fiel der ganze Vortheil der Treuloſigkeit ſeiner Gegner zu: die Hand der Königstochter, die Reichsverwaltung und die Erbfolge. Unter dem Schrei des Haſſes und der Rache hörte Keiner die Stimme des niedergetretenen Vaterlandes mehr, und der rechtmäßige Erbe irrte enterbt und flüch-

tig umher. Karl von Orléans, der nun Muße hatte, das Geſchehene ruhig zu überdenken, ſcheint ſchon früh den Antheil, den er an den Wirren Frankreichs genommen und der ſein eigenes Unglück herbeiführte, bitter bereut zu haben; ſo deuten wir wenigſtens den folgenden Vers:

Ich blühte in vergang'ner Kindheit Tagen,
Und ward zur Frucht ſchon in der Jugendzeit.
Thorheit, die Herrin, der ich mich geweiht,
Hat unreif mich vom Baum des Glücks geſchlagen.

Der feindliche Sieger war im vollen Genuß ſeines Glücks, das noch durch die Geburt eines Sohnes erhöht war, als ein unerwarteter Tod ihn ſeinen Siegen und Hoffnungen entriß (1422). Sein Sterben war ein großes Unglück für den Gefangenen (der damals auf dem Schloß Bolingbroke ſich befand); denn vor ſeinem Ende hatte er noch den Rath gegeben, nicht eher Löſegeld von den franzöſiſchen Prinzen zu nehmen, bis ſein damals wenige Monate alter Sohn mündig ſei. Aber dieſer ward ein Schwachkopf und blieb ſein Leben lang unmündig. Wahrſcheinlich bezieht ſich der dritte Vers im folgenden Gedicht auf jenen Rath.

Laß deine Banner fliegen
O Treue, nicht verzieh'
Die Grenze zu bekriegen,
Wo Trauer und Melancholie
Durch Unrecht und durch Felonie
Die Freude läßt gefangen liegen,
Entfremdete mich dem Vergnügen.
Ich bitte Gott, verdamme ſie.

Wenn ich mit heitern Zügen,
Mich froh zu ſein bemüh',
Geſell'gem Kreis zu g'nügen,
Ich kann es nicht, ich täuſche ſie.
Ob lächelnd ich den Mund verzieh',
Gefahr und ſtolze Trauer ſiegen,
Entfernen von mir das Vergnügen.
Ich bitte Gott, verdamme ſie.

Ach, ſonſt konnt' ich mich wiegen,
In Freuden ſpät und früh,
Sollte das Recht nur ſiegen,
Zu mir zurück wol kehrten ſie.
Nun hab' ich ſie im Herzen nie,
Muß vor dem falſchen Glück mich biegen,
Der Härte, die den Rath gibt, fügen.
Ich bitte Gott, verdamme ſie.

Könnt' ich die Rotte nur beſiegen,
Und wär' ich mächtiger als ſie,
Sie ſollte auf der Bahre liegen.
Ich bitte Gott, verdamme ſie.

Aber fühlte er auch tief das Bittere ſeiner Lage, der jugendliche Sinn wandte ſich immer wieder der Hoffnung zu, ihn erfreute die Liebe ſeiner Gemahlin, die den Plan hegte, zu ihm zu kommen, und er ſang:

Ich fürchte nicht Gefahr und ihre Macht,
Denn wohlbeſetzt iſt meine Feſte,
Wohin des Herzens Güter ſind gebracht,
Mit Troſt und Freudigkeit aufs beſte.
Die Treue ſoll dort Herrin ſein,
Sie wird den Platz mir tapfer halten;
Trotz dir, Gefahr, und deinem Walten.
Der Gott der Liebe wird mir Hülfe leih'n.

Das Recht hat das Verſprechen mir gemacht,
Daß ſtets es ſei auf meiner Seite.
Der treue Freund, die Hoffnung, bracht'
Mir Hülf', ich ſchlug den Feind ins Weite,
Der oftmals drang als Trauer ein.
Gefahr wird darob Grimm behalten —
Allein, was kümmert mich ihr Walten!
Der Gott der Liebe wird mir Hülfe leih'n.

Willſt, holde Fürſtin, du mir Beiſtand ſein,
So glaube ich, daß bald die Zeit erwacht,
Wo mir der Freuden Fülle lacht.
Der Gott der Liebe wird mir Hülfe leih'n.

Ihm war der 1. Mai (damals ein Feſttag, der mit Tänzen und Liedern im Freien gefeiert ward), Sanct-Valentin, wo Liebhaber ihren Schönen Briefe und Gedichte ſchickten*), nur Erinnerung an ſie und das verlorene Glück.

Da traf ihn der härteſte aller Schläge: ihr Tod in der Blüte ihres Lebens. Er war wie vernichtet. Er ſagt ſelbſt, ſein Geiſt ſei fortan gelähmt; und es iſt wahr, ſeine Gedichte aus jener Zeit ſind voll tiefer Trauer, dabei freilich oft ſchwülſtig und ſchwerfällig. Er hat lange Schach mit Fortuna geſpielt, aber nun ſie ihm ſeine Dame genommen, iſt er matt. Er hat nie einen Neujahrstag ohne Geſchenke vorübergehen laſſen, nun kann er der Geliebten nur Seelenmeſſen weihen; aber er hofft, daß die theure Seele ſchon im Paradieſe iſt.

Sein glücklicherer Vetter, Karl VII., ward dem Verderben durch drei Frauen entriſſen: ſeine Gemahlin, die ſich, als er in tiefſter Bedrängniß war, dem Plan des Rückzugs in die Dauphiné widerſetzte; ſeine Geliebte, die ſchöne und kluge Sorel, die ihn zu Thaten ſpornte; und ſeine Retterin, die wunderbar begeiſterte Jungfrau. Man ſucht unter den Gedichten des Herzogs vergebens irgendetwas, das ſich auf dieſe Heldin bezöge, während ſie enthuſiaſtiſch zur Vertheidigung der Stadt Orléans auffoderte, weil die Feinde, die ſeinen Leib beſäßen, nicht auch ſein Land innehaben ſollten. Aber wie geringe Anklänge finden ſich auch unter Goethe's Gedichten von Deutſchlands Leid und Erhebung 1813! Man weiß, daß Johanna d'Arc in Orléans im Hauſe eines ſeiner Beamten wohnte, ſeine Befreiung verkündigte und daß er ſpäter für ihre Angehörigen ſorgte. Sein tapferer Halbbruder, der Baſtard von Orléans, kämpfte und ſiegte, während der Gefangene klagte, daß er nichts könne als „ballader". Jene Zeit, überhaupt eine Periode des Uebergangs, bot eine merkwürdige Vermiſchung alter und neuer Kriegskunſt; während die Bogenſchützen noch Pfeile verſandten, bedienten ſich die Engländer bei der Belagerung von Orléans zuerſt mit Erfolg der Kanonen.

Der Herzog Karl hatte verſucht, ſeine Herrſchaften vor den Greueln des Kriegs zu retten, indem er vom Protector Neutralität erwirkte; zu größerer Sicherheit ſollten ſie unter Sequeſter des Herzogs von Burgund geſtellt ſein; doch der Herzog von Bedford lehnte dieſe Einrichtung mit den Worten ab: er ſei nicht gewohnt, auf den Buſch zu klopfen, während Andere das Wild be-

*) Dieſer Gebrauch herrſcht noch in England und Nordamerika.

vontrügen. Eine Antwort, die Philipp den Guten ſo beleidigte, daß er mit ſeinem Heere von Orléans abzog.

Jeder weiß, wie die Stadt durch die Heldin Johanna entſetzt, wie der König in Rheims gekrönt ward, und wie das Glück von nun an ſich ihm zuwandte. Der Herzog von Burgund war jetzt durch allerlei Verſtimmungen den Engländern abgeneigt; ſeine zweite Gemahlin mit den kriegführenden Häuſern gleich nahe verwandt, hatte es ſich zur Aufgabe gemacht, den Frieden herzuſtellen und er kam glücklich in Arras zwiſchen ihm und Karl VII. zuſtande. Die Nachricht davon befreite dieſen von zweien ſeiner gefährlichſten Gegner: Iſabeau, die Furie des Kriegs, ſtarb 20 Tage darauf in Paris, von Allen verlaſſen und verachtet, während der Aerger dem Herzog von Bedford ein tödtendes Fieber brachte.

In der Hoffnung, zur Erreichung des allgemeinen Friedens mitzuwirken, war es dem Herzog von Orléans erlaubt worden, nach Calais zu gehen. Als die Unterhandlungen mit England ſich zerſchlugen, mußte er ſich im März 1436 wieder ins Gefängniß ſtellen; aber er war durch die gewandte Herzogin mit ſeinem Vetter Burgund verſöhnt, deſſen Rachedurſt zum Theil befriedigt, zum Theil untergegangen war in dem Widerwillen gegen die britiſchen Bundesgenoſſen, und die beiden beſſern Söhne der feindlichen Väter, die ſchwer an dem Erbe des Haders und Haſſes getragen hatten, wurden fortan treue Freunde und blieben es bis zum Tode. Freundliche Sendſchreiben, Balladen und Rondels gingen hin und zurück.

Die Zerrüttung des engliſchen Schatzes war Urſache, daß Karl oft ſein Gefängniß wechſeln mußte. Man hatte die Bewachung, die 1430 Johann von Cornwall für 300 Mark jährlich übernommen, zu theuer gefunden; der Herzog von Suffolk erbot ſich zum niedrigſten Preiſe. Später war er in dem Schloſſe Wingfield unter der Aufſicht des Ritters Cobham, der die nachläſſig zahlende Regierung oft vergebens mahnen mußte. Der Herzog ließ ſich Alles, was zu den feinern Lebensbedürfniſſen gehörte, aus Frankreich kommen, und ward nicht müde, an ſeiner Freilaſſung zu arbeiten. Er gab ſeinem Halbbruder Vollmacht*), aus ſeinen Beſitzungen 42,000 Thaler zu erheben und zu verkaufen oder zu verpachten, wie er gut fände, weil, wie er darin ſagt, „kein Gut der Welt ſo groß iſt, wie der Friede und die Freiheit“. Und Beides wollte er bei den erneuten Unterhandlungen in Calais erwerben. Er kaufte 108 Tonnen des ſchönſten Weins und mancherlei Schmuckſachen für die Unterhändler und Bevollmächtigten ein; denn damals ſchon nahmen die Diplomaten gern Geſchenke. Dem Bruder ſchenkte er für die Bemühungen die Grafſchaft Dunois. Nachſtehendes Gedicht entſtand entweder damals oder bei ſeinem erſten Aufenthalt in Calais.

Als eines Tages ich nach Frankreich blickte,
Da ich mich fand in Dover an dem Meer,
Kam die Erinn'rung, wie mich Freud' entzückte
Wenn ich in jenem Lande wär'.
Das Herz begann zu ſeufzen ſchwer.
Wie groß die Freude auch geblieben,
Frankreich zu ſehen, das mein Herz muß lieben.

Da ward der Hoffnung Schiff von mir entſendet,
Mit allen meinen Wünſchen über Meer.
Ich bat ſie, daß ſie ſchnell gewendet,
Empföhlen mich an Frankreich ſehr,
Gott ſend' uns bald den ſchönen Frieden her.
Dann iſt, ſo Gott will, Zeit geblieben,
Frankreich zu ſehen, das mein Herz muß lieben.

Des Friedens Glück wird nicht genug geprieſen,
Ich haſſe Krieg, wie er ſich mir erwieſen.
Sei's Recht, ſei's ſchlecht, lang' bin ich ferngeblieben
Frankreich zu ſehen, das mein Herz muß lieben.

Endlich gelang ihm bei der Uneinigkeit und dem Geldmangel der engliſchen Regierung für ein Löſegeld von 120,000 Thalern in Gold nach fünfundzwanzig Jahren der Gefangenſchaft die Rückkehr ins Vaterland. Man hegte engliſcherſeits die unerfüllte Hoffnung, mit ſeiner Freilaſſung den Samen neuer Unruhen in Frankreich auszuſtreuen. Der Herzog von Burgund lieh ihm ſchleunig das dazu nöthige Geld, empfing ihn in Gravelingen mit der Freude und Herzlichkeit eines Bruders, und feierte mit Feſten und Turnieren die Vermählung Karl's von Orléans mit ſeiner Nichte Maria von Cleve, die das Band gegenſeitiger Freundſchaft für immer knüpfen ſollte. Die ehemaligen Feinde verpflichteten ſich feierlich (Delort, „Essai critique“, S. 180):

wie gute Brüder zu ſein, ſich nie das Vergangene vorzuwerfen, und Alles zur Beruhigung Frankreichs beizutragen, damit Streit und Räubereien aufhören, Gott geehrt werde, und Fürſten, Prälaten, Edle, Bürger, Handelsleute, Ackerbauer und Leute jeden Standes jeder nach ſeinem Grad und Würden in Friede und Ruhe leben können.

Endlich nach mehren feſtlich durchlebten Wochen, begann die Reiſe in die Heimat; ſie glich einem Triumphzuge; von nah und fern ſtrömte das Volk herbei, den Langvermißten zu ſehen und zu begrüßen. Sein Gefolge von Bogenſchützen und mehr als 300 Reitern ſchwoll immer mehr an. So wollte er jubelnd in Paris einziehen; aber Karl VII., zur Eiferſucht geneigt, ließ ihm ſagen, er werde ihn nur ohne ſeine Begleitung annehmen können, und der Herzog zog ſogleich nach ſeiner Reſidenz Blois.

Hier begann er ein ſeinen Neigungen entſprechendes Leben. Ihm war das Glück geworden, daß ſeine Gemahlin mit ihm dieſelbe Achtung für die Wiſſenſchaften, dieſelbe Liebe zur Dichtkunſt empfand, und ſein Wünſchen, das er im folgenden Gedicht ihr ausgeſprochen, ward zur Wahrheit:

Ein Herz, ein Wille, ein Vergnügen,
Ein Wunſch und eine Einigkeit,
Ein Troſt, ein Denken allezeit,
Wird ſich bei feſter Treue fügen.

Gott, wie beglückt, der ihr ſich weiht!
Sie muß uns recht am Herzen liegen;
Ein Herz, ein Wille, ein Vergnügen,
Ein Wunſch und eine Einigkeit.

Wenn die Gefahr ſie will beſiegen,
Die zum Verderben ſtets bereit,
Erhalt' ſie kluge Einigkeit.
Iſt's nicht Gewinn? wenn uns genügen
Ein Herz, ein Wille, ein Vergnügen!

*) Sie ſteht in Delort's „Essai critique“, S. 130.

Sie umgaben ſich in ihrem Hofhalt mit geiſtreichen Leuten, hielten ſtatt der Lanzenſtechen heitere Wettkämpfe in Verſen und in Geiſtesſpielen, ſammelten Bücher und Kunſtſchätze, und kein vorbeireiſender Minneſänger oder Dichter, kein Muſiker oder Maler, der nicht nach Blois geladen und reich bewirthet und beſchenkt entlaſſen ward.

Nur ein mal ward dieſes feſtliche Leben durch einen Kriegszug nach Mailand geſtört, als die Visconti ausgeſtorben waren und der Herzog ſeiner Mutter Erbrecht geltendmachen wollte. Doch der kriegeriſche Sforza blieb des Landes Herr, und nur die Grafſchaft Aſti fiel Orléans zu. Heitere Fahrten und Züge zu den andern verwandten Fürſten und Edeln unterbrachen das literariſche Leben in Blois; er half 1442 dem König die Bewegung der unzufriedenen Großen mäßigen und bewies ihm ſeine Treue bis an den Tod. Denn als Karl VII., durch eine vorgebliche Vergiftungsabſicht ſeines Sohnes verwirrt, ſich aller Speiſe enthaltend, geſtorben war, und Alles den Todten verließ, um zum verbannten Ludwig XI. zu eilen, da waren es der Herzog von Orléans mit ſeinen Brüdern Angoulême und Dunois und der greiſe Duchatel, die bei der Leiche blieben und ihr die letzte Ehre erwieſen. Im Trauerzug befanden ſich auch die 24 Ausrufer von Paris, die mit ihren Glocken klingelten; ſie erſetzten das Heer der heutigen Tagesblätter.

Sein Verhältniß zu Ludwig XI. konnte kein freundliches ſein; er, der fröhliche, freigebige, prachtliebende, offene, von Allen geliebte Vaſall konnte dem düſtern, geizigen, argwöhniſchen Fürſten nur eine unangenehme Erſcheinung ſein, und als Orléans 1458 auf dem Reichstage von Tours eine Rede zu Gunſten des Herzogs von Bretagne halten wollte, ward er vom König ſo hämiſch und bitter angefallen, daß er tief gekränkt den Hof verließ und nicht wieder dort erſchien.

Seine letzten Jahre waren mehr als die frühern den Pilgerfahrten nach Klöſtern und Heiligthümern geweiht; aber ihn verließ nicht der Sinn, ſich an den Sammlungen, den Bildern, den alten Kunſtwerken in Kirchen und Klöſtern zu ergötzen. Er ſtarb am 4. Januar 1465 zu Amboiſe, und hinterließ Frankreich in ſeinem Sohne den künftigen Vater des Volks, Ludwig XII.

Hier mögen zum Schluß ſich noch folgende Verſe anfügen, für die wir weiter oben keinen geeigneten Platz fanden:

Was das Aug' an Luſt verſchwendet,
Kauft das Herz oft theuer ein.
Iſt die Rechnung nun vollendet,
Will Vernunft der Richter ſein.
Fragt: Wozu, und wie verwendet,
Wie der Reichthum konnt' verrinnen,
Den die Liebe raſch geſpendet,
Ohn' viel Freuden zu gewinnen?

Das Verlangen nur, verblendet,
Spricht: Die Liebe ganz allein
Hat mich ihrem Dienſt verwendet,
Und gebot mir fröhlich ſein.
Wenn ſtatt Lob ihr Tadel ſpendet,
Zürnet nur der Jugend Sinnen,
Die mit Thorheit mich geblendet,
Ohn' viel Freuden zu gewinnen.

Nicht ohn' Reue wird geendet;
Denn die Reue ſtellt ſich ein.
Qual, die Märtyrer vollendet,
Litt ich, und viel bitt're Pein.
Hab' zum Alter mich gewendet,
Leitend führ' es mich vonhinnen,
Nüchtern dann der Tag ſich wendet,
Ohn' viel Freuden zu gewinnen.

Auch das ſchönſte Spiel ſich endet,
Zeiten, wie der Wind, verrinnen;
Alles ſich zum Ende wendet,
Ohn' viel Freuden zu gewinnen.

107.

Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf).

Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf). Sein Leben und ſeine Schriften, dargeſtellt von C. Manuel. Mit Jeremias Gotthelf's Porträt in Stahlſtich und einem Facſimile. Berlin, Springer. 1857. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heutzutage hat man mehr Eile und iſt in allen Verrichtungen raſcher als zu unſerer Väter Zeit. Aeltere Schriftſteller von vielleicht derſelben oder noch größerer Bedeutung wie Albert Bitzius waren oft ſchon viele Decennien unter der Erde, ehe ihnen ein biographiſches Denkmal von der Hand eines Verehrers errichtet wurde, und manche von ihnen, wie Juſtus Möſer, Hamann, Claudius u. ſ. w., deren Lebensbeſchreibungen freilich gerade aus dieſem Grunde zum Theil ziemlich dürftig ausgefallen ſind und ausfallen mußten, haben erſt in unſern Tagen ihre Biographen gefunden, andere warten noch darauf. Jetzt iſt man mit Lebensbeſchreibungen raſcher bei der Hand. Heine's Leiche wurde, als ſie kaum kalt war, von Biographen förmlich umſchwärmt, und Bitzius hat kaum ein Jahre nach ſeinem Tode in vorliegender Schrift ſich einer Lebensbeſchreibung und Kritik zu erfreuen, wie ſie eingehender kaum gewünſcht werden kann. Entſpringt dieſe Eile aus dem Bewußtſein oder der Ahnung, daß, wie Alles, jetzt auch der Nachruhm raſcher lebt und ſich ablebt, und daß man ſich daher beeilen müſſe, das Leben eines Verſtorbenen zu beſchreiben, ehe er in Vergeſſenheit gerathen? Indeß wird der Verfaſſer ohne Zweifel in Abrede ſtellen, daß dieſes Motiv ihn geleitet habe, da er vielmehr der Anſicht iſt, daß Bitzius' Schriften in künftiger Zeit noch mehr geleſen und größere Wirkſamkeit üben werden. Wir verkennen des berner Dorfhiſtoriographen Bedeutung keineswegs und wiſſen ſehr wohl, daß er viele Fragen angeregt, viele Conflicte behandelt hat, welche nicht blos für die Gegenwart von Wichtigkeit ſind; wir kennen aber auch die Wandelbarkeit, wir möchten ſagen die Treuloſigkeit des Geſchmacks in Deutſchland, und wir könnten zum Beweiſe manche Dichter und Schriftſteller anführen, die einen ſo großen Namen hatten wie Bitzius und in der Literaturgeſchichte wol noch haben, und trotzdem zur Zeit nur wenig geleſen werden. Wer hat ähnliche Fragen wie die von Bitzius behandelten praktiſcher beſprochen als Juſtus Möſer? Wer war populärer in Deutſchland als der Wandsbecker Bote? Und doch möchten Diejenigen zu zählen ſein, welche die Möſer'ſchen und Claudius'ſchen Schriften heutzutage noch leſen. Hierzu kommt, daß wenn auch die Bitzius'ſchen Schriften ihrem Inhalt nach nicht veralten ſollten, doch ihre Form häufig eine derartige iſt, daß künftige Geſchlechter daran leicht Anſtoß nehmen dürften.

Indeſſen laſſen wir dieſe Zeitfrage beiſeite, freuen wir uns vielmehr, daß Bitzius in ſeinem Landsmanne und perſönlichen Freunde C. Manuel einen ſo tüchtigen, der berner Localität wie der Menſchen kundigen und in die Verhältniſſe wie in die Schriften des Verſtorbenen gründlich eingeweihten Biographen gefunden hat. In der That gehört die vorliegende Lebensbeſchreibung zu den beſtgeſchriebenen biographiſchen Schriften, die wir in jüngſter Zeit geleſen zu haben uns erinnern

verſetzt, liebte er es, viel Hausbeſuche zu machen, und wenn er zwei oder drei mal in einem Hauſe war, „ſo hatte er die ganze Hausordnung los bis ins Kuchigenterli und die ſämmtlichen Familienverhältniſſe bis in den hinterſten Winkel". Auf dieſe und andere Weiſe erwarb er ſich ſeine gründliche Kenntniß des Volkslebens auf dem Lande. Später ſcheint er die Leute weniger zu Hauſe als im Felde aufgeſucht zu haben, um den Schein der Abſichtlichkeit des Beſuchs zu vermeiden; noch häufiger kamen ſie zu ihm, um ſich Raths zu erholen. Im Jahre 1829 wurde er als Vicar nach Bern berufen, blieb hier aber nur anderthalb Jahre, und am Neujahrstag 1831 trat er ſein Vicariat in dem fünf Stunden von Bern in dem eigentlichen Emmenthal gelegenen Dorfe Lützelflüh an, welches Amt er bis zu ſeinem Tode verwaltete, der bekanntlich am 22. October 1854 in ſchmerzloſer und plötzlicher Weiſe erfolgte.

Seine Predigten, wird verſichert, hatten bedeutenden Inhalt, aber um ſie zu voller Wirkſamkeit gelangen zu laſſen, fehlte es ſeinem Organ an Mitteln. Um ſo ſegensreicher wirkte er als praktiſcher Rathgeber und Seelſorger ſeiner Gemeinde, und namentlich waren es das Volksſchulweſen und die Armenverhältniſſe, denen er ſeine Thätigkeit zuwandte. Er war der Anſicht, daß, wenn es mit den Armen beſſer werden ſolle, die übrigen Claſſen der Geſellſchaft ſich um ſie bekümmern müßten, und daß mit der Wohlthätigkeit allein nicht viel gethan ſei. An dem traurigen Sittenzuſtande der Armen, meinte er, trage die Art und Weiſe, wie die ſogenannten unterſten Claſſen im Staate behandelt würden, große Mitſchuld. Die ganze Welt wiſche die Schuhe an dieſen Menſchen ab und laſſe ihre Laune an ihnen aus, und man fodere eigentlich nur das Halten zweier Gebote von ihnen: du ſollſt nicht ſtehlen und nicht tödten! Die praktiſche Thätigkeit, die directe Einwirkung auf das Volk ſtand ihm am höchſten, und zu dieſem Zweck griff er als Jeremias Gotthelf zur Feder, um das Volk zu belehren, aufzuklären und die ſchlummernde moraliſche Kraft in ihm zu wecken. Er war ein Lehr- und Tendenzſchriftſteller, obſchon nicht zu leugnen iſt, daß er durch den Beifall, den ſeine Schriften fanden, wie durch die ihm eigene bewundernswerthe Leichtigkeit des Producirens verführt, zu viel und daher auch manches Unbedeutende ſchrieb. Man wird ihn daher wol ſchwerlich von dem Vorwurfe freiſprechen können, daß er, der dem Volke die gemeſſenſte und ökonomiſchſte Thätigkeit predigte, als Schriftſteller nicht durchweg denſelben Grundſatz befolgt habe.

Es war ſein Verdienſt, daß er dem Volke zeigte, wie ſchlichte und einfache, ja ſelbſt einfältige und mittelmäßige Menſchen durch ſtille geordnete Thätigkeit und bürgerliche Sittlichkeit dahin gelangen könnten, ſich eine ſichere Exiſtenz zu gründen und nützliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft zu werden. An zahlreichen Beiſpielen wies er die Wahrheit des Satzes nach, daß Segen und innerer Friede der Arbeit Lohn, innerer und äußerer Zerfall dagegen die nothwendige Folge des Müßiggangs und der Trägheit ſei. Nur in dieſem Sinne wie durch religiöſe Grundlage war er conſervativ, ſonſt aber war und blieb er ein echter ſchweizer Republikaner, der im Grunde keiner Partei diente, am wenigſten aber den Kreuzzeitungsparteien in monarchiſchen Staaten. Findet ſich doch auch jene Faulheit, Irreligioſität und moraliſche Verworfenheit, die er geißelte, unter allen Parteien! Aber grimmig haßte er allerdings die Communiſten, die Feinde jedes geſchloſſenen Eigenthums, und noch mehr jene demokratiſchen Agenten, welche das Volk auszubeuten und ſeine Begriffe zu verwirren ſuchten. Wahrheit in Allem war ihm dabei leitender Grundſatz, und gewiß haben Wenige die Menſchen ehrlicher und aufrichtiger aufgefaßt und geſchildert als Albert Bitzius. Damit ſoll jedoch nicht geſagt ſein, daß Bitzius zu dieſem oder jenem Zweck oder unbewußt nicht hier und da doch auch idealiſirt oder zu ſehr ins Schwarze gemalt habe. Er hat zwar mehr als die meiſten andern Schriftſteller vor ihm und neben ihm gewagt, auch die Untugenden des weiblichen Geſchlechts an einzelnen Exemplaren ganz unbarmherzig ans Licht zu ziehen; im Ganzen aber ſteht bei ihm das weibliche Geſchlecht im Vortheil gegen das männliche; das Weib erſcheint auch bei ihm meiſt als leidend, an Verſtand und in ſittlicher Hinſicht den Männern überlegen, oft von mehr als menſchlicher Geduld und Tugend. Nun blicke man aber tiefer, namentlich in das Familienleben der untern Schichten, man gehe von Haus zu Haus, und man wird finden, daß das Uebel des Unfriedens und des daraus ſtammenden Unſegens direct oder indirect vielleicht ebenſo häufig vom Weibe als vom Manne ausgeht. Es begreift ſich, daß in den höhern Regionen der Kunſt mehr die Madonnen als die Megären das Scepter führen, aber der didaktiſche Sittenſchilderer hat eben eine ganz andere Aufgabe als der Dichter und Künſtler. Wenn Bitzius die räſonnirfertigen Profeſſoren, Kathedermenſchen und Gelehrten überhaupt verſpottet und dafür die kräftigen Bauerburſchen ſeines Landes erhebt, ſo iſt dies in ſeiner Tendenz begründet; aber es läßt ſich doch fragen, ob er in der Hervorhebung dieſes Contraſtes auf Koſten der höhern Bildung nicht vielfach zu weit geht, ob man auf dieſem Wege nicht zuletzt dahin gelangen müßte, Kunſt, Poeſie und geiſtige Bildung überhaupt als unnütze oder ſchädliche Auswüchſe zu verwerfen und in dem von bornirtem Egoismus ſtark behafteten Bauernthum die höchſte Blüte des menſchlichen Daſeins zu erkennen. Was aber fangen die Hunderte und Tauſende von Millionen an, die nicht in der Lage ſind, Bauergüter zu beſitzen? Iſt für ſie nicht, namentlich bei fehlendem religiöſen Glauben, geiſtige Bildung das Einzige, was ſie über die Philiſterei, über Trübſal und Jammer des irdiſchen Daſeins hinauszuheben und ihr Thun und Treiben zu verklären vermag!

Dieſe einſeitige Richtung hat ſich auch an Bitzius ſelbſt nicht wenig gerächt. Denn bei aller Wahrheit und oft ergreifenden Energie ſeiner Schilderungen, bei aller oft überraſchenden Menſchenkenntniß, die ſich in ſeinen Schriften offenbart, bei allen goldenen Sitten- und Lebensregeln, denen wir darin begegnen, bei aller Zartheit im Einzelnen und aller urſprünglichen Kraft im Ganzen, ſtoßen wir doch bei ihm wieder auf nur zu viele Spuren von Roheit, Geſchmackloſigkeit und ſelbſt Gemeinheit, die wol gutberneriſch und echtbäuerlich ſein mögen, die aber vom höhern literariſchen Geſichtspunkt nicht gutzuheißen, vielmehr mit Entſchiedenheit abzuweiſen ſind. Oder wozu hätten es ſich unſere edelſten Geiſter ſo viele Noth und Arbeit koſten laſſen, den Geſchmack in Deutſchland zu läutern und zu [illegible]gen? Oft fühlt man ſich verſucht, recht herzlich zu bedauern, daß Bitzius der Handhabung poetiſcher Formen nicht mächtig war. Gottfried Keller behauptete, wie der Verfaſſer anführt, von der Erzählung „Elſi, die ſeltſame Magd", die, wie das „Erdbeeri Mareili", jetzt dem Publicum in Miniaturausgabe vorliegt*), mit Recht, daß ſie an innerm Gehalt und wegen des echt epiſchen Stoffs mit „Hermann und Dorothea" verglichen werden könne. Aber auch nur in Betreff des Stoffs; denn in der vorliegenden Geſtalt iſt ſie nicht viel mehr als die bloße Skizze einer Erzählung. Wie ganz anders würden darin die tiefangelegten pſychologiſchen Momente und die Bedeutſamkeit des hiſtoriſchen Hintergrundes hervortreten, wenn der Stoff dichteriſch und metriſch mit derſelben Meiſterſchaft behandelt wäre wie „Hermann und Dorothea", oder nur mit derſelben Kunſt wie Longfellow's „Evangeline"! Aber Bitzius' Erzählungsweiſe iſt noch in den erſten Stadien der Kindheit. Das Geheimniß des in ſeiner Beſonderheit ſo räthſelhaften Charakters der Elſi, der vielleicht für eine Bitzius'ſche Dorfgeſchichte zu romanhaft [illegible] geſchildert iſt, wird gleich auf den erſten Seiten enthüllt; mit dem Momente, wo der von ihr verſchmähte Bewerber gegen die Franzoſen zieht und Elſi ſelbſt die Büchſe ergreift, weiß man faſt ganz genau, was nun noch kommen wird, und die Ereigniſſe

*) Elſi, die ſeltſame Magd. Von Jeremias Gotthelf. Berlin, Springer. 1858. 16. 15 Ngr.

Das Erdbeeri Mareili. Von Jeremias Gotthelf. Mit einem Holzſchnitte. Berlin, Springer. [illegible]. 16. 15 Ngr.

Schluß ſind mit einer ſich überſtürzenden unepiſchen Haſt erzählt. In dem „Erdbeeri Mareili" wird der Tod der Heldin gleich anfangs berichtet; man weiß, daß ſie geſtorben und wie und unter welchen Verhältniſſen ſie geſtorben iſt, und was nun folgt, kann daher nicht viel größeres Intereſſe haben als eine Leichenpredigt. Wegen ihrer reinlichen Haltung eignen ſich unter den Bitzius'ſchen Erzählungen die beiden genannten übrigens ſehr wohl zu Miniaturausgaben.

Intereſſant iſt im Manuel'ſchen Buche die Hinweiſung auf mehre, Bitzius verwandte Geiſter: wie Claudius, Hebel, Voß, Juſtus Möſer, Peſtalozzi und Jean Paul, und eine das Buch ſchließende Parallele zwiſchen ihm und andern Dorfnovelliſten, z. B. Melchior Meyr, den der Verfaſſer ſehr ſchätzt, und beſonders Auerbach, den er beſchuldigt, „bei großem dichteriſchen und vielleicht noch größerm philoſophiſchen Talent ganz dem Geſchmack der durch Romanlectüre aller Art überſättigten Zeit" gehuldigt zu haben. Vielleicht hätte der Verfaſſer dieſe Parallele auch auf Immermann, Rank, Willkomm, Höfer u. A. ausdehnen, ja bis auf Andreas Gryphius zurückgehen ſollen, deſſen „Geliebte Dornroſe" wol die erſte wenn auch dramatiſirte deutſche Dorfgeſchichte, und zugleich wol die einzige jetzt noch genießbare Probe deutſcher Dialektpoeſie aus ſo früher Zeit iſt. An cyniſcher Derbheit übertrifft Gryphius freilich alle ſpätern Dorfgeſchichtenſchreiber, aber auch an ſprudelndem Humor und origineller Erfindung, und die Wahrheit und Treue, womit der alte Dichter die Sitten des damaligen niederſchleſiſchen Landvolks zeichnet, ſind bewundernswürdig, ſo abſtoßend zum Theil dieſe mehr als Oſtade'ſche und Jan Steen'ſche Wahrheit für unſern Geſchmack auch ſein mag.

Gern hätten wir aus dem Buche etwas Näheres über die Verbreitung der Bitzius'ſchen Schriften unter dem berneriſchen Landvolk und ihren Einfluß auf daſſelbe erfahren; denn aus dieſen Localverhältniſſen ſind ſie hervorgegangen, auf ſie ſind ſie berechnet; wie ſie hier gewirkt haben und noch wirken, darauf kommt es vorzugsweiſe an, weniger darauf, ob ſie viel von den Gebildeten in Norddeutſchland oder gar in den berliner Salons geleſen werden.

Schließlich noch eine Bemerkung. Der Verfaſſer citirt ein Urtheil Gottfried Keller's, „eines der geiſtreichſten Beurtheiler von Bitzius, der in ſeinem Nachruf geradezu ſagt" u. ſ. w. Der Leſer des Buchs wird hier wahrſcheinlich fragen, wo und wann dieſer „Nachruf" erſchienen ſei? Die dieſem angeblichen Nachruf entnommenen Stellen ſind aber identiſch mit den entſprechenden Stellen in dem Keller'ſchen Aufſatz „Jeremias Gotthelf", welchen d. Bl. in Nr. 9 f. 1855 mittheilten. Da Manuel doch andere Quellen, aus denen er ſchöpfte, gewiſſenhaft genannt hat, ſo ſcheint es uns nicht loyal, daß er es für paſſend hielt, in dieſem Falle ſeine Quelle zu verſchweigen.

H. M.

Boutigny's phyſikaliſche Entdeckungen.

Studien über die Körper im ſphäroidalen Zuſtande. Neuer Zweig der Phyſik. Von M. G. H. Boutigny. Nach der dritten Auflage des franzöſiſchen Originals überſetzt von R. Arendt. Mit 27 Holzſchnitten. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Man kann ſich dazu nur Glück wünſchen, daß ein ſo werthvolles Buch wie das vorliegende ſo würdig auf unſern deutſchen Grund und Boden verpflanzt worden iſt. Hier wird es ſich bald heimiſch fühlen wie in ſeinem Mutterlande und Früchte tragen, die uns Ehre machen. Sein Inhalt iſt reich an ganz neuen Forſchungsquellen. Es liefert viel Material zum Denken, viel Stoff zur weitern gründlichen Verarbeitung. Anregend, kühn und geiſtreich erfaßt es einen großen Leſerkreis und führt ihn auf ein ganz neues Gebiet der Naturkunde. Der Gelehrte von Fach, der praktiſche Geſchäftsmann, der Freund und die Freundin der Natur, Alle werden gleich mächtig angezogen von Boutigny's Entdeckungen. Vielen wird Alles neu und wichtig ſein, Andern iſt manches ſchon bekannt; aber ſie werden ſich doch für das Buch intereſſiren, weil ſie hier in Ausführlichkeit und im Zuſammenhange antreffen, wovon die gelehrten Werke und Zeitſchriften nur andeutend und abgeriſſen Bericht erſtattet haben. Und um die Leſer d. Bl. für unſere heutige Betrachtung zu gewinnen, ſo machen wir nur darauf aufmerkſam, daß Boutigny dadurch weltberühmt geworden iſt, den Waſſertropfen in einer weißglühenden Platinſchale zu Eis gefrieren zu laſſen; daß wir durch ſeine Forſchungen begreifen, wie es wahr und möglich ſei, glühendes Eiſen anzufaſſen und mit bloßen Füßen darauf zu gehen; daß durch ihn die Urſachen der Exploſionen der Dampfkeſſel, der Ausbrüche der Vulkane, der Erdbeben auf eine viel wahrſcheinlichere Baſis gebracht worden ſind. Von dieſen und noch vielen andern Wundererſcheinungen der Natur redet der Verfaſſer in ſeinen „Studien" mit einer hohen Begeiſterung und Sicherheit, wie ein auf dem Wege der Experimente glücklich und berühmt gewordener Naturforſcher. Doch nun zu dem Inhalt des Buches ſelbſt!

Läßt man auf eine mäßig heiße Metallfläche einen Waſſertropfen fallen, ſo fließt er darauf auseinander und löſt ſich unter Brauſen und Ziſchen ſogleich in Dämpfe auf. Iſt dagegen die Metallfläche ſehr heiß, vielleicht dem Glühen nahe, ſo behält der darauffallende Tropfen ſeine kugelrunde Geſtalt bei, bleibt durchſichtig klar und rollt und hüpft unruhig wie ein Queckſilberkügelchen umher, ohne wahrnehmbar zu verdampfen; allmälig ſieht man ihn kleiner werden und zuletzt mit einer Art von Exploſion verſchwinden. Auf dieſes merkwürdig veränderte Verhalten des Waſſertropfens machte zuerſt Eller 1746 in der berliner „Histoire de l'academie" aufmerkſam. Die Sache wurde aber damals für eine unbedeutende Kleinigkeit angeſehen und wenig beachtet. Als aber 1756 Leidenfroſt eben dieſen Gegenſtand in einem zu Duisburg gedruckten Tractate „De aquae communis qualitatibus" beſprach, und es für eine bis dahin noch nicht beobachtete, wunderbare Eigenſchaft des Waſſers ausgab, daß daſſelbe in einem weißglühenden Eiſenlöffel gebracht ſehr langſam verdampfe und dabei ein Kügelchen bilde, welches ſich unruhig bewege und durchſichtig ſei wie Kryſtall, da wurde auf einmal eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit darauf gerichtet. Man ſuchte nach der Urſache dieſes merkwürdigen Phänomens und kam darüber in einen heftigen wiſſenſchaftlichen Streit, der ſelbſt heute noch nicht ganz geſchlichtet iſt. Seitdem nennt man dieſe überraſchende Erſcheinung des Waſſers in glühenden Metallſchalen den Leidenfroſt'ſchen Verſuch. Und dieſer iſt es nun, wofür unſer Boutigny ſchon ſeit 1836 mit immer geſteigertem Intereſſe gelebt und geforſcht hat. Darin liegt die Quelle und der Boden zu ſeinen „Studien". Er hat gefunden, daß die eben beſprochene Eigenſchaft nicht blos dem Waſſer oder allen tropfbaren Flüſſigkeiten zukomme, ſondern daß ſie ganz ohne Ausnahme allen Materien, den feſten, flüſſigen und luftförmigen, zugeſchrieben werden müſſe. Es ſei dies ein neu entdeckter Aggregatzuſtand den er den „ſphäroidalen Zuſtand" nennen wolle. Und dieſen neuen Aggregatzuſtand der Materie unterſucht er nun vom phyſikaliſchen, chemiſchen und kosmiſchen Standpunkte aus, wonach das Buch in drei Hauptabſchnitte zerfällt.

Das Buch beſteht nun aus hundert und einigen Verſuchen, welche dann die Grundlage zu weitern Reflexionen abgeben. Alle Verſuche haben den Zweck, die Eigenſchaften der Materie in Bezug auf den ſphäroidalen Aggregatzuſtand ins klare Licht zu ſtellen; mehre davon haben außerordentlich viel Impoſantes, andere haben etwas wunderbar Ueberraſchendes und noch andere verſprechen eine große Wichtigkeit fürs praktiſche Leben zu erhalten. Wir wollen nur zunächſt einige davon näher kennenlernen.

Im Jahre 1841 kam der Verfaſſer auf den Gedanken, die tropfbar flüſſig gemachte ſchweflige Säure in Hinſicht ihres ſphäroidalen Zuſtandes zu unterſuchen und hatte dabei das

Glück, die Wahrnehmung zu machen, daß das Waſſer in einer glühenden Platinſchale zu Eis erſtarre. Dieſe Entdeckung hat die ganze Welt in Staunen geſetzt und ſie gab den Hauptimpuls zur eifrigſten Fortſetzung der Studien. „Man heizt einen Muffelofen bis zur Weißglut", ſagt der Verfaſſer, „macht eine Platinſchale glühend, gießt einige Grammen waſſerfreie ſchweflige Säure hinein und ſetzt dieſelbe auf den Boden der Muffel, die man bis auf eine geringe Oeffnung verſchließt, um den Verſuch beobachten zu können und die Bewegung der Luft nicht zu hemmen. Bei trockener Atmoſphäre verdampft die Säure langſam, ohne zu ſieden, genau wie in freier Luft, obgleich ſie einer außerordentlich hohen Temperatur und der Einwirkung der Wärmeſtrahlen ausgeſetzt iſt, welche ſich nach allen Richtungen kreuzen. Bei feuchter Luft jedoch verwandelt ſich das hygroſkopiſche Waſſer in der ſchwefligen Säure auf dem Boden der Muffel alsbald in Eis, und endlich bleibt in der Schale ein kleiner Eiskern von ſehr bedeutender Kälte zurück. Bei öffentlichen Vorleſungen, wo man nicht auf die Condenſation des Waſſerdampfs der Luft warten kann, tröpfelt man in die Sphäroide der ſchwefeligen Säure ein wenig Waſſer, welches ſich ſofort in Eis verwandelt. Die Schale muß ſogleich aus der Muffel entfernt werden und man ein kleines Eisſtück erhält von ſchwefeliger Säure durchdrungen."

Der Verfaſſer erzählt bei dieſer Gelegenheit, daß er ſich ſchon damals Hoffnung gemacht habe, auf eben dieſem Wege mit Hülfe der feſten Kohlenſäure Queckſilber in einer glühenden Platinſchale zum Gefrieren zu bringen und erwähnt die Umſtände der Verzögerung, wodurch Faraday ihm zuvorgekommen. Er hatte zu dieſem Zwecke ſich mit Leſueur vereinigt, Beide gingen zu Orfila, um ihn zum Herleihen des Thilorier'ſchen Apparats zu bitten. Ihre Bitte ward aber ganz entſchieden abgeſchlagen und das rein nur im Pflichtgefühle der Humanität. „Man erinnert ſich", ſagt der Verfaſſer, „daß wenige Tage vor unſerm Geſuche der junge Harvy ein Opfer der Exploſion des Thilorier'ſchen Apparats geworden war, und dieſes unglückliche Ereigniß war der Grund von Orfila's Weigerung. Ich mußte ſonach die Verſuche auf unbeſtimmte Zeit verſchieben und inzwiſchen iſt ein ſolcher in England mit vollem Erfolg durch Faraday ausgeführt worden. Der Brief, welchen dieſer berühmte Phyſiker mir die Ehre erwieſen hat zu ſchreiben, iſt vom 28. December 1848. Ich habe davon einen Auszug in den «Annales de chimie» veröffentlicht, den ich hier wörtlich wiedergebe: «Ich habe einen Verſuch ausgeführt, welcher ſich nicht in ihrem Werke befindet, obgleich darin einer erwähnt iſt, welcher ihm nahe kommt und der von Dumas angeſtellt wurde; derſelbe iſt auf S. 102 beſchrieben. Es iſt mir gelungen, mit Hülfe des ſphäroidalen Zuſtandes Queckſilber in einer rothglühenden Schale ſehr leicht zum Gefrieren zu bringen. Ich machte zuerſt eine Platinſchale glühend und erhielt ſie auf dieſer Temperatur; darauf brachte ich Aether in dieſelbe und Kohlenſäure und tauchte endlich in dieſes Gemiſch, welches ſich im ſphäroidalen Zuſtande befand, ein metallenes Gefäß, das ungefähr 31 Gramm Queckſilber enthielt. Nach Verlauf von zwei oder drei Secunden war letzteres gefroren. Es ſchien ſehr befremdend, daß Queckſilber innerhalb einer rothglühenden Schale feſt werden konnte.» Ich würde nichts davon erwähnt haben, daß die Idee des Faraday'ſchen Verſuchs von mir gefaßt und das Reſultat vorhergeſehen worden iſt, wenn nicht Orfila aus freiem Antriebe die Ehre dieſes Verſuchs für Frankreich in Anſpruch genommen hätte. Es geſchah dies in einer ſeiner Vorleſungen an der Ecole de médecine (Januar 1848) und ich erhielt davon nur durch ſeine Zuhörer, beſonders durch Herrn von Letour Kenntniß. Orfila hat bei dieſer Gelegenheit einen neuen Beweis ſeines Gerechtigkeitsgefühls und ſeines Patriotismus gegeben. Ich bin überzeugt, daß der berühmte Nachfolger eines Davy das Gefühl, welches eine ſolche Handlung veranlaßte, vollkommen billigen wird."

Der Anſicht Muncke's, daß nicht alle Flüſſigkeiten in den ſphäroidalen Zuſtand gebracht werden könnten, tritt er entſchieden entgegen und liefert dazu die überzeugendſten Beweiſe. Daſſelbe zeigt er auch bei den flüchtigen feſten Körpern, ja er macht es ſogar wahrſcheinlich, daß eigentlich kein einziger Stoff davon ausgeſchloſſen ſei. Es iſt nur nöthig eine merklich höhere Temperatur zu erzeugen, als dem Siedepunkte des betreffenden Gegenſtandes entſpreche oder dem Punkte der Zerſetzung, im Fall der Siedepunkt fehle, wie bei den Fetten. Von dieſer Claſſe von Verſuchen bringen wir den zur Mittheilung, welcher ſich auf den ſphäroidalen Zuſtand des Jods bezieht und vielleicht zu den glänzendſten des ganzen Buchs gehört. „Man macht eine flache Platinſchale glühend und wirft einen Gramm Jod hinein, welches ſofort in den ſphäroidalen Zuſtand übergeht. Spärliche, durchſcheinende Joddämpfe umgeben das Sphäroid und entweichen in ziemlicher Regelmäßigkeit aus der Schale. Man verlöſcht die Lampe und alsbald geht das Jod in den flüſſigen Zuſtand über, benetzt die Schale, ſiedet heftig und entwickelt eine Menge Dämpfe. Beim Jod ſieht man außerordentlich deutlich den Unterſchied, welcher zwiſchen der Verdampfung der Körper im ſphäroidalen Zuſtande und beim Sieden ſtattfindet. Dieſer Verſuch iſt höchſt brillant und eignet ſich beſonders für Vorleſungen." Das Auge wird ganz ſehr erfreut durch die plötzlich entſtandene Fülle von veilchenblauen Dämpfen, dagegen würden die Athmungswerkzeuge ſehr davon beläſtigt werden, und es iſt in dieſer Hinſicht gerade die allerſtrengſte Vorſicht zu empfehlen. Auch Phosphor hat der Verfaſſer in den ſphäroidalen Zuſtand gebracht, wobei aber die Platinſchale in eine ſehr hohe Temperatur verſetzt werden mußte. Sobald ſich die Temperatur nur um etwas erniedrigte, ſo fand Berührung und ein ſehr lebhaftes Verbrennen ſtatt; es bildete ſich Phosphorplatin und die Schale war mit unglaublicher Schnelligkeit durchbohrt und geſchmolzen.

Es wird nachgewieſen, daß der ſphäroidale Tropfen in der glühend heißen Metallſchale dieſe nicht eigentlich berühre, daß zwiſchen beiden das Band der Adhäſion fehle, und daß die Temperatur des Tropfens im ſphäroidalen Zuſtande jedesmal viel niedriger ſtehe, als die der Schale. Hiervon hat uns übrigens ſchon Rumford überzeugt, wenn er nachweiſt, daß ein einem inwendig mit Lampenruß geſchwärzten Silberlöffel ein hineingethaner Waſſertropfen nicht adhärire und darum auch nicht zum Sieden gebracht werden könne, wie hoch man auch die Hitze des Löffels ſteigern möchte. Boutigny geht noch weiter und zeigt, daß wenn nur das Band der Adhäſion aufgehoben ſei, ſo laſſe ſich in einer heißen Schale nicht blos ein Waſſertropfen, ſondern eine ordentliche Waſſerquantiät im ſphäroidalen Zuſtande erhalten, ohne bis zur Siedhitze, dem Punkte der Hauptverdampfung, erwärmt zu werden. „Man nimmt eine ſehr ſtarke Silberſchale, macht ſie glühend, faßt ſie mit der Zange, ſchöpft ſie durch eine ſehr ſchnell ausgeführte Bewegung aus einem ganz angefüllten Gefäße voll Waſſer und ſetzt ſie auf einen Träger. Die ganze Waſſermaſſe, welche ſie enthält, befindet ſich im ſphäroidalen Zuſtande und beſitzt eine Temperatur von + 96,5°. Nach Verlauf einiger Zeit iſt die Schale nicht mehr heiß genug, um dies Waſſer im ſphäroidalen Zuſtande zu erhalten; es geht in den flüſſigen Zuſtand über und ſiedet mit Heftigkeit." In dieſem und noch einigen andern damit in Verbindung ſtehenden Verſuchen findet der Verfaſſer dann den Fingerzeig zur Erklärung der vulkaniſchen Eruptionen und der Exploſionen der Dampfkeſſel. Was den erſten Punkt betrifft, ſo berichtet der Verfaſſer ein ſehr intereſſantes Beiſpiel, wo die Natur ſozuſagen auf der That ertappt worden iſt. Bei einer Eruption des Aetna hatte ſich die Lava in einer Vertiefung, die etwas Waſſer enthielt, angeſammelt und daſelbſt einen glühend heißen Hügel gebildet. „Eine große Zahl Neugieriger und viele Arbeiter, die mit Holzſchlagen beſchäftigt waren, hatten ſich verſammelt, als plötzlich der Dampf des zum Sieden gekommenen Waſſers und die im Innern der Lavamaſſe comprimirten Gaſe eine Exploſion bewirkten. Mehr denn 60 Perſonen wurden durch die

Hauptpunkte ſchreite, wobei ich mich von der Darſtellung Munk's leiten laſſe, werde ich ſowol diejenigen angeben, in denen ſich beide Syſteme berühren, als auch die, in denen ſie voneinander abweichen. Zum leichtern Ueberblick laſſe ich die betreffenden Stellen unüberſetzt.

„Le terme final", ſo ſagt Munk in ſeiner Analyſe, mit Bezugnahme auf §. 2. der Fragmente, „auquel l'homme peut atteindre, c'est la connaissance de la volonté, cause finale de tout ce qui est, créatrice et motrice de l'univers. Ce but sublime, l'homme l'atteint par la science ou la *méditation*, et par la pratique ou les *exercices pieux*." So ſind wir denn gleich am Anfang beim Centrum des Schopenhauer'ſchen Syſtems angelangt. Deutlicher konnte auch er ſeinen großen Gedanken nicht ausſprechen. Ebenſo führen auch bei ihm zwei Wege, der der Philoſophie (der reinen und angewandten, denn mit dieſem letztern Ausdruck glaube ich, nach ſeiner Theorie, die Kunſt bezeichnen zu dürfen) und der der Asceſe zum Ziele. „Pour bien comprendre ceci, il faut avoir étudié d'abord la science de l'ame et de ses facultés." So läßt Schopenhauer der „Welt als Wille" die „Welt als Vorſtellung" vorangehen und handelt zuerſt von der menſchlichen Vernunft als dem Subjecte. „Cette science consiste dans la connaissance de toutes les substances et notamment de la substance première qui soutient tout l'univers et le met en mouvement. Cependant une connaissance parfaite de la substance première est impossible („Was der Wille ſei", heißt es bei Schopenhauer, „iſt nicht zu erklären"), parceque celle-ci est au-dessus de toute chose („Der Wille iſt das eigentliche Metaphyſiſche", ſagt Schopenhauer); l'homme, être fini, ne saurait saisir l'essence infinie, et il ne peut la connaître que par ses oeuvres (im Gegentheil wiſſen wir nach Schopenhauer [I, § 18] von dem Willen unmittelbar, von der Erſcheinung aber ſtets nur mittelbar); car savoir, c'est embrasser ou comprendre en soi la chose sue, et le fini ne saurait embrasser l'infini." (Uebereinſtimmend hiermit heißt es bei Schopenhauer: „Jedes Erkannte iſt als ſolches ſchon nur Erſcheinung." Bei wem hier der Widerſpruch liegt, mag ich nicht entſcheiden. Ich glaube jedoch auf Schopenhauer's Seite, wie auch im folgenden Satze dem Gebirol die größere Klarheit und Folgerichtigkeit des Gedankens zu vindiciren ſein wird. „Trois choses composent l'être la matière avec la forme, la substance première (Dieu) et la volonté, intermédiaire entre les deux extrêmes." Hier wäre alſo der Wille an ſeiner rechten Stelle, als Brücke nämlich zwiſchen der Materie und dem Geiſte, während bei Schopenhauer die Materie*) das Band zwiſchen der Welt als Vorſtellung (iſt dieſe nicht eben die Welt der Materie?) und der Welt als Wille iſt.

Hingegen herrſcht im zweiten Buche des Gebirol ein faſt undurchdringliches Dunkel und eine ſchwer zu entwirrende Gedankenverwickelung. Hier miſchen ſich kabbaliſtiſche Elemente, wie z. B. die Sphärenlehre, mit ein. Doch glaube ich auf einen Lichtpunkt hinweiſen zu müſſen, welcher eine abermalige Uebereinſtimmung mit Schopenhauer erkennen und Gebirol's ſchwach verdeckten Pantheismus durchſchauen läßt. „La première est l'unité veritablement une, tandis que la dernière est pour ainsi dire l'unité multiple" (Munk, S. 188). Was iſt dies anders als das principium individuationis, wodurch Schopenhauer die Vervielfältigung der Einheit erklärt? Und wie bei Schopenhauer der bewußtloſe Wille ſich ſtufenweiſe vom Mineralreich bis zum Menſchen objectivirt, ſo bewegt ſich bei Gebirol die Materie (anfangs unbewußt, dann mit durch die Form erlangtem Bewußtſein) in derſelben Reihenfolge hinauf zur Einheit. So läßt Gebirol ferner dieſe Objectivation vermittels des Strebens, des Begehrens und der Liebe (aspiration, désir et amour), dem bewußtloſen Triebe Schopenhauer's entſprechend, vorſichgehen und erklärt die Natur für vollendet, wenn die Stufe erreicht iſt, wo die Materie durch den Einfluß des Willens mit der univerſellen Form (wahrſcheinlich der Menſch als Mikrokosmos) vereint zum Intellect wird. Sodann betont auch er den Satz, daß das Daſein (existentia) das Weſen (essentia) jedes Dinges ſei, was ich deshalb hervorhebe, weil Schopenhauer aus dieſem Satze gewichtige Folgen herleitet und ihn ſeiner Lehre über die Zurechnungsfähigkeit des Menſchen zugrunde legt. Wie Schopenhauer's Wille nicht dem Satze vom zureichenden Grunde unterworfen iſt, ſo haftet auch dem que (dem eigentlichen Weſen) des Gebirol weder das Was (quoi), Wie (comment), noch Warum (pourquoi) an. Dieſes que iſt das eine wahrhafte Weſen. Die drei genannten Kategorien, an deren Spitze er ſelbſt gleich darauf das que ſtellt, ſodaß es deren vier werden, welche dann auf myſtiſche Weiſe (Pythagoräismus?) den Zahlen 1, 2, 3 und 4 entſprechen, bieten alſo eine wenn auch etwas entfernte Analogie mit der vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, wie Schopenhauer ihn zergliedert, dar, ſodaß wir in dem que die causa fiendi, im quoi die causa cognoscendi, im comment die causa essendi und im pourquoi die causa agendi (?) hätten. Inwiefern Gebirol dabei von Schopenhauer abweicht, erhellt aus dem oben Geſagten. Zudem muß bemerkt werden, daß, während Schopenhauer dem Willen die Freiheit, dem Handeln aber die Nothwendigkeit zuerkennt, bei Gebirol das umgekehrte Verhältniß ſtattfindet, denn ſein „agent premier" iſt das Nothwendige, der Gegenſtand ſeines Wirkens hingegen das Mögliche, alſo Freie. Schließlich vertritt bei Gebirol die „Extase" die Stelle der „Nirwana", welche das Syſtem Schopenhauer's dem Buddhismus entlehnt hat. „Pour arriver à la véritable connaissance des substances simples, il faut que l'homme, pour ainsi dire, se dépouille entièrement des liens de la corporéité (Schleier der Majah bei Schopenhauer) et du monde sensible et se transporte par la méditation dans le monde intelligible, en cherchant à identifier son essence avec ses substances supérieures" (Munk, S. M.).

Faſſen wir alſo das Vorangehende kurz zuſammen, ſo wird die Uebereinſtimmung beider Syſteme in den Hauptpunkten ihrer Lehre dem Leſer deutlich einleuchten. Bei beiden Philoſophen iſt der Wille das Primäre, der Intellect das Secundäre; bei beiden gelangt die Materie erſt auf der höchſten Stufe zum Selbſtbewußtſein; bei beiden vervielfältigt ſich das Eine vermittels des innern Triebes; bei beiden ſteht die Welt der Erſcheinung der wahren Erkenntniß im Wege, iſt Sache der Vorſtellung, und führen zwei Wege, der des Nachdenkens (Philoſophie) und der der Asceſe zum Ziel, d. h. nach Schopenhauer zum Quietiv des Willens, nach Gebirol zum Aufgehen im höchſten Weſen. Daß die ſogenannte Weltanſchauung, die dem einen Syſtem zugrunde liegt, der des andern total entgegengeſetzt iſt, indem die des Gebirol eine optimiſtiſche, während die Schopenhauer's die peſſimiſtiſche iſt, will ich weder in Abrede ſtellen noch zu verſchweigen ſuchen; indeſſen betrifft dieſe Anſchauung doch nur den ethiſchen Theil der Syſteme und hat mit dem metaphyſiſchen nichts zu ſchaffen. Welche von beiden die richtigere, wollen wir hier nicht prüfen. Wenn aber, wie Schopenhauer mit Entrüſtung behauptet, das Judenthum die Quelle des Optimismus iſt, auf deſſen Boden auch unſer Gebirol ſteht, ſo hat gerade dieſer den erſten ſchlagenden Beweis geliefert, daß eine freie Forſchung nach Wahrheit ſich gar wohl mit dieſer Anſchauung verträgt, und man auch von dieſem Standpunkte aus zu demſelben Reſultate gelangen könne, wie von dem des Peſſimismus. Freilich dürfen wir nicht erwarten, daß ein Denker im 11. Jahrhundert ſeine Meinung ſo kühn und furchtlos vortragen werde, wie der Philoſoph des 19. Jahrhunderts; doch würde man ſich irren, wenn man glaubte, daß dem jüdiſchen Weiſen der Jammer des Lebens unbekannt geblieben, daß ihm nur Roſen geblüht und ſeine Stimmung und Lebensanſicht eine ungetrübt heitere

*) „Mater rerum" iſt ſeine Definition dieſes Wortes. Wäre nicht der Wille demnach als pater rerum, der אב von אבה, wollen, begehren, wie Schelling richtig geſehen und was ſich mir bei der erſten Lectüre Schopenhauer's alsbald aufdrang zu denken?

geweſen wäre. Das Gegentheil hiervon bekunden deutlich genug ſeine ſchönen und erhabenen Dichtungen. Hier äußert ſich gar oft der tiefe Schmerz, der ſeine Bruſt durchwühlt und der Kummer, der ſeine Seele erfüllt, und wie Schopenhauer findet auch er die Ruhe nur in der reinen Anſchauung, im Streben nach Weisheit. So reichen ſich hier Jude und Chriſt über die fernen Jahrhunderte hin friedlich die Hände; beide haben einen tiefen Blick ins Innere der Natur geſenkt und deren Schleier zu lüften geſucht; beide, vom regſten Wiſſensdurſt angetrieben und von feuriger Liebe zur Wahrheit beſeelt, haben, der Bande der Leidenſchaften ſich entwindend, mit Adlerflug über den Nebel der Sinne ſich emporgeſchwungen zu reinern, lichtern Höhen und hier die Seligkeit gefunden. Wenn aber der Eine, indem er das Weltall unter ſich erblickt, oder um es ſachgemäßer auszudrücken, indem er um ſich ſchauend, in allen Weſen den Einen freien Willen wiedererkennt, und ihnen mitleidsvoll **tat twam asi** (Das biſt du!) zuruft, ſo vernimmt der Andere das ſchöpferiſche „Wort“, welches dem Willen gebietet und zu ihm ſpricht: „Es werde“; ſo läßt er die Geſchöpfe zur Einheit zurückſtreben, aus der ſie hervorgegangen, in welcher ihr Mangel Ergänzung findet und ihnen Seligkeit zutheil wird.

Habe ich Schopenhauer richtig verſtanden, ſo wird hoffentlich dieſe, wenn auch nur in gedrängteſter Kürze dargebotene Paralleliſirung ſeines Syſtems mit einem der Zeit nach ſo weit auseinanderliegenden hinreichen, jenes ins rechte Licht zu ſetzen und müßigen Verſuchen vorbeugen, es zu entſtellen und dem richtigen Geſichtspunkte, von dem aus es angeſchaut ſein will, zu entrücken, wie ſolches z. B. in einer Schrift geſchehen, deren Verfaſſer ſich bemüht hat nachzuweiſen, daß Schopenhauer auf Fichte den Aeltern zurückzuführen und er auf einem von jenem Philoſophen ſpäter ſelbſt überwundenen Standpunkte ſtehengeblieben ſei.*) Durch ſolche Verſuche, wie groß auch der Aufwand von Scharfſinn, der dabei zu Tage tritt, wird die Wiſſenſchaft nicht gefördert. Ein unbefangenes Eingehen in die Werke eines Denkers, zumal eines ſo tiefen wie Schopenhauer, wird allemal erſprießlicher ſein als das Beſtreben, ihm Widerſprüche nachzuweiſen, ja lediglich auf dieſe Jagd zu machen. Es mag das eine gute Denkübung für einen Anfänger ſein, wird aber wenig zum gründlichen Verſtändniß eines Autors beitragen. Bei einem philoſophiſchen Syſtem ſollte man wie bei einem Kunſtwerke dem Totaleindruck ſich hingeben, nicht aber grübelnd und mäkelnd bei minder wichtigen Einzelheiten verweilen, will man den rechten Nutzen daraus ziehen. Wenn ich in einer frühern Schrift ſelbſt einen Widerſpruch in Schopenhauer's Syſtem aufgedeckt habe, ſo geſchah dies eben infolge einer ſolchen Geſammtanſchauung. Meine Augen aufs Ganze richtend, ſchienen mir die Conſequenzen mit den Prämiſſen nicht zuſammenzuſtimmen; das Fundament, ebenſo wie die Pfeiler, welche das Gebäude tragen, ließ ich unberührt, nur dem Aufbau, der darauf errichtet, gelten meine Angriffe. Ob dieſe gerechtfertigt waren, wird die Zeit lehren, falls ſie nämlich mich begünſtigt, dereinſt meine Anſichten ausführlicher darzulegen und dem philoſophiſchen Publicum zur Prüfung anheimzugeben. Einſtweilen begnüge ich mich damit, in Gebirol einen tapfern Gewährsmann für deren Richtigkeit gefunden zu haben und mich durch ihn vertreten zu laſſen.

David Aſher.

*) Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, ein Wort in Bezug auf Profeſſor Hoffmann fallen zu laſſen. Auch er gehört zu den Gegnern Schopenhauer's. Wenn er die Anhänger deſſelben als eine „kleine, aber (sic!) nicht einflußreiche Partei“ bezeichnet, ſo iſt das mehr eine Perſönlichkeit und hat die Wiſſenſchaft hierauf nichts zu antworten. Es iſt dies eine Waffe, die ſich jedesmal gegen Die kehrt, die ſie gebrauchen und der Sache der Wahrheit in den Augen der Unparteiiſchen nur zum Schaden gereicht. Wenn aber Profeſſor Hoffmann (wie erſt kürzlich wieder in der „Zeitſchrift für Philoſophie, von Ulrici, Fichte und Wirth“, Bd. 31, Heft 2, S. 240) gar nicht begreifen kann, wie das Bewußtloſe bewußt werden könne, und dieſer Gedanke ihm ſo abſurd ſcheint, daß er ihm ganz beſonders ein Stein des Anſtoßes im Syſtem Schopenhauer's iſt, ſo möchte ich ihn fragen, ob er ſich erklären kann, wie der lebloſe Stoff, der den Embryo bildet, lebendig werden könne? Ferner, ob er das allmälige Erwachen des Selbſtbewußtſeins im Kinde, das er doch wol von dem vorhergehenden Bewußtſein unterſcheiden muß, begreife? Oder falls er wirklich ſo vom Dualismus befangen, daß er Leib und Seele oder Materie und Geiſt vollſtändig voneinander ſcheidet, ob er ſich dann ihre innige, nicht wegzuleugnende Vereinigung im Menſchen zu erklären im Stande ſei?

Notizen.

Graf Gobineau über die franzöſiſche Civiliſation.

Zu den mancherlei Zeitphraſen und Selbſttäuſchungen, in denen man ſich früher wohlgefällig wiegte, gehörte auch die Annahme, daß ſich die Bildung tief in das Volk und bis in die unterſten Claſſen hineingeſenkt habe, daß ſelbſt die Maſſen in möglichſt befriedigendem Grade civiliſirt und humaniſirt ſeien. Ganz beſonders rühmten ſich auch die Franzoſen ihrer allgemeinmenſchlichen Bildung, ſie rühmten ſich, an der Spitze der Civiliſation zu ſchreiten, und wir Deutſche, denen ſo leicht zu imponiren iſt, glaubten ihnen und hielten jeden franzöſiſchen Bauer, wenn ihm auch die gewöhnlichen Schulkenntniſſe abgehen ſollten, für einen entſchiedenen Freund der Humanität und Bildung, für einen von Natur wohlgeſitteten und aufgeklärten Menſchen. Die Erfahrungen der letzten Jahre haben eine von dieſer ſehr verſchiedene Anſicht begründet. Graf A. de Gobineau, auf deſſen „**Essai sur l'inégalité des races humaines**“ ſchon wiederholt in d. Bl. (z. B. in Nr. 1 f. 1855) aufmerkſamgemacht wurde, ſagt in dieſer Hinſicht: „Vor den Thoren der Hauptſtadt beginnt eine ganz andere Nation, die von jener innerhalb der Mauern ganz verſchieden iſt. . . . Man darf überzeugt ſein, daß die Maſſe der Bevölkerung in Frankreich nur wenig gemeinſame Punkte auf ihrer Oberfläche hat. Sie iſt ein Abgrund, über welchem die Civiliſation in der Luft hängt, und die tieferſtehenden Gewäſſer, welche auf dem Boden dieſes Abgrundes ſchlummern, werden dermaleinſt hervorbrechen und auflöſend und zerſetzend wirken.“ Gobineau behauptet geradezu, daß der franzöſiſche Bauer die Civiliſation als ſeine Feindin betrachte, daß überhaupt in Frankreich etwa nur 10 Millionen Menſchen innerhalb des Ideenkreiſes der eigentlich Gebildeten lebten, daß aber 26 Millionen völlig außerhalb deſſelben ſich befänden, und daß dieſe Annahme eher zu niedrig als zu hoch ſei. Wir entnehmen dieſe Bemerkungen einem mit ——— ee (Karl Andree?) unterzeichneten Aufſatz „Gegen franzöſiſche Ruhmredigkeit“ in Nr. 45 der „Europa“, worin auch mitgetheilt iſt, daß Graf Gobineau, gegenwärtig Mitglied der Geſandtſchaft in Teheran, früher Geſandtſchaftsſecretär in der Schweiz und dann in Frankfurt und Hannover war. Es iſt wol ſchwerlich zu verkennen, daß die Grübeleien deutſcher Denker und überhaupt die ganze geiſtige Atmoſphäre Deutſchlands auf Gobineau's Anſichten nicht ohne Einfluß geblieben ſein mögen.*) Uebrigens ſei hier an die Worte Macaulay's erinnert, die er 1851 in einer Wahlrede ausſprach: „Adam Smith und Gibbon haben behauptet, daß eine Vernichtung der Civiliſation durch die Barbarei nicht mehr zu beſorgen ſei.

*) Gobineau bemerkt auch in ſeiner Schrift, daß der franzöſiſche Bauer eine entſchiedene Abneigung gegen die Schulen habe und die hier von den Schulkindern verbrachte Zeit als eine verlorene betrachte. Dieſe Erſcheinung iſt zwar an ſich betrübend genug, findet aber einige Entſchuldigung in dem Umſtande, daß der Schulzwang in das Hausweſen und Familienleben der Bauern und überhaupt der arbeitenden Claſſen allerdings vielfach ſtörend eingreift und daß dieſen Leuten die in der Schule gewonnenen Reſultate damit in keinem richtigen Verhältniß zu ſtehen und nicht Frucht genug für das praktiſche Leben abzuwerfen ſcheinen.

Sie fragten: Woher ſollen die Hunnen und die Vandalen kommen, um die Civiliſation zu zerſtören? Es kam dieſen Männern nicht in den Sinn, daß im Schooße der Civiliſation ſelbſt ihre Verderber entſpringen könnten. Es fiel ihnen nicht ein, daß im Herzen großer Hauptſtädte, unmittelbar in der Nähe glänzender Paläſte und Kirchen und Theater, Bibliotheken und Muſeen Laſter und Unwiſſenheit ein Geſchlecht von Hunnen erzeugen könnten, wilder und grimmiger als die Hunnen Attila's und zerſtörungsſüchtiger als die Vandalen Genſerich's u. ſ. w. Wer denkt nicht hierbei an die Herrſchaft des Revolvers in einigen der größten nordamerikaniſchen Städte? Und daß es in gewiſſen großen Städten Europas, wohin die böſen Säfte des Landes aus allen Enden abzufließen pflegen, viel beſſer ausſehen würde, ohne daß ſie von ſtarker polizeilicher und militäriſcher Macht feſt in den Zügel genommen wären, wagen wir kaum zu hoffen.

Engliſche Urtheile über zwei deutſche Novellen.

Wie früher ſchon die „Saturday review“ und andere engliſche Blätter hat nun auch die „Literary gazette“ dem liebenswürdigen Buche „Deutſche Liebe“ (vergl. Nr. 15 d. Bl.) eine längere Betrachtung gewidmet. „Dieſes ſchöne Buch“, ſagt der Berichterſtatter unter Anderm, „gehört zu der auserleſenen aber ſchwierigen Gattung des pſychologiſchen Romans. Auch die ſchwächſten Nerven haben davon keinen elektriſchen Schlag zu befürchten und ebenſo wenig wird es einen geiſtigen Epikuräer durch das luxuriöſe Intereſſe des tiefen Schmerzes aufſtacheln. Es iſt einfach die Aufzeichnung von Erregungen, wie ſie jeder Perſon von Empfindung natürlich ſind, und dabei in einer wahren, ruhigen und ſchlichten Weiſe erzählt. Es iſt leidenſchaftlich ohne Heftigkeit, weich ohne Zahmheit, rührend aber nicht im geringſten krankhaft. Auf eine ſehr verbreitete Popularität macht es keinen Anſpruch, auch wird es ſie nicht haben. Gleich der Nachtigall in Shelley's Liede wird es ſich nur ſenſitiven Pflanzen vermählen.“ Zwar, meint der Berichterſtatter, das mechaniſche Geflecht eines eigentlichen Romans fehle ihm, umſomehr aber ſei dieſe „fair group of fancies chaste and noble“ durch ein inneres geiſtiges Band verknüpft u. ſ. w. Kürzer faßt ſich daſſelbe Blatt bei der Anzeige der „Four phases of love. By *Paul Heyse*. Translated by *E. H. Kingsley*“, worüber blos bemerkt iſt: „Es iſt dies eine Erzählung romanhaften Charakters, deren Schauplatz Italien iſt und deren Begebenheiten auf einige bekannte Localitäten und Gebräuche dieſes Landes Bezug haben. Die ſchildernden Partien ſind gelungener als die reflectirenden.“ Als Beweis des „not very precise or intelligible strain“ der letztern wird dann ſchließlich eine Stelle aus dem Buche mitgetheilt. **H. M.**

Zur neueſten franzöſiſchen Literatur.

Thalès Bernard, bekannt als einer der gründlichſten Kenner der deutſchen und ſlawiſchen Literatur, welche das neue Frankreich aufzuweiſen hat, iſt jetzt mit einem größern Bande „Poésies nouvelles, par *Thalès Bernard*“ (Paris 1857) aufgetreten, in welchem er eine neue Richtung in der franzöſiſchen Literatur zur Geltung zu bringen ſucht. Wir finden unter ſeinen Gedichten etwa dreißig Nachdichtungen deutſcher, ſchottiſcher, ruſſiſcher, finniſcher, eſthniſcher, ungariſcher, rumäniſcher und anderer Volkslieder, und aus dem friſchen Quell dieſer gemüthreichen Volkspoeſie hat auch die ſelbſtändige Muſe von Thalès Bernard ihre Begeiſterung geſchöpft. Gleichzeitig aber bekennt er ſeine Hochachtung vor den ewigen Muſtern des claſſiſchen Alterthums, welche ihn vor jenen Verirrungen bewahrt, die eine unbedingte und blinde Hingabe an die oft formloſen Schöpfungen der Volkslyrik ſonſt meiſtens in ihrem Gefolge hat. Ohne Frage iſt die Innigkeit des Volksliedes ein neues Element in der franzöſiſchen Poeſie, das alle Beachtung verdient. Innigkeit des Gefühls, eine Naturpoeſie, welche ſowol der Farbenpracht ſüdlicher Landſchaft, als der Melancholie der nordiſchen gerecht wird, ein Stil, der ſich in ſeiner Bildlichkeit von der logiſchen Genauigkeit, die in Frankreich ſo beliebt iſt, entfernt und, phantaſievoller, Naturbild und Gemüthsſtimmung in mehr deutſcher Weiſe verknüpft, zeichnen in der That dieſe „Neuen Poeſien“ von Thalès Bernard aus. Sie ſtreifen nur ſelten das ſociale Gebiet, wie z. B. im Gedicht „La courtisane“, ſelten das politiſche, wie in den Gedichten „Aux magyars“ und „A la France“, aber die Waldblumen und Waldſtröme duften und rauſchen, die Geiſter der Mitternacht wandeln durch dieſe Gedichte, die wechſelnde Empfindung der Liebe ſchlingt ihre Arabesken um und durch das Ganze. Groß iſt die Vorliebe des Dichters für Ungarn; dies Land iſt ſeinem Herzen nächſt Frankreich am nächſten.

> O Hongrie, o ma France,
> Pays qui dans mon coeur palpites à jamais!

Er feiert drei ungariſche Dichter in begeiſterten Geſängen: Arany, Vörösmarty und Petöfi, deſſen Manen er die ganze Sammlung gewidmet hat. Auch von ſeiner Kenntniß der deutſchen Poeſie gibt er eine Probe, indem er ſich von den deutſchen Dichtern Rudolf Gottſchall zum Liebling erwählt und in einem längern Gedichte deſſen „génie ardent“ verherrlicht. Er ſingt in Bezug auf deſſen „Carlo Zeno“:

> J'ai cru voir à tes chants reparaître Venise
> Et ses pêcheurs encore dormir dans les roseaux;
> Et ses riches vaisseaux, dorés comme une église,
> Aux brises du matin onduler sur les eaux.
>
> A ta voix sur la ville a grondé la tempête,
> L'air pur s'est obscurci, le canon a tonné,
> Et sentant osciller la tiare à sa tête,
> Dans son palais tremblant le doge a frissonné.
>
> Et puis, comme un soleil, qui domine l'orage,
> A paru le vainqueur et le calme avec lui;
> Et réflétant le sang qui coulait au rivage
> Sur la rouge lagune un ciel splendide a lui.

N.

Bibliographie.

Hallock, W. A., Harlan Page oder der Segen treu betender Arbeit an den Seelen. Freie Bearbeitung nach dem Engliſchen. Baſel, Bahnmaier. 8. 6 Ngr.

Harder, K. W., Die Auslieferung der vier politiſchen Flüchtlinge Napper-Tandy, Blackwell, Mores (Morris) und Geo. Peters im Jahre 1799 von Hamburg an Großbritannien unter Widerſpruch von Frankreich. Nach den Akten des Hamburgiſchen Stadtarchives mitgetheilt und kritiſch beleuchtet. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Hartmann, C. F., Biographiſche Bilder und Skizzen aus dem Herzogthume Meiningen. 1ſtes Heft. Meiningen, Brückner u. Renner. 8. 10 Ngr.

Heilmann, J., Feldzug von 1813. Antheil der Bayern seit dem Rieder-Vertrag. München, Lindauer. Lex.-8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Helfenſtein, J., Die Entwickelung des Schulweſens in ſeiner culturhiſtoriſchen Bedeutung, dargeſtellt in Bezug auf die Schulverhältniſſe der freien Stadt Frankfurt von den älteſten bis zur neueſten Zeit. In zwei Abtheilungen. 1ſte Abtheilung: Das Mittelalter und die Reformationszeit. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1858. Gr. 8. 17½ Ngr.

Herder's Briefwechſel mit ſeiner Braut. (April 1771 bis April 1773.) Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. von Herder. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1858. 8. 2 Thlr.

Heyſe, P., La Rabbiata. Novelle. Berlin, Hertz. 16. 12 Ngr.

Hornbook, A., Alderman Ralph oder die Geſchichte des Burgfleckens und des Magiſtrats von Willowacre. Deutſch

Anzeigen.

(Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des Englischen Reiches in Asien.

Von **Karl Friedrich Neumann.**

Zwei Bände. 8. Geh. 7 Thlr.

Ein höchst werthvolles und wichtiges Werk, das gewiss nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland und namentlich in England Aufsehen erregen wird, besonders gegenwärtig, wo Ostindien die Theilnahme der ganzen ivilisirten Welt erregt.

Der Verfasser, der berühmte Sinolog und Historiker in München, hat in diesem Werke nicht blos die Geschichte des angloindischen Reiches, sondern sämmtlicher Besitzungen der Engländer in Asien von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage, nach ihrem innern Zusammenhange, aus den bewährtesten und seltensten Quellen geschrieben. Bei der Entwickelung der Gründe, weshalb Grossbritanien aus allen Kämpfen gegen die orientalischen sowie gegen die europäischen Nationen siegreich hervorgegangen ist, musste auf die verschiedenen Religionen und Regierungsformen, auf das bürgerliche und häusliche Wesen der streitenden Völker eingegangen werden. Man könnte das Werk demnach auch eine westöstliche Kulturgeschichte nennen, und zwar im weitesten Sinne des Wortes, in Betreff der Literatur und der Unterrichtsanstalten, der natürlichen Erzeugnisse, des gegenseitigen Handelsverkehrs und der verschiedenen Gewerbe.

Das Werk zerfällt in 10 Bücher, mit folgenden Ueberschriften: I. England und die ostindische Hansa. — II. Hindu und Muselman. — III. Baber und die Grossmongolen. — IV. West- und Mittelasien. — V. Die Gründung des angloindischen Reiches. — VI. Der Fortbau des angloindischen Reiches. — VII. Die Erweiterung nach Osten und Norden. — VIII. Lord Bentinck und die Reformbewegung. — IX. Afghanistan und Sind. — X. Die Sikh und China.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von Rotteck und Welcker.

Dritte, umgearbeitete, verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollſtändig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des **achtzehnten Heftes:**

Bann, bannen, Bannrecht. Von Rotteck. (Schluß.) — **Barbaresken.** Von F. Bülau. — **Barbaroux** (Karl Johann). Von J. Weitzel. — **Barnave** (Anton Peter Joſeph). Von J. Weitzel. — Baron, Baronie, ſ. Adel im Mittelalter. — **Barras** (Paul Franz Johann, Vicomte von). Von J. Weitzel. — Barrecht, ſ. Gottesurtheil. — **Barrère.** Von J. Weitzel. — **Barri** (Maria (Johanna, Gräfin Du). Von J. Weitzel. — **Barrikaden.** Von Welcker. — Bartholomäusnacht, ſ. Bluthochzeit. — Basculeſyſtem, ſ. Juste-Milieu. — **Baſel, Baſelſtadt, Baſellandſchaft.** Von H. Zſchokke. — **Baſel, Baſelſtadt, Baſellandſchaft** im letzten Jahrzehnt. Von W. Schulz-Bodmer. — Baſeler Concilium, ſ. Concilien. — **Baſeler Friede.** Von Rotteck. — Baſiliken, ſ. Corpus juris civilis. — Basken, ſ. Spanien. — **Baſſermann** (Friedrich Daniel). Von L. Häuſſer. — **Baſtille.** Von Rotteck. — Baubehörden, ſ. Bauweſen. — **Bauer. Bauernſtand** (Geſchichte und Rechtszuſtand der deutſchen Bauern). Von Welcker. — **Bauerngut** und **Bäuerliche Laſten.** Von Welcker.

Dieſe **dritte Auflage** des berühmten **Werks** hat ſich trotz der weſentlich veränderten Zeitumſtände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Es bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den erſten Namen der deutſchen Wiſſenſchaft** unterſtützt.

Die bisher erſchienenen Hefte ſind nebſt einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hiſtoriſches Taſchenbuch.

Herausgegeben von

Friedrich von Raumer.

Dritte Folge. Neunter Jahrgang.

12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Das Reich Japan und ſeine Stellung in der weſtlichen Weltbewegung. Von K. F. Neumann. — II. Johann Knorr Doppel. Von K. Buchner. — III. Der Weſten und der Norden im dritten Stadium der orientaliſchen Frage. Von J. W. Zinkeiſen. — IV. Bruchſtücke aus Erinnerungen von einer Reiſe nach Dänemark, Schweden und Norwegen im Sommer 1856. Von F. von Raumer. — V. Der Prager Friede. Nach handſchriftlichen Quellen des königlich ſächſiſchen Hauptſtaatsarchivs. Von K. G. Helbig.

Die Erſte Folge des **Hiſtoriſchen Taſchenbuch** (10 Jahrgänge 1830—39) koſtet im **ermäßigten Preiſe** 10 Thlr.; die Neue Folge (10 Jahrgänge, 1840—49) ebenfalls 10 Thlr.; beide Folgen (20 Jahrgänge, 1830—49) zuſammengenommen 18 Thlr.; der Dritten Folge erſter bis fünfter Jahrgang (1850—54) 5 Thlr. Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Dritten Folge ſechster bis acher Jahrgang (1855—57) jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Regiſter zum Jahrgang 1857 wird im Januar nachgeliefert.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

zur vierten Auflage.) 337.
—— W., Goldkörner aus dem Nachlaſſe eines chriſtlichen Naturforſchers. 18.
Bumüller, J., Geſchichte der neueſten Zeit. 97.
Burow, Julie, Erinnerungen einer Großmutter. 734.
—— Der Armuth Leid und Glück. 776.
Bunſen, C. K. J., Gott in der Geſchichte. 301.
Buſch, M., Schleswig-holſteiniſche Briefe. 169.

Caird, J., Die Religion im gemeinen Leben. Mit einem Vorwort von C. K. J. Bunſen. 237.
Cambecq, V. L. E. von, Poetiſcher Nachlaß. 456.
Carus, K. G., Ueber Lebensmagnetismus. 481.
Carriere, M., Wilhelm von Kaulbach's Shakſpearegalerie. 623.
Celten, Gallier, Germanen. 315.
Champollion, Lettres écrites d'Egypte et de Nubie. S. Aegyptiſche Myſterien.
Chatterton. 185.
Chézy, Helmina von, und ihre Zeitgenoſſen. 522.
Cholevius, C. L., Geſchichte der deutſchen Poeſie nach ihren antiken Elementen. Zweiter Theil. 602.
Civiliſation, franzöſiſche, Gobineau über dieſelbe. 957.
Claus, C., Gedichte. 881.
Clauſans, M. de, Die Ruinen meines Kloſters. Aus dem Spaniſchen überſetzt von Loning. 109.
Clausberg, Amalie von, Nach Jahren. 14.
—— Ein dunkler Faden. 772.
Conrad, G., Die letzten Meſſenier. 157.
Conſtance, Dichtungen. 618.
Conſtant, W., Cameen. 47.
—— Der Page des Kaiſers. 940.
Contraſte zwiſchen Literatur und Leben. 95.
Cordelia, Ethnea, oder die Sklaven der

Demogeot's „Histoire de la littérature française". 20.
Deutſche Dichtungen einer Engländerin. 261.
Deutſche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. 265.
Deutſche Literatur in England. 522. 595.
Deutſche Literatur in Frankreich. 682.
Deutſche Literaturgeſchichte betreffend. 901.
Deutſche Schriftſteller und Künſtler in England. 239.
Deutſches Element im Elſaß. 681.
Deutſchlands Erhebung 1813 und das jetzige Frankreich. 442.
Dichterlooſe. 113.
Diepenbrock, C. J., Ein deutſcher Gilblas. 439.
Dieterici, K., Volkmar und Roſa. 820.
Diezmann, A., Goethe und die luſtige Zeit in Weimar. 781.
Dingelſtedt, F., Der Erntekranz. 781.
Döring, M., Alexander der Große. 51.
Doerr, A., Album aus Italien. 818.
Dora d'Istria, La Suisse allemande et l'ascension du Moench. 55.
Drama, deutſches; Ausſpruch A. W. von Schlegel's darüber. 186.
Drobiſch, Th., Der moderne Olymp. 296.
Droyſen, J. G., Karl Auguſt und die deutſche Politik. 781.
Durch Welſchland. Reiſegedanken und Gedankenreiſen aus der Brieftaſche eines Candidaten. 519.
Dümmler, E. L., Pilgrim von Paſſau und das Erzbisthum Lorch. 250.
Duncker, Geſchichte des Alterthums. S. Aegyptiſche Myſterien.

Ebel, H., Die Lehnwörter der deutſchen Sprache. 777.
Ebersberg, J., Zur Milares. 718.
Eck, K., Ein verlorener Sohn. 679.
Eckermann. 886.
Eelking, M. von, Correſpondenz des kurfürſtlich-ſächſiſchen Premierminiſters Grafen von Brühl mit dem ſächſiſchen Generallieutenant Freih. von Riedeſel. 279.
Eelking, M. von, Leben und Wirken des her-

—— Das „Athenaeum"
Engliſche Ueberſetzungen
gen. 407.
Engliſche Urtheile über z
vellen. 958.
Enslin, K., Lieder eines
Erfindung, Benutzung
502.
Erneſti, Luiſe, Eine Par
terſteinen. 234.
Es fiel ein Reif in der
Von T. S. 606.
Eſchricht, D. F., Unverſt
Erziehung. Vier popu
538.
Erter, K. A., Das ewig

Faſching, J., Die Jungf
616.
Feige, J., Stilles Leben.
Feldmann, L., Originalli
Feuerbach, A., Der vati
597.
Fiammina, die. 942.
Firduſi, ſ. Schack und
Fiſcher, K., Franz Bac
27.
—— Engliſches Urtheil
Flehinghaus, R., und S
triſtiſche Gaben. 465.
Forſchungen der Vernunf
denkende Leſer. 589.
Franzöſiſche Anſichten üb
ratur. 718.
Franzöſiſche Berichte über
turerſcheinungen. 115.
Frauen, die, und ihr Be
Freeſe, A., Karl V. 58
Fricčius, K., Geſchichte
ckade Küſtrins.
—— Geſchichte der Beſ
und Belagerungen Da
Fuchs, C. J., Das Seele
365.
Fullerton, G., Francisca
ſetzt von G. Schündel

Knowles, Sheridan, zur Berichtigung über ihn. 202.
Kober's Romanbibliothek. 727.
Koch, K., Die Krim und Odeſſa. 845.
—— W., Der Mutter Geiſt. 156.
Köhler, L., Vom Frühling zum Herbſt. 491.
Köller, E., Vollprecht. 157.
Köllner, K., Prometheus. 585.
Komiſche Literatur der Deutſchen, engliſche Stimmen darüber. 502.
Koenig, H., Hedwig, die Waldenſerin. 551.
König, Th., Der moderne Falſtaff. } 347.
—— Aus der Gegenwart. }
Kopiſch, A., Geſammelte Werke. 393.
Kopp, J. E., Dramatiſche Gedichte. 158.
Koßarski, L., Hier und Dort. 880.
Koſſak, E., Hiſtorietten. }
—— Aus dem Wanderbuche eines literariſchen Handwerksburſchen. } 112.
Koſſarsky, J., Titus oder die Zerſtörung Jeruſalems. 158.
Kreyßig, F., Juſtus Möſer. 591.
Kritik und künſtleriſches Schaffen. 130.
Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltanſichten. 333.
Kritik und Antikritik. 183.
Kritik, über dieſelbe. 262.
Kritiſches Nachtgemälde, ein. 886.
Kreutz, J., Das Ideal des chriſtlichen Kirchenbaues. 405.
Krüſi, H., Graf Rudolf von Werdenberg. 89.
Krutzſch, C. B., Arion. 161.
Kürnberger, F., Catilina. 88.
Kurs, Auguſte, Gemüth und Leben. } 76.
—— Aus dem Sommer. }
—— Nora. 618.
Kurz, H., Der Weihnachtsfund. 64.
Küſtner, Theodor von, und die dramatiſchen Autoren. 406.
Kutzen, J., Das deutſche Land. 572.

Lacour, P. de, Bouquet de Lieder. 390.
Lamey, Johann Reuchlin. Eine biographiſche Skizze. 849.
Lancizolle, L., Ueberſicht der wichtigſten Schriften von und über Goethe. 743.
Langenſtein und Boblingen. Von der Verfaſſerin des „Tagebuch eines armen Fräuleins“. 180.
Lau, Th., Der Untergang der Hohenſtaufen. 350.
Laubach, Th., Gedichte. 821.
Laube, H., Dramatiſche Werke. 31.
Lavater, ein Brief von ihm. 555.
Ledebur, A. L. von, Erlebniſſe aus den Kriegsjahren 1806 und 1807. 16.
Lehnwörter, ſ. Ebel.
Leichardt, Ludwig, ſ. Zucholdt.
Lepſius, Ueber den erſten ägyptiſchen Götterkreis. S. Aegyptiſche Myſterien.
Leſſing als Begründer der pfälziſchen Journaliſtik. 814.
Lewald, Fanny, Deutſche Lebensbilder. 234.
Lewes, G. H., Goethe's Leben und Schriften. Ueberſetzt von J. Freſe. 525.
Lewes, G. H., Die „Men of the time“ über ihn. 202.
Lichtenberg, Erinnerung an ihn. 762.
Liebert, G., Ludwig Uhland. Eine Skizze. 846.
Lieder der Reaction. 46.
Lila und Uranie. 41.
Lilienfeld, A., Eine Reiſe um die Welt. 126.
Lindner, A., Dante Alighieri. 157.
Literariſche Miscellen. 59.
Lobedanz, E., Iphigenia in Tauris. Schauſpiel des Euripides. }
—— Hamlet, Prinz von Dänemark. Trauerſpiel des Shakſpeare. } 459.
Löffler, K., Ein Mord. 156.
Löher, F., Land und Leute. 126.
Lohmann, P., Dramatiſche Schriften. 156. 581.
—— Eſſer. 31.
Longfellow, Henry Wadsworth. 357.
Lorinſer, F., Reiſeſkizzen aus Spanien. 445.
Lorm, Hieronymus, Am Kamin. 665.
Lots, P. E. L., Virgil's Aeneide in deutſcher Bearbeitung. 885.
Lübker, F., Der Fall des Heidenthums. 797.
Lyriſche Bücherſchau. 181.
Lotze, H., Mikrokosmus. } 853.
—— Streitſchriften. }

Macaulay, Th. B., Friedrich der Große. 607.
Maehly, J., Das Erdbeben zu Baſel. 45.
—— Die Sängerfahrt. 606.
Manitius, K., Gedichte. 182.
Mannlehn, A., Maienblüten. 51.
Mantis, Dr., Goethe im Fegefeuer. 297.
Manuel, C., Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf). Sein Leben und ſeine Schriften. 950.
Marat, J. P., Abenteuer des jungen Grafen Potowski. 18.
Marbach, J., Heſſiſches Dichterbuch. 465.
Märcker, F. A., Alexandrea. 578.
Marées, A. von, Altengliſche und ſchottiſche Dichtungen. 553.
Marggraff, H., Gedichte. 81.
Maſſow, Clara von, Das Stiftsfräulein. 231.
Maſtriani, F., Mein Leichnam. Aus dem Italieniſchen von J. Ebersberg. 234.
Mayo, H., Wahrheiten im Volksaberglauben. Deutſch von H. Hartmann. 360.
Meier, K., Die Jungfrau von Orleans. 739.
Menzel, W., Die Naturkunde im chriſtlichen Geiſte aufgefaßt. 343.
Merr, E., Auf dem Lande. 234.
Meßmer, A., Reiſeblätter. 126.
Meyenberg, H., Carinen. 493.
Meyer, J. B., Zum Streit über Leib und Seele. 341.
—— Voltaire und Rouſſeau. 19.
Meyer, K., Nach dem Sacramento. 205.
Meyer-Merian, Th., Wintermayeli. 664.
Meyern, G. von, Ein Kaiſer. 809.
Meyr, M., Erzählungen aus dem Ri[illegible] 61.
—— **Gedichte. 288.**
Michelet, C. L., Eine italieniſche Reiſe in Briefen. 205.
Michelet, J., l'Oiseau. }
—— **Aus den Lüften. Aus dem Franzöſiſchen.** } [illegible]
Militäriſches Altes und Neues. 278.
Minutoli, J. von, Die cnariſchen Inſeln 126.
—— **Portugal und ſeine Colonien im Jahre 1854. 331.**
Mohr, E., Coligny. 582.
Moleſchott, J., Licht und Leben. 337.
Mommſen's „Römiſche Geſchichte“. 517
Mone, J., Celtiſche Forſchungen zur Geſchichte Mitteleuropas. 315.
Money-worship, die. 114.
Monſelet, Ch., Die Freimaurerei der Frauen. 92.
Moriggl, A., Einfall der Franzoſen in Tirol. 94.
Moritz, K., Lichtbilder. 405.
Möſer, Juſtus, ſ. Kreyßig.
Moshamer, J. A., Bürgerſpiegel. 2[illegible]
Mozart und Goethe als Autodidakten 595.
Mügge, Th., Erich Randal. 256.
—— Nordiſches Bilderbuch. 435.
—— Neues Leben. 732.
Morgenſtern, L. von, Menſch, Volksleben und Staat. 52.
Mühlbach, L., Hiſtoriſche Charakterbilder. }
—— Kaiſer Joſeph II. und ſein Hof. } 50[illegible]
Müllenhoff, K., Zur Geſchichte der Nibelunge Not. 245.
Müller, A., Schweizeriſche Touriſtenblätter. 437.
Müller, Adam, ſ. Gentz.
Müller, J., Friedrich mit der leeren Taſche 158.
Müller, K. A., Timoleon. 89.
Müller von der Werra, Der Liederborn 880.
Müller, W., Gedichte. Zweite Aufl. }
—— Lorelei. Dritte Auflage. } 76[illegible]
—— Der Rattenfänger von St.-Goar. }
Münchhauſen. 201.
Münchner, A., Lieder vom Jenſeits. 567
Mund, R., Gedichte. 940.
Mundt, Th., Geſchichte der Geſellſchaft. Zweite Auflage. 129.

Nabert, H., Der Nibelunge Liet. 2[illegible]
Nachtſeiten der Geſellſchaft. 463.
Nagel, W., Verſtändigung über das Weſen der Kunſt. 20.
Nationalliteratur, die neue deutſche, kritiſch, humoriſtiſch, ſatiriſch vom Tage von Heinrich Heine's Himmelfahrt. [illegible]
Neander, Kritiſche Beleuchtung des Spiritualismus und Materialismus. 3[illegible]
Neumeiſter, R., Herodes der Große und Mariamne. }
—— Hannibal und Livia. } 5[illegible]

Schmidt-Weißenfels, E., Ueber Heinrich Heine. 162.
—— Rahel und ihre Zeit. 627.
—— Vier Jahre Memoiren. 892.
Schmitz, A., Hermann der Cherusker. 584.
Schneidawind, F. J. A., Prinz Wilhelm von Preußen. 39.
Schneider, E., Zur Erdgeſchichte. 10.
Schnetger, A., Arnold von Seelenhofen. 883.
Schnitter, W., Fortunat. 160.
Schöll, A., Karl-Auguſt-Büchlein.
—— und C. Heiland, Reden bei der Enthüllung der Dichterdenkmäler in Weimar. 781.
Schrader, A., Der Todescandidat. 403.
—— Mark Sutherland. 492.
Schriftſteller, Schriftverfaſſer oder Schriftkünſtler? 443.
Schriftſtellerſtand, über denſelben. 370.
Schröder, K., Die Verſchwörung des Catilina.
—— Iphigenia in Delphi. 89.
—— Die Krethiplethiade. 938.
Schröer, K. J., Gedichte. 837.
Schücking, L., Der Sohn eines berühmten Mannes. 730.
—— ſ. Welt und Zeit.
Schultz, C. F., Baltiſche Geheimniſſe. 18.
Schwenck, Mythologie der Griechen u. ſ. w. S. Aegyptiſche Myſterien.
Schwerin, Franziska Gräfin, Jungfrau Viola. 49.
See, Guſtav vom, Aus dem vorigen Jahrhundert. 164.
Seetzen's, U. J., Reiſen durch Syrien, Paläſtina, Phönizien u. ſ. w. Herausgegeben von F. Kruſe. 829.
Seifart, K., Luſt, Leiden, Lieben und Leben aus Vorzeit und Gegenwart. 290.
Semmig, H. 282.
Sentenzen- und Aphorismenliteratur. 74.
Septemberfeſte, die, in Weimar. 870.
Serlo, M., Der Doppelgänger. 182.
Severus, Der Eidgenoſſen Heldentage. 182.
Soden, F. von, Beiträge zur Geſchichte der Reformation. 792.
Solitaire, M., Die Fahrt zur Königin Britannia.
—— Celeſtens Hochzeitsnacht. 313.
—— Alte Bilder in neuen Rahmen.
—— Koralla.
—— Trauter Herd und fremde Woge. 315.
Söltl, Dichtungen. 183.
Sonklar, K. A. Edler von Innſtetten, Reiſeſkizzen aus den Alpen und Karpaten. 438.
Sophie Verena, Elſe. 177.
Souveſtre's, E., „Philoſoph in der Dachſtube". 687.
Späth, Charlotte, Die Frau Dote. 743.
Spielhagen, F., Clara Vere. 493.
Spieß, G. A., Ueber die Bedeutung der Naturwiſſenſchaften für unſere Zeit. 364.
Squier, E. G., Der centralamerikaniſche Staat Nicaragua. Ueberſetzt von E. Höpfner und mit einer Vorrede von K. Ritter. 126.
St., W. von, Im Exil. 294.
Stahr, A., Nach fünf Jahren. 436.
—— Torſo. 597.
Stein, D., Antoinette von Steinwart. 535.
—— W., Die Naturwiſſenſchaften in ihren Beziehungen zu den materiellen und geiſtigen Intereſſen der Menſchheit. 343.
Steinmann, F., H. Heine. 573.
—— K., Der lahrer Proceß in lahrer Mundart. 664.
Sternberg, A. von, Erinnerungsblätter. Drittes Bändchen. 756.
—— Die dresdener Galerie. 383.
Sterne, die, Schwabens. 19.
Stichart, F. A., Galerie der ſächſiſchen Fürſtinnen. 941.
Stolberg's Ballade, „Die Büßende", in ihrem Zuſammenhange mit orientaliſchen Sagen. 896.
Stolle, F., Palmen des Friedens. 567.
Storm, Th., Ein grünes Blatt. 177.
—— Hinzelmeier. 606.
Strauß, V. von, Erzählungen. 35.
—— Weltliches in Gedichten und Liedern. 47.
Strehlke, F., Ueber Corneille und Racine. 19.
Strodtmann, A., Heinrich Heine's Wirken und Streben. 846.
Sturm, J., Neue Gedichte. 287.

Tafel, J. F. J., Swedenborg und der Aberglaube. 481.
Taillandier, eine Auslaſſung deſſelben über den deutſchen Roman. 922.
Tauber, F., Vermiſchte Gedichte. 614.
Taura, Elfried von, Eine reiche Erbin. 727.
Teichmann, J. V., Zur Erinnerung an Karl Auguſt. 781.
Tendlau, A. M., Fellmeier's Abende. 234.
Thilva, E., Tannhäuſer. 456.
Trautmann, F., Chronica des Herrn Petrus Nöckerlein. 439.
Treitſchke, H. von, Gedichte. 822.
Treskow, A. von, Leben des Prinzen Ruprecht von der Pfalz. 221.
Treumund, G., Weimars Genius. 781.
Trutz Frankreich! Sechs Helenalieder. 849.
Tſchabuſchnigg, A. von, Aus dem Zauberwalde. 619.
Türcke, A., Winterkönig. 91.
Tuti-Nâmeh. S. Roſen, G., und Wickerhauſer, M.

Ueberſetzungen aus dem Deutſchen ins Engliſche. 150.
Uhland's „Einkehr" in engliſcher Ueberſetzung. 335.
Ungar, R., Californien oder das Mädchen und ſein Kind. 405.
Utilitariſche Richtung in der Literatur, dieſe. 667.

Vehſe's Hofgeſchichten und die Englän-der. 42.
Verbrecher, die. Vom Verfaſſer der „Neuen deutſchen Zeitbilder". 147.
Vergnügungen, öffentliche, als Heilmittel für die Gebrechen der Zeit. 426.
Vilmar, A. F. C., Das Königthum des Alten Teſtaments und das Königthum des deutſchen Volks. 777.
Viollet-le-Duc, Lettres adressées d'Allemagne à M. Adolphe Lance. 814
Viſcher, F. Th., Aeſthetik. 505.
—— W., Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland. 534.
Vogt, Marie Luiſe, Die Grafen von Hu-ten. 14.
Volkmar, G., Die Religion Jeſu. 76
Volkskalender, deutſcher, in Californien. 385.
Vorhofklänge. Von einem Wahrheitſucher. 821.

Wachenhuſen, H., Skizzenbuch aus Neuenburg und der Schweiz. 438.
—— Reiſebilder aus Spanien. 445.
Wackernagel, W., Die deutſche Glasmalerei. 295.
Waldau, Max, und Adolf Böttger. 107.
Waldner, W., Die Pilgerin. 56.
Walesrode, L., Der Storch von Ann-thal. 606.
Wallace, S., Licht- und Schattenbilder. 57.
Weber, F., Das Recht der hiſtoriſchen Wahrheit. 20.
Weichſelbaumer, K., Hiſtoriſche Novellen. 419.
Weill, A., Zehn Monate Volksherrſchaft. 37.
Weiße, C. H., Philoſophiſche Dogmatik. 541.
—— Die Chriſtologie Luther's.
—— Die Evangelienfrage. 883.
Weller, K., Dichterſtimmen der Gegenwart. 58.
Welt und Zeit. Aus dem Nachlaß eines ruſſiſchen Diplomaten. Herausgegeben von L. Schücking. 880.
Weltzien, L. von, Memoiren des ruſſiſchen Generals von Reiche. 871
Wenzig, J., Kränze aus dem böhmiſchen Dichtergarten. 282.
—— Studien über den Ritter Thomas Stitné. 333.
Wernick, F., Geſchichtliche Ueberſicht der deutſchen Nationalliteratur. 28
Wertheimer, J., Jahrbuch für Iſraeliten. 922.
Werther, K. L., Dramatiſche Dichtungen. 31.
Weſtward Ho! Ueberſetzt von A. 515.
Wexel, K., Goethe's Fauſt in Bezug auf Scenerie und Bühnendarſtellung. 72.
Wickede, J. von, Der Sohn des Regiments. 500.
—— Die Soldaten Friedrich's des Großen. 920.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.